
32101 064300013


Dei
Sub Numine
Viget

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

XV. Jahrgang 1897/98.

Berlin.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann,

Beuthstraße 8.

Jahrgang XV. der „Nation".

Oktober 1897 — Oktober 1898.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des fünfzehnten Jahrgangs.

Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Berlin, den 2. Oktober 1897. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

[illegible]

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. [illegible] eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Daß die bevorstehenden Anforderungen der Regierung [für] die Marine schon mit völliger Klarheit zu überblicken [wären], kann man nicht behaupten, obgleich in der [illegible] Presse und auch in Mittheilungen, die wohl zum [Theil] auf offiziösen Informationen beruhen, die Diskussion [beständig] fortgeführt wird.

[Fest] scheint einer zu stehen, daß die Forderungen für [Schiffsmaterial] im nächsten Etat nur um einen geringen [Betrag] jene Summen, die im letzten Etat für den gleichen [Zweck] bewilligt worden sind, übersteigen werden. Ob auch die [Forderungen] als berechtigt anzuerkennen sind, wird sich [zeigen], wenn die Ansprüche der Regierung im Einzelnen [und] wenn die Begründung dieser Ansprüche bekannt sein [werden]. Das wird abzuwarten sein, aber bei den Zahlen, [die] bisher genannt sind, kann man von [illegible] Plänen [nicht] sprechen. Die Forderungen im nächsten Etat für [Neu]bauten sollen sich um 60 Millionen herum bewegen. [Sie] waren im Etat für 1897/98 wesentlich höher und es [wurden] damals mit großer Mehrheit im Reichstage [illegible] 000 M. bewilligt.

Es wird [illegible] behauptet, daß die Regierung für eine fernere Reihe von Jahren den Bedarf für die Flotte sogleich mit dem nächsten Etat bekannt geben wird. Dieser Bedarf soll sich bis gegen 6[illegible] Millionen im einzelnen Jahre steigern, und man spricht davon, daß möglicher Weise in irgend einer Form der jetzige Reichstag bereits für die zukünftigen Bewilligungen sich engagiren soll. Vor einem solchen, unnöthige Budgetschwierigkeiten schaffenden Plane warnen jedoch nationalliberale Blätter, so die „National-Zeitung".

Zugleich war das Gerücht aufgetaucht, daß zur Deckung der Marineforderungen eine Erhöhung der Brausteuer eintreten solle; diese Vermuthung wurde an die Thatsache geknüpft, daß die sächsische Steuerbehörde eine Anfrage, die auf einen derartigen Plan abzuzielen schien, an kompetente Beurtheiler versandt hat. Kaum war in der Presse der Verdacht ausgesprochen worden, daß die Marinevorlage eine Brausteuervorlage zur Folge haben werde, als auch sogleich offiziös erklärt wurde, ein derartiger Plan sei [illegible] nicht vorhanden.

Auf offiziöse Ableugnungen solcher Art würden wir an und für sich nicht viel geben; aber es ist klar, daß mit Marineforderungen von einem Umfange, wie sie bis heute bekannt gegeben worden sind, keine Regierung eine Verdreifachung der Brausteuer begründen könnte. Mit dem Marineetat ließe sich eine solche scharfe Besteuerung nicht motiviren; gerade dieser Umstand wird auch offiziös hervorgehoben; es muß daher das sächsische Cirkular wohl auf anderen Veranlassungen beruhen als auf den Marineforderungen. Möglicherweise soll der Plan der sogenannten „Mittelstandspolitik" und dem [illegible] überdies zu Gute kommen. Man versucht bei den kleineren und mittleren Brauern für das Projekt, das ihnen scheinbar Vortheile bringt, Stimmung zu machen, um zugleich durch stärkere Heranziehung der größeren Brauereien das Gesammterträgniß der Steuer zu steigern. Es scheint aber nicht, daß die Absichten über erste Sondirungen hinaus gediehen sind; jedenfalls bewies der Reichstag 18[illegible], der damals ein Erhöhungsprojekt abwies, wie er über Steuerpläne dieser Art denkt.

In den offiziösen Aeußerungen über das, was unserer Flotte Noth thut, findet sich wiederholt die Wendung wieder: Unsere Marine kann klein, aber sie muß leistungsfähig sein. Auch diese Worte sind natürlich dehnbar und deutungsfähig; aber richtig verstanden, sind sie ein gutes Programm. Die Aufgabe unserer Flotte muß die alte bleiben: Schutz unserer Küsten und unseres überseeischen Handels gegen völkerrechtswidrige Vergewaltigungen. [illegible] bei dem Wachsthum unserer überseeischen Beziehungen [illegible] auch bei dem Wachsthum jener Flotten, die als Feinde Deutschlands in Betracht kommen könnten, zu [illegible]

hat, wird nüchterner Klarstellung und nüchterner Erwägung vorbehalten bleiben müssen.

Der Verein für Sozial-Politik hat in Köln, der Delegirtentag der National-Sozialen hat in Erfurt getagt.

Beide Vereinigungen waren auf einen Ton gestimmt; in beiden wurde uneingeschränkt anerkannt, daß der Arbeiterstand auf vollste politische Gleichberechtigung Anspruch habe, und daß die soziale Aufgabe der Zukunft darin liege, die Arbeitermasse in immer höherem Grade an den Errungenschaften der Kultur einen Antheil gewinnen zu lassen. Hier wie dort aber ergab sich aus den Verhandlungen, daß man als den gefährlichsten Gegner der modernen Entwicklung das preußische Junkerthum betrachte.

Wir sehen es als ein großes Glück an, daß diese Ideen fortgesetzt in immer weitere Kreise dringen, denn eine gesunde politische Entwicklung in Deutschland hat unbedingt die Voraussetzung, daß die Bevölkerungsmassen lernen, sich wieder um ein paar große politische Gesichtspunkte zu sammeln, damit ihre Kräfte alsdann zur Erreichung jener Ziele gemeinsam verwerthet werden können.

Dies vorausgeschickt, muß man freilich zugeben, daß die Berathungen in Erfurt und in Köln in hohem Grade verschiedenartig gewesen sind. In Erfurt führte der Wunsch, mit der Sozialdemokratie Fühlung zu gewinnen, bis in utopische Regionen, bis zur Bodenverstaatlichung; in Köln dagegen blieb man auf dem Boden des Realisirbaren und zugleich besprach man in einer durchaus erfreulichen, modernen Weise die Arbeiterfrage.

Einzelne Aussprüche verdienen hervorgehoben zu werden. Professor Schmoller sagte:

„[illegible] allerdings [illegible] die Hebung des Arbeiterstandes eine Lebensfrage der [illegible] ist.“

Und an anderer Stelle seiner Rede heißt es:

„[illegible] sich die [illegible] Arbeiterschaft [illegible] Einfluß [illegible].“

Einer solchen Auffassung entsprach es durchaus, daß Prof. Loening völlige Gerechtigkeit im Koalitionsrecht für die Arbeiter verlangte, und in der That das Koalitionsrecht ist eines der allerwichtigsten Instrumente für das Emporkommen des Arbeiterstandes, und dieses Instrument mit Verstand gehandhabt, bedeutet weit mehr, als die Beglückung durch gesetzgeberischen Schematismus.

Auch in der Handwerkerfrage betrat Professor Bücher aus Leipzig einen verständigen Standpunkt, und besonders bemerkenswerth war es, daß Professor Philippovich aus Wien an der Hand der Thatsachen erklären konnte, wie vollständig die Zunftgesetzgebung in Oesterreich fehlgeschlagen sei.

Seinen Stempel erhielt der Kongreß durch eine Tischrede des früheren Handelsministers Freiherrn von Berlepsch. Er sagte in Bezug auf den Emanzipationskampf der Arbeiter:

„[illegible]“

Das war ein Toast auf die Arbeiter von einem preußischen Minister. Eine That hat man diesen Spruch genannt; ungewöhnlich und erfreulich ist eine Rede; eine That ist es [illegible] nicht; aber es [illegible] wenn sich eine Zeit, insbesondere politische Betha[illegible] daran schließe.

Von den Kreisen, die den Herrn von Berlep[illegible] geben, bis in die sozialdemokratischen Kreise hinein [illegible] über die Fraktionsschranken hinweg das Gefühl [illegible] man habe einen gemeinsamen Gegner, das [illegible] reaktionäre Junkerthum, diesen Feind der modern[illegible] wicklung und daher zugleich ein Feind von Deut[illegible] Größe und weiterem Aufblühen. Wächst diese An[illegible] und stärkt sich aus gelegentlicher Berührung die [illegible] zeugung, daß man zur Erreichung eines großen Zi[illegible] der eigentlichen politischen Aufgabe, die zunächst [illegible] ist der Vorbedingung für jede weitere Entwickl[illegible] eine Strecke Weges trotz aller Verschiedenartigkeit [illegible] [illegible] gemeinsam marschiren könn[illegible] ist eine Armee geschaffen, der der Sieg nicht [illegible] zeihen ist.

Und ein solcher Plan ist durchaus nicht phan[illegible]

Nichts ist irriger als die Annahme, es sei heute noch die englischen Tories oder die englischen [illegible] je eine einheitliche große Partei; durchaus nicht. [illegible] umfaßt sozialistische Radikale und gemäßigte [illegible] und die Rechte alte Konservative und junge Tory-Demok[illegible] aber man hat in England gelernt, sich vor einer Zer[illegible] splitterung zu hüten, die das Parlament zur Bedeutungsl[illegible] keit herabdrücken muß. Und dieses Ziel erreicht man, in[illegible] ein großes und vor Allem entscheidendes Kampfesziel [illegible] gestellt wird, um das sich große Massen schaaren las[illegible] ihre politische Gesinnung ist keineswegs in allen Punk[illegible] einheitlich; wohl aber in einigen Punkten, die durchzuführe[illegible] just der Augenblick ist.

Graf Badeni hat sich mit dem Abgeordneten [illegible] duellirt und ist leicht am Arm verwundet worden.

Der Kaiser von Oesterreich hat darauf dem Gr[illegible] Badeni Abolition gewährt, das heißt, der österreichi[illegible] Ministerpräsident ist außer gerichtliche Verfolgung ge[illegible] und der Papst soll überdies dem Grafen die Absolution gewährt haben.

Gerade in diesen Tagen wurde in Berlin gegen [illegible] sozialdemokratischen Reichstags-Abgeordneten Fischer weg[illegible] einer winzigen Uebertretung des Vereinsgesetzes verhandel[illegible] Und bei dieser Gelegenheit erklärte der Staatsanwalt:

„Ein Mann, der die Ehre habe, der gesetzgebenden Körpers[illegible] anzugehören, und selbst die Gesetze mit schaffen helfe, müsse energ[illegible] be[illegible] straft werden“.

Ein Mann, der die Ehre hat, österreichischer Minister[illegible] präsident zu sein und dem die Aufgabe zufällt, als höchst[illegible] Beamter über die Aufrechterhaltung von Gesetz und O[illegible] nung zu wachen, wird bei einer flagranten Gesetzesverletzu[illegible] nicht — „energisch bestraft“, sondern von seinem Monarch[illegible] außer Verfolgung gesetzt und vom Oberhaupt der katholi[illegible] Kirche, die sich so viel darauf zu Gute thut, in erhabe[illegible] Gerechtigkeit über den Großen und den Kleinen [illegible] Erde zu thronen, absolvirt. Wenn Thron und Altar, die „staatserhaltenden Mächte“, sich die Aufgabe gestellt hätten, die Kirchen zu erschüttern, — sie könnten nicht wirkungsvoll handeln als durch den Beweis solcher irdischen und [illegible] himmlischen Gerechtigkeit.

Das [illegible] Königspaar ist in Pest gewesen, und wenn der dortige Aufenthalt auch durch [illegible] [illegible] Kundgebungen in Bukarest [illegible] [illegible] [illegible] gestört wurde, so fällt diese That [illegible] dem gegenüber doch nicht in das Gewicht [illegible] Rumänien zu engerer Fühlung zum Dreibund [illegible] [illegible] sich Italien [illegible] die [illegible] Sicherung ge[illegible]

Lieber schwäbisch als preußisch!

Ein Wort, das einschlägt, hat immer etwas für sich. Ziemlich paradox, ein wenig mehr oder weniger paradox muß es schon klingen, sonst erreicht es überhaupt nicht die einschlagende Wirkung. Aber auch ein richtiger Gedanke muß darin stecken, und zwar ein solcher, der schmerzlich berührt, weil er auf eine kranke Stelle trifft. Gerade der Aufschrei, den das Wort heraufbeschwört, liefert den Beweis, daß es eine kranke Stelle getroffen hat. Das eben gibt Zeugniß von seiner Berechtigung, von dem Korn oder dem Körnchen Wahrheit, das darin steckt. Das Muster eines solchen Einschlagwortes war das, welches einst Herr Reulaux von der Weltausstellung in Philadelphia in die Heimath entsandte: „Billig und schlecht!" Wie schrie man auf! und wie hatte er recht! Und wie heilsam hat er gewirkt! Wenn man doch so viele Denkmale jetzt aufstellt, ihm gehörte eines für diesen muthigen Ausspruch. Die weltbeherrschende dankbare Industrie Deutschlands sollte es ihm errichten. An dem Sockel könnte man auf der einen Seite eingraben: Einstens „billig und schlecht" und auf der andern: Jetzt „made in Germany". Denn auch den weisen Thebanern Albions, die dieses Wort erfunden haben, sind wir, wie sie neuerdings selbst entdeckten, zu großem Danke verpflichtet, besonders deshalb, weil wir so klug waren, uns Reulaux' Wort zu Herzen zu nehmen.

Hätten die Deutschen so viel Talent zur Politik, wie die Magyaren, deren Ruhm eben aus kaiserlichem Munde verkündet wurde, oder hätten sie so viel Talent zur Politik wie zu Handel und Gewerbe, sa könnte ihnen das Wort, welches jüngst mein junger Freund (nur relativ jung will ich sagen) der Abgeordnete Hausmann von Schwäbisch Hall aus in die Welt geschleudert hat, auch einen gesunden Rippenstoß geben.*) Der Moment wäre sogar vorzüglich gut gewählt, weil man sich eben schon eifrig mit den heranrückenden Wahlen beschäftigt.

Das Wort ist ihm sehr verdacht worden, aber lange nicht so sehr, wie einst Herrn Reulaux das seine. Und wäre es auch schlimm, was es nicht im mindesten ist, viel schlimmere Worte sind schon verziehen worden. Aus demselben Lande, in welchem der demokratische Abgeordnete sprach, erscholl einst das Wort: „lieber französisch als preußisch!" und ein aristokratischer Minister hat in der württembergischen Kammer das Wort: „Wehe den Besiegten" gegen Preußen geschleudert. Nichts destoweniger war er zehn Jahre später lieb Kind im Hause des ersten Reichskanzlers, welcher Preußen an die Spitze von Deutschland brachte.

Als bei Ausbruch des französischen Krieges Herr von Varnbüler von wegen seiner kompromittirenden Vergangenheit aus dem württembergischen Ministerium entfernt wurde, drückte der damalige Graf Bismarck in vertraulichem Kreise sein Bedauern darüber aus, denn, meinte er, der kluge Mann sei jetzt gerade durch seinen großen Fehler kurirt und ohne Zweifel zu besserem Deutschthum bekehrt, als sein Nachfolger Herr von Gasser. Auch hatte er damit gewiß recht. Rien n'aiguise le dévouement comme un peu de trahison, heißt es in der schönen Geschichte vom Prince Caniche, die Edouard Laboulaye zum Verfasser hat. Derselbe Herr von Varnbüler, der das böse Wort gesprochen, ward sogar einer der Väter unserer ultraschutzzöllnerischen „nationalen" Gesetzgebung, und gewiß mehr als je ist sein Andenken dem ehemaligen Reichskanzler theuer, der mit den preußischen Konservativen jetzt so unzufrieden ist, weil sie etwas anderes als rein agrarisch sein wollen und nicht im Jahre 1893 für den Zollkrieg mit der ganzen Welt zu haben gewesen sind. Die Engländer behaupten, im Alter werde der Mensch immer mehr von dem, was seine ruling passion sei, in Beschlag genommen, und die ruling passion des Fürsten Bismarck ist seit zwanzig Jahren offenbar immer mehr der agrarische Protektionismus geworden.

Als jüngst die deutsche Volkspartei, deren Kerntruppe in Schwaben steht und zu deren besten Führern der Abgeordnete Hausmann zählt, ihren Parteitag hielt, wurde auch dessen Ausspruch hervorgezogen und gefeiert und mit Recht darauf hingewiesen, daß, dem Sinn nach richtig gestellt, das Wort unanfechtbar sei; denn in Wahrheit bedeute es, daß in Württemberg liberaler regiert werde als in Preußen. Um die ganze Wahrheit zu sagen, hätte man jedoch noch einen Schritt weiter gehen müssen, und gerade diese ganze Wahrheit zu verwerthen, darauf kommt es jetzt an. Die Schwaben haben eben besser gewählt als die Preußen und auch besser als die Gesammtheit der Deutschen. Denn die preußische zweite Kammer ist zwar noch viel reaktionärer als der deutsche Reichstag, aber der deutsche Reichstag ist auch noch viel reaktionärer als die württembergische Kammer der Abgeordneten. Deshalb hätte der Spruch auch lauten können: Gottlob, daß wir Württemberger besser wählen, als die Preußen und als die Mehrzahl der Deutschen; und wenn Hausmann daran ein Lob seiner Landsleute hätte knüpfen wollen, in denen ein gesunder starrköpfiger Demokratismus steckt, auch wenn sie zeitweise großdeutsch oder partikularistisch verrannt sind, so hätte sich nichts dagegen sagen lassen. Das ist halt auch „von Gottes Gnaden".

Nun wird man aber sagen: das ist es nicht allein; nicht nur die Wähler sind besser in Schwaben, sondern auch die Regierung. Ob das richtig ist? Ich bin weit entfernt davon, Herrn von Mittnacht's Verdienst bemängeln zu wollen. Daß er einer der klügsten und besonnensten Minister ist, welche Deutschland in den letzten Jahrzehnten kennen gelernt hat, ist wohl allgemein anerkannt. So hat er es auch, was gewiß lobenswerth ist, sehr wohl verstanden, sich mit seiner Opposition, als sie bedeutend wurde, ins Gleichgewicht zu setzen. Einigermaßen spielt — im Gegensatz zu Preußen — immer dabei mit, daß überhaupt in Süddeutschland die Gegensätze wider einander nicht so schroff zusammenstoßen wie höher hinauf im Norden. Die vielbesungene Gemüthlichkeit ist nicht ganz ein leerer Wahn, das ist auch in Bayern zu merken. Sie erstreckt sich sogar über die Minister hinaus in noch höhere Regionen hinauf. Aber der Beweis, daß preußische Minister und sogar die höhere Region in Preußen, sich nicht ebenso mit ihren Landständen vertragen würden, wenn diese liberaler wären, ist doch nicht geliefert. Und warum? weil eben die liberalen Stände nicht da sind, weil die entschieden liberalen Vertreter in der preußischen Kammer ein erbärmliches Häuflein und weil sie im Reichstag nur wenig stärker sind. Es liegt gar kein Beweis vor, daß heutzutage nicht mit einer ernstlich liberalen Mehrheit auch preußische Minister sich zu vertragen bemüht sein würden. Selbst Herr von Miquel, jetzt der wirksamste Verbündete der Agrarier, würde doch wahrlich es nicht an Klugheit fehlen lassen, sich [illegible] Liberalen zu vertragen, wenn sie nur irgend wie ins Gewicht fielen. Wie ausgezeichnet hat er sich als Oberhaupt der Stadt Frankfurt mit den dort herrschenden Demokraten vertragen! Aber die übrigen preußischen Minister sind jedenfalls noch weniger agrarisch als ihre Kammern, und noch mehr gilt das vom Verhältniß der Reichsregierung zum Reichstag. Man schaudert bei dem Gedanken, was möglich wäre, wenn es unbehindert nach dem Sinn dieser Mehrheiten ginge, und erst wenn die Regierung aus eigenem Antrieb in solcher extremen Richtung vorangehen wollte. Wenn sie Kanitz, Zunftzwang, Zollkrieg, Bimetallismus auf ihre Fahnen schreiben wollte, mit Kußhand nähmen es diese Mehrheiten an. Das ist bittere Wahrheit, aber es ist Wahrheit. Hat doch die Anwandlung eines schwachen Momentes, gegen das anfängliche bessere Wissen, genügt, um im Reichstag das famose Börsengesetz mit seiner abderitischen Wirkung zum Siege kommen zu lassen!

*) Thatsächlich sagte er, nach den Zeitungsberichten: er freue sich, kein Preuße zu sein.

[illegible] ... man in Schwaben ... [illegible] ... Deutschland [illegible] ... der Kaiser [illegible] ... Denn muß das erst [illegible] ... [illegible] ... Bismarck's [illegible] ... wenn es sich richtig wäre, daß man ... [illegible] ... gemacht worden wäre.

Das soll [illegible] ... die Deutschen [illegible] ... [illegible] ... es ist nicht besser geworden. [illegible] ... Könnt es nicht besser, welche den Schädigung am Reich bewirken, [illegible] warum habt Ihr es verderben lassen? Ist es nicht Eure Schuld? Was wollt Ihr von mir? Ich habe Euch das Reich mit dem allgemeinen Stimmrecht gegeben. Was habt Ihr daraus gemacht? Ich möchte mich erkühnen, Deutschland in den Sattel zu setzen, reiten würde es schon können. Wer hat Euch gezwungen, vom Sattel zu fallen und Euch unter die Hufe des Kaiserpferdes treten zu lassen? Hättet Ihr den zehnten Theil vom schwäbischen Verstand und Thatkraft für Eure Freiheit gehabt, die ich für Eure Einheit hatte, es würde bei Gott anders aussehen im Deutschen Reich; und sähe es anders im Reich aus, so würden die Dinge auch in Preußen nicht stehen, wie sie stehen, trotz seinem Dreiklassenwahlsystem.

Wenn es den Schwaben tröstlich ist, daß sie nicht sind, wie die in Preußen, so ist das in der That doch kein übler Trost. In Piccolezza libertà, sagte das Haupt der Zwergrepublik San Marino zum Konsul Bonaparte. Gewiß ist es Herr Haußmann nicht so gemeint, daß es unbehaglich sei, hinter dem warmen Ofen seines kleinen Königreichs zu sitzen, wenn es draußen im Reich und in Preußen Stein und Bein friere. Dagegen glaube ich ihn verwahren zu dürfen. Das ist ja gerade das ewige Problem des deutschen Lebensprozesses gewesen, die Lösung zu finden für das nec tecum vivere possum nec sine te. Wenn man ein halbes Jahrhundert zurück die Geschichte der deutschen Kämpfe aufschlägt, findet man immer wieder auf jedem Blatt den einen tragischen Konflikt zwischen der anziehenden und der abstoßenden Gewalt des — im ostelbischen Junkerthum verkörperten — spezifischen Preußenthums. Und es steht doch außer Zweifel, daß es nur in der Entfaltung des ganzen Deutschlands überwunden werden konnte und überwunden werden kann. Aber dazu gehört Vollkraft und ganze Volkskraft, das Gegentheil all der Zersplitterung, die ja übermächtig geworden ist, und die noch verderblicher würde, wenn auch das partikularistische Selbstbehagen sie noch sonderlich förderte. Haben wir es doch schon hören müssen, daß der Kampf gegen das Junkerthum die nichts angehe, welche etwa auf zehn Meilen in die Runde keine lebendigen Junker auf dem Nacken sitzen hatten!

Daß die widerwärtigen Zeiten des spezifischen Preußenthums in ihrem dermaligen Ueberwuchern dem Liberalismus gerade in den Kleinstaaten Wasser auf die Mühle liefern, liegt ja auf der Hand. Wenn Preußen das Gegentheil von „moralischen Eroberungen“ macht, so machen die anderen zu Hause deren um so leichter. Der kluge Herr von Mittnacht hat bei der Bonhomie, die er seinen demokratischen Landsleuten gegenüber walten läßt, gewiß auch nicht unbedacht gelassen, daß diese gemüthliche [illegible] die Karikatur des neuen Schwabenthums zur [illegible]. Wer wollte ihm das verdenken! Aber auch das ist gut [illegible] man in Schwaben [illegible], so schlimmer es dem großen Bruder [illegible] geht.

Man kann von dieser Sache nicht reden, ohne ein Kapitel zu berühren, welches einen großen Zug darin einnimmt und doch immer zu behandeln ist.

Aber stillschweigend daran vorüber zu gehen, wäre doch nur möglich auf [illegible].

Es gilt für ausgemacht, daß durch ganz Deutschland mehr als seit langer Zeit eine tiefe Verstimmung gehe und zwar durch die verschiedensten Schichten der Bevölkerung. Und wenn man aufrichtig sein will, muß man einräumen, daß Alles davon auf die Person des jungen Souveräns zurückgeht, der nun schon bereits seit einem Jahrzehnt an der Spitze von Deutschland steht. Das Merkwürdigste dabei ist eigentlich noch nie ausgesprochen worden, nämlich der phänomenale moralische Machtzuwachs, den der deutsche Kaiser sich geschaffen hat. In der deutschen Verfassung ist das eigentlich gar nicht vorgesehen. Er ist nur primus inter pares und kann in den meisten Stücken von seinen Bundesgenossen überstimmt, in allen wenigstens in Schach gehalten werden. Von seinem Großvater, der über ein so großes Kapital von Autorität zu verfügen hatte, hat man nie in dem Sinne gesprochen, als brauche er nur zu wollen, damit Alles nach seinem Sinne gehe. Er hat auch nie danach getrachtet. Höchstens galt es von streng militärischen Dingen. Das „Gottesgnadenthum“, über das man sich jüngst so aufgeregt hat, läßt sich doch selbst in dem Sinne, wie es gebraucht ist, nur auf den König von Preußen anwenden, nicht auf die vertragsmäßig erworbene Kaiserkrone. In einer seiner glänzendsten humoristischen Reden im deutschen Reichstag hat einmal der Abgeordnete Payer, einer der feinsten seiner biederen Landsleute und just der Mann sich mit seinem nicht minder biederen Minister Mittnacht zu vertragen, treffend hervorgehoben: wenn doch einmal von angestammtem Herrscher die Rede sein solle, so gehöre sein loyales Herz von Gott- und Rechtswegen seiner königlichen Majestät zu Stuttgart. Im Uebrigen will ich mich in diese tiefmystische Frage nicht einmischen, des Wortes von Rivarol eingedenk: l'impieté est la plus grande des indiscrétions. Soviel scheint mir gewiß: die Macht, die sich Kaiser Wilhelm II. geschaffen hat, ist wesentlich das Produkt seines Glaubens an sich selbst, an seinen Beruf, an seine Energie. „Und wenn du dir nur selbst vertraust, vertrauen dir auch die andern Seelen.“ Jenseits der deutschen Grenzen werthet man auch diese Eigenschaften außerordentlich hoch, und das Bild des jungen Kaisers ist von einem glänzenden Nimbus in den Augen der Ausländer umgeben. Die Franzosen namentlich und zwar der verschiedensten politischen Richtungen haben eine sehr große Meinung von ihm, und daß sie fest überzeugt sind, er gäbe einen kleinen Finger darum, wenn er einmal zum Besuch nach Paris kommen dürfte, bedeutet etwas sehr Ehrenvolles in ihrem Sinn. Auch in England stellte man ihn sehr hoch bis zu dem untoward event des Krügertelegramms, das aber auch nur Zorn erregt, nicht Meinungen verändert hat. In Deutschland selbst liegen die Dinge eigenthümlich und nicht erfreulich. Der sensationelle Erfolg, welchen Eugen Richter's Rede am Schluß der letzten Session erzielt hat, darf als ein unabweisbares Symptom dafür gelten, wennschon sie am meisten Freude denen gemacht hat, welche den Sturz der nicht genug agrarischen Minister Hohenlohe, Marschall und Bötticher herbeisehnten. Einzelheiten zu besprechen verbietet die Vorsicht auch dem der vollsten Objektivität Beflissenen. Ein Monarch, der stark und vielseitig in alle Staatsangelegenheiten eingreift, sollte eigentlich die Gesetze über Majestätsbeleidigung, die im deutschen Strafgesetzbuch ohnehin in anachronistisch-byzantinischer Weise formulirt sind, aus eigener Initiative beseitigen. Denn sie gehen offenbar mehr von der Fiktion eines hoch in den

Wolken thronenden Imperiums aus, als von dem Gedanken einer Autorität, die in Wort und That an Größtes und Kleinstes Hand anlegt und deshalb auch die Freiheit der Kritik um ihrer selbst willen wünschen muß. Vom unitarischen Standpunkte aus könnte man sich eigentlich nur freuen, daß die in der kaiserlichen Gewalt verkörperte Einheit des Reichs sich auch in der staatlichen Pragmatik mehr zur Anerkennung bringt, als man nach dem föderalistischen Zuschnitt der Reichsverfassung anzunehmen berechtigt war. Wenn die Potenz der Einzelstaaten unter Fürst Bismarck beinah gänzlich nullifizirt war, so erklärte man sich das durch den Schrecken, den der, wie man damals sagte, „mächtigste Mann in Europa“ um sich zu verbreiten wußte, so daß in den regierenden Sphären der Bundesstaaten Jeder einem Konflikt mit ihm sorgfältig aus dem Wege ging. Aber gerade nachdem die ehrfurchtgebietende Gestalt des ersten Kaisers und die furchtgebietende des ersten Kanzlers verschwunden sind, ist das Uebergewicht der kaiserlichen Macht über die Mitverbündeten entschieden noch gewachsen. Niemandem kommt der Gedanke, sie könne bei ihnen auf Widerstand stoßen. Das ist, wie gesagt, das Resultat des kaiserlichen starken Willens; und, wenn das auch im Einzelnen seine Gefahren oder Nachtheile haben mag, so ist es doch bei der angeborenen centrifugalen Neigung der Deutschen ein Gewinn, daß die unitarische Tradition sich in diesem Punkte festsetzt. Freilich ruft das auch bei einzelnen Gelegenheiten wieder eine um so stärkere Reaktion im Volksgefühl hervor, die dann dem Partikularismus zu gute kommt. Wenn die Brandenburger als der wahre Hort der Monarchie gepriesen werden, so ergibt sich daraus ganz natürlich, daß der Nachfolger Graf Eberhardts des mit dem Barte sein Haupt noch viel ruhiger als vorher jedem Unterthan in den Schooß legen kann.

Der Gewinn an Prestige, welchen die kaiserliche Macht den Einzelregierungen gegenüber erzielt, wäre ein reiner, wenn er in gleichem Schritt auch die Sympathien der Bevölkerung zu erobern geeignet wäre. Tritt das umgekehrte Verhältniß ein, so verkehrt sich der Gewinn in Verlust. Darauf hingewiesen zu haben, ist ein Theil des Verdienstes, welches Herr Hausmann mit seinem effektvollen Ausruf erworben hat. Aber die richtige Folgerung darf nicht sein, daß sich die politische Bevölkerung der Einzelstaaten nun befriedigt jede in ihr Schneckenhaus zurückzieht und Gott dankt, nicht preußisch zu sein. Je mehr die kaiserliche Macht mit Nachdruck auftritt, desto mehr muß sich auch die Autorität der Volksvertretung zu sammeln verstehen. Wenn die Geschichte der letzten Jahre etwas gelehrt hat, so hat sie das gezeigt. Schließlich tritt doch immer wieder hervor: Kaiser und Reichstag sind an einem Tag geboren. Nur sie können einander aufwiegen. Die große Gesetzgebung und politische Entwicklung wird nicht in den Einzelstaaten gemacht. Für diese großen Dinge ist es — wie die Machtverhältnisse sich gestaltet haben, — ganz gleichgültig, ob in Stuttgart oder in München mehr oder weniger liberale Regenten und Minister sitzen. Nur der Reichstag kann ein Gegengewicht bieten gegen kaiserliche Präponderanz, und ein liberales Gegengewicht kann er nur erlangen durch Konzentration seiner liberalen Kräfte. Sie aus der weitesten Peripherie nach Raum und Gehalt zusammenzuziehen, nicht sie lokal und fraktionell zu verengern, nicht sich im Wohlbehagen der insularischen Glückseligkeit seines Ländchens oder seines chemisch-reinen Programms die Hände zu reiben, das gerade ist es, worauf es ankommt.

L. Bamberger.

Wilhelm Wattenbach.

Rasch hintereinander hat der Tod drei Historiker der Berliner Universität hinweggenommen, alle drei Zierden ihrer Wissenschaft. Noch ist der Verlust von Treitschke und Curtius nicht verschmerzt und schon ist ihnen Wilhelm Wattenbach gefolgt, der mit jenen Beiden auch im Leben eng verbunden war: mit Curtius durch Lübecker Jugenderinnerungen, mit Treitschke durch die Gemeinschaft denkwürdiger Heidelberger Mannesjahre. Aber während der Jüngste von ihnen aus der Bahn kräftigsten Schaffens fortgerissen wurde, war den beiden Schulfreunden Curtius und Wattenbach beschieden, ihr Lebenswerk zu vollenden und hochbetagt das Zeitliche zu segnen.

Wilhelm Wattenbach ist am 22 September 1819 zu Ranzau in Holstein geboren. Schon früh verlor er den Vater; die Mutter zog mit den Kindern nach Lübeck und hier begann für Wilhelm eine unvergeßliche Gymnasiastenzeit. Die großen Erinnerungen der alten Hansestadt, die klassischen Anregungen durch einen Lehrer, wie Johannes Classen, vor allem der Verkehr mit den wenig älteren Jünglingen Ernst Curtius und Emanuel Geibel — das alles war wohl geeignet, dem aufgeweckten Knaben die feste Grundlage edelster Geistesbildung zu geben, der auch der Hauch der Poesie nicht fehlte: hatte doch Geibel eine innige Neigung zu Wattenbach's schöner Schwester Caecilie gefaßt, und den jüngeren Gefährten zum Mitwisser seiner Liebe und seiner ersten dichterischen Versuche gemacht.

Im achtzehnten Jahre ging Wattenbach nach Bonn, um sich dem Studium des griechischen Alterthums zu widmen. Dort hörte er bei Welcker Archäologie, daneben bei Lassen Sanskrit und bei August Wilhelm von Schlegel deutsche Litteratur. So hatte er von Anfang an die Philologie zu seinem Hauptfache erwählt. Ihm blieb er auch treu, als er nach Göttingen ging, um den gepriesenen Karl Ottfried Müller zu hören. Es ward ihm nicht so gut, wie seinem Landsmanne Curtius, der den verehrten Lehrer bald darauf durch Griechenland begleiten durfte; aber er hatte noch das Glück, an der letzten Vorlesung Müller's über Archäologie theilzunehmen und von ihm das Thema einer Dissertation zu empfangen. Sie behandelte eine Episode des Peloponnesischen Krieges, und so wurde Wattenbach auch in die Geschichte eingeführt. Aber er hielt am Alterthum fest, und als er sich nun nach Berlin wandte, da hat er zwar bei Ranke Vorlesungen gehört, aber nicht seine Uebungen, jene denkwürdige Pflanzstätte der mittelalterlichen Studien, besucht; ihn zogen die gefeierten Lehrer der Sprachwissenschaften an, Boeckh, Bopp, Lachmann, Grimm, Rückert. Seine Doktorarbeit lehnte sich an eine Abhandlung Droysen's an, der, gleich ihm von der griechischen Geschichte ausgegangen, bis in seine letzten Zeiten darauf gehalten hat, daß der Zusammenhang zwischen dem Alterthum und den späteren Zeitaltern den Studirenden nicht verloren ginge: leider vergeblich; denn heute ist es so weit gekommen, daß die wissenschaftlichen Arbeiten auf den Gebieten der griechisch-römischen und der mittelalterlich-neuzeitlichen Geschichte durch eine tiefe Kluft geschieden sind.

Nachdem Wattenbach 1842 in Berlin promovirt war, absolvirte er sein Probejahr am Joachimsthalischen Gymnasium. Nun aber vollzog sich sofort der für ihn entscheidende Uebergang zum Mittelalter: Pertz gewann ihn für die Monumenta Germaniae; er beauftragte ihn mit der Edition des Leo von Montecassino, wobei dem jungen Gelehrten die philologische Schulung trefflich zu Statten kam. Hier trat ihm aber auch zum ersten Male eine Aufgabe entgegen, deren Lösung ihm dann den Weg zur Meisterschaft zeigte: an der Rezension der uns erhaltenen Handschrift jenes Chronisten stählte er seine Fähigkeiten zur paläographischen Wissenschaft. Pertz betraute nun den so glücklich erprobten jungen Mitarbeiter mit größeren Aufgaben. Er sollte die Handschriften in österreichischen Bibliotheken und Klöstern erforschen, um

das für die Monumenta Brauchbare abzuschreiben oder doch kennen zu lernen. So machte er, überall gastlich aufgenommen, eine Reise durch die schönsten Stifter an Donau und Enns. Damals knüpften sich Fäden, die ein halbes Jahrhundert nur immer stärker befestigen sollte; in seinen „Beiträgen zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen" (1849) ging er den Anfängen der Mission bei den Slaven nach; seitdem hat er der österreichischen Kultur, die doch von christlich-germanischen Elementen ausging, und ihrer Gefährdung durch die Slaven seine angelegentliche Beachtung gewidmet.

Von den Ereignissen des Jahres 1848 nicht nur äußerlich in seinen Studien gestört, hat er 1849 in Wien seine Arbeit beendet; 1852 habilitirte er sich als Dozent der Geschichte in Berlin. Die ersten Kollegia, die er ankündigte, bezeichneten sogleich das eigentliche Arbeitsgebiet Wattenbach's: er las über „Quellenschriftsteller der deutschen Geschichte im Mittelalter" und „Diplomatik und Handschriftenkunde". Zu seinen ersten Schülern gehörte Ernst Dümmler, mit dem ihn bald innige Freundschaft verbinden sollte; in seinen historischen Uebungen sah er dann Weizsäcker, Hahn, Oelsner, die alle von ihm das Handwerkszeug für ihre späteren mittelalterlichen Studien empfingen. Ein angeregter Verkehr im Kreise bedeutender Männer aus jedem Beruf bewahrte den emsigen Forscher vor Einseitigkeit*); an den politischen Dingen nahm er jederzeit den lebhaftesten Antheil und machte aus seiner durchaus liberalen Gesinnung kein Hehl.

Als die Aussichten auf eine Professur in Berlin sich nicht erfüllten, schienen sie sich in Wien zu eröffnen, wo man dem neu begründeten Institut für österreichische Geschichtsforschung wohl keinen besseren Leiter erwählen konnte, als den mit allem Nöthigen so ganz vertrauten Berliner Dozenten. Aber hier wurde ihm seine Forschung selbst hinderlich. Wattenbach hatte 1852 festgestellt, daß das große Privileg Friedrich Barbarossas für das Herzogthum Oesterreich, worauf das österreichische Staatsrecht noch bis in unsere Zeit fußte, eine 200 Jahre spätere Fälschung des Herzogs Rudolfs IV. von Oesterreich sei. So überzeugend seine Beweisführung war, es erhoben sich doch Gegner in Oesterreich. Es lag hier einer der nun wohl immer seltneren Fälle vor, wo der freie Blick der Forschung durch liebgewordene, scheinbar patriotische oder nationale Gewöhnungen getrübt wird; man sieht nicht, weil man nicht sehen will.

Damals wurde Wattenbach das Amt eines Provinzial-Archivars in Breslau angeboten; er nahm es an, um auch die praktische Beschäftigung des Archivbeamten kennen zu lernen. Staunenswerth die Thätigkeit, die er nun entfaltete! Im Archiv lag die ganze Arbeit auf seinen Schultern, die schlesische Geschichtsforschung erfuhr durch ihn willkommene Förderung; aber wie wenig muß dies doch seine Arbeitskraft ausgefüllt haben, wenn er in jenem Jahre 1856 das Werk schaffen konnte, das mit seinem Namen unzertrennlich verbunden ist; oder vielmehr, wie ganz mußte er „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts" in langwieriger, mühsamer Forschung sich schon zu eigen gemacht haben, wenn er in Jahresfrist sich den Preis verdienen konnte, den die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften auf Anregung von Georg Waitz auf die Lösung jener schweren Aufgabe gesetzt hatte! Heutzutage, wo jeder Student gewöhnt ist, im „Wattenbach" nachzuschlagen, wenn er über irgend einen Chronisten des früheren Mittelalters Auskunft verlangt, ist es kaum zu ermessen, wie schwierig die Herstellung, wie groß die Wohlthat dieses Buches gewesen ist, das 1858 bei Wilhelm Hertz in Berlin erschien und seitdem sechs Auflagen erlebt hat. Schon allein die unzähligen Quellen aller Art zusammenzustellen und nach gewissen Gesichtspunkten zeitlich und geographisch zu ordnen, erforderte eine umfassende Kenntniß; denn die Monumenta enthielten damals erst ungefähr den dritten Theil dieser unzähligen Chroniken, Annalen, Viten, Mirakeln, Translationen, Fundationen, Nekrologien u. s. f. Mit der Aufzählung der Quellen begnügte sich Wattenbach natürlich nicht: er mußte versuchen, ihren Werth, ihre Zuverlässigkeit zu ergründen, und zu diesem Zwecke die Zeit der Abfassung, die Individualität des Autors, die Abhängigkeit von früheren Quellen — kurz alle jene Eigenschaften festzustellen, deren Prüfung die Aufgabe der neu gewonnenen kritischen Methode war. Nur für wenige bedeutendere Chronisten konnte sich Wattenbach auf Vorarbeiten stützen; das meiste mußte er selbst thun oder späteren zu thun überlassen. Aber auch damit war das Verdienst dieses Werkes nicht erschöpft; ihm hatte noch etwas Höheres vorgeschwebt: „es soll kein gelehrtes Repertorium zum Nachschlagen sein, sondern durch zusammenhängende Darstellung zum eigenen Studium der Quellen anleiten," so sagt der Verfasser im Vorwort zur zweiten Auflage, und fügt in dem der dritten hinzu: „außerdem aber sind mancherlei Umstände und Nachrichten angeführt und verwerthet, welche mehr kulturgeschichtlicher Art sind und den eigentlichen Geschichtsquellen etwas ferner stehen." Also keine trockene Zusammenstellung, sondern eine anziehende und belehrende Schilderung wollte er geben: die Darstellung der historischen Litteratur sollte sich zu einer Geschichte der litterarischen Bildung in jener Zeit erweitern, wie sie aus christlichen und antiken Elementen auf klösterlichem Boden sich entwickelt hatte. Wenn Wattenbach in demselben Vorworte darüber klagt, daß uns eben noch eine Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters fehle, so wäre er vielleicht der Mann gewesen, uns solch ein Werk zu schenken, allerdings nicht jene ungeheuerliche Wissenschaft „de omnibus rebus et quibusdam aliis", die man wohl damit bezeichnet, sondern, wie der Verfasser sagt „eine Darstellung der litterarischen Thätigkeit auf allen Gebieten." Aber an dieser wurde Wattenbach gehindert — durch den Erfolg seines Werkes selbst. Denn groß war die Anregung, die es gab für die weitere Erforschung der Quellen; im Verein mit der aufs minutiöseste ausgebildeten Methode der Quellenanalyse förderte es immer neue Abhandlungen zu Tage. Und alle mußte Wattenbach kennen und prüfen, um sie für die Fortführung seines Werkes zu registriren; so wurde jede neue Auflage für ihn eine immense Arbeit; immer mehr mußte hinzugefügt, das Frühere noch einmal untersucht, oft umgestaltet werden; der Umfang wuchs in ungeahnter Weise, nicht ohne die Eigenart des Buches zu gefährden, denn die unvermeidliche Vollständigkeit mußte die ursprüngliche Gefälligkeit der Darstellung vermindern.

Endlich 1862 erhielt Wattenbach eine Professur in Heidelberg. Das Jahrzehnt, das er dort in der schönsten deutschen Universität zubrachte, konnte ihm wohl als ein Höhepunkt seiner Laufbahn gelten. Neben emsigen Studien eine erfolgreiche Lehrthätigkeit, ein seinem geselligen Wesen so sehr zusagender Freundeskreis bedeutender Kollegen, und das in einer Zeit, in der zu leben doch, bei allem Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, eine Lust war. Unter seinen großen Fachgenossen sah Wattenbach die verschiedensten politischen Richtungen vertreten: neben dem selbstgerechten Gervinus, der von den neuen Verhältnissen seit 1866 sich bitter grollend abwandte, der feurige Ludwig Häusser, der die Tage der Erfüllung von 1870 nicht mehr erleben sollte, und der junge Treitschke, der sein Nachfolger wurde, auch im eifrigen Eintreten für Preußens großen Beruf. An diesem ist auch Wattenbach niemals irre geworden, so oft ihn wohl die Politik Bismarck's in der Zeit des Konflikts und des dänischen Krieges mit Bedenken erfüllen mochte. In die Hauptstadt des neugeeinten Reiches sind dann in den siebziger Jahren Wattenbach und Treitschke berufen worden, um nebeneinander an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu wirken. Wattenbach war als Nachfolger Jaffé's zum Lehrer der historischen Hilfswissenschaften ausersehen, und in der That war er schon der namhafteste Vertreter dieses Faches. Freilich hat er sich nicht

*) Ich verweise auf den schönen Aufsatz, den S. Löwenfeld seinem Lehrer Wattenbach in den Preuß. Jahrbüchern (Band 64) gewidmet hat.

so sehr der Diplomatik zugewandt, die eben jetzt durch Sickel und seine Schule die feinste Ausbildung erfuhr, wie der Paläographie. Die Lehre von der Entwicklung der Schrift war früher den praktischen Zwecken der Diplomatik dienstbar gewesen, daher auch ihre Kriterien fast nur aus den Urkunden geschöpft wurden. Jetzt wurde das ganze große Gebiet der Handschriften erforscht, Material und Form, Buchstaben, Zeichen, Abkürzungen, Ornamentik; die Paläographie sollte nicht nur eine Anleitung zum Lesen alter Schriften geben, sondern sie auch bis zu ihrer Entstehung verfolgen, ihre Veränderungen und Umbildungen im Laufe der Zeiten kennen lehren. Indem Wattenbach sich allmählich die unvergleichliche Fertigkeit aneignete, den charakteristischen Eigenschaften der griechischen und lateinischen Schrift durch die Jahrhunderte nachzuspüren, die gewonnenen Erfahrungen zu ordnen, gestaltete sich vor seinem Auge die Geschichte der Schrift, und so konnte er die Paläographie zum Range einer Wissenschaft erheben. In Heidelberg entstanden seine „Anleitungen“ zur griechischen und zur lateinischen Paläographie; auch sie immer wieder aufgelegt und mühsam auf Grund der neu aufblühenden Forschung fortgeführt; „Schrifttafeln zur Geschichte der griechischen Schrift“ waren für den Unterricht bestimmt. Eine neue Epoche wurde der Paläographie eröffnet durch die Ausbildung der Photographie, die es ermöglichte, Facsimiles von bedeutendem Umfang mit vollkommener Zuverlässigkeit herzustellen und somit dem Unterricht die werthvollsten Dienste zu leisten. Wattenbach selbst war es beschieden, in seinen Vorlesungen über Paläographie, trotz des immerhin trockenen Gegenstandes, eine stattliche Hörerschaar um sich zu sammeln; durch ihn besonders hat sich die Erkenntniß von der Wichtigkeit dieser Hilfswissenschaft für Jeden, dessen Studium auf handschriftlichem Material beruht, Bahn gebrochen. Wie es aber keine Zeit gegeben hat, wo die ganze Bildung sich so durch das geschriebene Wort fortpflanzte, wie im Mittelalter, so hat Wattenbach dem „Schriftwesen“ gerade dieses Zeitalters seine liebevolle Beachtung geschenkt und in einem eigenen Buche alle Notizen, die er darüber gesammelt hatte, zu einem anziehenden und erschöpfenden Ganzen vereinigt.

Ueberhaupt war es ihm Bedürfniß, von den ernsten und immer nur einem engen Kreise zugänglichen Forschungen — — es würde viel zu weit führen, hier auch nur ihre Titel aufzuzählen — auszuruhen bei Arbeiten leichterer Art, die auch ein größeres Publikum interessirten. In Heidelberg hatten ihn die Anfänge des Humanismus an der Universität und besonders einer der ersten von Italien beeinflußten Lehrer, Peter Luder, beschäftigt; in Berlin sammelte er die vor Damen gehaltenen Vorträge über die „Geschichte des Papstthums“ zu einem Buche, das in großen Zügen die Entwicklung der römischen Kirche verfolgte. Religiöse Strömungen im ausgehenden Mittelalter behandelte er auch in seinen Studien über Ketzer und Inquisition in Pommern und Brandenburg und über die Brüder vom Freien Geiste. Was er auf zahlreichen Reisen mit seinem Blick für die Eigenart der Völker erschaut hatte, machte er in reizvollen Schilderungen einem dankbaren Hörer- und Leserkreise zugänglich: so entstand u. a. die 1869 erschienene „Ferienreise nach Spanien und Portugal“.

Bei all diesen Arbeiten fand Wattenbach doch noch Zeit, sich den großen Publikationen zu widmen, die der Erforschung des Mittelalters dienen. Der neuen Ausgabe der Papstregesten ließ er seine Fürsorge angedeihen; als Mitglied der Centraldirektion der Monumenta Germaniae übernahm er 1875 die Leitung der Abtheilung „Epistolae“, daneben förderte er angelegentlich die große Reihe von deutschen Uebersetzungen der lateinischen Chroniken, die als „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ die gelehrte Arbeit der Monumentisten zu popularisiren bestimmt sind. Nach dem Tode von Georg Waitz 1886 vertrat er längere Zeit die Direktion des großen Unternehmens; die Leitung wurde dann seinem alten Freunde Dümmler übertragen.

Wahrlich eine große und arbeitsvolle Thätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete, zu der nun auch noch eine öffentliche hinzukam, die ihm als Vorsitzenden des Allgemeinen deutschen Schulvereins übertragen war. Die Pflege des Deutschthums außerhalb des Reiches lag ihm besonders am Herzen; bis zuletzt — noch im vergangenen Juli als Präsident der Versammlung des Schulvereins — unterzog er sich der in jeder Hinsicht schwierigen Aufgabe, die in Böhmen und Siebenbürgen so schwer bedrohten Sprachgenossen in ihrer Widerstandskraft zu stärken.

An äußeren Ehren hat es Wattenbach nicht gefehlt. Seit 1882 war er Mitglied der Akademie. Höher stand ihm die Hochschätzung der Kollegen, die Dankbarkeit der Schüler. Auch sie wurde ihm in reichstem Maße, besonders an seinem 70. Geburtstage 1889 und dem 50 jährigen Doktorjubiläum 1892, zu Theil. Die zahlreichen Freunde und Verehrer hatten sich damals zusammengethan, um ihm seine Marmorbüste zu überreichen. Von Römer's Meisterhand geformt, vermag sie doch eines nicht wiederzugeben: die hellen blauen Augen, die so lebensfroh umher blickten und nun für immer sich geschlossen haben.

R. Sternfeld.

Eine „rettende That“.

Vor einigen Tagen hat der frühere preußische Handelsminister Freiherr v. Berlepsch auf dem Bankett des „Vereins für Sozialpolitik“ in Köln einen Trinkspruch auf das Wohl des vierten Standes ausgebracht, und es ist ihm von einem an der Tafel sitzenden Professor der Geschichte sofort attestirt worden, daß mit diesem Trinkspruch eine „rettende That“ vollbracht sei.

Daß dieses rasche Urtheil eines Historikers auch zu einem historischen Urtheil avanciren wird, darf vielleicht in Zweifel gezogen werden.

Gewiß ist es erfreulich, wenn mit der zopfigen preußischen Tradition gebrochen wird, wonach es einem ehemaligen hohen Beamten, und insbesondere einem früheren Minister, nicht wohl anstehen soll, seinen politischen Ueberzeugungen im öffentlichen Leben ungeschminkt Ausdruck zu geben; er könnte ja damit Wasser auf die Mühle der Opposition leiten. Angesichts der kritischen Thätigkeit, die Fürst Bismarck seit sieben Jahren entfaltet und die für die Regierung viel empfindlicher ist, als jede andere Opposition, erscheint die traditionelle politische Zurückhaltung preußischer Minister a. D. übrigens längst antiquirt. Daß Herr v. Berlepsch den Verein für Sozialpolitik benutzt hat, um ein kräftiges Wort gegen die sozialpolitischen Reaktionäre zu sagen, ist immerhin ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Befreiung von alten politischen Vorurtheilen weiteren Fortgang nimmt. Auch die unabhängige Art und Weise, in welcher der frühere Unterstaatssekretär und jetzige Kurator der Universität Bonn, Herr v. Rottenburg, sich an den diesjährigen Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik betheiligt hat, weist auf dieselbe Entwicklung hin.

Ferner wird man liberalerseits sicher gern geneigt sein, die humane Wärme in dem Trinkspruch des Herrn v. Berlepsch anzuerkennen.

Indem er die Berechtigung des Kampfes der Arbeiter um eine bessere Existenz, um Theilnahme an den geistigen und sittlichen Errungenschaften einer höheren Kultur unumwunden zugab, verurtheilte er indirekt alle jene armseligen Polizeikünste, mit deren Austüftelung die gesetzgeberische Phantasie unserer Reaktionäre unablässig beschäftigt ist und die noch jüngst bei den Verhandlungen über die Vereinsgesetznovelle im preußischen Landtage seitens der preußischen Regierung eine kompromittirende Billigung erfahren haben. Also alle Achtung und alle Zustimmung für den Trinkspruch des Herrn v. Berlepsch, aber — eine „rettende That“ sieht doch wohl noch ein bischen anders aus.

Diese Sorte von „rettenden Thaten“ kommt in deutschen Landen recht häufig vor und ihre übertriebene

Werthschätzung hängt vielleicht mit unserer politischen Misère ziemlich eng zusammen.

Als der neu kreirte Professor der Volkswirthschaft, Herr Reinhold, unlängst bei einer ihm zu Ehren in Wiesbaden veranstalteten Abschiedsfeier ein Paar vernünftige Aeußerungen von sich gab, da wurde das auch als eine „rettende That“ gepriesen; und wenn im Parlament ein Redner es einmal der Regierung ordentlich gegeben hat, so ist die öffentliche Meinung gleichfalls höchlichst befriedigt; es ist „den Leuten doch einmal tüchtig gesagt worden“.

Gegen die Befriedigung des Publikums über derartige rhetorische Kraftleistungen wäre an sich wenig zu sagen, wenn es nicht meistens mit dieser inneren Befriedigung auch sein Bewenden hätte. Hat sich die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen nur in einigen besonders glücklichen Redewendungen entladen, so glaubt der bewundernde Zeitgenosse nur zu oft durch seine bloße innere Antheilnahme an dem Pathos des Redners schon in ausreichendem Maße seine Schuldigkeit gethan zu haben. Die Emotion, der er sich vorübergehend überlassen hat, verlangt dann aber auch eine Zeit des Ausruhens und der Passivität, wie sie bekanntlich auch der Zitteraal nöthig hat, wenn seine Elektricität sich entladen hat.

Bei der „rettenden That“ des Herrn v. Berlepsch wird die Entwicklung vielleicht keine andere sein. Der Unterschied zwischen einem bloßen sonoren Wort und einer politischen That ist an den Folgeerscheinungen zu erkennen. Hat es bei der Bankettbegeisterung sein Bewenden oder sind Herr v. Berlepsch und diejenigen, welche seinem Toast zugejubelt haben, auch bereit, daraus die politischen Konsequenzen zu ziehen? Ist der Berlepsche Trinkspruch eine Ouverture oder ein Finale? Die Frage kann bald zur Entscheidung gebracht werden. Wir treten ja jetzt bereits in die Vorbereitungen für die nächstjährigen wichtigen Reichstagswahlen ein. Wird Herr v. Berlepsch sich als Reichstagskandidat zur Verfügung stellen, oder wird er glauben, mit der ästhetischen Näscherei eines Trinkspruchs und mit einigen Vereinsreferaten genug gethan zu haben?

So lange es nicht erkennbar geworden ist, welche politischen Folgen der Trinkspruch des Herrn von Berlepsch haben wird, empfiehlt es sich unseres Erachtens, das Lied vom braven Mann etwas gedämpft ertönen zu lassen. Die Politik der schönen Empfindungen kennen wir in Deutschland nun allmählich zur Genüge; was uns mangelt, ist ein nachdrückliches politisches Handeln, das sich nicht damit begnügt, dem Anderen einmal tüchtig die Wahrheit gesagt zu haben, sondern das ein festes politisches Ziel ins Auge faßt und mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln diesem Ziele nachstrebt.

Th. Barth.

Jeremias Gotthelf.

Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages am 4. Oktober 1897.

Der Kanton Bern, die engere Heimath des Dichters, dessen Geburtstag am 4. Oktober zum hundertsten Mal wiederkehrt, trifft umfassende Vorbereitungen zu einer stattlichen Feier dieses Tages. Wenn so etwas da geschieht, wo der Prophet bekanntlich bei Lebzeiten nicht viel und nachher nicht am meisten zu gelten pflegt, dann muß die Ueberzeugung der Verdienste des Gefeierten tief in das Bewußtsein seiner Heimath gedrungen sein. Wenn man jedoch annehmen würde, Gotthelf's große Anerkennung sei auf dem Wege zu Stande gekommen, auf dem in der Schweiz von jeher die Gelehrten, Künstler und Dichter zur Geltung gelangten — durch die Autorität des Auslandes, von außen nach innen — so wäre dieser Schluß so ziemlich das Gegentheil der Wahrheit. Jeremias Gotthelf's Ansehen ging von der Heimath aus. Eine Ehrung, wie sie ihm jetzt zu Theil wird, gilt in der Schweiz jedoch kaum dem bloßen Künstler und Dichter, sondern ebensosehr oder noch mehr seinem praktischen Wirken, dem Volksmann und Moralisten. Wir glauben kaum fehl zu gehen in der Annahme, daß in seiner Heimath die Vorstellung dieser Seite seiner Bedeutung am lebendigsten ist. Seine Heimath feiert ihn vornehmlich als den Erzieher des Volkes, wie man Pestalozzi feierte, und noch mehr als die typische Verkörperung ihrer eigenen Art in seiner machtvollen Persönlichkeit, auf die man stolz ist.

Unsere Betrachtung jedoch muß sich darauf beschränken, den Schriftsteller und Dichter zu würdigen, den die deutsche Litteratur anerkennt. Keine Zeitung oder Zeitschrift von irgend welcher Bedeutung wird das Datum vorübergehen lassen, ohne davon wenigstens Notiz zu nehmen. Wir hegen jedoch den Verdacht, daß dies geschehe, ohne daß die Ueberzeugung von einer der Ehrung entsprechenden Bedeutung des Schriftstellers sehr fest sei. Man feiert in Gotthelf den realistischen Schilderer schweizerischen Bauernlebens, dessen Werke aber heute vielen fast ungenießbar erscheinen — zudem wäre es zu viel verlangt, die Schriftsteller alle zu kennen, deren Jubiläen man heutzutage feiert. — Da die historische Schweite erst 50 Jahre umfaßt, ist bedeutet eine so allgemeine Ehrung für den Schweizerdichter immerhin viel. Unsere Ueberzeugung aber ist, daß wiederum nach einem halben Jahrhundert die Weltlitteratur ihn als einen ihrer Besten anerkannt und aufgenommen haben wird; denn Jeremias Gotthelf gehört zu denjenigen, die in die Zeiten hinein wachsen!

In diesem Glauben weihen wir seinem Andenken die folgenden Worte. — Albert Bitzius — dessen Schriftstellername und dem Helden seines ersten Buches Jeremias Gotthelf hieß — wurde am 4. Oktober 1897 in dem durch die große Burgunderschlacht bekannten Städtchen Murten geboren. Hier, in dem elterlichen Pfarrhause erhielt er die ersten nachhaltigen Jugendeindrücke durch die plündernden Franzosen, die gekommen waren, der alten Eidgenossenschaft den Untergang zu bereiten. Diese Erinnerungen finden sich in seinen Werken häufig verwerthet. Jedoch das wichtigste Ereigniß dieser Zeit wurde für ihn die Versetzung seines Vaters in das herrliche Bauerndorf Utzenstorf im Emmenthal. Von seinem siebenten Jahre an wuchs somit der kräftige Knabe in ländlicher Umgebung auf, sich gehörig in der Natur tummelnd und eine große Beobachtungsgabe schärfend. Die Vorbereitung für seinen theologischen Beruf erhielt er in Bern. Nach seinem letzten Examen kam dazu ein Jahr eines Aufenthaltes in Göttingen und eine Reise durch einen Theil von Deutschland. Briefe, die er aus dieser Zeit schrieb, verrathen wohl einen scharfen Blick für deutsche Zustände und Art, aber ein Einfluß dieses Aufenthaltes ist bei ihm nicht zu bemerken. Nach kurzen Vikariaten zu Bern und Herzogenbuchsee wurde er 1831 Pfarrer im Dorfe Lützelflüh, wo er sich verehelichte und bis zu seinem, am 22. Oktober 1854 erfolgenden Tode, blieb und wirkte. Diese wenigen Daten bezeichnen den äußeren Verlauf seines Lebens. Niemand vermuthete in dem Pfarrer von Lützelflüh den Schriftsteller. Da erschien im Jahre 1836, als Bitzius schon im 39. Jahre stand, sein „Bauernspiegel“ oder „Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf“. Das Buch machte zunächst in seiner engeren Heimath und im Kanton Bern das größte Aufsehen. Die Zustände des Landvolkes, namentlich das traurige Schicksal der sogenannten „Verdingkinder“ waren mit einer solchen rücksichtslosen Wahrheit und Genauigkeit und zugleich auf eine so anschauliche und ergreifende Art dargestellt, daß dieser „Spiegel“ einer Anklage gleich kam. Man fühlte, hier war ein Arzt, der den Finger auf die Wunde legte, um sie zu heilen. Die genaue Kenntniß des Volkes, seines Fühlens und Denkens, wie aller seiner Umstände war überraschend und neu. Der Name des Helden seines Ich-Romans wurde populär und übertrug sich auf den Verfasser.

Als erster Wurf war Bitzius-Gotthelf's Werk um so bewunderungswürdiger. Wirklich bedeutete es nach Gotthelf's eigenen Worten „ein förmliches Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft“, die Ekstase nach einer langen, inneren, gleichsam vulkanischen Thätigkeit.

Bei seinen amtlichen Besuchen, seinem steten und engen Verkehr mit dem Volke, war Gotthelf mit den Verhältnissen aller Stände vertraut geworden und hatte namentlich tiefe Blicke in die Noth der Aermsten gethan. Schon als Vikar hatte er sich in die Häuser der Reichsten wie der Aermsten gesetzt und die Menschen erforscht. Als Pfarrer entwickelte er eine eifrige Thätigkeit in der Pflege der Armen und der Schule. Er erkannte, was dem Volke noth that. Seine gewaltige Natur strebte darnach, sich entsprechend zu bethätigen, zu wirken, zu helfen. „Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt thun können, ich hätte nie geschrieben“, sagt er. So aber machte sein nach der praktischen Richtung gehender, aber darin gehemmter Trieb des Thatmenschen sich auf diese Weise Luft. Das Buch wurde seine Predigt, seine That.

Diese lange aufgespeicherte Kraft offenbarte nun, nachdem sie entfesselt, einen unerschöpflichen Reichthum des Innern, das sich in einer erstaunlichen Fruchtbarkeit äußerte. In den 18 Jahren seiner schriftstellerischen Laufbahn veröffentlichte Jeremias Gotthelf nicht weniger als 24 Bände! Die auf den „Bauernspiegel“ zunächst folgenden Werke zeigten sowohl eine Vertiefung in stofflicher als einen Fortschritt in künstlerischer Richtung. Er war auf dem besten Wege zur Vollendung. Da erzürnte ihn der Gang der politischen Verhältnisse in der Schweiz und nun vermochte sich seine starke leidenschaftlich-praktische Natur nicht mehr innerl den Schranken künstlerischer Rücksichten zu halten. Hatte ihm schon vorher der moralische Eifer des Pfarrers bisweilen in das Wort geredet, so kam nun noch dazu der Aerger und Zorn des Politikers. Der Künstler behielt immer seltener die Oberhand und was er schuf, machten die zornigen Ergüsse des Moralpredigers oder des Politikers schwer genießbar.

Gotthelf's große Begabung war einer Versuchung unterlegen, die für den Schweizer Dichter und Künstler größer als für jeden Andern ist. Die Politik beherrscht und durchdringt das ganze ihn umgebende Leben. Von Jugend auf steht er in dem Banne des freien sozialpolitisch regen Gemeindelebens, fast ebenso nahe steht ihm die politische Entwicklung des kleinen Staatsweiens, das seine engere Heimath bildet — die Politik ist meist so eng mit seinem persönlichen Schicksal verflochten, daß sie, stände sie auch nicht im Mittelpunkte des gesammten Lebens, ohnehin sein starkes persönliches Interesse herausfordert. Dazu war Gotthelf ein feuriger Patriot. Als nun in der Mitte der vierziger Jahre eine radikalere Strömung die Oberhand gewann, die eine Umgestaltung des Bundes im Sinne größerer Einheit und völliger Souveränität des Volkes erstrebte, sah Gotthelf das Vaterland in Gefahr und hielt es für seine Pflicht, dagegen zu kämpfen. „Die Noth des Volkes und der radikale Unsinn, der eine schöne Zeit verdarb, zwangen mich dazu“, schreibt er an Wolfgang Menzel. Und an den gemüthvollen Joseph Rank, den Verfasser der „Böhmerwaldgeschichten“ schreibt er: „Wir armen Teufel von Schweizern haben immer eine ganz eigene Aufgabe, wir müssen gegen eine sogenannte Freiheit kämpfen, einen sogenannten Fortschritt, eine sogenannte Aufklärung. Wir haben von all' diesen Dingen ein solches Unmaß, daß einer drunten in Oesterreich halt keinen Begriff davon hat, ja, Ihr habt es drinnen wie arme Vögel in einer ausgesogenen Luftpumpe. Die Worte Freiheit, Fortschritt, Aufklärung an sich wären so schön, hätten einen so schönen Klang, aber was in die Worte, wie in ein leer Gehäuse, die Menschen schieben und stopfen, das ist schauerlich. Wer das nicht weiß, begreift uns arme Schweizer nicht, wenn wir züchtigen die sogenannten Freiheitsmänner, den Unglauben, das Abschnappen des Fortschritts in das Nichts, die Negation, die alles Höhere leugnet, vor lauter Aufklärung in trostlose Barbarei sich umbiegt.“

Es war Bitzius ergangen wie damals vielen redlichen Männern, die wegen einer Anzahl unsauberer Elemente, die sich der Fortschrittsbewegung beigemischt und den damit verbundenen Stürmen, verzweifelten an einer Politik, die sich nachher glänzend rechtfertigte, indem sie die Schweiz auf die Höhe einer mächtigen wirthschaftlichen und geistigen Entwicklung führte. Er aber glaubte, gegen den „Zeitgeist“ kämpfen zu müssen und that es mit der ganzen Liebe, aber auch dem redlichen Haß einer mächtigen Seele, und schrieb „nicht um Gunst und Gnade, sondern für das Volk, unbekümmert, schmecke es dem Volke süß aber bitter; er hält alle Schmeichler für niederträchtige Kreaturen, für den allerniederträchtigsten unter den Niederträchtigen aber den Volksschmeichler“. — Diese Stelle aus dem Vorwort eines seiner tendenziösesten Werke läßt errathen, wie er seinen Schriftstellerberuf auffaßte und ausübte.

Er war und blieb der Dichter seiner Heimath, die ihm die Welt war. Diese findet sich in dem Theile des Kantons Bern, der in der schweizerischen Hochebene liegt, einer welligen fruchtbaren Hügellandschaft, auf deren mächtigen Bauernhöfen sich eigentliche Bauerndynastien Jahrhunderte hindurch erhielten und große Reichthümer aufsammelten. Der Menschenschlag selbst ist eine Mischung allemannischer Art mit einem Tropfen burgundischen Blutes. Die Menschen sind von kräftiger, untersetzter Gestalt, langsamem, gutmüthigem, aber zähem Charakter, mit allen Vorzügen und Fehlern der bäuerlichen Rasse.

In seinen Werken gibt Gotthelf ein Bild dieses gesammten bäuerlichen Lebens, so treu und vollständig wie nur die Wirklichkeit selbst ist. Das läßt sich ohne alle Kühnheit behaupten: So tief und so vollständig wie er, ist weder vor noch nach ihm kein Schriftsteller in die Kenntniß des Volkslebens eingedrungen. Auf den „Bauernspiegel“, der gleichsam das Programm seines Lebenswerkes war, folgten 1838 und 1839 die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ die ein getreues und werthvolles kulturhistorisches Bild der Schulzustände seiner Zeit bleiben, aber auch außerdem als lebensvolles poetisches Werk wirksam sind. Besonders das „Mädele“ ist darin eine von Gotthelf's gelungensten und rührendsten Frauengestalten.

Sein Meisterwerk ist der 1841 erschienene Roman „Uli, der Knecht“. Er schildert, wie ein etwas leichtsinniger Knecht durch seinen braven Meister auf den rechten Weg gebracht wird und es durch viele Hindernisse hindurch zu einem vortrefflichen Weibe und dazu bringt, einen Bauernhof zu pachten. Der Roman entrollt ein an Charakteren und Handlung reiches vollständiges Gemälde des Lebens auf einem großen Bauernhof. Er enthält am wenigsten störendes Beiwerk und ist durch große Partien hindurch die reine realistisch-typische Schönheit.

Die folgenden größeren Werke beschäftigen sich mehr mit den Schattenseiten des Volkslebens und den wirthschaftlichen Zuständen und sind durchaus voll Tendenz. Schon 1840 war die „Armennoth“ erschienen. Es folgten in rascher Reihenfolge die größeren Erzählungen: „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht.“ (1843). Im Auftrage der Regierung schreibt hier Gotthelf gegen die Kurpfuscherei. Prachtvolle Charaktere und reiche Handlung zeichnen das Werk aus. 1846 erschienen „Der Geltstag oder die Wirthschaft nach der neuen Mode“ und „Jakobs, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz“ In dieser großen Erzählung schildert Gotthelf das revolutionäre Treiben des „jungen Deutschland“ und der deutschen Handwerksvereine vor dem Jahr 1848 in der Schweiz. „Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth“ (1847) ist ein rührendes Bild genügsamer Armuth. Als die Fortsetzung von „Uli, der Knecht“ erschien 1849 „Uli, der Pächter“ und 1850 „Die Käserei in der Vehfreude“, ein Bild des bäuerlichen Genossenschaftswesens; 1852 „Zeitgeist und Bernergeist“, das am meisten politisch-heftige Ausfälle enthält. Sein letztes Werk waren die mit seinem Herzblut geschriebenen „Erlebnisse eines Schuldenbauers“ (1851).

Zwischen diesen Werken größern Umfangs waren nach eine Anzahl kleinere Erzählungen und Novellen erschienen. So „Die Wassernoth im Emmenthal", die grauenvolle, packende Geschichte: „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen" und die an großartigen Phantasien und Visionen das Aeußerste leistende Geschichte „Dursli, der Branntweinsäufer". Die 1842—1844 erschienene Sammlung: „Bilder und Sagen der Schweiz" enthielt neben mehreren historischen Novellen die große Erzählung „Geld und Geist", die den Kampf der Liebe mit dem bäurischen Eigennutz schildert und als Gegensatz neben einen dämonisch großen bäuerlichen Geizhals ein schönes und anmuthiges Familiengemälde stellt.

Eine andere zweibändige Sammlung „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz" enthält etliche Erzählungen, die wahre Meisterwerke und Perlen der Erzählungslitteratur sind. Sie zeigen die geschlossenste Kunstform und nur geringe Spuren von Gotthelf's Fehlern. Gottfried Keller sagt über sie: „In jeder Erzählung Gotthelf's liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem Hermann und Dorothea, aber in keinem nimmt er nur den leisesten Anlauf, seinem Gebilde die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte." Einige zeichnen sich aus durch einen gesunden und kräftigen Humor, so „Wie Christen eine Frau gewinnt", „Michels Brautschau" und „Wie Joggeli eine Frau sucht". Wunderbar ergreifend, Gotthelf's schönste Erzählung, die aus dem Anmuthigen zum eigentlich Heroischen hinaufführt, ist „Elsi, die seltsame Magd".

Alle diese Werke enthalten einen ungeheuren Reichthum von zumeist typischen Charakteren des Berner Volkes. Aber nicht nur diese, die bäuerlichen Normalmenschen mit ihren Tugenden und Schwächen, gelingen Gotthelf, sondern ebensosehr die seltensten Originale, die die ländliche Einsamkeit hervorbringt. Nicht nur den Menschen, sondern jedem einzelnen Individuum hat Gotthelf ins Herz gesehen wie selten ein Dichter. Namentlich herrliche Frauencharaktere hat er eine ganze Reihe geschaffen.

Und wie weiß er seine Welt darzustellen! Er besitzt die dichterische Anschauung im höchsten Grade, arbeitet mit der Kraft und erreicht die Plastik des größten Künstlers. Szenen von der Kraft der berühmten Sterbeszene in Flauberts „Madame Bovary" hat Gotthelf die Menge geschaffen. Wo er sein bestes gibt, ist er ein großer Künstler, aber es sieht manchmal so aus, als verschmähe er, ein solcher zu sein. Man hat ihm sogar „protzenhafte" Verachtung der Kunst vorgeworfen. Mit Unrecht. „Die Dinge sind stärker als ich", schreibt er an Wolfgang Menzel. Neben der größten Kraft findet sich deshalb manchmal die weitschweifige Breite; von ästhetischen Rücksichten dann keine Spur. Dazu die in heftigen Ausdrücken überquellende mächtige Subjektivität des Moralisten und Patrioten. Alle diese künstlerischen Mängel haben dazu geholfen, Gotthelf's Werke — denen z. B. Berthold Auerbach's Dorfgeschichten gar nicht an die Seite gestellt werden können — in den Hintergrund zu drängen. Den Norddeutschen, die am meisten Sinn für die intime Poesie der Gegenständlichkeit haben, verdankte Gotthelf etliche Auflagen seiner Werke, bis er von Gottfried Keller verdrängt wurde.

Eine Vergleichung mit diesem berühmten Landsmann liegt nahe, umsomehr, als Keller wiederholt sich über Gotthelf äußerte. Anfänglich konnte er ihm nicht gerecht werden, da er ihm die konservativen Anschauungen und seine Polemik, sowie den Mangel des rein künstlerischen Sinnes nicht verzeihen konnte. Später aber bekennt er: „Nichts Geringeres haben wir in Gotthelf's Werken, als einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen poetischen Ur- und Grundstoffes, wie er dem Menschengeschlecht angeboren und nicht angeschustert ist. ... Gotthelf ist ohne alle Ausnahme das größte epische Talent, das seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte." Er preist „die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelf's, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Alter der Poesie erinnert."

Ohne alle Frage kann sich Keller mit Gotthelf an Kraft und Reichthum nicht messen. Es gab deshalb Verehrer Gotthelf's — der verstorbene Jakob Burkhardt in Basel gehörte dazu —, die ihn Keller vorzogen.

Jeremias Gotthelf's Schwächen sind weniger die Folge eines Mangels an künstlerischem Sinn, als des Unvermögens, seines Ueberflusses künstlerisch Herr zu werden. Zwar lassen sich die Betrachtungen, womit er die Handlung so häufig unterbricht, wohl ertragen; denn sie sind keineswegs Ausflüsse einer pfäffischen Denkweise, sondern einer allerdings konservativen, aber von wahrhaft christlichem Geiste getragenen Weltanschauung, sowie einer tiefen praktischen Lebensweisheit. Aber alles quillt bei ihm über. Sein Reichthum steht demjenigen Jean Paul's nicht nach, übertrifft ihn aber an Urwüchsigkeit. Von welcher Seite wir Gotthelf auch nahen, immer sind wir erstaunt über die großen Dimensionen, die sich uns darbieten. Wir erstaunen über so viel mächtige Naturkraft. In seiner Größe macht er durchaus den Eindruck des Genies!

Mag er deshalb zeitweise in Vergessenheit sinken, er wird immer wieder seine Gemeinde finden. Die bei Springer in Berlin erschienene Gesammtausgabe seiner Werke in 24 Bänden bildet in vielen Familien Deutschlands und der Schweiz einen wahren Schatz. In neuerer Zeit haben die „Vereine für Verbreitung guter Schriften" in der Schweiz viel gethan, Gotthelf dem Volke näher zu bringen. Sogar eine kongenial illustrirte Prachtausgabe nebst einer Uebersetzung derselben ins Französische (!) ist bei Zahn in Chaux-de-Fonds erschienen. Jetzt feiert der Kanton Bern, seine engere Heimath, sogar staatlich seinen hundertsten Geburtstag; die litterarische deutsche Schweiz bleibt dabei nicht zurück. Vielleicht fängt sie sogar bald an, ihn zu lesen.

Zürich. Fritz Marti.

Die Eröffnung des Großschiffahrtsweges nach Oberschlesien.

Am 21. September hat in Breslau die feierliche Eröffnung des um die Stadt herumführenden Großschiffahrtsweges stattgefunden, womit, da die Kanalisirungsarbeiten der oberen Oder, der Bau der großen Schleusen in Brieg und Oppeln schon wesentlich früher fertig gestellt werden konnten, die letzte Schranke gefallen ist, welche den großen Oderkähnen bisher den Weg nach der oberen Oder versperrte. Es ist nicht uninteressant, daß — als der große König, der Schlesien dem preußischen Staat gewonnen hat, die Oderwasserstraße dem Verkehr wirklich nutzbar zu machen suchte — auch das gerade in den beiden hohen Staustufen (Mühlenwehren) Breslaus bestehende, letzte faktische Stapelrecht zuletzt beseitigt wurde, indem es erst nach seinem Tode 1793/94 zur Eröffnung der neben den Wehren angelegten Schleusen kam, nachdem die Staustufen von Kosel, Brieg und Ohlau schon ein Jahrzehnt früher durch Schleusen umgangen worden waren.

Die Oderschiffahrt früherer Jahrhunderte hat nie eine große Bedeutung gehabt; der sich selbst überlassene, im leicht erodirbaren, diluvialen Flachland strömende Fluß verlegte ständig sein Bett, tief in unendlichen Krümmungen, zahlreichen Armen, die in trockener Jahreszeit kaum Flößen den Weg erlaubten, und die vielen Staustufen für Mühlenzwecke hemmten die Schiffahrt auch zu Zeiten besserer Wasserstände; waren doch vielfach nicht einmal Schiffsdurchlässe in denselben, an Schleusen war natürlich in früherer Zeit gar nicht zu denken. Allein unterhalb Breslaus

bis Krossen gab es 14 Wehre, 1740 noch 8, deren letztes das von Beuthen a. O., das nicht einmal eine Schleuse, sondern nur einen Schiffsdurchlaß (Malätschenrinne) hatte, erst 1856 fiel. Die Schiffe, in denen die Mönche von Leubus aus Guben und Lebus den Endpunkten der Salzstraßen Salz, von Stettin die Fastenspeise den Hering holten, hatten die Tragfähigkeit eines kleinen Waggons (10 t) und wenn auch Breslau seinen Kalk von Oppeln, seinen Holzbedarf zum Theil aus den oberschlesischen Wäldern auf dem Wasserweg bezog, so geschah dies nur auf Flößen. Als unter den Jägerndorfer Hohenzollern der oberschlesische Bleierzbergbau blühte, benutzte weder das Blei, noch das für die durstigen Berg- und Hüttenleute unentbehrliche Bier, der „Breslauer Schöps", den Wasserweg; beide für damalige Zeiten sehr beträchtlichen Massenartikel mußten den Landweg nehmen. Nur in den für Schlesien zahlreichen und langen Perioden kriegerischer Unruhen — wenn die Landstraßen allzu unsicher waren — gewann die Wasserstraße eine größere Bedeutung, da man dort den Ueberfällen der Schnapphähne nicht ganz so ausgesetzt war.

Etwas lebhafter wurde der Oderverkehr, als der große Kurfürst durch den „Großen Graben" (Friedrich-Wilhelms-kanal) eine Verbindung mit der Spree und damit der Havel und Elbe schuf, aber nur auf die meist kurzen Perioden der Hochwasserstände beschränkte sich der Verkehr; entnehmen wir doch einem Bericht des Stettiner Schiffers Thielmann aus dem Jahre 1724, daß in Sommerszeit kaum ein lediger Kahn aufwärts bis Oderberg (in der Mark an der Einmündung des Finowkanals) schwimmen könne.

Wenn auch schon König Johann 1337 die ersten Stromregulirungsvorschriften erließ, so beweist schon der Umstand, daß sie bereits 1349 und 1355 erneuert eingeschärft werden mußten, am besten, daß sie nicht ausgeführt wurden; in der That legten sie auch den Anliegern Lasten auf, die diese nicht zu tragen vermochten.

Erst mit Friedrich dem Großen beginnt die Geschichte der Oderregulirung. Sein klarer Blick erkannte, daß es galt, dem Wasser einen rascheren Ablauf zu verschaffen, um einerseits durch Austrocknung der Brüche und Sümpfe nutzbares Land zu gewinnen, andererseits der Schiffahrt einen brauchbareren Weg zu schaffen. Mit welcher Energie er vorging, beweist am besten die Thatsache, daß von 1740 bis 1817 die Länge des Oderlaufs auf der preußischen Strecke von 822 auf 667 km verkürzt wurde, während sie gegenwärtig 635 km beträgt.

Der Erfolg war freilich für die Trockenlegung der Brüche ein größerer, als für die Schiffahrt; die Hydrotechnik war nicht genügend entwickelt, um überall die richtigen Dimensionen für das Flußbett in Anwendung zu bringen; vor allem man sorgte nicht für eine genügende Befestigung der Ufer, an denen der Strom bei Hochwasser nagte, sie abbröckelte und dem Fluß fortwährend neue Sandmassen zuführte. Immerhin ist man heut doch zu sehr geneigt die damaligen Arbeiten zu unterschätzen; thatsächlich nahm in Folge derselben die Schiffahrt einen erheblichen Aufschwung; so nahm die Ladefähigkeit der Schiffe successive zu: 1819 betrug sie 20—25 t, 1839 bereits 75 t; bei 1,26 m Tiefgang, wobei freilich die Schiffer mit Rücksicht auf die lange Dauer der Schiffsreisen und die stark wechselnden Wasserstände meist nur $^1/_3$ Ladung nahmen. Wie unsicher die Reisen waren, zeigt deutlich das Beispiel zweier Schiffe aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, die in Gleiwitz im Oktober Kohlen geladen hatten, aber, da der Winter hereinbrach, bereits im Klodnitzkanal einfroren; als der Kanal im Frühjahr glücklich aufthaute und sie auf die Oder kamen, fiel das Wasser so rasch ab, daß sie noch oberhalb Oppelns „versommern" mußten; der Herbst brachte kein Wachswasser und erst im Frühjahr des darauf folgenden Jahres erreichten sie ihren Bestimmungsort Breslau.

Für uns ist es schwer zu begreifen, wie bei solchen Verhältnissen die Schiffahrt einen größeren Verkehr bewältigen konnte und doch erreichte er in den 40er und 50er Jahren für damalige Verhältnisse sehr hohe Ziffern; in den günstigsten Jahren hat der Breslauer Oberwasserverkehr $2^1/_2$—3 Millionen Ctr. (ausschließlich Floßholz) erreicht und in dem niederschlagreichen Jahr 1855 dürfte er wohl die stattliche Ziffer von 7 Millionen Ctr betragen haben; gingen doch in diesem Jahre 697 Kähne allein nach Berlin und Hamburg. 1856 kam der erste Dampfer von Stettin nach Breslau, aber regenarme Jahre folgten, die Oder mit ihrem geringen Niederschlagsgebiet hatte zu wenig Wasser um den beladenen Kähnen die Fahrt zu ermöglichen. Es kam ferner hinzu, daß der Schiffahrt ein übermächtiger Gegner in den Eisenbahnen entstanden war; für die Verbesserung der Ströme als Schiffahrtsstraßen war nichts geschehen; gegenüber den mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik arbeitenden Eisenbahnen vermochte sie um so weniger sich zu behaupten, als sie für die Hauptfrachtartikel — Kohle, Metalle — eine erhebliche Vorfracht zu tragen hatte und der Umschlag von Bahn zu Wasser und umgekehrt nicht möglich war. Unter dieser Einwirkung gingen bereits 1863 nur noch 263 Kähne nach Berlin und Hamburg und schließlich wurde der Verkehr so unbedeutend, daß es sich nicht mehr verlohnte ihn statistisch festzustellen.

Es war ein Glück für die Oderschiffahrt, daß die Vernachlässigung des Stromes sich dadurch rächte, daß er sein Bett verlegte, Ueberschwemmungen zeitigte. Im Zeitalter der Eisenbahnen hielt die öffentliche Meinung die Binnenschiffahrt wenigstens auf der Oder für einen überwundenen Standpunkt und man lachte über die sonderbaren Schwärmer, die für Hebung der Flußschiffahrt eintraten. Aber das Landeskulturinteresse forderte dringend die Festlegung des Strombettes, eine gesicherte Vorfluth.

Bereits 1819 hatte Eytelwein die Buhnenregulirung als die für die Oder allein brauchbare Regulirungsmethode bezeichnet; der um Preußens Stromregulirungen hochverdiente Oberbaudirektor Hagen hatte später das Gleiche verlangt und in ausgezeichneter Weise wissenschaftlich begründet; erst unter ihm entschloß man sich in den Jahren 1844—49 auf einer noch nicht drei Meilen langen Strecke einen Versuch zu machen; der Erfolg auf derselben war ein ausgezeichneter und so entschloß man sich langsam an ein oder der anderen Stelle in gleicher Weise vorzugehen. Doch diese planlose stückweise Regulirung half wohl auf der regulirten Strecke, machte das Uebel unterhalb derselben aber nur stärker.

Endlich, im Jahre 1874 — die Oderschiffahrt war beinahe ganz eingeschlafen — entschloß man sich zur planmäßigen Buhnenregulirung und setzte zur einheitlichen Durchführung derselben die Oderstrom-Baudirektion ein, deren Wirkungskreis 1879 auch auf die obere Oder ausgedehnt wurde; entsprechend der Wassermenge, welche der Strom bei Mittelwasser führte, wurde die Strombreite zwischen den Buhnenköpfen, der Niedrigwassermenge entsprechend zwischen den Vorlagen (Stromschwellen) bemessen.

„Die Beförderung der Vorfluth oder die Verhinderung der Versumpfungen ist der wichtigste Zweck der Stromregulirung" (Hagen, Wasserbau Th. II, Bd. 1 § 20). „Je mehr die Stromregulirung ihren Zweck erreicht, der Landwirthschaft durch eine Vorfluthrinne zu dienen, um so mehr nutzt sie auch der Schiffahrt. Letztere ist der Prüfstein für eine ordentliche Vorfluthrinne". (Mittheilungen der Oderstrombauverwaltung, Breslau 1897. Ab. Stenzel.)

Diese Worte können nicht oft genug den Agitatoren des Bundes der Landwirthe vorgehalten werden, welche mit den Kosten der Stromregulirungen das Konto des „unproduktiven, die heimische Produktion schädigenden Handels" belasten; sie können nicht oft genug den Majoritäten des preußischen Landtages wiederholt werden, welche die Regierung zur Abgabenerhebung auf den Strömen drängen.

II. Die wirthschaftliche Bedeutung der Oderregulirung.

Der Erfolg der Oderregulirung beschränkte sich nicht auf die Beförderung der Vorfluth; er kam auch der Schifffahrt zu Gute. 1879 als die planmäßige Regulirung bereits 5 Jahre im Gange war, belief sich der Breslauer Wasserverkehr auf noch nicht 3 Millionen Ctr., 1886 bereits auf 13,6 Millionen Ctr., 1890 nach Eröffnung des Oder-Spreekanals stieg er auf 24¾ Millionen Ctr., hat in 1896 über 35½ Millionen Ctr. betragen und dürfte im laufenden Jahr wohl die 40 Millionen erreichen.

Freilich war an dieser enormen Steigerung des Verkehrs die Schifffahrt auf der oberen Oder fast gar nicht betheiligt: erreichte doch der Oberwasserverkehr noch 1894 wenig über 600 000 Ctr. Auf der Strecke von Kosel bis zur Neißemündung hat die Oder vielfach ein felsiges Bett, so daß sich der Fluß auch bei durchgeführter Buhnenregulirung dasselbe nicht tiefer graben kann; bei der geringen Wassermenge, die er in regenarmen Zeiten hier führt (beträgt doch das ganze Niederschlagsgebiet der Oder bei Kosel nur 8000 qkm) würde eine Niedrigwasserregulirung die Fahrrinne außerdem übermäßig einengen; die nöthige Fahrtiefe ließ sich hier nur durch künstlichen Stau erzielen, der durch 12 bei Hochwasser und Eis völlig nieder zu legende Nadelwehre erzielt wird; wenn hieraus für die Landwirthschaft auch kein direkter Vortheil resultirt, so ist doch durch verschiedene Durchstiche und namentlich durch die systematisch dabei durchgeführten Entwässerungen den angrenzenden Grundbesitzern auch ein Vortheil entstanden. Die eigentlichen Kanalisirungsarbeiten der oberen Oder waren im Spätherbst 1895 fertig gestellt, aber die alten Schleusen unterhalb der kanalisirten Strecke erlaubten nur finowmäßigen Fahrzeugen von höchstens 3600 Ctr. Tragfähigkeit den Verkehr; immerhin und trotz der unvermeindlichen Kinderkrankheiten, die jede derartige neue Wasserstraße zeigt, betrug bereits 1896 der Güterverkehr der oberen Oder rund 6 Millionen Ctr.

Nun ist das letzte Hinderniß gefallen; Schiffe von 450 t Tragfähigkeit können aufwärts bis Kosel gelangen, wohl schon im laufenden Jahr dürfte der Oberwasserverkehr 10 Millionen Ctr. betragen, er wird sich im Laufe der nächsten Jahre verdoppeln, verdreifachen; die weitere Zukunft wird hoffentlich noch eine größere Verkehrsvermehrung zeitigen.

Es kann als eine hervorragende Leistung deutscher Wasserbaukunst angesehen werden, einen Fluß von so geringem Niederschlagsgebiet — oberhalb der Neißemündung beträgt dasselbe nur 13 470 qkm, bei Breslau nur rund 20 000 qkm — zu einer so leistungsfähigen Wasserstraße umgewandelt zu haben*); je einfacher die hierbei zur Anwendung gebrachten Mittel erscheinen, um so schwieriger war die passende zweckentsprechende Verwendung derselben. Wie dankbar das in den Kreisen nicht nur der Oderinteressenten auch der Bevölkerung empfunden wird, das hat das eben gefeierte Fest deutlich gezeigt. Ging doch die Anregung dazu aus den Kreisen der Schifffahrttreibenden hervor, die ihre festlich geschmückten Dampfer dafür zur Verfügung stellten und gemeinsam mit den anderen Oderinteressenten die Hauptkosten des glänzenden Festes trugen.

Die Bedeutung der Kanalisirung der oberen Oder — wie das ganze Werk der Kürze halber genannt wird — beruht nicht ausschließlich in der Verkehrsmenge, die auf ihr transportirt wird; 30 Millionen Ctr. ist ein Quantum, das von mehr als einer größeren Kohlengrube Oberschlesiens gefördert wird, das der Förderungszunahme des oberschlesischen Reviers im Zeitraum eines Jahrfünfts entspricht, aber freilich, daß eine solche Mehrproduktion untergebracht werden kann, daß tausenden von Bergarbeitern damit Arbeitsgelegenheit geschaffen wird, die naturgemäß wiederum Konsumenten landwirthschaftlicher und industrieller Erzeugnisse sind, daß den Rhedern, Schiffern vermehrte Frachten zufallen, die neue Schiffe erfordern, Kohlen konsumiren ꝛc., alle diese die Produktion und Konsumtion steigernden Momente fallen weit mehr ins Gewicht. Vor Allem aber führt die Verbilligung der Frachten zu einer solchen der Produktionskosten namentlich für die unmittelbar an der Wasserstraße Belegenen und damit zu einer Erweiterung bestehender, zur Anlage neuer Betriebsstätten, die wiederum zahlreichen Menschen die Existenz ermöglichen. In der Nähe des Koseler Hafens sind schon mehrere, größere Fabriketablissements entstanden, weitere werden folgen. Die dortige Gegend, die bisher fast ausschließlich eine dünne landwirthschaftliche Bevölkerung ernährte, wird industriell bevölkert. In Oppeln plant man den Bau eines großen Umschlagshafens, in Breslau haben die städtischen Behörden 5½ Millionen Mark für den Bau eines städtischen Hafens bewilligt und die privaten Anlieger des Umgehungskanals beeilen sich Ladestellen an demselben zu schaffen; in einem Jahrzehnt wird auf den kahlen Aeckern jener Gegend ein industrieller Stadttheil entstanden sein. In Maltsch a. O. ist ein Umschlaghafen im Bau begriffen, der städtische Hafen in Neusalz a. O. wird am 11. Oktober eröffnet und die produktionsvermehrenden Wirkungen der Besserung der Oderwasserstraße zeigen sich an allen an der Oder belegenen größeren Ortschaften bis Stettin, an den am Oder-Spreekanal liegenden bis Berlin. Diese Wechselwirkung, diese Schraube ohne Ende in der Steigerung von Produktion und Konsumtion, das ist die größte Bedeutung jedes neuen Verkehrsweges, jeder Verbilligung der Frachten. Und wir im Osten, die wir in der Dichtigkeit des Bahnweges, in der Entwicklung der Industrie – einige Striche ausgenommen — so sehr hinter den anderen Theilen der Monarchie zurückgeblieben sind, müssen doppelt darauf bedacht sein, den Verkehr zu fördern. Wie kurzsichtig ist doch die Politik unserer ostelbischen Agrarier, welche die Wasserstraßen, Handel und Industrie bekämpfen, während sie doch Alles thun müßten sie im Osten zur Blüthe zu bringen, damit sie nah an den Produktionsstätten die Konsumenten fänden.

Aber auch die Legende von den Wasserstraßen, welche die Landwirthschaft schädigen, weil sie nur den Getreide-Import des Auslandes begünstigen, trifft wenigstens auf die Oderwasserstraße nicht zu; mehr als der sechste Theil des Breslauer Wasserverkehrs entfällt auf Produkte der heimischen Land- und Forstwirthschaft und Düngemittel, darunter allein 2,6 Millionen Ctr. Zucker, über ½ Millionen Ctr. Gerste, 140 000 Ctr. Hafer, 600 000 Ctr. Mehl, über 0,8 Millionen Ctr. Düngemittel u. s. f., so daß dem Werthe der Güter nach die Landwirthschaft im Oderverkehr vielleicht an erster Stelle kommt. Aber auch an der Verbilligung zahlreicher Konsumartikel ist sie vielfach in erster Linie betheiligt, so an solchen Massenartikeln wie Petroleum (0,8 Millionen Ctr.), Heringe (über 0,3 Millionen Ctr.), Kohle, so daß, wenn man überhaupt die Frage für berechtigt halten könnte, welcher Berufsstand hat von dieser Verkehrsanlage, die der Allgemeinheit dient, den größten Vortheil, man wohl sagen könnte: die Landwirthschaft.

Und doch — gerade das Verhalten der Agrarier im Abgeordnetenhause hat den Finanzminister ermuthigt, die neu eröffnete Wasserstraße mit Abgaben zu belasten, die zwar an und für sich nicht übermäßig hoch erscheinen, aber ungefähr dreimal so hoch sind, als die auf dem Dortmund-Ems-Kanal, einer Wasserstraße von ganz anderer Leistungsfähigkeit (für 700 t Schiffe und stete volle Ladung erlaubend) als die Oder mit ihren kleineren Schleusen, unregelmäßigen Wasserständen, Hochwasser- und Eissperren. Namentlich aber die Konkurrenzirung der Oderwasserstraße durch die

*) Besondere Verdienste um die Kanalisirung der oberen Oder haben sich erworben der frühere Oberbaudirektor Wiebe — gewissermaßen der intellektuelle Urheber des Werkes, der Decernent im Ministerium Geh. Oberbaurath Keller, der verstorbene Oderstrombaudirektor Geheimrath Pader, sein Nachfolger Geheimrath Peicheck und als Bauleiter der obern Oder Geheimrath Mohr, des Breslauer Großschifffahrtsweges Baurath Wegener.

österreichischen Bahnen, welche den Elbumschlag begünstigen, durch die preußischen, welche die Umschlagstarife hoch, die Konkurrenztarife niedrig setzen, erschwert die wirthschaftliche Ausnützung der Oderwasserstraße, verkümmert die segensreichen Folgen, die sie zeitigen könnte.

Obgleich der alle Hoffnungen stark enttäuschende Abgabentarif wenige Wochen vor der Feier bekannt wurde, hat man sich in Schlesien doch nicht abhalten lassen, das große Werk mit Freude und Begeisterung zu feiern; man sagte sich: das Werk bleibt, der Abgabentarif kann revidirt werden.

Noch eine große Bedeutung hat die Fortführung des Großschiffahrtsweges bis Cosel: Sie stellt sich dar als die Hand, die wir dem verbündeten Oesterreich und Ungarn entgegenstrecken, die unsere Freunde drüben ergreifen sollen, um die Donau mit dem norddeutschen Wasserstraßennetz in Verbindung zu bringen und so die Bande, die uns jetzt bereits verbinden, auch wirthschaftlich zu kräftigen. Kein Wort aus allen den vielen bei dieser Feier gehaltenen Reden hat deshalb so warme Zustimmung gefunden, als die Begrüßung der Vertreter der österreichischen und ungarischen Kanalvereine, der Wunsch, sie möchten bald die ihnen mit diesem Werk entgegengestreckte Hand ergreifen und in den Erfolgen unserer Binnenschiffahrt siegreiche Waffen für den Kampf um den Ausbau des österreichischen Wasserstraßennetzes entnehmen.

Breslau, den 25. September 1897.

Georg Gothein.

Holbein und Böcklin.

An irgend einem Tage des laufenden Jahres sind wahrscheinlich vierhundert Jahre verflossen, seitdem Hans Holbein, zum Unterschied von seinem gleichnamigen Vater und Kunstgenossen zubenannt: der Jüngere, in Augsburg das Licht der Welt erblickte; am 16. Oktober sind sicher siebzig Jahre verflossen, daß Arnold Böcklin, der Sohn des Tuchhändlers Christian Friedrich Böcklin und der Ursula Lippe, in Basel den ersten Schrei that. Böcklin hat in Basel gelebt bis zu seinem neunzehnten Jahre und dann wieder 1866—71, Holbein ist Basler Bürger geworden und von seinem achtzehnten Jahre ab, mit Unterbrechung, anderthalb Dezennien daselbst verblieben: kein Wunder, daß die Stadt sich gerüstet hat, die Jubiläen ihrer beiden großen Bürger würdig zu begehen. Vor einigen Tagen ist in der Kunsthalle eine Böcklinausstellung eröffnet worden, die in 34 Nummern alles aus schweizerischem und manches aus deutschem Besitze vereinigt; in einigen Tagen wird im Museum eine Holbeinausstellung eröffnet werden, die dem überreichen Schatze ständig hier ausgestellter Gemälde und Handzeichnungen etwa ein halbes Dutzend Meisterwerke aus Deutschland und England, sowie Reproduktionen sämmtlicher bekannten Holbeinsachen hinzufügt. Man kann einen Mann, der etwas zu sagen hat, nicht würdiger feiern, als indem man ihn zu Wort kommen läßt.

Basel ist eine uralte Stadt, die im vierten Jahrhundert zum ersten Male erwähnt wird. Wo ehedem Mauern und Gräben den Zugang sperrten, erstrecken sich heute angenehme Anlagen, außerhalb deren vornehme Villen aus schweigenden Parken hervorblicken. In der inneren Stadt aber mischen sich Altes und Neues. Große Miethskasernen, Ansätze zum modernen Palastbau, und dicht daneben schmale bemalte Häuschen, die als Wahrzeichen eine Zahl aus dem sechszehnten Jahrhundert tragen. Wenn man aus irgend einer anderen Stadt der deutschen Schweiz, etwa aus Zürich oder Bern, hierher kommt, wird einem der Unterschied sofort klar. Bern ist eine kleine alte Stadt, deren Laubengänge, vorspringende Fenstergitter und wunderschöne Brunnen Gemüthlichkeit und Stil besitzen; Zürich ist eine moderne Großstadt, der nur die Großstädter noch fehlen. Bern ist freundlich belebt, wenn zehn Menschen auf der Gasse gehen; Zürich ist öd und todt, selbst wenn Tausende sich durch die Bahnhofstraße drängen. Auch der Hausbesitzer wohnt in Zürich gleichsam nur zur Miethe. Basel dagegen zeigt ein rühriges modernes Leben in seinen engen und krummen Gassen, die manchmal an das Gäßchengewirr um den Wiener Stephansdom erinnern und die immer halb gesperrt sind, weil die alten Bauten sinken und neue an ihrer Stelle aus der Erde schießen. Aber man mag einreißen, so viel man will: ganz wird man den Geist der Vergangenheit doch nicht austreiben. Das Münster, das die erschütterndste Wandlung durchgemacht hat, deren die Geschichte wohl fähig war, das aus einem Tempel des alten orientalischen, prunk- und weihrauchliebenden, katholischen Himmelkönigs plötzlich zu einem Bet- und Predigthaus eines jungen nordischen, rationalistisch nüchternen Gottes geworden ist, dieses Münster steht mit seinen unteren Steinlagen seit Beginn des elften Jahrhunderts, seit den Tagen des zweiten Heinrich. Man wandelt auf historischem Grund und Boden; und dieses Gefühl verläßt einen auch nicht, mag man nun die kulturgeschichtlichen und kunstgewerblichen Sammlungen betrachten, die, originell und wirkungsvoll, in Schiff, Chor und Hof einer ehemaligen Kirche untergebracht sind, oder das Museum durchwandern mit seinem Reichthum an mittelalterlicher und moderner Malerei. Es muß von jeher viel Kunstliebe in Basel gewesen sein, verbunden mit patriotischem, opferwilligem Sinn der Bürger; der Zuwachs der Gemäldegalerie geschieht fast nur durch Schenkungen. Auch die Musik geht nicht leer aus, und Spohr, der 1816 hier gastirte, schrieb damals in sein Tagebuch:

„Da das Orchester, mit Ausnahme von vier oder fünf Künstlern, nur aus Dilettanten besteht, so war das Akkompagnement meiner Solapiècen besonders von Seiten der Blasinstrumente fürchterlich. Wie ist der arme Direktor Tollmann zu beklagen, der solche Musik das ganze Jahr anhören muß. Die guten Leute hier ergötzen sich noch an Kompositionen, die man in Deutschland schon zur Zeit der Pleiel'schen Epoche ungenießbar fand. Mozart, Haydn und Beethoven kennen die Meisten kaum dem Namen nach. Aber Freude haben sie an der Musik, und das Beste ist, sie sind leicht zu befriedigen. Denn so schlecht auch alle Orchestersätze in unseren Konzerten exekutirt wurden, die Leute waren doch zufrieden und meinten, das Orchester habe sich diesmal besonders ausgezeichnet. Selbst eine Bravourarie von Wenzel Muller, die ein Dilettant jämmerlich herausquälte, fanden sie köstlich."

Die Liebe zur Musik ist in Basel heute noch vorhanden; im Laufe der Jahre soll sie sogar Gegenliebe gefunden haben.

Gegen Abend stand ich hinter dem Münster auf der Pfalz und sah hinüber zu den blauen Schwarzwaldbergen. Ein leichter Regen ging nieder, unter mir rauschte der Rhein. Seit 1225 führt hier ständig eine Brücke über den Fluß. Wie Viele mögen unterdessen auf ihr gezogen sein, und in welchen Stimmungen! „Ins Elend" nannte der mittelalterliche Mensch die Fahrt in die Fremde, verwachsen wie er war mit dem Boden der Heimath, von dem abgelöst ihm eine Existenz unmöglich und unerträglich dünkte. Im Zeitalter des Humanismus, da mancher tüchtige Mann wandern mußte, kam dann ein anderes Sprüchlein auf: „Wo irgend ein gelehrter Mann seinen Sitz aufschlägt, da ist gute Heimath", sagt der italienische Dichter-Philolog Codrus Urceus. Die alte Rheinbrücke, wenn sie erzählen könnte, mag Manchen erblickt haben mit schwer bekümmertem Herzen und Manchen mit leichtem Sinn; Mancher auch mag hier von der Pfalz aus hinübergestarrt haben, bis ihm die Augen übergingen und die Nacht ihre Kappe über die Landschaft zog ... Leise rann der Regen an mir nieder ...

* * *

Hans Holbein ist ein vaterlandsloser Geselle gewesen. Mit achtzehn Jahren hat er Schwaben für immer verlassen. In fremder Stadt eingebürgert, hält er's auch hier nicht aus auf die Dauer. Unstät wandert er weiter und kehr-

nur zu vorübergehendem Aufenthalt wieder. Früh gebunden, läßt er Weib und Kind hinter sich. Endlich stirbt er in fernem Lande, im reifsten Mannesalter, nach einer großen und bedeutsamen Lebensarbeit, ein Opfer der Pest. Die Möglichkeiten des Lebens hat er so nahezu erschöpft. Aus Dürftigkeit ist er zu behaglichem Wohlstand, aus Niedrigkeit zu Ansehen und Ehre emporgediehen. Im einfachen Bürgerhaus ist er daheim und am Hofe von England. Der universalste und feinste Geist des Zeitalters ist sein Freund. Er hat die Reformation erlebt und im Bildersturm eigene Werke in Flammen aufgehen sehen. Er hat einem grausamen und wollüstigen Fürsten gedient und die Köpfe hochgestellter Staatsmänner und schöner Königinnen in den Sand rollen sehen. Alles in Allem: ein Künstlerdasein, an äußeren Erlebnissen und Anregungen so reich, wie nur eines; fragen wir dagegen nach den inneren Erlebnissen, so erhalten wir keine befriedigende Antwort. Wir haben keine Aufzeichnungen von seiner eigenen Hand; und was fremde aufgezeichnet haben, ist undicht, ja, vielleicht unwahr. Nun heißt es freilich, das Leben eines Malers liege in seinen Bildern, und deren hat Holbein viele gemalt, und von diesen vielen sind, trotz des Verlustes der Hauptwerke, eine genügende Anzahl auf uns gekommen, die alle erdenklichen Gegenstände in allen möglichen Techniken behandeln: heilige und profane Geschichte, Bildnisse, Entwürfe zu Fresken, zu Glasgemälden, zu Gold- und Waffenschmiedearbeiten, Buchillustrationen, Feder-, Tusch- und Kreidezeichnungen, Oelgemälde auf Holz, auf Papier und auf Leinwand. Aber eine Entwicklung tritt uns aus diesen Hunderten von Nummern nicht entgegen, kaum ein Fortschritt in der Technik; und von dem, was im Innern ihres Urhebers vor sich gegangen ist, verrathen sie nichts. Im Museum hängt ein Selbstbildniß des jüngeren Holbein, in farbiger Kreide gezeichnet, ein bewunderungswürdiges Werk, frisch wie am ersten Tag und wie am ersten Tage räthselhaft. Ein glattes Gesicht mit weichem, vollem Munde — man möchte auf einen geistlichen Diplomaten oder diplomatischen Geistlichen rathen — und darüber ein Augenpaar, das dir zu ergründen nicht gelingen wird. Es späht nicht in die Ferne, und es beschaut auch nicht sich inwendig; von beidem liegt etwas darin, und die Spannung, die sich daher über die oberen Partien verbreitet, gibt dem Ausdruck jenes Geheimnißvolle und Unfaßbare. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser geistreiche, unglückliche und ruhelose Mann dem Erasmus befreundet gewesen ist; die beiden mögen sich auch in dem verstanden haben, was für alle anderen bloß die Schrullenhaftigkeit großer Männer bedeutete, für den Buchdrucker Froben und für den Juristen und Bildersammler Amerbach gerade so gut wie für den wackern, frommen und kunstliebenden Bürgermeister Jakob Meyer zum Hasen. Eine gewisse Gleichgültigkeit gegen politische, religiöse und verwandte Dinge ist Erasmus und Holbein gemein. Man kann sich auch vorstellen, daß dieser Mann zu dem braven, beschränkten Eheweib wenig gepaßt haben mag; aber man kann sich nicht leicht vorstellen, daß er zu irgend einem andern Weibe gepaßt hätte, und wär's das gescheiteste und gebildetste gewesen. Ein Basler, Rudolf Ketterborn, hat unlängst versucht, Holbein in einer halbdichterischen Darstellung uns näher zu bringen; doch in dem fleißigen, irrenden und strebenden Künstler, den er uns schildert, finden wir den Meister mit dem abgründigen Auge, dem alten germanischen „Zwivel“ und der vielleicht nur zum Selbstschutz vorgeschobenen Kälte nicht wieder.

1515—26 und noch einmal 1528—32 hat Holbein in Basel gelebt und gewirkt. Zufällig sind uns einige Werke erhalten, die über seine Anfänge Aufschluß geben. Ein paar biblische Darstellungen, die im Amerbach'schen Katalog als erste Arbeiten von ihm bezeichnet werden; eine Madonna, die er wohl auf der Reise aus Schwaben für einen Konstanzer Domherrn angefertigt hat; aber auch das beiderseitig bemalte Aushängeschild einer Schule, Familienwappen, Buchdruckerzeichen u. dergl. Frühzeitig beginnt er, die Mitglieder der Familie Meyer zu porträtiren, dis er ihnen in der Darmstädter Madonna die Unsterblichkeit verschafft. Auch die übrigen Freunde porträtirt er: Froben, der nur in einer alten Kopie erhalten ist, Amerbach, vor allen aber Erasmus, von dem eine ganze Reihe Bildnisse existiren, darunter zwei in der Basler Galerie, das eine den schreibenden Gelehrten darstellend, das andere ein Medaillon, auf dem Erasmus Aehnlichkeit mit Voltaire zeigt. Von dem Vierundzwanzigjährigen stammt dann der Christus im Grabe, jener schauderhafte verwesende Jude, der den auch vor dem Aeußersten, dem Unnöthigen nicht zurückschreckenden Realismus des Künstlers am sichersten kennzeichnet. Als Realist steht Holbein unserer Zeit besonders nahe, und über seinen realistischen Bildnissen vergessen wir, daß er daneben die idealste deutsche Madonna geschaffen hat. Jedenfalls ist der realistische Zug vorherrschend in ihm; eine Darstellung aller Stände seiner Zeit, wie sie im Todtentanz gegeben ist, hat kein anderer alter Maler uns hinterlassen. In England hat sich Holbein dann ganz dem Porträt gewidmet.

* * *

Von Arnold Böcklin sind nicht weniger als vier Selbstbildnisse bekannt geworden. 1893: Kniestück (die anderen alle Brustbilder), en face, das graue Haupt mit der finster zusammengezogenen Stirn trotzig erhoben, Pinsel und Palette in der Hand, auf der Leinwand hinter ihm, als Bild im Bild, die Profillinie des Malers. 1883: bloß mit Schnurrbart, halb nach vorn gewendet, in der Hand das Weinglas, die andere Hand in die Seite gestemmt, die Brust fast gewaltsam herausgereckt — so ist er mit Gottfried Keller im „Pfauen“ in Zürich zusammengesessen. 1873: an eine Säule gelehnt, dahinter Ausblick ins Freie, langes schlichtes dunkles Haar und Bart, die Arme über der Brust verschränkt. 1872: der Künstler schaut für einen Augenblick von der Arbeit auf, ein fremder Ton hat sein Ohr getroffen. Sinnend blickt er aus dem Bilde heraus, doch er wendet sich nicht um; hinter ihm aber neigt sich grinsend und fidelnd der Tod. Die alten Todtentanzbilder Holbein's kommen Einem in den Sinn oder auch moderne Gedichte eines Detlev von Liliencron. In diesem Selbstporträt hat Böcklin eine Stunde aus einem jeden Menschenleben, ja das Menschenleben selbst symbolisch festgehalten. Wer kennt es nicht, jenes Grauen, das Einem sagt, daß mitten im höchsten Lebensgenuß, mag er nun Arbeit oder mag er Vergnügen heißen, der Fittich des Todes an Einem vorüberrauscht! Die gewaltige Phantasie und den starken Geist dieses eminenten Künstlers, in dem Bekanntes und Unbekanntes, Geschautes und Geträumtes, Natürliches und das unheimlich Dämonische in einanderlaufen, finden wir hier bereits vereinigt und in ihrer höchsten Vollendung.

Die ganze reiche Fülle von Schöpfungen, die Böcklin seit vierzig Jahren über die Welt ausgeschüttet hat, kann man in zwei Gruppen theilen. Einmal, und diese Stücke gehören vorwiegend der älteren Zeit an, Landschaften mit Staffage, so daß die Landschaftsstimmung in den Figuren widerkehrt. In eine wilde Felsschlucht setzt er etwa einen Anachoreten, in eine heroische Wald- und Wiesengegend das Jagdgefolge der Diana, neben eine einsame, melancholische Villa am Meeresstrande eine trauernde Frauengestalt und in eine sturmgepeitschte Gewitterlandschaft einen Mörder mit seinem Opfer, im Hintergrunde bereits die Furien auf der Lauer. Menschliches Leben, das der Natur angepaßt ist. Die Anpassung geht so weit, daß die Figuren in vielen Fällen mit der Gegend gleichsam verwachsen sind, geradezu etwas Vegetabilisches haben. Es hat mich frappirt, als mich neulich Jemand drauf aufmerksam machte, daß manche dieser stummen Gestalten in ihrer sanften Neigung an Birken erinnern, die vor dem Windhauch erzittern. Diese naturgewordene Menschheit leitet uns zur zweiten Gruppe Böcklinscher Werke über. Hier wird die Landschaft mit Wesen bevölkert, die weiter nichts sind, als eine Verdichtung der Natur selbst. Jetzt malt Böcklin Meerjungfrauen, deren schimmernde Körper um schroffe Klippen sich tummeln und jauchzend von ihnen herabstürzen, wie der myordraust und zurücksinkt. Oder er malt das

friedliche Meer, belebt von Tritonen und Najaden, in deren kalten, gefühllosen, bleiernen Augen die unheimliche Tücke und Grausamkeit des Elements sich spiegelt. Oder er malt Prometheus, als riesige Gewitterwolke über den Berg hingelagert. Oder er malt das Schweigen, wie es an heißem Sommertage auf phantastischem Reitthier lautlos den Wald durchzieht. Oder er malt das Schweigen, wenn es hörbar wird und den Hirten der Campagna in wilder Flucht auf- und davonjagt. Diese Böcklin'sche Natur ist beseelt, wie nur das alte Griechenland beseelt war: kein Hain, kein Baum, kein Quell ohne Lebewesen, in dem dessen Geist sich verkörperte. Und über allem ruhen Kraft, Heiterkeit, Lebensfreude. Aber es handelt sich um keine bloße Rekonstruktion antiker Mythologie: eine bilderschaffende Phantasie, so stark, so glühend und fruchtbar, wie die eines wirklichen Naturmenschen, zeugt hier ohne Anstrengung Symbole, die ihre eigene, fast hätt' ich gesagt: moderne Existenz führen. Selbst da, wo an einen speziellen Mythus angeknüpft wird, wie im Prometheus, erscheint er doch weitergebildet und eigenartig gewendet.

Es ist eine Armuth unserer Sprache, deren wir uns nur nicht bewußt geworden sind, weil uns bisher für eine neue Bezeichnung die so eigenartige Sache gefehlt hat, wenn wir angesichts solcher Werke von Landschaft und Landschaftsmalerei sprechen. Das Wort kosmische Dichtung und Philosophie wäre hier weit eher am Platze; schade, daß Dichtung und Philosophie in der Kunst so in Mißkredit gebracht worden sind. Böcklin wird gegen eine Mißdeutung schon dadurch geschützt, daß er ein so fanatischer Farbenmensch ist, dessen Streben von vornherein darauf ging, sich all dessen zu bemächtigen, was Fleiß und Erfahrung an künstlerischen Ausdrucksmitteln vor ihm aufgespeichert hatten, dann aber, durch Suchen und Experimentiren den überkommenen Vorrath selbständig zu vermehren. Die Basler Ausstellung, in der die Hauptwerke der letzten Jahrzehnte naturgemäß spärlicher vertreten sind, bietet eine Menge Arbeiten gerade von dem Schüler und werdenden Meister, die sein Ringen und Wachsen klar verdeutlichen. Aus dem Verschluß Basler Privathäuser sind bei dieser Gelegenheit Landschafts-, Baum- und Porträtstudien entlassen worden, die bis zum Jahre 1843 zurückgehen. Es lohnte sich, diese Blätter der Reihe nach gründlich zu besehen. Aber noch der dreiunddreißigjährige Böcklin findet es nicht unter seiner Würde, das weiche, zitternde, zärtliche Inkarnat Correggio's nachzumalen. Später wird er kühner, energischer, leidenschaftlicher in der Farbe, hier und da fast brutal. Die Spannung steigert sich da manchmal zur Ueberspannung. Wenn er ein Bild malt „Bergschloß, zu welchem mit rothen Mänteln bekleidete Krieger ziehen" und in der „Landschaft mit maurischen Reitern" sich ein ähnliches Thema stellt, so zeigt schon der erste Titel, daß es sich rein um Farbenprobleme handelt, im Wesentlichen kaum unterschieden von der Idee Whistler'scher Farbenarrangements, nur weitaus unaffektirter, natürlicher, gesünder. Vor die Frage gestellt, bis zu welcher Kühnheit Böcklin zu schreiten im Stande ist, denke ich immer in erster Linie an das „Schloß, von Piraten erobert und in Brand gesteckt". Hoch oben die brennenden Gebäude, nach vorn hin gewaltige Steinbogen, die den Meeresarm überbrücken, den Felsen herab auf schmalen Stufen die Räuber, Schätze und Weiber mit sich fortschleppend, und ganz im Vordergrund ein einzelner Mann in Roth, aufrecht im Boot stehend, von hinten gesehen, den assyrischen Bart in die Lüfte starrend, aufmerkend und gebietend. Dieser rothe Kerl ist ein fürchterliches Wagniß; doch es ist gelungen. Eine kolossale Stimmungsgewalt geht von dieser Darstellung aus.

Mit der Energie der Farbengebung kontrastirt aber bei Böcklin die Diskretion im Ausdruck menschlicher Gemüthsbewegung. Ich habe schon gesagt, seine Menschen erinnern manchmal an Bäume. Und wenn er die heftigste Erschütterung malen will, zeigt er uns nicht das Gesicht. Odysseus, der sich von der Nymphe Kalypso fortsehnt, kehrt dem Beschauer den Rücken; einzig in der eingezogenen Rückenlinie, die durch das enganliegende Gewand deutlich hervortritt, prägt sich der ungeheure Schmerz des Heimwehs aus. Nach Jahren der Ruhe und Liebe möchte sich der Dulder wieder dem schwanken Fahrzeug anvertrauen nach der Heimath, deren Empfang er doch nicht kennt. Max Klinger hat später Menschen mit so beredtem Rücken radirt.

Ich fühle wohl: nur ungeordnete, zufällige Eindrücke schreibe ich nieder, so wie sie mir in die Feder fließen. Allein einem Menschen wie Böcklin gegenüber bleibt doch alles Urtheil Stück- und Stümperwerk. Er ist die großartigste Erscheinung, die die Kunstgeschichte der Gegenwart kennt — ob man nicht einen weit größeren Zeitraum nennen müßte, wird sich erst noch zeigen. So viel aber können wir jetzt schon fragen: Sollte Böcklin weiter nichts sein, als eine kunsthistorische Persönlichkeit? ein großer Maler, wie viele vor ihm? Sollte in seiner einzigartigen Stellung nicht am Ende gar etwas Welthistorisches liegen? Darauf werde ich nächstens die Antwort suchen.

Basel, 26. September 1897.

Friedr. M. Fels.

Theater.

(Lessingtheater: „Tschaperl" von Hermann Bahr.)

Diese Komödie ist eine treppenwitzige Komödie. Ich möchte sie die Mehlspeis-Nora nennen. Die Heldin lebt im Mehlspeis-Milieu der Stadt Wien (Hermann Bahr hat sich diesmal als Oesterreicher verstellt) und sie verläßt zum Schluß, Trauer im Herzen, ihren Mehlspeis-Tyrannen. Dieser Gatte Lampl ist ein naiver Selbstling, ein Mehlspeis-Egoist, will sagen, im Grunde ein guter Kerl, bloß wichtigmacherisch, trotzig, eitel, und bei verletzter Eitelkeit brutal und taktlos. Außerdem ist er achtzehn Jahr älter als die Frau, auch von Geburt ein Plebejer, auch trinkt er allzuhäufig Cognak und ist bei großsprecherischen Phrasen unfähig zum Schaffen. Wuth erfaßt ihn, als seine Frau berühmt wird. Hier ist das zweite Thema dieses Stücks: die berühmte Frau. „Die berühmte Frau" war ja wohl der Titel eines deutschen Bühnenspiels vor Hermann Bahr? Auch Ludwig Fulda hatte ja wohl, vor Hermann Bahr, in dem neckischen Drama von der berühmt gewordenen Malerin und ihrem Privatdozenten die Qualen geschildert, die eine Berühmtheit der Gattin dem verdunkelten Gatten bereitet; er nannte es „Die wilde Jagd". Bei Herrn Bahr weiß man nicht: hat sein Stück einen leidenden Helden, — einen Mann, der unter dem Ruhm der Frau seufzt, oder hat es eine leidende Heldin, — eine Frau, die unter der Tyrannis des Mannes seufzt? Hat er Nora geschrieben, oder hat er Die wilde Jagd geschrieben?

Zum Schluß scheint es, daß er Nora geschrieben hat. Aber was für eine. Er zeigt eine Frau, die geistesgestört sein müßte, wenn sie nicht davonliefe. Denn wie in dieser Komödie alles dick und plump aufgetragen ist, so muß der Gatte gleich Ansichten folgender Art hegen: „Mit meiner Frau kann ich machen, was ich will! Ob ich ihr etwas erlaub' oder verbiet', das ist meine Sache, das geht kan' Menschen was an!" Offenbar um gegen solche Meinung Einspruch zu erheben und ein origineller Kopf zu sein, schrieb Bahr ein Drama. Der Gatte will eine Komposition dieser Frau in den Ofen stecken, wenn sie ihm nicht gefällt. Er verbietet die Aufführung, bloß weil es seine Laune will. Er erhebt sogar den Stock gegen die Gattin, und er mißhandelt sie thätlich. Excusez du peu. Es ist am Ende selbstverständlich, daß man einem solchen Lümmel den Rücken kehrt. Nur Bahr hielt es nicht für selbstverständlich, denn er schrieb ein Stück drum herum. Man fragt sich zum Schluß: „Na, und —?" Man weiß nicht, weshalb er sich mit vier Akten bemüht hat, um zu diesem Ziel zu gelangen. War hier das Ergebniß, das glücklich ermöglicht wurde,

nachdem er die Sensationen Europas und Asiens abgegrast? Muß man so viel durchkostet haben, um so bonal zu werden? Oder wollte er vorwiegend zeigen, wie der Ruhm unter liebenden Gatten Neid erweckt und Zerwürfnisse? Das Thema wäre von Doudet, dem Kenner der Künstlerehen, bei dem ein Sänger einmal die singende Gattin sogar auspfeifen läßt. Doch was er auch zeigen wollte: es ist böse Kapellmeistermusik. In höchstem Erstaunen sieht man diesen Geschmeidigen, diesen Feinen, diesen Witternden hier wie einen unbeholfenen Lehrling tappen und tasten — es wird in diesem Stück alles dreimal gesagt — und seltsam berührt neben der Plumpheit die gerissene Spekulation auf dicke Bühnenschlager. Bahr schreibt nicht bloß Szenen für Schauspieler: er schreibt den Schauspielern Szenen. Jeder bekommt ein Monologchen, ein Abgängchen, ein Auftrittchen. Man merkt immer gleich, wann so etwas einsetzt, wie in der Oper die Arie nach dem Rezitativ. So wahr dieses Stück kein Dichter, sondern ein Litterat geschrieben hat: so wahr wirkt es öde und widrig und qualvoll. Im Charakter des Gatten Lampl sind Ansätze zu echter Zeichnung. Hier würde man einem jungen Schriftsteller sagen können, daß er nicht ohne Begabung ist. Wir können also Herrn Bahr, wenn ihm das recht ist, zurufen: daß unser junger Freund sich mit der Zeit vielleicht gedeihlich entwickeln werde, wenn er bei den ersten Gehversuchen recht fleißig ist; daß dieser Anfänger, dieses junge Pflänzchen, vor allen Dingen eifrig bestrebt sein möge — und so weiter. Jedenfalls ist es peinlich, ihn bei solchen Arbeiten zu sehen. Denn was er sonst ans Licht gebracht, das hat er ziemlich gut gemacht.

Alfred Kerr.

Zeitschriften.

W. T. Stead's Character Sketch: Mark Twain.

(„Review of Reviews".)

Im Lesesaal des British Museum, diesem Sammelplatz aller großen und kleinen Geister unter den englischen Litteraten, begegnete man während des letzten Winters oft einem Manne, emsig über vergilbte Folianten gebeugt, an dessen interessanter Erscheinung man nicht ohne besondere Empfindung vorübergehen konnte. Er war breitschultrig, von Mittelgröße, und auf muskulösem Nacken saß ein Kopf, der den Geistesadel in jeder Linie verrieth. Stahlgraues Haar umrahmte in loser Fülle eine prächtig gewölbte, hohe Stirn, unter buschigen Brauen leuchteten ein paar Augen, die sich fest und scharf auf ihr Ziel richteten; eine fein geschwungene Nase, ein kräftiger Schnurrbart verliehen dem Gesicht etwas, ich will nicht sagen Martialisches, aber Jägerhaftes. Und ein Jäger ist der Mann, von dem wir reden, der freilich nicht mit der Büchse, sondern mit der Feder in der Hand pürschen geht, und dessen Wild, auf das er unbarmherzig losdrückt, die Menschen mit ihren lächerlichen, spießbürgerlichen Eigenheiten sind. Mr. Samuel Clemens kennt jetzt die Welt seit nahezu dreißig Jahren als einen echten Humoristen von Gottes Gnaden, als Mark Twain.

Mr. Stead widmet ihm in seiner „Review of Reviews" eine Charakterskizze, aufgebaut auf persönlicher Bekanntschaft mit dem Autor und eingehender Kenntniß seiner Werke, getragen von jenem Enthusiasmus, der Mr. Stead's schönste Eigenschaft ist und ihm stets einen weiten Leserkreis sichert, veranlaßt endlich durch eine neue Gesammtausgabe, welche die Verleger Mark Twain's soeben ankündigen. Durch dieselben sollen die Verhältnisse des Schriftstellers, dem der Bankrott eines Verlagshauses ähnlich wie einst Sir Walter Scott eine erdrückende Schuldenlast aufbürdete, gebessert werden. Eine Sammlung, welche amerikanische Zeitungen für Mark Twain veranstalten wollten, wurden von jenem bekanntlich abgelehnt. „Ich war froh," so schrieb er, „als Sie die Bewegung ins Leben riefen, denn ich war der Drangsal und Sorge der Schulden müde, aber ich sehe ein, daß es nicht statthaft ist, für einen Mann, dessen Lage nicht hoffnungslos ist, seine Bürde auf anderer Leute Schultern zu wälzen." Wir meinen, er hätte die Gabe, als einen Ehrensold der Welt, der englisch sprechenden Welt, annehmen dürfen. „Ich beanspruche für Mark Twain einen Ehrenplatz unter den Wohlthätern der Welt. Mark Twain hat keine Schlachten geschlagen, keine Universität gegründet, keine Reichthümer aufgehäuft, keine große Entdeckung auf wissenschaftlichem Gebiete gemacht, noch irgend ein unbekanntes Festland erforscht, aber er hat mehr gethan als all dies. Seit beinahe dreißig Jahren ist er hin- und hergegangen zwischen den Völkern der Erde, hat vielen eine glückliche Stunde gegeben, die Müden und Sorgenvollen ihre Leiden vergessen machen und frisches, duftendes Oel in die Flamme glücklicher Fröhlichkeit gegossen, die stets auf dem Altar eines jeden Heims brennen sollte". „Lediglich Menschen lachen machen", sagt Mr. Sauertopf, „lediglich die Rippen der Dummen kitzeln, daß sie wie Gänse kichern über die Tollheiten und Einfälle der Skribenten, das nennt Ihr einen Wohlthäter der Menschheit?" „Ja, wahrlich", antworte ich, „eine gesegnete Wohlthat, und eine, für welche all das Gold der Vanderbilts, könnte es uns angeboten werden, nur ein armseliger Tausch wäre!" So Mr. Stead.

Mark Twain hat einmal erklärt, der menschlichen Gesellschaft seien nur fünfunddreißig Verschiedenheiten des Humors bekannt. Er hat die meisten davon geübt, zuweilen unter recht melancholischen Umständen. Sagt er doch, als er 1871 die Leitung des humoristischen Theils der amerikanischen Zeitschrift „Galary" niederlegte, selber bitter: „Während der letzten acht Monate waren fast ohne Unterbrechung, Tag und Nacht, meine Kameraden Aerzte und Krankenpflegerinnen. Während dieser acht Monate hat der Tod zwei Glieder meines häuslichen Kreises geraubt und zwei andere böswillig bedroht. All das habe ich erfahren, und all die Zeit hindurch war ich kontraktlich verpflichtet, diesem Magazin humoristischen Stoff zu liefern." Manch deutscher Humorist hat ähnliches erfahren, es ist so oft dieselbe Geschichte.

Auch den sittlichen Ernst der Lebensauffassung hat Mark Twain mit allen echten Humoristen gemein. Dabei ist er von einer Thatkraft, einer Urfrische, die allein schon das Pfand für hervorragende Leistungen sind.

Die Sonnenseite seines Lebens ist sein häusliches Glück. Im Jahre 1868, als ein jung verheiratheter Freund ihn fragte, warum er nicht ans Heirathen denke, antwortete er tiefbewegt: „Ich denke daran. Ich liebe über alle Beschreibung das theuerste und beste Mädchen in der Welt. Ich glaube kaum, daß sie mich heirathen wird. Ich halte es nicht für möglich. Sie sollte nicht. Aber wenn sie es auch nicht thut, so werde ich doch immer überzeugt sein, daß das Beste, das ich je gethan, gewesen ist, mich in sie zu verlieben, und ich werde immer stolz darauf sein, daß ich versucht habe, sie zu erobern!" — Zwei Jahre später wurde die Dame, von der er sprach, seine Frau. Seit dem Hochzeitstage hat er niemals aufgehört, der Anbeter zu sein, den obiges Geständniß, obige demüthige Erklärung verrieth, wie jeder bezeugen wird, der ihn unter seinem Dache beobachtet hat. Seines Weibes Gesellschaft ist sein beständiges, höchstes Glück.

Von seinem Humor Proben anzuführen, ist keine leichte Aufgabe: die Wahl ist schwer und die Uebersetzung nimmt das Beste hinweg, denn die englische Sprache ist besonders glücklich in einer Fülle komischer und bezeichnender Wendungen. Daß eines seiner bekanntesten Bücher: „A Tramp Abroad" deutsche Sitte und deutsche Gewohnheiten zur Zielscheibe humoristischer Beobachtungen macht, wird ihm unser Publikum gewiß nicht entfremden. Seine Bücher sind voll von glücklichen Einfällen. Vom Oktober sagt er: „Oktober. Das ist einer von den Monaten, in denen es besonders gefährlich ist, an der Börse zu spekuliren. Die anderen sind: Juli, Januar, September, April, November, Mai, Juni, Dezember, August und Februar." Hier noch eine Bemerkung: „Erziehung ist Alles. Die Pfirsich war einst ein bitterer Mandelkern; Blumenkohl ist nichts als Kohl mit Universitätsbildung." Der Reiz des Unerwarteten ist besonders eines der Geheimnisse von Mark Twain's Humor und es findet sich fast noch häufiger in seiner Unterhaltung, als in seinen Büchern. Hier zum Schluß eine Anekdote, die dafür als Beispiel gelten mag. „Zufällig guckte ich eines Morgens nach dem Hause gegenüber, in welches vor Kurzem neue Miether eingezogen waren, und bemerkte etwas, das mich veranlaßte, schnell über die Straße zu laufen und folgende Ansprache zu einer Gruppe der neuen Nachbarn zu halten, die auf der Veranda saß. ‚Mein Name ist Clemens. Meine Frau und ich hatten beabsichtigt, Ihnen einen Besuch zu machen, um mit Ihnen bekannt zu werden. Wir müssen um Ihre Verzeihung bitten, daß dies noch nicht geschehen ist. Ich bitte ferner um Entschuldigung, daß ich auf diese ungenirte Art bei Ihnen eindringe, und noch dazu zu dieser Tagesstunde, aber — Ihr Haus brennt!'" Daß bei diesem Punkt die weitere Unterhaltung plötzlich vertagt wurde, ist unnöthig zu erwähnen.

London. A. Rutari.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 9. Oktober 1897. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In Neumünster hat unter Vorsitz von Geheimrath Hensen ein Parteitag der deutsch-freisinnigen Partei Schleswig-Holsteins stattgefunden. Er ist in jeder Beziehung vortrefflich verlaufen; er war sehr zahlreich aus der ganzen Provinz besucht, und er war vom besten Geiste beseelt. In ausführlichen Ansprachen von Prof. Hensen, Dr. Barth, Prof. Hänel, und von dem für die Sache des Freisinns so aufopfernd thätigen Chefredakteur der „Kieler Zeitung" Alexander Riepa wurden die allgemeinen politischen Gesichtspunkte und die spezielle Lage des Freisinns in der Provinz beleuchtet; es schloß sich hieran eine lebhafte Diskussion; und es konnte die erfreuliche Mittheilung gemacht werden, daß die bisherigen Abgeordneten Thomsen und Lorenzen zur Uebernahme einer neuen Kandidatur in ihren alten Wahlkreisen bereit seien. Für Kiel wurde die Kandidatur von Prof. Hänel proklamirt, der gleichfalls sich bereit erklärte, die Mühen eines Wahlkampfes nochmals auf sich zu nehmen. Es ist ihm das doppelt hoch anzurechnen, und dieser Wahlkampf muß mit ganz besonderer Energie betrieben werden, denn es wäre für unser parlamentarisches Leben ein großer Gewinn, wenn Prof. Hänel, ein langjähriger Führer der Fortschritts- und dann der freisinnigen Partei in das Parlament zurückkehrte. Endlich wurde für den IX. Schleswig-Holsteinschen Kreis der frühere Pastor und jetzige Hofbesitzer im Dithmarschen Hoeck als Kandidat aufgestellt. Herr Hoeck ist als ein durch und durch liberaler Mann bekannt; er ist redegewandt und man war der Ueberzeugung, daß er ganz besonders geeignet sei, den IX. Wahlkreis den Konservativen abzunehmen. Allseitig wurde schließlich bei den Verhandlungen eines betont; um die Reaktionäre und Agrarier in Schleswig-Holstein zu schlagen, sei es unbedingt nöthig, alle Freisinnigen und zuverlässig liberalen Stimmen zu einigen und für den Wahlkampf zusammen zu schließen. Herr Riepa faßte den Standpunkt der Versammlung in die Worte:

„Der Geist, in welchem die Verhandlungen hier geführt wurden und die soeben beschlossene Resolution muß der Volkspartei beweisen, daß es nur an ihr liegt, wenn bei den Wahlen eine volle Einigkeit nicht erzielt werden sollte. Wir sind jeder Zeit bereit, mit der Volkspartei über die eine oder andere Frage in Verhandlung zu treten, falls es von ihr gewünscht würde."

Leider hat dieses, wie man meinen sollte, selbstverständliche Programm auf der Gegenseite in einem besonders wichtigen Falle eine Berücksichtigung nicht erfahren.

Die Kandidatur des Herrn Hoeck für Oldenburg-Plön war auf einer Vertrauensmännerversammlung des Wahlkreises aufgestellt worden; an dieser Versammlung hatten auch die führenden Vertreter der Volkspartei im IX. Schleswig-Holsteinischen Wahlkreise Theil genommen und auch sie hatten bedingungslos für den Kandidaten Hoeck gestimmt, dem es überlassen bleiben sollte, welcher Fraktion er sich für den Fall seiner Wahl anschließen werde. Die Vertrauensmännerversammlung beauftragte zwei Herren, Stadtrath Meier und Herrn Kleine, die Kandidatur unter diesen Voraussetzungen Herrn Hoeck anzutragen. Statt dessen wußte es Herr Kleine so einzurichten, daß er allein zu Herrn Hoeck ging, und statt den Beschluß der Delegirtenversammlung auszuführen, verlangte er von Herrn Hoeck, daß er unmittelbar seinen Anschluß an die Freisinnige Volkspartei wenigstens als Hospitant erkläre; als dies verweigert wurde, stellte Herr Kleine einseitig als Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei Herrn Schmidt auf, so daß nun die folgende Situation sich ergibt: Das Mandat, das die Delegirtenversammlung Herrn Kleine ertheilt hatte, führt er nicht aus, und er stellt entgegen der Delegirtenversammlung Herrn Schmidt auf, während er selbst, wie der nunmehrige volksparteiliche Sonderkandidat Herr Schmidt, auf der Delegirtenversammlung für Herrn Hoeck gestimmt hatten.

Ueber diese Vorgänge ein Wort der Kritik zu verlieren, wäre von Ueberfluß.

Der hier in Kürze wiedergegebene Thatbestand ist von Dr. Barth auf Grund von Feststellungen an Ort und Stelle im „Berliner Tageblatt“ ausführlich veröffentlicht worden, worauf die „Freisinnige Zeitung“ erwiderte Herr Dr. Barth berichte nur nach Hörensagen; das Blatt schreibt:

„Abg. Dr. Barth veröffentlicht im „Berl. Tageblatt.“ eine längere Erklärung, welche die Vorgänge bei der Aufstellung der Kandidaturen in Oldenburg-Plön ganz anders schildert, als sie von uns berichtet worden sind. Abg. Dr. Barth berichtet nicht aus eigener Wissenschaft, sondern nach dem Hörensagen, offenbar auf Grund einseitiger Mittheilungen einiger in Neumünster anwesend gewesener Herren. Er bezieht sich auf die Vertrauensmännerversammlung, welche am Donnerstag in Neumünster stattfand. An derselben haben überhaupt nur acht Personen des Wahlkreises Oldenburg-Plön theilgenommen, darunter vier von der Freisinnigen Vereinigung. Es wurden mehrere Kandidaturen besprochen und nur eventuelle Beschlüsse gefaßt Namentlich wurde in Bezug auf die Kandidatur Hoeck noch eine nähere Klarstellung verlangt. Es ist unrichtig, daß die Kandidatur Hoeck „bedingungslos“ aufgestellt und von den Volksparteilern mit „beiden Händen acceptirt“ sei. Wie uns durch einen soeben eingetroffenen Brief eines Vertrauensmannes, der in der Versammlung anwesend war, noch einmal ausdrücklich bestätigt wird, ist die Kandidatur Hoeck von den acht Vertrauensmännern zwar einstimmig in Aussicht genommen, aber seitens der vier Volksparteiler nur unter Voraussetzung, daß Hoeck sich der Freisinnigen Volkspartei anschließen werde, und mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß man bestimmte Garantieen in Bezug auf Militär- und Marinefragen auch von ihm verlangen würde.“

„Unmittelbar nach dieser Konferenz einigten sich die Vertreter der Freisinnigen Volkspartei dahin, daß, falls Herr Hoeck die verlangten Erklärungen in Bezug auf Militär- und Marinefragen und in Bezug auf seine Stellung zur Freisinnigen Volkspartei nicht abgeben würde, alsdann der ebenfalls in Neumünster anwesend gewesene Hofbesitzer Schmidt als Kandidat der Freisinnigen Volkspartei aufgestellt werden solle.“ . . .

Diese Darstellung muß schon aus einem Grunde falsch sein; dieselbe Delegirten-Versammlung beschloß nämlich, daß im Falle Herr Hoeck eine Kandidatur überhaupt nicht annehmen sollte, Herr Bundies aufgefordert werden solle zu kandidiren, und auch dieser Vorschlag wurde unter Zustimmung von Mitgliedern der Volkspartei mit allen gegen eine Stimme angenommen; auch der jetzt von Seiten der Volkspartei aufgestellte Herr Schmidt stimmte für die Kandidatur Bundies. Welchen Werth aber hätte diese Abstimmung unter Zustimmung von Volksparteilern gehabt, wenn man auf jener Seite eventuell entschlossen war, Herrn Schmidt aufzustellen.

Herr Alexander Riepa erklärt denn auch mit voller Namensunterschrift in der „Kieler Zeitung“:

„Die „Freisinnige Zeitung“ wird einfach belogen. Da ich als Vertreter des geschäftsführenden Ausschusses der deutsch-freisinnigen Partei den Verhandlungen der Kreis-Delegirtenversammlung von Anfang bis zu Ende beigewohnt habe, so erkläre ich, daß die Darstellung des Herrn Abg. Dr. Barth Wort für Wort der Wahrheit entspricht.

Wenn von der „Freisinnigen Zeitung“ behauptet wird, „daß die Kreis-Delegirtenversammlung nur eventuelle Beschlüsse gefaßt und namentlich in Bezug auf die Kandidatur Hoeck noch eine nähere Klarstellung verlangt habe,“ so ist das vollständig erfunden.

Die Kreis-Delegirtenversammlung hat einstimmig Herrn Pastor Hoeck als den Kandidaten aufgestellt, unter der Voraussetzung, daß er als Kandidat aller Freisinnigen vor seiner Wahl sich nicht für eine bestimmte Fraktion entscheiden werde. „Garantien“ in Bezug auf Militär- und Marinefragen sind nur von einem Vertreter der Volkspartei, nicht von Herrn Hoeck, sondern von Herrn Bundies gefordert, welcher für den Fall, daß Herr Hoeck die Kandidatur ablehnen sollte, in Aussicht genommen wurde. Herr Bundies sollte sich von vornherein verpflichten, in diesen Fragen genau so zu stimmen wie die Volkspartei! Selbstverständlich hat Herr Bundies ein derartiges Ansinnen mit aller Bestimmtheit abgelehnt. Herr Kleine hat wohl gedroht, dem Herrn Bundies einen Gegenkandidaten stellen zu wollen, während Herr Pastor Hoeck auch von Seiten der volksparteilichen Mitglieder der Delegirten-Konferenz nicht mit einem Worte beanstandet, sondern bedingungslos als Kandidat aufgestellt ist

Uebrigens ist bei allen Verhandlungen auch von einsichtigen Mitgliedern der Volkspartei anerkannt, daß die Proklamirung einer einseitigen volksparteilichen Kandidatur die Möglichkeit eines Erfolges ausschließe.“

Auch der oben erwähnte Stadtrath Meier, der bei der Reise des Herrn Kleine zu Hoeck von Ersterem geflissentlich umgangen wurde, hat inzwischen der „Freisinnigen Zeitung“, die nicht aufhört, die öffentliche Meinung über den wahren Thatbestand zu täuschen, unter Berufung auf § 11 des Preßgesetzes eine Berichtigung zugehen lassen.

Charakteristisch für die Methode der Irreführung ist die neueste Ausrede der „Freisinnigen Zeitung“. Sie veröffentlicht einen Brief des Herrn Hoeck an den Abgeordneten Fischbeck vom 2. Oktober, in dem Hoeck die Aufforderung zu kandidiren, ablehnt. Dieser Absagebrief ist geschrieben nach der Unterredung mit Kleine, in welcher jener unter Verletzung seines Mandates Hoeck zu bestimmen suchte, sich schon jetzt für die „Freisinnige Volkspartei“ zu verpflichten. Hoeck erklärte, er kandidire nicht, wenn man von ihm „Kadavergehorsam“ verlange, und schrieb dann unmittelbar den Absagebrief an Fischbeck. Sobald er erfuhr, daß er von Kleine über den wahren Beschluß der Delegirtenversammlung getäuscht sei, nahm er die Kandidatur an.

In der „Freisinnigen Zeitung“ behauptet man, der Zwiespalt sei in den Wahlkreis von Außen hineingetragen worden. Wenn an einem Beschlusse festgehalten wird, den alle lokalen Delegirten einstimmig gefaßt haben, so nennt man das Störung von Außen.

Das Vorgehen zur Beseitigung der Kandidatur Hoeck der seitens aller Freisinnigen nicht etwa auf einseitiges Betreiben der Freisinnigen Vereinigung aufgestellt wurde ist damit klargestellt.

Aber ist denn nun etwa Herr Pastor Hoeck ein Mann von schwächlicher liberaler Gesinnung Darüber gibt ein Umstand Auskunft. Herr Abgeordneter Eugen Richter hat sich selbst einmal schriftlich an Herrn Hoeck gewandt, um ihn zur Uebernahme einer Kandidatur zu bewegen, und genau diese Bitte wurde Herrn Hoeck neuestens wiederum von dem Herrn Abgeordneten Fischbeck, der zum geschäftsführenden Ausschuß der Freisinnigen Volkspartei gehört, vorgetragen. Wenn auch Freisinnige, die nicht zur Freisinnigen Volkspartei gehören, sich für eine solche Kandidatur gewinnen ließen, so dachten sie erklärlicherweise der Sache des friedlichen Ausgleiches zu dienen. Aber die einzige Thatsache, daß Herr Hoeck es ablehnte, sich sogleich für die Freisinnige Volkspartei verpflichten zu lassen, daß er sich eine Entscheidung vorbehielt, genügte, unter Bruch des Beschlusses der Delegirtenversammlung einseitig eine volksparteiliche Kandidatur dem freisinnigen Kandidaten Hoeck entgegen zu stellen, zur Freude der Agrarier und Reaktionäre

Wenn wir auf diesen Vorfall mit dieser Ausführlichkeit eingegangen sind, so geschieht es nur, um an einem schlagendem Beispiel die Gefahren nachzuweisen, denen die Linke ausgesetzt ist. In diesem Falle ließ sich mit völliger Klarheit nachweisen, wo die Friedensstörer sind. Heute sind wir von den Wahlen noch glücklicherweise so weit entfernt, daß nicht jede Hoffnung auf eine Aenderung solcher Taktik aufgegeben werden muß, bei der auch die einfachsten Grundsätze von Treu und Glauben in so flagranter Weise verletzt wurden.

In Hamburg hat die deutsche Sozialdemokratie ihren Parteitag abgehalten.

Die Maifeier, die einmal die Welt in so große Aufregung versetzt hatte, ist heute bereits zu völlig belangloser Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Hamburg beantragte sogar „von der Arbeitsruhe abzusehen“, und an die Stelle der Kraftprobe, die der Welt zeigen sollte, daß Alles still steht, wenn die Sozialdemokratie es dekretirt, ist ein harmloses Arbeiterfest getreten, das dort gefeiert wird, wo das ohne Schwierigkeiten sich durchführen läßt.

Dann war es bemerkenswerth in welcher Weise ausdrücklich die Sozialdemokratie zur Armee Stellung nahm:

„Die Sozialdemokratie wahre ihre Angehörigen stets und ständig ihren Ansichten innerhalb des Heeresverbandes Ausdruck zu geben. Eine Partei, die beinahe zwei Millionen Wähler zähle und die Hoffnung hege, diese Zahl der Anhänger bei den nächsten Wahlen noch bedeutend zu vermehren, müsse natürlich auch Anhänger innerhalb des stehenden Heeres haben. Die Partei werde aber so taktvoll, wie bisher, auch weiter handeln, in dem Bewußtsein, daß mit jeder weiteren Ausbreitung der Partei auch der Heereskörper von dem „sozialdemokratischen Gift“ immer mehr „infizirt“ werden müsse.“

Ein solcher Standpunkt legt von kluger politischer Besonnenheit Zeugniß ab, die auch die eigenen Aufgaben der Sozialdemokratie, an denen man natürlich fortarbeitet, unter einen größeren Gesichtspunkt als den des Fraktionsfanatismus zu stellen weiß.

In Bezug auf militärische Fragen wäre dann wohl noch zu erwähnen, daß man den Zwiespalt in der sozialdemokratischen Brust aufdeckte, als an die Frage der Bewaffnung gerührt wurde. Wir können den Militarismus doch nicht mit einem Schlage aus der Welt schaffen, sagte Bebel; müssen wir alsdann nicht dafür Sorge tragen, daß unsere Landeskinder, unsere Arbeiter dem Feinde so gut bewaffnet wie nur möglich entgegen treten? Daß diese Frage diskutirt und in dieser Knappheit gestellt wurde, ist wichtig in Bezug auf die erzieherische Wirkung, die es auch für die radikalste Partei haben muß, wenn sie in mitbestimmender Weise parlamentarisch thätig zu sein hat; eines vorausgesetzt: sie muß ein Gewissen haben.

Den Staatsanwälten, die manchmal behaupten, ein Sozialdemokrat fühle sich nicht durch Eid und nicht durch Ehrenwort gebunden, sei schließlich zur Beachtung die Thatsache empfohlen, die Bebel mittheilte. In der Budgetkommission war über die Artillerieforderungen auf Ehrenwort ein Schweigegebot proklamirt worden; uns überrascht es nicht, daß die Sozialdemokraten es hielten.

Endlich war der wichtigste Beschluß; die Sozialdemokratie wird dort, wo es geht, sich an den preußischen Landtagswahlen betheiligen und jene bürgerlichen Kandidaten eventuell unterstützen, die an der Aufrechterhaltung und Erweiterung der Volksrechte zu arbeiten bereit sind. Bravo!

Eine kleine Bemerkung, die auf dem Parteitag gefallen ist, soll schließlich noch hierher gesetzt werden, denn sie wirft ein helles Licht auf die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen über jene in Aussicht stehenden Marineforderungen, die man zuverlässig und in ihren Einzelheiten noch gar nicht kennt. Es war verlangt worden, daß die sozialdemokratische Parteileitung eine Broschüre über die „uferlosen Flottenpläne“ herausgebe; da sagt der Berichterstatter Pfannkuch in seinem Schlußwort:

„Was die Broschüre über die Flottenpolitik betrifft, so würde sie, falls die Frage wirklich akut werden sollte, herausgegeben werden. Erst müßten die Flottenpläne aber bekannt sein. ...“

„Das Flugblatt auszuarbeiten ist das wenigste, aber das Material muß doch erst vorliegen. Das Marinekabinet ist doch nicht so gefällig, uns vor allen anderen Sterblichen seine Pläne zur Kenntniß zu bringen. Liegen die Pläne vor, so wird bei unserer Wahlagitation genug davon die Rede sein“.

Das ist eine sozialdemokratische Ansicht. Die Freisinnigen dagegen sollen gezwungen werden, sich schon jetzt über in den Einzelheiten gänzlich zweifelhafte Flottenpläne die Hälse gegenseitig zu brechen. O beneidenswerthe Weisheit der Sozialdemokratie!

Griechenland und Spanien haben ein neues Ministerium. Die Opposition in Griechenland hat zwar noch einmal die Kraft gehabt, ein Ministerium zu stürzen; aber die Politik des letzten Ministeriums ist nicht beseitigt. Auch das neue Kabinet in Athen will den Frieden; eine andere Möglichkeit gibt es freilich für Griechenland nicht. In Spanien ist ein liberales Ministerium Sagasta ans Ruder gekommen. Ihm wird es jedenfalls leichter gelingen, wie schwer es auch sei, die Verwicklungen der kubanischen Frage zugleich den Vereinigten Staaten gegenüber zu lösen.

* * *

Zur Marinefrage.

Der Abgeordnete Eugen Richter legt in der „Freisinnigen Zeitung“ vom 7. Oktober seinen Lesern meinen Standpunkt in der Marinefrage dar und zwar an der Hand eines Berichts der „Kieler Zeitung“ über eine von mir am 3. Oktober in Neumünster gehaltene politische Rede. Ich habe dazu einige Bemerkungen zu machen:

Wenn man die Rede eines politischen Gegners einer so ausgiebigen kritischen Betrachtung unterzieht, wie das in diesem Falle betreffs meiner Neumünsterer Ausführungen zur Marinefrage geschehen ist, so scheint mir der Wunsch nicht ganz unbillig zu sein, daß man das Publikum, welches zur Verurtheilung aufgerufen wird, mit dem vollständigen corpus delicti und nicht bloß mit einigen herausgerissenen Sätzen bekannt macht. Ich möchte nicht in denselben Fehler verfallen und veröffentliche deshalb im Anhange dieser Entgegnung den unverkürzten Passus meiner Ausführungen über die Marinefrage nach dem Bericht der „Kieler Zeitung“, den ich als korrekt anerkenne, und ferner, ebenfalls unverkürzt, die Polemik gegen mich, die in der „Freisinnigen Zeitung“ daran geknüpft ist. Ich glaube, die bloße Zusammenstellung dieser beiden Schriftstücke wird den objektiven Leser bereits davon überzeugen daß es dem Verfasser jener Polemik nicht gelungen ist, den — wie ich meine — ziemlich einfachen Gedankengang meiner Rede klar zu erfassen. Vielleicht hätte er sein Ziel, der objektiven Wahrheit auf die Spur zu kommen, eher erreicht, wenn er darauf verzichtet hätte, seine Polemik mit allerlei Exkursen zu belasten, mittelst deren der Beweis geführt werden soll, daß ich heute über die Marinefragen ganz anders dächte, als früher, und daß insbesondere meine Ansprache in Neumünster vom 3. Oktober mit einer am 20. März 1897 im Reichstage gehaltenen Rede im stärksten Widerspruche stehe. In Wirklichkeit befinde ich mich heute noch genau auf demselben Standpunkte in Marinefragen, den ich im Frühjahre eingenommen habe: ich suche über die vorgelegten Pläne ein rein sachliches Urtheil zu gewinnen und lasse mich weder durch Redensarten, wie Paradeflotte und Weltpolitik, noch durch freundliches Zureden seitens der Regierungsorgane davon abbringen. Selbst die aus meiner Reichstagsrede vom 20. März herausgerissenen Stellen zeigen nicht den geringsten inneren Gegensatz zu den in Neumünster verlautbarten Ansichten. Sich darüber ein eigenes Urtheil zu bilden, ist dem geneigten Leser durch die im Anhange abgedruckten Schriftstücke Gelegenheit gegeben.

Wozu aber überhaupt das heiße Bemühen, einen solchen Gegensatz aus zweien meiner Reden herauszuinterpretiren? Herr Richter braucht diesen künstlichen Gegensatz, um seine Anhänger zu der Ueberzeugung zu bringen, die Freisinnige Vereinigung habe einen vollständigen Rechtsabmarsch vollzogen und die freisinnige Kirche sei allein in dem Hause des Herrn Richter zu suchen. Die Freisinnige Vereinigung soll diskreditirt werden als eine Gesellschaft von Politikern, die aus Schwäche oder aus Liebedienerei gegen die Regierung oder aus welch' anderen Gründen immer nicht qualifizirt sei, die Volksinteressen wahrzunehmen. Es ist mutatis mutandis dieselbe Methode, wie sie die Sozialdemokratie gegenüber der Freisinnigen Volkspartei zur Anwendung bringt, wenn sie von ihr als von einem Theile der reaktionären Masse spricht. Als stärkster Trumpf wird dann folgende Anklage ausgespielt:

„Nicht Kanitz für Kähne, wohl aber Freihandel oder gar Liberalismus für Kähne glaubt er (nämlich ich!) erhandeln zu können.“ Ich gestehe offen, daß, wenn sich Freihandel und Liberalismus „mit Kähnen erhandeln“ ließen, ich eine beträchtliche Anzahl „Kähne“ daran wenden würde. Aber welche kindliche Vorstellung vom politischen Leben gehörte zu der Idee, eine völlige Aenderung des Regierungssystems durch die Bewilligung von ein paar Kriegsschiffen erlangen zu wollen. Und das nun gar Angesichts einer Regierung, die aus einem fortgesetzten Schwanken nicht herauskommt und Angesichts eines Partei-

wirrwarrs, bei dem fast jede Regierungsvorlage neue Parteigruppirungen hervorruft.

Im Gegentheil, gerade die heillose politische Zerfahrenheit der Gegenwart läßt es mehr als je angezeigt erscheinen, statt der uns angedichteten „künstlich verschnörkelten Taktik" in Fragen der Landesvertheidigung die Politik der reinsten Sachlichkeit einzuschlagen. Die Grundsätze dieser Politik sind außerordentlich einfache: Vorurtheilslose Prüfung der Regierungsvorlagen; keine vorzeitige Verwerfung oder Zustimmung, solange man solche Vorlagen noch nicht genauer kennt und deshalb außer Stande ist, sie meritorisch zu prüfen; keine Stimmungsmacherei, für oder gegen, durch Ausgabe von verwirrenden Schlagworten; keine Irreführung der öffentlichen Meinung durch tendenziöse Zahlengruppirungen; keine parteipolitische Fruktifizirung von scheinbar populären Vorurtheilen. Wenn es zutreffen sollte, daß die „Volksstimmung" dieser Politik der Freisinnigen Vereinigung entgegensteht, dann würde ich erwidern: Um so nöthiger, daß sich aufrichtig liberale Männer finden, die versuchen, der Volksstimmung eine andere Richtung zu geben. Aber ich glaube, Herr Richter täuscht sich in diesem Falle über die wahre Volksstimmung genau so, wie er sich bisher in Fragen der Landesvertheidigung über die Stimmung der Bevölkerungskreise, die für die Freisinnigen in Betracht kommen, regelmäßig getäuscht hat, sobald die Volksstimmung einer ernsthaften Probe unterworfen wurde. Die Erfahrungen der Jahre 1887 und 1893 sind noch unvergessen. Was hat man uns damals Alles von der Volksstimmung erzählt. In beinahe 100 Wahlkreisen sollten 1893 die Aussichten der Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei nach den Prophezeiungen der „Freisinnigen Zeitung" treffliche sein; und das Resultat war, daß auch nicht ein Mandat im ersten Wahlgange errungen wurde und sämmtliche später gewählten Abgeordneten der Freisinnigen Volkspartei — um ein Richter'sches Diktum zu gebrauchen — „auf den Krücken anderer Parteien in den Reichstag humpeln" mußten.

Gerade in Fragen der Landesvertheidigung thut man gut, zwischen dem ersten Urtheil der Volksstimmung und dem zu unterscheiden, was der Amerikaner treffend the sober second thought nennt. Niemand zahlt gern Steuern und wer dem Volke vorstellt, daß billiger verwaltet werden könne, wird immer Zustimmung finden. Sollen die an sich gewiß berechtigten Grundsätze der Sparsamkeit aber bei Militär- und Marinefragen einseitig zur Anwendung gebracht werden, so zeigt sich nur zu häufig, daß die „Volksstimmung" umgeschlagen ist und das Volk lieber etwas mehr bezahlt, als auch nur das entfernte Risiko einer unzureichenden Rüstung laufen will.

Nun heißt es in der Polemik weiter: aber der Tirpitz'sche Plan ist denn doch zu stark; er stellt eine Ausgabe von 410 Millionen in 7 Jahren in Aussicht. Darauf antworte ich mit den — in der „Freisinnigen Zeitung" allerdings nicht wiedergegebenen — Worten meiner Neumünsterer Rede: „Ob bei gewissenhafter Prüfung der Regierungsvorschläge eine auch nur theilweise Bewilligung dieser Forderungen zu verantworten sein wird, bleibt eine offene Frage." Der sogenannte Tirpitz'sche Plan ist in allen Einzelnheiten bishernoch unbekannt. Er ist dem Bundesrath erst soeben zugegangen. Jetzt denselben bereits verwerfen, heißt von vorgefaßten Meinungen, aber nicht von sachlichen Erwägungen ausgehen. Ich bewillige zu Neu- und Ergänzungsbauten für die Marine auch jährlich 50 bis 60 Millionen, wenn ich mich von der Nothwendigkeit solcher Aufwendungen überzeugen muß, aber ich sträube mich gegen die Bewilligung jeder einzelnen Million, die mir sachlich unbegründet erscheint.

Es wird mir endlich der Vorwurf gemacht, daß ich dem Eintreten des Kaisers für die Marinepläne nicht gebührende Berücksichtigung schenke. „Dieses Eintreten" — so heißt es — muß dazu auffordern,

„es mit der Prüfung der Pläne um so schärfer zu nehmen, weil sich Niemand verhehlen kann, daß gegenüber der starken Einwirkung des Monarchen auf die Organe der Regierung zu Gunsten der Marine die Aufgabe der Volksvertretung bei der Vertheilung der Reichsmittel auf die einzelnen Ressorts nach der sachlichen Bedeutung derselben und nach der finanziellen Leistungskraft des Volkes sich um so schwieriger und verantwortlicher gestaltet".

Ganz meine Meinung! Und wenn Herr Richter es für angezeigt gehalten hätte, meine Rede seinen Lesern im Zusammenhange vorzulegen, so würden sie denselben Gedanken, in folgender Form zum Ausdruck gebracht, gefunden haben:

„Ich bin gewiß der Letzte, der bestreitet, daß in unserem gegenwärtigen Regierungssystem ein absolutistischer Zug steckt, der den Widerstand der liberalen Elemente der Bevölkerung herausfordert; aber je nothwendiger es ist, diesem absolutistischen Zuge wirksam entgegenzutreten, um so sorgfältiger sollte man es vermeiden, den Schein zu erwecken, als ob ein Vorurtheil die objektive Prüfung dessen, was für die Landesvertheidigung nöthig ist, beeinflussen könne."

Und endlich das Argument der sogenannten „Weltpolitik". Ich habe bereits im Reichstage, als die Phrase zuerst aufkam, versucht, die völlige Inhaltslosigkeit dieses Schlagwortes darzuthun, bei dem sich Jeder jedes und Jeder etwas anderes denken kann. Daß es bei uns nicht an abenteuerlichen Kolonial- und Flottenschwärmern fehlt, ist leider nur zu wahr. Aber man diskreditirt nur die berechtigte Opposition gegen die Phantastereien dieser Elemente, wenn man sie mit dem dehnbaren Begriff der Weltpolitik, unter den zugleich die bedeutsamsten Aufgaben einer Großmacht fallen, bekämpfen will.

Der Versuch, die Bevölkerung durch solche Phrasen das Gruseln zu lehren, ist genau so verfehlt, wie der Versuch, durch vorzeitiges Lamentiren über die riesigen Marineforderungen die Regierung zur Ermäßigung ihrer Forderungen bewegen zu wollen. Die politische Psychologie lehrt uns das gerade Gegentheil. Sobald die Regierung hoffen darf, bei dem Reichstage eine vorurtheilsfreie Prüfung zu finden, wird sie weniger geneigt sein, den Wünschen extremer Flottenschwärmer nachzugeben. Weiß sie im Voraus, daß es doch zu keiner Verständigung kommt, so kann sie sich auch den Luxus der übertriebensten Forderungen gestatten, indem sie sich zugleich den konfliktslüsternen Agrariern völlig in die Arme wirft. Ich acceptire deshalb allerdings die Behauptung des Herrn Richter, daß seine Auffassung über die Behandlung der Marinefrage von derjenigen der Freisinnigen Vereinigung beträchtlich abweicht. Daß sich seine Auffassung mit der Meinung der selbstständigen Elemente in der Freisinnigen Volkspartei deckt, ist mir dagegen schon zweifelhaft, denn die programmatische Formel des Nürnberger Parteitages besagt schlechterdings nichts und die Aeußerungen über die Marinefrage, wie wir sie gelegentlich in diesen Blättern aus der Vossischen Zeitung, der Berliner Zeitung, der Volkszeitung citirt haben, lassen die Annahme zu, daß Herr Richter gerade in dieser Frage mehr Widerstand gefunden hat, als er glauben machen möchte. Aber zwischen ihm und uns besteht gewiß ein Gegensatz, den zu verschleiern mir fern liegt; und zwar ein Gegensatz der Methode. Dieser Gegensatz der Methode, nicht der Gegensatz der Ziele, hat ja auch mehr als alles Andere dazu geführt, daß die Freisinnige Partei 1893 auseinanderbrach.

Th. Barth.

Anhang I.

Aus der Rede des Abgeordneten Dr. Barth, gehalten in Neumünster am 3. Oktober d. J. (nach der „Kieler Zeitung"):

„In Wirklichkeit hat der Liberalismus daran, daß die Landesvertheidigung in ausreichendem Maße stattfindet, genau dasselbe Interesse wie jede andere politische Richtung, wie die Regierung und der Kaiser. Ueber die Zweckmäßigkeit der einzelnen Forderungen und über die Nothwendigkeit von Verstärkungen können die Meinungen und werden die Meinungen oft genug auseinandergehen, aber zu grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten liegt an sich kein Anlaß vor.

Der Liberalismus muß verlangen, daß auch in der Armee und Marine volle Gerechtigkeit herrsche, daß nicht ein einzelner Stand bei der Auswahl der Offiziere bevorzugt werde, sondern daß die Tüchtigkeit allein bei der Anstellung und dem Avancement entscheide, daß auch aus konfessionellen Rücksichten keinerlei Zurücksetzung eintrete, daß Armee und Marine keinerlei Staat im Staate bilden, mit besonderen Rechten und Privilegien; — der Militarismus in diesem Sinne, der Militarismus, der Ausnahmerechte beansprucht, wird von jeder aufrichtig liberalen Partei bekämpft werden müssen; aber *die Frage, wie viel Mittel man glaubt auf die Landesvertheidigung verwenden zu müssen, hat mit Parteigrundsätzen an sich gar nichts zu thun.* (Lebhafter Beifall!)

Ich hebe diesen Punkt gerade besonders hervor, weil die Volksvertretung sich ja demnächst mit der Frage der Verstärkung der Marine zu befassen haben wird, und weil von gewisser Seite der Versuch gemacht ist, jedes etwaige Entgegenkommen gegen derartige Erweiterungspläne von vornherein als einen Abfall von den Grundsätzen des wahren Liberalismus zu diskreditiren. Ob bei gewissenhafter Prüfung der Regierungsvorschläge eine auch nur theilweise Bewilligung dieser Forderungen zu verantworten sein wird, bleibt eine offene Frage. Ich persönlich habe solchen Forderungen immer ziemlich skeptisch gegenübergestanden, auch noch bei den letztjährigen Anforderungen die beiden Kreuzer mit abgelehnt; — aber ich fühle mich durch meine freisinnigen Ueberzeugungen durchaus nicht behindert, auch Vorschläge, die über früher Gefordertes hinausgehen, sachlich zu prüfen. Das Ziel, Deutschland eine kleine, aber auf der Höhe der Leistungsfähigkeit stehende Kriegsflotte zu verschaffen, scheint mir durchaus vernünftig zu sein. Es kommt aber darauf an, wie der Plan im Einzelnen aussieht. Daß Deutschland finanziell außer Stande sei, eine kleine, aber ausgezeichnet leistungsfähige Kriegsflotte zu unterhalten, kann Niemand behaupten, ohne sich lächerlich zu machen. Daß aber die zur Deckung der Kosten etwa nöthig werdenden Steuern nicht auf die schwächeren Schultern gewälzt werden, das zu erreichen, wird sich gerade der Liberalismus angelegen sein lassen müssen. Bisher wird offiziös bestritten, daß überhaupt neue Steuern anläßlich der Marineforderungen in Frage kämen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß auch die ungleich höheren Mehrkosten, die aus der Einführung der zweijährigen Dienstzeit hervorgingen, trotz aller Unkenrufe der Gegner der Caprivi'schen Militärreform ohne jegliche finanzielle Mehrbelastung der ärmeren Klassen, das heißt ohne jede Erhöhung der Konsumsteuern gedeckt werden konnten, so braucht man in jener offiziösen Zusicherung noch nicht gerade eine falsche Vorspiegelung zu erblicken. Also kaltes Blut und nüchterne Prüfung. Wir brauchen uns von dieser rein sachlichen Prüfung auch nicht durch das Geschrei abhalten zu lassen, daß in solchen Bewilligungen eine Unterwerfung unter die Wünsche des Kaisers liege.

M. H. Je deutlicher die öffentliche Meinung zu erkennen vermag, daß es sich um sorgfältige, von *verantwortlichen* Fachmännern geprüfte Pläne handelt, um so eher wird die Bevölkerung auch geneigt sein, die Opfer für die Ausführung derartiger Pläne zu bringen. Und der Umstand, daß der Kaiser an der Durchführung solcher Pläne ein lebhaftes Interesse nimmt, darf keinen freisinnigen Mann dazu verführen, den Plänen von vornherein ablehnend gegenüberzutreten. Es ist gewiß verächtlich, aus Liebedienerei gegen die Wünsche des Monarchen das Staatsinteresse aus dem Auge zu lassen; aber es ist schließlich nicht minder schwächlich, aus Liebedienerei gegen eine wirkliche oder scheinbare Volksströmung einer Vorlage nur deshalb Opposition zu machen, weil man glaubt, der Kaiser stehe mit seinen persönlichen Wünschen dahinter. Ich bin gewiß der Letzte, der bestreitet, daß in unserem gegenwärtigen Regierungssystem ein absolutistischer Zug steckt, der den Widerstand der liberalen Elemente der Bevölkerung herausfordert; aber je nothwendiger es ist, diesem absolutistischen Zug wirksam entgegenzutreten, um so sorgfältiger sollte man es vermeiden, den Schein zu erwecken, als ob ein Vorurtheil die objektive Prüfung dessen, was für die Landesvertheidigung nöthig ist, beeinflussen könne.

Man hat, um die Marineerweiterungspläne von vornherein zu diskreditiren, die Sache auch so darzustellen gesucht, als ob die Erweiterung unserer Kriegsmarine einer sogenannten *Weltpolitik* dienen solle. Ich gestehe offen, daß ich mir unter dieser Redensart verzweifelt wenig denken kann. Versteht man darunter eine abenteuerliche Politik, so ist es selbstverständlich, daß ein liberaler Mann derselben mit allem Nachdruck entgegenzutreten hat; aber nicht jede Weltpolitik muß eine abenteuerliche Politik sein, und daß das Deutsche Reich an sich auch Weltpolitik treiben muß, kann meines Erachtens gar keinem Zweifel unterliegen. Wir wollen uns doch nicht hinter unseren Grenzen verkriechen; wir sind stolz darauf, mit aller Welt im Handelsverkehr zu stehen; wir freuen uns über jede neue Dampferverbindung, di[illegible]tschland mit irgend einem Theile der bewohnten Welt verknüpft; [illegible] freuen uns über jeden internationalen Vertrag, besonders über jede[illegible]adelsvertrag, der die Hindernisse, die sich dem freien Güteraus[illegible]e entgegenstellen, verringert. Gerade wir Liberalen sind nach u[illegible] Vergangenheit die natürlichen Träger einer derartigen Weltpoli[illegible] Unser Bestreben sollte nicht darauf gerichtet sein, diesen Zusammenhan[illegible]eutschlands mit der ganzen übrigen Kulturwelt zu lockern, den Einfluß Deutschlands auf die Geschicke der Welt zu verringern, sondern allein darauf, daß diese Weltpolitik auf vernünftige, werthvolle Ziele gerichtet werde und im Sinne des Fortschritts, der Aufklärung, der Freiheit und der Humanität zur Geltung gelange.

Ueberhaupt sollten gerade die Liberalen jeden größeren Zug in der deutschen Politik mit Wärme begrüßen; denn die politische Misère, über die wir alle klagen, ist ja zu einem großen Theile gerade auf die Kleinlichkeit und Armseligkeit politischer Ziele zurückzuführen. Wenn die politischen Kämpfe jahraus jahrein sich um die Frage drehen, wie man den Margarinefabrikanten im falsch verstandenen Interesse der Butterproduzenten das Leben sauer machen kann; ob es nicht möglich ist, dem Handwerk dadurch einen goldenen Boden zu verschaffen, daß man den leistungsfähigeren Konkurrenten belästigt und chikanirt; wenn große politische Schlachten geschlagen werden müssen, weil man die Rolle des Schutzmannes bei der Anwendung des Vereins- und Versammlungsrechts zu erweitern wünscht; wenn man erfahren muß, daß die weiten kolonialen Anläufe schließlich nur das Resultat zeitigen, daß ein paar von Größenwahn ergriffene Referendare Negerweiber auspeitschen lassen; wenn man ferner sieht, wie in unserem Parteileben die ödeste Zänkerei in einer geradezu widerlichen Weise Platz gegriffen hat: dann überzeugt man sich leicht davon, daß in unserer deutschen Politik gerade die Kleinlichkeit einen leider nur allzu breiten Raum einnimmt. Wenn wir durch eine Politik im größeren Stile aus dieser Misère herausgerissen werden könnten, so wäre das in der That für die gesammte politische Erziehung der deutschen Nation nicht hoch genug zu veranschlagen. (Anhaltender stürmischer Beifall.)"

Anhang II.

Artikel der „Freisinnigen Zeitung" vom 7. Oktober betitelt:

Abg. Dr. Barth.

I.

Abg. Dr. Barth hat am *Sonntag* in *Neumünster* auf dem Parteitag der Freisinnigen Vereinigung sich über die **Marinefragen** in einer Weise geäußert, wie es auch der bekannte Zeitungsgeheimrath der „Post" als regierungsfreundlicher Beschwichtigungskommissar kaum anders hätte thun können. Schade um Dr. Barth, so äußerten schon viele Freisinnige, als derselbe 1893 in der Militärfrage plötzlich abschwenkte. Nach seinen scharfen Reden und Artikeln in der „Nation" hatte man ganz anderes von ihm erwartet. Abg. Barth markirte damals seine Rückzugslinie dahin, daß er der Militärvorlage nur zustimmen werde, wenn die zweijährige Dienstzeit dauernd gesetzlich festgestellt würde. Als dies im Reichstage nicht gelang, gab Abg. Barth auch diese Rückzugslinie preis und damit seine Wählerschaft in Hirschberg. Seitdem hat er sich vor derselben nicht blicken lassen und sucht jetzt bekanntlich für den neuen Reichstag in Rostock Unterkunft.

Bei den *Marinefragen* hatte Abg. Barth im *Reichstage* noch am 20. März 1897 *für die Ablehnung der beiden Kreuzer* gestimmt und damit den Standpunkt der Centrumspartei eingenommen. *Mitte August* begann dann Abg. Barth wie vordem zu Lande, so jetzt auch zu Wasser den Rückzug anzutreten. Die „Nation" brachte damals in der Marinefrage einen Artikel, welchen Abg. Conr. *Haußmann* im Stuttgarter „Beobachter" als *den halben Rechtsaufmarsch* der Freisinnigen Vereinigung charakterisirte. Die Marinefrage wurde in der „Nation" herabzudrücken gesucht, als ob es sich nur um die Bewilligung oder Ablehnung von „*einem* Kreuzer oder *einem* Panzerschiff" dabei handelte. Die Opposition müsse sich an der Auffindung einer „verständigen Mittellinie" betheiligen. Zugleich äußerte dieser Artikel Reue und Zerknirschung darüber, daß die Freisinnigen 1893, 1887 und vorher in der Fortschrittspartei sich auf eine Opposition in militärischen Dingen „*verbissen*" hätten.

Jetzt in Neumünster ist der *Rechtsaufmarsch* des Abg. Barth auch in Marinefragen ein *vollständiger* geworden. Mögen unsere Leser selbst urtheilen. Wir folgen in der Wiedergabe der Aeußerungen des Abg. Barth der ihm befreundeten „Kiel. Ztg.", welche einen sechs Spalten langen Bericht über die Barth'sche Rede, anscheinend stenographisch, bringt.

Zunächst führte Abg. Barth bei der Erörterung der Marinefragen wiederum aus, daß die Frage, wie viel Mittel man glaube auf die Landesvertheidigung verwenden zu müssen, mit Parteigrundsätzen und Prinzipien des Liberalismus gar nichts zu thun habe. Letzteres hat auch niemand behauptet. Aber das Verhalten eines Abgeordneten in solchen Fragen kann darum doch unter Umständen mit der Verantwortlichkeit eines Abgeordneten, *gleichviel welcher Partei er sich zurechnet*, unvereinbar sein.

Abg. Barth fuhr alsdann wörtlich fort wie folgt:

„Ich fühle mich durch meine freisinnigen Ueberzeugungen durchaus nicht behindert, auch Vorschläge, die über früher Gefordertes hinausgehen, sachlich zu prüfen. Das Ziel, Deutschland eine kleine, aber auf der Höhe der Leistungsfähigkeit stehende Kriegsflotte zu verschaffen, scheint mir durchaus vernünftig zu sein. Es kommt aber darauf an, wie der Plan im Einzelnen aussieht. Daß Deutschland finanziell außer Stande sei, eine kleine, aber auf der Höhe der Leistungsfähigkeit stehende Kriegsflotte zu verschaffen, scheint mir durchaus vernünftig zu sein."

Abg. Barth eignet sich also hier das in den letzten Tagen von der offiziösen Presse ausgegebene Schlagwort an, daß bei den Marinevorlagen nur beabsichtigt werde, eine kleine, aber auf der Höhe der Leistungsfähigkeit stehende Kriegsflotte zu verschaffen. Nichts widerspricht drastischer den thatsächlichen Verhältnissen als diese Auffassung. Nach den der Budgetkommission im Winter 1897 seitens des Reichsmarineamts unterbreiteten Tabellen zählt die deutsche Kriegsflotte gegenwärtig einschließlich der bewilligten und im Bau begriffenen Fahrzeuge an Kriegsschiffen, welche ausdrücklich in den Listen als „brauchbar" bezeichnet werden, 20 Panzerschiffe, 22 Kreuzerschiffe, 6 Avisos, 4 Kanonenboote, 19 Torpedodivisionsschiffe und 81 Hochseetorpedoboote. Dabei sind die ungeschützten Kreuzer, die ungeschützten Avisos, die Panzerkanonenboote, alle Schulschiffe und alle zu besonderen Zwecken bestimmte Schiffe, die Hafenschiffe und die ausrangirten Panzerschiffe nicht eingerechnet. Auch sind die drei großen Panzerschiffe „Kaiser Wilhelm", „Kaiser" und „Deutschland" nach der jüngsten Klassifikation des Kaisers nicht mehr als brauchbare Panzerschiffe, sondern nur als brauchbare Kreuzer erster Klasse eingerechnet. Unter den 20 Panzerschiffen sind 7 ganz neue große Schlachtschiffe und 8 ganz neue Panzerfahrzeuge. Jeder Unbefangene muß einräumen, daß schon diese vorhandene Flotte als eine kleine nicht mehr bezeichnet werden kann. Deutschland besitzt somit bereits eine größere Kriegsflotte. Und wie wäre es auch anders möglich, nachdem seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Kaisers, also in den letzten neun Jahren, 91 neue Kriegsschiffe für 310 Millionen Mark theils fertiggestellt, theils im Bau begriffen sind.

Weiterhin erklärte Abg. Barth, es komme darauf an, „wie der Plan im Einzelnen aussieht". Nun, es steht doch bereits fest, daß nach dem Tirpitz'schen Plan in sieben Jahren mindestens 410 Millionen Mark für Schiffsneubauten aufgewendet werden sollen. Nimmt man an, daß dieser Tirpitz'sche Plan Neubauten beabsichtigt im Verhältniß des Hollmann'schen Planes, so würden hieraus zu schaffen sein mindestens 9 Panzerschiffe 1. Klasse, 12 Panzerkreuzer 1. Klasse, 5 Kreuzer 2. Klasse, 7 Avisos, 5 Kanonenboote, 7 Torpedodivisionsboote und 56 Torpedoboote. Unter Hinzurechnung dieser Schiffe auf den gegenwärtigen Bestand würde die Flotte alsdann zählen 29 Panzerschiffe, 13 Panzerkreuzer 1. Klasse, 26 andere Kreuzer, 13 Avisos, 9 Kanonenboote, 17 Divisionsboote und 137 Torpedoboote. Niemand kann dem gegenüber die Behauptung aufstellen, daß das Ziel Deutschlands nur eine kleine, aber auf der Höhe der Leistungsfähigkeit stehende Kriegsflotte sei, selbst wenn man in Abrechnung bringt noch einzelne Schiffe, die aus dem gegenwärtigen brauchbaren Bestand bis zum Ablauf von sieben Jahren als unbrauchbar ausgeschieden werden.

II.

Darüber ist alle Welt einig, daß der Tirpitz'sche Plan mindestens umfassender ist als der Hollmann'sche im Verhältniß von 410 zu 206 Millionen Mark. Wie aber urtheilte Abgeordneter Dr. Barth im Reichstage noch am 20. März 1897 über den Hollmann'schen Plan?

„Der Versuch, der auf diese Weise gemacht wurde, um die Ufer der zukünftigen Flottenpläne wenigstens einigermaßen zu bestimmen, hat sich als mißlungen herausgestellt, und ich glaube, der Herr Staatssekretär wird wenig Neigung verspüren, in Zukunft noch einmal derartige Uferaufnahmen hier im Reichstage vorzunehmen. Es hieß sofort, nachdem man diese Ufer gezeigt hatte: Das ist ja gar kein festes Ufer, das ist ja ein Morast, in dem wir versinken; hinter diesen Plänen sind noch große andere Pläne, von denen man uns augenblicklich nichts sagt und vor denen wir uns in Acht nehmen müssen. Es hat sich also thatsächlich herausgestellt, daß es in der gegenwärtigen politischen Lage, in der wir uns einmal befinden, unter den Parteizerklüftungen, wie sie einmal vorhanden sind, gegenüber den Strömungen, die aus einem sehr starken Marine-Enthusiasmus hervorgehen, nicht möglich ist, Zukunftspläne mit Erfolg zu entwickeln."

Im schroffsten Gegensatz zu diesen Ausführungen im Reichstag am 20. März hat Abg. Barth gegenwärtig keinerlei Sorge mehr „über die aus einem sehr starken Marineenthusiasmus hervorgehenden Stimmungen". Noch weniger aber als der Hollmann'sche Plan zeigt doch der Tirpitz'sche Plan ein festes Ufer; derselbe kennzeichnet sich gerade, um mit Herrn Barth zu reden, als ein „Morast, in dem wir versinken"; denn Niemand sieht, was noch hinter diesem Tirpitz'schen Plane steckt, der überhaupt weiter nichts offenbart, als daß bis 1905 für Schiffsneubauten 410 Millionen Mark ausgegeben werden sollen.

Freilich dem Abg. Barth macht die Aufbringung der Hunderte von Millionen für den Tirpitz'schen Plan keinerlei Sorgen; er führte in Neumünster aus:

„Daß aber die zur Deckung der Kosten etwa nöthig werdenden Steuern nicht auf die schwächeren Schultern gewälzt werden, das zu erreichen, wird sich gerade der Liberalismus angelegen sein lassen. Bisher wird offiziös bestritten, daß überhaupt neue Steuern anläßlich der Marineforderungen in Frage kämen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß auch die ungleich höheren Mehrkosten, die aus der Einführung der zweijährigen Dienstzeit hervorgingen, trotz aller Unkenrufe der Gegner der Caprivi'schen Militärreform ohne jegliche finanzielle Mehrbelastung der ärmeren Klassen, d. h. ohne jede Erhöhung der Konsumsteuern gedeckt werden konnten, so braucht man in jenen offiziösen Zusicherungen noch nicht gleich eine falsche Vorspiegelung zu erblicken."

Also, weil die Mehrkosten der Caprivi'schen Militärreform ohne Erhöhung der Konsumsteuern gedeckt werden konnten, hält Abg. Barth dies auch in Bezug auf die künftigen Mehrkosten aus der Erweiterung der Marine für möglich. Er spottet über die finanziellen Bedenken bei der Caprivi'schen Militärreform als über Unkenrufe. Nun, Abg. Barth und seine Freunde gehörten damals, bis zum 6. Mai 1893, selbst zu diesen Unken. Nicht minder aber gehörten auch dazu Graf Caprivi und Herr v. Miquel. Denn zugleich mit der Militärreform wurden Steuergesetze eingebracht, welche mit 56½ Millionen Mark auch den Branntwein und das Bier höher belasten wollten. Nach Annahme der Militärvorlage steigerte man die Forderung neuer Steuern auf 100 Millionen Mark, und noch 1895 erklärte die Regierung, daß ohne eine neue Tabakfabrikatsteuer von 35 Millionen Mark die Bilanz im Reichshaushalt nicht hergestellt werden könnte. Nur weil damals die Freunde eines erhöhten Schutzzolles auf Tabak mit den Freunden einer erhöhten Tabaksteuer sich über eine Formel nicht einigen konnten, sind wir der Tabakfabrikatsteuer entgangen.

Auch ohne neue Steuerbelastung aber hat der öffentliche Reichshaushalt unter den Militärlasten schwer zu tragen gehabt in Folge der Knappheit für alle Bedürfnisse der Civilverwaltung im Reiche und in Preußen. Erwähnt sei nur der Aufschub aller Reformen in den Verkehrstarifen, der Aufschub der Medizinalreform, der Vermehrung des Justizpersonals. Noch bis jetzt sind die Besoldungsverbesserungen nicht auf alle solcher benöthigten Klassen der Beamten ausgedehnt. Soll die Verkümmerung der Interessen der Civilverwaltung noch weiter durch Steigerung des Marineaufwands fortgesetzt werden?

Aber hören wir Herrn Barth weiter. Er sagt:

„Der Umstand, daß der Kaiser an der Durchführung solcher Pläne ein lebhaftes Interesse nimmt, darf keinen freisinnigen Mann dazu verführen, dem Plan von vornherein ablehnend gegenüberzutreten. Es ist gewiß verächtlich, aus Liebedienerei gegen die Wünsche des Monarchen das Staatsinteresse aus den Augen zu lassen; aber es ist schließlich nicht minder schwächlich, aus Liebedienerei gegen eine wirkliche oder scheinbare Volksströmung einer Vorlage nur deshalb Opposition zu machen, weil man glaubt, der Kaiser stehe mit seinen persönlichen Wünschen dahinter."

Hier macht sich Abg. Barth einer hübschen Verdächtigung aller derer schuldig, welche Bedenken gegen die neuen Flottenpläne hegen. Sie werden hingestellt als Liebediener gegen eine Volksströmung, als Oppositionsmacher nur deshalb, weil man glaubt, der Kaiser stehe mit seinen persönlichen Wünschen dahinter. Nicht auf irgend einer unberechtigten Volksströmung beruht die Opposition, sondern nur auf der einfachen sachlichen und nüchternen Erwägung der obwaltenden Verhältnisse, wie sie den Abgeordneten aus der Kenntniß der parlamentarischen Akten und Verhandlungen noch in weit höherem Maße möglich ist als weiteren Volkskreisen. Das persönliche Eintreten des Kaisers für die Flottenpläne in der Zusendung der Flottenbilder an den Reichstag, in öffentlichen und privaten Aeußerungen gegen Dritte hat nicht erst die Opposition hervorgerufen. Aber allerdings muß dieses Eintreten dazu auffordern, es mit der Prüfung der Pläne um so schärfer zu nehmen, weil sich Niemand verhehlen kann, daß gegenüber der starken Einwirkung des Monarchen auf die Organe der Regierung zu Gunsten der Marine die Aufgabe der Volksvertretung bei der Vertheilung der Reichsmittel auf die einzelnen Ressorts nach der sachlichen Bedeutung derselben und nach der finanziellen Leistungskraft des Volkes sich um so schwieriger und verantwortlicher gestaltet.

Endlich hat Abg. Barth in seiner Rede zu Neumünster auch die Bezugnahme auf eine Weltpolitik durch die Kriegsmarine verspottet. Er stellte es so dar, als ob man damit sich „hinter unsere Grenzen verkriechen“, den Handelsverkehr mit aller Welt, die internationalen Verträge verwerfen, kurzum den Zusammenhang Deutschlands mit der ganzen übrigen Kulturwelt lockern wolle. Eine Weltpolitik müsse vorhanden sein und auf vernünftige, werthvolle Ziele gerichtet werden und im Sinne des Fortschritts, der Aufklärung, der Freiheit und der Humanität zur Geltung gelangen. — Letzteres ist vollständig richtig; aber für „Fortschritt, Aufklärung, Freiheit und Humanität“ bedarf es doch keiner großen überseeischen Geschwader von Panzerkreuzern, wie sie die neuen Flottenpläne in Aussicht nehmen. Das hat niemand klarer und schärfer dargelegt als derselbe Abg. Barth in seiner Rede am 20. März 1897 im Reichstag. In Bezug auf die Weltpolitik meinte damals Abg. Barth zutreffend, es komme darauf an, welcher Art die Weltpolitik sein soll. Deutschland habe in der Lage in der Mitte von Europa, bei der schwierigen politischen Situation in Europa, gewiß alle Ursache, sich nicht auf eine abenteuerliche Weltpolitik einzulassen. Er habe zwar zu dem Staatssekretär Frhrn. v. Marschall in dieser Beziehung alles Vertrauen, es sei aber unrichtig, wenn derselbe meine, nach der ganzen Art der Deutschen sei es ausgeschlossen, daß eine abenteuerliche Weltpolitik inszenirt werden könne.

„Ich glaube, wir dürfen doch nicht unterschätzen, daß einflußreiche Kreise existiren, die für eine schneidige Politik, auch für eine schneidige Weltpolitik außerordentlich viel übrig haben. Hier lauern Gefahren, und der Reichstag ist recht eigentlich dazu da, in Bezug auf diese Strömungen mäßigend und mildernd einzuwirken.“

In seiner Rede in Neumünster aber gewahrt Abg. Barth nichts mehr von diesen Gefahren, sieht nichts von der schneidigen Weltpolitik, welche einflußreichere Kreise betreiben wollen, und versteigt sich am Schluß seiner Ausführungen über die Marinefragen sogar dazu, eine Weltpolitik zu verherrlichen, indem er ausführt, daß gerade die Liberalen jeden größeren Zug in der deutschen Politik mit Wärme begrüßen sollten.

„Wenn wir durch eine Politik im größeren Stile aus der Misere herausgerissen werden könnten, so wäre das in der That für die gesammten politischen Beziehungen der deutschen Nation nicht hoch genug zu veranschlagen.“

Ohne jede nähere Andeutung, wie der größere Zug in der deutschen Politik beschaffen und wo derselbe im Zusammenhang mit der Marine sich bemerklich macht, heißt dies seinen Segen sprechen auch über alle „phantastischen Pläne“, vor denen sogar Fürst Bismarck unlängst in seinen Aeußerungen über die Marinefragen eindringlich warnen zu müssen geglaubt hat.

III.

Nun vergegenwärtige man sich aber auch die gesammte Situation, in welcher Abg. Barth eine solche Rede hielt. Alle Ausführungen darin kehren sich gegen die parlamentarische Opposition und die gegenwärtige Reichstagsmehrheit. Sie werden auch von den Regierungskreisen in diesem Sinne verwerthet werden. Wenn Abg. Barth wirklich jene Verständigung zwischen Regierung und Reichstagsmehrheit wünscht, so ist dieses Vorgehen das denkbar schlechteste Mittel, um die Regierung von den weitgehendsten Forderungen zurückzuhalten und einer Verständigung zuzuführen. Die Rede wurde dazu gehalten auf einem Parteitag, in dem sonst in jeder Richtung das nothwendige Zusammengehen aller Freisinnigen in Schleswig-Holstein proklamirt wurde. Dabei sind aber diese Ausführungen zur Marinefrage gerade geeignet, den Gegensatz zwischen der Freisinnigen Vereinigung und der Freisinnigen Volkspartei zu vertiefen und aller Welt kundzugeben.

Was bezweckt Abg. Barth, der gegenwärtig der wirkliche Führer der Freisinnigen Vereinigung ist, mit einem so prononzirten Rechtsabmarsch in Militär- und Marinefragen? Abg. Barth ist von der Vorstellung beherrscht, daß, wenn man die Opposition in Militär- und Marinefragen auch bei weitgehenden Anforderungen der Belastung aufgebe, man damit erkaufen könne eine größere Berücksichtigung der Interessen des Freihandels und der wirthschaftlichen Freiheit. Nicht „Kanitz für Kähne“, wohl aber Freihandel oder gar Liberalismus für „Kähne“ glaubt er erhandeln zu können. Herr Barth schmeichelt sich auch mit der Möglichkeit, für die Freisinnige Vereinigung auf diese Weise mit Hilfe der Nationalliberalen bei den Wahlen in eine ausschlaggebende Stellung im Reichstage in Militär- und Marinefragen einzurücken. Alles dies ist eine Illusionspolitik, hervorgegangen aus Vorstellungen, die theilweise zwar englischen und amerikanischen Mustern, nicht aber deutschen Verhältnissen entsprechen. Diese Illusionspolitik verkennt die Natur der in der Regierung maßgebenden Personen und Ansichten. Diese Illusionspolitik täuscht sich auch gründlich über die Volksstimmung. Im Volke verhehlt man sich nicht, daß von der Bemessung der Militär- und Marinekosten nicht bloß die gesammte Steuerbelastung, und zwar gerade der minder wohlhabenden Klassen, sondern auch das Maß der Berücksichtigung aller öffentlichen Interessen in der Civilverwaltung abhängig ist. Gegenüber einer so künstlich verschnörkelten Taktik haben die Wähler zu dem Abg. Barth und seinen Freunden das Vertrauen verloren. Bei den Versuchen in der Aufstellung von Kandidaten macht Abg. Barth diese Erfahrung in den verschiedensten Theilen Deutschlands. Hieraus entsteht eine persönliche Reizbarkeit bei demselben, die ihn noch immer weiter nach rechts treibt und zugleich zu solchen Artikeln über „Fraktionszänkereien“ und die „Freisinnige Zeitung“ veranlaßt, wie er am Dienstag im „Berliner Tageblatt“ aus Anlaß der Wahl in Plön-Oldenburg veröffentlicht worden ist.

Wir sind gegen unsere Gewohnheit in diesen Darlegungen ausführlicher gewesen, um sachlich klarzustellen, wie ohne unsere Schuld durch die fortgesetzte Rechtsentwicklung der Freisinnigen Vereinigung unter Führung gerade des Abg. Barth sich die Kluft zwischen Freisinniger Volkspartei und Freisinniger Vereinigung mehr und mehr erweitert. Es handelt sich dabei nicht um Persönlichkeiten oder gar um „Fraktionszänkereien“, sondern es handelt sich um eine grundverschiedene Auffassung der gesammten inneren Politik und der gegenwärtigen politischen Situation.

Daß es den Wählern dabei noch weniger als früher gleichgiltig sein kann, ob sie einen Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung oder der Freisinnigen Volkspartei aufstellen, liegt klar auf der Hand.

Die Bilanz der deutschen Börsenreform.

Dreiviertel Jahre besteht das deutsche Börsengesetz. Im Allgemeinen pflegt ein derartiger Zeitraum noch keineswegs ausreichend zu sein, um ein sicheres Urtheil über die Wirkungen eines gesetzgeberischen Werks zu ermöglichen. Anders jedoch beim Börsengesetz. Hier redete die Entwicklung innerhalb der ersten acht Tage nach Inkrafttreten des Gesetzes bereits eine so deutliche Sprache, daß auch für Diejenigen, die nur den Erfolg entscheiden lassen, die Akten in Betreff des Werthes dieser „Reform“ gar bald geschlossen sein mußten. Wer aber heute, nach neunmonatlichem Bestehen des Gesetzes, die Bilanz dieser Reform „mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns“ zieht: für den muß auch der letzte Zweifel schwinden, daß eine Unterbilanz vorliegt, die sich den Ergebnissen eines nicht zum ersten Male „sanirten“ Aktienunternehmens ebenbürtig an die Seite stellen kann.

Was wollte die Reform? Erstens: Eine mit allem agrarischem „Komfort“ eingerichtete Produktenbörse; zweitens: möglichste Unterdrückung des Terminhandels*) und endlich: eine Emissionsthätigkeit, die den Kapitalisten den sorgenfreien Genuß einer möglichst sechsprozentigen Verzinsung

*) Von welchen erleuchteten Ansichten die Mehrheit des Reichstages dabei ausging, ist den Zeitgenossen noch in schaudernder Erinnerung. Wir wollen hier nur an die Kernsätze erinnern, mit denen der Sachverständige des Centrums, der Abgeordnete Schwarze, am 30. April v. J. im Reichstage (sten. Bericht Seite 2036) den Antrag auf Beseitigung des Getreideterminhandels begründete. Derselbe erklärte wörtlich:

„Ich behaupte: Der Börsenmann, der längere Zeit à la hausse spekulirt, ist verrückt. Ein Haussier, dem eine Hausse geglückt ist und der weiter verdienen will, muß sofort das nächste Mal à la baisse spekuliren, sonst fällt er hinein. Den Beweis, daß ein anhaltendes Spekuliren à la hausse unmöglich ist, hat das Jahr 1891/92 erbracht, wo die Firma Ritter und Blumenfeld in Folge der gut durchgeführten Hausse kolossale Gewinnste gemacht hat, die sie aber wieder verloren hat, weil sie die Hausse weiter gehalten hat: sämmtliche Millionen, die sie in der Hausse verdient hatte, sind ihr später wieder verloren gegangen.“

Einen Kommentar zu dieser „Begründung“ glauben wir uns hoffentlich ersparen zu können.

ihres Kapitals lebenslänglich ermöglichte. Was die Reform unter Eins betrifft, so schien alles wie am Schnürchen zu gehen: die Börsenordnung wurde ganz nach den Wünschen der Agrarier eingerichtet. Nur die — Leute, die Theilnehmer der Börse, fehlten nach. Die Berliner Produktenhändler hatten sich am 31. Dezember v. J. empfohlen, und da die Agrarier sich gleichfalls nicht zu Börsianern, nicht einmal zu agrarischen „erniedrigen" wollten, so blieb die „reorganisirte" Börse leer. Dasselbe Spiel wiederholte sich im Feenpalast, der natürlich von der agrarischen Partei — deren Aussprüche für die Regierung allmählich die Bedeutung reichsgerichtlicher Urtheile erlangten — als „Börse" erklärt wurde. Man hatte im Stillen gehofft, die Produktenhändler durch die Schließung des Feenpalastes mürbe zu machen, allein das Trügerische dieser Hoffnung trat nur zu bald zu Tage. Die Händler verließen auch den Feenpalast, und die Notirung der Preise wurde eingestellt. Damit verschwand das letzte Merkzeichen der bis dahin bestehenden Organisation.

Bisher hatten die Produktenhändler ihre Bereitwilligkeit, an dem Wiederaufbau der zerstörten Produktenbörse Theil zu nehmen, davon abhängig gemacht, daß von einer zwangsweisen Vertretung der Agrarier in den Börsenvorstand Abstand genommen werde. Heute bildet diese Frage für die Händler nur noch einen nebensächlichen Punkt, und die conditio sine qua non ihrer Mitbetheiligung an diesem Werke lautet zur Zeit: Aufhebung des Getreideterminhandelverbots. Die Ursache dieser veränderten Stellungnahme ist leicht zu erkennen: die Händler haben sich, trotz der mancherlei Schädigungen, die ihnen die Entwicklung der Dinge verursachte, relativ rasch mit der neuen Situation abgefunden, um so mehr, als diese Entwicklung sie auch von zwei Fesseln — der Stempelpflicht und dem Kurszettel — befreit hat. Nachdem der erste kritische Schritt, der für sie in der That einen Sprung ins Dunkle bedeutete, sich glücklich vollzogen hat, sehen sie der weiteren Entwicklung mit der größten Seelenruhe entgegen. Das Gegenstück hierzu bilden die Agrarier: in ihrer Aufregung beschuldigen sie die Regierung, die aus der „Ausführung des Börsengesetzes" gar nicht herauskommt, unablässig, daß sie das Gesetz noch immer nicht „ausgeführt" habe. In der letzten Sitzung der brandenburgischen Landwirthschaftskammer wurde daneben aber auch einmal erklärt, daß man der Wiederherherstellung der Produktenbörse einmüthig — — „entgegentrete!" Wenn wir nur wüßten, wem die Herren eigentlich noch „entgegentreten" wollen! Die Produktenbörsen sind glücklich umgebracht; der Getreidehandel aber, der sich bis Ende vorigen Jahres unter den Augen der Oeffentlichkeit vollzog, ist gegenwärtig aller und jeder Kontrolle entzogen worden.

Mit der gleichen „Bereitwilligkeit", wie auf diesem Gebiete der Börsenreform ist die Wirklichkeit auch in den übrigen Hauptpunkten auf die Ideen der Herren Gesetzgeber eingegangen. Man verbot den Terminhandel in Bergwerks-Transaktien, indem man in folgender Weise deduzirte: Allerdings gleicht der Terminhandel die Preise aus, aber er schafft der Stelle wenig großer, viele kleine Schwankungen. Man dürfte dem gegenüber wohl fragen: Wann betheiligt sich das Publikum an der Spekulation, wenn ein Papier stark oder wenig im Kurse schwankt? Man frage das Publikum selbst: Je lebhafter die Preisschwankungen, desto stärker die Betheiligung. Wenn ein Papier so ziemlich auf demselben Kursflecke bleibt, dann erlahmt das Interesse des Publikums; „es liegt nichts darin", pflegt alsdann gesagt zu werden. Wenn also der Terminhandel die großen Kursschwankungen vermindert, dann beseitigt er gerade diejenige Voraussetzung, die das Publikum anlockt, während umgekehrt seine Entfernung die Preisbewegung verstärkt und damit erst die Voraussetzung für die Betheiligung des Publikums schafft. Dazu kommt, daß im Terminhandel eine Betheiligung überhaupt erst bei großen Summen zulässig ist, während im Kassamarkt mit jeder kleinen Summe spekulirt werden kann, wodurch dieser dem großen Publikum erst recht für die Spekulation zugänglich gemacht wird. Im Uebrigen hat man sich mit dem handelsrechtlichen Lieferungsgeschäft geholfen und mit Hilfe dieser Geschäftsform gleichzeitig das einst so gefürchtete Börsenregister kalt gestellt. Wie intensiv muß die Kraft der gegen das Register gerichteten Bewegung gewesen sein, wenn dasselbe trotz der von dem Großkapital zu Gunsten dieser Einrichtung eingenommenen Stellung verödet geblieben ist!

Was aber das dritte Hauptstück der Börsenreform, das Emissionswesen, betrifft, so bitten wir die Schöpfer des Gesetzes, einmal die Börsenblätter zur Hand zu nehmen; sie werden daraus entnehmen, daß wir uns in einer förmlichen Emissionshochfluth befinden. Die großen Finanzfirmen gehen von der Anschauung aus, daß, wenn die Emissionen die Emissionszulassungsstelle passirt haben, eine Verantwortlichkeit für sie nicht mehr in Frage kommen kann. Denn diese Stelle hat laut § 36 des Gesetzes „die Aufgabe und die Pflicht" 1. Die Vorlegung der Urkunden, welche die Grundlage für die zu emittirenden Papiere bilden, zu verlangen und diese Urkunden zu prüfen; 2. dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurtheilung der neuen Werthe nothwendigen thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse soweit als möglich informirt wird und bei Unvollständigkeit der Angaben die Emission nicht zuzulassen; 3. Emissionen nicht zuzulassen, durch welche erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden oder welche offenbar zu einer Uebervortheilung des Publikums führen. Man sagt sich nun, daß wenn diese Bedingungen, sowie die in den Ausführungsbestimmungen enthaltenen Vorschriften erfüllt sind, auch von Seiten der Emissionsfirmen das Mögliche geleistet sei. Im Uebrigen dürfte bei den großen Firmen der Gesichtspunkt mitbestimmend sein, daß trotz der außerordentlich scharfen Haftpflicht das Publikum das zur Geltendmachung von Regreßansprüchen erforderliche Beweismaterial — denn ohne dieses nützen die schönsten Paragraphen nichts — nicht werde beschaffen können. Die obigen Bestimmungen bezwecken, streng genommen, weit mehr das Interesse der Emissionsfirmen, als des Publikums; denn warum sollte sich letzteres nicht mehr an einer Emission betheiligen, deren Grundlagen sowohl in Ansehung ihrer Richtigkeit als auch ihrer Vollständigkeit von der Emissionsbehörde geprüft sind und die nach Auffassung derselben Behörde „offenbar" nicht zu einer Uebervortheilung führt? Zumal der Herr Staatskommissar den Berathungen der Emissionsbehörde beiwohnt. Das Publikum hat schon den betheiligten Finanzhäusern Alles geglaubt; drückt aber die Behörde erst ihr Siegel unter die Emission, dann — dann schwört es auf die letztere.

Daß das Börsengesetz die Konzentration der Bankgeschäfte in den großen Bankanstalten befördert, haben wir in dieser Zeitschrift in einem besonderen Aufsatz auseinandergesetzt. An dieser Stelle sei nur noch einer besonderen Konsequenz gedacht. Wenn das Bankgeschäft sich in den großen Banken konzentrirt, dann werden naturgemäß die Gewinne der Banken größer. Je größer aber die Gewinne der Banken, desto größer — jetzt bitten wir Herrn v. Ploetz die Fassung zu bewahren — die — Tantièmen der Bankdirektoren und Aufsichtsräthe!! Diese Tantièmen bezifferten sich schon im Jahre 1896 bei den sechs größten Berliner Bankinstituten auf die Kleinigkeit von Mark 9,173,500,16. Zu diesen mehr als 9 Millionen Mark Tantièmen kommen natürlich noch die Tantièmen, die diese Herren in ihrer Eigenschaft als Verwaltungsräthe anderer Gesellschaften — wir kennen Persönlichkeiten, die mehr als ein Dutzend Aktiengesellschaften verwalten — zu empfangen haben. Nun ist es ja gewiß in erster Linie Sache der Aktionäre — denn nur diese zahlen die Tantièmen —, wie hoch sie die Leistungen ihrer Verwaltungsräthe bewerthen wollen; aber einigen Dank schulden jene nicht gerade nothleidenden Aufsichtsräthe doch auch den nothleidenden Agrariern, die durch ihr geistreiches Börsengesetz dafür gesorgt haben, daß die Tantièmen-Quelle demnächst noch etwas reichlicher fließt.

Zum Schluß noch eine Anmerkung über das Ehrengericht, das von den 82 Paragraphen des Börsengesetzes etwa ein Viertel (neunzehn) in Anspruch nimmt. In den ersten neun Monaten der Dauer des Gesetzes sind drei ehrengerichtliche Fälle bekannt geworden: je einer an den Börsen in Danzig, Berlin und Hamburg. In Danzig endete die Verhandlung mit der Verurtheilung des Beklagten, in Berlin wurde von Seiten des Beklagten Berufung eingelegt. In Hamburg aber bestrafte das Ehrengericht das betreffende Börsenmitglied mit einem Verweis, weil es nicht ins Terminregister eingetragen, den — Differenzeinwand zu erheben drohte, um einen günstigen außergerichtlichen Vergleich herbeizuführen; dies, so führte das Ehrengericht in seiner Entscheidung aus, sei „eine mit der Ehre und dem Anspruch auf kaufmännisches Vertrauen nicht zu vereinbarende Handlung". Das Ehrengericht verurtheilte somit eine Handlung, die die offenkundigste Billigung des Gesetzgebers hat, und damit — den Letzteren selbst als Begünstiger unehrenhafter Praktiken.

Wir haben in Vorstehendem die verschiedenen Hauptkapitel der Börsenreform Revue passiren lassen. Ziehen wir nunmehr die „Generaldistanz" derselben, so ergibt sich: Die Produktenbörse, die agrarisch reformirt werden sollte, ist zerstört, der Terminhandel, der möglichst beseitigt werden sollte, ist durch andere Verkehrsformen ersetzt, das Börsenregister, das sich füllen sollte, ist verödet, und das Emissionsgeschäft, das man einzuschränken wünschte, befindet sich in einer Blütheperiode. Die Bankdirektoren bekommen mehr Tantiemen, die Börsenblätter höhere Inseratenpreise, das Publikum wird über die Emissionen ungleich schlechter informirt wie bisher und das Ehrengericht nimmt die erste Gelegenheit wahr, um die richtigen Ehrbegriffe dem — Gesetzgeber beizubringen. Die Staatskommissare aber — „überwachen" laut § 2 des Reichsbörsengesetzes unentwegt das Ganze. Wer nach dieser Entwicklung noch den Drang in sich spüren sollte, eine Lanze für das Börsengesetz zu brechen, kann bereits heute unserer aufrichtigsten Theilnahme versichert sein. Für den Einsichtigen, für den mit der Materie nur halbwegs Vertrauten war es von Anfang an klar, daß das Börsengesetz nur an einem Platze aufbewahrt zu werden verdient: im nationalen — Papierkorb.

Ernst Heinemann.

Aus unserem Citatenschatz.

„Es ist merkwürdig, hier eine Armee zu sehen, wo alle die Witze mit Anzug, Parade u. s. w. in den Hintergrund treten, wie es nach Aussage Sr. Königl. Hoheit auch bei der hannöverschen sein soll. In nichts gibt es so viel Vorurtheile als beim Militär."

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlach's. Band I S. 43/44. (Berlin 1891. Verlag von Wilhelm Hertz.)

„Der Kaiser führte gestern sein Regiment gegen das règlement vorbei. Welche sonderbare Beschäftigung für den Herrn eines Weltreichs."

Ebenda, S. 75.

„Mir ging letzt ein gewaltiges Paradoxon durch den Sinn: Was wird aus einem Lande, das wirklich gut regiert wird? Es würden einem die Augen übergehen, wenn dies hier wirklich einmal geschähe. Energisch, rücksichtslos, strenge, gerecht, thätig, weise, alles das sind Worte, die man leicht ausspricht, die aber in ihrer scharfen Anwendung höchst unbequem sein würden. „Dieu l'en préserve", sagte der Fürst Dolgarucki, als man ihm sagte, der Kaiser Alexander würde allen Mißbräuchen in Rußland ein Ende machen, „le désordre et la confusion est l'élément dans lequel nous existons". Etwas davon ist für alle Länder wahr."

Ebenda Bd. II S. 19.

Von Juans Auferstehung.

Das endende Jahrhundert erlebt Zeichen und Wunder. Mozart und Wagner, vor Kurzem noch das dissonirende Feldgeschrei feindlicher Parteien, Mozart und Wagner bilden heute den harmonischen Grundakkord unsres Opernwesens. Jede neuere Statistik des deutschen Theaters zeigt, daß, abgesehen von den Günstlingen der Mode und ihren Tageserfolgen, auf den Schöpfungen dieser beiden Meister, des Begründers und des Vollenders der deutschen Oper, die breiteste und nachhaltigste Wirkung unserer musikalischen Bühnen beruht. Während die prunkvollen Erzeugnisse des sogenannten „großen Opernstils" vielerarts beinahe ganz vergessen sind und höchstens noch ein Scheinleben führen, während selbst die wundersamen Musikgedichte deutscher Romantik bis auf wenige Meisterwerke von der Tagesordnung unserer Musikbühnen verschwinden, sehen wir die herrlichen Gebilde aus der Frühzeit deutscher Opernkunst im Zeitalter ihrer Reife eine Wiedergeburt erleben und solcher Art den inneren, natürlichen Zusammenhang zwischen den beiden größten musikalischen Dramatikern unseres Volkes offenbaren. Zwar kann es nicht fehlen, daß die Hüter klassizistischer Maßstäbe diese Erscheinung als eine heilsame Reaktion gegen die moderne Kunst auffassen und preisen, allein schärferen Augen dürfte es trotzdem nicht entgehen, daß man es bei dieser überraschend eifrigen Pflege der Mozartschen Opern mehr mit einer natürlichen Folge als mit einer gegnerischen Rückwirkung der „neuen Richtung" zu thun hat. Wohl hatten auch die rechtgläubigen Mozartianer alter Observanz, zumal seit den Mozartfesten des Jahres 1891, sich lebhaft bemüht, ihrem Abgott wieder eine herrschende Stellung im Opernleben zu sichern, aber die entscheidende That erfolgte im Schutze und im Geiste der neuen Kunst, die in Mozarts Schöpfungen Kräfte fand und auslöste, deren Art seine Verwandtschaft mit den zeitgenössischen Kunstbestrebungen aufdeckte, deren Wirkung den alten Meister in neuem Lichte erscheinen ließen und ihn dem Leben der Zeit wieder näher rückten. Bestrebt, immer von Neuem auch in den Bühnenwerken Mozarts den gottbegnadetsten absoluten Musiker nachzuweisen, stellte man im Lager der „Alten" an den Jugendarbeiten des Meisters fruchtlose Galvanisirungsversuche an oder suchte gar in kindischen Bearbeitungen untergeordneter Gelegenheitssachen wie „Der Schauspieldirektor" ein Verdienst, während Söhne der neuen Zeit mit fester Hand nach den Meisterschöpfungen des reinsten musikalischen Klassikers griffen und, indem sie darin vor allem die Absichten des großen Dramatikers Mozart zur Wirkung und Geltung brachten, den mehr als hundertjährigen Opern ein frisches Aussehen, ein erhöhtes Ansehen verschafften.

Im Frühjahr 1895 kam aus München, der Wagnerstadt par excellence, die erste Kunde von so unerhörtem, glücklichen Wagniß. Der geistreiche, gewiegte Theatermeister Ernst Possart und sein feinfühliger Kapellmeister Hermann Levi hatten es unternommen, „Figaros Hochzeit", die Krone aller komischen Opern, wieder einmal in ihrem vollen Glanze der Welt zu zeigen. Vom Staube eines Jahrhunderts und von der Schminke mehrerer Theatergeschlechter mußten die kühnen Neuerer das Kleinod zunächst reinigen. Indem sie alle rein konzertanten Gesangstücke beseitigten, die Grundlinien der Handlung durch einen verbesserten, vervollständigten Dialog und eine sinngetreuere Uebersetzung deutlicher klarlegten und für eine geschickte, lebendige Regie ebenso besorgt waren wie für eine gute Aufführung des Musikalischen, brachten die Münchner das Meisterwerk in seinem Wesen und eigenthümlichen Reiz so glücklich zur Darstellung, wie es bisher nirgendwo auf den Brettern erschienen war. Im Münchner Residenztheater hatte Mozart mit einem Male seine Musterbühne, sein „Bayreuth" gefunden.

Der außerordentliche Erfolg der Aufführung, die in Jahresfrist ein halbes Hundert Aufführungen erlebte und von vielen Bühnen mit mehr oder weniger Glück zum Vor-

bild genommen wurde, ermuthigte die Münchner Hoftheaterintendanz, in ihren Restaurationsarbeiten fortzufahren. Im Sommer 1896 erschien, gründlich aufgefrischt und soweit dies möglich in seiner Ursprünglichkeit wieder hergestellt, „Don Giovanni“ auf der Bühne und so groß war der Erfolg des neuerstandenen Werkes, daß selbst die Pariser Operntheater sich des dort halbvergessenen Meisterwerkes wieder erinnern zu dürfen glaubten und ihre „reprise de Don Juan“ zum Theil nach Münchner Anregungen gestalteten. Neuerdings endlich haben Possart und Levi ihre Sorgfalt auch „Cosi fan tutte“ zugewendet und, wie die Berichte melden, selbst dies heikelste Bühnenproblem befriedigend gelöst.

Hatte in der Darstellung der Münchner Opernkünstler vor Allem „Figaro's Hochzeit“ die Zuschauer entzückt und den allgemeinsten Beifall gefunden, so sind doch die Restaurationsarbeiten am „Don Juan“ als die schwierigeren und für unser Operntheater wichtigeren voranzustellen und wem immer die ästhetische Kultur in deutschen Landen eine Herzens- und Gewissenssache ist, müßte sich von Rechtswegen mit den ernstlichen und erfolgreichen Bemühungen befassen, die hiermit dem berühmtesten Werk der Opernkunst gewidmet wurden. Heute, da in sauber gedrucktem, vollständigem Klavierauszug*) die neue Textbearbeitung von Hermann Levi vorliegt, ist es möglich und geboten, die Aufmerksamkeit weiter gebildeter Kreise auf das Rettungswerk hinzulenken, das bestimmt ist, eines der kostbarsten Erbstücke deutschen Kunstschaffens auch künftigen Geschlechtern zu erhalten.

Die Bühnengeschichte des Mozart'schen Don Juan ist eine wahre Leidensgeschichte. Sänger und Kapellmeister, Dramaturgen und Uebersetzer haben im Laufe eines Jahrhunderts an der Oper aller Opern so viel und so vielerlei geändert, verbessert und verschlechtbessert, daß sie in ihrer heutigen landläufigen Bühnengestalt kaum noch im Allgemeinsten der Originalschöpfung Mozart's entspricht. Der Staub der Zeit, Uebermalungen fremder Hand und die Firnisserkünste der Bilderhändler können ein Meistergemälde nicht schlimmer entstellen, als es der Meisteroper Mozart's widerfahren ist. Während aber kaum eine angesehene Museumsverwaltung zu finden sein wird, die ein derartig verunreinigtes Bild den Blicken der Oeffentlichkeit preisgäbe, lassen die meisten deutschen Theaterdirektionen den Don Juan im alten Schlendrian weiter spielen und die besonders feinen „Kenner“ unter ihnen bilden sich wohl gelegentlich noch etwas ein auf die „Pietät“, die sie den Irrthümern und Ungeschicklichkeiten der sogenannten Ueberlieferung wahren.

Die Ersten, die sich am Don Juan versündigten, waren die italienischen Sänger, denen Mozart im Frühjahr 1788, also ein halbes Jahr nach der Prager Première, die erste Aufführung seines Werkes in Wien anvertrauen mußte. Indem sie den Komponisten nöthigten, ihrer Virtuoseneitelkeit zu fröhnen und seiner Partitur noch drei Gesangsstücke, wahre Einschiebsel, einzuverleiben, begannen sie bereits den natürlichen Verlauf der Handlung zu stören und die Wirkung des Dramas zu Gunsten der musikalischen Genußsucht zu beeinträchtigen. Mit Recht haben daher Levi und Possart diese nachkomponirten Stücke wieder aus ihrem Text entfernt. Der sogenannten „Buchbinderarie“ des Ottavio wird kein Einsichtiger eine Thräne nachweinen und selbst auf die Es-dur-Arie der Elvira kann man im Interesse der Gesammtwirkung verzichten, wenn auch zu bedauern bleibt, daß damit auch das herrliche, Elvira's Seelenverfassung so beredt darlegende Rezitativ wegfiel. Dafür hat man in München das fast allerorts gestrichene Finale der Oper wieder in seine Rechte eingesetzt und damit die Figuren des Dramas wieder in ihr natürliches Verhältniß zu einander gesetzt und dem Werk den Schluß zurückgegeben, den es als hohe Komödie des 18. Jahrhunderts einzig verträgt. Der Held geht unter, die Idee siegt und als die komischen Figuren des Stücks erscheinen am Schlusse die Regelrechten und Selbstgerechten, kurz „die Gesellschaft“, deren Richterspruch das naturgewaltige Individuum durch eine höhere Macht entrückt wird.

War schon durch diese restitutio in integrum Inhalt und Charakter der Oper in eine ganz andere, bessere Beleuchtung gesetzt, so wurden Eigenart und Absicht des Dramas durch die sinngetreuere und stilgemäßere Uebersetzung Levi's noch näher bestimmt und verständlich gemacht. Mozart hatte sein Meisterwerk bekanntlich auf den italienischen Text des Abbate da Ponte geschrieben. Es erwuchs daher von Anfang an der deutschen Opernbühne die schwierige Aufgabe, sich das berühmte und beliebte Werk durch eine Uebertragung zu eigen zu machen. Wohl ein Dutzend Versuche, diese heikle Aufgabe zu lösen, kennt die Theatergeschichte. Keiner davon konnte es je zu allgemeiner Anerkennung bringen, doch fand die Uebersetzung, welche der Leipziger Hofrath Friedrich Rochlitz im Jahre 1801 herstellte, die weiteste Verbreitung. Mit gutem Grund. Rochlitz hatte das Verdienst, zuerst den possenhaften Ton der Vorstadtbühne überwunden zu haben, in dem die frühesten Uebersetzer des „Don Giovanni“ alle befangen waren; er war es auch, der zuerst die glatten Reime und nichtssagenden Redewendungen fand, die geeignet waren, der bürgerlichen Ehrbarkeit und der romantischen Empfindsamkeit jener Tage den gefährlichen Stoff, die verfänglichen Situationen erträglicher zu machen. Schade nur, daß dabei die dramatische Wahrheit, die Folgerichtigkeit der Charakteristik und die Verständlichkeit der psychologischen Motivirungen zu kurz kamen, womit ja nicht nur der allzu gering geachtete Textdichter, sondern auch der vergötterte Mozart geschädigt war. Schon von der Mitte unseres Jahrhunderts an mehrten sich daher die Bestrebungen, der deutschen Bühne eine richtigere und würdigere Uebersetzung des Don Juan zu schaffen. Es erschienen neue Uebertragungen von Viol (1858), Bischoff (1860), Bitter (1866), Gugler (1869), Epstein (1870), Grandaur (1871), Riese (1871) und Kalbeck 1886). Allein alle diese Bemühungen scheiterten, zunächst meist an der Unbeholfenheit aber den poetisirenden litterarischen Prätensionen der Uebersetzer, dann aber auch an der Theilnahmslosigkeit der Theaterleiter und dem gedankenlosen Gewohnheitsdusel des p. p. Publikums. Einzig die Arbeit Grandaurs konnte sich wenigstens in München etwa zwei Jahrzehnte lang behaupten und an sie knüpfte daher mit Fug auch Hermann Levi an, als er seine „Textbearbeitung“ unternahm.

In richtiger Erkenntniß des Werthes, den einzelne zu geflügelten Worten gewordene Verse der alten Uebersetzung im Laufe der Zeit erlangt hatten, schloß Levi sich, soweit es anging, der Redeweise des sprichwörtlichen Rochlitz'schen Textes an. Mit dem altbeliebten „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ fängt auch in der neuen Bearbeitung die Oper an und auch an den Text des berühmten „Reich' mir die Hand mein Leben“ ist nur leise die bessernde Hand gelegt worden. Dagegen sind andere der großen Schlagnummern wie die sog. Champagnerarie und das Ständchen mit gutem Erfolg einer neuen Uebersetzung unterzogen worden, die nicht nur dem Lokalton und Zeitkolorit des Stückes besser angepaßt ist, sondern auch in Rücksicht auf die Verbindung von Text und Musik als Verbesserung gelten kann. Im Uebrigen hat Levi, wohl geleitet von der Einsicht, daß in allen rein lyrischen Stücken doch die Musik das ausschlaggebende Wirkungsmittel sei, seine Mühe und Sorgfalt in erster Linie nicht den Arien, sondern den dramatischen Scenen und dem rezitativischen Dialog zugewendet, hierin aber eine Kunst in der Wiedergabe des treffenden Wortes und in der Handhabung des leichten Konversationstones bewiesen, wie sie bisher kein Opernübersetzer erreicht hatte. Es wäre leicht aber sehr weitläufig, aus dem ganzen Werke Beispiele dafür zu erbringen, daß erst durch Levi's genaue, in ihren Ausdrücken möglichst bestimmt und klar gehaltene Uebersetzung Charaktere und Situationen der Handlung recht verständlich werden. Einige Proben aus

*) München, Verlag von Theodor Ackermann 1897.

den beiden Finales müssen hier genügen, den Werth der neuen Uebertragungsarbeit zu erhärten.

Zunächst einige Beispiele aus dem Finale des ersten Aktes. Jedermann kennt die Lage der Handlung: Zerline und Masetto haben sich eben versöhnt. Da naht Don Juan und Masetto beschließt, aus sicherem Verstecke das Verhalten seiner Braut zu beobachten. „Ah. non t'ascondér, o Masetto!" fleht Zerlinchen, was Rochlitz mit der allgemeinen schönen Redensart „Ach mir ahnet Angst und Bangen" übersetzt, während Levi sinngetreuer und sachgemäßer das Dirnchen jammern läßt „Ach, bitte, bitte, nicht verstecken!" Weiter! Die Diener Don Juan's laden die Landleute zum Feste ein. Bei Rochlitz verbrauchen sie dazu, die Diener! die metaphorische Wendung: „Uns're Wirthin ist die Freude, ei! wer wär' nicht gern ihr Gast", während Levi sie schlichter und richtiger singen läßt: „Nur die Freude herrsche heute, tanzt und scherzet, trinkt und lacht!" Besonders gelungen ist Levi die Uebersetzung der Anrede, mit der Don Juan den Maletto trügen will: „Dem Bräutchen wurde bange, du bliebst ihr allzu lange, sie sehnte sich nach dir, und sich zu suchen half ich ihr", wogegen das Rochlitz'sche „Zerlinchen will vergehen vor innigem Verlangen, Verlangen nur nach dir und du stehst müßig hier" als eine wahre Verlegenheitsreimerei erscheint. In der daranfolgenden Szene der Verschworenen vor Don Juan's Schloß findet sich ein anderes Beispiel nichtssagender Rochlitz'scher Uebersetzungsart. Leporello ruft bekanntlich vom Balkon aus die Masken an, worauf Don Ottavio antwortet „cosa chiedete" (Levi: Sprecht, was begehrt ihr?) d. h. ins Theaterdeutsch umgedichtet: „Ein Hoffnungsschimmer"! Ganz verdreht sind bei Rochlitz auch die Schlußworte Leporello's, der für sich bereits den Liebeserfolg seines Herrn feststellt und keineswegs sich dumme Bemerkungen über die Gäste erlaubt. In der Ballszene fällt zunächst das die Situation aufklärende „Ruht ein wenig, ihr reizenden Kinder!" an Stelle des gemeinplätzigen „Kommt ihr Mädchen, zur Freude geboren" angenehm auf, sehr glücklich ist auch die Erklärung des Wortes libertà, d. h. Maskenfreiheit in die Begrüßungsworte der vornehmen Masken verflochten. Ferner ist es als Fortschritt zu begrüßen, daß die überflüssige, wie das Pariser Autograph beweist, garnicht von Mozart komponirte Anrede Don Juan's an Zerline während der ersten Menuetttakte endlich beseitigt ist, daß das Loblied auf die Karnevalsfreiheit wieder ausschließlich den Solisten, den feinen Ballgästen, zugewiesen ist und daß, entsprechend einer Bühnenweisung im Autograph, an Stelle des fragwürdigen Fechterduells die Bedrohung Don Juans durch die Pistole Ottavio's getreten ist.

Noch viel bedeutsamer aber als im ersten Finale sind die Verbesserungen, welche die großartige Schlußszene der Oper erfahren hat. Nicht nur daß manche Ungeschicklichkeiten des Textes beseitigt, leere Flickwörter und Gemeinplätze durch Zutreffendes und Passendes ersetzt, arge Geschmacklosigkeiten, wie der berühmte „bessere Pudding" und die Bezeichnung des Marzeminerweines als „echter Liebeszunder (!)" getilgt wurden, ist des Lobes und Dankes würdig, sondern vor allem bleibt rühmend hervorzuheben, daß in Levis Uebertragung erst die eigenartige Stimmung der Schlußszenen, sowie Wesen und Entwickelung des Don Juancharakters im wahren Lichte erscheinen. Durchaus in Uebereinstimmung mit Da Pontes Textdichtung hat Levi den leichten Konversationston auch in den von Ewigkeitsschauern unmittelbar umwitterten Szenen des Gastmahls von Anfang bis zu Ende festgehalten. Donna Elviras letzte liebevolle Warnung ist frei von der üblichen geschwollenen Pathetik und in den Worten des steinernen Gastes ist der sentimentale Beiklang glücklich vermieden. Der Comthur berühmt sich nicht mehr: „dort von den Sternenhöhen stieg ich, vor dir zu stehen", sondern verlangt einfach zu wissen, ob Don Juan der guten Sitte gemäß nun auch bereit sei, bei ihm ein Mahl zu halten. Er fordert nicht Reue von Don Juan, sondern — einen Gegenbesuch, und erst als dieser die Kavalierpflicht erfüllt und deß zum Pfande ihm die Hand gereicht hat, gemahnt er ihn der letzten Stunde. Don Juan aber, der aus freien Stücken den verhängnißvollen Schritt über die Grenze des Irdisch-Menschlichen gethan, bricht, als er den Tod durch seine Adern starren fühlt, nicht in Hilferufe und Nothgebete aus. Kein Rochlitz'sches „Wer rettet mich, wer rettet mich". kein herkömmliches „Allmächtiger, erbarme Dich" kommt über seine Lippen. Als Held, stolz und unbezwungen, wie ihn Da Ponte geschildert, schaut er dem Tod ins Auge, und so kann denn auch der Dämonenchor nicht in empfindsamer Klage sich äußern und Leporello hat das Recht verloren, mit Herrn Hofrath Rochlitz zu jammern „o weh! zu später Reue!"

Damit genug der Beispiele. Für Einsichtige wird ja überhaupt schon diese kurze Vergleichung der sog. Schlußszene mit den bisher üblichen Uebersetzungen die Ueberlegenheit der neuen Textbearbeitung außer Frage gestellt haben. Kein Zweifel, Hermann Levis neue Ausgabe der Meisteroper Mozarts bedeutet nichts mehr und nichts weniger als die Auferstehung des Don Juan aus der Ehrengruft, in die ihn vor fast hundert Jahren die deutsche Spießbürgerlichkeit und das gedankenarme Musikantenthum bestattet hatten. Kaum scheint daher ein Wort des Dankes und der Anerkennung zu viel für den Mann, der nach einer ruhmvollen Thätigkeit im Dienste der neuen Kunst nun auch an der berühmtesten Schöpfung des alten ewig jungen Meisters dies Rettungswerk vollbracht hat und in seinem fruchtbaren, vornehmen künstlerischen Wirken den Zusammenhang zwischen unsern beiden größten musikalischen Dramatikern so überzeugend darthut.

Und wie werden sich nunmehr die deutschen Theater zu der neuen Errungenschaft verhalten? Mein Freund Johann Jakob Andrich, der in heiligem Künstlerzorn den Schlendrian einmal als den Oberstintendanten der deutschen Opernbühne bezeichnete, behauptet, sie werden die Arbeit Levis wie so manches andere Gute ad acta legen. Ich dagegen, den das Münchener Kunsterlebniß wieder optimistischer Wallungen fähig gemacht hat, will der Hoffnung Raum geben, daß die neue Uebersetzung in der Zukunft Gemeingut der deutschen Bühnen werde.

Heinrich Welti.

Psychologie und Erfahrung.

Wie belangvoll eine richtige Stellungnahme zur Erfahrung für die Wissenschaft ist, zeigt sich wohl bei keinem Fachgebiete der Philosophie so überzeugend wie bei der Psychologie. So lange sie, dem philosophischen Herkommen gemäß, im Besitz einer vermeintlich höheren Wahrheit als der den übrigen Wissenschaften zugänglichen zu sein wähnte und demnach der Erfahrung nur geringe Beachtung zuwandte, war sie zu der trostlosen Sterilität verurtheilt, wie solche in dem bis zur Mitte des nun ablaufenden Jahrhunderts ihr anhaftenden Gegensatze von Spiritualismus und Materialismus sich behauptet hat. Auf empirischem Wege war wohl eine Fülle wichtigen Thatsachenmaterials erworben, dasselbe jedoch gehörig zu verwerthen, mußte der Psychologie versagt bleiben, bis es ihr geglückt, über die Befangenheit jenes aller wirklichen Erkenntniß durchaus hinderlichen Entweder-oder hinauszukommen. Anscheinend der Erfahrung näher stehend, verhält sich der Materialismus ihr gegenüber genau so doktrinär wie sein Widerspiel: beide sind mit allem zum voraus fertig und berücksichtigen die Vorkommnisse der Wirklichkeit nur, so weit sie für die angenommene Betrachtungsweise dienlich, während alles nicht damit übereinstimmende für unwesentlich und zufällig erklärt wird; denn bei dem einen wie dem andern haben die Dinge sich nach vorherbestimmten Vorstellungen zu richten, und statt sich von der Erfahrung belehren zu lassen, wollen beide vielmehr derselben ihre Gesetze vorschreiben. Von metaphysischen und dogmatischen Voraussetzungen beeinflußt,

hielt der psychologische Spiritualismus an der Annahme eines vom Leibe gänzlich unabhängigen, ihm völlig entgegengesetzten Seelenwesens fest, das dem Körper als durchaus übergeordnet galt und allein zur Erklärung und Herleitung der psychischen Vorgänge dienen mußte; dem Materialismus reichte dafür die als eben so allmächtig angenommene Materie aus, wobei ihm die seelischen Prozesse mit den übrigen Vorgängen im Organismus unterschiedlos zusammenfielen. Ward hier die eigenartige Bedeutung des Psychischen übersehen, so ward sie auf dem entgegengesetzten Standpunkte ebenso sehr überschätzt, und dabei trat noch das Eigenthümliche hinzu, daß der Spiritualismus im Verlauf seiner Darlegungen unwillkürlich den Ansichten des Gegners sich anschloß. Einerseits dem Menschen allein den Vorzug einer immateriellen Seele zuerkennend, erklärte er nämlich die seelischen Vorgänge bei den übrigen Lebewesen rein materialistisch in durchaus mechanischer Weise, während er andererseits bemüht war, der für immateriell und unräumlich geltenden Seele einen geeigneten „Sitz“ im stofflichen Leibe anzuweisen, unbekümmert um den hiermit in naivster Weise eingestandenen Widerspruch gegen die eigene Grundanschauung. Diesen auszubeuten hatte sich der Materialismus wohlweislich nicht entgehen lassen: die dort dem Menschen vorbehaltene Ausnahmestellung gegenüber seinen lebenden Mitgenossen der Schöpfung, die psychisch als bloße „Maschinen“ anzusehen seien, ließ er einfach fallen und behauptete, daß der Mensch solchenfalls auch nur Maschine sei. Seinerseits war der Spiritualismus allerdings im Recht, wenn er hierbei auf das gänzlich außer Acht kommende spezifisch Seelische beim Menschen hinwies, nur stellte ihn dies vor die unabweisliche Pflicht, von sich aus den Zusammenhang des Leiblichen und Seelischen darzulegen, wie solcher durch zahllose in der Wirklichkeit gegebene Thatsachen sich kenntlich macht, allen Deutungskünsten der spiritualistischen Psychologie ein unüberwindliches Problem, weil die von ihr vorausgesetzte Seele als solche in keiner Erfahrung nachweisbar ist.

Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte David Hume, auf erfahrungsmäßige Thatsachen gestützt, die Täuschungen aufgedeckt, denen die Psychologie durch die Annahme eines gesonderten Seelenwesens verfällt. Gleichwohl blieb es noch langehin bei dieser Annahme, auch wo man einen engeren Anschluß an die Erfahrung erstrebte und die von dorther sich darbietenden Thatsachen möglichst berücksichtigt wurden. Hundert Jahre nach Hume wies dann Ludwig Feuerbach darauf hin, daß weder Materialismus noch Spiritualismus in dieser Frage jemals zur Wahrheit gelangen könnten, weil die seelischen Prozesse ausschließlich an lebenden Wesen, also bei absoluter „Einheit von Leib und Seele“ und noch dazu nicht bloß an Einzelwesen wahrnehmbar, an die sich die bisherige Betrachtungsweise gehalten, sondern auch an deren Gemeinschaftsleben zu beobachten seien. Hiermit erst war der Psychologie das richtige Verhältniß zur Erfahrung erschlossen. Ueber ein volles Menschenalter hat es bedurft, dieser anscheinend so einfachen Weisung nachzukommen. Die seelischen Vorgänge, wie sie thatsächlich vorliegen, lediglich als Lebensvorgänge organischer Wesen aufzufassen, hat die Psychologie erst gelernt, nachdem die im gegenwärtigen Zeitalter gewonnenen Ergebnisse der Biologie und Entwicklungsgeschichte, der Physiologie der Nerven und Sinne, der Sprachwissenschaft und der Forschungen über vorgeschichtliche Kultur sie ihren auf spiritualistischer oder materialistischer Grundlage betriebenen Begriffsspielereien entrückt und ihr in der gleichzeitig entdeckten Psychophysik eine der Messung und dem Experiment zugängliche Basis geboten ward, wo leibliche und seelische Vorgänge in unmittelbarem Zusammenhange vorliegen.

Damit hat die Psychologie das Stadium echter Wissenschaftlichkeit erreicht, und daher der Aufschwung, den sie, mit Verwerthung früher erworbenen Erfahrungsmaterials, im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte genommen. Ihre Pflege erstreckt sich nunmehr über eine nahezu unabsehbare Litteratur, an der die Forschung in England und Amerika, Frankreich und Deutschland, Dänemark und Italien mit umfassenden Werken und vielfach verzweigten Einzeluntersuchungen betheiligt ist. Die Ergebnisse einer so reichen Arbeitsthätigkeit, selbstverständlich mit vorwiegender Berücksichtigung des Hervorragenden, zu sichten und sachgemäß gegliedert zu vereinheitlichen, hat das kürzlich bei J. G. Cotta in Stuttgart erschienene Lehrbuch der Psychologie von Friedrich Jodl sich zur Aufgabe gemacht. Zunächst für Lehrzwecke berechnet, bietet es zugleich eine auch weiteren Bildungskreisen willkommene Orientirung über den gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung, dies freilich durch die Richtung bedingt, die der Autor bei seiner Arbeit eingehalten. Ihm ist die Psychologie die eigentliche Grundwissenschaft der Philosophie, und die herangezogene Litteratur verwendet er im Hinblick auf eine Theorie vom Sein und Leben, wie sie seiner gesammten Weltanschauung entspricht. Er verfährt mithin nicht als Berichterstatter, sondern nimmt zu den vorhandenen Forschungsergebnissen eine kritische Stellung ein, die dem Buche selbst einen erhöhten Werth verleiht.

Es tritt dies schon bei der grundlegenden Bestimmung des Verhältnisses der Psychologie zum Grenzgebiete der Physiologie mit größter Entschiedenheit hervor. Weil beiden Gebieten die Untersuchung der Lebensfunktionen organischer Wesen gemeinsam ist, von denen die eine Wissenschaft ihr Augenmerk auf äußere, die andere auf innere Prozesse richtet, und weil die Physiologie als objektive Wissenschaft gleichsam allgemeiner zugänglich und einer leichteren Kontrolle offen daliegt, hat man vielerseits die Psychologie nur als Zweiggebiet der Physiologie betrachten wollen, das Hauptgewicht der Forschungsthätigkeit auf jene verlegend, indem die Erklärung der psychischen Vorgänge lediglich in der Aufzeigung der entsprechenden Vorgänge in den Nerven und im Gehirn zu bestehen hätte. Das allerdings zwischen diesen und den psychischen Vorgängen obwaltende Wechselverhältniß gestattet aber keineswegs das hier beanspruchte Aufgehenlassen der Psychologie in die Physiologie. Obwohl die psychisch sich erschließende Innenwelt zweifellos die physiologischen Vorgänge der gedachten Art zu ihrer Voraussetzung hat, muß jede besonnene Auffassung hier genau so geschiedene Bereiche erkennen wie einerseits etwa die Tonphysiologie und Tonmechanik mit ihrer physikalischen und mathematischen Grundlage und andererseits das Ausüben und Anhören der Musik als Kunst. So sicher die Musik ohne jene Tonbedingungen unmöglich ist, sind doch diese selbst, obwohl nothwendig dabei vorausgesetzt, keineswegs als das eigentlich Wirkliche und die Musik als bloße Nebenerscheinung zu betrachten. Ebenso behauptet die Psychologie ihre eigene Bedeutung neben der Physiologie und eine Vermengung beider ist offenbar eine Nachwirkung der ehemaligen materialistischen Anschauung, unfehlbar zur völligen Aufhebung der Psychologie führend, weil ihr Gegenstand in den physiologischen Vorgängen als solchen überhaupt nicht vorkommt. Fühlen und Denken geschieht freilich nur in einem lebendigen Organismus, aber nicht die hier statthabenden Prozesse der Erregung von Nerven und Hirnzellen, sondern bestimmte psychische Inhalte und Verknüpfungen von einer für uns durchaus unräumlichen Beschaffenheit sind unserem Bewußtsein gegenwärtig. Die physisch-materielle Grundlage eines Bewußtseinvorganges ist niemals zugleich mit diesem Vorgange selbst und unmittelbar Gegenstand des Bewußtseins; dieses bildet eine durchaus eigenartige Lebenserscheinung, der die Psychologie ihre Daseinsberechtigung als besondere Wissenschaft entnimmt.

Mit der Untersuchung der Bewußtseinsthätigkeit fällt der Psychologie ihre von allen übrigen Wissenschaften unterschiedene Aufgabe zu. Sie handelt von „den Formen und Naturgesetzen des normalen Verlaufs der Bewußtseinserscheinungen, welche im menschlich-thierischen Organismus mit den Vorgängen des Lebens und der Anpassung des Organismus an die ihn umgebenden Medien verbunden sind“. Als Ausgangspunkt dabei hat sie den Gegensatz von Innenwelt und Außenwelt, wie er von jedem normalen Denken als letzte Thatsache aufgefaßt wird. Was Bewußtsein ist, erkennt jeder nur unmittelbar aus sich selbst. Eine

Erklärung davon geben und es aus räumlich bewegten Gebilden und mechanischen Vorgängen ableiten wollen, nämlich aus physischen und physiologischen Reizen und Zuständen deutlich machen, wie ein Gehirn dazu komme, nicht bloß Reizzustände zu haben, sondern diese Zustände zu bemerken, ist durchaus unwissenschaftlich, weil jede Vorstellung, die wir zur Erläuterung und Verdeutlichung des Begriffes Bewußtsein bilden können, stets das Bewußtsein selbst zu ihrer Voraussetzung hat. Ist nun aber das Bewußtsein als solches unbedingte Voraussetzung alles Erkennens und für jede Auffassung der Außenwelt unerläßlich, so liegt es nahe, diese selbst als bloßes Gebilde der psychischen Thätigkeit anzusehen und mithin nur die psychischen Vorgänge allein als das eigentlich Wirkliche zu bestimmen. Es gibt heute noch eine so verfahrende Psychologie, die sogar bei ausdrücklicher Anlehnung an die Naturforschung, also bei einem Ausgangspunkt, wo sich ihre Darlegungen mit denen der Physik, Chemie und Physiologie berühren, dennoch die Außenwelt für eine Art Hallucination des denkenden Einzelwesens erklärt. Das hiermit der Innenwelt zuerkannte Uebergewicht einer angeblich größeren Realität wird unschwer als Nachwirkung spiritualistischer Fehlschlüsse erkannt und widerspricht ebenso der Erfahrung wie etwa die Behauptung des Malers Conti bei Lessing: Raffael würde auch ohne Arme und Beine das größte Malergenie gewesen sein. Die Möglichkeit einer derartigen Beanlagung zugegeben, würden alle die „innerlich" entworfenen und ausgeführten Gemälde ihrem Urheber keinen Platz in der Kunstgeschichte verliehen haben, so sicher er dessen auch nicht theilhaft geworden, wenn er, bei normaler Körperbeschaffenheit, nur dürftige Dutzendwaare gemalt hätte. Bei aller Eigenbedeutung steht das Psychische in nothwendiger Beziehung zu einer gegebenen Wirklichkeit, wie es die Erfahrung aufweist: vermittelst seiner seelischen Funktionen macht sich das Lebewesen der Mitwelt gegenüber geltend.

Wo immer Bewußtsein vorhanden, da grenzt „ein in sich geschlossenes organisches Wesen sich gegen Fremdes ab, Zustände der Außenwelt auf sich beziehend und in eigene innere Zustände verwandelnd". Was irgend Gegenstand des Bewußtseins ist, gleichviel ob es sich um bloße Auffassung von Dingen oder einen bestimmten Zustand des eigenen Organismus handelt, heißt Wahrnehmung; obschon aber alle Wahrnehmung, streng genommen, ein innerer Vorgang ist, muß doch innere Wahrnehmung im engeren Sinn von äußerer Wahrnehmung unterschieden werden. Diesen Unterschied mit der älteren spiritualistischen Psychologie, für welche alle psychische Thätigkeit lediglich ein „Vorstellen" war, als einen bloß graduellen von klaren und verworrenen Einsichten zu bestimmen, ist ebenso unrichtig wie das von einigen Neueren befolgte Verfahren, die Funktionen des Bewußtseins auf eine alleinige Grundform zurückzuführen. Dessen Thätigkeit besteht genau ermittelt keineswegs aus einem einzigen Grundverhalten zur Außenwelt; vielmehr funktionirt das Bewußtsein in durchaus verschiedener Weise, je nachdem es die Außendinge oder seine inneren Zustände bloß auffaßt, oder sich ihnen anpaßt, oder von ihnen eine den eigenen Gesammtzustand beeinflussende Einwirkung empfängt. Die drei hier angedeuteten Bewußtseinserscheinungen unterscheiden wir als Empfinden, Fühlen und Wollen, und nicht eines von ihnen allein kann als die ursprüngliche Bethätigung des Bewußtseins gelten, wie es die vorhin gedachten neueren Psychologen darlegen möchten, sondern alle drei konstituiren das Wesen des Bewußtseins, je nachdem es sich um „Einwirkung von außen nach innen, Rückwirkung von innen nach außen oder um innere Vermittlung zwischen beiden Gliedern" handelt. Erfahrungsgemäß ist nur diese Bestimmung: der lebendige Organismus reagirt auf die Einwirkungen der umgebenden Welt sowohl im Erfassen der ihn von dort aus treffenden Eindrücke, ebenso im Fühlen derselben als lust- und unlusterregende, wie auch in einem entsprechenden Verhalten zu den Außendingen; in jedem von ihnen drückt sich ein elementares Verhältniß des Einzelwesens in seiner Selbstbehauptung den übrigen Dingen und Wesen gegenüber aus, und irgend eines von ihnen als mehr elementar voranstellen, hat nur Scheinwerth, indem die beiden anderen stets unwillkürlich mit vorausgesetzt werden.

Eine derartige Betrachtungsweise ist nichts als ein Rückfall in die spiritualistische Behandlung der Psychologie, die ihren Ausgangspunkt in allerhand subjektiven Voraussetzungen hat, statt ihn bei dem erfahrungsgemäß gegebenen des auf seine natürliche Selbsterhaltung angewiesenen Lebewesens zu nehmen. Genau so spiritualistisch verfahren auch die neueren Psychologien, welche die Bewußtseinsthätigkeit auf eine andere einheitliche Grundform zurückführen wollen. Auf die Thatsache gestützt, daß Bewußtsein, seinem Wesen nach Gedächtniß, beim Auffassen der Außendinge einen vielfältigen Vorrath von Erinnerungen verwendet, ohne die kein sicheres Erkennen der auf das Lebewesen einwirkenden Gegenstände statthaben kann, lehren einige von ihnen, daß das Empfinden nicht unmittelbar Wirkliches auffasse, sondern nur Beziehungen. Es wird hierbei vergessen, daß Beziehungen ohne einen gegebenen Inhalt, an den sie anknüpfen, ebenso werthlos sind wie Banknoten ohne ihnen entsprechende Baarschaft sie einzulösen; auch die einfachsten Beziehungen wie Identität und Unterschied entspringen nicht aus sich selbst, sondern erhalten Sinn und Bedeutung an wirklich empfundenen Inhalten. Diesen Vorgang der unmittelbaren Bewußtseinsthätigkeit erklären andere moderne Psychologen für einen Urtheilsakt, den sie als das ursprünglich Psychische nachzuweisen suchen. Hierbei wird zweierlei außer Acht gelassen: daß Urtheilen einer höheren Stufe psychischer Entwicklung angehört und jederzeit eine Denkoperation aber kein Empfindungsvorgang ist, und ferner auch, daß man sowohl eine Mehrheit zusammenhängender Empfindungen vollkommen deutlich auffassen kann, „ohne zugleich den Inhalt, welcher uns in dieser Form unmittelbar gegeben ist, in Urtheilsakte auseinanderzulegen", wie auch andererseits, trotz hinzutretender Urtheilsthätigkeit, eine davon völlig unabhängige Wahrnehmung haben. Für jenes spricht die Thatsache, daß man einen Gegenstand, eine Landschaft, ein Bild lange betrachten, die davon ausgehenden Eindrücke in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit auf sich wirken lassen kann ohne ein einziges Urtheil zu fällen; und wiederum muß jedem, bei gleichzeitig statthabendem Beurtheilen der obwaltenden Umstände, eine Bergkette von dem nämlichen Standorte aus das eine Mal näher, das andere Mal ferner zu liegen scheinen, je nachdem Licht und Luft das Ganze in Duft hüllen oder die einzelnen Partien bestimmter in Farbe und Form hervortreten lassen.

Die soeben berührten Irrthümer entstammen einer ungenauen Analyse der Bewußtseinsthätigkeit, wie dies unser Autor durch die ihm gelungene Berichtigung überzeugend klarlegt. Neben den ursprünglichen drei Grundfunktionen — Empfinden, Fühlen und Wollen — weist das Bewußtsein noch drei Entwicklungsstufen auf, begründet in dem lebendigen Wirken der psychischen Thätigkeit selbst, wobei ein verschiedenes Verhalten dieser Vorgänge zu den aufgefaßten Gegenständen kenntlich ist. Bereits Hume hatte das unmittelbare Wahrnehmen als primäre Erregung von deren im Gedächtniß bewahrten Nachbildern als sekundären streng geschieden; aber auch die sekundären Elemente gelangen durch weitergehendes Verschmelzen und Vergleichen zu einem ferneren Entwicklungsstadium, dessen Gebilde füglich als tertiäre zu bezeichnen sind. Sachlich kennt man diese drei Gruppen längst als Empfinden, Vorstellen und Denken im engeren Sinn, das letztgenannte wiederum in eine Doppelform, das bloße Begreifen, mit den weiteren Funktionen des Urtheilens und Schließens, und die freiere Kombinationsthätigkeit des Dichtens zerfallend. Nicht das Vorhandensein dieser drei Gebilde hat sich die bisherige Psychologie entgehen lassen, wohl aber deren richtige Würdigung was ihr Verhältniß zur Wirklichkeit wie auch was den dabei statthabenden Antheil der psychischen Thätigkeit als solcher betrifft. Die drei Stufen des Bewußtseins, die man auch als präsentative, reproduktive und reflexive unterscheiden kann, bedeuten ein verschiedenes Verhältniß zur Welt der Dinge und verschiedene Grade jener Eigenthätigkeit, auf welcher das psychische Leben beruht. Die Abhängig-

keit des Bewußtseins vom Gegebenen ist am größten auf der präsentativen, am geringsten auf der reflexiven Stufe; die dabei aufzuwendende psychische Eigenthätigkeit ist auf der Stufe des präsentativen Bewußtseins am geringsten, auf der Stufe des reflexiven am größten. Die psychischen Leistungen der ersten Stufe besitzen die anschauliche Klarheit des unmittelbar Gegebenen und Gegenwärtigen; die der zweiten und namentlich der dritten die vermittelnde Deutlichkeit des durch psychische Bearbeitung Vereinheitlichten, Zusammengedrängten, wodurch die freiere Entfaltung der psychischen Eigenthätigkeit gefördert, aber um jenen Vortheil der Erkenntnißsicherheit gebracht wird, die jeder durch die Sinne vermittelten Auffassung von selbst zukommt. Auf der präsentativen Stufe steht das Bewußtsein dem Wirklichen in seiner überwältigenden Fülle bestimmter auf das Einzelwesen einwirkender Lebensäußerungen gegenüber, die auf der reproduktiven und noch mehr auf der reflexiven Stufe nach Maßgabe ihrer Entfernung vom Sinnfälligen und Individuellen abgeblaßt und unlebendig erscheinen. Wirkliche Inhalte werden dem Bewußtsein nur auf der ersten Stufe zugeführt, auf der zweiten in eine für das Denken gewandtere Form gebracht, die wohl die gleiche Bedeutung mit dem sinnlich Erkannten aber nie dessen volle lebendige Anschaulichkeit hat; auf der dritten Stufe erst werden die Denkinhalte in Beziehungen gesetzt. die sich wohl auf sinnliche Wahrnehmungen gründen, niemals jedoch unmittelbar wahrgenommen werden. Hiernach ist die Hinfälligkeit aller psychologischer Bestimmungen einleuchtend, die entweder das Vorstellen oder Urtheilen und Schließen zu ursprünglichen psychischen Vorgängen machen wollen.

Unsere Empfindungsfunktionen allein versetzen uns in unmittelbaren Zusammenhang mit der Wirklichkeit, alles Empfinden als solches ist ein Erleben, dem auffassenden Bewußtsein in seiner Thatsächlichkeit ebenso feststehend wie die unabänderlichen Ergebnisse unseres eigenen Handelns. Die vermittelst psychischer Vorgänge aufgefaßte Außenwelt hat, bei aller Eigenbedeutung der Bewußtseinsthätigkeit, den Vollwerth einer gegebenen Realität, die wir in ihrer eigenen Bestimmtheit erkennen, weil wir, durch unseren dieses Erkennen vermittelnden Leib, selbst zu ihr gehören. Das eben bedingt die Nothwendigkeit unserer Wahrnehmung, die freilich ohne ein auffassendes Bewußtsein nicht zu Stande kommt, aber zugleich von der Beschaffenheit der statthabenden Reize und den von ihnen betroffenen Organen abhängig bleibt: das Erkennen der Außendinge geschieht durch ein stetes Zusammenwirken zwischen ihnen und der psychischen Eigenthätigkeit. Mit anderen Worten: der hier obwaltende Thatbestand ist derjenige, wie ihn der schlichte Menschenverstand in der für das Alltagsleben ausreichenden Erfahrung jederzeit sich gedeutet hat.

Bedarf das gewöhnliche Bewußtsein unseres Verhältnisses zu den Dingen einer Berichtigung, so betrifft dies wahrlich nicht dessen unerschütterliche Ueberzeugung von der gegebenen Thatsächlichkeit der Außenwelt, die ihm der subjektive Idealismus oder Phänomenalismus, von Berkeley angefangen bis auf Schopenhauer und die Phänomenalisten der Gegenwart, gern ausreden möchte. Dazu hat es eine viel zu gründliche Lehrmeisterin an der Erfahrung, die ihm täglich und stündlich, allen metaphysischen Behauptungen zum Trotz, aufs nachdrücklichste die Abhängigkeit von den Dingen zeigt: ihre unbedingt zu berücksichtigende Eigenheit, wenn es gilt, sie uns dienstbar zu machen, ihr erbarmungsloses Sosein und Nichtandersseinkönnen, wo sie über unser Wünschen und Streben entscheiden und es eventuell kreuzen und vereiteln. Aufzuklären ist das gewöhnliche Bewußtsein nur über die beim Auffassen der Dinge seinerseits erforderliche Selbstthätigkeit, die es bei seinem sinnlich vermittelten Zusammenhange mit ihnen übersieht und übersehen muß bei der Geschwindigkeit, womit die Dinge ihm als eine Ueberfülle fertiger Daten entgegentreten, denen gegenüber es sich lediglich aufnehmend zu verhalten habe. Nur diesen Irrthum hat die Wissenschaft zu beseitigen: ohne mystische oder mythische Deutelei, unter sorgfältigem Benutzen der Erfahrung, die beim Auffassen der Wirklichkeit statthabende psychische Mitthätigkeit seitens des Lebewesens zu beachten und genau abzuschätzen.

Eine derartige Leistung ist das hier seinen Grundzügen nach charakterisirte Werk von Friedrich Jodl. Bei richtiger Stellungnahme zur Erfahrung weist es den mannigfachen Verlauf und die Bedeutung der psychischen Vorgänge nach, deren Vorhandensein bei den elementärsten Wahrnehmungen wie das nothwendige Vorausgesetztsein der Außendinge als Inhalte für das selbständige und nur ihren allgemeinen Beziehungen und Gesetzen nachgehende Denken. Es soll nichts als die im Innern eines Jeden beim Auffassen der Wirklichkeit statthabenden Prozesse in ihrer durch die Beschaffenheit der Sinnesorgane und die entsprechende psychische Eigenthätigkeit gegebenen Bestimmtheit erklären. Durch seine durchgängige Bezugnahme auf die Erfahrung wirkt es auch so überzeugend, frei von allem Zwang auf die Empfänglichkeit des Lesers, frei von den Zumuthungen, welche namentlich Kant und sein Anhang hinsichtlich des Erkenntnißproblems an das unbefangene Bewußtsein stellen. Das Irrthümliche dieser ganzen Betrachtungsweise wird hier mit großem Geschick aufgedeckt, viele sonstige Streitfragen gelöst oder als sinnlos dargelegt und verworfen. In der Darstellung und Erläuterung des Ermittelten und Feststehenden immer klar und faßlich, hat der Autor sein Augenmerk nur auf das erfahrungsgemäß Nachweisbare gerichtet; wo es hier eventuell fehlt, verschmäht er jede Anleihe bei der spiritualistischen oder materialistischen Allwissenheit, vielmehr gesteht er, wie es echter Wissenschaftlichkeit geziemt vorhandene Lücken unseres Wissens offen ein, wofür ihm jeder besonnene Leser seines trefflichen Buches besonders dankbar sein wird.

Helsingfors. **Wilhelm Bolin.**

Marie Ebner's Altersweise.

Mit gedämpfter Stimme muß man von Marie Ebner's letzten Erzählungen sprechen. Ein Buch der Weisheit und des Alters ist diese Herbstgabe, die sie „Alte Schule"*) nennt.

Schlichte Bilder und einfache Schicksale bringt sie, wie sie es immer geliebt, mit all den kleinen Eigenheiten, die uns werth sind. Aber es weht durch diese Geschichten ein Hauch, es klingt in ihnen ein Ton, der uns tiefer ergreift, denn sonst. So abgeklärt und ruhevoll hat die Ebner noch nie gesprochen. Es überschauert uns, als lauschten wir Worten, die jenseits ferner Ufer tönen, von denen kein Wanderer wiederkehrt. Ein Wesen spricht zu uns, das überwunden hat, das in sich still geworden ist, das die Welt nicht mehr berühren kann.

Ein Herab- und ein Zurückblicken aus vollem geborgenen Leben auf Wirren und Irren der Menschenkinder ist es. Und die Dinge stehen wie in Schleiern da, wie Schatten ihrer selbst. Und durch die Lüfte klingt's, wie klagender Saitenton: Nur ein Traum ist unser Leben und die Träume selbst sind Traum.

Auf diesen Grundton sind die Erzählungen gestimmt. Am tiefsten ist er in einem ganz kurzen Stück, einem Gedicht in Prosa voll dämmernder Stimmung angeschlagen: „Schattenleben".

„Bist du dir schon einmal vorgekommen wie dein eigener Schatten? Ich mir wohl. Es ist ein seltsames, über allen Ausdruck friedliches Gefühl" . . .

Und nun steigt ein Bild auf. Ein langer schmaler Korridor im Spätherbst, der sich weit im Dunkel verliert, wie die geheimnißschweren stimmungsbangen Gänge in Maeterlinck's Dramen. Teppiche und Bilder hängen im Schatten der

*) Berlin, Paetel.

Wände. Die Fenster blicken über die Wipfel uralter Linden. Das morsche Geäst stöhnt im Winde, der Boden ist mit schwarzen dürren Zweiglein bedeckt. Sie führen einen Todtentanz mit welken raschelnden Blättern im Sande auf. Und wenn der Wind sie auf seine Flügel nimmt und sie an die Scheiben wirft, gibt's einen leisen dumpfen Ton, wie wenn Nachtfalter ans Fenster stoßen.

Die Geister der Stille umschweben die Einsame, die dort auf und ob gleitet. Gestalten tauchen vor ihr auf, aus dem Boden, aus den Wänden, Schatten der Kindertage.

„Kindheit, Jugend, reifes Alter, alles vergangen, alles wie gehüllt in die Nebelschleier des Traumes. Vergangene Freuden, überstandene Leiden sind wie geträumte Freuden und Leiden."

Schon früher hat Marie Ebner sich in solche dämmernde Zwischenzustände versenkt:

Ein sonderbares Wort hab' ich dereinst vernommen,
Und konnt' darüber nie zu voller Klarheit kommen.
— Nirwana war das Wort. Das heißt . . . O Müdigkeit!
Nicht denken jetzt, nicht mehr — es ist ja Schlafenszeit,
Willkommen, holde Zeit, sei gnädig mir, entrücke mich allem Leid.

Ich wollt', ich fänd' einmal die Brücke,
Die aus dem wachen uns, dem vollbewußten Sein
Ins halbbewußte Reich des Traumes führt hinein!
Ein zarter Wunderbau, ein räthselhafter Steg
Nur das geschloss'ne Aug entdeckt zu ihm den Weg.

Jetzt hat die Dichterin die Brücke gefunden, und sie schaut vom anderen Gestade mild lächelnd zurück. Mildlächelnd und gütig, denn ihrer Resignation ist nichts Verbittertes beigemischt, nichts Grollendes, nur wehmüthig heiteres Erkennen spricht und tiefe Liebe mit denen, die noch in lärmvollem beirrenden Treiben wandeln. Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.

So stellt sie in zwei Erzählungen Lebensruhe und Lebensunrast gegenüber. In der „Vision" den stürmischen Lebens- und Liebeswerber, den nie zu stillendes Begehren und heischende Wünschen hetzen, — es ist der Graf Seinsburg des Dialoges „Am Ende" in jüngeren Jahren — und den sicheren durch die großen Leiden gereiften Mann, der sich ein spätes friedvolles Liebesglück fern von zerstörender Leidenschaft rettet.

Ein Lieblingsthema der Ebner. Und ein Lieblingsthema auch in der Novelle „Verschollen". Hier ist die Unrast der verzehrende qualvolle Künstlerehrgeiz, der sein Opfer zermürbt und zerreißt, der es auf die höchsten Höhen des Selbstgenusses führt, um es im nächsten Moment mit grausamem Spott in die jämmerlichste Tiefe zu schleudern und ihm gegenüber der entsagungsvolle Verzicht des alten Meisters, der seine Hände in einander legt, zu ruhn, der aus der Komödie der Eitelkeiten sich in die ewigen Berge flüchtet, sich den Frieden rettet, der nicht bei den Menschen wohnt.

Und hier quillt ihm ein neues tieferes Leben. Am Ausgang des Seins fühlt er sich selbst, der Erde näher, noch einmal intensiver, zwischen den blühenden Blumengärten der Sommer und dem weich deckenden Schnee der Winter:

„Da gehts von meiner Klausnerei zum Dorf zwischen weißen Wänden. Ueber uns breitet sich der Himmel manchmal wochenlang aschfarbig, und wochenlang ist der Pfiff eines hungrigen Geiers der einzige Laut aus lebendiger Kehle, der zu uns dringt. Eine tiefe Stille herrscht, eine Vorbatin der tiefsten, die wir nicht mehr fühlen werden. Ich genieße sie schon in meiner seligen Verschollenheit, noch athmend ruh ich in Frieden, und genieße den Tod. . . ."

So spricht der Alte zu dem Jungen, der neidisch und ehrgeizgestachelt ihn in seinem Versteck aufgestört hat, und der Wiederschein der feurigen Lohe, die am Himmel aufgeflammt war, fällt über sein dunkles Gesicht und seine ragende Gestalt, daß er glüht wie ein Fels.

„Alter Ueberwinder du! „Fast könnte man Dich beneiden", murmelte der Andere." Der Meister aber hört ihn nicht. Seine Gedanken waren schon fort von ihm.

Diese Novelle, die Anfangs etwas burlesk, im Bertram-Vogelweideton einsetzt, steigert sich zu einer Größe des Ausdrucks, wie sie Marie Ebner für die Friedenssehnsucht vorher nicht gefunden.

Auf diesem Grunde heben sich die anderen zwei Novellen des Buches rein und tief ab.

Zwei Kindergeschichten, in stillem, träumerischem Ton erzählt, als plaudere eine Großmutter am Kamin im stillen Zimmer den Enkeln von fernen, fernen Zeiten. Erinnerungsbilder, Schatten lang verflossener Tage, wie sie im Dämmerlicht der Einsamen auf dem langen Korridor zwischen Traum und Wachen erscheinen mögen. Vergangenheitsbilder werden wieder wach. Spät erklingt was früh erklang. Zwei Kinderscenen tauchen auf aus dem Dunkel und gestalten sich.

Die eine voll der Kraft und des Kolorits, wie sie im „Gemeindekind" leuchten. Ein Kulturbild aus Mähren. Wildes ungezügeltes Blut voll prachtvollen Trotzes und kraftstrotzender Empörung. Zwei Kinder im Armenhaus. Das Mädchen wildwüchsig, ein wucherndes Unkraut, von der jähen Schönheit der Raubthiere, auch ein „Schädliches"; der Knabe, ein armer Bub, hinkend, scheu, verängstigt, die in den Wald gehen, auf verbotenen Wegen.

Die andere in verschleierten Tönen erzählt. Keine Geschichte. Eine Situation eigentlich nur. Aber voll ergreifenden Lebens. Ein Schloßpark und ein kleines Mädchen. Und das kleine Mädchen hat einen armen halbflüggen Fink im Grase gefunden und will ihn bergen in ihren warmen Händen vor den bösen Spitz und dem grausamen Kater. Und da das Vögelchen zu sterben scheint, will es ihm wenigstens ein schönes Grab bereiten. Von der Höhe des Thurmes soll es herabsinken, von den Lüften getragen: „und ich weiß den schönsten Tod für dich, den schönsten Vogeltod. Im letzten Augenblick noch sollst Du glauben können: „Jetzt flieg' ich"."

Doch der Fink belebt sich wieder in der Luft. Und er breitet die Flügel aus und findet zu dem Nest auf der alten Rüster.

Das kleine Mädchen aber sieht ihm nachdenklich zu. Es fliegt ihm durch den Kopf: Jetzt ist's bei seiner Mutter.

„Wie einem da ist, wußte sie schon lange nicht mehr . . . . Sie war damals so gar klein gewesen . . . . aber herrlich muß es sein für einen Vogel und — für ein Kind."

Ist's nicht, als flüsterte die alte Frau am Kamin von ihrer Jugend, während das Feuer knistert. Traum der eigenen Tage, die nun ferne sind . . .

Altersnovellen sind diese Erzählungen Marie Ebner's. Altersnovellen in der stillen dunklen Abgeklärtheit ihres Wesens und ihrer tiefen vollen Resonanz, wie sie nur aus köstlich alten Instrumenten tönt. Schaffensmattigkeit spürt man trotz Friedensehnsucht nie und nirgends. Frischlebendig in feiner künstlerischen Empfängniß schließt sich der letzte Band an seine jüngsten Brüder.

Welch reiches Leben und welch reifevolles Werk.
Wie staunen wir und wie verehren wir!

Und doch ist auch dieser Fülle letzter Schluß das uralt trübe Wort: Geh an der Welt vorüber, es ist nichts! —

Felix Poppenberg.

Studien zur Kritik und Geschichte von Hippolyte Taine. Autorisirte Uebersetzung von Paul Kühn und Anathon Aall. Mit einem Vorwort von Georg Brandes. Paris, Leipzig, München. 1898 Verlag von Albert Langen.

Vorab ein Wort von der Uebersetzung selbst; sie fordert dazu heraus und darf nicht ohne kritischen Vermerk durchschlüpfen. Sie ist ungleichwerthig in ihren Theilen; vielleicht erklärt sich das aus dem Umstande, daß zwei an ihr gearbeitet haben. Neben Brauchbarem und Gelungenem steht Bedenkliches und Verfehltes. Einzelne Essais lesen sich ganz gut an; so die über Ste.-Beuve, Racine, George Sand und Mallet-Dupan, manche sind geradezu trefflich übertragen; andere, wie die über Bertin, de Loménie, Labruyère und Balzac enthalten Irrthümer, von denen der Leser im Folgenden einige selbst beurtheilen soll.

Ich werde dabei die ästhetische Seite unberührt lassen und nicht auf Fragen des Stils eingehen. Ob man der scharf gegliederten Sprache Taine's mitunter vielleicht näher kommen konnte; ob der deutsche Ausdruck stets so lichtvoll, wie der französische ist, würde schon die feinere Ausführung betreffen; hier aber ist vor der Hand genug am Rohbau auszubessern.

Was ist zunächst ein „durchtränkter Wille“? Ein Wort von zweifelhaftem Esprit. Taine spricht ganz einfach von einem „gestählten“ Willen, denn trempé kann auch diese Bedeutung haben. La luxure heißt die Wollust, nicht der Luxus, le luxe. Die marbrures de la peau gehen keineswegs auf die „marmorne glatte“, sondern auf die marmorirte, geäderte Haut. Wie der Uebersetzer behauptet, war man in der guten alten Zeit „sehr hart gegen die Unmäßigkeit“. Darüber sind die Ansichten getheilt; aber jedenfalls sind die intempéries — das Wort, um welches es sich hier handelt — nichts anderes, als die Unbilden der Witterung. Man fürchtete sich nicht vor „Unwohlsein“; nein, bitte, vor „Unbequemlichkeit“. Das Dienstmädchen bekam monatlich drei Francs Lohn und ging in „Handschuhen“; so wäre in letzterer Hinsicht bis heute alles beim Alten geblieben, wenn „sabots“ nicht eben „Holzschuhe“ hieße. „Ich kann Bohnen essen“, schreibt ein alter Landedelmann, „aber niemals das Laster anbeten und beweihräuchern“. Wie kann man Bohnen essen! und im Französischen steht vollends fèves, ein Ausdruck für Viehfutter, also „Saubohnen“! Labruyère habe niemals den „Kredit“ der Fürsten in Anspruch genommen, der Fürsten, „zu denen er gehörte“. Die meisten Leser werden das so verstehen, als ob er seine erlauchten Standesgenossen nie angepumpt habe. Aber „crédit“ besagt auch „Geltung“, „Ansehen“, „Einfluß“; und der Rest des Satzes: „zu deren Klientel er gehörte“. — „Der Künstler läßt sich zu sehr hören“; nein: „läßt zu sehr auf sich warten“; nicht entendre, sondern attendre. Bei Balzac und Taine stirbt der alte Goriot an „serösem Schlagfluß“; inzwischen hat es sich wohl anders herausgestellt, denn im Deutschen wird jetzt als Todesursache „Wassersucht“ angegeben. Kataplasmen, Breiumschläge verdichten sich zu Bandagen; „systematische Gesundheit“ statt „systematischer Schaffenskraft“; und noch viele lexikalische Fehler mehr. — Von dem alten Rothschild erzählt man, daß er den Kaiser Napoleon in Ferrières bewirthet und dann, le und la mémoire verwechselnd, gesagt habe: Sire, ich werde niemals die Rechnung dieses Tages vergessen. Der Uebersetzer, mit geringerem finanziellen Instinkte, macht aus „Tischler r e c h n u n g e n“ Tischler m e m o i r e n.

Wenn ein Franzose in einem deutschen Blatte läse: „Aus Glienicke“, „aus Grunewald“, müßte die grammatikalische Verbindung ihm sagen, daß es sich um Oertlichkeiten handelt. Ebenso ließ sich im Französischen aus dem Text ersehen, daß Ruel ein Platz und keine Mannsperson sei. Die Beauce und Brie, das Bar und die Landes sind Provinzen und Departements, keine Städte. Die Isle de France ist nicht etwa eine Insel, sondern das Kernland Frankreichs mit der Hauptstadt Paris.

„Der Landadel von früher . . . versammelte sich in Saint-Hubert und ging erst nach der Oktave in Saint-Martin auseinander“. Ich würde mich weniger dunkel fassen und schreiben: „er traf sich am Hubertustage und trennte sich erst am achten Tage nach Martini.“ — — — Für die Bewohner eines kleinen, abgelegenen Städtchens mag der Durchzug von „Truppen“ ein großes Ereigniß sein. Doch unser Mann geht weiter: „In der Ferne zieht als die einzige Zerstreuung eine Viehheerde vorüber, eine großartige Erscheinung“ u. s. w. Troupes und troupeau haben eben nicht umsonst eine verhängnißvolle Aehnlichkeit. — Ein Vorfahre Mirabeau's sagt, der Adel von ehedem sei dem Staate viel nützlicher gewesen, „als wir mit unserem Geschmack, unseren Untersuchungen und unseren hysterischen Anfällen, nos vapeurs.“ Der Uebersetzer: als wir „durch unseren Dampf“. Ich fürchte, er hat selbst nicht recht gewußt, was er damit meint. Freilich,

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Aber ancien régime und Dampf stimmen wirklich schlecht zusammen. Jedes größere Lexikon hätte hier übrigens sofort auf den richtigen Weg gebracht. Man findet da die Bedeutung, und es bleibt höchstens zu erörtern, wie so vapeurs zu diesem Sinne kommt. Das erklärt sich von einem gewissen Kulturstandpunkte aus. Die primitive Medizin des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nahm an, daß Ohnmachten, Schwindel und Anfälle von Dämpfen verursacht würden, die durch das Blut zum Gehirn aufstiegen.

Das Bisherige wird genügen: nur kurz noch einiges über die Essais selbst. Es sind Arbeiten aus den verschiedensten Epochen, kürzere leichte Zeitungsartikel und längere kunstvolle Aufsätze, Bedeutendes und Unbedeutendes in bunter Folge. Durch mehr als dreißig Jahre kann man das Talent Taine's in seiner Entwicklung begleiten; und darin liegt vielleicht der größte Reiz dieses Buches. Anfangs bleiben die Arbeiten noch sehr im Stofflichen stecken: es gibt zu viel Citate und Auszüge aus der Lektüre; er durchgeistigt das alles zu wenig, er füllt die Seiten mit fremdem Bestand. Zum Theil äußert sich darin noch ein künstlerisches Unvermögen; zum Theil mag eine praktische Rücksicht ihn dazu bestimmt haben. Als Taine diese ersten Studien schrieb, lebte er von seiner Feder; er mußte Zeilen machen, um von seiner litterarischen Produktionen Gewinn zu ziehen. Aufsätze wie die über Fléchier, über die Anabasis Xenophons und die spanische Reise der Frau von Aulnay sind etwa zu einem Drittel ganz Nacherzählung in den Worten des Originals. Wohl enthalten sie auch ihre Feinheiten und tieferen Durchblicke: aber alles in allem hat man doch den Eindruck, einen künftigen großen Schriftsteller bei der Brotarbeit zu überraschen. Indessen, ich gebe zu, diese Auslegung mag immerhin gewagt sein, und darum stehe sie hier nur mit Vorbehalt. Sicherer ist, daß bei der massenhaften Beibringung des Materials schon Methode und wissenschaftliche Absicht mitspricht. Jener Zug zum Positiven tritt hier hervor, welcher Zeitlebens für Taine und seine Art litterarhistorischen Schaffens bestimmend war. Er liebte es, die Belege zu häufen, Thatsachen um Thatsachen anzuführen, immer mit Dokumenten in der Hand seine Ansichten zu demonstriren. Er wollte beweisen, entwickeln und ableiten, das System der Naturwissenschaften für die Gebiete der Kunst und Litteratur in Anwendung nehmen. Alles sollte sich mit Nothwendigkeit ergeben; darum diese langen, immer wiederkehrenden Analysen, in denen er die Merkmale aus einigen Grundelementen gleichsam auszufällen suchte. So war er doktrinär durch und durch, ein kraftvolles, scharf umrissenes Talent, von mächtiger Eigenart, ganz im Banne seiner philosophischen Lehrmeinung. Eher wuchtig als zart, besaß er nichts von der geschmeidigen Eleganz Ste-Beuves; die feinen, unendlichen Einzelheiten eines intimen Porträts gelangen ihm nicht. Er malte ins Große und Prinzipielle, immer auf einige wenige Züge hinaus. Daher sind seine Bilder oft lehrreicher, als lebensvoll. Man lese nur die Essais über Bertin, George Sand, Gleyre und de Loménie. Ihnen sämmtlich fehlt etwas zu völliger Rundung, sie sind stark studirt, doch zu einseitig genommen.

Aber ebenso liegt es wieder im Wesen seiner Kunst, daß Aufsätze über Saint-Simon, Michelet und Balzac ihm glänzend gelingen. Hier gilt es, breite, starke Striche zu setzen, Naturen zu zeichnen, die ein al fresco vertragen. Namentlich der Essai über den großen Romancier ist ein Meisterstück. In sechs Abschnitten werden Balzac's Leben und Charakter geschildert, sein Geist, sein Stil, die Welt seiner Romane, ihre Hauptfiguren, seine Philosophie: alles das rauscht zusammen und gibt ein Bild dieses qualvoll gewaltsamen Genies. Der Dichter steht da im phantastischen Widerschein seiner Schöpfungen, von ihnen aus beleuchtet, erklärt; nicht mehr ein einzelner, sondern im Mittelpunkte seiner riesigen Epopöe. So volltönend, hinreißend ist der Rhythmus in dieser Darstellung Taine's, die Häufung von Thatsachen und Beweisen so künstlerisch gestaltet und überzeugend, daß man sich in die fremde Welt einbezogen fühlt. Sie umfängt uns mit ihrer Atmosphäre, die keine andere ist, als jene, in welcher Balzac selbst lebt und dichtet. — Wie gesagt, dieser Essai zeigt Taine's Können in seinem vollen Umfang, er ist der Höhepunkt des ganzen Buches. Ja, er zählt überhaupt zu den besten Seiten, die der Meister geschrieben hat.

Ransohoff.

Berichtigung.

Herr Professor Hans Delbrück theilt uns, anläßlich der Veröffentlichung des Artikels „Eine rettende That“ in der letzten Nummer der „Nation“, mit, daß er bei dem Bankett des Vereins für Sozialpolitik den Toast des Freiherrn von Berlepsch nicht, wie die Tagespresse berichtete, eine „r e t t e n d e“, sondern eine „p o l i t i s c h e“ That genannt hat.

Druckfehler-Berichtigung.

In Nr. 51 der „Nation“ S. 769 2. Spalte, Zeile 4 v. o. hat es zu lauten, „daß der Spruch der echten öffentlichen Meinung möglicherweise einem Gutachten der Fach g e n o s s e n vorausgeeilt sein könne (n i c h t, wie es dort hieß, der Fach p r e s s e).“

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 3. Berlin, den 16. Oktober 1897. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Eines steht fest; die freisinnigen **Wähler** wollen den **Frieden** unter den verschiedenen freisinnigen Richtungen. Das ist verständig, das gebietet die politische Einsicht. Wer bei dieser gesunden Stimmung der Bevölkerung mit Rekriminationen vor die Oeffentlichkeit tritt, kann eines guten Empfanges nicht gewärtig sein. Laßt uns zufrieden, tönt es ihm zurück; eine solche Antwort ist menschlich sehr begreiflich. Allein in der Politik schafft man Unannehmlichkeiten und Gefahren nicht dadurch aus der Welt, daß man vor ihnen Augen und Ohren verschließt. Sollen wir einer Zerrüttung nicht entgegengehen wie bei den letzten **Wahlen**, dann werden die Wähler diesen Standpunkt des **Quietismus**, wie die Verhältnisse einmal liegen, aufgeben müssen. Dann wird man in den Wahlkreisen die Kandidatenfrage übereifrigen Fanatikern, die zu Allem sich bereit finden lassen, entreißen müssen, und ein Kreis ruhig wägender **Männer**, denen ein realer Erfolg bei den Wahlen mehr am Herzen liegt, als daß dem rivalisirenden freisinnigen Kandidaten ein Bein gestellt werde, die werden zu erwägen haben, was zu geschehen hat, damit ein freisinniger Kandidat zum Siege gelangt, statt daß zwei freisinnige Kandidaten unterliegen.

Sollen die künftigen Reichstagswahlen nicht zur Befriedigung der Eitelkeit einer Fraktion der Linken und insbesondere ihrer Führer dienen — auch diese Befriedigung würde übrigens sicherlich ausbleiben, wie sie 1893 so jämmerlich ausgeblieben ist, — dann muß Alles geschehen, damit der Wahlkampf mehr bringe als einige Verschiebungen innerhalb der Linken; er sollte bringen eine Achtung gebietende Macht der Opposition, die die Gesetzgebung zu beeinflussen im Stande ist, und die die deutsche Entwicklung vor schweren Gefahren behüten kann. Unter Einsichtigen ist aber darüber kein Streit, daß auch nicht der Schimmer einer Hoffnung besteht, es könne dieses Ziel von einer einzelnen Fraktion allein erreicht werden; demnach sind die Fraktionen der Linken auf einander angewiesen. Wie oft ist das schon gesagt worden.

Damit ist denn auch für die Freisinnige Vereinigung die Aufgabe gegeben, mit den unabhängig urtheilenden Elementen der Freisinnigen Volkspartei eine loyale Verständigung zu suchen, wie sie — allen Verhüllungsversuchen zum Trotz — auch der Parteitag der Freisinnigen Volkspartei in Nürnberg mit genügender Deutlichkeit öffentlich und noch deutlicher in geschlossenen Komiteesitzungen gewünscht hat.

Und warum wird denn nun dieses höchst einfache Ziel nicht erreicht; aus einem höchst einfachen Grunde.

Die „Freisinnige Zeitung“, an die zu glauben sich viele Volksparteiler gewöhnt haben, sieht eine ihrer Hauptaufgaben darin, — vielleicht ihre Hauptaufgabe, — beständig zu demonstriren, daß die Freisinnige Vereinigung politisch sich unaufhörlich nach Rechts entwickle, daß sie in der noch ungeklärten Marinefrage jedenfalls etwas höchst volksfeindliches unternehme, und daß sie außerdem beständig Intriguen gegen die Volkspartei spinne. Gelingt es nicht bei jenen Volksparteilern, die das Gefühl der großen kommenden Verantwortung haben, solchen Wahn zu zerstören, dann wird bei der Zersetzung auf der Linken die Reaktion bei den nächsten Wahlen Deutschland voraussichtlich unter die Füße treten.

Ueber die Marinefrage sind wir nun glücklich hinweg. Das heißt nicht über die Marinefrage, die kommen wird; vielleicht gibt sie zu ernsten, realen Kämpfen Anlaß, vielleicht nicht; — doch über jene Marinefrage, die auf bloßen Kombinationen beruhte. Diese Hetze zieht nicht mehr und daß sie nicht mehr zieht, ist ganz besonders auch das Verdienst jener politisch angesehenen, volksparteilichen und demokratischen Blätter, die nicht nur nicht mitmachten,

sondern die mit Deutlichkeit abschwenkten. Wir haben diese Stimmen in der „Nation" wiederholentlich angeführt.

Somit bleibt zunächst — bis besseres sich bietet — das Intriguantenthum der Freisinnigen Vereinigung gegen die Volkspartei in der Provinz übrig; diese liebenswürdige Eigenschaft, die man uns nachsagt, wird benutzt, um beide Richtungen zu verhetzen und um sie zu verhindern, in gemeinsamer Verständigung dem gemeinsamen Ziele am erfolgreichsten nachzugehen.

Nummer für Nummer bringt die „Freisinnige Zeitung" Insinuationen, die solche Behauptung erhärten sollen und da die „Freisinnige Zeitung" mit unerschütterlicher Prinzipientreue Erwiderungen und Berichtigungen ganz zu ignoriren oder bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen liebt, so blieb nur eines übrig: bei einem besonders eklatanten Fall das gesammte Material aktenmäßig zusammen zu tragen; natürlich auch gänzlich unverkürzt, was die „Freisinnige Zeitung" ihren Lesern mitzutheilen für gut befand; solche Sammlung soll dazu dienen, daß jeder, der urtheilen kann und urtheilen will, nunmehr klar zu sehen in der Lage ist. In dem Büreau des liberalen Wahlvereins ist eine derartige Nebeneinanderstellung der gesammten Publikationen der „Freisinnigen Zeitung" und der Gegenerklärungen im Falle Oldenburg-Plön vorgenommen worden, weil die dortigen Vorkommnisse gleichsam wie an einem typischen Beispiel das zeigen, was wir immer von Neuem im Lande an Verhetzung unter den Freisinnigen erleben. Und diese Publikation wird vor Allen den Mitgliedern der Freisinnigen Volkspartei zur Verfügung gestellt werden; sie werden dann einen Maßstab haben, um schließen zu können, welche Höhe des Vertrauens einer Zeitung zukommt, bei der man häufig nicht weiß, ob sie die Aufgabe hat, die agrarische Reaktion zu bekämpfen oder in noch höherem Grade die Aufgabe, die „Freisinnige Vereinigung" zu diskreditiren, die — in einigen Punkten anderer Ansicht ist als Herr Eugen Richter.

Es muß der Versuch gemacht werden, Vorurtheile zu durchbrechen, die der Fraktionsfanatismus am Leben zu erhalten sucht; und gelingt es, auf diese Weise die besseren Stimmungen zu vertiefen, so wird das gleichmäßig ein Glück für die Volkspartei, für ihr Gedeihen und ihre Entwicklung sein, wie für die gesammte Linke.

Welche Neigung für eine vorurtheilsfreie Regelung der Kandidatenfrage im Lande besteht, zeigte sich wiederum in Husum trotz der Vorgänge in Oldenburg-Plön. In Husum hat der Verein der Freisinnigen Volkspartei seinerseits die nicht volksparteilichen Freisinnigen Vertrauensmänner zu einer Besprechung der Kandidatenfrage eingeladen und diese gemeinschaftliche Vertrauensmänner-Versammlung hat alsdann mit allen gegen eine Stimme die Kandidatur des freisinnigen Oberlandesgerichtsraths Hagens angenommen; eine Kandidatur, die in allen Theilen des ausgedehnten Wahlkreises Billigung findet. Genau dasselbe wurde hier auf Anregung von Mitgliedern der Freisinnigen Volkspartei erreicht, was in Oldenburg-Plön durch die von der „Freisinnigen Zeitung" patronisirte Sonderkandidatur Schmidt verhindert werden sollte. Das sind die Mitglieder der Volkspartei, die, wenn sich die politische Entwicklung auf der Linken zum Besseren wenden soll, mehr und mehr in den Wahlkreisen hervortreten müssen; mit denen sich zu einigen, wird ein leichtes sein, und ihnen muß natürlich auch in Wahlkreisen, wo die volksparteiliche Kandidatur die meisten Aussichten hat, unbedingt die Hilfe der Freisinnigen Vereinigung zur Verfügung gestellt werden.

Auch Herr Hagens in Hamburg wird als Kandidat aller Freisinnigen sich aufstellen lassen. Kandidaturen solcher Art nennt die „Freisinnige Zeitung" einen „Trick", durch den die Freisinnige Vereinigung sich in die Wahlkreise einschmuggeln wolle; das heißt denn doch die Urtheilsfähigkeit der führenden Leute in den Wahlkreisen unterschätzen; hoffentlich auch die Urtheilsfähigkeit der Leser der „Freisinnigen Zeitung".

Richtig ist freilich eines. Wenn alle Freisinnigen einen gemeinsamen Kandidaten aufzustellen bereit sind, dann fragt die Freisinnige Vereinigung nicht danach, welcher Fraktion der Kandidat schließlich beitreten wird; wenn er nur ein aussichtsvoller Kandidat und ein unabhängiger, freisinniger Mann ist. Die „Freisinnige Zeitung" wünscht es dagegen so erscheinen zu lassen, als sei, wie Herr Hagens so auch Herr Hoeck für Oldenburg-Plön, nur ein eingeschmuggelter Vereinigungsmann — obgleich sich Herr Richter und Herr Fischbeck an Herrn Hoeck wandten, um ihn zum Kandidiren zu bewegen.

Auf eben diesen Herrn Hoeck ist seitens der Freisinnigen Vereinigung nicht der allergeringste Einfluß ausgeübt, damit er bei ihr „einspringen" möge. Er ist, gewählt, ein Gewinn für den entschiedenen Liberalismus; mag er sich die Fraktion aussuchen, die ihm zusagt. Daß seine Neigung, mit Herrn Eugen Richter in nähere politische Beziehungen zu treten, nach den Erfahrungen, die er inzwischen gesammelt hat, gewachsen sein sollte, das darf allerdings wohl mit Grund bezweifelt werden.

Erfreulicher Weise fängt auch die angesehenere volksparteiliche Presse mehr und mehr an, ihrerseits gegen diese, die ganze Partei kompromittirende Kampfmethode der „Freisinnigen Zeitung" offen aufzutreten. Die „Neue Hamburger Zeitung" bringt anläßlich der Vorgänge im Wahlkreise Oldenburg-Plön einen Leitartikel unter der Ueberschrift: „Ehrliche Politik", in der die Machenschaften zur Verhinderung der Kandidatur Hoeck rund und nett verworfen und die Zurückziehung der Kandidatur Schmidt als ein einfaches Gebot politischer Ehrlichkeit verlangt wird.

Wie in Schleswig-Holstein so ist es auch in Oschatz-Wurzen gelungen und wiederum unter Zustimmung der Volksparteiler — ein Volksparteiler führte bei der Versammlung den Vorsitz — einen gemeinsamen Kandidaten in der Person des Stadtraths Bruck in Oschatz aufzustellen

Die altfortschrittliche „Vossische Zeitung" verzeichnet die Thatsache und schreibt dazu:

„Das ist ein erfreuliches Zeichen der Erkenntniß, daß die Freisinnigen einig sein müssen, um den Sieg zu gewinnen."

Die radikale „Berliner Zeitung" schreibt zu dieser Nachricht:

„Hoffentlich trägt diese Einigkeit gute Früchte."

Die demokratische „Volks-Zeitung" fügt — die Mittheilung billigend — die Worte an:

„Hoffentlich kommt es hier nicht auch zu unerquicklichen Zänkereien."

Ganz anders die „Freisinnige Zeitung", die freilich, wie man sieht in solchen Fragen bereits völlig vereinsamt in Berlin unter den volksparteilichen Zeitungen sich befindet; sie drückt die Bedeutung dieses gemeinsamen Vorgehens herab, um gleichzeitig zu sagen, daß die Freisinnige Vereinigung, die sie beständig aufs Giftigste zu bekämpfen für nothwendig hält, für Sachsen und eigentlich überall ganz bedeutungslos sei; das Blatt schreibt:

„In Oschatz-Wurzen, dem einzigen Theil von Sachsen, wo die Freisinnige Vereinigung eine gewisse Verbreitung hat, handelt es sich um eine ganz bedeutungslose Zählkandidatur."

Und nun noch zwei besonders charakteristische Thatsachen, um zu zeigen, woher die „Freisinnige Zeitung" ihre Waffen nimmt, seitdem die eigene Parteipresse sie zu liefern nicht mehr bereit ist: Selbst die trübe Quelle der „Mecklenb. Blätter", eines agrarisch-reaktionär-partikularistischen Käseblatts, verschmäht die „Freisinnige Zeitung" nicht, um aus ihr einen wahrheitswidrigen Angriff gegen den ihr besonders verhaßten Abgeordneten Barth herauszufischen und ihren Lesern mitzutheilen. Sodann ein zweiter Fall:

Wir erwähnten oben, daß Volksparteiler und Freisinnige außerhalb der Volkspartei für Husum-Tondern einen gemeinsamen Kandidaten aufgestellt haben; dieser Wahlkreis ist jetzt durch einen Nationalliberalen vertreten, der 1893 von der gesammten Rechten einschließlich der

agrarischen Reaktionäre gewählt wurde. Die „Nationalliberale Korrespondenz" sieht sich daher veranlaßt, gegen diesen Vorstoß **aller** Freisinnigen zu polemisiren und diese Polemik, die sich damit auch gegen Volksparteiler wendet, macht sich die — „Freisinnige Zeitung" zu eigen, natürlich unter Verschweigen der Thatsache, daß es sich um Husum-Tondern handelt, wo die eigenen Parteigenossen engagirt sind. Die „Freisinnige Zeitung" schreibt:

„Gegen die Freisinnige Vereinigung und ihr Vorgehen bei den Wahlvorbereitungen polemisirt die „Nationalliberale Korrespondenz". Sie schreibt aus Anlaß des Angriffs, den die Freisinnige Vereinigung unter dem Titel, das Junkerthum zu überwinden, auf nationalliberale Wahlkreise ausführt: Die Beurtheilung, welche die Wahlvorbereitungen der Freisinnigen Vereinigung beim Abg. Richter gefunden haben, brauchte durchaus nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Abneigung des Führers der Freisinnigen Volkspartei behandelt zu werden. Aus dem Verhalten der Freisinnigen Vereinigung durften, wenn sie nicht anders will, auch unbedenklich die nöthigen Konsequenzen gezogen werden."

So kann man denn in der „Freisinnigen Zeitung" lesen, daß die Freisinnige Vereinigung „nach rechts" zu den Nationalliberalen „abschwenkt", und man kann lesen, daß die „Nationalliberale Korrespondenz" gegen die „nach rechts abgeschwenkte Freisinnige Vereinigung" einige Bedenken äußert.

Das ist ein Gegensatz, der sich freilich sehr leicht löst.

Gegen den freisinnigen Vertreter Thomsen in Dithmarschen haben Bündler und agrarische Nationalliberale einen Gegenkandidaten aufgestellt; in Oldenburg-Plön leisten sogenannte Nationalliberale gleichfalls den Konservativen und Bündlern Heeresfolge.

Nun — Wahlkreise dieser Art betrachtet die Freisinnige Vereinigung allerdings nicht als ein unantastbares nationalliberales Gut; aber mit Nationalliberalen von der Farbe der „National-Zeitung" wünscht sie in Frieden zu leben, wie sie den aufrichtigen Frieden will mit jenen Volksparteilern, die eine Gemeinsamkeit der Aufgaben der Linken anerkennen.

Läßt sich in dieser Richtung bis zu den Wahlen weiter vorwärts kommen, dann kann die gesammte Linke auf einen bedeutenden Erfolg rechnen. Um dies Ziel aber zu erreichen, dazu müssen die hemmenden Schwierigkeiten aufgedeckt werden — so unerfreulich die Aufgabe auch sei. Aber es steht zu viel auf dem Spiel, als daß man nicht versuchen sollte, durch einen energischen Widerstand — nicht gegen die Volkspartei, — sondern gegen den Fraktions-Fanatismus der „Freisinnigen Zeitung" zu einem verständigen und allen Freisinnigen förderlichen Frieden zu gelangen.

Liebknecht ist wegen einer Beleidigung, die er vor zwei Jahren auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Breslau gegen den Kaiser ausgesprochen haben soll, in letzter Instanz zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt worden. Ueber die juristische Frage haben wir uns in diesen Blättern seiner Zeit ausführlich geäußert; unser Gewährsmann stand auf dem Standpunkt, daß der Fall zu einer Verurtheilung keinen Anlaß biete und er verwarf vor allem jede Bestrafung, die sich auf den dolus eventualis stützt. Das Reichsgericht hat entgegengesetzt entschieden. Das ist die juristische Seite der Frage; politisch fällt zweierlei ins Gewicht. Der Kaiser nannte die Sozialdemokraten vaterlandslose Gesellen; es ist vielleicht besser, daß eine solche Kritik ihre Replik findet, als daß die Bevölkerung wortlos — nur das ihrige denkend, an solchen Worten vorübergeht. Eine solche Replik gibt der Stimmung eine gewisse gesunde Entladung. Und wenn nun endlich der einige siebzig Jahre alte Liebknecht in das Gefängniß geht, so ist die Wirkung, daß sein Prestige, das ins Wanken zu kommen anfing, gefestigt wird, und die Sozialdemokratie hat einen Märtyrer mehr, für den man sich begeistern kann; denn daß es menschlich nur zu begreiflich ist, wenn auf das Wort von den vaterlandslosen Gesellen ein scharfes Gegenwort folgt, ist die Ueberzeugung weiter Kreise der Bevölkerung auch außerhalb der sozialdemokratischen Partei.

* * *

Ein Weltrekord.

Der Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd „Kaiser Wilhelm der Große" hat auf seiner ersten Reise über den Atlantischen Ozean eine Schnelligkeit entwickelt, wie kein anderer Dampfer je vor ihm. Auch sonst hat dieses riesige Schiffsgefäß — durch seine enormen Dimensionen, durch seine zugleich elegante und behagliche Einrichtung, durch seine ungewöhnliche Widerstandskraft gegen die Gefahren der Seekrankheit — allgemeine Bewunderung erregt, aber es würden sich doch wohl nicht 50 000 Personen auf diesem deutschen Dampfer in Newyork zur Besichtigung eingestellt haben, wenn nicht der sensationelle Erfolg der „schnellsten" Reise hinzugekommen wäre.

Was liegt, so mag man fragen, daran, ob der Dampfer ein paar Stunden früher oder später in Newyork landete? Gewiß, es bedeutet an sich so gut wie nichts. Und doch, auf der geistigen Waage, wo die Imponderabilien gemessen werden, wiegt es nicht leicht. Gewiß ist es Hunderttausenden von Deutschen ebenso ergangen, wie mir, daß sie die Meldung von dem glänzenden Erfolge des neuesten deutschen Schnelldampfers mit einem gewissen Stolze empfunden haben. Ein deutsches Schiff, aus deutschem Unternehmungsgeist geschaffen, auf einer deutschen Werft zumeist aus deutschem Material gebaut, ein Produkt deutscher Intelligenz und deutscher Arbeit, erringt bei seinem ersten Auftreten im internationalen Wettbewerb die Palme der Leistungsfähigkeit. Eine solche Thatsache steigert das nationale Selbstbewußtsein, und wirkt so anfeuernd und befruchtend auf den nationalen Unternehmungsgeist zurück. Und es ist nicht bloß eine einzelne Schiffswerft, die solche Werke zu schaffen fähig ist. Wenige Tage später ist in Danzig der Dampfer „Kaiser Friedrich" vom Stapel gelassen, dem alle Sachkundigen eine nicht minder große Leistungsfähigkeit zutrauen.

Es ist sicher, daß sich auf diese Schiffe das internationale Reisepublikum mit besonderer Vorliebe drängen wird, und das ist für die Rheder ein erwünschter unmittelbarer Erfolg. Aber die indirekten Wirkungen, die Erhöhung des Prestiges der betreffenden Dampfergesellschaften, und die Stärkung der Ueberzeugung von der Tüchtigkeit der deutschen Industrie stellen eine ungleich bedeutsamere Wirkung dar.

Auch der große Erfolg der deutschen Industrie auf der Chicagoer Weltausstellung drückte sich nicht in den Ziffern der Bestellungen aus, die nachweisbar auf jene Ausstellung zurückzuführen sind. Die gesammte internationale Werthschätzung Deutschlands als industrielle Großmacht war gewachsen und ich habe es — wer weiß wie oft! — in den Vereinigten Staaten vernommen, wie die Deutsche Ausstellung in Chicago das allgemeine Urtheil der Amerikaner über deutsche Arbeit günstig beeinflußt hat. Und wer im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität vor der wirthschaftlichen Arbeit eines fremden Volkes Respekt hat, der respektirt es auch sonst. Eben deshalb versteht man es außerhalb der deutschen Grenzen garnicht, wie ein Volk, das so Bedeutendes auf wirthschaftlichem Gebiete leistet, dessen Arbeitsprodukte auf allen Märkten der Welt die Konkurrenz bestehen, in seiner politischen Entwicklung so stark zurückgeblieben ist und sich thatsächlich von wirthschaftlich verkümmerten Junkern politisch regieren läßt.

Der kleine Adel und sein Anhang, die ihre wirthschaftliche Unzulänglichkeit durch fortgesetzte Betteleien bei der Gesetzgebung immer aufs Neue selbst bezeugen, erheben bei uns noch immer die Prätension, die geborenen politischen Herren zu sein. Sie betrachten es als ganz selbstverständlich, daß ihre Sippe in der Verwaltung des Staates die erste Violine spielt, und der verdienstvolle Bürgerliche, der in ihre Reihen eintritt, wird eigentlich als eine Art Störenfried angesehen. Dies Verhältniß zwischen eingebildeter und thatsächlicher Bedeutung ist so auffallend, daß die Ausländer sich gar kein rechtes Bild von unseren deutschen Zuständen machen können. Sie sehen mit Staunen

und Bewunderung, welch herrliche Schiffe die Deutschen über den Ozean senden, welcher großartigen Leistungen die deutsche Industrie, der deutsche Handel und die deutsche Wissenschaft fähig sind, und sie fragen sich verwundert: Ein solches Volk läßt sich von nothleidenden Junkern politisch unterjochen? Das erscheint ihnen ganz unverständlich. Und wir, würden wir es denn verstehen, wenn wir es nicht alle Tage erlebten?

Th. Barth.

Ein Titanen-Jubiläum.

Anders als titanisch kann man kaum das Wirken der Siemens'schen Brüderschaar benennen, deren Jüngster, Karl von Siemens, nachdem er seine Mannesjahre der russischen Abtheilung der Firma Siemens & Halske gewidmet und eine Zeit lang nach Wilhelm Siemens' Tode auch das englische Geschäft geleitet hatte, jetzt mit Werner von Siemens' beiden Söhnen wieder an der Spitze des Berliner Stammgeschäftes steht. So wie die Titanen mit den Göttern um die Herrschaft über die Erde rangen und Prometheus, der verwegenste von ihnen, als der Feuerspender der Erde das Symbol für den Anfang der Kultur bedeutet, so stehen die Siemens' am Eingang einer neuen Kulturepoche in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter, das übrigens von Werner auf der Berliner Naturforscherversammlung von 1886 diesen bezeichnenden Beinamen erhalten hat, nämlich der Zeit der Elektrotechnik. Nächst der Dampfmaschine hat kaum Etwas der kultivirten Erde ein so verändertes, veredeltes Aussehen gegeben, als die vom Siemens'schen Hause ausgegangenen Schöpfungen der Elektrizität, und wir nehmen es gern in den Kauf, daß ihr Wahrzeichen, die glitzernden, parallelen Kupferdrähte, uns in den Städten fast nur noch einen liniirten Himmel erblicken lassen. Wenn wir also dem fünfzigjährigen Jubelfeste der Firma Siemens & Halske, das am 12. Oktober, dem Tage der Gründung der Telegraphenbauanstalt von Siemens & Halske, und am 13. Oktober durch schöne Feste gefeiert ward, einige Zeilen widmen, so geschieht es, weil es sich hier um ein Jubelfest der modernen Kultur handelt. Auf die anziehenden genrehaften Züge dieser Gründung mit den 6000 Thalern Vorschuß vom Vetter Justizrath Georg Siemens — dem Vater des gleichnamigen Direktors der Deutschen Bank — und die lawinenhaften Fortschritte der Firma seit 1847, die getreu nach Werner Siemens' Lebenserinnerungen jetzt den Grundakkord aller Festartikel bilden, wollen wir nicht zurückkommen. Das mächtige Aufsteigen aus kleinen Anfängen ist ein gemeinsamer Zug moderner Großindustrie, ob man nun die Geschichte der Schlosser Borsig und Krupp oder die der Theerfarbenindustrie oder die fabelhaft rasche Millionärkarrière Auers, des Erfinders des Gasglühlichts, betrachtet. Ueberall kleine Anfänge und mächtige Fortentwicklung, wenn auch zwischen den letzten und ersten der vorhin genannten Beispiele der bedeutsame Unterschied obwaltet, daß die Krupp und Borsig mehr die Träger eines starken, entschlossenen Unternehmungsgeistes, die Schöpfer der neueren Farbstoffe und des modernen Lichtes aber zugleich Träger wissenschaftlicher Gedanken waren. Sie nähern sich darin schon dem geistigen Werthe der Siemens, aber während bei ihnen immer nur eine oder wenige glänzende Ideen zu großer Entwicklung gelangen, repräsentirt das Wirken der Siemensbrüder wissenschaftliche und praktische Siege beinahe aller grundlegenden Ideen der neueren exakten Naturwissenschaft. Mit Recht sagte vor fünfzehn Jahren Du Bois-Reymond in einer geistvollen Abhandlung über die Versammlung der British Association zu Southampton 1882, auf der Wilhelm Siemens, Werners nächster kongenialer Bruder, den Vorsitz führte, daß, was Krupp für den Krieg, die Siemens für den Frieden bedeuten. Mit Recht nannte Du Bois seinen Freund Werner Siemens, wie er diesen am 2. Juli 1874 zugleich mit Rudolf Virchow als neue Mitglieder der Berliner Akademie mit feierlicher Ansprache begrüßte, den James Watt des Elektromagnetismus. „Nun gebietest Du," rief er in seinem lapidaren Pathos dem Freunde zu, „einer Welt, die Du schufest. Deine Telegraphendrähte umstricken den Erdball. Deine Kabeldampfer befahren den Ozean. Unter den Zelten Bogen und Pfeil führender Nomaden, deren Weidegründe Deine Botschaften durchfliegen, wird Dein Name mit abergläubischer Scheu genannt."

Uns kleinen Leuten von der Feder, die wir hinter diesen schöpferischen Riesen bloß als staunende Liliputaner herkeuchen können, bleibt nur die Pflicht, sie zu bewundern und gebührend zu würdigen, mit der Hoffnung, durch die Beleuchtung des strahlenden Vorbildes einen kleinen erzieherischen Nutzen zu stiften. Aber an dem Vorhaben, dies in einer kleinen Skizze zu thun, müssen wir fast verzagen. Wenn auch, in Deutschland wenigstens, der Löwenantheil der Ehren sich auf das Haupt des ältesten von ihnen, Werners, gehäuft hat, so waren ihm nach seinem eigenen gerechten Urtheil, Wilhelm und Friedrich als Erfinder, Techniker und Gelehrte, Karl als Organisator ebenbürtig und es ist sehr schwierig, aber doch unerläßlich, ihrer Aller Verdienste zu würdigen und ihrer persönlichen Bedeutung gerecht zu werden. In dem erwähnten Bericht über die British Association (Deutsche Rundschau, November 1882) machte Du Bois-Reymond den Versuch, das gemeinsame Werk der drei Brüder Werner, Wilhelm oder später Sir William und Friedrich Siemens zusammenzufassen. So weit er dabei noch hinter der Wirklichkeit zurückblieb, so gibt es kaum eine imposantere Chronik als diese Seiten. „Der Siemens'sche Kabeldampfer ist fast dauernd beschäftigt, neue unterseeische Verbindungen herzustellen. Siemens'sche Methoden lösen dabei eine Aufgabe, neben der das volksthümliche Problem, eine Nadel in einem Heuschober zu finden, kinderleicht erscheint: die Aufgabe, auf stürmischer See in einer Tiefe wie das Chamounixthal die Enden eines zerrissenen Kabels aufzufischen. Trotz dem entgegenstehenden Beschluß des Pariser elektrischen Kongresses wird der elektrische Widerstand noch lange nach Siemens'schen Quecksilbereinheiten gemessen werden. ‚Siemens' steht auf unseren Wassermessern, die russische Spirituserzeugung wird durch Siemens'sche Apparate zollamtlich kontrollirt, die deutsche verdankt ihre heutige Vollkommenheit einer Siemens'schen Verbesserung des Pistorius'schen Apparats". Nach der Erwähnung der Siemens'schen Vergoldung und Versilberung, des Siemens'schen anastatischen Buchdrucks, wie der Siemens'schen Differentialregulatoren für Dampfmaschinen, Jugendarbeiten, die theils Werner allein, theils ihm und Wilhelm zufallen, ging Du Bois in seiner Liste auf die Siemens'schen Gußstahlwerke und Glashütten mit den Siemens'schen Regenerativöfen über, die wiederum Friedrich Siemens theils alleiniger, theils mit Wilhelm gemeinsamer Geistesbesitz sind und fuhr dann fort: „Die Siemens'sche elektrisch betriebene Eisenbahn, die bisher nur Lichterfelde mit der Kadettenanstalt, Charlottenburg mit Westend verband, wird in Städten, Tunneln u. s. w. sicher zur Herrschaft gelangen. Der Siemens'sche elektrische Schmelztiegel, der in zwanzig Minuten vier Kilogramm Platin verflüssigt, war eines der Wunder der Pariser Ausstellung, von der es hieß, sie sei eigentlich eine Ausstellung Siemens'scher Apparate und Erzeugnisse. Daneben sah man eine unerhörte Menge durch den Strom der Siemens'schen Dynamomaschine galvanoplastisch niedergeschlagenen Kupfers. Wohin die elektrische Kraftübertragung durch diese Maschine führen werde, ist noch gar nicht abzusehen."

Bleiben wir innerhalb der Domäne Werners von Siemens, wie gewaltig sind heute schon die Erfüllungen der damaligen Voraussage Du Bois-Reymond's! Die elektrische Beleuchtung finden wir heute, als eine Folge der Umwandlung von Wasserkraft der Bergbäche in Elektrizität mittelst der Siemens'schen dynamo-elektrischen Maschine, bereits in den vom Fremdenstrom durchzogenen, aber auch in entlegeneren Dörfern Norwegens, ja in manchen Hotels

der Tatra und in den sauberen deutschen Städtchen der Zips und elektrische Straßenbahnen, mit denen die deutsche Reichshauptstadt, Dank dem langen Nachdenken der Polizei, erst seit dem vorigen Jahre nachhinkt, fahren jetzt durch die Straßen mittlerer deutscher, aber auch norwegischer und sogar schon russischer Provinzstädte. Diese Fortschritte sind lange nicht mehr Werner Siemens', des Begründers der modernen Elektrotechnik, alleiniges Werk; denn sie ist zu einer gewaltigen Industrie emporgewachsen, innerhalb deren die Begründer sich schon mühen müssen, mit den selbsterzogenen Konkurrenten Schritt zu halten. Aber ihre heute in Deutschland, Rußland, England und Oesterreich bestehenden eigenen Werke, deren Werth bei Werner's Tode auf 80 Millionen geschätzt wurde, mit einem Stand von mehr als 12000 Arbeitern und 2000 Beamten sind ein großartiges Produkt Siemens'scher Schaffenskraft, die, für das elektrische Gebiet, vorwiegend auf Werner Siemens zurückzuführen ist. Sein Siegeslauf ist keineswegs ununterbrochen und ohne Hindernisse gewesen. Man kann vielmehr sagen, daß jeder neue Aufschwung bei ihm der Ausdruck eines neuen Fortschrittes war, mit dem er Schwierigkeiten technischer Natur besiegte oder der sich aus neuen wissenschaftlichen Entdeckungen Werner's ergab. Diese beiden Momente: engster Anschluß an wissenschaftliche Forschung und zähe, entschlossene Bekämpfung von Hindernissen sind die Erklärung für die Siemens'schen Erfolge.

Begonnen hat er als Artillerie-Lieutenant, in welcher Eigenschaft er sich als selbständiger, wenngleich nicht alleiniger Erfinder der Schießbaumwolle bewährte, seine elektrotechnische Thätigkeit mit der Erfindung eines Zeigertelegraphen, der erst durch die von ihm geschaffene selbstthätige Stromunterbrechung für größere Strecken brauchbar wurde. Zugleich fand er in einer Probe der ihm vom Bruder Wilhelm aus London Anfangs 1847 gesandten Guttapercha ein vorzügliches Mittel zur wirksamen Isolirung der Leitungen, welche er mit einer von ihm erfundenen Schraubenpresse nahtlos um den Drath zu pressen ermöglichte. Mit diesen beiden Elementen: dem brauchbaren Schreibapparat und dem Isolirmaterial, war die Grundlage der modernen Telegraphie geschaffen und ihre erste Anwendung im Großen war 1848 die im Auftrag der preußischen Regierung gelegte unterirdische Linie Berlin — Frankfurt. Schon im nächsten Jahre bildet die Linie Berlin—Köln eine zweite Etappe, indem hier die erste Linie unter Wasser gelegt wurde, Dank der von Siemens damals zuerst versuchten und später vervollkommneten Metallumhüllung der Kabelseele und einer so sicheren Befestigung im Flußbett, daß, als man einige Jahre später das Kabel aus der Tiefe hob, Schiffsanker daran hingen, die wegen des vergeblichen Versuchs, sie loszumachen, hatten gekappt werden müssen. An diese Erfolge schlossen sich die Bestellungen der russischen Regierung von 1850 ab, welche den Brüdern Siemens und hier sowohl Werner, als seinem jüngsten Bruder Karl, dem langjährigen Leiter der russischen Zweigniederlassung, die Erschließung Rußlands für den elektrischen Telegraphen verdankt. Wenn auch Karl Siemens 1853 mit der Petersburg-Kronstädter Kabellinie das erste Unterseekabel legte, so war damit noch nicht über die allgemeine Durchführbarkeit unterseeischer Kabel entschieden, da die Legung in große Tiefen ein ganz neues Problem darbot. Erst mit seiner Lösung und der des anderen Problems, Leitungsfehler im unterseeischen Kabel mit Sicherheit aufzufinden, konnte die Verbindung von Kontinenten durch den Ozean hindurch mittels des Telegraphen als vollzogen angesehen werden. Das erstgenannte Problem löste Werner Siemens 1857, als er in Verbindung mit der englischen Firma Newall & Co. die Legung eines Telegraphen von Sardinien nach der Stadt Bona in Algier unternahm. Diese erste Tiefseekabellegung, welche auf einer sardinischen Korvette, in Gegenwart des Admirals Lamarmora, Bruders des Generals, mehrerer italienischen Gelehrten und englischen Techniker stattfinden sollte, war für Siemens ebenso interessant als lehrreich. Ohne mit dem mechanischen Theil der Aufgabe betraut zu sein, erkannte er die von den Engländern für die Legung eines Kabels, welches im Wasser ein Gewicht von wenigstens zwei Kilogramm pro Meter hatte, für Tiefen von 3000 Meter getroffenen Vorkehrungen für so unzulänglich, daß er eine eigene Theorie der Kabellegung entwickelte, die sofort von den übrigen Technikern angenommen wurde. Sie besteht darin, das Kabel an Bord des legenden Schiffes durch Bremsvorrichtungen mit einer Kraft zurückzuhalten, die dem Gewichte eines senkrecht zum Boden hinabreichenden Kabelstückes im Wasser entspricht. Bei gleichmäßig schnellem Fortgang des Schiffes sinkt das Kabel dann in einer geraden Linie, deren Neigung von der Schiffsgeschwindigkeit und der Geschwindigkeit des Sinkens eines horizontalen Kabelstücks im Wasser abhängt, zur Tiefe hinab. „Ist das sinkende Kabel nicht vollständig durch die Bremskraft balanzirt, so findet gleichzeitig ein Hinabgleiten des Kabels auf der schiefen Ebene, die es selbst bildet, statt, man kann daher durch die Größe der Bremsung den Mehrverbrauch an Kabel zur spannungslosen Ueberwindung von Unebenheiten des Bodens bestimmen." Wir geben diese einfache und bedeutsame Theorie wieder, weil sie auch die gelegentlichen Mißerfolge solcher Kabellegungen verstehen lehrt. Es gilt dabei, abgesehen von der Sicherung des Kabels und des Schiffes, die Verschwendung von Kabel, die leicht zu dessen Ablauf vor Erreichung des Zieles führt, zu verhüten. Im nächsten Jahre löste Siemens bei der Legung des Kabels von Suez nach Aden das andere Problem, mit Hilfe der von ihm angegebenen Quecksilbereinheit zur Messung des Widerstandes, die erst elektrische Messungen ermöglichte, die Lage eines Fehlers in der unterseeischen Leitung zu bestimmen. Die Engländer hatten seine theoretischen Methoden bis dahin als „scientific humbug" belächelt; als er aber mit ihrer Hilfe einen kurz nach Fertigstellung des Kabels aufgetretenen Fehler bis auf den Punkt aufzufinden vermochte, war der Triumph des scientific humbug und damit der Autorität Siemens' entschieden. Im Jahre 1858 eröffnete Wilhelm Siemens in London eigene Werkstätten und als die Brüder Siemens einige Jahre später die Legung der Indo-europäischen Linie von England über Deutschland, Rußland und Persien unternahmen, konnten sie, dank ihrem erworbenen Ansehen, das Kapital ohne die Vermittlung von Bankhäusern aufbringen.

Noch mußte ansehnliches Lehrgeld durch den in Folge endgültigen Kabelbruchs und Kabelverlustes Mitte der sechziger Jahre zweimal vereitelten und schließlich aufgegebenen Versuch der Kabellegung zwischen Cartagena und Oran, wobei Werner und Wilhelm Siemens an Bord des unzulänglichen Kabelschiffes in Lebensgefahr geriethen, gezahlt, eigene Kabel- und Guttaperchafabriken mußten errichtet werden, ehe der Versuch, die alte und die neue Welt telegraphisch zu verbinden, gewagt werden konnte. Endlich wurde 1874 dieser mit dem von Wilhelm Siemens eigens für diesen Zweck gebauten und nach dem Manne, den Siemens für den größten Physiker aller Zeiten erklärte, „Faraday" getauften Dampfer unternommen. Karl Siemens übernahm die Hauptarbeit der Kabellegung an Bord, Werner Siemens die Ueberwachung der Arbeiten auf dem europäischen Festlande, der Ballingsbay in Irland; das Kabel sollte nämlich zwischen Irland und den Vereinigten Staaten gelegt werden. Schon bald nach dem günstigen Anfang der Arbeit riß das Kabel und versank in ungeheurer Tiefe, so daß Wilhelm bereits rieth, es preiszugeben und ein neues zu legen. Doch Karl Siemens leistete das Unglaubliche, mit Hilfe des Suchankers das verlorene Ende in einer Tiefe, welche die Höhe des Montblanc übertraf, aufzufinden, so daß die Kabellegung bis zur Neufundlandbank fortgeführt werden konnte. Infolge schlechten Wetters und schwieriger Arbeit, wobei viel Kabel verbraucht wurde, mußte die Arbeit unterbrochen werden und der „Faraday" nach England zurückkehren, um neues Kabel und Kohlen zu holen. Werner war nach Berlin zurückgekehrt und er war eben in Begriff, sich in die Akademie zu begeben und seine Antrittsrede als neues Mitglied zu halten, als er ein Telegramm aus London erhielt, der „Faraday" sei von Eisbergen zerdrückt worden und mit

der ganzen Mannschaft untergegangen. Man kann es ihm nachfühlen, wenn er schreibt: „Es erforderte nicht geringe Selbstbeherrschung von meiner Seite, niedergedrückt von dieser schrecklichen Kunde, doch meinen nicht verschiebbaren Vortrag zu halten. Nur wenige intime Freunde hatten mir die gewaltige Erregung angesehen. Freilich,“ fügt er hinzu, „hoffte ich vom ersten Augenblicke an, daß es ein Liebeswerk unserer Gegner wäre, diese Schreckenskunde in Amerika, woher sie telegraphirt wurde, erdichten zu lassen.“ So war es auch; das große Werk war vielmehr vollständig gelungen und die Prüfung durch die erste englische Autorität, Sir William Thomsen, ergab, daß das Kabel vollkommen fehlerfrei war und eine hohe Sprechfähigkeit besaß.

Dieser Erfolg hob das Ansehen der Firma Siemens, die sich in London schon 1864 zur Firma Siemens Brothers umgestattet hatte und aus welcher der Socius Werners, Johann Georg Halske, nachdem er durch die Genauigkeit seiner Arbeiten zur Sicherung von Siemens' Resultaten sehr viel beigetragen hatte, 1868 ausgetreten war, besonders im Auslande. In der technischen und gelehrten Welt hatte Siemens' Ruhm bereits 1867 mit der Entdeckung des dynamo-elektrischen Prinzips und dem Bau der ersten Dynamo-Maschine seinen Höhepunkt erreicht. Sie beruht auf einer genialen Methode, die Ströme, welche in den einen Eisenkern umgebenden Drähten von einem dem Eisen genäherten Magneten durch sogenannte Induktion — auch eine Faradaysche Entdeckung — hervorgerufen werden, zu steigern. Den Ausgangspunkt bildete ein scheinbar kleines Detail „Siemens' Cylinderinduktor“, ein cylindrisches in der Länge tief ausgerieftes Eisenstück, um dessen Riefen dichte Drahtwindungen gelegt sind und das daher, den Polen eines Magnetes genähert, eine sehr kräftige Durchdringung mit dem vom Magneten kommenden Strome ermöglicht. Bereits im Herbst 1866 hatte Siemens, wie er berichtet, als er elektrische Zünder mittels seines Cylinderinduktors zu verbessern bestrebt war, die Frage beschäftigt, ob „man nicht durch geschickte Benutzung des sogenannten Extrastroms eine wesentliche Verstärkung des Induktionsstroms hervorbringen könne“. „Es wurde mir klar, daß eine elektromagnetische Maschine, deren Arbeitsleistung durch die in ihren Windungen entstehenden Gegenströme so außerordentlich geschwächt wird, weil diese Gegenströme die Kraft der wirksamen Batterie beträchtlich vermindern, umgekehrt eine Verstärkung der Kraft dieser Batterie hervorrufen müßte, wenn sie durch eine äußere Arbeitskraft in der entgegengesetzten Richtung gewaltsam gedreht würde. In der That bestätigte der Versuch diese Theorie und es stellte sich heraus, daß in den feststehenden Elektromagneten einer passend eingerichteten Maschine immer Magnetismus genug zurückbleibt, um durch allmähliche Verstärkung des durch ihn erzeugten Stromes bei umgekehrter Drehung die überraschendsten Wirkungen hervorzubringen.“ Das war die Entdeckung und erste Anwendung des dynamo-elektrischen Prinzips, das, nachdem Magnus, Du Bois-Reymond, Dove und Rieß ihre erste Vorführung mit Bewunderung gesehen hatten, am 17. Januar 1867 der Berliner Akademie vorgelegt wurde, das der Ausgangspunkt unserer elektrischen Bahnen, der elektrischen Straßenbeleuchtung und, wenngleich erst in weiterer Ausgestaltung, auch der elektrischen Kraftübertragung geworden ist. Nur eine der zahlreichen Anwendungen der Dynamomaschine, zur Erzgewinnung mittels mächtiger Elektrolyse, sei noch erwähnt, weil dadurch die Erzgewinnung einen neuen Aufschwung erhielt und das schon 1864 von den Brüdern Siemens zur Deckung ihres riesigen Kupferbedarfs erworbene Kupferbergwerk von Kedabeg im Kaukasus erst hierdurch auf die höchste Stufe der wissenschaftlichen Technik gehoben wurde.

Die wunderbare Vereinigung von Genialität, wissenschaftlicher Gründlichkeit und von Thatkraft in diesem einen Mann, erweist sich nur als ein besonderer Fall von Vertheilung dieser Gaben in einer Schaar von Brüdern. Es ist von hohem Interesse, wie Werner Siemens diese Brüder und sich mit ihnen in seinen Erinnerungen charakterisirt. Wilhelm, der früh in England festen Fuß faßte und abgesehen von der mit Werner gemeinsamen elektrischen Arbeit durch seine Forschungen über Wärme und die sich daraus ergebende Propaganda für Wärmeersparung durch rationelle Heizung, als welche er die Gasheizung ansah, berühmt wurde, war nach Werners Schilderung ein „logisch denkender, systematisch ordnender Kopf, ein tüchtiger Ingenieur und Geschäftsmann“. Seine großen Erfolge in England verdankte er der ihm eigenthümlichen Begabung, „sich aus dem offen stehenden Schatze deutscher Wissenschaft leicht und schnell das anzueignen, was für den Augenblick von praktischem Werthe war“ und andererseits in den ihm entgegentretenden technischen Fragen immer zugleich den Stützpunkt zu entdecken, wo der wissenschaftliche Hebel zu ihrer Lösung zu entdecken sei. Beinahe möchte man glauben, daß nach Werners Ansicht Friedrich Siemens, der nie der Gesammtfirma angehörte, sondern durch eigene Unternehmungen, Erfindung der Regenerativheizung und Reform des Glasschmelzprozesses Ruhm und Reichthümer erwarb, der genialste von ihnen war. „Fritz war der geborene Erfinder, dem zuerst der Erfindungsgedanke, wenn auch zunächst in ganz unklarer nebelhafter Form in den grübelnden Sinn kommt und der darauf mit rastloser Energie und unermüdlichem Fleiße die Grundlagen des Gedankens prüft, sich dabei die ihm fehlenden Kenntnisse aneignet und schließlich seinen Gedanken entweder als falsch oder unausführbar verwirft oder ihn zu einer brauchbaren und dann fast immer originellen Erfindung ausarbeitet“. Karl, der langjährige Chef des russischen Hauses und jetzt wieder in Berlin lebende Jüngste, nunmehr aber Senior der Firma, war nach Werner der von Allen am normalsten Beanlagte. „Er war stets zuverlässig, treu und gewissenhaft, ein guter Schüler und treuer Bruder; ein guter Geschäftsmann von klarem Blick und Verstand, wurde er, bei großem technischen Verständniß, ein ausgezeichneter Leiter großer technischer Unternehmungen.“ Werner hatte, nach eigener Schilderung, von allen guten und schlechten Eigenschaften ein gutes Theil. „Meine Pflicht zu thun und Tüchtiges zu leisten ist stets mein eifrigstes Bestreben gewesen. Anerkennung zu finden war mir zwar wohlthuend, doch war es mir immer zuwider, mich irgendwie vorzudrängen oder zum Gegenstand einer Ovation machen zu lassen. Vielleicht war mein stetes Bestreben, „mehr zu sein als zu scheinen“ und meine Verdienste erst von Anderen entdecken zu lassen, aber nur eine besondere Form der Eitelkeit.“ Wir wissen aber, daß ihm diejenigen Ehren am höchsten galten, die er für seine wissenschaftlichen Thaten erhielt, so der Doctor philosophiae honoris causa der Berliner Universität und die Wahl zum Mitgliede der Akademie. Eine große Gutmüthigkeit, die er an sich konstatirt, wurde durch rasch aufwallenden Jähzorn aufgewogen, der ihn vor Akten gutmüthiger Schwäche schützte.

Eine Persönlichkeit wie Werner Siemens war auch zu gemeinnützigem Wirken geschaffen. Er bethätigte es zunächst durch Fürsorge für seine Arbeiter und deren Wittwen und Waisen, war aber auch im öffentlichen Leben erfolgreich thätig als Mitglied der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft und der Kommission für Ausarbeitung des deutschen Patentgesetzes, das eigentlich als sein Werk betrachtet wird. Seine freie Gesinnung bethätigte er schon als junger Offizier 1848, indem er an der Spitze mehrerer Kameraden eine Adresse für den freireligiösen Ronge unterzeichnete. Von echt nationaler Gesinnung, trat er später dem deutschen Nationalverein bei und schloß sich, 1864 für Solingen-Remscheid ins Abgeordnetenhaus gewählt, der großen liberalen Partei an. Während Schultze-Delitzsch sie „deutsche Partei“, andere „demokratische“ taufen wollten, schlug Siemens den Namen Fortschrittspartei vor. Es wurde (Erinnerungen S. 148) beschlossen, Siemens' Vorschlag mit dem von Schultze-Delitzsch zu vereinigen und die neue Partei „deutsche Fortschrittspartei“ zu nennen. Als Abgeordneter übernahm er, wohl der berufenste Fachreferent, der je in einer Kommission saß, für den französischen Handelsvertrag das Spezialreferat über „Metalle und Metall-

waaren“ und er schreibt in seinen Memoiren, daß er durch sein eingehendes Referat über diesen am heftigsten bestrittenen Theil des Vertrages wesentlich zu dessen schließlicher Annahme beigetragen habe. Freilich brachte ihn sein später angenommener, auf echtem Nationalstolz beruhender Antrag, daß deutsche Fabrikate nicht mit ausländischen Bezeichnungen versehen werden dürften, mit seinen Wählern in Konflikt, weil die Solinger und Remscheider Fabrikanten ohne die damals noch stark verbreitete Unsitte, ihre Waaren mit englischem Fabrikationsstempel zu geben, nicht auszukommen erklärten. Mit Befriedigung konstatirt Siemens, daß das Verbot gut gewirkt und in jenem alten, berühmten Industriebezirke, wie in der ganzen deutschen Technik, einen Fabrikantenstolz erzogen habe, der nur gute Waare zu liefern gestattet und, er fügt hinzu, „man hat auch vielfach schon eingesehen, daß in dem guten Ruf der Fabrikate eines Landes ein wirksamerer Schutz liegt als in hohen Schutzzöllen“.

Würde Werner von Siemens, durch dessen Nobilitirung Kaiser Friedrich dem Genie seine Huldigung zollte, durch das allein, was seine technischen Erfindungen in ihren Grundlagen der reinen exakten Wissenschaft an großen, befruchtenden Ideen zuführten, schon eine hohe Stellung in ihrer Geschichte einnehmen, so muß man doch sagen, daß die Art, wie er jedes ihm begegnende Phänomen, auch wenn es außerhalb seiner technischen Bestrebungen lag, in den Bereich seines Geistes zog, ihn zu einem der universalsten naturwissenschaftlichen Denker stempelt. Er war einer der Ersten, der, noch als studirender Lieutenant, den Gedanken hatte, den elektrischen Strom medizinisch zu verwenden, indem er durch diese Anwendung seinem Bruder Friedrich, wenn auch nur vorübergehend, Zahnschmerzen vertrieb. Als er bei seiner ersten Reise nach Aden im Mittelmeer ein prächtiges Zodiakallicht sieht, stellt er alsbald eine interessante Theorie dieses merkwürdigen Phänomens auf. Bei Besteigung des Vesuvs fallen ihm eigenthümliche Pausen in den Gaseruptionen des Vulkans auf, die ihn dazu führen, sich im Gegensatz zu den Physikern den Geologen in der Vermuthung eines flüssigen Erdkernes anzuschließen, wobei er aber die vulkanischen Ausbrüche nicht auf Druck vom Erdinnern aus, sondern auf tangentiale Kräfte, die auf die Erdkruste wirken, zurückführt. Ebenso führen ihn Untersuchungen über elektrische Erscheinungen der Sonne zu höchst eigenartigen Anschauungen über die wichtigsten Erscheinungen der Meteorologie und im weiteren Verlauf zu einer einheitlichen Theorie der Winde, die zwar mit den herrschenden im Widerspruch steht, aber in sich durchaus konsequent ist. So war denn dieser Riesengeist, durch sein Wirken weit über den geistigen Ahnen hinauswachsend, einer der würdigsten Nachfolger des Vaters der Elektrizitätslehre, Benjamin Franklins und, ohne daß er Throne umwarf, dürfte man von seinem befreienden Schaffen sagen: „Er entriß dem Himmel den Blitz und das Scepter den Tyrannen.“

Emil Schiff.

Das Bismarck-Denkmal für Berlin.

Diesmal war zur Konkurrenz für das Standbild des ersten deutschen Reichskanzlers in der Hauptstadt Deutschlands nur ein kleiner Kreis von Künstlern aufgefordert worden; sie gehören zu den ersten; es sind vertreten Siemering und Schaper, Lessing und Eberlein, Hilgers, Brütt und Manzel, Cauer, Maison, Echtermeyer, Schneider, Pfeifer und — Reinhold Begas.

Von solchen Künstlern sind Arbeiten zu erwarten, die gänzlich verdienstlos natürlich nicht sind; man kann sagen, daß Einzelnheiten in jedem Entwurf einen höheren oder geringeren künstlerischen Reiz haben. Aber bei einem Bismarck-Denkmal kommt es nicht darauf an, daß wir ein wohlgefälliges oder schönes Monument in unserer Stadt mehr besitzen, auf dem oben eine Statue steht mit dem Portraitkopf des Fürsten Bismarck; — die Ansprüche gehen höher; wir wollen ein Denkmal haben, das der Nachwelt die mächtige Gestalt Bismarcks in einer Weise überliefert, die das Eigenthümliche und Individuelle dieser Persönlichkeit festgehalten hat. Die Porträtähnlichkeit ist die Voraussetzung, aber die Züge des Gesichts und die Gestalt sollen zugleich Interpreten der geistigen Individualität dieses Mannes sein. Ein solches Denkmal wird der gestellten Aufgabe nicht gerecht, wenn man zugeben muß: So sieht er aus; so sah er aus. Das Denkmal, das zu wünschen wäre, sollte den Ausruf entlocken: Das ist er; das war er.

Liegt aber hier die Aufgabe, dann kann alles allegorische Beiwerk nicht mehr als wohlgefällige oder schöne Dekoration sein; die Gestalt selbst zu interpretiren sind alle Sockelfiguren und alle Reliefs von völlig untergeordneter Bedeutung. Eine Gestalt von der Ausdrucksfähigkeit der Bismarck'schen muß für sich selbst sprechen, muß dem künftigen Beschauer selbst sagen, was der Lebende ist und war, und was er bedeutete. Bei einem Bismarck kann man es erreichen, daß er selbst den Eindruck der Größe und seiner individuellen Größe macht — das that er oft genug im Reichstag. Alle Entwürfe — welche künstlerischen Vorzüge sie auch bieten mögen — sollten daher ausscheiden, wo der Betrachter erst durch das Drum und Dran erläuternd zu erfahren hat, daß der Große da oben in Uniform auch ein großer und gewaltiger Mann von ganz besonderer Eigenart gewesen sei.

Stellt man diese Anforderung, dann kommen, wie wir meinen, von den Entwürfen überhaupt nur drei ernstlich in Betracht.

Ein Entwurf, der von dem trefflichen Maison, ist für den Zweck gänzlich mißglückt. Da sitzt auf einem Stuhle ein magerer Bismarck mit sehr dickem Kopfe; hinter ihm eine archaistische Statue der Pallas Athene; das ist eine verfehlte Originalität, dieser nachdenkliche und sogar sorgenvolle Bismarck, von dem der Berliner sagen würde, er müsse stark in der Patsche sitzen, denn man sähe schon auf den ersten Blick, daß er einen furchtbar „dicken Kopf“ habe.

Die große Mehrzahl der anderen Entwürfe geht darauf aus, den „eisernen Kanzler“ darzustellen. Bei diesem Streben kommt Otto Lessing in die Nähe der plumpen Karrikatur; in dem Beiwerk seiner Modellskizze hat er freilich auch schöne Einzelheiten gegeben. Bei Lessing steht Bismarck im Brustpanzer mit Helm und Reiterstiefeln breitbeinig eine Proklamation verlesend da, wie ein Kürassier-Wachtmeister, der die Stammrolle aufruft. Die Kraft, die im Fleisch und in den Knochen, in der Höhe und Breite nach Fuß und Zoll steckt, kehrt dann — freilich gemildert — in den verschiedensten Entwürfen wieder, bis einige zu dem ziemlich ausdruckslosen stattlichen Soldaten mit dem Bismarckkopf gelangen, der ruhig dasteht und nicht mehr sagt, als: Ich war ein strammer Kerl, und der höchstens noch durch eine energische Bewegung hinzufügt: Gar zu viel ließ ich mir nicht gefallen.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß eine große Anzahl von Entwürfen zu Denkmälern für Bismarck häufig bis zu täuschender Aehnlichkeit wie Denkmalsentwürfe für den Grafen Caprivi aussehen, so unähnlich beide Männer innerlich und auch dem feineren Auge schon äußerlich sind. Aber wenn die Plastik nur den großgewachsenen General gibt, der ruhig in seiner Uniform steckt, dann gehört nicht viel dazu, daß die Portraitähnlichkeit einer kleinen Modellskizze ebenso an Caprivi wie an Bismarck erinnert. Das ist mit ein wenig Variation der Nase erreicht; und eine solche Skizze mahnt sogar weit eher an Caprivi als an Bismarck, je ruhiger, je aufrecht gerader die Gestalt dasteht. Man kann sagen, daß die weniger temperamentvollen Bildhauer Bismarck zu verherrlichen glauben, wenn sie den Typus Caprivi schaffen; — eine böse Ironie für die „Hamburger Nachrichten“.

Daß Bismarck der eiserne Kanzler gewesen ist, war nur eine Seite seines Wesens; er war auch der geschmeidige Kanzler; er war als Kanzler beredt und leidenschaftlich; er

war fein und verschlagen als Diplomat, und er war oft vorsichtig und zurückhaltend — als Staatsmann, vor Allem in auswärtigen Angelegenheiten. — Einen solchen Mann als strammen vierschrötigen oder als großen kräftigen Militär auf einen Sockel hinzustellen, das geht nicht.

Die Bismarck-Statue soll vor das Reichstagsgebäude kommen, nicht unmittelbar auf die Rampe, sondern zwischen Rampe und Siegessäule; da gehört sie hin: das ist ein beziehungsreicher, aber auch ein guter Platz, um das Denkmal zur Wirkung kommen zu lassen.

Hilgers, Manzel und Begas haben diese Beziehungen stärker heraus gearbeitet; sie haben mehr geben wollen als den strammen oder „eisernen“ General, und das sind die drei, deren Arbeiten länger zum Verweilen auffordern.

Hilgers und Manzel stehen einander nahe; sie haben beide einen künstlerisch glücklichen Gedanken in verwandter Weise verkörpert. Ihr Bismarck selbst ist nicht von brutaler und nicht von plumper Kraft; die Kraft und Wucht dieses Mannes kommt verstärkend zum Ausdruck in den gewaltigen Formen des Sockels, auf dem diese Gestalt steht. Um diesen Mann zu tragen, war ein Unterbau von solcher Mächtigkeit nothwendig — das ist der Gedanke der den architektonischen Unterbau und die Gestalt glücklich verbindet. Das vierseitige gedrungene, einfach kräftige Postament bei Manzel ist glücklich; noch wirkungsvoller aber ist der Unterbau, den der geniale Bruno Schmitz für die Bismarckgestalt von Hilgers geschaffen hat. Ein ganz einfacher, glatter cylindrischer Sockel von Kraft und Schwere ruht auf einem vierseitigen Unterbau mit rauh gelassenen Eckstücken, der aussieht, als könne er das Gewaltigste tragen; daß bei dem einen wie bei dem andern der Denkmalsplatz von Brunnen mit Figuren flankirt wird, ist bedeutungsloser, giebt aber einen guten dekorativen Abschluß. Manzel's Figuren sind hingelagert um das Brunnenbecken in schöner ruhiger Gelöstheit der Glieder; sie zeigen feines Formarbeiten in der Richtung des ausgezeichneten Stettiner Brunnens von Manzel.

Manzel's Bismarck ist ruhig dastehend im Ueberrock; der Kopf entblößt, die Linke am Pallasch, vielleicht redend ohne Pathos — ein Bild ruhiger, klarer Festigkeit — ein Bismarck, der etwas nüchtern ist, aber doch ein Bismarck des Parlaments, der Staatslenker — nicht ein Uniformträger und sonst nichts.

Hilgers hat Bismarck gleichfalls schlicht im Ueberrock, barhäuptig dargestellt; die Linke am Pallasch, die Rechte in leidenschaftlicher Kraft auf ein Dokument gelegt, das seitwärts auf einem Sockel liegt. Der Kopf nach vorn geneigt in etwas düsterm Ausdruck; ein Bismarck, in dem Energie und Kraft steckt und der Wille dem Widerstande zum Trotz etwas durchzusetzen.

Man muß zugeben, daß Reinhold Begas tiefer in die Individualität von Bismarck eingedrungen ist.

Kraft, Energie, Festigkeit, alle jene Epitheta, die der „eiserne Kanzler“ mit sich herumschleppt, charakterisirten ja eigentlich nur die plumpe Außenseite seines Wesens; es steckt in ihm eine dämonische Leidenschaftlichkeit; etwas Sprühendes, Herausfahrendes, was den sozialdemokratischen „Vorwärts“ zu dem nicht üblen Ausdruck die „alte Raketenkiste“ geführt hat. Nichts ist Bismarck ferner als starre oder passive Festigkeit; es prasselt bei ihm beständig von aggressiver, vulkanischer Leidenschaft, die weise zusammen zu halten nicht einmal seine mächtige Kraft immer vermag.

Den Bismarck auf Kraft und Kraft und wieder Kraft zu stellen, giebt also schließlich eine ganz falsche Vorstellung. Der Dämon seines Wesens ist die Leidenschaft.

Und diese Leidenschaft bringt Begas zum Ausdruck. Dieser Bismarck hat keine Reiterstiefel an; er ist beweglich; die Leidenschaft seiner Bewegung nach rechts hat die glatte Hose und den glatten Waffenrock, die überall so langweilig und korrekt sitzen, in Falten verschoben; die Linke streckt den Pallasch, wie in einer plötzlichen Bewegung weit vom Körper ab — freilich eine ganz unbismarck'sche Bewegung, die man in den langen Jahren im Reichstage niemals beobachten konnte; wenn Bismarck sprach, war es auch in seinen Bewegungen, als sammle und konzentrire er Alles in sich und an sich; — die Behandlung der Bismarck'schen Rechten bei Begas ist dann freilich wieder meisterhaft charakteristisch und ausdrucksvoll. Bismarck, dessen Hand so vielsagend ist, berührt mit den Spitzen der langen, feinen Finger — vielleicht hinweisend, ein Dokument, das auf einem Sockel neben ihm liegt; das ist eine Diplomatenhand. Und darauf ein Kopf, — leider bedeckt mit einem Helm und verhüllend so die mächtigen Schädelformen — ein Kopf von Leidenschaften und Anstrengungen und der Erregung des Augenblicks durchgearbeitet — das erkennt man jetzt schon auf der kleinen Modellskizze.

Dieser Bismarck mit der feinen Diplomatenhand, die nur leicht mit den Spitzen der Finger die Dinge berührt; und zugleich mit der Wucht seines großen Körpers, mit einer Wucht die Leidenschaft und Erregung im Fluß erhält, giebt etwas von dem Ueberwältiger, und der dämonischen Gewalt, die in ihm lag.

Begas, der unter den Tausenden von Bismarckbüsten die ausgezeichnetste geschaffen hat, schuf auch hier einen Bismarck, der der Nachwelt eine gewisse Vorstellung davon geben wird, wie dieser Mann mit lodernder, stets nur mit Mühe herabgekämpfter Leidenschaft auf seine Ziele und seine Gegner losging, dieser große rücksichtslose Durchsetzer und große unerbittliche Feind.

So viel diese Gestalt von Begas im Verhältniß zu den anderen Entwürfen bietet, so wenig befriedigend ist der Sockel mit seinem Zubehör.

Für diese Gestalt, deren keineswegs übertriebene Bewegungen doch zitternde leidenschaftliche Erregung verrathen, wählte Begas ein hohes vierseitiges Postament, an den Ecken von Halbsäulen getragen. Dieses Postament, das Reliefs erhalten soll, ist ausdruckslos und gar nicht zu vergleichen mit dem Unterbau bei Manzel und vor allem bei Hilgers. Das Postament ruht auf einem länglichen Unterbau, der vor dem Denkmal und auf den Seiten bogenförmig vorspringt. Auf der Rückseite des Monuments trägt dieser Unterbau eine Jünglingsgestalt, die an einem Schwert schmiedet; in freier glücklicher Körperbewegung, wie sie Begas schaffen kann; auf der einen Seite ein Mann, der auf einer ruhenden Sphinx sitzt und in einen aufgeschlagenen Folianten blickt; damit kann man sich abfinden; aber dann vorn ein Atlas, der die Weltkugel auf seinem Nacken trägt; so tief drückt sie seinen Kopf herab, daß der Beschauer statt eines Antlitzes nur Haare sieht und über diesem runden Wulst Haare erhebt sich in größerer Rundung die glatte Weltkugel, ein auffällig unschöner Anblick. Vollends aber mißlungen ist die zweite Seitengruppe, eine weibliche Gestalt, die mit der Grazie einer routinirten Thierbändigerin in der einen Hand eine Kaiserkrone hochhält und die andere gegen einen Tieger gebietend ausstreckt, der sich wie ein „gepeitschter Hund“ niederschmiegt. Sie sagt zu ihm: Kusch Dich, und sie steht da in einer Pose, wie wenn sie sagen wollte: Sehen Sie, meine Herrschaften, wie ich hier die Krone halte und den Panther des Aufruhrs zum Ducken bringe. Ein neues Stück in der zoologischen Garten- und Menagerieplastik, die mit ihrer graziös pomphaften Verwendung des Barbarischen und Brutalen für unsere Tage so charakteristisch ist. Uebrigens ist dies in der Bismarck-Ausstellung nicht der einzige Beitrag zu diesem Kapitel; neben den vornehm ruhenden Löwen, die es immer gab, giebt es hier auch heulende Bären und Wölfe, die es glücklicherweise nicht immer gab.

Man sagt, daß Begas bereits der Erwählte sei; daß aber sein Denkmal auch bereits das **Bismarck-Denkmal** sei, kann man doch nicht behaupten.

Wenn man das Schicksal der verschiedenen Konkurrenzen, die wir neuestens durchlebt haben, sich vergegenwärtigt, so zeigt sich, daß, wie so vieles, auch die Denkmalfragen bei uns nervös überhastet werden.

Es kann ja gelingen, daß die Genialität im ersten Wurf das Vollendete trifft; aber wie selten wird das erreicht. Eine Gestalt wird meist nur langsam für die Kunst erobert; ein ganzes Volk schafft an solcher Arbeit häufig mit, so ent-

standen die Gestalten der Epen; aber so entstehen auch heute noch die Bilder, die das Volk festhält, — der alte Fritz und der kleine düster katte Korporal mit dem in unerbittlicher Energie vorgesetzten einen Fuß: Napoleon I.

Bismarck ist uns zu nah, als daß wir schon sicher wüßten, welche Züge seines Bildes die großen Linien für die Nachwelt liefern werden. Die Kürassierkraft allein gewiß nicht — auch nicht einmal in der Plastik. Ueber diese Kürassierkraft ist Manzel und Hilgers und erheblich Begas hinausgegangen, aber wenn man an die Jahre und Jahre lange Arbeit und Umarbeitungen denkt, die der erste Lehrer von Begas, Rauch, auf das Denkmal für Friedrich den Großen verwandte, bis dieser „alte Fritz" erschien, der, wie man auch über die Komposition des Sockels denken mag, dort oben so ausdrucksvoll sitzt, dann sieht man, was durch Verwerfen und Wiederentwerfen gewonnen werden kann.

Freilich damals hatte man Zeit, und heute hat man nicht einmal Zeit, darüber nachzudenken, wie wir auf die Höhe gelangt sind; — von welchem gesunden arbeitsreichen Boden es hinaufging bis zu Bismarck und bis zu seinem Plastiker Begas.

P. Nathan.

Klondike!

„Was würde unser nationales Leben ohne den „Punch" sein!" hörte ich jüngst einen Engländer im Talar und Doktorhut vom Katheder herab rufen, und in der That verdient Mr. Punch, der der nächste an der Reihe ist, sein Diamond Jubilee zu feiern, diese akademische Ehrenbezeugung vollauf. Wer hat gleich ihm die victorianische Aera mitgelebt in Freud und Leid, und wer so treu wie er beobachtet, und in Scherz und Ernst, in Wort und Bild berichtet! Ich glaube, der Historiker der 60 glorreichen Regierungsjahre wird lieber zum „Punch" als zur „Times" greifen; denn er wird die Führung Mr. Punch's durch die Wirrnisse der Politik und der Zeitgeschichte nicht nur amüsanter, sondern auch lehrreicher finden. Hier ist seine eigene Arbeit schon in Angriff genommen: das Wesentliche vom Unwesentlichen gesondert, das alltägliche Ereigniß vom höheren Gesichtspunkte betrachtet, und hier ist auch unter all den irrlichterirenden Nachrichten der Tageszeitungen das Richtige instinktiv getroffen.

Freilich läßt sich Mr. Punch Zeit, bevor er uns seine Meinung sagt. Er läßt sich die Ruhe nicht stören auch durch die Ereignisse, die an dem gewöhnlichen Zeitungsleser immer höher hinaufbranden und ihn schließlich mitfortreißen. Vor sechs Wochen ungefähr schwollen spärliche und vage Berichte von einem fabelhaften Goldfund hoch oben im Norden und jenseits aller menschlichen Kultur ganz plötzlich zu sensationellen Nachrichten von ansehnlicher Länge und Breite an. Telegramme und Briefe erzählten immer stürmischer von märchenhaftem Glückswechsel, von enormer Ausbeute, vom Goldfieber, das wieder einmal die ganze pacifische Küste ergriffen hat. Das Riesenrad Fortuna's dreht sich! Jeder gewinnt! Immer 'ran, meine Herrschaften! Leute, die ganz unten waren, sind oben auf; Trunkenbolde, die allen Bekehrungsversuchen der Heilsarmee widerstanden, und andere unnütze Last der Erde, führen Millionen in Goldstaub bei sich und sind nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden. Der Berichterstatter unterließ nie hinzuzufügen, daß er das Gold — in Staub und Klumpen — selbst gesehen, und vergaß auch nicht diese oder jene Autorität anzuführen, die aus den 600 Grubenfeldern in Klondike 70 Millionen Gewinn verspricht. Jede Schaufel dieser gesegneten Erde zeige die Farbe des kostbaren Metalls. In einem der Prospekte, welche die ganze ungeheure Ausdehnung englischen Zeitungsformates einnahmen und zur Theilnahme an der finanziellen Ausbeute der Goldfelder einladen, heißt es, daß Gold genug da sein, jeden zum Millionär zu machen; allerdings mit dem fatalen Zusatz if they could only get at it. Es sei schwierig, ohne Zweifel, in dies Land zu gelangen, man müsse hohe Gebirge überschreiten, den Widerwillen gegen das arktische Klima überwinden und den Vorrechten menschlicher Kultur entsagen. Wer aber nur 500 Dollars im Vermögen hat, die nöthige Ausrüstung sich anzuschaffen, wird die Pässe bald hinter sich haben und dann in der angenehmen Lage sein, das Gold vom Boden aufzuheben. Alle Stände ergriff das Fieber. Kaufleute verschleuderten ihre Waaren, Beamte ließen ihre Posten im Stich, und in einer Küstenstadt gingen die Policemen nebst Feuerwehrleuten durch. Nur mit Mühe wurden die Mannschaften der Schiffe, auf denen diese Tausende nach Alaska fuhren, davon abgehalten, gleichfalls ihr Glück dort zu versuchen. Die Begeisterung war „rothglühend", Klondike in Aller Munde — trotzdem oder weil die Wenigsten eine bestimmte Vorstellung von der Natur des Landes sich machen konnten (brachten manche doch ihre Bicycles mit!) und trotzdem oder weil die kanadische Regierung, in deren Gebiete unzweifelhaft Klondike liegt, hie und da Warnungen vor überstürztem Eifer hatte verlautbaren lassen.

Mr. Punch denkt sich die Sache anders. Er sieht im Geiste in weiter Schneegebirgslandschaft auf steiler Höhe den Eisblock emporragen, dem der verhängnißvolle Glanz entstrahlt, welcher die Menschen so mächtig anzieht. Die jedoch bezwingt, ehe sie den Gipfel erreicht, der Hunger und der Frost, und das Gold, nach dem die erstarrte Hand noch sich ausstreckt, bleibt unberührt. Wer aber auf dem Blocke thront und mitleidig mehr als höhnisch auf die verkrümmten Menschenleiber zu seinen Füßen blickt, ist der Tod, und den Siegerkranz schmückt seinen hohläugigen Schädel. Er hält die reiche Ernte, und dann auch die Eisbären und Polarfüchse, die über das glänzende Gold mit gemüthlichem Schritt wegtrollend herüberkommen . . Klondike!

In den letzten Tagen des vergangenen Monats, da männiglich an diesem Bilde des „Punch" sich ergötzen konnte, brachten die Londoner Blätter wieder eine Fülle von Nachrichten über Klondike. Während die einen fortfuhren, uns telegraphirte Märchen aufzutischen von dem „Eselein streck dich!", oder von drei Helden, die an einem Tage den White Paß, einen der Zugänge von der Südküste Alaskas aus, bezwangen, hieß es in anderen etwas unbestimmt, daß 6000 Menschen in Dyea und Skagway, den Hafenplätzen in Alaska, gelandet, aber nicht im Stande seien, die Pässe zu überwinden. Am 31 August wird der „Times" telegraphirt, man nähme an, daß überhaupt nur 50 Leute von der alaskischen Küste den Weg durchs Gebirge nach Dawson City gefunden haben. Von erfahrenen Goldgräbern werde diese Stadt verlassen, denn enorme Hungersnoth drohe dem ganzen Lande. Und zwei Tage später gibt der Berichterstatter der „Daily Chronicle", der an Ort und Stelle sich befindet, den Text zum Bilde des „Punch". Wir erfahren die volle Wahrheit: die Route von Skagway über den White Paß hat sich als ganz unpassirbar erwiesen, und seit fünf Wochen haben fast alle Goldsucher diesen Weg genommen. 7000 Menschen und 2000 Thiere sind zwischen See und Felsen blockirt, Hunderte kommen täglich dazu. Verwirrung und Elend überall. Der Pfad durchs Gebirge, der unter Geröll, Moor und Gießbäche führt, ist gezeichnet mit todten Pferden, weggeworfenen Vorräthen und Werkzeugen aller Art; er gleicht der Fährte einer geschlagenen Armee. Panischer Schrecken ergreift die Vielen, die in den Zeltstädten von Dyea und Skagway der Beförderung ins Innere harrten, sie lassen alles im Stich und gehen nach Hause. Sie können von Glück sagen, daß sie nicht ins gelobte Land eingedrungen sind: statt des ersehnten Goldes hätten sie den Tod gefunden. Denn hier, im Innern des Landes, sind vier- bis fünfmal so viel Menschen und wenig Lebensmittel mehr als sonst; die notorisch ergiebigen Goldlager Klondikes sind in festen Händen; die Kosten der Arbeit werden unterschätzt; Wald-

brände haben das Holz vertheuert; die amerikanischen und kanadischen Zollbeamten haben den armen Leuten das letzte genommen, was sie an Geld besaßen; und da sollen sie nun auf einem Boden, der das ganze Jahr hindurch mehrere Fuß tief gefroren ist, den neunmonatlichen arktischen Winter überdauern, in einem Lande, um dessen ganzen Reichthum an Gold sie nicht ein Krümchen Brot eintauschen können.

Klondike ist over-boomed. Recht charakteristisch mischt sich unter diese Grabgesänge noch der alte Sirenenton: Klondike ist das reichste Goldland, das jemals in der Geschichte der Menschheit bekannt geworden; so meldet ein Reuter-Telegramm am selben Tage. Aber diese Locktöne verstummten, sobald die düstern Nachrichten bekannt waren: sie hatten ja auch zum Theil ihre Wirkung schon gethan. Denn eines ist sicher: Goldschätze sind gehoben worden, und es gibt Leute, die ihr Klondike in der Tasche haben. Aber nicht in gefrorener Erde haben sie mühselig und unter Gefahren darnach gegraben, es war bequemer, heiße menschliche Leidenschaften zu entfachen und auszumünzen. Krankheiten, wenn man will, ein „gelbes Fieber“ eigener Art und weit verbreitet. Die Unternehmer, die viele Tausende von Goldsuchern ausgerüstet mit Kleidung und Nahrung, und sie bis zum ersehnten Hafen von Alaska geleitet haben, werden schwerlich nach Klondike gehen. Denn sie verstanden das hübsche Gesellschaftsspiel, das in Amerika so beliebt ist: Die Spieler bilden einen Kreis oder besser gesagt, einen Ring, und dem Gespielten, in unserem Falle also demjenigen, der nach dem Golde drängt, bleibt nichts anderes übrig, als sich umschließen zu lassen. Und wie sich der Ring bewegt, tritt einer nach dem anderen vor und spricht: Du willst reich werden? Oh, wie schön von dir! Nichts leichter als das; ein Kunstgriff, weiter nichts. Ich bin der Mann dazu, dich's zu lehren. Hast du z. B. ein Goldstück bei dir, ein recht schweres womöglich, so, danke schön! Du siehst, ich versenke es behutsam in meine Westentasche und — 1, 2, 3, Geschwindigkeit ist keine Hexerei — vertausendfacht liegt es in Klondike zwischen dem 60° n. B. und dem Polarkreis, nur immer gerade aus! Dir gehört es. — Wer zweifelt noch an unseres Narren Witz?

Ende Juli ungefähr begann der rush in Nordamerika. Zwei Tage nachdem der erste Dampfer mit glücklich zurückkehrenden Goldgräbern angelangt war, ging der erste mit denen ab, die über Hals und Kopf in das Abenteuer sich stürzten. Seitdem verließen Hekatomben die Häfen von Vancouver und Seattle. Die ältesten Schiffe, solche aus russischen Zeiten sogar, mußten wieder hinaus in die hohe See, und das sprichwörtliche Glück der Goldsucher war ihnen hold. Sie landeten wohlbehalten — und scheitern auf der Rückfahrt mit dem Golde an Bord. Oder nicht? Wo blieb sonst das viele Gold, das übereinstimmenden Berichten nach in Klondike gefunden wurde? Seit Wochen schon war die Rede von einem Dampfer, der den Yukon herunterfahre mit Goldladung im Werthe von Millionen an Bord, aber ein Schiff nach dem anderen kam von der Yukonmündung nach Vancouver zurück ohne die ersehnte Nachricht und ohne Gold. Dann will man ein zweites Schiff, ein altes, das gleichfalls mit erfolgreichen Goldgräbern auf der Heimreise begriffen war, in Nöthen auf offener See gesehen haben; es ist spurlos verschwunden.

Was wird das Ende der 10000 Menschen sein, die am Strand und in den Bergen sich befinden; und was ist das Loos derer, denen es nach großen Mühen gelang, ins Land einzudringen? Eine schreckliche Nachricht, die letzte für lange Zeit, kommt aus jener Gegend: der Yukon beginnt zuzufrieren. Ein paar Tage noch und Klondike ist neun Monate hindurch eine Welt für sich, eine Welt, in der ein Kampf sich erheben wird, der in der Geschichte der Menschheit nicht neu ist, aber in seiner Wildheit und Rücksichtslosigkeit an jene Zeiten erinnert, da der Stärkere allein am Leben blieb. Ein dichter Schleier entzieht unserem Blick die kommenden Ereignisse in Klondike. Der Vorhang fällt zu rechter Zeit. Was werden wir sehen, wenn er sich wieder hebt? wenn zehnmal so viel Menschen im nächsten Frühling ins Land stürmen, was werden sie finden?

Ein Massengrab?

Gnädig verhüllt uns die Natur die allerletzten Scenen dieser Hungertragödie. Sie, der größte aller Dichter, verweist das Allzugräßliche hinweg aus dem Blicke der Menschen. Sie zeigt uns den, der um sein Leben kämpft, wie er von gefallenen Thierleichen sich nährt, wie er in wilder Drohung sich erhebt und vom Hunger toll den Nebenmenschen erschlägt um einer Brotrinde willen — aber das Aeußerste zu malen, überläßt sie der Phantasie, der sie die Farben versagt hat, der Wirklichkeit gleichzukommen.

* * *

Landkarten verbreiten wohl auch mitunter irrige geographische Vorstellungen. Unser Blick, gewohnt auf der Karte unseres eigenen Erdtheiles die Größenverhältnisse zu messen, überträgt leicht den Maßstab auf die gleich große Karte eines anderen, und so wundern wir uns vielleicht, das Land, das so großes Unglück in sich birgt, so klein zu finden. Wir müssen uns erst darauf besinnen, daß allein die nördliche Hälfte des amerikanischen Erdtheils das verdoppelte Europa an Größe weit übertrifft, und daß eine Hälfte dieses selben Erdtheils, nämlich Kanada, die Ausdehnung Europas beinahe erreicht. Einen gewissen Maßstab zur Beurtheilung der Größe eines Landes können uns die Flüsse geben. Zwar wollen wir nicht von der Kleinheit derselben auf die des Landes schließen, wohl aber erlaubt die Größe der Flüsse den Schluß auf die Größe des Landes. Das ungeheure und von der Natur kunstreich geschaffene Wassersystem ist Kanadas wahrer Segen. Das Gold der Weizenähren auf dem fetten Boden, den Tausende von Meilen die Ströme aufgehäuft haben, schlägt das Gold im Innern der Erde; der fruchtbare Schlamm ist mehr werth als der goldführende Sand, zumal jetzt, wo Gold billig und Weizen theuer ist. Welche Ströme! Der St. Lorenzo, der mit seinen Seen, von denen nicht der größte größer ist als das Königreich Böhmen, den Wasserweg Tausende von Meilen ins Herz des Landes eröffnet; der Mackenzie, der mit seinen Nebenflüssen ein Gebiet bewässert, so groß wie Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen; der Yukon, dessen Quellfluß allein, der goldgesegnete Pelly river, die Länge der Elbe hat, und der dann von seinem Eintritt in Alaska bis zur Mündung in die Beringsee noch achtzehnhundert Meilen dahinströmt.

Ungeheuer muß der Körper sein, den diese mächtigen Adern durchziehen. Er dehnt sich vom atlantischen zum pacifischen Meer, von der gemäßigten Zone bis weit über den Polarkreis. Begreiflich also, daß nicht überall gleich günstige Bedingungen zur menschlichen Ansiedlung vorhanden sind; weite Gebiete werden immer leer stehen. Aber für Millionen gibt es noch Raum und sichern Gewinn durch landwirthschaftliche Ausnutzung des Bodens. Das Zauberwort indessen, das Menschenströme lenkt, kommt aus der nordwestlichen Ecke dieser Ländermasse, wo in der kurzen Sommerszeit der Halm aus dem Boden schießt, ehe das Korn reifen kann, oder unter Schnee und Eis begraben ist.

Die schnurgeraden Grenzlinien, die für die Karte von Nordamerika so charakteristisch sind, scheiden auch unser Goldland von den Nachbarn im Westen und Süden, Alaska und British Columbia, ab, während im Osten die Rocky Mountains eine natürliche Grenze bilden. Diese drei ungefähr gleich langen Seiten schließen eine Fläche ein, deren Scheitelpunkt der Demarkationspunkt an der arktischen Küste ist; eine Fläche, in der ganz Oesterreich-Ungarn sammt Bosnien und Herzogowina und noch ein zweites Königreich Böhmen Platz fände. Da aber selbst die kühnsten Goldsucher im nächsten Sommer den Polarkreis schwerlich überschreiten werden, kommt für uns nur das Land südlich desselben in Betracht, immerhin noch so groß wie Frankreich. Hier also, zwischen dem 130.° und 140.° w. L., zwischen dem 60.° n. B. und dem Polarkreis, liegt „**Klondike**“, wenn

wir, der Geschichte vorgreifend, diesem ganzen Lande den Namen des Flusses geben wollen, der in der Sprache der Indianer Thron-dak oder diuck, d. i. der Fischreiche heißt und bei Dawson City oberhalb des Fort Reliance in den Yukon mündet.

„Wenig ist von diesem Lande mit Sicherheit bekannt," lesen wir in dem Handbuch über Nordamerika von den Prof. Hayden und Selwyn (in Stanford's Comp of Geography), „es ist niemals durchforscht worden, und unternehmende Reisende hätten da eine schöne Gelegenheit, unbetretene Gefilde zu untersuchen." Ein Gebirgsland aber wie die Schweiz und Tirol, etlimal größer als beide zusammen, dazu im hohen Norden gelegen und von wilden Stämmen bewohnt, schien die Wißbegier nicht allzusehr zu reizen. Die Goldjäger kamen der exakten Wissenschaft zuvor, die nun erst beginnt, den von jenen eröffneten Pfad zu betreten. Recht zur Zeit kommt ein Bericht des Reisenden Harry de Windt in der Contemporary Review, der uns Weniges zwar, aber Glaubwürdiges von seinem Aufenthalte in jenen Regionen mittheilt. Was wir sonst darüber erfahren — die Neuigkeiten der Tageszeitungen energisch beiseite geschoben — steht in einigen amtlichen Depeschen an die kanadische Regierung.

Dawson City, die Hauptstadt des Reiches Klondike, ist an einem Tage erbaut worden. Freilich brauchen wir uns unter diesem stolzen Namen nichts anderes zu denken, als 30—40 Blockhütten, die am Ufer des Yukon nahe der Mündung des Throndak errichtet wurden. Der Hauptort der Goldgräber war seit einem Jahre in Cudahy, 55 Meilen stromabwärts, zugleich der Sitz des kanadischen Regierungsbeamten, wie der Handels- und Transportgesellschaft. Von hier aus, Cudahy, den 6. September 1896, meldet eine Depesche des Direktors des geologischen Amtes, Mr. Ogilvie, über die ersten Goldfunde folgendes: „Ich bin in der sehr angenehmen Lage, Sie benachrichtigen zu können, daß höchst bedeutende Goldfunde gemacht worden sind, und zwar in dem Bonanza Creek, einem Nebenflusse des Klondike, der auf den Karten als Deer river bezeichnet ist. Der Entdecker heißt G. W. Cormack, und die Anzeichen sprechen dafür, daß diese Goldlager die reichsten sind, die je gefunden worden." Dies geschah Ende August, und zwei Wochen später, erfahren wir unter demselben Datum, waren 200 Parzellen im Bonanzafluß abgesteckt, jede 500 Fuß lang die ganze Breite des Thales einschließend. Aus allen Theilen des Landes strömten die Leute zusammen; die anderen Creeks, in denen noch Gold gesucht wurde — auch der Throndok war mehrmals ohne Erfolg untersucht worden — gab man auf, und jeder beeilte sich nun, auf recht- oder unrechtmäßige Weise soviel als möglich vom sichern Gewinn sich anzueignen. Von den Einen wurden Leute, die seit Menschengedenken aus chronischer Trunkenheit nicht herausgekommen, auf Boole gepackt, und als Bewerber um Parzellen präsentirt, von den Andern wurden Ansprüche gemacht im Namen von Freunden, die gar nicht im Lande waren. Dadurch entstand Verwirrung und Unruhe. Niemand war da, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und Mr. Ogilvie wußte keinen Rath. Da halfen sich schließlich die Goldgräber selbst, indem sie Einen aus ihrer Mitte zum Ordner wählten, der die einzelnen Antheile abstecken und die Namen der Besitzer registriren sollte. Für diese Dienste hatte nun jeder 2 Lstr. zu bezahlen, wobei außerdem die Ansprüche der Regierung durch Erlaß von 15 Lstr. zu befriedigen waren.

Schon zu dieser Zeit, wo kaum 500 Leute im Lande waren, entstanden Schwierigkeiten in der Versorgung mit Lebensmitteln. Noch im Laufe des Winters kamen 100 hinzu, welche Circle City, die Ansiedlung am Polarkreis und vermeintliche Hauptstadt Alaskas, den Indianern und deren Hunden überließen. Heute, wissen wir, sind alle Parzellen — mehr als 1600 — am Klondike und seinen vier Nebenflüssen, den „Too Much Gold", „Gold Bottom", „Bear" und „Bonanza" nebst deren zahlreichen Creeks voll besetzt. Dies ergibt eine Bevölkerung von ungefähr 5000 Menschen, und was das schlimmste ist, Frauen und Kinder sind darunter. Daß diese Zahl nicht übertrieben ist, und daß auch an anderen Nebenflüssen des Yukon, so besonders am Indian River, Menschen angesiedelt und den Schrecknissen des kommenden Winters preisgegeben sind, bestätigt das Vorwort in dem Buche der kanadischen Regierung über Klondike. Hier warnt der Minister des Innern dringend vor den entsetzlichen Gefahren dieser Gegenden und berichtet, was wir mit Staunen lesen, daß bis Mitte Mai, zu einer Zeit also, wo selbst die amerikanischen Zeitungen von Klondike noch wenig wußten, 1500 bis 1600 Leute den Taiyapaß überschritten und mehrere Hundert auf dem Seewege die Goldfelder erreicht haben. Einen Monat später, im Juni d. J., kam H. de Windt ins Land und traf eine Ansiedlung von 2000 Menschen halb verhungert an. „Alaska," sagt er, „bringt nichts hervor, und da die Niederlassungen Hunderte von Meilen von einander entfernt sind, reicht die tägliche Ration kaum hin, Leib und Seele zusammen zu halten." Dies gilt für den Reisenden, der sich bloß für einige Wochen mit Vorräthen zu versorgen hatte; die Lage des Arbeiters, der den ganzen Winter zu hungern hat, ist eine verzweifelte. „Selbst die Indianer krepiren wie die Ratten vor Hunger," sagt Herr Windt, „und die sind doch schon lange daran gewöhnt, den Gürtel fester zu schnallen. Ein Sack Mehl war im Lande nicht zu bekommen, und als endlich am 8. Juli der sehnlich erwartete erste Dampfer den Yukon heraufkam, zahlte man 20 Cents für ein Biscuit, und in diesem Verhältniß für andere Lebensmittel." Herr Windt versichert uns, daß diese Preise die üblichen in Alaska sind, und man muß wirklich an der Goldquelle sitzen, um sie erschwingen zu können. Finden aber alle auch nur soviel Gold, wie nöthig ist, das Leben zu fristen? Nach der Schätzung H. de Windt's werden zwanzigtausend Menschen diesen Winter in Klondike verdringen.

Kaum ein Viertheil davon erfreut sich des Besitzes eigenen Goldgrunds. Viele haben sich in jene Parzellen eingekauft, die bereits abgesteckt waren, und manche arbeiten um Lohn. Der größte Theil aber ist unthätig, oder doch ohne die gewünschte Beschäftigung. In diese Lage fanden sich die Frauen zuerst; die eine druckt mit einer Handpresse die erste Zeitung „Klondikes", die zweite etablirt sich mit einem Schneidergeschäft, die dritte eröffnet ein Restaurant, und so beugen sie sich alle willig dem ehernen Gesetz, das im zwei Monate alten Staate gilt wie im ältesten, und das die Menschen sondert in dienende und gebietende. Sie fristen ihr Dasein, indem sie sich den Herren des Landes, die das Gold aus dem Allen gemeinsamen Boden schöpfen, nützlich machen. Die Männer sind von anderer Denkungsart. Werden jene durch die Noth erfindungsreich, so diese rebellisch.

Von heißester Gier ins Land getrieben, ziehen sie bald da, bald dorthin, ohne Ruhe und ohne Ueberlegung nach Gold jagend bald in diesem Fluß und bald in jenem; enttäuscht, gedemüthigt finden sie nicht, was sie geträumt und ersehnt, ein neues Leben, sondern sie finden wieder, was sie in ihrer Heimath verlassen haben: die volle Tafel besetzt und die Güter der Erde vertheilt. Und drohend erheben sie ihre Faust . . .

Sie, die ohne Hoffnung hungern, werden wilder sein als die feindlichen Elemente. Zum Frost und Hunger wird sich der Aufruhr gesellen und grimmiger durch das Land des Goldes schreiten. Die soziale Frage Klondikes wird ohne polizeiliche Hilfe gelöst werden müssen; vielleicht läßt sich daraus etwas lernen auch für unsere Verhältnisse. Aber ich fürchte, der Prozeß wird kurz und gründlich sein und nur einen Theil zufrieden stellen. Die Besitzlosen finden einen Bundesgenossen im Lager des Gegners selbst, im Lohnarbeiter. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser nur dort verwendet wird, wo die Ergiebigkeit des Bodens ihn nothwendig und möglich macht. Andererseits ist auch begreiflich, daß in einem Lande, in das Jeder mit dem Wunsch sein eigner Herr zu werden zog, nicht viel und nicht gutgesinnte Lohnarbeiter zu finden sind. Sie fühlen sich als Herren ihrer Herren, sie fordern hohen Lohn und

erhalten ihn — 1½ Doll. für die Stunde im vorigen Winter, wie Mr. „Ogilvie“ berichtet; sie arbeiten, so lange es ihnen beliebt, und auch damit müssen die Arbeitgeber zufrieden sein — wenn nur jene stark genug oder überhaupt gewillt sind, die Versuchung von sich zu halten, die ja darin liegt, daß der Arbeiter mit einer Pfanne Erde bezahlt wird für die vielen, die er tagsüber ausgeschaufelt hat. Es steht schlimm um die Herren Klondikes, wenn die Lohnarbeiter und die arbeitslosen Proletarier sich gegen sie vereinigen. Retten kann sie, die sehr in der Minderheit sind, dann nur die Entdeckung neuer und reicher Goldlager, und damit auch die Erfüllung des schönen Traumes einer englischen Gesellschaft, daß Jeder in Klondike Millionär werden kann. Dies ist in der That die harmonischste Lösung der sozialen Frage — in Klondike und anderwärts.

Aber die Aussichten leider sind schlecht. Die reichen Goldfunde, die im Herbst und Winter vorigen Jahres gemacht wurden und von denen uns Mr. Ogilvie Kunde gibt, haben den Ruf Klondikes über den Erdball getragen und werden immer die Legende des Landes bleiben; aber sie haben sich nicht wiederholt. Fast bezweifle ich, daß der Leser nach all dem noch große Neigung hat, zu erfahren, wo der Weg nach Klondike führt. Aber wenn auch nicht als Goldgräber, mag er doch als Vergnügungsreisender eines Tages an dieser Stelle stehen. Denn die kanadische Regierung hat den Bau einer Eisenbahn versprochen, die vom Hafen zu Skagway in Alaska sicher und in angenehmen Windungen durch die Schrecknisse des White Paß nach dem Windy Arm des Tagish Sees, dem Beginn des Wasserwegs nach Klondike führen wird; ohne Zweifel, im nächsten oder übernächsten Sommer wird, wo heuer das Röcheln so vieler Sterbender verklang, der Pfiff der Dampfmaschine ertönen, und viele Tausende werden an den Gräbern vorüber ins Land der Hoffnung eilen. Und dann im folgenden Sommer, wenn Klondike noch in der Erinnerung der Menschen lebt, mag Cook seine Heerden dahin treiben, und ehrfurchtsvoll die Stelle sie betrachten lassen, wo ein Spatenstich Hunderte von Dollars ans Licht gebracht hat. Ein Denkmal — oder ist es ein Hotel? — erhebt sich am Ufer des Eldorado zur Erinnerung an die Pfanne mit Schlamm im Werthe von 43 Pfund Sterl. Die Spitze manch seidenen Damenschirms mag dann im Sande scharren, der von der Schaufel des miners durchwühlt ist. Dann ist aber auch die Zeit der Revanche für Klondike gekommen, und Gold wird mal auch in das Land gebracht werden.

* * *

Nicht den Aermsten hat das Schicksal dies Goldland bestimmt. Man muß, wie gewöhnlich, schon etwas haben, um mehr zu bekommen. Die nothwendigste Ausrüstung und die Fahrt nach Klondike kostet 300 Pfund Sterl., mag man nun den Weg zu Wasser über St. Michael an der Yukonmündung, oder den zu Land über die wilden Gebirgspässe nehmen. Der erstere ist 3000 Meilen länger und kommt für den ungeduldigen Goldsucher weniger in Betracht. St. Michael ist überdies 9 Monate völlig eingefroren, ein Ueberwintern daselbst ist kaum möglich, und Nebel hindern die Schiffahrt auch im restlichen Theil des Jahres. Daher zieht die große Masse der Einwanderer den Landweg vor. Juneau, eine Stadt von 3000 Holzhäusern an der Südküste Alaskas, ist der Ausgangspunkt der Reise. Hier vollendet der Miner seine Ausrüstung, fährt dann im Taiyafjord in nördlicher Richtung bis zur Mündung des Skagway oder des Taiyaflusses und folgt nun dem Laufe des einen oder des andern bis zu jenen Gebirgen, die sich der Kette von Seen und Quellflüssen des Yukon vorlagern. Der Whitepaß, von dessen Schrecknissen wir hörten, ist der Ursprung des Skagway, während Chilcoot und Taiyapaß, mehr als 1000 Fuß höher als der erstere, über jenes Gebirge führen, von dem der Taiyafluß südwärts fließt. Der unaufhörliche Regen, der den Reisenden Harry de Windt von Juneau durch das Thal bis zu den Höhen des Chilcoot begleitete, verwandelt sich hier in Schneesturm, der, wie uns gesagt wird, das ganze Jahr dort wüthet. Man denke sich einen Gletscher, der dem Matterhorn gleicht, Eisblöcke, durch die Weg zu bahnen ist, um zu ermessen, welche Anforderungen von Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer an jeden Einzelnen gestellt sind. Chilcoot, meint de Windt, würde im nächsten Jahre, was Whitepaß heuer ist: ein Massengrab.

Der Weg bis zur Höhe des Passes beträgt ungefähr 15 Meilen, der Abstieg zum See Lindeman, dem Ausgangspunkt des direkten Wasserwegs nach Klondike, kaum zehn. Läge er in unsern Gegenden, würden nur die geübtesten Touristen sich daran versuchen: da er aber ins Goldland führt, zieht ihn ein ganzes Volk von Abenteurern beiderlei Geschlechtes, das bisher nur auf dem Pflaster der Großstädte festen Fuß zu fassen gewohnt war. Wahrlich, der Einzug dieser Kulturträger ist nicht vielversprechend: auf allen Vieren müssen sie, schwerbepackt, sich vorwärts schieben. Ihre Hilflosigkeit wäre vollkommen ohne die verachteten Indianer, die — allerdings gegen sehr gute Bezahlung — sich als Lastthiere und Spürhunde verdingen. Die Indianer? Helfen sie aus Stumpfsinn oder aus Bosheit ihren Feinden ins Land? Denn ihr Schicksal ist besiegelt. Vom Aequator hat man sie zum Polarkreis gejagt und jetzt werden sie auch hier zu viel. Mögen sie sehen, wo sie bleiben. Das Geld und alles Gut der Erde gehört den Weißen. In der That kommt es den Indianern nicht in den Sinn, sich dem zu widersetzen, was für sie ein Naturgesetz sein muß. Harry de Windt wundert sich über ihre Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Und wenn wir die von der Vorsehung gezeichnete Rasse auch nicht mit dem mitleidsvollen und bewundernden Auge Washington Irvings betrachten, so mögen wir doch bedauerlich finden, daß diesen Wilden, diesen „besseren Menschen“ unsere Civilisation immer nur von der abschreckenden und demoralisirenden Seite gezeigt wird.

De Windt, der erfahrene und gewandte Reisende, legte die etwa 550 Meilen lange Strecke von Juneau über den Chilcootpaß nach Klondike in 23 Tagen zurück; ein Rekord, der wohl nicht übertroffen sein wird. Denn die Mühen und Gefahren des Weges sind mit dem scharfen Abstieg zum See Lindeman nicht zu Ende; im Gegentheil, die rechte Arbeit beginnt erst. Auf selbst gezimmertem Boot, oder gar im gehöhlten Stamm hat der Wanderer fünf große Seen zu durchqueren und drei gefährliche Stromschnellen zu passiren. Immer wieder muß der Wasserweg verlassen, das Gepäck in kleine Lasten umgeschnürt und auf steilen Pfaden längs des Wirbels getragen werden. Wochenlang wird das Lager Nachts unter freiem Himmel aufgeschlagen, ohne Schutz vor dem unaufhörlichen Regen und den unermüdlichen Mosquitos, die, wie unser Reisender erzählt, in ein paar Stunden einen Hund todtbeißen, dem Menschen Schlaf und Speise verleiden und ihn zum Rasen bringen …

Lake Bennett, in den man vom See Lindeman kommt, ist 27 Meilen lang, von Stürmen aufgewühlt und von hohen Gebirgen umgeben, die das Landen erschweren. Ein breiter Strom führt in den Tagishsee, von da in den Lake Marsh, der 20 Meilen lang und 2 Meilen breit ist. Aus diesem endlich gelangt man in den Lewesfluß, der mit dem Pelly River den Yukon bildet. Wo die Flüsse zusammenströmen, liegt Fort Selkirk; von da an hat man das Spiel gewonnen. Aber auf dem Wege dahin ist im Lewes noch die größte Gefahr zu überwinden: der Miles Cañon, und zwei Meilen weiter eine andere gefährliche Stromschnelle, genannt White Horse Rapids. Die erstere entsteht durch die plötzliche Verengung des Flußbettes von 750 Fuß zu bloß 50, und man kann sich eine beiläufige Vorstellung von der Gewalt machen, mit der das Wasser durch diese Enge jagt. In wenigen Sekunden, sagt man uns, schießt ein Boot drei Viertel einer Meile dahin; aber gar mancher muß die tollkühne Fahrt mit dem Leben bezahlen.

Doch mit einem freundlicheren Bilde wollen wir von Klondike scheiden. Denken wir uns einen Miner, der seine eigenen Wege geht und der Glück und Erfahrung genug besaß, abseits von der großen Masse der Hungernden zu finden, was er suchte. Er baut sich die Hütte am Ufer des goldreichen Creek, aus Stämmen, die er selbst gefällt hat,

und deckt den primitiven Bau mit Erde, die Wärme zu zu bannen. Bevor Schneestürme die Spur des Wildes tilgen, jagt er Elenthier, Bär und Karibu und lagert die Beute ein, erwünschte Abwechslung in dem ewigen Einerlei von Brot, das er sich selbst aus mitgebrachtem Mehl bereiten muß, und fettem Speck. Doch wir wollen hoffen, daß auch Thee und Zucker in seinem Gepäck sich findet. Und noch etwas ist darin, ein Buch; man berichtet uns, daß es zur Ausrüstung der Goldsucher gehört, und wir glauben es gerne. Es ist Shakespeare. Eine wahre Hausse in Shakespeare hat Klondike hervorgerufen. Nicht genug der Schillingbände konnten herbeigeschafft werden, die Nachfrage zu befriedigen. Und es liegt etwas Großes in dem Instinkte der Menschen, die einem ungewöhnlichen vielleicht bedeutenden Schicksale entgegengehen, den erhabenen Menschenkenner, den Beherrscher aller menschlichen Leidenschaften zum geistigen Führer sich zu erwählen. Der „große Geist“ hat seinen Einzug in das Land der Indianer gehalten. Wenn er in langer Winternacht, in grenzenloser Einsamkeit unserem Miner seine Gestalten im flackernden Herdfeuer erscheinen läßt, mag er in dessen Seele den Zugang zu einer höheren Welt erschließen. Denn in uns Allen lebt der herrliche Glaube, daß die Natur ihre Auserwählten bestimmt hat, die Menschen immer eine Stufe höher zu führen.

Oxford, Ende September 1897.

Berthold Hoenig.

Jens Peter Jacobsen als Lyriker.

Wir haben lange auf seine Verse gewartet. Der „Niels Lyhne“, dieser krankhaft feine Roman, hat sich Deutschland längst erobert. Er ist mehrmals übersetzt. Die Grenzboten brachten ihn und die Reclam'sche Bibliothek, und der Verlag von Albert Langen fügte einer neuen Ausgabe noch zwei bislang unbekannte Fragmente zu. Schon vorher war „Frau Marie Grubbe“ in der Strodtmann'schen Verdeutschung hinausgegangen — lange Jahre, bevor man bei uns den Namen Jacobsen kannte und nannte. Die Hendel'sche Gesammtbibliothek hat dieses Werk, das ich theilweise noch höher stelle als den Lyhne, kürzlich dem größeren Publikum zugänglich gemacht. Und noch öfter übersetzt wurden die Novellen, vor allem die Meisterstücke „Mogens“ und „Frau Fönß“. Neben zahlreichen Zeitschriften und Zeitungen publizirten sie Reclam, Meyer, Janke, Fischer &c. in schmalen Bändchen.

Auch das Ausland blieb nicht zurück. Holländische, czechische, französische, rumänische Uebersetzungen lassen erkennen, wie dieser feine Geist sich immer mehr Terrain erobert. Uns Deutschen blieb nur noch übrig, die lyrischen Gedichte zu gewinnen. Die Aufgabe war bitter schwer. Wer sich selbst einmal an dieser harten Nuß die Zähne ausbiß, weiß das. Nun tritt Robert F. Arnold mit einer Verdeutschung*) hervor. Er hat gethan, was sich thun ließ. Wo er scheiterte, war Jacobsen mehr schuld daran als er.

Ueberhaupt läßt sich ja Lyrik schwer oder garnicht übersetzen. Welcher fremde Lyriker ist denn im Grunde wirklich für uns gewonnen worden! Ich kenne nur Einen in der ganzen Weltliteratur: Burns. Freiligrath und Leuthold seien gepriesen dafür. Nur hier hab' ich die gleiche Freude wie vor deutschen Originalen. Nur von ihm sind Lieder in den völligen Besitz unseres Volkes übergegangen. In zweiter Linie wäre dann die Gildemeister'sche Nachdichtung Byron's zu erwähnen. Sully Prudhomme sagt: „il serait tout à fait inutile d'avoir traduit en vers un poème, si la traduction, indépendamment de son exactitude littérale, n'offrait point un équivalent musical de l'expression musicale du texte“.

Nun darf man nicht vergessen, daß neben all den formalen Schwierigkeiten in der Lyrik das nationale Element auch eine größere Rolle spielt als in jeder anderen Dichtungsgattung; daß ferner die Empfindung oft so im einzelnen Worte schwebt, daß ein Wort sie vernichtet. Hält man sich das vor, so wird man übersetzte Lyrik anders beurtheilen, als originale und wird von vornherein auf einen rein poetischen Genuß verzichten.

Schließlich aber: Jacobsen ist auch nicht einmal ein großer Lyriker. Oder besser: er ist voll der feinsten lyrischen Empfindungen, hat die zartesten Farben auf seiner Palette, hat Gedichte in Prosa geschrieben, die entzückend sind — aber seine Verskunst ist schwach. Sie hat den Fehler seiner Romane, nur daß im kleinen lyrischen Kunstwerk bei weitem mehr stört, was im Roman neben den vielen Schönheiten verschwindet. Ich meine den Kompositionsmangel. Es ist etwas Markloses in Jacobsen, ein ewiger Tuberosenduft, eine Müdigkeit der Seele. Der Niels Lyhne ist ein Buch für Schwindsüchtige. Man hört den armen Niels immer husten darin, man sieht viel kranke, weiße, blaugeäderte Hände, man sieht lauter müde Halbheit. Alle die Menschen kommen vor lauter Gefühlen nie zur That und das wissen sie. Sie wissen weiter, daß alle Ansätze, die sie machen, im Grabe enden, daß jeder Kampf, den sie kämpfen, aussichtslos ist, daß sie sterben müssen in einer jämmerlichen, wimmernden Sehnsucht nach dem reichen großen Leben.

Diese Sehnsucht ist die große Sehnsucht Jacobsens. Aus allem, was er geschrieben hat, bricht sie heraus. In jedem seiner Worte, in diesen tiefen geheimnißvollen Worten, die alle noch einen Hintergrund haben, schlummert eine feine brünstige Genußsucht. Die Worte brennen und duften wie schwüle rothe Rosen. Sie sind alle getränkt voll Sinnlichkeit — und doch nie etwa eine derbe Szene. Eine Sinnlichkeit, die sich an ein Kleiderrauschen, einen Blumenduft, an knisternden Atlas, an weiße schmale Hände klammert. Eine phantastische Sinnlichkeit, der die Wirklichkeit zu grob und häßlich ist, die sich ein Reich ausmalt mit glühenden Farben und Flammen, die in heißen Träumen lebt und webt und doch so elend ist, weil sie nie vergißt, daß es eben nur Träume sind.

Erst wenn man das festhält, versteht man es, daß Jacobsen's Lebenskampf ein Kampf mit Gott war. Versteht man ferner, daß dieser Kampf tragisch enden mußte — oder vielmehr nicht tragisch, das Wort wäre zu groß dafür, nur traurig und trostlos. Dieser Kampf mit Gott ist nicht der gewöhnliche. Denn es war der Kampf einer Seele, die von Gott loskommen wollte. Der kluge Kopf hatte es billig, den Himmel zu leugnen. Aber das thörichte Herz war nicht stark genug, ohne die Hoffnung darauf zu leben. Hartnäckig wird der Versuch gemacht, es an die entgötterte Welt zu gewöhnen. Die Rosen duften noch einmal so stark und süß, weil die dunkle Pforte, die ein Schluß für ewig ist, sich bald hinter uns schließt; Frauenliebe ist ein um so feiner Ding, weil keine himmlische Liebe uns einst umfängt; jeder Genuß soll genossen werden mit allen Sinnen, weil keine Krone der Seligen uns für das Versäumte entschädigt.

Aber „es träuft Bitterniß, es träuft Kummer aus rothen Rosen“. Jede Erfüllung ist eine Enttäuschung, jede Lust „ein halber Traum“, auf den bitter das Erwachen folgt. Und deshalb ist und bleibt die Sehnsucht doch das Größte. Jene schmerzliche Sehnsucht, die nicht mehr den rechten Glauben hat, die krank auf irren Wanderzügen den Ruhepunkt sucht, die immer wieder selbstvergessen emporsteigt, um mit seligem Flügel ans Thor des alten herrlichen Himmels zu pochen und dann plötzlich sich erinnert, daß dieser Himmel ja auch nur ein holder Trug ist. Dann kehrt sie gebrochen um und schweift müde und ziellos weiter, sucht nach Bimini, dem blauen Lande, ohne es zu finden und verbraucht für sich alle Kraft und Spannung der Seele.

*) Gedichte von Jens Peter Jacobsen. Aus dem Dänischen von R. F. Arnold. Leipzig, G. H. Meyer. 1897.

So geht es den Menschen Jacobsens. Sie sind zu fein, um als Freidenker sich mit diesem Erdenkloß zu begnügen, um alles zu nehmen, wie's nach ihrer Ansicht nun einmal ist; und sie sind zu „klug“, um an den lieben Gott ihrer Kindheit zu glauben. In diesem Zwiespalt haben sie eine entsetzliche Furcht vor dem Tode. Sie haben die Furcht, ihre Jugend zu versäumen und versäumen sie in dieser Furcht. Sie brauchen alle Energie, um nicht zuletzt noch abzufallen von ihrem Unglauben, um nicht zuletzt noch sich auf die Knie zu werfen und zu beten. Viele thun es. Niels Lyhne that es nicht. Aber er litt darunter. Jacobsen that es auch nicht. Er hatte ununterbrochen seine Augen auf seine Mutter geheftet, die gläubige alte Frau, und athmete dann zum letzten Male den schwülen Duft der Hyazinthen ein, die er in seiner letzten Zeit immer um sich haben mußte.

Seine Gedichte sind fast alles Fragmente. Das zeigt, daß er kein großer Lyriker, daß der Vers nicht die ursprüngliche Sprache seines Geistes war. Selbst in Dänemark zählt man ihn nicht zu den großen Lyrikern. Ein gutes Gedicht und ein gutes Drama haben das Gemeinsame, daß sie die „Linie“ zeigen, die straffe Durchführung des einmal angeschlagenen Themas, die Knappheit und Konzentration. Dazu gehört Kraft. Jacobsen hatte sie nicht. Er liebte ein feines Schlendern und Sich-Wiegen, er nahm mit, was am Wege blühte, er kam nie zum vollen Ganzen. So sind viele Gedichte da, von denen man meint, sie sollten in Prosa aufgelöst in den Niels Lyhne hinein; so gibt es andere, wie das schöne „Seidenschuh über Leisten von Gold“, die zu „Marie Grubbe“ gehören, die man sich ohne „Marie Grubbe“ kaum denken kann; ja gibt es wieder andere, die mich an „Mogens“ gemahnen, die aus den übrigen Novellen genommen und mit ihnen entstanden sind. Es gibt Dichter, deren Prosa nur ihre Verse ergänzt. Vielleicht darf man Storm hier nennen. Und es gibt andere, deren Gedichte nur die Prosa ergänzen. Die ersten sind die echten Lyriker. Jacobsen gehörte zu den zweiten. Seine Lyrik gewinnt erst ihre volle Bedeutung durch seine Romane.

Ich will eins der schönsten, rundesten und verständlichsten Gedichte Jacobsen's, das Arnold sehr schön übersetzt hat, citiren — ein Hochzeitslied.

„Meine Braut führ ich heim, wenn's wieder erst mai,
Eine Rosenblüth' im Lilienkleid.
    Spielt, Musikanten, spielt!
Dann prange der Wald mit dem Blüthenreis,
Und die Wiese in bunter Pracht,
Und die Sonne tanze tagsüber sich heiß
Und voll sei der Mond zu Nacht.
Und der Kuckuck soll rufen und Glück uns sagen
Und die Finken pfeifen, die Drosseln schlagen,
Doch die Sorge, die bleibe daheim!“

Wie rathlos hier die letzte Zeile ausläuft, wie nach dem prächtigen sechsten und siebenten Verse der Schluß abfällt! Aber hier ist doch dabei volle Ausschöpfung der Stimmung bei Wahrung der Form, wie ähnlich schön nur noch in dem anderen Hochzeitslied, in „Irmelin Rose, Irmelin Sonne, Irmelin, alles was schön war“. Sonst jedoch fließt alles breit auseinander, formlos bei aller Feinheit, und wohl auch hin und wieder manierirt bis zur Unverständlichkeit. Da sind Fragmente, die man verwundert liest — in merkwürdigen Rhythmen ein farbiger Einfall, der Einfall eines Malers, keines Dichters. Da sind Arabesken, kraus, sonderbar; Vergleiche, die gesucht und einseitig sind — kurz, da sind sehr viel Merkwürdigkeiten und Unarten. Daneben viel Schönheiten und keine ganze Schönheit; viel Fragmente und kein rechtes Gedicht; viel Lyrisches und keine Lyrik.

Am natürlichsten und reinsten muthet Jacobsen dort an, wo er sich an den Volksglauben hält und das Volkslied. „Herr Gänsefuß, Frau Gänsekraut, nun duckt euch nur geschwind“, beginnt er eins dieser Lieder. Und der St. Johanniswurm mit der rothen Feuerzunge, Elfenschuß und Trollsgefuhr spielen da noch eine Rolle, und eine originelle Naturanschauung nimmt gefangen. Da fiedelt die Spinne mit den langen Beinen, vom Thurm sausen schreiend die Sperber, die bunte Schnecke schleicht im Gras, die Sonne tanzt sich heiß und der Wetterhahn singt am Oerefund. Hier ist noch ein festes Formgefüge am ehesten bewahrt, und diese Lieder fallen auch fast sämmtlich in eine frühere Zeit. Das sind vor allem die Ende der sechziger Jahre entstandenen Gurre-Gedichte, die an eine dänische Sage anknüpfen, wonach König Waldemar der Große ein Liebesverhältniß mit Tove Lille unterhalten. Mit dieser Sage floß dann bald die andere vom wilden Jäger Waldemar zusammen. So behandelt den Stoff in seinem Liedercyklus auch Jacobsen. Auch in der „Marie Grubbe“ suchte er sich sein Thema in früheren Jahrhunderten.

Und nun kann man beobachten — Dank der von Arnold vorgenommenen Datirungen —, wie derselbe Prozeß, der sich in seiner Prosa vollzieht, auch in den Gedichten sich bemerkbar macht. Je schwindsüchtiger Jacobsen selbst wurde, um so feiner, kranker, schwindsüchtiger wurden seine Bücher. Das Formgefühl lockerte sich immer mehr, die Phantasie ward ausschweifender, die Farben brennender, die Vergleiche sonderbarer. Jasmin und Tuberosen werden die bevorzugten Blumen. Der Stil wird fein wie Glas. Wie gesagt, man hört das Husten aus dem Farbenrausch und der orgiastischen Stimmung. Es wächst ein Kraut mit einer Blüthe, die blickt „wie eines Wahnsinnigen Auge, wie rothe Wangen einer Leiche“. Seine Liebste war „wie Jasmins süßduftender Schnee, Mohnblut floß in ihren Adern“. Eine weiße Villa steht in Cypressen, um des Balkons Marmorschwelle rauscht das Laub der Weinrebe, während die kalte Seide der Balkongardinen langsam sich in schweren Falten schaukelt und die Nacht glüht. Auf dem Balkon steht ein Weib und hebt sich „dunkel ab vom dunklen Himmel wie ein Schwert durchs Herz der Nacht“. Und immer die Vorliebe für das brennende Roth und das grelle Weiß daneben: das Mohnblut und die marmornen Hände; die Flammen, die aus dem Schnee schlagen; die rothen glühenden Beeren, die in den kalten weißen Schnee fallen.

Man sieht, wie das Körperliche sich immer mehr verliert. All die Vergleiche sind nur solche der Farbe, der Stimmung. Gar keine der Form. Die Form, die Gestalt scheint kaum mehr für Jacobsen zu existiren. Nirgends zeigt sich so grell, was ihm fehlte, als an diesen Gedichten. Und deshalb darf man sie nicht zuerst lesen, sonst thäte man dem Dichter Unrecht. Sondern in dies Lyrikbuch soll man erst hineinsehen, wenn man die Prosawerke kennt, die heut in weit über 20000 Exemplaren durch Deutschland verbreitet sind. Ob sich Jacobsen bei uns noch mehr Terrain erobern, ob er sich breitere Volksschichten erkämpfen wird? Ich hoffe, nein! Denn wenn etwa der Niels Lyhne ein Lieblingsbuch unseres Volkes würde, wenn in unserem Volke der Sinn für solche Feinheiten, deren nur ein Kranker fähig ist, erwacht, dann ist seine historische Größe und seine Thatkraft dahin. Es ist besser, daß die Masse eines Volkes sich an dem kecken Wagemuth der drei Musketiere erfreut als an der kranken Sehnsucht Jens P[…]s.

Carl Busse.

Theater.

Deutsches Theater: „Agnes Jordan“, Schauspiel in 5 Akten von Georg Hirschfeld.
Goethe-Theater: „Tyrannen des Glücks“, Lustspiel in 4 Akten von Fedor von Zobeltitz.

„Damit stellte er sich vor den ersten besten Ba[…] besah ihn genau und schrieb: Ein Buchenstamm. Hell[…] mit noch helleren Flecken und Querstreifen. Zio[…] Moos bekleidet ihn, ein fast schwärzliches und dar[…] sammtähnliches glänzend grünes. Eine Epheuranke […] an der einen Seite hinauf. Die Beleuchtung ist ein[…]mal zu studiren, da der Baum im Schatten steht. […]leicht in Räuberscenen anzuwenden.“ — An diese W[…] mit denen Gottfried Keller die künstlerische Handwerks[…]

methode eines braven Mannes ironisirt, mußte ich bei der Aufführung von Georg Hirschfeld's neuem Schauspiel „Agnes Jordan“ schmerzlich denken. Soviel fein beobachtete Einzelzüge, Beobachtungen, die für den jungen Dichter vielleicht ebenso viel schmerzliche Erfahrungen bedeuteten, sind gesammelt, thränenden Auges verzeichnet und studirt, und stehen nun fremd und kalt neben einander in dem Bühnenmanuskript. Es ist, als wenn das mühsam zusammengeschmelzte Glockenmetall aus dem Ofen nicht in die Form geflossen wäre, sondern in den Sand; und da ist es zerronnen in sehr viel Sand.

Georg Hirschfeld ist kein Revolutionär. Er ist einer der Stillen im Lande, die Schmerzen jahrelang in sich verkapseln und zu denen ein verwelkter Blumentopf am Fenster so deutlich redet, wie ein vorzeitig ergrautes Haar und eine zitternde welke Hand. Aber ich glaube, daß er diesmal aus jugendlicher Theoretiker-Herrlichkeit die Kunstform recht geflissentlich zerschlagen hat. Die Leidensgeschichte einer Frau, einen Zeitraum von 31 Jahren, hat er in sein Drama gespannt; ach! und dafür ist der Rahmen der Bühne beides, zu eng und zu weit. Ganz wahrscheinliche Geständnisse hat er bei den unwahrscheinlichsten Gelegenheiten vorbringen lassen, und die Milieuschilderung aus dem Köpenicker Viertel Berlins, an sich gut gesehen, ist ihm in Fetzen auseinander geflogen. Mit der Kunstform hat er jede Illusion zerstört. Hauptmann ist ja gewiß ganz gut, und Ibsen ist auch gut; aber für Hirschfeld sollte doch nur Hirschfeld gut sein.

Und es ist ihm mit den Menschen gegangen, wie Keller's bravem Mann mit dem Baum. Einzelbeobachtungen sind notirt und gesammelt und gehäuft, und so sind chargirte, überchargirte Alltäglichkeitswesen entstanden, die durch die Charge gar nicht alltäglich, gar nicht real wirken. Nur eine Gestalt lebt in seinem neuen Drama. Und die soll ihm nicht vergessen werden.

„Agnes Jordan“ ist die Leidensgeschichte einer Frau. Von dem Manne, dem sie im ersten Akt im Myrthenkranze gegenübersteht, wird sie im zweiten Akt brutalisirt, im dritten Akt brutalisirt, — im vierten Akt hat sie sich zu ihren Eltern geflüchtet, um sehr bald der Kinder halber zurückzukehren und dann im fünften Akt wieder von diesem Mann brutalisirt zu werden. Das ist nicht lustig mit anzusehen. Hirschfeld hat noch geglaubt, die Wirkung zu steigern, indem er die Brutalitäten steigerte. Ach nein! Das Leben thut so weh, weil es die Wunden immer verharschen läßt, eh es sie wieder aufreißt; die Disharmonien sind so schneidend, weil sie die Harmonien unterbrechen. So wirkt Hirschfeld's Drama, als hätte man die Sensationskapitel aus einem Roman neben einander gestellt und die feinen Uebergänge und die seelischen Motivirungen in den Papierkorb versenkt. Und namentlich in den Kinderscenen hat sein Können so ganz versagt, daß man Wildenbruch's dankbar dachte.

Es klingt viel zerfetzte, abgerissene Musik durch den Weltraum. Agnes Jordan soll von dieser Musik etwas erhorcht haben, doch man glaubt es ihr nicht. Aber da ist ein anderer, der Onkel Adolf Krebs, der hat diese Musik wirklich gehört. Er ist ein häßlicher, vorzeitig gealterter Mann, und das Leben ist immer an ihm vorübergegangen, und er hat nie gewagt, das Schöne für sich zu begehren, und er findet doch seine Art Frieden für sich. Das ist die eine Gestalt, an der sich Georg Hirschfeld als Künstler bewährt hat; die einzige, die als ein Ganzes von innen heraus geschaffen ist, die einzige auch, die er ohne beigefügten theoretischen Waschzettel auf die Bühne zu stellen gewagt hat.

Und noch ein anderes Thema, neben jenem von der Leidensgeschichte der Frau, hat Georg Hirschfeld in seinem neuen Drama zu bewältigen versucht: der Unterschied des Empfindens zweier Generationen hat ihm lockend geklungen. Und das ist wirklich ein treffliches Thema für einen Humoristen. Denn es ist lustig und betrübsam zugleich, mit anzusehen, wie sich jede junge Generation stolz und selbständig und weltreformatorisch geberdet, um dann so bald auf dem alten, festgetretenen Wege weiterzutrotten. Und wenn die Menschen verschiedener Generationen wirklich verschieden empfinden, ich fürchte, sie sind darum doch ganz dieselben ohnmächtigen Schmiede ihres Glücks. Georg Hirschfeld aber hat es ernst genommen, daß die junge Generation sich ihr Leben nun ganz anders und neu und besser gestalten wird — ohne dabei, wie Hauptmann, an irgend eine sozialistische Panacee gläubig zu denken. Er glaubt sich und der Jugend auf ihr frisches Roth und ihre glänzenden Augen hin. Das war im fünften Akt, und den hat das Publikum arg desavouirt. Ich aber möchte Hirschfeld um dieser Illusion willen preisen, und es war mir, als klänge aus dem todten, versandeten Metall hier ein leiser, reiner Ton.

Die Aufführung des Deutschen Theaters, bei der sich Emanuel Reicher und Agnes Sorma in den Rollen des Ehepaars Jordan gegenüberstanden, und Oskar Sauer, Else Lehmann, Max Reinhardt und Luise von Poellnitz Gutes und Liebevolles boten — selbst diese künstlerische und einheitliche Aufführung vermochte über die Klanglosigkeit des Dramas nicht hinwegzutäuschen.

Es ist eine tolle, lustige Welt, die Fedor von Zobeltitz in seinen „Tyrannen des Glücks“ geschaffen hat; eine Welt, in der man sich durchaus nicht langweilt. Das holde Weltbeglückerthum der Jugend — freilich, er hat es ironisch genommen!, hat ihm den Stoff dazu geliefert.

Sitzen da drei junge Weltreformatoren zusammen, ein Arzt, der ein Volksnahrungsmittel erfunden hat, ein Baumeister, der Arbeiterhäuser voll Licht und Luft und mit Wasserheizung bauen will und ein Baron, der das Volk nationalökonomisch beglücken will. Fehlt den armen Schluckern nur an dem nöthigen Kapital, ihre Ideen in strahlende Wirklichkeit umzusetzen. Da aber fällt dem Baron ganz plötzlich aus dem großen Wunschsack der Posse der Majoratsbesitz seiner Familie zu. Nun wird das Gut von Grund auf reformirt. Arbeiterhäuser werden gebaut, die Invaliditäts- und Altersversicherung wird gegründet, die Leute werden mit Manna gespeist. Und da bricht der Sturm los. Die Glücklichen rotten sich zusammen. „Fort mit der Wasserheizung! Ich habe nur ein bißchen darin herumgestökert und mir gleich die Füße mit dem heißen Wasser verbrannt,“ sagt eine Frau. „Wir wollen unsere Kartoffeln mit Leinöl wieder haben!“ „Und unsern Branntwein!“ „Und unsern vollen Lohn!“ „Wir brauchen keine Aufpasser! Freiheit! Freiheit!“ — Und sobald der Aufseher fort ist, melden sich die beiden Hauptrādelsführer zu seinem Posten.

Das alles ist mit dem lustigen Auge des Possendichters gesehen, aber verblüffend echt geschildert. Fantastik und Humor und Satire, wie es der Posse eignet, alles in einem Topf. Und sind die Gestalten auch allesammt karikirt, sie stehen darum doch fest und dreibeinig auf ihrem Stückchen Erde. Sie standen auch dank der recht gelungenen Aufführung des Goethe-Theaters fest und sicher auf der Bühne. Und hat Zobeltitz das uralte „Verwechselt das Bäumchen“-Spiel mit zwei Bräuten etwas schwerfällig in sein Spiel verwebt — es wäre philiströs, sich dadurch die gute Laune verderben zu lassen. Vielleicht erleben wir's, daß doch noch einmal ein Dornröschen aufwacht: die alteneue Berliner Posse.

Und da war im Grunde mehr als Possenweisheit: mit Kling und Klang und Gloria wurde da ein ganz klein Stückchen Zukunftsstaat begraben. Man muß den Menschen eben das Glück ihrer Unzufriedenheit nicht rauben wollen; denn, wie der Weise sagt, „wat de Bur nich kennt, dat frett hei nich“.

Und fast will es mich bedünken, als wäre in unserer neuen Litteratur die soziale Frage nie so ernst genommen worden als hier in der Posse, von Zobeltitz, da er sie von ihrer komischen Seite nahm.

Ernst Heildorn.

Zeitschriften.

Ein Engländer über die deutsche Presse.

(„Cosmopolis".)

Sowohl „Die Nation" wie deren Herausgeber stehen in dem Rufe, engländerfreundlich zu sein. Nicht mit Unrecht. Die „Nation" ist stets bemüht gewesen, den in Deutschland auftauchenden Vorurtheilen gegen englische Politik und englische Art — sofern sie ihr ungerecht erschienen — entgegenzutreten, und sie sucht nach Kräften dazu beizutragen, freundschaftliche Beziehungen zwischen England und Deutschland zu pflegen. Um so eher glauben wir zu dem Hinweis berechtigt zu sein, daß seit einiger Zeit in der englischen Presse Urtheile über Deutschland laut werden, die nicht nur von einer beschämenden Unkenntniß deutscher Verhältnisse, sondern auch von einem Uebelwollen Zeugniß ablegen, das nicht dazu angethan ist, zu einer besseren Verständigung der beiden so vielfach aufeinander angewiesenen Nationalitäten zu führen. Ich will nicht von dem skandalösen Artikel der „Saturday Review" reden, der das Germania delenda est in geradezu brutaler Weise variirte; aber der Fall wird ernster, wenn in der angesehenen dreisprachigen „Cosmopolis", in einer Zeitschrift, die beflissen und ihrer ganzen Natur nach dazu angethan ist, good will among nations zu pflegen, ein englischer Mitarbeiter, Henry Norman, sich zu einem Urtheil über seine deutschen journalistischen Kollegen hinreißen läßt, das eine deutliche Zurückweisung geradezu herausfordert. Mr. Norman schreibt im Oktoberheft der „Cosmopolis", in seiner regelmäßigen politischen Monatsübersicht, das Folgende: „In Germany, Russia, and to a less degree in Austria, the independant journalist does not and cannot exist. The Foreign offices and the Jews manipulate public opinion in their own interest." (Zu Deutsch: In Deutschland, Rußland, und in geringerem Grade in Oesterreich, existirt der unabhängige Journalist nicht und kann nicht existiren. Die Auswärtigen Aemter und die Juden manipuliren die öffentliche Meinung in ihrem eigenen Interesse.)

Als ich dies hochfahrende Urtheil las, gedachte ich einer Bemerkung, die Lord Rosebery in seinem „William Pitt" über die englische Diplomatie macht. Dieselbe lautet folgendermaßen: „Die Schulmeisterei ist uns aus den Annalen der englischen Diplomatie nur allzu wohl bekannt. England hat sich stets ein europäisches Censorat angemaßt, wodurch es verleitet wurde, durch das Medium des Auswärtigen Amts wie durch Preßartikel den Staaten des Kontinents bald eine Aufmunterung und bald eine Verwarnung zu appliciren. Gerade diese Eigenthümlichkeit hat England fortdauernd eine allgemeine und außergewöhnliche Unpopularität eingetragen." Mir scheint, Henry Norman würde sich nichts vergeben, wenn er dies vorurtheilsfreie Urtheil seines berühmten Landsmannes auch bei seinen journalistischen Arbeiten berücksichtigen wollte. Deutsche Journalisten sind gewiß nicht fehlerfrei und es giebt unter dieser Menschenklasse in Deutschland, wie in allen Ländern, auch sehr bedenkliche Elemente, aber der Prozentsatz von begabten, unabhängig denkenden und ihrer einfachen Ueberzeugung folgenden Journalisten ist in Deutschland schwerlich geringer als in England. Nur ist es in Deutschland ein wenig beschwerlicher, als in England, solche Charaktereigenschaften zu bethätigen. Selbst unter dem Regiment Bismarck's, der es einigermaßen verstand, Widerstände zu brechen, haben viele Jahre hindurch zahlreiche deutsche Journalisten unerschrocken den hartnäckigsten Widerstand dagegen geleistet, daß — um mit Mr. Norman zu reden — the Foreign office manipulated public opinion. Aber auch unter den journalistischen Parteigängern des Fürsten Bismarck bestand die größere Anzahl aus überzeugten Bewunderern, die sich dem fascirenden Einflusse des Mannes und nicht äußerer Verlockung fügten. Seit Bismarck's Rücktritt aber wird es den deutschen Journalisten nicht einmal mehr besonders erschwert, sich gänzlich unabhängig zu halten. Und endlich der häßliche Ausfall Henry Norman's gegen die „Jews". Man sieht bei uns mit Geringschätzung auf jene antisemitischen Hetzer, welche die ganze deutsche Presse als „*verjudet*" darstellen. Von einem englischen gentleman der Presse aber erwartet man derartiges nicht. Und dann; was soll das heißen: „Die Juden manipuliren die öffentliche Meinung in *ihrem* Interesse?" Meint Mr. Norman ein Interesse des Geldbeutels, oder ein Interesse der Konfession, oder welch anderes Interesse? Man braucht diese Fragen nur aufzuwerfen, um die Absurdität der Vorstellung zu erweisen, als ob die „Juden" in der Lage wären, die öffentliche Meinung in ihrem spezifischen Interesse zu beeinflussen.

Vermuthlich wird die „Cosmopolis" selbst noch auf diese Entgleisung des Mr. Henry Norman zurückkommen. Ich begnüge mich deshalb mit einer kurzen Schlußbemerkung:

Wir sind gewiß keine Freunde internationaler Empfindlichkeit und bereit, auch Vorwürfe, die Deutschland von Ausländern gemacht werden, vorurtheilsfrei zu prüfen. Nationaler Unfehlbarkeitsdünkel erscheint uns albern. Wir können und wollen ein offenes Wort vertragen; aber unbegründetes hochmüthiges Absprechen kann gerade im Interesse eines gesunden Friedens nicht deutlich genug in die Schranken der internationalen Höflichkeit zurückgewiesen werden.

Theodor Barth.

Zur Kunstausstellung 1897.

Zum ersten Male hat man die Einrichtung getroffen, das Bild der großen sommerlichen Kunstausstellungen in Bildern festzuhalten. Den Anfang macht das Unternehmen der eben zu Ende gehenden Saison, dem man im Allgemeinen freilich eher gewünscht hätte, es fiele ganz der Vergessenheit anheim. Das Schicksal aber meinte es nicht so gut mit ihm.

Ein gründlicher *Epilog* liegt jetzt in vier zierlichen Bildermappen fertig vor. Sie enthalten *zweiundfünfzig Photogravüren*, die die bewährte Firma *Meisenbach und Riffarth*, gewiß auf Kosten und Gefahr der ausstellenden Vereinigungen besorgt hat (Preis pro Blatt 1,25 Mk.). Sie bieten — schwarz, braun, grau, stahlblau getönt — eine Auswahl von Werken, die nach der Meinung der Unternehmer den eigentlichen Kern- und Glanzpunkt der diesjährigen, so bunten Sammlung ausmachen: u. a. ein *Liebermannheft* mit vierzehn Stücken. Es gehört zu den besten und eindrucksvollsten Publikationen, die der Kunst dieses Meisters bisher zu Theil geworden.

Ueber die Auswahl sonst mag man streiten, zumal die Frage der Verkaufbarkeit eine ziemlich starke Rolle gespielt hat. Die Güte der Reproduktionen selbst aber steht über allem Zweifel. Man steht hier vor einem ungewöhnlich hoch entwickelten Verfahren, das manches Mannes malerische Leistung so vortheilhaft hervortreten läßt, daß man wirklich oft glaubt, es sei ein *gutes* Bild, welches da vervielfältigt worden. Bei Dettmann, Flickel, Hamacher, Lippisch, bei Meyerheim, Petersen-Angeln, Saltzmann hat die Photogravüre ganz besonders diese ihre naiv beschönigende Kraft geübt. Sie hat vor der landläufigen Photographie den Vortheil voraus, lebhafter in den Ton dringen und die zeichnerischen Umrisse weicher und feiner auflösen zu können. Bei der Wiedergabe von Frauenakten, wie auf Jos. Scheurenberg's Blatt „Stille Einsamkeit", tritt diese Fähigkeit besonders klar hervor. Die Photogravüre arbeitet sozusagen künstlerischer und individueller als die Photographie. Was beim menschlichen Teint, den Schwingungen der Haut gilt, das gilt auch von der Darstellung des Wassers: Auf der Photographie bildet das Wasser gewöhnlich eine todte Fläche oder ein Loch im Papier; die Photogravüre aber giebt die *Feuchtigkeit* des Elementes treu wieder.

Auch unter einem dekorativen Gesichtspunkt betrachtet, liegen die größeren Vortheile auf Seiten der Photogravüre. Solche Erinnerungszeichen werden doch zum größten Theile von Leuten erworben, die zwar die Kunst lieben, aber Bilder nicht kaufen können. Und da ist es denn sehr wesentlich, ob an den Wänden der Berliner Bürgerstuben schablonenhafte Reproduktionen oder malerisch wirksame, kleine Kunstwerke hängen. Diese Ausstellungsgravüren, unter einem starken, hohen Passepartout und eingefaßt von einem schlichten Eichenrähmchen oder einer weißlackirten schmalen Leiste, müssen auf ruhigen Tapeten sehr geschmackvoll sich ausnehmen. Rein künstlerisch werden freilich nur die Blätter des Liebermannheftes den Tag überdauern.

Die Neuerung an sich ist lobenswerth; möge in kommenden Jahren die Ausbeute reicher, besser und gefälliger sein!

J. E.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 4. Berlin, den 23. Oktober 1897. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wir bitten unsere Leser um Entschuldigung, daß wir ihnen abermals über den unerquicklichen Parteistreit Bericht erstatten. Aber die Vorgänge der letzten Woche sind allzu charakteristisch, als daß man sie unbeachtet lassen könnte.

Es gibt zwei Möglichkeiten, um Frieden zu haben: man läßt sich alles gefallen oder man sucht die Friedensstörer nach dem angelsächsischen Grundsatze zu behandeln: Wer den Frieden stört, muß niedergekämpft werden.

In dem 9. schleswig-holsteinischen Wahlkreise Oldenburg-Plön haben die Freisinnigen, welche die Kandidatur Hoeck unterstützen, mit Erfolg nach dem letzteren Grundsatze gehandelt. Die Herren Kleine und Genossen und die, welche außerhalb des Wahlkreises hinter diesen stehen, haben sich selbst durch ihre Manöver in jenem Wahlkreise so diskreditirt, daß, ob sie ihre Sonderkandidatur Schmidt aufrecht erhalten oder zurückziehen mögen, dies für die Kandidatur Hoeck so gut wie gar keine Bedeutung hat. Es hat sich gezeigt, daß die Kreisdelegirten-Versammlung, die Herrn Hoeck aufstellte, die freisinnigen Wähler hinter sich hatte und daß hinter der durch Vertrauensbruch in die Welt gesetzten Kandidatur Schmidt so gut wie Niemand steht.

Man versuchte darauf das, was an der Ostküste von Schleswig-Holstein gänzlich mißglückt ist, an der Westküste, in Husum-Tondern, von Neuem zu unternehmen, nämlich einen ordnungsmäßig herbeigeführten Beschluß einer Vertrauensmännerversammlung beider freisinnigen Richtungen des betreffenden Wahlkreises durch eine Separataktion der Freisinnigen Volkspartei zu hintertreiben. In diesem Falle hat man noch nicht einmal einen lebendigen Kandidaten gegen die Kandidatur Hagens ins Feld geführt, sondern man wünscht sich einen Blankowechsel für die Freisinnige Volkspartei ausstellen zu lassen. Herr Hagens wird durch eine ad hoc zusammengetrommelte Wählerversammlung zum Rücktritt aufgefordert, und zwar zu Gunsten eines Unbekannten, den die Leitung der Freisinnigen Volkspartei demnächst für den Wahlkreis Husum-Tondern bestimmen wird.

Vergegenwärtigen wir uns den genauen Sachverhalt: Am 10. Oktober tritt auf Anregung des Wahlvereins der Freisinnigen Volkspartei in Husum eine Vertrauensmännerversammlung zusammen, die von Anhängern beider freisinnigen Richtungen gleich stark besucht ist. Man einigt sich nach eingehender Besprechung — mit 24 gegen eine Stimme — dahin, als gemeinschaftlichen Kandidaten aller Freisinnigen in Husum-Tondern den Oberlandesgerichtsrath Hagens in Hamburg aufzustellen. Herrn Hagens wird von dem Vorsitzenden des Wahlvereins der Volkspartei die Kandidatur schriftlich anzutragen. Man versichert ihm ausdrücklich, daß er der Kandidat beider freisinnigen Richtungen sei. Nur weil ihm dies glaubhaft gemacht wird, entschließt er sich, die Kandidatur anzunehmen. Darauf zunächst allgemeine Befriedigung im Kreise. Weitere Zustimmungserklärungen, speziell aus Tondern, laufen ein. Die „Freisinnige Zeitung“, welche sonst auf dem Wahlfelde jede Stecknadel fallen hört, ist eine Woche lang sprachlos, ob dieser Selbständigkeit der volksparteilichen Vertrauensmänner. Das Wort Husum-Tondern erscheint gar nicht in den Spalten der „Freisinnigen Zeitung“.

Dann kommt der 17. Oktober heran, an welchem Tage in Husum ein volksparteilicher Provinzialparteitag abge-

halten werden soll. Herr Eugen Richter hat sein Erscheinen zugesagt; er kommt nicht; er bleibt grollend zu Hause und schickt Herrn Kopsch.

Die Delegirten der Volkspartei treten in Husum zum Parteitage zusammen, und den Husumer Vertrauensmännern, die 8 Tage vorher die Kandidatur Hagens proklamirt haben, wird mit allen Kräften zugesetzt, sich durch Aufgabe der Kandidatur Hagens politisch zu entehren. Sie wollen nicht. Man bringt deßhalb die Kandidatur Hagens vor eine Volksversammlung, an der etwa 500 Personen theilnahmen; natürlich Anhänger der verschiedensten Parteien und auch Auswärtige, aus verschiedenen Theilen der Provinz, aus Hamburg 2c.; und in dieser Versammlung von über 500 Personen wird eine Resolution eingebracht, in der allerlei von Einigkeit, von der Bereitwilligkeit, die Sonderkandidatur Schmidt in Oldenburg-Plön zurückzuziehen, von dem Wunsche der Delegirten des Kreises, die Kandidatur Hagens gleichfalls zurückgezogen und eine rein volksparteiliche an deren Stelle gesetzt zu sehen, von den Rücksichten der politischen Lage 2c. gesagt ist. Die komplizirte Resolution wird zur Abstimmung gebracht; *nur ein ganz geringer Bruchtheil* der Anwesenden stimmt dafür. Man macht die Gegenprobe; nur *eine* Hand erhebt sich. Also *mit allen gegen eine Stimme* angenommen. Hurrah, das war schön gemacht! Sofortige Meldung nach Berlin und die „Freisinnige Zeitung“ schwelgt Tage lang in dem großen Siege von Husum.

Und eine derartige Abstimmung soll die Kraft haben, einen wohlerwogenen Beschluß angesehener Vertrauensmänner zu beseitigen?

Die radikale „Berliner Volkszeitung“ theilt den Beschluß der Wählerversammlung in Husum mit die angeblich mit allen gegen eine Stimme eine Kandidatur der Freisinnigen Volkspartei in jenem Wahlkreise verlangt hat; das genannte Blatt fügt seiner Mittheilung die Worte bei: es wird jene Nachricht „*parteioffiziös und hoffentlich auch wahrheitsgemäß berichtet*“. Die „Volkszeitung“ kennt bereits hinlänglich die Art, wie die „Freisinnige Zeitung“ die Welt mit parteipolitischen Nachrichten bedient, um vorsichtigerweise den Wunsch nach einer „*wahrheitsgemäßen*“ Darstellung zum Ausdruck zu bringen. Er ist nur allzu berechtigt. Man kann sagen, daß es ein Gebot primitivster Vorsicht ist, der „Freisinnigen Zeitung“ überhaupt gar nichts zu glauben; was sie an Parteinachrichten bringt, erweist sich fast stets als so unwahr oder so tendenziös gefärbt, daß es immer der genauesten Nachprüfung bedarf! Wer politische Entscheidungen zu treffen hat und wer im Gefühl seiner Verantwortung nach dem wahren Thatbestand zu entscheiden hat, der kann Angaben der „Freisinnigen Zeitung“ niemals auf Treu und Glauben hinnehmen.

Wir wollen hierher setzen, was ein Blatt, das sich zur Volkspartei rechnet und den Verhältnissen nahe steht, die „Neue Hamburger Zeitung“, zu den Vorgängen schreibt. In einem Artikel mit der Ueberschrift „Ein Schritt vorwärts und zwei Schritte zurück“ heißt es:

„Die Anhänger der Freisinnigen Volkspartei in Schleswig-Holstein, die auf dem Parteitag zu Husum zusammen gekommen waren, haben den löblichen Entschluß gefaßt, die Kandidatur Schmidt-Havighorst im Wahlkreise Plön-Oldenburg zurückzuziehen . . . . . zuletzt hat doch die gesunde Vernunft und die politische Ehrlichkeit gesiegt.“

Das Hamburger Blatt ist zu optimistisch. Dann geht die „Neue Hamburger Zeitung“ dazu über, den Beschluß in der Husumer Volksversammlung zu beleuchten. Die Zeitung schreibt:

„Wir haben diesen Beschluß schon durch die Ueberschrift unseres Artikels gekennzeichnet: er bedeutet einen Schritt vorwärts und zwei Schritte zurück. Der Schritt vorwärts besteht darin, daß die Sonderkandidatur Schmidt-Havighorst im Kreise Plön-Oldenburg zurückgezogen wird. Diese Sonderkandidatur war freilich aussichtslos; hätte man sie aufrechterhalten, so hätte die Freisinnige Volkspartei eine *unerhörte Blamage* erlebt. Aber wir freuen uns trotzdem, daß man schließlich der Stimme der Vernunft und Ehrlichkeit Gehör gegeben hat. . . . ‚Im Interesse der Einigkeit‘ empfiehlt der Husumer Beschluß die Zurückziehung der Sonderkandidatur Schmidt. ‚Im Interesse der Einigkeit‘ bitten wir alle wahrhaft liberalen Elemente in Plön-Oldenburg, nun allen Hader zu vergessen und alle Kräfte anzustrengen, damit der Wahlkreis der liberalen Sache gewonnen wird.

‚Im Interesse der Einigkeit‘ können wir aber den übrigen Theil des *Husumer* Beschlusses nur *aufs höchste bedauern*. Herr Dr. Hagens, der von Delegirten *beider freisinnigen Richtungen einstimmig als Kandidat* aufgestellt worden ist, ist ein durch und durch liberaler, *kenntnißreicher und unabhängiger* Mann, der zweifellos den Wahlkreis im Reichstage vortrefflich vertreten wird. Was will man also mehr? Wozu will man auf einmal noch einen Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei aufstellen? *Will man ein Manöver wiederholen, das in Plön-Oldenburg kläglich mißglückt ist?* Wir haben denn doch zu viel Vertrauen auf den gesunden Sinn unserer Liberalen in Schleswig-Holstein, als daß wir fürchten könnten, sie wollten sich selbst ums Leben bringen. Die Kandidatur Hagens ist ordnungsmäßig von den vereinigten Liberalen aufgestellt worden, sie entspricht den Interessen des Wahlkreises nach jeder Richtung, darum muß es auch dabei sein Bewenden haben. Nach allem, was wir aus Husum-Tondern hören, ist auch nicht zu erwarten, daß der Beschluß der Husumer Versammlung im Wahlkreise ein Echo wecken wird.“

Diese letztere Bemerkung deckt sich durchaus mit unseren eigenen Informationen. Aber Herr Hagens ist nicht gesonnen, sich zum Gegenstande der armseligen Verdächtigung herzugeben, als habe er die Kandidatur erschlichen. Sobald er über die volksparteilichen Machenschaften vom 17. Oktober ausreichend unterrichtet war, hat er seine Kandidatur denen, die sie ihm bedingungslos und unter der Zusicherung, daß er der Kandidat der *vereinigten Freisinnigen* sei, angetragen hatten, zurückgegeben. Die volksparteilichen Delegirten in Husum sollen nicht zwischen ihr Wort und den Zorn des Herrn Richter eingeklemmt bleiben. Sie haben die Möglichkeit einer freien Entschließung zurückerhalten. Sie mögen jetzt thun, was sie als Ehrenmänner verantworten können.

Um zu zeigen, mit welcher Vielseitigkeit von Mitteln die „Freisinnige Zeitung“ nicht das sachliche Urtheil sondern blinden Fraktionsterrorismus zu schüren sucht, zwei weitere Beispiele.

In der „Freisinnigen Zeitung“ findet sich das Märchen, daß die Kieler freisinnige Parteileitung den einzelnen Wahlkreisen Geldbeträge bis zu 20000 Mark zur Verfügung stellt. Für welche politischen Kinder mag eine solche Nachricht berechnet sein? Und daran ist die Insinuation geknüpft, ob nicht vielleicht der „Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe“ der Geldspender sei. Dasselbe ehrende Vertrauen, das die „Freisinnige Zeitung“ gegenüber volksparteilichen Delegirten-Versammlungen hegt, tritt hier zu Tage gegen die Anhänger der Volkspartei, die sich im geschäftsführenden Ausschuß des Schutzverbandes befinden und natürlich auch gegen die andern angesehenen Männer im Schutzverband. Nun die Freisinnige Vereinigung hat ebensowenig wie die freisinnige Parteileitung in Kiel auch nur einen Pfennig aus der Kasse des Schutzverbandes erhalten oder beansprucht, da die „Freisinnige Zeitung“ es so trefflich verstanden hat, Freisinnige gegen Freisinnige in Schleswig-Holstein auszuspielen.

Sodann das zweite Beispiel. Die „Freisinnige Zeitg.“ benutzt als Eideshelfer die „Nationalliberale Korrespondenz“, die von dem früheren nationalliberalen Abgeordneten Böttcher geleitet wird; und — man denke — die „Hamburger Nachrichten“, das Organ von Friedrichsruh; die „Freisinnige Zeitung“, gestützt von der „Nationalliberalen Korrespondenz“ auf der einen Seite und von den „Hamburger Nachrichten“ auf der anderen Seite, das muß für Volksparteiler ein äußerst erfreulicher Anblick sein. Vielleicht sendet die „Freisinnige Zeitung“ demnächst einen ihrer Redakteure direkt nach Friedrichsruh zum Fürsten Bismarck; daß dann der Fürst über die Freisinnige Vereinigung dem Abgesandten der Freisinnigen Zeitung einige bissige Bemerkungen mit auf den Weg geben wird, darf die Freisinnige Zeitung sicherlich erhoffen.

Nach zwei Richtungen hin — das muß man zugeben — ist die Taktik der „Freis. Ztg.“ bisher erfolgreich gewesen: einmal weiß sie die Vorgänge mit solchem Geschick durch-

einander zu wirren und die Thatsachen mit einer so meisterhaften Konsequenz zu entstellen, daß es dem ferner Stehenden fast unmöglich wird, sich in diesem Knäuel von Behauptungen und Gegenbehauptungen zurecht zu finden; und sodann hat sie es verstanden, die Parteipolemik auf ein solch niedriges Niveau herabzudrücken, daß man es Jedem wohl nachfühlen kann, wenn er den lebhaften Wunsch empfindet, mit diesen Armseligkeiten verschont zu bleiben. Daher die Flucht so mancher trefflichen Elemente aus der Politik.

Allein solche Stimmungen dürfen nicht die herrschenden bleiben, soll nicht der Liberalismus schwersten Schaden nehmen. Es ist die Pflicht energischer Liberaler auch den Widerwärtigkeiten ins Gesicht zu sehen.

Solche Erwägungen waren es, die das Bureau des „Wahlvereins der Liberalen" veranlaßt haben, über die Vorgänge bei Aufstellung der Kandidatur Hoeck in Oldenburg-Plön durch Zusammenstellung der beiderseitigen Erklärungen volles Licht zu verbreiten.

Nachdem die „Freis. Ztg." mehrere Tage ob dieser Frevelthat geschwiegen, hat sie es nachher doch für angezeigt erachtet, dieser Flugschrift eine einspaltige Entgegnung zu widmen.

Da der Inhalt der Flugschrift für sich allein spricht, so gehen wir nur auf zwei Bemerkungen der „Freis. Ztg." ein. Sie sagt: es schickt sich nicht für Parteien, die als ebenbürtig behandelt sein wollen, daß die eine den Mitgliedern der anderen eine aktenmäßige Darstellung der gewechselten Erklärung sendet. Das heißt: die einseitige Darstellung zum Grundprinzip der Parteitaktik machen; Scheuklappen für die Parteigenossen, damit sie im Banne der „Freis. Ztg." bleiben.

Die zweite Bemerkung der „Freis. Ztg.", die uns besser gefällt, lautet:

„Was nun die Vorgänge bei der Kandidatur in Oldenburg-Plön anbetrifft, so haben wir die feste Ueberzeugung, daß jedes unbefangene Schiedsgericht das Verhalten der Freisinnigen Volkspartei für durchaus gerechtfertigt erachten mußte".

Das ist eine vortreffliche Idee —, dieses „unbefangene Schiedsgericht". Wir acceptiren dasselbe mit der größten Bereitwilligkeit. Ja, wir gehen noch weiter: wir würden sogar den Spruch eines ausschließlich aus Volksparteilern zusammengesetzten Schiedsgerichts annehmen, vorausgesetzt, daß man uns aus den Kreisen der Volkspartei die Wahl solcher angesehenen Schiedsmänner überließe, die wir nicht für befangen halten. Wir sind bei keiner Form dieses Schiedsgerichtes auch nur eine Minute darüber im Zweifel, wie sein Spruch ausfallen wird. Und vielleicht sollten auch die Vorgänge in Husum-Tondern untersucht werden, wo wir zunächst nun vor dem Vakuum stehen, und wo der Tanz von Neuem beginnen kann.

Die Frage, die sich immer wieder an solche Vorgänge knüpft, ist diese: muß denn die verheerende Politik, die die „Freisinnige Zeitung" repräsentirt, die herrschende bleiben; muß dieses eine Blatt das Monopol haben, die politische Parole für die Volkspartei im ganzen Lande auszugeben zu können? Das ist die Frage, die durch Erörterungen gleich den obigen den besonnen Anhängern der Freisinnigen Volkspartei in Berlin und im Lande nahe gebracht werden soll.

Die Bimetallisten haben eine neue Niederlage erfahren; die englische Regierung, auf die man zur Abwechselung wieder einmal gebaut hatte, gab ihnen einen Korb; den wievielten haben sie schon? aber diese Freier sind unermüdlich.

In Kreta sind die Zustände trostlos wie je und in Indien wird an der Nordostgrenze weitergekämpft. Das sind die beiden einzigen Wetterwolken, die im Augenblick am internationalen Himmel stehen.

* * *

Marineseptenat.

Man spricht davon, daß der unglückliche Gedanke eines Marineseptenats noch nicht aufgegeben sei, vielmehr von sehr einflußreicher Seite weiter verfolgt werde. Wir haben in den letzten Jahren zu oft erlebt, daß die Regierung ihr Prestige an Dinge setzte, bei denen man sich verwundert fragte: wozu? als daß man jener Nachricht die Glaubwürdigkeit ohne Weiteres abstreiten könnte. Der hartnäckige Widerstand gegen die Aufhebung des elenden § 8 im preußischen Vereinsgesetz; der Versuch, aus dem Versprechen des Reichskanzlers, diese gesetzgeberische Scharteke zu beseitigen, der Vereins- und Versammlungsfreiheit einen Strick zu drehen: sind noch in lebhafter Erinnerung. Die Schwierigkeiten, welche dem Reichskanzler erwachsen bei dem Bestreben, sein betreffs der Reform des Militärstrafprozesses verpfändetes Wort einzulösen, werden vermuthlich über Bleiben oder Gehen des Kanzlers entscheiden. In beiden Fällen ist der Wunsch der Bevölkerung so klar und der hartnäckige Widerstand der Regierung oder vielmehr der Reaktionäre innerhalb und hinter der Regierung sachlich so unverständlich, daß die aus solchen Vorgängen hervorwachsende politische Mißstimmung nur allzu begreiflich erscheint. Man wird bei dieser Opposition gegen eine modernere Militärstrafprozeßordnung gar lebhaft an jene militärischen Autoritäten des vorigen Jahrhunderts erinnert, die da meinten, die Schlagfertigkeit der Armee sei gefährdet, wenn dem Soldaten der Zopf abgeschnitten werde. In ähnlicher Weise soll die Disziplin der Armee bedroht sein, wenn in unserer Zeit der dreisten Oeffentlichkeit die Militärprozesse nicht mehr hinter verschlossenen Thüren verhandelt werden. Dabei läge es so nahe, gerade jetzt, wo man mit umfangreichen Marineforderungen an die Volksvertretung heranzutreten gedenkt, nicht durch eine engherzige Auffassung auf militärischem Gebiete die Stimmung für eine Vorlage zu verschlechtern, die zahlreiche Klippen unter allen Umständen zu passiren hat. Wie hoch soll man die Zweckmäßigkeit weitschichtiger Pläne der Regierung veranschlagen, von denen man uns sagt, daß sie darauf abzielen, die Kriegsmarine zu modernisiren und zu einer erhöhten Leistungsfähigkeit zu bringen, wenn man gleichzeitig sehen muß, wie auf dem Gebiete des Militärstrafprozesses die ältesten und anderswo längst abgelebten Vorurtheile mit Zähigkeit festgehalten werden?

In dasselbe Kapitel des Unverständlichen fällt auch die Idee des Marineseptenats. Es ist nicht das Mindeste dagegen zu sagen, vielmehr erwünscht, daß die Regierung der Volksvertretung darüber klaren Wein einschenkt, wie sie sich die zukünftige Entwicklung der Kriegsmarine vorstellt. Ein solcher Plan, der je nach Umständen abgeändert werden kann, ist gut zur allgemeinen Orientirung über den Weg, den man einzuschlagen beabsichtigt; aber die Erwartung, die Volksvertretung werde sich auf einen siebenjährigen Plan festnageln lassen, ein Reichstag, der in sieben Monaten zu Ende geht, werde nicht nur seinen unmittelbaren Nachfolger, sondern auch gleich dessen Nachfolger binden, die grenzt an's Absurde. Es ist die Idee des Fideikommisses auf's Budgetrecht übertragen. Man kann dabei auch nicht einmal die Analogie des früheren Militärseptenats mit Erfolg heranziehen. Es ist etwas wesentlich Anderes, eine Präsenzstärke auf Jahre hinaus zu fixiren und — eine Unänderung des Flottenmaterials vorzunehmen. Das Eine repräsentirt den Beharrungszustand, das Andere den Fluß der Entwicklung. Und auch hier fragt man sich wieder: wozu diese Verfolgung einer gesetzgeberischen Idee, die keinerlei Aussicht hat, eine Mehrheit im Reichstage zu finden, und deren Annahme auch gar nicht einmal im wohlverstandenen Interesse der Marineverwaltung läge. Einer weitsichtigen Marineverwaltung müßte darum zu thun sein, stets in engster Fühlung mit der Volksvertretung zu bleiben, die Marine wahrhaft populär zu machen. Gelänge es ihr, den Reichstag auf sieben Jahre kalt zu stellen, so hieße das, die lebendige Antheilnahme der Volksvertretung an der Entwicklung der Marine abtödten. Und deshalb Räuber und Mörder!

Der ganze Septenatsplan erscheint so wenig haltbar, daß die Vermuthung nicht fern liegt, er werde nur vorgeschoben, um ihn später als Kompensationsobjekt fallen zu lassen. Diese Politik wäre zu pfiffig, um klug zu sein. Die Marineverwaltung wird von ihren Forderungen nur diejenigen durchsetzen, die bei strengster sachlicher Prüfung haltbar sind. Alle taktischen Kniffe sind deshalb vom Uebel, sie können nur das Mißtrauen derjenigen wachrufen, die an sich geneigt sind, die Pläne vorurtheilsfrei zu prüfen.

Th. Barth.

Die Lage in Oesterreich.

Seit Graf Badeni am 2 Juni die Session des Reichsraths geschlossen und die Abgeordneten nach Hause geschickt hat, ist in der inneren Lage Oesterreichs auch nicht das kleinste Moment eingetreten, das als eine Wendung zum Besseren gedeutet werden könnte. Im Gegentheile, die Gegensätze haben sich verschärft, die Erbitterung der deutschen Bevölkerung in Böhmen war nie größer, unter den Deutschen der anderen Kronländer ist das Gefühl der Solidarität mit ihren um das nationale Dasein ringenden Stammesgenossen in Böhmen nie stärker hervorgetreten, als eben jetzt, und selbst unter den klerikalen Deutschen in Tirol, Salzburg und Oberösterreich, die von ihren Führern bisher in das Lager des Slaventhums getrieben worden waren, beginnt sich das nationale Bewußtsein zu regen; Baron Dipauli und die anderen klerikalen Führer in den Alpenländern wissen, daß sie leicht Generäle ohne Armee werden könnten, wenn sie versuchen wollten, den gegen das Slaventhum kämpfenden Deutschen abermals meuchlerisch in den Rücken zu fallen, wie es anno Taaffe zu wiederholten Malen geschehen ist. Zwischen den einzelnen Fraktionen der deutschen Opposition ist während des Kampfes der Unterschied der Nuance beinahe geschwunden und fast könnte man sagen, es bestehen nur Unterschiede des persönlichen Temperaments. Die deutsche Opposition ist nicht nur eine entschlossene, sondern eine verzweifelte Oppositionspartei geworden. Sie weiß, daß sie in dem aufgenommenen Kampfe siegen muß, wenn nicht das nationale Dasein der Deutschen in den Sudetenländern vernichtet und das Südslaventhum ermuntert werden soll, einen tödtlichen Vorstoß gegen das Deutschthum in Steiermark und Kärnthen zu unternehmen. Die Waffe der deutschen Opposition ist die Obstruktion und diese hat sich, wie die Dinge einmal liegen, als eine brauchbare Waffe erprobt. Seit einem halben Jahre stockt die parlamentarische Maschine, ist jede gesetzgeberische Arbeit unmöglich gemacht. Es ist nicht abzusehen, wie lange dieser Zustand fortdauern wird. Die deutsche Opposition ist entschlossen, nicht zu wanken und nicht zu weichen. Das Jahr naht seinem Ende, der Ausgleich mit Ungarn läuft am Sylvestertage ab. Die Regierung bedarf des Budgetprovisoriums, des Rekrutengesetzes, vor allem aber benöthigt sie auf das dringendste das Ausgleichsprovisorium, um das Verhältniß zu Ungarn wenigstens nothdürftig auf die Dauer eines Jahres zu regeln. Die deutsche Opposition wird alles aufbieten, um das Zustandekommen des Ausgleichsprovisoriums zu vereiteln. Möglich, daß es dem Grafen Badeni gelingt, durch politische Bestechungsgeschenke die Tschechen, Polen, Slovenen, Kroaten und Klerikalen zu einem parlamentarischen Ueberfall zu bestimmen und durch einen Gewaltakt die Votirung des Ausgleichsprovisoriums zu erlangen. Mit einem Gesetzentwurf, dessen disparaten Inhalt man künstlich in einen einzigen Paragraphen hineingezwängt hat, um die Debatte von vornherein einzuengen, wäre ja ein solches Husarenstückchen nicht ganz ausgeschlossen. Für den Fortgang der parlamentarischen Geschäfte wäre damit nichts erreicht. Das Budget kann unter den bestehenden Verhältnissen nicht fertig gestellt werden, ein umfangreicheres Gesetz auf die Tagesordnung zu stellen, wäre ein vergebliches Beginnen, und an die Berathung der mehr als zwanzig Vorlagen, aus denen sich der neue Ausgleich mit Ungarn zusammensetzt, wagt selbst der überaus optimistische Ministerpräsident nicht zu denken.

Man kann nicht behaupten, daß Graf Badeni den Ernst der Situation nicht begriffen hätte und aus diesem Verständniß, das leider zu spät aufdämmerte, entsprangen der Vorschlag zu einer Ausgleichskonferenz und die Ausgleichsentwürfe, mit denen die Regierung im August hervortrat. Die Aktion mußte eine vergebliche sein. Einerseits wurde durch die Ausgleichsvorschläge den Deutschen nichts geboten, was ihnen wünschenswerth erscheinen konnte, denn die Modifizirung der Sprachenverordnung wurde von einem Landesgesetze, also von der Zustimmung der Tschechen abhängig gemacht, und in deren Belieben wäre es demnach gestellt gewesen, die Sprachenverordnungen, welche die Deutschen in Böhmen sowohl nach der Form ihrer Erlassung, wie nach ihrem Inhalte als schwere Demüthigung empfinden, unverändert aufrecht zu erhalten. Andererseits können die deutschen Abgeordneten nicht mehr nach ihrer freien Entschließung handeln, sie haben eine streng gebundene Marschroute von ihren Wählerschaften erhalten und der Abgeordnete, der nur einen Schritt von dem ihm vorgezeichneten Wege abweichen wollte, würde von der Entrüstung der Wähler einfach weggefegt werden. Den Tag von Eger, die Dragonaden der nach Eger beorderten tschechischen Polizisten aus Prag wird das deutsch-böhmische Volk dem Grafen Badeni nie vergessen. Seit diesem Tage datirt die unversöhnliche Stimmung, die von keinem Transigiren wissen will. Den deutschen Abgeordneten, welcher in die Ausgleichskonferenz gegangen wäre, hätte man im ganzen deutschen Gebiete Böhmens als Verräther gebrandmarkt. Zwischen der heutigen österreichischen Regierung und dem deutschen Volke in Böhmen ist der Draht vollständig abgerissen.

Was nun? Die Frage ist leicht gestellt, aber schwer beantwortet. Wir glauben nicht, daß Graf Badeni im Stande ist, auf dieselbe eine Antwort zu geben. Sein ganzes Streben ist im Augenblicke darauf konzentrirt, das Ausgleichsprovisorium zu erlangen, dessen Zustandekommen der dringende Wunsch der Krone ist. Manche Zeichen deuten darauf hin, daß in der Umgebung der Krone bereits mehrfach die Frage erörtert wurde, was speziell in dem Falle zu geschehen hätte, wenn in Oesterreich der Ausgleich im verfassungsmäßigen Wege nicht verlängert werden könnte, und es scheint, daß der ungarische Ministerpräsident Baron Bánffy es auf sich genommen hätte, im ungarischen Reichstage ein Gesetz zu erreichen, durch welches die Fortdauer der Gemeinsamkeit provisorisch verfügt und Ungarn die entsprechenden Lasten bis auf Weiteres auf sich nehmen würde. Ueber die momentane Verlegenheit käme man durch eine einseitige legislative Verfügung Ungarns gewiß hinaus; vom Standpunkte des Dualismus wäre dies aber ein höchst bedenklicher und präjudizieller Vorgang, der mit einem Schritte vom Dualismus zur Personal-Union hinüberleiten könnte. Unter dem Regime Tisza sind in Ungarn die alten und guten deakistischen Traditionen in Vergessenheit gerathen und Baron Bánffy ist aus der opportunistischen Schule hervorgegangen. Um über eine Schwierigkeit hinwegzukommen, gibt er auch ein staatsrechtliches Dogma preis. Schwer verständlich ist es, daß man in jenen Kreisen, welche an der intakten Aufrechterhaltung des dualistischen Prinzips am lebhaftesten interessirt sein sollten, die Richtung des Weges nicht zu übersehen vermag, welchen Baron Bánffy einzuschlagen bereit ist. Die ungarische Unabhängigkeitspartei dürfte ein besseres Verständniß der Sachlage bekunden.

Was aber dann? Mag das Ausgleichsprovisorium zu Stande kommen oder nicht, was soll mit diesem arbeitsunfähigen Parlament geschehen? und was soll mit einer Regierung geschehen, welche die gegenwärtige Lage geschaffen hat und über dieselbe nicht hinaus zu kommen vermag? Möglich, daß man den Reichsrath wieder heim

schickt und mit Nothverordnungen, welche Gesetzesstelle vertreten, regiert. Das kann ein viertel, — das kann ein halbes Jahr währen. Auf die Dauer ist es nicht möglich, weil vor Ablauf des nächsten Jahres die Ausgleichsfrage abermals ihr Haupt erhebt. Mit dem Grafen Badeni werden die Deutschen nie paktiren, es wäre denn, daß er reinen Tisch mit den Sprachenverordnungen macht, sie aufhebt und eine in integrum restitutio vollzieht. Das kann er nicht ohne die Zustimmung der Tschechen und diesen ist der Hochmuthsteufel in den Kopf gefahren. Sie sind ungeberdiger als je und fühlen sich als Herren der Situation, wie vor 26 Jahren zur Zeit der Fundamentalartikel. Es gibt nur ein Mittel, um die aufs Aeußerste gespannte Lage zu mildern: die Ersetzung des Kabinets Badeni durch ein neutrales Beamtenministerium. Wenn ein solches die Sprachenverordnung modifiziren und jene Bestimmungen aus denselben entfernen würde, welche die Deutschen bedrücken, während sie den Tschechen nicht nützen und die nur der Größenwahn der Tschechen dem Grafen Badeni in die Feder diktirt hat, dann wäre es vielleicht möglich, daß die deutsche Opposition die schroffste Form des Widerstandes aufgibt und die Berathung des Ausgleichs zuläßt. Mehr zu erreichen würde kaum möglich sein. Die Leidenschaften haben allerwärts den Siedepunkt überschritten und auch ein neutrales Beamtenministerium müßte mehrere Jahre hindurch mit der größten Vorsicht und unter Schonung aller Empfindlichkeiten seines Amtes walten, ehe die Erregung sich dämpft, die Verbitterung sich abstumpft und normale Verhältnisse eintreten.

Wien. Gustav Steinbach.

Ist Bühnendeutsch Musterdeutsch?

Die germanistische Sektion des jüngsten Philologentages soll in Dresden beschlossen haben, an den deutschen Bühnenverein mit der Anregung heranzutreten, sich zur Regelung einer gemeindeutschen Aussprache mit der Germanistik zu benehmen. Unser Gewährsmann für diese Meldung ist Prof. F. Kluge in Freiburg im Breisgau (Beitage zur „Münchener Allg. Ztg." vom 15. Oktober). Der treffliche Lexikograph und Dialektforscher wendet sich zugleich an der genannten Stelle gegen das wunderliche Vorhaben mit so einleuchtenden Gründen, daß der „germanistischen Sektion" — die sich übrigens gelegentlich zu einer Verdeutschung dieser ziemlich ungermanistischen Bezeichnung bequemen könnte — die Einreden nicht leicht fallen dürften. Will man eine deutsche Einheitsaussprache erzielen, so geben nach Kluge „Schule und Kirche mehr Garantien, als die Bühne. Man richte in Lehrer- und Priesterseminarien Aussprachekurse ein, und wenn überhaupt Erfolg möglich ist, so ist er auf diesem Wege zu versuchen". Kluge bestreitet jedoch auch für diesen Fall — meines Erachtens wiederum durchaus zutreffend — die Möglichkeit des Erfolges und spricht dem Unterfangen jede Berechtigung ab. Wir aber wollen nur als Theaterfreunde noch einige Bemerkungen vorbringen zu dem Vorschlag der „germanistischen Sektion", der von der Weisheit Wagner's ausgeht:

> Verzeiht! Ich hör' Euch deklamiren;
> Ihr lest gewiß ein griechisch Trauerspiel?
> In dieser Kunst möcht' ich was profitiren;
> Denn heut' zu Tage wirkt das viel.
> Ich hab' es öfters rühmen hören,
> Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Freilich, welche Spielart von Komödiant? Leute der alten rednerischen Schule oder Jünger der modernen Verkehrssprache? Zöglinge von Schauspieler-Akademien oder wildwüchsige Dialektkomiker? Alle miteinander oder keiner von Allen? Die Antwort mag für Unsereinen einer der ersten Sprachkenner eines der ersten Theatervölker geben — natio comoeda est, sagte ein römischer Satiriker schon von den Galliern — Emile Littré! Im Vorwort zu seinem Dictionnaire widmet er der Entwicklung und den Wandlungen der Aussprache eine überaus lesens- und beherzigenswerthe Abhandlung, in die neben vielen anderen gescheiten Dingen auch die folgende Anekdote eingestreut ist:

> Der (seither verstorbene) Mr. Guérard, Mitglied der Akademie des inscriptions et belles lettres, ein Mann, den die Freundschaft nicht genug zurücksehnen, und die Forschung nicht genug preisen kann, erzählte mir einmal: ein alter Herr aus seiner Bekanntschaft sei zeitlebens Stammgast der comédie française gewesen. Als solcher habe er die Aussprache ganzer Schauspieler-Geschlechter verfolgt und vermerkt und gesehen, daß und wie sich dieselbe im Verlaufe seiner langen Beobachtungen beträchtlich modifizirt habe. Ainsi le théâtre, qu'on donne comme une bonne école et qui l'a été en effet longtemps, subit lui-même les influences de l'usage courant à fur et à mesure qu'il change.

Wenn das im Jahre 1874 vom „Haus Molieres" galt, von der ersten aus Staatsmitteln subventionirten französischen Bühne, an der hundertjährige Ueberlieferungen lebendig sind und lebendig gehalten werden durch die meist in ersten Fächern wirkenden Professoren des Conservatoire und durch die Hausdichter und Hauskritiker der Académie française, wie mag es erst um das Bühnendeutsch des Reiches bestellt sein mit seinen paar Dutzend Hofbühnen und den paar Hundert Stadt- und Landestheatern? Um das deutsche Theatergebiet, dessen Sprachgrenzen weit über die Staatsgrenzen hinausgreifen? Zu dem es, nach Wilbrandt's witzigem Wahrwort, nicht eine, sondern zwei halbe Hauptstädte gibt, Wien und Berlin?

Die Theaterzustände Ihrer Reichshauptstadt kenne ich nicht genau genug, um mir ein Urtheil anzumaßen. In Wien, im Burgtheater zumal, ist — so lange ich zurückdenken kann, meines Erachtens nicht zum Schaden der Sache — eine Musterkarte deutscher Mundarten zur Stelle gewesen. Anschütz, La Roche, Fichtner, Löwe von der Schreyvogel-Truppe waren so unverfälschte Norddeutsche, wie Baumeister, Gabillon, Hartmann, Beckmann, Meixner von der Laube Truppe. Sonnenthal Budapester; Lewinsky Wiener. Helene Beckmann ist Mannheimerin, die Wolter war Kölnerin, Thimig ist Sachse, wie Schöne. Krastel ist Pfälzer, Hallenstein war Frankfurter. Begannen nun diese Leutchen in gehobener Sprache zu sprechen, so wiederholte sich genau dasselbe, wie bei Verhandlungen am deutschen Bundestage oder wie heutzutage im deutschen Reichstag: Alle redeten ein gewähltes Hochdeutsch, in dem jedoch reich abgestufte provinziale Verschiedenheiten jedem Ohr deutlich erkennbar waren und blieben. Ein Gleiches wird gleicherweise sich wiederholen, wenn deutsche Bauern aus allen Gauen zu Festen oder in Truppenkörpern zusammentreffen. Ein Gleiches unvermeidlich sein, wenn der deutsche Kaiser mit den Landesfürsten tafelt oder verhandelt. Ein Gleiches sich voraussichtlich sogar begeben, wenn deutsche Professoren in germanistischen Sektionen für Einheit und Reinheit der deutschen Aussprache sich ereifern.

Weshalb denn von der Bühne anderes begehren, als vom Leben? Weshalb der Fülle und Vielgestaltigkeit deutscher natürlicher Rede durch Einförmigkeit pedantischer, akademischer, künstlicher Regeln an den Leib rücken? Geborene Meister des Vortrages bedürfen keiner Vortragsmeister. Der Beschluß der Dresdener „germanistischen Sektion" dürfte deshalb nicht mehr Lebenskraft haben, als ungezählte überlebte „Schulkomödien", die nur in Kompendien mitleidig gerührter Gastfreundschaft ein Schattendasein verdanken. Das wahre Deutsch wird von Pädagogen so wenig wie von Schauspielern geschaffen. Es bildet und verbildet, es überlebt und es verjüngt sich nach Naturgesetzen. Das Bühnendeutsch aber kommt so wenig wie das Schriftdeutsch im Laufe der Zeiten auf gegen die harte Wahrheit: Usus tyrannus!

Wien, 20. Oktober 1897. A. Bettelheim.

Der österreichische Entwurf eines Kartellgesetzes.

Die österreichische Regierung hat dem Reichsrathe den Entwurf eines Kartellgesetzes vorgelegt, der um so größere Beachtung verdient, als es der erste Versuch eines europäischen Staates ist, zu diesen immer häufiger und gewaltiger auftretenden Wirthschaftsformen Stellung zu nehmen. In den Vereinigten Staaten von Amerika, wo die Trusts die Hoheitsrechte des Staates stark beeinträchtigen, hat man sie schon i. J. 1890 durch eine Gesetzgebung zu treffen gesucht, die weit über ihr Ziel hinausschoß und nach ihren praktischen Erfolgen als gänzlich verfehlt bezeichnet werden muß. In Oesterreich hat die Regierung die abschreckende Lehre dieses Beispiels beherzigt und hofft durch vorsichtige Beschränkung mehr zu erreichen. Es wird den Kartellen nicht die Existenzberechtigung versagt, und es werden sogar die heilsamen Wirkungen, die sie unter Umständen für die Volkswirthschaft haben können, bereitwillig anerkannt; diesen will man in keiner Weise hemmend entgegentreten. Nur wo sie in ungezügeltem Egoismus den Interessen des Staates und der Majorität aller Konsumenten rücksichtslos zu nahe treten, will die Regierung ihnen ein Halt gebieten. Deshalb hat sie zunächst eine ganz bestimmte Spezies dieses volkswirthschaftlichen Gewächses als Versuchsobjekt ausgewählt.

Am 21. Dezember 1867 wurden die indirekten Steuern durch ein Staatsgrundgesetz über „die mit der industriellen Produktion in enger Verbindung stehenden indirekten Steuern“ für das Kaiserreich einheitlich geregelt. Das vorliegende partielle Kartellgesetz führt den Titel: „Gesetz über Kartelle in Beziehung auf Verbrauchsgegenstände, die einer mit der industriellen Produktion in enger Verbindung stehenden indirekten Abgabe unterliegen.“ Das Kartellgesetz knüpft also direkt an jenes Staatsgrundgesetz vom Jahre 1867 an, und seine Gültigkeit wird auf das scharf begrenzte Gebiet der indirekten Steuern, welche die Produktion belasten, beschränkt. Es sind dies die Abgaben auf Zucker, Branntwein, Bier, Mineralöl und Salz, wovon die vier ersten einen jährlichen Ertrag von ungefähr 115 Millionen fl. abwerfen. Diesen Ertrag will sich die Regierung nicht schmälern lassen, und um ihn zu sichern, will sie Maßregeln der Kartelle, welche die Konsumtion dieser Artikel, sei es durch Preiserhöhung oder Produktionsverminderung, einzuschränken bezwecken, verhüten. Abgesehen von sozialpolitischen Erwägungen, daß der Konsum dieser Produkte hauptsächlich für die Wohlfahrt der umfangreichsten und bedürftigsten Volksklassen von Bedeutung ist, sind es also rein fiskalische Interessen, welche die Regierung zu ihrem Vorgehen gegen die Kartelle veranlaßt hat. In richtiger Erkenntniß dieses Umstandes hat denn auch die Regierung die Ausführung des Kartellgesetzes dem Finanzministerium, das durch seine Steuerverwaltung mit jenen Produktionszweigen innig vertraut geworden ist, übertragen. Nachdem die Regierung sich überzeugt hatte, daß sie weder durch eine einseitige strafrechtliche, noch civilrechtliche, oder verwaltungsrechtliche Intervention ihren Zweck erreichen würde, hat sie in ihrem Gesetzentwurf ein System der Anzeigepflicht, des staatlichen Aufsichts- und Verbotsrechts, mit den Sanktionen civilrechtlicher Ungültigkeit und strafrechtlicher Verantwortung vereinigt.

Die Staatsaufsicht, welche dem Finanzministerium übertragen worden ist, bildet im System des Gesetzes den obersten Grundsatz, woraus sich die übrigen Bestimmungen über die staatliche Intervention genetisch entwickeln. Die Voraussetzung für die Ausübung der Staatsaufsicht ist die Regelung der Anzeigepflicht; denn diese will die Kartelle aus dem ihnen so lieb gewordenen Zwielicht der Heimlichkeit an das helle Tageslicht der Oeffentlichkeit ziehen. So hofft die Regierung für die Geschäftsführung der Kartelle das nöthige Verständniß zu gewinnen, um sie entweder zu verzeihen oder zu verbieten.

Um der Anzeigepflicht zu genügen, verlangt der Gesetzgeber, daß der Kartellvertrag wegen seiner Bedeutung für alle späteren Verträge notoriell vollzogen werde, wodurch das Kartell öffentlich anerkannt und jeder Verheimlichung oder Bemäntelung vorgebeugt werden soll. Dieses so errichtete Statut muß innerhalb acht Tagen nach seiner Beurkundung dem Finanzminister eingereicht werden, und es muß folgende acht Angaben enthalten:

1. den Zweck und die Mittel des Kartells;
2. den Erwerbszweig und die Zahl der kartellirten Betriebe, Name (Firma) und Betriebsumfang eines jeden;
3. die Rechte und Pflichten der Mitglieder, die vereinbarten Konventionalstrafen, und die sonst von den Mitgliedern zu bietenden Bürgschaften;
4. den Sitz des Kartells; hat es seinen Hauptsitz im Auslande, so ist der Sitz der zu bestellenden inländischen Geschäftsleitung oder Vertretung anzugeben;
5. die Geschäftsführung und Leitung in ihren wesentlichen Grundzügen;
6. die Vertretung nach außen;
7. die Zeitdauer, auf die das Kartell geschlossen worden ist; und
8. etwaige Verabredungen über die Austragung der aus dem Kartelle entstehenden Streitigkeiten.

Ebenso muß jede spätere Abänderung des Kartellstatuts, die gleichfalls durch Notariatsakt vollzogen werden soll, und zwar besonders jede solche, welche den Hinzutritt oder das Ausscheiden einzelner Mitglieder, oder die Auflösung des Kartells betrifft, dem Finanzministerium angezeigt werden.

Noch dringender wird die Anzeigepflicht des Kartells, wenn es Beschlüsse faßt, die eine Festsetzung der Preise, der Produktionsmenge, der Einkaufs- oder Absatzverhältnisse zum Zweck haben. Sie müssen sogleich, spätestens aber vierundzwanzig Stunden nach ihrer Vereinbarung dem Finanzministerium mitgetheilt werden.

Zur völligen Evidenzhaltung des gesammten Kartellbetriebes ist der Finanzminister ferner berechtigt, in alle Bücher und Geschäftsaufzeichnungen des Kartells Einsicht zu nehmen, ferner von den leitenden Personen Auskunft über dessen sämmtliche Geschäftsbeziehungen sowohl nach außen als gegenüber seinen Mitgliedern zu verlangen. Die Pflicht der Auskunftsertheilung erstreckt sich jedoch nicht auf die geheim gehaltenen technischen Einrichtungen und Verfahrungsweisen.

Zur sachverständigen und unparteiischen Prüfung der zur Anzeige gebrachten Statuten und Beschlüsse soll eine für eine bestimmte Funktionsdauer gebildete Kartellkommission berufen werden. Sie tagt unter dem Vorsitz des Finanzministers oder dessen Stellvertreters und besteht aus 12 Mitgliedern, die zur Hälfte Beamte der betheiligten Ministerien sind und zur Hälfte den Kreisen der Interessenten und der Wissenschaft angehören. Nach dem Gutachten dieser Kommission, welcher auch die Aufsicht über die Kartelle übertragen werden kann, genehmigt oder verbietet der Finanzminister die vorgelegten Statuten oder Beschlüsse. Verboten werden sie dann, wenn sie nach der Ansicht der Kommission geeignet sind, die Interessen des Staates, der Produzenten oder der Konsumenten empfindlich zu schädigen.

Der Zweck dieses Gesetzes ist also zunächst, die Regierung in die Lage zu versetzen, einen vollständigen Einblick in das Wesen und die Wirkungen dieser Kartelle zu erlangen und bei Ausschreitungen die Interessen der Bevölkerung und die des Staatsschatzes zu schützen. Die Regierung hofft, daß es schon durch die Macht seines Daseins wirken werde, um schädliche Uebergriffe der Kartelle zu verhindern. Denn nur diese, nicht die Kartelle überhaupt will das Gesetz beseitigen, und indem die Regierung im Interesse der Allgemeinheit die Ausschreitungen der Kartelle bekämpft, glaubt sie gleichzeitig den berechtigten Zwecken der Kartelle einen ausreichenden Spielraum zu sichern. Jedenfalls wird die den Kartelleitern eigenthümliche Klugheit und Vorsicht

sie davor bewahren, mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen, um die Regierung und die öffentliche Meinung nicht noch mehr zu verbittern und zu schärferen Maßregeln als die im Gesetz angedrohten anzureizen.

Vielleicht kann der Entwurf in den weiteren Stadien der Behandlung noch dahin ergänzt werden, daß man die Produktion der Kartelle mit einer indirekten Steuer belastet, deren Sätze in autonomer Weise mit den Preisen der Kartellprodukte steigen und fallen. Eine derartige Steuer könnte als Prämie auf niedrige Preise und als Strafe auf zu hohe Preise wirken. Dadurch, daß die Steuer regelmäßig, aber auch unvermeidlich erst nach der Preissteigerung eintritt, wird ihre Abwälzung auf die Konsumenten durch einen Preiszuschlag verhütet. Jedenfalls hätte die Regierung in dieser Steuer ein absolut sicheres Mittel, um die Rentabilität unmäßiger Preise gänzlich aufzuheben, und um den Kartellen eine Lehre in der Bescheidenheit und Selbstbeschränkung zu ertheilen, die ihre Wirkung sicher nicht verfehlen dürfte.

Ergänzungsbedürftig ist der Entwurf auch dahin, daß man den gerechtfertigten Ansprüchen der Arbeiter, die leicht in bedrückende Abhängigkeit vom Kartell gelangen können, eine ausreichende Sicherheit gewährt. Mit der zunehmenden Kartellirung wird die ungeschmälerte Koalitionsfreiheit der Arbeiter eine immer dringender zu erfüllende Forderung, damit Unternehmerverband und Arbeiterverband in friedlicher Vereinbarung das bestehende Gewerberecht der industriellen Entwicklung gemäß fortbilden und durch anerkannte Sitte ergänzen könne.

Jedenfalls ist der Entwurf trotz aller Mängel ein beachtenswerther Schritt auf einem von der Gesetzgebung bisher noch kaum betretenen Gebiet.

Louis Katzenstein.

Vom heiligen Thier.

(Rudyard Kipling: The second Jungle Book).

To learn and discern of his brother the clod,
Of his brother the brute, and his brother the God.
(Kipling).

„Als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Thiere auf dem Felde, und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete; denn wie der Mensch allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen; aber für den Menschen ward keine Gehülfin gefunden, die um ihn wäre." Mit diesen stolz gestammelten Worten Mosis, des Chronisten, ward eine Auffassung festgelegt, die Jahrhunderte hindurch in der jüdisch-christlichen Welt bestanden hat: der Mensch ist allein auf der Erde; die organische und unorganische Natur ist für ihn geschaffen, ihm zu dienen. — In der Dichtung war deshalb das Thier lange nur das Wesen der Fabel, um als „Doktor mit dem rothen Barett" in seinen Trieben und Thorheiten dem Menschen vermenschlicht als warnendes Beispiel zu gelten. Und wenn in der Malerei und Skulptur, den heidnischesten Künsten, der schöne Thierkörper frühzeitig zur Gestaltung reizte — ich denke an die Blüthezeit holländischer Malerei — so brachte doch erst eine späte Kunst die eigene Auffassung aus eigenem Naturgefühl.

Man kennt Landseer's Thierstücke aus den Sälen der Royal Academy zu London. Hier ist die Thiermalerei beinahe wieder Selbstzweck geworden. Das Thier ist in den Vordergrund gerückt, die Landschaft dient als Staffage. Diese schlanken Hunde und Hirsche sind mit liebevollem Auge in ihren Rasseneigenthümlichkeiten studirt und in ihrer naturkräftigen Schönheit erfaßt. Sie leben als Thiere. Ein Thierliebhaber hat sie gemalt. Und doch konnte Landseer dem Sirenensang der Fabelweisheit sein Ohr nicht ganz verschließen: unter das Bild eines prachtvollen Neufundländers setzte er die witzigen, ihn selbst richtenden Worte: an eminent member of the Royal Human Society; die breitbehäbige Würde des Hundes sollte gleichzeitig Haltung und Selbsteinschätzung irgend eines Lords kennzeichnen. Erst durch die Erneuerung der Landschaftsmalerei, die von der Schule von Fontainebleau ausging, kam das Thier in unserer Zeit zu seinem selbsteignen Rechte. Troyon malte es als organischen Theil der Landschaft: breit, kräftig, erdenschwer, ohne Zuthaten. Es lebt als Theil der Landschaft, aber es lebt auch sich selbst. Es trägt seinen Daseinszweck in sich, es ist Thier und nur Thier. Und in Troyon's Weise malte Rosa Bonheur, und während ihre Bilder ihren Ruhm über Europa verbreiteten, erstand wiederum in England eine ganz neue Kunstauffassung. Ich denke an Briton Rivière. Auf den Ruinen von Persepolis, zu Füßen der alten, stolzen, nun verfallenen Terasse, stehen ein Löwe und eine Löwin. Sie sind so naturgetreu gemalt, wie Löwen je gemalt worden sind; wahr in jeder Bewegung Aber sie stehen auch da als Deuter des Naturwaltens. Die Natur, die Zerstörerin, spricht aus ihnen. Briton Rivière sucht in seinen Thieren die Versinnbildlichung für die Philosophie seiner Naturanschauung; — sie drängte ihn dazu, unter den Vögeln des Strandes auch den „Urweltswanderer" zu malen —; Anfänge und Untergang des Menschengeschlechts ein Emporheben aus der Natur, ein Versinken in ihren Schoß. Das ist der Weg, der zu Böcklin führt; oder richtiger, beide, Briton Rivière und Böcklin, sind auf verschiedenen Wegen gleich weit vorgedrungen. Wenn Böcklin die große Wasserschlange malt, so lebt sie in dem Element, wie das Element in ihr lebt. Das Thier ist ein Kind der Landschaft, aber die Stimmung der ganzen Landschaft wird eben so oft in ihm symbolisirt, tritt in ihm in Erscheinung; das All, das sich in einer seiner Formen spiegelt Mit einem Wort: diese realistische Kunst schafft das Thierbild aus einem pantheistischen Empfinden heraus. Für sie ist das Thier das nie verirrte Kind, das unentstellt die Züge der Allmutter Natur trägt und — offenbart.

Und ein anderes Motiv kehrt in der neuesten Kunst häufig wieder: das Thier mit dem Heiligenschein. So hat Geyger jüngst einen Marabu radirt, auf einem Buche stehend, neben ihm abgenagte Knochen, über seinem kahlen Schädel der Heiligenschein. Ich glaube, das Motiv entstammt der dekorativen Kunst Schottlands, jedenfalls hat es schnell überall Nachahmung gefunden. Das Thier mit dem Heiligenschein — was will das sagen?

* * *

Das alte Fabelthier war todt. Man kann sagen, daß es in Deutschland an Lessing's didaktischer Wortkargheit verendet ist. Wohl aus ihrem Intimitätsbedürfniß heraus hat dann die deutsche Romantik das Thier wieder in die Kunst eingeführt. Aber sie sah es durch die skurril geschliffene Brille ihrer Weltanschauung und nahm es ironisch. Tieck's gestiefelter Kater ist ein ironisches Thier, und Hoffmann's Hund Berganza bellt gegen die Philister, und sein Kater Murr ist eben der Philister in Katergestalt. Freilich, Hoffmann's Ironie wurzelte in feinster Naturbeobachtung, und es war nicht umsonst, daß ein leibhaftiger Kater Murr blinzelnd auf seinem Schreibtisch saß, wenn er schrieb. Aber die Wirklichkeit war der Kunst halber da, und so mußte Murr sich bequemen, in das ironisch-romantische Kunstgewand zu schlüpfen, das Hoffmann in toller Laune nach dem Schnittmuster des Spießbürgerhabits von Anno 182. fertigte. Und neben dem ironischen Thier spukte durch die romantische Kunst das Thier als Vampyr. Der Vampyrismus ging in die französische Romantik über, und es entstand aus den deutschen Anregungen heraus, aber mit seiner Verdichtung psychiatrischer Thatsachen Prosper Mérimée's „Lokis". Mérimée erzählt die Geschichte eines

litthauischen Grafen, dessen Mutter während der Schwangerschaft von einem Bären überfallen wurde und in Folge dessen wahnsinnig ist. Der Graf ist ein gebildeter und humaner Herr, aber seltsam atavistische Züge machen sich in seinem Wesen geltend, und dieser Atavismus bricht elementar als Vampyrismus aus: in der Hochzeitsnacht beißt er die Geliebte todt. Charakteristisch für alle Romantik, daß sie das Problem der Rückwandlung menschlicher Natur in thierische aufgriff und an dem naheliegenden Problem der Entwicklung thierischer Natur zu menschlicher vorüberging; das Spukhafte lockte sie. Aber die Romantik trat aus dem Höhenrevier der blauen Blume in die sanften Wiesen, in denen Gelbveigelein blühen; der Sturzbach wandelte sich in einen breiten, freundlich rieselnden Strom, und die Spätromantik faßte das Thier sentimentalisch auf. Schon bei Chamisso heißt es in der „Löwenbraut“ „mein starkes, getreues, mein redliches Thier“. Man erzählte die Geschichten von dem Hunde, der mit dem brechenden Auge der Treue den Herrn noch einmal anblickt, von dem Streitroß, das sich auf dem Grabhügel des Herrn zum Sterben niederlegt. Und diese Auffassung zieht sich in Deutschland von Chamisso bis hinauf zu Rosegger, sie fand in Frankreich ihren Vertreter in François Coppée.

Die Fäden wirren sich in der breiten Litteratur, die auf die Romantik folgte: die naive Freude am Thier, der Lessing's Just in „Minna von Barnhelm“ Worte lieh, kehrt in Seidel's Thiergeschichten wieder, und Fritz Reuter schuf mit keckem Anthropomorphismus und liebenswürdigem Naturempfinden seine Sperlingsgeschichten in „Hanne Nüte“. Das Thier hatte menschliche Konflikte und Leidenschaften in sich auszukämpfen, wie in Marie von Ebner-Eschenbach's „Krambambuli“ der Hund zwischen der Treue zum alten und der zum neuen Herrn zu wählen hat, wie Kipling in einer seiner frühesten Erzählungen von dem Orang-Utan berichtet hat, der seine Herrin aus Eifersucht mordet. Oder das Thier hatte bei tragischen Entscheidungen im Leben seiner Herren als gefühlvoller Statist dabeizusitzen und in seinen Mienen Antheilnahme zu bekunden, wie der Affe in Maarten Maartens' „Liebe eines alten Mädchens“. Geibel brachte, wie Oberländer in der Malerei, das Thier in Kultursituationen und erzielte die lustige Wirkung seiner Krokodilsballade, und Scheffel zeichnete getreu nach den Angaben des Kollegs die ungefügen Leiber vorsintfluthlicher Bestien und ergötzte sich, wie Wilhelm Busch, der große Karrikaturist, an der Komik der grotesken Silhouetten. Guy de Maupassant aber führte das „erotische Thier“ in die große Arena, indem er die verwegene Geschichte jener Frau erzählte, die sich in sinnlicher Lust an ihr Reitpferd schmiegt.

Für die Geschichte des Naturgefühls ist das alles mehr oder weniger verloren. Dem alten Mädchen, das einer der stärksten lyrischen Dichter unseres Jahrhunderts war, Annette von Droste-Hülshoff war es vorbehalten, in der Thierschilderung, ganz ähnlich Briton Rivière, den Einklang von Geschichtsphilosophie und Naturgefühl zu finden: die Krähen spreizen sich im Sande und erzählen krächzend die Geschichte starker Ritter und schöner Frauen, die in dem Säulengang des Klosters wandelten, das seit Jahrhunderten in Trümmer fiel. Ein alter Rabe schencht sie: „der Rabe blinzt, er stößt ein kurz Geächz, die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel: dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr, noch immer schnarrend fort von Teut und Thor“. Das Thier überdauert die Menschengeschlechter, sein Leben ist ein Leben in der Natur, die Mutter verschließt ihre Geheimnisse dem unverirrten Kinde nicht. Zukunft und Vergangenheit sind eins. Ein unheimlicher Prophet, flattert nächtens der Rabe in Edgar Poes Zimmer. Gibt es ein Wiedersehen in einem Jenseits?

„Prophet!“ said I, „thing of evil! — prophet still if bird or devil!
By that Heaven that bends above us — by that God we both adore —
Tell this soul with sorrow laden if within the distant Aidenn,
I shall clasp a sainted maiden whom the angels name Lenore —
Clasp a rare and radiant maiden whom the angels name Lenore“,
Quoth the Raven, „Nevermore“.

In England ging die Dichtung in dem Zusammenhang von Mensch und Thier schon mit Beginn des Jahrhunderts den Weg, den in Deutschland Droste-Hülshoff einschlug. Der englische Dichter ist Gentleman, und lebt als solcher mit Thieren. Er hat sie um sich, er dressirt und füttert sie selbst. Auf Reisen müssen sie ihn begleiten. Brandes hat neben die Reisebegleitschaft Lord Byrons, bestehend aus „neun Pferden, einem Affen, einem Bulldogg, einer Dogge, zwei Katzen, drei Perlhühnern und anderen Vögeln“, die Menagerie gestellt, mit der Walter Scott umzog: „die Hühner hatte man in alten Helmen einquartirt, die Kühe mußten in dieser Prozession alte Fahnen, Standarten und Musketen tragen; neben dem Zuge lief ein Dutzend Bauernkinder her, mit Fischereigeräthen, Netzen und Lachsspeeren beladen, und allerlei Arten von Hunden an der Leine führend“. Und diese Liebhaberei war im Wesen dieser Männer begründet, und der Pantheismus, der ihnen Gefühlswahrheit war, wob die Bande zwischen ihnen und den stummen Gefährten.

Man weiß, welche Rolle Pferde und Hunde in Walter Scotts Romanen spielen. Da ist von Sentimentalität nicht die Rede. Die Gemeinschaft von Thier und Mensch ist selbstverständlich. Und Wordsworth hat in einem seiner schönsten Gedichte seinem Mitgefühl mit dem armen gehetzten Hasen Worte geliehen; schlicht, innig und — ich wiederhole das Wort, wie selbstverständlich. Und ganz programmatisch, der komischen Wirkung sich bewußt, aber ihr trotzend, hat er dem Esel auf dem Felde sein „I hail thee brother“ zugerufen. Das Einssein mit der Natur und ihren Geschöpfen war wieder Wahrheit geworden, der Mensch, seiner Herrschaft müde, sehnte sich in den stillen Mutterschoß zurück, das Wahrheitsbedürfniß war ein Bedürfniß nach Frieden geworden. Und Lord Byron, der über Wordsworth's Esel-Apostrophe bitter spottete, empfand dennoch wie er. Aber er ging weiter. Er stellte das Thier nicht neben, er stellte es über den Menschen. Die Verse, die er auf den Grabstein seines Hundes setzte, entsprachen seiner Gefühlsstimmung durchaus:

„But the poor dog, in life the firmest friend
The first to welcome, foremost to defend
Whose honest heart is still his masters own
Who labours, fights lives, breathes for him alone,
Unhonour'd falls, unnoticed all his worth.
Denied in heaven the soul he held on earth:
While man, vain insect! hopes to be forgiven
And claims himself a sole exclusive heaven . . .
By nature vile, ennobled but by name,
Each kindred brute might bid thee blush for shame.

In Byron ist der Pantheismus polemisch geworden. Aber satirisch oder idyllisch, der Pantheismus dieser englischen Dichter teilet in der Malerei in die Gefühlswelt Briton Rivières und Böcklins über. Er führt in der Dichtung zu Rudyard Kipling.

* * *

Es will Frühling werden im indischen Walde.

Ein Tag kommt, an dem die Blätter müde an den Bäumen hängen und die Luft schwer und verbraucht ist. Und es kommt ein anderer Tag — scheinbar ist nichts verändert, aber alles ist neu geworden, und ein leichter Regen fällt, und man meint es zu hören, wie sich das Wachsthum in den Pflanzen regt. Und ein Geräusch wacht auf, bei Tag und Nacht, gleich einem tiefen Summen. Es ist das Tönen des Frühlings — „nicht von der Biene stammt es, noch von dem Wasser, das tropft, noch von dem Wind in den Baumkronen; es ist das Summen der warmen, glück-

lichen Welt". „Es klingt durch den Wald, wie das Schwingen einer tiefen Saite, die Mondstrahlen bewegen."

Ein pantheistisches Naturreich thut sich auf.

Selten nur verirrt sich ein Mensch in den indischen Wald. Die Thiere hausen darin. Baloo, der alte Bär, Bagheera, der schwarze Panther, Kaa, die Riesenschlange, Hathi, der greise Elephant, die Wölfe in Rudeln und das feige Volk der Affen. Sie gehorchen ihren Instinkten. Sie haben ihre Freude an reichlichem Futter, sie jagen und balgen sich, sie kämpfen ehrlich oder heimtückisch, immer mit wilder Lust, und wenn der Frühling durch den Wald tönt, tanzen sie im Mondschein. So tanzt Bagheera, der schwarze Panther, in Kampflust, und im Tanz überkommt ihn berauschend das Gefühl seiner Sehnenkraft, und er reckt sich und duckt sich und vollführt wilde, phantastische Sprünge. Und irgendwo in einem indischen Flusse liegt ein uraltes Krokodil. Die Eingeborenen in der kleinen Niederlassung am Ufer haben es für heilig erklärt. Und es kennt die Gewohnheiten der Menschen, und wenn es ahnt, daß es zu Mord und Todtschlag kommen kann, dann liegt es geduckt im Uferried und wartet. Einmal hat es die Hand eines Kindes schon in seinem Rachen gespürt, aber das schmale Aermchen ist zwischen seinen Zähnen durchgeschlüpft und seitdem hat es Hunger nach diesem warmen weichen Kinderleib. Diese Thiere leben ganz ihren Instinkten, und die sind brutal. Aber es sind die unverfälschten Instinkte der heiligen Natur. Das Krokodil, das mordlustig im Ufersand sich versteckt, aber der schwarze Panther, der im Mondschein tanzt — es ist das Thier mit dem Heiligenschein.

Und die Natur, in deren Schoß die Thiere viele und lange Sommer gelebt haben, hat ihnen ihre Weisheit zugeraunt. Sie haben das Werden gesehen und das Vergehen — und liegt darin nicht alle Weisheit beschlossen? Der alte blinde Bär, Bagheera und Kaa die Riesenschlange, sie wissen von alten Zeiten zu berichten, wie der Rabe, der von Teut und Thor erzählt. Und wenn der sterbende Wolf an dem Menschenkinde zum Propheten wird — er hat die Menschen, die in den Wald kamen, lange genug furchtsam begehrlich umspürt, um zu wissen, daß Mensch zum Menschen hält. Die Natur erneut sich und bleibt dieselbe; jedweder, der ihr Walten kennt, ist an sich Prophet. Und je ferner die selbsteigene Weisheit, desto näher die Wahrheit.

Aus pantheistischem Versenken erwächst der Realismus dieser Kunst. Ich glaube, nie sind Thiere wahrer geschildert worden: die Gesetze, die für sie bestehen, wie für den Menschen, es sind in Worte gefaßt, die Gesetze der Natur. Es ist eine Anschauungsweise, die nicht schlechthin die des Menschen ist; sie empfinden aus ihrer Anschauungswelt heraus, wenn sie den Abendstern den „Schakal des Mondes" nennen und wenn sie sagen, „mein Magen ist jung; ich habe noch nicht viele Regen gesehen". Und wenn das Märchen durch die Blätter dieses indischen Waldes blickt, so gleicht es nicht der lächelnden Fee, sondern dem braunen Hindumädel, das Beeren sammelt. Das alte Sagenmotiv kennt schatzhütende Drachen. Kipling erzählt: an einer Stelle des Waldes blicken aus den Schlingpflanzen, die den Boden überwuchern, Säulenreste, Treppenstufen hervor. Eine alte indische Königsstadt stand hier; sie ist zerfallen, dem Walde gleich geworden. Aber die unterirdische Schatzkammer ist noch da, und die Giftschlange, die die Brahminen in das Gewölbe geworfen haben, den Schatz zu hüten, lebt noch. Sie hat im lichtlosen Verließ die schillernden Farben eingebüßt, sie ist grauweiß geworden. Sie lauert auf den Eindringling und schnellt ihm entgegen, aber ihre Giftzähne sind ausgetrocknet. Sie muß es mit ansehen, wie eine kostbare Waffe aus ihrem Schatz geraubt wird, aber sie weiß auch — an ihrer eigenen Mordlust hat sie's erfahren, daß das Gold die Menschen in den Tod treibt. Und sie zischt dem Räuber machtlos nach: „It is Death! It is Death! It is Death!" Draußen aber spielt das Mondlicht auf den zerbrochenen Götzenbildern, über die das Schlinggewächs gekrochen ist und die Bäume ihre Wurzeln geschlagen haben.

Das Märchen von dem Einssein aller Natur wird hier zur Wahrheit. Träume, vielleicht wahrer als die Wirklichkeit. Und es steigen Bilder aus Kipling's „Second Jungle Book"*) auf, greifbar, grandios, naturoffenbarend, wie sie in dieser Eigenart nur einer gemalt hat, Arnold Böcklin.

* * *

Ein nacktes Kind ist einmal im Walde von einer Wölfin gefunden worden und von ihr gesäugt worden. Es ist unter den Wölfen aufgewachsen, und der alte Bär und Bagheera, der schwarze Panther, haben es erzogen. Es lebt mit den Thieren ein Instinktleben. Das Problem des Urmenschen taucht auf, wie Briton Rivière aus seinem Naturempfinden heraus den „Urweltswanderer" gemalt hat.

In einer Zeit großer Dürre, als Wassermangel herrscht und der Waffenstillstand unter den Thieren verkündet ist, und sie alle gemeinsam zu dem halbeingetrockneten Flusse zum Trinken kommen, erzählt Hathi, der Elephant, die Sage, wie die Furcht in den Wald gekommen ist. Die Büffel waren es, die zu den anderen Thieren in wildem Trabe stampften und jagten. „Furcht" säße in einer Höhle des Waldes und wäre haarlos und ginge auf seinen Hinterbeinen. Und alle Thiere kamen zu der Höhle, und da saß „Furcht" und schrie, und die Thiere jagten entsetzt von dannen. Aber der Tiger fürchtete sich nicht, er stürzte sich auf Furcht, warf es zu Boden und tödtete es. Und er rühmte sich, „Furcht" getödtet zu haben. Aber am anderen Tage trat ein neuer „Furcht" aus der Höhle, der hatte einen Stock mit einer Spitze und den warf er dem Tiger in die Seite, daß er zusammenbrach. Durch den Menschen ist die Furcht in die Natur gekommen. Und selbst Bagheera, der schwarze Panther, kann Mowgli, dem Kinde, das die Wölfin gesäugt hat, nicht in die Augen blicken. Und Mowgli fürchtet sich nicht vor dem Feuer, das alle Thiere scheuen, und er kämpft mit einem Messer, das er gestohlen hat. Mowgli schwingt sich zum Herrn der Thiere auf und führt sie in den Kämpfen an, die sie gemeinsam zu bestehen haben, sie haben ihn alle lieb, aber sie fürchten ihn auch alle. Und in seinem reinen Instinktleben macht er Entwicklungen durch: „Mowgli der Frosch bin ich gewesen, und ich habe gesagt, ich bin Mowgli der Wolf. Nun muß ich Mowgli der Affe sein, bevor ich Mowgli der Bock werde. Und schließlich werde ich Mowgli der Mensch sein."

Mowgli wird Mensch und geht zu den Menschen. Als es Frühling wird im Walde und er siebzehn Jahre alt ist, überkommt es ihn wie eine Krankheit. „Ich habe einen neuen Magen", sagt er, und er glaubt Giftiges gegessen zu haben. Er ruft die Thiere, die er lieb hat, aber die tanzen ihre Frühlingstänze und hören nicht auf ihn. Und er fühlt sich verlassen und glaubt sterben zu müssen. Und die Thräne tritt ihm ins Auge, das Zeichen seines Menschenthums. Und er nimmt Abschied von den Gefährten seiner Kindheit. Und er geht aus dem Walde zu dem Dorf der Menschen.

Der Tag wird kommen, an dem er heimkehrt in den Schoß der Natur.

Kipling hat die Geschichte von Purun Bhagat erzählt. Bhagat ist Minister eines der eingeborenen Könige in Indien. Und er sucht Anschluß an die englische Regierung und gründet Schulen für kleine Mädchen und baut Straßen und gibt ein jährliches Blaubuch über den moralischen und materiellen Aufschwung des Staates heraus. Und er kommt nach London und wird die Sensation der Saison und hält Vorträge über die soziale Reform der Hindus und erhält bei seiner Rückkehr nach Indien das Großkreuz des „Star of India", und auf seiner Visitenkarte steht Sir Purun Dass, K. C. J. E. Und dann ist er verschollen.

Und eines Tages klimmt ein Bettler das Himalaya-Gebirge hinan. Das ist Purun Bhagat. Er geht langsam und müde seinen Weg und in einer Gebirgshütte macht er Halt. Die Eingeborenen unten im Dorfe entdecken ihn, wie er still und unbeweglich dasitzt und vor sich hinstarrt, und freuen sich, einen Heiligen bekommen zu haben und

*) Tauchnitz Edition.

bringen ihm täglich sein Essen. Und die Thiere kommen, und da er sie nie ansieht, gewöhnen sie sich an ihn und leben mit ihm zusammen. Und „Here shall I find peace“, sagt Purun Bhagat.

Und das eben ist es. Der überkommene pantheistische Naturalismus hat bei Kipling, der seine Jugend in Indien verlebte, buddhistische Elemente in sich aufgenommen. Das bedingungslose Versenken in die Natur führt zu einer künstlerischen Neuerschaffung der Natur und ihrer Geschöpfe, die ihre Wahrheit in sich selbst trägt; führt zu einer Religion des Friedens, der wie ein Ausruhen im mütterlichen Schoße ist. Wie Plunder fällt alles von dem Menschen ab, was ihn quält, und die Natur lehrt eine Weisheit, die eine Kraft ist. Alles ist Werden und Vergehen, und in dem ewigen Wechsel ist alles ewig, ist alles Gott. „Nichts,“ sagt Kipling „lag ihm ferner als Wunder. Er glaubte, daß alle Dinge ein großes Wunder sind. Er wußte, daß nichts in dieser Welt groß und nichts klein ist. Und Tag und Nacht sann er darüber nach, den Weg ins Herz der Dinge zu finden, dahin zurück, woher seine Seele gekommen war.“ So ersteht eine Welt, die die Seele in ihrem Friedensbedürfniß träumt. In dem Uranfang, da alles aus einander und gemeinsam ward, liegt das Ende beschlossen. Wie Rousseau führt Kipling die Menschheit zurück, nur daß sein Ziel viel weiter rückwärts liegt. Aber während der Prophet sterben muß, ehe er das gelobte Land seiner Träume betreten hat, wandelt Kipling unmittelbar die Traumwelt in Wirklichkeit. In eine Wirklichkeit des Friedens.

Mag Kipling das Leben der Thiere in Indien noch so genau studirt haben, mag er sich als Gentleman mit Thieren umgeben haben — nicht aus Einzelbeobachtungen, nur aus dem gläubigen Versenken in die Stimmungen der Natur, kann eine Kunst entstanden sein, die bei aller Phantastik so wirklichkeitstreu, bei aller Wirklichkeitstreue so in sich selbst ruhend, aus sich selbst lösend ist.

Es fehlt für diese Kunst zur Zeit der Maßstab, an dem man sie messen könnte. Sie ist neu. Ich glaube, daß sie eine Zukunft haben wird. Ich weiß, daß es eine Kunst für mich ist.

Ernst Heilbarn.

Gabrielle Réjane.

„C'est vraiment une actrice! . .“
(Journal des Goncourt VII, 312.)

Der überlebende Bruder, Edmond, schrieb diese Worte vor neun Jahren in sein Tagebuch. Er wußte, warum. Die Réjane muß vor ihn getreten sein wie ein Englein aus dem Paradiese. In dunklen, dürren Zeiten erblickt er sie als Helferin, ein betagter Knabe, das Haupt umleuchtet vom trüben Heiligenschein der Schlemihle. Ein Englein! sag' ich. Sie geht heldenhaft für ihn ins Zeug: sie spielt seine Germinie. Nicht bloß das. Sie erzählt ihm freundliche Geschichten von ihrer kleinen Tochter. Er schreibt es in sein Tagebuch. Einmal verspricht sie ihm einen Kuß. Er schreibt es ein. Einmal besucht sie ihn, strahlend und jauchzend, und man weiß nicht, ob sie seinen Erfolg bejubelt oder ihn tröstet über seinen Durchfall. Er schreibt es still ein. Ist es zu verwundern, daß er sie lobt? Nein, es ist nicht zu verwundern.

Schade, daß wir sie weniger loben müssen. Wir rufen mit dem herbstlichen Bruder Goncourt, doch in anderem Sinne: das ist wahrhaftig eine Schauspielerin! Das ist wahrhaftig nicht mehr als eine Schauspielerin! Eine vielseitige Schauspielerin, eine kluge Schauspielerin, eine liebenswerthe Schauspielerin, eine glänzende Schauspielerin: jedoch eine Schauspielerin. Sie ist nicht, wie die Duse, ein Erdenmirakel. Sie ist nicht, wie die Sorma, ein Stück Poesie. Vielmehr ist sie vraiment une actrice. Diese liebe Dame macht alles, was man, ohne ein Genie zu sein, machen kann. Und macht es vorzüglich. Sie stirbt vorzüglich. Sie grollt vorzüglich. Sie liebt vorzüglich. Sie kämpft vorzüglich. Sie weint vorzüglich. Es ist oft entzückend. Dabei fühlt man jedesmal: jetzt macht sie das Sterben, jetzt macht sie inneres Kämpfen, jetzt macht sie Verliebtheit, jetzt macht sie das verhaltene Weinen, jetzt macht sie die Grollscene. Zum Beginn ertönt ein Glockenzeichen. Die Réjane ist nicht empfindungslos. Ganz ist sie es gewiß nicht. Es wäre darum ein Unrecht, sie als einfache Macherin hinzustellen. (Um wie viel leichter würde sie zu kennzeichnen sein, wenn sie das wäre.) Aber die Technik an ihr ist das Vorwiegende. Und der Fall wird erschwert, indem sie auf eine moderne Art Technik übt; indem sie eine gewisse Einfachheit beobachtet. Nein! sie beobachtet sie nicht; sie legt sie an den Tag. Um es mit einem Wort zu bezeichnen: sie strotzt von Natürlichkeitsmätzchen. Sie arbeitet das Lebenseinfache so heraus, daß man den Naturalismus deutlich merkt; daß man sagt: sie macht die Natürlichkeit großartig. Sie ist eine gefährliche Kompromißlerin. Sie überträgt das Virtuosenthum auf ein grundsätzlich unvirtuoses Gebiet. Sie ist listig im Harmlosen. Und doch —

Und doch nicht listig genug, die List zu verdecken. Darin liegt ein Mangel, selbst auf ihrem Gebiet. Will sie eine vollendete Technikerin sein, so muß sie auch die Technik der Uebergänge beherrschen. Bei der Duse nur das Technische betrachtet — gibt es keine Glockenzeichen. Alles aus einem Guß. Und die feinsten Einzelheiten in der Technik der Réjane; die allerglänzendsten „Momente“ sind kleine Stümpereien gegen das, worin die Duse gelegentlich die Laune hat, auch technisch groß zu sein. Die Duse als Fedora wird gefragt, wen der Graf Loris leidenschaftlich anbetet. Dieser Loris ist der Mörder ihres Bräutigams. Sie hat ein einziges Ziel: ihn zu vernichten. Zugleich beginnt sie unbewußt, ihn lieb zu haben. Als sie gefragt wird, wer die Person ist, die von Loris angebetet wird, hat sie zu sagen: „Ich“. Dieses „Io“, wie sie es spricht, drückt aus: der Mann ist ein verworfener Schurke, den ich hasse, aber es ist seltsam, wie auffallend er mich verehrt, ich mache darüber höhnische Bemerkungen, doch leise, leise lieb' ich ihn, ohne es zu wissen, und wenn das Jemand behaupten wollte, wenn Jemand sagen wollte, daß ich dem Mörder meines Theuersten auch nur verzeihe, so würde ich in meiner Trauer ihn namenlos verachten und solche Rohheit im Innersten beklagen. Die Duse macht, um das auszudrücken, eine einzige Armbewegung, eine einzige Gesichtsbewegung und eine einzige Pause; dann sagt sie: „— — — io“.

Und für die Dauer eines längeren Daseins vergißt man dieses io nicht mehr. Hier ist neben allem anderen ein Gipfel der Technik. Nach Jahr und Tag wird man sich klar, daß zu solcher Wirkung auch eine grenzenlose Technik nöthig gewesen sein muß. Bei der Réjane ist es anders. Sie hat als Frou-Frou einen der bedeutendsten technischen Momente. In gedrückter Stimmung muß sie mit einem leichtsinnigen Vater plaudern. Auch sie hat widersprechende Empfindungen zu malen. Sie spricht lächelnd, doch immer sind ihr die Thränen nah. Man bewundert sie augenblicklich; es ist prachtvoll; und jetzt gleich fühlt man, eine wie große Kunst dazu gehört, das zu machen. Und wie es schließlich herauskommt, erreicht es doch technisch nicht entfernt die technische Vollendung der Duse. In drei Punkten also scheidet sich die Technik der Réjane von der der Duse. Die Réjane'sche Technik vermag viel weniger auszudrücken; sie vermag es viel weniger souverain auszudrücken; und, wo die Duse eine ewige Melodie gibt, neigt sie noch zur Cavatine. Wieder ist die Réjane hier keine gewöhnliche Primadonna (wenn sie es wäre, läge der Fall einfacher), aber Sieglinde ist sie auch nicht. Sie bleibt eine glänzende Kompromißlerin.

Hier war nicht von der Duse, bloß von der technischen Seite der Duse die Rede. Es wäre eine grobe

Majestätsbeleidigung, die beiden Frauen im Ganzen vergleichen zu wollen. Vielleicht ist es schon thöricht, die französische Schauspielkunst mit der italienischen zu vergleichen. Die italienische ist ja die höchste auf der Welt. Die Italiener reißen die Kulissen von der Seele, und die gepeinigte Kreatur sendet in ihrem Spiel den Schmerzensruf aus der Tiefe, erschütternd und überwältigend. Der Schmerz der Franzosen hat Accente. Oft, wenn sie menschliche Qual darzustellen haben, sind sie mehr wüthend als leidend; mehr Keifer als Märtyrer; mehr gereizte Bestien als letzte Leidverkünder. Die Réjane ist nicht von diesem Schlag. Um es scharf zu bezeichnen: sie ist eine Soubrettentragödin, allerdings ersten Ranges. Alle die Minauderien, das Niedliche in der Tragik, das Kokette im Leiden kommt wundervoll bei ihr heraus. So rührt sie gerade als verzogene unartige Büßerin. Wie niedlich stirbt sie, wie niedlich-ergreifend leidet sie. Combien elle est mignonne, möchte man rufen. Und hier liegt ihre Poesie: das kleine bischen Poesie, das ihr innewohnt. Sonst nämlich ist sie an Poesie so arm, wie sie arm an Rausch ist. Sie reißt nicht hin. Und wenn sie als Nora in tiefster Qual das Tamburin schlägt und tanzt: sie reißt nicht hin. Wundervoll wirkt sie zwar in dieser Scene, wenn sie mit aufgelöstem Haar hin- und herrast, wie irrsinnig. Wie irrsinnig; nicht: irrsinnig. Aber sie „beginnt die Tamburinscene“ — hol' mich der Teufel. Man merkt es; es fehlt der Rausch. Was sichtbar wird, ist eine prachtvolle, künstlich gesteigerte Wildheit, nicht eingeborene Leidenschaft des Schmerzes.

Und wenn wir sie mit unseren Besten vergleichen —: keine deutsche Schauspielerin hat diese Technik. Aber man stelle sich die Sorma vor. Dunkle Sehnsucht. Etwas Zartes, in die Ferne Schwebendes, Unergründliches. Versunkene Kränze. Sterne in der Dämmerung. Ein Lied. Von solchem Zauber weiß die Réjane nichts. Für eine gewisse Größe ist eine gewisse Melancholie nicht zu entbehren. Diese macht zuweilen den Ewigkeitszug aus. Sie scheint das Letzte, das über den Dingen schwebt, über der Seligkeit und dem Elend zufälliger menschlicher Komödien. Die Réjane aber hat nichts Ewiges. Sie ist weit vielseitiger als die Sorma; sie steht technisch höher als die Sorma: doch der Schmerzenszug fehlt ihr. Ihre Gestalt ist nicht die Gestalt einer Kreuzträgerin. Sie scheint von Geburt ein Singvögelchen, und manchmal ist sie sogar ein rührendes Singvögelchen. Noch öfter eine entzückende, glänzende Schauspielerin. Das eben ist der Unterschied: die Sorma ist eine Musik; die Réjane ist vraiment une actrice. Bizet ist auch nicht schlecht. Aber Schumann (o Zeitgenossen) ist Schumann.

Das tiefste der Dramen, das Frau Gabrielle Réjane spielte, war Nora. Und gerade in diesem tiefsten versagte sie. Sehr niedlich machte sie die Lerche; das war zu erwarten. Nora's Kinderverlogenheit kam reizend heraus. Nicht weniger der kindliche Stolz auf ihr Rettungswerk. Glänzend wurde dann, in der Szene mit Günther, eine Mischung von Schuldbewußtsein und Sichfreifühlen von Schuld zuwegegebracht. Das war eine vorzügliche Leistung, so sehr man die Leistung spürte. Dann aber kam das nicht Wunderbare. Die Scenen mit Rank blieben bedeutungslos, und hier ist ein Prüfstein. Wer das Beste unserer deutschen Schauspielkunst sehen will, der sehe diese Scenen zwischen Rank und Nora, wie sie Rittner und die Sorma spielen. Was alles an verhaltener Tragik in der stummen und ungeschehenen Umarmung zweier vorübergleitender Seelen liegt, was an stummen, verdrängten Abschiedsgefühlen: das wird hier erschütternd, unvergeßlich gestaltet. Es ist das Innerlichste, das unserer darstellenden Kunst erwachsen ist. Die Dame Réjane hatte keine Ahnung, daß in diesen Scenen eine Welt und der Untergang einer Welt liegt. Die Scenen kamen und gingen — ohne daß man das Rauschen gehört hätte; das Rauschen der Ewigkeit. Jämmerlich war es. Und die Berliner Kritik, die hier nicht die Hand aufhob und stürmisch abwinkte, obgleich sie weiß, was wir besitzen, die nimmt mich Wunder. Schließlich war Frau Réjane eine Nora, welcher der Glaube an das Wunderbare drolligerweise fehlte. Auf ganz sinnlose Art kam der Umschwung zu früh. Den rührenden stummen Schmerz eines verkleideten neapolitanischen Fischermädchens brachte sie im letzten Akt noch zu Stande. Aber diese Nora wurde geläutert durch die Wechselfälschung, nicht durch die Einsicht in den Charakter des Gatten! Es war glänzendes Mißverstehen. Die äußerliche Anempfindung lag klar zu Tage, man sah das Spiel einer Französin, die von einem spröden alten Norweger etwas läuten gehört hatte, die im Aeußeren durch einen Tituskopf sehr einprägsam charakterisirte, sich auch Mühe gab, tonlos zu sein, und die im Grunde fast eine Antiibsendarstellerin ist.

Ihre große Geschicklichkeit im Ergreifen, und die Vollendung, mit der sie rühren gelernt hat, zeigt sich in der Tragödie des leichtsinnigen jungen Mädchens Gilberte, genannt Frou-Frou. Die unbesonnene Niedlichkeit markirt sie wundervoll. Das Drollig-Halbe liegt ihr. Im Verlaufe dieses, mit Erlaubniß zu sagen, Dramas, hat sie eine Liebhaber-Schauspielszene mit einem wirklichen Liebhaber zu proben. Sie bleibt stecken. Zerstreutheit, Schwüle, Liebeszittern — das gelingt ihr entzückend; man ahnt gleich hier, wie unübertrefflich sie in Donnays jüngstem Schauspiel als Nerven- und Liebesweib Helene Ardan ist. Und doch: der Eindruck des Berechneten, Zurechtgemachten, schwindet nicht. Auch in dieser schwülen Szene blickt sie im Geist auf die Zuschauer und ruft, wie der Vogel im Märchen vom Machandelboom:

> Kywitt, Kywitt,
> Wat vör'n schöön Vagel bün ick!

Sie schielt ins Parkett. Sie ist eine Kompromißkünstlerin. Sie hat in ihrem Leben den Taumelbecher nie geleert. Sie bleibt Französin. Um ihre Weise ad absurdum zu führen, könnten wir etwa den Namen Else Lehmann ganz nachlässig hinwerfen. Ganz nachlässig . . . Was man ihr hier nicht nachspielen wird, ist die Sans-Gêne. Wie sie äußerlich glänzend zu charakterisiren versteht, so prägt sie sich auch in dieser Rolle äußerlich tief ein. Gleich einem kostümirten Affen wankt ihre ruppige Herzogin durch die fürstlichen Gemächer. Doch diese Herzogin liefert blutige Uebertreibung. Wenn sie die neuen Gewänder anprobirt, mit den allzulangen Aermeln und dem drollig schiefen Sitz, ist sie ganz mit Bewußtsein ein Affe; ein recht übertreibender Spaßmacher; eine auftragende Komikerin. Die Niemann-Raabe war ein derbes, rechtschaffenes Waschweib: Die Réjane ist eine verschmitzte Wäscherin; ein Gassenmädel; ein Pfiffikus; ein Schusterjunge. Hier ist sie in ihrem Element. Das Soubrettenhafte, mit dem Realistischen klug vermischt, feiert Triumphe. Und darin liegt ihre Kunst.

Die Réjane ist in gewissem Sinne repräsentativ. Sie vertritt in Frankreich den modernen Realismus. Das ermöglicht am Ende Schlüsse auf den dichterischen Charakter dieses Realismus. Sie vertritt ihn gut; doch Gerhart Hauptmann zu spielen wäre sie nicht fähig. Um es glatt zu sagen: unsere Künstler sind weniger vielseitig, weniger gerissen, und entfernter vom Virtuosenthum; wir haben zum Staatmachen nicht viel Einzelerscheinungen; doch hinter dem Prinzip unserer Schauspielkunst steht die Réjane gerade soweit zurück, wie das neue französische Drama hinter dem neuen deutschen Drama. Es ist nicht einfacher zu bezeichnen.

Wir kennen den Donnay (und lieben ihn sehr), wir kennen Guiches und Lavedan und Curel; und wissen, daß sie nicht schwer wiegen, weil wir sie kennen. Der deutsche Realismus steht höher, weil er tiefer und einfacher ist. Und wenn wir vom gegenwärtigen Frankreich eine Kunst nennen sollen, die uns nahe steht, so werden wir nicht die Réjane nennen, sondern ohne Bedenken die Kunst Antoines.

Alfred Kerr.

Zeitschriften.

Internationaler Briefwechsel.

(„Revue des Revues“)

Die wenigsten unserer Leser werden bisher von jener höchst charakteristischen Bewegung Kenntniß genommen haben, die von einer internationalen Schülerkorrespondenz ausgehend zu einem vollständig organisirten internationalen Briefwechsel unter Erwachsenen geführt hat. Die Erscheinung erweist wie wenig andere das starke Bedürfniß der verschiedenen Völker zu gegenseitiger freundschaftlicher Annäherung.

Im Dezember 1896 schrieb der Prof. F. Mieille vom lycée de Tarbes an den bekannten Herausgeber der „Review of Reviews“, Mr. Stead, und regte bei diesem die Idee eines schriftlichen Meinungsaustausches zwischen den Schülern höherer Lehranstalten in Frankreich und in England an, bei dem jeder in der Sprache des Anderen zu schreiben und jeder die Fehler des Anderen freundschaftlich zu korrigiren habe. Die Anregung fiel bei Mr. Stead auf fruchtbaren Boden. Die „Review of Reviews“ setzte sich mit der „Revue Universitaire“ in Verbindung und beide Zeitschriften übernahmen die Vermittelung, so daß jeder, der sich an die französische Zeitschrift mit der Bitte wandte, ihm einen geeigneten englischen Korrespondenten nachzuweisen, auf Erfüllung rechnen konnte, und umgekehrt. Bereits nach drei Monaten war die Zahl der englischen Studenten, die diesem Appell gefolgt waren, auf 1200, die der französischen gar auf 2000 angewachsen. Das System wurde dann ausgebaut, auch mit Deutschland, Italien u. s. w. wurden Verbindungen angeknüpft. Den Schülern machten es die Lehrer und Lehrerinnen nach, und so entwickelte sich in überraschend kurzer Zeit ein äußerst lebhafter internationaler Briefwechsel zum Zwecke gegenseitiger sprachlicher Erziehung. Es lag nahe, denselben Gedanken von den höheren Schulen auf das praktische Leben zu übertragen. So entstand die Organisation des internationalen Briefwechsels zwischen Erwachsenen. Mr. Stead wandte sich im Verfolg dieses Planes unter dem 27. August 1897 an den Herausgeber der „Revue des Revues“ in Paris und dieser erklärte sich zur Kooperation bereit. Anfangs ein wenig skeptisch, konnte die „Revue des Revues“ sofort einen außerordentlichen Erfolg konstatiren. Zu Hunderten fanden sich Franzosen und Französinnen, die den Gedanken mit Begeisterung aufgriffen und um die Nachweisung eines geeigneten fremdländischen Korrespondenten ersuchten. Dabei gingen die Wünsche keineswegs allein über den Kanal, sondern auch über den Rhein. Man wünschte in dem Leserkreise der „Revue des Revues“ insbesondere auch die Erweiterung des Systems der internationalen Korrespondenz auf Deutschland. Auch aus Deutschland sind der „Revue“, wie uns der Herausgeber schreibt, bereits mehr als 20 Briefe zugegangen, in denen die Verbindung mit Deutschland angeregt wird.

In Folge dieser verschiedenen Anregungen ist Seitens der „Revue des Revues“ bei der „Nation“ angefragt, ob wir uns nicht bereit fänden, diese Sache auch in den Spalten unseres Blattes zur Erörterung zu bringen.

Da es sich hier um eine Bewegung handelt, die dem friedlichen Zusammenwirken der Völker nur dienlich sein kann, so erfüllen wir den Wunsch unseres französischen Kollegen gern. Sollten unter den Lesern und Leserinnen der „Nation“ also Reflektanten sein, die das System einmal selbst erproben wollen, so brauchen sie sich nur an die Redaktion der „Nation“ (Berlin W. Thiergartenstraße 37) zu wenden. Es wird ihnen dann durch Vermittelung der „Revue des Revues“ ein geeigneter französischer Korrespondent, oder Damen eine Korrespondentin, zugewiesen werden. Das verpflichtet zu nichts; natürlich auch nicht zur Aufrechterhaltung der Korrespondenz, wenn die Sache langweilig wird. Um einen Anhalt für die richtige Auswahl des Gegenkorrespondenten zu haben, empfiehlt es sich, bei der Anmeldung eine Mittheilung über das eigene Alter, die Stellung und etwaige geistige Liebhabereien zu machen. Das würde die Nachweisung eines geeigneten fremdländischen Partners erleichtern.

Wir haben dem Herausgeber der „Revue des Revues“ nicht verschwiegen, daß wir über den Erfolg in Deutschland einige Zweifel hegen. Aber probiren geht über studiren.

Th. B.

Adolf Harnack: Ueber die jüngst entdeckten Sprüche Jesu. Freiburg. 1897. E. B. Mohr.

Mit einem großen Aufwand von philologischem Scharfsinn sucht Prof. Adolf Harnack in einer Schrift über den jüngst von Grenfell und Hunt entdeckten Papyrus die Spruchreste zu klassifiziren, die unter dem scheinbaren Titel „Jesus spricht“, auf dem alten Schriftstück zusammenstehen. Es sind sechs (bezüglich sieben) Bruchstücke, zum Theil wohlerhaltene Sprüche. Es soll nicht unsere Aufgabe sein, an dieser Stelle eine eingehende eigene Theorie über den Charakter dieser Herrenworte aufzustellen. Wissenschaftliche Vorsicht gebietet, wenn möglich, abzuwarten, ob vielleicht noch weitere Funde mehrere kühne Kombinationen Harnack's bestätigen werden. Am wenigsten Zweifel erregt der Spruch „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und ein Arzt heilt nicht bei denen, die ihn kennen. Wer den sorgfältig durchgeführten Kunststil der Originalsprüche Jesu genau kennt, war verwundert bisher, daß einzig und allein der Spruch „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“ keinen Zwilling hat. Denn zu allen anderen Jesusworten finden sich in den vier kanonischen Evangelien die Zwillingssätze, freilich oft nicht sehr nahe beieinander. Der Doppelspruch vom Arzte nun füllt diese Lücke aus und legitimirt sich schon dadurch als echt, zumal er ebenso geistvoll wie lebenswahr ist. Mit großem, richtigen Spürsinn macht Harnack darauf aufmerksam, daß Matthäus an Stelle dieses Ergänzungsspruches erzählt, Jesus habe in Nazareth, wohin die Legende das Wort verlegt, „keine Kraft gehabt irgend eine Heilung vorzunehmen“. Mit anderen Worten, der ursprüngliche Spruch ging in eine anekdotische Paraphrase auf. Es wirft ein schlagendes Licht auf die Art, wie diese Legendenschreiber die alten Lehrworte Jesu für ihre Zwecke ausdeuteten. Der scharfsinnige Hinweis Harnack's findet an vielen anderen Stellen der Evangelien seine Analoga. Wenn wir im Punkte dieses Spruches uns mit Harnack ganz einig wissen, ja, das Wort ohne Weiteres als echt annehmen, so vermögen wir den Folgerungen des ausgezeichneten Theologen in anderen Punkten nicht nachzugehen. Die Schlußfolgerungen, welche z. B. den Ausspruch: „Wenn ihr nicht fastet in Bezug auf die Welt“ beanstanden, insofern als der allegorische Brauch des Wortes „Fasten“ (νηστεύειν) im Munde Jesu die ursprüngliche Echtheit vermissen lasse, beruhen wohl nur darauf, daß Harnack Jesaia 58, 4–6 nicht im Gedächtniß hatte, als er seine Schlüsse zog. Harnack schreibt:

„Jesus stand, wie die synoptische Ueberlieferung beweist, so sehr inmitten seines Volkes und des jüdischen Kultus, daß man sich schwer davon überzeugen kann, daß er je die termini technici νηστεύειν und σαββατίζειν einfach in übertragenem Sinne gebraucht hat.“

Soweit Harnack. Jesaia dagegen spricht u. A.: „Das aber ist ein Fasten, das ich erwähle: Laß los, welche Du mit Unrecht verbunden hast, laß ledig, welche Du beschwerest, gieb frei, welche Du drängest.“ Fünf Mal hintereinander braucht Jesaia das Wort „Fasten“ hier im ausgeprägtesten allegorischen Sinne. Im selben Kapitel (V. 13) aber ist in dem Satze: „So Du Deinen Fuß von dem Sabbath kehrest“ eben dieser „Sabbath“ ganz allegorisch. Man weiß, welche tiefen Beziehungen so viele Worte Jesu zu seinen großen Vorgängern im Jesaiabuche haben. Dieser allegorische Wortgebrauch vom „Fasten“ war echt hebräisch und so ist es im Munde Jesu, um eine Wendung Harnack's zu brauchen, in der That das „Primäre“, was Jesus hätte sagen können, wenn dieser Spruch von ihm stammte. Legt man die allegorischen Definitionen des Fastens und der Sabbathfeier zu Grunde, welche Jesaia, mit ihm auch Jeremia geben, so würde der Spruch: „Wenn Ihr nicht fastet gegenüber der Welt, werdet Ihr nicht die Herrschaft Gottes finden, und wenn Ihr den Sabbath nicht sabbathmäßig haltet, werdet Ihr den Vater nicht schauen“ Folgendes bedeuten. Wenn Ihr nicht der Welt gegenüber den Hungrigen ihr Brot brecht, die Beschwerten loslaßt, die Nackten kleidet, die mit Unrecht Gebundenen ledig gebt, werdet ihr das Göttliche nicht in euch verwirklichen und wenn ihr nur das thut, was Eurer gemeinen Willkür entspricht (Vers. Jes. 58, 13), könnt ihr den Vater nicht schauen. Man sieht, daß, auf diese echt hebräische Weise verstanden, gar keine Rede von Weltentsagung ist, wie Harnack meint mit seinen Hinweisen auf eine vermeintliche Weltentsagungslehre Jesu (Luk. 14, 33). Und ebenso ergibt sich, daß Jesus, wo er bei Matthäus vom „Fasten“ redet, eben die sittlich handelnden, auf die Welt bezüglichen ethischen Kräfte gemeint hat, welche Jesaia darunter verstand. Noch heute wird in vielen jüdischen Gemeinden Sabbath und Fasten ganz in diesem Sinne des Jesaia und Jesus verstanden. Wir haben also allen Anlaß gerade diesen Spruch des Papyrus als ein echtes Wort Jesu anzunehmen auf Grund aller sonstigen Beziehungen Jesu zu Jesaia. Damit aber würde auch Professor Harnack's ganze Theorie,

welche aus dem für ihn mehr „sekundären“ Charakter des Spruches Schlüsse auf das Egypterevangelium zieht, ihre Erledigung im negativen Sinne gefunden haben. Man sieht, wie bedenklich die bloße nachmatthäische, kirchengeschichtliche Forschung für die Erhellung der Wahrheit über Jesus ist, wenn sie die Erforschung der Vorgänger Jesu außer Acht läßt. Der Spruch könnte ganz unbedenklich im Matthäusbuche oder Johannesbuche stehen, wie denn das johanneïsche Wort Jesu, er habe den ganzen Menschen „am Sabbath gesund“ gemacht, nur mit Hilfe der Jesaiasprache völlig verstanden werden kann. Alles, was Harnack aus dem Dialog des Justin beibringt, beweist ja eben nur, daß auch hier aus dem Lesen der Septuaginta echte alt-hebräische Lesefrüchte ins Bewußtsein späterer christlicher Lehrer übergegangen sind.

Und hier ist ein Punkt berührt, der zur Erklärung und Aufschließung von Spruch 3 und 4 dienen kann. Der erste Spruch vom Splitter in des Bruders Auge ist das Schlußwort aus jenem längst bekannten Matthäussynoptikersatze. Der zweite ist sowohl echt johanneïsch, wie synoptisch, denn die Wendung „ihr werdet den Vater nicht schauen“, soweit es sich um das „schauen“ handelt, ist nicht allein johanneïsch, sondern steht bereits in den Seligpreisungen des Matthäus. „Der Vater“ aber ist ebenso synoptisch wie johanneïsch. Hier steht die moderne theologische Bibelkritik ja auf einem Standpunkte, der die klarsten Dinge nicht sehen kann, weil man seit Strauß zwar mit Recht einen gnostischen späten Bearbeiter dieses Werkes annimmt, aber mit Unrecht die eigentlichen Lehrworte Jesu für unecht hält, weil sie und so viele andere Worte Jesu nicht in die paulinischen Begriffe eingehen. Es würde zu weit führen, hierauf an dieser Stelle weiter einzutreten. Genug, daß Spruch 2 ebenso genuin und unangreifbar erscheint, wie Nr. 5 mit dem Worte vom Arzt, das gebieterisch seine Echtheit beweist. Nr. 6 mit dem Bilde von der Stadt auf dem Berge trägt gleichfalls nichts an sich, was unecht aus philologischen oder inneren Gründen erscheinen könnte, obwohl die Nutzanwendung dieses Spruches eine ganz andere ist, als etwa die des Matthäusspruches von der Stadt auf der Bergeshöhe. Möglicher Weise handelt es sich hier um einen kombinatorischen Spruch, wozu Harnack sehr richtige, klare Hinweise würde gegeben haben.

Anders liegt die Sache bei Spruch 3 und 4. Es sei sogleich erwähnt, daß bezüglich der Wiederherstellung von Spruch 4 Harnack unter Benutzung der Hinweise der englischen Herausgeber uns ein wahres Meisterstück geleistet zu haben scheint. Die Deutung der beiden Sprüche aber und ihre Klassifikation, ja, auch nur ihre Uebersetzung läßt die verschiedensten Möglichkeiten zu. Harnack übersetzt:

Jesus spricht: Ich trat mitten in der Welt auf und im Fleisch erschien ich ihnen, und ich fand sie alle vollgetrunken und keinen fand ich dürstend unter ihnen, und es müht sich meine Seele ab für die Menschenkinder, denn sie sind blind in ihrem Herzen und nicht sehen sie . . . . die Armuth . . . .

Jesus spricht: „Wo immer sie sein mögen, da sind sie nicht ohne Gott, und gerade wie einer allein ist, in dieser Weise bin ich mit ihm; richte den Stein auf und dabei wirst du mich finden, spalte das Holz und ich bin dabei.“

Zu diesen Sprüchen ist zunächst, was das „Jesus spricht“ anlangt, eine rein grammatische Frage aufzuwerfen. Ist dieses „legei Jesus“ die Einleitung zu dem betreffenden Spruch oder ist es das regelmäßige Schlußwort? Wir glauben das letztere. Der Matthäussatz des Fragments ist nämlich der Schlußsatz des synoptischen berühmten Wortes und dieser Umstand sowie andere grammatische Umstände legen die Möglichkeit nahe, daß die Sache so gemeint ist: „und dann erst prüfe, wie du den Splitter aus dem Auge deines Bruders reibst, spricht Jesus.“ Demgemäß liegt folgende Möglichkeit vor in einer Uebersetzung, die etwas anders lautet als die Harnack'sche:

„Ich bin mitten im Weltall und im Stoffe ward ich ihnen Erscheinung, und ich fand sie Alle trunken und Keinen sah ich dürsten unter ihnen, und meine Seele plagt sich um die Menschen, weil sie blinden Herzens sind und nicht sehen . . . .“ spricht Jesus. („Legei Jesus“, nicht „ho Jesus legei“.) „Sie mögen sein, wo sie wollen, so werden sie nicht ohne göttliche Hilfe sein (ἄθεοι, vergl. Sophokles Oed. R. 663) und ob auch Einer einsam ist, ich bin solchermaßen mit ihm. Richte den Stein auf, auch dabei wirst du mich finden, spalte das Holz, ich bin auch da“, spricht Jesus.

Es ergibt sich schon aus der Nachstellung des „spricht Jesus“, daß nun nicht so ohne Weiteres Jesus oder der Christusbegriff von sich spricht, sondern daß es sich um Worte Jesu handelt, welche sofort klar sind, sowie man sie im Sinne des alttestamentarischen Zebaoth vom „Herrn, Herrn“, Gott selbst gesprochen denkt. Man sieht dann, daß es sich, wenn es sich um „Pantheismus“ handeln sollte, lediglich um denjenigen „Pantheismus“ handelt, in welchem der grandiose Psalm 139 (8—12) sich bewegt. „Führe ich gen Himmel, so bist du da, bettete ich mir in der Hölle, so bist du da, nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch **deine Hand daselbst führen**“ 2c. 2c. Es ist also jener ethische „Pantheismus“, den die Kirche unter dem Namen „Allgegenwart“ Gottes ja auch in ihre wunderlichen Systeme einzupassen gewußt hat. Die Sprüche würden dann nichts Anderes als Aussagen Jesu über jenen Gottesbegriff gewesen sein, vorgetragen in der auch sonst bei Hesekiel, Jesaia 2c. üblichen prophetischen Vortragsform, ohne daß der Lehrer etwa sich selbst damit gemeint hätte. Harnack kommt am Schlusse dieser Annahme auf einem Umwege sehr nahe, aber die volle Konsequenz so einfacher und naheliegender Schlüsse zieht er freilich nicht.

Jedenfalls erkennen wir, da alle Wendungen dieser beiden Sprüche in der Septuaginta theils wörtlich ihren Ursprung zeigen, theils den Redensartgebrauch derselben wiedergeben, daß die Annahme einer späten Entstehung dieser Sprüche im christologischen Sinne nicht nöthig ist. Das absolute „dürsten“, welches Harnack nur im Johannesevangelium zu finden glaubt, leitet zum Beispiel das 55. Kapitel Jesaia ein. Die Jesusworte im Johannesevangelium tragen gerade in solchen Eigenheiten (mit Ausnahme von Kap. 17) einen ganz echt hebräischen, bezüglich aramäischen Charakter, mag auch die gegenwärtige kritische Theologie sich hierüber auf den Kopf stellen. Wendungen, nach denen der Herr-Zebaoth sich um die Menschen plagt, sich über sie ereifert, über sie trauert, sich Sorge macht, sind Jedermann reichlich im alten Testament bekannt, ebenso das Bild von der Trunkenheit, der Völlerei der Menschen. Der Gedanke aber, daß wie auch Einer einsam sei, Gott dennoch bei ihm sei, ist der Gipfelpunkt der Jesuslehre, die da sagt: „Ich bin nicht vereinsamt (allein), denn der Vater ist mit mir.“

Somit weist Verschiedenes auf die Möglichkeit hin, daß Jesus diese Sprüche, wenngleich nicht im christologischen Sinne, recht wohl verfaßt haben könnte in Erneuerung alter hebräischer Anschauungen, welche der platte Pharisäismus ja längst nicht mehr verstand. Andere Gründe, die hier nicht zu erörtern sind, lassen allerdings auch die Möglichkeit einer christologischen Kombination aus Worten der Septuaginta zu. Wir gestehen, auf einem anderen Wege als Professor Harnack, insofern zu einem ähnlichen Ergebniß zu gelangen wie dieser, zu einem dialektisch-zweifelhaften. Und indem wir, von einem andern Gesichtspunkte aus, unter allen Umständen die Vorsicht und den Scharfsinn der Harnack'schen Erwägungen voll zu würdigen wissen, darf es gewiß als eine Eroberung verzeichnet werden, wenn von so verschiedenen Standpunkten aus auch nur der Spruch vom „Arzte“ und „Propheten“ als ein wirklich echter Reingewinn angesehen werden sollte.

W. Kirchbach.

William Blackwood and his Sons, their Magazine and friends. By Mrs. Oliphant; William Blackwood and Sons, Edingburgh and London, 1897.

Ein jedes großkaufmännische Unternehmen, das beinahe auf ein Jahrhundert regsamer Wirksamkeit zurückblicken kann, muß einen Schatz von Erinnerungen angesammelt haben, die selbst für den weiteren Leserkreis von Interesse sind. Wenn aber ein solches Haus gar sich mit dem Verlage von Büchern und Zeitschriften beschäftigte, so kann es nicht ausbleiben, daß seine Geschichte zugleich Streiflichter auf die geistige und politische Entwicklung des Landes wirft. Es war daher ein glücklicher Gedanke des großen Verlagshauses William Blackwood and Sons, seine Annalen herauszugeben, und es hätte keine liebevollere Sammlerin für dieselben finden können, als Mrs. Oliphant, welche ein Menschenleben lang durch Freundschaft wie geschäftliche Interessen mit den Blackwood's verbunden war. Daß es die letzte Arbeit der begabten Verfasserin war, der nach Vollendung des zweiten, aber erst vorletzten Bandes die Feder aus der unermüdlichen Hand gesunken, verleiht dem Werke einen melancholischen Hauch, der nicht unpassend für ein Buch ist, das sich vornehmlich mit der Vergangenheit beschäftigt.

Die Blackwood's gehören jenen geistesvornehmen Buchhändlerfamilien an, die im Anfang dieses Jahrhunderts in Edinburg eine Be-

triebsamkeit entfalteten, so daß in Kurzem die schottische Hauptstadt der Weltstadt London als Verlagscentrum den Rang streitig machte. Die Murray's, Constable's, Macmillan's, Blackwood's sind alle um ungefähr dieselbe Zeit entstanden und es dauerte geraume Zeit, bis die Londoner Verleger der schottischen Geistesherrschaft eines Scott, Burns und Byron ein Gleichgewicht mit Dickens und Thackeray entgegenzusetzen vermochten. Die Leichtlebigkeit unserer modernen Zeit, die an dickleibigen Zeitschriften keinen Gefallen mehr finden will, war aber vonnöthen, um den mächtigen Einfluß der großartigen, politisch wie litterarisch suprem herrschenden Quarterly- und Edinburgh Review, beides schottische Unternehmungen, zu untergraben.

William Blackwood, der Begründer des Hauses, ist im Jahre 1776 geboren und handelte zuerst als John Murray's Agent, bis er sich 1814 selbständig niederließ und einige Jahre später sein berühmtes Magazin ins Leben rief. Durch seine politischen und philosophischen Aufsätze errang die Zeitschrift schnell einen angesehenen Platz und Mr. Blackwood kann sich der kleinen charakteristischen Thatsache rühmen, daß der Herzog von Wellington an dem nämlichen Tage, an dem er nach dem Palast berufen wurde, um als Ministerpräsident ein Kabinet zu bilden, in einem eigenhändigen Briefe das Abonnement auf Blackwood's Magazine erneuerte.

Der Hauptwerth des Magazins für seinen Verleger beruhte in dem Umstand, daß es ihm ohne Unterbrechung neue Federn zuführte. Den Werth derselben richtig zu beurtheilen, ist natürlich die wichtigste und schwierigste Aufgabe des Verlegers und William Blackwood zeigte sich derselben gewachsen: Lord Lytton, Lockhart, Charles Lever, Samuel Warren (wohlbekannt auch in Deutschland durch seine „Zehntausend Pfund Renten“) bildeten einen Zirkel, der Ansehen und Vermögen für das Verlagshaus brachte. Der glücklichste Moment in der Geschichte desselben war aber, als Mr. Blackwood (John Blackwood, der nach des Vaters Tode gemeinsam mit seinem Bruder das Geschäft leitete) das Manuskript eines unbekannten jungen Verfassers annahm, das ihm unter dem Titel „The sad Fortunes of the Rev. Amos Barton“ durch die Vermittelung von George Lewes angeboten wurde. Mr. Lewes beschrieb den Verfasser als eine „gar schüchterne Person, die es vergeblich wäre, zu überreden, daß in ihren Arbeiten irgend welcher Werth enthalten sei.“ Ueberflüssig zu sagen, daß dieses Manuskript der erste Theil der „Scenes of a clerical Life“ gewesen und daß ihr Autor George Eliot war. Die Anonymität blieb Jahre hindurch gewahrt und noch in den sechziger Jahren schrieb einer der Brüder, der Mr. Lewes in Richmond besucht hatte: „Ich komme soeben von Richmond. G. E. kam nicht zum Vorschein, er ist solch ein scheuer Geselle, sagt Lewes .... — Ich sah eine Mrs. Lewes,“ fügt Mr. Blackwood naiv hinzu, offenbar ahnungslos, daß diese Dame eben der große Unbekannte, „George Eliot“, war! Für die Popularität dieser Schriftstellerin, die noch heute nicht abgenommen, mag beiläufig zeugen, daß von einer billigen Ausgabe der „Scenes of a clerical Life“, welche soeben herausgegeben wurde, die ganze erste Auflage von hunderttausend Exemplaren noch vor dem Erscheinen ausverkauft wurde. Ja, in England kauft man noch Bücher.

Ueber die persönlichen Eigenschaften der Brüder John und William (welche inzwischen gestorben und denen jetzt als Haupt der dritten Generation Mr. William Blackwood gefolgt ist) weiß die taktvolle, echt weibliche Feder Mrs. Oliphant's manch liebenswürdiges Wort zu sagen. „Es war eine zartfühlende Tradition des Hauses, daß Geldangelegenheiten, die so wichtig sind im beständigen Verkehr mit Leuten, die wenig Geld, aber viel Stolz und Empfindlichkeit besitzen, möglichst in den Händen der Familie blieben, so daß ein Autor, wie es so häufig vorkam, um Vorschuß bitten konnte, ohne das peinliche Gefühl, seine Dürftigkeit vor jedem Buchhalter im Comptoir zu offenbaren.“

Den Schluß unseres Ueberblicks möge folgende Erzählung bilden, in welcher sich die liebenswürdigen Eigenschaften der Blackwood's nicht minder als die ihres Chroniqueurs in feingezeichnetem Bilde darlegen und die zugleich einen Seitenblick auf die wunderlichen Wege wirft, die das Talent so vieler „Helden der Feder“ wandelt. Mrs. Oliphant war nach dem in Italien erfolgten Tode ihres Gatten nach Schottland zurückgekehrt. „Ich war“, so schreibt sie, „arm, denn ich besoß nichts als meine Feder, und bei alledem doch stets ein geradezu lächerliches Vertrauen (so lange die Kinder gesund waren, meine einzige formula) auf Leben und Vorsehung. Aber seit längerer Zeit war es mir nicht gut ergangen. Man wird sich kaum darüber wundern, wenn man die Verhältnisse erwägt. Meine Artikel, die ich aus Italien sandte, wo ich ein Jahr lang meines Gatten schwindendes Leben hütete, waren, wie ich jetzt durch die Offenbarungen der Blackwood'schen Briefe ersehen kann, von Pontius zu Pilatus gegangen; diese gutherzigen Männer mochten nicht zurückweisen, was, wie sie wohl wußten, für mich von solcher Bedeutung war, und hielten doch nicht viel von meinen Beiträgen, benutzten sie eben nur, wenn gerade mal Mangel an Material war; und als ich zurückkam, ging's nicht viel besser. Wie konnte ich nur auf die Idee kommen, daß unter diesen Umständen, da offenbar meine litterarische Begabung, so viel davon eben vorhanden war, mir versagte, sie bereit sein würden, auf meinen Vorschlag einzugehen, ihnen einen Roman in Abschnitten zu liefern; ich weiß es heute nicht mehr zu sagen. Aber ich war keck und in Noth. . . Ich ging nach George Street, den steilen Hügel hinauf, mein Herz klopfte, ich wußte nicht (obwohl ich es leicht genug hätte errathen können), was sie zu mir sagen würden. Es gab in der That nur Eines, das sie sagen konnten. Sie schüttelten die Köpfe, sie waren sehr gütig, wollten um alles nicht der armen jungen Frau wehe thun, um die der schwere Wittwenschleier wie eine Wolke hing. Nein, sie hielten es für unmöglich. Ich erinnere mich so deutlich, wie sie gegen das Licht sich abhoben, der Major schlank und aufrecht, John Blackwood den Kopf tiefer in den Schultern bei seiner nachlässigen Haltung, verlegen, bekümmert durch das, was sie sahen und ohne Zweifel aus meinem Gesichte erriethen, während bei mir jede Fiber sich in dem verzweifelten Stolze des Weibes anstrengte, sie nicht meine Thränen sehen zu lassen, sie zurückhalten, bis ich gegangen war . . . Ich ging nach Haus und fand die Kleinen heiter und geliebt, und war mit ihnen für den Rest des Tages beschäftigt, in einer Art fröhlicher Verzweiflung — zerstreut und doch so gut wie je im Stande zu spielen . . . Doch als sie alle zu Bett waren und das Haus ruhig war, setzte ich mich hin — und ich weiß nicht, wann oder ob überhaupt ich in jener Nacht zu Bett ging; aber am nächsten Morgen hatte ich beendet und sandte vor das gefürchtete Tribunal in George Street eine Erzählung, welche der Anfang einer Serie von Geschichten, „The Chronicles of Carlingford“ genannt, war und die mich sofort aufrichtete und mir meinen Platz in der Welt gab.“

London. A. Rutari.

Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal in freier metrischer Uebersetzung von H. Blümner. Leipzig. 1897. B. G. Teubner. XIX und 268 S.

Der kundige Gelehrte und der nachempfindende Uebersetzer haben sich bei dieser freien metrischen Verdeutschung ausgewählter römischer Satiren die Hand gereicht. Je schwerer die Aufgabe war, die hier vorlag, desto aufrichtigeres Lob wird ein billig denkender Urtheiler ihrer Lösung spenden. Vielleicht verdient die Uebertragung der sechsten Satire des Juvenal, bei der es am meisten Wenn und Aber zu erwägen gab, den Preis. Das Vorwort unterrichtet über die von dem Uebersetzer befolgte Methode, und eine kurze Einleitung skizzirt die Entwicklung der Geschichte der römischen Satire. Die Eigenart der drei Satiriker, die hier in Betracht kommen, wird aufs glücklichste folgendermaßen bezeichnet: „Horaz ist der lächelnde, Persius der docirende, Juvenal der zürnende Satiriker“. Die reizvolle äußere Ausstattung des Bändchens, das mit passenden Nachbildungen antiker Wandgemälde, Reliefs u. s. w. geschmückt ist, verdient hervorgehoben zu werden.

St.

Berichtigung.

In dem Artikel „Ein Titanen-Jubiläum“ in Nr. 3 der „Nation“ ist die vom Justizrath Siemens 1847 zur Begründung der Firma Siemens und Halske dargeliehene Summe durch einen Druckfehler mit 60 000 statt mit 6000 Thaler angegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 5. Berlin, den 30. Oktober 1897. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wir stellen an die Spitze dieser Uebersicht einige Bemerkungen über einen Besuch des Großherzogs von Baden, der zu Darmstadt hätte abgestattet werden sollen und der nicht abgestattet worden ist. Das Ereigniß sollte nach unserer Ansicht als durchaus bedeutungslos betrachtet werden; und es erscheint, wie wir meinen, bedeutungslos nur darum nicht, weil eine nicht unerhebliche Anzahl von Zeitungen des Inlands und vor allem auch des Auslands sich des Zwischenfalles bemächtigt haben und sogar hochpolitische Erörterungen an denselben knüpfen.

Der Großherzog von Baden wollte den Zaren in Darmstadt besuchen, und dieser Besuch ist in einer Form abgelehnt worden, die den Großherzog verletzt hat. Die Gründe der Ablehnung kennen wir nicht. Es mag sein, daß für die Ablehnung ein stichhaltiger Grund, von dem man außerhalb fürstlicher Ankleide- und Empfangszimmer zu sprechen eine Veranlassung hat, überhaupt nicht vorhanden war; es mag sein, daß persönliche kleine Verstimmungen bis zu einem gewissen untergeordneten Grade einen politischen Hintergrund gehabt haben.

Für die Oeffentlichkeit kann weder die eine noch die andere Ursache ein Interesse haben, denn wir sind glücklicher Weise in Deutschland so weit, daß die Politik von Ministern gemacht wird, und diese Minister haben die Politik, vor Allem die internationale Politik, nach den Interessen der Nation zu leiten und nicht nach den Stimmungen und Verstimmungen an diesem oder jenem Hofe. Die Wucht der öffentlichen allgemeinen Interessen ist so groß und die entstehende Verantwortung gleichfalls, daß selbst ein autokratisch regiertes Reich wie Rußland sich nicht für Liebhabereien, sondern nur im Falle politischer Nothwendigkeit einsetzen kann. Also dem Zwischenfall, der sich an jenen Besuch geknüpft hat, eine politische Bedeutung beizumessen, gehört in das Reich der Phantastik.

Wir würden es bedauern, wenn dem Großherzog von Baden nicht mit dem Maße von Höflichkeit begegnet worden wäre, die er beanspruchen kann. Er ist geachtet und beliebt, und er verdient diese Achtung der Wärme und Großherzigkeit wegen, mit der er in sehr ernsten wie in glücklichen Zeiten für den deutschen Gedanken eingetreten ist. Aber die Ablehnung eines Besuches, die gegen die Höflichkeit verstoßen mag, ist darum noch keine Haupt- und Staatsaktion, mit der man vor die Oeffentlichkeit zu treten gezwungen ist; nicht einmal dann, wenn der mit nicht völlig ausreichender Höflichkeit Behandelte ein Fürst ist.

Auch die Fürsten müssen in unserer demokratischen Zeit lernen, ihre privaten von den öffentlichen Angelegenheiten zu trennen, wie ihr Privatvermögen von dem Staatseigenthum getrennt worden ist, und wenn man es aus gesellschaftlichen Gründen bedauert, daß ein verdienter Mann einer Kränkung ausgesetzt wurde, so wird unsere Zeit es doch durchaus ablehnen, aus solcher gesellschaftlichen Unliebenswürdigkeit gegen einen Fürsten eine politische Angelegenheit von öffentlichem Interesse zu machen.

Wir halten es daher auch nicht für richtig, daß man von Karlsruhe aus der Welt über ein Ereigniß Kenntniß gegeben hat, das in die Rubrik der fürstlichen Privaterlebnisse gehört, und das, weil es für diese Rubrik nicht aufgespart geblieben ist, sondern durch den offiziösen Telegraphendraht öffentliche Verbreitung fand, nun plötzlich mit politischen Prätentionen auftreten konnte und hier und dort damit den Anreiz bot, daß die persönliche Angelegenheit eines Fürsten beinahe politisch ernst betrachtet wurde.

Wir haben Grund anzunehmen, daß in einer Zeit, wo alle Welt an die Oeffentlichkeit appellirt, sich auch ein Hof

einmal in einer Privatsache unzweckmäßiger Weise entschlossen hat, an die Oeffentlichkeit zu gehen. Wäre diese Voraussetzung aber unzutreffend, dann war das Karlsruher Telegramm, das an sich zu solcher Folgerung zwang, doppelt ungeschickt, und dann müßte der politische Hintergrund des Vorgangs klargestellt werden.

Die Politik ist eine öffentliche Angelegenheit, und sie erfordert öffentliche Besprechung und öffentliche Parteinahme. Ueber das Maß von Höflichkeit, das die Fürsten gegen einander zu beobachten für zweckmäßig erachten, hat ein modernes Volk aber keine Veranlassung mit politischer Miene zu Gericht zu sitzen.

In Stolp in Pommern hat eine Wanderversammlung des Wahlvereins der Liberalen unter Vorsitz des Abg. Rickert stattgefunden. Die Versammlung, die vortrefflich verlaufen ist und an der gegen 230 Mitglieder aus den verschiedensten Theilen Pommerns und Westpreußens theilnahmen, war besonders bemerkenswerth aus einem Grunde. Es fanden sich auf derselben in sehr großer Anzahl Landwirthe und Bauern ein, und es zeigte sich auch bei dieser Versammlung, daß bei entsprechender Arbeit und entsprechender Mühe es wohl den Liberalen gelingen kann, das flache Land dem Bund der Landwirthe und dem agrarischen Großgrundbesitzerthum zu entreißen; und die Arbeit, die für diese Aufgabe eingestellt wird, kann als besonders fruchtbringend bezeichnet werden.

Referirt wurde in der Versammlung von dem Rechtsanwalt Jacoby über die Ansprüche, die die Liberalen an eine moderne Reform des Militärstrafprozesses zu stellen haben; über die Lage der Landwirthschaft von dem Gutsbesitzer Harder-Steinberg; der Abg. Rickert sprach über die Flottenfrage und das Vereinsgesetz und Herr Abg. Benoit erörterte das Handwerker- und Margarinegesetz. An alle einzelnen Vorträge knüpfte sich eine lebhafte Diskussion.

Wir heben folgende Resolution hervor, die in einer überwiegend von ländlichen Wählern besuchten Versammlung nach eingehender, zustimmender Debatte einstimmig angenommen worden ist. Jene Resolution lautet:

„Durch Vermehrung der Verkehrsmittel (Kleinbahnen), billigere Eisenbahntarife, insbesondere für Futter- und Düngemittel, durch Hebung des Kredits- und Genossenschaftswesens, durch Erleichterungen der Parzellirungen, durch Unterstützung von Meliorationen, sowie durch Vermehrung der Fachbildung ist die Landwirthschaft zu fördern, ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen und ihre Produktionen zu verbilligen. Das Börsengesetz mit der Aufhebung des Terminhandels hat aber sowie den Handel auch die Landwirthschaft geschädigt. Die Bestimmungen über die Preisnotirungen haben Differenzen zwischen Kaufleuten und Landwirthen herbeigeführt, welche für beide nachtheilig sind. Eine baldige Abänderung des Börsengesetzes nach dieser Richtung liegt im Interesse der Landwirthschaft. Die Erhaltung einer kaufkräftigen Kaufmannschaft, welche für die landwirthschaftlichen Produkte einen günstigen Absatz vermittelt, kann den Landwirthen nur willkommen sein. Die Agitationen des Bundes der Landwirthe für die unausführbaren und mit dem Staatswohle unvereinbaren sogenannten großen Mittel haben die Landwirthschaft schwer geschädigt, ihren Kredit erschüttert und in weiten Kreisen der Landwirthe Muthlosigkeit verbreitet."

Diese Resolution wurde von Landwirthen vertreten und von Landwirthen beschlossen; das verdient bemerkt zu werden.

Ueber die Flottenfrage sagt der Abg. Rickert unter dem Beifall der Versammlung das Folgende:

„Es ist zu bedauern, daß auch die Flottenfrage wie früher die Militärfrage einen Streit innerhalb der liberalen Partei herbeiführe. . . Ich mache Niemandem einen Vorwurf daraus, wenn er die Schiffe, die ich bewilligt habe, ablehnt. Ich verlange aber für mich dieselbe Freiheit der Abstimmung nach meiner Ueberzeugung und gewissenhaften Prüfung. Wenn Fragen der Landesvertheidigung, insoweit dabei prinzipielle und Verfassungsfragen nicht berührt werden, zum Maßstabe einer liberalen Gesinnung gemacht werden sollen, dann wird es nie möglich sein, größere und starke liberale Parteigruppen zu schaffen. (Lebhafte Zustimmung.) . . . Sich heute im einzelnen über die Flottenfrage zu äußern, liegt kein Anlaß vor, da der Tirpitz'sche Plan noch nicht bekannt ist. Auch wir wollen keine Paradeschiffe, auch wir wollen nicht, daß Deutschland mit seiner Flotte überall eine Einmischungspolitik treibe, aber wir wollen eine Flotte, leistungsfähig genug, um die in den Denkschriften von 1867 und 1873 bezeichneten Aufgaben zu lösen. Ob es richtig ist, daß die Regierung dem Reichstage für die Schiffsbauten ein Septenat vorschlagen wird, weiß ich nicht. Meiner Ansicht nach wäre das ein politischer Fehler. Ein Septenat ist weder budgetrechtlich möglich, noch ist es sachlich zweckmäßig für die Marine."

Der Abgeordnete Rickert schloß:

„Uferlosen Plänen sind meine Freunde und ich abgeneigt. Man wird unbefangen die Vorlage der Regierung prüfen und die Entscheidung sowohl mit Rücksicht auf die finanzielle Leistungsfähigkeit des Reiches als auch mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Landesvertheidigung treffen. (Lebhafter Beifall.)"

Es sei noch erwähnt, daß auf Grund von Besprechungen der Vertrauensmänner aus den Wahlkreisen Geheimrath Benoit als freisinniger Kandidat für Kolberg-Köslin und Gutsbesitzer Wüstenberg-Rexin für Stolp-Lauenburg aufgestellt worden sind.

Zu den charakteristischen Erscheinungen der Gegenwart gehört auch die Abneigung vieler angesehener Parlamentarier, die im Reichstage schönere Tage gesehen haben, abermals ein Mandat anzunehmen. Was seit geraumer Zeit von Herrn v. Bennigsen bekannt war, daß er aus dem parlamentarischen Leben ausscheiden werde, wird jetzt auch von Herrn Hammacher berichtet. Unsere politischen Anschauungen decken sich durchaus nicht mit denen jener beiden Herren, aber das kann uns nicht abhalten, ihr Verschwinden aus dem Parlament zu bedauern. Sowohl Herr v. Bennigsen als auch Herr Hammacher repräsentiren im Reichstage politische und geistige Kultur, und das Ausscheiden solcher Männer ist stets ein Verlust für die Volksvertretung, ganz einerlei, welcher politischen Richtung die Betreffenden angehören. Mit Herrn v. Bennigsen tritt zugleich der Repräsentant einer großen liberalen Vergangenheit aus dem politischen Leben ab. Wo sind die Ersatzmänner für die Ausscheidenden in den Reihen der nationalliberalen Partei?

Es ist bemerkenswerth, daß innerhalb der sozialdemokratischen Partei noch immer sehr lebhaft erörtert wird, in welchem Umfang die „Genossen" an den preußischen Landtagswahlen theilnehmen sollen; für die Sozialdemokratie ist damit an die wichtige Frage gerührt, bis zu welchem Grade sie eine Annäherung an die bürgerlichen Parteien suchen soll zum Zwecke der Bekämpfung des gemeinsamen Feindes: der Reaktion; in dem nämlichen Augenblick, in dem sich diese nothwendige und gesunde Entwicklung anbahnt, erfüllen „staatserhaltende" Männer ihren „staatserhaltenden" Beruf dadurch, daß sie die Verfehmung, die sie gegen die Sozialdemokratie üben, politisch auch auf Freisinnige ausdehnen, die das Verbrechen begangen haben, einer — Frau, die Sozialdemokratin ist, eine — Wohnung zu vermiethen.

Herr Schultze in Rahmitz bei Lehnin hat dieses Staatsverbrechen als Hauswirth verübt. Da er gegen seine Mietherin nicht kontraktbrüchig werden wollte, und da er Ortsvorsteher war, so wurde er ob jener unerhörten That vom Amte suspendirt; er ist aber nunmehr auch auf Verfügung des Bezirkskommandos zu Potsdam aus dem Kriegerverein — „auf Befehl höherer Behörden — entfernt" worden.

Wir haben es hier also mit einer Art politischer Wiederbelebung der mittelalterlichen Exkommunikation zu thun, die den Menschen gleichfalls hinausstieß aus Haus und Hof und hinein in die Wildniß. Die Sozialdemokratie soll obdachlos gemacht werden, und wer ihr Obdach gibt, verfällt dem Bann, der ihn ausschließt vom Amt und von dem kameradschaftlichen Verkehr der Kriegervereine.

Das Ereigniß ist grotesk, und es zeigt, in welchem Grade die „staatserhaltenden" Kreise von politisch abgeth[...] Ideen auch zu einer Zeit beseelt sind, da die Entw[...] zuerst wieder die Sozialdemokratie veranlaßt, die

samkeit politischer Arbeit für naheliegende politische Aufgaben mit den bürgerlichen Parteien langsam anzuerkennen.

Daß der freisinnige Ortsvorsteher Schultze, weil er an eine Sozialdemokratin eine Wohnung vermiethete, verfolgt wird, zeigt in der That mit aller Deutlichkeit die Gemeinsamkeit politischer Interessen zwischen bürgerlichem Freisinn und sozialdemokratischer Arbeiterbevölkerung. Beider Feind sind die Reaktionäre.

Welche kleinen Wahlvortheile sich vielleicht erringen lassen, und welche kleinen Wahlnachtheile durch die Betheiligung der Sozialdemokratie an den preußischen Landtagswahlen vielleicht entstehen werden, das ist zunächst eine ziemlich untergeordnete Frage; die heraufdämmernde Möglichkeit einer Gemeinsamkeit des Kampfes der gesammten Linken gegen die Rechte ist so werthvoll für die allgemeine Entwicklung Deutschlands, daß von Freisinnigen nichts gethan werden sollte, um den Riß zwischen Sozialdemokraten und bürgerlichen Parteien möglichst breit offen zu erhalten, wohl aber alles, um das Bewußtsein gemeinsamer naheliegender politischer Interessen zu stärken.

Aus Kreta lauten die Nachrichten immer betrübender. Die Mohamedaner plündern die Christen; die Christen plündern die Mohamedaner. Dazu steht der Winter vor der Thür. Wenn es nicht bald gelingt, eine Autorität, die ihren Willen durchsetzen kann, auf der Insel zu schaffen, so wird die Anarchie auch noch die letzten Reste civilisirten Lebens auf Kreta tilgen. Daß ein Gouverneur in der Person des Oberst Schäffer in Aussicht genommen ist, läßt noch die Frage offen, wie kann irgend eine Autorität auf der Insel ihren Willen durchsetzen.

* * *

Das Ende vom Lied.

Am nächsten Mittwoch wird es ein Jahr, daß die große Entscheidung über die amerikanische Silberbewegung durch die Präsidentenwahl erfolgte, welche Bryan's Niederlage besiegelte. Als damals durch die ganze gesittete Welt der Ruf erging, mit dieser Entscheidung sei der Alp genommen, der mit einer namenlosen Verwirrung die Verkehrszustände des Universums bedroht habe, wollten es die Freunde der Doppelwährung nicht Wort haben. Zwar hatten sie vorher von ihrem agrarischen Kongreß in Budapest aus ein Beglückwünschungstelegramm an den Kandidaten Bryan entsandt, worin sie ihm betheuerten, daß sie von seiner Erwählung das Heil der Menschheit erwarteten und ihm ihre eifrige Mitwirkung zusagten; aber als Mac Kinley an seiner Stelle zum Präsidenten ausgerufen wurde, nahmen sie mit der von ihnen zu jeder Zeit bewiesenen Gelenkigkeit sofort auch zu der neuen Wendung der Dinge eine optimistische Stellung und verkündeten, daß nunmehr, da der Gegner Bryan's gewählt sei, ihr Weizen erst recht in Blüthe kommen werde. Sie beriefen sich dafür auf eine Aussprache Mac Kinley's, der in sein Wahlprogramm die Versicherung aufgenommen hatte, daß er sich bemühen werde, eine Vereinigung sämmtlicher Großstaaten behufs Abschließung eines Doppelwährungsvertrages für die Herstellung eines festen Verhältnisses von Gold und Silber herbeizuführen. In der That hat auch der neue Präsident, wie er dies nach der ganzen Vorgeschichte seiner persönlichen Haltung und der verschiedenen bei seiner Wahl betheiligten Parteien nicht anders konnte, alsbald Anstalten getroffen, um den von ihm zugesagten Versuch bei den übrigen Großstaaten zu machen. Darob im bimetallistischen Lager große Freude und wie immer die sichere Verheißung, daß demnächst das Jubeljahr eines neuen internationalen Münzkongresses mit siegreichem Doppelwährungsresultat in Szene gehen werde. Wie Viele oder wie Wenige im Lager der Doppelwährung an die praktische Möglichkeit eines solchen Zustandekommens geglaubt haben mögen, soll hier nicht untersucht werden; es ist auch ganz gleichgültig. Aber das ist gewiß: kein ernster Anhänger der Goldwährung hat auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit eines solchen Ausgangs geglaubt, und die seit dem 3. November 1896 von neuem befestigte Ueberzeugung, daß die ganze Silberagitation nunmehr definitiv hoffnungslos geworden sei, ist auch nicht einen Moment erschüttert worden. Bekanntlich haben im letzten Frühjahr die drei von Mac Kinley beauftragten Kommissäre, unter denen der Senator Wolcott am meisten bekannt geworden ist, eine Reise nach Europa angetreten, um das Terrain für ihre Aufgabe zu sondiren. Nach nicht langer Abwesenheit kehrten sie dann nach Amerika zurück, und man hatte nicht vernommen, daß sie viel ausgerichtet hätten. Im Spätjahr dieses Jahres waren sie nun von neuem nach Europa gereist; sie hatten sich zuerst mit der französischen Regierung ins Benehmen gesetzt und waren bei dem leitenden Minister der Republik, Herrn Méline, dessen bimetallistische Liebhabereien schon seit einiger Zeit zu Tage getreten waren, günstig aufgenommen worden und dann an die englische Regierung mit definitiven Vorschlägen herangetreten. Aber auch in diesem Stadium erregte die ganze Angelegenheit bei den Anhängern der Goldwährung in England wie außerhalb keine Beunruhigung; man war aus sachlichen Gründen nach wie vor fest überzeugt, daß alle Experimente schon im ersten Stadium platt zu Boden fallen müßten. Da transpirirten auf einmal vor etwa zwei Monaten Nachrichten, die im hohen Grade erstaunten. Zuerst eine Manifestation der englischen Bankleitung, die den amerikanischen Vorschlägen eine, wenn auch nur sehr dürftig umgrenzte, Sympathie entgegenbrachte, und daran sich anschließend, was noch auffälliger war, Anzeichen dafür, daß diese Manifestation der englischen Bank von der englischen Regierung Ermunterung erfahren, ja, daß von derselben Seite auch noch weitere Aeußerungen gefallen seien, welche ein Entgegenkommen nach den amerikanischen Vorschlägen hin zu verrathen schienen. Diese Vorgänge riefen nicht bloß großes Erstaunen in der ganzen Welt, sondern einen Sturm des Widerstandes und der Entrüstung von Seiten der Londoner kaufmännischen Korporationen und eines großen Theils des gesammten englischen Bank- und Handelsstandes ins Leben. Die dadurch verursachte tief einschneidende Bewegung machte es der englischen Regierung unmöglich, mit ihrer wahren Absicht im Hinterhalt zu bleiben, und sie fühlte der öffentlichen Meinung gegenüber das dringende Bedürfniß, Klarheit in die Situation zu bringen. Das ist nun geschehen, und der definitive Ausgang der Sache hat noch mehr als alles früher Geschehene den Beweis geliefert, daß die im vorigen Jahre durch die Präsidentenwahl gefallene Entscheidung unwiderruflich das Schicksal der künstlichen Silberbewegung besiegelt hat. So ist, wie jedesmal, wenn die Doppelwährungsagitation unter amerikanischer Initiative einen neuen Anlauf nahm, nach mehr oder weniger scheinbarem Anfangserfolg ein Rückschlag eingetreten, welcher das ganze Unternehmen noch tiefer als vorher in den Abgrund hinabschleudert. Die Lektion, welche diesmal dem bimetallistischen Abenteuer ertheilt worden ist, konnte allerdings, in sich selbst betrachtet, nicht so entscheidend sein wie die vorjährige, weil diese schon ihre Aufgabe vollständig erfüllt hatte. Aber in einem Punkte ist das letzte Ereigniß doch noch wichtiger, weil es für die große Menge der Fernstehenden eine viel deutlichere Belehrung enthält als alle vorausgegangenen Verdikte dieser Art. Noch niemals hatte sich eine englische Regierung so weit herbeigelassen, auf die amerikanischen Vorschläge einzugehen, wie diesmal; noch niemals hatte eine gewisse Uebereinstimmung zwischen der Leitung der englischen Bank und dem englischen Kabinet bestanden, den amerikanisch-französischen Doppelwährungsvorschlägen, wenn nicht eine Hand, so doch einen Finger zu reichen, und dennoch war das Ende vom Lied, daß der Bimetallismus eine Absage erfahren hat, wie sie ihm schärfer noch nie zu Theil geworden ist.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten der Vorschläge einzugehen, welche das amerikanisch-französische Abkommen dem englischen Kabinet gemacht hatte, um den gemeinsamen Boden einer Verständigung für eine zu berufende Münzkonferenz zu finden; die Zeitungen haben darüber ausführlich berichtet. Uns genügt es, für den gegenwärtigen Zweck den Hauptpunkt hervorzuheben, an welchem das ganze Unternehmen scheiterte und scheitern mußte. Das war die Frage der Wiedereröffnung der indischen Münzen für die freie Prägung von Silberrupien. Die englische Regierung, welche natürlich nicht daran denken konnte, ohne Zuziehung der indischen eine Antwort zu ertheilen, hat sich im August dieses Jahres mit der betreffenden Anfrage an die letztere gewendet, und in den jüngsten Tagen ist aus Simla, dem Sitz des ostindischen Gouvernements, eine Antwort erfolgt, welche so klar und entschieden den ganzen Spuk in sein Nichts zurückwarf, daß die englische Regierung sich keinen Augenblick besinnen konnte, die richtige Nutzanwendung zu machen und den Amerikanern in unzweideutigen Worten zu eröffnen, daß die ganze so künstlich aufgebaute Maschinerie kläglich zusammengebrochen sei. Daß zum Schluß diese bittere Medizin mit einigen Tropfen nichtssagender Höflichkeit versüßt war, darf nicht wundern und wird Niemanden täuschen, wenn schon wir darauf gefaßt sein müssen, daß die nimmer versiegende Prophezeiungskunst unserer Silberleute daraus die Kraft zur Voraussagung neuer Triumphe schöpfen wird.

Abgesehen von dem Hauptgewicht der durchschlagenden Entscheidung liefert diese letzte Episode eine Reihe interessanter Belehrungen, die sich aus dem eben veröffentlichten Schriftwechsel zwischen der englischen und der indischen Regierung ergeben. Um nur einiges daraus hervorzuheben, sei Folgendes erwähnt. Von bimetallistischer Seite war vielfach bis in die letzte Zeit die Meinung verbreitet worden, daß die Maßregel der im Jahre 1893 geschlossenen indischen Münzen eine verfehlte, und daß man in Indien selbst geneigt sei, von derselben wieder umzukehren. Die vortreffliche, gründliche und außerordentlich treffende Antwort, welche die indische Regierung soeben ertheilt hat, spricht aufs allerpositivste und vorbehaltloseste aus, daß jene Meinung durchaus irrig ist. Die indische Regierung, die Hauptbetheiligte an der Maßregel, ist vollständig überzeugt von deren Richtigkeit und ganz zufrieden mit der Wirkung, welche die Maßregel ihrer Absicht nach bis jetzt erreicht hat.

Ein anderer Punkt ermangelt des Interesses nicht. Mit der Unverfrorenheit, welche die bimetallistischen Experimentatoren kennzeichnet, hatten sich die amerikanischen und französischen Unterhändler in der Siegesfreude, mit welcher sie die Rechnung ohne den Wirth beglichen, darüber geeinigt, daß darüber keine Feindschaft sei, ob man das Verhältniß des Silbers zum Golde gesetzlich auf 16, wie bisher in Amerika, oder auf $15^1/_2$, wie in Frankreich, für die Zukunft festlegen solle. Die Amerikaner in ihrer Großmuth hatten dem liebenswürdigen Frankreich die Konzession gemacht, ihre Verhältnißzahl zum Opfer zu bringen und der französischen beizupflichten. Nichts ist bezeichnender für die volkswirthschaftliche Bildung, welche dem Kabinet Méline innewohnt, als das seichte Geschwätz, mit welchem sein Vertreter in London in ein paar landläufigen hohlen Phrasen die Ansicht vertrat, daß es eine Kleinigkeit sei, auf Grund internationaler Verträge in Zukunft das Verhältniß von 1 : $15^1/_2$ für alle Ewigkeit zu fixiren. Die Antwort, welche die indische Regierung auf diesen horriblen Unsinn, den selbst die meisten Bimetallisten heute nicht mehr zu vertreten wagen, gab, ist eine der schönsten Lektionen, welche den beiden silberfreundlichen Republiken ertheilt werden konnte. Der Gedanke, ein Metall, von dem jetzt 35 Einheiten gleich einer Einheit Gold sind, durch einen Vertrag auf den Werth von $15^1/_2$ Einheiten hinaufzudekretiren, ist von der indischen Regierung in einer Weise charakterisirt worden, wie solche Keckheit es verdient. Und das ist um so bemerkenswerther, weil die an dem Vorschlage in dessen offizieller Beantwortung geübte Kritik eine unübertreffliche Charakteristik für das ganze bimetallistische Agitationswesen liefert.

Ferner verdient erwähnt zu werden: es war bekannt, daß in dem englischen Kabinet in der Person des Lord Balfour, des ersten Lord des Schatzes, ein entschiedener Anhänger des Bimetallismus sitze. Weniger bekannt, aber nicht gar erstaunlich trat hervor, daß auch Herr Chamberlain, der Minister des Innern, nicht ungern mit der bimetallistischen Richtung Liebesblicke wechselte; aber obgleich, offenbar unter dem Einflusse dieser beiden Minister, sich die annähernden Schritte an die amerikanisch-französische Mission vollzogen hatten, ist doch aus den jetzt vorliegenden Aktenstücken zu ersehen, daß das gesammte Ministerium mit Einschluß dieser Silberfreunde von vornherein jeden Gedanken an den Eintritt Englands in einen bimetallistischen freien Silberprägungsbund ablehnt. Zu Konzessionen, welche ohne Zweifel für den unmöglichen Fall ihrer Annahme als unwirksam sich erwiesen hätten, waren die beiden, Balfour und Chamberlain, geneigt, für die Hauptsache, auf die es ankam, sind sie nach ihrer heutigen Erklärung um keinen Preis zu haben. Das sagt noch mehr, als wir jemals früher von englischen Dispositionen in dieser Frage erfahren haben.

Außerordentlich interessant für uns Deutsche sind noch ferner zwei Punkte. In den eben veröffentlichten Dokumenten ist sowohl von Seiten der englischen Regierung wie von Seiten der indischen aus- und nachdrücklich hervorgehoben, daß sie auf keinen Fall zu einem Entschluß in dieser großen Frage sich erheben würden, ohne die Meinung des Bank- und Handelsstandes ihres Landes zu Rathe zu ziehen. Die englischen Minister hatten sich schon früher ähnlich geäußert und bekräftigten dies auch beim neuesten Anlaß. Die indische Regierung, welche gezwungen war, um sich keiner Säumniß schuldig zu machen, eine rasche Antwort nach London zu ertheilen, erklärte in derselben, sie hätte unter dem Druck dieser Eile keine Zeit gehabt, den Bank- und Handelsstand zu befragen, aber für den Fall, daß man ihre dermalige Entscheidung nicht als definitiv ansehen wollte, würde sie auf keinen Fall einen Schritt zur Abänderung des gegenwärtigen Zustandes thun, ohne vorher die Meinung dieses Standes aufs genaueste befragt zu haben. Vielleicht ist es nicht unwichtig, auf diese Einzelheit die deutsche Reichsregierung hinzuweisen, der man ehemals mit Beschlüssen aus Bauernvereinen zu Leibe zu gehen unternahm mit dem Hinweis darauf, daß der Bank- und Handelsstand als verdächtige Partei in solcher Sache nicht befragt werden dürfe.

Schließlich hat es seine pikante Seite, daß in den ganzen Verhandlungen, wie sie uns jetzt ausführlich vorliegen, von Deutschland mit keinem Worte die Rede ist. Es ist ja nicht schwer, sich zu erklären, wieso das kam; denn auch in den letzten zwischen unseren Parlamenten und Regierungen gepflogenen Verhandlungen ist schließlich selbst von der Doppelwährungspartei festgelegt worden, daß ohne Englands Mitwirkung, und zwar Mitwirkung auf gleichem Fuße, von einer Einkehr Deutschlands zum Bimetallismus nicht die Rede sein könne. Wahrscheinlich hatte man sich vorbehalten, erst nach etwaigem Gelingen des englischen Experiments an Deutschland heranzutreten. Nun hat uns wieder einmal der Verstand des englischen Volkes davor bewahrt, uns der amerikanischen Silberfreunde wegen die Köpfe zu zerbrechen und unsere wirthschaftlichen Angelegenheiten in Verwirrung zu bringen. Den Engländern, mit denen wir zur Zeit recht überflüssiger Weise, zum Theil durch unsere, zum Theil durch ihre Schuld, verzankt sind, werden wir deshalb nicht umhin können, für diese ersparten Unbilden recht dankbar zu sein. Am meisten aber — davon kann man überzeugt sein — wird die hohe deutsche Reichsregierung und ihr verehrter dermaliger Kanzler vergnügt aufseufzen, daß Dank der City von London und der indischen Regierung in Simla wieder einmal ein bitterer Kelch so schnell und so glatt an ihnen vorübergegangen ist.

Mit diesem letzten Akt schließt das Trauerspiel des internationalen Bimetallismus in fünf Aufzügen, nach

allen Regeln der Kunst. Der erste Akt spielte zu Brüssel im Jahre 1892, wo eine feierlich inszenirte Münzkonferenz sich unverrichteter Sache auf Nimmerwiedersehen vertagte. Der zweite Akt spielte in Asien, als die indische Regierung dazu schritt, ihre Münzen der Silberprägung zu verschließen. Der dritte und vierte Akt spielte in Amerika, als 1893 das sogenannte Shermangesetz, betreffend jährlichen Massenankauf von Silber, abgeschafft wurde, und 1896, als der Silberkandidat Bryan aufs Haupt geschlagen ward. Jetzt ist der Vorhang in London bei Schluß des fünften Aufzugs auf der mit Leichen bedeckten Szene niedergegangen. Was kann man mehr verlangen?

Im Jahr 1892 wurden die Vorgänge auf der Brüsseler Münzkonferenz im deutschen Reichstag besprochen. Graf Mirbach hatte als zweite Großmacht neben der deutschen Reichsregierung seinen eigenen Envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire nach Brüssel entsandt, um der deutschen Reichsregierung ein Dementi zu geben. Im Lauf der sich an diesen heiteren Vorgang knüpfenden Debatte sagte ich: „Die Herren mögen machen, was sie wollen, der Bimetallismus ist todt." So war es schon damals, und so ist es heute. Natürlich haben sie seitdem beim Beginn jedes neuen Aktes publizirt: „Seht, wie der Bimetallismus noch lebt!" — Dabei ist nur eine kleine Verwechslung unterlaufen. Natürlich, die Bimetallisten sind nicht todt, sie werden auch in Zukunft nicht aufhören zu prophezeien und zu triumphiren. Dafür kennen wir sie, aber sie mögen springen und singen, so viel sie wollen; es ist und bleibt doch so: der Bimetallismus ist todt.

L. Bamberger.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Fürsten und Presse.

Zwischen den Fürstenhäusern Baden und Hessen-Darmstadt ist dieser Tage Krieg ausgebrochen. Man wollte einen freundnachbarlichen Besuch abstatten und dieser Besuch wurde von den zärtlichen Verwandten nicht gewünscht. Eine Familiengeschichte, keine besonders erfreuliche, aber im Wesentlichen mehr privater Natur. Doch in unserer Zeit der breitesten Oeffentlichkeit giebt es nichts Privates mehr, am wenigsten an den Höfen regierender Fürsten. Die Presse sieht durch die dicksten Wände, also weshalb etwas vor der Presse verheimlichen? Theilen wir ihr lieber die ganze Geschichte brühwarm mit, am besten auf telegraphischem Wege. Und so erfährt der brave Bürger des Morgens beim Kaffee aus seiner getreuen Tageszeitung, daß Fürsten — und vor allem Fürstinnen — auch nur Menschen sind und ihre Empfindungen gegen ihre Nächsten nicht immer zu beherrschen wissen.

Was der Chor für die antike Tragödie, das ist für das moderne politische Drama die Presse. Sie repräsentirt die öffentliche Meinung, und die Akteurs auf der Bühne des öffentlichen Lebens, mögen sie auch diese öffentliche Meinung anscheinend noch so sehr verachten, sie sehen doch in ihr die höchste Instanz in der Beurtheilung ihrer Thaten. Selbst Napoleon I. — wir wußten das schon früher, und wissen es noch besser aus seinen erst jüngst veröffentlichten Briefen — war äußerst empfindlich gegen das Urtheil der Presse. Der Kanonendonner machte ihn nicht nervös, wohl aber das Gekritzel englischer Federn. Und was war die Presse damals: das Stammeln eines Kindes! Heute ist sie wie das Gebrüll des Meeres. Und deshalb wünschen gerade diejenigen, die ganz oben sich bewegen und am Deutlichsten gesehen werden, vor der Presse gut zu bestehen. Man denke sich einmal, die Presse wäre rachsüchtig und boykotirte einmal einen Kaiser oder König unserer Tage. Sämmtliche Journalisten verschwören sich, einen bestimmten Kaiser oder König überhaupt nicht mehr zu nennen. Er könnte regieren, reisen, reden, wie er wollte: kein Echo in der Presse! Der Name würde nicht genannt. Was sollte der arme Mann machen? Er müßte seine Krone niederlegen.

Diese furchtbare Macht der Presse hat auch der verstorbene — hochselig nennt man das bei Fürsten! — König Ludwig II. von Bayern zu würdigen gewußt. Der Münchener „General-Anzeiger" veröffentlichte dieser Tage drei ihm zugegangene Briefe Ludwig II. an einen ungenannten Hofrath, in denen der königliche Unwillen durch die Feder des Kabinetsekretärs drastisch zum Ausdruck kommt, weil Münchener Blätter

„sich meistens mit dem deutschen Kaiser und Kronprinzen beschäftigen, in überschwänglich lobhudelnder Weise über diese schreiben, während von Majestät nur vorübergehend oder auch gar nicht Erwähnung geschieht."

Diese königliche Verstimmung verführt Se. Majestät sogar zu der nicht sehr schmeichelhaften Vermuthung,

„daß eigens von der preußischen Regierung bezahlte Korrespondenten angestellt sind, die die Aufgabe haben, die Münchener Blätter mit solchen schädlichen Artikeln zu füllen. Majestät lassen nun an Herrn Hofrath die Frage stellen, ob es nicht möglich sei, mit Geldmitteln aus der königl. Kabinetskasse ebenfalls einige taugliche Männer anzustellen, denen die Aufgabe würde, die allerhöchste Person gebührend in der Presse zu vertreten und zu machen, daß der Name des Königs öfter, und gut klingend, von der Bevölkerung gelesen werde. Diese Männer hätten ferner dafür zu sorgen, daß allenfalls von Majestät oder vom Kabinette ausgehende Artikel in bestimmte Blätter aufgenommen würden."

So geschehen im glorreichen Jahre 1871.

Hat man der Macht der Presse aus königlichem Munde jemals ein deutlicheres Kompliment gemacht? Kann man die öffentliche Meinung nicht zu einer spontanen Kundgebung veranlassen, so läßt man es sich etwas kosten, um wenigstens den äußeren Schein der Preßhuldigung zu erzielen.

Was folgt aus diesem Allen für die Presse? Antwort: sie soll sich hüten, sich wegzuwerfen; sie soll sich nicht zum Hofklatsch hergeben: sie soll sich nicht bestechen lassen: weder durch Geld noch durch gnädiges Entgegenkommen, noch durch Nachrichten oder andere Douceurs; sie soll weder vor Königsthronen, noch vor populären Vorurtheilen katzenbuckeln. Wenn sie sich ihrer Aufgabe intellektuell und moralisch nur einigermaßen gewachsen zeigt, ist sie oberste aller Großmächte unseres öffentlichen Lebens.

Junius.

Die heutige Grundlage der deutschen Wehrkraft.

Deutschland ist heute ein Industriestaat. Selbst diejenigen, welche die Entwicklung vom Agrarstaat zum Industriestaat als ein Unglück erachten, können die Thatsache, daß sie stattgefunden hat, nicht mehr leugnen. Die Berufsstatistik von 1895 hat sie unbestreitbar bewiesen. Nach ihr gliederte sich am 14. Juni 1895 die deutsche Bevölkerung in folgendem Verhältniß in die verschiedenen Berufsabtheilungen:

		1895	1882
A.	Landwirthschaft, Gärtnerei, Thierzucht, Forstwirthschaft und Fischerei	35,74	42,51
B.	Bergbau, Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen	39,12	35,51
C.	Handel und Verkehr	11,52	10,02
D.	Häusliche Dienste (einschließlich persönliche Bedienung, Lohnarbeit wechselnder Art)	1,71	2,07
E.	Armee-, Hof-, Staats-, Gemeinde-, Kirchendienst, freie Berufsarten	5,18	4,92
F.	Ohne Beruf und Berufsangabe	6,13	4,97
		100	100

Bringt man die gesammte landwirthschaftliche 2c. Bevölkerung in Vergleich mit der zur Industrie und Handel 2c. gehörigen, so zeigt sich, daß von je 100 Personen aus den drei Berufsarten A, B und C entfielen auf

	1895	1882
A. Landwirthschaft 2c.	41,37	48,29
B. Industrie und C. Handel 2c.	58,63	51,71

Ist die Veränderung, welche diese Zahlen beweisen, ein Unglück für Deutschland?

Man kann die Wirkungen derselben nach den verschiedenen Richtungen hin ins Auge fassen. Für heute sei nur eine der Prüfung unterworfen, die Wirkung für die Kriegstüchtigkeit unseres Vaterlandes.

Es sind jetzt 8 Jahre her, seit das Buch von Georg Hansen, „Die drei Bevölkerungsstufen", auf viele Leser den Eindruck machte, als ginge Deutschland mit seiner Umwandlung in einen Industriestaat dem sicheren Verderben entgegen. Die durchaus fehlerhaften Ergebnisse dieses Buches sind in der Schrift von Robert Kuczynski, „Der Zug nach der Stadt"*), welche dieser Tage ausgegeben worden ist, dargelegt. Unter Anderem giebt Hansen der Ansicht Ausdruck, daß die städtische und mehr noch die industrielle Bevölkerung weniger brauchbare Soldaten liefere als die ländliche. Er schließt daraus: „So kann die Kriegstüchtigkeit ganzer Völker darunter leiden, wenn die Fabrikarbeiter eine bedeutende Quote der Gesammtbevölkerung auszumachen beginnen." Wenige Jahre nach dem Erscheinen der Hansen'schen Schrift, am 9. März 1892, machte Professor Sering in einer Rede im deutschen Landwirthschaftsrath auf die Gefahr aufmerksam, die in dem Zuge nach der Stadt in politisch-militärischer Hinsicht liege, da nach den Ergebnissen des Ersatzgeschäftes „die Industriestädte im Verhältnisse zu ihrer Bevölkerung weniger als ein Drittel so viel waffenfähige Männer stellen, wie die rein ländlichen Distrikte." Der Oekonomierath Schuhmacher ergänzte diese Ausführungen dahin, daß von 1000 Seelen in den Städten und Industriebezirken nur $3^{1}/_{10}$ militärtüchtige seien, von 1000 Seelen auf dem Lande 11. Beide Redner haben es unterlassen, die Quelle ihrer Berechnung näher zu bezeichnen.

Von ähnlichen Vorstellungen wie die hier wiedergegebenen war wohl die Mehrheit beider Kammern des bayerischen Landtages beherrscht, als sie anläßlich der Berathungen des Militäretats 1895/96 an die Kriegsverwaltung die Bitte richtete, „eine Statistik darüber zu veranlassen, welchen einzelnen Berufsständen der Bevölkerung die bei der alljährlichen Aushebung als militärdiensttauglich oder als untauglich befundenen angehören". Die Statistik des Militär-Ersatzgeschäftes im Jahre 1896/97 ist nunmehr dem Landtag mitgetheilt worden. Und ihre Ergebnisse? In dem Königreiche Bayern, in dem nach der Berufsstatistik von 1895 von je 100 Einwohnern noch 45,8 von der Landwirthschaft 2c. und nur 40,8 von Industrie, Handel und Verkehr leben, sind in dem Erhebungsjahre insgesammt 104 551 Militärpflichtige wirklich zur Vorstellung gelangt, von denen 41 832 der Landwirthschaft, 47 751 der Industrie, 7658 dem Handel, 6667 den sonstigen Berufsklassen und 643 der Masse der Berufslosen angehörten. Auf je 100 Vorgestellte der einzelnen Berufsabtheilungen treffen wirklich Ausgehobene bei der Landwirthschaft 26,4, der Industrie 28,4, dem Handel 22,8, den sonstigen Berufsklassen 15,7, der Masse der Berufslosen 11,8!

Das scheint alle bisherigen Annahmen über die Gefährdung unserer Kriegstüchtigkeit durch den Uebergang zum Industriestaat über den Haufen zu werfen. Indeß ich möchte mir den Nachweis der Ungefährlichkeit doch nicht zu leicht machen. Die Erhebung stellt den Beruf der Ausgehobenen fest, nicht aber den ihrer Eltern. Der Einwand liegt nahe, daß es Bauernsöhne seien, die zum Industrie- und Handelsbetrieb übergegangen, welche die Zahl der industriellen und der im Handel beschäftigten Rekruten als eine so überlegene erscheinen ließen. Man müsse daher nicht den Beruf der Ausgehobenen, sondern ihre Herkunft feststellen. Da werde sich nach wie vor die Ueberlegenheit der Landwirthschaft für die Vaterlandsvertheidigung zeigen. Zeige doch das Heeresergänzungsgeschäft, daß von je 100 endgültig Abgefertigten in den Armeekorpsdistrikten mit überwiegend agrarischen Rekrutirungsbezirken eine weit größere Zahl tauglich sei als in den Distrikten mit überwiegend Industrie und Handel treibenden Bezirken.

Die letztere Behauptung läßt sich mit dem veröffentlichten Material direkt weder beweisen noch widerlegen: denn für die einzelnen Armeekorps fehlen die Angaben, aus welchen Distrikten ihre Rekruten stammen. Vergleicht man das königlich sächsische Armeekorps mit den beiden bayerischen, so zeigt sich, daß auf 100 endgültig Abgefertigte in jenem 52,27, im ersten bayerischen Armeekorps dagegen 54,44, im zweiten 53,93 Taugliche im Jahre 1895 kamen.

Diese Ziffern sind von den oben wiedergegebenen Behauptungen Sering's und Schuhmacher's weit verschieden; erscheint doch danach der Unterschied zwischen dem industriellsten Armeekorpsdistrikte des Deutschen Reichs und den beiden agrarisch so stark durchsetzten bayerischen Distrikten recht unerheblich. Indeß angenommen, es wäre richtig, daß die Zahl der Tauglichen, die auf 100 Militärpflichtige kommen, in den Agrardistrikten weit größer sei als in den nicht agrarischen Distrikten, so würde dadurch die Kriegstüchtigkeit der deutschen Nation offenbar nur dann gefährdet, wenn diese in Folge ihres Uebergangs zum Industriestaat nunmehr nicht mehr so viel Soldaten wie als Agrarstaat zu liefern im Stande wäre. Es ist aber umgekehrt. In Folge der größeren Dichtigkeit der Bevölkerung liefern die deutschen Industrie und Handel treibenden Bezirke absolut und relativ weit mehr Rekruten als die Agrardistrikte; und zwar stammt die größere Anzahl der Rekruten der nicht agrarischen Gegenden nicht etwa aus den Agrardistrikten; die Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs veröffentlichen alljährlich für jeden Regierungsbezirk und deutschen Gliedstaat die Zahl der demselben entstammenden Rekruten. Ich habe in der beiliegenden Tabelle I berechnet, wie sich je nach dem wirthschaftlichen Charakter der einzelnen Reichstheile die Zahl der denselben entstammenden Rekruten stellt. Das Ergebniß ist wahrhaft überraschend. Nicht nur ist das Gegentheil der bisherigen Behauptungen richtig; es ist dies in einem Maße der Fall, das alle Erwartungen übertrifft. Von den 759 986 Mann welche in den drei Ersatzjahren 1893/94 bis 1895/96 in Armee und Marine eingestellt worden sind, stammen nicht weniger als 512 041 aus Gegenden mit überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung. Nicht einmal mehr ganz ein Drittel stammt aus überwiegend agrarischen Distrikten. Während im Deutschen Reiche auf 1000 □ km im Durchschnitt 468,6 ausgehobene Mannschaften treffen, wird dieser Durchschnitt in keinem einzigen überwiegend agrarischen Distrikte erreicht außer in jenen beiden (Schwarzwaldkreis und Koblenz), in denen das Uebergewicht der agrarischen Bevölkerung auf jenem Parzellenbesitz beruht, der bei unsern modernen Agrarreformern sich fast ebensolcher Abneigung wie die Industrie erfreut. Die deutsche Armee und Marine rekrutirt sich also heute zu mehr als zwei Drittel nicht aus überwiegend agrarischen, sondern aus überwiegend Industrie und Handel treibenden Distrikten!

Die Verhältnißziffern, d. h. die Durchschnittszahl der auf 1000 □ km kommenden Mannschaften, würden sich für die überwiegend agrarischen Gegenden ungünstiger, für die überwiegend Industrie und Handel treibenden noch günstiger stellen, wenn die amtliche Statistik die aus dem Regierungsbezirk Potsdam und der Stadt Berlin stammenden Mannschaften gesondert angegeben hätte. Da dies nicht geschehen, erhält die Rekrutirungsziffer Potsdam-Berlin, die sich zu einem ganz überwiegenden Theile aus Berlinern zusammen-

*) Münchener volkswirthschaftliche Studien, herausgegeben von Brentano und Lotz, 21. Stück. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.

setzt, den großen Flächeninhalt des Regierungsbezirks Potsdam zum Divisor.

Indeß die folgenden Tabellen zeigen noch ein Weiteres. Nach der herrschenden Vorstellung sind nicht nur die agrarischen Distrikte die Hauptsäule unserer Heeresstärke, sondern unter diesen gelten ganz besonders die ostelbischen Gegenden mit vorherrschendem Großgrundbesitz und die Gegenden mit vorherrschendem bäuerlichen Besitz und Anerbenrecht oder wenigstens Anerbfolge als die Grundpfeiler der deutschen Armee. Von Ministern, Parlamentariern, Professoren, Schriftstellern aller Art und Versammlungsrednern haben wir Alle das so oft vernommen, daß wir es beinahe als etwas Selbstverständliches ansehen. Und was zeigt die Wirklichkeit?

Die rein agrarischen Anerbfolgegegenden*) bleiben mit einer Durchschnittsziffer von 289,4 Ausgehobenen auf 1000 □ km am weitesten hinter der Durchschnittsziffer für das ganze Reich, nämlich 468,6, zurück. Danach folgen die ostelbischen Distrikte mit überwiegendem Großgrundbesitz. Am meisten Rekruten liefern unter den Agrardistrikten verhältnißmäßig die Gegenden des Kleinbesitzes; auch sie aber bleiben mit 449,3 Mann bis auf zwei Bezirke (Schwarzwaldkreis und Koblenz) hinter der Durchschnittsziffer des Reiches zurück.

Dabei zeigt eine nähere Betrachtung der Tabellen, daß die industriellen Distrikte um so weniger Rekruten im Durchschnitt liefern, je mehr der Großgrundbesitz oder die Anerbfolge in ihnen überwiegt. Das erstere zeigt die Tabelle II B, das zweite die Tabelle II D. Am deutlichsten tritt diese Wirkung der Anerbfolge in Oberbayern hervor; denn nicht bloß auf dem durch die zahlreichen Möser und das unfruchtbare Alpengebiet vergrößerten Flächeninhalt als Divisor beruht die erstaunlich geringe Durchschnittsziffer von 262,8; selbst wenn man für diese 2000 □ km vom Flächeninhalt in Abzug bringt, was im Vergleich zum Unland in anderen Bezirken eher zu viel ist, gelangt man nur zu einer Durchschnittsziffer von 298,5; die großen geschlossenen Höfe liefern eben im Verhältniß zu ihrem Flächenumfang so wenig Rekruten, daß der oberbayerische Durchschnitt dadurch gedrückt wird. Dasselbe wiederholt sich — wenn auch in geringerem Maße — in Mittelfranken. Erst Oberfranken, in dem das gleiche Intestaterbrecht in beträchtlicherem Maße in Uebung ist und mehr Kleinbesitz sich findet, kommt dem Reichsdurchschnitt nahe und würde ihn wohl erreichen, wenn ihm sein Antheil an der Zahl derjenigen bayerischen Rekruten, deren genauere Herkunft nicht ermittelt ist, zuerkannt würde. Die kleine Pfalz dagegen mit überwiegend industrieller Bevölkerung und gleichzeitig vorherrschendem Kleinbesitz liefert so viel Rekruten wie das dreimal größere Oberbayern.

Nun schwinden auch die Zweifel, die man etwa an der Bedeutung der dem bayerischen Landtag vorgelegten Statistik hegen könnte. Wenn diese zeigt, daß in dem Erhebungsjahr auf 11 053 der Land- und Forstwirthschaft angehörige Rekruten 15 296 Rekruten kommen, welche der Industrie und dem Handel angehören, so beziehen sich diese Angaben allerdings auf den Beruf der Rekruten selbst; sie sind aber überdies mit dem Ergebniß unserer Tabellen in Uebereinstimmung, wonach in den drei Ersatzjahren 1893/94 bis 1895/96 auf die 4 überwiegend agrarischen Kreise 38 830 Rekruten, auf die 4 überwiegend nicht agrarischen Kreise 46 485 Rekruten kamen. Selbst wenn man sämmtliche 3828 Bayern, deren Herkunft nicht genauer angegeben ist, den rein agrarischen Kreisen zurechnet, rekrutirt sich die Mehrzahl der bayerischen Mannschaften noch immer aus den überwiegend Industrie und Handel treibenden Landestheilen.*)

Als der moderne Industriebetrieb aufkam, war er rücksichtslos in der Ausdehnung der Arbeitszeit und in der Ausnutzung der Arbeitskraft von Kindern und Frauen. Damals berichtete der Generallieutenant von Horn in seinem Landwehrgeschäftsberichte**), „daß die Fabrikgegenden ihr Kontingent zum Ersatze der Armee nicht vollständig stellen könnten und daher von den Kreisen, welche Ackerbau treiben, übertragen werden." Er erwähnt dabei „des Uebelstands, daß von den Fabrikunternehmern sogar Kinder in Masse des Nachts zu den Arbeiten benutzt werden". Das wurde der Ursprung der preußisch-deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung. Ihre Wirkungen liegen nun offenbar. Jener Regierungsbezirk, welcher dem rheinischen Provinziallandtag den ersten Anlaß zur Beschwerde über allzu rücksichtslose Ausnutzung der Kinderarbeit an den König gab, der Regierungsbezirk Düsseldorf, liefert heute 1696,7 Rekruten auf 1000 □ km gegen 341,7 Rekruten, welche die Kreise, welche überwiegend Ackerbau treiben, im Durchschnitt liefern. Herr von Horn würde heute zu berichten haben, daß die Ackerbaudistrikte ihr Kontingent zum Ersatz der Armee nicht vollständig stellen und daher von den Fabrikgegenden übertragen werden; dies aber nicht etwa, weil das Kontingent der überwiegend agrarischen Distrikte zurückgegangen wäre, sondern weil das der überwiegend industriellen Distrikte sich so sehr gesteigert hat.

Also die Vorstellung, welche aus der Zeit des Generallieutenants von Horn (1828) stammt und die leider für Dezennien zutreffend war, muß der umgekehrten Platz machen. Indeß ist kein Grund vorhanden, sich bei der bisherigen Anwendung des Mittels, das diese Besserung gebracht hat, zu beruhigen. In seinem instruktiven Buche „La Fatigue" begründet Mosso***) die Erfahrungen, welche die Nationalökonomie mit übermäßiger Arbeitsdauer und mit schonungsloser Ausnutzung der Kinder- und Frauenarbeit gemacht hat, physiologisch. Sein Ergebniß ist: „Der menschliche Organismus wird, wenn er bereits ermüdet ist, durch die Arbeit mehr angestrengt, eben weil die Muskeln, welche bei ihrer normalen Thätigkeit ihre gewöhnliche Energie bereits verausgabt hatten, sich genöthigt sehen, zur Hervorbringung neuer Arbeitslieferung ihre Reservekraft in Anspruch zu nehmen". „Der ermüdete Arbeiter, der weiter arbeitet, erzeugt nur einen geringen Nutzeffekt auf Kosten seines Organismus, und es ist nöthig, die Ruhepausen zu verlängern, um eine Wiedererneuerung seiner Kräfte herbeizuführen." „Die Sterblichkeit der Kinder der Armen ist größer als die der Wohlhabenden, und wenn sie überleben, wird ihr Wachsthum verkümmert, weil sie die Folgen der Ermüdung tragen, unter der ihre Mütter während ihrer Schwangerschaft gelitten haben." Hier haben wir einerseits die Folgen zu großer Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft; in den Wirkungen der Arbeiterschutzgesetzgebung, wie sie uns die Rekrutirungsstatistik zeigt, erkennen wir das Mittel, das ihnen mit Erfolg entgegentritt. Aber wenn auch schon die ärgsten Mißstände beseitigt sind, noch immer kommen im überwiegend agrarischen Distrikte des 1. Armeekorps (Königsberg) im Jahre 1895 auf 100 endgültig Abgefertigte 68 Taugliche, in dem des schlesischen Armeekorps nur 46,25 Taugliche. Da zeigen sich noch Unterschiede, die wohl nicht allein aus Rassenverschiedenheit erklärt werden

*) Aus Tabelle II geht hervor, daß der mittlere (bäuerliche) Besitz (10 bis 100 ha) in allen Gegenden Deutschlands mindestens 25 Proz. der landwirthschaftlichen Fläche einnimmt. Dem entsprechend sind in derselben als Gegenden des Großgrundbesitzes diejenigen bezeichnet, in denen dieser mehr als 25 Proz., als Gegenden des mittleren Besitzes diejenigen, in denen dieser mehr als 60 Proz., und als Gegenden des Kleinbesitzes diejenigen, in denen dieser mehr als 50 Proz. der landwirthschaftlichen Fläche einnimmt.

*) In einer Zeitung, die weite Verbreitung hat, finde ich anknüpfend an die dem bayerischen Landtag vorgelegte Statistik die Bemerkung: „Allerdings ist die Ernährung der kleinbäuerlichen Bevölkerung in Bayern meist sehr dürftig." Ein klassischer Ausdruck des in dieser Frage weit verbreiteten Vorurtheils! Nicht die kleinbäuerliche Bevölkerung (Unterfranken, Oberfranken, Pfalz) liefert die geringste Rekrutenzahl oder verhältnißmäßig zu wenig Rekruten, sondern die bäuerliche Bevölkerung Oberbayerns, Niederbayerns, Schwabens, der Oberpfalz, an deren guter Ernährung und Körperkraft auch der Verfasser der gedachten Bemerkung kaum zweifeln dürfte.

**) Vergl. Anton, Geschichte der preußischen Fabrikgesetzgebung, S. 32.

***) Mosso, La Fatigue intellectuelle et physique. 2 ed. Paris 1896.

können. Die weitere Ausbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung und ihre strenge Durchführung ist das Mittel, um die letzten Besorgnisse, die sich an den Uebergang Deutschlands zum Industriestaat knüpfen, zu beseitigen.

Anlagen:

I. Berufsvertheilung und Wehrkraft.

Als agrarische Distrikte werden im Folgenden nicht erst diejenigen behandelt, in denen die Mehrzahl der Personen von der Landwirthschaft lebt; es wird vielmehr von den in häuslichen Diensten (einschließlich persönlicher Bedienung) auch Lohnarbeit wechselnder Art, im Militär-, Hof-, bürgerlichen und kirchlichen Dienst, sowie in den sog. freien Berufsarten Thätigen, sowie von den Personen ohne Beruf und Berufsangabe vollständig abgesehen. Als agrarische Distrikte gelten im Folgenden diejenigen, in denen von 1000 in Landwirthschaft 2c., Bergbau und Industrie, Handel und Verkehr Erwerbsthätigen mehr als die Hälfte in der Landwirthschaft, Gärtnerei und Thierzucht, Forstwirthschaft und Fischerei im Hauptberufe thätig sind. Als nicht agrarische Distrikte gelten diejenigen, in denen die in Industrie und Handel Erwerbsthätigen mehr als die Hälfte bilden. Das Absehen von den Berufsabtheilungen D. E. und F. unserer Berufsstatistik läßt also die agrarische Bevölkerung stärker hervortreten, als es ihrem Verhältniß zur Gesammtbevölkerung entspricht.

Die Distrikte sind geordnet nach dem Maße, in dem die in der Landwirthschaft Erwerbsthätigen unter den in Landwirthschaft, Industrie und Handel Erwerbsthätigen überwiegen.

Die Angaben über die in den Ersatzjahren 1893/94 bis 1895/96 ausgehobenen Mannschaften sind den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reichs 1894, Heft 4 S. 7—9, 1895 Heft 4 S. 47—49, 1896 Heft 3 S. 105 bis 107, wo diese Mannschaften nach ihrer Herkunft verzeichnet sind, entnommen.

A. Staaten und Landestheile mit überwiegender agrarischer Bevölkerung.

Staaten und Landestheile	Auf 1000 in Landwirthschaft, Industrie und Handel Erwerbsthätige kommen Erwerbsthätige in der Landwirthschaft	Flächeninhalt in □ km (mit Ausschluß der Meerestheile)	In den Ersatzjahren 1893/94, 1894/95 u. 1895/96 sind in die deutsche Armee und Marine eingestellt worden	Auf 1000 □ km treffen im Durchschnitt dieser Jahre ausgehobene Mannschaften
1. Gumbinnen	757,2	15877,49	16060	337,2
2. Marienwerder	719,3	17563,40	16531	313,7
3. Köslin	715,1	14026,27	10066	239,2
4. Sigmaringen	715,0	1142,3	1087	317,2
5. Niederbayern	700,8	10756,6	10912*)	338,1**)
6. Posen	692,6	17511,75	23311	443,7
7. Königsberg	656,5	21109,52	24161	381,5
8. Bromberg	655,4	11450,42	9772	284,5
9. Oberpfalz	643,8	9656,6	9641*)	332,8**)
10. Osnabrück	610,4	6204,83	4347	233,5
11. Unterfranken	603,8	8401,4	8808*)	349,5**)
12. Jagstkreis	597,3	5139	5713*)	370,3**)
13. Schwaben	585,9	9819,3	9469*)	321,4**)
14. Waldeck	579,5	1121,0	819	243,5
15. Mecklenbg.-Schwerin	579,3	13126,9	9979	253,4
16. Aurich	566,5	3107,44	3399	346,6
17. Danzig	565,0	7952,58	10296	431,6
18. Mecklenburg-Strelitz	562,9	2929,5	1614	183,6
19. Stade	560,4	6786,85	1620	226,9
20. Stralsund	559,3	4010,16	3811	316,8
21. Lüneburg	555,3	11342,62	5742	168,7
22. Donaukreis	553,1	6265	6917*)	368,0**)
23. Schwarzwaldkreis	536,1	4773	6940*)	484,7**)
24. Oldenburg	518,6	6127,2	4942	256,3
25. Frankfurt a/O.	505,6	19195,81	20547	356,7
26. Koblenz	505,4	6204,70	10828	581,7
Dazu ohne genauere Angabe des Landestheils:				
Aus Bayern			3828	
Aus Württemberg			3785	
Im Ganzen		241901,64	247945	341,7

B. Staaten und Landestheile mit überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung.

Staaten und Landestheile	Auf 1000 in Landwirthschaft, Industrie und Handel Erwerbsthätige kommen Erwerbsthätige in der Landwirthschaft	Flächeninhalt in □ km (mit Ausschluß der Meerestheile)	In den Ersatzjahren 1893/94, 1894/95 u. 1895/96 sind in die deutsche Armee und Marine eingestellt worden	Auf 1000 □ km treffen im Durchschnitt dreier Jahre ausgehobene Mannschaften
27. Stettin	496,4	12075,58	13596	375,3
28. Elsaß-Lothringen	492,9	14507,1	22749	522,7
29. Oberfranken	488,7	6998,8	9813*)	467,3**)
30. Baden	486,6	15081,0	26797	592,3
31. Minden	483,4	5257,08	9224	584,8
32. Kassel	475,4	10077,70	13067	432,2
33. Liegnitz	457,7	13607,67	16576	406,0
34. Oberbayern	453,2	16725	13190*)	262,8**)
35. Münster	450,3	7252,32	8274	380,3
36. Schleswig	439,7	19001,8	19727	346,1
37. Sachsen-Weimar	439,3	3615,3	5455	503,0
38. Oppeln	434,8	13218,82	24262	611,8
39. Mittelfranken	423,6	7578,9	10352*)	455,3**)
40. Hessen	418,0	7681,8	15033	652,3
41. Neckarkreis	414,4	3327	9001*)	901,8**)
42. Trier	413,7	7183,08	11353	526,8
43. Pfalz	411,2	5927,9	13130*)	747,3**)
44. Lippe	408,7	1215,2	2417	663,0
45. Breslau	408,5	13480,57	23902	591,0
46. Schw.-Sondershausen	403,0	862,0	1102	426,1
47. Hildesheim	393,3	5316,25	7102	445,3
48. Magdeburg	375,1	11504,16	13842	401,1
49. Hannover	373,5	5715,94	8095	472,1
50. Merseburg	372,5	10208,58	17000	555,1
51. Schaumburg-Lippe	366,8	340,2	668	654,5
52. Schwarzb.-Rudolstadt	357,9	940,8	1306	462,1
53. Sachsen-Meiningen	350,5	2468,1	3509	473,9
54. Sachs.-Coburg-Gotha	345,2	1958,0	3290	560,1
55. Erfurt	338,4	3529,94	7211	680,9
56. Braunschweig	333,7	3672,2	5321	483,0
57. Aachen	331,7	4154,72	8639	693,1
58. Wiesbaden	330,6	5614,74	12934	767,9
59. Sachsen-Altenburg	308,8	1323,7	2538	639,1
60. Anhalt	303,2	2294,4	3749	544,7
61. Bautzen	296,6	2458	4440*)	602,1**)
62. Köln	279,5	3977,05	11620	973,9
63. Reuß jüng. Linie	222,4	825,7	1598	645,1
64. Dresden	186,0	4345	10432*)	800,3**)
65. Leipzig	185,2	3548	9352*)	878,6**)
66. Potsdam-Berlin	177,6	20704,09	32855	529,0
67. Reuß ält. Linie	165,3	316,4	897	945,0
68. Arnsberg	157	7696,18	19391	839,9
69. Düsseldorf	143,6	5472,53	27855	1696,7
70. Lübeck	142,9	297,7	1086	1216,0
71. Zwickau	125,0	4639	15635*)	1123,4**)
72. Bremen	72,9	256,7	2468	3201,8
73. Hamburg	44,8	415,0	5989	4810,4
Dazu ohne genauere Angabe: Aus Königr. Sachsen			4199	
Im Ganzen		298068,55	512041	571,5

*) Diese Ziffern sind nicht genau; sie dürften sich für jeden Bezirk um eine Kleinigkeit höher stellen, indem in den genannten 3 Ersatzjahren in Bayern 3828, in Württemberg 3785 und im Königreich Sachsen 4199 Mannschaften ohne genauere Angabe des Landestheils der Herkunft eingestellt worden sind.

**) Aus dem eben angegebenen Grunde dürften sich die Durchschnittszahlen für die einzelnen Distrikte in der letzten Ziffer um eine Kleinigkeit höher stellen. — Die Zutheilung der 4199 Mannschaften aus dem Königreiche Sachsen, deren genauere Herkunft nicht angegeben ist, erfolgte naturgemäß zu den Staaten und Landestheilen mit überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung, da sämmtliche sächsische Landestheile eine überwiegend nicht agrarische Bevölkerung aufweisen; umgekehrt wurden die Mannschaften aus den Königreichen Bayern und Württemberg der Tabelle, welche die Landestheile mit überwiegend agrarischer Bevölkerung enthält, zugerechnet; es geschah dies, obwohl in Württemberg von 4 Bezirken nur 3, in Bayern von 8 Bezirken gar nur 4 eine überwiegend agrarische Bevölkerung aufweisen, und obwohl die 4 nicht überwiegend agrarischen Kreise Bayerns zusammen mehr Mannschaften liefern als die 4 agrarischen — lediglich um jedweden Einwand einer Begünstigung der nicht agrarischen Kreise in dieser Darstellung vollständig auszuschließen. Eher läßt sich jetzt allerdings von einer zu großen Rekrutenangabe für die agrarischen Bezirke reden.

II. Grundbesitzvertheilung*) und Wehrkraft.

Staaten und Landestheile	Auf 1000 □ km treffen im Durchschnitt der Ersatzjahre 1893/94, 1894/95, 1895/96 ausgehobene Mannschaften	Von je 100 ha der landwirthschaftlichen Fläche kommen ha auf die Betriebe der Größenklasse von: unter 1 ha	1 bis 10 ha	10 bis 100 ha	100 ha u. mehr	Auf 1000 in Landwirthschaft, Industrie und Handel Erwerbsthätige kommen Erwerbsthätige in Industrie und Handel
A. Gegenden mit starkem Großgrundbesitz und überwiegend agrarischer Bevölkerung.						
1. Mecklenb.-Strelitz	183,6	2,3	4,5	32,2	61,0	437,1
2. Köslin	239,2	1,3	11,4	29,8	57,5	284,9
3. Mecklenb.-Schw.	253,4	2,2	6,9	31,0	59,9	420,7
4. Bromberg	281,5	1,3	7,8	33,7	57,2	344,6
5. Marienwerder	313,7	1,2	8,2	40,3	50,3	280,7
6. Stralsund	316,8	1,2	4,6	18,1	76,1	440,7
7. Gumbinnen	337,2	1,1	11,6	55,6	31,7	242,8
8. Frankfurt	356,7	2,0	17,8	43,3	36,9	494,4
9. Königsberg	381,5	1,0	7,6	47,9	43,5	343,5
10. Danzig	431,6	1,5	11,0	47,1	40,4	435
11. Posen	443,7	1,3	12,9	31,6	54,2	307,4
B. Gegenden mit starkem Großgrundbesitz und überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung.						
12. Stettin	375,3	1,4	10,7	37,4	50,5	503,6
13. Magdeburg	401,1	3,2	15,3	49,9	31,6	624,9
14. Liegnitz	406,0	1,7	27,4	41,1	29,8	542,3
15. Potsdam u. Berlin	529,0	1,9	10,1	52,1	35,9	822,4
16. Anhalt	544,7	4,4	18,6	42,0	35,0	696,8
17. Merseburg	565,1	2,9	19,3	52,0	25,8	627,5
18. Breslau	591,0	1,3	21,2	37,0	40,5	591,5
19. Oppeln	611,8	2,8	31,9	33,7	31,6	565,2
C. Gegenden mit überwiegendem mittlerem Grundbesitz und überwiegend agrarischer Bevölkerung. (Alles Gegenden mit Anerbfolge.)						
20 Lüneburg	168,7	2,3	19,1	71,5	7,1	444,7
21 Stade	226,9	1,9	26,6	67,1	4,4	439,6
22. Osnabrück	233,5	2,5	41,9	51,6	1,0	329,6
23. Waldeck	243,5	2,6	27,7	58,6	11,1	420,5
24. Oldenburg	256,3	1,8	29,0	65,8	3,4	481,4
25. Schwaben	321,4	0,9	41,7	55,5	1,9	414,1
26. Oberpfalz	332,8	1.1	29,0	66,7	3,2	356,2
27. Niederbayern	338,1	0,9	26,6	71,2	1,3	299,2
28. Aurich	346,6	1,9	20,3	74,8	3,0	433,5
29. Donaukreis	368,0	1,7	36,3	60,3	1,7	446,9
30. Jagstkreis	370,3	2,4	41,8	54,0	1,8	402,7
D. Gegenden mit überwiegendem mittlerem Grundbesitz und überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung.						
31. Oberbayern	262,8	0,6	24,0	72,5	2,9	546,8
32. Schleswig	346,1	0,8	10,6	72,2	16,4	560,3
33. Münster	380,3	2,5	29,1	66,2	2,2	549,7
34. Schw.-Sondersh.	426,1	3,9	34,8	43,1	18,2	573,9
35. Kassel	432,2	4,0	36,4	50,5	9,1	524,6
36. Hildesheim	445,3	5,4	30,8	47,6	16,2	554,7
37. Mittelfranken	455,3	1,7	35,1	61,7	1,2	576,4
38. Schw.-Rudolstadt	462,1	6,0	39,1	43,0	11,6	642,1
39. Oberfranken	467,3	2,0	39,2	57,8	1,0	511,3
40. Hannover	472,1	3,5	30,4	58,2	7,9	626,5
41. Meiningen	473,9	4,6	40,9	45,8	8,7	649,5
42. Braunschweig	483,0	5,2	21,8	55,1	17,9	666,8
43. Sachsen-Weimar	503,0	2,6	34,0	51,4	12,0	560,7
44. Sachs.-Cob.-Gotha	560,1	4,2	34,8	49,5	11,5	654,8
45. Minden	584,8	4,5	35,5	51,8	8,2	516,6
46. Bautzen	602,1	4,4	32,2	46,7	16,7	713,4
47. Sachsen-Altenburg	639,1	2,5	25,1	64,9	7,5	691,2
48. Reuß, jüng. Linie	645,1	3,1	30,6	56,5	9,8	777,6
49. Schaumburg-Lippe	654,5	6,7	34,6	53,7	5,0	633,2
50. Lippe	663,0	8,3	29,4	54,3	8,0	391,3
51. Erfurt	680,9	4,5	36,5	43,8	15,2	661,6
52. Dresden	800,3	2,6	23,0	61,3	13,1	814,0
53. Arnsberg	839,9	5,9	35,5	51,2	4,4	813,0
54. Leipzig	878,6	2,5	17,4	60,7	19,4	814,8
55. Reuß, ä. L.	945,0	3,1	30,9	56,7	9,3	834,7
56. Zwickau	1123,4	3,1	33,4	55,4	8,1	875,0
57. Lübeck	1216,0	2,8	8,8	67,6	20,8	857,1
58. Düsseldorf	1696,7	6,3	33,3	57,5	2,9	856,4
59. Bremen	3201,8	4,8	22,4	72,8	—	927,1
60. Hamburg	4810,4	4,2	13,7	71,5	10,6	955,2
E. Gegenden mit überwiegendem Kleinbesitz und überwiegender agrarischer Bevölkerung.						
61. Sigmaringen	317,2	1,9	52,1	43,4	2,6	285,0
62. Unterfranken	349,5	2,6	52,2	41,3	3,9	396,2
63 Schwarzwaldkreis	484,7	6,3	73,0	18,8	1,9	463,9
64. Koblenz	581,7	6,0	71,0	22,2	0,8	494,6
F. Gegenden mit überwiegendem Kleinbesitz und überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung.						
65. Elsaß-Lothringen	522,7	5,0	51,8	35,9	7,3	507,1
66. Trier	526,8	4,3	57,9	36,0	1,8	586,3
67. Baden	592,3	4,6	62,3	31,3	1,8	513,4
68. Hessen	652,3	4,9	54,4	35,8	4,9	582,0
69. Aachen	693,1	4,3	52,6	40,3	2,8	668,3
70. Pfalz	747,3	5,8	60,9	31,0	2,3	588,8
71. Wiesbaden	767,9	5,4	73,5	19,0	1,8	669,4
72. Neckarkreis	901,8	7,6	74,5	15,0	2,9	585,6
73. Köln	973,9	6,0	50,5	38,0	5,5	720,5

*) Die Ziffern über die Grundbesitzvertheilung mußten der Berufsstatistik von 1882 entnommen werden, da die Ziffern der Berufsstatistik von 1895 für die einzelnen preußischen Regierungsbezirke z. Z. noch nicht veröffentlicht sind. Soweit die Berufsstatistik von 1895 veröffentlicht ist, zeigt sie indeß so wenig Veränderungen gegen die Ziffern von 1882, daß angenommen werden kann, daß eine Veränderung in der Vertheilung der einzelnen Staaten und Landestheile unter die Rubriken Großbesitz, mittlerer Besitz und Kleinbesitz seit 1882 nicht eingetreten ist. Für unseren Zweck genügt also die Statistik von 1882.

III. Uebersicht der Ergebnisse.

	Flächeninhalt in □ km (mit Ausschluß der Meerestheile)	In den Ersatzjahren 1893/94, 1894/95, 1895/96 sind in die deutsche Armee und Marine eingestellt worden	Auf 1000 □ km treffen im Durchschnitt dieser Jahre ausgehobene Mannschaften
Deutsches Reich	540 570,19	759 986	468,6
Staaten und Landestheile mit überwiegend agrarischer Bevölkerung	241 901,64	247 945	341,7
Staaten und Landestheile mit überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung	298 668,55	512 041	571,5
Gegenden des Großgrundbesitzes mit überwiegend agrarischer Bevölkerung	144 753,80	146 148	336,5
Gegenden des Großgrundbesitzes mit überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung	97 093,87	145 782	500,5
Gegenden des mittleren Grundbesitzes mit überwiegend agrarischer Bevölkerung und Anerbfolge	76 623,41	66 521	289,4*)
Gegenden des mittleren Grundbesitzes mit überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung	134 110,34	234 994	581,1*)
Gegenden des Kleinbesitzes mit überwiegend agrarischer Bevölkerung	20 521,40	27 663	449,3*)
Gegenden des Kleinbesitzes mit überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung	67 454,34	131 256	648,6*)

*) Diese Durchschnittsziffern dürften sich in der einen oder anderen Rubrik um eins oder zwei in der letzten Zifferstelle erhöhen, wenn es möglich wäre die 3828 Bayern, deren genauere Herkunft unbekannt ist, auf die einzelnen bayerischen und die in gleicher Lage befindlichen 3785 Württemberger auf die württembergischen Kreise richtig zu vertheilen. Die 4199 Sachsen, deren genauere Herkunft unbekannt ist, wurden naturgemäß den Gegenden des mittleren Grundbesitzes mit überwiegend Industrie und Handel treibender Bevölkerung zugezählt.

München. Lujo Brentano.

Die Newyorker Mayorswahl.

Vor einigen Wochen haben wir bereits in diesen Blättern — Jahrgang XIV, Nr. 48 — auf die interessanten, für die Entwicklung der amerikanischen Demokratie so außerordentlich charakteristischen Vorgänge hingewiesen, welche sich anläßlich der bevorstehenden Wahl eines Bürgermeisters für Greater Newyork, d. h. für die aus Brooklyn und Newyork gebildete Dreimillionenstadt, abspielen. Der weitere Verlauf der Wahlkampagne, die am nächsten Dienstag ihr Ende erreicht, verlohnt sich einer erneuten Betrachtung: es ist der Aufstand der patriotischen Bürger gegen den Parteiterrorismus.

Das Boßunwesen stellt die schlimmste Seite in dem politischen Leben der großen transatlantischen Republik dar. Der Boß, der Parteichef, der es verstanden hat, eine willenlose Gefolgschaft um sich zu sammeln, der es verstanden hat, sich einen tüchtigen Wahlapparat zu schaffen, und der die nöthige Skrupellosigkeit besitzt, um vor keiner Verlogenheit und keinem Vertrauensbruch zurückzuschrecken, ist in den Vereinigten Staaten eine wahre Landplage geworden. Insbesondere in den großen Städten herrschen solche Parteiführer mit einer Rücksichtslosigkeit und einer Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Wohl, wie es kein orientalischer Despot riskiren dürfte.

In Newyork ist dieses Boßunwesen zur höchsten Blüthe entwickelt, und zwar innerhalb beider großen politischen Parteien; in der Partei der Demokraten ebenso wie in der Partei der Republikaner. Das Instrument für den demokratischen Boß ist Tammany Hall; in diesem städtischen Bezirksverein sind seit vielen Jahren die abgefeimtesten Demagogen ausgebildet. Der Chef dieser demokratischen Prätorianer ist gegenwärtig ein gewisser Croker, Irländer von Geburt, ein verwegener politischer Abenteurer, der durch die Beschäftigung mit der Politik reich geworden ist und die Wahlmache auf das gründlichste kennt. Er hat für die Bürgermeisterwahl, bei der es sich um ein riesiges Stück Einfluß und Beute handelt, einen Richter Namens A. van Wyck aufgestellt, einen Mann von einer gewissen äußeren Respektabilität, der aber als Bürgermeister nur eine Kreatur Croker's sein würde. Um möglichst viele Stimmen auf seine Seite zu bringen, hatte Croker die anscheinende Schlauheit begangen, seine Sache nicht mit dem Bryanismus zu verquicken, seinen Kandidaten vielmehr bloß „on local issues" laufen zu lassen; aber dieser Schachzug mißglückte. Die Bryan-Demokratie, die noch an dem alten Silberschwindel festhält, stellte Henry George, den bekannten Bodenreformer, neben dem Kandidaten Croker's auf, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Henry George dem Kandidaten von Tammany Hall manche zehntausend Stimmen abspenstig machen wird. In der Wahlbewegung ist Henry George naturgemäß auch bemüht gewesen, seine Unabhängigkeit von der demokratischen Parteimaschine in helles Licht zu rücken: er repräsentirt deshalb gleichfalls in gewissem Grade die Rebellion gegen die Parteityrannei.

Im Lager der Republikaner war der Verlauf der Dinge aber noch erheblich interessanter. Dort trat zuerst ein unabhängiger Kandidat auf das Wahlfeld, Seth Low, Präsident der Columbia-Universität in Newyork, anerkanntermaßen einer der besten öffentlichen Männer, welche die Vereinigten Staaten aufzuweisen haben. Er war bereits mehrere Jahre Mayor von Brooklyn, er ist noch jung, energisch, finanziell völlig unabhängig, von makellosem Rufe und von unanfechtbarer Integrität des Charakters. Er ist ein schlechthin idealer Kandidat für den Posten, der hier in Frage kommt!

Der Gedanke, diesen Mann an die Spitze der riesigen Verwaltung der größten Stadt der neuen Welt zu stellen, riß deshalb auch alle vorurtheilslosen und patriotischen Männer mit sich fort. Nicht bloß in den Kreisen der Mugwumps, der von den beiden großen Parteien des Landes unabhängigen Politiker, fand diese Kandidatur sofort begeisterten Anklang, sondern auch die besten Elemente der demokratischen und der republikanischen Partei strömten ihr zu. Es wurde eine Petition zur Nominirung von Low in Umlauf gesetzt, die es nach und nach auf 135 000 Unterschriften brachte. Es bildete sich zu seiner Unterstützung eine Citizens Union, eine Vereinigung von Bürgern, welche alsdald die politische Elite von Newyork und Brooklyn umfaßte. Die angesehensten Zeitungen — die „Times", die „Evening Post", die republikanische „Tribune", die „Newyorker Staatszeitung" und andere — begünstigten Low's Kandidatur. Was es an angesehenen Männern deutscher Nationalität in Newyork und Brooklyn gibt — Karl Schurz an der Spitze — stellte sich ebenfalls nachdrücklich auf Low's Seite.

Aber der republikanische Boß, Thomas C. Platt, fühlte sich durch diese unabhängige Handlung patriotischer Männer, unter denen sich zahlreiche Vertrauensmänner seiner eigenen Partei befanden, aufs äußerste in seinem Einflusse bedroht. Was fragte er nach dem Wohle des Landes oder der Stadt! Für ihn existirte lediglich das Wohl und Wehe der Parteimaschine. Es war nicht leicht, gegen einen so starken Kandidaten, wie Low, der obendrein zur republikanischen Partei sich rechnet, aufzukommen, aber Platt's Parteitrabanten erwiesen sich als zuverlässig: die Parteimaschine setzte sich in fieberhafte Thätigkeit, und es gelang Platt's unbedingter Gefolgschaft, die Nomination eines Platt sehr nahe stehenden Mannes, des Generals Benjamin F. Tracy, durchzusetzen. Tracy ist Mitinhaber einer Advokatenfirma, an der auch die Familie Platt betheiligt ist; ein im übrigen durchaus achtbarer Mann, der aber schwach genug war, dem Drängen Platt's nachzugeben. Tracy's Kandidatur wurde gleich mit dem Bemerken vorgeschoben, daß die republikanische Maschine bereit sei, diesen Kandidaten wieder zurückzuziehen, wenn die freie Vereinigung, die sich um Seth Low geschaart hat, ihren Kandidaten ebenfalls zurückziehen würde. Es sollte dann ein gemeinschaftlicher Kandidat aufgestellt werden und — die Ehre des Boß Platt war gerettet.

Auf diesen Handel ließ sich die Citizens' Union aber nicht ein, Seth Low blieb fest, und so sind denn vier Kandidaten im Felde: ein Kandidat von Tammany Hall, ein Kandidat des Boß Platt, der Bryan-Demokrat Henry George und der Kandidat der unabhängigen Bürger Seth Low. Der Wahlkampf ist von Tag zu Tag erbitterter geworden, und insbesondere Mr. Platt kennt nur das eine Ziel: zu verhindern, daß Seth Low gewählt wird. „Anything to beat Low" — „es ist alles einerlei, wenn nur Low geschlagen wird" — so bezeichnete vor einigen Tagen Karl Schurz in einer großen Wählerversammlung das Bestreben Platt's.

Tracy, der Kandidat der republikanischen Maschine, hat kaum irgend eine Aussicht durchzudringen, aber er kann vielleicht verhindern, daß Low gewählt wird. Man muß berücksichtigen, daß die relative Stimmenmehrheit entscheidet, es gibt keine Stichwahlen. Je mehr Stimmen durch die Kandidatur Tracy dem Republikaner Seth Low entzogen werden, um so größer ist die Aussicht, daß der Kandidat der demokratischen Maschine ans Ruder kommt. Platt und Croker, die beiden Bosses, werden sich schon in irgend einer Weise vertragen; wird nur der Kandidat einer Parteimaschine gewählt, so bedeutet das den Sieg eben der Maschine, und man kann später vor das Volk hintreten und sagen: „Seht Ihr wohl, nur wenn Ihr Euch der Maschine anvertraut, so kann ein Sieg erfochten werden!" Es steht das Prestige der Parteimaschinen in Frage — das weiß Croker so gut wie Platt — und deshalb wünschen sie sich gegenseitig, wenn sie ihre Kräfte auch nicht offen vereinigen dürfen, recht herzlich den Sieg, falls sie ihn nicht an den eigenen Kandidaten fesseln können. Nur nicht Seth Low, nur nicht Henry George, alles Uebrige ist nebensächlich!

Es ist unmöglich, vorauszusagen, wie die Wahl schließlich ausfallen wird. Das Resultat der Wahl ist für uns Europäer auch nicht einmal so interessant wie der Verlauf der Wahlbewegung. Das entsittlichende Treiben der Parteimaschinen, das gewissenlose Unterordnen der Interessen

des Landes unter die Interessen der Fraktion, tritt hier mit einer solchen schamlosen Nacktheit hervor, daß in diesen Vorgängen ein Beitrag zur Pathologie moderner Demokratien geliefert wird, wie er so drastisch nicht oft vorkommt.

Th. Barth.

Shakspere und kein Ende.

Die Gaben der deutschen Shakspere-Gesellschaft kommen unter der vortrefflichen Leitung F. A. Leo's alljährlich in Gestalt von schönen, inhaltreichen Bänden, regelmäßig wie Geburtstagsgeschenke in liebevollen Familien. Man erwartet sie nicht gerade mit besonderer Spannung, denn die sensationellen Entdeckungen auf dem Gebiete der Shakspere-Forschung hat die deutsche Shakspere-Gesellschaft wohlweislich den Herren Preyer und Bormann überlassen. Aber wer mit zu dem Ameisenstaate gehört, in welchem diese Art von Kleinarbeit verrichtet wird, der findet immer etwas Neues, oft Ueberraschendes, macht hie und da sogar eine wirkliche Entdeckung. Die wenigsten Leute selbst in der kleinen Gemeinde derer, die sich jahraus, jahrein mit englischer Litteraturgeschichte befassen, sind im Stande, die mannigfaltigen Gerichte, welche so ein Jahrbuch auftischt, auf einmal zu genießen, ein solches Aufnahmevermögen ist überaus selten zu finden. Man liest, was einen im gegebenen Zeitpunkte gerade besonders interessirt und hebt das Uebrige auf für einen geeigneteren Moment. Shakspere-Forschung muß nicht gerade warm genossen werden. Und selbst wenn einer sich ausschließlich mit dem großen Dichter beschäftigt, was akademische Lehrer oft thun müssen und Georg Brandes aus freien Stücken in den letzten Jahren gethan hat, so bietet das Jahrbuch in seiner Vielseitigkeit immer noch mehr als das sorgfältigste Kollegium und die reichhaltigste Monographie auch nur zu berühren vermögen, denn das Jahrbuch berücksichtigt in gleicher Weise die reine Forschung wie die praktischen Bedürfnisse der Shakspere-Bühne in unserer eigenen Zeit, im Jahrbuch kommen die Gelehrten mit ihren abstraktesten Grübeleien, aber auch die Männer der konkreten Wünsche, die Dramaturgen, zum Wort. Der Interessenkreis der deutschen Shakspere-Gesellschaft ist so groß, daß sich das Interesse eines Einzelnen niemals mit ihm zu decken vermag.

Das ist der Standpunkt desjenigen, der mit zu dem Ameisenstaate gehört. Aber die Shakspere-Gesellschaft ist nicht allein für die kleine Schaar von Eingeweihten vorhanden, und es verlohnt sich der Mühe, die Frage zu stellen, wie sich die Aufnahme gestaltet, welche das Jahrbuch von Seiten gebildeter Laien erfährt. Es handelt sich natürlich nur um jene, welche überhaupt auf den Eindruck, den die gelehrten Abhandlungen auf sie machten, wahrnehmbar reagirten; die Leute, welche mit ehrfürchtiger Scheu in den stattlichen Bänden blätterten und sie dann mit respektvoller Theilnahmlosigkeit wieder zurückgaben, kommen ja nicht in Betracht. Der Erste, an welchem ich das Experiment machte, ist ein junger Dichter. Er stellte mir die Bände der letzten zwei Jahre schon nach wenigen Tagen in höchster Entrüstung zurück; von seiner stürmischen Schaffenskraft wurde die ganze Shakspere-Forschung wie eine persönliche Beeinträchtigung empfunden; Biographie, Chronologie, Quellenstudium, Stilfragen, Metrik — er wies Alles in Bausch und Bogen mit ungeduldigem Ingrimm zurück.

„Welch eine unerquickliche Gesellschaft, diese Männer, welche ihrer eigenen Zeit zum Trotz sich in die entfernte Periode eines fernen Volkes vertiefen, und täglich in selbstverleugnender Proskynesis vor einem Menschen, und wäre er noch so groß, ihre eigene Ohnmacht, den Verzicht auf alles selbständige Schaffen bekunden! Wahrhaftig, diese Abhandlung über Shakspere könnte leicht dazu führen, mir Shakspere selbst zu verleiden! Mit größtem Interesse begann ich den Aufsatz von Richard Löning, ‚Ueber die physiologischen Grundlagen der Shakspere'schen Psychologie', zu lesen; was hoffte ich nicht Alles nach der vielversprechenden Ankündigung zu finden, und wie wenig hat mir die Lektüre geboten! Da sehen Sie selbst. In der siebenten Scene des fünften Aktes von König Johann sagt Prinz Heinrich: ‚Sein sonst so klares Gehirn, das manche für der Seele schwaches Wohnhaus halten, verkündet uns durch seine leeren Ausgeburten das Ende dessen, was an ihm sterblich ist.' Finden Sie etwas Besonderes an dieser Stelle? Ich nicht. Freilich bin ich kein Philologe. Löning liest da aus einem Worte eine artige Abhandlung über physiologische Psychologie heraus. Das Wörtlein ‚manche' gibt ihm zu denken, und flugs ist auch die Erklärung gefunden. Mit den Worten: „sein Gehirn, das manche für der Seele schwaches Wohnhaus halten", sagt Löning, ist hier auf die viel erörterte Streitfrage über den örtlichen Sitz der Seele im Körper Bezug genommen. Während die Aristoteliker und Stoiker die Seele ungetheilt im Herzen konzentrirt sahen, waren die Anhänger Plato's und Galens' der Meinung, daß im Herzen nur die sensitive Seele, die Denkseele dagegen im Gehirn ihren Sitz habe. Auf diese letztere Ansicht bezieht sich die Stelle in König Johann, und es ergibt sich daraus, daß der Dichter hier unter Seele lediglich die Vernunft- und Denkseele verstanden haben kann; andere Seelenkräfte wurden von Niemandem ins Gehirn verlegt. Die Worte: die manche halten, zeigen uns zudem, wie genau der Dichter mit der zeitgenössischen wissenschaftlichen Behandlung dieser Fragen vertraut war.

Das sagt Löning. Was sagen Sie?

Hier haben Sie gleich wieder eine Stelle, die ich nicht Philologe genug bin, kommentarbedürftig zu finden; der von Weisheit triefende Laertes sagt beim Abschied von seiner Schwester Ophelia:

> Denn die Natur, aufwachsend, nimmt nicht bloß
> An Körper zu; wie dieser Tempel wächst,
> So wird der inn're Dienst von Seel und Geist
> Auch weit mit ihm.

Kann es etwas Einfacheres, Klareres geben als diesen Gemeinplatz? Aber Löning weiß auch über diese Stelle eine Fülle von Licht zu verbreiten. Nach einer alten, auch im Mittelalter festgehaltenen Lehre der Peripatetiker ist für die Qualität der Seelenfunktionen weiter von Einfluß das allmälige Wachsthum des körperlichen Organismus, indem sich parallel mit dem letzteren auch die Fähigkeiten der Seele allmählich entwickeln und vervollkommnen. Hierauf bezieht sich die Äußerung des Laertes beim Abschied von seiner Schwester Ophelia — sagt Löning.

Noch weit schlechter als auf die Abhandlung von Löning war der Dichter auf die mühevolle Arbeit von Hermann Conrad, „Metrische Untersuchungen zur Feststellung der Abfassungszeit Shakspere's Dramen (mit 4 metrischen Tabellen)" zu sprechen. Conrad nimmt einen alten Gedanken von neuem auf und versucht, auf Grund des Versbaues die Reihenfolge der Dramen zu bestimmen. Der Engländer Spedding hatte vor mehr als vierzig Jahren den geistreichen Einfall, einzelne auffallende rhythmische Erscheinungen, welche schon früher beobachtet worden waren, im Zusammenhange zu betrachten, und er sagte es geradeheraus, daß die Verse in den Jugenddramen Shakspere's ganz bedeutende Abweichungen zeigten von denen, welche nachweislich im Mannesalter entstanden waren, und er warf die Frage auf, ob man nicht im Stande wäre, aus der Entwicklung von Shakspere's Versbau die Chronologie seiner Werke zu bestimmen. Ein Landsmann Speddings, Fleay, ging dieser Anregung nach und brachte die metrischen Kennzeichen, welche für die einzelnen Zeitpunkte in der dichterischen Thätigkeit Shakspere's charakteristisch sein sollten, in ein regelrechtes System. Es zeigte sich in der That, daß zwischen dem Versbau eines Stückes wie „Romeo und Julie", das bestimmt aus der ersten Zeit von Shakspere's Aufenthalt in London stammt, und dem im „Sturm" so starke Unterschiede vorhanden sind, daß es unmöglich ist, an Zufall zu denken. So zum Beispiel hat „Romeo und

Julie" neben dem herrschenden Blankverse doch noch ein halbes Tausend gereimte Verse, während sich im „Sturm" die gereimten Verse auf zwei reduziren. Fünfhundert gegen zwei! „Verlorene Liebesmüh" ist noch früher als „Romeo und Julie" entstanden, und sieh da, die Anzahl der gereimten Verse ist da weit größer als die der reimlosen, der Blankverse. Es ist also, was mit der Geschichte des englischen Verses und der englischen Literatur vollkommen im Einklange steht, ein stetiges Abnehmen der gereimten Verse zu Gunsten des Blankverses zu bemerken. Nicht minder deutlich als das Verhältniß der gereimten zu den reimlosen Versen stellte sich eine Entwickelung in der Beschaffenheit der Versausgänge heraus. In den Werken der ersten Jugend hat der Blankvers noch regelmäßig die stumpfe Endung, den vollen Klang der betonten Silbe, wie ihn der Reim liebt und verlangt; ferner gibt ein stumpfer volltönender Ausgang dem Verse etwas Fertiges, Abgeschlossenes, das an den undramatischen, steifen Alexandriner der Franzosen erinnert. Je älter Shakspere wird, je größer seine Kunst, desto feiner werden die Mittel, mit denen er das Ohr und den Sinn seiner Zuhörer bestrickt. Statt des stumpfen, an den Reim erinnernden Versausganges finden wir Wörter mit leichter, tonloser Endung, wesenlose Partikelchen, welche für sich nichts bedeuten und die Verse, die unselbstständigen Theile der dramatischen Rede, auf einander anweisen und mit einander verknüpfen. Die klingenden Versausgänge wachsen mit dem Genie des Dichters: Verlorene Liebesmüh vier Prozent, Romeo und Julie sieben, Richard III. achtzehn, Hamlet fünfundzwanzig, Heinrich VIII. gar fünfundvierzig Prozent.

Das Herz der Philologen lacht bei solchen Zahlen; ist es nicht ein Triumph seiner Wissenschaft, ein so feines Netz zustande gebracht zu haben, daß sich ein so subtiles Ding wie eine Dichterseele in den Maschen verfängt?

Hermann Conrad folgt dieser von Engländern gefundenen Methode, nur geht er mit deutscher Gründlichkeit und parteiloser Objektivität zu Werke und faßt alle denkbaren Faktoren des Versbaues mit erstaunlicher Vielseitigkeit ins Auge. Aber für meinen temperamentvollen Dichter war alle diese Arbeit verlorene Liebesmüh. „Welchen Werth sollte es haben, die Verse Shakspere's zu wägen und zu messen? Um zu erfahren, was durch andere Umstände bekannt ist? Denn aus dem Versbaue allein kann man nie und nimmer das Schaffensgeheimniß eines Dichters erschließen, das wird nicht einmal ein Philologe versuchen. Und wer weiß, ob die so schön mathematisch herausgetüftelten Zahlen nicht am Ende doch ihre Regelmäßigkeit irgend einem Spiele des Zufalls oder einem äußerlichen Umstande verdanken? Wenn in „Romeo und Julie" die gereimten Verse zahlreicher sind als in Hamlet und Macbeth, so wird sich das jeder ohne weitläufige Kommentatorenkünste erklären: „Romeo und Julie" ist eben ein durch und durch lyrisches Gedicht. Aber gesetzt den kaum wahrscheinlichen Fall, daß es den Shakspere-Philologen gelungen sein sollte, die Abfassungszeit der einzelnen Dramen mit ungefährer Sicherheit festzustellen — was ist damit Großes erreicht? Bildet ihr euch denn im Ernste ein, mit dem gelehrten Krimskrams dem Dichter in die Seele zu dringen? Ich fühle mich furchtbar beengt, wenn ich mir die Zahlen und Formeln ansehe, mit denen ihr vermeint, den Geist Shakspere's zu beschwören, ich fühle mich unendlich klein als Zeitgenosse eines so kleinen Geschlechtes, das die unergründlichen Gesetze des dichterischen Schaffens mit so erbärmlichen Mitteln wie metrische Silbenzählung erforscht! Und überhaupt — was soll die ewige, die niedrige Anbetung dessen, was gewesen ist, was frommt dem todten Heroen das Räucherwerk, das ihr so selten und in so knickerigen Dosen den Lebenden vergönnt? Und wie lechzen die Lebenden nach eurem Lob? Ihr könnt nicht immer eure Zeitgenossen loben? Gut, so tadelt sie, aber gebt euch mit ihnen ab, beachtet sie und überlaßt sie nicht verblendet der Gnade der Leihbibliotheken, und dem gedankenlosen Publikum der Galerie und der Parquets! Shakspere und wieder Shakspere, Shakspere und kein Ende! Hat man im Zeitalter der Königin Elisabeth die Versfüße bei Seneca gezählt und über die Wortspiele bei Plautus dicke Bände geschrieben? Geschaffen wurde und abermals geschaffen, Gutes und Schlechtes, und in einer so schaffensfreudigen Zeit wurde der König Shakspere geboren, der euch Kärrner so reichlich mit Arbeit versorgt!"

Alexander hörte gewiß nicht gerne in einem fort den Ruhm des Achilles besingen, was immer auch die Sage darüber zu berichten vermag; man darf es daher einem jungen Dichter nicht übel nehmen, wenn er die alte Klage „Shakspere und kein Ende" wiederholt. Auffallender war mir's, aus dem Munde eines Naturforschers eine nicht minder ablehnende, wenn auch in der Form weniger schroffe, weil weniger persönliche Ansicht von der Shakspere-Forschung zu vernehmen: wenn der Ton keine Schroffheit merken ließ, so ersetzte er diesen Mangel reichlich durch jene stolze Ueberlegenheit und vornehme Sicherheit des Urtheils, die uns bei den Vertretern der Naturwissenschaften so sehr imponirt. Der Herr amüsirte sich über sämmtliche Abhandlungen — mit **einer** Ausnahme: Kuno Fischer's Vortrag, gehalten in der Jahresversammlung der deutschen Shakspere-Gesellschaft am 23. April 1895), „Shakspere und der Bacon-Mythus" war ihm überaus willkommen gewesen und hatte ihn aufs gründlichste über die absolute Haltlosigkeit der sogenannten Bacon-Hypothese belehrt. Als Naturforscher hatte er es für nothwendig gehalten, die Thatsachen zu prüfen, bevor er sich für die eine oder die andere Annahme entschied; in Kuno Fischer's Vortrag hat er eine genaue Darstellung des Sachverhaltes und zu seiner großen Freude — denn die subjektive Empfindung war für die überlieferte Meinung gewesen — die Ueberzeugung von der Autorschaft Shakspere's gefunden.

Und noch an einem Dritten habe ich das Verhältniß der gebildeten Laien zu den zwei letzten Bänden der Shakspere-Gesellschaft festzustellen versucht: ein praktischer Theatermann mußte mir seine Meinung sagen über den mannigfachen Inhalt der Abhandlungen, die so grundverschiedene, so weit abliegende Dinge wie Shakspere's Physiologie und die Konstabler zur Zeit der Königin Elisabeth umfassen. Der Schauspieler ist ein Feind aller grauen Theorie, auch wenn sie sich mit Shakspere befaßt: er wies kurzer Hand alles zurück, was sich mit der Geschichte der Dramen befaßt, für ihn hat S. Sarrazin umsonst seine beachtenswerthen Quellenstudien, „Neue italienische Skizzen zu Shakspere" (1. Herzog Vincentio in Maß für Maß und sein Urbild, Herzog Vincentio Gonzaga; 2. Das Gonzaga-Schauspiel in Hamlet) geschrieben, ihm ist es ganz gleichgültig, ob Shakspere das italienische Kolorit in „Romeo und Julie", „Kaufmann von Venedig" aus der Tiefe des Bewußtseins geschöpft hat, wie der berühmte deutsche Professor das Buch über das Kameel, oder ob er, wie Sarrazin zu beweisen sucht, im Jahre 1592 Italien mit eigenen Augen gesehen. „Die künstlerische Arbeit im Othello" (Ernst Trautmann), „das Verhältniß von Shakspere's Antonius und Cleopatra zu Plutarch's Biographie des Antonius" (Fritz Adler), sogar „das schöne Mädchen von Bristol, ein englisches Drama aus Shakspere's Zeit, übersetzt von L. Tieck, herausgegeben von Johannes Bolte" läßt ihn kalt. Aber er wußte mir doch Dank für die Bekanntschaft mit der neuesten Shakspere-Litteratur, denn in den Aufsätzen von Dr. Eugen Kilian, August Fresenius und Dr. Richard Fellner hat er eine Fülle von Anregung erhalten. Kilian berichtet über die Münchener Shakspere-Bühne in sachkundiger Weise, und mein Experimentirkaninchen vom Theater stimmt ihm im Wesentlichen bei. Die neue Bühne ist demgemäß wohl geeignet, in andeutender Weise einen dekorativen Hintergrund für große Staatsaktionen, vielleicht auch für die Verwicklungen des romantischen Lustspiels zu geben; sie ist aber ganz und gar unfähig, einen Rahmen zu schaffen für die kleinen und feinen psychologischen Vorgänge in dem Mikrokosmos der bürgerlichen Welt. Die Aufführung des modernen Lustspiels oder eines modernen Werkes der jungrealistischen Schule würde sich ganz von selbst auf der Münchener Reformbühne

verbieten. Das vorgebaute Proscenium schließt die Gefahr ein, daß es den Schauspieler verleiten könnte, direkt zum Publikum zu spielen und zu sprechen, eine direkte Beziehung zum Auditorium zu suchen. Wie dieser Bericht, so kommt auch der Aufsatz „Eine neue Bühnenbearbeitung von König Heinrich VIII.“ dem Theater von heute zu statten. Kilian bespricht die Bearbeitung der Tragödie von Dr. Wilhelm Buchholz, die im Sommer 1894 in München in Scene ging und zwar mit ganz entschiedenem Erfolge.*) Kilian schwärmt nicht gerade für diese neue Gestalt der Trilogie, welche Buchholz auf zwei Abende vertheilt, und man muß nicht gerade götzendienerisch an Shakspere's Worten hangen, um die Abneigung gegen eine so willkürliche Operation zu begreifen. Ueberaus beachtenswerth für Theaterpraktiker ist auch der dritte Aufsatz Kilian's, „Der Widerspenstigen Zähmung. Vorschläge für eine neue scenische Einrichtung des Stückes.“ Kilian wettert gegen die Bearbeitung des Stückes, die von Deinhardstein herrührt und beinahe alle deutsche Bühnen beherrscht, und zeigt, wie leicht es sei, bei aller Treue gegen das Original dem vernachlässigten Stücke zu seiner verlorenen Popularität wieder zu verhelfen.

Noch fesselnder als diese so interessanten Aufsätze erschien meinem Schauspieler die Abhandlung von Fresenius, „Shakspere's Timon von Athen auf der Bühne“. Der Menschenfeind an sich ist, wie Molière und Raimund bewiesen haben, eine sehr dramatische Gestalt — warum hat Shakspere's Timon so wenig Glück auf unseren Bühnen gefunden? Fresenius erinnert an die Bemerkung Schiller's, die zur Empfehlung jener Tragödie so schwer ins Gewicht fällt. Unsere Schaubühne, sagt Schiller, hat noch eine große Eroberung ausstehen, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakspere's Timon von Athen ist, so viel ich mich besinnen kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen; und so gewiß ich den Menschen vor allem anderen zuerst in Shakspere aufsuche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakspere kein Stück, wo er wahrhafter vor mir stände, wo er lauter und beredter zu mir spräche, wo ich mehr Lebenswahrheit lernte, als in Timon von Athen. Von diesem Lobe Schiller's angeregt, versucht es Fresenius neuerdings, allen Mißerfolgen früherer Bearbeiter zum Trotz, den Timon auf die Bühne zu bringen — mein Schauspieler ist davon überzeugt, daß der Mangel weiblicher Rollen und andere Umstände einen Kassenerfolg für immer ausschließen, hält es aber für die Ehrenpflicht eines vornehmen Theaters, den Timon dem Shakspere-Repertoire einzureihen.

Der Bericht unseres Landsmannes Dr. Richard Fellner über seinen am Deutschen Volkstheater gemachten Versuch mit „Was ihr wollt“ gefiel meinem Gewährsmanne vom Theater fast so gut wie die Aufführung dieses Stückes — doch ist mir seine Unparteilichkeit in diesem Punkte nicht über jeden Zweifel erhaben.

Das Ergebniß der Dreimänner-Enquête ist leider sehr betrübend für die Philologie im Allgemeinen und für die Shakspere-Philologie im besonderen; aber das ist eine alte Geschichte. Kein Gebiet menschlicher Forschung wird so verkannt wie die Wissenschaft vom Wort. Das Publikum genießt seinen Shakspere mit Auge und Ohr — was fragt es viel danach, wer ihm den tausendfach entstellten Text lesbar gemacht hat? Die Sprache Shakspere's wurde selbst von gelehrten Engländern nur halb oder gar nicht verstanden — wer kümmert sich um die vergessenen Namen der Männer, welche jedem Worte den ihm zukommenden Sinn, jeder Satzwendung ihre eigentliche Bedeutung gegeben?

Wien. Leon Kellner.

*) Diese Bearbeitung ist mittlerweile im Buchhandel erschienen: Reclams' Universalbibliothek Nr. 3326 und 3327.

Der „Schmöker“.

Abends nach Hause kommen und den Arbeitsrock ablegen. Die Vorhänge sind vor das Fenster gezogen, auf dem Tisch liegen Zeitschriften und Bücher, und die Lampe zieht stille Behaglichkeitsfäden durch das Zimmer. Sich in seinen Sessel geruhsam zurücklehnen und sinnen. Aber die Sorgen des Tages kehren wieder. Etwas lesen. — Doch was? Etwas, wobei man nicht zu denken braucht.

„Schmökern“ ist das holde Vorrecht der Jugend. Oder vielmehr, es ist nicht ihr Recht, sondern ihr Unrecht, und gerade das macht die verträumten Stunden so unvergeßlich, in denen Ploetz' Schulgrammatik auf dem Tisch lag und Coopers Roman über dem ausgezogenen Tischkasten schwebte, bereit, in jedem Augenblick in die verschwiegene Tiefe unterzutauchen. Selten nur bereitet der moderne Staat seinen großen Kindern den Genuß, ihnen ein Buch zu verbieten. Auch sollen Erwachsene nicht schmökern. Der Mann, der müde von der Arbeit heimkommt, ruhe aus in der Sammlung zu ernster Kunst. Er mag auch in's Theater gehen; Hauptmanns Weber etwa oder Parsifal.

George Moore, der mir unter den Essayisten des modernen Englands der liebste ist, hat einmal einen Aufsatz über „die Kunst im Hause“ geschrieben. Er meint, ein Original von Turner oder von Constable an der Wand des Eßzimmers würde ihm den Appetit verderben, oder der Appetit das Bild. Es wirke auf ihn, als wolle man sich im Garten einen Löwen an der Kette halten, oder als wäre man gezwungen, dauernd einer Vorstellung des Hamlet beizuwohnen. Wirklich künstlerisch empfindende Menschen werden Moore vielleicht Recht geben. Nun ist aber ein Band Goethe zweifellos so handlich wie der seichteste Schmöker, und jedermann hat ihn ohnedies im Hause. Und doch besteht eine gewisse Aehnlichkeit. Die Kunst ist nicht für jede Alltagsstunde da. Nicht für jede Feierstunde des Tages, sondern für die Feierstunden des Menschen.

Die Kunst der Villa ist nach Moore die Photogravüre oder die Radirung oder der Stich. Sie hat, da sie die Farbe nur andeutet und große Formate meist reduzirt, nicht die Feierlichkeit, wohl aber den Ernst der großen Kunst. Sie drängt sich nicht auf. Sie vermittelt, wenn man so will, zwischen der Alltagsstimmung und jener andern der Kunsteinkehr. Man darf sie aber auch ganz übersehen, und kein schwerer goldner Rahmen lenkt gebieterisch die Augen auf sich. In der Litteratur gibt es solche stillen, freundlichen Vermittler nicht. Das Kunsturtheil, das Dichtungen aussondert, kennt im Grunde nur ein Ja und Nein. Und nur in der Schule hat man des Problems Lösung gefunden, Goethes Tasso auch für solche, die nicht denken wollen, lesbar zu machen. Aber die abgespannte und doch so wohlige Stimmung, die nach einem Buch verlangt, das kein Miterleben fordert, sondern Herz und Verstand ein leises Schlaflied singt, auch sie hat ihre Berechtigung. Sei es in der Schwäche der menschlichen Natur, die sich nicht einmal mit dem Dezimalruhetag auf die Dauer befreunden konnte. Und diese berechtigte Stimmung macht den Schmöker ehrlich.

Es ist im Grunde ganz dasselbe mit dem Theater. Die Leute gehen dahin, um sich zu amüsiren. Und sie haben auch ganz Recht. Es wäre eine Respektlosigkeit gegen die ermüdende Arbeit des Alltags, ihnen dies Recht abzusprechen, und ganz genügend dünkt es mich, suchen sie nur von Zeit zu Zeit die stille Einkehr echter Kunst. Längst sind auch unsere Theater Kompromißanstalten geworden, und das ist nothwendig. Die Theatergeschichte erzählt von den vereinzelten Versuchen, die Bühne zu einer streng abgesteckten Weihestätte reiner Kunst zu machen; sie endeten meistens in heitlofer Narretei. So hat man einst zelotisch den ehrlichen Hanswurst sammt all seinen derbkomischen Gesellen aus dem deutschen Volksspiel von den Bühnen verbannt, ohne zu ahnen, daß sie Mittler werden sollten zwischen einer neuen und einer alten Kunst. Und die führenden Geister deutscher Litteratur haben den armen Kotzebue bis aufs Blut

verspottet. Sie thaten ihm wohl Unrecht. Der Mann hat ein paar sehr amüsante Theaterstücke geschrieben.

Auch der Schmöker ist verrufen, und auch er mit Unrecht. Es kann auch gute Schmöker geben. In England besteht eine breite Litteratur, die wirklich nur Unterhaltungslitteratur sein will und dabei lustig und spannend ist und über graue Stunden hinwegtrösten mag. Ich nenne Rider Haggard, der übrigens höchst litterarisch begann, als einen tüchtigen Mann mit Ehrfurcht. Der gute Schmöker muß nur die eine Eigenschaft haben, daß er die Phantasie gefangen nimmt und anregt, und an die Stelle der grauen Wirklichkeit eine rosige Welt zaubert, in der es gefahrvoll und stürmisch und bedrohlich zugehen mag, in der aber die Bäume zu guterletzt doch bis in den Himmel der Glückseligkeit wachsen. So kann es der Zufall geben, daß einmal ein Kunstwerk auch ein guter Schmöker ist, und dann spielen die Leute mit dem bunten Glas und haben ihre Freude dran und ahnen nicht, daß es ein Edelstein ist. Die meisten aber, die den Muth haben, ganz unlitterarisch nur dem Unterhaltungsbedürfniß zu dienen, haben gleichzeitig den sehr viel traurigeren Muth, auf die schlechten Instinkte des Publikums zu spekuliren; wie etwa Ohnet. Und darum ist der Schmöker verrufen.

In Deutschland aber war der gute Schmöker seit einer Reihe von Jahren todt.

Vielleicht spricht nichts so sehr für die Begeisterung, mit der die litterarische moderne Bewegung sich in Deutschland durchsetzte und Wiederhall fand, als das eine, daß fast Alle, die schrieben, litterarisch zu sein sich bemühten. Es war wie beim Ausbruch eines Krieges: Alle, die daran sind, machen schnell ein Nothexamen, ehe sie zu den Fahnen eilen. Das Examen ist meist sehr nothdürftig; aber man fällt dann mit ruhigerem Gewissen. Und sie fielen wirklich zumeist. Nun aber ist uns endlich wieder ein guter Schmöker erstanden. Der ihn geschrieben hat, heißt Ernst von Wolzogen — auch unter ihm ist manches litterarische Streitroß zusammengebrochen, ehe er sich auf das litterarische Glücksrad schwang — und der „Kraft-Mayr“*) ist das Buch, von dem ich spreche. Es ist ein lustiges und ein amüsantes Buch, und liest man es in behaglicher Abendstunde, dann treten freundliche Gestalten in den gelben Schein der Lampe und die Sorgen des Tages verwandeln sich in kleine Wichtelmännchen mit lachenden Gesichtern und sie nehmen die langen Zipfelmützen ab und wünschen einen guten Abend. Und will man durchaus nachdenken, so sinne man darüber, wie sich jede litterarische Richtung, hier die modern realistische, in der Unterhaltungslitteratur widerspiegelt.

Es ist ein lustiges Buch, und Hans der Träumer, „Kraft-Mayr“ genannt, muß manche Nuß aufknacken, ehe er die mit dem goldenen Kern findet. Und zu guterletzt gibt's eine große Verlobungsfete, bei der das Essen sehr gut und sehr reichlich ist, und Franz Liszt, der freundliche Zaubermeister, der seinem Hans die goldene Nuß heimlich in die Tasche praktizirt hat, setzt sich an den Flügel und spielt die heitersten Weisen. Ich darf das ruhig verrathen. Denn wer zu „schmökern“ versteht, liest so wie so die letzten Seiten seines Buchs zuerst.

Ernst Heilborn.

*) Verlag von J. Engelhorn. Stuttgart. 1897.

Hans Prutz: Aus des Großen Kurfürsten letzten Jahren. Berlin. 1897. G. Reimer.

Die zahlreichen Einzelschriften, die in dem letzten Jahrzehnt über die brandenburgischen Staatsmänner aus der Zeit des Großen Kurfürsten erschienen sind, haben diesen Herrscher aus der unnahbaren, allem Menschlichen entrückten Höhe, auf die Ranke und Droysen ihn gestellt hatten, wieder auf die Erde versetzt, indem sie ihn, unbeschadet seiner Kühnheit der Entwürfe und Zähigkeit des Willens, von seiner Umgebung beeinflußt und deren Rathe sich gern hingebend erwiesen. Ein neuer Schritt zur Vermenschlichung Friedrich Wilhelms von Brandenburg geschieht durch Prof. Hans Prutz' soeben veröffentlichtes Buch „Aus des Großen Kurfürsten letzten Jahren“. Der Verfasser schildert hier die Politik des Begründers unseres Staates, sowie seine, der Familie und des Hofes Persönlichkeiten und Verhältnisse während des letzten Jahrzehntes seines Lebens (1678—1688), und zwar auf Grund der bisher noch dafür unbenutzten Berichte der französischen Gesandten in Berlin. Die hier eröffnete Quelle bringt viel Neues zu Tage, berichtigt oder ergänzt ungenügend Bekanntes. Des Kurfürsten Beziehungen zur ersten Großmacht jener Zeit, zu Frankreich, liegen nunmehr in einer Klarheit und Schärfe vor, mit einer Sicherheit aller Einzelheiten, wie solche bisher vermißt wurden. Die hervorragende Wichtigkeit, die eine Eroberung Schwedisch-Pommerns in der Politik Friedrich Wilhelms während seiner letzten Regierungsjahre einnahm — ebenso wie, nach der jüngsten Forschung Haake's, während der ersten seines Nachfolgers in dessen Entwürfen — tritt hier mit aller Deutlichkeit hervor. Die ärgerlichen Zwistigkeiten zwischen dem Kurfürsten und seinem ältesten Sohne wickeln sich in allen ihren Zwischenfällen vor unseren Augen ab. Indeß schon hierbei macht sich eine der Schattenseiten der französischen Gesandtschaftsberichte jener Zeit geltend: nämlich die Lust am Hofklatsch, der Ludwig XIV. besonderes Wohlgefallen bereitete, und den ihm deshalb seine Diplomaten reichlich auftischten. Dieses Geschwätz wird noch dadurch werthloser, daß die Vertreter Frankreichs dem Kurfürsten, von dem sie stets merkten, daß er bestrebt war, sie zu dupiren, von Herzen abgeneigt waren. Suchen sich Diplomaten doch stets in ihren Berichten, den fremden Souveränen und deren Ministern gegenüber, die schöne und überlegene Rolle zu ertheilen, instinktiv oder mit Absicht, und stellen deshalb Dinge und Menschen nicht unparteiisch dar. Auch sind sie naturgemäß nur unvollkommen unterrichtet. Solche Fehler machen sich ja selbst in den früher so gepriesenen und blindlings benutzten Relationen der klugen und leidenschaftslosen Venezianer geltend. Zu annähernder Wahrheit gelangt man nur, indem man, unter Anwendung eindringender Kritik, die Berichte möglichst zahlreicher gleichzeitiger diplomatischer Beobachter zusammenhält und dadurch die Fehlerquellen entdeckt und eliminirt. Sonst werden wir sicherlich ein einseitiges, mangelhaftes und gefälschtes Bild erhalten. Am wenigsten aber waren französische Gesandte des 17. Jahrhunderts, Männer, die von dem glänzendsten, mächtigsten und reichsten Hofe der Welt kamen, im Stande, Persönlichkeiten und Zustände in den kleinen Residenzen der armen und schwachen deutschen Reichsfürsten mit Gerechtigkeit aufzufassen und zu beurtheilen. Wie erbärmlich mußte ihnen da alles erscheinen! Die Ohnmacht führte nothwendig zu listigem Laviren und kläglicher Unbeständigkeit, die Armuth zu Geldgier und Bettelhaftigkeit, die dann von den stolzen und sich als Herren fühlenden Franzosen mit verachtendem Hohne wahrgenommen und verspottet werden. Daß hervorragende Fürsten, wie Friedrich Wilhelm, inmitten dieser nothgedrungenen Schwankungen doch ihre grundsätzlichen Ziele mit unermüdlicher Zähigkeit und Schwungkraft verfolgen; daß ihre Beamten, trotz der fremden Geldgeschenke, um die sie in schnöder Weise buhlen, im Grunde so handeln, wie es der Wille ihres eigenen Herrn und das Interesse des Staates erheischen (vgl. Prutz selbst, S. 129, 133) — das übersehen die nur wenige Jahre an demselben Hofe residirenden Franzosen. Diese schweren Mängel seiner fast ausschließlich benutzten Quelle rächen sich an dem Buche von Prutz, trotz dessen wiederholter, aber m. E. nicht genügender Bemühungen, dem Großen Kurfürsten und seinen Ministern gerecht zu werden.

M. P.

Internationaler Briefwechsel.

Der Anregung, welcher wir in der letzten Nummer der „Nation“ — unter Bezugnahme auf das Vorgehen der „Revue des Revues“ — Ausdruck gaben, sind bisher 17 Personen gefolgt: 6 Damen und 11 Herren. Wir haben sofort Veranlassung genommen, die Verbindung mit Paris herzustellen und werden denjenigen, die sich bei uns gemeldet haben und demnächst noch melden werden, in Kürze weitere direkte Mittheilungen machen, sobald die Adresse eines entsprechenden französischen Korrespondenten aufgegeben ist. — Die 17 bisherigen Anmeldungen vertheilen sich auf die Städte: Berlin, Charlottenburg, Stettin, Hamburg, Bremen, Breslau, Insterburg, Triest, Brandenburg, Landsberg a. d. W., Frankfurt a. O. Der jüngste der Angemeldeten ist 18, der älteste 60 Jahre alt.

Redaktion der „Nation“.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Bei der Redaktion der Nation eingegangene Bücher.

Das Ich und die Uebrigen. Von Julius Duboc. Leipzig 1897. Verlag von Otto Wigand.
Gut und Geld. Volkswirthschaftliche Studien eines Praktikers. Von Gustav Müller. Stuttgart 1897. Fr. Frommann's Verlag.
Die Arbeiterfrage einst und jetzt. Von Dr. Naum Reichesberg. Leipzig 1897. Verlag von Georg Wigand.
Die Frankfurter Kirchenfrage. Von Dr. Rudolph Ehlers, Frankfurt a. M. 1897. Verlag von Reitz & Koehler.
Vernichtet. Von Waldemar Gerhard. Schauspiel in 5 Akten. Berlin. Verlag von Carl Steiner.
Dichterische Idole. Heine, Horaz. Von Emil Mauerhof. Zürich und Leipzig. Verlag von Karl Henkell & Co.
Statistisches Jahrbuch deutscher Städte. Herausgegeben von Dr. M. Neefe. Sechster Jahrgang. Breslau 1897. Verlag von Wilh. Gottl. Korn.
Das Deutsche Reich und die Hohenzollern. Von Ernst von Bertouch. Lieferung 1. Basel 1898. Verlag von Friedrich Emil Perthes aus Gotha.
Herrn Amtsrath Michel Erde, nördliche Halbkugel Europa, mittlerer Stock Offener Brief von Ernst Spatzer. Basel 1898. Verlag von Friedrich Emil Perthes aus Gotha.

ANZEIGEN.

PROSPECT.

Nominal M. 12 500 000 Actien

der

Gesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen in Berlin.

Die **Gesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen in Berlin** ist eine durch notarielle Verhandlung vom 13. April 1897 errichtete und am 8. Juli 1897 in das Handelsregister des Königlichen Amtsgerichts I zu Berlin eingetragene Actien-Gesellschaft.

Die Gesellschaft hat ihren **Sitz** in Berlin; ihre **Dauer** ist auf eine bestimmte Zeit nicht beschränkt.

Gegenstand des Unternehmens.

Zweck der Gesellschaft ist laut § 1 des Statuts:

a) der Erwerb derjenigen Rechte zur Erbauung und zum Betriebe einer elektrischen Stadtbahn innerhalb des Weichbildes der Stadt Berlin, der Gemeinde Schöneberg und der Stadt Charlottenburg, welche der Firma *Siemens & Halske* zu *Berlin* insbesondere durch die zwischen ihr und dem Magistrate der Stadt Berlin am 25. Juni/18. Juli 1895, der Gemeinde Schöneberg am 18. October/5. November 1895, dem Magistrate der Stadt Charlottenburg am 23. Mai/30. Juni 1896 und 30. Januar 1897 sowie dem Kgl. Eisenbahn-Fiscus am 25. November/4. Dezember 1895 abgeschlossenen Verträge, beziehungsweise durch die ihr hierdurch sowie durch die Allerhöchsten Kabinetsordres vom 22. Mai 1893 und 23. August 1895 verliehene Erlaubniss zur Anlegung und zum Betriebe einer elektrischen Stadtbahn in Berlin und Umgegend eingeräumt worden sind;

b) die Erbauung, der Betrieb, die Verpachtung und sonstige Verwerthung der in den vorgedachten Urkunden bezeichneten Linien;

c) der Erwerb und die Ausnutzung von Genehmigungen für andere, etwa geeignet scheinende Linien in Berlin oder zur Verbindung Berlins mit Vororten und umliegenden Ortschaften, sowie die Erbauung, der Betrieb, die Pachtung, Verpachtung und sonstige Verwerthung solcher Linien und die Betheiligung an Unternehmungen dieser Art;

d) jede mit den unter a, b und c erwähnten Zwecken in Zusammenhang stehende Thätigkeit, insbesondere die Errichtung, der Betrieb und die Verwerthung von elektrischen Kraftstationen, sowie der Erwerb, die Verwaltung und Verwerthung von Grundstücken.

In Gemässheit dieser Bestimmungen hat die Gesellschaft von der Firma *Siemens & Halske Aktiengesellschaft* als Rechtsnachfolgerin der Firma *Siemens & Halske* durch Vertrag vom 17. Juli 1897 alle Rechte und Pflichten aus den Verträgen vom 25. Juni / 18. Juli 1895 mit der Stadt Berlin, 18. October / 5. November 1895 mit der Gemeinde Schöneberg, 23. Mai / 30. Juni 1896 und 30. Januar 1897 mit der Stadt Charlottenburg, 25. November/4. December 1895 mit dem Königlichen Eisenbahn-Fiscus, sowie aus der seitens des Königlichen Polizei-Präsidenten ausgefertigten Genehmigungsurkunde vom 15. März 1896 erworben bezw. übernommen. Für die Schlussstrecke vom Nollendorfplatz bis zum Stadtbahnhof Zoologischer Garten, für welche seitens der Stadt Charlottenburg bereits durch Vertrag vom 23. Mai / 30. Juni 1896 und Nachtrag vom 30. Januar 1897 die Zustimmung der Gemeinde Charlottenburg gewährt wurde, ist nunmehr auch die Allerhöchste Genehmigung durch Kabinetsordre vom 26. Juni a. c. ertheilt worden.

Der Königliche Polizei-Präsident zu Berlin hat durch Verfügung vom 12. August a. c. bestimmt, dass über die Genehmigung für die gesammte Strecke von der Warschauerstrasse bis zum Stadtbahnhof Zoologischer Garten mit Abzweigungen nach dem Potsdamer Bahnhof eine Gesammturkunde auf den Namen der *Gesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen in Berlin* ausgefertigt werden wird.

Die Gemeinden von Berlin, Schöneberg und Charlottenburg haben ihre Zustimmung zu dem Uebergang der mit der Firma *Siemens & Halske* geschlossenen Verträge auf die Gesellschaft erklärt, jedoch Schöneberg mit dem Vorbehalte, dass das Bauproject für die auf Schöneberger Gemeindegebiet liegende Strecke der Zustimmung des Gemeindevorstandes unterliegen soll.

Beschreibung der Bahn.

Die Bahn dient dem Personenverkehr und ist elektrisch zu betreiben.

Die Bahnlinie ist durchgehend normalspurig und doppelgeleisig, auf besonderem Bahnkörper, unabhängig von dem Strassenverkehr, herzustellen.

Als höchste Fahrgeschwindigkeit, für welche im übrigen die Bestimmungen für normalspurige Nebenbahnen auf besonderem Bahnkörper in Anwendung kommen, sind in der Genehmigungsurkunde 50 Kilometer pro Stunde vorgesehen.

Der **östliche Theil der Bahn** beginnt als Hochbahn an der **Warschauerstrasse (Haltestelle der Berliner Stadtbahn)**, überschreitet die Spree auf der von der Stadt erbauten Oberbaumbrücke und durchzieht folgende Strassen: Oberbaumstrasse, Am Schlesischen Thor, Skalitzerstrasse, Am Kottbuser Thor, Am Wasserthor, Gitschinerstrasse, Am Halleschen Thor, Hallesches Ufer. Unter Ueberschreitung der Anhalter Bahn und des Landwehrkanals führt die Bahn dann nach der Luckenwalderstrasse und theilweise über fiskalisches Gelände, theilweise auf eigenem Boden, westlich der Köthenerstrasse bis zum **Potsdamer Bahnhof**, auf dessen Ankunftsseite sie an der Königgrätzerstrasse als Untergrundbahn vorläufig endet.

Der **westliche Theil der Bahn** führt vom **Potsdamer Bahnhof** wiederum zur Hochbahn aufsteigend unter Ueberschreitung der Potsdamer Bahn nach dem Dennewitzplatz und durch die Bülowstrasse, Nollendorfplatz, Kleiststrasse, Wittenbergplatz, Tauentzienstrasse unter Ueberschreitung des Kurfürstendamms an der Hardenbergstrasse entlang bis zum **Bahnhof Zoologischer Garten der Berliner Stadtbahn**.

Auf der beschriebenen Bahnstrecke sollen vertragsmässig die Züge in beiden Richtungen in Zwischenräumen von 5 Minuten verkehren. Weitere Züge können in noch kürzeren Zwischenräumen nach Bedarf eingeführt werden.

Die Haltestellen der Bahn sind: Warschauer Brücke, Stralauer Chaussee, Schlesisches Thor, Görlitzer Bahn, Kottbuser Thor, Prinzenstrasse, Hallesches Thor, Möckernstrasse, Potsdamer Platz, Potsdamerstrasse, Nollendorfplatz, Wittenbergplatz und Zoologischer Garten.

Die Gesammtlänge der Bahn beträgt 10,4 Kilometer, von welchen 8,8 Kilometer auf Berlin, 0,2 Kilometer auf Schöneberg, 1,4 Kilometer auf Charlottenburg entfallen.

Die Bahn ist auf Grund der mit den Gemeinden geschlossenen Verträge bis längstens den 15. März 1900 fertig zu stellen.

Dauer der Concession.

Die **staatliche Genehmigung** zum Betriebe dieser Bahn und die Erlaubniss zur Benutzung der öffentlichen und nicht öffentlichen Strassen, Wege, Plätze und Grundstücke, welche zur Herstellung und zum Betrieb der Bahn und der Bahnhöfe nebst Zubehör erforderlich sind, **ist für die Dauer von 90 Jahren, vom 15. März 1896 ab gerechnet, ertheilt.**

Abgaben an den Fiscus und an die Gemeinden.

Nach dem **Vertrage mit dem Königlichen Eisenbahnfiskus** hat die Gesellschaft für die Benutzung der eisenbahn-fiskalischen

Gelände und zwar insbesondere eines Theiles der Lagerplätze auf dem alten Dresdener Bahnhof im Umfange von 8150 □m vom Tage des Beginns der Bauausführung ab Anerkennungsgebühren und Entschädigungen im Gesammtbetrage von M. 19564,50 jährlich an den Eisenbahnfiskus zu zahlen. Zur Sicherstellung der von der Gesellschaft dem Eisenbahnfiskus gegenüber übernommenen Verpflichtungen ist eine erststellige Kautionshypothek in Höhe von M. 500000 in das Bahngrundbuch nach Massgabe des Gesetzes vom 19. August 1895 einzutragen.

Für die Seitens der Gemeinden **Berlin, Schöneberg und Charlottenburg** ertheilte Erlaubniss der Benutzung der öffentlichen und nicht öffentlichen Grundstücke hat die Gesellschaft alljährlich folgendes Entgelt zu entrichten:

a) für die Stadt Berlin:
bei einer jährlichen Brutto-Einnahme der Strecke innerhalb des städtischen Weichbildes (Berliner Gemeindebezirks) bis 6 Millionen Mark: 2 % dieser Brutto-Einnahme, bei einer jährlichen Brutto-Einnahme bis 7 Millionen Mark: $2^{1}/_{4}$ % und so fort in aufsteigender Scala bei jeder weiteren Million Mark $^{1}/_{4}$ % mehr; nach Ablauf von 4 Jahren seit Ertheilung der staatlichen Genehmigung, also vom Beginn des 5. Jahres ab, aber mindestens M. 20000 jährlich.

b) für die Gemeinde Schöneberg:
einem im Verhältniss der Länge der Bahnstrecke innerhalb Schönebergs zur Länge der Bahnstrecke in Berlin zu bestimmenden Antheil an demjenigen Entgelt, welches sich nach Massgabe der für die Stadt Berlin geltenden Bestimmungen ergiebt.

c) für die Stadt Charlottenburg:
bei einer jährlichen Brutto-Einnahme der Bahn auf der Gesammtlinie bis 7 Millionen Mark $^{8}/_{36}$ % dieser Brutto-Einnahme; bei einer jährlichen Brutto-Einnahme bis 8 Millionen Mark $^{9}/_{36}$ % und so fort in aufsteigender Scala bei jeder weiteren Million Mark $^{1}/_{36}$ % mehr; nach Ablauf von vier Jahren seit Ertheilung der staatlichen Genehmigung für die Strecke Warschauer Brücke—Nollendorfplatz, also vom Beginn des 5. Jahres ab, aber mindestens M. 3500 jährlich.

Die Zahlungen sub a, b und c beginnen spätestens am 15. Mai desjenigen Jahres, welches auf das Geschäftsjahr, in welchem der Betrieb eröffnet worden ist, folgt.

Rückkaufsrecht der Gemeinden.

Die Gemeinden Berlin, Schöneberg und Charlottenburg haben sich im Sinne des § 6 des Gesetzes vom 28. Juli 1892 das Recht vorbehalten, das Eigenthum der Bahn mit allem beweglichen und unbeweglichen Zubehör zu erwerben. **Der Erwerb ist jedoch bis zum Ablauf des 30. Jahres nach dem Datum der staatlichen Genehmigung (15. März 1896) ausgeschlossen** und kann erst dann und in Zukunft immer nur von 10 zu 10 Jahren ausgeübt werden. Die Absicht hierzu haben die Gemeinden spätestens zwei volle Jahre vor dem jedesmaligen Erwerbstermine der Unternehmerin zu erklären, ohne von der einmal abgegebenen Erklärung wieder zurücktreten zu dürfen.

Für die Ermittelung des Erwerbspreises sind folgende Grundsätze massgebend:

Zu Grunde gelegt wird das jährliche Einkommen, welches die Unternehmung im Durchschnitt der letzten 5 vollen Geschäftsjahre, rückwärts von dem Uebernahmetage an gerechnet, gebracht hat. Als Einkommen gelten die Ueberschüsse, welche als Actienzinsen oder Dividenden vertheilt werden und zwar unter Hinzurechnung der zur Tilgung der Schulden oder des Grundkapitals, zur Verbesserung oder Geschäftserweiterung, sowie zur Bildung von Erneuerungs- und Reservefonds verwendeten Beträge. Von dem ermittelten Durchschnitt wird beim Erwerb seitens der Gemeinden der 25fache Betrag gezahlt.

Solche Beträge, welche zur Bildung von Erneuerungs- und Reservefonds verwendet sind, aber aus einzelnen aussergewöhnlichen Einnahmen des Unternehmens (Agiogewinn, Erlös aus Grundstücksverkäufen etc.) herrühren, kommen bei der Berechnung nicht in Ansatz. Falls vor Uebernahme des Unternehmens eine Einlösung von Genussscheinen stattgefunden hat, so ist der hierfür verwendete Betrag von dem Uebernahmepreise in Abzug zu bringen.

In den letzten vier Geschäftsjahren vor Uebernahme des Unternehmens seitens der Gemeinden muss für die Erhaltung des Unternehmens jährlich mindestens ein Drittel des in den diesen vier Jahren vorhergegangenen drei Geschäftsjahren insgesammt zu gleichem Zweck thatsächlich aufgewendeten Betrages bei der Bestimmung des Einkommens in Abrechnung gebracht werden, welches bei der Bemessung des Erwerbspreises zu Grunde gelegt wird.

Die Gemeinden übernehmen die Passiva der Unternehmung, wogegen auf sie alle etwa vorhandenen Activa sowie die Erneuerungsfonds, nicht aber auch die etwa vorhandenen Reservefonds übergehen.

Ueber die für die Unternehmung gemachten Schulden, sowie darüber, dass der oder die Reservefonds nicht auf Kosten des Erneuerungsfonds dotirt werden, steht den Gemeinden ein Kontrollrecht in der Art zu, dass sie durch einen von den Gemeinden zu bezeichnenden gerichtlichen vereideten Bücherrevisor eventuell unter Zuziehung von Kommissarien Einsicht von den über das Unternehmen geführten Büchern nehmen und gegebenen Falls Abänderung verlangen können.

Machen die Gemeinden von dem ihnen zustehenden Rückkaufsrechte keinen Gebrauch, so treten bei dereinstigem Ablauf der ertheilten Zustimmung bezw. Genehmigung für den Betrieb der Bahn folgende Rechtsverhältnisse ein:

a) Der Bahnkörper und die Bahnhöfe nebst Zubehör gehen unentgeltlich in das Eigenthum der Gemeinden über.

b) Die Weiterbenutzung der zu dem Eingangs gedachten Zeitpunkt im Bahnbetriebe des Unternehmens im Gebrauch befindlichen Gegenstände und Einrichtungen nach Patenten der Unternehmerin wird den Gemeinden für den Umfang des Unternehmens kostenlos gewährleistet.

c) Die Unternehmerin räumt den Gemeinden bei Grundstücken, welche von ersterer zur Bahnanlage ganz oder zum Theil erworben werden mussten, eine den bisherigen Zustand und Betrieb der Bahnanlage sichernde binnen Jahresfrist nach der Betriebseröffnung seitens der Unternehmerin auf ihre Kosten im Grundbuch zur Eintragung zu bringende Servitut ein. Das Eigenthum, namentlich auch der nicht von der Bahnanlage berührten Restheile solcher Grundstücke verbleibt der Unternehmerin.

d) Ausserdem verbleiben der Unternehmerin die nicht nach a, b und c auf die Gemeinden übergehenden Sachen und Rechte, insbesondere die Krafterzeugungs- und sonstigen Betriebsstätten, sowie die etwaigen Verwaltungsgebäude nebst Einrichtungen und Zubehör, endlich die bewegliche Ausrüstung der Bahn und sonstige dem Bahnunternehmen unmittelbar oder mittelbar gewidmeten Sachen und Rechte.

e) Den Gemeinden wird das Recht vorbehalten, das bei c gedachte Eigenthum, sowie auch die bei d aufgeführten Sachen und Rechte, und zwar entweder c und d, oder das Eine oder das Andere, nicht aber einzelne Stücke bei c oder bei d zu erwerben.

Als Erwerbspreis gilt dann der Sachwerth (Taxe) mit einem Zuschlage von 10 %. Haben die Gemeinden ihre Absicht zur Erwerbung einmal erklärt, so sind sie daran gebunden.

Die Gemeinden haben aber auch die Wahl, statt die vorstehend bestimmten Rechtsverhältnisse eintreten zu lassen, die Wiederherstellung des früheren Zustandes der von der Unternehmung benutzten Strassen u. s. w. auf Kosten der Gesellschaft nöthigenfalls unter Beseitigung der in die Strassen eingebauten Theile der Bahnanlage zu verlangen.

Bauvertrag.

Die **Ausführung der gesammten Bahnanlage** erfolgt durch die Firma *Siemens & Halske Aktiengesellschaft* für Kosten und Rechnung der Gesellschaft auf Grund eines Kostenanschlages, der sich einschliesslich des für einen jährlichen Verkehr von 23 Millionen Fahrgästen vorgesehenen Betriebsmaterials sowie einschliesslich der Ausgaben für die zur Erlangung der Genehmigungen ausgeführten Vorarbeiten und des vertraglich für die Firma *Siemens & Halske* vorgesehenen Aufschlages auf M. 15725000 beläuft. Die Firma hat sich verpflichtet, eine etwaige Ueberschreitung des Baukapitals nur bis zu 5 % der bezeichneten Summe geltend zu machen, leistet aber unter allen Umständen dafür Gewähr, dass die Bahn im Ganzen und in allen Theilen betriebstüchtig und gemäss den Genehmigungen und Verträgen hergestellt wird. Nur wenn höhere Gewalt eine Ueberschreitung des Kostenanschlages erforderlich machen sollte, werden die hierdurch entstandenen Mehrkosten auch über die 5 % hinaus der Unternehmerfirma ersetzt.

Für die Güte und Brauchbarkeit der sämmtlichen von der Firma *Siemens & Halske Aktiengesellschaft* oder durch ihre Vermittlung ausgeführten Lieferungen und Leistungen haftet die Firma auf die Dauer von 12 Monaten nach der Betriebseröffnung der ganzen Bahn in der Art, dass alle während dieser Zeit erforderlich werdenden Nacharbeiten und Ausbesserungen, soweit sie nicht auf Abnutzung im Betriebe oder auf höhere Gewalt oder Verschulden Dritter zurückzuführen sind, von der Firma auf ihre Kosten bewirkt werden müssen.

Die Firma *Siemens & Halske Aktiengesellschaft* haftet ferner der Gesellschaft, vorbehaltlich höherer Gewalt, für die Ausführung des Baues innerhalb der behördlich festgesetzten Fristen.

Baukapital.

Nicht inbegriffen in obige Ziffer des Baukapitals sind die Bauzinsen, sowie diejenigen Aufwendungen, welche für den Erwerb der zur Herstellung der Anlage erforderlichen Grund-

Nr. 6. Berlin, den 6. November 1897. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Fürst Hohenlohe scheint es erreicht zu haben, daß nunmehr dem Reichstage der Entwurf einer neuen Militär-Strafprozeßordnung vorgelegt werden wird. Ueber den Inhalt verlautet nichts Zuverlässiges; aber nur der Inhalt der Vorlage kann dafür entscheidend sein, ob es sich wirklich um einen Fortschritt im modernen Sinne handeln wird; oder ob nicht gewisse Zugeständnisse auf der einen Seite durch eine Reihe von Verschlechterungen auf der anderen Seite aufgewogen werden. Daß wir endlich dahin gelangt sind eine Vorlage zu erhalten, bedeutet daher an sich nicht viel, höchstens hat es die eine Wirkung, daß wir im jetzigen Augenblick aus dem Zustand einer akuten Kanzlerkrisis hinausgelangt sind. Der Kanzler wird nach seiner Auffassung in der Lage sein, das Wort, das er dem Reichstage gegeben hat, einzulösen. Ob auch der Reichstag die Vorlage als eine vollgültige Begleichung des gegebenen Versprechens betrachten kann, ist eine weitere Frage.

Wie den Marineplänen gegenüber, so ist auch dem neuen Entwurf der Militärstrafprozeßordnung gegenüber kühles Abwarten am Platze.

In der Westprignitz hat eine Nachwahl zum Reichstage stattgefunden. Es erhielten nach amtlicher Feststellung von 12 127 abgegebenen gültigen Stimmen von Saldern (konf.) 5043, Schulz (frf. Vp.) 3148, Wohlfahrt (Antis.) 1909 und Hinze (soz.) 2015 Stimmen. Es ist daher eine Stichwahl zwischen von Saldern und Schulz erforderlich.

Bei den letzten allgemeinen Wahlen im Jahre 1893 wurden 12 492 gültige Stimmen abgegeben, also 365 Stimmen mehr als diesmal; davon entfielen auf den Konservativen 6265 Stimmen, mithin diesmal weniger 1222 Stimmen; der Sozialdemokrat erhielt 1798 Stimmen, mithin diesmal mehr 217 Stimmen. Die Freisinnigen marschirten 1893 getrennt; es erhielt der Kandidat der Freisinnigen Volkspartei 2960 und der Kandidat der Freisinnigen Vereinigung 1458 Stimmen, was der „Freisinnigen Zeitung" in gewohnter Tendenz Anlaß zu der Behauptung gibt, die Freisinnige Vereinigung sei im Wahlkreis so gut wie gar nicht vertreten. Diesmal war ein besonderer Kandidat der Freisinnigen Vereinigung, um eine Zersplitterung der freisinnigen Stimmen zu vermeiden, nicht aufgestellt worden, und nach einem Vortrage des Abgeordneten Träger im Wahlkreise hatte Amtsrichter Hirschberg in Wittenberge ausdrücklich erklärt, daß sowohl die Nationalliberalen wie die Anhänger der Freisinnigen Vereinigung diesmal sogleich für den Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei stimmen würden. Stellt man demgemäß die 1893 für beide freisinnigen Kandidaten abgegebenen Stimmen den jetzt für den volksparteilichen Herrn Schulz abgegebenen Stimmen gegenüber, so ergibt sich bedauerlicher Weise ein Rückgang der freisinnigen Stimmen in Höhe von 1270 Wählern. Einen Antisemiten gab es 1893 im Wahlkreise nicht; er tritt jetzt zuerst mit 1909 Stimmen in die Erscheinung.

Als Verlierende treten also gleichmäßig Konservative und Freisinnige auf, und wenn man ihrer ganzen Vergangenheit nach voraussetzen kann, daß die Antisemiten vor Allem Anziehungskraft für frühere konservative Wähler haben, so zeigt sich ein Rückgang der freisinnigen Stimmen, vor dem man die Augen nicht verschließen soll.

Diese Wahl zeigt erneut und zwar sehr deutlich, daß sich die Freisinnigen nicht den Luxus gestatten können, gegen einander in den einzelnen Wahlkreisen zu arbeiten; hätte die Freisinnige Vereinigung in diesem Wahlkreis nach dem Fraktionsschema einen eigenen Kandidaten aufgestellt, so hätte dieser Kandidat gegenüber 1893 immerhin ein

paar Hundert Stimmen verlieren können, und es wäre trotzdem ein Freisinniger mit dem Konservativen nicht mehr in die Stichwahl gekommen, sondern der Sozialdemokrat, wodurch alsdann der Sieg des Reaktionärs so gut wie sicher war.

Also die Methode des Ruinirens von Wahlkreisen, nur damit die am nächsten stehende Freisinnige Richtung auch ihrerseits keine Erfolge erziele, läßt sich an diesem Wahlergebniß mit aller Deutlichkeit demonstriren, und zwar wäre das Ergebniß diesmal zum Nachtheil der Freisinnigen Volkspartei ausgeschlagen; daß eine solche Methode seitens unserer Freunde nicht in Anwendung gebracht würde, war selbstverständlich. Es verdient dem gegenüber konstatirt zu werden, daß im vielbesprochenen schleswig-holsteinischen Wahlkreise Oldenburg-Plön Herr Eugen Richter die entgegengesetzte Methode zur Anwendung bringt. Er läßt dort den Redakteur der „Freisinnigen Zeitung" Wiemer eigens zu dem Zweck herumreisen, um die freisinnigen Stimmen nach Möglichkeit zu zersplittern; ein Verfahren, das glücklicherweise durch die Indignation, die es hervorruft, im Effekt ziemlich unschädlich gemacht wird.

Wir hoffen, daß auch unsere Freunde in der Westpriegnitz, die nach der „Freisinnigen Zeitung", wie erwähnt, „so gut wie gar nicht vertreten sind", trotz solcher freundnachbarlichen Negation ihrer Existenz nunmehr ihrerseits erneut mit aller Energie für den Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei Max Schulz eintreten werden. Derartige Aeußerungen der „Freisinnigen Zeitung", die in einem Augenblick, wo alle Kräfte für den eigenen Kandidaten von den Nachbarparteien herangezogen werden müssen, von allem andern abgesehen, erstaunlich ungeschickt sind, dürfen vom Ziel des Kampfes, die Beseitigung eines reaktionären Junkers, nicht ablenken. Und wenn alle Freisinnigen und Liberalen des Wahlkreises ihre Schuldigkeit thun, so ist unter Zuströmen der Sozialdemokraten immer noch ziemlich sicher zu erwarten, daß Herr Max Schulz das Mandat erobert.

Auch in Berlin haben Wahlen stattgefunden; es sind freilich kirchliche Wahlen, aber die gleichwohl eine starke, politische Färbung haben. Sie zeigen gleichfalls, was sich erreichen läßt, wenn alle liberalen Elemente sich zusammenschließen, und wenn eine rührige und einheitliche Agitation den Kampf gegen die Reaktion, in diesem Falle gegen die reaktionäre Orthodoxie, lenkt.

Die Wahlvorbereitungen hatte in Berlin der kirchlich-liberale Central-Wahlverein in die Hand genommen, an dessen Spitze der unseren Lesern wohlbekannte frühere freisinnige Abgeordnete Karl Schrader steht. Und es gelang diesem Centralverein, das Interesse für die Kirchenwahlen unter den liberalen Protestanten wieder derartig zu beleben, daß der Orthodoxie das Berliner Terrain, das sie bereits völlig zu beherrschen glaubte, siegreich in einer großen Reihe von Parochien von Neuem abgerungen werden konnte. Es ist zwar noch in 23 Parochien konservativ gewählt worden, aber in 18 Parochien wurde doch liberal gewählt und in 4 weiteren Parochien drangen Kompromißkandidaten durch. Auch hier ist der Weg gewiesen, wie der Reaktion im Gebiet der Kirche ihr Einfluß genommen werden kann.

Die Landtagswahlen in Baden haben ein bemerkenswerthes Ergebniß gebracht. Neben 22 Mitgliedern des Centrums wird es in der neuen Kammer 26—28 Nationalliberale, 6—8 Demokraten und Freisinnige, 5 Sozialdemokraten, 1 Konservativen und 1 Antisemiten geben. Die Nationalliberalen sind damit aus der Majorität gebracht, die in der letzten Kammer freilich nur noch auf zwei Augen stand; dagegen ist auch heute noch die nationalliberale Partei die stärkste im Landtage geblieben; sie wird aber, um zugleich die herrschende sein zu können, auf die Demokraten und Freisinnigen Rücksicht nehmen müssen; sie muß ihren Liberalismus wieder stärker betonen, und daß die Wahlen dieses Ergebniß hatten, ist gut — auch für die nationalliberale Partei selbst.

„Mit der Bestimmung über die getrennten Verkaufsräume im Margarinegesetz war von den Gesetzgebern durchaus nicht eine Belästigung der Kaufleute beabsichtigt worden; sie hatte nur den Zweck, dem unlauteren Wettbewerb des Oeltalgs einen Riegel vorzuschieben, und es mußte darauf bestanden werden, weil andere, vielleicht wirksamere Bestimmungen nicht durchzubringen waren."

Mit diesen Worten quittirt die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirthe, über den neuesten Mißerfolg der Agrarier. Der Bund der Landwirthe, der namentlich in den kleineren Städten Anhänger zu werben suchte, indem er von sich behauptete, „Mittelstandspolitik" zu treiben, bescheinigt in seinem Organ nunmehr, eine wie arge Belästigung seine Mittelstandspolitik für den kleinen Kaufmann ist; das ist freilich der Reichstagsmajorität voraus gesagt worden. Aber nicht nur der Kaufmannsstand leidet unter dem Margarinegesetz, sondern auch die Landwirthschaft; sie verliert alle jene Kaufleute als Abnehmer ihrer Butter, die der Vertheuerung wegen nicht in der Lage sind, zwei Verkaufsräume sich zu halten und die in manchen Gegenden sich daher gezwungen sehen, nur noch Margarine zu verkaufen.

Nach dem Zuckersteuergesetz nun auch dieser offen eingestandene Mißerfolg mit dem Margarinegesetz.

Und welcher Mißerfolg erst mit dem Börsengesetz.

Minister Brefeld beweist in immer steigendem Grade sein Unvermögen, die Frage der Produktenbörsen befriedigend zu regeln. Er hatte sich von Neuem an die Vertreter des Berliner Produktenhandels gewandt und sie zu einer Konferenz eingeladen, an der auch Landwirthe Theil nehmen sollten. Auf dieser Konferenz sollte nicht etwa darüber berathen werden, wie die Berliner Produktenbörse wieder herzustellen sei, sondern darüber, welche Einrichtungen der Berliner Produktenbörse gegeben werden sollten, wenn — eine Börse vorhanden wäre. — Gälte Herr Minister Brefeld nicht als ein ernster Mann so hätte solches Programm fast wie Hohn aussehen können und die Kaufleute hatten daher vollkommen Recht, die Einladung zu Berathungen dieser Art nicht anzunehmen. Den einzig richtigen Weg weist die Handelskammer zu Bromberg in einer vortrefflichen knappen Eingabe an die Regierung in Betreff des Börsengesetzes. Die Handelskammer verlangt gesetzliche Revision des völlig verfehlten Börsengesetzes; dieses Verlangen sollte Nachahmung finden. Revision des Börsengesetzes, Revision des Margarinegesetzes, Revision des Zuckersteuergesetzes, das sind eine Reihe von Nothwendigkeiten, die auch einem großen Theil der Landbevölkerung bereits einleuchten, und diese Nothwendigkeiten sind ebenso viele Denkmäler der gesetzgeberischen Unfähigkeit des Bundes der Landwirthe; man kann noch hinzunehmen den Antrag Kanitz und das Eintreten der Agrarier für den Bimetallismus.

Es war vorauszusehen, daß die Ausführungen von Prof. Lujo Brentano in der letzten Nummer der „Nation" über die militärische Tauglichkeit der ländlichen und der Industrie-Bevölkerung Anfechtungen nicht entgehen würden. Die Agrarier greifen die Zahlen an, die ihre Behauptung über den Haufen werfen, daß das deutsche Heer vor Allem seine feste Grundlage in der ländlichen Bevölkerung habe. Diese Angriffe erfolgen nur mit Redensarten; vorsichtiger nimmt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" offiziös Stellung; sie fühlt sich wenigstens gedrungen zu sagen, daß die Zahlen von Professor Brentano das noch nicht vollkommen zuverlässig erweisen, was sie erweisen sollen. In dieser Richtung wird wohl Herr Professor Brentano selbst die Antwort nicht schuldig bleiben.

Wir sind vorläufig in der Lage, für die Behauptungen jenes Artikels eine neue Unterstützung zu bringen.

In Deutschland leben nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich", Jahrgang 1897

62 ¾ % Evangelische,
35 ¾ % Katholische.

In der Landwirthschaft sind thätig nach der „Berufsstatistik für das Reich im Ganzen", zweiter Theil, Band 103

5 539 538 Männer, davon
3 218 733 Evangelische = 58 $^{1}/_{10}$ %,
2 304 165 Katholische = 41 $^{6}/_{10}$ %.

Von 10 410 860 berufsthätigen Evangelischen sind in der Landwirthschaft beschäftigt . . 3 218 733 = 31 %.
Von 5 913 808 berufsthätigen Katholiken sind in der Landwirthschaft beschäftigt . . . . 2 304 165 = 39 %.
Von 603 012 Soldaten und Unteroffizieren sind
evangelisch 399 886 = 66 3/10 %.
katholisch 199 719 = 33 1/10 %.
Von 27 966 Offizieren sind
evangelisch 23 003 = 82 1/4 %.
katholisch 4 845 = 17 1/3 %.

Hier zeigt sich zweierlei: daß Katholiken und Protestanten in ganz anderem Verhältniß zur Heeresrekrutirung beisteuern, und daraus ergibt sich alsdann, daß in der Landwirthschaft thätige Katholiken besonders stark bei der Rekrutirung zurückbleiben. Ein neues indirektes Argument, das auch dahin weist, wohin die Ausführungen von Professor Brentano deuten, wie auch die bayerische Statistik.

In Wien ist parlamentarisch ein neuer heftiger Kampf zwischen der deutschen Opposition und der Majorität entbrannt. Daß wir im Reiche diesen Kämpfen keineswegs theilnahmlos gegenüberstehen, erkennt man auch in Oesterreich mehr und mehr. Unsere Theilnahme kann jedoch einstweilen nicht die Sphäre der Empfindungen verlassen, denn Oesterreich ist ein selbständiger, uns verbündeter Staat; solange wir in diesem Verhältniß zu Oesterreich stehen, können wir in seine inneren Angelegenheiten durch politische Aktionen nicht eingreifen, auch dann nicht, wenn es sich um unsere Stammesgenossen handelt, an deren Schicksal wir das lebhafteste Interesse nehmen müssen.

Graf Goluchowski begibt sich nach Monza an das Hoflager des Königs von Italien; ein Beweis für die Festigkeit der Beziehungen des Dreibundes.

Es ist keine erfreuliche Erscheinung, daß einen Theil der französischen Presse die höchste Aufregung ergriffen hat, seitdem die Möglichkeit von Neuem heraufzieht, daß sich die Unschuld des verbannten Hauptmanns Dreyfuß herausstellen könnte. Diese leidenschaftliche erneute Verurtheilung eines Verurtheilten zeugt nicht von dem Bewußtsein, daß die öffentliche Meinung von der Sachlichkeit und Unangreifbarkeit des ersten Urtheilsspruches überzeugt ist. Und warum dieses Streben, das erste Urtheil unter allen Umständen aufrecht zu erhalten? Man sollte meinen, die Franzosen müßten ein Interesse daran haben, eher zu beweisen, daß es unter den Offizieren ihrer Armee einen Verräther nicht gibt. Wir in Deutschland haben an diesen Vorgängen nur ein rein menschliches und ein völker-psychologisches Interesse, das freilich der politischen Nuance nicht gänzlich entbehrt.

In England herrscht vielfach, wie überhaupt im Auslande, die sonderbare Vorstellung, als ob in Deutschland die Politik sich eigentlich nur ausschließlich nach den Diktaten des Kaisers vollziehe. Selbst ein so bedeutender Parlamentarier wie Leonard Courtney erklärte kürzlich bei der Besprechung der Währungsfrage vor seinen Wählern:

„Neuerdings ist mitgetheilt, der deutsche Kaiser habe intervenirt und erklärt, er sei außerordentlich unangenehm davon berührt, zu hören, die indische Regierung wolle ihre Münzstätten nicht wieder öffnen."

Courtney fährt dann fort:

„Wenn das die wahre Meinung Sr. Majestät ist, so brauchen Deutschland und Frankreich sich nur mit den Vereinigten Staaten zu verbinden; diese drei Mächte können dann auch ohne unsere Hilfe den Bimetallismus durchführen. England hätte nur dem Kaiser zu sagen: Ich bedauere sehr, daß Ew. Majestät verstimmt ist, aber Sie drei — Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten — können ja die Sache allein in Ordnung bringen und Sie können die Aengstlichkeit Englands dadurch verspotten, daß Sie ihm den Beitritt zu diesem Wagniß verweigern."

Wir haben starken Grund zu der Vermuthung, daß Mr. Courtney über die Anschauungen des deutschen Kaisers in der Währungsfrage falsch orientirt ist; aber auch, wenn das nicht der Fall wäre, so sind wir doch glücklicherweise in Deutschland über den Zustand hinaus, daß in einer der wichtigsten Fragen der Volkswohlfahrt ein Wunsch des Kaisers entscheidend wäre. Der Bimetallismus ist bei uns so todt, daß auch kaiserliche Wünsche, wenn sie vorhanden wären, diesen Todten nicht wieder zum Leben erwecken könnten.

Die Wahl des Bürgermeisters für „Greater-Newyork" hat am 2. November stattgefunden und mit dem Siege des Kandidaten von Tammany Hall, van Wyck, geendet. Der gefährlichste Gegner des jetzt gewählten Bürgermeisters, Henry George, starb wenige Tage vor der Wahl. George hatte auf sehr starken Zuzug aus der demokratischen Partei zu rechnen. Es war sehr leicht möglich, daß er 100 000 Stimmen dem Kandidaten von Tammany Hall abspenstig gemacht hätte, dann aber wäre Seth Low, der Kandidat der Munizipalreformer, und nicht van Wyck gewählt worden. Der Versuch, wenige Tage vor der Wahl dem vom Tod ereilten Henry George dessen Sohn, der auch Henry heißt, zu substituiren, konnte natürlich nur mit einem großen Mißerfolg enden. Henry George jun. erhielt bloß rund 20 000 Stimmen, während die große Masse der Anhänger seines Vaters zu dem Kandidaten von Tammany Hall zurückfluthete. Die Stimmen vertheilten sich nunmehr in runden Zahlen auf die drei allein noch ernsthaften Kandidaten folgendermaßen: van Wyck, der Kandidat des demokratischen Boß Croker, erhielt 235 000, Seth Low 150 000, Tracy, der Kandidat des republikanischen Boß Platt, 101 000 Stimmen. Die Hauptschuld an diesem für die Entwickelung Newyorks höchst beklagenswerthen Ausgang trägt der Maschinenpolitiker Platt, der aus Fraktionseigensinn dem Kandidaten der unabhängigen Bürger einen Kandidaten der republikanischen Maschine gegenüberstellte, obgleich Seth Low ebenfalls zur republikanischen Partei gehört, und obgleich der Kandidat Platts, General Tracy, von vornherein keinerlei Aussicht hatte, zu siegen. Hätte Boß Platt diese aussichtslose Gegenkandidatur nicht inscenirt, so wäre Low gewählt, und die amerikanische Dreimillionenstadt hätte den denkbar besten Bürgermeister erhalten, während sie jetzt auf vier Jahre in den Händen der rücksichtslosesten Beutepolitiker sich befindet, die es in Amerika überhaupt gibt.

* * *

Oesterreich am Scheidewege.

I.

In Europa scheint der Prozeß der Staatenbildung um so vollständiger abgeschlossen zu sein, je weiter die einzelnen Staaten gegen Westen vorgeschoben sind. Die geographische Lage sicherte Großbritannien sowie den Staaten der pyrenäischen und skandinavischen Halbinsel die Selbständigkeit in demselben Maße, wie sie der Ausdehnung Grenzen setzt, selbst wenn alle diese Staaten nicht von einer sprachlich, kulturell und religiös so einheitlichen Bevölkerung bewohnt würden, als dies thatsächlich der Fall ist. Und was von diesen Staaten gilt, gilt auch im Großen und Ganzen von Frankreich und Italien; denn wenn auch die Grenzen dieser Staaten weder überall so von der Natur vorgezeichnet sind, daß sie nicht überschritten werden könnten, noch mit dem französischen und italienischen Sprachgebiete zusammenfallen, so handelt es sich in dem einen wie dem anderen Falle um Gebietserweiterungen, die im Verhältnisse zur Größe des Staatsgebietes als bloß unbedeutende bezeichnet werden müssen.

Im Gegensatze zu diesen Staaten des Westens gährt es im Osten und Südosten Europas. Es ist fraglich, ob sich das ungeheure Rußland auf die Dauer einheitlich regieren lassen wird, und auf dem Balkan wird die Liquidirung des türkischen Reiches nur durch die Uneinigkeit der Mächte verzögert. Aber auch in Oesterreich knistert es bedenklich, und es hat den Anschein, als ob die Einheit des Reiches immer mehr gelockert würde. Denn die centrifugalen Kräfte sind in diesem Staate in voller Thätigkeit, während es an centripetalen Kräften immer mehr zu fehlen scheint.

Es dürfte kaum einem Widerspruche begegnen, wenn wir den Wendepunkt in der Entwicklung Oesterreichs in das Jahr 1866 verlegen; denn die Niederlage in dem böhmischen Feldzuge hat zwei Thatsachen geschaffen, die für die Zukunft von der größten Bedeutung sein sollten: die Theilung Oesterreichs in zwei Reichshälften und die Ausscheidung aus dem deutschen Bunde. Mit der Theilung Oesterreichs in zwei Hälften war die Einheit der Gesetzgebung und Verwaltung und damit zugleich das Staatsgefühl beseitigt, das sich selbst in national und kulturell gemischten Staaten als Kitt erweist. Andererseits hatte Oesterreich mit dem Ausscheiden aus dem deutschen Bunde aufgehört, ein deutscher Staat zu sein. Nicht als ob es nicht auch vor dem Jahre 1866 selbst in den zum Deutschen Bunde gehörigen Ländern Millionen Nichtdeutscher gegeben hätte, aber die Dynastie hatte sich bis dahin als eine deutsche gefühlt, sie glaubte eine Aufgabe in Deutschland zu erfüllen zu haben, und mußte demgemäß auch in Oesterreich deutsche Politik machen. Mit dem Ausscheiden Oesterreichs aus dem deutschen Bunde war die Nothwendigkeit einer deutschen Politik entfallen, und die Dynastie suchte sich in dem vielsprachigen Oesterreich einzurichten, so gut es ging. So hat denn die Sonderstellung Ungarns und der wachsende Einfluß der nichtdeutschen Völker diesseits der Leitha Risse in dem alten Staatsgebäude geschaffen, die sein Auseinanderfallen befürchten lassen.

In einer Budapester deutschen Zeitung las ich vor einiger Zeit das Programm der vom Grafen Apponyi geführten sogenannten Nationalpartei. Auf den Wortlaut des Programms besinne ich mich nicht mehr, doch galt es als oberster Satz, daß Ungarn der Kern und das Centrum der Monarchie sei. Diese Behauptung, die den geschichtlichen Werdeprozeß der Monarchie unberücksichtigt läßt, schien mir um so unverschämter zu sein, weil es als ein weiteres Axiom hingestellt war, daß dieser Kern der Monarchie, der die Hälfte der Grundfläche und zwei Fünftel der Bevölkerung repräsentirt, zu den gemeinsamen Kosten bloß 30 Proz. beizusteuern habe. Ein Blick auf die Karte belehrte mich indeß, daß in dem Fundamentalsatze der ungarischen Nationalpartei ein Kern von Wahrheit steckt, denn man kann sich ganz gut Ungarn ohne Oesterreich, nicht aber Oesterreich ohne Ungarn vorstellen. Ungarn gleicht einer Ellipse, die zum größten Theile durch hohe Gebirge oder größere Flüsse natürlich begrenzt ist, Oesterreich einem Halbmonde, der im weiten Bogen von beiläufig 200 deutschen Meilen Ungarn umspannt. Die Bewohner Ungarns sind, mögen sie auch noch so verschiedenen Nationen und Konfessionen angehören, wirthschaftlich auf einander angewiesen, in Oesterreich fehlt ganzen Kronländern jede Berührung mit einzelnen anderen. Was haben z. B. Tirol und Galizien, Niederösterreich und die Bukowina, Böhmen und Dalmatien für besondere Berührungspunkte? Ungarn ist mit einem Worte ein geographischer Begriff, Oesterreich ist es nicht, dies kann man schon ganz äußerlich dem Umstande entnehmen, daß es Oesterreich offiziell nicht einmal zu einem Namen gebracht hat, sondern als „die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder" bezeichnet wird. Ist dem aber so, so wird die Stellung der Monarchie als Großmacht ganz wesentlich davon abhängen, ob der allerdings nur lose Zusammenhang zwischen beiden Reichshälften aufrecht bleibt, oder weiter gelockert wird. Ein möglichst selbständiges Ungarn würde eine Schmälerung, ja eine Beseitigung Oesterreichs als Großmacht bedeuten. Und doch ist diese möglichste Selbständigkeit das Ziel, das von allen heute maßgebenden Kreisen Ungarns mit allen Mitteln angestrebt wird. Man lasse sich dadurch nicht irre machen, daß nur die sogenannte Unabhängigkeitspartei die Personalunion zwischen Ungarn und Oesterreich fordert. Auch die übrigen ungarischen Parteien streben demselben Ziele zu, und wenn sie es nicht offiziell in ihr Programm aufnehmen, so geschieht es bloß deshalb, weil ihnen die Sonderung von Oesterreich augenblicklich nicht zweckmäßig scheint. Nicht dem Gefühle der Zusammengehörigkeit, sondern rein verstandesmäßiger Erwägung entspringt das Bestreben der in Ungarn herrschenden Kreise, die Verbindung mit Oesterreich aufrecht zu erhalten.

In der That erweist sich diese Verbindung als für Ungarn sehr vortheilhaft. Ungarn besitzt maßgebenden Einfluß auf die Politik eines Großstaates, ohne zu den Kosten einen entsprechenden Beitrag leisten zu müssen, es nimmt Antheil an dem wachsenden Kredit der westlichen Reichshälfte, und es besitzt einen naheliegenden Markt für seine Agrikulturprodukte. Mit jedem Schritte, den Ungarn zu seiner Konsolidation macht, entfernt es sich naturgemäß von Oesterreich. Gelingt es Ungarn, die nicht-magyarischen Völker zu entnationalisiren oder doch mit der Idee des magyarischen Nationalstaates auszusöhnen, so bedarf es der Verbindung mit Oesterreich nicht mehr, um seine staatliche Selbständigkeit zu vertheidigen. Wächst seine Bevölkerung rasch an und entwickelt sich die Industrie entsprechend weiter, so wird es auch wirthschaftlich von Oesterreich immer unabhängiger. Ungarn wird die Kosten eines Mittelstaates leicht tragen und den größten Theil seiner Agrikulturprodukte im Lande selbst absetzen. Ja die ungarische Industrie wird eine Trennung des Zollgebietes und damit Schutz vor der älteren und entwickelteren österreichischen gewiß mit allen Mitteln anstreben.

Ob die ungarische Nationalitätenpolitik von Erfolg gekrönt sein wird, erscheint mir zweifelhaft, unzweifelhaft wird aber die wirthschaftliche Kräftigung Ungarns weitere Fortschritte machen und damit die wirthschaftliche Abhängigkeit von Oesterreich immer kleiner werden. Wer also der Meinung ist, daß der Bestand Oesterreichs als Großmacht eine europäische Nothwendigkeit ist, und wer diesen Bestand durch die separatistischen Bestrebungen Ungarns bedroht sieht, der müßte sich bemühen, an Stelle des gegenwärtigen, auf Kündigung beruhenden Verhältnisses einen engeren staatsrechtlichen Verband zwischen Oesterreich und Ungarn herzustellen. Der Augenblick scheint günstig zu sein, wird er versäumt, so kommt ein zweiter gleich günstiger vielleicht nicht mehr wieder.

Den Magyaren wird in Oesterreich neben Ritterlichkeit und Gastfreundschaft noch hervorragende politische Begabung nachgerühmt, und durch die Wiener liberale Presse ist diese Legende auch über die Grenzen Oesterreichs verbreitet worden. In der That beruht diese angebliche politische Begabung des magyarischen Volksstammes darauf, daß bisher die Schicht des Großgrundbesitzes in Ungarn so gut wie alleinherrschend war. Die ländliche Bevölkerung folgte der Führung des Großgrundbesitzes, sei es, weil sie vollständig abhängig war, sei es, weil sie in dem Großgrundbesitzer nur den primus inter pares sah. Ein städtisches Bürgerthum im Sinne des deutschen Bürgerthums mit einer langen geschichtlichen Entwicklung fehlte. So waren denn in Ungarn die Voraussetzungen für die Herrschaft der grundbesitzenden Aristokratie gegeben wie nicht bald in einem zweiten Lande. Darüber aber, daß der Grundadel sich in agrarischen Gegenden vorzüglich zur politischen Führung eignet, kann kein Zweifel bestehen. Die Geschichte Englands, Preußens und der Ostseeprovinzen gibt hierfür klassische Zeugnisse. Und zwar liegt die Stärke des Grundadels nicht bloß in seiner Muße, nicht bloß in seiner Uebung zu verwalten und zu organisiren, nicht bloß in der Fähigkeit, ferner liegende Ziele zu verfolgen, sondern vor allem in seiner Geschlossenheit. Mehr oder minder hat jedes Mitglied des grundbesitzenden Adels dieselben Interessen, und die Politik der Klasse wird nur in seltensten Fällen durch das Vorgehen einzelner seiner Mitglieder durchkreuzt. Unter solchen Umständen kann der

Großgrundbesitz die konsequenteste und damit zugleich auch die einseitigste Klassenpolitik machen, die sich denken läßt, und wird hierin vielleicht nur von der Arbeiterpartei erreicht, die aber den Beweis, daß sie zu herrschen vermag, erst zu erbringen hat. Bloß persönliche Zwistigkeiten haben in der Aristokratie breiten Raum, und so tragen denn auch die politischen Gegensätze im ungarischen Parlamente einen so hervorragend persönlichen Charakter, daß dem Fremden, der gewohnt ist, in politischen Parteien die Träger bestimmter Weltanschauungen und Klasseninteressen zu sehen, ihr Verständniß so schwer fällt. Nichts kann in dieser Beziehung bezeichnender sein, als daß mir ein sehr intelligenter und schlagfertiger liberaler Abgeordneter nichts nennen konnte, wodurch sich die Nationalpartei von der liberalen unterscheidet, als daß jene für die Errichtung einer Militärakademie mit ungarischer Unterrichtssprache eintrete.

Darin, daß in dem ungarischen Parlamente fast nur der magyarische Großgrundbesitz und das mit ihm verschwisterte Budapester, meist jüdische, Kapital vertreten ist, liegt seine Stärke bei jedem Konflikte mit der Wiener Hofpartei, so lange es der Hofpartei an Muth gebricht, an der Zusammensetzung des Parlaments selbst ernstlich zu rütteln. Bisher haben Census, willkürliche Abfassung der Wählerlisten, mündliche Abstimmung sämmtlicher Wähler am Hauptorte des Wahlbezirkes, Brutalität und sonstige Praktiken bedenklichster Art unbequeme Elemente von dem ungarischen Parlamente ferngehalten. Aber ein Parlament, in dem die mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachenden nichtmagyarischen Volksstämme fast nicht, die unteren Volksschichten aber gar nicht vertreten sind, ist eine Monstrosität, die um so unhaltbarer wird, je mehr das geistige Leben in der Bevölkerung wächst, und je größer sich die Differenzirung der Gesellschaft gestaltet. Namentlich letztere hat aber in Ungarn große Fortschritte gemacht. Mit der emporkeimenden Industrie wächst das Fabrikproletariat, und mit ihm halten moderne Probleme ihren Einzug. Die Arbeiterbewegung entwickelt sich rasch und hat sich sogar schon der ländlichen Arbeiter bemächtigt, die in sonst weit vorgeschrittenen Ländern bisher noch eine Stütze der konservativen Parteien sind. So wächst der Klassengegensatz zwischen Kapital und Arbeit rasch an und läßt sich selbst in rein magyarischen Gegenden nicht mehr durch die chauvinistische Phrase verkleistern. Aber auch außerhalb des Kreises der Lohnarbeiter nimmt die Unzufriedenheit rasch zu. Die Agrarkrise hat nicht bloß die Ansätze einer extrem agrarischen Partei nach dem Muster der deutschen geschaffen, sondern auch Unbehagen in weiten Kreisen der bäuerlichen Bevölkerung hervorgerufen, das in katholischen und nicht magyarischen Gegenden von der klerikalen und nationalen Agitation um so besser ausgenutzt werden kann, als ihr auch sonst durch Verstöße in der Verwaltung und brutale Magyarisirungsversuche stets neue Nahrung zugeführt wird.

Stellte sich nun die Hofpartei die Aufgabe, den unterdrückten Volksstämmen und Klassen in Ungarn ein gewisses Maß von Gerechtigkeit und vor Allem eine ihrer Bedeutung entsprechende Vertretung im Parlamente durch eine gründliche Reform des Wahlrechts zu verschaffen, so lange die herrschende Clique so verblendet ist, das, was um sie vorgeht, nicht zu sehen, so würde sie nicht bloß ein Stück Kulturarbeit im besten Sinne des Wortes verrichten, sondern auch das ungarische Staatswesen wieder dauernd an Oesterreich knüpfen können. Aber dazu bedarf es nicht bloß eines gewissen Muthes, sondern auch des Zielbewußtseins, das in der Behandlung der ungarischen Verhältnisse ebenso zu fehlen scheint, wie in der der österreichischen. Denn in Oesterreich hat die Kopflosigkeit der Regierung erst in jüngster Zeit einen Zustand geschaffen, aus dem ein Ausweg fast nicht mehr zu finden ist.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Eichberg. Michael Hainisch.

Der Fall Dreyfus.

Der französische Senator Scheurer-Kestner, Gatte einer Enkelnichte von Werther's Lotte, hat es unternommen, die Unschuld des Hauptmanns Dreyfus zu erweisen. Dreyfus wurde bekanntlich vor drei Jahren zur schimpflichen Degradation und zur Verbannung auf die Teufelsinsel vor Cayenne verurtheilt, weil er Geheimpapiere des französischen Kriegsministeriums an die deutsche Botschaft verkauft haben sollte. Bei dem Mangel jedes zureichenden Motivs für eine so schimpfliche That, und Angesichts eines auf Schrauben gestellten Indicienbeweises, wobei noch obendrein das schlimmste Belastungsmaterial der öffentlichen Kontrolle entzogen war, erschien die Schuld des Mannes leidenschaftslos Urtheilenden von vornherein höchst zweifelhaft, auch wenn man ein Dementi der deutschen Botschaft nicht in Rechnung stellte. Die ganze Aburtheilung sah einem Justizmord verzweifelt ähnlich, und wer nicht auf dem Standpunkt steht, daß ihn die Leiden der außerhalb der eigenen Parochie Wohnenden nichts angehen, der konnte sein Mitgefühl einem Manne nicht versagen, der falls er unschuldig sein sollte einer geradezu grauenhaften seelischen Tortur unterzogen worden war. Diese Sympathie hat mit nationalen und konfessionellen Grenzen nichts zu thun, hier kommt nur die einfache Menschlichkeit in Frage. Und diese Sympathie erstreckt sich auch ohne Weiteres auf den Mann, der, in angesehener öffentlicher Stellung und von reinem Ruf, es jetzt unternimmt, einem seiner Ueberzeugung nach Unschuldigen zum Rechte zu verhelfen.

Ob es dem Senator Scheurer-Kestner gelingen wird, den Unschuldsbeweis so klar zu erbringen, daß Dreyfus aus Gefängniß und Verbannung in sein Vaterland zurückkehren kann, mag fraglich sein. Unschuldsbeweise sind immer außerordentlich schwer zu führen. Das schließliche Resultat ist aber für die Beurtheilung der Handlung des französischen Senators nicht allein, nicht einmal in erster Linie entscheidend.

Man darf Frankreich schon beglückwünschen, daß es Männer hat, die ihre ganze öffentliche Stellung daran setzen, dem populären Vorurtheil ein unschuldiges Opfer zu entreißen. Die Geschichte Frankreichs ist nicht arm an Ausbrüchen der Volkswuth gegen angebliche „Verräther". In keinem anderen Volke ist das Bedürfniß, einen Sündenbock für die eigene Unzulänglichkeit zu suchen, stärker ausgebildet; aber es fehlt den Franzosen auch nicht an Verständniß für jenen seltenen moralischen Muth, der die Unschuld den Klauen der irre geleiteten Meinung zu entreißen sucht. Als Voltaire wenige Monate vor seinem Tode noch einmal — nach siebenundzwanzigjähriger Abwesenheit — Paris besuchte, begrüßte ihn die Menge auf der Straße mit dem Zuruf: l'homme aux Calas! Der Instinkt der Massen griff aus der Fülle der Leistungen des weltberühmten Mannes gerade jene That heraus, für die Voltaire mit vollem Recht die Bürgerkrone zukam. Voltaire galt als feige und ängstlich, und von jener robusten Tapferkeit, die jeder Kanonier und jeder Matrose besitzt, hatte er gewiß nicht viel; aber, sagt der Marquis d'Argenson in seinen Denkwürdigkeiten:

„Wenn aus Furcht vor der Mächtigen Rache Niemand gegen Unrecht und Unterdrückung mehr aufzustehen wagte, war es der feige und ängstliche Voltaire, der allein noch den Muth besaß, für Recht und Gerechtigkeit in die Schranken zu treten."

Für fremdes Leid sich zu interessiren, ist das Zeichen einer edlen und zugleich einer freien Gesinnung. Für unschuldig Verfolgte einzutreten, ist vielleicht die höchste Bürgertugend; die höchste, weil sie in der Regel die undankbarste ist; die höchste, weil der tiefste Gedanke des Rechtsstaats in ihr zum Ausdruck kommt.

Die Geschichte der englischen bürgerlichen Freiheit ist zum großen Theil eine Geschichte des Kampfs ums Recht, und zwar um das Recht des einzelnen Individuums, nicht

um allgemeine Rechtsformen. Die englische Preßfreiheit wurde fest begründet, als John Wilkes wegen des Inhalts der Nr. 45 seines „North Briton“ von der staatlichen Macht vergewaltigt werden sollte. Das Steuerbewilligungsrecht des britischen Parlaments ist auf das Engste verknüpft mit dem Prozeß, in den John Hampden wegen der Verweigerung eines Beitrags zu der vom König verfassungswidrig geforderten Schiffsabgabe verwickelt wurde.

Die Neigung, dem zu Unrecht Verletzten zu seinem Recht zu verhelfen, hat in England gelegentlich sogar groteske Formen angenommen; man erinnere sich nur des Tichborne-Prozesses. Aber die öffentliche Antheilnahme an dem Kampf des Einzelnen um sein Recht ist desungeachtet eine der besten Seiten des öffentlichen englischen Lebens.

Wir Deutsche könnten uns daran ein Beispiel nehmen. Um unsere bürgerlichen Freiheiten würde es wesentlich besser stehen, wenn nicht der Einzelne, der um sein Recht kämpft, sich in der Regel bald isolirt sähe.

Wohl pflegt sich die eigene Partei des Mannes anzunehmen, aber in der Regel auch nur diese. Zu einer allgemeinen nachdrücklichen Unterstützung kommt es selten. Wie charakteristisch in dieser Beziehung sind nicht — um von der Verfolgung und Maßregelung von Sozialdemokraten und Freisinnigen zu schweigen — die Schicksale des Herrn von Diest, der sich ein halbes Menschenalter hindurch bemüht, eine Beleidigungsklage gegen den Fürsten Bismarck zur Verhandlung zu bringen, aber schlechterdings kein Forum findet, vor dem er seine Klage entscheiden lassen könnte.

Ich bin ein wenig abgekommen von dem Falle Dreyfus, wenngleich weniger als es äußerlich erscheint. Das Vorgehen des Senators Scheurer-Kestner bietet ein allgemein menschliches und ein allgemein politisches Interesse. Die Art und Weise, wie die Sache weiter verläuft, wird uns über die politische Moralität des heutigen Frankreichs besser unterrichten, als ein ganzes Bündel neuer Gesetze.

Th. Barth.

Die Krisis des modernen Staates.

Der Verfasser des bemerkenswerthen Buches*), das mit diesem etwas beängstigenden Titel die Leser lockt, beschwört in der Widmung den Geist des Herrn Brunetière, des bekannten rück-fortschrittlichen Mitgliedes der französischen Akademie und Herausgebers der „Revue des deux Mondes“. Die Vermuthung, daß dessen Geist über dem Buche schwebe, lag darum nahe, und diese Vermuthung bringt naturgemäß in die Versuchung zu glauben, daß die Krisis des modernen Staates daher rühre, daß er modern sei, und dadurch zu überwinden sei, daß er aufhöre, modern zu sein. Nichts von allem dem! Es ist eine ernste und gründliche Arbeit eines wissenschaftlich geschulten Denkers, der allerdings sein Ziel hat: Den Versuch, das allgemeine Stimmrecht zu organisiren, sich aber auf kontrollirbaren Wegen diesem Ziele nähert; auf jenen Wegen, welche die große Anzahl vorzüglicher verfassungsgeschichtlicher Arbeiten von Gelehrten aller Nationen und aller Parteischattirungen gangbar gemacht hat. Zunächst also wird dieses Buch keinem Leser, der nicht gewohnt ist, die Politik als einen Tummelplatz für Kinder und Narren zu betrachten, die Genugthuung versagen, welche Belehrung und Anregung zu geben pflegen. Dieses Lob hat aber auch keine der vielen Besprechungen, die uns zu Gesicht gekommen sind, dem Buche vorenthalten können, und das will gegenüber einer Arbeit, die mit ganz bestimmten Ansprüchen an die politische Gegenwart herantritt, nicht wenig sagen. Es ist ein Erfolg, der, soweit ich sehen kann, der ernstlichen Bemühung Benoist's zuzuschreiben ist, zwei im Hader lebende Grundsätze methodologisch zu vereinigen: 1. Die Geschichte ist Herrin des Lebens (These); 2. Das Leben ist Herrin der Politik (Antithese).

Soviel von dem allgemeinen Charakter des Buches. Ueber die Zeitgemäßheit desselben sind nicht viel Worte zu verlieren. Der Verfasser begründet sie in langen Ausführungen, die sich hauptsächlich auf die Geschichte Frankreichs im verflossenen Jahrhundert stützen, durch den Hinweis auf die periodischen politischen Krisen mit etwa je 18 Jahren Zwischenraum; auf den Mangel an Stetigkeit in der Regierung; auf das immerfort sinkende Vertrauen in die Güte und den Werth der parlamentarischen Regierungsform selbst in bürgerlichen, antifeudalen, antikirchlichen, also entschieden liberalen Kreisen; auf die wüthenden Wortkämpfe, die das ganze parlamentarische Leben zur Logomachie machen, seine Bedeutung in den Augen des Volkes, das regiert sein will und muß, grenzenlos herabsetzen und den Staat der Gefahr preisgeben, dem ersten besten wagemuthigen Abenteurer als Beute anheimzufallen; auf die unklare Mischung der allgemeinen nationalen mit den lokalen ökonomischen Interessen, welche in der stets wechselnden Zusammensetzung der parlamentarischen Mehrheiten zutage tritt und eine Folge des nicht organisirten allgemeinen Stimmrechts ist; u. s. w. u. s. w. Benoist beruft sich, wie man sieht, auf Anschauungen und Empfindungen, die in allen Ländern Europas mit ausgeprägter parlamentarischer Regierungsform, selbst in England, auf Schritt und Tritt begegnen. Es ist eine Thatsache, die zu leugnen keinem besonnenen Demokraten beikommen wird, daß die Gesetzgeber in der allgemeinen Achtung ihrer Volksgenossen in auffallendem Grade gesunken sind. Und da nach einem psychologischen Gesetz die Werthschätzung der Person mit der Werthschätzung seiner Leistung innig verflochten ist, so folgt nothwendig, daß die Arbeit des Gesetzgebens nicht mehr als die höchste und heiligste im Staate betrachtet wird und darunter, weiterhin, die Folgewilligkeit gegenüber dem Gesetz selber beträchtlich gelitten haben muß. Das führt zu Erscheinungen politischer und intellektueller Anarchie, mit denen Jedermann vertraut ist. Ihr historisch und mittels psychologischer Analyse tiefer nachzuspüren, hat Benoist unterlassen, und es ist natürlich nicht unsere Aufgabe, diese Lücke hier auszufüllen. Er hält sich lediglich an die Thatsache und bringt für sie eine Ursache in Anschlag: er bezeichnet als die Ursache das nicht organisirte allgemeine Stimmrecht. Geben wir die Thatsache zu; geben wir zu, daß der moderne, auf dem Parlamentarismus beruhende Staat in einer Krise sich befinde, daß es der Demokratie bisher nicht gelungen sei, die Demagogie zu besiegen — eine Aufgabe, die keine geringeren als A. de Tocqueville und John Stuart Mill dem modernen Staate gestellt haben —: wie steht es mit der Ursache, welche Benoist für diese Krise verantwortlich macht?

Was es mit der Ursache an sich, dem allgemeinen Stimmrecht in irgend einer seiner direkten oder indirekten Formen, auf sich hat, ist bekannt. Herrschte bis zur französischen Revolution Ständevertretung, welche positive Machtverhältnisse spiegelte und ökonomische Interessengemeinschaft oder -gegensätzlichkeit zum Ausdruck brachte, so kam nun mit einem Schlage der Mensch an sich, das Individuum an sich mit seinen gleichen Rechtsansprüchen an den Staat zur Geltung. Und dieses Individuum kam hinfort, ohne Berücksichtigung des ökonomischen Orts, den er einnimmt (Holtzendorff), ohne Berücksichtigung des professionellen Charakters, der ihm natürlich nach wie vor anhaftet, allein in der Repräsentativverfassung zu Wort, oder versuchte, zu Worte zu kommen. Die Formel für diese Revolution in den staatsrechtlichen Anschauungen lautete: das Gemeininteresse hat über das Sonderinteresse gesiegt. Natürlich mußten, damit diese Anschauungen sich durchsetzen konnten, die positiven Machtverhältnisse zuvor aufgelöst, die bestehenden Interessenverbände gelockert sein. Aus der

*) Charles Benoist: La crise de l'État Moderne. De l'organisation du suffrage universel. Firmin-Didot et Cie. Paris 1897.

Wirthschaftsgeschichte besonders Englands und Frankreichs weiß man, wie durch die Entwicklung der Industrie, der Gewerbe, des Handwerks, des Handels die Grenzen des Landes, des Nationalstaates zu eng, die Fesseln der Zunftordnungen und der Gildenverfassungen, der bindenden Produktions- und Konsumtionsvorschriften, der sozialen und legalen Beschränkungen zu drückend wurden, und thatsächlich längst vor der Aufhebung der Gesetze die Grenzen überschritten, die Fesseln abgestreift waren. In England war beispielsweise die Lehrlingsordnung der Elisabeth längst außer Uebung, bevor sie durch Statut außer Kraft gesetzt wurde, und ebenda wußten die neu aufkommenden Industrien den Zunftgeist der Städte leicht zu umgehen, indem sie aufs Land flüchteten. Die überkommenen Kasten und Klassen gegenüber der fundamentalen Umgestaltung verewigen wollen, welche die ökonomischen Verhältnisse ergriffen, die thatsächlichen Machtverhältnisse verschoben und in Folge dessen vor dem Rechtsbewußtsein den Widerspruch zwischen der Bedeutung der natürlichen, d. h. wirklich bestehenden sozialen und ökonomischen Neuordnung und der künstlichen, in Rechten und Vorrechten festgehaltenen Gesellschaftsgliederung unerträglich gemacht hatte, das war ein allen Menschenwitz übersteigendes Unternehmen. Das ganze Naturrecht in allen seinen staats- und privatrechtlichen Formeln und Forderungen kann nur im Zusammenhang mit dieser ökonomischen Umwälzung verstanden werden. Die Lehren vom Rechte, das mit uns geboren, von der Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit aller Menschen, von ihrer gleichen oder fast gleichen Bildungsfähigkeit, von der Enthaltsamkeit des Staates in wirthschaftlichen Dingen, vom natürlichen Preise und Werthe und allem, was ökonomisch damit zusammenhängt: sie rücken geschichtlich eng zusammen, obwohl sie anfangen, sich im 17. Jahrhundert zu entfalten, in der sogenannten klassischen Nationalökonomie ihren prägnantesten Ausdruck erhalten, und erst in der Unabhängigkeitserklärung Nordamerikas und der Verkündigung der Menschenrechte in Frankreich im höchsten Grade wirksam und wirklich werden. So wird begreiflich, wie sich die Herrschaft des Individuums im Staate begründen konnte.

Herrschaft des Individuums im Staate will aber letzten Endes sagen: Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts. Oekonomische Verhältnisse waren sicherlich die mächtigsten Triebfedern dieser ganzen Umgestaltung, und sie haben die moderne Staatsform mitsammt den politischen Ideen und Theorien über sie aus sich herausgetrieben. Ich erinnere damit an Dinge, die natürlich nicht neu sind und deren Erwähnung manchem überflüssig erscheinen möchte, weil Benoist trotz einem erfreulichen historischen Realismus, der sein Denken trägt und durchdringt, sich diese Entwicklung nicht immer klar vor Augen hält. Er vergißt, daß in übrigens den Spuren Comtes und Taines folgend, daß die Metaphysik des Naturrechts, und des Contrat Social insbesondere, mit ihren historischen Unmöglichkeiten nur der schiefe Ausdruck für die Ansprüche neuer Wirthschafts- und Denkformen war. Ferner: daß nicht sowohl die unhistorischen Abstraktionen, an denen die Aufklärungslitteratur so reich ist, ihr Wirksamstes ausmachen, also das, womit sie über den Willen der Menschen Macht gewannen und die Herrschaft übten, als vielmehr die energischen Umschreibungen eben jener Gegenwartsansprüche, welche das neue Geschlecht aus ihnen herauslas. Der moderne politische Mensch, der Massenmensch also mit seinen Ansprüchen an gleiches Recht im Staat, mit seiner Forderung gleicher Bedingungen für seine ökonomische Bethätigung im Staat, ist genau so wie der Kasten- und Klassenmensch früherer Jahrhunderte eine organische Bildung geschichtlicher Entwicklung. In ihm ist das Individuum zur Anerkennung gelangt, nachdem er bis dahin nur als professioneller Mensch, durch seinen Stand, seine Gilde, seine Innung in deren starrer Geschlossenheit, gegolten hatte. Aber weder war der Klassenmensch ein Geschöpf des „historischen Sinnes“, noch ist der heutige Massenmensch ein Erzeugniß des unhistorischen Sinnes, das nach ideologischen Rezepten am Ende des vorigen Jahrhunderts eingebraut worden und allmählich im Laufe des 19. Jahrhunderts nach einer für die Völker Europas gefahrvollen Gährung verzapft worden ist. Das ewige Hysteronproteron der Geschichtserklärung! Ob sonst Jemand im gewöhnlichen Leben, beim Verkehr mit Seinesgleichen, sich an die Worte hält, mit denen Willensmotive umschrieben werden?

Was aber sieht man jetzt vor sich gehen? Kaum hat der Individualismus der Staatsform seinen Stempel aufgedrückt, kaum ist der Ständestaat zertrümmert und der Rechtsstaat aufgerichtet, kaum ist das allgemeine Stimmrecht in den führenden Kulturstaaten Europas zur Herrschaft gelangt, als der Korporationsgeist von Neuem seine Schwingen regt, sich in offenen Körperschaften zu organisiren und in dieser Form auf die Gesetzgebung Einfluß zu gewinnen strebt. An diese Thatsache hält sich Benoist, an sie knüpft er seine Reformpläne. Er anerkennt das allgemeine Stimmrecht, und er verwirft den Ständestaat, der an gewisse Gruppen Vorrechte austheilt, also gegen das moderne Prinzip gleichen Rechts für alle sündigt. Aber er will das allgemeine Stimmrecht organisiren, indem er neben dem Individuum als solchem den wirthschaftenden Menschen berücksichtigt, der ganz naturgemäß heute so gut wie ehedem, aber auf freie Weise, einer Interessengruppe angehört.

Man kann hier sofort einwenden, daß der ökonomische Mensch, der Mensch, insofern er einer bestimmten Interessengruppe angehört, ja in den Parteien des Landes und daher auch im Parlament vertreten sei; daß also die Volksvertretung — wie das Beispiel Englands lehre, wo sich ja scheinbar nur die zwei großen politischen Parteien gegenüber gestanden hätten, in Wahrheit aber das Parlament den Schauplatz für die großen Interessenkämpfe zwischen Landwirthschaft und Industrie (1846) hergegeben habe — im Grunde doch oder erst recht wieder Interessengruppen verkörpere. Auch läßt sich mit Tocqueville darauf hinweisen, daß in Amerika das öffentliche Leben keine großen politischen Gegensätze, sondern, da hier ja gleich von vornherein der moderne Massenmensch, das aller historischen Hemmschuhe und Fesseln ledige Individuum, das von naturrechtlichen Anschauungen und Theorieen „geschaffene“ Gesellschaftsatom ins Spiel kam, den kleinlichen (sic!) Gegensatz der Parteimenschen und der Parteiinteressen offenbare. Wenn also, kann man sagen, die Reform des unorganischen Wahlrechts zu dem Zwecke unternommen werden sollte, um gegenüber dem von der liberalistischen Staatstheorie gepriesenen Allgemeininteresse die ökonomischen Sonderinteressen im Lande zur Vertretung zu bringen, so kann doch die Reform nur in der Rückkehr zu dem als überwunden geltenden Klassenstaat bestehen: so kann sie, mit einem Wort, nur etwas erreichen wollen, was schon in schärfster Ausprägung vorhanden ist.

Auf Einwürfe dieser Art ist Benoist gefaßt, und er antwortet mit Manchem, was trifft, wie mit Vielem, was nicht trifft. Daß nicht jeder Wähler ein Heiliger oder ein Aristoteles ist, bedarf nicht erst des Beweises; und über die Anomalien und offenbaren Ungerechtigkeiten, welche mit dem gleichen Einfluß jedes Staatsbürgers auf die Regierung in parlamentarischen Ländern verknüpft sind, ist von allen politischen Lagern her so göttlich gespottet worden, daß auf diesem Felde keine Lorbeeren mehr zu holen sind. Herr Benoist vergißt, daß in der Politik das am wenigsten Schlechte meist das Beste ist. Doch muß man es ihm zum Lobe anrechnen, daß er nicht, ähnlich wie Lecky („Demokratie und Freiheit“), in Schmähungen der demokratischen Staatsverfassung sein Ziel sieht. Er macht vielmehr einen entscheidenden Schritt vorwärts, indem er sagt: Die gegenwärtigen Volksvertretungen, welche aus dem unorganischen allgemeinen Wahlrecht hervorgegangen sind, prägen die wirklich bestehenden Interessengemeinschaften und »Gegensätzlichkeiten höchst unangemessen aus. Allerhand konfuse moralische, religiöse und politische Ideen spuken in den Köpfen sowohl der Gewählten als der Wähler herum. Dadurch werden die wichtigsten, d. h. ökonomischen Interessen aus ihren natürlichen Gruppirungen gedrängt. Un-

klare Unterströmungen und Nebeninteressen gewinnen die Oberhand. Das ganze Volk wird sophistizirt, d. h. nimmt die Gewohnheit an, schief zu denken, das Eine zu wollen und vom Andern zu reden, mit unrechten Mitteln an sich berechtigte (d. i. ökonomische) Zwecke zu erstreben; das Pharisäerthum in der Politik, z. B. in der Form, daß Religion, Vaterland, Königstreue und wer weiß was nicht alles angerufen werden, um ganz gemeine Interessen zu bemänteln, wird zur ansteckenden Krankheit, wird zum Nährboden für demagogische Wühlereien von oben, aus der Mitte, von unten: *der Parlamentarismus verfällt.* Ich habe, berichtigend, ergänzend, erläuternd, zusammengefaßt, was Benoist meint oder, nach dem Zusammenhang seiner Ausführungen, meinen könnte. Und das, was Benoist meint oder meinen könnte, ist wiederum nicht falsch und wird von den Theoretikern der Demokratie, vor Allem ihrem Klassiker John St. Mill, so wenig geleugnet, daß sie vielmehr ihre Reformpläne daran knüpfen. Auch nach Mill, Hare, Fawcett, Maine, Morley ist das auf dem allgemeinen, gleichen, direkten Stimmrecht ruhende Repräsentativsystem keine getreue Vertretung des Volkes wie es ist, kein Spiegel der lebendigen sozialen Kräfte. Ihre Bemühungen, die Minoritäten im Lande durch das System der *Proportionalwahlen* (worüber Benoist, S. 118 ff.) im Parlament zum Ausdruck gelangen und dadurch jede wichtigere Meinungsnuance, jede größere Interessengruppe zu Worte kommen zu lassen, sind allgemein bekannt. Mill hielt es für unumgänglich nothwendig, ein Mittel zu ersinnen, um die durch die Herrschaft der politischen Gemeinplätze, der Phrase also, künstlich zugespitzten Gegensätze zu umgehen. Benoist geht in diesem Punkte, wie in so vielen anderen, auf die Lehren Mill's zurück, verwirft aber die auf Gerechtigkeit der Vertretung abzielenden Proportionalwahlen als *arithmetisch*, als nicht organisirend. Er schlägt vielmehr ohne Umschweife eine dem heutigen ökonomischen Leben entsprechende *direkte* Vertretung der bestehenden ökonomischen Interessengruppen vor. Irgend einer dieser Gruppen gehört jedes Individuum mit einem Theile seines Wesens an; es ist zugleich der einzige Punkt, über den sich Niemand täuscht, und über den Jeder, wenn nicht immer geschickt und gescheut, ja doch geschickter und gescheuter als über die meisten Dinge zwischen Himmel und Erde zu denken, zu sprechen, zu *wollen* vermag. Psychologisch ist das unbestreitbar. Der Verstand und der Wille sind in der Richtung des Berufs am meisten ausgebildet. Benoist schließt daraus: also lasse man durch das allgemeine Stimmrecht den Berufsmenschen zu Worte kommen. Das Leben bietet dieser Theorie eine Stütze: Berufsorganisationen aller Art (Verbände, Kammern, Korporationen, Genossenschaften) überziehen wie ein dichtmaschiges Netz das ganze Land und lassen sich fast kein Individuum entschlüpfen. Auch erinnere man sich daran, daß das Individuum bei den allgemeinen Wahlen immer mehr durch die irgendwie mit ihm assoziirte Interessengruppe spricht, und daß diejenige Gruppen, welche am schärfsten und klarsten vom Bewußtsein der ökonomischen Solidarität zusammengehalten werden — die Gesammtheit der Arbeiter irgend einer nationalen Gemeinschaft, die Landwirthe in Deutschland — immer größeren Einfluß in den europäischen Parlamenten erlangen. Alle anderen Gruppen, bei denen das Bewußtsein der ökonomischen Solidarität am wenigsten klar ausgeprägt ist, also die sogenannten bürgerlichen, verlieren hingegen immer mehr an Boden; übrigens auch darum, weil vielfach die glücklichen ökonomischen Verhältnisse der ihnen angehörigen Individuen zeitweilig bewirkt haben, daß weniger wirksame Motive ihr politisches Handeln beeinflußten.

Wenn aber auch Benoist soweit einen tüchtigen Anlauf nimmt, die Menschen zu nehmen wie sie sind, so geräth er natürlich doch wieder in arge Schwierigkeiten bei dem Versuch, über dieser Theorie ein wirksames System zu errichten: ein System, das sich in Wirklichkeit bewährt: a working system. Verfassungen alter und neuer Zeit ziehen an unserem Auge vorüber, nach Gruppen geordnet, je nachdem sie den reinen Ständestaat vertreten, oder von diesem ein Abbild in einer Ersten Kammer besitzen, während die zweite Kammer reine Volksvertretung ist, oder neben einer ständisch geordneten Ersten Kammer eine zweite haben, für welche neben dem Individuum als solchem auch Korporationen Wahlrecht haben. Die deutschen Bundesstaaten bieten überall Beispiele für die gemischte Form; von einem Ende Deutschlands zum anderen findet man da alte politische Institutionen, auf welche moderne politische gepfropft sind. In der württembergischen zweiten Kammer sitzen beispielsweise Vertreter der beiden christlichen Kirchen, der Ritterschaft (13), der Universität, der Städte, der Amtsmannschaften. Aber das verwirft Benoist. In der Ersten sächsischen Kammer mit ihren erblichen Mitgliedern und den Vertretern der bevorrechteten Stände erblickt er das 16. Jahrhundert im Europa des 19.; aber er sucht die Organisation des 19. Jahrhunderts.

Zu diesem Zwecke stellt er, die gelehrten Gruppirungen umgehend und sich ziemlich eng an die statistischen Eintheilungen haltend, folgende *sieben* Wahlkategorien auf: Landwirthschaft, Industrie; Verkehr (Post, Telegraphie, Telephonie); Handel; öffentliche Verwaltung; liberale Berufsarten; Rentner. Diese Gruppen sind weit und offen, umfassen so ziemlich Jedermann (Heer ausgeschlossen) und schaffen „soziale Wahlkreise“. Er zeigt weiterhin, wie diese sozialen Wahlkreise mit den territorialen zusammenfallen können, und nach welchem Modus die Vertheilung der Sitze unter die Berufsklassen vorzunehmen wäre. Dieser Vertheilung sind durchweg die Ergebnisse der Bevölkerungs- und Berufsstatistik zu Grunde gelegt, es ist daher die *Gerechtigkeit der Zahl*, welche, im Prinzip, sie beherrscht. Die Berechnungen sind nach unserer Nachprüfung sehr sorgsam, wenn auch die vielen Schwierigkeiten manchmal ein etwas ungenaues oder zweifelhaftes Resultat ergeben. Aber dieser ganze Theil ist reich an feinen wahltechnischen Bemerkungen und verdient besondere Beachtung. Ganz besondere Schwierigkeiten entstehen bei der Bildung der Berufsgruppen; hier sind Willkürlichkeiten Thür und Thor geöffnet, schon darum, weil in dieser Beziehung die Statistik im Stich läßt. Nach derjenigen aus dem Jahre 1891 lebten in Frankreich über 20 Jahre alte Männer:

von der Landwirthschaft . . .	5 533 006
„ „ Industrie	4 027 859
„ dem Verkehrswesen . . .	431 567
„ „ Handel	1 267 082
„ der Verwaltung	249 882
„ den liberalen Berufsarten .	368 970
ausschließlich von Renten . .	667 777
Summe:	12 546 143.

Hiernach würde zu beanspruchen haben:

die Landwirthschaft . . .	225	Vertreter
„ Industrie	164	„
der Handel	48	„
das Verkehrswesen	17	„
die Verwaltung	8	„
„ Gesammtheit der zu den liberalen Berufsarten Gehörigen	13	„
„ Gesammtheit der Rentner	25	„
Summe:	500	Vertreter.

Diese Vertheilung ergibt freilich ein ganz anderes Bild, als etwa die gegenwärtige französische Deputirtenkammer mit ihren 236 Akademikern und 97 Rentnern bietet. Aber die Richtigkeit der statistischen Zahlen vorausgesetzt, muß man fragen: 1. Was entscheidet über die Zugehörigkeit zu einer dieser Gruppen? 2. Gebührt diesen statistischen Gruppen das Prädikat: *organisch*? Gehört der landwirthschaftliche Tagelöhner, der zwischen Land und Stadt hin- und herschwankt, mit dem Großgrundbesitzer in *eine* Berufsgruppe? Haben sie das gleiche Interesse? Oder läßt sich dergleichen etwa von dem Industriellen und dem Arbeiter, dem Großkaufmann und seinen wiederum in tausend

Grüppchen zerfallenden Angestellten behaupten? Hier sind Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, wenn das Volk wirklich nach Berufs- und Interessenzusammengehörigkeit organisirt werden soll. In jeder der allzu weiten statistischen Gruppen bestehen, wie sofort offenbar wird, die allergrößesten und allerschärfsten Interessengegensätze und in den meisten derselben würde die große Scheidung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die heute das politische Leben beherrscht, sofort wieder zum Ausbruch kommen.

Nun kann man sagen: Wenn diese Spaltungen und Interessenkämpfe auch innerhalb der statistischen Gruppen sich nicht umgehen lassen, so hat man doch wenigstens auf diesem oder ähnlichem Wege eine Kammer erreicht, in der zwar das Individuum vorzugsweise in Betracht kommt, aber doch auch gleichzeitig in einer seiner hauptsächlichsten kollektivistischen Beziehungen, welche verhindern können, daß z. B. die Scheidung zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden allmächtig werde und die individualistische Grundlage der Gesellschaft erschüttere.

Diesem Zwecke soll aber ganz besonders der Senat dienen, der im Gegensatz zur Kammer die soziale Gruppe vertreten und so als Korrektiv wirken soll. In den Senat wählen die Korporationen jeder Art: Handelskammern, Landwirthschaftskammern, Syndikate der Industriellen, Gewerkvereine, Aerzte- und Anwaltskammern u. s. w. Dazu fügte Benoist schließlich nach Mill's Vorschlag den gesetzgebenden Rath, welcher, aus den höchsten Intelligenzen des Landes zusammengesetzt, theils aus eigener Initiative, theils auf Antrag der Kammer, Gesetzentwürfe auszuarbeiten und umzuarbeiten hat.

Wir können auf Einzelheiten hier nicht weiter eingehen. Sie haben jedenfalls den Vorzug, überall bestehende Verhältnisse und die muthmaßliche Entwicklung des modernen Wirthschaftslebens zu berücksichtigen. Das ganze Buch ruht auf der Voraussetzung, daß die Demokratie die einzig mögliche moderne Staatsform ist, und die weitere Ausbildung ihrer Einrichtungen nur in ihrer fortschreitenden Anpassung an das moderne Wirthschafts- und Verkehrswesen bestehen kann: um ein Kleid zu werden, das sitzt. Es gehört daher ganz entschieden zu denjenigen Erscheinungen der politischen Litteratur, die ernster und allgemeiner Beachtung werth sind, wieviele Einzelheiten man auch als irrig verwerfen mag.

Brüssel. E. Saenger.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Was ist Ruhm!

Die „Frankfurter Zeitung" berichtete kürzlich, ein Offizier habe an einem der letzten Geburtstage Bismarck's seine Rekruten befragt, was sie eigentlich von Bismarck wüßten und dabei die erstaunlichsten Antworten erhalten. Ein Rekrut meinte, Bismarck habe zur Zeit der Befreiungskriege gelebt, ein zweiter, er sei Kaiser von Frankreich gewesen, während ein dritter den eisernen Kanzler gar zu einem Prediger machte.

So unglaublich diese Mittheilung klang, so wird sie doch noch weit in den Schatten gerückt durch die Enquête eines anderen Offiziers, die der „Täglichen Rundschau" zur Verfügung gestellt ist. Dieser Offizier richtete an 66 Rekruten die Frage: was wissen Sie von Bismarck? Es kamen dabei die schnurrigsten Antworten zu Tage. Mehrere Rekruten meinten: Bismarck sei schon lange todt; ein anderer: er lebe in Paris; ein dritter: er war General bei die Kürassiere"; ein Vierter: „er hat den Feldzug mitgemacht und das Ehrenzeichen für gute Führung erworben". Ein Fünfter endlich ließ Bismarck von den Hohenzollern abstammen. So geht es fort. Das Stärkste aber ist, daß unter diesen 66 Rekruten ein volles Drittel, nämlich 22, von der Existenz Bismarck's überhaupt keine Ahnung hatte. Der Berichterstatter versichert, er habe sich die größte Mühe gegeben, irgend eine Erinnerung in diesen Rekruten zu erwecken, aber es sei erfolglos gewesen; die Befragten hätten versichert, nie in ihrem Leben etwas von einem Manne Namens Bismarck gehört zu haben.

Man darf ohne Zweifel annehmen, daß das befragte Rekrutenmaterial ein intellektuell besonders mangelhaftes war; vielleicht auch, daß der Offizier nicht geschickt zu fragen wußte. Aber nichtsdestoweniger, wie verblüffend ist eine solche Unkenntniß. Wenn es einen Mann gibt, von dem man glauben sollte, daß sein Ruhm bis in die entlegendste Hütte des letzten deutschen Dorfes gedrungen sei, so ist es Bismarck. Statt dessen finden sich zahlreiche Rekruten, die doch gewiß eine beträchtliche Schicht des deutschen Volkes repräsentiren, die den Namen Bismarck nie gehört haben. Welche Schlüsse darf man daraus auf die Ausbreitung der politischen Bildung überhaupt ziehen? Und jene Rekruten waren doch vermuthlich sämmtlich durch eine Volksschule gegangen und hatten Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt. Ist das die viel gerühmte preußische Volksschule, deren Schulmeister nach einem geflügelten Wort die Schlacht bei Sadowa gewonnen? Der Ruhm der Größten verblaßt vor dieser Stumpfheit. Es wird bei uns so viel Statistik getrieben und man erfährt genau — wenn auch nicht immer ganz korrekt — wie viel Seidel Bier oder wie viel Gläser Schnaps auf den Kopf der Bevölkerung kommen. Wäre es nicht noch interessanter, einmal näher festzustellen, wie es in diesem „Kopf" der Bevölkerung überhaupt bestellt ist. Wie lehrreich wäre es, einmal in der ganzen deutschen Armee festzustellen, wie stark der Prozentsatz der Rekruten ist, die bei ihrer Einziehung nichts von Bismarck, von Moltke, vom alten Kaiser Wilhelm wissen. Man würde daraus vielleicht erkennen, daß von allen Formen der Elementarbildung keine unserem Volke nöthiger ist, als — politische Bildung. Und man fragt sich unwillkürlich, ob nicht selbst die Arbeit der Sozialdemokratie trotz aller Mängel und Auswüchse doch auch der Kultur einen Dienst leistet, indem sie den untersten Schichten der Bevölkerung die Anfangsgründe politischen Denkens beibringt.

Junius.

Schwäbische Romantik.

Ein halbes Jahrhundert schwäbischer Romantik zieht in den Briefen Kerners und seiner Freunde an uns vorüber.*)

Dies Erbe aus dem Kernerhause in Weinsberg, in dem wir vor einigen Jahren bei Theobald Kerner beschauliche Rast und Reliquienandacht gehalten, geht jetzt endlich, dreißig Jahre nach des Dichters Tode, in die Welt. So lange sollte es nach des feinfühlenden Mannes Willen liegen. Die Briefe und Blättchen der Freundschaft sind nun zu historischen Dokumenten geworden. Und seltsam muß es dem achtzigjährigen Theobald, dem Sohn und Testamentsvollstrecker gewesen sein, da er im alten Gespensterhaus an der Weibertreue die Schnüre von den vergilbten Blättern löste, die Gestalten seiner Jugend aus ihnen heraufbeschwor, und sie ins Leben wandern hieß. Sie alle todt, dahingegangen und er, der Eine, allein in stummer Zwiesprache mit den Geistern der Vergangenheit.

* * *

*) Justinus Kerner, Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller. Mit vielen Abbildungen und Facsimiles. Druck und Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart. 1897.

Wir wissen gut Bescheid im Kernerhaus zu Weinsberg.

Wir sind unter den Rebengeländen und Rosensträuchern seines Gartens gewandelt. Wir waren im gothischen Stübchen des alten Gefängnißthurms, wo der Graf von Helfenstein die letzte Nacht verbracht, und Lenau sich in Faust'sche Dämmerungen eingewühlt. Und wir saßen oben auf dem Altan des Thurmes in der Sommernacht, umrauscht vom Wehen der schwarz-roth-goldenen Fahne, und deutsch-balladesk blinkte der Rheinwein im grün schimmernden Römer.

Wir haben auch den grotesk-gemüthlichen Todtengräber- und Todtentanzhumor des Hausherrn gekostet, das behaglich-grus'lige Spielen mit der Nähe des Freund Hein, der in grinsender Skelettgestalt das Rezeptbuch des Doktor Justinus schmückte, und wir haben ein seltsames Wehen aus dem Zwischenreich in den Tönen der Aeolsharfe von der Burg Weibertreue und von dem geheimniß-dunklen Lager der Seherin von Prevorst gefühlt, in deren Kissen das todtenblasse Gesicht im Rahmen des Nonnenschleiers mit großen übersinnlichen Augen unter langen schwarzen Wimpern ruhte.

Es ist uns alles wohl vertraut. Theobald Kerner hat in dem einzig liebenswürdigen, stimmungs- und gestaltenreichen Buch „Das Kernerhaus und seine Gäste“ uns eine Fülle lebensvoller Szenen von diesem bunten Schauplatz entrollt.

Sein treues Gedächtniß, sein heller, betrachtender Blick hielt alles, Schauplatz, Menschen, charakteristischen Ton und lebendige Gebärde konservirend fest und schuf aus ihnen die reizvollsten Genrebilder, die in ihrer bescheidenen anekdotischen Form doch stets treffende Personalportraits waren.

Solch volles, rund umrissenes Bild kommt nicht aus dem voluminösen Briefwerk, das jenem zierlichen Miniaturstück jetzt aus dem Kernerarchiv folgt. Es liegt in der Natur dieser Publikation, daß der Eindruck ein zersplitterter sein muß. Die Briefe reihen sich chronologisch aneinander, aber die leise verbindenden Züge fehlen häufig. Viel und gerade das menschlich Interessante, das Plastische ist schon früher zur Ausschmückung von Theobald verwendet worden.

Das Interesse ist mehr ein litterar-historisches, bibliographisches. Ein großer Theil der Korrespondenzen ist redaktionell-geschäftlicher Natur. Erörterungen über die jährlichen Musenalmanache, die Wahl der Beiträge, Debatten über Lesarten bilden das Thema, vor Allem in den Schreiben zwischen Kerner und Uhland. Daneben aber blühen auch Bilder und Farben, die wir nicht vergessen.

Es ist die Almanachzeit der schwäbischen Romantik. Ihren naiven herzlich-innigen Sinn, das altdeutsche Thoma'sche oder Schwind'sche hat Dorothea Schlegel in der Charakteristik eines Taschenbuchs an Kerner schön ausgesprochen: „Es sind sehr liebe Gedichte darin, und das Ganze duftet und tönt recht aus der Fülle der Jugend. Wie in einem frischen dichten Walde, wo die Eichen und Buchen wehn und die Quellen aus tiefem Gestein hervorspringen und fortrieseln, und wo dann Blümchen und süße Erdbeeren stehn und duften, die Rehe springen und kleine Vöglein singen.“ Die Atmosphäre dieser Zeit voll Burschenromantik und Rheinweinstimmung strömt auch durch die Jugendbriefe Kerner's und Uhland's. Kerner schreibt aus seinen Wandertagen, wie er in Echterdingen bei Stuttgart im Wirthshaus sein Lied „Wohlauf noch getrunken“ dichtete, und es auf der Landstraße flott marschierend sich selber sang. Da kam ein Handwerksbursche des Wegs und bat ihn um das Lied. Kerner gab's ihm. Und der zog mit der neuen Weise fröhlich singend weiter.

Das ist eine echte Wunderhornscene. Und ebenso echt auch die Rheinfahrt Kerners an Burgen und alten Schlössern vorbei zur Maienzeit in dem mit Blumen umhängten und mit grünen Zweigen umsteckten Frühlingsschiff:

„Das Abendroth kam und darin stunden viele Burgen und Kapellen; da erklangen von ihnen die Glocken und das Schiff ging recht stille.“

Und Uhland berichtet ihm dafür von seiner Fahrt von Mainz nach Koblenz, wo das Posthorn, Flöte, Gesang, Widerhall und Ruderschlag ihm Lieder gibt.

Es ist die gleiche Stimmung, wie auf jenem Bild des zweiten Briefbandes, das uns Gustav Schwab und Uhland bei Kerner auf dem Söller zeigt. Ueber der alten Steinwehr, vom Lindenbaum überschattet, den Blick auf Berge und Burgen. Auf dem Tisch Feldblumen, der Römer und ein Buch. Und die drei Freunde eng beieinander.

Eigentlich fehlt in diesem Bunde noch das „Rickele“, Kerner's Hausfrau. Sie paßt so ganz in die Volksliedsphäre, mit ihrem Ring, auf dem die Worte „Achalm und Liebe, Treue, Glauben“ zum Gedächtniß ihrer ersten Begegnung mit Kerner eingegraben stehen.

Varnhagen hielt die Briefe Rickeles „für das höchste einer objektiven Poesie“. Er weinte darüber einen ganzen Morgen wie ein Kind. Und Kerner meint selbst, sie würden den allerschönsten, naivsten, lieblichsten Roman geben.

Wir haben in diesen Blättern nicht viel von ihr, aber die wenigen rührend-schlichten Zeilen an Uhland geben ein Bild ihres Wesens:

„Lieber Uhland, nehme auch von mir einen herzlichen Gruß freundschaftlich auf, ich hatte Dich immer lieb, aber noch viel mehr, seit ich Dich durch Kerner besser kennen lernte, seit ich weiß, wie innig er Dich liebt. Ich bin etwas schüchtern, lieber Uhland, Dir zu schreiben, und um Deine Freundschaft zu bitten, ich kann so selten meinen wärmsten Gefühlen Worte geben, aber auch Rosa, das trefflichste beste Wesen, schenkte mir ihre Freundschaft, thue es auch, lieber Uhland.“

* * *

Neben der romantischen Naturstimmung kommt auch die romantische Kunststimmung voll zum Tönen. Es ist die herzenstiefe Kernerandacht der Novalis, Tieck und Wackenroder. Kerner räth Uhland von Paris ab. Was soll er dort. Die in den Sälen kalt aufgestellten Kunstwerke sehen? „Ich wollte doch lieber die Kunstwerke der Meister da sehen, wo sie von ihnen hingestellt wurden — in den Kirchen und Rathhäusern. Aus diesen gerissen, haben sie für mich gar keinen Werth mehr. Es hat mich bei Gott nichts so — nichts und aber nichts so, nicht Umarmung der Geliebten, nicht der Blick von einem Berge, nicht Poesie, nicht Tonkunst, nicht Sonn' und nicht Mond so hingerissen, als der Anblick des ersten Gemäldes von Dürer — allein es hätte diese Wirkung gewiß nicht gehabt, hätte es in einem geweißten Saal gestanden. So aber sah ich es in den geheiligten Gewölben der Sebalduskirche zu Nürnberg, wo die verklärten Bilder der Glasmalereien einen heiligen Schein auf dasselbe werfen“. Hier, wie so häufig in der Romantik, fühlen wir eine ganz moderne Aesthetennuance.

* * *

Das Bild Kerners und Uhlands ists vor allem, das aus den neuen Briefen sich reich gestaltet. Nicht gerade viele neue Züge dafür stellen sich ein, im Umriß waren sie schon da, aber Blut und Leben quellen hinein.

Scharf arbeitet sich Uhlands Profil heraus. Ein völlig eigen gearteter Kopf in der schwäbischen Romantik. Garnicht weich, gefühlsschwelgerisch, zerflossen in Wehmuth und in Lust, vielmehr etwas nüchtern, karg, verschlossen, zurückhaltend, ein Ironiker, der immer den Tropfen kalten Wassers zur Dämpfung bereit hat, ein bissiger Beobachter. Und durch die Briefe an Kerner blitzt oft der Spott. Er fragt moquant: „Du sollst ja als ein recht gebildeter junger Mann von Hamburg zurückgekommen sein? Hast Du einen Backenbart? Trägst Du immer lange Unterhosen zu kurzen Beinkleidern? Verwahrst Du immer Deine Wäsche unter dem Sesselpolster? Trägst Du immer zweierlei Stiefel?“

Und als ihm Kerner in zerrissenster Gemüthsstimmung schreibt und von Ahnungen und finsteren Gedanken gequält

ihm sagt, daß er in seinem Zimmer seine Guitarre in Stücken zertrümmert auf dem Boden gefunden habe, antwortet Uhland mit gutmüthig-nüchternem Spott:

„Daß Deine Guitarre in zehen Stücke zerbrochen ist, thut mir sehr leid, lieb ist mir aber doch, daß sie nicht auf meinen Kopf gefallen, denn sie schwebte so kühn auf dem Bücherstande, daß ich, wenn ich ein Buch holte, mit Schrecken zu ihr aufblickte.“

Ja, er kann schroff und brüsk sein. Varnhagen, der sich so freute, „Uhland, den herrlichen Uhland“ in Paris zu treffen, beklagt sich über sein kurzes unfreundliches Wesen. Aber wir sehen hier auch tiefer in diese Persönlichkeit und lesen Dinge, die nicht auf der Oberfläche stehen.

Der Mann mit dem „wunderkalten Starrsinn“, der sich später bei den politischen Differenzen mit zäher Hartnäckigkeit allen seinen Freunden gegenüberstellte, der Jahre lang schwieg, und meistens auch an die Nächsten und Liebsten nur jene temperirten Briefe schrieb, ist an Gefühl nicht ärmer, als jene Schwaben, die das Herz auf der Zunge tragen und denen bei jeder Gelegenheit der Mund übergeht.

Er kann ein starker und tiefer Tröster sein. Mit männlicher fester Hand, einer Hand voll Vertrauen und Zuversicht, richtet er den strauchelnden Justinus aus seinen Zweifeln auf und führt ihn aus finsterer Höhle in die Sonne. Die himmlische Flamme wird in ihm nicht erlöschen, spricht er ihm zu:

„Wie die Kirchenlampe in der Legende wird sie nächtlicherweise von den Engeln genährt. Die Poesie gebiert den Schmerz, und der Schmerz wieder die Poesie. Nein! Laß uns nicht sterben! Wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten.“

Kerner hingegen ist ein weicher Gefühlsmensch, der sich offen hingeben will, und der an dem nur selten gelüfteten Herzenspanzer des Freundes schwer leidet. Er ist leicht gekränkt, er liebt innig, kommt sogleich in Verzweiflung, wenn er sich verstoßen fühlt. Er empfindet es schmerzlich, daß die Jugendfreunde Schwab, Uhland, Mayer nach ihrer Verheirathung nicht die Freundschaft so feurig wahrten, wie in der Jünglingszeit. „Seit diese Weiber genommen, sind sie so ganz erkaltet. Ich habe auch ein Weib genommen, aber ich blieb dennoch gleich warm und getreu.“ Und er bittet und beschwört Lenau: „Niembsch, schrecklich Geliebter, bleiben Sie ledig.“

Dafür trägt er aber auch die Anerkennung der Freunde ein: „So lieb haben, wie Du, kann keiner!“

Kerner's Gefühlsweichheit geht bis zu einer nervösen Sensitivität. Er klagt:

„Ich kann mich nicht dahin bringen, bei meinen Patienten nicht gänzlich das zu fühlen, was sie fühlen; und habe ich ein paar sehr gefährliche Patienten, so bin ich in Wahrheit selbst sehr krank; Eßlust, Schlaf, Ruhe, alles weicht von mir, und mein Zustand ist sehr beklagenswerth.“

Das ist eine Art Autosuggestion. Man denkt dabei an die Notiz über Flaubert, der in der Nacht, da er die Vergiftungsscene der Madame Bovary schrieb, durch die Vorstellungsexaltationen an scheinbaren Vergiftungssymptomen erkrankte. Aus diesen Keimen entwickelt sich Kerners eigenthümlicher Mystizismus, über den wir in diesen Briefen die genaueste Auskunft erhalten.

Zunächst allgemeine mystische Grundtöne, die dem, der in den wunderschönsten dunklen Gärten des alten und des neuen Eleusis gewandelt, wohl bekannt sind. Mit den Mystikern des Mittelalters, die verzückt von der „Entichung“, der Entmaterialisation schwärmten und mit ihren pervers raffinirten Jüngern Novalis und Zacharias Werner, feiert Kerner Krankheit und Tod, die Zustände, durch die der Mensch dem Geist der Natur, dem Allgemeinleben, dem Leben der Geister und der Gestirne näher kommt, befreundeter wird.

In Maeterlink's „Trésor des humbles“, dessen Zusammenhänge mit der deutschen Romantik sehr interessant sind, hören wir die alte Melodie auf neu gestimmter Zither. Und völlig berührt sich Maeterlink mit dem schwäbischen Mystiker in seinem Wort über die Frau:*)

„Il semble que la femme soit plus que nous sujette aux destinées. Elle les subit avec une simplicité bien plus grande. Elle ne lutte jamais sincèrement contre elles. Elle est encore plus près de Dieu et se livre avec moins de reserve à l'action pure du mystère.“

Und Kerner drückt denselben Gedanken etwas weniger poetisch-aetherisch so aus:

„Das Weib (Weib zu sein ist eigentlich Krank'sein), steht schon inniger wie der Mann in Verbindung mit der Natur, ist deßwegen auch mehr Krankheiten ausgesetzt und eilt auch bälder als der Mann dem gänzlichen Verein mit der Natur, dem Tode zu, dasselbe stirbt normal bälder als der Mann. Es ist in innigerer Verbindung mit den Gestirnen, mit dem Mond, es hat größere Ahnungsfähigkeit als der Mann.“

Charakteristischer als diese ihm nicht originale Spekulation sind jene mystischen Grotesken, die an Kapuzinaden mahnen.

So setzt er in einem Brief an Therese Huber weitläufig seine Theorie über das „Bauchsystem und das Gehirnsystem“ auseinander. Und er führt dabei aus, wie bei den Juden das Bauchsystem überwiegt, und wie deßwegen die Mosaischen Gesetze hauptsächlich in diätetischen Vorschriften bestanden. „Dadurch, daß die Juden Mosis das Bauchsystem zäumenden Gesetzen gehorchten und auch ohnedies doch meistens nüchtern leben, erhalten sie ein waches Gehirn und zeigen oft mehr Scharfsinn und Verstand, als die Speck und Blut fressenden Christen.“ Dann seine derbdrastischen Seelenwanderungsideen. Es gibt Menschen, führt er aus, deren Geistiges „durchaus das einer Sau ist. Fällt ihr Körper weg, so kommt die Sau, der Saugeist heraus, der sich dann auch als Sau figurirt und auch so für einen, der Geister sehen kann, sichtbar wird. Es laufen viel mehr Thiere in Wäldern und Feldern, die ehemals sogenannte Menschen waren, als Thiere, die wirklich Thiere sind, darin laufen. Erstere uns unsichtbar, letztere uns natürlich sichtbar. Dies sind reine Wahrheiten.“

Therese Huber sieht das krankhafte, von fixer Idee beherrschte Wesen Kerners schärfer als die anderen, und sie liest ihm in einer entzückenden, in der derbrealsten Frische frauratbgoethisch anmuthenden Epistel den Text über sein somnambulistisches System:

„Um was ich Sie aber innig bitte, ist: Ihre Frau nicht in dies Zauber- und Geisterwesen mit hineinzuziehen. Nein, wahrlich, das ist gegen die Würde, das Bedürfniß, den Beruf einer Hausmutter — und wenn sie soweit in den Himmel hinaufstiege, daß sie sich den Herrgott barbiren sähe, so taugt das nichts. O ich bitte, lassen Sie die Hausmutter aus dem Spiel.“

Und mit gesundem graden Menschenverstand meint sie:

„An dem Dasein und ihrer nicht zu berechnenden Macht der Sache zweifle ich gar nicht, aber Eure Behandlung ist nicht, was ich gut halte. Bei dieser täglichen Kurmacherei, dem Aufsehen, der Pflege sinnlicher Wahrnehmungen muß ja die Person ihre Faselparoxysmen regelmäßig bekommen. Ich will aus jeder müßigen, nervenschwachen Dirne eine Somnambule machen — aber wozu? Aber ich glaube, ich würde, gäbe man mir ungestörten Einfluß, die Prophetenjungfern ohne allen Magnetismus heilen — hie und da brauche ich aber etwa einen Lieutenant oder Amtsschreiber dazu.“

Doch diese Stimme ist vereinzelt. Sie verhallt unter den Worten der gläubigen Gemeinde. Von allen Seiten kommt, da die Seherin von Prevorst ihr Orakelnistl in Weinsberg gefunden, brennende Theilnahme, Jenseitssehnsucht, Uebersinnlichkeitsdrang in diesem Centrum zusammen. Eine unsichtbare Kirche der Freunde des inneren Lebens findet im Gespensterhaus zu Weinsberg ihr Mauikon. In dem Briefwechsel dominirt nur ein Thema, die Dämonologie und die Phänomene des übersinnlichen Lebens. Die Freunde der Jugend hört man nur noch selten, die Idylle ist durch

*) Trésor des humbles p. 88.

die Mystik abgetödt, die Geldoeialeindichter durch die in Schauern wühlenden Görres, Baader, Eschenmeyer. Wildfremde schicken dem Dr. Kerner Berichte und Anekdoten über seltsame Ereignisse und unheimliche Fälle. Und sie tragen ihm die Besessenen ins Haus.

Unter ihnen stellte sich einst auch ein arges Weltkind ein, die tugendreiche Lola Montez, bewundert viel und viel gescholten, von der eine Anmerkung schamhaft besagt, daß sie auf König Ludwig I. „einen großen Einfluß ausübte“. Der König schrieb diese peinliche Eigenschaft wohl bösen Geistern zu, er erklärte eines schönen Tages Lola für besessen und schickte sie kurzer Hand und vertrauensvoll nach Weinsberg zu Kerner um diskreten Rath und Hilfe.

Der Exorzist Justinus nahm die Sache frischweg in die Hand. Er packte die holde Lola in den Thurm. Drei Altemannen hielten Wache. Und dann wurde die arme Sünderin einer energischen Hungerkur unterworfen. Dreizehn Tropfen Himbeerwasser und das Viertel von einer weißen Oblate bildet ihr kärgliches Menü.

Nach kurzer Zeit ist sie denn auch, wie Kerner mit augenscheinlich tiefer Befriedigung schreibt, „erstaunlich abgezehrt“. Nun wird sie magnetisirt und bekommt Geißmilch zu trinken. Ueber den weiteren Verlauf der Kur schweigen die Akten.

Unter den idyllischen Schwind'schen Farben und den dämmernd nebligen Gabriel Max'schen Gesichten dieses Buchs ist die Scene, wo Justinus, der Teufelsbanner, in der Kapuzinerkutte dem ungebärdigen Königsliebchen dräuend Beelzebub austreibt, von pikant Hogarth'schem Reiz.

Felix Poppenberg.

Theater.

Zacconi.

Neues Theater: „Gespenster“. — „Die Unehrlichen“ und „Pietro Caruso“. — „Das Gnadenbrot“ und „Rechte der Seele“. — „König Lear“.

Am ersten Abend, der ein zwiespältiger Abend war, stieg eine grausige venezianische Erinnerung auf. Ich lebte einmal drei Wochen in dieser Wasserstadt; jede Nacht saß ich im Theater. Eines Sonnabends spielte man die Schicksale des Mohren, der am selbigen Ort gehaust und übel gefreit haben soll. Es währte bis Eins. Desdemona, eine Frau Aligrandi-Pieri, gab sich als fette, mißgestimmte Fabrikbesitzerin. Jeder Blick war madamig. Als sie vor ihrem Ende ins Bett kroch, brüllten die Hörer. Dieses verschüchterte unsere Künstlerin, und sie rollte sich an die Wand. Dann aber geschah etwas Entsetzliches. Die Dame zappelte schauerlich unter dem Kissen, und als der Würger losließ, machte ihr Körper zwei, drei Luftzuckungen wie ein Huhn, dem man den Hals umgedreht hat; dann lag er schlapp da. Sie ist todt, dacht' ich. Todt ist sie. Er hat sie umgebracht, der Lump. Das Publikum raste. Aber sie war nicht todt.

Von dieser Art ist zuweilen die Art Zacconi's. Er ist zur Hälfte ein Macher, zur andern ein Künstler. Doch ein großer Macher. Fast möchte man sagen: ein genialer Macher. Er gibt zuviel, weil er unendlich viel kann. Er läßt sich verleiten, als Italiener. Manchmal scheint es, als ob er sein Publikum prüfte; ob es für so grobe oder für seine Kunst ist. Er kann Sensationen bringen wie die Hühnerzuckungen der Fabrikantin Desdemona. Doch er kann diskret sein wie ein schlichtester Wahrheitsfreund. Und in Berlin scheint er mit fortschreitendem Gastspiel die zweite Art vorzuziehen; das spricht für seine Klugheit. Die erste Art bot er als Gespenster-Oswald. Man hatte das Gefühl: er macht den Wahnsinnigen. Er lallte, die Hände irrten ataktisch, das Hirn fand die Worte nicht, eine rechtsseitige Lähmung zog Mund und Auge schief, er besudelte sich beim Trinken, und er war recht ostentativ willensschwach. So gab er, alles in allem, ein sensationelles überladenes Bild, das den Raum allein für sich forderte. Es läßt sich gegen sein Verfahren nichts einwenden. Höchstens etwa, daß er dem Dichter ins Gesicht schlägt. Höchstens etwa.

Auch sonst macht er leicht allzuviel. Er tüftelt, erwägt, bohrt, bekommt Einfälle, will klüger als klug sein, feiner als fein, und so entstehen todte Strecken; denn er stößt den Hörer aus dem Bann. Die Leitung versagt und man sieht einen Macher. Vielleicht ist es nicht nur Neigung zur Klügelei, sondern ein Mangel an Temperament, was diese Unterbrechungen schafft. Es reißt nichts in ihm fort; er ist nämlich ein falscher Italiener; es steckt keine Flamme in ihm. Diese Klügelei und diese Neigung zu Sensationen zeigt er auch ohne Krankheit, als betrogener Gatte und betrügender Bankbeamter, in Rovettas erheblichem Effektstück; wenn er Rechnungen zerbeißt vor Schmerz über die Untreue der Frau — recht für das Parkett zerbeißt er sie — und wenn er seine Unterschlagung mit unerhörtem äußeren Brimborium vornimmt, sodaß die Anwesenden genau wissen müssen: das ist ein Dieb. Soviel Brimborium macht er. Er zuckt wie die Aligrandi, schreckt den sicheren Bürger und denkt: plaudite! plaudite! Er will überrumpeln.

Allein auch überzeugen. In diesem selben Gespensterstück gibt er etwas Unvergeßliches. Er fährt sich in die Haare, neigt sich nach hinten, die Züge gehen auseinander, und er weint. Er sieht sein Schicksal vor sich und beweint es. In den Hörern steigt hier ein Schluchzen auf; ein namenloses menschliches Mitleid wird wach; man kann diese Augen nicht mehr vergessen, diese gütigen liebenswürdigen, und diesen armen, freundlichen Mund. Nachher singt Oswald vor sich hin. Es ist kein Souffleurkastenwahnsinn, wie ihn die Ophelien und Gretchen und auch die Koloratur-Lucia von Lammermoor bekunden. Es ist der traurige Gesang einer absterbenden Seele, die einsam dem Dunkel entgegenzittert. Der Gesang eines Verlassenen. Und dann sitzt er in seinem Stuhl, blödsinnig und gleichgültig, und ruft mit dröhnender gesunder Stimme nach der Sonne. Gesund wie ein Stier und ohne menschlichen Zusammenhang. Und erschütternd wie hier wirkt er in halbtragischen Gestalten. Ja, am stärksten in diesen, wo das Lächerliche mit dem Schicksalsvollen kämpft. So spielt er den Pietro Caruso, einen humorhaften, verkommenen und versoffenen Agenten, der adlige Reste in der Seele trägt. Es ist ein Victor Hugo'scher Triboulet, ein Rigoletto, ins Moderne übertragen. „Hätt' ein schön' Töchterlein, nicht mehr, — die liebt' er über die Maßen sehr.“ Wie der Rothnasige diese Tochter schnalzend, augenzwinkernd und zufrieden herzt, obgleich er nichts zu essen hat, das ist ebenso widerstandslos ergreifend wie sein schweigsamer Abschied vor dem letzten Gong. Er räumt sich aus dem Wege um ihr nicht zu schaden; und die Reue eines ganzen Menschenlebens bricht aus den Augen dieses grauen Schnapstrinkers. Sehet, ein Sünder! Ohne pädagogisch-kühlen Beigeschmack wirkt das ein genrehafter Seelenmaler mit tiefer innerlicher Gewalt.

Aber das Höchste, was er an Rührendem zu bieten hat, gibt er als Kusofkin, in Turgenieffs Episodenstück „das Gnadenbrot“. Ein alter Gutsinsasse, dem man seit Jahrzehnten den Lebensunterhalt schenkt, sieht nach Jahrzehnten die junge Herrin und verräth sich als ihren Vater. Nach einer kurzen Umarmung muß er das Gut für immer verlassen. Nur ihm und ihr bleibt das Geheimniß. Der alte Kusofkin, wie ihn Zacconi spielt, hat weiße Haare, eine weiße rührende altmodische Weste und einen langen Rock. Es ist ein bescheidener und gütiger Greis; und wie er an der Wand steht, wie er im Zimmer in zitternden Bewegungen ausweichend rückwärts geht, wie er lächelt und wie er fein und artig ist bei aller zitternder Mitleidswürdigkeit: das

hat gewiß nicht seinesgleichen heut auf irgend einer Bühne. Man neckt ihn, vornehme Lümmel behandeln ihn roh, sie veranlassen ihn gewaltsam zum Trinken, sie setzen ihm eine Papierkappe auf. Da erhebt sich würdevoll der Zorn des freundlichen Alten. Er macht ihnen Vorwürfe. Warum, sagt er zum Hausherrn, behandeln Sie mich so am ersten Tage nach Ihrer Ankunft? Er wiederholt gekränkt: Warum! Warum! Und dieses „perchè?“ zerreißt die Seele. Man möchte auf die Bühne springen und die Peiniger niederschlagen. „Perchè? . . perchè?“ Zum Schluß, wenn er Abschied nimmt von der Tochter, ohne sich aufrathen zu dürfen, sendet er demüthige, rührende Blicke fast lächelnd zu ihr hinüber. So fein, so bescheiden so erschütternd! Dann geht er. Ich stelle dies neben das Größte was ich je gesehn. Vieles in seinem Lear schließt sich hier an. Er vermenschlicht diesen Riesen und ist eine Greisengestalt von leisem, bald verschlucktem, innerlichem Schmerz. Dieses Rührende hatte Rossi nicht, und Sonnenthal hat es nicht in gleich hinreißender Gewalt. Sonnenthal, der solcher Momente ganz nicht entbehrt, ist doch im Wesentlichen ein gekränkter Wiener Bourgeois. Rossi freilich besaß die Größe. Durch thierische Töne, durch Gebell und eine knarrende, verschollene, rostige Stimme zeigte er neben tappendem Schreiten der alten Planken den Löwen. Er machte sehr begreiflich, daß er seinen Töchtern unausstehlich und hinderlich wurde. Zacconi ist ein guter, bloß ein bischen eitler Greis, dem man bittres Unrecht gethan hat. So schuldlos hat Keiner gelitten wie er. Die Wahnsinnsszenen, die bei allen Learspielern etwas langwierig erscheinen, fesseln bei ihm in jeder Minute. Er kann vieles, er gibt „Züge“; und weil er den Schmerz nach innen verlegt, und alles wie durch Gardinen gedämpft erscheint, wirkt er tiefer und mitleidewürdiger als die großen Brüller. Er hat Augen, die unendlich vorwurfsvoll blicken. Er zerreißt die Seele. Man muß weggehen.

Ein starkes Temperament ist er nicht; das sagten wir vorhin. Und er ist auch nicht was man eine Natur nennt. Rossi und die Duse sind aus der Erde gewachsene Gestalten, Weltwunder, die wohl irgend ein belangloser Baronie in Kunstsachen verkennt, die aber auf alle Guten und Echten gleich umwälzend wirken. Und doch hat Zacconi einen Grundzug, der nur ihm eigen ist. Er liegt in jener besonderen Liebenswürdigkeit der Seele, die eben jene besondere Rührung hervorruft. Er liegt äußerlich vielleicht in den Linien um die Augen und um den Mund und in der nicht zu starken vibrirenden Stimme. Der Mann ist von einziger Vielseitigkeit. Und ein tragischer nervöser Zappelphilipp — der peinigende und gepeinigte moderne Gatte in Giacosa's „Seelenrechten“, eine Bourget'sche Gestalt — wirb in seiner Kunst ebenso überzeugend wie der mythische König. Er kann vieles . . . und will noch mehr. Er kann echt wirken und will manchmal anders. So ist er sensationell und ist zugleich schlicht. Er ist Friedrich Haase, und er ist auch Reicher. Und Alles in Allem — das steht bei Gott fest — ist er ein merkwürdiger Kerl. Da er noch jung ist, wird man ihn vielleicht erst nach Jahren tiefer beurtheilen können. Und da er hier noch nicht Alles gespielt, vielleicht erst nach weiteren Dramen.

Alfred Kerr.

Deutsches Theater: „Jugendfreunde.“. Lustspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda.

Fast hat es den Anschein, als wäre Wolzogen's „Kraft-Mayr“, von dem ich kürzlich in diesen Blättern sprechen durfte, eine symptomatische Erscheinung. Neben Wolzogen tritt jetzt Fulda. Er gibt uns den „Schmöker“ auf der Bühne wieder.

Sobald die moderne realistische Bewegung das Licht der Rampen erblickt und die Taufe der Druckerschwärze empfangen hatte, beeilte sich die litterarische Kritik, eine Razzia gegen all die bösen Unlitterarischen abzuhalten. Benedix, der seit Jahren eines ehrsamen bürgerlichen Todes verschieden war, wurde litterarisch hingerichtet. Und es fielen unter dem Beil der Kritik die Häupter der Blumenthal, Lindau und Lubliner. Der Dolus eventualis wurde gegen sie geltend gemacht. Erwiesen war's zwar nicht, daß sie überhaupt litterarisch sein wollten, aber man nahm es zu ihrer Ehre an, um ihnen diese Ehre dann recht gründlich abzusprechen.

Undankbar, wie es nun einmal ist, nahm das Publikum gegen seine Lieblinge von gestern Partei und schämte sich, mit ihnen je gelacht zu haben. Die Bühnen wurden für die Litteratur frei, und das war entscheidender Gewinn. Und der bleibt uns hoffentlich erhalten. Aber unser litterarisches Klima ist nicht derart, daß viele Früchte gleichzeitig reifen. Der Herbst in Deutschland straft den Frühling Lügen. Da trieb man Raubbau, und brachte den litterarischen Versuch, das Anfängerwerk auf die Bretter, die die Litteratur bedeuten sollten. Man stellte Blüthen aus, da es an Früchten fehlte. Und das Publikum ließ sich das ein paar Jahre gern gefallen und freute sich der bunten Pracht. Dann aber kam der Hunger wieder nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Man war der lehrreichen Experimente satt, man wurde kritischer als die Kritik und unbarmherziger. Man wollte sich auch wieder amüsiren.

Die Amüsementsbedürftigen — und wer wäre das zeitweilig nicht? — ließ Oskar Blumenthal zu sich kommen. Durch den Zufall einer Jubiläums-Rollenbesetzung kam vielbejubelt Nestroy's alte Posse „der Lumpacivagabundus“ dann auf die Bühne des Deutschen Theaters, und das Berliner Theater folgte mit den Maschinenbauern von Berlin. Litterarisch nahm sich die alte unmodern gewordene Posse nicht gar so verfänglich aus — wie man einen alten schlichtbürgerlichen Mahagonisekretär ganz gut für ein Empiremöbel ausgeben kann. Dann tauchte der neue Bühnenschmöker auf, zuerst vorsichtigerweise im historischen Kostüm; das waren die Erfolge von Kappel-Ellfeld. Und jetzt endlich hat Fulda die ätherischen Höhen verlassen und den Muth gehabt, ganz unlitterarisch dem Amüsementsbedürfniß zu dienen. Er sei willkommen! Der neue Rock sitzt ihm viel besser als der alte. Er kommt zur rechten Zeit. Die harmlos herzliche Heiterkeit, die von der Bühne des Deutschen Theaters ausging, mag's ihm bestätigen. Auch der Bühnenschmöker hat sein Recht.

Die Fährlichkeiten, die einem Junggesellenbunde von vier Jugendfreunden drohen, wenn die holde eheliche Weiblichkeit in ihren Kreis tritt und die eigenen Kreise zieht, haben Fulda den Stoff zu seinem sehr liebenswürdigen Bühnenspiele abgegeben. Oder wenn nicht den Stoff, so doch die Fäden. Ein abgeschworener Ehefeind, muß es der Eine mit ansehen, wie die jungen Frauen sich untereinander befehden und im Handumdrehen seinen langjährigen Freundesbund sprengen — was bleibt ihm übrig, als selbst zu heirathen? Das ist die holde komische Unlogik der Posse. Nach einem Webemuster, das an Labiche gemahnt, und das vor Allem durch die Verwendung von Parallelscenen komische Wirkungen erzielt, hat Fulda die Fäden zusammengesponnen. Als ein geschickter Mann hat er sein Webeschiffchen klug geführt. Er blieb geschmackvoll. Ich kann nicht sagen, daß er es der tollen Ausgelassenheit der älteren Amuseure gleich gethan; genug, daß er in seiner etwas kühlen Art doch amüsirt hat.

Und mehr als die moderne Litteratur dem Bühnenschmöker je genommen, hat sie ihm aus ihrem Reichthum zurückgegeben. Von ihr ist eine Erneuerung der Schauspielkunst ausgegangen, die auch dem Spiel ganz neues Ansehen gibt. Kein Schachspiel mehr mit beinernen Figuren, sondern eine Quadrille, getanzt von ganz vernünftigen Menschen. Ich entsinne mich nicht, Rudolf Rittner glücklicher gesehen zu haben als in diesem Spiel, das ihm den Muth gab, einmal aus sich selbst heraus zu gehen. Und Oskar Sauer schuf aus dem Nichts der Rolle eine ganz eigenartige und lebensprühende Gestalt, und Paula Eberty that es ihm

beinahe gleich; kein Mißklang störte. Sogar die steifen und griesgrämigen Dekorationen des Deutschen Theaters hatten ein jugendlich feiertägliches Aussehen. Man hätte über alledem den Arrangeur des Spieles, Ludwig Fulda, ganz leichten Herzens vergessen können; und doch, es wäre undankbar. Die Stimmung lag in der Luft, er hat sie zur rechten Zeit klug ausgenützt.

Und noch in der späten Nacht hat mir seit „Les dames en avant!“ lustig ins Ohr geklungen.

Ernst Heilborn.

Volkswirthschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. Herausgegeben von Carl Johannes Fuchs, Heinrich Herkner, Gerhard von Schulze-Gävernitz, Max Weber. — 1. Heft: Die Unternehmerverbände von R. Liefmann. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr. 1897. XII. und 199 S.

Das Heft, mit welchem der Badische Professorenverband seine Serie eröffnet, handelt bezeichnender Weise von den Folgen der wirthschaftlichen Ueberproduktion und von den Mitteln, welche die Unternehmer gegen sie ergreifen — es handelt von den Unternehmerverbänden. Liefmann gibt eine vortreffliche systematische Darstellung der Unternehmerverbände, die auf einem reichhaltigen Thatsachenmaterial beruht. Sein Buch besteht aus folgenden drei Theilen: 1. Die begrifflichen Grundlagen der Unternehmerverbände, 2. das Wesen der Unternehmerverbände, und 3. die Bedeutung der Unternehmerverbände.

Im ersten Theil bestimmt er den Begriff des wirthschaftlichen Verbandes, indem er ihn von dem des Vereins und der Gesellschaft unterscheidet. So grenzt er den zu behandelnden Gegenstand gegen Ringe und Fusionen, zu den auch die Trusts gehören, ab. Im Anschluß daran betrachtet er das Wesen des Unternehmers und die geschichtliche Entwicklung der unternehmungsweisen Bedarfsbefriedigung, woraus er die Gründe, die zur Bildung der Unternehmerverbände führten, ableitet.

Im zweiten Theile erörtert er das Wesen der tauschwerthlichen Verbände, um darauf seine Eintheilung der Unternehmerverbände zu begründen. Sie zerfallen in zwei große Gruppen, in die Verbände der Unternehmer als Abnehmer und als Anbieter. Nur die Verbände der zweiten Gruppe nennt er Kartelle, die wiederum in Kartelle niederer Ordnung oder beschränkende Kartelle und in Kartelle höherer Ordnung oder vertheilende Kartelle, Kontingentirungen, mit je drei Unterabtheilungen zerfallen. Diese Eintheilung gibt die Grundlage für die folgende Erörterung ab, indem im 2. und 3. Theil diese verschiedenen Arten der Verbände und ihre Wirkungen einzeln untersucht werden. Aus dieser Mannigfaltigkeit ergibt sich, wie falsch es ist, ein allgemeines, abschließendes Urtheil über die Unternehmerverbände zu fällen, und wie nöthig es ist, daß der Gesetzgeber wie der Nationalökonom die Verschiedenheit der Formen und ihre Bedeutung stets im Auge behalte.

Zum Schluß kommt Liefmann zu dem Ergebniß, daß die Kartelle nur ein Durchgangsstadium zu konkreteren und festeren Organisationen bilden. Da die Kartelle in unwirthschaftlicher Weise auch die Betriebe mit unnöthig hohen Produktionskosten am Leben erhalten, während die Trusts sie zu Gunsten höherer Betriebsformen eingehen lassen, glaubt er, daß die Kartelle sich schließlich zu Trusts anwachsen werden. Jedenfalls ist eine Tendenz von losen zu immer festeren Organisationen nicht zu verkennen. Aus diesem Grunde wohl hält er die Zeit für eine staatliche Enquete oder legislative Einmischung noch nicht für gekommen. Dem gegenüber dürfte eine sorgfältige staatliche Beobachtung und Registrirung der Entwicklung doch wohl zu empfehlen sein; denn je umfassendere Formen die Kartelle annehmen, um so mehr verlieren sie ihren rein privaten Charakter und um so nöthiger wird im Interesse der Gemeinschaft die Oeffentlichkeit ihrer Geschäftsführung.

Liefmann bestätigt die schon früher gemachte Beobachtung, daß die Aera der Kartelle nach der Einführung der Schutzzölle im Jahre 1879 beginnt. Eine weitere Untersuchung über den kausalen Zusammenhang beider Erscheinungen wäre sehr erwünscht. Es dürfte sich dann zeigen, daß die Schutzzölle wie jede andere Einschränkung des Handels bei fortschreitender Technik eine künstliche Ueberproduktion durch Hemmung des Absatzes hervorbringen, abgesehen davon, daß sie die Produktionskosten der Industrie durch Erhöhung der Preise für Rohstoffe und nothwendige Lebensmittel steigern. Diese Fesselung des Handels hat gerade in Zeiten wirthschaftlichen Aufschwungs, so besonders auch in der Gegenwart, die Unternehmer gezwungen, sich zu Verbänden zusammenzuschließen, um sich gegen die daraus entspringenden bösen Folgen zu schützen.

In einzelnen Punkten, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, muß ich meine Zustimmung zu den von dem Verfasser geäußerten Ansichten versagen. Nur in einem Falle möchte ich diese Divergenz der Ansichten ausdrücklich konstatiren. Ich bestreite entschieden, daß die Differenz der Inland- und Auslandpreise, zu welchem die Kartellprodukte abgesetzt werden, an und für sich nicht volkswirthschaftlich sch[illegible]dlich wirke. Nach meiner Meinung üben hier die hohen Inlandpreise dieselbe schädliche Wirkung wie die Exportprämien aus; — je mehr sie steigen, desto billiger kann die Waare im Ausland verkauft werden. Das Uebel wirkt dadurch intensiver, weil es sich von Land zu Land wie eine ansteckende Krankheit progressiv verbreitet.

Im großen Ganzen aber hat der Verfasser eine dankenswerthe Arbeit geliefert. Vorzüglich sind seine Ausführungen über die Entstehung der Kartelle, über ihre Preispolitik und Weiterentwicklung; über ihre Bedeutung für die Arbeiter, Konsumenten und die gesammte Volkswirthschaft. Sie enthalten manche Wahrheit, welche die Leiter der Kartelle in ihrem eigenen Interesse beherzigen werden. Dr. Liefmann hat durch sein Buch über die Unternehmerverbände für weitere Forschung und künftige Gesetzgebung eine solide Grundlage und fruchtbare Anregung gegeben.

L. K.

Internationaler Briefwechsel.

Die Zahl der Reflektanten auf einen Briefwechsel mit einem Franzosen oder einer Französin ist inzwischen auf 32 gewachsen, 12 Damen und 20 Herren. Hergestellt ist die Verbindung bei 9 dieser Reflektanten; darunter befindet sich erst 1 Dame. Es sind gewisse Schwierigkeiten zu überwinden, um den geeigneten französischen Korrespondenten zu finden. Die „Revue des Revues“ hat inzwischen in ihrer Nummer vom 1. November bekannt gegeben, daß die Verbindung mit Deutschland hergestellt ist; wir hoffen deshalb, in Kürze in der Lage zu sein, sämmtlichen uns gegenüber zum Ausdruck gebrachten Wünschen Genüge leisten zu können.

Redaktion der „Nation“.

Berichtigung.

Ich habe mir in meinem Aufsatz „Vom heiligen Thier“ zwei Versehen zu Schulden kommen lassen. Das Bild von Landseer, von dem ich sprach, heißt: „Distinguished Member of the Royal Humane Society“ — das ist eine Lebensrettungs-Gesellschaft, und der Neufundländer hat die Ehre seiner Mitgliedschaft ganz hündisch ehrlich verdient, da er Ertrinkende aus dem Wasser zog. Ferner ist das Gedicht mit der Eselapostrophe „I hail thee Brother“ nicht von Wordsworth sondern von Coleridge. Den Lesern der „Nation“, die die Güte hatten, mich darauf aufmerksam zu machen — ich habe eine stattliche Anzahl von Zuschriften erhalten — sage ich besten Dank.

E. H.

Druckfehler-Berichtigung.

In der vorigen Nummer ist auf Seite 66, Spalte 2, Mr. Chamberlain versehentlich als Minister des Innern aufgeführt; er ist bekanntlich Minister der Kolonien.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 7. Berlin, den 13. November 1897. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post (incl. Postaufschlag) oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich.) — Insertionspreis pro 4-gespaltene Colonel-Zeile 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 4937 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In der vergangenen Woche haben zwei Verbände ihre erste Generalversammlung abgehalten, die beide, so verschieden geartet auch der Boden ihres Entstehens und der Kreis derer ist, auf die sie sich unmittelbar stützen können, doch genau demselben Ziele nachstreben; und dieses Ziel ist die Bekämpfung des agrarisch-reaktionären Junkerthums. Der eine dieser Verbände ist der „Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe", der aus der Initiative von Städtern hervorgegangen, das Junkerthum bekämpft, weil diese im Bunde der Landwirthe organisirten Großgrundbesitzer sich mehr und mehr als die Feinde einer ruhigen und gesunden politischen und industriellen Entwicklung Deutschlands entpuppt haben; der andere dieser Verbände ist der „Bauernverein Nordost", den die bäuerliche Bevölkerung Hinterpommerns, dieser reaktionärsten Ecke Preußens, ins Leben gerufen hat, weil der kleine Landwirth und der Landarbeiter besonders schwer in Ostelbien unter dem Hochmuth und dem Terrorismus des Junkerthums zu leiden haben, und weil der kleine Landwirth sich zu der Ueberzeugung durchzuringen beginnt, daß nicht seine, sondern nur die Interessen des Großgrundbesitzes im Bunde der Landwirthe Vertretung finden; freilich eine Vertretung so schlecht, daß die so entstandene Gesetzgebung meist sogar zum Schaden eben jener Großgrundbesitzer ausschlägt. Aus gänzlich verschiedenen Erwägungen hervorgegangen, richtet sich doch der eine Verband wie der andere gegen das Junkerthum. Daß von diesen zwei Seiten selbständig der Ansturm begonnen ward, ist in hohem Grade bemerkenswerth, und man darf es unumwunden aussprechen, daß keiner in den letzten Jahren entstandenen politischen Bewegung eine solche Bedeutung beizumessen ist, wie der liberalen Bewegung unter dem Bauernstande. Gelingt es, die Massen auf dem Lande dem liberalen Gedanken zu gewinnen, dann ist es mit der parlamentarischen Macht der kleinen Junkerclique vorüber. Die Bauernvereine können eine befreiende Kulturthat verrichten. Es sind ihrer zwei: der schon genannte Nordost für Preußen und der Schutzverein mecklenburgischer Landleute für Mecklenburg.

Die Generalversammlung des „Nordost" in Köslin in Hinterpommern ist ausgezeichnet verlaufen, obgleich schließlich die Versammlung während der Diskussion in Folge des Benehmens eines Störenfrieds, der als nicht ernst zu nehmender Sonderling bekannt ist, aufgelöst wurde. Wie wir hören, hat der „Nordost" bereits in 48 Wahlkreisen Boden gefaßt; er ist in einer Reihe von Wahlkreisen eine stattliche Macht, und da er sich nicht auf ein einzelnes Fraktionsprogramm hat einschwören lassen, so kann er von Fall zu Fall den einzelnen freisinnigen und liberalen Fraktionen im Wahlkampf eine starke Stütze sein. Einzelne der Führer der Bauernbewegung gehören zur Freisinnigen Vereinigung, andere zur Volkspartei, so ist der Kandidat der Volkspartei in Güstrow-Ribnitz, Herr Mühlenbesitzer Hagemeister, gleichzeitig Vorstandsmitglied des Schutzvereins mecklenburgischer Landleute. Hier zeigt sich wiederum, daß, wenn Gegensätze nicht künstlich geschaffen und künstlich offen gehalten werden, die große Masse der Bevölkerung den Weg findet, um in gemeinsamer Arbeit den Kampf gegen das Junkerthum aufzunehmen.

Kein besseres Zeugniß für das Wachsthum des „Nordost" gibt es, als die Aenderung seiner Statuten, die in Köslin diesmal beschlossen worden ist. Der „Nordost" sollte, als er gegründet wurde, die Provinzen Pommern, Brandenburg, West- und Ostpreußen umfassen; es war

durch die Entwicklung nöthig geworden, die Satzungen folgendermaßen zu gestalten:

„Der Bauernverein „Nordost“ umfaßt zunächst die nordöstlichen Provinzen Preußens, dehnt sich aber auch auf die übrigen Theile Preußens und des Reiches aus. Sein Sitz ist Köslin.

Und dementsprechend wurde der Vorstand ergänzt durch Mitglieder aus den verschiedensten Theilen des Reiches.

Auf dieser Generalversammlung des „Nordost“ sprachen: der Vorsitzende Herr Steinhauer, ein Bauernhofsbesitzer, die Eröffnungsrede; Herr Woldt-Damerow, ein Mühlenbesitzer, über die Kreistagswahlen; Herr Rudow-Schwessin, ein Bauerngutsbesitzer, über die Schullastenfrage; Herr Hintze-Abtshagen, ein Mühlenbesitzer, über die Zerstörung des Terminhandels und so fort: Landleute, Gärtner, Mühlenbesitzer, die ihre ländlichen Interessen vertraten und sich in einem Sinne äußerten, der den Beifall jedes Freisinnigen finden muß Hier geht eine erfreuliche Saat auf politischem Neuland auf.

Der „Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe“ hat seinerseits gleichfalls die Bedeutung der Aufgabe erkannt, gesunde wirthschaftliche Anschauungen auf das flache Land hinauszutragen, und er hat das zu erreichen gesucht durch Förderung der Provinzialpresse, der Leitartikel und eine Korrespondenz in zusammen über 50 000 Exemplaren zur Verfügung gestellt wurden, womit für die Korrespondenz des Bundes der Landwirthe, die in der konservativen Presse und vielfach in Kreisblättern Aufnahme findet, ein Gegengewicht geschaffen war. Außerdem sind in ländliche Bezirke Flugblätter und populäre aufklärende Schriften in fast zwei Millionen Exemplaren gegangen, verbreitet von 10 213 Stellen aus; das ist nebst den 619 abgehaltenen Versammlungen und Besprechungen eine erfreuliche Propaganda größeren Stils, die der Ausbreitung gesunder wirthschaftlicher Anschauungen zu Gute kommen muß.

In dem Geschäftsbericht des Schutzverbandes heißt es, nachdem von der Organisation, durch die jene Arbeit geleistet worden ist, gesprochen war:

„Hierdurch war es möglich, aufklärende populäre Schriften in völlig abgelegene, ländliche Gegenden zu dringen, und nachdem diese Vorarbeit geleistet war, konnte meist dazu übergegangen werden, Besprechungen herbeizuführen, durch die eine feste Organisation geschaffen wurde. Es ist auf diese Weise politisches Leben in Gegenden getragen, in denen, so lange der Parlamentarismus in Preußen und in Deutschland besteht, noch niemals eine öffentliche Besprechung politischer und wirthschaftspolitischer Angelegenheiten stattgefunden hatte.“

Außerdem hat der Schutzverband Eingaben an Behörden gemacht und Parlamentarier mit Material versorgt; er hat insbesondere sich helfend bei sieben Nachwahlen betheiligt; von denen sechs die Freisinnige Volkspartei auszukämpfen hatte, eine die süddeutsche Volkspartei; die Freisinnige Vereinigung war in dieser Zeit nur bei einer Nachwahl in Halle betheitigt und von diesem Bezirk war eine Hilfe nicht in Anspruch genommen worden.

Für die Zukunft soll eine umfassende, möglichst populäre Arbeit über die Bedeutung der Handelsvertragspolitik als Vorbereitung für die künftigen Handelsvertragskämpfe abgefaßt werden.

Auf der ausgezeichnet verlaufenen und sehr stark auch von Auswärts besuchten Generalversammlung des Schutzverbandes, der Geheimrath Herz, Berlin, der Vorsitzende des Aeltestenkollegiums, mit gewohnter Hingebung präsidirte, sind eine Reihe vortrefflicher Reden über wirthschaftliche Probleme gehalten worden, so von Otto Kühnemann, Stettin, von Dr. Nebelthau, Bremen, von Dr. Fehrmann, Danzig und von dem Abg. Gothein, Breslau. Besondere Zustimmung fand es, als der frühere Abgeordnete Schrader bei Abstattung des Geschäftsberichtes etwa sagte:

Der Schutzverband hat es grundsätzlich vermieden, sich irgendwie an den Auseinandersetzungen der einzelnen den Agrariern gegenüberstehenden Fraktionen zu betheiligen; aber eins kann nach den von uns gesammelten Erfahrungen als zweifellos ausgesprochen werden: wenn es namentlich in den ländlichen Distrikten des östlichen Deutschlands nicht sich erreichen läßt, alle Kräfte gegen die Agrarier zu vereinigen, so wird die Hoffnung auf den Sieg schwinden müssen, und die zur Bekämpfung der Agrarier aufgewandte Arbeit dürfte zunächst nutzlos vergeudet sein.

Man kann es wie einen symptomatischen Vorgang betrachten, daß auf der Generalversammlung des Schutzverbandes auch der Bauerngutsbesitzer Voß-Beddin sprach und die Hilfe der Städte zum Kampf gegen das Junkerthum für die unterdrückte, weniger wohlhabende ländliche Bevölkerung aufrief: städtische Bevölkerung und Bauernstand gegen den Junker.

Die Stichwahl in der Westprignitz ist, wie zu erwarten stand, zu Gunsten des Herrn Max Schulz, des Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei, ausgefallen. Nicht bloß die bei der Hauptwahl abgegebenen 2000 Stimmen der Sozialdemokratie, sondern auch die meisten antisemitischen Stimmen sind, wie es scheint, auf den Freisinnigen übergegangen. Es wird somit eine bereits mehrfach gemachte Erfahrung bestätigt, daß die Antisemiten trotz ihrer Verhätschelung durch die Konservativen und speziell durch den „Bund der Landwirthe“ doch den agrarischen Junker als das größere politische Uebel gegenüber dem Freisinnigen ansehen. Dies ist ein charakterischer Zug in den gegenwärtigen Wahlkämpfen und nicht gerade verheißungsvoll für die Konservativen.

Der Verlauf der Stadtverordnetenwahlen in Berlin ist für die Freisinnigen durchaus günstig gewesen; sie haben ihre Plätze behauptet und sie haben sogar die Hoffnung, aus den Stichwahlen mit einem Gewinn hervorzugehen — ein erfreulicheres Bild, als es Wien bietet.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung hat sich alsdann ein Vorgang abgespielt, der bemerkenswerth ist. Magistrat und Stadtverordnete sind darüber aus, zu beschließen, daß den Märzgefallenen des Jahres 1848 im Friedrichshain — jetzt nach 50 Jahren — ein würdiges Denkmal gesetzt werde. Darob Gezeter in der „Kreuzzeitung“ und anderen reaktionären Blättern dieses Schlages; — das ist nicht auffällig.

Wohl aber ist es bemerkenswerth, daß der Antrag auf Errichtung eines Denkmals für die Märzgefallenen gleichzeitig die Unterstützung findet in der „Nationalzeitung“ wie in der „Volkszeitung“ und der „Berliner Zeitung“, diesen Blättern radikaler Richtung.

Das ist erfreulich.

Fünfzig Jahre sind eine genügende Zeit, um die Ereignisse unter einem weiten Gesichtspunkt betrachten zu können; um sie der Leidenschaft der einzelnen Parteien und des Tages zu entrücken. Thut man das aber, dann ist das Jahr 1848 eine der großen Etappen zur deutschen Einheit und zur Begründung bürgerlicher Freiheit in Deutschland. Nicht einmal genügend anerkannt in freisinnigen Kreisen bleibt dieses Jahr doch trotz seiner Verirrungen, seiner Schwäche und politischen Sentimentalität, die es auszeichnen, ein Wendepunkt deutscher Geschichte; eine hingebungsvolle Manifestation des Volkes für Freiheit und Einheit; und wenn wir diese nun haben und von der Freiheit, gemessen an der vormärzlichen Zeit, immerhin ein gutes Stück, so ist das nichts als die Verkörperung dessen, was die Revolutionszeit und ihre politischen Streiter ersehnten.

Nur diesen Gedanken festzuhalten, ziemt sich nach fünfzig Jahren; und wie in Genua neben dem Denkmal Viktor Emanuels, des ersten Königs des geeinten Italiens, das von Mazzini, des republikanischen Verschwörers für die italienische Einheit steht, so sollte man auch bei uns das Jahr 1848 als die Vorbereitung für 1870 betrachten lernen.

Lord Salisbury hat eine große politische Rede gehalten voll verständiger Resignation; er spricht nicht von dem „glänzend“ isolirten England, sondern er lobt das europäische Konzert

trotz allem, weil es eine Gewähr des Friedens sei; nicht aber sagt erklärlicherweise Lord Salisbury, daß dieses europäische Konzert, diese Garantie des europäischen Friedens, sich in letzter Zeit häufiger, als es wünschenswerth war, gegen England zur Geltung bringen mußte. Nur eine scharfe Wendung findet sich in der Rede des englischen Premiers; er wendet sich mit Energie gegen Frankreich und seine Ansprüche in Westafrika, ohne freilich den Namen der Republik zu nennen.

Graf Goluchowski ist in Monza gewesen und sein Besuch ist ein Zeugniß für die guten Beziehungen zwischen Italien und Oesterreich; zugleich eine werthvolle Voraussetzung für den Fortbestand des Dreibundes.

Ueber den Fall Dreyfus sieht man noch immer nicht klarer; aber es ist bemerkenswerth, daß unter anderen angesehenen Männern nun auch Gabriel Monod, dieser ausgezeichnete Gelehrte, den Verurtheilten als schuldlos bezeichnet. Monod schreibt:

„Bald entstanden Zweifel in mir, als ich sah, daß Kapitän Dreyfus gegenüber dem rasenden Pöbel ruhig und fest seine Unschuld betheuerte, daß der Vertheidiger Demange energischer denn je versicherte, sein Klient sei das Opfer eines fürchterlichen Rechtsirrthums, als ich konstatirte, daß in hohen politischen Sphären, der juristischen und selbst militärischen Welt, einsichtige und wohlinformirte Männer an seine Schuld zu glauben zögerten."

Solche Zweifel, die überall in der Welt getheilt werden, machen Monod und anderen angesehenen Männern Ehre.

Man wird nunmehr auf das Material von Scheurer-Kestner zu warten haben.

Freisinnige gegen Freisinnige.

Wir sehen uns genöthigt, der Politischen Wochenübersicht diesmal einen besonderen Anhang beizugeben. Das unerquickliche Kapitel, das darin zur Erörterung kommt, ist durch die besondere Ueberschrift hinreichend gekennzeichnet. Es ist leider nicht neu und nicht erbaulich, aber da derjenige der Friedensstörung Vorschub leistet, der den Friedensstörer ruhig gewähren läßt, kann den Lesern dieses Kapitel nicht erspart werden:

Die nächste Nachwahl, die zur Entscheidung kommt, vollzieht sich am 23. d. Mts. in Oldenburg-Plön. Bei dieser Nachwahl wird man mancherlei interessante Beobachtungen machen können. So gut wie sicher ist, daß auch dort das konservative Agrarierthum eine starke Einbuße an Stimmen erleiden wird. Sodann wird die neue Partei der Nationalsozialen eine erste Kraftprobe ablegen, und die Sozialdemokratie kann erneut zeigen, was sich auch ohne Abhaltung von öffentlichen Versammlungen durch nachdrückliche Agitation von Haus zu Haus erreichen läßt. Die lehrreichste Erfahrung aber werden in diesem Wahlkreise die Freisinnigen machen. Unsere Leser kennen die Vorgänge bei der Aufstellung des freisinnigen Kandidaten Hoeck. Die Versuche, durch planmäßige Entstellung der Wahrheit unsere Darstellung der Thatsachen zu diskreditiren, sind kläglich ins Wasser gefallen. Dieser Tage haben die Unterstützer der volksparteilichen Sonderkandidatur Schmidt sogar das Mißgeschick erlebt, daß einer der Zeugen, auf die sie sich bisher immer berufen haben, Herr Spiering aus Reinfeld, der als Vertrauensmann der „Freisinnigen Volkspartei" an den Verhandlungen der Delegirtenversammlung in Neumünster, woselbst die Kandidatur Hoeck beschlossen wurde, theilgenommen hat, klipp und klar in einer öffentlichen Wählerversammlung zu Reinfeld die unsererseits gegebene Darstellung in jedem Punkte bestätigt hat. In derselben Versammlung trat Herr Harbeck aus Plön, der Kandidat der „Freisinnigen Volkspartei" im Jahre 1893, mit der Erklärung hervor, daß der Sonderkandidat Schmidt glücklich sein würde, wenn man ihn von seinem Versprechen, zu kandidiren, entbinden wolle. Harbeck sowohl wie auch Spiering sprachen sich unumwunden für die Kandidatur Hoeck aus.

Angesichts solcher Vorkommnisse hat die „Freisinnige Zeitung" die Stirn, die Anhänger der freisinnigen Kandidatur Hoeck als die Friedensstörer zu bezeichnen. Wie die freisinnige Wählerschaft in Oldenburg-Plön über die Kandidatur Schmidt denkt, das wird sich am 23. November zeigen; aber die Art und Weise, wie diese Kandidatur Schmidt gegenwärtig vertreten wird, ist ganz des Vertrauensbruches würdig, mit dem sie in Szene gesetzt wurde. Die Herren Dr. Wiemer, Redakteur der „Freisinnigen Zeitung", Dr. Fränkel, Heinz Krieger u. s. w., die Herr Eugen Richter von Berlin aus in jenen Kreis geschickt hat, kennen keine andere Aufgabe, als auf jene Freisinnigen zu schimpfen, welche die Kandidatur Hoeck unterstützen, obgleich diese letzteren in allen Versammlungen, die sie abgehalten haben, es sorgfältig vermieden, ohne Provokation nur ein Wort über den Streit im freisinnigen Lager zu sagen. Die „Freisinnige Zeitung" sekundirt dabei wacker durch allerlei wahrheitswidrige Verdächtigungen. So bringt sie z. B. ganz strahlend eine Notiz unter der Spitzmarke: „Wie die Freisinnige Vereinigung Säle abtreibt". In dieser Notiz wird erzählt, daß in einem Ort, Namens Rasehne, die Freisinnige Vereinigung es sich baare 25 Mark habe kosten lassen, um der Freisinnigen Volkspartei einen Saal abzutreiben. Die Geschichte ist so liederlich erfunden, daß man nicht einmal beachtet hat, daß ein Ort Rasehne im Wahlkreise Oldenburg-Plön gar nicht — existirt. Bei der völligen Aussichtslosigkeit der Kandidatur Schmidt kann diese Aufwendung von Unwahrheiten, Geld und Agitatoren nur den alleinigen Zweck im Auge haben, die Chancen, den freisinnigen Kandidaten Hoeck in die Stichwahl zu bringen, zu hintertreiben. Trotz der krampfhaften Anstrengungen, die man sich im Richter'schen Lager gibt, dieses hohe Ziel zu erreichen, wird dasselbe aber voraussichtlich dennoch nicht erreicht werden.

Die Moral von der Geschichte werden wir nach dem 23. November ziehen. Für jetzt nur noch ein Beitrag zu dem Kapitel des planmäßigen Ruinirens freisinniger Wahlaussichten.

Bekanntlich war es im Wahlkreis Husum-Tondern gelungen, in einer Vertrauensmänner-Versammlung, bei der beide freisinnigen Richtungen in gleicher Stärke vertreten waren, sich mit 24 Stimmen gegen 1 Stimme auf den Oberlandesgerichtsrath Dr. Hagens in Hamburg als gemeinsamen freisinnigen Kandidaten zu einigen.

Herr Classen, der Vorsitzende des Wahlvereins der „Freisinnigen Volkspartei" in Husum, hatte jene Vertrauensmänner-Versammlung zusammenberufen und leitete sie. Acht Tage später gelang es den Bemühungen einiger unbedingten Anhänger des Herrn Richter, das hergestellte Einvernehmen wieder zu zerstören, unter der wahrheitswidrigen Behauptung, die Vertrauensmänner der „Freisinnigen Volkspartei" seien auf die Eventualität, daß Herr Hagens sich der „Freisinnigen Vereinigung" anschließen werde, nicht gefaßt gewesen. Da die „Freisinnige Zeitung" neuerdings auf jene Vorgänge zurückkommt, so sehen wir uns veranlaßt, den Brief zu publiziren, mittels dessen Herrn Hagens die Kandidatur in Husum-Tondern angetragen wurde. Derselbe lautete:

An Herrn Oberlandesgerichtsrath Hagens

in Hamburg.

Hochgeehrter Herr!

Von namhaften Parlamentariern des deutschen Reichstages sind Sie, hochgeehrter Herr, uns als Kandidat für die demnächstige Wahl zum Reichstage empfohlen worden.

Auf Grund dieser Empfehlung haben die Vertrauensmänner beider freisinnigen Gruppen in der gemeinsamen Versammlung am 10. Oktober cr. in Husum beschlossen, Ihnen für die nächste Wahlperiode das Mandat für unseren 4. schleswig-holsteinischen Wahlkreis anzutragen, wenn Sie die Zusicherung geben wollen, daß Sie der „deutsch-freisinnigen Partei" angehören, und im Falle Ihrer Wahl auch einer

dieser beiden Fraktionen, entweder der „freisinnigen Volkspartei“ oder der „freisinnigen Vereinigung“ beitreten werden.

Die durch die unglückliche Spaltung der Fraktion bisher getrennten Genossen wollen versuchen, in gemeinsamer Arbeit unseren Wahlkreis wieder für den Freisinn zu erobern. Daraus ergibt sich von selbst, daß wir den Wahlkandidaten nicht für eine bestimmte der beiden freisinnigen Fraktionen im Voraus binden; um aber mit ganzer Freudigkeit in die Wahlarbeit eintreten zu können, müssen wir versichert sein, daß der Kandidat unserer Partei — der deutsch-freisinnigen — angehört.

Im Auftrage der Vertrauensmänner-Versammlung richten wir daher an Sie, hochgeehrter Herr, die ergebene Anfrage, ob Sie nach der vorstehenden Erörterung geneigt sind, die Kandidatur für den 4. schleswig-holsteinischen Wahlkreis zu übernehmen, und bitten ergebenst, eine baldgefällige Aeußerung über Ihren Entschluß zu Händen des mitunterzeichneten J. Fr. Pauls gelangen zu lassen, eventuell vor Sonntag per Draht. Bei Eröffnung der Wahlkampagne dürfte es nöthig sein, daß Sie den Wahlkreis bereisen, und persönlich sich den Wählern vorstellen.

Hochachtungsvoll

der Ausschuß.

(gez.) J. Fr. Pauls in Kating bei Tönning. — F. C. Andresen, Dreilandenkoog bei Garding.
Johs. Rootbaar, Friedrichstadt a. d. Eider. — Johs. Classen, Husum.
Albert Johannsen, Husum.

Von den Unterzeichnern dieses Schriftstücks gehören die Herren Classen, Johannsen und Rootbaar zu den führenden Männern der „Freisinnigen Volkspartei“ in jenem Kreise

Daß nach Empfang eines solchen Briefes Herr Hagens berechtigt war, anzunehmen, es handele sich um einen loyalen Akt des Einverständnisses beider freisinnigen Gruppen, und daß er Ursache hatte, die verlogene Behauptung, er habe die Kandidatur erschlichen, damit zu beantworten, daß er den Vertrauensmännern die Freiheit ihrer Entschließung zurückgab, bedarf keiner weiteren Darlegung. Auch in Husum-Tondern liegt ganz genau dieselbe frivole Friedensstörung durch die blinden Anhänger des Herrn Richter vor wie in Oldenburg-Plön, und die Zumuthung an die Leitung der „Freisinnigen Vereinigung“, das skandalöse Vorgehen der Friedensstörer in Husum-Tondern ausdrücklich zu billigen, um auf diese Weise die Zurückziehung der Kandidatur Schmidt in Oldenburg-Plön zu erhandeln, konnte nur mit Verachtung zurückgewiesen werden.

* * *

Der Kampf gegen die agrarischen Uebergriffe.

In den letzten acht Tagen haben der „Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe“ und der Bauernverein „Nordost“ ihre erste Generalversammlung nach der Begründung abgehalten. Beide sind Schöpfungen des Jahres 1896, und beide Organisationen haben ein gemeinschaftliches Ziel im Auge, nämlich die Bekämpfung dessen, was man als agrarische Uebergriffe in deutschen Landen seit Jahren sattsam kennen gelernt hat. Die interessanteste dieser politischen Neugründungen ist jedenfalls der „Nordost“.

Daß dieser Bauernverein als politische Macht trotz seines erst einjährigen Bestehens bereits etwas bedeutet, haben ihm die pommerschen Junker durch ausgiebige Verfolgung und Chikane deutlich genug bescheinigt. Hätte es sich um eine politische Zimmerpflanze gehandelt, so hätte diese Verfolgung wohl ausgereicht, das Gewächs zu tödten. Da der „Nordost“ aber einem natürlichen politischen Bedürfniß entgegenkam, so ist seine Lebenskraft unter der Mißgunst von Landräthen und Amtsvorstehern nur erstarkt. Speziell in der Provinz Puttkamerun ist das bäuerliche Selbstgefühl gegenüber dem Junkern lebhaft erwacht und damit die Möglichkeit geschaffen, selbst in den angeblichen Hochburgen des agrarischen Junkerthums bei den nächsten Reichstagswahlen liberalen Bauern zum Siege zu verhelfen. Von Pommern aus hat die liberale Bauernbewegung auch die benachbarten Provinzen ergriffen. Für Mecklenburg ist in dem „Schutzverein mecklenburgischer Landwirthe“ ebenfalls eine lebenskräftige Organisation gleichen Schlages geschaffen. Charakteristischer Weise haben diese liberalen Bauernvereine auch gleich den Kampf mit dem Antisemitismus, der ja in demselben Nest mit dem Bunde der Landwirthe sitzt, wenngleich nicht immer ganz verträglich, aufgenommen. Der „Nordost“ hat für die nächsten Reichstagswahlen bereits einen bäuerlichen Kandidaten gegen den Antisemiten Ahlwardt in Arnswalde-Friedeberg und einen anderen bäuerlichen Kandidaten gegen den Antisemiten Förster in Neustettin ins Feld gestellt.

Die Bedeutung dieser liberalen Bauernbewegung wird übrigens nicht nur durch die heftige Verfolgung, deren sie seitens konservativer Landräthe und Amtsvorsteher ausgesetzt ist, anerkannt, sondern auch durch die Mahnungen besorgter konservativer Preßorgane, gewissen bäuerlichen Beschwerden schleunigst gerecht zu werden. Unter Anderem hatte der „Nordost“ die ungerechte Regelung der Schulunterhaltungspflicht aufgegriffen und zur öffentlichen Diskussion gestellt. Die freikonservative „Post“ meint, dies sei „ein Punkt, der gerade vom konservativen Standpunkte aus besondere Beachtung verdiene“ und fährt dann fort:

„Es dürfte sich empfehlen, die nächste Landtagssession nicht vorübergehen zu lassen, ohne von konservativer Seite mit dem größten Nachdruck auf eine gleichmäßige, der Leistungsfähigkeit entsprechende Regelung der Schullasten hinzuwirken. Aber auch im Uebrigen erscheint es geboten, sorgfältig darauf zu achten, daß Bestrebungen, wie die des „Bauernvereins Nordost“ nicht durch berechtigte Beschwerden der Kleingrundbesitzer über Vernachlässigung ihrer Interessen eine wirksame Unterstützung finden. Mit Versuchen, wie sie früher in dem Kreise Stolp und der Nachbarschaft unternommen worden sind, den Verein „Nordost“ durch gewaltsame Mittel zu unterdrücken, erreicht man keine Erfolge. Agitatorischen Bestrebungen solcher Art gräbt man vielmehr den Boden nur dadurch wirksam ab, daß man jeden Anlaß zu gerechten Beschwerden beseitigt.“

Kann der „Nordost“ sich eine bessere Anerkennung seiner Existenzberechtigung und eine größere Aufmunterung, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, wünschen? Wenn die Konservativen sich zu liberalen Reformen aus Besorgniß vor dem Wachsen der liberalen Bauernbewegung verständen, wäre das kein Erfolg? Aber sicherer ist es doch, die Bauern verlassen sich nicht auf die allzu spät bekehrten Konservativen, sondern suchen in die Lage zu kommen, im Parlament selbst ein Wort mitzureden. Das haben die liberalen Bauern auch durchaus begriffen. Ferner ist ihnen von vornherein klar gewesen, daß sie als einseitiger Interessenverband — im Sinne des Bundes der Landwirthe — keine größeren politischen Erfolge zu erwarten haben, sondern nur in Anlehnung an politische Parteien, und zwar an die liberale Partei. Das spezielle Fraktionsfirmenschild ist diesen Bauern natürlich ganz gleichgültig. Bis zu jener Feinheit der Distinktion sind sie noch nicht vorgedrungen, um zwischen der Bewilligung und der Verweigerung von ein paar Panzerschiffen den tiefen Abgrund der politischen Reaktion zu erkennen. Sie wollen liberale Politik treiben und kümmern sich den Teufel um fraktionelle Hirngespinnste. Nicht zum wenigsten liegt gerade in dieser bloß auf das Wesentliche gerichteten Politik das Erfrischende dieser ganzen Bauernbewegung. Hier tritt eine bedeutsame Schicht der Bevölkerung als selbständiger politischer Faktor neu in die Erscheinung, der zwar nicht in irgend ein Fraktionsschema paßt, aber völlig auf dem Boden liberaler Grundsätze steht.

Es war für die Freisinnige Vereinigung ganz selbstverständlich, daß sie dieser Bauernbewegung von Anfang an ihre lebhafteste Theilnahme widmete. Es steht in dieser Beziehung mit dem „Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe“ nicht anders.

Auch dieser Verband wird irriger Weise vielfach als eine Gründung der „Freisinnigen Vereinigung" bezeichnet, während er sich wohl gehütet hat, die schmale Basis einer einzelnen Fraktion zu wählen. Richtig ist nur, daß die Freisinnige Vereinigung mehr als jede andere politische Partei den Schutzverband wie die liberalen Bauernvereine als werthvolle Bundesgenossen im Kampfe gegen die agrarischen Uebergriffe anerkannt und deshalb in ihren Bestrebungen auch ebenso nachdrücklich unterstützt hat, als ob es sich um die eigene Fraktionssache handelte.

Mit jedem Monat kommt die Freisinnige Vereinigung eben mehr zu der Ueberzeugung, daß der Kampf gegen die agrarischen Uebergriffe das A und O der gegenwärtigen praktischen liberalen Politik sein sollte. An diesem einen Punkte sind alle übrigen politischen Krankheiten zu kuriren. So lange es nicht gelingt, das agrarische Junkerthum seines politischen Einflusses zu entkleiden, hat der Liberalismus überhaupt nichts zu hoffen. Ist dagegen dieser — man möchte fast sagen — Erbfeind des Liberalismus niedergeworfen, so wird sich alles Weitere schon finden. Wie die Frucht des Sieges demnächst vertheilt werden soll, das scheint uns keine so dringende Sorge zu sein, wie jene andere, daß die Frucht überhaupt erst einmal gepflückt werde. So lange die wüthendsten Kämpfe darüber geführt werden, wer sie abnehmen soll, wird sie aber wohl überhaupt ungepflückt bleiben.

Th. Barth.

Oesterreich am Scheidewege.

II.

Um den Widerstand zu begreifen, den die Sprachenverordnungen hervorgerufen haben, muß man zwischen Form und Inhalt dieser Verordnungen wohl unterscheiden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Regierung nach der Verfassung nicht berechtigt ist, die Regelung der Sprachenfrage durch einfache Verordnung zu unternehmen, selbst wenn vor ihr andere Regierungen denselben verfassungswidrigen Weg eingeschlagen haben sollten. Und es ist weiter gewiß eine Frivolität ersten Ranges, eine solche Verordnung bloß deshalb zu erlassen, um sich für die nächsten paar Monate eine Majorität im Abgeordnetenhause zu verschaffen. Auch in dieser Hinsicht ist der Umstand, daß es zur Eigenthümlichkeit jeder österreichischen Regierung zu gehören scheint, ohne Plan von heute auf morgen darauf los zu regieren, kein Milderungsgrund. Neben den formellen Gebrechen der Sprachenverordnungen, die den Widerstand aller wirklich freisinnigen Elemente, so insbesondere der Italiener und Sozialdemokraten ohne Unterschied der Nationalität, hervorgerufen haben, sind keine kleinen Gebrechen materieller Art festzustellen. Zunächst ist die völlig gleiche Behandlung der deutschen und böhmischen Sprache in Böhmen und Mähren schon an sich bedenklich, weil formale Gleichheit nicht zugleich auch materielle bedeutet. Gewiß, der Tscheche soll wo möglich Recht in seiner Sprache finden, gerade so wie der Deutsche. Aber in der großen Mehrzahl der Fälle wird dem Tschechen bei einer Verhandlung in deutscher Sprache weniger Unrecht geschehen, wie umgekehrt einem Deutschen bei einer Verhandlung in tschechischer Sprache, weil der Tscheche weit häufiger die deutsche, als der Deutsche die tschechische Sprache beherrschen wird. Es ist dies nicht die Folge eines besonderen Fleißes auf Seite der Tschechen, wie einer besonderen Faulheit auf Seite der Deutschen, sondern einfach des Umstandes, daß die Erlernung der deutschen Sprache für einen großen Theil des tschechischen Volkes einfach ein Gebot der Nothwendigkeit ist. Der tschechische Gelehrte wird die Kenntniß der deutschen Sprache ebensowenig entbehren können, wie der tschechische Kaufmann und Techniker, weil eben das tschechische Volk auf drei Seiten von Deutschen umschlossen ist und bei dem wachsenden Verkehre immer mehr mit Deutschen in Berührung kommt. Daher strömen denn auch überall, wo die nationale Agitation nicht hemmend dazwischen tritt, die Kinder tschechischer Eltern in deutsche Schulen, um deutsch zu lernen. Ja die tschechischen Abgeordneten halten ihre Reden für das böhmische Staatsrecht im Wiener Abgeordnetenhause fast immer in deutscher Sprache, obgleich der deutschen Sprache im Parlamente kein Vorrecht eingeräumt ist.

Trotzdem hätte sich die Anerkennung der völligen Gleichberechtigung der tschechischen Sprache durch die Gesetzgebung mit Zustimmung der Deutschen noch rechtfertigen lassen, wenn damit ein für allemal den Ansprüchen der Tschechen Genüge gethan gewesen wäre, und wenn sich diese dann mit dem Bestande eines einheitlichen Oesterreichs versöhnt hätten. So wie die Dinge liegen, haben aber die Tschechen die Sprachenverordnungen nur als Abschlagszahlung auf das böhmische Staatsrecht, d. h. auf die Vereinigung von Böhmen, Mähren und Schlesien zu einem gesonderten Staate betrachtet, und dies nicht mit Unrecht. Denn in der Anerkennung der Nothwendigkeit, daß sämmtliche Behörden Böhmens tschechische Eingaben tschechisch erledigen müssen, selbst wenn es an dem Sitze der Behörde keine Tschechen gibt, liegt die Anerkennung einer gewissen Sonderstellung Böhmens und Mährens. Wenn nun diese Verbeugung vor dem böhmischen Staatsrechte bloß durch Feilschen mit der Regierung um ein paar Abstimmungen zu haben ist, warum soll nicht von weiteren Abstimmungen im Parlamente eine Ausgestaltung des böhmischen Staatsrechts erwartet werden? Kein Zweifel, die Sprachenverordnung bedeutet einen Schritt weiter auf dem Wege der Föderalisirung Oesterreichs, und darin liegt ihre große Gefahr.

Nicht als ob der Centralismus die einzig richtige Regierungsform wäre, denn über die Stellung der Centralgewalt und über die Berechtigung und Grenzen der Autonomie kann man verschiedener Meinung sein. Aber das Streben nach einer Föderalisirung Oesterreichs entspringt nicht dem Wunsche nach zweckmäßigster Gesetzgebung und Verwaltung, sondern dem Wunsche, Minoritäten rücksichtslos unterdrücken zu können. Die Klerikalen Tirols und Oberösterreichs erhoffen von einer Stärkung der Autonomie die Oberherrschaft über die Schule zu erlangen, nachdem die freisinnigen Elemente in beiden Ländern in entschiedener Minderheit sind. Und was die Tschechen betrifft, so liefe das von ihnen ersehnte Staatsrecht auf eine brutale Herrschaft der $5^1/_2$ Millionen Tschechen über die 3 Millionen Deutschen der Sudetenländer hinaus. Diese Brutalisirung der Deutschen würde aber für diese um so verhängnißvoller werden, als ihre Stellung in Oesterreich schon an und für sich eine schwierige ist.

Es gilt als eine unzweifelhafte Thatsache, daß das Deutschthum in Oesterreich erheblich im Rückgange begriffen ist. Die Slaven glauben die Deutschen immer mehr zurückdrängen zu können, und auf deutscher Seite betrauert man die nationalen Verluste. Dabei macht man sich hüben und drüben der größten Uebertreibung schuldig, denn der Rückgang ist scheinbar weit größer als in Wirklichkeit. Unzweifelhaft hat die deutsche Sprache als Umgangssprache der obersten Schichte der slavischen Bevölkerung mit dem Erstarken des slavischen Nationalbewußtseins starke Einbuße erlitten. Doch wäre es ganz falsch, daraus auf einen starken Rückgang des Deutschthums schließen zu wollen, denn der gebildete Tscheche oder Slovene bediente sich der deutschen Sprache bloß, wie sich im Mittelalter die Gelehrten der lateinischen oder bis heute die Mitglieder des Adels der französischen Sprache zu bedienen pflegten. Der Mann, der in der Oeffentlichkeit das Deutsche radebrach, blieb in seinen vier Mauern und im Kreise seiner Familie Tscheche oder Slovene. Dieser Prozeß der Ersetzung einer Verkehrssprache durch die Sprache der bodenständigen Bevölkerung ist indeß weder auf die deutsche Sprache noch auf Oesterreich beschränkt. In Dalmatien hat die italienische Sprache weit mehr an Geltung eingebüßt, als die deutsche in anderen slavischen Gegenden; und was die französische Sprache betrifft, so wurde sie zu Beginn unseres Jahrhunderts im

westlichen Deutschland, in der Schweiz und in Holland weit mehr gesprochen als heute.

Neben diesem Rückgange der deutschen Sprache als Umgangssprache der oberen Zehntausenden läßt sich nun allerdings auch ein Rückgang des deutschen Sprachgebietes beobachten, der durch die in Oesterreich ebenso wie in anderen Ländern vermehrte Wanderbewegung der Bevölkerung verursacht wird. Ein ziemlich starker Strom slavischer Auswanderer ergießt sich in die deutschen Gegenden, wo die Löhne höher und die Erwerbsbedingungen leichtere sind. Eine gewisse Menge dieser übrigens national meist indifferenten Einwanderer wird im Laufe eines Menschenalters in der Regel vollständig entnationalisirt. Erfolgt die Einwanderung aber in Gegenden, die nahe der Sprachgrenze liegen, oder wo die Einwanderer im Hochadel, in der Geistlichkeit oder in der Büreaukratie Führer finden, so verwandeln sich leicht deutsche Orte in gemischtsprachige.

Die größere Volksvermehrung der slavischen Völker ist nun keineswegs die Folge einer besonderen Lebenskraft derselben, sondern einfach der größeren Proletarisirung der Landbevölkerung in den Sudeten-, Karpathen- und Karstländern. In den deutschen Alpenländern überwiegt nämlich der größere Bauernhof unter den verschiedenen Arten der Grundbesitzvertheilung bei weitem. Diesen übernimmt der Erbe in der Regel erst in reiferen Jahren, und auf ihm findet in Folge der noch nicht völlig überwundenen Naturalwirthschaft nur unverheirathetes Gesinde Verwendung. Demgegenüber sind in den slavischen Gegenden Großgrundbesitz einerseits und Parzellenbesitz andererseits weit mehr vertreten. An Stelle des spät heirathenden Bauernsohnes und des unverheiratheten Knechtes der deutschen Alpenländer treten hier die jung heirathenden Parzellenbesitzer und Tagelöhner. Indem die Zahl der Ehen in den slavischen Landbezirken etwa anderthalb bis zweimal so groß ist, wie in den deutschen Landbezirken der Alpenländer, wächst die Bevölkerung rascher an, obwohl die Fruchtbarkeit im Durchschnitt keineswegs größer ist.

Ist es nun immerhin tröstlich, den Rückgang des deutschen Volksthums nicht auf physiologische, sondern wirthschaftliche Ursachen zurückführen zu können, so müßte doch die etwa doppelt so starke Vermehrung der slavischen Stämme beständige Minderung des deutschen Sprachgebietes hervorrufen, wenn sich nicht gewisse Hemmungen einstellten. Und solche Gegenkräfte sind in der That in voller Entwicklung begriffen. Zunächst dürften die Umwandlungen, die auch in dem Grundbesitze und landwirthschaftlichen Betriebe der Alpenländer platzgreifen, den Zuwachs der deutschen Bevölkerung vergrößern, während umgekehrt eine Erhöhung des standard of life die Vermehrung der slavischen Stämme zu einer weniger proletarischen machen dürfte. Eine solche auch kulturell außerordentlich wünschenswerthe Erhöhung des Lebensfußes wird insbesondere zu erwarten sein, wenn die moderne Arbeiterbewegung auf den unermeßlichen Latifundien des Großgrundbesitzes der Sudeten und Karpathenländer ihren Einzug gehalten haben wird. Aber nicht bloß in dieser Hinsicht ist diese moderne Arbeiterbewegung dem Deutschthum in Oesterreich förderlich, sie kommt ihm vielmehr auch dadurch zu Hilfe, daß sie die geschlossenen Nationalparteien der Tschechen, Polen und Slovenen zersetzt, den Föderalismus bekämpft und soziale Parteien an Stelle der nationalen setzen hilft. Daß diese Anschauung durchaus nicht der Vorliebe für die demokratischen und sozialen Bestrebungen der Arbeiter entspringt, sondern im Lager der Deutschen eine allgemein verbreitete ist, mag man daraus ersehen, daß die Deutschen, und zwar in erster Reihe auch die deutschen Unternehmer, in den gemischtsprachigen Ländern überall bei engeren Wahlen mit aller Entschiedenheit für die Arbeiterkandidaten eingetreten sind und auch einigen derselben zum Siege verholfen haben.

Einstweilen sind jedoch diese Bewegungen zu Gunsten des Deutschthums und der Staatseinheit erst in der Entwicklung begriffen und die Deutschen auf ihre eigene Kraft angewiesen, den todten Punkt zu überwinden. Indem sie zur schärfsten parlamentarischen Waffe, zur Obstruktion gegriffen haben, haben sie deutlich zu erkennen gegeben, daß sie nicht weiter gesonnen sind, mit Opfern an ihrem Besitzstande für die Fehler unfähiger Staatslenker aufzukommen. Die entscheidende Schlacht ist mitten in der Entwicklung und wie sie immer ausfallen mag, wird sie für die nächste Zukunft bestimmend sein.

Siegen die Deutschen, so dürfen sie sich mit diesem Siege nicht zufrieden geben, sondern müssen mit allem Nachdrucke Schutz vor nationaler Vergewaltigung verlangen. Hiezu schiene mir nicht bloß ein Nationalitätengesetz, sondern vor Allem auch die Bildung von Verwaltungssprengeln mit möglichst einheitlicher nationaler Zusammensetzung zweckdienlich. In diesen Verwaltungssprengeln löste sich nicht nur die Sprachenfrage gleichsam von selbst, sondern man könnte auch ihrer Vertretung um so eher einzelne Agenden der Landtage übertragen, als diese Verwaltungssprengel auch wirthschaftlich ein viel einheitlicheres Gepräge haben würden, als die oft recht großen Kronländer. Fast schwebte mir bei dieser Skizzirung das Wort „Department" auf den Lippen, wenn ich nicht wüßte, daß es einen revolutionären Beigeschmack hat, und daß wir es durch das gut deutsche und unverdächtige Wort „Kreis" ersetzen können. Die Zerlegung der Kronländer in Kreise mit möglichst einheitlicher Bevölkerung schiene mir also das Ziel zu sein, das die Deutschen nicht bloß im eigenen, sondern auch im österreichischen Interesse anzustreben haben. Denn eine Kreisorganisation brächte alle Vortheile des Föderalismus, ohne den Gesammtstaat im Geringsten zu gefährden.

Unterliegen aber die Deutschen in dem ihnen muthwillig aufgedrungenen Kampfe, dann ist einer fortschreitenden Föderalisirung Oesterreichs Thür und Thor geöffnet. Die einzelnen Kronländer oder Gruppen von Kronländern entwickelten sich zu Staaten, die schließlich nur noch durch das Band der gemeinsamen Dynastie zur Rath zusammengehalten würden.

Mit einem Worte, die Lage ist eine außerordentlich zugespitzte, so zugespitzt, wie sie es seit dem Jahre 1871 nicht mehr war, als Graf Hohenwart die Zügel der Regierung in die Hände bekam. Wenn damals Graf Hohenwart sofort hinweggefegt wurde, während Graf Badeni einer noch weit mächtigeren deutschen Bewegung Stand hält, so findet dies seine Erklärung in den auswärtigen Beziehungen der Monarchie. So peinlich es ist, es niederzuschreiben, so ist es doch die volle Wahrheit, daß das deutsch-österreichische Bündniß die Stellung der Deutschen in Oesterreich bedeutend verschlechtert hat. Seit diesem Bündnisse scheint man nämlich in den maßgebenden Kreisen Oesterreichs der Sorge um die Stimmung der Deutschen ledig zu sein. Man hält sie für die Prügelknaben, auf die man um so ungestrafter loshauen kann, als sie von ihrer eigenen Familie verleugnet werden. Denn an feindlichen Kundgebungen des offiziellen Deutschlands für die Deutschösterreicher hat es nie gefehlt, und noch im heurigen Sommer hat die sächsische und bayerische Polizei den polnischen Staatslenkern Liebesdienste erwiesen.

Allerdings sind dafür einzelne Sympathiekundgebungen des nichtoffiziellen Deutschlands zu verzeichnen. Nichtsdestoweniger stehen wir vor der tief beschämenden Thatsache, daß wohl kein zweites großes Volk Europas so indifferent zusehen würde, wie Millionen seiner Stammesgenossen, die es selbst aus der nationalen Gemeinschaft ausgeschlossen hat, majorisirt, vergewaltigt und in ihrer nationalen Existenz bedroht werden. Gewiß, die Deutschösterreicher wissen, daß für sie im Deutschen Reiche kein Platz ist, sie wollen getreu in Oesterreich ausharren. Aber eines glauben sie von dem mächtigen Deutschland verlangen zu dürfen, daß sein moralischer Einfluß ihnen eine gesicherte nationale Existenz verschaffe. Sie glauben dies um so eher verlangen zu dürfen, als nicht bloß ihre Interessen, sondern auch die Interessen der gesammten deutschen Nation auf dem Spiele stehen. Denn auch die Existenz Deutschlands ist nur gesichert, wenn an seiner so außerordentlich ungünstigen Ostgrenze ein verläßlicher Nachbar sitzt. Daß ein tschechischer Nationalstaat, dessen Westgrenze bis auf zehn deutsche

Meilen an den Thüringerwald heranreicht, dieser verläßliche Nachbar nicht sein wird, scheint mir zweifellos zu sein. Darum möchten wir inmitten des Kampfes um unsere nationale Existenz dem deutschen Nachbar über die Grenze die Worte zurufen: tua res agitur.

Eichberg. Michael Hainisch.

Ein agrarisches Zugeständniß.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat auf meine Ausführungen in der „Nation“ vom 30. Oktober mit der Bemerkung geantwortet, ich hätte „die Fragestellung vollständig verschoben“. Und allerdings ist die von ihr in ihrer Nr. 363 vom 2. November erörterte Frage eine andere als die von mir behandelte. Sie fragt, ob die landwirthschaftliche oder industrielle Bevölkerung wehrkräftiger sei. Bisher war aber stets behauptet worden, daß Deutschlands Wehrkraft mit seinem Uebergang vom Agrarstaat zum Industriestaat gefährdet werde. Die letztere Behauptung also war es, die untersucht werden mußte

Indem ich dies that, habe ich zunächst auch die von der „N. A. Z.“ behandelte Frage nach der relativen Wehrkraft der landwirthschaftlichen und industriellen Bevölkerung berührt. Ich hob hervor, daß alle, welche bisher eine geringere Wehrkraft der industriellen Bezirke behaupteten, sich arger Uebertreibungen schuldig gemacht hätten. Wenn ihre Angaben richtig sein sollten, müßten sie vor Allem für dasjenige Armeekorps zutreffend sein, das sich von allen deutschen am meisten aus der Industrie rekrutirt, für das königlich sächsische. Im Königreich Sachsen kamen am 14. Juni 1895 auf 1000 Erwerbsthätige nur mehr 173 Erwerbsthätige in der Landwirthschaft; nach den Ergebnissen des Heeresergänzungsgeschäfts für 1895 seien aber beim königlich sächsischen Armeekorps auf 100 endgültig Abgefertigte 52,27 Taugliche gegen 54,44 Taugliche im Bezirk des I. und 53,93 Taugliche im Bezirk des II. bayerischen Armeekorps gekommen!

Sodann hob ich hervor, daß, selbst wenn jene Behauptungen nicht übertrieben wären, dies doch nur dann für die deutsche Wehrkraft verhängnißvoll sein würde, wenn die deutsche Nation in Folge ihres Ueberganges zum Industriestaat nicht mehr so viel Soldaten wie als Agrarstaat zu liefern im Stande wäre. Meine Tabellen zeigten aber das gerade Gegentheil. Darauf hat die „N. A. Z.“ erwidert, ich habe „bewiesen, daß dicht bevölkerte Gegenden, zu denen die industriellen immer gehören, pro Flächeneinheit mehr Rekruten stellen als dünn bevölkerte — aber auch weiter nichts“.

Dieses „weiter nichts“ ist gut. Das war es ja gerade, was zu beweisen war. Und wenn sie weiter fortfährt: „Das berührt die Frage, die man beantwortet haben möchte, gar nicht“, so vermag diese Bemerkung, mit der sie ihre Einräumung begleitet, die Thatsache nicht zu beseitigen, daß mit dem soeben wiedergegebenen Zugeständniß gerade das, was bisher stets behauptet worden ist, dementirt wird. Denn bisher wurde stets behauptet, daß mit dem Hineinwachsen in den Industriestaat die deutsche Wehrfähigkeit gefährdet werde. Nun gibt man zu, daß ein Land, das zehnmal so viel Wehrpflichtige als ein gleich großes ernähren kann, auch wenn nur 50 Proz. seiner Wehrpflichtigen tauglich sein sollten, doch mehr Taugliche liefert als das andere, selbst wenn in diesem 100 Proz. aller Wehrpflichtigen tauglich wären. Je größer aber die Zahl der Tauglichen ist, welche eine Fläche bei der einen oder anderen Erwerbsart zu liefern im Stande ist, desto größer ist die Wehrfähigkeit der Bevölkerung, welche diese Fläche bewohnt.

Ich gebe zu, daß all dies selbstverständlich ist. Allein, wenn die „Konservative Korrespondenz“ mir erwidert, das würde mir Jedermann, selbst jeder „Agrarier“ auch ohne meine Berechnungen geglaubt haben, warum hat man es denn bestritten, so lange nicht ziffermäßig der Nachweis geführt war, in welchem Maße die Behauptung von der in Aussicht stehenden Abnahme der deutschen Wehrfähigkeit damit Lügen gestraft wird? Nun, da dies geschehen ist, macht man es wie die Sozialdemokraten mit ihrem „ehernen Lohngesetz“. Als dieses sich absolut nicht mehr halten ließ, verhöhnten sie diejenigen, die den Irrthum nachgewiesen, indem sie sagten, sie hätten es selbst schon lange nicht mehr geglaubt.

Wenn die „N. A. Z.“ mit den Worten schließt: „Man darf also bis auf Weiteres noch annehmen, daß die Landwirthschaft gesündere Menschen und also auch relativ mehr und tüchtigere Rekruten liefert als die Industrie“, so habe ich nur zu erwidern: die relativ größere Zahl der Rekruten, selbst wenn sie in höherem Maße als es der Fall ist, von der Landwirthschaft geliefert werden sollte, würde ein schlechter Trost sein gegenüber einer absolut um das dreifache größeren Armee, die aus der Industrie hervorgegangen; was aber die relative Tüchtigkeit angeht, so enthalte ich mich als Laie selbstverständlich des Urtheils. Vielleicht aber wird mir gestattet, auf das Lob zu verweisen, das wiederholt aus berufenstem Munde den aus überwiegend industriellen Reichstheilen, wie z. B. den Rheinlanden, dem Königreiche Sachsen, rekrutirten Armeekorps, vor allem aber den überwiegend aus Berlinern bestehenden Brandenburgern gespendet worden ist, um zu zeigen, daß die Kriegstüchtigkeit keine Eigenschaft ist, die bei den Deutschen an den Betrieb der Landwirthschaft geknüpft ist. Auch dürfte es am Platze sein, nochmals auf die Worte zu verweisen, die ein hoher Sachverständiger, der General der Artillerie von Sauer, gelegentlich meiner Ausführungen sprach:

Die Frage, ob das Rekrutenmaterial aus landwirthschaftlichen oder industriellen Gegenden für die militärischen Zwecke besser sei, sei schwer zu beantworten; die Armee brauche beide Kategorien. Die Bauernrekruten seien stattlicher als die aus industriellen Gegenden; aber die Ersteren unterwürfen sich nur äußerst widerwillig der militärischen Disziplin und seien häufig nichts weniger als angenehme Untergebene; der Widerwille des Bauernburschen gegen das Militär steigere sich oft so, daß die körperlichen Eigenschaften des Bauernrekruten dadurch sehr in den Hintergrund träten. Ferner fehle ihm, wenn er auch keineswegs unintelligent sei, doch der weitere Gesichtskreis des Städters, dessen Gewandtheit im Ausdrucke, dessen rasche Entschlossenheit und Umsicht. Die bäuerliche Reserve- und Landwehrarmee sei viel weniger gut als die städtische; gar bald nach seiner Entlassung in die Reserve verliere der bäuerliche Soldat sehr an Brauchbarkeit. Dem Städter komme auch die körperliche Uebung in Turnvereinen u. s. w. sehr zu statten; auch sei es verfehlt, zu glauben, daß die bäuerlichen Soldaten marschfähiger seien als die städtischen; die letzteren gewöhnten sich auch viel leichter an die militärische Kost und an die hygienische Disziplin. Eine Ausgleichung der Vorzüge und Nachtheile des bäuerlichen und des städtischen Rekrutenmaterials sei sehr wohl möglich und geboten. „Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung und erhöhte Pflege der körperlichen Erziehung für die Städter, tiefere Bildung für die Bauern — und wir werden aus beiden Berufsschichten ein völlig einwandfreies Rekrutenmaterial erhalten, und wenn wir auch noch mehr in den ‚Industriestaat‘ hineinwachsen, wird Deutschlands Wehrkraft nicht die geringste Einbuße erleiden.“

Lujo Brentano.

Die neueste Ode von Giosuè Carducci.

Wiederum hat Carducci's Muse länger als zwei Jahre geschwiegen. Zum dreihundertsten Todestage Tasso's veröffentlichte er die herrliche Ode auf die Stadt Ferrara, die in einem Fluch auf das Papstthum ausklang, dessen Kraft sich mit der jener berühmten Exkommunikation Pius IX. messen konnte, zu welcher ihn der Tod der Brüder Cairoli hinriß. Vor wenigen Wochen erschien eine neue Ode des Dichters, auch sie im Gewande der Sapphischen Strophe, auch sie, wie jene an die Stadt Ferrara, reich an historischen Beziehungen und litterarischen Anspielungen, auch sie gedankentief und formvollendet. Aber sie ist geradezu eine Verherrlichung der civilisatorischen Macht der Kirche, und sie klingt aus in ein weiches, Frieden athmendes Ave Maria. Verständnißlose Spötter fragen: Woher die Wandlung? Wer sich aber in Carducci's Poesie vertieft hat, kann ihnen antworten: Viel zu mächtig ist in dieses Dichters Geist der auf die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge gerichtete Sinn, als daß er jemals verkannt hätte, eine wie segensreiche Kulturmission die Kirche im frühen Mittelalter erfüllte. Nur die Erfüllung dieser weltgeschichtlichen Aufgabe verherrlicht er in dieser Ode, die ich den Lesern der „Nation“ verdeutschen will, und was er in den Jamben und Epoden bekämpft, ist weder die Religion noch die Kirche, sondern das Papstthum, wie es mit den Himmelsschlüsseln in der einen und den Gedankenfesseln in der anderen Hand durch die Jahrhunderte schreitet; ja, so paradox es klingen mag, sogar durch seinen Hymnus an Satan weht ein religiöses Empfinden.

Zur Erklärung der auch gebildeten Deutschen schwer verständlichen Poesie, die den Titel trägt: „Die Kirche von Polenta“, und deren Ertrag für die Herstellung dieser Kirche bestimmt ist, möge Folgendes dienen: Die Kirche von San Donato liegt bei Bertinoro und Cesena in Ravennas Nähe am Fuße eines Felsens, auf dem das Schloß der Polenta, jenes Geschlechtes, sich erhob, aus welchem die durch Dante unsterblich gemachte Francesca von Rimini, des alten Guido Tochter, hervorging. An sie erinnert den Wanderer noch eine einsam auf wundervollem Aussichtspunkte ragende Cypresse, die das Volk die Cypresse der Francesca nennt. Man erzählt, daß Dante, als er, aus Florenz verbannt, am Hofe von Ravenna, das die Polentas damals um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts beherrschten, Zuflucht fand, im Schloß geweilt und in dieser Kirche gebetet habe. Sie ist ein Bau des siebenten Jahrhunderts, und die Kapitäle ihrer Säulen tragen das Gepräge der byzantinischen Kunst. Nazzareno Trovanelli, ein Uebersetzer Longfellow's und Tennyson's, und ein Bürger Cesenas, berichtet, wie Carducci mittheilt, darüber Folgendes: „Die Kapitäle sind in heimischen Stein gemeißelt; die einen haben die Form des Keils, die anderen die des Würfels; man sieht an ihnen kantige Gesichter, die verschiedenartig mit konventionellen Blättern verziert sind, geometrische Figuren, bizarre Bandgewebe, groteske Gestalten von Ungeheuern und Thieren, alle roh und tief hineingearbeitet. Figuren von Halbaffen, eine Art von Greif, ein furchtbarer Meerkrebs fesseln besonders die Aufmerksamkeit“.

Vor einigen Jahren wollte man die alte Kirche niederreißen und an ihrer Stelle eine neue erbauen. Dem widerstrebte der gescheidte Erzpriester Luigi Zattini und setzte mit Hülfe des Inspektors der Alterthümer der Provinz von Forli durch, daß sie erhalten wurde. Dann begann man an ihre Restaurirung zu denken. In der Sitzung des Provinzialrathes vom 20 Dezember 1889 standen die Ausgaben für die Kirche von Polenta auf der Tagesordnung. Einer aus der Versammlung sagte, man dürfe die öffentlichen Gelder nicht zur Wiederherstellung von Kirchen verwenden, während es doch besser sei, die niederzureißen, die noch ständen. Darauf antwortete Aurelio Saffi, der bekannte Mazzinianer, der den Vorsitz führte, unter Anderem: „Welcher Italiener möchte eine Kirche nicht erhalten und geschmückt sehen, in der Dante gebetet hat?“ Da stimmten alle die Republikaner für die Erhaltung der Kirche San Donato zu Polenta. Sie wurde für ein nationales Denkmal erklärt und mit Hülfe des Unterrichtsministeriums und einiger Wohlthäter restaurirt. Jetzt ist noch die rechte Apsis wiederherzustellen und der Glockenthurm wieder aufzubauen. Der Wunsch, daß dieses Werk der Pietät recht bald vollendet sein möge, ist der Anlaß, dem wir Carduccis Ode verdanken.

Aber wie tiefe Gedanken regt in seinem Geiste der Anblick der alten Kirche und ihrer landschaftlichen Umgebung an! Die Erinnerung an den mächtigen Guido und die schöne Francesca und an Dante, dem sie ihre Unsterblichkeit danken, begeistert ihn zu jenen zwei herrlichen Strophen über die Vergänglichkeit der Schönheit und der Macht und die Unsterblichkeit des Gedankens, die verdienen, eine bleibende Stelle in den Annalen der Verskunst zu finden. Und dann sieht er über die alte Kirche hin die Geschicke ziehen, die über Italien nach dem Niedergange der Kaiserzeit hereinbrachen. Knechtisch kniete das Volk vor dem byzantinischen Tyrannen und den germanischen Eindringlingen. Und aus den Säulenkapitälen des rhomäischen Kirchleins sieht der Dichter die verschrobene, mystische Kultur, die aus der Vermischung orientalischer und nordischer Einflüsse gerade in der Gegend des Exarchats von Ravenna entstand, auf die einst so stolze, nun so tief gedemüthigte italienische Bevölkerung herabgrinsen. Dann nahen die Vandalen auf schwarzen Schiffen und verwüsten die Küsten, während die Reiterschaaren der Hunnen und Avaren durch das Land stürmen, und ihre Wuth auch die Gebeine der Märtyrer nicht schont. Und endlich erscheint der Longobarde und theilt „was übrig bleibt“, mit dem Speer aus. In diesen Zeiten war für die geknechtete Bevölkerung die Kirche die einzige Zufluchtsstätte, und in ihr fanden sich die bekehrten Germanen, die Sieger, mit den Römern, den Besiegten, zusammen; und aus ihrer durch die Kirche begünstigten Vermischung ging die italienische Stadtrepublik des Mittelalters hervor, deren vielgestaltiger Reichthum Italiens Eigenart begründet und seine fruchtbare Kulturarbeit auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft ermöglicht hat. Wie wahr es ist, daß die Entstehung der romanischen Völker durch die Mitwirkung der Kirche wesentlich gefördert wurde, dafür möchte ich als Zeugniß eine Stelle aus der Weltgeschichte anführen, die von allen am tiefsten die Zusammenhänge der Phasen der Völkerentwicklung begriffen hat, aus der Weltgeschichte Ranke's: „Es kann kein Zweifel darüber sein,“ so schreibt Ranke im vierten Bande seiner Weltgeschichte, „daß die Kirche bei der Verschmelzung der beiden Nationalitäten, sowohl in Gallien wie in Spanien und Italien, das Beste gethan hat.“ Und wie universalhistorisch das Gepräge dieses Gedankens ist wie er verdient, in einer die ganze historische Entwicklungsreihe des frühen Mittelalters in Italien umfassenden Dichtung poetisch ausgedrückt zu werden, das mag folgende Stelle desselben Buches beweisen:

„Dergestalt sind in den Konflikten der Religion und Nationalität neue Reiche gegründet, Italien, Spanien sind dadurch umgebildet, Gallien in das Reich der Franken, Britannien in ein angelsächsisches Gemeinwesen verwandelt worden. Es sei mir gestattet, diesen Betrachtungen noch eine allgemeine Reflexion hinzuzufügen. Irre ich nicht, so beruht eben hierauf der Zusammenhang der neueren Welt mit der alten und ältesten. Wie die Religion überliefert wurde, nicht allein an sich selbst, sondern in der Form, die sie durch die Kirche empfangen hatte, so schloß sie die Elemente der alten Kultur in sich und konnte ohne sie nicht fortgepflanzt werden. Mit dem Christenthum wurden auch die wissenschaftlichen und litterarischen Institutionen, inwiefern sie in Zusammenhang mit denselben standen, den neu entstehenden Reichen und Nationalitäten überliefert. Weder die Philosophie, noch auch die Geschichte waren von der Kirche ausgeschlossen. Die kirchlichen Autoren selbst knüpfen an die Dokumente der ältesten Ueberlieferungen an. Durch das universal-historische Moment, welches hierbei zu Grunde lag und zur Erscheinung kam, geschah es, daß

die älteste Welt gleichsam auch als die Vergangenheit der neuen Nationen angesehen wurde, bei denen ihre eigene Mythe und Sage daneben zurücktrat."

Die Schönheit der historischen Schilderung, die, weil sie mit Worten geradezu kargt, in der Uebersetzung einen großen Theil ihrer Reize verlieren muß, noch besonders zu erklären, halte ich für überflüssig. Jedem Leser wird, so hoffe ich, auch in der Verdeutschung ihre erstaunliche Anschaulichkeit auffallen, er wird sich daran erfreuen, wie der Dichter jedem großen Kulturabschnitt, den er schildert, das Wesentliche und Eigenthümliche ablauschte und es mit wenigen Worten treffend zum Ausdruck brachte.

Zur Erklärung einzelner, manchem Leser vielleicht dunklen Stellen schicke ich diese Anmerkungen voraus, damit die Ode gleich beim ersten Lesen verstanden werden kann und die Lektüre nicht durch das lästige Aufsuchen der Erläuterungen unterbrochen werden muß:

In Strophe 3 ist der Adler des alten Guido das Wappenthier der Polenta. Carducci denkt an den 27. Gesang von Dantes Hölle, wo der Dichter jenem anderen Guido, dem von Montefeltro, der aus der Flamme zu ihm spricht, auf seine Frage über das Schicksal von Ravenna erzählt:

> Ravenna sta, come stata è molti anni,
> L'aquila da Polenta la si cova,
> Si che Cervia ricopre coi suoi vanni.
>
> Ravenna steht, wo es vor Alters war,
> Polentas Adler ist so hoch geschwungen,
> Daß über Cervia reicht sein Flügelpaar

übersetzt Gildemeister, und gibt dabei freilich gerade das cova (brütet) nicht wieder, das Carducci aus Dante übernommen hat.

In Strophe 7 ist San Giovanni, das weltberühmte Battisterio, das zu Dantes Zeit die Kathedrale von Florenz war, die Kirche, in der Dante getauft wurde. Im 25. Gesange des Paradieses spricht er in wundervollen Versen die Hoffnung aus, daß man, wenn die Macht seines Liedes ihm die Thore der Vaterstadt geöffnet haben wird, sein Haupt in dieser Kirche einst mit dem Dichterlorbeer schmücken werde. Er mag dabei an die stolz von ihm abgelehnte Erlaubniß zur Rückkehr gedacht haben, die eine gemäßigte Regierung in Florenz im Jahre 1315 den Verbannten gestattet, aber an die Bedingung geknüpft hatte, daß sie durch einen öffentlichen Bußgang zur Johanneskirche ihr Unrecht eingestünden und sühnten. Seine heißeste Sehnsucht ist es, als lorbeergekrönter Dichter an demselben Altar zu stehn, an dem er getauft wurde, aber er wählt ohne Schwanken die Verbannung, da man ihm zumuthet, die ihm heilige Stätte durch einen heuchlerischen Widerruf zu entweihen, und so weint er denn „Thränen der Sehnsucht um seinen San Giovanni".

Zu Strophe 8 ist zu bemerken, daß Dante wahrscheinlich in Ravenna, also zur Zeit, da er in der Kirche von Polenta beten konnte, das Paradies vollendet hat.

Strophe 9. Vom 114. Psalm: In exitu Israel de Aegypto sagt Dante im Convito: „Beim Auszug der Kinder Israels aus Egypten wurde das Judenvolk heilig und frei, und darum bedeutet dieser Psalm, daß die Seele beim Auszug aus dem Körper des Sünders frei und heilig werde." Denselben Gedanken spricht er in dem Brief an Can grande della Scala aus, mit dem er ihm das Paradies widmete. Und im zweiten Gesange des Purgatorio singen die Seelen, die auf dem vom Engel des Herrn gesteuerten Nachen zum Strande des Fegefeuers fahren, diesen selben Psalm. Wenn Carducci ihn in der Kirche von Polenta ertönen läßt, während der Dichter dort betet, so scheint er mir damit andeuten zu wollen, daß hier an diesem Orte, in dessen Nähe Dante zwei Jahre nach der Vollendung des Paradieses starb, das Gefühl der Todesnähe über ihn kam, daß er hier, umschwebt von paradiesischen Visionen, nur noch mit seinem Körper auf der Erde weilte.

Strophe 10. Volk Italiens, „Volk du der hundert Leben" lautet im Italienischen „Itala gente da le molte vite". Carducci bezeichnet damit in wundervoller Kürze sowohl die Vielgestaltigkeit als die Lebenskraft des italienischen Volkes, das, verwandlungsfähig wie Proteus und zäh wie die lernäische Schlange, eine Kultur über der andern auf seinem Boden entstehen sah und von keiner vernichtet werden konnte.

In Strophe 16 und 17 wollte Carducci, wie er selbst mir sagte, den Einfall der Normannen schildern. So unverschämt das klingen mag, muß ich die Richtigkeit dieser Versicherung bezweifeln. Denn die Normannen haben ganz gewiß die Küsten Italiens nicht vor dem Beginn des neunten Jahrhunderts heimgesucht, und so konnte das, „was sie übrig ließen", nicht, wie doch in der 20. Strophe behauptet wird, von den Longobarden „vertheilt" werden, die schon im 6. Jahrhundert in Italien einfielen und zur Zeit der Normanneneinfälle romanisirt waren. Wenn man die Strophen dagegen auf die Einfälle der Vandalen unter dem „Seekönig" Gaiserich bezieht, fügen sie sich wundervoll in den Zusammenhang. Diese Einfälle fanden in der Mitte des fünften Jahrhunderts, fast gleichzeitig mit den in den folgenden Strophen geschilderten Raubzügen der Hunnen statt. Und wenn die Vandalen auch damals schon Arianer waren, so waren sie es doch erst so kurze Zeit, daß man sie sich vom „furor d'Odino", von Odins Kriegswuth, noch beseelt denken kann. „Wuotan" (also Odin) so schreibt Felix Dahn in seiner Urgeschichte der germanischen Völker, „ist der Ausdruck jenes furor teutonicus, welcher die Germanen immer und immer wieder gegen den ehernen Wall der Legionen trieb, bis er endlich brach." Im fünften Jahrhundert war bei den germanischen Völkern sowohl als bei den Einwohnern Italiens noch der Rückfall zum Glauben der Väter recht häufig, und darum erklärt es sich sehr wohl, daß auch die Einwohner der italienischen Küstenstädte nach dem Einfall der Vandalen zum Poseidon flehten, wie es in der Strophe 17 heißt, während das Christenthum beim Einfall der Normannen viel zu befestigt in jenen Gegenden war, als daß man an eine solche Apostasie glauben könnte. Dazu kommt, daß wir ein ganz bestimmtes Zeugniß dafür haben, daß gerade nach dem Einfall der Vandalen sogar die Römer zu den heidnischen Göttern beteten, denn es ist uns eine Rede des Papstes Leo I. erhalten, in der er acht Tage nach dem Abzug der Vandalen wider den Aberglauben der Römer eiferte, welche die Errettung aus der Hand der Barbaren auf die in der Noth heimlich wieder angerufenen Heidengötter und den Gang der Sterne zurückführten. Dieser Hinweis auf das Schwanken im neuen Glauben, der so schön und treffend ist, wenn er das Bild der Kultur des fünften Jahrhunderts vervollständigt, hätte gar keinen Sinn, wenn man ihn auf die Zeit der Normanneneinfälle beziehen wollte. Darum scheint mir Carducci, als ich mit ihm über diese Stelle seiner Ode sprach, vielleicht in der Zerstreutheit, die Normannen mit den Vandalen verwechselt zu haben, obwohl er auf meine erstaunte Frage ausdrücklich wiederholte, er habe dabei an die Normannen gedacht.

In Strophe 24 und 25 sind die, welche Theodelinde dem Herrn versöhnte, die Longobarden, die durch rastlosen Glaubenseifer, jener, ihrer Königin, zum Christenthum bekehrt wurden; und die, welche der Papst Gregor der Große der Schmach ihres Jochs mißgönnte, sind die altansässigen Italiener, die sowohl vom byzantinischen Kaiser als von den Longobarden geknechtet waren. Gregor bezog sich im Kampf für die Befreiung Italiens vom byzantinischen Joch in seinen Briefen auf Roms weltgeschichtliche Bedeutung, und er hat es durch eine geradezu geniale Staatskunst erreicht, daß der Exarch von Ravenna nur noch eine Scheinherrschaft ausübte. Unter ihm wurde das erste Samenkorn der weltlichen Herrschaft der Päpste gepflanzt.

Beide zusammen, Longobarden und Römer, gründen, zu einem romanischen Volke verschmolzen, die Gemeinde, d. h. die mittelalterliche Stadtrepublik.

In Strophe 29 ist unter Harold Lord Byron zu verstehen, der bekanntlich im Childe Harold seine eigene Pilgerfahrt beschrieben hat.

Daß er und Dante hier zusammen genannt werden, und gerade ihre Andacht beim Klange der Abendglocken besonders betont wird, hat im Folgenden seinen Grund: die berühmten Eingangsverse des achten Gesanges des Fegefeuers schildern die Stunde des Ave Maria:

Era gia l'ora che volge il desio
Ai naviganti. e intenerisce il core
Lo di che hao detto ai dolci amici addio;
E che lo nuovo pelegrio d'amore
Punge, se ode squilla di lontano,
Che paja il giorno pianger che si more.

Gildemeister übersetzt diesen Vers wundervoll:

Schon war die Stunde, die des Schiffers Sehnen
Zur Heimath wendet und sein Herz erweicht
Am Tage, wo er Abschied nahm mit Thränen,
Und die den neuen Pilger sanft beschleicht
Mit Liebe, wann vom fernen Glockenklange
Der Tag betrauert wird, der nun erbleicht.

Die Nennung Dante's an dieser Stelle wird durch die Erinnerung an diese Verse gerechtfertigt. Lord Byron schrieb unter dem Eindruck der Dämmerstunde in derselben Landschaft, die Carducci's Verse schildern, jenes herrliche Ave Maria im dritten Gesange seines Don Juan, in dem die Dante'schen Verse wiederum fast wörtlich und sehr schön übersetzt sind. Die in Betracht kommende Strophe lautet:

Soft hour! wich wakes the wish aod melts the heart
Of those who sail the seas on the first day,
When they from their sweet friends are torn apart
Or fills with love the pilgrim on his way,
As the far bell of vesper makes him start,'
Seeming to weep the dyiog day's decay.

So denkt Carducci, da er sein Ave Maria schreibt, der beiden Dichter, die vor ihm an derselben düsteren Küste der Adria die Wehmuth der Dämmerstunde empfunden und besungen haben.

Die Kirche von Polenta!

Schlank und einsam naht die Cypresse über
Berg und Thal und scheint dir zu winken. Hat nicht
Hier Francesca einst ihrer Augen Gluth zum
Lächeln gemildert?

Steil erhebt der Fels sich, doch ohne Drohen,
Und nachdenklich blickt in die Höh' der Schiffer:
Hurtig regt er heim aus des Meeres Nacht die
Schwingen der Ruder.

Droben steigt der Rauch aus des Bauern Giebel,
Der das gelbe Korn in dem glüh'nden Kupfer
Mischt, wo finster einst hat des alten Guido
Adler gebrütet.

Schönheit ist der Schatten der Blume, den der
Weiße Schmetterling, Poesie, umgaukelt,
Macht ist Widerhall der Drommete, der zu
Thale verklinget.

Ob der Zeiten Flucht, der Barbaren Schweigen
Siegt, und aus der Fluth des Geschehens taucht, ein
Leuchthurm an dem Schwall der Aeonen, einzig
Nur der Gedanke.

Seht das Kirchlein! Als es entstand, da starben,
Arme Sklaven nur in dem Röm'schen Haufen,
Die, aus denen sproß der Polenta Stamm, den
Dante verewigt.

Kniete Dante hier? Die gewalt'ge Stirn, die
Gott ganz nah geschaut, in die Hände hüllend,
Hat er hier geweint seinem San Giovanni
Thränen der Sehnsucht.

Und die Sonne brach durch die weiten Wälder
Leuchtend übers Meer. An des Flüchtlings Seele
Klopfen Gäste: Licht-Phantasiegebilde
Vom Paradiese,

Während aus dem Rund des Gewölb's den weißen
Fittig ausgespannt gegen Ost, der heil'ge
Psalm: In exitu de Aegypto Israel
Jubelnd hinausschwebt.

Volk Italiens, Volk du der hundert Leben,
Allerwege, wo deine Nacht nur dämmert,
Wo von alter Zeit nur ein Schatten umgeht
Schaust du den Dichter.

Aber ausgestreckt an noch offenen Gräbern
Durch die Kirchen hin, ach, bestreuten feig der
Schwarzen Haare Fluth sich im grauen Sack mit
Asche der Väter,

Und zum grimmen Gott mit den weißen Augen,
Der so mager bleicht am Rhomäerkreuze,
Flehten sie: „Verzeih uns den Stolz und Ruhm der
Römischen Herkunft."

Grause Formen, roh nur erinnernd an der
Griechenmeißel Werk: eine wild verkrampfte
Traumgestaltenwelt aus dem scheelen Norden,
Thierische Fratzen

Aus dem Osten, die bei dem Flackerschein der
Lampe schamlos sich in den Armen liegen,
Spien tölpelhaft von den Kapitälen
Schwefel und Hölle

Auf die Schaar herab, die im Staub sich krümmte:
Hinterm Taufaltar aber schaute höhnisch
Grinsend, frech hervor ein gehörnter, kleiner
Röthlicher Teufel.

Draußen braust durch Berg und durch Thal der eis'ge
Sturm der Barbarei: Vor dem Winde schießt das
Schwarze Schiff daher, und es heult ein Gott ihm
Hinten am Steuer:

Odins Kriegswuth speit es und Feuer in die
Blüh'nden Städte und die Paläste, die an
Beiden Meeren — hin zum Poseidon strecken
Marmorne Arme.

Weh! Der Wettersturm der Avaren und die
Grausen Hunnen nah'n auf den strupp'gen Stuten!
Hinter ihnen her lacht der Tod, und fröhlich
Rafft er die Aehren.

Himmel hilf! Es thun auch die Gräber auf den
Schwarzen Mund: Des Winds und Wetters und der
Sonne Raub, weint selbst das Gebein der sel'gen
Zeugen des Glaubens.

Und was übrig bleibt, das vertheilt der bärt'ge
Longobarde, der von den sich'ren Burgen
Wieder niedersteigt, mit dem Speere: Trümmer,
Asche und Wüste.

Und die Kirche ist, ihr geschlag'nen Sklaven,
Ihr beraubten, heut' euch die letzte Zuflucht:
Heimath, Herd und Grab; hier vergeßt ihr, und hier
Seht ihr die Welt nicht.

Hierher wird auch einst eurer Räuber, eurer
Geißler Heer, das selbst dann beraubt, gegeißelt
Sein wird, kommen. — Wie in der Kufe gährt die
Schäumende Lese,

Wie die weiße und wie die rothe Traube
Von Italiens Höh'n, wenn zerstampft sie ist, und
Wenn ihr Most sich mischt, erst den rechten, starken
Duftenden Wein reift,

So begründen hier vor dem Angesichte
Gottes, der da rächt und verzeihet, Sieger
Und Besiegte: — die, die dem Herrn versöhnte
Theodelinde,

Und die, die Gregor, mit dem Donner deines
Namens, Rom, der Schmach ihres Jochs mißgönnte, —
Neuer Liebe voll und gedenk der alten
Kraft — die Gemeinde.

Heil dir Kirchlein an deinem Hügelsöller. —
— Bertinoro lacht von der Höh': das sanfte
Blachfeld bis zum Meer überragst du, Weib der
Helden: Cesena —

Heil dir Kirchlein, du meines Liedes! Dieser
Greisen Mutter gib, o verjüngtes Volk du
Von Italien, Volk du der hundert Leben,
Wieder die Stimme

Des Gebets: Der Schall seiner Glocke töne
Wie ein Mahnungsruf, und der auferstandene
Kirchthurm sing' ins Land über Thal und Hügel:
Ave Maria.

Sei gegrüßt Marie! Wenn der fromme Gruß die
Luft durcheilt, entblößen die kleinen Menschen
Dehmuthsvoll das Haupt, und die Stirne senken
Dante und Harold.

Eine Melodie wie von Flöten wehet
Leis' und unsichtbar zwischen Erd' und Himmel:
— Ob es Geister sind die gewesen — sind und
— Kommen in Zukunft? —

Sanft vergißt das Herz dann des Lebens Mühsal,
Durch das Denken weht's wie ein Hauch des Friedens,
Eine süße Lust nach dem Trost der Thränen
Dringt in die Seelen.

Thier und Mensch verstummt, und die ganze Welt schweigt,
Rosig dämmert auf in des Himmels Blau der
Abend. Wogend rauscht's durch die hohen Wipfel:
Ave Maria.

Rom, Anfang November.

C. Mühling.

Ein schottischer Nationalheld und die Hansestädte.

Zweimal hat Lord Rosebery seit Kurzem die schottische Stadt Stirling besucht, die berühmt ist durch die Schlacht vom September 1298, in der das eingedrungene normannisch-englische Heer eine Niederlage erlitt und William Wallace eines zeitweiligen Triumphes genoß. Das erste Mal erschien der frühere Premier als Redner bei der sechshundertjährigen Jahresfeier dieses Ereignisses. Es wurde da das Andenken des Mannes gefeiert, dessen Name in dem gewaltigen, von den Schotten – gleich unserer „Wacht am Rhein" — vielgesungenen Nationalliede von Robert Burns („Scots wha ha'e wi' Wallace bled, Scots wham Bruce has aften led") vorangestellt ist.

Das zweite Mal kam Lord Rosebery dieser Tage nach Stirling, um das Ehrenbürgerrecht zu empfangen, wobei er wiederum eine Ansprache hielt. Beide Male nahm man ihn vor Allem zu dem Denkmale, das auf der schicksalsvollen Ebene in der Nähe der Stadt für den hochgefeierten, in seinem Ausgange so entsetzlichen unglücklichen Kämpfer errichtet ist.

In seinen Reden verfuhr Lord Rosebery, wie zu erwarten war, in ruhiger, maßvoller Art; denn er weiß die heutige enge staatliche Verbindung zwischen Schottland und England wohl zu schätzen. Er nimmt in Bezug auf die irische Homerule-Frage bekanntlich ebenfalls einen Standpunkt ein, der dem der betreffenden Unterhaus-Partei wenig entspricht. Sein gleich bei Antritt der Premierschaft geäußertes, geflügeltes Wort von der Bedeutung des „vorherrschenden Geschäftstheilhabers" wurde ihm denn auch von jener Seite übel nachgetragen.

Hätte er freilich die volle geschichtliche Wahrheit über die unter Wallace geführten Kämpfe sagen wollen — und man möchte doch glauben, daß ihm diese Wahrheit bekannt ist —, so würde er unter vielen seiner engeren schottischen Landsleute großen Anstoß erregt haben. Streng genommen, waren es nicht eigentlich Kämpfe eines nationalen Schottenthums gegen das Engländerthum, sondern es war vielmehr der Versuch des letzten Ueberrestes von Angelsachsenthum jenseits des Tweed-Flusses, sich des Normannenjoches zu erwehren, das durch Wilhelm den Eroberer den Engländern selbst auferlegt worden war. Das hat Niemand schärfer ausgesprochen, als Dr. Murray, der Urheber und Hauptleiter des großen neuen Wörterbuches der englischen Sprache, das gewissermaßen auf diesem Gebiete leisten soll, was Grimm für die deutsche Zunge that. Murray's eigener Name aber deutet auf schottische Abkunft.

Bei seinen geschichtlichen Rückblicken hätte Lord Rosebery auch eines Schriftstückes erwähnen dürfen, das den schottischen Nationalhelden in seiner Beziehung zu Deutschland, zu den Hansestädten, zeigt. Es findet sich, mit dem vollen Texte, in dem zweibändigen Werke: „Der schottische Unabhängigkeitskrieg", von William Burns (1874), das in der Bücherei Rosebery's wohl nicht fehlt, und von dem man annehmen möchte, daß er es vor Entwerfung seiner Ansprache eingesehen hat.

Dr. Lappenberg war es, der hervorragende Geschichtschreiber und Urkundenbewahrer der Stadt Hamburg, der vor Jahren das merkwürdige Schriftstück entdeckte, nachdem er in Edinburg studirt und Schottland bereist hatte. Es ist ein von Sir William Wallace und Sir Andreas Moray (Andreas de Moravia) erlassenes, lateinisch abgefaßtes Schreiben an die Bürgermeister und Gemeinden von Lübeck und Hamburg. Darin wird gesagt: „Um der von diesen Hansestädten und ihren Kaufherren dem Königreich Schottland bewiesenen, von diesem vielleicht nicht einmal verdienten Gunst willen solle zum Danke dafür den Kaufleuten von Lübeck und Hamburg freie Zufahrt für sie und ihre Waaren gewährt werden." Am Schlusse ist die Bitte ausgesprochen: „es möge den von den schottischen Kaufleuten John Burnet und John Frere betriebenen Angelegenheiten die gleiche Förderung von Seiten jener Hansestädte zu Theil werden, die den Kaufleuten der letzteren schottischerseits gesichert ist."

Genau 600 Jahre ist es her, daß dies Schreiben erlassen wurde.

Viel ist über Wallace's Abkunft gestritten worden. Aus einer in den Chroniken enthaltenen Namensform (Willelmus le Waleys) hat man folgern wollen, er sei wälschen, keltischen Blutes gewesen. Das Wahrscheinlichste ist jedoch, daß seine Vorfahren Normannen waren, d. h. ursprünglich Nord-Germanen, die, weil später sprachlich romanisirt, lateinisch als Galli, dann als Wälsche bezeichnet wurden, sich aber nachträglich wieder mit deutschen Angelsachsen verschmolzen. So würde sich die Form „le Waleys" leicht erklären. Uebrigens war, wie Lord Rosebery richtig sagte, Katharina II. von Rußland ja ursprünglich eine Deutsche, Napoleon I. ein Italiener. Aehnliche Beispiele könnte man zur Genüge anführen.

Ueberhaupt ist es ein eigenthümliches Ding um die schottische „Nationalität". Von Uralters her saß im Osten von Schottland, das diesen Namen erst im Anfange des elften Jahrhunderts erhielt, ein germanisches Volk, als solches schon erkennbar an Wuchs und Haar. Das bezeugt Tacitus, der Schwiegersohn des römischen Feldherrn Agricola, der gegen dies Volk Krieg führte und mit manchen für die römische Sache gewonnenen Häuptlingen in Nord-Britannien Verkehr pflog. Es fehlte also nicht an Mitteln, über die einzelnen Völkerschaften des Landes verläßliche Nachricht zu erlangen; und Tacitus weiß daher sehr wohl zwischen den einzelnen Stämmen, den keltischen,

silurisch-iberischen und nord-germanischen in Britannien, zu unterscheiden.

Die Masse der Schotten spricht, was Volksmundart betrifft, dieselbe Mundart, wie das Volk nördlich vom Humber-Fluß. Es gehört demselben anglischen oder englischen Stamm an. Mit der keltisch redenden, hochländischen Minderheit im Nordwesten sind diese Niederschotten, die trotz ihrer Abkunft und Sprache den englischen Namen von sich weisen und nur als „Briten“ von einem Engländer angeredet werden wollen, Jahrhunderte lang in unablässiger Feindschaft und in Krieg gelegen. Ja, im Unabhängigkeitskampfe von Wallace gegen das normannisch regierte England standen die keltischen Hochländer, unter denen übrigens, trotz ihrer Sprache, aus der Zeit der Norweger-Herrschaft her auch viel skandinavisches Blut vorhanden ist, als Feinde gegen die für Freiheit streitenden Niederschotten! Die Geschichte ist also recht gemischt.

Die glühende Begeisterung der Schotten für ihren Nationalhelden, ihr Grimm gegen „England“, erklärt sich in erhöhtem Maße aus der unmenschlichen Art, mit der Wallace, durch Verrath in König Eduards Hände gefallen, hingerichtet wurde. An Roßschweifen durch die Straßen von London geschleift, an den Galgen gehängt, halb lebendig wieder herabgenommen, wurde er schändlich verstümmelt (abscissis genitalibus); dann wurden ihm die Eingeweide herausgerissen, das Haupt abgehauen und die geviertheilten Gliedmaßen in die vier Bezirke Schottlands zum Hohn geschickt.

Vor nahezu dreißig Jahren ist von dem im Eingang erwähnten schottischen Geschichtsschreiber William Burns der National-Ausschuß für das Wallace-Denkmal angeregt worden. Für italienische, ungarische, französische, auch für deutsche Freiheits- und Unabhängigkeitsbestrebungen, unter Anderem für die schleswig-holsteinische Sache, hat sich damals in Schottland viel Theilnahme gezeigt. Vielleicht darf ich daher bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß nach erfolgter Bildung jenes Ausschusses das Ersuchen an Garibaldi, Mazzini, Kossuth, Louis Blanc und mich erging, Zuschriften einzusenden, die in Stirling aufbewahrt werden sollten. Sie sind auf Veranlassung von John M'Adam in Glasgow, der stets den wärmsten Eifer für die Sache des Völkerfortschritts auf dem Festlande bewiesen und namentlich bei Garibaldi's, ursprünglich durch Mazzini geplantem Befreiungswerke von 1860 hilfreich thätig gewesen war, an jenen Ausschuß übermittelt worden.

Ein mit dem schottischen Löwenwappen und der Distel geziertes, aus der sogenannten „Wallace-Eiche von Elderslie“ schön geschnitztes Kästchen, an dem unten die Worte: „Dico tibi verum Libertas optima rerum. Nunquam servili sub nexu vivito, fili!“ angebracht sind, enthält die Briefe.

In dem meinigen vermied ich jede Andeutung, aus der man etwa hätte entnehmen können, daß einem einseitigen schottischen „Patriotismus“ das Wort solle geredet werden. Meine Antwort schloß vielmehr, nach einem Hinweise auf die durch das Schicksal Karls I. erreichte Sühne der an Wallace begangenen Unthat, mit dem Satze:

„Heute sind die beiden Völker im Bruderbunde vereint, und der Name „Wallace“ ist nicht ein Zeichen der Entfremdung, sondern ein Sinnbild der Bürgertugend und der edlen Aufopferung, wie die Namen von Tell und Winkelried, von Konrad Besserer und Artavelde.“

Eine lichtbildnerische Wiedergabe der fünf Briefe nebst dem geschnitzten Rahmen ist dem Geschichtswerke von William Burns vorangeheftet. Möge der Tag ferne sein, wo zwischen Schotten und Engländern der Geist der Feindschaft sich nochmals regt! Nur in ihrer Verbrüderung liegt für Beide das Heil.

London. Karl Blind.

Sven Hedin's centralasiatische Reisen.

Berlin, 11. November.

Die Berliner geographische Gesellschaft gilt nicht nur für deutsche, sondern auch für zahlreiche ausländische Forschungsreisende als der Ort, an welchem die Ergebnisse ihrer Unternehmungen erst eine Art autoritativen Stempels erhalten. Darum sind an ihrem Rednerpult nicht nur Nachtigal, Wißmann, Schweinfurth, von den Steinen, sondern auch Stanley, der Kaukasusforscher Radde, in späteren Jahren Nansen erschienen, um ihre Berichte vorzutragen. So hatte sie in ihrer vorgestrigen Sitzung Gelegenheit, einen anderen nordländischen Forscher, den jungen Dr. Sven Hedin, zu begrüßen, der, nachdem er erst vor wenigen Wochen von dreijährigen Reisen in seine schwedische Heimath zurückgekehrt war, sich beeilt hat, auch vor den Berliner Fachgenossen zu erscheinen. Wir haben selten eine so dauernd gespannte Aufmerksamkeit gesehen, wie die, mit welcher die zahlreiche Versammlung im Architektenhause am 6. November der in fließendem Deutsch gegebenen Darstellung des schwedischen Forschers folgte. Sie zeichnete sich aber auch durch eine seltene Fülle interessanter Beobachtungen und Erlebnisse aus, welche überdies mit einer großen Menge skioptischer Bilder veranschaulicht war.

Dr. Sven Hedin hatte im Oktober 1893 Stockholm verlassen, war mit der Bahn von Petersburg in einem Zuge bis Orenburg gefahren und gelangte am 4. Dezember nach Taschkent, der Hauptstadt des russischen Turkestan. Dort wurde er vom Generalgouverneur ehrenvoll empfangen und rüstete zunächst seine Expedition nach dem Pamir-Hochland aus, welches bekanntlich jetzt das Grenzgebiet der russischen und englischen Machtsphäre bildet. Es ist nicht, wie man lange glaubte, ein Hochplateau, sondern ein echtes Hochgebirgsland von großartigem alpinen Charakter. Nach einer überaus mühevollen Reise, bei welcher Hedin und sein Gefolge Pässe von 4100 und 4600 Meter zu überwinden hatten, die Temperatur im Freien auf — 37 bis 40 Grad sank, in der Jurte, dem kirgisischen Zelt, höchstens auf — 24 Grad R. zu bringen war, gelangte Hedin am 18. März 1894 zu der vorgeschobenen russischen Militärstation „Pamirskij Post“, von den Offizieren mit der größten Herzlichkeit empfangen. Er wählte zu seinem nächsten Forschungsziel das östliche Pamir, den Pamir-Kargosch, in dem er die Höhen- und Gletscherverhältnisse genau studirte und fand, daß hier, wie überall im centralasiatischen Hochland, die Gletscher von Norden gegen Süden ab-, die Moränen zunehmen. Jeder Theil des Pamir hat seinen charakteristischen See; der des östlichen Pamir ist der Kara-Kul, welchen Hedin mit einem von ihm selbst aus Pappelholz und getheerten Thierfellen nothdürftig erbauten Boote zum ersten Male befuhr und in seinen Tiefen maß. Er unternahm ferner im Laufe des Jahres 1894 viermal die Besteigung des größten dortigen Gipfels, des Mustaghata (Vater der Eisberge) von 7860 Meter Höhe, konnte aber trotz mehrmaliger Versuche nicht höher als etwa 6000 Meter in jene Regionen des ewigen Schnees vordringen, da er, sowie das Gefolge und die Thiere von der Bergkrankheit in jener Höhe zu leiden hatten und die Gefahr der dort besonders bedrohlichen Schneestürme längeres Verweilen nicht erlaubte. Er ist dabei immerhin an 1700 Meter höher, als der Montblanc ist, gelangt.

Als seine nächsten Aufgaben betrachtete er die Durchforschung der beiden gewaltigen centralasiatischen Wüsten zwischen dem Thianschan-Gebirge, beziehungsweise dem Tarim-Flusse im Norden und dem Kuen-Lun-Gebirge im Süden. Erschütternd war besonders die Schilderung der ersten, in die Wüste von Takla-Makan, östlich vom Pamir, unternommenen Reise. Sie ging im Februar 1895 von Kaschgar aus und sollte dem von Süden nach Nordosten, östlich von dem Jarkand-Darja in den Tarim einmündenden Khotan-Daria gelten. Mit wahrem Grausen vernahm man von den Qualen des Durstes, den die Karawane, nachdem

sie den letzten Tropfen Wasser von den mitgenommenen 450 Litern verzehrt hatte, Ende April und Anfangs Mai 1895 zu erdulden hatte. Das Personal der Expedition bestand aus Hedin, seinem Diener Islam, dem sarthischen Führer Kasim und zwei einheimischen Jägern; die Lasten wurden von 10 Kameelen getragen, außerdem waren zwei Hunde und zehn Schafe mitgenommen. Bei glühendem Sonnenbrand, durch eine lediglich aus Sanddünen gebildete Wüste ohne Pflanze und Thier, zog die Gesellschaft dahin. Hedin suchte den Durst mit Schlucken von chinesischem Brennspiritus zu löschen, die Leute bereiteten sich einen widerlichen, krank machenden Trank aus den Eingeweiden ihrer erlegenen Thiere. Einer der Männer nach dem Anderen sank im Sande zusammen, zuerst die Jäger, die spurlos zu Grunde gingen, dann Hedins Diener Islam; Hedin und der Führer Kasim wanderten mühsam zu Fuße vorwärts; endlich, nach fast einer Woche peinigenden Durstes, gewahrte Kasim in der Ferne eine grünende Tamariske als Zeichen vorhandener Feuchtigkeit und des nahen Flusses, doch ehe er sie erreichen konnte, fiel auch er ohnmächtig hin. Hedin allein gelangte an das Flußbett, aber es war großentheils ausgetrocknet; doch entdeckte er zu seinem Glück eine Pfütze mit gutem Wasser, aus dem er seinen Durst löschte und seine Kräfte wiederherstellte. Er zog seine hohen Stiefel aus, füllte sie mit Wasser und brachte sie eilends zu Kasim, den er damit noch retten konnte. Das von den Beiden entzündete Feuer lockte hierauf Hirten herbei, welche den Reisenden Gastfreundschaft gewährten und auch den Diener Islam auffanden, der, in der Spur seines Herrn weiterwandernd, auch an den Fluß gelangt war.

Allein von den Thieren war nur ein einziges Kameel erhalten und der größte Theil von Hedin's wissenschaftlicher Ausrüstung mußte im Stich gelassen werden. Er mußte nach Kaschgar zurückkehren, wo er bis Ende 1895 blieb, um neue Instrumente aus Europa zu erwarten. Einen Theil der unfreiwilligen Pause benutzte Hedin zu einem zweiten Ausfluge nach dem Pamir, wo er gerade Zeuge eines feierlichen historischen Aktes werden konnte: die russisch-englisch-afghanische Grenzregulirungskommission hatte damals eben ihre Arbeiten beendet und eine sichere Grenze zwischen den beiden Weltreichen festgestellt. Im Dezember 1895 kehrte Hedin zurück nach Khotan, einer alten, an einer anderen Stelle des Flusses Khotan, den er auf der ersten Wüstenreise in so furchtbarer Weise kennen gelernt hatte, gelegenen Stadt, die bereits Marco Polo im 13. Jahrhundert besucht hatte. Hedin fand bei dem Amba — Statthalter — jener chinesischen Stadt, einem ungewöhnlich gebildeten und den Europäern günstigen Beamten, treffliche Aufnahme, ja er erhielt durch diesen sogar einen großen Theil seiner verlorenen Sachen zurück, die von Hirten aufgefunden worden waren. Auf dieser zweiten Wüstenreise gedachte Hedin den Kheria-Fluß, einen anderen südlichen Nebenfluß des von Westen nach Osten fließenden Tarim-Flusses, sowie die Lob-Nor-Seen, in welche Letzterer ausmündet, zu untersuchen. Der Kheria erwies sich als noch stärker ausgetrocknet, denn der Khotan; was aber den Lob-Nor betrifft, so gelang es Hedin, eine seit Przewalski's Tode ungelöste Streitfrage zu erledigen. Przewalski hatte nämlich einen Süßwassersee als den Lob-Nor der chinesischen Karten angesprochen, wogegen Freiherr von Richthofen behauptete, daß Letzterer erheblich weiter nördlich und östlich liegen und salzhaltig sein müsse. Hedin fand nun in der That in einer Kette von vier eng an einander von Norden nach Süden gelegenen Seen im Laufe des Tarim erheblich weiter nordöstlich als den Przewalskischen den gesuchten Lob-Nor, der aber, immer mehr vor der absorbirenden Gewalt der Sandwüste weichend, nur ein kümmerlicher Rest der früheren Größe ist. Dies war nur ein Theil von Hedin's Reise durch die große Wüste Gobi, in deren erster Hälfte er eine, im Sande untergegangene Ruinenstadt buddhistischen Ursprungs an dem einstigen Flußbett des Kheria mit zahlreichen trefflich erhaltenen Denkmälern einer hohen Kultur, darunter eine völlig erhaltene Statue des Buddha in der bekannten Haltung mit untergeschlagenen Beinen und eine Lotosblume in der Rechten, fand. Auf der weiteren Wüstenwanderung — die Durchquerung erforderte 41 Tage — fand er noch eine zweite, diesmal mongolische Ruinenstadt, sodann überschritt er unter großen Gefahren in jener Gegend, wo 1894 Dutreuil des Rhins mongolischen Räubern erlag und selbst, von tangutischen Räubern verfolgt, auf einem etwa 16000 Fuß hohen Paß das Kuenlün-Gebirge und gelangte über den östlichen Theil des tibetanischen Hochlands zur chinesischen Mauer und durch diese über Liang-Tschu-Fu, wo er das Weihnachtsfest 1896 mit christlichen Missionaren zubrachte, im Januar 1897 nach Peking, wo seine Reise endete.

Von Liang-Tschu-Fu, der ersten, an einer Telegraphenlinie liegenden chinesischen Stadt, konnte der Forscher seinem Mäcen, dem König Oskar von Schweden, der zum großen Theil die Kosten der Reise bestritten hatte, von deren glücklichem Verlaufe Kenntniß geben. Ueberall, wo er erschien, wurde er mit verdienten Ehren empfangen, so in Peking vom diplomatischen Korps und besonders der russischen Gesandtschaft, wie auch vom Vizekönig Li-Hung-Tschang, in Stockholm vom König und den gelehrten Gesellschaften seines Vaterlandes. Auch die Berliner geographische Gesellschaft hat die Verdienste, welche der kaum dreißigjährige Gelehrte sich durch diese Reisen um die Wissenschaft erwarb, durch die Karl Ritter-Medaille geehrt. In der That konnte dieses zum Gedächtniß des Begründers der wissenschaftlichen Geographie geschaffene Denkzeichen kaum einem Würdigeren verliehen werden; denn Sven Hedin hat nicht nur an geographischer Ausdehnung und Ueberwindung von Schwierigkeiten Ungewöhnliches geleistet, sondern war sich stets bewußt, nicht als Sportsman, sondern als Mann der Wissenschaft zu reisen. Schon die Fülle von Bildern, die er der Berliner Gesellschaft in elektrischer Lichtprojektion vorführte, muß mit Bewunderung vor dem Ernst und der Geistesgegenwart erfüllen, mit denen Hedin selbst in den widrigsten Momenten seiner Reisen nicht vergaß, das Gesehene für die Anschauung festzuhalten. Er machte, abgesehen von meteorologischen Messungen und geographischen Zeichnungen, die ein Material von 500 Karten darstellen sollen, photographische Aufnahmen oder Handzeichnungen ebenso gut im Sonnenbrand der Wüste unter todtdrohenden Qualen des Durstes, wie auf den hohen Pässen des Pamir und den schneebedeckten Abhängen des Mustaghata bei 37 Grad Kälte. Wenn seine Fahrten, der Natur des Landes gemäß, auch hinsichtlich der Flora und Fauna nur wenig bieten dürften — hat er doch in den centralasiatischen Wüsten und im Hochland von Tibet kaum andere Thiere gesehen, als den Yak, das kräftige centralasiatische Rind, das wilde Kameel und den schnellfüßigen Kulan oder wilden Esel, — so sind seine Ergebnisse um so reicher in erdkundlicher Hinsicht. Er hat die Formation des Pamirhochlandes, des „Daches der Welt“ genauer kennen gelehrt, die Schicksale der Flüsse, welche von den höchsten Bergketten der Erde nach Norden entsandt werden, um in dem fortdauernd in Bewegung befindlichen Dünenmeer der mittelasiatischen Wüsten zu verkommen, aufgehellt, hat auf den Pfaden Marco Polos die Reste uralter Städte im Sandgrab entdeckt und eine überaus reiche Fülle völkerkundlichen Materials zur Kenntniß derjenigen Volksstämme Mittelasiens gesammelt, aus deren Schoße im Mittelalter die tatarischen und mongolischen Horden sich über Europa verheerend ergossen, um später wie spurlos in ihr altes Dunkel zurückzusinken.

E. S.

Theater.

Königliches Schauspielhaus. „Das neue Weib“ von Rudolf Stratz.

Stratz, mein Stratz! was soll das geben? Die Frauenbewegung einem Scherzspiel für das königlich preußische Schauspielhaus nutzbar gemacht. Ist der Fall bedenklich? Ja, er ist bedenklich. Wir haben hier das innige Streben

Stratzen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; doch nach Abzug aller besonderen Umstände, in Erwägung der einschlägigen Verhältnisse, mit genauer Berücksichtigung der Individualität des Dichters und unter voller menschlicher Theilnahme für einen auf dramatischem Gebiet ja oft unglücklich gewesenen Mann werden wir am Ende vielleicht doch sagen müssen, daß, Alles in Allem genommen, dieses Lustspiel, wenn nicht verschiedene Anzeichen trügen, nicht ohne Weiteres schlechtweg als ein klassisches Lustspiel zu bezeichnen sein wird. Das werden wir, bei Gott, sagen müssen.

Ein Fräulein will in diesem Stück studiren; allein sie wird zum Studium nicht zugelassen. Und es waltet ein köstlicher Humor, indem sie sich, statt zu studieren, verheirathet. Verheirathet, sag' ich. Und ein noch köstlicherer Humor waltet, indem sie gerade denjenigen Professor heirathet, der ein Gegner ihres Studiums war. Just ihn, just ihn. Können Sie kochen? fragt er; und hierin lag denn doch nach der übereinstimmenden Meinung mehrerer Anwesender der allerköstlichste Humor des fesselnden Werkchens. Es lag hierin ganz offenkundig eine beißende Satire gegen die Frauenbewegung. Können Sie kochen? Können Sie kochen? Die ganze Originalität Stratzens, des zeitgenössischen Lustspiels und des Schauspielhauses barg sich in diesem unwiderstehlichem Ausruf „Können Sie kochen?" Es lachte auch ein Mann; auf der sechzehnten Bank im Parket (links). Er lachte, als ob er auf Akkord lachte; zweimal machte er ganz deutlich „ha; ha". Und so, im Taumel übermüthigster Stimmung vollzogen sich die übrigen Schicksale der neuen Weiber. Eine Zahnärztin trat auf; und unser Dichter, der die guten Seiten der Frauenbewegung zu schätzen weiß und ihr keineswegs bloß als glänzender und gefürchteter Satiriker gegenübersteht, approbirte innerlich diese Zahnärztin. Sie bekam die Aufgabe, ein vierzigstes Studiensemester von böser Faulheit zur Ehe zu bekehren. Sie that es spielend. Das neue Weib kann also auch segensreich wirken. Stratz ist ein Freigeist. Ein ausgeprägter Freigeist, sag' ich. Und auch Grube ist ein Freigeist, der dieses Stück zuließ. Alle sind sie Freigeister. Alle am Schauspielhaus.

Faßt man aber Stratzens besondere Entwicklung ins Auge, so ist zu sagen, daß dieses Drama einen Rückschritt bedeutet. Er hat schon straffer gearbeitet. Die Zeiten scheinen vorüber zu sein, da er nach litterarischen Ehrgeiz besaß und Felix Philippi kopirte. Das war, als er die „Drohnen" schrieb. Seitdem hat er wenig Glück gehabt. Es ist mit seinen humoristischen Stücken immer dasselbe: er verwendet jedesmal ehrlichen Fleiß darauf, sich mehrere Schäkereien abzuringen, und jedesmal folgt ihm eine menschliche Theilnahme, daß soviel Anstrengung dennoch nicht von Aufführungen begleitet sein soll. Die sittliche Energie, mit der er Schalkhaftigkeit zu erlernen sucht, flößt Achtung ein, doch sie reißt nicht hin. Und so wird er mit allen seinen Mitteln immer mehr ein ebenbürtiges Mitglied der Dichtergemeinde des Schauspielhauses. Herr Skowronnek, Herr Rudolf Lothar, Herr Schönthan und Herr Koppel-Elfeld breiten die Arme aus: er schreitet auf sie zu, den Lorbeerkranz auf dem Dichterhaupt; und die Vier umgaukeln ihn (gleich Genien).

Stratz, mein Stratz! was soll das geben?

Alfred Kerr.

Le roman de l'énergie nationale: Les déracinés par Maurice Barrès. Paris. Charpentier 1897.

Die französische Zeitgeschichte des letzten halben Menschenalters versucht Maurice Barrès in einer Reihe von drei Romanen als Erzähler, Memoirenschreiber und Soziologe zu behandeln. Der erste Band — Les déracinés — führt einen Kreis junger Lothringer vor, die im Gymnasium von Nancy durch ihren positivistischen Professor Bouteiller, einen Getreuen Gambetta's, den guten, provinzialen Erinnerungen des engeren Heimathlandes systematisch entfremdet werden, bis sie nach Paris kommen, um dort als Studenten zunächst Zeitgeschichte zu erleben, hernach als Journalisten und Parteigänger parlamentarischer und philosophischer Gruppen Zeitgeschichte zu machen. Der selbständigste Kopf unter ihnen — Römerspacher — erregt Taine's Antheil, der ihn unversehens in seiner Dachkammer heimsucht und auf einen unvergeßlichen, überlegen beschriebenen Spaziergang mitnimmt. Ein Anderer, François Sturel, — der manchmal wie ein Doppelgänger von Barrès gemuthet, wird durch die Schauspiele der Zeit zum Moralisten erzogen. Ein Dritter wird Anwalt und politischer Streber. Ein Vierter und ein Fünfter — die Aermsten des Clans — gerathen durch die Gründung eines Blattes in jammervolle Geldverlegenheiten, die sie zu Diebstahl und Mord verleiten. Alle miteinander dienen als lebendige Exempel für die Lieblingslehre von Barrès, daß die Abkehr von den Ueberlieferungen des engen Heimathsgaus, die unzeitige Verpflanzung nach Paris, die Landeskinder der Provinz des rechten Mutterbodens beraubt. Aus dieser dürftigen Inhaltsangabe läßt sich nicht entfernt der Reichthum an Beobachtungen, Begebenheiten und historischen Anekdoten entnehmen, die Barrès' Déracinés den Reiz einer zeitgeschichtlichen Urkunde verleihen. Der Uebereifer einer vorschnellen Zeitungsgründung; der Jammer der Bestechlichkeit in der französischen Presse; das Treiben im Hause von Baron Reinach — das und noch mehr dergleichen wird von Barrès mit außerordentlicher, bisweilen ziffernmäßiger Genauigkeit veranschaulicht. Auch der Künstler kommt gelegentlich zu Wort in den eingeflochtenen Liebes- und Verbrechergeschichten. Ein schärferes Urtheil über den Werth des Ganzen wird erst nach dem Abschluß der Reihe möglich sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird L'appel au soldat die Abenteuer des Boulangismus in gleicher Weise vergegenwärtigen, wie Les déracinés die Entortung des Parlamentarismus unter den Opportunisten und die ersten Thaten und Sünden der Panamisten zur Sprache bringen. Dann wird sich auch klarer herausstellen, ob und wie weit vorgefaßte Meinungen des politischen Denkers die Behandlung seines Beweisthemas bedingen und beherrschen. Erst dann wird sich ergeben, ob die Einführung wirklicher, ungescheut mit vollem Namen bezeichneter Persönlichkeiten nicht richtiger zur Kunstform von Denkwürdigkeiten gepaßt hätten. Unter allen Umständen bleiben die Déracinés mit allen guten und schlimmen Eigenheiten — zu den letzteren zählt vor Allem gar zu große Redseligkeit der Exkurse — ein ungewöhnliches, lesenswerthes Werk.

A. Bettelheim.

Sizilien und andere Gegenden Italiens. Reiseerinnerungen von J. V. Widmann. Frauenfeld. 1897. J. Huber.

Johannes Brahms wußte sich keinen gemüthlicheren Reisegefährten nach Hesperien zu wählen, als Widmann. Und dieser liebenswürdige Kenner Italiens wußte wiederum keinen edleren Namen auf das Widmungsblatt seines neuen Wanderbuches zu setzen, als den des Meisters deutschen Gesanges. Leider sollte Brahms die von so treuer Freundeshand ihm zugedachte Gabe nicht mehr empfangen. Das beste von Widmann's Plauderkunst kannte und liebte er indessen längst genau genug, um jedes neue Reiseblatt des Trefflichen mit Freuden im Voraus willkommen zu heißen. Nicht anders ergeht es Widmann im Kreis der „Nation" und weit darüber hinaus. Die köstlichen Aufzeichnungen „Zu Fuß den Lago Maggiore entlang" sind hier zuerst gedruckt worden. Man wird sie gern und oft wieder zu Rathe ziehen. Der Frühling in Sizilien, Umbrien, die Marken, Battaglia, Monsumanno und Anderes preist gleichfalls unseren Maler.

—m.

Internationaler Briefwechsel.

Die Zahl der Reflektanten auf den deutsch-französischen Briefwechsel ist auf 40 gestiegen, bei 14 ist die Verbindung inzwischen hergestellt.

Redaktion der „Nation".

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 8. Berlin, den 20. November 1897. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Deutschland ist gleichzeitig mit Haiti und mit China in einen Konflikt gerathen. In Haiti ist, wie es scheint, in unverantwortlicher Weise durch die dortigen Negerbehörden einem deutschen Unterthanen mitgespielt worden; in China sind deutsche Missionare getödtet und deutsche Funktionäre vom Pöbel mit Steinen beworfen worden. Nach Haiti ist ein Kriegsschiff unterwegs; in der Bucht von Kiautschau liegen bereits unsere Schiffe und Mannschaften sind gelandet worden. Die Entfaltung einer solchen Energie kann einer Negerrepublik und ostasiatischen Reichen gegenüber nothwendig sein; hoffentlich entspricht die Besonnenheit der entwickelten Energie, und wir gelangen schnell zu einem Abschluß dieser kleinen Verwicklungen, die als Begleiterscheinungen der Weltstellung Deutschlands und des Wachsthums unserer Interessen an allen Ecken und Enden der Welt unvermeidlich sind.

Der Disziplinarhof hat in dem Falle Peters die Entscheidung der Vorinstanz aufgehoben; er hat auf Dienstentlassung erkannt und dem Angeklagten sämmtliche Kosten auferlegt. In der Urtheilsbegründung findet sich die folgende Stelle:

„Der Gerichtshof verkennt keineswegs die Verdienste, die der Angeklagte um die Kolonialpolitik sich erworben hat. Allein alle diese Verdienste nützen nichts, wenn der Gerichtshof zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Angeklagte sich solcher Amtsvergehen schuldig gemacht hat, die es erforderlich machen, ihn nicht ferner im Amte zu belassen.“

Ueber die Verdienste des Dr. Peters um die Kolonialpolitik kann man verschieden urtheilen; wir hegen keine Bewunderung für diese Verdienste, die, milde ausgedrückt, die eines ehrgeizigen, brutalen Draufgängers sind. Ueber diesen Punkt, der in das Gebiet der praktischen Politik fällt, braucht man sich mit einem Gerichtshof jedoch nicht auseinander zu setzen, der Recht zu sprechen hat und nichts weiter. Und mit der Weise wie hier Recht gesprochen worden ist, kann man durchaus zufrieden sein. Gerade darauf kam es an, daß rundheraus erklärt wurde, Verdienste oder, man sollte besser sagen, sogenannte koloniale afrikanische Erfolge könnten die Beurtheilung der Rechtsfrage nicht verschieben, und ein Beamter, der einen Neger und ein Negermädchen aus den bedenklichsten Gründen aufhängen und aus ebenso bedenklichen Gründen Negerfrauen peitschen läßt, verdient unter allen Umständen zunächst die Amtsentsetzung; die Frage ist jedoch, ob nur diese.

Daß hier, wie geschehen, erkannt wurde, ist eine heilsame Lehre für alle jene, denen der Typus Peters als ein Ideal erschien, und dieses Erkenntniß schützt uns hoffentlich für die Zukunft davor, daß theatralische Großmannssucht und gemeine Brutalität uns das deutsche Leben mit Nietzsche'schem Heldenthum verschönern.

Der Oberlehrer Dr. Fricke in Dirschau ist an das Gymnasium nach Münster versetzt worden. Diese Versetzung kann an sich als ein gar übler Tausch nicht betrachtet werden; die Frage bleibt nur, ob Dr. Fricke eine solche Versetzung beantragt hat, oder ob sie gegen seinen Willen nur darum vorgenommen worden ist, weil er als Wahlmann seine Stimme nicht einem freikonservativen Kandidaten gab, der sich für den Entwurf des preußischen Vereinsgesetzes erklärt hatte. Für jenen freikonservativen Reaktionär zu stimmen konnte sich damals eine ganze Reihe deutscher Wahlmänner nicht entschließen und die Folge war der Sieg des Polen. Indem Dr. Fricke so handelte, wie er gehandelt hat, und sich bei der Wahl zwischen einem Reaktionär und einem Polen überhaupt der Stimmabgabe enthielt, that er das, was seine politische

Ueberzeugung ihm vorschrieb; er blieb aber damit zugleich durchaus in jenen Grenzen, in denen auch ein Beamter sich frei bewegen kann. Ist daher Dr. Fricke gegen seinen Willen wegen dieser seiner Haltung bei den Wahlen versetzt worden, dann wird der Herr Kultusminister parlamentarisch darauf aufmerksam gemacht werden müssen, wie die Bevölkerung über „Versetzungen“ aus politischen Gründen nach Mühler'schem und Raumer'schem Vorbilde denkt.

Die Agitation im Wahlkreise Oldenburg-Plön entwickelt sich allmählich zu einem Stück politischer Sittengeschichte. Den Herren Dr. Wiemer, Dr. Fränkel und Heinz Krieger, die bisher schon in der Beschimpfung der Freisinnigen Vereinigung thätig waren, hat Herr Eugen Richter jetzt noch zwei weitere agitatorische Kräfte aus Berlin hinzugesellt, die Herren Kopsch, Mitglied des Reichstags, und Goldschmidt, Mitglied der Berliner Stadtverordneten-Versammlung. Das sind allein 5 Berliner Agitatoren, entsandt zum Zwecke der Vereitelung der Wahl des freisinnigen Kandidaten Hoeck. Mit welchem Eifer und Geschick die Berliner Herren den Intentionen des Herrn Richter gerecht zu werden verstehen, darüber liefert ein Bericht der „Kieler Zeitung“ über eine zweite am 13. November in Reinfeld abgehaltene Versammlung einen bemerkenswerthen Beleg.

Zunächst trat Herr Rektor Kopsch auf. Die „Kieler Zeitung“ schreibt darüber:

„Schon die Einleitung der Rede, wie die Schlußakkorde, an denen man doch wohl am besten das Ziel des Redners erkennt, zeigten, wen er als den eigentlichen Gegner betrachtete. Hier wie dort Angriffe gegen die deutsch-freisinnige Partei Schleswig-Holsteins, gegen die Freisinnige Vereinigung und einzelne zu ihnen gehörige Persönlichkeiten von einer Leidenschaftlichkeit, wie sie der Redner bei der Bekämpfung der Agrarier und der Sozialdemokratie nicht entfaltet hatte. . . . Aber die Angriffe des Herrn Kopsch waren nur das Vorspiel. Nach ihm erhob sich Herr Heinz Krieger aus Berlin, um auf die Debatte vom letzten Sonntag zurückzugreifen, und zwar in einem Tone, den die Leser selbst qualifiziren können, wenn wir folgende Blüthen aus seiner Rede hervorheben. Das Sanfteste war noch, daß Herr Krieger einem Herrn, der beständig von ihm wie auch von Herrn Kopsch persönlich und direkt angeredet wurde, und deshalb — wie das auch Herr Krieger vor 8 Tagen selbst gethan — mit Zwischenrufen antwortete, entgegenrief: „Halten Sie den Mund, bis Sie das Wort haben.“ Als aber nun dem so Angeredeten in begreiflicher Entrüstung das Wort „Unverschämtheit“ entfuhr, ging Herr Krieger zum schweren Geschütz über und erklärte, daß man den Herren „auf die ungewaschenen Mäuler klopfen werde“. Dann wurde den Hörern mitgetheilt, daß die von der Freisinnigen Vereinigung nicht harte Köpfe, sondern einen Molluskenbrei im Gehirn hätten, und zum Schlusse hieß es, wer den Wadelstrumpf mit Vorliebe trage, habe eine Vorliebe für Knickbewegungen, und daher sei die Freisinnige Vereinigung allmählich eine verknickerte Gesellschaft geworden. Nach diesen Proben werden die Leser sich nicht darüber wundern, daß dieser Vertreter des waschechten Freisinns sich des Bundes der Landwirthe gegen Herrn Hoeck annahm und schließlich kein Bedenken trug, zu persönlichen Angriffen versteckte antisemitische Redensarten zu Hilfe zu nehmen; Ersteres durch die Bemerkung, Herr Hoeck habe eine Stunde gegen den Bund der Landwirthe gezetert, als ob die Landwirthe gar kein Recht hätten, sich zur Vertretung ihrer Interessen zu vereinigen; Letzteres, indem er im unmittelbarem Anschlusse an einen Angriff auf einen anwesenden Herrn jüdischer Konfession bemerkte, die Herren sollten doch nicht immer in jener bissigen Art debattiren, die jener Klasse von Leuten eigen sei, von denen man sage, daß sie eigentlich gar nicht zu uns gehören!!

Um aber auch so die Echtheit seiner liberalen Gesinnung in ein rechtes Licht zu stellen, erklärte Herr Heinz Krieger triumphirend, heute werde die Sache anders laufen als vor acht Tagen, heute hätten seine Freunde das Schlußwort, heute hätten sie die Versammlung in der Hand, heute führten sie den Vorsitz, und davon würden sie Gebrauch machen.“

Die Versammlung war für diese Art von Beredsamkeit aber nicht empfänglich und der Ausgang der Sache war so völlig anders, als die Faiseurs vermuthet hatten, daß selbst die „Freisinnige Zeitung“ von dieser Heldenthat, die zu einer schweren Niederlage wurde, kein Sterbenswörtchen vermeldet hat. — Das Weitere nach dem Wahltage, dem 23. November.

Die Delegationen sind in Wien in schwierigen Zeiten für Oesterreich eröffnet worden; im österreichischen Reichsrath tobt der Kampf fort, und es mag sehr zweifelhaft sein, ob die Delegationen ihre Aufgabe, die Verhältnisse zwischen Oesterreich-Ungarn zu regeln, erfüllen können. Bei den bisher in den Delegationen gehaltenen Reden berührt eines in hohem Grade erfreulich. Aus allen Aeußerungen, aus denen des Kaisers wie der Delegirten klang eine gefestigte Friedenszuversicht, eine wahre Sympathie für den Dreibund und Worte des Vertrauens gegenüber Rußland hervor. Das sind für die nächste Zukunft gute Vorzeichen.

Dreyfus ist unschuldig, sagten schon seit einigen Wochen angesehene Franzosen mit lauter Stimme. Wer ist der Schuldige? tönte ihnen die Frage entgegen. Auch hierauf liegt nunmehr die Antwort vor; ein verabschiedeter französischer Offizier Graf Esterhazy wird von dem Bruder des deportirten Dreyfus als der Schuldige bezeichnet.

Worin die Schuld des Grafen Esterhazy bestehen soll, kann man noch nicht klar erkennen. Hat er einer auswärtigen Regierung als Spion gedient, und hat er, um sich zu retten, Dreyfus ins Verderben gestürzt; oder war er selbst kein Spion, und suchte nur aus irgend welchen Gründen Dreyfus zu vernichten. Hierüber weiß man noch nichts und schließlich wird man abwarten müssen, ob die Anschuldigungen gegen den Grafen Esterhazy sich überhaupt als stichhaltig erweisen. Je kritischer wir in Deutschland der Verurtheilung von Dreyfus gegenüberstanden, weil die bekannt gewordenen Thatsachen uns eine hinlängliche Begründung für den Richterspruch durchaus nicht zu bieten schienen, um so vorsichtiger wird man auch sein müssen, voreilig über den Grafen Esterhazy den Stab zu brechen.

Zunächst kann man nur eines sagen. Das Leben des Grafen Esterhazy scheint ein bewegtes und ungeregeltes gewesen zu sein und die ersten abenteuerlichen Versuche einer Vertheidigung, die er gemacht hat, erregen ein sehr ungünstiges Vorurtheil. Doch das sind Eindrücke, die nicht viel beweisen und die nur darthun, daß der Vorstoß der Familie Dreyfus sich erklärlicherweise gegen eine Person richtet, an die sich ein Verdacht wohl heranwagen kann.

* * *

Vom Flottenplan.

Die Reichsregierung hat das Geheimniß ihres Flottenplans bisher so gut zu wahren gewußt, daß die öffentliche Diskussion auf zuverlässigen Unterlagen sich noch nicht hat entwickeln können. Der Marineverwaltung sind aus dieser Reserve verschiedentlich Vorwürfe erwachsen. Ich gestehe offen, daß ich diese Vorwürfe nicht für ganz berechtigt halte. Jede verantwortliche Regierung muß den Wunsch haben, ihre Pläne erst dann der öffentlichen Kritik preiszugeben, wenn sie gleichzeitig in der Lage ist, dieselben im Parlament zu vertreten. Daß sie selbst die Hand dazu biete, durch vorzeitige Veröffentlichung ihrer Vorlagen der Presse Gelegenheit zu geben, dieselben zu zerzausen, bevor noch diese Vorlagen parlamentarisch vertheidigt werden können, ist mehr als man billiger Weise verlangen kann. Es ist mir sogar zweifelhaft, ob es zweckmäßig war, die Thatsache durchsickern zu lassen, daß der neue Flottenplan die Summe von 410 Millionen Mark umfassen werde. An diese stattliche Zahl von Millionen hat sich sofort eine ganze Reihe von Zweifeln und Mißverständnissen geknüpft, die der sachlichen Behandlung der Flottenfrage nicht gerade förderlich gewesen sind.

In weiten Kreisen hat sich bereits die Idee festgesetzt, jene 410 Mill. Mark würden in den nächsten 7 Jahren

allein für Neubauten, einschließlich der Schiffsarmirungen, verlangt. Diese Meinung findet sich z. B. in einer dieser Tage erschienenen Broschüre*), die allen übertriebenen Flottenplänen sehr entschieden gegenübertritt, sich aber zugleich in anerkennenswerther Weise bemüht, sachliche Gründe für die Opposition beizubringen. Die kleine Schrift schildert durchaus zutreffend die politischen Zwecke einer deutschen Kriegsflotte und untersucht dann an der Hand der vorhandenen Schiffsbestände, in welchem Grade diese Zwecke bereits jetzt zu erfüllen lassen. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß er eine Vermehrung unserer Kriegsflotte allerdings für nöthig hält. Aber er glaubt, daß das vorhandene Bedürfniß der Vermehrung mit vielleicht 3 bis 4 erstklassigen Kreuzern gedeckt werden könne.

„Jede weitere Forderung neuer Schiffe aber — so fährt der Verfasser fort — geht über das Maß des vorläufig Nothwendigen hinaus und verdient bei unserer wirthschaftlichen Lage schonungslose Ablehnung.

Daß unbrauchbar werdende Schiffe allmählich — und zwar, ehe sie ganz ausfallen, — ersetzt werden müssen, ist so selbstverständlich, daß man es kaum zu sagen braucht.

Wenn jetzt die Regierung mit Plänen kommt, die nach den bisherigen Verlautbarungen gegen 410 Millionen Mark an außerordentlichen Marineausgaben für einen Zeitraum von sieben Jahren umfassen, d. h. nahezu 60 Millionen jährlicher Ausgabe im Extraordinarium für Neubauten und Schiffsarmirungen, dann wird die Volksvertretung nicht umhin können, ein kräftiges „Nein!“ zu sprechen.

Mit 20 Millionen baut man ein Panzerschiff erster Klasse. Man kann danach ungefähr ermessen, wie viele Panzerschiffe und Kreuzer man von 410 Millionen Mark erbauen kann. Die Verantwortlichkeit derjenigen Volksvertreter, die zwar für eine deutsche Welthandelspolitik eintreten, aber eine kriegerische Weltmachtspolitik ablehnen, wird es nicht zulassen, solche in der That uferlosen Pläne zu genehmigen“.

Mir scheint, dieser Appell an die Verantwortlichkeit der Volksvertreter ist sehr berechtigt. Der neue Flottenplan verlangt eine sehr gründliche Prüfung vom Standpunkte der Volksvertretung aus; aber die Voraussetzung, daß die **fraglichen 410 Millionen nur für Neubauten einschließlich der Schiffsarmirungen** verlangt würden, trifft, glaube ich, nicht zu. Ich bin vielmehr überzeugt, daß die **sämmtlichen Ersatzbauten** der nächsten sieben Jahre von dieser Summe mit umfaßt werden. Ist dies aber richtig, so ist **wenigstens die Hälfte jener 410 Millionen für Ersatzbauten** in Abzug zu bringen und der ganze Plan bekommt damit ein anderes Gesicht.

Auch in dieser reduzirten Form wäre er aber immerhin noch kostspielig genug. Und so übertrieben es ist, das deutsche Volk für außer Stande zu erklären, in sieben Jahren etwa 200 Millionen Mark für die Erweiterung seiner Kriegsflotte aufzuwenden, so sind doch auch 200 Millionen kein Pappenstiel. Die 200 Millionen sind anzuleihen und der Zinsendienst für diese Summe beziffert sich auf rund 6 Millionen per Jahr. Dazu kommen die beträchtlichen regelmäßigen Mehrausgaben, die jede Flottenvermehrung mit sich bringt. Das sind wiederum jährlich verschiedene Millionen Mark. Es handelt sich also immerhin um so beträchtliche Mehrlasten, daß ein gewissenhafter Volksvertreter dazu nicht einfach Ja und Amen sagen wird, selbst wenn eine Steuererhöhung mit diesen Mehrlasten nicht unmittelbar verknüpft wird.

Also scharfe Prüfung! Aber auch unbefangene Prüfung. Redensarten wie „Paradeflotte“ und „Weltmachtspolitik“ können diese Prüfung nicht ersetzen.

Man nimmt zumeist an, daß die geplante Verstärkung der Marine vornehmlich in der Richtung der Kreuzer liegen werde. Ich habe auch in dieser Beziehung einige Zweifel; und zwar seit dem Tage, an dem sich Fürst Bismarck — kurz nach dem Besuche des Staatssekretärs Tirpitz in Friedrichsruhe — für Kreuzer und gegen Schlachtschiffe erklärt hat. Fürst Bismarck äußert sich seit Jahren ziemlich regelmäßig so, wie es der bestehenden Regierung gerade am unangenehmsten ist. Ich möchte deshalb darauf wetten, daß in dem gegenwärtigen Flottenplane der Regierung die Verstärkung speziell der Schlachtflotte eine wesentliche Rolle spielt. Sollte diese Vermuthung zutreffen, so würde die Bismarck'sche Opposition uns Freisinnige am wenigsten verhindern können, den Regierungsvorschlägen kühl und unbefangen ins Gesicht zu sehen.

Endlich wäre auch über das sogenannte Marine-Septennat noch ein vorläufiges Wort zu sagen.

Die unter dem 14. November erschienenen Mittheilungen für die Vertrauensmänner der nationalliberalen Partei enthalten folgende Mittheilung:

„Der Gedanke an ein Marine-Septennat, das man übrigens auch etat-technisch sich gar nicht vorstellen könnte, ist anscheinend in den Hintergrund getreten, seitdem der Bundesrath seine Berathungen wieder begonnen hat. Ebenso hat sich seit dieser Stunde das Gespenst der „uferlosen“ Flottenpläne verflüchtigt. Es soll eine Denkschrift vorgelegt werden, in welcher des Näheren dargelegt würde, wie viele Schiffe schon fehlen bezw. binnen gemessener Fristen abgängig werden, also durch rechtzeitig begonnene Neubauten ersetzt sein wollen, und welche Typs für diese Ersatzbauten gewählt werden sollen. Der Reichstag selbst würde durch diese Denkschrift so wenig wie durch eine frühere auf alle planmäßigen Bauten und deren Kosten, sondern lediglich soweit verpflichtet werden, als er erste Raten des ersten Bauplanjahres bewilligen soll.“

Ob diese Mittheilung zutreffend ist, wissen wir nicht. Jedenfalls entspräche diese Veränderung der ursprünglichen Haltung der Regierung den Bedürfnissen der parlamentarischen Lage. Und wenn Regierungen immer das thäten, was zweckmäßig ist, so würden wir gar nicht daran zweifeln, daß die nationalliberale Information die Thatsachen korrekt wiedergibt. Vielleicht ist es aber gut, auch hier einstweilen noch Skepsis walten zu lassen.

Th. Barth.

Die badischen Landtagswahlen.

Die badischen Landtagswahlen haben nun ihr formelles Ende erreicht; der zweite Akt, den unser indirektes Wahlsystem erfordert, die Wahl der Abgeordneten, hat im Wesentlichen eine Bestätigung des Ergebnisses gebracht, welches die Wahlmännerwahlen vom 27. Oktober geliefert haben.

Mit Recht hat dieses Ergebniß weit über die badischen Grenzen hinaus Beachtung gefunden. Es verdient dieselbe. Kommt doch hier das Votum eines großen, geschlossenen Wählerkomplexes in Betracht, das, wenn es auch unter einem indirekten, aber doch allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrecht sich vollzogen hat, mit größerer Deutlichkeit als bei einer Reichstagsnachwahl eine Probe der Volksstimmung liefern konnte. Der Ausfall dieser Probe ist allseitig dahin gedeutet worden: die badischen Wahlen bekunden einen starken Zug nach links.

Wenn auch naturgemäß die speziellen Fragen der Landespolitik im Vordergrund standen, so spielte sich doch der Wahlkampf wie kaum je zuvor auf dem Untergrund unserer gesammten politischen Zustände und in der Atmosphäre des gegenwärtigen Reichsregiments ab.

In den Wahlgewinn, der auf Kosten der Nationalliberalen erzielt wurde, hat sich mit einer einzigen Ausnahme lediglich die Linke getheilt. Dabei haben die Sozialdemokraten den Löwenantheil davongetragen. Sie haben nun auch das letzte der drei Mandate von Mannheim, zwei von Karlsruhe erobert und sind in Pforzheim, dem zweiten industriellen Platz des Landes, bereits sehr nahe an die Fersen der Nationalliberalen gelangt. Man hat auf nationalliberaler Seite deswegen schon vor der Wahl stark im Gruseln gemacht, und nachdem die Wahlen den Sozialdemokraten insbesondere den Gewinn der Residenz gebracht haben, den Sieg der „Revolution“ und des „Umsturzes“ in den stärksten Farben gemalt. Wünschenswerth ist es sicherlich nicht, wenn Plätze wie

*) Vaterlandslose Gesellen? Die Wahrheit in der Flottenfrage. Von Dr. Bruno Wagener. Hamburg 1897. Verlag von Julius Bruse.

Karlsruhe und Mannheim ihre parlamentarische Vertretung durch eine Partei erhalten, die, abgesehen von Anderem, den einseitigsten Klassenstandpunkt vertritt. Aber so entsetzlich, wie die Nationalliberalen die Sache darstellen, ist sie nicht. Wenn in Karlsruhe zwei Sozialdemokraten durchgedrungen sind, so darf dabei nicht vergessen werden, daß dieser sozialdemokratische Sieg nur auf Grund eines Kompromisses der Sozialdemokratie mit einer bürgerlichen Partei erzielt werden konnte. Die eigene Kraft der Sozialdemokratie hätte dazu niemals ausgereicht. Und dieser Kompromiß gelangte überhaupt nur dadurch zum Sieg bei der Wahl, daß alle andern Parteien mit Ausnahme der Konservativen sich ihm anschlossen. In jedem Falle rührt eine große und entscheidende Zahl von jenen Stimmen, die auf die Sozialdemokratie fielen, nicht von überzeugten Anhängern derselben her, sondern von Wählern, die mit dem Stimmzettel nur den denkbar schärfsten Protest gegen unsere politischen Zustände und die nationalliberale Herrschaft im Besondern ablegen wollten.

Uebrigens sind die Sozialdemokraten bei den badischen Wahlen selbst nicht ohne Verlust geblieben. Lörrach-Stadt, bei den letzten Wahlen an die Sozialdemokratie verloren gegangen, ist wieder in freisinnigen Besitz gelangt; und wird durch den bewährten Veteran der freisinnigen Sache in Baden, *Marcus Pflüger*, im Landtag vertreten sein. Damit hat die Freisinnige Partei neben der deutschen Volkspartei, die an dem Sieg der Opposition in Karlsruhe mit einem Mandat theilnimmt, eine Vertretung in der Kammer erlangt, zu der voraussichtlich, da hier eine zweite Wahl erst für kommende Woche angeordnet wurde, noch ein weiteres Mandat durch die Eroberung von Lörrach-Land kommen wird. Beide Parteien haben außerdem in andern Bezirken ansehnliche Minoritäten erzielt. Die deutsche Volkspartei hat Offenburg, wo an Stelle Muser's Professor Heimburger kandidirte, mit gutem Erfolg behauptet, und nimmt an dem Sieg der Opposition in Karlsruhe mit einem Mandat theil.

Diese Resultate scheinen freilich nur eine unwesentliche Verschiebung der parlamentarischen Machtverhältnisse zu bedeuten; beläuft sich doch der Gesammtgewinn der oppositionellen Parteien auf höchstens fünf Mandate. Aber wem die badischen Verhältnisse nicht fremd sind, der weiß, daß diese scheinbar unbeträchtliche Veränderung die Depossedirung derjenigen Partei bedeutet, die seit über dreißig Jahren die Geschäfte des Landes in den Händen hatte. Die *nationalliberale Partei* verliert durch das Ergebniß vom 27. Oktober beziehungsweise 10. November die Mehrheit in der II. Kammer. Sie ist zwar immer noch die stärkste Partei, aber ihre Niederlage, insbesondere in der Hauptstadt des Landes, ist ein Stoß, der sie schwer getroffen hat. Selbst mit Unterstützung der je zwei Vertreter zählenden Konservativen und Antisemiten, vermag sie keine Mehrheit in der Kammer aufzubringen. Denn zusammen höchstens 31 Stimmen dieser Parteien stehen nunmehr mindestens 32 der Opposition gegenüber: 21 vom Centrum, 1—2 Freisinnige, 5 Demokraten und 5 Sozialdemokraten. Die Linke, bisher nur 7 Mann stark, hat sich nahezu verdoppelt, und diese Verstärkung geschah durchaus auf Kosten der Nationalliberalen. Als Opposition gegen die Nationalliberalen haben Centrum, Demokraten, Freisinnige, Sozialdemokraten den politischen Kampf geführt; unter diesem Sammelbegriff haben die Wähler der verschiedensten Parteien sich an der Wahlurne zusammengefunden und unter dem Zeichen der Opposition gegen die Nationalliberalen hat das Votum des Landes sich auf ihre Seite gestellt. Die Gründe für diese unseren badischen Verhältnissen durchaus eigene Erscheinung liegen denn auch vorwiegend auf dem Boden der badischen Politik. Der badische Nationalliberalismus bietet ein geradezu klassisches Beispiel dafür, wie eine politische Partei allmählich degenerirt, wenn sie zu lange, zu mühelos und zu uneingeschränkt die Geschäfte eines Landes beherrscht. Die Zeiten ihrer schöpferischen Kraft, wirklich liberaler Gedanken und staatsmännischer Führung liegen weit zurück, in den sechziger Jahren, als Männer wie Lamey, Roggenbach u. A., die Entwicklung unseres Landes bestimmten. Die Geschichte des Nationalliberalismus als politischer Begriff ist zugleich auch die Geschichte seiner badischen Spezies, nur mit schärferen Zügen, mit unangenehmeren Eigenschaften, mit mehr Unarten, sowie sie eben der satte Besitz der Herrschaft mit sich bringt. Mit dem Tode Kiefer's, zu dessen Lebzeiten freilich schon der illiberale Geist in seiner Partei längst in die Halme geschossen war, hat der Nationalliberalismus den letzten Führer aus der liberalen Aera, aus seiner großen Zeit, verloren. Was neben ihm und nach ihm zu maßgebender Bedeutung in der Partei gelangte, war ein Epigonenthum, dem nicht nur der Liberalismus abhanden gekommen war, dem vor allem auch die staatsmännische Befähigung für die Aufgabe, welche die nationalliberale Partei in Baden zu erfüllen gehabt hätte, völlig fehlte. Allzulange hielt man die Lorbeeren der Vergangenheit und zwar einer weit zurückliegenden Vergangenheit, für ausreichend in einer Zeit, die neue Aufgaben stellte und von dem Liberalismus, wenn er nicht erstarren wollte, auch ein Weiterschreiten verlangte. Als letzten Rest hatte man den Kulturkampf der siebziger Jahre konservirt und damit auch länger als anderswo den politischen Tagesbedarf bestritten. Thatsächlich aber wurde der ganze politische Horizont der Partei immer enger von der Sorge um die Erhaltung der eigenen Herrschaft und von der Furcht vor dem Eindringen der Sozialdemokratie begrenzt. Nur so ist es erklärlich, daß die Partei in der wichtigen, das politische Interesse seit lange beherrschenden Wahlrechtsfrage, in der sie von Rechtswegen gemäß ihrer Vergangenheit und ihrem Anspruch auf Liberalismus die Führung hätte übernehmen sollen, seit einem Jahrzehnt lediglich nur als Hemmschuh fungirte, total unfähig, sich zu einer offenen und liberalen Behandlung dieser Angelegenheit aufzuraffen. Das Machtinteresse der Partei war der ausschlaggebende politische Gesichtspunkt geworden, und nichts ist bezeichnender dafür als das bekannte Wort, mit welchem einer ihrer Führer den Widerstand gegen die Einführung des direkten Wahlrechts begründet hat: Man werde doch den Ast nicht absägen, auf dem man selber sitze! Hierfür ein charakteristisches Beispiel! Als im Jahre 1894 die Anträge der Opposition zu Gunsten der direkten Wahl in der Kommission der II. Kammer zur Berathung standen, hatte der Minister des Innern die Zustimmung der Regierung in Aussicht gestellt unter der Bedingung, daß „neben den vom allgemeinen gleichen und direkten Stimmrecht gewählten Abgeordneten, noch Vertreter einzelner Gemeinden oder Gemeindeverbände in die II. Kammer träten.“ Die Kommission erklärte darauf mit allen gegen eine Stimme diesen Vorschlag der Regierung für unannehmbar und in dem gedruckt vorliegenden Kommissionsbericht motivirte sie diese Ablehnung in nachstehender scharfer Weise:

„Ganz abgesehen davon, daß die Einführung solcher *Interessenvertreter* in die Volksvertretung in *schreiendem Widerspruch* zum Geiste unserer Verfassung steht . . . war man mit Ausnahme des einen dissentirenden Mitgliedes *einstimmig* der Ansicht, daß die II. Kammer *nur* aus Erwählten des allgemeinen und gleichen Stimmrechts bestehen dürfen und daß in *jeder* anderen Zusammensetzung eine entschiedene Verschlechterung und eine Herabdrückung des Niveaus der badischen Volksvertretung zu erblicken wäre.“

Zwei Jahre nachher brachten dieselben Nationalliberalen, die noch im Jahre 1894 die Einführung einer Klassenvertretung in die II. Kammer mit einer einzigen Ausnahme so scharf perhorrescirt hatten, selbst einen Antrag ein, der nichts anderes als die genaue Ausführung jenes im Jahre 1894 noch abgelehnten Vorschlags der Regierung war: Eine auf indirekter Wahl beruhende Interessenvertretung der Städte im Landtag als Entgelt für das zu gewährende direkte Wahlrecht! Daß eine derartige Politik nicht anders als ruinös sein kann, noch obendrein für eine sich liberal nennende Partei, liegt auf der Hand. Nehmen wir dazu noch summarisch die reaktionäre Revision der guten Gemeindeordnung, die das Land einst von den

Nationalliberalen selber erhalten hatte, eine scharf ausgeprägte Parteiherrschaft, ein starkes Maß von Unduldsamkeit gegen irgend welche politisch anders Denkenden, — dann wird man die Gründe der nationalliberalen Niederlage nicht mehr weit suchen müssen. Man wird es aber auch nicht mehr unbegreiflich finden, wenn innerhalb der anderen Parteien der Satz geradezu zum Dogma wurde: In Baden wird es nicht eher besser, als bis die Nationalliberalen die Mehrheit verloren haben; und wenn mehr als je diesmal die Wahlparole lautete: gegen die Nationalliberalen! fort mit der nationalliberalen Herrschaft!

Dieses Ziel ist mit den diesjährigen Wahlen erreicht worden, und das ist ihr bemerkenswerthestes Ergebniß. Aber neben der Niederlage der Nationalliberalen und dem Sieg der Linken weisen dieselben noch ein drittes interessantes Moment auf: das Centrum ist leer ausgegangen. Es ist nach wie vor zwar die stärkste Partei der Opposition, es hat seine 21 Mandate behauptet, aber das ist zu wenig für eine mit starken Aspirationen erfüllte Partei. Für das badische Centrum ist Stillstand Rückschritt. Zugleich ist diese Erscheinung zu auffällig, als daß sie nur auf Rechnung des Zufalls oder beamtlicher Wahlbeeinflussung geschoben werden könnte: ganz abgesehen davon, daß in diesem letzteren Artikel das Centrum und seine Kapläne es mit dem Oberamtmann aufnehmen können. Wenn das badische Centrum in diesen oppositionellen Zeitläuften, obgleich es mehr als irgendwo anders in Deutschland bei uns in Baden den demokratischen Charakter herauskehrt, den Nationalliberalen dennoch kein einziges Mandat abzunehmen vermocht hat, trotzdem es das denkbar günstigste Terrain, die fast durchaus gut katholischen Bezirke des Schwarzwaldes, das beste agitatorische Material und das Sündenregister des Nationalliberalismus für sich hatte, dann ziehen wir daraus den Schluß, daß die Partei vorläufig eine Grenze ihrer Entwicklung in Baden erreicht hat, und wir ziehen diesen Schluß um so mehr, als schon die Wahlen von 1895 ihr keine Vermehrung, sondern sogar eine Einbuße gebracht haben. Die Gründe dafür liegen nahe: der ungünstige Eindruck der reaktionär-gouvernementalen Allüren der Gesammtpartei, der Zug nach Links, dem eine auf dem einen Auge demokratische und auf dem anderen reaktionäre Partei nicht genügt, und schließlich ein wachsendes Mißtrauen der Bevölkerung gegen das dicke Ende, das bei jedem, wenn auch noch so sehr demokratisch gefärbten, Klerikalismus doch befürchtet werden muß. So nur wird die Thatsache verständlich, daß das Centrum trotz aller ihm förderlichen Momente in den katholischen Bezirken des Schwarzwaldes, die in nationalliberalem Besitz sind, dem Gegner auch nicht eine einzige Niederlage beizubringen vermochte. Der dort seit dreißig Jahren die politische Zeche bestreitende Gegensatz: Liberal oder Klerikal hat allem Anschein nach den Horizont der Wählerschaft noch auszufüllen vermocht und diese Wählerschaft hat dem Klerikalismus trotz seines demokratischen Charakters selbst den Schein von Liberalismus vorgezogen, welchen die nationalliberale Partei mit ihrem letzten Gedanken, dem Kulturkampf, heute noch repräsentirt. Wir ziehen aber daraus nicht nur diesen Schluß, sondern auch noch den anderen, daß, wenn der Nationalliberalismus in Baden überwunden werden soll, der Wählerschaft seiner noch sichersten Sitze die Möglichkeit gegeben werden muß, außer der alten Alternative: Liberal oder Klerikal: sich auch noch für ein Drittes entscheiden zu können, für wirklichen politischen Liberalismus. Das ist bis jetzt nicht geschehen und wir bedauern es. Die Landtagswahlen von 1897 mit ihrem starken Zug nach Links, nicht zuletzt aber auch mit ihrem Stehenbleiben der Macht des Centrums rufen förmlich nach energischer, durchgreifender Entfaltung der wahrhaft liberalen Gedanken. Bekanntlich hat seit Frühjahr dieses Jahres eine „Freisinnige Partei in Baden" sich konstituirt, nachdem bis dahin eine gemeinsame Organisation mit der deutschen Volkspartei bestanden hatte. Dieses Verhältniß hatte seine Lösung finden müssen, weil man auf freisinniger Seite den Gegensatz auch gegenüber dem Centrum politisch und taktisch schärfer betont wissen wollte. In dem freundschaftlichen Verhältniß beider Richtungen ist dadurch erfreulicher Weise bisher keine Trübung verursacht worden; so sind beispielsweise die Freisinnigen in Karlsruhe und Mannheim bei den Wahlen für die demokratischen Kandidaturen ohne Weiteres eingetreten. Daß aber die Freisinnige Partei, indem sie politisch und taktisch jenen Standort einnahm, in richtiger Fühlung mit der Stimmung der Bevölkerung handelte, das ist, wie uns dünkt, durch das Mißtrauen, das die badische Wählerschaft einem Wachsen des Centrums bei diesen Wahlen entgegengebracht hat, deutlich bezeichnet.

Welche politischen Folgen die Ergebnisse der Wahlen und die Niederlage der nationalliberalen Partei nach sich ziehen werden, steht auf einem anderen Blatt. Nationalliberale Blätter, die sich gebärden, als ob nun mit dem Verlust der nationalliberalen Mehrheit womöglich der Bestand des Staates und die Führung der Geschäfte in Frage gestellt sei, werden bald die alte Wahrheit erkennen, daß Niemand unersetzlich ist. Andere versuchen es damit, daß sie nun nach oben hin rufen: Landgraf werde hart! Wir halten die Männer der Regierung für zu klug, als daß wir von ihnen annehmen möchten, daß sie gegen das Votum des Landes ohne Noth sich stemmen würden, rein nur aus Liebe zu der nationalliberalen Partei; und gar den Landesfürsten, den man mehrfach in den politischen Kampf gezogen hat, kennen wir als einen zu ehrlich konstitutionellen Monarchen, als daß er aus dem gleichen Grund sich am Abend seines Lebens anders verhalten sollte, als es die sachliche Erwägung der thatsächlichen Verhältnisse mit sich bringt. Eines freilich ist sicher: der nationalliberale Parteicharakter der Regierung, so weit er noch vorhanden war, muß fallen. In der Kammer selbst aber ist nunmehr die günstigste Situation der Linken zugefallen. Centrum, Konservative und Antisemiten besitzen zusammen keine Mehrheit und ebenso wenig die Nationalliberalen mit jenen beiden eventuellen Anhängseln. Die Linke ist hier wie dort nöthig; sie legt das ausschlaggebende Gewicht in die Waagschale und zwar ein Gewicht, das auch im Vergleich zum Centrum jetzt wesentlich stärker ist als ehedem. Das ist eine interessante Lage und man darf gespannt sein, wie die Dinge weiter gehen werden.

* * * *

Zur Einschränkung der Majestätsbeleidigungsprozesse.

In der Reichstagssitzung vom 12. Dezember 1895 charakterisirte der Justizminister Schönstedt eine Kategorie von Majestätsbeleidigungen als „unüberlegt hingeworfene Aeußerungen vielfach ungebildeter Leute, die sich vielleicht der ganzen Tragweite ihrer Worte nicht voll bewußt gewesen sind, denen jedenfalls der eigentliche böse Wille gefehlt hat;" und er fuhr dann fort:

„Ich würde für dringend wünschenswerth halten, wenn derartig hingeworfene Aeußerungen nicht zur Kenntniß der Behörden in jedem einzelnen Falle gebracht werden, und es passirt in diesen Fällen, glaube ich, mancher Unfug: daß Unberufene oft aus bösem Willen solche Dinge zur Anzeige bringen, und daß der Staatsanwalt dann in die Nothwendigkeit gebracht wird, diese Dinge zu verfolgen, denen er sonst sehr gern aus dem Wege gehen möchte. — Ich kann aber hinzufügen, daß in zahlreichen Fällen, wo solche Dinge zur Kenntniß der Behörde und in Folge dessen zur Aburtheilung der Gerichte kommen, von dem Allerhöchsten Gnadenrecht in einem Umfange und in einer Weise Gebrauch gemacht wird, von dem Sie keine Ahnung haben."

So berechtigt nun auch die Wünsche des Ministers waren, daß dem nichtswürdigen Denunziantenthum Maß und Ziel gesetzt werde — darüber konnte man sich von vornherein einer Täuschung nicht hingeben, daß dieser einfache Appell des Ministers wirkungslos verhallen würde.

Die Majestätsbeleidigungsprozesse haben denn auch seit jener Zeit nicht nur nicht abgenommen, sondern ihre Zahl ist gestiegen. Und gerade die Kategorie der Prozesse, „in denen Unberufene oft aus bösem Willen solche Dinge zur Anzeige bringen“, hat einen andauernden Zuwachs erfahren. Man verfolge nur die einzelnen Majestätsbeleidigungsprozesse, die leider fast täglich zur Aburtheilung gelangen! Beinahe ausnahmslos ist das Motiv des Denunzianten schnöde Rachsucht. Allenfalls hat sich wohl auch ein Landstreicher zu verantworten, der mit Hilfe einer Majestätsbeleidigung sich ein billiges Winterquartier zu verschaffen sucht. Hingegen wird man, glaube ich, aus jüngster Zeit auch nicht einen einzigen Fall nachweisen können, in dem etwa ein ehrlicher, überzeugter Patriot im Interesse der Monarchie und aus Liebe zum Kaiser zur Denunziation geschritten ist. Es handelt sich vorwiegend um Beleidigungen, die im engsten Kreise ausgesprochen sind, und da ist es denn nicht selten, daß selbst nahe Anverwandte, der Bruder gegen den Bruder, das Kind gegen die Eltern, oder auch der Freund gegen den Freund, der Lehrling gegen den Meister, das Dienstmädchen gegen die Herrschaft nach vorangegangenen Zerwürfnissen eine Anzeige bei der Behörde erstatten, oft viele Monate nach Begehung der That. Schweren Herzens wird der Staatsanwalt auf Grund dieser schurkenhaften Denunziationen einschreiten und der Richter, dem Gesetze gehorchend, das Schuldig aussprechen.

Ist der Monarchie durch ein solches Urtheil genützt? Wird nicht vielmehr jeden anständig Denkenden ein Gefühl tiefen Ekels und Unbehagens beschleichen, so daß sich, wie sehr man auch das Vergehen mißbilligen mag, die Sympathie aus Abscheu gegen den Denunzianten naturgemäß dem Verurtheilten zuwendet! Aber es kommt noch ein Weiteres hinzu: das Moment der Unsicherheit, die auch zahlreiche gute Monarchisten befällt. Wir leben ja nicht in einem despotisch regierten Staate und sind kritisch angelegte Naturen, die sich nicht dazu verstehen können, den Satz: „was der Kaiser thut, das ist wohlgethan“, zu ihrem Dogma zu erheben. Gerade bei einer so stark ausgeprägten Persönlichkeit, wie der unseres jetzigen Kaisers, ist es daher begreiflich, daß die politisch Denkenden, oder sagen wir einfach alle die, welche sich in deutschen Landen mit Politik befassen, dazu gedrängt werden, sich oft mit der Person des Kaisers zu beschäftigen. So kommt es denn, daß sie über die einzelnen Regierungsakte des Kaisers ihrem Herzen bald in lautem Beifall Luft machen, nicht selten aber auch bei verschlossenen Thüren und in flüsterndem Tone ihre gegensätzliche Meinung in drastischer Weise kund thun.

Ich schicke voraus, um nicht mißverstanden zu werden, daß ich hier immer nur von solchen Deutschen rede, die auf dem Boden der Verfassung stehen, die treu zu Kaiser und Reich stehen.

Wenn sich nun eine solche Kritik, sei sie zustimmend oder ablehnend, in dem engen Kreise von Familienangehörigen oder Freunden bewegt, und es fällt in dem Eifer der Diskussion ein beleidigendes Wort gegen den Kaiser, so fehlt schlechterdings jedes öffentliche Interesse, diesem Beleidiger den Prozeß zu machen. Nun wird man entgegnen können: gegen die Kritik als solche haben wir nichts einzuwenden, aber die beleidigenden Worte sind doch nicht nothwendige Attribute einer Kritik. Vortrefflich, allein, wie der Minister mit Recht hervorhebt, es handelt sich zum Theil „um unüberlegt hingeworfene Aeußerungen vielfach ungebildeter Menschen“. Und auch einem Gebildeten ist bei einer leidenschaftlich geführten Debatte ein unvorsichtig ausgesprochenes, an sich beleidigendes Wort wohl zu verzeihen.

Etwas Anderes ist es freilich, wenn Jemand auf dem großen Markte, sei es nun in der Presse oder in Versammlungen das Wort nimmt. Hier beginnt das Gebiet der Majestätsbeleidigungen, bei denen man von einem großen Staatsinteresse reden mag, und wo sich über Werth und Nutzen der Majestätsbeleidigungsprozesse diskutiren läßt. Ich stehe nicht an, auszusprechen, daß sich das crimen laesae majestatis in einer Monarchie überhaupt für entbehrlich halte. Es genüge der Hinweis auf England, das keine Majestätsbeleidigung kennt, dem sogar eine Bezeichnung für das Vergehen fehlt. Und gleichwohl hat die Monarchie in England unzweifelhaft ebenso feste Wurzeln geschlagen, wie in Preußen und in den andern monarchisch regierten Einzelstaaten Deutschlands.

Wenn sich nun aber auch über den Werth einer besonderen strafrechtlichen Statuirung der Majestätsbeleidigun streiten läßt, so gewinnt die Frage doch sofort eine andere Gestalt, wenn es sich darum handelt, das einmal bestehende Gesetz ohne Weiteres aufzuheben. Hier schlüpft leicht ein tendenziöses Moment hinein, das um so durchsichtiger wird, wenn gerade die sozialdemokratische Partei einen Gesetzentwurf zur Aufhebung der Paragraphen 95, 97, 101 des Strafgesetzbuches beim Reichstag einbringt. So war es denn auch vorauszusehen, daß der sozialdemokratische Antrag in der Reichstagssitzung vom 12. Mai 1897 von allen anderen Parteien rundweg abgelehnt worden ist. Freilich trat bei der Verhandlung über den Entwurf deutlich zu Tage, daß ebenso alle Parteien, mit Ausnahme der Konservativen, den § 95 des Strafgesetzbuches für reformbedürftig hielten, und man machte auch nach verschiedenen Richtungen hin Vorschläge für eine zweckmäßige Abänderung. In erster Linie unterzog man die Anwendung des dolus eventualis einer scharfen Kritik. Diese juristische Feinheit oder Spitzfindigkeit, wie immer man den dolus eventualis bezeichnen will, fällt in das Gebiet der Rechtsprechung und nicht in das der Gesetzgebung. Er scheidet daher für unsere Betrachtung aus.

Die meisten Redner befürworteten im Uebrigen, die Strafverfolgung von einer Genehmigung, sei es nun des Kaisers, des Reichskanzlers, oder sonst eines Ministers abhängig zu machen. Ein Reichstagsabgeordneter hielt sogar den Finanzminister für die geeignete Persönlichkeit, da dieser, wenn die Sache zweifelhaft stände, eine Verfolgung ablehnen würde, aus Furcht, die Kosten könnten der Staatskasse zur Last fallen.

Den Kaiser jeden Tag mit Majestätsbeleidigungen zu behelligen, wäre ganz unangemessen. Die Verfolgung aber in das Belieben eines Ministers zu stellen, oder von der freien Entschließung der Staatsanwaltschaft abhängig zu machen, involvirt die Gefahr, daß die Anklagen zu einem politischen Machtmittel auswachsen und sich ausschließlich gegen mißliebige Parteien wenden können. Man erinnere sich nur der Worte eines so einflußreichen Mannes, wie des Freiherrn von Stumm, der schon in der sozialdemokratischen Partei, als solcher, eine Majestätsbeleidigung erblickte, und man wird ermessen können, wie leicht eine derartige Reform in eine reformatio in pejus umschlagen würde.

Mir erscheint unter allen Anregungen in jener Reichstagssitzung eine Aeußerung des nationalliberalen Abgeordneten Dr. Friedberg am anerkennenswerthesten: „Ich glaube, es sollte ein Unterschied eintreten, ob der Betreffende von vornherein die Absicht gehabt hat, seiner Aeußerung eine gewisse Publizität zu geben, oder ob es eine vertrauliche, gewissermaßen intra muros gethane Aeußerung ist.“

Auf diesem Wege halte ich eine schnelle Reform für möglich, und zum Schaden eines elenden Denunziantenthums, das geradezu vergiftend auf unser öffentliches Leben und auf das Familienleben wirkt, und zum Frommen des deutschen Kaiserthums für dringend und unerläßlich nothwendig. Man könnte die Paragraphen 95, 97, 101 des Strafgesetzbuches dahin abändern, daß vor das Wort „beleidigt“ das Wort „öffentlich“ eingeschoben wird. Der Paragraph 95 würde dann in seiner neuen Fassung lauten:

„Wer den Kaiser, seinen Landesherren, oder während seines Aufenthalts in einem Bundesstaate, dessen Landesherren öffentlich beleidigt, wird mit Gefängniß nicht unter 2 Monaten oder mit Festungshaft von 2 Monaten bis zu 5 Jahren bestraft.“

Entsprechend wären die Paragraphen 97 und 101 umzuändern. Der Begriff der Oeffentlichkeit ist zwar im deutschen Strafgesetzbuch nicht bestimmt. Nach der Judikatur des Reichsgerichts versteht man aber unter einer öffentlich begangenen Handlung eine solche, die in der Weise vor-

genommen ist, daß sie unbestimmt von welchen und wie vielen Personen wahrgenommen werden konnte.

Entschlösse man sich, nur die öffentlich begangene Majestätsbeleidigung unter Strafe zu stellen, so würden mit einem Schlage die Prozesse, vor denen der Justizminister ein so begreifliches Grauen hat, verschwinden. Mögen obigem Vorschlage Bedenken formell-kriminalistischer Natur entgegenstehen — ein geschulter Kriminalist wird unschwer eine geeignetere Form angeben können. Jedenfalls unterliegt es kaum einem Zweifel, daß sich im Reichstage eine Mehrheit finden wird, die mit Entschiedenheit für eine solche Reform des Paragraphen 95 des Strafgesetzbuches eintreten wird. Auch halte ich es nicht für wahrscheinlich, daß sich der Bundesrath prinzipiell einer Abänderung widersetzen wird.

Vielleicht erwerben sich die liberalen Parteien, ihrer Vergangenheit bewußt, das Verdienst, die Initiative zu einer Reform in dem angeregten oder ähnlichem Sinne zu ergreifen. Jede Partei dürfte sicher sein, daß sie dabei die erdrückende Mehrheit des deutschen Volkes auf ihrer Seite hat.

Jener unerträgliche Zustand würde aufhören, wonach man selbst in Freundes- und Familiengesprächen nur in aller vorsichtigster Weise und unter allen erdenklichen Cauteten die Unterhaltung dem Kaiser zuwendet, ein Zustand, der in gleichem Maße eines freien Volkes unwürdig, wie dem Nimbus des deutschen Kaiserthums schädigend ist. Ebenso aber würde der erbärmlichsten Klasse von Denunzianten das Handwerk gelegt, aber doch wenigstens wesentlich eingeschränkt und erschwert werden.

Dr. S. Heckscher.

Die Grundlage der deutschen Wehrkraft noch einmal.

Ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich noch einmal das oben stehende Thema behandle. Die agrarisch gesinnten Blätter wollen über meine Ausführungen vom 30. Oktober gar nicht zur Ruhe kommen. Auch ist dies begreiflich. Nachdem man so lange die Landwirthschaft als die Grundlage des deutschen Heeres hingestellt und mit Rücksicht darauf die weitgehendsten ökonomischen und politischen Forderungen aufgestellt hat, ist es verzeihlich, daß man sich in den Nachweis, daß nicht mehr ganz ein Drittel des deutschen Heeres aus überwiegend agrarischen, mehr als zwei Drittel aus überwiegend Industrie und Handel treibenden Reichstheilen sich rekrutiren, nicht so leicht finden kann. Daher denn in allen Tonarten gegen meine Tabellen und die sie begleitenden Erläuterungen losgezogen wird.

Dabei ist Eines auffallend. Wenn man entgegen meinen Darlegungen die Behauptung, die landwirthschaftliche Bevölkerung sei der Jungbrunnen unserer Armee und Marine, aufrecht erhalten will, käme es doch vor allem darauf an, sich mit den absoluten Zahlen der aus den beiden Wirthschaftsgebieten stammenden Rekruten zu beschäftigen. Welches Gebiet liefert absolut die meisten Soldaten? Soweit die Zahl in Frage steht, ist diese Frage die wichtigste. Allein so viele gegen meine Ausführungen gerichtete Artikel mir zu Gesicht kamen, keiner der sie auch nur erwähnt! Man scheint also zuzugeben, daß an der Thatsache, daß in den drei Rekrutirungsjahren 1893/94—1895/96 aus den überwiegend agrarischen Gebieten nur 247 945, aus den überwiegend Industrie und Handel treibenden dagegen 512 041 Mannschaften stammen, gar nicht zu rütteln ist. Im Kriege kommt es aber darauf an, wie groß absolut die Armeen sind, nicht darauf, wie sie sich gleichviel zu welchem Maßstabe verhalten.

Dagegen ist es der Maßstab, an dem ich die absoluten Zahlen gemessen habe, was den Gegenstand der Anfechtung bildet. In Nr. 355 der „Kreuzzeitung" vom 13. November namentlich wird meinem Vergleiche der Zahl der Tauglichen mit der Bodenfläche, die sie ernährt, die Bevölkerungsziffer als der einzige Vergleichungsmaßstab gegenübergestellt. Dabei ergibt sich dann, daß, je agrarischer der wirthschaftliche Charakter eines Reichstheiles, desto größer die Zahl der alljährlich Eingestellten ist, die auf 10 000 der Bevölkerung kommen; auf Ostpreußen z. B. 66,71 gegen nur 38,82 im Königreich Sachsen. Nun möge man von der Frage der Richtigkeit des von mir gewählten Maßstabes einen Augenblick absehen; jedenfalls ist die Bevölkerungsziffer der von allen nahezu unzutässigste Maßstab, denn zur Bevölkerungsziffer gehören auch die Kinder, Weiber und Greise. Da der Prozentsatz derselben in den verschiedenen Wirthschaftsgebieten ein sehr verschiedener ist, wird dadurch das Verhältniß der Zahl der Militärtauglichen zur Bevölkerungsziffer bis zur Unbrauchbarkeit als Vergleichungsmaßstab verändert. Schriebe ich im Stile des Artikels der „Kreuzzeitung", so würde ich sagen: „man muß sich über die Kritiklosigkeit — sei sie bewußt aber unbewußt soll dahin gestellt bleiben — der gegnerischen Presse wundern!"

Die Thatsache, daß die Zahl der Tauglichen im Verhältniß zur Zahl der Wehrpflichtigen in den überwiegend agrarischen Gegenden größer als in den übrigen ist, ist von mir mit keinem Worte bestritten worden. Ich habe sie anerkannt. Ich habe nur hervorgehoben, daß die Angaben, die diesbezüglich gemacht zu werden pflegen, sehr übertrieben sind. Und dies hat keiner meiner Gegner bestreiten können. Wenn aber die „Kreuzzeitung" weiter fragt, was ich zu ihren Ergebnissen sagen werde, so habe ich — von den eben gemachten Ausstellungen an denselben abgesehen — nichts zu erwidern, was ich nicht schon am 30. Oktober und am 13. November in der „Nation" gesagt hätte. Die geringere Zahl der Tauglichen im Verhältniß zur Zahl der Wehrpflichtigen wäre nur dann eine Gefahr, wenn nicht dieser Ausfall durch die weit größere Zahl der Wehrpflichtigen ausgeglichen würde. Sie wird aber nicht nur ausgeglichen: in Folge der weit größeren Bevölkerungsdichtigkeit der überwiegend industriellen Gegenden ist in diesen die Zahl der Tauglichen absolut und im Verhältniß zur Bodenfläche, die sie ernährt, um sehr viel größer als in den überwiegend agrarischen Gegenden. Die Wehrfähigkeit eines Landes hängt aber nicht ab von dem Verhältniß der Zahl der Tauglichen zur Zahl der Pflichtigen, aber gar zur Zahl der Bevölkerung, sondern zur Fläche des Landes, auf der die Bevölkerung lebt. Der Regierungsbezirk Gumbinnen hat einen Flächenumfang von 15 877,49, das Königreich Sachsen einen Umfang von nur 14 992,9 Quadratkilometer; jener lieferte in den 3 Ersatzjahren 1893/94—1895/96 16 060, das kleinere Königreich Sachsen dagegen 44 058 Rekruten. Nach dem Maßstab der „Kreuzzeitung" wäre der Regierungsbezirk Gumbinnen wehrfähiger als das Königreich Sachsen, denn dort kommen auf eine Bevölkerung von 802 340 jährlich 5353 Rekruten, auf 10 000 Einwohner also 66,71, im Königreich Sachsen dagegen nur 38,82. Andere dürften dagegen der Meinung sein, daß eine Armee von 44 058 Mann wehrkräftiger sei als eine von 16 060.

Sollte es Personen geben, für welche diese Ziffern „weiter nichts" beweisen, wie sich die „Nordd. Allg. Ztg." ausgedrückt hat, so möchte ich noch bemerken, daß der Maßstab, an dem ich die Zahl der Tauglichen gemessen habe, derselbe ist, den die Fürsten, welche den preußischen Staat groß gemacht haben, vor Allem Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, angelegt haben. Denn warum klagten sie ja über die so geringe Bevölkerungsziffer ihrer Staaten? Nicht weil sie ihnen im Verhältniß zur Bevölkerungsziffer, sondern zur Größe ihres Landes zu wenig Rekruten lieferten. Warum suchten sie die Bevölkerung mit allen Mitteln zu heben? Um aus ihrem Lande mehr Truppen zu gewinnen. Warum suchten sie so sehr die Industrie in ihr Land zu ziehen und zur Blüthe zu bringen? Weil sie darin ein Hauptmittel zur Steigerung der Bevölkerungsziffer und damit zur Vergrößerung ihrer Heere erblickten. Und ebenso wie sie dachten die übrigen Fürsten zur Zeit des aufkommenden modernen Staats, die alle

die Steigerung der Wehrkraft zur Steigerung ihrer Machtstellung im Innern wie nach Außen im Auge halten.

Allein noch auf ein anderes Argument bin ich bei einigen meiner Gegner gestoßen. Trotz der größeren Rekrutenzahl, welche die überwiegend industriellen Reichstheile liefern, bleibt ihnen die Landwirthschaft der Jungbrunnen der deutschen Armee. Denn die dichtere Bevölkerung der Industriegegenden soll nur auf Zuwanderung aus den Agrargegenden und dem Geburtenüberschuß dieser beruhen. Von der städtischen Bevölkerung hat man sogar behauptet, daß sie ohne diese Zuwendung aussterben würde.

Allein alle hierfür versuchten Beweise entbehren, wie Dr. Kuczynski in seinen schon neulich erwähnten sehr fleißigen Untersuchungen „Der Zug nach der Stadt“ dargethan, der Stichhaltigkeit. Noch weniger wie für den Vergleich zwischen Land und Stadt treffen jene Behauptungen aber für den zwischen überwiegend agrarischen und überwiegend industriellen Gebieten zu. Wären sie richtig, so müßte der Geburtenüberschuß der letzteren ein weit geringerer als der der ersteren sein. Befragen wir die jüngsten Veröffentlichungen über die Bevölkerungsvermehrung*). Danach betrug der Geburtenüberschuß im Königreich Preußen in der Periode 1890/95 14,19 auf 1000 der mittleren Bevölkerung. Vergleicht man damit die Geburtenüberschüsse der einzelnen Regierungsbezirke, so bleiben hinter dieser Durchschnittsziffer für das ganze Königreich zurück

von agrarischen Bezirken: Königsberg, Gumbinnen, Potsdam, Frankfurt, Stralsund, Lüneburg, Stade, Osnabrück, Koblenz, Sigmaringen,

von industriellen Bezirken: Berlin, Stettin, Breslau, Liegnitz, Magdeburg, Erfurt, Schleswig, Hannover, Hildesheim, Münster, Kassel, Wiesbaden, Köln, Aachen.

Es übertreffen die Durchschnittsziffer

von agrarischen Bezirken: Danzig, Marienwerder, Köslin, Posen, Bromberg, Aurich,

von industriellen Bezirken: Oppeln, Merseburg, Minden, Arnsberg, Düsseldorf, Trier.

Es erhellt, daß Bezirke mit überwiegend agrarischer ebenso wie solche mit überwiegend industrieller Bevölkerung die Durchschnittsziffer sowohl übertreffen, als auch hinter derselben zurückbleiben. Am meisten übertreffen sie die Bezirke, die mit polnischer Bevölkerung stark durchsetzt sind, gleichviel, ob sie wie Posen und Bromberg agrarisch oder wie Oppeln — und auch Arnsberg ist ja jetzt theilweise polnisch — überwiegend industriell sind. Sieht man von den Bezirken mit polnischer Beimischung ab, so erscheint der Geburtenüberschuß am größten in dem industriellsten Regierungsbezirke, in Düsseldorf, und zwar trotzdem dort die männliche Bevölkerung die weibliche an Zahl übertrifft. Ferner, während Deutschland einen sehr starken Schritt vom Agrarstaat zum Industriestaat von 1885/90 bis 1890/95 gemacht hat, hat sich der Geburtenüberschuß während dieser Zeit im Allgemeinen vergrößert. Eine Abnahme fand nur in wenigen, darunter überwiegend agrarischen, wie überwiegend industriellen Reichstheilen statt. All' dies spricht nicht zu Gunsten der pessimistischen Theorie.

Allein am Deutlichsten zeigt ein Blick auf England das Ungereimte der Behauptung, daß die Lebensfähigkeit der Bevölkerung durch die Zunahme der Industrie gefährdet werde. Hier haben wir ein Land, in dem seit Beginn des Jahrhunderts die Industrie überwiegt. Nach Porter lebten dort 1811 nur mehr 34,7 Proz., 1821 nur mehr 33 Proz. der Familien von der Landwirthschaft. Von je 100 Personen im Alter von 10 Jahren und mehr gehörten

	1851	1861	1871	1881	1891
nur mehr	11,62	10,01	7,29	5,32	6,06

der Landwirthschaft an. Lebte die Industrie nur von dem Geburtenüberschuß, den ihr die Landwirthschaft treibende Bevölkerung liefert, so wäre England dem Aussterben nahe. Statt dessen hat sich seine Bevölkerung von 12 Millionen im Jahre 1821 auf 30,7 Millionen im Jahre 1896 vermehrt und außerdem alljährlich Hunderttausende nach Amerika und den englischen Kolonien ausgesendet. Kein Mensch wird glauben, daß diese Bevölkerungszunahme den Geburtenüberschüssen zu danken sei, welche die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nicht nur relativ, sondern absolut abnehmende landwirthschaftliche Bevölkerung der Industrie und dem Handel geliefert habe. Vielmehr entspringt sie, wie Dr. Goldstein**) in seinem sehr lesenswerthen Buche gezeigt hat, dem natürlichen Zuwachs der industriellen Bevölkerung selbst. So entfielen von der Gesammtzunahme

	in den Städten über 20 000 Einwohner außer London		in London	
	auf natürlichen Zuwachs	auf Wanderungen	auf natürlichen Zuwachs	auf Wanderungen
	%	%	%	%
1801/10	70,3	29,7	76,2	23,8
1811/20	67,7	32,3	85,4	14,6
1821/30	52,6	47,4	79,0	21,0
1831/40	54,7	45,3	81,7	18,3
1841/50	51,2	48,8	59,8	40,2
1851/60	60,6	39,4	63,8	36,2
1861/70	63,2	36,8	82,6	17,4

„Der überwiegend größte Theil der Bevölkerungszunahme in London und in den Städten mit über 20.000 Einwohnern“, sagt Dr. Goldstein, „ist dennoch auf den natürlichen Bevölkerungszuwachs zurückzuführen“.

Es wäre recht dankenswerth, wenn diejenigen, welche die Lebensfähigkeit der Nation durch das Anwachsen der Industrie gefährdet glauben, ihre Theorie mit der englischen Entwickelung in Einklang zu bringen versuchten.

Die „Kreuzzeitung“ hat in ihrer Nummer 525 vom 9. November von mir bemerkt, ich werde wohl auch nächstens das „populäre Vorurtheil“, wonach die tüchtigeren — Ammen zumeist aus den Dörfern und nicht aus den Fabriken kommen, beseitigen. Ich ersehe daraus, daß sie auch die Ammen als ein Produkt der Landwirthschaft ansieht. Ich will ihr nicht widersprechen; sie weiß gewiß besser, in wie weit sich die Landwirthe auf die Produktion von Ammen besser als die Industrie- und Handeltreibenden verstehen. Nur wußte ich nicht, daß unsere Kriegsstärke mit der Produktion von Ammen etwas zu thun hat. Unsere Bevölkerungszunahme jedenfalls wird, wie das Beispiel von England zeigt, durch die Zunahme des industriellen Charakters des Deutschen Reichs nicht gefährdet. Indeß möchte ich doch ein paar Worte von einer Nährmutter des Heeres sagen, deren Erörterung mir in dessen Interesse wichtiger scheint.

Abgesehen von den Mannschaften wird die Wehrfähigkeit einer Nation von den Mitteln bedingt, die zum Unterhalt von Heer und Marine nothwendig sind. Das war bekanntlich der zweite Grund, warum die Fürsten des 18. Jahrhunderts Industrie und Handel besonders begünstigten. Sie waren der Meinung, daß sie zu rascherer und größerer Vermehrung des Reichthums als die Landwirthschaft führten. Sie erhofften von ihnen auch reichlichere Mittel für ihre Heere. Auch in dieser Beziehung wäre es wünschenswerth, wenn meine Gegner einen Blick in das Buch des Dr. Goldstein würfen, um zu sehen, inwiefern die Entwickelung Englands im 19. Jahrhundert jene Meinung bewahrheitet oder nicht.

Die Ausgaben für unser Heer und Marine beziffern sich heute auf mehr als eine halbe Milliarde. Sie dürften in kurzer Zeit noch vermehrt werden. Seit den Steuerreformen des letzten Dezenniums tragen Industrie und Handel bekanntlich die Hauptlast unserer direkten Steuern. Seitdem die Mehrheit der Nation nicht mehr von der Landwirthschaft lebt, wird auch die Hauptlast der indirekten Steuern von anderen Berufskreisen getragen. Industrie

*) Vierteljahrsheite zur Statistik des Deutschen Reichs. Jahrgang 1897 III 61.

**) Berufsgliederung und Reichthum. Untersuchungen über den Einfluß der Veränderungen in der Berufsgliederung auf Reichthum und Staatsmacht. Stuttgart 1897, S. 20

und Handel erscheinen somit heute in erster Linie als die Nährmutter von Heer und Marine. Selbst diejenigen, welche die Landwirthschaft für den Jungbrunnen unserer Armee erblicken, haben nicht den gleichen Eifer entwickelt, was diese Seite der Wehrkraft angeht, einen Vorrang der Landwirthschaft für die Gegenwart oder gar für die Zukunft in Anspruch zu nehmen. Und doch müßten sie sich klar machen, daß diese mehr als eine halbe Milliarde Mark und in Zukunft noch mehr aus dem Beutel der Landwirthe bezahlt werden müßten, wenn die weitere Entwickelung zum Industriestaat, entsprechend ihren Wünschen, verhindert würde. Oder wer soll sie zahlen?

Lujo Brentano.

Hamburg im Oktober 1897.

Wenn man von der Reise zurückkehrt aus schönster Gegend, südlicher Sonne, die auf Weinbergen und Schneespitzen leuchtet, und dann vom Bahnhof über die Lombardsbrücke fährt, links das innere Alsterbecken, an drei Seiten von Häusern umgeben, über deren Dächer die Thürme der Stadt emporragen, zur Rechten die weite Außenalster im fiedrigen Herbstnebel verschwimmend, wenn man so die wohlbekannten Linien und Farben der Heimath wieder mit den Augen grüßt und zugleich als neues Bild in sich aufnimmt, dann sagt man sich wohl: et hic dii sunt, in gutem Deutsch: Auch hier ist's schön und ist gut da wohnen. Und dann entsinnt man sich, wie in der Fremde die Leute gefragt haben: „Woher?" und auf die Antwort: „Aus Hamburg", in das Gesicht des Fragers oft so ein Lächeln stieg, ein glückselig-rückerinnerndes sattes Lächeln, das auf die materische Schönheit unserer Stadt sich durchaus nicht bezog, sondern dem der Ausruf folgte: „Ach Hamburg, da essen Sie immer so gut, solches Roastbeef! und die Küche bei Pfordte!"

Nun, außer dem ewig und immer wieder und zum Ueberdruß oft genannten Hamburgischen „guten „Essen" wird in einer so großen Stadt, wenn sie gleich nur ein kleiner Staat ist, doch noch allerlei Anderes erlebt, geschaffen und gedacht. Wie vieles, das habe ich in diesen vier Oktoberwochen seit meiner Heimkehr wieder empfunden.

Gleich in den ersten Tagen sahen wir auf der Werft von Blohm & Voß den Stapellauf eines neuen Dampfers für die Hamburg-Amerika-Linie, des größten, der bisher an der Elbe erbaut worden ist. Noch der mächtige Fünfmastsegler, Potosi, das allergrößte Frachtschiff der Welt, gleichfalls einer Hamburger Rhedereifirma gehörend, und ebenso die Pensylvania, das Schwesterschiff des heute getauften, sind auf englischen Werften entstanden. Hier hat man Schiffe von diesen Dimensionen bisher noch nicht gebaut und so ist das Werk nicht eines von vielen, sondern ein erstes, bisher einziges, ein Erfolg deutschen Fleißes und deutschen Strebens Wie groß das Schiff ist, wie viele Tons Wasserverdrängung es hat, welchen Tiefgang, wieviel indizirte Pferdekräfte, wieviele Decks (ich glaube sieben), wasserdichte Schotten, Rettungsboote, Expansionsmaschinen und Dampfkessel und Dynamos zur Beleuchtung, das mag ein Fachmann sachgemäß und genau an anderem Orte nachlesen. Wir waren die Treppe zur Tribüne hinauf gestiegen und standen da zu Füßen einer schwarzen Wand, die sich hoch, haushoch über unseren Häuptern erhob, die sich vor uns schier unabsehbar lang in das Nebelgrau des dunkelnden Nachmittags hinaus erstreckte. Und droben an der schwarzen Mauer in kleinen Goldbuchstaben stand der Name „Pretoria", denn diese dräuende, düstere, unabsehbar große Masse war das Schiff, dessen Taufe beizuwohnen wir hierher geladen wurden. Auf einer Tribüne über der unseren hören wir eine junge Mädchenstimme Verse sprechen, ein Pfiff, ein Schuß, Klirren der Champagnerflasche, drunten klingen Axtschläge e Balken treffen und zersplittern. Die schwarze W... steht unbeweglich. Wenn es mißlänge, wenn das Schiff nicht vom Helgen hinunter wollte, wenn es sich zur Seite neigte, die eiserne himmelhohe Mauer auf uns kleine Menschlein, auf die Brettertribüne? — Eine Sekunde athemloser, erwartender Stille, Aller Blicke nach oben gerichtet. Da — noch ein Pfiff! Und die schwarze, ungeheuere, dräuende Masse uns zu Häupten gleitet lautlos, langsam, sicher, ohne Aufenthalt noch Stocken, hinaus, hinab; in der Ferne sieht man die Fluthen hochaufspritzen, ein Jubelruf aus tausend Kehlen: es ist gelungen, das Schiff ging zu Wasser.

Als wir dann nun eine Viertelstunde später durch das Schienen- und Maschinengewirre der Werftanlagen unseren Weg wieder bis zur Landungsstelle hinabgefunden hatten und nun auf einem kleinen Dampfer die Elbe kreuzten, da kamen wir an dem Riesen vorüber. Pretoria, — der Name, den wir über uns in schwindelnder Höhe gesehen hatten, leuchtete uns jetzt entgegen. Die Wasser hatten sich das Schiff schon zu eigen gemacht, die ausgehende Fluth hatte ihr Recht an ihm geübt, es gefaßt und gedreht, daß es jetzt quer vor dem Helgen, auf dem es erbaut, von dem es niedergeglitten war, nur von zwei Ankern gehalten, frei und schwimmend inmitten des breiten Stromes lag. Drüben die Vorsetzen und Mauern, die Häuser am Hafen, die Anhöhen dahinter, sie waren alle besetzt von Menschen Kopf an Kopf, die aus der Ferne dem Schauspiel zugesehen hatten. Vergnügungsdampfer mit Zuschauern kamen uns entgegen, andere lagen vor Anker, fuhren, kreuzten den Strom, ein Durcheinander von langgezogenen, schrillen Pfiffen und stampfendem Keuchen, Rauch, Nebel, sinkendes Dunkel und dazu diese Luft, diese Hafenluft, die uns Hamburger, so oft wir sie athmen — (sehr oft ist das nicht gerade) — belebt und begeistert. Sie riecht recht schlecht manchmal, ich muß es gestehen, nach Theer und Kohlen und allerlei Waaren. Aber sie streicht dort über einen Segler hin, der aus Ostafrika kommt und dort über ein Dampfboot von den Antillen, und sie weht uns ins Herz ein Gefühl von Größe, von Freiheit, von Macht und Menschenmuth und Menschenkönnen, daß auch, wer gar nichts mit der Größe und Macht des Welthandels zu schaffen hat, und wer von dem Können und allen den Errungenschaften moderner Technik leider bitterwenig versteht, sich als ein Theil fühlt, ein kleines Stückchen von dem „Wir", das dies Hamburg ausmacht.

Aber neben Handel und Schiffahrt finden mit dem Anwachsen unseres Gemeinwesens mehr und mehr auch die Wissenschaften, auch die Kunst hier ihre Stätte. Zwar die Träume von einer Universität in unserer freien und Hansestadt — sie sind bisher nicht zur Verwirklichung gelangt, wer weiß, ob sie jemals ausgeführt werden! Doch inzwischen hat das Bedürfniß nach Lernen, nach Anregung sich seine Befriedigung schon geschaffen. Nicht für Studenten, die so und so viele Kollegien ihres Faches belegen müssen lesen hier die Gelehrten. Das Publikum, das den Saal bei den öffentlichen und unentgeltlichen Vorträgen bis auf den allerletzten Platz füllt, besteht aus jungen Lehrerinnen und alten Kaufherren, aus Hausfrauen, die eine Abendstunde ihren Pflichten abknappen, aus Technikern, Künstlern, Kunsthandwerkern, die auch von anderem als ihrem Berufe wissen möchten. Sie alle kommen nicht, weil sie es müssen, sondern mit dem frischen Eifer des Lernenwollens, des Wissensdurstes. Das Verzeichniß der Vorlesungen, das zum Anfange dieses Wintersemesters von der Oberschulbehörde herausgegeben ward, umfaßt solche in sämmtlichen vier Fakultäten. Für einige Disziplinen sind Gelehrte von auswärts berufen worden, so Professor Berthold Litzmann, der Litterarhistoriker und Professor Zitelmann, der Jurist aus Bonn, die jeder hier in diesem Monat einen Cyklus von Vorträgen hielten. Der hiesige Professor der Geschichte, die Physiker und Chemiker, die Meteorologen, Astronomen, Mathematiker und so weiter doziren in ihren Wissenschaften, die Theologen in der ihren, die Aerzte am Krankenhause halten klinische Uebungen ab und Fortbildungskurse. Und unsere beiden Museumsdirektoren Brinckmann, der bekannte Japanforscher, der Kenner und Förderer jeder alten kunst-

gewerblichen Technik, ebenso wie Lichtwark, der leidenschaftliche Parteigänger der Allerneuesten, fahren fort, wie sie es schon seit Jahren thaten, auf eine Veredelung des Geschmacks, auf eine Vertiefung des Verständnisses in jeder Kunstform hinzuwirken. Ob ihre Bestrebungen zum Ziel führen, ob sie es je erreichen werden, daß unsere nordische Stadtbevölkerung das feine Stilgefühl, den heiteren Farbensinn sich erwirbt, die manchem Südländer mühelos, als ein Geschenk ungezählter Generationen von kunst- und schönheitgewohnten Ahnen zu eigen sind?

Das Interesse für die Künste, der Wunsch, sie zu pflegen, besteht jedenfalls. So ist gerade jetzt hier ein Denkmal errichtet worden für den Hamburgischen Dichter Friedrich von Hagedorn. Sein Sang von „Johann, dem muntern Seifensieder“ ist wohl nur wenigen heute noch bekannt und seine geselligen Lieder klingen uns wunderlich altväterisch verzopft, wie z. B. das folgende:

Beförderer vieler Lustbarkeiten,
Du angenehmer Alsterfluß!
Du mehrest Hamburgs Seltenheiten
Und ihren fröhlichen Genuß. —

Aber es war ein hübscher Gedanke, dem Sänger der Alster an ihrem Ufer einen Denkstein aufzurichten und es war ein sonniger Oktobersonntagmorgen, als man unter den Eichen von Harvestehude ihn einweihte. Quer über die Fußwege und den Rasen hatte man für die geladenen Gäste von der Fahrstraße her einen tiefgelben Teppich gebreitet, bestehend aus den zusammengekehrten herbstlich-welken Blättern. Und während die Reden gehalten wurden und über das neue Bronzerelief, den lichtgrünen Rasen und draußen über die Wasser der Alster goldig blitzende Sonnenlichter im leisen Fallwind wechselnd hin- und wiederhuschten, ging auf die würdigen, hochbehuteten, ernsten Häupter unserer Herren Honoratioren ein sanfter Regen von gelben Blättern aus den Zweigen der Eichen nieder. Daß in den zwei offiziellen Reden sehr viel von dem „Pöseldorfer Verein“ gesprochen wurde, der das Denkmal gestiftet hat, etwas von dem Dichter, dem es gilt, aber gar nichts, nicht ein Wort von dem Künstler E. Börner, der es geschaffen, — nun ja, so ein kleines Versehen kann auch in einer Republik wohl einmal passiren. Es ist dies Werk Börner's, das Hagedorn im Zeitkostüm darstellt, wie er auf einer Gartenbank am Ufer der von ihm besungenen Alster sinnend, träumend, dichtend dasitzt, eine so liebenswürdige Arbeit, daß man ihr wohl einen Standpunkt wünschen möchte an dem sie zur Geltung kommt. Denn die Bronzeplatte, deren feine und liebevoll zarte Zeichnung fast mehr für einen Innenraum geeignet erscheint, ist eingelassen in einen unbehauenen Findlingsblock und der Stein, so massig er im Vergleich zu dem Kunstwerk auch ist, steht nicht an der Straße, wo er für sich wirken würde, sondern abseits auf dem Rasen, dessen stille Linien er stört, unter den jahrhundertalten Eichenriesen, die ihn winzig erscheinen lassen. Kinder, die um ihn her Verstecken spielen, Kinderbonnen, die über ihrer Handarbeit plaudern, sie sind die einzigen, die dann und wann das Bild des Dichters noch sehen werden.

Aber um wenige Tage später wurde ein anderes Denkmal enthüllt, so recht inmitten des allerlebhaftesten Verkehrs. Auf dem Neuen Wall, der Hauptladenstraße, vor dem Stadthause, das aus einem Gesandtenpalais des vorigen Jahrhunderts zum Sitz unserer Polizeibehörde um- und ausgebaut worden ist, zu den Seiten große Comptoirgebäude mit breiten, pultbesetzten Fenstern, dahinter das Fleet und wieder hohe Häuserwände mit Fenstern und mit Speicherthüren, das ist die Umgebung, in der sich die lebensvolle Bronzegestalt des Bürgermeisters Petersen von Tilgner erhebt. Ein schlichter, schwarzer Marmorsockel, keine Inschrift als nur der Name und auf der Rückseite die Jahreszahlen des langen, thatenreichen Lebens, 1809—1892. — Neben seinem Stuhl steht der Bürgermeister, die Hand ausgestreckt wie zu feierlicher Rede, angethan mit dem Ehrenkleide des Stadthauptes, dem Staltrock und der steifen Krause. Als zu Ende der sechziger Jahre eine neue Verfassung eingeführt wurde und man sich anschickte, mit so manchem alten Zopf aus versunkenen Zeiten aufzuräumen, erhoben sich Stimmen, die auch das Senatorenhabit als eine unzeitgemäße Vermummung abschaffen wollten. Da ist es Professor Brinckmann gewesen, damals noch ein unbekannter junger Mann, denn ein Hamburgisches Museum und Hamburgisches Kunstgewerbe existirten bisher nur in seinem Kopfe, der in mehreren Artikeln mit seiner Feder für die Beibehaltung des ehrwürdigen Amtskleides eintrat. In der Uniform und im Frack sieht man große und kleine Herren, der Fürst trägt sie, wie der Untergebene, — dies altspanische Ehrengewand wird heutigen Tages in ganz Europa nur von unseren Hamburger Senatoren getragen, selbst die Schwesterstädte, Lübeck und Bremen, haben sich die alte Sitte nicht zu bewahren verstanden. Zum Glück entspricht auch der Mann meist dem Kleide. Wer weiß, vielleicht ist es heute noch immer eine Nach- und Nebenwirkung jenes sagenhaften, „sanft eingehenden, süßen Tränkleins“, von dem Benecke in seinen Hamburgischen Geschichten und Denkwürdigkeiten zu erzählen weiß: „es habe den neuen Rathsherrn urplötzlich alle seine etwanigen früheren Irrthümer vergessen machen“, — daß, wer das vornehme Kleid zu tragen hat, auch die vornehme Würde der Erscheinung dazu erhält. Köpfe, Gestalten, wie jene des Verstorbenen, wie die unseres heute regierenden Bürgermeisters — man denkt sie sich, selbst wenn man ihnen am grauen Herbsttag auf der Straße im Ueberrock und Cylinder begegnet, unwillkürlich doch in der pelzverbrämten Tracht mit der Krause, den Degen zur Seite — gemalt von van Dyck. Und so steht denn die Statue da nicht nur als ein Denkmal des einen Mannes, der bis vor Kurzem an dieser Stätte hier gewirkt hat. Ob man sich des Verstorbenen noch so deutlich entsinnt, wie wir Zeitgenossen heute, um über die größere oder geringere Treue der feinen, edlen Gesichtszüge urtheilen zu können, oder wie kommende Generationen für die Aehnlichkeit schon den Maßstab verloren hat, — die Gestalt wird allen, die an ihr vorübergehen, jetzt und künftig ein Wahrzeichen bleiben, lieb und werth, als das Idealbild eines Bürgermeisters von Hamburg.

Die Enthüllung des Denkmals bildete gleichsam eine Art von privater Vorfeier für die Einweihung des neuen Rathhauses, die in der folgenden Woche stattfand. Der Name des Bürgermeisters Petersen ist mit der Geschichte dieses Baues aufs engste verknüpft. Seit das alte Rathhaus dem großen Brande von 1842 zum Opfer gefallen war, haben sich alle Behörden bis jetzt in verschiedenen gemietheten Räumen behelfen müssen. Der Platz für ein künftiges Rathhaus war im neuen Stadtplan vorbehalten und von der Bebauung vorsorglich freigelassen worden. Für verschiedene Konkurrenzen waren verschiedene Pläne entworfen, ein Engländer hatte das erste, ein Frankfurter das zweite Mal den ausgesetzten Preis erhalten. Aber immer stellten sich Zweifel ein, man wollte den Platz nicht und den Plan nicht, bald hatte der Senat, bald die Bürgerschaft (unser Parlament) etwas dagegen einzuwenden. Denn man muß nur nicht denken, daß gerade die Schnelligkeit der Beschlüsse zu den Vortheilen unserer republikanisch-vielköpfigen Regierung gehört! Und so zog sich die Sache hin, bis — von dem Gedanken ausgehend, daß nur der Hamburger ganz es zu ermessen wisse, was für ein Rathhaus Hamburg brauche — ein Architekt und Bürgermeisterssohn, Martin Haller, mit acht anderen Kunstgenossen sich zusammenthat, um für den alten Platz hinter der Börse und im Zusammenhang mit dieser einen neuen Plan zu entwerfen. Als aber der Plan wirklich ausgeführt wurde, da war es Bürgermeister Petersen, einer der eifrigsten Förderer desselben, der auch den Grundstein gelegt hat.

Damals gab es noch den weiten unbebauten Raum dort, über den hinaus man die Kirchthürme in den Himmel ragen und Lichtwirkungen der Ferne sah, die man in unserer engräumigen, an großen Plätzen so armen Stadt ungern aufgeben mochte. Die Häuser umher waren an allen Fenstern bis unter das Dach, ja selbst auf den

Dächern von Menschen besetzt, dichtgefüllte Tribünen reichten bis hinab in den ausgehöhlten Raum, der so lange Jahre als „Rathhauskuhle“ unbenutzt dagelegen hatte. Und in der Mitte unter der warmen Frühlingssonne — es war am Jahrestage des großen Brandes am 6. Mai 1886 — stand der gesammte Senat in seiner Amtstracht, stand vor dem Grundstein der greise Bürgermeister Petersen, seine Weiherede haltend. Der Mann, der Platz, der Maiensonnenschein — sie sind nicht mehr. Aber das Haus, das jetzt am 26. Oktober eingeweiht worden ist, läßt die Erinnerung an das Gewesene verschmerzen, denn es wurde an dessen Stelle etwas Gutes und Schönes gesetzt.

Es ist ein machtvoller Bau, von einem hohen kräftigen Hauptthurm in der Mitte gekrönt, reicher Statuenschmuck an Dacherkern und Giebeln, in Nischen, über Fenstern und Thüren ziert das Aeußere und über dem Thurmportal in der Mitte der Vorderfront steht der gute, althamburgische Spruch, der früher an einem unserer Stadtthore zu lesen war: Libertatem quam peperere majores digne studeat servare posteritas.

Zwei Seitenflügel in schlichteren Formen leiten aus der reichen deutschen Renaissance dieses Hauptgebäudes zu dem etwas frostig-klassizistischen italienischen Renaissancestil der Börse hinüber, die aus den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts herrührt. In dem malerisch schönen Hof zwischen beiden erhebt sich ein Brunnen mit der Hygieia, die aus lebenspendender Schale das kühle Naß der Genesung in ein Granitbecken gießt. Das Hauptgeschoß des Vorderbaues enthält links und rechts die Sitzungssäle des Senats und der Bürgerschaft, dazwischen in der Front eine Reihe von Festgemächern. Wie es sich bei der Einweihung eines Hauses von selbst versteht, ging diesmal die Feier im Innern vor einem kleineren Publikum vor sich, und den Zug der Senatoren in ihrem Ornat mit den beiden Bürgermeistern Dres. Versmann und Lehmann an der Spitze haben nur die Auserwählten gesehen.

Die Säle aber werden jetzt nach und nach der Besichtigung freigegeben. Direktor Lichtwark's Plan, die innere Ausschmückung des Hauses nur von Hamburgern beschaffen zu lassen, hat leider nicht ganz zur Ausführung gelangen können. Hätte man alle großen Deckengemälde, den Bronzeguß, die Marmorarbeiten u. s. w. ausschließlich Hiesigen anvertrauen wollen, man hätte sich erst in jahrelangem Bemühen allmählich neue Maler- und Handwerkerschulen heranbilden müssen. Und dazu hatte man nicht die Geduld, man wollte endlich sein Rathhaus haben. So sind unter den bis heute fertiggestellten Räumen nur zwei zu nennen, die man wohl als speziell hamburgisch bezeichnen darf. Der eine, die „Rathslaube“, ein kleiner reizender Ausbau hinter dem Sitzungssaal des Senats, dessen Wände ganz mit Kacheln bekleidet ebenso wie die gemalten Fenster Ansichten des alten Hamburg zu Lande und zu Wasser zeigen, nach Entwürfen von Dünfsche. Und ferner das Zimmer mit den Kerbschnittornamenten an Wand, Thür und Decke, von Zöglingen unseres Waisenhauses ausgeführt, darüber ein Fries von Gemälden der ersten hiesigen Landschaftsmaler und als Einrichtung die Stühle mit Holzintarsia, die von den Vierlanden und anderen Gemeinden der Marschen dem neuen Rathhaus gestiftet wurden.

Wie viel nun von all dem feinen und geistreichen Detail an Treppen und Thüren, den Besonderheiten der Raumeintheilung dem einen von den sieben heute noch lebenden Rathsbaumeistern und wieviel einem anderen zufällt, das ist nirgend vermerkt. Hoffen wir, daß sie alle diese elf Jahre in neidlosem Zusammenwirken gewetteifert haben, ihrer Vaterstadt zu Ehren. So, in heiterer Eintracht, zeigt sie das Bild, das die Malerin Frau de Boor geschenkt hat, und das im Vorraum zur „Rose“, dem hübschesten Zimmer im Rathsweinkeller, angebracht ist. Außer jenen Bauernstühlen und diesem Gemälde sind aber noch mancherlei andere Dinge, Kamine, bunte Glasfenster, Büsten, Stickereien gestiftet worden: Achtzig Familien, deren Glieder im Senat einst saßen oder heute noch sitzen, haben, weil das alte Rathssilber in trüben Franzosenzeiten verschwunden und eingeschmolzen war, neue, mit ihrem Familienwappen neben dem der Stadt gezierte Bestecke, schon vor zwei Jahren dargebracht, als zur Vorfeier der Kanaleröffnung der Kaiser und sämmtliche deutsche Fürsten hier tafeln sollten. Unter anderen Silbergeschenken ragt der Pokal hervor, den der jetzige zweite Vorsitzende des Senats und Vorstand der Rathhausbaukommission bei dem Kommers am Abend der Einweihung seinen Amtsgenossen wie den Bürgerschaftsmitgliedern, mit 10 Flaschen Champagner gefüllt, zum Rundtrunk reichte. Denn nach alter, gutdeutscher Sitte gehört bekanntlich, um ein edles Werk zu krönen, ein rechter Trunk. Und so hat man in Hamburg auch hierin der Väter Sitten treu bewahrt.

Uebrigens ist mit diesem Rundtrunk noch nicht alles Gute erschöpft, das wir von dem einen Monat berichten konnten. In den letzten Tagen des Oktober trat ein Komitee zusammen, dem Sohne der Stadt, der als ihr Ehrenbürger starb, Johannes Brahms, hier ein Denkmal zu errichten. Und ein Bürger, der ungenannt bleiben will, hat die Summe von 250 000 M. zur Gründung einer Heilanstalt für Tuberkulosekranke hergegeben. — Es ist dies nicht das erste Krankenhaus hier, das aus privater Initiative entstand. Von altersher ist es Sitte gewesen, daß man nicht nur nach dem Tode testamentarisch das Wohlthun übte; wer für sich und die Seinen genug zu haben meint, der pflegt schon bei Lebzeiten aus seinem Ueberfluß eine milde Stiftung für Arme, Kranke und Alte zu gründen. Der self-made-man denkt folgerichtig, die Jungen und die Strebenden könnten, wie er es einmal gemußt hat, für sich selber sorgen; trotzdem geschieht auch Vieles hier für Fortbildungszwecke. Daß aber ein Privatmann zur Augenfreude, zum Schmuck der Stadt und zum Gedächtniß seines Namens, wie die alten Römer es thaten, schöne Bauwerke aufführen ließe, das ist leider bisher nicht üblich. So gibt's denn der „Stifte“ unzählig viele, eine Universität oder auch nur ein würdiges Heim für die Vorlesungen, ein Konzerthaus, eine ständige Ausstellungshalle, ein eigener Museumsbau, fehlen, und sie thäten wohl noth. Freilich, am Ende gehört auch dieser bescheidenere Sinn, der nichts für den Prunk will, sondern der nur der Armen gedenkt, zu den tüchtigen Eigenschaften unserer Heimathgenossen.

Und so wollen wir denn fortfahren, schlecht und recht unser Leben zu führen. Wenn einer von draußen zu uns zum Besuch kommt, wollen wir gastfrei nach alter Hanseatensitte ihn mit dem Allerbesten bewirthen, was Küche und Keller — und wär's auch bei Pfordte! — liefern können. Reist er dann ab und hat nichts anderes hier gesehen als eben dies letzte, — nun, so ist's seine Schuld, nicht unsere.

Wir aber, des Guten bewußt, das wir besitzen, sind stolz auf die Schönheit unserer Stadt, stolz, daß sie ein Glied ist des großen, geeinigten Deutschen Reiches und daneben auch darauf, daß wir uns unsere eigene Art, die der kleine Freistaat gewährt, bis heute zu erhalten verstanden.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Alfred Stern's Geschichte Europas.*)

Von dem groß angelegten Werke Alfred Stern's, das die Geschichte Europas von 1815 bis 1871 zu erzählen unternimmt, ist soeben der zweite Band erschienen. Derselbe verdient die Aufmerksamkeit und Theilnahme weiter Kreise. Er umfaßt, wie der erste es that und der dritte es verspricht, nur fünf Jahre: von 1821—25, aber sie sind reich an weltbewegenden Ereignissen und erschütternden, die Zukunft beeinflussenden Vorgängen.

Dem Kenner der bisherigen Werke des ausgezeichneten Historikers sind seine Art, seine Methode, seine Auffassung wohl bekannt. Was zuerst in seiner ganzen Thätigkeit in

*) 2. Band. Berlin. Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung 1897).

die Augen fällt, ist das universale Moment. Es gibt wohl heutzutage unter den deutschen Geschichtsschreibern keinen zweiten, dem die Geschichte Englands, Frankreichs und Deutschlands solche Förderung verdankt wie ihm. Wie er in „Milton und seine Zeit“ und in der Geschichte der „Englischen Revolution“ die große umwälzende Bewegung so mustergiltig, daß in Deutschland über die gleichen Themata nichts Besseres geschrieben wurde, schilderte, so erwies er sich im „Mirabeau“ als ein Kenner der französischen Revolutionszeit in ihrer inneren und äußeren Geschichte, dessen Forschungsergebnisse sich die Franzosen durch Uebersetzung des Werkes aneigneten und leichter zugänglich machten. Und was auf dem Gebiete der preußischen Reformzeit und des Befreiungskrieges seinen eindringenden und methodischen Untersuchungen zu verdanken ist, wissen wir Alle, die wir gleiche und verwandte Gegenstände bearbeiten, nicht genug zu rühmen und mit Dankbarkeit zu benutzen. Diese Universalität seines Arbeitsfeldes ist einmal um so bewundernswerther, als es bei der mehr und mehr fortschreitenden Spezialisirung aller wissenschaftlichen Thätigkeit schwer genug ist, unter selbständiger Theilnahme und Mitarbeit einen kleinen Abschnitt des ungeheuren Gebietes zu beherrschen, das andere Mal um so erfreulicher, als gerade dem wissenschaftlichen Spezialistenthum gegenüber die Betonung der universalen Zusammenhänge nöthig ist und durch das vorliegende Werk der Beweis geliefert wird, daß es auch heute noch möglich ist, den größern Kreis zu umfassen. Indem also Alfred Stern schon von jeher seine Arbeit der Geschichte der verschiedenen europäischen Nationen zuwandte, hat er sich gleichsam selbst prädestinirt, die Geschichte Europas zu schreiben. Daß er deutsche und fremdländische Vorgänger benutzt, ist selbstverständlich, und er hat es ja bei Beginn des Werkes ausgesprochen, daß er ohne sie sein Unternehmen nicht gewagt hätte. Aber indem er die wichtigsten europäischen Archive für seine Zwecke durchforscht und in umfangreichster Weise die stetig anwachsende Litteratur benutzt, gelangt er in seiner Forschung, wir in unserer Kenntniß an nicht wenigen Punkten und in nicht unwichtigen Fragen über den bisherigen Standpunkt hinaus. Es läßt sich ohne große Mühe durch Vergleichung mit der Darstellung von Gervinus und der Autoren in Hirzels Staatengeschichte nachweisen, wo und wie unser Wissen durch Stern erweitert wurde. Aber auch systematisch unterscheidet er sich von jenen. Ist auch ein solches Werk nicht anders zu schaffen, als durch Nebeneinanderstellen der Entwickelung der einzelnen Staaten, so fordert und bietet eine Geschichte Europas doch vor allem, daß die gemeinsamen Momente bezeichnet, die gegenseitige Einwirkung auf einander hervorgehoben werden. Nehmen wir noch dazu, daß die Darstellung in ruhigem Flusse sich bewegt, daß das Urtheil ohne Leidenschaftlichkeit mit besonnener und gerechter Schätzung abgegeben ist, und daß allemal das Ineinandergreifen der auswärtigen Verhältnisse und der inneren Zustände dargestellt wird, so haben wir wohl die hauptsächlichsten Merkmale der Arbeitsweise unseres Autors gekennzeichnet.

Der vorliegende Band beginnt mit der spanischen Revolution von 1820. Noch besteht die heilige Allianz oder besser der Einklang der europäischen Großmächte, wie er einst in den Verträgen von Chaumont und Wien verkündet worden war, aber die stürmischen Vorgänge in Südeuropa leiten allmählich zur Auflösung hinüber. Der spanischen Revolution folgten auf dem Fuße die portugiesische und die neapolitanische; ihr Verlauf hat viel Aehnlichkeit miteinander und ihr Schiboleth war die spanische Cortesverfassung von 1812. Von Alexander von Rußland, dessen angeblicher Liberalismus längst verraucht war, und der sich in der Rolle des Vorkämpfers von Ordnung und Legitimität außerordentlich gefiel, ging der Anstoß zum Einschreiten gegen diese revolutionären Bewegungen aus. Der springende Punkt für die Sorgen und Kämpfe der europäischen Diplomatie wurde nun die Frage der Intervention. Zu ihrer Verhandlung vereinigten sich die Herrscher und die Staatsmänner nacheinander auf den Kongressen zu Troppau, Laibach, Verona. Trotz Englands Widerstreben war das Ergebniß, daß der österreichische Kaiserstaat in Neapel, Frankreich mit Heeresmacht in Spanien einschritt. Für beide paßt, was Stern im letzteren Falle als Resultat bezeichnet: „Diesen Erfolg hatte eine bewaffnete Einrichtung, die bestimmt gewesen war, im Namen der Legitimität die Anarchie der Revolution zu bekämpfen. Es war ihr ohne großen Kraftaufwand gelungen, ein locker gefügtes, schon untergrabenes und durchlöchertes Staatsgebilde zu Fall zu bringen, das der festen Grundlagen des Wohlstandes, der Gesittung, der Aufklärung in den breiten Schichten des spanischen Volkes ermangelte. Aber es war ihr nicht gelungen, der Wiederkehr einer fluchwürdigen Willkürherrschaft vorzubeugen, die in der Rohheit, dem Stumpfsinn und dem Aberglauben der gezügelten Masse den günstigsten Nährboden fand. Die Belebung und Umwandlung jener ‚alten Einrichtungen‘, in denen französische Staatsmänner die Bürgschaft für eine gedeihliche Zukunft Spaniens zu finden gehofft hatten, blieb ein frommer Wunsch. Sie mußten sich mit dem Bewußtsein begnügen, die gedemüthigte Herrschermacht eines Bourbonen wieder aufgerichtet zu haben. Seiner Willkür rechtzeitig auch nur die kleinste Schranke zu setzen, war gänzlich von ihnen versäumt worden. Bei den Ostmächten vollends, so unerwünscht ein Rückfall in die Mißwirthschaft der früheren spanischen Regierung ihnen war, überwog die Freude über die vernichtende Niederlage einer Sache, die sie einhellig feierlich verdammt hatten. Der Sturz der Cortesverfassung galt ihnen als ein Triumph ‚aller Throne Europas‘, und dieser Triumph sollte nicht durch irgend welche Begrenzung der hergestellten königlichen Gewalt entweiht werden.“

Waren auf der Pyrenäen- und Appenninen-Halbinsel die Revolutionen unterdrückt worden und die grausamste Reaktion danach eingetreten, so entwickelte sich auf der Balkanhalbinsel der Kampf der Griechen gegen ihre mohamedanischen Unterdrücker in anderer Weise. An sich schon fesselt diese Bewegung den Blick des Zuschauers mehr als jene Militärrevolten: hier kämpfte ein Volk um sein nationales Dasein und trotz aller Fehler und Schwächen entfaltet sich ein großes, vielbewegtes Bild, dessen Zeichnung unserm Autor vortrefflich gelungen ist.

Die beiden Kapitel „Erhebung Griechenlands“ und „Fortgang des griechischen Freiheitskampfes“ gehören zu den fesselndsten des ganzen Buches, und in ihnen steigert sich der Ton der Erzählung nicht selten zu dramatischer Lebendigkeit. Was sich während dieser Bewegung an heldenmüthigen Thaten und an Vorgängen von entsetzlicher Grausamkeit, an patriotischer Opferwilligkeit und an unheilvollen persönlichen Zwistigkeiten abspielte, wie diplomatische Winkelzüge und Eifersucht der Mächte auf einander auf den ganzen Verlauf einwirkten, kann und braucht hier nicht wiedergegeben zu werden, nur auf das neue Moment, das sich geltend machte, und für den endlichen Sieg trotz des tiefsten Niederganges unermeßlich wichtig war, sei hingewiesen. Die öffentliche Meinung Europas trat auf die Seite der Griechen, und der Philhellenismus wurde ihre Rettung. Stern erinnert an das Wort von Gottfried Keller im „Grünen Heinrich“: „der griechische Freiheitskampf erweckte zum ersten Male in der allgemeinen Ermattung wieder die Geister und erinnerte, daß die Sache der Freiheit diejenige der ganzen Menschheit sei.“

Von Land zu Land flog der Funke der Begeisterung, besonders nach dem Fall von Mesolonghi. „Noch stärker als die materielle Hilfe“, sagt Stern, „war die moralische Unterstützung, die den Griechen zu Theil wurde. Der Ansicht des Ultra Hyde de Neuville: ‚Die Griechen sind keine Revolutionäre, sie kämpfen für ihren Gott und ihre Freiheit‘, wagte niemand mehr zu widersprechen. Die ganze abendländische Welt war von dem gleichen Gefühl durchdrungen. In Stockholm und in Edinburg, im Haag und in Florenz empfanden Tausende denselben Pulsschlag der Zeit. Wo die gemeinsame Empfindung zu offenem Durchbruch kam, sah man Hoch und Niedrig, Konservative und Liberale, Strenggläubige und Unkirchliche mit einander verbunden. Es gab zum ersten Male wieder seit

Anlehnung gegen die Napoleonische Zwingherrschaft eine gesammteuropäische öffentliche Meinung. Die bejahende Antwort auf die Freiheitsfrage Griechenlands war, nach Grillparzer's Ausdruck, zu einem Völkeraufschrei geworden. Auf die Dauer ihn zu überhören, konnte den Regierungen nicht möglich sein."

Die Geschichte des Griechenaufstandes wird in diesem zweiten Bande noch nicht zum Schluß geführt, sondern nur bis zur Anbahnung einer englisch-russischen Verständigung, die durch den Tod des Zaren Alexander am Abschluß gehindert wurde.

Zwei politische Kapitel bedürfen noch eines kurzen Hinweises; sie behandeln die deutschen und die englischen Zustände. In Preußen endeten die langjährigen Verfassungshoffnungen und -Verhandlungen mit der Einsetzung der Provinzialstände, in denen auch das bescheidenste und loyalste Gemüth keine Vertretung des Volkes sehen konnte. Die selige Ruhe des Bundestages wurde nur durch kleinliche Ränke und Streitigkeiten unterbrochen, und die Opposition Wangenheim's und derer um ihn endete mit einer Reinigung der Versammlung von widerstrebenden Elementen und einer Demüthigung des Stuttgarter Hofes. Ueber den Kopf dieser sogenannten deutschen Centralbehörde fort wurden in den Wiener Konferenzen die reaktionären Maßregeln verschärft, und in Preußen kamen jetzt die Kamptz und Nagler ans Ruder, mit deren Namen genug traurige Erinnerungen verknüpft sind.

In dieser Zeit der Demagogenverfolgung, der Unterdrückung jeder freieren politischen Regung auf dem gesammten Kontinent blickte wohl mancher ehrliche Mann mit Neid nach England hinüber, wo man das Vaterland aller Freiheit zu erblicken sich gewöhnt hatte. Zwar war auch dort nicht alles Gold, was glänzte, und das starre Tory-Regiment der Castlereagh und Wellington war alles eher als liberal, aber trotz bedenklicher Vorkommnisse wie des Skandalprozesses der Königin Karoline oder trotz aller sozialen Bedrängnisse, wie sie der große geschäftliche Krach des Jahres 1825 herbeiführte, pulsirte doch ein politisches Leben im Inselreiche, eines großen und selbständigen Volkes würdig, und begann auch mit dem Amtsantritt Cannings im Innern und Aeußern eine liberale Epoche. Sehr interessant für unsere gegenwärtigen heimischen Zustände ist unter den damaligen politischen Kämpfen Englands das Auftreten der Agrarier.

„Landjunker und Pächter," — erzählt Stern, — „die die Stärke der Torypartei ausmachten, konnten sich nicht darin finden, daß sie für das Erzeugniß ihrer Aecker nicht mehr dieselben hohen Preise erzielten wie während der Kriegs- und Theuerungsjahre. Das Zollgesetz von 1815 gab ihnen ein Monopol für den heimischen Markt, so lange der Quarter inländischen Weizens nicht achtzig Shilling kostete. Aber ihre Rechnung auf dauernde Wirkung dieses Monopols zu Gunsten ihrer Kasse trog. Ueberfluß an alten Vorräthen, gute Ernten, und unerwartet reiche Zufuhr aus Irland brachten seit 1819 einen starken Preisfall hervor. Zu allen Zeiten haben Gesellschaftsklassen, die durch politische Vormacht verwöhnt sind, auch für ihre finanziellen Schmerzen von der Gesammtheit Linderung erwartet. Der Landadel, theilweise schwer verschuldet, mit seinem ganzen Anhang in Sorgen wegen der beginnenden unaufhaltsamen Umwandlung seines Vaterlandes in einen Industriestaat, forderte Abhilfe von der Regierung. Man wollte sich an kleinen Mitteln nicht genügen lassen. Erhöhung der Zölle, Aenderung der Goldwährung, wenn nicht gar Beraubung der Staatsgläubiger wurden ihr als heilskräftig angepriesen. Sie mußte 1820 die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses geschehen lassen, wußte jedoch seine Thätigkeit in engen Schranken zu halten. Im folgenden Jahre wurde er erneut. Aber in seinem Bericht vom 18. Juni 1821 kamen die Gegner der agrarischen Dränger, an ihrer Spitze Ricardo, zu Wort. Aeußerst gereizt machten hierauf Grundherren und Pächter in manchem ländlichen Bezirk mit den Radikalen gemeinsame Sache. Auf diesem Umwege wurde das Banner der Parlamentsreform auch in Hochburgen des Torysmus getragen. Ein Unterhaus, aus dem ein Bericht wie der letzte hervorgegangen war, erschien vielen bisherigen Anbetern des alten Herkommens dringend als der Auffrischung bedürftig. Um den Sturm zu beschwören, veranstaltete die Regierung 1822 von sich aus nochmals eine parlamentarische Untersuchung des Zustandes der Landwirthschaft. Ihr Ergebniß war eine Aenderung des Kornzollgesetzes von 1815, die unter dem Schein seiner Milderung seinen monopolistischen Grundzug verstärkte. Die Grenze für die Zulassung fremden Getreides auf den inländischen Markt wurde zwar um 6 Schilling ermäßigt. Aber so lange der Preis des heimischen Getreides zwischen 70 und 80 Schilling schwankte, lastete ein Einfuhrzoll von 12 Schilling auf den Quarter. Dazu kamen noch 5 Schilling für das erste Vierteljahr der Einfuhrfreiheit. Mit dem Steigen des Preises sank der Zoll. Uebrigens sollte das Gesetz erst in Kraft treten, wenn der Quarter inländischen Weizens 80 Schilling kostete. Die hitzigsten Agrarier betrachteten die Neuerung als eine ärmliche Abschlagszahlung. Sie waren empört darüber, daß ihre Empfehlung der großen Heilmittel kein Gehör fand, daß ihnen selbst die Aussicht auf ein Anlehen von 1 000 000 £ entging."

Wie ähnlich sind diese Bestrebungen und Wünsche aus dem Beginn der 20er Jahre den heutigen und wie lehrreich ist der Fortgang dieser Bewegung in England!

Das Schlußkapitel schildert die geistigen Strömungen in Europa, und darin tritt die Einheit und Gemeinsamkeit der Kulturvölker selbstverständlich stärker hervor als in der durch nationale Gegensätze durchbrochenen politischen Entwicklung. Im Mittelpunkt steht Byron, ausführlicher gewürdigt werden Mickiewicz, Puschkin, Heine und Viktor Hugo. Während für die Abschnitte der politischen Geschichte das Jahr 1825 fast überall einen guten Abschluß bietet, leidet das litterarische Kapitel etwas unter der Bedingung, auch hier den Endtermin festzuhalten.

Mögen die wenigen Angaben über das Werk und Mittheilungen aus ihm, die zu machen uns vergönnt war, viele Leser veranlassen, es zur Hand zu nehmen, und möge vor Allem dem verehrten Verfasser Gesundheit und Kraft zur Fortarbeit unvermindert erhalten bleiben.

Bruno Gebhardt.

Ein „Bellettristen-Almanach" von 1782.

Bei einem Antiquar, der in den Arkaden Berns — ähnlich wie man es in Italien sieht — seine papierenen Schätze ausbreitet, fand ich dieser Tage einen anonymen „Almanach der Bellettristen und Bellettristinnen fürs Jahr 1782", der für 20 Centimes zu kaufen war. Schon die orthographische Belehrung, die im Titel liegt, war diese Summe werth. Der Gebrauch der heutigen Rechtschreibung duldet in Belletrist, Belletristik u. s. w. das verdoppelte „t" längst nicht mehr und hat allerdings so den bekannten lustigen Witz ermöglicht, daß, als die Gräfin Ida Hahn-Hahn sich irgendwo in ein Fremdenbuch als „Belletriste" eingeschrieben hatte, ein später hinzugekommener Spaßvogel die Worte beifügte:

„Belle warste, triste biste,
Siehste wie de biste Belletriste".

Wenn wir uns aber erinnern, daß das Wort von „belles lettres" abgeleitet ist und nur die Sache manchmal etwas Tristes hat, so müssen wir der Rechtschreibung des Almanach-Anonymus im Grunde beipflichten.

Wichtiger als diese orthographische Lektion, die uns praktisch nichts nützt, ist das, was ich als die Moral des von mir mit Interesse durchschnüffelten Büchleins bezeichnen möchte; sie besteht in der wieder einmal durch glänzende Beispiele belegten Erkenntniß, wie wenig oft das Urtheil der Nachwelt über große Männer mit den Censuren übereinstimmt, die diesen von ihren Zeitgenossen ertheilt wurden.

Der Verfasser des Almanachs für 1782 läßt nämlich die gesammte damalige Dichter- und Litteratenwelt Deutschlands an seinem Versteck vorbei defiliren und gibt jedem der gerufenen Geister sein Sprüchlein auf den Weg mit, manchmal ein Lob, häufiger eine Insulte. Und hiebei ist das Interessante, daß gerade die Großen von Weimar besonders hämisch beurtheilt werden. Nicht Schiller! denn die „Räuber" wurden erst im Januar 1782 zum ersten Male aufgeführt, die im Jahr vorher erschienene Buchaus-

gabe des Stückes war dem Verfasser des Almanachs unbekannt geblieben. Schillers Name kommt also in diesem frühen Litteraturkalender Deutschlands nicht vor. Wohl aber erscheinen Wieland, Herder und Goethe. Mit Wieland wird im Ganzen artig umgegangen. Er wird als ein „Mitschöpfer unserer Litteratur und einer unserer größten Dichter“ aufgeführt, auch gegen den Vorwurf, ein unsittlicher, die Jugend verführender Dichter zu sein, mit einem nicht sonderlich appetitlichen Gleichniß vertheidigt: „So wenig, wie man es einem geschickten Koch zur Last legen kann, wenn sich schwache Magen durch seine Gerichte Erbrechen und Unverdaulichkeit zuziehen, ebensowenig kann man es Wieland zur Last legen, wenn hier und dort in seinen Schriften was vorkömmt, woran man Anstoß nehmen kann.“ Dagegen wird von dem Dichter, der ein Jahr vorher durch Herausgabe des „Oberon“ den schönsten Beweis seiner Schaffenskraft geleistet hatte, behauptet, er sei „jetzt auch schon eine Rose, die ein Blatt nach dem anderen fallen läßt, endlich auch welken und das Haupt neigen wird“. Dieses düstere Orakel hat Wieland erst 31 Jahre später erfüllt.

Nun aber die Urtheile über Goethe und Herder! Es ist der Mühe werth, die Abfertigung, die diesen Beiden in dem Almanach zu theil wird, wörtlich anzuführen.

Johann Wolfgang Göthe.

Der deutsche Shakespeare? Das wird er selbst nicht wollen; aber etwas mehr, als andre Männer in seinem Fach ist er. Feurige, kräftige Einbildungskraft, tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, durch welche er uns in seine Gewalt bekommt und hinlenken kann, wohin er will, fruchtbare Gewalt über seine Sprache und — Hang zum Sonderbaren haben ihn zu dem Manne gemacht, der er jetzt ist. Er ist der Lieblingsschriftsteller unserer Nation! Was von ihm kam, ward nicht gelesen, sondern hastig und begierig verschlungen. Jetzt hat es sich ein wenig gelegt. Man spricht schon von ihm wie von andern wackern Männern, meint, Göthe könnte ein noch dreimal größerer Mann sein, wenn er seinem Genie, verbunden mit dem ordentlichen Hergang der Natur, und Regeln (die nicht da sein könnten, wenn's keine Genies gab) freien Lauf ließe. — Jetzt beginnt er schon, von Eins auf das Andre überzuspringen, und man merkt ihm deutlich an, daß er nach jeder Gelegenheit hascht, sich den Ruf des Sonderbaren noch fester zu stellen. Anders können wir uns den Umstand nicht erklären, daß er anfängt, sich in die Theologie zu mischen und auch darin seine Geniesprünge zu machen. — Bei allem dem aber ist er ein Mann, auf den sein Vaterland stolz sein kann. Es werden viel Jahre vergehen, ehe wir wieder einen Göthe bekommen, der uns mit Berlichingens, Clavigos, Werthers 2c. Ehre machen wird. Vielleicht kann er das selbst nicht mehr; vielleicht hat „jene lebendige Quelle, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt“, aufgehört zu sprudeln! Ist das, so lege er um sein Selbst willen die Hände in Schooß und freue sich des Wegs, den er zurückgelegt hat, gehe aber nicht weiter, er könnte straucheln, fallen — er wäre freilich nicht der erste große Mann, der am Ende seiner Laufbahn noch fiel und männiglich zu lachen machte — aber es wäre doch besser, wenn er ohne Anstoß dahin gelangte — die Welt ist böse!

* * *

Wie sich hier der Neid, der den Sturz des großen Mannes von Herzen wünscht, hinter der Maske des wohlwollenden guten Rathes versteckt, ist ein überaus widerliches Schauspiel. Aber die Sache selbst kommt uns, trotz dem altmodischen Ton, so bekannt vor? Klingt dieselbe Musik nicht aus so vielen Kritiken und litterarischen Aufsätzen wieder, die heutzutage über die beiden deutschen Dichter geschrieben werden, die hauptsächlich das Theater beherrschen und das Herz der Nation erfaßt haben? Man vergleiche, was die unlängst vom Bibliographischen Institut in Leipzig herausgegebene illustrirte „Geschichte der deutschen Litteratur bis zur Gegenwart“ über Gerhart Hauptmann urtheilt. „Kühle Berechnung auf Effekt, keine innere künstlerische Nöthigung kennzeichnet Hauptmanns ganzes Schaffen“; die „Versunkene Glocke“ ist „ein hohles Modell der Tagesmode“ u. s. w.

Aber kehren wir zu unserm Almanachisten, den man auch kurzweg als Pamphletisten bezeichnen dürfte, zurück, um zu sehen, wie er Herder abfertigt.

Johann Georg Herder.

Generalsuperintendent in Weimar. Auch einer von den Männern, die sich gern anders gebärden als Ihresgleichen, den Hut auf ein Ohr setzen und von Sachen, die man sonst nur ins Ohr sagt, gern laut sprechen und das Alles aus bloßem Hang zum Sonderbaren. Gründlichkeit und andere männliche Eigenschaften muß man da nun nicht suchen; aber dafür werden sie auch ohne Gnade vergessen werden, ob es ihnen gleich jetzt noch nicht so dünken mag. Herder ist ein eigentlicher Theolog, aber er hängt auch zu uns herüber, deßhalb muß er sich's gefallen lassen, wenn wir ihn hier als Bellettrist aufführen! — Wir hoffen dadurch nun eben nicht in seine Ungnade gefallen zu sein!

* * *

Man spürt hier sehr wohl durch, daß der Almanachverfasser an den führenden Geistern, die im vorigen Jahrhundert die große Litteraturerneuerung brachten, sein Müthchen kühlen möchte, weil er sie für verführende Geister hält. Noch deutlicher als Goethe und Herder gegenüber tritt dies in dem langen Abschnitt hervor, mit dem Klinger bedacht wird. Hier fühlte sich der Verfasser, mit Grund, etwas mehr im Recht, wenn er in dem Dichter von „Sturm und Drang“ das damalige naturalistische Prinzip bekämpfte. Ergötzlich aber ist, zu bemerken, daß dabei Gedanken und Vergleiche zum Vorschein kommen, wie sie genau so gegen die naturalistischen Autoren unserer Zeit als Waffen benutzt wurden. „Heißt es die Natur schildern, wenn man einen Misthaufen mit allem Zubehör so natürlich und zum Greifen darstellend schildert, daß Magen und Nase genug hat?“ Wenn die Photographie im 18. Jahrhundert schon erfunden gewesen wäre, so würden wir im Almanach gewiß auch dem Hinweise auf den Unterschied zwischen künstlerischem und bloß photographischem Abbilden der Natur begegnen. Auch die Unsittlichkeit der Stoffe wird Klinger vorgeworfen „Einer unserer Kraftmänner, die die Natur darstellen, wie sie ist, keine Regeln kennen, als die eine unbändige Phantasie ihnen eingibt; Leute in aller Welt Augen aufs grausamste morden, kastriren, Nasen und Ohren abschneiden lassen; vom A . . lekken und Kindermachen laut sprechen, züchtigen ehrsamen Frauen und Mädchen im Antlitz Scenen der Nothzucht aufstellen — alles pure, klare Natur.“ Man erinnert sich, wenn man dergleichen liest, unwillkürlich an die Entrüstungsstürme jenes Abends, der auf der „Freien Bühne“ in Berlin Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ brachte. Nichts Neues unter der Sonne! Und gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen!

Wie es auch heutzutage bei Litteraturkritikern vorzukommen pflegt, wagt der Almanachverfasser gegen ältere Dichter von bereits allgemein anerkanntem Ruhme, trotz dem Schutz seiner Anonymität, selten etwas Erhebliches vorzubringen; geschieht es dennoch, so ist es meistens falsch, so, wenn er die Sprache in den Versen des 1777 verstorbenen Albrecht von Haller „wässerig“ nennt: das ist nun gerade der letzte Vorwurf, den man Haller's etwas schwerfälligen Gedichten machen kann. Mit besonderer Achtung werden Klopstock und Lessing behandelt, auch Bürger kommt merkwürdiger Weise gut weg, unter den „Bellettristinnen“ namentlich die Karschin. Wie sich leicht vermuthen läßt, wimmelt der Almanach von seither völlig vergessenen Namen. Bei einigen, so bei einem gewissen Brumbey und einem Christian Wilhelm Kindleben hat man den Eindruck, sie seien in die Sammlung nur aufgenommen, damit der Verfasser an ihnen einen Akt privater Rache ausüben könne, was aufs ausgiebigste besorgt wird. Uebrigens paradiren

alle Dichternamen zweimal, indem sie sich auch vorne im Kalendarium unter die verschiedenen Monate vertheilt finden, und zwar nicht etwa nach den Geburtstagen, sondern willkürlich untereinander gestellt, daneben immer eine witzig sein sollende Wetternotiz oder sonstige Anspielung auf den Genannten. So steht bei Christoph Adolf Klotz — Lessing's wissenschaftlichem Gegner — kurzweg: „Sauwetter", bei dem Epigrammatiker Abraham Gotthelf Kästner: „scharfe, beißende Luft", bei Hölty: melancholisch trübe", bei Gleim: „schöner Abend", bei Joh. Reinhold Lenz: „Wind, Hagel, Regen, Schlossen, Sturm, Schnee, Sonne, Mond, Sterne — Alles von Allem", bei Goethe: „Rasenbluten" (!), bei Herder: „Hals- und Beinbrüche" u. s. w.

Auch ein spaßhafter Kupferstich sollte die Wirkung dieses pikanten Litteraturkalenders erhöhen. Das in der feinen Art Chodowieckischer Figurenzeichnung ausgeführte Bildchen stellt eine am Parnaß sich abspielende drollige Scene dar. Den höheren Gipfel halten vier durch keine besondere Abzeichen kenntlich gemachte Herren in Zopfperrücke, Kniehosen und Degen besetzt; auf den niedrigeren Gipfel hat sich Pegasus niedergelassen, nachdem er soeben einen gestiefelten Reiter abgeworfen hat, der am Fuße des Musenberges auf dem Rücken liegt. Das frei gewordene Götterpferd führt sich inzwischen nicht nur übermüthig, sondern auch unanständig auf, indem es gewisse Kugeln fallen läßt, nach denen jedoch die Schaar der unten am Berge sich drängenden Poeten begierige Hände streckt. Auf halber Höhe des Berges sieht man eine Gesellschaft von fünf Herren und zwei Damen in friedlicher Unterhaltung. In der Ferne aber rücken immer neue Parnaßerstürmer an. Einer, der sich zu hinterst befindet, geht auf hohen Stelzen, manche versuchen ein leidenschaftliches Emporklettern, während andere, vor der Thür eines ländlichen Wirthshauses stehend, eine gewisse vornehme Zurückhaltung beobachten. Die derbe Symbolik des nicht übel entworfenen Bildchens wäre vollständig, wenn auch der Kampf der Poeten unter sich, ihr gegenseitiges sich Herunterreißen, entsprechend dargestellt wäre.

In meinem Exemplar dieses verschollenen Almanachs steht in altväterischer Schrift, aber mit noch ziemlich kräftig erhaltener Tinte, die wahl von der Hand seines ersten Besitzers stammende Bemerkung, für den Verfasser werde der auf pag. 189 ebenfalls angeführte Joachim Christian Friedrich Schutz gehalten und in den „freymüthigen Betrachtungen über alte und neue Bücher" sei dieser Almanach nicht günstig recensirt. Letzteres läßt sich leicht begreifen, da sich die ganze Unternehmung, die uns heute nur als alte Kuriosität noch interessiren kann, für die Zeit, in der dieser Almanach erschien, als richtige litterarische Buschklepperei charakterisirt.

Bern. J. V. Widmann.

Theater.

(Berliner Theater: „In Behandlung". Von Max Dreyer.)

Von den wenigen Stücken der Gegenwart, welche die Frauenfrage nicht behandeln, scheidet sich das Dreyer'sche grundsätzlich. Nach dem fesselnden Werkchen des Dichters Stratz brachte dieselbe Woche nochmals dasselbe Thema. Durch Dreyer's Stück ist die Frauenfrage, glaub ich, nicht beseitigt. Um feuilletonistisch graziös zu reden, so „wirft" es auf sie nur gewisse „Schlaglichter". Und die Schlaglichter sind, falls nicht wiederum alles trügt, „heitere" Schlaglichter. Mit einem Wort: Dreyer's Stück wirft gewisse heitere Schlaglichter auf die Frauenbewegung.

Eins ist klar: unser Staat behandelt die Frauenbewegung nicht gut, aber die Dramatiker behandeln sie schändlich. Sie steht im Bühnenleben auf einer noch tieferen Stufe als im Leben. Die bewegenden Frauen sind in Wahrheit dreimal geistvoller als die Dichter, die sie darstellen. Und doch ist Dreyer's Stück keines von den schlechtesten.

Der Fall liegt verwickelt. Ein Mädchen, das Medizin studirt hat, läßt sich in einem pommerschen Nest als Aerztin nieder. Sie bekommt keine Praxis: die Einwohner halten das Praktiziren eines Fräuleins für unsittlich. Das könnte sehr komisch sein: wenn es sehr komisch dargestellt wäre. Das ist es nicht. Man sieht nur Kleinstädter gegen Dinge Einspruch erheben, die uns geläufig und selbstverständlich sind. Und sieht einen Dichter mit tapferer Miene durch eine offene Thür schreiten. Warum lächelt er so? warum thut er so überlegen? warum kommt er sich als Satiriker vor? Die Thür ist, fürwahr, gänzlich offen. Wie aber dem sei: das Fräulein hat noch immer keine Praxis. Obgleich ihr die Geldmittel ausgehen und ihre Stimmung gedrückt wird, beschließt sie, zu verharren; den Bewohnern dieses Nestes Trotz zu bieten. Sie bietet aber auf eine seltsame Weise Trotz. Der Trotz besteht im Paktiren. Eine unverheirathete Aerztin wird nicht geduldet: also verheirathet sie sich. Man sieht, die Dame ist beinahe so verwegen wie ihr Dichter Max Dreyer. Daß etwa eine Inkonsequenz in ihrem Verhalten liegt, deutet der Herr Verfasser nicht an. Genug: auch Lieschen triumphirt.

Und jetzt beginnt ein neues Stück. Es schließt sich eng an verschiedene Perlen der Weltlitteratur an. Es entfernt sich ebenso weit von der Frauenfrage. Die Aerztin heirathet einen Vetter, der Arzt ist. Sie heirathet ihn, um die Praxis in Pommern ausüben zu können. Daß nun diese Heirath nicht auch gewisse seelische und leibliche Beziehungen zur Folge haben wird, kann eine so kluge Person nicht glauben. Daß sie sie nicht haben soll, kann eine so natürliche Person nicht wünschen. Trotzdem leben die Gatten in streng rituellem Cölibat. Warum? Darum: weil die bekannte schwüle, neckische Situation ermöglicht werden muß, die Perle der Weltlitteratur, die den Zuschauer in eigenthümlich angenehme Erwartung setzt. Sogar ein so ernster Schriftsteller wie der Bürgersmann Gustav Freytag hat im Marcus König nicht verschmäht, das Zusammenleben eines angetrauten Paares lange platonisch zu gestalten, um es dann mit einer gewissen jubelnden Weihe zur gegenseitigen Hingabe zu führen. Ich habe das immer scheußlich gefunden. Nicht die Thatsachen (wir sind nicht prüde), aber den festlich erhebenden Ton, die priesterliche Freude, welche den Eintritt des Wunderbaren begleitet. Solche Freude verschaffte dem Leser schon Frau E. Werner, die gefürchtete Verfasserin von „Glück auf!"; auch der Dichter des Hüttenbesitzers; und neuerdings (im Königlichen Schauspielhaus! shocking! aoh!) Schönthan und Koppel, die poesieglühenden Rhapsoden von Helgas Hochzeit. Um also diese Scene zu ermöglichen, stellt Dreyer die Charaktere auf den Kopf, macht die Heldin aus einer freien Frau zu einer unfreien, aus einem Menschen zu einer Treibhauspflanze, aus einer Intelligenz zu einer Pute. Und zeigt dabei nichts als die alte böse Neigung, Dinge aus zweiter Hand zu übernehmen.

Er zeigt sie auch sonst. In der „Haubenlerche" sagt Onkel Ahle, ein Mann aus dem Volk: „Reißen haben Sie? in die Beene? Das werden Sie nie wieder los! Ich habe einen Mann jekannt, der hatte dasselbe — der schrie Ihnen wie ein Ochse; das werden Sie nie wieder los". Mit ähnlich volksthümlicher Tröstung erzielt Dreyer einen besonderen humoristischen Effekt. Er ist aus zweiter Hand. Und wenn die Heldin ein seltsam gemüthliches Verhältniß zu einem Gerippe hat, das sie zutraulich „Fritz" nennt und apostrophirt: so erinnern sich alle Kenner an Josef Ruederer's strotzende Novelle von dem Skelett, das sein intimer Freund plaudernd „Meier! Meier!" anruft. Der Name Fritz ist Dreyer's ausschließliches Eigenthum.

Und doch wird man diesem Schriftsteller nicht ohne Weiteres ablehnend gegenüberstehen. Zweifellos überragt er an Anständigkeit des Strebens viele unserer fatalen dichterischen Zeitgenossen zwischen Frankreich und dem Böhmerwald. Zweifellos hat er auch in diesem anfechtbaren Lustspiel mehr gekonnt als einige namhafte unter jenen Zeitgenossen. Runder und saftiger als der frostig-gewissenhafte Humor

Ludwig Fulda's etwa in den „Jugendfreunden", kommt er jedenfalls. Zu bedauern bleibt es, daß Max Dreyer, der mit einer nachdenklich stimmenden Ibsenkopie begann, sich so früh beruhigt aufs Faulbett legt. Er hat sich schmerzlos entwickelt. Und so ist er dazu gekommen, heut gewisse heitere Schlaglichter auf die Frauenbewegung zu werfen.

Alfred Kerr.

Zeitschriften.

Goldproduktion und Währung.

(„Südafrikanische Wochenschrift".)

In der „Südafrikanischen Wochenschrift" (Nummer vom 4. November) findet sich ein sehr instruktiver Artikel über „Goldproduktion und Währung", den wir seinem wesentlichsten Inhalte nach reproduziren. Es heißt daselbst:

„Vor mehr denn zwei Jahren, zu der Zeit als die Hausse in Südafrikanern noch nicht voll die schwindelhafte Höhe erreicht hatte, schrieb Herr Dr. Ludwig Bamberger für die „Nation" einen interessanten Aufsatz, auf den jetzt zurückzugreifen sich der Mühe wohl verlohnt. Bamberger sah damals voraus, daß die enormen Goldmengen, die der Transvaal bereits produzirte und noch zu liefern versprach, und die außerordentlichen Vermögen, die aus der Exploitation der Bergwerke Einzelnen erwuchsen, befruchtend auf die Entwicklung des Bergbaues in der ganzen Welt und besonders auf denjenigen für Edelmetalle einwirken mußten. Diese Hypothese hat inzwischen ihre volle Bestätigung gefunden. Die Entwicklung, welche der Goldbergbau in verschiedenen Theilen der Erde in den letzten Jahren gefunden hat, ist in der That erstaunlich. Neben Südafrika haben sich vor allem durch mächtig verstärkte Thätigkeit Australien, Britisch Columbien, Canada, Mexiko, Britisch Guiana, die Vereinigten Staaten, Indien hervorgethan. Aber auch auf den Philippinen, auf Celebes, in Rußland und China und in manchen anderen Ländern greift die im Transvaal angefachte Unternehmungslust nach den in der Erde verborgenen Goldschätzen. . . . Während früher der größte Theil des dem Weltmarkt zugeführten Goldes Alluvionen entstammte, oberflächlichen Ablagerungen, die, ohne besondere technische Hilfsmittel, durch Abwaschungen eines Theiles ihres Goldgehaltes entledigt wurden, stammt heute der Meistbetrag des produzirten Goldes aus bergmännischen Tiefbauten.

Die folgenden Ziffern geben darüber ein Bild; an Gold wurde gewonnen aus:

	1848–75:	1876:	1890:
Tiefbau	12,02 Proz.	34,76 Proz.	55,8 Proz.
Alluvionen	87,78 „	65,28 „	44,2 „

Heute stellt sich das Verhältniß zu Gunsten des Tiefbaues noch viel günstiger. Diese Zahlen werden noch beweiskräftiger, wenn wir die Gesammtproduktion des Goldes in den verschiedenen Zeitperioden danebenstellen:

Geschätzter Werth der Goldausbeute

1850	= £	11 600 000
1860	= „	23 850 000
1867	= „	22 805 000
1870	= „	21 370 000
1875	= „	22 700 000
1876	= „	22 540 000
1890	= „	24 260 000
1894	= „	36 765 000
1896	= „	45 000 000.

Erst seit der allerneuesten Zeit wird der Bergbau auf Gold mit Anwendung der Resultate wissenschaftlicher Forschung und mit besonders dafür konstruirten technischen Hilfsmitteln betrieben. Kein Theil der Metallurgie war so zurückgeblieben wie derjenige der Gewinnung des Goldes; Adolf Goerz nahm vor 12 Jahren an, daß damals von dem Gesammtgoldgehalte der verarbeiteten Erze und Alluvien höchstens 50 Proz. wirklich gewonnen werden; heute ist das Verhältniß sicher ein viel besseres. Die metallurgischen Prozesse für Gewinnung des Goldes sind — obwohl noch bei Weitem nicht vollkommen — ganz beträchtlich ausgebildet worden. Der Cyanidprozeß, von Werner von Siemens und von Mac Arthur fast gleichzeitig und unabhängig von einander entdeckt, hat Wunderdinge bewirkt. Man kann hier eigentlich nicht von einer Entdeckung sprechen; die Lösbarkeit feinzertheilten Goldes in einer dünnen Cyankaliumlösung war lange bekannt und von Goldschmieden seit Jahrhunderten benutzt. Daß man diese chemische Reaktion auch für die Entgoldung großer Erzmengen versuchte, war eine andere Folge des Umstandes, daß dem lange vernachlässigten Zweig der Metallurgie des Goldes größere Beachtung zugewandt wurde. In der Anwendung bester technischer und metallurgischer Hilfsmittel für Zwecke des Goldbergbaues ist kein Land soweit vorgegangen und hat so viel erreicht wie die Industrie am Witwatersrand. Auch in dieser Beziehung wirkt der Transvaal befruchtend auf den Edelmetall-Bergbau anderer Länder zurück.

Es war eine altverbreitete Anschauung, daß das Gangvorkommen, also der Tiefbau, nur bis auf eine geringe Tiefe hinab „zahlbar" sei, daß, sobald die pyritische Zone erreicht, ein rentabeler Betrieb zur Unmöglichkeit würde. Diese selbe Befürchtung ließ ja auch die Shares der Transvaalminen so stark sinken, als man auf die pyritische Zone traf und einzelne Grubenleiter verdeckten angeschlagene Punkte pyritischen Erzes mit dem rothen oxidirten Erze. Heute lacht man über solche Kniffe. Das gefürchtete pyritische Erz läßt sich in höherem Prozentsatz leichter extrahiren als das oxidirte.

Wir sprechen hier von den eigentlichen Goldgängen und goldführenden Schichten und nicht so sehr von jenen, die neben geringen Mengen Gold in der Hauptsache andere Metallerze, wie Kupfer, Zink, Blei enthalten. In den letzteren ist der Goldgehalt in den oberen oxidirten Zonen, dem sogenannten Hut, aus natürlichen Gründen unzureichend und nimmt in den pyritischen oder durch atmosphärische Einflüsse unberührten Schichten ab. Jedoch sind jetzt, durch die großen technischen Fortschritte der letzten Jahre, auch diese ärmeren Erze mit Vortheil gewinnbar und was in Alaska an Reduktionen von Betriebskosten geleistet wurde, wäre vor nicht langer Zeit für unmöglich gehalten worden. Die Kämpfe, welche eben zwischen Regierung und Industrie im Transvaal gefochten werden, wollen nichts Anderes, als auch den Abbau recht armer Erze rentabel zu machen.

So sehen wir allenthalben, angeregt, wie Dr. Bamberger voraussagte, durch die Transvaalindustrie, den Goldbergbau auf Gangvorkommen emporblühen, gefördert durch die großen Errungenschaften der Technik in den letzten 30 Jahren und unterstützt durch die Kapitalsmacht auch der reservirten und vorsichtigen Finanzhäuser. Manche der Mineunternehmen in allen Ländern der Erde werden sich als unreelle herausstellen; andere werden fehlschlagen, obwohl in redlichster Weise geleitet, weil der Erzkörper sich in der Tiefe verliert oder verarmt; aber in der großen Mehrzahl der Fälle wird der Goldbergbau sich ausdehnen und weiter entwickeln und die Goldproduktion wird auf eine heute noch nicht bestimmbare Zeit hinaus in einer Weise anwachsen, wie man es noch zu keinen Zeiten erlebt hat.

Internationaler Briefwechsel.

Die Zahl der Reflektanten auf einen deutsch-französischen Briefwechsel ist auf 44 gestiegen; bei 18 ist die Verbindung hergestellt. Die „Revue des Revues" hat in ihrer neuesten Nummer vom 15. November unter eingehender Bezugnahme auf die ihr diesseits übersandte Adressenliste einen erneuten Aufruf erlassen.

Redaktion der „Nation".

Druckfehler-Berichtigung.

In der elften Strophe der in der vorigen Nummer abgedruckten Ode „Die Kirche von Valenta" muß es heißen: „Asche **die** Väter" nicht „Asche **der** Väter"; und in der neunzehnten Strophe „des Winds und **des** Wetters" statt „des Winds und Wetters".

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 9. Berlin, den 27. November 1897. 15. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich, 4 Mark vierteljährlich. — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Reichstagsnachwahl in Oldenburg-Ploen am 23. d. Mts. hat das Ergebniß gehabt, daß der Kandidat des „Bundes der Landwirthe", Herr von Tungeln, mit einer Mehrheit von 200 Stimmen über seine sämmtlichen Mitbewerber gesiegt hat. Es fielen auf ihn 8333 Stimmen, auf den Kandidaten der Sozialdemokratie, Weinheber 2656, auf den Nationalsozialen Damaschke 2143 und auf die beiden Kandidaten des Freisinns 3127 Stimmen, auf Hoeck 1335 und auf Schmidt, den Sonderkandidaten der „Freisinnigen Volkspartei" 1792. Im Vergleich mit der Wahl von 1893 ergibt sich ein Abfall an Stimmen für den „Bund der Landwirthe" in Höhe von 950, für die Sozialdemokratie in Höhe von rund 600, für den Freisinn, der 1893 nur durch einen einzigen Kandidaten, Herrn Hardeck, repräsentirt war, von fast 800 Stimmen.

Dieser Abfall, der alle drei im Jahre 1893 in Betracht gekommenen Parteirichtungen betroffen hat, ist in erster Linie ohne Zweifel dem Auftreten der Nationalsozialen zuzuschreiben. Diese Richtung mit ihrem verschwommenen Idealismus hat, unter nicht ungeschickter agitatorischer Ausnutzung nationaler und sozialer Schlagworte, allen übrigen Parteien schwankende Elemente entzogen. Der Zank im freisinnigen Lager kam ihr dabei ganz besonders zu statten; für an sich liberale politische Elemente, die einmal etwas Neues haben wollten, bedurfte es nur noch eines letzten Anstoßes, wie er in der fortgesetzten Beschimpfung der „Freisinnigen Vereinigung" durch die Redner der „Freisinnigen Volkspartei" gegeben wurde, um — von diesem Schauspiel angewidert — dem gesammten Freisinn entweder den Rücken zu kehren oder den bereits innerlich vollzogenen Anschluß nunmehr thatsächlich nicht zu vollziehen. Immerhin bleibt der relative Erfolg der Nationalsozialen beachtenswerth. Sie haben sich als ein wirksames Element der Zersetzung erwiesen. Gerade in solchen Kreisen, die bisher noch wenig unter dem agitatorischen Pfluge gewesen sind, werden sie der allgemeinen Tendenz zur Parteizersplitterung wesentlich Vorschub leisten. Allerdings werden sie das agitatorische Kraftstück, welches sie soeben in Oldenburg-Ploen abgelegt haben, aus Mangel an Mitteln und Kräften bei der allgemeinen Wahl nicht wiederholen können. — Ueber Erwarten gut abgeschnitten hat der Kandidat des Bundes der Landwirthe. Ein Rückgang der Stimmen ist bei diesem Kandidaten nur in den kleinen Städten des Wahlkreises zu konstatiren, während das platte Land ihm beinahe genau dieselbe Stimmenzahl gegeben hat, wie seinem Vorgänger, dem persönlich ganz besonders angesehenen Grafen Holstein. Darin liegt eine erneute Aufforderung, die Stärke des Agrarierthums nicht zu unterschätzen, und speziell die ländlichen Distrikte liberalerseits in Bearbeitung zu nehmen, wie das z. B. von dem „Nord-Ost" in Pommern mit Erfolg geschieht.

Am Unerfreulichsten ist das Wahlresultat für den Freisinn. Das Ergebniß einer ungewöhnlich intensiven Agitation ist ein Stimmenrückgang von 20 Proz. Offenbar hat die Aufstellung zweier Kandidaturen das Ihrige zu diesem Verlauf beigetragen. Wer hat diese Doppelkandidatur verschuldet? Die „Freisinnige Zeitung", glückselig, daß ihr Kandidat Schmidt ein paar hundert Stimmen mehr erlangt hat, als der Freisinnige Hoeck, sieht in diesem Mehr von Stimmen eine vollgültige Entschuldigung für den Vertrauensbruch und die Brutalitäten, mit denen ihre Freunde bei diesem Anlaß die freisinnige Sache diskreditirt

haben. Die 1792 Stimmen des Herrn Schmidt geben ihr sogar den Muth, noch einmal die bisher vorgebrachten Entstellungen der Wahrheit zu bekräftigen.

Mit einer in langjähriger Uebung gewonnenen Virtuosität werden die Thatsachen auf den Kopf gestellt. Ein Gefühl des Ekels erfaßt Einen angesichts dieser armseligen Rabulistik. Sie steht ganz auf der Höhe jener Mittel, die angewandt wurden, um die Kandidatur Hoeck trotz ihrer einstimmigen Aufstellung durch eine von beiden freisinnigen Richtungen beschickte Vertrauensmännerversammlung zu Falle zu bringen. Von der Methode der Verhetzung haben wir noch in der letzten Nummer einige Proben gegeben. Wie wir inzwischen an Ort und Stelle konstatiren konnten, handelte es sich hier um eine vor keiner Verleumdung zurückschreckende systematische Hetze, die auf die politisch bisher ziemlich naive Wählerschaft des Wahlkreises nicht ohne Wirkung geblieben ist. Daß das Urtheil über diese Vorgänge durch ein paar hundert Stimmen mehr oder weniger beeinflußt werden könne, ist eine charakteristische Auffassung. Es wäre ungefähr ebenso trostreich, wollte die Gegenseite befriedigt darauf hinweisen, daß die „Freisinnige Volkspartei“ als solche weit unter die Hälfte der 1893 für sie gezählten Stimmen herabgedrückt erscheint.

Nur wem die ganze Politik als Wahlmache erscheint, der mag aus derartigen Zahlengegenüberstellungen Befriedigung gewinnen. Ob die Freisinnigen gelegentlich mit allen Mitteln der Agitation einige Tausend Stimmen herausquetschen und ein einzelnes Mandat erringen, ist wahrlich keine Sache von Bedeutung. Hat der Freisinn keinen höheren politischen Ehrgeiz, dann muß seine werbende Kraft immer mehr zusammenschrumpfen.

Daß die bitteren Erfahrungen der Nachwahl in Oldenburg-Plön eine Aenderung in der Wahlpolitik des Herrn Richter herbeiführen werden, wer kann das zuversichtlich hoffen! Mit den lokalen Führern der „Freisinnigen Volkspartei“ in den einzelnen Wahlkreisen ist, solange sie nicht von Berlin aus in entgegengesetztem Sinne beeinflußt werden, in der Regel ein Zusammenwirken unschwer zu erzielen — das deutlichste Beispiel wurde ja noch kürzlich in Husum-Tondern geliefert —; sobald sich dagegen die Centralleitung von Berlin aus einmischt, ist der Friede meist bald gestört. Die hitzigsten Parteigänger drängen dann die besonneneren Elemente auch in den einzelnen Wahlkreisen zurück und der Unfriede ist da. Die Hoffnung auf eine Besserung in dieser Beziehung theilen wir leider nur in sehr bescheidenem Maße. Wenn die Fraktionsdemagogie bei den nächsten allgemeinen Wahlen eine erneute Auflage der Niederlage von 1893 hervorgerufen haben wird, dann freilich, aber dann auch zu spät, wird die Wählerschaft die nöthige Energie gewinnen, um diesem Treiben ein Ziel zu setzen.

Man nimmt bei uns in Regierungskreisen die Ereignisse in China anscheinend ernster, als das bisher seitens der Bevölkerung geschehen ist. Unsere Flotte in den ostasiatischen Gewässern wird wesentlich verstärkt werden, und es scheint, daß Prinz Heinrich das Oberkommando derselben übernehmen soll. Das sieht danach aus, als würde eine Aktion von Gewicht eingeleitet.

Wir haben auch seit dem Fortgang des Fürsten Bismarck uns bisher von internationalen Abenteuern, die sich nicht übersehen ließen, fernzuhalten gewußt; wir können nur wünschen, daß diese vorsichtige Politik ferner die Oberhand behält.

Die Verhandlungen der Delegationen in Wien haben den Grafen Goluchowski veranlaßt, Ideen vorzutragen, die, wie man Andeutungen entnehmen kann, in der regierenden Sphäre Deutschlands, Rußlands und Oesterreich-Ungarns gleichzeitig erwogen werden. Der österreichisch-ungarische Minister der auswärtigen Angelegenheiten sprach von der Nothwendigkeit, die Kräfte Europas zum wirthschaftlichen Kampfe gegen die Vereinigten Staaten zusammen zu fassen.

Wir hielten einen solchen Plan für gefährlich, wenn er nicht ungefährlich durch seine phantastische Unausführbarkeit würde. Wie soll man Europa wirthschaftlich einigen, da die Staaten miteinander beständig in wirthschaftlichem Kampfe liegen; da auch in den einzelnen Staaten wiederum die gegen einander streitenden wirthschaftlichen Interessen die erbittertsten Kämpfe hervorrufen. Wohl kann der Freihandel die Völker wirthschaftlich zusammenfassen; aber die Politik, deren innerster Gedanke der Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten wäre, geht an dem Widerspruch zu Grunde, daß sie diesen selben Gedanken der Absperrung auch gegen europäische Staaten, die unbequeme Konkurrenten sind, folgerichtigerweise zur Anwendung bringt und bringen muß. Dieser tiefste Gegensatz muß den phantastischen Plan schon in seiner ersten Ausgestaltung wieder vernichten. Bedauerlich wäre es nur, wenn die Amerikaner solche Absichten ernster nähmen, als sie thatsächlich genommen werden sollten. Wir könnten sonst leicht in die unbequemsten wirthschaftlichen Streitigkeiten mit den Amerikanern gerathen, vielleicht mit dem gesammten amerikanischen Kontinent, ohne daß der Plan des Grafen Goluchowski auch nur thatsächlich in Angriff genommen worden wäre.

Im österreichischen Reichsrath sind die Auseinandersetzungen der Majorität und Minorität nunmehr zu jener traurigen letzten Konsequenz gediehen, über die es ein Hinaus nicht mehr gibt. Man hat sich geprügelt und sich mit Messern und Stühlen bedroht. Die Angreifer sollen Tschechen und Polen gewesen sein. Am darauf folgenden Tage beseitigte darauf die Majorität durch einen einfachen Gewaltakt die Geschäftsordnung.

Wenn eine Regierung so die Zügel verliert, daß derartiges möglich ist, dann spricht ihr diese eine Thatsache das vernichtende Urtheil. Graf Badeni wird möglicherweise den Ausgleich doch durchsetzen; aber seine Politik wird die Fundamente des staatlichen Lebens in Oesterreich ganz sicher auf das Tiefste erschüttert haben. Der Kampf um den Ausgleich ist trotz seiner Wichtigkeit ein ephemeres Ereigniß; die Vernichtung geordnet funktionirender Staatsinstitutionen ist aber ein bleibendes Ergebniß — und das hat die Staatskunst des Grafen Badeni erreicht.

* * *

Theodor Mommsen.

Zum 30. November 1897.

Als vor zehn Jahren Theodor Mommsen's siebzigster Geburtstag gefeiert wurde, veröffentlichte in diesen Blättern Professor Gomperz eine meisterhafte Skizze von der geistigen Physiognomie des größten lebenden Alterthumsforschers. Er verglich — nach einem Bilde Macaulay's — diesen von Poesie und Politik befruchteten Gelehrtengeist mit dem Rüssel eines Elephanten, der gleich geschickt ist, eine Stecknadel vom Boden aufzuheben und einen Baum des Urwaldes zu entwurzeln.

Diese doppelte Begabung für die Erforschung der kleinsten wissenschaftlichen Thatsache und des weltgeschichtlichen Zusammenhangs der Dinge ist gepaart mit einem unermüdlichen Gelehrtenfleiß, den das Greisenalter kaum zu hemmen vermocht hat; und so steht die Welt in staunender Bewunderung vor der unendlich fruchtbaren wissenschaftlichen Lebensarbeit des nunmehr Achtzigjährigen.

Theodor Mommsen's Ruhm ist seit manchem Jahrzehnt ein Weltruhm. Die Resultate seiner Forschungen sind Gemeingut aller Kulturvölker. In jeder Studirstube auf dem ganzen Erdenrund wird sein Name mit Hochachtung genannt.

Gaston Boissier, das bekannte Mitglied der Académie Française, und der zur Beurtheilung der Mommsen'schen gelehrten Arbeiten gegenwärtig wohl kompetenteste Franzose,

bringt diesen Gedanken in einem Schreiben an die „Nation" in folgender graziöser Weise zum Ausdruck:

„Ich bin hocherfreut, daß sich mir eine Gelegenheit bietet, Herrn Mommsen anläßlich seiner achtzig Jahre meine Glückwünsche darbringen zu können.

Deutschland hat allen Grund, besonders stolz auf ihn zu sein; aber er gehört in gewissem Sinne auch den anderen Nationen. Durch die Veröffentlichung des Corpus inscriptionum latinarum, dessen Seele er ist, hat er ein unvergleichliches Arbeitswerkzeug den Gelehrten aller Länder in die Hand gegeben.

Seine schönen Werke, die solidesten, die tiefsten, welche seit Montesquieu erschienen sind, haben eine neue Aera in der Kenntniß der römischen Institutionen eröffnet. Wer immer in der ganzen Welt sich dem Studium des Alterthums widmet, gehört zu seinen Schülern und ist ihm zu Dank verpflichtet.

Was uns, seine alten Freunde, anbetrifft, die ihn seit so vielen Jahren am Werke sehen, so wünschen wir von ganzem Herzen, er möge noch lange ein Leben fortsetzen, von dem auch nicht ein Tag für die Wissenschaft verloren ging.*)

Von solchen Gefühlen werden Angesichts dieser der Wissenschaft gewidmeten achtzig Jahre in allen Ländern gerade die ausgezeichnetsten Gelehrten erfüllt sein.

Aber die weite internationale Anerkennung, die Mommsen seit langer Zeit genießt, hat das scharfe nationale Gepräge dieses Charakters nicht zu verwischen vermocht. Mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit der er vor einem halben Jahrhundert an den nationalen Kämpfen seiner schleswig-holsteinischen Heimath sich betheiligte, hat er Zeit seines Lebens Partei ergriffen in allen großen Streitfragen, die Deutschthum und Deutschland berührten. Er hat sich nie in dem bequemen politischen Dämmerlicht der Gelehrtenstube verborgen gehalten, wenn es auf dem Forum zu stürmen begann. Er begab sich mit in das Getümmel und versagte sich seinen Freunden dann gewiß nicht, wenn ihre Sache ins Gedränge kam.

Dafür hat er gar manchen Haß geerntet. Aber ohne diese lebendige Antheilnahme an den politischen Geschicken seines Volks wäre er auch nicht der glänzendste Geschichtschreiber des Römischen Volkes geworden. Die Schatten der Vergangenheit werden uns nie Rede stehen, wenn wir sie nicht mit unserem eigenen Blut tränken. Mommsen's Römische Geschichte wäre schwerlich je zu dem nationalen Besitzthum geworden, das sie heute ist, wenn diese alte Geschichte weniger modern, wenn dieses gewaltige wissenschaftliche Material weniger subjektiv verarbeitet wäre. Die wissenschaftliche Gediegenheit verleiht diesem Geschichtswerk Dauer, aber die litterarische Kunst hat es jung und frisch erhalten, und sie bewirkt, daß immer neue Generationen diese Quelle der Belehrung als eine Quelle des Genusses aufsuchen werden.

Das alte Vorurtheil, wonach die exakte Wissenschaft nur in pedantischer Trockenheit ihren natürlichen Ausdruck finde, hat Mommsen gründlich beseitigen helfen. Auch seine in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Ansprachen, die Begrüßung neuer Mitglieder, die Gedächtnißreden haben nichts Akademisches, im schlechten Sinne des Worts, an sich. Stets empfinden wir die Meisterschaft des Ausdrucks, die feste Hand in der Bewältigung des Stoffs.

Ein Geist von dieser umfassenden Lebenskraft schrickt nicht leicht vor einer Aufgabe zurück, selbst nicht vor der Aufgabe, dem Alter Trotz zu bieten. Hoffen wir, daß Mommsen's streitbare Natur auch in diesem Kampf noch auf lange hinaus Sieger bleibe.

Th. Barth.

*) Um dem Stil des geistreichen französischen Gelehrten gerecht zu werden, geben wir nachstehend auch den französischen Text:

Monsieur.

Je suis heureux qu'une occasion me soit offerte d'adresser toutes mes félicitations à M. Mommsen à propos de ses quatre vingts ans.

L'Allemagne a bien raison d'être particulièrement fière de lui; mais il appartient aussi de quelque manière aux autres nations. Par la publication du Corpus inscriptionum latinarum, dont il est l'âme, il a mis dans la main des savants de tous les pays un instrument incomparable de travail. Ses beaux ouvrages, les plus solides, les plus profonds qui aient paru depuis Montesquieu, ont renouvelé la connaissance des institutions romaines. Tous ceux qui, dans le monde entier, étudient l'antiquité, sont ses élèves et lui doivent leur reconnaissance.

Quant à nous, ses vieux amis, qui, depuis tant d'années, le voyons à l'ouvrage, nous souhaitons du fond du coeur qu'il prolonge encore longtemps une vie dont pas un jour n'a été perdu pour la science.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de mes sentiments très distingués.

Gaston Boissier.

Die Zukunft des Reichsgerichts und die Civilprozeßreform.

I.

Wenn am 1. Januar des Jahres 1900 das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich in Kraft tritt, so kann dies bekanntlich nur geschehen gleichzeitig mit Gesetzen, welche eine theilweise Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Civilprozeßordnung und Konkursordnung, sowie eine Neuordnung der Immobiliarzwangsvollstreckung, eine Grundbuchordnung und ein Verfahren für die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit für ganz Deutschland enthalten. Die beiden mittleren, auf das Immobiliarrecht bezüglichen Gesetze sind in der letzten Tagung des Reichstags bereits ohne nennenswerthe Schwierigkeiten zur Verabschiedung gelangt und unter dem Titel einer „Deutschen Grundbuchordnung" und eines Reichsgesetzes über die Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung" am 24. März d. J. publizirt worden; die übrigen Gesetzentwürfe stehen noch aus, d. h. befinden sich zum Theil noch in der Vorbereitung im Reichsjustizamt oder sind, wie kürzlich der Entwurf der Novelle zur Civilprozeßordnung dem Bundesrathe zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung zugegangen.

Von letzterem Entwurfe interessirt zur Zeit in weiten Kreisen am meisten wohl die vorgeschlagene Erhöhung der Revisionssumme, die mit der grundsätzlichen Stellung des Reichsgerichts in unserer Gerichtsorganisation zusammenhängt. Mißtrauisch wie man heute (und vielfach auch vielleicht nicht ohne Grund) ist, wittert man in der vorgeschlagenen Maßregel eine reaktionäre Bestrebung, welche geeignet sei, unser Civilprozeßverfahren in ähnlicher Weise durch Verminderung der Garantien einer gerechten Rechtsprechung zu verschlechtern, wie das im vorigen Jahre bei der damals im Gang gewesenen Strafprozeßreform der Fall gewesen sei. Und Andere finden den Vorschlag um so auffallender, als doch sonst im Großen und Ganzen in den Grundsätzen des bestehenden Verfahrens durch die Novelle wenig geändert sei. Letzterer Umstand wird sogar von manchen Stimmen der Novelle in unverhohlener Weise zum Vorwurfe gemacht. Dieselbe enthalte, abgesehen von der Abschaffung einiger allgemein als solcher anerkannter Uebelstände, nur eine Anpassung des Gesetzes an die neuen durch die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs gegebenen Verhältnisse, während die schöne Reformgelegenheit sonst unbenutzt geblieben sei.

Solche Reformwünsche wären an sich gar nicht so übel, wenn sich bei den Vertretern derselben nicht gleichzeitig das offenkundige Bestreben geltend machte, die **Grundprinzipien** des gegenwärtigen Verfahrens, mit dem sie sich anscheinend noch immer nicht befreunden können, zu Fall zu bringen und das in langwierigen Kämpfen mühsam geborene System unserer Civilprozeßordnung auf den Kopf zu stellen. Diese Bestrebungen knüpfen an die geplante Erhöhung der Revisionssumme als einen willkommenen Vorwand an. Weil diese Maßregel, wie allgemein bekannt, mit dem Umstande gerechtfertigt wird, daß eine Entlastung des Reichsgerichts erforderlich sei, glaubt man sich hinreichend befugt zu sagen, hierdurch sei der Beweis erbracht, daß unser ganzes Verfahren, welches im letzten Ende dahin führe, dem Volke oder wenigstens dem unbemittelteren Theil desselben seine drei Instanzen zu entziehen, in seinem Grundsystem nichts tauge und durch ein besseres zu ersetzen sei. Wie noch vor kurzer Zeit den Richtern, so wird in diesem Zusammenhange unserer Prozeßgesetzgebung womöglich Alles das zur Last gelegt, was man in einer Zeit des allgemeinen Mißvergnügens gegen die bestehenden Zustände auf dem Herzen hat. Da wird, wie kürzlich noch in einem Artikel der „Schlesischen Volkszeitung" vom 27. Oktober d. J., die Schlechtigkeit und die Reformbedürftigkeit unseres Civilprozesses mit beweglichen Worten ausgemalt: wie unsere Civilprozeßordnung im übertriebenen Doktrinarismus ihrer Entstehungszeit mit nicht vorhandenen Idealmenschen sowohl im Richter- als im Anwaltsstande rechne und übersehe, daß auch die auf die unnützen mündlichen Verhandlungen und die durch das damit verbundene übermäßige Warten verschwendete Zeit einen Werth habe. Warum in jeder mündlichen Verhandlung Alles, was in den Akten steht, noch einmal vorgetragen werden müsse, zumal der Richter, auch wenn er dem Vortrag zuhöre, letzterem in vielen Fällen, ohne vorheriges Studium der Akten u. s. w. gar nicht ausreichend zu folgen in der Lage sei? Bleibe das sogenannte mündliche Verfahren, so wie es heut auf dem Papiere stehe mit seiner enormen Zeitvergeudung bestehen, so werde sich weder die Rechtsprechung verbessern noch ihre Kosten sich vermindern!

Es ist hier nicht der Ort, in eine prinzipielle Diskussion über die Vorzüge und Schattenseiten der „mündlichen Verhandlung" im Prozesse einzutreten — am wenigsten in einer Zeit, in welcher man die Mündlichkeit auf dem fast einzigen Gebiet gerichtlicher Verhandlungen, auf welchem sie zur Stunde noch nicht herrscht — auf dem der militärischen Gerichtsbarkeit — im Volk nachgerade stürmisch fordert. Das Prinzip der „Mündlichkeit" ist das Prinzip der **unmittelbaren richterlichen Wahrnehmung** der Urtheilsgrundlagen, und die Möglichkeit dieser Wahrnehmung ist, weil sie mit der allgemeinen Organisation unseres Erkenntnißvermögens zusammenhängt, naturgemäß für Straf- und Civilprozeß die gleiche. Daneben aber steht der Grundsatz der Mündlichkeit auch in untrennbarem Zusammenhange mit der **Oeffentlichkeit** des Verfahrens: ein schriftliches Verfahren ist nothwendig auch ein **heimliches**. Braucht also in der mündlichen Verhandlung nicht alles vorgetragen zu werden, was in den Akten steht, so ist es mit der Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlung in Civilsachen nothwendig zu Ende.

Es wird denn das juristische Niveau der hier berührten Reformvorschläge auch nicht besser gekennzeichnet, als durch den vom Verfasser des Artikels anempfohlenen Ausweg, zu den im In- und Ausland anerkannten und dem Verfahren der Civilprozeßordnung vorgezogenen Grundsätzen des **altpreußischen** Civilprozesses zurückzukehren. Hier tritt jene Naivetät hervor, welche den Wortführern jedweder Art von Kirchthurmsjurisprudenz, die nur die Rechtsverhältnisse des eigenen Weichbildes kennt, gewöhnlich eigen ist. Es geht mit dieser Richtung ähnlich, wie mit den Lobrednern der „guten alten Zeit", und meistens gehen denn auch beide Richtungen zusammen freundlich Hand in Hand. Ueber dergleichen retrospektive Betrachtungen kann der kräftigere Pulsschlag der Gegenwart einfach zur Tagesordnung übergehen. Der preußische Prozeß hat seine Schuldigkeit gethan in einer Zeit, in der es galt, über die Misère des alten gemeinrechtlichen Verfahres hinauszukommen, welches trotz seines kunstvollen Aufbaues den Bedürfnissen des Lebens in keiner Hinsicht mehr gerecht wurde und sich gleichsam in langsamem Siechthum dahinschleppte, wie das ersterbende römische Reich deutscher Nation selbst, dem es sein träges Fortleben verdankte. Da fiel die Aufgabe zweckmäßiger Fortbildung des Rechts nothwendig den Einzelstaaten zu, da entstanden die exklusiven Legislationen des Civilrechts, u. A. das preußische Landrecht, — da auch in Preußen in der Allgemeinen Gerichtsordnung der erste Versuch, mit den Prinzipien des gemeinrechtlichen Verfahrens, in denen man die Quelle alles Uebels erblickte, zu brechen, und ein neues (das sog. Inquisitionsprinzip) zum Zwecke möglichst schleuniger Ermittelung der materiellen Wahrheit an deren Stelle zu setzen. Man weiß, daß dieser Versuch sich als ein trügerischer erwies und daß das preußische Verfahren schrittweise, zuerst auf sachlich beschränktem Gebiete (in den sog. Mandats-, summarischen und Bagatellprozessen), dann aber allgemein zurückreformirt werden mußte, in welcher zersplitterten und bruchstückartigen Gestalt es bis zum Ausgang der deutschen Partikularprozeßgesetzgebung verblieb. Wer weiß, ob es nicht schon vorher von Grund auf umgestaltet worden wäre, wenn Preußen nicht bald seine Aufgabe in größeren Dingen, in der Vorkämpferschaft um eine deutsche Reichs- und Rechtseinheit gefunden hätte. Ja diese Annahme wird zur Gewißheit, wenn wir sehen, daß bereits im Jahre 1861 durch Allerhöchsten Erlaß eine Kommission zu Berlin niedergesetzt wurde, welche den Auftrag erhielt, den Entwurf einer Prozeßordnung für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten auszuarbeiten, „welche sich zur Einführung in allen Theilen der Monarchie, womöglich aber auch zur Herbeiführung eines **gemeinsamen deutschen** Gesetzbuchs eigne".

Wie dieser, der sog. „preußische Entwurf" ausgefallen ist, weiß die Welt; — auch daß er nur deshalb nicht Gesetz wurde, weil inzwischen die Ereignisse des Jahres 1866 eine andere Lösung der Aufgabe erheischten.

Schon damals war das System des alten preußischen Prozesses wissenschaftlich verurtheilt; die Intuition der großen preußischen Reformer hatte auf dem Gebiete des Prozeßrechtes versagt. Napoleon war glücklicher gewesen. Der hatte, als er die Scherben der französischen Revolution wie unserer Kleinstaaterei im Westen des Vaterlands mit eisernem Besen zusammenfegte, Männer gefunden, welche die Aufgabe, ein von modernen Anschauungen getragenes, zweckmäßiges und einfaches Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten zu schaffen, in besserer Weise lösten, als je ein deutscher Staat zuvor, und dieses Verfahren kam mit dem Eroberer auch in die sog. „Rheinlande". Der Kriegsruhm des Eroberers verblaßte, — die Werke des Friedes sind bestehen geblieben! Der französische Civilprozeß bildet von da an einen unaustilgbaren Faktor in der Geschichte unserer deutschen Prozeßrechtswissenschaft, und zahlreiche deutsche Staaten haben sich die Errungenschaften desselben in größerem oder geringerem Umfange zu eigen gemacht. Vor Allem die beiden größten — Preußen und Bayern —, welche durch ihre rheinischen Provinzen dieses Verfahren näher kennen gelernt hatten, erachteten dasselbe mit verhältnißmäßig geringen Aenderungen als zur Einführung in ihre Territorien geeignet: Preußen in dem bereits erwähnten Entwurf vom Jahre 1864, der in der norddeutschen Reformbewegung aufging, — Bayern in seiner Prozeßordnung vom Jahre 1869.

Und Eines läßt sich noch hinzufügen. Wesentlich um der deutschen Rechtseinheit auf diesem Gebiete willen haben nicht nur Preußen und Bayern, sondern zahlreiche andere deutsche Staaten, insbesondere auch die schon früher mit dem frei gestalteten französischen Verfahren beglückten westlichen Landestheile ihre dem alten preußischen Verfahren weit überlegenen Einrichtungen preisgegeben und sich im Interesse der Gesammtheit einem Kompromiß unterworfen, welches Allen genehm war, obwohl es zu Hause [illegible] als ein Rückschritt empfunden wurde. Was würden

zutage wohl die Bayern sagen, wenn man ihnen jetzt mit dem schon damals ebenso wie im preußischen Rheinland verspotteten altpreußischen Verfahren kommen wollte! Wenn irgendwo eine „Verpreußung“ odiös wäre, so wäre sie's an dieser Stelle. Der „übertriebene Doktrinarismus“, den der altpreußische Prozeßverfechter in dem Prinzip der Mündlichkeit erblickt, war im französischen Verfahren, in welchem kaum Gerichtsakten existiren und von einem auch in verwickelteren Sachen nicht durch vorheriges Aktenstudium befangenen Richterkollegium *allein auf Grund der mündlichen Verhandlung erkannt wird*, gewiß in diesem Sinne auch vorhanden. Und doch wird wohl kein Einsichtiger dem leichtlebigen und wesentlich auf das unmittelbar Praktische gerichteten Sinne der Franzosen den Vorwurf doktrinärer Rechtsanschauungen zu machen geneigt sein. Thatsächlich hatten sich denn auch in Deutschland über ein halbes Jahrhundert lang weite Kreise unseres Volkes, Richter und Anwälte, welche doch auch keine Idealmenschen waren, mit diesen Prinzipien vertraut gemacht; und die Maschinerie funktionirte so vortrefflich, daß man nicht nur, wie bemerkt, auf die altpreußischen Einrichtungen geringschätzig herabsah, sondern daß auch diese Prozedurform vorbildlich für die Reform in manchen deutschen Staaten wurde.

Bei dieser Sachlage berührt ein Loblied des altpreußischen Prozesses in mehr als einer Hinsicht komisch; fast so wie wenn man in der heutigen Zeit statt in dem B. G. B. im „Landrecht“ das Heil unserer Civilgesetzgebung erblicken wollte. Beide haben die ihnen eigenthümliche Kulturmission erfüllt: sie mögen in Ruhe schlafen gehen, und ruchlos ist die Hand, die den bereits verschiedenen Bruder in seiner wohlverdienten Ruhe aufschreckt! Man glaube doch ja nicht, daß was in fernentlegener Zeit in Manchem besser war, auch nur das Geringste für die Güte der damaligen Gesetzgebung bewiese! Leider läßt sich in praxi nicht die Probe darauf machen, wie sehr man mit den alten Einrichtungen bei den heutigen, bis ins Unendliche gesteigerten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit jeder Gesetzestechnik in die Brüche geriethe! Für die verhältnißmäßige Einfalt der damaligen Zeit erwiesen sich naturgemäß weit primitivere Institutionen vollkommen ausreichend. So ist es namentlich auch auf dem Gebiete des Civilprozesses, dessen System bei uns zur Zeit, wie auch ich anerkenne, in der Entwicklung, die es genommen, in einer Sackgasse zu endigen droht. Auch ich stehe diesem Verfahren durchaus nicht unbedingt in allen Punkten sympathisch gegenüber. Manche Fehler wird die beabsichtigte Novelle ja verbessern; gegen manche, die leicht verbessert werden könnten, scheint man in einer Art verstockter Farbenblindheit die Augen verschlossen zu halten. So sieht man bei uns immer noch nicht ein, was man in anderen Ländern mehr und mehr anerkennt, daß der in unserer C.-P.-O. in alter Weise funktionirte Formalismus des zugeschobenen Eides in das doch allenthalben sonst in der Beweislehre vorhandene Prinzip der freien Beweiswürdigung wie die Faust aufs Auge paßt und in zahllosen Fällen das materielle Recht in gröbster Weise schädigt. Ja man kann sagen, daß durch dieses sogenannte „Beweismittel“, welches in der praktischen Anwendung (durch das Medium zweier, häufig nur mangelhaft instruirter Anwälte hindurch, sowie in seiner demnächstigen Festlegung auf ein: Sieg oder Prozeßverlust verheißendes rechtskräftiges bedingtes Endurtheil) oft geradeswegs zu einem Fallstricke für die schwurpflichtige Partei wird und den Civilprozeß in vielen Fällen geradeso zu einem bloßen Hazardspiel für die Rechtsuchenden macht, wie den Prozeß in Strafsachen das schwurgerichtliche Verfahren. Wie zahlreich sind deshalb heutzutage schon die Stimmen, welche unter völliger Beseitigung des zugeschobenen Eides eine geeignete *Vernehmung* der Parteien unter demnächstiger Auflage eines richterlichen Eides an die eine oder andere Partei nach stattgehabter Aussprache auf Grund des auch hier frei waltenden richterlichen Ermessens verlangen! Man hat diese Reformvorschläge m. E. juristisch selbst dadurch diskreditirt, daß man dabei von einer „Vernehmung der Parteien als Zeugen“ sprach. Das ist natürlich ein rechtlicher Widersinn. Dagegen wäre es eine durchaus zeitgemäße und m. E. leichte Reform, wenn man — unter Erhaltung der Verhandlungsmaxime — jeder Partei das Recht gäbe, die gerichtliche Vernehmung der anderen über gewisse von ihr behauptete Thatsachen zu verlangen, unter Androhung des Rechtsnachtheils, daß anderenfalls diese Thatsachen als zugestanden anzusehen sind. Diese Reform wäre selbst dann von Werth, wenn man sich jetzt in diesem Augenblick noch nicht entschließen könnte, das hergebrachte „Beweismittel“ des zugeschobenen Eides gänzlich fallen zu lassen. Denn es ist augenscheinlich, daß in unserer schnelllebigen Zeit die meisten Prozesse nicht mehr so eingehend instruirt werden wie früher, und daß in Folge dessen häufig Richter, Rechtsanwälte und Parteien einander *mißverstehen*: wodurch nicht nur unrichtig formulirte Eide, die schließlich nicht geschworen werden können (und manchmal wegen eines bloß formellen Fehlers den Schwurpflichtigen entweder um sein Recht oder ins Zuchthaus bringen), zu Tage kommen, sondern auch manche bei besserem gegenseitigen Verständniß sicher unnöthige andere Beweise erhoben werden. Wie oft würde da die vorherige Vernehmung der Parteien Gutes stiften — der Sachverhalt sich aufklären und dadurch der Beweis verkürzt, — die oben erwähnten Gefahren vermieden, — die ganze Rechtsprechung, auch wenn die Sache sich nicht durch Vergleich erledigt, *eine individualisirtere* und dadurch bessere werden. Ich kann diese und einige andere Verbesserungen, welche das sogenannte „Detail“ betreffen und die ich sonst noch auf dem Herzen hätte, an dieser Stelle nicht weiter verfolgen; es genügt zu zeigen, daß wenn man einmal reformiren will, man nur noch *vorwärts* — nicht aber Krebsgang machen und nach rückwärts reformiren soll.

Zu dieser Rückwärtsreformirung gehört aber nach dem ganzen System unserer Civilprozeßordnung auch die neuerdings wieder empfohlene *Vermehrung der Rechtsmittel*. Der Verfasser des Artikels in der „Schlesischen Volkszeitung“ erachtet es für einen wesentlichen Vorzug des altpreußischen Gerichtsverfahrens, daß nach demselben jedes oberlandesgerichtliche Urtheil einem Rechtsmittel (der Nichtigkeitsbeschwerde) zugänglich gewesen sei. Auch hier liegt eine vollständige Verwechselung der grundlegenden Begriffe vor. Das alte preußische Verfahren war wesentlich ein schriftliches, welchem nur, gleichsam pro colorando, eine mündliche Schlußverhandlung hinzugefügt war. Nun ist es offenbar, daß ein ganz und gar, oder wenigstens in seiner Hauptgrundlage schriftliches Verfahren einer Vermehrung der Rechtsmittel günstig ist, während der mündliche Prozeß einer solchen von vornherein widerstrebt. Denn jedes Rechtsmittel bezweckt seinem Wesen nach *Nachprüfung des vorinstanzlichen Prozeßstoffs*, um an Stelle des darauf gegründeten ein besseres Urtheil zu setzen. Diese Nachprüfung kann aber in unbeschränkter Weise nur da vor sich gehen, wo die Möglichkeit besteht, den vorinstanzlichen Prozeßstoff in der höheren Instanz *vollständig zu reproduziren*. Dies ist nur möglich in einem schriftlichen Verfahren, wo die Urtheilsgrundlage in den Akten beruht und mit ihnen an die höhere Instanz versendet werden kann; nicht da, wo lediglich das mündlich gesprochene Wort entscheidet, das sich in dieser Weise nicht vor einem anderen Richter genau so wiedergeben läßt, wie es das erste Mal gefallen ist. Da bedeutet eine solche Nachprüfung nichts anderes als die Berufung von einem gut unterrichteten an einen schlechter unterrichteten Richter. *Deshalb besaßen das altgermanische wie das deutsche mittelalterliche Verfahren, weil sie durchweg mündlich waren, überhaupt kein eigentliches Rechtsmittel*. Erst mit dem Eindringen des römisch-kanonischen Prozesses in Deutschland und der Ausbildung des schriftlichen Verfahrens entwickelte sich jene Hierarchie der Instanzen, für die im mündlichen Prozeß schlechthin kein Raum ist. Die deutsche Civilprozeßordnung hat, nachdem sie, wie nicht zu umgehen, das für die heutige Zeit allein passende System der Mündlichkeit wieder aufgenommen hatte, auch in der Rechtsmittelfrage einen zwischen den

vorhandenen Gegensätzen gangbaren Mittelweg eingeschlagen und ist damit zu einem praktisch befriedigenden Resultate gelangt. Sie gestattet prinzipiell die einmalige völlige Nachprüfung des erstinstanzlichen Urtheils in facto und in iure in der Weise, daß die Berufungsinstanz gewissermaßen nur als Fortsetzung der mündlichen Verhandlung erscheint; weshalb denn hier auch das Vorbringen neuer Thatsachen und Beweise unbeschränkt gestattet wird. Dadurch wird die Berufung nicht mehr zu einer Provokation von einem gut unterrichteten an einen schlechter unterrichteten Richter, sondern es wird umgekehrt da, wo es zur Berufung kommt, vielfach der Schwerpunkt der Ermittelung erst in die zweite Instanz verlegt. Dagegen war es beim Erlaß unserer Civilprozeßordnung nicht die Absicht des Gesetzgebers, eine mit dem mündlichen Verfahren unverträgliche verdoppelte Nachprüfung im bloßen Interesse der Parteien einzuführen, wie sie namentlich in der gemeinrechtlichen Prozeßtheorie entwickelt war. An dem Ergebniß dieser letzteren mag, wie Wach treffend bemerkt, „das Auge desjenigen sich weiden, welchem die Konsequenz, die seine logische Gliederung des Rechtsbaues die Hauptsache scheint. Wem die wahre Befriedigung der Lebensbedürfnisse höher steht, empfindet Widerwillen bei dem Anblick einer Prozeßmaschine, von deren kunstvollem Räderwerk die Streitsache bis ins Endlose fortbewegt und das gute Recht in langsamem Siechthum abgetödtet wird. Der Zug der neuen Zeit drängte nach Beschränkung und Vereinfachung." Den Anforderungen, welche die Parteien an den Staat stellen können, wird nach den Motionen zur C.-P.-O. völlig genügt, wenn der Staat den Parteien die Möglichkeit gewährt, ihren Rechtsstreit in einem wohlgeordneten Verfahren zweimal zu verhandeln und die Entscheidung zweier wohlbesetzter Gerichte zu erwirken, vorausgesetzt daß in den Fällen unheilbarer Nichtigkeit oder prätorischer Restitution den Parteien nachgelassen ist, durch Nichtigkeits- oder Restitutionsklage die Wiederaufnahme des durch rechtskräftiges Endurtheil geschlossenen Verfahrens herbeizuführen. Diese letzteren, gewissermaßen „außerordentlichen Rechtsmittel", welche selbst gegen bereits rechtskräftig gewordene Urtheile allenthalben zulässig sind, dienen als wichtige Ergänzung des Rechtsmittelsystems in Fällen vorgekommener schwererer Verletzungen des Prozeß- bezw. materiellen Rechts.

Bei diesem (durch die Garantie der eventuellen Wiederaufnahme eines sogar durch rechtskräftiges Urtheil abgeschlossenen Verfahrens besonders gesicherten) zweimaligen Verhandeln aller Streitsachen behält es nach dem System unserer Civilprozeßordnung in der bei weitem größten Zahl der Sachen sein Bewenden. So in allen amtsgerichtlichen und in denjenigen landgerichtlichen Sachen, in denen der Werth des Beschwerdegegenstands zur Zeit den Betrag von 1500 Mark nicht übersteigt. Wenn über diesen Grenzbereich hinaus — und auch in anderer Hinsicht in enger Beschränkung — vom Gesetz ein weiteres ordentliches Rechtsmittel, also eine dritte Instanz eröffnet worden ist, so geschah dies wesentlich nur zu dem Zweck, um durch die Möglichkeit der Devolvirung einer kleinen Zahl von Streitsachen an einen einheitlichen obersten Gerichtshof eine Einheit der Rechtsprechung für ganz Deutschland zu ermöglichen. Selbstredend verhehlte man sich nicht, daß solche verhältnißmäßig selten fallende Sprüche eines obersten Gerichtshofs diese Einheit nicht vollständig herbeiführen können; doch bestätigt allenthalben die Erfahrung, daß sie neben dem natürlichen Einfluß der Wissenschaft auf die Rechtsprechung indirekt in wohlthuendster Weise einwirken. In Frankreich hat man diese Aufgabe, über den Appellhöfen in einer obersten Instanz die Einheit der Rechtsprechung zu wahren, dem Kassationshof zugewiesen und damit lediglich dem oben erwähnten Gesichtspunkt Rechnung getragen. Denn der Kassationshof ist nach dem französischen System lediglich ein Organ der oberaufsehenden Gewalt des Staates, welches im öffentlichen Interesse richterliche Urtheile wegen der darin enthaltenen Gesetzesverletzung vernichtet. Er spricht also den Parteien gar nicht Recht und schützt als solcher gar nicht das Privatinteresse, welches in der Aufhebung eines ungerechten Urtheils und in dem Ersatz desselben durch ein besseres liegt. Daher hat auch der Kassationsrekurs nicht einmal Suspensiveffekt, bedarf einer strengen formalen Begründung und führt, sofern er durchdringt, nicht zu dem Ersatz des angefochtenen Urtheils durch ein besseres, sondern lediglich zu einer Aufhebung (Vernichtung) desselben wegen Gesetzesverletzung. Zu den Voraussetzungen der wirksamen Einlegung des Kassationsrekurses gehört endlich die Erlegung eines beträchtlichen Sukkumbenzgeldes, das von Seiten des Kassationsklägers im Voraus deponirt werden muß und im Falle ungerechtfertigter Einlegung des Rechtsmittels verloren geht. Dies bildet das hauptsächlichste Mittel, um den Kassationshof vor Ueberlastung zu schützen. Auch hier sieht man als selbstverständlich an, daß die Aufgabe dieses Gerichtshofes erfüllt ist, wenn ihm Gelegenheit gegeben wird, in einer hinreichenden Anzahl von Sachen seine Präjudizien auszusprechen. Nicht Jeder soll bei ihm Recht suchen und finden können; zum Zweck der Einheit der Rechtsprechung, also in diesem Interesse der Allgemeinheit ist er da; und so hat man erreicht, daß dieser Gerichtshof in Civilsachen überhaupt nur in einer Kammer (resp. wenn man die lediglich zum Zweck der Vorprüfung des Rechtsmittels bestehende chambre des requêtes mitzählt, in zwei Kammern) Recht spricht.

(Ein Schlußartikel folgt.)

C. Crome.

W. H. Riehl

geb. 6. Mai 1823, gest. 16. November 1897.

Vor zehn Jahren schrieb einer der vorzüglichsten Kenner und Verehrer deutscher Geschichtsforschung, Lord Acton, eine glänzende Uebersicht über die neuere deutsche Geschichtswissenschaft. Nachdem er viele große Namen mit Anerkennung hat Revue passiren lassen, schließt er mit dem wärmsten und dankbarsten Lob eines Mannes, den man nicht gewohnt war, neben Ranke, Mommsen, Sybel, Treitschke genannt zu sehen. Es heißt in Imelmann's ausgezeichneter Uebersetzung S. 58:

„Vor mehr als dreißig Jahren, ehe noch Burckhardt oder Friedländer, Buckle oder Symonds hervorgetreten waren, begann Riehl, ein vom Journalismus beflügelter Gelehrter, ein Kunstforscher, ein origineller Publizist und Lehrer der Gesellschaftswissenschaften, seine Vorlesungen über Kulturgeschichte, in denen er seinen glücklichen Zuhörern neue historische Anschauungen erschloß, wie sie von gleicher Tiefe nirgends in der wissenschaftlichen Litteratur zu finden waren."

Etwa in derselben Zeit, in der Riehl mit diesen Vorlesungen den jungen Engländer entzückte, der ein Verkündiger deutschen Geistes und deutscher Methode in seiner Heimath werden sollte, schrieb ein junger Privatdozent an der Universität Leipzig, Heinrich v. Treitschke, die herbsten Kritiken über die Bücher dieses „zu belletristischen Arbeiten mehr als zur Politik geeigneten Verfassers." Er nennt ihn verschwenderisch in halbwahren, blendenden Betrachtungen; er entdeckt hinter dem ehrbaren akademischen Feierkleide nur die alten wohlbekannten Feuilletonphrasen. Wohl gesteht er ihm in Rezensionen von 1861 und 1864 einen gewissen Fortschritt über die Schriften von 1858 heraus zu; aber immer bleibt Riehl für Treitschke der in Geschichtschreibung dilettirende Schönschreiber, der in der Beobachtung und Darstellung von Volkssitten Gutes leisten könne, sich aber ins Bodenlose verirre, wo er noch allgemeineren Ergebnissen strebt.

Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Die Persönlichkeiten der beiden Richter machen ihn uns noch seltsamer. Wohl verstehen wir, daß gerade die Formfertigkeit Riehl's

Treitschke verletzte; daß er die anmuthige Behandlung der schwersten und erhabensten Dinge mit dem Hohnwort begleitet: „Kurios! Ich hatte mir's so schwer vorgestellt, und nun kann ich's lesen zwischen Schlaf und Wachen!“ Hier spricht der Gegensatz von Pathos und Eleganz, von stürmischer Einseitigkeit und harmonistischem Eklekticismus. Aber der Hauptvorwurf Treitschke's bezieht sich nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt. Unwissenschaftlich ist ihm der Mann, den Acton schon für einen Reformator der Wissenschaft hält. Und doch stand der Verfasser der „Deutschen Geschichte“ in seiner Eigenart Riehl näher als sein englischer Lobredner. Der starke Bruchtheil von pädagogischer, agitatorischer, ja journalistischer Art, den Riehl's gelehrteste Schriften aufweisen, hat denen Treitschke's niemals gefehlt. Auch ihm ist es wohl begegnet, daß seine Gesammtauffassung ihn zu einer ganz falschen Auffassung einzelner Thatsachen brachte und etwa auf seine Darstellung des „Jungen Deutschland“ läßt sich fast so gut wie auf manche Kapitel Riehl's dessen Wort über den „neuen Benvenuto Cellini“ anwenden: „Die historische Intuition ersetzt ihm die geschichtlichen Kenntnisse.“ Beide haben die Historie im Goethischen Sinne aufgefaßt: nicht einfach als eine Sammlung von Antworten auf wissenschaftliche Fragen, sondern als ein Mittel der Belebung. Sicherlich war Treitschke nicht bloß der größere Historiker, sondern auch besonders (trotz der bedeutenden Vielseitigkeit Riehls) der größere Gelehrte. Aber niemals hat er sonst die Methode so stark in den Vordergrund geschoben wie gerade hier. Und Acton ist ein Verehrer der strengen Methode!

Man meint vielleicht, es handle sich um eine politische Gegnerschaft. Gewiß, der liberale junge Treitschke hat den konservativen jungen Riehl angefeindet, ihm seine Phantastereien über die soziale Aufgabe des modernen Adels mit vollem Recht angestrichen; und der leidenschaftliche Freund Preußens hat an dem stark „großdeutsch“ und sogar ziemlich „österreichisch“ gefärbten Politiker nicht wenig auszusetzen gehabt. Der eigentliche Grund seiner Ablehnung lag dennoch tiefer, lag jenseits aller politischen Tagesfragen. Eine prinzipielle Gegnerschaft von tiefster Bedeutung thut sich hier auf. In dem Urtheil Treitschke's über Riehl richtet die Partei, auf deren Fahne das Wort „Staat“ steht, über die, deren höchstes Schlagwort „Volk“ lautet.

Am deutlichsten spricht Treitschke sich in der Besprechung von Riehl's Buch über die deutsche Arbeit (1861) aus. Er wirft ihm „die dumpfe unfreie Ueberschätzung der unbewußten Sitte gegenüber den Thaten der menschlichen Freiheit“ vor. Und wenn Riehl für die Poesie des Bauernlebens schwärmt, erwidert ihm Treitschke — mit Recht, wie wir meinen — es handle sich darum, welche poetische Thaten ein Volk vollbracht habe, „und hier läßt sich billigerweise nicht leugnen, daß in der Prosa der deutschen Städte eine reinere tiefere Poesie gedeiht als in dem Stillleben der bayerischen Bauern“. Ein Satz, den wir wohl so freudig unterschreiben wie viele Sätze des „vorberlinischen“ Treitschke, und den man den Städtevertilgern der Gegenwart von Lagarde bis zum Bund der Landwirthe einmal vorhalten sollte.

Riehl aber stand auf anderem Boden. Er gehört zu der großen Schaar der „letzten Romantiker“. Mit der Romantik theilte er die Schwärmerei für das „Volk“ und die Antipathie gegen den „Staat“. Wie Lothar Bucher war er geneigt, Handel und Industrie für Todfeinde der gesunden Entwickelung eines Volkes anzusehen. Allem Centralisiren feind, eiferte er gegen die „künstlichen Hauptstädte“ wie Karlsruhe (Mannheim ist die rechte Hauptstadt von Baden); aller breiten Popularisirung von Kunst und Bildung abhold, erwartete er eine neue große Zeit der Musik erst nach der Abschaffung der Klaviere. Die unbegrenzte Allmacht, mit der der moderne Staat Volkssitten, Traditionen, Feste, Trachten beseitigt, verletzte seine Freude an bunter Lebensfülle so sehr, wie sie nur irgend Brentano oder Görres verletzen konnte. Noch in seinem letzten Buch, den liebenswürdigen „Religiösen Studien eines Weltkindes“ (1894) hat er die mechanisch uniformirende Regelung der Sonntagsruhe angegriffen.

Und doch war er kein Vollblutromantiker. Dazu war schon, wie er selbst anerkannte, in ihm zu viel von dem Blut des ärgsten Feindes der Romantik — des Schulmeisters. Jenes Buch bringt in seinen interessanten autobiographischen Theilen lebendige Bilder derjenigen Vorfahren, die auf Riehl am stärksten gewirkt haben. Voran steht der Vater der Mutter, Haushofmeister zu Biebrich, ein unermüdlicher Wanderer, unerschöpflich in guten Sprüchen und kleinen Geschichten, fromm, aber im Sinne von Gellert's mildem Pietismus, „berührt von einem Hauche des gläubigen Rationalismus“. Neben dem frohen eifrig pädagogischen Großvater steht der Vater, der jenen in der Stelle als Schloßverwalter zu Biebrich beerbte: eine ungemein lebhafte, unruhige Natur, sehr musikalisch, eifriger und glücklicher Kunstsammler; er besaß eine Bildung, die über seinen eigentlichen Beruf, den des Tapezierers, weit herausging, war Freimaurer und verbot seinem Sohn die geistliche Laufbahn, die er einschlagen wollte. Durch eine Krankheit zu einer Stille verdammt, die er nicht ertrug, öffnete er sich die Pulsadern. Sogar der Selbstmord hat seine wechselnden Moden: in jener Zeit, in der der unglückliche Weidig im hessischen Gefängniß sich die Adern aufschnitt und Gutzkow den Selbstmord Seneca's auf die Bühne brachte, war im nördlicheren Deutschland diese furchtbare Form fast so häufig, wie in Oesterreich der schönere sanftere Tod im Strom, den z. B. der Vater des Dichters Feuchtersleben suchte und fand.

So schweres Schicksal machte den Sechszehnjährigen früh selbständig. Er studirte nun doch Theologie, aber wie er dennoch kein Pfarrer ward, hat er hübsch geschildert. Geschichte und Nationalökonomie gewannen ihn und bald mußte er seine Kenntnisse als Journalist (1845—1853) anwenden. Den Anfang machten bei dem leidenschaftlichen Musikfreund der auch selbst eifrig komponirte, musikhistorische Aufsätze, aus denen später die „Musikalischen Charakterköpfe“ (1853) erwuchsen — sein Lieblingsbuch, pädagogisch durch und durch in dem steten Hinweis auf echte volksthümliche Kunst, auf Hausmusik, auf andächtiges Studium „unmoderner“ Meister; in der Form vielleicht das am sorgfältigsten durchgearbeitete Werk Riehl's. 1854 ward er mit seltenem Glück als Professor nach München berufen und von da beginnt die große Zeit seines Erfolges. Die mit großem Eifer vorgetragenen kulturgeschichtlichen Kollegien begleitete eine lange Reihe von eigenthümlichen Schriften — es sind jene Bücher, die wir von Treitschke so ingrimmig zerzaust sahen. Man wird auch heute noch urtheilen müssen, daß ein gewisser Bodensatz von Dilettantismus in ihnen nie ganz überwunden ward. Es gilt von Riehl, was er von einem komponirenden Kapellmeister einmal sagt:

„Jene süße Qual des Suchens und Ringens, wie sie uns aus Beethoven's Bleistiftskizzen und Konzepten so aufregend wie anregend entgegentritt, war ihm fremd. Er war zu fertig, darum fehlte ihm die Vollendung, die nur Jener findet, der nicht fertig wird.“

Das schließt eine gewisse Entwicklung, einen wissenschaftlichen Fortschritt von Buch zu Buch nicht aus; wohl aber hindert es diejenige Vertiefung der Probleme und diejenige Festigung der Methode, die eine streng wissenschaftliche Arbeit bieten soll. Dennoch wird heute schwerlich noch Jemand die wissenschaftliche Bedeutung dieser Gesammtreihe läugnen: der „Naturgeschichte des Volks“ (1853—69), der „Deutschen Arbeit“ (1861) und des dazugehörigen „Pfälzer“ (1852), sowie der „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten“ (1859). Als Ganzes bedeuten sie eine große wissenschaftliche That, mag im Einzelnen (namentlich an Riehls praktischen Anwendungen) noch so viel auszusetzen sein; denn Riehl hat mit ihnen erstens der Kulturgeschichte einen neuen Inhalt und zweitens der Völkerpsychologie eine neue Richtung gegeben.

Riehl gilt als Begründer der deutschen Kulturgeschichte. Gustav Freytag, obwohl sieben Jahre älter, hat mit seinen

epochemachenden „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ später als Riehl (1859) eingesetzt. Aber der eigentliche Vater der deutschen Kulturgeschichte ist keiner von Beiden; dieser Titel kommt wie so viele nur dem unvergleichlichen Jacob Grimm zu. Wohl aber hat Riehl die Auffassung der Kulturgeschichte geschaffen, die jetzt herrscht. Für Jacob Grimm war die Kultur gleichsam nur ein Kleid des deutschen Geistes und ihre Geschichte ein Mittel zur Erkenntniß seiner Wandlungen; und hierin ist Gustav Freytag ihm gefolgt. Für Riehl ward dagegen das Volksleben ein selbständiger „harmonischer Gesammtbau“, ein „Kosmos“ im antiken Sinne. Die „Erfassung des Volkes als Kunstobjekt“ fordert die Einleitung von „Land und Leute“; die „Wissenschaft vom Volke“ erklärt das Buch über die „Bürgerliche Gesellschaft“ für eine nothwendige Hilfsdisziplin der Staatswissenschaften, für das „Urkundenbuch der sozialen Politik“. Hiermit war der Standpunkt aufgegeben, der bei jeder kulturgeschichtlichen Einzelfrage immer nur das Ziel im Auge hat, ein Mittel zur Interpretation politischer oder künstlerischer Vorgänge zu liefern. Die Selbständigkeit der Kulturgeschichte war ausgesprochen. Eine Behandlung kulturhistorischer Dinge wurde gefordert, die sich zu der bisherigen verhielt, wie die philologische Betrachtung einer Sprache zu dem praktischen Sprachunterricht. Vielmehr, es handelt sich wirklich um eine Sprachwissenschaft. Sitten und Gebräuche, Kleider und Häuser, religiöse und politische Handlungen des Volkes bilden eine Gesammtsprache, einen gemeinverständlichen Vorrath von Ausdrucksformen für nationale Anschauungen. Diese weltgeschichtliche Gebärdensprache gilt es nicht bloß in Einzelheiten, sondern auch in ihrer Gesammtanlage zu verstehen; und eine Grammatik der volksthümlichsten Symbole, Typen, Gebräuche bleibt die letzte Aufgabe der so verstandenen Kulturgeschichte.

Eng hängt damit das andere zusammen. Riehl hat der Völkerpsychologie eine neue Richtung gegeben. Vico und Montesquieu, Herder und W. v. Humboldt hatten die Individualität ganzer Völker oder Epochen wissenschaftlich zu ergründen versucht. Riehl schritt auf diesem Wege individualisirend weiter. Er zerlegte das abstrakte Volk in eine ganze Reihe von einzelnen Kollektivpersönlichkeiten. Die einzelnen Stände oder sozialen Schichten, die deutschen Volksstämme, die Konfessionen wurden ihm zu derartigen Individualitäten. Das waren sie natürlich auch Früheren schon gewesen; charakterisirt hatte man Bauern und Bürger, Schwaben und Preußen, Katholiken und Protestanten schon oft genug. Neu war der Versuch einer systematischen und vollständigen Beschreibung. Häufig blieb Riehl dabei in der älteren Art der Charakteristik stecken; aber er hat doch die große Landesbeschreibung „Bavaria“ angeregt, die in den „Beschreibungen der württembergischen Oberämter“ Nachfolge fand. Eine methodisch durchgeführte Beschreibung des Durchschnittstypus aller Berufsklassen, Stämme, Konfessionen aus dem deutschen Reich schwebt noch in weiter Ferne. Gelingt sie einmal, so wird sie auch für Riehl ein Denkmal sein.

Neben dieser wissenschaftlichen Arbeit schritt gleich rege die litterarische einher. Die gleiche Freude am bunten Volksleben, an den mannigfaltigen Formen der Kultur belebte beide Zweige von Riehl's Thätigkeit. Fast wie kulturhistorische Uebungsstücke muthen all diese leicht und anmuthig geschriebenen Bücher an: die „Kulturgeschichtlichen Novellen“ (1856), die „Geschichten aus alter Zeit“ (1865) und ihre geringeren Genossen. Dennoch sind sie mehr. Es ist wohl wahr, daß der „Konservator der Alterthümer“, — welche Stellung für Bayern Riehl übrigens erst an seinem Lebensende erhielt — bisweilen in einem liebenswürdig-überflüssigen Anbringen kleiner Kuriositäten sich verräth. Aber das Ausstellen der Alterthümer ist bei ihm nirgends (wie etwa bei Ebers) die Hauptsache. Hauptziel bleibt: den eigenthümlichen Zustand der Volksseele in einem bestimmten Moment durch reichliches Ausmalen aller Verhältnisse anschaulich und verständlich zu machen. Riehl fragt sich etwa, wie das Nebeneinander von christlicher Frömmigkeit und wilder Grausamkeit in alt-deutschen Zeiten zu erklären sei — und er verdeutlicht es sich in der Geschichte von König Karl und Markolf. Oder er wirft die Frage auf, wie die Nachahmung französischer Zierlichkeit an einem kleinen deutschen Hof in der Nähe aussah — und es entsteht „Ovid bei Hofe“. „Auf dem Grund der Gesittungszustände einer gegebenen Zeit“ spielen sich frei erfundene Geschichten ab. Frei erfunden — aber doch immer, selbst ohne Wollen des Autors, geleitet von einer erzieherischen Absicht. Nicht selten wird sie deutlicher als nöthig ausgesprochen, vorhanden ist sie immer. Aber der Lebhaftigkeit seiner gut rheinischen Erzählungskunst, der Grazie seiner Schürzung des Knotens, der sicheren, nur bisweilen etwas zu eleganten Zeichnung, seiner immer höchst deutlich angeschauten Charaktere thut das keinen Eintrag. Wohl aber spiegelt sich diese Eigenart Riehl's sehr charakteristisch in einer besonderen Liebhaberei ab.

Seit Lessing hat kein deutscher Autor die Figur des Chiasmus so unbedingt bevorzugt wie Riehl. Ja er übertrifft ihn darin noch. Fortwährend tanzen im Menuettschritt die Begriffe übers Kreuz. In der Geschichte „Die rechte Mutter“, für die Riehl Erlebnisse seiner Großeltern ausgemünzt hat, verheißt ein Charlatan rasche Heilung; nach geschehener Operation aber erwidert er salbungsvoll, das Gelingen stehe in Gottes Hand.

„Die Worte schienen ihr nicht richtig gestellt und sie meinte in ihrem einfältigen Sinne, wenn der Doktor umgekehrt vor dem Schnitte die Sache in Gottes Hand empfohlen, nach demselben aber die rasche Heilung zuversichtlich verkündet hätte, dann sei es besser gewesen.“

Die Figur kehrt immer wieder. In dem ältesten Buch:

„In Norddeutschland wollten die Leute von der Zolleinigung nichts wissen, weil ihnen der Tarif verwerflich schien, in Mitteldeutschland aber erschien ihnen umgekehrt der Tarif verwerflich, weil sie von der Einigung nichts wissen wollten.“

In der Blüthezeit, in Riehl's köstlichster Novelle, „Vergelts Gott!“ „Hans war ein natürlicher und Veit ein künstlicher Krüppel, Veit dagegen ein natürlicher und Hans ein künstlicher Augsburger.“ In dem letzten Buch: „Der alte Pessimist findet, daß die Natur verderbt sei durch die Sündhaftigkeit der Menschheit, der neue, daß die Menschen verderbt seien durch die Schlechtigkeit der Natur.“ Aber der Chiasmus wird für Riehl mehr als eine schmückende Figur, er wird ihm das ordnende Prinzip der Fabel. In der besonders gerühmten Novelle „Der stumme Rathsherr“ wird dreimal betont, daß Meister Richwin den Hund zu erziehen glaubte, während dieser ihn erzog. Ebenso ruht in „Jörg Muckenhuber“ die ganze Erzählung darauf, daß „die Eine ihre Schuld nicht bekennen wollte, und man hätte sie doch so gern verurtheilt; den Andern hätte man ja gern laufen lassen, aber selbst auf der Folter gab er sein Unschuld nicht zu.“

Es ist dies nun einer der seltenen Fälle, wo eine stilistische Vorliebe sich direkt psychologisch deuten läßt. Wohl haben auch andere Zeitgenossen die chiastische Gliederung geliebt; sehr z. B. Friedrich Halm, dessen Lustspiel „Verbot und Befehl“ ganz und dessen „Sohn der Wildniß“ großentheils so aufgebaut ist. Aber — es hatte bei ihm eben auch ähnliche Ursachen. Auch er war ein Eklektiker, auch er ein Freund kunstreicher Mischungen und Ausgleichungen. Aehnlich steht es mit Riehl's Schüler Hans Hoffmann. Bei Riehl selbst kam noch etwas anderes hinzu. Er glaubte, daß es sich in der menschlichen Gesellschaft im Wesentlichen um dauernde, feste Ordnungen handle; wie das ja z. B. auch Goethe und sein Deuter Victor Hehn lehren. Verfehlung entsteht daher für Riehl fast immer dadurch, daß zwei Typen ihre festen Attribute tauschen. Das Mittelalter klagte so, daß die Pfaffen Krieger wurden und die Krieger Pfaffen; Riehl läßt den lebenskräftigen Jüngling den Tod begehren, die alte schwache Frau wild gegen das Ende ankämpfen. Und dann kommt er als Pädagog, tauscht übers Kreuz — und Alles ist wieder gut.

Dieses Fest des versöhnlichen Austauschens beherrscht vor allem auch die Bekenntnisse seiner „Religiösen Studien“.

zwischen Glauben und Wissen, zwischen Volk und Obrigkeit, zwischen Land und Stadt, zwischen Altem und Neuem will er durch friedlichen Ausgleich Freundschaft stiften. Denn allgemein gilt ihm als Wahrheit für politische, religiöse, ästhetische Parteien, was er speziell von den Konfessionen sagt:

„Es gibt keine gleichheitliche Verschmelzung auch nur der christlichen Bekenntnisse, — aber es gibt eine Versöhnung der Bekenner.“

Allezeit ist er auf diese gerichtet gewesen. Er war ein Prediger des Friedens, und der Versöhnung diente auch sein Kampf; er war ein Bekenner, aber kein Fanatiker. Sein wissenschaftliches wie sein künstlerisches Streben ging mit den Jahren immer stärker auf ausgleichende Gerechtigkeit, auf abwägendes Verstehen. Die Großartigkeit seiner wissenschaftlichen Pläne und die Anmuth seiner novellistischen Dichtungen vertragen sich, weil hier wie dort die Absicht regierte, jedem Theil zu seinem vollen Recht gelangen zu lassen. Niemanden hat er in der ersten Hälfte seines Lebens so heftig angefeindet wie Richard Wagner; in den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen“ (1891) behandelt er auch ihn mit dem aufrichtigen Bestreben objektiven Abwägens. Ein solcher Mann verträgt keine Posaunenstöße übertreibender Ruhmesreden; der bedeutende Anreger, der liebenswürdige Erzähler, der vortreffliche Mensch steht zu hoch für die Ueberschätzung blinder Verehrer von heute wie für die Unterschätzung leidenschaftlicher Gegner aus allen Tagen.

Berlin, 19. November 1897.

Richard M. Meyer.

Alfred Dreyfus.

Eine Besprechung des Prozesses und der Verurtheilung von Dreyfus hat mit einer trivialen Erklärung zu beginnen, wie fast alle Erörterungen, die sich mit dem Antisemitismus und seinen Wirkungen zu beschäftigen haben. Natürlich kann ein Jude jeder Schandthat fähig sein, und natürlich haben schon Juden Schandthaten aller Art begangen. Gerade für die Gegner des Antisemitismus beweist es gegen die Juden in ihrer Gesammtheit nichts, daß ein Jude eines Verbrechens fähig ist. Also von diesem Standpunkt aus kann man den jüdischen Verbrecher und den jüdischen Verurtheilten mit voller Objektivität betrachten. Er ist ein faules Glied der menschlichen Gesellschaft oder ein Unglücklicher, der ein Opfer der Irrthümer und Leidenschaften der menschlichen Gesellschaft geworden ist.

Ist Dreyfus dies oder jenes, das ist die vielumstrittene Frage?

Was sagen die Thatsachen, die man heute mit aller Klarheit zu überblicken in der Lage ist?*)

Die „Libre Parole“ brachte von allen Blättern zuerst die Nachricht, daß ein französischer Offizier wegen Landesverrathes verhaftet sei. Niemand hatte bis dahin Kenntniß von dieser Thatsache. Am 28. Oktober 1894 hatte das genannte Blatt diese Nachricht erhalten; am 29. Oktober stellte die Zeitung öffentlich die Frage, ob es wahr sei, daß eine so wichtige Verhaftung vorgenommen worden sei. Am 1. November war in der „Libre Parole“ zu lesen:

„Dès dimanche (28. Oktober) nous étions avisés au journal de cette arrestation, mais étant donnés la gravité des accusations, le nom et la qualité du coupable, nous voulions, et on comprendra notre réserve, attendre le résultat de l'instruction . . .“

*) Bernard Lazare hat in einer Reihe von Broschüren alles einschlägige Material mit großem Fleiß zusammengetragen; derjenige, der nicht selbst die Mittheilungen von Anfang an gesammelt hat, kann sich vortrefflich über die Vorgänge unterrichten aus der neuesten Schrift des Genannten: L'affaire Dreyfus. Paris, P. V. Stock. 1897. Lazare hat mit bewundernswerther Hingebung seine Kräfte für Dreyfus eingesetzt.

Diese Mittheilung hatte die Ueberschrift „L'arrestation d'un officier juif“.

Die „Libre Parole“ ging dann weiter und schrieb:

„L'officier français arrêté pour trahison est attaché à l'état-major du Ministère de la guerre. Il passe pour être en mission. L'affaire sera étouffée parce que cet officier est juif. Cherchez parmi les Dreyfus, les Mayer ou les Lévy, vous trouverez. Arrêté depuis quinze jours, il a fait des aveux complets et on a la preuve absolue qu'il a vendu nos secrets à l'Allemagne. Quoi qu'on dise, il est au Cherche-Midi . . . . . on veut le faire réfugier à Mulhouse, où réside sa famille.“

Wir werden sehen, daß diese Mittheilungen nur von einem Eingeweihten herstammen können, und sie gelangten an das Blatt, obgleich die Untersuchung im allerstrengsten Geheimniß geführt wurde.

Die „Libre Parole“ ist das Blatt des Herrn Edouard Drumont, und dieses Blatt, das ganz allein und ausschließlich die ersten den Weg weisenden Nachrichten über die Verhaftung von Dreyfus erhalten hatte, ist das führende antisemitische Blatt Frankreichs.

Woher hatte die „Libre Parole“ über eine Voruntersuchung Mittheilungen erhalten, die nach ausdrücklichem Befehl streng geheim geführt wurde, und von der nur der kleine Kreis der die Untersuchung führenden Offiziere und Beamten Kenntniß haben konnte? Diese sehr wichtige Frage läßt sich heute noch nicht beantworten. Unter diesen mit der Untersuchung betrauten Männern muß einer gewesen sein, der das Schweigegebot brach, und der durch seine Neigungen oder Verbindungen gerade dazu geführt wurde, sich an die „Libre Parole“, das antisemitische Hetzblatt Frankreichs, zu wenden.

Mit der üblichen antisemitischen Geschicklichkeit hatte das Blatt hervorgehoben:

Der Offizier ist Jude; der Offizier hat uns an Deutschland verrathen; der Offizier ist vollständig geständig — „il a fait des aveux complets“; aber obgleich er geständig ist, obgleich er uns an Deutschland verrathen hat, wird man diesen Offizier entfliehen lassen, denn er ist — Jude.

Diese Elemente genügten, um die Leidenschaften in beispielloser Weise zu entfesseln, und um eine Hetze in der französischen Presse insbesondere gegen den Angeklagten und alsdann, soweit möglich, gegen alle Juden zu inszeniren, die von elementarer Gewalt war, die mit Erfindungen aller Art bis zu blanken Lächerlichkeiten operirte, und der sich entgegen zu stellen ein Zeichen ungewöhnlichen persönlichen Muthes gewesen ist. Eine kleine Anzahl Franzosen, die einen Namen haben, bewiesen diesen Muth schon damals; doch ohne Erfolg.

Um die rohe Entartung, die sich schließlich herauswagte, zu charakterisiren, ein Brief, der damals durch die Presse veröffentlicht wurde:

„Nous avons lu, il y a quelques jours, quelques-uns de mes amis et moi, une nouvelle qui nous a comblés de joie. Un lieutenant, du nom de Dreyfus parent proche ou éloigné, mais à coup sûr parent du misérable traître en renom, s'est fracassé le crâne dans une chute de cheval . . . . Notre premier élan de joie apaisé, nous avons songé à la généreuse bête antijuive qui a si dignement concouru à l'élimination des juifs puissants de l'organisation militaire que nous réclamons tous. Qu'est devenu ce glorieux cheval? . . . . Aussi avons-nous recours, monsieur le Rédacteur en chef, à la publicité de votre estimable journal, pour faire connaître au maître actuel de la vaillante bête qu'un groupe d'antijuifs oranais a l'intention de le lui acheter pour lui ménager l'existence douce qu'elle a si bien gagnée“ . . .

Mit Empfindungen dieser vornehmen Art muß man rechnen, wenn man die Widerstände richtig bemessen will, die sich einer nüchternen Beurtheilung der Angelegenheit Dreyfus damals entgegenstellten.

Völlig deutlich wird die Tendenz, mit der die Verhaftung und die Verurtheilung von Dreyfus behandelt worden ist, aus einem Umstand.

Wer hat jemals etwas gehört von dem Adjutanten Chatelain? Er verkaufte ein neues französisches Gewehrmodell neuerdings an das Ausland und er wurde verurtheilt.

Wer hat jemals etwas gehört von dem Lieutenant Jean Bonnet? Er wurde verurtheilt, weil er neuerdings Dokumente, die sich auf das französische Heer bezogen, an das Ausland verkaufte; und es wären noch andere Namen zu nennen.

Es ist klar, daß kein Land ein Interesse daran haben kann, solche traurigen Ereignisse breit durch die Oeffentlichkeit zu schleifen. Dreyfus wurde dagegen von einem andern Schicksal ereilt, denn er war Jude, was die andern Genannten nicht waren; Dreyfus war ein Objekt für den Fanatismus der Antisemiten.

Die Ereignisse wurden noch durch einen Umstand beeinflußt.

Im Herbst 1894 war französischer Kriegsminister der General Mercier. Er war bei der vulgären Hetz- und Sensationspresse sehr schlecht angeschrieben. Ein gewisser Turpin hatte wiederholentlich behauptet außerordentlich wichtige militärische Erfindungen gemacht zu haben; seine Erfindungen hatten im Kriegsministerium aber keine Gnade gefunden; auch nicht bei Mercier; darüber Empörung bei Drumont und in der chauvinistischen Presse die es zu Wege brachten, daß die Stellung von Mercier im Kabinet Dupuy zu jener Zeit für erschüttert galt. Daß die „Libre Parole" es für möglich hielt, man werde Dreyfus entweichen lassen, war auch in diesem Falle eine direkte Anklage gegen Mercier.

Die Stimmung dieser Presse gegen Mercier schlug unmittelbar um und nunmehr sagte man:

„Il faut être avec Mercier ou avec Dreyfus".

Der Kriegsminister Mercier war plötzlich in diesen Kreisen ein populärer Mann geworden, seine Stellung war vollends befestigt, als er in einem Interview einem Redakteur des „Figaro" am 28. November erklärte:

„J'ai soumis à M. le président du conseil et à mes collègues les rapports accablants qui m'avaient été communiqués et, sans aucun retard, l'arrestation du capitaine Dreyfus a été ordonnée. . . . . . Tout ce que l'on peut répéter, c'est que la culpabilité de cet officier est absolument certaine . . . ."

Den General Mercier anzugreifen, hatte weder Drumont noch die seines Schlages ferner ein Interesse, und wer konnte an dem Verrath des Eingekerkerten zweifeln, wenn der Kriegsminister, man denke vor der Verurtheilung, öffentlich davon sprach, daß seine „Schuld" „absolut sicher" sei.

Man hielt ihn schuldig welcher besonderen Verbrechen?

Der Kommandant Henry, „attaché au bureau des renseignements de la Guerre" hatte 1894 darauf aufmerksam gemacht, daß Mittheilungen über die französische Heeresmacht im Ministerium fehlten und dem Ausland überantwortet seien. Woher wußte er letzteres? Er wollte es erfahren haben von einer angesehenen Person, deren Namen unbekannt ist. Trotz strenger Ueberwachung der Offiziere, entdeckte man nichts, bis angeblich der Colonel Sandherr, chef de la section de statistique, dem Kriegsminister Mercier das sogenannte „Bordereau", das den Verrath einer Reihe militärischer Geheimnisse ankündigte, übergab. Woher hatte der Colonel Sandherr dieses Schriftstück? Man weiß es nicht. Die Schriftzüge des Bordereau wurden mit der Handschrift der im Kriegsministerium beschäftigten Offiziere verglichen, und der Kommandant du Paty de Clam war bei dieser Vergleichung der Ansicht, daß Dreyfus das Bordereau geschrieben habe. Man fragte darauf zwei Schreibverständige; Mr. Gobert war der Ansicht, daß Dreyfus der Verfasser des Bordereau nicht zu sein brauche; Mr. Bertillon erklärte, daß Dreyfus der Verfasser sei.

Nichts lag vor, es wird sich das ergeben, als diese beiden widersprechenden Gutachten und doch ordnete das Kriegsministerium die Verhaftung an. Der Verhaftsbefehl trägt das Datum vom 14. Oktober; das war ein Zeitpunkt, bevor noch irgend eine Vernehmung von Dreyfus stattgefunden hatte; am 15. Oktober wurde er im Kriegsministerium vom Kommandanten du Paty de Clam vernommen; das heißt, der Kommandant diktirte Dreyfus Sätze aus dem „Bordereau", und er behauptet, daß Dreyfus bei dieser Gelegenheit gezittert habe; darauf wurde Dreyfus sogleich in das Militärgefängniß du Cherche-Midi abgeführt; es wurde seiner Frau verboten, ein Wort von der Verhaftung auch nur den eigenen Verwandten mitzutheilen; es wurde dem Gefängnißdirektor eingeschärft, über die Verhaftung von Dreyfus Niemandem Mittheilung zu machen: nicht einmal in das Gefangenen-Register durfte Dreyfus mit näherer Bezeichnung eingetragen werden — nur die „Libre Parole" erfuhr die Thatsache und gab sie bekannt.

Auch über eine Reihe weiterer Vorgänge sind wir vollständig durch die öffentlichen Angaben der Betheiligten unterrichtet.

Du Paty de Clam verhörte Dreyfus im Gefängniß stets in Gegenwart des Gefängnißdirektors. Er erhielt kein Geständniß, alles; was er that bestand darin, daß er Dreyfus immer wieder veranlaßte, Worte aus dem Bordereau zu schreiben; er, der das Zittern bei der ersten derartigen Manipulation bei Dreyfus entdeckt hatte, kam dann auf die ingeniöse Idee, den Gefängnißdirektor um eine Blendlaterne zu bitten. Er wollte das Licht plötzlich dem Verhafteten ins Gesicht werfen, um ihm so ein Geständniß zu entreißen; eine Phantasie, würdig eines schlechten Romanciers, aber erstaunlich am Ende des 19. Jahrhunderts. Der Gefängnißdirektor wies dieses ungewöhnliche Ansinnen ab.

Diese Einzelheiten stehen durch öffentliche Erklärungen, die einen Widerspruch nicht gefunden haben, fest. Was aber am 19. Dezember 1894 und den folgenden Tagen in dem geheimen Kriegsgericht, vor dem Dreyfus zu erscheinen hatte, vorging, darüber gab es bisher zwar Mittheilungen, aber es gab keine Bürgschaft für ihre Zuverlässigkeit; heute gibt es auch diese.

Auf welche Weise Bernard Lazare in seiner Schrift über Dreyfus zu ganz positiven Angaben über die Sitzung des Kriegsgerichts gelangen konnte, wissen wir nicht, aber diese Angaben müssen zuverlässig sein, denn es liegt nunmehr ein Brief des Vertheidigers von Dreyfus, des angesehenen Advokaten Demange an Lazare vor, in dem es heißt:

„Comme je vous l'ai dit dans la visite que vous m'avez fait l'honneur de me faire, je n'ai jamais connu d'autres charges contre le capitaine Dreyfus que celles discutées par vous . . ."

Demange war einer der Wenigen, die das offizielle Aktenmaterial von Amtswegen kannten; seine Behauptung in Bezug auf Lazare's Schrift hat niemals eine Anfechtung gefunden und es muß daher als feststehend erachtet werden, daß der Anklageakt vor dem Kriegsgericht, ich sage der Anklageakt, sich schließlich auf nichts, auf absolut nichts stützte als auf das Bordereau. Weiteres greifbares Anklagematerial kennt weder Dreyfus noch sein Vertheidiger Demange. Und es ist daher erklärlich, daß der öffentliche Ankläger seine Rede so etwa geschlossen haben soll:

Cette lettre missive (— le bordereau —) est de l'écriture du capitaine Dreyfus. M. le commandant du Paty de Clam l'a affirmé, MM. Bertillon, Charavay et Teysonnières l'ont affirmé à leur tour; je déclare qu'il est de sa main, vous le déclarerez aussi et vous condamnerez cet homme.

Daß zwei Sachverständige, Gobert und Pelletier, ein der Anklage ungünstiges offizielles Gutachten abgegeben haben, wurde nicht gesagt; auch wurde nicht hervorgehoben, daß das Bordereau mit den Worten endet: „Je vais partir en manoeuvres", während Dreyfus die Manöver nicht mitmachte.

Allmählich wurde die Thatsache in Frankreich bekannt, daß nur auf Grund der Handschriftvergleichung Dreyfus verurtheilt worden war. Man erinnerte Mercier, daß er von Rapports accablants gesprochen hatte; von einer „cul-

pabilité de cet officier absolument certaine"; nun gab es aber nur ein einziges Schriftstück, das zwar eine Majorität von Sachverständigen — es waren drei — als von Dreyfus herrührend bezeichnete; aber zwei Sachverständige bestritten diese Angabe, wie konnte man da von erdrückenden Beweisen und einer absolut sicheren Schuld sprechen? Nun ereignete sich ein Zwischenfall, dem, wie mir scheint, die größte Bedeutung beigemessen werden muß.

Am 15. September 1896 machte der General Mercier zu seiner Vertheidigung im „Eclair" die Mittheilung, daß die Annahme unrichtig sei, als habe die Verurtheilung nur auf Grund des Bordereau stattgefunden. Dem Kriegsgericht habe außerdem ein Brief vorgelegen des deutschen Militärattaché in Paris an den italienischen Militärattaché, in dem es hieß:

„Décidément, cet animal de Dreyfus devient trop exigeant."

Dieser öffentlichen Behauptung von Mercier ist niemals widersprochen worden; aber fest steht auch, daß der Vertheidiger Demange und Dreyfus selbst dieses Anklagematerial nicht kannten und niemals gekannt haben. Auch behauptet Bernard Lazare, daß General Mercier in das Berathungszimmer des Kriegsgerichts, als man ein Nichtschuldig aussprechen wollte, eintrat und jenes neue Schriftstück vorzeigte, das die Verurtheilung herbeiführte, und das Dreyfus selbst und sein Vertheidiger niemals zu Gesicht bekommen haben. Demange will an solche Möglichkeit nicht glauben, er schreibt:

„Excusez-moi de ne pas oser croire à cette énormité d'une communication faite aux juges en dehors de l'accusé et de son défenseur."

Demange glaubt nicht an diese Ungeheuerlichkeit; aber Mercier selbst behauptet diese „Ungeheuerlichkeit" — unklugerweise und keiner der anderen Betheiligten widersprach ihm. Man muß also in diesem Falle dem General Mercier glauben.

Ueber die Schuld oder Unschuld von Dreyfus entscheidet dieser Zwischenfall nicht; aber wenn es feststeht, daß die Richter auf Grund von Material ihr Urtheil fällten, das weder der Vertheidiger noch der Angeklagte kannten, so ist dies augenscheinlich ein Revisionsgrund des Prozesses, der unter allen Umständen bei civilisirten Nationen durchschlagen muß.

Die einzige Frage ist also: sagte General Mercier die Unwahrheit, als er im „Eclair" behauptete die Verurtheilung habe sich auch gestützt auf den Brief:

„Décidément, est animal de Dreyfus devient trop exigeant".

Ist diese Behauptung wahr, wie man doch annehmen muß; denn von dieser Thatsache hatten alle Richter Kenntniß, dann hat sich jene énormité zugetragen.

Wenn dieser Punkt in den Vordergrund gerückt wird, sollte eine Revision des Prozesses ganz abwendbar sein.

Eine Revision ist freilich keine Freisprechung.

Nach viertägigen Berathungen bei geschlossenen Thüren war die Verurtheilung allein erfolgt auf Grund der Gutachten von Schreibsachverständigen.

Nun hat General Mercier einen neuen Streich gemacht, der sich wiederum als überaus unglücklich erwies um das zu erhärten, was erhärtet werden sollte.

Mercier hatte immer behauptet, aus Gründen der internationalen Politik könnte das Material, das die Verurtheilung herbeigeführt habe, nicht veröffentlicht werden. Nachdem er zum Unglück für sich damit begonnen hatte, im „Eclair" den Brief „cet animal de Dreyfus" zu veröffentlichen, veröffentlichte er drei Wochen später, am 10 November 1896 im „Matin" das Bordereau selbst im Facsimile, wiederum zum Unglück für sich.

Daß das Bordereau in den Schriftzügen und im Inhalt völlig richtig wiedergegeben sei, wurde von allen Seiten anerkannt. Daraufhin wurden Crépieux-Jamin, Gustave Bridier, de Rougemont, Paul Moriaud, E. de Marneffe, Gray Birch, Th. Gurrin, J. H. Schooling, D. Carvalho, Ames, Hoctès und Preyer, hervorragende Gelehrte auf diesem Gebiete Frankreichs, Englands, der Schweiz, Belgiens, Deutschlands, Amerikas 2c., angegangen; und sie alle behaupten in motivirten Gutachten, daß Dreyfus nicht das Bordereau geschrieben habe.

Das beweist nichts weiter, als die eine Thatsache, die man nie aus dem Auge lassen sollte: jede Schriftvergleichung ist ein Beweismittel von äußerst zweifelhaftem Werth. Dieses Beweismittel kann einen gewissen Werth haben, um andere schwerwiegende Verdachtsmomente in gewissem Umfange zu unterstützen; auf dieses Beweismittel aber allein eine Verurtheilung zu stützen, wie es hier geschehen ist, erscheint als eine neue Ungeheuerlichkeit.

Ein Beweismittel ist gerichtet, welches derartig beschaffen ist, daß von fünf Gutachten im Anfang drei für eine Verurtheilung zu verwerthen sind; zwei nicht, und zu diesen zwei Gutachten treten nunmehr weitere zwölf angesehene, makellose Personen der verschiedensten Nationen öffentlich hinzu, die ihre Ansicht mit Gründen, die sie ihrer Sachkenntniß entnehmen, belegen.

Von der Schuld des Verurtheilten kann mithin ein objektiver Beurtheiler nicht mehr überzeugt sein; das ist ein negatives Resultat. Herr Scheurer-Kestner aber sagt:

„J'ai acquis l'entière conviction de l'innocence du capitaine Dreyfus."

Das wäre ein positives Resultat.

Nun finden sich in den Gutachten, die bei Lazare veröffentlicht sind, die folgenden Bemerkungen, die **wohlgemerkt alle, ohne Ausnahme**, einer Zeit entstammen, bevor Scheurer Kestner gesprochen hatte.

Crépieux-Jamin schreibt, nachdem er wie alle Anderen Dreyfus als Verfasser des Bordeau zurückgewiesen hat:

„. . . Je déclare . . . qu'il est probable que la pièce de question — (Bordereau) — a été faite avec l'intention d'imiter l'écriture de l'auteur — (Dreyfus) — des pièces de comparaison."

Gustave Bridier schreibt:

„Le cas de la falsification volontaire vient d'être examiné et jugé irréalisable . . . ce qui incinerait fort à penser que ce ne serait pas l'écrivain des pièces de comparaison — (Dreyfus), — mais bien plutôt celui de la pièce de question (Bordereau) qui aurait falsifié son l'écriture."

Paul Moriaud schreibt:

„Le bordereau est l'oeuvre d'un faussaire, imitateur grossier de l'écriture de Dreyfus."

Carvalho schreibt:

„Le bordereau n'est pas écrit par le capitaine Dreyfus, il est l'oeuvre de quelqu'un . . . qui a cherché à imiter certains traits caractéristiques particuliers et dominants de l'écriture authentique du capitaine Dreyfus."

Und Ames sagt:

. . . „Je suis d'avis que ladite écriture inconnue (Bordereau) est le résultat d'un effort tendant à imiter ou à contrefaire l'écriture du capitaine Dreyfus et non pas l'écriture déguisée de ce dernier."

G. Hoctès endlich schreibt: nach Lage der Sache müßte man gerade die Aehnlichkeit der Dreyfus'schen Schrift wegen annehmen:

„La pièce incriminée est l'oeuvre d'un faussaire."

Das sind sechs sehr merkwürdige Zeugnisse, die hier ganz unabhängig von einander abgegeben worden sind und die alle annehmen, ein Fälscher hat die Schrift von Dreyfus nachgemacht.

Nun hat sich der Verdacht auf den Grafen Esterhazy gelenkt. Er ist ein herabgekommener Mensch; seine früheste Vergangenheit scheint dunkel zu sein; seine Schrift ähnelt der von Dreyfus; das Alles besagt wenig. Aber Graf Esterhazy richtet seine ersten Schritte, als er nach Paris

zurückkehrt, zur „Libre Parole“, von wo der erste Schuß gegen Dreyfus in die Oeffentlichkeit abgegeben worden ist; und Esterhazy begnügt sich nicht damit, zu sagen, ich bin unschuldig; er begnügt sich nicht damit, die Beweise hierfür zu erbringen, sondern er glaubt sich zu dem Beweise verpflichtet, daß Dreyfus schuldig sei.

Er erzählt eine lächerlich abenteuerliche Geschichte, wie eine verschleierte Frau ihn zu zwei Malen vor dem Attentat der Dreyfus-Freunde gewarnt habe; aber sie hat ihm auch das Material gegeben, um die Schuld von Dreyfus nun ganz unumstößlich beweisen zu können.

Man denke, daß ein solches Roman-Abenteuer irgend einem anständigen Menschen zustößt. Er wird ohne Zweifel sagen: „Madame, ich bin ihnen sehr dankbar für ihre Warnung und ich werde nicht verfehlen, ihr Material an zuständiger Stelle zur Kenntniß zu bringen“. Wäre er sehr vorsichtig und vertraute er der zuständigen Stelle nicht, so würde er die Originale vor Zeugen photographiren lassen. Aber das Alles thut Graf Esterhazy nicht; er behält jenes geheimnißvolle Material in der Hand bis man ihn anpackt; er ist gewappnet und darauf vorbereitet, nicht sich zu vertheidigen — was selbstverständlich wäre — sondern Dreyfus zu vernichten.

Er faßt sogleich das Ereigniß als ein Duell zwischen sich und Dreyfus auf; er sagt nicht, ich bin unschuldig, mag Dreyfus ein Verräther sein oder nicht; das geht mich nichts an; sondern er sagt, ich kann und will beweisen, jetzt wo man mich anpackt, daß gerade Dreyfus der Verräther war.

Das ist ein psychologisch äußerst überraschendes und merkwürdiges Moment; dieses Benehmen aber ist nicht mehr überraschend und nicht mehr merkwürdig, wenn man eines voraussetzt. Wenn in dem Kopfe von Esterhazy der Gedanke wohnte und sich eingebohrt und eingenistet hatte, ich bin gerettet, wenn Dreyfus verurtheilt bleibt, dann handelt man ja, wie er handelt. Ein Unschuldiger aber, der plötzlich von einem gefahrvollen Verdacht belastet ist, der handelt zunächst gewiß nach dem naheliegenden sich unmittelbar andrängenden Gesichtspunkt: Ich bin ohne Schuld, das werde ich beweisen; aber was geht es ihn an, wer der Schuldige ist. Genau so wie Esterhazy bemerkenswerther Weise nicht gehandelt hat.

Setzt man, wie die Schreibsachverständigen es thun, einen Fälscher voraus, der die Handschrift von Dreyfus nachgeahmt hat, und ergriffe man diesen Fälscher, so würde, wenn er nicht die allersicherste Selbstkontrole und eine ganz überlegene Klugheit besäße, sein erster instinktiver Gedanke der sein, um mich zu retten, werde ich beweisen, daß der andere es doch gewesen ist, der das ominöse Schriftstück geschrieben hat.

Das sind psychologische Erwägungen, die einen Verdacht zu verstärken wohl geeignet sind, die aber schließlich eine letzte Entscheidung nicht bringen können.

Dagegen drängt sich die Frage auf: Läßt sich ermitteln, wer brachte die ersten Nachrichten der „Libre Parole“; wer gab dem Colonel Sandherr das Bordereau; welche geheimnißvolle, „vertrauenswerthe“ Person sagte dem Kommandant Henry, daß es ein Offizier sei, der das Kriegsministerium beteble. Sollte auf diesen Pfaden nicht weiter zu kommen sein?

Fragt man, wie die heutige verworrene Lage geschaffen wurde, so spricht die Wahrscheinlichkeit für folgende Entwicklung: der General Mercier, von dessen Besonnenheit man nach seinem weiteren Auftreten eine hohe Meinung nicht haben kann, beginnt mit der Verhaftung von Dreyfus auf einen ganz schattenhaften Verdachtsgrund hin; ein unüberlegter Schritt. Als dieser Schritt durch die „Libre Parole“ von gewiß interessirter Seite bekannt gemacht worden war, mußte Mercier fürchten, daß die Hetzpresse, die seine Stellung durch die Affäre Turpin erschüttert hatte, ihn sicher vernichten werde, wenn ihr Dreyfus den Drumont und seinen Helfern entging. So scheint denn der General es vorgezogen zu haben, immer überzeugter von der Schuld des Dreyfus zu werden, um damit eine immer festere Stütze an den Drumonts zu erhalten, was ihm gelang und ihm sein ministerielles Leben auf einige Zeit erhielt.

Wer die antisemitische Bewegung seit Jahren und Jahren kennt, der weiß, daß der Weg in verderbliche Sümpfe immer nur durch die Schwäche der höchsten Beamten geöffnet worden ist. Der Terrorismus des bis zum Verbrecherischen gewissenlosen Antisemitismus hat vorübergehend leider auch bei uns und in Oesterreich-Ungarn, wie in Frankreich zu triumphiren vermocht.

Heute ist die Zahl der anständigen Männer und Blätter in Frankreich, die vorurtheilslos den Fall Dreyfus betrachten, beständig im Wachsen; und wenn man in der ganzen Welt diesen Ereignissen mit Antheilnahme folgt, so geschieht es nur aus einem einzigen Grunde, weil man mit der Möglichkeit rechnet, daß ein Unschuldiger zu unerhörten Leiden verurtheilt wurde. Wir lesen von der Affaire Dreyfus, wie man im Voltaire nach heute mit Erschütterung von der Affaire Calas liest, die ein anderes Jahrhundert bewegte.

Ob es gelingt, den Schuldigen zu ermitteln, läßt sich aus den offen vorliegenden Thatsachen noch nicht sagen. Aber aus den Thatsachen, die die Eröffnungen des Generals Mercier und der Brief des Vertheidigers Demange enthüllt haben, folgt eines unbedingt:

Ein Prozeß, bei dem das Urtheil gefällt wurde unter Berücksichtigung einer entscheidenden Thatsache, die dem Angeklagten wie dem Vertheidiger unbekannt geblieben ist, ein solcher Prozeß, in dem diese „Ungeheuerlichkeit“ sich ereignet hat, muß nach den Begriffen des neunzehnten Jahrhunderts der Revision verfallen.

P. Nathan.

Politik und Kommunalpolitik.

Während im Reich und in Preußen der Liberalismus zu der Rolle einer dauernden Opposition verurtheilt ist, rühmt sich die Mehrzahl unserer großen Städte einer entschieden liberalen Kommunalverwaltung. Hierin kann man ein, wenn auch freilich sehr bescheidenes, Surrogat für jene Ausschließung des Liberalismus von der Regierung in Reich und Staat sehen. Um so unabweislicher aber ist es für den Liberalismus, von der ihm hier eröffneten Gelegenheit, sich am Werke zu zeigen, in einer seinem Wesen entsprechenden Weise nachhaltigen und wirksamen Gebrauch zu machen. Oft und mit Recht ist es von liberaler Seite als der Krebsschaden unseres politischen Lebens bezeichnet worden, daß eine ganze politische Weltanschauung bei uns dauernd auf die bloße Kritik beschränkt ist. Nicht nur gehen für Reich und Staat so die Kräfte verloren, die ihnen von dieser Seite aus zufließen könnten, sondern es muß auch das Parteiwesen verkümmern und veröden, wenn ihm die Möglichkeit, an den großen Aufgaben des Staates entscheidend und schaffend mitzuwirken, genommen ist. Denn die praktische Bethätigung, die Möglichkeit, die Forderungen, welche in Programmen und Reden aufgestellt werden, gegebenen Falls in der Wirklichkeit durchführen zu können und zu müssen, das ist der große Regulator jedes gesunden Parteiwesens. Nicht mit Unrecht hält man der Sozialdemokratie vor, daß es ihr ein Leichtes sei, den Himmel auf Erden zu versprechen, da sie vor jeder Möglichkeit einer praktischen Probe auf ihre Exempel gesichert sei. Befindet sich nun auch hinsichtlich der Staatsleitung der Liberalismus leider vor der Hand noch in einer ähnlichen Lage, so ist es für ihn eine um so zwingendere Nothwendigkeit, dort, wo ihm — wenn auch immerhin in beschränktem Umfange — die Möglichkeit praktischer Bethätigung gegeben ist, nicht nur den guten Willen, sondern auch die Fähigkeit zur Durchführung seiner Prinzipien und Forderungen durch die That zu beweisen. Und dieses für den Liberalismus gerade unter

unseren Verhältnissen unentbehrliche Gebiet praktischer Bethätigung ist die Kommunalpolitik in den großen, von Liberalen vertretenen und verwalteten Städten.

Das ist der oft verkannte, oft geradezu geleugnete Zusammenhang zwischen allgemeiner Politik und Kommunalpolitik. So unzweifelhaft richtig es ist, daß die kommunale Verwaltung nicht einseitigen Parteiinteressen noch agitatorischer Fraktionspolitik dienstbar gemacht werden darf, so ist es doch nicht minder zweifellos, daß eine politische Weltanschauung nicht, ohne ihre eigene Existenzberechtigung in Frage zu stellen, ihre Prinzipien durch die That verleugnen darf, wo immer sie zu praktischer Bethätigung berufen ist. „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!“ Zu diesen allgemeinen Gesichtspunkten tritt hier noch ein besonderes Moment hinzu. Nach ihrer historischen Entstehung und nach ihrem innersten Wesen ist die moderne bürgerliche Selbstverwaltung ein Erzeugniß liberalen Geistes. Sie ist der Ausgangspunkt und die festeste Grundlage des Verfassungs- und Rechtsstaates. Der Haß, mit dem namentlich unser ostelbisches Junkerthum von Anbeginn an „die kleinen Republiken“ der städtischen Selbstverwaltung verfolgt hat, ist dafür ein untrügliches Symptom. Und wenn sich hier auf seinem eigensten Gebiete der Liberalismus seiner Aufgabe nicht nach jeder Richtung hin gewachsen zeigen, wenn er hier nicht die vollste Uebereinstimmung zwischen seinen Worten und seinen Thaten beweisen sollte, so würde er sich selbst eine schlimmere Wunde schlagen, als es alle Mißgunst der äußeren Verhältnisse zu thun vermocht hat.

Gehört es zu den wichtigsten und oft auch schwierigsten Aufgaben der Regierung und des Parlaments, im Staate den richtigen Ausgleich zu finden zwischen den sich immer steigernden Anforderungen an die staatliche Fürsorge einerseits und der damit stetig wachsenden Belastung der Steuerträger andererseits, so macht sich diese fatale Wechselwirkung von Geben und Nehmen in den ungleich engeren Verhältnissen auch der größten Kommune noch weit unmittelbarer und empfindlicher geltend. Ein unablässig wachsames Auge auf strengste Ordnung und Erhaltung des Gleichgewichtes im Haushalte zu haben, entspricht sicherlich dem Prinzip des Liberalismus, für den ja das Budgetrecht ein wichtigster Ausgangspunkt konstitutioneller Entwicklung gewesen ist. Freilich, der früher weit verbreitete schöne Glaube, daß die konstitutionelle Staatsform ein besonders billig arbeitender Apparat sei, ist längst als Wahn erkannt, und nicht anders verhält es sich mit der kommunalen Selbstverwaltung. Auch ihr Vorzug besteht keineswegs in besonderer Wohlfeilheit, sondern vielmehr darin, daß sich in freier Bethätigung die wichtigsten Bedürfnisse als solche geltend machen können, und daß demgemäß nicht billiger, aber besser als unter absoluter obrigkeitlicher Bevormundung verwaltet wird. Gerade in Berlin liegt ein überzeugendes Beispiel vor Augen: die fiskalische Verwaltung unserer Straßen und Brücken war unvergleichlich wohlfeiler als die jetzige städtische Verwaltung, aber auch unvergleichlich schlechter, und die Berliner Bürgerschaft würde schwerlich jene wohlfeile Verwaltung wieder für die heutige kostspielige eintauschen mögen. Nicht also auf die Wohlfeilheit der Verwaltung an sich, sondern lediglich darauf, daß die Ausgaben zu den nothwendigsten und für die Gesammtheit fruchtbarsten Ausgaben verwendet werden, hat der Liberalismus das Schwergewicht zu legen.

In dieser Hinsicht nun wird von liberaler Seite der preußischen Regierung fort und fort der Vorwurf gemacht, daß sie die Kulturausgaben im Verhältniß zu anderen, für die Gesammtheit minder wichtigen Forderungen stiefmütterlich behandle. Unter diesen Kulturaufgaben war es von jeher — und mit Fug — die Schule der der Liberalismus sein besonderes Interesse zuwendete. Nicht zufällig, noch aus Laune oder Liebhaberei, sondern in richtiger Erkenntniß seines eigenen Wesens; denn die liberale Welt- und Staatanschauung wurzelt einmal in der Aufklärung, und Freund wie Feind sieht in jeder Förderung der Aufklärung des Volkes eine Förderung liberaler Ideen, in jeder Verkümmerung der Schule einen Liebesdienst für die Reaktion. So ist es nur natürlich, daß von jeher der Liberalismus für die geistige wie für die materielle Hebung der Schule und der ecclesia militans der Volksaufklärung, der Lehrerschaft, mit Nachdruck und in seinem eigensten Interesse eingetreten ist. Dieser seiner traditionellen und innerlich berechtigten Haltung ist denn auch der Liberalismus in allen seinen — jetzt leider ach so zahlreichen — Schattirungen bei der Berathung des jüngsten Lehrerbesoldungsgesetzes durchaus treu geblieben.

Nach alledem kann es nicht Wunder nehmen, daß der Kampf um die Ordnung der Lehrerbesoldung, der sich gegenwärtig in der größten liberal verwalteten Kommune Deutschlands abspielt, weit über die Kreise der unmittelbar Betheiligten hinaus Aufsehen erregt hat und zu einer Frage von prinzipieller politischer Bedeutung geworden ist.

Es ist hier nicht der Ort, alle die subtilen Einzelheiten des Verhältnisses von Grundgehalt, Altersskala und Miethsentschädigung zu behandeln und die bei dieser Gelegenheit geleisteten statistischen Kunststücke kritisch zu beleuchten. Zweierlei aber steht unverrückbar fest. Einmal, daß das vom Lehrerbesoldungsgesetz festgestellte Mindestgehalt von 900 Mark übereinstimmend seitens der Regierung und aller Parteien als ein „Ausnahmeminimalgehalt für die allerbilligsten Orte“ angesehen wurde, daß sämmtliche liberalen Fraktionen des Abgeordnetenhauses diese Summe auch in dieser Eigenschaft zu niedrig fanden und sie deshalb erhöhen wollten, die Nationalliberalen auf 1000 Mark, beide freisinnigen Fraktionen auf 1200 Mark; daß endlich diese Anträge abgelehnt wurden lediglich im Hinblick auf die kaum leistungsfähigen kleinen Gemeinden des Ostens. Und zweitens, daß die kommunalen Behörden Berlins ein Grundgehalt von 1200 Mark abgelehnt und ein solches von 1000 Mark beschlossen haben, und daß für eine solche Beschlußfassung sogar ein Abgeordneter eingetreten ist, der sich persönlich im Landtage mit edler Wärme für jenes Minimalgehalt von 1200 Mark eingesetzt hat. Wenn angesichts dieser Thatsachen die Meinung aufkommt, daß auch der Liberalismus nicht nach seinen Thaten, sondern nach seinen Worten beurtheilt sein will, so muß man das leider nicht nur bei Gegnern begreiflich finden. Der helle Jubel der „Kreuzzeitung“ über diese unbegreifliche Selbstverstümmelung des verhaßten Gegners ist vielleicht noch beweiskräftiger, als das Bedauern aller einsichtigen Freunde liberaler Ideen. Sollte es vollends gar dahin kommen, daß die Regierung im Interesse der Lehrer dieser Gehaltsordnung, wie sie die größte liberale Kommunalverwaltung Deutschlands beschlossen hat, ihre Zustimmung versagt, so wäre das in der That „ein Stoß ins Herz“ des Liberalismus. Und wahrlich, eine Ersparniß von 300 000 bis 400 000 Mark im Haushalte der Stadt Berlin wäre weder vom liberalem, noch von irgend einem sonstigen Standpunkte aus eine Rechtfertigung für eine so unpolitische Kommunalpolitik.

Berlin. Hugo Preuß.

1814*).

Es sind volle fünfzig Jahre verflossen, seitdem Fürst Bismarck seine politische Jungfernrede im Vereinigten Landtage gehalten hat, aber veraltet ist sie noch nicht. Ihr Thema wird von Zeit zu Zeit noch immer erörtert und eben bietet sich wieder eine Gelegenheit dazu. Das Thema lautet: „Hat sich das preußische Volk im Jahre 1813 nur darum mächtig erhoben, weil es gezwungen war, das fremdländische Joch abzuschütteln?“

Herr von Bismarck behauptete, es sei so und würde es schmerzlich empfinden, wenn ihm die Ueberzeugung vom Gegentheil beigebracht werden würde.

*) Aus dem Lager der Verbündeten 1814 und 1815. Von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

„Oder hat sich jene mächtige Volkserhebung auch den Zweck gesetzt, bessere Zustände im Innern herbeizuführen, Freiheit für Preußen, Einheit für Deutschland?“ Das behaupteten die Angehörigen der Partei, welche von dem Herrn von Bismarck bekämpft wurde.

Ueber diese Frage können wir heute einen Zeugen abhören, dessen Aussage schwer in das Gewicht fällt. Es ist der König Friedrich von Württemberg. Der war fest überzeugt, daß eine Verschwörung existire, welche sich auf den Umsturz der Verhältnisse in Preußen und Deutschland richtete, und er entsandte im Jahre 1815 einen General nach Berlin, dem er die Aufgabe ertheilte, dieser Verschwörung auf die Spur zu kommen und darüber Bericht zu erstatten. Dieser General, Neuffer mit Namen, war ein ehrlicher unbefangener Mann; er berichtete dem Könige wiederholt, er könne von einer Verschwörung nichts entdecken. Aber der König antwortete darauf jedesmal mit einem scharfen Verweis, daß sein Gesandter die Sache besser wissen wolle, als er der König. General Neuffer hatte Recht; eine greifbare Verschwörung bestand nicht. Aber König Friedrich hatte auch Recht; es bestand ein unsichtbarer Bund, der die Freiheit für Preußen und die Einheit für Deutschland verlangte, und die Mitglieder dieses unsichtbaren Bundes sind es gewesen, welche die Begeisterung angefacht haben, die durch schwere Prüfungen bis nach Leipzig führte.

Die Korrespondenz zwischen dem Könige Friedrich und dem General Neuffer bildet einen interessanten Abschnitt in dem zur Besprechung vorliegenden Werke, dessen Werth darin besteht, daß es aus württembergischen Archiven neue Thatsachen aufgeschlossen hat. Man muß es der württembergischen Regierung Dank wissen, daß sie die Erlaubniß zur Benutzung dieser Archive ertheilt hat; es kann sie dabei nur die Liebe zur Wahrheit und nicht die Liebe zum Ruhm geleitet haben. Es ist richtig, daß König Friedrich uns als ein sehr kluger und als ein sehr entschlossener Herrscher entgegentritt. In beiden Vorzügen mag er die meisten Monarchen übertroffen haben, die zum Wiener Kongreß versammelt waren. Wir lernen ihn aus eigenhändigen Briefen kennen und diese sind durchweg in einer markigen Sprache geschrieben. Aber seine Klugheit und seine Entschlossenheit wendet er nur auf das eine Ziel: Württemberg um eine Anzahl von Quadratmeilen zu vergrößern. Alle übrigen Ereignisse der Zeit sind ihm gleichgültig. Und dieses Ziel hat er trotz Klugheit und Entschlossenheit nicht erreicht.

Auf preußischen Schulen wird von den Freiheitskriegen der Jahre 1813, 1814 und 1815 als einer in sich zusammenhängenden abgeschlossenen Begebenheit gesprochen. Die geschichtliche Betrachtung hat diese Auffassung längst fallen lassen. Das Jahr 1814 steht recht unwürdig zwischen dem Siegesjahr von Leipzig und dem von Waterloo. Es ist ein Jahr der Hemmnisse, der Rückschritte und der Wirrungen. Das Einzige, was es zu Stande gebracht hat, war der erste Pariser Friede und dieser war kümmerlich, mit übermäßigen Anstrengungen herbeigeführt und von kürzester Dauer. Man kann dem Herrn von Pfister nur darin beistimmen, daß der Feldzug der Monate Februar und März 1814 nicht eine Fortsetzung des Freiheitskrieges von 1813, sondern ein neuer Krieg gewesen sei, der vollständig den Charakter eines Kabinetskrieges trug. Bei einiger Entschlossenheit hätte man die Niederwerfung Frankreichs nach dem Tage von Leipzig binnen Kurzem ohne schwere Opfer beendigt; durch Unentschlossenheit und Zweideutigkeit hat man die Gefahr heraufbeschworen, daß Napoleon noch einmal kriegerisch in Deutschland einfallen konnte. Zuletzt muß man gar dankbar dafür sein, daß diese Unentschlossenheit sich zu einem solchem Maße steigert, daß Napoleon den Muth gewann, unerfüllbare Bedingungen zu stellen, wodurch dann ein Rückschlag herbeigeführt wurde.

Der Begehr des deutschen Volkes nach Freiheit und Einheit ist in der That in der Zeit der Freiheitskriege entstanden. Aber er hatte weder hinreichende Kraft noch hinreichende Klarheit gewonnen. Und darum glaubten die Regierungen ihn noch Jahrzehnte lang überhören und weitere Jahrzehnte lang ihm widerstehen zu können. Auf die große Zeit des kriegerischen Aufschwungs folgte eine lange kleine Zeit diplomatischen Intriguirens.

Sich in solche Zeiten zu versenken, das Intriguenspiel in seinen einzelnen Zügen zu verfolgen, hat auch sein Gutes. Wenn wir mit Unbefangenheit lesen, so erkennen wir, daß der Antheil des einzelnen Menschen an dem Gange der Weltgeschichte im Guten und Bösen selten so groß ist, wie die populäre Vorstellung ihn sich ausmalt. Die Theorie, daß die Helden die Weltgeschichte machen, ist unhaltbar. Die Dinge entwickeln sich mit einer Nothwendigkeit, die immer klarer heraustritt, je weiter der Standpunkt wird, von dem aus man sie überschaut. Häufig überkommt uns der Gedanke, die ganze Weltgeschichte würde ein anderes Aussehen bekommen haben, wenn dieser oder jener zufällige Umstand sich nicht ereignet hätte. Wir sind damit regelmäßig im Irrthum; wenn dieser Zufall sich nicht ereignet hätte, so würde sich ein anderer Zufall ereignet haben, der genau denselben Effekt gehabt hätte.

Und weiter lernen wir, daß die Vorsehung den Menschen nichts schenkt. Sie zeigt ihm die Güter, die des Erwerbes würdig sind, aber sie besteht darauf, daß er sie in saurer Arbeit erwarb. Es ist dafür gesorgt, daß wir stetig vorwärts kommen, aber das Räderwerk ist mit so vielen Hemmungen versehen, daß wir nur langsam vorwärts kommen. Ein Ereigniß, das im Großen betrachtet, uns unermeßlichen Vortheil verheißt, hat im Einzelnen tausend kleine Schädigungen im Gefolge, die langsam wieder gut gemacht werden müssen. Derselbe Mann, der durch eine Leistung Anspruch auf überschwänglichen Dank hat, schädigt uns in vielen anderen Beziehungen. „Der Weltgeist hat sehr viel Zeit und wir sehr wenig“, sagte Börne einmal. In solchen Zeiten, in denen wir es recht schwer zu tragen haben, daß es sich so verhält, ist es doch ein großer Trost, aus den Büchern der Geschichte zu erfahren, daß es sich immer so verhalten hat

Alexander Meyer.

Theater.

(Residenz-Theater: „Dorina.“ Schauspiel in 3 Akten von Gerolamo Rovetta. (Deutsch von Otto Eisenschitz.) — Schiller-Theater. „Vanina Vanini.“ Trauerspiel in 4 Akten von Paul Heyse.

Offenbar gibt es in moralischen Dingen einen Rübezahl, der dem behäbigen fromm feisten Wanderer das Geld seiner Moral, mit dem er seelenvergnügt in der Tasche klimpert, in welkes Laub wandelt und dem leichtfertigen Springinsfeld seine lustigen Pfennige unvermerkt in die eiserne Münze umsetzt, in der die Schlußrechnung dieser Welt zu zahlen ist. Böse Zungen behaupten, dieser Rübezahl sei Niemand anders als der Weltregierer in höchst eigener Person, der es überdrüssig geworden sei, die Hymnen der kleinen blauäugigen Engel mit dem ewigen Refrain von Gut und Böse mitanzuhören und der sie jetzt kasuistische Pièçen nach einer höchst verzwickten Partitur ausführen lasse. Jedenfalls hat sich der italienische Schriftsteller Gerolamo Rovetta in seinen jüngsten Werken zu solch einem moralischen Rübezahl en miniature entwickelt. Er erzählt in seinem „Ulanenlieutenant“ die Geschichte der gestrengen Frau Magdalena, die mit ihrer unausstehlichen Selbstgerechtigkeit und herb bittern Tugendstrenge die Ihrigen bis aufs Blut quält und ihr scharfkantiges Szepter höchst mitleidlos schwingt. Bis es dann herauskommt, daß die Unfehlbare in ihrer vollblütigen Jugend sich einst einen Fehltritt hat zu schulden kommen lassen und zwar in ihrem Komptoir, dem Allerheiligsten ihrer Macht; — und diese Entdeckung wirkt sehr segensreich, und es erblüht ein Familienfriede, und irre nicht, so gewinnen die Ihrigen sie sogar lieb. Und auch „Dorina“, Rovetta's neues Schauspiel, es ist solch ein Rübezahlstreich.

Ein wenig erinnert mich „Dorina“ an das alte Marionettentheater. Die Figuren bewegen sich wohl gar zu programmmäßig, und die drei Akte sind scheinbar nur drei losgelöste Bilder, zwischen denen die verbindenden Fäden fehlen; freilich, sie sind zu ergänzen. Der brave Kasperl, der gar nicht brav bleibt, balgt sich mit dem Teufel; aber statt den zu gutem fröhlichen End' in den Sack zu stecken wird er selber hineingepackt. Der Teufel aber läßt den Sack offen, und da Kasperl keine Miene macht, herauszusteigen, sagt er: sehen Sie, meine Herrschaften, er fühlt sich sehr wohl in meinem Sack.

Rovetta, der Satiriker, hat in „Dorina“ eine Liebesgeschichte erzählt, die tieftraurig, vielleicht sogar tragisch ist.

Man kann von Rovetta nicht sprechen, ohne an Alexander Dumas zu denken. Es ist Dumas'sche Schule, aber der Schüler geht auf dem vorgezeichneten Wege sehr viel weiter als sein Meister. Wo Dumas den moralischen Konflikt mit seinem Richtschwert zerhaut und sein: Tödte sie! oder Tödte ihn! spricht, gerade da spricht Rovetta mit grausamem Lachen sein Laß ihn leben! Wie bei Dumas der Tod, wird bei Rovetta das Leben zum Gericht. Ja wirklich, Rovetta ist sehr viel grausamer.

„Dorina“ ist eines der grausamsten Dramen, die ich auf der Bühne je gesehen habe. Die ersten Akte, mit dem Motiv des englischen Gouvernantenromans, erinnern schwach an Sardou's Marcelle; der letzte Akt schwächer an Sudermann's Heimath. Mit kaltherziger Grausamkeit setzt das Drama ein: die Gouvernante, Dorina Riccardi, wird aus dem gräflichen Hause gejagt, weil sich der junge Herr Baron in sie verliebt hat. Im zweiten Akt steht Baron Nicki Dorina wieder gegenüber. Sie lebt im Hause eines Maëstro, in einer tollen, verkommenen Künstler- und Kupplergesellschaft, um sich für die Bühne auszubilden. — als Gouvernante findet sie keine Stellung mehr. Er aber hat sich sechs Wochen in Monte Carlo und in Paris herumgetrieben, hat die Attraktionen weltstädtischer Demimonde kennen gelernt und thut sich auf seine junge, ganz dumm unerfahrene Blasirtheit viel zu Gute. Die kleine tugendhafte Gouvernante hat für ihn jeden Reiz verloren. Und nun die Scene: in all ihrer Liebe und Angst wirft ihre Seele ein Hülle nach der andern ab, bis das arme gequälte Seelchen ganz nackt mit ängstlich zuckenden Flügeln umherflattert: rette mich! Und ihn fröstelt ärgerlich und er hüllt sich fester in seinen Pelz und macht das Fenster zu. Nachher schickt er ihr einen Hundertmarkschein. Und auf diese grausame Scene die Steigerung: sie fällt dem ersten besten Tröster, der es geschickter anfängt, anheim. Und am grausamsten, wenn man so will, der dritte Akt. Sie ist eine berühmte Sängerin geworden, und die Liebhaber gehen bei ihr aus und ein. Baron Nicki ist leidenschaftlich in sie verliebt und ist ihr Spielzeug, ihr René geworden. Und da sie ihn, sehr klug, nicht erhört, heirathet er sie. — Laß ihn leben! Sein Leben, wie er's führt und führen will, wird in sich selbst ihm zum Gericht.

Die fehlenden Uebergänge zwischen den drei Akten lassen sich psychologisch folgerichtig ergänzen. Und innerhalb der Akte ist die scenische Führung von hohem Geschick. Vor allem die beiden Scenen, die eine, in der die Baronin die Gouvernante aushorcht und abfertigt und fortschickt, die andere im zweiten Akt, in der sich der junge Baron Dorina entzieht. Und Rovetta's sehr kluge Psychologie findet immer in schmerzenden Zügen ihre besten Trümpfe, so, wenn Dorina Nicki vom Tode ihrer Mutter spricht und er ein Viertelstündchen drauf ihr sagt: geh' doch zu Deiner Mutter! Potenzirte schriftstellerische Eigenschaften, und das ist bei Rovetta die Klugheit, wirken auf der Bühne gleichsam poetisch; sie übermitteln ein Stimmungselement. So muthet „Dorina“ beinahe dichterisch an, ohne es doch zu sein. Bei aller Schärfe der Zeichnung sind die Charaktere, zum mindesten deutschem Empfinden nach, zu wenig individualisirt, gar zu wenig vertieft. Und trotz der sicheren Darstellung des Residenztheaters (Theodor Brandt und Kothi Thaller überboten selbst gutes Mittelmaß) ging ein Kältegefühl von dieser Satire aus — wie fast von allen Dramen der jungitalienischen Schule. In ihrem Empfinden ist etwas, das uns fremd berührt, und in der Litteratur könnte man füglich eher von einer italienisch-französischen Alliance sprechen als von einer italienisch-deutschen. Mignon ist todt.

Kennst Du das Land? Es ist lange her, daß wir an einem Sommernachmittage Paul Heyse's Novellen in Versen zum ersten Male lasen; aber damals fanden wir mitten in das Sonnenland hinein und das Märchen von der ewigen Schönheit klang uns vertraut und heimathlich. Und wir falteten die Hände und sagten: ich glaube, daß Leben Lieben heißt.

Und nun ist „Vanina Vanini“ über die Bretter des Schillertheaters gegangen, und nichts bleibt uns als die ärgerliche Klage, daß Meister Paul, wie ihn Anzengruber nannte, selbst den Weg in das Heimathland seiner Dichtung nicht gefunden hat. Die Kulisse war ihm nie hold.

„Vanina Vanini“ ist ein verfehltes Drama, und die Aufführung des Schillertheaters, die bei tüchtiger Regie und kluger Inscenirung größtentheils (Hedwig Pauly als Vanina mag ausgenommen sein) sehr ungeschulte und unmögliche Leistungen bot, sie vermochte wahrlich nicht, die Welt holden Scheins, die Heyse vorgeschwebt haben mag, zum Leben zu erwecken. Ich aber möchte in Gedanken die ungeschriebene Heyse'sche Novelle suchen, die hinter dem Drama verborgen schlummert. Sie allein scheint mir ihres Dichters würdig.

Wie die Prinzessin Vanina Vanini eines Frühlingsabends — es ist um das Jahr 1822 — in ihrem Park lustwandelt, findet sie auf ihrem Wege, zu Tod ermattet und mit Blut bedeckt, einen jungen Mann. Sie ahnt, es ist einer der verfolgten Carbonari. Mitleidig nimmt sie sich seiner an. In ihrem versteckten Gartenhaus läßt sie ihm das Lager bereiten, und oftmals kommt sie zu ihm hinüber, ihn selbst zu pflegen. Sie lernt in ihm den Mann schätzen. Und nun die echt Heyse'sche Scene. Es ist ein heiterer Abend nach einem regnerischen Tage, und die Blumendüfte liegen in der Luft. Er tritt ihr entgegen, geheilt, um von ihr Abschied zu nehmen. Es schmerzt sie, ihn scheiden zu sehen. Und da er ihren Schmerz sieht, bricht Schmerz und Leidenschaft gewaltsam in ihm aus und er sinkt ihr zu Füßen und stammelt ihr von seiner Liebe. Er reißt sie an sich und sie überläßt sich ihm. Und auf starkem Arm trägt er sie, die sich an ihn schmiegt, zu dem versteckten Gartenhaus, wo die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht. Wochen vergehen; die Gefährten haben ihn ausfindig gemacht und rufen ihn zu sich zurück. Er zieht mit ihnen. Sie aber weiß es einzurichten, daß sie mit ihrem Vater wieder in seine Nähe kommt. Den Carbonari wird scharf zugesetzt, und in einem Augenblick höchster Gefahr stürzt er zu ihr, seine Papiere ihr anzuvertrauen. In toller Liebesangst liefert sie die Verschworenenlisten, auf denen sein Name fehlt, der Polizei aus; so denkt sie seine Rettung zu erkaufen. — Er ist gerettet, seine Gefährten aber alle sind in Ketten gelegt. Wie sie ihm den Verrath bekennt, stößt er sie nieder und folgt ihr in den Tod.

Es ist vielleicht für Heyse'sche Dramatik überhaupt kennzeichnend, daß die große Liebesscene in seinem Drama fehlt. Seiner eigensten Eigenart wird er auf den Brettern untreu. Der erste Akt schließt mit den übel kühlen Versen, die Vanina spricht: „O Gott, an's Leben geht mir's, wenn er stirbt, Und wenn er leben bleibt — bin ich verloren“; mit Beginn des zweiten Aktes ist sie bereits sein Weib. Damit verliert diese Liebe ihren sinnlich heißen Odem, sie überzeugt nicht, sie muthet reflektirt an und wirkt wie ein Topfgewächs, nicht wie die freie Palme Heyse'scher Liebe. Und als einen Widerspruch empfindet man es dann, wenn Vanina, in der man nie die Leidenschaftverblendete sah, die verhängnißvollen Papiere der Polizei ausliefert. Heyse hat die innerlich entscheidenden Scenen übergangen, die äußerlich bewegten hat er auf die Bühne gezogen. Vor allem gegen Ende, bei Lösung des Konflikts. Vanina hat die Dokumente der Polizei überliefert, die Gefährten sind gefangen gesetzt, der Geliebte allein ist freigelassen; sie beichtet

ihm und beide gehen in den Tod; das ist das Ende. Statt dessen stellt Marco sich noch einmal der Polizei, in einer ganz unwahren und unwürdigen Scene muß Vanina noch einmal seine Freigebung durchsetzen, um wieder mit ihm da anzulangen, wo beide am Ende des dritten Aktes standen. Vanina Vanini geht ganz wie ein Victor Hugo'sches Drama aus; und diese Aehnlichkeit ist vielleicht bezeichnend für die Dramatik großer Romanciers.

Ein Sucher jenseits der Alltäglichkeit, fand Heyse seine Dichtung in innerlicher Offenbarung. Sein inneres Empfinden ist mit tiefem Naturgefühl so eng verwachsen, wie die Blüthe mit dem Zweige. Wo das nicht Wurzel schlagen kann, da muß auch die innere Stimme verstummen. In Vanina Vanini ist sie verstummt; an ihrer Stelle führt eine falsche Romantik laut das Wort, die Heyse selbst ganz fremd ist. Wo der Boden brettern unter ihm tönt, klammert er sich an diese unsichere Himmelsleiter.

Nur die Sehnsucht hat Heyse wieder wachgerufen nach dem Lande seiner Dichtung. Und die Sehnsucht nach seinem wahren Selbst.

Ernst Heilborn.

Zwei nachgelassene Aussprüche Jakob Burckhardt's.

Als der große Geschichtsschreiber und Kunsthistoriker Jakob Burckhardt am 11. August in Basel bestattet wurde, kam bei der Feier eine kurze autobiographische Skizze zur Verlesung, welche Jakob Burckhardt zu diesem Zwecke hinterlassen hatte. In einem von nahen Anverwandten unlängst an die Freunde Burckhardt's versandten, aber nicht in den Buchhandel gelangenden Hefte ist die Skizze unter dem Titel: „Personalien" abgedruckt. Burckhardt spricht darin von sich selbst durchweg in der dritten Person. Hier kommen nun zwei Aussprüche vor, die, wie mir scheint, wohl verdienen, weiteren Kreisen der Oeffentlichkeit bekannt gegeben zu werden.

Der große Gelehrte, der den Werth des Wissens wahrhaft zu schätzen wußte wie kaum ein Zweiter, sagt in Erinnerung an seine Schulzeit:

„Den Schulen von Basel ist er schon Dank schuldig dafür, daß er sich nicht überarbeiten mußte und keinen Haß gegen das Lernen faßte."

Der andere Ausspruch bezieht sich auf sein späteres Leben. Wir lesen:

„Ein bescheidener Wohlstand hat ihn in späterer Zeit davor bewahrt, um der Honorare willen schreiben zu müssen und in der Knechtschaft buchhändlerischer Geschäfte zu leben."

Diese beiden Worte treffen so sehr gewisse Gebrechen unserer Zeit, daß es wohl nicht nothwendig ist, einen Kommentar zu ihnen zu schreiben.

Bern, November 1897. J. V. W.

Hoffmann, Hans: Allerlei Gelehrte. Humoresken. Berlin. Gebruder Paetel (Elwin Paetel). 5 Mark.

Stillvergnügt ist das Epithetan der Hoffmann'schen Dichtung. Sie ist Wilhelm Raabe verwandt und Heinrich Seidel. Voll deutscher Beschaulichkeit und ruhsamen Betrachtens, voll Liebe zum Kleinen, voll Sammlerfreude am Drolligen, Kauzigen, voll Seelenheiterkeit und mildem Mitleid. Die alte Eichendorffstimmung:

— und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich ins Feld hinaus

summt durch seine Geschichten.

Dazu die stille Abgeklärtheit eines ruhefröhlichen Philisteriums. Keine Philistrosität. Ein Schulmeister spricht, der gelernt hat über die Schulmeister zu lachen. Ein Philologe, der sich selbst, wenn er den unaustilgbaren alten Philologenadam in sich mächtig spürt, lustig in die Kanne steigen läßt. Denn auch das studentisch-derbe, die Freude an der Schnurre, dem Ulk, fehlt diesem Deutschen nicht und gleichfalls nicht die Freude an allem Feuchten, sofern es dem inneren Menschen dient, vom kühlen Rheinwein bis zum steifen Grog.

Und dabei fabulirt und plaudert er so anspruchslos von seinen Wanderfahrten, seinen Reisebekanntschaften, schnurrigen Verwechslungen, drolligen Käuzen. Und immer ist irgend ein etwas hilflases Menschenkind der Held, der in alten Pergamenten besser Bescheid weiß, als auf der Eisenbahn, und schwere Konflikte mit der Außenwelt, mit der Tücke der Objekte, zu bestehen hat. Das aber sind nie Posseneffekte, sondern immer Menschheitshumore, wenn er den Eigensinn eines auf seinen Scharfsinn stolzen Philologen spaßhaft abführt; wenn er die Abenteuer eines zerstreuten Aesthetikers schildert, der in Rom plötzlich hilflos auf der Straße steht, da er seine Wohnung vergessen hat, kein Geld bei sich trägt, und so plötzlich in seiner ganzen sozialen Lage völlig degradirt ist.

Hans Hoffmann hat den Philosophenblick, und der führt ihn, sind seine Geschichten auch äußerlich scheinbar allzu harmlos, in die Provinz unserer großen deutschen Humoristen, zum mindesten an ihre Grenzen.

In einer Geschichte wird das charakteristisch deutlich. Da sagt ein trefflicher alter Archäologe, der nicht nur den Homer analysirt, sondern auch köstliche Bowlen braut — eine Mischung nach Hans Hoffmann's Herzen:

„Sieh mal, es ist meine Natur so: Wenn mir im Leben einmal etwas ganz tief an die Wurzel greift, und ich bin in Gefahr umzukippen, dann gibt es in der Noth ein letztes Rettungsmittel für mich: ich muß einen Spaß haben, je dummer er ist, desto besser; der stellt das Gleichgewicht meiner Seele wieder her. Ich sehe dann wie in einem Spiegel die ganze nichtsnutzige Kleinheit aller menschlichen Dinge, ihre ungeheure Lächerlichkeit: und da lohnt's sich denn nicht länger, dem Verlust eines winzigen Theils solcher Armseligkeit nachzutrauern."

Durch diesen betrachtsamen Zug werden Hans Hoffmann's Abenteuer, Schwänke und Anekdoten zu einem Werk der fröhlichen Weisheit.

F. P.

Cotta'scher Musenalmanach für das Jahr 1898. VIII. Jahrgang. Herausgegeben von Otto Braun. Stuttgart. 1898. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Liebevoll und geschmackvoll leitet der vielverdiente, mit Recht als Schutzgeist deutscher Zeitungsschreiber vielverehrte frühere Herausgeber der „M. Allgem. Ztg." Otto Braun den erneuten, mit Kunstbeilagen gezierten Musenalmanach. In diesem anmuthigen Hausgärtchen, dem es an regem Zuspruch von Gärtnern, Blumenfreunden und Blumenkäufern nicht fehlt, sucht man die Wunderflora der klassischen Weimaraner Zeit so wenig, wie die exotischen Pflanzen und Taumelkelche unserer Jüngsten. Aber lieblich blühen und duften die jeder Mode entrückten Monatsrosen, Reseden und Windlinge; ab und zu zieht ein unvorsichtiger Griff in Brennesseln Blasen und zu guterletzt ist auch das ein und andere Beet nahrhafter Küchenpflanzen nicht vergessen. Drei lesenswerthe Geschichten in Prosa (von Haarhaus, Muellenbach und Haushofer) führen nach Prag, Deutschland und Verona. In der Lyrik bewähren sich die älteren Herren und bewährten Namen (Jordan, Jensen, Kalbeck, Fitger, Fischer u. s. w.) am wirksamsten. Sehr lustig ist Haushofer's Philosophie der Geschichte in der Humoreske: Mein Freund im Affenpelz. Am meisten zu Herzen gegangen ist uns eine Reihe von Herzen kommender Sonette Otto Braun's („Vorfrühling", „Nach der Heimath", „Ich bitte schön"). Unter den Epigrammen fallen ein paar Treffer Fulda's auf:

Diebstahl ist nicht zu empfehlen,
Dennoch darf ein kühner Mann
Einmal silberne Löffel stehlen,
Wenn er Gold draus machen kann.

Niemals wird mich der Spruch beschämen,
Geben ist seliger als nehmen;
Aber den Zusatz müßt Ihr verzeihen:
Schenken ist seliger als Leihen.

—m.

Berichtigung.

In den Artikel der letzten Nummer: „Hamburg im Oktober 1897" hat sich ein Irrthum eingeschlichen. Das fünfmastige Segelschiff **Potosi** ist nicht in England, sondern an der Weser, und zwar auf der Schiffswerft von Joh. C. Tecklenborg in Geestemünde, gebaut.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 10. Berlin, den 4. Dezember 1897. 15. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Bucht von Kiao-tschau kannten bis vor wenigen Wochen nicht einmal solche in Deutschland, die zu den geographisch Ungebildeten nicht gehören. Heute liegen in der Bucht deutsche Kriegsschiffe und auf den Höhen, die die Bucht umgeben, stehen deutsche Marinesoldaten Wachtposten. Das konnte man zunächst mit gemessener Ruhe hinnehmen; nach dem Mord, der an deutschen Missionaren verübt ist, war ein solches energisches Zugreifen den internationalen Gewohnheiten entsprechend, die sich im Verkehr civilisirter Nationen mit Ländern wie China herausgebildet haben. Aber schon damals mußte man den Wunsch hegen, daß der Energie, die militärisch entwickelt worden war, eine wohl abgewogene diplomatische Vorsicht entsprechen möge.

Inzwischen hat sich die Lage wesentlich verändert. Die maritimen Rüstungen, die wir vornehmen, die Worte, die der Kaiser der offiziellen Thronrede angefügt hat, die Entsendung des Prinzen Heinrich nach Ostasien, das alles sind Anzeichen, die eines deutlich beweisen: Um eine schnell beendete, vorübergehende Demonstration handelt es sich in der Bucht von Kiao-tschau für uns nicht. — Offiziell ist das Wort nicht gesprochen, daß wir uns dort bleibend niederlassen werden; daß mit dieser Besetzung Deutschland im fernsten Osten zuerst festen Fuß fassen will; aber wenn ein solcher Plan auch nicht zugestanden wird, so betrachtet ihn die Bevölkerung doch bereits als in der Ausführung begriffen, und jedenfalls beweist die Machtentfaltung, die Deutschland China gegenüber ins Werk zu setzen sich anschickt, daß man in den Kreisen unserer Regierung auch ernste Möglichkeiten ins Auge faßt, die über den Rahmen einer schnell vorübergehenden Pression, um Genugthuung zu erlangen, wesentlich hinausragen.

Wir sind nicht der Ansicht, daß Deutschlands Beruf in der Welt damit erschöpft sei, unverwandt auf die Westgrenze und auf die Ostgrenze zu blicken und gerüstet zu sein gegen einen Angriff, der von Frankreich oder von Rußland kommen könnte. Ein Reich wie Deutschland kann nicht gegen alle Verschiebungen, die auf dem Erdenrund vor sich gehen, die Augen schließen und sich wohl gewappnet hinter seinen Grenzpfählen versteckt halten. Ist es das Bezeichnende des Ueberganges vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert, daß an die Stelle der europäischen Politik der Großmächte eine Weltpolitik der europäischen Großmächte getreten ist, daß die politischen Verhältnisse der alten Welt beeinflußt werden durch die Stellung der europäischen Mächte zu einander in Afrika und in Asien, dann ist es geboten, daß auch Deutschland die Konsequenzen dieser Entwicklung zieht. Damit wird unser Vaterland vor neue, vor große und vor gefahrvolle Probleme gestellt.

Unsere bisherige Kolonialpolitik war nach unserer Ansicht vor allem auch darum verfehlt, weil sie den Besitz überseeischer Länder, die wir wahllos an uns zu reißen suchten, an sich für werthvoll hielt; und einen Plan in unserer Kolonialpolitik konnte man nicht erkennen, es sei denn der, möglichst mühelos einige Fetzen Landes zu erwerben. Aber nicht darauf kommt es an, daß auch Deutschland Kolonieen hat; wie etwa mit wachsendem Reichthum es als ein Erforderniß der neuen sozialen Stellung erscheint, auch ein Landgut zu besitzen, und sei es noch so werthlos, um als Gutsbesitzer bezeichnet zu werden. Kolonieen haben wir zwar erworben, aber eine groß angelegte überseeische Politik hatten wir nicht, und es fragt sich nun, soll jetzt der Versuch gemacht werden, sie einzuleiten? Sehen wir heute den Versuch vor uns, die ersten Schritte auf dieser Bahn zu machen?

Das Ziel ist kein geringes; wir müssen uns in Deutschland daran gewöhnen, dasselbe ins Auge zu fassen; aber wir bekennen, wir haben keine Veranlassung, besonderes

Vertrauen zu den Personen zu haben, welche dieses Ziel verfolgen sollen. Für ihre diplomatische Umsicht liegen keine Beweise vor, und für ihre Schätzung des Weltverkehrs, der die gesunde Basis jeder überseeischen Politik sein muß, liegen die Beweise vor im Börsengesetz, im Margarinegesetz und in den Zunftgesetzen, in den vielseitigen Versuchen, die gewaltige moderne Entwicklung nach den Bedürfnissen einer zurückgebliebenen ostelbischen Junkerclique zuzuschneiden. Sind unsere volkswirthschaftlichen Interessen mit dem Weltverkehr bereits unlösbar verwachsen, so sind sie das nicht in Folge der die Bahn frei machenden Weisheit unserer Gesetzgebung, sondern trotz der künstlichen Hemmungen, die unsere Gesetzgebung zu schaffen so unweise war. Eine von volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten geleitete Weltpolitik nach Außen und eine Junkerherrschaft nach Innen, das wäre eine moderne Riesenlokomotive, die mit dem allväterischen Kienspan geheizt werden soll.

Dieser innere Widerspruch muß der Regierung und auch der Bevölkerung zum Bewußtsein kommen, und eine schwierige auswärtige Politik, die nicht allein auf augenblickliche Sensation ausgeht, kann zu bleibenden Erfolgen nur dann gelangen, wenn sie getragen wird von der Zustimmung einer modernen Bevölkerung, die mit den inneren Zuständen zufrieden ist und die bereit ist, ihre Kräfte für fernliegende Ziele vertrauensvoll einzusetzen.

Diese Voraussetzungen sind heute in Deutschland leider nicht vorhanden.

Es ist daher nach Lage unserer Verhältnisse wohl möglich, daß der chinesische Zwischenfall zunächst auch verwerthet werden wird, um als ärmliche Kleinmünze zur Durchdrückung der Marinevorlage oder zur Beeinflussung kommender Wahlen in der reaktionären Presse verwerthet zu werden. Die Ereignisse von 1887 sind noch in genügend frischer Erinnerung; damals sollten uns Verwicklungen drohen, die vor keiner nüchternen Prüfung als heraufziehende betrachtet werden konnten und doch wirkten Melenit und Barackenbauten. Diesmal kann der blutige Ernst weit näher gerückt werden und die Unbesonnenheit einiger tollkühner Chinesen kann einige Flinten, vielleicht Kanonen zum Losgehen bringen. Auch in Bezug auf die Stellung der anderen Großmächte, Englands, Frankreichs, Rußlands, kann mit Leichtigkeit ein Unfug großen Stils getrieben werden, und wir müssen vorsichtigerweise mit der Möglichkeit rechnen, daß der Reichstag oder die Wähler mit „Zufällen" dieser Art demnächst beeinflußt werden. Daß die Gefahren, die alsdann für die innere Entwicklung Deutschlands heraufziehen können, geringe sind, kann man nicht behaupten.

Eine solche Lage legt die Verpflichtung auf, schon jetzt auf diese Fährlichkeiten hinzuweisen. Die Bevölkerung kann nicht früh genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß an ihre kühle Ruhe unter Umständen hohe Anforderungen gestellt werden müssen. Aber diese Sachlage verpflichtet auch die Politiker doppelt, mit vollster Objektivität die Vorlagen der Regierung zu prüfen, damit nicht als Antwort auf das inhaltlose Geschrei von den uferlosen Flottenplänen chauvinistisch-kriegerische Alarmrufe von gleicher Inhaltlosigkeit folgen, und wir fürchten, und wir sprechen das unumwunden aus, daß reale Vorgänge an der chinesischen Küste schließlich leicht stärker auf die Phantasie der Wähler einwirken werden, als die schönsten Wahlreden, die genau wie 1887 mit aller Klarheit und Logik auseinandersetzen, daß eine Gesetzgebung für die Zukunft unter keinen Umständen Ereignisse in der Gegenwart beeinflussen könne. Wie schön und wie vergeblich hat man das doch auch im Jahre 1887 dociert; über die Vergeblichkeit solcher Demonstrationen kann sich nur der täuschen, der glaubt, daß die Politik von den Massen vor Allem mit dem Verstande gemacht wird; sie wird in erster Reihe mit der Empfindung getrieben. Und einige Kanonenschüsse in China werden sehr lebhaft zur Empfindung gewisser Theile des deutschen Volkes zu sprechen vermögen.

Wir hören bereits die weisen Schablonenpolitiker, die genau so denken wie wir und die gleichwohl entrüstet ausrufen: Wie kann man solches laut aussprechen! Das laut und unumwunden auszusprechen, halten wir für heilsam. Wir sind nicht so naiv anzunehmen, daß wir der Regierung nunmehr ein Geheimniß verrathen haben, das nicht intriguante Politiker längst in Rechnung gestellt hätten. Also diese Rücksicht fällt fort.

Aber sehr wichtig ist es, daß die urtheilsfähige Bevölkerung selbst die Verhältnisse möglichst früh richtig beurtheilt, auf daß sie nicht mit Phrasen in der einen oder in der anderen Richtung fortgerissen werde; sie muß die Schwierigkeiten der Lage erkennen, auf daß sie abschätzen lernt, was auf dem Spiele steht und selbst nüchtern an der Prüfung sich betheiligt und für eine Prüfung empfänglich bleibt, wie um die Klippen herumzukommen sei. Hurrah, hurrah, vorwärts, das klingt zwar sehr gut, aber bleibend gut nur dann, wenn nicht trotz solchen zuversichtlichen Hurrahs schließlich die Linke im Graben liegt, und wir wissen, daß große Theile unseres Volkes, die gegen das Junkerregiment ins Feuer gehen, bei militärischen Fragen nicht leicht ins Feuer zu bringen sind.

Wenn eine Regierung ein solches Mittel um ihren Willen durchzusetzen und um die Wahlen zu machen, in der Hand hat, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie es zur Anwendung bringt. Vielleicht; aber schließlich doch nur, wenn sie kurzsichtig und in hohem Grade leichtsinnig ist.

Bei allen Wahlen spielt am Ende das Unberechenbare keine kleine Rolle, und daß die Zufriedenheit mit den heutigen Regierungszuständen ein Faktor sei, der sich plötzlich in seiner siegreichen Macht offenbaren sollte, ist nicht anzunehmen; auch der jetzige Entwurf einer Militärstrafprozeßordnung hat die Stimmung nicht verbessert. Allein das ist nicht das Entscheidende.

Deutschland befindet sich heute in Kiao-tschau zweifellos in einer exponirten Lage.

Heute betrachtet man die dortigen Vorgänge noch ohne Beunruhigung; diese Lage kann sich im Handumdrehen geändert haben. Ernste Kenner des Ostens erachten ein Losbrechen der chinesischen Volksleidenschaften nicht für völlig ausgeschlossen; auch europäische Mächte können in Peking mit Hetzereien nachhelfen und durch ihre Haltung China zu Unbesonnenheiten ermuntern. Es müssen nicht ernste Schwierigkeiten für uns im Osten entstehen, aber sie können ganz plötzlich vorhanden sein. Und die Verstärkung der deutschen Flotte in den ostasiatischen Gewässern ist ein Anzeichen dafür, daß auch die Regierung nicht sorglos ist.

Bei einer solchen Sachlage wäre es eine außerordentliche Frivolität, wenn eine Regierung sich in den einseitigen Dienst einzelner Parteien stellte, und statt den Versuch zu machen, die Majorität des Parlaments und die Majorität der Bevölkerung für verständige Pläne in verständigen Grenzen zu gewinnen — was durchaus möglich wäre —, einen Kampf zu provoziren, um möglicherweise nach den Wahlen auch über den berechtigten Widerspruch der Volksvertretung hinwegschreiten zu können.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß solcher Plan gelingt; aber es ist auch nicht ausgeschlossen, daß aus der Besetzung der Bucht von Kiao-tschau ernste Schwierigkeiten für Deutschland entstehen, und eine Regierung, die sich mit großen Theilen der Bevölkerung in schroffen Widerspruch gesetzt hat, wird nicht darauf rechnen können, jenen Rückhalt in Deutschland zu finden, der nothwendig ist, um ein nicht leichtes auswärtiges Unternehmen zu Ende zu führen. Für einen taktischen Erfolg, der mit solchen Mitteln errungen ist, kann gerade jetzt möglicherweise sehr schnell die Gegenrechnung zur Begleichung vorgelegt werden; das sollte die Regierung nicht vergessen.

Die Lage ist verwickelt, und sie erfordert in hohem Grade Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit auf allen Seiten.

Herr von Marquardsen ist gestorben; daß er die gute alte Tradition der nationalliberalen Partei verkörpert habe, kann man nicht behaupten, obgleich er zu jenen Parlamentariern gehörte, die auch die Glanzzeit der nationalliberalen Partei mitarbeitend durchlebt haben. In einer Beziehung freilich erinnerte Herr von Marquardsen trotz dem Wandel

der Zeiten an jene abgeschlossene Epoche; er war ein gebildeter Mann; er war ein Kulturmensch, und man kann leider nicht behaupten, daß die Zahl der Parlamentarier, die dieses Epitheton in umfassenderem Sinne verdienen, im jetzigen Reichstag noch besonders groß sei.

Graf Badeni ist gefallen, nachdem die Bevölkerung in Wien eine drohende Haltung einzunehmen sich anschickte. Man braucht nicht an Revolution zu denken; davon ist keine Rede gewesen; aber es konnte dem Kaiser von Oesterreich nicht entgehen, daß ein Fortschreiten auf der bisherigen Bahn ihn in tiefsten Gegensatz zur deutschen Bevölkerung gebracht haben würde. Der Monarch war daher klug genug, einzulenken, und Graf Badeni endete wie ein Abenteurer, der nichts schuf der hingegen die Fundamente staatlichen Lebens in Oesterreich tief erschüttert hat. Das zeigt sich jetzt in Prag, wo der tschechische Pöbel nunmehr seinerseits auf der Straße Revanche an den Deutschen und auch an ihren Häusern und Habseligkeiten nimmt.

Herr von Gautsch, der der Nachfolger des Grafen Badeni ist, hat eine außerordentlich schwierige Erbschaft anzutreten.

Daß Esterhazy ein dunkler Ehrenmann ist, steht heute fest; daß er das Bordereau, das die Verurtheilung von Dreyfus herbeiführte, geschrieben, ist sehr wahrscheinlich, aber ist noch nicht erwiesen. Jedenfalls drängt sich immer deutlicher die Nothwendigkeit auf, den Prozeß gegen Dreyfus zu revidiren. Dem unparteiischen Beobachter erscheint diese Nothwendigkeit zwingend, und auch die Zahl der angesehenen Männer in Frankreich, die sich zu dieser Ueberzeugung bekennen, wächst beständig. Aber es gibt auch Einflüsse, die eine Revision verhindern wollen. Wir glauben nicht, daß sie bleibend siegreich sein können. Das Gewissen ist in Frankreich erwacht, und man wird jetzt oder in Kurzem Licht schaffen und sollten auch außer Esterhazy noch einige Opfer in den Staub sinken. Eine solche Reinigung wäre für Frankreich ein Gewinn.

* * *

Die Marinevorlage.

Die letzte Session des gegenwärtigen Reichstages hat begonnen und sofort ist die Marinevorlage in den Vordergrund des politischen Interesses gerückt. Die Stellung der einzelnen Parteien zu der Vorlage und der Ausfall der parlamentarischen Entscheidung über die Vorlage werden dieser Session ihr Gepräge geben und vermuthlich auch darüber entscheiden, ob dieser Reichstag normal zu Ende geht oder vorzeitig der Auflösung verfällt.

Man muß bei dieser Vorlage unterscheiden zwischen dem materiellen Inhalt und der Form, in der dieser Inhalt zum gesetzgeberischen Ausdruck gebracht werden soll.

Das materiell Wesentliche besteht in einer nicht unbeträchtlichen Vermehrung der Kriegsflotte um 7 große Panzerschiffe, 2 Panzerkreuzer und 7 kleinere Kreuzer innerhalb der nächsten 7 Jahre. Eine solche Vermehrung der Kriegsflotte hat finanzielle Konsequenzen in der Form einmaliger und jährlicher Mehrausgaben. Würde dem Reichstage — der bisherigen Praxis entsprechend — nur zugemuthet, in Ausführung eines solchen Flottenerweiterungsplanes in den nächsten Etat die ersten Raten für 2 Schlachtschiffe, 2 kleine Kreuzer und 1 Panzerkreuzer einzustellen, so wäre ein ziemlich hoher Grad von Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese Forderungen sämmtlich oder wenigstens zur Hauptsache eine Mehrheit im Reichstage fänden. Wer nicht in den engsten Fraktionsvorstellungen befangen war, der konnte seit geraumer Zeit schon nicht mehr darüber im Unklaren sein, daß die Ansichten über die Nothwendigkeit einer Verstärkung der Kriegsflotte in der Bevölkerung nach und nach sich verschoben haben. Einem Flottenplan, der in einer solchen Periode wechselnder Stimmung hervortrat, innere Geschlossenheit zeigte und nicht Ungeheuerliches forderte, konnte man nicht wirksam mit den alten Redensarten von uferlosen Flottenplänen, Paradeflotte und Weltpolitik entgegentreten. Hier war eine erneute ernsthafte Prüfung des Verlangens nach Erweiterung der Kriegsflotte geboten, und gerade die liberale Opposition, deren Tradition eine flottenfreundliche ist, handelte kurzsichtig, wenn sie von vornherein sich dieser erneuten Prüfung zu entziehen versuchte.

Wir haben uns deshalb mit allem Nachdruck dem Versuche entgegengestellt, den gesammten Freisinn in eine grundsätzliche Opposition gegen jede Erweiterung der Kriegsflotte hineinzureißen; und zwar **trotzdem** wir seit geraumer Zeit nicht darüber im Zweifel waren, daß die Flottenerweiterungspläne mit einem Flottengesetz verknüpft werden würden, dessen Bestimmungen alles andere eher, als zweckdienlich sind.

Dies Flottengesetz will einen Flottenplan gesetzlich festlegen, will für 7 Jahre die gegenwärtig in der Marineverwaltung herrschenden Ansichten von dem, was nothwendig ist, zu einer festen gesetzgeberischen Norm machen, von der nur im Wege eines neuen Gesetzes abgewichen werden kann. Andererseits aber hat die Volksvertretung bei jedem einzelnen Etat innerhalb dieser 7 Jahre mit der Regierung sich darüber zu verständigen, in welchen Portionen das ganze Gericht verzehrt werden soll. Und wenn nun die Mehrheit des Reichstags über den Umfang der in jedem Jahre zu bewilligenden Raten sich mit der Regierung nicht verständigt, die Inangriffnahme der Neubauten, wie sie im Flottengesetz vorgesehen sind, verzögert, was dann? Dann entsteht ein Konflikt, bei dem die Regierung sich auf das von einem früheren Reichstage bewilligte Flottengesetz und der Reichstag auf sein Budgetrecht beruft und eine Lösung nur durch einen Appell an die Wähler gefunden werden kann. Solche Reibereien sind durchaus nicht unwahrscheinlich. Sie werden insbesondere dann leicht eintreten, wenn im Laufe der Jahre Zweifel an der Zweckmäßigkeit des gesetzlich festgelegten Flottenplanes auftauchen sollten und solche Zweifel durch die Regierung nicht gehoben werden. Nur zu leicht wird dabei der Verdacht entstehen, daß die nothwendigen Abänderungen des Flottenplanes nur deshalb unterbleiben, weil die Fessel des Flottengesetzes besteht.

Was gewinnt denn nun aber die Regierung angesichts solcher doch auch für sie höchst unbequemen Möglichkeiten durch die gesetzliche Festlegung des Flottenplanes? Man sagt uns: die Sicherheit, daß kein Reichstag innerhalb des Zeitraumes von 7 Jahren die Ausführung des Flottenplanes hindern kann. Daß dies nur in beschränktem Maße zutrifft, ist soeben gezeigt. Aber auch angenommen, die Regierung würde durch dies Flottengesetz der Mühe überhoben, in jedem Jahre erneut dem Reichstage den Nachweis zu liefern, daß ihr Flottenplan gesund sei, liegt das wirklich im allgemeinen Interesse oder auch nur im speziellen Interesse der Marineverwaltung? Gerade dann, wenn der Reichstag einmal nicht mehr von der Zweckmäßigkeit der Durchführung des Flottenplanes überzeugt sein sollte, läge ein besonders dringender Anlaß vor, eine erneute Willensübereinstimmung zwischen Regierung und Volksvertretung herbeizuführen, schon damit der Reichstag nicht in die Lage gebracht wird, die ihm angesonnenen Jahresraten gegen seine bessere Ueberzeugung bewilligen zu müssen. Dauert die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit des Flottenplanes aber an, so wird es der Marineverwaltung ein Leichtes sein, ihre Forderungen in Konsequenz dieses Flottenplanes durchzusetzen.

Hinzu kommt, daß der gegenwärtige Reichstag, der sich und mindestens zwei seiner Nachfolger durch das Flottengesetz binden soll, dicht vor seinem Ende steht. Die Wähler haben bisher keine Möglichkeit gehabt, ihre Meinung über die geplante Flottenvermehrung zum Ausdruck zu bringen.

Gar mancher Abgeordneter, der vielleicht von der Zweckmäßigkeit des Flottenplans sich überzeugen läßt, wird deshalb dennoch Anstand nehmen, gleichsam zwischen Thür und Angel, noch eine Entscheidung zu treffen, die auf 7 Jahre die Möglichkeit eines wirksamen Einflusses der Volksvertretung auf die Entwicklung der Kriegsmarine erheblich beschränkt. Daß auch ein scheidender Reichstag über die in den nächsten Etat einzustellenden ersten Raten für neu zu bauende Schiffe Entscheidung trifft, ist eine direkte Folge der jährlichen Etatsfeststellung. Das schließt die Nachprüfung des Flottenplans durch den folgenden Reichstag nicht aus, und auch die Wähler verlieren nicht die Gelegenheit, ihre Ansicht bei den nächsten allgemeinen Wahlen zum Ausdruck zu bringen.

Die „National-Zeitung“ gelangt auf einem etwas anderen Gedankengange zu ganz demselben Resultat, indem sie ihre Erwägungen in folgenden Satz zusammenfaßt: „Deshalb sehen wir zu der dringend nothwendigen Verstärkung der Flotte keinen anderen Weg, als daß die Marineverwaltung durch ausreichende Begründung ihrer Absichten vor dem Reichstage und dem Lande in dem letzteren die Ueberzeugung von der Richtigkeit des aufgestellten Planes verbreitet; dann wird der jetzige Reichstag die Forderung für das bevorstehende Etatsjahr nicht verweigern können; dafür zu sorgen, daß spätere Reichstage die späteren Forderungen nicht verweigern können, das bleibt die Aufgabe der Gesammtpolitik der Regierung.“

Endlich fragt man sich auch vergeblich, was denn die Regierung sachlich gewinnt, wenn sie die Ablehnung des Flottengesetzes als Auflösungsgrund wählen und die Abschlagszahlung der ihr für den nächsten Etat bewilligten ersten Raten als nicht genügend von der Hand weisen sollte. Im günstigsten Fall bekommt sie dann diese ersten Raten geraume Zeit später zusammen mit dem Flottengesetz, während, wenn sie von diesem Reichstag verschiedene erste Raten im Rahmen ihres Flottenplans erlangt, damit dem ganzen Flottenplan auch im kommenden Reichstage der Weg eher geebnet wäre. Die nächsten Wahlen würden dann die Frage der Fortsetzung des Flottenplans zur Entscheidung bringen, während bei einer erfolgten Auflösung die Frage der Inangriffnahme des neuen Flottenplans zur Entscheidung stände.

Es ist ja denkbar, daß die Regierung bei einer Reichstagsauflösung — sobald alle Register gezogen werden — ihren Willen durchsetzt, das Flottengesetz, wie es geht und steht, zur Annahme bringt und damit der Volksvertretung eine aller Welt erkennbare Niederlage beibringt. Aber solche Gewaltkuren gehen regelmäßig auf Kosten der Gesundheit des Volkskörpers. Es ist an zersetzenden Keimen in unserem politischen Organismus allmählich gerade genug vorhanden. Mit dieser Methode der gewaltsamen Durchdrückung des Flottengesetzes wird man nur noch weiter zersplitternd und zersetzend wirken. Vielleicht mögen dabei die agrarischen Demagogen und die Sozialdemokraten ihre Rechnung finden, das Reich als solches aber gewiß nicht.

Th. Barth.

Das Chaos in Oesterreich.

Wochen der furchtbarsten Erregung und Erbitterung haben wir durchlebt. Tage der Schmach und der Schande sind über das österreichische Parlament niedergegangen. Czechische und polnische Parlamentarier haben im österreichischen Volkshaus ihre Fäuste auf die Köpfe deutscher Abgeordneten niedersausen lassen. Der reaktionäre Frömmler Falkenhayn und der Armenier Abrahamowicz haben im Verein mit der Regierung und mit einer brutalen, nach Geltendmachung ihrer Macht lüsternen Majorität einen Gewaltstreich vorbereitet und durchgeführt, durch welchen die deutschen Abgeordneten geknebelt und in Zukunft die Freiheit des Wortes aus dem österreichischen Parlamente ferngehalten werden sollte. Auf den Ruf des Präsidenten Abrahamowicz erschien die Polizei im Hause der Volksvertreter, die Abgeordneten der Opposition wurden aus dem Saale der Gesetzgebung geschleppt und aus dem Hause gestoßen. Nachdem man zwei Stunden lang diese unerhörten Thaten verübt hatte, hieß es: Nächste Sitzung morgen! Mehr als einmal ist in der Geschichte bewaffnete Macht gegen Volksvertretungen in Anwendung gebracht worden, man kennt die Geschichte des 18. Brumaire und jene des 2. Dezember, man weiß in Oesterreich, wie der Kremsierer Reichstag gesprengt, und man weiß in Deutschland, wie das Stuttgarter Rumpfparlament auseinandergejagt wurde. Wenn aber die bewaffnete Macht gegen ein Parlament eingeschritten war, dann war es das Ende, der Zusammenbruch. Nur in Oesterreich konnte eine Regierung und ein Parlamentspräsident die Naivetät besitzen, und eine solche Sitzung schließen mit der Erklärung: „Nächste Sitzung morgen.“ Und der Morgen kam. Es war nur begreiflich, daß die Gewalt, die am Tage vorher Gewalt verübt hatte, Gewalt geweckt hatte und daß die Losung ausgegeben ward: Vim vi expellere! Auf der Straße tobten die Demonstrationen der Studenten und der Arbeiter, und im Sitzungssaal stürzten sich die Sozialdemokraten auf Abrahamowicz in dem Moment, als er den Präsidentenstuhl bestiegen hatte, schlugen und mißhandelten ihn und warfen ihn von dem Ehrenstuhl hinab. Darüber war die ganze Opposition einig, daß Abrahamowicz nie mehr dem österreichischen Parlament vorsitzen dürfe; und wenn es noch möglich sein sollte, im österreichischen Abgeordnetenhaus geordnete Arbeitszustände zu schaffen, dann wird und muß die erste Bedingung die sein, daß dieser Mann nicht mehr sein lächelndes Gesicht dem Hause zeige, sondern in der Versenkung verschwinde. Es waren Tage der Schmach, der Schande und der Erniedrigung für das österreichische Parlament und sie werden nie aus der Erinnerung schwinden, gleich den Namen jener, die sie verursacht haben.

Nun ist es vorbei mit dem Ministerium Badeni. Seit Sonntag ist es entlassen und angesichts einer in Wien ganz ungewöhnlichen Erregung der Bevölkerung, die zu vielen Tausenden die breite Ringstraße zwischen der Universität dem Parlamente entlang bis zum äußeren Burgthor, also bis in die unmittelbare Nähe der kaiserlichen Burg füllte, wurde die Entlassung des Grafen Badeni in aller Eile vollzogen. Um die Kunde des Ereignisses möglichst rasch hinauszutragen, wurden die Organe der öffentlichen Sicherheit, die noch am Vormittag mit der blanken Waffe auf die Bevölkerung losgestochen hatten, damit betraut, die Leute auf der Straße mit der Meldung von der Demission des Grafen Badeni und der Berufung Gautsch's zur Neubildung des Kabinets zu beruhigen. Man fürchtete den hereinbrechenden Abend und was er bringen konnte.

Damit ist die zweijährige Episode des Grafen Badeni beendet. Selten hat noch ein Mann, der mit soviel gutem Willen auf die politische Bühne trat und dem man soviel guten Willen entgegenbrachte, so rasch und so gänzlich abgewirthschaftet. Er ging zu Grunde an seiner Unkenntniß der Personen und der Verhältnisse, die ihn zum Spielball kleiner und gewissenloser Intriguanten machte, die sich seiner bedienten. Er ging zu Grunde daran, daß er an die politischen Aktionen ohne Plan und ohne fest vorgezeichnetes Ziel herantrat. Er betrat mit Ungestüm einen Weg, ohne zu denken, wohin derselbe führen konnte; wenn er aber nach kurzer Zeit nicht das Ende des Weges vor sich sah, wenn er Hindernisse vor sich auftauchen sah, dann bog er ab, nicht etwa um auf einem Umweg an das Ziel zu gelangen, sondern um einem anderen Ziel nachzujagen. So war sein Regime ein stetes Tasten und Versuchen, eine Reihe von Anläufen ohne Ausdauer, energische Posen ohne Nachhaltigkeit und Zähigkeit, ein Denken ohne Konsequenz, ein Handeln

ohne Festigkeit. So gerieth die Staatsmaschine ins Schwanken und in die Unsicherheit. Den parlamentarischen Parteien versprach er allen alles. Daher das Vertrauen und die Beliebtheit, die ihn in den ersten Monaten seiner Regierung begleitete. Als die Zeit der Einlösung der Versprechen kam, zeigte es sich, daß die Zusagen, die er gegeben hatte, contradiktorischer Natur waren und sich gegenseitig ausschlossen. So entstanden die Reibungen mit der Linken schon im vorigen Parlament, so entstand die Entfremdung zwischen ihm und den deutschen gemäßigten Elementen in den ersten Monaten des laufenden Jahres, so kam es zu den Sprachenverordnungen, von deren Tragweite weder er noch sein Justizminister eine Ahnung hatte, und die in Böhmen einen mörderischen Nationalkampf entfesselten, welcher sich ins Parlament verpflanzte und dieses lahm legte.

Ein Ziel allerdings hat Graf Badeni immer festgehalten, den Ausgleich mit Ungarn. Die absolute Unkenntniß der ungarischen Personal- und politischen Verhältnisse, die Unkenntniß der natürlichen und gleichsam angeborenen Dispositionen der österreichischen Parteien hinsichtlich des Ausgleiches, die totale Unfähigkeit seines Finanzministers und Landsmannes Bilinski gegenüber dem Ausgleichsproblem, sind die Quellen, aus denen die meisten Fehler des Regimes Badeni entsprangen. Die industrielle deutsch-böhmische und mährisch-deutsche Bevölkerung mußte von Haus aus mit Naturnothwendigkeit die wärmsten Freunde der wirthschaftlichen Gemeinschaft mit Ungarn und somit des Ausgleichs mit Ungarn sein. Graf Badeni hat es mit einem geradezu unfaßlichen Raffinement dahin gebracht, diese geborenen Freunde des Ausgleichs künstlich in seine Gegner zu verwandeln. Im Herbste 1895 bestand in den ernstesten politischen Kreisen Ungarns die Neigung, eine mäßige Erhöhung der ungarischen Quote zu bewilligen, welche aber das Maß desjenigen, was Graf Badeni in den letzten Monaten nach vielen Demüthigungen erreichen zu können glaubte, überstieg. Graf Badeni und Herr von Bilinski gaben, nach bevor die Ausgleichsverhandlungen begonnen hatten die Parole aus, man müsse von Ungarn die fünfzigprozentige Quote, das ist die finanzielle Parität, verlangen und dadurch wurde in Ungarn eine solche Reaktion hervorgerufen, daß die ungarische Quotenkommission jedwede Erhöhung der Quote verweigerte. Graf Badeni hatte auch dieses Spiel verloren. Das Chaos riß in der Monarchie ein, und die Regierung des Grafen Badeni, der berufen worden war, die Autorität zu wahren und zu befestigen, büßte jede Autorität ein. Sie war tiefer gesunken als das unglückselige Koalitionsministerium in den Tagen seines Niederganges.

Nun ist es vorbei. An die Stelle des Grafen Badeni ist der bisherige Unterrichtsminister Baron Gautsch zum Ministerpräsidenten ernannt worden. Derselbe hat sein Kabinet gebildet und soll nun sein Schifflein in die brandende See hinaussteuern.

Baron Gautsch steht seit nahezu dreizehn Jahren in der Reihe der aktiven Staatsmänner und doch gleicht er heute einem unbeschriebenen, weißen Blatte. Er hat unter Taaffe gedient und unter Badeni administrirt. Er war den Klerikalen gefällig, aber er hat ihren allzuweit gehenden Forderungen den ermüdenden passiven Widerstand entgegenzustellen gewußt, über welchen der findige Büreaukrat in ja reichem Maße verfügt. Er hat sich in keiner einzigen Frage offen und entschieden an die Seite der Deutschen gestellt und dennoch beschuldigen ihn die Czechen unausgesetzt der Germanisirung und sehen in ihm ihren geschworenen Feind. Die Polen sind unzufrieden mit dem, was er für das polnische Schulwesen leistet, und die Slovenen haben es nie vergessen, daß in der Slovenisirung der Schule unter Taaffe ein gewisser Stillstand eingetreten war, seitdem Herr von Gautsch den Baron Conrad abgelöst hatte. Herr v. Gautsch war nie ein Parteimann, sondern stets Beamter. Man hat ihn nicht als bedeutenden Staatsmann kennen gelernt, wohl aber als kenntnißreichen, gewandten, geschmeidigen und findigen Büreaukraten. Dem Ministerium, welches er gebildet hat, gehört auch kein einziger Parteimann an, es ist ein Ministerium von Sektionschefs, ein Beamtenministerium im eigentlichen Sinn des Wortes.

Am 23. Oktober, also mehr als vier Wochen, ehe die trostlosen Explosionen im österreichischen Parlamente sich ereignet hatten, wurde in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß es bei der eigenthümlichen Situation, die sich in Oesterreich herausgebildet hat, nur einen Ausweg gebe: die Ersetzung des Ministeriums Badeni durch ein Beamtenministerium. In den fünf Wochen, die seither verflossen sind, und durch die Ereignisse, die sich in denselben abgespielt haben, ist leider die Position dieses Beamtenministeriums von Grund aus verschlechtert worden. Die Czechen, die sich bereits auf dem Gipfel ihrer Wünsche sahen, sind durch die Vernichtung ihrer Hoffnungen in verzweifelte Erbitterung gerathen. Die Stimmung in Prag scheint jener zu gleichen, welche sich der Czechen bemächtigt hatte, als mit einem Federstrich die Fundamentalartikel zunichte gemacht worden waren. Die Parteien der Rechten haben sich ralliirt und eine Kampfstellung gegen das Kabinet Gautsch bezogen. Die Opposition steht der neuen Regierung kühl zuwartend gegenüber. Auch Angesichts der neuen Regierung ist ihre Losung die Obstruktion, insolange die Sprachenverordnungen aufrecht stehen. Sie kann von dieser Forderung nicht lassen, weil sie in dieser Richtung von den Wählern eine streng vorgeschriebene Marschroute besitzt. Der Abgeordnete, welcher einen Schritt vom Wege abweichen wollte, wäre bei der heutigen Stimmung der deutschen Wählerschaft morgen über Bord geworfen.

Es ist also die denkbar schwierigste Lage, unter welcher Baron Gautsch mit seinem Kabinet ins Amt tritt, um so schwieriger, als ihm für die Lösung des ersten und nächsten Problems, für die parlamentarische Erledigung des Ausgleichsprovisoriums, eigentlich nur wenige Tage zur Verfügung stehen. Baron Gautsch wird in den nächsten Tagen mit den Parteien in Berührung treten und diese Verhandlungen dürften, wenn nicht alle Anzeichen trügen, von folgenschwerer Bedeutung sein. Es ist zu fürchten, daß die Folgen der Aera Badeni sich für den Nachfolger verhängnißvoll geltend machen. Wäre nicht das Ausgleichsprovisorium, würde dem Baron Banffy nicht bereits bange vor der Einlösung seines Versprechens, die Ausgleichsfrage im Sinne der Gemeinsamkeit durch ein Spezialgesetz erledigen zu lassen, und würden nicht in sehr maßgebenden Kreisen nachträglich sehr schwere Bedenken über die politischen Konsequenzen der von Baron Banffy angebotenen Lösung, die Anfangs so freudig begrüßt wurde, aufgestiegen sein, dann wäre es in der That das Einfachste und Gerathenste, dem Parlament zunächst Gelegenheit zu einer längeren Ruhepause zu bieten, in welcher die bis zur Weißglühhitze erregten Leidenschaften sich dämpfen, die Verbitterung sich abstumpfen könnte. Wir fürchten, es wird schließlich in dem Chaos, welches Graf Badeni geschaffen und hinter sich gelassen hat, nichts übrig bleiben, als trotz des unerledigten Ausgleiches und trotz der weittragenden Folgen, eine solche Pause eintreten zu lassen.

Das Erfreulichste, was die letzten traurigen Wochen geschaffen haben und was als Errungenschaft zurückbleibt, ist die Einigkeit der Deutschen und die Solidarität, in der sie sich zusammen geschlossen haben. Das ist der Faktor, mit welchem Baron Gautsch in erster Linie rechnen muß.

Wien, 30. November.

Austriacus.

Die Zukunft des Reichsgerichts und die Civilprozeßreform.

II.

Vergleicht man die Einrichtungen unserer obersten Instanz mit denjenigen in Frankreich, so wird man nicht umhin können, über die Liberalität zu staunen, welche in dem monarchischen Deutschland besteht. Auch wir bedurften eines Rechtsmittels, welches bei der großen Anzahl der bestehenden zweitinstanzlichen Gerichte durch die Möglichkeit der Devolution gewisser Sachen an ein einheitliches oberstes Gericht eine gewisse Einheitlichkeit der Rechtsprechung verbürgt. Zu diesem Zwecke ist das Reichsgericht geschaffen worden, welches mit der Ausübung seiner oberstrichterlichen Thätigkeit durch das Rechtsmittel der Revision befaßt wird. Letztere ist nach dem Geiste wie dem Buchstaben des Gesetzes keineswegs für Alle da: sie muß in ihrem Umfang in den Grenzen gehalten werden, daß der oberste Gerichtshof seine Aufgabe, einheitlich Recht zu sprechen, überhaupt noch zu erfüllen vermag. Dazu gehört vor allen Dingen eine gewisse, keinesfalls zu überschreitende Grenze des Umfangs des Gerichtshofes selbst. Wie bemerkt, entscheidet er in Frankreich nur in einer Kammer, während das deutsche Reichsgericht Anfangs in fünf, zur Zeit in sechs Civilsenate zerfällt, die selbstverständlich untereinander stete Fühlung behalten müssen, sodaß der eine Senat nicht ohne Weiteres von den Entscheidungen eines anderen Civilsenates abgehen darf. Vielmehr ist dann die Sache an das Plenum (die vereinigten Civilsenate) zu bringen. Solche Plenarentscheidungen sind praktisch immer mißlich, und die Erfahrung hat gezeigt, daß die einzelnen Civilsenate häufig lieber die Hälfte ihrer Entscheidungen mit dem Beweis (und manchmal einem recht gekünstelten Beweis) ausfüllen, daß in der vorliegenden Sache keine Abweichung von den Grundsätzen einer anderen Entscheidung vorliege, als daß sie den umständlichen und schwerfälligen Apparat einer Plenarentscheidung in Bewegung setzen.

Schon aus der hier erwähnten ungleich umfangreicheren Organisation des obersten Gerichtshofs in Deutschland mit seiner Eintheilung in zahlreiche Senate ist ersichtlich, in wieviel breiterer Ausdehnung bei uns im Vergleich zu Frankreich das oberste Rechtsmittel gegeben wird. Grundsätzlich wollte man in den gesteckten Grenzen dem Volk auch damit mehr bieten, als ihm der Kassationsrekurs gewährt. Ohne in eine prinzipielle Diskussion des Unterschieds der beiden Rechtsmittel einzutreten, genügt es hier darauf hinzuweisen, daß die Revision nicht bloß in rein abstrakter Form dem Zweck der einheitlichen Rechtsprechung dient, sondern, soweit sie vorkommt, dies in der Form thut, daß sie gleichzeitig eine Entscheidung in der vorliegenden konkreten Streitsache selbst herbeiführt; sei es durch unmittelbares Ersetzen des angegriffenen Urtheils durch ein anderes, wenn die Sache spruchreif ist, sei es indirekt durch Zurückweisung der Sache an dasselbe Gericht, dessen Entscheidung aufgehoben wird, und mit der Maßgabe, daß dieses Gericht an die rechtliche Beurtheilung des Revisionsgerichts gebunden ist. Diese Verbesserung resp. Konkretisirung des Rechtsmittels in unserer Prozeßordnung darf aber nicht darüber täuschen, daß sein Hauptzweck — ja nach dem ganzen System unseres Verfahrens seine Daseinsberechtigung überhaupt — nicht sowohl darin liegt, den streitenden Parteien eine dritte Instanz zu eröffnen, sondern wesentlich ein öffentlichrechtlicher ist und in der Erhaltung und Förderung einer einheitlichen Rechtsprechung besteht. Das Rechtsmittel muß also darauf zugeschnitten sein, daß es diesem seinem Hauptzwecke zu dienen vermag. Deshalb bezieht sich die Revision zunächst nur auf den Rechtspunkt. Sie eröffnet nicht, wie die Berufung, ein novum iudicium (eine Fortsetzung der mündlichen Verhandlung), sondern nur eine Fortsetzung der Urtheilsthätigkeit nach festgestelltem Sach- und Streitstand: also auf Grund des vorinstanzlichen Prozeßstoffs, an dessen Thatbestand nichts mehr geändert werden darf. Des Weiteren findet die Revision nur statt in wichtigeren Sachen; nur daß man, um in dieser Hinsicht Willkür zu vermeiden, die Wichtigkeit an gewisse objektive Kriterien knüpfen muß, welche eine im Einzelnen freilich oft schematische Abscheidung ermöglichen. Hier tritt die Prozeßrechtswissenschaft fast ganz zurück, maßgebend ist vor Allem das staatliche, politische Moment. Der Entwurf unserer C.-P.-O. hatte versucht, die Abscheidung nach einem juristisch technischen Momente durchzuführen, indem nicht revisibel sein sollten alle diejenigen Sachen, in welchen zwei gleichlautende Entscheidungen — duae conformes — gefallen waren. Man hat bei der parlamentarischen Berathung des Gesetzes den Beweis erbracht, daß dieser Gesichtspunkt technisch undurchführbar sei, — daß insbesondere eine solche Beschränkung der Revision das oberste Ziel derselben, die Herstellung der Rechtseinheit selbst gefährde, da sie den unteren Instanzen die Gelegenheit eröffne, sich mittelst übereinstimmend gehaltener Entscheidungen in prinzipiellen Fragen von der Judikatur des obersten Gerichtes völlig zu emanzipiren. Das einzig durchgreifende Mittel, um alle Fragen gleichmäßig dem Spruch des obersten Gerichtshofes zu unterbreiten und dadurch eine allgemein maßgebende Rechtsprechung herbeizuführen, fand der Reichstag in der Bindung des Rechtsmittels an eine sogenannte Revisionssumme, welche bewirkt, daß in vermögensrechtlichen Sachen nur Beschwerden von einem bestimmten höheren Geldwerth an das Revisionsgericht gelangen können. Das Mittel ist durchgreifend, aber praktisch: wie alle Politik sein muß, wenn sie ihr höchstes Ziel nicht um sentimentaler Billigkeitserwägungen aus den Augen verlieren will. Es ist praktisch, wie die in Frankreich verlangte Erlegung einer Sukkumbenzstrafe als Voraussetzung des Kassationsrekurses, — hat vor dem letzteren Mittel aber jedenfalls den Vorzug größerer Feinheit und Gerechtigkeit voraus. Die Höhe der hier erwähnten Revisionssumme setzte der Reichstag damals ohne wesentliche Debatten auf den Betrag von 1500 Mark fest, wobei man anerkannte, daß man gar keine Erfahrung darüber habe, wie diese Summe wirken, insbesondere ob sie das Reichsgericht vor Ueberlastung schützen werde. Man nahm sie, weil man schon in Preußen, wo Sachen zwischen 50 und 500 Thalern nur mit der beschränkten Richtigkeitsbeschwerde, — solche über diese Summe hinaus dagegen mit der viel günstigeren Revision angreifbar waren, an den betreffenden Betrag gewöhnt war. Da auch im heutigen Recht unterhalb der Revisionssumme die früher schon erwähnte Möglichkeit der Wiederaufnahme des Verfahrens für gewisse gröbere Mängel selbst nach erlangter Rechtskraft des Urtheils existirt, so hatte man damit bis zu gewissem Grade ein dem bisherigen preußischen entsprechendes Ergebniß. Besonders wurde betont, man glaube mit dieser Summe die Befürchtung auszuschließen, daß durch die Bindung der Revision an diese Summe der höchste Gerichtshof überlastet werde; wenn sich das Gegentheil herausstelle, sei eine eventuelle Erhöhung der Summe nicht ausgeschlossen. (Vergl. die Aeußerungen der Abg. Lasker, Struckmann und Bähr bei Revision der zweiten Lesung, Protokolle der Kommission 128. Sitzung S. 705—707).

Man sah also (und das liegt auch in der Natur der Sache, da die Festsetzung einer solchen Summe immer mehr oder minder auf Willkürlichkeit — einem sogenannten praktischen „Durchschneiden des Knotens" beruht) die Revisionssumme nur als den Ventilator an, mittelst dessen man je nach Bedürfniß mehr oder weniger Sachen an den obersten Gerichtshof gelangen lassen könne, je nachdem dessen Leistungsfähigkeit für die Erfüllung seiner ihm gestellten Aufgabe, ein Hüter der einheitlichen Rechtsprechung zu sein, die Zulassung erlaube. Wenn heutzutage also die Reichsregierung in der Novelle zur Civilprozeßordnung den Vorschlag macht, die Revisionssumme zu erhöhen, so darf man das, wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, keinesfalls ohne

Weiteres als eine illiberale Maßregel verdammen oder gar mit der im Vorjahre geplanten Verschlechterung des Strafverfahrens in geistigen Zusammenhang bringen. Sondern man hat zu prüfen, ob und inwiefern thatsächlich in diesen 18 Jahren des Bestehens der Reichscivilprozeßordnung die Verhältnisse in der Richtung andere geworden sind, daß der oberste Gerichtshof seine Aufgabe, der Hüter einer einheitlichen Rechtsprechung in Deutschland zu sein, nicht mehr in der von dem Gesetz beabsichtigten Weise erfüllen kann. Ist diese Frage zu bejahen — und ich stehe nach reiflicher Prüfung der Sachlage nicht an, dies zu thun —, so liegt in der geplanten Erhöhung der Revisionssumme keine Verschlechterung des Verfahrens, sondern eine Verbesserung, da ein seiner oben geschilderten Aufgabe nicht mehr gewachsenes Reichsgericht schlimmer ist als gar keins, und die Autorität des Reichs im In- und Auslande gleichmäßig herunterdrückt.

Sehen wir zu, worin die thatsächlich seit 1879 geänderten Verhältnisse bestehen.

Hierfür ist davon auszugehen, daß der oberste Gerichtshof eine Organisation besitzen muß, welche es ihm ermöglicht, die Einheitlichkeit der Rechtsprechung aufrecht zu erhalten. Dazu ist aber vor allen Dingen eine gewisse nicht zu überschreitende Größe der Behörde (also der Zahl der Reichsrichter) unerläßlich. Die Einheitlichkeit wird ferner ganz erheblich dadurch gefährdet und gestört, wenn allzu viele Senate dieses Körpers selbständig nebeneinander funktioniren. Aus diesem Grunde sahen wir, daß die Franzosen den Bestand des Kassationsgerichtshofes so klein gehalten, die Zersplitterung in Kammern fast ganz vermieden haben. Wir haben jetzt am Reichsgericht schon sechs Civilsenate neben vier Strafsenaten mit zusammen 10 Präsidenten und 74 Räthen, also 84 Reichsrichtern. An den Civilsenaten sind nach der deutschen Justizstatistik anhängig geworden im Jahre 1881: 1310 Sachen, dann schnellt die Ziffer bis zum Jahre 1886 rapid empor bis zu 2133 Sachen, sinkt in den folgenden Jahren ein wenig, um im Jahre 1894 die Maximalzahl mit 2446 Sachen zu erreichen, während das letzte Jahr 1895 nur einen kleinen und sicherlich zufälligen Rückgang auf 2419 Sachen aufweist. Demnach gelangen jetzt ungefähr an jedem Wochentage acht Sachen an den obersten Gerichtshof d. h. an jeden der Civilsenate täglich mehr als eine, in der ein höchster präjudizieller Spruch begehrt wird. Daß es schon jetzt kaum so mehr weiter geht, zeigt insbesondere auch die Statistik der Termine: also der Zeit, welche die einzelnen Senate zu der Erledigung ihrer Aufgabe gebrauchen. Hierbei versteht sich, daß die Güte einer jeden Justiz zugleich von ihrer Schnelligkeit abhängt; wie es das Beispiel unseres ehemaligen Reichskammergerichts zeigt, das wesentlich deshalb so in Verruf gekommen war und das gesammte Reich diskreditirte, weil auf eine ordnungsmäßige schleunige Rechtsprechung in streitigen Sachen bei ihm nachgerade gar nicht mehr zu rechnen war. Was die derzeitigen Verhältnisse beim Reichsgericht in dieser Hinsicht anlangt, so ersehen wir aus der deutschen Justizstatistik (VIII S. 186 ff.), daß seit dem Jahre 1888 die Zahl der in Revisionssachen auf drei Monate und länger hinausgeschobenen Termine von 49,9 bis auf 88,3 Proc. im Jahre 1895 gewachsen ist, also eine stetige und zwar erhebliche Verlangsamung der Rechtsprechung bei dem obersten Gerichtshof einreißt. Dies Ergebniß wird bestätigt, wenn man die definitive Beendigung der Prozesse, also die Zeit von Einreichung der Revisionsschrift bis zur Verkündigung des Urtheils in kontradiktorischen Sachen ins Auge faßt. Hier hat sich die Zahl der in weniger als drei Monaten beendigten Sachen vom Jahre 1888 bis 1895 ganz erheblich vermindert (von 47,9 auf 10,9 Proc.), während der Procentsatz der sechs Monate und länger an dem Revisionsgericht schwebenden Sachen in demselben Zeitraum entsprechend (von 2,9 auf 26 Proc.) gestiegen ist. Im Jahre 1888 fanden in den beim Revisionsgericht anhängigen Civilsachen, ohne Hinzurechnung derjenigen Termine, die bloß zur Urtheilspublikation bestimmt waren oder die sich in anderer Weise ohne mündliche Verhandlung erledigten, insgesammt 1900 mündliche Verhandlungstermine statt: davon 549 in Sachen, die aus früheren Jahren her anhängig waren (also 28,9 Proc. von in diesem Sinne rückständigen Sachen), im Jahre 1895 insgesammt 2198 Termine mit 867 in Sachen aus den Vorjahren (die Zahl der rückständigen ist also auf 39,4 Proc. angewachsen).

Bei dieser jetzt schon feststehenden Ueberlastung des Reichsgerichts ist für die Zukunft noch in Betracht zu ziehen, daß mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs die Zahl der an das Reichsgericht gelangenden Sachen sich in ganz ungeahnter Weise vermehren wird. Bisher war das Reichsgericht nur im Prinzip der oberste Träger einer einheitlichen Rechtsprechung für Deutschland. Einmal sind nicht revisibel alle diejenigen Sachen, in welchen es sich um Verletzung von Gesetzen handelt, deren Geltungsbereich über den Bezirk eines Oberlandesgerichts nicht hinausgeht, wodurch in Sachen des Privatrechts ganze Territorien des deutschen Reiches aus der Rechtsprechung des obersten Gerichtshofs ausschieden, die demnächst in sie eintreten, weil die betreffenden Privatrechtsnormen durch das Bürgerliche Gesetzbuch ersetzt werden. Und wichtiger ist noch, daß uns der neue Artikel 6 des Einführungsgesetzes zum B.-G.-B. die nationale Errungenschaft gebracht hat, daß in allen auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu entscheidenden Sachen in Zukunft das durch § 8 E.-G. G.-V.-G garantirte bayerische Reservatrecht in Wegfall geräth, wonach die Höchstgerichtsentscheidung nicht dem Reichsgericht, sondern einem besonderen bayerischen obersten Landesgerichte zugewiesen war, das auch im Jahre seine erkleckliche Anzahl von Sachen erledigte.

Aus Allem dem ergibt sich, wie ungemein groß die Anforderungen sind, welche die Gegenwart und nächste Zukunft nach Maßgabe der jetzigen Organisation des höchsten Rechtsmittels allein in quantitativer Hinsicht an den obersten Gerichtshof stellen. Wir dürfen darüber nicht in Schrecken gerathen und wähnen daß damit diese ganze Institution (wie heutzutage manche andere) ins Wanken gerathe. Wir würden damit, wie aus den früheren Ausführungen ersichtlich, den Zweck des Instituts verkennen. Durch äußere Umstände wie die zuletzt geschilderten, und nicht zum mindesten auch durch den in Zwischenzeit gesunkenen Werth des Geldes hat der Druck zugenommen welcher mehr Sachen, als ursprünglich vorgesehen, vor das Forum des obersten Gerichtshofes treibt. Das beim Erlasse des Gesetzes gegen einen solchen Uebelstand erfundene Ventil funktionirt dagegen nicht mehr in alter Weise, und es ist nach der ganzen Anlage unserer Civilprozeßordnung kein Fehler und wird durch das politische Moment gerechtfertigt, die Kraft dieses Ventils durch eine verhältnißmäßige Erhöhung der Revisionssumme zu verstärken. Denn keinesfalls darf dieser oberste Gerichtshof durch eine zu große Ueberbürdung mit Geschäften seiner eigentlichen Aufgabe, der Träger einer einheitlichen Rechtsprechung zu sein, entfremdet werden. Schon der gesunkene Werth des Geldes allein würde eine derartige Maßregel rechtfertigen, wie auch ein umgekehrter Präzedenzfall aus letzter Zeit beweist, indem das Centrum unter Berufung auf den gesunkenen Geldwerth nach kürzlich eine Erhöhung der von der staatlichen Genehmigung unabhängigen freigebigen Zuwendungen an die todte Hand von 3000 auf 5000 Mark durchsetzte.

Ich kann deshalb der Reichsregierung keinen Vorwurf machen, wenn sie, auf der ihr seinerzeit durch die Beschlüsse des Reichstags selbst vorgezeichneten Richtung weiterschreitend, zur Besserung der bei dem Reichsgericht eingetretenen unhaltbaren Zustände, die sich mit dem Inkrafttreten des B.-G.-Bs. ins Unerträgliche verschlimmern würden, eine Erhöhung der Revisionssumme beantragt. So wie die Sache jetzt liegt, würde der schon so umfangreiche Körper des Reichsgerichts in kürzester Frist erheblich vermehrt werden müssen, wenn die eingehenden Sachen überhaupt eine angemessene Erledigung finden, die ganze Maschine nicht versagen soll. Handelte es sich dabei nur um eine

Kostensache, so würde ich selbstverständlich daran das in Deutschland noch vielfach gepflegte Ideal, in allen Sachen drei Instanzen zu haben, nicht scheitern lassen. Denn der Staat muß die Kosten für eine geordnete Rechtspflege aufbringen, und nichts berührt in weiten Kreisen peinlicher, als die vielfach eingerissene Knickerei mit Richterstellen, wo solche durch das Bedürfniß augenscheinlich gefordert werden, und sich der Staat nicht scheut, ein paar gesparte Millionen mit der Gesundheit und der verkürzten Lebensdauer zahlreicher seiner Landeskinder zu bezahlen. Aber in diesem Falle ist der Kostenpunkt nicht das Entscheidende. Die zur Bewältigung der vermehrten Arbeitslast kreirten Reichsrichter könnten nur in zahlreichen neu zu gründenden Civilsenaten Beschäftigung finden; und es ist zweifellos, daß diese zahlreichen zersplitterten Senate unter einander den inneren Zusammenhang nicht würden aufrecht erhalten können, welcher zur Wahrung einer einheitlichen Rechtsprechung erforderlich ist. Schon mit den sechs zur Zeit bestehenden Senaten ist diese Aufrechthaltung kaum noch möglich. Wenn die einzelnen Senate jetzt schon vielfach, um überhaupt vorwärts zu kommen, dazu übergehen, vorhandene Meinungsverschiedenheiten mit anderen Senaten zu vertuschen und mit Sophismen darzuthun versuchen, daß kein Widerspruch mit der Entscheidung eines anderen Civilsenates vorliege, so kann das kaum mehr als korrekt bezeichnet werden. Darunter leidet aber nicht nur die Behandlung der einzelnen Sachen, sondern das ganze Institut. Die Urtheile des Reichsgerichts sind vielfach nicht mehr überzeugend. In dieser Beziehung wird Unmögliches verlangt.

Und damit hängt denn auch untrennbar eine andere Frage zusammen, welche an dieser Stelle wenigstens gestreift werden muß: die Frage nach der zweckentsprechenden Besetzung des obersten Gerichtshofes. Die Frage ist zur Zeit schon aktuell, wo die Entscheidungen des Reichsgerichts im Volk nicht selten Kopfschütteln verursachen, den Spott der Witzblätter hervorrufen, wie sie denn jüngstens noch im Kladderadatsch beißend in ihrer Unverständlichkeit als auf einem dolus eventualis beruhend charakterisirt wurden. Steht aber die Gefahr einer derartigen Vergrößerung des Gerichtshofes im Hintergrund, wie sie das Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches mit dem dadurch bewirkten Anschwellen der Revisibilität ohne geeignete Gegenmaßregeln nach sich ziehen würde, so muß man sich doch auch die Frage vorlegen, woher denn das dazu geeignete Juristenmaterial füglich genommen werden soll. Freilich glauben sich auch hier Viele berufen, aber Wenige sind auserwählt! Wir haben in Deutschland bei der zur Zeit fast überall herrschenden Ueberfüllung auch Juristen mehr als wir brauchen, d. h. als in den Alltagsstellungen des juristischen Berufs eine gewiß sehr ehrenwerthe Beschäftigung finden. Aber darum handelt es sich hier nicht. Das Reichsgericht muß eine geistige Autorität besitzen, die sich herleitet aus seinen Leistungen allein; wie sich auch die der deutschen Hochschulen, jedes äußeren Machtmittels beraubt, allein herleitet aus dem, was sie für die Entwicklung der ihrer Pflege unterstellten idealen Güter gethan haben und täglich vor unsern Augen thun. Und in dieser Hinsicht ist es mit der Autorität des Reichsgerichts als Hüter der Rechtsprechung schon jetzt von Tag zu Tag schlechter bestellt. Wenn seine Urtheile zum Theil schon dem gesunden Rechtsgefühl des Volkes widersprechen, wenn sie als unverständlich dem allgemeinen Spott verfallen, wenn sie nicht meilenweit von dem Verdacht entfernt sind unter Umständen eine — vielleicht unbewußte — Klassenjustiz zu üben, also materiell ungerecht zu sein, oder (wie ich und Andere in der einschlägigen Fachlitteratur oft nachgewiesen haben) in ihrer Rechtsanwendung den komplizirteren Erscheinungen des heutigen Lebens nicht nachzukommen vermögen, so muß das Vertrauen in die höchste Rechtsprechung rapid schwinden und ist, wenn erst einmal verloren, so leicht nicht wiederzugewinnen. Hier thut eine Reformation an Haupt und Gliedern Noth, und sie ist nur dann zu erreichen, wenn der Körper des obersten Gerichtshofs klein bleibt, so daß nur erlauchte Geister darin Platz finden, und wenn er auch nicht handwerksmäßig überlastet wird, so daß Leute der letzteren Qualität sich überhaupt bereit finden lassen, eine solche Stelle anzunehmen. Die Zahl derjenigen, die sich zudrängen, ist immer Legion; man sollte eher trachten, derjenigen habhaft zu werden, die sich suchen lassen. Dazu ist aber unter dem gegenwärtigen Regime blutwenig Aussicht. Wo sind die Zeiten hin, in denen ein Goldschmidt vom Katheder, ein Wiener aus der Rechtsanwaltschaft in den obersten Gerichtshof berufen wurde, und in den meisten deutschen Territorien die namhaftesten Rechtslehrer zugleich das höchste Richteramt verwalteten und damit die von ihnen ausgehende Entwickelung des Rechts gleichzeitig in die Praxis übertrugen. Heute sitzen im Reichsgericht zahlreiche ausgediente Staatsanwälte und ebenso viele Richter, deren einziges civilistisches Verdienst darin besteht, daß sie während einer 25jährigen Thätigkeit an unteren Gerichten, ohne aufzumucksen, treulich nach bestem Wissen das große Schöpfrad im Kreis herumgedreht haben. Vielfach ist an dem Sinken unserer obersten Rechtsprechung auch die unselige Konkurrenz der Bundesstaaten schuld, von denen jeder regelmäßig auf seinem Schein besteht, so und soviel der eigenen Landeskinder in den höchsten Gerichtshof zu bringen, auch wenn das Land juristisch als steril bezeichnet werden muß. Es ist einer der größten Uebelstände, daß heutzutage vielfach noch höhere Richterstellen ersessen werden können oder als Belohnung für nichts weniger als papinianische Leistungen vergeben werden. Solche Leute sollte man in anderer Art belohnen, als indem man ihnen die Wahrung eines der höchsten Güter der Nation: einer durch ihre innere Kraft und Sicherheit imponirenden und dadurch moralisch überzeugenden Rechtsprechung, als sichtbares Kennzeichen des Rechtsstaates, anvertraut.

Diese und ähnliche mit Fug an den höchsten Gerichtshof zu stellenden Anforderungen sind aber überhaupt nur zu verwirklichen bei einer verhältnißmäßigen Kleinheit der Behörde und bei Fernhaltung alles dessen, was seine Rechtsprechung zu einer handwerksmäßigen machen muß. Ein Pegasus geht nicht im Joche! Soll die Rechtsprechung unseres obersten Gerichtshofes von großen Gesichtspunkten getragen sein, so daß sie im Inland und im Ausland — denn bei dem stetigen Wachsen des internationalen Verkehrs blickt auch das Ausland auf unsere Justiz — soll, sage ich, unsere Justiz im Inland und im Ausland imponiren, so muß sie ausgehen von einem kleinen Kreis wirklicher Heroen des Geistes und beschränkt sein auf eine Anzahl prinzipieller Sachen; nicht von einer durch ihre Größe selbst der Mittelmäßigkeit Thür und Thor öffnenden Alltagsbehörde, die nach der heutzutage beliebten Manier möglichst schnell und mit Dampfkraft arbeitet. Wird auch das Reichsgericht zu einer derartigen Justizfabrik erniedrigt, dann werden bald auch seine Leistungen ganz danach sein und im Volke jedenfalls kein größeres Vertrauen verdienen, als heute schon die Leistungen der Oberlandesgerichte, für welche die Kurzsichtigkeit unserer Gegner eine Aufsicht durch die Revision verlangt. Kurzsichtigkeit weil die alsdann bald nothwendig werdenden zahlreichen alten und neuen Civilsenate des Reichsgerichts, die jede nennenswerthe Fühlung miteinander verlieren und in Banalität versinken würden, in der Auffassung des Volkes thatsächlich wiederum zu Oberlandesgerichten zweiter Gattung degradirt würden, für welche die „praktische Erfahrung" wohl bald geneigt wäre, eine neue Aufsicht zu verlangen. Da diese aber nur in einer Korrektur durch Plenarentscheidungen bestehen könnte, die ein so umfangreich gewordener Körper kaum würde abgeben können, so würden sich die einzelnen Senate einem solchen Uebelstand, der bei zunehmender Häufigkeit thatsächlich die ganze Maschine zum Stocken bringen könnte, noch mehr als jetzt schon mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln der Sophistik zu entziehen suchen, und eine allgemeine Anarchie die Folge sein.

Demgegenüber thut es noth, nachdrücklich darauf hinzuweisen, wozu die Revision denn im System unserer Civil-

prozeßordnung geschaffen wurde. Sie ist nicht zum Zweck der Aufsicht über die Oberlandesgerichte da. Sie ist dazu auch jetzt schon ganz unbrauchbar. Denn schon zur Zeit ist die große Mehrzahl aller Streitsachen nicht revisibel, und in den revisiblen ist die erfolgte Thatsachenfeststellung des Oberlandesgerichts für das Revisionsgericht bindend. Wenn also die Urtheile der Oberlandesgerichte kein Vertrauen genießen, so kann die Revision dagegen in keiner Hinsicht schützen. Daß ein difformes Reichsgericht als Heilmittel hiergegen schlimmer wäre als das Uebel, ist nach dem Vorhergehenden außer Frage. So bleibt kein anderes Mittel übrig als mittelst einer entsprechend strafferen Anziehung der Revisionssumme die vom Gesetz gewollte Stellung des Reichsgerichts, als einheitliche Centralspitze unserer Rechtsprechung und als ein mit entsprechender Autorität bekleideter Gerichtshof großen Stiles, aufrecht zu erhalten. Daß dieses Mittel ein unsoziales sei, kann ich nicht zugeben. Abgesehen davon, daß man, wie das Beispiel Frankreichs mit seinem System der Erlegung eines hohen Sukkumbenzgeldes als Voraussetzung der Angehung des höchsten Gerichtshofes beweist, in anderen Ländern ähnliche Grundsätze verfolgt, besteht das Institut der Revisionssumme schon jetzt, und eine Erhöhung derselben über 1500 Mark hinaus wird in den seltensten Fällen die sogenannten besitzlosen Volksklassen, sondern weit eher schon ganz gut situirte Parteien treffen. Wenn letztere aber in Zukunft die Revision nicht mehr so oft gebrauchen können, als nach dem jetzigen Regime so müssen sie sich klar machen, daß ihnen das Rechtsmittel bisher schon nicht so sehr um ihrer Privatinteressen, als um des öffentlichen Interesses willen gegeben worden war, und daß in Kollisionsfällen überall das Sonderinteresse des Einzelnen demjenigen der Allgemeinheit weichen muß. Dann aber ist es auch nicht wahr, daß die durch eine Erhöhung der Revisionssumme beschränkte Revision nicht Rechtsmittel für Alle sei, — nicht Allen zu Gute komme. Wird die Stellung des Reichsgerichts wieder dem Ideal nahegebracht, in dessen Anschauung es einst geschaffen wurde, sind seine Sprüche wieder lebendiger Ausdruck jener abgeklärten Lebensweisheit, die auch auf dem Gebiet des Rechtes überzeugend wirkt, so wird die sich aus seinen Erkenntnissen gewaltsam bahnbrechende Rechtsanschauung bald sicheres Gemeingut Aller werden und auch denjenigen zu Gute kommen, deren Prozesse des Objektes wegen nicht revisibel sind. Oder glaubt man, ein Untergericht könne sich solchen in das Rechtsbewußtsein des Volks übergegangenen Sprüchen entziehen, auch wenn sein Urtheil formell nicht revidirt werden kann? Wer das behaupten wollte, hätte schlechte Kenntniß von der Allgewalt der öffentlichen Meinung, die heutzutage Alle zwingt! Ist unsere Rechtsprechung schlecht, so werden die drei Instanzen sie nicht besser machen, sehen wir also lieber zunächst darauf, daß ihre Qualität an oberster Stelle, wo die Augen Aller auf sie gerichtet sind, nicht dauernd im Sinken bleibt. — Bei allen geistigen Leistungen steht nun die Qualität im umgekehrten Verhältniß zu der Quantität. „Non multa sed multum", muß auch für die Rechtsprechung des Reichsgerichts die maßgebende Devise sein. Es ist besser, wenn ihm Gelegenheit gegeben wird, in einer verhältnißmäßig beschränkten Anzahl von Sachen Jurisprudenz im großen Stil zu treiben, in seinen Entscheidungen das Recht fortzubilden und mit den täglich wachsenden Anforderungen des Lebens zu versöhnen, als es zu einer großen Maschine ausarten zu lassen, die möglichst billige und schlechte Dutzendwaare liefert. Wir haben diesen Gerichtshof geschaffen in der Zeit unserer nationalen Erhebung als sichtbares Zeichen des im Reich verkörperten allgemeinen deutschen Rechtsstaats und als eine der großen Centralstellen unseres geeinten öffentlichen Lebens, auf welche das Inland wie das Ausland gleichmäßig blicken, und in dessen ruhig kraftvollem Wirken sie die innere ungeschwächte Kraft unseres Volksthums erkennen. Hier liegt der Mittelpunkt der staatlichen Rechtsstellung des Reichsgerichts; von diesem aus will sie gewürdigt sein. Die großen Gesichtspunkte dürfen uns in unserer mehr und mehr ins Kleinliche versinkenden Zeit nicht ganz verloren gehen: sonst sind wir reif zum großen Untergang, der, sei es aus inneren Umwälzungen, sei es von Osten und Westen unsere heiligsten Güter bedroht!

Berlin, im November 1897.

C. Frome.

Aus unserem Citatenschatz.

Eine Stimme für Freihandel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Der soeben erschienene zweite Band des ausgezeichneten Werkes von Samuel Rawson Gardiner: History of the Commonwealth and Protectorate 1651—1654 London, Longmans, Green & Co. 1897) erwähnt S. 179 eine im British Museum aufbewahrte Flugschrift, in der sich eine merkwürdige Befürwortung des Freihandels vorfindet. Sie führt den Titel: „The only right rule for regulating the laws and liberties of the people of England, presented by way of advice to . . the Lord General Cromwel and the rest of the officers of the army, January 28. 1652 by divers affectionate persons to Parliament, army and Commonwealth, inhabitants of the Cities of London, Westminster, Borough of Southwark and places adjacent." Der Name des Verfassers ist unbekannt, aber nach S. Rawson Gardiners Versicherung kann kein Zweifel darüber bestehen, daß er dem Kreise der extremen Partei der „Levellers" angehörte. Hier liest man nun folgende Sätze, die sich im damaligen Zeitalter wundersam genug ausnehmen:

„Alle Monopole im Innern und alle Einschränkungen des auswärtigen Handels zu Gunsten einzelner Gesellschaften widersprechen dem alten Rechte des Volkes und müssen einer allgemeinen Freiheit für jeden Engländer Platz machen. In Folge dessen wird der Handel blühen und alles Nöthige wird in Fülle vorhanden sein, zumal wenn die Methode der Gelderhebung durch Zölle und Accise abgeschafft wird. Diese ist höchst verderblich für den Handel, macht dem Kaufmann das Leben schwer und hat keinen Grund im ursprünglichen Recht. Denn nach solchem dürfte der Handel mit keiner Auflage beschwert werden, sondern was das Parlament zu erheben für nöthig fände, wäre durch gleiche Vertheilung auf unbewegliches und bewegliches Vermögen aller Staatsbürger zu beschaffen" u. s. w.

Ein Franzose über Franzosen:

„Die Griechen sagten zu den Fremden: Barbaren; die Fremden antworteten: ihr Kinder. Gleichen in Europa wir Franzosen nicht ein wenig diesen Griechen?"

Jos. Roux Pensées. 1885. pag. 62.

General von Goeben.

Vor zwei Jahren erschien aus der Feder des Herrn Gebhard Zernin der erste Band des Werkes „Das Leben des Königlich Preußischen Generals der Infanterie August von Goeben"; mit dem zweiten Bande ist das Werk jetzt zum Abschluß gebracht.*) Zum größeren Theil besteht das Buch aus Briefen, die Goeben selbst zu verschiedenen Zeiten, vorzugsweise während der drei Kriege, an denen er ruhmvollen Antheil nahm, geschrieben hat. Was der Herausgeber aus eigenen Mitteln hinzugefügt hat, ist nur als ein Kommentar zu diesen Briefen zu betrachten. Diese Briefe aber sind von eigenartigem Reiz.

*) Berlin, E. S. Mittler.

Als Gaeben dem deutschen Lesepublikum zum ersten Male vorgestellt wurde, wurde er in ein falsches Licht gesetzt. Es geschah durch den bekannten Herrn Cahn-Mels, der im August 1866 die zur Berühmtheit gelangten preußischen Generale interviewte. Wir erfuhren von ihm, daß Gaeben als Parteigänger des Don Carlos den spanischen Krieg von 1836 mitgemacht und sich deswegen unter die Fahne des Prätendenten gestellt habe, weil er ein eifriger Legitimist sei; wir erfuhren ferner, daß er noch immer eine große Vorliebe für Spanien und insbesondere dessen Stiergefechte im Busen trage. Er wurde geschildert als ein schweigsamer und unzugänglicher Mensch. So entstand das Bild eines Haudegens, der für das „Civil" ungenießbar ist und seinerseits von der Ansicht ausgeht, daß das „Civil" etwas Entbehrliches sei. Und dieses Bild war nicht etwa eine Karrikatur, sondern entbehrte jedes wahren Zuges. Es hat selten einen Feldherrn gegeben, der von so gut bürgerlichen Gesinnungen beseelt gewesen wäre, wie Gaeben.

Goeben war ein Hannoveraner von Geburt und ist als blutjunger Mensch in den preußischen Militärdienst getreten, während der hannoversche ihm offen stand. Er gehörte zu der kleinen Anzahl von Männern, die den deutschen Beruf Preußens schon vor sechzig Jahren zwar nicht klar erkannten, aber instinktiv ahnten. Es geht daraus hervor, daß keine legitimistische Ader in ihm war. Ein Hannoveraner, der Legitimist ist, bleibt dem Welfenhause treu bis an das Ende aller Tage.

Was ihn in das karlistische Lager getrieben hat, ist nicht eine legitimistische Schrulle. Er war durch Anlage und Neigung auf den Soldatenberuf hingewiesen und erkannte nach einjährigem Friedensdienst, daß die Stellung eines Drilloffiziers seiner Anlage und Neigung nicht gerecht werde. Er will, weil er Soldat ist, den Krieg kennen lernen. Er will zuerst nach Indien gehen und gegen England fechten; da muß ihn sein Vater darauf aufmerksam machen, daß er auf diese Weise gegen seinen Landesherrn fechten würde, denn damals war der König von England zugleich König von Hannover. Nicht eine legitimistische Ueberzeugung, sondern kindlicher Gehorsam läßt ihn von seinem indischen Plane Abstand nehmen. Da bietet sich ihm Spanien; er folgt der Fahne des Don Carlos, und nachdem er sie einmal ergriffen, bewahrt er ihr soldatische Treue.

Vier Jahre in Spanien sind ein Landsknechtsleben. Wiederholte lange Kriegsgefangenschaft, wiederholte schwere Verwundungen wechseln mit kühnen Thaten, die ihm um ihrer Kühnheit willen Strafhaft eintragen. Der Tod auf dem Schlachtfelde, der Tod auf dem Sandhaufen und der Tod am Galgen treten ihm gleich nahe. Als ein echter Simplicissimus kneipt er eine Nacht vergnügt mit den feindlichen Offizieren, die ihm ankündigen daß er am nächsten Tage werde erschossen werden. Aber dieses ganze Landsknechtstreiben ist ihm nicht der letzte Zweck, sondern das Mittel, um den Krieg zu erlernen. Als ein echter soldatischer Handwerksbursch weiß er, daß er wandern muß, ehe er Meister werden kann. Aber nachdem die Wanderjahre vorüber sind, ist auch der Wanderdrang erloschen und die männliche Reife eingetreten.

Seine Stellung, nachdem er aus Spanien zurückgekehrt war, ist eine schwierige. „Meine Armee ist kein Taubenschlag" gehörte zu den Lieblingsaussprüchen König Wilhelms. Goeben war freiwillig aus dieser Armee ausgetreten, er hatte wenig Hoffnung, in sie zurückzukehren. Aber Kaiser Wilhelm, damals noch Prinz von Preußen, machte eine Ausnahme. Sein Blick war früh auf Goeben wie auf Moltke gefallen. Er bewirkt, daß Goeben in die Armee wieder aufgenommen wird und beschäftigt ihn wie Moltke mit Generalstabsgeschäften. Beide sind mit Drillgeschäften fast vollständig verschont worden; beide wären schlechte Drilloffiziere gewesen und sind doch große Feldherren geworden. Man kann ein schlechter Karrenschieber und doch ein guter Fuhrmann sein.

In drei Kriegen hat sich Goeben als ein hervorragender Feldherr bewährt. Um nur das Bedeutendste hervorzuheben, die Schlachten von Kissingen und von St. Quentin gehören ihm ganz und gar; an Alsen und Spichern hat er wesentlichen Antheil gehabt. Ueberall gehen seine Entscheidungen nicht aus einem ängstlichen Abwägen des Für und Wider hervor; er besitzt die Intuition, welche ihm unmittelbar sagt, was geschehen muß.

Es gibt Militärs, welche der Ansicht sind, Gaeben sei von allen den Feldherren, welche von 1864 bis 1871 zu Ruhm gekommen sind, der genialste gewesen. Für den Fachmann ist es schwer, für den Laien unmöglich, darüber zu urtheilen. Der kriegerische Beruf ist der einzige, in welchem echte Prinzen aus Genieland nicht immer baar zahlen können, was sie verzehrt haben. Ohne Krieg gilt es keine Feldherren. Es ist möglich, daß wenn Gaeben vier Jahre im Dienstalter höher gestanden hätte, ein viel größerer Ruhm sich an Goeden's Fersen geheftet hätte. Aber so viel scheint festzustehen, daß er nie einen ernsthaften Fehler begangen hat. Er hat auch die schwerste Probe bestanden, mit Gewehr bei Fuß still zu stehen, wo das Zuschlagen seinen Ruhm erhöht, aber der Sache geschadet haben würde.

Goeben's politische Urtheile sind stets kühl und maßvoll. Das tritt dem lebhaft entgegen, der kurz vor seinen Briefen diejenigen Roon's gelesen hat. Roon kann seine Feder nicht in das Tintenfaß stecken, ohne Galle aus ihm zu schöpfen. Politischen Gegnern gegenüber kennt seine Gehässigkeit nicht Maß und Ziel. Gaeben scheint das Gefühl des Hasses wie der Rachsucht kaum gekannt zu haben. Auch nicht ein unbilliges Urtheil begegnet uns.

Gaeben war Soldat, weil er für diesen Beruf geschaffen war, aber er war ein eifriger Freund des Friedens. Durch alle aus dem Feldlager geschriebenen Briefe geht der Ton der Friedenssehnsucht, und wer ihn nur aus diesen Briefen kennen lernt, würde kaum ahnen, mit welcher Strenge, und wo die Pflicht es erfordert, mit welcher Härte er die Pflichten des Soldaten zu erfüllen weiß.

Züge eines ungewöhnlich vornehmen Charakters treten uns wiederholt entgegen. Stets läßt er sich vertreten, wo er die Aufgabe hat, eine gefangene Heeresabtheilung in Empfang zu nehmen. Einem gedemüthigten Feinde in das Auge zu sehen, ist ihm peinlich. Und nie zeigt er sich erfreuter, als wenn er sich im Stande sieht, einen armen Schächer, der als Spion gehängt werden soll, laufen zu lassen, weil sein Tod nichts nutzen und seine Freilassung nichts schaden kann.

Mit einer leidenden Frau hat er in kinderloser Ehe gelebt. Wie es öfters geschieht, ist die Ehe nur um so inniger geworden, weil von der gegenseitigen Liebe nichts abgezogen werden mußte, um auf die Kinder übertragen zu werden. Gaeben's Verhältniß zu seiner „Lütt" läßt sich nur mit dem Fritz Reuter's zu seiner Lowising vergleichen. Täglich schreibt er über das größte, wie das kleinste, über seine Beköstigung und über das Befinden der Pferde; er läßt sie Einblick nehmen in seine militärischen Pläne. Zuweilen erschrecken wir, ein vertrauliches Gespräch zwischen Eheleuten gar zu indiskret zu belauschen; aber dann fesselt uns der rein menschliche, fast kindliche Ton um so mehr. Als Gaeben 5000 Thaler Retablissementsgelder erhalten hat, bricht ein heller Jubel aus, daß sie so reich noch nie gewesen seien und nun umfassende Wohlthätigkeit üben können.

Man nimmt das Buch in die Hand mit der Erwartung, von den Thaten eines Helden zu hören, und legt es fort mit dem Bewußtsein, eines der trefflichsten Herzen kennen gelernt zu haben.

Alexander Meyer.

Eduard Engel's „Geschichte der englischen Litteratur".

Sonst kein Freund der in Lieferungsheften erscheinenden Bücher, war ich den vergangenen Sommer über doch wohl zufrieden, die neue Auflage von Engel's „Geschichte der englischen Litteratur"*) in solchen gesonderten Broschüren zu erhalten, die man bequem in die Tasche stecken kann; sie haben mich auf manchem Ausflug an den Thuner See und in die Alpen begleitet und mir treulich gehalten, was ich mir von ihnen versprach: geist- und temperamentvolle Konversation über höchst anregende Themata, bei der ich kaum einmal zum Widerspruch gereizt wurde.

Auf das Temperamentvolle des Buches möchte ich besonders hinweisen. Es ist vielleicht seltsam, an einer Litteraturgeschichte gerade diese Eigenschaft hervorzuheben. Aber lieber als die vielen Porträte und sonstigen Bildchen, mit denen in heutiger Zeit so oft Litteraturgeschichten illustrirt und dadurch dem großen Publikum annehmbarer gemacht werden, ist mir die seelenvolle Physiognomie eines gescheiten Verfassers, die sich bei seinem Vortrag je nach dem Gegenstande bald freudig zustimmend, humorvoll lächelnd, bald zürnend und für die besten Güter der Menschheit eifernd, warm belebt. Eine solche Physiognomie mit Augen, die von innerem Feuer sprühen, blickt den Leser aus den Blättern dieser nirgends langweiligen Litteraturgeschichte an.

In dieser Beziehung sind gewisse Abschnitte besonders charakteristisch, so z. B. derjenige, in dem Engel die für die Sache der Freiheit eintretenden großen Parlamentsredner Pitt und Burke behandelt.

„Man bedenke, was es heißt, in einem Parlament zu Gunsten des Feindes aufzutreten, mit dem das Vaterland Krieg führt: Die Reden Pitt's und Burke's über den Krieg gegen die amerikanische Unabhängigkeit muß man lesen, um zu begreifen, worin der Kern von Englands Größe liegt, und den gewaltigen Unterschied zwischen englischer und französischer Freiheitsberedtsamkeit zu erfassen."

Oder wo er auf Milton's klassische Prosaschrift an die Lords und Gemeinen über Abschaffung der Censur (1644) zu sprechen kommt, heißt es:

„Hundertundfünfzig Jahre vor der französischen Revolution geschrieben, als Niemand an die Möglichkeit eines censurlosen Zustands in Europa dachte, ist diese Schrift ein unvergängliches Ehrendenkmal für Milton und für die Geschichte englischer Freiheit. . . . Solch eine Schrift sollte man auf unseren höheren Schulen mit dem zukünftigen Staatsbürger lesen, statt so vieler öder Lektüre aus dem gepriesenen Rom! Wie heißt die Rede Cicero's, die an männlicher Würde, an fortreißendem Schwunge und selbst an stilistischer Feinheit sich über Milton's Schrift über die Preßfreiheit stellen ließe?"

Und im Anschluß an dieses Lob citirt Engel mit guter Auswahl einige besonders packende Stellen daraus, z. B.:

„Es ist fast dasselbe, einen Menschen oder ein gutes Buch zu tödten. Wer einen Menschen tödtet, der tödtet ein vernünftiges Wesen, ein Ebenbild Gottes; derjenige aber, der ein gutes Buch vernichtet, tödtet die Vernunft selbst" u. s. w.

Wie der Verfasser nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen bei der Sache ist, zeigt auch die zu einer warmen Schutzrede sich gestaltende biographisch-litterarische Darstellung, die er von dem Leben und Tod des armen Chatterton entwirft, der in seinem achtzehnten Jahre durch Gift dem Hungertode zuvorkam, dem er unrettbar verfallen war. Die helle Entrüstung Engel's über Lord Horace Walpole, den „eiteln Kunstkenner und nichtigen Dilettanten", an den sich der hilfsbedürftige Knabe vertrauensvoll, aber umsonst gewendet hatte, ist für den Leser dieser ebenso traurigen als interessanten Dichterbiographie überaus wohlthuend.

*) Geschichte der englischen Litteratur, von ihren Anfängen bis in die neueste Zeit. Mit einem Anhang: Geschichte der Litteratur Nordamerikas. Von Eduard Engel. Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage. Leipzig 1897. J. Bädeker. (Vollständig in 5 Lieferungen à 1 Mark.)

Einmal allerdings geht mir die Animosität Engel's zu weit, da nämlich, wo der Verfasser sich gegenüber den Poeten der Seeschule ohne Vorbehalt auf die Seite ihres mächtigen Feindes, Byron, stellt und namentlich über Robert Southey so leidenschaftlich herfällt, als ob diese Dichterstreitigkeiten aktuelle Vorgänge der Neuzeit wären. Southey, den seine Freunde seiner zarten, mädchenhaften Züge wegen die „Lady of Oxford" zu nennen pflegten, ist wenigstens in seinem ersten Auftreten keine unsympathische Erscheinung. Mit Coleridge war er enthusiastischer Freiheitsschwärmer, der, als die Schreckensherrschaft der französischen Revolution die Hoffnungen dieser jungen Engländer enttäuschte, in Amerika an den Quellen des Susquehanna einen auf dem durchgeführten Gleichheitsprinzip beruhenden Freistaat, die sogenannte Pantisokratie, begründen wollte. Ein hübsches Schwesternpaar, in das sich die beiden befreundeten Dichter verliebten, verhinderte die Ausführung des tollen Plans. Nun ist freilich richtig, daß der spätere Southey, der gegen Byron und Shelley, deren Genie ihn und seinesgleichen verdunkelte, die Beschuldigung der Unsittlichkeit und des Atheismus ausspielte, keine erfreuliche Gestalt ist. Aber man kennt auch die ausgiebige Rache, die Byron an ihm nahm; an ihr hätte sich, scheint mir, der Verfasser dieser Litteraturgeschichte dürfen genügen lassen, ohne selbst noch Ausdrücke wie „geschmackloser Renegat", „büdischer Denunziant" beizusteuern.

Da hier soeben der Seeschule gedacht wurde, verdient andererseits hervorgehoben zu werden, wie wohlthuend Engel's verständig motivirte Ablehnung Wordsworth's von dem lächerlichen Kultus absticht, der in unserm Jahrzehnt nicht nur in England, sondern auch in Frankreich seitens vieler Litteraten mit den fast durchweg dilettantenhaften Gedichten dieses Poeten getrieben wird. Wordsworth ist kalt wie eine Schnecke; leidenschaftslosere Gedichte als die seinigen giebt es nicht. Gerade deshalb gefallen seine „kraftlosen Natursimpeleien" (Engel) einer gewissen vornehmen Klasse der Gesellschaft, die an der Stagnation aller die Menschheit aufrüttelnden Gefühle und Gedanken ein unmittelbar praktisches Interesse hat, nämlich das der Erhaltung eines angenehmen Machtzustandes. Uebrigens, meint Engel witzig, die Neigung, Wordsworth zu preisen, lasse sich auch auf das stille Gefühl der Kritiker zurückführen: „Wenn die wahre Dichtung so aussieht, so können wir am Ende auch unter die Dichter kommen."

Schon aus den angeführten Beispielen geht hervor, daß die litterargeschichtliche Darstellung des Verfassers nicht bloß eine lebendige und temperamentvolle, sondern auch eine klare und in bestimmten, präzisen Urtheilen sich bewegende ist. Gar mancher Leser wird sich genöthigt sehen, seine eigenen bisherigen Anschauungen danach zu modifiziren, so z. B. wenn wir in dem vortrefflichen Kapitel über Milton's Dichtungen dem durch geschickt ausgewählte Citate aus dem „Verlorenen Paradiese" unterstützten Ausspruche begegnen:

„Nein, Milton war kein echter Puritaner; er war ein verspäteter Hellene, dem der Puritanismus für sein sittliches Leben einen starken Halt bot, dessen Künstlersinn jedoch ihn hoch über seine Zeit emporhob. Was wäre aus Milton geworden, hätte er länger in Italien bleiben dürfen!"

Es versteht sich wohl von selbst, daß Engel allen Fleiß seines regen Geistes auf die Darstellung der beiden größten Dichter Englands gewendet hat; da wir aber über Shakespeare und Byron ohnehin eine so reiche Litteratur besitzen, will ich mich nicht dabei aufhalten, dies weiter auszuführen. Nur das Eine sei hervorgehoben, daß jener immer noch spukende Wahn, als hätte Bacon die Shakespeare'schen Dramen verfaßt, auch hier eine sehr gründliche Abfertigung erfährt.

Ein besonders wohlgerathenes Kapitel ist das über Robert Burns, für Leser, die des Englischen nicht mächtig sind, auch dadurch angenehm, daß hier häufiger als in andern Abschnitten, die Gedichte nach guten Uebersetzungen citirt werden, während Engel es sonst vorzieht, das englische

Original zu geben. Hie und da stehen auch der englische Text und die deutsche Uebersetzung zum Vergleich einander gegenüber. Ueber die Meisterschaft des Liedes bei Burns sagt Engel unter anderm:

„Er ist voll Sonnengluth ohne Rohheit, schalkhaft ohne zu verletzen, anmuthsvoll ohne Absichtlichkeit. Keine Spur von Zimperlichkeit: mit sehnigen Armen drückt er ein hübsches Kind ans Herz, küßt es auf den Mund und sagt ihm Dank dafür in einem schönen Liede.“

Den Käufern dieser Litteraturgeschichte wird es auch angenehm sein, über die nordamerikanisch-englische Litteratur einen bis in die Gegenwart reichenden Ueberblick zu erhalten. In diesem Abschnitt kommt Engel natürlich auch auf die älteren nordamerikanischen Erzähler zu sprechen, und vertheidigt unter anderem Cooper gegen einen ihm von dem neidischen Sealsfield zuerst gemachten und seither oft wiederholten Vorwurf sehr glücklich. Er schreibt, daß Cooper's Romane im Gedächtniß der Nachwelt als Zeugen einer romantischen Heldenzeit Nordamerikas fortleben werden.

„Archäologie und Kulturgeschichte mögen sonnenklar beweisen, daß die Indianer nicht so edle, homerische Helden gewesen, wie Cooper sie uns schildert; es wird nichts helfen, man glaubt der Poesie mehr als der Wissenschaft. Achilles und Patroklus, Ajax und Odysseus, Penelope und Helena stehen vor unseren Augen, wie Homer sie besungen, nicht wie Schliemann sie ausgegraben hat. . . . Cooper's Charakterschilderungen sind mäßig, mit Ausnahme weniger Gestalten; aber wer hat es, wie er verstanden, der Poesie des Urwalds Ausdruck zu geben! wer, wie er, uns durch die spannende Handlung Hunderte von Seiten hindurch festzuhalten! Im Kern sind seine Geschichten, auch die abenteuerlichsten, wahr. Cooper ist der Dichter jener namenlosen Helden, die dem heutigen Amerika den Weg gebahnt, durch alle Schrecken des Urwalds“.

Engel führt auch Balzac's Wort über Cooper an:

„Wenn er ebensolch ein Meister der Charakterdarstellung gewesen wäre wie der Naturschilderung, er hätte das letzte Wort unserer Kunst gesagt“.

So könnte ich noch aus vielen Abschnitten dieser Litteraturgeschichte Proben anführen, die für die geistige Frische und für das gesunde Urtheil ihres Verfassers zeugen. Wie hübsch ist z. B. seine Beziehung auf Freytags „Journalisten“, wo Sheridans Lustspiel „Die Theaterprobe“, das Engel noch über die „Lästerschule“ stellt, behandelt wird! — Aber es muß an dem Gesagten genügen. Nur das Eine sei noch beigefügt, daß eine „Geschichte der englischen Litteratur“, auch wenn sie nicht so vortrefflich geschrieben wäre wie die Engel's, das Interesse deutscher Leser immer mächtiger packen dürfte als irgend eine andere Litteraturgeschichte, die eigene deutsche, kaum ausgenommen. Denn in der englischen Litteratur haben wir doch eigentlich auch die Litteratur eines germanischen Volkes, die sich aber, in Folge verschiedener glücklicherer Bedingungen, im Ganzen freier und origineller entfalten konnte, als es — die wenigen berühmten Ausnahmen abgerechnet — der deutschen Litteratur beschieden war. Eines besonders fällt auf: Die litterarischen Physiognomien der Engländer — namentlich in früheren Jahrhunderten — sind kühner, eigenartiger, individueller als die im Schriftthum irgend eines anderen Volkes. Hier und da auch närrischer. Um so unterhaltlicher ist ein Gang durch diese Litteraturgeschichte und nun vollends mit einem so sichern und redelustigen Führer wie Eduard Engel.

Bern.

J. V. Widmann.

Die bildende Kunst in Wien.

Einen Bericht über den gegenwärtigen Stand des Kunstlebens in Wien zu erstatten, scheint mir eine ebenso schwierige wie undankbare Aufgabe. Alle meine Bemerkungen kann man mit einer Gegenfrage zu nichte machen, mit der Gegenfrage nämlich, ob wir heute noch überhaupt ein Kunstleben besitzen. Das ist noch nicht so ausgemacht in dieser Millionenstadt mit einer Bevölkerung, in der sich viel alter Wohlstand, viel ererbter Geschmack finden.

Das schlimmste Zeichen für jede Kunst ist, wenn das zielbewußte Streben in ihr aufhört. Ich möchte sagen, soll eine Kunst gedeihen, so müssen alle Richtungen in ihr sein. Sie müssen aber sich dennoch einträchtig in einer geraden Linie nach einem bestimmten, wenn auch nicht genau zu definirenden Ziele bewegen. Gerade das Gegentheil ist bei uns der Fall. Wir haben Schulen, die nach altüberlieferten Rezepten für den Markt und sein Bedürfniß arbeiten und darüber den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben und seinen Bedürfnissen verloren haben; wir haben Experimentatoren, freilich von der Art, die dem nachtastet, was andererseits bereits versucht wurde; fleißige Geschäftsmänner, die so und so viel Meter bemalte Leinwand oder so und so viel Metercentner verhauenen Stein Jahr um Jahr zu ihrem und ihrer Familie Unterhalt erzeugen, haben wir genug — die großen Suchenden aber fehlen. Es fehlt an denen, welche anknüpfend an die Tradition ganz Neues zu schaffen versuchen, welche die triebkräftigen Keime, die in diesem Boden schlummern, zu eigenem Leben zu erwecken und in das helle Licht der Sonne hinaufzuführen bestrebt sind. „Der Frühling kommt im Brausen.“ Bei uns braust es nicht, eher vernimmt man jenes müde herbstliche Säuseln, jenes leise Rascheln wie vom Blätterfall. Es will nicht einmal recht Winter werden — wie soll es aber dann jemals lenzen?

Wir besaßen noch in meinen Tagen eine Bauhütte, dergleichen die Welt vielleicht seit den Tagen der Renaissance nicht gesehen. Leuchtende Zeugen jener Zeit umgeben uns noch auf der Ringstraße. Sie erinnern an den großen Gothiker Schmidt, an den Klassizisten Hansen, die beide aus der Fremde, aus Schwabenland und Dänemark, zu uns gekommen waren, um in dieser linden Luft, in dieser heimeligen Stadt sich einzugewöhnen und ihr Bestes zu schaffen. Sie erzählen von dem Reichsten unter ihnen, dem zu früh geschiedenen Ferstl, der von der Gothik ausgehend zur Renaissance gelangte und der das seltenste Genie unter Baukünstlern, das des Nutzbaues, besaß. Er bildete von innen nach außen, jeder Raum stand gleich klar, gleich begründet in seiner Nothwendigkeit vor seinem Auge, wenn Andere, auch vielgepriesene Meister ihre Aufgabe mit der Erfindung einer möglichst prunkvollen Façade erschöpft glauben, an die dann gestückelt wird, was dem Bedarfe dienen soll. Auch Hasenauer's oder dessen, was unter dieser Firma läuft, soll nicht vergessen sein. So wurde ein Stil für Monumentalbauten ausgebildet. Man sah selbst Anfänge, die zu einer künstlerischen Ausgestaltung des Wohnhauses, selbst der Miethskaserne führen konnten. Damit ist es aus. Man erschrickt, wenn man an den Neubauten in der Kärtnerstraße und anderwärts vorübergeht. Das ist wie wenn sich der Baukünstler an den Leistungen des Spenglers versehen hätte und beeifert wäre, kolossalische Vogelhäuser aus Blech und Glas uns vor Augen zu stellen. Das Nützliche, dem ja sein Recht nicht verkümmert werden soll, beginnt sich in amerikanischer Weise souverän durchzusetzen. Höchstens giebelt man noch ein Thürmchen zur Höhe oder man stülpt eine unsinnige, womöglich zwiebelförmige Kuppel über das Ganze, weil dann die Leute vor so einem Monstrum stehen bleiben. Und stehen bleiben müssen sie. Sonst ist's nichts mit dem Geschäft.

Unsere Plastik ist gleichfalls schlimm daran. Die stärkste Persönlichkeit, die wir besaßen, war wohl Tilgner, dessen ich ja nach seinem frühen Hingange hier gedacht habe. Aber dieser glänzende Porträtist war dennoch im Kerne seines Wesens genrehaft. Nach seinem Tode erst wurde das Mozart-Denkmal enthüllt, um eine ziemlich allgemeine Enttäuschung zu bedeuten. Ueberquellendes Leben im Nebensächlichen — ein tolles Spiel von Putten und Engelknaben — eine verdrehte und kümmerliche Hauptfigur. Unsere große Kunst war eben immer eigentlich eine Hofkunst. Sie sind abhängig von der Gunst der Hochmögenden, die allein belangreichere Aufträge zu vertheilen haben, und das ist für die Künstler niemals ein Glück. Monumen

werden selten geschaffen. Werden aber schon welche bestellt, so weiß man, daß in allen Fällen fast, in denen mit öffentlichen Mitteln gearbeitet wird, der Westfale Kaspar v. Zumbusch, ein ungemein tüchtiger Akademiker, nun aber doch schon ein etwas alter Herr, den Auftrag davonträgt. Sein Beethoven ist gewiß schön, am Maria Theresien-Denkmal ist jede einzelne Figur vortrefflich, aber das Ganze wirkt fast wie eine Theaterdekoration, und sein Radetzky ist einfach unerträglich langweilig. Ein dekoratives Genie, begünstigt von eminentester Technik und ungemeiner Fruchtbarkeit der Erfindungsgabe, wienerisch in jeder Beziehung, liebenswerth und sinnreich ist Rudolf Weyr. Ihm aber scheint das Relief die einzig gemäße Kunstform. Sein Brunnen „Die Herrschaft zur See“ erschien im Atelier wunderschön und wirkt aufgestellt recht unglücklich. Fast so unglücklich wie Edmund Helmer's „Herrschaft zu Lande“. So mag sich ein Meister mit dem Anblick des Unglückes getrösten, das dem Anderen widerfuhr. Dabei ist Helmer ein rastlos Schaffender, der an jede Arbeit den höchsten Ernst wendet, dessen Schindler-Denkmal im Stadtpark von einer süßen und selbstverständlichen Anmuth ist und von dessen Goethe man sich viel versprechen darf. Dies sind unsere großen Kanonen. Denn Arthur Straßer, für dessen Genrefiguren, wenn sie ihm gerathen, jedes Wort des Lobes zu wenig ist, und Theodor Friedl, der wirklich den Zug zur Größe in sich hat, haben in einer Weise mit der Noth des Erwerbes zu kämpfen, die schmählich ist und in jeder anderen Stadt undenkbar wäre. Die Uebrigen sind tüchtig und schlagen sich durch, so gut es geht, der feine Charakteristiker Cassin, Bitterlich, endlich Scherpe dessen Anzengruber-Denkmal ja recht aus dem Volksgeiste empfangen ist. Ueber Vogel wird man erst nach dem Raimund urtheilen können. Die Skizze entzückte, das große Modell befremdete – ich bin recht begierig, wie das Denkmal wirken wird.

Unser Ruhm in der Malerei in unseren Tagen knüpft sich wesentlich an Einen großen Namen, an Hans Makart. Es ist leicht, heute über diesen Frühvollendeten zu Gerichte sitzen, leicht, ihm vorzuwerfen, wie liederlich er gemalt hat, wie früh dadurch seine besten Werke ihre eigentlichste Seele, die Farbe, verloren haben. Aber in ihm gährte es beständig, er strebte nach der Altkunst im Sinne der Meister vergangener Tage und war eine so kräftige Persönlichkeit, daß er sich nirgendshin wenden konnte, ohne zu befruchten. Seine Messalinen, seine Kleopatren sind verblaßt, aber die dekorative Kunst hat durch ihn ihre stärksten Anregungen empfangen. Er trug Farbe ins Haus. Und das ist keine kleine That. Canon, den man gerne mit ihm in einem Athem nannte, ist heute vergessen. Er wollte mehr, als er jemals konnte — die denkenden Maler und die denkenden Schauspieler sind meist gleicherweise etwas, wovor die Götter gütig die Künste bewahren mögen. Unsäglich fein und gewissenhaft arbeitete hier Pettenkofen. Seine besten Sachen sind auswärts. Und als er starb, da hat man es leider versäumt, allen Freunden der Kunst einen zusammenfassenden Ueberblick über dieses reiche gesegnete Schaffen zu ermöglichen. Den Orient, an dessen Schwelle wir ja stehen, hat Leopold Müller, in dessen Spuren noch Manche mit Glück wandeln, festzuhalten verstanden. Ueber seinen Bildern flammt jene unbändige Sonne, nach der es uns verlangt, angesichts deren es uns wird, als weitete sich die Seele selber. Heimischer Landschaft, einer schweren Regenstimmung, dem Brausen in schwanken Pappelwipfeln gewann der dichterische Emil Schindler den letzten Reiz ab. Mit der Treue eines Photographen und mit dem Geschmack eines echten Künstlers malt Rudolf Alt seine kostbaren Blätter, die ihm leider nicht nach Gebühr bezahlt werden. Seine Schaffensfreudigkeit und seine Schaffenskraft in so greisen Jahren sind einzig und haben höchstens an Ihrem Menzel ein Gegenstück. Aber Menzel wirkte national und wird wie ein Vermächtniß und ein Heiligthum der Nation geehrt, während Alt eben nur wienerisch ist. Neuerdings erlebten wir das wie aus der Versenkung überraschende Auftauchen eines bei lebendigem Leibe Verschollenen: Franz Rumpler's. Da hatte ein findiger Kunsthändler die Arbeit eines Lebens sorgsam gesammelt und zeigte sie in dem Augenblick, der ihm geeignet schien, aller Welt. Es war ein großes Staunen, und in diesem großen Staunen ging die gerechte Würdigung verloren. Zunächst war man verblüfft über den Umfang der Skala, welche Rumpler beherrscht. Man hatte das Gefühl, der Mann könne Alles, einfach Alles. Da war auf ein Blatt in der Größe eines Visitkärtchens eine Praterscene mit ihrer ganzen landschaftlichen Stimmung, mit allen Figuren in höchster Schärfe und Reinlichkeit hingesetzt. Da waren düstere Nachtstücke, Aktstudien mit leuchtendem Fleisch, Porträts voll Größe in der Art des Velasquez. Aber sowie man den Velasquez bei ihm herausspürt, so schmeckt man bei schärferem Zusehen immer nun Diesen, nun Jenen heraus. Er ist ein großer Könner, aber keine große Persönlichkeit. Die Uebrigen bemühen sich rechtschaffen um den Erwerb. Mancher darunter, ohne der höheren und der höchsten Forderungen zu vergessen. Ich denke an Galz, an Isidor Kaufmann, an Wilda, an Engelhardt, der einmal so große Hoffnungen erweckte, denen man nicht gerne und nicht leichten Herzens entsagen möchte, nachdem man die auf Hirschl schon so ziemlich fahren lassen mußte. Den Mann hat man, wie mir scheinen will, mit lauter Förderung umgebracht. Immer und für die unbegreiflichsten Sachen verlieh man ihm Preise, nur weil man sein Streben anerkennen wollte. Nun behagt er sich in Unbegreiflichkeiten, hat alle Ehren dahin und weiß nicht recht, womit noch die Leute verblüffen. Vielleicht besinnt er sich noch einmal auf die richtige Kunst. Das wäre die größte Ueberraschung, die er noch zu bieten vermag. Bodenständig und gedeihlich ist hier eigentlich nur noch das Porträt. Wir glaubten lange, wir könnten mit Pochwalski und Horowitz, die uns den Geschmack an dem einmal so viel bewunderten Angeli verdorben haben, die ganze Welt in die Schranken fordern. Bis wir uns überzeugen mußten, daß — das Verdienst beider Künstler in allen Ehren — auch überm Berg noch Leute wohnen, daß selbst Max Koner tiefer in das Wesen einer Persönlichkeit einzudringen vermag, als diesen beiden glänzenden Meistern der Oberfläche vergönnt ist. Auch erinnert Pochwalski häufig an die brutale, aber doch unkünstlerische Wirklichkeit der Photographie.

Nun wäre gerade bei uns aus vielen und nicht zuletzt aus nationalökonomischen Rücksichten eine mächtige und gedeihende Kunst ein großes Bedürfniß. Mit jedem Jahre aber schwindet die Aussicht darauf mehr und mehr. Denn der Fremdenverkehr läßt nach, ein Kunstmarkt ist Wien nicht mehr oder war es nie. So ist man denn wesentlich auf einige wenige Mäcene angewiesen, unter denen der regierende Fürst Liechtenstein obenan steht, auf die Ankäufe des Kaiserhauses, eventuell auf staatliche Aufträge, bei denen natürlich nicht immer rein nach künstlerischen Erwägungen vorgegangen werden mag. Da spielt Gunst, der Leumund löblicher Gesinnung immer seine Rolle. Wir haben aber nicht einmal eine Bildungsstätte für Talente. Unsere Akademie ist nicht schlechter als Ihre. Aber auch um kein Haar besser! So konnte der Gedanke entstehen, unter der Leitung des tüchtigen Schindler-Schülers Roll, Seligmann's und der Tina Blau eine Hochschule für Malerinnen zu schaffen. Vielleicht leistet die mehr als ihre staatliche Schwesterbehörde für Männer. Aber es wäre Zeit, daß endlich etwas geschieht und sich begibt. Aus rein praktischen Erwägungen. Es hat sich im Laufe der Jahre evident herausgestellt, daß unsere große Industrie nicht auf jene Höhe zu heben ist, wie die der westlichen Mächte. Woran das liegt, ist ein Räthsel. Denn wir haben einen Arbeiterstand, so genügsam und so fleißig, wie er nicht leicht anderwärts in der Welt zu finden sein wird. Wir hätten Wasserkräfte, wir hätten Kohle und Eisen. Trotzdem sind wir nirgends konkurrenzfähig und verlieren sogar einen alten Markt nach dem anderen. Das macht vielleicht, es gebricht uns an Unternehmungsgeist. Wir sind ein Volk mit Rentnerneigungen ohne die Fähigkeit der Rentenbildung. Günstiger läge aber für uns die Sache im.

Kunstgewerbe, für das wir eine entscheidende Eigenschaft, persönlichen Geschmack und persönliches Geschick, mitbrächten. Hier aber fehlt es uns an der richtunggebenden Persönlichkeit. Denn ohne unmittelbaren und lebendigen Zusammenhang mit der großen Kunst ist die Kleinkunst nicht denkbar. Man trägt sich ja augenblicklich mit recht löblichen Plänen. Man will die Ringstraße in eine Art Via triumphalis unserer bildenden Künste verwandeln, auf der Marmor und Bronze von der Blüthe erzählen sollen, welche Malerei und Plastik und Architektur einmal auf Wiener Boden entwickelt haben. Recht löblich, wie gesagt, aber den Nutzen kann ich nicht recht einsehen. Anderes ist nöthiger. Sonst kann es dahin kommen, trotz der immer anschwellenden Mitgliederlisten unserer Künstlergenossenschaft, und trotzdem ihre Vermögensverhältnisse in ganz erfreulicher Weise sich konsolidirt haben, daß man dem Fremden auf seine Frage, wo denn Wiens Künstler zu finden seien, entgegnet: „Gehen Sie in den Stadtpark! Dort stehen sie alle.“

Wien. J. J. David.

Karl von Ibell. Lebensbild eines deutschen Staatsmanns. 1780—1834. Mit zahlreichen urkundlichen und brieflichen Beilagen, einer Stammtafel und einem Bildnisse in Heliogravüre. Von Dr. C. Spielmann. Wiesbaden. 1897. C. W. Kreidel's Verlag. (4 Mark.)

Ibell's Name ist durch seine Verdienste um die Ausgestaltung des nassauischen Verfassungswerks und durch den Anschlag wider sein Leben in weiteren Kreisen bekannt geworden. Aber jetzt erst, 63 Jahre nach seinem Tode, erhalten wir aus der Feder eines mit der nassauischen Geschichte vertrauten Gelehrten ein zusammenhängendes Bild seines Wirkens. Besonders werthvoll ist das Buch durch die im Texte und im Anhang mitgetheilten Briefe und Staatsschriften Ibell's, welche seine große Begabung ebenso wie seine humane und liberale Auffassung darthun.

Als Vierunddreißigjähriger redigirte Ibell 1814 im Einverständniß mit seinem Minister Marschall von Bieberstein den ersten Entwurf einer deutschen Landesverfassung, worin der Bürger- und Bauernstand den höheren Klassen rechtlich gleichgestellt wurde. Er entwarf zahlreiche Gesetze zur Ausführung der Verfassung, darunter vor Allem die liberale Gemeindeverfassung und das die Simultanschule einführende Schuledikt. Als Regierungspräsident verfocht er in der zweiten Kammer die Politik der Regierung mit Erfolg gegen die Angriffe des selbstsüchtigen Adels und der unzufriedenen Radikalen. Da das Ministerium gegen einige schroff hervortretende oppositionelle Beamte mit Maßregelungen vorging und da es der Gründung der sogenannten deutschen Gesellschaften entgegenwirkte, weil es diese Gesellschaften als Pioniere der Annexion an Preußen und des Jakobinerthums ansah und den in ihren Satzungen herrschenden Inquisitionsgeist verurtheilte, entstand gegen Ibell in einem Theile der Bevölkerung eine tiefe Mißstimmung. Und es läßt sich nicht leugnen, daß ihm hier der weite staatsmännische Blick gemangelt hat, wennschon die Fehler durch die Jugend des konstitutionellen Lebens und durch die gewaltigen Aenderungen der deutschen Territorien in jener Zeit erklärt werden. Am 1. Juli 1819 unternahm der fanatische und durch persönliches Ungemach verbitterte Apotheker Löning in Schwalbach einen Mordversuch gegen Ibell, ohne ihn ernstlich zu verwunden. Nun traten Herzog Wilhelm von Nassau und Marschall für strenge Repressivmaßregeln ein, wie sie bald darauf dem deutschen Volke in der Form der Karlsbader Beschlüsse beschert wurden. Ibell sprach dagegen für ein milderes Verfahren, namentlich bekämpfte er die Aufhebung der Preßfreiheit und erklärte das Streben der Deutschen nach nationaler Einheit für berechtigt und die Einführung konstitutioneller Verfassungen in allen deutschen Ländern für wünschenswerth. Seine wahrhaft liberale Gesinnung zeigte sich in der Frage der nassauischen Domänen, die er nicht als fürstliches Privateigenthum, sondern als Staatsgut, nicht nach Gesichtspunkten der Fiskalität, sondern des öffentlichen Wohles verwaltet wissen wollte; freimüthig verlangte er die ständische Mitwirkung bei Veräußerungen und Belastungen von Domanialgut. Hierdurch führte er einen vollständigen Bruch mit Marschall herbei: er wurde 1820 in den einstweiligen Ruhestand versetzt und ein Jahr später, als die Liberalen ihn in die zweite Kammer wählten, als der Theilnahme an politischen Umtrieben verdächtig in Ungnaden pensionirt. Leider nahm Ibell das Landtagsmandat nicht an, weil seine sachliche Opposition als Ausfluß der erlittenen Unbill erscheinen konnte; und so mußten die nassauischen Liberalen auf die Unterstützung ihres hervorragenden Landsmannes verzichten. Wohl hatte Ibell noch Gelegenheit, sein Organisationstalent bei der Neueinrichtung des Herzogthums Meiningen (1827) und seit 1828 als Präsident der hessen-homburgischen Regierung zu bethätigen; aus der späteren Zeit bleibt aber am bemerkenswerthesten sein warmes Eintreten für den Zollverein und für die deutschen Verfassungen. Von den Wiener Ministerkonferenzen des Jahres 1834 zurückgekehrt, schrieb er kurz vor seinem Tode an seine Schwester: „. . . . die eine Genugthuung habe ich, daß ich es war — und vielleicht ich ganz allein — dem es gelungen ist, den deutschen Staaten Repräsentativverfassungen zu erhalten. Freilich fürerst nur als Skelette; aber die Zeit wird kommen, welche wieder Geist und Leben hineinbringt, sollte ich selbst diese Tage auch nicht mehr erleben.“ Die Zeit ist gekommen. Wer in ihr lebt, sollte der treuen Vorkämpfer des Verfassungslebens nicht vergessen.

Das sehr gut ausgestattete Buch enthält in einem Briefe Ibell's vom 24. November 1802 ein Wort (S. 212 Z. 16 v. a.), das der Verfasser nicht hat entziffern können, das aber nach dem Zusammenhange wohl nur „concernant“ heißen kann.

K. Samwer.

Kirche, Sozialdemokratie, Christenthum. Gedanken zur Reform der Reformationskirche. Von einem protestantischen Geistlichen. Berlin. Verlag von Elwin Staude.

Diese Schrift ist von einem starken Glauben an die Kirche getragen. Der Autor gibt nämlich der Hoffnung Ausdruck, daß das evangelische Staatskirchenthum in wesentlichen Punkten sich mit der Sozialdemokratie aussöhnen könne. Also die national-soziale Partei aufs Kirchliche übertragen. Einen greifbaren Weg, wie diese Aussöhnung herbeigeführt werden soll, gibt der Verfasser, obwohl er ein ausführliches Programm von Forderungen aufstellt, nicht an. Irgend eine kirchenpolitische Forderung aufzustellen, hält er nicht für die Hauptsache. „Die Hauptsache ist der Geist.“ Das ist auch unsere Ueberzeugung. Aber wenn man das Volk für eine Reform der Kirche im Sinne der sozialen Gerechtigkeit begeistern will, so muß man ihm ein klares Ziel und einen deutlichen Weg zur Erreichung desselben zeigen. Wer die Kirche erobern will, muß wohl oder übel sich in die kirchenpolitische Propaganda einlassen. Die Wünsche, die der Autor für die Kirche hegt, sind alles Lobes werth. Die Aufhebung des gutsherrlichen Patronatsrechts würde überaus heilsam wirken. Die Beschränkung der Disziplinarverfahren wegen Irrlehre auf solche Fälle, wo ein unheilbarer Bruch mit den wesentlichsten christlichen Grundlehren vorliegt, wäre ebenfalls wünschenswerth. Beachtenswerth erscheint insbesondere der Vorschlag des Autors, auch in solchen Fällen die ganze Gemeinde als letzte Instanz anzuerkennen. Denn schließlich wird, außerordentliche Fälle abgerechnet, jeder Gemeinde soviel christliches Urtheil beizumessen sein, daß sie zu entscheiden vermag, ob ihr Prediger „im Christenthum steht“ oder nicht. Die Forderung, daß Geistliche in ihrer amtlichen Eigenschaft politische Parteien weder zu begünstigen, noch zu bekämpfen haben, ist ebenso verständig wie die, daß es einem Geistlichen nicht versagt sein soll, persönlich sich derjenigen Partei anzuschließen, die seine politischen Bestrebungen vertritt. Das Wesentliche der vorliegenden Schrift beruht indessen in der Kritik, welche sie vom Standpunkt der sozialreformatorischen Richtung den kirchlichen Einrichtungen angedeihen läßt. Wenn in der Kirche, darin ist dem Autor durchaus beizupflichten, immer und immer wieder vor den Gefahren der Sozialdemokratie gewarnt wird, und die thatsächlichen oder angedichteten Sünden dieser Partei bekämpft werden, wenn die Kirche mißbraucht wird als Kampfmittel gegen die Sozialdemokratie, so ist es in der That begreiflich, wenn die Sozialdemokratie eine solche Verkündigung des göttlichen Willens, eine solche einseitige politische Bußpredigt, durch Haß und Kirchenflucht vergilt.

P. L.

Internationaler Briefwechsel.

Die Zahl der deutschen Reflektanten ist auf 53 gestiegen. Die Verbindung hat aber erst bei 23 hergestellt werden können. Insbesondere der Herstellung einer Korrespondenzverbindung zwischen deutschen und französischen Damen erwachsen allerlei Schwierigkeiten, die bisher erst in einem Falle haben überwunden werden können.

Die Redaktion der „Nation“.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 11. Berlin, den 11. Dezember 1897. 15. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In **Haiti** hat Deutschland mit Schnelligkeit sein **Recht** gefunden. Das Erscheinen zweier deutscher **Kriegsschiffe** genügte, um die Negerrepublik zur Nachgiebigkeit zu **bestimmen**. Die deutschen Forderungen wurden im letzten **Augenblick** sämmtlich bewilligt, so daß dieser Streitpunkt **nunmehr** aus der Welt geschafft ist.

Es scheint, daß auch **China** seine Bereitwilligkeit **erklärt** hat, allen unseren Forderungen nachzugeben. Allein **man** weiß, was chinesische Versprechungen zu bedeuten **haben**; sie werden gemacht, und sie sind in einer großen **Reihe** von Fällen nicht gehalten worden. Wir halten es daher für gänzlich unwahrscheinlich, daß die Besetzung chinesischen Gebietes durch unsere Truppen auf Grund Pekinger Zusagen rückgängig gemacht werden wird. Chinesische Worte werden unserem auswärtigen Amte nicht genügen, und man muß daher auch für die nächste Zukunft mit der Thatsache rechnen, daß die Bucht von Kiao-tschau als Pfand in deutschen Händen bleibt.

Der **Streit**, der seit Monaten vor und hinter den Kulissen **zwischen den beiden freisinnigen Richtungen** ausgefochten wird, nimmt seinen Fortgang trotz aller wohlmeinenden Versuche, denselben im Wege des Vergleichs zu schlichten. Was die Leitung der Freisinnigen Volkspartei unter „Verständigung" begreift, dafür hier ein neuer Beleg: In Schneidemühl ist bereits vor Monaten ein Mitglied der Freisinnigen Vereinigung, Direktor Ernst, als gemeinsamer liberaler Reichstagskandidat aufgestellt. Die lokalen Führer der Freisinnigen Volkspartei waren nicht bloß einverstanden, sondern betheiligen sich auch wacker an der Wahlagitation, die schon eingesetzt hat. Die Aussichten für Ernst sind günstig. Plötzlich erscheint ein volksparteilicher Emissär aus Posen zu dem Zwecke, eine volksparteiliche Sonderkandidatur zu inszeniren. Die eigenen Parteigenossen des Herrn rathen ab und erklären, an der Kandidatur Ernst festhalten zu wollen. Ein erneuter Versuch hat denselben Erfolg. Der Herr aus Posen reist ab, anscheinend überzeugt. Bald darauf stellt man schriftlich das Verlangen: Unterstützung der volksparteilichen Kandidatur Sachs in Fraustadt-Lissa oder — Aufstellung einer volksparteilichen Sonderkandidatur in Schneidemühl. Um diese Retorsionspolitik richtig würdigen zu können, muß man wissen, daß die Kandidatur Sachs eine Improvisation kühnster Art ist. Herr Rechtsanwalt Sachs aus Berlin, gegen dessen Persönlichkeit wir, nebenbei bemerkt, gar nichts einzuwenden haben, erscheint eines Tages in Begleitung einiger Glogauer Herren in Fraustadt und wird nach einem Vortrage schlankweg als freisinniger Reichstagskandidat für Fraustadt-Lissa proklamirt. Im Jahre 1893 kandidirte dort der Landtagsabgeordnete Kolisch, Mitglied der Freisinnigen Vereinigung. In Lissa besteht ein liberaler Wahlverein, der bisher die Wahlen vorbereitete. Dem Wahlverein gehören auch Volksparteiler an. Der Wahlverein ist sehr erstaunt über die Kandidatur Sachs, ratifizirt dieselbe nicht; und als Herr Sachs kürzlich in Lissa einen Vortrag hält, wird ihm rund und nett gesagt, und zwar von seinen eigenen Parteigenossen, daß seine Kandidatur aussichtslos sei. Der Gedanke, die Kandidatur Sachs auch in Lissa zu proklamiren, wird — als nicht geheuer — fallen gelassen. Im Uebrigen sind die Vertreter beider freisinnigen Richtungen in Lissa bereit, sich über einen gemeinsamen freisinnigen Kandidaten zu verständigen. An-

gesichts dieses Thatbestandes droht man in Schneidemühl mit einer Sanderkandidatur, wenn Sachs in Fraustadt-Lissa nicht arreptirt wird. — Um die Friedensliebe der Leitung der Freisinnigen Volkspartei noch weiter zu erweisen, nominirt man dieser Tage den Redakteur Himmelein aus Gotha als volksparteilichen Reichstagskandidaten in Rudolstadt, das jetzt im Reichstage durch den Präsidenten des schwarzburg-rudolstädter Landtags Lüttich vertreten ist. Herr Lüttich ist bekanntlich Mitglied der Freisinnigen Vereinigung. Der Erfolg wird vermuthlich in all diesen und gar manchen anderen Wahlkreisen derselbe sein, wie in Oldenburg-Plön.

Ueber das Treiben der volksparteilichen Agitatoren in Oldenburg-Plön während des jüngsten Wahlkampfes liegt jetzt auch noch ein Zeugniß des Pfarrers Naumann vor, der an Ort und Stelle die Vorgänge verfolgt hat. Derselbe schreibt in der neuesten Nummer seiner Wochenschrift „Die Hilfe“:

„Als wir vor etwa 5 Wochen zuerst im Wahlkreis waren, galt allgemein der Pastor a. D. Hoeck von der Freisinnigen Vereinigung als der aussichtsvollste nichtkonservative Kandidat .... Und nun ist gerade er der letzte geworden. Die Schuld ist keine persönliche .... Er wurde klein gestoßen durch Eugen Richter. Dieser Unerbittliche gab seinen zahllosen Agitatoren nur einen Auftrag: tödtet den Pastor Hoeck! Und nun ist das Korps der Rache ausgezogen bis ins kleinste Dorf und hat dort keine Welt- oder Staatspolitik, keine Sozialpolitik oder sonst etwas so eifrig betrieben, als die Herabsetzung des Richterschen Freisinns.“

In Oldenburg-Plön bekämpfte man Herrn Hoeck, weil er angeblich „nicht genügende Garantieen in Bezug auf die Marinefrage gewährte“, und diese Bekämpfung hatte den Erfolg, daß ein konservativer Agrarier und Flottenschwärmer ersten Ranges siegte.

Nach eines ist bemerkenswerth. Wie der Nürnberger Parteitag im Herbst, so räth jetzt der bei Weitem größte Theil der Presse der Volkspartei zum Frieden; aber wie der Augenschein zeigt, ist diese Strömung bisher gänzlich machtlos gegenüber den Tendenzen, die in der „Freisinnigen Zeitung“ des Herrn Eugen Richter ihre Vertretung finden.

Trotz der Stellungnahme des Nürnberger Parteitages meinte noch dem Abschlusse desselben schon damals die radikale „Berliner Zeitung“: In Berlin wird man doch thun, was man will.

Ueber Prag ist der Belagerungszustand verhängt worden, da die Tschechen ihrem Nationalgefühl dadurch Ausdruck gaben, daß sie deutsche Läden und deutsche Häuser in ausgiebiger Weise zu plündern begannen. Die tschechischen Patrioten legten eine Probe ihrer nationalen Eigenschaften ab, indem sie große und kleine Waarenhäuser im Drange ihres verletzten Nationalgefühles vollständig ausraubten; idealistisch wird man diese Bethätigung nicht gerade nennen können; aber sie verräth einen starken praktischen Sinn.

Wenn man diese Vorgänge ins Auge faßt, dieses unmittelbare Umschlagen der Politik in gemeinen Raub, dann gewinnt man Verständniß für die Behauptung jener Deutschen in Oesterreich, daß das Kaiserreich wohl durch das deutsche Element, aber nicht nach Unterdrückung des deutschen Elementes durch Tschechen, Polen, Sloveneu u. s. w. zusammengehalten werden könne. Durch diese nachträglichen Ereignisse wird der Taaffe'schen und Badeni'schen Politik das klare Urtheil gesprochen.

Es verdient erwähnt zu werden, daß auch in Böhmen die Sozialdemokratie sich als eine Erzieherin der niederen Volksmassen erwiesen hat. Die sozialdemokratischen Arbeiter, sowohl Tschechen wie Deutsche, haben sich reinlich Ausschreitungen an verschiedenen Orten entgegengestellt, und sie haben vielfach mit Erfolg für die Aufrechterhaltung der Ruhe gesorgt. Die Sozialdemokratie erzieht die Massen dazu, nach politischen Gesichtspunkten zu handeln — das muß man zugeben, in so schroffem Gegensatz man auch zu den Prinzipien der Sozialdemokratie stehen mag — und sie schafft damit aus beutegierigem Pöbel Staatsbürger, die disziplinirt politische Ziele — leider falsche Ziele — verfolgen. Bei dem großen Umbildungsprozeß, in dem sich die moderne Gesellschaft befindet, wird man diese Funktion der Sozialdemokratie nie aus den Augen lassen dürfen.

Herr van Gautsch, der dazu ausersehen war, die von seinem Vorgänger geschaffene traurige Lage zu entwirren, hat vorläufig zu einem Erfolge nicht zu gelangen vermocht. Seine Bemühungen, einen Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen auf parlamentarischem Boden zu erzielen, sind zur Zeit gescheitert.

Endlich ist dem thatsächlichem Frieden zwischen der Türkei und Griechenland nunmehr auch die Unterzeichnung des Friedensvertrages gefolgt.

Jetzt bleibt die kretische Frage zu lösen übrig; die Schwierigkeiten, die sie bietet, sind nicht geringe; auf der Insel herrscht nach immer Anarchie und die Türkei setzt ihr Spiel fort, die Rivalität und die Unentschlossenheit der europäischen Mächte für ihre Zwecke auszubeutrn.

In der neuesten Botschaft von McKinley wird den Spaniern eine neue Galgenfrist für Kuba gewährt. Die Vereinigten Staaten werden abwarten, ob Spanien in gegebener Zeit geordnete Zustände auf der unglücklichen Insel wird einführen können. Und wenn nicht; wenn der Kampf zum Unglück für Kuba und für Spanien noch weiter dauert, was dann?

Nachdem sich die französische Deputirten-Kammer mit der Dreyfus-Angelegenheit beschäftigt hatte, hat nunmehr auch der Senat sich mit dieser Frage befaßt. Die Deputirten-Kammer stand vollkommen unter dem Einfluß jenes zügellosen Volksleidenschaften, die durch die Esterhazy freundliche Presse aufgestachelt worden waren. Nicht so im Senat; dort erlangte Herr Senator Scheurer-Kestner das Zugeständniß, daß das gesammte Material, auch das berüchtigte Bordereau, dem mit der Untersuchung gegen Esterhazy betrauten Kriegsgericht vorgelegt werden würde. Auf die Sachlichkeit und Unparteilichkeit dieser Instanz muß man nunmehr rechnen.

* * *

Kann die heimische Landwirthschaft der deutschen Industrie einen Ersatz für die Ausfuhr bieten?

In der Generalversammlung des Schutzverbandes gegen agrarische Uebergriffe machte ich Mittheilungen von Untersuchungen über die Einwirkung der Getreidepreise auf die Zahl der von der Landwirthschaft lebenden Personen; es kam mir dabei darauf an, in weiteren Kreisen das Interesse an derartigen Untersuchungen zu erregen, da solche zahlenmäßigen, möglichst lokalen Nachweise geeignet sind, agrarische Legenden und Phrasen zu zerstören. Bei der vorgerückten Stunde, in welcher ich zu Worte kam, mußte ich mich auf einige wenige Andeutungen beschränken und ich komme deshalb gern der Aufforderung der Redaktion der „Nation“ nach, meine Untersuchungen, die allerdings das noch nicht abgeschlossene Kapitel eines größeren Buches, an welchem ich arbeite, bilden, schon jetzt der Oeffentlichkeit zu übergeben. Hoffentlich trägt diese vorzeitige Publikation dazu bei, detaillirtes und erweitertes Material über die vorliegende Frage zu beschaffen; namentlich wäre eine gleichzeitige Untersuchung über die Zu- bezw. Abnahme des Großgrundbesitzes in den einzelnen Kreisen des Ostens von Wichtigkeit.

Es wird der deutschen Industrie von den verschiedensten Seiten — nothleidenden Agrariern, christlich sozialen Professoren, wohlmeinenden Beamten, staats- und gesellschaftserhaltenden Politikern — der Rath gegeben, auf die Ausfuhr zu verzichten, den Absatz im Inland zu pflegen, bei dem man bessere Preise und sicherere Zahlungsbedingungen habe als im Auslande, bei dem man auch durch dessen Zollpolitik nicht im Absatz gestört werden könne. Es ist freilich eine sonderbare Auffassung, daß Kaufleute und Industrielle ein besonderes Vergnügen, einen Sport darin suchen könnten, statt eines sicheren Absatzgebietes mit hohen Preisen ein unsicheres mit niedrigen Preisen aufzusuchen, das außerdem sehr viel mehr Kenntnisse, Mühe und Arbeit erfordert als jenes. So naive Leute, so sonderbare Käuze sind diese Sorte Menschen nicht; sie wollen verdienen und sie setzen im Ausland nur ab, was sie im Inland nicht los werden können.

Nun sagen jene wohlmeinenden Wirthschafts- und Sozialpolitiker: Wenn nicht in Folge der niedrigen Preise für landwirthschaftliche Erzeugnisse die Kaufkraft der landwirthschaftlichen Bevölkerung so reduzirt wäre, würde letztere den jetzigen Ueberschuß an industriellen Erzeugnissen sehr wohl aufzunehmen in der Lage sein; namentlich aber würde die Landwirthschaft, sobald sie bessere Preise für ihre Produkte erhielte, im Stande sein, höhere Löhne zu zahlen, und den größeren Theil der jetzt für die Ausfuhr arbeitenden industriellen Arbeiter bei sich zu beschäftigen.

Die Frage ist also im Wesentlichen: Führen hohe Getreidepreise zu einer Vermehrung der ländlichen Bevölkerung?

Nach den Darlegungen agrarischer Autoritäten waren die letzte Hälfte der 60er, die erste der 70er Jahre sehr günstige Zeiten für die Landwirthschaft; mit der „Aechtung des Silbers“ begann die rückläufige Preisbewegung, die erst nach der 74er Ernte eintrat und auf die Volkszählung von 1875 noch keinen nennenswerthen Einfluß üben konnte, um so weniger, als der Rückgang in der Industrie damals eher ein Abströmen industrieller Arbeiter nach dem Lande zur Folge haben konnte.

In der That waren die Getreidepreise in der Zeit von 1867 bis 1875 sehr hohe: an der Breslauer Produktenbörse sank nur einmal (Februar 1870) der Weizenpreis auf 174, meist bewegte er sich über 200, stieg sogar einmal bis 290 und auch der Roggenpreis fiel nur einmal (Februar 1870) ganz vorübergehend bis auf 121, meist war er über 160, stieg sogar einmal bis 229. Es hätte also in dieser Zeit, wo es unbestritten der Landwirthschaft sehr gut ging, was sich auch in den stark steigenden Güterpreisen ausdrückte, nach der Auffassung, daß eine günstige Lage der Landwirthschaft eine Vermehrung der in ihr thätigen Arbeitskräfte nach sich zieht, ein wesentliches Steigen der ländlichen Bevölkerung stattfinden müssen.

Während aber von 1867—1875 sich die Bevölkerung des Gebietes des späteren Deutschen Reiches um 6,53 Proz., die Preußens sogar um 7,31 Proz. vermehrte, zeigte die große Mehrzahl der landwirthschaftlichen Kreise einen Bevölkerungsrückgang.

So verminderte sich in dem genannten Zeitraum die Bevölkerung der ländlichen Bezirke nachstehender Kreise der Provinz Schlesien:

Namslau	um 0,14 Proz.	Lüben	um 3,0 Proz.
Wartenberg	„ 1,4 „	Bunzlau	„ 4,9 „
Trebnitz	„ 4,5 „	Goldberg-Haynau	„ 4,1 „
Militsch	„ 1,9 „	Jauer	„ 4,1 „
Guhrau	„ 7,4 „	Schönau	„ 6,3 „
Steinau	„ 1,8 „	Bolkenhain	„ 2,1 „
Wohlau	„ 6,09 „	Löwenberg	„ 7,2 „
Neumarkt	„ 1,6 „	Lauban	„ 1,5 „
Ohlau (v. 1871—75)	„ 0,3 „	Rothenburg a. O.	„ 0,5 „
Münsterberg	„ 2,5 „	Hoyerswerda	„ 0,7 „
Frankenstein	„ 0,6 „	Rosenberg	„ 1,8 „
Grünberg	„ 1,5 „	Groß-Strehlitz	„ 2,48 „
Freistadt	„ 5,1 „	Lublinitz	„ 2,5 „
Sprottau	„ 2,8 „	Falkenberg	„ 5,0 „
Glogau	„ 4,5 „	Grottkau	„ 2,6 „

Die günstige Lage der größeren Grundbesitzer führte auch nicht einmal eine Vermehrung der Bevölkerungszahl in den eigentlichen Landstädten herbei. Im Gegentheil auch diese zeigen in jener Zeit einen Bevölkerungsrückgang, soweit nicht eine im Aufschwung begriffene Industrie zu einer Steigerung der Einwohnerzahl führte; auch wo in diesen Kreisen eine Bevölkerungsvermehrung stattgefunden hat, ist sie mit verschwindenden Ausnahmen auf die Industrie zurückzuführen. Andererseits weisen in dieser Zeit Stadt- und Landkreis Breslau zusammen eine Zunahme von 25,2 Proz. auf; es zeigen eine Bevölkerungszunahme die Kreise Schweidnitz von 10,9 Proz., Striegau 10 Proz., Reichenbach 5,4 Proz., Waldenburg 24,3 Proz., Glatz 4,26 Proz., Neurode 4,3 Proz., Habelschwerdt 9,7 Proz., Sagan 2 Proz., Liegnitz 8,7 Proz., Landeshut 12,7 Proz., Hirschberg 7,4 Proz., Görlitz 12,6 Proz., Kreuzburg 3,25 Proz., Oppeln 4,9 Proz., Tost-Gleiwitz 8,6 Proz., Beuthen (aller Kreis) 44 Proz., Tarnowitz 9,4 Proz., Pleß 18 Proz., Rybnik 8,7 Proz., Ratibor 9,2 Proz. u. s. w. Selbst in dieser Zeit günstigster Getreidepreise ist im Wesentlichen also nur die Industrie im Stande gewesen, den Bevölkerungsüberschuß in Schlesien aufzunehmen.

Ganz ähnlich lagen die Verhältnisse in der Provinz Brandenburg; hier verminderte sich von 1867 auf 1875 die Bevölkerung der ländlichen Bezirke in den Kreisen:

Prenzlau	um 6,18 Proz.	Arnswalde	um 2,9 Proz.
Templin	„ 4,6 „	Friedeberg	„ 1,4 „
Westhavelland	„ 0,3 „	Lebus	„ 1,6 „
Ruppin	„ 5,0 „	West- und Ost-Sternberg	„ 1,4 „
Ostprignitz	„ 5,0 „	Krossen	„ 0,96 „
Westprignitz	„ 11,0 „	Guben	„ 1,8 „
Soldin	„ 3,3 „		

Dagegen vermehrt sich Berlin in dieser Zeit um 34,9 Proz., die Vorortkreise Niederbarnim um fast 48 Proz., Teltow-Charlottenburg um 54 Proz., Ober-Barnim um 7,2 Proz., Beeskow-Storkow um 8,2 Proz. Die industriellen Kreise Jüterbog-Luckenwalde um 3,3 Proz., Zauche-Belzig um 6,1 Proz., Potsdam um 26 Proz., Landsberg a. W. um 5,2 Proz., Frankfurt a. O. um 14 Proz., Kottbus um 10 Proz. u. s. w.

In Pommern verminderte sich im Zeitraum 1867/75 die Bevölkerung der ländlichen Bezirke der Kreise:

Demmin	um 5,7 Proz.	Neustettin	um 2,3 Proz.
Anklam	„ 2,3 „	Kolberg-Köslin-Bublitz	„ 1,75 „
Greifenhagen	„ 0,13 „	Stolp	„ 1,5 „
Pyritz	„ 2,4 „	Lauenburg	„ 4,5 „
Saazig	„ 4,2 „	Bütow	„ 5,0 „
Naugard	„ 4,6 „	Insel Rügen	„ 3,8 „
Kammin	„ 1,3 „	Franzburg (mit Stralsund)	„ 6,7 „
Greifenberg	„ 5,0 „	Greifswald	„ 2,7 „
Regenwalde	„ 3,5 „	Grimmen	„ 9,2 „
Schivelbein	„ 3,7 „		
Dramburg	„ 6,0 „		

Nur 6 Kreise wiesen eine Zunahme auf, darunter Stettin 26 Proz., Usedom-Wollin (mit Swinemünde) 9 Proz., Belgard 4,7 Proz.

In Ostpreußen stellt sich für jene Periode das Verhältniß etwas günstiger, da man damals an vielen Orten zu einer intensiveren Wirthschaft überging; immerhin weisen auch hier eine Reihe ländlicher Bezirke selbst in dem Zeitraum 1867/75 einen Rückgang der Bevölkerung auf, so im Kreis Gerdauen um 1,8 Proz., Friedland 2,43 Proz., Eylau 1,3 Proz., Darkehmen 3,6 Proz., Angerburg 4,2 Proz., Goldap 4,07 Proz., Oletzko 0,7 Proz., Ragnit 1,2 Proz., Pillkallen 2,6 Proz., Gumbinnen 2,9 Proz., Insterburg 0,2 Proz. und immerhin — trotz des erheblichen Wachsens einiger Städte — erreicht die prozentuale Gesammtbevölkerungszunahme der Provinz kaum 60 Proz. der durchschnittlichen des ganzen Reiches.

Aehnlich lag damals das Verhältniß für Westpreußen und Posen; so weisen in Westpreußen die ländlichen Bezirke Rückgänge auf nur in den Kreisen Marien-

burg 1,16 Proz., Stuhm 4,2 Proz., Marienwerder 1,2 Proz., Rosenberg 0,6 Proz., Kulm 0,25 Proz., Deutsch-Krone 0,3 Proz; in Posen nur in den Kreisen Wreschen 1 Proz., Obornik 0,5 Proz., Tschornikon und Filehne 0,46 Proz., Wirsitz 2,3 Proz., Wongrowitz 1,25 Proz.

In Schleswig-Holstein zeigen in dieser Zeit einen Bevölkerungsrückgang die ländlichen Bezirke der Kreise Apenrade 0,8 Proz., Sonderburg 1,3 Proz., Flensburg 4,3 Proz., Schleswig 0,03 Proz., Eiderstedt 7,5 Proz., Husum 2,9 Proz., Tondern 4,18 Proz., Oldenburg 2,80 Proz., Rendsburg 1,7 Proz., Steinburg 2,8 Proz., Segeberg 2,8 Proz. also von 17 Landkreisen nicht weniger als 11. Die spezifisch bäuerlichen Kreise Norder- und Süderdithmarschen weisen kleine, die städtischen Kiel, Altona sehr erhebliche Zunahmen auf*).

Für die außerpreußischen deutschen Staaten mit überwiegend landwirthschaftlicher Bevölkerung war es bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht möglich, detaillirtes Material zu sammeln. Jedenfalls geht aus diesen Beispielen mit absoluter Deutlichkeit hervor, daß hohe Preise landwirthschaftlicher Produkte — wenigstens da, wo der Großgrundbesitz überwiegt — nicht zu einer Vermehrung der von der Landwirthschaft lebenden Bevölkerung führen. Ebensowenig tritt eine solche der Bewohner der kleineren und mittleren Landstädte ohne eigentliche Industrie ein.

Von großem Interesse ist es, daß die Getreidezölle gerade in den überwiegend landwirthschaftlichen Landestheilen weiter vermindernd auf die Bevölkerung derselben gewirkt haben.

Nahm beispielsweise die Bevölkerung ganz Pommerns — trotz des Rückgangs in den landwirthschaftlichen Kreisen — im Jahrzehnt 1871/80 noch um 7,6 Proz. (gegenüber 10,16 Proz. im ganzen Reich) zu, so trat im nächsten Dezennium, in dem sich die Gesammtbevölkerung Deutschlands um 9,28 Proz. vermehrte, in Pommern ein Rückgang von 1,24 Proz. ein und erst das laufende Jahrzehnt mit den die Landwirthschaft angeblich so schwer schädigenden Handelsverträgen bringt auch wieder eine Steigerung der Bevölkerungszahl Pommerns, die in der ersten Hälfte desselben 3,56 Proz. gegenüber 5,77 Proz. im ganzen Reiche betrug. In dem fast ausschließlich Großgrundbesitz habenden Mecklenburg-Strelitz ist das Verhältniß noch krasser; es betrug die Bevölkerungszunahme 1871/80 noch 3,5 Proz., die Abnahme 1881/90 aber 3,3 Proz., die Zunahme 1891/95 wiederum 3,6 Proz.

Die andern überwiegend landwirthschaftlichen Provinzen weisen zwar wegen der industriellen Entwicklung einzelner Städte und Gegenden, Kolonisation u. s. w. im Jahrzehnt 1881/90 keinen absoluten Bevölkerungsrückgang auf, aber gegen die frühere und spätere Periode einen erheblichen relativen.

Es betrug die Bevölkerungszunahme

	im Jahrzehnt 1871/80	im Jahrzehnt 1881/90	im Jahrfünft 1891/95	(Jahrfünft 1891/95 auf ein Jahrzehnt umgerechnet)
im Reich . .	10,16 Proz.	9,28 Proz.	5,77 Proz.	11,54 Proz.
dagegen in				
Ostpreußen .	6,09 „	1,28 „	2,4 „	4,8 „
Westpreußen .	7,— „	2,— „	4,24 „	8,44 „
Posen . . .	7,6 „	2,84 „	4,4 „	8,8 „
Brandenburg	11,4 „	10,3 „	11,— „	22,— „
Schlesien . .	8,1 „	5,42 „	4,5 „	9,— „
Mecklenburg-Schwerin .	3,33 „	0,22 „	1,7 „	3,4 „
Hannover .	8,— „	7,4 „	6,2 „	12,4 „
Oldenburg .	7,3 „	5,1 „	5,3 „	11,6 „
Bayern r. d. Rh.	8,17 „	5,63 „	3,83 „	7,66 „

*) Herr Dr. Borgius-Breslau hat die Freundlichkeit gehabt, die Ziffern der Bevölkerung der ländlichen Bezirke obiger Kreise in 1867 und 1875 zu ermitteln, aus denen ich die prozentuale Abnahme berechnet habe.

Auch die letzte Berufszählung bestätigt den weiteren Rückgang der landwirthschaftlichen Bevölkerung; so verminderte sich dieselbe (und zwar die in Landwirthschaft, Forstwirthschaft, Thierzucht, Molkerei, Wein-, Obst-, Gemüse-, Tabak- rc.-Bau, in der Gärtnerei und Fischzucht thätige Bevölkerung einschließlich aller Angehörigen) von 18 651 587 Köpfen in 1871 auf 18 501 433 in 1895, also um mehr als 150 000 Köpfe, das ist um 0,8 Proz.; wesentlich stärker ist aber der Rückgang der in diesen Berufen thätigen männlichen Erwerbsfähigen gewesen, deren Zahl sich von 5 701 587 in 1882 auf 5 539 538 in 1895, das ist in 13 Jahren um 2,4 Proz. verminderte, während gleichzeitig die Gesammtbevölkerungsziffer sich um fast 15 Proz. vermehrte, die der in Industrie, Handel und Verkehr thätigen, männlichen Erwerbsfähigen um 30 Proz. zunahm.

Wenn die Verminderung der landwirthschaftlichen Bevölkerung keine noch größere ist, so liegt dies daran, daß gerade die Kleinbetriebe*) von 1—10 ha eine wesentliche Zunahme um 65 748, sodann die mittelgroßen Betriebe 10—50 ha eine solche von 17 919 aufweisen, während die Zahl der großen Hauptbetriebe (über 50 ha) um 1124 zurückgegangen ist. Dementsprechend beschränkt sich die Verminderung der landwirthschaftlichen Bevölkerung auch auf die landwirthschaftlichen Tagelöhner, deren Zahl um mehr als eine Viertelmillion oder 15,5 Proz. abgenommen hat, während die der Selbständigen und Betriebsleiter um 126 117 (mehr als 10 Proz.), die des Aufsichtspersonals um 18 889 (45 Proz.), der mitthätigen Familienangehörigen um 105 625 (12,4 Proz.), die der Knechte und Mägde um 44 789 (5,25 Proz.) zugenommen hat.

Im Osten dürfte die Zunahme der Selbständigen sich im Wesentlichen auf die Zertheilung einzelner Güter und die Thätigkeit der Ansiedlungskommission beschränken; die weitaus größte Zunahme dieser Klasse dürfte aber auf den Westen und Süden Deutschlands entfallen. Der Umstand, daß das Verwaltungs- und Aufsichtspersonal eine so erhebliche Vermehrung erhalten hat, führt zu dem Schluß, daß der intensiver werdende, mit künstlichen Düngemitteln und Maschinen arbeitende Betrieb der größeren Güter mehr Verwaltungs- und Aufsichtspersonal erfordert, sodann aber dürfte es ein bedauerliches Zeichen der Neigung vieler größeren Grundbesitzer sein, ihren Besitz ohne genügende sachliche Vorbildung zu bewirthschaften, wodurch sie genöthigt sind, Aufsichts- und Verwaltungspersonal in einem Maße anzustellen, das nicht nöthig sein würde, wenn sie selbst genügende Fachkenntnisse besäßen. Ist doch selbst eine solche Autorität auf landwirthschaftlichem Gebiet wie Settegast der Meinung, daß 80 Proz. aller größeren Besitzer nicht im Stande seien, ihren Besitz rationell zu bewirthschaften**). Der große Rückgang der landwirthschaftlichen Bevölkerung trifft also auch nach den spezielleren Zahlen der Berufsstatistik nur die landwirthschaftlichen Großbetriebe, nach denen der Bevölkerungsstatistik wiederum ganz besonders die der östlichen Provinzen Preußens, also gerade die Betriebe, denen die Preiserhöhung von Getreide durch die Zölle wesentlich zu Gute kommt, denn die Betriebe unter 5 ha Größe haben — auch wenn sie vorübergehend oder unter besonders günstigen Verhältnissen einmal mehr Getreide verkaufen als sie konsumiren — im großen Durchschnitt keinen Vortheil von den Zöllen; diese machen aber rund $^{4}/_{5}$ aller landwirthschaftlichen Betriebe überhaupt aus.***)

*) Es sind nur die Hauptbetriebe, nicht die Nebenbetriebe in Rechnung gezogen.

**) Eine traurige Illustration hierzu bildet auch die Thatsache, daß noch zwei Drittel des gesammten Ackerlandes im Deutschen Reich — soweit es nicht perennirendes Futterland und mehrjährige Weide ist — unter der Form der Dreifelderwirthschaft stehen.

***) Nach der Berechnung des badischen Finanzministers Buchenberger, Agrarwesen und Agrarpolitik, Leipzig 1892, II. S. 241 nur 76,6 Proz., da aber, wie wir oben mitgetheilt, die Zahl der kleinen

Die Ursachen der Verminderung der ländlichen Tagelöhner dürfte einmal in der sich stetig steigernden Verwendung landwirthschaftlicher Maschinen,*) der Benutzung von motorischen Kräften, wahrscheinlich auch in vielen Gegenden in einer erhöhten Leistung der Arbeiter, sodann aber auch darin zu finden sein, daß die übermäßige Größe der Güter naturgemäß zu einer Vernachlässigung der Bewirthschaftung der Außenschläge führt. Schließlich kommt in Betracht, daß Industrie und Verkehrsgewerbe den Arbeitern vortheilhaftere Lohn- und Lebensverhältnisse bieten, als der landwirthschaftliche Großbetrieb; außer dem Abzug nach den Städten und Industriegegenden findet noch ein weiterer durch die überseeische Auswanderung statt, welche sich wesentlich aus den landwirthschaftlichen Gegenden rekrutirt.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Georg Gothein.

Parlamentsbriefe.

I.

Die Generaldebatte über die Marinevorlage hat drei Tage gedauert und die Stellung der einzelnen politischen Parteien zu der Frage der Flottenvermehrung wenigstens einigermaßen klargestellt, wenngleich fast sämmtliche Parteiredner sich mit großer Reserve aussprachen. Nur der Vertreter der Sozialdemokratie und der Vertreter der Nationalliberalen machten eine Ausnahme, indem der Erstere in Aussicht stellte, seine Partei werde jeden Mann und jeden Groschen ablehnen, und der Letztere, seine Partei werde jeden Groschen und jeden Paragraphen bewilligen.

Herr Richter kündigte Namens der „Freisinnigen Volkspartei“ eine entschiedene Opposition gegen das Flottengesetz an, hütete sich aber wohl, gegen den materiellen Kern des Flottenplanes deutlich Stellung zu nehmen. Seine zweistündige Rede gab keinerlei Auskunft darüber, was die „Freisinnige Volkspartei“ von den neu verlangten Kreuzern und Panzerschiffen annehmen oder ablehnen wird.

Die „Freisinnige Vereinigung“ hat seit geraumer Zeit keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie geneigt ist, dem Verlangen nach einer Entwicklung unserer Kriegsflotte in gewissem Umfange zu entsprechen. Die Forderungen der Regierung erscheinen ihr weder in Bezug auf die Kreuzer, noch in Bezug auf die Entwicklung der Schlachtflotte so übertrieben, daß dieselben ohne Weiteres von der Hand zu weisen wären. Der Redner der „Freisinnigen Vereinigung“ brachte deutlich zum Ausdruck, daß die in dem Etat für das nächste Jahr geforderten ersten Raten für Neubauten die Zustimmung seiner Fraktion finden würden, wenn bei der Prüfung in der Kommission die Marineverwaltung die Nothwendigkeit der Durchführung ihres Flottenplanes noch näher zu begründen vermöchte. Davon unabhängig ist jedoch die Frage der gesetzlichen Festlegung des Flottenplanes, die aus mehr als einem Grunde unzweckmäßig erscheint.

Die Wahrscheinlichkeit, daß die Marineverwaltung die für das nächste Jahr geforderten ersten Raten für Neubauten vollständig oder im Wesentlichen durchsetzt, ist entschieden gewachsen; die Möglichkeit ist sogar nicht ausgeschlossen, daß das Flottengesetz — also die gesetzliche Festlegung des Flottenplanes — in etwas modifizirter Form durchgeht. Wenigstens hat Herr Dr. Lieber, der Centrumsredner, sich so entgegenkommend geäußert, daß dem Centrum der Weg zur Bewilligung des Flottengesetzes völlig offen gehalten ist. Ob Herr Lieber dabei alle seine politischen Freunde hinter sich hat, bleibt abzuwarten. Tritt das Centrum geschlossen für oder gegen das Flottengesetz ein, so giebt es in jedem Falle die Entscheidung; spaltet es sich, so ist der Ausgang unberechenbar.

Für das Flottengesetz treten bisher geschlossen nur die Nationalliberalen und die Freikonservativen ein; von den Deutschkonservativen nur der größere Theil, während der extreme agrarische Flügel der definitiven gesetzlichen Bindung durch den gegenwärtigen Reichstag einstweilen noch abgeneigt ist. Zu welcher Mehrheit sich schließlich die einzelnen Parteien oder Parteibruchstücke zusammenfinden werden, ist noch nicht zu übersehen.

Bei der Generaldebatte über das Flottengesetz traten seitens der Reichsregierung der Reichskanzler mit vier Staatssekretären in die rednerische Aktion ein. Unter den Staatssekretären waren drei neue Männer, von denen zwei, die Staatssekretäre v. Bülow und Tirpitz, bisher im Parlamente noch nie ein Wort geredet hatten. Als vollständige Neulinge auf dem parlamentarischen Kampffelde haben sie sich nicht schlecht aus der Affäre gezogen.

Der Staatssekretär des Auswärtigen, Herr v. Bülow, hatte die leichtere und dankbarere Aufgabe: er konnte — was nie versagt — die nationalen Akkorde anschlagen. Die Presse hat ihm denn auch bescheinigt, daß er seine Sache sehr gut gemacht habe. Seine Aufgabe war diesmal zu leicht, als daß man daraus einen Schluß auf die parlamentarische Zukunft des Herrn v. Bülow ziehen könnte. Mit dem Freiherrn v. Marschall, der eine äußerst elegante Klinge führte, kann er einstweilen auch noch nicht entfernt verglichen werden.

Der neue Staatssekretär der Marine, Herr Tirpitz, hat sich in gewinnender Weise eingeführt. Sein Debüt war nicht glänzend: das ist für einen Neuling auf der parlamentarischen Bühne eher ein Gewinn. Enttäuschungen bleiben nie aus und sie pflegen bei vielversprechenden Debütanten am heftigsten zu wirken. Herr Tirpitz ist jedenfalls ein Mann von soliden geistigen Qualitäten, kein Phrasenmacher, ein Mann, der Zutrauen erweckt. Wie die meisten parlamentarischen Anfänger, weiß er der Versuchung nicht immer zu widerstehen, zu viel zu sagen.

Die Gefahr, durch zu vieles Reden etwas zu verderben, ist immer größer als die, durch Schweigen den Er-

---

Betriebe wesentlich zu-, die der größeren abgenommen hat, so muß diese Zahl sich erheblich erhöhen.

Prof. Conrad (Halle) kommt, indem er die Grenze des Getreideverkaufs auf 2 ha herabdrückt, doch zu dem Resultate, daß selbst in Preußen nur etwa $^1/_3$ der Bevölkerung von der Erhöhung der Getreidepreise Nutzen zieht; abgesehen davon, daß Conrad selbst die Annahme, daß die Betriebe von 2 ha aufwärts von den Getreidezöllen Nutzen ziehen, für nicht zutreffend erachtet, haben sich die Verhältnisse, wie wir oben dargelegt, seit der Berufszählung von 1882 sehr in der Richtung der Vermehrung der kleinen Landwirthschaftsbetriebe verschoben.

Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe sagt in seiner Reichstagsrede vom 29. März 1895:

„Bestenfalls werden die landwirthschaftlichen Betriebe von 6 ha ab bei gutem Boden im Stande sein, den Bedarf an Getreide für den Besitzer und seine Familie zu decken. Nun umfassen die ersten 4 Betriebsgruppen 2 323 316 Betriebe, die 5. und 6. Gruppe 1 719 922 Betriebe oder die 6 ersten Gruppen zusammen 76 Proz. aller landwirthschaftlichen Betriebe. Rechnet man auf den Betrieb $3^1/_2$ Personen, so handelt es sich hier um eine Bevölkerung von etwa 15 Millionen Menschen, die von der Erhöhung der Getreidepreise keinen Vortheil, ja mit wenigen Ausnahmen sogar einen direkten Nachtheil durch die Vertheuerung der Lebenshaltung haben werden.“

Neuerdings hat auch der Kreisvorsitzende des Bundes der Landwirthe für den Kreis Lauenburg i. P. Herr Fließbach-Laudeckow zugegeben, daß in dortiger Gegend Betriebe von 10 ha kein Getreide verkaufen können; bäuerliche Besitzer daselbst ziehen die Grenze wesentlich höher.

Wenn, was nicht ausgeschlossen ist, auch Betriebe unter 6 ha unter Umständen mehr Getreide verkaufen können, als sie konsumiren, so liegt für dieselben doch kein wirthschaftliches Bedürfniß hierzu vor, da sie dasselbe zweckmäßiger im Interesse der Viehhaltung verwerthen. Andererseits muß eine große Zahl der 6 ha übersteigenden Betriebe eben der Viehhaltung wegen Getreide zukaufen.

*) Die Leistung eines von einem Mann bedienten amerikanischen Selbstbinders beträgt mehr als die von 10 Personen ohne Maschine, die Leistung eines Dampfpfluges des Zweimaschinensystems ist beim Tiefpflügen 12—15 mal so groß als die eines gewöhnlichen Spannpflugs.

folg zu verpassen. Es ist sehr charakteristisch, wie wenig dem gegenwärtigen Reichskanzler der Umstand geschadet hat, daß er fast kein Wort frei sprechen kann. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß seine Position besser wäre, wenn ihm eine glänzende Rednergabe zur Verfügung stände.

Herr v. Thielmann, der neue Schatzamtssekretär, hat sich mit einigen finanzpolitischen Betrachtungen eingeführt, die das bestätigen, was man schon wußte, daß der neue Schatzsekretär ein kluger und kühler Kopf ist. Für die parlamentarische Beredsamkeit besitzt er weder das geeignete Stimmorgan, noch die breite Art des Vortrages, die auf der parlamentarischen Bühne Vorbedingung des Erfolges ist. Die parlamentarische Beredsamkeit ist wie die Dekorationsmalerei: man muß die Farben mit einem breiten Pinsel dick auftragen, die feinere Detailmalerei bleibt in der Regel unbeachtet.

Neben der Marinevorlage beschäftigte den Reichstag eine Interpellation, die von nationalliberaler Seite ausging und gegen die monopolistischen Bestrebungen der Standard Oil Company gerichtet war. Die Versorgung des deutschen Marktes mit amerikanischem Petroleum liegt heute in wenigen Händen. Es besteht ein thatsächliches Monopol, aber die amerikanischen, wie die deutschen Leiter dieses Monopols haben bisher die Klugheit gehabt, ihre monopolistische Stellung nicht auf Kosten der deutschen Konsumenten zu mißbrauchen. Das Petroleum war kaum je so billig wie augenblicklich; die Standard Oil Company und ihre Filialen — die deutsch-amerikanische und die Mannheim-Bremer Petroleumgesellschaft — sind eben bemüht, bei der Distribution solche Vervollkommnungen und Vereinfachungen durchzuführen, daß sie selbst zwar ein glänzendes Geschäft machen, aber auch die Konsumenten nicht zu kurz kommen. Die Interpellation konnte sich deshalb auch nicht auf gegenwärtig den Konsumenten zugefügte Unbill, sondern nur auf die Möglichkeit künftiger Gefahren stützen. Der neue Staatssekretär des Innern, Graf von Posadowski, beantwortete die Interpellation mit einem bon sens, den wir ihm kaum zugetraut hätten. Seine Antwort war in ihrer gesunden Abschätzung dessen, was gegen ein natürliches Monopol staatsseitig zu erreichen ist, geradezu mustergültig.

Proteus.

Nachträgliches zu Theodor Mommsen's achtzigstem Geburtstag.

Der Vorstand der „Freisinnigen Vereinigung" sandte Theodor Mommsen zum achtzigsten Geburtstage folgendes Glückwunschschreiben:

Berlin, 30. November 1897.

Hochverehrter Herr!

Der Tag, an welchem die besten der Mitlebenden im ganzen Vaterlande und weit darüber hinaus in der ganzen gesitteten Welt ihre Blicke auf Sie richten und dankbaren Herzens mit frohen Wünschen an Sie herantreten, gestaltet sich für die Unterzeichneten, Ihre politischen Gesinnungsgenossen, noch in ganz besonderer Weise zu einem Fest der Freude und des Stolzes.

Indem wir uns mit den vielen Tausenden vereinigen, um unsere Huldigung und unsere Wünsche darzubringen, können wir uns sagen, daß die innere Uebereinstimmung über die Wege und Ziele der höchsten staatsbürgerlichen Aufgaben Sie, hochverehrter Mann, bereits vor langen Jahren unserer engeren Verbindung zugeführt hat, und daß wir bis zur heutigen Stunde uns dem hohen Gefühle hingeben dürfen, Sie zu den Unsrigen zu zählen.

Es gab eine schönere Zeit als heute. Damals hatten wir die Ehre, in den Reihen der Volksvertretung mit Ihnen zu stehen. Der Glanz, der von dieser Ihrer Genossenschaft auf unsere Verbindung fiel, war ein hohes Ehrenzeugniß für dieselbe und ist es für alle Zeit geblieben. Auch heute noch, wann immer uns zum Bewußtsein kommt, daß wir Ihrer Sympathie theilhaftig sind, erwächst uns daraus eine bedeutsame Festigung unserer Ueberzeugung.

Zugleich mit dem innigen Wunsche, daß dem vom höchsten Ruhmesglanz umstrahlten Mann der Wissenschaft seine ungeschwächte Lebens- und Schaffenskraft noch ungezählte Jahre erhalten bleibe, lassen Sie uns die Hoffnung aussprechen, daß eben so lange uns noch das Glück zu Theil werde, in Ihnen den tapferen, hochgesinnten, treuen Bundesgenossen zu erblicken.

In höchster Verehrung
die Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung.

(Unterschriften.)

An Ludwig Bamberger, den Senior der Unterzeichner des Glückwunschschreibens, ist darauf folgende Antwort ergangen:

Mein verehrter Freund!

Sagen Sie es unserem Verein, wie dankbar ich Ihnen allen bin und bleibe für Ihre freundlichen Worte. Ja wohl gab es schönere Zeiten als diese des Zusammenbrechens des Erreichten und des Vereitelns des Gehofften; wir müssen es fertig bringen, auch ohne Hoffnung unsere Schuldigkeit zu thun. Zum Volksvertreter hat mich Gott nicht geschaffen und nur die Noth gemacht; aber ein guter Bürger denke ich gewesen zu sein und zu bleiben, und Mancher hält doch aus. So lassen Sie mich auch ferner einer der Ihrigen sein.

Ch., 4. Dezember 1897.

Ihr

Mommsen.

Heine's Naturgefühl.

Zu Heinrich Heine's hundertjährigem Geburtstag (13. Dezember 1897).

Ueber Heine's Naturgefühl schreiben, heißt aus seinem Leben die Geschichte einer Liebe erzählen, die mit den „Jungen Leiden" anhub, um erst in seinen letzten Sterbeseufzern auszuhauchen. Ein Liebeslied, das ihm in alle Liebeslieder hineinklang, ein Trostlied, das ihm in allen Widerwärtigkeiten des Lebens friedespendend tönte. Im Flitterputz der Romantik trat ihm die Natur, die erste Geliebte, zuerst entgegen, um sich ihm später bräutlich keusch ganz zu enthüllen. In ihrer Liebe fand er sich selbst; und in sich selbst den Dichter und den Menschheitströster.

Ueber Heine's Naturgefühl schreiben, heißt einen geheimen Quell seiner Dichtung suchen.

* * *

Es ist die alte Märchenwelt der Romantik.

Der Buchenhain verliert sich in einen Tannenwald. Ein Rauschen weht durch die Bäume, und es ist einsam rings umher. Des Waldes Dunkel thut sich auf, und Nelken blühen da und Jasmin. Um eine Grotte windet sich Jelängerjelieber und Epheu, und in der Grotte sieht Tieck, von Phantasus geleitet, die Gestalten des Märchens. Und Berge, Grotte und Wald offenbaren sich schreckhaft plötzlich als ein Riesenhaupt, mit Wald statt des Haares umlaubt; das ist Pans Antlitz. — Wieder ist es Waldeinsamkeit, und steile Wege führen zu Bergen hinan. Ein Gang ist in den Felsen gehauen, und in einer Weitung steigt kristallklar ein Springbrunnen empor. Ein leuchtender Strom fließt aus dem Felsenbecken. An seiner Quelle, auf die der Himmel schwarzblau herniederblickt, wachsen Wunderblumen, und unter ihnen sieht Novalis' Heinrich von Ofterdingen in seinem Traumgesicht die blaue Blume, die sich ihm in ein holdes Mädchenantlitz wandelt. — Und wenn die mondbeglänzte Zaubernacht den Wald umschweigt, erhebt sich ein leises Singen und Klingen; die Elfen tanzen um den moosbedeckten Stein ihren Reigen.

Auf der Landstraße tönt das Horn des Postillons, und Handwerksburschen ziehen des Weges und singen das Lied von ihrem trauten Schatz daheim. Nächtens aber am Kreuzweg scheuen die Pferde des Wagens, und ein Feuer flammt auf, und eine dürre alte Frau schürt das Holz und rührt in dem Kessel und singt eintönig den Hexensegen. Mit gespenstigen Augen schaut der schwarze Kater dem zu. — Und in der Ferne erhebt sich die alte deutsche Stadt, die Mauern zinnengekrönt, die eisernen Thore mit knarrendem Riegel wohlverwahrt. In sauberen Miedern gehen die Mädchen zur Kirche, in den engen Gassen zwischen den giebelgeschmückten Häusern herrscht buntes Treiben, in verborgener stiller Klause schafft der Meister an seinem frommen Werk — die Stätte von Arnim's Kronenwächtern.

Und zwischen grünen Hügelketten, an Bergen vorbei, deren Burgen zerfallen sind, fließt der deutsche Rhein; anmuthig rauschen seine Wellen Märchen — eine blonde Maid mit geschürztem Rock und nackten Füßchen, Brentano's Muse, zeichnet sie auf. — An der Elbe aber, inmitten des geräuschvollen geschwätzigen Treibens der guten Stadt Dresden steht ein Hollunderbaum. Und als am Himmelfahrtstage E. T. A. Hoffmann's Studiosus Anselmus in den hinaufblickt, hört er ein Klingen wie von silbernen Glöckchen, und drei grüne Schlangen mit goldenen Krönchen winden sich um die Aeste. Und aus den blauen Augen der einen Schlange blickt ihn die Liebe an. Wie er aber nachher im Kahn über die Elbe fährt und in den Wassern wieder die grünen Schlangen sieht und sich über den Kahn hinüberbeugt, da erwischt ihn der Schiffer beim Rockschoß: „Ist der Herr des Teufels?"

Das ist die Märchenlandschaft der Romantik. In Heine's Dichtung ersteht sie wieder.

I.

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland.

Große fischtige Wunderblumen, kristallen oder mit smaragdenen Kelchen wachsen auf, die Nachtigall singt der Rose ihr Lied und umflattert sie liebestrunken und verblutet in ihren Dornen. Am Himmel geht der Mond seine stille Bahn. Wie seine sanften Strahlen durch die Blätter des Waldes fallen, wachen die Elfen auf und schürzen sich zum Tanz, und auf der Waldwiese regt sich's und die Nixe entsteigt dem schlafenden Wasser und eilt ihren Schwestern entgegen. Die verbannten, todten Götter der alten Gräzia feiern ihre Feste. Und das Mondlicht weckt das Mädchen und sie dehnt die schlaftrunkenen Glieder und tritt an's Fenster; da steht unten auf der engen Gasse mondscheinumflossen ein Skelett, das winkt und winkt und gibt keine Ruh, bis sie ihm folgt zum Tanz auf den Gräbern. Und der Wind wacht auf und treibt mit Peitschenschlag und wildem Rufen groteske, phantastische Wolkengebilde vor die Scheibe des Monds. Die wilde Jagd saust durch die Lüfte über das Pyrenäengebirge dahin. Diana voran, und mit ihr Abunde die Fee und Herodias — die todte Jüdin, von allen die schönste. Wenn aber die Sonne ihren bleichen Liebhaber, den Mond auf dem Himmelsgange ablöst, dann geschieht es wohl, daß die Himmelsdecke, die blauseidene, so durchsichtig wird, daß man bis ins Allerheiligste blicken kann und den lieben Gott sieht und die Englein, die ihm zu Füßen hocken und musiziren. Am Bach aber sitzt die Schäferin, hold und weiß, und das Lied ihrer Liebe klagt durch die Lüfte. Manchmal freilich ist sie nur ein dummes Bauernmädel, mit rothen Pausbacken, und ihre Stimme klingt recht gottsjämmerlich ärgerlich und noch dazu singt sie falsch.

Nicht nur den Sonntagskindern der Romantik gehört die Welt. Just das Gegentheil, sie gehört ihnen gar nicht, und der Philister macht sich darin breit. Er rautet die Veilchen aus, um da seinen Kohl zu bauen. Dafür schneidet ihm die Natur, wie bei Hoffmann auch bei Heine, ihr allerdümmstes Gesicht. Die grünen Blumengärten und Wiesen werden wie Teppiche zusammengerollt, und der Gassenvogt muß auf die Leiter steigen, um die Sonne vom Himmel herabzunehmen. Und wenn die Philister im Sonntagsröcklein in den Wald ziehen und da wie Böcklein jauchzen und springen, so tönt in ihre langen Ohren doch nur das Lied der Spatzen. Und dem Philister, der in seinen Mußestunden Professor in der klugen Stadt Göttingen ist, wachsen auf langen Beeten lauter weiße Papierzettel, und die sind mit Citaten beschrieben.

Die Galeere der Romantik, auf der sich Heine eingeschifft, bläht ihre Segel im Winde und steuert einem neuen Lande zu. Auf Karten und Plänen und in Manuskripten hatten es die Schlegel längst entdeckt. Heine war im Grunde der Erste, der seinen Fuß auf den geheiligten Boden des Neulands der Romantik setzte.

Am Ganges duftet's und leuchtet's. In der Ferne liegt der Himalaya im Abendscheine, und das Rufen der Elephanten tönt herüber. Der Ganges wird ein Heimathstrom Heinischer Lyrik. Neben die deutsch-romantische Stilisirung der Landschaft tritt durch Heine die romantisch-exotische.

Auch die geheimnißvollen Gärten erstehen wieder aus der verschollenen Zeit des Rokoko, in denen marmorne Bildsäulen gespenstisch zwischen herbsttraurigen Bäumen stehen. Und zu weiterer Fahrt spannt die Galeere der Heinischen Romantik ihre Segel; Bimini heißt das Reiseziel. Sie erreicht es nicht. Aber die Kunde des Märchens meldet, daß schlanke Blumen dort den Boden wie Savannen überwuchern, daß die Palme dort höher ragt als anderswo, und daß die Düfte leidenschaftlich und die Farben brennend sind. Auch fließt allda der Quell der Verjüngung. Aber das altdeutsch-romantische Schlaraffenland, in dem die gebratenen Gänse herumfliegen mit Sauceschüsseln im Schnabel, in dem butterglänzende Torten wild wachsen, die Bäche Bouillon und Champagner sprudeln und die Servietten an den Bäumen flattern, es war auch Heine vertrauter.

Wo sie ihm den stillen, wehmüthigen Liebesgruß entbot, da suchte Heine die Landschaft zumeist. Er sieht Wald und Feld mit den Augen der Romantiker, und das Spiel der Elementargeister vertritt auch ihm jedwede landschaftliche Schilderung; mit romantischem Intimitätsempfinden zeichnet er Interieurs; und nur in dem „letzten freien Waldlied der Romantik" tritt neben diese romantische Kunst eine neue Verdichtung landschaftlicher Eindrücke: mit wenigen harten Zügen, in einer Strophe zumeist, werden die Umrisse des Bildes gegeben; die lyrisch-epische Erfindung gibt hernach aus ihrem Stimmungsgehalt dem landschaftlichen Bild die Farbenstimmung, — die neue Technik der Nordseedithyramben.

Der Auflöser der Romantik, er war zugleich ihr Erfüller. Theoretisch sann er über eine Vereinigung plastischer Gestaltung mit romantischer Gefühlsergießung nach, er hat erreicht, was ihm vorschwebte. Wenn Atta Troll im Mondlicht groteske Schatten werfend vor seiner Höhle tanzt — wie sieht man das Waldgebirge der Pyrenäen gespenstisch in diesem Dämmerlicht! Und ganz aus romantischem Empfinden heraus und doch mit Goethe'scher Plastik das Bild —

Dämmernd liegt der Sommerabend
Ueber Wald und grünen Wiesen;
Goldner Mond im blauen Himmel
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille
Und es regt sich in dem Wasser,
Und der Wand'rer hört ein Plätschern
Und ein Athmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,
Badet sich die schöne Elfe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenscheine.

* * *

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere, hat Sturm und Ebb' und Fluth." „Ich liebe das Meer wie meine Seele." „Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam." „J'aime la mer comme une maitresse."

Heinrich Heine hat das Meer für die deutsche Dichtung erobert. Daß ein Stolberg vor ihm das Meer besungen, ist heute beinahe mit Recht vergessen; das eine Lorbeerblatt, das ihm gebührte, ist in Heine's Kranz mit hineingewunden worden.

Die Sonne der Romantik geht in Heine's Dichtung über dem Meere unter. Aber ihr letzter goldner Glanz fällt auf die Wogen und färbt sie phantastisch. Große Blumen wachsen am Meeresstrand auf und breiten ihre grünen Arme sehnsüchtig nach dem Himmel aus, und über die Wellen, die im Sonnenlicht glitzern und funkeln, schreitet der silberne Heilige Adalbert ganz so, wie er im Dom zu Gnesen stand. Nixen mit schneeweißem Busen umspielen silberarmig das Schiff und wagen sich an den Strand und umgaukeln den schlafenden Ritter und lösen ihm vorsichtig Bandelier und Waffenkette. Die Geisterinsel ragt aus den Fluthen, und wenn sie hochaufschäumen, dann jagen wohl die Gespenster über das Meer, und Harlekin in grellem Narrenkostüm hetzt sie mit langer, klatschender Peitsche. Im Meeresgrund aber schlafen versunkene Städte, und ihr Glockenrufen tönt zu Zeiten bis in den gleitenden Kahn, und den Träumer, den es hinabzieht, muß ganz wie bei Hoffmann der Kapitän am Fuß ergreifen: „Doktor, sind Sie des Teufels?"

Und die Sonne einer neuen Dichtung geht über Heines „Nordsee" auf.

Wieder tauchen Meergeschöpfe aus dem Wasser, aber jetzt sind sie derbknochig grotesk gezeichnet. Wenn Poseidon sich sehen läßt, dann sind seine Worte Hohn, und der alte Meergott trägt eine Jacke von gelbem Flanell und eine lilienweiße Schlafmütze, und die Züge seines Gesichts sind bedenklich abgewelkt. Aktenmäßig rüh', kanzleiehrlich, wird die landschaftliche Szenerie notirt: „hoch am Himmel stand die Sonne, von weißen Wolken umwogt, das Meer war still", oder „Meeresstille! Ihre Strahlen wirft die Sonne auf das Wasser". Sogleich aber nimmt die lyrische Erfindung die Stimmung auf. Das Meer schläft, — und es erwachen die Jugenderinnerungen, die alten Märchen, oder die Erinnerung an die Jugendmädchen der Welt, das Lied von Odysseus oder den Zug der Zehntausend. Das Meer brandet und zischt, — und die unglückliche Liebe rast und prahlt, und der Schmerz höhnt die Gewalt des Elementes. Die lyrische Stimmung ergänzt die nur eben angedeutete Landschaftsstimmung, setzt sie um, gibt ihr den vollen Ton — sie lösen sich beide aus, und so ersteht das Bild der Landschaft.

Einmal aber verdichtet sich die Landschaftsstimmung in sich selbst zum Bilde: das Meer ist still und über das Wasser schreitet Christus, riesengroß, in weißem schimmernden Gewande, die Hände ausgebreitet, das Haupt im Himmel; die flammende Sonne ist sein Herz. Das ist eine Vorahnung allermodernster Naturverdichtung.

Heine, der das Meer für die deutsche Dichtung erobert hat, er war selbst auf einen nicht allzuweiten Kreis landschaftlichen Empfindens angewiesen. Der Großstadtstimmung wußte er nur eine Nachtspukempfindung abzugewinnen; an Goslar, dem alterthümlichen, ging er ziemlich theilnahmlos vorüber; und das Haideland, dessen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff wurde, war ihm ziemlich „langweilig". Er liebte das Waldgebirge; aber in den Alpen sah er Bergkarrikaturen „abenteuerlich, gothisch erhaben, mißgestaltet", gleich den Menschenkarrikaturen in germanischen Ländern.

II.

Das ist einer der eigensten Züge in Heine's dichterischer Physiognomie: das Naturgefühl spielt fast in alle Regungen seines Herzens hinüber. Jedes Gefühl trägt ihm den Keim der Naturempfindung.

Am Waldesrand sitzen die Liebenden, die Hände in einandergefügt. Lockend und wehmüthig tönt eine leise Melodie zu ihnen herüber. Sie erschrecken und wenden sich um. Hinter ihnen, an einen Baum gelehnt, steht Pan, ein schmächtiger, melancholischer Gott. Er bläst ihnen auf seiner Rohrflöte den Liebesreigen.

Wenn Ratcliff sich der Liebe in seinem Innern träumend bewußt wird, dann entschleiert sich ihm die Natur. Wo die Liebe ist, da ist der Frühling; unter ihren weichen Sohlen keimt es und blüht es. Erstirbt sie, so welkt auch das Leben in der Flur, und es wird Winter. Das Herz hat seine Jahreszeiten, die Natur spiegelt sie nur wieder. Immer löst das Liebesgefühl ein landschaftliches Empfinden aus und wird mit ihm eins. Die toskanischen Nächte mit ihrem hellblauen sternbesäeten Himmel, ihren Lorbeerbüschen und Myrthen, sie werden zu verschwiegenen Zeugen einer heißen, sinnlichen Liebesgluth.

Zu einer Melodie verwebt, klingen das Lied der Landschaft und das Lied der Liebe zusammen. So hat Heine einmal eine Rheinfahrt geschildert: der Liebende liegt im Kahn zu Füßen der Frau, die er liebt. Die Berge im Abendroth, die Segel auf dem Wasser, er sieht sie in ihren Augen vorübergleiten. Und er spricht ihr von seiner Liebe. Da bedeckt die Nacht die Erde mit ihrem Mantel, das Abendgeläut von Königswinter verhallt und die Wellen rauschen leiser. Die Sterne ziehen am Himmel auf, und die Augen der Geliebten sind die Sterne, zu denen er aufblickt. Und wieder ein andermal wird der Rhein selbst mit seinen krausen Wellen zum Bild der Geliebten — tiefes Empfinden und gedankliches Anempfinden bunt durcheinander.

Auf dem Grabe steht eine Linde und unter der Linde sitzt kosend ein Liebespaar; das ist der letzte Akkord in dieser Melodie.

Das Zusammen von Liebe und Landschaftsstimmung selbst aber hat Heine in einem seiner tiefsten Lieder verdichtet. Die Geliebte flieht vor ihm und er eilt ihr nach, und sie flüchtet von Klippe zu Klippe. Wo der Fels ins Meer ragt, holt er sie ein. Unter ihnen versinkt die Sonne in den Wellen —

„O weine nicht, die Sonne liegt
Nicht todt in jenen Fluthen;
Sie hat sich in mein Herz versteckt
Mit allen ihren Gluthen.",

Und wie ein Naturmythus der Liebe, das befremdliche und doch so ergreifende: Ein Fichtenbaum steht einsam ... Er träumt von einer Palme. — Und wieder die Rheinlandschaft. Der Rhein fließt ruhig und auf dem Bergesgipfel ruht der Glanz der untergehenden Sonne. Die Loreley sitzt dort oben und kämmt ihr goldenes Haar. Sie singt das Lied der Liebe.

* * *

„Große Natureindrücke müssen unsere Seele erweitern, ehe wir den ganzen großen Menschen erfassen können", so hat Heine einmal an seinen Freund Moses Moser geschrieben. Der Persönlichkeitseindruck geht ihm mit einer Landschaftskonzeption zusammen.

Der Name Napoleon fällt. Ein Sommersonnentag taucht in der Erinnerung auf, und eine lange schnurgerade Baumallee wird sichtbar. An den Seiten drängen sich scheu die Menschen. Als Knabe hat Heine dort gestanden, und da ist er vorbeigeritten, Napoleon, und die Bäume haben sich vor ihm geneigt. Und so oft seiner gedacht wird, so oft lachen auch die trunkenrothen Rosen wieder und die Nachtviolen seufzen wie damals. Und Cervantes — ein Maitag im stillen Morgenlicht; weich das Lied der Nachtigall, und eine alte moosige Steinbank unfern des Wasserfalls, auf der der Knabe die wundersamen Thaten des scharfsinnigen Junkers von la Mancha zum erstenmal gelesen. Und endlich Shakespeare. Eine Traumlandschaft! Sternhelle Nacht spiegelt sich im Wasser. Barken treiben darauf mit Masken, Musikanten und Fackeln. Ritter-

liche Kostüme und griechische Tuniken, Schäferhüte und Thierlarven. Melodien seltsam durcheinander; das melancholische Waldhorn löst die lustige Fiedel ab. Porzia wandelt in Heine's Charakterisirung durch ihre eigene Zauberwelt.

Und die Musik ist ganz ein landschaftliches Träumen. Wenn Paganini spielt, dann schwinden die Wände des Saales ringsum. Das Meer thut sich auf, scharlach-roth gefärbt, und es wird immer röther und der Himmel immer blasser, bis er ganz blaß ist und Sterne schwarz*) hervortreten. Und die Garcia singt, und sie singt inmitten einer exotischen Palmenwildniß, und grellfarbige Thierleiber schleichen durch farbensattes Laub und glühende Blumenpracht.

Die Natur, die ihm allgegenwärtige, seine Trösterin und Läuterin, nimmt an Menschengeschick und Liebesleid mitleidig Antheil. Wenn der Leichenzug der Geliebten an dem Wald vorüberkommt, dann hüllen sich die Tannen in Trauermäntel und die Sterne gehen mit zur Leiche. Das Meer benimmt sich lästerlich ironisch. Und manchmal thut's der Rhein ihm gleich, wenn er leicht behaglich ruhig weiterfließt, nachdem die Wahnsinnsmordthat der „nächtlichen Fahrt" verübt ist. Aber das ist dann nur das Schweigen der Freundin, der das Trostwort versagt. „Du findest bald einen blauen See, umringt von Trauerweiden; hier weinst Du aus Dein kleines Weh und Deine engen Leiden."

III.

Das ist das alte Märchen: aus Veilchenduft und Nachtigallentönen, Mondschein und Nebelschleiern, nicht zu vergessen die Barthaare eines schwarzen Katers, wird ein Gewand gesponnen. Das trägt den jungen Prinzen über das Meer und über die Lande. So spinnt Heine märchenduftig seinen Liebesklagen das Reisegewand, darin sie zum Herzen der Liebsten flattern.

Wie eine Untermelodie, die nie aussetzt, klingt das Naturgefühl durch Heine's Gefühle hindurch, mag nun die Oberstimme Liebesklagen seufzen, Hymnen anstimmen oder Spottlieder pfeifen. Vermittelnd hüpft der Vergleich, wie ein Triller von der einen Stimme zu andern. Er muß von dem Gesammtempfinden zum Augenblicksgefühl die Brücke schlagen.

Mit tiefem tönenden Fanfarenton oder mit listig lustigem Fahnenschwenken rückt die lange Schlachtreihe Heine'scher Vergleiche an. Die Wolken gleichen kämpfenden Normannen, einer Mönchsprozession, schwarzen Rossen, weißen marmornen Götterbildern, sie sind graue Turbane, die sich die Berge aufgesetzt haben, sind Doppelgänger der Berge, sie schneiden Spitzbübengesichter, sie schöpfen in Nebeleimern, sie hüllen sich in Nebeldecken. Das Herz gleicht einer Aloe, einer welken Blume in der blechernen Kapsel des Botanikers, der Sonne, dem Meer, dem Diamant. Im Herzen hämmert ein Zimmermann und zischen Schlangen. Einquartierung liegt im Herzen und in der Brust wohnt die Geliebte und spielt mit dem Herzen Ball. Auch blühen rothe Blumen aus blutigen Herzenswunden. Und der zum Vergleich herangezogene Gegenstand tritt überlegen an Stelle des ursprünglichen: man schaut dem Mädchen in die melancholischen Veilchen, und in Triests Gassen wandeln Nelken und kokettiren Balsaminen mit schnurrbärtigen Narzissen. „Du Lilie meiner Liebe."

Und kühl abstrakte Begriffe ziehen ein Naturgewand an: Ananasduft der Höflichkeit, Mistel der Weisheit, Adler der Begeisterung, Petilane der Freiheit. Es gibt bei Heine Worte mit langen Ohren und Gedanken, die allein schlafen, sich selbst des Morgens ihren Kaffee kochen und sich selbst rasiren. Und auf dieser Jakobsleiter der Romantik klettert auch die organische Natur eine Stufe hinauf — ist's ein Hinauf? — und wird vermenschlicht. Die Anthropomorphismen der Romantik häufen sich bei Heine bis ins Unendliche: singende Wälder gibt es und schluchzende Eichen, die Blumen kichern, weinen und höhnen, die Vögel mischen

*) „Dunkle Sterne brannten." — Tieck.

sich indiskret in alle Herzensangelegenheiten, der Wasserfall bricht sich den Hals und schüttelt den weißen Bart, Bäume schnupfen Tabak und lassen sich vom Morgenwind das Haar frisiren, und die Sterne haben Feierabend. Und in solcher Personifikation schafft Heine ganz individuelle, scharf umrissene Gestalten: die Prinzessin Ilse, die im weißen Kleid von Thal zu Thal huscht, Frau Sorge, die sich ans Bett setzt und strickt.

Und wie das Meer Heine's reich melancholischem Naturgefühl den Zug ins Erhabene und Groteske verliehen, so drängt es ihn sprachlich zur Hyperbel: die Sonne ist mir auf den Kopf gefallen; ich reiße Schottlands Tannenwälder aus; von der Sonne reiß ich das rothe Gold; aus Norwegs Wäldern reiß ich die höchste Tanne und tauche sie ein in des Aetnas glühenden Schlund, und mit solcher feuergetränkten Riesenfeder schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke; an die blaue Himmelsdecke möcht' ich meine Lippen pressen; aus den Welttrümmern steigen hervor meiner Liebe Flammen.

Die verhängnißvolle Duplicität aber in Heine's Wesen und Dichtung spielt auch in die Durchdringung seiner Sprache mit Naturempfinden hinein. Auch der Vergleich emancipirt sich oft bei ihm. Er vermittelt dann kein Naturempfinden mehr, er gibt kein Bild, er wird blendend. Die vereinende Aehnlichkeit ersetzt der Witz. Und diese tauben Vergleiche zeugen nicht für die Eigenart seines Naturgefühls, sondern nur für dessen eigenartige Mängel. Bezeichnender ist die seltsame Auslösung einer Sinnesempfindung durch eine andere, die er gern anwendet: Glockenklänge ziehn wie Schwäne; tönende Gluth, klingende Flammen, Konzert von Wohlgerüchen.

Die Sprache selbst wird ja zum Märchen.

IV.

„Der Pantheismus ist die verborgene Religion Deutschlands" — der das gesagt hat, Heinrich Heine, war selbst nur zweifelnder Bekenner dieser verborgenen Religion.

Der Mops, der in der Pyrenäenhütte der Uraka den Hexenbrei im großen Kessel rühren muß, ist ein verzauberter Schwabendichter; Atta Troll ist Tendenzbär. Ueberall guckt aus Heine's Dichtung das ironische Thier der Romantik, auch das ironische Fabelthier. Das Thier als Thier hat in seiner Natur keinen Raum, und wenn in seinem Gespräch mit dem alten Apenninen Eidechs der pantheistische Ton mitanklingt, der Eidechs selbst ist durch romantisch ironische Brille gesehen. Wohl aber findet Heine den schönen Mythus, daß ein Thier durch Leiden zum Menschen werden könne, und wie bei den englischen Seedichtern erwacht ihm das Mitleid mit dem stummen gequälten Thier. Vielleicht ein schöner Zug jüdischen Wesens in ihm. „Wenn ich solch ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten."

Nur in Märchenweise klingen vereinzelt Töne pantheistischen Empfindens in Heine's Dichtung mit an. „Die Kinder", heißt es einmal, „sind jünger als wir, können sich noch erinnern, wie sie ebenfalls Bäume oder Vögel waren." Die Seelenwanderung wird zu einem Gefühl der Allgegenwärtigkeit und der Ewigkeit; „Gott ist alles, was da ist"; aber des Märchens Schluß ist fast immer ein ironisches Achselzucken. Vor allem: kein pantheistisches Empfinden vermittelt bei Heine zwischen Naturgefühl und Todesstimmung.

Es gibt auch keine Todesstimmung bei Heine, es gibt der Stimmungen viele. Bald ist der Tod ein Arzt und bald ein dürrer Pedant. Ironische Todessehnsucht „ich wollt', er schösse mich todt." und lyrisches Spielen mit dem Tode, und weltschmerzliche Todesbegehr „der Tod ist gut, doch besser wär's, die Mutter hätt' uns nie geboren", und neben all dem sehr energische Todesabwehr. Das Leben ist verliebt in den Tod, und dann wieder ist das Leben der Güter höchstes, der Tod das schlimmste Uebel. Wo die Blumen hinabsinken in den Schoß der Erde, die Nachtigall zum

Sterben ruft und die Verstorbenen Nebelarme ausstrecken, — es gilt keine müde Rückkehr in den Schoß der bewußtlosen Natur, es knarrt nur lyrisch die Thür einer Märchenhütte.

Allen Stimmungen gerecht und in alle mit eintönend hatte Heine's Naturgefühl dennoch keine Macht über seine Weltanschauung. Seine Liebe war getreu bis zum Tode, nicht bis in den Tod.

Am 13. Dezember werden hundert Jahre seit Heine's Geburt vergangen sein. Sein Naturgefühl trägt anfänglich die zeitliche Färbung der Romantik, aber schon aus den Nordseehymnen klingt ein landschaftliches Empfinden, das ein ganz eigenes ist. Weil sein Naturgefühl sein ganzes dichterisches Sein durchdrungen hatte, flüchtet man zu seiner Dichtung wie zu der großen Trösterin selbst, wie zu dem blauen See, umringt von Trauerweiden.

Ernst Heilborn.

Die Lage in Oesterreich-Ungarn.

Die Episode Badeni ist vorüber; Baron Gautsch hat das trostlose Erbe seines Vorgängers angetreten und die neue Regierung war nicht in der Lage, das beneficium inventarii für sich in Anspruch zu nehmen. Die erste Sorge des neuen Ministerpräsidenten mußte sein, mit den Parteien in Fühlung zu treten, um die Arbeitsfähigkeit des Reichsrathes anzubahnen. Acht Tage hindurch verhandelte Baron Gautsch mit den Parteien und auch von Seiten der Linken wird ihm das Zeugniß gegeben, daß er es an Geschicklichkeit und persönlichem Entgegenkommen nicht fehlen ließ. Die Schwierigkeiten, welche die Verhandlungen boten, waren doppelte: einmal galt es über die Empfindlichkeiten der Parteien hinsichtlich der Sanirung der parlamentarischen Lage hinwegzukommen: die Linke forderte, daß das Präsidium, welches die Polizei ins Parlament gerufen und die Gewaltthätigkeiten gegen Abgeordnete anbefohlen hatte, verschwinde, und daß die widerrechtlich für angenommen erklärte lex Falkenhayn, welche die Ausschließung von Abgeordneten aus dem Hause ermöglicht, als nicht zu Recht bestehend erklärt werde. Es galt, die Majorität zur Zustimmung zu diesen Forderungen zu bewegen, und es mußte die Form ausfindig gemacht werden, in welcher die Parteien der Rechten ihre eigene Haltung desavouiren konnten, ohne ein vollständiges Harakiri an sich selbst zu vollziehen. War diese Aufgabe schon eine dornenvolle, so bot die Sprachenfrage eine noch viel größere Schwierigkeit. Seit acht Monaten ist die Aufhebung der Sprachenverordnungen eine gemeinsame Forderung der gesammten deutschen Opposition, und so mächtig schallte der Kampfesruf durch die deutschen Gaue Oesterreichs, daß selbst die klerikalen Führer Baron Dipauli und v. Zallinger mit demselben rechnen, und den Schutz des Deutschthums in den gemischtsprachigen Ländern in ihr Programm aufnehmen, mit einem selbständigen Sprachenantrage hervortreten mußten. Um ihrem Kampfe gegen die Sprachenverordnungen die schärfste Wirkung zu geben, sind die Deutschen in die Obstruktion gegangen und haben das Parlament lahmgelegt. Nicht um die Person des Grafen Badeni handelte es sich dabei, sondern um die Zurückziehung der Sprachenverordnungen. Der Rücktritt des Grafen Badeni konnte die Deutschen nicht den Ausgangs- und Hauptpunkt des Kampfes vergessen machen. Nicht eine Sühne verlangten sie, sondern die Wiedereinsetzung in den früheren Stand vor Erlassung der Sprachenverordnungen, wenn sie auch geneigt waren, einer Regelung der Sprachenverordnungen zuzustimmen, welche den Czechen für die czechischen Bezirke die czechische innere Amtssprache bietet, ohne die Interessen der Deutschen zu tangiren. An zwei Forderungen mußten aber die Deutschen unbedingt festhalten: Im deutschen Sprachgebiete Böhmens muß die deutsche Sprache die ausschließliche äußere und innere Amtssprache sein, und so wenig als in Niederösterreich oder Tirol darf ein Bewohner des deutschen Sprachgebietes Böhmens genöthigt werden, von den Behörden oder Gerichten seiner engeren deutschen Heimath czechische Zuschriften entgegenzunehmen oder vor ihnen in czechischer Sprache zu verhandeln. Die zweite Forderung geht dahin, daß den Söhnen des deutschen Sprachgebietes in Böhmen die Möglichkeit geboten werden muß, in den öffentlichen Dienst zu treten, ohne der czechischen Sprache mächtig zu sein. Das deutsche Volk in Böhmen will von seinen Stammesgenossen verwaltet werden, von seinen Stammesgenossen Recht nehmen. Darum bildete in den Verhandlungen des Ministerpräsidenten Gautsch mit den Parteien den Stein des Anstoßes jene Sprachenverordnung, welche von allen Beamten in Böhmen die Kenntniß beider Landessprachen in Wort und Schrift fordert. Die deutschen Abgeordneten beharrten auf jener Forderung, auf welche sie auf dem Egerer Tage förmlich in Eid genommen waren; die Jungczechen, aufgestachelt von den Feudalen, wollten von der Forderung der Doppelsprachigkeit aller Beamten in Böhmen, die für sie eine staatsrechtliche Bedeutung hat, nicht weichen. So mußte es trotz des strengsten Geheimnisses, das hinsichtlich der Verhandlungen von allen betheiligten Seiten gewahrt wurde, für jeden Kenner der Verhältnisse klar sein, daß sie zu einem befriedigenden Ergebnisse, zu einer auch nur provisorischen Einigung über die Sprachenfrage nicht führen konnten. Es war also keine Ueberraschung, wenn die deutschen Abgeordneten heute einstimmig die Ablehnung der Propositionen der Regierung beschlossen haben.

Man sollte glauben, die Verhandlungen seien nunmehr gescheitert und abgebrochen und selbst in den Regierungskreisen wurde heute konstatirt, daß das Ziel, an welches Baron Gautsch seine Bemühungen gewendet hat, die Herbeiführung geordneter parlamentarischer Zustände, nicht erreicht werden konnte. Man hätte voraussetzen können, daß die Regierung daraus die Konsequenzen ableiten werde. Der Reichsrath ist nicht arbeitsfähig, er kann nicht zusammenberufen werden. Man hat unter dem Grafen Badeni in der leichtfertigsten Weise mit der Anwendung des § 14, des berühmten Nothverordnungs-Paragraphen, gespielt, so daß man hätte glauben sollen, ein reines Beamtenministerium werde noch leichteren Herzens von demselben Gebrauch machen. Aber Baron Gautsch zögert, das Ausgleichsprovisorium, das Budgetprovisorium und das Rekrutengesetz mit Hilfe der Nothverordnung zu dekretiren. Wir taxiren die konstitutionellen Skrupel des Herrn von Gautsch nicht allzu hoch, oder er ist jedenfalls bedächtiger als Graf Badeni und Herr v. Bilinski, er handelt nach Ueberlegung und nicht nach den Inspirationen des Augenblicks. Man gewinnt denn auch den Eindruck, daß man hier von der Anwendung des § 14, mit dem man Monate hindurch getiebängelt hatte, zurückschreckt, weil man der Wirkung gewahr geworden ist, welche die Parallel-Aktion Banffy's in Ungarn hervorgerufen hat.

Als im August der Versuch Badeni's, eine Ausgleichskonferenz zu Stande zu bringen, auf welcher die Sprachenfrage in Böhmen zum Austrag gebracht werden sollte, an der Weigerung der Deutschen scheiterte, mußte man in den entscheidenden Kreisen sich darüber klar sein, daß der Reichsrath, der anfangs Juni nothgedrungen nach Hause geschickt werden mußte, auch im Herbst nicht arbeitsfähig sein werde. Graf Badeni versicherte zwar, daß er Hoffnungen habe, das Ausgleichsprovisorium durchzubringen, aber er vermochte keine Garantien zu bieten. In diesen Berathungen tauchte zum ersten Male der Gedanke auf, das Ausgleichsprovisorium in Oesterreich im Wege der Nothverordnung zu erlassen. Aber der ungarische Ministerpräsident Baron Banffy hielt damals seinem österreichischen Kollegen eine Vorlesung über österreichisches Staatsrecht und belehrte diesen darüber, daß man einen Staatsvertrag, wie es der Ausgleich und das Ausgleichsprovisorium ist, nicht als Nothverordnung dekretiren und abschließen könne. Das war denn auch vollständig richtig

und Baron Banffy brauchte, um auf der korrekten Linie zu bleiben, nur um einen Schritt weiter zu gehen. Er brauchte nur zu sagen: Das Zustandekommen des Ausgleichs auf parlamentarischem Wege ist eine unabweisbare Nothwendigkeit. Wenn Graf Badeni das österreichische Parlament aktionsunfähig gemacht hat, dann muß ein anderer Ministerpräsident es wieder aktionsfähig machen, denn die Erhaltung des Ausgleichs steht höher als die Erhaltung des Grafen Badeni. So hätte Graf Julius Andrassy gesprochen, welcher einst das Ministerium der Fundamental-Artikel inmitten seiner Siegeslaufbahn aus dem Sattel hob. Aber Baron Banffy ist in erster Linie Opportunist; ihm handelt es sich vor Allem um die Erhaltung seines Regimes und der von ihm bei den letzten Wahlen geschaffenen Majorität. Seine Stütze sucht er nach unten in dieser Majorität, nach oben in der Gunst der Krone. So erklärte er sich denn für den Fall, als in Oesterreich das Ausgleichs-Provisorium nicht vom Parlament votirt werden sollte, bereit, ein Auskunftsmittel zu finden. Er hätte es ablehnen sollen, vertragsmäßig den Ausgleich zu verlängern, wenn die bezügliche Ermächtigung dem österreichischen Ministerium nicht unter Beobachtung aller konstitutionellen Formen ertheilt würde. Aber er machte sich für die Eventualität, daß das österreichische Parlament versagen sollte, anheischig, durch einen einseitigen Akt der ungarischen Gesetzgebung die Gemeinsamkeit jener Angelegenheiten aufrecht zu erhalten, welche durch das Ausgleichsprovisorium geregelt werden sollen. Kurzgefaßt war der Stand der: Die Verlängerung des Zoll- und Handelsbündnisses und des Privilegiums der Notenbank soll in Oesterreich durch eine Nothverordnung, in Ungarn durch einen legislativen Akt einseitig verfügt werden. Die Quotenfrage forderte keine besondere Verfügung heraus; nach den Ausgleichsgesetzen entscheidet der Kaiser, falls eine Einigung nicht stattfindet. Das war das Auskunftsmittel, welches Baron Banffy vorschlug und das im Herbst mit Entzücken aufgegriffen wurde.

Schon damals haben alle jene, welche die ungarischen Verhältnisse kennen, dieses Auskunftsmittel als ein höchst bedenkliches und gefährliches, als ein zweischneidiges Schwert bezeichnet. Wenn der ungarische Reichstag einseitig die Zollgemeinschaft beschließen kann, dann kann er ebenso leicht die Aufhebung derselben beschließen. Seit jeher bestand in Ungarn eine starke Strömung für das selbständige Zollgebiet; dieses Postulat bildet einen der wichtigsten Programmpunkte der Unabhängigkeitspartei, in der sich die Losreißungstendenzen verkörpern. Auf die Mühle dieser Partei hat Baron Banffy das Wasser getrieben.

Aber noch mehr. Der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn besteht aus zwei Theilen. Der eine umfaßt die wirthschaftlichen Angelegenheiten und dieser unterliegt der Erneuerung. Der andere umfaßt jene Angelegenheiten, deren einheitliche Führung aus der pragmatischen Sanction entspringt, so insbesondere die gemeinsame Vertheidigung und die gemeinsame Leitung der äußeren Politik. Für die Verwaltung dieser Angelegenheiten hat das Ausgleichsgesetz die dualistische Form festgestellt. Diese Verfügung des staatsrechtlichen Ausgleichs vom Jahre 1867 ist eine dauernde, ihre Rechtskraft erstreckt sich nicht auf einen bestimmt begrenzten Zeitraum. Wohl aber ist die Existenz des dualistischen Verhältnisses durch das ungarische Ausgleichsgesetz an eine unabweisbare Voraussetzung gebunden, an den Bestand verfassungsmäßiger Zustände in Oesterreich. Trifft diese Voraussetzung nicht zu, dann stürzt das dualistische Gebäude, die weise Schöpfung Deaks und Andrassys zusammen. Daran hätte man denken müssen, als man in Oesterreich leichtblütig mit der Eventualität einer verfassungslosen oder verfassungswidrigen Regierung spielte. Man mußte wissen, daß die Unabhängigkeitspartei in Ungarn den ungarischen Ministerpräsidenten, wenn nicht an der Gurgel, so beim Worte fassen, daß sie jenen Paragraph des ungarischen Ausgleichsgesetzes, welcher die Bedingung der Verfassungsmäßigkeit in Oesterreich statuirt, wie einen Schlußschein präsentiren, daß sie die Zeit für gekommen erachten werde, an der Stelle des Dualismus die Personal-Union zu etabliren. Wie soll man die Haltung eines österreichischen Ministerpräsidenten qualifiziren, der zu dem Vorschlage Banffys nicht nur schwieg, sondern ihn annahm und billigte? Wie soll man über den Mann urtheilen, welcher im österreichischen Parlament mit der lex Falkenhayn einen Staatsstreich vollziehen und in den Reichsrath Polizeitruppen einmarschiren ließ, gleichsam um den Ungarn ad oculos zu demonstriren, daß in Oesterreich die verfassungsmäßige Regierung zu bestehen aufgehört hat?

Was vorausgesehen werden mußte, ist eingetreten. Als Graf Badeni stürzte, ohne das Ausgleichs-Provisorium trotz aller Gewaltthaten durchgebracht zu haben, als Baron Gautsch mit seinen Verhandlungen nicht vorwärts kam, wurde Baron Banffy an sein Versprechen gemahnt und gestern hat er seine Vorlage dem ungarischen Abgeordnetenhause überreicht. Franz Kossuth, der Sohn des Exgouverneurs, hat heute sofort die logische Antwort ertheilt, indem er erklärt, daß Ungarn sein volles Selbstbestimmungsrecht auf allen Gebieten zurückerlangt habe und fordert, daß dieses Recht auch zur Geltung gebracht werde. Die ungarische Unabhängigkeitspartei ist entschlossen, alle Mittel aufzubieten, um die Banffy'sche Vorlage vor dem 1. Januar 1889 nicht Gesetz werden zu lassen, und es ist wahrscheinlich, daß ihr dies gelingen werde. Der Brand, den Graf Badeni entfacht hat, droht, sich nicht auf Oesterreich zu beschränken, die Krise, die er zurückgelassen, hat bereits auch Ungarn erfaßt. Wir hatten Unrecht, von einer Episode Badeni zu sprechen; wir fürchten, die Aera Badeni wird für Oesterreich eine traurige historische Bedeutung erlangen.

Wien, 7. Dezember.

Gustav Steinbach.

Ovid's Verwandlungen.*)

Wenn heute eine Uebersetzung von Ovid's Metamorphosen erscheint, so wird ihr der Verleger in seinem Prospekt schwerlich die beliebte Phrase voransetzen, daß sie einem allgemein gefühlten Bedürfniß abhelfe; da aber der Reichthum sich erst dadurch bekundet, daß eine Fülle des Wünschenswerthen, die weit über das Bedürfniß hinausgeht, dargeboten wird, so wird Niemand anstehen, solche Gabe herzlich willkommen zu heißen.

Constantin Bulle, der Politiker, der Historiker, der ehemalige Reichstagsabgeordnete für Bremen hat, durch lange Krankheit gezwungen, seiner öffentlichen Thätigkeit entsagt, sein Amt als Direktor des Gymnasiums und Schulrath niedergelegt und durch eingehende und sich immer freundschaftlicher gestaltende Beschäftigung mit dem Arvost der Antike ein bischen Heiterkeit und Schönheit an sein Schmerzenslager sich zum Troste herbeigezaubert. Seitdem große Arbeiten, die tägliche Anspannung erfordert hätten, ihm unmöglich geworden, war eine Uebersetzung des alten Ovid eine Art Spielzeug, eine Patience, die sich bei Seite legen ließ, wenn die Schmerzen überhand nahmen, und die gern wieder hervorgeholt wurde, sobald einmal die Stimmung sich ein wenig aufhellte. So trägt — da die Zeit und das Fertigwerden den Verfasser niemals drängten — sein Werk den Charakter völliger Ruhe und Ausreifung und eine künstlerische Vollendung der Form, die es dem Allerbesten unserer Uebersetzungslitteratur an die Seite setzt.

Aber — wird mancher in der Hitze des Tages keuchende Arbeiter im Weinberge des Herrn fragen — aber was soll uns denn Ovid? Ist er und sein alter Fabelkram denn immer noch nicht todt? „Wozu dienet dieser Unrath?"

Freilich, er ist der pure Luxus; er verbindet sich auch in keiner Hinsicht mit irgend einer Frage der politischen, wirthschaftlichen, naturwissenschaftlichen, ästhetischen Sphinx,

*) In Stanzen übersetzt von Constantin Bulle. Bremen. 1898. Verlag von M. Heinsius Nachfolger.

die uns das Leben so sauer macht. Er ist ein Luxus wie der Regenbogen, der in den Wolken steht und keinen Kohl begießt und keine durstige Kehle tränkt; aber ein sehr feiner Dichter äußert sich einmal in sehr groben Worten über den Philister, der von Iris' Herrlichkeit ungerührt, nur immer den Rüssel in den Boden hineinwühlt und an nichts denkt als an das Bedürfniß und den Nutzen. Was Goethe den Regenbogen sagen läßt: „Doch bin ich hier ins All gestellt, als Zeugniß einer bessern Welt für Augen, die vom Erdentand getrost sich wenden zum Himmel auf," — das dürfen wir auch als Devise des farbenglänzenden unnützen Dichters auffassen: er ist zu nichts da als zum Schmuck des Lebens.

Wer Ovid nur von der Tertia her kennt, der kennt ihn gar nicht; das Dichterische geht in dem Grammatikalischen unter; kaum hat sich die arme Seele an einem schwungvollen Bilde oder einer phantastischen Schilderung ergötzt, da breitet auch schon die Tücke des Ordinarius so viel heikle Fragen nach Wortform und Syntax aus, daß Einem zu Muthe wird, als ginge man in einem Paradies mit Fußangeln spazieren. Das ist nicht die Methode, einen Dichter zu genießen. Und wer ihn nicht von der Tertia her kennt, wer kennt ihn dann? Wie klein ist wohl die Zahl derer, die in reiferen Jahren, wo Skatabende, Bälle, Vereinssitzungen und Geschäfte ihr Recht verlangen, noch einen lateinischen Dichter zur Hand nehmen? Vollends die Zahl derer, die im Stande wäre, ihn im Original zu lesen? So ist der Dichter, der zur Zeit der Spätrenaissance der herrschende war und den Heros der Frührenaissance, Virgil, fast abgesetzt hatte, der Dichter, dessen Motive bei Ariost, bei Shakespeare, bei Racine bei Goethe und sogar noch bei Lord Byron alle Augenblicke wieder klingen, dessen Schilderungen in Raphael's Galathea, in Carraccis Palazzo Farnese-Fresken, in zahllosen Bildern von Rubens — von der Legion geringerer Meister zu schweigen — zu blühendster Sichtbarkeit sich entfaltete, heute kaum mehr als ein berühmter Name.

Schade, daß es so ist; so ist es nicht nur etwa mit Ovid allein, sondern mit der ganzen antiken Dichterwelt, Homer an der Spitze. Zu derjenigen Kenntniß des Griechischen und Lateinischen, die erforderlich ist, um die Lektüre der Dichter zu einem, alle Schwierigkeiten hinter sich lassenden, Genuß zu machen, kommt heute nur noch der Philologe von Fach; für uns andere Sterbliche hat sich die Masse des nothwendig zu Erlernenden so ungeheuer gehäuft, daß die klassischen Sprachen volens volens in den Hintergrund treten müssen. Aber wäre nicht von dem, was die Hauptbildung der Renaissance ausmachte, die, abgesehen davon, daß um drei Jahrhunderte weniger Geschichtszahlen auswendig zu lernen waren, sich um Naturwissenschaft, soziale Fragen und das erdrückende Quantum Tagesgeschichte, das uns die Tagespresse aufhalst, wenig kümmerte, wäre nicht von jenem Schatz immer noch ein Rest zu retten? Wäre nicht, wo die Originale unerreichbar geworden sind, durch Kopien wenigstens eine annähernde Kenntniß der Originale zu vermitteln? Eine gute Kopie thut doch viel. Kennt doch das Volk seine Bibel, die aus der Volksseele gar nicht wieder hinweg zu denken ist, nur aus der Uebersetzung. Könnte nicht — müßte nicht in all den Kreisen, für die eine Kenntniß der klassischen Sprachen sich nicht mehr ermöglichen läßt, eine Bekanntschaft mit Homer und den griechischen Dramatikern, mit Herodot und Thukydides vielleicht sogar mit Platon durch Uebersetzung herbeigeführt werden, — gleichviel ob ein wirklich Kundiger solche Bekanntschaft hoch oder gering anschlagen will? Sie wäre doch zum mindesten ebenso viel werth wie ein sogenannter Bilderatlas zur Kunstgeschichte; wer Raphael nur von Hörensagen kennt, der kennt ihn gar nicht; wer auch nur einen elenden Konturstich nach ihm gesehen hat, der hat doch eine Art Begriff. Einer, dem eine Mozart'sche Arie vorgepfiffen wird, erfährt zwar nicht ihre ganze Schönheit, aber doch mehr als sich durch bloße Worte mittheilen läßt. Wäre nicht, was für die Griechen gefordert werden sollte, für die Lateiner ebensowohl am Platze? Welche Bereicherung der Bildung, wenn man die Werke Cäsars, die großen Reden Ciceros, die Annalen des Tacitus ein bischen von Angesicht zu Angesicht kennen lernen wollte, — sei es immerhin in einem dunklen Spiegel; der dunkelste Spiegel ist besser als bloßes Hörensagen.

In diesem Sinne ist also einer sich immer steigernden Uebersetzungslitteratur eifrigst das Wort zu reden; wir stehen noch lange nicht, trotz Voß und Donner und Droysen und all den guten Anläufen, die sie gemacht haben und viele andere, auf der wünschenswerthen Höhe. Vor Allem fehlt es bei diesen Altmeistern nur zu oft an einem erfreulich lesbaren Deutsch, und wenn Droysen's Aristophanes zu weit in das Alltägliche hinabzusteigen scheint, so bewegen sich die Tragiker Donners auf gar zu philologischen Kothurnen und reden Perioden, die oft nach drei-, vierfacher Lesung kaum zu verstehen sind. Das deutsche Ohr, das den komplizirten Metren der griechischen Chöre nun ein für allemal nicht zu folgen vermag, sollte mit den bei einer wörtlichen Wiedergabe unvermeidlichen Sprachverrenkungen verschont werden und sich an den freien Rhythmen der Braut von Messina oder Goethe'scher Oden oder der Nordseelieder Heine's genügen lassen.

Diese Resignation gegen das klassische Metrum, die Schiller veranlaßte, seinen Virgil in achtzeitigen, außerordentlich frei behandelten, aber deshalb nur um so wohlklingenderen Stanzen zu übersetzen, hat auch Bulle zu der gleichen, freilich strenger gehandhabten, Form geführt, und er bietet uns seinen Ovid in rime ottave. Sehr lehrreich ist, was er zur Rechtfertigung dieser Wahl in der Vorrede sagt. Er will keineswegs für alle antiken Dichtungen in Hexametern ein und dasselbe Metrum im Deutschen angewendet wissen und trennt die Werke, die ein Festhalten an der originalen Form fordern, namentlich also die homerischen Epen, von denen, deren leichte Natur, deren fast moderne Denk- und Ausdrucksweise auch durch eine modernere Uebertragung nicht nur nicht geschädigt, sondern nur gefördert wird. Namentlich der ganz in das romantische Kolorit eines Ariost hinüberspielende Ovid scheint diese Metamorphose des Hexameters in die Stanze zu fordern, wenn sein ursprünglicher Charakter in der neuen Sprache nicht etwa versteinern, sondern lebendig bleiben soll. Strenge Philologen werden ihm vielleicht widersprechen, genußfähige, naive Leser werden ihm gewiß von Herzen danken, denn ihnen wird der Dichter durch Bulle's melodische Nachdichtung erst zugänglich gemacht; er wird ihnen in dem Lichte gezeigt, in dem Raphael und Carracci und Rubens ihn sahen, und das ist wahrlich kein schlechtes: selbst wenn es durch ein, die Farbe des Originals einigermaßen umstimmendes, Medium fallen sollte.

Es würde zu weit führen, wenn hier über das Gedicht selbst ein charakterisirendes Wort versucht werden sollte; sein hoher Werth ist ja längst litterarhistorisch verbürgt. Der Dichter führt seinen Leser durch eine Welt von Abenteuern: die Leidenschaften der Seele und die Gestalten der Dinge sprechen sich mit zwingender Beredsamkeit aus, ja, die tiefen Gedanken epikuräischer und stoischer Philosophen, jene Wahrheit, die, um mit Goethe zu sprechen, schon längst gefunden ist und edle Geisterschaft verbunden hält, findet in den Worten des anscheinend so leichtsinnigen Virtuosen ihren glänzenden Ausdruck. Hier scheint er zu bekennen, was er selbst über Gott und Welt denkt, während er in dem ungeheuren Getriebe seiner mythologischen Anekdoten nur künstlerische Absichten im Auge hat und er sich nicht einfallen läßt, auf seinen religiösen Standpunkt diesem ästhetischen gegenüber irgend welchen Werth zu legen. Man kann eben ein Heide sein und dennoch mit Begeisterung Heiligenbilder malen. Daß er gewisse Dinge, über die unsere Begriffe von Wohlanständigkeit einen Schleier zu werfen gewohnt sind, mit antiker Offenheit darstellt, ist bei einem antiken Dichter selbstverständlich, macht aber doch unser Buch zu einem Konfirmationsgeschenk ungeeignet. Natürlich ist es nicht in all seinen Theilen gleichbedeutend; neben dem Höchsten, wie z. B. der Geschichte der Alcyone, läuft auch manches Leichte mit durch, graue, indifferente

Fäden in des Liedes buntem Riesenteppich. Eines nur ist bis zur Geschmacklosigkeit, ja Unerträglichkeit getrieben: die Marotte, der das ganze Buch seinen Namen verdankt, die fixe Idee, beständig ein Abenteuer durch irgend einen faulen Verwandlungszauber an das andere zu knüpfen. Daß ein so geistreicher Poet keine gefälligere Kette für seinen Einschlag finden konnte! Wie unendlich viel vollendeter wirkt die große, universale Verliebtheit sämmtlicher ariostischer Helden in die schöne Angelica! Aber freilich — was wäre ein Ariost, wenn kein Ovid gewesen wäre!

A. Fitger.

Theater.

Deutsches Theater: „Mädchentraum." Spiel in 3 Akten von Max Bernstein.

Irgend Jemand war einmal in der sehr peinlichen Lage eine Rede halten zu müssen. Zweierlei aber stand besagter Rede im Wege. Erstens konnte er überhaupt nicht sprechen, und zweitens fiel ihm durchaus nichts ein, worüber er hätte sprechen können. Kluge Leute fragte er um Rath, die aber wußten ihm nicht zu helfen. Endlich kam er zu einem Vetter, und der sagte: sprich doch in Versen.

Nun weiß ich nicht, ob Max Bernstein einen Vetter hat, der ihm gerathen, seinen „Mädchentraum" in Versen zu schreiben. Jedenfalls war es sehr klug von ihm, es zu thun. Denn seine Verse haben dem Publikum höchlich gefallen.

Vielleicht ist es ungerecht; aber wenn ich Verse höre, wird auch die Sehnsucht in mir wach, nach Gefühlen, denen die Alltagssprache sich versagt, nach tieferer Herzensoffenbarung, nach heißerem, kühnerem Lieben. Und wenn mich Jemand (wie Max Bernstein es gethan) in ein phantastisches Aragon führt, dann will ich da nicht Veilchen pflücken und Vergißmeinnicht. Ich suche nach wunderbaren Blumen mit seltsamen Kelchen, nach Menschen, die des Herzens Sprache reden, nach Wesen, in denen sich die Natur naiv offenbart. Wozu sonst der beschwerliche Ritt in's phantastische Land? Freilich, die große Masse der Theaterbesucher denkt darüber anders. Ihre Phantasie ist eine etwas steife, schwerfällige Dame. Sie fährt lieber auf der ausgefahrensten poetischen Kutschbahn bis nach Aragon, als daß sie sich zu Fuß nach Berlin N. bemüht.

Es ist eine sehr alltägliche Geschichte, die sich unter Bernsteins Regierung in Aragon abspielt. Ein Mädchen, das aller Liebe abgeneigt, verliebt sich im zweiten Akt etwas, im dritten Akt ganz außerordentlich. Komplizirt wird diese Herzensangelegenheit nur dadurch, daß sie die Fürstin Aragons ist und daher mit ihrer Hand zugleich das Glück ihrer Unterthanen zu vergeben hat. Beides aber fällt dem anheim, der sich im ersten Akt, ein wenig monologisch, in einer Apostrophe an die „künftige" Geliebte als der Rechte zu erkennen gegeben hat. Dabei spielen sich ein paar wirklich geist- und stimmungsreiche Scenen zwischen den Beiden ab, in denen der Mann klug Goethe's Rath befolgt: „doch wem wenig dran gelegen scheinet, ob er reizt und rührt, er beleidigt, der verführt." Nur im dritten Akt wird mit dem Spiel ein gar banales Spiel getrieben. Aber auch da noch schreiten die Liebenden auf einem Teppich von Veilchen einher.

Ein paar harmlose Intriguen sind in die Liebesgeschichte eingewebt, und seltsam löst sich kluges Geschick und grobes Ungeschick in der Scenenführung ab. Aus allen Dickichten des Dichterwaldes aber retteten Bernstein die Darsteller des Deutschen Theaters; Kainz und Agnes Sorma in den führenden Rollen. Und wenn Kainz sprach, kam wirklich ein Klingen in die Verse, und von Frau Sorma ging wirklich ein Hauch echter Märchenstimmung mit all' den naiven und holden Reizen aus. Waren sie auf der Bühne, so hätte man an ein Aragon schon glauben können — nur waren die Dekorationen dafür allzu preußisch, im Stil Friedrich Wilhelms I. gehalten: jeder Stuhl ein ersparter Rekrut.

Interessirt hat mich der Mädchentraum der jungfräulichen Fürstin: sie will das Reich der Tugend in Aragon begründen. Tugend gilt ihr zumeist im Gegensatz zu Liebe, und überhaupt, „Tugend" ist etwas blaß. Aber übersetzt man den Tugendmädchentraum aus dem Aragonischen in konkreten modernen Sprachgebrauch, dann wird er charakteristisch. Der Mädchentraum von der „Tugend" ist sogar in der braven Wirklichkeit Modesache geworden. Auf Englisch heißt er: I go slumming; auf deutsch: ich trete Kursen für soziale Hilfsleistung bei.

Uebrigens — ich habe die Rede damals garnicht gehalten. Damit soll nicht gesagt sein, daß Bernstein seinen „Mädchentraum" besser ungeschrieben gelassen hätte. Er hat vielen harmlos und auch geschmackvoll Freude bereitet, und das ist immer schon viel. Hat er aber sein Stück auf die Bühne des deutschen Theaters gestellt mit einem ernsthaften U. A. w. g. an die Kritik — so lasse man die Buchstaben in Kotzebue'scher Interpretation gelten: Und Amen wird gesagt.

Friedrich Dorn.

Zeitschriften.

Französische Stimmen über deutsches Studium.

(„Revue Internationale de l'Enseignement".)

Ueber das Studium der Rechtswissenschaft auf deutschen Universitäten hat in der jüngsten Zeit auf französischem Boden ein Meinungsaustausch stattgefunden, der unsere Aufmerksamkeit verdient. Die „Revue Internationale de l'Enseignement", welche von der Gesellschaft für höheren Unterricht in Paris herausgegeben wird, brachte in ihrer Nummer vom 15. Oktober ein Schreiben von Gabriel Monod, in dem er dem Herausgeber über einen an ihn gerichteten Brief eines italienischen Studenten berichtet. Derselbe meldet ihm, daß er seit einem Jahre in Straßburg und Berlin die Vorlesungen über römisches Recht gehört habe und erstaunt sei über die Vernachlässigung, mit welcher diese Disziplin behandelt werde; daran trage die Schaffung des neuen deutschen Gesetzbuches die Schuld. Man verachte jetzt dies ehemals so schön gepflegte Studium und werfe sich ganz allein auf das neue Gesetzbuch in einer ganz unwissenschaftlichen Weise. Für die Deutschen von heutzutage fange die Weltgeschichte erst mit 1870 an, und alles, was vorher gegangen, sei „dummes Zeug", während Frankreich sich mehr und mehr dem ehemaligen wissenschaftlichen Ideal der deutschen Universitäten zuwende, gleiche das heutige Deutschland immer mehr dem Frankreich des zweiten Kaiserreichs.

Monod setzt hinzu, wahrscheinlich sündige obige Auffassung durch jugendliche Uebertreibung; aber es sei nach allen ihm zugegangenen Mittheilungen gewiß, daß der juristische Unterricht auf den deutschen Universitäten eine schlimme Krisis durchmache. Die Professoren würden durch die größeren Einnahmen, welche ihnen aus der Abhaltung von Vorlesungen über praktisches Recht erwüchsen, verleitet, die Vorlesungen über gelehrtere Materien zu vernachlässigen, und im übrigen übe die Schaffung eines nationalen Gesetzbuchs in Deutschland eine unwissenschaftliche Wirkung aus, ähnlich wie es seiner Zeit durch den Code in Frankreich geschehen sei.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, ist hier noch zu bemerken, daß sicherlich in Monod's Aussprache keine Spur einer Deutschland abgeneigten Gesinnung gesucht werden darf. Monod ist einer der vorurtheilslosesten, ja, man darf ruhig sagen, der vom besten Geist beseelten Kenner deutscher Verhältnisse und steht in intimem freundschaftlichem Verkehr mit einer großen Anzahl bedeutender deutscher Persönlichkeiten.

In der folgenden Nummer der Revue, vom 15. November, befindet sich eine Erwiderung von einem anderen französischen Gelehrten, der ebenso interessante und freundliche Beziehungen zu Deutschland unterhält. Es ist Herr Professor Georges Blondel, dessen jüngstes

großes Werk „Études sur les populations rurales de l'Allemagne et la crise agraire“ bereits lebhafte Beachtung gefunden hat, und der auch an dem jüngsten Kongreß der Sozialpolitiker in Köln sich aktiv betheiligte. Die Redaktion der Revue hatte, wie sie in einer Anmerkung berichtet, sich beeilt, Monod's Brief Herrn Blondel mitzutheilen und ihn um eine Untersuchung der angeregten Frage zu bitten. Derselbe ist in einem sehr ausführlichen Schreiben dieser Aufgabe nachgekommen. Er bemerkt im Eingange, daß ihm die Aufforderung der Revue gerade während seines Aufenthalts in Berlin zugekommen sei, und spricht sich im Allgemeinen dahin aus, daß die Auffassung jenes italienischen Studenten ihm übertrieben scheine. Der Brief desselben habe natürlich bei den deutschen Professoren und speziell bei den darin erwähnten Herren Pernice und Eck große Aufregung hervorgerufen; er habe sich selbst an dieselben gewendet. Er citirt wörtlich ein größeres Schreiben, das Prof. Eck zur Abwehr an ihn richtete; Prof. Pernice, dem er von diesem Briefe Kenntniß gegeben, schloß sich derselben Meinung an. Blondel fügt hinzu, es sei wohl angezeigt, zunächst einmal den thatsächlichen weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten, wie sie sich nach Einführung des neuen Gesetzbuches im Jahre 1900 gestalten werden. Dann führt er aus, er habe sich noch mit einer Reihe anderer Gelehrten und höherer Gerichtspersonen über den Gegenstand unterhalten. Soviel stehe ihm fest, daß auch die meisten dieser Herren wenig erbaut gewesen seien von einem Ministerbeschluß vom 18. Januar 1897, der in dieser Materie ergangen sei, und selbst die, welche resignirt schienen, sich ihm zu unterwerfen, ließen doch ein gewisses Mißvergnügen darüber durchblicken. Wir können hier nicht näher auf die ganz objektiven, das Für und Wider prüfenden Erwägungen Blondel's eingehen; es möge genügen, diejenigen, die sich näher für die Sache interessiren, auf den Text in der Revue vom 15. November hinzuweisen. Abgesehen von dem Interesse, das es für uns hat, diese Materie in Frankreich so eifrig erörtert zu sehen, heißen wir es auf jeden Fall willkommen, daß auch bei diesem Anlaß die Frage der wissenschaftlichen Ausbildung unserer Juristen einer Erörterung unterzogen wird. Der Geist, den die juristischen Zöglinge unserer Universitäten in die Praxis mit hinübernehmen ist uns nicht gleichgültig, und ein Uebermaß von Zutrauen in den Bildungsgang unseres künftigen Richterpersonals ist es bekanntlich nicht, woran wir leiden.

L. B.

Wolfgang Kirchbach: Das Buch Jesus. Die Urevangelien. Neu nachgewiesen, neu übersetzt, geordnet und aus den Ursprachen erklärt. Berlin. 1893. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (1,50 Mk.).

Das kürzlich besprochene Werk Kirchbach's „Was lehrte Jesus?“ enthielt die erstmalige Konzipirung der Ergebnisse eingehender theologischer Studien und origineller religiös-sittlicher Spekulationen des Verfassers, und trug alle Kennzeichen einer ersten Niederschrift. Bei einem Werke so gewichtigen Inhaltes kann indessen die anmuthende Frische der Darstellung den Mangel klarer Uebersichtlichkeit nicht ersetzen. Kirchbach hat daher wohl daran gethan, daß er die Quintessenz seines größeren Werkes in durchsichtiger Form in der vorliegenden kleinen Schrift niedergelegt hat. Er hat dafür die altbewährte Darstellungsweise des Katechismus mit Geschick verwerthet. Dem Buche gibt der Autor einen Empfehlungsbrief mit auf den Weg:

„Aus dem Munde des aramäischen Denkers und Religionslehrers selbst verweist es jeden Aberglauben und verbannt aus unserem Gemüth alles, was Wissenschaft und Vernunft widerspricht. So wird es Jedermann ein Handbüchlein echten sittlichen Lebens mit seinen Mitmenschen sein, ein Quell stiller Glückseligkeit und des festen Vertrauens zur Zukunft der Menschheit; es wird den Forscher begeistern zum treuen verfolgen der Wahrheit, es wird den Arbeiter stärken in seinem Thun, indem er erfährt, daß nicht in einem Jenseits oder in einem Kinderhimmel der Lohn seiner Arbeit liegt, sondern daß er auch in diesem Leben schon Anspruch auf geistige und lebendige Güter hat.“

Der Katechismus selbst ist in drei Hauptstücke getheilt. Das erste enthält die Parallelsprüche und Lehrlieder Jesu: Sittenlehre, Wanderlieder und Erfahrungssprüche, Reform-, Kampflieder, Klagelieder. Das zweite die Gleichnisse zur Erläuterung der Ethik Jesu. Das dritte die Sinnlieder und Gleichnißpsalmen: vom Urgrund, vom ewigen Leben, vom Geist der Wahrheit. Der Anhang enthält die Bundessprüche und einen Abriß des Lebens Jesu.

Man hat „Das Buch Jesus“ als religiöses Epos bezeichnet. Entsprechend unseren Ausführungen über das Hauptwerk des Verfassers möchten wir diese kleine Schrift denn doch höher bewerthen. Es ist eine geniale wissenschaftliche Hypothese in einer Form, die freilich nur ein Dichter schaffen konnte. Allerdings geht der Autor nicht den herkömmlichen Weg der Schule, es hätte ihm sonst obgelegen, in wissenschaftlicher Detailarbeit zunächst einmal den Einwürfen der Gegner Rede und Antwort zu stehen, ehe er mit fertigen Resultaten vor die gebildete Welt tritt, aber die Freude an dem Werk und ein Schaffen aus dem Vollen, die prächtige Originalität der Form wäre dann wohl den gestrengen Vorschriften exakten wissenschaftlichen Forschens zum Opfer gefallen. Darum mag der Autor getrost seinen Weg gehen. Die wissenschaftliche Theologie wird ihn schon zu finden wissen.

P. L.

Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa. Von Giovanni Gamerra. Aus dem Italienischen übersetzt von Hedwig Jahn. Berlin. 1897. Verlag von Franz Grunert.

Ueber die Schicksale des Bersaglierimajors Gamerra, der in der Schlacht bei Adua von den Abessiniern gefangen genommen und dann in einer neunmonatlichen qualvollen Gefangenschaft gehalten wurde, hat Ernesto Gagliardi an der Hand des italienischen Originals in diesen Blättern (Jahrg. XIV. Nr. 36) bereits einen ausführlichen Bericht erstattet. Es liegt jetzt eine gute deutsche Uebersetzung des italienischen Werks, geschmückt mit drei Abbildungen (Major Gamerra, Oberstlieutenant Galliano und Negus Menelik), vor, auf die wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen.

R.

Eine „Berichtigung“.

In der „Politischen Uebersicht“ unserer Nr. 8 vom 20. November d. J. hatten wir einen Bericht der „Kieler Zeitung“ über die Thaten eines Herrn Heinz Krieger reproduzirt, welcher Herr in dem Wahlkreise Oldenburg-Plön Reden für die Freisinnige Volkspartei hielt und sich dabei durch so geschmackvolle Redewendungen, wie: „Die von der Freisinnigen Vereinigung hätten Molluskenbrei im Gehirn“ auszuzeichnen suchte. Dieser selbe Herr wünscht die Erinnerung an seine Thaten durch eine „Berichtigung“ aufgefrischt zu sehen. In dem von uns wiedergegebenen Bericht der „Kieler Zeitung“ über die Molluskenbrei-Rede befand sich u. A. auch der Passus: „Dieser Vertreter des waschechten Freisinns“ habe kein Bedenken getragen, „zu persönlichen Angriffen versteckte antisemitische Redensarten zu Hilfe zu nehmen . . . . . ., indem er im unmittelbaren Anschlusse an einen Angriff auf einen Herrn jüdischer Konfession bemerkte, die Herren sollten doch nicht immer in jener dissigen Art debattiren, die jener Klasse von Leuten eigen sei, von denen man sage, daß sie eigentlich gar nicht zu uns gehören“.

Herr Krieger „berichtigt“ diesen Bericht folgendermaßen:

„Ich habe dem Sinne nach wörtlich gesagt, wenn Herr Rechtsanwalt Waldstein mich als Berliner apostrophirt hätte, so sei das ebenso geschmacklos, als wenn ich besonders hervorheben wollte, Herr Rechtsanwalt Waldstein sei aus Altona, oder er gehöre einem Volksstamm an, von dem gewisse Leute behaupten, er habe in Deutschland keine Gleichberechtigung“.

Vermuthlich werden unsere Leser in dieser Wendung weniger eine Berichtigung, als eine Bestätigung unserer Behauptung finden, daß der Molluskenbrei-Redner sich auch „versteckter antisemitischer Redensarten“ bedient habe. Nur der Vollständigkeit wegen fügen wir hinzu, daß der Referent der „Kieler Zeitung“ an der Genauigkeit seiner Darstellung festhält. Wie Herr Krieger sich in jener Reinfelder Versammlung aufgeführt hat, darüber zum Schluß nur noch folgende Notiz der „Reinfelder Nachrichten“ vom 16. November: „Das ganze Gebahren dieses Redners kennzeichnete der Redakteur dieses Blattes unter allgemeiner, stürmischer anhaltender Zustimmung der Versammlung dahin, daß es der Anstand verbiete, auf diese Angriffe zu antworten“.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 12. Berlin, den 18. Dezember 1897. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 5081 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat bei der Festtafel, die für den scheidenden Prinzen Heinrich im Kieler Schloß stattfand, einen politischen Toast auf seinen Bruder ausgebracht, der die deutsche Flotte an der chinesischen Küste befehligen wird. Er nannte die Entsendung der Flotte „die erste Bethätigung des neugeeinten und neuerstandenen Deutschen Reiches in seinen überseeischen Aufgaben“. Und diese Aufgaben sind:

„Die deutschen Brüder kirchlichen Berufs, die hinausgezogen sind zu stillem Wirken, und die sich nicht gescheut haben, ihr Leben einzusetzen, um unsere Religion auf fremdem Boden, bei fremdem Volke heimisch zu machen, haben sich unter Meinen Schutz gestellt, und es gilt, diesen mehrfach gekränkten und auch oft bedrängten Brüdern für immer Halt und Schutz zu verschaffen. Deswegen ist die Unternehmung, die Ich Dir übertragen habe, und die Du in Gemeinschaft mit den Kameraden und den Schiffen, die bereits draußen sind, zu erfüllen haben wirst, wesentlich die eines Schutzes und nicht des Trutzes. Es soll unter dem schützenden Panier unserer deutschen Kriegsflagge unserem Handel, dem deutschen Kaufmann, den deutschen Schiffen das Recht zu Theil werden, was wir beanspruchen dürfen, das gleiche Recht, das von Fremden allen anderen Nationen gegenüber zugestanden wird.“

„Schutz“ nicht „Trutz“ und „mit allen Kameraden der fremden Flotten draußen innigen Verkehr und gute Freundschaft“, so lange es Niemand unternimmt, „uns an unserem guten Recht zu kränken oder schädigen zu wollen.“ Ein solches Programm konnte man erwarten, und ein solches Programm zeigt einigermaßen die Ziele der Unternehmung und auch ihren Ernst.

Unmittelbar auch auf unsere parlamentarischen Verhältnisse Licht werfend, sind dann noch zwei Telegramme, die der Kardinal Kopp und der Erzbischof von Stablewski mit dem Kaiser gewechselt haben.

Der Breslauer Kirchenfürst telegraphirte:

„Der Fahrt des Erlauchten Bruders nach dem fernen Osten zum Schutze des Kreuzes weiht die innigsten Segenswünsche Kardinal Kopp.“

Der Erzbischof von Stablewski telegraphirte, daß seine „Gebete den fürstlichen Seefahrer begleiten, auf daß Christi Kreuz im fernen Osten sichern Schutz und Förderung finden möge!“

Uns hat die Rede des Herrn Lieber zur Marinevorlage nicht überrascht; jetzt wird sie noch weniger Ueberraschung hervorzurufen vermögen.

In der Kranken- und Irrenanstalt „Bethel“ des Pastors v. Bodelschwingh scheinen Zustände zu herrschen, die an jene des Mariaberger Alexianer-Klosters erinnern. Daß Kranke geschlagen worden sind, ist durch einen Prozeß festgestellt worden. Aber dazu kommt ein Anderes. Diese Kranken- und Irrenanstall legt das Hauptgewicht auf religiöse Einwirkung; die medizinische Behandlung ist vollständig aber fast vollständig in den Hintergrund gerückt. Das ist ein Zustand, der in einem modernen Staate dringend nach Beseitigung verlangt. Wir haben natürlich nichts dagegen, daß den Kranken auch in Krankenhäusern die Tröstungen der Religion zugänglich sind, insofern sie danach verlangen. Aber eine Kranken- und Irrenanstalt, die ihre Patienten vor

Allem mit der Bibel behandelt, ist ein Unding; denn zu glauben, daß die Religion Epilepsie und Irrsinn heilt heißt sie erniedrigen zu den Anschauungen barbarischer Zeiten; und nun noch dazu solche religiösen Kuren, wenn sie mit Schlägen gewürzt sind. Hier steht ein öffentliches Interesse in Frage, und der Staat hat dafür zu sorgen, daß die Religion nicht zu Zwecken mißbraucht werde, die ihr fern liegen, und daß Kranke nicht unter diesem Mißbrauch leiden.

Italien hat ein neues Ministerium, das im Wesentlichen aus den alten Personen besteht; doch ist auch die Linke in ihm nunmehr vertreten und zwar vor Allem durch Zanardelli; wir haben also ein Ministerium, das aus Konservativen und Radikalen besteht. Das ist in Italien nicht so merkwürdig, wo die Parteigegensätze ziemlich verwischt sind, und die Personenfragen eine erhebliche Rolle spielen.

Da Rudini und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Visconti Venosta dem Kabinet erhalten geblieben sind, so wird die auswärtige Politik Italiens die alte im Rahmen des Dreibundes bleiben.

Die Prager tschechischen Patrioten haben sich zu einer neuen bemerkenswerthen That aufgeschwungen. Im Deutschen Theater fand man eine Bombe, deren Zünder brannte; eine gefährliche Explosion konnte glücklicherweise noch rechtzeitig verhindert werden. Auch derjenige, der den Chauvinismus haßt, und der darüber zu wachen sucht, daß jedem Volk Gerechtigkeit zu Theil werde, muß sich bekreuzigen vor den tschechischen nationalen Kulturträgern.

Ueber das Schicksal von Dreyfus und über das Schicksal von Esterhazy schwebt noch Dunkel. Ob die Gerechtigkeit diese Wolken bald durchdringt, ist zweifelhaft, wenn man bedenkt, welchen Märchen die Massen in Frankreich Glauben schenken, und welchen Einfluß diese verblendeten Massen haben.

Es ist ein beachtenswerthes Zeichen, mit welchen Mitteln die zahlreichen Esterhazy-Blätter Stimmung für ihren Schützling zu machen suchen. Die unglaublichsten Erzählungen finden Glauben; Massen, die so leichtgläubig sind, laufen Gefahr, jedem Abenteurer ins Garn zu laufen. Zugleich herrscht eine erstaunliche Gefühlsverwirrung, denn Esterhazy hat es gar nichts geschadet, daß er den Wunsch hegte, an der Spitze deutscher „trunkener Ulanen" die Pariser Bevölkerung niederzusäbeln, und überdies sind diese Massen jedes Stolzes baar, denn unaufhörlich darf man ihnen sagen, daß aus Besorgniß vor internationalen Verwicklungen die volle Wahrheit über Dreyfus nicht gesagt werden könne.

Es gehört viel naive Leichtgläubigkeit dazu, an internationale Verwicklungen in solchem Falle auch nur entfernt zu denken; aber es zeigt dieser Glaube zugleich etwas anderes. Wie ist es möglich, daß ein Volk von dem reizbaren Selbstgefühl der Franzosen, sich aus Furcht vor äußeren Verwicklungen seine juristisch strenge Gerechtigkeit verkümmern läßt. Wir dürfen das öffentliche Gewissen nicht beruhigen, wir dürfen nicht die kategorischen Regeln strenger Gerechtigkeit innehalten — denn das Ausland gestattet das nicht. Es sind merkwürdige Patrioten, die das dem französischen Volk zu sagen wagen und es ist ein merkwürdiger Zustand bei einem stolzen Volk, das sich solche Demüthigungen bieten läßt.

Es würde auf die Welt mehr Eindruck machen, wenn man in Frankreich sagte: Wir verfolgen die unparteiische Gerechtigkeit in voller Oeffentlichkeit, und wir wollen sehen, ob das Ausland wagen wird, sich bei solchem Verhalten einer großen Nation auch nur zu rühren.

Bei uns weiß man, daß Deutschland keine Veranlassung haben würde, sich des Herrn Dreyfus wegen zu rühren.

Freisinnige gegen Freisinnige.

Die Politik hat nicht die Verpflichtung, amusant zu sein, und leider noch weniger die Verpflichtung, angenehm zu sein. Politik treiben heißt eine öffentliche Pflicht erfüllen, und Pflichten erfüllt man, sie seien wie immer beschaffen.

Diese schöne Einleitung führt zu dem alten Thema; den Auseinandersetzungen der Freisinnigen Volkspartei mit der Freisinnigen Vereinigung; eine solche Auseinandersetzung wird durch neue Angriffe der „Freisinnigen Zeitung" provozirt.

Die Politik des geduldigen Schweigens ist gerade Herrn Richter gegenüber am wenigsten am Platze, denn sie würde ihn nur dazu verführen, jene Methode der Kriegführung um so rücksichtsloser zur Durchführung zu bringen, die dem Freisinn bereits so viele Sympathieen im Volke gekostet hat.

Wir hatten berichtet, daß in Schneidemühl seit einer erklecklichen Reihe von Monaten unter Zustimmung der dortigen Volksparteiler Direktor Ernst von der Freisinnigen Vereinigung aufgestellt worden ist. Die Wahlarbeit nahm einen erfreulichen Fortgang. Darauf läßt sich, wie es scheint unvollständig über die Verhältnisse unterrichtet, Herr Rechtsanwalt Sachs von der Freisinnigen Volkspartei in einem anderen Wahlkreis, in Fraustadt in einer Versammlung aufstellen, auf deren Tagesordnung die Aufstellung eines Kandidaten überhaupt nicht gestanden hatte; in Lissa wurde diese Kandidatur nicht acceptirt, auch nicht von den Volksparteilern, weil diese Kandidatur gerade für den Kreis Fraustadt-Lissa von den Freisinnigen nicht als aussichtsvoll betrachtet wird. Diese plötzlich aufgetauchte volksparteiliche Kandidatur Sachs ist noch dadurch bemerkenswerth, daß sie in einem Wahlkreis proklamirt worden ist, wo bei den letzten Wahlen die Freisinnige Vereinigung 2582 Stimmen aufgebracht hat, während für die Freisinnige Volkspartei **nicht eine Stimme** abgegeben worden ist. Was würden die Wortführer der Freisinnigen Volkspartei sagen, wenn ohne irgend eine sachliche Begründung die Freisinnige Vereinigung nach gleichem Grundsatz gehandelt hätte und dazu kommt noch, daß die Freisinnige Vereinigung für Fraustadt-Lissa einen angesehenen einheimischen Kandidaten zu präsentiren in der Lage ist.

Nunmehr schlagen die Freisinnigen von Lissa, — Volksparteiler und Vereinigungsleute — vor, sie seien bereit, mit den Freisinnigen in Fraustadt die Kandidatenfrage unter Außerachtlassen alles bisher Geschehenen nochmals zu erörtern und gemeinsam zu lösen. Jetzt mischt sich ein Herr aus Posen ein; sollte damit für die **Selbständigkeit** der Wahlkreise ein neuer Beweis geliefert werden? — Er wendet sich nach Schneidemühl und verlangt, daß der Kandidatur Sachs in Fraustadt-Lissa durch einen Druck aus Schneidemühl die Bahn frei gemacht werde. Sollte das nicht geschehen, so würde man auch in Schneidemühl einen volksparteilichen Gegenkandidaten aufstellen, und auch in Schneidemühl sind bei der letzten Wahl zwar 4618 Stimmen für die Freisinnige Vereinigung, aber **nicht eine Stimme** für die Volkspartei abgegeben worden.

Indem man in jenen Wahlkreisen, wo bei der letzten Wahl **nicht eine** Stimme für die Freisinnige Volkspartei abgegeben worden ist und wo die Freisinnige Vereinigung mehrere tausend Stimmen aufbrachte, Schwierigkeiten macht, wird die Volkspartei einen eigenen Kandidaten zwar nicht durchbringen aber mit einiger Wahrscheinlichkeit den konservativen Reaktionären den Sieg sichern, wie — in Oldenburg-Plön.

Noch eine Pikanterie ist zu erwähnen; es ist richtig, daß die Einwirkungen aus Posen nach Schneidemühl auch in Briefen erfolgten, die den Vermerk „vertraulich" trugen. Und nun ist der Vorwurf von der „Freisinnigen Zeitung" übernommen worden, daß es doch nicht schön sei, auf Grund solcher Briefe — die öffentliche Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung betreffen — öffentlich zu sprechen. Wenn ich vertraulich Jemandem mittheile, daß ich ihn bekämpfen werde, vorausgesetzt, daß er nicht eine Einwirkung

ausübe, die er gar nicht auszuüben im Stande sei, so ist dieser Jemand verpflichtet, diesen ihm angedrohten Ueberfall streng geheim zu halten. Diese Auffassung einseitiger Vertraulichkeit kann nützlich sein; hergebracht ist sie bei solchen Abpressungen nicht.

Und weiter; Rudolstadt ist im Besitz der Freisinnigen Vereinigung; ein volksparteilicher Kandidat wird dort dem Kandidaten der Vereinigung entgegengestellt.

Gegen Maager in Glogau ist dasselbe Spiel seit längerer Zeit im Gange. In Oberbarnim, in dem Althaus, ein Mitglied der Freisinnigen Vereinigung, 1893 kandidirte — ihm fehlten nur wenige Stimmen und er kam in die Stichwahl — hat man nicht nur ohne weiteres eine volksparteiliche Gegenkandidatur proklamirt; nein, die „Freisinnige Zeitung" thut sogar ganz entrüstet, daß in diesem Wahlkreise auch nur eine Kandidatur der „Freisinnigen Vereinigung" in Erwägung gezogen wird. In Oldenburg, woselbst der verstorbene Hinze 1893 durch eine Zählkandidatur Richter's aus der Stichwahl gedrängt wurde, hat man sich ebenfalls gar nicht genirt, eine volksparteiliche Kandidatur aufzustellen; u. s. f. Wenn dagegen in Schlawe—Bütow—Rummelsburg, das nie im liberalen Besitz war, wo aber 1893 ein Volksparteiler kandidirte, die Freisinnige Vereinigung einen Kandidaten — und zwar einen sehr aussichtsvollen, Steinhauer, den Vorsitzenden des „Nordost" — unterstützt, dann schreit man Zeter und Mordio.

Das sind Vorgänge aus der allerletzten Zeit.

Nun berichtet die „Freisinnige Zeitung" von einer Fraktionssitzung der Freisinnigen Volkspartei, in der das Verhältniß der eigenen Fraktion zur Freisinnigen Vereinigung besprochen worden ist; in der ferner festgestellt wurde, daß nur in „sechs Wahlkreisen" eine Verständigung bisher nicht stattgefunden habe und in der geschildert wurde, daß „die Freisinnige Vereinigung durch ihre Geschäftsführung und durch die Behandlung der Kandidaturfragen in der Presse weitere Einigungen erschwert"; — so zu lesen in der „Freisinnigen Zeitung".

Bemerkenswerth ist hier zweierlei. Eigentlich ist nach dieser Darstellung das Objekt des Kampfes ein ganz geringes — angeblich sechs Wahlkreise — wir rechnen nicht nach. — Man denke in sechs Wahlkreisen zankt man sich; und auf wieviele andere Wahlkreise wirkt dieser Zank vergiftend? Und was sind sechs Wahlkreise für zwei Parteien, von denen die eine bei den letzten allgemeinen Wahlen nicht einen einzigen Kandidaten im ersten Wahlgang durchgebracht hat.

Diese Methode kennen wir; sobald die Empörung unter den freisinnigen Wählern einen gewissen Grad erreicht hat, erscheint plötzlich das Objekt des Streites als ziemlich bedeutungslos. Aber natürlich; daß es überhaupt Gegensätze gibt, daran ist die Freisinnige Vereinigung Schuld. Sie brauchte nur auf ihre Existenz zu verzichten in Oldenburg-Ploen, in Fraustadt-Lissa, in Schneidemühl, in Rudolstadt und so weiter und so weiter und es wäre der schönste Friede hergestellt.

Alle solche Details vor der Oeffentlichkeit auszubreiten, ist eine undankbare Arbeit, aber immerhin sind solche Feststellungen für die kleinere und doch immerhin erhebliche Anzahl derer nothwendig, die unmittelbar an der politischen Arbeit betheiligt sind, und die informirt sein müssen.

Ganz allgemein verständlich und ganz klar die Sachlage beleuchtend ist dann eine andere Thatsache.

Im Hochsommer begann eine Diskussion über jene Marinepläne der Regierung, die niemand kannte. Wir erklärten immer erneut, über unbekannte Forderungen behielten wir uns unser Urtheil vor; die Freisinnige Vereinigung werde bewilligen, was ihr nothwendig erscheine und ablehnen, was überflüssig sei. Das Maß der Bewilligungen behalte sie sich offen. Die „Freisinnige Zeitung" des Herrn Eugen Richter begann dieses Standpunktes wegen nunmehr ein Verdammungsurtheil über uns als Freisinnige auszusprechen; unser „Rechtsabmarsch" sei erwiesen, weil wir uns unser Urtheil — vorbehielten. Unsere Kandidaten wurden — unter besonderer Bezugnahme auf unseren Standpunkt zur Marinefrage — auf das Heftigste bekämpft.

Am 11. Dezember aber lesen wir in der nämlichen „Freisinnigen Zeitung" die denkwürdigen und für denkende Freisinnige — sehr beachtenswerthen Worte:

„Das Maß der Bewilligungen — in Bezug auf die Marine — im Etat behält sich die „Freisinnige Volkspartei" nämlich nach wie vor offen."

Nachdem jetzt eine genau umschriebene ziffernmäßige Forderung der Regierung vorliegt, erklärt die „Freisinnige Zeitung", man behalte sich das Maß der Bewilligungen offen; als aber Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung sich über Forderungen, die Niemand kannte, ein Urtheil vorbehalten wollten, da war dieser ihr Standpunkt Anlaß zu den heftigsten Angriffen von Seiten der nämlichen „Freisinnigen Zeitung".

Je nüchterner und klarer die Bevölkerung diese Sachlage erkennt, um so besser.

Wir sind zwar von der Verderblichkeit des Kampfes unter den Freisinnigen überzeugt, und wir sind davon durchdrungen, daß den gemeinsamen Zielen nichts förderlicher als der Friede wäre. Der Friede läßt sich auch erreichen. Aber Vertuschen, heißt nicht den Frieden fördern. Der Sitz des Uebels — und der Sitz des Uebels ist begrenzt — muß erkannt werden, und dann hat sich zu zeigen, ob die Gesammtheit der unabhängig urtheilenden Freisinnigen den Willen hat, Abhilfe zu schaffen, und das Geschick und die Kraft, den latenten Willen öffentlich und nachdrucksvoll zu bethätigen.

* * *

Der autonome Zolltarif.

Unsere nothleidenden Agrarier haben es zu einer wahren Virtuosität in der Unzufriedenheit gebracht. Man kann es ihnen nie recht machen, nicht einmal, wenn man ihre gesetzgeberischen Vorschläge acceptirt, denn diese pflegen in der Praxis und noch gegen sie auszuschlagen. Daß sie mit dem Zolltarif unzufrieden sind, ist eine alte Sache. Insbesondere der Brotkornzoll soll höher sein. Und da die bösen Handelsverträge die Erfüllung dieses Herzenswunsches zur Zeit unmöglich machen, so bereitet man sich von langer Hand auf die Verhinderung neuer Handelsverträge vor und schwärmt einstweilen für — einen autonomen Zolltarif. Es kann daher nicht schaden, sich die handelspolitische Bedeutung eines solchen autonomen Zolltarifs rechtzeitig zu vergegenwärtigen.

Aus der Bestimmung des Begriffs Autonomie kann man dabei nicht viel Belehrung schöpfen. Ein autonomer Zolltarif kann freihändlerisch sein, wie der englische, oder schutzzöllnerisch wie der französische. Es fragt sich, was bezwecken Diejenigen, welche gegenwärtig bei uns für einen autonomen Zolltarif sich begeistern, mit dieser Autonomie? Unsere agrarischen Schutzzöllner sehen darin vor Allem ein Mittel, um zu höheren Getreidezöllen zu kommen. In ihren Augen ist ein autonomer Zolltarif eigentlich nichts Anderes als ein möglichst spezialisirter Wunschzettel für inländische Produzenten, die höhere Schutzzölle haben möchten. Jeder Produktionszweig meldet zunächst einmal seine Ansprüche an, und der Widerstand der entgegenstehenden Interessen wird dadurch zum Schweigen gebracht, daß man sich gegenseitig beruhigt: dieser Zollsatz habe nur eine eventuelle

Bedeutung; es schade gar nichts, den Zollsatz ein bischen höher zu bemessen, man könne ihn ja bei den in Aussicht stehenden Handelsvertragsverhandlungen gegen äquivalente Zugeständnisse seitens anderer Staaten immer noch ermäßigen. Unter solcher reservatio mentalis hafft man zunächst auch ganz divergente Interessen unter einen Hut zu bringen, unter den Hut eines „autonomen“ Zolltarifs. Den so vorbereiteten autonomen Zolltarif denkt man dann auch durch den Reichstag zu lootsen, indem man die kritische Wachsamkeit der einzelnen Volksvertreter ebenfalls mit dem Gedanken einschläfert, die hohen Zollsätze würden thatsächlich doch zumeist nicht praktisch werden, sie seien vielmehr hauptsächlich dazu da, bei den Handelsvertragsverhandlungen den Vertretern der deutschen Regierung als Kompensationsobjekte zu dienen. Die handelspolitische Superklugheit glaubt nämlich, fremden Staaten damit gewaltig zu imponiren, daß man einen Zolltarif mit lauter möglichst hohen Zollsätzen auf den grünen Tisch legt, um welchen die zum Abschluß eines Handelsvertrags zusammengekommenen Vertreter sitzen. Es ist dieselbe Vorstellung, wie sie auch bei manchen Krämern zu finden ist, die da meinen, ihr Interesse gebiete, auf den Preis das aufzuschlagen, was eventuell beim Handeln abgelassen werden kann.

Selbst der unsolide Händler pflegt aber in der Regel nur neuen und unerfahrenen Kunden gegenüber von der Geschäftspraxis des Vorschlagens umfassenderen Gebrauch zu machen. Hat der Käufer die Waare schon einmal zu einem gewissen Preise erstanden, so wird es kaum möglich, mit Erfolg erneut vorzuschlagen.

Uebertrage ich diese Analogie auf die Handelei bei Tarifverträgen, so scheint es mir nicht gerade wahrscheinlich, daß die Russen oder Oesterreicher oder Belgier oder Schweizer vor einem hohen autonomen Zolltarif, den unsere Vertreter bei den Verhandlungen ihnen als Medusenhaupt vorhalten werden, zu Stein erstarren sollten. Sie werden vermuthlich von den Zollsätzen ausgehen, die in den gegenwärtig bestehenden Tarifverträgen vereinbart sind, und den autonomen Zolltarif im Wesentlichen als bloße Attrappe ansehen. Verbeißt man sich dann deutscherseits auf seinen autonomen Zolltarif, nun, dann kommt eben kein neuer Handelsvertrag zu Stande, und — unsere Agrarier haben das, was sie wünschen, freie Bahn für den ausschweifendsten agrarischen Protektionismus. In anderen Worten: mit dem autonomen Zolltarif soll der Weg zur protektionistischen Hölle gepflastert werden.

Die wahren Freunde einer auf wirkliche Verkehrserleichterung gerichteten Handelsvertragspolitik würden deshalb sehr kurzsichtig sein, wenn sie dem geplanten autonomen Zolltarif nur eine nebensächliche Bedeutung beilegen würden. Die provisorisch gedachten Zollsätze des autonomen Zolltarifs können leicht definitive werden; und statt das Thor zu sein, durch welches neue Handelsverträge einziehen, mag der autonome Zolltarif sich unter Umständen als die Thür erweisen, die eine rationelle Handelspolitik abschließt.

Th. Barth.

Kann die heimische Landwirthschaft der deutschen Industrie einen Ersatz für die Ausfuhr bieten?

II.

Um die im vorigen Artikel dargelegte Entvölkerung des platten Landes im Osten richtig zu verstehen, ist es nothwendig, für die einzelnen Kreise zu untersuchen, ob in ihnen eine Zunahme des Großgrundbesitzes stattfindet oder ob derselbe im Rückgang begriffen ist.

Herr Dr. Walther Borgius in Breslau hat auf meine Veranlassung entsprechende Erhebungen bezüglich einiger schlesischer Kreise angestellt; danach ergibt sich

Kreis	Flächeninhalt des Kreises	Flächeninhalt des Großgrundbesitzes in Hektaren*)	
	ha	1870	1894
im Reg.-Bez. Breslau:			
Guhrau	67 900	32 000	37 955
Militsch-Trachenberg	93 200	54 767	59 786
Namslau	58 400	18 850	34 180
Neumarkt	71 000	41 220	50 250
Steinau	42 200	21 401	23 332
Trebnitz	82 000	35 250	59 840
Gr.-Wartenberg	81 300	40 745	55 616
Wohlau	80 400	35 000	52 480
im Reg.-Bez. Liegnitz:			
Bolkenhain	35 900	11 909	14 464
Bunzlau	104 000	31 493	51 610
Freystadt	87 600	34 774	45 047
Glogau	93 500	42 904	43 480
Goldberg-Haynau	60 900	20 324	26 143
Liegnitz	62 000	26 310	29 825
Löwenberg	75 100	20 412	22 790
im Reg.-Bez. Oppeln:			
Falkenberg	60 200	35 717	38 532
Grottkau	51 900	18 087	18 597
Lublinitz	110 500	47 592	69 614
Rosenberg	89 900	53 587	55 310

Kreis	Von 1870 auf 1894 Zunahme + Abnahme — des Großgrundbesitzes		Prozentualer Antheil des Großgrundbesitzes am Flächeninhalt des Kreises	
im Reg.-Bez. Breslau:	ha	Prozent	1870	1894
Guhrau	+ 5 955	+ 18,6	51,0	56,0
Militsch-Trachenberg	+ 5 019	+ 9,17	54,0	58,0
Namslau	+ 15 330	+ 81,0	32,0	58,0
Neumarkt	+ 9 030	+ 21,9	58,0	70,0
Steinau	+ 1 928	+ 9,0	50,0	55,0
Trebnitz	+ 24 590	+ 41,1	43,0	73,0
Gr.-Wartenberg	+ 14 871	+ 36,5	50,1	68,4
Wohlau	+ 17 480	+ 50,0	43,5	65,2
im Reg.-Bez. Liegnitz:				
Bolkenhain	+ 2 555	+ 21,5	33,2	40,3
Bunzlau	+ 10 117	+ 32,1	30,3	50,0
Freystadt	+ 10 273	+ 29,5	39,7	51,4
Glogau	+ 576	+ 0,6	45,9	46,5
Goldberg-Haynau	+ 5 819	+ 28,6	32,8	43,0
Liegnitz	+ 3 515	+ 13,37	40,0	48,0
Löwenberg	+ 2 378	+ 11,6	27,0	30,0
im Reg.-Bez. Oppeln:				
Falkenberg	+ 2 815	+ 7,9	59,5	64,0
Grottkau	+ 510	+ 0,98	34,8	35,7
Lublinitz	+ 22 022	+ 46,0	43,06	63,0
Rosenberg	+ 1 723	+ 3,2	60,0	62,0

Eine solche Tabelle mag nicht absolut richtig sein; völlig zuverlässig kann dieselbe nur von den Staatsbehörden aufgestellt werden, aber selbst wenn ein oder der andere Fehler mit untergelaufen, wenn ein oder das andere Moment nicht gebührend berücksichtigt sein sollte, das Eine geht doch unzweifelhaft daraus hervor: Der Bevölkerungsrückgang ist da ein ganz außerordentlich starker, wo ein Zunehmen des Großgrundbesitzes stattfindet.

Es wird bei uns von Staatswegen so viel recht überflüssige Statistik gemacht; hier wäre es Sache des Staats, einmal eine lokale Besitzvertheilung und Bevölkerungsstatistik aufzustellen, aber nicht bloß nach ihren jetzigen Ergebnissen, sondern nach ihrer Entwicklung.

*) Erst der Besitz von mehr als 100 ha ist als Großgrundbesitz in Rechnung gestellt, die Zahl der Güter mit 100—150 ha ist aber in den untersuchten Kreisen sehr unbedeutend; wesentlich handelt es sich um Besitzungen über 150 ha.

Bei der Unsicherheit, ob dieser Wunsch in absehbarer Zeit Erfüllung findet, ist es nothwendig, daß einstweilen mit privaten Ermittlungen fortgefahren werde und ich spreche deshalb hier die Bitte aus, in anderen landwirthschaftlichen Gegenden, namentlich des Ostens, in gleicher Weise Material zu sammeln.

Daß auch so hohe Getreidepreise, wie sie Ende der sechziger, anfangs der siebziger Jahre geherrscht haben, daß auch konstant gesteigerte Getreidezölle, wie sie im vorletzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts bei uns zur Durchführung gelangten, nicht dazu führen, die Zahl der in der Landwirthschaft und speziell die im landwirthschaftlichen Großbetrieb thätigen Arbeitskräfte zu vermehren, dürfte aus Vorstehendem unwiderleglich hervorgehen. Der entgegengesetzte, nach dem mitgetheilten Zahlenmaterial sehr naheliegende Schluß, daß hohe Getreidepreise und Getreidezölle geradezu zum Rückgang des in den landwirthschaftlichen Großbetrieben thätigen Personals, zur Entvölkerung solcher Gegenden, in denen derselbe vorherrscht, führen, bleibe einstweilen noch dahingestellt. Jedenfalls ist die Hoffnung, auch nur einen größeren Bruchtheil des Bevölkerungszuwachses in denjenigen landwirthschaftlichen Betrieben, welche von Agrarzöllen Nutzen ziehen, unterzubringen, eine völlig aussichtslose; außer in den durch Zertheilung größerer Güter zu schaffenden Mittel- und Kleinbetrieben kann der rund eine halbe Million jährlich betragende Bevölkerungszuwachs Deutschlands nur in anderen Berufen, wesentlich nur in Industrie, Handel und Verkehr untergebracht werden.

Nur eine Vogel Strauß-Politik kann sich dieser Einsicht entziehen.

Die weitere Frage: Wird die Landwirthschaft lediglich durch Steigerung der Erlöse für ihre Erzeugnisse um so viel kaufkräftiger, daß sie der deutschen Industrie einen Ersatz für die jetzige Ausfuhr von Industrieerzeugnissen bieten könnte, ist eigentlich so eminent thöricht, daß ich mich geniren müßte, sie überhaupt hier zu erörtern, wenn sie nicht von so vielen Menschen, welche den Anspruch erheben, für ernst genommen zu werden, gestellt würde. Gewiß würde die Kaufkraft der sehr kleinen Minderheit von Landwirthen, welche mehr verkaufen als produziren, gestärkt werden; diese Erhöhung der Bodenrente würde ein Steigen der Güter- und Pachtpreise nach sich ziehen und damit den Besitzern eine entsprechende Steigerung des Kapitalwerthes ihres Grund und Bodens verschaffen, wovon der neue Pächter, der neue Käufer gar keinen, der Uebernehmer bei der Erbtheilung einen sehr zweifelhaften Vortheil haben würde. Dieser verschwindenden Minderheit größerer Besitzer würde aber dieses Geschenk gemacht auf Kosten aller übrigen Bewohner, welche die Lebensmittel höher bezahlen müßten, deren Kaufkraft für industrielle Produkte entsprechend abnehmen würde; die Industrie müßte aber durch Erhöhung der Löhne versuchen, ihre Arbeiter leistungsfähig zu erhalten, was ihre Produktionskosten erhöhen und sie weiter schädigen würde. Dadurch, daß man dem Einen etwas nimmt und dem Anderen etwas giebt, wird die Kaufkraft Beider zusammen um keinen Pfennig größer; ein Taschenspieler mag einen Thaler so schnell hintereinander zum Vorschein bringen, daß Kinder glauben, er habe aus einem mehrere gemacht, er selbst ist darum aber doch nicht reicher geworden. Die namentlich seitens der Baumwollenindustrie immer aufs Neue gemachte Erfahrung, daß die Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung dann am größten ist, wenn die Lebensmittelspreise niedrig stehen, ist ein schlagender Beweis für die Unrichtigkeit der Behauptung, daß hohe Getreidepreise zu einer Steigerung der Kaufkraft der breiten Schichten der ländlichen Bevölkerung führen.

Dagegen ist die Frage: Vermag die deutsche Landwirthschaft dadurch, daß sie das Einfuhrbedürfniß Deutschlands durch gesteigerte Produktion deckt, unserer Industrie einen Ersatz für die Ausfuhr zu bieten, ernsterer Erwägung werth.

Daß bei intensivster Wirthschaft Deutschland technisch in der Lage sein würde, seinen Getreidebedarf zu decken, wird man nach den Ausführungen Sachverständiger nicht füglich bezweifeln können.

Nimmt man an, daß Deutschlands Einfuhrbedarf in dem ersten Jahrzehnt des nächsten Jahrhunderts 1400000 t Weizen, 1000000 t Roggen und 1000000 t Gerste betragen wird und setzt, unter Annahme des Fortbestehens der heutigen Zölle, als durchschnittlichen Inlandspreis für Weizen 180 Mk., für Roggen 140 Mk. und für Gerste (wir führen sofort nur Futtergerste ein) 130 Mk., also verhältnißmäßig hohe Preise, so würde das einer Werthvermehrung der heimischen Produktion um

1,4 Mill. × 180 = 252 Mill. Mk.
1 „ × 140 = 140 „ „
1 „ × 130 = 130 „ „
zus. 522 Mill. Mk. entsprechen.

Hiervon ist aber zunächst der Zollbetrag zu kürzen, denn das Reich braucht die Einnahmen und zieht es sie nicht aus den Zöllen, so muß es sie wo anders hernehmen; diese machen für jenes Quantum 112 Mill. Mk. aus; ferner muß in Abzug gebracht werden der Werth, der für die gesteigerte intensive Wirthschaft benöthigten Mehreinfuhr von Düngemitteln, namentlich Chilesalpeter — der mit 50 Mill. Mk. wohl sehr niedrig veranschlagt ist — so daß sich der für die Erhöhung der Kaufkraft für Industrieerzeugnisse verbleibende Mehrwerth der Produktion auf 360 Mill. Mk. reduzirt, d. h. noch nicht 13,6 Proz. des Werthes der Ausfuhr unserer Fabrikate. Viele landwirthschaftliche Sachverständige sind aber der Meinung, daß gerade die künstliche Steigerung der Getreidepreise eine intensive Wirthschaft hintangehalten habe, und daß sie andererseits dazu führe, Getreide auf Boden zu bauen, wo dies wirthschaftlich nicht richtig sei. Führt man nun diese Preissteigerung künstlich herbei, so verschlechtert man — da hohe Getreidepreise höhere Löhne erforderlich machen — die Produktionsbedingungen der deutschen Industrie gegenüber der von Ländern ohne Agrarzölle, wie England, Amerika, Rußland 2c. noch weiter, vernichtet die Exportfähigkeit der heimischen Industrie, schädigt die deutsche Arbeiterbevölkerung aufs Schwerste, ja zwingt sie zum Theil zur Auswanderung; wo bleibt aber dann die deutsche Landwirthschaft mit ihrer höchst kostspieligen Mehrerzeugung? sie muß auf den Weltmarkt gehen und dort mit den natürlichen, also wesentlich niedrigeren Preisen vorlieb nehmen, denn wenn keine Einfuhr stattfindet, kann auf die Dauer keine Ausfuhrprämie gegeben werden.

Bereits die bestehenden Agrarzölle bedeuten eine ganz außerordentliche Belastung der in Industrie, Handel und Verkehr thätigen Bevölkerung zu Gunsten der verschwindenden Minderheit, welche ein Interesse an denselben hat; stellen doch allein die Zölle auf Roggen, Weizen, Gerste eine Belastung von 11,60 Mk. für den Kopf dar, was, da die industrielle und handel- und verkehrtreibende Bevölkerung bei Ablauf der Handelsverträge mindestens 29 Millionen betragen dürfte, allein mehr als eine Drittelmilliarde (336,4 Mill. Mark) ausmacht; hierzu kommt noch die in Folge der hohen Brotpreise geminderte Kaufkraft für Industrieartikel bei mindestens weiteren 12 Millionen, die sich wiederum auf rund 140 Millionen Mark beläuft, d. h. zusammen 475 Millionen, die sich bis 1905 auf reichlich eine halbe Milliarde erhöht haben dürften. Es treten ferner noch die Zölle auf Hafer, Vieh, Fleisch, Geflügel 2c., die Zuckerexportprämien u. s. w. hinzu, die zusammen wiederum eine Vertheuerung der Lebenshaltung dieser Klassen von weit über hundert Millionen nach sich ziehen.

Im Interesse der erdrückenden Mehrheit des deutschen Volkes liegt deshalb die Zollfreiheit für Lebensmittel. Am Wenigsten aber vermag eine Steigerung der landwirthschaftlichen Produktion der deutschen Industrie einen auch nur annähernden Ersatz für die Fabrikatausfuhr zu gewähren; der Versuch, diese Steigerung durch künstliche Erhöhung der Preise landwirthschaftlicher Erzeugnisse zu erreichen, ist ein schwerer gegen die Industrie geführter Schlag.

Es ist dringend nothwendig, daß sich die Vertreter der Industrie hierüber klar werden, daß sie zahlenmäßig diese Bilanz ziehen und nicht mit unklaren, allgemeinen Phrasen wie „Stärkung der Kaufkraft des Inlandes“ ihre Hand zu Maßnahmen bieten, die einigen Wenigen Vortheile bringen, die Allgemeinheit auf das Schwerste schädigen.

Eine andere Frage ist dagegen, ob es zweckmäßig sein würde, die Getreidezölle bald oder bei Erneuerung der Handelsverträge ganz aufzuheben? Zweifellos würde es für die große Menge der Bevölkerung, der damit die Existenzbedingungen wesentlich erleichtert würden, von Vortheil sein, aber ebenso unzweifelhaft würde eine so einschneidende Maßregel für viele in der Landwirthschaft thätigen Existenzen eine verderbliche Wirkung haben. Nichts ist im Wirthschaftsleben der Völker gefährlicher als gewaltsame Sprünge; ein Fehler, wie die Einführung der Getreidezölle, ist leicht und rasch gemacht, ihn zu redressiren erheischt die größte Vorsicht und auch die Minderheit, welcher die jetzigen Zölle zu Gute kommen, hat ein gewisses Anrecht auf eine Uebergangszeit, um sich in die veränderten Verhältnisse einzurichten. Was an den jetzigen Agrarzöllen für die Landwirthschaft selbst am Nachtheiligsten wirkte, das war die Zuversicht, dieselben in ihrer Höhe erhalten, ja noch weiter erhöht zu sehen; das führte zu einer ungesunden Bewerthung von Grund und Boden, und in weiterer Folge davon zu einer übermäßigen hypothekarischen Belastung desselben; das ließ die Aussicht bestehen, auch mit der altbegebrachten Wirthschaftsweise der Väter weiter auszukommen, das konservirte die übermäßige Ausdehnung der Güter, wobei eine zweckmäßige Bewirthschaftung unmöglich war.

Schreibt doch bezüglich des letzteren Punktes selbst ein so agrarisch gesinnter Mann wie Sering*):

„Die meisten unserer großen Güter sind gegenwärtig viel zu umfangreich, als daß sie einen ausreichend intensiven Betrieb auf der ganzen Wirthschaftsfläche gestatteten. Sie sind zu einer Zeit entstanden und angewachsen, wo die allgemeinen wirthschaftlichen Voraussetzungen nicht jene Konzentration der Kapital- und Arbeitskraft auf die einzelne Ackerparzelle erforderten, die gegenwärtig eine privat- und volkswirthschaftliche Nothwendigkeit ist.“

Und weiter führt er speziell aus:

„Auf intensiv bewirthschafteten Gütern Neuvorpommerns mit schwerem Boden rechnet man, daß Ackerländereien, die mehr als 2 km vom Haupthofe entfernt sind, überhaupt nicht mehr nutzbringend zu bestellen sind. Solche Außenschläge sind meist geradezu eine Last für die Güter und die schlechte Bewirthschaftung dieser Felder, die Stalldung kaum je zu sehen bekommen, bedeutet einen unmittelbaren Verlust für die Volkswirthschaft.“

Im Wesentlichen war es eben die Hoffnung auf fortdauernde Steigerung der Güterpreise in Folge der Wirkung der landwirthschaftlichen Zölle, welche die Besitzer hinderte, die Außenschläge abzuverkaufen, denn nicht derjenige Preis bestimmte die Handlungsweise des Durchschnittslandwirths, welcher thatsächlich erzielt wurde, sondern derjenige, welchen der Getreideproduzent erhoffte.**)

Und bezüglich der mangelhaften Technik sei noch ein unverdächtiger Zeuge, der Agitator des Bundes der Landwirthe, Dr. Ruhland, citirt, der in seinem 1894 veröffentlichten Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik sagt:

„Unbestreitbar ist jedenfalls, daß der Getreidebau bei der heutigen Durchschnittstechnik und bei den heutigen landwirthschaftlichen Grundpreisen in Deutschland kaum einen Gewinn abwirft. Aber die Gewinnchance wird sofort eine ganz andere, wenn wir statt der durchschnittlichen Produktionstechnik die Technik in den besseren und besten getreidebauenden Wirthschaften in Betracht ziehen und dann die Einnahmen daraus mit einem Grundpreis in Beziehung setzen, der einer richtigen Werthschätzung des landwirthschaftlichen Besitzes entspricht.“

Der zum Gedeihen unserer Landwirthschaft nothwendige Fortschritt in der Technik ist nicht im Handumdrehen zu erzielen. Wenn bezüglich der industriellen Zölle die Behauptung, daß die Industrie unter deren Schutz sich entwickeln werde, wenigstens durch die Thatsachen nicht widerlegt worden ist, so muß das im Wesentlichen darauf zurückgeführt werden, daß die Industrie diesen Schutz nur als einen vorübergehenden ansah, daß sie sich ihrer ganzen Entwicklung nach nicht lediglich auf die Versorgung des Inlandsmarktes beschränken konnte, sondern mit ihren Fabrikaten auf den Weltmarkt gehen mußte, wobei für sie der höhere Preis, den sie im Inland durch den Zollschutz erzielt, bei der Ausfuhr ähnlich wie eine Exportprämie wirkt; sie war deshalb gezwungen, stets auf der Höhe der Technik zu bleiben. Die Landwirthschaft dagegen, welche in dem Fall nur die Stabilisirung hoher Inlandspreise sah, die, wenn die Technik anderer Länder oder des Verkehrswesens den Preis herabdrückte, nicht durch bessere Technik die Produktionskosten herabsetzte, sondern vom Staat einen Ausgleich durch höhere Zölle verlangte, sie konnte — so lange sie derartige Forderungen auf Kosten der Allgemeinheit durchzusetzen hoffte — in den Zöllen keine innere Stärkung finden. Das Erzieherische, das bis zu einem gewissen Grade bei Industriezöllen darin liegt, daß der Industrielle stets gewärtig sein muß, beim Abschluß irgend eines Handelsvertrages den bisherigen Schutz für sein Fabrikat zu verlieren, das ihn also bestimmen muß, die Zeit des höheren Preises zur finanziellen Kräftigung, zur höchsten technischen Leistungsfähigkeit auszunutzen, um bei Fortfall des Schutzzolles völlig gerüstet dem freien Wettbewerb gegenüber zu stehen, es kann bei der Landwirthschaft so lange nicht zur Wirkung kommen, als dort die Hoffnung besteht, in den Zöllen eine dauernde Gewährleistung hoher Preise zu finden. Diese Hoffnung zeitigt nur ungesunde Güterpreise, sie lähmt den technischen Fortschritt, sie ist der schwerste Nothstand, an dem unsere Landwirthschaft leidet.

Von dieser schweren Krankheit, an der der landwirthschaftliche Großbetrieb leidet, ihn durch eine plötzliche totale Entziehungskur zu heilen, wäre eine Gewaltkur, die zahlreiche, sonst gesunde Existenzen nicht zu überdauern vermöchten. Daß eine nicht geringe Zahl überhaupt nicht am Leben zu erhalten ist, daß einigen derselben auch durch eine allmähliche Entwöhnungskur der wirthschaftliche Lebensfaden noch etwas verkürzt werden dürfte, muß im Interesse der allgemeinen Heilung bedauerlicherweise mit hingenommen werden.

Eine Krisis in der Landwirthschaft, wie sie eine plötzliche Aufhebung der Agrarzölle zur Folge haben könnte, muß auch um deswegen vermieden werden, weil sie keine wesentliche Zertheilung des übermäßig großen Grundbesitzes nach sich ziehen, im Gegentheil ein akuter Sturz der Güterpreise eher zu einer Vermehrung bezw. Vergrößerung der Latifundien führen würde; denn die bäuerliche Bevölkerung wäre nicht kapitalkräftig genug, um die vielen dann auf einmal frei werdenden Güter zu erwerben und zu parzelliren. Die Gewißheit einer allmählichen Herabsetzung der Zölle aber muß im Großgrundbesitz zu einem Rückgang der Güterpreise, zu einer Veräußerung der Außenschläge, zu einem intensiven Betrieb der abgezweigten Theile und der Restgüter führen, die wiederum eine vermehrte Produktion und eine zahlreichere, landwirthschaftliche Bevölkerung nach sich ziehen würden.

Sodann aber kann eine Herabsetzung der landwirthschaftlichen Zölle ein werthvolles Kompensationsobjekt für die künftigen Handelsverträge abgeben. Freilich die absolute Höhe der Getreidezölle kann dem Ausland — wenn sie nicht zu einer direkten Entvölkerung führt — ziemlich gleichgültig sein, da die Höhe der Zölle nicht zu einer wesent-

*) Sering, „Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland“. Leipzig 1893. S. 92 ff.

**) Trill, „Soll Deutschland seinen ganzen Getreidebedarf selbst produziren?“ Stuttgart 1895. Cotta.

lichen Mehrerzeugung im Inland führt; aber eine geschickte Diplomatie kann die Zollherabsetzung, welche dem einen Staate gewährt wird, sehr wohl dazu benutzen, von einem anderen werthvolle Konzessionen für die deutsche Ausfuhr von Industrieerzeugnissen zu erlangen. Auf diese Weise ist ja selbst der russische Widerstand gegen Tarifverträge gebrochen worden — zum Segen für beide Nachbarreiche.

Um solche Vortheile zu erlangen, wird die Industrie schließlich den Nachtheil des einstweiligen Fortbestehens von freilich wesentlich zu ermäßigenden Agrarzöllen nach auf sich nehmen müssen.

Breslau, den 12. November 1897.

Georg Gothein.

Parlamentsbriefe.

II.

Die Generaldebatte über den Reichsetat hat sich in diesem Jahre ungewöhnlich in die Länge gezogen. Man hat einen fünften Verhandlungstag hinzunehmen müssen, um damit zu Ende zu kommen. Solche Generaldebatten pflegen selten über die Bedeutung allgemeiner Herzenserleichterungen hinauszukommen, und die diesmalige Generaldiskussion bildete keine Ausnahme von der Regel. Aus der großen Fülle der Klagen und Anklagen, der Vertheidigungen und Widerklagen möchten wir nur einige charakteristische Punkte herausgreifen, die auf eine gewisse Stromversetzung in der öffentlichen Meinung hindeuten.

Am bemerkenswerthesten ist die wachsende Abneigung, auf den früher mit solchem Elan betretenen Wegen der sogenannten Sozialreform weiter zu wandeln. Wer die Ausführungen des gegenwärtigen Staatssekretairs des Innern, des Grafen von Posadowsky, über die Zweischneidigkeit staatlichen Eingreifens auf sozialem Gebiete hörte, konnte sich ganz manchesterlich angehaucht fühlen. Graf von Posadowsky ist nicht, wie sein Vorgänger, durch eine staatssozialistische Vergangenheit behindert, neuen Göttern zu opfern; er kann den geänderten Anschauungen ohne große Schwierigkeit Rechnung tragen und er wird es aller Voraussicht nach thun. Die Aera der sozialreformatorischen Begeisterung ist jedenfalls vorbei; man kann den eingeschlagenen Weg zwar nicht sofort verlassen, aber man setzt ihn nur mit einer gewissen Verdrossenheit fort.

Mit um so größerem Nachdruck faßt man dagegen erneut die agrarischen Interessen ins Auge. Aus den bei der Generaldiskussion gefallenen Andeutungen über die Art, wie man einen autonomen Zolltarif herzustellen beabsichtigt und wie man sich die Vorbereitung für künftige Handelsvertragsverhandlungen denkt, erkennt jedes kritische Auge leicht, daß den Agrariern neue protektionistische Opfer gebracht werden sollen. Von der Erhöhung der Getreidezölle wird bereits in einer Weise gesprochen, als ob es sich um einen Herzenswunsch der ganzen Bevölkerung handle, dessen Erfüllung durch eine unverantwortliche Handelsvertragspolitik bedauerlicherweise nach auf sechs Jahre vertagt werden muß. Bedenkt man, daß in diesen sechs Jahren Deutschlands Bevölkerung noch um mindestens weitere vier Millionen Menschen gewachsen sein wird und daß mit jeder Million Menschen, um welche die Bevölkerungszahl des Deutschen Reichs wächst, die Besteuerung des täglichen Brotes zu Gunsten einer kleinen Klasse von größeren Grundbesitzern unverantwortlicher wird, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung davon machen, welchen wirthschaftspolitischen Kämpfen wir entgegengehen.

Daß die Männer an der Spitze unserer Reichsregierung sich dem extremen Agrarierthum rückhaltlos zur Verfügung stellen werden, ist allerdings nicht wahrscheinlich — dazu steht allzu viel von den vitalsten Interessen des Reiches auf dem Spiel —, aber ihre Widerstandskraft gegenüber der agrarischen Interessenpolitik wird sich bemessen nach dem größeren oder geringeren Rückhalt, den die wirthschaftspolitische Vernunft in der Volksvertretung finden wird. Eben deshalb sind die nächsten Reichstagswahlen gerade auch für die Gestaltung unserer Wirthschaftspolitik von ungewöhnlicher Bedeutung.

Ob es gelingen wird, bei der demnächstigen Wahlbewegung diese Frage als Hauptfrage in den Vordergrund zu bringen, ist noch nicht zu übersehen, insbesondere nicht, solange die Marinefrage noch ungelöst ist. Es zeigt sich mit jedem Tage mehr, wie ungeschickt die Politik derjenigen Freisinnigen war, welche versuchten, den gesammten entschiedenen Liberalismus auf eine Opposition gegen die Flottenerweiterungspläne der Regierung festzunageln, obgleich man diese Pläne im Einzelnen noch garnicht kannte. Man hat dabei so falsch manövrirt, daß Herr Richter jetzt in seiner „Freisinnigen Zeitung" bereits ängstlich bemüht ist, die Meinung abzuwehren, als ob die „Freisinnige Volkspartei" die von ihr seit 1893 verfolgte Politik, jeden Panzer und jeden Kreuzer abzulehnen, auch angesichts des neuen Flottenplanes fortzusetzen gedenke. Um im Jargon der „Vollen und Ganzen" zu sprechen, bereitet sich hier ein „Umfall" vor, der sich wohl zum mindesten auf die neu geforderten kleinen Kreuzer erstrecken wird. Die Leute mit dem „festen Rückgrat" können sich übrigens mit der Bemerkung des Herrn Richter aus seiner jüngsten Budgetrede trösten, „daß man schließlich nicht einmal Mensch zu sein braucht, um ein steifes Rückgrat zu besitzen." Welch reizende Ironie in dem Munde des Herrn Eugen Richter!

Die Versuche der konservativen Parteien, in der Budgetkommission das Flottengesetz vor dem Etat zur Verhandlung zu bringen, sind einstweilen gescheitert. Die Motive für diese Versuche sind durchsichtig genug. Man spekulirt augenscheinlich auf eine Ablehnung des Flottengesetzes und eine sich daran anschließende Auflösung des Reichstags. Hat dagegen der Reichstag zunächst Gelegenheit, über die im Marineetat geforderten ersten Raten für Neubauten abzustimmen, und würden — was sehr wahrscheinlich ist — diese ersten Raten sämmtlich oder zur Hauptsache eine Mehrheit erhalten, so wäre für eine Auflösung des Reichstags infolge der Verwerfung des Flottengesetzes bei der öffentlichen Meinung schwerlich noch ein Verständniß zu finden.

Aus der Generaldiskussion im Plenum ist schließlich noch eine Erklärung des Kriegsministers hervorzuheben, aus der hervorgeht, daß die Reichsregierung nicht daran denkt, die Fortdauer der zweijährigen Dienstzeit in Frage zu stellen. Auch beabsichtigt man keine Erhöhung der Zahl der Infanteriebataillone. Nur betreffs der Feldartillerie sind einige Organisationsänderungen geplant, deren finanzielle Wirkungen übrigens so gering sein sollen, daß daraus kaum eine ernste Meinungsverschiedenheit zwischen Regierung und Parlament sich entwickeln dürfte.

Bevor der Reichstag in die Weihnachtsferien geht, wird er auch noch die erste Lesung der Militärstrafprozeßordnung zur Erledigung bringen. Der Entwurf enthält zahlreiche Mängel; trotzdem ist es nicht völlig ausgeschlossen, daß es zu einer Verabschiedung des Gesetzes kommt.

Proteus.

Handel und Kriegsflotte.

In der Politik sind die übereifrigen Freunde in der Regel mehr zu fürchten, als die ausgesprochenen Gegner. Es scheint, als ob unsere Marineverwaltung jetzt an der Reihe ist, diese Erfahrung zu machen.

Man darf dem neuen Flottenplan rühmend nachsagen, daß er sich von Ueberschwenglichkeiten frei hält. Ueber die strikte Nothwendigkeit des Geforderten mag man streiten, aber daß den Flottenschwärmern nicht einfach die Zügel überlassen sind, vielmehr die Besonnenheit bei der Aufstellung der Regierungsforderungen erfolgreich mitgewirkt hat, ist unverkennbar. Es tritt das gerade bei jenem Theil der Forderungen besonders deutlich zu Tage, wo die phantastischen Vorstellungen den weitesten Spielraum haben, nämlich bei der Verstärkung der Kreuzerflotte, die den eigentlichen Auslandsdienst zu versehen hat. Die Marineverwaltung begnügt sich hier mit einer mäßigen Erweiterung der Kriegsmarine. Sie wird sich, mit vollem Recht, gesagt haben, daß das, was man unter einem „ausreichenden Schutz des überseeischen Handels" versteht, immer nur in beschränktem Sinne durchführbar ist. Die Weltmachtstellung Deutschlands im Allgemeinen, die es keinem Staat der Erde empfehlenswerth erscheinen läßt, sich mit dem Deutschen Reich zu überwerfen, ist auch für unsern überseeischen Handel ein wirksamerer Schutz, als das spezielle Kriegsinstrument, mit dem man im einzelnen Falle erlittene Unbill prompt zu rächen vermag. Wäre unser überseeischer Handelsverkehr nur auf jenen Schutz angewiesen, wie ihn eine Kriegsflotte durch unmittelbare Zwangsdrohungen oder durch wirksame Zwangsanwendung zu erreichen vermag, so bliebe er an tausend Stellen fortgesetzt verwundbar. Unsere „Schneidigen" übersehen das nur zu leicht.

Allmählich aber hat sich außerdem in weiten Kreisen eine mystische Vorstellung breit gemacht über den unmittelbaren Zusammenhang zwischen einer großen Kriegsmarine und einem großen Handelsverkehr. Schon die einfache Thatsache, daß Deutschland trotz einer bescheidenen Kriegsmarine im Welthandel heute die nächste Stellung hinter England einnimmt, läßt diese Theorie hinfällig erscheinen. Es scheint fast, als ob in manchen Köpfen der Ausdruck, sich ein Absatzgebiet erobern, die Vorstellung erweckt hat, daß ohne Kanonen eine solche Eroberung nicht möglich sei. Bisher bestand die Hauptkunst des deutschen Kaufmanns, eine Hauptursache seiner wirthschaftlichen Erfolge, darin, daß er sich den Wünschen und Bedürfnissen fremder Konsumenten anzupassen wußte. Es wäre sehr bedauerlich, wenn er diese Geschäftspraxis vernachlässigen und statt dessen etwa in Zukunft versuchen wollte, seine Waaren fremden Verbrauchern aufzuzwingen.

Es fehlt nicht an erfahrenen und einsichtsvollen deutschen Kaufleuten, die mit Unbehagen das Prinzip der „Schneidigkeit" sich vordrängen sehen. Eine Reihe von Zuschriften an die „Nation" beweist uns das zur Genüge. Wir greifen eine derselben, die Zuschrift eines Hamburger Kaufmanns, der Jahrzehnte im Auslande lebte und unserer Kriegsmarine ein warmes Interesse entgegen bringt, heraus, um sie unseren Lesern zu unterbreiten. Unser Gewährsmann knüpft an die oft gehörte Behauptung an, daß Deutschlands Welthandel vorzugsweise ein Produkt der Reichsgründung sei und führt dann aus:

Die große Zeit 1866, 1870/71 bildet, das ist nicht zu bezweifeln, die Grundlage von Deutschlands heutiger Handelsgröße. Die große Zeit fand ein großes Geschlecht; ein gütiges Schicksal und der Scharfblick Wilhelm's I. bescherte der Nation eine Corona bedeutender Männer, wie sie in gleicher Fülle auf dem Gebiet des Staatslebens vorher in Deutschland nie versammelt gewesen sind. Eine weise Gesetzgebung entfesselte alle wirthschaftlichen Kräfte. Die eingeführte Goldwährung versorgte den Wirthschaftskörper mit frischem, gesundem Blute und stärkte alle Organe. Da blühte die Industrie, und der Handel erfreute sich guter Zeiten. Aber die Transfusion war zu plötzlich und üppig gewesen. Der Rückschlag blieb nicht aus, in Philadelphia erlitten wir unser industrielles Jena. Dank dem erbarmungslosen Donnerwort Prof. Reuleaux' „Billig und schlecht" ging unsere Industrie in sich. Mit Energie und ernstem Streben fing der Umbau an, und heute gilt das Made in Germany überall als Empfehlung.

Die ganze Größe des Umschwunges im verflossenen Vierteljahrhundert wird uns erst klar, wenn wir uns in Gedanken in die Jahre vorher zurückversetzen. Zur Zeit der Kipper und Wipper war das Währungschaos kaum größer als damals in Deutschland. Die erste Handelsstadt Deutschlands hatte zwei Währungen, beide auf Silber basirt; die eine, ganz ohne Werthzeichen, diente dem Kaufmann, die zweite dem Verkehr des Volkes. Die einzige Goldwährung besaß Bremen, aber, du lieber Himmel, wie sah die aus?! Gold sah der Verkehr nicht, nur Papier, das die Bremer Bank auf Verlangen in allen möglichen und unmöglichen Münzen einlöste. Der Thaler Gold existirte nur als Schützen- und Erinnerungsmedaille und war natürlich von — Silber. Der Verkehr aber bediente sich der Röllchen oder Tüten mit 72 jener ekeln Groten, die zumeist aus Schmutz bestanden, und Niemand wagte die Tüten zu öffnen, da stets einer oder mehrere an der Anzahl fehlten.

An Blutarmuth verkümmerte die Nation und erst die Goldwährung schaffte die Grundlage des heutigen weltumspannenden Bank- und Handelsverkehrs.

Die weise Friedensarbeit nach den unvergleichlichen Siegen, das war erst der Hebel, der die Nation aus Jahrhunderte langer wirthschaftlicher Versumpfung erlöste, und die schaffte deutschen Waaren das Prestige!

Was hat die deutsche Kriegsflotte bei dieser Entwicklung unsers Welthandels thun können? „Man denke zurück, wie eindringlich und folgenschwer die Gegenwart deutscher Macht in den brasilianischen Gewässern zur Zeit der Revolution gewesen ist; der Aufschwung der deutschen Ausfuhr nach Brasilien datirt von daher. Die Anwesenheit deutscher Macht vor Chile hat nicht minder das deutsche Ansehen und den deutschen Handel gehoben." Das lasen wir kürzlich in einem Hamburger Blatt und damit kommen wir zu unserem eigentlichen Thema. Also unsere Kriegsflotte hat den Aufschwung des Handels mit Brasilien und Chile zu Wege gebracht. Trifft das zu?

Die Revolution in Rio war im Sommer 1894 und die in Valparaiso 1891. Die Ausfuhr von Hamburg betrug in den letzten fünf Jahren in runden Summen:

	Brasilien	Chile
1896	88 Mill. M.	40 Mill. M.
1895	111 „ „	38 „ „
1894	88 „ „	23 „ „
1893	89 „ „	29 „ „
1892	71 „ „	17 „ „

Der Aufschwung unserer Ausfuhr datirt von dem Eingreifen unserer Flotte?! Schade nur, daß er dann so wenig nachhaltig gewesen ist. In diesem Jahre der Krise und schlechten Kurse wird er nämlich einen weiteren großen Ausfall ergeben. — Es dürfte bekannt sein, daß zu Zeiten kriegerischer Verwicklungen aller Handel gelähmt ist. Tiefes Mißtrauen, dieser sein schlimmster Feind, frißt an seinem Marke und Jeder schränkt seine Unternehmungen ein. Trotzdem konsumirt die Bevölkerung weiter. Nach Friedensschluß athmet dann Jeder wie von schwerem Alp erlöst auf, Unternehmungslust und Wagemuth stählen den lange zur Unthätigkeit verurtheilt gewesenen Kaufmann und explosionsartig schwellen die Geschäfte an. Das hat sich gezeigt, so lange Handel und Wandel existirt; erst unserer jüngsten Weisheit blieb es vorbehalten, hier als causa movens die Intervention der Kriegsflotte einzustellen! Hat denn aber etwa nur die deutsche Flotte in jener kritischen Zeit in Chile und Brasilien geweilt oder waren nicht auch Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier ꝛc. da? Haben die Kriegsflotten dieser unserer

Konkurrenten nicht denselben Einfluß auf die Ausfuhr ihrer Länder ausgeübt? Unsere Marine hat sich trefflich bewährt und Niemand, der sie kennt, konnte je daran zweifeln. Sie war ja zu eventueller Intervention hingeschickt, und ihre Pflicht wird unsere brave Marine stets erfüllen. Mit Anknüpfung von Geschäften war sie nicht betraut, und kein Konsument in jenen Ländern kauft für einen Dollar deutsche Waaren, weil sich unsere Kriegsschiffe vortrefflich bewährt haben. Er thut es einzig und allein nur deshalb, weil unsre Waaren besser und preiswerther als die anderer Länder sind und weil unsere Kaufleute, wohl wissend, daß sich das Gute niemals von selbst Bahn bricht, in thätigster Weise für den Verkauf der guten Waare sorgen, weil sie den Kaufleuten anderer Nationen an Tüchtigkeit und Fleiß den Rang abgelaufen haben! Da sollte man nun denken, daß auch unser Handelsstand, erfüllt von seinem Werthe, dieses Verdienst, das ihm gebühet, voll in Anspruch nähme! Wenn man bedenkt, was sich der Handel in den letzten Jahren alles hat gefallen lassen müssen, wie man ihn gesetzgeberisch chikanirt und zu den nichtsnutzigen Drohnen geworfen hat, da wäre es doch wohl natürlich, wenn er Niemandem außer unserer Industrie ein Titelchen seines Verdienstes abtreten würde und mit gerechtem Stolz sein Herz erfüllen ließe! Aber nein: nicht unserer Industrie und uns Kaufleuten gebührt das Verdienst, unserer Kriegsflotte! Diese hat den Handel zum Aufschwung gebracht!

Aber zum Wenigsten können wie nicht ohne den Schutz unserer Kanonen im Auslande leben und Handel treiben! Auch hier hüte man sich vor Uebertreibungen.

In meiner dreißigjährigen kaufmännischen Thätigkeit in südamerikanischen Ländern ist mir kein Fall bekannt geworden, daß ein anständiges fremdes Haus den Schutz der Kanonen, nicht einmal der Diplomatie für sich angerufen hätte. Wenn die eigene Persönlichkeit nicht ausreicht, dann geht der Handel fast regelmäßig in die Brüche. Wo die Kanonen sprechen, werden Handelsbeziehungen unfehlbar zerrissen; das mag in unserer Zeit der Schneidigkeit recht unmodern und veraltet klingen, bleibt aber doch die Wahrheit. Die Geschichte gibt uns dafür Beweise. Die größte Schutzaktion der letzten Jahrzehnte war die Intervention der Franzosen, Engländer und Spanier in Mexiko. Klüger als die nach Ruhm dürstenden Franzosen zogen sich die beiden anderen Nationen zurück als die Geschichte ernst wurde — und Frankreich erlebte das Schicksal, daß es von seiner einstigen Größe, wahrscheinlich für immer, zurücktreten mußte. Die zweite große Schutzaktion geschah in Chile seitens Spaniens in den 60er Jahren. Allerdings hatten die Geschützten die Genugthuung, Valpariso von der spanischen Flotte bombardirt zu sehen, aber mit der Ausweisung aller Spanier wurde diese Gewaltthat beantwortet und der spanische Handel wurde dadurch auf Jahrzehnte in Chile vollständig vernichtet und erlitt Verluste, die er heute noch nicht wieder eingebracht hat.

Wir kennen sie ja alle, die wir lange in überseeischen Ländern gelebt haben, jene Hilfsbedürftigen. Unausstehliche Krakehler, von denen sich Jeder gern fern hält, und die man bei uns zur Thür hinauswerfen würde. Es mag ja Ausnahmen geben, ich habe aber noch keine gesehen.

Fassen wir nun mal eine solche Schutzaffäre näher ins Auge. Nordamerika bleibt für solche Eventualität wohl aus dem Spiele, wenngleich die südlichen Staaten der Union keinen großen Unterschied mit dem Innern Südamerikas aufweisen. Ziehen wir zum Beweise unsrer Kraft schwächere Staaten heran. Nehmen wir an, in Argentinien oder Chile sei ein deutscher Untersuchungsgefangener sechs Monate lang im Gefängnisse vergessen worden. Für diese Frevelthat fordert die Diplomatie Genugthuung und 100 000 Doll. Entschädigung. Der argentinische oder chilenische Minister bringt allgemeine Redensarten vor: das könne wohl mal passiren, für den Bummel eines Beamten sei der Staat nicht verantwortlich. Der Diplomat rasselt mit dem Säbel, der Karren fährt sich im Sumpf fest! Da kommt die Flotte, besetzt Bahia Blanca oder Talcahuano. Welches wird da das Resultat für den Handel sein? Die Spanier vor Valparaiso mögen es uns lehren!

Am Merkwürdigsten berührt mich bei solchen Aktionen stets die Entschädigungsfrage. Als eine der ersten Kulturnationen ist es für uns ja selbstverständlich, daß wir in Deutschland die Angehörigen Ermorderter ausreichend entschädigen und ihre Zukunft sicher stellen; daß wir unschuldig Inhaftirte oder Verurtheilte vollständig schadlos halten — das thun wir doch? —, aber der auswärts dafür angelegte Tarif ist doch wohl ein recht hoher. Zwei Monate eingesperrt und 100 000 Mk. Entschädigung, das ist ein ganz rundes Geschäft für Jemanden, der sich vielleicht kümmerlich im Auslande durchschlägt. Wird das Prinzip erst mal im Auslande bekannt, dann kann Herr Tirpitz nur bald seine Flotte verzehnfachen.

Dafür hat uns Kaufleuten aber eine Berliner Zeitung die Gewißheit gegeben und versprochen, daß das Ducken und Sichdurchwinden für den deutschen Handel im Auslande jetzt ein Ende haben solle! Bravo. Das klingt sehr schön. Aber ist auch was dahinter? Sich durchwinden durch alle Schwierigkeiten muß der Handel im In- und Auslande, so lange diese Welt existiren wird. Sich geduckt hat der deutsche Handel nie, das ist lediglich eine subjektive Eigenschaft. Ist denn überhaupt der deutsche Handel im Auslande eine geschlossene Kaste, der man Prüfungen und Druck hätte auferlegen können? So spricht eben nur Jemand, der vom Auslande nie etwas gesehen hat.

Der Weisheit letzten Schluß aber brachte in diesen Tagen unser alter ehrwürdiger „Hamb. Korrespondent“ in folgender Epistel: „Man weiß, daß der Handel Frieden braucht, und daß in stiller, friedlicher Arbeit ohne Kreuzer und Kanonen das Größte geleistet und erreicht worden, aber man weiß auch, daß der Wettkampf um die Märkte und Absatzgebiete in neuerer Zeit immer heißer und ungestümer wird, daß er früher oder später zu einer Krisis führen muß, aus der ungeschädigt nur der hervorgehen wird, der seine Rechte und seinen Platz zu vertheidigen im Stande ist.“ Arme Schweizer, arme Belgier, Holländer rc.! Worte, nichts als Worte! Jene Zeiten, wo mit Kanonen und Gewalt um die Märkte gestritten wurde, sind ebenso dahin, wie die Zeiten der Raubritter und Convoyschiffe. Spanien und Portugal waren es, die mit eiserner Gewalt ihren südamerikanischen Kolonieen verboten, mit anderen Ländern in Geschäftsverbindung zu treten. Einzig und allein der Handel mit den Mutterländern war gestattet. Das war der erste Anlaß zur Empörung gegen die Mutterländer, und darum machten sich die Kolonieen unabhängig! Hätte Spanien in der Hinsicht nachgegeben, würde man sich mit einer etwas gelockerten Abhängigkeitsstellung begnügt haben. Aber man wollte sich mit Gewalt die Absatzgebiete erhalten — und das Rad der Zeit ging über solch unsinniges Unterfangen hinweg!

Ein immer heißerer Kampf wird entbrennen; ja, das ist wahr; aber ein Kampf nicht mit Kanonen, sondern mit den Waffen des Geistes und der Technik. Wer darin der Größte ist, wer das Tüchtigste leistet, — der wird der Sieger sein und so lange bleiben, bis ihn ein Anderer überflügelt. An dieser uralten heilsamen Wahrheit wird keine Kriegsflotte ein Titelchen ändern können.

Ferdinando Martini, der neue Generalgouverneur der Erythrea.

Ferdinando Martini, der zum Generalgouverneur der Erythrea ausersehen ist, kann wegen dieser seiner Ernennung auf politisches Interesse Anspruch machen.

Geboren wurde Martini im Jahre 1841 in Monsummano in Toskana; seine Eltern waren der verdienstvolle Dramatiker Martini und die Marquise Geri. Im Jahre 1869 gab er vorübergehend in einer Mädchenschule zu Vercelli in Piemont Litteratur- und Geschichtsunterricht, dann unterrichtete er am Realgymnasium zu Pisa, aber schon im Jahre 1872 gab er seine Lehrthätigkeit wieder auf und widmete sich von da ab ganz und gar der Litteratur und der Politik. Seine ungewöhnlich geistreichen Feuilletons unter dem Pseudonym Fantasio und Fox in der Glanzperiode der

„Fanfulla“ werden noch heute als erstrebenswerthe Muster der Journalistik hingestellt. Als Redakteur der litterarischen Zeitschrift „Fanfulla della domenica“ und noch mehr bei der jetzt eingegangenen „Domenica litteraria“ befestigte er seinen Ruf als allererster Journalist Italiens und als gelehrter und scharfsinniger Kritiker in allen Kunstzweigen.

Seine in seinen Versen geschriebenen Proverbes: „Il peggio passo è quel dell'uscio“ (Der schlimmste Schritt ist der über die Schwelle) und „Un bacio dato non è mai perduto“ (ein gegebener Kuß ist nie verloren) stempelten ihn zum italienischen Musset. Von Zeit zu Zeit erfreut er noch jetzt seine zahlreichen Freunde durch einen Band köstlicher kleiner Theaterplaudereien. Auch Romane wie „Peccato e Penitenza“ (Sünde und Strafe) und die „Marchesa“ geben Beweise von seiner starken litterarischen Begabung; aber sein Streben geht auch nach einer anderen Richtung, auch reformatorisch will er wirken. Empört über die Art und Weise, wie in den Schulen die heranreifende Jugend durch den mit den Klassikern getriebenen Unfug zu einem pedantischen und schnörkelhaften Stil angeleitet wird, der das logische und einfache Denken verhindert, will er das heranreifende Geschlecht daran gewöhnen, daß es trotz des wüsten Durcheinander der italienischen Dialekte den Gedanken gleichmäßig mit möglichster Einfachheit, Klarheit und Reinheit der Sprache Ausdruck gebe; er, der vielbeschäftigte Litterat und Politiker, hat es nicht verschmäht, zwei umfangreiche Antologien zusammenzustellen, „Prose italiane moderne“ und „Prosa viva“*), die eine für die mittlere, die andere für höhere Schulen. Mehr als an das goldene Zeitalter der italienischen Litteratur des 13. Jahrhunderts und als an das silberne des 15., hat er sich an die eherne biedere Gegenwart gehalten. Er meint:

„Zuerst werden Neugeborene durch Milch ernährt, erst später gewöhnt man sich an kräftiges Roastbeef und an anreizende Leckerbissen; keiner, der soeben aus der Elementarschule kommt, kann Verständniß für unsere großen Klassiker haben und statt einen großen geistigen Genuß zu gewähren, wirken sie auf die Mehrheit geradezu geistestödtend. Ich will umgekehrt die Jugend von der Gegenwart zur Klassizität führen und Jedem soll es frei stehen innezuhalten da, wo die Sache ihm kein Vergnügen mehr macht.“

So hat er eine Anzahl Bruchstücke aus modernen Schriftstellern zusammengestellt zum Nutzen und Frommen nicht nur der Jugend, sondern auch der Erwachsenen, welche daraus ersehen, was für ein Frevel die Behauptung ist, in Italien würde heute wenig und schlecht geschrieben. Sein Hauptwerk jedoch, auch nach der Zahl der Auflagen, bleibt sein „Affrica italiana“, dem gerade in diesen Tagen durch des Autors bevorstehende Ernennung zum Civilgouverneur der italienischen Besitzungen in dem schwarzen Erdtheil, eine zweite Jugend erblüht. Das Buch ist das Ergebniß einer zweimonatlichen Reise durch Abessynien, welche er als Mitglied der parlamentarischen Kommission 1891 machte, als der Karabiniereoffizier Luragi durch seine Beschuldigungen gegen den Gouverneur Baldissera, dessen Abberufung veranlaßte. Das Buch ist nicht besonders gelehrt, vielleicht auch nicht besonders tief, aber dafür desto anschaulicher, überzeugender, anmuthiger, überhaupt das Beste, was in Italien über die Kolonien geschrieben worden ist; vor Allem schreckt Martini nicht davor zurück, mit dem schelmenhaften Humor der Toskaner, diesen Atheniensern Italiens, seinen Landsleuten derbe aber gerechte Wahrheiten ins Gesicht zu schleudern. So erzählt er, daß, als Oberst Saletta zum erstenmal mit einem Bataillon Bersaglieri in Massauah landete, er die Weisung hatte: „die ägyptische Besatzung nach Kräften zu schonen, um, wenn möglich, einen Rekognoszirungszug nach Chartum zu machen“ — das nicht weniger als 2000 km entfernt ist!! Die Gefallenen von Dogali sind für ihn tapfere Soldaten gewesen, aber keine Helden. Ferner behauptet Martini, man habe sich in dieses verhängnißvolle Unternehmen ohne jegliche Vorbereitung gestürzt, und dann keine nennenswerthen Versuche gemacht habe, um die Kolonien auszunutzen.

Als Probe seiner eigenartigen Ausdrucksweise hier seine Beschreibung der „Ebene des Todes bei Massauah“. Es ist nämlich Massauah ähnlich so ergangen wie später Rom. Die vielen baulichen Arbeiten der Italiener zogen Anfangs selbst von dem Hochland Schaaren von Erwerbslustigen an, als aber die Arbeiten aufhörten, setzte man ihnen einfach den Stuhl vor die Thür und da sie nach ihrer Heimath nicht zurück konnten oder wollten, so starben sie haufenweise vor den Thoren der Stadt Hungers. Von seiner Schilderung dieser Unglücklichen hier ein Bruchstück:

„Vertrieben von der so lang und heißersehnten Zufluchtsstätte, in traurigster Dürftigkeit, hatten sie ihr Lager in der Ebene von Otumlo aufgeschlagen. Lager? In diesem Wüstenwinkel hatten sich die Einen ein wenn möglich noch elenderes tucul — Hütte — als gewöhnlich errichtet, andere haben sich eine Strohmatte aufgestellt, die Glücklicheren ein Gebüsch als Behausung gewählt, alle aber haben zum Bett den glühenden Sand. Ueberall liegen die verlassenen Leichname verstreut umher; die Gesichter mit Lumpen zugedeckt; einer, schauerlich anzusehen, scheint sich zu bewegen, so groß ist das Gewimmel von Insekten auf seinem durch die Gluth der Sonne schon halb in Verwesung begriffenen Körper. Die Todten harren der Hyänen, die Lebenden auf den Tod. Aus einem Gebüsch ertönen Stimmchen so dünn wie Zwirnsfäden, entfleischte Hände in den letzten Zuckungen strecken sich uns entgegen. Hier richtet sich mit letzter Anstrengung ein Sterbender im Sande halb auf, glotzt mit weit aufgerissenen, verglasten Augen um sich, sieht nichts, röchelt, fällt zurück, mit Rückgrat und Nacken hart aufschlagend. Dort winkt eine zusammengekauerte Frau, die nicht mehr sprechen kann, mit unaufhörlichem Kopfwackeln einem kleinen drei- oder vierjährigen Kinde zu, das dem Verhungern nahe, zu ihren Füßen liegt und indem es die fast erloschenen Augensterne uns zuwendet, murmelt es mit heiser schwacher Stimme meschin, meschin — Ich armer Junge! ich armer Junge! (Mit diesem Wort meschin drücken die italienischen Soldaten ihre ganze Sympathie für die armen Schwarzen aus). Kaum näherten wir uns diesen Unglücklichen, als sich von den schmutzigen Lagern auch sofort ein Schwarm von Skeletten erhob: in diesen Körpern hätte man durch die dünne Haut jeden einzelnen Knochen zählen können, Körper, so etwa wie man sie mumificirt auf dem großen Sankt Bernhard findet. Sie versuchten uns zu folgen, ebenfalls meschin murmelnd, aber erschöpft, ganz von Kräften fallen sie wieder hin, wollen sich wieder erheben, straucheln, fallen wieder zurück und schleppen sich, auf allen Vieren rutschend, hinter uns her, indem sie uns mit Stimmen, dem Hundegewinsel gleich, um Hilfe flehen. Die Mütter heben mit letzter Kraftanstrengung die Säuglinge empor und verfolgen uns mit Klagen und Wehgeheul, uns ihren Busen — nichts als eine einzige Falte — zeigend. Wir vertheilten einige Lire, lächerliche Hilfe solchem Elend gegenüber, unnöthig für jene, die in der nächsten Stunde ein Opfer des Todes sein werden.*) Und die Prozession von Fußgängern, Eseln, Kamelenten und Frauen drängt sich lärmend weiter. Ich ziehe mich zurück, schleiche mich fort und gerathe unter Kinder, die in dem Koth der Kameele herumstöbern, um vielleicht ein Körnchen Dura — Getreide — zu entdecken: schaudernd wende ich mich ab und sehe andere Kinder, die die Führer mit Gewalt von einer Schindmähre, stinkendes Ueberbleibsel der Hyänen, wegtrieben, an welcher sie sich mit Verzweiflung angeklammert hatten und ihr mit den Zähnen die Eingeweide herausrissen, die Eingeweide, weil sie weicher waren, weicher aber auch verwester! Ich floh entsetzt, versteinert, beschämt über meine Ohnmacht, hier nicht helfen zu können, beschämt versteckte ich meine goldene Kette; ich schämte mich des genossenen Frühstücks und des Mittagessens, das meiner harrte. Ich weiß, ich weiß, was Ihr sagen wollt: zu helfen ist unmöglich, es gibt keine ausreichende Hilfe, und wenn ich heute helfen würde, so würde morgen ganz Abessinien Massauah überschwemmen. Ich weiß wohl, daß nicht alles Elend unverschuldetem Unglück entspringt, und daß Faulheit, Unüberlegtheit und Sorglosigkeit auch schuld daran trägt, aber was hat das Herz den Sterbenden, die die Todten beneiden, Vorwürfe zu machen. —“

Martini gibt zu, daß in militärischer Beziehung in den Kolonieen alles Mögliche geschehen sei, nicht aber in reformatorischer und kultureller. In den Schulen zu Massauah gibt man den jüngern Negern als Lesebuch ein Buch über die Olivenzucht und „der gute Pfarrer“, obschon es in ganz Abessynien weder Oliven, noch Pfarrer gibt. An die Civilisationsfähigkeit der Afrikaner glaubt er nicht, sondern meint, daß die schwarze Rasse durch die weiße ersetzt werden

*) G. E. Sansoni, Florenz.

*) Diese unheimliche Stelle liegt an der Karawanenstraße.

müsse. Sein koloniales Glaubensbekenntniß führen wir mit seinen eigenen Worten an:

„Wir haben uns Abessyniens ohne jegliche Provokation bemächtigt, durch Gewalt gegen jede Gerechtigkeit. Wir waren etwa hundert, die der Meinung waren, wir sollten nicht nach Afrika, aus dem einfachen Grunde, daß jeder im eigenen Land sich redlich ernähren soll. Im Jahre 1885 gefiel es vielen nach Afrika zu gehen und 1887 fast allen zum Schutz der nationalen Ehre dort zu bleiben. Heute sind die Betheuerungen nicht mehr so bestimmt, die Meinungen nicht mehr so sicher, die Nationalehre nicht mehr so empfindsam. Nun, wer bleiben will, muß wünschen, daß die nothwendigen Kulturversuche sobald wie möglich und in großem Maßstabe gemacht werden und daß man den möglichst größten Nutzen baldigst aus unserer Kolonie ziehe; wer nach Hause zurückkehren will, muß wünschen, daß man ohne Zögern den Beweis erbringe, daß unsere afrikanischen Ländereien für die Ackerbauer nichts taugen und daß kein Italiener je einen Nutzen davon haben wird. Ich für mein Theil gehöre zu denen, die letzteres nicht glauben, und die sich durch unbestimmte Einwände nicht beruhigen lassen, sondern verlangen, daß Sachverständige es bestätigen und beweisen. Daß Europa, wenn wir unsere erythräischen Besitzungen aufgeben, die Gelegenheit ergreifen wird, um den Satz aufzustellen: „Abessynien den Abessyniern“!! scheint mir eine unannehmbare Hypothese; wir wollen lieber eine andere aufstellen; daß nach unserer Abreise andere kommen werden, nur mit thatkräftigerer Ausdauer und mit besser versehenen Geldsäckeln das Land urbar zu machen, zu bestellen, zu ernten und dort zu gedeihen. Dann werden wir den Lärm, den Tadel hören!: „Durch unsägliche Opfer hatten wir uns ein Fleckchen Paradies gesichert und haben es uns entschlüpfen lassen. Es ist alles umsonst: nichts gelingt uns, wir fassen nichts richtig an, wir sind nicht einmal im Stande gewesen, den Werth einer Kolonie zu erkennen, die uns so viel Mühe und Arbeit gekostet hat.“

Im Parlament sitzt Martini seit 1875 und zwar unter den Gemäßigten, jedoch mehr der Linken sich zuneigend; unter Coppino war er Unterstaatssekretär für das öffentliche Unterrichtswesen und unter Giolitti sogar Unterrichtsminister. Mit seinem Gesetzentwurf die Zahl der Universitäten von 26 auf 16 herabzusetzen, hat er den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn auch die Betheiligten es vermochten, diese unvermeidliche Reform noch einmal hinauszuschieben; demselben Schicksal verfiel seine Gesetzesvorlage für die Einführung von Realgymnasien nach deutschem Muster, die jetzt erst wieder aufgenommen worden ist. Seinen Gegnern zufolge entspringt seiner Vielseitigkeit eine gewisse Unstätigkeit in der Politik. Gleichviel, seine parlamentarischen Reden über die Nothwendigkeit der Konzentrirung in Afrika und seine Aufsätze in der „Illustrazione italiana“ über dasselbe Thema erregten im vorigen Winter, nach der Niederlage von Abba Carima, allgemeines Aufsehen. Ob er redet oder schreibt, er besitzt das Ohr der Nation wie nur Wenige.

Was das Aeußere Martini's anbetrifft, so kann man nicht gerade behaupten, daß die Musen an seiner Wiege gestanden haben. Er ist ein langaufgeschossener bartloser Mann mit etwas schlenkriger Haltung. Seine Frau und Tochter schaffen ihm eine Häuslichkeit, die er in Massauah nur allzusehr vermissen wird. In Rom ist sein Haus ein Mittelpunkt geistvoller und anregender Geselligkeit. Selbstverständlich hat er in den letzten zehn Jahren viel Wasser in seinen afrikanischen Wein gegossen. Seine Vereinbarungen mit dem Ministerpräsidenten Rudini — sagt man — gehen dahin, das Kriegsbudget der Erythräa von ungefähr 60 Millionen im ersten Jahre seiner Amtsführung zu einem Friedensbudget von 9 Millionen und im zweiten Jahr auf 5 Millionen herabzusetzen.

Martini wird die Anlegung einer Eisenbahn bis nach Ghinda, sowie einer Telegraphenverbindung zwischen Massauah und Adis Abeba, der Hauptstadt Menelik's, bewirken. Nerazzini, der neuernannte Bevollmächtigte Italiens am Hofe Menelik's, wird dann in stätigem Gedankenwechsel mit Massauah und Rom stehen. Martini wird auch die Zahl der italienischen Truppen, ungefähr 3000 Mann, stark herabsetzen und die der Eingeborenenmiliz — ebenso viel — entsprechend erhöhen. Sofort nach seiner Ankunft in Massauah begibt sich der neue Gouverneur nach der Hochebene, um die sehr lockeren Beziehungen mit den befreundeten Stämmen an der jetzigen Grenze zu befestigen und das Brigantenthum zu bekämpfen, das nach der Niederlage von Abba Carima immer drohender die Oberhand nimmt.

Die Behörden seiner Provinz und seine Wähler gaben Martini am 6. v. M. in dem festlich beleuchteten Theater Parini zu Pescia ein Abschiedsessen. Bei dieser Gelegenheit sagte Martini:

„Seit 1895 habe ich oft genug Anlaß gehabt, von Afrika zu sprechen. Eingehender sprach ich über Afrika im vergangenen Mai in der Kammer. Es genüge also meine Behauptung, daß ich weder meine Ansichten noch meine Pläne geändert habe. Was die Mission anbetrifft, der ich mein ganzes Wollen und mein ganzes Können widmen werde, so gestatten Sie mir, meine Herren, daß ich meine Hoffnungen hinsichtlich der Zukunft in einen Aphorismus zusammenfasse: Glücklich die Kolonien, von denen keine Drahtmeldungen eintreffen!“

So ist nun auch Martini an die verhängnißvolle Klippe gelangt, theoretische Anschauungen in die Wirklichkeit zu übertragen. Bei der jetzigen Verfassung der Gemüther in Afrika ist das schwieriger als je. Ohne schmerzliche Abschürfungen durch die rauhen Kanten unvorhergesehener Hindernisse wird es auch für ihn nicht abgehen. Die Hauptschwierigkeit liegt wohl darin, daß Martini sich dem Militärgouverneur nicht leicht, und letzterer sich ihm noch weniger unterordnen kann.

Wie es auch kommen wird, jedenfalls haben wir Schriftsteller allen Grund Rudini dankbar zu sein, daß er darauf bestanden hat, einen aus unserer Zunft zum Gouverneur zu wählen. Nachdem die Ernennung des Senators und Vorstandes des römischen Preßvereins, Ramualdo Bonfadini, eigenthümlich genug, in Folge des Widerspruchs der Presse rückgängig gemacht werden mußte, hat Marquis Rudini seine Zuflucht zu Martini genommen, dessen Afrika-Programm noch schärfer hervortritt. Es wird gewiß nicht an Leuten fehlen, die behaupten werden, daß der schlaue sicilianische Patrizier Rudini, der am liebsten die ganze Kolonie schießen lassen möchte, gerade seinen Hauptwidersacher zum Gouverneur ernannt habe, um ihn zu überzeugen, daß auch in der Politik die Kritik leicht, das Können schwer ist. Hoffentlich waltet Martini seines schweren, dornvollen Amtes nicht schlechter als unsere Berufsgenossen in den Vereinigten Staaten, und in kleinerem Maßstabe sogar in Frankreich zu thun pflegen.

Ernesto Gagliardi.

Nordische Dichterinnen.

Die nordischen Länder sind in diesem Jahrhundert sehr fruchtbar an begabten Verfasserinnen gewesen. Früher und energischer, als in Deutschland, suchten Frauen dort oben ihre dichterische Befähigung darzuthun und für die Erweiterung der Rechte ihres Geschlechtes einzutreten. Einige, wie Fried. Bremer, Sophie Schwartz, Flygare-Carlen und die Norwegerin Camilla Collet brachten es zu europäischem Ruhm.

Wenn ich nun in den nachfolgenden Zeilen von nordischen Verfasserinnen der Gegenwart, d. h. von lebenden, sprechen will, liegt es mir fern, einen Ueberblick über das gesammte dichterische Schaffen von Frauen der letzten Jahrzehnte im Norden zu geben oder von allen jenen zu reden, die mit mehr oder minder Talent angenehme Frauenlektüre schaffen; es kann sich in diesem engen Rahmen nur darum handeln, ein paar der gegenwärtigen, wirklich kraftvollen und eigenartigen weiblichen Dichterindividualitäten andeutungsweise zu charakterisiren.

Was der Frau wohl häufiger noch, als dem Manne, die Anregung zu dichterischem Gestalten gegeben hat, ist der Wunsch, eine Erkenntniß zu verkünden, eine Forderung zu proklamiren, einen Mißstand zu enthüllen, eine Berech-

tigung zu erweisen. Dem Manne war vielfältige Gelegenheit geboten, für seine Ideen Propaganda zu machen, die Frau, die von vielem ausgeschlossen war und ist, fand im Roman und in der Bühnendichtung eine geeignete Gelegenheit zur Polemik.

In dieser polemischen Richtung der Frauenlitteratur bewegen sich zwei der hervorragendsten nordischen Verfasserinnen der Gegenwart, die Norwegerin Amalie Skram und die Dänin Erna Juel-Hansen. Beide begannen in der Zeit zu schreiben, da Georg Brandes die zeitgenössische Dichtung auf die die Zeit bewegenden Fragen hingewiesen hatte, als Björnson und Ibsen mit ihren Gesellschaftsdramen an der bisherigen Moralauffassung der Gesellschaft zu rütteln begannen und für die Ehe und das Verhältniß der Geschlechter zu einander neue Forderungen aufstellen. Während einerseits die Frauen in diesen beiden großen Dichtern ein paar mächtige Bundesgenossen im Kampf für ihre Sache mit Freuden begrüßen konnten, forderte doch auf der andern Seite das Doktrinäre, mit dem namentlich Björnson im „Handschuh“ eine Keuschheitsmoral für die Menschheit unter Verleugnung der gesunden Sinnlichkeit aufgestellt hatte, den Widerspruch Vieler heraus.

Darin berühren sich Amalie Skram und Erna Juel-Hansen, daß sie beide für die Entfaltung der gesunden Sinnlichkeit des Weibes eintreten und eine sittliche Gleichstellung mit dem Manne in Freiheit verlangen. Auch darin berühren sich beide, daß sie zu erweisen suchen, daß die Liebe eine Naturgewalt ist, die nicht vom Willen abhängig gemacht werden kann, sondern kommt und geht nach unbekannten Gesetzen, daß sie nicht nur Geistessympathie und Herzensneigung, sondern auch Trieb des Blutes, der Sinne und Nerven ist.

Amalie Skram ist die tiefenttäuschte Frau; ihr eigenes Schicksal hat ihr die sie empörende Doppelmoral enthüllt, welche die Gesellschaft dem Manne und der Frau gegenüber übt. Ihre Spitze richtet sich daher scheinbar (in einzelnen Werken vielleicht thatsächlich) gegen den Mann, der unter dem Schutze der gesellschaftlichen Duldung die Frau ungestraft in ihren edelsten Gefühlen verletzen darf, in Wirklichkeit aber doch vorzugsweise gegen die Gesellschaft, welche die Mädchen ohne jede klare Kenntniß der Geschlechtsverhältnisse erzieht und durch ein nur für das Weib gültiges Pflichtgebiet die Frau zu zwingen sucht, auch an der Seite des ungeliebten Gatten auszuharren. Amalie Skram schreibt nur auf Grund eigener seelischer Eindrücke und daher spricht aus ihren Werken ein leidenschaftlicher Fanatismus, eine bittere Empörung, wie über erlittenes Unrecht, und ein verbissener, fast grimmiger Kampfesmuth. Es mahnt an Richterspruch und Verdammniß, wie sie die Gesellschaft charakterisirt.

Erna Juel-Hansen dagegen schreibt meist auf Grund einer Gesellschaftsbeobachtung; sie selbst hat unter einer verkrüppelten Gesellschaftsmoral und der verdrehten Mädchenerziehung nicht gelitten; sie hat nur Andere leiden sehen. Darum vermag sie mit lächelndem Spott zu verhöhnen und mit frohmüthiger Heiterkeit angreifend vorzugehen. Etwas Freudiges, fast Siegesbewußtes spricht aus ihrem Hohnlachen, mit dem sie der Prüderie und der Leere und Oede des Daseins junger Damen zu Leibe geht. In ihr ist eine Ader von einer Humoristin.

Wenn Amalie Skram vorzugsweise von der verheiratheten Frau erzählt und die Konsequenzen zieht, welche die heutige Mädchenerziehung und Gesellschaftsmoral in der Ehe zeitigen kann; so zeigt Erna Juel-Hansen die Gefahren und Irrthümer, denen die jungen Mädchen durch die verpfuschende Erziehung und die Gesellschaftsprüderie ausgesetzt werden, und verherrlicht auf der andern Seite die freie, aus reinem Gefühl erfolgende Hingabe des Weibes an den geliebten Mann.

Beide Verfasserinnen treten somit für das ein, was mit einem recht unglücklich gewählten Wort „freie Liebe“ genannt zu werden pflegt, sind darum aber doch keine Verfechterinnen der Liederlichkeit, wie prinzipielle Gegner es gern dargestellt haben. Skram fordert, daß nur die große tiefe Leidenschaft das zueinanderzwingende Band der Geschlechter sein solle, ohne das es keine sittliche Verbindung von Mann und Weib gäbe, und Juel-Hansen, die etwas von einer Sozialreformerin in sich hat, möchte die Mädchen unabhängig und selbständig machen, sie wirthschaftlich sicher stellen, damit sie dann keinen andern Rücksichten zu folgen brauchten, als ihrem Gefühl, wenn sie sich einem Manne hingeben. Und dieses Gefühl wird sie richtig leiten, meint die Dichterin, wenn von früh auf ein vernünftiger Verkehr der Geschlechter mit einander stattfindet, wenn das Mädchen über die schönste und höchste Aufgabe des Weibes nicht im Unklaren erhalten wird und nicht in falscher Scham erröthet, und wenn es nicht zu einer Putz- und Vergnügungspuppe erzogen wird, sondern auch allgemeine und geistige Interessen hat.

Endlich haben die beiden Verfasserinnen auch das noch gemeinsam, daß sie entschiedene Anhängerinnen der naturalistischen Darstellungstechnik sind. Sie scheuen vor der Vorführung keiner Situation, kaum vor dem Gebrauche eines Wortes zurück, wenn ihr künstlerischer Zweck es erheischt. Sie sind bemüht, das Leben in seiner ganzen unbeschönigten Realität wiederzugeben. — — —

Auch die beiden nächsten Verfasserinnen, die ich hier erwähnen möchte, Magdalena Thoresen und Alvilde Prydz, haben manchen gemeinsamen Zug in ihrem dichterischen Schaffen, wenn sie auch aus verschiedenen Litteraturperioden hervorgegangen sind und in mehr als einer Beziehung sich erheblich von einander unterscheiden.

Ueber ihren Werken liegt eine erhabene Klarheit, ein starkes, volles Ausströmen einheitlicher Stimmungen, eine steinharte Urkraft, die an die nordischen Fjaellen gemahnt. Es erfüllt sie ein seltsames Zusammenklingen von Menschenempfindung und Naturleben, ein begeisterungsvoller Lobgesang auf das höchste Erdenglück: die Liebe.

Beide begegnen sich in dem Gedanken, daß das Leben nur des Lebens werth ist, wenn es kein stumpfes Vegetiren, sondern ein Erfülltsein von großem, das ganze Wesen durchdringendem Empfinden ist. Die Berührung geht hierin soweit, daß sich bei beiden ein fast übereinstimmender Ausdruck dieses Gedankens findet. „Das Leben muß wirklich gelebt werden“, sagt M. Thoresen; „Das Leben leben zu dürfen, das ist das Große“, lautet es bei Alvilde Prydz. Zwei Sätze, in denen sich die letzte Lebenserkenntniß beider Verfasserinnen ausspricht. Und beiden ist „leben“ weniger handeln, als empfinden. Die Liebe, ganz gleich, ob sie zu äußerem Glück führt oder nicht, die bloße Thatsache, daß eine Menschenseele bis in ihre tiefste Innenstille von einem Gefühle durchschüttert und erfüllt wird, erscheint ihnen Beiden schon als etwas Beseligendes. „Es muß doch ein großes Glück sein, eine solch unendliche Liebe zu empfinden“, heißt es bei M. Thoresen, und Frau Prydz verkündet: „nicht Gott ist die Liebe — sondern die Liebe ist Gott, das Leben aller Dinge, der Schöpfer Himmels und der Erden!“

Magdalena Thoresen versenkte sich, durch Björnson angeregt, in eine poetisirende Darstellung des norwegischen Bauernlebens. Da sie selbst eine Kraftnatur war, fühlte sie sich dazu hingezogen, diese Kraftmenschen mit ihrem zähen Willen, ihrer schweigsamen Verschlossenheit und ihren mächtigen inneren Leidenschaften darzustellen, obwohl sie von Geburt dem weicheren und sinnigeren Dänemark entstammte. Dieser Stoff aber drängte naturgemäß zu einer gewissen Veräußerlichung der Konflikte. Es war hier der Mensch im Kampfe mit einer harten und kargen Natur, oder das Individuum im Widerstreit gegen eine noch rohe und brutale Gesellschaft zu verkörpern.

Alvilde Prydz dagegen wurde, wohl durch eine Gefühlsopposition gegen die Veräußerlichung der naturalistischen Schule des vorigen Jahrhunderts, zur Darstellung stiller, tiefverinnerlichter Seelenkonflikte und Seelenentwicklungen angeregt. Das Glückvernichtende kommt bei ihr nicht von

außen, durch rohe Naturgewalten oder brutalen Gesellschaftszwang, es kommt mehr aus dem Innern, aus der mangelnden Lebensfreudigkeit, aus der Seelenarmuth der Menschen.

Mit Thoresen theilt Prydz einen gewissen Glaubensoptimismus an das Emporringen der Menschheit zu einer größeren Glücksfülle, an eine freie und große irdischvergeltende Weltenleitung; aber Frau Prydz schildert meist keine urkräftigen Freiluftnaturen, sondern vom Zeitgeist angekränkelte, in enge Verhältnisse gebannte, zum Dulden verurtheilte Kleinexistenzen, die von der namenlosen Sehnsucht nach dem Glück und der Lebensfreude erfüllt sind, die die Menschen so gut genießen könnten, wenn sie sich nicht selbst das Leben so schwer machen würden; denn „das Große kann auch ganz in der Stille, ohne Sterne, vollbracht werden, ja vielleicht ist es das Größte, ohne sie durch das Dunkel finden zu können“, das ist die Ueberzeugung der Dichterin.

M. Thoresen ist markiger, kraftvoller, sie vermag selbst heroenhafte Männercharaktere glaubwürdig zu gestalten, eine Frau aus einer nervenstarken Zeit; Alvilde Prydz ist verinnerlichter, sensibler, eine träumerische, poetische Natur und doch verstandesklar. Eine Meisterin stimmungsreicher Naturmalerei — — —

Auch Schweden besitzt zwei lebende Verfasserinnen, die auf wirkliche litterarische Bedeutung Anspruch erheben können.

Selma Lagerlöf ist eine Dichterin mit einer Ueberfülle der Phantasieoffenbarungen. Inwieweit dieselben sich in die Lebensrealität hineinzwingen lassen, gilt ihr gleich; aber durch die Stärke und Fülle ihrer Einbildungskraft, durch die geistige Sicherheit und bildliche Klarheit ihrer Phantasiewelt gestaltet sie eine neue Realität und Lebenseinheit in einer dichterisch erträumten Welt voll phantastischer Mystik.

Sophie Elkan dagegen, die unter dem Pseudonym Rust Roest schreibt, gibt uns ganz schlichte Wirklichkeitsgemälde, kleine, alltägliche Lebensschicksale. Sie führt uns Lebenstragödien vor, in denen das Schicksal brutal, aber still über Menschengefühle und Menschenglück dahinrollt, sie erzählt von keinen wilden, schrankendurchbrechenden Leidenschaften, sondern von tiefinnerlichen, stillen, aber echten und warmen Herzensempfindungen.

Obwohl die religiösen und Gesellschaftsanschauungen der beiden Dichterinnen sicher nicht völlig übereinstimmen, haben sie doch das eine Gemeinsame in ihrem dichterischen Schaffen, daß ihre ethischen Ziele dieselben sind. Beide sehen sie in der selbstlosen, opferfreudigen Liebe die Lösung des Lebensräthsels und Lebensleides. Mit dem skeptischen Zweifel an allem anderen Glück erkennen sie schließlich die Möglichkeit den Frieden zu erringen und einer glückbringenden Befriedigung in der werkthätigen Liebe für Andere.

Aus Selma Lagerlöf's Werken spricht die Phantasie- und Empfindungswelt eines echt gottesgläubigen, religiösen Gemüthes, bei Sophie Elkan dagegen herrscht mehr eine praktisch moralische Anschauung vor: die Ueberzeugung von der furchtbaren Verantwortlichkeit jeder That eines Menschen, nicht nur in Bezug auf die Gestaltung seines eigenen Schicksals, sondern auch dessen Anderer.

Während Selma Lagerlöf aber eine von Herzen überzeugte Optimistin ist, während sie unerschütterlich an den versöhnenden Ausklang des Erdenleids, an den Sieg des Guten und Schönen glaubt, ist Sophie Elkan eine Skeptikerin.

Verzehrender Haß, egoistische Eitelkeit und folternde Sinnlichkeit — alle wilden Triebe der Menschennatur kommen bei Selma Lagerlöf zur Einkehr in der Erkenntniß von der Wunderthätigkeit der selbstlosen Liebe oder der Allmacht einer lenkenden Gotteshand. Sophie Elkan dagegen blickt ernst und starr, bald mit wehmüthigem, bald mit ironischem Lächeln dem Lebensschicksale ihrer Menschenkinder zu — eine mitfühlende oder belächelnde Zuschauerin, je nachdem sie vom Zusammenbrechen der Glückshoffnung edler, hinausstrebender Menschen oder von der Enttäuschung und Niederlage unfein denkender, niedriger, selbstsüchtiger Charaktere kündet.

Praktischer, sich in die schlichte Empfindungswelt des Alltagslebens versenkender Wirklichkeitssinn bei Sophie Elkan und wilde, düstere Phantastik bei Selma Lagerlöf — eine dem Gesellschaftston entsprechende feine Satire dort und ein grotesker, romantischer Humor hier; diese beiden Gegensätze aller schwedischen Dichtung treten auch in diesen beiden Verfasserinnen unserer Zeit zu Tage.

E. Bransewetter.

Maria Janitschek's Träume.

Zwei Gestalten schreiten durch Maria Janitschek's letzte Träume: eine schlanke Frau in fließenden Gewändern, unirdisch, mit fernen Blicken, die ein Land der Sehnsucht mit der Seele suchen, ein Land der dämmertiefen Ruhe; Burne-Jones könnte sie gemalt haben; und ein Mann, aufrecht, mit Siegerblick und Erzarmen, der nach dem Kampf ruft und dem thätigen Leben, der die Hand ausstreckt, sich den Raub zu holen, der ihn lockt — ein Stuck'scher Kopf. Und diese Gestalten drehen sich vom ungewissen Nachtschimmer überflackert in wechselnden Scenen. Sie gleitet auf leicht fliehenden Sohlen vor dem schweren Tritt des Verfolgers. Sie flieht dahin, und der Saum ihres Gewandes weht über die Blumen, die Er zertritt. Da winkt ein verwunschenes Schloß, epheuumsponnen, mit moosbegrüntem Wappenstein über dem Thor und blühender Rosenwildniß. Sie schlüpft durchs Gitter. Doch Er zerbiegt die ächzenden Stäbe und greift sie mit ehern gepanzerter Hand. Und unter diesem Griff sinkt sie mit brechenden Augen zusammen.

Und der Traum spinnt weiter um die Gestalten. Auf die Scene der Unbarmherzigkeit, die die scheubebende Phantasie von dem rauhen Wirklichkeitsleben zerbrechen ließ, folgt eine Scene der Gnade. Da flüchtet sich die Träumerin selbst in die starken Arme des Verfolgers. Das Leben, das sie gefürchtet, scheint ihr jetzt weit und groß und lacht sie thatenselig an. Und eine neue höhere Existenz erblüht ihr.

* * *

Maria Janitschek ist keine starke Denkerin und ihre Ideen über das Leben stammen nicht aus ihrem Kopf. Sie denkt weniger als sie fühlt; aber ihr Gefühl ist groß und intuitiv. Und die Vorstellungen, die sie hat, sind nicht blaß theoretisch, sie nehmen immer eine plastische, farbige, häufig dekorativ blendende Gestalt an. Jetzt scheint sie ganz im Bann jener Ideen vom dämmernden vegetativen Blumenleben und dem Gegensatz der rollenden rastlosen vita activa, deren Wogen der Dichterin in der Großstadt stetig ans Ohr schlagen, gefangen zu sein. Daraus sind ihr zwei Bücher erwachsen: „Ins Leben verirrt“ *) und „Gelandet“ **). Ausgestaltungen jener beiden Traumbilder.

Im ersten wird die Frau von dem ihren Frieden lärmend erweckenden Leben gebrochen. Sie verträgt den starken Athemzug nicht. Im zweiten gibt die Träumerin ihre Eigenexistenz auf, sie löst sich aus dem egoistischen Eingesponnensein ihrer Isolirtheit und thut muthig, auf dem sicheren Arm des Gefährten gestützt, den Schritt an das andere Ufer, von der Todteninsel auf die Lebensinsel.

Als Spiegelbilder ihrer Dichterin sind uns die beiden Bücher werthvoller, denn als Kunstwerke an sich. Maria

*) S. Fischer.
**) Verlag der Romanwelt.

Janitschek ist in ihrem Dichten seltsam ungleich. Auch hier rein intuitiv, ohne verstandesmäßige Direktion, giebt sie jeder Momentanvorstellung sogleich den bildlichen Ausdruck. Sie schenkt so häufig ihren Geschöpfen zu früh das Leben. Die beiden Bücher, die auf dem ersten Blick sich als verschiedene Auffassungen des gleichen Themas ansehen, verhalten sich in Wirklichkeit anders. „Gelaubet" wirkt wie eine höhere reinere Zelle der Erkenntniß, gegen das erste Buch, in dem noch zu viel Schlacke steckt.

In jenem ersten Buch war ihrem geistigen Auge das Bild noch verschleiert. Sie mußte nachhelfen und verfiel in schroff kontrastirende Konstruktion, die am Schluß sogar vor einer allzu handfesten Symbolik nicht zurückschreckte. Auch die Umrisse ihrer Gestalten waren verschoben. Der Mann in seiner Anlage überaus fein gedacht als der Sucher, der kraft- und siegesbewußte, ohne zurückzublicken, in die Welt geht, sich seinen Platz zu erkämpfen. Er fühlt „alle Möglichkeiten; wie Goldstücke in seinen Händen ruh'n", und er bringt uns das Bild des Böcklinschen Abenteurers vor die Seele. Als er der Heimathlose, Bettelarme, der aber in sich die ganze Zukunft trägt, jener einsamen Frau in dem verstaubten Schloß gegenübertritt, die noch nicht gelebt hat, da läßt Maria Janitschek ein großes Gefühl in dem Mann erwachen. Ein Gefühl des Stolzes und der Schöpfersehnsucht. Er möchte über diese dahinschwindende Gestalt verfügen können; mit Herrenmacht sie erlösen zum Leben.

Eine Verschönerungssehnsucht, eine Freude am Bauen kommt über ihn, und er bildet mit sorgsamer Liebe an ihr, mit der Liebe des Künstlers für seinen Thon, der ein Kunstwerk werden soll. Aber dies künstlerische der Männergestalt, das die Liebe jener scheuen Frau für den Fremden erklärt, läßt die Dichterin dann ganz fallen und sie macht ihn nun in krasser Steigerung seiner anderen Eigenschaften zu einem nur nüchternen, brutalen Barbaren.

In „Gelaubet" kehren die beiden Gestalten in neuer Incarnation wieder. Fast scheint's, als wollte die Janitschek, die einmal, im „Schleifstein" die Idee der Seelenwanderung lief hat erklingen lassen, hier die höher entwickelte Erscheinungsform zweier Wesen in einem zweiten Leben zeigen.

Die Frauengestalt dieses Buches, Konstanze, ist, das scheint vorbedeutend, das Kind eines wilden, lebensrobusten Vaters und einer zarten, schwachen, blumengleichen Frau. Sie lernt das Leben, das ihr die jähe Unstäte des ruhelos nach dem plötzlichen Tod der Mutter durch die Länder gescheuchten Vaters zeigt, hassen und flüchtet, als sie ganz allein steht, in den sorgsam gehegten Frieden des alten Stammsitzes.

Als Kind schon hatte sie Schweigen und Einsamkeit tief ergriffen, sie hatte im Flüstern der Bäume, im Reigen der Blumen die Stimmen der Stille gefühlt. Jetzt taucht sie jetzt, nach den Weltfahrten, von Niemand mehr gestört, ganz unter in die dunkle weiche Ruhe. Lange stille Tage, „schönen Zwillingsschwestern gleich", wandeln vorüber. Und Konstanze, die in Indien buddhistischer Weisheit gelauscht, träumt sich in eine andere selige Welt, mit den Blumen im Garten erwartet sie den ersten Reif und lullt Herz und Sinne ein. Bis dann das Leben goldene Sonnenspeere in den dicht gesponnenen Traumnebel wirft, und ein lachender Siegfried kommt als Lebenswecker.

* * *

Maria Janitschek hat hier dem Leben den Sieg gegeben, den Sieg über die Jugend, die ihm gehört. Sie hat in ihren Träumen das helle Lachen dieses Lebens gehört, „aus dem ein ganzes Nest junger Vögel zwitschert". Sie lauschte aber auch dem still lockenden Angelusläuten, das zum Abendfrieden ruft. Und sie schrieb ein kleines Buch der Betrachtung „Abendsonne"*), aus dem der tiefe ruhevolle Odem der Kontemplation weht.

Ein Abend- und Altersidyll in einem weltfernen Dörfchen. „Die Ewigkeit schien davor zu stehen und mit wehrenden Händen die Zeit fernzuhalten." Das Thoma'sche Bild vom Geiger, der unter dem dichtschattigen Baum sitzt und spielt, während die Schnitter vom Felde kehren, hat Gestalt gewonnen.

Ein alter Musiker genießt in beharrlicher durch nichts gestörter Ruhe seines Lebens Ausklang. Er richtet Vögel ab, schnitzt Stöcke zum Stützen der Reben und spielt Abends, wenn die Sonne die Wipfel der Kastanienwälder erglühen läßt, alte halbvergessene Opernmelodien und Gebete, die still in seiner Seele liegen. Manchmal liegt er auf dem Rücken im hohen Gras und hört seltsame Melodien um sich, ein Tönen, ein flüsterndes Säuseln und Wehen. Vor seinem Fenster rankt sich ein Aprikosenspalier. In ihrem Blättergewirr wimmelts im Sommer von Käfern, Schmetterlingen und Bienen.

Und ein altes schnurriges Menschenkind, rührend hilflos, ein Freund aus der früheren Zeit, findet auch noch in die Einsamkeit und wird gnädig aufgenommen. Eine verrunzelte sechzigjährige Großmutter aus der Nachbarschaft führt ihm die Wirthschaft. Und als sie eines Tages den Kochtopf zerbricht und der Fünfundsechzigjährige schmält, sagt der Siebzigjährige gütig: „Laß sie doch, sie ist ja von uns dreien die jüngste" und sie sitzen vor der Hütte und ihnen ist fast zu Sinn „wie am Feiertag Vorabend. Als ob alle Bitterkeit, aller Haß und Kampf des Lebens weit, weit hinter ihnen läge und die Zukunft wie ein stiller Friedensengel lächelnd und heiter ihnen entgegen käme . . ."

* * *

Die Personen der Janitschek'schen Dichtungen sind nicht Geschöpfe der Wirklichkeit, aus der umgebenden Welt in das Buch übertragen. Maria Janitschek ist keine Außenweltsrealistin. Versucht sie es zu sein, wie in „Ninive", wie in der „Amazonenschlacht".**) so ist sie vor Verzeichnungen nicht sicher, ja sie kann sogar in eine gewisse outrirte Nüchternheit, die ihr nicht steht, verfallen. Zu deutlich verräth sich dann auch, auf dem kontrollirbaren Wirklichkeitsboden ihr offenbarer Mangel an konsequentem vielseitigem Charakterisirungskönnen, das eine Gestalt in der Fülle ihrer Eigenschaften, ihrer problematischen Wandlungsfähigkeit sich entwickeln läßt und verständlich macht.

Maria Janitschek's Menschen führen keine Sonderexistenz, sie sind Gefühlsträger und fast immer nur Träger, Verkörperer eines Gefühls. Sie sind Geschöpfe edler Gedanken, stolzer Träume, die für kurze Frist sterblichen Leib und irdisches Gewand annehmen, als Sendboten hinausgehen, von einer schöneren Gefühlswelt zu zeugen und zu erzählen. Von einer Gefühlswelt, die sich eine Frau geschaffen, deren Phantasiebedürfnisse nach mehr Nahrung, nach leuchtenderen Bildern und gesteigerteren Empfindungen lechzt, als ihre äußere Existenz ihr geben kann.

Diese Gestalten erinnern an manche moderne Landschaften, die auch mit der sichtbaren Wirklichkeit nichts zu thun haben, aber innere Wirklichkeiten offenbaren.

Etwas Hymnisches klingt bezwingend daraus. Adlige stolze Gestalten schlingen im blühenden Frühling im schönen Maß den Reigen, und eine hohe stille Frau spielt dazu auf goldener Leier.

Felix Poppenberg.

*) Berlin. Verlag der Romanwelt. Kurze Geschichten. Band 1.
**) Leipzig. Kreisende Ringe.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW, Beuthstraße 8

Nr. 13. Berlin, den 25. Dezember 1897. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1897 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Entwicklung in Ostasien ist jetzt um einen Schritt weiter vorangekommen. Russische Schiffe haben den Hafen von Port Arthur besetzt — mit Zustimmung von China, wie der offiziöse Telegraph berichtet — und wie er bedeutungsvoll des Weiteren verkündet, ohne daß diese Handlung irgend wie eine feindliche Spitze gegen Japan oder gegen Deutschland oder gegen sonst irgend eine andere Macht haben solle. Schließlich wird auch noch betont, daß diese Besetzung nur eine vorübergehende sei und nur den Zweck habe, während des Winters der russischen Marine eine gesicherte Zuflucht zu gewähren. In klares Deutsch übersetzt heißt dies: Rußland besitzt jetzt am eisfreien Meer in Ostasien einen ausgezeichneten Hafen, der überdies die Straße von Tschili und damit den Zugang zum gelben Meer beherrscht. Rußland kann also nunmehr sowohl von der Landseite wie unmittelbar von der Seeseite her auf Peking drücken.

Wenn man sich erinnert, daß England bereits einmal die Hand nach Port Arthur ausgestreckt hatte, und nach der Insel Quelpart, um den russischen Schiffen den Zugang von den sibirischen Häfen in das offene Weltmeer jederzeit sperren zu können, wenn man in Erwägung zieht, daß es Jahrzehnte hindurch ein Dogma englischer Politik gewesen ist, sich dagegen mit aller Kraft zu sträuben, daß Rußland im fernen Osten einen eisfreien Hafen erwirbt, und wenn man nunmehr beobachtet, daß die Engländer ohne jeden Widerstand den russischen bedeutungsvollen Vorstoß hinnehmen, so zeigt allein dieser Umstand, wie vollständig sich die Lage des Vereinigten Königreichs und die Lage Rußlands geändert hat. England ist durch seine Politik der „glänzenden Isolirung“ dahin gelangt, daß es zu wiederholten Malen die Entwicklung der internationalen Politik stärker zu beeinflussen nicht in der Lage war; es konnte nichts thun, als Vorgänge, die sich ohne sein Zuthun abgespielt hatten, zu ratifiziren. Diese Ratifikation wird auch diesmal erfolgen, wahrscheinlich in der Weise, daß nunmehr England gleichfalls seine Position im äußersten Osten zu verstärken suchen wird, nachdem es nicht in der Lage gewesen ist, die anderen Mitbewerber überhaupt fern zu halten.

Die ausdrückliche Erklärung, daß die Besetzung von Port Arthur durch die Russen kein feindlicher Akt gegen Deutschland sei, vernimmt man bei uns mit Befriedigung, aber nicht mit Verwunderung. Man mußte voraussetzen, daß wir bei einiger Besonnenheit unserer Diplomaten uns nur dann auf ostasiatische Unternehmungen einlassen würden,

wenn unsere Beziehungen zu Rußland dies gestatteten. Ob wir mit Zustimmung von Rußland uns an der chinesischen Küste festgesetzt haben, mag dahin gestellt bleiben; aber unsere Beziehungen zu Rußland sind jedenfalls derartige, daß vor der Hand eine feindselige Parteinahme Rußlands gegen uns für so gut wie ausgeschlossen erachtet werden konnte. Damit erhält unsere ostasiatische Politik erklärlicherweise eine festere und solidere Basis.

Diese Auffassung der internationalen Verhältnisse erhält ihre Bestätigung durch eine Rede, die Kaiser Wilhelm in Graudenz gehalten hat. Er sprach davon, daß Graudenz als Festung stets stark genug sein möge, künftiger Bedrängung zu widerstehen; er fügte aber alsdann hinzu:

„Ich hoffe jedoch, daß es dazu nie kommen wird, denn unser Nachbar im Osten, ein lieber und getreuer Freund von mir, hat dieselben politischen Ansichten wie ich."

Diese unsere Stellung zu Rußland braucht uns durchaus nicht in einen Gegensatz zu England zu bringen. Unser Versuch, in Ostasien festen Fuß zu fassen, bedeutet keinen feindseligen Stoß gegen das Vereinigte Königreich; es ist nur ein Versuch, um neben den anderen Mächten und auch neben England an chinesischen Küsten einen Stützpunkt zu gewinnen, von dem aus wir unsererseits die deutschen Interessen bei der Entwicklung der ostasiatischen Verhältnisse zu vertreten in der Lage sind. Es scheint, daß diese ruhige Auffassung sich langsam auch in England geltend macht, vor Allem, seitdem Port Arthur in russische Hände übergegangen ist. War die englische Presse vorher vielfach voll von Vorurtheilen in Beurtheilung der deutschen Politik, so ist man nach dieser neuen Wendung zurückhaltender geworden. Wahrscheinlich in der zutreffenden Ueberzeugung, daß, je lauter englische Feindschaft gegen Deutschland hervortreten würde, um so stärker der Anreiz sein müßte, die deutsch-russischen Beziehungen eng und enger zu knüpfen. Mit diesen Erwägungen nüchterner Klugheit kann man zufrieden sein, da wir doch einmal mit der Thatsache zu rechnen haben, daß ein sympathisches Verständniß zwischen uns und England zur Zeit nicht herrscht. Man mag das bedauern, aber jene Stimmungen, die seit dem Transvaalzwischenfall so eruptiv hervorbrachen, werden nicht so schnell wieder verschwinden.

Da die französische Politik sich nach Möglichkeit parallel mit der russischen zu bewegen pflegt, so werden auch von dieser Seite Ueberraschungen kaum bevorstehen. Ueberraschungen sind am ehesten von Japan zu erwarten. Ein starkes japanisches Geschwader ist aus den heimischen Häfen mit unbekannter Segelordre ausgelaufen. Daß auch der japanische Ergeiz sich einen Antheil an der Beute wird sichern wollen, ist unzweifelhaft. Welchen, das ist die Frage? China ist glücklicherweise so groß, daß diese ersten Vorstöße zu Reibungen unter den betheiligten Mächten nicht zu führen brauchen und voraussichtlich zunächst auch nicht führen werden.

Der Streit zwischen den freisinnigen Richtungen hat in der abgelaufenen Woche wieder viel Druckerschwärze absorbirt; die „Freisinnige Zeitung" allein hat diesem interessanten Thema ungefähr ein Dutzend Spalten gewidmet. Da jedoch — abgesehen von einem geistreichen Vergleich zwischen Eugen Richter und Julius Caesar — eigentlich dabei nichts Neues zu Tage gefördert ist, so können wir uns diesmal auf ein Dutzend Zeilen beschränken. Herr Richter gibt sich große, wenn auch vergebliche, Mühe, den Herausgeber dieser Zeitschrift als den eigentlichen schwarzen Mann hinzustellen, der den Frieden verhindert. Dem gegenüber ist zu konstatiren, daß Herr Dr. Barth noch in jüngster Zeit sich einem Vertrauensmann des Herrn Richter gegenüber ausdrücklich bereit erklärt hat, die journalistische Fehde völlig einzustellen, sobald die „Freisinnige Zeitung" dem guten Beispiel zu folgen bereit sei. Ohne Gegenseitigkeit aber selbstverständlich kein Friede!

Die Dreyfus-Esterhazy-Angelegenheit steht auf dem alten Flecke; aber die öffentliche Erörterung derselben ist um eine interessante Thatsache bereichert. Der „Figaro" war einer der thätigsten Kämpfer in den Reihen jener, die journalistisch für ein Wiederaufnahmeverfahren eintreten. Aus dieser Stellung ist der „Figaro" zurückgewichen; er that dies mit einer langen Erklärung, die Fernand de Rodays, einer der Direktoren des Blattes, abgibt.

Daß ein Blatt seinen ursprünglichen Standpunkt verläßt, kommt vor. Einen solchen Wechsel der Stellung rechtfertigt man alsdann damit, daß nunmehr das Blatt zur besseren Einsicht auf Grund neuer Thatsachen gelangt sei. Ein solcher Rückzug kann unter Umständen auch nichts als Heuchelei sein; aber es ist nach einer bekannten Definition doch gerade Heuchelei eine Verbeugung vor der Tugend. Von einer solchen Heuchelei findet sich nichts im „Figaro". Vielmehr hat Fernand de Rodays den staunenswerthen Muth, das Folgende zu erklären:

„Puisque je n'ai pas toute l'opinion pour moi, je dois abandonner une cause où je risquerais de perdre, pour un moment, l'estime d'amis que m'ont donnés trente ans de bon et honnête journalisme."

Es hat zweifellos immer Journalisten gegeben, die stets der Ansicht gewesen sind, die alle Welt hatte; aber es wird sich nicht leicht ein anderer Leiter eines großen Blattes finden lassen, der den Heroismus so weit zu treiben bereit ist, um zu erklären: Mein Muth im Kampfe für Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit ist zu Ende, wenn nicht toute l'opinion für mich ist. Dieses offene Bekenntniß eines Verehrers der Falstaff'schen Philosophie über Muth und Ehre gehört unter die bemerkenswerthesten documents humains des modernen Frankreich.

Wir wunderten uns in der letzten Nummer der „Nation", daß ein so stolzes Volk wie die Franzosen ohne vor Zorn aufzuschäumen, sich von Catilinariern sagen läßt: Wir müssen die Affaire Dreyfus-Esterhazy im mystischen Dunkel ersticken, denn das Ausland erlaubt nicht, daß wir die Vorgänge mit klarem Licht beleuchten. Es gab eine Zeit, wo man in Frankreich zu stolz war, um sich vom Ausland das eigene Bedürfniß nach Wahrheit und Klarheit beschneiden und um sich von diesem fabelhaften Ausland diktiren zu lassen, bis wohin ein Prozeß geführt werden dürfe, und wo er Halt zu machen habe. Es gab auch ein Mal eine Zeit, wo die Lächerlichkeit in Frankreich tödtete, aber Fernand de Rodays kündigt in einem Weltblatt, wie dem „Figaro", an, daß er demnächst an die Spitze des Blattes zurückkehren werde, sobald sein unvorsichtiges Eintreten für seine Ueberzeugungen, die Ihre Majestät toute l'opinion nicht theile, hinlänglich vergessen worden sei. Und Fernand de Rodays ist der Ueberzeugung, daß seine Haltung gebilligt werden würde par tous les braves gens.

Heute steht gar nicht mehr der Prozeß Dreyfus und Esterhazy im Vordergrund. In diesen Prozessen handelt es sich um das Schicksal einzelner Menschen; aber das Schicksal dieser Menschen wird größere Konsequenzen nach sich ziehen. Wie auch die Entscheidung fällt; die besten und edelsten Charaktere Frankreichs werden mit trauriger Bestürzung auf eine Campagne zurückblicken, die so bedenkliche moralische Erscheinungen zu Tage gefördert hat. Für die Krankheitserscheinungen, die aufgedeckt worden sind, gibt es aber nur ein Heilmittel: Klarheit, Licht, Wahrheit.

Werden diese die moralische Korruption bannenden Mächte schließlich siegreich bleiben?

* * *

Ueber Freundschaft.

Dove due amici s'incontrano
Dio gli fa da terzo.

Wo zwei Freunde zusammenkommen
macht sich Gott zum dritten.

(Toskanisches Sprichwort.)

Es kostet einige Ueberwindung, an diese Seite, oder richtiger gesagt: Saite des Lebens zu rühren. Wir sind zu schämig geworden, um von Sachen des Gefühls laut zu reden. Ich glaube nicht, daß wir darum gefühlloser geworden sind; eher das Gegentheil. Zwar von der Liebe ist nicht weniger die Rede als zu allen früheren Zeiten, jedoch in andrer Weise. Werden auch noch Jahr um Jahr lyrische Gedichte ohne Zahl auf den Büchermarkt gebracht, sie finden nicht mehr das Echo, wie vor hundert Jahren. Das Naturalistische, um nicht zu sagen das Fleischliche, ist das Vorherrschende. Das Aetherische versteckt sich. Wir leben im Zeitalter der Naturwissenschaften, des Greifbaren, im Gegensatz zum Sentimentalen, dem Verborgenen, Unsichtbaren. Nicht daß das Unsichtbare geläugnet wird, aber es ist das Persönlichste, und das Persönliche zieht sich zurück vor dem öffentlichen Geräusch. Diesem gehört die Gegenwart. Die Schnell- und Vielbeweglichkeit des Lebens rüttelt die Menschheit in jeder Minute nach allen Schichten und Richtungen hin durcheinander. Alles geht Alle an, und Alle sollen in Allem mitreden. Da verkriecht sich das Innerste, welches oft das Beste ist, in den tiefsten Winkel, um nicht zertegt zu werden. Ehemals reisten zwei Menschen zwei Tage lang in derselben Postkutsche über Berg und Thal, und am Ende hatten sie sich ihre Lebensgeschichten erzählt. Jetzt drückt man sich in die Ecke seines Waggons, zieht sein Buch heraus, und wenn der Mann gegenüber eine Bemerkung über das Wetter macht, sieht man ihn erstaunt an und fragt sich, aus welcher Ecke einer entfernten Provinz er wohl komme. Wohlbemerkt, ich sage nicht, daß das Leben dadurch ärmer oder weniger schön geworden sei. Um ein Stichwort aus dem neusten politischen Jargon zu gebrauchen: der Mittelstand der Sympathien ist im Rückgang; er erliegt wie der des Handwerks und des Krämerladens dem eisernen Fortschritt der Zeit. Das Jammern hilft nicht, ist auch gänzlich unberechtigt. An die Stelle der stillen persönlichen Mitgefühle ist die große Maschinerie der sozialen Aufgaben getreten. Die Philanthropie wird in riesigen Waarenhäusern mit gesetzlichem Pumpwerk betrieben und vertheilt; die Nächstenliebe tritt zurück hinter die Staatsraison, die dafür zu sorgen hat, daß die Unzufriedenen zufrieden werden, sie könnten sonst den Zufriedenen einmal übel mitspielen. Dem Privatmenschen erwächst so die Nothwendigkeit, das, was er retten will, immer mehr in sich zu verschließen. Die vornehmen Empfindungen bleiben zu Hause, wie die vornehmen Leute. Ehemals fuhren diese in ihren großen, behäbigen Kutschen mit vier Postpferden durch das Land. Der Anblick der Kammerjungfer mit dem wehenden grünen Schleier auf dem Bock war das Symbol der Reiseromantik für das liebe Publikum, welches still bewundernd nachschaute und vergnügt zu Hause blieb. Jetzt überströmt das liebe Publikum selbst Berg und Thal, und die großen Herrschaften suchen sich einen von Mauern eingeschlossenen Landsitz, um nicht die weite Natur mit dem großen Haufen theilen zu müssen. So auch ist die Empfindung schüchterner geworden. Wie sollte sie nicht? Denken wir, es hätte Einer laut von seiner Werthschätzung eines bestimmten Freundes gesprochen. Am andern Tage meldete sich ein Journalist, um ihn darüber zu „interviewen“, und wenn er nicht aus Uebung die Geschicklichkeit erworben hat, den liebenswürdigen Mann in der kürzesten Form hinauszukomplimentiren, sondern sich nur — ganz wider Wissen und Willen — einiges herauslocken läßt, so kann er am folgenden Morgen schon manches, was er über seinen Freund denkt und vieles, was er nie über ihn gedacht hat, in der Zeitung lesen.

Freundschaft ist vielleicht gegen Entweihung durch laut hervortretende Erörterung am meisten empfindlich, weil sie zwei der stärksten Gegensätze in sich begreift. Wir denken nämlich, von Freundschaft redend, immer zunächst nur an die Beziehung von Mann zu Mann. Sowie die geschlechtliche Verschiedenheit hinzutritt, beginnt ein neuer Abschnitt.

Männlichkeit und Zärtlichkeit erscheinen aber wie Gegensätze, und vor einem Publikum, das weder naiv noch sentimental ist, wagt sich die Reflexion über die Geheimnisse des dennoch wahrhaften und mächtigen Zusammenwirkens jener beiden Seelenkräfte ungern hervor. Diese Erklärung klingt vielleicht unwahrscheinlich angesichts berühmter Traktate des klassischen Alterthums über unsern Gegenstand. Die Griechen und Römer jener Periode waren nicht sentimental, sondern viel eher das, was wir jetzt realistisch nennen. Jedenfalls verhält das sich so mit demjenigen Klassiker, der uns das Ausführlichste und schärfst Durchdachte über das Wesen der Freundschaft hinterlassen hat, mit Aristoteles. Aber Umstände greifen hier ein, welche die Voraussetzungen der damaligen und der heutigen Menschheit zu sehr verschiedenen machen. Seine Untersuchungen über die Freundschaft führte der griechische Philosoph zwar ganz vor der Oeffentlichkeit, aber diese selbst blieb in einem kleinen Kreis vornehmen geistigen und staatlichen Lebens eingeschlossen. Die Schule der Philosophen speiste die intellektuelle Triebkraft, welche das öffentliche Leben in Bewegung setzte, und auf dem eng umschriebenen Gebiet des athenischen Gemeinwesens bildete die auserwählte Schaar der Lehrer und Schüler wieder einen engeren Kreis höchster Ideenverbindungen. So konnten intimste Phänomene der Empfindung unter Männern der vollkommensten Reife zur Debatte gestellt werden, ohne ihr Schamgefühl zu profaniren. Dabei darf Eines nicht unerwähnt bleiben. Neigung von Mann zu Mann, wenn auch nicht als Gegenstand jener gelehrten Abhandlungen, gab es noch in einem ganz anderen Sinn, und zwar offiziell und unbedenklich; ihrer wird des öfteren gedacht als einer in den Kreis der Betrachtung und nach ihrer Eigenthümlichkeit zu behandelnden Spielart des Ganzen. Wo solche Beziehungen laut besprochen wurden, konnten die rein seelischen nicht empfindlich sein gegen das breite Tageslicht. Eine andere Bewandtniß hat es mit der zweiten, spätern klassischen Behandlung des Gegenstandes. Cicero stellt seine Betrachtung von vornherein unter die Beleuchtung des öffentlichen Lebens. Wie der ganze Mensch im Staatsbürger aufgeht, so ist hier das Attribut der Freundschaft als ein Kapitel aus dem Kodex der staatsbürgerlichen Existenz in Angriff genommen. Schon die Wahl der Personen und der Zeit, in die er sein Frag- und Antwortspiel einkleidet, der jüngere Scipio und sein Verhältniß zu Lälius, ist dafür charakterisirend. Auch ist, trotz des an die Spitze gestellten, dem Aristoteles nachgebildeten Prinzips, daß wahre Tugend und wahre Freundschaft zusammenfallen, der utilitarische Gesichtspunkt viel mehr als bei jenem, wo er auch nicht fehlt, im Auge behalten.

Eines aber wiederholt sich bei Allen, die über die Freundschaft geschrieben haben. Auch die sie auf's höchste preisen, und das thun sie beinahe ausnahmslos, bekennen, daß in der Wirklichkeit das Ideal kaum jemals erreicht werde. Die Meisten gehen in der Einschränkung noch weiter. Von dem Stagiriten selbst, der ihnen allen nach der Zeit, der Tiefe und der Verherrlichung voransteht, wurde erzählt, er habe gesagt: „Meine Freunde, es gibt keine Freunde.“ Der römische Staatsmann und Redner, welcher im eigenen praktischen Leben dem Genius der Freundschaft eifrig huldigte, kann nicht umhin, den ihm unbequemen Ausspruch eines der sieben Weisen Griechenlands zu erwähnen, der empfohlen hatte: man möge immer sein Lieben so einrichten, daß man auch einmal hassen könne und umgekehrt; eine Vorsicht, der auch jenes Fräulein huldigte, als es sagte, man solle nie von einem Manne übel reden, denn man wisse nicht, ob man ihn nicht einmal heirathen werde. Insbesondere räumt der durch den

Mund des Lälius redende Cicero der Wandelbarkeit der Freundschaften vom Jünglingsalter zur Mannesreife und von dieser zum Greisenalter einen dritten Vorbehalt ein. Montaigne in seinem „Essay de l'amitié“ spricht zwar auch in den höchsten Tönen, aber doch nur, um zu dem Schluß zu kommen, daß solche wahre Freundschaft zu den seltensten Dingen der Welt gehöre. Er selbst will sie nämlich an sich erfahren haben in seiner Verbindung mit Etienne de la Boëtie, aber, setzt er sofort hinzu, um es darin zu solcher Vollkommenheit zu bringen, muß Alles sich so glücklich fügen, daß es viel ist, wenn dergleichen einmal alle dreihundert Jahre gelingt. Auch Baco von Verulam, in seinem Essay über die Freundschaft, steht mit hoher Würdigung hinter Keinem zurück. Bei ihm, wie bei dem Römer, ist das Utilitarische im Vordergrunde. Aber in einem Abschnitt, der überschrieben ist: Of followers and friends, schließt er mit folgender Betrachtung: „Es existirt wenig Freundschaft in der Welt, und am wenigsten zwischen Gleichen, die gerade am meisten gepriesen zu werden pflegt. Die, welche wirklich existirt, besteht zwischen Höheren und Niederen, deren Schicksale sich gegenseitig ergänzen mögen.“ In diesem Kapitel ist allerdings mehr die Rede von den followers, den Abhängigen, dem Gefolge, etwa dem entsprechend, was der Römer die Clienten nannte, als von den wahren Freunden aus gegenseitiger freier Wahl. Der Biograph Baco's, Spedding, giebt uns Aufschluß darüber, daß, wenn der Lord von seinem Gefolge keine hohe Meinung hatte, dies sich aus dessen Zahl und Art erklärt. Es soll ein Personenstand von über hundert gewesen sein, darunter z. B. zwei Kapläne, sechs Kammerherren, sechsundzwanzig aufwartende Herren (Gentlemen waiters) vier Pagen u. s. w. Wenn wahr ist, was man erzählt, sagt der Biograph, so lag sein Geld in Schubladen, aus welchen die Diener nach Belieben herauslangten. Daß solche Gefolgschaft nicht zur Verherrlichung der Freundschaft gebraucht werden kann, ist leicht zu verstehen.

Der kühlste von allen ist begreiflicherweise La Rochefoucauld. Sein Ausgangspunkt, daß die Selbstliebe der allbeherrschende Trieb sei, bestimmt ihn auch, die Freundschaft nur unter diesem Gesichtswinkel zu analysiren. Gleich zum ersten Mal, wo er in seinen Maximen des Gegenstandes gedenkt, sagt er trocken: „Was die Menschen Freundschaft genannt haben, ist nur eine gesellschaftliche Verbindung, nur eine Berücksichtigung der wechselseitigen Interessen und ein Austausch freiwilliger Dienstleistungen; kurz und gut, es ist nichts als ein Verkehr, bei dem die Selbstliebe immer etwas zu gewinnen beabsichtigt.“ In den verschiedenartigsten Schlußfolgerungen kehrt dieser Gedanke in späteren, über das Ganze hingestreuten Aussprüchen wieder, z. B. in einer der letzten Maximen mit den Worten: „So selten auch die wahre Liebe ist, noch seltener ist die wahre Freundschaft.“ Der oft zitirte, mit böser Feinheit beobachtete Satz, daß wir im Mißgeschick unserer Freunde immer ein Etwas fänden, das uns nicht mißfällt, ist bezeichnenderweise vom Verfasser in der letzten von ihm hinterlassenen Sammlung der Maximen wieder gestrichen worden. Sie ist die fünfte, vom Jahre 1678, die erste war 1665 erschienen. Spätere Herausgeber haben die vom Autor unterdrückten, zum Theil scharf ausgeprägten Sprüche in einem Anhang wiederhergestellt. Wahrscheinlich hatte das mildernde Alter zur Ausmerzung des misanthropischen Ausspruchs geführt. Damit übereinstimmend athmet die etwas sanftere Stimmung auch ein Satz, den wir in den erst lange nach des Verfassers Tod aus den hinterlassenen Handschriften gesammelten und aus den letzten Lebensjahren stammenden „Reflexions diverses“ finden. Eine Betrachtung über die Unbeständigkeit (l'inconstance) endet mit den Worten: „Die Menschen sind zu schwach und zu wandelbar, um die Last der Freundschaft lange zu tragen. Das Alterthum hat wohl Beispiele dafür geliefert, aber in der Zeit, in der wir leben, kann man wohl sagen, daß es noch weniger unmöglich ist, eine wahre Liebe als eine große Freundschaft zu finden.“ Merkwürdiger Weise berichten die Zeitgenossen, daß gerade in den letzten Jahren seines Lebens ein wahrhaft ideales Freundschaftsverhältniß La Rochefoucauld mit Frau von La Fayette verband, nachdem sein Liebesverhältniß zu der Herzogin von Longueville einen nichts weniger als idealen Verlauf und Abschluß genommen hatte. Wenn man die Geschichte der Fronde durchblättert und daraus die schamlose und frivole Eigennützigkeit der französischen hohen Aristokratie jener Tage ermessen lernt, verbunden mit dem raffinirtesten Kultus der Urbanität und Eleganz des äußeren Auftretens, wundert man sich nicht über den nihilistischen Geist, der die Maximen durchzieht. Objektiv spiegelt sich derselbe Geist in der traurigen Lebensauffassung der denkenden Zuschauer jener Zustände, vor Allem in den Ideen Pascals, des tiefsten und reinsten derselben. Wenn der Herzog, ein Urbild der vornehmen Distinktion und Galanterie, meint, daß alle Freundschaft nichts sei als eine elende Selbsttäuschung im Dienst des Egoismus, so drückt sich der jansenistische Philosoph womöglich noch herber aus: „Alle Menschen hassen sich von Natur unter einander. Niemand spricht von uns in unserer Gegenwart, wie er in unserer Abwesenheit von uns spricht; und wenige Freundschaften würden bestehen, wenn Jeder wüßte, was Jeder von ihm sagt, wo er nicht dabei ist, obgleich er dann aufrichtig und ohne Leidenschaft redet;“ und schließlich kommt er zu dem Ergebniß, daß alle Einigung, die unter den Menschen besteht, nur auf solcher gegenseitigen Täuschung beruhe.

Ein anderer, ein besserer Geist weht uns aus dem Essay eines Modernen, Emerson's, entgegen. Aber selbst der Idealismus und die gewisse Schönseligkeit, die ihn charakterisiren, behüten doch auch ihn nicht vor starken Zweifeln. Mitten in der Schilderung der hohen Glückseligkeit, die ihm die Freundschaft bereitet, unterbricht er sich mit dem Ausruf: Freundschaft sei, wie die Unsterblichkeit der Seele, zu schön, um daran glauben zu können. Wie im Liebenden beim Anblick seines Liebs der Gedanke dämmere, daß sie doch in Wirklichkeit nicht ganz so sei, wie seine Anbetung sie empfinde, so auch würden wir in den goldenen Stunden der Freundschaft von Schatten des Verdachts und des Unglaubens überfallen.

Doch alle diese pessimistischen Anwandlungen wirken nur wie Ausnahmen zur Regel; die Summe aus der Vielheit der Stimmen bringt uns den siegreichen Besitz eines großen Ueberschusses höchster Werthschätzung. Ueber zwei Jahrtausende hin zieht sich die Reihe der großen Denker, welche Freundschaft für eines der höchsten Güter erklären. Aristoteles preist sie überhaupt als das oberste von allen, stellt sie noch über die Gerechtigkeit. Zieht man von der pessimistischen Minderzahl ab, so lösen sich die Zweifel, welche neben den Lobpreisungen einhergehen, und der daraus entstehende scheinbare Widerspruch von selbst. Das Vollkommene existirt nämlich nur in der Vorstellung der Menschen, die es aus den unendlich vielen Theilerscheinungen der Wirklichkeit läuternd zusammenfaßt. Das ist der Grundzug unseres denkenden Daseins, der Kardinalpunkt, in dem die Antwort auf die ewige Frage liegt, ob das Leben ein Gut oder ein Uebel sei, eine Frage, die wir richtig beantworten, indem wir leben. Wir leben und leben gern, obgleich wir nicht bestreiten können, daß jedes Einzelleben eigentlich eine Tragödie ist, denn es endet mit dem Tod der Hauptperson; und das stillschweigende Geständniß seiner eingeborenen Schwäche liegt in dem Wissen, daß nur das Nichtwissen das Leben möglich macht. Auch dem Glücklichsten wäre es eine Pein, wenn er den künftigen Lauf und Ablauf seines Daseins voraussehen könnte. Pessimismus entstammt immer einem übertriebenen Maßstab für das Mögliche.

Wer Freundschaft gekannt hat, wird gutes Muthes der hohen Würdigung beipflichten, für welche die größten Geister Zeugniß abgegeben haben. Er wird aber ebensowenig aus seiner inneren Erfahrung behaupten wollen, als er es aus dem Gesetz richtigen Denkens von vornherein ableiten kann, daß er jemals in einem bestimmten einzelnen Freundschaftsbund ein verwirklichtes Ideal erlebt habe. Nur aus der Gesammtheit der mehrfachen und mannig-

faltigen Erlebnisse kann die einzig mögliche und wahre Befriedigung einer höheren Lebensbedingung gewonnen werden. Der wahre Sinn für Freundschaft wird sich nicht in einer einzigen erschöpfen. Die entgegengesetzte Behauptung knüpft, wo man ihr begegnet, nur an die Legende an, die sich an dichterischen Schöpfungen weidet. Nicht umsonst baut Aristoteles seine ganze Theorie — wenn man ihr nicht Unrecht thut, sie so zu nennen — auf den Grundgedanken auf, daß der Mensch das für das Zusammenleben geschaffene Geschöpf, das Zoon politicon ist. Die höchste Blüthe dieses Zusammenlebens ist ihm darum und mit Recht die Freundschaft. Es ist auch kein Zufall, daß der größte Lobredner der Freundschaft, Cicero, nicht nur selbst sein Leben mit vielen Freunden theilte, sondern an der Person des liebsten seiner zahlreichen Freunde, dem Atticus, das Muster eines wahren Freundschaftsvirtuosen vor Augen hatte*) Ich habe viele gute Freunde gehabt und nicht wenige Freundschaftsverhältnisse zwischen dritten beobachtet. Aber ich habe an mir wie an den Anderen immer bestätigt gefunden, daß wer einen Freund auch deren mehrere hat und zu allen Lebenszeiten Freunde hatte, was nothwendig auch zu einer Vielheit und zum Wechsel führt. Darum schränkt auch Aristoteles den Satz, daß man nur einen Freund haben könne, ganz vernünftig ein. Im vollkommenen Sinn des Wortes meint er, könne man nicht Freund von Vielen sein, wie man ja auch nicht viele zugleich lieben könne. Ist es richtig, daß man auch nicht viele zugleich lieben könne? Nicht viele, sagt Aristoteles, man dürfte also wohl fragen, ob nicht auch mehr als Eine? Die Antwort läßt er offen, er denkt dabei natürlich nach griechischer Weise nicht ausschließlich an das andere Geschlecht, welches für unsere Begriffe allein Objekt der Liebe ist. Doch übersetzen wir die Frage in unsere Sprache, so ist aus seiner Aeußerung wohl die Schlußfolge erlaubt, daß, wenn nicht viele, doch vielleicht mehr als eine zugleich zu lieben möglich sei. Ein schwieriges Problem, das hier, wo nur von Freundschaft gehandelt werden soll, glücklicherweise nicht gelöst zu werden braucht Es ist ja poetisch öfter behandelt worden, aber, wie oft erst taucht es in der Praxis des Lebens auf! Dadurch daß in unserer gesellschaftlichen Ordnung Liebe und Ehe auf demselben Grenzgebiete in einander greifen, ist selbst in das Gefühlsleben durch die Sitte der Keim des Unglaubens an die Möglichkeit eines doppelten Herzensverhältnisses gelegt. Und doch fehlt es nicht an Gelegenheit, zu beobachten, daß weder männliche noch weibliche Liebe so exklusiv sein muß, wie Ehr- und Eigenthumsbegriffe und Leidenschaft sie zum Mittelpunkt aller dramatischen Konflikte gemacht haben. Swift's wirkliche und Goethe's dichterische „Stella“ illustriren den Konflikt in seiner tödtlichen Wirkung, während Musset's deux maitresses ihm mildernde Umstände zuerkennen. „Glauben Sie, Madame,“ so beginnt seine Novelle, „daß man in zwei Personen zugleich verliebt sein kann? Wenn mir diese Frage gestellt würde, ich würde sie verneinen Und doch ist dies einem meiner Freunde passirt. Ich will Ihnen dessen Geschichte erzählen.“

Jedenfalls ist zwischen Liebe und Freundschaft keine Analogie zu ziehen, weil Ehe, Eigenthums- und Ehrbegriffe hier nicht eingreifen, höchstens die Eifersucht. Und doch gibt es auch auf diesem Gebiet eine natürliche Grenze. Es giebt Allerweltsfreunde, die eben deshalb unmöglich wahre Freunde sein können. Sehr richtig sagt Aristoteles: „Es ist nicht leicht, daß einem Menschen viel in einem hohen Grad· gefalle, und ebenso, denke ich, findet Einer auch nicht leicht viele vortreffliche Menschen. Dazu kommt ferner, daß man in der Freundschaft die Erfahrung zum Prüfstein nehmen und lange in vertrautem Verkehr gelebt haben muß, was überaus schwer ist.“ In dieser Ideenverbindung wendet er das bis auf den heutigen Tag gebräuchliche Bild an, daß man, um einen Menschen zu kennen und zu lieben, „einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben müsse“. Dennoch zeigt die Erfahrung, daß es Menschen von Werth giebt, die scheinbar eine unbegrenzte Zahl von Freunden um sich sammeln. Das sind in der Regel solche, die durch gewisse angeborene, dem Umgange günstige Vorzüge die Menschen anziehen. Sie gefallen selbst durch allgemeine Liebenswürdigkeit und Zugänglichkeit, laden zur Annäherung ein und finden an der von ihnen ausgehenden Wirkung solche Freude, daß sie jede Zuneigung zu erwidern scheinen. Aber obgleich sie dies in gutem Glauben thun und auf nichts weniger als Täuschung des Andern ausgehen, läuft doch eine Selbsttäuschung und deshalb auch eine fromme Täuschung des Andern mit unter. Ohne innere Konzentration und ohne Individualisirung ist wahre Freundschaft undenkbar. Denn das Beglückende in ihr ist gerade das Zusammenstimmen im positiven Denken. Freundschaft ruht auf dem Verstand, Liebe auf der Empfindung. Liebe, könnte man sagen, ist: wenn man nicht weiß warum — Freundschaft nur: wenn man es ganz genau weiß. Darum kann Liebe jede Enttäuschung und Verletzung überleben, Freundschaft mit nichten. Und das ist so wahr, daß man es sogar als eine der letzteren angeborene Unvollkommenheit ansehen kann. Wie oft kommt es vor, daß Jahre lange gepflegte und gehegte Freundschaft nach vielfach erprobter Bewährung an einer einzigen Klippe scheitert. Ein Mißton, eine Versündigung genügt, um ein durch ein halbes Leben bewährtes Band zu zerreißen. Das hat für den, der es erlebt, etwas Beschämendes. Und doch ist es berechtigt. Solche, einmal durch ein positives Erlebniß in ihrer untersten Voraussetzung beschädigte Freundschaften sind, allen Bemühungen zum Trotz, nicht wiederherzustellen. Man versucht wohl in solchen Fällen aus Pietat für die Vergangenheit, zur Ehrenrettung früheren Verhaltens, die ehemaligen Beziehungen wiederherzustellen, aber es gelingt doch nur äußerlich, unzulänglich. Dagegen welche schweren Sünden verzeihen sich Liebende! Wie oft sogar kommt es vor, daß Ehepaare, die alle Stadien und Härten gerichtlicher Scheidung durchgemacht haben, sich nach Jahr und Tag wieder vereinigen und dann froh sind, wieder beisammen zu sein!

(Ein zweiter Artikel folgt.)

L. Bamberger.

*) Siehe das schöne, auch ins Deutsche übersetzte Buch von Gaston Boissier: Cicéron et ses amis.

Handelspolitik und handelspolitische Vorbereitungen.

Eine neue große Zeit bricht für Deutschland an Ich spreche nicht von der neuen Aera deutschen Seehandels und deutscher Seemacht, der unser Vaterland entgegengeführt werden soll. Nein, eine große Zeit für Zahlenfreunde und Zollfreunde naht, eine neue Aera statistischer Ermittelungen und Berechnungen, wie sie Deutschland noch nicht gesehen hat. Die Vorbereitung handelspolitischer Maßnahmen, welche mit Hilfe des neugebildeten wirthschaftlichen Ausschusses im Reichsamt des Innern ins Werk gesetzt werden soll, macht es, nach den Darlegungen des Staatssekretärs des Innern im Reichstage, nothwendig, daß die „wirthschaftliche Schwerkraft“ jeder einzelnen Position des Zolltarifs sachgemäß ermittelt wird. Zu diesem Zwecke muß — „für die tausende verschiedenen Zweige der Industrie ebenso wie für die Landwirthschaft“ — festgestellt werden, selbstverständlich mittelst Fragebogen, wie groß die deutsche Produktion in jedem Artikel ist, wie hoch die Herstellungskosten sich berechnen, wie viel von der Gesammtproduktion in Deutschland selbst verbraucht wird und welcher Theil dieser Produktion den ausländischen Markt aufsuchen muß. Im Reichsamt des Innern hat bereits zur Bewältigung dieser Arbeiten „ein ganzes handelspolitisches Büreau“ eingerichtet werden müssen, der Reichsetat für 1898/99 wirft auch schon für diesen Zweck an Remunerationen für Hilfs-

arbeiter 18000 Mark aus. Und wenn auch die Anstellung eines neuen vortragenden Geheimenraths oder gar mehrerer solcher nöthig werden sollte, die Mittel wird das Deutsche Reich aufbringen, wir dürfen zu unserer Büreaukratie das Vertrauen haben, daß auch diese schwierige Aufgabe aktenmäßig vollkommen erledigt werden wird. Dann muß aber auch einmal der stolze Augenblick kommen, wo der Chef des Reichsamts zu sich selbst und allen seinen Mitarbeitern mit Genugthuung sagen kann: Nun wissen wir Alles!

Freilich sollen die Ergebnisse dieser mühevollen und umfangreichen Arbeiten nicht ein todtes Material bleiben. Weiß man im Reichsamt des Innern schließlich Alles, so muß man an die Ausarbeitung eines neuen Zolltarifs gehen, bei welcher wiederum zu ermitteln ist, inwieweit gegenüber der eigenen Produktion jedes Artikels eine fremde Produktion konkurrirt und wie hoch die Zölle bemessen werden müssen, um die heimische Produktion zu schützen. Erst dann können Vertragsverhandlungen mit anderen Staaten beginnen, über deren Produktions-, Ein- und Ausfuhrverhältnisse, landwirthschaftliche und gewerbliche Entwicklung selbstverständlich vorher auch die gründlichsten Studien gemacht worden sein müssen, erst dann fängt das „Handeln“ um einzelne Zollsätze an, die im neuen Vertrage gebunden oder ermäßigt werden sollen, kurz das, was heutigen Tages, leider Gottes, viele Leute unter dem Wort „Handelspolitik“ vornehmlich zu verstehen scheinen. Jetzt kommt es für die deutschen Unterhändler vor Allem darauf an, Acht zu geben, daß der andere Staat für einen Zollnachlaß deutscherseits nur nicht „eine volkswirthschaftlich leichter wiegende Konzession macht“. Es ist nicht abzusehen, wie dieses Abwägen praktisch vollzogen werden kann, ohne eine mechanische Rechnungsmethode, ohne etwa die Anwendung von „Points“, wie sie bei vielen Examen üblich sind. Wenn z. B. ein Handelsvertrag mit der Schweiz zur Verhandlung steht, so muß die Produktion und Konkurrenzfähigkeit der deutschen Stickereiindustrie, der Uhrenfabrikation, der einzelnen Zweige der Seidenindustrie u. s. w. mit entsprechenden Points versehen werden, auf der anderen Seite werden die zur Ausfuhr kommenden Erzeugnisse unserer chemischen und Farbenindustrie, unserer Eisen- und Maschinenfabrikation, unserer Konfektion und Lederindustrie, unseres Buch- und Kunsthandels ꝛc. mit angemessenen Points in Ansatz gebracht werden müssen. Leicht läßt sich dann in jedem einzelnen Falle feststellen, wie viele Points die Schweiz aus- und wir der Schweiz konzediren; durch Aufrechnung der Kredit- und der Debetseite läßt sich dann am Saldo nachweisen, ob die Vertragsvorschläge im Ganzen anzunehmen oder abzulehnen sind. Und so einfach wie in diesem Falle werden sich die Vertragsverhandlungen auch mit allen anderen Staaten abspielen, wofern nur erst die Grundlagen für die Ansetzung der Points ausreichend beschafft sind.

Man zeihe diese Schilderung nicht der Uebertreibung. Aus der Begeisterung für die Sammlung von Material, die uns heute vielfach, nicht nur auf handelspolitischem Gebiet, entgegentritt, spricht eine mechanische Auffassung des wirthschaftlichen Lebens. Graf von Posadowsky selbst ergeht sich mit Vorliebe in Bildern, die von der Benutzung der Wagschale hergenommen sind, und in einer Weise, als ob es gelte, die Maßstäbe des Kleinhandels auf die Verhältnisse des Welthandels anzuwenden. Die volle Konsequenz aus dieser Auffassung, die oben gezogen worden, zog jüngst auch in einer Versammlung Berliner Gewerbetreibender ein Schwärmer für die Posadowsky'sche Methode des Materialsammelns, indem er ausrief: Wenn nur erst das sachliche Material zusammengebracht ist, „dann brauchen wir nur noch einen guten Kalkulator“.

Wie müssen da doch gegen unseren gegenwärtigen Staatssekretär des Innern zurücktreten die Schöpfer der Handelsverträge, die als bahnbrechend werden anerkannt werden, so lange unter Handelsverträgen solche Verträge verstanden werden, welche den internationalen Waarenaustausch zu erleichtern und für längere Zeit gegenseitig auf gesicherte Zollverhältnisse zu stellen bestimmt sind! Die englischen und französischen Staatsmänner, die durch die Vereinbarung des Vertrags von 1860 eine neue Aera friedlicher Handelspolitik eröffneten, welche auf ihre weitreichenden Folgen angesehen, ihresgleichen in der Wirthschaftsgeschichte nicht hat; die preußischen Staatsmänner, die durch den deutsch-französischen Vertrag den zollpolitischen Partikularismus in Deutschland zurückdrängten und den Zollverein aus seiner veralteten Verfassung in neue Bahnen rissen — wie armselig muß sich doch das Material ausnehmen, über welches sie verfügen konnten, wenn man es dem Material gegenüberstellt, das Graf von Posadowsky zwar noch nicht besitzt, aber doch in jahrelanger eifriger Arbeit unter Aufbietung eines ganzes Stabes neuer Beamten und Heranziehung einer unbeschränkten Zahl sachverständiger Interessenten aufzuspeichern gedenkt! Offenbar ist jetzt erst die Zeit gekommen, wo Deutschland der Welt zeigen wird wie man Handelsverträge abschließt, und welche günstigen Handelsverträge wird uns die neue Aera Posadowsky bringen!

Wer nur daran glauben könnte! Wir leiden auf diesem Gebiet, wie auf anderen Gebieten der Wirthschafts- und Sozialpolitik an einer Ueberschätzung aktenmäßiger Berichte und zahlenmäßiger Materialien und an einer Unterschätzung leitender Grundanschauungen; beide Fehler haben ihre gemeinsamen Wurzel in den übertriebenen Vorstellungen von den Aufgaben und der Leistungsfähigkeit des Staates.

Jedes Eingreifen des Staates in das wirthschaftliche Leben hat die Beschaffung der nöthigen „Information“ über thatsächlich bestehende Verhältnisse zur Voraussetzung. So lange es sich bei solchen Ermittelungen um leicht faßbare und kontrollirbare Dinge handelt, werden sich Resultate beschaffen lassen, die nur durch die allem menschlichen Streben nach Erkenntniß anhaftenden Irrthümer beeinträchtigt werden. Wenn z. B. für eine Produktionsstatistik Ermittelungen über die Zahl und Leistungsfähigkeit der Motoren, über die Zahl der Spindeln in der Spinnerei, über die Zahl und Leistungsfähigkeit von Hochöfen und Walzwerken u. s. w., in manchen Industrieen auch über die Menge der verarbeiteten Rohstoffe und der hergestellten Fabrikate, angestellt werden, so können zutreffende und belehrende Ergebnisse gewonnen werden. Ein ganz anderes Gebiet wird aber mit der Frage nach den Produktionskosten betreten. Hier sind die Verhältnisse selbst nach der örtlichen Lage, nach der Entwicklung und dem Umfang des Unternehmens so verschieden und so wechselnd, und entzieht sich die Methode der Ermittelung so jeder schablonisirenden Regel, daß objektiv zutreffende Resultate gar nicht erzielt werden können. Auch gibt die Rede des Staatssekretärs nicht den geringsten Aufschluß darüber, nach welchen Gesichtspunkten die Schutzbedürftigkeit des einzelnen Produktionszweiges gemessen und wo endlich mit dem Schutz Halt gemacht werden soll. Zugleich kommt aber das subjektive Moment ins Spiel. Werden Produzenten bereit sein, über die Hauptfrage der Rentabilität erschöpfende Angaben zu machen, die, wenn sie überhaupt einer sachkundigen Nachprüfung unterworfen werden sollen, doch ihren eigenen Konkurrenten in den Sektionen des wirthschaftlichen Ausschusses vorgelegt werden müssen? Dazu kommt, daß, wenn es sich um Aufstellung eines neuen autonomen Zolltarifs handelt, der Wunsch nach einer möglichst hohen Bemessung des Zollschutzes in den meisten Fällen gar nicht zurückzudrängen sein wird. Man denke nur an die tendenziösen Berechnungen der Produktionskosten des Getreides, welche in den Kämpfen um die Getreidezölle aufgetaucht sind, und dann entscheide man sich darüber, was man von den Berechnungen der Produktionskosten landwirthschaftlicher Erzeugnisse erwarten will, welche in einer Kommission unter Führung der Herren von Ploetz, Graf Arnim, Graf Kanitz, Graf Schwerin-Löwitz und Genossen vorgenommen werden. Und wenn diese Interessenten vollends berufen werden, für einen neuen autonomen Zolltarif gegenseitig sich die Zollsätze zum Schutze der nationalen Arbeit zu votiren, so wird sich — diese Erfahrung haben wir im Deutschen Reiche inner-

halb der beiden letzten Jahrzehnte zweimal, 1879 und 1885, gründlich gemacht — unvermeidlich eine Koalition bilden, deren Ziele weit abliegen von der unbefangenen Würdigung sicher festgestellten Thatsachen.

Es ist eben nicht wahr, daß irgend ein Staat oder richtiger ausgedrückt, da doch jeder Staat sich in Menschen von persönlichen Ansichten und Interessen darstellt, irgend eine Staatsgewalt befähigt wäre, in tausend und abertausend Erwerbszweigen alle grundlegenden Verhältnisse vollständig zu erkennen, um dann jedem einzelnen Zweige sein säuberlich und richtig abgewogen sein Theil staatlichen Schutzes und staatlicher Förderung zuzuweisen, das mit dem allgemeinen Interesse übereinstimmt.

Der Ausgangspunkt der herrschenden Ueberschätzung der Staatsthätigkeit ist falsch und ebenso falsch ist die damit in engstem Zusammenhang stehende Nichtachtung leitender Grundanschauungen. Man ruft: Nur keine Theorien, nur keine Grundsätze, einzig allein unbefangene Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse! Und wie sind sie doch alle, die heute solche Weisheit predigen, selbst in bestimmten volkswirthschaftlichen Meinungen oder Vorurtheilen befangen! An der Spitze der Staatssekretär des Innern selbst. Trotz aller Vorsicht in den Ausdrücken, die er gebraucht, trotz aller Betheuerung, daß es bei der angestrebten Information auf keine Parteisache abgesehen sei, proklamirt er doch nachdrücklich, daß man zwar prüfen müsse, wie weit sich die Ansprüche der Landwirthschaft mit den berechtigten Ansprüchen der Industrie und der übrigen Bevölkerungskreise vertragen, aber auch: „prüfen müssen wir diese Ansprüche und kommen wir zu der Ueberzeugung, die Landwirthschaft ist nicht ausreichend geschützt, dann müssen wir auch dafür eintreten, daß ihr der Schutz gewährt wird, der nothwendig ist, damit sie wirthschaftlich existiren kann." So kann nur ein überzeugter Agrarzöllner sprechen, dem der „Schutz der Landwirthschaft" über Alles geht, auch über neue Handelsverträge, deren Erhaltung und Fortführung ja durch nichts schwerer gefährdet werden könnte, als durch eine autonome Wiedererhöhung der deutschen Getreidezölle. Ueber die künftig nöthige Höhe dieser Zölle werden ihm die Männer, die er selbst als Vertreter der Landwirthschaft in den Zollbeirath berufen hat, schon die richtige Ueberzeugung beibringen. Und diese Herren Agrarier selbst, Graf Kanitz allen voran, haben sie es denn nur auf eine unbefangene Prüfung abgesehen, um zu erfahren, welchen Zollschutzes der Getreidebau in Deutschland bedarf, um existiren zu können? Sind sie nicht alle für den Antrag Kanitz eingetreten, der ohne Enquete, ohne Befragung eines wirthschaftlichen Ausschusses, ohne jede Rücksicht auf alle anderen Bevölkerungskreise die Getreidepreise durch staatlichen Eingriff dauernd auf einer gewissen Höhe erhalten wollte? Es würde doch helle Thorheit sein anzunehmen, daß solche Männer sich noch durch irgend welche Thatsachen belehren ließen und einer weiteren Bindung oder gar einer weiteren Ermäßigung der jetzigen Getreidezölle zustimmen könnten.

In Wahrheit enthält die Rede des Staatssekretärs vom Anfang bis zum Ende das Glaubensbekenntniß eines Schutzzöllners, wenn auch der Redner selbst es vielleicht gar nicht hat ablegen wollen. Seine Darlegungen über die Vorarbeiten für Vertragsverhandlungen und die Führung der Verhandlungen sind hergeleitet aus der Anschauung, daß jede Ermäßigung eines deutschen Schutzzolls ein Nachtheil für die deutsche Produktion und ein Vortheil für die ausländische Produktion sei und daß es sich bei der Ermäßigung eines ausländischen Schutzzolls umgekehrt verhalte. Aus dieser Anschauung ergibt sich nothwendig die Folgerung, daß es bei Vertragsverhandlungen vor Allem auf ein geschicktes Markten und Feilschen ankomme, daß man, um recht viel fordern zu können, in der Lage sein müsse, recht viel bieten zu können, und daß deshalb für solche Handelsgeschäfte ein vorheriger recht großer Preisaufschlag gemacht werden, mit anderen Worten, daß man sich mit einem neuen autonomen Tarif voller hoher und höchster Zollsätze zum bevorstehenden Ringen „rüsten" müsse.

Eine spottbillige und grundverkehrte Weisheit, die noch niemals die friedlichen Handelsbeziehungen zwischen zwei Ländern gefördert hat. Denn die schwere Rüstung mit Kampfzöllen werden auch leicht die anderen Länder anlegen, und das Endergebniß des dann entstehenden Ringens ist, wenn nicht gar ein dauernder Zollkrieg entbrannte, noch stets gewesen, daß der gegenseitige Handelsverkehr zwischen den beiden zollgerüsteten Ländern nicht erleichtert, sondern erschwert wurde. Man wird dies von vornherein sehr begreiflich finden, wenn man erwägt, daß der Ermäßigung selbst eines hohen Kampfzolles im eigenen Lande alle diejenigen eifrig entgegenarbeiten werden, welche an der dauernden Erhaltung dieses vermeintlich wohlthätigen Zollschutzes interessirt zu sein glauben, und auf diese Weise nothwendig mitwirken werden, daß auch das Ausland an seinen Kampfzöllen festhält. Auf eine schärfere Abschließung des inländischen Marktes, nicht auf eine freiere Erschließung des ausländischen Marktes ist praktisch noch immer eine solche Kampfzollpolitik hinausgekommen, die man ganz mit Unrecht auch noch Handelspolitik nennt.*)

Aus einer ganz anderen Auffassung des wirthschaftlichen Lebens und des gegenseitigen Waarenverkehrs der Völker sind diejenigen Handelsverträge hervorgegangen, welche in der Geschichte diesen Namen mit Recht tragen. Den englisch-französischen Handelsvertrag des Jahres 1860 hat einmal Sir Louis Mallet, neben Cobden der Hauptvertreter Englands bei den Verhandlungen, bezeichnet als „das große Werk gemeinsamer Arbeit, zu welcher sich die Regierungen Englands und Frankreichs entschlossen, um, jede an ihrem Theil und soweit es in ihrer Macht lag, die künstlichen Hindernisse zu beseitigen, welche Finanz- und Schutzzollpolitik gegen den Handelsverkehr zwischen ihren Ländern errichtet hatten." Dieser Ausspruch trifft glücklich den Kern der Sache. Man war diesseits und jenseits des Kanals von der Nützlichkeit einer Reform des eigenen Zolltarifs überzeugt, und man benutzte die handelspolitische Konjunktur, um diese Reformen gleichzeitig zur Grundlage gegenseitiger vertragsmäßiger Vereinbarungen zu machen. Von gleichem Geiste war der Abschluß des deutsch-französischen Handelsvertrages im Jahre 1862 diktirt, ja, die preußischen Staatsmänner benutzten mit großem Geschick gerade den Vertrag, um eine durchgreifende Reform des Vereinzolltarifs

*) Nicht nur im Reichsamt des Innern überschätzt man den Werth des Materialsammelns und geht jeder klaren prinzipiellen Stellungnahme in der Frage der Handelsvertragspolitik aus dem Wege. So heißt es z. B. in den Satzungen, welche die in Berlin von einer Anzahl gewerblicher Vereine errichtete private *Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen* jetzt veröffentlicht:

„§ 1. Die Centralstelle hat die Aufgabe, alle diejenigen Angehörigen der Erwerbsstände zusammenzuschließen, welche die Weltmarktsstellung Deutschlands durch Verfolgung einer sachkundigen und stetigen Handelspolitik sichern und kräftigen wollen.

Die Centralstelle sucht dies zu erreichen durch:

1. Förderung des Abschlusses von Handels- und Schifffahrtsverträgen.

2. Beschaffung und Bearbeitung des erforderlichen Materials.

3. eine der Entwickelung des deutschen Außenhandels günstige Ausgestaltung der *Zolltarife* und des *Verkehrswesens*."

Mit ängstlicher Sorgfalt ist, wie man sieht, in diesen Sätzen Alles vermieden, was über eine grundsätzliche Richtung der Centralstelle Aufschluß geben könnte. Dafür sind sie sämmtlich so vieldeutig gehalten, daß auch Graf Posadowsky unbedenklich dem Verein als Mitglied beitreten konnte. Selbst unsere Agrarier werden es für sich in Anspruch nehmen, daß sie die „Verfolgung einer sachkundigen und stetigen Handelspolitik, welche die Weltmarktsstellung Deutschlands sichert und kräftigt", empfehlen. „Ausgestaltung der Zolltarife" (Nr. 3) ist vollends ein bei allen Schutzzöllnern um seiner Unbestimmtheit willen beliebter Ausdruck und kann jedenfalls darin ein ganzes Arsenal von Kampf- und Differentialzöllen, auch von höheren Getreidezöllen, bequem Platz finden. Ein den Satzungen beigegebenes Rundschreiben bewegt sich ebenfalls in ähnlichen allgemeinen Redewendungen. Ein etwas klarer ausgesprochenes Interesse für die Erleichterung des internationalen Waarenaustausches, namentlich betreffs der Getreidezölle, sollten doch Diejenigen bekunden, welche die „Vorbereitung von Handelsverträgen" unternehmen wollen.

zu erreichen, die sonst bei der Schwerfälligkeit der alten Zollvereinsverfassung nahezu unmöglich schien. Und auch das System von Handelsverträgen, welches den Namen des Grafen Caprivi trägt, ist, wenn es auch viel weniger freihändlerisch ist, doch auf dem Boden dieser selben Anschauungen erwachsen. Sein Urheber hat selbst erklärt, daß nach seiner Ueberzeugung mit der Erhöhung der Getreidezölle im Jahre 1887 der Bogen überspannt worden sei; die deshalb nach seinem eigenen Urtheil nothwendige Reform dieser Zölle hat er alsdann zur Grundlage für die neuen Vertragsverhandlungen gemacht.

Wie man sieht, ist der Geist, welcher aus diesen großen Tarifverträgen weht, das gerade Gegentheil des Geistes, in welchem man jetzt bei uns an die Vorarbeit für neue Handelsverträge geht. Jene Verträge hat die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und dem Segen internationaler Arbeitstheilung diktirt, eine Ueberzeugung, die den innigen Zusammenhang zwischen Waareneinfuhr und Waarenausfuhr würdigt, die nicht nur in der Erleichterung der Ausfuhr, sondern auch in der Erleichterung der Einfuhr einen wirthschaftlichen Nutzen für Konsum und Produktion des eigenen Landes erblickt. Eine von dieser Ueberzeugung geleitete Handelspolitik wird nicht ohne Weiteres alle Zölle über Bord werfen, sondern bei ihren Reformen die thatsächlich gewordenen Verhältnisse berücksichtigen, aber sie wird grade in Zeiten, in denen der Abschluß neuer Handelsverträge in Frage kommt, zu Reformen schreiten, die auch handelspolitisch verwerthet werden können. Sie hat auch mindestens die Aussicht, bei anderen Staaten etwas zu erreichen, weil sie selbst schutzzöllnerischen Staaten etwas bieten kann, und wenn sie auch im schlimmsten Falle nicht große Erleichterungen für den deutschen Absatz auf ausländischen Märkten erreichen sollte, so wird sie doch nicht, wie eine kurzsichtige Kampfzollpolitik, das Ausland geradezu zu Erschwerungen des deutschen Absatzes herausfordern.

Für eine solche Politik reicht freilich ein Kalkulator nicht aus, dazu bedarf es eines mit den Verhältnissen des Weltverkehrs vertrauten Staatsmannes. Der Blick des gegenwärtigen Staatssekretärs des Innern ist gerichtet auf die Abschließung des inländischen Marktes im Interesse der Landwirthschaft und beschränkt durch die Sorge, daß jedem Artikelchen der nationalen Arbeit nur sein richtiges Theil vom allgemeinen segenbringenden Schutzzoll zugewiesen und erhalten werde. Aus seinen Reden weht nicht einmal ein Hauch jenes Geistes, welcher in der der Flottenvorlage beigegebenen Denkschrift zu einer Würdigung der Bedeutung der Interessen des deutschen überseeischen Handels geführt hat. Wenn aus den handelspolitischen Vorarbeiten und Verhandlungen, wie er sie zu führen gedenkt, schließlich doch etwas herausgequält wird, was einem Handelsvertrage ähnlich sieht, so wird ein solches Kunstprodukt sich zu einem befreienden Tarifvertrage verhalten, wie etwa der Goethe'sche Homunculus zu einem Menschen von Fleisch und Bein.

Es ist ja kein Zufall, daß mit dem Abschluß bahnbrechender Handelsverträge, ja mit allen bedeutenden Zollreformen, durchweg die Namen hervorragender Staatsmänner verbunden sind. Für solche Reformwerke sind eben Staatsmänner nöthig, die sich den Blick für das allgemeine Interesse weder durch die Fülle der einzelnen wirthschaftlichen Ansprüche noch durch den Lärm der Interessenpolitiker verwirren lassen, die die wirthschaftlichen Lebensbedingungen ihres Volkes in ihren großen Grundzügen klar erkennen und mit vorausschauender Einsicht, welche ihnen Kenntniß der Weltverhältnisse und Begabung gewähren, auch in der Zukunft verfolgen, die schließlich mit Geschick und Energie der eigenen Ueberzeugung bei allen politischen Faktoren zum Siege verhelfen. Dabei findet auch die eingehende Prüfung der Einzelheiten des wirthschaftlichen Lebens, der Beirath sachverständiger Interessenten seine Stelle, ja seine richtige Stelle. Die mit dem deutsch-russischen Handelsvertrage im Jahre 1894 gemachten Erfahrungen weisen hier den Weg. Wohl hat der damals rechtzeitig gebildete Zollbeirath in den Verhandlungen mit Rußland über einzelne Zollsätze viel Nützliches geleistet, aber alle seine Mühen würden doch vergeblich gewesen sein, wenn nicht der damalige Reichskanzler und sein Monarch, trotz allen agrarischen Ansturms, mit der Gewährung der vertragsmäßigen Getreidezölle ein Angebot machten, das allein Rußland zur Aufgabe seiner absoluten Zollautonomie und zur Annahme eines Tarifvertrages bewegen konnte, dessen gute Wirkungen in dem gegenwärtigen Aufschwunge der deutschen Gewerbsthätigkeit eine so große Rolle spielen. Fehlt es in den nächsten Jahren im deutschen Reiche an einer solchen leitenden handelspolitischen Grundanschauung, so können wir zwar handelspolitische Vorarbeiten in Hülle und Fülle aufhäufen, aber wir werden doch nicht zu einer Handelsvertragspolitik kommen, die diesen Namen wahrhaft verdient. Auch hier ist es nur der Geist, der lebendig macht.

M. Broemel.

Deutschland in China.

Ein japanisches Sprichwort sagt: „Wer zu alt wird, muß sich von den Jungen führen lassen." Es scheint, als ob China die Wahrheit dieses Sprichwortes jetzt erfahren soll.

Unter den Jungen, die sich zur Führung des Alten herandrängen, befindet sich auch das Deutsche Reich. Schon seit geraumer Zeit macht sich bei uns ein koloniales Expansionsbedürfniß bemerkbar. Zunächst suchte es in dem „dunkeln Erdtheile" seine Befriedigung; auf diese Zeiten der kolonialpolitischen „Jugendeselei" scheint jetzt eine sehr ernste Aufgabe folgen zu sollen.

Die Theilung Chinas bedeutet für die politischen und kommerziellen Geschicke der Welt unendlich viel mehr als die Theilung Afrikas. China ist ein Land uralter Kultur, mit einer an schwere Arbeit gewöhnten Bevölkerung, die nach Hunderten von Millionen zählt. Die natürlichen Schätze des Bodens sind von unermeßlichem Reichthum und das Klima ist für die Europäer fast in allen Theilen des gewaltigen Reiches durchaus erträglich. Das gewöhnliche Volk ist arbeitsam, geduldig und lenkbar, selbst in moralischer Beziehung besser als sein Ruf. Die regierende Kaste dagegen hat alle schlechten Eigenschaften einer verkommenen Beamtenhierarchie. In ganz China sind die Mandarinen die Träger einer unfruchtbaren Verwaltungsroutine, völlig unfähig, die modernen Einflüsse, die von allen Seiten auf China einwirken, zu benutzen oder ihnen wirksam zu widerstehen. Bestechlich und jeder Initiative bar, treibt das chinesische Mandarinenthum nach alten Schablonen sein Wesen seit Jahrhunderten weiter. Unter dieser staatlichen Mißwirthschaft ist das volkreichste Staatengebilde der Erde zu einem politischen Kinderspott geworden, das keiner von außen andringenden Macht ernsthaft Widerstand zu leisten im Stande ist.

Seitdem Japan vor wenigen Jahren der staunenden Welt dies deutlich vor Augen geführt hat, ist der Gedanke des Zerfalls und der Theilung Chinas nach den Grundsätzen vom Recht des Stärkern auch den europäischen Völkern nahe gerückt. Die Russen und die Franzosen waren die nächsten, welche aus den Erfahrungen des chinesisch-japanischen Krieges die praktisch-politischen Konsequenzen zogen. Beide sind Nachbarn Chinas: Rußland im Norden, Frankreich im Süden; beide waren in der letzten Zeit durch sehr geschickte Diplomaten in Peking vertreten: Rußland durch den Grafen Cassini, Frankreich durch Mr. Guérard, welche beiden Diplomaten außerdem so gut zusammen arbeiteten, daß man sie scherzweise als die siamesischen Zwillinge bezeichnete.

Die Interessen dieser beiden europäischen Staaten waren von vornherein klar erkennbar. Schon durch den Namen „Indochina", den Frankreich seinen tonkinesischen Besitzungen gegeben hat, haben die Franzosen ihren Erd-

anspruch auf einen Theil Chinas angemeldet; Rußland aber ist durch seine sibirische Bahn, die es durch die Mandschurei nach dem Stillen Ozean weiter führt, der natürliche Protektor im Norden geworden. Unter einem Protektorate versteht man heutzutage bekanntlich die Entziehung der realen Herrschaft, unter Belassung des bloßen Scheines an die bisherigen Gewalthaber.

Gegenüber Frankreich und Rußland sind England und Japan natürliche Rivalen. Rußland, sekundirt von Frankreich und Rußland, ist Japan in den Arm gefallen, um die Ausbreitung des japanischen Einflusses auf das asiatische Festland nach Möglichkeit zu verhindern. England trat damals auf Japans Seite, aber nicht, um den japanischen Widerstand gegen Rußland zu ermuntern, sondern um von einem Kriege gegen Rußland abzurathen. Japan gab einen ungewöhnlichen Beweis von Selbstbeherrschung, indem es nach einem so glänzend durchgeführten siegreichen Kriege sich vor Rußlands Machtspruch beugte. Hätte Japan sich in aufbrausender Leidenschaft zu einem Kriege gegen Rußland fortreißen lassen, so wäre die ostasiatische Frage sofort in den Fluß gekommen und die Zertrümmerung Chinas hätte sich wahrscheinlich unter gewaltigen Katastrophen vollzogen.

England riskirte augenscheinlich nicht, seine großen ostasiatischen Interessen den Gefahren einer derartigen Katastrophe auszusetzen, und handelte deshalb auch von seinem Interessenstandpunkte aus klug, die Dinge nicht zum Aeußersten treiben zu lassen. Es gewann dabei zugleich die natürliche Bundesgenossenschaft des einzigen leistungsfähigen ostasiatischen Staatswesens.

Bei der Gruppirung der Mächte in Ostasien darf man mit einiger Sicherheit annehmen, daß England und Japan auf der einen Seite, Rußland und Frankreich auf der anderen Seite stehen werden. Das englische Interessengebiet in China wird — abgesehen von Hongkong — vornehmlich durch den Lauf des Yantsekiang bezeichnet. Es ist der werthvollste Theil Chinas; der bedeutendste Handelsplatz des chinesischen Reiches, Shanghai, bildet den Eingang zu diesem kolossalen Interessengebiete. Kommt es zu einer Theilung Chinas in irgend einer Form, so wird England sicherlich darauf Bedacht nehmen, in dem Gebiete des Yantsekiang die Vorherrschaft zu erlangen.

Jetzt hat nun auch Deutschland seinen Anspruch auf einen Theil Chinas angemeldet und zunächst in Kiautschau festen Fuß gefaßt. Deutschland ist damit der russischen Interessensphäre ziemlich nahe gerückt. Offenbar ist Rußland darüber einstweilen nicht böse; es wird sich durch das ungleich bedeutendere und wichtigere Port Arthur schadlos halten und zieht obendrein aus dem Vorgehen Deutschlands zweierlei wesentliche Vortheile: einmal gewinnt es durch das Auftreten Deutschlands einen ausgezeichneten Vorwand für die weitere Durchführung seiner Absichten auf Nordchina; sodann kann es durch die Stärkung seines Einflusses — wirksamer als jede andere Macht — in China das Tempo bestimmen, in dem die weitere Austheilung des chinesischen Reiches sich vollziehen wird.

Daß bei dieser Lage der Dinge die deutschen Interessen in China mit den russischen auf die Dauer identisch bleiben werden, ist durchaus nicht sicher; jedenfalls dürfte es sich empfehlen, auf eine immerwährende Freundschaft mit Rußland in China nicht zu stark zu rechnen.

Wenn England sein ostasiatisches Interesse richtig versteht, so hat es viel mehr Ursache, Deutschlands Erscheinen in China mit guter Manier zu begrüßen als darüber zu grollen. Bei den ungeheuren kommerziellen Chancen, die das chinesische Reich bietet, liegt zu einer kommerziellen Eifersucht zwischen England und Deutschland in China gar kein vernünftiger Anlaß vor. Wenn irgendwo in der Welt, so ist dort Raum für beide große Völker. Bei einigem diplomatischen Geschick und einiger staatsmännischer Vorsicht erscheint es daher durchaus nicht wahrscheinlich, daß Deutschland bei dieser Gelegenheit mit England in einen ernst-

; unausbleiblich aber wird es sein, wenn Deutschland in China seinen Platz als aktiver Theilnehmer bei der Austheilung Chinas behaupten will, daß es dort dauernd mit einer respektablen Macht auftritt. Darüber darf man sich nicht täuschen.

Chinesischen Machthabern imponirt man nur durch physische Gewalt. Selbst wenn es sich nur darum handelte, eine ausreichende Genugthuung für die Ermordung der deutschen Missionare zu suchen, könnte man das entschiedene deutsche Vorgehen nicht tadeln. Die gelegentlich gegen europäische Missionare in China erfolgenden Mordthaten sind in erster Linie dem offiziellen China, d. h den Mandarinen, zuzuschreiben. Die Chinesen sind im Allgemeinen durchaus keine religiösen Fanatiker; die Mandarinen sind arge Skeptiker und auch das Volk hat keinerlei Bekehrungseifer. Bekanntlich fand das Christenthum schon vor mehr als 200 Jahren in China Eingang, und jesuitische Missionare waren die angesehendsten Rathgeber des Kaisers Kiang-Hsi. Die alte Grabstätte, wo die jesuitischen Missionare ruhen, ist noch heute in Peking ein geheiligter Ort, wohin aus entfernten Provinzen Pilger wallfahrten, um auf dem Altar vor diesen Gräbern Weihrauch und Gaben zu opfern.

Woher kommt es, daß trotzdem gerade die Missionare so oft den Ausbrüchen des Volkshasses zum Opfer fallen, obwohl der europäische Kaufmann in China sehr wenig belästigt wird und auch Forschungsreisende ungefährdet selbst das Innere Chinas besuchen? V. Chirol, der frühere Berliner Korrespondent der Londoner „Times", welcher kurz nach dem chinesisch-japanischen Kriege Ostasien bereiste, giebt dafür in seinem recht lesenswerthen kleinen Buche über die Lage in Ostasien*) eine sehr plausible Erklärung.

Die Mandarinen fürchten das gute Beispiel, das die christlichen Missionare der Bevölkerung geben.

„Schon die asketische Einsamkeit des katholischen Priesters" — führt Chirol aus — „wie das Familienleben des protestantischen Missionars, der Weib und Kind mit herüberbringt, ist an und für sich ein beständiger Vorwurf gegen das egoistische Leben des Durchschnitts-Mandarinen. Es wird aber in seinen Augen zum öffentlichen Aergerniß, wenn der Missionar im täglichen Verkehr mit den Bewohnern seines Bezirks ihnen Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Selbstverleugnung in einer Weise veranschaulicht, die in grellstem Kontrast stehen zu dem lasterhaften Beispiel der herrschenden Klassen.

Das ist es, was den chinesischen Beamten so wüthend machen kann, und ihm die schändlichsten Verleumdungen eingibt, die regelmäßig den Ausbrüchen der sogenannten allgemeinen Stimmung vorausgehen; daß dieser Strömung gegen die Missionare, die sich in Unruhen und Verfolgungen Luft macht, nicht wirklich eine allgemeine Stimmung zu Grunde liegt, erhellt aus der Thatsache, daß in den ländlichen Bezirken, wo der Einfluß der Beamten verhältnißmäßig gering ist, fast nie dergleichen vorkommt. Sie sind fast ausschließlich auf die großen und kleinen Städte, wo der Pöbel vollständig von den Mandarinen beherrscht wird, beschränkt."

Die Methode, welche von den Mandarinen angewandt wird, um das Volk gegen die Missionare aufzuhetzen, ähnelt der Art und Weise, wie in Europa gelegentlich gegen die Juden gehetzt wird. Die christlichen Ritualmorde spielen in China eine Rolle, wie die jüdischen Ritualmorde unter unseren Antisemiten. Es kommt den Mandarinen dabei der Umstand zur Hilfe, daß die Missionare sich vielfach mit der Heilkunde befassen, die in China noch ziemlich allgemein als Hexerei und Schwarzkunst betrachtet wird. Es erscheint daher den Chinesen die Erzählung durchaus nicht unglaublich, „daß die Konnen der kondensirten Milch das zusammengekochte Hirn chinesischer Kinder enthalten, und daß die Augen und andere Theile des menschlichen

*) V. Chirol: „Die Lage in Ostasien". Zweite Auflage. Uebersetzt und eingeleitet von J. von Bajonowski. Berlin 1897. Stuhrsche Buchhandlung. — Die Uebersetzung ist sehr lesbar, nur ist dem Uebersetzer an jenen Stellen, wo von der Ein- und Ausfuhr Japans und Chinas die Rede ist, die Bezeichnung „Pfund Sterling" und „Dollar" durch einander gerathen, so daß die erstaunlichsten Zahlen zu Tage gefördert werden. Beispielsweise wird der auswärtige Handel Japans im Jahre 1894 auf 230 Millionen Pfund Sterling angegeben. Von solchen Versehen wimmelt es in dem betreffenden Kapitel.

Körpers die kräftigsten Bestandtheile der europäischen Arzneikunde sind".

Chirol ist der festen Ueberzeugung, daß regelmäßig die Mandarinen die eigentlichen Anstifter der Ermordung von Missionaren sind, und daß es deshalb, um die Wiederholung solcher Mordthaten zu verhindern, gar nichts nützt, die unmittelbaren Mörder zur Verantwortung und Strafe heranzuziehen. Diese und auch Unschuldige preiszugeben, um die gekränkten Europäer zu besänftigen, dazu ist das offizielle China stets ohne weiteres bereit. Nach dem entsetzlichen Massakre in Fokien wurden die Engländer von den chinesischen Beamten ganz kaltblütig gefragt: „Wieviel Köpfe verlangt Ihr?" Die einzige passende Antwort darauf kann nur die sein, die Chirol vorschlägt: „Vorerst Euere eigenen, dann wollen wir weiter sehen."

Daß sich Deutschland nach den jüngsten Gewaltthätigkeiten gegen deutsche Missionare nicht erst auf lange Unterhandlungen mit den chinesischen Behörden eingelassen hat, ist daher gewiß zu billigen; aber man geht wohl nicht ganz fehl, wenn man annimmt, daß die deutsche Regierung zu der weiteren Ueberzeugung gekommen ist, daß, um die Wiederkehr ähnlicher Mordthaten zu verhindern, Deutschland dauernd festen Fuß in China gefaßt haben müsse. Mit anderen Worten: Deutschland behält Kiautschau. Mit dieser Thatsache darf man rechnen, ohne befürchten zu müssen, durch die Zukunft dementirt zu werden.

Was aber weiter? Der Besitz einer Flottenstation und eines guten Hafens bezeichnet ersichtlich nicht das Ende unserer chinesischen Politik, sondern vermuthlich nur den Ausgangspunkt. Daß die deutsche Regierung sich bereits ein klares Bild davon gemacht hat, wie die Dinge weiter gehen sollen, ist wenig wahrscheinlich; es werden wohl allerlei phantastische Vorstellungen und Pläne mit der staatsmännischen Besonnenheit im Kampfe liegen, und unvorhergesehene Zwischenfälle können entscheidend werden für die fernere Richtung der deutsch-chinesischen Politik.

Auf eins müssen wir jedoch mit Sicherheit gefaßt sein: Deutschlands Machtmittel werden dauernd in beträchtlichem Umfange in chinesischen Gewässern konzentrirt bleiben. Bei der qualitativen Leistungsfähigkeit unserer Marine wie unserer Armee darf man als gewiß ansehen, daß Deutschland auch mit geringeren Kräften als England, Frankreich und Rußland dennoch eine achtunggebietende Position behaupten wird. China wird sich dabei wohl noch am leichtesten ins Unabänderliche finden. Ein Volk, das sich von fremden Unterjochern den Zopf aufdrängen ließ, den es heute trotz seines beleidigenden Ursprungs mit Stolz trägt, wird es sicher auch deutschen Kanonen und Panzerschiffen gegenüber nicht an Duldsamkeit fehlen lassen.

Ganz anders sind die Schwierigkeiten, die dem Versuche begegnen werden, einen Theil Chinas wirthschaftlich zu exploitiren. Dafür reichen militärische Fähigkeiten nicht aus; hierbei hat die kaufmännische und industrielle Unternehmungslust das erste Wort mitzusprechen. Unendliche Geduld und eine unscheinbare aber um so wichtigere Einzelarbeit ist dabei zu verrichten. Dramatische Scenen und prunkhafte politische Theatereffekte spielen dabei keine Rolle, um so mehr dagegen zäher Fleiß und wirthschaftliche Ausdauer. Nichts wäre bedauerlicher, als wenn Deutschlands Eingreifen in China von den Vorstellungen einer Konquistadorenpolitik bestimmt werden sollte.

Nachdem man sich einmal auf das Unternehmen, Deutschland in China eine selbständige Machtstellung zu verschaffen, eingelassen hat, muß jeder Deutsche wünschen, daß die Sache nun auch einen verständigen Fortgang nimmt. Man darf sich aber in der Bevölkerung nicht darüber täuschen, daß wir vor einer ganz neuen politischen Entwicklung stehen, die auf die innere Politik Deutschlands naturgemäß zurückwirken wird. Es werden sicherlich große Anforderungen auch an die Opferwilligkeit der deutschen Steuerzahler in Folge unserer Festsetzung in China gestellt werden. Bisher war unsere Kolonialpolitik eine politische Spielerei, jetzt wird die Sache ernst, und jede politische Partei in Deutschland hat die Verpflichtung, zu dieser ernsten Kolonialpolitik erneut Stellung zu nehmen und nach Kräften dafür zu sorgen, daß die Machtstellung und die wirthschaftlichen Interessen Deutschlands dabei nicht zu kurz kommen.

Th. Barth.

Alphons Daudet.

Ueber Alphons Daudet zu nekrologisiren genirt man sich selbst. Es kommt Einem vor, während man sich dazu hinsetzt, er blicke uns über die Achsel mit all dem heiteren, glücklichen Lächeln seiner sonnigen Lebenslage und flüstere: „Wozu Dich und Andere plagen? Geh hin und trink' heut' Abend in fröhlicher Gesellschaft ein paar Fläschchen Nuits oder Pommard. Und wenn Du bei dem Glase angelangt bist, wo der erste feine Taumel ins Gehirn dringt und Du etwa eine Nachbarin hast mit tanzenden Augen, dann stoßt die Gläser auf mich an. Und Deinen Lesern rathe das Gleiche."

Aber da selbst Frankreichs vielgerühmter „esprit gaulois", der in Daudet seinen liebenswürdigsten Vertreter hatte, sich mit einer so kurzen litterarischen Seelenmesse nicht begnügt hat, die französischen Blätter vielmehr von langen Nekrologen auf den erst 57 Jahre alten todten Dichter voll sind, wird auch im „Volke der Denker" eine erwägende Betrachtung am Platze sein, die sich übrigens von dem oben angegebenen Thema wohltemperirter Edelweine nicht zu weit zu entfernen braucht.

Man muß den Begriff „Wein" nur etwas ausdehnen, wenn man das Wesentliche dessen erfassen will, was Daudet zum geliebten und viel bewunderten Dichter nicht bloß Frankreichs, sondern auch der Welt gemacht hat. Nennen wir es Lebensgluth, gesunde Daseinsfreude, und vergessen wir dabei nicht, daß die Wiege des Dichters in Südfrankreich, in Nîmes gestanden hat. Wir sagen ja wohl auch im Deutschen — wenigstens im Alemannischen — von einem besonders heiter und harmonisch gestimmten Menschen: „Dem sein Rebberg liegt auf der Sonnenseite." Daudet wußte das selbst. „J'ai dans mon coeur un oiseau bleu, une charmante créature" hebt eines seiner reizendsten Jugendgedichte an. So ein blauer Vogel ist ein ander Ding als die blaue Blume der deutschen Romantik, ihr zwar gewiß verwandt, aber nicht still wie sie, sondern lebhaft, zwitschernd, flatternd und flügge. Freilich nährte sich das Vögelchen von seinem Blut; aber der vollblütige Südfranzose hatte dessen genug und . . . „Les petits oiseaux mangent peu." Zuletzt allerdings meißelte ihm das verrätherische Vögelchen ein handbreites Thor ins Herz; aber auch das war gut, denn nun konnte der dreite Strom des Lebens in dieses Herz hineinfluthen. Daß dieser Strom beim erstmaligen Zurückfließen etwas Wehmuth und Ruhelosigkeit — Daudet's erster Roman: Le petit chose, histoire d'un enfant — hinausschwemmte, wird an dem damals 25 jährigen Poeten nicht auffallen, da auch andere heitere Geister (unter den Deutschen z. B. Wieland und Jean Paul) mit sentimentalen Dichtungen ihre Laufbahn begonnen haben. Unrichtig aber ist es, wenn Litterarhistoriker, die sich vom „Kleinen Dingsda" (Uebersetzung von „Le petit chose") an die rührende Jugendgeschichte David Copperfields erinnert fanden, von daher gern zwischen Dickens und Daudet Parallelen ziehen, letzteren sogar einen französischen Dickens nennen. Die Parallele erhält allerdings noch eine scheinbare Verstärkung durch die „Pickwickier" bei Dickens und den wundervollen Tartarin bei Daudet. Aber beiden großen Romandichtern thut man durch die Parallele Unrecht. Es ist beinahe, als ob man die Shakespeare'schen und die Molière'schen Komödien vergleichen wollte. Wozu? sie sind beide in ihrem innersten Wesen so ganz anders geartet und erklären sich beide genügend aus sich selbst. Wie fast immer, wo englischer und französischer Geist zu einander in Be-

ziehung gesetzt werden, zeigt der erstere viel größeren natürlichen Reichthum in oft etwas sorgloser Verschwendung, während letzterer mehr zielbewußte Form und ein vom ökonomischen Verstand reagirtes feineres Maßhalten offenbart. Tartarins Ahnherr, wenn schon ein solcher gesucht werden soll, ist nicht jenseits des Aermelkanals, im nebligen Albion zu finden, sondern auf der anderen Seite der Pyrenäen, wo er auf dem Rosinante neben Sanchos Eselein über sonnengebräunte Haiden trottet, die denen von Tarascon aufs Haar gleichen.

Ueberhaupt immer wieder zu Daudet's Heimath, zum sonnigen Südfrankreich zurück, wenn man Daudet's Poesie in ihrer Wurzelkraft verstehen will! Freilich behandelt eine Anzahl seiner Romane „Les rois en exil“, „L'Evangeliste“, „Sapho“, „L'immortel“ u. s. w. Stoffe, die keine direkte Beziehung zum Süden haben, während sie im „Numa Roumestan“, dem an zeitgeschichtlichen Anspielungen reichen Charakterbilde des südfranzösischen politischen Karrieremachers eine deutliche und ungemein ergötzliche ist. Aber die Seele Daudet's, die poetische Seele, hat in solchen Romanen nicht ihren stärksten Flügelschlag. Das Werk, in dem sein Herz am vernehmlichsten pocht, ist ein in Deutschland weniger bekanntes Theaterstück: L'Arlésienne; die Zwischenmusik und Chöre, die Bizet dazu komponirt hat, bekam man vor Jahren zuweilen in unsern Konzertsälen zu hören. Das in Prosa geschriebene Drama ist nichts anderes als eine auf die Bühne gebrachte Sittenschilderung südfranzösischen Bauernlebens. Aber von welcher Lebensgluth durchdrungen, nicht nur im leidenschaftlichen, tragischen Ausgang, der es Anzengruber's ernstesten Bauernstücken an die Seite stellt, sondern auch in den mehr deskriptiven und idyllischen Auftritten. Daudet, in Paris lebend, legte alle die Liebe und Sehnsucht hinein, die jeden echten Dichter mit dem Lande seiner Jugendjahre ewig verbindet, wenn ihn auch Schicksal und Erfolg und Ehren an eine Weltstadt fesseln. In solchen Dichtungen der Sehnsucht aber belauscht man das geheimste seelische Weben und Athmen und Schaffen des Dichters. Daß in diese Richtung auch die „Lettres de mon moulin“ gehören, sei nur beiläufig erwähnt.

Und so war es sicherlich kein Zufall, daß dem in Poesie umgesetzten Heimathsgefühl Daudet's diejenige Gestalt ihr Leben verdankte, die auch im nächsten Jahrhundert unvergessen dastehen, ja wohl immer als eine der köstlichsten Figuren echten Humors bleiben wird, — der bereits erwähnte Tartarin von Tarascon. Mit Recht nennt Eduard Engel in seiner trefflichen „Geschichte der französischen Litteratur“ Tartarin „eine komische Ergänzungsgestalt zu Numa Roumestan, in ihrer Art so merkwürdig wie der Panurge von Rabelais.“ Doch möchte ich Engel widersprechen, wenn er annimmt, Daudet habe aus Mark Twain's witzigen Reisebüchern die Anregung zu dieser drolligen modernen Donquixoliade geschöpft. Daudet's Lust am fanfaronirenden Geiste der südfranzösischen Heimath genügt mir als Entstehung dieser — namentlich im ersten Buche: „Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“ — vom gutmüthigsten Humor beseelten Dichtung. „Tartarin in den Alpen“ hat schon mehr satirische Beimischung. Und „Port Tarascon“ läuft ein wenig ins selbstgefällig Spielerische aus, wie das Dichtern begegnet, wenn sie eine zu größter Berühmtheit gelangte Lieblingsgestalt immer wieder auf die Scene bringen. Uebrigens ist hier weder Lob noch Kritik dieser weltbekannten Bücher Daudet's am Platze und ebensowenig will ich die weniger bekannten aufzählen, da es mir in diesen Zeilen nicht auf jene Art registrirender Vollständigkeit, die ein gutes Conversationslexikon gewährt, sondern auf eine kurze Charakteristik von Daudet's Poesie ankam. Wer nun aus dem Gesagten aber etwa schließen sollte: um ein geliebter und viel bewunderter Dichter zu werden, braucht es nur ein sonnenhelles Gemüth und — selbstverständlich — einiges Geschick zum Schreiben, der würde meine Ansicht über Daudet doch mißverstehen. Ein leicht über den Ernst des Lebens sich hinwegsetzender, alle Zeit vergnügter Optimist war Daudet keineswegs; die dunkle Seite des Daseins war ihm so wenig verborgen wie einem Turgenjef oder einem Tolstoj. Doch suchte seine Seele allerdings mit Vorliebe harmonische Lösungen. Und was seine Phantasie betrifft, so war sie eine „herzliche Phantasie“, (ein Ausdruck von Novalis). Wo ein heiteres Gemüth in fröhlicher Fabulierlust sich Genüge thut, entsteht leicht die Gefahr, daß seine Erfindungen in phantastische Spielerei ausarten. Hiervor eben bewahrte Daudet die Herzlichkeit seiner Phantasie, wenigstens in seinen besten Werken. Auch wo er scherzt, fehlt es ihm nie an Wärme. Er ist den Gestalten seiner Dichtungen ein treuer Vater. Durch diesen, von seinem Gemüth ausgehenden Zauber, bringt er im Leser stets die von ihm beabsichtigte Stimmung hervor. Und dann ist, was insbesondere seine humoristische Ader betrifft, die Kunst des feinen Maßhaltens an ihm zu bewundern, die allerdings dem gallischen Geiste überhaupt leichter zu sein scheint als dem germanischen. Johannes Brahms, der die Franzosen nicht besonders mochte, meinte einmal mir gegenüber im Gespräch über Daudet, dessen „Tartarin in den Alpen“ er soeben gelesen hatte: „Der deutsche Humor ist im Vergleich zum französischen so reich, daß, wo der Franzose schon längst fertig ist, der Deutsche erst recht aus dem Vollen zu geben anfängt“, und er lobte Willibald Alexis und Raabe. Aber wenn man dies auch im Allgemeinen mag gelten lassen, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß die deutsche Fülle oft etwas beängstigendes hat, weil sie die Form überwuchert, ja geradezu zerstört. Da dürfte nun gerade Daudet, dessen ordnender Kunstverstand, dessen feiner Geschmack im „Tartarin“ so gut die Grenzen inne zu halten wußte, innerhalb deren eine humoristische Dichtung noch gefällig und reizvoll bleibt, dem deutschen Geiste, unbeschadet seiner Tiefe, zum guten Vorbilde dienen, ohne daß wir übrigens vergessen wollen, daß man eben diese schönen Dinge auch von — Theodor Fontane lernen könnte.

Nicht der letzte überhaupt, aber der letzte der bedeutenden und berühmten Romane Daudet's war „L'immortel“, die uns Deutschen besonders sympathische Verhöhnung der französischen Akademie. Denn wer bei uns schämt sich nicht in die Seele eines Zola und anderer französischer Poeten hinein, die Jahr für Jahr, wenn noch so oft abgewiesen, sobald wieder frei gewordene Stühle locken, ihre Bittgänge bei den Akademikern antreten, um ebenfalls in diese illustre Gesellschaft aufgenommen zu werden? Durch Daudet's Tod ist ein akademischer Sessel erledigt. Daudet, auch im persönlichen Verkehr einer der liebenswürdigsten, gefälligsten Menschen, immer bereit, junge Talente zu unterstützen und die weitgehendste Gastfreundschaft übend, — in dieser ihm als lächerliches Streberthum und daher als eine Gefahr des französischen Litteraturlebens erscheinenden Angelegenheit der sogenannten „Unsterblichen“ war er borstig und trutzig und voll von Hohn und Spott, aber nicht von bloß destruktivem Pamphletistenspott, sondern von fruchtbar schaffendem Dichterspott, wie jeder zugeben wird, der in dem Roman „L'immortel“ die Bekanntschaft jenes „Kampfumsdaseinstreiters“, oder, wie das lustige, englisch-französische Wort heißt, des „struggleforlifeur“ gemacht hat. Jetzt freilich ist Einer bei dem Dichter eingetreten, dem er es doch nicht hat abschlagen können, den Zoll der Sterblichkeit bezahlend, in die Gesellschaft der Unsterblichen einzugehen.

Bern, 19. Dezember 1897.

J. V. Widmann.

Die Trockenlegung der Zuidersee.

Als am 21. September d. J. das neugewählte niederländische Parlament von der Königin-Regentin mit der üblichen Thronrede eröffnet wurde, erregte es bei den zahlreichen Anhängern des Zuiderseeprojekts allgemeines Befremden, daß der Frage der Trockenlegung der Zuidersee mit keinem Worte gedacht wurde. Man hatte das um so weniger erwartet, als der neue Verkehrsminister — Minister van Waterstraat — Lely, als ehemaliger Ingenieur des Zuidersee-Vereins einer der eifrigsten Vorkämpfer des großen Projekts gewesen war und man gerade bei der jetzigen Regierung auf eine Förderung des Unternehmens rechnen durfte.

Indessen ist die Annahme, daß das neue Ministerium der Ausführung des Projekts überhaupt nicht näher zu treten gedenkt, durchaus verkehrt. Man hält die Angelegenheit nur noch nicht für spruchreif. Sind doch erst in den letzten Monaten seitens der Regierung an sämmtliche Handelskammern, kaufmännischen Vereine und alle diejenigen Personen, denen ein Urtheil in der Angelegenheit zuzutrauen ist, ausführliche Fragebogen versandt worden, um daraus zu ersehen, ob und wie weit das öffentliche Interesse die Trockenlegung heischt.

Der Plan der Entwässerung der Zuidersee ist in der That ein so grandioser und die zu seiner Ausführung erforderliche Arbeit eine so gewaltige, daß sich das allgemeine Kopfschütteln, das die Idee bei ihrem ersten Auftauchen fand, wohl begreifen läßt. Und auch heute noch, wo man sich längst daran gewöhnt hat, die Frage ernsthaft zu erörtern, gibt es noch Viele, für welche die ganze Angelegenheit einen utopischen Beigeschmack hat.

Für die Mehrzahl der Holländer, die im Kampfe mit der See groß geworden sind, hat die Idee dagegen etwas ungemein Verlockendes, dem Meere das Land wieder abzugewinnen, das vor Jahrhunderten ein Raub der Fluthen geworden ist, und so dem Reiche auf friedlichem Wege eine neue blühende Provinz zuzuführen. Mit Recht wird von den Befürwortern des Projekts darauf hingewiesen, daß kein anderes Volk in der günstigen Lage ist, durch ein so nützliches Friedenswerk sein Land um fast $^1/_{16}$ des gegenwärtigen Flächeninhalts zu vergrößern.

Betrachtet man die Frage lediglich unter dem Gesichtspunkte der Rentabilität, so muß allerdings zugestanden werden, daß die Anhänger des Projekts den Beweis der Rentabilität des Unternehmens bisher nicht völlig einwandsfrei erbracht haben. Auch die Staatskommission, die durch königliche Verordnung am 8. September 1892 eingesetzt worden war, um das Projekt der Trockenlegung einer genauen Untersuchung zu unterziehen, ist in der Frage der Rentabilität zu keinem unbedingt bejahenden Resultat gekommen. Die Staatskommission hat sich in ihrem Gutachten im Wesentlichen auf den Plan gestützt, der von dem damaligen Ingenieur des Zuidersee-Vereins, dem gegenwärtigen Minister Lely, ausgearbeitet war. Dieser Plan geht dahin, die Zuidersee durch einen Deich der an der nordholländischen Küste über Wieringen nach Piaam in Friesland führt, abzuschließen und dann eine Fläche von rund 212000 Hektar trocken zu legen. Diese Fläche sollte aus vier, nicht aneinander grenzenden Eindeichungen bestehen, die jede für sich einen Polder bilden und nach einander trocken gelegt werden können. Die vier Polder würden zusammen 194410 Hektar fruchtbares Land abgeben. Für die Vollendung des ganzen Unternehmens ist ein Zeitraum von 36 Jahren in Aussicht genommen. Die Abschließung der Zuidersee, die der Trockenlegung vorausgehen soll, kann in 9 Jahren vollendet werden; die vier Polder können nach 17 bezw. 27, 31 und 36 Jahren trocken gelegt sein und zum Verkauf oder für die Bebauung bereit stehen. Die Kosten der Abschließung werden auf 41 Millionen Gulden veranschlagt, die der Einpolderungen auf 130 Millionen. Dazu kommen noch 18 Millionen für Defensionsarbeiten und Entschädigungen an die Zuiderseefischer, die durch die Trockenlegung theilweise ihrem Beruf entzogen werden, so daß sich die Gesammtkosten des Unternehmens auf 189 Millionen Gulden stellen würden. Hierzu tritt der Rentenverlust, der bei einem Zinsfuß von $3^1/_2$ Proz. rund 90 Millionen beträgt. Da die Gelder, die für die jährliche Rentenbezahlung nothwendig sind, ebenfalls durch Anleihen gedeckt werden müßten, so steigt der Rentenverlust auf 126 Millionen, so daß zur Trockenlegung der Zuidersee die Gesammtsumme von ungefähr 315 Millionen Gulden erforderlich wäre. Nimmt man nun an, wie es von Seiten der Befürworter des Unternehmens geschieht, daß der Hektar trocken gelegten Bodens ein Erträgniß von 60 Gulden liefern würde, so bleibt allerdings für das Unternehmen noch ein Gewinn von 11 Millionen. Aber man sieht schon aus dieser Berechnung daß es den Gegnern des Projektes nicht schwer gemacht wird, gewichtige Gegengründe gegen die Rentabilität vorzubringen. Die Erfahrung lehrt, daß die Vollendung solcher gewaltiger Unternehmen in der Regel längere Zeit in Anspruch nimmt, als ursprünglich veranschlagt war. Auch können Kriege, wirthschaftliche Krisen und dergleichen eintreten, die eine Arbeitsunterbrechung verursachen. Die Verzögerung des Werkes auch um nur wenige Jahre wirft dann gleich die ganze Gewinnberechnung über den Haufen, ganz abgesehen davon, daß die Weltmarktkonjunktur die Ertragsfähigkeit des Hektar Landes nach Verlauf von 36 Jahren beträchtlich unter 60 Gulden herabgedrückt haben kann.

Aber alle diese Einwände lassen die Förderer des Unternehmens nicht gelten, indem sie nicht müde werden, auf die indirekten und idealen Vortheile hinzuweisen, welche die Ausführung des großen Planes im Gefolge haben würde. Die indirekten Vortheile liegen auf der Hand. Der wichtigste ist die gesteigerte Nachfrage nach Arbeit aller Art und diese eine Begleiterscheinung wird von den Anhängern des Zuiderseeprojektes als so in die Wagschale fallend erachtet, daß dagegen alle anderen Bedenken hintenangesetzt werden.

Es hat den Anschein, als ob die Zahl derer, die die Ausführung des Projektes um jeden Preis fordern, stetig größer wird in Holland. Der Holländer ist von Natur etwas langsam und bedächtig, und die Entscheidung in der Frage ist nicht gut von heute auf morgen zu erwarten. Ist doch fast volle zwei Jahrhunderte herum debattirt worden, bevor das Projekt der Trockenlegung des Haarlemer Sees durchgeführt werden konnte, trotzdem es sich hier um eine Fläche handelte, die noch nicht den elften Theil der Zuiderseefläche beträgt. Aber sobald die Regierung dem Projekt nur einmal ernstlich näher getreten ist, dürfte die Angelegenheit auch in Fluß kommen.

Die Trockenlegung der Zuidersee wäre ein Werk, dessen Großartigkeit die Blicke der ganzen civilisirten Welt bewundernd nach dem kleinen Lande lenken würde, das ehedem eine erste Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat. Das Prestige Hollands als Kulturträger würde ganz bedeutend steigen. Auch das ist ein Vortheil, der nicht gering anzuschlagen ist. Die Geldfrage dürfte dabei schneller ihre Erledigung finden, als man vielfach annimmt. Holland ist nicht nur sprichwörtlich ein reiches Land, es ist es thatsächlich, und da der Nationalstolz des Holländers noch größer ist, als sein Reichthum, dürfte auch das Projekt der Trockenlegung der Zuidersee nur eine Frage der Zeit sein.

Hamburg.

Paul Raché.

Hauptmann-Biographik.

Im verflossenen November ist Gerhart Hauptmann fünfunddreißig Jahre geworden. Er steht an jenem Lebenspunkt, den Dante als die Zeit seiner Höllen- und Himmelfahrt ansetzt. Dieses fünfunddreißigste Jahr galt mit Recht oder Unrecht — wahrscheinlich mit Unrecht — als schicksalsvoll von jeher. Eine arithmetische Lebenseintheilung, die auf der biblischen Siebzig fußte, schrieb ihm besondere Wirkungen zu. Bei Hauptmann liegen die Dinge so, daß dieses Jahr in Wahrheit einen Einschnitt bildet. Aeußerlich wenigstens: es ist das Jahr, in dem er äußerlich durchdrang. Seine Kunst, die vorher geliebt von Wenigen war, ist seit dieser Zeit ein Besitz vieler Deutschen.

Nun schießen die Biographien aus der Erde. Gab es vorher gelegentliche Flugschriften, so gibt es jetzt angelegentliche Dauerschriften. Wir freuen uns ihrer, ohne doch kritische Fragen nach dem Entstehungsgrund zu unterdrücken. Manche der Biographien könnte, wenn sie beseelt wäre, einen höhnischen Zweifel gegen ihren Vater hegen, wie Franz Graf Moor gegen den seinigen. „Ich möchte doch wissen, warum hat er mich gemacht?“ Weil Hauptmann in der Entwicklung an einen Ruhepunkt gelangt ist, aber weil Hauptmann jetzt im Leben durchgedrungen ist? Aus einem innern oder einem äußern Grund?

Die Frage ist aufzuwerfen, nicht zu beantworten. Es bleibt mit gewissen Schwierigkeiten verknüpft, auf den Boden menschlicher Seelen zu dringen. Einen inneren Grund führt jedenfalls Paul Schlenther an, wenn er in Hauptmann's letztem Werk sein erstes unrevolutionäres sieht; sodaß ein Einlenken in gefriedete Bahnen hier festzustellen wäre. Nun scheint es trotzdem eine Neuerung, Naturgötter in die Handlung eines Schauspiels so zu verweben, wie sie in der „Versunkenen Glocke“ verwebt sind. Sie bilden nicht Episoden: sie bilden die Welt dieses Dramas. Zugleich aber hat Gerhart Hauptmann seine Kunst, die zwar einsiedlerisch durch Felsen strebte, diesmal bewußt in das Bette der großen Ueberlieferung gelenkt. Und hier ruhen allerdings Merkmale eines Einschnitts in der Entwicklung.

Beweggründe hin, Beweggründe her! Drei Biographien sind vorhanden. Und aus allen dreien spricht das Bewußtsein von der Bedeutung einer Persönlichkeit. Aus der belanglosesten noch wehen Ahnungen, daß in diesem Mann ein Dichter lebt, den Deutschland als einen Europäer auf den Schild erheben darf, nach dürren Zeiten der Entbehrung. Das ist zunächst der Grund, weshalb wir uns dieser drei Bücher freuen.

Paul Schlenthers Werk*) nimmt unter ihnen eine Sonderstellung ein. Es ist von einem Künstler geschrieben; die anderen beiden kaum. Auch entstand es in der geistigen Nähe des Dichters. Seit Gerhart Hauptmanns Anfängen ist sein Biograph treu mit ihm verbunden. Das einzige nicht, aber gewiß das werthvollste Verdienst, das sich die produktive Kritik dieses feinen Niederdeutschen schon erwarb, liegt in der Förderung Hauptmanns. Daß es nicht längerer Zeit bedurfte als von 1889 bis 97, um den Sonnenaufgangsdichter durchdringen zu lassen, wird die künftige Litteraturgeschichte der vorsichtig-verwegenen Thätigkeit des Vossischen Kritikers zu danken haben. Seine Schrift faßt Manches zusammen, was aus dieser Thätigkeit entsprungen ist. Neues kam hinzu. Und das Ganze zeigt wieder eine propagandistische Kraft, die in den Mitteln leicht, in der Wirkung schwerwiegend ist. Dieses Buch wird den Heiden das Evangelium predigen.

An uns ist es nicht immer gerichtet. Dinge, die wir genau wissen, werden ausführlich erörtert. Schlenther polemisirt gegen Herrn Bulthaupt, was uns nicht nöthig erscheint. Die Berechtigung niederer Züge, schmuckloser Töne im Drama ist heute wahrhaftig nicht mehr nachzuweisen; selbst wenn sie es 1889 noch gewesen sein sollte. Hier hat Schlenther, den besonderen Zweck des Buches im Auge behaltend, Seiten geschrieben, über die wir hinwegfliegen. Aus demselben Grunde geschieht es unter der Hand, daß er ein Hauptmann'sches Drama gegen die Stücke dichtender Oberlehrer hält, so wie er sich mit den Pseudoaristotelikern auseinandersetzt. Warum es nicht lieber gegen Hebbel'sche und Ludwig'sche Dramen halten, um den Wandel der Zeit von ebenbürtigen Objekten aus festzustellen? Warum nicht gegen Ibsen, um die neue Besonderheit des Deutschen als Ergebniß zu erhalten? So weist er auch nach, als die Rede auf die Weber kommt, daß Hauptmann kein Sozialist, sein Drama nicht staatsgefährlich sei. Man fragt sich bei dieser Beweisführung: für wen? Auch vom Hannele wird betont, daß es kein Umsturzstück ist. Wieder fragt man: für wen? Aber die Antwort sagt beidemal: für Viele im Lande, die dieses Buch für Gerhart Hauptmann gewinnen wird. Und das soll uns recht sein.

Schlenther hat an den Eingang seiner Schrift eine Widmung an Paula Conrad gesetzt. Nicht bloß aus eigenem Recht, weil sie ihm im Leben nahesteht; sondern aus gemeinem Recht, weil sie dem Dichter nahesteht in ihrer Kunst. Was sie als erstes deutsches Hannele gewesen ist, das werden wir nicht vergessen. Auf derselben Seite erklärt er, nicht urtheilen, sondern darstellen zu wollen. Nun gibt er oft mehr als blaße Darstellung, wie schon jene Auseinandersetzungen zeigen. Aber das Hauptgewicht dieses Buchs liegt wirklich im Darstellerischen. Das ist zum Theil köstlich. Zumal im Anfang als Gerhart's vorhistorische Zeit erzählt wird, kann der Leser nicht ohne die seltsam gehobenste Stimmung folgen. Hier gibt es Strecken, die herrlich wie Rheinwein sind. Von Gerharts zarter Jugend in Salzbrunn bis zu den ehelichen Friedrichshagener Zeiten geht alles in einem Fluß, so schön, daß man wünscht, es sollte noch einmal so lange dauern. Der Kleine hat früh vor Fremden ein still in sich gekehrtes Wesen. Eine Photographie zeigt ihn im Röckchen, an Vater Hauptmann's Knie gelehnt, die lieben sinnenden Augen ernst in die Welt gerichtet. Oft auch ist er ausgelassen, — „als er sieben Jahr alt war, begeisterte ihn die Freude, seine Geschwister nach längerer Trennung wiederzusehen, sogar zu einem Ballettanz, den er nach eigenster Erfindung wie ein Wirbelwind vollführte, und den er dann noch öfter den Geschwistern zum Besten geben mußte.“ Schön und einprägsam ist der Aufenthalt auf dem Schubertschen Landgut, bei dem frommen Onkel Gustav und der Tante Julie, die von ihrer mißwachsenen, herrnhutisch gekleideten Schwester auf dem Pianoforte zu gemüthvollem Gesang begleitet wird. Nicht minder zaubervoll die andeutende Zeichnung des Liebeshains und des alten Bischofsitzes, wo drei Brüder Hauptmann drei Schwestern Thienemann freien. Als der Dichter dann verheirathet und in günstiger Vermögenslage ist, wird ergötzlich geschildert, wie er den befreundeten Schriftstellern als Leihanstalt gilt. Soviel er, heißt es, vor Frau und Kindern verantworten konnte, gab er, ohne immer Dank davon zu ernten. Ein böser Zahler habe, empört über wohlberechtigte Mahnungen, sogar die alberne Lüge umhergestreut, Gerhart Hauptmann leihe Geld auf Wucherzinsen aus. Erfahrungen solcher Art hätten dann, ebenso wie andere tragikomische Erknererlebnisse und Erknergestalten im „Biberpelz“ ihren humoristischen Niederschlag gefunden.

In der ganzen Darstellung kommt Schlenthern seine niederländische Art zu Statten. Eine zwanglose Modernität ist in ihm mit urväterisch festem Hausrath durch ein unsichtbares Band verknüpft. Sein Ahne Johann Florian Schlenther, ein didaktischer Dichter Ostpreußens, sieht manchmal aus diesen Blättern. Dennoch ist hier ein Einwand zu erheben. Paul Schlenther's feine Gemächlichkeit gibt dem Buch einen heiteren Untergrund. Zuweilen wird der Held fast mit jener Ironie behandelt, die Goethe auf seinen Wilhelm Meister anwendet. Es scheint fraglich, ob dieser heitere Grund, so schön er ist, der rechte Grund sei. Dem Genrehaften in Gerhart Hauptmann's Wesen ist die Darstellung prachtvoll adäquat: dem Hauptmann'schen

*) Gerhart Hauptmann, sein Lebensgang und seine Dichtung. S. Fischer 1898.

Schmerzenszug ist sie es nicht. Es giebt in diesem Dichter so vieles Dunkle, Leidenschaftstiefe, das bei der Spiegelung in einer positiven und nordischeren Natur zu kurz kommen kann. Aber das sind Vorbehalte, gering anzuschlagen vor dem Gesammteindruck einer Darstellung, für welche die Bezeichnung meisterhaft in der nachdenklicheren Bedeutung des Worts manchmal nicht zu viel ist.

In der Sache selbst wird man oft mit dem Verfasser rechten. So oft man ein Anderer ist als er. Abweichende Standpunkte hier geltend zu machen, wäre nicht zweckmäßig; auch wir wollen darstellen lieber als urtheilen. Schlenther zeigt, wie Hauptmann's Werke innen beschaffen sind. Was Hauptmann als Ganzer uns ist, davon spricht er nicht. Er erklärt die Beziehungen eines Dramas mit liebreicher und gewählter analytischer Kunst. Er läßt absichtlich unausgesprochen, wie sie auf die Seele wirken. Bei der Betrachtung der einzelnen Dramen deutet er mehr ihren Sinn, als er ihre Stimmung wiedergiebt. Und Alles in Allem ist er, mit dieser Art, durch die Hauptmann'sche Wunderwelt ein glänzender Führer.

Sein Buch ist nicht abschließend, aber grundlegend. Es wird, noch einmal, das Evangelium unter den Heiden verbreiten.

Alfred Kerr.

Lugowoi.

Aus der russischen Litteratur der Lebenden, die, von Tolstoi'schen Sendbriefen abgesehen, uns ziemlich stumm geworden ist, ragt ein Charakterkopf auf: Ein sturmzerflackertes Gesicht, von schwarzen wirren Haaren überweht, mit den Augen des Fanatikers — der leidenschaftentflammte und leidenschaftentflammende Prediger einer Sekte könnte das sein. Doch sieht man länger auf das Bild, dann scheinen sich die Züge zu verändern, eine Fülle des Ausdrucks liegt in dieser temperamentvollen, die innere Welt in wechselnden Formen spiegelnden Physiognomie. Der weiche geschwungene Mund unter dem vollen Bart verräth den Durst nach dem Leben, wo es am vollsten schäumt. Und die Falten, die von den Nasenflügeln zum Kinn sich ziehen, sind jene Wege, die „seit langem verzehrende Passion gegangen". Ueber diesem verlangenden Munde aber und den hastigen Augen eine edle ruhevolle Stirn, die Stirn des Weisen, Abgeklärten, die Stirn des Ueberwinders, der zur Betrachtung eingekehrt. Ein Antlitz, reich an widerspruchsvollen Mischungen, reich gerade an den Mischungen, die charakteristisch für die moderne Seele sind: Lebensdrang und Beschaulichkeitssehnsucht, Erotik und müder Seelenfrieden, Weltlust und Weltverachtung, Sansara und Nirwana.

Lugowoi's ganzes Lebenswerk uns deutsch zu bringen, wird des verständnißvollen und feinfühligen Uebersetzers Mission sein, der mit zwei glänzenden Proben die Bedeutung dieses Dichters uns gezeigt, Heinrich Johannson. Bei Reclam erschien bereits früher der Band „Poltice verso" und jetzt ist die Novelle „Wenn's Küsse regnet" herausgekommen*).

Aus den Blättern dieser Novelle leuchten alle Züge Lugowoi's. Der Lebemann spricht, der Kyniker und der Ironiker, doch auch der Weise, der Menschen- und Seelenforscher, der die Herzen prüft und Alles versteht, und es spricht vor allem der Dichter.

In diesem Buch blühen die Stimmungen russischer Sommernächte mit süßem Zauber. Ein Parkidyll thut sich auf, in ländlicher Waldeinsamkeit auf einem alten Herrensitz, der wie verwunschen daliegt, als hätte die Zeit vor ihm stillgestanden, mit seinen alten Mahagonimöbeln, der verschollenen Wanduhr, dem verwilderten Garten, den dicht zum Kreuzgewölbe verflochtenen Laubengängen, dem zerfallenen Gartenhäuschen und dem Teich, mit grünem Blättergewebe überzogen.

Der Gottesfrieden dieser stillen Welt umfängt einen Viveur der Großstadt. Aus dem Rahmen einer Idylle hebt sich das scharf gestochene Bild eines Lebenskünstlers. Lugowoi zeichnet jene moderne Spielart des Donjuans, der ohne starke und stürmische Initiative nach den Erregungen sucht, um im Ausruhen von ihnen ein größeres Glück zu finden als in ihrem Genuß. Seiner raffinirten Ueberkultur begegnet die frische Harmlosigkeit und die herbe Jugend der Verwalterstochter. Fast scheints — es könnte die alte Geschichte werden.

Doch Lugowoi zeichnet tiefer und eigenartiger als ein schwärmender Lyriker. Ihm werden die schwankenden Gefühlsvorgänge des Mannes, die pikant kontrastvoll zur Idylle der Landschaft stehen, die Hauptsache. In dieser Seele spielt die Skepsis gegen die eigenen Gefühle die erste Rolle, und ein starker sich selbst gering einschätzender Kynismus. Und sie liegen nun im Widerstreit mit den neuen Stimmungen voll Reinheit und Frieden und träumerischem Naturweben, die aus der Umgebung fluthen. Der Mann sieht die kurze Dauer dieser Intermezzoliebe und während die eine Hälfte seines Wesens, von momentaner Stimmung überkommen, in zärtlichen Liebesworten sich verliert, ironisirt er sich mit der anderen selbst oder befreit sich von dem weichen Bann durch ein kynisches Wort zu seinem Diener. Und dies Halbe seines Gefühls verbunden mit der nervösen Scheu vor unbequemen Auseinandersetzungen, vor Thränen und Scenen, läßt ihn eines Tages plötzlich auf und davongehen, noch ehe er das arme offenjunge Blut ganz gehabt.

Lugowoi schließt damit nicht. Er zieht die Linien weiter, das Bild zu vervollständigen. Es sind harte Linien, unerbittlich, mit der ganzen Brutalität des Lebens, doch voll konsequenter Folgerichtigkeit und Seelenkunde. Der Mann hat das Mädchen vergessen, erst nach drei Jahren fällt sie ihm wieder ein, als er auf einer Reise von ihrer Verlobung hört. Da regt sich in ihm der ganze Jägerehrgeiz; das eitele Herrenthum, das in seiner Eigenliebe gekränkt ist, verlangt nach Genugthuung und drängt nach dem unbezähmbaren Wunsch, noch einmal die alte Macht über die abtrünnige Seele zu versuchen. Sein Herz und seine Sinne bleiben kalt, als er Warwá, die voller geworden, aber auch matter und unfrisch, eine überreife Braut, wiedersieht. Und doch läßt's ihn nicht, er muß erreichen, daß sie, wie einst, unter seinem Kuß erschauert. Und er zwingts. Mehr will er nicht. Er nimmt sie nicht, wie er sie damals nicht genommen. Sie reizt ihn gar nicht. Er bleibt kalt. Er weiß ja, daß er sie haben könnte, er hat die Herrschaftbefriedigung gefühlt und das genügt ihm. Er macht, daß er fortkommt, einem lockenden Abenteuer entgegen, das ihm mehr verspricht, als eine für seine Nervenansprüche doch mittelmäßige Liebesstunde mit dem Landmädchen.

Der alte Donjuan taumelte von Begierde zum Genuß; es war ein derbes körperliches Freien, keine Buhlschaft mit Gedanken. An Lugowois modernem Donjuan ist das besondere die starke Betonung der psychischen Erregungen, der Einbildungssensationen.

Wie in dieser Novelle so einen die lyrischen Stimmungen mit harter schonungsloser Charakteristik sich einen, so auch in der „Etude plain air" Nocturne. Zwei junge Frauen baden nachts im Mondschein im Parkweiher. Der Reiz des Ungewöhnlichen, der Märchenillusion umschmeichelt sie, und die ältere erzählt der anderen von ihrer Liebe, die sie über den frostigen Alltag ihrer nüchternen Ehe hinwegtäuscht. Die Jüngere aber, der die Verlockung erst von fern genaht, und die noch vor dem ersten Schritt sich ängstlich scheut, wird in dieser Stunde weich und gut. Sie hat noch keine Erfahrung verbotenen Glücks, darum können ihr auch keine Erinnerungsbilder kommen. Die Stimmungssteigerung

*) Verlag der Romanwelt.

dieser unbeschriebenen Seele ist die Sehnsucht, ihres Mannes Liebe zu finden und den Einklang.

Als die Beiden heimkehren, sitzen die Männer beim Spiel. Sie sind frostig und ungemüthlich. Und da die arme Kleine voll überströmender Gefühle sich an ihren Gatten schmiegt, sagt er ihr brummend, wieviel er eben im Spiel verloren. Ein Riß geht, unheilbar, durch Mias Herz — Es wird nicht lange dauern, und sie sucht das Märchen, die schwebenden Wunderstimmungen, die sie in jener Nacht im Park empfunden, und die sie in ihr Leben tragen möchte, wo anders zu verwirklichen.

Lugowoi, der erotische Psycholog, der selbst die Liebesirrwege in einer glänzenden Jugend voll pulsirenden Lebens gewandelt und sie verstehend überschaut, reist nun zur Höhe einer weisen Weltbetrachtung. Und auf dieser Höhe schildert er in einer kurzen Charakterskizze einen Philosophen der Bedürfnißlosigkeit, einen modernen Diogenes der Großstadt, einen Zuschauer des Lebens, besitzlos und vogelfrei, dessen Herz frei von Sorgen ist, — für seinen Unterhalt wird gesorgt — weil er Nichts mehr begehrt. Und die Weltstadt mit ihren prunkenden Läden und immer wechselnden Auslagen, der Corso der Wagen, die blühenden Toiletten, gewährt ihm die Freuden eines glänzenden Schauspiels, das an ihm vorüberzieht, und in dem er nicht mehr seine Rolle zu spielen braucht. Er sieht aus der Altersecke voll Ruhe zu.

Doch Lugowoi, der leidenschaftslos Betrachtende, kann auch ein Hassender und Verachtender sein, dessen Mund Flammen predigt.

Dieser leidenschaftliche Predigerkopf spricht aus seinem Buch „Pollice verso“.

Diese „Parallelen“, wie er seine Skizzensammlung nennt, ist für mein Gefühl zu sehr Programmusik. Mit einem übergroßen Aufwand an Apparat wird eine fast allzuselbstverständliche Sache, die Wandelbarkeit und Treulosigkeit der Menge ihren Günstlingen gegenüber, illustrirt

An vier Bildern und vier Schicksalen zeigt sie Lugowoi, am antiken Gladiator, am spanischen Stierfechter, an einem gefeierten Liebling der Bühne und an einem bewunderten Arzt. Die modernen Bilder sind blässer. Der Gladiatorenkampf und das Stiergefecht aber ist mit einer Gluth der Farben, mit vibrirendem, den Athem stockenmachenden Rythmus auf das Papier gebannt; die Blutrauschstimmung und die rasende Gier der alten Welt voll greisenhafter Grausamkeit schlägt betäubend und schwellend uns entgegen. Flaubert'sche Koloristik ist das. Und sie stimmt sich fein zu dem Grau unseres Alltagslebens ab, in dem das Buch schließt.

Schopenhauer'sche Weisheit steht über seinem Ausgang, jene Worte vom Leben:

„Das Leben jedes einzelnen ist, wenn man es im ganzen und allgemeinen übersieht und nur die bedeutsamsten Züge heraushebt, eigentlich immer ein Trauerspiel; aber, im einzelnen durchgegangen, hat es den Charakter eines Lustspiels. Denn das Treiben und die Plage des Tages, die rastlose Neckerei des Augenblicks, das Wünschen und Fürchten der Woche, die Unfälle jeder Stunde mittels des stets auf Schabernack bedachten Zufalls sind lauter Komödienscenen.“

„So muß, als ob das Schicksal zum Jammer unseres Daseins noch den Spott fügen wollte, unser Leben alle Wehen des Trauerspiels enthalten, und wir können dabei doch nicht einmal die Würde tragischer Personen behaupten, sondern müssen im breiten Detail des Lebens unumgänglich täppische Lustspielcharaktere sein.“

Diese Erkenntniß voll reifer Welteinsicht und weiser Resignation durchzieht das Schaffen Lugowoi's, durch sie wird seine Erotik sub specie aeternitatis gerückt.

Felix Poppenberg.

Karma. Eine buddhistische Erzählung von Paul Carus. Chicago. 1897. The Open Court Publishing Company.

Eine sehr eigenartige und höchst ansprechende Erzählung, geschmückt mit einer Reihe von Abbildungen in japanischer Manier. Die Erzählung ist eine Einkleidung buddhistischer Lehren. Das Karma eines Menschen besteht nach dem Buddhismus in allen Thaten — guten und bösen —, die er in seinem gegenwärtigen Leben und in seinen früheren Daseinsformen vollbracht hat. Der Buddhismus betrachtet das Leben des Menschen als eine Verbindung vieler Thätigkeiten, die auf dem Wege einer natürlichen Entwicklung entstanden sind und sich von Geschlecht zu Geschlecht übertragen. Das Karma, die Daseinsform eines jeden, ist die Erbschaft unzähliger Handlungsweisen, welche durch neue Erfahrungen und Thaten in unserem gegenwärtigen Leben sich abändern. Mit anderen Worten: wir sind, was wir gethan haben. Nach dem Gesetze des Karma führen alle bösen Thaten zur Vernichtung, gute Thaten aber führen zum Leben. Daher gibt es ein Ende für jede böse That, aber es gibt kein Ende für gute Thaten. Die geringste gute Handlung trägt Früchte.

Dieser Gedanke wird in der vorliegenden Erzählung auf reizvolle Weise durch die Legende von dem großen Räuber Kandata zur Anschauung gebracht

‚Kandata war in die Hölle verdammt. Auf sein Flehen, ihn doch zu befreien aus der Höllenqual, erklärt ihm Buddha:

„Kandata, hast Du je eine Handlung mitleidender Liebe gethan, so wird sie Dir jetzt helfen, Dich aus Deiner Qual zu erheben. Aber Du kannst nur dann Erlösung finden, wenn die namenlosen Schmerzen, die Du als Folge Deiner üblen Thaten erleidest, Dich läutern, wenn die Täuschung des Selbst gänzlich von Dir weicht und Du gereinigt wirst von Eitelkeit, Begierde und Neid.“

Kandata blieb stumm, denn er war immer böswillig und grausam gewesen, aber der Tathagata, der heilige Buddha, sah in seiner Allwissenheit alle Thaten, die der Elende während seines Erdenlebens begangen hatte, und er nahm wahr, wie der Räuber einst eine Spinne auf dem Boden kriechen sah und sie schonte, indem er bei sich dachte: Ich will die Spinne nicht todt treten, denn sie ist harmlos und thut Niemandem etwas zu leide.

Buddha sah voller Erbarmen auf die Qualen Kandata's und sandte die Spinne an einem Spinnenfaden zu ihm nieder in die Hölle, und die Spinne sagte: „Ergreife den Faden und klettere hinauf!“ Die Spinne lief zurück, und Kandata machte große Anstrengungen, ihr zu folgen, — und es gelang. Der Faden war so stark, daß er hielt, und Kandata kletterte höher und höher. Da fühlte er, daß der Faden straff wurde und zitterte. Kandata's Leidensgenossen hatten ihn bemerkt und begannen ihm zu folgen. Als er wahrnahm, daß andere hinter ihm herkletterten, erschrak er. Er bedachte, wie dünn der Faden war, und beobachtete, wie er sich unter dem vermehrten Gewichte dehnte; doch war das Gespinnst elastisch und schien stark genug, alle zu tragen. Kandata hatte bisher nur aufwärts geschaut, jetzt blickte er zurück und sah unter sich, ihm dicht auf dem Fuße folgend, eine zahllose Menge von Höllenbewohnern. Unmöglich, meinte er, kann dieses schwache Gespinnst das Gewicht einer solchen Masse tragen, und in bebender Angst um sein Geschick schrie er laut: „Laßt den Spinnenfaden fahren, er ist mein!“ Sobald er das Wörtlein „mein“ ausgestoßen hatte, riß der Faden, und Kandata fiel in die Hölle zurück.

Die Hilfe, die einem zu Theil wird, kommt auch anderen zu Gute, gerade wie das Verderben des Einen auch Andere schädigt.

Die Täuschung des Selbst war noch nicht von Kandata gewichen. Er kannte noch nicht die wundersame Kraft der aufrichtigen Sehnsucht, sich aufwärts zu heben und den heiligen Pfad der Rechtschaffenheit zu betreten. Ist auch unser aufrichtiges Streben immerhin noch schwach wie ein Spinnengewebe, so kann es doch Millionen Wesen tragen; und je mehr davon emporklimmen, desto leichter wird es für jeden von ihnen, sich höher zu erheben. Aber sobald in Menschenherzen der Gedanke entsteht: dies ist mein; der Segen der Rechtschaffenheit gehört mir allein; niemand anders soll Theil daran haben, dann reißt der Faden und der Mensch fällt zurück in seinen alten Zustand der Selbstsucht.

Selbstsucht ist Verdammniß, und das Heil die Wahrheit. Was ist die Hölle anders als Egoismus? Sie ist eitel Egoismus — nichts weiter; und Nirvana ist Wohlwollen gegen alle und ein Leben in Rechtschaffenheit.‘

Wir meinen, daß viele selbstgerechte Vertreter des Christenthums aus diesen buddhistischen Grundsätzen noch gar manches lernen könnten. T. B.

Grundzüge der deutschen Agrarpolitik, unter besonderer Würdigung der kleinen und großen Mittel. Von Dr. A. Buchenberger, Präsident des großherzogl. badischen Finanzministeriums (P. Parey. 1897.)

Der vorliegende Band von 308 S., groß 8, gibt sich nach der Vorrede des Verfassers als ein volksthümlicher Auszug seines älteren zweibändigen Werkes: „Agrarwesen und Agrarpolitik". Naturgemäß werden die erst in den letzten Jahren als Brechstangen verwandten „großen und kleinen Mittel" auf ihre Berechtigung und Zweckmäßigkeit geprüft.

Zwei Kapitel behandeln die geschichtliche Entstehung der Verfassung und des Betriebes beim Grundeigenthum, zwei weitere: Kapital und Kredit, Ver- und Entschuldung des Bodens, sowie den Einfluß staatlicher Maßregeln auf die Betriebstechnik. Endlich bespricht Verfasser die Lasten, welche die Landwirthschaft zu tragen hat und die Einnahmen, die sie theils spontan, theils unter dem Einfluß der allgemeinen Wirthschaftspolitik abwirft, und schließt mit kurzer Ueberschau nach rückwärts und vorwärts.

Der Gesammteindruck des fließend, interessant und ohne Redensarten geschriebenen Werkes ist der einer wohlwollenden Warnung an bekannte agrarische Adressen, welche gleich den Sozialdemokraten an den Grundlagen unserer Wirthschafts-ordnung rütteln. Natürlich muß man den sachkundigen und eindringlichen, überall von wärmster Theilnahme für die Schwierigkeiten im Betriebe der Landwirthschaft geleiteten Entwicklungen weiteste Verbreitung wünschen, die nur leider durch den viel zu hohen Preis von 8 M. vereitelt werden wird.

Und hier sei mir gestattet, eine Frage an alle diejenigen Autoren einzuschalten, die hauptsächlich schreiben, um öffentlich zu wirken: warum benutzen diese Herren zur Veröffentlichung volksthümlich abgefaßter Schriften nicht eine der Bibliotheken, wie Reclam, Meyer, Hendel u. s. w., welche mit ihren 20-, 25- und 50-Pfennigheften den Lesestoff massenhaft verbreiten? Eine Buchstabenzählung ergibt, daß der vorliegende Band z. B. in Reclam's Universal-Bibliothek höchstens 3 Hefte erfordern, also 60 Pfennige kosten würde! Den „neuesten Reclam" findet man aber in allen Schaufenstern auch der kleinen Buchläden in der Provinz, und er wird wohl hundertmal so viel gelesen, als das vornehm ausgestattete Buch, was dreizehnmal so viel kostet. Eine erfolgreiche Probe gelang mir schon vor Jahren.

Dr. Buchenberger bekennt sich in der Vorrede ausdrücklich zum Protektionismus; um so schwerer fällt seine entschiedene Abweisung des Hochschutzes, der Rentengarantie, der Kanitzerei und Geldverschlechterung ins Gewicht, und wenn er dem Fideikommiß eine gewisse Berechtigung zuerkennt, so geschieht das nur unter der Einschränkung:

„daß die Errichtung von Fideikommißgütern nicht nur der staatlichen Genehmigung bedarf, sondern auch, daß von dieser überall ein nur sparsamer Gebrauch zu machen, und sie zu versagen ist, wo die Grundeigenthumsvertheilung das einseitige Bild des vorherrschenden Großbesitzes bereits aufweist. . . ." Denn „neben dem volkswirthschaftlichen Vorzug der möglichst umfangreichen Erzeugung von Nahrungs- und Genußmitteln haftet der Auftheilung des Landes unter thunlichst viele Bodeneigenthümer auch der wichtige politische Vorzug an, daß eine große Menge staatstreuer, vaterlandsliebender Elemente im Lande vorhanden ist, die sich als feste Stützen der Ordnung und einer ruhigen friedlichen Fortentwicklung erweisen."

Trotz solcher gesunden Anschauungen stimmt der Verfasser bei der Frage der Abschaffung des Terminhandels, auf Grund einer etwas künstlichen Beweisführung, den Agrariern zu. Er sagt zwar selbst:

„Die Vortheile eines börsenmäßigen Verkehrs gerade auch in landwirthschaftlichen Erzeugnissen steigern sich mit dem wachsenden Verkehr und dessen Entwicklung zum Weltverkehr, weil der einzelne Produzent und ebenso der provinzielle kleine Aufkäufer . . . ohne die fortlaufende Kenntniß der von den größeren Handelsplätzen gezahlten Preise . . . völlig im Dunkeln tappt."

Und deshalb sei

„der Ruf nach Beseitigung der Produktenbörsen . . . ein unverständiger. Nur an dem Stützpunkt, den eine Börse gewährt, und im unmittelbaren Anschluß an die großen, an der Börse abgeschlossenen Handelsgeschäfte kann sich ein gedeihlicher, stetiger, launenhafter Willkür und unberechenbaren Zufälligkeiten entkleideter Provinzialhandel entwickeln."

Wie dem Börsengeschäft an sich, so gesteht Dr. Buchenberger auch dem Terminhandel einen wichtigen Platz in der Kette von Veranstaltungen zu, welche die Getreideproduktion von Land zu Land vertheilen, und er erläutert seine preisausgleichende, sowie seine, einer Versicherung gegen unerwartete Preisbewegungen sehr ähnliche Wirkung an klar gewählten Beispielen. Aber — so fährt der Autor fort —

„diese preisausgleichende, und wenn sie eintritt, unter allen Umständen wohlthätige Wirkung wird dem Terminmarkt nur so lange zuzubilligen sein, als der Terminmarkt ausschließlich oder vorzugsweise den Vertretern des effektiven Geschäftes der betreffenden Waarenbranche als eine Art Rückendeckung für ihre geschäftlichen Abschlüsse dient . . kann jedoch verloren gehen, ja zeitweise in das Gegentheil umschlagen, sobald . . . der Terminhandel in der Absicht der Einheimsung von Spekulationsgewinnen aufgesucht wird."

Und nun bekämpft der Verfasser die ganze, eigentlich doch als heilsam bezeichnete Einrichtung im wesentlichen, weil sie gemißbraucht werden könne, und dies auch thatsächlich geschehe. Beides bezweifelt Niemand; aber wer möchte die Abschaffung z. B. des Wechselverkehrs befürworten, weil mit Wechseln auch recht viel Unfug getrieben wird? Es fragt sich doch, ob denn der stetige Nutzen gewisser Geschäftsformen nicht sehr viel größer ist, als der Schaden, den sie hie und da durch verkehrte oder böswillige Anwendung bereiten können? Das immer wiederholte Citiren des einen Falls „Ritter und Blumenfeld" zeigt doch, daß solche Ausschreitungen seltene Ausnahmen an der Börse sind, wie etwa unter den Großgrundbesitzern jener einstige Rathgeber des Fürsten Bismarck, der gegen den „Giftbaum" donnerte, gelegentlich aber selbst etliche zwanzigtausend Tonnen an der Börse „fixte", und, da die Karte fehlschlug, in Armuth endete. Auch die Ritter und Blumenfeld waren ja unglückliche Spekulanten.

Nun meint freilich Dr. Buchenberger, das „Papiergetreide" — auf dessen Lieferung also nicht gerechnet wird — könne den Preis unter das natürliche Niveau drücken, also den Produzenten schaden, gibt aber auch zu, daß die Wirkung der Differenzgeschäfte manchmal die umgekehrte sei. Was er nicht erörtert, ist die thatsächliche oder wahrscheinliche Zeitdauer eines abnormen Preisstandes, der den Produktionsverhältnissen nicht entspricht. Und darauf kommt es an. Der solide Landwirth verfolgt ruhigen Auges den Gang des effektiven Geschäftes; für ihn hatten die Terminpreise den Werth eines wirthschaftlichen Wetterberichtes, der ihm jetzt fehlt. Bei Sturmmeldung verschiebt er das Einbringen eines Schobers, und wenn die Preise an einem Markttag ungewöhnlich niedrig sind, so wartet er den nächsten ab, denn eine „Schwänze" kann ebenso wenig lange anhalten, wie das „Einsperren". Nur diejenigen Großkapitalisten, welche zufällig ihr Vermögen in Land, statt in Konsols anlegten, haben neben großen Gewinnen auch großen Schaden beim Termingeschäft in Getreide realisirt. Aber diese Herren sind nicht Landwirthe. Denn so nenne ich nur Leute, die von ihrem Gute leben, weil sie es selbst bewirthschaften. Und gerade diese sind durch die Zerstörung der Organisation des Getreidegeschäftes schwer geschädigt. Das ist mit keiner Vergleichung der Einrichtungen in Berlin, Mannheim und München, die dem kleineren Landwirth herzlich gleichgültig sind, hinweg zu reden. Was dieser braucht, ist eine zuverlässige Notiz über die Preise in seiner Provinzialhauptstadt, und die fehlt ihm, so gut wie den kleineren Müllern, seit gewisse große Herren im Aerger über ihre Spekulationsverluste das Centrum des Getreidehandels in Berlin zerstört haben. Das ist des Pudels Kern! Die Händler und großen Müller würden sehr froh sein, wenn ihnen ein Gesetz die unterwerthigen „Collegen" aus verschiedenen Berufskreisen vom Halse hielte — aber wie ist dies zu machen? L. J.

Internationaler Briefwechsel.

Die Zahl der Reflektanten ist auf 64 gewachsen; verbunden sind 34. Es ist leider nicht wahrscheinlich, daß der unternommene Versuch weiter gelingen wird. Das französischer Seits uns zur Verfügung gestellte Adressenmaterial bleibt hinter dem unserigen stark zurück. Es ist sehr charakteristisch, daß die Zurückhaltung der Franzosen u. A. auch auf politische Erwägungen und speziell auf die durch den Fall Dreyfus verursachte Stimmung zurückgeführt wird. Wir behalten uns vor, demnächst einmal einen Versuch mit einem anderen Lande zu machen. Unseren Lesern, denen wir eine Korrespondenzverbindung vermittelt haben, wären wir verbunden, wenn sie uns gelegentlich über das Resultat einige Mittheilungen machen wollten.

Die Redaktion der „Nation".

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr 14. Berlin, den 1. Januar 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

In der ostasiatischen Frage ist nunmehr der erste Gegenzug von England erfolgt. Es wird berichtet, daß ein starkes englisches Geschwader Port Hamilton besetzt hat; das heißt jene Insel, von der aus die Ausfahrt aus dem japanischen Meer beherrscht werden kann, und die zugleich einen ausgezeichneten Stützpunkt zur Beherrschung des Gelben Meeres gewährt.

England kann nunmehr den russischen Schiffen, die von Wladiwostok auslaufen, den Weg in das offene Weltmeer verlegen; es kann von Port Hamilton aus die Straße von Korea gesperrt werden und es bleibt den russischen Schiffen dann nur der Weg zwischen den japanischen Inseln hindurch offen; diese schmalen und gefahrvollen Wasserstraßen, die von englischen Schiffen leicht überwacht werden können, setzen überdies ein Rußland freundliches Japan voraus; eine solche politische Konstellation ist aber nicht wahrscheinlich. Port Hamilton gewährt zugleich eine militärische Basis zur Beobachtung des gelben Meeres, und es ist daher geeignet, die Russen im nördlich gelegenen Port Arthur und die Deutschen im östlich gelegenen Kiaotschau in Schach zu halten. Port Hamilton gewährt England einen Rückhalt für alle politischen Ereignisse, die sich in Nordchina abspielen können; bisher fehlte der Londoner Politik in diesen Gegenden ein solcher Punkt, und man konnte daher voraussehen, daß das Vereinigte Königreich danach trachten würde, eine derartige Position in seinen Besitz zu bekommen.

Nunmehr steht noch Japan mit seinen Maßregeln aus; daß auch dieses Land zu der neuen Entwicklung in irgend einer Weise Stellung nehmen wird, ist überaus wahrscheinlich; aber es scheint auch, daß die Politik Japans in gewagte Abenteuer nicht hineingesteuert werden soll. Das japanische Parlament ist aufgelöst worden, und nach den bisherigen Nachrichten muß man annehmen, daß der Zweck der war, Männer wieder an die Spitze der Geschäfte zu bringen, die zwar energisch, aber zugleich vorsichtig sind; voraussichtlich einige der führenden Personen aus der Zeit des japanisch-chinesischen Krieges, die das Ansehen ihres Vaterlandes so außerordentlich gehoben haben, und die sich wohl hüten, die errungenen erheblichen Erfolge durch Tollkühnheit im Verhalten gegenüber den europäischen Mächten von Neuem aufs Spiel zu setzen.

Man wird daher annehmen dürfen, daß ernste Verwicklungen in Ostasien nicht zu befürchten sind; die einzelnen Staaten werden nur dafür zu sorgen suchen, daß keine Verschiebungen eintreten, die ihren eigenen Interessen schädlich sind, und da die Riesengebiete, die hier in Frage kommen, genügenden Spielraum allen Betheiligten gewähren, so wird sich voraussichtlich dieser Akt des ostasiatischen Dramas ohne gefahrvolle Zwischenfälle abspielen. Jeder der in Frage kommenden Staaten wird wahrscheinlich zufrieden sein, wenn er für seine militärische und wirthschaftliche

Kraft derartige Stützpunkte erlangt, um bei einer weiteren Auftheilung in entsprechender Weise seine Ansprüche zur Geltung bringen zu können. Eine Auftheilung großen Stiles braucht aber keineswegs und wird wohl auch schwerlich unmittelbar bevorstehen. Es handelt sich nicht um eine Vertheilung der Erbschaft, sondern nur um eine erste Meldung jener, die als Erben aufzutreten gedenken.

Zu diesen ist durch die Besetzung der Kiaotschaubucht auch Deutschland hinzugetreten.

Ob wirthschaftlich der Punkt, der von uns in Besitz genommen worden ist, ein vortheilhafter ist, kann erst die Zukunft lehren. Die Mittheilungen über das Hinterland, die bisher veröffentlicht worden sind, waren zu dürftig, um irgend welchen zuverlässigen Schluß zu gestatten. Eins steht nur fest; eine Kolonialpolitik in China verspricht unter allen Umständen mehr als die bisher übliche afrikanische Kolonialpolitik. China ist ein Land, das eine Kultur besitzt, und dessen Einwohner für eine Fortentwicklung ihrer Kultur und für moderne wirthschaftliche Bethätigung erwiesenermaßen gewonnen werden können, während die Negerbevölkerung Afrikas erwiesenermaßen für keinerlei ernsten Fortschritt zu gewinnen war, und es verbietet zugleich das afrikanische Klima den Europäern, dort wirthschaftliche Arbeit in erheblichem Umfange selbst in Angriff zu nehmen.

Ist die wirthschaftliche Bedeutung der zunächst für Deutschland in Betracht kommenden chinesischen Gebiete fraglich, so ist unsere politische Lage dort relativ günstig. Wir sind in Kiautschau von allen Konkurrenten zur Zeit genügend weit entfernt, um unbequeme Rivalitäten vorläufig nicht befürchten zu müssen, und unsere nationale Kraft kann uns eine Bürgschaft dafür gewähren, daß Rußland gleichfalls in Zukunft eine uns feindliche Politik nicht verfolgen wird, und auch England wird trotz der Verstimmungen, die gegen uns im Vereinigten Königreich herrschen, sich wohl hüten, diese Stimmungen in Thaten umzusetzen.

Die Besetzung von Port Hamilton durch die Engländer beweist, das man in London als den eigentlichen und gefährlichen Gegner in Ostasien die Russen betrachtet. Diese Auffassung ist zweifellos zutreffend; denn jede Stärkung Rußlands in Ostasien ist zugleich eine Stärkung jenes Reiches, das allein Indien ernstlich bedroht. Die Besetzung von Port Arthur durch Rußland hat daher für England sowohl eine große politische als auch eine wirthschaftliche Bedeutung. Die Besetzung der Bucht von Kiaotschau durch die Deutschen hat dagegen für England in absehbarer Zeit nur eine wirthschaftspolitische Bedeutung; und wie unbequem wir auch als Kaufleute den Engländern schon allmählich geworden sind, schließlich ist das eine Rivalität, die politisch auszukämpfen ein Anlaß noch lange nicht vorliegt. Rußland dagegen mit seiner Handelspolitik der Abschließung schädigt nicht allein den englischen Kaufmann, sondern die russische Diplomatie ist zugleich darauf angewiesen, sich feindlich zur englischen staatlichen Größe zu stellen. Diese Gegensätze, die Indien mit Gefahren bedrohen, sind eine konstante Größe in der internationalen Rechnung seit Jahrzehnten, und sie müssen für die englische Politik in höherem Grade ins Gewicht fallen, als alle Verstimmungen gegen Deutschland, die schließlich des realen politischen Kernes entbehren.

Je geschickter es Deutschland vermeidet, sich schon jetzt in den englisch-russischen Gegensatz hineinziehen zu lassen, um so ungestörter werden wir jenen Zielen nachgehen können, deren Erreichung die Aufgabe aller Kolonialpolitik sein müßte: Friedliche Entwicklung von Handelsbeziehungen. Wenn wir nach Ostasien aber gegangen sind mit der Prätension, einen großen Schachzug internationaler Politik zu thun, dann kann diese Prätension zugleich sehr kostspielig und sehr unfruchtbar sein. Benutzen wir unsere ostasiatische Position für jetzt um handelspolitisch weiter vorwärts zu kommen, dann liegt hierin unter allen Umständen ein reiner Gewinn, der ernste Anfechtungen, nach Lage der internationalen Verhältnisse, überhaupt nicht erfahren dürfte, und dessen Umwerthung später in einen politischen Machtzuwachs die organische Entwicklung von selbst bringt. Für alle Kolonialpolitik giebt es aber nur einen gesunden Anfang. Die Kaufleute müssen die Pioniere sein.

Jedenfalls wird zu den Ereignissen von Bedeutung im Jahre 1897 die Besetzung von Kiaotschau gehören. Sie ist in Deutschland auf ernste Opposition nicht gestoßen; ob sie uns Segen bringt, hängt wesentlich davon ab, ob die Regierung eine Kolonialpolitik auf Büreaukratie und Lieutenants gestützt oder gestützt auf Kaufherren zu verfolgen vorzieht.

Freiherr v. Hertling, einer der Führer des Centrums in Baiern, hat sich in einer öffentlichen Rede über die Flottenfrage geäußert. Er hat gesagt: „Was kommt, weiß ich nicht", und er hat eine Reihe von Bedenken gegen die Flottenvorlage geltend gemacht, aber es finden sich auch die folgenden Stellen in seiner Rede:

„Die Marine ist bei uns im Süden sehr wenig populär. (Sehr richtig.) Aber weil das so ist, darf ich es auch aussprechen, daß die Marine bei uns nicht genug gewürdigt wird."

Und dann heißt es an anderer Stelle:

„Das Centrum beschloß, in eine ruhige und sachliche Prüfung einzutreten. Wir haben uns geweigert, sofort die Berathung aufzunehmen in der Budgetkommission. Die Deutsch-Freisinnigen und Sozialdemokraten hatten erwartet, daß wir einen Konflikt herbeiführen würden; aber daran haben wir gar kein Interesse, die Neuwahlen kommen immer noch früh genug. (Sehr richtig!) Wir brauchen eine Flotte für die Landesvertheidigung, für die Küsten, sowie für die sogenannte Offensiv-Defensive. Im Interesse der Vertheidigung der Küsten und Häfen ist es nothwendig, eine Schlachtflotte zu haben. (Gewiß!) Wir haben hier immer Ja gesagt, wenn es sich um etwas durchaus Nothwendiges handelt. Ebenso ist die Nützlichkeit für den Handel und die Missionen in Erwägung zu ziehen. Diese Fragen müssen mit Ernst und Patriotismus geprüft werden. Gar mancher hält dies oder jenes für nützlich in seiner Wirthschaft, aber er kann es nicht anschaffen, weil er sonst Schulden machen müßte. Die Denkschrift zur Marine-Vorlage behauptet nun, daß die Vorlage ausgeführt werden könnte ohne neue Belastung. Darauf kommt es in erster Linie an."

Auch diese Rede zeigt, daß das Centrum noch erhebliche innere Schwierigkeiten zu überwinden hat, um zu einer klaren und zugleich zu einer einheitlichen Stellung gegenüber der Flottenvorlage zu gelangen; aber diese Rede beweist zugleich, daß das Centrum einen Ausgleich zu erreichen wünscht und daher durchaus keine Neigung hat, einen „Konflikt herbeizuführen". Wir sind, wie unsere Leser wissen, immer der Ueberzeugung gewesen, daß, wer auf das Centrum als einen festen Faktor gegen die Marinepläne der Regierung bauen wollte, eine irrthümliche taktische Rechnung angestellt haben würde.

Herr von Bennigsen verläßt am 31. Dezember seinen Posten als Oberpräsident der Provinz Hannover, und wenn sein Mandat für den Reichstag abgelaufen sein wird, will er aus der öffentlichen Thätigkeit überhaupt scheiden. Ohne Zweifel ist die Politik des Herrn von Bennigsen seit Jahrzehnten keine glückliche gewesen. Aber gleichwohl bedeutet das Scheiden des Herrn von Bennigsen aus unserem öffentlichen Leben einen realen Verlust; denn er geht nicht um Nachfolgern Platz zu machen, von denen man erwarten kann, daß sie heilsamer wirken werden; seine Nachfolger in der Nationalliberalen Partei werden vielmehr dem Bunde der Landwirthe und den Konservativen noch viel weiter entgegen gehen, als dies Herr von Bennigsen je gethan hat.

Aber die Frage in Bezug auf die Verschiebung der politischen Prinzipien ist vielleicht nicht einmal diejenige, die bei dem Scheiden des Herrn von Bennigsen vor Allem in den Vordergrund gerückt werden muß. Für den Charakter unseres öffentlichen Lebens fällt schwerer ins Gewicht, daß Herr von Bennigsen auch wenn er aus mangelnder Sachkenntniß oder aus conniventer Nachgiebigkeit irrte, doch ein vornehmer politischer Charakter war, der davon überzeugt blieb, daß die Größe Deutschlands untrennbar mit der freien Wirksamkeit moderner Institutionen

verknüpft sei. Für diese Anschauung war Rudolf von Bennigsen durch seine Vergangenheit eine starke Stütze. Diese Stütze wird in Kurzem verschwunden sein, und damit erweitert sich wiederum der Spielraum für gewissenlose Demagogen und für leichtherzige Experimentatoren, die immer geneigt sind, anzunehmen, es geht auch anders. Aermer wird unser öffentliches Leben beständig an vornehmen Gestalten; wo bleibt der Ersatz? Auch in dieser Thatsache liegt eine Mahnung, mit den Kräften, über die der Liberalismus im weitesten Sinne in seinen verschiedenen Abschattirungen verfügt, Haus zu halten.

Da auch im ungarischen Parlament die Ausgleichsvorlagen eine Erledigung nicht gefunden haben, so muß nunmehr das staatsrechtliche Verhältniß zwischen den beiden Hälften der habsburgischen Monarchie im Wege der Verordnung durch die Krone provisorisch geregelt werden. Graf Badeni war es, der indirekt also auch die gesicherte Grundlage der Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn in Frage gestellt hat.

Der tschechische Bürgermeister einer Prager Vorstadt ist verhaftet worden, weil er sich systematisch an Diebstählen betheiligt und zu diesen Diebstählen überdies angestiftet hat. Dieser Bürgermeister war zugleich ein hervorragender und einflußreicher Agitator gegen die Deutschen, und er zeichnete sich in dieser Eigenschaft noch bei den letzten Prager Unruhen besonders aus. Dieb, Bürgermeister, tschechischer Patriot und Hetzer gegen die Deutschen in einer Person, — das ist ein bezeichnendes tschechisches Kulturbild, und wir glauben, auch dieses Kulturbild wäre wohl geeignet, um in Wien zu der Ueberlegung zu führen, ob ein Oesterreich, das sich aus autonomen „interessanten“ Völkerschaften zusammensetzt, Hoffnung auf gesicherte Fortexistenz und auf Blüthe als Kulturstaat haben könnte.

* * *

Ueber Freundschaft.

II.*)

Darüber, daß wahre Freundschaft erst ein Erwerb der Jahre und daher des reiferen Alters ist, sind alle Beurtheiler einig. Auch das beruht darauf, daß das Fundament in der Uebereinstimmung ernsten Denkens besteht. Eben darum sind die Freundschaften derer, die sie in großen Zahlen haben, geringerer Art. Dem griechischen Philosophen wird von einem seiner Verehrer, Diogenes Laertios, nachgesagt, zu seinen Lieblingssprüchen habe der folgende gehört: „Wer viele Freunde hat, hat keinen“, und im Text der aristotelischen Ethik findet sich ein ähnlicher Satz: „Die Freundschaft, deren Grund die Tugend und das eigene Selbst des Freundes ist, kann nicht gegen Viele stattfinden, sondern man mag sehr zufrieden sein, wenn man selbst nur wenige solche findet.“ Das Wort „Tugend“ ist heutigen Tages beinah ganz außer Gebrauch gekommen. Man würde sich schämen, es in guter Gesellschaft, in einer Parlamentsrede, selbst in einer akademischen oder gerichtlichen anzuwenden. Nur in der französischen Akademie wird nach der prix de vertu, alter Stiftung zufolge, ertheilt, und seine Erwähnung berührt dabei seltsam. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und im Anfang des jetzigen hatte es seinen vollen Klang. Solche Wandlungen, die durchaus nicht bloß Wandlungen des Geschmackes, sondern des ganzen Fühl- und Denklebens der Generationen sind, gewähren einen tiefen Einblick in die Natur des Menschen. Man sagt zwar: die Menschen bleiben im Grunde ewig dieselben. Aber wenn man die Belege ihres Denkens und Fühlens von Jahrhundert zu Jahrhundert vergleicht (die nicht gerade mit den Nullen der Endzahl zusammenzufallen brauchen), wird man doch erkennen, wie tief die veränderten Lebensbedingungen der Zeiten selbst, wenn auch nicht an der inneren Anlage der Menschen, doch an deren Entfaltung ändern. Die „Tugend“ der Alten war übrigens etwas ganz anderes als die vor hundert Jahren, welche im Zeichen der Schönseligkeit steht. Die Alten, welche das Wesen der Freundschaft von Grund aus auf die Tugend aufbauen, verstehen darunter die höchste schaffende Geisteskraft, und was Aristoteles damit, gerade von ihr als dem Fundament der Freundschaft handelnd, meint, könnte sich beinah in die faustischen Worte übersetzen: „Im Anfang war die That.“

Gerade bei Untersuchung der Frage, ob es richtig sei, daß wahre Freundschaft nur zwischen zwei Menschen bestehen könne, also dem extremen Widerspruch gegen die falsche Allerweltsfreundschaft, findet Emerson den Weg in die Definition des echten Wesens. Einige in diesem Fach als besonders berufene Kenner Auftretende, sagt er etwas ironisch, meinen, Freundschaft in ihrer Vollkommenheit könnte nicht zwischen mehr als Zweien bestehen. Er fasse die Sache so streng nicht auf, vielleicht weil er an sich nie die Erfahrung einer so vollwerthigen Kameradschaft gemacht habe, wie Jene. Seine Vorstellung gefällt sich lieber im Gedanken an einen Kreis hochgebildeter Männer und Frauen, die in den verschiedensten Beziehungen zu einander stehen, und zwischen denen ein unsichtbares höheres Einverständniß waltet. Dies ist das Richtige. Nicht die Ekstase einer Verliebtheit, nicht die berechnete Ersprießlichkeit eines Schutz- und Trutzbündnisses, sondern das zum höhern menschlichen Glück nothwendige Bewußtsein, das Widerspiel seines Ichs in Anderen zu finden, ist das Grundgesetz des Seelenlebens und damit der Freundschaft. Darum so viele Aussprüche, daß es kein einsames Glück gebe. „Ich weiß mir keine größere Pein, als im Paradies allein zu sein“, lautet der Goethe'sche Vers, und etwa zwei Jahrtausende vorher sagt Cicero: „Wäre Einer auch in den Himmel gestiegen und betrachtete die Einrichtung des Weltalls und die Schönheit der Gestirne, so würde die Bewunderung dieser Dinge doch reizlos für ihn sein, die hingegen ihm höchst erfreulich gewesen wäre, wenn er nur irgend eine Seele gehabt hätte, der er seine Beobachtungen hätte mittheilen können.“ Aus diesem Mittheilungsbedürfniß entspringt geraden Wegs der Trieb nach dem engen Zusammenleben mit denen, die besonders geeignet sind, uns zu verstehen, und daraus wieder die Bedingung der möglichst großen Gleichartigkeit, ohne welche gegenseitiges Verständniß nicht möglich ist. Gemeinsame große geistige Interessen sind darum die stärksten Stützen guter Freundschaft, wofern die dabei zur Anwendung kommenden Ansichten übereinstimmen. Verschiedenheit darin läßt sie nicht aufkommen, vollständiges Auseinandergehen hebt sie auf. In Sachen der politischen oder der philosophischen Ueberzeugung habe ich das durchweg bestätigt gefunden, in der Religion mag es wohl ebenso sein. Der gewiß nicht überspannte Bacon führt das wunderschön aus. Nachdem er die Wahlthat der Freundschaft von der Seite des Empfindens begründet hat, wobei er unter Anderem schreibt, daß wahre Freunde entbehren so viel als Elend und Leben in der Wildniß bedeute, kommt er zur Erläuterung dessen, was sie für den Verstand bedeute. Nicht bloß frohen Sonnenschein trage sie in die Affekte des Herzens gegen Sturm und Unwetter, sondern Tageslicht breite sie aus über den Verstand, indem sie Verwirrung und Dunkelheit der Gedanken zerstreue. Auch sei dies nicht lediglich zu nehmen im Sinne treuen Raths, den ein Mann von seinem Freund erhalte, sondern: noch ehe du dazu gelangst, geschieht es sicherlich, daß, wessen Sinn immer beladen ist mit vielfachen Gedanken, dem klären sich Geist und Verstand und thun sich auf in der Mittheilung und Besprechung mit einem Anderen: er sichtet seine Gedanken leichter; er reiht sie ordnungsmäßiger aneinander; er sieht, wie sie sich, in Worte umgesetzt, ausnehmen; schließlich wächst er über seine eigene Einsicht hin-

*) Siehe die vorhergehende Nummer.

aus; und alles das mehr durch die Besprechung einer Stunde als durch das Nachsinnen eines ganzen Tages. Sehr gut, so fährt Bacon fort, sagte es Themistokles zum König von Persien: Reden sei wie Tuch von Arras (sic!) aufgerollt und ausgebreitet, wobei das Gebilde in seinen Figuren erscheint, während es in den Gedanken wie in Packen zusammengerollt liegt. Auch sei diese Wohlthat der Freundschaft, nämlich das Aufschließen des Verstandes nicht auf solche Freunde beschränkt, die im Stande seien, guten Rath zu ertheilen. Das sei in der That der beste Zoll, aber auch ohne das lerne ein Mann dabei von sich selbst und fördere seine eigenen Gedanken ans Licht und wetze seinen Geist wie an einem Stein, der doch nicht schneide; in einem Worte, ein Mensch thäte noch besser, eine Statue oder ein Gemälde zu apostrophiren, als seine Gedanken in sich selbst verschwehlen zu lassen. In diesen fein und tief gegriffenen Wahrheiten liegt zugleich die Essenz dessen, was dem Leben seinen höheren Werth gibt und ihm durch die Freundschaft mit am vollkommensten gewährt wird; nicht durch die enthusiastische, auf zwei Individuen beschränkte, ideale, sondern durch das Gesammtwesen, das sich nach Alter, Art, Schicksal über das Leben vertheilt.

„Mein Lebend'ges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles.“

Nur in der Strahlenbrechung seines Ich an seines Gleichen kommt der Mensch zu sich selbst. Wer hat, wenn er nicht etwa eine Litteraturgeschichte schreiben wollte, heut noch den „Woldemar“ von Friedrich Heinrich Jacobi gelesen? Man sollte von Zeit zu Zeit, wenigstens alle fünf Jahre einmal, etwas aus einer ganz anderen Schöpfungsperiode der eigenen deutschen Litteratur sich zu Gemüthe führen, wäre es auch nur, um zu erkennen, welche Verwandlungen in einem einzigen Jahrhundert, also nicht ganz drei Generationen, die Menschheit durchmacht. Ich sage: aus der eigenen Litteratur. Denn fremde Sprache und Denkart nimmt immer etwas von der Schärfe des Unterschiedes hinweg, den wir nur im unmittelbarsten Denk- und Sprachgefühl zu empfinden vermögen. Genannter zweibändige Roman, in dem die Menschen einander unablässig schluchzend oder jauchzend um den Hals oder vor einander auf die Kniee fallen, erlebte zwei Auflagen; die letzte ist gerade hundert Jahre alt und am Musensitz der Kantischen Philosophie verlegt.

Es ist ein Freundschaftsroman, der sich um ein Mysterium eigener Art dreht. Bei den Jacobi's in Pempelfort unweit Düsseldorf hatte ja die Freundschaft ihren Tempel aufgebaut, in den auch Goethe auf seiner Rheinreise mit Basedow und Lavater aufgenommen ward. Trotz dem scharfen Gegensatz zwischen Bacon, dem Vater des wissenschaftlichen Positivismus, und Jacobi, dem schönseligen pantheistischen Philosophen, zwischen dem England am Ende des sechzehnten und dem Deutschland am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, stimmen die beiden in der Verherrlichung der Freundschaft über das Wesen derselben zusammen. In seiner poetischen, sentimentalen Weise ergänzt Jacobi die Reflexionen Bacon's. Die Vorrede zum „Woldemar“ schließt mit einem Citate aus Herder's Pyramythien folgenden Inhalts: Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine Gehilfin Jupiters bei seiner Schöpfung. Aber da sie nur eine Halbgöttin war, mußte sie sterben. Sie flehte ihn an, ihr nicht jede Fortexistenz mit ihren Geschöpfen abzuschneiden. Da gewährte ihr der Gott, daß sie unsichtbar weiter leben könne, sie ward zur gestaltlosen, allverbreiteten Echo.

Das Mysterium dieses Romans, das sich erst in den letzten Kapiteln, nach unendlichen Windungen, und auch da nur in leisen Andeutungen enthüllt, dreht sich um eine Doppelliebe, zu der ein eigenes Erlebniß des Verfassers den Stoff geliefert, welches auch für Goethe die erste Anregung zu seiner „Stella“ gegeben hatte. Zugleich behandelt es eines der schwierigsten Probleme auf diesem Gebiete. Der Held täuscht sich, die Heldin und seine ganze Gesellschaft dadurch, daß er für Freundschaft hält, was doch Liebe war. Giebt es Freundschaft zwischen den verschiedenen Geschlechtern? Die Klassiker dieser unserer Spezialität scheinen es stillschweigend zu verneinen, da sie nur von Männerfreundschaft handeln. Emerson allein weicht davon, wie die oben citirte Stelle zeigt, ab. Die Untersuchung wäre eigentlich so recht eine Sache der Vorkämpfer für die Stellung der Frau. Hier auf dem Gebiet, wo Macht und Gesetz nicht das Mindeste zu sagen haben, wo Alles frei gegeben und genommen wird, könnte der Beweis der Parität einen großen und schönen Beitrag zur thesis demonstranda erbringen. Es ist nicht leicht, auf solche Gebiete einzulenken, deren Kenntniß zunächst doch nur aus persönlicher Beobachtung geschöpft werden kann. Da werden aus Beobachtungen sofort Konfessionen, und von Konfessionen zu Koketterien ist nur ein Schritt. Nur kurz und gut will ich meine Ansicht dahin zusammenfassen: es giebt eine Freundschaft zwischen Männern und Frauen; sie ist durchaus nicht seltener und ebenso echt, aber sie ist nicht ganz die gleiche wie zwischen Männern. Die Verschiedenheit des Geschlechts bleibt nie ganz indifferent auch nicht in den späteren Jahren, geschweige denn in den früheren. Und das hängt so zusammen: es gehört zu solcher Freundschaft nicht die Uebereinstimmung in den Grundgedanken wie zwischen Männern. Eine wahre Freundschaft zwischen einem gläubigen und einem ungläubigen, einem liberalen und einem reaktionären Mann ist nicht denkbar, weil diese Ueberzeugung den Mann zu sehr ausfüllt, um im Hintergrund zu bleiben. Zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ist das ganz anders. Ich habe solche Freundschaften mehr als eine gekannt, wobei z. B. der männliche Theil radikaler Freigeist, der weibliche fromm katholisch war (wohl manchmal heimlich eine Messe für das Wohl des Freundes lesen ließ). Allerdings kann ich nicht so weit gehen, daß ich eine solche Divergenz auch zwischen Eheleuten als zulässig halte, obwohl die weltliche Praxis auch das für ganz erträglich ansieht. Wenn es dagegen zwischen Freund und Freundin ganz wohl bestehen kann, so ist das nicht etwa einer geistigen Inferiorität der Frau zuzuschreiben, sondern der Thatsache, daß für das Wirken des Mannes die grundlegenden Prinzipien des Denkens eine führende Norm geben, so daß grundverschiedene Sinnesart freundschaftliches Zusammengehen nicht möglich macht. Die Wirksamkeit der Frau liegt aber auf anderen Gebieten und ist unabhängig von solchen prinzipiellen Beweggründen. Ich denke natürlich hierbei nicht an die Frau der Zukunft, der meine Unerfahrenheit alle Rechte vorbehält. Vielleicht wird man einwerfen, die praktische Möglichkeit einer starken Diversität in Sachen der Lebensgrundsätze lasse sich daraus erklären, daß in jeder Freundschaft zwischen Mann und Frau etwas wie Liebe stecke. Das ist aber nicht richtig. Man muß hier unterscheiden zwischen der Liebe und dem Reiz der geschlechtlichen Verschiedenheit. Die beiden Begriffe berühren sich zwar, aber sie sind weit entfernt, sich zu decken. Gewiß liegt in der Verschiedenheit des Geschlechts eine Anziehungskraft, aber es gibt, selbst vom Alter abgesehen, Verhältnisse genug, in denen diese Anziehungskraft nicht oder nicht mehr sinnlichen Inhalts ist, sondern nur als geschlechtlich begründete Verschiedenheit des Fühlens und Denkens ihren Reiz ausübt, etwa noch für den Mann gehoben durch die Anmuth des weiblichen Wesens, für die Frau durch die Festigkeit des männlichen. Thatsache ist, daß die Geschichte berühmter Menschen und die Wahrnehmung des alltäglichen Lebens schöne Freundschaften dieser Art aufweist. Ihr Nährboden ist das Interesse an allem Menschlichen, in je höherer Sphäre die Freunde, desto höher die Art des Menschlichen. In W. von Humboldt's berühmtem, gerade unter solcher Bezeichnung in die Litteratur aufgenommenen, Briefwechsel mit Charlotte von Diede besitzen wir einen feierlichen Beleg dazu.

Montaigne ist allerdings entgegengesetzter Meinung. Er spricht sich ganz kategorisch aus. Die Inhaltsbezeichnung am Rand der betreffenden Stelle lautet kurz und bündig: Les femmes sont incapables d'une parfaite amitié. Er setzt in seiner lakonischen Weise darin auseinander, warum

das innere Band der Ehe ein ganz anderes als das der Freundschaft sei, und fährt dann fort: Joinct qu'à dire vray, la suffisance ordinaire des femmes n'est pas pour respondre à cette conférence et communication, nourrice de cette saincte cousture; ny leure ame ne semble assez ferme pour soutenir l'estreincte d'un noeud si pressé et si durable. Zum Schluß heißt es: es wäre freilich das Höchste, wenn nicht nur die seelische Verbindung frei und freiwillig dauernd geschlossen werden könnte, sondern auch die körperliche (im Gegensatz zum Zwang in der Ehe); damit würde die Freundschaft auf den höchsten Gipfel geführt werden: mais ce sexe par nul exemple n'y est encores peu arriver. et, par le commun consentement des escholes anciennes, en est rejecté. Weniger apodiktisch spricht sich La Rochefoucauld aus: Ce qui fait que la plupart des femmes sont peu touchées de l'amitié, c'est qu'elle est fade quand on a senti de l'amour.

In diesen Aussprüchen und in allem vorher darüber Gesagten ist immer an Freundschaften zwischen Mann und Weib gedacht. Wie steht es aber mit der Freundschaft unter Frauen? Kein Zweifel, daß die Logik unseres französischen Autors auch dieser die Existenz absprechen würde, wenn er überhaupt nöthig fände, darüber zu reden. Auch die klassischen Zeugen denken offenbar nicht daran. Wie denkt die moderne Welt darüber? Wer sich mit Frauen vertraulich über die Frage unterhalten hat, wird meistens das Geständniß erhalten haben, daß sie selbst nicht recht daran glauben. Vielleicht kommt das daher, daß solch ein Gedankenaustausch meist unter Bedingungen stattfindet, welche aus dem weiblichen Geständniß ein schmeichelhaftes Vertrauensvotum an den männlichen Theil machen. Immerhin ließe es auf eine paradoxe männliche Anmaßung hinaus, zu behaupten: es gebe zwischen Frauen keine wahre Freundschaft; und richtiger ist, zu sagen, sie sei seltener. Dafür lassen sich auch thatsächliche Anhaltspunkte finden. Die Frau ist in ihrem Urtheil subjektiver, daher weniger nachgiebig. Ferner bewegt sich der Kampf ums Dasein für das weibliche Geschlecht in engeren Grenzen und auf delikaterem Boden als für das männliche. Die Reibungen sind daher häufiger und empfindlicher ihrer Natur nach. Rivalitäten auf dem Gebiete des sozialen Verkehrs gehören zur weiblichen Spezialität, viel seltener werden Störungen darin durch Männer herbeigeführt. Zwar auch männliche Freunde sind nicht von der Neigung frei, wenn man es eine solche nennen will, daß einer vom andern hinter dessen Rücken über dies und jenes etwas anderes sagt, als in seiner Gegenwart, doch öfter kann man es doch zwischen Freundinnen beobachten. So schlimm, wie der mißtrauische La Rochefoucauld sie ansieht, ist aber die Sache überhaupt nicht. Ein anderer geistreicher Gesellschaftsmensch des achtzehnten Jahrhunderts, der Duc de Nivernais, meint: „An wem sollen wir denn überhaupt Fehler finden, wenn nicht an unseren Freunden? Sie kennen wir am genauesten, und daß wir sie auch mit ihren Fehlern lieben, ist das beste Zeugniß für sie und für uns."

Dem Aufrichtigkeitsfanatismus im Verkehr von Mensch zu Mensch liegt etwas Misanthropisches zu Grunde. Es gibt gar kein Verhältniß, auch nicht das zärtlichste, welches rückhaltlosen Freimuth in allem und jedem verträgt. Aber allerdings die ehrliche Aufrichtigkeit gehört auch zu den höchsten Erfordernissen und Leistungen wahrer Freundschaft. Nützliche Wahrheit über sich selbst, gerade wenn sie nicht schmeichelhaft ist, vom Freund zu hören, sicher zu sein, daß er nicht mit ihr zurückhält, ist von unschätzbarem Werth. Der Mann, der beim Tode seines besten Freundes schmerzlich ausrief: jetzt habe er Niemanden mehr, der ihn bei Gelegenheit einen Esel nenne, sprach eine große Wahrheit aus. Darum sagt man, daß viele Fehler der Großen dieser Erde davon herkommen, daß sie keine wahren Freunde haben, die ihnen die Wahrheit sagen. Ehemals hielten sie sich Hofnarren zu diesem Zweck. Manchmal erinnert die Gegenwart daran, daß diese Sitte, die uns wunderlich vorkommt, ihr Gutes hatte. Denn wenn schon der gemeine Sterbliche des Dienstes nicht ohne Schaden entbehren kann, daß er auf seine Fehler aufmerksam gemacht werde — vom kleinsten Loch am Aermel bis zur größten Dummheit, wie erst die Hochgeborenen, die mit Schmeicheleien gemästet werden.

Aber wenn der Mensch der Wahrheit bedarf, so bedarf er auch der Schonung und der Ermunterung. Nicht nur auf Fehler sollen wir unsere Freunde aufmerksam machen, sondern auch auf das Lob, das sie verdienen; damit erst erkaufen wir uns das Recht, zu mißbilligen. Angenehme Wahrheiten zu sagen ist eine Versüßung des Lebens für Geber und Empfänger; es erhöht die Lebensthätigkeit. Nichts macht im Umgang beredter und aufgeweckter als die Gewißheit, auf Wohlwollen zu stoßen. Wir haben unsere guten Einfälle wie unsere guten Herzensregungen da, wo wir uns gut aufgenommen fühlen. Wie mancher gilt an der einen Stelle für unbedeutend und unliebenswürdig, der an der anderen für das Gegentheil gilt. Nicht die Person ist dabei eine verschiedene, sondern die verschiedenen Stellen schaffen die verschiedenen Stimmungen. Darum ist es erlaubt, auch in die intimsten Verhältnisse ein klein wenig Behandlung hineinzutragen. Es geht nichts auf der Welt von selbst, auch die beste Anlage bedarf der kunstfertigen Hand, um mit Vorbedacht den richtigen Weg geführt zu werden, aber am besten so, daß die Hand, die Behandlung nicht fühlbar werde. Es gibt etwas wie Diplomatie auch im Verhalten der nächsten Menschen zu einander, in verschiedenem Grade, von der nützlichen, guten bis zur schlechten schädlichen herab. Mancher ist ein sehr guter Freund, aber zu viel Diplomat dabei. Er will seine Freundschaften ganz genießen und daher möglichst wenig mit anderen theilen. Darum hütet er sich, seine Freunde einander nahe zu bringen, hält sie sorgfältig auseinander, ja verheimlicht sie. Im angenehmen Gegensatz zu dieser Freundschaftsgourmandise stehen die, deren Herzensdrang sie zur entgegengesetzten Methode führt. Jeder neue Freund muß mit dem Kreis der alten bekannt gemacht werden. Das rühmt Cicero dem Atticus in einem seiner Briefe an ihn nach: „Du pflegst die Freundschaften zusammenzuleimen, soles conglutinare amicitias", und das Merkwürdigste dabei ist, daß dieser Mann Leute aus den verschiedensten politischen Lagern zusammenbrachte, doppelt und dreifach merkwürdig in jener Zeit der heftigsten Parteikämpfe.

Eine besondere Spielart von Freunden sind auch die, deren Zärtlichkeit mit der Hilfsbedürftigkeit des anderen Theils steigt. Das ist besonders eine weibliche Spezialität. Sie meinen es wirklich vortrefflich, solange du gesund bist, aber wenn du ein Bein brichst, und sie müssen dich pflegen, sind sie bei allem Schmerz doch noch ein bischen glücklicher. La Rochefoucauld stellt es ohne Unterschied der Geschlechter auf: nous nous consolons aisément des disgrâces de nos amis. lorsqu'elles servent à signaler notre tendresse pour eux.

Und nun nur noch ein paar Worte über abwesende Freunde. Da das Verhältniß in der Uebereinstimmung des Gedankens wurzelt, so braucht es die Trennung nicht zu fürchten. Allerdings die Gegenwart, die mächtige Göttin, ist auch hier die heilsamste:

> „Wie köstlich ist des gegenwärtigen Freundes
> Gewisse Rede, deren Himmelskraft
> Ein Einsamer entbehrt."

heißt es im Tasso. Und Aristoteles:

> „Schon viele Freundschaftsbande hat dauerndes Schweigen gelöst."

Doch wahre Freundschaft lebt auch in der Trennung fort durch den Austausch der Gedanken. Wer nicht die Freude kennt, dem, der gleichen Sinnes ist, das mitzutheilen, was diesen Sinn berührt, kennt nicht eine der liebtichsten Regungen des Geistes. Wie wehmüthig wird die Erinnerung an einen dahingeschiedenen Freund erweckt in dem Moment, da man etwas erlebt, das ihn besonders interessirt haben würde. Im ersten Augenblick will der Gedanke zu ihm hinfliegen, es mitzutheilen, doch im nächsten muß er

sich schmerzlich besinnen, daß es für immer vorüber ist mit diesem schönen Wiederklang.

„Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang,
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach! der erste Wiederklang.“

Wiederklang! das ist der Inbegriff alles Zaubers, der dem Leben seinen Reiz verleiht — selbst über den Tod hinaus für unsere Vorstellung.

L. Bamberger.

Politische Neujahrsbetrachtungen.

Wie politisch blasirt unsere Zeit ist, das macht sich selten deutlicher bemerkbar, als beim Jahresschluß. Was drängt sich nicht Alles in zwölf kurze Monate an Ereignissen zusammen, und doch ist der moderne Zeitungsleser nur allzu geneigt, beim Durchfliegen der üblichen Neujahrs-Revue mit der Heldin der Operette zu fragen: Ist das Alles, sonst nichts? Die Frage klingt anmaßend, und doch liegt ihr eine gesunde Idee zu Grunde; die Ueberzeugung nämlich, daß die Politik zwar viel Lärm verursacht, vielleicht mehr, als je früher, aber die Geschicke der Völker doch weniger beeinflußt, als in vergangenen Zeiten. Trotz aller staatssozialistischen Künste, trotz der Hypertrophie der Gesetzgebung, trotz der Riesenarmeen von Soldaten und Polizisten geht die Kulturentwicklung ihren eigenen Weg, viel nachhaltiger beeinflußt von dem glücklichen Genie eines Erfinders als von den Noten der Diplomatie und den Paragraphen der Gesetzgeber. Man nehme nur einmal eine scheinbar geringfügige Erfindung; sagen wir die der Zündhölzer. Ist unsere ganze agrarisch-zünftlerische Gesetzgebung dieses Jahrzehnts auch nur das Zündhölzchen werth? Wer würde sie vermissen, wenn sie morgen beseitigt würde? Kaum diejenigen, zu deren besonderen Gunsten sie erdacht ist. Aber man vergegenwärtige sich einmal, daß es vom 1. Januar 1898 an keine Zündhölzer mehr gäbe. Man käme sich ein wenig so vor wie Robinson Crusoe.

Die Völker können erstaunlich viel Mißregierung und thörichte Gesetzgebung vertragen, und entwickeln sich doch. Was hat nicht Frankreich in diesem jetzt zur Neige gehenden Jahrhundert durchgemacht: Kriege und Revolutionen jeder Art, Absolutismus und Parlamentsherrschaft, Boulangismus und Panamismus, Waterloo und Sedan. Und doch lebt es und ist reich und bereitet sich vor, die Völker der Erde zu Beginn des neuen Jahrhunderts nach Paris zu laden, um die höchste Blüthe der wirthschaftlichen Kultur zur Schau zu stellen.

Gehen wir über den Ozean: nach den Vereinigten Staaten. Die dortige Gesetzgebung ist der Schrecken der verständigen Leute. Es ist beinahe ein Zufall, wenn einmal ein leidliches Gesetz zu Stande kommt. Aber es geht auch so; und eine einzige reichliche Ernte macht den unsinnigsten Zolltarif unschädlich. In dem ganzen abgelaufenen Jahre war kein politisches Ereigniß so charakteristisch für die Entwicklung der größten modernen Demokratie, wie der Sieg von Tammany Hall in der Mayors-Wahl für Greater Newyork. Es war der eklatanteste Triumph der organisirten Massen über Besitz und Bildung, den selbst die Vereinigten Staaten seit langer Zeit erlebt haben. Der Organisator dieses Sieges ist ein naturalisirter Irländer, der auf den untersten Stufen der Bildung stehen geblieben ist. Dieser Mann, Richard Croker, ist heute die bei Weitem mächtigste Figur im politischen Leben der Stadt und des Staates Newyork. Er hat keinerlei offizielle Stellung, aber er kontrollirt die ganze politische Maschinerie der Stadt und des Staates, Exekutive und Legislative, unumschränkter als irgend ein gekröntes Haupt es wagen dürfte. Die Spolien, die er vertheilen kann, sind ungeheuer. Die unverantwortliche Macht eines geschickten Demagogen ist selten so anschaulich zu Tage getreten, und man kann sich nicht wundern, daß Angesichts einer solchen Erscheinung mancher mit einigem Schrecken an die weitere Entwicklung dieser „Volksherrschaft“ denkt. Aber auch damit findet sich das quellende Leben ab, und Greater Newyork wird blühen, mit und ohne Tammany Hall.

Dies moderne Leben mit seinen tausendfältigen Interessen spottet aller Versuche politischer Hemmung und Fesselung. Dampfkraft und Elektricität überwinden die fatalistische Gleichgültigkeit türkischer Paschas und den fanatischen Fremdenhaß chinesischer Mandarinen. Und diese Eroberer halten jede neue Eroberung mit eisernen Klammern fest. Wo einmal Schienen liegen und Telegraphendrähte laufen, da bricht das Alte rettungslos zusammen, und beruhte es auf einer Gewöhnung von Jahrtausenden. Wie lange ist es her, daß der nordamerikanische Kontinent von Indianern und Büffeln beherrscht wurde?! Heute ist der Büffel eine Rarität der zoologischen Gärten und der Indianer fast schon eine Sehenswürdigkeit des Cirkus. Und wo noch vor einem halben Jahrhundert waghalsige Ansiedler von Rothhäuten skalpirt wurden, werden heute erbitterte Wahlschlachten zur Entscheidung der Währungsfrage ausgefochten. Auch in den dunklen Erdtheil haben Dampfkraft und Elektricität ihren Einzug gehalten und an den Pforten des Reiches der Mitte rütteln sie, ungestüm Einlaß begehrend. Das Problem der politischen Auftheilung Chinas tritt weit zurück hinter das Problem der wirthschaftlichen Aufschließung Chinas. In welchem Tempo sich diese Aufschließung vollziehen wird, wer will das vorhersagen! Wer hätte vor einem Menschenalter prophezeien mögen, daß im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Kioto, der Stadt der vielen Tempel, eine japanische Industrieausstellung stattfinden werde mit all jenem Drum und Dran von Dampfmaschinen und elektrischer Beleuchtung, das den Stolz unserer Großstädter wachruft. Im Gefolge dieser wirthschaftlichen Kulturmächte erschienen dann auch jene politischen Faktoren, die wir als Presse, als öffentliche Meinung und als Parlament kennen. Welch interessanter Gegensatz: der einhundertdreiundzwanzigste Herrscher aus einer Dynastie, die das ostasiatische Inselreich seit dritthalbtausend Jahren in ununterbrochener Reihenfolge regiert hat, und daneben ein Parlament mit Geschäftsordnung und Stenogrammen und Ordnungsrufen.

Von dem Gesammtimport Europas hat Japan nichts so sehr enttäuscht, als das Parlament. Die Enttäuschung über parlamentarische Institutionen ist aber nicht auf Japan beschränkt. Die Wirklichkeit des Parlamentarismus hat manche theoretische Illusion zerstört. Man verkannte, daß das Parlament seinem Wesen nach eigentlich keine demokratische, sondern eher eine aristokratische Institution ist. Diese Institution mußte schon deshalb in unserem demokratischen Zeitalter, in dem Zeitalter der Massenwirkungen manche jener Hoffnungen unerfüllt lassen, welche die Freunde individueller Freiheit auf den Parlamentarismus gesetzt hatten. Je genauer die Gewählten in intellektueller und moralischer Beziehung dem Durchschnitt der Wähler entsprechen, je mehr sich die Ersteren als bloße Mandatare der Letzteren fühlen, je deutlicher somit der Grundgedanke der Demokratie hervortritt, um so weniger ist der eigentliche Charakter des Parlaments, wonach dasselbe eine Führung des Volkes durch Auserwählte bedeuten soll, aufrecht zu erhalten. So sehen wir denn in der ganzen Welt — und zwar einerlei aus welchem Wahlsystem die Volksvertretungen hervorgehen — das Niveau der Parlamente sinken. Parlamente, in denen die Freiheit und die Weisheit eine bevorzugte Stätte finden, sind selten geworden. Ein Hexensabbath, wie er jüngst im österreichischen Reichsrath veranstaltet wurde, trägt natürlich auch nicht dazu bei, das Ansehen des Parlamentarismus zu erhöhen.

Und doch hat der Parlamentarismus eine raison d'être, die alle Einwendungen niederschlägt: Niemand vermag etwas Besseres an seine Stelle zu setzen. Unser

politischen Vorstellungen gruppiren sich beinahe sämmtlich um den Gedanken der Repräsentativverfassung. Je mächtiger, volkreicher und komplizirter die einzelnen Staatsgebilde werden, um so undurchführbarer werden Absolutismus und direkte Volksherrschaft. Es geht nicht ohne eine Zwischeninstanz zwischen Regierung und Volk. Trotz aller Mängel ist die Volksvertretung unentbehrlich, sobald eine gewisse Kulturstufe erreicht ist, und zwar vielleicht noch mehr für die Regierungen als die Regierten.

Auch die Blüthenträume des Sozialismus sind vorüber. Eine ungeheuerliche Ueberschätzung der Staatsthätigkeit bezeichnete die Kindheit der modernen Sozialpolitik. Mit einem Pereat auf das sogenannte Manchesterthum wurde die Bahn des Sozialismus beschritten. Glück und Wohlstand sollten die Völker schon an der nächsten Biegung des Weges erwarten. Statt dessen findet man den ganzen Weg entlang nur neue Schaaren von Schutzmännern. Auch der Sozialismus tritt allmählich aus dem Bereich der Illusionen, und die ganz gewöhnliche alte Wahrheit fängt an wieder in ihre Rechte zu treten, wonach die Kultur nicht durch die Massen, nicht durch die Staatsthätigkeit, sondern durch Einzelne fortentwickelt wird.

Nie hat die Tüchtigkeit des Einzelnen eine so große und entscheidende Bedeutung gewonnen als in unserer Zeit des Sozialismus, des Maschinenwesens und der Aktiengesellschaften. Je größer ein Unternehmen wird, um so bedeutsamer wird die Rolle des leitenden Geistes. Die Macht dieser leitenden Köpfe erweitert sich beständig. So feiert der Individualismus seine stillen Triumphe mitten im Lärm des sozialistischen Prophetenthums. Das wird auch im Jahre 1898 nicht anders werden.

Th. Barth.

Die vierte preußische Generalsynode.

Als vor sechs Jahren die preußische Generalsynode ihre dritte ordentliche Tagung abhielt, feierte die „Kreuzztg." Herrn Stöcker als den „bedeutendsten Mann der Generalsynode, der ihr erst den Stempel der Bedeutung für das kirchliche Leben aufgedrückt habe". Zwar hatte Herr Stöcker insofern eine Schlappe erlitten, als er in Folge „des Hochdrucks eines bekannten Hofbedientesten", nämlich des Hausministers v. Wedell, in den Vorstand der Synode nicht wiedergewählt wurde, aber seine Rede über die soziale Aufgabe der Kirche bezeichnete den „Höhepunkt" der Synodalverhandlungen. Das Organ der konfessionellen Partei schrieb über diese Rede des Führers der positiven Union:

„So gewaltiger Beifall bis zum Händeklatschen von allen Seiten des Hauses ist keinem Redner zu Theil geworden, wie der, welcher dem kerndeutschen, aus der innersten Erfahrung seines gläubigen Herzens und aus der unerschöpflichen Fülle seiner vielseitigen Arbeit heraus zeugenden Mann entgegenbrauste."

Als vor drei Jahren die Generalsynode zu einer außerordentlichen Tagung einberufen wurde, um die unglückselige „Agendenreform" unter Dach und Fach zu bringen, da war Herr Stöcker seiner führenden Stellung in der Synode wieder so sicher, daß er dem Kirchenregiment drohen konnte, er werde die ganze Vorlage zum Scheitern bringen, wenn die Behörde bei der Feststellung des Ordinationsformulars sich den Wünschen seiner Fraktion nicht fügen werde. Und als schließlich im vergangenen Jahre auf der Brandenburger Provinzialsynode das Wrack der Stöcker-Hammerstein'schen Anträge, der „Professorenantrag", wieder herbeigeschleppt wurde, war es Herr Stöcker, der im Namen der Synodalmehrheit den Oberkirchenrath aufs Schärfste bekämpfte und ein Mißtrauensvotum gegen die oberste Behörde der Landeskirche durchsetzte.

Und ohne Sang und Klang ist derselbe Mann von der letzten Generalsynode zu Grabe getragen worden. Die Haltung der Synode hat zu einer vollständigen Isolirung Stöckers geführt. Wir denken von der Generalsynode weder so gut, daß wir vermuthen, sie sei an der ethischen Qualifikation dieser Persönlichkeit irre geworden, noch so schlecht, daß wir meinen, Rücksichten byzantinischer Art hätten den Fall Stöcker's allein verursacht, wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß die Initiative dieses unruhigen Geistes den klugen und vorsichtigen kirchlichen Reaktionären lästig geworden ist. Sie sind des offenen grundsätzlichen Kampfes satt, in den sie durch das kirchenpolitische Programm der Kleist-Retzow, Hammerstein und Stöcker verwickelt wurden, sie haben wenig Neigung, sich die „Regierungsfähigkeit" zu verscherzen um des Ideals einer „freien und selbständigen Kirche" willen, das in absehbarer Zeit auf Verwirklichung doch nicht rechnen kann. Die Stöcker'schen sozialpolitischen Allüren ließ man sich solange gern gefallen, als sie zu einer modischen Dekoration der kirchlichen Wirksamkeit dienen konnten, aber nun, da ein Ernstfall daraus geworden ist, zieht man die Hand doch lieber aus einer Sache, die allerlei ärgerliche Konsequenzen nach sich ziehen kann, z. B. die, daß man widerrufen muß, was man früher feierlich beschlossen hat. Die Synode ist mit dem Evangelischen Oberkirchenrath nicht weniger unzufrieden als Herr Stöcker, aber sie hofft, durch die stille Obstruktion für die orthodoxe Hierarchie mehr zu erreichen, als durch den offenen planmäßigen Kampf, der auf dem Boden der Staatskirche nicht mit der wichtigen Thatsache rechnet, daß der Wind weht, wohin er will. Weshalb sich die Hände binden? So hat die Generalsynode Herrn Stöcker einen Abgang bereitet, mit dem derselbe wohl zu frieden sein kann. Als Stöcker den Oberkirchenrath in einer der ersten Sitzungen der Synode über die widerspruchsvolle Haltung dieser Behörde in der Frage der sozialen Bethätigung der landeskirchlichen Geistlichen interpellirte, handelte er bereits auf eigene Faust. Und obwohl der Versuch des Präsidenten D. Barkhausen, die Differenz zwischen den verschiedenen Oberkirchenrathserlassen zu verwischen, mißlingen mußte, führte seine sachliche und würdige Haltung zu einer moralischen Niederlage Stöcker's, der von seiner Fraktion völlig im Stich gelassen wurde. Die spätere, von dem Präsidenten v. Meyeren vertretene Resolution der Generalsynode über dieselbe Sache, in welcher die Synode dem letzten Oberkirchenratherlaß vollständig beipflichtete, bedeutete die offene Verleugnung Stöcker's. Die Generalsynode hat damit ihr Ja und Amen gesprochen zu einem Erlaß, der die „übertriebene Werthschätzung irdischer Güter" geißelt, der den Geistlichen vor allem zur Pflicht macht, „die Würde des geistlichen Amtes vor kompromittirenden Angriffen zu bewahren", und sie auffordert, in ihren Gemeinden, außer Gottesfurcht und Nächstenliebe, auch die „Königstreue" als christliche Tugend zu pflegen.

Dieser vielbesprochene Erlaß beweist, daß zwischen der Kirche und ihrer „historischen Schutzmacht", dem Staat, die besten Beziehungen herrschen. Diesem Umstand hat denn auch die Generalsynode verständnißvoll Rechnung getragen. In den kirchlichen Blättern der verschiedenen Richtungen war die preußische Generalsynode aufgefordert worden, sich der armenischen Christen mit allem Nachdruck anzunehmen. Die Synode hielt sich an den Satz: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Sie wich jeder politischen Erörterung aus und nahm ohne Debatte eine Resolution an, worin die evangelische Christenheit der älteren Provinzen Preußens ersucht wurde, für die Armenier „um Bewahrung der Treue und Ausharrung in der Versuchung zu beten". Die Rücksicht auf die staatlichen Faktoren führte die Synode auch zu einer verständigen Zurückhaltung in der sozialen Bußpredigt, die zu den stehenden Gepflogenheiten jeder Synode gehört. Die letzte ordentliche Generalsynode hatte es an dieser Mäßigung sehr fehlen lassen, sie hatte eine Verschärfung des § 184 des R.-Str.-G.-B. gefordert und „im Hinblick auf die Angriffe, welche auf zahlreichen Theatern fortdauernd auf

Sittlichkeit und Schamgefühl gemacht werden“, eine schärfere polizeiliche Theatercensur erlangt. Sie hatte den Realismus Ibsen's und Sudermann's als künstlerische Verirrung gebrandmarkt. Diesmal war nichts dergleichen zu vernehmen. Für die Fragen dieser Art wurde vielmehr die Parole ausgegeben: „Wir müssen uns hüten, den staatlichen Instanzen zu ausführliche Direktiven geben zu wollen“. Diesen Grundsatz ließ man sogar gelten in einer Frage sehr ernster Art: in der Duellfrage. Die Generalsynode beliebt sich oft als das christliche Gewissen der Nation zu geriren. Hier, wo es einmal darauf angekommen wäre, „Zeugniß abzulegen“, hat dieses Gewissen leider geschlafen. Die pommersche Provinzialsynode, deren Mitglieder den Druck des Junkers vielleicht besser kennen, als die Glieder irgend einer anderen Synode, hatte an die Generalsynode die Aufforderung gerichtet, das Duell als eine „privilegirte Sünde“ zu brandmarken und die strengsten Mittel der Kirchenzucht gegen dasselbe in Anwendung zu bringen. Die Generalsynode aber hielt es für inopportun, von „Sünde“ zu sprechen, da „so viele der Edelsten unter uns, die mit Ernst Christen sein wollen und es auch, wie wir gerne glauben, sind“, die blutige Sühne durch den Zweikampf nicht entbehren zu können meinen. Um das Gefühl dieser Edelsten aus ihrer Mitte zu schonen, unterdrückte die Synode das häßliche Wort Sünde. Wie hätte sie auch den ehrenfesten, frommen Junker mit den leichtfertigen städtischen Elementen in eine Reihe setzen können, die ihren sündhaften Sonntagsbelustigungen im Grunewald sich hingeben, anstatt mit Cylinder und Gesangbuch zur Kirche zu gehen! Das ist Sünde, Frevel am göttlichen Gebot; aber wenn der Junker vom Verführer seines Weibes im ritterlichen Waffengang sich niederschießen läßt, das ist der Zwang gesellschaftlicher Verhältnisse, die keine Kirche, und, wie die Synode ausdrücklich hervorhebt, kein Kaiser ändern kann. Das ist natürlich keine Depravirung des Christenthums zur Klassenmoral, sondern nur der Verzicht auf „zu ausführliche Direktiven an die staatlichen Instanzen“. Wir fürchten aber, daß diese Diplomatie der Synode sehr ernstlichen Mißverständnissen ausgesetzt sein wird.

Die Generalsynode hatte allerdings auch ein gewisses sachliches Interesse daran, das gute Einvernehmen mit dem Staat zu betonen. Denn die Regelung des Diensteinkommens der Geistlichen, eine Frage, welche im Mittelpunkte der diesmaligen Synodalverhandlungen stand, ist von dem Zusammenwirken der staatlichen und kirchlichen Faktoren abhängig. Schon die zweite ordentliche Generalsynode hatte ein Kirchengesetz über das Diensteinkommen der Geistlichen angenommen. Jahre hindurch führten die Verhandlungen über die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel, die zwischen dem Oberkirchenrathe und dem Kultusminister geführt wurden, zu keinem Ziel. Eine Verständigung war inzwischen herbeigeführt, wonach einerseits die Gewährung der staatlichen Gehaltszulagen von den jedesmaligen Bewilligungen des Landtages unabhängig wird, andererseits aber das Minimaleinkommen während der ersten fünf Dienstjahre auf nur 1800 Mk. festgesetzt wird. Die Geistlichen hatten ein Mindesteinkommen von 2400 Mk. erwartet. Das Bekanntgeben der Vorlage rief deshalb vielfaches Mißvergnügen, ja Entrüstung hervor. Besonders waren es die pastoralen Standesvereine, die sog. Pfarrervereine, die mit Nachdruck gegen dieses Gesetz protestirten. Da indessen an eine Dotation der Kirche durch den Staat im großen Stil, wie sie Friedrich Wilhelm III. einmal in Aussicht gestellt hat, und wie sie durch die Stöcker-Hammerstein'schen Anträge gefordert wurde, verständigerweise nicht zu denken ist, und da das Kirchenregiment sich nicht dazu entschließen konnte, dem Pfründensystem ernstlich zu Leide zu gehen, so blieb der Generalsynode nichts übrig, als diese Vorlage anzunehmen. Das Gesetz bezieht sich nur auf solche Pfarrstellen, mit denen ein Stelleneinkommen von weniger als 4800 Mk. verbunden ist. Es theilt diese Stellen nach ihrem bisherigen Einkommen in 5 Klassen, für die ein Grundgehalt von 1800, 2400, 3000, 3600, 4200 Mk. festgesetzt wird. Durch Alterszulagen von fünf zu fünf Jahren werden alle diese Stellen auf ein Einkommen von 4800 Mk. gebracht. Diese Alterszulagen werden aus einer Centralkasse gezahlt, die als gemeinsame Einrichtung der innerhalb der preußischen Monarchie bestehenden evangelischen Landeskirchen behufs Versicherung der Alterszulagen errichtet wird. Die Kirchengemeinden sind verpflichtet, die Pfarrstellen unter 4800 Mk. bei dieser „Alterszulagekasse“ nach Maßgabe der genannten fünf Klassen zu versichern. Die Härte, die in dem niedrigen Ansatz des Minimaleinkommens liegt, wird wesentlich durch den Umstand gemildert, daß in dem Gesetz auch für die ersten fünf Dienstjahre bereits Zuschüsse bis zur Höhe von 600 Mk. vorgesehen sind, und daß die von Seiten des Staates bereitgestellten Mittel die Möglichkeit geben, daß bei allen in Frage kommenden Stellen das Grundgehalt auf 2100 und bei nicht wenigen sogar auf 2400 Mk. erhöht werden kann. Von Wichtigkeit ist die Bestimmung des Gesetzes, daß das Pfründeneinkommen auf die Gemeinde übergeht, so daß es fortan die Ortsgemeinde und nicht der Patron ist, der den Geistlichen besoldet, eine Bestimmung, die durchaus im Geiste der kirchlichen Verfassung liegt und dazu angethan ist, den Geistlichen gegenüber dem gutsherrlichen Patron in eine würdigere Stellung zu bringen. Ob es freilich gelingen wird, die Gehaltsverhältnisse der Geistlichen dauernd auf eine gesunde Basis zu stellen, ohne die „fetten Pfründen“ heranzuziehen, ist uns zweifelhaft. In der Theorie mag man das gute Recht der Pfründen anerkennen, die harte Nothwendigkeit des Ganges der Dinge scheint auf eine Centralisirung des gesammten kirchlichen Vermögens hinzudrängen.

Nächst der Regelung der Pfarrgehälter war die Vorbildung der Geistlichen der Gegenstand, der die Aufmerksamkeit der Synode am längsten in Anspruch nahm. Auch über diese Frage ist auf früheren Generalsynoden schon viel verhandelt worden. Es herrschte allgemeine Uebereinstimmung in dem Wunsche, ein Bindeglied zwischen dem Universitätsstudium und der praktischen Amtswirksamkeit herzustellen. Die Gemeinden haben ein starkes Interesse daran, daß sie nicht junge Männer ohne jede Erfahrung als Pastoren erhalten, die in der Gemeinde ein Versuchsfeld zur Entwicklung ihrer pastoralen Talente erblicken. Und die jungen Theologen haben ein nicht minder starkes Interesse daran, denn manche tüchtige Kraft wird allein deshalb zum äußerlichen traditionellen Betrieb der geistlichen Amtswirksamkeit geführt, weil sie lediglich theoretisch gebildet, gegenüber dem Schwergewicht des Herkommens die eigene theologische Persönlichkeit nicht aufrecht zu erhalten vermag. Die Vorlage des Kirchenregiments ging nun dahin, daß jeder Kandidat vor der zweiten theologischen Prüfung seitens des Konsistoriums einem von diesem zu bestimmenden Geistlichen zu überweisen ist, und jeder Geistliche die Verpflichtung hat, den überwiesenen Pfarramtskandidaten mit den Aufgaben des geistlichen Amtes in ihrem ganzen Umfange vertraut zu machen. Die Dauer dieses „Lehrvikariats“ ist auf ein Jahr bemessen. Gleichzeitig hatte das Kirchenregiment die Verlängerung des theologischen Trienniums um ein Semester vorgeschlagen. Die Generalsynode nahm die Einrichtung des Lehrvikariats in modifizirter Form an, lehnte aber die Verlängerung des theologischen Studiums in namentlicher Abstimmung mit 108 gegen 60 Stimmen ab, nachdem die Frage zum Gegenstand einer heftigen Diskussion geworden war. Von Seiten des Kirchenregiments wurde wiederholt betont, es sei heute dem Theologiestudirenden nicht mehr möglich, ehrlich und gründlich sein Pensum in 6 Semestern zu erledigen, besonders seitdem auf die Ausbildung im Griechischen auf den Gymnasien weniger Werth gelegt werde. Bei der außerordentlichen Ausdehnung des Gebietes der theologischen Wissenschaft in Folge der Aufnahme der modernen historisch-kritischen Forschung ist der Wunsch nach Verlängerung der Studienzeit in der That nicht unberechtigt. Gewiß wäre es besser zu sagen: wir wollen die theologischen Examina verschärfen, um die jungen Theologen zu eindringlicheren und umfassenderen Studien zu nöthigen, wir wollen Anforderungen stellen, zu deren Erfüllung nur bei hervorragender Begabung ein Studium von 6 Semestern ausreicht! Aber in den Prüfungs-

kommissionen weilt die Wissenschaft nur zu Gast. Das kirchliche Interesse überwiegt und erdrückt hier das wissenschaftliche Interesse. Der Religionsunterricht, wie er den Zöglingen der Volksschullehrerseminare zu Theil wird, verhilft vor diesen Kommissionen oft zu einem besseren Examen, als die ernsthaften wissenschaftlichen Studien auf der Hochschule. Die vorgeschriebene Verlängerung des theologischen Studiums würde immerhin den Vortheil haben, daß die jungen Theologen genöthigt sein würden, ein halbes Jahr länger den Geist der Universitätswissenschaft auf sich einwirken zu lassen. Aber eben dies wollte die orthodoxe Mehrheit der Generalsynode vermeiden. Sie will vielmehr die Einrichtung des Lehrvikariats dazu benutzen, die akademische Wissenschaft durch die „kirchliche Wissenschaft" in Schach zu halten. Die Synode hat deshalb zu den Obliegenheiten des Lehrpfarrers auch das gemacht: daß er „die theologische Fortbildung des Kandidaten nach Kräften zu fördern" habe. Der angehende Geistliche soll hier lernen, wie der Synodale D. Koelling offen erklärte, die Theologie „nicht nur mit dem Mikroskop der Vernunft, sondern auch mit dem Makroskop des Glaubens anzusehen", d. h. er soll sich zu einem orthodoxen Theologen stempeln lassen. Ein Antrag des Synodalen Professor Kaftan, der dem theologischen Mißbrauch der neuen Institution begegnen wollte, wurde abgelehnt. Ebensowenig gelang es der Mittelpartei, die gleichzeitige Ueberweisung mehrerer Kandidaten an denselben Geistlichen, das sog. Sammelvikariat, auszuschließen. So hat sich das Kirchenregiment das wohlgemeinte Institut des Lehrvikariats vollständig aus den Händen winden lassen. Die Provinzialkonsistorien werden die jungen Theologen nur sicheren Parteimännern unter der Geistlichkeit überweisen, einzeln oder gruppenweise, wie sich's am besten bewährt: die Lehrpfarrer ihrerseits werden auf die „theologische Fortbildung", d. h. auf den Drill im Sinne der wissenschaftsfeindlichen kirchlichen Theologie das Hauptgewicht ihrer Thätigkeit legen.

Nachdem der Generalsynode ein solches Geschenk in den Schoß gefallen war, konnte es ihr nicht schwer werden, dem Kirchenregiment einige Freundlichkeiten zu sagen, die Universitätsbildung der Theologen, selbst wenn dieselbe nicht nach ihrem Sinne sei, für unentbehrlich zu erklären, und auf die Berathung des „Professorenantrages" zu verzichten. Die weiteren Gegenstände der Verhandlungen waren auch nicht danach angethan, die Parteigegensätze scharf hervortreten zu lassen. Die Erörterung über die Petitionen einiger Vereine für Feuerbestattung, in denen die Freigebung geistlicher Amtshandlungen bei Feuerbestattungen nachgesucht wurde, offenbarte noch einmal die Achillesferse der obersten Kirchenbehörde. Die Mittelpartei befürwortete einen Antrag, wonach den Geistlichen gestattet sein sollte, im Ornat im Trauerhause zu amtiren. Selbst der Generalsuperintendent von Berlin plädirte für eine weitherzigere Praxis, indem er darauf hinwies, daß den Freunden der Feuerbestattung die Absicht fern liege, dem Christenthum Abbruch zu thun. Der Oberkirchenrath aber verhielt sich grundsätzlich ablehnend, weil es sich für ihn dabei um den Schutz der „kirchlichen Sitte" handle. Die kirchliche Sitte ist für das gegenwärtige Kirchenregiment ungefähr dasselbe, was für das Hegel'sche Regime die bekenntnißmäßige Lehre war. Der Fürsorge für die kirchliche Sitte haben wir die neue Agenda und was damit zusammenhängt zu verdanken, ihr entstammt die Sorge um die „Würde des geistlichen Amtes", die durch die Agitation der sozialen Pastoren angeblich aufs Spiel gesetzt wurde, sie bildet die Wand, die dem Kirchenregiment den Blick auf die religiösen Bedürfnisse der Gegenwart versperrt!

Die Diskussion über die Einführung einer Schulbibel bot der Orthodoxie noch einmal Gelegenheit, ihr munteres Rößlein tummeln zu lassen. Die Synode beschloß:

„Es bleibt fortgesetzt als Aufgabe der evangelischen Volksschule bestehen, daß die zum Konfirmandenunterricht heranreifenden Kinder der Oberstufe mit der Bibel vertraut gemacht und zu ihrem heilsamen Gebrauch befähigt werden."

Mit andern Worten: Die Synode erklärt die sittlichen Bedenken, die gegen die Auslieferung der Bibel in Kindeshände sprechen, für eitel Prüderie. Der Vizepräsident der Generalsynode, den die Greifswalder theologische Fakultät soeben mit dem Doktorhut geschmückt hat, Syn. Holtzheuer, erklärte:

„Wir wollen kein biblisches Lesebuch, das wie eine für bestimmte Zwecke gereinigte Bibel aussieht. Wir wollen, daß unsere Kinder sobald wie möglich die heilige Schrift in die Hand bekommen."

Ein anderes Mitglied der Synode rief aus: „Die Bibel muß ein Volksbuch werden, unser Volk ein Bibelvolk." Mit dergleichen Tiraden wurden die sittlichen Bedenken christlich-ernster Eltern und erfahrener Pädagogen, die der Meinung sind, daß die Bibel mit ihren alttestamentlichen Naturalismen kein Kinderbuch ist, niedergeschlagen. Es hat sich dabei wieder gezeigt, wie es um den „heilsamen" Einfluß der Kirche auf das Volksschulwesen, den auch diese Synode wieder mit beiden Händen festzuhalten suchte, bestellt ist.

Die letzte außerordentliche Generalsynode hatte ihre Verhandlungen mit einem „gottesdienstlichen Akt" beschlossen, zu dem klugen Agendenkompromiß hatte der Himmel seinen Segen gegeben, die Synodalen versicherten, das Wehen des heiligen Geistes vernommen zu haben. Diesmal wurden die Synodalverhandlungen mit einem ähnlichen feierlichen Akt begonnen. Die Generalsynode der acht älteren Provinzen der preußischen Monarchie antwortete auf die polternde Canisius-Bulle des Papstes mit einer Protestkundgebung, in welcher der Ton der protestantischen Kirchenversammlungen des 16. Jahrhunderts getreu kopirt wurde. Die Synode forderte den Papst auf, in sich zu gehen und der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben endlich Raum zu geben. Die Synode ging damit bis an die äußerste Grenze des „Erhabenen", während der rheinische Adel diese Grenze beträchtlich überschreitet, indem er zur Sühne für die in der Protestkundgebung gelegene Herausforderung des päpstlichen Stuhles eine Wallfahrt zu den Gebeinen des heiligen Bonifatius unternehmen will. Man ist glücklicherweise hüben und drüben mit der Zeit so verständig geworden, daß der konfessionelle Friede durch derartige Plänkeleien nicht mehr gefährdet wird. Der Canisius-Zwischenfall aber ist damit hoffentlich erledigt.

P. Lenzberg.

Ein verhängnißvolles Jahr.

Ein verhängnißvolles Jahr für Oesterreich-Ungarn naht seinem Ende. Die Ereignisse, die sich seit dem April dieses Jahres mit überstürzender Hast abspielten, haben sich tief nicht nur in das Gedächtniß, sondern auch in die Herzen der Menschen eingegraben und ihre Wirkungen werden sich auf lange hinaus fühlbar machen. Das Datum des 5. April, der Tag, an welchem die Sprachenverordnungen erlassen wurden, ist ein historisches geworden. Die Sprachenverordnungen können abgeändert, eventuell zurückgenommen werden; das österreichische Parlament, das mit dem 28. April lahm gelegt ist und zweimal nach Hause geschickt wurde, kann durch eine kluge Regierung wieder aktionsfähig gemacht werden und wir hoffen im Interesse Oesterreichs, daß es in nicht allzuferner Zeit wieder in den Stand der Arbeitsfähigkeit gebracht werden wird. Aber in dieser trostlosen Zeit sind kostbare Güter des Staates preisgegeben und wir fürchten, diese können in absehbarer Zeit nicht wieder gewonnen und geborgen werden. Seit der Erlassung der Sprachenverordnungen, seit Graf Badeni den Velleitäten der nationalen und staatssprach-

lichen Wünsche der Czechen nachgab, seit die Slaven im Bunde mit den Klerikalen sich zu einem neuen Ring behufs rücksichtsloser Bekämpfung der Deutschen zusammengeschlossen haben, ist in den Deutschen das nationale Bewußtsein mächtig erwacht. Sie haben sich gefunden und die Losung von der deutschen Gemeinbürgerschaft ist dermaßen zur Wahrheit geworden, daß es selbst in dem ultramontanen Tirol zu dämmern beginnt und der deutsche, wenn auch frommgläubige Tiroler sich dagegen auflehnt, daß die deutschen Stammesgenossen in Böhmen der nationalen Erwürgung durch die Czechen überantwortet werden sollen. Den Deutschen Böhmens aber hat Graf Badeni die Erkenntniß beigebracht: daß sie in ihrer nationalen Noth keine andere Rücksicht kennen, als die auf ihre nationale Existenz. Einer durch und durch reichs- und staatstreuen Bevölkerung hat man systematisch die Rücksichtnahme auf den Staat von Regierungs wegen ausgetrieben und sie darauf verwiesen, sich lediglich um ihre nationalen Lebensinteressen zu kümmern. Das ist ein Kunststück, welches eine Regierung wohl nirgendwo zu Stande bringt, als im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten. Graf Badeni ist gegangen, aber diese Hinterlassenschaft ist ein böses Passiv-Saldo der Jahresbilanz.

Nicht minder schlimm ist der Nachlaß des Regimes Badeni bezüglich des Verhältnisses zwischen Ungarn und Oesterreich. Der politische Auflösungsprozeß, der in Oesterreich in einem halben Jahre so furchtbare Fortschritte gemacht hat, rief alle Geister der Zersetzung in Ungarn auf. Die Partei der Personal-Union hielt ihre Zeit für gekommen. Der Anfang sollte mit der Auflösung der wirthschaftlichen Gemeinschaft gemacht werden. Fällt diese, dann ist die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten, wie sie die Weisheit eines Deak und der kluge staatsmännische Sinn Andrassy's geregelt haben, auf die Dauer nicht aufrechtzuhalten, und mit dieser Art der Verwaltung fallen die gemeinsamen Angelegenheiten selbst: die einheitliche Leitung des Heeres und der äußeren Politik. Das ist die Berechnung der äußersten Linken des ungarischen Reichstages und sie ist eine richtige. Mit beispielloser Leichtblütigkeit hat man den Tendenzen der äußersten Linken in die Hände gearbeitet; der Gesetzentwurf, den Baron Banffy zur provisorischen Sicherung der wirthschaftlichen Gemeinschaft im Reichstage einbrachte, enthielt in einzelnen seiner Bestimmungen geradezu eine Anweisung an die radikale Partei, die Trennung des Wirthschaftsgebietes zu fordern und durch Obstruktion die Aufrechthaltung der wirthschaftlichen Gemeinschaft zu verhindern. Die Art, wie diese Vorlage vertreten wurde, wie das Prinzip des getrennten Wirthschaftsgebietes selbst von der Regierungsbank in den Vordergrund geschoben wurde, das Entgegenkommen, welches der obstruirenden Unabhängigkeitspartei und ihren Wünschen zu Theil wurde, waren höchst merkwürdige und überraschende Erscheinungen, die fast dahin gedeutet werden konnten, daß man es nicht ungern sähe, wenn die äußerste Linke bis zu den äußersten Konsequenzen vorschritte, die eine Staatsrettung rechtfertigen würden. Wenn es dereinst möglich sein wird, in gewisse geheime Vorgänge hineinzuleuchten, dann dürfte manches verständlich werden, was heute fast unbegreiflich scheint. Es ist nicht Jedermann gegeben, mit seinen höheren Zwecken zu wachsen und der Kaimakam von Bistritz ist deshalb noch nicht dem Kreise seiner Vorstellungen entrückt, wenn er Vali von Ungarn geworden ist.

Man hat indessen in Ungarn zur rechten Zeit das Spielen mit dem Feuer aufgegeben. An der entscheidenden Stelle in Wien ist man sich über die Gefahr dieses Spieles klar geworden und zur Erkenntniß gekommen, daß mit der Konnivenz an die Unabhängigkeitspartei mehr geopfert werden würde, als durch die Banffy'sche Vorlage für die Gemeinsamkeit gerettet werden könnte. Es hat sich aber auch gezeigt, daß ein regelrecht funktionirendes Parlament der richtige Ausdruck und der beste Regulator der öffentlichen Meinung ist. Das ungarische Volk hat im Großen und Ganzen ein gesundes politisches Gefühl und in breiten Schichten der Bevölkerung erwachte plötzlich die Erkenntniß, daß Ungarn dem Experiment der wirthschaftlichen Loslösung von Oesterreich zugetrieben werde, auf welches im gegenwärtigen Augenblicke Ungarn nicht vorbereitet ist und welches deshalb jetzt eigentlich Niemand will. Diese Strömung in der Bevölkerung hat dem Parlament Festigkeit und Widerstandskraft verliehen. Die Lage in Budapest, die zu Beginn der vorigen Woche eine äußerst ernste und krisenhafte war, ist in Folge dieses Umschwungs eine günstigere geworden. Von der Zerschneidung des wirthschaftlichen Bandes zwischen Oesterreich und Ungarn ist in diesem Augenblicke ernstlich nicht die Rede; zunächst wird die Gemeinsamkeit aufrecht erhalten werden. Beharrt die äußerste Linke darauf, das Zustandekommen der Banffy'schen Provisoriumsvorlage vor dem 1. Januar zu verhindern, dann wird die wirthschaftliche Gemeinschaft im Verordnungswege aufrecht erhalten und die überwältigende Majorität des Reichstages wird die geeignete Form finden, um der Regierung schon im Vorhinein für eine solche Maßnahme die Indemnität zuzusichern. Es wäre aber auch nicht unmöglich, daß selbst die Unabhängigkeitspartei noch in der letzten Viertelstunde einen Vorwand findet, um das Gesetz passiren zu lassen. Die Regelung einer großen und wichtigen Frage im Verordnungswege bildet, auch wenn es sich nur um eine provisorische Regelung handelt, ein gewichtiges Präjudiz, und selbst eine so radikale Partei wie die Unabhängigkeitspartei besitzt in Ungarn vielleicht so viel politischen Sinn, um die Bedeutung des principiis obsta! zu würdigen.

Gewiß ist, daß einstweilen die wirthschaftliche Trennung vermieden wird, fraglich bleibt, ob es gelingt, in Ungarn einen schweren Konflikt hintanzuhalten. Zweifellos ist es, daß das Verhältniß zwischen den beiden Reichshälften durch die Ereignisse der letzten Monate eine ernste Störung und eine starke Trübung erfahren hat. Die Erkenntniß des eigenen Interesses hat für den Augenblick in Ungarn gesiegt. Man hat aber die öffentliche Meinung Ungarns durch lange Wochen veranlaßt, sich mit der Frage des selbständigen Zollgebietes zu beschäftigen, und man wirft nicht ungestraft solche Schlagworte in eine Bevölkerung, welche chauvinistischen Neigungen ohnehin leicht zugänglich ist. Ungarn steht heute auf der Grundlage des selbständigen Zollgebietes und auf der Basis der Selbständigkeit entscheidet es sich einseitig für die vorläufige Aufrechthaltung der Gemeinschaft. Die Dinge dahin gebracht zu haben ist das schwerste Verbrechen, welches das Badeni-Regime belastet.

Entfesselung des nationalen Hasses und Kampfes, Lahmlegung der österreichischen Verfassung, Stärkung der centripetalen Strömungen in Oesterreich, Lockerung des Bandes zwischen Oesterreich und Ungarn, das ist das Fazit des verhängnißvollen Jahres und des Regimes Badeni.

Wien, 28. Dezember 1897.

Gustav Steinbach.

Bamberger's Weihnachtsbriefe.

Sie laden mich zu einem Weihnachtsbriefe zu Ehren von Bambergers Weihnachtsbriefen. Und ich willfahre als treuer, dankbarer Leser „seiner Studien und Meditationen*) gern Ihrem Wunsche, obwohl ich sehr gut weiß, daß ich zu Allem eher tauge, als zum Weihnachtsmann. Dieses Mißgeschick stammt zunächst aus dem ganz allgemeinen Grunde, daß der rechte Weihnachtsmann nach unseren anmuthigsten Lebenserfahrungen in der Regel — weiblichen Geschlechtes ist:

*) Studien und Meditationen aus fünfunddreißig Jahren von Ludwig Bamberger, Berlin, Rosenbaum & Hart. 1898.

eine Wahrheit, die Niemand bestreiten wird, der als gelehriger Zuschauer oder Mitverschworner erkennt, wie sehr die Frauen im Ausdenken und Ausführen sinnreicher Bescherungen den meisten Männern „über“ sind. Den meisten, sag' ich wohlbedacht, nicht allen — eingedenk des tröstlichen Wortes von Martin Luther: unser bestes Theil ist Weiberfleisch! Das gilt nicht nur für Gemüthsmenschen, wie Dickens, dessen Weihnachtsgeschichten von wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit überfließen. Es trifft sich ausnahmsweise wohl auch, daß scharfe Denker von dem Ueberfluß ihres Geistes dem Herzen was zukommen lassen und dann glücken ihnen Ueberraschungen, die ihre Hätschelkinder im Innersten bewegen. Welcher Beruf scheint finsterer, als der eines Kriminalisten? Und doch hat kein Sterblicher dem grimmen Dithmarschen Friedrich Hebbel eine reinere Freude bereitet, als der ausgezeichnete Strafrechtslehrer und nachmalige Justizminister Julius Glaser. In dem Tagebuchblatt, das der Dichter seinem 50. Geburtstag widmet, vergißt er keine der ihm von großen Fürstlichkeiten und kleinen Litteraten gestifteten Gaben. Die Großherzogin von Weimar verehrt ihm einen silbernen Pokal, ein Oedenburger Freund die dazu gehörigen zwölf Flaschen Ungarwein; L. A. Frankl schenkt ihm die Canova'sche Gruppe, wie Theseus den Centauren erlegt; die Schreibergilde stellt sich mit Sonetten und Festreden ein:

Das Schönste aber kam von Glasers. Zwei Aquarellgemälde, die mir die ferne Vergangenheit unmittelbar vor die Augen und die Seele rückten, nämlich das Bild der Wesselburner Kirche und des Kirchspielvogt Mohr'schen Hauses. Diese zarte Aufmerksamkeit hat mich tief gerührt. Das war kein flüchtiger, momentaner Einfall, den man ausführt, weil der Laden, an dem man zufällig vorbeigeht, Gelegenheit dazu bietet; das war ein Gedanke, der durch eine lange Kette von Händen laufen mußte, bevor er verkörpert werden konnte.

Ein solches Meisterstück der „Kunst zu schenken“ wäre ganz nach dem Geschmack Bamberger's. Eingebungen der Art haben nur Leute von angeborner Herzenshöflichkeit. Eingebungen der Art sind auch Bamberger's Weihnachtsgeschenke für den Leserkreis der „Nation“: die Weihnachtsbriefe, deren diese Blätter seit Jahren und Jahren als willkommensten Angebindes sich erfreuen. Was gut gemacht ist, meint er mit Goethe, scheint leicht gemacht zu sein. Dem Kennerblick entgeht indessen nicht, welche Summe von Künstlerarbeit in diesen scheinbar ganz anspruchslos improvisirten Gedanken über „das Briefschreiben“, „die Toaste“, „das Alter“ und „einige Formen des geselligen Verkehrs“ steckt. Die kleine Abhandlung über „Toaste“ — mein besonderer Liebling — verleugnet nirgends — ich will nicht sagen die Schule, wohl aber — den Geist Montaignes. Schalkhaft und kokett treibt der Autor anfänglich ein muthwilliges Spiel mit allerhand ehrlich gesammeltem, historischem und etymologischem Schulwissen; witzig und ernsthaft streut er unterwegs die ergötzlichsten Lehren zur Theorie und Praxis vom Essen und Trinken aus; zu guterletzt beschließt er seine weit über den nächsten Anlaß hinausreichende Philosophie aller „wohltemperirten Geselligkeit“ mit der gleichfalls über den Anlaß hinausreichenden symbolischen Weisheit, „mit dem Trinken auf das Wohl erst zu beginnen, wenn das Essen vorüber ist“. Wie allerliebst Montaigne'isch auch Bamberger als Philosoph für die Welt sich bisweilen in naturalibus gibt, bezeugt die verwegene, anekdotische Deutung des Ausdrucks toast:

In der ausgelassenen Gesellschaft, welche sich nach dem Sturze des puritanischen Regimentes unter Karl II. wieder von den strengen Sitten der republikanischen Aera erholte, war es unter Anderem nicht ausgeschlossen, daß die vornehmen Damen ihre Verehrer empfingen, während sie im Bade saßen. Als eines Tages eine berühmte Schönheit solchermaßen ein Heer von Kavalieren um ihre Wanne versammelt sah, ergriff einer ihrer Getreuen ein Glas, schöpfte es aus dem Bade voll und trank den Inhalt auf die Gesundheit der Herrin. Ein Anderer der Beistehenden sagte aber, die Flüssigkeit lasse ihn kalt, was er haben möchte, sei der toast, das feste Stück, das darin stecke. Als er Miene machte, hineinzuspringen, um sich den toast zu holen, hielten ihn die Freunde mit Gewalt zurück. Was die Dame selbst zu dem Beginnen gesagt hat, wird nicht berichtet. Von jener Zeit und Anekdote her soll das Wort besonders in Aufschwung gekommen sein.

Schnurren dieses Kalibers begegnen uns bei Montaigne hundertmal häufiger, als bei dem sittigeren Bamberger. Da und dort sind sie jedoch nur beiläufige Arabesken, richtige Cadeaux, d. h. wortgetreu: geringfügige Verzierungen. Wer zum Kern der beiden Bücher vordringen will, merkt bald, daß ihre Lebensweisheit ganz anderswo wurzelt, als in ihren Geschichtchen und Schwänken. Wer immer wieder und zwar immer dankbarer wieder zu Montaigne sich wendet — er bleibt die Wonne jeder Ferienlektüre für Unsereinen —, entdeckt sehr rasch, daß ihn derjenige schlecht oder gar nicht kennt, der ihn mit dem sprichwörtlichen Que sais-je? als Skeptiker abthun will. Wie anders erfaßt ihn denn auch Sainte-Beuve in Port Royal!

Noch deutlicher offenbart sich das Positive in Bamberger's kühler Beschaulichkeit. Auf die Gefahr hin, es als Nicht-Politiker mit all seinen engeren politischen Parteifreunden zu verderben, wage ich die Ketzerei, daß er das ganze Jahr über unverbesserliches centre gauche ist (linkes Centrum ist unbestreitbar auch der Sitz des Herzens). Zur Weihnachtszeit, in seinen Weihnachtsbriefen hält er es nebstbei mit dem französischen Dichter, der — vor dem Jahre 1848 — sagte: sein einzig möglicher Platz in der Abgeordnetenkammer wäre — die Saaldecke. In seinen Weihnachtsbriefen — und nicht nur in seinen Weihnachtsbriefen — erhebt sich Bamberger über die Durchschnittsmenschen und -Meinungen. Da thront er über dem Haß und Hader des Tages in Kunst und Politik. Da fällt er seine Urtheilssprüche so freimüthig, als ob es keinerlei Parteidogma und -Disziplin gäbe. In seinen (leider nur viel zu sparsamen) Mittheilungen aus seinen Tagebüchern, in seinen Erinnerungen an die Zeit „Vor 25 Jahren“ gibt er ein Bildniß des Versailler Bismarck, das seinesgleichen nur wiederfindet in dem Selbstporträt Bismarck's, das uns der Ausspruch des Kanzlers in den Fragen an „die ewigen Sterne“ bietet:

„Wenn man keine Kücken haben will, muß man die Eier zerschlagen.“ Das war die Quintessenz der Sozialistengesetze.

Und dieser Kraft, einen Gewaltigen mit einem Pinselhaarl zu charakterisiren, ebenbürtig zu charakterisiren, paart sich Bamberger's Fähigkeit, Kleinmalerei zu treiben: Zeuge dessen sein eleganter Bericht über die deutsche Kolonie in Paris und die Quellenstudie: „Die Französelei am Rhein, wie sie kam und wie sie ging“. Auf gleicher Höhe mit solchem Sichversenken in die Vergangenheit behauptet sich sein (mit guten Zusätzen von Theodor Mommsen ausgerüsteter), ursprünglich für den Leserkreis der „A. A. Z.“ bestimmter „aktueller“ Motivenbericht, betreffend die Dotirung eines römischen und athenischen Instituts für Alterthumsforschung „Das Reich und die Wissenschaft“.

Angesichts dieser Feinheit und Selbständigkeit in der Behandlung so grundverschiedener Themen begreift man kaum, daß Bamberger und Karl Hillebrand jemals mit einander einen friedlichen Streit in den ritterlichsten Formen ausfechten konnten wegen der Tageslosung: Die Politik verdirbt den Charakter. (Studien und Meditationen 293—316.) Solche Selbsterniedrigung ist vielleicht möglich bei Leuten, deren Charakter es ist, keinen Charakter zu haben. Bei Männern vom Schlage Hillebrands und Bamberger's veredelt eindringende Beschäftigung mit Politik, wie jede andere ernsthafte Gedankenarbeit, den Stil — womit selbstverständlich nicht nur der Stil des Publizisten, sondern der Lebensstil der ganzen Persönlichkeit gemeint ist.

Wien, Weihnachten 1897.

A. Bettelheim.

Erinnerungen an Johann Georg Fischer.

Er hatte den Frühling geliebt mit seinem ganzen reichen Dichterherzen. Der Mai war sein Monat — in Hemd und Hose, barfuß war er als Junge in die Wälder gelaufen; im Mai hatte der Mann die Süßigkeiten der Flitterwochen verlebt; im Mai ist der Greis dahingeschieden. Seine Tochter hielt seine Hand in der ihren, Niemand, er selber nicht, wußte, daß es zu Ende ging. Nach dem reichen Leben, das er gelebt, mußten die Götter ihn lieben und sie sandten ihm den Tod als einen lächelnden Traum . . .

Es ziemt kein Klagen davor. Still und harmonisch war ein Leben und Streben ausgeklungen, das sich hatte freuen dürfen an Gottes schöner Erde, das seines Volkes Siege gesehen, das die Gewißheit hatte, nicht vergebens gewesen zu sein. Nicht weite Wellen hatte es geworfen in weite Kreise — es war ein echtes und rechtes Bürgerleben gewesen mit Freud und Leid, mit Amtsbürden und Gesangvereinsleitung, mit Familienglück und späten öffentlichen Ehrungen. Aber es war dabei doch wieder etwas, das hinausging über solch selbstzufriedenes Bürgerdasein. Dieser Zimmermannssohn aus Württemberg hatte hellere Augen und ein reicheres Herz, als seine Genossen im Amt, er hatte Flügel, die in stillen Stunden ihn hoben, die nicht steif wurden im Alter. Und wenn's nicht die Jugend mehr war, die ihn zuletzt zu Flügen führte, so war's doch die Erinnerung an die Jugend.

Wenn man sich in ein so ruhiges, so innerliches, so kräftiges Menschendasein vertieft, das frisch blieb bis in die achtziger Jahre hinein, wenn man die Bahn, die es beschrieben, so gut verfolgen und so gut verstehen kann, wenn man die Harmonie sieht, in der es sich aufbaut und ausbaut, bis der Tod, fast möchte man sagen: zu rechter Zeit, den Punkt dahinter macht — so kommt ein Theilchen jener freudigen Ruhe über einen, die sich mit kräftiger Regsamkeit doch gut verträgt. Es ist wie eine Verheißung und eine Gewißheit; das Herz geht einem auf wie vor der Gestalt eines großen Dichters.

Der Sohn des Verstorbenen, Professor Hermann Fischer, der von Tübingen nun die Erbschaft Bächtold's angetreten hat, zeichnet in kurzen Worten der Erinnerung dieses Dichterbild, so gut es ein Sohn zeichnen darf. Er hat sich sehr zurückgehalten in dem kleinen litterarischen Denkmal*). Es wirkt jetzt durch seine Schlichtheit nur. Der Professor hat die Begeisterung des Sohnes leise gedämpft. Es ist eine herzliche Wärme geblieben, die aus den Worten strömt, und die zarte Linie der dem Sohne gebotenen Objektivität ist nirgends verletzt. Aber es ist ein Zwiespalt in dem Büchlein. Es soll keine litterarhistorische Würdigung und es soll doch auch nicht allzu persönlich sein. Und so kam ein Mittelding heraus, nicht recht Fisch, nicht recht Fleisch. Ich hätte gewünscht, das Persönliche wäre viel mehr in den Vordergrund getreten, der Sohn hätte sich nicht scheuen sollen, von seinem Vater zu erzählen, die kleinen intimen Details des Lebens, die kein anderer mehr so geben kann und die doch wichtiger sind, als Alles, was der Professor über den Dichter sagen kann. Wir erhalten Einiges, aber es ist nicht genug. Und was vor Allem auffällt — wo sind die Verse aus dem Nachlaß? Die ungedruckten Gedichte?

Ich will versuchen, das Bild in etwas zu ergänzen, in die großen Linien, die den äußern Umriß dieses Dichterlebens ausmachen, ein paar Farben zu tragen. Jener äußere Umriß ist bald gegeben. Johann Georg Fischer ist am 25. Oktober 1816 im Marktflecken Groß-Süßen geboren. Bauernblut, rothes und gesundes, floß in seinen Adern. In der Familie waren Weber, Ziegler, Schreiner, Schultheißen — der Vater unsres Johann Georg war ein braver Zimmermann. Aber doch kein gewöhnlicher. Auch er hatte oft jene seltsame vegetative Ergriffenheit, die den Sohn so kennzeichnete. Er stand oft auf dem Balken eines neu gezimmerten Hauses und sah hinüber zum Walde; er ward zu Thränen gerührt, als sein Junge das erste Amselnest entdeckte. Und daß es kein gewöhnlicher Mann war, beweist die Mahnung, die er auf seinem Sterbebette — kaum sechsunddreißig Jahr alt — seinem Knaben mitgab ins Leben, die Mahnung: „Lerne Dich unterscheiden“. Johann Georg that das zunächst, indem er am Begräbnißtag auf den Zwetschgenbaum kletterte und sich ein Bein brach.

Es ist merkwürdig und doch wieder so leicht erklärlich, daß es so gar keine Lyriker gibt, die in der Großstadt aufgewachsen sind. Es wird wohl auch nie welche geben. J. G. Fischer war im spätesten Alter noch selig darüber, ein Landkind zu sein. Hätte er sich nicht herumtreiben dürfen als Junge, in alle Nester gucken, auf allen Bäumen die Hosen zerreißen, Stunden und Stunden lang auf dem Rücken im Walde liegen — seiner Lyrik hätte dann ewig das Eine gefehlt, was ihr Schwingen geben wird, auch durchs nächste Jahrhundert zu fliegen: Diese fabelhafte Vertrautheit mit der Natur, diese Augen, die da sehen, was Stadtkinder nicht sehen. Der Zimmermannssohn kannte jede Blume, jeden Vogel. Und als er in der Schulzeit zu einer etwas älteren Schülerin wie zu einer Heiligen aufsah und sich nach ihrer Konfirmation klar machte, daß die Margreth ihm doch verloren sei, da griff er im höchsten Schmerz in den Käfig nach seinem Vogel, ob wenigstens der ihm geblieben sei. Das inbrünstige Naturgefühl und der mystische Zug zum Weibe, beides die Pole, um die sich seine spätere Dichtung dreht, treten also schon in seiner Schulzeit hervor.

Er kam ins Seminar, ward Lehrer. Mancherlei Stellen hatte er zu verwalten. In einer prächtigen Pastorsfamilie lernte er seine Frau kennen. Um sie zu erringen, strebte er vorwärts, bildete sich zum Reallehrer aus und die Braut wartete. In jener Zeit spielt das schöne Geschichtlein, wonach der Bräutigam seiner Erwählten ein paar seltene Blumen schenken wollte, aber kein Geld hatte und kein Warmhaus, und so die Zwiebeln in seinem Bett und an seinem Körper gleichsam „ausbrütete“. Es war kein junges Mädchen mehr, das er zum Altar führte. Sie war den Vierzigen näher als den Dreißigen. Aber sie bauten sich in einer stillen Straße ihr Nest, wo es viel Bäume gab und viel Vögel — und es ging. Es ging auch, als 1848 der Dichter verdächtigt wurde — natürlich der üblichen revolutionären Tendenzen wegen. Wohl hatte er an dieser grundlosen Verdächtigung zu tragen — die Regierung gab ihm ein Jahrzehnt lang keine höhere Stellung trotz aller Verwendungen des Rektors — aber dieser Johann Georg war aus zu gutem Holz, um sich biegen oder brechen zu lassen. Er wartete, und es ging aufwärts. In Tübingen holte er sich den philosophischen Doktor, 1858 ward er endlich zum Schulinspektor befördert, 1862 zum Professor. Aber einige Jahre später verlor er seine Hausfrau. Doch auch hier fand er Ersatz. Seine viel gefeierte „Rose von Marbach“ ward sein; die vierundzwanzigjährige gab sich in Liebe dem dreißig Jahre älteren Manne. Auch sie sollte er nach zwanzigjährigem Eheglück zu Grabe geleiten. Da aber stützten ihn schon erwachsene Kinder. Und seine letzten Jahre durfte er sich vieler Auszeichnungen freuen. Sein König, die Städte seines Landes, sein Volk — alle ehrten ihren Dichter. Es war ja der letzte große Schwabe, den sie ehren konnten. Uhland, Mörike, Kerner, Gerok, Vischer und wie sie heißen, waren nicht mehr.

In ungebeugter Frische fast hat ihn der Tod ereilt. Seine Augen konnten noch blitzen in jugendlichem Feuer, seine Stimme klang noch ehern. Mit siebzig Jahren hatte er gesungen: Wenn Gott ihm in Gnaden die Lust an seinen Wäldern ließe, dann sollten die Achtzig ruhig herankommen. Er überschritt sie sogar. Und er schläft von einem großen Tagewerk.

Es gibt kaum einen Lyriker, der schwerer in seinem Allerinnersten zu fassen ist, als er! Dabei ist es nicht schwer, den allgemeinen Mittelpunkt seiner dichterischen

*) Erinnerungen an Johann Georg Fischer von seinem Sohne Hermann Fischer. Tübingen 1897. Laupp'sche Buchhandlung.

Wesenheit zu bestimmen. Ich nannte ihn schon, es ist der Einklang von Natur- und Liebesgefühl. Aber in welcher Art sich dieser Einklang ausspricht, das ist doch das Wichtige und das läßt sich schwer darstellen. Fischer ist keine Uhland-Natur: er ist weniger sicher in seinen Mitteln, weniger Künstler, weniger klar. Er ist keine Mörike-Natur: denn er ist überschwänglicher, weniger humorvoll und hat nicht den herrlich reinen Bogenstrich dieses erstrangigen Meisters. Er ist keine Schiller-Natur, denn er ist eben Lyriker. Ich führe diese Namen an, weil Fischer die drei am meisten geliebt hat und weil er von allen etwas besaß. Dem Psychologen wird dabei sofort die merkwürdige Zusammenstellung Uhland, Mörike, Schiller auffallen. Es ist mir unerklärlich, wie man mit dieser großartigen Hingebung sich an Mörike und Schiller gleichzeitig ausliefern kann. Und in diesem Widerspruch liegt die Schwierigkeit, Fischer's Dichtung zu charakterisiren, und dieser Widerspruch sprengt von innen heraus eine ganze Reihe Gedichte selbst. Es ist möglich, obwohl bisher wenigstens mir noch nicht vorgekommen, Goethe und Schiller mit gleich starker Liebe zu umfassen. Goethe war eben eine so reiche und weitgreifende Natur, daß er hier und da Schiller sich nähern mochte. Aber Mörike? Wie gesagt, hier klafft ein Zwiespalt, den wir entdecken werden, wenn wir die Lyrik Fischer's genau ansehen. Man muß aber tief und lange sehen, ehe man den Riß erkennt. Ich kann hier ihn nur beschreiben.

Es ist nicht möglich, das Natur- und Liebesgefühl Johann Georgs zu trennen. Im Einklang stehen sie nicht nur, sondern Eins sind sie. Um eigne Worte des Dichters zu citiren:

„Auch erinnere ich mich noch heute aufs lebhafteste daran, wie mir diese und jene Blume das Bild oder ein Wort jener Dorfkonfirmandin in das Gedächtniß rief, wie ich eines auf das andere beziehen mußte, oder wie Gestalt, Farbe und Duft dieser und jener andern Blume mir Gleichniß für diese und jene neue weibliche Erscheinung in dem städtischen Aufenthalte wurde. Ich könnte ganze Reihen von Nummern aus meinen Gedichten anführen, bei deren Entstehung mir ein bestimmter Ort, eine bestimmte Naturerscheinung, ein bestimmter Blütenduft, diese oder jene Luft- und Lichtstimmung vorschwebte; aber immer mußte ich sie auch vergleichen mit der Vorstellung einer weiblichen Anmuth, nach der die Liebe sich sehnte. Darum werden unter meinen eigentlich lyrischen Gedichten wenige sich finden, welche diesen Zug nicht athmeten."

Aber dieses Fischer'sche Liebesgefühl ist nicht das gewöhnliche verliebter Dichter. Es ist das Weltmysterium überhaupt, diese Liebe. Ein Daimonion, das im Knaben schlummerte und den achtzigjährigen Greis beherrschte. Es ist das Geheimniß des Daseins, das unergründliche, das A und O aller Dinge, die Leiter, die in alle Himmel und Höhen der Idee und in alle Tiefen des Erdenlebens führt. Ganz erfüllt von diesem Daimonion wird er zum Seher. Er weissagt und offenbart die Herrlichkeiten der Welt mit geschlossenen Augen. Ein seliges Entrücktsein in sich selbst, eine Verzückung — das ist der Zustand, den seine eigensten Gedichte verrathen. Nicht etwa hysterische Ekstase ist da zu spüren. Nein, es ist, wie wenn man vor lauter Lebensdrang, vor der Uebermacht jauchzender Empfindung, vor lauter Glanz, Duft, Klang, Liebe die Augen schließt und still ist, weil die Welt so herrlich und man selber so jung und reich ist. Man ist fast müde von dem Prangen und der Pracht und dämmert hin mit halbgeschlossenen Augen, die doch noch so übervoll sind von den bunten Bildern und allem Geschauten.

Und so kommen wir der Fischer'schen Dichtung am nächsten. Sie ist nicht plastisch. Die Gegenstände sind nicht in ihrer festen Konkretheit da, sondern nur im zitternden Spiegelbild. Das Auge hat sie in sich hineingetrunken und schließt sich, und nun dämmern und zittern die von der Ueberfülle des Gefühls umströmten Bilder mit blasseren Konturen vor ihm und das Gefühl trägt sie. Es ist wie wenn Sterne auf bewegten Wogen zittern. Es ist eine Unruhe da, eine Ekstase. Maler können das nicht malen. Malern zum Preise hat Fischer wenig gesagt. Das musikalische Element steht überall in erster Linie. Das Gefühl ist stärker als die Anschauung.

Dieses Uebermanntsein vom Gefühl, diese Verzückung und Entzückung bis ins tiefste Herz hinein wird vom Höchsten der Welt, Natur und Weib, bewirkt. Wie von einem sich Fäden zum andern spinnen oder besser wie Eins im Andern ist, das ist das Große. Ich weiß kein Beispiel, wo ein solcher Einklang im höchsten Sinne noch da ist. Lenau entwickelt erst sein Gefühl aus der Natur heraus, er stellt beide parallel nebeneinander — bei Fischer kann man sagen: beides ist Eins. Und nichts so charakteristisch, wie und wo er die Natur am meisten liebt. Er liebt sie, wo sie warm ist. Das Vogelnest mit den Eiern ist ihm das Höchste und heiligste. Das Ei ist ihm Liebessymbol. Er kennt nichts Höheres, er kommt immer wieder darauf zurück. Er hat sich bis ins höchste Alter an einer Sammlung von Nestern und Gelegen erfreut, die er sich mühsam angelegt. Natur- und Liebesgefühl sind hier untrennbar. Hier ist der Mittelpunkt. Und neben dem Ei das Symbol der Flamme, des allschaffenden Licht, der allbelebenden Wärme. Man sieht hier, daß dieses Liebesgefühl Fischer's mehr ist als ein Verliebtsein. Es umfaßt mehr als eine Geliebte, es umfaßt die Welt. Er ist in einer Weise darin geradezu Symbolist. Aber es wäre ganz falsch, wenn man deshalb diese Liebe als blosses abstraktes Ding auffassen wollte. Im Gegentheil. Sie schlägt sich um das Weib — um Ein Weib wie ein glühender Mantel. Es ist Kraft und Leidenschaft darin. Und blutvoll und gluthvoll singt eine prächtig-gesunde Sinnlichkeit bald fein, bald derb ihre Wünsche und ihre Erfüllung hinaus. Eine Sinnlichkeit, die viel Herz hat, die erregt wird von Ahnungen, die nicht strandet am schönen Bollwerk Leib, sondern darin und dahinter zur Seele dringt. Eher liegt die Gefahr nahe, daß ein gar zu starker Gefühlsüberschuß einmal da ist und daß darin noch etwas anderes ertrinkt als die Gegenständlichkeit — nämlich die Klarheit.

Leicht erklärlich. Je weltentrückter ein Poet ist, desto persönlicher ist er. Empfindung ist Ichempfindung. Individueller in diesem Sinne ist kaum ein Poet als Fischer. Er spricht oft wie in einem seligen Rausch, und er spricht für andere dann oft Räthselworte, eine Sprache, die man erst lernen muß. Deshalb viel Unklares, Dunkles in manchen Versen, weil die Sprache dem Gefühl nicht nachkommt und stammelt, oder weil sie Stationen, die für den Genießenden wesentlich sind, überspringt. Fischer wäre ein noch größerer Dichter geworden, so böse solche nie zu korrigirenden Behauptungen sind, wenn er weniger Temperament besessen oder besser verstanden hätte, es zu zügeln. Er hatte nicht wie Uhland und Mörike die vollständige Herrschaft über seine künstlerischen Mittel. Und von hier aus ließe sich der Riß in seiner Lyrik verstehen. Der Landjunge mit den hellen Augen, der nach Vogelnestern sucht, blieb nicht ganz er selber. Er studirte Philosophie und ward Lehrer. Dieser würdige Beruf hat die meisten lyrischen Dilettanten aufzuweisen, er scheint förmlich zu einem gewissen biedermännischen Pathos zu zwingen, das von konservativ-patriotischer oder freisinnig-humanitätsseliger Moral träuft. Schiller ist der Mann für diese Leute, nicht Goethe. Bei Fischer kam vieles andere dazu: Die Zeitverhältnisse, wo jeder anständige Mensch freiheitlich war und sich an dem großen Freiheitspathos Schiller's berauschte; weiter das Gefühl der Stammesgleichheit, das bei allen schwäbischen Dichtern außerordentlich stark ist; drittens eben dieser sentimentalische Charakter der Schillerschen Dichtung — sentimentalisch nach der berühmten Unterscheidung Schiller's, die Erhebung des Gefühls über die Welt. Und dann die böse Spekulation! — Der Abgott Schiller war fertig. — Und doch — das Beste, was Fischer geschrieben, ist viel mehr Goethe. Wie er in derbsinnlicher Pracht die Fuhrmannsschenke in seinem Gedicht hinstellt, wie er in volksthümlicher Schelmerei vom Apfeldieb und dem lustigen Vogel erzählt, wie er in reifer Harmonie jene durchsichtige, verklärte Lyrik gibt, die am seltensten ist in Deutschland

und die eben nur Einer gekannt hat: Goethe und neben ihm manchmal noch Mörike, wie er schließlich in großväterlicher Epigrammform die Summe seiner Greisentage zieht — wer möchte da nur einmal an Schiller denken! Er hat Mörike gepriesen als Dichter und Freund, die Schönheit, hat er gesagt, würde man einst mit seinem Namen nennen. Er hat Schiller gepriesen als den großen Freiheitsapostel und die leuchtende Führergestalt. Ich glaube, er war ihm mehr ein sittliches, ein Volksideal, als ein Dichterideal, denn es mußte ihm doch selber auffallen, wie wenig er ihm in poetischer Hinsicht folgte.

Ein Beispiel nur, stets übersehen und doch unendlich charakteristisch für die Doppelseele in Johann Georg. Er selbst hat sich verwundert, als ichs ihm vorwies. Aber es ist ja nichts im Menschen, was nicht auch im Gedicht wäre. Nämlich er schreibt gern und oft Zeilen, wo er Ja und Nein in Einem sagt. Ich weiß keinen Poeten, der das noch gethan hat. Fischer singt z. B.: „Wir sahen uns wohl und sahen uns nicht;“ er singt: „Die Du mir Ein und Alles bist, die doch von dieser Erde ist und nicht von dieser Erde;“ er singt: „als wärst Du mein und doch nicht mein.“ Und weiter, die alten Gassen sind es und sind es nicht, oder in ähnlichen Fällen eine weniger deutliche Umschreibung des gleichen Gedankens. Gewiß ein ganz kleiner Zug — psychologisch ein eminent wichtiger. Denn er gibt den Faden, der sicher durch das Labyrint jener Dichterseele führt.

Damit sei abgeschlossen, was der Kritiker über Johann Georg für dieses Mal zu sagen hat. Ich möchte jedoch nicht vergessen zu bemerken, daß das Hauptwerk Fischer's die jetzt bei Cotta in dritter Auflage vorliegenden „Gedichte“ sind.

(Ein Schlußartikel folgt).

Carl Busse.

Jugendschatz. Deutsche Dichtungen gesammelt von Felicie Ewart. Mit 175 Illustrationen von Koloman Moser.

Bruno Bucher hat Pathe gestanden bei diesem Prachtwerk. Er hat die Frau des Physiologen Sigmund Exner, geb. Winiwarter, veranlaßt, ihre aus eigensten Erfahrungen erwachsene Sammlung der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Hören wir, was Frau Professor Exner — denn also heißt Felicie Ewart im Kirchenbuch — berichtet: „Die Sammlung ist in einer Kinderstube entstanden, nur wenn sie in vielen anderen ein Plätzchen findet, unseren Müttern zum Vorlesen sympathisch, den größeren Kindern ein guter Freund zwischen Spiel und Lernstunden wird, dann erst hat sie ihre Existenzberechtigung bewiesen. Lange, ehe meine Kinder korrekt sprechen konnten, fing ich an, ihnen Gedichte vorzulesen; sie behielten davon ein paar Zeilen, später ganze Strophen im Gedächtniß. Dabei beschränkte ich mich nicht auf die landläufigen Kinderlieder, sondern nahm aus dem großen Schatz unserer Klassiker, was immer ihrem Verständniß zugänglich schien. Ich erinnere mich mit Vergnügen an die strahlenden Augen und die eifrigen Gebärden, mit denen mein damals dreijähriger Knabe das Hochzeitslied von Goethe hersagte. Die ungelenke kleine Zunge stolperte über die schwierigen Worte, welche den Zwergenball beschreiben, aber der kleine Bursche hatte trotzdem ein lebhaftes Gefühl von dem lustigen Getriebe, das sich da abspielt. Und wenn die Kleinen ein paar Verse aus Rückert's Makamen zu hören bekamen, war das ein Jubel über das Goldhähnchen, Silberfasänchen und Paviänchen des Schulmeisters von Hims! Man sage mir nicht, daß Kinder kein Gefühl für die Schönheit der Sprache haben; unbewußt unterscheiden sie vortrefflich zwischen Mittelmäßigem und Ausgezeichnetem, das ihnen geboten wird, und der oft citirte Ausspruch, daß für Kinder gerade das Beste gut genug ist, bezieht sich nicht zuletzt auf die Litteratur. Damals entstand bei mir der Wunsch, eine Sammlung von Gedichten für Kinder anzulegen, die auf breiterer Basis aufgebaut wäre als dies gewöhnlich der Fall ist. Wer hat immer Zeit und Geduld, aus dem Schatz der zwölf Bände Rückert'scher Werke alle die heraus zu suchen, welche dem kindlichen Geist zugänglich sind, wer mag unter den Dichtern des 17. und 18. Jahrhunderts die einzelnen Perlen finden, welche Zeitgeist und Mode überdauert haben, auch heute noch empfängliche Gemüther erfreuen, während sie einem reiferen Alter als Entwicklungsphasen doppelt werthvoll erscheinen. Die Schwierigkeiten verschwinden auch nicht mit den wachsenden Fähigkeiten der Kleinen, denn es war fast unmöglich, ihnen einen ganzen Band irgendeines Autors in die Hand zu geben. Außer den köstlichen Büchern von Fr. Güll und den lustigen Fabeln von Hey blieb wenig übrig, womit ich die angehenden Kinder befriedigen konnte. Es war in engem Rahmen ein trotz allem Reiz beschränkter Gesichtskreis, der sich da aufthat und meiner Absicht, vielseitige Anregung zu geben, nicht entsprach.

Die eigentliche Lyrik, vor allem die Liebeslyrik, fiel aus leicht begreiflichen Gründen weg; aber auch manches zu Lehrhafte, Moralisirende habe ich nicht aufgenommen, was vielleicht hin und wider Anstoß erregen wird. Mir war vor allem um den echten Goldton wahrer Poesie zu thun, den sollen unsere Kinder in dem vielstimmigen Konzert deutscher Dichter hören und erkennen lernen. Es sind ja nur Steinchen aus dem unerschöpflichen Schatz unserer Litteratur, die ich da zusammengetragen habe. Möchten sie sich zum Bilde in der Phantasie der Kinder zusammenfügen, aus dem ihnen die Ahnung von der Tiefe und Herrlichkeit unserer Sprache aufdämmert.“

Schon diese wohlüberlegte Vorrede einer grundgescheiten Frau, die den Lesern der „Deutschen Rundschau“ und den Kennern der Litteratur zur Frauenbewegung durch eine vielbemerkte Novelle und nachdenkliche Betrachtungen über die „Emanzipation in der Ehe“ in freundlicher Erinnerung steht, weckt ein günstiges Vorurtheil, das die Prüfung des Bandes durchweg rechtfertigt. Gellert und Hebbel, Keller und Kerner, Klerke und Fulda, Albert Berger und Gilm, Gleim und Bürger, Brentano und Lessing, Paul Gerhardt und Allmers, Marie Ebner und Angelus Silesius, Saar und Betty Paoli, Goethe und Volkmann-Leander, Goethe und Grillparzer, Hölty und J. N. Vogl, Claudius und Schiller, Alte und Junge, Berühmte und Verschollene sind in diesem organisch gewachsenen, nicht mechanisch ausgeklügelten Bande beisammen. Ein männlicher Geist hat die Bedeutung der Verse für die Kleinen entdeckt, ein Mutterherz hat sich an ihrer Wirkung auf die Kinder gelabt, ein geschmackvoller Künstler hat die Sammlung mit den rechten Zeichnungen aufgeputzt —: es ist eine Gabe, wie sie nicht zu jedem Jahreswechsel beschert wird und, wenn das rechte Einsehen herrscht, deshalb auch von den rechten Kinderfreunden an mehr als Einem Festtage, auf mehr als einen Geburtstagstisch gelegt werden soll.

—m.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 15. Berlin, den 8. Januar 1898. 15. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5081 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Unsere Diplomatie hat einen bemerkenswerthen Erfolg zu verzeichnen. Die Bucht von Kiautschau und die nächste Umgebung der Bucht ist von China „pachtweise" für einen längeren Zeitraum an Deutschland überlassen; sollte sich aber herausstellen, daß diese Oertlichkeiten für Deutschlands Absichten nicht geeignet sind, so wird China uns eine andere Kohlenstation überlassen.

Mit dieser Regelung erhält die deutsche Aktion eine feste und übersehbare Grenze. Wir haben jetzt im fernen Osten einen Stützpunkt, der uns die Möglichkeit gewährt, politisch bei der kommenden Entwicklung der ostasiatischen Verhältnisse ein Wort mitzusprechen, und der uns vor Allem einen Rückhalt schafft, um an der wirthschaftlichen Erschließung Chinas mitarbeiten zu können.

Es ist richtig, daß man auch ohne Kohlenstationen in jenen Gegenden Handel treiben kann, und das hat der unternehmende deutsche Kaufmann ja bisher schon gethan. Er hat nicht gewartet, bis unsere Kriegsschiffe dort einen Hafen besetzten. Aber es gibt Unternehmungen, die in China nur jener in Angriff zu nehmen vermag, der zugleich in der Lage ist, unter Umständen einen politischen Druck ausüben zu können. An der Erschließung des Riesenreiches durch Eisenbahnen, durch Telegraphen, an der Erschließung der Bodenschätze in großem Stil würde der deutsche Kaufmann unmittelbar nicht Theil nehmen — er mag so tüchtig und geeignet dazu sein, wie er will — wenn nicht zugleich eine politische Macht hinter ihm steht, die dem Mandarinenthum eine Berücksichtigung deutschen Wettbewerbs eindringlich „empfiehlt". Wir haben Aehnliches in der Türkei erlebt. Unsere politischen Beziehungen zur Türkei haben die Nebenwirkung gehabt, dem deutschen Unternehmergeist die Möglichkeit zu geben, bis in den Mittelpunkt von Kleinasien hinein Schienenstränge zu legen, die schließlich einmal in das Euphrat- und Tigristhal und den persischen Golf zu münden bestimmt sind. Die kaufmännische Tüchtigkeit, Umsicht und Energie muß freilich auch in Ländern wie der Türkei und China die Basis bleiben; aber dazu muß eine politische Machtstellung in jenen Ländern hinzukommen, die es vermag, dieser Tüchtigkeit die Wege offen zu halten, damit nicht trotz aller deutschen Anstrengungen der politische Druck fremder Mächte unsern Wettbewerb ausschaltet. Und so kommt es, daß bei jenen großen kaufmännischen Unternehmungen, bei der die Einzelnen oder Gesellschaften mit dem fremden Staat von Macht zu Macht zu unterhandeln gezwungen sind, Belgier, Holländer, Schweizer, ungeachtet ihrer Regsamkeit, kaum jemals allein für sich in Betracht kommen, sondern nur die Angehörigen der Großstaaten.

Gewiß kann man mit Kanonen keine Handelsgeschäfte machen; aber es gibt in gewissen Ländern Handelsgeschäfte, Eisenbahnbauten, Kanalbauten, Telegraphenanlagen, für die meist nur diejenigen Wettbewerber in Betracht kommen, die zugleich über ein gewisses Mindestmaß politischen Einflusses verfügen können.

Die Voraussetzung für solche deutsche Unternehmungen in China ist jetzt gegeben; wir werden in China als eine Macht respektirt werden, die neben anderen Mächten berücksichtigt werden muß. Ob wir diese günstige Voraussetzung auszunutzen in der Lage sein werden, das hängt von uns ab; von unserer kaufmännischen Betriebsamkeit, über die wir zweifellos verfügen, und der sich in jenen Gegenden, — nicht heute und nicht morgen, — aber langsam ein neues großes Feld der Thätigkeit eröffnen kann; und das hängt zum zweiten ab von unserer Fähigkeit, den staatlichen Apparat auch in den Dienst wirthschaftlicher Aufgaben zu stellen, wozu wir eine Fähigkeit bisher leider nicht in hervorragendem Grade gezeigt haben. Büreaukratischer Schematismus und militärische Lieutenantsschneidigkeit versagen gänzlich solchen Zielen gegenüber. Hier wird sich zu zeigen haben, ob wir staatliche Funktionäre heranzubilden in der Lage sind, die mit derselben Geschicklichkeit wie der deutsche Kaufmann sich in jede gegebene Lage zweckentsprechend hineinzufinden vermögen, und die jeder gegebenen Lage mit offenem Blick gewachsen bleiben.

Gerade indem wir die wirthschaftlichen Gesichtspunkte in Ostasien in den Vordergrund rücken und sie allein zu den ausschlaggebenden machen, wächst auch die Wahrscheinlichkeit, daß wir unbequemen Auseinandersetzungen mit Rußland, England, Japan und Frankreich entgehen. Für die Entfaltung wirthschaftlicher Kräfte gewährt China einen so ungeheuren Spielraum, daß auf diesem Terrain jede andere als eine friedliche Rivalität in absehbarer Zeit ausgeschlossen sein dürfte. Ganz anders dagegen stehen sich jene Mächte gegenüber, die sich gleichzeitig politisch zu beargwöhnen, Veranlassung haben.

Der politische Gegensatz, der ganz Asien durchzieht, und der Rußland und England scheidet, kommt auch an der chinesischen Küste zum Ausdruck, und es ist nicht verwunderlich, daß nunmehr in den Hafen von Port Arthur gleichfalls englische Kriegsschiffe eingelaufen sind und dort neben den russischen Panzern überwachend ankern. In diesen Gegensatz wird voraussichtlich auch Japan hineingezogen werden; ob Frankreich, ist zweifelhaft, und keinesfalls hat Deutschland Veranlassung, sich in diese politischen Machtfragen fremder Staaten verwickeln zu lassen. Es kann in dieser Beziehung als eine Beruhigung gelten, daß das offiziöse Wolff'sche Telegraphenbüreau der Mittheilung eines englischen Blattes Verbreitung gibt, in der ausdrücklich hervorgehoben wird, es habe sich Deutschland bisher keineswegs einem russisch-französischen Bunde, mit der Spitze gegen England, angeschlossen. Behält die deutsche Politik diese Richtung, so werden wir in Ostasien am ungestörtesten jenen Zielen nachgehen können, die uns am Herzen liegen müssen — dem Ziele, uns an der Erschließung Chinas in wirthschaftlicher Beziehung neben anderen Mächten zu betheiligen.

Trotz der Haltung eines Theiles der englischen Presse bleibt es wahrscheinlich, daß die ostasiatische Frage jetzt zu ernsten Entscheidungen nicht führt. Rußland fehlt für eine aggressive Politik noch seine sibirische Eisenbahn, und England hat in Indien, in Aegypten, im Sudan und am Niger gerade genug zu thun, um nicht zu diesen Fährnissen hinzu eine ostasiatische Krisis zu schaffen. Unter diesen Umständen wird man auch Japan in Ruhe halten; und der wahrscheinliche Ausgang dieses Vorspieles wird der sein, daß alle Staaten sich in entsprechender Weise für die Zukunft — zum Theil auch durch die Gewinnung neuer Stützpunkte — zu sichern suchen. Der Raum für diese Operation, die, wie zu hoffen, den Frieden nicht stört, ist hinlänglich vorhanden.

Gegen den Kriminalkommissar von Tausch ist der Disziplinarprozeß in erster Instanz abgeschlossen; die Verhandlungen fanden unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt; nach dreistündiger Berathung erging darauf das Urtheil dahin:

„daß der Angeschuldigte die Pflichten, die sein Amt ihm auferlegt, verletzt und ferner sich durch sein Verhalten außer dem Amte der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die sein Beruf erfordert, unwürdig gezeigt habe. Deshalb ist v. Tausch aus seinem Amte zu entfernen und zwar durch Versetzung in ein anderes Amt mit gleichem Range, jedoch mit Verlust des Anspruches auf Umzugskosten; auch sind ihm die Kosten des Verfahrens aufzuerlegen".

Der Vertreter der Anklage hatte dagegen auf die schwerste zulässige Strafe, auf Amtsentlassung seinen Antrag gerichtet.

Da über den Inhalt der Verhandlungen zuverlässiges nicht verlautet, so ist auch ein Urtheil über den Richterspruch schwierig; aber ein Widerspruch liegt völlig zu Tage. Tausch hat seine „Pflichten" im Amte „verletzt" und er hat sich außerhalb des Amtes „der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die sein Beruf erfordert, unwürdig gezeigt". Wie ist es nun möglich, einen so charakterisirten Beamten an eine andere Stelle mit gleichem Range zu versetzen, so daß wir alsdann in einer anderen Staatsstellung einen Beamten haben, der seine Pflicht zuvor verletzte und sich der gebotenen Achtung, des gebotenen Ansehens und Vertrauens unwürdig erwiesen hatte? Ein solches Urtheil, dessen Begründung so vernichtend für den Angeklagten ist, und dessen Strafabmessung so überraschend milde, kann nur mit Kopfschütteln aufgenommen werden.

Aber bedeutungsvoller als dieses Urtheil bleibt die andere Frage: Was ist geschehen zur Reorganisation unserer politischen Polizei? Daß Herr von Tausch heute unschädlich ist, kann als sicher angenommen werden; aber dafür muß gesorgt werden, daß aus dem Boden, in dem Herr von Tausch wurzelte, nicht wiederum gleiche Existenzen emporwuchern.

Die politische Gesundheit Ungarns hat sich von Neuem erwiesen. Die Opposition daselbst ist in ihrem Unternehmen völlig gescheitert, durch Obstruktion auch im Lande der Stephanskrone alle politische Thätigkeit lahm zu legen. Es steht heute schon außer Zweifel, daß die Nothgesetze, die die Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn bis zum Zustandekommen eines verfassungsmäßigen Ausgleiches wahren, das Parlament in Pest glücklich passiren werden, und damit ist eine weitere schwere Krisis vom österreichungarischen Reiche abgewandt.

Der Prozeß Esterhazy und damit auch die Dreyfus-Angelegenheit treten jetzt in ein entscheidendes Stadium. Esterhazy wird vor dem Kriegsgericht erscheinen; den Ausgang der Verhandlungen daselbst, hat man abzuwarten. Das betrifft die formelle Seite der Erledigung.

Subjektiv kann das Urtheil heute kaum noch zweifelhaft sein. Der italienische Militärbevollmächtigte, der angeblich einen Brief von Dreyfus erhalten hat, erklärte bekanntlich öffentlich, niemals mit dem Verurtheilten in irgend welcher Beziehung gestanden zu haben, und nunmehr erklärt auch die „Kölnische Zeitung" offiziös von Neuem, was bereits unsere Regierung bei dem Prozeß Dreyfus durch unsern Botschafter in Paris hatte erklären lassen. Die „Kölnische Zeitung" schreibt:

„Es wird zweckmäßig sein, noch einmal auf Grund der eingehendsten und zuverlässigsten Erkundigungen festzustellen, daß, wenn Dreyfus sich überhaupt der Spionage schuldig gemacht hat, diese nicht mit Deutschland, mit der deutschen Regierung und deutschen Offizieren, also auch nicht mit dem deutschen Militärbevollmächtigten oder mit der deutschen Botschaft in Paris irgend etwas zu thun gehabt hat. Wenn Dreyfus spionirt hat, so kann dies nur zu Gunsten irgend einer anderen Macht gewesen sein. Die französische Regierung mag vielleicht ein Interesse haben, hierüber einen dichten Schleier zu werfen. Deutscherseits steht nicht das Geringste im Wege, über die Behandlung das hellste Licht der Oeffentlichkeit leuchten zu lassen. Es wird niemals irgend einen Zusammenhang der Handlungsweise des Dreyfus mit irgend einer Stelle darthun können. Die deutsche Regierung hat seinerzeit über den unantastbaren Sachverhalt der französischen Regierung durch die deutsche Botschaft jeden Zweifel genommen".

Diese Erklärung gereicht unserer Regierung zur Ehre; sie entspricht einem Gebot der Menschlichkeit und der politischen Klugheit. Mag man in Frankreich noch weiter den traurigen Muth haben, die Dreyfusangelegenheit zur Verdunklung eigener Sünden mit Deutschland in Verbindung zu bringen, für uns ist diese Angelegenheit abgethan, und wenn die Verhandlungen gegen Esterhazy in Paris nicht öffentlich stattfinden, so geschieht das nicht im Interesse Deutschlands, sondern trotz der ausdrücklichen Provokation Deutschlands, „über die Verhandlungen das hellste Licht der Oeffentlichkeit leuchten zu lassen." Wird dieses Licht gescheut, um so schlimmer werden die Schlüsse sein, die alsdann alle Welt zu ziehen sich berechtigt glauben wird.

Das sittlich traurige Bild, das die Dreyfus-Angelegenheit und Alles, was mit ihr zusammenhängt, darbietet, wird erhellt durch das muthvolle Ausharren einer kleinen Anzahl Männer, die unerbittlich Wahrheit und Klarheit wollen. Zola hat an die Brüsseler Studenten, die sich zu ihm bekannten, einen kraftvollen Brief als Antwort gesandt, in dem er sagte, die Sache von Dreyfus sei die Sache der Gerechtigkeit und müsse daher über die Grenzen

hinweg die Sache aller Welt werden. Das sind muthige Worte für einen Franzosen; und Scheurer-Kestner schreibt:

„Zurückgekehrt, erfahre ich zu meiner Ueberraschung, daß gewisse Personen in meiner kurzen Abwesenheit das Eingeständniß der Entmuthigung oder des Wankelmuths erblicken. Wie sollte ich entmuthigt sein, der ich weiß, daß der Triumph der Wahrheit nicht von der Willkür der Menschen abhängt, und daß es für Gerechtigkeit und Recht keine Unterdrückung gibt! Warum sollte ich schwankend werden, wenn ich sehe, wie das Licht der Wahrheit täglich mehr durchdringt und den Schleier zertheilt, womit die Leidenschaften sie verfinstern wollen? Was mir an Kraft und Leben bleibt, habe ich in den Dienst der unterdrückten Unschuld gestellt. Diese Hingabe meiner selbst ist unwiderruflich. Ich werde meine Verpflichtung halten und sollte ich allein bleiben. Aber ich bin nicht allein, ich sehe zahreiche Freunde um mich, welche mir zustimmen. Stark durch unser Gewissen erwarten wir ruhig die gerechte, unvermeidliche Sühnung des Unrechts."

Diese einfachen Sätze, die nicht eine Phrase enthalten, mit ihrem gesunden Pflichtgefühl sind eine Wohlthat unter der geistreichen Nichtigkeit und Frivolität, die so viel in Frankreich zu überwuchern beginnt, und wenn man später einmal auf diese Episode französischer Entwicklung zurückblickt, wird man von hervorragenden Gestalten Zola und Scheurer-Kestner als mannhafte Charaktere erschauen, die den Muth hatten, einen Weg zu gehen, den ihnen die Pflicht vorzeichnete, obgleich der Weg der Heerde ein anderer war.

* * *

Presse und Politik.

Ist der Einfluß der Presse auf die Politik im Steigen oder im Fallen? Man sollte meinen: im Wachsen; denn die Presse zieht mit jedem Jahre weitere Schichten der Bevölkerung in ihren Leserkreis und sie erweitert auch mit jedem Jahr ihr Stoffgebiet. Aber gerade diese Ausdehnung des Interessenkreises der Presse hat vielfach bewirkt, daß der Platz, welcher politischen Erörterungen eingeräumt wird, ein relativ kleinerer geworden ist; und der fernere Umstand, daß jeder heute seine Zeitung liest, hat ebenfalls nicht wenig dazu beigetragen, in der Behandlung politischer Fragen mehr Werth auf die bloße Mittheilung der thatsächlichen Vorgänge, als auf eine grundsätzliche Betrachtung derselben zu legen.

Thatsache ist es jedenfalls, daß sich — und zwar nicht bloß bei uns in Deutschland — jene Gruppe der billigen, sogenannten unparteiischen Zeitungen, wie sie bei uns durch die „General-Anzeiger" repräsentirt wird, außerordentlich entwickelt hat. Diese „General-Anzeiger", die nach Möglichkeit bestrebt sind, keine eigene politische Meinung zu haben, und die darauf ausgehen, möglichst vielerlei und möglichst unpolitischen Lesestoff zu bieten, haben fast durchweg einen wirthschaftlichen Erfolg erzielt und machen fortgesetzt den eigentlichen politischen Zeitungen das Leben recht sauer.

Diese Thatsache führt unmittelbar zu dem Schluß, daß die Politik den Zeitungsleser von heute im Allgemeinen weniger interessirt, als den Zeitungsleser früherer Epochen. Die billige Zeitung, die vielerlei bringt und darunter wenig spezifisch Politisches und noch weniger parteipolitisches Raisonnement, scheint heute in allen Ländern wirthschaftlich am besten fortzukommen. Die wirthschaftliche Existenzmöglichkeit muß aber auf die Länge der Zeit entscheidend sein für die Natur und den Einfluß der Presse überhaupt. Es handelt sich danach hier um ein Thema von der größten politischen Bedeutung.

Daß der Einfluß der Presse auf die öffentliche Meinung nicht selten ganz außer Verhältniß zur Quantität, ja selbst zur Verbreitung des betreffenden Preßorgans steht, ist eine oft gemachte Beobachtung. Bei uns in Deutschland bleibt ohne Frage hinter der äußeren Verbreitung und der inneren Bedeutung der liberalen Presse die Presse aller anderen Parteirichtungen weit zurück, und dennoch ist der unmittelbare politische Einfluß des Liberalismus heute geringer als seit langer Zeit.

Bei der jüngsten Mayorswahl in Greater Newyork standen sämmtliche auch nur einigermaßen angesehene Blätter in entschiedenster Gegnerschaft zu Tammany Hall. Richard Croker, der demokratische Boß, war beinahe jeglicher Preßunterstützung beraubt, und dennoch wurde Croker's Kandidat glatt gewählt. Diese sehr charakteristische Erscheinung hat zu den interessantesten Kommentaren in der amerikanischen Presse Veranlassung gegeben, die bei den nachdenklicheren Zeitungen zu dem Eingeständniß führte, daß der Einfluß der Presse auf die Politik überhaupt im Sinken sei, und zwar aus mannigfachen Gründen, vor allem aber wohl deshalb, weil die Politik hinter den tausendfältigen Interessen der heutigen Staatsbürger mehr und mehr zurücktrete.

Auch in England, diesem klassischen Lande des Parlamentarismus, herrscht nur eine Stimme darüber, daß das Interesse an Politik innerhalb der Bevölkerung bedenklich abgenommen habe. Nicht einmal an kriegerischen Unternehmungen nimmt die öffentliche Meinung in England heute auch nur annähernd ein solches Interesse, wie beispielsweise am Sport. Dieses übertriebene Interesse am Sport ist überhaupt eine der bedenklichsten Erscheinungen im öffentlichen Leben Englands: selbst die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit wird durch dieses alles überwuchernde Interesse am Sport nicht unwesentlich beeinträchtigt.

Mr. Alfred C. Harmsworth, der Vorsitzende der „Evening News-Company" in London, hat bei der letzten Jahresversammlung der Aktionäre zu diesem Kapitel einige höchst interessante Anmerkungen gemacht. Die „Evening News" sind heute unter allen half-penny-Blättern Londons die lukrativsten. Im vergangenen Geschäftsjahre hat diese Zeitung den Aktionären über eine halbe Million Mark an Dividenden eingebracht. Das Blatt ist im höchsten Grade unternehmend Als der griechisch-türkische Krieg ausbrach, sandte die Zeitung ein halbes Dutzend Kriegskorrespondenten auf den Kriegsschauplatz; es gelang ihr auch, mit ihren Kriegsmeldungen die gesammte Londoner Presse zu übertrumpfen; so z. B. wurde der Fall von Larissa und Domoko den „Evening News" früher telegraphirt, als selbst der „Times" und dem „Standard". Diese gewaltigen Anstrengungen machten jedoch, wie Mr. Harmsworth ausführt, auf das englische Publikum gar keinen Eindruck, weil es sich für den griechisch-türkischen Krieg überhaupt nicht interessirte. Von einer sichtbaren Steigerung des Zeitungsverkaufs anläßlich dieser prompten Kriegsmeldungen sei durchaus keine Rede gewesen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich aus Anlaß der Vorgänge im Sudanfeldzuge. Sir Herbert Kitchener, der englische Führer im Sudanfeldzug, hat sich die Zeitungskorrespondenten ziemlich fern gehalten, und diese haben die spröde Haltung des Generals zur erwünschten Veranlassung genommen, um nach Hause zu gehen. So etwas wäre natürlich nicht möglich gewesen, wenn ein wirkliches Interesse für Kriegsnachrichten im englischen Lesepublikum vorhanden wäre. Das englische Publikum ist zufrieden mit den Reuter'schen Depeschen vom Kriegsschauplatze und schenkt den Spezialberichterstattern mit ihren ausführlicheren Darstellungen keine rechte Aufmerksamkeit mehr. Die Berichte über den Fortgang des in Australien ausgefochtenen englisch-australischen „Cricket Match" wurden dagegen in England verschlungen, und die Zeitungen sparen keine Depeschenkosten, um ihr Publikum jeden Abend und jeden Morgen über die Ereignisse des Sports auf dem Laufenden zu erhalten.

Daß diese Abwendung des öffentlichen Interesses von politischen Vorgängen und die übertriebene Antheilnahme an Vorgängen der Sportwelt keine wünschenswerthe Entwicklung darstellen, dürfte schwer zu bestreiten sein; aber der Umstand, daß wir in allen Kulturländern auf verwandte Erscheinungen stoßen, zeigt, daß man es hier mit einer Strömung zu thun hat, die aus allgemeineren Ursachen erwachsen ist. Auch das Uebergewicht der wirthschaftlichen Interessenpolitik gegenüber rein politischen Fragen, sowie

die ebenfalls in allen Ländern bemerkbare Zersetzung des politischen Parteiwesens und der Zerfall größerer Parteien in kleinere Gruppen, beweist, daß die anziehende und sammelnde Kraft politischer Prinzipien schwächer wird. Man steht hier vor einer in mehr als einer Beziehung bedenklichen Entwicklung, deren Tragweite noch nicht zu übersehen ist.

Th. Barth.

Ein Sühnedenkmal!

Leo XIII. hat zur Feier der sechzigsten Wiederkehr des Tages, an dem er die erste Messe las, dem Kapitel der Peterskirche eine Monstranz geschenkt, wie sie selbst im reichen Schatze der vatikanischen Basilika ihres Gleichen nicht findet. Es ist ein Wunderwerk der Goldschmiedekunst, und des Geschmacks, der Feinheit und der Pracht seiner Arbeit brauchte selbst ein Benvenuto Cellini sich nicht zu schämen. Aber so groß auch der materielle und der künstlerische Werth dieser reichen Gabe ist, die Bedeutung des Gedankens, der sie veranlaßt hat, ist, wie der Papst in dem Begleitschreiben sagt, das er dem Kardinalstaatssekretär Rampolla am 31. Dezember übersandte, noch hundert Mal größer. Denn dieses Ostensorium haben dem Papste vor einigen Wochen Italiener aus allen Diözösen des Königreiches gespendet, um gegen die Errichtung des Denkmals, das dem größten Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts hier in Rom an der Stätte seines Märtyrertodes gesetzt wurde, zu protestiren. In den Sockel dieses Denkmals, das am 9 Juni 1889 enthüllt wurde, sind diese von Bovio erdachten Worte eingemeißelt:

„A Bruno il secolo da lui indovinato qui, dove il rogo arse."

(Dem Bruno das von ihm geweissagte Jahrhundert hier, wo der Scheiterhaufen brannte.)

Auf dem Sockel der Monstranz steht zwischen den Gestalten der Geschichte und des Friedens unter dem Miniaturporträt des Papstes, mit blauer Emaille in den goldenen Grund geschrieben, folgende vom Kardinal Nocetta verfaßte Inschrift:

„Piacnlare monumentum ob scelus in urbe patratum die IX. Junii MDCCCLXXXIX et injurias Sacramento augusto illatas Leoni XIII P. M Itali dolorum Patris consortes dicant anno MDCCCLXXXXVII votis additis ut deus homo praesens Ecclesiae suae per eum orbi et patriae salutem donet."

(Dies Sühnedenkmal weihen dem Papste Leo XIII Italiener, die des Vaters Schmerzen mitempfinden, im Jahre 1897, wegen des am 9. Juni 1889 in Rom verübten Verbrechens und der dem hehren Sakramente zugefügten Schmach, und wünschen, daß der menschgewordene Gott, dabei gegenwärtig, seiner Kirche durch ihn dem Erdkreis und dem Vaterlande Heil und Segen gebe.)

Das heilige Geräth mit dieser Inschrift soll nach des Papstes Bestimmung auf dem Hochaltar der Peterskirche — nach dem Grabe Christi dem heiligsten Orte der katholischen Christenheit — aufgestellt werden, und von diesem Orte aus hat der Kardinal Rampolla am 1. Januar mit dem von Edelsteinen funkelnden Hostiengefäß, das es birgt, zum ersten Male den Segen gespendet, während das Te deum zu Ehren Leos XIII. von der Kuppel Michelangelos widerhallte.

Dort nun soll es stehen und soll den Tausenden, die zum Grabe des Apostelfürsten wallfahrten werden, Zeugniß dafür ablegen, daß am Ende des Jahrhunderts, das die Selbstüberhebung von Gotteslästerern für das von Bruno geweissagte hielt, von der in alter Macht aufrechtstehenden Kirche und den Millionen, die sich zu ihr bekennen, die Errichtung des Denkmals für einen Märtyrer der Gedankenfreiheit als ein Verbrechen gebrandmarkt werden konnte, wie der große Philosoph aus Nola vor dreihundert Jahren selber als ein des Todes würdiger Verbrecher von ihr verflucht und hingerichtet wurde. Und es ist die Meinung des Papstes, daß diese Wahrheit seinem Pontificate und seiner Zeit zur Ehre und zum Ruhme gereichen werde.

Wäre der Gedanke, den das kostbare Geschenk predigen soll, wirklich wahr, so würde er diesem sterbenden Jahrhundert wahrlich nicht zum Ruhm, sondern zur Schande gereichen, denn diese Monstranz ist in Wirklichkeit nichts Anderes, als ein Sinnbild der Gedankenknechtschaft, wie das Denkmal Giordano Bruno's ein Symbol der Gedankenfreiheit ist, die durch das Blut von Tausenden in mühsamen Kämpfen errungen wurde.

Aber der Gedanke, den Leo XIII. mit seiner Gabe verbindet, ist falsch und unwahr: Seit neun Jahren steht das Denkmal Brunos mitten auf einem volksbewegten Markte; und seiner Enthüllung hat die freudig bewegte Bevölkerung der Stadt beigewohnt, die einst des Papstes Hauptstadt war, und aus allen Provinzen Italiens, aus allen Ländern des Erdkreises waren Abgesandte erschienen, um an diesem Jubelfeste des 9. Juni 1889 theilzunehmen. Die Italiener aber, die für die Monstranz gesammelt haben, hätten in ganz Italien, ja wahrscheinlich in ganz Europa, kein Fleckchen Erde finden können, um auf ihm ein Denkmal zu errichten, das die vom Kardinal Nocetta verfaßte Inschrift trüge. Sie haben ihre Gesinnung nur in einer Gabe verkörpern können, deren heilige Bestimmung sie schützt. Ihr „monumentum piaculare" konnte auf keinem öffentlichen Platze aufgestellt werden, es muß sich in das Dämmerlicht des Domes flüchten und in der Weihe des heiligen Ortes bergen, dem es der Papst bestimmt hat. Die freien Lüfte umwehen die Erzstirn des Philosophen; nur Weihrauch umgibt die silbernen Heiligengestalten der Monstranz. Auf die stolzen Worte Bovios strahlt die heitere Sonne des Himmels, auf die Inschrift des Kardinals Nocetta nur der Schimmer des Kerzenlichts.

Ein Denkmal der Priesterherrschaft und der Gedankenknechtschaft kann nur noch an den privilegirten Stätten, deren Immunität auch der Atheist immer achten wird, errichtet werden, ein Denkmal, das die Freiheit der Gewissen und der Wissenschaft versinnbildlicht, kann sich überall auf öffentlichen Plätzen erheben und der Jubel der Zeiten wird es umrauschen. Das wird das Weihgeschenk des Papstes den Tausenden predigen, die zum Grabe des Apostelfürsten wallfahrten, und indem es diese unumstößliche Wahrheit durch sein Dasein auf dem Hochaltar der Peterskirche bekundet, kann es Niemandem durch die Pracht seiner Edelsteine und die Kunst seiner Arbeit darüber täuschen, daß nur eine kleine Minderheit von italienischen Bürgern sich zu dem Gedanken bekennt, den es nach des Papstes Meinung veranschaulichen soll.

Und wie nur eine kleine Minderheit die päpstliche Gabe für den Ausdruck der Unerschütterlichkeit der Kirche halten kann, so wird die große Mehrheit der Gebildeten die Inschrift des Kardinals Nocetta, insoweit sie ein Urtheil enthält, für absurd halten müssen. Ein Sühnedenkmal nennt sie das Weihgeschenk und ein Verbrechen die Enthüllung der Statue des gewaltigen Nolaners und zerreißt und verdreht damit den historischen Zusammenhang der Ereignisse und ihre Bedeutung. Ein Sühnedenkmal war vielmehr das Monument für Giordano Bruno, ein Sühnedenkmal für das große Verbrechen, mit dem sich am 17. Februar 1600 das Papstthum befleckt hat, und es erfüllt den Zweck der Sühne in geradezu vollkommener Weise, weil es an derselben Stelle steht, an der das Verbrechen begangen wurde.

Aber predigt die Inschrift selbst auch eine historische Unwahrheit, so enthüllt sie doch dadurch, daß sie überhaupt entstehen und vom Oberhaupt der katholischen Christenheit gebilligt werden konnte, eine Wahrheit, gegen die sich leider gar viele in unserer Zeit verschließen. Heute noch, wie vor dreihundert Jahren, hält der Vatikan es für vollkommen gerecht ertigt, daß ein Mensch um einer wissenschaftlichen

Ueberzeugung willen verbrannt wird, und nennt diejenigen Verbrecher, die ein solches Todesurtheil öffentlich brandmarken. Er erkennt die Freiheit der Gewissen nicht an und trifft den Vertheidiger mit dem Bannfluch. So wird es bleiben, so lange ein Papst auf dem Stuhle Petri sitzt. Das heiligste Gut der modernen Kultur ist im Kampf gegen die katholische Kirche erobert worden, und es wird von ihr stets bekämpft werden, mag das Oberhaupt der Christenheit Clemens VIII. oder Leo XIII. heißen. Und wenn das Papstthum heute nicht mehr die Freiheit der Wissenschaft mit Feuer und Galgen und Schwert ausrottet, so hat das einzig und allein darin seinen Grund, daß man ihm die Macht dazu genommen hat.

Möge das offene Bekenntniß der unwandelbaren Unduldsamkeit der katholischen Kirche allen denen eine Warnung sein, die in dem großen Irrthum befangen sind, daß das Papstthum aufgehört hat, die moderne Kultur zu bekämpfen. Möge es ihnen predigen, daß der Vatikan, wenn man ihm den kleinsten Bruchtheil der Macht wiedergeben würde, die er vor dreihundert Jahren besaß, zuerst versuchen würde, die Gedankenfreiheit zu vernichten, und mögen sich alle, welche sie für eines der größten Güter halten, die uns unser Jahrhundert bescheert hat, mit der Ueberzeugung durchdringen, daß eine Versöhnung der modernen Kulturgedanken mit dem auch heute unter Leos XIII. Regierung rückschrittlichen und mittelalterlichen Papstthum unmöglich ist.

In allen Ländern regen sich mächtig die klerikalen Parteien, und man kann nicht leugnen, daß sie im letzten Jahrzehnt an Einfluß gewonnen haben. Und wenn er auch noch viel zu gering ist, um irgendwo auf öffentlichem Platz ein Denkmal der Gedankenknechtschaft errichten zu können, so gibt das doch wahrlich den Freunden der Freiheit und des Fortschritts keine Veranlassung zu heiterer Sorglosigkeit.

Ein Sühnedenkmal freilich werden gottlob auch heute nur Wenige, wie der Papst und die Stifter verlangen, in dieser Monstranz mit der kulturfeindlichen Inschrift erblicken, die ein Verbrechen an der Freiheit des Gedankens vertheidigt, aber der Wunsch scheint mir nicht unberechtigt, daß es den allzu Sorglosen ein Warnungsdenkmal werden möge.

Rom, Anfang Januar 1898.

E. Mühling.

Der Mecklenburgische Landtag.

Alljährlich im Anfang des Oktober ergehen von Schwerin und Neustrelitz „Allerhöchste Handschreiben" an die ca. 700 landtagsfähigen Rittergutsbesitzer und gegen 50 Stadtmagistrate, wodurch die „Ehrenvesten, Lieben, Getreuen" geheischen und geladen werden, zum so und so vielten des nächsten Monats in Sternberg (oder Jahr um Jahr wechselnd in Malchin) zum Landtage zu erscheinen, die Capita proponenda und sonstigen Vorlagen entgegen zu nehmen und zu berathen. „So ihr aber nicht erscheinen solltet, sollt ihr dennoch gebunden sein", die gefaßten Beschlüsse anzuerkennen 2c. Dies „Landtagsausschreiben" wird auch durch das Regierungsblatt und demzufolge durch die Landeszeitungen veröffentlicht. Einige Wochen darauf erfährt man durch Lokalkorrespondenzen, daß aus Schwerin das Landtagskommando, in diesem Jahr bestehend aus 48 Mann, 4 Unteroffizieren und 1 Sekondelieutenant vom 89. Regiment, mit klingendem Spiel, ausgeführt von einem Trommler und einem Pfeifer, aus Schwerin ausgerückt, und einige Tage später, daß es in der jedesmaligen Landtagsstadt angekommen sei. Ob es außer den Ehrenerweisungen für die Großherzoglichen Kommissarien auch Sicherheitsdienste zu leisten hat, weiß man nicht, da solche, wenigstens im laufenden Jahrhundert, auch nicht im Frühjahr 1848, niemals erfordert sind. Großherzogliche Equipagen und Dienerschaft, einschließlich Koch und Küchenpersonal, stellen sich gleichfalls ein, da die Landtagskommissarien (zwei Schweriner und ein Strelitzer) die Personen der Großherzoge vertreten und für die Landtagsmitglieder gewissermaßen offene Tafel halten. Man erzählt, daß es dabei nach „altehrwürdigem Brauch" auch eine Reissuppe mit Rosinen gebe, von welchen letzteren den Kommissarien je acht, den Gästen je sechs zugetheilt würden. Sicher ist, daß die Bewirthung nichts zu wünschen übrig läßt und daß zum Schluß der Hofmarschall durch Füllung einer Tüte mit Konfekt und anderen Dessertstücken das Zeichen gibt, wonach jeder der Gäste ebenfalls seine Taschen füllt, — willkommene und von weniger begünstigten „Unterthanen" vielbeneidete Gaben für den Weihnachtstisch. Abends wird ähnliche Gastlichkeit geübt, wobei man oben in Frack und weißer Weste zur Assemblee, unten in bequemem Anzuge zu Kartenspiel und Bier erscheint. Auch ein Landtagsball findet zu Gunsten der tanzfähigen Frauen und Töchter der Landtagsmitglieder statt.

Bis vor wenigen Jahren geschah die Eröffnung des Landtages in Sternberg auf dem sogenannten Judenberge, woselbst im Jahre 1492 wegen angeblicher Hostienschändung fünfundzwanzig Männer und zwei Frauen israelitischen Glaubens feierlich verbrannt sind. Aus Rücksicht auf die Witterung in dieser vorgeschrittenen Jahreszeit findet die Landtagseröffnung jetzt in Sternberg ebenso wie in Malchin im Rathhause statt, wo dem Landtage unter anderem zwei Zimmer, das Direktorial- und das Deliberationszimmer, zu Gebote stehen. Die Eröffnung geschieht im ersteren durch Verlesung Allerhöchster Propositionen seitens der großherzogl. Kommissarien und Ueberreichung derselben an die Landmarschälle, welche durch kurze Reden zu danken haben. Auf gleiche Weise kommen die Vorlagen des Engeren Ausschusses von Ritter- und Landschaft und die Mittheilungen des Direktoriums an die Stände, die eigentlich in Abwesenheit des letzteren im Deliberationszimmer, nur ausnahmsweise und citra consequentiam im Direktorialzimmer ihre Berathungen pflegen. Der Schluß des Landtages erfolgt in ähnlicher Weise; im Uebrigen verkehren die Kommissarien und der Landtag nur schriftlich, außer demjenigen, was durch persönliche Beeinflussungen, so zu sagen hinter den Kulissen, gemacht wird.

Die mecklenburgische Verfassung beruht auf Verträgen mit den Ständen, vorzugsweise auf dem nach langen Streitigkeiten 1755 zu Stande gekommenen landesgrundgesetzlichen Erbvergleich. Die Großherzoge haben danach allein die vollziehende Macht, theilen aber die Rechte der Gesetzgebung und Besteuerung mit den Ständen. Betrifft die Gesetzgebung nur das Domanium (etwa ein Drittel des Landes), so ist ständische Zuziehung nicht erforderlich; betrifft sie aber wohlerworbene Gerechtsame oder Freiheiten der Stände oder auch eines Standes allein, so ist die Zustimmung der Stände erforderlich; ist sie auf andere Dinge, wie z. B. auf Justiz-, Polizei- und Kirchensachen gerichtet, die, soweit sie keine ständischen Rechte betreffen, als gleichgültige bezeichnet werden, so wird nur das rathsame Bedenken der Stände eingeholt. Die Kosten des „Landesregiments" sind grundsätzlich aus den Einkünften des Domaniums zu bestreiten; was mehr erforderlich ist, wird durch Aversa, d. h. freiwillige Beiträge, gedeckt, die durch regelmäßige mit den Ständen vereinbarte Landessteuern oder in Folge besonderer Bewilligungen aufgebracht werden. Da solche Erfordernisse beständig wiederkehren, haben die Stände eine bedeutende Macht, die nicht immer zum wirklichen allgemeinen Besten ausgeübt wird. Ein geregelter Staatshaushalt mit Voranschlag und Rechnungsablage ist zwar in der kurzen konstitutionellen Zeit von 1848—1850 vorgesehen, mit der Wiederherstellung der Stände aber wieder in Wegfall gekommen. Man befindet sich auch in dieser Beziehung im „altehrwürdigen" Zustande der Dunkelheit. — Außer den großherzoglichen Vorlagen kommen auch solche des Engeren Ausschusses von Ritter- und Landschaft und des Direktoriums, Wahlen zu den ständischen Aemtern und Anträge Einzelner zur Verhandlung.

Wichtigere Vorlagen gehen regelmäßig an die im Anfange jedes Landtages gewählten Kommitten, pflegen auch mit Motiven und Berichten gedruckt zu werden. Die Hauptarbeiten werden stets in den Kommitten — wie man hier statt Kommissionen zu sagen pflegt — gethan, die Entscheidung aber liegt in der Versammlung oder im Plenum.

Dies Plenum besteht aus den Anwesenden; begrenzte Beschlußfähigkeit gibt es nicht. Gewöhnlich sind neben einigen 40 Bürgermeistern, welche die Landschaft bilden, 20 bis 40 Mitglieder der Ritterschaft, was sie durch Erbschaft oder Kauf eines landtagsberechtigten Rittergutes geworden sind, anwesend. Nur bei besonderen Anlässen, wenn es sich um wichtige allgemeine, lokale oder auch private Angelegenheiten (z. B. die Wahl ständischer Beamten) handelt, strömen die Ritter in hellen Haufen herbei, verschwinden aber nach vollbrachter Abstimmung schleunigst wieder. In den dreißiger und vierziger Jahren tobte ein heftiger Kampf zwischen bürgerlichen und adeligen Rittern, indem jene die volle Gleichberechtigung verlangten, diese aber die leitenden und einträglichen Stellen sowie die Nutznießung der drei reichen Landesklöster für sich allein in Anspruch nahmen und mit Erfolg behaupteten. Nach der kurzen konstitutionellen Zeit von 1848 bis 1850 sind solche Streitigkeiten nicht mehr vorgekommen; später versuchten einige bürgerliche Ritter eine Verfassungsreform anzuregen, ernteten aber dafür nichts als grundsätzliche Ablehnung und persönliche Beleidigungen, bei denen sogar das Wort „Schweinhund" eine Rolle spielte. Seit Einführung der Kornzölle sind alle Ritter, mit sehr wenigen Ausnahmen, Agrarier ersten Ranges, und die Führerschaft ist ganz widerstandslos den Adeligen überlassen.

Einen Vorsitzenden hat die Landtagsversammlung nicht, auch verhandelt das Plenum ohne Geschäftsordnung. Als nach Wiedereinrichtung der Stände 1851 die Einführung einer solchen beantragt wurde, erfuhr dies eine höchst derbe Ablehnung; jedoch ist später festgestellt, daß in der Regel zur Zeit nur ein Redner sprechen soll. So wird in Gruppen verhandelt, wobei es auf das Ansehen der Person und die Kraft der Stimme ankommt, ob und wie viel Zuhörer ein Redner um sich versammeln kann: ein Bürgermeister, der einmal durch „bitte ums Wort" sich Gehör verschaffen wollte, erregte nur einerseits Heiterkeit, andererseits Entrüstung.

Aus diesen Wechselgesprächen zeichnet der für jeden Landtag gewählte Protokollführer auf, was ihm bemerkenswerth erscheint. Einem Bürgermeister, der sich nicht zu reden getraute, aber den dringenden Wunsch hatte, auch einmal etwas gesagt zu haben, soll dieser Wunsch dadurch erfüllt sein, daß hineingeschrieben wurde: der Herr Hofrath meinte u. s. w. Wer seine Ansicht mit Nachdruck geltend machen will, der gibt sie auch wohl als Diktamen oder als Protest schriftlich zu Protokoll. Schließlich formulirt der Protokollführer einen „Beschlußentwurf", über den, wenn keine Einmüthigkeit erzielt ist, nicht mit Ja oder Nein, sondern durch Zettel mit „Beschluß" oder „Weitere Deliberation" abgestimmt wird. Letzteres bedeutet aber in der Regel nicht, daß weiter deliberirt wird, sondern daß die Sache „auf sich beruhen bleibt", d. h. sie hat ein ehrenvolles Begräbniß gefunden.

Vor jeder Abstimmung hat jeder Stand, Ritterschaft wie Landschaft, das Recht, unter sich zu berathen und zu beschließen. Lehnt ein Stand die Vorlage oder den Antrag ab, so ist die Sache damit abgethan. Diese itio in partes spielt eine große Rolle, wenn Sonderinteressen eines Standes wirklich oder vermeintlich in Frage kommen. Auch die Stadt Rostock hat Sonderrechte, über die nicht ohne ihre Zustimmung entschieden werden darf; ihre Deputirten nehmen alsdann die Sache ad referendum, d. h. zur Beschlußfassung ihrer Auftraggeber, nämlich des Magistrats und der Bürgervertretung. Sind beide Stände verschiedener Ansicht, so kann in manchen Fällen die Regierung entscheiden; bei Geldbewilligungen ist Einstimmigkeit — Unanimia — erforderlich und jura singulorum dürfen niemals durch Mehrheitsbeschluß gekränkt werden.

Diese Schwerfälligkeit der Verhandlungen, die dann oft noch vielfach und zwar schriftlich zwischen Regierungen und Ständen hin und her gehen, macht es begreiflich, daß wichtigere sich nicht selten Jahre lang hinziehen. So dauerten z. B. die Verhandlungen über eine theoretisch und praktisch als durchaus nothwendig erkannte Steuerreform länger als ein halbes Jahrhundert und wurden erst im Jahre 1866/67 durch die Drohung des Eintritts in den Zollverein und eine — durch Verlegung über Weihnachten herbeigeführte — gefügige Zusammensetzung der Landtagsversammlung zur großen Ueberraschung der Nichtanwesenden glücklich fertig gebracht. Damals handelte es sich um Einführung eines allgemeinen Grenzzolls unter Aufhebung der bis dahin bestandenen Steuerfreiheit der Gutsbesitzer und Eximirten, während Kaufleute und Gewerbetreibende mit Einfuhr- und Durchgangszöllen belastet waren. Der neue Grenzzoll, der durch Nachverzollung schwere Schädigungen vieler Kaufleute herbeiführte, fand übrigens schon ein Jahr später durch den nothwendig gewordenen Eintritt Mecklenburgs in den Norddeutschen Bund ein schnelles Ende.

Die so oft verhängnißvolle itio in partes hat auch alle Bemühungen des Großherzogs Friedrich Franz II um eine Modifikation der Landesverfassung vereitelt, indem die Ritterschaft als Stand selbst die sehr bescheidenen Grundzüge einer solchen ablehnte. Der fast einstimmige Beschluß des Außerordentlichen Landtages vom Mai 1848, daß die Stände ihre Rechte und Privilegien zu dem Ende aufgaben, daß künftig nur gewählte Vertreter des ganzen Landes an der Gesetzgebung und Besteuerung theilnehmen sollten, ist durch den Freienwalder Schiedsspruch, der das mit der Abgeordnetenkammer vereinbarte Staatsgrundgesetz vom 10. Oktober 1849 für nichtig erklärte und die Wiedereinführung der alten Stände verfügte, der staatsrechtlichen Vergessenheit übergeben und man liebt nicht, daran erinnert zu werden. Bei dem Widerspruchsrecht der Ritterschaft ist natürlich an eine Verfassungsreform in konstitutionellem Sinne überhaupt nicht zu denken, falls nicht ein Reichsgesetz dazu behilflich ist, das von liberaler Seite von der Gründung des Norddeutschen Bundes an bei den Reichstagswahlen in Mecklenburg stets als dringendes Erforderniß betont und im Reichstage vielfach beantragt worden ist.

Daß dieser Landtag der Reichsgesetzgebung in vielen Beziehungen nichts weniger als freundlich gegenübergestanden hat, ist in seiner Natur begründet. Das allgemeine gleiche Wahlrecht steht in zu scharfem Widerspruch gegen die selbstherrliche Stellung der mecklenburgischen Gesetzgeber, wenn auch durch die den einzelnen Gütern entsprechende Schaffung kleinster Wahlkreise, in denen die Wähler vor der Gutsherrschaft antreten, um die ihnen eingehändigten Stimmzettel — manchmal mit erhobenen Armen, damit kein Umtausch stattfinden kann — in die Urne zu legen, nach Möglichkeit für „gute" Wahlen gesorgt wird; die Zugfreiheit der „Hintersassen", die Aufhebung der Patrimonialgerichte und vieles andere, was die herrschaftlichen Befugnisse vermindert oder aufgehoben hat, hat auf den Landtagen selbst oftmals sehr scharfe Ausdrücke des Unwillens hervorgerufen, und von konservativen Bewerbern um das Reichstagsmandat ist es geradezu als Aufgabe des Landtags bezeichnet, der „unheilvollen Reichsgesetzgebung nach Kräften entgegen zu wirken." Der Einfluß des Landtags greift aber um so tiefer in das Volksleben ein, als er nicht nur durch den von ihm gewählten „Engeren Ausschuß von Ritter- und Landschaft", sowie durch zahlreiche Deputationen und Kommissionen dauernden Einfluß ausübt, sondern auch weil seine Mitglieder sämmtlich Ortsobrigkeiten der einzelnen Rittergüter und der Städte sind, denen nur einige größere sich einer durch Landesverträge gesicherten und recht bedeutenden Selbständigkeit und Selbstverwaltung erfreuen. In den kleineren Städten sind selbstherrliche Bürgermeister keine Seltenheit, und daneben stehen sie mehr oder weniger unter dem politischen und wirthschaftlichen Einfluß der sie umgebenden „Begüterungen", die von Kaufleuten und Gewerbetreibenden unbedingte Gefolgschaft, auch für den Bund

der Landwirthe Mitgliedschaft und Beiträge fordern. Sonst könne man auch anderswo kaufen oder arbeiten lassen —, und haben wir es doch erlebt, daß ganze Städte geächtet und in Verruf erklärt sind, bis sie zu Kreuze getrochen waren. Daß in den von solchen Herren besuchten Gasthäusern keine liberalen Zeitungen ausliegen dürfen, versteht sich von selbst, wird aber oft geradezu gefordert.

Das Schlagwort von den gleichen Interessen des ländlichen Groß- und Kleinbesitzes und von dem Edelmann-Bauer erhält die prächtigste Erläuterung durch den mehr als zweihundertjährigen Vernichtungskrieg der mecklenburgischen Ritter gegen die Bauern. Seit im Jahre 1620 durch einen Vertrag zwischen Landesherrn und Ständen denjenigen Bauern, welche keinen Rechtstitel aufweisen konnten, der unvordentliche Besitz für Zeitpacht erklärt wurde, und zwar gegen eine beträchtliche Geldsumme, die aus allgemeinen Landesmitteln, also mit Beiträgen der verkauften Bauern, dem Landesfürsten gezahlt wurde, bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts haben trotz der Gegenbemühungen der Landesherren die mehr oder weniger heimlichen Legungen und gesetzlichen Abmeierungen (z. B. wegen schlechter Wirthschaft) der ritterschaftlichen Bauern nicht aufgehört. Erst die eigne Nothlage der Gutsbesitzer hat in den allerletzten Jahren den Bestrebungen der Regierung um Wiederherstellung oder vielmehr Neuschaffung kleineren Grundbesitzes einigermaßen Gehör geschafft, wobei aber die Gesetzesvorschläge von der Ritterschaft vielfache Minderungen und Verschlechterungen haben erfahren müssen.

Die Unmöglichkeit der Erwerbung kleineren Grundbesitzes oder der Niederlassung außerhalb ihres Geburtsortes, auch in den Städten, die in jedem Zuzügler eine Belastung der Armenpflege fürchteten, hat um die Mitte dieses Jahrhunderts eine Massenauswanderung ländlicher Arbeiter und Familien nach Amerika hervorgerufen, von wo sie aus den von ihren gegründeten und schnell aufblühenden Ackerbaukolonien mit dem auf eigenem Boden gezogenen Weizen ihren ehemaligen Herren schwere Konkurrenz machen. Die Auswanderung nach Amerika hat sich zwar vermindert und neuerdings fast aufgehört, nachdem das neue Deutsche Reich die Städte öffnete und Niederlassung und bürgerlichen Erwerb freigab, aber der Zug in die Städte, besonders in die großen, ist an ihre Stelle getreten und findet durch die Herbeiziehung fremder Arbeiter aus Schweden und den preußischen Ostmarken nur höchst mangelhaften Ersatz, um so weniger, als gerade die besseren aus ihnen mit dem ersparten Lohn alsbald in ihre Heimath zurückzukehren pflegen.

Dieser Noth soll nun durch Neuschaffung kleinen ländlichen Grundbesitzes (Bauern, Büdner, Häusler und Arbeiter) gesteuert werden. Die weiterschauenden Regierungsvorlagen sind aber von der Ritterschaft, theilweise durch itio in partes, so abgeschwächt, daß ein irgendwie bedeutender Erfolg nicht zu erwarten ist. Die Auftheilung von Gütern, und die Abtrennung kleinerer Grundstücke ist sehr beschränkt, an die Zustimmung des Landtags, d. h. der Ritterschaft, gebunden und die hypothekarische Belastungsmöglichkeit, welche die Ritterschaft ebenso wie für die jetzt bestehenden ritterschaftlichen Bauern ganz versagen wollte, so eingeengt, das ganze Verfahren aber so umständlich und schwierig, daß leistungsfähige Käufer sich schwerlich in genügender Anzahl finden werden. Die Ritterschaft will eben keine freien Bauern, sondern mehr oder weniger abhängige Hintersassen, die den Gutsbesitzern billige Arbeitskräfte sichern sollen. Von der Schaffung selbständiger Gemeinden mit Einbeziehung der Rittergüter ist vollends nicht die Rede.

Sehr bezeichnend für die Sachlage ist das Verhalten der Ritterschaft gegen einen Antrag auf die Errichtung von Armenverbänden, namentlich zur Unterbringung von Geisteskranken, Idioten, Blinden und Taubstummen, an denen Mecklenburg leider sehr reich ist. Der Antragsteller, ein unbezweifelt sehr konservativer Bürgermeister von Rostock, mußte sich von einem hochgestellten Mitgliede der Ritterschaft den Einwurf gefallen lassen, daß es zwar sehr dankenswerth sei, wenn man aus der Landschaft heraus sich für Angelegenheiten der Ritterschaft interessire, aber diese müsse es doch vorziehen, ihre Dinge selbst zu besorgen. Und der Antragsteller berief sich nicht etwa auf die allgemeinen Landesinteressen, sondern darauf, daß der Kreis, den er vertrete, eine beträchtliche Anzahl Rittergüter einschließe, wodurch er sich völlig legitimirt erachte. Die Ritterschaft lehnte durch Standesbeschluß den Antrag ab. Auf dem diesjährigen Landtage brachte die Schweriner Regierung den Antrag unter Weglassung der Armenpflege wieder ein. Die Ritterschaft aber lehnte auch diesen Vorschlag durch Standeserklärung ab! Und zwar wird in dem verwerfenden Kommittenbericht ausgeführt: Die Vorlage will „ohne anregende Veranlassung und ohne Antrag aus dem Kreise der zunächst betheiligten Ritterschaft in eine interne Angelegenheit der Letzteren durch einen Akt der allgemeinen Landesgesetzgebung eingreifen, nimmt dabei auch insbesondere durch Unterstellung der ritterschaftlichen Aemter in mehrfacher Beziehung unter das Großh. Ministerium des Innern für das Letztere eine dem bestehenden Rechte nicht entsprechende Zuständigkeit in Anspruch".

Endlich hat auch das Schulwesen dem Landtage mehrfach Gelegenheit gegeben, sein Wesen offen darzulegen. Mit Mühe ist es der Regierung gelungen, für die Volksschullehrer in Stadt und Land gesicherte Stellungen und etwas höhere, hinter den neuen preußischen allerdings noch wesentlich zurückbleibende Gehaltssätze zu erreichen; für ein Pensionsgesetz versagte die Landschaft, weil die Bürgermeister der kleinen Städte glaubten, solche Lasten nicht für diese übernehmen zu dürfen, und die Ritterschaft hatte dann „kein weiteres Interesse an der Sache". Staatsmittel für solche Zwecke gibt es in Mecklenburg nicht. Die Ritterschaft sollte aber noch Gelegenheit finden, ihre Stellung zur Volksschule klar genug zu offenbaren.

Neben dem Landesseminar in Neukloster, das die Städte und das Domanium mit Volksschullehrern versorgt, hat die Ritterschaft für ihren Bedarf ein eigenes Seminar in Lübtheen. Daß die aus diesem hervorgegangenen „Schulmeister" sehr minderwerthig sind, war längst bekannt. Aus Berichten des Direktors und des Kuratoriums erfährt man nun des Näheren, daß lange nicht alle Prüflinge aufnahmefähig sind, obwohl die Bedingungen so niedrig wie irgend möglich (jedenfalls viel niedriger als in Neukloster) gestellt seien. Mit Recht nannte der Direktor es einen unhaltbaren Zustand, „wenn selbst die besseren Zöglinge, weil sie eine zu wenig gediegene Vorbildung mitbringen, unter einem beständigen Druck bleiben und nur mit äußerster Anstrengung das schon zu niedrig gestellte Ziel erreichen, und wenn das frische freundliche Streben, wie es auf anderen Lehrerbildungsanstalten herrscht und auch bei uns sich zeigen sollte, mehr und mehr schwindet". Und das Kuratorium hebt dazu noch hervor, daß auf Grund eines Erachtens der Reichs-Schulkommission die Berechtigung zum Einjährigfreiwilligendienst den in der Prüfung Bestandenen des Seminars zu Lübtheen versagt ist; weist ferner die schweren pädagogischen Schäden nach, die in den gedachten Verhältnissen enthalten sind, und stellt ausdrücklich fest, daß die Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der ritter- und landschaftlichen Schullehrer doch erheblich gegen die in Preußen durch das neue Besoldungsgesetz gewährte Verbesserung zurückgeblieben ist.

Neben den hier gewiß von unverdächtigen Zeugen geschilderten Verhältnissen trägt noch die ganze unwürdige und von dem Gutsbesitzer als Dienstherrn abhängige Stellung „seines Schulmeisters", worüber von Zeit zu Zeit haarsträubende Nachrichten an die Oeffentlichkeit gedrungen sind, dazu bei, daß das Seminar den Bedarf nicht zu befriedigen vermag, und daß eine stetig wachsende Anzahl von ritterschaftlichen Landschulen mit unreifen Assistenten oder gar nicht zu besetzen ist.

Diesen Nothständen abzuhelfen, hat die Schweriner Regierung wiederholt von den Ständen Mittel zur Hebung und Erweiterung des Lübtheener Seminars verlangt. Die Ritterschaft als Stand verweigert die als umgänglich

nachgewiesenen Mittel, denn, so behauptet sie, allerdings ohne Gründe, der Lehrermangel sei nur eine vorübergehende Erscheinung, der nur eine zeitweilige kleine Hilfe erheische. Den wahren Grund aber, den man überall von Rittern und ihren Preßorganen hören kann, wurde auf dem letzten Landtage von Wortführern der Ritterschaft ohne Widerspruch offen kundgegeben, daß man nämlich von der Dorfschule nicht die Verbreitung vielen Wissens verlangt, sondern daß die Tagelöhnerkinder wieder zu Tagelöhnern erzogen werden, d. h. auf Deutsch, damit sie niemals sich den Banden der Hörigkeit entziehen können. Und das ist geschehen auf dem Landtage zu Sternberg im Dezember 1897!

Ein Urtheil über solche Anschauungen und Vorgänge in der gesetzgebenden Körperschaft eines Bundesstaates des Deutschen Reiches auszusprechen, ist den Lesern der „Nation“ gegenüber unnöthig. Sie werden aber begreifen, daß für Mecklenburg nur eine Hilfe möglich und dringend ist: ein Reichsgesetz, welches bestimmt, daß in jedem Bundesstaate frei gewählte Vertreter an der Gesetzgebung und Besteuerung theilnehmen, oder wie das Programm des Liberalen Wahlvereins beider Mecklenburg ausspricht: die Wiedereinführung Mecklenburgs in die Reihe der konstitutionellen Staaten.

Hyperboraeus.

Internationales Recht.*)

Alljährlich, bei der Wiedereröffnung des Appellationsgerichtshofes in Paris, wird, in feierlicher Sitzung, von einem hervorragenden Rechtsgelehrten eine Dissertation über irgend eine juridische Frage zum Vortrage gebracht. In diesem Jahre war es der General-Advokat Dr. Mérillon, welcher die Festrede hielt und zwar über das Thema: „Die juridische Schlichtung internationaler Konflikte“.

Schon lange bildet dieser Gegenstand einen Hauptzweig der Studien des „Institut du droit International“, und daß er das Postulat der Friedensgesellschaften, sowie der Interparlamentarischen Konferenz abgibt, ist bekannt. Für weitere Kreise mag es daher interessant sein, die Ausführungen kennen zu lernen, welche, bei so feierlichem Anlaß, ein angesehener französischer Rechtsgelehrter daran geknüpft hat. Daß Dr. Mérillon im Jahre 1870/71 als Soldat mitgefochten, daß er später der Patriotenliga angehörte und heute noch Präsident der wegen ihrer nationalen Gesinnungen bekannten „Union des Sociétés du tir de France“ ist, macht seine Worte doppelt bemerkenswerth.

Dr. Mérillon leitete seinen Vortrag mit der Erinnerung ein: Vor einem Vierteljahrhundert, unmittelbar nach dem für Frankreich so unglücklichen Kriege, habe ein ausgezeichneter Anwalt, der General-Prokurator Renouard, seiner Eröffnungsrede das Motto gegeben „Recht geht vor Macht“; und indem er bei Seite ließ, was er nur als vorübergehenden Zwischenfall betrachten wollte, um von höherer Warte aus das Vorschreiten der Menschheit zur Gerechtigkeit zu beurtheilen, erkannte er als Richter, als Philosoph und man kann hinzufügen als Patriot, daß die normale Lösung des fürchterlichsten Problems im ewigen Rechte liegt. „Wir, die Besiegten von gestern,“ sprach er, „wollen es vor der ganzen Welt, welche die Zeugin unserer Niederlagen war, laut zu verkünden wagen, daß der Groll unseres beleidigten Stolzes in uns nicht das Verständniß für ewige Wahrheiten erstickt: der Frieden ist gut, der Krieg ist verbrecherisch.“ Diese edlen Worte seien nicht vergessen. Sie hätten ihr Echo in der Friedensbewegung gefunden, die unablässig von Rechtsgelehrten, Denkern und Staatsmännern gefördert worden ist. Welcher Art ist diese Bewegung? Welchen Boden hat sie gewonnen? Welche Fortschritte hat das Recht im internationalen Verkehr gemacht? „Es ist wohl eines Mitgliedes des Richterstandes würdig, dieses zu erforschen, von dem lebhaften Wunsch geleitet, jenen Elitemenschen, deren Chimäre von gestern die Wirklichkeit von morgen sein wird, die überlegte Mitarbeit derjenigen zu bieten, denen die hohe Mission zufällt, Recht zu sprechen und Gerechtigkeit zu üben.“

In einem geschichtlichen Ueberblick der Entwicklung des Friedensgedankens begnügt sich Mérillon, folgende Daten anzuführen: Schon im Alterthum haben die Griechen und Römer daran gedacht, die Völkerzwiste durch Schiedsgerichte zu schlichten, doch die wenigen Einrichtungen, von denen die Historiker erzählen — die griechischen Amphictyonen und die Fetialen und Recuperatores bei den Römern, — schienen eher einen politischen als juridischen Charakter zu haben und wurden vorzüglich gegen innere Schwierigkeiten angewendet. Im Mittelalter wurde oftmals das Papstthum zum Schiedsrichter zwischen Fürsten angerufen, doch hat sich diesem civilisatorischen Einfluß zumeist ein Herrschaftsgelüste beigesellt. Sully, der große Minister, und dessen König Heinrich IV., sahen das Morgenroth der neuen Idee in dem berühmten Plane der Friedfertigung durch einen großen Rath der Nationen. Erst im XVII. Jahrhundert, durch Grotius, wurde die Theorie des Völkerrechts geboren. Ihm folgten im XVIII. Jahrhundert zahlreiche Philosophen und Rechtsgelehrte — der Abbé St. Pierre, Leibniz, Volney, Rousseau, Turgot, Smith — die sich gegen die Greuel und Ungerechtigkeiten des Krieges und für die Interessengemeinschaft der Völker aussprachen. Diese Idee, zuerst etwas utopisch in ihrer Allgemeinheit, nimmt später bestimmtere Formen an in den Werken Kant's, Bentham's und Fichte's, und in unserem von der weltumwälzenden Revolution eingeleiteten neunzehnten Jahrhundert, betritt sie das Gebiet der Wirklichkeit und schreitet fortan in bemerkenswerther Weise vor. Unser Jahrhundert nämlich hat diese zwei Dinge gesehen: das „europäische Konzert“, welches zwar eine Form der Zwangseinmischung ist, welche nicht ganz zu unserem Gegenstande gehört, welche aber darum nicht minder die untrügliche Richtung der neuen Rolle anzeigt, die der Gemeinsamkeit in der Welt zufällt; — ferner die praktische Ausübung des Schiedsspruches in Völkerstreitigkeiten (Alabama, Carolinen, Venezuela u. s. w., u. s. w.) was die offizielle Anerkennung und den sieghaften Einzug des Rechts in die internationale Politik bedeutet.

Gleichzeitig, als sich dieser Modus immer häufiger einpflanzte, erstand allerorten zu seinen Gunsten eine ansehnliche Bewegung. Schriftsteller wie Bluntschli und Lorimer, zahlreiche in allen Ländern entstehende Friedensvereine, juridische Gesellschaften wie das „Institut du droit International“, dessen Arbeit eine großartige ist, bereiteten den Weg, auf welchem die Regierungen ihnen bald folgten, indem sie in diplomatischen Dokumenten das gemeinsame Völkerrecht bethätigten, ebenso die Parlamente, indem sie Verträge votirten, in welchen die Schiedsgerichtsklausel als eine bestimmte und dauernde Einrichtung aufgenommen ist.

Ohne eine Geschichte der Bewegung geben zu wollen, was den Rahmen eines gesprochenen Vortrags überschritte, erachtet Mérillon es doch für unerläßlich, daß dieselbe in ihren Hauptkundgebungen betrachtet werde, um deren Tragweite und Entwicklung zu erfassen, und er hebt folgende Punkte hervor. Im Jahre 1849 stellte Cobden im Unterhause den Antrag, die englische Regierung möge mit allen anderen Völkern ständige Schiedsgerichtsverträge abschließen. Der Antrag — von Lord Palmerston bekämpft — wurde verworfen. Vierundzwanzig Jahre später verlangte Henry Richard noch mehr, nämlich einen ständigen internationalen Gerichtshof, und trotz der Opposition Gladstone's, welcher nur das Schiedsgericht von Fall zu Fall gelten lassen wollte, wurde der Antrag vom Unterhause votirt. Im Jahre 1856 hat der zur Regelung der immer brennenden orientalischen Frage zusammengetretene Pariser Kongreß in seinen Schlußvertrag einen § 8 eingefügt, der für den Fall

*) Cour d'appel de Paris. Audience solennelle de rentrée du 16. octobre 1897. Du Réglement juridique des Conflits internationaux. Discours prononcé par M. l'Avocat Général Mérillon. Paris, Imprimerie de la cour d'Appel.

einer Meinungsverschiedenheit in der Ausführung festsetzte, daß vor jeder Zuflucht an die Gewalt, zuerst ein Appell an die Vermittelung gerichtet werden müsse. Auf das Ansuchen der englischen Friedensgesellschaft wurde im 23. Protokoll diese Bestimmung verallgemeinert, und stipulirt, daß sie auf alle internationalen Schwierigkeiten Bezug haben solle. Vierzig Nationen stimmten diesem Protokolle bei; doch handelte es sich bloß um das Versprechen, an eine Vermittelung zu appelliren. Im Jahre 1873, auf Antrag Mancini's, dem man nachrühmen muß, daß er später als Minister ausführte, was er als Abgeordneter verlangt hatte, lud das italienische Parlament seine Regierung ein, in alle ihre Verträge die Schiedsgerichtsklausel aufzunehmen. Das Beispiel wurde befolgt. Schon ein Jahr darauf sprachen sich die Parlamente der Niederlande, Schwedens und Belgiens im selben Sinne aus. Seither wurden ähnliche Resolutionen im Storthing und im Folkething, in der römischen und in der bayerischen Kammer angenommen. Am 8. Juli 1895 forderte die französische Kammer die Regierung auf, mit den Ver. Staaten von Amerika Verhandlungen anzuknüpfen über ein ständiges Schiedsgericht. Am 3. Dezember 1896 wurde auf der die Initiative der Herren Pirquet, Kuß und Kramarz ein Antrag zu Gunsten von Völkerschiedsgerichtsverträgen im österreichischen Reichsrath votirt. Dieses selbe Prinzip war schon auf dem Punkte, zwischen England und den Vereinigten Staaten zur Wirklichkeit zu werden. Angebahnt durch die Friedensgesellschaften, unterstützt von der Presse, festgesetzt durch die Diplomaten, votirt vom englischen Unterhaus, und unterzeichnet (11. Jänner 1897) von den beiden Regierungen, kam ein Vertragsentwurf vor den amerikanischen Senat, und scheiterte da an einer Textfrage; doch das Prinzip ist von beiden Nationen angenommen und neue Verhandlungen, die bald zu voller Uebereinstimmung führen werden, sind im Gange.

Die autoritativsten wissenschaftlichen Institute schlossen sich inzwischen der Bewegung an, und in Frankreich selber hat die Rechts-Fakultät von Paris und die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften Preise auf das Studium des internationalen Schiedsgerichtes ausgesetzt. Zugleich wurde im offiziellen Unterricht der Lehre des internationalen Rechts immer mehr Platz eingeräumt.

Und während die Idee auf diese Weise sich befestigte, wurde ihre Anwendung immer häufiger und immer bestimmter. Man muß Amerika die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß dort, auf einem allerdings günstigen Boden, die einschlägigen Fortschritte die größten sind. Zahlreiche Konventionen regeln schon von Nordamerika und von Südamerika seit 1857 den Verkehr zwischen den Staaten, um von vornherein die friedliche Lösung künftiger Konflikte zu stipuliren: im Oktober 1888 schickten achtzehn Staaten ihre Vertreter nach Washington, um einen definitiven Vertrag festzustellen und aus dieser Konferenz, die im Mai 1890 beschlossen wurde, ist ein ständiger Schiedsgerichtsvertrag hervorgegangen, der heute die Regel des amerikanischen öffentlichen Rechts bildet. In Europa ist noch nichts ähnliches zu Stande gekommen, doch ist wenigstens die Schiedsgerichtsklausel in den Verträgen immer häufiger und fast schon zum Usus geworden. Aber es gibt noch andere Anzeichen dafür, daß sich die Nothwendigkeit aufdrängt, neben der Gemeinsamkeit der Interessen auch eine gemeinsame Regelung derselben einzuführen. Zu diesen Anzeichen gehören die Konventionen, welche die Beziehungen der Völker mit Bezug auf die freie Schiffahrt, den Schutz des industriellen und litterarischen Eigenthums, die Gütertransporte, den Post- und Telegraphenverkehr, die Pflege der Kriegsverwundeten u. s. w. regeln. Fügt man noch zu diesen Hauptverträgen die Unzahl Konventionen mit Bezug auf öffentliche Hygiene, Verbrecherauslieferung, Handelsbeziehungen, Münzfuß, Gewichte und Maße hinzu, und bedenkt man die tausend Schwierigkeiten, die deren Ausführung verursachen, so muß man erkennen, daß die ganze Welt, in das Netz geschlossen, welches der täglich wachsende Völkerverkehr immer enger um sie schlingt, selber schon einen großen Staat abgibt, wo das Gesetz sich aufdrängt, und wo für die gemeinschaftlichen Interessen eine gemeinschaftliche Jurisdiktion zur gebieterischen Forderung wird.

Wir haben so das Fortschreiten der Menschheit auf der Bahn des Rechts gesehen. Auf die großmüthigen Abstraktionen der Friedensphilosophen folgt in rascher Entwicklung der Ereignisse zuerst die einfache Vermittelung, darauf das Schiedsgericht von Fall zu Fall, später die an bestimmte Konventionen geknüpfte Schiedsgerichtsklausel und als Krönung — das ständige und allgemeine Schiedsgericht.

Neben dieser letzteren Lösung, welche leider in der gegenwärtigen Lage Europas manchen großen Nationen noch unannehmbar erscheint, hat ein hervorragender Rechtsgelehrter, Graf Kamarowsky, Professor an der Universität Moskau, in einem hochverdienstlichen Werke ein System vorgeschlagen, welches darin besteht, daß die internationale Rechtsübung zwar eine ständige sei, jedoch ohne daß es obligatorisch wäre, sich an dieselbe zu wenden, d. h. die Einsetzung eines Völkertribunals bei fakultativer Benutzung seiner Dienste. Diese Lösung hat in den Verhandlungen und Beschlüssen einer Körperschaft Unterstützung gefunden, die heute in der Schiedsgerichtsbewegung eine überwiegende Rolle spielt — die Interparlamentarische Union. Diese Institution, welche ihre Entstehung der Initiative einer Anzahl englischer und französischer Parlamentarier dankt, hat nunmehr schon acht Konferenzen abgehalten und die Konferenz von Brüssel 1895 war es, die das Projekt des ständigen und fakultativen Tribunals angenommen und ihren Vorsitzenden, Chevalier Descamps, beauftragt hat, es auszuarbeiten und an die Regierungen zu versenden. Der ehrenwerthe belgische Senator hat diesen Auftrag in einer ausgezeichneten Denkschrift ausgeführt, welche das vollständigste und entscheidenste Dokument abgibt, das wir über diese wichtige Frage besitzen.*) Die Mitglieder der Konferenz haben sich verpflichtet, die nächste Gelegenheit zu benutzen, um in ihren Parlamenten einen diesem Vorschlag günstigen Beschluß zu provoziren. In Belgien ist das schon geschehen. Am 7. Juli d. J., anläßlich der Budgetdebatte, wurde ein solcher Beschluß, unterstützt vom Minister des Aeußeren, mit großer Mehrheit gefaßt.

„Wenn man vor einer, in solcher Weise hingestellten Frage steht, einen Plan betreffend, der solchen Ursprung hat, so ernsthaft unterstützt wird, und — mindestens theoretisch — auf gesunde Vernunft und strengste Logik gegründet ist, so genügt es nicht, die Augen zu schließen, wie ein Kind vor einer unbekannten Figur, und zu wiederholen: es ist unmöglich. Man muß — besonders hier im Justizpalast, wo die Theorieen sich durch die Probe und Anwendung klären und materialisiren, sich von der Sache genaue Rechenschaft geben, das Für und Wider gewissenhaft abwägen, ehe man sich ausspricht".

Was die Konferenz verlangt, ist dieses; der Verfasser der Denkschrift drückt es wunderbar klar in einem einzigen Satze aus: „eine freiwillige internationale Gerichtsbarkeit, ein freies Tribunal im Schoße unabhängiger Staaten".
In seiner vorsichtigen Beschränkung und klugen Reserve meidet das Projekt jegliche Kombination von Vereinigten Staaten Europas, von Aufhebung der Grenzen, von Völkerföderation oder von Weltreich — alles Dinge, deren geringster Fehler es wäre, die Freiheit zu unterdrücken und einen Frieden einzusetzen, wie ihn das alte Rom begehrte. Das Projekt fügt sich vielmehr in die menschliche Gesellschaft wie sie heute ist, als eine schon ausgeführte Idee, ohne sich aufzwingen zu wollen, aber mit dem Anspruch einen breiten und nützlichen Platz im Völkerleben einzunehmen. Was den Einwand betrifft, daß zwischen der Einsetzung eines Staatentribunals und dem Fortbestande der Staatensouveränität ein direkter Gegensatz herrsche, so muß

*) Nunmehr auch in deutscher Uebersetzung erschienen im Verlag von A. Schupp, München und Leipzig. 60 Pf.

man bedenken, daß alle bereits bestehenden Verträge, welche zwischen den Staaten die Ausübung dieser Souveränität regeln, dieselbe ebensowenig verletzen, als das Gesetz die Freiheit des Einzelnen, indem es ihn verpflichtet, die Freiheit der Anderen zu respektiren. Außerdem, man vergißt die Lage der Nationen. Gegenwärtig sind die Nationen, wenn auch nicht thatsächlich, dank den Geboten des öffentlichen Geistes, so doch rechtlich in primitivem Zustande. Was war der Ursprung der normalen Entwicklung in den Beziehungen der Individuen? Sie haben damit begonnen, ihre Streitigkeiten durch die Gewalt zu schlichten; dann, als sie einsahen, daß ein Starker immer einen noch Stärkeren findet, und daß das Kriegführen ein Narrenspiel ist, was thaten sie? Haben sie sich als Parlament versammelt, um Gesetze zu votiren? Durchaus nicht; die Geschichte lehrt uns, daß ein Richter eingesetzt worden, der da entschied — zuerst der Billigkeit gehorchend, dann dem Brauch und schließlich dem geschriebenen Gesetz, das erst das Ergebniß einer bereits erreichten Civilisation war. Warum sollte dieser Entwicklungsgang für die Nationen ein anormaler sein, welche auf die Idee kommen, ihre Beziehungen zu civilisiren?

Ein zweiter gewohnter Einwand betrifft die Sanktion der Urtheile. Einmal ist der Mangel an Sanktion kein vollständiger; es können ganz gut Garantien geschaffen oder der Abbruch der Beziehungen, die Isolirung, vorgesehen werden; doch abgesehen von Zwangsmitteln, wenn man die Sanktion nur als eine moralische betrachtet, kann man da etwa behaupten, daß sie werthlos sei? Die ganze Welt wird von einer öffentlichen Meinung beherrscht, deren Macht ganz ungeheuerlich ist. Diese Meinung, die ja auch keine Exekutivgewalt zur Verfügung hat, auferlegt ihre Beschlüsse durch ihre bloße moralische Kraft. Ein Staat, der, nachdem er sich an das Urtheil des internationalen Gerichtshofs gewendet, dieses Urtheil auszuführen sich weigerte, weil es ihm ungünstig ist, ein solcher Staat wäre entehrt, er würde von den Nationen in Bann gethan und würde sich, sei er noch so mächtig und stark er auch wäre, in eine so hassenswerthe Lage bringen, daß es ihm unmöglich wäre, darin zu verharren. Uebrigens hat die Praxis schon siegreich erwiesen, daß die moralische Sanktion vollkommen ausreicht, denn es ist noch nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß sich eine Nation gegen den gefallenen Schiedsspruch aufgelehnt hätte. Wenn es also richtig ist, zu sagen, daß ein internationales Tribunal nicht gleich zu Anfang werde so organisirt werden können, wie ein gewöhnlicher Gerichtshof, mit einem bereitliegenden Gesetzbuch zum Nachblättern und mit Gendarmen, die die Ausführung der Urtheile sichern, so wäre andererseits die Behauptung sehr übertrieben, daß es nicht schon heute, trotz seiner Unvollständigkeit nutzbringend funktioniren könnte.

Des Weiteren führt Mérillon die Gründe an, warum ein ständiges Tribunal dem schiedsrichterlichen Verfahren von Fall zu Fall vorzuziehen wäre. Vor allem ist zu bemerken, um wie vieles leichter es ist, sich an ein schon eingesetztes, vorherbestimmtes Gericht zu wenden — oder vielmehr, um wie vieles schwerer, sich ihm zu entziehen. Wie viele Kriege hätten durch ein Schiedsgericht vermieden werden können, das keine der Parteien anrufen wollte, um nicht schwach zu scheinen. Das wird anders sein, wenn die Nationen in ihrer Mitte einen von ihnen selber errichteten Gerichtshof besitzen. Die Thatsache, daß ein solches Tribunal existirt, würde auch die Völker nach und nach zu dem Begriffe erziehen, daß die internationalen Streitigkeiten durch das Recht entschieden werden müssen.

Sehr viele hervorragende und praktische Geister sind der Meinung gewesen, daß dieses ganze edle Projekt unausführbar sei, sind aber bei näherem Eingehen in die Sache zu anderer Ansicht bekehrt worden. Mérillon führt hierzu mehrere Beispiele an. Zuerst die Namen einiger französischer Rechtsgelehrter — Desjardins, Lacointe u. s. w. —, die nach der Lektüre des preisgekrönten Werkes „L'Arbitrage", von Michel Revon (gegenwärtig Universitätsprofessor und k. Staatsrath in Japan) sich gewinnen ließen, dann die Namen einiger Staatsmänner: Lord Salisbury, der im Jahre 1887 auf den Vorschlag des Marquis Bristol zur Einsetzung eines ständigen internationalen Gerichtshofs antwortete: „Es gibt auf hundert Menschen nicht einen, der behauptete, daß das ersehnte Ziel von uns oder unseren Kindern erblickt werden könne"; dieser selbe Salisbury begrüßt in einer im Jahre 1892 gehaltenen Rede: „das Verschwinden der internationalen Kriege angesichts der Schiedsgerichte einer höheren Civilisation". Der grand old man Gladstone, der im Jahre 1873 Richard's Antrag bekämpfte, hat nun selber im Jahre 1894 (in einem Brief an die Interparlamentarische Union) „die Einsetzung eines Centraltribunals in Europa" gefordert. „Und so wird", bemerkt Mérillon, „in den Augen der Juristen, Politiker und Diplomaten die Chimäre von gestern zur Wirklichkeit von morgen. Wer sollte sich darüber wundern? Diese Wandlung selber ist das höchste Gesetz aller Dinge — sie bedeutet das Fortschreiten der Menschheit — einer besseren und gerechteren Zukunft entgegen."

Man zögere also nicht, alles zu unterstützen, was dieses Friedenswerk fördern kann. Gewiß, ein Projekt wie das von Descamps den Regierungen unterbreitete, kann unmöglich ohne große Arbeit und Anstrengung ausgeführt werden. Die prinzipiellen Beschlüsse der Parlamente würden noch lange nicht genügen; es gehört vor allem der ausdauernde und überzeugte Wille der Regierungen dazu und der Staatsmänner, die an ihrer Spitze stehen. „Was uns Männer des Richterstandes betrifft", so schloß Mérillon seine Ausführungen, „wir sehen, wie in der Bevölkerung die menschlichen Leidenschaften und der Kampf der Interessen toben, wir sehen aber auch, wie täglich die Gewalt sich vor dem Rechte neigen muß. Darum kommt es ganz besonders Unsereinem zu, das Werk der Rechtsgelehrten zu begrüßen, die sich um die Einsetzung des internationalen Rechtszustandes bemühen, und für uns bedeutet es mehr als eine Hoffnung, es bedeutet eine Pflicht, energisch zu verkünden — was immer auch die Schwierigkeiten und Wirrnisse der gegenwärtigen Stunde seien, und trotz aller momentaner Siege der Gewalt — zu verkünden, daß für die Staaten, wie für die Individuen der Tag kommen muß, ruhmvoll, sicher und vielleicht schon nahe, an dem es heißen wird: „Recht geht vor Gewalt"."

In einem späteren geschichtlichen Bericht über die Entwicklung des internationalen Rechts wird man diese Stellungnahme des französischen Richterstandes wohl als eine wichtige Etappe der Bewegung selber bezeichnen. Die gewissenhafte Studie, von den größten Pariser Tagesblättern wörtlich wiedergegeben, ist geeignet, die der Friedensfrage gegenüber herrschende Unwissenheit und Gleichgültigkeit aufzuheben; und der Kreis derer wird sich vielleicht wieder vermehren, die über die kleinen Wirrnisse des Tages und des Ortes hinaus, diese, und seien sie noch so heftig, nur als „vorübergehende Zwischenfälle" zu betrachten lernen, um „von höherer Warte das Fortschreiten der Menschheit zur Gerechtigkeit" zu erkennen und zu fördern.

Bertha v. Suttner.

Zoll auf Brotgetreide.

Eine Rechenaufgabe.

Nichts langweiliger als Zahlen, spricht mancher Leser. Er irrt. Statistische Zahlen beruhen vielfach auf Annahmen, und doch reden sie in trockener Kürze oft schlagendere Wahrheit, als ein langer Vortrag. Nach den Ermittelungen des statistischen Amtes wurden 1895 in Deutschland landwirthschaftliche Betriebe gezählt:

Gruppe	Größe Hektar	Betriebe	mit Anbaufläche Hektar
1a	bis 1	2 528 061	810 241
1b	1 „ 2	707 108	997 629
2	2 „ 5	1 016 239	3 285 720
3	5 „ 10	605 747	4 233 216
4	10 „ 20	392 954	5 487 719
5	20 „ 50	239 617	7 112 300
6	50 „ 100	42 117	2 756 067
7	100 „ 200	11 248	1 544 986
8	200 „ 500	9 631	3 079 014
9	500 „ 1000	3 608	2 405 427
10	1000 und mehr	570	799 480
	zusammen . . .	5 556 900	32 511 899

angebauter Fläche. Die landwirthschaftliche Bevölkerung betrug

2 568 725 selbständige Landwirthe,
96 173 Angestellte derselben,
5 627 794 landwirthschaftliche Arbeiter,
9 833 918 Angehörige,

zusammen 18 126 610 bei einer Bevölkerung des Reichs von 52 279 901.

Es werden von den 5½ Millionen landwirthschaftlicher Betriebe nur 2 568 725 auf 31 198 017 Hektar selbstständig bewirthschaftet. Mit geringen, nicht in Anrechnung zu bringenden, Ausnahmen scheiden nämlich aus der Zahl der selbständigen Betriebe aus: die ganze Gruppe 1a und dann die Gruppe 1b bis auf 246 994 Betriebe, jeden zu 2 Hektar Größe gerechnet. Diese 2 989 175 Betriebe mit 1 313 882 Hektar Anbaufläche werden von Arbeitern, Dienstleuten, kleinen Handwerkern und Handelsleuten im Nebenberuf bestellt. Die Besteller bauen meist Kartoffeln und Gemüse zum Selbstkonsum. Das statistische Amt zählt allein 790 511 Industriearbeiter, welche so Land bebauen. Als Kuriosum sei erwähnt, daß 8 Betriebe unter 1 Ar als Betriebe selbständiger Landwirthe aufgeführt werden. Von den selbständigen Landwirthen haben 502 296 noch einen Nebenberuf.

Im Deutschen Reich waren 1895 angebaut

5 893 596 Hektar, welche 6 595 759 Tonnen Roggen,
1 930 830 „ „ 2 807 557 „ Weizen,
332 707 „ „ 374 575 „ Spelz,

zus. 8 164 133 Hektar, welche 9 777 890 Tonnen Brotfrucht Ernteertrag oder 1,1976 Tonnen per Hektar ergaben. Von den in Betracht kommenden 31 198 017 Hektar angebaute Fläche waren mithin 26,175 Proz. mit Brotfrucht bestellt. Wird zugegeben, daß in Deutschland ziemlich nach denselben Regeln Ackerbau betrieben, Fruchtfolge eingehalten wird, so dürfte auch in allen Betrieben eine prozentualiter gleiche Anbaufläche mit Brotfrucht bestellt werden. In keinem Falle wird durch solche Annahme den größeren Betrieben mehr Getreideland zugewiesen, als sie bestellen; die kleinen Betriebe dürften dagegen eher weniger anbauen, da sie Viehzucht und Milchproduktion als rentabler bevorzugen. Nach vorstehender Berechnung hatten in abgerundeten Zahlen mit Brotfrucht angebaut und ernteten von den selbständig bewirthschafteten Betrieben

Rest der Gruppe 1b	128 000	Hektar	153 000	Tonnen	Brotfrucht,
Gruppe 2	860 000	„	1 030 000	„	„
„ 3	1 108 000	„	1 327 000	„	„
„ 4	1 436 000	„	1 720 000	„	„
„ 5	1 861 000	„	2 230 000	„	„
„ 6	721 000	„	863 000	„	„
„ 7	404 000	„	484 000	„	„
„ 8	807 000	„	966 000	„	„
„ 9	630 000	„	755 000	„	„
„ 10	209 000	„	250 000	„	„
zusammen	8 164 000	Hektar	9 778 000	Tonnen	Brotfrucht.

Um das Quantum zu ermitteln, welches jede Gruppe für den Lebensunterhalt zukaufen muß, oder als Ueberschuß verkaufen kann, sind diesen Beträgen erstens der Konsum des Besitzers, der Dienstleute und Angehöriger und zweitens die zur Aussaat nöthige Menge gegenüber zu stellen. Zur Aussaat sind nach der vom statistischen Amt benutzten Annahme des Geh. Reg.-Rath Dr. Settegast nothwendig: für Winterweizen, Roggen und Spelz 170 kg, für Sommerweizen 184 kg per Hektar; nach der Anbaufläche im Verhältniß berechnet, 172,05 kg per Hektar. Den Konsum gibt das statistische Amt für das Erntejahr 1895/96 per Kopf

an Roggen mit . . . . 123,6 kg,
„ Weizen „ . . . . 74,4 „
und beträgt er an Spelz, welchen
das Amt nicht angibt, ... 6,0 „
zusammen also 204,0 kg per Kopf.

Es erübrigt die auf jedem Betrieb zu ernährende Kopfzahl festzustellen. Bei den Betrieben der Gruppen 1 und 2 dürfte die Wirthschaft nur von dem Besitzer und seinen Angehörigen betrieben werden und hier die für ganz Deutschland ermittelte Kopfzahl jeder Haushaltung mit 4,641 einzustellen sein. Die nächsten Betriebsgruppen werden mit Hilfe eines oder mehrerer unverheiratheter Dienstleute wirthschaften, während die großen Betriebe gezwungen sind, verheirathete Instleute zu halten; verhältnißmäßig muß daher die Zahl der zu ernährenden Leute auf den großen Betrieben steigen.

Nach diesen Feststellungen dürfte zu rechnen sein

Gruppe	Zahl der Betriebe	Kopfzahl per Betrieb	Kopfzahl zusammen	Brotfruchtverbrauch Konsum (Tonnen)	Brotfruchtverbrauch Aussaat (Tonnen)	Brotfruchtverbrauch zusammen (Tonnen)
1	246 994	4,641	1 128 000	230 000	21 000	251 000
2	1 016 239	4,641	4 716 000	962 000	148 000	1 110 000
3	605 747	6	3 635 000	742 000	190 000	932 000
4	392 954	8	3 244 000	662 000	247 000	909 000
5	239 617	12	2 875 000	586 000	320 000	906 000
6	42 117	25	1 053 000	215 000	124 000	339 000
7	11 248	40	450 000	92 000	70 000	162 000
8	9 631	60	580 000	118 000	139 000	257 000
9	3 608	100	361 000	74 000	109 000	183 000
10	570	150	85 000	17 000	36 000	53 000
Zus.	2 568 725		18 127 000	3 698 000	1 404 000	5 102 000

Die letzte Summe des Verbrauchs dem Ernteertrag gegenübergestellt ergibt den Fehlbetrag oder Ueberschuß an Getreide, welchen die einzelnen Gruppen haben. Nach Aufhebung des Identitätsnachweises ist das inländische Getreide um den vollen Betrag des Zolls, um 35 Mark die Tonne, höher verkäuflich als gleichwerthiges ausländisches. Die Fehlbetrag- oder Ueberschußmenge mit 35 Mark multiplizirt wird für jede Gruppe den Betrag ergeben, welchen ihre Betriebe durch den Zoll verlieren oder verdienen. Weiter ergibt die Zahl jeder Betriebsgruppe in den Betrag dividirt den Durchschnittsverlust, beziehentlich Gewinn jedes einzelnen Betriebes aus dem Zoll.

Gruppe	Zahl der Betriebe	Ernteertrag t	Verbrauch t	Fehlmenge oder Ueberschuß t	Gewinn oder Verlust an Zoll Mk.	per Betrieb an Zoll Mk.
1	246 994	153 000	251 000	− 98 000	3 430 000	− 13,90
2	1 016 239	1 030 000	1 110 000	− 80 000	2 800 000	− 2,75
zus.	1 263 233	Fehlmenge		178 000	6 230 000	Verlust
3	605 747	1 327 000	932 000	+ 395 000	13 825 000	22,80
4	392 954	1 720 000	909 000	+ 811 000	28 385 000	72,20
5	239 617	2 230 000	906 000	+ 1 324 000	46 340 000	193,40
6	42 117	863 000	339 000	+ 524 000	18 340 000	435,60
7	11 248	481 000	162 000	+ 322 000	11 270 000	1 002,70
8	9 631	966 000	257 000	+ 709 000	24 815 000	2 576,90
9	3 608	755 000	183 000	+ 572 000	20 020 000	5 548,80
10	570	250 000	53 000	+ 197 000	6 895 000	12 096,50
zus.	1 305 492	Ueberschuß		+ 4 854 000	169 890 000	Gewinn
abzgl.	1 263 233	Fehlmenge		178 000	6 230 000	Verlust
	2 568 725	Ueberschuß		4 676 000	163 660 000	Gewinn

Es haben durch den Zoll auf Brotfrucht

1 263 233	landwirthschaftliche Betriebe		Verlust,
1 305 492	"	"	Gewinn;

von letzteren

605 747	durchschnittlich	Mk.	26,80,	Gruppe	3,
392 954	"	"	72,20,	"	4,
239 617	"	"	193,40,	"	5.

Für die kleineren und mittleren Betriebe gilt Viehzucht und Milchproduktion für rentabler als Getreidebau, bei größerem Viehstande genügt diesen Betrieben nicht der eigene Anbau an Futtergetreide, sie müssen zukaufen. Kaufen die kleineren Wirthschaften nur 30 bis 100 Centner, die größeren 250 Centner Futtergetreide, so zahlen sie auf diese mehr Zoll, als sie an dem Zoll auf Brotgetreide gewinnen. Unbestrittenen Gewinn haben durch den Getreidezoll nur die 67 174 größten Betriebe des Deutschen Reichs. Gruppen 6—10.

Die 34 153 291 Köpfe der nicht landwirthschaftlichen Bevölkerung müssen dagegen an Brotfruchtzoll konsumirend 7,14 Mk. pro Kopf oder 33,13 Mk. pro Haushalt durchschnittlicher Größe, zusammen 243 854 500 Mk. aufbringen, von welcher Summe 163 660 000 Mk. in die Taschen der Getreideproduzenten kommen und nur 80 194 500 Mk. der Staat erhält.

Der famose, allerdings sofort zurückgezogene Vorschlag, die Marinemehrkosten durch eine Erhöhung des Zolles auf 50 Mk. für Brotfrucht zu decken, würde den Getreideproduzenten eine Zolleinnahme von 233 800 000 M., also ein Mehr von 70 140 000 Mk. gebracht haben, während es die Staatseinnahmen nur um 34 366 000 Mk. auf 114 560 500 Mk. erhöht hätte. Jeder nicht landwirthschaftliche Einwohner Deutschlands hätte statt 7,14 Mk. dann 10,20 Mk. jährlich Konsumzoll für Brotfrucht zahlen müssen.

Vielleicht denkt mancher Landwirth und mancher Konsument über die Getreidezölle anders als bisher, wenn er sich die Mühe macht, obige Zahlen nachzurechnen.

Es sei noch erwähnt, daß für Berechnung des Konsums die Zahlen 1895/96 genommen werden mußten und nicht die neuesten 1896/97, weil die Angaben über Zahl der Betriebe und Größe der angebauten Flächen nach der Statistik von 1895 gemacht sind und neuere Ermittelungen hierüber nicht vorliegen.

Joh. D. Danzig.

Die Rechtfertigung Baratieri's.

General Baratieri hat ein Buch zur Rechtfertigung seines Handelns und Wandels in der Erythrea herausgegeben gerade in dem Augenblick, da es hieß, er wolle es unterdrücken. Das Werk hat jedenfalls den Vortheil, daß es denjenigen, die der Veröffentlichung mehrerer Blaubücher seitens der italienischen Regierung, sowie den Verhandlungen des Kriegsgerichts gegen Baratieri mit Aufmerksamkeit folgten, nun ein beinah klares Licht über die Vorkommnisse bringt.

Die ersten Depeschen über die verhängnißvolle Niederlage des 1. März 1896 riefen nicht nur bei Fachleuten, sondern auch bei jedem verständigen Laien ein Gefühl niederdrückender Bestürzung hervor, und der Ausruf drängte sich auf die Lippen: Hatten denn diese Leute keine Ahnung von dem Terrain, auf welchem sie die Schlacht lieferten! Keiner aber hätte es sich je träumen lassen, daß da, wo es sich um das Leben Tausender, um die Ehre Italiens handelte, mit so frevelhafter Unwissenheit und Unvorsichtigkeit vorgegangen sein könnte!

Ende Februar 1896 befanden sich sowohl die Italiener als auch die Abessinier aus Mangel an Lebensmitteln in der unmöglichen Lage, sich noch länger unthätig in die Augen zu schauen.

Am 29. rief Baratieri den Kriegsrath zusammen, und die ihm unterstellten Generäle, Albertone, Arimondi, Ellena, Dabormida, erklärten sich selbständig dafür, den Rückzug durch einen letzten Vorstoß rühmlicher zu gestalten. Der bis dahin zu äußerster Vorsicht neigende General Dabormida meinte:

„Die Stimmung der Truppen ist sehr gehoben, wenn wir zurück marschiren, drücken wir sie nieder, abgesehen davon, daß der Feind, der von seinen Spionen ausgezeichnet bedient wird, mit den aufrührerischen Stämmen gemeinsame Sache macht. Da er, vertraut mit den Wegen, viel rascher als wie vorwärts kommt, so könnte er uns mit weit überlegenen Kräften den Rückzug abschneiden."

Dem Zeugniß des Generals Ellena vor dem Kriegsgericht zufolge schloß der entscheidende Kriegsrath in folgender theatralischer Weise:

Baratieri: „Der Rothschlag ist muthig, der Feind tapfer und er verachtet den Tod. Wie ist die Stimmung der Truppen?

„Vorzüglich", antworteten alle vier ihm unterstellten Brigadekommandeure.

Dann hieß der General Baratieri die Herren mit folgenden Worten gehen: „Ich erwarte die Rückkehr einiger Spione aus dem feindlichen Lager, danach werde ich einen Entschluß fassen."

Baratieri selbst theilt den Zweck seiner Manöver und seine Gedanken über deren Gefährlichkeit wie folgt mit:

„Die höchste Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß der Feind nicht zum Angriff übergehen würde, dann hätten wir uns zweifellos — womöglich noch am selben Tage — aus Mangel an Lebensmitteln erst bis nach Sauria, unser Standquartier, und dann noch weiter zurückziehen müssen, aber selbst in diesem Fall hätten wir die Genugthuung gehabt, dem Feinde noch eine letzte Herausforderung ins Gesicht zu schleudern, und dadurch den niederschlagenden Eindruck des Rückzugs auf die Truppen, sowie die Enttäuschung in Italien zu mildern. Nach Moltke's Ausspruch waren wir in der Lage, in welcher selbst ein Mißerfolg dem Rückzug vorzuziehen ist."

Diese erwähnte Berathung fand in Sauria statt.

Drei Wege laufen von Sauria aus zusammen auf den Berg Chidane Meret, das Centrum der neuen Stellung, zu, die besetzt werden sollte. Die Kolonne Albertone schlägt den Weg links, die Kolonne Arimondi und Ellena den mittleren und die Kolonne Dabormida den Weg rechts ein. Der Aufbruch geschieht um 9 Uhr bei herrlichstem Mondschein. Schon vor Mitternacht merkt Baratieri, daß das letzte Bataillon der Kolonne Dabormida die Fühlung mit den vorangehenden Bataillonen verloren hat und auf den Weg der Kolonne Arimondi gerathen ist. Um 3½ Uhr läßt General Arimondi dem Oberbefehlshaber die Mittheilung zukommen, er könne nicht weiter, weil er die Kolonne Albertone vorbei defiliren lassen müsse, „wahrscheinlich liefen beide Straßen ein Stück zusammen". Bei seiner Ankunft an dem Versammlungspunkt, dem Hügel Chidane Meret, findet Baratieri, der mit der mittleren Kolonne Arimondi marschirte, zu seiner grenzenlosen Bestürzung Niemand vor. Die Ortschaft Chidane Meret — dies bedeutet in der bilderreichen Sprache der Afrikaner Schwur und Verzeihung — liegt nämlich einige Kilometer von dem gleichnamigen Hügel entfernt, und statt auf dem Hügel Stellung zu nehmen, war Albertone auf die Ortschaft los marschirt. — Oberst Corticelli hat im Auftrag des Kriegsministeriums eine „Technisch militärische Untersuchung über die Schlacht am 1. März" verfaßt, derselben entnimmt Baratieri alle seine Entlastungsmomente. Er äußert sich wörtlich über dies Mißverständniß wie folgt:

„In Bezug auf Albertone sagt Corticelli: Die wohl mögliche Verwechslung des Ortes Chidane Meret mit dem gleichnamigen Hügel entschuldigt keinesfalls den von der Kolonne Albertone begangenen Fehler, sich so unbedacht auf Abba Carima vorgewagt, und so ungestüm ohne das Vorwissen des Oberbefehlshabers gegen das Lager der Schoaner gestoßen zu haben. Jeder, der weiß, daß die Stellung Chidane Meret sich zwischen den Bergen Semajata und Rajo befindet, was aus dem Schlachtplan, den der Oberbefehlshaber den Generalen aushändigte,

genau ersichtlich ist, hätte einen so verhängnißvollen Irrthum vermeiden müssen."

Um das Unglück voll zu machen, bestand die Vorhut der Kolonne Albertone aus einem Bataillon Eingeborener (Major Turitto), und bekanntlich kommen diese schwarzen Kerle auf dem heimathlichen Geklein durch das wilde Gestrüpp unvergleichlich schneller vorwärts als die Weißen. Obschon von Baratieri auf diesen Umstand besonders aufmerksam gemacht, scheint sich Albertone nicht im mindesten darum bekümmert zu haben. Corticelli berichtet weiter:

„Das erste Bataillon der Eingeborenen unter Major Turitto gelangte gegen $5^{1}/_{2}$ Uhr auf den Hügel Chidane Meret, und statt hier inne zu halten, stürzte es sich gegen die Vorposten der Schoaner, die sich etwa einen Kilometer entfernt von dem Hügel befanden. So wurde das feindliche Lager allarmirt, welches im Nu zu den Waffen griff und sich mit 9- oder 10000 Mann auf das erste Bataillon warf. Dieses erste Bataillon zog sich nach und nach zurück, indem es länger als eine Stunde Widerstand leistete, wurde dann aber zurückgeworfen und genöthigt, den Kamm des Chidane Meret wieder zu überschreiten, wobei ihm der Feind auf den Fersen folgte."

Ueber die Kolonne Dabormida berichtet derselbe Corticelli:

„Statt in der überwiesenen Stellung zu bleiben, und Fühlung mit den Truppen des Generals Arimondi, welcher hinter seinem linken Flügel Aufstellung nahm, zu behalten, entfernte sich die Kolonne Dabormida immer mehr und mehr, unheimlich angezogen von ihrem Verhängniß, in dem Thal von Mariam Sciantù; sie bewegte sich in ganz entgegengesetzter Richtung von derjenigen, die sie hätte einschlagen müssen, um den General Albertone zu unterstützen. Die Losreißung der Kolonne Dabormida von den links und hinter ihr befindlichen Truppen konnte der Oberbefehlshaber ganz unmöglich vorhersehen, sie gab den Ausschlag zu den kommenden unheilvollen Ereignissen, denen das Kommando nicht mehr vorbeugen konnte."

So war es den 10000 Abessiniern von Adua möglich, mit den 15000 des Lagers von Mariam Sciantù zusammen die italienischen Kolonnen — im Ganzen 17000 Mann mit 56 Geschützen — einzeln zu umzingeln und aufzureiben, um dann das Centrum mit vereinigten Kräften zu überfallen, es zu dezimiren, und die Ueberbleibenden eines Heeres, besser gesagt, die Ueberbleibsel in willenlose Flucht zu schlagen.*) Wahrhaftig ein Schachturnier zwischen Erwachsenen und Kindern, wobei die Europäer die Kinder waren! Schon um 12 Uhr Mittags wurde Baratieri selbst von den Flüchtenden mit weggerissen. Er beschreibt den Rückzug mit Worten, die sich unvergeßlich in das Herz eines jeden Italieners eingraben:

„Wir befanden uns im Schlachthause mitten im Ietathal, der Feind hatte uns umzingelt und schnitt uns den Rückweg nach Sauria ab."

Plötzlich merkt er, daß die Fliehenden nicht, wie beabsichtigt, auf Adi Cajè los marschiren, und nun erzählt er, wie folgt:

„Ich ließ die Gegend um uns herum erforschen; wir befanden uns in Gefahr, wieder zurück marschiren zu müssen, und vielleicht mit müden und unbewaffneten Soldaten, die uns, so gut sie konnten, folgten, auf den Feind zu stoßen. Ein schreckliches Schicksal bedrückte mein Haupt. Ich hatte mich zum dritten Mal verirrt, und die Unmöglichkeit, während so vieler Stunden Befehle zu ertheilen, Informationen zu erhalten, brach mir fast das Herz. Endlich beim Anbruch des Morgens kamen wir mühsam auf den rechten Weg, und gegen 9 Uhr erreichten wir die Hochebene von Adi Cajè."

Nur der Bericht Moltke's über die Niederlage der Türken bei Nisib ruft einen ähnlich niederschlagenden Eindruck hervor wie Baratieri's Beschreibung dieser Flucht.

Baratieri sucht sich mit militärischen, administrativen und politischen Gründen zu entschuldigen. Er habe schon im April 1895 das Herannahen des Kriegssturmes geahnt und verkündet, aber umsonst habe er dringend um Verstärkung gebeten, umsonst zweimal den Wunsch ausgesprochen, zurückzutreten. Am 22. Juni begründete die Regierung ihre Weigerung ihn abzuberufen, mit folgenden Worten:

„Ihre Gegenwart ist in dem jetzigen Augenblick unersetzlich, Sie sind uns unentbehrlich, um den größtmöglichen Nutzen aus einer Situation zu ziehen, die sich bis zum Aeußersten zugespitzt hat, und die zur Lösung der erythräischen Frage führen soll."

Baratieri schreibt:

„Als ich schon fühlte, daß der Blitz meinem Haupte drohte, wußte ich, daß für nichts vorgesorgt war, mir fehlten Operationstruppen, besonders gut geschulte Offiziere und Unteroffiziere, ich hatte keinerlei Hilfspersonal, keine ärztlichen Mittel und ebenso wenig Beförderungsmittel, nicht die nothwendigen Kleidungsstücke. Nicht einmal die vorzüglichen Schuhe, die unsere Alpenjäger in der Heimath tragen, hatte man meinen Truppen gegeben, obgleich ich so lange darum gebeten hatte. Nur darum besorgt, die eigene Verantwortung zu decken, bot man mir nach der ersten Niederlage von Amba Alagi Hals über Kopf Menschen über Menschen, — ist doch der Mensch in Italien eine ungewöhnlich billige Pflanze — aber keine organisirten Truppentheile, keine militärisch verwendbaren Mannschaften."

Will man die Verantwortlichkeiten abwägen, so läßt es sich nicht leugnen, daß Crispi noch schuldiger ist als Baratieri, denn dieser ist sein Geisteskind und sein Werkzeug. Seine Depeschen liefern den Beweis, daß Crispi das richtige Gefühl seiner Stellung und Verantwortlichkeit nicht besaß. Der größeren Verständlichkeit wegen lassen wir hier einige Proben folgen:

17. Dezember. „Der Augenblick ist kritisch für Dich und für uns. Wir haben Dir geschickt und schicken Dir mehr als Du verlangt hast. Sollte dennoch wegen Unzulänglichkeit der Mittel oder wegen irgend einer Unvorsichtigkeit Unheil geschehen, dann ist die Schuld nicht die unsrige."

18. Dezember. „Erkläre Dich sofort, Deine Ehre und die Ehre Italiens stehen auf dem Spiel. Es scheint, daß in Deinem Kopf Verwirrung und Unklarheit herrscht, es ist die höchste Zeit, sich vorzusehen."

Als Baratieri Crispi inbrünstig um größere Mittel bittet, antwortet dieser:

„Napoleon I. führte Krieg mit dem Gelde der Besiegten",

und am 7. Januar 1896 telegraphirt er:

„Das Land erwartet noch einen Sieg, und ich erwarte ihn entschieden; einen Sieg, der die abessinische Frage ein für allemal löst."

Als dann die feindlichen Heere sich gegenüberstehen, und der entscheidende Schlag zu lange auf sich warten läßt, kennt Crispi's Ungeduld keine Grenzen mehr. In seiner Depesche vom 8. Januar heißt es:

„Erinnere Dich, daß Amba Alagi und Macalle militärisch zwei Mißerfolge waren, und daß die Ehre Italiens und der Monarchie sich in Deinen Händen befindet."

Am 23. Februar wird General Baldissera an Stelle Baratieri's ernannt, aber der feurige Ministerpräsident sendet diesem dennoch zwei Tage später das folgende bekannte Telegramm:

„Das ist keine Kriegführung, die Du treibst, das ist ein militärisches Hinsiechen. Die kleinen Scharmützel, bei denen der Feind uns an Zahl bei weitem überlegen ist, sind ein ganz nutzloses Vergeuden von Heldenkraft. Rathschläge kann ich nicht ertheilen, da ich nicht an Ort und Stelle bin, jedenfalls aber will ich hier feststellen, daß der Feldzug ohne jeglichen durchdachten Plan geführt wird, und ich wünsche, daß sofort ein solcher entworfen wird.

Wir sind zu jedem Opfer bereit, die Ehre der Armee und den Nimbus der Monarchie zu retten".

Kaum ausgegeben, wurden diese Telegramme in Italien von der Presse veröffentlicht und dem Publikum bekannt gemacht. Wie ein General in der verantwortlichsten aller menschlichen Lagen bei solch moralischen Ohrfeigen still halten konnte, ist ein Räthsel. Baratieri fühlte es auch und macht folgendermaßen den verzweifelten Versuch sich zu rechtfertigen.

„Es waren Privattelegramme, in vertraulichem, sogar familiärem Ton gehalten. Ich gestehe jedoch, daß ich mich dagegen hätte aufbäumen müssen und auf meiner sofortigen Zurückberufung bestehen... aber ich blieb".

*) Bei der Kolonne Dabormida vernahm man nicht einmal das Dröhnen der Geschütze, geschweige des Gewehrfeuers!

Dies wiederholt er an verschiedenen Stellen. Eine der maßgebendsten italienischen Zeitungen erinnert ihn daran, daß nach Shakspeare „Aber“ ein Gefängnißwärter ist, der einen Schuft durchschlüpfen läßt. — Baratieri sträubt sich empört gegen die Anschuldigung, er habe sich zu der Schlacht entschlossen, um seinem Nachfolger zuvorzukommen.

„Erst bei dem Rückzug am 5. März Nachmittags bei meiner Ankunft in Asmara erfuhr ich von dem Premierlieutenant Fioccardi, meinem Ordonnanz-Offizier, daß General Baldissera in Massauah gelandet sei, um mir das Oberkommando abzunehmen, sowie daß auf strengsten Befehl des Ministeriums meine Ersetzung geheim gehalten worden war, und daß sich General Baldissera schon auf dem Wege nach Asmara befand. Alle Offiziere meiner Umgebung haben vor dem Kriegsgericht ausgesagt, daß Niemand beim Generalquartier eine Ahnung von meiner Absetzung hatte. Hätte ich in dem Augenblick gewußt, daß ich nur bis zur Ankunft meines Nachfolgers Oberbefehlshaber in Afrika war, so hätte ich sicherlich, in militärischer Beziehung, so weit ich konnte, alles auf dem status quo belassen.“

Für den Dienst in Afrika zieht Baratieri die Eingeborenen bei weitem den italienischen Soldaten vor. Immer von Neuem klagt er über den Mangel an innerem Zusammenhang seiner weißen Truppen. Schon vor der Schlacht bei Abba Carima spricht er von ihnen in einer Art, die auf das Schlimmste gefaßt macht.

„Es ist ein gefährlicher Irrthum von der Tapferkeit unserer heimathlichen Truppen auf ihre Tüchtigkeit in den Kolonieen schließen zu wollen, besonders wenn die Truppen nicht an das Klima gewöhnt, nicht mit der Umgebung vertraut, nicht den Strapazen gewachsen, nicht durch Märsche unter so besonderen Umständen abgehärtet sind. Das Gemüth auch des ruhigsten und standhaftesten Soldaten kommt in Aufruhr bei dem Anblick einer so verschiedenartigen Natur, bei dem jähen Wechsel des Klimas; der Uebergang von der ermattenden Gluth Massauahs und der Küste zu der scharfen Luft in der Höhe von über 2000 Metern ruft manchmal die sonderbarsten Erscheinungen hervor. In den Kasernen und beim Bivouac wird die Phantasie durch die seltsamsten Erzählungen erhitzt, sie lassen die unwahrscheinlichsten Sachen erblicken und erzeugen die eigenthümlichsten Hallucinationen. Mir wollte scheinen, daß bei dem Marsch (nach Abba Carima) die Zusammengehörigkeit der einzelnen Abtheilungen trotz der von mir bei jeder Gelegenheit eingeprägten Instruktionen viel zu wünschen übrig ließ. Die Loslösung der Truppentheile von einander war die Sünde, von der jedes Uebel stammte. Aber nie wie in dieser Nacht war ich davon so lebhaft und so schmerzlich berührt worden, nie wie in dieser Nacht bedauerte ich so intensiv den Mangel einer guten Generalorganisation unserer Truppen für einen Kolonialkrieg und die sporadische Sendung von Soldaten aus der Heimath, ihn zu unterhalten.“

Nach der Niederlage von Abba Carima fügt er folgende wehmüthige Betrachtungen hinzu, welche die bei dem Leser schon erweckten Befürchtungen vollkommen rechtfertigen:

„Von der Panik, dem Dämon, der den römischen Legionen das größte Entsetzen erregte, berichtet die Geschichte auch der kriegstüchtigsten und tapfersten Heere. Zu jeder Zeit und bei jeder Nation wurden die Veteranen, obwohl sie selten enthusiastisch sind, zu den besten Soldaten gezählt, weil sie der Panik wenig zugänglich sind, die manchmal die tapfersten Kriegsschaaren gerade in dem Augenblick, als sie im Begriff waren, den Sieg zu erringen, in die Flucht getrieben hat. Und die leidenschaftlichen, phantasievollen, ungestümen Völker der romanischen Rasse sind der Panik zugänglicher als andere.“

Dieses aber sind dieselben Truppen, von denen Baratieri im Siegesrausch von Senafé schreibt:

„Der Sieg hat den tigrinischen Ras zu Boden gestreckt, die Güte der Kolonialorganisation erwiesen und die Tüchtigkeit und Tapferkeit unserer Offiziere, sowie die Disziplin, die Instruktion, den Zusammenhang, die hervorragenden Eigenschaften des kleinen erythräischen Heeres an den Tag gelegt.“

Baratieri gibt aufrichtig zu, er würde nach der Niederlage sein abfälliges Urtheil über die Truppen unterdrückt haben, hätte er annehmen können, daß die Regierung seine chiffrirten Depeschen veröffentlichen würde. Aber dennoch genügen seine Aeußerungen und sein ewiges Fortgehenwollen, zu dem er sich doch nie entschließen kann, um zu beweisen, daß auch er wie Crispi in keinem Falle die Charakterfestigkeit besaß, welche die erste Vorbedingung zu solch einer verantwortungsvollen Stellung ist. Seine Einwendung, das strafrechtliche Verfahren gegen ihn hätte nicht von dem Kriegsminister, sondern von dem Oberbefehlshaber der italienischen Armee eingeleitet werden müssen, und Vertheidiger und Ankläger hätten gleichen Grad haben sollen, sinken bei dem Ernst der Sache zu gewöhnlichen Konsulentenkniffen herab. Ohne das Ansehen der Armee ganz und gar zu untergraben, hätte kein Kriegsgericht der Welt über einen General in seiner Lage milder urtheilen können, als dies geschehen ist: Freisprechung wegen der verlorenen Schlacht, Stellung außer Dienst wegen der Art des Rückzuges.

Was er mit dem menschlich nicht uninteressanten Buch bezweckt hat, entgeht dem Leser. Eigentlich ist es eine Anklageschrift gegen das Kabinet Crispi, das schon gerichtet ist. Die Minister wollten mit ungenügenden Mitteln Großes erlangen, sie waren uneinig darüber, ob die Kolonie räumlich zu beschränken sei, und ob man zu Menelik oder zu seinem Nebenbuhler Mangascià zu halten habe. Baratieri aber hat durch seine Besetzung Cassas, seine Annektirung des Tigrè und des Agamè, besonders aber durch seine Vorstöße gegen Abua, Mangascià, den Herrscher des Tigrè, in die Arme Meneliks geworfen und so einen Sturm gegen Italien heraufbeschworen, von dessen Bedeutung er nicht die richtige Vorstellung hatte. Sonst hätte er die Centralregierung nicht nur um eine Verstärkung von tausend Eingeborenen und um einige hundert Lastthiere angegangen. Als guter Rath schon dringend Noth that, am 17. Juli 1895, wurde Baratieri zu einer Berathung nach Rom berufen. In ganz Italien fanden ihm zu Ehren Festlichkeiten und Banquets statt, — — — zu geschäftlichen Erörterungen aber fand sich keine Zeit. Unverrichteter Sache kehrte er, durch die drohenden Depeschen seines Vertreters getrieben, nach Massauah zurück. Er schreibt:

„Wir hatten verabredet, uns zu einer Berathung mit dem Ministerpräsidenten, dem Kriegsminister und dem Minister des Aeußeren zu versammeln, aber die Zeit drängte, auch hätten wir wahrscheinlich nur wenig erledigen können.“

Vor seiner Einschiffung in Neapel äußert Baratieri dem Kriegsminister Mocenni seine Befürchtungen, dieser beruhigt ihn mit folgendem unglaublichen Satz:

„Fürchte nichts, von jeher hatte ich Glück, wo ich dabei bin, da geht alles gut, also auch in Afrika.“

Baratieri behauptet, er habe sein Buch zu Nutzen und Frommen seiner Landsleute in der afrikanischen Frage geschrieben. Ein heldenhafter Tod aber hat Dabormida die Lippen geschlossen und Albertone thäte Unrecht, schon zu Lebzeiten seine angekündigte Erwiderung: „Das unheilvolle Afrika“ zu veröffentlichen. Mehr als jeder andere jedoch hätte Baratieri still und andächtig das unfreundliche Gestrüpp einer unwirthlichen Gegend über die 5000 frischen Gräber von Abba Carima wachsen lassen müssen. Seine Stimme wäre ganz anders ins Gewicht gefallen, hätte er sie erst vor der Krone, dann im Parlament erhoben. Jedenfalls dürfte der Wiederhall, den diese Stimme in Italien erweckte, kaum seinen Erwartungen entsprechen.

Ernesto Gagliardi.

Erinnerungen an Johann Georg Fischer.

II.

Und nun, wo dem Leser hinter dem Namen Johann Georg Fischer schon ein bestimmteres Bild auftaucht, möcht ich das Büchlein des Sohnes auch nach der persönlichen Seite hin ergänzen. Wenigstens insoweit ergänzen, als ich es kann und heute schon darf. Ich weiß, wenn ich hier manches Ungedruckte veröffentliche, so handle ich im Sinne

des stillen Dichters, der nun ausschläft. Fast alles, was er während der letzten Zeit schrieb, ging durch meine Hand; meinem Ermessen hat er's in jedem Falle anheimgestellt, ob und in welchem Blatte etwas publizirt werden sollte und meistens erfuhr er erst nach dem Erscheinen der betreffenden Gedichte, wohin ich sie gesandt hatte. Er war so sehr dankbar für alles und so bescheiden.

Ich kann nun leider dem wackeren Leser nicht ersparen, auch von mir zu reden. In einer Verbindung von Dichter zu Dichter ist es selbstverständlich, daß meistens die interessantesten Urtheile über die gegenseitigen Bücher fallen, und gerade die zu publiziren ist nicht angängig. Ich darf das Eine sagen, weil es Hermann Fischer in seinem Erinnerungsbuche sagt, daß der Alte von Stuttgart mich geliebt hat und daß selten bei einem halben Jahrhundert Altersunterschied eine Freundeshand so fest ergriffen und gehalten worden ist. Wie es dazu kam? Ich las eines Tages irgendwo und irgendwann ein Gedichtlein, das mich packte — ecce poeta! Johann Georg Fischer stand darunter. Ich hatte den Namen mal gehört, aber es war ein Name geblieben, ein Schall. Allen, die ich fragte, ging es ebenso. Da ließ ich mir denn die Bücher schicken und saß eine Nacht drüber mit rothem Kopfe. Wie war's nur möglich, daß so wenig Menschen diesen Lyriker, der Gedichte ersten Ranges geschrieben hatte, kannten? Stand denn noch immer die Mainlinie als chinesische Mauer zwischen Nord und Süd? Und kurz und gut — ich trommelte ein paar Bekannte zusammen und wir versprachen uns, alle Kräfte einzusetzen, um unseren Norden für diesen Dichter zu gewinnen. Daß es so gelingen würde, wie es gelang, habe ich selber nicht geglaubt. Ich gab dazumal eine Anthologie heraus, die sehr viel auch von Johann Georg brachte. Und das Staunen, als man diesen Poeten las! Wer kannte ihn? Er mußte thatsächlich für den Norden nach einem mehr als fünfzigjährigen Dichterleben entdeckt werden. Es geschah mit redlicher Mühe, seines Fleißes darf man sich ja rühmen. Und die Essays und Hinweise und Kritiken in einem Dutzend großer Blätter halfen auch. Der Alte und sein Verleger merkten es, und er war so freudig und dankbar dafür, daß es eine Lust war, immer wieder eine Lanze für ihn zu stechen. Da schrieb er mir wohl: jetzt, am Schlusse seines Lebens käme es — wenn nur ein einziges Mal in den fünfzig langen Jahren eine ähnliche Stimme aus dem Norden gekommen wäre! Jetzt sei es gar ein alter Täufling, den der junge Freund so energisch aus der Taufe höbe. Und sein Herz werde bei alledem so voll, daß er eine neue Lust bekäme zu singen. Er schickte mir Epigramme — ich glaubte ihn seiner Begabung gemäß auf das Lied weisen zu müssen, das er einst gepflegt. Und da entstanden denn wirklich die meisten Lieder aus dem letzten Buche noch. Als wär über den Achtziger eine neue Jugend gekommen, dichtete er entzückende heiße Lieder. Ich hatte ihm neu erschienene Gedichte von mir gesandt und da „plagte es ihn auch". Am 16. November 1895 schrieb er mir:

„Ihr neuer Wind hat mich so angeweht, daß ich alter Wittwer, dem neulich eine auswärtige Frau zu seinem Geburtstag einen schönen Trinkbecher verehrte mit den Worten: ‚um zehn Uhr diesen Vormittag trinken wir aus denselben Bechern dieselbe Sympathie uns zu', in den Jugendwahn verfiel, den Sie auf der nächsten Seite finden werden."

Und auf der nächsten Seite stand folgendes:

Eine Pokalweihe.

Gleiche Becher und gleicher Wein,
Dämon der Liebe, Du schenktest ein.

Auge in Auge festgebannt,
Seele von Seele übermannt,

Wonnelechzende ich und Du,
Trinken wir uns die Seelen zu:

Wie sie glühn, ihre dunkeln Gründe,
Eine Verzückung und eine Sünde!

Durch die Lüfte wie fernes Klingen,
Um uns her wie ein sterbend Singen

Schon sind Sinne und Seelen trunken,
Und es ist wie mit uns versunken

Himmel und Erde insgesammt, —
Gleich beseligt und gleich verdammt.

Wer liest das für das Gedicht eines 79jährigen Greises! Er hat's später sehr verändert ins letzte Buch genommen, mir gefiel diese erste Fassung, die so frisch auf den Briefbogen floß, besser.

Immer wieder kam Johann Georg in Briefen auf Uhland und Mörike zurück. Er lebte und webte noch mit ihnen. So begann er einen Brief:

„Morgen ist Uhland's 109ter Geburtstag. An solchen Tagen sammelt man gern seine liebsten Geister und Schutzgeister um sich."

Er hatte Glück mit dem Tage, es war herrliches Wetter. „Ich lebe davon wie von einer alten Liebe", schrieb er fast jubelnd, und jung sang er das prächtige Liedlein „Alte Liebe". Es ist noch unveröffentlicht und mag hier stehen:

„Wie um die Zeit der Rebenblüthe
Der Wein sich im Gefäße regt,
So hältst Du, heute noch Erglühte,
Wie neuer Frühling mich bewegt.

So jung noch diese späte Stunde
Wie eine Knospe sich erhebt,
Wie blühend warm von Mund zu Munde
Im ersten Kuß die Lippe strebt."

Da ist kein Verkalken, keine Greisenhaftigkeit, wie ich's erst gefürchtet hatte, bei ihm. Er war zu sehr ins epigrammatische Fahrwasser gerathen und ich hab weidlich gezetert darüber. Vor allem handelte sich's um eine Juno und Aphrodite. Ich bat ihn, diese griechischen Weibsbilder doch aus der deutschen Dichtung herauszuwerfen. Er nahm sie humorvoll in Schutz, beseitigte sie vor der Veröffentlichung des Epigramms aber wirklich. Ebenso hatten wir manchen Disput über die antiken Formen. Aber Fischer war zu wurzelecht, als daß er nicht auch das Lied für die Krone der Lyrik erklärt hätte. Es war merkwürdig mitanzusehen, wie da nun neue Zweiglein an dem alten Stamm sproßten. Keime entfalteten sich, die über 65 Jahre geruht hatten. So machte ihm ein kalter Februartag die Erinnerung rege an einen Winterabend des Jahres 1828, wo die Dorfknaben, er voran, die lustigen Mädchen im Schlitten gefahren. Er in seinem hatte die Margreth, das Halstüchlein lüftete sich bei der emsigen Fahrt und fächelnde Wärme drang ihn an, daß er selig erschrocken war. Nie hat ein Verliebter glücklicher geträumt; „wie singendes Licht" füllte es ihm die Kammer. Und daraus blühte nun, fast 70 Jahre später, ein Gedicht hervor. Es steht im letzten Buch. Ein anderes aber steht noch nirgends. Es heißt „Aus den Lüften":

„Es geht ein Athmen durch die Luft,
Wie keines noch beschrieben,
Als wär es seinen schönsten Duft
Bis heute schuldig blieben;
So fragen Engel: liebst Du mich?
So küssen Gluth und Blüthe sich,
Wie Du mich fassest, wie ich Dich:
Und das ist unser Lieben.

Es geht ein Schauern durch die Luft,
Wer ist es, der's beschriebe?
Das Leben gähnt wie eine Gruft,
O wer von dannen bliebe!
Die Geister kommen zum Gericht,
Ein Mord geschah — ich that ihn nicht:
Wer schaut dem Todten ins Gesicht?
Und todt ist uns're Liebe.

Ja, lieber Freund, schreibt Johann Georg dazu, ich wollt Ihnen gleich mein neuestes Poetisches schicken, aber es kam nichts anderes, als der überstürzige Wechselbalg

hier. 'S ist mir vor vielen, vielen Jahren in der Liebe einmal wirklich so ergangen.

In seinen politischen Ansichten war Fischer Großdeutscher — wohlverstanden neben seinem Schwabenthum. Er hat nie für Preußen geschwärmt, aber er hat sich von ganzem Herzen nach manchen Kämpfen zu Bismarck bekehrt. „Ich selbst habe Jahrzehnte in schwerer politischer und beruflicher Drängniß zu leiden gehabt", schreibt er mir unterm 10 November 1895; mein ‚Nur einen Mann aus Millionen' kann davon zeugen". Dieses von ihm genannte Gedicht aus den fünfziger Jahren gibt der Sehnsucht des ganzen Volkes lebendigen Ausdruck. Er hat den Mann im ersten Kanzler schließlich gefunden. Nach seinem achtzigjährigen Geburtstag, der dem Dichter Ehrungen aus ganz Deutschland gebracht, — er hatte das „ganz" extra unterstrichen — schrieb er mir:

„Unter den tausend und abertausend treffenden Worten, die Bismarck gesagt hat, ist mir eines der wahrsten, daß die Stärke und der Ausbau des Deutschen Reiches die Bewährung in dem Zusammenhalt zu erproben habe, den die Aufeinanderwirkung der provinzialen Kräfte und Eigenheiten beweisen müsse. Das sieht sehr weit hergeholt aus. — Aber hab ich's nicht, si parva licet componere magnis, an mir erfahren dürfen, in vorderster Linie durch Sie, wie sich's stärkt und hebt, wenn der ferne Volkstheil sieht und sehen will, was der heimische am heimischen nicht sieht, weil's ihm zu nah ist?"

Immer wieder kam J. G Fischer auf den einen Punkt zurück, der Annäherung von Nord und Süd. Immer wieder mahnte er:

„Es sind zwischen Nord und Süd noch manche Fäden anzuknüpfen und schon vorhandene fester anzuziehen. Seien wir an dieser Arbeit, die uns schon verbindet, fruchtbar weiter thätig!"

Ueber das Weib ließ er sich manchmal in den Briefen aus. Keiner konnte mehr den Titel eines modernen Frauenlob beanspruchen als er — nur muß man nicht an den geschmacklosen Meistersänger dabei denken. Aber was die Frau in der Dichtung betraf — da schüttelte er den Kopf. Sie kann nie die Grenze wahren und die Objektivität, sagte er. Als ich ihm in einem kleinen Novellenbüchlein eine Erzählung vorlegte, in der ich einen widerspruchsvollen und räthselhaften Mädchencharakter zu zeichnen versucht hatte, merkte man, wie's ihn zwängte und drängte, bis eines Tages dann in seiner kleinen wie gestochenen Schrift ein Zettel ankam, eine Paraphrase zu diesem Geschichtlein, über das alte Sphinxthema. Auch dies Gedicht kam nicht mehr zur Veröffentlichung, es hat schwache Stellen, aber der erste Theil der letzten Strophe ist dafür wieder goethisch-reif und herrlich. So lautet es:

Wolltest Du mich denn erziehen,
Der ich schwer zu ziehen bin?
Oefter wollt' ich Dir entfliehen,
Oefter zog's mich zu Dir hin.
Schwere Räthsel gibt's zu lösen
Und im Weibe schlummern sieben,
Vielfach ungelöst geblieben,
Wie im Guten so im Bösen:

Wie in Alles jetzt ergeben,
Dann das ganz verschloss'ne Weib,
Lockungen und Widerstreben,
Reiz und Stolz an Seel und Leib;
Doch wie schwer ist zu entkommen
Und dem Räthsel zu entsagen,
Wenn an seiner Lösung Fragen
Einmal Antheil man genommen!

Wird mir Liebes oder Leides?
Hab ich Abends noch gedacht —
Doch erhoben über Beides
Hat entlassen mich die Nacht:

Sei's um Trennung zwischen Zweien,
Sei's um Lieben oder Hassen,
Lernen's nur die Räthsel fassen,
Daß sie ungerathen seien!

Im letzten Jahre — wer hätte gedacht, daß es bei diesem feuerblütigen Greise das letzte sein würde! — wurden durch meine Schuld die Briefe seltener. Ich hatte mich tief in die alten Minnesänger vergraben und in Novalis. Der Alte in Stuttgart war gleich in seiner lebendigen Art dabei und hatte vor allem den Lieblingswunsch, sein Sohn, der Tübinger Professor, und ich sollten uns in die Hände arbeiten. Besonders interessirte er sich für meine Arbeit über Novalis. Er schreibt:

„Ich habe in einer romantischen Anwandlung auch einmal für ihn geschwärmt, besonders die Hymnen an die Nacht zusammen mit seinem ätherischen Liebesglück in einem Gedichte verherrlicht, das ich in der nächsten Auflage der Sammlung unterdrückte. Er ist doch zu wenig bodenhaft, und man muß fragen: Wo 'naus?!"

Ein paar andere für ihn charakteristische Bemerkungen: er wollte das, was Geibel über das Ausbrüten der dichterischen Form sagte, gelten lassen,

„aber ich hätte doch gern auch ein Wort darüber gewünscht, daß der dämonische Instinkt, der erste Keim der Liebesseele, so leicht auch in die Gefahr der Abschwächung seiner ursprünglichen Eingebung gerathe."

Man sieht hier im Grunde, wie Fischer eigentlich Gegner Geibel's ist. In der Verwerfung der fremden Formen ging er nicht ganz mit mir mit.

„Ich habe mich doch gefragt, ob nicht z. B. für Bürger das Sonett die zwingende Form war, in der er seine Schmerzenssehnsucht nach Molly besser und runder ausgedrückt, als in jeder anderen."

Und das höchste Lob, das Fischer für einen Lyriker hatte, worauf er herumritt, das war, wenn er in ihm „Die Eingeborenheit des Liedes" konstatirte.

Und zum Schluß noch ein Gedicht, eines seiner letzten, das mich seiner Zeit packte, weil die Ahnung baldigen friedlichen Todes hindurchzieht — des Todes, der ihn bald nehmen sollte. Es ist die Bitte: „Komm jetzt":

Wenn ein Vöglein stirbt,
So flüstert's zum Letzten:
Komm jetzt und führe mich,
Liebe Erde,
Zu Deiner Höhlen hintersten einer,
Wo rieselnde Blätter
Mich ganz bedecken,
Daß nicht den andern
Draußen im Lichte
Die Gestalt erscheine,
Wie man anders wird,
Wenn im Auge die Lichter
Wenn in der Kehle
Die Gesänge sterben:
Komm jetzt, daß ich sei,
Wie man anders wird,
Aufhören laß mich,
Wie mein Lied aufhört,
Das ungedacht
Von selbst gekommen
Und so vergeht."

Johann Georg hat so aufgehört. Schnell, leicht, friedlich war sein Ende im Mai dieses Jahres. Unter den letzten Brief an mich hatte er mit fester Hand den Gruß gesetzt: „Auf Lebenslang und noch weiter." Und wer dieses „noch weiter" so kräftig und sicher sagen kann, der mag wohl friedlich sterben.

Carl Busse.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 16. Berlin, den 15. Januar 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kampf um die Marinevorlage, der, als man die Forderungen der Regierung nicht kannte, so heftig tobte, hat, nachdem die Ansprüche fest umgrenzt vorliegen, an Heftigkeit wesentlich nachgelassen; ja man kann sagen von Woche zu Woche macht sich eine gelassenere Beurtheilung der Verhältnisse geltend.

Dieser Umschwung zeigt sich vor Allem auch innerhalb der Centrumspartei, und selbst in jenen Kreisen, denen die Ausführungen des Abgeordneten Lieber über die Marinevorlage zu entgegenkommend für die Regierungsabsichten erschienen, kommt nunmehr ein erneutes Einlenken zum Durchbruch. Es wurde behauptet, daß die Bayern im Centrum keineswegs in den Ton des Abgeordneten Lieber einzustimmen bereit seien und mit Fronde und Rebellion drohten. Eine solche Auffassung fand ihre Bestätigung in der Haltung des führenden Münchener Centrumsblattes, des „Bayerischen Courier", der zunächst sogar zu Kundgebungen gegen die Flottenvorlage aufgefordert hatte.

Dieses selbe Blatt schwenkt jetzt seinerseits ein, und man liest in ihm die folgenden Sätze:

„Bedenken über das Septennat und über die Beschaffung der Mittel gibt es ja noch genug. Aber diese Bedenken können doch wahrhaftig nicht dazu führen, daß das Centrum in den blind-blödsinnigen Protest der Bauernbündler, Demokraten und Sozialdemokraten einstimme. Wir würden es bedauern, wenn das Centrum aus kurzsichtigen Erwägungen oder gar aus philiströser Scheu vor der „Weltpolitik" die Marine-Vorlage in ihren wesentlichen Theilen ablehnen würde; das deutsche Volk würde ihm in Zukunft wohl wenig Dank dafür wissen."

Wenn eine solche rücksichtslose Sprache in jener Gegend Deutschlands geführt wird, wo man die stärkste Opposition gegen die Flottenvorlage erwartete, dann tritt das ein, was wir immer voraus gesehen hatten. Das Centrum wird versuchen, zu einem Ausgleich in der Frage der Bewilligungen für die Marine zu gelangen. Das war zu erwarten.

Ganz überraschend ist dagegen eine Bemerkung, die der Reichstagsabgeordnete Dr. Schneider bei Gelegenheit seiner Kandidatenrede in Husum-Tondern gemacht haben soll. Dr. Schneider ist Kandidat der Volkspartei, und gleichwohl soll er am 4. Januar in Garding gesagt haben:

„daß die freisinnige Volkspartei möglicherweise alles bewilligen werde, was die Regierung für Neubauten an Kriegsschiffen in den Etat für 1898 fordere, aber das ganze Gesetz in der vorliegenden Gestalt könne sie nicht bewilligen."

Bis auf Weiteres möchten wir annehmen, daß nur mißverständlicher Weise einem Kandidaten der Volkspartei eine solche Aeußerung zugeschrieben werden kann. Denn eine derartige Aeußerung würde eine vollständige Desavouirung jener Stellungnahme bedeuten, die die „Freisinnige Zeitung" Monate hindurch in der Flottenfrage eingenommen hat. Wir brauchen unsere Leser nicht daran zu erinnern, mit welchem Nachdruck und welcher Erbitterung wir und jene Blätter, die eine gleiche Ansicht vertraten, von Herrn Richter angegriffen worden sind, weil wir uns auf den Standpunkt gestellt hatten, daß sich über eine Verstärkung der Flotte würde reden lassen. Wenn nunmehr die Volkspartei geneigt sein sollte, „möglicherweise Alles zu bewilligen", was im Etat für 1898 gefordert worden ist, so würde das eine geradezu blutige Kritik der bisherigen Haltung der „Freisinnigen Zeitung" des Herrn Eugen Richter bedeuten.

Für die Entwickelung der Angelegenheit im Parlament bleibt freilich allein die Haltung des Centrums von entscheidender Bedeutung, und wenn diese Haltung heute auch

noch nicht sich klar bestimmen läßt, so ist doch nicht im Geringsten daran zu zweifeln, daß auch das Centrum für eine Vermehrung der Flotte eintreten wird.

Inzwischen haben in Berlin Vertreter der Industrie und des Handels aus ganz Deutschland eine stattliche Versammlung abgehalten, um zu Gunsten der Flottenvorlage zu demonstriren. Selbstverständlich haben diese Herren das Recht, ihren Standpunkt öffentlich zur Geltung zu bringen, und auch gegen die Resolution, die schließlich angenommen wurde, läßt sich vom Standpunkt der Versammelten aus nichts einwenden. Die Art jedoch, in der jene Resolution zu Gunsten der Flottenvermehrung von einzelnen Rednern motivirt worden ist, und insbesondere die gänzlich ungerechtfertigten Angriffe gegen die durchaus korrekte Haltung des Aeltestenkollegiums der Berliner Kaufmannschaft sind nicht geeignet, um die öffentliche Meinung noch weiter zu erwärmen und zu gewinnen.

Die Schwierigkeiten, die sich für die europäischen Mächte aus den Ereignissen in China ergeben haben, schrumpfen mehr und mehr zusammen. Man darf annehmen, daß es zwischen Rußland, England und Japan zu einer Verständigung kommen wird, und über das deutsche Vorgehen wird eine Verständigung überhaupt nicht nöthig sein, da keine Macht vorhanden ist, die die Besetzung der Bucht von Kiautschau als eine Bedrohung ihrer eigenen Stellung in Ostasien betrachtet.

Es scheint, daß über unsere Absichten die englische Regierung vollständig beruhigt ist, und langsam ändert sich auch in der englischen Presse der Ton; wie die englische Regierung, so beginnt auch die englische Journalistik einzusehen, daß, wenn das Vereinigte Königreich bedroht werden sollte, diese Bedrohung allein von Rußland ausgehen könnte.

Zwischen Deutschland und England kann es sich allein um handelspolitische Rivalitäten handeln, und auch auf diesem Terrain scheint sich eine kluge Verständigung anzubahnen.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die offiziöse deutsche Presse ausdrücklich die Versicherung abgibt, wir beabsichtigen nicht den Handel in einzelnen Theilen Chinas für uns zu monopolisiren; dem freien europäischen Wettbewerb sollen vielmehr alle jene Theile Chinas zugänglich bleiben, auf die sich der deutsche Einfluß etwa erstrecken wird. Diese Erklärung unserer Regierung ist eine sehr verständige sowohl vom rein politischen, wie vom handelspolitischen Standpunkt aus; die kaufmännische Kraft Deutschlands ist stark genug, um den freien Wettbewerb mit irgend einer anderen Nation aufnehmen zu können, und wenn wir diese Stellung wählen, so schaffen wir damit auch eines der Hauptbedenken aus der Welt, das in England gegen unsere ostasiatische Politik gehegt wurde.

Ein Reflex dieser neuen Strömungen, die sich in England Bahn zu brechen beginnen, ist es, daß man bereits davon spricht, es werde die zu erwartende chinesische Anleihe gemeinsam in Deutschland und England financirt werden. Wir nehmen an, daß diese Nachricht den Thatsachen nicht oder doch noch nicht entspricht. Aber es ist immerhin ein bemerkenswerthes Zeichen, daß eine solche Möglichkeit heute bereits in Betracht gezogen wird.

Wenn es gelingt politische Machtfragen zunächst aus der ostasiatischen Politik auszuscheiden — und es scheint, daß dieses Ziel erreicht werden wird —, dann braucht man den wirthschaftlichen Gegensätzen in jenen Gegenden eine ernste Bedeutung durchaus nicht beizumessen. Es muß vielmehr immer wieder den Völkern zum Bewußtsein gebracht werden, daß der Spielraum für alle groß genug ist; er ist sogar so groß, daß die in Betracht kommenden Nationen nichts besseres thun könnten, als gemeinsam die gewaltigen im Osten zu lösenden wirthschaftlichen Aufgaben in Angriff zu nehmen. Und wenn vor Allem Deutschland und England ihre Kräfte vereinigen oder in anderem Falle das Feld ihrer Thätigkeit friedlich abgrenzen, so werden beide Nationen und jede für sich mehr erreichen, als der einzelne siegreiche Konkurrent, der den europäischen Rivalen aus dem Felde schlug, zu erlangen in der Lage wäre. Jede ernste Feindschaft europäischer Mächte gegen einander würde zu einem Bollwerk für das Mandarinenthum werden. Eine Kooperation würde hingegen am schnellsten der Kultur im Osten die Wege ebnen.

Esterhazy ist einstimmig freigesprochen. Der Vorsitzende des Kriegsgerichts drückte ihm gerührt die Hände; andere Offiziere des Kriegsgerichts umarmten ihn; auf der Straße ließ man Esterhazy hochleben; mit ihm die Armee. Und das ist der Mann, der die im „Figaro" veröffentlichten Briefe geschrieben hat; und das ist derselbe Mann, der die antisemitische Hetzpresse mit Nachrichten versorgte und für den unter Juden Geld gesammelt wurde, um ihn finanziell über Wasser zu halten.

Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Aber es verdient bemerkt zu werden, wie geartet der Pariser Geschmack heute ist, und mit welcher Vergangenheit man der gefeierte Held des Tages in Paris zu sein vermag.

Ueber den Prozeß, der nicht gegen Esterhazy, sondern zum Zweck seiner Glorifizirung geführt wurde, braucht man kein Wort zu verlieren. Die Prozeßverhandlung, die einen Mann wie Esterhazy reinwaschen sollte, war zugleich bestimmt, einen Mann wie den Oberst Picquart in den Schmutz zu ziehen. Dieser Oberst ist nämlich so unvorsichtig gewesen, an die Unschuld von Dreyfus zu glauben, auch nachdem seine Vorgesetzten einen solchen Glauben als inopportun erklärt hatten. Nichts daher natürlicher, als daß Oberst Picquart jetzt hinter Schloß und Riegel sitzt; er ist außerdem der einzige für die Dreyfussache gefährliche Belastungszeuge, der damit im Gefängniß verschwindet.

Warum thaten das die Vorgesetzten? Darüber gibt es nur Vermuthungen, freilich sehr plausibele.

Ihr Interesse muß jedenfalls kein kleines gewesen sein, denn es will schon etwas besagen, daß der Adjutant und Ordonnanzoffizier des Generalstabschefs Boisdeffre, Herr Pauffin de Saint-Moret sich zu Rochefort begab, um ihm in der Champagne gegen Dreyfus und für Esterhazy jenes Material zu liefern, das weder die französische Nation, noch die tadellosesten Ehrenmänner Frankreichs zu Gesicht bekommen durften — im Staatsinteresse. Der Ordonnanzoffizier Boisdeffres Arm in Arm mit Rochefort als Retter des französischen Staates, das ist ein charakteristisches Sittenbild ohne Gleichen.

Was könnten militärische Spione verrathen, das auch nur entfernt so wichtig wäre, wie dies alles, was hier alle Welt sieht. Die allgemeinen sittlichen Zustände einer Nation sind es, die schließlich allein über den Ausgang eines Krieges entscheiden; das ist die zutreffende Ansicht von Montesquieu; dem militärischen Spionenwesen hingegen eine wesentliche Bedeutung beimessen, kann nur eine Nation, der die Wirklichkeit zu einem Sensationsroman wird.

Beendet ist die Dreyfus-Affäre, nachdem Zola seine wuchtige offene Anklage erhoben hat, für Frankreich nicht, aber vielleicht für Dreyfus; denn nach dem, was sich vor den Augen Europas abgespielt hat, muß man nunmehr mit der Thatsache rechnen, daß Dreyfus den interessirten Personen den Gefallen thut, die Augen für immer zu schließen; aber auch dann wird es eine Dreyfus-Affäre geben.

Wenn Rochefort und der Adjutant des französischen Generalstabschefs zusammen Sittlichkeit und Gerechtigkeit zum Siege verhelfen, so kann das auch auf Elsaß-Lothringen nicht ohne Eindruck bleiben. Man berichtet denn auch aus den Reichslanden, daß Panama und daß vor Allem Dreyfus an den Elsaß-Lothringern nicht ohne Wirkung vorübergegangen sind. Scheurer-Kestner kennt man im Elsaß gut genug, um richtig abschätzen zu können, was es für einen Staat bedeutet, wenn ein Mann wie Rochefort den Vizepräsidenten des Senats als erkauften Schächer behandelt. Die Sehnsucht aber nach staatlichen Zuständen kann nicht groß sein, in denen Rochefort und Esterhazy triumphiren und die Helden des Tages sind.

Bedauern kann man die vornehmen und anständigen Elemente Frankreichs.

* * *

Die renovirte Liebesgabe.

Wie geschwind sich unsere raschlebige Zeit selbst an das Monströse in der Gesetzgebung gewöhnt! Nur wenige kurze Jahre lagen zwischen dem bekannten Ausspruch, daß „auch der verrückteste Agrarier“ nicht an Getreidezölle von gewisser Höhe denken werde, und der Behauptung, daß Getreidezölle von der doppelten Höhe selbst vom bescheidensten agrarischen Standpunkte aus ungenügend seien. Ein paar Jahre genügten, um die sittliche Entrüstung über die „Legende“, in der Exportbonifikation der Zuckerrübensteuer liege eine *verschleierte* Zuckerprämie, in das stürmische Verlangen nach einer *offenen* Zuckerprämie zu verwandeln. Ein Jahrzehnt hat denn auch ausgereicht, um die Branntweinliebesgabe in die Reihe der „wohlerworbenen Rechte“ des Agrarierthums zu stellen. Wir bösen Manchestermänner waren uns vom ersten Augenblick an darüber klar, daß die Branntweinsteuer mit dem doppelten Boden auf nichts Anderes hinauslaufe, als auf eine Zuwendung von 20 Mark per Hektoliter des gesammten Kontingents aus den Taschen der Steuerzahler an eine Kategorie von wenigen Tausend Branntweinbrennern. Aber wie wurden wir damals als boshafte Propheten verlästert! Die Sache lag ja eigentlich für jeden, der volkswirthschaftlich klar zu denken verstand, deutlich genug. Wenn man eine Konsumsteuer mit zwei verschiedenen Sätzen einführt, und nur dafür sorgt, daß die Menge, für welche der niedrigere Satz bezahlt wird, hinter dem Gesammtkonsum des Artikels zurückbleibt, so muß der Preis für Alles, was verbraucht wird, um den höchsten Steuersatz gesteigert werden. Dieser einfache volkswirthschaftliche Grundsatz erschien den agrarischen Weisen im Jahre 1887 als blasse Theorie und selbst der damalige preußische Finanzminister von Scholz, ein so kluger Herr er war, meinte bedächtig:

„Es werden an den Vortheilen, die diese 20 Mark per Hektoliter Differenz gewähren, nicht bloß die Brenner, sondern auch *die übrigen Interessenten mehr oder weniger Antheil nehmen*. In welchem Maße das der Fall sein wird, das kann heute Niemand sich anheischig machen, in Ziffern darzulegen; das wird lediglich die Erfahrung erst zeigen können. Ich bin überzeugt, es wird sehr anders kommen, als die Herren meinen, welche hier aus Abneigung gegen den Stand der Brenner die Opposition einzusetzen begonnen haben.“

Es kam allerdings „sehr anders“; aber nicht in dem Sinne, wie es Herr von Scholz gemeint hatte. Die Branntweinbrenner, begierig, auch den letzten Pfennig von jenen 20 Mark per Hektoliter einzukassiren, eigneten sich überraschend schnell die Geheimnisse der Preisbildung an und wußten den Bundesrath davon zu überzeugen, daß es „dem *Sinne* des Branntweinsteuergesetzes“ entspreche, wenn in der Höhe des Kontingents, d. h. der zu dem niederen Steuersatze von 50 Mark per Hektoliter zugelassenen Menge, sogenannte „Berechtigungsscheine“ ausgestellt würden, die von den Kontingentsberechtigten bei den Steuerkassen in Zahlung gegeben werden könnten. Die Steuerkasse — so argumentirte man mit all dem Scharfsinn, von dem man bei der Durchbringung des Gesetzes vorsichtiger Weise keinen Gebrauch gemacht hatte — leidet ja ihrerseits keinen Schaden, indem sie sich die „Berechtigungsscheine“ anrechnen läßt, denn die kontingentirte Alkoholmenge, für welche die „Berechtigungsscheine“ ausgegeben werden, bleibt hinter dem Gesammtverbrauch steuerpflichtigen Branntweins zurück. Jedes Deckelchen findet also sein Töpfchen. Erst wenn der Verbrauch hinter der Kontingentsmenge zurückbleibe, könne die Reichskasse in Verlust gerathen; denn dann würde schließlich weniger Branntwein zum Satze von 70 Mark versteuert werden, als auf Berechtigungsscheine abgefertigt wäre. Man stelle sich dies Verhältniß in einem konkreten Beispiel vor. Nehmen wir an, das Kontingent des nur zu 50 Mark per Hektoliter steuerpflichtigen Branntweins beziffere sich auf 2 Millionen Hektoliter — in Wirklichkeit ist es mehrere Hunderttausend Hektoliter höher — und der inländische Konsum sänke auf $1^1/_2$ Millionen Hektoliter. Dann wären Berechtigungsscheine über $20 \times 2 = 40$ Millionen Mark bei der Abfertigung des Gesammtkontingents ausgegeben, die bei der Entrichtung der Konsumabgabe für $1^1/_2$ Millionen Hektoliter voll in Anrechnung kämen. Die Steuerkasse erhielte dann $1^1/_2 \times 70 = 105$ Millionen Mark, müßte sich aber 40 Millionen Mark aus Berechtigungsscheinen darauf anrechnen lassen, so daß sie in Wirklichkeit nur $105 - 40 = 65$ Millionen Mark erzielte oder $43^1/_3$ Mark per Hektoliter konsumirten Branntweins statt des gesetzlich vorgesehenen Minimalbetrags von 50 Mark.

Das ganze Institut der Berechtigungsscheine, das auf der Voraussetzung beruht, der steuerpflichtige Konsumbranntwein werde die Kontingentsmenge regelmäßig übersteigen, hat sich praeter legem, neben dem Gesetz her, entwickelt und entbehrt meines Erachtens bis auf den heutigen Tag jeder gesetzlichen Sanktion. Ich habe das bereits vor 9 Jahren in der Budgetkommission wie im Plenum des Reichstags zu begründen versucht, konnte jedoch von dem Staatssekretär des Reichsschatzamts nur die Erklärung extrahiren, daß der Bundesrath bei der Zulassung der Berechtigungsscheine davon ausgegangen sei, daß im Falle des Zurückbleibens des steuerpflichtigen Branntweinverbrauchs hinter der Kontingentsmenge die getroffenen Bestimmungen sofort geändert werden müßten. Daß eine solche Eventualität aber je eintreten könne, erschien nur als eine theoretische Spitzfindigkeit. Und doch steht sie jetzt vor der Thür und die Reichsregierung ist gezwungen gewesen, eine Novelle zum Branntweinsteuergesetz von 1887 einzubringen, um die Zusicherung des Reichsschatzsekretärs aus dem Jahre 1889 einzulösen.

Nach den Bestimmungen des Branntweinsteuergesetzes solle nämlich das Gesammtkontingent mit der Kopfzahl der Bevölkerung steigen. Auf Grund der bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1895 festgestellten Bevölkerungsziffer würde es sich danach vom 1. Oktober 1898 an berechnen auf 2 352 386 Hektoliter reinen Alkohol. Nach den in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen würde aber der konsumsteuerpflichtige Verbrauch diese Summe nicht erreichen. Will man die „Berechtigungsscheine“ retten, so muß man also das Kontingent reduziren. Die vorgelegte Novelle schlägt deshalb eine Neuregelung der Kontingentsbestimmungen in der Weise vor, daß für das Kontingent in Zukunft nicht mehr die anwachsende Kopfzahl der Bevölkerung, sondern der fünfjährige Durchschnitt des thatsächlichen Konsums zu Grunde gelegt werde. Für die nächsten 5 Jahre würde sich danach das Kontingent auf 2 221 749 Hektoliter belaufen, also um rund 130 000 Hektoliter hinter dem Sollkontingent des gegenwärtigen Branntweinsteuergesetzes zurückbleiben.

Diese Novelle hat wenigstens ein Gutes. Sie beseitigt auch das letzte Feigenblatt und läßt die famose „Liebesgabe“ in klassischer Nacktheit erscheinen. Jeder, der die Zahl 2 221 749 mit 20 zu multipliziren versteht, der weiß, wenn diese Novelle Gesetz geworden sein wird, auf Heller und Pfennig, wie groß die Summe ist, welche alljährlich während der Dauer des nächsten Brantwein-Quinquennats aus den Taschen der Steuerzahler an eine beschränkte Anzahl privilegirter Branntweinbrenner zu zahlen ist. Die Summe beziffert sich genau auf 44 434 980 Mk., also auf rund $44^1/_2$ Millionen Mark im Jahre. Davon ist eine geringe Summe abzurechnen für Kontingente, die aus irgend einem Grunde nicht abgebrannt werden; $43^1/_2$ Millionen Mark werden jedenfalls regelmäßig zum Zuge kommen.

Es ist das eine respektable Summe, der durch keinerlei agrarische Dialektik der Charakter einer bloßen Zuwendung aus Mitteln der Steuerzahler an eine einzelne Gruppe von Produzenten genommen werden kann.

Wird die Novelle Gesetz, so sind die sogenannten Berechtigungsscheine noch mehr als bisher eine bloße Attrappe, die das baare Geldgeschenk verhüllt. In Wirklichkeit ist dann der Zustand unserer Branntweinsteuergesetzgebung der folgende: Die Branntwein konsumirenden Steuerzahler bezahlen an Konsumabgabe 70 Mk. per Hektoliter. Aus der Steuersumme, die so zusammenkommt, nimmt man all-

jährlich 43½ Millionen Mark und vertheilt sie an einige Tausend Branntweinbrenner nach Maßgabe einer Kontingentsliste, die dafür sorgt, daß die Großen viel und die Kleinen wenig bekommen, während die Kartoffelbauer, die keine Brennerei haben, leer ausgehen.

Man nennt so etwas heute „ausgleichende Gerechtigkeit“.

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

III.

Der preußische Landtag ist in das letzte Jahr seiner fünfjährigen Legislaturperiode getreten und aus der Eröffnungsrede geht hervor, daß man seine Kraft noch ausgiebig in Anspruch nehmen will. Die meisten Vorlagen, die ihm gemacht werden, bewegen sich in der Richtung der Politik, die wir seit vielen Jahren mit Eifer bekämpfen. Ein neues Gesetz über die Anerben soll für Westfalen gemacht werden; vor fünfzig Jahren hatte sich Waldeck den ehrenvollen Titel eines Bauernkönigs dadurch erworben, daß er solchen Bestrebungen kräftig entgegentrat.

Ein solches Gesetz kostet wenigstens dem Staate kein Geld. Sehr kostspielig werden dagegen die Gesetze, durch welche dem Ansiedelungsfonds für die östlichen Provinzen neue hundert Millionen und der Centralgenossenschaftskasse gleichfalls eine stattliche Anzahl Millionen überwiesen werden. In beiden Fällen wird in das lecke Faß der Danaiden geschöpft. Der Ansiedelungsprozeß, der seit zwölf Jahren im Gange ist, hat nicht dahin geführt dem deutschen Elemente in der Provinz Posen wesentlichen Vorschub zu leisten. Der polnische Gutsbesitzer verkauft sein Grundstück zu einem hohen Preise an die Kommission und kauft ein daneben liegendes Grundstück zu mäßigem Preise für sich an. „Der Kobold saß hinten im Faß“, heißt es in einem alten Gedichte.

Die Centralgenossenschaftskasse hat, der Thronrede zu Folge, zu einem erfreulichen Aufschwunge des Genossenschaftswesens geführt. Das heißt in gewöhnliches Deutsch übersetzt: Jedermann, der vom Staate billigen Kredit erhalten will und diesen Kredit nur erhalten kann, wenn er zuvor in eine Genossenschaft eintritt, wird freudigen Herzens Mitglied einer Genossenschaft. Daß es jemals möglich werden wird, alle, die nach Kredit dürsten, mit Kredit zu tränken, ist selbstverständlich eine Unmöglichkeit. Das deutsche Genossenschaftswesen ist kerngesund und nicht leicht todt zu machen. Wenn es todtgeschlagen werden könnte, würde es am sichersten durch diese Staatshilfe geschehen.

Die süße Gewohnheit, alljährlich bedeutende Summen für Lokalbahnen auszugeben, die besser von den Lokalinteressenten aufgebracht würden, wird beibehalten, und den kirchlichen Genossenschaften hilft man dadurch, daß man die Gehälter für die Geistlichen, die jene Genossenschaften selbst aufbringen sollten, auf die Staatskasse übernimmt. Für alle solche Dinge, wie für Zucker- und Spiritusprämien, hat unsere Finanzverwaltung stets heidenmäßig viel Geld; wirkliche Kulturaufgaben, wie der botanische Garten und die königliche Bibliothek, werden in die Wüste verstoßen.

Eine Aufgabe großen Stils wird das Abgeordnetenhaus beschäftigen: es soll das Komptabilitätsgesetz vorgelegt werden. Seit dreißig Jahren erschallt der Ruf danach; kein Finanzminister hat mit der Aufgabe zu Stande kommen können. Die Konflikte zwischen dem bisherigen Ministerialabsolutismus und dem parlamentarischen Rechtsstaat waren zu zahlreich. Herr von Miquel macht alles. Er hat mit bekannter Geschwindigkeit ein solches Gesetz fertig gestellt und wird sicher sein, es mit diesem Abgeordnetenhause zu Stande zu bringen. Wie es ausfallen mag, wird die Zukunft lehren. Wir sehen voraus, daß der Ministerialabsolutismus nicht zu kurz kommen wird und daß der parlamentarische Rechtsstaat mit seinen Ansprüchen ab- und zur Ruhe gewiesen wird.

Noch eine andere Vorlage großen Stils steht in Aussicht; die Ueberschwemmungsschäden sollen in Zukunft unmöglich gemacht werden. Es wird darüber ein Kompromiß mit dem Himmel abzuschließen sein. Unsere staatlichen Wasserbaumeister haben bisher wohl ein bischen zu wenig gethan und wollen es nun dadurch gut machen, daß sie ein bischen zu viel versprechen.

Ein Gesetzentwurf bleibt übrig, der allseitig ohne Widerspruch aufgenommen werden wird; die Amtskautionen sollen abgeschafft werden. Klein, aber niedlich!

Der Reichstag hat sich zum Ausbau des großen Werkes, in dessen Mittelpunkt das bürgerliche Gesetzbuch steht, mit der Revision der Zivilprozeßordnung zu beschäftigen und ist dabei auf ein Pentagramm gestoßen. Die Regierung schlägt vor, die Summe, wegen deren Revision beim Reichsgericht eingelegt werden kann, von 1500 Mark auf 3000 Mk. zu erhöhen und stößt dabei auf allgemeinen Widerspruch. Schön ist der Vorschlag nicht; das geben wir zu; er trägt einen mechanischen Charakter. Aber in der Opposition dagegen hat man versäumt, sich ernstlich mit dem Punkte zu beschäftigen, auf den es ankommt. Das Reichsgericht muß von Arbeiten entlastet werden, damit es die Arbeiten, die ihm bleiben, in würdiger und Dauer verheißender Weise erledigen kann. Die Gerichtshöfe der unteren Instanzen sind häufig genöthigt, ihre Arbeiten in handwerksmäßiger, eiliger Weise zu erledigen. Das Reichsgericht soll jede einzelne Frage, mit der es sich zu befassen hat, wissenschaftlich vertiefen. Es soll nie bei dem Buchstaben des Inhalts stehen bleiben, sondern seinen Geist heraufbeschwören. Damit es diese Aufgabe lösen kann, darf es nicht allzugroß sein, und muß aus auserlesenen Kräften bestehen. Es darf nicht zu sehr beschäftigt sein; seine Arbeit soll mehr im Denken, als im Schreiben bestehen. Wir denken mit Wehmuth an die Zeit zurück, wo noch das Reichsoberhandelsgericht bestand, der idealste Gerichtshof, den das deutsche Volk bisher gesehen hat. Und dadurch, daß ein Gremium bestehl, das seine Aufgabe darin setzt, in den Geist der Gesetze einzudringen, kommen wir zu einer Judikatur, die einheitliche, dauernd fruchtbare Grundsätze herauszuarbeiten vermag. Wenn man das Bestreben an die Spitze stellen will, jedem Bürger des deutschen Reichs die Möglichkeit zu gewähren, die unbedeutendsten seiner Streitigkeiten durch drei Instanzen zu treiben, — während der Regel nach zwei genügen, — so kann es nicht ausbleiben, daß die Rechtsprechung „ruppig“ wird. Wir wollen wünschen, daß es der Kommission gelingt, einen Vorschlag ausfindig zu machen, der den von der Regierung in den Vordergrund gestellten Zweck, wenn auch mit anderen Mitteln, erreicht.

Proteus.

Nachklänge des Kulturkampfes.

Während im Uebrigen selbst in den Kreisen des kirchlichen Protestantismus das Interesse an einer fortdauernden Auseinandersetzung mit der römisch-katholischen Kirche merklich zu erlahmen beginnt, und weiter blickende Theologen*) den Weg zu einer Verständigung anzubahnen suchen, schickt sich der ehemalige Jesuit Graf Paul von Hoensbroech zu immer neuen Waffengängen gegen den Ultramontanismus an. Neuerdings ist er nach der Veröffentlichung einer größeren Zahl von Flugschriften mit schwererem Geschütz auf den Plan getreten, indem er ein umfangreiches Handbuch zur Unterrichtung über das Wesen des Ultramontanismus und zur Anleitung seiner Bekämpfung publizirt hat**)

*) Vgl. die jüngst erschienene Flugschrift: „Friede sei mit Euch“ (Berlin, Hans Friedrich).

**) Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. Von Graf Paul von Hoensbroech. 4 Mk. Berlin 1897, Verlag von Herm. Walther.

An Kompendien der Polemik gegen den römischen Katholizismus ist kein Mangel, neben einigen ausgezeichneten Schriften dieser Art gibt es eine unübersehbare Menge minderwerthiger litterarischer Produktion, die besonders in den letzten fünfzehn Jahren auf den Büchermarkt geworfen worden ist. Der Vorzug der vorliegenden Schrift, soweit sie der Aufklärung über die Vergangenheit und die Tendenzen der römischen Hierarchie dient, ist ihre Beschränkung, sie läßt alle eigentlichen Glaubensfragen aus dem Spiel, und vor allem ihr persönliches Gepräge. Dem Autor stehen die besten und zuverlässigsten Quellen zur Verfügung und eine reiche persönliche Erfahrung im „esoterischen" Katholizismus aus seiner eigenen „Jesuitenzeit".

„Im Ultramontanismus geboren, so schreibt Graf Hoensbroech in der Einleitung zu seinem Werke, in seinen Grundsätzen auferzogen, in langen und peinlichen Kämpfen zur Klarheit gelangt über sein Wesen, halte ich mich mehr als Andere befähigt und befugt, über ihn auszusagen und zum richtigen Kampfe gegen ihn aufzufordern. Der Weg, den ich weisen werde, um den Todfeind der Religion, den Todfeind der gottgewollten staatlichen Selbständigkeit, den Todfeind des Friedens unter den christlichen Konfessionen zu besiegen, ist vielfach ein gänzlich neuer." Diese neuen Gesichtspunkte findet der Autor darin, daß aufs Schärfste zu trennen sei zwischen dem, was religiös Katholisch und dem was Ultramontan ist. Der Mangel dieser Unterscheidung sei der große Fehler aller bisherigen Versuche, sich des Ultramontanismus zu erwehren.

So neu ist nun dieser Weg allerdings nicht. Er ist, um bei dem nächstliegenden zu bleiben, z. B. in der genannten Flugschrift eines evangelischen Theologen mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit kenntlich gemacht, wenn es dort heißt:

„Wie uns kein Wort zu scharf ist, den Geist des katholischen Kirchenthums als die einzig ernst zu nehmende Gefahr der protestantischen Kirche zu brandmarken, so ist uns kein Wort freundlich und liebreich genug, Protestanten und Katholiken um ihres christlichen Glaubens willen zur Duldung und Liebe zu mahnen."

Aber verdienstlich ist ohne Zweifel, daß Hoensbroech in seiner Kritik sowohl wie in seinen praktischen Vorschlägen mit dieser Unterscheidung Ernst zu machen sucht. Er redet niemals mit Bitterkeit, sondern stets in würdiger Form, zuweilen selbst mit Wärme von dem katholischen Glauben, was bei ihm, dem Konvertiten, überaus sympathisch berührt. Um so schärfer freilich wird sein Wort, wo er die Anschauungen und die Handlungsweise der römischen Hierarchie schildert. Er legt die Machtstellung des Papstes dar, sein Absetzungsrecht über weltliche Fürsten, sein Recht der Nichtigkeitserklärung von Staatsgesetzen, seine Auffassung von der bindenden Kraft der Konkordate, sein Recht den Ketzern gegenüber, sein Recht über Schule und Wissenschaft, seine Toleranz und Parität u. s. w. Jede Behauptung ist aufs Sorgfältigste mit reichlichen Beweisstellen aus anerkannten römisch-katholischen Schriftstellern belegt. Es wird ein Bild vor dem Auge des Lesers entrollt, das auch den Duldsamsten mit Ingrimm erfüllen kann und — so müssen wir hinzufügen, — auch erfüllen soll. Denn wenn dies nicht in der Absicht des Autors läge, wenn es ihm vielmehr auf rein sachliche Darstellung ankäme, so würde er seinem düsteren Gemälde den ihm zukommenden kulturhistorischen Hintergrund geben.

Es geht nicht an, die barbarischen Sitten und die geistige Finsterniß vergangener Zeiten ausschließlich der Hierarchie zur Last zu legen, die selbst ein Produkt ihrer Zeit war, es geht auch nicht an, die intolerante römische Hierarchie als eine einzigartige Erscheinung der Weltgeschichte zu brandmarken und zu verschweigen, daß die Hierarchie in anderen Kirchen, vor allem in der evangelischen, wohl weniger Macht, aber sicherlich keinen bessern Willen gehabt hat als jene. Wer den Klerikalismus sachlich darstellen will, darf nicht verschweigen, daß Calvin den Feuertod Servets zu verantworten hat, daß Luther und Melanchthon in der bekannten fürstlichen Eheangelegenheit sich eines echten und rechten „Jesuitenstückleins" schuldig gemacht haben, daß die lutherische Orthodoxie an Ketzer- und Hexenverfolgung, an fanatischem Haß gegen die Wissenschaft, an hierarchischem Egoismus in nichts hinter dem Romanismus zurückbleibt.

Hätte Graf Hoensbroech den Ultramontanismus mehr als Historiker denn als Jurist darzustellen sich bemüht, so hätte er allerdings schwerlich bei seiner These: „Der Ultramontanismus ist der Feind" verbleiben können, er würde diesen Feind in jeglicher mit Macht ausgerüsteten kirchlichen orthodoxen Hierarchie alsdann suchen müssen. Aber es ist dem Autor lediglich darum zu thun, die These, die er nicht erst aus geschichtlichen Untersuchungen zu gewinnen braucht, mit geschichtlichem Material zu bekleiden. Diesem Zwecke diente der erste Theil seines Buches.

In der zweiten, eigenartigeren Hälfte des Buches entwickelt Graf Hoensbroech seine Gedanken über die zweckmäßigste Form des staatlichen Kampfes gegen die römische Hierarchie. Wenn Hoensbroech urtheilt, daß der preußische Staat bisher keine sonderlich glückliche Hand in diesem Kampfe gehabt habe, wird er auf den Beifall aller seiner Leser rechnen können. Kein treffenderes Wort steht in der ganzen Schrift als das von „Preußens gewohnheitlichem Ungeschick im Kampfe gegen Rom". Der bewundernde Verehrer des Fürsten Bismarck nennt den Kulturkampf dessen größten Fehler. Den Grundfehler der Kulturkampfgesetze erblickt der Verfasser nicht in dem Charakter der Ausnahmegesetzgebung, sondern in dem Umstande, daß mit dem Ultramontanismus zugleich der Katholizismus getroffen wurde. Es kann nichts Unklugeres und Verderblicheres geben, so bemerkt er, als wenn eine Regierung, in deren Land Millionen von Anhängern einer bestimmten Religion wohnen, diese Religion durch Gesetze belästigt oder gar verfolgt. Die preußische Regierung aber sei tyrannisch und brutal verletzend verfahren, in gröbster Unkenntniß der katholisch-religiösen Anschauungen, ja von gehässiger Gesinnung gegen dieselben geleitet.

Wenn man diese scharfe Beurtheilung der preußischen Kampfgesetze liest, kann man den Verdacht nicht ganz unterdrücken, der Autor bediene sich hier der stärksten Worte, um seine eigenen Vorschläge in ein möglichst mildes Licht zu rücken. Denn daß diese Vorschläge zur staatlichen Bekämpfung der römischen Kirche um vieles schonender seien als die preußischen Kulturkampfgesetze, kann man kaum sagen. Hoensbroech befürwortet nämlich nichts geringeres, als den Abbruch aller diplomatischen Beziehungen zum Vatikan. Dem Papste müßte seitens der Regierungen erklärt werden:

„Wenn Du heraustrittst aus Deiner religiösen Stellung als geistliches Haupt einer großen Zahl unserer christlichen Unterthanen, wenn Du irgendwie mittelbar oder unmittelbar in unsere innerstaatlichen politischen Verhältnisse einzugreifen suchst, wenn Du auftrittst als weltlicher Fürst, mit dem Verlangen weltlich fürstlicher Ehrenbezeugungen in weltlich-höfischer Form und Etiquette, dann existirst Du für uns nicht."

Durch beharrliche Weigerung der Staaten, ihren Unterthanen die Erlaubniß zum Tragen päpstlicher Orden und Uniformen zu ertheilen, muß das Papstthum gezwungen werden, diese Unsitte fallen zu lassen.

„Kurzsichtige Rathgeber waren es, die unserm Kaiser riethen, bei seinem Besuche in Rom dem päpstlichen Hofzeremoniell sich zu unterwerfen und großartige, kostspielige Veranstaltungen treffen zu lassen, um die ultramontane Anmaßung vom Papst-König aufrecht zu erhalten und anzuerkennen. Kurzsichtige und unwissende Rathgeber sind es, die unserm Kaiser rathen, die ultramontanen Bischöfe auszuzeichnen durch Besuche und hohe Orden."

Ein katholischer Bischof gehört nach Hoensbroech weder in das Herrenhaus, noch in den Staatsrath, überhaupt nicht in politische Körperschaften, in die er nur durch allerhöchstes Vertrauen berufen werden kann.

Diese staatlichen Maßregeln nennt Hoensbroech die „Durchschneidung der ultramontanen Wurzel." Daneben empfiehlt er andere Maßnahmen.

„An den Hochschulen müssen Vorlesungen über den Ultramontanismus gehalten, es muß ein Katheder für den Ultramontanismus errichtet werden. Stoff für ein ganzes Semester bietet der Ultramontanismus überreichlich.“

Mit diesem genialen Gedanken wäre allerdings dem so viel beklagten doktrinären Betriebe der Wissenschaft auf unseren Universitäten mit einem Schlage abgeholfen. Als fernere Themata würden sich empfehlen: Wesen und Nothwendigkeit von Ausnahmegesetzen gegen den Sozialismus; die deutsche Flotte, was sie ist und was sie werden muß. Stoff für ein ganzes Semester bieten auch diese Vorlesungen ohne allen Zweifel.

Als zweite Maßnahme empfiehlt der Graf die Bildung einer liberal-katholischen Partei — durch den Staat. Der preußische Staat wird aufgefordert, den vorhandenen liberal-katholischen Beamten Muth zu machen, sich offen zur katholischen Religion und ebenso offen als Gegner des Ultramontanismus zu bekennen.

„Es ist nun leider einmal so unter uns Menschen: wir bedürfen, auch wenn es sich um Ueberzeugungen handelt, der äußeren Stütze. Die Stütze in sachgemäßer, verständiger Weise zu bieten, ist in unserem Falle Sache des Staates.“

Es ist zu verwundern, das nach den Erfahrungen, die man mit dem Altkatholizismus gemacht hat, ein so unterrichteter Mann, wie der Autor, noch an die kirchliche Zeugungskraft des Staates glaubt. Unbegreiflicher Optimismus: ein Glaube, der ermuthigt werden muß, der der äußeren Stütze bedarf, sollte dem Klerikalismus gefährlich werden können! Es gibt eine andere Reformbewegung dieses Jahrhunderts, die der römischen Kirche allerdings hätte gefährlich werden können, wenn der Staat sich nicht hineingemengt hätte, um die Geschäfte der kirchlichen Reaktion zu besorgen. Das war der Deutschkatholizismus, der die geringschätzige Behandlung, die man ihm heute zu Theil werden läßt, in der That nicht verdient. Das war eine spontan aus dem Herzen des Volkes, des gebildeten deutschen Bürgerthums, entstandene Bewegung, die das Band zwischen katholischem Glauben und ultramontaner Hierarchie zerreißen wollte, also eben das plante, was Graf Hoensbroech als sein besonderes Ziel hinstellt.

Weiter plädirt Hoensbroech für eine Verschärfung des § 130a des Str. G.-B., der als „Kanzelparagraph“ bekannt ist. Er vermißt nämlich eine strafrechtliche Verfolgung des Priesters, der die Beichte zu politischen Zwecken mißbraucht.

„Tausende von verwickelten Rechtsfragen, Tausende von bedeutungsvollen politischen Fragen werden täglich im Beichtstuhl verhandelt und entschieden. Dort holt man sich Verhaltungsmaßregeln für Prozesse, für öffentliche Wahlen, für Abstimmungen in politischen und kommunalen Körperschaften; dort frägt Kläger und Beklagter, Richter, Anwalt und Zeuge, Staatsbeamter und Soldat, was er in einzelnen Fällen, oft von folgenschwerster und allgemeinster Bedeutung zu thun habe.“

Auf diesen Mißbrauch will der Autor eine Strafe gesetzt wissen. Daß es in der Praxis in fast allen Fällen unmöglich sein würde, einen Unterschied zwischen religiös-sittlicher und rein praktischer, z. B. politischer, Belehrung zu statuiren, gesteht der Verfasser selbst zu. Wenn sich die Polizei aber immer „ein Schnippchen schlagen“ lassen muß, thut man unter allen Umständen klüger, sie überhaupt nicht herbeizurufen. Hoensbroech verspricht sich indessen von Polizeimaßregeln so viel, daß er an eine „starke Regierung“ die Forderung stellt, sie solle der römischen Geistlichkeit die thätige Antheilnahme an der Politik überhaupt untersagen! Um der preußischen Regierung einen derartigen Rath zu geben, hätte der Graf seinen Orden in der That nicht zu verlassen brauchen. Wir bedauern diese Maßlosigkeit, mit der sich der redliche Streiter für seine in heißem Kampf errungene Ueberzeugung selbst die Wege versperrt.

So viel Sympathie der Wahrheitsmuth und die religiöse Wärme des Grafen Paul von Hoensbroech auch wachruft, so wenig darf man verschweigen, daß seine publizistische Wirksamkeit in ihren Zielen dem konfessionellen Frieden auf keine Weise dient. Auf diesen Frieden sind wir aber angewiesen besonders in Zeiten, wo die gesammte nationale Kultur durch den Klassenegoismus des theils evangelischen, theils katholischen, immer aber eigennützigen Junkerthums bedroht ist. Ohne Noth soll man die „schlafenden Hunde“ des konfessionellen Haders nicht wecken. Auch im Stillen, wenn die Oeffentlichkeit sich nicht mit ihnen befaßt, wachsen die Dinge weiter. Und die Zeiten des Klerikalismus werden in deutschen Landen gewiß einmal abgelaufen sein. Aber dazu verhilft uns keine kirchenpolitische Mache, noch weniger der Polizeistock, das kann allein durch eine religiöse Bewegung geschehen, die aus dem freiheitlichen Geiste des deutschen Volkes geboren ist!

P. Lenzberg.

Gabriel Monod und der französische Idealismus.

Unter den Stimmen, die eine Wiederaufnahme des Prozesses Dreyfus verlangen, ward eine laut, die besondere Beachtung verdient, weil sie von einem Gelehrten, einem Manne ausgeht, der dem öffentlichen Leben fernsteht, und dessen hohe Rechtschaffenheit die unwiderlegliche Bürgschaft dafür ist, daß nur die reinste Menschenliebe und das höchste Gerechtigkeitsgefühl ihn dazu getrieben haben, von den Gerichten seines Landes lieber das ehrliche Eingeständniß eines Irrthums zu fordern, als einen Unschuldigen länger die Qualen eines Sträflings tragen zu lassen. Was wäre denn auch in dieser Forderung Beleidigendes für die Gerichte? Entweder bestätigt die erneute unparteiische Durchsicht des Prozesses die Richtigkeit des Urtheils und sie ist somit ehrenvoll für die Richter, oder sie gibt ihnen Gelegenheit, einen Irrthum gut zu machen und ehrt dann ihr menschliches, rechtschaffenes Gefühl. So sollte es sein!

Der Mann, der seine Stimme vor Kurzem erhoben hat, ist Gabriel Monod, der einer alten, weitverzweigten Hugenottenfamilie angehört, von welcher sich Mitglieder in allen Theilen Frankreichs finden. Ein Onkel des Genannten, Adolph Monod, hat als evangelischer Kanzelredner einen großen Ruf auch außerhalb Frankreichs gehabt und seine gedruckten Predigten sind vielfach übersetzt worden und namentlich in Deutschland und der Schweiz hoch geschätzt. Gabriel Monod hatte sich bekanntlich das Studium der Geschichte erwählt, hatte auch auf deutschen Universitäten studirt und wurde noch sehr jung von dem damaligen Minister Duruy zum Lehrer an der von diesem gestifteten Ecole des hautes études ernannt. Später ist er Professor an der Ecole normale geworden. In den vortrefflichen Traditionen seines Stammes (denn so kann man die ausgebreitete Familie, die den Namen Monod trägt, wohl nennen) erzogen, zeigte er sich von früh auf als eine edle Natur und seine geistigen Fähigkeiten erhoben ihn bald anerkanntermaßen in die erste Reihe tiefer, gründlicher Gelehrten der Geschichtsforschung, die Frankreich aufzuweisen hat. Zugleich Patriot im edelsten Sinne des Wortes, machte er, noch sehr jung, den Krieg von 1870 als freiwilliger Krankenpfleger mit und war so aufopfernd und unermüdlich Hilfe zu leisten und Leiden zu mildern, daß er noch jetzt, nach so langen Jahren, fortwährend Beweise der dankbarsten Erinnerung und Liebe erhält, von solchen, die er gepflegt und denen er geholfen. Nach dem Kriege veröffentlichte er eine Schrift „Allemands et Français“, worin er so vorurtheilslos die Thatsachen beleuchtete, daß es ihm damals von Seiten seiner Landsleute manchen Angriff eintrug. Ganz besonderen Werth legen kompetente Beurtheiler überdies der von Monod gegründeten Revue historique bei, deren Chefredakteur und Haupt-Mitarbeiter er blieb.

Ein Vierteljahrhundert verging, ohne daß diesem stillen, edlen, gelehrten Wirken eine andere Anerkennung wurde als die allgemeiner Achtung und vieler Liebe. Da faßten seine in Frankreich schon an vielen Orten als Lehrer der Geschichte wirkenden Schüler und die, welche noch unter seiner Obhut lernten, den Entschluß, dem verehrten Lehrer ein Liebesfest zu bereiten als Ausdruck ihres Dankes. Am 14. November 1896 versammelte sich, im Saal des Doktorats in der Sorbonne zu Paris, eine Gesellschaft von zweihundert jungen Leuten, aus allen Theilen Frankreichs und der Schweiz dazu herbeigekommen, nebst vielen Professoren der Universität und Mitgliedern des Instituts; es präsidirten Gaston-Paris, der bekannte gelehrte Kenner der französischen Poesie des Mittelalters, ein intimer Freund Monod's, sowie der Historiker Ernst Lavisse, ebenfalls ein Freund und Studiengenosse Monod's. Der Letztere überreichte Monod ein Werk, das eine Sammlung von Arbeiten der Schüler über das französische Mittelalter enthielt. Der Redner schloß mit den herzlichen Worten:

„Ich mußte, lieber Freund, Dir diese Dinge alle sagen, weil ich im Namen Deiner Schüler spreche, die sie denken. Um der Lehrer zu sein, welcher Du bist, genügte die Wissenschaft nicht, man mußte noch dazu die Tugend der Hingebung haben und die schöne und seltene Fähigkeit, Anderen nützlich zu werden. Habe Dank im Namen Aller, daß Du ein nützlicher Mensch bist. Sei auch beglückwünscht: Du weißt aus Erfahrung, daß der befriedigendste Gebrauch, den man vom Leben machen kann, der ist: einen Theil seiner selbst auszugeben und sich zu bemühen, Menschen und Dinge besser zu machen."

Am 27. Juli des letzten Jahres bat man Monod, der jetzt dem Institut angehört und Präsident der Ecole des hautes études ist, einer Versammlung zu präsidiren, die am Schluß des Lehrjahrs alljährlich in einem Institut stattfindet, an dessen Gründung er den größten Antheil gehabt und das sich als vortreffliche Organisation bewährt hat; es ist dies die Ecole Alsacienne, eine kurz nach dem Kriege durch die Großmuth elsässisch-französischer Patrioten gestiftete Schule, die aus kleinen Anfängen sich bald zu der Bedeutung eines Musterinstituts erhob und im letzten Jahr ihr 25jähriges Entstehungsfest feierte. Bei dieser Gelegenheit hielt Monod eine Rede. Er widmete seine Rede der Erinnerung an den ersten Direktor der Schule, Herrn Rieder, der ihr 17 Jahre lang vorgestanden und sie zu ihrer jetzigen Entwicklung geführt hatte. In dem schöngezeichneten Bilde eines vornehmen, in unermüdlicher Pflichterfüllung verbrachten Lebens, zeigte er der Jugend, wie der Mensch, der Bürger, das Mitglied einer Gemeinschaft, leben soll, und er schloß mit folgenden Worten, nachdem er von der unvertilgbaren Heiterkeit Rieder's bei allem tiefen Ernst seines Wesens gesprochen hatte:

„Glaubt nicht, daß seine frühzeitige ernste Reife traurig gewesen sei, noch daß seine ernste Jugend etwas Gelangweiltes und Verstimmtes gehabt hätte. Im Gegentheil, aus diesem Ernst selbst schöpfte er eine Heiterkeit, eine Fröhlichkeit, die sich nie verleugneten. „Die wahre Freude ist eine ernste Sache", sagte der stoische Philosoph, wie auch der heilige Paulus seinen Schülern sagte: „seid fröhlich". Was auch die Skeptiker und die Spötter sagen mögen, die Tugend ist immer noch der sicherste Weg des Glücks und nur die reinen Seelen allein kennen die wahre Freude. — — — — —

Ihr, meine lieben Kinder, werdet nicht vergessen, was Euer alter Direktor war, und wie er sich von früh auf bestrebt hat, ein nützlicher, thätiger und wohlthätiger Mensch zu sein. Ihr werdet streben arbeitsam, bescheiden, gewissenhaft zu sein wie er; wie er werdet Ihr an Euren Familien, an Euren Lehrern hängen, nachsichtig gegen Eure Kameraden und streng gegen Euch selbst sein. Ihr werdet Euch ein hohes und religiöses Ideal vom Leben machen wie er. Ihr werdet wie er zugleich voll Glauben und voll Begeisterung sein und Euch frei halten von der übelwollenden Ironie, der sogenannten Pariser blague, die sich für geistreich hält und nur eine Grimasse des Geistes ist, die schönen Gefühle vertrocknet, die großen Gedanken verkleinert, alle Impulse des Herzens aufhält und nur blasirte, unfähige Menschen machen kann. Ihr werdet wie er suchen in Euch das kleine Theil Originalität, diese persönliche Macht, die sich in jedem Menschen findet, zu entwickeln, um sie in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Möge sein doppelter Patriotismus in Euch weiter leben, französischer und elsässischer Patriotismus! Ihr habt in dieser Beziehung eine große Aufgabe, zu der Euch sein Beispiel auffordert.

Frankreich hat unmittelbar nach dem Krieg mit Energie das Werk seiner Reorganisation in materieller, politischer, militärischer Hinsicht und im Schulwesen begonnen und hat dabei ein schönes Beispiel von Lebensfähigkeit und Patriotismus gegeben. Aber, man muß es gestehen, seit einigen Jahren macht sich eine Art Erschlaffung und Erniedrigung in den Geistern und Herzen, in den Sitten der Einzelnen und im öffentlichen Leben, bemerklich. Es genügt um sich zu schauen, um davon die beunruhigenden Symptome wahrzunehmen. Eine gewisse Litteratur und besonders eine gewisse Presse erregen die ungesunden Begierden, beflecken und vergiften die Phantasie, verdunkeln die Zartheit des moralischen Gefühls sogar bis auf den Begriff des Guten und Bösen und bemühen sich Frankreich entnervte Generationen zu geben, welche weder fähig sein werden ihm im Frieden zu dienen noch es im Kriege zu vertheidigen. Und es ist gerade vorzüglich die Jugend, an die sich diese Unternehmer öffentlicher Demoralisation wenden und andrängen, indem sie dieselbe durch trügerischen Anschein von Kunst und Litteratur täuschen. Aber die Jugend selbst muß sich und das Vaterland durch ihre Empörung und ihre Verachtung gegen Jene vertheidigen. Unser Land ist nicht nur durch eine eifrige Konkurrenz und die wachsende Macht kühner und thätiger Nationen gefährdet, es ist vorzüglich durch die Erschlaffung seiner eigenen Energieen, der physischen wie der moralischen, bedroht. Es ruft Euch zu Hilfe, junge Leute! Ihr werdet seinem Rufe antworten, indem Ihr Euch durch Arbeit, durch fortgesetzte Anstrengung, um Euren Geist zu bereichern und Eure Seele zu veredeln, für ein Leben der Pflicht und der Hingebung vorbereitet. So werdet Ihr uns ein kräftigeres und auch ein freudigeres Frankreich schaffen als das heutige, weil es ein gesünderes sein wird. Junge Leute der Ecole Alsacienne. Ihr habt inmitten der französischen Jugend besondere Pflichten zu erfüllen, schon um des Namens Eurer Schule willen, um der Erziehung willen, die Ihr daselbst erhalten habt, und die schon früh durch Freiheit und Vertrauen in Euch das Gefühl der Verantwortlichkeit genährt hat. Ihr wißt es besser als Andere, daß Frankreich nicht nur seinen Rang in der Welt wieder einzunehmen, sondern auch Verluste gut zu machen hat. Um diesen Rang wieder einzunehmen, um die Verluste gut zu machen, genügt es nicht, es zu wünschen, nicht einmal es zu wollen, man muß es auch verdienen. Die Zukunft ist in Euren Händen. Verdient, lieben Kinder, für das Frankreich des heiligen Ludwig und der Jeanne d'Arc, Rocroy's und Valmy's, eine Zukunft seiner Vergangenheit würdig."

Auf Männer, die so sprechen, muß man blicken, will man richtig beurtheilen, wie die Ereignisse der letzten Monate, Wochen und Tage in Frankreich auf jene Gemeinde wirken, die die eigentliche moralische und intellektuelle Kraft des Landes ausmachen.

Rom. Malwida von Meysenbug.

Der erste Curator von Bonn.

Als vor einiger Zeit häßliche Denunziationen die Absetzung des Kurators der Universität Bonn forderten, weil die politischen Anschauungen des Dr. v. Rottenburg den dort studirenden Prinzen schaden könnten, da hat meines Wissens Niemand daran erinnert, daß schon der erste Curator der rheinischen Universität ganz analogen Anklagen erlag. Philipp Joseph v. Rehfues hat auf dem Denkmal Friedrich Wilhelms III. in Köln seinen verdienten Platz gefunden: auf dem Reliefffries steht er zwischen Altenstein und Schleiermacher, würdigen Vertretern einer großdenkenden Zeit gleich ihm. Aber die Regierung Friedrich Wilhelms IV. hat auch in Bezug auf Rehfues anderen Prinzipien gehuldigt als die seines Vaters. Weil die Ultramontanen sich durch Rehfues' Schilderungen der Pfaffenherrschaft im mittelalterlichen Italien beleidigt sahen, mußte der Mitorganisator der Hochschule (1842) sein Amt niederlegen. „So weit war die Staatsgewalt bereits eingeschüchtert", sagt Treitschke (Deutsche Geschichte 5, 297): „ein protestantischer königlicher Curator wurde entlassen, weil seine Dichtungen einem katholischen Bischof nicht gefielen." Wir werden es hoffentlich heute nicht mehr erleben, daß die

Staatsgewalt so weit eingeschüchtert ist, einen verdienten hohen Beamten zu entlassen, weil seine Reden einem paar Studenten nicht gefallen könnten.

Aber selbst diese Analogie hat die Erinnerung an den vergessenen Rehfues nicht beleben können. Als einst sein bestes Werk „Scipio Cicala“ (1832, 1840) erschien, überboten sich die tadelfrohesten Kritiker wie Gutzkow und Scherr im Lobe, und die Persönlichkeit des Autors hatte daran keinen Antheil, denn er war anonym geblieben. Jetzt ist vor Kurzem eine recht geschickte Bearbeitung des Romans mit berechtigten Verkürzungen von L. Passarge (bei Reclam) herausgegeben worden; aber ich habe das hübsche Buch noch in keiner fremden Hand gesehen.

Altmodisch ist der „Scipio Cicala“ gewiß. (Ich merke gleich an, daß bei dem Vatersnamen des Helden der Ton auf der zweiten Silbe liegt. Der Schatzmeister des Fürsten von Salerno lobt den Namen, der vollwichtig klinge wie ein Doppelthaler. „Werfet dafür die Namen der Dentici, der Malizia, der Fiscori auf den Tisch, und es klingt wie Kupfermünze“). Aber wenn ich auch Karl Hillebrand's Preisfrage mir nicht ganz aneignen kann: „Warum sind die alten Romane so unterhaltend und die neuen so langweilig?“ — so möchte ich mich doch mit der Umkehr der hierin enthaltenen Behauptung noch weniger einverstanden erklären. Ich muß gerade jetzt „alte Romane“ in beträchtlicher Masse lesen, und ich kann versichern, daß nicht nur Wilibald Alexis und Jeremias Gotthelf, bei denen man es (in der Theorie!) eingesteht, sondern auch Holtei und Th. Mügge noch viel lesbarer sind, als man glauben sollte. Sie haben freilich Alle Längen, und es sind nicht immer, wie Schumann von Schubert rühmte, „göttliche Längen“. Aber gemüthlich und behaglich ist diese Breitspurigkeit, während die Zola's nach meiner Ansicht nur langweilig ist. Diese alten Herren durcheilen die Romanstrecke noch nicht mit der Eisenbahn; gemüthlich fahren sie in der Post und steigen gern einmal aus, um eine Ruine am Wege oder ein paar heulende alte Weiber abzuzeichnen. Heut darf man freilich höchstens bei fünf Minuten Aufenthalt auf der Station das Glas Bier einer sozialpolitischen Bemerkung oder die Brauselimonade einer physiopsychologischen Offenbarung zu sich nehmen. Ich schätze viele von den Modernen sehr hoch; denk' ich aber an Männer wie Alexis, Gotthelf, Sealsfield, Rehfues, so bin ich geneigt, Th. Fontane beizustimmen:

Ich halt es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer dran!

Rehfues hat auch seinen Zopf, und einen recht merkwürdigen. Aber „zopfig“ ist er deshalb doch nicht. Im Gegentheil gehört dieser begabte Schwabe zu den Beneidenswerthen, für die der romantische Glaube an das Wunderland Italia die Seligkeit eines ganzen Lebens bedeutete. Dorthin zog es schon den Tübinger Stiftler: wie für seine Landsleute Hölderlin, Waiblinger, Vischer war ihm Italien das irdische Paradies. Und als er kaum zweiundzwanzig Jahre alt war, durfte der Glückliche (1801) in angesehener Stellung seinen großen Wunsch erfüllt sehen. Nun aber zeigt sich gleich seine Eigenart. Die Antike hatte ihn nach Italien gerufen; als er dort war, eroberte ihn das Volksleben, fesselten ihn die politischen Verhältnisse. Die schwäbischen Gelehrten haben alle einen Zug zur Politik, und neben strengen Doktrinairen wie Uhland und Vischer stehen unter ihnen gewandte Diplomatennaturen wie Spittler und Reinhard. Rehfues gehört einer dritten Klasse an, der erfolgreichsten: idealistisch gesinnte Realpolitiker wie Pfizer und Rümelin bilden sie. Sie vereint mit dem schwäbischen Talent selbständigen Urtheils eine sichere Beobachtungsgabe und die Fähigkeit raschen Handelns. Die Beobachtung bewährte der junge Hauslehrer in zahlreichen Berichten über italienisches Leben, die bald in Cotta's Verlag erschienen; die schwäbische Gewandtheit, die so häufig scheint wie die demselben Stamm so oft eigene Verträumtheit, verschaffte ihm sogar diplomatische Aufträge: er sollte den Kronprinzen von Bayern, den späteren König Ludwig, für die Ehe mit einer Tochter der berüchtigten Königin Karoline von Neapel gewinnen. Aber unermüdlich setzt er, durch seine Schriften unabhängig gestellt, seine Reisen fort, die immer der Beobachtung der Volkszustände galten: nach Spanien, nach Frankreich. Da erhebt sich in der Heimath sein eigenes Volk und die Ereignisse von 1813 erwecken in dem Weltbürger den Patrioten. Er schreibt „Reden an das deutsche Volk“, die denen Fichte's kein unwürdiges Gegenstück sein sollen; er erregt das Interesse des großen Ministers Stein. Er erhält ein höheres Amt in der Verwaltung der neugewonnenen Rheinlande, bemüht sich eifrig, die dort geplante Universität für seinen Amtssitz, die Stadt Bonn, zu gewinnen, wird ihr Mitorganisator, dann Curator (1819). Eine neue Reise nach Italien (1826—27) erweckt die alte Liebe zu jenem Lande; aber es zeigt sich ihm in neuer Beleuchtung. Das politische Interesse verdrängt das rein ästhetische. Die Einseitigkeit, mit der Goethe nur das Schöne von Italien sehen wollte, hätte auch wohl der Dichter bei einer zweiten Reise nach Neapel und Rom nicht behaupten können; gab doch schon seine zweite Fahrt nach Venedig seiner Schwärmerei einen Stoß. Der im praktischen Leben gereifte Beamte konnte sich diesem Eindruck noch weniger entziehen. „Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen“, schrieb Goethe; Rehfues hätte sagen mögen: aus Deutschland, dem von der Barbarei mächtig zur Kultur aufstrebenden, sah ich mich nach Italien in den allgemeinen Verfall versetzt, aus der strebenden Gegenwart in das absterbende Mittelalter. Das ist wenigstens der Eindruck, der seine beiden bedeutendsten historischen Romane beherrscht; den „Scipio Cicala“ und die „Belagerung des Kastells von Gozzo“ (1834). Politisch-pädagogisch sind sie schon gemeint; das fühlte der neue Erzbischof von Köln bei seiner Klage ganz richtig heraus. In der spanischen Mißwirthschaft, in der engen Verbrüderung des Adels mit der Klerisei sah Rehfues die Wurzel alles Unglücks für Italien. Wo er die habgierigen oder fetten Mönche, die für alle nationalen Regungen tauben Beamte schildert, da führt ihm die Entrüstung die Feder. Und wenn im „Cicala“ die Empörung gegen die Fremdherrschaft vorgeführt wird, so klingt die Begeisterung der deutschen Freiheitskriege nach.

Aber Rehfues ist von der Tendenz weit entfernt, einfach neuere Erlebnisse in altes Kostüm stecken zu wollen. Im Gegentheil ist unter den zahllosen historischen Romanen der Epigonen Walter Scott's in Deutschland kaum ein einziger (die besten von Wilibald Alexis ausgenommen), in dem das Zeitkolorit mit solcher Treue, der Lokalton mit solcher Bestimmtheit getroffen wäre. Es ist ganz erstaunlich, wie der süddeutsche Theolog sich in die religiösen Vorstellungen der Neapolitaner, der preußische Verwaltungsbeamte in die Ehrbegriffe des spanischen Wachtmeisters einzufühlen weiß:

„Der Bruder Castaldus pflegte zu sagen: es gibt einen besonderen Platz in der Hölle, der für die Verdammniß der Kornhändler bestimmt ist. Da sitzen sie in tiefen Behältern bis an den Hals im schönsten Weizen. Der entsetzlichste Hunger quält sie; aber sie vermögen die gefüllte Hand nicht bis zum Munde zu erheben, und den Mund bis zum Weizen zu senken. So sitzen sie in der Mitte des Ueberflusses, die ganze Ewigkeit hindurch vom nagendsten Hunger gemartert. Und verdienen sie's besser?“

Diese Vorstellung ist so echt national, daß Dante und der letzte Lazzarone sich in ihr begegnen könnten. Die Kneipszene im zweiten Theil des „Cicala“ stellt Matilda Serao's Buch „Nel paese della cocagna“ in Schatten. Dabei ist aber Rehfues keineswegs nur ein treuer Nachzeichner. Vielmehr ist seine Erfindungsgabe fast noch erstaunlicher. Unaufhörlich fallen ihm neue spannende Verwicklungen ein, im „Castell von Gozzo“ jagen und drängen sie sich fast zu sehr. Aus seiner alten Heimath hat er die besondere Liebhaberei für „Originale“ mitgebracht: seltsame Käuze von aller Art tauchen auf, wunderliche alte Gebräuche werden hervorgezogen, wie die unvergleichliche Scene der beiden Klageweiber im „Cicala“, tolle Abenteuer werden

mit Behagen vorgetragen. An Cervantes erinnert (im ersten Band des „Castells“) die Scene, wo das Volk die beiden Dickbäuche wie Spielbälle hin und her auseinander wirft:

„Der Mönch, ziegelroth im Gesichte, die Augen und den Mund fast krampfhaft geschlossen, schien sich in sein Schicksal ergeben zu haben, und empfing geduldig die Stöße, die ihm bestimmt waren. Der Kornhändler, blaß, wie angelaufenes Blei, mit herausliegendem, talgähnlichem Auge, den Mund weit geöffnet und die Unterlippe schlaff herunterhängend, schien kaum noch eine Spur von Leben zu haben. Beiden floß der Schweiß in Strömen von den Wangen und ihre Massen begannen sichtbarlich zu schmelzen. Allgemein machten die Umstehenden die Bemerkung, daß die beiden Wänste ihre Elastizität verloren hätten, und eine der Frauen wollte das verminderte Gewicht derselben sogar durch einen Sinn erkennen, der sonst nicht für die Beurtheilung räumlicher Verhältnisse geeignet ist . . .“

Soviel Vorzüge können wohl für allerlei Mängel der Technik entschädigen. Rehfues, der wie C. F. Meyer sich erst in höherem Alter der eigentlichen Litteratur zugewandt hat, bringt wie der Meister der historischen Novelle etwas mit, das den zu früh beginnenden Jüngern W. Scotts durchweg fehlt: die Erkenntniß der dauernden Verhältnisse und Typen, die in allen Zeiten und Orten wiederkehren. Er entgeht daher dem von so wenig historischen Erzählungen vermiedenen Hauptfehler, das Fremdartige allein stark zu unterstreichen. Der Reiseschriftsteller und der Historiker werden beide das Ungewöhnliche besonders stark beachten und es selten aufzuzeichnen vergessen; lernt nun der Romandichter nur von ihnen, so wird er leicht Figuren, Landschaften, Scenen hinzeichnen, die wie leere Erfindung wirken, der Menschenkenner dagegen, der an die Erscheinungen fremder Zeiten und Zonen schon mit einer sicheren Kenntniß der dauernden Eigenschaften des Menschen herantritt, wird diese als selbstverständliche Ingredienzien beimischen und dadurch der historischen Novelle oder dem historischen Roman das nöthige Schwergewicht verleihen. Dies besitzen Rehfues' Romane; sie sind keine Theaterstücke, in denen Marionetten wunderbare Dinge zu leisten haben. Aber allerdings zeigt er neben jener altmodischen Umständlichkeit, die die kostbarste Zeit an einen Gang durch den Marstall des Fürsten von Salerno verschwendet, eine starke Vorliebe für „romanhafte Vorgänge“. Der unterirdische Greis im „Cicala“ ist unerlaubt abenteuerlich; während die drei Gestalten des großen Hauptverschwörers recht geschickt im Bereich der Möglichkeit gehalten werden. Wendet man aber ferner ein, es sei allzu unwahrscheinlich, daß ein Mann in fünf Tagen so viel Merkwürdiges erlebt wie Scipio Cicala, so erwidere ich: es ist genau so unwahrscheinlich, daß auf einer Stube sich so viel originelle Individualitäten treffen wie etwa in Ibsen's „Wildente“.

Aber seinen Zopf hat er doch: das ist die Leidenschaft für die Beschreibung von Gemälden. Sie war um die Wende des Jahrhunderts viel verbreitet; Heinse hat in seinen Romanen so gern ungemalte Gemäldegalerien angebracht wie ein hundert Jahre später Theophile Gautier; der alte Goethe hat in den „Wanderjahren“ und sonst dieser Mode nachgegeben; E. Th. A. Hoffmann hat halb ironisch halb ernst damit gespielt. Aber Rehfues treibt es etwas weit. Seine erste Schrift war eine gelehrte Abhandlung über die Gemäldesammlung des Philostratus (1800) gewesen, jenes antiken Sophisten, der eine erfundene Galerie wirksam beschrieb und auch Goethe zu philologischer Bemühung angereizt hat. Er hat zu viel von Philostratus gelernt. „Im dritten Buche des „Cicala“ sagt Passarge, „schildert er eine förmliche Galerie von Gemälden aus dem Leben des heiligen Romuald, und zwar in einer Situation, wo der Held sozusagen auf Kohlen steht“. Im „Kastell von Gozzo“ sind die Gemäldebeschreibungen wenigstens in die Handlung verwebt. Aber diese Bilder genügen dem Autor noch nicht: er muß auch noch „lebende Bilder“ stellen. Auch das war eine Tagesliebhaberei, die sich in der Litteratur auch sonst (z. B. in den „Wahlverwandtschaften“) abspiegelt. Es mag auch noch hingehen, wenn der „Cicala“ mit einer Gruppe eröffnet wird, in der drei Gestalten die Parzen nachbilden; aber es ist zu arg, wenn wir bald darauf in Neapel „ein lebendiges Gemälde von Johann Breughel, wie man es so leicht nicht wiedersehen wird“, betrachten müssen. Da vergessen wir das Kunstwerk, verlieren die Stimmung und fühlen uns inmitten einer schönen Landschaft, die wir angeregt durchwanderten, durch die unausstehlichen kritischen oder bewundernden Bemerkungen des Fremdenführers gestört.

Und dennoch! Als Goethe von Salerno zurück nach Neapel fuhr, erschreckte und störte ihn plötzlich Lustgeschrei des hintenauf stehenden Knaben. Er fuhr ihn an; der Junge rührte sich nicht, dann klopfte er dem fremden „Milordo“ auf die Schulter, streckte seinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger vor und sagte: „Signor, perdonate, questa è la mia patria“. Dem Dichter kam „etwas Thränenartiges in die Augen“. Wir wollen jetzt ganz ungestört dahin fahren, in unsere Illusion vertieft. Rehfues und seinen Zeitgenossen war ein anderes Aufgabe des Kunstwerkes: zur Kunst verklärt sollte es die Natur zeigen. Und wo sie schon im Leben selbst die Natur in Kunst verwandelt trafen, da jauchzten sie auf: da sahen sie die wahre Heimath ihres Geistes. Ist diese rührende Freude am Schönen oder Charakteristischen nicht schließlich noch ebenso viel werth als die mühsame Selbstüberwindung moderner Objektivität?

Richard M. Meyer.

Das Logbuch Loti's, des Seefahrers.

Pierre Loti's neues Buch „Figures et choses qui passaient“ *) gehört zu den „kleinen Büchern des Herzens“, von denen Peter Nansen einmal spricht. Ein Skizzenband voll flüchtiger Blätter; Umrisse meistens nur, voll impressionistischem Reiz; für Niemand scheinbar bestimmt, Erinnerungswecker, Merkzeichen nur für den, der sie selbst erlebt. Kein Buch bestimmt, die Bekanntschaft mit Loti zu vermitteln, doch ein intimes Bijou, das zu den Freunden dieses Dichters lebendig redet. Das Gefühlslogbuch dieses sensitiven Seefahrers.

Das Mosaikportrait Loti's, das sich aus dem Edelgestein seiner Dichtungen zusammensetzen läßt, ist in dem Rahmen dieses jüngsten Buches eingefaßt.

Die Grundnote des Loti'schen Wesens ist jene Jagd nach den Illusionen des Lebens, die Flucht vor dem Alltag, das Einspinnen in phantastische Vorstellung, der Reiz, die Normalbedingungen seiner Existenz für kurze Zeit zu wechseln, in bunten Episoden statt des Gleichlaufs der Tage wechselvolle Maskenzüge zu genießen. Das Dasein als ein Karneval vorgestellt, der nicht nur die äußere Tracht zaubernd verwandelt, sondern auch die Gefühlswelt metamorphosirt.

Solche Sehnsucht hat ihn zum Seemann gemacht, zum empfindsamen Reisenden langer Fahrten, die im wandelnden Panorama seinem überdrußmüden Herzen immer neue Reize, Seelenwanderungsillusionen bringen. Drum liebt er als Japaner Madame Chrysanthème, und unter dem Halbmond wird er zum Türken in langen goldgestickten Kleidern, von Bibelots umgeben und genießt Aziyadeh. In den langen öden Tagen endloser Seereisen hüllt er sich in die dämmerstille Einsamkeit seiner voll Märchenphantasie geschmückten Kajüte und träumt, er wäre ein geheiligter Kalif oder ein türkischer Schiffer in kurzer Jacke mit goldenen Tressen, der die Barke führt.

Nachdem Loti die ganze Welt durchkreuzt, die Sensationen südlicher und nördlicher Meere gekostet, mit den Drolerien des Japanismus kokett geflirtet, sich von der Todesmajestät der Wüste hatte überschauern lassen, und endlich die Fernen banal fand, suchte er neue Reize.

Er fand sie in einem Land, das reich an seltsamen Mischungen und Kontrasten, altes und neues eigen vereinigt, ein Stück Alterthum konservirt und der Sitz einer

*) Paris, Calman Levy.

Rasse ist, die fast mythisch in unsere Kulturzeit hineinragt, im Land der Basken.

Schon im Ramuntcho,*) dem Roman, der einem dämmertiefen Volkslied gleicht, hatte Loti die Stimmungen dieses Landes beschworen und festgehalten. Die Phantastik der Pyrenäen; das Thal Ronceval, über dem die Seelen todter Helden schweben; die Bidassoa, die zwei Länder und zwei Rassen trennt, während der Fluth ein kleines Meer mit blauen Wellen, während der Ebbe eine gelbbraune Wüste mit schmalen Silberstreifen. Und die baskischen Häuser mit ihren Holzbalkonen und der Platanenvorhalle, grell weiß mit verblaßten braunen und grünen Fensterläden; auf den Balkonen die goldgelben Kürbisse und die Garben rosafarbener Bohnen, und auf den Mauern gleich Rosenkränzen aus Korallen Guirlanden von hochrothem spanischem Pfeffer.

Und dem Volk dieses Landes sah er tief und zärtlich in die Seele, den Söhnen und Töchtern eines uralten Stammes. Die Männer, halb Kinder, harmlos und rein, dann wieder todentschlossen, wenn sie durch Nacht und Nebel auf Schlüpf- und Schluchtpfaden kühne Schmuggelzüge thun. Sie gleichen nicht den Menschen unserer Tage. Sie sind unverwischte und unverblaßte Neuerscheinungen ihrer Vorfahren. Farblos, hager, das Gesicht, wie mit der Axt ausgehauen, den Figuren gleichend, die man in den Meßbüchern des fünfzehnten Jahrhunderts sieht. Und die Enden der langen Brauen, die die tiefliegenden Augen überschatten, sind heruntergezogen, wie bei den holzgeschnitzten weinenden Madonnen des Mittelalters.

Seltsam anmuthend ragt dem Kulturbummler in die Gegenwart hier eine wunderbar rein konservirte Vergangenheit. Die alten Lieder sind noch lebendig, jene klagenden monotonen Weisen; die alte räthselvolle Sprache; die nationalen Spiele, die von je die Leidenschaft des Stammes waren. Und in der Nacht ertönt aus den Booten der Schmuggler die „Irrintzina“, der große baskische Schrei, der sich seit Urzeiten treu überliefert hat. Loti vergleicht ihn dem Signalschrei gewisser Indianerstämme in den amerikanischen Wäldern, und ihn überkommt's, „als stiege die Urzeit wieder herauf, die Zeit, da mitten in der Wildniß der alten Welt die Menschen ein Geheul wie das der Affen ertönen ließen“. Und sie haben auch noch jene an die wilden Thiere erinnernde Schärfe der Sinne und Elastizität der Glieder, die aus den Zeiten lang vor der Civilisation stammt.

Dies Primitive, Erdentsprossene reizt den Kulturmüden. Dazu gesellen sich noch die seltsamen Mischungen des Landes. Mit den Blicken erreicht er Frankreich, seine Füße aber treten einen gegenwartentrückten Boden. Loti sog solche kontrastvollen Vorstellungen tief in sich und dann dichtete er jene traurige Weise vom Ramuntcho, dem Sohne eines Pariser Flaneurs und eines Baskenmädchens, mit seinem unklar peinigenden Doppelwesen.

Loti hatte hier die Stimmungen seiner Seele in dichterischen Gestalten plastisch verkörpert. In seinem Skizzenbuch gibt er kunstloser sich selbst, ein baskisches Bilderbuch als Spiegel seines Temperaments.

In den Volksfesten sucht er sich le rêve de l'ancien temps, le décor de l'Espagne d'autrefois und pikant mischen sich in die antiquen Reliquien die orientalischen Stimmungen. Die Kirchen mit den hohen Cypressen des Vorhofes, den alten düstern Mauern, in denen nur hoch oben winzige Fenster blinken, und ihrer braunen Farbe sehen den Moscheen ähnlich. Doch innen leuchtet der ganze prunkende Pomp der spanischen Renaissance mit gewundenen Säulen, verblichenen Brokaten und Seidenbaldachinen. Das Tuilututu der baskischen Flöten tönt ihm wie die monotonen Melodien arabischer Musik.

Er schlürft die bunten Bilder der alten Volksfeste, die Wahl der „Meeralkalden“, die „exaltation des chants et la furie des guitarres“ und er fährt in der Weihnachtsnacht in der Barke über die Bidassoa in das Kapuzinerkloster von Fontarabie, die Mette zu hören.

Auch aus diesen Blättern tönt ein Haß und eine Sehnsucht, die immer wieder in Loti's Büchern laut wird, ein Haß gegen die Ueberkultur und eine Sehnsucht nach dem beschwichtigenden Frieden harmlos schlichter Simplizität.

Darum fühlt er sich so wohl in diesem Land der Vergangenheit, und er verwünscht, den Romantikern gleich die Eisenbahn, die ihm die Illusion zerreißt, er verwünscht die neugierigen Fremden, les vulgaires touristes, die die Banalität der Gegenwart in die Märchenwelt tragen und er seufzt: „qui nous sauvera de la pacotille moderne, du faux luxe, de l'uniformité et des imbéciles“.

* * *

Doch Loti ist kein Rousseaujünger, er ist nur ein Stimmungsmensch, ein übermüdeter Kulturgenüßling, der von Zeit zu Zeit nach schlichter Einfalt dürstet und von der Einfalt wieder nach den schimmernden Bildern des großen Lebens verlangt. Nur echt muß beides sein, nicht halb, echt und ganz. Der mit den Islandfischern und mit seinem Bruder Yves das harte Seemannsleben getheilt, der in bretonischen Hütten übernachtet, sucht zu anderen Zeiten den weichen Luxusrausch der östlichen Fürsten. Er, dem das Herz bei dem Anblick „des rudes pêcheurs bronzés“ in Fontarabie aufgeht, wird eben so stark gepackt unter dem Eindruck asiatischer Pracht, beim Festzug des Sultans. „Une mystique impression d'Islam“ überkommt ihn; ihn überschauert in seinem sensitiven, stets jeden Eindruck zum starken Gefühl steigernden Empfinden „le frôlement d'un de ces êtres spéciaux qui s'appellent empéreurs ou rois, et en qui de grandes nations se personnifient“.

Und kontrastenfroh weiß er sich ebenso gut heimliche Freuden aus tiefer schweigender Einsamkeit, aus dem Eingelulltsein aller Sinne, aus ruhevollem Frieden zu schöpfen als vibrirende Erregungen aus dem Taumel der Geschehnisse. Er kann sich tagelang in einem dämmernden Schmollwinkel bergen, von weicher schwüler Ruhe überschattet. Der Rauch des Nargileh steigt bläulich sich ringelnd auf, Loti schaut ihm mit fernen Augen nach. Selbst das Sprechen wird ihm zu viel. Dann wieder fährt wie Trompetenfanfaren in dieses Dasein elektrisirender Elan. Der Träumer springt auf, die müden Augen blitzen, alle Pulse sind gesteigert, ein Sieger, ein Eroberer tritt heraus.

Und wie er in weichen ermattenden Tönen die Schlummerlieder seiner Seele sang, so gibt er in nervösen, hastigen Stoccatozeilen die Impressionen seines Lebens, wenn es schäumend hochgeht.

In diesem Buch steht in kurzen athemlosen Bulletins ein Kriegstagebuch: „Trois journées de guerre en Anam.“ Hier dämmert kein Quietismus . . . Verwegene Lust der Erregung vibrirt. Eine Freude am Abenteuerlichen, eine jauchzende Muthspannung. Ueber seine Seele gehen Träume: l'invasion de l'Asie ancienne . . . Attila . . . Tschingiskhan.

* * *

Die Launen wirbeln durch Loti's Herz und Sinn. Und jeder, die gerade an der Herrschaft ist, wirft er sich voll und rückhaltlos in die Arme.

Auf dem dunklen Grunde aller seiner wechselnden Stimmungen aber ruht sein weiches Gefühl für menschliche Schmerzen, ein empfindliches Organ des wehen Miterlebens, Miterleidens.

Dies Mitleid, das aus allen seinen Büchern klingt, wenn er von den Armen und Geringen spricht, von den Mühseligen und Beladenen, schien mehr ein ästhetisch-sensitives zu sein, als eins der Werkthätigkeit. Er, der jeden Eindruck stark und heftig empfand, wurde im Innersten erschüttert, wenn seinen Weg die Leiden der Armen kreuzten, und sein künstlerisch gestaltender Sinn, gleichzeitig abgestoßen und gleichzeitig eigen getroffen und aufgerührt, gewann aus solchen Erregungen die Gabe einfach ergreifenden Schmerzenkündens.

*) Jetzt auch deutsch erschienen. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.

In diesem Skizzenbuch aber ist er nicht nur ein litterarischer Mitleidskünstler, sondern er tritt als lebendiger Apostel der Nächstenliebe auf. Für die Islandfischer, für die Brüder Yanns und Sylvesters, deren Schicksal er einst erzählt, wirbt er um Hospitalschiffe, die den im hohen Norden Verschlagenen, von Krankheit getroffenen, ein heilendes Asyl gewähren. Und er wirbt bei allen denen, die einst Yanns und Sylvesters Sterben erschüttert, jetzt für die etwas zu thun, die noch im Leben und Leiden stehen:

— „Il faudrait donner maintenant, donner pour empêcher de si misérablement mourir tous ces malades de là-bas, père de familles vaillants et jeunes, ou fils de vieilles femmes veuves, ou grands aînés et soutiens de petites nichées à l'abandon, ou désirés de pauvres fiancées en coiffe blanche . . .

* * *

In dem Merkbuch dieses Lebensträumers dürfen die Schatten des Todes nicht fehlen.

Die Schauer der Vergänglichkeit, la cruauté de la mort lassen ihn erstarren. Und zwei Szenen hält er fest. Am Grab des kleinen Roger verliert er sich tiefer in sich selbst bei dem Gedanken an den lieben kleinen Knaben, der dort unten tief zwischen den Blumen eingebettet liegt, und dessen Stimme er nie mehr hören wird.

Kein zerwühlender Schmerz, mehr weiche Wehmuth unter den herbstlichen Bäumen vor dem schmalen Hügel, über den der Frieden weht.

Mit roher Faust aber packt die Brutalität des Todes Loti bei der Bestattung der Matrosen, die, weil der Kirchhof zu eng geworden, umgebettet werden müssen.

Ein blühender, südlicher Sommertag, der Friedhof steht in Rosen und Lilien. Im Glanz der Sonne und des Lebens beginnt das grausame Werk der Ausgrabung, die Friedensstörung.

Die sterblichen Reste, die schon der Erde heimgegeben, müssen noch einmal zerfallen und aufgelöst, an den Tag. Und Loti ist tief erschüttert, so zu schauen „à la lueur du grand soleil, le mystère des transformations souterraines“.

Aber sein Herz krampft sich zusammen über die Schändung und den rohen Eingriff in die heilige Ruhe des Todes!

„Oh, laisser les corps en paix, là où ils sont couchés, ne pas rouvrir les tombes, ne pas porter la main sur les ossements“.

Und er, der von so vielen Kulturen die reifsten und edelsten Blüthen sich zu eigen gemacht, weist seine Europäer auf den heiligen Osten:

„les Orientaux encombrent leurs villes de cimetières, plutôt que de violer une sépulture, ils détournent un chemin, plutôt que de déranger la plus humble des morts . . . Mais comme nous sommes loin, nous, de leurs respects exquis . .“

Loti's neuestes Buch bringt keine Ueberraschungen. Aber die Feinhäutigen, seine Brüder im Gefühl, werden darin lesen, wie in ihrer eigenen Seele.

Felix Poppenberg.

Stimmen des Auslands über das deutsche Rechtsstudium.

Die Zukunft des juristischen Studiums in Deutschland unter dem Gesichtspunkt des römischen Rechts ist hier vor einigen Wochen*) Gegenstand einer Berichterstattung gewesen, welche einige Aeußerungen französischer Gelehrter über dieses Thema aus der „Revue Internationale de l'Enseignement“ zur Sprache brachte. Die Angelegenheit hat nun weitere Kreise gezogen, und heute liegt das Gutachten eines italienischen Fachmannes vor, das sich mit demselben Gegenstand beschäftigt. In der „Rivista di storia e filosofia del diritto“ hat Professor Riccobono von der Universität Palermo die Frage ausführlich behandelt. Derselbe ist einer der bedeutendsten unter den jüngeren Romanisten Italiens, und es ist gewiß für die deutsche Wissenschaft ebenso interessant wie angenehm, daß er sich veranlaßt fühlt, mit aller Energie gegen die Auffassung einzutreten, welche in mehr oder minder nachdenklicher Weise in der französischen Revue das deutsche Rechtsstudium als ernstlich bedroht hingestellt hatte. Herr Riccobono beruft sich darauf, daß er vier Jahre lang, von 1889 bis 1893, an den größten Universitäten Deutschlands dem Rechtsstudium obgelegen habe und spricht seine Ueberzeugung dahin aus, daß der Ernst, der Umfang und die Tiefe, mit welchen das römische Recht von den deutschen Universitätslehrern in jener Zeit behandelt worden, jeden Gedanken an eine künftige Vernachlässigung durch den Eintritt des bürgerlichen Gesetzbuchs ausschließe.

Es ist gewiß erfreulich, daß eine solche Stimme in so sympathischer Weise die Vertheidigung des wissenschaftlichen Geistes unserer Universitäten übernimmt. Inzwischen darf nicht verkannt werden, daß die Beobachtungen des italienischen Gelehrten in eine Zeit fallen, in der durch das preußische Ministerialreskript die neue Direktive für die Behandlung des römischen Rechts im Gegensatz zu dem künftigen deutschen noch nicht ergangen, geschweige denn in Kraft getreten war. Allerdings berichtet Riccobono, daß schon zu seiner Zeit die Vorträge über römisches Recht auf den von ihm besuchten Universitäten den Hinblick auf das künftige bürgerliche Gesetzbuch mit einflochten; aber dies schließt nicht ein, daß in Zukunft doch eine andere Vertheilung des Stoffes eintreten und die günstigen Erfahrungen des Referenten entkräften möchte.

Um einiges Licht in diese so interessante Kontroverse zu bringen, haben wir die Abhandlung, welche den Titel trägt „L'insegnamento del diritto nelle universita della Germania“, einem der hervorragendsten deutschen Romanisten unterbreitet. Derselbe hat die Güte gehabt, sich sofort darüber auszusprechen, und wir lassen den Text seiner Antwort wörtlich hier folgen:

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich schwärzer in die Zukunft sehe als der Verfasser. Noch ist der romanistische Rechtsunterricht in Deutschland nicht gesunken; daß er sinken wird und tief sinken wird, halte ich für unausbleiblich. Wie könnte es anders sein? Die Pandektenvorlesung ist aus dem Studienplan gestrichen; die im ersten Semester zu haltende Vorlesung über System des römischen Rechts — es sind etwa 6 Stunden dafür vorgesehen (8—10 Stunden für System und Geschichte des römischen Rechts) — kann nur elementaren Charakter haben. Von Exkursen über römisches Recht gelegentlich der Vorlesung über das bürgerliche Gesetzbuch verspreche ich mir wenig oder nichts; die Stoffmasse des bürgerlichen Gesetzbuchs ist so gewaltig, daß es kaum möglich sein wird, sich in dieser Monstrevorlesung so nebenbei auch noch tiefer mit dem römischen Recht einzulassen. Bleiben noch Exegetika über römisches Recht übrig, deren Abhaltung aber in Zukunft mangels gehöriger Vorbildung der Hörer sehr großen Schwierigkeiten begegnen wird. Und wie wird es mit dem Nachwuchs an Romanisten beschaffen sein? Die vorgeschriebenen Vorlesungen über römisches Recht — alle elementarer Natur — füllen nur ein Semester, das erste, aus. Die Lehrer, die diese Vorlesungen halten, werden also, um in der zweiten Hälfte des Jahres nicht brach zu liegen, noch über ein anderes Fach lesen müssen, und in der Regel wird dies das bürgerliche Gesetzbuch sein; dann aber liegt es in der Natur der Dinge, daß das Fach, über das nur elementare Vorlesungen zu halten sind, zum Nebenfach herabsinkt. Ich sehe keinen Weg, wie bei der neuen Studienordnung diesem Ergebniß vorgebeugt werden könnte. Theoretisch ließe sich so denken, daß der Romanist, der z. B. im Sommer die vorgeschriebenen Vorlesungen über römisches Recht gehalten hat, im Winter weitere freie Vorlesungen über das römische Recht hielte. Allein das würde voraussetzen, daß neben den neu zu schaffenden Professuren für das bürgerliche Gesetzbuch überall noch zwei rein romanistische Professuren aufrecht erhalten würden. Ist das wahrscheinlich? und würde, zumal an den kleineren Universitäten, der Romanist für seine freien Vorlesungen auch die Hörer finden? Mir scheint das vorläufig mehr als zweifelhaft.

In Frankreich, wo das römische Recht ebenfalls im Studienplan zurückbleibt, widmet man dem Code das Doppelte der Zeit, die in unserer Studienordnung für das weit schwierigere bürgerliche Gesetzbuch vorgesehen ist. In Oesterreich hat man ein halbes Jahrhundert nach Erlassung des Gesetzbuchs das Studium des römischen Rechts in vollem Umfang wieder eingeführt. Hier hält man die romanistische Schule, dort minutiöse Gesetzeskenntniß unentbehrlich

*) In Nr. 11 dieser Zeitschrift vom 11. Dezember 1897.

für die Erziehung der Juristen. Wir in Deutschland gehen, unbeirrt durch fremde Erfahrung, unsern eigenen Weg. Möchten wir uns nicht zu viel zugetraut haben!"

Entsprechend unserer in der früheren Besprechung beobachteten Zurückhaltung, gestatten wir uns nicht, ein eigenes Urtheil über die schwebende Frage zu fällen. Nur den einen Gedanken können wir nicht unterdrücken, daß das Urtheil des deutschen Fachmannes auf uns einen tieferen Eindruck macht als das seines italienischen Kollegen, zumal derselbe, nach der Art seines Landes, einen etwas sehr üppigen Gebrauch von enthusiastischen Lobeserhebungen gemacht hat, mit denen er — zu seiner Ehre sei es gesagt — den Tribut seines Dankes für die ihm von Seiten der deutschen Gelehrten zu Theil gewordenen Freundlichkeiten zu zollen bestrebt ist.

Das Studium des römischen Rechts ist im Laufe der Zeiten beinahe ausschließlich eine Domäne der deutschen Wissenschaft geworden. Die Gelehrten aller fremden Nationen zehren von der ungeheuren Summe an Forscherfleiß und Geist, welche die deutsche Gelehrsamkeit in dieser Disziplin zusammengetragen hat, und deren Ertrag für die Bildung der deutschen Nation einen unschätzbaren Gewinn bedeutet. Die Gefahr, durch eine verflachende Empirie dieses Besitzthum zu untergraben, kann nicht ernst genug genommen werden, und darum lohnt es sich, die Untersuchung über die künftige Gestaltung dieser Studien auf alle Weise zu fördern und etwa drohenden Niedergang abzuwehren.

L. B.

Weib und Welt. Von Richard Dehmel. Berlin. Schuster und Löffler.

Ein blauothgelber Umschlag, ein phantastisches Titelbild darauf darstellend einen Kahn mit straffen Segeln, einen Ebenen darin, der die Harfe, und eine Mephistogestalt, welche die Guitarre spielt, und darunter, auf der Wand des Schiffleins, die geheimnißvollen Verse:

Erst wenn der Geist von jedem Zweck genesen
und nichts mehr wissen will als seine Triebe,
dann offenbart sich ihm das weise Wesen
verliebter Thorheit und der großen Liebe. . . .

Das ist das Aeußere des Buches, das in letzter Zeit durch eine in frommem Eifer erfolgte Denunziation beim Staatsanwalt, und das Scherbengericht, das in der „Frankfurter Zeitung" über den Denunzianten erging, viel von sich reden machte. Und das Innere? Nun, es ist sicherlich nicht viel mehr Anstößiges darin als in manchen modernen Gedichtbüchern. Darauf will ich nicht eingehen. Ich will vielmehr in Kürze die Frage zu beantworten suchen: Wes Geistes Kind ist dieses Buch!

Das Wesen dieser seltsamen Gedichte, welche von neuem in einigen Stücken die Kraft, die Gluth, den Naturspürsinn des Dichters, freilich auch sein starkes Selbstbewußtsein verrathen — dürfte sich am ersten erfassen lassen, wenn wir es im Zusammenhang mit anderen litterarischen und künstlerischen Richtungen zu begreifen suchen. Und hier meine ich, daß Dehmel hauptsächlich von drei Momenten beeinflußt ist: von dem mystischen Theile der Romantik zu Anfang des Jahrhunderts; von Nietzsche, dem Philosophen der Décadence, und von dem modernen Naturempfinden, dem Pleinairismus. Die Zusammenwirkung dieser Faktoren hat in diesem Buche ein wahres Tohuwabohu von Stimmungen, Gedanken und Farben geschaffen; etwa so bunt und durcheinander rinnend wie das Kaleidoskop der Welt, freilich einer mehr erträumten; so kapriciös und schillernd wie das Wesen des Weibes, das Dehmel vorschwebt. Der Unsinn und die Geschmacklosigkeit nehmen freilich in dieser Welt Dehmel's auch eine breite Stelle ein. (Vergl. pag. 37, 52, 64, 70, 76 u. s. w.)

Sehr instruktiv für das Wesen des Buches ist das oben citirte Motto. Wir finden hier das Glaubensbekenntniß unserer Ultraromantiker wie Brentano, und der Uebermenschenschrulle Nietzsche's in eine prägnante Formel gebracht. Der Geist, welcher „von jedem Zweck genesen, nichts mehr wissen will, als seine Triebe", verwandelt sich in ein anarchisches, zweck- und zielloses Triebleben, sei es im Leben, sei es im Dichten. Für das vorliegende Buch Dehmel's ist die Konsequenz dieses Mottos geradezu verhängnißvoll geworden. Er hätte ein prächtiges Buch schaffen können. So ist es ein verstimmendes Konglomerat zu allermeist formloser Gebilde und mystischer Klänge geworden. Denn auch die Form ist ja ein Zweck. Was „Weib und Welt" fernerhin charakterisirt, das ist die ungesunde Ueberschätzung des Werthes und Rechtes des Individuums, der Persönlichkeit, welche wir bei den Ultraromantikern ebenso sehe wie bei den nietzscheanisirenden modernen Lyrikern finden. Seht, was für ein Genie ich bin! Das schallt aus allen Ecken und Enden des Buches heraus. So sagt Dehmel z. B. einmal in dem Gedicht „Eva und der Tod":

O dieses Blickes Herrlichkeit und Hohn,
nur Einer hätte das wie Ich empfunden u. s. w.

In diese Sphäre der Selbstbespiegelung entrückt, darf das Individuum Alles. Jene schrankenlose und überspannte Freiheit, von der eine Lucinde Schlegel's träumt, findet sich auch in Strophen Dehmel's:

Hier sind wir Gott gleich, sieh mich an;
oh Gott, wie Eins sind wir geworden;
hier kannst du ruhig deinen Mann
mit mir betrügen, für mich morden. . . .

. . . Der Einfluß des Pleinairismus läßt sich vielfach nachweisen. In dem schreienden, unvermittelten Nebeneinander der Farben kommt Dehmel oft den kühnsten Koloristen gleich. Die rothe Villa neben dem meergrünen Teiche, auf dem der Mondschein liegt . . . ist eines von den Beispielen. Ein wundervolles Stimmungsbild dagegen: die stille Stadt — ist dieser Richtung der Muse Dehmel's entsprungen. . . . Eines, auf das der Mephisto des Umschlages hinweist, fehlt dem Buche ganz: der grandiose Humor! Oder sollten die Fanatiker der Dehmel-Gemeinde diesen etwa in den äußerst harmlosen Kinderliedchen finden?

Dehmel ist gewiß begabt, ein Geist, der „das Höchst' und Tiefste" greifen will, nur — vergreift er sich allzu oft. Er ist Maß, der sich noch „ganz absurd" gebärdet. Sein Buch gehört nicht vor den Staatsanwalt, sondern vor den kommenden Historiker der modernen Litteraturepoche!

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Der Schutz der Bauhandwerker. Kritik des neuesten Gesetzentwurfes, betreffend die Sicherung der Bauforderungen. Von Georg Haberland. Berlin 1898. Verlag von Thormann und Goetsch.

Wer die Sicherung von Bauforderungen im Sinne der neuesten Gesetzentwürfe verlangt, hat sich vor allem bewußt zu bleiben, daß er Ausnahmevorschriften über Innehaltung von Verträgen fordert. Ausnahmevorschriften aber setzen Ausnahmeverhältnisse voraus. Quaeritur: Sind die Verhältnisse im Baugewerbe so ungewöhnlich? Die Motive zu dem vom preußischen Staatsministerium der öffentlichen Kritik unterbreiteten Gesetzentwurfe bejahen diese Frage, indem sie den Fall der betrügerischen Uebervortheilung als typisch hinstellen. Georg Haberland verneint sie und bezeichnet die Fälle der soliden Geschäftsgebahrung als die Regel. Aber nicht nur in der Diagnose, sondern auch in der Therapie weicht unser Autor von der Auffassung jener Kommission ab, welche den Entwurf verfaßt hat. Er will den tiefen Eingriff in die Grundbuchordnung nicht; denn er will nicht, daß die Ausscheidung der Mittelschichten im Baugewerbe von Gesetzeswegen noch beschleunigt werde. Jede Belästigung aber, die den Baugeldgebern zugemuthet wird, kann diese nur veranlassen, den mittleren und kleineren Bauunternehmern den Kredit überhaupt zu entziehen, und dies bedeutet nichts Anderes, als daß das Baugewerbe rasch in den Großbetrieb übergeführt wird, der gerade dort bisher nur langsam Eingang fand. Mit dem Entwurf, zu welchem übrigens das Staatsministerium selbst noch nicht Stellung genommen hat, würde danach die Zahl der Gesetze, die den verfolgten Zweck verfehlen, sehr wahrscheinlich noch um eines vermehrt werden. Als ausreichend bezeichnet Haberland die Verpflichtung des Bauunternehmers zu einer geordneten Buchführung, die allerdings die Verlustgefahr für die Bauhandwerker nicht ausschließt, aber doch insofern einengt, als sie für jenen die Nöthigung enthält, die empfangenen Baugelder ausschließlich für Bauzwecke zu verwenden. Die Schrift verdient Beachtung; denn hier spricht ein Fachmann.

P.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 17. Berlin, den 22. Januar 1898. 15. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die „Hamburger Nachrichten“ des Fürsten Bismarck müssen ihre helle Freude an einem vertraulichen Erlaß des Grafen Posadowsky haben, der durch den sozialdemokratischen „Vorwärts“ veröffentlicht worden ist; und wie die Bismarckblätter, so äußern sich auch die Blätter der äußersten Rechten und jene, in denen Stumm'sche Anschauungen zu Tage treten. Der Erlaß ventilirt die Frage, ob es geboten sei, das Koalitionsrecht der Arbeiter einzuschränken; über diesen Punkt sollen die einzelnen deutschen Regierungen ihre Ansichten aussprechen. Dieser Erlaß wurde im selben Augenblick bekannt, da die Freisinnige Vereinigung einen Antrag im Reichstag zur Verhandlung stellte, die der vollen Koalitionsfreiheit der Arbeiter noch entgegenstehenden Schranken fortzuräumen.

Die Aeußerungen der „Hamburger Nachrichten“ über den Antrag der Freisinnigen Vereinigung sind besonders bezeichnend. Das Blatt des Fürsten Bismarck spricht von dem „ewigen Paktiren und Berücksichtigen der aller unverschämtesten sozialistischen Postulate“. Aus solchen Worten spricht der Geist, der das gänzlich verfehlte Sozialistengesetz geschaffen hat; und die „Hamburger Nachrichten“ bezeichnen die Gedankenrichtung, aus der der freisinnige Antrag hervorgegangen ist, als „phraseologischen Doktrinarismus“. Von Phrasen kann bei diesem Antrag nun freilich keine Rede sein; denn es ist eine äußerst einfache und nüchterne Auffassung, die an dem folgenden Grundsatz festhält: Weil es nicht möglich ist, allen Menschen einen gleichen Antheil an den irdischen Gütern zu verschaffen, so soll doch allen Menschen, damit sie ihre Lage aus eigener Kraft verbessern können, die Bahn geöffnet werden. Es gibt aber für die Masse der Arbeiter keine bessere Möglichkeit, ihre materielle Lage emporzuschrauben, als wenn sie die Koalitionsfreiheit in weitem Umfange haben. Man kann kühn behaupten, daß ohne die Koalitionsfreiheit es den Arbeitern nie gelungen wäre, ihre soziale Stellung so zu heben, wie es geschehen ist, und auf diesem Wege muß fortgeschritten werden. Der Liberalismus aber kann stolz darauf sein, daß er diese Freiheit den Arbeitern erkämpft hat, durch die sie ihre Lebenslage thatsächlich verbessert haben. Also auch doktrinär ist dieser reale Fortschritt durchaus nicht. Freilich der Liberalismus sah im Gegensatz zum Fürsten Bismarck nie die Aufgabe des modernen Staates darin, durch ein nutzloses und nur verbitterndes Sozialistengesetz der Arbeiterbevölkerung politisch und durch Beschränkung der Koalitionsfreiheit wirthschaftlich die Hände zu binden; und dafür den Staat sowohl politisch wie wirthschaftlich einer kleinen Anzahl agrarischer Junker auszuliefern.

Die Koalitionsfreiheit, die kein phantastischer Wechsel auf die Zukunft ist, bleibt, verständig gehandhabt, für den Arbeiterstand das wichtigste Instrument sozialen Fortschrittes; und an der Verbesserung dieses Instrumentes zu arbeiten und es zu schützen vor Zertrümmerung und Schädigung, wird immer eine der vornehmsten Aufgaben des Liberalismus sein. Das ist die politische Arbeiterfreundlichkeit jenes „Manchesterthums“, dem das Epitheton „herzlos“ noch vorzusetzen ist.

Zola hat endlich seine Klage erhalten, und er wird nunmehr seine niederschmetternden Behauptungen, die er gegen die Haltung einzelner Offiziere gerichtet hat, zu erweisen haben. Ob es ihm gelingt? Gleichviel, dieser Mann verdient die vollste Sympathie der gebildeten Welt. Er setzt sich mit seiner ganzen Persönlichkeit ein, um ein furchtbares Unrecht aus der Welt zu schaffen, das nicht ihn betroffen hat, sondern einen wildfremden Menschen. Das ist echter Idealismus, und das ist moralischer Muth, der voll

Verachtung auf jene kluge Feigheit herabblickt, die sich der brutalen Majorität anschließt, oder die stolz darauf ist, durch Unterwerfung unter ihren Willen, der Führer dieser brutalen Majorität sein zu können.

Auf Zola's bisheriges Leben wirft seine neueste That ein verklärendes Licht. „Ich habe die Wahrheit immer so geliebt"; in der That, der unerbittliche Schilderer der Korruption des dritten Kaiserreichs und der modernen Gesellschaft ist vor Allen berufen dazu, den dichterischen Kampf, den er in seinen Büchern geführt hat, nun auch in der Realität des leibhaftigen Lebens fortzusetzen. Der tiefe sittliche Ernst des Schriftstellers, der einmal angezweifelt werden konnte, wird erneut erhärtet durch diese That des muthvollen Bürgers.

Hat Frankreich durch die neuesten Ereignisse viel an Achtung in der gebildeten Welt eingebüßt, so ist es Zola, der die Sympathieen zurückerobert.

Dieser eine Mensch, hinter den sich mehr und mehr Männer von Namen zu schaaren beginnen, ist der führende Vertheidiger von Frankreichs Ehre.

Zola war es, der sogleich dem Kampfe eine breitere Unterlage gab; es handelt sich nicht mehr um Dreyfus, den armen verlassenen Juden auf der Teufelsinsel, sondern um den Kampf der Republik gegen den wieder aufgelebten Boulangismus, jene Koalition des Klerikalismus, der politischen Reaktion und der Demagogie gegen die Republik.

Daß dieser Kampf von Neuem auferstand, ist auch dem französischen Parlament zum Bewußtsein gekommen, und so mußte das Ministerium Meline die Erfahrung machen, daß jene Majorität, die vor Tagen in der französischen Deputirtenkammer den Fall Dreyfus ersticken wollte, heute zusammenschmilzt und zusammenschmilzt, nachdem sich gezeigt hat, daß die klerikale Rechte durch Zudecken der militärischen Sünden die Spitzen des Heeres an sich gefesselt hat, um mit diesem Heere dann der Republik den Garaus zu machen.

Sicher ist, daß wieder eine ernste Stunde für die französische Republik geschlagen hat; als Zeichen dessen beginnen sich auch von Neuem die Anarchisten zu regen.

In Prag spielen sich noch immer wüste Szenen ab; deutsche Läden werden demolirt, deutsche Ladenschilder werden abgerissen und deutsche Couleurstudenten, die sich auf der Straße zeigen, werden angegriffen und blutig geschlagen. Alle diese Kulturthaten verübt der tschechische gebildete und ungebildete Pöbel gemeinsam. So kann man denn fast behaupten, daß der latente Bürgerkrieg in Böhmen herrscht; denn nicht nur in Prag spielen sich solche Auftritte ab, vielmehr auch in anderen Städten, in denen eine tschechische Majorität einer deutschen Minorität gegenüber steht. Wie der österreichische Staat über diese Schwierigkeiten hinwegkommen will, ist nicht abzusehen. Die Saat, die seit Jahrzehnten ausgestreut war, geht auf, und es zeigt sich hier, daß die gehäuften Sünden der Vergangenheit schließlich zu Zuständen führen müssen, die keinen gangbaren Ausweg mehr zu bieten scheinen. Wenigstens ist es auch dem jetzigen Ministerium nicht gelungen, selbst nur einen Schritt vorwärts zu kommen.

Die chinesische Frage wird mehr und mehr zu einem politischen Duell zwischen Rußland und Frankreich einerseits und England andererseits. Von Kiaotschau spricht man nicht mehr viel, seitdem man in England die Ueberzeugung gewonnen hat, daß Deutschland in China nichts will, als seinen Handelsinteressen nachgehen. Die Verschiebungen der Machtverhältnisse im Osten, die jedoch Frankreich und Rußland anstrebt, werden in England als eine politische Bedrohung empfunden, und gegen sie sucht das britische Reich durch Gegenmaßregeln Deckung zu suchen. Wir glauben, daß dieses in der einen oder anderen Weise gelingen wird; man wird zu einem Ausgleich kommen, trotz der drohenden Worte, die man, nachdem der Zorn gegen Deutschland sich gedämpft hat, nunmehr in englischen Blättern, gegen Rußland ertönen hört.

Ueber den Gesundheitszustand von Gladstone laufen aus Cannes, wo sich der greise englische Staatsmann aufhält, beunruhigende Nachrichten ein. Die Familie sucht zwar zu beschwichtigen, aber private Meldungen besagen, daß der Schwächezustand bei Gladstone besorgnißerregend ist.

Der Stadtverordnete, Baumeister Wohlgemuth ist gestorben; er ist über Berlin hinaus in weiteren Kreisen nicht bekannt gewesen; aber sein Hinscheiden ist für Berlin ein wirklicher Verlust. Der Todte, ein Mann von klarem Verstand, von Arbeitskraft und uneigennützigem Gemeinsinn, ist ein vortrefflicher Bürger gewesen, wie wir leider zu wenige haben.

Wohlgemuth hat in der Stadtverordnetenversammlung eine hervorragende Rolle gespielt; und er hat mit Karl Schrader zusammen die Berliner Baugenossenschaft ins Leben gerufen, die in der Umgegend von Berlin schon eine ganze Reihe Arbeiterkolonieen geschaffen hat; freundliche kleine Häuser mit Gärten, die schließlich in den freien Besitz der Bewohner, — Arbeiter und weniger bemittelte Angestellte — übergehen. Auf dem kommunalen und auf dem Gebiet des Genossenschaftswesens spielte Wohlgemuth eine selbständige Rolle; politisch — und er hat stets auch das regste Interesse der Politik entgegengebracht — gehörte er zur Freisinnigen Volkspartei; aber er war ein Volksparteiler von jener vorurtheilslosen Richtung, deren Blick über das Fraktionsinteresse hinaus dringt und die Voraussetzungen erkannte, unter denen allein die Linke zu Einfluß und Macht gelangen kann. Dieser vielseitig thätige Mann, der aus schlichten Verhältnissen sich zu unabhängigem bürgerlichem Einfluß in Berlin emporarbeitete, hat nur ein Alter von 48 Jahren erreicht; er ist zu früh gestorben.

* * *

Wahlparolen.

Eine merkwürdige Erscheinung! Während sonst vor allgemeinen Wahlen das politische Interesse sich zu konzentriren pflegt und man nicht lange danach zu suchen braucht, um was der Wahlkampf sich vornehmlich drehen wird, zeigt sich gegenwärtig die politische Zerfahrenheit auch darin, daß bisher noch keine Partei eine wirklich zugkräftige Wahlparole ausgegeben hat. Sollte gar das Flottengesetz schon im jetzigen Reichstage eine Mehrheit finden, so würde auch die Marinefrage aus dem Wahlkampfe ausscheiden, und es wären dann sämmtliche Parteien im Wesentlichen auf ihre alten agitatorischen Bestände angewiesen. Mit deren Zugkraft ist es aber ein eigen Ding. Daß die langathmigen doktrinären Parteiprogramme der guten alten Zeit sich als Agitationsmittel überlebt haben, steht fest. Für solche generellen Glaubensbekenntnisse ist unsere Zeit zu schnelllebig geworden. Nachdem sie ordnungsmäßig formulirt sind, kümmert sich kaum noch Jemand um ihre Existenz. Aber auch andere politische „Kriegsschreie" nutzen sich heutigen Tages überraschend schnell ab. Selbst die dauerhaftesten Anschuldigungen und Forderungen, wie Anklagen gegen das „herzlose Manchesterthum", die Lobpreisungen des „sozialen Königthums" und die Forderungen einer „gründlichen Sozialreform", sie muthen heute an, wie alte Ladenhüter. Sie werden den naiven Kunden wohl noch ab und an lebhaft empfohlen, aber rechte Abnehmer finden diese Artikel längst nicht mehr. Selbst die Sozialdemokratie, die ja unter allen politischen Parteien die aufnahmefähigste Klientel hat, ist in Verlegenheit wegen einer zugkräftigen Wahlparole. Mit dem Hauptstück des Programms, dem Kollektivismus, sind gar keine Geschäfte mehr zu machen. Die Anziehungskraft der Sozialdemokratie ist sogar in demselben Maße gewachsen,

wie der Glaube, daß diese Forderung des Kollektivismus nur eine theoretische Schrulle sei, die man nicht ernst zu nehmen habe. Wirkliche agitatorische Erfolge gewinnt die Sozialdemokratie heute nur innerhalb des Rahmens der bestehenden Gesellschaftsordnung, als Vorkämpferin spezifischer Arbeiterinteressen und als Vertreterin der rücksichtslosesten politischen Opposition. Soweit die praktische Politik in Frage kommt, ist die Opposition der Sozialdemokratie gegenwärtig nur noch dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden von der Opposition anderer Parteien. Zugkräftige Wahlparolen, die der Sozialdemokratie spezifisch wären, sind selten geworden. Die Aufhebung des Sozialistengesetzes war eine solche, aber die Zeiten dieses grausamen gesetzgeberischen Unverstandes sind glücklicher Weise vorüber, und die Besorgniß vor ihrer Wiederkehr ist nicht lebhaft genug, um daran wirksam appelliren zu können. Auch die Sozialdemokratie muß sich deshalb mit einem Bündel einzelner Beschwerden und Wünsche begnügen, von denen kein Theil eine die Wähler hinreißende Kraft besitzt.

Der Antisemitismus befindet sich Angesichts der kommenden Wahlen gleichfalls in einiger Verlegenheit. Er wendet sich bekanntlich an einen der gemeinsten Triebe im Menschen, an den Neid, und müßte deshalb dem Wandel alles Irdischen besonders starken Widerstand leisten:

Les envieux mourront, mais pas jamais l'envie.

Aber auch der Antisemitismus will nicht mehr recht ziehen; wenigstens die gegenwärtigen politischen Formen desselben haben sich stark abgenutzt. Der latente, der gesellschaftliche Antisemitismus ist allerdings daneben eher gewachsen; aber gerade dieser scheut die laute agitatorische Bethätigung auf dem offenen Markte der Politik.

Und wie steht es mit dem Agrarierthum? Es stützt sich wie der Antisemitismus auf lebhafte Instinkte, vor allem auf den Eigennutz, und der Bund der Landwirthe hat bei der demagogischen Verwerthung dieser menschlichen Leidenschaft beträchtliches Geschick und eine staunenswerthe Rücksichtslosigkeit gegen die allgemeinen Volksinteressen bewiesen. Aber das Geschrei dieser Agitatoren steht mit ihren wirklichen Leistungen und ihren gesetzgeberischen Erfolgen in einem so charakteristischen Gegensatz, daß auch der „nothleidende Landwirth" heute nur noch eine Zugkraft zweiten Ranges auf der politischen Bühne ist.

Das Centrum — um die Revue zu vervollständigen — hat seine politische Existenzberechtigung mit dem Aufhören des Kulturkampfes eigentlich überhaupt eingebüßt. Es lebt von alten Traditionen und agitatorisch von einigen Ueberbleibseln des Kulturkampfes, wie dem Jesuitengesetz.

Es hat die schwierige politische Aufgabe zu erfüllen, den Klerikalismus mit den demokratischen Neigungen eines Theils seiner Mitglieder zu versöhnen. Das erfordert mehr stille Diplomatie als laute Agitation. Vom Centrum wird man deshalb am Wenigsten eine wirksame Wahlparole erwarten dürfen.

Der Liberalismus hätte eine solche. Der Ruf an das Bürgerthum, die Herrschaft der Junker abzuschütteln, und eine liberale Handelsvertragspolitik durchzusetzen, zeigt ein deutliches und wichtiges Kampfziel, aber um einen wirksamen Stoß zu führen, müßten die liberalen Kräfte zusammen gefaßt werden; und davon sind wir weit entfernt.

Die bevorstehenden Wahlen lassen deshalb bisher noch nirgends einen großen Zug verspüren. Weder im guten noch im schlechten Sinne dürften sie danach eine Entscheidung bringen. Ob die Entwicklung der Flottenfrage an dieser Aussicht etwas ändern wird? Einstweilen scheint auch das nicht eben wahrscheinlich.

Th. Barth.

Die russische Münzreform.

Als im vorigen Jahre der russische Finanzminister Herr Witte seinen Bericht an den Kaiser publizirte, in welchem der Entschluß, mit der definitiven Durchführung der Goldwährung zum Ziele zu gelangen, ausgesprochen, und der Weg dazu bezeichnet wurde, tauchten alsbald Widersprüche auf, theils von Rußland selbst aus, theils aus dem Auslande, namentlich auch von deutschen Federn herrührend, welche nachzuweisen suchten, daß der Erfolg des Finanzministers noch lange nicht so fest stehe, als es nach seinem Bericht scheinen könne. Es wurde namentlich darauf hingewiesen, daß die Sache schließlich im Schoße des russischen Reichsraths bei den agrarischen Elementen und eventuell bei dem Kaiser selbst auf bedeutende Hindernisse stoßen werde, und die ganze Reform noch im letzten Augenblick zum Scheitern kommen könne. Diese mehr oder weniger geräuschvoll vom bimetallistischen Lager aus in die europäische Presse verbreiteten Gerüchte sind durch den soeben erschienenen neuesten Bericht, sowohl in den Thatsachen wie in den Aussprüchen, aufs schlagendste widerlegt, und es steht nunmehr unerschütterlich fest, daß das große, im lebhaften Aufschwung befindliche Reich mit in den Vordergrund der Nationen getreten ist, welche sich faktisch und definitiv auf die ausschließliche Goldwährung eingerichtet haben. Wenn schon nach den Vorgängen, die sich vor einigen Monaten zwischen Amerika, England und Indien abgespielt haben, die Streitfrage über den Bimetallismus aus der öffentlichen Diskussion verschwunden ist, weil sie jeden Boden in der Wirklichkeit verloren hat, so ist es doch nicht ohne Interesse, das hier erwähnte Ereigniß ausdrücklich zu konstatiren, auch deshalb, weil es zum so und so vielsten Male zeigt, wie wenig Werth auf alle Behauptungen und Ankündigungen zu legen ist oder, richtiger gesagt, zu legen war, mit welchen die bimetallistische Agitation seit einem Vierteljahrhundert betrieben wurde. Schon vor einigen Monaten war durch die kaiserlich russischen Ukase, welche die Ausprägung und Ausgabe der neuen Goldmünzen anordneten, inhaltlich die definitive Verwirklichung des Uebergangs zur Goldwährung angeordnet worden. Der jetzt vorliegende Bericht für das Jahr 1898 verkündet feierlich mit ziffermäßigen und grundsätzlichen Ausführungen die vollzogene Thatsache. Er beginnt mit der Erklärung, daß im Jahre 1897 die Münzreform in ihren großen Zügen zu Ende geführt worden ist, er weist nach, wie reichlich die Vorräthe an Gold sind, und wie sie mehr als genügen, um die volle Sicherheit zu verbürgen, daß das Papiergeld jeden Augenblick auf Verlangen mit Gold eingelöst werden kann. Aus den wirthschaftspolitischen Betrachtungen, deren der Bericht eine ganze Reihe interessanter und zutreffender enthält, verdient besonders hervorgehoben zu werden, was der Minister über die Nothwendigkeit, die metallische Münze auch in den effektiven Umlauf zu bringen, bemerkt. Er betont mit Recht, daß für die Zukunft der Münzreform diese Einbürgerung der Goldstücke im täglichen Verkehr von großer Wichtigkeit sei; nur auf diese Weise käme auch den unmittelbar mit Handel und Verkehr in Verbindung stehenden Kreisen kraft eigener Wahrnehmung die Nothwendigkeit zum Bewußtsein, je nach den Konjunkturen das Maß des laufenden Zinsfußes durch die Verfügungen der centralen Anstalten bald einschränkend, bald nachgebend zu beeinflussen. Im Anschluß an diese Betrachtung berichtet der Minister über die Maßregeln, die er ergriffen hat, um das neue Geld in Umlauf zu bringen. Die bereits ins Publikum übergegangenen Goldmünzen erreichten die Summe von 155 Millionen Rubel, 117½ Millionen mehr als im Vorjahre. Desgleichen ist von der neuen Silbermünze eine beträchtliche Ziffer ebenfalls in Umlauf gesetzt. Indem der Bericht feststellt, daß auf diese Weise die Metallmünze allmählich in den Körper des Verkehrs eindringt, muß er doch zugeben, daß, wie beinahe allenthalben, wo ähnliche Erfahrungen gesammelt werden konnten, das einmal an den Gebrauch von Papiergeld ge-

wöhnte Publikum sich schwer von der Bequemlichkeit eines so leicht zu handhabenden Geldes los macht.

Zum Schluß findet der Minister es für angebracht, etwas über die Rolle zu sagen, welche in Zukunft dem Silber in der Währung des Landes beschieden ist. Es sei unnöthig, meint er, die theoretische Frage zwischen Monometallismus und Bimetallismus noch einmal aufzuwerfen; denn für Rußland sei die Frage definitiv entschieden, wie es auch sich seit langem angesichts der bekannten Erscheinungen auf dem Weltmarkt darauf vorbereitet habe. Nunmehr sei das Silber definitiv zur Eigenschaft eines bloßen Hilfsgeldes hinabgestiegen. Der einzige Schritt, der noch ausstehe, um den richtigen Schluß aus der prinzipiellen Entscheidung zu ziehen, bestehe darin, daß auch für die Regierung die Ermächtigung, Silbermünzen zu prägen, auf ein bestimmtes Quantum beschränkt werde, und daß ebenso ein Maximum festgesetzt werde, das im Verkehr der Privaten mit Silber gezahlt werden könne. Der Minister schätzt das Bedürfniß an Silbermünzen auf den Fuß von etwa drei Rubel für den Kopf (6,48 M.) und glaubt, daß er also mit 320 bis 380 Millionen Rubel im Ganzen auskommen werde. Da nun schon 240 Millionen vorräthig seien, so werde der künftige Bedarf an Silber nicht mehr so bedeutend sein, wie in den letzten Jahren. Daraus ist zu schließen, daß die günstige Einwirkung, welche die russischen Silberkäufe in den letzten Jahren auf den Silberpreis gehabt haben, in Zukunft wegfallen dürfte.

So interessant die hier erwähnten Thatsachen an und für sich sind, so würde man doch dem vorliegenden Aktenstück nicht gerecht genug werden, wenn man nicht ausdrücklich hervorhöbe, daß diesmal wieder, wie im letzten Jahre, aus der gesammten Haltung desselben ein Geist theoretischer Erkenntniß spricht, der leider in den Kundgebungen anderer kontinentalen Großstaaten, des uns nächststehenden nicht ausgenommen, nicht mehr zu finden ist. Selbst im Punkte des Schutzzolles, an dem er festhalten muß, führt Herr Witte eine Sprache, die hoch über der hohlen Phraseologie vom „Schutz der nationalen Arbeit" steht, mit der bei uns das offizielle Banausenthum um sich wirft, wo immer es gilt, einer vom bornirten Eigennutz diktirten Absperrungsmaßregel den Sieg über die allgemeinen Interessen von Handel und Gewerbe zu verschaffen. Daß man wie ein gebildeter Theoretiker argumentiren und doch als ein sehr praktischer Finanzmann handeln kann, ist an dem vorliegenden Exempel wahrlich leicht zu lernen. Es wäre zu wünschen, daß wir an der Spitze der Finanzen des Reichs und des preußischen Staates Männer hätten, welche die Aufgabe einer großen Handelspolitik, auch des Bank- und Geldwesens von einer Höhe herab zu leiten verständen, gleich der, welche der russische Staatsmann in Durchführung seiner Währungsreform einnimmt. Vergleicht man damit den jetzt bei uns regierenden plumpen Fiskalismus und Protektionismus, so sollte man nicht glauben, daß in Deutschland die Kultur um ein Jahrtausend älter wäre als im Reich des Zaren.

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

IV.

Kurz bevor der Reichstag in diesem Jahre seine Verhandlungen wieder aufnahm, war im „Vorwärts" ein „vertrauliches" Rundschreiben des Grafen Posadowsky veröffentlicht, welches seine Spitze gegen die Ausübung des Koalitionsrechts richtete. Es war vorauszusehen, daß die Erörterung dieses Rundschreibens der Debatte über den Etat des Reichsamts des Innern ihre Farbe geben würde.

„Grundsätzlich" erkennt der Staatssekretär das Koalitionsrecht an und will nicht daran rütteln; „grundsätzlich" erkennen wir an, daß die Ausübung des Koalitionsrechts von Gewaltthätigkeiten frei gehalten werden soll. Wir billigen den Paragraphen der Gewerbeordnung, welcher Verrufserklärungen, Drohungen, Beleidigungen, Mißhandlungen mit Strafe bedroht und sind damit einverstanden, daß dieser Strafparagraph im Uebertretungsfalle mit Nachdruck angewendet wird, wenn wir auch hier wie immer überzeugt sind, daß es keinem Strafgesetz gelingen wird, leidenschaftlichen Thaten vorzubeugen.

Der Erlaß des Grafen Posadowsky hat in der freikonservativen Fraktion seine Vertheidiger gefunden. Das war vorauszusehen. Aber diese Vertheidiger sind doch auch wieder zu Anklägern geworden. Herr von Kardorff begriff nicht, warum ein so selbstverständlicher Erlaß als ein geheimer behandelt werde und nicht vielmehr im „Reichsanzeiger" veröffentlicht worden sei. Da liegt es; das ist der schwere Fehler, der begangen wurde. Wer Dinge im Geheimen vornimmt, die öffentlich vorzunehmen nicht den geringsten Anstand hätte, der ruft gegen sich den Verdacht wach, daß er Zwecke verfolgt, die geheim zu halten er ein Interesse hat. Wäre dieser vertrauliche Erlaß im „Reichsanzeiger" veröffentlicht worden, so hätte die Erörterung, die sich an ihn anknüpfte, einen minder leidenschaftlichen Charakter angenommen.

Fehlerfrei war der Erlaß unter allen Umständen nicht. Den schwersten Mangel hat in der Diskussion der Abgeordnete Lieber hervorgehoben, der sich im Uebrigen den Sozialdemokraten nicht freundlich gegenüberstellte. Er vermißte Erhebungen darüber, ob die Ausschreitungen, die bei Arbeitseinstellungen vorkommen, mehr den organisirten oder den nicht organisirten Arbeitern zur Last fallen. Die Frage ist von der größten Erheblichkeit. Bestätigt es sich, was wir vermuthen, daß hauptsächlich die nichtorganisirten, die politisch nicht erzogenen und geschulten Arbeiter zu Ausschreitungen neigen, während die organisirten Arbeiter das Gesetz zu achten gewohnt sind, so ergibt sich daraus, daß der Staat an dem Bestehen der Arbeiterorganisationen ein Interesse hat. Er soll sie nicht befördern und begünstigen, — denn die Gunst des Staates ist ein gefährlicher Mehlthau — aber er soll die Hindernisse beseitigen, die ihnen künstlich in den Weg gelegt sind.

Wenn man das Koalitionsrecht „grundsätzlich" anerkennt, wie das zu thun der Herr Staatssekretär behauptet, so muß man solchen Organisationen auch keine Schwierigkeiten bereiten. Wenn man den Theil des Gesetzes ausbaut, der die Ausschreitungen der Koalitionsfreiheit züchtigt, so muß man gleichzeitig den Theil des Gesetzes ausbauen, welcher das Koalitionsrecht vor Beschränkungen behütet. Wenn man das nicht thut, verfällt man dem Vorwurf, einseitig und parteiisch zu handeln.

Die freisinnige Partei ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Koalitionsfreiheit unter allen Mitteln, den sozialen Frieden herzustellen und zu befestigen, das wirksamste ist; schon aus dem Grunde das wirksamste, weil es die Arbeiter mit dem Gefühle erfüllt, Gleichheit vor dem Gesetze zu genießen, und weil das Gefühl, vor dem Gesetze ungleich behandelt zu sein, Erbitterung hervorruft.

Uns fehlt bisher noch das Koalitionsrecht für die Arbeiter, obwohl es scheinbar in der Gewerbeordnung anerkannt ist. Die Gewerbeordnung erkennt es an, soweit es sich darum handelt, günstigere Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erhalten, aber nicht, sofern es sich darum handelt, auf die Gesetzgebung einzuwirken und die Arbeiterinteressen im andern Sinne wahrzunehmen. Uns fehlt die Rechtsfähigkeit der Vereine die für die Arbeiterinteressen eintreten, und fehlt die Berechtigung dieser Vereine, mit einander in Verbindung zu treten. Diese Mängel zu beseitigen ist eine wichtige Aufgabe der Gesetzgebung. Die Freisinnige Vereinigung hatte einen darauf gerichteten Schwerins-Antrag eingebracht, noch ehe der Erlaß des Grafen Posadowsky bekannt war; sie hat diesen Antrag jetzt als Resolution zum

Budget wiederholt. Sie rechnet für diesen Antrag auf die Zustimmung aller der Parteien, welche den Wunsch hegen, daß unsere soziale Gesetzgebung nicht in das Stocken komme.

Die Zeit des Reichstages, welche der Erörterung von Initiativanträgen gewidmet ist, ist zunächst dem Centrum zu Gute gekommen, und dieses hat den Schatten der lex Heinze mit heraufbeschworen. Das Centrum ist noch tiefer als die konservative Partei von der Ansicht durchdrungen, daß der Schutzmann und das Schöffengericht die Macht haben, Zucht und Sittlichkeit auf Erden herzustellen. Unter den Vorschlägen, die das Centrum macht, sind ja einige, denen man ohne Weiteres zustimmen könnte, andere, die man ohne Weiteres ablehnen muß. Aber Schwierigkeit verursachen die Vorschläge, bei denen man eine gute Absicht als vorhanden anerkennen muß und doch sieht, daß die Mittel verfehlt sind.

Wir müssen mit der Thatsache rechnen, daß unsere Polizeibeamten, Staatsanwälte und Richter die verhängnißvolle Neigung haben, an den Gesetzen so lange herum zu deuteln, bis Etwas herauskommt, was der Absicht des Urhebers und dem allgemeinen Rechtsgefühl widerspricht. Man braucht nur an den Paragraphen von dem groben Unfug zu erinnern. Gegen grobe Unanständigkeiten richtet sich ein Vorschlag; es gibt kaum ein Werk von Lessing, Schiller, Goethe, Kleist, in dem nicht ein beschränkter Sinn, wenigstens ein unanständiges Wort herausfände; Correggio und die Antike dürften nicht mehr nachgebildet werden, und die moderne Kunst und Litteratur säße vollends auf dem Trocknen. Ein ärztlicher Abgeordneter hat bei dieser Gelegenheit auf die Gefahren der Syphilis hingewiesen. Das ist ein ganz anderes Kapitel, aber durch Photographien ist diese Krankheit noch niemals übertragen worden.

Im Abgeordnetenhause strahlte das Gestirn des Herrn von Miquel. Die Minister des Innern, des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten waren in der Diskussion so vielfach angegriffen, daß man eine Aeußerung von ihnen hätte erwarten dürfen. Aber es beruht offenbar auf Verabredung, wenn nicht auf Befehl, daß sie ihre Vertheidigung dem Finanzminister überließen.

Herr von Miquel verfolgt die „Politik der Sammlung"; er hat dieses Räthselwort, mit welchem die Session des vorigen Jahres schloß, beim Beginn dieser Session wiederholt. Was er damit meint, vermögen wir nicht zu ergründen. Wir sehen nur, daß seine Politik sich darauf richtet, dem Junkerthum, oder wie man sich auszudrücken pflegt, der nothleidenden Landwirthschaft zu Hilfe zu kommen.

Herr v. Miquel steht jetzt in einer Machtfülle da, wie sich der Fürst v. Bismarck kaum jemals ihrer rühmen durfte, denn er hat nie so viel Geld zur Verfügung gehabt, wie Herrn von Miquel in diesem Augenblick zu Gebote steht. In anderen Ländern ist der Finanzminister ein geplagter Mann, der sich Mühe geben muß, die Mittel aufzubringen, deren seine Kollegen bedürfen. Herr von Miquel ist ein glücklicher Mann, der ziemlich selbständig entscheidet, wohin er die Ueberschüsse, die er zusammengebracht hat, haben will. So viele Millionen, um landwirthschaftlichen Genossenschaften Kredit zu geben; wer Kredit braucht und ihn nicht hat, ist eben ein „nothleidender" Mann. So viele Millionen, um Rentengüter zu begründen, so viele Millionen, um Kleinbahnen zu bauen. Für Kulturzwecke knappe Mittel, für die Bibliothek, das seit Jahren nothleidendste Wesen im Staate vorläufig nichts. Später findet man für sie ein Asyl vielleicht weit von der Hauptstadt entfernt. Für das Extraordinarium werden Summen, die in den nächsten Jahren verwendet werden sollen, schon jetzt festgelegt.

Daß die Verstaatlichung der Eisenbahnen, der Ausschluß jeglicher Konkurrenz zu einem Zustande der Stockung geführt hat, verhehlt sich heute, nach Ablauf von achtzehn Jahren, Niemand mehr. Nicht allein treten keine Frachtermäßigungen ein, sondern auch die Betriebssicherheit verfällt. Es ist bezeichnend, daß zwei nationalliberale Abgeordnete, die Herren von Eynern und Dr. Sattler, es gewesen sind, die dem Finanzminister gegenüber die schärfste Sprache geführt haben. Großen Eindruck konnten sie freilich nicht hervorbringen, denn es fehlt ihnen noch die Einsicht darin, wie weit sie selbst daran betheiligt gewesen sind, die jetzt herrschenden Zustände herbeizuführen.

Das Komptabilitätsgesetz, das Herr von Miquel vorgelegt hat, ist bisher noch wenig Gegenstand der Besprechung gewesen. Es erfordert ein eingehendes Studium. Vor der Hand haben wir nur ersehen, daß die Rechte, welche die Oberrechnungskammer bisher ausgeübt hat, in recht wesentlichen Punkten beschränkt werden sollen. Seit einer Reihe von Jahren hat die Oberrechnungskammer für den Schutz konstitutioneller Rechte mehr gethan, als der Landtag in seiner jetzigen Zusammensetzung.

Proteus.

Der Kongostaat.

Im schwarzen Erdtheile haben sich in den letzten zwanzig Jahren schrittweise Ereignisse zugetragen, welche ebenso überraschend wie schwerwiegend in ihren Folgen waren. Die europäischen Mächte haben sich thatsächlich diesen Erdtheil getheilt, und nicht minder merkwürdig ist es, daß die Anregung hierzu von dem Könige der Belgier Leopold II. ausgegangen ist. Der belgische König, ein weitschauender Monarch, dessen Zähigkeit und Entschlossenheit vor keinem Hindernisse zurückschreckt, hatte schon seit dem Jahre 1861 auf Afrika sein Auge geworfen, um Belgien ein neues Absatzgebiet und eine Kolonie zu schaffen. Er berief im Jahre 1876 einen internationalen Geographenkongreß nach der belgischen Hauptstadt und regte die Erforschung und Kolonisirung Afrikas an. Seiner Einladung waren die hervorragendsten Forscher aller Länder, aus Deutschland auch der berühmte Afrikaforscher Dr. Schweinfurth, gefolgt.

Nach dem Schlusse des Kongresses gründete sich unter dem Schutze des Königs die Association internationale Africaine zur Erforschung und Kolonisirung Afrikas und das Comité d'études du Haut-Congo, welches vom Handelsstandpunkte aus die Durchforschung des Kongo in die Wege leiten wollte. Dem Comité d'études gelang es, den Amerikaner Stanley, welcher sich durch die Aufsuchung Livingstone's in Afrika einen großen Namen gemacht hatte, für dieses Unternehmen zu gewinnen. Derselbe wurde mit einer kleinen Expedition, die meist aus belgischen Offizieren bestand, nach Afrika entsendet. Er gründete am Unterkongo ungefähr 30 Stationen nach harten Kämpfen mit den Eingeborenen und schloß mit zahlreichen eingeborenen Häuptlingen Verträge ab, in denen sie ihr Gebiet ihm abtraten.

Nachdem Stanley nach Brüssel zurückgekehrt war, beschloß das Comité d'études, die gesammten entdeckten Gebiete, deren Häuptlinge ihr Land an Stanley abgetreten hatten, zu einem geschlossenen selbständigen Staatswesen zu vereinigen. Das Comité d'études nahm nunmehr die Bezeichnung Association internationale du Congo an. Während in Brüssel der König und die afrikanischen Kolonialkreise das Unternehmen immer fester zu begründen suchten, setzten in Afrika selbst belgische Offiziere das von Stanley begonnene Unternehmen unaufhaltsam fort. Immer neue Landstriche wurden erforscht und einverleibt, so daß die Association im Jahre 1883 schon im Besitz von 1000 Verträgen war, welche die eingeborenen Häuptlinge unter Anerkennung der Association mit ihren Vertretern abgeschlossen hatten. Dieser ansehnliche in verhältnißmäßig kurzer Zeit errichte Erfolg bestimmte den belgischen König,

bei den Mächten auf Anerkennung des neuen afrikanischen Staates zu dringen.

Die Vereinigten Staaten waren die Ersten, welche den jungen Staat anerkannten. Zu derselben Zeit hatte der belgische König Unterhandlungen mit den übrigen Mächten und besonders mit dem deutschen Reichskanzler Fürsten von Bismarck eingeleitet, um die Berufung einer internationalen Konferenz nach Berlin durchzusetzen und auf ihr die Anerkennung des Staates zum Abschluß zu bringen. Die Kongokonferenz, an welcher theilnahmen: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Spanien, Frankreich, England, Dänemark, die Vereinigten Staaten, Italien, Niederlande, Rußland, Portugal und Schweden, trat am 15. November 1884 in Berlin zusammen, erkannte die Assoziation als selbständigen Staat an, und dieser neu anerkannte Staat trat den Konferenzbeschlüssen am 26. Februar 1885 voll bei.

Die Berliner Konferenz hatte zur Folge, daß nicht nur ein neuer von Europäern geleiteter Staat in Mittelafrika entstand, sondern daß auch die wirthschaftliche Bedeutung Afrikas in ein helleres Licht trat. Gegenwärtig haben denn auch Deutschland, England, Frankreich, Italien, Portugal und der Kongostaat bereits den größten Theil Afrikas in Besitz genommen. Bedenkt man, daß im Anfang dieses Jahrhunderts eine europäische Herrschaft nur in Aegypten, Algier und im Kaplande bestand, so tritt der in Afrika erzielte Fortschritt deutlich vor Augen. Heute ist im Wesentlichen die Theilung Afrikas beendet

Was nun insbesondere die Fortentwicklung des Kongostaates betrifft, so ist vorweg ein Ereigniß zu verzeichnen, welches später noch die Quelle großer Verwicklungen sein wird. Zwischen Frankreich und der Association internationale du Congo waren über die Grenzregelung große Streitigkeiten entstanden und die Eifersüchtelei Frankreichs bereitete dem jungen Staatswesen immer neue Schwierigkeiten. Um aus dieser gefahrvollen Lage herauszukommen, schloß am 23. April 1884 diese Association mit Frankreich einen Vertrag dahin ab, daß wenn der König der Belgier oder die Association ihren Kongobesitz veräußern sollten, Frankreich das Vorzugsrecht vor allen übrigen Staaten zusteht. Daß dieses Abkommen ein unbedachtes war, hat die spätere Entwicklung des Kongostaates deutlich bewiesen.

Kaum war der junge Staat in das Leben getreten, so entfaltete sich in ihm eine lebhafte Thätigkeit. Eine europäische Verwaltung wurde eingeführt, eine Kongoarmee eingerichtet; Gerichtshöfe wurden eingesetzt und in der ganzen Staatsverwaltung Belgien als Vorbild genommen. Belgische Offiziere und Beamte wurden in großer Zahl dorthin entsendet und Dampferverbindungen zwischen Antwerpen und dem Kongo eingerichtet. König Leopold als unbeschränkter Souverän des Kongostaates wies aus seiner eigenen Tasche Millionen an, um dem jungen Staat ein festes Gepräge zu geben.

In Folge der Beschlüsse der Berliner Kongokonferenz wurde der König der Belgier Souverän des unabhängigen Kongostaates. Das belgische Ministerium unterbreitete beiden gesetzgebenden Körperschaften Belgiens den Antrag, auf Grund der belgischen Verfassung dem Könige die Annahme der Souveränität des unabhängigen Kongostaates zu gestatten. Begründet wurde dieser Antrag durch das Ministerium damit, daß es sich nur um eine Personalunion handele, und daß der Kongostaat Belgien keinerlei Verpflichtungen noch Lasten aufbürden würde — eine Begründung, welche der König durch ein eigenhändiges an die Kammer gerichtetes Schreiben bekräftigte. Trotz heftigen Widerspruchs mehrerer Volksvertreter wurde die Genehmigung ausgesprochen. König Leopold theilte hierauf sämmtlichen Mächten mit, daß er die Souveränität des Kongostaates übernommen habe und die Neutralität des Kongostaates aufrecht halten werde.

Damit ward die Besitzergreifung des Kongogebietes durch den König eine vollendete Thatsache. Aber diese Besitzergreifung ist nur in sehr beschränktem Maße eine thatsächliche. Nur an den Ufern des Kongostromes und seiner Hauptzuflüsse konnten Posten errichtet werden. Das Innere des Staates blieb noch auf Jahre hinaus unerforscht. Der Kongostaat hat einen Umfang von 4000 Kilometern und eine Oberfläche von 2350090 Quadratkilometern. Vom geographischen Standpunkte aus zerfällt der Kongostaat in zwei Theile: Unterkongo und Oberkongo. Die Verbindung zwischen dem Unterkongo und dem Oberkongo wird durch den Kongostrom gebildet. Der Letztere ist nur bis Matadi am Unterkongo schiffbar, so daß von dort aus alle für den Oberkongo bestimmten Transporte, Lebensmittel und Waaren auf dem Landwege mittels Träger nach Stanleypool geschickt werden müssen, um alsdann auf dem Kongostrom nach dem Oberkongo befördert zu werden. König Leopold erkannte sofort daß der Oberkongo nur verwerthet werden könne, wenn eine leichte Verbindung zwischen dem Unter- und Oberkongo hergestellt ist. Stanley sprach das bezeichnende Wort: „Der Kongostaat ist keinen Schuß Pulver werth, wenn nicht eine Eisenbahn zwischen dem Unterkongo und dem Oberkongo gebaut wird.“ Somit werden schon seit 1887 die Bestrebungen des Königs darauf gerichtet, diesen Eisenbahnbau zu Stande zu bringen.

Um sofort dem Oberkongo dem Verkehre zu erschließen, wurden mit ungeheuren Anstrengungen zerlegbare kleine Dampfer mittelst tausender Träger nach Stanleypool befördert und daselbst für den Oberkongo flott gemacht. Dies war die einzige Möglichkeit, um in die noch von den Arabern beherrschten und durch Sklavenjagden verwüsteten Gebiete des Oberkongo zu gelangen. Die politischen Grenzen des Kongostaates waren noch keine fest bestimmten. Die internationalen Vereinbarungen nahmen nur geographisch festgestellte Punkte als Grenzpunkte an.

Bei den bescheidenen Mitteln, über welche der Kongostaat zunächst verfügte, mußte mit großer Vorsicht vorgegangen werden. Während am Unterkongo schnell unter Leitung belgischer Offiziere eine geordnete Verwaltung hergestellt wurde, trat am Oberkongo in der Fallsstation der Kongostaat mit dem Führer der Araber, dem berüchtigten Tippoo-Tipp, dem größten Sklavenjäger, in Unterhandlung. Der Kongostaat ernannte ihn zum Gouverneur der arabischen Zone mit einem ansehnlichen Gehalte unter der Bedingung, daß er den Sklavenjagden und dem Negerhandel ein Ende machen sollte. Der schlaue Araber nahm das Anerbieten an und so hatte der Kongostaat die erforderliche Zeit, um eine Kongoarmee aus Zansibar, Lagos und der Goldküste anzuwerben, farbige Soldaten zu bilden und für künftige Kämpfe gegen die Araber zu schulen. In der Fallsstation selbst wurden belgische Offiziere eingesetzt, um Tippoo-Tipp zu überwachen. Sie meldeten bald nach Brüssel, daß die Araber trotz des Versprechens Tippoo-Tipp's sich die größten Ausschreitungen zu Schulden kommen ließen

Da trat ein entscheidenes Ereigniß am Oberkongo ein. Eine englisch-belgische Expedition war mit reichen Mitteln ausgestattet aus Brüssel ausgezogen, um die minenreiche Südprovinz Katanga zu erforschen. Die Araber überfielen diese Expedition am Oberkongo in Manyema, ermordeten sämmtliche Expeditionstheilnehmer und raubten die ganze Expedition aus. Gleichzeitig ließ der Sultan von Kibonge den aus Ostafrika kommenden deutschen Afrikaforscher Emin Pascha feige ermorden. Nunmehr beschloß der Kongostaat ein entschiedenes Vorgehen nach allen Richtungen. Ansehnliche Streitmassen setzten sich nach dem Oberkongo in Bewegung. Die Mörder Emin Pascha's wurden festgenommen und hingerichtet. Kommandant Dhanis eroberte die arabischen Hauptmittelpunkte Nyangwe und Kassongo, vernichtete die Araber in blutigen Kämpfen und eroberte ganz Manyema für den Kongostaat. Zu gleicher Zeit begann das Kesseltreiben gegen die arabischen Sklavenjäger am Tanganikasee. Auch hier wurden die Araber zu Paaren getrieben und eine vollständige Verbindung zwischen Manyema und dem Tanganikasee hergestellt. Wohl suchte der Sultan von Utschischi Rumaliza den Arabern Manyemas zu Hilfe zu kommen,

er wurde aber geschlagen und rettete sich durch die Flucht. Damit war die Herrschaft der Araber gebrochen.

Es liegt auf der Hand, daß alle diese kriegerischen Unternehmungen gegen die Araber wie die Kriegszüge gegen die aufrührerischen Eingeborenen ungeheure Kosten verursachten. Der Kongostaat legte daher dorfweise große Steuern an Elfenbein und Kautschuk auf, bei deren Eintreibung oft mit Härte vorgegangen wurde. Die Berliner Kongoakte gewährleistete die unbedingte Handelsfreiheit im konventionellen Kongobecken. Trotzdem hat der Kongostaat, um sich Geldmittel zu beschaffen, dem Handel große Einschränkungen auferlegt und besonders sich fast ein Monopol für Elfenbein und Kautschuk gesichert. Er hat nicht nur auf allen königlichen Domänen sich die Kautschuk- und die Elfenbeinernte gesichert, sondern auch diese Erzeugnisse mit hohen Ausfuhrzöllen belegt. Dasselbe Verfahren wurde bei dem Kaffee beliebt. Die eingeborenen Häuptlinge wurden gezwungen, gegen eine kleine Entschädigung unter Aufsicht von Staatsbeamten große Kaffee- und Kakaokulturen anzulegen. Die ganze Kaffeeernte muß dem Staat zu billigen Preisen abgeliefert werden und da außerdem der Kaffee mit hohen Ausfuhrzöllen belegt wurde, so besitzt der Staat ein wahres Kaffeemonopol. Zur Mehrung seiner Einnahmen benutzte auch der Kongostaat das Zusammentreten der Brüsseler Antisklavereikonferenz. Diese Konferenz erweiterte wesentlich die Berliner Kongoakte, sicherte ein gemeinsames Vorgehen der Mächte gegen den Sklavenhandel zu Wasser und zu Lande und verbot die Einfuhr von Waffen und Spirituosen für bestimmte Theile Afrikas. Gleichzeitig gestattete sie dem Kongostaate zur Erhöhung seiner Einnahmen bestimmte Einfuhrzölle bis 10 Prozent ad valorem zu erheben.

Inzwischen aber hatte König Leopold ein weitausschauendes Unternehmen begonnen, welches dem Kongostaate ein großes Absatzgebiet nach dem ägyptischen Sudan eröffnen sollte. Unter ungeheurem Kostenaufwande und streng geheim wurde von Brüssel aus eine Expedition unter Führung des Kommandanten Van de Kerckhove, eines der kühnsten belgischen Offiziere, ausgerüstet. Diese Expediton sollte das noch ziemlich unbekannte Becken des Uellestromes durchziehen und die Eingeborenen womöglich unterwerfen, alle Elfenbeinmassen zur Deckung der Kosten der Expedition einsammeln und bis Lado am Nile vordringen, um sich dort der von Emin Pascha zurückgelassenen Elfenbeinvorräthe zu bemächtigen. Dieser kühne Kriegszug hatte die überraschendsten Folgen. Wohl traten die eingeborenen Sultane und Stämme dem Vordringen der Expedition feindlich entgegen, aber sie wurden in blutigen Schlachten besiegt. Mit mehreren Sultanen wurden Bündnisse abgeschlossen und Elfenbein im Werthe von über 5 Millionen Franks wurde für den Kongostaat an die Küste befördert. Van de Kerckhove selbst fiel bei einem nächtlichen Ueberfalle, doch drangen belgische Offiziere an seiner Stelle bis nach dem Nile vor. Die Derwische zwangen die Belgier Lado wieder zu verlassen, aber sie konnten nicht hindern, daß die Belgier am oberen Uelle festen Fuß faßten und Stationen errichteten.

Mußten schon diese Ereignisse nicht geringes Aufsehen hervorrufen, so wuchs das Staunen, als plötzlich der englisch-belgische Vertrag vom 12. März 1894 an das Tageslicht kam. In diesem Vertrage überließ England dem König Leopold pachtweise die ganze Aequatorialprovinz sammt Bahr el-Ghazal und das linke Nilufer bis nach Lado hin, wogegen der Kongostaat an England einen Streifen Landes abtrat, der eine vollständige Verbindung der englischen Provinzen sicherte. Deutschland und Frankreich erhoben gegen diesen Vertrag so geharnischten Einspruch, daß er ohne Weiteres ins Wasser fiel. Aber der König Leopold setzte durch, daß ihm die Enklave Lado vollständig überlassen blieb; Frankreich selbst erkannte durch einen Sondervertrag mit dem Kongostaate diese Besitzergreifung an, erlangte aber dafür eine bedeutende Abtretung kongostaatlichen Gebietes im Becken des Ubangi-Bomu und diese Gebietsabtretung eröffnete den Franzosen die Straßen nach dem Nil.

An diese Vorgänge schlossen sich nunmehr weitere wichtige Ereignisse an. Vom oberen Uelle aus zog Kommandant Chaltin mit 700 Mann Kongosoldaten und Kriegern verbündeter Sultane nach dem Nil zu, schlug bei Redjaf am Nil die Derwische aufs Haupt und besetzte Redjaf, einen Nilhafen. Durch diese Besitzergreifung hat der Kongostaat nunmehr am oberen Nil eine feste Position gewonnen, welche er zu behaupten entschlossen ist.

Gleichzeitig rückte von der Fallsstation aus eine 6000 Mann starke kongostaatliche Nilarmee nach Lado zu. Das von Emin Pascha selbst errichtete Lado ist schon vor 7 Jahren von den Derwischen zerstört worden und ist heute nur ein geographischer Begriff. Es ist unweit Redjaf gelegen. An der Wasserscheide des Beckens des Nils und des Kongo empörte sich aber die Vorhut der kongostaatlichen Nilarmee und ermordete alle ihre Offiziere. Kommandant Dhanis marschirte sofort mit dem Gros der Armee gegen die Meuterer, wurde aber infolge Verraths seiner Soldaten vollständig geschlagen. Die ganze Nilarmee wurde zersprengt. Ist es auch noch nicht gelungen, diese Meuterei zu unterdrücken, so hat doch der Kongostaat sofort eine neue Nilarmee errichtet, deren Kolonnen sich auf dem Marsche nach Redjaf bewegen und deren Oberbefehl Kommandant Van Gèle übernehmen soll. Das Ziel dieser Nilarmee ist, die Derwische zu vertreiben und das ganze Nilthal von Lado bis zum Albertsee zu besetzen. Inzwischen marschirten aber auch zwei französische von den Kommandanten Marchal und Liotard geführte Expeditionen vom Ubangi aus nach dem Nile ab, während eine dritte französische Expedition mit abessynischer Hilfe gleichfalls nach dem Nile vorzudringen sucht. Diese drei Expeditionen von denen die des Kommandanten Marchal in Bahr-el-Ghazal übrigens bereits vernichtet worden sein soll, sollen sich in Faschoda am Nile vereinigen und ist es wahrscheinlich bei dem engen Einvernehmen zwischen dem Kongostaate und Frankreich, daß die Kongotruppen und die französischen Truppen in diesem Jahre Hand in Hand gegen die Derwische vorgehen werden.

Haben wir damit die Geschichte der Entwickelung des Kongostaates in großen Zügen vorgeführt, so ist es nunmehr die Aufgabe, das Eingreifen Belgiens in die kongostaatlichen Verhältnisse und die Stellung Belgiens zum Kongostaate in der Gegenwart und in der Zukunft zu beleuchten.

Als der König Leopold unter Zustimmung der belgischen Kammern Souverän des Kongostaates wurde, hatte er feierlich erklärt, daß der Kongo Belgien keinen Pfennig kosten würde — eine Erklärung, welche hauptsächlich die Kammern bestimmte, ihre Zustimmung zur Personalunion zu ertheilen. Kaum aber waren zwei Jahre verflossen, da begann schon der Kongostaat die finanzielle Hilfe Belgiens in Anspruch zu nehmen. Er wollte eine Loosanleihe von 20 Millionen Franks in Belgien ausgeben und erbat sich hierzu die Genehmigung der Kammern, welche auch nach langen Erörterungen ertheilt wurde. Noch größer wurde die Mißstimmung, als der Kongostaat zur Erbauung der Kongoeisenbahn im Jahre 1889 einen Zuschuß von 10 Millionen Franks von Belgien erbat. Da die Erbauung der Eisenbahn eine Lebensfrage für den Kongostaat war und nur durch diesen Staatszuschuß zu Stande kommen konnte, so bewilligte die Kammer den Betrag, zumal da die ganze Linie nur 25 Millionen Franks kosten sollte — eine Schätzung, welche sich als ein vollkommener Fehlschlag erwies, denn die Baukosten sind bis auf 75 Millionen Franks angeschwollen. Noch entscheidender war ein neuer Anspruch des Kongostaates im Jahre 1890. Der Kongostaat erbat sich einen neuen Vorschuß von 25 Millionen Franks aus der belgischen Staatskasse. Um die Kammern zu dieser neuen Bewilligung zu bestimmen, theilte der König der Volksvertretung mit, daß er in seinen letzten Bestimmungen den Kongostaat an Belgien vermacht habe und erklärte zugleich, daß, wenn Belgien den Kongo-

staat schon früher übernehmen wolle, er jederzeit bereit sei, ihn abzutreten. Nach langen, zum Theil sehr erregten Verhandlungen, kam folgendes Abkommen zu Stande: Belgien bewilligt sofort dem Kongostaat 5 Millionen Franks und einen Jahreszuschuß von 2 Millionen Franks bis zum Jahre 1900. In diesem Jahre soll sich Belgien darüber entscheiden, ob es den Vorschuß von 5 Millionen Franks zurückgezahlt haben oder den Kongostaat als belgische Kolonie übernehmen will. Die belgischen Kammern erklärten sich mit diesem Abkommen unter der Bedingung einverstanden, daß der Kongostaat keine neue Anleihe bis zum Jahre 1900 aufnehmen darf. Der Kongostaat nahm diese Verpflichtung an, täuschte aber die Kammern. Inzwischen waren nämlich die Lasten des Kongostaates durch die Kriegszüge und Expeditionen immer mächtiger gestiegen, so daß der Kongostaat die Kosten gar nicht mehr zu tragen vermochte. Da er sich aufs Neue an die belgischen Kammern nicht wenden konnte, so nahm er im Jahre 1892 heimlich in Antwerpen eine Anleihe von 5 Millionen Franks auf und beschloß, als im Jahre 1895 die Anleihe zurückgezahlt werden mußte, einen Annexionsantrag der belgischen Volksvertretung zu übermitteln. König Leopold gab sich in der Sache selbst keiner Täuschung hin; er wußte, daß an eine Zustimmung der Kammern bei der feindlichen Stimmung des Landes gegen jenes Kolonialunternehmen nicht zu denken war, und in der That fiel der Antrag sofort ins Wasser. Doch gelang es dem Könige durch seinen persönlichen Einfluß die klerikale Kammermehrheit zu bewegen, die 5 Millionen Franks zur Zurückzahlung der Anleihe zu bewilligen. Diese Bewilligung erregte im Lande die größte Mißstimmung. In der Kammer selbst wurde das Kongounternehmen auf das Schärfste angegriffen und die allgemeine Loosung war: „Keinen Groschen mehr für den Kongostaat bis zum Jahre 1900“. Um die 5 Millionen Franks zu retten, sagten die Minister es zu, aber die Kammern mußten dennoch kurz darauf abermals 15 Millionen Franks bewilligen, um die Fertigstellung der Kongoeisenbahn zu ermöglichen. Rechnet man dazu noch, daß die zahlreichen belgischen Offiziere, welche nach dem Kongo gehen, sämmtlich ihre Gehälter aus der belgischen Staatskasse weiter beziehen, daß die belgische Armee auch die Unteroffiziere für den Kongodienst liefert, daß alle belgischen Gesandten im Auslande die Interessen des Kongostaates vertreten, daß das belgische Beamtenthum zahlreiche Beamte nach dem Kongo entsendet, so kann man sich einen Begriff davon machen, welche ungeheuere Lasten der Kongostaat dem belgischen Staate aufbürdet. Nicht weniger als 150 belgische Offiziere sind ständig am Kongo, theils in den Kriegszügen, theils in der Verwaltung thätig.

Die Verwaltung des Kongostaates zerfällt in zwei getrennte Theile: die ganze afrikanische Verwaltung wird von dem Generalgouverneur in Boma geleitet, während die Brüsseler Kongoregierung die Leitung des jungen Staates und seine Vertretung nach Außen in Händen hat. An der Spitze der Brüsseler Kongoregierung steht der Staatssekretär van Eetvelde, ein Mann, welcher sich bereits in zahlreichen konsularischen Aemtern, auch schon in der chinesischen Verwaltung ausgezeichnet hat. Er ist die Seele der ganzen Kongoregierung und drückt ihr nach dem Willen des Königs seinen Geist auf. Ihm unterstehen drei Abtheilungen: die auswärtigen Angelegenheiten und die Justiz, die Finanzen und die innere Abtheilung. Letztere regelt die ganze afrikanische Verwaltung. Der Hauptsitz dieser Verwaltung ist Boma am Unterkongo, in neuerer Zeit geschützt durch die gepanzerten Forts bei Kinchassa.

Die afrikanische Verwaltung leitet in Boma augenblicklich der Justizdirektor Fuchs, welcher aber bald einen militärischen Nachfolger erhalten wird. Ihm untersteht, außer der gesammten nach belgischem Muster eingerichteten Verwaltung das Justizwesen. Während der oberste Gerichtshof, kongostaatlicher Staatsrath genannt, in Brüssel seinen Sitz hat, befindet sich in Boma der Gerichtshof erster Instanz und der Appellhof, alles nach belgischem Vorbilde geordnet. Der Appellhof hat, seitdem der Händler Stokes auf unrechtmäßige Weise hingerichtet worden, auf Andringen Deutschlands und Englands einen internationalen Charakter erhalten. Der Vorsitzende ist ein Belgier, aber die beiden Beisitzer sind ein italienischer und ein schwedischer Richter. Der Kongostaat zerfällt in 14 Bezirke, an deren Spitze ein Bezirkskommissar steht. In jedem dieser Bezirke befindet sich ein Gerichtshof erster Instanz. Nur in arabischen Zonen und in denjenigen Zonen, welche erst durch Kriegszüge erobert werden müssen, sprechen Kriegsgerichte Recht. Nach neuerer Bestimmung des Königs darf nur der Appellhof in Boma einen Weißen zum Tode verurtheilen. Dem Generalgouverneur untersteht ferner die Armee. Sie ist von belgischen Offizieren und Unteroffizieren befehligt und ausgebildet und gegenwärtig 12000 Mann stark, welche aus allen Gebieten des Kongostaates ausgehoben werden. Die Aushebung geschieht per Dorf und muß jeder Häuptling eine bestimmte Anzahl Soldaten liefern. Daneben werden auch Freiwillige eingereiht. Diese regelmäßige Armee erhält noch eine große Zahl Hilfstruppen durch die mit dem Kongostaate verbündeten eingeborenen Häuptlinge, die ihre Krieger vertragsmäßig dem Kongostaate stellen. Diese farbigen Truppen sind gut geschult aber urwild und nur durch schwere Zucht zu halten, zumal die Meisten derselben menschenfresserischen Stämmen angehören.

Während der Kongostaat seine Herrschaft im Lande immer mehr auszudehnen und zu befestigen suchte, wendete er zugleich seine volle Aufmerksamkeit der Ausdehnung des Ackerbaus und der Entwicklung des Handels zu.

Mit großer Umsicht und unleugbarem Geschicke wurden in allen Stationen große Gemüsegärten angelegt, um den Weißen am Kongo eine europäische Nahrung zu verschaffen und gleichzeitig die Farbigen an den Ackerbau zu gewöhnen. Große Kaffee- und Kakaopflanzungen wurden angelegt, welche gute Erträge lieferten. Pferde, Kühe und Ochsen wurden nach dem Kongo eingeführt und auf der Insel Mateba am Unterkongo wurde eine Viehzucht in großartigem Maaßstabe eingeleitet. Nicht minder wurde der Gewinnung des Kautschuks eine große Ausdehnung gegeben und auf allen Staatsdomänen in die Wege geleitet. In Folge dessen nahm die Ausfuhr afrikanischer Erzeugnisse, insbesondere von Elfenbein, Kautschuk, Palmnüsse, Palmöl, Kopalgummi, Erdnüsse, Fasern mit jedem Jahre einen größeren Umfang an. Natürlich wird diese Ausfuhr noch viel bedeutender werden, wenn die Kongoeisenbahn fertig gestellt sein wird, und die jetzt mühsam durch 40 000 Träger fortgeschafften Erzeugnisse werden künftig vom Ursprungsorte ab zu Wasser bis zur Kongoeisenbahn und sodann durch die Bahn bis zur Küste in zwei Tagen befördert werden.

Wie der Handel gewachsen ist, mögen folgende Zahlen aus dem Jahre 1896 beweisen:

Gesammthandel: 31 Millionen Franks, wovon auf die Ausfuhr 15 Millionen Franks und auf die Einfuhr 16 Millionen Franks kommen. Das ist eine Steigerung des Handels gegen das Vorjahr um 30%. Sonderhandel, d. h. aus dem Kongostaat selbst ausgeführte Erzeugnisse und für den Verbrauch des Kongostaates selbst eingeführte Waaren: $27\frac{1}{2}$ Millionen Franks, um ein Viertel mehr als im Vorjahre. Die Hauptausfuhrerzeugnisse bleiben: Elfenbein mit 191 Tonnen im Werthe von gegen 4 Millionen Franks und Kautschuk mit gegen 1500 Tonnen im Werthe von 7 Millionen Franks. Der größte Theil des Handels liegt aber in den Händen des Kongostaates selbst.

Ueberblicken wir diese ganze von uns vorgetragene Entwickelung des jungen Staates, so schließt sich die natürliche Frage an: Wie stellt sich Belgien zum Kongostaate als einer Zukunftskolonie?

Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten, weil in Belgien die Parteiverbissenheit keine objektive Prüfung der Sachlage ermöglicht und alles im Parteilichte gefärbt wird. Im Allgemeinen muß man sagen, daß die breiten Schichten der Nation dem ganzen Kongounternehmen abgeneigt gegenüberstehen. Das gefahrvolle Klima, die mit jedem Kolonial-

unternehmen verbundenen wachsenden Ausgaben, die inneren Wirren im Kongo, die Besorgniß, daß das neutrale Belgien durch afrikanische Streitigkeiten mit sonst befreundeten Mächten in Konflikt gerathen könne, die vielen noch in Belgien selbst zu deckenden Bedürfnisse — Alles das zusammengenommen bewirkt, daß die Belgier sich am Liebsten von der Kolonialpolitik fern halten und sich an ihr nicht die Finger verbrennen möchten.

Die oberen Schichten der belgischen Nation sind dagegen größtentheils für die unbedingte Uebernahme des Kongostaates, weil sie nicht nur in ihm große neue Absatzgebiete für Handel und Industrie erblicken, sondern weil sie auch gerne jüngeren Kräften eine neue vielseitige Thätigkeit eröffnen möchten.

Bei dieser Sachlage und im Hinblicke auf die sehr getheilte öffentliche Meinung des Landes darf es schon heute als zweifellos gelten, daß Belgien im Jahre 1900 noch nicht den Kongostaat als belgische Kolonie übernehmen, vielmehr sich darauf beschränken wird, den endgültigen Entschluß auf eine neue Reihe von Jahren zu vertagen, dagegen dem Kongostaat weitere Jahreszuschüsse aus belgischen Staatsmitteln zu bewilligen.

Brüssel. B. Auerbach.

John Keats.

Auf dem für Nichtkatholiken bestimmten Friedhof bei der Cestiuspyramide in Rom gibt es im Schatten dunkler Cypressen einen Leichenstein, der als einzigen Schmuck eine griechische Leyer mit halb gelösten Saiten zeigt, während die seltsame Inschrift, die den Namen des Todten verschweigt, an den einstigen Gegnern des Ungenannten strafende Vergeltung zu üben versucht; denn sie lautet:

Dies Grab
Enthält Alles, was sterblich war
von einem
Jungen Englischen Dichter,
der
auf seinem Todtenbette
— in der Bitterkeit seines Herzens
über die boshafte Macht seiner Feinde —
wünschte,
daß diese Worte auf seinen Grabstein gemeißelt würden:
„Hier liegt Einer, dessen Name in Wasser geschrieben ist."
— Febr. 24. 1821. —

Der hier Begrabene ist John Keats. Unvergessen in England, feiert der im Alter von nur 26 Jahren Gestorbene soeben eine Auferstehung in Deutschland, indem Frau Marie Gothein in Bonn seine Lebensgeschichte geschrieben und seine Dichtungen übersetzt hat. In zwei Bänden liegt die verdienstvolle und schöne Arbeit gedruckt vor.*) Die Biographie verräth nur in dem divinatorischen Verständniß, wie es der feineren Psyche der Frau gegenüber dem Innenleben von Dichtern und Künstlern eigenthümlich ist, und in einer gewissen liebevollen Zartheit der Darstellung die weibliche Hand; das Thatsächliche ist mit der Besonnenheit und Treue eines sein Material objektiv bearbeitenden Historikers wiedergegeben und ebenso ist das ästhetisch-litterarische Urtheil der Verfasserin ein wohlbegründetes, umsichtiges und klares. Die Uebersetzung der Dichtungen vollends ist eine so wohlgelungene, — gleich viel, ob es sich um den strophenlosen epischen Vers oder um Stanzen und andere noch kunstvollere Versgebilde handle —, daß man diese Dichtungen beinahe durchweg wie deutsche Originale liest und da, wo etwa einmal der Sinn sich zu verdunkeln scheint, die Schuld nicht bei der Uebersetzerin, sondern beim Dichter suchen muß, der dem Geheimnißvollen im Ausdruck nicht aus dem Wege ging.

Es wird sich nun aber modernen Lesern in unserer hastigen Zeit, die zugleich eine reiche Gegenwart ist, die Frage aufdrängen, ob es sich überhaupt lohne, dieser poetischen Erscheinung der Vergangenheit Aufmerksamkeit zu schenken. Vielleicht erinnert sich der Eine oder der Andere, daß John Keats in Byron's „Don Juan" (XI. Gesang) nicht sonderlich gut weggekommen ist. Denn dort heißt es von ihm (nach Gildemeister's Uebersetzung, die auch in dieser Biographie citirt ist):

„John Keats starb an Kolik und ward begraben,
Just als er groß ward, wenn auch nicht verständlich.
Er konnte ohne Griechisch so erhaben
Von Göttern reden (oder lernt' es endlich),
Wie einst die Götter selbst geredet haben.
Der arme Schelm! Es ging ihm wirklich schändlich!
Seltsam, daß Geist, die feurige Partikel,
So ausgeschneuzt wird durch Journalartikel."

Was nun zunächst diese Strophe angeht, so hat sowohl ihr wie auch der Eingangs erwähnten Grabschrift gegenüber die Verfasserin der Biographie in überzeugender Weise dargethan, daß Keats keineswegs an Gram über die feindselige Haltung eines Theiles der zeitgenössischen Kritik gestorben ist, sondern an der Schwindsucht, die in seiner Familie noch andere Opfer forderte. Und nicht einmal die Annahme, daß durch die krankhafte körperliche Disposition der Eindruck ungünstiger Besprechungen seiner Gedichte bei ihm auf eine für sein Leben gefährliche Weise sei verschärft worden, wäre haltbar. Sein Geist war der ganzen ursprünglichen Struktur nach zu vornehm geartet und seine Phantasie zu sehr und zu andauernd in den hohen, weltfernen Regionen der Poesie zu Gast, als daß derartige unliebsame Erfahrungen mehr hätten ausrichten können, als auf einige Stunden seine Laune verderben. Diesen Eindruck wenigstens gewinnt man im Wesentlichen aus den in der Biographie mitgetheilten Briefen des Dichters an seine Freunde. Und darum betont auch die Verfasserin die Schiefheit jener Hervorhebung schwächlichen Kleinmuths bei Keats in der angeführten Strophe Byron's.

Eines dagegen ist in dieser Strophe allerdings richtig, der Hinweis, daß Keats in seinen Dichtungen sich hauptsächlich mit den griechischen Göttern abgegeben habe. Und das dürfte der Punkt sein, der deutschen Lesern von heute es zweifelhaft mag erscheinen lassen, ob es sich auch für andere Leute als Litteraturforscher lohne, dieser Erscheinung näher zu treten. Wir erinnern uns, wie wenig der deutsche Grieche Hölderlin, abgesehen von einigen seiner schönsten Oden, in lebendiger Beziehung zu modernen Lesern steht. Wie viele gibt es, die seinen „Hyperion oder der Eremit in Griechenland" und das dramatische Fragment „Empedokles" jemals ernsthaft zur Hand genommen haben? Und nun präsentirt man uns einen englischen Griechen?

Zuvörderst ist nun da freilich zu sagen, daß Leser, denen Poesie nicht wirklich eine Lebensquelle, in der That besser thun, sich um die Dichtungen von John Keats nicht weiter zu bekümmern. Denn wenn auch sein Griechenthum von der Studirstubenluft des Philologen eigentlich ganz frei ist, was man von Hölderlin's Poesie wenigstens durchweg, glaube ich, nicht behaupten kann, so stehen seine Hauptdichtungen — „Endymion" und das Hyperionfragment und auch „die Lamia" — doch ganz außerhalb der wirklichen Erfahrungswelt etwa so wie Böcklin's Tritonen, Centauren und fischschwänzige Nymphen. Dem nüchternen Realisten darf das Alles Thorheit sein.

Aber mit dem Hinweis auf Böcklin's aus der Antike neu heraufgezauberte mythologische Fabelwelt wird nun

*) John Keats. Leben und Werke von Marie Gothein. 1. Band: Leben (mit Porträt des Dichters auf dem Sterbebette). 2. Band: Werke. (Verlog von Max Niemayer in Halle a. S. 1897).

allerdings eine mögliche Beziehung moderner Leser zu den Dichtungen John Keats' in Anspruch genommen. Dabei übersehe ich keineswegs, daß es auch hier nicht ganz dasselbe ist, wenn zwei dasselbe thun und denke dabei nicht bloß an den in den Personen gegebenen Unterschied zwischen dem so früh verstorbenen englischen Dichter aus dem Anfang unseres Jahrhunderts und dem zur vollen reifen Meisterschaft gelangten Künstler am Ende dieses Säkulums. Sondern es scheint mir auch nicht ganz dasselbe, wenn die Malerei und die Dichtkunst Wesen der griechischen Mythologie zum Vorwurf der Darstellung machen. Dianas Jagd, ein antiker Opferhain mit weißen Gestalten, die einer aus mystischem Dunkel hervorleuchtenden Altarflamme nahen, im Wellenspiel des Ozeans sich vergnügende Nereiden wirken im Gemälde mit stärker zur Phantasie sprechender Unmittelbarkeit als in Gedichten. Woher dies kommt, durch ästhetische Untersuchung zu begründen, würde hier zu weit führen; die Thatsache selbst wird kaum bestritten werden können. Immerhin wird auch für die poetische Darstellung solcher Gegenstände die Frage nach dem Wie? die entscheidende sein. Eine bloß akademisch hellenisirende Poesie wird heut zu Tage allgemein als frostig empfunden und abgelehnt werden. Spürt man aber in solchen Phantasieen das lebendige Herz eines Dichters pochen, wird man inne, daß solche Träume der Ausdruck des brennendsten Schönheitsdurstes einer in ihnen glücklich schwelgenden Seele sind, so muthet uns das Dargebotene nicht mehr kalt und fremd an.

Nun finde ich, daß nicht nur Keats, sondern überhaupt die englischen Dichter eine eigenthümliche herzliche und lebhafte Art haben, allen möglichen mythologischen Zauber und Spuk reizvoll wiederzugeben. Es geht da, von Shakespeare angefangen — eigentlich wäre aus alter Zeit schon Chaucer zu nennen gewesen! — durch Milton bis auf die Zeitgenossen Byron's und Shelley's, ja auch noch bis Tennyson ein einheitlicher Zug und eine besonders glückliche Tradition, wie dergleichen aufzufassen sei, ohne ins Langweilige oder Pedantische zu gerathen. „Der Feenwelt Entbinderin, Frau Mab", von der Mercutio in „Romeo und Julia" so schwärmerisch spricht, hat nicht nur Shakespeare im „Sommernachtstraum", im „Wintermärchen", im „Sturm" beigestanden, sondern ihr beseelender Einfluß ist auch bei den späteren Poeten spürbar, die sich mit solchem „Stoff so dünn wie Luft" beschäftigten. Und, — um über eine Sache der poetischen Technik nicht zu geheimnißvoll zu sprechen — es sind namentlich zwei Mittel, deren sich die englischen Dichter bei Dichtungen dieser Art, bewußt oder unbewußt, mit Vortheil bedienten: das Aufgebot von allen Zaubern landschaftlicher Natur mit Hervorheben idyllischer Reize, und die Ueberflutung des Lesers durch Fülle, durch den gedrängten Reichthum immer neuer Phantasiebilder auf engem Raum. Dabei ist noch zu beobachten — und gerade bei Keats tritt es stark hervor —, daß sie in der landschaftlichen Schilderung doch vorzugsweise die von ihnen wirklich geschauten und empfundenen Reize der heimathlichen Natur — im Frühling oder Herbst — zu Grunde legen, was nicht nur Wahrheit, sondern auch etwas Trautiches in die Dichtung bringt, die zwar mit ihrer Sehnsucht die sonnigen Inseln des Südens grüßt, aber nach den am Saum des heimathlichen Eichenwaldes gepflückten Veilchen duftet.

Dieser Art nun ist besonders die Endymiondichtung, das aus vier Büchern oder Gesängen bestehende Hauptwerk John Keats', in welchem das erste ahnungsvolle, den Schlaf beunruhigende, doch auch mit holden Träumen beglückende Liebessehnen des Jünglings in die schöne Sage jenes einsam schweifenden Jägers eingekleidet ist, den die Mondesgöttin im Traum besuchte und zuletzt zu sich in den Olymp erhob. Von müßiger Spielerei, von Willkür in der Wahl des Stoffes kann hier keine Rede sein, wo man unter der mythologischen Verkleidung alle die seelischen Zustände wieder findet, die dem jugendlichen Alter so natürlich sind. Diese Dichtung, in die Keats, vielleicht mehr als er selbst wußte, allen Drang seines Jugendgefühls goß, ist mir daher auch das liebste seiner Werke. Sie blüht wie ein ganzer Frühling mit verschlossenen Blüthen und knospenden Geheimnissen. Das durchweg in Reimen gehaltene Poem ist von Frau Marie Gothein wunderschön übersetzt worden. Wenn hier ein paar Proben gegeben werden, so hat mich bei der Auswahl indessen hauptsächlich der Wunsch geleitet, Stellen anzuführen, in denen die oben genannten Eigenthümlichkeiten des idyllischen Landschaftszaubers und der gedrängten Bilderfülle charakteristisch hervortreten.

Hier einige Verse aus der Schilderung des Opferhains:

„Es breitet weit sich an des Latmos Rand
Ein mächtiger Hain; in feuchter Erde fand
Die dichtverwachsne Wurzel reichen Saft
Und zeugt' Zweig und Frucht voll seltner Kraft.
Dort gab es ferne, weltverlorne Schatten,
Die nie ein Fuß betrat. Wenn von den Matten
Ein Lamm sich wagt' in jene Schluchten nieder,
Sah es die frohen Hürden niemals wieder,
Wo seine Brüder, blökend vor Behagen
In jeder Nacht am Berg zusammen lagen.
Der Glaube aber waltet bei den Hirten,
Daß nie den Lämmern, die sich dort verirrten
Aus ihrer Heerde, ward ein Leid gethan
Vom gierigen Wolf und von des Panthers Zahn
Es hieß, sie kamen zu den Weiden hin,
Zur Heerde Pans: und groß war deß' Gewinn,
Der so ein Lamm verlor. — Gar manch ein Weg
Schlang sich durch Farn und buschiges Geheg
Und Epheuhänge: und ein jeder führte
Zu einer weiten Wiese; diese zierte
Ein Kranz von Stämmen, der sich dicht erhob
Aus weichem Rasen; und darüber wob
Ein Himmel sich voll Frische unaussprechlich,
Umgrenzt von dunkeln Wipfeln, wo gemächlich
Sich eine Taube wiegte in den Lüften
Und kleine Wolken durch das Blaue schifften.
Inmitten aller dieser Anmut Glanz
Stand ein Altar von Marmor; rings ein Kranz
Von jungen Knospen, die zur Abendzeit
Der Thau mit Feenphantasie gestreut
Auf den geweihten Rasen, um voll Prangen
Den jungen Tag mit Ehren zu empfangen . . ."

Die folgenden wenigen Zeilen (aus dem 2. Buche) sind einer längeren Stelle entnommen, die den Gedanken behandelt, die Liebe sei ein der Poesie würdigerer Gegenstand als bloße Staatsaktionen:

„Was thut's, ob mit der Makedonen Zahl
Einst Alexander bis zum Indus drang,
Und ob Ulyß im Schlaf Cyklopen zwang?
Nein! Julia an ihren Blumen lehnend
Und, seufzend, die Gedanken zart entwöhnend
Von ihrer Mädchenkeuschheit Schnee,
Ergreift uns mehr als dies; und Hero's Weh
Voll Thränen, Imogen im Schmerz der Seele
Und Pastorello in der Räuber Höhle
Sind Dinge, glühender dran zu hangen
Als an der Reiche Todesnoth" . . . . .

Hat man erst angefangen, zu citiren, so ist es schwer, sich ein Ziel zu setzen, wo so viel mittheilenswerthes auf allen Seiten lockt. Wie schön ist es z. B., wenn da, wo Diana endlich ihre Liebe eingesteht, sie der früheren Zeit gedenkt, da sie ein solches Gefühl nicht kannte und Abends ihr Haar aufband „mit Fingern kühl wie Espenlaub." Und wie leidenschaftlich ist dann das Bekenntniß ihrer Liebe! Oder man nehme das reizende Gleichniß:

„So flohn sie, bis durch dunkle Wolken bang
Mit einer Demantspitze Luna drang,
Nicht größer als ein Stern, weit und entlegen,
Gleichwie das Spitzchen eines Elfendegen."

Auf „Endymion" folgt die aus zwei Gesängen bestehende Dichtung „Lamia" mit einem an Göthe's „Braut von Korinth" anklingenden Motiv. Hier muß die spukhafte Braut des korinthischen Jünglings in der Hochzeitsnacht zur Schlange werden, wenn jemand von den Gästen

ihr wahres Wesen erkennt und das Wort „Schlange" ausspricht. Darum sollte, nach dem Wunsche der Braut, der Philosoph Apolonius der Feier ferngehalten werden; denn:

„Muß jeder Reiz nicht enden,
Rührt dran Philosophie mit kalten Händen?"

Er erschien dennoch und zerstörte dieses Liebesglück. Vortrefflich sein bemerkt die Uebersetzerin hiezu: „In die atemraubende Spannung des Schlusses aber mischt sich weit mehr Mitleid mit Lamia, der ihr kurzes, rein menschliches Glück durch den kalten, durchdringenden Blick des Philosophen so grausam zerstört wird, als das Bangen vor der schaurigen Erkenntniß des eigentlichen Wesens der Braut."

Am leichtesten zugänglich von allen Dichtungen Keat's ist die Novelle in Versen: „Isabella oder der Basilientopf". In der Strophe Ariosts erzählt sie eine Novelle Boccaccios nach. Jene „Renaissance der Renaissancen", die in den englischen präraphaelitischen Malern einen so schönen und sensitiven künstlerischen Ausdruck gefunden hat, kennzeichnet dieses Gedicht. Daher hat auch einer dieser Präraphaeliten, Millais, den Stoff zu dem großen Gemälde, das den Ruhm des Zwanzigjährigen begründen sollte, dieser Dichtung entlehnt: die beiden Liebenden Isabella, und Lorenzo, beim Mahle, von der Mißgunst der Brüder Isabellas beobachtet (welche Lorenzo später durch Mord aus dem Wege räumen).*) Wir treffen in dieser Dichtung unter anderem auf Strophen, die den Beweis leisten, daß Keats, wenn ihm ein längeres Leben wäre beschieden gewesen, sich nicht immer bloß in weltfernen, idealistischen Phantasien würde bewegt haben, wie es im „Endymion" und „Hyperion" der Fall ist. Ich meine die Strophen, die — von der kaufmännischen Habgier der Brüder Isabella's ausgehend, — einen heftigen Ausfall auf die Plutokratie vorstellen, die ihre Macht und ihr Wohlleben dem Schweiß und dem Blute geopferter Mitgeschöpfe dankt.

. . . „Für sie mußt' manche matte Hand sich heben
In lauten Faktorein, in dunkeln Schachten.
Und manche stolze Lende sah man beben
Vom Peitschenhieb, und hohlen Auges schmachten
Im sonnigen Fluß manch' Armen lange Tage,
Daß aus der Fluth den goldnen Sand er trage.

„Für sie stürzt Ceylons Taucher athemlos
Sich nackt zum hungrig wilden Hay hinab,
Bis ihm das Blut aus seinen Ohren floß:
Für sie fand stöhnend auf dem Eis ein Grab
Der Seehund von dem tödtlichen Geschoß;
Ob Tausende für sie die Noth umgab, —
Sie dreh'n ein scharfes Rad halb unbewußt,
Das scharfe Marter stößt in And'rer Brust."

Etwas von Byrons grollendem Zorn gegen Mißstände der Gesellschaft rollt wie ferner Donner durch diese Verse. Uebrigens finden wir auch in den Briefen, welche die Verfasserin in die biographische Darstellung des ersten Bandes geschickt eingewoben hat, Stellen, die das aufmerksame und richtig beobachtende Auge des vermeintlichen Träumers und Phantasten den wirklichen Zuständen seines Landes zugewendet zeigen. Der dreiundzwanzigjährige Dichter machte, auf einer Reise in Schottland begriffen, einen kurzen Abstecher nach Irland und ergeht sich in seinen Büchern nicht nur im Allgemeinen in Klagen über „die furchtbare Schwierigkeit, die Lage dieses Volkes zu verbessern", sondern vergleicht auch irische und schottische Zustände und geht unter anderem dem starren Puritanismus in Schottland zu Leibe, indem er von dem irischen Zimmermädchen schreibt:

„Sie ist lustig, freundlich und bereit zu lachen, weil sie außerhalb der schrecklichen Knechtschaft der schottischen Kirche steht. Ein schottisches Mädchen lebt in entsetzlicher Furcht vor ihren Aeltesten. Arme kleine Susannas! sie werden kaum lachen! Ja — ist ihre Kirche verdammenswerth? Diese Kirchenmänner haben Schottland gut gethan. Sie haben Männer und Frauen, Alt und Jung, Knaben und Mädchen sorgsam gemacht, so daß sie sie in regelmäßige Kolonnen von Sparern und Gewinnern formirt haben. Solch eine wirthschaftliche Armee mußte ihr Land bereichern und ihm einen größeren Anstrich von Wohlstand geben, als ihn die armen, unbesonnenen Nachbarn haben. Aber diese Kirchenmänner haben Schottland Schaden gebracht. Sie haben Scherz, Lachen und Küssen verbannt.... Ich wollte lieber ein scheues Wild sein, als ein Mädchen unter der Herrschaft der schottischen Kirche, und ich möchte lieber ein wildes Schwein sein, als die Ursache für die Strafe eines armen Geschöpfes durch seine abscheulichen Aeltesten."

Frau Marie Gothein bemerkt zu dieser Briefstelle:

„Ob eine spätere Periode seines Schaffens auch diese Richtung seines Geistes dichterisch würde zum Ausdruck gebracht haben, das gehört zu den Fragen, die man wohl an ein so früh abgebrochenes Leben wie das unseres Dichters stellen kann, die aber dieses nie beantworten wird."

Ich möchte im Hinblick auf die aus der Isabelladichtung angeführten Strophen diese Frage mit Zuversicht bejahen. Der Dichter, der im Hyperionfragment für das Leiden der von einer jüngeren Göttergeneration entthronten Titanen ein so pathetisches Zürnen, eine so gewaltige Rhetorik der Phantasie aufbrachte, würde, vielleicht auch schon durch das Bewußtsein dieser ihm eigenthümlichen kraftvollen Darstellungsmittel, bei längerem Leben wohl an Stoffe gerathen sein, die ihn mehr einem Byron als einem Wordsworth genähert hätten. Auf ihn selbst hätte man dann vielleicht die Stelle aus seinem „Hyperion" anwenden können:

„Dies große Wissen macht mich heut zum Gott,
Und Namen, Thaten, graue Sagen, Aufruhr
Und Stimmen, Majestät und Todesangst
Und Schöpfung und Zerstörung, alles stürmt nun
Auf einmal in die Leere meines Hirns,
Vergöttlicht mich, als hätt' ich starken Wein
Und köstlich klaren Lebenssaft getrunken
Und ward unsterblich."

Vom köstlich klaren Lebenssaft hat er zu wenig getrunken, weil er zu früh von der Erde fort mußte. In dem Augenblick wurde er abberufen, als die beiden größten mitlebenden Dichter seines Volkes, Shelley und Byron, sich ihm freundlich näherten, Shelley herzlich und ohne jeden Vorbehalt, Byron allerdings zurückhaltend, aber doch mit Achtung. Denn noch in Keat's Todesjahr schrieb er: „Sein Fragment des Hyperion scheint wirklich von den Titanen inspirirt und ist so erhaben wie Aeschylus". Und er bat den Verleger Murray, alles zu vernichten, was er früher gegen Keats gesagt habe, — was dann freilich nicht geschah.

Noch habe ich in diesem litterarischen Hinweis der kleineren epischen und der lyrischen Gedichte John Keats' nicht Erwähnung gethan, ebenso auch keinen Versuch gemacht, den einzigen kleinen Roman seines kurzen Lebens, die Liebe zu Fanny nachzuerzählen oder die Beziehungen des Dichters zu den von ihm innig geliebten Brüdern und seinen treuen Freunden zu schildern; ich muß für alles dies auf die beiden Bände Marie Gothein's verweisen, die den Lebensgang und das Lebenswerk des Dichters in wünschenswerther Vollständigkeit wiedergeben. Hier kam es mir hauptsächlich nur darauf an, zu zeigen, daß nicht bloß ein allgemeines litterarhistorisches Bildungsinteresse uns veranlassen kann, diesem Dichter näher zu treten, sondern daß auch das echte poetische Gefühl des modern empfindenden Lesers auf John Keats' Leyer Saiten schwingen hört, die im eigenen Gemüth verwandte Töne wecken. Und als einen besondern Glücksfall möchte ich es bezeichnen, daß der im Leben sonst von glücklichen Zufällen nicht verwöhnte Dichter, nun mehr als siebzig Jahre nach seinem Auslöschen eine deutsche Biographin und eine deutsche Uebersetzerin gefunden hat wie Frau Marie Gothein.

Bern. J. V. Widmann.

*) Das Bild ist in einem der letzten Hefte der W. Spemann'schen Kunstzeitschrift „Das Museum" reproduzirt worden.

Theater.

(Deutsches Theater. „Johannes", Tragödie in 5 Akten und einem Vorspiel von Hermann Sudermann.)

Als Wieland den Don Carlos gelesen hatte, sagte er zu Schiller, er solle ein andermal weniger verschwenderisch sein, und aus einem solchen Drama drei wichtige Stücke machen. Ich fürchte, wir müssen diesmal Sudermann sagen, er hätte verschwenderischer sein und statt zweier Dramen eines geben sollen. Denn in Sudermann's Johannestragödie stehen zwei Dramen, nur lose in Personalunion verknüpft, neben einander.

Da ist das Leidenschaftsdrama von dem schwülen Begehren der Herodiastochter Salome, in dem Johannes eine innerlich unbetheiligte Rolle spielt. Ich möchte sagen, er ist das passive Objekt dieser Leidenschaft. Sie führt ihn nicht in Versuchung, er sagt sein Nein, und wird dafür hingerichtet. Das ist sein Schicksal, wie es die Sage märchenwebend gedeutet hat: „wird ein Weib das Haupt begehren, eines Manns, den sie nicht liebt?" So reitet Herodias nächtens durch die Lüfte im Gewittersturm, und hoch schleudert sie das Haupt des Täufers und fängt es wieder auf. Die Deutung ist bei Sudermann die gleiche geblieben. Nur ist es bei ihm die Herodiastochter Salome, die in verschmähter Liebe sich den blutigen Rachelohn in eigener Willensthorheit erlangt.

Ich zweifle, ob es glücklich gewesen, daß Sudermann die Leidenschaft der jungfräulichen Tochter an Stelle des Begehrens der buhlerischen Mutter gesetzt hat. „Das Mägdlein", nennt der Evangelist, ihre Unschuld kosend, diese Herodiastochter. Sie weiß nicht, was sie thut. Freilich, es wirkt brutal, das unschuldige Werkzeug solcher That zu sehen. Aber man begriffe die Leidenschaft der Buhlerin Herodias dem unberührten Jüngling gegenüber, der ihr in derber, kraftvoller Ursprünglichkeit, ein reiner Thor, gegenübertritt, und den sie begehrt, weil er sie verachtet. Man glaubt nicht an die Leidenschaft einer Jungfrau, die beim ersten Anblick entflammt, sich einem Manne preiszugeben trachtet, der sie von sich weist. Man glaubt diese Leidenschaft Sudermann nicht. Hört man die Worte: „Ich will dir geben meinen jungen Leib, du Wilder unter den Söhnen Israels. Komm, laß uns der Liebe pflegen bis an den Morgen . . . Süß wie die Sünde — so bin ich", so hört man sie mit Achselzucken. Das ist die Leidenschaftschminke des Theaters, aufdringlich, unwahr. Das ist Wind aus dem Blasebalg, und wirklich, der Gott der Leidenschaft ist nicht in seinem Brausen. Diese Salome ist eine häßlich-süßliche Bühnenfigur, an der die Wirklichkeit kaum einen Antheil hat, und nur der eine Zug ist fein und lebenstreu, daß sie in kindlichem Aufbegehren von Johannes fordert, vor ihr hinzuknien, wofern sie sein Leben schonen soll. Schärfer erfaßt, steht Herodias ihr zur Seite, an Adah aus „Sodoms Ende" gemahnend; feig, grausam, herrschaftslüstern.

Das Leidenschaftsdrama ist der ungleich schwächere, schwache Theil der Johannestragödie. Dennoch, er gerade erwies sich theatralisch wirksam auf die vielen, die das Theater des Theaters willen lieben. Frau Sorma stattete das Leidenschaftspüppchen Salome mit dem liebreichen Zauber ihres Seins und der holden Koketterie ihrer Kunst aus und gewann die Herzen und Sinne, auch wo sie die Köpfe nicht überzeugen konnte. Neben ihr versagte Louise Dumont gänzlich, die Herodias nach dem Rezept für leidenschaftliche Intrigantinnen gab, das unkluge Theaterärzte geschrieben. Auch Emanuel Reicher hätte den Herodes vielseitiger verkörpern dürfen: an der Herodesgestalt hat sich Sudermann's Kunst der Charakteristik in zurückhaltender Feinheit bewährt.

Ein innerlich Theilnahmloser geht Johannes durch dies Leidenschaftsdrama. Die Tragik seines innerlichen Erlebens weist in andre Sphären. Nur äußerlich laufen motivirende Fäden von dem Salomedrama zu der Johannestragödie hinüber. An einer Stelle sind auch sie durchschnitten: Johannes hat seine Anklage gegen Herodias geschleudert. Sie ruft die Wache, ihn verhaften zu lassen. „Sie stockt, von dem Blick des Johannes getroffen." „Führt diesen Mann — hinaus — auf die Gasse", sagt sie. Das ist das Ende des zweiten Akts, mit dem dritten setzt die Johannestragödie wieder ein. Sudermann hat den „Johannes" als junger Student konzipirt, Stoff und Auffassung haben sich im Lauf der Jahre gewandelt; die Schichten haben sich übereinander geschoben.

Die Armen und Elenden hat Johannes um sich versammelt. Ihnen hat er in der Wüste Buße und Heiligung gepredigt. Seine individuelle Kraft ist der Trost ihrer Schwäche geworden. Was hat er ihnen zu geben? Die Hoffnung, den Glauben, die Zuversicht auf einen, der da kommen wird. Das Gesetz, das ein Zwingherr des Armen vornehmlich geworden ist, soll fallen. Was soll an seine Stelle treten? Dem Pharisäer, der ihm die Frage entgegenhält, bleibt Johannes die Antwort schuldig. Da schlägt es an sein Ohr: „Höher denn Gesetz und Opfer ist die Liebe". Das Wort frißt sich in seine Seele. Ist es die Botschaft des Messias, der gekommen ist? Der Messias, den er will, ist ein Held, mit goldenem Panzer angethan, dem zu Seiten die Cherubim kämpfen. Was soll in dessen Mund die weichliche Liebesbotschaft? Dennoch, sein Fürchten wird ihm zur Gewißheit. Und in dem Augenblick, da er als Führer des Volks den ersten Stein auf Herodes werfen soll, sinkt ihm der Arm. „Im Namen dessen, der — mich — dich — lieben heißt . . . .?" Und der Stein entfällt ihm.

Die ersten starken Eindrücke, die der junge ostpreußische Student Sudermann in Berlin empfing, waren sozialer Art. Am eignen Leibe lernte er es kennen, was Darben heißt. Aber dem Elend und Schmutz der Großstadt schien ein Reis zu entwachsen, das zum allüberschattenden Baume werden mußte und dessen Früchte allen bieten würden, weß sie bedurften. Als ein sozialer Kämpe „vor Sonnenaufgang" mag Johannes damals Sudermann aufgegangen sein. Er läßt den Stoff jahrelang ruhen, und nun wird alles anders. Und wie Sudermann im Winter des verflossenen Jahres seinen Johannesstoff wieder aufnimmt, steht er diesem sozialen Märtyrer durchaus skeptisch gegenüber.

Aus dem Mißgefühl des eigenen Skeptizismus wohl heraus, häuft Sudermann die tragischen Motive. Johannes hat die Nothleidenden um sich versammelt und ist ein Führer des irrenden Volks. Und er selbst hat ihnen nichts zu geben, er selbst hat auf ihre Fragen keine Antwort. Und er ist sich dessen bewußt. Das ist die Tragik jedes großen Revolutionärs, der er verfällt, wenn es gilt, aus den Steinen der erstürmten Bastille neue Tempel zu bauen. Wenn es gilt, die Hungernden wirklich zu speisen. Und andererseits: Johannes ist der Verkünder des Messias, das ist ihm Lebensberuf. Er hat das Bild des Messias, wie er es sieht, den Seinen ins Herz geschrieben. Und nun kommt dieser Christus, und ist ein anderer, und straft seinen Propheten Lügen. Das ist die Tragik, die die moderne Dichtung oftmals in der Gestalt des Judas verkörpert hat, der den Herrn verräth, um ihn zu zwingen, sich in irdischer Majestät als den zu offenbaren, den er in ihm sieht, den er in ihm haben will. Die beiden, durchaus selbständigen tragischen Züge treten in Sudermann's Tragödie neben einander, verwirren sich, schwächen sich gegenseitig ab.

Theatralisch führte diese Komplikation der Motive zu wirksamen, auch zu ergreifenden Scenen. Aber die Gestalt des Johannes wuchs nicht, sie löste sich auf. Vergebens mühte sich Kainz, sie in scharflinigen Umrissen hinzustellen — die innere Einheit fehlt. Der Skeptizismus des Dichters überträgt sich auf die Zuschauer.

Und dichterisch hat sich diese Komplikation des Stoffes schwer gerächt. Johannes lebt sich nach keiner Seite hin aus. Wie das ganze Leidenschaftsdrama der Salome für ihn innerlich verloren ist, so lebt er bei der Fülle der Mo-

tive ein Augenblicksdasein. Er steht dauernd auf Vorposten. Er wandelt sich wohl, aber er wird nicht. Er hat nichts zu geben, weil er nicht sich selbst lebt. Er ist innerlich arm. Und diese innerliche Armuth des Johannes macht sich dem gegenüber, der nach ihm kommt, noch bestimmter fühlbar: die Botschaft Jesus von Nazareth ist auf das eine armselige Stichwort „Liebe“ gestellt. Darum sagte ich, Sudermann mußte verschwenderischer sein und statt der äußeren dramatischen Fülle eine dramatische Handlung geben, die sich in sich erschöpft: er hätte damit innerlich mehr gegeben.

Sudermann hat seinen Johannes eine Tragödie genannt, und es ist interessant, der Wandlung nachzugehen, die der Begriff des Tragischen in unserer jüngsten Litteratur erfahren hat. Er hat alle Herbheit verloren. In „Sodoms Ende“, in „Fritzchen“, im „Johannes“, es ist immer dieselbe Tragik, die eben nur in einem Nichtweiterlebenkönnen besteht. Zur rechten Zeit naht der Tod, ein Sorgenbeschwichtiger, den Lebensunfähigen. Aus dem Licht, das schmerzt, retten sie sich in seine Nacht. Und im „Johannes“ ist selbst dieser sanften Tragik die Spitze abgestumpft worden. Johannes bekehrt sich zu Jesus. Er begreift dessen Mission des Friedens. Er sieht das Heil nahe und den Himmel offen. So stirbt er, und man könnte das „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren“ auf ihn anwenden. Und in dieser schärfelosen, ängstlichen Tragik entspricht Sudermann durchaus den Stimmungen und Gefühlen unserer Zeit. Wie sind wir zag und weichherzig geworden!

Es war ein bewegtes und reiches Bühnenbild, das Sudermanns „Johannes“ bot. Die Dekorationen des Deutschen Theaters waren geschmackvoll, wenn auch nicht immer ganz stilgerecht, und sicher und künstlerisch waltete die Regie. Schauspielerisch starke Leistungen boten in Nebenrollen Luise von Poellnitz, Hermann Müller und Oscar Sauer. Dennoch, das Drama wirkt gelesen tiefer als auf der Bühne.

Man hat einst in Athen einen Altar dem „unbekannten Gott“ errichtet. Vielleicht that man's in Furcht, vielleicht in Sehnsucht. Dieser Johannes errichtet in Sehnsucht sich einen Altar dem unbekannten Gott in seinem Herzen, und diese Sehnsucht ist seine Kraft und Freudigkeit, solange der Gott ihm ungeoffenbart bleibt, so lange er sein Bild aus sich selbst gestalten darf. Und diese Sehnsucht ist der tiefe Zug in seinem Wesen, in ihr vertieft sich der Gesammteindruck des Dramas. Es gibt keine frohe Botschaft, freudiger als die Sehnsucht. Man muß es nur begreifen, daß sie in sich selbst mehr gibt, als all ihre Verheißungen, verwirklicht, geben könnten.

Ernst Heilborn.

The Literary History of the American Revolution. 1763–1783. By Moses Coit Tyler, Professor of American History in Cornell University. 2 vols. New York, G. P. Putnam's Sons. 1897.

Vor zwanzig Jahren veröffentlichte Herr Prof. Tyler eine zweibändige „History of American Literature“, welche die Kolonialzeit von 1607 bis 1765 umfaßte. In dem vorliegenden, ebenfalls in zwei stattlichen Bänden erscheinenden Werk setzt er seine Forschungen über denselben Gegenstand fort und stellt die nachfolgende Periode von 1763 bis 1783 dar. Obwohl dieser letztere Zeitraum sich als viel reicher an schriftstellerischen Erzeugnissen erweist als der vorhergehende, dürfte selbst während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von einer amerikanischen Literatur im eigentlichen Sinne des Wortes kaum die Rede sein; denn wie lebhaft wir uns für diese dichterischen und schönwissenschaftlichen Geistesprodukte interessiren mögen und wie hoch auch ihre kulturgeschichtliche Bedeutung anzuschlagen sei, tritt bei ihnen weder in Bezug auf geistigen Gehalt noch in Betreff der künstlerischen Gestalt irgend eine nationale Eigenheit deutlich zu Tage. Daß wir hier nur mit der Vorgeschichte einer nationalen Literatur zu thun haben, ergibt sich auch zur Genüge aus den verschiedenartigen gedruckten und ungedruckten Quellenschriften, aus welchen der Verfasser den Stoff zu seinem Werke geschöpft hat. Diese Quellenschriften, die zum größten Theil als Denkmäler der Litteratur nur im weitesten Sinne zu bezeichnen sind, werden in neun Klassen vertheilt, nämlich: Briefe und sonstige namentlich auf öffentliche Angelegenheiten bezügliche Berichte, diplomatische Aktenstücke, Reden und Predigten, politische Flugschriften und Zeitungen, in Versen verfaßte politische Satyren, Balladen, Volkslieder und andere lyrische Gedichte, Pasquille und kleine humoristische Blätter, Dramen, und zu allerletzt auf wirklichen Erlebnissen beruhende und besonders die traurigen Erfahrungen der Kriegsgefangenen beschreibende Prosaerzählungen, Tagebücher, Schilderungen von persönlichen Abenteuern zu Wasser und zu Lande und Zeitgeschichten. Das in diesen Werken enthaltene umfangreiche, wenn auch sehr ungleichartige Material hat Herr Prof. Tyler mit unermüdlicher Emsigkeit verarbeitet und mit eben so löblicher Einsicht verwerthet, und zu diesem Zweck sich langjähriger Studien in Stadtarchiven, öffentlichen Bibliotheken und Privat-Sammlungen von Büchern und Handschriften beflissen.

Wie wir bereits angedeutet haben, nimmt Herr Prof. Tyler in seine Darstellung viele schriftliche Denkmäler auf, welche bezüglich der künstlerischen Form in den Bereich der Literatur im engeren Sinne nicht gehören, aber einen so großen Einfluß auf die politische und geistige Entwickelung des Volkes ausgeübt haben, daß sie nicht nur herbeigezogen, sondern auch eingehend behandelt werden müssen. Von dieser Art sind die meisten Reden und Flugschriften, welche die engherzige und kurzsichtige Politik der britischen Regierung bekämpften oder dieselbe gegen solche Angriffe vertheidigten, sowie die Predigten, welche die politischen Ereignisse und Verhältnisse der Zeit erörterten und auf die Bildung und Bethätigung der öffentlichen Meinung mächtig einwirkten. Uns aber interessiren heutzutage hauptsächlich die Dichter dieser Periode, unter denen Philip Freneau und John Trumbull den allerersten Platz einnehmen; besonders hat der Letztere in den vorliegenden Bänden zum ersten Male eine recht ausführliche und wirklich würdige Darstellung erfahren.

Trumbull wurde am 24. April 1750 zu Waterbury im Staat Connecticut geboren und stammte von angesehenen und hochgebildeten Puritanern ab, die als Gelehrte, Geistliche, Lehrer und Rechtsverwalter eine hervorragende Rolle in der Geschichte Neu-Englands spielten. Nach einer alten Familienüberlieferung soll der Urahn dieses Geschlechtes, als der König von England eines Tages in dem Park bei Smithfield lustwandelte, seine Majestät vor einem wüthenden Stier mit eigener Lebensgefahr gerettet haben. Der dankbare Landesfürst belohnte den tapferen Leibwächter für die gute That mit einem Jahrgehalt von hundert Mark, dem bedeutsamen Ehrennamen Turn-bull (Stier-Abwehr), und einem mit Stierköpfen verzierten Wappenschild, das als Merkzeichen seiner Kühnheit und der königlichen Erkenntlichkeit erblich sein sollte. Ein Nachkomme dieses Yeomans heirathete eine reiche Erbin und benutzte die Gelegenheit, um seinen plebejischen und gar zu bezeichnenden Namen, der einem Metzger oder Viehhirten eben so gut wie einem heldenmüthigen Königsretter hätte passen können, in die nichtssagenden Patronymik Trumbull umzuwandeln. Diese verblaßte Form des Geschlechtsnamen hat sich auch auf die amerikanischen Abkömmlinge der Familie vererbt, ohne daß eine Abnahme der Entschlossenheit und Unerschrockenheit, welche den ursprünglichen Turn-bull kennzeichneten, sich bei ihnen bemerklich machte. John Trumbull legte auch dieselben Eigenschaften an den Tag, indem er als Satiriker mit ebenso großer Herzhaftigkeit wie Witz und Laune die politischen und gesellschaftlichen Verirrungen seiner Zeit bekämpfte, welche oft störriger und schwerer zu überwinden waren als der im Park zu Smithfield herumstreifende, rasende Stier. Selbst wenn er als Mann nur Mittelmäßiges geleistet hätte, verdient er wegen der phänomenalen Frühreife seines Geistes als Wunderkind in Ehren gedacht zu werden. Schon im zweiten Lebensjahre konnte er lesen und als er vier Jahre alt war, hatte er die ganze Bibel durchgelesen und Watts's sämmtliche „Lyrics“ auswendig gelernt. Zu dieser Zeit fing er auch an, nach den Watts'schen Vorbild Gedichte zu verfassen; da er aber noch nicht schreiben konnte, bewahrte er diese Eingebungen der Pieriden im Gedächtniß auf und sagte sie auf Verlangen ohne Zaudern her. Als er etwas über fünf Jahre alt war, nahm sein Vater, ein gelehrter Pfarrer, einen siebzehnjährigen Jüngling in die Familie auf, um ihn auf das Yale-College, damals neben Harvard die bedeutendste Hochschule Neu-Englands, vorzubereiten. Während der Lehrstunden pflegte der kleine Sohn sich unbeachtet im Zimmer aufzu-

halten und wurde, ehe der Vater es gewahrte, in den Anfangsgründen der lateinischen Grammatik gut unterrichtet. Darauf wurde es ihm gestattet, die Aufgaben regelmäßig mitzumachen und seine Lernbegierde ordentlich zu befriedigen. Zwei Jahre später bestand er sein Examen und wurde in das Yale-College als akademischer Bürger aufgenommen. Während der Prüfung saß der siebenjährige Kandidat im Schooß eines älteren Kollegen und von dieser Stätte aus übersetzte und erklärte er schwierige Stellen der römischen und griechischen Klassiker zum Erstaunen seiner Examinatoren. Wegen seines zarten Alters wurde es ihm vom Vater gestattet, erst sechs Jahre später die Hochschule wirklich zu beziehen; inzwischen setzte er seine Studien zu Hause fort und erweiterte seine Kenntnisse nicht nur der alten, sondern auch der modernen Litteraturen. Zu dieser Zeit übertrug er in Verse die erste Hälfte der Psalmen, aber als mittlerweile die Watts'sche Uebersetzung ihm in die Hände gerieth, warf er die seinige unverzüglich ins Feuer. Dieses summarische Verfahren bezeugt den Besitz einer kritischen Einsicht, die bei einem Knaben noch merkwürdiger wäre als seine Dichtergabe. Er hatte ein außerordentlich starkes Gedächtniß und wettete einmal, daß er das ungarische Vaterunser in einer Viertelstunde auswendig lernen würde; er that es spielend, denn ehe die bestimmte Zeit verflossen war, hatte er dazu dasselbe Gebet im Malabarischen gelernt und war im Stande, neunundzwanzig Jahre später alle beiden ohne Stocken herzusagen.

Trumbull trat zuerst in seinem zwanzigsten Jahr als Schriftsteller auf mit einer Reihe von Aufsätzen, die in „The Boston Chronicle“ erschienen und nach seiner eigenen Angabe die Belehrung der Unwissenden, die Unterhaltung und Erbauung der Gelehrten, die Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten und die Beförderung der schönen Künste bezweckten. In diesen und ähnlichen Prosaschriften stellte der junge Sittenrichter die Thorheiten und Laster der Zeit in ihrer ganzen Blöße dar; besonders erwähnenswerth darunter und ihm zur Ehre gereichend ist seine Geißelung der edelmüthigen amerikanischen Menschenfreunde und eifrigen Christen, die sich durch den afrikanischen Sklavenhandel bereicherten. Seine besten satirischen Dichtungen sind die Trilogie „The Progress of Dullness“ und das in vier Gesängen nach dem Muster von Butler's „Hudibras“ verfaßte moderne Epos „M'Fingal“. Der erste Theil der Triologie, „On the Adventures of Tam Brainless“, ist gegen die damalige theologische Erziehung und die daraus folgende Ueberhandnehmung der Dummheit auf der Kanzel gerichtet, die sich in „Tam Hirnlos“ vollständig verkörpert, von dem der Dichter sagt:

„Though his skull be cudgel-proof,
He's orthodox, and that's enough.“

Der zweite Theil, „On the Life and Character of Dick Hairbrain“, schildert das Leben und Wesen des Gecken in Neu-England vor hundert Jahren, das Vor- und Ebenbild des heutigen Gigerls; während der dritte Theil, „On the Adventures of Miss Harriet Simper“, die Ungerechtigkeit der Ausschließung der Frauen von den höheren Bildungsanstalten rügt und die verderblichen Folgen dieser Engherzigkeit für beide Geschlechter in der Person der wegen mangelhafter Erziehung zu einem nichtswürdigen Dasein verurtheilten Titelheldin klar vor Augen stellt. Ganz modern ist die Satire nicht nur in der Wahl der Stoffe, sondern auch in der künstlerischen Behandlung derselben und dürfte wohl in allen drei Gedichten auf heutige Verhältnisse eine recht passende Anwendung finden. Von noch größerer Bedeutung ist die politische Satire „M'Fingal“, welche die dornige Laufbahn und den lächerlichen Fiasko eines lärmenden schottisch-amerikanischen Torys während der Revolutionszeit zur Darstellung bringt. Dieses in Anlage und Ausführung meisterhafte Werk hat auf die Bildung der öffentlichen Meinung mächtig eingewirkt und ungefähr vierzig Auflagen erlebt, von denen einige sogar in der neuesten Zeit erschienen sind.

Von den Gedichten des noch tiefsinnigeren und vielseitigeren Philip Frenau erwähnen wir hier nur „The British Prison-Ship“, in dem er über seine Leiden als Kriegsgefangener berichtet und die unglaubliche Brutalität der Britten an den Pranger stellt. Diesem Gegenstand widmet Hr. Prof. Tyler ein besonderes „Prison Literature“ betiteltes Kapitel, in dem Ethan Allen, John Dodge, Thomas Andros und Henry Laurens ihre schauderhaften Erlebnisse auf englischen Schiffen und in englischen Kerkern in schlichten und ergreifenden Worten erzählen. Diese vom amerikanischen Volk mit Eifer und Aerger gelesenen Schriften erzeugten einen bitteren und tiefgewurzelten Haß gegen England, der sich auf die Nachwelt vererbte und namentlich bei der Landbevölkerung noch immer besteht. Ganz vortrefflich sind die Abschnitte über Thomas Paine und Benjamin Franklin und die weniger bekannten, aber sehr beachtenswerthen Apostel des Friedens und des Wohlwollens, John Woolman und St. John Crevecoeur, der im Jahre 1782 unter dem Namen J. Hector St. John sein Hauptwerk „Letters from an American Farmer“ veröffentlichte, das großen Absatz fand und bald ins Französische, Deutsche und Holländische übertragen wurde. Die von Joh. Aug. Ephraim Götze aus dem Französischen übertragene und mit Anmerkungen versehene deutsche Uebersetzung ist zu Leipzig 1788 in drei Bänden erschienen.

Zum Schluß heben wir die reine Gegenständlichkeit und vollständige Unparteilichkeit hervor, wodurch das Tyler'sche Werk sich vor allen bisherigen Behandlungen der Geschichte der betreffenden Periode auszeichnet, indem es nicht nur die Patrioten und Kämpfer für politische Unabhängigkeit, sondern auch die sogenannten Loyalisten oder Anhänger des Königthums zu Worte kommen läßt. Die Vertreter des Torysmus in der Dichtkunst, von denen Joseph Stansbury und Jonathan Odell weitaus die hervorragendsten sind, ergehen sich gern in Spottreden und Schmähungen, die an ihren Gegnern kein gutes Haar lassen. In Balladen und Liedern werden alle Theilnehmer an der Revolution, von dem ehrenwerthen und würdevollen Washington herab, als niederträchtige Schurken, den Auswurf und die Hefen des Menschengeschlechts, dargestellt; auch treten sie als Unglückspropheten auf und verkünden allerlei schreckliche Folgen der Losreißung vom Mutterlande und der französischen Allianz, aber nicht eine einzige dieser Weissagungen gehen in Erfüllung. Nur in einem Punkt hat die Geschichte ihnen Recht gegeben, nämlich in den höhnischen Anspielungen auf die finanzielle Verschlagenheit des Kongresses, der den Beschluß faßte, Geld zu drucken statt zu prägen, um den außerordentlichen pekuniären Bedürfnissen des Staates und des Landes zu begnügen. Im Jahre 1775 wurden sechs Millionen Dollars Papiergeld ausgegeben; 1776 kamen dazu neunzehn, 1777 dreizehn, 1778 sechsunddreißig, und 1779 hundertundvierzig Millionen Dollars. Daß mit jeder neuen Emission eine bedenkliche Entwerthung des Papiergeldes eintrat und eine allgemeine Zerrüttung der wirthschaftlichen Verhältnisse zu Folge hatte, ist selbstverständlich. Schon im Jahre 1777 war der Papierdollar im Werthe auf ein Drittel des Nominalbetrags gesunken, 1769 hatte er den Werth von nur zwölf, und 1780 sogar weniger als zwei Cents. Dementsprechend kostete ein Pfund Farinzucker elf, eine Elle Leinwand fünfundsiebzig, und ein Pfund Thee hundert Dollars. Als General Gage 1780 den Befehl erhielt, sich von Virginien nach Südcarolina zu begeben, wurden ihm 30000 Dollars bewilligt, um die Kosten der kurzen Reise zu bestreiten. An dem Bestimmungsort angelangt, ließ er eine kleine Umfriedigung für einige Kriegsgefangene errichten und mußte für das unbedeutende Stück Arbeit eine halbe Million Dollars bezahlen. Jefferson berichtet, daß er 1781 zwei Besuche eines Arztes mit 3000 Dollars honorirte und 355½ Dollars für drei Liter Branntwein gab; und Thomas Paine kaufte ein paar wollene Strümpfe für 300 Dollars. Es ist kein Wunder also, daß das Hauptorgan der Tories, „The New York Gazette“, die Gelegenheit benutzte, um in einer satirischen Anzeige die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf „Congreß-Dollars“ als das allerbilligste Tapetenpapier zu lenken. Bekanntlich haben die Franzosen einige Jahre später dieselbe Erfahrung mit ihren Assignaten gemacht, und heutzutage gibt es in den Vereinigten Staaten eine an der Zahl starke und äußerst geschäftige politische Partei, welche durch die Einführung der freien Silberausprägung die vom ersten amerikanischen Kongreß begangene Thorheit in noch großartigerem und gefährlicherem Maßstabe wiederholen möchte. „Durch Schaden wird man klug“, ist ein Sprichwort, das sich im individuellen Leben bewahrheiten mag, scheint sich aber bei den wiederholten Versuchen der Völker, staatswirthschaftliche Probleme zu lösen, nicht immer als zutreffend erwiesen zu haben.

E. P. Evans.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 18. Berlin, den 29. Januar 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Herr Staatssekretär von Bülow hat in der Budgetkommission des Reichstages die Erklärungen der offiziösen Presse zum Prozeß Dreyfuß in bündigster Form nochmals wiederholt. Keine Verbindung irgend einer Art bestand zwischen der deutschen Regierung und dem verurtheilten französischen Offizier. Von dieser Thatsache hatte bereits Graf Münster, unser Botschafter in Paris, der französischen Regierung Mittheilung gemacht; diese Thatsache hat unsere Regierungspresse in offiziösen Erklärungen wiederholt; diese Thatsache hat nunmehr auch unser Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten vor der deutschen Volksvertretung bestätigt. Damit steht für uns in Deutschland eines fest: wurde Dreyfus verurtheilt, weil er zu Gunsten Deutschlands als Spion gearbeitet haben soll, so ist er unschuldig verurtheilt worden. Und daß die Anklage auf diesem Fundamente ruhte, ist zweifellos; das geht hervor aus der veröffentlichten Anklageschrift gegen Dreyfus wie aus den Aktenstücken, die im Laufe des Prozesses Esterhazy zu Tage gefördert worden sind.

Will man in Frankreich die Erklärung eines deutschen Ministers aber nicht blindlings für Wahrheit gelten lassen, so sollten die Worte des Herrn von Bülow die französische Regierung doch dazu veranlassen, mit größter Sorgfalt nochmals die Thatsachen zu prüfen, auf Grund deren der unglückliche Dreyfus verurtheilt worden ist. Geht man als Franzose von der Voraussetzung aus, daß Herr von Bülow nicht die lautere und unbedingte Wahrheit gesprochen haben muß, so liegt doch nunmehr für das französische Ministerium unbedingt ein Anlaß vor, zu untersuchen, ob Herr von Bülow nicht die Wahrheit gesprochen hat. Ein Minister gibt derartige Erklärungen nur unter Erwägung aller Umstände ab, und er wird sich hüten, leichtfertig mit der Wahrheit umzugehen. Das sind Erwägungen, die selbst ein mißtrauischer und vorurtheilsvoller Franzose gelten lassen sollte. Kommt das Ministerium Méline nicht zu solchem Schlusse, so liegt hierin eine neue Bestätigung dessen, was schon bisher in der gebildeten Welt als Wahrheit galt. Man will in Frankreich nicht das Licht; man scheut es darum, weil es ein militärisches Panama, wie man sich in Paris ausdrückt, beleuchten würde; daß die Wahrheit internationale Verwicklungen bringen würde, können nur Narren glauben; man handelt vielmehr nach dem Grundsatz: Opfern wir einen Juden, um ein paar militärische Reputationen zu retten. Es lebe Boisdeffre und Mercier; nieder mit Dreyfus.

Es mag sein, daß die betheiligten hohen französischen Offiziere noch einige Zeit ihre Reputation sich zu erhalten in der Lage sind, vielleicht; vielleicht geht auch Dreyfus inzwischen zu Grunde, auch das kann sein. Aber unzweifelhaft ist, daß unter dem Ansturm der öffentlichen Meinung der gesammten civilisirten Welt schließlich die Gegner der Wahrheit erliegen werden. Nachdem die Angelegenheit soweit gediehen ist, kommt die Wahrheit an den Tag.

Wir können nur wiederholen, was wir früher schon einmal sagten; die deutsche Regierung verdient den Dank aller anständigen Leute, daß sie, was in ihren Kräften stand, that, um der Gerechtigkeit die Wege zu ebnen. Will die französische Regierung von den Erklärungen des Herrn von Bülow keinen Gebrauch machen, so ist das ihre Sache, und hat im französischen Volk zunächst nur eine Minderheit die moralische Kraft, für die Gerechtigkeit einzutreten, um so schlimmer für die Republik.

Der Kampf, der heute in Frankreich ausgekämpft wird, hat zwar seinen Ausgangspunkt im Prozeß Dreyfus; aber es ist in einem civilisirten modernen Staate nicht möglich, der Gerechtigkeit Gewalt anzuthun, ohne das gesammte soziale Gebäude ins Schwanken zu bringen. Aus dem Fall Dreyfus ist zunächst eine Judenhetze ent-

standen, die auf dem alten Boden Frankreichs zu Prügeleien und zur Demolirung von Läden geführt hat, und die in Algier zu regelrechtem Mord und Raub sich ausgewachsen hat. In Armenien werden die Szenen ähnlich gewesen sein, natürlich in ungleich größeren Dimensionen; freilich in Algier befindet man sich auf dem Boden der französischen Republik und nicht in der Türkei. Ist die soziale Sicherheit gefährdet, so sind nicht weniger die politischen Institutionen Frankreichs bedroht. Die Auftritte in der Kammer zeigen die Erregung der Leidenschaften und die Volksverführer, welche die Gerechtigkeit ersticken wollen, machen die ganze Kampagne nur, um die entfesselten Instinkte schließlich gegen die Republik selbst in Bewegung zu setzen. Man hat mit Recht gesagt, der jetzige Ansturm sei eine neue boulangistische Sturmfluth ohne einen Boulanger. Wer wird der neue Boulanger sein?

Es gibt einige französische Blätter, die die Verwegenheit soweit treiben, daß sie ihre Wünsche nach dem Umsturz der Republik durch Entfesselung der chauvinistischen Leidenschaften gegen Deutschland zu fördern suchen. Der Leichtsinn und die Frivolität, die im Jahre 1870 à Berlin schrie, wagen sich wieder hervor. Die besonnenen Franzosen mögen bei Zeiten sich aufraffen, um dieses für Frankreich wie für die Welt gleich gefährliche katilinarische Gesindel im Zügel zu halten. Mit der frivolen Leidenschaft, die diese Elemente beseelt, erstickt man auf die Dauer nicht die Wahrheit; und ganz bestimmt besteht ein Volk, das sein Schicksal in die Hand solcher Helden gibt, ernste Prüfungen nicht.

Die Zahl der Eisenbahnunglücksfälle, die in Preußen sich ereignen, zählt man schon gar nicht mehr; und einen Zusammenstoß und eine Entgleisung, bei der nicht gleich zahlreiche Todte vom Platze getragen werden, erregt kaum noch besonders die öffentliche Aufmerksamkeit. Nun haben wir leider wieder einmal einen Eisenbahnunfall, der von sich reden macht; bei Herne hat durch eine Entgleisung ein trauriges Unglück stattgefunden mit Todten und zahlreichen schweren und leichten Verwundeten.

Man muß es unumwunden aussprechen, unsere Staatsbahnverwaltung ist nicht in der Lage, die Sicherheit des Verkehrs in üblichem Umfange zu garantiren. Der Unglücksfall ist nicht mehr eine seltene Ausnahme, hervorgerufen durch besondere Umstände; der Unglücksfall in seiner immer erneuten Wiederkehr erscheint vielmehr heute bereits als ein nothwendiges Produkt der vorhandenen Einrichtungen. Das kommt einem Bankerott in dieser Richtung gleich. Eine Reform von Grund aus ist daher eine gebieterische Nothwendigkeit.

Die Frage ist nur, kann die Reform in dem erforderlichen Umfange herbeigeführt werden; liegt nicht vielleicht die tiefste Ursache im System der Staatsbahnen, das die Verantwortung konzentrirt und damit eine Verantwortung auf einzelne Schultern legt, die auch starke Schultern nicht tragen können?

Jedenfalls hat die Erfahrung gegen das Staatsbahnsystem entschieden; und wieder haben die Thatsachen den weiterblickenden Liberalen Recht gegeben. Das Staatsbahnsystem hat jene Hoffnungen getäuscht, die große Erleichterungen im Verkehr erwartet hatten, und das Staatsbahnsystem ist heute nicht einmal fähig, die Sicherheit des Verkehrs im gebotenen Umfange zu verbürgen.

Aber was läßt sich die Bevölkerung vom Staate nicht alles gefallen; wenigstens eine deutsche Bevölkerung. Man vergegenwärtige sich dagegen, welche Entrüstung losbrechen würde, wenn private Unternehmungen einen so bedrohlichen Charakter aufweisen würden, wie dieser Staatsbetrieb. Dann bräche eine Entrüstung los gegen das private Ausbeutungssystem, welches das Leben der Reisenden gefährdet, um hohe Dividenden herauszuwirthschaften. Freilich ist zu erwarten, daß schließlich auch die Geduld gegenüber der Staatsbahnverwaltung den Bewohnern Preußens reißen wird. Denn am Ende ist doch eine Eisenbahn nicht dazu da, um den Bürgern die Nothwendigkeit darzulegen, daß man sich gegen Reiseunfälle unter allen Umständen versichern muß, wenn man in Deutschland zu reisen beabsichtigt.

Und wenn solche Ergebnisse sich in ruhigen Zeiten zeigen, was würde sich dann im Falle einer Mobilmachung auf unseren Eisenbahnen ereignen?

In Italien wird die ärmere Bevölkerung von solcher Theuerung bedrückt, daß die Regierung sich genöthigt sah, um die Brotkrawalle zu beseitigen, zeitweilig die Zölle auf Korn an der Grenze herabzusetzen. Auch diese Thatsache ist eine Beleuchtung der Behauptung: das Ausland trägt den Zoll; freilich diese berühmte Behauptung aus der Zeit Bismarck's gehört heute wohl schon allgemein zu den national-ökonomischen Lächerlichkeiten. So ernst erscheinen übrigens die Zustände in Italien, daß ein Theil der Reserven zu den Fahnen einberufen worden ist. Man mag mit dieser Maßregel einen doppelten Zweck verfolgt haben; man stärkte die militärische Macht, die die Menge niederhalten kann, und indem man die Kasernen füllte und die Zahl der Soldaten, die auf Staatskosten leben, vermehrte, verminderte man im kleinen Umfange die Zahl jener, die nach Brot schreien.

In Ostasien zerren Rußland und England immer noch an einigen Fragen herum; die Eröffnung bestimmter Häfen für den allgemeinen Verkehr und die Frage des Abschlusses der chinesischen Anleihe werden mit einiger Leidenschaft erörtert. Die Interessen, die Deutschland in Ostasien zu vertreten hat, sind hingegen, wie es scheint, einstweilen den Anfechtungen der anderen Mächte entrückt.

Es ist zu erwarten, daß dieser Zustand Bestand hat, wenn jener Grundsatz für die deutsche Politik in Ostasien weiter in Geltung bleibt, den der Staatssekretär von Bülow vor der Budgetkommission des Reichstags mit den Worten bezeichnete: Leben und leben lassen! Auf das Gebiet der Handelspolitik übertragen heißt das: freie Konkurrenz für alle Großmächte in China, keine engherzige Kolonialpolitik, die darauf abzielt, einen kleinen Theil dieses Riesenreichs unter Ausschluß der Konkurrenz anderer Staaten, wirthschaftlich allein zu exploitiren. Sobald diese Politik des freien Wettbewerbs in dem Gebiet der deutschen Machtsphäre konsequent durchgeführt wird, liegt auch für England gar kein Grund vor, Deutschlands Vorgehen in China eifersüchtig zu betrachten. Der deutsche Handel und die deutsche Industrie werden aber gewiß in einem der freien Konkurrenz offenen China ihre Rechnung besser finden, als bei einem System partikulärer Ausbeutung.

Der Staatssekretär für Indien, Lord George Hamilton, hat in Chiswick eine Rede gehalten, die unsere deutschen Bimetallisten zu neuen Interpretationskünsten veranlassen wird. Lord Hamilton ging von der These aus, die gegenwärtige finanzielle Lage Indiens müsse geändert werden, und welche Aenderung zog er in den Kreis der Möglichkeiten? Er sprach von der Zweckmäßigkeit der Einführung der Goldwährung für Indien; er behauptete, daß die Schwierigkeiten eines solchen Systems jedenfalls nicht überschätzt werden dürfen und er stellte bereits für das kommende Jahr ein Vorgehen, das auf dieses Ziel hinführt, in Aussicht. Es bleibt nunmehr dem Grafen Mirbach, Herrn von Kardorff, Herrn Arendt und ihren Leuten überlassen, nachzuweisen, daß dieser neue hier aufziehende Sieg der Goldwährung den schließlichen Triumph des Bimetallismus nur um so sicherer verbürge. Dies zu erhärten wird nicht schwieriger sein, als die Beschaffung der bisherigen Beweise für die siegreiche Kraft des Bimetallismus.

* *
*

Der Majestätsbeleidigungsprozeß des „Kladderadatsch“.

Vor Kurzem ging eine kriminal-statistische Notiz durch die Zeitungen, aus der ersichtlich war, daß seit dem Regierungsantritt des Kaisers Wilhelm II. auf weit über 1000 Jahre Gefängniß wegen Majestätsbeleidigung von deutschen Gerichten erkannt worden ist. Welch eine Riesensumme von Freiheitsentziehung, und für welche Vergehen! Bald galt es den unvorsichtigen Ausdruck eines Arbeiters, bald die Unehrerbietung einer Waschfrau, bald die Unaufmerksamkeit eines Journalisten, bald die gewagte Redewendung eines Sozialdemokraten, sogar unter Heranziehung des dolus eventualis, zu sühnen. Nicht selten ist es die Rache verächtlicher Denunzianten, die solche Majestätsbeleidigungen aus der Verborgenheit an's Licht zieht. Unzählige sagen sich dabei: wenn jede leichtfertige Bemerkung, die sich auf des Kaisers Majestät bezieht, vor das Tribunal geschleppt würde, wer würde dann noch frei herumgehen! Fast jede Rede des Kaisers ruft eine Reihe gewagter mehr oder weniger witziger Bemerkungen hervor. Ist das bonmot treffend, so geht es von Mund zu Munde. Es wird im Foyer des Parlaments, im Salon, im königstreuesten Kasino und am Stammtisch des Philisters zum Besten gegeben, und Jeder verläßt sich auf die Diskretion der Zuhörer. Auch der Staatsanwalt und der Richter, die am Tische sitzen, amüsiren sich mit den Andern. Wird ihnen das Scherzwort aber **amtlich** unterbreitet, so kann es sich ereignen, daß sie Anklage erheben und den Attentäter wegen Majestätsbeleidigung zu einigen Monaten Gefängniß, im günstigsten Falle zu Festungshaft, verurtheilen. Dieser aller Welt bekannte Zustand trägt nicht wenig dazu bei, die Majestätsbeleidigungsprozesse für das öffentliche Empfinden so abstoßend zu machen.

Wenn man alle gelegentlich begangenen und alle zur gerichtlichen Kognition kommenden Majestätsbeleidigungen gegenüber stellen könnte, so wäre das Verhältniß vielleicht kein anderes, als das zwischen der Zahl der Personen, die auf Eisenbahnen fahren, und die auf Eisenbahnen verunglücken.

Begreiflicherweise erweckt deshalb jede erneute Verurtheilung wegen Majestätsbeleidigung ein erneutes Unbehagen der öffentlichen Meinung; und wenn der Staatsanwalt in dem jüngst verhandelten Prozesse gegen den „Kladderadatsch“ gemeint hat: „solche Scherze über Aeußerungen Sr. Majestät seien Wasser auf die Mühle derjenigen, die der Monarchie Abbruch thun wollen“, so darf man vielleicht mit mehr Recht behaupten, daß solche **Anklagen** Wasser auf die Mühle derjenigen treiben, die der Monarchie Abbruch thun wollen.

Im vorliegenden Falle kommt nun noch hinzu, daß der Angeklagte selbst in den Augen des verurtheilenden Gerichts von dem Verdacht befreit ist, als habe er der Monarchie Abbruch thun oder den Kaiser selbst beleidigen **wollen**. Man hat auf den Angeklagten deshalb auch das mildeste Strafmaß, zwei Monate Festungshaft, angewandt; und da eine preußische Festung keine Teufelsinsel ist, so erfordert das Schicksal des Verurtheilten keinen hohen Grad von menschlicher Theilnahme. Aber um so charakteristischer ist der Fall in der großen Reihe der verschiedenartigsten Majestätsbeleidigungsprozesse. Hier hat nicht die böse Absicht, nicht die Rohheit, nicht das Versehen im Ausdruck zur Verurtheilung geführt, sondern die falsche Abschätzung der Grenzen, in denen sich heutzutage bei uns der Humor bewegen darf.

Das inkriminirte Bild war, vom Standpunkt der satirischen Kunst aus, fein und geistreich. Indem es eine Reihe großer Feldherren, wie Alexander, Napoleon, den alten Fritz — die Zahl hätte sich leicht verzehnfachen lassen — vorführte, die ausgezeichnete Soldaten und gar schlechte Christen waren, und diese mit ironischer Verwunderung von der Bemerkung des Kaisers Wilhelm II.: „wer kein braver Christ ist, ist auch kein braver Soldat“: Notiz nehmen läßt, veranschaulicht es einen skeptischen Gedanken in künstlerisch witziger Weise. Nun fiele eine Abhandlung — auch bei der rigorosesten Interpretation — gewiß nicht unter das Strafgesetzbuch, in der Jemand den trockenen Nachweis erbrächte, daß jene Behauptung des Kaisers auf dem Boden der geschichtlichen Thatsachen nicht aufrecht zu erhalten sei. Die Majestätsbeleidigung liegt also in der humoristischen oder satirischen Zuspitzung dieses Nachweises. Daß hierbei die Grenze des Erlaubten ruhig ein wenig weiter vorgeschoben werden könnte, ohne daß das Ansehen der Monarchie in Deutschland gefährdet werden würde, kann wohl nicht bestritten werden. Man sollte sogar meinen, daß die politische Opportunität geböte, gerade derartigen Majestätsbeleidigungsprozessen thunlichst aus dem Wege zu gehen. Hätte man das inkriminirte Bild ruhig passiren lassen, so hätte sich eine kleine Anzahl Personen darüber amüsirt und die Sache war vergessen. Durch die Konfiskation des „Kladderadatsch“ und die Verfolgung dieses Witzblattes vor Gericht aber hat man die weitesten Kreise der Bevölkerung zum Nachdenken darüber veranlaßt, wie weit sich jener Ausspruch des Kaisers mit den Thatsachen der Geschichte deckt.

Mir scheint, es wäre weiser gewesen, statt des Majestätsbeleidigungsparagraphen den Satz aus dem „Prolog im Himmel“ zur Anwendung zu bringen:

„Von allen Geistern, die verneinen
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.“

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

V.

In der Budgetkommission des Reichstags hat der neue Staatssekretär des Auswärtigen, Herr von Bülow, Gelegenheit genommen, sich über die Expedition nach China, über Kiautschau und Alles, was damit zusammenhängt, auszusprechen. Wir sind erfreut, daß seine Erklärungen einen durchaus nüchternen Charakter trugen und jeden Pomp der Rede abwehrten. Es ist unvermeidlich, daß im Laufe des nächsten Jahrhunderts Ostasien ein wichtiger Schauplatz geschichtlicher Ereignisse werden wird. Die Staaten Europas sind gezwungen, ihre Interessen dort wahr zu nehmen. Von dem Verkehr, der sich dort entwickeln wird, hat Deutschland seinen Antheil in Anspruch zu nehmen. Dazu sind die Vorbereitungen getroffen; wie sich die Angelegenheiten weiter entwickeln werden, ruht im Schooße der Zukunft. Das sind Betrachtungen, denen sich von keinem Standpunkt aus etwas Stichhaltiges entgegensetzen läßt.

Die Plenarsitzungen des Reichstags drehten sich um Verhandlungen über oft erörterte Gegenstände; vom Koalitionsrecht der Arbeiter ist schon in der vorigen Nummer gesprochen worden; in dieser Woche erschien das Börsengesetz im Saale. Wir können uns enthalten, auf den Gegenstand jetzt näher einzugehen; wir sind überzeugt, daß es noch viel schlimmer werden muß, ehe es besser werden kann. Auf dem Gebiete der Politik gelten die Gründe beschämend wenig; die Erfahrung allein ist die Lehrmeisterin. Die Erfahrung hat den Agrariern bisher nur bewiesen, daß das Börsengesetz in seiner bisherigen Fassung nicht den Nutzen gebracht hat, den sie sich davon versprochen haben. Sie suchen den Grund dafür darin, daß das Gesetz noch nicht scharf genug gewesen sei. Man scheint jetzt das Ziel von der Vorschrift zu erwarten, daß nicht mehrere Getreidehändler ihr Komptoir unter demselben Dache haben. Wir sehen voraus, daß die Regierung

sich weiteren Verschärfungen nicht entgegensetzen wird. Der Schaden, den das Börsengesetz stiftet, und gegen den die Agrarier bisher die Augen verschließen, wird sich ja häufen, daß man zuletzt gezwungen sein wird, es wie ein heißes Eisen fallen zu lassen.

Die ärgerlichen Scenen, welche sich in den Volksvertretungen zu Paris und zu Wien abgespielt haben, legen die Frage nahe, ob der Ton in dem deutschen Reichstage mit der Zeit ebenso tief sinken wird. Immerhin wird es nicht überflüssig sein, einzelne Stadien, in denen der Verfall zu Tage tritt, genau zu verfolgen. Herr von Stumm, der stets zu Herausforderungen bereit ist, hat die parlamentarische Geschäftssprache um die Worte „Lausejunge" und „rüpelhaft" bereichert und dann noch für die Berechtigung dieser Worte eine ritterliche Lanze gebrochen. Wenn einst der Gebrauch dieser Worte zum täglichen Brot gehören wird, soll man nicht glauben, daß die Sozialdemokraten an der Einführung betheiligt seien.

Das Abgeordnetenhaus hat den Vorzug gehabt, sich mit einer neuen Materie beschäftigen zu können. Das Komptabilitätsgesetz hat in der ersten Lesung eine so günstige Aufnahme gefunden, wie sie in der Kommissionsberathung kaum aufrecht erhalten werden kann. Daß das Gesetz zu Stande komme, ist ja zu wünschen. Aber in der vorliegenden Fassung gibt es der Regierung reiche Gelegenheiten, von den Positionen des Budgets, von den einzelnen Bestimmungen der Steuergesetze abzuweichen, ohne die Genehmigung des Landtages einzuholen, ja ohne ihm auch nur nachträgliche Rechenschaft abzulegen.

Das Gesetz über den Polenfonds wird die Zustimmung des Landtages erhalten; die Nationalliberalen verhelfen ihm zur Annahme, da sie sich von der Nutzlosigkeit des ersten Gesetzes nicht haben überzeugen wollen.

Bestrebungen auf eine Wahlreform sind dadurch veranlaßt worden, daß die neue Steuergesetzgebung die Wirkungen des Dreiklassensystems noch plutokratischer gestaltet hat, als sie von Anfang an gewesen sind. Die Freisinnigen haben ihre Zustimmung zu den Steuergesetzen davon abhängig machen wollen, daß zuvor die Wahlreform stattfinde. Das Centrum hat zu Herrn von Miquel Vertrauen gehabt und büßt jetzt dafür.

In den früheren Briefen habe ich versäumt, zu erwähnen, daß im Präsidium des Abgeordnetenhauses ein Wechsel stattgefunden hat. Politische Bedeutung hat er nicht. Herr von Köller ist nach zwanzigjähriger Amtsführung zurückgetreten, weil ihm die Beschwerden des Alters drohen, und Herr von Kröcher nimmt dieselbe politische Stellung ein wie er. Nach den ersten Proben darf man mit seiner Amtsführung zufrieden sein.

Proteus.

Generalauditeur Ittenbach und Generalauditeur Lieber.

Bei der Berathung des Entwurfes einer Militärstrafgerichtsordnung im Reichstage am 17. Dezember 1897 äußerte sich nach dem stenographischen Berichte der königlich preußische Generalauditeur der Armee, Herr Ittenbach, unter anderem folgendermaßen:

„Es ist von dieser Stelle wiederholt darauf hingewiesen worden, daß kein gesitteter Staat in der ganzen Welt eine so humane Militärgesetzgebung hat wie gerade das Deutsche Reich. Zeigen Sie mir ein einziges Militärstrafgesetzbuch, welches humanere Grundsätze befolgt, als das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich vom Jahre 1872!

(Lachen bei den Sozialdemokraten.)

Meine Herren, es wird Sie vielleicht interessiren und, wenn der Herr Präsident es mir gestattet, mache ich Sie bekannt mit ein paar Erkenntnissen, die in den Vereinigten Staaten von Amerika vom Kriegsgerichte gefällt sind. Sie (zu den Sozialdemokraten) sind ja wohl der Ansicht, daß gerade dort die humansten Grundsätze in dieser Beziehung herrschen. Es sind dies amtliche Auszüge.

Der eine Fall betrifft eine Desertion, und das Urtheil lautet:

Zu ehrloser Entlassung aus dem Dienste der Vereinigten Staaten, zum Kahlscheeren der einen Hälfte des Kopfes

(hört! hört! und Heiterkeit),

zur Ausstoßung aus dem Dienste unter Trommelschlag, zur unvertilgbaren Brandmarkung an der linken Lende mittelst des $2^1/_2$ Zoll langen Buchstabens D, zum Verluste des Soldes, aller verfallenen und noch zu verfallenden Gebühren, ferner zur Einschließung bei harter Arbeit unter Bewachung auf die Dauer von 7 Jahren und zum Schleppen einer 12 Pfundkugel am linken Bein an einer Kette von 3 Fuß Länge.

(Hört! hört! und Heiterkeit.)

Und nun ein Urtheil wegen Diebstahls. Dasselbe lautet

auf Verlust des Soldes und der Gebühren mit Ausnahme der der Wäscherin schuldigen Beträge, auf Ausstoßung aus dem Dienste bei Trommelschlag, auf Ausstellung mit einer Tafel auf Brust und Rücken mit der Bezeichnung „Dieb" in fetten Lettern, endlich auf Einschließung und Strafbarkeit für die Dauer von 5 Jahren mit obligatem Schleifen einer 24 pfündigen Kugel an einer 5 Fuß langen Kette während der ersten beiden Jahre.

(Hört! hört!)

Ja, meine Herren, wenn man diese Urtheile sich ansieht, dann, glaube ich, kommt man doch am Ende zu der Ueberzeugung, daß wir preußischen Militärbarbaren gegenüber solchen Urtheilen doch noch die besseren Menschen sind."

Diese Mittheilungen haben in den Vereinigten Staaten begreiflicher Weise unliebsames Aufsehen erregt und Seitens eines amerikanischen Freundes der „Nation" zu einer Anfrage bei dem Generalauditeur der Armee der Vereinigten Staaten, Judge-Advocate General Lieber — nebenbei bemerkt, einem Sohne des bekannten verstorbenen Deutschamerikaners Professor Dr. Franz Lieber — geführt. Die am 4. Januar d. J. gegebene schriftliche Antwort des amerikanischen Generalauditeurs liegt uns im Originale vor und lautet folgendermaßen:

„Strafen, wie die, auf welche Sie meine Aufmerksamkeit richten, sind in unserer Armee ganz unmöglich. Sie wollen Sich davon durch das beigefügte Exemplar der Ausführungsverordnung vom 20. März 1895 überzeugen. Diese Verordnung sieht als Strafen für Desertion vor: die ehrlose Entlassung, unter Verlust des Soldes, und Haftstrafen von 1 bis $2^1/_2$ Jahren, unter Ermäßigung der Haftzeit um 2 Monate in jedem Jahre bei guter Aufführung im Gefängniß. Diese Strafen werden häufig noch weiter im Wege der Begnadigung ermäßigt.

Die Haft wird in den Militärgefängnissen verbüßt und ist eine milde Form der Freiheitsentziehung. Einbrennen, Brandmarken oder Tätowiren ist durch Kongreßbeschluß vom 6. Juni 1872 ausdrücklich verboten. Wenn eine derartige Strafe während des Rebellionskrieges thatsächlich zur Anwendung gelangt ist, so muß das sehr selten gewesen sein; ich vermag auch nicht einen einzigen Fall zu konstatiren. Kahlscheeren der einen Seite des Kopfes und Ausstoßung aus dem Dienste bei Trommelschlag sind dagegen als Strafen für Desertion in jener Zeit gelegentlich angewandt; das Schleppen einer Kugel an der Kette befindet sich noch heute unter den gesetzlichen Strafmitteln, ist jedoch völlig aus der Uebung gekommen.

Der Generalauditeur Herr Ittenbach ist vielleicht irregeführt durch ein Urtheil in einem sehr alten Straffalle, aber seine Angaben sind völlig falsch, soweit unsere gegenwärtige Praxis in Frage kommt. Ich glaube, daß, wenn man die Straferlasse bei gutem Betragen und die Anwendung des Begnadigungsrechtes mit in Rechnung zieht, die durchschnittliche Haftstrafe für Desertion ein Jahr nicht übersteigt, und die Behandlung dieses ernsten militärischen Vergehens zeigt deutlich genug die Neigung zur Milde in unserer Armee."

Herr Generalauditeur Ittenbach wird vermuthlich Veranlassung nehmen, seine irrthümlichen Behauptungen bei nächster passender Gelegenheit richtig zu stellen.

Die Eidesleistung vor Gericht.

Als vor etwas mehr denn zwanzig Jahren im Reichstag die neuen Prozeßordnungen berathen wurden, da war es streitig, ob man hinsichtlich der gerichtlichen Beeidigung von Zeugen und Sachverständigen den promissorischen Voreid oder den assertorischen Nacheid für das Gebiet des Reichs allgemein einführen solle. Damals siegten die Anhänger des Voreides, der promissorische Eid wurde für das gerichtliche Verfahren vorgeschrieben, und dem Richter nur die Befugniß ertheilt, in einzelnen Fällen hiervon abzuweichen, den Zeugen zunächst unter Aussetzung der Beeidigung zu vernehmen um dann eventuell später zu beeidigen.

Inzwischen ist man aber von der Vorliebe für den Voreid sehr stark zurückgekommen. Und wenn vor zwanzig Jahren in dieser Frage noch große Meinungsverschiedenheiten unter den Juristen bestanden, und man weder die Ansicht von der Vortrefflichkeit des promissorischen, noch diejenige von der Vorzüglichkeit des assertorischen Eides als eine unbedingt herrschende ansehen konnte, so haben sich die Anschauungen seither doch bedeutend geklärt. Gerade aus der Praxis ertönt heute mit wachsender Entschiedenheit der Ruf nach der Einführung des Nacheides. Seit Jahren beschäftigt sich der Reichstag damit, diese Forderung zu erfüllen. Zuerst wurde in der verflossenen Justiznovelle der Versuch gemacht, für das Strafverfahren den Nacheid wieder einzuführen. Jetzt enthalten die Entwürfe der neuen Civilprozeßordnung und der Militärstrafgerichtsordnung denselben Versuch für das Civilprozeßverfahren und den militärischen Strafprozeß. Und gleichzeitig liegt dem Reichstage ein Antrag vor, welcher diese Frage für unser gesammtes gerichtliches Verfahren einheitlich regeln will. Dies ist entschieden wünschenswerth. Auf die Dauer ist ein Zustand unhaltbar, bei welchem im Strafverfahren die Beeidigung der Zeugen eine andere ist, als im Civilverfahren. Deshalb ist darnach zu streben, daß hier eine Einheitlichkeit hergestellt und daß bald möglichst der Nacheid für das gesammte gerichtliche Verfahren zur Einführung gelangt.

Die Umstände, welche seiner Zeit die gesetzgebenden Faktoren bestimmt haben, dem Voreid den Vorzug vor dem Nacheid zu geben, liegen zum größten Theil auf theoretischem Gebiete. Man führt aus, daß der Zweck des Eides der sei, dem Zeugen das Gewissen zu schärfen. Eine derartige Schärfung erfolge am besten vor Beginn der Vernehmung. Denn dann stehe der Zeuge von Anfang an unter dem Eindruck des geleisteten Eides und dadurch werde die Erforschung der Wahrheit am zweckdienlichsten erreicht. In der Praxis hat sich diese Anschauung aber nicht bewährt, im Gegentheil hat sich der Voreid verschiedentlich als direkt schädlich für die Wahrheitsermittelung dargestellt. Allerdings ist man bei der Betrachtung dieser Dinge mehr auf den subjektiven Eindruck und das eigene Gefühl als auf bestimmte äußere Anhaltspunkte angewiesen. Das liegt in der Natur der Sache. Die Frage, ob unter diesem oder jenem System mehr falsche Eide geschworen werden, läßt sich nicht mit statistischen Ziffern belegen; wie denn überhaupt die landläufige Annahme, daß die Zahl der Meineide in unseren Tagen erschrecklich zunehme, durch die Statistik nicht bewiesen werden kann. Die Reichskriminalstatistik spricht eher für das Gegentheil. Denn während 1882 von 100 000 Personen der strafmündigen Bevölkerung im Reich 5,1, 1885 4,9, 1888 4,4, 1891 4,6 Personen wegen Verletzung der Eidespflicht verurtheilt wurden, waren es 1894 4,3 und 1895 4,8. Daraus läßt sich eine Zunahme jedenfalls nicht ableiten. Aber trotzdem ist die Ansicht von dieser Zunahme zu einem feststehenden Axiom geworden.

Mag nun auch die Richtigkeit dieser Ansicht dahingestellt bleiben, so läßt sich gegen den Voreid doch sehr viel geltend machen. Allerdings steht der Zeuge am Beginn der Vernehmung regelmäßig unter dem Eindruck des Eides. Aber dieser Eindruck verflüchtigt sich leicht im Lauf einer langwierigen Vernehmung. Man muß hierbei natürlich davon ausgehen, daß es sich um Personen handelt, welche nicht aus persönlicher Ueberzeugung vor Gericht die Wahrheit aussagen, sondern bei denen der Eid die besondere Triebfeder zur Deponirung der Wahrheit bildet. Geräth ein solcher Zeuge, wie es leicht vorkommt, in einen Zustand gesteigerter Erregung, dann verblaßt die Erinnerung an den geleisteten Eid, der Zeuge nimmt offensichtlich Partei für den oder jenen, und die Erforschung der objektiven Wahrheit wird dem Gericht erschwert, ja unmöglich gemacht. In solchen Fällen muß bei dem Voreid auch die Kraft des Richters versagen, den Zeugen durch Hinweis auf den geleisteten Eid wieder auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen. Macht der Richter den Zeugen auf Widersprüche zwischen einer früheren und der jetzigen Aussage, aber auf Widersprüche zwischen seiner und der Aussage anderer Zeugen aufmerksam, so wird der schon vereidigte Zeuge bedenklich und aus Furcht vor einem Eingeständnisse, unter dem Eide etwas Falsches bekundet zu haben, wird der Zeuge mit um so größerer Hartnäckigkeit bei seiner gegenwärtigen unrichtigen Aussage verbleiben. So erweist sich der Voreid als besonders hinderlich für die Aufklärung der Widersprüche.

Anders liegt die Sache bei der nachträglichen Beeidigung. Auch da tritt von vornherein eine Schärfung des Gewissens ein. Denn der Richter macht den Zeugen darauf aufmerksam, daß er am Schlusse seine Aussage zu beeidigen haben werde. Dies wissen zwar die Zeugen regelmäßig schon von selbst, aber der Hinweis des Richters verleiht doch einen besseren Nachdruck. Dann kann der Zeuge bis zum Schlusse seiner Vernehmung etwaige Unrichtigkeiten verbessern, Widersprüche aufklären u. s. w. Bevor schließlich die Eidesleistung erfolgt, kann dem Zeugen seine ganze Aussage nachmals vorgehalten werden, und der Zeuge weiß dann im Moment der Eidesleistung wenigstens bestimmt, welche Aussage er beschwört, während er das beim promissorischen Eid nicht mit der gleichen Bestimmtheit wissen kann. Denn beim Voreid weiß er wohl, was er sagen will, aber nicht, was er sagen wird. Er weiß nicht, welche Umstände in die Sache hineinspielen, und wie er sich über dieselben äußern wird. Demnach verdient die nachträgliche Beeidigung unbedingt den Vorzug vor dem Voreid, und man wird nur wünschen dürfen, daß wir schon recht bald für unser gesammtes Gerichtsverfahren in den Besitz dieser Einrichtung gelangen werden.

Neuerdings sind mit den Versuchen, eine derartige Regelung unseres gerichtlichen Beeidigungsverfahrens herbeizuführen, Bestrebungen vereinigt worden, welchen man vom Standpunkte der Rechtsprechung aus wird entgegentreten müssen. Im Reichstage hat sich eine Mehrheit für die Wiederherstellung der konfessionellen Eidesformel gefunden, und bei der Berathung des Entwurfs der Reichs-Militärstrafgerichtsordnung ist eine solche fakultative konfessionelle Bekräftigung des Eides in den Entwurf neu eingefügt worden. Wir wollen hier nicht darüber reden, ob es angebracht ist, in unserem Heere auf diese Weise den konfessionellen Gegensatz besonders hervortreten zu lassen. Vielmehr sei hier nur die Rede von unserer bürgerlichen Gerichtsbarkeit. Für diese ist die Einführung des konfessionellen Eides, mag er fakultativ oder obligatorisch sein, jedoch sehr bedenklich.

Dies gilt weniger für die Gegenden mit einheitlich konfessioneller Bevölkerung, als für die Theile des Reichs, in denen eine gemischte konfessionelle Bevölkerung lebt. Dort würde die Einführung der konfessionellen Eidesformel die Gegensätze auf einem Gebiete hervortreten lassen, wo sie nichts zu thun haben und ruhig schlummern sollten. Schon jetzt haben viele in solchen Gebieten thätige Richter die Beobachtung gemacht, daß die Nennung der Religion des Zeugen bei der Aufnahme seiner Personalien vor dem Zeugen häufig in einem besonders scharfen Tone erfolgt, um dadurch den Gegensatz entweder zu der Religion des Richters oder einer der Parteien hervortreten zu lassen. Dadurch wird ein Moment in den Prozeß hineingetragen, welches der

Rechtsprechung nicht förderlich ist und namentlich auch das Vertrauen des Volkes zur Unparteilichkeit des Gerichtes leicht schwächt. Daher soll von einzelnen Richtern in derartigen Fällen die Frage nach der Konfession des Zeugen einfach unterdrückt werden.

Jedenfalls würde sich dieses Moment noch weit fühlbarer machen, wenn es dem Zeugen gestattet sein würde, seinem Eide eine konfessionelle Bekräftigung hinzuzufügen. Dann würde der Gegensatz noch viel schroffer hervortreten, als er jetzt schon bei der Nennung der Konfession häufig hervortritt. Und dies würde bei der fakultativen konfessionellen Eidesformel sich vielleicht noch schlimmer fühlbar machen, als wenn allgemein eine obligatorische konfessionelle Eidesformel vorgeschrieben würde, denn dann würde in vielen Fällen der betreffende Schwurpflichtige die konfessionelle Bekräftigung nur benutzen, um sich in Gegensatz zu irgend einer anderen am Prozesse betheiligten Person zu stellen. Vor Allem würden aber außerhalb des Gerichtssaales stehende Kräfte ihren Einfluß auf den Gerichtssaal ausdehnen. Es würde eine Kontrolle eingeführt werden darüber, ob ein Zeuge auch wirklich sich der konfessionellen Formel bedient oder nicht. Es würde ferner, was bei der Schärfe der konfessionellen Gegensätze, die heute leider an vielen Orten besteht, nichts weniger als ausgeschlossen ist, die Parole ausgegeben werden können, daß vor diesem Richter die konfessionelle Bekräftigung hinzugesetzt werden dürfe, vor jenem aber nicht. Wir glauben nicht, daß Jemand, der die Verhältnisse kennt, über die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit des Eintritts dieser Eventualität im Zweifel ist. Und läßt es sich verhindern, daß Jemand einmal vor einem einer anderen Konfession angehörenden Richter einen Eid leistet?

Die Heiligkeit und Wichtigkeit des Eides müßte aber darunter nicht minder leiden wie der konfessionelle Friede. Schon aus diesem Grunde sollte man davon abstehen, dem Eide wiederum eine konfessionelle Form umzuhängen, welche in zahlreichen Fällen dazu dienen würde, einen Gegensatz wachzurufen, welcher die Gerechtigkeit unserer Rechtsprechung stören müßte. Eine bessere Heilighaltung des Eides wird man doch wohl von einer besonderen Konfessionalisirung der Formel nicht erwarten können. Denn derjenige Mensch, welcher unter dem Einfluß seines religiösen Glaubens sich zur Abgabe einer wahrheitsgemäßen Aussage verpflichtet fühlt, wird auch jetzt schon die Wahrheit vor Gericht aussagen. Wer jedoch sich vorgenommen hat, dem Gericht etwas Unwahres vorzutragen, oder wer durch eine pflichtwidrige Nachlässigkeit hierzu kommt, der wird auch trotz der Hinzufügung der konfessionellen Eidesformel eine unwahre Aussage abgeben.

Demgemäß wird man wünschen müssen, daß die Verquickung der Frage der Einführung des Nacheides mit der Konfessionalisirung des Eides vom Reichstage aufgegeben werde, daß aber der Nacheid schon baldigst an die Stelle der promissorischen Eidesleistung trete. Und insbesondere ist dahin zu wirken, daß für unser gesammtes gerichtliches Verfahren ein einheitlicher Beeidigungsmodus Anwendung findet, und daß nicht, wenn jetzt in der neuen Civilprozeßordnung der Nacheid glücklich eingeführt wird, für das Strafverfahren, für welches vielleicht die Zeugenvernehmung eine größere Bedeutung hat als für den Civilprozeß, der bisherige Zustand erhalten bleibt. Die Frage der Beeidigung hängt mit den anderen in der sogenannten Justiznovelle geregelten Fragen jedenfalls weniger zusammen, als mit der Regelung der Beeidigung im Civilprozeß und im militärischen Strafverfahren.

Hamburg.

Nöldeke.

Michel Bréal's „Essai de Sémantique".*)

Wer die reizende Kunst des achtzehnten Jahrhunderts besäße, ein schweres Thema im Plauderstil zu entwickeln! spielend, anmuthig in die Geheimnisse strenger Wissenschaftlichkeit einzuführen! Er würde über Sprachphilosophie schreiben, wie Fontenelle über die „Vielheit der Welten", zwanglos, im Tone leichtester Unterhaltung. Er sähe sich, im Geiste wenigstens, natürlich einer Dame gegenüber, die schön, klug, wißbegierig und vor Allem von Stande wäre. Ein Salon oder Garten gäbe die Scene ab; und ganz allmählich fände sich das Gespräch zu dem eigentlichen Gegenstande hin. — Also ich soll Ihnen von Michel Bréal's „Semantik" erzählen? Das ist nicht schwer, meine Gnädige, aber es ist verwickelt. Um Ihnen zu erklären, um was es sich dabei handelt, muß ich weit zurückgehen, ja zu sagen noch über den Anfang hinaus. Doch am Besten, wir beginnen mit einem Beispiele. Da liegt noch der Brief, den man Ihnen vorhin gebracht hat, den Sie gelesen und dann mit der Bemerkung weggelegt haben: er ist von meinem Vater. Bitte, nehmen wir doch dieses letzte Wort. Wie heißt es im Englischen und Französischen? Ich antworte für Sie: father, père. Glauben Sie, daß die drei Benennungen untereinander etwas Gemeinsames haben, daß sie eine mit der anderen zusammenhängen? Sie zaudern; nun, so lassen Sie mich noch das italienische padre, das lateinische pater anführen. Jetzt zeichnet sich unter diesen fünf Formen doch schon etwas wie eine Verwandtschaft ab. Auch das griechische patér, das sanskritische pitâ passen in die Reihe; und alle, ohne Ausnahme, kommen her von einer alten Sprachwurzel pa, welche „schützen", „erhalten" bedeutet. Von diesem Stamme ausgehend, haben sie sich differenzirt, individualisirt, jedes Idiom unter besonderen Bedingungen. Die Lehre von den Gesetzen, nach denen die einzelnen Lautwandlungen sich vollzogen haben, ist die Lautlehre oder die Phonetik. Sie bildet ein Kapitel der Entwicklungsgeschichte im allgemeinsten Sinne; sie legt die langsame Kulturarbeit von Jahrtausenden dar. Die Sprache in ihren verschiedenen Bildungen ist oft wie ein Dokument, das gleichsam versteinert stehen geblieben ist und uns Zustände enthüllt, die wir sonst nicht mehr erreichen können. Ein Forscher, wie Viktor Hehn, hat von ihr gesagt, daß sie uns hilfreich entgegen kommt und „oft die Tiefen der Vorwelt erschließt, bis zu denen keine historische Kunde reicht". Darf ich Ihnen das an einem Falle erläutern? Wo haben wir die ursprüngliche Heimath des Weines zu suchen? Griechen und Römer kannten ihn; beim alten Vater Homer fließt er schon so reichlich, daß er sicher nicht erst seit Kurzem zugebracht ist. Von woher wurde er eingeführt? Keine Schrift, kein Denkmal klärt darüber auf, nur der Name in seinem Lautbestande enthält einen Hinweis! Er geht zurück auf eine alte hebräische Wurzel. Also sind es wahrscheinlich Semiten gewesen, die zuerst den Saft der Trauben gegohren haben, und Kleinasien dürfte die früheste Anbaustätte des Weinstocks gewesen sein.

So vielleicht, nur geistreicher, sprühender hätte das achtzehnte Jahrhundert ein ernstes Thema, wie die Semantik eingeleitet: und damit hätte es zunächst einmal dargelegt, was sie nicht ist. Dem Namen, wie dem Wesen nach steht sie im Gegensatze zur Phonetik. Sie ist die Lehre von den Bedeutungen. Wenn jene andere sich mit dem Mechanismus, mit der formalen Seite der sprachlichen Bildungen befaßt, will diese von dem logischen Gehalte handeln, den der Volksgeist in den Worten niedergelegt hat. Sie ist also ein Beitrag zur Volkspsychologie. Unter diesem Gesichtspunkte hatten die linguistischen Forschungen ihren Gegenstand bisher noch nicht betrachtet. Die Lehre der Semantik ist die Ergänzung dessen, was die Grammatiker vordem unternommen hatten und gewissermaßen die andere

*) Michel Bréal. Essai de Sémantique. (Sciences des significations.) Paris. Librairie Hachette. 1897.

Seite. Michel Bréal läßt darüber von vornherein keinen Zweifel.

„. . . Beschränkt man sich auf die Wandlungen der Vokale und Konsonanten, so gibt man diesem Studium die Bedeutung eines Nebenzweiges der Akustik und Physiologie; begnügt man sich damit, die Verluste aufzuzählen, welche der grammatikalische Mechanismus erlitten hat, so erweckt man das Gefühl, als stehe man vor einem Gebäude in Trümmern; macht man sich nur daran, vage Theorieen über den Ursprung der Sprache aufzustellen, so fügt man, ohne sonderlichen Nutzen, der Geschichte der Systeme ein neues Kapitel an. Wie mir scheint, thut anderes Noth. . . .“

„Indem ich die phonetischen Veränderungen bei Seite lasse, welche in das Gebiet der physiologischen Grammatik gehören, studire ich die intellektuellen Ursachen, welche die Wandlungen unserer Sprache bestimmt haben.“

Diese mancherlei Ursachen aber gehen zuletzt auf eine einzige zurück, das ist „der Verstand und der menschliche Wille“. Die Intelligenz baut sich die Sprache. Um zu verstehen, inwiefern diese Auffassung sich von den bisherigen unterscheidet, empfiehlt es sich, etwas weiter auszugreifen.

Doch zuvor ein Wort über den Verfasser der „Semantik“. Michel Bréal, der am Collège de France den Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung inne hat, steht heute wohl den Siebzigen nahe. Wer ihn gesehen oder mit ihm geplaudert hat, wird den Ausdruck milder Ironie bemerkt haben, der über seinen Zügen ausgebreitet liegt. Etwas Kluges und Wohlwollendes spricht darin, die Bonhomie einer feinen Intelligenz, das Gegentheil aller Pedanterie. Dieser Philologe hat nichts vom Schulmeister an sich, nichts Trockenes, Verdrießliches, er gibt sich vielmehr mit einer gewissen Anmuth, mit einem leicht spöttischen, dabei liebenswürdigen Humor. Ein Satz von Skepsis bricht bei ihm durch, eine lächelnde Behutsamkeit vor allen Ansichten, die ihm zu gewagt und unerwartet erscheinen. C'est abstrait, c'est de la philosophie! Als Franzose mit dem praktischen Blick für Beobachtung sträubt er sich gegen alle Spekulation. Wir Deutschen, meint er, wir aus dem pays des lumières, sehen vor lauter Scharfsichtigkeit mitunter etwas recht Seltsames.

Ich glaube, diese verschiedenen Charakterzüge finden sich in Bréal's Buche wieder. Da ist der Sinn aufs Positive, wenn er etwa die Sprache, ihre Entwicklung und ihre Wandlungen, aus den Bedürfnissen des tagtäglichen Lebens abzuleiten sucht. In manchen seiner Repliken lauert der Spott; sein Mißtrauen gegen Systeme verleugnet sich auch hier nicht. Und wenn er trotzdem selbst dazu kommt, die Zahl derselben durch ein neues zu vermehren, lehrt doch die Vorrede, daß es nur zögernd entstanden, oft angefangen, oft liegen gelassen ist. Was er schließlich hier bietet, soll zudem nichts sein, als ein Versuch, ein Anlauf, „eine einfache Einleitung“, zu der kommende Geschlechter erst die Fortsetzung liefern werden. Das ist ebenso bescheiden, wie kritisch gesprochen. — Zu den hervorstechendsten Zügen seines Werkes gehört dann nicht minder die klare Eleganz, mit der es geschrieben ist. In dieser knappen, durchsichtigen Formulirung, die dem Leser immer die Resultate anschaulich vorlegt, steckt eine Arbeit, die gewiß nur wenige würdigen können. Es hat seine Gefahr, dem Publikum es leicht zu machen. Denn wer ahnt, wieviel Mühen und Schwierigkeiten ein Autor hinter sich läßt, um die Thatsachen in ihrer einleuchtenden Einfachheit zu schildern!

Max Müller ist der erste gewesen, der zu Anfang der sechziger Jahre mit seinen Vorlesungen über Sprachwissenschaft das Interesse weiterer Kreise auf diese Studien lenkte. Im Gegensatze zu älteren Philosophen, zu Locke und Adam Smith, welche in der Sprache ein Werk der menschlichen Vernunft sahen, erklärte er sie für ein Naturprodukt. Sie sei keine Erfindung oder Errungenschaft, wie die Malerei, Architektur, Schrift oder Buchdruckerkunst; die Gesetze, nach denen sie sich gestaltet, entziehen sich unserem Einfluß. Wenn Lautwandlung und dialektische Aneignungen die Weiterbildung eines Idiomes bestimmen, kann man sagen, „daß keine der Ursachen, welche die Entwicklung hervorrufen oder, nach anderen, die Geschichte der Sprache ausmachen, von dem Willen des Menschen abhängen“. Woher nun die Elemente des artikulirten Ausdrucks stammen? Die ursprünglichsten Bestandtheile der Worte, die Wurzeln, „sind von der Natur geschaffen, wie Plato sagen würde; aber mit demselben Plato setzen wir gleich hinzu, daß wir unter der Natur die Hand Gottes verstehen“. Was dieser ersten Formation folgt, ist „das Werk des Menschen“, freilich nicht des Individuums, sondern der gebundenen unfreien Masse; es geht zurück auf „verstandesmäßige Kombinationen“. Demnach steht es so: der Mensch hat von Haus aus die Anlage und Struktur, sozusagen den Grundtext der Sprache mitbekommen; er hat ihn sich nicht geschaffen, doch er kann ihn variiren. Eben damit aber hört die Sprache gerade auf, schlechthin naturalistischen Charakters zu sein. Man sieht, der Verfasser beweist gegen sich selbst.

Nicht glücklicher war die Auslegung, welche man unter dem Einfluß der Darwin'schen Theorieen und im engsten Anschluß an sie versuchte. Die Sprachen, schrieb Schleicher, wohl der bedeutendste Vertreter dieser Richtung, im Jahre 1863:

„Die Sprachen sind natürliche Lebewesen, welche außerhalb des menschlichen Willens und nach bestimmten Gesetzen entstehen, wachsen, sich entwickeln, altern und sterben; sie weisen also gleichfalls jene Reihe von Vorgängen auf, welche man gewöhnlich unter dem Namen Leben zusammenfaßt“.

Sie gleichen darin dem Thier, der Pflanze oder dem Menschen; führen, wie diese, eine selbständige Existenz. Sie entstehen ebenfalls aus Zellen, aus primitivsten Anfängen oder Wurzeln; und im Kampfe ums Dasein sind es „die höheren Organismen“, welche sich behaupten. Also die Sprache ist ein Organismus. Wie stimmt es nun dazu, daß Schleicher sagt: für ihre Eigenart seien der Bau des Schädels, die Bildung des Gehirns, die anatomischen Unterschiede wichtig? Sobald die Sprache abhängig ist vom Gehirn, ist sie eine Funktion oder ein Produkt des Gehirns und nicht mehr eine selbständige Lebeform, ein Organismus!

Schon dem Laien muß an dem vorigen und mehr noch an dem letzten Systeme etwas aufgefallen sein, das für seine Begriffe merkwürdig ist: der Mensch, wird behauptet, hat mehr oder weniger keinen Einfluß auf die Entwicklung seiner Sprache. Ein Mittel, das ganz zu unserem Dienste bestimmt scheint, entfaltet sich aus sich selbst, nach Gesetzen, die nicht von uns herrühren; es geht gleichsam seinen Gang nebenher, lebt mit uns eigentlich in geistiger Scheidung. Wie macht es sich nur, daß wir doch mit einander auskommen? Das ist ein Räthsel, welches zu denken gibt und dabei nicht durchsichtiger wird. Hier ist denn auch der Punkt, wo Michel Bréal mit seiner Kritik und seiner Anschauung einsetzt.

Was uns verleitet, da ein Eigenleben anzunehmen, wo es in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist? In erster Linie der Charakter der indo-europäischen Sprachen, welche zur persönlichen Darstellung neigen.

„Die Struktur des Satzes bringt sie dazu; sie bildet eine ständige Versuchung das Leblose zu beleben, in Handlungen zu verwandeln, was einfach ein Zustand ist.“

Wir sagen: im Plural nimmt mère ein s an, Mann verwandelt sein a in ä, und wir vergessen, daß dieser Ausdruck metaphorischer Art ist. Wir übersehen, daß wir nur gleichnißweise sprechen und nehmen das Bildliche für eine Realität. In diesem Irrthum ruht der Keim eines ganzen „Mythus“.

Nüchtern betrachtet, was soll die Sprache? Doch nichts anderes, als das Verständniß vermitteln. Die Worte sind Zeichen, in denen die Intelligenz sich äußern und wirken will. Sie sind demnach ein Werkzeug, dessen unsere geistigen Kräfte sich bedienen, das sie selbst auch geschaffen haben.

„Man muß sich der Evidenz verschließen, um nicht zu sehen, daß ein dunkler aber beharrlicher Wille die Veränderungen der Sprache leitet.“

Die letztere wandelt sich in eben dem Maße, als sich die Einsichten und Absichten der Menschheit verschieben; sie ist ein Instrument, welches wir unseren Bedürfnissen anpassen. Ueberall in der Geschichte der linguistischen Entwicklung handelt es sich darum, daß gewisse Zwecke erreicht werden sollen. Die „Semantik“ wird das im Einzelnen an Fällen und Gruppen von Fällen demonstriren; darin besteht ihre Aufgabe und ihre Bedeutung.

Wir verfolgen einige ihrer Darlegungen. — Die Formen der lateinischen Deklination sind ziemlich zahlreich; es gibt beispielsweise vier verschiedene Endungen für den Genitiv des männlichen Hauptwortes und ebenso viele für den nämlichen Fall des Weiblichen. Der grammatikalische Apparat ist also nicht gerade einfach; einer logischen Beziehung entsprechen acht Bildungsmöglichkeiten. Dem gegenüber konstruiren das Französische, Italienische, Englische den betreffenden Kasus viel leichter und bequemer. Sie sind von der Synthese zur Analyse vorgegangen: statt am Ende ein andeutendes Element, ein Suffix anzuhängen, setzen sie eine Präposition vor: du père, del padre, of the father. Die Flexion des Substantivums ist einheitlich geregelt, eine Menge von Abzeichen ist durch ein einziges abgelöst; dieses letztere zieht die Funktionen jener anderen acht an sich. Das Wörtchen de wird der charakteristische Index eines bestimmten Ideenverhältnisses, wird der eine „spezielle“ Ausdruck. Michel Bréal spricht dieser und ähnlichen Erscheinungen gegenüber von einer loi de spécialité. Wir treffen sie im Gothischen, im Deutschen und Englischen; doch wir verzichten auf weitere Beispiele und kommen auf das erstere zurück. Wie hat sich der Uebergang vom synthetischen zum analytischen Zustand vollzogen? „Darüber herrschen noch die vagesten und ungenauesten Vorstellungen.“ Die Linguistik hat wohl behauptet, daß die Sprache sich in einer Zwangslage befunden habe. Eines Tages stellte es sich heraus, daß die Endungen altersschwach geworden waren, man mußte Ersatz schaffen und half sich, wie es eben ging. Unser Autor weist jedoch nach, daß die Zusammensetzung mit einer Präposition schon in der klassischen Latinität beginnt. Augustus hatte sich diesen Gebrauch angeeignet; Sueton, der es berichtet, fügt hinzu, daß diese Ausdrucksweise eindringlicher, wenn auch weniger elegant, als die frühere, sei. Die Stelle ist wichtig; sie klärt darüber auf, in welcher Absicht die Neuerung aufgenommen wurde, welche Wirkung sie auf römische Ohren übte. Die Anwendung der Präposition war markanter, sie prägte den Sinn, die Beziehung schärfer aus. Darum die Vorliebe, welche zunächst die ländliche Bevölkerung für sie empfand; auch der Erfolg, mit dem sie sich schließlich durchsetzte, hatte keinen anderen Grund. Das Ziel, welches man anstrebte, war also größere Deutlichkeit. Ist nun erst einmal ein Fall, etwa der Genitiv, nach dieser analytischen Methode entwickelt, so werden die Endungen überflüssig. Der Fonds der Sprache entlastet sich von Unnöthigem, oder vielmehr wir arbeiten mit vereinfachten Mitteln. Der Geist und mit ihm die Sprache offenbaren „die Tendenz . . . sich mit möglichst geringen Kosten, ich meine, mit möglichst geringer Mühe verständlich zu machen“.

Doch ich fürchte, nicht nur Mephisto sagt: ich bin des trock'nen Tons nun satt. Also denn, stellen Sie sich vor, daß wir einen Ballbericht zu schreiben und von der Toilette der Gräfin X. zu erzählen hätten. Wie werden Sie sich fassen? Die Gräfin X. trug ein Kleid von weißem Atlas? — Etwas zu bürgerlich, nicht ganz das Parfüm der großen Welt. Man merkt, daß Sie, daß wir nicht zur Gesellschaft gehören. „Kleid“, das Wort steht hier nicht im Verhältniß zur Schneiderrechnung, es besagt mit keinem Hauche etwas von dem Schöpfersinn des Artisten. — Gewand? Das ist zu monumental oder zu lyrisch. Nehmen Sie „Robe“. Sehen Sie, die beiden Silben eröffnen einen Horizont auf Paris, auf eine dernière création, auf ein Poem in Stoff. Nur sie bringen das richtige Milieu mit. Seitdem wir die auswärtige Lieferantin angenommen haben, genügt wirklich die deutsche Bezeichnung nicht mehr. Sie ist an zweite Stelle zurückgedrängt, sie sinkt und sinkt. — Aehnlich ist es Vater und Mutter gegenüber Papa und Mama ergangen. „Frau“ war noch im Mittelhochdeutschen ein Adelstitel. Seitdem wir aber jene Spezies holder Weiblichkeit kennen, welche Schopenhauer's ganze Wuth entfesselt hat, die moderne Frau, als Mitglied der Gesellschaft, haben wir uns nach einem anderen Worte umgesehen und es mit gutem Bedacht dem Französischen entliehen. So tritt die „Dame“ in ihre Rechte, und fürderhin will keine mehr „Frau“ sein. — Sonst hieß der Dienstbote im Hause die „Magd“, jetzt, da alles sich verfeinert, miethet man ein „Mädchen“. Die alte Benennung ruft zu massive Bilder auf, während das Diminutivum alle Spielarten zuläßt bis hinauf zu den zierlichsten. Goethe, der noch von der „Magd im Putz“ gesprochen hat, ist längst überholt. — „Noble“ deckt sich durchaus mit unserem „edel“, dagegen fehlt im Deutschen ein Adjektivum für généreux, large. In diesem Sinne wird nun „nobel“ eingeschoben. Das lateinische palatium entbindet aus sich „Pfalz“, „Palast“, „Palais“. Dem Stamm nach bedeuten die drei somit dasselbe; aber der Geist verknüpft verschiedene Vorstellungen mit ihnen. Im Griechischen des Homer sind „Mann“ und Mensch noch nicht scharf gegen einander gesondert; die erste Seite der Odyssee bringt den Beweis dafür. Erst später vollzieht sich die Trennung beider Begriffe; freilich manche Sprachen, wie das Lateinische, haben sie nie durchgeführt. Andere semantische Bestände entwirren sich langsam durch Jahrhunderte. „Sentiment“ schillert noch heute zwischen Empfindung und überlegter Meinung, indessen sein Zeitwort, sentir, im Gegensatze zu penser, bereits ganz der Sinnenthätigkeit zugewiesen ist. — Was sich nun aus den Beispielen ergibt? Doch dieses: der Geist detaillirt seinen Wortschatz immer mehr, er schreitet von Unterscheidung zu Unterscheidung. Er ordnet die Worte nach den Ideen, die er mit ihnen verbindet, stuft und werthet sie gegen einander ab. Wenn er neue Anschauungen aufnimmt, schafft er sich auf irgend eine Weise die entsprechenden Bezeichnungen dafür und schaltet diese in die Rangliste der bestehenden ähnlichen ein. Er differenzirt die einzelnen nach Umfang, Grad und Charakter, und darauf beruht im Grunde die ganze Thätigkeit der Intelligenz. Denken ist nichts anderes, als im Begriffe vorstellen. Der Verstand trennt und vergleicht. Er schreitet definirend vor und nuancirt dabei die Worte, vertheilt die Bedeutungen. Darum kann Michel Bréal in seinem Buche von einem Gesetze der Vertheilung, der Repartition reden.

Was ist die Sintfluth? Die große Abrechnung in unserer Sünden Maienblüthe? So hat es das Volk gewollt, als ursprüngliches sinvluot, allgemeine Ueberschwemmung ihm unverständlich geworden war. Es glich sich das Wort dem Laute und der Bedeutung nach an etwas Bekanntes, Naheliegendes an, es täuschte sich, doch nicht ohne Anmuth und Sinnigkeit. Mit „Beispiel“ verfuhr es ebenso. Das alte spell der Endung, welches Erzählung, Fabel heißt, war ihm nicht mehr geläufig: da räth es auf etwas Aehnliches und meint, sich die Form in dieser Art zu erklären. Das Volk sagt hundert Mal am Tage „schlägt“, „trägt“, „schlug“ und „trug“; die Klänge liegen ihm im Ohr. Was Wunder, daß schließlich auch ein „frägt“, „frug“ entsteht? — L'homme est naturellement imitateur; aber die Nachahmung ist sich nicht Selbstzweck. Wenn er an schon Vorhandenem Analoges bildet, hat er seine Absichten und Ideen dabei. „Die Analogie ist nur ein Mittel“. Bisweilen dient sie dazu, Schwierigkeiten zu umgehen. Jeder, der ein Gymnasium besucht hat, kennt nur zu gut die Verben auf mi. Sie sind so schwer, daß selbst die Griechen, scheint es, nichts mehr mit ihnen zu thun haben wollten; daher denn der größte Theil dieser komplizirten Konjugation in eine leichtere übergeleitet wurde. Ein anderes Mal hilft die Analogie, um gleich durch das Wortbild eine Aehnlichkeit oder einen Gegensatz herauszuheben. „Arbeitgeber“ veranlaßt ein „Arbeitnehmer“; wie

von einer „sinnlichen", hat man sich auch von einer „gemüthlichen" Aufregung zu reden gestattet.

Wenn ein Kind zu sprechen anfängt, sagt es: haben! haben! Man möchte daraus schließen, daß der Infinitiv die primitivste Form des Zeitwortes ist, diejenige, welche der Verstand zuerst schafft. Doch nein; wir hören, daß er vielmehr die höchste Leistung darstellt. Der naive Mensch geht aus von bestimmten Personen, von sich oder anderen, er begreift alles im Zusammenhange mit heute oder gestern. Um losgelöst von diesen Beziehungen die Idee des Verbums an sich zu erfassen, den einfachen Thatbestand als solchen, bedarf es einer Fähigkeit zur Abstraktion, wie sie der Geist nur allmählich gewinnt.

Sie kennen „Auch Einer", den kranken Cholerikus, der von der Tücke des Objektes philosophirt; der am Morgen seinen Kragenknopf nicht finden kann, weil er ihn am Abend verlegt hat und sprudelnd über die Böswilligkeit loszieht, welche den Gegenständen innewohne. Ob Bréal ihn kennt? Vielleicht sähe er hier ein Gegenstück zu jener Anschauungsweise, welche den Worten selbständige Tendenzen beimißt. In der Sprache, behaupten seine Gegner, macht sich bald ein pessimistischer, bald ein optimistischer Zug geltend. Wenn „Minne" im Mittelhochdeutschen eine verächtliche Bedeutung annimmt und in unserem Jahrhundert wieder zu Ehren kommt, verräth es abwechselnd eine Neigung im schlechten und guten Sinne. „Nichts ist im Grunde chimärischer. Wie sollten die Worte Tendenzen haben? ..... Man muß diese Tendenzen zu den „Kräften" verweisen, mit denen die Wissenschaft des Mittelalters die Natur bevölkerte. Ebenso gut könnte man unsere Nationalökonomen wörtlich nehmen, wenn sie sagen, daß das Silber die Tendenz hat, beständig im Preise zu sinken." In Wirklichkeit verhält es sich so, daß der Mensch von jeher für eine verfängliche Sache gern ein unbedenkliches Wort gesetzt hat. Er gefällt sich in Euphemismen; er gibt dem, was man in aller Deutlichkeit nicht nennen mag, eine mildernde Bezeichnung. Der Geist spielt Verstecken mit sich selbst, er spricht in diesen verblümten Wendungen gerade so verständlich, wie zuvor ohne sie; aber es kommt ihm nicht auf den Inhalt, sondern auf die Form an. Harmlose, sogar edle Ausdrücke werden herabgezogen. „Amant" und „Maîtresse", bei Corneille noch durchaus ideal, haben ihren „Descensus in die sublunarische Sphäre" vollziehen müssen. „Fille" und „Dirne" sind nicht gnädiger behandelt worden. Ja, die Leidenschaft zieht entweihende Spuren. Dafür wirkt die Boshaftigkeit verkleinernd. Es gab eine Zeit, da man in Berlin von gewissen Büchern sagte, daß sie „geistreich" seien; das schien ein Kompliment, doch wenn die Augurn unter sich waren, sahen sie sich an und sagten: „konstruirt". „Précieuses" ist zuerst mit Auszeichnung gebraucht worden von Personen „qui ont su se tirer du prix commun des autres". Aber der Witz hat dieses Wort unsterblich lächerlich gemacht. „Prude," das Femininum von preux tapfer, ist ebenfalls ins Malitiöse gekehrt. — Soziale Strömungen greifen ein und drücken den Bedeutungen einen besonderen Stempel auf. „Gueusen", als Spott und Schimpf gedacht, wird die Parole einer mächtigen Partei. Die Aristokraten, welche durch die kinderwimmelnden Quartiere des plebejischen Roms schritten, rümpften die Nase und sprachen von den Proletarii, von denen, „die immer zeugen". Wie anders klingt heutzutage „Proletariat"; es ist der vierte Stand, der sich als Macht fühlt. „Junker" und „Bourgeois" sind dagegen fast in Verruf gekommen; „Bauer" zeigt schwankende Haltung. Marahscalc, Pferdeknecht, ist im Hofdienst zu Marschall emporgestiegen.

Wir müssen viele Kapitel überschlagen oder uns mit Stichproben begnügen. Wenn der Reiter von seinem „Thier" spricht; wenn die Legionen, welche die römischen Adler bis zum Rhein und Euphrat tragen, nach dem Tiber rückschauend, von der „Stadt" sprechen: was thun sie anderes, als daß sie statt der individuellen Bezeichnung eine allgemeine setzen? Die ganze Art verkörpert sich für sie in einem einzigen Exemplare, nur dieses zählt für sie, kommt allein in Betracht. Die sonst umfassenden Begriffe werden enger. So hieß „getregede" anfänglich „alles, was getragen wird, wie die Kleidung, das Gepäck; es wurde auch von den Erträgnissen der Erde „gebraucht". Und nur in diesem Sinne hat es sich, als „Getreide", erhalten. — Dann erweitert sich wiederum die Zuständigkeit eines Wortes in eben dem Maße, als es sich von seinem Ursprunge entfernt. Man kann heute von einem „brillanten" Kavallerieoffizier reden, weil wir den Zusammenhang von briller mit Beryllus nicht mehr empfinden. — Mit den Sitten ändert sich der Stil. Wir leisten keinen hommage, keinen Manneneid mehr, und wie die Einrichtung schwindet, blaßt auch das Zeichen ab; es besagt nur noch „Ehrung", „Huldigung". — Unter epidemia versteht die alte Welt zunächst die Rundfahrt des Fürsten durch seine Lande, dann wird es auf den verheerenden Zug der Seuche übertragen. Der Lautkomplex spaltet sich gleichsam, er wird doppelsinnig. „Wir müssen uns die Sprache als einen riesigen Katalog vorstellen, in dem alle Erzeugnisse der menschlichen Intelligenz vermerkt sind; oft verweist uns der Katalog unter ein und derselben Ueberschrift in verschiedene Gebiete." Aus eben dieser Vieldeutigkeit erklären sich die logischen Irrthümer und die Mehrheit aller falschen Schlüsse. Montaigne erzählt, daß in seiner Gegend die Bauern keinen Unterschied machten zwischen Gedächtniß und Verstand. Da er nun oft sich über das erstere beklagte, weil es ihn leicht im Stiche ließ, folgerten die Leute, daß ihr Gutsherr eingestandenermaßen nicht ganz richtig im Kopfe sei. — Auf der häufigen Doppeldeutigkeit seiner Termini beruht es ferner, daß das Französische sich so sehr zu Wortspielen eignet. Ein König wendet sich an einen Herzog, der ihm als geistreich gerühmt worden und verlangt ein Bonmot „dont je serai le sujet". Der Höfling erwidert mit tiefer Verbeugung: le roi n'est jamais sujet.

Einer der lehrreichsten Abschnitte beschäftigt sich mit der Frage: „wie die Dinge zu ihrem Namen kommen". Schon die Brahmanen haben über dieses Thema nachgesonnen.

„Wenn das Gras trina heißt von seiner Eigenschaft zu stechen, warum wird dieser Name nicht Allem beigelegt, was sticht, zum Beispiel einer Nadel oder einer Lanze? Und andererseits, wenn eine Säule sthuna heißt, weil sie steht, warum heißt sie nicht auch die Tragende oder die Einzapfende?"

Der alte Weise findet hier, daß die Benennungen weder absolut noch vollständig sind. Das Charakteristikum, von dem sie ausgehen, würde auch auf andere Erscheinungen zutreffen, oder es ist nur eines unter mehreren und erschöpft nicht das Wesen der Sache. In zwei Sätzen ist anschaulich und schlicht das Problem gestellt und gelöst. Aber der Streit hat darum doch nicht geruht. Haften die Namen dem Wesen der Objekte an? gehören sie ihnen von Natur? sind sie reell? oder sind sie konventionelle Etiketten, die nur Zeichenwerth haben? Ueber dieser Kontroverse hat sich das Mittelalter in die Parteien der Realisten und Nominalisten geschieden. — Greifen wir auf die Erfahrung zurück, denn wir sehen noch täglich, wie Namen entstehen. Wenn das Kind den Hund Wauwau ruft, hält es sich an ein Merkmal, welches ihm besonders auffällt. Gerade so verfahren auch die großen Menschen.

„..... wenn ich ein wirkliches Wesen nehme, ein Objekt aus der Natur, ist es der Sprache unmöglich, in das Wort all die Begriffe eingehen zu lassen, welche dieses Wesen oder dieses Objekt im Geiste erweckt. Nothgedrungen muß die Sprache wählen. Unter allen Begriffen wählt sie einen: so schafft sie einen Namen, der alsbald zum Zeichen wird."

Dieses gibt demnach den oder jenen Eindruck wieder: es besagt, von welcher Seite eine Thatsache sich uns zuerst aufgedrängt hat, unter welchem Gesichtswinkel wir sie zuerst betrachtet haben, doch nichts weiter.

„Ein wenig Nachdenken hätte zu verstehen geben müssen, daß die Sprache ein Werk der Improvisation ist, ... daß es also unvernünftig ist, von ihr physische oder metaphysische Aufklärungen zu ver-

langen . . . . Sie kann uns das Echo unseres eigenen Denkens geben; sie verzeichnet getreulich unsere Vorurtheile und unsere Irrthümer. Sie kann uns manchmal, gleich wie ein Kind, durch die Freimüthigkeit ihrer Antworten oder die Naivität unserer Vorstellungen in Erstaunen setzen: sie kann uns werthvolle historische Aufschlüsse liefern, die in ihr niedergelegt sind; aber es hieße ihren Charakter verkennen, wenn man bei ihr Unterricht und Unterweisung suchen wollte."

Noch einige Zeilen, denn das schönste Kapitel des Buches darf doch gewiß nicht ganz unbeachtet bleiben. — Die Zeitung meldet von einem Eisenbahnunfall, „bei dem glücklicherweise keine Verluste an Menschenleben zu beklagen sind". In diesem Satze ist zweierlei enthalten: einmal der Bericht, wie das Ereigniß abgelaufen, dann der persönliche Einwurf des Schreibenden, der sich beglückwünscht. Der Erzähler tritt selbst in die Erzählung ein; während er den Gang des Dramas vor uns abrollt, unterbricht er es, wie der griechische Chor, mit seinen Empfindungen. Er nimmt Theil an der Handlung, welche er darstellt und miterlebt: „wie wir selbst im Traume, wenn wir zugleich interessirter Zuschauer und Urheber der Begebenheiten sind". In das objektive Geschehen mischt sich ein subjektives Urtheilen. Zwei Gedankengänge durchkreuzen und verschränken sich, ohne daß unsere Aufmerksamkeit gestört würde. Der Geist ist geschmeidig genug, um beiden zu folgen. Diese persönlichen Zwischenbemerkungen bedeuten für ihn dasselbe, was das Spiel der Gesten für das Auge ist. Wir koloriren mit ihnen und tönen ab; einschränkend, wenn wir ein „freilich", entschieden, wenn wir ein „sicherlich" setzen; bald vermuthend, indem wir „vielleicht", schwankend, indem wir „wohl" einschieben.

Sah das der Herrschsucht wohl am Cäsar gleich? Doch die Nuancen können noch feiner werden, fast unwesenhaft, ein Hauch, ein Ton.

Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist,
Daß man es zu seiner Qual nimmer doch vergißt.

Wie ein Stoßseufzer, der unwillkürlich der Lippe entgleitet, ringt das gepreßte „doch" sich los; kaum verhaltene Qual, die mit den Erinnerungen aufsteigt, welche der Dichter uns anvertraut.

Sagen wir: „gebe der Himmel", so liegt darin einmal die positive Vorstellung, daß der Himmel geben kann, zum zweiten der Wunsch, das persönliche Hoffen. „Es wird besser werden": die Zustände schließen nicht aus, daß alles sich noch günstiger gestalte, und wir leben dieser Erwartung. Eine einzige grammatische Form enthält hier ein Doppelelement.

Ist das Subjektive in der Sprache etwas Beiläufiges, Nachträgliches? Mit nichten.

„Der Mensch ist so sehr davon entfernt, die Welt als unbetheiligter Zuschauer zu betrachten, daß man im Gegentheil finden kann, der Theil, den er sich selbst in der Sprache vorbehalten hat, sei gänzlich unverhältnißmäßig. Von drei Personen des Verbums nimmt er eine unbedingt für sich in Anspruch. Damit stellt er sich schon dem Universum entgegen. Die Zweite entfernt uns nicht weit von uns selbst, da ja eben die zweite Person ihren Daseinsgrund nur darin hat, daß sie von der ersten interpellirt wird. Man kann also sagen, daß allein die dritte Person den objektiven Theil der Sprache vorstellt" . . . „Die Sprache ist nicht geschaffen zur Schilderung, zur Erzählung, zu leidenschaftslosen Erwägungen. Einen Wunsch auszudrucken, einen Befehl anzusagen, eine Besitzergreifung von Personen und Sachen zu bezeichnen — das war ihr erster Behuf".

Wir haben den Kreis der Betrachtungen durchlaufen und lenken wieder in die Idee ein, von der wir ausgegangen waren. Hinter den Phänomenen der Sprachgeschichte, hinter ihren Umwälzungen und ihren Fortschritten steht als treibende Kraft die intelligente Absicht. Je vollständiger die Worte sich vergeistigen, je mehr sie Zeichen werden, desto mehr sind sie befähigt, die Träger abstrakter Gedanken zu sein. Die Form bleibt dabei Nebensache. Zwar hat die Philologie meistens den entgegengesetzten Standpunkt vertreten. Aus dem Umstande, daß etwa das Französische eine Reduktion des Lateinischen, das Neuhochdeutsche eine Abschwächung des Alt- und Mittelhochdeutschen ist, hat sie schließen wollen, daß unsere Idiome — um von anderen nicht zu reden — sich in ausgesprochenem Verfalle befänden. Also, während der Geist sich immer mächtiger bethätigt, würde die Sprache sich in umgekehrtem Verhältnisse entwickeln. Das ist ein Widersinn, der nur so lange besteht, als man die Figur für das Wesen nimmt. Von dieser Auffassung befreit uns die „Semantik".

Paris. Ransohoff.

Die Theater Wiens.

Tief im Innern der herrlichen Querthäler des Salzachbettes, die sich nach den Hauptsiedelungen Gastein und Rauris benennen, gabs seit undenklichen Zeiten Stätten wundersamer und rühriger Arbeit. Hoch, ganz hoch oben auf den vereisten Zinnen hatten emsige Knappen Stollen angegraben, sie trachteten aus dem harten Gestein funkelnde Goldadern zu heben und suchten in ihren friedlichen Gruben wacker nach dem edlen Metall, unbekümmert um die dräuenden Gletscher, die sich in nächster Nähe aufthürmen, ungeschreckt durch Sturm und Unwetter, die auf den eisigen Höhen hausen.

An dieses Suchen und Finden von kostbarem Gut inmitten größter Unbill wird erinnert, wer Wiens Theatergeschichte im laufenden Jahrhundert mit prüfendem Auge verfolgt. Die Zeit schmachvoller Erniedrigung des Vaterlandes, den fremden Eroberer im Herzen desselben gleich in seinem Eigen gebietend sah Ferdinand Raimund, unser bester Einer, und ließ sich durch die jeden Patrioten mit Gram erfüllenden Zustände nicht in seinem Humor, nicht in seiner Zauberwelt stören. Der etwas jüngere Nestroy, der „Wienerischeste" von allen, mochte vielleicht die Ereignisse seiner Knabenzeit vergessen haben, aber dieser unverwüstliche Meister der Posse hat gewiß ebenso wie der größte Genius österreichischer Dichtung unseres Jahrhunderts, Grillparzer, unter den Fesseln des Metternich'schen Regimes geseufzt und den berüchtigten „Hort der Reaktion" verwünscht. Sind die dramatischen Werke echt wienerischer Eigenart und österreichischerer Dichtung Zeugnisse dieses Druckes von Außen? Mit nichten. Und Ende wie Anfang des Jahrhunderts gleichen sich in ihren tiefen innerpolitischen Schlagschatten, nur die Richtung, aus der sie kommen, hat sich geändert. Die Sorge für die Rückwärtserei, hat der gutmüthige Wiener von heute der Regierung abgenommen, den einstigen Kampf für den Durchbruch freiheitlichen Geistes hat er vergessen. In dem namenlosen Hader der Parteien leidet alles, der echte Bürgersinn, das Handwerk, die Industrie, die Wissenschaft, nur nicht die — Bühne.

An bösen Prophezeiungen für diese hat es freilich nicht gefehlt. „Wien war eine Theaterstadt" heißt der Titel einer viel verbreiteten und besprochenen Flugschrift, die vor just zehn Jahren erschien. Die schlagendste Kritik des Kassandrarufes war die Errichtung des Deutschen Volkstheaters sowie des Raimundtheaters, und während eben jetzt der Grundstein zu einer dritten, der Jubiläumsbühne, gelegt wird, ist das früher für unmöglich Gehaltene zum Ereigniß geworden: das boudoirartig anheimelnde Deutsche Volkstheater tritt mit dem Burgtheater, mit der „ersten deutschen Bühne", in Trefflichkeit der Darstellungen ganz ernstlich in Wettbewerb, und auch die zweitgenannte Bühne bietet trotz innerer Krisen in jeder Hinsicht beachtenswerthe Leistungen. Unter den Dichtern sind es zunächst die „Jungen", welche die guten Wiener Traditionen aufrecht erhalten, zu mindesten sich durch den äußeren Rummel nicht irre machen lassen. Man mag über ihre dramatischen Vorwürfe streiten, über ihr Milieu, ihre Tendenz. Aber was Bahr, Karlweis, Schnitzler, Dörmann auf die Bühne bringen (Edermann nennen wir absichtlich hier nicht zugleich

hat unleugbaren, nicht bloß durch gefüllte Theaterkassen sich kündenden Erfolg.

Nur diese Ausnahmestellung, welche das Wiener Theaterwesen einnimmt, kann das Wagniß rechtfertigen, Geschichte und Gegenwart dramatischer Bethätigung in der Kaiserstadt nach allen Richtungen und in allen Einzelheiten durch ein Monumentalwerk festzuhalten, beziehungsweise zu illustriren. Ein Wagnis, sagen wir, denn die Publikation, welche wir meinen, erscheint in einer Ausstattung und in einer Anlage, mit welcher sich in Oesterreich nur das durch kaiserliche Munifizenz getragene „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses“ messen kann, und zu einer Zeit, da sich die Verhältnisse buchhändlerischen Verlags und Vertriebs auf dem Wiener Platze so unerfreulich gestalten, wie noch nie zuvor. Dem äußeren Erfolg des großen, von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst herausgegebenen Werkes konn man heute noch kein Horoskop stellen; daß es als solches einem Bedürfniß entgegenkommt, und die genannte Gesellschaft sich durch das Unternehmen ein hervorragendes Verdienst erworben hat, steht unbedingt fest.

Das beweist die Aufnahme, welche Oskar Teuber's bereits zum Theil erschienene Geschichte des Burgtheaters — allerdings eine der aktuellsten Partien des Gesammtwerkes — gefunden hat. Aber nicht diese ist es, welche uns hier beschäftigen soll, sondern die historische Darstellung des Wiener Theaterwesens seit frühester Zeit, die naturgemäß das ganze Werk einleitet, und von der soeben die erste Lieferung ausgegeben wurde.

Die schwierige Aufgabe, die Anfänge des wienerischen Theaters zu schildern, ward Alexander von Weilen anvertraut. Ein Kenner der alten Bühne — wie seine Studien über den ägyptischen Josef im Drama des 16. Jahrhunderts und über Shakespeare beweisen — steht er doch mit beiden Füßen auf dem Boden des modernen Wiener Theaters, wofür seine viel beachteten Kritiken, seine ständige Mitarbeit an wissenschaftlichen Fachblättern zeigen. Diese Umstände wie Weilens Stellung an der ersten Bibliothek Oesterreich-Ungarns, deren reiche Quellen für Theatergeschichte in Handschrift, Druck, Stich und Zeichnung auf der letzten Musik- und Theater-Ausstellung nur unvollständig zur Geltung gelangten, prädestinirten ihn förmlich für die Lösung der Aufgabe. Ob die äußeren Schranken, welche die Anlage des Werkes den einzelnen Mitarbeitern zog, unserem Autor behagen konnten, ist freilich eine andere Frage. Ja, man muß sich billig über die Selbstentäußerung Weilens wundern, mit der er sich herbeiließ, den ganzen ebenso umfassenden wie aufschlußreichen Quellenapparat, mit dem er arbeitete und arbeiten mußte, über Bord zu werfen und nur die nackten, als unumstößlich sicher erwiesenen Thatsachen mitzutheilen. Das Prinzip, jegliches Gerüste, das ja so oft die historische Darstellung hält und von ihr kaum zu trennen ist, abzureißen, ist die schwache Seite in der Anlage der sonst so prächtigen Publikation. Sie mag sich für die Darstellung späterer Epochen minder bemerklich machen, d. h. bei Abschnitten, wo die Quellen plan und zum Greifen klar liegen; für die erste Zeit des Wiener Theaterwesens ist diese Methode unhaltbar.

Mit Recht beklagt sich Weilen über die Dürftigkeit verbürgter Nachrichten aus der ersten Zeit theatralischen Lebens zu Wien. Gerade hier hätte ein jeder, nicht bloß derjenige, der weiter forschen will, gerne gehört, welches Material er herangezogen, und wo wir am ehesten Kunde über die frühesten Regungen des allezeit schaulustigen Wieners auf dramatischem Gebiete verfolgen können. Wenn wir hier noch gar sehr im Dunkeln tappen, so liegt die Schuld daran, daß unser gestrenger „Archivrath für Oesterreich“ erst seit zwei Jahren funktionirt. Wir könnten hier unterschiedliche Anmerkungen darüber machen, daß die vielfach verachteten alten Scharteken uns gar oft in das munter pulsirende volle Leben der alten Zeit hinüberführen. Viel ist jener Verachtung zum Opfer gefallen, viel liegt aber noch in verstaubten Fascikeln; und wollten die Herren Archivräthe nur weise ihres Amtes, so springt ihnen mit der Zeit wohl noch mancher Held alter Faschingszüge, noch mancher Harlekin Alt-Wiens aus dem modrigen Papier entgegen. Vorläufig scheint der Verfasser alles ausgebeutet zu haben, was unter den obwaltenden Umständen zugänglich wor. Schreiber dieser Zeilen hat gelegentlich selbst Nachprüfungen angestellt — wesentliche Nachträge zu dem von Weilen Gebotenen waren nicht zu gewinnen.

Im Gegensatz zu der landläufigen Ansicht, daß die Wiener Bühne sich ausschließlich oder doch fast ganz aus den kirchlichen Feierlichkeiten scenischen Gepräges entwickelte, nimmt Weilen einen vierfachen Ursprung an. Außer dem kirchlichen Drama sind seiner Ansicht nach die Feste, Schaustellungen und Lustbarkeiten des Bürgerthums, ferner die Darbietungen der Possenreißer, Charlatane und Quacksalber, endlich auch das Schuldrama, das sich bekanntlich mit Vorliebe auf die antike Komödie stützt, als Quellen für die Entwicklung und Ausbildung des Wiener Dramas maßgebend gewesen. Es sind nach Weilen „verschiedene Wurzeln, die theils getrennt wuchern, theils sich in einander verranken“, und dieser Auffassung wird man beipflichten müssen, allerdings mit der Reserve, welche durch die Schwierigkeit, die einzelnen Phasen jenes Mit- und Nebeneinanderwirkens in älterer Zeit zu verfolgen, geboten erscheint.

Für das bürgerliche Schauspiel aber, besser gesagt, für die ersten scenischen Festlichkeiten, Ein- und Aufzüge u. dgl., welche der Schaulust des Bürgerthums entgegenkamen, wird aus den Werken älterer Schriftsteller und Chronisten, wohl auch aus Briefen, Rechnungen, Quittungen u. s. w. noch mancherlei neues Material zu holen sein. Einige solcher Festlichkeiten, Maskenumzüge (gegen welche die Regierung einschreiten mußte, Turniere, Bürgerstechen und Pferderennen erwähnt auch Weilen. Ebenso einige prächtige Empfänge, in denen die Stadt Wien den denkbar größten Prunk entfaltete, wie z. B. 1583 beim Einzug des Kaisers, bei welcher Gelegenheit die Bürger in silbernen Harnischen erschienen, Triumphpforten errichtet und auf einem improvisirten Schloß Kriegsspiele abgehalten wurden. Dieser Empfang kostete die Stadt Wien eine für die damalige Zeit horrende Summe — 7320 Gulden. Von einer der ältesten bisher bekannten Empfangsfeierlichkeiten berichtet, wie hier nachgetragen werden möge, sonderbarerweise eine aragonesische Prinzessin, Donna Isabel, Tochter Don Jaime II., Gemahlin Friedrich III. Sie schreibt am 29. Juni 1314 an ihren Vater ganz entzückt über ihre neue Heimath, insbesondere über den Empfang in Wien, bei welchem ein „festum hilare et iocundum“ die Hauptrolle spielte.

Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts mag aber auch die Kirche in ihren Festlichkeiten begonnen haben, unbewußt der Entwickelung dramatischer Regungen Vorschub zu leisten. Das Osterfest, besonders das Passionsspiel, zunächst durchaus auf dem biblischen Texte fußend, erlangte zu jener Zeit größere Bedeutung. Ein erwünschtes Zeugnis hiefür ist ein Manuskript, welches Johannes Matthias Testarella della Massa (geb. 1637 † 1693 in Wien) verfaßt hat. Der Autor erläutert eingehend die Ceremonien in der Stephanskirche während der Charwoche, vergißt auch ein Hauptrequisit derselben, den „Palmesel“ nicht, der sich eines ehrwürdigen Alters erfreute. Er war, wie glaubwürdige Zeugnisse berichten, bereits 1435 verfertigt worden. Am Palmsonntag wurde er in feierlicher Prozession durch die Kirche geführt, und bildete einen Hauptanziehungspunkt für die liebe Jugend, da die „Himmelsträger“ auch eigens „wegen auf und Absetzung denen Kündern so auf dem Palmb Eßl geritten“ entlohnt wurden. Bei den übrigen Ceremonien der Charwoche spielten die Klagen Maria's und Magdalena's, die Kreuzabnahme und der Einzug des Grabes, das auf Rädern vom Friedhof wieder in die Kirche geführt wurde, eine große Rolle. Die eigentliche Bühne befand sich vor dem Markus-Altar der Stephanskirche, rings herum waren Ehrensitze für den hochweisen Rath der Stadt und die Würdenträger der Universität. Bekannt ist, daß diesen Spielen die weit prunkvolleren Darbietungen der Jesuiten den Rang abliefen. —

Richtig bemerkt Weilen, daß die Anfänge des bürgerlichen Schauspiels zu Wien, die in eben solches Dunkel gehüllt sind, wie die ersten dramatischen Ceremonien der Kirche, noch am besten durch die naiven Volksspiele der österreichischen Alpenländer illustrirt werden. Das Sommer- und Winter-Spiel, das Drei-Königs-, das Geburtsspiel, der Pfingstkönigsritt u. a. m., welche 1751 durch Regierungsdekret in den Vorstädten und auf dem Lande strenge verboten wurden, haben sich unbehindert und wohl auch im wesentlichen unbeeinflußt in den Gebirgsdörfern Ober-Oesterreichs, Salzburgs, Tirols entfalten können. Fast muß man bedauern, daß Weilen die sich von selbst darbietende Parallele nicht weiter verfolgt hat, zumal ja die vortreffliche „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" das einschlägige Material leicht an die Hand gibt.

Wer freilich nach ganz bestimmten und durch dokumentarische Zeugnisse verbürgten Daten für die Geschichte des bürgerlichen Schauspiels in der Residenz sucht, muß sich mit Weilen an die Geschichte der Wiener „Bürgerschul auff sand steffans Freithof" und der ihr beigesellten „Kantorey" halten. Mit letzterer standen die gesanglichen Aufführungen in Beziehung, die um Weihnachts- und Neujahrszeit vor den Häusern der Bürger veranstaltet wurden; ersterer dankte man bereits wirkliche dramatische Darstellungen, bei denen die Zöglinge der Schule mitwirkten. Veranstalter waren die Schulmeister (wiederholt mit Namen genannt); die Bühne befand sich zuerst im Rathhaussaal, dann im Bürgerzeughaus.

Eigentlich fruchtbare Regungen theatralischen Lebens beginnen erst mit der steigenden Bedeutung der Wiener Universität, beziehungsweise des durch hervorragende Lehrer an derselben gepflegten Schuldramas. Daß Conrad Celtes, „der idealisirte Typus des Vaganten", „die echte Künstlernatur", in Weilen's Darstellung eine hervorragende Stelle einnimmt, ist ebenso selbstverständlich wie die dankbare Erinnerung an Kaiser Max, unter dessen schützender Fürsorge der gekrönte Dichter seinen Neigungen freien Spielraum geben durfte. Einen Hinweis auf des Kaisers „Triumph" und Turnierwerke bringen wohl die späteren Abschnitte des Werkes; unbestreitbar ist, daß diese genialen Schöpfungen mit der Vorliebe für theatralisches Wesen in Zusammenhang stehen. So stark war dieser Trieb ausgeprägt, daß auch minder bedeutende Schulen zu Wien mit den von der Universität in dieser Hinsicht errungenen Erfolgen in Wettbewerb traten: zunächst die Schule der Schotten, in welcher der Kunstsinn längst eine behagliche Pflegstätte gefunden hatte. Benediktus Chelidonius, Abt des Klosters (von 1518—1521) ist Verfasser eines lateinischen Dramas; Wolfgang Schmeltzl, 1541 zum Schotten-Schulmeister bestellt, danken wir vollständige deutsche Schulschauspiele. Er ist kein „österreichischer Hans Sachs", aber, so rühmt Weilen, „es sei ihm unvergessen, daß er als vereinzelter redlicher Pfleger des deutschen Schauspiels ohne Vorläufer und Nachfolger in Wien dasteht".

Ohne Nachfolger. Das ist insofern richtig, als die 1551 „zur Bekehrung Oesterreichs" nach Wien berufenen Jesuiten, welche in überraschend kurzer Zeit den größten Einfluß auf das geistige Leben des von Pest und Krieg hart geprüften Landes erlangt hatten, sich vorwiegend der Pflege des lateinischen Dramas widmeten. Das „Jesuiten-Drama", wie es Weilen kurz nennt, findet hier zum ersten Male eingehende Darstellung. Diese ist in dem eben erschienenen Theile der Theatergeschichte noch nicht abgeschlossen; ein endgültiges Urtheil über dieselbe abzugeben wird erst nach Publikation der weiteren Lieferungen möglich sein. Aber schon jetzt erhalten wir Einblick in die erstaunliche Regsamkeit, welche der Jesuitenorden in Wien auch auf dem Gebiete des Theaterwesens entfaltete. Die anfangs bescheidenen, humanistischen Schulaufführungen der Jesuiten bildeten sich zu raffinirten Schaustellungen aus, denen Prozessionen, Triumphpforten, haushohe Gerüste, die aus Italien herbeigeholte Feuerwerkstechnik, andererseits auch das stark vertretene musikalische Element größte Wirkung verliehen. Nicht nur die breite Masse des Volkes, auch der Adel, ja selbst der Hof mit den Monarchen an der Spitze fühlten sich durch solch imposante Inscenirungen mächtig angezogen. Dieses eigenartige Aufblühen des Jesuitendramas können wir an der Hand der trefflichen Darstellung Weilen's nunmehr zum ersten Male auf Grund dokumentarischer Zeugnisse verfolgen. Die prächtigen, dem Werke beigegebenen Illustrationen (Baulichkeiten, Porträts, Kostüme, alte Drucke und Theaterzettel) sind der Urheberin des Unternehmens, der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, vollkommen würdig. Alles in allem: ein Werk, das einen der anziehendsten Abschnitte österreichischer Kulturgeschichte in quellenmäßigen Farben zum Ausdruck bringt und dem man aufrichtig gedeihlichen Fortgang wünschen mag.

Wien. Rudolf Beer.

Schopenhauer als Persönlichkeit.

Bei dem nachhaltigen und ausgedehnten Interesse für die Philosophie Schopenhauer's, wie solches, den Lebensabend des lange verkannten Denkers verschönend, seit der Mitte unseres Jahrhunderts bestanden, ist es durchaus begreiflich, daß man auch über seine Persönlichkeit mehr und mehr aufgeklärt zu sein wünscht. Auch diesem Bedürfniß hat die ihm gewidmete Litteratur zu genügen gesucht. Was diesenfalls gesondert oder im Zusammenhang mit der Darstellung seiner Lehre zugänglich gewesen, tritt nach meiner Ansicht unzweifelhaft in den Schatten vor dem der Sammlung „Geisteshelden" angehörenden biographischen Werke von Eduard Grisebach, das vor einiger Zeit im Verlage von Ernst Hofmann in Berlin erschienen ist. Mit ebenso großer Sachkenntniß wie wahrhafter Liebe für seinen Gegenstand war der verdienstvolle Herausgeber der Schriften Schopenhauer's an diese wichtige Aufgabe geschritten. Ist ihm bisher nicht volle Anerkennung dafür geworden, indem man es dem Autor von mancher Seite verdacht hat, daß er sich bloß auf das rein Biographische beschränkte, ohne zugleich die Lehre Schopenhauer's eingehend zu entwickeln, so liegt das nach meiner Ansicht nicht an seiner Leistung, sondern an dem Standpunkt der Kritik. Kein unbefangener Leser hat nach der Angabe auf dem Titelblatte, daß es eine Geschichte von Schopenhauer's Leben sei, mehr als dies zu erwarten; vollends nach der ausdrücklichen Erklärung im Vorwort, daß das Buch in erster Linie sich an diejenigen wende, die mit den Schriften des Philosophen bekannt sind, weshalb wohl die Geschichte der Entstehung seiner Werke vorgeführt werde, deren Inhalt dagegen keinerlei Wiedergabe darin erfahre. Schon der Umfang dieser Leistung verbot eine solche Verbreiterung, die Angesichts der Fülle sonstiger Darstellungen der Philosophie Schopenhauer's auch überflüssig erscheinen konnte.

Als Ergänzung zu seiner vortrefflichen Schopenhauer-Biographie hat der Autor kürzlich Schopenhauer's Gespräche und Selbstgespräche herausgegeben*). Großentheils früher bekannt gemacht, sind die Gespräche hier, durch etliche noch unveröffentlichte Aufzeichnungen vermehrt, in ihrer Zeitfolge zusammengestellt und führen uns den Denker in einem überaus lebendigen Bilde vor. Allerdings nicht immer mit gleich großer Anschaulichkeit. Von den neunzehn Personen, mit denen er in Verkehr erscheint, hätten manche vielleicht, ohne Verlust fürs Ganze, ausgeschaltet werden können, zumal wo die betreffenden Gesprächsgegenstände auch anderwärts berührt werden, so namentlich die Byron-Erinnerung aus Venedig und das auch wiederholt vorkommende Kompliment an Richard Wagner, daß er nicht Musiker sondern eigentlich Dichter sei. Ebenso dürfte es bezüglich der dem Philosophen von verschiedenen Leuten gemachten Geständnisse über den bedeutenden Eindruck, den sie von seinem Aussehen gehabt, mit der von ihm selbst

*) Im nämlichen Verlage wie die Biographie erschienen.

herrührenden Mittheilung genügt haben, ohne dies noch auf S. 13 und 59 gesondert zu bringen. Der Pietät war solche Wiedergabe selbstverständlich, ein kritischeres Verfahren wäre der persönlichen Schätzung des Denkers günstiger gewesen, dessen überaus stark ausgeprägtes Selbstgefühl nicht gerade zu den anziehenden Seiten an ihm gehört und ohnehin ausreichend zur Geltung kommt.

Immerhin wird man, wie alle die hier vorgeführten Leute, von seiner Persönlichkeit im Sturme genommen, und das ebenso durch die Begabung und das Wissen, die ihn auszeichnen, wie durch die Widersprüche in seinem Wesen. Mit seiner Zeit durchaus zerfallen, ihrem Wirken und Streben abgekehrt, grollt er ihr zugleich, daß sie von seinen eigenen Leistungen nichts wissen wollte, wiewohl keiner so gut wie er wußte, daß die bedeutenden Geister von ihrer Zeitgenossenschaft oft nicht ganz gewürdigt werden können, weil sie ihr gar zu sehr voraus sind. Bei alledem theilte er mit ihr die rückläufige Denkrichtung: auch er war Romantiker und zollte, bei aller Feindseligkeit gegen Hierarchie und theologische Anmaßung, dem Katholizismus und seiner Würdigung der Askese eine unbedingte Anerkennung, die freilich seiner Hinneigung zur indischen Weltanschauung entsprang. Seine Ethik auf das Prinzip des Mitleids basirend und als deren Hauptforderung das „neminem laede“ proklamirend, steht er bei der achtundvierziger Bewegung auf Seiten der Reaktion und billigt alle ihre Gräuelthaten. Ein ebenso scharfsinniger wie erbitterter Gegner der „Hegelei“, fühlt er sich doch von Dav. Friedr. Strauß angesprochen, der zu Lebzeiten Schopenhauer's noch zu den Hegeljüngern zählte, während Ludwig Feuerbach, dessen ganzes Wirken, genau wie sein eigenes, dem Hegelthum abgewandt, ihm immer nur Anhänger dieser Schule bleibt. Erklärlich ist dies vollauf aus seiner ungenügenden Kenntniß dieses Denkers, dem er jedoch „viele gute Stellen“ nachrühmt, ohne den Sinn seiner religionsphilosophischen Begründungen erfaßt zu haben. Die hiergegen (S. 55 f.) gemachten Einwendungen zeugen wahrlich von einer starken Voreiligkeit im Urtheilen, wie sie sich auch in der gegen Strauß gerichteten Bemerkung kundgeben, er habe „Julian den Abtrünnigen, der das Antike und Klassische wieder zurückführen wollte“, nicht als „Romantiker“ bezeichnen dürfen. Freilich spricht sich hierin, außer dem Befangensein in den eigenen Theoremen, Schopenhauer's entschieden mangelhafter Sinn für die Geschichte aus, dies allerdings auch durch seine Opposition gegen das Hegelthum bedingt, bei dem das Fortschrittliche darin eine gar zu einseitige Würdigung fand, wogegen Schopenhauer mit Recht auf die effektiven Rückschritte hinwies, denen ganze Epochen zeitweilig erliegen. Den vorurtheilslosen Standpunkt hier einzunehmen war ihm ebenso versagt, wie das volle Verständniß der eigenen Zeit.

Seine Abkehr von den ihm nicht zusagenden Zeitbestrebungen lag zunächst in der seine ganze Geisteskraft heischenden Aufgabe, einer Aufgabe, der er sein Leben gewidmet. Hierdurch mochte sein überaus stark ausgeprägtes Selbstgefühl in dem Maße gesteigert werden, als er sich der Zuversicht hingab, vom großen Problem des Daseins eine Lösung gegeben zu haben, welche die Denker der kommenden Jahrhunderte beschäftigen werde. Die Vereinsamung, in die er solcher Art gerieth, müßte doch, wie man meinen sollte, ihn selbst am wenigsten befremden. Bei aller Kraft, die Einsamkeit zu tragen und sogar behauptend, „was Einer dem Andern sein kann, hat seine sehr engen Grenzen, weil schließlich jeder doch allein ist und bleibt“, und dazu noch gewahrend, daß die Meisten bei der ersten Bekanntschaft mit ihm merkten, er könne ihnen und sie ihm nichts sein, fühlt er doch schmerzlich den Mangel an Gesinnungsgenossen. Der Menschheit als solcher zu leben und deren Kultur seinerseits „durch Früchte für Jahrhunderte hinaus bereichert zu haben“, genügt ihm nicht; ihn verlangt, als er sein Lebenswerk vollendet, nach Anerkennung, die hartnäckig ausbleibt. Von dem „mächtigen Unterschied zwischen Seinesgleichen und den Anderen“ durchdrungen, fühlt er sich sein ganzes Leben hindurch „schrecklich einsam“ und meint, er habe „Keinen von sich gestoßen, Keinen geflohen, der an Geist und Herz ein Mensch gewesen wäre“; nur Goethe, den Kunstschriftsteller Fernow und den Philologen F. A. Wolf und wenige Andere ausgenommen, alle jedoch fünfundzwanzig bis vierzig Jahre älter als er, habe er „nichts als elende Wichte, von beschränktem Kopf, schlechtem Herzen und niedrigem Sinn gefunden“. Im Ganzen findet er die Menschen „verachtungswürdig“, wenigstens zu fünf Sechsteln aus Tröpfen und Schurken bestehend, „ein Amalgam von Schlechtigkeit und Dummheit“, und beansprucht gleichwohl Verständniß und Anerkennung immer wieder; und als ihm diese schließlich geworden, wiewohl keineswegs durch Leute, die ihm an Geist und Kenntnissen irgendwie ebenbürtig gewesen, da ist er mit der Welt so ausgesöhnt, daß er sich nicht nur des spät vergönnten Ruhmes herzlich freut, sondern auch das von ihm als „erbärmliche Farce und Prellerei“ geschmähte Leben sich so gut gefallen läßt, daß er, eben über die Siebzig gekommen, es noch gern bis Neunzig bringen möchte.

Man wird alle diese Geständnisse nicht ohne wahrhafte Rührung lesen. Vollauf verständlich sind sie jedoch nur durch den Einblick in die Jugendschicksale Schopenhauer's, die erst durch die vorliegende Geschichte seines Lebens erschlossen sind. So ganz mit seiner Mitwelt zu zerfallen, wie dies sein Loos gewesen, hängt nicht lediglich von der Aufgabe ab, der er sich so ganz abseits von dem gleichzeitigen Kulturleben hingegeben. An ihm nagte ein Daseinsschmerz von tiefernster menschlicher Bedeutung, von dem zum Glück wohl nur die Wenigsten in einer gesitteten Gemeinschaft betroffen werden. Wer von Schopenhauer's tragischem Zerwürfniß mit seiner Mutter Kenntniß genommen, wird dies unschwer begreifen. Die Leichtfertigkeit, womit die begabte, aber eitle und haltungslose Frau das Andenken ihres Gatten in den Staub getreten, hat unzweifelhaft das sittliche Bewußtsein des Sohnes in seiner geistigen Werdezeit so arg erschüttert, daß ihm davon der unüberwindliche Weltekel verblieben. Der furchtbare Lebensfluch, den Anzengruber so ergreifend an dem braven Sohne des „Meineidbauern“ veranschaulicht, er hat den Gemüthsfrieden unseres Denkers getilgt; denn die Wurzel der sittlichen Gesinnung bleibt doch allemal die Liebe und Achtung, mit denen man an seinen Eltern, namentlich aber an seiner Mutter hängt, und diese sollte ihm, dem der Vater früh entrissen worden, schmählich vergiftet werden. Leider war ihm, mit seiner wettabgekehrten Angode während der Jugend- und Mannzeit, durch das erbärmliche Treiben der nur allzu wohl gedeihenden Reaktion, auch die innigere Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes versagt.

Diesen wichtigen Umstand vor Augen, begreift man vollauf, wie bei Schopenhauer das große Selbstgefühl als Gegensatz zu seinem Weltekel und seiner Menschenverachtung überwiegen mußte. Alle hierauf bezüglichen Selbstgeständnisse waren in einer leider verloren gegangenen Handschrift niedergelegt, deren Hauptinhalt jedoch, anderwärts untergebracht, der Herausgeber glücklich aufgespürt und in geschicktester Weise zusammengestellt, dem vorliegenden Buche einverleibt hat, wofür ihm die Forschung zu bauerndem Danke verpflichtet bleibt. Mag man auch von dem herausfordernden Selbstgefühl vielleicht noch mehr als von Schopenhauer's abschätzigen Verhalten zu den Menschen verletzt werden, er bleibt eine mächtige Persönlichkeit, und dadurch auch ansprechender als beispielsweise Jean Jacques Rousseau, an den eben diese Charakterzüge, die unersättliche Ruhmbegier neben dem ausgeprägten Argwohn und der Angst vor der Bosheit der Mitmenschen, erinnern. Beiden wird jeder, der mit Welt und Menschen vertraut ist, eine aufrichtige Theilnahme gewähren: aber während der Genfer Bürger mit seinem kleinlichen, heimtückischen, tugenddünkelhaften Wesen, das sich in phrasenhafter Verlogenheit berauscht, ein oft mit Ekel versetztes Bedauern einflößt, hat man es bei Schopenhauer mit einem entschieden auf Wahrheit und Ehrenhaftigkeit angelegten Charakter zu thun, bei aller Bewunderung für die eigene Begabung und die ihr entstammenden Leistungen doch frei von jener erbärmlichen

Selbstbethörung, wie sie Rousseau über den eigenen Menschenwerth entwickelt. Aller Widersprüche und unschönen Eigenheiten ungeachtet, bleibt Schopenhauer eine ganze und trotz fehlender Harmonie, die ihm versagt blieb, eine mächtige Persönlichkeit.

Helsingfors. **Wilhelm Bolin.**

Theater.

(Der Burggraf. Historisches Schauspiel von Lauff. — Schauspielhaus, 26. Januar.)

Die Aufführung dieses Stücks war nicht von litterarischer Bedeutsamkeit. Aber von sittengeschichtlicher Bedeutsamkeit. Es handelt sich um die Arbeit eines Mannes, der in dramatischer Hinsicht widernatürlich schwachbegabt ist. Doch sie wurde mit einem Prunk und Kostenaufwand dargestellt, der den besten Werken zeitgenössischer Dichtung auf dieser Bühne nie zu Theil wird. Es scheint also vorwiegend die Gesinnung geschätzt zu werden. Und da ergeben sich zwei Fragen. Die eine: ob ein Kunstwerk um seiner Gesinnung willen zu schätzen ist. Die andere: ob auch nur die Gesinnung dieses Kunstwerkes zu schätzen ist.

Was die erste Frage betrifft — aber der Leser merkt sogleich, daß ich spaße. Man wird die Frage heut im Ernst nicht mehr beantworten. Wir fordern vom Kunstwerk keinen Nutzen. Lessing meint etwa, daß die Komödie durch Lachen bessern wolle, und legt ihr in weitem Sinn eine erziehliche Sendung bei. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen, glaubt er, liegt in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken. Darin läge allenfalls der wahre und allgemeine Nutzen des Lauf'schen Dramas. Im Uebrigen sind wir uns klar, daß Ideen und Tendenzen im Drama nur insoweit fortreißen, als das Drama sie künstlerisch fortreißend gestaltet. Es kann also ein gutes Kunstwerk mit gemeinschädlichen Tendenzen stärker fortreißen, als ein schlechtes Kunstwerk mit gemeinnützlichen Tendenzen. Moralisch ist das letzte mehr werth, künstlerisch das erste. Aber wir legen seit Goethe an Kunstwerke den künstlerischen Maßstab an, nicht den moralischen. Und darum — endlich, Leser, sind wir soweit — wäre das Burggrafenstück allein um seiner Gesinnung willen noch nicht hochzuschätzen.

Es scheint dringend nothwendig, das näher darzulegen. Die Forderung eines Handelsrechts ist etwas Nützliches, wenn dieses Handelsrecht nicht besteht. Man wird aber ein Drama bloß um solcher Forderung willen nicht als ein gutes ansehen, das mit besonderem Prunk und Kostenaufwand verdiente gespielt zu werden. Als der Dramatiker Schwebemeyer vor vierzig Jahren in diesem Sinne dichtete, schüttelte sich der grimme Hebbel vor Gelächter. Er nahm in seine Rezension die unsterblichen Jamben Schwebemeyers auf:

> Vor allem fehlt's an einem Handelsrecht
> Fürs ganze Deutschland; hoch ist's an der Zeit
> Für solch ein allgemeines Handelsrecht
> Und insbesondere ein Seerecht auch.

Ferner:

> Auch Münzen, Maße und Gewichte sind
> In hohem Grade der Verbessrung werth.

Es sind die Jamben der zweckmäßigen Gemeinnützlichkeit. Lauff scheint mutatis mutandis ein Schwebemeyer zu sein. Bloß ist er weniger originaldenkerisch: er fordert das Handelsrecht zu einer Zeit, da es schon besteht. Aber dafür um so kräftiger. Er weist auf die künftige deutsche Einigkeit hin, auf die künftige Verbrüderung von Oesterreich und Deutschland, auf die künftige Bedeutsamkeit der Hohenzollern, und sein prophetischer Blick trifft zufällig immer das Richtige. Der treppenwitzigste Mensch, der sich bisher auf deutsche Bretter wagte, heißt Josef Lauff. Bloß sich hat er nicht prophezeit.

Will man aber die Einzelheiten dieses Bühnenweihefestspiels berühren, so gibt es darin auffallend viele Herzen, die auf dem rechten Fleck sind. Auf dem rechtesten ist das Herz eines Zollern: Friedrichs von Nürnberg. Dieser Friedrich läßt alle bisherigen Leistungen an Gesinnungstüchtigkeit spielend hinter sich. Was Zollernmuth, was Edelsinn, was Gerechtigkeitsliebe, was Manneskraft, was Biederkeit, was Charakterstärke, was Herzensadel und was Energie vermögen: das sieht man an dem Mann. Triefend quillt es, wonnig und sonnig, hervor in skandirten Abiturientenreden. Es ist in der Erinnerung, als ob Dinge wie „hie!" und „allzeit" und „walten für und für" und „deutsches Schwert" und „allewege" und „der alte Gott lebt noch" den vorwiegenden Begriffsschatz des trefflichen Werkchens bildeten. Es ist ein „Hie!"-Drama. Dies kann nicht der Weg sein, deutsche Geschichte zu verherrlichen.

Die Helden haben bei Lauff die Gewohnheit, mit der gepanzerten Faust auf den Tisch zu schlagen, sobald ihnen eine Banalität gelungen ist. Dementsprechend geschieht das Aufschlagen häufig, und die so verursachte Erschütterung des Hörers wird schlechtweg verdreifacht, wenn er die sittliche Verkommenheit der Gegenpartei in Betracht zieht. Dieses Maß von Gemeinheit, das den Zollern- und Reichsfeinden innewohnt, wirkt wahrhaft verblüffend und muß jeden anständigen Menschen mit stürmischer Entrüstung erfüllen. Das Charaktermerkmal der Beatrix von Cornwall besteht geradezu in gemeiner Niedertracht. Nach der Krone giert dieses elende, verworfene, falsche, grausame, herrschsüchtige Weib, und sie übt den schädlichsten Einfluß auf einen von Herrn Matkowsky zu spielenden, an sich gut gebauten Bayernfürsten. Schließlich siegt denn doch die Tugend. Rudolf von Habsburg gelangt durch Zollerntreue per aspera zum Licht. Doch mancher Hörer, der nicht die eiserne Natur Friedrichs von Nürnberg besaß, hatte seinen Sieg nicht mehr innerhalb des Lokals abgewartet.

Man sieht: die zweite Frage — wie die Gesinnung des Stückes sei — ist hier schon theilweise beantwortet. Der übrige Theil der Antwort ergibt sich, wenn der historisch-politische Standpunkt des Herrn Verfassers betrachtet wird. Der Herr Verfasser kennt Völker, denen gepfiffen wird, und Fürsten, die pfeifen. Wendungen, die bewirkt werden, und Fürsten, die sie bewirken. Er kennt nicht geschichtliche Nothwendigkeiten, sondern dynastische Willensakte. Und das alles drückt er in Jamben aus, die streng schwebemeyerisch sind. Nein, dies kann nicht der Weg sein, deutsche Geschichte zu verherrlichen.

„Dem dramatischen Dichter", sagt Lessing, „ist es gleichviel, ob sich aus seiner Fabel eine allgemeine Wahrheit folgern läßt oder nicht." Aus dem Lauff'schen Schmarren läßt sich eine allgemeine Wahrheit folgern. Freilich eine sehr allgemeine. Das Stück lehrt: was heute möglich ist.

Alfred Kerr.

Druckfehler-Berichtigung.

In der vorigen Nummer hat der Druckfehler-Teufel einen argen Unfug angerichtet. Er läßt — in Widmann's Artikel über John Keats — Byron sagen: John Keats starb an **K o l i k**. Wer seinen Byron kennt, weiß natürlich, daß es **K r i t i k**, nicht Kolik, heißen muß.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 19. Berlin, den 5. Februar 1898. 15. Jahrgang

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5081 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Man soll im Kleinkram der täglichen Ereignisse den Blick für die entscheidende große Entwicklung nicht verlieren, die langsam sich vollzieht und die dann die Zukunft entscheidet. Der elende Kampf um ein paar Mandate unter Fraktionen, die sich politisch nahe stehen; das erbitterte Wettern für oder gegen ein gutes oder schlechtes Gesetz von begrenzter Wirkung, das sind Zwischenfälle, die freilich nicht ignorirt werden dürfen, denn schließlich setzen sich auch die großen Ereignisse aus dem Zusammenwirken zahlloser kleiner Ursachen zusammen, aber am Ende gewinnen diese kleinen Ursachen nur insofern bleibende Bedeutung, als sie ablenkend, hemmend oder fördernd auf die großen Strömungen unserer Zeit einwirken.

Die bedeutsame Auseinandersetzung, die unserer bürgerlichen Welt obliegt, richtet sich nach zwei Seiten. Die Reste des Feudalismus müssen beseitigt und die Träger des Feudalismus müssen politisch unschädlich gemacht werden; das ist der Kampf, den der Liberalismus nach der einen Seite zu führen hat. Er hat noch einen Kampf zu führen; er muß verhindern, daß durch falsche politische Maßnahmen die moderne Arbeiterbewegung in blinder verbitterter Feindschaft gegen die heutige Gesellschaftsordnung gebannt bleibt; er muß der Arbeiterbevölkerung durch freie geistige Bewegung und freie Diskussion die Möglichkeit gewähren, das politisch Mögliche und das politisch Unmögliche unterscheiden zu lernen in der Hoffnung, daß damit die Zeit näher rückt, wo das Bürgerthum mit einer das Erreichbare besser abschätzenden Arbeiterbevölkerung gemeinsam und dann siegreich den Bau des modernen Staates zu vollenden unternehmen kann. An diesen Zielen gemessen, die die großen Ziele unserer Zeit sind, wird jede Zersplitterung der Kräfte der Linken zu einer Hülfeleistung für den Fortbestand reaktionären Feudalismus, und an diesen Zielen gemessen gewinnt jedes Symptom einer inneren Fortentwicklung der modernen Arbeiterbewegung entscheidende Bedeutung.

Zwei solcher beachtenswerther neuer Symptome für die Umbildung der Anschauungen innerhalb der Arbeiterbevölkerung liegen vor.

In England ist der Maschinenbauerstreik nach einem Kampf von sieben Monaten zu Ende gegangen; die Arbeiter haben ihre Forderungen nicht durchzusetzen vermocht. Die Vereinigte Gesellschaft der Maschinenbauer hat für den Streikzweck ca. 720 000 Lst. oder rund 14½ Million Mark verausgabt; der Gesammtverlust an Löhnen für die englische Arbeiterschaft, auch in den in Mitleidenschaft gezogenen verwandten Betrieben, wird auf 3 Millionen Lst., das sind über 60 Millionen Mark, geschätzt. Also ein Massenstreik mit ungeheuren Wirkungen, der ein außerordentliches Maß an Erbitterung, an Enttäuschungen und an realen Entbehrungen gebracht hat. Nichts wäre natürlicher, als daß die Wirkung solcher Erfahrungen sich in blindem Haß gegen die Sieger, die Arbeitgeber, die freilich auch schwer gelitten haben, widerspiegelte. Das wäre menschlich zu verstehen. Was aber erlebt man?

Das Centralorgan der Sozialdemokraten Deutschlands, der „Vorwärts", bringt über den Streik der englischen Maschinenbauer einen aus London datirten Artikel, in dem sich die folgenden Stellen finden:

„Die Unterstützungen, die den Ausständigen eine liebedienerische Presse geleistet, waren von sehr zweifelhaftem Werth. Man hat sich in maßlosen Beschimpfungen der Unternehmer überboten, ihnen die Worte im Munde gefälscht, die Arbeitermasse über den wirklichen Charakter des Kampfes und die thatsächlichen Machtverhältnisse getäuscht und durch alles das der Sache der Arbeiter mehr geschadet als genützt. Es möchte eigenthümlich erscheinen, dies in einem sozialdemokratischen Blatt zu konstatiren, aber ich denke, gerade die Arbeiterpresse ist der Ort, wo auch in dieser Hinsicht rückhaltloses Aussprechen der Wahrheit am Platze ist. Mit Theaterphrasen und Räuberromantik mag man ein anderes Publikum unterhalten. Hat man erst von der unentnehmbaren Position der Arbeiter gesprochen, so wird jetzt das Lied von der All

macht des Kapitals gezwungen. Das eine ist aber so falsch wie es das andere war. Wenn das Unternehmerthum gestärkt aus diesem Kampf hervorgeht, so ist es darum noch nicht allmächtig. Die Arbeiter sind mit Hilfe des Kapitals besiegt worden, aber der Hauptgrund ihrer Niederlage ist anderswo zu suchen, als in der wirthschaftlichen Ueberlegenheit des oder der Kapitalisten über die organisirten Arbeiter."

Und nun geht der Artikel dazu über, die wahren Ursachen der Niederlage klar zu legen:

„Wenn wir alle flagranteren Fälle bei Seite lassen, so bleiben doch solche, offiziell von der Gewerkschaft gestellten Forderungen wie die, daß „für alle Arbeit an Maschinen, die qualifizirte Arbeit ersetzen, die Standardlöhne solcher qualifizirten Arbeit gezahlt werden." Wird damit jedoch nicht etwas verlangt, was, wenn bloß in einem einzelnen Lande durchgeführt, ruinös für die Industrie dieses Landes wäre, zumal wenn zugleich mit dieser Forderung eine Agitation für Verkürzung der Arbeitszeit unter das in irgend einem anderen Lande übliche Maß unternommen wird? . . . Bis jetzt haben in Weltmarktsindustrien Verkürzungen der Arbeitszeit nur dadurch ohne Schädigung der Konkurrenzfähigkeit der betreffenden Betriebe durchgeführt werden können, wenn der Ausfall an Arbeitsdauer durch Verdichtung der Arbeit vermittelst Vervollkommnung der Maschinerie ausgeglichen wurde. Schob die andere Forderung mit den Auslegungen, deren sie fähig war, dem nicht einen Riegel vor? . . . Es erscheint mir im Interesse der Arbeiterbewegung gelegen, lieber einzugestehen, daß die Gewerkschaften geschlagen wurden, weil sie sich auf falsche Bahnen verirrten, als kurzerhand alles dem bösen Willen des „Kapitals" zuzuschieben und diesem Willen eine Macht beizulegen, die er für gewöhnlich nicht hat aber nicht zu haben braucht."

Und die Ausführungen schließen mit den Worten:

„Eine Schwalbe macht keinen Sommer und ein Irrthum oder Fehlschlag spricht der Gewerkschaftsbewegung noch lange nicht das Urtheil. Sie wird leben und sie muß leben, sie ist eine Nothwendigkeit nicht nur für die Arbeiter, sondern für das ganze moderne Gesellschaftswesen. Es kennzeichnet die Reife der Entwicklung Englands, daß die große Mehrheit der Blätter dies eingesehen und ihre Stimme für einen ehrenhaften Frieden erhoben haben — wohlgemerkt, für einen Frieden mit den Gewerkschaften."

Der Muth, mit dem die nackten Thatsachen, und wenn sie auch vom sozialdemokratischen Standpunkt aus unerfreulich sind, klar gestellt werden, der Muth, der nicht Vorurtheilen schmeichelt, sondern es wagt, auch bittere Wahrheiten, weil sie erzieherisch wirken können, offen auszusprechen, verdient in hohem Grade auch in bürgerlichen Kreisen anerkannt zu werden. Und ganz besonders muß auch von aufgeklärten bürgerlichen Kreisen den Schlußsätzen zugestimmt werden. Gewiß, die Gewerkschaftsbewegung hat Fehler gemacht — welche Organisation hätte sie nicht gemacht! — aber in der That, die Gewerkschaftsbewegung — so unangenehm sie unter Umständen einmal den Unternehmern sein kann, muß leben, „nicht nur", — wie es in dem Artikel des „Vorwärts" heißt — „für die Arbeiter, sondern für das ganze moderne Gesellschaftswesen".

Und das aus dem stichhaltigsten Grunde von der Welt. Das Klassenbewußtsein durchdringt die moderne Arbeiterbevölkerung so stark, daß die bürgerliche Gesellschaft unmittelbar erzieherisch auf den vierten Stand nicht leicht zu wirken vermag; unberechtigtes und auch nicht ganz unberechtigtes Mißtrauen haben vorläufig noch eine zu tiefe Kluft zwischen beiden Theilen aufgerissen. Die moderne politische Erziehung der Arbeiter kann daher im Wesentlichen nur durch die Arbeiter selbst herbeigeführt werden; und die Schule für solche Erziehung sind die Gewerkschaften; große geordnete Korporationen, die sich nicht mit ihrem Streben in die politische Utopie verlieren, sondern in denen Führer mit Verantwortung die vorhandenen materiellen Mittel und die vorhandenen Kräfte verwerthen sollen, um unter den gegebenen realen Verhältnissen des Tages reale Erfolge für ihre Auftraggeber, die Arbeiter, zu erringen. Jede politische Illusion, jede Phantasterei auf wirthschaftlichem Gebiet rächt sich hier sichtbar, und jede klare Erfassung des Erreichbaren fördert die Aufgaben, die gestellt sind.

Was sind alle „staatserhaltenden" Deklamationen gegenüber solchen Artikeln im „Vorwärts", die klar nachweisen, daß die Gesetze des Wirthschaftslebens eben so unerbittlich für das Kapital wie für die Arbeiter sind, und daß nur in den Grenzen dieser Gesetze der Arbeiter Vortheile erringen und das Kapital nachgiebig sein kann.

Von diesem Einzelfall, der mit so kluger Vorurtheilslosigkeit beurtheilt wird, führt ein viel bemerkter Artikel von Eduard Bernstein in der sozialistischen „Neuen Zeit" zu den grundlegenden Problemen der sozialdemokratischen Weltanschauung.

Eduard Bernstein sieht sich die Statistik an und bestreitet alsdann, daß die moderne Entwicklung zu einem immer schnelleren und schnelleren Auffangen der kleinen Betriebe durch die großen führe. Er räumt auf Grund dieser Beobachtung rücksichtslos mit der Hoffnung auf, daß die Großen im heutigen Wirthschaftsleben die Kleinen expropriiren, und daß der sozialdemokratische Staat alsdann nur seinerseits wenige übrig gebliebene bürgerliche Expropriateure unter dem Beifall der Massen zu expropriiren haben werde, um den neuen Staat erstehen zu lassen. Die Thatsachen zeigen durchaus nicht eine Entwicklung in dieser Richtung.

Auch die Annahme, daß schließlich durch immer häufiger werdende wirthschaftliche Krisen die moderne Produktionsart zu Falle kommen werde, verwirft Bernstein.

„Ein annähernd gleichzeitiger völliger Zusammenbruch des gegenwärtigen Produktionssystems wird mit der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft nicht wahrscheinlicher, sondern *unwahrscheinlicher*, weil dieselbe auf der einen Seite die Anpassungsfähigkeit, auf der anderen, bezw. zugleich damit die Differenzirung der Industrie steigert."

Vollkommen zutreffend; und Bernstein zieht aus diesen Thatsachen zutreffende Folgerungen:

Wenn die Sozialdemokratie bei dem jetzigen Zustand der Gesellschaft wirklich in den Besitz der politischen Macht gelangen würde, so wäre sie dadurch „*vor eine unlösbare Aufgabe*" gestellt. „Sie könnte den Kapitalismus nicht wegdekretiren, ja, ihn nicht einmal entbehren, und sie könnte auf der anderen Seite ihm nicht diejenige Sicherheit gewährleisten, deren er bedarf, um seine Funktionen zu erfüllen. An diesem Widerspruch würde sie sich *unrettbar aufreiben, und das Ende konnte nur eine kolossale Niederlage sein*."

So wird denn der sozialdemokratische Zukunftsstaat in weite verschwimmende Fernen verwiesen; und welche Aufgabe bleibt der Sozialdemokratie?

„Sie hat den baldigen *Zusammenbruch des bestehenden Wirthschaftssystems*, wenn es als Produkt einer großen, verheerenden Geschäftskrisis gedacht wird, *weder zu gewärtigen, noch zu wünschen*. Was sie zu thun, und noch auf lange zu thun hat, ist, *die Arbeiterklasse politisch zu organisiren und zur Demokratie auszubilden, und für alle Reformen im Staate zu kämpfen, welche geeignet sind, die Arbeiterklasse zu heben und das Staatswesen im Sinne der Demokratie umzugestalten*."

Das heißt: nicht mehr Ersetzung des heutigen Staates durch einen Idealstaat, der ein Ergebniß schwankender und abstrakter politischer und ökonomischer Spekulationen ist, sondern Fortbildung an dem heutigen Staat, um ihn weiter und weiter zu modernisiren, um die Lage der am wenigsten Begünstigten zu heben. Nicht mehr steht im Vordergrunde: Was verlangt unser Programm, sondern was ist möglich, und damit ist die gesunde Anknüpfung an die Wirklichkeit gegeben und die konkrete Frage tritt hervor: Welche Reformen lassen sich heute und morgen und übermorgen durchführen. Daß aber eine solche Entwicklung für Deutschland offen gehalten wurde, gehört zu den größten Verdiensten des Liberalismus, der das Sozialistengesetz vernichtet hat.

Gewiß ist Eduard Bernstein nicht der unfehlbare Papst der Sozialdemokratie, aber er war einer der Intimsten von Marx, und er genießt als Theoretiker ein hohes Ansehen in der Partei. Die Ansichten eines solchen Mannes bedeuten nicht den Abschluß einer Entwicklung, aber sie sind ein Symptom dieser

Entwicklung selbst, die nicht nur gesunden Zielen zustrebt, sondern die zugleich ein Zeichen der politischen Gesundheit und Kraft der sozialdemokratischen Partei ist. Denn es ist ein Zeichen der Gesundheit, wenn eine Partei offen die Frage ihrer Umbildung und Regeneration auf Grund neuer Einsichten erörtert, und es ist ein Zeichen des Niederganges, wenn in einer Partei jede abweichende Ansicht und jede selbständige Auffassung unterdrückt wird; und auch hierfür haben wir leider ein den Freisinn unmittelbar berührendes Beispiel in Deutschland.

Der Parteitag der Konservativen, der in Dresden diesmal abgehalten worden ist, verlief bedeutungsloser als selbst gewöhnlich solche Veranstaltungen zu verlaufen pflegen. Nur eine Thatsache verdient bemerkt zu werden; offen wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß es der äußersten agrarischen Rechten möglich sein werde, mit den Nationalliberalen zusammen zu arbeiten. Diese Hoffnung findet genügende Bestätigung in den Wahlen der letzten Zeit und in den Reden der nationalliberalen Volksvertreter im preußischen Abgeordnetenhause. Auf der Rechten das Kartell; dem setzt die Weisheit der Linken den Kampf der Freisinnigen gegen — Freisinnige entgegen an immer zahlreicheren Orten.

Die preußische Regierung hat dem Abgeordnetenhause eine Vorlage gemacht, um die Stellung der Privatdozenten von Neuem zu regeln. Der Kernpunkt der Vorlage läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen. Bisher lag das Schicksal der Privatdozenten im Wesentlichen in der Hand des Professorenkollegiums, der Fakultät; jetzt soll es in die Hand der Regierung gelegt werden; das bedeutet: den Nachwuchs der Professoren bilden nicht die Professoren nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten heran, sondern auf diesem Nachwuchs lastet die Hand der Regierung, und diese Hand kann auch nach politischen statt nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten ihre Entscheidungen niederschreiben. Die Gefahren, die daraus dem deutschen Geistesleben drohen, sind augenfällig, und es ist erfreulich, daß 41 ordentliche Professoren der Berliner Universität, den verschiedensten politischen Richtungen angehörend, gegen solche drohende Verkümmerung der wissenschaftlichen Zukunft der preußischen Universitäten mit treffenden und kraftvollen Worten protestiren.

Nunmehr hat auch der italienische Staatssekretär Graf Bonin in Vertretung von Visconti Venosta im italienischen Parlament auf eine Anfrage rund heraus erklärt, daß kein italienischer Funktionär in irgendwelchen Beziehungen zu Dreyfus gestanden hat. Damit ist das Beweismaterial geschlossen, und es ist gleichfalls von italienischer Seite erhärtet, daß das berühmte Schreiben des deutschen Militärattachés an den italienischen, Dreyfus betreffend, eine Fälschung sein muß. Trotzdem läßt das französische Volk Dreyfus auf der Teufelsinsel festhalten; daran ist nichts zu ändern, aber das Urtheil des Auslandes über den moralischen Zustand Frankreichs ist hiermit zugleich gegeben.

Das neueste in Oesterreich ist ein Streik der deutschen Studenten. Man hat die deutschen Studirenden in Prag vergewaltigt — der allgemeine Universitätsstreik ist die Antwort darauf. Als Symptom für die inneren Zustände Oesterreichs ist auch dieses radiate Vorgehen der Universitätsjugend bezeichnend.

Die kretische Frage gewinnt von Neuem ein bedenkliches Gesicht. Rußland verlangt, daß der Sultan den Prinzen Georg von Griechenland zum Gouverneur von Kreta ernenne; der Sultan weigert sich, eine solche verschleierte Annexion der Insel durch Griechenland zuzugestehen, die ein siegreicher Krieg der Türken zunächst verhindert hatte. Diese Gegensätze, die Deutschland nicht unmittelbar berühren, werden voraussichtlich doch ihre friedliche Lösung finden.

* * *

Eine ministerielle Erklärung.

Der preußische Landwirthschaftsminister, Freiherr von Hammerstein-Loxten, hat im preußischen Abgeordnetenhause eine Erklärung abgegeben, die in der Presse eifrig kommentirt ist. Er sagte in Beantwortung einer von dem agrarisch-konservativen Grafen von Limburg-Stirum an ihn gerichteten Anfrage wörtlich:

„Die Königliche Staatsregierung ist gewillt, bei der Entscheidung der Frage, wie dem Auslande gegenüber künftig unsere Handels- und wirthschaftlichen Beziehungen zu ordnen sein werden, sorgsam zu prüfen, wie bei diesen Verhandlungen die Interessen der Landwirthschaft besser gewahrt werden können und müssen, als das bisher der Fall gewesen ist".

Der Wortlaut dieser Erklärung ist unklar genug, um alles Mögliche aus ihm herauszulesen, selbst etwas Unverfängliches. Aber es kommt bei derartigen öffentlichen Erklärungen viel weniger darauf an, was aus denselben heraus interpretirt werden kann, als darauf, was aus ihnen heraus interpretirt wird. In dieser letzteren Beziehung aber besteht eine seltene Uebereinstimmung zwischen Agrariern und Nichtagrariern: es ist noch kein direkter Kniefall, aber doch eine Kniebeugung vor dem Bunde der Landwirthe. Man darf wohl annehmen, daß es dem Freiherrn von Hammerstein eine nicht geringe persönliche Ueberwindung gekostet haben wird, sich derartig vor einer politischen Organisation zu verneigen, welche vor zwei Jahren im Cirkus Busch einem Redner zujubelte, der da sprach: „Was der Minister von Hammerstein sagt oder nicht sagt, kann uns schnuppe sein". Dieser selbe Redner, Herr von Diest-Daber, kann in den nächsten Tagen, wo der Bund der Landwirthe abermals im Cirkus Busch zu einer Generalversammlung zusammentreten wird, triumphirend darauf hinweisen, wie recht er hatte, als er jenen liebenswürdigen Worten die Drohung hinzufügte: „Er muß uns kommen, nicht wir ihm". Er ist ihnen gekommen und nicht als einzeln stehender Minister, sondern als Wortführer des Königlich preußischen Staatsministeriums. Man begreift, daß die agrarische Presse den Vorgang mit Wohlwollen bespricht und darin ein reumüthiges Geständniß begangener handelspolitischer Sünden, sowie ein Besserungsversprechen erblickt. Aber mit der bloßen contritio cordis ist diesen Realpolitikern nicht gedient; sie gewähren noch keine Absolution, sie stellen dieselbe nur in Aussicht, wenn dieser symbolischen Handlung nun auch greifbare agrarische Thaten folgen werden. Mit Kleinigkeiten sich zu begnügen, ist außerdem nicht ihre Sache; mit amerikanischen Aepfeln lassen sie sich gewiß nicht abspeisen.

Nun hängt der Gang der ernsthaften Politik glücklicherweise weniger davon ab, was man durchsetzen will, als davon, was man durchsetzen kann. Die in den Dingen selbst liegende Widerstandskraft hat uns seit Jahren vor den absurdesten Anschlägen des Agrarierthums wirksamer behütet, als der Verstand der Verständigen. Die agrarischen Bäume werden auch in Zukunft nicht in den Himmel wachsen. Ein Land wie Deutschland, das gar bald einen Export von 4000 Millionen Mark aufweisen wird, dessen Seelenzahl alljährlich um ¾ Millionen wächst, dessen Bevölkerung ferner nur noch zu einem Drittel mit dem landwirthschaftlichen Gewerbe verknüpft ist, kann auf die Dauer keine agrarische Hochschutzzollpolitik treiben.

Dagegen zeigt jene Erklärung des Ministers von Hammerstein Eines deutlich genug: auf den aktiven Widerstand der Regierung gegen agrarische Exzesse darf man nicht mehr zählen. Liefern die bevorstehenden Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause und zum deutschen Reichstage eine agrarische Majorität, so wird die Regierung dem Majoritätswillen Rechnung tragen; nicht mit Begeisterung, wahrscheinlich nicht einmal gern, aber mit dem resignirten Seufzer: vous l'avez voulu, Georges Dandin.

Eine derartige Fügsamkeit ist zwar eigentlich nur in parlamentarisch regierten Ländern üblich. Aber der Konstitutionalismus ist bei uns soweit entwickelt, daß er wenigstens die Schattenseiten der parlamentarischen Regierungsform umfaßt. Im Uebrigen wäre es unbillig, die Regierung zu schelten, weil sie ihren Frieden mit einer Mehrheit der Volksvertretung zu machen wünscht. Weshalb sind die Vertreter des wirthschaftlichen Liberalismus nicht stärker! Fiele ihre Zahl mehr ins Gewicht, so wäre auch ihr Einfluß auf die Regierung größer. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Haltung der Regierung gegenüber dem Agrarierthum sich sofort merkbar ändern würde, wenn die antiagrarischen Elemente bei den kommenden Wahlen einen auch nur einigermaßen beträchtlichen Zuwachs aufweisen sollten.

Aber daran glaubt die Regierung ersichtlich nicht. Wie sollte sie auch! Ein Theil der Großindustriellen paktirt offen mit den Agrariern. Das Gros der Nationalliberalen ist drauf und dran, mit Sack und Pack in's agrarische Lager abzurücken. Bei den Freisinnigen hindert der Fraktionli-Geist jeden größeren Aufschwung. Auf die Sozialdemokraten, die vermuthlich nach den nächsten Wahlen die zweitstärkste Partei des Reichstags sein werden, kann sich keine Regierung stützen. Aus diesen Gründen zieht Herr von Miquel vor, mit den Agrariern zu arbeiten.

Damit ist durchaus nicht gesagt, daß die Bevölkerung in ihrer Mehrheit für Zollkriege und höhere Getreidezölle schwärmt. Bestände bei uns das schweizerische Referendum, ich wäre zehn gegen eins zu wetten, daß eine Getreidezollerhöhung niemals eine Mehrheit fände, während die Caprivi'sche Handelsvertragspolitik von der Bevölkerung sicher approbirt würde.

Aber diese vorhandenen Mehrheiten kommen gegenwärtig nicht zum Ausdruck, auch nicht unter dem allgemeinen Wahlrecht, weil die Antiagrarier nicht in derselben Weise zusammenwirken wie die Agrarier.

Das Gefühl, daß die agrarische Gefahr die bedenklichste und nächste ist, wächst zwar, ist aber noch nicht stark genug, um alle kleinen Differenzen hinter die Abwehr dieser Gefahr zurücktreten zu lassen. Die Gründung des Schutzverbandes gegen agrarische Uebergriffe entsprang diesem Gefühl. Der Verband hat auch in einzelnen Theilen Ostelbiens einen wirksamen Widerstand gegen das Agrarierthum organisirt, aber einen mächtigen, fortreißenden Impuls hat er der antiagrarischen Bewegung nicht zu geben vermocht; schon deshalb nicht, weil das Parteizünftlerthum von vornherein bemüht war, seine Getreuen von einer Bewegung fernzuhalten, die — wenn sie überhaupt etwas bedeutete — über den Rahmen einer einzelnen politischen Partei hinauswachsen mußte.

Vor Allem käme es darauf an, jene zahlreichen liberalen Elemente der Bevölkerung für eine aktive antiagrarische Politik zu gewinnen, die des ganzen engen Fraktionswesens überdrüssig, aber keineswegs abgeneigt sind, in einem wichtigen politischen Kampfe mitzuwirken. Der Parteibüreaukratie stellt sich die gesammte Wählerschaft nur zu oft als eine Summe von Millionen Staatsbürgern dar, die sich beinahe alle einer bestimmten politischen Partei, bald dieser, bald jener, zurechnen. In Wirklichkeit ist die Zahl der ausgesprochenen Parteigänger allenthalben eine verhältnißmäßig kleine. Die Masse der Wähler kennt die Parteiprogramme gar nicht, sondern gibt einer politischen Stimmung Ausdruck, indem sie sich für einen Liberalen oder einen Konservativen, einen Centrumsmann oder einen Sozialdemokraten oder einen Antisemiten u. s. w. bei der Wahl entscheidet.

Eben deshalb kommt so viel darauf an, bei den Wahlen die Stimmung für sich zu haben. Das wußte niemand besser als Fürst Bismarck. Seinen erfolgreichen Kampf gegen den Liberalismus hat er mit den Stimmungen der Wählerschaften geführt. In der Miquel'schen Politik der „Sammlung" kommt derselbe Gedanke zum Ausdruck: möglichste Verdeckung der Parteiunterschiede durch eine zu begünstigende konservativ-agrarisch-flottenfreundliche Stimmung, mit einer besonderen Pointe gegen die Sozialdemokratie.

Dieser gefährlichen Kombination stehen die antiagrarischen Parteien gespalten und durch gegenseitige Fehden geschwächt gegenüber. Wachsendes Unbehagen hat in Folge dessen weite liberale Kreise ergriffen, denen zwar das Schicksal der einzelnen Fraktion recht gleichgültig ist, aber nicht das Schicksal des Liberalismus. Nur selten jedoch pflegt dieses Unbehagen sich in Thatkraft zu verwandeln. Zumeist nimmt es die Form fruchtloser Klagen an. An solchen ist unsere Zeit ebenso reich, wie arm an resoluten Entschlüssen.

Th. Barth.

Vom Baume der Erkenntniß.

Ein neuer Zankapfel ist in unser öffentliches Leben geworfen worden, der amerikanische Apfel. Der Fremdling hat erst seit einigen Jahren bei uns Gastrecht gesucht und gefunden. Durch sein hübsches Aeußere wie durch seine inneren Qualitäten erwarb er sich schnell zahlreiche Freunde namentlich in der Kinderwelt, und er ist niemals willkommener geheißen worden, als in diesem Winter, in dem aus der meist schlechten, heimischen Ernte der Konsum nur spärlich und nicht zum besten versorgt werden konnte. Aber, o Schrecken! auch dieser Apfel droht dem Menschen geschlecht zum Verderben zu gereichen. Er soll, nach angestellten Untersuchungen, vielfach mit einer Schildlaus, einem Schädling, wie man fachmännisch sagt, behaftet sein, dessen Verbreitung in Deutschland den deutschen Obstbau schwer schädigen würde. Was ist natürlicher, als daß die hohe Obrigkeit in ihrer allwaltenden Fürsorge mit strengen Maßregeln einschreitet und an den beiden Stellen, wo der als gefährlicher Eindringling entlarvte Amerikaner hauptsächlich ins deutsche Gebiet hereinkommt, in Hamburg und an der Zollgrenze des Rheins, die Einfuhr kurzer Hand verbietet. Mit solcher Fixigkeit hat in diesem Falle der büreaukratische Apparat gearbeitet, daß, während am 1. Februar im preußischen Abgeordnetenhause vom Regierungstische aus noch erklärt wurde, daß in nächster Zeit energische Maßregeln zu erwarten seien, bereits am Tage vorher das Verbot ergangen war! Die formelle Sanktion durch einen Beschluß des Bundesraths ist inzwischen auch erfolgt; über den Umfang des Verbots herrscht jedoch noch keine Klarheit.

Das Verbot wird bei uns gar Viele tief ergreifen und zum ersten Male mit staatlichem Zwange bekannt machen, zu denen noch keine Kunde von den grimmen Agrariern oder von dem Tagesstreit über die Flottenvorlage gedrungen ist. Bietet doch das Obst Erfrischung und Genuß vor Allem den kleinen Leuten und unter allen heimischem Obst wieder keine Frucht mehr und länger im Jahre als der Apfel. Wie manches Leid eines kleinen Menschenherzens ist durch einen rothbackigen Apfel schneller und zweckmäßiger gelindert worden, als durch die künstlichste Süßigkeit, und auch den ärmsten Kindern, zu denen Bonbons und Chokolade nie dringen, versüßt doch nicht selten ein Aepfelchen das trockene Brot. Gewiß verdankt der Apfel seine bevorzugte Stellung dem Umstande, daß er in unserem Klima während des Winters die einzige frische, einheimische Frucht ist, naturgemäß ist er so zur eigentlichen Weihnachtsfrucht geworden, und etwas von dem Schimmer, der Jedem, den Einen in der Gegenwart, den Anderen in der Erinnerung von diesem Feste entgegenleuchtet, umstrahlt für uns auch den Apfel. Und wie spricht sein Aeußeres ihn an! Wie oft wird ein rosiges Kindergesichtchen mit einem Borsdorfer Apfel verglichen, während es noch Niemandem eingefallen ist, es mit einer Pflaume oder einer Birne zu vergleichen, obwohl beide doch auch recht respektable Obstsorten sind. Selbst die

gerade nicht schöne Rolle, welche der Apfel in der Erzählung vom Paradiese und in der volksthümlichen Redewendung vom „Zankapfel“ spielt, beweist doch nur, wie ihm in der Phantasie der Völker etwas besonders Verlockendes eigen ist. Und zum Schimmer fügt sich der Duft. Ein einziger feiner Apfel durchströmt ein ganzes Zimmer mit feinem Arom, das den Einfachsten wie den Verwöhntesten anspricht, ohne jemals den Gedanken an ein übertriebenes künstliches Parfüm aufkommen zu lassen.

Das Obst und vor Allem der Apfel hat aber auch eine hygienische Mission zu erfüllen. Ich denke dabei nicht speziell an den Vegetarianer, der, während sich die Glieder vor Frost schütteln, ein paar Aepfel aus der Tasche holt, um sich eine Erwärmung zu verschaffen, die ein Anderer in der gleichen Zahl von Schnäpsen zu finden sucht. Aber für die Streiter gegen den Mißbrauch des Alkoholgenusses ist in der That das Obst der beste Verbündete. Wer es nicht glaubt, der mache nur einmal den Versuch auf einer längeren Eisenbahnfahrt in heißer Sommerzeit; während jedes alkoholhaltige Getränk, jedes kohlensaure Wasser, ja jedes klare Brunnenwasser trotz der kältesten Temperatur alsbald die Erhitzung des Körpers und die Schweißabsonderung steigern, gewährt der Genuß von Obst in solchen Fällen eine wahrhafte Erfrischung ohne ähnliche nachtheilige Folgen, wobei freilich zu bedauern ist, daß die Proben des einheimischen Obstbaues, welche an den einzelnen Bahnstationen feilgeboten werden, zumeist keinen besonderen Genuß gewähren. Grünberger Lokalpatrioten, denen der Ruf ihrer Stadt am Herzen liegt, behaupten, daß es in diesem Punkte bei ihnen vortrefflich bestellt sei. Wer einen Versuch machen will, unternimmt ihn demnach am Besten auf Station Grünberg.

Warum aber alle diese Einzelheiten sich vergegenwärtigen, als ob wir in Folge des Einfuhrverbotes überhaupt vom Apfel Abschied nehmen müßten, während doch der inländische Obstbau nach wie vor uns seine Erzeugnisse liefern wird? Dieser Einwand berührt in der That den Kern der Frage. Gewiß werden auch nach dem Verbot Alle, denen es ihre Mittel gestatten, sich ihre feinen Kalvillen und Reinetten inländischen oder ausländischen Ursprungs unverändert verschaffen können. Aber der amerikanische Apfel entstammt einer Massenproduktion und ist für einen Massenkonsum bestimmt. Die Mängel des deutschen Obstbaues, über welche man auf allen Seiten einig ist, bestehen darin, daß er, abgesehen von seiner ungenügenden Leistungsfähigkeit, welche dem Bedarf nicht entfernt entspricht, zu viele und zu schlechte Sorten baut. In beiden Punkten trat der amerikanische Apfel als überlegener Konkurrent auf; die Produktion hat sich drüben auf wenige, zugleich gute und ertragreiche Sorten geworfen, und liefert dieselben in einer Gleichmäßigkeit, wie kein anderes Land. Der amerikanische Apfel ist demnach besonders geeignet, unserem Obstbau den Anstoß zu einer gründlichen, heilsamen Reform zu geben.

Allerdings fehlt es ja auch bei uns nicht an Bemühungen, den Obstbau auf eine höhere Stufe zu heben. Zahlreiche Vereine, wissenschaftlich-technische Institute, vom Landwirthschaftsministerium eingerichtete Lehrkurse u. s. w. sind in dieser Richtung thätig. Aber selbst die amtlichen Berichte lassen erkennen, daß der Erfolg den gemachten Anstrengungen noch keineswegs entspricht. Gerade der Umstand, welcher dem Fortschritt auf diesem Gebiet eine besondere Bedeutung für die Landwirthschaft verleiht, daß nämlich die Produktion zum großen Theil in den Händen kleiner Landwirthe liegt, erschwert den Fortschritt selbst. Als Erzieherin trat hier die amerikanische Konkurrenz ein; sie bildete den Geschmack des Publikums, indem sie ihm zeigte, was zu einem mäßigen Preise geboten werden kann, und sie wies zugleich den deutschen Obstbauern den Weg, wie man durch eine Erhöhung des Konsums selbst für eine erhöhte Produktion lohnenden Absatz finden kann. Wenn man den Dingen nur Raum zur freien Entwicklung gewähren wollte, würde sich dieselbe ebenso vortheilhaft und zweckmäßig, wie auf anderen verwandten landwirthschaftlichen Gebieten vollziehen. Im Jahre 1887 bekämpfte ich in diesen Blättern den Vorschlag, die deutsche Blumenzucht durch einen hohen Schutzzoll vor der in den Wintermonaten besonders wirksamen Konkurrenz Italiens und Frankreichs zu bewahren. Seitdem sind zehn Jahre vergangen, die Einführung eines Schutzzolls hat sich als unmöglich erwiesen und — die deutsche Blumenzucht in den Wintermonaten ist zu Grunde gegangen? Nein, diese Produktion hat einen Umfang, eine technische Leistungsfähigkeit und eine wirthschaftliche Bedeutung erlangt, von denen sich vor zehn Jahren Niemand etwas träumen lassen konnte. Dabei aber haben auch die Konsumenten ihren Vortheil gehabt, der harmlose, gefällige und gewissermaßen sittigende Schmuck, den frische Blumen auch im Winter gewähren, ist den weitesten, bescheidensten Volksklassen zugänglich geworden.

Damals handelte es sich um das Ankämpfen gegen die Erzeugnisse eines von der Natur begünstigten Klimas, um einen Schutzzoll gegen die Sonne, wie ich es nannte. Beim amerikanischen Apfel handelt es sich um das Ankämpfen gegen die Ergebnisse einer rationellen Kultur. Der Stand des Obstbaues kann geradezu als ein Gradmesser für die landwirthschaftliche Kultur eines Landes angesehen werden. Die Länder, in denen das schönste Obst dem Menschen gewissermaßen in den Mund wächst, sind gar nicht die Stätten der höchsten Obstkultur. An den sonnigen Geländen des Genfer Sees könnte das herrlichste Obst wachsen, aber wenn man im Herbste dort eine der verlockend genug ausschauenden Birnen einmal probirt hat, legt man sie wegen ihres groben Fleisches und ihres faden Geschmacks sehr bald enttäuscht bei Seite. Damit vergleiche man, was höchste Sachkunde und höchster Fleiß, freilich immer noch in viel zu spärlichem Maße, in den nördlichen Küstengegenden Deutschlands an herrlichsten Birnen und Aepfeln zu erzeugen vermocht haben. Oder man blicke auf unsere westlichen Nachbarn. Nicht im sonnigen Süden Frankreichs reift das schönste Obst, die nördlichen Gegenden und das gleichgelegene Belgien stehen als die erfolgreichsten Repräsentanten des Obstbaues da.

Allerdings kommt heute die Einführung eines Schutzzolls auf frisches Obst, das, solange das deutsche Reich besteht, zollfrei eingegangen ist und auch heute zollfrei eingeht, unmittelbar nicht in Frage. Aber die Agrarier können sich nicht beschweren, wenn weite Kreise hinter der jetzt angeblich zum Schutze des deutschen Obstbaues ergriffenen Maßregel eine agrarisch-absperrende Tendenz zu wittern meinen. Die Klagen über die Zunahme der Einfuhr amerikanischer Aepfel sind geradezu mit der Forderung nach Schutz des Obstbaues verquickt worden. Und doch hat diese Einfuhr gar keinen bedenklichen Umfang angenommen. Schon im Jahre 1887 hat die Einfuhr frischen Obstes, das damals hauptsächlich aus Oesterreich-Ungarn, Italien und Frankreich kam — Apfelsinen und Citronen gehören als Südfrüchte in eine andere Waarenklasse —, eine Million Doppelzentner überschritten. Sie ist seitdem, je nach dem Ausfall der einheimischen Obsternte, etwas unter diesen Umfang gesunken oder etwas darüber hinausgegangen. Allein und zuerst im Jahre 1897 ist sie auf $1\frac{2}{3}$ Millionen Doppelzentner gestiegen, von denen ungefähr die Hälfte aus den Vereinigten Staaten gekommen sein wird. Jedenfalls ist der Nachweis für die besondere Schädlichkeit der amerikanischen Einfuhr erst noch zu erbringen.

Es fehlt nicht an Stimmen, welche erklären, daß die Vereinigten Staaten an einer ungerechtfertigten Beschränkung ihres Apfelexports besonderen Anstoß nehmen und durch Repressalien gegen deutsche Exportartikel antworten werden. Ich bin der Ueberzeugung, daß es am besten ist, in dieser Frage alle Erwägungen solcher Art vorläufig bei Seite zu lassen. Wenn durch Schädlinge auf dem amerikanischen Obst unserem Obstbau in der That eine Gefahr droht, sind wir berechtigt, schützende Maßregeln durchzuführen, gleichviel, ob es den Amerikanern gefällt

oder nicht, und die Amerikaner würden gar keinen Grund haben, sich zu beklagen, weil sie im ähnlichen Falle mit der gleichen Energie verfahren würden. Birgt sich aber unter einer solchen Maßregel nur das Bestreben, die amerikanische Konkurrenz indirekt auszuschließen, so sind es nicht die Amerikaner, wir Deutsche sind es, die vor Allen gegen eine solche ebenso heuchlerische wie schädliche Politik Einspruch erheben müßten. Grade in diesem Falle ist handgreiflich nachzuweisen, daß die Einfuhr nicht nur im Interesse des exportirenden Landes, sondern vor Allem im Interesse des importirenden Landes liegt.

Gleichviel aus welchen Motiven schließlich die Einschränkung oder Verhinderung der Obsteinfuhr erfolgt, um die Beschränkung und Verkümmerung eines kleinen Lebensgenusses handelt es sich, dem in seiner Ausdehnung, seiner Billigkeit und seiner Bekömmlichkeit wenige andere an die Seite gestellt werden können. Man muß auch darauf gefaßt sein, daß, wenn die Verbotsmaßregeln auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten sind, über kurz oder lang, gegen die als lästig empfundene amerikanische Konkurrenz doch besondere Zollmaßregeln vorgeschlagen und ergriffen werden würden. Hiergegen gilt es, sich von vornherein zu wehren. Die schlechte Obsternte dieses Jahres, der nur in einzelnen, besonders begünstigten Landestheilen, z. B. in Ostpreußen, bessere Erträge gegenüber stehen, hat bereits zu einer erheblichen Steigerung des Preises für Aepfel im Kleinverkehr geführt. Aepfel sind z. B. in diesem Winter in Berlin für das Pfund um 10 bis 15 Pf. theurer als im vorigen; sachkundige Hausfrauen berechnen sogar, daß es heutzutage viel theurer ist, beim Mittagessen Apfelmuß als Apfelsinen zu geben, von denen das Dutzend für 75 bis 80 Pf. zu haben ist, während sich der Preis für das Dutzend guter Aepfel auf mindestens eine Mark stellt. Wie würde der Preis erst in die Höhe geschnellt sein, wenn die amerikanische Konkurrenz schon vor einem Jahre ausgeschlossen worden wäre! Der nunmehr auch entbrannte Kampf um den amerikanischen Apfel hat wenigstens das Gute, daß er die Tendenz der Agrarier besonders einleuchtend charakterisirt. Hier gilt es die Frucht vom Baum der Erkenntniß zu pflücken, der Erkenntniß, daß die agrarische Tendenz im innersten Kern die Unkultur gegenüber der Kultur darstellt, daß speziell nur zum Schaden der weitesten Kreise der konsumirenden Bevölkerung und schließlich der Produzenten selbst die ausländische Konkurrenz in Aepfeln ausgeschlossen werden könnte. Soweit nicht die zwingendsten Gründe für den Schutz des deutschen Obstbaues gegen Schädlinge nachgewiesener Maßen entgegenstehen, darf man, unter einer kleinen Variation des Dichterwortes, gegenüber allen Ausschluß- oder Zollforderungen vom Apfel sagen: Frei muß er sein, wie das Sonnenlicht!

M. Broemel.

Parlamentsbriefe.

VI.

Leicht bewegt sich der Strom der Budgetverhandlungen im Reichstage weiter. Ein paar Dutzend Abgeordnete unterhalten sich unter geringer Aufmerksamkeit heute über das Koalitionsrecht, morgen über die Maul- und Klauenseuche, übermorgen über das Irrenwesen und die schlechte Behandlung politischer Verbrecher in unseren Gefängnissen. In dieser Weise kommen im Laufe einer Woche leicht zwanzig und mehr verschiedenartige Gegenstände zur Besprechung. Es wäre falsch, derartige Anregungen für gänzlich bedeutungslos zu halten; sie bilden einen Theil jener parlamentarischen Kontrolle über die Geschäfte des Landes, welche mehr dadurch wirkt, daß die Regierung jederzeit auf sie gefaßt sein muß, als dadurch, daß in jedem einzelnen Falle etwas Wesentliches bei der Besprechung herauskommt. Sensationell wirken diese Verhandlungen allerdings nicht, und auch dem Berichterstatter geben sie keinen interessanten Stoff. Nie hat denn auch die Presse lebhafter über die Langweiligkeit der Parlamentsverhandlungen geklagt, als gegenwärtig.

Am Interessantesten war in der abgelaufenen Woche das Debut des Generalpostmeisters. Man kann nur sagen, daß der Staatssekretär von Podbielski den Abgeordneten von Podbielski nicht übertroffen hat. Unter seinen äußerlich erkennbaren guten Eigenschaften scheint eine gewisse Bonhomie die erste Stelle zu behaupten.

Etwas munterer, als im Reichstag, ging es in der verflossenen Woche im Preußischen Abgeordnetenhause zu. Es stand dort der Etat des Landwirthschaftsministeriums zur Debatte, und das ist nach altem Herkommen ein besonderer Anlaß für die mißvergnügten agrarischen Nobili, über schlechte Behandlung zu klagen und den unglücklichen preußischen Landwirthschaftsminister ihrerseits möglichst schlecht zu behandeln. Freiherr von Hammerstein-Loxten hat das Unwetter diesmal dadurch etwas besser überstanden, daß er eine mit lebhaftem Beifall seitens der Agrarier aufgenommene Erklärung im Namen des Staatsministeriums abgab, die ziemlich unverblümt ein pater peccavi! enthielt. Das Hochgefühl, welches die Agrarier bei diesem Gang nach Kanossa erfüllte, riß auch die Nationalliberalen mit fort, die gleich durch zwei Redner zu erkennen gaben, daß auch in ihren Reihen zur Zeit agrarisch Trumpf sei. Für die allgemeine Stimmung charakteristisch war es auch, daß das Centrum bei dieser Diskussion nur eingefleischte Agrarier vorschickte, an denen Herr von Ploetz seine aufrichtige Freude haben konnte. Wie die Prediger in der Wüste erschienen daneben drei Redner der „Freisinnigen Vereinigung", welche es allein unternahmen, gegen den agrarischen Baal aufzutreten. Diese Verwegenheit verlangte Genugthuung. Speziell um den Abgeordneten Gothein führten denn auch die agrarischen Indianer einen wahren Kriegstanz auf. Wie bei solchen Anlässen üblich, hatten die größten Ignoranten das Hauptwort und maßen mit lebhaftem Selbstgefühl den Umfang ihrer wirthschaftspolitischen Weisheit an der beklagenswerthen landwirthschaftlichen Unkenntniß ihres parlamentarischen Gegners.

Ob auch nur die rein landwirthschaftlichen Kenntnisse der „nothleidenden Agrarier" weit her sind, darf füglich bezweifelt werden. Jene Vermuthung hat wenigstens manches für sich, daß die „Nothlage" dieser Agrarier nicht zum wenigsten daraus herzuleiten ist, daß dieselben von der Landwirthschaft zu wenig verstehen. Aber selbst wenn die landwirthschaftlichen Kenntnisse der agrarischen Heißsporne ihrer Renommisterei entsprächen, so wäre damit ihr Beruf zur wirthschaftspolitischen Gesetzgebung noch lange nicht erwiesen. Der Arbeiter, der die Räder einer Uhr anfertigt, ist deshalb noch kein Uhrmacher. Um vernünftige wirthschaftspolitische Gesetze zu geben, muß man die Gesetze der wirthschaftlichen Bewegung kennen, und das preußische Abgeordnetenhaus hat sehr wenige Mitglieder, die Herrn Gothein in dieser Beziehung gleichkommen. Das Gelächter der Befriedigung, das sich bei den agrarischen Angriffen gegen Herrn Gothein erhob, trug deshalb einen recht abderitischen Charakter.

Proteus.

Die Lage in Oesterreich.

Die Session der Landtage und damit auch jene des böhmischen Landtages naht ihrem Ende. Man hat noch knapp vor dem Beginn der Landtagsverhandlungen in den Kreisen der österreichischen Regierung große Hoffnung auf die Verhandlungen des böhmischen Landtages gesetzt. Man träumte von einer Annäherung der nationalen Parteien unter der Vermittelung des böhmischen Feudaladels, welcher die Landtagskurie des Großgrundbesitzes vollständig beherrscht, man hoffte, daß auf dem Landtage eine Einigung über die Regelung der Sprachenfrage angebahnt werde, und es muß anerkannt werden, daß die Regierung des Freiherrn von Gautsch mit Ernst beflissen war, eine provisorische Regelung dieser ebenso wichtigen, wie schwierigen und dornenvollen Frage vorzubereiten, durch welche ein großer Theil der deutschen Beschwerden gegen die Badenischen Sprachenverordnungen behoben werden könnte. Diese Erwartungen haben sich nicht erfüllt. Man war im Schoße des Ministeriums über den Grad der Erbitterung, welche in der deutsch-böhmischen Bevölkerung Platz gegriffen und durch Monate immer tiefer gefressen hatte, doch nicht hinreichend unterrichtet. Der feudale Großgrundbesitzer hatte sich, um seinen Einfluß zu behaupten, ganz den Jungczechen in die Arme geworfen und zur Vermittelung zwischen den beiden Nationalitäten fehlt ihm schon deshalb jeder Beruf, weil die Deutschen den Wortbruch nicht vergessen haben und auch nicht vergessen werden, welchen diese Magnaten aus Furcht vor den Jungczechen anläßlich des deutsch-czechischen Ausgleichs unter Taaffe begangen haben, indem sie das Ausgleichsprotokoll, unter welchem ihre Namen standen, schmählich im Stiche ließen. Die jungczechischen Abgeordneten verhielten sich, wie auf eine ausgegebene Parole, ruhig und reservirt; bei ihnen handelte es sich darum, in den höchsten Kreisen, wo man sie vor einigen Jahren als „sonderbare Gesellschaft“ bezeichnet hatte, den Anschein zu erwecken, als seien sie eine gemäßigte Partei, die einzige in Böhmen, auf welche man ein Regime stützen könne. Sie konnten diese Politik der Heuchelei um so leichter befolgen, als der czechische Pöbel, der auf den Straßen Prags auch unausgesprochene Intentionen zu befolgen weiß, die Existenz deutscher Studenten in Prag, besonders der Farben tragenden, als Provokation der czechischen Nation erklärte und gegen dieselben mit thätlichen Mißhandlungen vorging. In dieser schwierigsten aller Situationen steht in Prag an der Spitze der böhmischen Landesregierung ein Mann, welcher der Lage auch nicht im entferntesten gewachsen ist, der mit seinen Sympathieen auf der Seite der Feudalen und nicht auf jener der Regierung steht, die er zu vertreten berufen ist, der in seinen Entschließungen und Verfügungen von einem Tag zum anderen schwankt und damit den letzten Rest von Regierungsautorität Preis gibt, die aus dem Zusammenbruch des Regimes Badeni noch gerettet wurde.

Situationen, wie die eben geschilderte, sind die geeignetsten für die radikalen Strömungen. Die Deutschen in Böhmen stehen heute unter der Herrschaft des Gefühles, und sie gehorchen den radikalen Elementen, welche mit dieser Erregung des nationalen Gefühles am besten zu rechnen vermögen. Unter den gemäßigten Elementen gibt es leider keine Persönlichkeit von überragender Intelligenz, von hervorragenden Fähigkeiten, von unbestrittener Autorität; es ist kein berufener Führer vorhanden, welcher infolge seiner Eigenschaften das allgemeine Vertrauen besäße und dem sich das Volk und seine Vertreter willig unterordnen würden. Man braucht dabei nicht gerade an die Kolossalgestalt eines Franz Deak zu denken, man erinnere sich nur der Verehrung, mit der Eduard Herbst in ganz Oesterreich und zumal in Böhmen in seinen guten Tagen umgeben war, ehe Neid und Streberthum ihm die Autorität abgegraben, ihn der Führerschaft beraubt hatten. Der Mangel eines Führers ist das schwerste Unglück, welches die Deutschen in Oesterreich in diesen Tagen der ernsten Heimsuchung betroffen hat. Die radikalsten Elemente, die im Obstruktionskampfe gegen Badeni im Vordertreffen standen, haben unter den Deutschen in Böhmen heute die Führung. An dem Grafen Badeni hat sich das Wort erfüllt: „Womit Ihr gesündigt, sollt Ihr gezüchtigt werden.“ Die Wahl Wolf's im Trautenauer Stadtbezirk war sein Werk. Nach der richtigen Auslegung der Wahlordnung hätte der langjährige Abgeordnete des Bezirkes Hallwich als gewählt, allerdings nur mit einer Stimme Majorität gewählt, proklamirt werden müssen. Der Bezirkshauptmann aber erklärte die Wahl als unentschieden, schrieb die Stichwahl aus und bei derselben wurde mit den Stimmen der radikalen Czechen Wolf gewählt. Der Vorfall, der auch in Schlesien ein Seitenstück hat, wirft ein merkwürdiges Streiflicht auf den Badenischen Macchiavellismus. Graf Badeni hatte es auf die Schwächung der maßvollen Deutschen direkt angelegt. Sie sollten in so geringer Zahl im Reichsrathe erscheinen, daß sie sich unter seine schützenden Fittige begeben mußten und, an den Karren der Majorität gespannt, nach dem Kommando des Ministerpräsidenten das Gegengewicht gegen zu strammes Anziehen seitens der anderen Majoritätsparteien hätten bilden können. Das alte Taaffe'sche Rezept mit einer kleinen Variation. Mit den Radikalen, die er bei den Wahlen förderte, hoffte Graf Badeni leicht fertig zu werden. In der That, er ist fertig geworden.

Trotz der wenig erfreulichen Lage der Dinge in Böhmen ist die Position der Deutschen eine weit bessere als sie noch vor wenigen Wochen war. Die mächtige nationale Strömung ist auf die deutsche Bevölkerung in den Alpenländern nicht ohne Einfluß geblieben, die Klerikalen in Tirol und Oberösterreich wagten nicht mehr ihre alte Politik des Zusammenspielens mit den Czechen und Polen aufrecht zu erhalten und in Linz wie in Innsbruck kamen einstimmige Beschlüsse der in ihrer Majorität klerikalen Landesvertretungen zu Stande, die sich mit Entschiedenheit gegen die Sprachenverordnungen wendeten. Selbst die Antisemiten in der Wiener Landstube wagten nicht zurückzubleiben aus Furcht, von der mächtigen Bewegung plötzlich überritten zu werden. Das Ergebniß dieser Beschlüsse ist ein negatives: die Majorität der Rechten, die sich im Abgeordnetenhause gebildet hatte, existirt nicht mehr, zwischen den deutschen Klerikalen und den Czechen hat sich eine Kluft aufgethan. Das ist ein unverkennbarer Vortheil für die fortschrittlichen Deutschen, ein noch größerer für die Regierung des Freiherrn von Gautsch

Die Aufgabe, zu deren Lösung Baron Gautsch berufen wurde, war die Wiederherstellung geordneter parlamentarischer Zustände. Er konnte dieses Ziel im Dezember nicht erreichen. Trotz allem, was sich seither insbesondere in Böhmen ereignet hat, gewinnt es aber den Anschein, als ob ihm die Erfüllung seiner Aufgabe in einigen Wochen besser gelingen würde. Man darf annehmen, daß die Obstruktionstaktik nicht mehr aufgenommen werden wird, falls Herr v. Gautsch Ende Februar oder Anfangs März wieder den Reichsrath einberufen sollte. Die deutsche Opposition kann mit allen Ehren wieder in den Reichsrath einziehen, sie hat mehr erreicht, als sie noch vor einem halben Jahre hoffen konnte. Graf Badeni, der damals als allmächtig und unerschütterlich galt, ist beseitigt. Die Sprachenverordnungen, welche Baron Gautsch ohne Rücksicht auf den Gang der Verhandlungen im böhmischen Landtage vorbehaltlich der gesetzlichen Regelung der Sprachenfrage vor dem Zusammentritte des Reichsrathes zu erlassen entschlossen ist, werden sich thatsächlich als die Aufhebung der Badenischen Sprachenverordnungen in ihren wichtigsten Punkten darstellen. Nur ein reeller Gewinn wird für die Czechen zurückbleiben, die innere czechische Amtssprache in den rein czechischen Bezirken, und dagegen können wohl vom staatlichen Gesichtspunkte des Altösterreicherthums schwere Bedenken erhoben werden, ein nationales Interesse der Deutschen streitet nicht dagegen. An die Geltendmachung der Lex Falkenhayn denkt heute kein Mensch mehr und Herr v. Abrahamowicz ist in der politischen Versenkung verschwunden. Die deutsche Opposition kann

also den Parlamentsboden mit einem großen Erfolge wieder betreten. Für jede Majorität und jede Regierung werden aber die Ereignisse des letzten Jahres eine unauslöschliche Mahnung sein: die Deutschen sind heute ein Machtfaktor in Oesterreich, mit dem unter allen Umständen gerechnet werden muß. Das Wort von der quantité négligeable hat sich furchtbar gerächt. In der Behandlung der Deutschen in Oesterreich seitens der Regierung und ihrer Majoritäten gibt es eine Linie, die nicht straflos überschritten werden darf. Est modus in rebus, sunt certi denique fines!

Wien, Ende Januar. Gustav Steinbach.

Spielhagen über die „Wahlverwandtschaften“.

Es ist eine alte Klage, daß Theorie und Praxis in Deutschland nicht Hand in Hand gehen wollen. Der Hochmuth des Praktikers, der Alles „alleine kann“ und der des Theoretikers, der Alles besser weiß, pflegen sich zu überbieten, statt daß beide von einander lernen. Am schlimmsten vielleicht herrscht dieser Uebelstand auf dem Gebiet der Künste: theoretische Spekulationen von Philosophen, die keine Ahnung davon haben, wie ein Kunstwerk entsteht, und formlose Rohprodukte von Autoren, die über die Bedingungen künstlerischer Wirkung nichts lernen wollen, liegen zu Bergen aufgespeichert auf den Lagerhöfen unserer Litteratur. Um so dankbarer begrüßen wir jeden einzelnen Fall, in dem ein ruhmvoll in eigenem Schaffen bewährter Meister auch seine künstlerischen Prinzipien vorzulegen unternimmt. Niemand hat das seit Goethe's Tagen eifriger gethan als Friedrich Spielhagen. Und die theoretische Arbeit ist bei ihm mehr als ein Beiwerk. Der Theoretiker und Kritiker in ihm ist mit dem Schriftsteller innigst verwachsen, so eng, daß zuweilen seine Deduktionen nur zur Vertheidigung der eigenen Praxis erdacht, zuweilen seine Romane nur zur Veranschaulichung der eigenen Kunstlehre geschrieben scheinen. Aber dieser Schein trügt. Es ist dieselbe starke Persönlichkeit, die in beständigem Wechsel produktiv und legislativ sich verkündet. Die leidenschaftliche Subjektivität, mit der Spielhagen der Autor bei seinen Figuren sicht, seine Lieblinge mit allen Vollkommenheiten ausstattet und ihre Gegner fast bis zu teuflischer Schwärze nachdunkeln läßt, und die leidenschaftlose Objektivität, die Spielhagen der Kunstrichter von dem Autor fordert, dem er keine Zwischenrede und keine Episode erlaubt — beides ist auf Einem Stamm erwachsen. Das feurige Temperament, das immer ganz bei der Sache und in der Sache ist, diktirt diese Praxis und befiehlt diese Theorie: schreibt Spielhagen, so identifizirt er sich mit der Partei seines Helden, liest er, so ärgert und verdrießt ihn jede Ablenkung vom Geschick der Hauptfigur.

Gerade weil all dies aus Spielhagen's männlichster Individualität mit Nothwendigkeit hervorquillt, ist eine Aenderung in seiner Methode weder hier noch da zu beobachten, und eine Entwicklung nur in der Richtung auf immer stärkere Betonung dieser Prinzipien. Auch seine neueste Sammlung von kritischen Aufsätzen*) wiederholt fast nur ältere Anschauungen und sucht sie an neuen Beispielen zu bekräftigen. Unter diesen aber verdient eins besondere Aufmerksamkeit: es ist der Angriff, den Spielhagen auf Goethes „Wahlverwandtschaften“ unternimmt.

*) Fr. Spielhagen. Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Leipzig, L. Staackmann 1898. (Der Verleger hat das Werk leider mit einem beleidigend lackirten Deckel ausgestattet; lieber hätte er es ordentlich heften lassen sollen.)

Wenn ich mir erlaube, hier als Sachwalt Goethe's contra Spielhagen aufzutreten, so handle ich noch aus persönlicher Bevorrechtung und diese möge auch ein paar persönliche Bemerkungen rechtfertigen. Zwar komme ich in den „Neuen Beiträgen“ nicht mit meinem Namen vor; aber ich stehe mehrmals zwischen den Zeilen. Einen Hauptbestandtheil bildet die Weimarer Festrede, „die epische Poesie und Goethe“. Als Spielhagen sie vorgetragen hatte, sprach ich ihn auf ein paar Sätze darin an und mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit bestätigte er mir in liebenswürdigster Weise: „Das freut mich doch, daß Sie in einer Rede von fünf Viertelstunden den Satz gleich herausgefunden haben, der sich gerade auf Sie und nur auf Sie bezieht!“ Zwar — ganz kann ich doch diese Worte (sie stehen S. 86) nicht auf mich beziehen: sie bezeichnen mich doch gar zu ungenau. Da heißt es zuerst, daß einige „mit der Würde der Unfehlbarkeit“ auftreten; und ich habe mich in meinem ganzen Leben nie für einen Beruf weniger geeignet gehalten, als für den des Papstes; den des Theaterdirektors etwa ausgenommen. Im Gegentheil, es ist mein steter Schmerz, daß in einer Zeit, wo Alle Alles ganz bestimmt und sicher wissen, ich allein immer noch ein paar Zweifel und Bedenken übrig habe. — Weiter soll behauptet sein, daß seit Goethe nennenswerthe Romane und Novellen nicht mehr geschrieben werden. Nun hab ich erstens an den beiden Stellen, die Spielhagen im Auge hat (in meiner Goethe-Biographie S. 385 und S. 395) lediglich von Romanen gesprochen. Für Novellen gebe ich einen unbedingten Fortschritt über Goethe heraus ohne Vorbehalt zu; wie könnte ich anders, wenn ich Heyse, Storm, C. F. Meyer — um nur diese zu nennen — auf der einen, den Verfasser der „Wanderjahre“ auf der andern Seite sehe? Zweitens bin ich nicht Barbar genug, um allen späteren Romanen die Existenzberechtigung abzustreiten; ich möchte den „Grünen Heinrich“ und „Jürg Jenatsch“, möchte Auerbach, G. Freytag, Willibald Alexis und eine ganze Reihe anderer großer Todten, möchte Fontane, Marie Ebner-Eschenbach, Ricarda Huch und eine ganze Reihe anderer lebendiger Autoren wahrhaftig nicht entbehren. Ich habe nur gesagt, es gebe in der deutschen Litteratur wenig Romane von dauerndem Werth; und ich habe weiterhin diesen Satz besonders auf die Technik begründet, in der kaum ein neuer Autor dem Meister der „Wahlverwandtschaften“ gleich komme. Beides muß ich aufrecht erhalten. Gutzkow's und Auerbach's Romane — um nur die zweier bedeutender, gerade auch von Spielhagen hochgestellter Verfasser zu nennen — haben sich nicht die Lesbarkeit erhalten, die „Werther“ und die „Lehrjahre“ heut noch besitzen; und die vollendete Meisterschaft der Technik, die die „Wahlverwandtschaften“ auszeichnet, sehe ich in keinem deutschen Roman wieder erreicht.

Man verzeihe, wenn ich diese Gelegenheit benutze, um mich zu rechtfertigen. Spielhagen hat — soweit er mich bei jenen Sätzen wirklich im Auge hatte — eine ungenaue Erinnerung zu Grunde gelegt; etwa wie er sich auch gegen den trefflichen Goethe-Biographen Bielschowsky oder die Fontane'sche Familie Poggenpuhl kleine orthographische Sünden gestattet hat. Gerade bei Temperamenten von so großer Lebhaftigkeit pflegt die Phantasie der Erinnerung an den ersten Eindruck mit allzu geschäftigem Eifer zu Hilfe zu kommen. Und so scheint es mir auch, als habe Spielhagen sich die (wirklichen oder vermeintlichen) technischen Fehler in Goethe's Roman nachträglich größer vorgestellt, als sie ihm erst erschienen. Weiß er doch in jener Festrede (S. 22) seine Bedenken nur leicht zu motiviren. Die Nebenfiguren nehmen zu viel Raum fort; die Tragik einer gestörten Ehe gelange nicht zu ihrer höchsten Höhe; Ottilie sei zu pathologisch geartet. Technische Mängel im engeren Sinne sind das nun doch wohl, den ersten Punkt etwa ausgenommen, überhaupt nicht. Denn Goethe wollte eben die äußerste Schärfe der Tragik vermeiden, der er ja nach dem ältesten „Faust“ und dem „Werther“ immer ausgebogen ist; und von seinem eigenthümlichen, naturwissenschaftlich-moralisirenden Standpunkt mußte er die Verirrungen einer edlen Seele pathologisch begründen. Hier liegen denn eben,

gibt man Spielhagen in der Sache überhaupt Recht, Fehler in der Auffassung, in der Absicht vor, nicht in der Durchführung. Und kaum steht es mit dem breiten Raum anders, den noch Spielhagen's Meinung die Nebenfiguren einnehmen. Ich für meine Person kann auch diese Thatsache nicht zugeben; doch beweisen läßt sich hier wenig, und es bringt mir wahrlich keine Schonde, das Urtheil des vielgeliebten Romandichters dem meinen überzuordnen. Nur muß man auch dann bedenken: überall ging Goethe auf „Totalität" aus; die Nebenfiguren gehören ihm zur Atmosphäre der Handlung, sind ihm Exponenten der Gesammtsituation. Spielhagen zählt sie auf: Luciane, Mittler, den Grafen, die Baronesse, den englischen Herren, den Architekten, den Gehilfen. Aber fast ganz so, wie er selbst sie ordnet, stellen sie eine Stufenreihe der psychologischen Ausbildung dar in Bezug auf die Eigenschaft, mit der Goethe's Roman experimentirt: die Zügellosigkeit. Von Lucianens brutaler Unerzogenheit reicht zu der strengen Selbstzucht des Gehilfen dieser Regenbogen herüber, den lässigen Gehorsam gegen die eigene Neigung, Unbedachtsamkeit bei Wohlwollen, sicherste Selbstbeherrschung im Prisma zeigt. Und je stärker nun die Farben der Willkür hervortreten, desto stärker fühlen wir auch Eduards Geschick sich vorbereiten; mögen sogar die Hauptfiguren eine Weile von der Bühne verschwinden — wir fühlen es in der Luft, was sich mit ihnen vorbereitet, wir wissen, daß unter der Erde der verhängnißvolle Keim reift.

Nachträglich hat denn auch Spielhagen selbst das Bedürfniß gefühlt, seine technische Beanstandung anders und eingehender zu motiviren. Sehr geistreich versucht das (S. 91 f.) eine Vergleichung der „Wahlverwandtschaften" mit „Effi Briest". Sie ist ungemein lehrreich; obzwar sie mir bei der Verschiedenheit des Hauptmotivs etwas erzwungen scheint. In Goethe's Roman ist das die Handlung, daß Eduards zügellose Begierde die reine Ottilie mit ins Unglück reißt; bei Fontane dagegen ist Effi wirklich schuldig, sie erliegt einem beliebigen Verführer, den sie nicht einmal liebt. Das ändert von vornherein die Anlage, die Technik, das Tempo vor allem. Goethe schildert, wenn man so will, eine akute, Fontane eine chronische Krankheit der Seele. Dort war die Veränderung, die Entwicklung zu schildern, jeder Umstand, der Ottiliens Verhängniß beschleunigt, jede Figur, die, wollend oder nicht, eingreift; hier liegt alles Gewicht auf dem, was sich gleich bleibt: Effis ganze Natur, die durch jenen Fehltritt kaum gewandelt wird. Darum mag denn auch Fontane die äußeren Umstände leicht nehmen; obzwar mir der ominöse Nähtisch (S. 115) doch gar zu bequem ist. Goethe darf das nicht. Aber, sagt Spielhagen, er thut es! Und triumphirend sucht er (S. 110 f) nachzuweisen, daß die Erzählung vom Ertrinken des Kindes an Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten leide. Ich kann mir nicht helfen — mir scheint diese ganze scharfsinnige Deduktion todtgeboren, nachdem Spielhagen mit den Worten einsetzt, das habe noch Niemand zu behaupten gewagt. Eine Unwahrscheinlichkeit, die kein Leser bemerkt, existirt meiner Ansicht nach nicht. Gelingt es dem Autor, den Leser so mit sich fortzureißen, daß er das Unmöglichste glaubt, daß es ihm mit dem Wohlbegründeten völlig gleichartig erscheint — dann scheint mir neben diesem Sieg der Technik jeder nachträgliche Beweis, es sei nicht Alles mit rechten Dingen zugegangen, völlig belanglos. Ich gebe Alles zu und finde gar nichts damit bewiesen. Hätten frühere Leser hier den Kopf geschüttelt — ja dann stände es anders. Aber Niemand wurde stutzig — nicht aus Respekt vor Goethe (ach! der hat nie die schärfste Kritik gehemmt!), sondern weil sie nichts merkten. C. F. Meyer wagt in „Gustav Adolfs Page" einmal die ungeheure Kühnheit, sich selbst darüber zu wundern, daß der König sich von Wallenstein's Glauben an die Astrologie übermannen läßt: „Seltsamerweise gewann diese Vorstellung trotz seines Gottvertrauens plötzlich Gewalt über ihn." Der Autor gibt also hier selbst eine große Unwahrscheinlichkeit zu — aber so, daß wir allen Zweifel aufgeben müssen. Und damit ist sie beseitigt.

Und dies führt zu dem letzten und wichtigsten Bedenken Spielhagen's über. Mit Energie wiederholt er auch hier seine bekannte Theorie von der Pflicht des Erzählers, ganz zu verschwinden, vertheidigt sie (S. 60) gegen Scherer, macht sie zum Maßstab seines Urtheils. Aber fast scheint mir doch ein kleines Entgegenkommen in seinem Bekenntniß zu liegen, je älter er werde, desto werthvoller werde ihm bei Betrachtung eines Kunstwerks der Blick, den es in die Seele seines Schöpfers thun läßt (S. 168). Würde denn aber absolute Objektivität diesen Blick nicht ganz verbauen? Beruhen Spielhagen's eigene Erfolge nicht wesentlich mit auf der Energie, mit der er in seinen Romanen die eigene Sehnsucht nach Stärke und Schönheit (S. 205) zum Ausdruck gebracht hat? Er spricht nicht direkt, gewiß; er sucht sich einen Helden als Herrscher für seine Welt (S. 212) und — läßt ihn für sich reden. Ist der Unterschied so groß? Wäre es für die Technik in den „Problematischen Naturen", in „Reih und Glied", ja sogar in der „Sturmfluth" (die ich von Spielhagen's Werken am höchsten stelle), nicht vielleicht sogar ein Vortheil gewesen, wenn der Verfasser sein übervolles Herz in direkter Zwischenrede erleichtert hätte, statt seinem Helden doch manches Wort zu leihen, was Leo und seine Brüder — aus sich heraus nie gefunden hätten?

Die Frage ist wesentlich ja eine prinzipielle. Goethe hat immer die Ansicht festgehalten, ein Kunstwerk solle sich als solches geben; die Neuerer wünschen in ihm ein Stück Natur zu sehen. Die Störung der Illusion, die Spielhagen perhorrescirt, existirte für den Leser nicht, den Goethe wünschte. Goethe hat im Gegentheil die Stimmung oft in voller Absicht durch beruhigende Bemerkungen unterbrochen, genau wie Shakespeare mit Bewußtsein die grauenhafte Wirkung von Duncan's Ermordung durch einen komischen Gesang aufhebt. Unser Geschmack ist das vielleicht nicht mehr; unsere Nerven vertragen solche Störung nicht. Sie sind so empfindlich unsere Nerven! Alle Welt klagt, eine Gemäldegalerie lasse keine Stimmung aufkommen — Frühere vermochten sich in ein Bild andächtig zu versenken, was immer daneben hängen mochte. An den Kirchen darf keine Pferdebahn mehr die Andacht stören — die Gläubigen früherer Zeit hätten in der Innigkeit ihrer Versenkung Wagenrasseln und Klingeln wohl kaum gehört. Und wurden Shakespeare's Hörer, Goethe's Leser wirklich auf einen Augenblick aus der Stimmung gerissen — rasch und sicher fanden sie sich gleich wieder hinein. Immerhin — die neue Zeit mag eine neue Technik fordern, und Spielhagen's Temperament hat sicherlich das Recht, bei Goethe's Belehrungen ungeduldig zu werden. Nur aber — wer vom Erzähler so viel Objektivität fordert, sollte den Kritiker von dieser Verpflichtung nicht ganz entbinden. Hat Goethe nicht das Recht, nach seinen Absichten beurtheilt zu werden? Technik ist die Summe der Mittel, die ein Künstler aufwendet, um sein Ziel zu erreichen; daß Goethe's Meisterschaft hierin in den „Wahlverwandtschaften" mangelhaft sei, daß sie auch nur durch die irgend eines neueren Meisters übertroffen werde, dafür erwarte ich auch heute noch den Beweis, und werde ihn schwerlich erleben.

Richard M. Meyer.

Griechische Denker.

Hundert Jahre ist es her, daß der treffliche Johann Georg Meusel einer „wahrhaft pragmatischen allgemeinen Geschichte der Gelehrsamkeit" das nicht eben ermuthigende Prognostikon stellte, sie werde „wegen des Mangels an Denkmalen und reinen Quellen, besonders in älteren Zeiten, nie geschrieben werden können". Ob er wohl heute mit größerer Zuversicht spräche? Unstreitig ist zwar seither

unser Wissen um das Wissen der Vorwelt, der antiken zumal, von der wir das Meiste und Beste gelernt haben, um ein beträchtliches reicher und vollkommener geworden; neue Hilfsquellen von einer Ergiebigkeit, die Niemand auch nur ahnen konnte, sind erbohrt, und auch der Ertrag der längst in Benützung gestandenen in organisirter Arbeit und verfeinerter Methode auf eine achtunggebietende Höhe gebracht. Dafür sind aber auch in dem Maße als der Gesichtskreis der Erfahrungsgebiete sich weitete, die Anforderungen gestiegen, die man an ihre fachmännischen Bearbeiter und Darsteller zu stellen pflegt. Bedürfte es für diese zweifache Thatsache erst des Beweises, das Buch,*) dessen Name diesen Zeilen vorgesetzt ist, wäre dazu angethan, für die Leistungskraft der zeitgenössischen gelehrten Litteratur glänzendes Zeugniß abzulegen.

Theodor Gomperz' Buch gewährt nämlich nicht mehr und nicht weniger als einen Umblick über das gesammte geistige Vermächtniß aller irgend nennenswerthen Denker des alten Hellas, mögen sie nun als Philosophen oder Dichter, als Physiker oder Aerzte, als Redner oder Geschichtschreiber, als Staatsmänner oder Theosophen, als ästhetische Systematiker oder soziale Reformer ihr Theil haben an der Kulturarbeit ihrer Zeit, und möge ihr schriftstellerischer Nachlaß noch zu Tage liegen oder ihr Andenken an mittelbarem Bericht von oft nur zu fragwürdigem Verlaß haften. Eine Riesenaufgabe, wenn man bedenkt, daß dies soviel heißt, als den Gedankeninhalt eines guten Jahrtausends hellenischen Nationallebens sub specie aeterni zu betrachten, die treibenden Kräfte des Volksbewußtseins ersichtlich zu machen, wie es sich kundgibt bald in der Form der sittlichen Potenz, bald in der des politischen Bildungskeims, wie es durchblickt in der religiösen Vorstellung, im dichterischen Gestaltungstrieb und nicht zum wenigsten als Folie wissenschaftlichen Denkens. Wer nun aber weiß, wie es um die quellenmäßigen Berichte bestellt ist, diesen aus Wahrheit und Irrthum, Verkehrtheit und Entstellung gewobenen und noch lange nicht ganz entwirrten Knäuel, der wird ein Unternehmen würdigen und willkommen heißen, das sich zum Ziel setzt, von dem Stand unserer Kenntnisse mit Hilfe kritischer Prüfung und genetischer Darlegung des ermittelbaren Thatbestandes ein gemeinverständliches Bild zu ermöglichen.

Von vorgefaßten Meinungen und herrschenden Richtungen so unabhängig als man nur wünschen kann, zieht Gomperz die Summe dessen, was die Griechen für die „Lichtung des ungeheuren Dunkels, in dessen Mitte wir leben und athmen", gethan haben, und erweist die Früchte ihres unverwüstlichen Spekulationstriebs als integrirenden Bestandtheil der Geschichte menschlichen Fortschritts und menschlicher Freiheit. Darum können aber auch die anscheinend so weltentlegenen Dinge, von denen hier zu einer weit über fachgelehrte Kreise hinausreichenden Leserschaft gesprochen wird, keinem wahrhaften Bildungsfreunde gleichgültig sein. Sind es doch die Grundvesten aller abendländischen Weltweisheit und damit der wissenschaftlichen Denkweise von heute, die zwischen sieben- und fünfhundert vor unserer Aera an den Gestaden des Mittelmeers gelegt wurden. Erkennen wir doch in dem sieghaften Vordringen des Kriticismus im ethischen, erkenntnißtheoretischen und weiteren Bereichen, wie es sich an der Wissenschaftslehre der Sophistik und Sokratik, am Tugendideal des Pythagoreismus und Stoicismus, an der Staatsdoktrin der Akademie und des Peripatos verfolgen läßt, das Urbild ungezählter analoger Entwicklungen bis auf unsere Tage herab. Denkformen und Denkinhalte, deren die Forschung und die Lehre noch der allerjüngsten Zeit nicht entbehren zu können erklärt — es sei statt alles andern der eine Atomismus genannt — werden vorbereitet und tastend erprobt von den Männern jener frühеuropäischen Aufklärungsepoche, an deren Eingang die ungelenke Naturbefragung der milesischen und der dogmatische Rigorismus der krotonischen Schule, aber nicht minder die Erfindung des Monochords und die Entdeckung der Gehirnfunktionen steht. Noch rang dazumal das uns Selbstverständliche nach befriedigendem Ausdruck, noch glaubte kindliches Rathen und Versuchen den Welträthseln der Kosmogonie und dem Geheimniß vom Werden des Bewußtseins beizukommen. Und doch, trotz schwerer Irrthümer und aufgelegter Thorheiten, ist dieser Geistesfrühling nicht vergeblich gewesen. Ihm dankt unser Welttheil eine Erleuchtung und Befreiung der Köpfe, deren Nachwirkung sich noch zur Stunde nicht verleugnet. Kunsturtheil und Elementarpädagogik haben ihren Antheil so gut daran wie die Diskussion von Finsternisgleichungen und das Thierexperiment, wie die prähistorische Hypothese und das staatsrechtliche Axiom. Dabei mag immerhin die Logik der Alten, das Erzeugniß der schärfsten Denker unter ihnen, zum unfruchtbaren Krimskrams geworfen werden, ihre Physik das Prädikat einer Kette von Fehlschlüssen verdienen, ihre Anthropologie mit Recht ein Stückwerk, ihre Sittenlehre einseitig, ihre Staatstheorie engherzig gescholten werden — und doch, wenn wirklich die „Unerfahrenheit die Mutter der Weisheit" ist, wenn es den redlichen Grüblern, einem Demokrit, einem Aristoteles, einem Archimedes versagt blieb, jenen Gewinn an Wissensstoff einzuheimsen, der unser Zeitalter so herrlich weit gefördert hat in einem noch von unseren Großvätern nicht geträumten Maße, am guten Willen, die Welt nach allen Richtungen zu erforschen und verstehen zu lernen, hat es dem gelehrten Alterthum wahrhaftig nicht gefehlt. Unser Jahrhundert, das im Bereich der ärztlichen, der uranologischen, der technischen und mancher anderen Empirie, um ein Wort Ernst Mach's zu gebrauchen, die „Kunst, Erfahrungen zu machen", zur feinsten Ausbildung entwickelt hat, lächelt mit begreiflichem Mitleid über die Naivität des Hylozoisten, über das haltlose Phantasma des Pfadfinders der Weltkunde, über die puerilen Analogieschlüsse des vorweltlichen Etymologen. Sind aber wir selbst der Erkenntniß der wahren Ursachen so nahe gerückt, daß wir uns des Doppelgefühls entschlagen dürften, das wir den unbestreitbaren Schöpfern des Wissenschaftsbegriffs, die eben auch menschlich geirrt haben, schuldig sind, der Dankbarkeit und Nachsicht?

Aber gäbe es auch kein anderes Verdienst dieser hellenischen Denkergenerationen als das eine, daß die Zeiten weit hinter uns liegen, wo die Wissenschaft und ihr Betrieb ein zünftiger Besitz war, sorglich gehütet und gehegt im Schoß erbbefugter Geschlechter, so müßte ihr Gedächtniß uns theuer sein. Man sagt, diese Zeiten können und werden nicht wiederkehren. Dennoch erfaßt manchen der Lebenden ein zeitweiliges Grauen bei dem Gedanken, irgendwo und irgendeinmal könnte die mühsam erworbene Kultur zum mindesten ostwärts der atlantischen Gewässer in einen ähnlichen Zustand starrer Gebundenheit zurückversinken. Solche Zaghaftigkeit mag von der Beobachtung eingegeben sein, wie sich wieder einmal die Anzeichen un- und widerwissenschaftlichen Geistes, die antikriticistischen Strebungen mehren und desto kühner erheben, je mächtigere Versuchsfelder die Denkkraft mündig gewordener Jahrhunderte sich erschlossen, je stolzere Siege das deduktive Forschen gefeiert hat. Indeß, die Wissenschaft, die in edler Großherzigkeit es längst zu ihren Ruhmestiteln zählt, daß sie, weit entfernt aus dem Reichthum ihrer Beweisgänge und Arbeitsziele ein Hehl zu machen, den Nießbrauch ihrer stärksten Waffen auch den Gegnern aller Art zugesteht, sie braucht nichts zu fürchten. Sie wird es verwinden, wenn nicht bloß die kompakten Majoritäten der Knownothings gesinnungstüchtig in das Feldgeschrei von ihrem „Bankrott" einstimmen wie einst in den weniger massiven Heroldsruf von ihrer „Umkehr", sondern auch daß ein schwer verständlicher spezialistischer Fachdünkel sich in bedauerlicher Verblendung den besten Wirkungen universalistischen Geistes versperrt. Freilich, bis der Idealismus der wenigen, denen an der allenthalben noththuenden Klärung der Geister ehrlich gelegen ist, den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, hat es noch gute Weile. Erwünschtere Heli-

*) Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie von Dr. Theodor Gomperz, Professor an der Universität Wien. Leipzig. Veit & Comp. 1.—6. Lieferung.

aber zu dieser Aufgabe als es die griechischen Denker sind, wird man kaum finden. Die Schöpfungen ihres Verstandes mögen gelungen oder verfehlt sein, die Absichten ihres Handelns mehr oder weniger Trübung erlitten haben, so viel ist doch gewiß, daß sie mit ihrem Lebenshauch unser ganzes Thun und Empfinden, die materielle Welt wie die intellektuelle, noch viel kräftiger durchdringen als die meisten unter uns glauben wollen.

Zu dem Beruf, immer von Neuem zur Lehrmeisterin der gesammten Menschheit erkoren zu werden, eignet sich ja die Antike schon deshalb so vorzüglich, weil wir hier neutralen Boden betreten, der jeder chauvinistischen Regung entrückt ist. Ein Faktor, der alle Voreingenommenheit naturgemäß zum Schweigen bringt, wird die besten Aussichten haben, gehört zu werden in einer Zeit, die mit nationaler und anderweitiger Empfindlichkeit übersättigt ist. Und sind wir einmal im Stande, die hellenische Kultur vorurtheilsfrei anzuerkennen als eins der werthvollsten Fermente des allgemeinen Emporstiegs zu der erhebenden Idee einer bessern Zukunft und zur Verwirklichung eines fernen Menschheitsideals, so wird auch das Bemühen einer freilich verschwindenden Minderheit hingebungsvoller „Ideologen", den Sinn für das Alterthum inmitten der neuen Zeit rege zu erhalten, auf Verständniß und Sympathie treffen, und das nicht allein in den „betheiligten Kreisen".

In dieser kleinen Schaar ist nun der Besten einer eben Theodor Gomperz. Er ist es nicht darum bloß, weil eine Beherrschung des gewaltigen Stoffs, wie sie in solcher Breite und Tiefe nur wenigen gegeben ist, ihn zu einem der tüchtigsten Mitarbeiter an dem „Terrassenbau der Wissenschaft" macht, und auch nicht bloß aus dem andern Grunde, daß sich in ihm jenes zweifache Erforderniß glänzend erfüllt, das kürzlich aus Anlaß der Wiener Mommsenfeier Ludwig Mitteis in die Formel kleidete: der Geschichtsforscher gehöre der Wissenschaft, der Geschichtschreiber der Kunst. Gewiß verfügt unser Schilderer des in der Weltgeschichte epochalen Werdegangs griechischer Spekulation über die seltene Gabe, das Schwierigste faßbar zu machen, dem Abstraktesten Leben einzuflößen, mit Hilfe einer Volubität der Stilform, die dem nur zu spröden Gegenstand sich anschmiegend jede Nuance des Temperaments und Charakters, jede Wandlung des Gedankengangs spielend ausdrückt. Es ist der Stil eines Künstlers, der die großen und kleinen Wirkungen der dem großen Inhalt adäquaten Form treffsicher zu erzielen weiß, dem in rednerischen Bildern, in blitzartigen Aperçus, in blendenden Parallelen, in zugespitzten Wendungen, in gelegentlich eingemischten Exkursen eine Fülle der Mittel zu Gebote steht, dem Leser einen Genuß eigener Art zu verschaffen. Es ist der Stil eines Lebenskünstlers erlesenster Gattung, eines modernen Menschen mit einem Wort, der bei Griechen, Engländern und Deutschen in die Schule gegangen ist, ohne sich das viele Gute, das bei andern Nationen zu finden ist, entgehen zu lassen. Aus seinen (vor sechs Jahren von Scharff's Meisterhand vortrefflich modellirten) Zügen spricht eine Beweglichkeit des Geistes, die sich nicht besser charakterisiren läßt als durch das Bekenntniß, das er vor Jahren in den Mélanges Graux abgelegt hat, wo er, von der Textkritik sprechend, erklärt: „Für die Lehrmeinung mancher moderner Kritiker, es dürfe in einem verbesserungsbedürftigen Passus immer nur Ein Wort geändert werden, bin ich taub. Eines allein steht dem Kritiker nicht zu: feste und unwandelbare Regeln einer Kunst aufzustellen, die keine Regeln gestattet, die ohne Unterlaß ihr Verfahren den mannigfachsten Anforderungen anpassen und überhaupt so schmiegsam, so veränderungsfähig und sozusagen so fließend sein muß wie der Stoff, an dem sie erprobt wird."

Jedoch dies alles kommt erst zu seinem hohen Werth durch den Enthusiasmus, den historischen Sinn, die hohe Gerechtigkeit des Urtheils, die durch seine Schriften geht. Verstandesschärfe und Gemüthswärme finden auch für die Schwächen der griechischen Denksysteme ein billiges Wort; sie wirken gleichmäßig mit, um für die Stiefkinder der Geschichte der Wissenschaft, die Sophisten, einzustehen und ihrer weniger befangenen Behandlung den Boden zu bereiten. Wer sich überzeugen will, wie Gomperz aufs gründlichste beflissen ist, Licht und Schatten nach Gebühr zu vertheilen, der wähle seine Würdigung der welthistorischen Figur des Sokrates, eine den besten biographisch-charakterologischen Arbeiten sich anreihende Leistung.

* * *

Einen Menschen zu sehen, dem nichts Menschliches fremd ist, war zu allen Zeiten ein in jedem Sinn des Wortes seltenes Vergnügen. Eine ganz einzige Freude aber genießen diejenigen, denen es beschieden ist, Zeugen zu sein, wie solch ein von den Musen und Grazien liebreich begnadeter Sterblicher auf der Höhe seines Wollens und Könnens, aus der Fülle seines Wissens und Schaffens, sich zu seinem Lebenswerk rüstet und dieses dann in bedächtigem Wachsthum seiner Entfaltung und Vollendung entgegenreift. Die griechischen Denker hat Gomperz selbst seine Lebensarbeit genannt und er hat auch vollen Grund dazu. Fernab vom lauten litterarischen Markt lebend, den „populären" Erfolgen fast ängstlich aus dem Wege gehend, stellt er seit jeher seine Vollkraft in den Dienst der Wissenschaft vom klassischen Alterthum. Mit der mustergültigen Bearbeitung einer herkulanischen Rolle, eines Traktats aus der fruchtbaren Feder des epikureischen Kampfhahns Philodem, den er in lesbarer Gestalt der gelehrten Welt wiedergab, ist er als frischer Dreißiger auf den Plan getreten. Als Sechziger von beneidenswerther Jugendlichkeit schickt er sich an, das imposante Charaktergemälde zu entwerfen, das neben dem ehrwürdigen Gebäude, das Eduard Zeller der antiken Weltweisheit aufgerichtet hat, sich mit Ehren zu behaupten wissen wird. In dem Menschenalter, das zwischen jenen beiden Daten liegt, ist er unermüdlich am Werke gewesen, sich des fast unübersehbaren Rüstzeugs für das vorliegende Unternehmen zu bemächtigen; und nun erst, im Besitze persönlicher Kenntniß von Land und Leuten klassischer Zone, erfüllt von dem Gehalt einer weitausgreifenden Lektüre, der ein ausnehmend treues Gedächtniß und die lebendigste Einbildungskraft erst den wahren Werth verleihen, fühlt er sich berufen, in die wogende Masse des Einzelstoffs Ordnung zu bringen und Zug um Zug die Träger der hellenischen Gedankenwelt vor unser geistiges Auge zu zaubern. Möge seinem Werke ein freundliches Schicksal ungestörten Fortgang gönnen und er selbst in freier Thätigkeit, lehrend und forschend und mit jener neidlosen Hilfsbereitschaft, die so viele seiner Verehrer zu Dank verbunden hat, das Gute fördernd sich ausleben!

Wien, im Dezember 1897.

Siegfried Mekler.

Zur „Frauenausstellung".

Wozu eine gesonderte Frauenausstellung? Oeffnen sich nicht beiden Geschlechtern die Thore der verschiedenen Privatsalons und alljährlich die Pforten der großen akademischen Ausstellung? Anscheinend unterschiedslos. Nichtsdestoweniger empfindet jede Künstlerin die ungleiche soziale Stellung der Frau in der Kunst. Der Künstlerinnenverein ging vor zwanzig Jahren aus dem Bedürfnisse des Selbstschutzes hervor; er wird sammt seiner Frauenausstellung dereinst zusammenfallen, wenn der Lauf der allgemeinen Frauenbewegung auch den Damm der allen Vorurtheile gegen die Frauen in der Kunst durchbrochen hat.

Mit der Berechtigung der Frau zum akademischen Studium, mit ihrer Aufnahme in den allgemeinen Künstler-

verein, ihrer Zulassung zur Jury — werden die Bestrebungen des Künstlerinnenvereins hinfällig; die gesonderten Frauenausstellungen hätten keine Berechtigung mehr; das bloße künstlerische Können würde entscheiden.

Wie steht es nun heute um dies Können der Frauen in der bildenden Kunst?

Nicht das erfreulichste Erinnerungsbild knüpfte sich bisher an die Ausstellungen des Vereins der Künstlerinnen. Man betrachtete sie zumeist nur als ein nothwendiges Uebel. Die Frauenausstellung bot Unterschlupf für manche Künstlerin, welche die Männerkonkurrenz scheute, sie nahm auch die schwächlichen Leistungen tüchtigerer Künstlerinnen unter ihr schirmendes Dach, die ihre besseren Werke für die „geschlechtslose" Ausstellung versparten.

Die diesjährige Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen bedeutet einen energischen Schritt vorwärts.

Früher war es eine Bilderausstellung; heute ist es eine Kunstausstellung!

Schwach und hilfsbedürftig hatte sich der Verein in den Jahren seines Entstehens und Gestaltens auf Männerhilfe gestützt. Künstler standen bei der Auswahl und Anordnung der Kunstwerke den Frauen zur Seite. Die oft mit chevaleresker Milde ausgeübte Juryrenschaft kam einzelnen Künstlern zu Gute, gereichte dem Ganzen zum Schaden. Die Härte, mit der die Frau ihr eigenes Geschlecht beurtheilt, erwies sich als Segen dieser Ausstellung.

Die Leistungen dieser kleinen Ausstellung erheben sich durchaus zu der Höhe einer guten Künstlerausstellung, der allerdings führende Geister fehlen. Dabei bietet die Ausstellung keineswegs eine Uebersicht über das gesammte Kunstschaffen der Frauenmalerei. Von den geladenen Gästen des Auslandes sind nur wenige erschienen und nicht immer die ausgezeichnetsten ihrer Nation. Selbst von den Vereinsmitgliedern fehlen angesehene Namen. Aber auch in ihrer Unvollständigkeit bietet die Ausstellung eine größere Anzahl von Werken, die bereits eine Zierde der großen internationalen Ausstellungen bildeten oder ihnen zur Ehre gereichen würden.

Skandinavien ist nur durch ein schon bekanntes Bild seiner größten Porträtistin Bertha Wegmann, Holland und Belgien waren am zahlreichsten vertreten durch Bildeos van Bosse, Mesdag van Houten, Schwartze, De Bièvre, Ronner, Destrée-Danse und die sonnigen mit Kraft gemalten Gartenstücke der Wytsmann. Marie Baschkirtseff wurde mit einem guten Bilde „le parapluie" aus ihrem französischen Grabe beschworen. Zu den sowohl durch Größe als durch künstlerische Qualität dominirenden Werken der „Geladenen" gehört Leichke's Herbsturm in satten Farben und machtvoller Auffassung und ein Stillleben der Riva-Monez.

Auffallend beim Durchschreiten der Säle ist die völlige Abwesenheit stilisirt-symbolischer Bilder, während in allen internationalen Ausstellungen des verflossenen Jahres noch deutlich ein Wachsen dieser Bewegung merklich wurde. — Keinerlei Anlehnen an alte Stilarten, keinerlei Schwelgen im Kolorismus, keine überschwellende Phantasie — nichts, was die Signatur der besten Werke und der tollsten Ausgeburten der letzten Epoche bildet!

In der Landschaft finden wir einfache Naturausschnitte, Sonnenmotive, fein empfundene Abendstimmungen, ohne jede Neigung zum Dekorativen.

Ein nennenswerthes Beispiel, wie auch im Anklang an alte Meister eigenartig Vortreffliches geleistet werden kann, bilden Roeberstein's „vier Lebensalter".

Die Sonderausstellung der Paczka-Wagner gereicht der Abtheilung für Radirungen zum besonderen Schmuck. Aus einem gründlichen Studium der Natur und Antike erwachsen zeigen diese Arbeiten eine eigenartige Mischung Stauffer'scher Formenschärfe und Klinger'scher Phantasie.

Die Plastik ist nur spärlich vertreten, am besten in einer Sammlung von interessanten Werken der Amerikanerin Cadwallader-Guild.

Aber nicht nur die Leistungen an sich überragen dies Mal die der gewohnten älteren Frauenausstellungen. Man hat auch gesucht, das Kunstwerk in ein künstlerisches Milieu zu stellen. Die großen Ausstellungen waren vorbildlich. Ein Plakat, ein gut ausgestatteter Katalog führen würdiger als sonst in die Räume, die in wahrhaft vornehmer Ausstattung den fein abgetönten Rahmen bilden.

Trotz der reichen Ausstattung wirken die Räume aber nirgends überladen.

Hier ist alles glücklich vermieden, was vom ruhigen Betrachten der Kunstwerke ablenkt, alles erreicht, was ihren Eindruck hebt.

Frau v. Siemens hat sich um die Gesammtanordnung, die Künstlerinnen v. Brocken, v. Bunsen, Voß, Kirschner haben sich um die Ausschmückung der stimmungsvollen Säle und Kabinette verdient gemacht.

So bedeutet diese Ausstellung zugleich einen bemerkenswerthen kulturhistorischen Abschnitt in unserer Frauenmalerei. Die Frau hat sich zum ersten Male ganz auf die eigenen Füße gestellt — sie ist mit unnachsichtiger Strenge gegen sich selbst vorgegangen; sie hat, frei von kleinlichem Lokalpatriotismus, Fühlung mit ihren internationalen Kolleginnen gewonnen.

Nicht nur in guten augenblicklichen Leistungen, sondern vor allem im Erkennen der Lebensbedingungen der Kunst liegt die Gewähr der Zukunft.

H. M.

Briefkasten der Redaktion.

H. B. in Frankfurt a. M. Die thatsächlichen Vorgänge bei der Aufstellung eines Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung und eines Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei in Stettin sind inzwischen durch einen Brief des Herrn Kühnemann klargestellt, der durch die Tageszeitungen gegangen ist und Ihnen wohl zu Gesicht kam. Beachtung verdienen noch die Stimmenverhältnisse bei der letzten Wahl; damals erhielt der Kandidat der Freisinnigen Vereinigung 5610 Stimmen, der Kandidat der Freisinnigen Volkspartei 2155 Stimmen, der Deutsch-konservative 2323 Stimmen und der Sozialdemokrat 9596 Stimmen. Es siegte alsdann in der Stichwahl der Sozialdemokrat mit 10 772 gegen 10 470 Stimmen, die auf den Kandidaten der Freisinnigen Vereinigung fielen.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 20 | Berlin, den 12. Februar 1898. | 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Im Wahlkreise Erlangen-Fürth, der gegenwärtig durch das Mitglied der Freisinnigen Volkspartei, den Abgeordneten Weiß, vertreten wird, ist Dr. Conrad von den Anhängern der süddeutschen Volkspartei aufgestellt worden. Also wiederum zwei Kandidaten der Linken im nämlichen Wahlkreise. Nun ist es bemerkenswerth, wie sich die führenden Organe der süddeutschen Volkspartei zu diesem Vorstoß ihrer eigenen Parteifreunde gegen ein Mitglied der ihnen am nächsten stehenden Fraktion verhalten. Die „Frankfurter Zeitung" sagt über den Fall das Folgende:

„Nach der ganzen politischen Situation schien es äußerst wünschenswerth, eine gegenseitige Bekämpfung zwischen deutscher und freisinniger Volkspartei zu vermeiden; wir selbst haben ein taktisches Hand-in-Hand-Gehen des gesammten freisinnigen Volksthums von Anfang an entschieden vertreten, wie wir auch die Vergeblichkeit der in dieser Richtung unternommenen Schritte lebhaft bedauern. Denn es unterliegt für uns keinem Zweifel, daß der leidige Zwist innerhalb der Linken, ob er nun beigelegt wird oder nicht, schon Manches verdorben und manche gute Stimmung verscheucht hat, die sich später nicht wieder „nach Bedarf" zurückrufen läßt."

Das demokratische Frankfurter Blatt fährt alsdann fort:

„Es kann nicht verschwiegen werden, daß alle derartigen Bemühungen — zu einem Ausgleich zu gelangen — durch ungeschickte persönliche Angriffe in der freisinnigen Presse erschwert und zu einem undankbaren Geschäft gemacht wurden. An dem Erlangen-Fürther Wahlkreis ist eben mancherlei gesündigt worden, aus diesen Sünden heraus ist, wie man anerkennen muß, die heutige schwierige Situation entstanden. Wir können unseren Parteifreunden in diesem Wahlkreis aber trotzdem nur dringend anempfehlen, den Blick aus ihren lokalen Verhältnissen heraus auf die allgemeinen zu richten und sich die heutige Situation im Reiche zu vergegenwärtigen. Der Abg. Weiß hat sich als freisinniger Volksvertreter bewährt; seine Abstimmungen entsprachen genau denen der Abgeordneten der deutschen Volkspartei. Wie wir die Besitzstandstreitigkeiten auf der anderen Seite wegen ihrer ernsten Folgen für die freiheitliche Bewegung beklagt haben, genau so stellen wir uns zu dem Vorgehen unserer eigenen Parteifreunde in Erlangen-Fürth. Auch von ihnen ist zu verlangen, daß sie die schwere Verantwortung für eine Gefährdung der freiheitlichen Interessen, die jeder Verlust eines Wahlkreises heute mit sich bringen muß, nicht auf sich laden. Die Erfahrungen von Oldenburg-Plön dürfen nicht vergeblich gemacht sein."

Hoffentlich sind die Erfahrungen von Oldenburg-Plön wenigstens für Süddeutschland nicht vergeblich; daß sie für Norddeutschland wirkungslos bleiben, dafür sorgt man bei uns mit größter Energie und mit genügendem Erfolg, denn von Woche zu Woche mehrt sich die Zahl der Wahlkreise, in denen durch den Kampf zweier freisinniger Kandidaten gegeneinander dafür gearbeitet wird, daß keiner der beiden Freisinnigen ins Parlament kommt, dafür aber ein reaktionärer Agrarier oder ein Sozialist.

Wenn die glorreichen Erfolge des Jahres 1893 sich im Jahre 1898 wiederholt haben, dann wird wahrscheinlich auch in Norddeutschland jene politische Einsicht nicht mehr künstlich unterdrückt werden können, die schon heute so sachgemäß in der „Frankfurter Zeitung" und in anderen freisinnigen Organen zum Ausdruck kommt.

Die englische Thronrede ist durch das bemerkenswerth, was in ihr nicht steht. Kein Wort steht in ihr über die ostasiatische Frage. Diese auffällige Lücke hat Lord Salisbury durch melancholische Bemerkungen, die das Oberhaus zu hören bekam, auszufüllen versucht. Der Inhalt der Rede des Premierministers war durch viele verschleiernde

hüllen verdeckt; schob man sie alle bei Seite, so ergab sich, daß England in Ostasien gar nichts erreicht hat. Ob eine reale Nothwendigkeit für einen englischen Gegenstoß überhaupt vorlag, mag dahin gestellt bleiben; aber feststeht, daß die englische Presse eine Gegenaktion leidenschaftlich verlangte; ein Mitglied des Kabinets sprach das bedeutungsvolle Wort „Krieg“ aus — und nun gar kein Erfolg und eine Rede des verantwortlichen Staatsministers, die kriegerische „Suggestionen“ weit von sich weist.

Dieser Gegensatz ist zu groß, als daß er nicht dem Prestige Englands abträglich sein sollte.

Ein einzelner solcher Zwischenfall würde nicht viel bedeuten; aber die Entwicklung, die hier vorliegt, wiederholt sich in der englischen Politik bereits zu oft. Eine Sprache von außerordentlichem Selbstgefühl, und dann reale Handlungen, die solchen Worten durchaus nicht entsprechen.

Es scheint uns, die wir lebhafte Sympathie für England haben, und die wir stets dafür eingetreten sind, gute Beziehungen zu England zu pflegen, eines zweifellos; die englischen politischen Ansprüche in der Welt sind mit wuchtigen und drohenden Leitartikeln nicht durchzusetzen, und diese Leitartikel machen umso weniger Eindruck, je häufiger ihre Wirkung bereits versagt hat. Mit seinen eigenen realen Kräften ist aber das vereinigte Königreich augenscheinlich nicht im Stande, rund auf dem Erdenkreise alles das durchzusetzen, was ihm durchzusetzen am Herzen liegt. Bei solcher Sachlage kann die Zukunft nicht zweifelhaft sein; entweder es gelingt England, seine eigenen Kräfte durch einen Anschluß an andere Kräfte zu stärken, oder England wird das, was es seit Jahren erlebt hat, weiter erleben; es wird bald hier, bald dort gezwungen sein, Ansprüche aufzugeben, die ein paar Jahre oder auch Monate früher stets als solche betrachtet wurden, die unter keinen Umständen fahren gelassen werden dürfen. Und je häufiger fremde Mächte eine solche Erfahrung machen, um so häufiger wird England in die Lage gebracht werden, weitere Zugeständnisse vor Allem an Frankreich und Rußland gewähren zu müssen.

Rußland, das für Kreta den Prinzen Georg von Griechenland als Gouverneur haben wollte, hat diese Kandidatur fallen gelassen, die bei Oesterreich und der Türkei auf offenen Widerstand gestoßen ist und die daher das europäische Konzert zu sprengen drohte. Die akute Krisis ist damit überwunden, aber die schleichende Krisis ist geblieben. Die Zustände in Kreta sind unhaltbarer als je, und es ist wahrscheinlich, daß Rußland seine Rache dadurch nimmt, daß es nun seinerseits eine Kandidatur, die von anderer Seite vorgeschlagen wird, und die der Türkei genehm wäre, verwirft. Daß für Rußland diese Politik die richtige sei, will uns nicht einleuchtend erscheinen; denn Rußland muß daran liegen, die türkischen Fragen solange in Ruhe zu erhalten, bis in Ostasien Alles den russischen Wünschen entsprechend geregelt ist. England freilich blieb mit der Unterstützung der Kandidatur des Prinzen Georg der Richtung seiner bisherigen Politik treu und würde sich einen Nutzen davon versprechen können, wenn Rußland stark genug in die türkischen Angelegenheiten wieder hineingezogen würde, um für Ostasien und für Centralasien einigermaßen aktionsunfähig zu sein.

Gerade im jetzigen Augenblick könnte aber eine solche Lähmung des Zarenreiches für seine Aufgaben in Ostasien bedenklich sein. China ist neuen Bedrohungen ausgesetzt. Eine Anleihe im Ausland abzuschließen war dem chinesischen Reich bei der Rivalität Rußlands und Englands unmöglich; Japan verlangt jedoch dringlich die Bezahlung der Kriegskosten und gleichzeitig nimmt Frankreich den Ueberfall eines seiner Unterthanen zum Vorwande, um neue Ansprüche bei China durchzudrücken. Das sind Anzeichen, die beweisen, daß die betheiligten Mächte in Ostasien auf dem Platze sein müssen, um nicht durch unwillkommene Ereignisse überrascht zu werden.

In der französischen Deputirtenkammer ist die auswärtige Politik der Republik erörtert worden. Einmal nannte bei dieser Gelegenheit der Minister die französischen Beziehungen zu Rußland eine „Allianz“. Jedenfalls wird dieses Wort nur selten und mit großer Vorsicht gebraucht. Ist es eine Allianz, so ist es eine, von der man zu sprechen vermeidet. Ein klares Bündniß, von dem man im Licht der Sonne unbekümmert redet, ist die Verbindung nicht; aber das ist gleichgültig. Was soll nun diese Allianz, die man mit dem rechten Namen öffentlich nicht zu bezeichnen liebt, fertig bringen; — so fragten die französischen Deputirten. Im Allgemeinen antworten französische Minister auf diese unbequemen Zweifel mit Vertröstungen. Der französische Ministerpräsident Méline gab mehr als eine allgemeine Vertröstung; er vertröstete zwar auch die Parlamentarier, aber nicht auf die vage Zukunft, sondern auf einen bestimmten Zeitpunkt. Rußland nimmt beständig an Bevölkerung zu; es wächst und wächst das Zarenreich an Bewohnern, und endlich wird das Reich so gestärkt sein, daß es mit Frankreich gemeinsam — der Welt diktiren kann, was es will; denn wird es in Rücksicht auf den französischen Freund das diktiren, was man in Paris offen auszusprechen nicht nöthig hat. Freilich eines verschwieg Herr Méline, daß Frankreichs Bevölkerung **nicht** wächst; aber was schadet das, die russischen Frauen werden auch dieses Defizit zu decken wissen. Originell ist diese internationale Politik des Kabinets Méline jedenfalls, die Elsaß-Lothringen durch die russischen Säuglingsschaaren friedlich erobern läßt.

Ueber den Prozeß Zola heute generell zu sprechen, ist der Zeitpunkt nicht da. Dieser Prozeß ist der Kampf einiger Männer, die Wahrheit und Licht wollen, gegen die Macht in Amt und Würden, die Wahrheit und Licht nicht will, und die die Straße für sich gewonnen hat. Bemerkenswerth an diesem Kampfe ist es, daß er in einem Staatswesen stattfindet, das sich Republik nennt. Zum Schlusse dieses Jahrhunderts lehrt ja die reale Wirklichkeit, daß es auf Staatsverfassungen nicht allzusehr ankommt; die Menschen sind es, die den bestehenden Gesetzen ihren entscheidenden Inhalt geben.

Diese Gedanken sagt Clemenceau mit rücksichtsloser Kraft in der „Aurore“ seinen Landsleuten:

„C'est ce qui fait que toutes ces discussions de la Chambre, utiles pour l'enseignement public qui se fait avec tant de lenteur, n'ont encore abouti depuis vingt-cinq ans qu'à perpétuer, sous d'autres noms, les abus qu'elles devaient détruire. Monarchie ou République, Parlement de muets ou d'orateurs presse muselée par les lois de Décembre ou livrée aux influences de classe ou de gouvernement, il n'y a, de fait, qu'une loi suprême en France: l'arbitraire. On en convient tout bas dans les cercles de gouvernants, et quiconque émet des doutes sur la légitimité de la raison du plus fort est classé du coup comme idéologue, réprouvé comme inapte à devenir un „homme de gouvernement“. Mais, en même temps, tout le monde est d'accord pour proclamer qu'il ne faut pas le dire. Et tous les articles que nous lisons, et toutes les paroles que nous entendons, et toutes les formules sublimes que nous affichons aux murailles, ne sont, pour nous, qu'un art de nous mentir à nous-mêmes . . . . .

Nos républiques, nos révolutions, nos déclarations des droits de l'homme ne font illusion qu'à nous-mêmes. Le sentiment du droit d'un seul, même contre tous, voilà ce qui nous manque, remplacé dans nos cœurs par l'admiration de la force. Nul n'en voudra convenir, il est vrai, et nos écrits et nos discours continueront de flamboyer des grands principes modernes. Nos actes seuls demeureront du passé.“

Hier ist der Finger auf die Wunde gelegt, die an Frankreichs Leben frißt.

In Transvaal ist mit großer Majorität der bisherige Präsident Krüger wiedergewählt worden. Der Ausgang dieser Wahl ist zugleich als eine Abstimmung über die

bisherige Politik der Burenrepublik zu betrachten; sie hatte zu ihrem Hauptziel, die Unabhängigkeit des Landes gegen England zu vertheidigen. Diese Politik hat die überwiegende Mehrheit der Buren von Neuem gebilligt.

* *
*

Die Erneuerung des Privilegiums der Reichsbank.

Die Reichsbank ist in ihrer gegenwärtigen Verfassung, wie alle große Notenbanken Europas mit Ausnahme der russischen Bank, weder ein reines Privatinstitut noch eine reine Staatsbank. Sie ist auf Privatkapital begründet, wird jedoch von Reichsbeamten und unter der Aufsicht der Reichsregierung verwaltet. Dabei steht der von den Aktionären gewählten Vertretung ein gesetzlich zwar eng begrenzter, praktisch jedoch sehr bedeutungsvoller Einfluß auf die Bankleitung zu, und das Reich erhält einen Antheil am Reingewinn der Bank. Dieses gemischte System, welches, soweit es möglich ist, die Vorzüge des Privatbetriebs und Staatsbetriebs vereinigt und ihre Mängel ausschließt, hat sich überall bewährt, und erst im abgelaufenen Jahre haben unsere westlichen Nachbarn das auf dieser Grundlage beruhende Privilegium ihrer Notenbank, der Bank von Frankreich, bis zum Jahre 1920 verlängert.

Der § 41 des deutschen Bankgesetzes vom 14. März 1875 behält dem Reich das Recht vor, „zuerst zum 1. Januar 1891, alsdann aber von 10 zu 10 Jahren nach vorausgegangener einjähriger Ankündigung“ — also demnächst zum 1. Januar 1901 — entweder die Reichsbank aufzuheben oder die sämmtlichen Antheile der Reichsbank zum Nennwerth zu erwerben. In beiden Fällen soll der Reservefonds zwischen den Antheilseignern und dem Reiche getheilt werden.

Von der größten Wichtigkeit ist dabei die Bestimmung, daß zwar die Reichsregierung ohne die Zustimmung des Reichstags von dem Kündigungsrecht Gebrauch machen kann, daß aber andererseits zur Verlängerung des Privilegiums die Zustimmung des Reichstags erforderlich ist. Der in diesem Jahre zu wählende Reichstag kann also auf Grund dieser Bestimmung eventuell selbst gegen den Willen der Regierung die Aufhebung oder die völlige Verstaatlichung der Reichsbank durchsetzen.

Es handelt sich dabei um eine Frage von der allergrößten volkswirthschaftlichen Wichtigkeit. Die Reichsbank ist der Centralpunkt der ganzen deutschen Geldverfassung; sie hat nicht nur die Aufgabe, „den Geldumlauf im gesammten Reichsgebiet zu regeln“, sondern sie überwacht auch die internationalen Beziehungen des deutschen Geldwesens, und von ihrer Geschäftsführung, von ihrer unbedingten Fähigkeit, ihre Noten jederzeit in vollwerthigem Geld einzulösen, hängt das Ansehen und die Sicherheit der deutschen Valuta ab. Es gibt ja allerdings bei uns Leute, welche Argentinien und andere Staaten dieses Schlages um ihr desorganisirtes Geldwesen beneiden; aber im großen Ganzen herrscht doch wohl — trotz der Mythe vom argentinischen Währungsweizen — bei uns noch der gesunde Sinn, für welchen eine solide Geldverfassung die wichtigste Grundlage wirthschaftlichen Gedeihens bedeutet.

Unter diesen Verhältnissen kann die Frage, ob und welche tiefgreifenden Veränderungen an der gegenwärtigen Verfassung der Reichsbank vorgenommen werden sollen, in ihrer Bedeutung für die gesammte deutsche Volkswirthschaft nicht hoch genug geschätzt werden. Die mächtige agrarische Partei verlangt mit der ganzen Heftigkeit ihrer Agitation die Verstaatlichung der Reichsbank. Dem gegenüber ist es höchste Zeit, daß alle die weiten Kreise, welche an einer soliden Geld- und Bankverfassung ein Interesse haben, an die Prüfung der Bankfrage herantreten und Stellung nehmen. Man darf nicht abwarten, bis die Regierung mit Vorschlägen über die Erneuerung des Bankgesetzes hervortritt, denn wie die Dinge liegen, wird die Entscheidung bereits bei den nächsten Reichstagswahlen fallen.

I.

Die Agrarier haben ihre Forderungen durch eine seit Jahren betriebene überaus heftige Agitation gegen die Reichsbank und ihre Leitung aufs Beste vorbereitet. Sie haben sich eifrig bemüht, nicht nur in den Kreisen der Landwirthschaft, sondern auch bei dem vielumworbenen „Mittelstand“, ja selbst bei Industrie und Handel Unzufriedenheit und Mißstimmung gegen die Reichsbank hervorzurufen. Ihre hauptsächlichsten Vorwürfe gegen die Reichsbank sind vor allem einseitige Begünstigung des Großkapitals und mangelndes Entgegenkommen gegenüber den Kreditbedürfnissen der Landwirthschaft und des Mittelstandes; bimetallistische Agitatoren, welche sonst die Vortheile einer entwertheten Valuta nicht hoch genug preisen können, finden den Baarvorrath der Reichsbank ungenügend für die Sicherheit ihres Notenumlaufs und des deutschen Geldwesens; in den letzten zwei Jahren schließlich haben sich die Vertreter der Landwirthschaft nicht genug thun können in Klagen, die Reichsbank schädige Handel und Industrie durch ihre allzu hohen Diskontsätze.

Wir prüfen zunächst die Berechtigung dieser Vorwürfe und untersuchen, welche Folgerungen sich aus ihnen, soweit sie berechtigt sind — oder auch nur, falls sie berechtigt wären — für die Verstaatlichung der Reichsbank ergeben.

Die Klagen, daß die Reichsbank die Landwirthschaft und den Mittelstand vernachlässige, sind alt. Zum ersten Mal sind sie prägnant zusammengefaßt in einer bereits im Jahre 1883 erschienenen Schrift desselben Herrn Gamp, welcher als Kandidat einflußreicher agrarischer Kreise für den Posten des Reichsbankpräsidenten gilt.

Diese Schrift ist noch heute äußerst lehrreich. Sie zeigt vor allem, daß es die Agrarier bereits als eine schnöde Zurücksetzung empfinden, wenn ihnen nicht weitgehende Vorzugsrechte und große Vergünstigungen vor allen anderen Klassen zugestanden werden. Die agrarischen Anklagen beruhen nicht etwa darauf, daß die Reichsbank Kreditansprüche von Landwirthen und kleinen Leuten, sofern sie in den Formen, welche die Reichsbank für ihren Wechselverkehr vorschreibt und vorschreiben muß, auftreten, weniger berücksichtige oder zu ungünstigeren Bedingungen befriedige, als die Kreditansprüche anderer Kreise; denn für einen solchen Vorwurf hätte man niemals auch nur den leisesten Schatten einer Begründung finden können. Die Anklagen enthalten vielmehr lediglich den Vorwurf, daß die Reichsbank auch Landwirthen gegenüber diejenigen Grundsätze in Anwendung bringt, welche sie auf Grund des Bankgesetzes und in Rücksicht auf die Verpflichtung, ihre Noten jederzeit in Baar einzulösen, in Anwendung bringen muß.

Die Pflicht zur sofortigen Einlösung ihrer Banknoten zwingt die Reichsbank, ihre Mittel nur in absolut sicherer und vor allem äußerst liquider Weise anzulegen. Zur Deckung jederzeit einlösbarer Noten und sonstiger täglich fälligen Verbindlichkeiten eignen sich neben dem baaren Gelde nur solide Wechsel mit möglichst kurzer Laufzeit. Nur solche Wechsel tragen die Gewißheit in sich, daß der Betrag, auf den sie lauten, binnen kurzer Zeit eingehen wird, und daß überhaupt fortwährend eine für die Noteneinlösung genügende Rückströmung von flüssigen Mitteln zur Bank stattfindet. In Berücksichtigung dieses Umstandes schreibt das Bankgesetz ausdrücklich vor, daß die Reichsbank nur „Wechsel, welche eine Verfallzeit von höchstens drei Monaten haben und aus welchen drei, mindestens aber zwei als zahlungsfähig bekannte Verpflichtete haften“, diskontiren darf; daß

ferner derjenige Theil des Notenumlaufs, welcher den Baarvorrath der Bank übersteigt, durch solche Wechsel gedeckt sein muß; daß schließlich nach gutachtlicher Vernehmung des Centralausschusses ein Höchstbetrag festzustellen ist, bis zu welchem die Mittel der Bank zu Lombarddarlehen verwendet werden können.

Diese im Bankgesetz niedergelegten Bestimmungen sind nach dem Urtheil aller Sachverständigen und Fachleute das Mindestmaß der von einer Notenbank zu befolgenden Geschäftsgrundsätze.

Nun muß freilich zugegeben werden, daß sich aus den Geschäften der Landwirthschaft im Allgemeinen nur selten Wechsel ergeben, welche diesen Anforderungen genügen. Der Landwirth, namentlich der kleine Landwirth, verkauft im Allgemeinen gegen Baarzahlung. Wechsel, welche — wie bei der Industrie und beim Handel — aus dem Verkauf von Waaren hervorgehen, und welche in dem Erlös aus der weiteren Verwendung dieser Waaren binnen einer kurzen Frist ihre Deckung finden, sind deshalb bei der Landwirthschaft selten. Herr Gamp selbst hat in seiner Schrift ausgeführt, daß für den Landwirth die Nothwendigkeit der Geldbeschaffung im Wege des Personalkredits nur ausnahmsweise vorliege, wenn nämlich die Erträgnisse seiner Wirthschaft nicht zur Deckung der Betriebskosten, Hypothekenzinsen u. s. w. hinreichen. Die aus solchem Bedürfnisse entstehenden Wechsel sind natürlich nichts weniger als solid, sie sind nicht durch ein bereits abgeschlossenes Geschäft gedeckt, sondern sie können erst in den Erträgnissen der nächsten Ernte ihre Deckung finden. Es sind Wechsel auf die Gunst der zukünftigen Witterung. Zur Diskontirung bei der Reichsbank sind solche Wechsel schon deshalb nicht geeignet, weil ihre Verfallzeit nothwendiger Weise eine längere sein muß, als die drei Monate, welche für die Reichsbank aus zwingenden Gründen vorgeschrieben sind.

Jeder einsichtige und nicht durch Sonderinteressen gänzlich verblendete Mensch muß aus diesen Verhältnissen folgern, daß die Reichsbank zur direkten Befriedigung landwirthschaftlicher Kreditbedürfnisse nur wenig geeignet ist, daß hier vielmehr zwischen Reichsbank und Landwirthschaft ein Vermittlungsglied treten muß, das einerseits den Anforderungen der Reichsbank genügen und andrerseits ohne allzu großes Risiko Wechsel der geschilderten Art diskontiren kann. Ein solches Mittelglied sind Privatbanken und vor allem Genossenschaften. Thatsächlich dient die Reichsbank der Landwirthschaft durch eine solche Vermittlung ebenso sehr, wie den übrigen Erwerbszweigen auf mehr direktem Wege. Die Auffassung, welche die Dienste der Reichsbank für die einzelnen Stände nach dem Umfange der direkten Beziehungen dieser Stände zur Reichsbank bemißt, ist außerordentlich oberflächlich. Die Banken, welche bei der Reichsbank diskontiren, und deren besondere Begünstigung — nicht durch die Art der Handhabung der Bestimmungen des Bankgesetzes, sondern durch diese Bestimmungen selbst! — der Reichsbank zum Vorwurf gemacht wird, sind vielfach nur die Organe anderer Erwerbsstände, welche diesen den Kredit der Reichsbank vermitteln, und zwar oft auf dem einfachen Wege, daß sie die von ihnen diskontirten Wechsel von Landwirthen ꝛc. an die Reichsbank weiter begeben. Selbst in solchen einfachen Fällen, so führte der gegenwärtige Reichsbankpräsident gelegentlich im Reichstag aus, „mag es den Landwirthen häufig gar nicht zu Bewußtsein kommen, daß die Reichsbank es eigentlich ist, die solche Wechsel nimmt; er würde aber von seinem Bankier und Händler den betreffenden Kredit gar nicht bekommen haben, wenn diese nicht gewußt hätten, daß die Reichsbank mit der Unterschrift des für zahlungsfähig gehaltenen Landwirthes den Wechsel abnehmen würde."

Von dieser Erkenntniß sind jedoch unsere Agrarier weit entfernt. Ob die im Bankgesetz vorgeschriebenen Geschäftsgrundsätze, welche der Landwirthschaft den direkten Verkehr mit der Reichsbank erschweren, eine Nothwendigkeit sind oder nicht, das ist Leuten vom Schlage der Herren Gamp, v. Kardorff und Graf Mirbach völlig gleichgültig; wenn diese Geschäftsgrundsätze berechtigten oder unberechtigten agrarischen Ansprüchen, wirklichen oder eingebildeten landwirthschaftlichen Interessen im Wege stehen, so ist das genügend, um die Nothwendigkeit ihrer Beseitigung darzuthun; fällt es dem Landwirth schwer, für seinen Finanzwechsel eine zweite Unterschrift zu beschaffen, gewährt die einzige Unterschrift auch an sich nur eine zweifelhafte Sicherheit, hat der Wechsel eine Verfallzeit von einem vollen Jahr: nur ein Feind der Landwirthschaft kann behaupten, daß die Reichsbank einen solchen Wechsel zurückweisen muß; der Agrarier dagegen verlangt eine Ergänzung der Bestimmungen des Bankgesetzes in dem Sinn,

> daß die Reichsbank eigene Wechsel der ländlichen Gutsbesitzer mit nur einer Unterschrift annimmt, und zwar auch dann, wenn diese Unterschrift nicht absolut sicher ist, wobei sie in Anbetracht des gesteigerten Risikos den Zinssatz etwas erhöhen darf; daß schließlich Wechsel ländlicher Grundbesitzer von der Reichsbank diskontirt werden, auch wenn sie eine Laufzeit bis zu einem Jahre haben.

So zu lesen in dem bankpolitischen Glaubensbekenntniß des zukünftigen Reichsbankpräsidenten.

Die Motivirung dieser netten Geschäftsgrundsätze ist ebenso einfach wie überzeugend: die Nothlage der Landwirthschaft und das Prinzip, daß die Auffassung, „daß die Unterstützung der wirthschaftlich Schwächeren eine der höchsten und edelsten Aufgaben des Staates sei", auch die Bankpolitik beherrschen müsse. Mit anderen Worten: derjenige verdient am meisten Kredit, der nach der veralteten Auffassung profitsüchtiger Geschäftsleute am wenigsten kreditwürdig ist, bei dem die Wahrscheinlichkeit einer Zurückzahlung am geringsten ist, — wenn er nur den Vorzug hat, ein Landwirth zu sein.

In derselben Atmosphäre bewegen sich die agrarischen Ansprüche an den Lombardkredit der Reichsbank. Ein Beispiel haben wir in den letzten zwei Jahren an dem Streit um die Bedingungen der Beleihungen der landschaftlichen Pfandbriefe erlebt.

Lombardforderungen eignen sich zur Deckung von Noten und andern täglich fälligen Verbindlichkeiten nicht in demselben Maß, wie Wechsel mit kurzer Verfallzeit. Dieser Satz ist sowohl in der Theorie als auch in der Praxis sämmtlicher Notenbanken der Welt unbedingt anerkannt. Wie bereits erwähnt, läßt das deutsche Bankgesetz überhaupt nur Wechselforderungen als Deckung des den Baarvorrath übersteigenden Notenumlaufs zu. Für die Lombardanlage können im Wesentlichen nur die eigenen Mittel der Bank verwendet werden.

Die Notenbanken sind infolgedessen genöthigt, ihre Lombardanlage innerhalb enger Grenzen zu halten. Das beste Mittel zu diesem Zweck ist ein höherer Zinssatz für Lombarddarlehen als für die Diskontirung von Wechseln. Bei der Reichsbank beträgt der Unterschied, wie bei ausländischen Notenbanken, 1 Prozent. Im Jahre 1884 hat die Reichsbank den Lombardzinsfuß für Reichs- und Staatsanleihen um 1/2 Proc. ermäßigt. Für Provinzial- und Kommunal-Obligationen, für Pfandbriefe und private Werthpapiere jeder Art blieb der alte Satz bestehen. Die Folge der Ermäßigung des Satzes für Staatsanleihen war eine erhebliche Zunahme der Lombardanlage. Namentlich Bankiers legten sich Bestände von solchen Papieren hin, um sie am Monats- und Quartalsschluß zur Geldbeschaffung im Wege des Lombardkredits zu verwenden.

Vor zwei Jahren traten nun die Agrarier mit dem Verlangen auf, die Reichsbank solle die Pfandbriefe der preußischen Landschaften gleichfalls zu dem Vorzugssatz lombardiren. Begründet wurde der Antrag damit, daß die Sicherheit der landschaftlichen Pfandbriefe mindestens dieselbe sei, wie die der Reichs- und Staatsanleihen, und daß durch die ungleichen Lombardbedingungen der Kurs der Pfandbriefe zum Nachtheil der kreditbedürftigen Landwirth-

schaft gedrückt werde. Es entspannen sich darüber lebhafte Auseinandersetzungen, in welchen konstatirt wurde,*) daß die solidarische Haftung der sämmtlichen zu einer Landschaft gehörigen Grundbesitzer, auf welcher die besondere Sicherheit der Pfandbriefe beruhen sollte, bei den neugegründeten Landschaften ganz weggefallen oder bis auf einen inhaltlosen Schein eingeschränkt ist, und daß ein Theil der älteren Landschaften neue Pfandbrief-Serien ohne Generalgarantie ausgegeben haben. Es wurde ferner gezeigt, daß die Kursdifferenz zwischen Staatspapieren und Pfandbriefen bereits vor der Einführung des Vorzugs-Lombardzinses für erstere bestand, und als im vergangenen Jahre auch der Vorzugssatz für Staatsanleihen aufgehoben wurde, zeigten weder diese einen Kursrückgang noch die Pfandbriefe eine Kurssteigerung; die Kursdifferenz kann also unmöglich durch die ungleichen Lombardirungs-Bedingungen beider Kategorien von Werthpapieren hervorgerufen worden sein.

Augenscheinlich war der wirkliche Grund für den mit vieler Heftigkeit und Gereiztheit vertretenen agrarischen Antrag der Umstand, daß den Landschaften die übereilten Konvertirungen ihrer Pfandbriefe auf 3% nur schlecht gelungen waren, daß viele Pfandbriefbesitzer sich auf den Umtausch nicht einließen, sondern ihr Kapital zurückverlangten. Mit schmerzlicher Resignation sagte im Dezember 1896 der Generaldirektor der Schlesischen Landschaft, Graf von Pückler, im preußischen Herrenhaus: „Wir haben eine viertel Million bis auf 3 Prozent konvertirt, aber wir büßen es auch; denn die Kurse sind seitdem so heruntergegangen und das Vertrauen ist so erschüttert, daß es sich bis heutigen Tages noch nicht heben will."

Um die Kurse zu steigern, um das Vertrauen wieder zu heben, um den Landschaften die billige Beleihung der großen Bestände von eigenen Pfandbriefen, welche in Folge der Konvertirungen in ihren Besitz geblieben waren, zu ermöglichen, sollte die Reichsbank zu einer Maßregel gezwungen werden, welche eine höchst ungesunde Ausdehnung ihrer ohnehin bereits stark angeschwollenen Lombardanlage bewirkt hätte; und zwar sollte die Lombardirung von Papieren besonders begünstigt werden, welche durch unkündbare Hypotheken fundirte unkündbare Forderungen an die Landschaften darstellten, die selbst wohl am meisten von der verlangten Vergünstigung Gebrauch gemacht hätten.

Als diese unerfüllbare Forderung zurückgewiesen wurde, kannte die Wuth über die unerhörte Behandlung der Landwirthschaft keine Grenzen. Sie erfuhr auch kaum eine Linderung, als im vergangenen Jahre die Reichsbank sich durch die ohnehin eingetretene unerwünschte Zunahme ihrer Lombardanlage zur Aufhebung des Vorzugssatzes für Reichs- und Staatsanleihen genöthigt sah und damit auch den einzigen Vorwand für die agrarischen Ansprüche beseitigte.

Besser und schlagender als alle Zahlen und statistischen Daten zeigen diese mit der soliden Leitung einer Notenbank schlechthin unvereinbaren Forderungen der Agrarier, wie unberechtigt alle Klagen über eine mangelnde Berücksichtigung der Landwirthschaft sind. Forderungen, die sich auf dem Boden des Erfüllbaren bewegen, können die Agrarier nicht stellen, denn die Reichsbank kommt eben der Landwirthschaft soweit entgegen, als es sich irgend vor der Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit, von welcher das Schicksal des gesammten deutschen Geldwesens abhängt, verantworten läßt.

Daß dem so ist, wird bestätigt durch einen Vergleich mit den ausländischen Notenbanken, vor allem mit der von Agrariern und Bimetallisten der Reichsbank stets als ideales Vorbild zur Nachahmung empfohlenen Bank von Frankreich.

Die Anforderungen, welche dieses Institut an die zur Diskontirung eingereichten Wechsel stellt, gehen über die Bedingungen der Reichsbank weit hinaus. Während sich die Reichsbank mit zwei Unterschriften begnügt, verlangt die Bank von Frankreich deren drei. Während die Reichsbank jeden kreditwürdigen Geschäftsmann zum Diskont zuläßt, wird die direkte Verbindung mit der Bank von Frankreich durch eine Reihe lästiger, von kleinen Gewerbetreibenden und Landwirthen kaum zu erfüllender Forderungen und Formalitäten erheblich erschwert. Die Bank von Frankreich lombardirt ferner nur Edelmetalle und Werthpapiere, während die Reichsbank auch im Inland lagernde Waaren, und zwar fast ausschließlich landwirthschaftliche Rohstoffe, vor allem auch Getreide, bis zu zwei Drittel ihres Werthes beleiht.

In allen diesen Punkten zeigt die Reichsbank sowohl dem „Mittelstand" als der Landwirthschaft gegenüber ein beträchtlich größeres Entgegenkommen, als die Bank von Frankreich. Daran wird nichts geändert durch die häufig betonte Thatsache, daß das Wechselportefeuille der Bank von Frankreich eine größere Anzahl kleiner Wechsel enthält, als das Wechselportefeuille der Reichsbank. Der Grund ist nicht etwa, daß die Reichsbank kleine Wechsel zurückweist, sondern einfach, daß es in Deutschland nicht entfernt soviel kleine Wechsel gibt, als in Frankreich; denn die Sitte, auf kleine Beträge zu ziehen, ist in Frankreich weit mehr verbreitet, als bei uns.

Während unsere Agrarier, welche den Patriotismus geradezu monopolisiren möchten, die Reichsbank verketzern, und die Bank von Frankreich in den Himmel heben, ist es doch ergötzlich anzusehen, wie in Frankreich bei den Debatten über die Erneuerung des Privilegiums der Bank von Frankreich von französischen Parlamentariern die Reichsbank als leuchtendes Vorbild für die Berücksichtigung des „Mittelstandes" und der Landwirthschaft gepriesen wurde. Während unsere Agrarier die Anforderungen der Reichsbank für zu streng erklären, hat in Frankreich der Ministerpräsident Méline, ein „Ultra-Agrarier", wie ihn Herr v. Kardorff nennt, die beträchtlich strengeren Anforderungen der Bank von Frankreich als unerläßlich für die Solidität dieses Instituts und die Sicherheit des französischen Geldwesens erklärt. So viel Einsicht ist freilich nach den bisherigen Proben von unseren Agrariern nicht zu erwarten, sogar wenn sie wie Herr Gamp nach der Bezeichnung des Grafen Mirbach nur kümmerliche „Pseudo-Agrarier" sind.

Was soll nun in diesem Zusammenhang das Verlangen nach Verstaatlichung der Reichsbank?

Offenbar hofft man, die eben gekennzeichneten Forderungen leichter durchsetzen zu können, wenn an die Stelle des privaten Kapitals, auf welchem die Reichsbank begründet ist, staatliche Mittel getreten sind. Denn es gibt ja selbst unter den Agrariern noch Leute, welche der rückständigen Anschauung huldigen, man könne der mit Privatkapital wirthschaftenden Reichsbank nicht zumuthen, Geld auf Nimmerwiedersehen auszuleihen, wenn es auch zu dem löblichen Zweck der Unterstützung nothleidender Landwirthe verlangt wird. Dagegen können einer ausschließlich mit Staatsmitteln wirthschaftenden Reichsbank doch wohl nur die ödesten Manchesterleute die „edle und hohe Aufgabe" abstreiten, die „wirthschaftlich Schwächeren" zu unterstützen und der Nothlage der Landwirthschaft durch die Diskontirung nothleidender Wechsel nach Kräften zu steuern, zumal da sich ja die Bank jederzeit auch für die stärksten Verluste durch eine etwas ausgiebigere Benutzung der Notenpresse schadlos halten kann. Was dabei aus der Reichsbank wird, was aus dem Kredit der Reichsbanknote, was aus der deutschen Valuta — danach krähen die agrarischen Hähne nicht!

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Karl Helfferich.

*) Man vergleiche den ausführlichen Artikel der „Nation", Jahrgang XIII, Nr. 31, über: „Die Sicherheit der preußischen landwirthschaftlichen Pfandbriefe"

Parlamentsbriefe.

VII.

Der Gesetzentwurf über die Regelung der Disziplinarverhältnisse der Privatdozenten hat im preußischen Abgeordnetenhause eine Behandlung erfahren, die seine Tendenz völlig klargestellt hat. Man könnte dem Gesetzentwurf passender den Titel geben: „Gesetz zum Zwecke der Ausschließung der Sozialdemokraten vom akademischen Lehramte.“ Gerade durch diese offenbare Tendenz bekommt der Entwurf eine größere politische Bedeutung. Er ist ein kleines Sozialistengesetz oder ein kleines Umsturzgesetz, indem er die Rechtsgleichheit für eine bestimmte politische Partei beseitigt und eine bestimmte politische Ueberzeugung zum Hindernisse für die Bekleidung eines staatlichen Amtes macht. Daß es sich hier einstweilen nur um die sozialdemokratische Partei und um sozialdemokratische Ueberzeugungen handelt, ändert nichts an der Tragweite dieser Maßnahme. Es ist rein willkürlich, die Sozialdemokratie von den übrigen politischen Parteien um deswillen in der staatlichen Behandlung zu sondern, weil die Sozialdemokratie, wie man sich wohl auszudrücken pflegt, „die Grundlagen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung verneint“.

Diese Verneinung ist ein bloßes theoretisches Unterfangen und hindert keinen Sozialdemokraten, die Pflichten des Staatsbürgers in vollem Umfange zu erfüllen, speziell soweit das Steuerzahlen und die Militärpflicht in Betracht kommen. Mit demselben Rechte, wie man hier die Anhänger der Sozialdemokratie wegen ihrer politischen Ueberzeugungen von dem Privatdozentenberufe ausschließen will, kann man das auch mit jeder anderen politischen Partei thun. Darin liegt die prinzipielle Bedeutung dieses Gesetzentwurfes. Im reaktionären Jargon gelten ja heute schon die Freisinnigen als Vorfrucht der Sozialdemokratie; es kommt nur auf ein hinreichend reaktionäres Ministerium an, damit die Vorfrucht genau so behandelt wird wie die Nachfrucht.

Ganz mit Recht ist dann ferner seitens des Centrums darauf hingewiesen worden, daß, wenn man einmal damit beginnt, einzelnen Personen um deswegen das Lehren an den Universitäten zu verbieten, weil sie politische Ueberzeugungen haben, die den staatlichen Machthabern nicht gefallen, man doch konsequent einen Schritt weiter gehen und den staatlich angestellten Universitätslehrern überhaupt eine Schranke setzen muß in dem, was sie lehren dürfen. Die aus dem Umsturzgesetz bekannten Kategorien: Religion, Ehe, Monarchie, Eigenthum treten demgemäß wieder in die Erscheinung, und es ist nur logisch, wenn man auch zu ihrem Schutze die Disziplinargewalt der Regierung in Anspruch nimmt.

Wir haben es hier in der That mit einem kleinen Umsturzgesetz zu thun. Daß dieser Versuch, die Sozialdemokratie mit Disziplinarvorschriften gegen die Privatdozenten zu bekämpfen, sehr erfolgreich sein werde, nehmen wohl selbst seine Urheber nicht an. Unseres Erachtens ist er ausschließlich kompromittirend. Ein Dutzend sozialdemokratischer Privatdozenten könnten in jahrelanger agitatorischer Arbeit für die Sozialdemokratie nicht so viel erwirken, als es dieser gesetzgeberische Mückenstich vermag. Herr Arons, zu dessen Ehren der Gesetzentwurf inszenirt ist, wird mehr freie Zeit bekommen als bisher, um sich der sozialdemokratischen Agitation zu widmen. Zahllose Anhänger der Sozialdemokratie werden das Gefühl haben, daß seitens des Staates eine ungerechte und kleinliche Maßregel durchgesetzt werde, und aufrichtige liberale Gegner der Sozialdemokratie werden sich nicht des Gefühls einer gewissen Beschämung entziehen können, daß die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung solcher Mittelchen bedarf, um vor der grimmigen Sozialdemokratie bewahrt zu werden.

Der Reichstag hat sich an mehreren Sitzungstagen mit auswärtiger Politik beschäftigt. Dem neuen Staatssekretär des Auswärtigen, Herrn v. Bülow, wurde dabei Gelegenheit gegeben, sein unleugbar großes diplomatisches Geschick auch in der parlamentarischen Debatte zu erweisen. Die Erklärungen, welche er zur Erläuterung unserer ostasiatischen und unserer kretensischen Politik gab, erfreuten sich der Zustimmung nahezu des ganzen Hauses. Selbst die Opposition der Sozialdemokratie war matt und ohne jede praktische Pointe. Nach den Erläuterungen des Herrn v. Bülow wird Deutschland Kiautschau eine Freihafenstellung geben und überhaupt in China den Grundsatz zu bethätigen suchen: „Leben und leben lassen.“ Ins Handelspolitische übersetzt, heißt das: Freihandel treiben, womit wir wirthschaftlich Liberalen gewiß Ursache hätten, zufrieden zu sein. Die Möglichkeit, mit anderen europäischen oder amerikanischen Großmächten in Konflikt zu gerathen, verringert sich außerdem in demselben Maße, wie der Grundsatz der freien Konkurrenz aller Kulturländer in China zur Durchführung gelangt. Es zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit wieder recht deutlich, in wie hohem Maße gerade das Prinzip des Freihandels den Interessen des friedlichen Völkerverkehrs entspricht.

Dem gewandten und belesenen Herrn Staatssekretär widerfuhr bei der Darlegung unserer in Ostasien zu befolgenden Politik übrigens — nebenbei bemerkt — ein Lapsus, der beweist, daß Herr v. Bülow augenscheinlich im Völkerrecht bewanderter ist als in der Bibel. Er verglich die Rolle der Deutschen in China mit der der Makkabäer, die zugleich mit der Kelle und dem Schwert ihren politischen Aufgaben nachgekommen seien. Es liegt hier eine Verwechselung der Makkabäer mit Nehemia vor, der im 4. Kapitel seines Buches von sich und seinen Zionisten aussagt, daß sie mit der Kelle in der Hand und zugleich mit dem Schwert an der Hüfte die zerstörten Mauern Jerusalems wieder aufbauten.*) Das Heldengeschlecht der Makkabäer tritt erst 300 Jahre später als Nehemia in die Geschichte ein.

Die Rolle, die Deutschland bei der kretensischen Frage spielt, wurde von dem Herrn Staatssekretär charakterisirt als die Rolle des Flötenbläsers im europäischen Konzert und zugleich wurde angedeutet, daß, wenn die Dissonanzen in diesem Konzert zu groß werden sollten, Deutschland die Flöte auf den Tisch legen und den Konzertsaal verlassen werde. Der musikalische Vergleich ist wohl mehr geistreich als zutreffend. Der Konzertsaal heißt Europa, und diesen Konzertsaal zu verlassen, dürfte für Deutschland doch wohl nicht gut angehen.

Ueber den Stand der Verhandlungen mit England, betreffend die Erneuerung des zum 31. Juli d. J. gekündigten deutsch-englischen Handelsvertrages, gab Herr v. Bülow die Erklärung ab, daß die deutschen Vorschläge nach London abgegangen, eine Antwort aber noch nicht eingetroffen sei. Hoffen wir das Beste von dem weiteren Verlauf dieser Verhandlungen. Eine konsequente Fortführung der segensreichen Caprivi'schen Handelsvertragspolitik ist allerdings von der gegenwärtigen Reichsregierung nicht zu erwarten. Gerade in dieser Beziehung erweist sie sich außerordentlich schwach, so schwach, daß sie es nicht einmal für angezeigt hielt, den ungerechtfertigten Angriffen auf die gegenwärtig doch noch immer herrschenden Caprivischen Handelsverträge auch nur mit einem Worte entgegen zu treten. Früher gab es so etwas, was man die Kontinuität der Regierung nannte, heute können die Agrarier sich in Vorwürfen gegen eine Politik nicht genug thun, welche seinerzeit von dem Kaiser Wilhelm II. mit den höchsten Ehrentiteln belegt wurde, und die Staatsmänner der heutigen Regierung schweigen dazu mäuschenstill und überlassen es Freisinnigen und Sozialdemokraten, die unmittelbaren Vorgänger der gegenwärtigen Minister zu vertheidigen. Das gibt zu denken.

*) Buch Nehemia, Kap 4, Vers 18: Und ein Jeglicher, der da baute, hatte sein Schwert an seine Lenden gegürtet und bauete also, und der mit der Posaune blies, war neben mir.

Die famose Branntweinliebesgabe hat den Reichstag in der abgelaufenen Woche auch einmal wieder beschäftigt. Die Agrarier versuchten das alte dialektische Kunststück, diese Liebesgabe als eine bloße Fiktion und zugleich als eine ungenügende Entschädigung darzustellen. Angesichts der Branntweinsteuernovelle, in der die Gabe auf Heller und Pfennig für die nächsten fünf Jahre berechnet ist — sie wird in dieser Periode 44 Millionen Mark pro anno übersteigen — war der agrarische Versuch der Vertuschung von vornherein des Mißerfolges sicher. Die Agrarier leugnen, die Liebesgabe erhalten zu haben, weil sie keine Sättigung verspüren. Mit demselben Rechte könnte Jemand, dem man eine Flasche Wein schenkt, nach erfolgtem Genuß auch bestreiten, den Wein bekommen zu haben, weil er ihm nicht bekommen sei.

Proteus.

Die Obstsperre.*)

Das in den letzten Januartagen urplötzlich erfolgte Verbot der Einfuhr amerikanischen Obstes und die Beschlagnahme einiger Sendungen amerikanischer Früchte, die in zwei deutschen Hafenstädten stattfanden, haben begreiflicher Weise weit über die zunächst betheiligten Kreise hinaus großes Aufsehen erregt und eine gewisse Bewegung hervorgerufen. Daß dann aber dem ersten Erlaß alsbald ein zweiter, dritter und vierter folgte, welche die zuerst angeordneten Maßregeln einschränkten und theilweise widerriefen, war ein deutlicher Beweis dafür, daß bureaukratischer Uebereifer, verbunden mit mangelnder Sachkenntniß, einmal wieder weit über das Ziel hinaus geschossen hatte.

Unter dem Eindruck des ersten Berichts mußte der Verdacht rege werden, daß man das Erscheinen des Pflanzenschädlings als einen willkommenen Vorwand benutzen wolle, um der Einfuhr von amerikanischem frischen Obst in Deutschland überhaupt ein Ende zu machen. Daß diese Auffassung auf die ersten Nachrichten von dem erlassenen Verbot hin in Amerika, wie es scheint, die allgemeine war, darf uns nicht wundern. Aber die maßgebenden Persönlichkeiten drüben, welche vermuthlich von Deutschland aus über den wahren Sachverhalt und Endzweck aufgeklärt waren, traten in loyaler Weise sofort jeder feindseligen Agitation entgegen, indem sie darthaten, daß die deutsche Regierung vollkommen in ihrem Rechte sei und lediglich eine Pflicht erfülle, wenn sie gegen die Einschleppung eines dem Obstbau ernste Gefahr drohenden Schädlings geeignete Maßregeln ergreife.

Indessen vom deutschen Standpunkt aus muß man es doch bedauern, daß die deutschen Behörden, offenbar auf einen sehr einseitigen Bericht hin, sich veranlaßt gesehen haben, in so „schneidiger" Weise vorzugehen. Das Ansehen der Regierung wird sicherlich nicht dadurch gestärkt, daß sie ohne Noth Maßnahmen anordnet, die am nächsten Tage zurückgenommen werden müssen.

Von vornherein war es schon eine etwas seltsame Maßregel, zur Untersuchung des Sachverhalts, wie offiziöse Blätter dies jetzt berichten, ein Mitglied des Reichsgesundheitsamtes nach Hamburg zu schicken. Wäre da nicht ein mit entomologischen Kenntnissen ausgestatteter Botaniker oder Gärtner besser am Platze gewesen, als ein Hygieniker? Ein seltsamer hygienischer Jargon macht sich denn auch noch in den amtlichen Mittheilungen und offiziösen Auslassungen bemerklich, in denen von „verseuchten" Distrikten und „verseuchtem" Obste die Rede ist. Man nennt doch nicht ein Zimmer, in welchem sich eine Ueberzahl dem Menschen lästiger Insekten findet, oder eine Person, die deren an ihren Kleidern trägt, „verseucht".

Dieser seltsame Sprachgebrauch hat denn auch bei Unkundigen schon die Vorstellung hervorgerufen, als ob die Früchte selbst krank, und ihr Genuß für den Menschen gesundheitsgefährlich wäre. Es wird deshalb in der Presse bereits das Verlangen gestellt, die Einfuhr der Früchte aus Amerika überhaupt zu verbieten, weil man doch nicht jede einzelne auf ihren Gesundheitszustand untersuchen könne, eine oberflächliche Untersuchung von außen aber nichts nütze. In amtlichen Mittheilungen sollte man doch einen solchen Mißverständnisse veranlassenden Sprachgebrauch vermeiden.

Die Sperrmaßregel, wie sie jetzt durch den Bundesrathsbeschluß festgestellt worden ist, muß ihrer Tendenz nach als vollberechtigt angesehen werden. Drohen dem deutschen Obst- und Pflanzenbau wirklich von Seiten jenes in den Unionsstaaten seit Kurzem aufgetauchten Insekts so große Gefahren, so ist es nothwendig, auf Schutz dagegen bedacht zu sein. Ob aber die jetzt angeordneten Maßnahmen in allen Einzelheiten zweckentsprechend und nothwendig sind, verdient allerdings eine nähere Prüfung. Bei der Regelung des Verkehrs darf man sich nicht mit dem Satze trösten: „Hilft's nichts, so schadet's auch nichts".

Ueber die „San José-Schildlaus", für die erst aus dem Bundesrathsbeschluß die wissenschaftliche Bezeichnung Aspidiotus perniciosus ersichtlich wird, haben wir in Deutschland selbst glücklicher Weise noch keine praktischen Erfahrungen machen können, da das Insekt noch nicht in unsere Obstpflanzungen und Gärten eingedrungen ist.

Die Schilderungen von dessen Lebensweise und den von ihr angerichteten Verheerungen fußen lediglich auf den aus Amerika stammenden Berichten.

Es gibt allerdings in unsern Gärten und Gewächshäusern eine große Anzahl zu den Genus Aspidiotus oder Coccus gehörender Arten. Dr. Frank, Professor an der landwirthschaftlichen Hochschule, auf welchen die Begründung des Bundesrathsbeschlusses vorzugsweise sich bezieht, führt in der 1896 erschienenen zweiten Auflage seines Handbuches: „Die Krankheiten der Pflanzen", deren mehr als 40 auf, der Aspidiotus perniciosus ist aber nicht darunter, war also dem Verfasser damals wohl noch unbekannt. Unsere Obstbäume, Weinreben, Himbeeren, Erdbeeren haben, jede Pflanzenart ihre besonderen, Schildlausarten, nicht minder die Orangen und eine Anzahl Gewächshauspflanzen. Die auf den Bäumen und Gesträuchen des freien Landes lebenden Arten können unter Umständen ja auch lästig fallen, sie werden aber nur dann gefährlich, wenn die von ihnen befallenen Pflanzen arg vernachlässigt werden. Da sie nur an den Holztheilen überwintern, so können sie zur Zeit, wo diese Gesträuche blattlos sind, durch scharfe Bürsten, schwach ätzende oder fettige Flüssigkeiten leicht beseitigt werden. Nur die auf immergrünen Pflanzen lebenden Arten sind schwieriger zu vertilgen, weil die von ihnen besetzten Pflanzen eben jene Mittel anzuwenden nicht gestatten. Der Apfelbaum beherbergt bereits eine solche Schildlausart, den Aspidiotus linearis (Komma-Schildlaus), die auch aus Nordamerika gekommen sein soll, jetzt aber wohl in ganz Europa seit langer Zeit schon verbreitet ist, ohne daß aber gerade besonders große Nachtheile durch sie hervorgebracht werden. Die Orange-Schildlaus ist in Italien weit verbreitet, findet sich auch deshalb auf den zu uns kommenden Früchten. Es ist aber bis jetzt Niemandem eingefallen, etwa ein Verbot oder die Erschwerung der Einfuhr für Orangen und Citronen zu verlangen.

Die Lebensweise der bis jetzt in Europa verbreiteten Schildläuse ist in der That der Art, daß stärkere Beschädigungen der Kulturpflanzen, auf welchen sie leben, nicht zu befürchten sind, so lange diese nicht im äußersten Grade vernachlässigt werden. Die auch in neuerer Zeit erst auf-

*) Anm. der Redaktion: Der Verfasser dieses Artikels ist z. Zt. Vize-Präsident des Deutschen Pomologen-Vereins und treibt seit einem halben Jahrhundert Obstzucht.

getretene aber zu einer anderen Familie gehörige Blutlaus ist in dieser Beziehung weit gefährlicher.

Der deutsche Name Schildlaus charakterisirt diese Schädlinge genügend. In erwachsenem Zustande tragen sie ein aus eigenen Saftausschwitzungen gebildetes hornartiges Schild über sich, welches auf der Rinde des Zweiges fest aufsitzt und bei oberflächlicher Betrachtung leicht für eine Wucherung der Rinde selbst gehalten werden kann. Unter diesem Schilde legen die Weibchen ihre Eier ab. Die nur in geringer Zahl auftretenden Männchen allein sind geflügelt, die Weibchen stets flügellos. Sobald die den Eiern entschlüpften Jungen etwas herangewachsen sind, kriechen sie unter dem schützenden Schilde der dann meist todten Mutter hervor, wandern eine kurze Zeit umher, um eine Stelle an junger Rinde zu suchen, an welcher sie sich festhängen und bleibend niederlassen. Die festgesogenen Weibchen verlassen ihren Platz nie wieder, die Entwicklung des Schildes beginnt alsbald. Die geschlechtsreif gewordenen Männchen suchen dann die bereits festsitzenden Weibchen auf, um sie zu befruchten und alsbald abzusterben.

Es liegt auf der Hand, daß Thiere mit solcher Lebensweise eine rasche Ausbreitung auf weite Entfernungen hin nicht befürchten lassen. Die geflügelten Männchen können keine Eier legen oder umhertragen und die Eier legenden Weibchen sitzen an einer Stelle fest.

Die Lebensweise des Aspidiotus perniciosus soll nun freilich von der der Geschlechtsgenossen in mancher Beziehung abweichen. Man ist aber, wie schon erwähnt, hier lediglich auf die Darstellungen amerikanischer Forscher und Schriftsteller angewiesen, weil man in Europa noch keine Gelegenheit gehabt hat, biologische Beobachtungen und Untersuchungen vorzunehmen.

Zunächst unterscheidet sich die San-José-Schildlaus von ihren Geschlechtsgenossen dadurch, daß sie nicht, wie jene, Eier legt, sondern junge Thiere zur Welt bringt. Aber diese jungen Thiere bleiben gleichfalls, wie es bei den Eier legenden Schildläusen der Fall ist, unter dem Schutze des mütterlichen Schildes bis sie einen gewissen Entwicklungsgrad erreicht haben. Das Umherwandern, welches sie alsdann beginnen, soll nach den übereinstimmenden Berichten der amerikanischen Forscher Howard und Marlatt, auf welche vorzugsweise die deutschen Lebensbeschreibungen sich stützen, nur einige Stunden dauern, in welcher Zeit diese winzigen, flügellosen Thierchen je nur kurze Entfernungen zurückzulegen vermögen. Bei den in Washington auf Topfpflanzen, die eigens für diese Versuche hergerichtet waren, gehaltenen Schildläusen beobachtete man, daß die herumwandernden Jungen sich nie weiter als zwei Zoll von ihrer Geburtsstätte entfernten.

Mehr in das Gewicht fallend dürfte der Unterschied sein, daß die San-José-Schildlaus ihre lebendigen Jungen in mehreren auf einander folgenden Perioden unausgesetzt zur Welt bringt, während die europäischen Geschlechtsgenossen es bei dem einmaligen Eierlegen bewenden lassen.

Bei den in Washington angestellten Beobachtungen will man gefunden haben, daß vier solcher Geburtsperioden den Sommer über stattfanden; es sei noch eine fünfte gefolgt, welche aber nur unvollkommene Junge geliefert habe. Die jungen Weibchen seien nach etwa 40 Tagen wiederum gebärfähig. Innerhalb 24 Stunden würden immer 9—10 Junge zur Welt gebracht.

Die Beobachter selbst bemerken aber, daß diese Angaben theilweise nur auf Vermuthungen beruhen, weil ja der Geburtsakt unter dem undurchsichtigen Schilde vor sich gehe, unter welchem die Jungen nach der Geburt noch eine Zeit lang verblieben.

In Washington hat man nun in dem Versuchs-Insektarium von jeder Generation je ein recht vollkommenes geschlechtsreifes Weibchen einzeln auf eine Topfpflanze gesetzt, weiter beobachtet und die von jedem zur Welt gebrachten Jungen gezählt. Man ist dabei zu dem Ergebniß gekommen, daß die Nachkommenschaft eines einzigen überwinterten Weibchens während eines Sommers 1 608 040 200 Weibchen betragen würde, wohlverstanden unter der Voraussetzung, daß alle zur Welt gekommenen Jungen am Leben blieben und sich fortpflanzten.

Nimmt man nun an, so sagt jener offizielle amerikanische Bericht weiter, daß ungefähr ebenso viele Männchen geboren würden, so ergäbe dies eine Gesammtnachkommenschaft eines einzigen Weibchens von 3200 Millionen während eines Sommers!

Die mögliche Nachkommenschaft von mehr als drei Milliarden figurirt denn auch in der Begründung des Bundesrathsbeschlusses, welche der „Reichsanzeiger“ bringt.

Es ist hinlänglich bekannt, daß eine einzige erwachsene Auster in einem Sommer über eine Million junge Austern hervorbringt. Wie froh würden wir sein, wenn auf unseren Austernbänken auch nur der 10 000ste Theil dieser den Austernschalen entschlüpfenden Nachkommen zur vollen Ausbildung käme! Zumal da die Auster beide Geschlechter in sich vereinigt und also jedes Individuum Junge in die Welt setzt!

Solche Phantasierechnungen haben vielleicht ein gewisses Interesse für die Wissenschaft; aber für die Praxis haben sie nur einen bedingten Werth, am Wenigsten darf die Gesetzgebung sich auf sie als eine sichere Grundlage stützen.

Wenn jene Schildläuse in solchen Massen kurz nach einander geboren werden, aber in den wenigen Stunden des Herumschweifens vor dem endgültigen Festhängen sich nur eine kleine Strecke weit von der Mutter entfernen, so müssen sie natürlich sich in dichten Haufen übereinandersetzen, wie das ja auch die amerikanischen Berichte erwähnen. Dann muß aber erklärlicher Weise die Mehrzahl dieser Thiere von der Fortpflanzung ausgeschlossen bleiben und so zu Grunde gehen. Diese Klumpen nun sind an den befallenen Zweigen leicht zu entdecken und durch geeignete Mittel zu beseitigen. In den ausgedehnten amerikanischen Obstpflanzungen, zu deren Kultur des hohen Tagelohns wegen nur sehr wenige Arbeitskräfte vorhanden sind, fehlt es offenbar an Augen und Händen, welche diese Beobachtung und Vertilgung genügend durchzuführen im Stande sind. In deutschen Baumschulen und Obstpflanzungen würde es verhältnißmäßig ein Leichtes sein, diesen Vernichtungskampf vorzunehmen. Ein Vergleich mit der Reblausgefahr, wie solcher auch in den Auslassungen des „Reichsanzeigers“ angestellt wird, ist hier gänzlich verfehlt. Die Reblaus arbeitet im Boden, also für den Weinbauer unsichtbar. Sie kann Jahrzehnte lang bereits vorhanden sein und ihr Verwüstungswerk geübt haben, ohne daß der Rebbergsbesitzer von ihrer Existenz auch nur eine Ahnung hat. Sie ist in beiden Geschlechtern beflügelt und kann durch den Wind meilenweit fortgeführt werden. Und ihre sichere Vertilgung kann nur erfolgen, indem die Rebstöcke selber vernichtet werden und der Boden, in welchem sie gestanden, fußtief mit Chemikalien durcharbeitet wird.

Wie anders steht es mit der Auffindung und Beseitigung der an den Baumzweigen sitzenden Schildläuse!

Nach diesen Darstellungen, welche sich auf die auch von der Reichskommission benutzten amerikanischen Mittheilungen stützen, wird wohl der Unbefangene im Stande sein, sich eine Vorstellung darüber zu machen, ob die vorliegende Gefahr wirklich eine so überaus drohende und große ist, wie es die ungewöhnlichen zur Beseitigung ergriffenen Maßregeln vermuthen lassen müssen.

Um aus dem Erörterten das Endergebniß zu ziehen so darf man wohl sagen:

Die Reichsbehörden waren in ihrem Rechte und erfüllten in dankenswerther Weise nur ihre obliegende Pflicht, als sie dieser den Volkswohlstand neu bedrohenden Gefahr ihre volle Aufmerksamkeit zuwendeten.

Was nun die angeordneten Maßregeln im Einzelnen angeht, so ist das Verbot der Einfuhr von lebenden Pflanzen vielleicht einstweilen vollkommen gerechtfertigt.

Deutschland bezieht zur Zeit sehr wenig lebende Pflanzen aus Amerika, so daß die deutsche Gärtnerei und der Pflanzenhandel durch ein solches Einfuhrverbot nicht erheblich berührt wird. Diese Sperrmaßregel ist aber in der That am meisten geeignet, die Einschleppung des Schädlings zu verhüten.

Weniger begründet dürfte das Verbot sein: der Einführung „frischer Pflanzen-Abfälle aus Amerika, ferner der Fässer, Kisten und sonstiger Gegenstände, welche zur Verpackung oder Verwahrung derartiger Waaren oder Abfälle gedient haben“. Nach dem, was man bis jetzt von der Lebensweise des Aspidiotus p. kennt, dürfte es schwer erfindlich sein, wie von diesem Material aus, das man ja doch nicht in die Obstgärten und Baumschulen zu bringen pflegt, eine Verbreitung des flügellosen Insekts auf die frischen Obst- und Gehölzzweige erfolgen kann, auf denen allein es sein Leben zu fristen vermag. Die Aufnahme dieses Verbots dürfte wohl eine Reminiscenz an das Reblausgesetz sein, welches eine Reihe überflüssiger, aber sehr belästigender Bestimmungen enthält, wie die Praxis längst anerkannt hat.

Die Einfuhr von Obst selbst ist ja nur bedingungsweise verboten, wenn nämlich „eine an der Eingangsstelle vorgenommene Untersuchung das Vorhandensein der San-José-Schildlaus an den Waaren oder dem Verpackungsmaterial festgestellt hat.“

Aber wie will man diese Untersuchung vornehmen? Sollen die aus Amerika anlangenden Apfeltonnen aufgeschlagen und die in jeder befindlichen 4–500 Aepfel einzeln untersucht und wieder verpackt werden?

Hier kommt Alles auf die Art der Ausführung an. Unter Umständen kann diese Bestimmung die Wirkung eines direkten Einfuhrverbots erhalten. Das ist jedenfalls eine sehr üble Zugabe zu der in ihrer Absicht gerechtfertigten Maßregel.

Auch hier muß daran erinnert werden, daß es nicht recht begreiflich ist, wie von den Ueberbleibseln des Obstes aus eine Verbreitung des Insekts in die Baumgärten erfolgen kann.

Da bleibt denn nur der Wunsch und die Hoffnung übrig, daß der Reichskanzler von der ihm ertheilten Ermächtigung, „Ausnahmen von dem Verbot zu gestatten und die erforderlichen Sicherheitsmaßregeln anzuordnen“, den Gebrauch mache, welcher im Interesse des Verkehrs einerseits, wie der Wissenschaft andrerseits verlangt werden muß.

Kiel. Wilh. Seelig.

Zum Problem des Centrums.

L. J. Chr. Freiburg, 26. Sept. 1896.

Mein lieber Mamert!

Du — ich denke, daß wir das vertrauliche Du, wie ehedem, wieder gebrauchen — wirst Dich wundern, daß ich Dir schreibe. Es geschieht im Auftrage des Herrn Domkapitulars Dr. Schmitt. Er hat von den Verhältnissen des Bonndorfer Pfarrhofs Kenntniß, ebenso kennt er Deine Standhaftigkeit. Gott erhalte sie Dir noch weiter! Du wirst nun ersucht, was Dir über den ärgerlichen Lebenswandel Deines Herrn Prinzipals bekannt ist, dem Herrn Domkapitular oder, falls das Dir zu unlieb wäre, mir in einem Briefe mitzutheilen. Dabei ist immer anzugeben: 1. ob Du die Angabe aus eigener Beobachtung geschöpft oder, 2. ob vom Hörensagen. Ebenso wird es zu wünschen sein, daß Du angibst, ob die einzelnen Angaben vollständig sicher sind, oder mehr oder weniger begründete Vermuthungen. Ebenso setzt man voraus, daß Du, wie es einem Manne und Priester geziemt, für die Angaben bei einer etwaigen Untersuchung eintrittst. Das ist es, was ich Dir im Auftrag des Herr Domkapitulars zu schreiben habe — Privatim füge ich noch Folgendes bei: 1. Ehe Du schreibst, bete, überlege und prüfe, und zwar bis ins Einzelne. 2. Dann aber, was als wahr erkannt, felsenfest niedergeschrieben und ja kein falsches Mitleid. Es handelt sich um die Abwendung eines großen Aergernisses und um die Rettung vieler Seelen, auch um die eines Konfraters! Deshalb Muth, Gebet! Ich verspreche Dir, daß ich täglich für Dich bete. Gott und Mariens Schutz empfohlen. Dein Schofer.

NB. Bewahre den Brief gut und gib sofort Nachricht, ob Du ihn erhalten hast!

Diese geistliche Epistel, kurz vor Weihnacht ans Licht gebracht, hat in den letzten Wochen bei uns in Baden die Rolle eines öffentlichen Dokuments gespielt, eines politischen Aktenstückes, um das sich ein gut Theil der Diskussion drehte von der Tribüne der Kammer an bis zum kleinsten Winkelblatt und bis zum letzten Stammtisch: ja der Brief hat sich bei zwei Nachwahlen zur Kammer anerkanntermaßen als das brauchbarste Wahlinstrument erwiesen. Er kam nach den Wahlen wie gerufen für unsere Nationalliberalen, die bekanntlich damals schlechte Geschäfte gemacht hatten, und nun sich seiner bemächtigten, um allen ihren Grimm an dem geschworenen Gegner, dem Centrum, auszulassen. Das war von ihrem Standpunkt aus und für ihren Zweck begreiflich. Im übrigen: dieser hochwürdige Repetitor Schofer vom priesterlichen Konvikt zu Freiburg i. B., der sich mit dem frommen Gruße L. J. Ch. — laudetur Jesus Christus! — an das weniger fromme Werk macht, seinen ehemaligen Zögling, den nunmehrigen Vikar, „seinen lieben Mamert“, aufs Denunziren seines Prinzipals abzurichten, dessen Tisch- und Hausgenosse er ist, diese Gewissensverrenkung, die in demselben Athem detaillirte Instruktionen über die Spionage hinter dem Rücken des priesterlichen Vorgesetzten gibt und dann — ihr privatissimum mit den Worten schließt: Gott und Mariens Schutz empfohlen! das ist gewiß ein Kabinetsstück, an dem man seine Freude haben kann, und darum habe ich die Epistel auch in ihrem Wortlaut wiedergegeben. Es ist die Atmosphäre der lettres provinciales, für jeden Kenner ein brillantes Genrebildchen aus den intimeren Partien der ecclesia militans, ein sehr feines Stillleben aus der Kleinarbeit drinnen in dieser großen Werkstatt. Ja, das ist es, aber Neues nicht! Hier heißen sie Schofer, Schmidt, Mamertus und — unsichtbar und ungreifbar und doch so sichtlich dahinter — Centrum; früher hieß es anders; die Namen wechseln, das System, das solche Früchte zeitigt, bleibt, und dieses System sollte man nachgerade kennen. Insofern finde ich nichts Neues in dieser Epistel, die in diesen Wochen und heute noch so viel Staub bei uns in Baden aufwirbelt. Dagegen sehe ich hinter ihr eine Frage auftauchen, die hundertmal mehr Beachtung verdient als alle Pfaffenstücke dieser Art. Man vergegenwärtige sich den Sachverhalt Der Pfarrer einer großen katholischen Gemeinde lehnt es ab, Centrumspolitik zu treiben, überhaupt politische Agitation zu machen, aus religiösen Gründen, aus Interessen der Frömmigkeit, die er gefährdet sieht durch die Verquickung mit politischer Macht und Parteiinteressen; er ist deswegen — denn darauf resumirt sich sein in der Epistel aufs Korn genommener „ärgerlicher Lebenswandel“ — dem Centrum mißliebig, und damit offenbar auch den in der Freiburger Kurie maßgebenden Einflüssen; aber der Mann ist untadelig in seiner Amtsführung, ein hochgeachteter Priester, getragen vom Vertrauen seiner Gemeinde, anerkannt in seiner Wirksamkeit vom offiziellen Kirchenregiment. Diese in persona erwiesene Vereinbarkeit von Beiden — katholischer Priester und doch nicht Centrum — diese ganze Situation wird nun auf einmal unter der Aufmerksamkeit ganz Badens und darüber hinaus grell beleuchtet durch jenen Brief; die ganz und gut katholische Stadtgemeinde dieses Priesters

erklärt sich mit ihm solidarisch; sie und er wollen gut katholisch, aber nicht eben so selbstverständlich Parteigänger des Centrums sein. Mit anderen Worten: Hinter der Briefaffaire taucht eine prinzipielle Frage auf, die unendlich wichtiger ist als jene, aber eben gerade durch sie so grell beleuchtet wird: die Frage, ob in der That die politische Partei des Centrums und das religiöse Interesse des gläubigen Katholiken sich decken, ob Bekenntniß zum katholischen Glauben auch Bekenntniß zum politischen Centrum bedinge, ob es daneben für den Katholiken nichts anderes und kein drittes geben dürfe; mit einem Wort die Frage: Ist Katholisch = Centrum? Diese Frage ist durch die sogenannte Bonndorfer Briefaffaire, deren tiefen Eindruck bis ins letzte Dorf und bis zu den für öffentliche Dinge uninteressirtesten Leuten man kennen muß, für unser Land mit seiner zu zwei Dritteln katholischen Bevölkerung, mit seiner starken, um den dominirenden Einfluß ringenden Centrumspartei aufgeworfen, und ich habe daher diese Episode absichtlich zum Ausgangspunkt der nachstehenden Erörterungen gemacht. Ich sage zum Ausgangspunkt; denn jene Frage ist, ganz abgesehen von speziellen badischen Verhältnissen, die Frage, um die es sich bei dem Problem, das uns die Existenz des Zentrums aufgiebt, überhaupt handelt; es ist die Frage, aus der die Machtstellung des Centrums allein genügend verstanden werden kann; es ist aber zugleich auch die Frage, die, einmal irgendwo aktuell und akut geworden, für das Centrum selbst die über Sein oder Nichtsein entscheidende sein wird.

Wie oft hat man das schon von ganz anderen Dingen behauptet! Von der agrarischen Interessenpolitik, die einen Keil ins Centrum hinein treiben werde, von dem Gegensatz zwischen seinem sogenannten aristokratischen und demokratischen Flügel, der eines Tages zu einer Trennung führen müsse. Alle diese Prophezeiungen sind zu Schanden geworden! Nicht deswegen weil diese Gegensätze ausgeglichen worden wären; nein, sie bestehen; das Centrum hat sich die Sache sehr einfach gemacht. Anstatt sich über dem Agrarierthum zu verunreinigen, ist es selber agrarisch geworden; anstatt die aristokratisch-gouvernementalen Elemente vor den Kopf zu stoßen, ist man selbst so etwas wie gouvernemental, Regierungspartei, geworden. Selbst so schwere politische Sünden, wie das Eintreten für die Umsturzvorlage, im Widerspruch zu den seiner Zeit am eigenen Leibe gemachten Erfahrungen, hat seine Anhängerschaft, wie man heute wohl sagen kann, nicht irgendwie nachhaltig irritirt.

Daß das Centrum sich das leisten und jene vorhandenen Gegensätze verdauen konnte und kann, legt nicht nur Zeugniß für seinen guten Magen ab, den es ja mit seiner Nährmutter, der Kirche theilt, sondern auch für die Tragfähigkeit der eigentlichen Basis, auf der es ruht und die man allerdings gründlich verkennt, wenn man das Wanken des Centrumthurms aus irgendwelchen auch noch so wichtigen politischen oder wirthschaftlichen Gegensätzen prophezeien zu können glaubte. Wie es keinen Faktor giebt, der von Anbeginn an sich mehr als ein Element der Trennung und des Gegensatzes erwiesen hätte, als der religiöse, so gibt es auch wiederum keinen Kitt, der stärker und fester als dieser zusammenhält. Darauf ruht die Macht des Centrums. Darauf, daß es ihm, vor allem Dank einer fehlerhaften und weit über die Tage des Kulturkampfes zurückreichenden staatlichen Politik gelungen ist, den religiösen Faktor mobil zu machen, die Religion, die einfache, schlichte Volksfrömmigkeit, deren eine große Summe in der katholischen Bevölkerung vorhanden ist, in Bewegung zu setzen für die Zwecke der politischen Macht, den Glauben, oder wie man will, die Fiktion zu erwecken, daß das religiöse und das politische Interesse der gläubigen Katholiken sich decken, ihren adäquaten Ausdruck finden in der Formel, in der Gleichung: Katholisch-Centrum. So ist es nicht nur in Baden, sondern in ganz Deutschland, und nicht nur in Deutschland, das ist das überhaupt in der katholischen Kirche zur Herrschaft gelangte System, ihre Etablirung im Nebenamte als politische Partei, ihre Benützung der im religiösen Faktor liegenden Imponderabilien für die politischen Interessen. Und das hat dem Centrum nicht nur jene gewaltige, stetig noch sich steigernde Machtstellung auf dem Boden des neuen Reiches gegeben, sondern auch im Unterschied von allen anderen Parteien die in allem Wandel der Zeiten gleiche Zähigkeit und Geschlossenheit, die wir an ihm bewundern müssen. Selbstverständlich kommen in zweiter und dritter Linie auch andere Momente hierfür in Betracht: seine kluge Taktik, sein Innehalten einer mittleren Linie volksthümlicher Politik: aber die tiefste Quelle, aus der es schöpft, und die feste Grundlage, auf der es steht, das ist der religiös-kirchliche Faktor. Man pflegt das gewöhnlich zu unterschätzen, und es war der Fehler der meisten unserer Staatsmänner, vor allen der maßgebenden unter ihnen, daß sie mit ihrer vielgerühmten „Realpolitik“ zu wenig Auge hatten für die Kraft dieser stärksten Imponderabilien im Volksleben; aber, wenn man das eine lehrreiche Beispiel des deutschen Centrums sich betrachtet, dürfte es, um mit den Worten eines deutschen Historikers zu reden, „auch dem blödesten Auge heute deutlich sein, daß in jeder religiösen Idee, sei sie auch noch so roh und noch so sehr zu anderen Zwecken mißbraucht, eine Macht schlummert, der sich keine andere vergleichen läßt.“

Ob dieses System der Benutzung der Volksfrömmigkeit für politische Machtzwecke und Parteiinteressen, diese Identifizirung des Einen mit dem Andern der Religion selber auf die Dauer zuträglich ist, ob es sich an ihr nicht eines Tages bitter rächen wird, das ist eine Frage, die ich hier nicht weiter berühre. Jedenfalls lehrt die Erfahrung, daß, wo nach der Versuch gemacht worden ist, die einfache Frömmigkeit in eine politische Parteiformel einzuspannen und sie für politische Machtinteressen zu benützen, daß da je und je eines Tages auch die Stunde kam, wo die Religion selber dagegen reagirte. Denn in ihrem besten Sinne als einfache schlichte Herzensfrömmigkeit ist sie etwas viel zu Hohes, Reines und Heiliges, als daß sie auf die Dauer sich hierzu benutzen und — sagen wir's — mißbrauchen ließe. Der Tag, an dem diese Reaktion erfolgt, seitens der jetzt für die politische Partei des Centrums fruktifizirten religiösen Kräfte, ist der Tag, an dem dieser Thurm wirklich und unheilbar wanken wird. Nicht von agrarischen Interessenfragen, nicht von Meinungsverschiedenheiten über eine Militär- oder Vereinsvorlage, nicht von gouvernementalen oder reaktionären Allüren droht dem Centrum die ernsteste Gefahr, sondern von dem Zweifel daran, ob es denn wahr ist, daß Katholisch = Centrum, ja schon daran, daß diese Frage überhaupt gestellt wird.

Scheinbar ist davon noch nichts zu verspüren; die Stellung des Centrums scheint mächtiger denn je, und die nächsten Reichstagswahlen werden ihm wohl auch kaum schon eine nennenswerthe Einbuße bringen. Es ist auch gar nicht der Gang der Dinge, daß das im Handumdrehen geschieht; so etwas braucht Zeit, und wenn die Gesetze der Entwicklung irgendwo gelten, so hier. Aber eben deswegen will um so schärfer nach den Anzeichen solcher Entwicklung ausgeschaut sein. Diese Anzeichen sind vorhanden. Ich verweise auf die Angelegenheit von der ich ausgegangen bin. In badischen Centrumsblättern kann man jetzt alle paar Tage der Nachricht von Kundgebungen begegnen, mit welchen die Geistlichkeit dieses und jenes Kapitels dem Centrum und seiner Führung aus Anlaß der Briefaffaire und gegenüber dem Pronunciamento des Bonndorfer Stadtpfarrers ihr Vertrauen ausspricht, und wer nicht weiß, wie leicht das zu machen ist, und wer jene Dinge nur nach ihren sichtbaren Spuren mißt oder wägt, der wird allerdings mit seinem Urtheil schnell fertig sein; aber wer die Volksseele und die Interessen, denen sie zugänglich ist, kennen lernt, der bemerkt zugleich auch den still wirkenden tiefen Eindruck, den diese grelle Dissonanz ausgeübt hat.

Wenn ich erwähne, daß diese Angelegenheit sogar bei einer jüngst stattgehabten Nachwahl zwischen einem Nationalliberalen und einem nota bene protestantischen Freisinnigen dafür ausreichte, um den konfessionellen Gegensatz aufs

äußerste anzuspannen, und unter dem Eindruck jener Briefaffaire eine ganze Anzahl Freisinniger und als freisinnig gewählter protestantischer Wahlmänner auf die Seite des kulturkämpferischen Nationalliberalen herum zu bringen, so zeichnet das drastisch die tiefgehende Wirkung dieser Angelegenheit, noch über die katholische Bevölkerung hinaus. Man stelle damit die merkwürdige Thatsache zusammen, die seinerzeit auch in der „Nation" gebührend ins Licht gestellt worden ist, daß das Centrum bei den unlängst stattgehabten Landtagswahlen trotz angespanntester Agitation und trotz des denkbar günstigsten Terrains, der fast ganz katholischen Schwarzwaldbezirke, auch nicht ein einziges Mandat zu erobern vermochte, und das angesichts der Abwirthschaftung des Nationalliberalismus, der nur ihm gegenüber, aber ihm gegenüber auf der ganzen Linie siegreich blieb; sowie die fernere Thatsache, daß schon die Landtagswahlen von 1895 dem Centrum einen Verlust von 2 Kammersitzen gebracht hatten. Man müßte blind sein, wenn man hier nicht eine absteigende Linie wahrnehmen würde, ein Nachlassen der Kraft, die dem Centrum der religiöse Faktor bisher geliehen, und die durch die Wirkung der Bonndorfer Affaire noch eine weitere Schwächung erfahren wird.

Ich streife weiterhin nur die Fälle Baukhofer und Schell, die, zwar abseits von dem politischen Fahrwasser liegend, doch dem gleichen Streben nach mehr Bewegungsfreiheit in der katholischen Kirche entsprungen sind, und verweise auf die große Bauernbewegung in Bayern, welche bekanntlich ihre Existenz geradezu auf den Gegensatz gegen das Centrum und speziell gegen die das Centrum protegirende Klerisei gründet. Daß dort das Centrum Boden verliert, lehren die Ziffern jeder Nachwahl zur bayrischen Kammer.

Es ist bemerkenswerth, daß diese Anzeichen durchweg im Süden ihren Platz haben. Für den Kenner der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Katholizismus, insbesondere in diesem Jahrhundert, ist das sehr verständlich. So uniform die katholische Kirche allenthalben geworden ist, so besteht eben doch ein Unterschied des Temperaments und der geistigen Einflüsse zwischen dem Katholizismus des deutschen Nordens und dem des deutschen Südens. Die Romanisirung der katholischen Frömmigkeit, wie sie im Gegensatz zu der ein ganz anderes Gesicht zeigenden deutschen katholischen Kirche der Aufklärungszeit in den Jahren der Restauration in die Wege geleitet wurde, ist im Norden doch tiefer eingedrungen und hat die Spuren von früher gründlicher verwischt, als im Süden, wo die Nachwirkungen der Zeit eines Wessenberg, Sailer, Hirscher u. A. nicht ganz verloren gegangen sind. Im Norden, Nordwesten und Osten, so weit dort die katholische Bevölkerung in Betracht kommt, deckt sich Centrum und Katholisch viel mehr und selbstverständlicher, als im Süden. Dort sind denn auch so ziemlich alle Wahlkreise, in denen die Mehrheit der Wähler katholisch ist, auch im Besitz des Centrums; hier im Süden finden wir dagegen eine ganze Anzahl völlig katholischer Bezirke vertreten durch die geschworenen Gegner, den Nationalliberalismus; so in Baden, so in Bayern. Es wird der Süden sein, der die Breiche in den Zentrumsthurm legen wird; und es ist der Süden, in dem die ersten Anzeichen dafür sichtbar werden. Ein Fortgang dieser Entwicklung muß gehofft und gewünscht werden. Nicht aus kulturkämpferischem Uebereifer, der zu einem guten Theil die heutige Machtstellung der konfessionellen Partei des Zentrums verschuldet hat. Auch nicht aus den hier von gewisser Seite oft ins Treffen geführten nationalen Gründen. Das Centrum, das seinen Weg im neuen Reich begann an demselben Tage, da zu Versailles sein Verlangen, daß die deutsche Politik sich engagiren solle für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes, abgelehnt wurde, ist in den 27 Jahren, die seitdem ins Land gezogen sind, nicht unverändert geblieben. Windhorst der „Welfe" hat noch im Tod höchste Ehrung erfahren, und es liegt eine eigene Ironie darin, daß diese Partei weiland sehr „vaterlandsloser Gesellen" es war, aus deren Hände die Regierung vor anderthalb Jahren das spätgeborene große Zeichen nationaler Einheit, das Bürgerliche Gesetzbuch empfing. Das Centrum ist „staatserhaltend", regierungs- und hoffähig geworden, auch „national".

Allein des ungeachtet trägt das Centrum doch einen Fremdkörper in sich; denn es ist in erster Linie seinem Ursprung sowohl wie seinem letzten Ziel nach nicht eine politische, sondern eine kirchliche, eine konfessionelle Partei. Und dieselbe Quelle, aus der es seine bewundernswerthe Kraft holt, das religiös-kirchliche Element, ist zugleich auch seine Schranke und sein Defekt; denn sie bewirkt, daß es seine politische Rolle dieser Grundidee unterstellt, daß es also die politischen Dinge nicht aus politischen Prinzipien beurtheilt, sondern unter einem diesem fremden Gesichtspunkt, unter dem kirchlicher Machtinteressen.

Wohl hat, wie alles so auch die Machtstellung des Centrums seine zwei Seiten. Wenn man für diese Aera der Reichspolitik in der wir noch mitten inne stehen, die Funktion des Centrums mit der Rolle eines Radschuhs zu vergleichen versucht ist, so will dabei doch an die erste Bedeutung dieses Instrumentes auch in seiner Anwendung auf das Centrum gedacht sein: als einer, unter Umständen, zu Zeiten sehr wohlthätig wirkenden Bremse, die — wer weiß wie oft! — wenn auch nicht immer absichtlich, so doch in ihrer Wirkung das Durchgehen des Wagens verhindert hat. Vielleicht wäre ohne den Radschuh des Centrums der Wagen längst über das allgemeine gleiche, geheime und direkte Wahlrecht hinüber futschirt worden! Es wird ja eine spätere Zeit erst einmal ermessen können, wie viel oder wie wenig dem Centrum in dieser Beziehung zu danken ist. Aber darüber darf allerdings auch die andere Seite seiner Rolle und zwar die als wirklicher Hemmschuh nicht vergessen werden.

Es gibt zwar heute noch Politiker, die das Heil für den politischen Fortschritt in den Stimmen sehen, die das Centrum bei den Wahlen in ihre Wagschale wirft, und die für freiheitliche Forderungen Succurs und Gedeihen von dieser Partei erwarten; — ein Blick auf die vollständige Stagnation der inneren Politik, abgesehen von der lustig klappernden agrarischen Mühle, auf den neuesten Aufmarsch der Reaktion unter dem Zeichen der Sammlung, und das alles parallel mit der Aera der parlamentarischen Machtstellung des Centrums, sollte nachgerade auch hier den Staar stechen und darüber belehren, daß man von den Dornen keine Trauben ernten kann.

Eben deshalb wollen alle Anzeichen, die auf eine Erschütterung der inneren Macht des Centrums deuten, um so genauer ins Auge gefaßt sein. Insbesondere für Baden — um wieder zu meinem Ausgangspunkt zurückzukehren — ist das um so wichtiger, als hier das richtige und den Dingen auf den Grund gehende Verständniß vom Wesen des Centrums geradezu entscheidend für die politische Position ist, die eine freisinnige Richtung sich hier erringen kann. In Baden ist für jede fortschrittliche Politik nach der ganzen historischen Entwicklung unserer Bevölkerung die Stellung zum Centrum entscheidend. Die Wechselwirkung, in welcher Centrum und Liberalismus stehen, ist eine offenkundige. Um so weniger darf der Liberalismus an dem Problem des Centrums vorübergehen und um so nöthiger ist es, auf diesem Gebiet, wo die Dinge nicht gerade obenauf liegen, in die Tiefe zu gehen. Es hängt für Deutschland viel, für den deutschen Liberalismus aber noch viel mehr davon ab, wie das Horoskop des Centrums steht.

Nimburg (Baden).

F. Holdermann.

Tennyson.

Wüßten wir nicht, daß Tennyson der lorbeergekrönte Dichter der Königin Victoria gewesen, daß seine Gedichte und nur diese ihm ein großes Vermögen erworben, daß die Großen und Mächtigen der Erde ihm als einem Gleichgestellten, als einem König im Reiche der Dichtung, fürstliche Ehren erwiesen, es wäre uns nicht schwer, den Menschen und Künstler zu verstehen. Ein und das andere Lied, das mit wenigen wunderbar zusammengefügten Lauten das Ohr bestrickt und mit ein paar treffend gewählten Wörtern eine ganze Stimmung in der Seele weckt, eine Anzahl Landschaftsbilder voll Tonmalerei, die an die Manier unseres Matthisson erinnern; ein und die andere wohlgelungene Ballade voll Klang und Schwung; manche Versuche, sich mit dem eigenen Gemüthe wie mit den Wirren und Räthseln der Welt dichterisch auseinanderzusetzen; endlich ein und die andere rührende Erzählung aus dem Volke — das wäre nach unserem Dafürhalten die Summe des dichterischen Schaffens, wie sie dem Fernstehenden, unbeeinflußt Genießenden erscheint. Alles andere, die Königsidyllen, die Trauerspiele, die satirischen Versuche, wären wir geneigt als die Arbeiten eines phantasie- und wortreichen Schriftstellers bei Seite zu lassen, der sich über die Grenzen seines Könnens nicht klar geworden ist und sich leicht in den Stoffen vergreift.

Dieses kühle Verhältniß zu einem Dichter, den die Engländer und Amerikaner für den größten seit Lord Byron erklären, hat mir von jeher das größte Unbehagen verursacht; es lag ja so nahe, die Ursache für diese Kühle nicht in der Schwäche Tennyson's, sondern in dem beschränkten Auffassungsvermögen des Kritikers zu suchen. Die gleichen Urtheile gleich gesinnter, gleich beschränkter Kenner des Laureatus waren nur eine geringe Beruhigung, so lange ich nicht einen ausreichenden Grund finden konnte für die echte Popularität, die Tennyson genoß, für die tiefe Verehrung, die ihm selbst die „Jüngsten“ in England, die sich sonst immer im Widerspruch mit der Menge befinden, entgegenbringen. Als Alfred Austin am Neujahrstage 1895 zum Nachfolger Tennyson's ernannt wurde, war man freilich beinahe versucht, den Verfasser von „Enoch Arden“ für ein Dichtergenie ersten Ranges zu halten; neben dem Zwerge, der jetzt die alte Würde bekleidet, nimmt sich Tennyson leicht wie ein Riese aus. Aber Alfred Austin erfreut sich als Dichter der allgemeinsten Geringschätzung in seinem Vaterlande trotz seiner Würde, trotz des patriotischen Tingel-Tangelliedes, mit dem er die Heldenthat Dr. Jameson's besang, während Tennyson — — ein blaßer Vergleich könnte einen in den Verdacht bringen, er hätte keine Ahnung vom Wesen der Poesie.

Dieser Widerspruch zwischen meinem Empfinden und der englischen Werthschätzung war in erster Reihe die Ursache, weshalb ich gierig jede Tennyson-Anekdote auflas, um vielleicht in äußeren Momenten eine Erklärung zu finden, welche die Werke des Dichters nicht gaben. Hier und da schien in der That ein biographisches Detail das Dunkel zu erhellen. Die von James Payne in seinen jüngsten litterarischen Erinnerungen mitgetheilte Version über Tennyson's ersten litterarischen Erfolg ist ein gutes Beispiel dafür. Tennyson trug als Student mit seinem Gedichte „Timbuktu“ über seine Rivalen den Sieg davon und erhielt die Kanzlermedaille, weil der erste Preisrichter im Professorenkollegium, der die Verse unverständlich fand, den Rand des Manuskriptes mit lauter „q“, d. h. query, Fragezeichen, bedeckte, was die nachfolgenden Leser, die das für „g“, d. h. good hielten, veranlaßte, ein lobendes Urtheil hinzuzuschreiben, ohne das Gedicht eigentlich recht gelesen zu haben — der eine war ein Mathematiker, der andere ein klassischer Philolog. James Payne erzählt das als eine Thatsache und wir würden gerne daran glauben, weil es in der That räthselhaft ist, wie ein solcher Wisch wie „Timbuktu“ auch nur einen Schülerpreis bekam. Leider ist das Geschichtchen nicht sehr glaubhaft; es klingt eher wie eine gute Erfindung.

Schon deswegen war eine zuverlässige Biographie Tennyson's mit neuem Material eine äußerst willkommene Vermehrung der stets im Wachsen begriffenen Tennyson-Litteratur*). Es ist eine wahre Freude, ein solches Buch auf seinem Tische zu sehen. Sie sind eine Wonne für's Auge, diese herrlichen Bilder, Kunstwerke ersten Ranges in kunstvoller Reproduktion; es thut einem wohl, diese großen, klaren Typen zu lesen, dieses schöne starke Papier, diesen geschmackvollen Einband zu berühren. Und wir finden, was wir gesucht haben: aus einem nur dem einzigen Sohne zugänglichen Materiale heraus, aus dem Tagebuche der Mutter, aus Briefen und privaten Mittheilungen, aus versteckten und verschollenen Zeitungsnotizen wird das Bild Tennyson's mosaikartig zusammengefügt. Das Werk gibt gerade das, was wir wollten, nichts mehr: lauter beglaubigte Urkunden aus erster Hand; keine Würdigung, keine Kritik.

Jetzt ist Vieles klar, was früher ein Räthsel war. Der Schlüssel zu dem seltenen Erfolge Tennyson's, das die Werke allein nicht geben, wird von den Dokumenten geliefert.

Die Persönlichkeit Tennyson's, nicht seine Dichtung, hat ihm den ersten Platz unter den Poeten im Zeitalter der Königin Viktoria verschafft.

Eines hat Tennyson mit Goethe gemein: die Herzen fliegen ihm zu; er wird zum Mittelpunkte, in welchem Kreise er auch immer erscheint; er hält sich für einen Dichter, die Umgebung hält ihn für einen Gott. In Cambridge gehört er zu einer Studentengruppe, die aus lauter großen Talenten bestand; **Hallam**, der früh verstorbene Sohn des Historikers, **Kemble**, der Schüler Grimms und erster englischer Germanist **Milnes**, nachmals Lord **Haughton**, **Spedding**, der große Kenner Bacons und seiner Zeit, **Edward Fitzgerald**, der Dichter des „Omar Khayyàm“, **Trench** und **Sterling** gehörten zu diesem Kreise. Und alle diese vielversprechenden und nichts weniger als zu bescheidenen Leute beugten sich einmüthig vor der Persönlichkeit Tennyson's, von dem sie das Höchste im Reiche der Dichtung erwarteten. Jetzt verstehe ich den Ausspruch Fitzgerald's aus einer späteren Zeit: „Tennyson hat kaum die Versprechen seiner Jugend gehalten!“

Das Aeußere Tennyson's war darnach angethan, nicht nur den Frauen zu gefallen. Er war damals schon seine sechs Fuß hoch, hatte schon die mächtig gewölbte Brust und die breiten Schultern, die später aller Welt auffielen; der dunkle Kopf mit den schwarzen Augen und den schwarzen wallenden Locken, die hohe, breite Stirne, die starke, weiche Hand mit den schlanken Fingern — die Briefe der Zeitgenossen kommen immer wieder auf diese Schönheiten zurück. Welcher Zauber muß von Tennyson ausgegangen sein, wenn selbst ein Carlyle sich dazu hinreißen ließ, seine Schönheit in einem Briefe zu preisen. „Einer der schönsten Männer der Welt! Eine Menge rauhen, dunklen Haares; glänzende, lachende braune Augen; mächtige Adlernase, ebenso mächtig als fein. . . . . . Die Stimme ist metallisch klangvoll. Für lautes Lachen wie für rührende Klage gleich geeignet.“

In dem schönen Körper wohnte ein hochstrebender, vom Alltäglichen abgekehrter Geist. Die weite Moorlandschaft des heimathlichen Lincolnshire mit ihrer Einsamkeit war der Einsiedlernatur Tennyson's auf halbem Wege entgegengekommen und die an laute Geselligkeit gewöhnten Stadtkinder auf der Universität sahen in dem stillen Träumer ein Wesen höherer Art, das er in manchem Sinne auch war. Tennyson ging von frühester Kindheit an seiner Dichterzukunft entgegen wie der Pfeil auf sein Ziel. Der Vater starb früh und ließ die zahlreiche Familie wenn schon nicht in Noth, doch keineswegs in sehr behaglichen Verhältnissen

*) Alfred Lord Tennyson. A Memoir. By his Son. Zwei Bände. London. Macmillan. 1898.

zurück. Es wäre also für Tennyson ein Gebot der Klugheit gewesen, sich einem Brodstudium zu widmen, wie etwa der Theologie, die in der väterlichen wie in der mütterlichen Familie sozusagen erblich war. Statt dessen veröffentlichte er seine Gedichte. Als sie spurlos vorübergingen und ihm nur Aerger und Verstimmung eintrugen, zog er sich für eine gute Weile in die Einsamkeit zurück, aber er dachte nicht, etwas anderes zu werden als das, was er nach seiner Ueberzeugung war, ein Dichter. Mitten in der Zeit der Verstimmung und des Schmollens verlobte er sich. Jetzt wäre es gewiß sehr verzeihlich gewesen, wenn er umgesattelt hätte, um seiner Braut ein Heim zu schaffen. Er dachte nicht daran. Volle 13 Jahre, von 1837 bis 1850, wartete er darauf, seine Braut heimführen zu können, aber er wartete in der Ueberzeugung, daß seine Gedichte allein — er hat nie eine Zeile Prosa für einen Verleger geschrieben — ihm das nöthige Einkommen verschaffen würden, und seine Erwartung wurde nicht getäuscht.

Dieser Umstand spricht sehr zu Gunsten Tennyson's. Wenn einer so viele Jahre hindurch unentwegt einem fernen Ziele nachjagt, so zeigt sich darin eine Naturkraft, so echt und zuverlässig wie ein Instinkt.

Was führte aber den Umschwung in der Stimmung des Publikums herbei, daß der früher Geringgeschätzte mit einem Male mit Ruhm und Reichthum überhäuft wurde? War er in seinen ersten Gedichten ein Nachahmer gewesen und hatte er sich seither auf sich selber besonnen? Hatte sein künstlerisches Können so große Fortschritte gemacht?

Gewiß, Tennyson's Kunst, die schon in der Sammlung von 1832 sehr viel versprach, war 1842 beinahe zur Vollkommenheit gediehen. Tennyson's Kunst, d. h. jene bewunderungswürdige Meisterschaft, die kein Detail übersieht, die mit dem feinsten Ohre jeden noch so geringen Mißklang entfernt, jedes Partikelchen auf die Wagschale legt und nicht eher akzeptirt, bis es ganz genau das an der bestimmten Stelle nöthige Gewicht, beziehungsweise Gewichtlosigkeit besitzt. Ein Verleger Tennyson's hat uns zum Theil das Geheimniß seiner Arbeit verrathen. „Es ist eine Qual, für Tennyson zu drucken“, klagt Moxon. „Erst braucht er zwei Wochen, um an den Abzügen herumzuändern und dann erst verlangt er neue Korrektur.“ Die Folge dieser langen Feilorbeit ist das feste Gefüge an dem kleinsten Gedichte Tennyson's: man hat die Empfindung, daß man nicht ein Wörtlein herausnehmen könnte, ohne das Ganze zu zerstören.

Dieser Vorzug ist also schon in den Gedichten von 1842 vorhanden. Aber deswegen wäre Tennyson doch nicht so rasch zu seinem Ruhme gelangt. Da erzählt uns die neueste Biographie unabsichtlich allerlei kleine Dinge, die wesentlich dazu beitragen, bisher Unverständliches begreiflich zu machen. Die alten Cambridger Freunde, allen voran Milnes, Sterling und Spedding, stießen aus Leibeskräften ins Horn und andere rührten die Trommel; die vornehmsten Monatsschriften waren auf diese Weise voll von seinem Lob. Der Dichter Aubrey de Vere, ein begeisterter Verehrer Tennyson's, gibt uns eine naive und eben darum unbedingt zuverlässige Darstellung der Sachlage. Er sagt ganz ungenirt, daß Tennyson's Freunde einen Enthusiasmus entwickelten, der ansteckend wirken mußte, der die Leute zwang, den Dichter zu lesen und zu bewundern. Aubrey de Vere gebraucht dabei ein recht glückliches Bild. Tennyson's Freunde, meint er, hätten alle Segel aufgespannt, um jedes bischen Wind, das sich regte, für das Boot des Dichters aufzufangen. „Jahrelang waren wir Tennysonzeloten, aber als solche eine kleine Sekte. Siebzehn Jahre nachdem der erste Band seiner Gedichte erschienen war, und fünf Jahre nach dem Erscheinen des dritten, schrieb ich eine Kritik der „Prinzessin“ in einer unserer Revuen und nannte ihn einen „großen Dichter“. Dieses Beiwort wurde mir vom Herausgeber gestrichen und „wahr“ dafür gesetzt, er getraute sich nicht, dem Publikum mit so viel Lob zu kommen.“

Es sei Tennyson beileibe daraus kein Vorwurf gemacht, daß er gute Freunde besaß, aber wenn wir seine Laufbahn begreifen wollen, dürfen wir diese Thatsache nicht übersehen. Sie war wichtiger für ihn als für uns, aber jeder Litterarhistoriker wird dem Biographen dankbar sein, daß er die Rezensionen aus dem Jahre 1842 und 1843 so sorgfältig nebeneinander gestellt hat und es uns — wahrscheinlich ohne diese Absicht möglich macht, einen Theil des Erfolges, den der innere Werth von Tennyson's Dichtung nicht rechtfertigt, jenen „Zeloten“ von der Art Aubrey de Vere's aufs Konto zu setzen.

Alfred Tennyson war ein glücklicher Mensch, ein wahres Sonntagskind. Er hatte nicht nur treue und vielvermögende Freunde, sondern auch eine geliebte und ausgezeichnete Frau. Sie war seine Berotherin in litterarischen Dingen — Cyniker werden sich dadurch freilich die absteigende Laufbahn erklären, die manche Kritiker von dem Jahre 1850 an datiren —, mit ihr besprach er seine dichterischen Pläne, sie schrieb seine Werke ins Reine, ihr und nur ihr legte er seine Arbeiten vor, bevor er sie der Oeffentlichkeit übergab. Sie versagte nie, wenn es galt, ihm rathend, aufheiternd, ermuthigend, mitfühlend zur Seite zu stehen. Sie hielt alle jene kleinen Plackereien von ihm fern, die dem Dichtergemüthe so viele Qualen bereiten, so zum Beispiel beantwortete sie die zahllosen Briefe, die er aus allen Welttheilen erhielt.

Und noch etwas erfahren wir aus der überaus lehrreichen Biographie. Die oben ausgesprochene Vermuthung, daß Tennyson's Ruhm in England wenigstens in erster Reihe auf seiner bezaubernden Persönlichkeit und erst in zweiter auf seiner Begabung beruht, wird beinahe zur Gewißheit, wenn man die dichterische Individuatität, wie sie sich aus den Werken ergibt, mit dem Manne vergleicht, wie er in der Biographie des eigenen Sohnes und in den Briefen der Zeitgenossen erscheint. Die beiden decken sich vollkommen — das war ein Glück für den Mann, ein Malheur für seine Poesie. Tennyson ist von Hause aus eine beschauliche, passive, vornehme, nicht gerade tiefe Natur — der Sohn und Enkel von Leuten, die das Leben in Büchern studirt und ihre Tage innerhalb der Kirchmauern begonnen und beschlossen hatten. Die Anlage, die er von den Vorfahren mitbringt, wird durch die Verhältnisse, unter denen er aufwächst, nicht durchkreuzt. Frei von jedem Zwange treibt sich der Dichter in jungen Jahren in Park, Feld und Moor umher; sanfte Träume, wie sie die zahme englische Landschaft eingibt, andächtiges Lauschen auf die tausend Stimmen der Thierwelt, unbewußtes Studium des Landlebens, allmähliches Wachsen der Herrschaft über die widerspenstige Muttersprache füllen die Jahre des Jünglingsalters aus. Als der an Einsamkeit gewöhnte Pfarrerssohn in die Welt, unter Männer hinaustritt, zieht er sich scheu in sich selbst zurück. „Miß Alfred“, wie ihn die Kommilitonen in Cambridge nennen, ist nicht zu Kampf und hartem Wettbewerb geschaffen. Später wird sein Vaterland von großen Bewegungen erschüttert — er steht den chartistischen Unruhen ebenso kühl betrachtend wie später dem Kampf um die irische Autonomie und der sozialistischen Propaganda gegenüber. Er hat diesen großen Dingen gegenüber glatte Verse, kein Wort, das gleichbedeutend wäre mit einer That. Schon im einundvierzigsten Lebensjahre zieht er sich auf sein neugegründetes Heim zurück und seit dieser Zeit — also von 1850 bis 1892 — lebt er, wie es in der Bibel von Friedenszeiten heißt, unter dem Weinstock und dem Feigenbaum; der schläfrige Traum seiner „Lotophagen“ geht dem Dichter in Erfüllung. In der Einsamkeit der Insel Wight lebt Tennyson, abgeschieden von aller Welt, entfernt vom Geräusch der Menge, ein Traumleben in jeder Beziehung. Etwas von diesem Traumleben haben alle Dichtungen Tennyson's an sich. Wie die einschläfernde, schwüle Stimmung eines Sommernachmittags über einem Getreidefelde, so liegt über der Lyrik und Epik Tennyson's jene Ruhe und Stille, jene traumhafte Unthätigkeit, die uns zuweilen als Glück, wenigstens als Friede erscheint. Wir

verstehen es vollkommen, daß Dickens die Gedichte von 1842 an die See mitnahm, um sich von ihnen in den Traum singen zu lassen; wir begreifen, warum Stopford Brooke die Dichtung „The Princess“ als eine köstliche Lektüre für Sommertage empfiehlt. Alle Männer Tennyson's — und die Frauen erst recht — sind leidend, ergeben, voll von Worten und leeren Klagen, aber ohne die Leidenschaft, die Thaten erzeugt. Daher hat er trotz immer von Neuem wiederholter Versuche nie einen Erfolg auf dem Theater errungen. Wenn es wahr ist, was ein wallisischer Pfarrer über ein Gespräch mit Tennyson berichtet, so hat der Dichter spät, kurz vor seinem Tode seinen großen Mangel erkannt.

„I am defective behind; I have no passion!“ soll er gesagt haben. Wegen dieses Mangels fällt jetzt schon ein großer Theil seiner Dichtung der Vergessenheit anheim.

L. Kellner.

Soll man berichtigen?

Soll man berichtigen? Mit dieser Frage stürzte ein Getreuer des alten Thiers zu seinem Freunde, als ein Skandalblatt die Nachricht brachte, Thiers habe aus Erbschleicherei eine nahe Verwandte vergiftet. „Was fällt Ihnen ein?“ lautete der lächelnd gegebene Bescheid. „Es ist doch ganz gleichgiltig, ob auf einen alten Regenschirm, wie Unsereinen, ein Tropfen mehr oder weniger fällt.“

Nicht anders dachte der vielerfahrene Feuilletonredakteur des „Journal des Débats“, Silvestre de Sacy, dem Ernest Renan ein paar entscheidende Lebensregeln verdankt:

„Insbesondere bleibe ich ihm verpflichtet, für das Gebot, niemals auf Zeitungsangriffe, und wären sie noch so ungeheuerlich, zu antworten. In dieser Beziehung war er einer Meinung mit Guizot, den keine Verleumdung erreichte, weil er alle verachtete. Auf allerhand mögliche Ausnahmsfälle, die ich vorbrachte, erwiderte Sacy: Jamais, jamais, jamais. Ich glaube in diesem, wie in manch anderem Punkt, die Rathschläge meines alten Meisters gewissenhaft befolgt zu haben. Ein Blatt brachte ein angebliches Autograph von mir im Facsimile, das mich wahrhaftig lächerlich hätte machen müssen, wenn es echt gewesen wäre; ich habe kein Wort gesagt und nicht bemerkt, daß ich mich damit ins Unrecht gesetzt habe. Gleicherweise habe ich (Maurice Barrès') Berichten über Konversationen, die acht Tage gewährt haben sollen, und von denen kein Wort gewechselt worden war, nur Schweigen entgegengesetzt. Ich habe ohne Einspruch drucken lassen, daß ich von Herrn von Rothschild eine Million bekommen habe, um das Leben Jesu zu schreiben. Ich erkläre zum Voraus, daß ich auch nicht widersprechen würde, wenn man mit dem falschen Facsimile einer Quittung herausrücken würde. In seiner lichten Himmelshöhe darf Herr von Sacy mit mir zufrieden sein.“

Merkwürdiger oder eigentlich ganz menschlicher Weise blieb Renan diesen (im Jahre 1889 im Livre du Centenaire du Journal des Débats geäußerten) Grundsätzen nicht bis an sein Lebensende treu. Er, der die gröblichsten Verdächtigungen, Anzüglichkeiten und Beschimpfungen der ultramontanen Lästerschule gelassen ignorirt und ironisch belächelt hatte, brauste heftig auf, als die Goncourt'schen Tagebücher unpatriotische Aeußerungen des Denkers aus den Tischgesprächen der Tafelrunde von Magny unter die Leute brachte:

„Ach, mein lieber Vetter, so schrieb er im November 1890 in einem vom Petit Lannionais veröffentlichten Brief, — wie Recht haben Sie, sich meinetwegen gereizt zu fühlen, in dieser Zeit der Lüge und des Altweiber-Geschwätzes. All diese Geschichten des Herrn v Goncourt über Symposien, zu deren Geschichtsschreiber er sich widerrechtlich aufwarf, sind vollständige Entstellungen der Wahrheit. Er hat nicht recht verstanden und schiebt uns Aeußerungen zu, wie sie sein jeder allgemeinen Idee verschlossener Geist zu verstehen geglaubt hat. Für meine Person protestire ich mit aller Kraft gegen dies traurige Reportergerede . . Uebrigens meine ich, daß das Gefasel der Thoren ohne Bedeutung bleibt.“

Mit dieser letzten Wendung kehrt Renan allerdings wieder zu der von Sacy aufgestellten Theorie zurück. In der Praxis ist er ihr trotzdem — und nicht nur in augenblicklicher Aufwallung des Unmuthes — untreu geworden. Einmal aus gekränkter Eigenliebe, von der nun kein Sterblicher vollkommen frei bleibt. Dann aber wohl auch aus allgemeinen, tiefer greifenden Ursachen. Der Gedankenkreis Sylvester de Sacys entsprach durchweg dem Leser- und Gesellschaftskreis des alten Journal des Débats, d. h. dem Geistesadel der französischen Gelehrten-Republik, in der jedes Wort und jeder Charakter auf die Goldwage gelegt wurde. Anders schien dem Autor des Lebens Jesu, die Lage der Dinge in einer Demokratie:

„Die Massen — so bekannte Renan im Livre du Centenaire — sind von Natur leichtgläubig. Die erste Regung des Volkes ist, widerspruchslos anzunehmen, was man ihm sagt. Nichts begreift es weniger, als methodischen Zweifel. In derben Sitten aufgewachsen, wähnt es, eine unerwiderte Insulte sei damit schon als berechtigt vollgiltig anerkannt.“

Gewiß spricht aus dieser Auffassung die kalibanfeindliche Gesinnung eines Geistesaristokraten und Pöbelhassers. Um wie viel schärfer geht indessen der Erz-Republikaner Gottfried Keller ins Gericht mit dem „allgemeinen Reichstag der Verleumdung,“ dessen Zeuge er im Wahlkampfe wider Alfred Escher wurde:

„Personen, deren eigene physiognomische Beschaffenheit, Lebensarten und Thaten sie selbst zum Gegenstand der Schilderung, des Unwillens und des Spottes zu machen geeignet waren, stellten sich gerade in die vorderste Reihe und erhuben als rechte Herzoge der Schmähsucht und der Verleumdung ihre Stimme und je lauter der grimmige Lärm wurde, desto stiller und kleinlauter wurden die Geschmähten . . Männer, die in ihrer entstellten Gestalt mitten in der Noth und Verfolgung standen, in der doch kein Tropfen Blut floß und kein Arm berührt wurde, sahen sich von allen Freunden verlassen, die unentschlossen ihren Unschuldsbetheuerungen zuhörten und für sich selber darum nicht um so besser fuhren. Andere, die ein entscheidendes Wort des Muthes hätten sprechen können, schwiegen still, um nicht vor der Braut oder der Gattin eine infame Beschmutzung erleiden zu müssen. Uebrigens war nicht zu verkennen, daß das Bewußtsein, es sei eigentlich nur ein großer, etwas grober Spaß, nicht fehlte Denn, während die Menge kein Bedenken trug, das Land als von der Schlechtigkeit unterfressen, angefüllt und beherrscht vor aller Welt darzustellen, blieb die wirklich unterirdische Schicht der Niedertracht, die in keinem Lande fehlt, unangefochten in ihrer Ruhe, wo sie nicht freiwillig ans Licht emporstieg, um auch an den Reichstag (der Verleumdung) zu kommen und die verhaßte Ehrbarkeit auszuplündern.“

Und wahrhaft dämonisch weiß Gottfried Keller im „Verlorenen Lachen“ die Fama vulgivaga zu verkörpern in der grotesken Gestalt des Oelweibes:

„Das sei eine alte Frau, wurde ihm erklärt, die man so nennt nach der biblischen Wittwe mit dem unerschöpflichen Oelkrüglein, weil ihr der gute Rathschlag und die üble Nachrede so wenig ausgehe, wie jener das Oel. Wenn man glaube, es sei gar nichts mehr über einen Menschen vorzubringen und nachzureden, so wisse diese Frau, die in einer entlegenen Hütte wohne, immer noch ein Tröpflein fetten Oeles hervorzupressen, denselben zu beschmutzen und sie verstehe es, in wenig Tagen das Land mit einem Gerüchte anzufüllen.“

Mir scheint, die genial geschaute Fratze Gottfried Kellers vermöchte über manche räthselhaft rasch anschwellende „Bewegung“ besser und bündiger Aufschluß zu geben, als grundgelehrte Untersuchungen. Im Bunde mit dem jeweiligen Oelweib steht die jeweilige Hetz-Presse von Aretin bis auf Rochefort und seine Affen. Sie bucht treulich jede Ausstreuung und wehe dem Gutgläubigen, der im Vertrauen auf die bona fides der Anderen dem Parteiblatt die Berichtigung sachlicher Irrthümer zumuthet. Er wird sein Wunder erleben. Das Morgenblatt meldet: Aulus Agerius hat silberne Löffel gestohlen. Eine Stunde später hat der schuldlos Beklagte fein säuberlich an die Re-

daktion die Berichtigung gelangen lassen: „Ich habe niemals und Niemandem silberne Löffel gestohlen." Im Abendblatt liest er: „Aulus Agerius hat, wie er uns berichtigend mittheilt, keine silbernen Löffel gestohlen; aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß er keine goldenen Löffel gestohlen hat." Ist der Betroffene ein Neuling in der Technik der Berichtigung, dann wird er auch den Diebstahl goldener Löffel in Abrede stellen, um in einigen hämischen Glossen sich nachsagen zu lassen, damit sei noch nicht ausgemacht, ob er sich nicht am Ende Löffel aus Chinasilber widerrechtlich angeeignet habe. Ist der Angegriffene indessen ein älterer Zeitungs- und Menschenkenner, dann wird er, durch den Schaden klüger, schweigend seine Straße ruhig weiter ziehen und höchstens „für sich" die Verse murmeln, mit denen Faust Mephisto abfertigt:

> Hör! Merk Dir dies,
> Ich bitte Dich und schone meine Lunge.
> Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
> Behält's gewiß . . .

Meiner Weisheit Schluß bleibt das wenigstens fortan gewiß. Ich habe einmal im Leben ein Zeitungsmärchen berichtigt, das mir — zuerst in den „Hamburger Neuesten Nachrichten", hernach in der „Zeit", im „Berliner Börsencourir," der „Frankfurter Zeitung" und weiß Gott wo sonst — einen gewissen Antheil am Sturze des früheren Direktors des Burgtheaters zuschrieb. Ich habe wochenlang zu diesen thörichten handgreiflich sinnlosen Ausstreuungen geschwiegen, hernach kategorisch in der „Frankfurter Zeitung" erklärt, daß ich niemals und mit Niemandem zum Sturze Burckhard's mich verbündet hätte. Aber weit schlimmer, als die erste Phantasiegeschichte von meiner Konspiration gegen Burckhard, wurde meine Berichtigung aufgenommen.

Als ich heute Morgens Peter Rosegger im Gespräch mit einem dritten friedlichen Mann der Feder, Hans Grasberger, dies kleine persönliche Abenteuer mit allen näheren Einzelheiten erzählte, belächelten sie meine Unerfahrenheit. Was ich als besonderes Erlebniß ansah, ist nach der Meinung der Beiden Durchschnitts-Erfahrung eines Jeden, der in sonst ganz harmlosen Schreiben durch noch so ruhigen sachlichen Widerspruch den Rechthaber weckt. Wer berichtigt, soll und muß wieder berichtigt werden: so lautet, nach der Meinung meiner Gesellschafter, ein ungeschriebener Satz des Gewohnheitsrechtes unserer Zeitungs-Gewaltigen.

Mir scheint, ganz so schlimm steht die Sache doch nicht. Vielleicht veranlaßt ein findiger Interviewer eine Rundfrage über das Thema: Soll man berichtigen? Die Mehrheit der Sachkundigen wird sicherlich mit Nein antworten. Ich für meine Person werde ganz gewiß zeitlebens nicht mehr von der Weisheit des alten Sacy abgehen.

Wien, den 8. Februar 1898.

Anton Bettelheim.

Theater.

(Thalia-Theater. „Das Neue Ghetto". Schauspiel in 4 Akten von Theodor Herzl.)

Nur ein Thesenstück, aber die Arbeit eines klugen und geschmackvollen Mannes. Mit jener Geschicklichkeit, die uns heute, da wir die geraden Wege der Kunst wieder kennen gelernt haben, beinah als Ungeschicklichkeit anspricht, sind die Wirkungen durch gesucht scharfe Kontraste erzielt und zu Schlagern verwendet. Eine Kleinigkeit nur habe ich an diesem Thesenstück auszusetzen: die These bliebe besser unbewiesen.

Es war einmal ein kranker König, oder, er hielt sich doch für krank, da er trotz der Pflege seiner Leibärzte vielen Schmerzen ausgesetzt war. Von fern her, sagen wir aus Wien, ließ er sich einen berühmten Arzt kommen. Der untersuchte den Kranken ganz genau, stellte mit viel Gelahrtheit die Ursachen all der mannigfachen Schmerzen fest, ging mit sich selbst eine Woche oder auch der Wochen zwei zu Rathe, trat wieder vor den König und bewies ihm unter Herzählung alles Materials und Aufbietung eines großen Scharfsinns, daß — er sterben müsse.

Der König meines Märchens ist das Judenthum, im Begriff, nach langen Wanderjahren zu einer Rast einzukehren, die Wohnstätte sich zur Heimath zu machen, Heimathsrecht zu erlangen durch eine Anpassung, bei der das Geben dem Nehmen um nichts nachsteht. Sicherlich kein Krankheitsprozeß, und doch eine Wandlung voll innerlicher wie äußerlicher Schmerzen. Der Arzt aber ist der Doktor Theodor Herzl aus Wien, und seiner Heilwissenschaft letzte Weisheit lautet: Du leidest umsonst, die Fremde wird Dir nie zur Heimath, Du kannst und darfst Dich nicht anpassen, Du erliegst Deinen Schmerzen.

Die Ghettomauern sind gefallen, was ist damit erreicht? Sie schlossen das Volk der Ausgestoßenen zu fester Gemeinschaft zusammen. Auf sich selbst angewiesen, fanden sie im nahen, verwandschaftlich engen Verkehr der Volksgenossenschaft ihren Trost, auch ihre Stärke. Das Ghetto wurde zu einer Schule eigner, festwurzelnder Tugenden. Die Gemeinde als solche wurde stark. — Diese Gedanken, denen der Rabbi in Herzl's Schauspiel Ausdruck gibt, haben sich trotz allen Mitleids auch mir gebieterisch aufgedrängt, als ich das Prager Ghetto sah, — die Wasser der Moldau waren übergetreten und in die tiefliegende Judenstadt eingedrungen, und aller Schmutz und alles Elend war auf die Straße gedrängt worden —, sie kehrten in Londons Ghetto wieder. Es sind das dieselben Gedanken, auf die der treffliche alte Gottfried Arnold seine „Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie" aufgebaut hat, wenn er als frommgläubiger Mann die rechte Kraft und den „Sauerteig" der christlichen Lehre in den ketzerischen Sekten suchte, die auch so eine Ghettogemeinschaft bildeten. Und nun sind die Mauern gefallen, und es ist ein neues Ghetto erstanden. Seine Mauern sind unsichtbar. Die Verfolgungen haben eine andere Form angenommen, aber die Verfolgungen selbst sind geblieben. Eine Hand, die sich dem Handschlag entzieht, kann Schmerzen verursachen, ganz so qualvoll wie der Stich einer mittelalterlichen Lanze. (Das ist so trivial, daß man es kaum auszusprechen wagt.) Und die Gemeinde ist zerstreut, der beste Trost genommen, der Einzelne steht auf sich allein. Kann er den Kampf aufnehmen, und sind die unsichtbaren Mauern des Neuen Ghettos zu überwinden? Theodor Herzl antwortet mit: Nein.

Das Thema probandum ist in dem Advokaten Dr. Jacob Samuel verkörpert. Seine Eltern sind fromme Juden, er selbst fühlt sich durchaus seinem Volke angehörig. Aber wie ihn die Fehler seines Stammes, die jahrtausendelange Verfolgungen großgezogen haben, schmerzen, so bewundert er die Vorzüge der arischen Rasse. Also, er sucht sich anzupassen. Und das gelingt ihm vortrefflich, geradezu in idealer Weise, aber natürlich unter Schmerzen. Und diese Schmerzen rufen den Arzt den Doktor Theodor Herzl herbei. Der konstatirt sogleich eine längst vernarbte Wunde: Samuel hat vor Jahren einmal eine Forderung zurückgewiesen. (Das Recht steht jedem zu — nur nicht dem „feigen" Juden.) Er stellt ihn dem ehemaligen Kontrahenten gegenüber, bringt ihn in die Lage, dem sehr berechtigte Vorwürfe machen zu müssen — das Wort „Judenpack" fällt, ein Schlag ist die Antwort, und Dr. Samuel wird kurz darauf im Duell erschossen. Was zu beweisen war: die Schmerzen, die des anpassungslüsternen Juden harren, sind tödtlich.

Wir sind allgemach daran gewöhnt worden, daß in unseren Dramen die äußere Katastrophe mit sanfter Gewalt

aus den Wolken herbeigezogen wird. Und das hat seinen guten, natürlichen Grund. Steigen wir nicht gerade in einen Eisenbahnzug oder fallen wir nicht einem Schutzmann von der Art anheim, wie sie neuestens häufiger in den Zeitungen geschildert worden, so ist unser Leben gegen äußere Unfälle in ziemlich hohem Grade geschützt. In diesem Drama aber klafft doch eine tiefere Kluft. Das Duell und der dadurch verursachte Todesfall steht mit den innerlichen Schmerzen in einem rein zufälligen Zusammenhang. Der Dr. Samuel geht innerlich an seinen Schmerzen durchaus nicht zu Grunde. Sein Sterben ist von allem Zufälligen das Zufälligste. Die Schmerzen, die er in sich durchzukämpfen hat, sind ganz und gar nicht „tragisch".

Ist der alte König, von dem ich sprach, nicht ein ausgemachter Narr, so wird er wohl den Todesdoktor verabschiedet haben und in die Pflege seiner Leibärzte mit einem Seufzer zurückgekehrt sein. Die Schmerzen, denen das Judenthum in seinen Anpassungskämpfen ausgesetzt ist, lassen sich ertragen. Sie müssen ertragen werden. Das leugnen, heißt das entsagungstapfere Leben früherer Generationen Lügen strafen, es heißt auch treue Hände zurückstoßen. Auch wäre Theodor Herzl, der ein kluger Mann ist, auf sein Todesverdikt kaum so erpicht, hätte er nicht ein besseres Jenseits in der Tasche. Zwar kein Jenseits über den Wolken, aber doch hinter den Wassern: das neueste Ghetto auf Zion, dem heiligen Berg, den jüdischen Zukunftsstaat in Palästina, das Traumbild des Zionismus, das eben Herzl träumt.

Trotz alledem, ich habe Herzl gern zugehört. Und dazu trug die Aufführung nichts bei, die bis auf einen Grubenarbeiter des Arthur Eggeling und einen leider allzu karikirten Börsenjobber des Julius Sachs, ganz unzulänglich war. Was auch das Publikum sichtlich gefangen nahm — es sprach ein echter tiefer Schmerz aus diesem Drama. Er ließ die Rechenkünste manchmal ganz vergessen. Oder war's nur der Stoff, der schmerzlich stimmte? — Sie hingen ihre Harfen an die Weiden, als sie an den Wassern zu Babel saßen. Ein leiser Windhauch, und der Klagelaut ertönt.

Ernst Heilborn.

Lessing-Theater: „Das grobe Hemd", Lustspiel von C. Karlweis, 4. Februar

Ein junger Mensch beklagt sich bitter, daß sein Papa so reich ist. Er klagt nicht, daß der Alte mit dem Taschengeld knausert, wie das manchmal vorkommt. Er runzelt die Stirn, er breitet über das Antlitz einen düstern Ernst, er läßt die Stimme edel vibriren, er macht feierlich-abgemessene Bewegungen, und grollt, daß sein Papa so reich ist. Man sieht: dieser junge Mensch ist ein ausgewachsener Narr.

Ihn zu widerlegen, schrieb Karlweis ein Drama in vier Akten. Seitdem ist der klare Beweis erbracht, daß dieser junge Mensch in Wahrheit ein ganz ausgewachsener Narr war. Es bleibt fraglich, wieviel an diesem Beweis gelegen ist. Wer eine Satire schreibt, hat allerhand Thorheiten und Mißstände zur Wahl. Doch wird er sie nicht ohne Wahl brauchen dürfen. Die Satire wird um so belangloser sein, je offensichtlicher die gegeißelte Thorheit ist. Sie wird zweitens um so belangloser sein, je vereinzelter die gegeißelte Thorheit ist. Was als Thorheit Jedem einleuchtet, lohnt nicht der Mühe, in einem Kunstwerk widerlegt zu werden. Und eine ausgerechnete Thorheit, die alle Jubeljahre ein halbes Mal vorkommt, bedarf wieder nicht der Widerlegung durch ein Kunstwerk, weil der Allgemeinheit von ihr keine Gefahr droht. Beides ist in dem Karlweis'schen Widerlegungsdrama geschickt vereinigt. Der Sohn, der mit Tragikermiene rast, weil sein Papa so reich ist, ist ein allzu offensichtlicher Esel; über dessen Eselmerkmale waltet Niemandem ein Zweifel ob. Zugleich gehört er einer Eselgattung an, die von ungewöhnlicher Seltenheit ist. Es scheint also dieser Gegenstand für die Satire nicht recht zweckmäßig gewählt.

Allein bei näherem Zusehen ergibt sich ein neuer Gesichtspunkt. Der Sohn rast deshalb: weil unsere Zeit sozialer Bewegungen voll ist. Er glaubt, daß reich sein eine Dummheit und Gemeinheit ist. Jeder Reiche ist ihm ein minderwerthiger Mensch. August Bebel's Buch über die Frau hat er keinesfalls gelesen, denn der schreibt Seite 155: „Nicht die Leute mit hellem Kopf und scharfen Verstand, sondern mit großen Mitteln sind die Herren der Welt", indem er sogleich hinzufügt: „— womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch mal ein heller Kopf und ein großer Beutel in einer Person vereinigt sein können." Dieses Zugeständniß macht also selbst ein führender Sozialist, und unser junge Mensch hat die soziale Bewegung falsch verstanden (was auch sein Dichter nicht leugnet). Nun scheinen zwar soziale Angelegenheiten belangvolle Gegenstände für die Satire zu sein; denn sie haben allgemeinste Bedeutung. Aber ein Irrthum, entsprungen aus der Betrachtung sozialer Angelegenheiten, hat sie noch nicht. Und darum ist der Gegenstand dieser Karlweis'schen Satire zum dritten Mal recht unzweckmäßig.

Das Bild stellt sich also folgendermaßen. Unser Dramatiker wählt eine Thorheit, die zu widerlegen überflüssig ist. Zugleich eine Thorheit, die zu widerlegen kinderleicht scheint. Und nun widerlegt er sie durch ein Mittel, das besonders schwierig und umständlich ist. Der Vater des jungen Menschen bringt seinen Sohn zur Vernunft. Er könnte ihm ganz einfach das Taschengeld entziehen; er könnte ihn ein halbes Jahr, ohne Mittel, sich selbst überlassen. Das genügt Herrn Karlweis nicht. Der Alte muß vielmehr trügerisch erzählen, daß er sein Vermögen verloren habe. Und nicht bloß erzählen: er muß seine Wohnung aufgeben, er muß mit Mann und Maus ausziehen, er muß unter elenden Wirthschaftverhältnissen eine zeitlang leben, alles nur zum Spaß, um den Jungen zu überzeugen, daß er im Irrthum war. Spielt man heut irgendwo in der Welt solche Komödien? Ich glaube nein. Der Vater, der das thäte, müßte von ebenso ausgerechneter und seltener Verrücktheit sein wie dieser Sohn. Der Vater wäre also ebenfalls für Herrn Karlweis ein trefflicher Gegenstand der Satire. Aber auch nur für Herrn Karlweis.

Ein Letztes kommt hinzu. Es ist im höheren Sinne taktlos, mit sozialen Dingen so zu spielen, wie es hier geschieht. Taktlos, derartige Fragen, die Tausenden heilig sind, in einer kreißenden Zeit, spielerisch zu wenden. Taktlos, solange man kein Aristophanes ist. Dies aber — ich getraue mich, jeden Eid darauf zu leisten — ist C. Karlweis nicht.

Alfred Kerr.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 21. Berlin, den 19. Februar 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wir haben die große agrarische Woche hinter uns; der Bund der Landwirthe hat seine Generalversammlung abgehalten und die Steuer- und Wirthschaftsreformer haben getagt. Eines zeigten diese Versammlungen mit aller Deutlichkeit; gebrochen ist die Kraft des reaktionären Agrarierthums keineswegs, und es erscheint uns politisch viel wichtiger dieser Thatsache unverhüllt ins Auge zu sehen, und die Linke durch die Darstellung der Gefahr in ihrer wahren Größe zu Gegenanstrengungen anzuspornen, als optimistisch von den trefflichen Aussichten der Linken zu sprechen.

Ein gesunder Optimismus, der einem realen Kraftbewußtsein sein Dasein verdankt, kann geeignet sein, das siegreiche Vordringen um so unwiderstehlicher zu machen. Aber mit Siegeszuversicht allein erringt man keine Siege, das erlebten die Franzosen 1870 und — um an näher liegende Verhältnisse anzuknüpfen, das erlebte die Freisinnige Volkspartei bei den letzten Reichstagswahlen, wo trotz vorangegangenen Siegesgeschmetters das traurige Ergebniß nicht verhindert wurde, daß nicht ein einziger Volksparteiler im ersten Wahlgang in den Reichstag gelangte.

Solche Erfahrungen müßten doch zur Vorsicht stimmen

Es ist richtig, der Bund der Landwirthe hat bei einigen Nachwahlen Niederlagen erlitten, und das zeigt, was sich erreichen ließe; aber diese einzelnen Niederlagen werden bedauerlicherweise mehr als aufgewogen durch die Thatsache, daß ein nationalliberaler Wahlkreis nach dem andern sich dazu versteht, einen sogenannten „nationalliberalen Kandidaten" aufzustellen, den der Bund der Landwirthe zu unterstützen bereit ist, weil er das Programm des Bundes angenommen hat. Mit andern Worten, die Nationalliberalen verwandeln sich bald in diesem Landestheil bald in jenem in eine Partei, die dem Bund der Landwirthe Widerstand zu leisten unvermögend ist. Es ist auch richtig, daß gewisse Reibungen zwischen dem Bund der Landwirthe, den Konservativen und den Antisemiten bestehen; aber es wäre falsch, diesen Gegensätzen eine größere Bedeutung beizumessen; denn am Ende sind die Konservativen bündlerisch und die Bündler reaktionär und alle beide antisemisch, wie die Antisemiten eine reaktionär agrarische Politik mitzumachen bereit sind. Man muß daher zugeben, daß der Bund der Landwirthe in der That in ziemlich erheblichem Umfange das Problem gelöst hat, alle dem Liberalismus feindlichen Elemente zu einer Koalition unter agrarischem Banner zusammen zu führen.

Auch auf der Linken ist versucht worden, eine Phalanx ähnlicher Art zu bilden, und der Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe war aus solchen Erwägungen hervorgewachsen. Aber während der Bund der Landwirthe von Anbeginn an eifrigste Unterstützung bei den Konservativen, Antisemiten und bis in das Lager der Nationalliberalen hinein fand, stellte sich eine erhebliche Minderheit der Opposition, die Freisinnige Volkspartei, von Anbeginn zu dem Schutzverband feindlich und seinen Bestrebungen entgegen arbeitend in den Weg; oder vielleicht sollte man nicht sagen, die Freisinnige Volkspartei, aber doch ihr führendes Organ, die „Freisinnige Zeitung" des Herrn Eugen Richter, die allem Widerspruch in der eigenen Partei trotzend, doch stets bisher ihren Willen thatsächlich durchgesetzt hat.

Auf der Rechten also eine Zusammenfassung der Kräfte, die immer weitere Fortschritte macht und die mit diesen Fortschritten eine immer stärkere Anziehungskraft auch auf zögernde nationalliberale Kreise ausübt; auf der Linken eine immer weiter gehende Zersplitterung und eine Verfeindung der Kräfte, die dem liberalen Rest der nationalliberalen Partei die lähmende Gewißheit gab, daß bei dieser Taktik der Opposition ein siegreicher Aufschwung liberaler Grundsätze aufs Aeußerste erschwert werden

mußte; und mit dieser Einsicht wuchs das Zögern einen Anschluß nach Links bei Elementen zu suchen, die den Anforderungen der Lage so wenig entsprechend handeln.

Die thatsächlichen Verhältnisse haben sich in dieser Richtung entwickelt, und man kann das im Interesse der Zukunft Deutschlands nicht tief genug bedauern; so sollte man wenigstens meinen. Es gibt freilich auch dieser Entwicklung gegenüber einen ganz anderen Standpunkt, und ihn vertrat Herr Reichstagsabgeordneter Kopsch von der Freisinnigen Volkspartei bei einer Rede, die er in einem Berliner Bezirksverein gehalten hat. Diese Rede hat in der Presse vielfach Beachtung gefunden und das mit Recht, denn diese Rede ist das getreue Programm zu dem, was unter Leitung der „Freisinnigen Zeitung" die Volkspartei thatsächlich im Hindblick auf die nächsten Wahlen gethan hat:

Herr Kopsch sagte:

„Die Freisinnigen könnten, trotzdem augenblicklich „agrarisch" Trumpf sei, mit der sicheren Hoffnung auf eine Vermehrung ihrer Mandate in den bevorstehenden Wahlkampf ziehen. Die Stimmung im Lande sei ihnen durchaus günstig."

Darauf folgt eine Auseinandersetzung, warum die Aussichten günstig seien, und dann fuhr der Redner fort:

„Die Freisinnige Volkspartei habe bisher in 74 Kreisen Kandidaten aufgestellt, zu denen noch weitere Kreise hinzutreten werden. Mit der Freisinnigen Vereinigung, die, wenn auch unter allerhand Verklausulirungen schließlich doch für die Flattenforderugen stimmen werde .... gebe es kein Zusammengehen. Um den Kampf gegen die Sozialdemokratie, der vielfach gute Aussichten böte, siegreich führen zu können, sei neben der Auswahl wirklich volksthümlicher Kandidaten eine geschickte Führung des Wahlkampfes erforderlich, dann würden die nächsten Wahlen beweisen, daß der wahre Liberalismus noch Boden im Volke habe."

Zu diesen Ausführungen bemerkt die radikale „Volks-Zeitung":

„Wir fürchten, daß der Optimismus der Parteileitung, dem Herr Kopsch Ausdruck gegeben, denn doch zu groß ist. Der in sich zersplitterte Freisinn, der nach rechts und links gleichzeitig siegreich kämpfen will, ist ein Bild, das auch die vertrauensseligsten Propheten skeptisch machen muß. .... Aber Allah weiß es besser!"

Und die gleichfalls radikale „Berliner Zeitung" schreibt:

„Man sieht, es giebt trotz der schlechten Zeitläufte noch immer fröhliche Optimisten, denen die Welt in rosenrother Beleuchtung strahlt. Während die reaktionären Parteien sich anschicken, dem Sammlungsrufe des Herrn v. Miquel zu folgen und sich zu einer großen volksfeindlichen Masse zusammenballen, predigt Herr Kopsch, daß mit der Freisinnigen Vereinigung kein Zusammengehen möglich sei und daß von den Sozialdemokraten viel zu holen sei. ..... Die Eroberung eines konservativen oder nationalliberalen Mandats ist ein Gewinn für die Sache des Volkes, die Eroberung eines sozialdemokratischen Mandats ist nur ein Gewinn für die Sache der Partei, denn wenn es sich um die Abwehr volksschädlicher Maßregeln handelt, gehen erfahrungsgemäß die Sozialdemokraten gerade mit der Freisinnigen Volkspartei Hand in Hand. Wie sehr gerade die Freisinnige Volkspartei auf die freundnachbarliche Unterstützung anderer Parteien angewiesen ist, haben die letzten Wahlen gezeigt, bei denen im ersten Wahlgange nicht ein einziger Kandidat der Partei gewählt wurde, und damals war ein Verzeichniß nicht von 74, sondern gar von 147 Kandidaten der Partei veröffentlicht worden, ungerechnet die Zählkandidaturen."

Auswärtige Organe der Volkspartei haben die Rede des Herrn Kopsch, die freilich nichts thut, als die bisherige Taktik der Volkspartei klarzustellen, in gleicher Weise glossirt

Was Herr Kopsch als die Taktik der Volkspartei richtig bezeichnet, ist das Folgende: Führen wir den Wahlkampf so, daß die Fraktion der Freisinnigen Volkspartei eine Anzahl Mandate gewinnt und zwar auch gewinnt von der Freisinnigen Vereinigung und der Sozialdemokratie, die ihrerseits gleichfalls im Kampfe gegen die Reaktion stehen. Unsere Fraktion muß größer werden, das genügt uns; ob sich selbst nur dieser Optimismus bewähren wird, mag man nach den Erfahrungen von 1893 abschätzen. Jedenfalls sind auf der Rechten starke Kräfte erfolgreich thätig, um möglichst viele Fraktionen trotz innerer Gegensätze und Rivalitäten zu einem gemeinsamen siegreichen Vorstoß gegen die Linke zu organisiren, mit dem letzten Ziele, schließlich die Gesetzgebungsmaschine ganz in die Hand zu bekommen; Links Kampf der einzelnen auf einander angewiesenen Parteien und Fraktionen gegen einander in der Absicht, daß wenigstens eine Fraktion um einige Mandate wächst und mit dem schließlich unabwendbaren Ergebniß, daß die gesammte Linke auf die Gesetzgebung noch einflußloser wird, als während der letzten fünf Jahre.

Solcher Gefahr gegenüber ist der Aufschwung und der Niedergang einer einzelnen Fraktion ein gleichgültiges Ereigniß, so gleichgültig für die Entscheidung, wie der mögliche Sieg eines Regiments, dessen Erfolg dem Feinde schließlich doch nichts schadet. Der einzelne Regimentskommandeur mag sich seines Sieges freuen, wenn er genügend kurzsichtig ist; die Gesammtheit der Bevölkerung kann nur daran, daß der Feind geschlagen wird, ein Interesse haben.

Von diesem Ziele sind wir weiter als je ab; denn Herr Kopsch bezeichnet den Standpunkt der Freisinnigen Volkspartei, dieses Bindegliedes einer Koalition der Linken, richtig, wenn er sagt: Kampf gegen die Sozialdemokratie, Kampf gegen die Freisinnige Vereinigung.

Herr Miquel, der seinen siebzigsten Geburtstag jetzt feiert, hat es in seinem abgelaufenen Leben bis zum Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums gebracht. Das ist eine Karriere, der der Erfolg nicht gefehlt hat; ob die Größe dieses Erfolges der inneren, echten Befriedigung entspricht, darüber gibt es nur Vermuthungen, die in der Vergangenheit des Herrn von Miquel und in seiner geistigen Beanlagung die verhältnißmäßig zuverlässigsten Stützen finden. Der Direktor der Diskontogesellschaft und der moderne Oberbürgermeister einer modernen Handelsstadt unseres Westens wurde ein politischer Steuermann, der sich den Dank und die Zuneigung der Agrarier des Ostens mit vollem Recht erworben hat. Wie man sich diesen Uebergang auch zurechtlegt, sicher ist, ein Mann, der den Ehrgeiz hatte, ein Mal die politischen Geschäfte des Reiches zu führen, konnte zu seinem Ziele nur so gelangen, wie Herr von Miquel. Wer vor Allem den Erfolg erreichen will, der muß mit den realen politischen Kräften, die vorhanden sind, rechnen; und wenn man die Unfähigkeit des Bürgerthums sieht, seine eigene Kraft zweckentsprechend zu verwenden und wenn man die Gewandtheit, Zähigkeit und Thatkraft sieht, mit der die Gegner des Liberalismus ihre Kräfte verwerthen, dann wird manches verständlich. Die Laufbahn des Herrn von Miquel ist voll logischer Konsequenz; auch sie erscheint als das Ergebniß der traurigen Thatsache, daß die Linke durch ihr eigenes Verhalten einen Rückhalt für reale politische Macht heute nicht zu bieten vermag.

Mit dem Ende dieser Woche wird auch der Zola-Prozeß voraussichtlich sein Ende erreichen. Er gewährt in seinem Verlauf beständig dasselbe Bild. Die offiziellen Mächte strengen alle Kraft an, um ein Geheimniß zu wahren, dessen Enthüllung ihre Ehre und voraussichtlich auch ihren Verstand auf das Schärfste bloßstellen würde, und ihnen gegenüber steht eine kleine Schaar tapferer Männer, die nicht ein Verbrechen bestehen lassen wollen, damit einigen Offiziersuniformen eine verdiente Kompromittirung erspart bleibe.

Graf Kalnoky ist gestorben; er war kein großer, aber ein tüchtiger Staatsmann. Er stand treu zum Dreibunde und er bewahrte Oesterreich-Ungarn vor Schädigungen. Der Graf fiel, als die klerikale Politik, die er im Innern unterstützte, an dem siegreichen Widerstand Ungarns scheiterte.

* * *

Reichstagsauflösung.

Wird der Reichstag aufgelöst oder erreicht er sein natürliches Ende? In beiden Fällen hat er nicht mehr lange zu leben. Im Juni geht die fünfjährige Legislaturperiode aus und vor Ende März kann an eine Auflösung nicht wohl gedacht werden, denn vorher wird das Budget nicht erledigt sein. Zwischen dem natürlichen und dem gewaltsamen Ende des gegenwärtigen Reichstages werden danach in jedem Falle nur wenige Monate liegen. Immerhin ist eine Auflösung nicht ganz unwahrscheinlich. Dieselbe kann einen gutartigen und sie kann einen bösartigen Charakter tragen, d. h. sie kann erfolgen, um die Wahlbewegung in die bequemeren Frühlingsmonate zu verlegen, oder sie kann erfolgen, um eine Meinungsverschiedenheit zwischen der Reichsregierung und der Mehrheit des Reichstags nachdrücklich zu unterstreichen. Es fehlt nicht an Stimmen, die behaupten, daß eine solche, sagen wir qualifizirte, Auflösung stattfinden müsse, sobald die Mehrheit des Reichstags das Flottengesetz angebrachtermaßen ablehnen werde. Wohlverstanden: an der Annahme der im Marineetat geforderten ersten Raten für Neubauten zweifelt Niemand mehr. Selbst die beiden zunächst geforderten großen Schlachtschiffe werden voraussichtlich mit starken Majoritäten bewilligt werden. Von einigen Versprengten abgesehen, werden dagegen nur die Sozialdemokraten und die beiden Volksparteien, die süddeutsche und die freisinnige, stimmen, also weniger als der vierte Theil des Hauses. Das Flottengesetz dagegen könnte den Grund einer Auflösung abgeben. Es sieht bisher noch nicht so aus, als ob für das Flottengesetz, insbesondere für die Bindung auf sieben Jahre, eine Mehrheit zu finden ist. Die Centrumspartei gibt den Ausschlag und fühlt sich ersichtlich nicht als Herrin der Situation. Es ist ja auch dem einfachen Bürger und Bauern nicht leicht verständlich zu machen, weshalb die Wählerschaft, obgleich sie so wie so in den nächsten Monaten an die Urnen gerufen werden muß, nicht zur Mitentscheidung bei einer so wichtigen Frage, wie es die Neugestaltung unserer Kriegsflotte ist, herangezogen werden soll. Gerade je bestimmter man behauptet, daß es sich hier um eine populäre und die zukünftige Entwicklung des Reiches auf das Tiefste berührende Forderung handle, um so mehr hätte man Veranlassung, dieser Forderung die Sanktion der Wählerschaften zu verschaffen. Wird der Flottenplan mitsammt dem Flottengesetz von diesem sterbenden Reichstage definitiv angenommen, so wird Niemand zuverlässig behaupten können, daß die Mehrheit der Bevölkerung hinter diesem Plane steht. Werden dagegen jetzt nur die für das nächste Etatsjahr geforderten ersten Raten bewilligt, so wird in dem bevorstehenden Wahlkampfe klipp und klar zur Entscheidung kommen, wie die Mehrheit der Bevölkerung über den ganzen Flottenplan denkt. Entscheidet sich diese Mehrheit für die Fortführung des Flottenplanes in der von der Marineverwaltung vorgeschlagenen Form, so ist damit eine Billigung eben dieses Planes herbeigeführt, die jede weitere parlamentarische Opposition gegen denselben hinfällig macht. Fallen die Wahlen im entgegengesetzten Sinne aus, so kann die Regierung eventuell noch einmal an das Land appelliren. Jedenfalls aber tritt die Willensmeinung des Landes klar zu Tage, was gewiß erstrebenswerth ist.

Die Frage dreht sich deshalb recht eigentlich um den Punkt: sollen die Wählerschaften bei dieser wichtigen Angelegenheit ein Wort mitreden oder wollen die Gewählten, kurz bevor die Wähler erneut an die Urne treten, die definitive Entscheidung vorweg nehmen? Entscheidet sich die Mehrheit des gegenwärtigen Reichstags für den ersteren Theil der Alternative, so ist es sachlich ziemlich einerlei, ob dann sofort aufgelöst wird oder der Reichstag ruhig zu Ende geht. Die sofortige Auflösung kann nur dazu dienen, die Leidenschaften stärker anzuregen, aber die Fragestellung für die Wähler bleibt im Wesentlichen dieselbe.

Es tritt somit bei einer Auflösung die originelle Situation ein, daß an die Wähler appellirt wird, um Abgeordnete zu desavouiren, die wollten, daß die Wähler die definitive Entscheidung geben.

Das kann für diejenigen nichts Schreckhaftes haben, welche dem Flottenplan nicht an sich widerstreben, aber die endgültige Festlegung desselben ablehnen, weil sie den Wählern und der kommenden Volksvertretung nicht vorgreifen wollen. Ins Gedränge werden nur diejenigen kommen, die bei ihrer Opposition gegen die Flottenvorlage vielleicht die stille Hoffnung hegten, überstimmt zu werden, um dann bei den kommenden Wahlen ohne jegliches Risiko die dankbare Rolle der sparsamen Verwalter des Volksvermögens zu spielen. Ich nehme aber an, daß es so schlechte Menschen nicht gibt.

Der Gedanke einer Auflösung des Reichstags kann für den justum ac tenacem propositi virum somit nichts Abschreckendes haben. Es ist andererseits aus mehr als einem Grunde wünschenswerth, daß die Wahlen sich baldmöglichst vollziehen. Mai oder Juni sind die besten Wahlmonate. Also: nur voran!

Th. Barth.

Die Erneuerung des Privilegiums der Reichsbank.

II.

Die Vorwürfe gegen die Reichsbank, welche ich im I. Artikel besprochen habe, betreffen die eigensten Schmerzen der Agrarier; sie sind nichts weniger als erheuchelt und die vorgeschlagenen Mittel zur Abhilfe sind durch und durch ernst gemeint.

Nicht ganz so steht es mit den übrigen Beschwerden, welche von derselben Seite gegen die Reichsbank vorgebracht werden. Das Agrarierthum beruht so sehr auf dem nacktesten Klassenegoismus, daß man, wenn es die Interessen anderer Erwerbszweige vertritt, unbedingt zu dem Verdacht kommen muß, daß diese Interessen nur als Vorspann für den agrarischen Karren ausgenutzt werden sollen. Wie haben unsere agrarischen Bimetallisten über den Ruin unseres Exportes nach Silberländern gejammert, dieselben Leute, die um 1½ Mark Getreidezollerhöhung den ganzen deutschen Export zu ruiniren bereit sind! Auf derselben Höhe durchsichtiger Heuchelei stehen die agrarischen Klagen über die ungenügende Deckung der Reichsbanknoten.

Wie absolut gleichgültig den Agrariern die Solidität der Reichsbank ist, haben wir ja an ihren speziell landwirthschaftlichen Forderungen gesehen. Sie machen sich nicht die mindesten Skrupel, das Wechselportefeuille der Reichsbank mit faulen Wechseln zu belasten und ihre Lombardanlage durch schwer verkäufliche Pfandbriefe über Gebühr anschwellen zu lassen. Trotzdem geniren sie sich nicht, sich um die angeblich durch die ungenügenden Baarmittel der Reichsbank bedrohte Sicherheit des deutschen Geldwesens höchst besorgt zu stellen.

Dabei kommt ihnen — wenigstens bei einem nicht orientirten und leichtgläubigen Publikum — der Umstand sehr zu statten, daß gerade in den letzten zwei Jahren die Reichsbank aus Gründen, die noch zu besprechen sind, außerordentlich stark in Anspruch genommen worden ist, so daß die Deckung der Noten und der sonstigen Verbindlichkeiten eine wesentliche Verminderung erfahren hat, die jedoch nicht im mindesten beunruhigend oder gefahrdrohend ist.

Ueberblickt man die gesammte Entwicklung der Reichsbank seit ihrer Begründung, so ergibt sich — im Gegensatz zu den reichsbank-feindlichen Behauptungen — eine hervorragend günstige Entwicklung der Notendeckung. Obwohl

die an die Reichsbank gestellten und von ihr befriedigten Ansprüche außerordentlich angewachsen sind, obwohl sich von 1876 bis 1896 ihr durchschnittlicher Notenumlauf von 685 Millionen auf 1 085 Mark, ihr durchschnittlicher Wechselbestand von 403 Millionen auf 646 Millionen Mark, ihre Gesammtumsätze von 37 Milliarden auf 131 Milliarden Mark gesteigert haben, hat sich die Deckung der Reichsbanknoten nicht verschlechtert, sondern sie hat im großen Ganzen eine erhebliche Besserung erfahren. Ihr Baarvorrath betrug im Jahre 1876 durchschnittlich 82½ Prozent ihres Notenumlaufs, 1894 dagegen 97 Prozent, 1895 95½ Prozent; erst bei der ungewöhnlichen Anspannung der letzten beiden Jahre ist das Deckungsverhältniß wieder auf 85½ und 83½ Proz. zurückgegangen, auf einen Prozentsatz, der an sich durchaus befriedigend ist, und der sich immer noch etwas günstiger stellt als die durchschnittliche Baardeckung der ersten zehn Jahre des Bestehens der Reichsbank (1876–1885), die nur 82½ Prozent betrug.

Von einer Verschlechterung der Baardeckung des Notenumlaufs kann also keine Rede sein; deshalb richten die Gegner der Reichsbank ihre Angriffe vornehmlich auf zwei andere Punkte, auf die **Golddeckung** des Notenumlaufs und auf die Deckung der **sämmtlichen täglich fälligen Verbindlichkeiten.**

Namentlich die an der Spitze der bimetallistischen Agitation stehenden agrarischen Wortführer malen bei jeder Gelegenheit mit Behagen die schweren Gefahren aus, welche in kritischen Zeiten durch den zu geringen Goldbestand der Reichsbank und ihren zu großen Vorrath an Thalern und Scheidemünzen hervorgerufen werden könnten. Durch die Silberentwerthung seien die deutschen Silbermünzen „von der Aktivseite auf die Passivseite gerückt“; die Bank könne nicht mit ihnen zahlen, sondern müsse umgekehrt für ihre Einlösung in Gold ebenso gut Sorge tragen, wie für die Einlösung ihrer Noten. Der thatsächliche Kern, welcher diesen Ausstellungen zu Grunde liegt, ist der Umstand, daß durch die im Jahre 1879 erfolgte vorzeitige Einstellung der Silbereinziehung und der Silberverkäufe mehrere hundert Millionen Mark von Thalerstücken, nach welchen kein Bedarf vorhanden war, im deutschen Geldumlauf blieben. Da die Reichsbank auf Verlangen in Gold zahlt, während sie andererseits die Thaler unbeschränkt in Zahlung nehmen muß, sammelten sich nach und nach alle die überflüssigen Thaler in ihren Kassen an, indem sie gleiche Mengen von Goldgeld aus ihnen verdrängten. Dadurch wurde in den ersten Jahren nach der Einstellung der Silberverkäufe die Goldreserve der Reichsbank, auf welcher in Wirklichkeit der Kredit der deutschen Valuta beruht, erheblich geschwächt. Die Zusammensetzung des Metallbestandes der Reichsbank, welche seit 1894 wenigstens für den Jahresdurchschnitt und den Jahresschluß veröffentlicht wird, wurde damals noch streng geheim gehalten. Dennoch gelangte im September 1880 eine Notiz in die Oeffentlichkeit, nach welcher von einem Metallbestand von etwa 530 Millionen Mark nur etwa 185 Millionen Mark Goldgeld waren, der Rest Thaler und Scheidemünzen.

Diese Zusammensetzung war freilich überaus ungünstig, sie stellte wirklich eine Bedrohung der deutschen Valuta dar und nöthigte die Reichsbank zu hohen Diskontsätzen.

Inzwischen haben sich jedoch die Verhältnisse total verändert. Während der gesammte deutsche Silberumlauf kaum eine Vermehrung erfuhr, hat sich der Bedarf des Verkehrs nach Silbermünzen gesteigert und so den Bestand der Reichsbank an Thalern und Silbermünzen verringert. Von etwa 350 Millionen Mark zu Anfang der achtziger Jahre ist dieser Bestand auf 290 Mark im Jahre 1896 herunter gegangen, und er dürfte im Jahre 1897 noch eine weitere Verminderung bis auf etwa 280 Millionen Mark erfahren haben.

Von dieser Summe kann die Reichsbank nur einen Theil entbehren. Die Reichsbank hat nämlich die örtliche Regulirung des Scheidemünzumlaufs theilweise freiwillig übernommen, theilweise ist sie ihr von der Reichsregierung übertragen worden. Im Auftrag des Reichs hat sie an verschiedenen Hauptstellen Scheidemünzen gegen Goldgeld umzuwechseln; sie bewirkt ferner diese Umwechselung auch an ihren nicht speziell damit beauftragten Kassen und gibt andererseits auf Verlangen Scheidemünzen gegen Goldgeld, soweit ihre Bestände ausreichen und soweit es der ordnungsmäßige Geschäftsgang gestattet. Zur Erfüllung dieser Aufgabe benöthigt nun die Reichsbank eines Bestandes von Thalern und Scheidemünzen, der kaum geringer als auf 125 Millionen Mark veranschlagt werden kann. Viel mehr als 150 Millionen Mark an Silberstücken könnte also die Reichsbank unter den gegenwärtigen Verhältnissen überhaupt nicht entbehren. Was bedeuten aber diese 150 Millionen Mark gegenüber dem Goldbestand der Reichsbank von 600 Millionen Mark und ihrem gesammten Metallgeldvorrath von etwa 900 Millionen Mark!

Selbst wenn man dem Thalervorrath der Reichsbank eine größere Bedeutung zumißt, als ihm wirklich zukommt, muß man wenigstens zugeben, daß sich auch in diesem Punkte die Verhältnisse höchst erfreulich entwickelt haben. Im Jahre 1895 war der durchschnittliche Goldbestand der Reichsbank 705 Millionen Mark, zeitweise war er höher als 800 Millionen Mark, gegen 185 Millionen Mark im September 1880. Selbst bei der starken Inanspruchnahme der Reichsbank in den letzten zwei Jahren stellte sich der Goldbestand durchschnittlich immer noch auf etwa 600 Millionen Mark, und die Golddeckung des Notenumlaufs, die sich von 64⅓ Prozent im Jahre 1895 auf etwa 55 Prozent verminderte, war auch im Durchschnitt der letzten zwei Jahre immer noch etwas günstiger als die Golddeckung der vielgerühmten **Bank von Frankreich** (54,8 und 53,3 Prozent).

Nicht in demselben Maße wie die Notendeckung hat sich die Deckung der **sämmtlichen täglich fälligen Verbindlichkeiten** gebessert, und zwar hauptsächlich infolge der überaus starken Zunahme des Giroverkehrs und der Giroguthaben. Immerhin ist wenigstens keine Verschlechterung eingetreten. Die Deckungsverhältnisse der letzten zwei Jahre, in welchen — das muß immer wiederholt werden — besondere Verhältnisse obwalteten, stimmte ungefähr mit denjenigen des Jahres 1876 überein, wenn man den gesammten Baarvorrath in Betracht zieht; die Deckung betrug etwa 56½ Prozent. Dagegen hat, entsprechend der starken Zunahme des aus Gold bestehenden Theiles des Baarvorrathes, die Golddeckung auch hier eine bemerkenswerthe Besserung aufzuweisen; von 31,7 Prozent im Jahre 1876 hob sie sich auf 44,2 Prozent im Jahre 1895, und auch in den letzten zwei Jahren war sie höher als 35 Prozent.

Diese günstige Entwicklung läßt sich nicht leugnen. Dagegen behaupten die Agrarier, die gegenwärtigen Verhältnisse seien noch keineswegs befriedigend. Im Falle einer Krisis könnten auf einen Schlag die umfangreichen Giroguthaben aus der Reichsbank zurückgezogen werden, und zwar in Gold, und damit sei die Gefahr eines Zusammenbruchs der Reichsbank gegeben. Diese pessimistische Anschauung findet sich hin und wieder auch in Kreisen, welche dem Agrarierthum fernstehen.

Die Voraussetzung, auf welcher diese Befürchtungen beruhen, ist jedoch eine irrige. Den meisten und den potentesten Inhabern von Giroguthaben wird es auch im Falle einer Krisis nicht einfallen, ihr Guthaben aus der Reichsbank zurückzuziehen. Das mit Krisen verbundene Bedürfniß vermehrter Zahlungsleistungen wird manchen Kontoinhaber eher zu einer Steigerung seines Guthabens veranlassen, das in Folge der weiten Verzweigung und der überaus praktischen Organisation des Giroverkehrs besser als baares Geld zu Zahlungsausgleichungen zu verwenden ist. Thatsächlich zeigen die Zeiten eines starken Geldbedarfs und einer starken Anspannung des Notenumlaufs allgemein eine Zunahme der Giroguthaben.

Auch ein Vergleich mit dem Ausland ergibt, daß unsere deutschen Verhältnisse zu Befürchtungen und zu Vorwürfen gegen die Reichsbankleitung keinen Anlaß geben. Während die Reichsbank auch in Zeiten der stärksten Anspannung mit der Baardeckung ihrer sämmtlichen täglich

fälligen Verbindlichkeiten niemals unter 46,6 Prozent herabgegangen ist, hat die Bank von England häufig eine Deckung von wenig über 40 Prozent.*) Wir dürfen uns wohl mit der Annahme beruhigen, daß die Leitung der Bank von England von den Geschäften einer Notenbank etwas mehr versteht als unsere deutschen Agrarier, deren erheuchelte Befürchtungen schlechterdings keinen anderen Zweck haben können als die Diskreditirung der Organisation und vor allem der gegenwärtigen Leitung der Reichsbank.

In engem Zusammenhang mit den Deckungsverhältnissen der Reichsbank stehen die Angriffe auf die Diskontpolitik dieses Institutes. Hier glauben die Agrarier die wichtigste Waffe gegen die Reichsbank gefunden zu haben, und seit zwei Jahren bemühen sie sich, den interessirten Kreisen klar zu machen, welche Schädigungen sie durch den unverantwortlich hohen Diskont der Reichsbank erfahren. In der That haben sie hier einen vorzüglichen Agitationsstoff. Welch ein Vortheil, wenn man auf eine Flugschrift den sensationellen Titel schreiben kann: „Warum zahlt der Deutsche 5%, der Franzose 2% Bankdiskont?“ Wer aus dem Inhalt der Flugschrift eine Aufklärung auf die Frage des Titelblattes erwartet, findet sich freilich enttäuscht, denn er findet im wesentlichen nur aus dem „Deutschen Wochenblatt“ zusammengestellte Artikel, in welchen Herr Dr. Arendt mit der „National-Zeitung“ und dem — „Kladderadatsch“ polemisirt und zwar in einer Angelegenheit, über welche den Mantel der Verschwiegenheit zu breiten Herr Dr. Arendt selbst am meisten Anlaß hätte.**)

Aber der Titel allein ist zweifellos eine hervorragende Leistung der agitatorischen Taktik. Die unbestreitbare Thatsache, daß die Titelblätter der meist gelesene Theil der Bücher sind, ist in überaus kluger Weise benutzt; ferner wird der Anschein erweckt, als ob nicht ausnahmsweise sondern im Allgemeinen das Verhältniß des französischen zum deutschen Bankdiskont 2 zu 5 sei, und als ob die Schuld an dieser Differenz an der gegenwärtigen Organisation oder Leitung der Reichsbank liege. Der Titel erreicht also alles, was die Broschüre erreichen will, und selbst der geschickteste Inhalt kann, wie die Dinge liegen, nur abschwächend wirken.

In Wirklichkeit verhält sich der deutsche Diskont zum französischen, sobald man nicht ganz ungewöhnliche Konjunkturen, sondern längere Zeiträume ins Auge faßt, keineswegs wie 5 zu 2. Im Durchschnitt der 16 Jahre von 1881 bis 1896 stellte sich das Verhältniß des französischen Bankdiskonts zum offiziellen Diskont der Reichsbank etwa auf 3 zu 3,8. Dabei ist zu beachten, daß die Bank von Frankreich niemals unter ihren offiziellen Satz diskontirt, während die Reichsbank seit 1879 die Praxis befolgt, in Zeiten verhältnißmäßiger Geldflüssigkeit Wechsel von bestimmter Qualität unter ihrem offiziellen Satz, zum sog. „Privatdiskont“ zu diskontiren. Die Durchschnitte der offiziellen Sätze beider Banken sind also nicht vergleichbar, da der deutsche offizielle Diskontsatz im Durchschnitt längerer Perioden sich höher stellt, als der thatsächlich von der Reichsbank verlangte Diskont, welcher allein in Betracht kommen kann. Der thatsächlich geforderte Diskont ergibt sich aus dem Brutto-Ertrag des Wechselgeschäfts. Wie groß in einzelnen Jahren der Unterschied ist, zeigt das Jahr 1884 mit einem durchschnittlichen offiziellen Diskontsatz von 4 Proz. und einem durchschnittlichen Bruttoertrag der Wechselanlage von 2,7 Proz. Der Ertrag der durchschnittlichen Wechselanlage bei der Bank von Frankreich und der deutschen Reichsbank verhielt sich in den 16 Jahren von 1881 bis 1896 wie 2,9 zu 3,4; die Differenz des von beiden Banken thatsächlich geforderten Diskonts beträgt dementsprechend im Durchschnitt jenes Zeitraums überhaupt nur ½ Proz. Ungefähr dieselbe Differenz besteht zwischen dem deutschen und dem englischen Diskontsatz.

Zur Erklärung dieses Unterschiedes braucht man nur die Entwicklung der drei Länder während des letzten Vierteljahrhunderts mit einander zu vergleichen; man braucht sich nur zu erinnern, daß der deutschen Volkswirthschaft an Kapital und an flüssigen Mitteln nur sehr viel beschränktere Mittel zur Verfügung standen, als Frankreich, dessen Entwicklung wir im letzten Vierteljahrhundert überflügelt haben, und als England, dem wir ja beträchtlich näher gekommen sind. Daß bei uns in Deutschland der größere wirthschaftliche Fortschritt sich auf einer schmäleren Grundlage von Mitteln vollzogen hat, diese Thatsache mußte mit Nothwendigkeit in doppelter Weise zu einer stärkeren Anspannung des Geldmarktes und zu höheren Diskontsätzen führen. Wenn überhaupt an der Gestaltung des deutschen Geldmarktes etwas verwunderlich ist, dann kann es nur der Umstand sein, daß die geschilderten Verhältnisse den deutschen Diskontsatz nur um einen so geringen Bruchtheil über dem englischen und französischen gehalten haben.

Freilich war der Unterschied in den beiden letzten Jahren erheblich größer; die Differenz zwischen dem deutschen und französischen Bankdiskont steigerte sich im Durchschnitt der letzten zwei Jahre auf etwa 1¾ Proz., und dieser stärkere Unterschied ist es, von welchem die agrarischen Angriffe gegen die Reichsbank und die deutsche Geldverfassung ausgehen. Für jeden denkenden Menschen zeigt jedoch gerade der Umstand, daß der Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Bankdiskont in den letzten zwei Jahren mehr als dreimal so groß war, als im Durchschnitt der letzten 16 Jahre, daß die Ursache dieser ungewöhnlich großen Differenz nicht in allgemeinen Verhältnissen liegen kann — nicht in der Organisation und in den Geschäftsgrundsätzen der Reichsbank, auch nicht in der deutschen Währungsverfassung —, sondern daß die Ursache in den besonderen Verhältnissen der letzten zwei Jahre liegen muß.

Wir brauchen nicht weit zu suchen, um diese Ursachen zu entdecken.

Vor allem kommt der glänzende Aufschwung von Industrie und Handel in Betracht, welcher seit der zweiten Hälfte des Jahres 1895 ohne jeden erheblichen Rückschlag andauert. Nur ein Blinder kann diesen Aufschwung leugnen, der uns von Seiten des Auslandes durch die fortgesetzt steigende Furcht vor der deutschen Konkurrenz täglich bestätigt wird. Auch die Zahlen unserer Handelsstatistik sprechen eine beredte Sprache. Seit 1894 ist die deutsche Ausfuhr von 2961 Millionen Mark ohne Unterbrechung bis auf 3633 Millionen Mark, um mehr als 3 Prozent gestiegen.

Es ist klar, daß dieser Aufschwung eine erhebliche Steigerung des deutschen Geldbedarfs zur Folge haben mußte, und Niemand, der die Verhältnisse des Geldmarktes kennt, wird sich wundern, daß in Folge dessen der Diskontsatz in Deutschland beträchtlich gestiegen ist. Deshalb kommen auch die Beschwerden über den hohen Diskont nicht von Seiten der am Diskontsatz wirklich interessirten Kreise des Handels und der Industrie; — denn dort sieht man

*) Ende Dezember 1897 betrug die Deckung nur 40 Prozent.

**) Es handelt sich nämlich um den seinerzeit viel besprochenen Rechenfehler des französischen Bimetallisten Edmond Théry, welcher seinen deutschen Gesinnungsgenossen im Kampf gegen die Reichsbank seinen hilfreichen Beistand gewährt. Dem Herrn ist das Malheur passirt, den Reingewinn der Bank von Frankreich pro Million ihres Umsatzes für das Jahr 1894 auf 16 Centimes statt auf 164 Franken zu berechnen, und die Herren Graf Mirbach und Dr. Arendt haben, indem sie diesen für jeden nur einigermaßen sachverständigen Mann unmöglichen Rechenfehler nacherzählten und nachdruckten, ihre Sachkenntniß schwer kompromittirt. Herr Dr. Arendt glaubte damals sich herausreißen zu können, indem er behauptete, nicht auf einen Rechenfehler sondern auf einen Druckfehler hineingefallen zu sein, durch welchen in der Ueberschrift einer Tabelle bei Théry „million“ statt „millier“ gesetzt sei. Mittelst eines Strafantrages gegen den „Kladderadatsch“ gab Herr Dr. Arendt dieser sicher überaus entlastenden Auffassung den nöthigen Nachdruck. Aber nicht einmal diesen sonderbaren mildernden Umstand kann man den Herren Arendt und Graf Mirbach zubilligen: es handelt sich bei Théry keineswegs um einen bloßen Druckfehler, sondern in der That um einen wirklichen Rechenfehler; unter der angeblich verdruckten Tabelle heißt es nämlich ausdrücklich und in Worten: „seize centimes de bénéfices nets par million d'opérations effectuées: tel est le résultat du bilan de l'année 1894 (Théry, Les fonctions de la Banque de France, S. 62.)

einen guten Geschäftsgang bei hohem Diskont einer Geschäftsstockung mit niedrigem Diskont begreiflicherweise vor —; die Klagen kommen vielmehr hauptsächlich von Seiten agrarischer und bimetallistischer Zeitungsschreiber und Agitatoren, für welche der Diskont lediglich die Bedeutung eines Agitationsstoffes hat.

Außer dem allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwung hat zweifellos das Börsengesetz mit seinen Folgen einen wesentlichen Einfluß ausgeübt. Durch die Bestimmungen dieses Gesetzes über den Terminhandel hat der Handel in Kassawerthen eine beträchtliche Ausdehnung erfahren. Dadurch wurde der Bedarf des Effektenhandels nach baaren Mitteln erheblich gesteigert. Wie der durch den wirthschaftlichen Aufschwung hervorgerufene außerordentliche Geldbedarf, so mußte auch die durch das Börsengesetz bewirkte Steigerung der Geldnachfrage in letzter Linie ihre Befriedigung bei der Reichsbank suchen. „Je mehr darauf hingewirkt wird,“ so heißt es im letzten Jahresbericht der Hamburger Handelskammer, „die einen schnelleren Umsatz herbeiführenden börsenmäßigen Einrichtungen des Handels zu desorganisiren, desto mehr wird auch dauernd mit einer höheren Inanspruchnahme der Geldumlaufsmittel der Reichsbank zu rechnen sein.“

In der That ist die Reichsbank seit ihrer Begründung noch niemals so stark in Anspruch genommen worden, wie in den zwei letzten Jahren. Ende September 1897 erreichte ihre Wechselanlage die Höhe von 864 Millionen Mark, während die Wechselanlage der Bank von Frankreich nur 670 Millionen Mark betrug.*) Der ungedeckte Notenumlauf der Reichsbank stieg vom Februar 1897 bis zum September um 523 Millionen Mark, während er bei der Bank von Frankreich vom Beginn des Jahres bis zum August abnahm, und erst vom Ende des Monats August bis zum Jahresschluß eine Zunahme um nicht ganz 300 Millionen Mark aufwies. Bei der Bank von England betrug die Spannung zwischen dem Minimum und Maximum des ungedeckten Notenumlaufs während des Jahres 1897 nur 215 Millionen Mark. Daraus geht hervor, um wieviel stärker der Geldbedarf in Deutschland war, als in England und Frankreich.

Natürlich lassen die Gegner der Reichsbank diese Gründe nicht gelten; vor allem bestreiten sie den allgemeinen Aufschwung, denn die Führer im Kampf gegen die Reichsbank sind ja gleichzeitig die Rufer im Streit gegen die Goldwährung; und wie wäre ein großer wirthschaftlicher Aufschwung möglich, solange die Goldwährung, welche nach der bimetallistischen Lehre einen andauernden und allgemeinen wirthschaftlichen Niedergang zur Folge haben muß, nicht abgeschafft ist. Nach der Auffassung dieser Leute ist an dem hohen Diskont hauptsächlich die Goldwährung und die Leitung der Reichsbank Schuld.

Die Goldwährung? — Warum? — Weil sie unserem Geldmarkt dauernd die Mittel beschränkt. — Und wodurch? — Dadurch, daß sie das Silber nicht als Geldmetall anerkennt und die Vermehrung der Umlaufsmittel auf den angeblich nur spärlichen Zuwachs an Gold beschränkt.

Daß dieselben Verhältnisse ebenso wie für Deutschland auch für England und auch für Frankreich, das gleichfalls seit 1876 keine Silberprägungen mehr gestattet, bestehen, daß also diese Verhältnisse nicht den relativ höheren deutschen Diskontsatz erklären können — an solche Kleinigkeiten pflegen sich Leute wie Thery, Arendt, Graf Mirbach u. a. m. nicht zu stören —; und gar von den durch ihre agitatorische Thätigkeit so sehr in Anspruch genommenen Leuten zu verlangen, sie möchten sich über die thatsächlichen Verhältnisse des Geldzuflusses der von ihnen miteinander verglichenen Länder einigermaßen unterrichten, das wäre gewiß eine unbescheidene und unbillige Forderung, zumal da der Thatbestand mit den wirksamsten Behauptungen hin und wieder in einen unangenehmen Konflikt gerathen könnte.

In Wirklichkeit hat während des letzten Jahrzehnts kein Land auch nur annähernd einen so starken Zufluß von Geldmitteln erhalten, als gerade Deutschland. Der Ueberschuß der Goldprägungen über die Einziehungen von Goldmünzen belief sich in dem Jahrzehnt 1887/96 in Deutschland auf 1138½ Million Mark, in England auf 470 Millionen Mark, in Frankreich gar nur auf 245 Millionen Mark. Die Vermehrung des deutschen Geldumlaufs war also in dieser Zeit mehr als doppelt so groß wie der englische, und fast fünfmal so groß, wie der französische Geldzufluß. Diese Zahlen beweisen schlagend, daß der relativ hohe deutsche Diskont, da er nicht durch eine relativ geringe Geldzufuhr hervorgerufen sein kann, durch ein relativ beträchtlich stärkeres Anwachsen des deutschen Geldbedarfs hervorgerufen worden sein muß.

Ebensowenig wie durch die Goldwährung ist der hohe Diskont durch die Haltung der Reichsbank-Leitung verursacht. Eigentlich ist es geradezu absurd, daß dieselben Leute, welche über die ungünstigen Deckungsverhältnisse der Reichsbank klagen, gleichzeitig die Reichsbankleitung wegen ihres hohen Diskontgesetzes anklagen. Das einzige Mittel gegen eine ungünstige Gestaltung der Notendeckung ist ja gerade ein hoher Diskont, durch welchen die Kreditansprüche beschränkt werden und baares Geld aus dem Ausland herbeigezogen wird.

Freilich glauben einzelne, die Diskonterhöhungen durch ein für die gesammte Volkswirthschaft minder empfindliches Mittel ersetzen zu können, durch die sogenannte Goldprämien-Politik der Bank von Frankreich. Während die Reichsbank ihre Noten auf Verlangen stets in Gold einlöst, zahlt die Bank von Frankreich in der Regel in Silber oder abgenutzten Goldmünzen und berechnet, wenn auf der Zahlung in vollwichtigem Gold bestanden wird, eine größere oder geringere Prämie, die zeitweise bis zu 8‰ gestiegen ist. Dieses System soll nun den Vorzug haben, der Bank einen dauernd niedrigen Diskont zu ermöglichen. Durch die Berechnung einer Prämie für Gold soll die Bank in Stand gesetzt sein, ohne Diskonterhöhung einen Goldexport zu verhindern.

Merkwürdiger Weise wird dieses System der Reichsbank von denselben Leuten zur Nachahmung empfohlen, für welche der Silberbestand der Bank nicht mehr unter die Aktiva, sondern unter die Passiva gehört, und welche die Gefahr, die Reichsbank könne einmal in die Lage kommen in Silber zahlen zu müssen, nicht schwarz genug malen können.

In Wirklichkeit ist die vielgerühmte Prämienpolitik nichts als ein verschleierter Zwangskurs. Die Solidität des ganzen Geldwesens beruht darauf, daß Jedermann die Sicherheit hat, für jede Art von Kreditgeld den gleichen Nennwerth in vollwerthigem Gelde, also in Gold, zu erhalten. Diese Sicherheit ist bei der Prämienpolitik nicht vorhanden. Schon in ruhigen Zeiten hat deshalb die französische Valuta nicht dieselbe Stabilität, wie die deutsche und die englische. Während der Kurs des deutschen Geldes auf dem Weltmarkt, solange die Reichsbank ihre Goldzahlungen aufrecht erhält, niemals um mehr als um die Versendungskosten von Gold unter seine Goldparität sinken kann, ist die französische Valuta abhängig von der wechselnden Höhe der Goldprämie, und sie ist in völlig normalen und ruhigen Zeiten manchmal verhältnißmäßig tief unter ihre Goldparität gesunken. Würde die Bank von Frankreich unbedingt in Gold zahlen, dann könnte der Berliner Wechselkurs auf Paris niemals unter 80,60 Mark pro 100 Francs sinken. Der Kurs ist jedoch infolge der Goldprämie zeitweise bis auf 80,15 (im Dezember 1887), also mehr als ein Prozent unter die eigentliche Goldparität von 81 Mark pro 100 Francs gesunken. Die Gefahr ist stets vorhanden, daß aus der Goldprämie der Bank ein Goldagio für den freien Verkehr wird, und in kritischen Zeiten ist ein Auseinanderfallen des Geldwesens unvermeidlich.

*) Seit dem Beginn der 80er Jahre ist das Wechselportefeuille der Reichsbank von etwa 350 Millionen Mark auf mehr als 860 Millionen Mark gestiegen, während die Wechselanlage der Bank von Frankreich in der gleichen Zeit von mehr als 1100 Millionen Mark auf 670 Millionen Mark gesunken ist.

wenn die Centralbank selbst mit dem schlechten Beispiel der höheren Bewerthung des Goldgeldes vorangeht.

Dazu kommt, daß die Wirkung der Prämienpolitik eine sehr beschränkte ist. Da eine Goldausfuhr nicht willkürlich von den Banken und Edelmetallhändlern bewirkt wird, sondern aus den Verhältnissen der Zahlungsbilanz des Landes hervorgeht, kann die Goldprämie der Bank nicht die Goldausfuhr überhaupt verhindern, sondern sie kann nur die Goldnachfrage von ihren Kassen an den freien Geldumlauf verweisen. Bietet die Beschaffung von Gold aus dem freien Verkehr Schwierigkeiten, so ist ein der Goldprämie entsprechender Rückgang der französischen Wechselkurse auf den ausländischen Märkten, durch welchen trotz der Goldprämie die Goldbeschaffung aus der Bank ermöglicht wird, die nothwendige Folge.

Vor allem kann aber die Goldprämie eine Diskonterhöhung nur in dem Fall ersetzen, wenn sich der Status der Bank durch Goldentziehungen für das Ausland verschlechtert hat oder sich zu verschlechtern droht. Dagegen ist die Prämienpolitik völlig wirkungslos gegenüber einer durch eine Steigerung des inländischen Geldbedarfs hervorgerufenen Verschlechterung der Deckungsverhältnisse einer Notenbank; denn der innere Geldbedarf giebt sich auch mit Silber, mit Noten und abgenutzten Goldmünzen zufrieden. Hier kann also nur eine Diskonterhöhung einschränkend wirken. Ebenso kann nur eine Diskonterhöhung Gold aus dem Ausland herbeiziehen, weil die Bank zwar eine Prämie berechnen kann, wenn Gold von ihr verlangt wird, nicht aber selbst eine Prämie für Gold zahlen kann, ohne sofort ein Goldagio hervorzurufen.

Die einzige mögliche und an sich noch nicht einmal sichere Wirkung der Goldprämie beschränkt sich also auf die Vertheidigung des Goldvorrathes der Bank gegen einen Goldbedarf für das Ausland. Die Diskonterhöhungen der Reichsbank während der letzten beiden Jahre hätten also nur dann durch die Prämienpolitik vermieden werden können, wenn sie durch einen Goldabfluß nach dem Ausland hervorgerufen worden wären. Das war aber durchaus nicht der Fall. Deutschland hat in beiden Jahren beträchtlich mehr Gold eingeführt als ausgeführt und die Goldankäufe der Reichsbank zeigen fortgesetzt große Summen. Die starke Anspannung der Reichsbank, welche zu den Diskonterhöhungen nöthigte, war vielmehr ausschließlich durch den inneren deutschen Geldbedarf hervorgerufen, dem gegenüber die Prämienpolitik — abgesehen von ihren sonstigen Fehlern — absolut wirkungslos geblieben wäre. Wenn die Bank von Frankreich ihren Diskont von 2 Prozent in den letzten beiden Jahren aufrecht erhalten konnte, während die Reichsbank zeitweise 5 Prozent verlangen mußte, so verdankt das Frankreich nicht der Prämienpolitik, sondern der Stockung seiner wirthschaftlichen Entwicklung, einer Stockung, die durch alle künstlichen Belebungsmittel, wie starke Prämien für den Bau von Handelsschiffen, zum großen Schmerz aller französischen Patrioten nicht zu überwinden ist. Ist der gewaltige Aufschwung der deutschen Volkswirthschaft mit dem Preis eines etwas höheren Diskontes zu hoch bezahlt?

Um zu Erneuerung des Bankgesetzes zurückzukehren: Welche Folgerungen würden sich aus allen diesen Ausstellungen gegen die Reichsbank hinsichtlich der Frage der Verstaatlichung des Instituts ergeben?

Wer in dem Thalerbestand der Reichsbank eine Gefährdung der deutschen Valuta erblickt, der möge die Wiederaufnahme der Silberverkäufe beantragen. Was könnte hier durch die Verstaatlichung der Reichsbank geändert werden?

Wer eine Goldprämie für besser hält, als einen hohen Diskont, hat gleichfalls keinen Anlaß, deshalb die Verstaatlichung der Reichsbank zu verlangen, denn die Prämienpolitik ist ja die spezielle Praxis der gleichfalls auf Privatkapital begründeten Bank von Frankreich.

Wer schließlich den Grund des verhältnißmäßig hohen deutschen Diskontes in der Goldwährung sieht, der verlange die Einführung einer bimetallistischen Geldverfassung. Herr v. Kardorff hat zwar einmal im Reichstag erklärt, seine frühere gleichgiltige Stellung zur Verstaatlichungsfrage sei durch „die persönliche Stellung des Reichsbankpräsidenten zur Währungsfrage“ verändert worden, aber dieses in mancher Beziehung sehr werthvolle und vielsagende Bekenntniß gibt dem objektiven Denker keinen Fingerzeig, wie die Mängel der Goldwährung durch die Verstaatlichung der Reichsbank ausgeglichen werden sollen.

Von allen Beschwerden gegen die Reichsbank könnten also selbst im Sinne der Beschwerdeführer nur die im I. Artikel besprochenen speziell agrarischen Klagen durch eine Verstaatlichung der Reichsbank überhaupt eine Abhilfe erfahren, und diese allein mögliche Abhilfe wäre geradezu ein Verbrechen an der deutschen Geldverfassung.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Karl Helfferich.

Parlamentsbriefe.

VIII.

Im Reichstage denkt Jedermann mehr an die nächsten Wahlen als an die augenblicklich zur Verhandlung stehenden Gegenstände. Es überwiegt der Wunsch, die Session möglichst abzukürzen, und obwohl Schlußanträge bei der Beschlußunfähigkeit unmöglich sind, werden doch große Abschnitte des Budgets, die in früheren Jahren viele Tage erforderten, in wenigen Minuten erledigt, weil keine Redelust vorhanden ist.

Einiges Interesse an den Verhandlungen zeigt sich immer nur dann, wenn von der zukünftigen Handelsvertragspolitik die Rede ist. Und über diese wird bei den nächsten Wahlen entschieden werden. Der preußische Landwirthschaftsminister Freiherr v. Hammerstein, der sich früher durch eine gewisse Zurückhaltung das Wohlwollen der agrarischen Parteien verscherzt hatte, hat es wieder gewonnen, indem er im preußischen Abgeordnetenhause die Versicherung abgab, bei zukünftigen Handelsverträgen werde das Interesse der Landwirthschaft besser erwogen werden, als bisher. Auf der anderen Seite hat Graf Posadowsky im Reichstage darauf hingewiesen, daß man Handelsverträge nicht abschließt, wie man will, sondern wie man kann. Er hat darauf hingewiesen, daß selbst ein mangelhafter Handelsvertrag besser sein könne, als ein offener Zollkrieg.

Herr Graf Posadowsky hat einen solchen Schatz von guten Werken angesammelt, daß ihm die Agrarier einige Redewendungen, die sie dem Grafen Caprivi oder dem Freiherrn v. Marschall zum Verbrechen angerechnet haben würden, nicht übel genommen haben. Aus denselben Gründen, aus denen sie die Agrarier nicht tadeln, wollen wir sie nicht loben. Der gegenwärtige Staatssekretär des Innern ist von jeher ein guter Agrarier gewesen und ist es bis heute noch; „sein Herz und seine Stimme sind wölfisch.“ Aber zu gewissen Zeiten überkommt ihn doch das Gefühl, daß man nicht alles durchsetzen kann, was man durchsetzen möchte; daß man nicht alle agrarischen Wünsche erfüllen kann, ohne das Staatsinteresse auf das Spiel zu setzen. Und das ist der Trost, den wir schöpfen. Eine Regierung empfindet stets ein Gefühl der Verantwortlichkeit, das agitirenden Parteiführern leicht verloren geht, und man wird im Jahre 1904 wie im Jahre 1892 sich schließlich doch dafür entscheiden müssen, die Handelsverträge zu nehmen, wie man sie bekommen kann.

An der nationalliberalen Partei rächt sich der Fehler, den sie mit der Aufstellung des Satzes beging, daß die wirthschaftspolitischen Maßnahmen von der politischen Ueberzeugung unabhängig seien, auf das Empfindlichste. In den dreißig Jahren, seitdem die Partei besteht, hat sich in ihr

ein umfassender Personenwechsel vollzogen, und der größte Theil der neu Hinzugetretenen hat für das ursprüngliche Programm der Partei kein Verständniß mehr. Der nationalliberale Herr von Heyl unterscheidet sich von dem freikonservativen Herrn von Stumm höchstens dadurch, daß er noch ein wenig konservativer und agrarischer ist als dieser. Die Veteranen der Partei, wie Hobrecht und der gewiß nicht freihändlerische Hammacher, können sich mit diesen Agrariern unmöglich verständigen. Herr Möller sieht sich zu der Erklärung veranlaßt, daß er von der bisherigen Handelspolitik, d. h. doch wohl der Caprivi'schen, nicht abgehen könne, und sogar Herr Paasche, der sich in Fragen der Börse und des Zuckers um die agrarische Partei hochverdient gemacht hat, findet Differenzpunkte gegenüber Herrn von Heyl.

Wir wünschen von Herzen, daß die wirklich liberalen Elemente der Partei sich endlich aus einer verderblichen Verbindung frei machen, die mehr und mehr zu einer Unterwerfung unter den Bund der Landwirthe geführt hat.

Dem Reichstage liegt noch die Verbindlichkeit ob, alle die kleineren Arbeiten zu erledigen, die erforderlich sind, damit das bürgerliche Gesetzbuch rechtzeitig in Wirksamkeit treten kann. Daß er das will, ist zweifellos; der von einer Seite her gemachte Vorschlag, den Termin für das bürgerliche Gesetzbuch hinauszuschieben, ist nicht ernst zu nehmen. Ob er es kann, ist eine andere Frage. Das Haus befindet sich in einem Zustande der Kraftlosigkeit, daß es sehr zweifelhaft ist, ob es über den Schwierigkeiten, die sich bei der Civilprozeßordnung ergeben haben, hinwegkommen wird. Auch die Berathungen über den Militärstrafprozeß gehen so schleppend vor sich, daß man nicht weiß, ob sie bis an das Ende gelangen werden. Die Versuche, zur Reichsvereinsgesetzgebung zu gelangen, sind nach ermüdenden Debatten im Sande verlaufen. Daß für die nächste Legislaturperiode uns Versuche drohen, das Versicherungswesen zu verstaatlichen, soll uns heute noch keine Sorgen verursachen.

Das Alles sind Fragen, die an sich sehr wichtig sind, und von denen unter gesunden Zuständen jede einzelne das höchste Interesse herausfordern würde; nur die herrschende Abspannung hindert, näher auf sie einzugehen. Dagegen knüpfen sich wichtige praktische Fragen daran, in welcher Weise die Flottenfrage zur Erledigung kommen wird. Das Centrum hat sich Mühe gegeben, den Augenblick, wo es Ja oder Nein sagen muß, hinauszuschieben; aber ausweichen kann es diesem Augenblicke nicht. Gegenwärtig überwiegt der Anschein, als würde die Vorlage, was die Septennatsfrage anbetrifft, abgelehnt werden. Dann wird die Flottenvorlage womöglich Wahlparole; wem damit gedient ist, wem dadurch Nachtheil erwächst, darüber wollen wir an dieser Stelle keine Betrachtungen anstellen.

Daß der Reichstag im Allgemeinen geneigt ist, in Allem, was nach Seeluft riecht, den Regierungsvorschlägen entgegen zu kommen, zeigte sich bei der Aufnahme der Dampfersubventionsvorlage, deren Annahme kaum noch einem Zweifel unterliegt.

Aus den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses ist hervorzuheben, daß es sich bei der Erweiterung der Centralgenossenschaftskasse um volle 10 Millionen mehr handelt, als ursprünglich angegeben war. Nicht diese 10 Millionen, sondern das ganze Prinzip der Vorlage sind der Gegenstand des Angriffs. Herr v. Miquel machte sich seine Aufgabe leicht, indem er behauptete, über das Prinzip sei bereits entschieden, als man die ersten 5 Millionen bewilligt, und jetzt heiße es, stillschweigend nur zu bewilligen, was aus jenem ersten falschen Schritte folgt. Vernünftigen Menschen ist indessen die Fähigkeit gegeben, einen begangenen Fehler zu erkennen, auf einem falschen Wege umzukehren. Und wer das versäumt, zieht sich schließlich eine Belehrung in der rauhesten Weise zu.

Proteus.

Die Obstsperre.

II.

Nachdem die zuerst gegen die Einfuhr amerikanischen Obstes angeordneten Maßregeln, insbesondere das gänzliche Verbot der Einfuhr der Hauptsache nach aufgehoben und durch den Bundesrathsbeschluß auf ein den Verkehr weniger belästigendes Maß zurückgeführt sind, wird sich der Handel einigermaßen in die neue Sachlage zu finden vermögen. Zur Zeit sind, wie von Hamburg aus verlautet, dann auch die für die Ausführung des Bundesrathsbeschlusses getroffenen Bestimmungen der Art, daß Veranlassung zu begründeten Klagen nicht mehr vorhanden zu sein scheint.

Vielleicht hat man an den maßgebenden Stellen keine richtige Vorstellung gehabt von dem Umfange des Verkehrs welcher durch die völlig unerwartet gekommenen Anordnungen lahm gelegt wurde, ebensowenig über die Höhe der Entschädigungsansprüche gegen das Reich, welche durch dieses plötzliche Verbot hervorgerufen wären. Sobald hierüber Aufklärung erfolgt war, entschloß man sich dann auch zur Zurücknahme der zu weit gehenden Anordnungen.

Unerklärlich bleibt es immerhin, daß man in Deutschland die drohende Gefahr nicht früher in das Auge gefaßt und in ruhiger Weise die dagegen erforderliche Abwehr erwogen hat. Seit 1870 ist der Aspidiotus perniciosus in Kalifornien wahrgenommen im Thale San José, (daher der Name San-José-scale), seit 1880 durch Professor Comstock beschrieben, seit 1890 auch in den amerikanischen Oststaaten massenhaft aufgetreten, so daß dort weitgehende gesetzliche Anordnungen gegen diesen Schädling getroffen sind. Haben denn die der deutschen Vertretungen in den Vereinigten Staaten beigegebenen landwirthschaftlichen Sachverständigen erst jetzt über diese Verhältnisse Mittheilungen gemacht?

Eine Gefahr bringt nun das plötzlich erst wahrgenommene Erscheinen dieses amerikanischen Insekts noch mit sich.

Es ist zu befürchten, daß dasselbe benutzt werden wird, um die Schutzzollbestrebungen nun auch auf das Gebiet des Obstbaues zu übertragen. Ohnehin ist es beinahe zu verwundern, daß frisches Obst in Deutschland bisher noch zollfrei geblieben ist. Gewinnt doch leider immer mehr die Anschauung Verbreitung, daß es nur natürlich sei, alle Einfuhr ohne Ausnahme mit einem Zolle zu belegen, einerlei ob derselbe erforderlich, oder auch nur erträglich ist. Freier Eintritt irgend einer Waare gilt als eine unerhörte Begünstigung. Es wird schon seit einiger Zeit darauf hingewiesen, welche bedeutenden Mengen von frischem Obst in Deutschland eingeführt werden, im letzten Jahre vorzugsweise aus Amerika, von demselben Lande, welches jetzt die deutsche Zuckereinfuhr mit einem Zuschlagzolle belege! Nun kommt noch die Gefahr der Einschleppung eines dem heimischen Obstbau so schädlichen Insekts durch das amerikanische Obst hinzu. Da muß durch möglichste Beschränkung dieser Einfuhr die Gefahr beseitigt werden!

Nach den auf anderen Gebieten gemachten Erfahrungen ist zu befürchten, daß solche Vorhaltungen, besonders wenn sie mit den üblichen Uebertreibungen vorgebracht werden, die bis jetzt glücklicherweise nur geringe Zahl der Obstschutzzöllner vergrößern werde.

Die Gärtner und Obstproduzenten selbst haben sich bis auf die neueste Zeit von den Gedanken des Zollschutzes für ihre Erzeugnisse der großen Mehrzahl nach frei gehalten. Allgemeine pomologische Kongresse und ähnliche Versammlungen haben sich noch immer gegen Schutzzölle auf Obst ausgesprochen. Dem Einsichtigen sind die Gründe dieses Verhaltens leicht begreiflich. Der Obstbau unterscheidet sich von anderen landwirthschaftlichen Produktionszweigen sehr wesentlich. Da liegt nicht Säen und Ernten in einem Jahre beisammen, sondern zwischen dem Pflanzen und der Vollernte vergehen ein oder mehrere Jahrzehnte. Und der

Ernteertrag wechselt von Jahr zu Jahr in einem Maße, wie es glücklicherweise z. B. beim Getreidebau nie vorkommt. Auf eine überreichliche Ernte folgt sehr häufig ein völliger Mißwachs. Und dabei ist es nicht möglich, den Ueberschuß des einen Jahres in unverarbeitetem Zustande für die Zukunft aufzubewahren, wie es doch bei dem Getreide geschieht. Ueberfluß und Mangel, sehr hohe und ganz niedrige Preise sind die natürliche Folge davon, Uebelstände, denen nur dadurch bis auf einen gewissen Grad abzuhelfen ist, wenn der Transport aus den Gegenden des Ueberflusses nach denen des Mangels möglichst erleichtert wird. Im Südwesten Deutschlands hat der Obstbau die größte Ausdehnung, weil dort der Obstwein zum allgemeinen Volksnahrungsmittel geworden ist. Trotz der großen Menge der dort vorhandenen Obstbäume reicht der Ertrag derselben in Fehljahren bei weitem nicht aus, um das Rohmaterial für die Ciderbereitung zu liefern. Dann muß das Ausland aushelfen. Hunderttausende von Centnern Aepfel gehen dann aus Oesterreich, der Schweiz, Frankreich, Italien nach Württemberg und den Nachbargegenden, um den Bedarf für die Obstweinbereitung zu decken. Auch Mitteldeutschland hilft dazu in einem gewissen Grade; Norddeutschland bleibt ausgeschlossen wegen der hohen Eisenbahnfrachtkosten. Vergeblich haben sehr oft in dem letzten Jahrzehnt, wenn die Obsternte in Süddeutschland gering ausfiel, Hannover, Schleswig-Holstein, Mecklenburg aber gute Ernten gemacht hatten, süddeutsche Obsthändler von dort Obst zu beziehen gesucht. Die hohen Frachtkosten gestatteten das nicht. Oesterreich und andere Nachbarländer begünstigten dagegen die Ausfuhr ihres Obstes nach den deutschen Grenzländern durch niedrige Eisenbahntarifsätze. Vergeblich haben bis jetzt die deutschen Obstbauvereine, auf diese Verhältnisse hinweisend, um eine Herabsetzung des dem Obsthandel so nachtheiligen Tarifsatzes und um Verbesserung der Transportverhältnisse für Obst petitionirt. Bis jetzt sind diese Bemühungen ziemlich fruchtlos geblieben.

Deshalb also will man z. B. in Württemberg, wo ja im Uebrigen die Idee des Schutzzolles sehr populär ist, von einem solchen auf Obst nichts wissen. Ist man doch dort auf das fremde Obst als Aushilfe geradezu angewiesen.

Aber auch für die allgemeinen Volksinteressen würde eine Beschränkung der Obsteinfuhr vom Auslande her nur nachtheilig wirken. Es ist gegenwärtig wohl überflüssig, ausführlicher darzuthun, wie ein stärkerer Obstgenuß im hygienischen Interesse der Bevölkerung liegt. Wir wissen jetzt, daß das Kind nur einem starken Naturtrieb folgt, wenn es auf jede Weise sucht sich diesen Genuß zu verschaffen. Das Obst, insbesondere die Aepfel, haben einen sehr hohen Phosphorgehalt, und welche wichtige Rolle der Phosphor bei dem Aufbau des Knochengerüstes, bei der Speisung des Gehirnes spielt, ist ja bekannt. Ganz besonders im Interesse der städtischen Bevölkerung liegt es deshalb, auch ihr eine stärkere Verzehrung von Obst und Obsterzeugnissen zu ermöglichen. Das Obst aber kann nur unter der Bedingung einen breiten Raum in der Volksernährung einnehmen, wenn es auch den Unbemittelten und insbesondere der städtischen Bevölkerung ermöglicht wird, sich dieses Genußmittel regelmäßig und zu niedrigen Preisen zu verschaffen. Nur unter dieser Bedingung kann sich das Obst einen sicheren Platz im Haushaltsplan und im Kochbuche auch der minder bemittelten Klassen erwerben. Und wer diese Möglichkeit verhindert, versündigt sich geradezu an dem Volkswohl.

Der einsichtige Obstbauer hat es daher auch längst erkannt, daß er nur von einem ausgedehnten und sich möglichst gleich bleibenden Konsum einen guten Ertrag seines Anbaues erwarten kann. Deshalb ist er Gegner von Maßregeln, welche die Ausdehnung und Sicherstellung des Konsums zu hindern geeignet sind.

Die hohen Ziffern, welche die Obsteinfuhr, in den letzten Jahren sogar in steigendem Grade, aufweist, sind deshalb an sich keineswegs geeignet zu Besorgnissen für den heimischen Obstbau Veranlassung zu geben. Weiß doch jeder, der sich mit diesen Verhältnissen beschäftigt hat, daß daneben eine gesteigerte innere Produktion hergeht. Diese beiden Thatsachen nebeneinander liefern den Beweis, daß der Begehr nach Obst in einem Grade wächst, welchem die einheimische Erzeugung nachzukommen noch nicht im Stande ist. Dieses Unvermögen ist aber im Wesentlichen Schuld der Vergangenheit. Mehr als ein halbes Jahrhundert lang hat man in Deutschland so gut wie nichts für den Obstbau gethan. So lange es der Landwirthschaft gut ging, verachtete sie gewissermaßen den Obstbau, wenigstens in den Gegenden, wo der Großgrundbesitz vorherrscht. Der Gewinn, der beim Obstbau zu holen war, wurde für zu geringfügig gehalten. Der Tagelöhner kann sich wohl ein Stück Land für Kartoffel-, Kohl-, Flachsbau u. s. w. pachten, indessen nicht einen Obstgarten. Und auch der Kleinbauer, Käthner, Inste mit einem eigenen Garten schenkt dem Obstbau nicht die Zeit und Aufmerksamkeit, welche sich wohl gelohnt hätten.

Seit 20 oder 30 Jahren hat sich nun allerdings in Deutschland die staatliche Fürsorge und die Theilnahme breiterer Schichten der Bevölkerung dem Obstbau wieder mehr zugewendet. Es sind eigene Lehranstalten für den Unterricht in demselben gegründet, Vereine für Förderung des Obstbaues haben sich gebildet und in mannigfacher Weise hat man diesen wichtigen Zweig der Bodenkultur zu heben gesucht. Aber der Natur der Sache nach können die Erfolge dieser Anstrengungen sich erst nach geraumer Zeit zeigen. Eine Obstpflanzung, die heute angelegt wird, trägt erst nach 15 oder 20 Jahren reichliche Früchte. Ob die zur Förderung des Obstbaues ergriffenen Maßnahmen in allen einzelnen Fällen gerade die richtigen waren, mag dahin gestellt bleiben. Bei der zu Anfang jener Bemühungen weit verbreiteten Unwissenheit auf diesem Gebiete darf man sich nicht wundern, wenn hier und da verfehlte Schritte gethan sind. Vielfach mußte erst durch Versuche aller Art der richtige Weg gesucht werden. Deshalb darf man die Geduld nicht verlieren, wenn die Erfolge des in neuerer Zeit unzweifelhaft vorhandenen guten Willens den Obstbau bei uns auf eine gleiche Stufe, wie in den fortgeschrittenen Ländern zu erheben, sich noch nicht stärker kundgeben. Wer seit längerer Zeit der Entwicklung dieser Dinge seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, wer insbesondere die jetzt periodisch überall stattfindenden größeren Ausstellungen regelmäßig besucht, der wird die Ueberzeugung gewonnen haben, daß auf dem Gebiete des Obstbaues und der Obstnutzung in Deutschland doch sehr erfreuliche Fortschritte gemacht worden. Allerdings bleibt noch viel zu thun übrig. Die größten Hindernisse eines rascheren Vorgehens sind die noch immer in weiten Schichten vorhandene Gleichgültigkeit und Unwissenheit. Diese Fehler sind schuld daran, daß man in manchen Landstrichen bei einem reichen Erntejahre den gewonnenen Obstsegen gar nicht vollständig zu nützen weiß und theilweise verkommen läßt. Da bringt denn allerdings der Obstbau wenig Gewinn, wenn in dem einen Jahre der geringe Obstertrag keinen Erlös liefern kann, im nächsten Jahre die reiche Ernte den Preis des Obstes auf den niedrigsten Stand herabdrückt, und Vieles völlig ungenutzt bleibt. Mangelnde Kenntniß der Obstkultur, noch mehr aber mangelnde Sorgfalt bei der Ernte und dem Transporte des Obstes tragen hier die Hauptschuld. Daneben der noch zu geringe Eifer, der jetzt vorhanden ist, das in frischem Zustande nicht zu verwendende Obst in die Form eines haltbaren Erzeugnisses umzuwandeln. In letzterer Beziehung wenigstens war es in rückwärtsliegenden Zeiten meistentheils besser, als noch in den meisten ländlichen Haushaltungen Backobst u. s. w. für den eigenen Bedarf bereitet wurde. Diese Hindernisse eines ausgebreiteten Obstbaues zu beseitigen, ist vorzugsweise Sache der Vereine. Vorzügliche Hilfsmittel dazu bieten das Aussenden von Obstwanderlehrern, die die Kenntnisse des Obstbaues und die dabei nöthige praktische Arbeit durch Vorträge und Demonstrationen zum Gemeingut zu machen bestrebt sind, die Anstellung von ständigen Gemeindebaumwärtern oder

Kreisgärtnern, und vor Allem die Bildung von Obst-Verwerthungsgenossenschaften.

Die internationale Obstausstellung, welche im Herbst 1897 in Hamburg abgehalten wurde, hat den erfreulichen Beweis erbracht, daß Deutschland im Obstbaue fremde Konkurrenz nicht zu fürchten hat, sobald es auf dem betretenen Wege der Verbesserung des Obstbaues und der Obstnutzung energisch weiter arbeitet. Wenn wir in Betreff einzelner feinerer Obstarten auch gegen die durch das Klima mehr begünstigten südlichen Länder zurücktreten müssen, so stehen uns wiederum ähnliche natürliche Vorzüge zur Seite gegenüber nördlicher gelegenen Ländern, denen wir wiederum frühzeitigere und bessere Früchte zuführen können. Schon jetzt ist eine Ausfuhr von Obst, über deren großen Umfang und Bedeutung man im Binnenlande wohl kaum hinreichend unterrichtet ist, von unseren Häfen nach England, Dänemark, Skandinavien und Rußland vorhanden, es würde aber dieser Absatz noch weit größere Dimensionen annehmen können, wenn nur hinlänglich geeignetes Material dafür bei uns vorhanden wäre. Daran fehlt es aber bei uns meist, weil der Obstbau und die Obstverwerthung bei uns bisher nicht hinlänglich für diesen Zweck eingerichtet waren. Wie weit wir in dieser Beziehung im Ganzen noch zurück sind, das konnte man auch auf der Hamburger Ausstellung mit Bedauern wahrnehmen, obschon dort allerdings bereits ersichtlich war, daß Fortschritte hierin gegen früher auch bei uns gemacht werden.

In diesem Punkte ist ganz besonders Amerika uns Lehrmeister und Vorbild. Dort können wir lernen, wie der Obstbau, ganz besonders aber die Obstverwerthung und Verarbeitung organisirt werden müssen, wenn es den Anbau im Großen und den Obsthandel in die Ferne gilt. Natürlich können die dortigen Einrichtungen nicht ohne Weiteres bei uns nachgeahmt, müssen vielmehr unseren abweichenden Verhältnissen angepaßt werden.

Es wird jetzt von verschiedenen Seiten stets darauf hingewiesen, wie viele Millionen für eingeführtes Obst und Obsterzeugnisse jährlich Deutschland in das Ausland senden muß. Dieser Hinweis ist sehr am Platze, wenn es gilt darzuthun, daß für diesen Zweig der Bodennutzung noch sehr viel zu thun übrig bleibt, daß hier ein landwirthschaftlicher Betrieb vorhanden ist, der noch großer Ausdehnung fähig, aber vor allem auch großer Verbesserung bedürftig ist. Sehr verkehrt aber ist es, wenn die Aufzählung der starken Einfuhr dazu benutzt werden sollte, um zur Errichtung von Zollschranken und Einfuhrerschwerungen anzureizen.

Die Einfuhr von ausländischem Obste in Deutschland ist gegenwärtig noch in hohem Grade ersprießlich, einmal aus dem früher angeführten Grunde, weil sie dazu dient, die natürlichen Ernteschwankungen auszugleichen und den Konsumenten eine mehr gleichbleibende Verzehrung zu ermöglichen, andererseits weil unser heimischer Obstbau noch des in der fremden Konkurrenz liegenden Antriebes bedarf. Fiele dieser Anreiz zur Betriebsverbesserung hinweg, so würde damit den wahren Interessen der Obstkultur keineswegs ein Dienst geleistet.

Welche Wirkung dieser durch die ausländische Konkurrenz gegebene Anreiz ausübt, das läßt sich auf einem andern Gebiet der Gärtnerei schlagend nachweisen.

Vor einigen Decennien fing man an die verbesserten Kommunikationsmittel dazu zu benutzen, während des Winters aus Italien, Südfrankreich, wie aus Paris nach Deutschland frische Blumen und blühende Gewächse einzuführen, welche bei uns nur mit Mühe im Glashause gezogen werden können, während sie unter dem milden Himmel fast mühelos noch im Freien gebaut werden. Damals konnte es nahe liegen, diese Ungunst des Klimas durch Einfuhr Beschränkungen ausgleichen zu wollen. Glücklicherweise verwarf die Reichsregierung jedoch diesen Gedanken und die Gärtnerwelt war einsichtig genug, einen anderen Weg zur Abhilfe einzuschlagen. Sie lernte an fremden Vorbildern, nahm sich insbesondere die Treibkulturen, welche in den Vereinigten Staaten schon in großartigem Maßstabe vorhanden waren, zum Muster, führte auch in Deutschland die hierzu erforderliche Arbeitstheilung ein und erreichte in verhältnißmäßig kurzer Zeit das erstrebte Ziel, mit dem Auslande die Konkurrenz bestehen zu können. Inzwischen dauert die Einfuhr des Südens, insbesondere an Erzeugnissen der Freilandkultur, noch in großem Maßstabe fort und ermöglicht es auch den Minderbemittelten, sich während der kalten Jahreszeit an den Gaben eines milden Himmels zu erfreuen, aber sobald die Erzeugnisse der heimischen Treibkultur, die hier erzogenen Rosen, Nelken, Springen erscheinen, zieht der verfeinerte Geschmack diese frischen Blumen den eingeführten bei Weitem vor. Und inzwischen hat sich in Deutschland dieser Zweig der Gärtnerei zu einem Umfange und einer Bedeutung entwickelt, an die noch vor 20 Jahren Niemand denken konnte. Jetzt versorgt Deutschland auch zum Theil schon das Ausland mit diesen Erzeugnissen. Ein bemerkenswerthes Beispiel hiervon bieten die großartigen Orchideen- und Azaleenkulturen des Gartendirektors Haupt in Brieg, deren Erzeugnisse westwärts bis Lissabon und ostwärts bis Moskau gehen.

Diese Entwicklung eines Geschäftszweiges wäre nie erfolgt wenn zu der Zeit, wo die Einfuhr dieser Gartenerzeugnisse aus klimatisch begünstigteren Ländern begann, ihr eine Zollbarriere entgegengestellt wäre. Dann hätte sich im Publikum niemals dieser große Begehr nach frischen Blumen entwickelt und die deutsche Gärtnerei bewegte sich wahrscheinlich noch in dem Geschäftsgebahren der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts.

Nachdem die Reichsregierung rechtzeitig die dem Obstbau durch die zu befürchtende Einschleppung der amerikanischen Schildlaus drohende Gefahr erkannt, und dagegen jetzt die als im Ganzen geeignet erscheinenden Abwehrmaßregeln angeordnet hat, bleibt nur noch übrig, für allgemeine Belehrung in Betreff der drohenden Gefahr Sorge zu tragen. Wenn diese Belehrung in geeigneter Form, aber ohne Uebertreibung der in Wirklichkeit vorliegenden Verhältnisse erfolgt, so ist zu erwarten, daß die Bevölkerung im allgemeinen und die Obstbauinteressenten im besonderen auf weitere Vorsichtsmaßregeln, die noch immer erforderlich bleiben, selbst Bedacht nehmen.

Aber vor Einem dürfte dringend zu warnen sein:

Aus der Gefahr der Schildlaus-Einschleppung nicht etwa einen Grund herleiten zu wollen, um einen für den Obstbau selbst schädlichen Schutzzoll auf das Rohobst zu legen.

Kiel. W. Seelig.

Die große Frühjahrsparade des Bundes der Landwirthe.

Eine politische Organisation, die über 180 000 Mitglieder zählt und jährlich eine halbe Million Mark für die Agitation ausgiebt, verdient unter allen Umständen die Beachtung der Gegner. Der Unterzeichnete folgt deshalb mit Vergnügen der Aufforderung des Herausgebers dieser Wochenschrift, das früher in der „Nation“ (Jahrgang XIII Nr. 22 und Jahrgang XIV Nr. 21) veröffentlichte Material über den Bund durch einige Mittheilungen über den Verlauf der diesjährigen Generalversammlung zu ergänzen. Er kann dabei auch diesmal nach eigener Beobachtung berichten und urtheilen.

Die Versammlungen des Bundes haben von Anfang an den Charakter von Paraden gehabt. Die große Menge der dort Erschienenen hat nichts weiter zu thun, als an den

Stellen, bei denen von den Frontoffizieren ein Zeichen gegeben wird, Hoch oder Hurrah zu rufen; eine eigene Meinung dürfen sie nicht äußern, sie haben nur zu hören, nicht zu reden. Die Parole und das Feldgeschrei für die Wahlen wird von Herrn von Ploetz und seinen Generalstabsoffizieren ausgegeben.

Die Parole, die man dieses Mal ausgab, scheint uns nicht besonders zugkräftig zu sein. Von den großen Mitteln, wie Antrag Kanitz, Einführung der Doppelwährung u. s. w. war es, wenn man von einzelnen Redeäußerungen der Festredner absieht, ganz still. Man zieht es vor, die Ziele des Bundes jetzt in einem gewissen Halbdunkel zu lassen und arbeitet mit allgemeinen Redensarten wie „Mittelstandspolitik zu Gunsten der schaffenden Arbeit und der produzirenden Stände". Man hat Herrn von Miquel die Phrase von der Politik der Sammlung abgelauscht und sie den Zwecken des Bundes angepaßt. Man will nicht eine Sammlung zu Gunsten der Regierungspolitik, wie der preußische Finanzminister, sondern eine Sammlung zu Gunsten der Politik des Bundes. Einstimmig nahm die Generalversammlung am 14. Februar d. J. im Cirkus Busch denn auch nachstehende Resolution an:

I. Im Gegensatze zu Kundgebungen, welche zu einer Politik der Sammlung aufrufen, ohne bestimmte und klare Ziele erkennen zu lassen, vertritt der Bund der Landwirthe die Politik einer Sammlung, welche zur Stärkung Deutschlands im Innern wie nach außen den Schutz der gesammten vaterländischen schaffenden Arbeit gegen ausländischen Wettbewerb und inländische Ausbeutung erstrebt. Er verlangt die Wiedergewinnung einer erträglichen Konkurrenzlage für die deutsche Landwirthschaft gegenüber dem Auslande und die Wiederherstellung gesicherter Existenzbedingungen für den in Landwirthschaft, Gewerbe und Handel in gleicher Weise in seinem Dasein bedrohten Mittelstand.

II. Die bisherige unsichere und schwankende Haltung unserer Regierungen in wirthschaftlichen Fragen erfordert mehr als je starke Majoritäten im Reichstage wie in den deutschen Landesvertretungen, die auf dem Boden einer nationalen Wirthschaftspolitik stehen.

III. Um bei den nächsten Wahlen solche Mehrheiten zu erzielen, ist der Zusammenschluß aller derer, die auf diesem Boden stehen, dringend erforderlich. Der Bund der Landwirthe richtet deshalb an die politischen Parteien, welche seinen Bestrebungen nahestehen, die Aufforderung, die Politik der Sammlung des Bundes der Landwirthe wirksam zu unterstützen und die bevorstehenden Wahlen nicht durch übertriebene Betonung parteipolitischer Gegensätze und durch unberechtigten Einbruch in solche Wahlkreise nahestehender Parteien zu gefährden, welche zur Zeit im Sinne des Bundes der Landwirthe wirthschaftspolitisch gut vertreten sind.

Daß die Resolution, obgleich Meinungsverschiedenheiten über die Bedeutung des dritten Theils herrschten, doch einstimmig angenommen wurde, beweist einent, daß die Bundesversammlungen, wie schon erwähnt, nichts weiter zu thun haben, als sich dem zu fügen, was der weite engere oder weitere Ausschuß des Bundes zu thun für gut findet.

So war es früher und so ist es noch heute. Auch in anderer Beziehung arbeitet der Bund noch nach seiner alten Methode. In meiner Charakteristik seiner vorjährigen Generalversammlung („Nation" XIV Nr. 21) wurde dieselbe in nachstehenden Sätzen gekennzeichnet:

Und was die Einkleidung der Reden über diese Gegenstände betrifft, so war sie eine solche, daß Leute von Klugheit und Anstand sich Mühe geben mußten, um sie zu ertragen. Eine erheuchelte Loyalität gegenüber dem Staatsoberhaupt, mehr oder weniger versteckte Angriffe auf die Regierung, plumpe Schmeicheleien gegenüber den Landwirthen, eine Herabsetzung der Angehörigen aller anderen Berufe und eine gute Dosis Hetze — das waren die Ingredienzien zu dem Trank, den man den Versammlungstheilnehmern vorsetzte, der aber nicht allen zu munden schien.

Diese Worte passen genau so auf die diesjährige Demonstration. Die Bundesorgane wollen das natürlich nicht zugeben, und Herr Dr. Oertel, der Hauptredner der neuesten Versammlung, war sogar sittlich entrüstet über solche Angriffe auf den Bund. Er entschuldigte die scharfen Worte, die einigen Mitgliedern entfahren seien damit, daß der „Ertrinkende, dem die Wasser der Noth bis an die Kehle reichen", nicht ängstlich wäge, wenn er um Hilfe rufe. Und in der von Herrn Dr. Oertel redigirten „Deutschen Tageszlg." wird über den Verlauf der diesjährigen Heerschau des Bundes behauptet, daß sie sich durch „maßvolle Besonnenheit" ausgezeichnet habe, und daß irgend eine „Entgleisung" nicht festzustellen sei. Nun, wir können Herrn Dr. Oertel durch Berufung auf die Ausführungen eines Mannes widerlegen, dem er nicht widersprechen darf, durch Bezugnahme auf die Worte des Herrn Dr. Oertel selbst. Und dabei hilft uns — armer Herr Oertel! — das bekannte Berliner Bismarckorgan, die „Berl. Neuesten Nachrichten", die im übrigen ganz entzückt von dem Ergebniß der Versammlung sind. Sie schreiben nämlich:

„Man will vor allem die Sozialdemokratie bekämpfen. Da thue man es auch in Bismarck'schem Geiste und hüte sich, im eigenen Interesse die Agitation nicht so weit zu treiben, daß man der Sozialdemokratie Waffen an die Hand gibt. In dieser Beziehung geht aber die agrarische Bewegung bei der schönen Parole „Schutz des Mittelstandes" stellenweise einen gefährlichen Weg. So bewegte sich auch Dr. Oertel gestern wenigstens bedenklich an der Grenze, wenn er sagte: „Wir wünschen nicht, daß in den sonnigen Vorderzimmern der einzelnen Geschosse unseres Wirthschaftsgebäudes sich einige wenige Glückliche breit machen, während die Menge der anderen in den sonnenarmen, licht- und luftlosen Hinterzimmern zusammengepfercht ist . . . Die Geschichte lehrt, daß wenn eine handvoll übermäßig Reicher einer Masse Blutarmer gegenüber steht, das Volk entweder der Zwingherrschaft des Pöbels oder der Tyrannei des Mammons verfällt." Dasselbe hätte auch einer sozialdemokratischen Generalversammlung gesagt werden können."

Sehr richtig! Aber die Redner des Bundes gehen weiter. Sie versteigen sich aus Gewohnheit und Neigung zu Aeußerungen, die ein Sozialdemokrat zu thun nicht wagen würde, selbst dann, wenn er sie mit seinem Geschmack vereinbaren zu können glaubte. Ein klassisches Beispiel dafür ist eben Herr Dr. Oertel selbst, der „Schriftleiter der Deutschen Tageszeitung". Er hielt den Hauptvortrag des großen Tages über die „Weltanschauung des Bundes der Landwirthe", die nach ihm die idealite ist von allen!

Der Gedankengang, wenn man den Ausdruck brauchen darf, zeichnete sich ebenso wie die Diktion durch den unsinnigsten Schwulst aus, und wir möchten bezweifeln, daß die „Bauern" werden verdauen können, was Herr Oertel selbst nicht verdaut hatte. Die rednerische Kost behagte ihnen anscheinend überhaupt nicht recht. Ein behäbiger Landmann, der in der Nähe der für die Presse reservirten Plätze saß, rief, als Dr. Oertel die Worte: „Zwischen den grauen Häuserkolossen der Großstädte wird die Volksseele gelähmt" gesprochen hatte, von dem vielen krausen Zeug, das man hatte anhören müssen, gelangweilt, aus: „Hör' bloß endlich auf mit deiner Seele!"

Dieser Vortrag Dr. Oertels war mit Bosheiten und demagogischen Redewendungen von Anfang bis zum Schluß durchsetzt. Er äußerte u. A. wörtlich:

„Mit Versprechungen und Vertröstungen, mit honigsüßen Redensarten, mögen sie noch so hoch herstammen, macht man uns nicht satt."

An einer anderen Stelle sprach er davon, solche honigsüßen Worte habe auch der „verflossene Reichskanzler und jetzige Domherr Herr Caprivi de Caprera de Montecuculi" gebraucht. Weiter rief Herr Oertel aus:

„Wer soll denn die Kämpfe führen, die uns nach menschlicher Voraussicht (im offiziellen Bundesbericht wird statt dessen gesagt: die uns vielleicht) an den Marken des Reiches im Westen und Osten bevorstehen, wer die unheimlichen Gewalten niederweisen, die ihre Fäuste gegen die Altäre und Throne recken? Etwa die Börsenherren und ihre Schildknappen? Deren Füße taugen nicht dazu."

Tosender Beifall folgte dieser Bemerkung, die übrigens an Späße erinnerte, die man im Cirkus schon gehört hatte, natürlich nur, wenn der „vornehme" Bund der Landwirthe seine Vorstellungen dort gab.

Gleich nach der oben schon zitirten Stelle von den Vorder- und Hinterzimmern sprach der Herr „Schriftleiter“ von den „Palästen, wo der satte Reichthum wohnt“. Dann konstruirte er einen Gegensatz zwischen dem Bund, der „königstreu bis in die Knochen, bis ins Herz sei“ und „denen, welche schon nach *Art und Abstammung keinen Begriff* von dem Wesen deutscher Königstreuen haben können“. Nun, über die „Königstreuen“ des Bundes der Landwirthe könnte man an der Hand vieler Aeußerungen von Mitgliedern desselben merkwürdige Betrachtungen anstellen. Brachte doch die Bundes-Korrespondenz am 28. März 1894 einen Artikel, in welchem es hieß, „der deutsche Landwirth, der bisher den Freisinn als seinen Feind ansah, sei jetzt geneigt, sofern er sich *ehrlich* ausspreche, den *Kaiser als seinen politischen Gegner* anzusehen.“

Und Herr Dr Oertel schloß seinen Vortrag — und diese Worte bringt auch die „Deutsche Tagesztg.“ — wie folgt:

„Aber wir harren noch eines großen Tags, eines Tags, der uns frei macht von den *wirthschaftlichen Fesseln*, der vom Acker die *Frohn* nimmt, der uns löst aus der Ueberwucherung des *Mammonismus*, wir harren sein! Seltsames Halbdunkel liegt auf unsern Tagen. Soll es das Nahen der Nacht künden oder den kommenden Morgen? Wir stehen als Wächter auf der Warte und rufen in das Dunkel hinaus und in das Land hinein:

„Die Nebel brauen und grauen heran,
Wann kommt der *siegende Morgen*, wann?
Der uns *freit von der Frohn und bricht den Bann*,“
Du großer Tag brich an, brich an!“

Frenetischer Beifallslärm belohnte den Redner. Während seine Ausführungen im Allgemeinen langweilten, wirkten diese letzten Worte so aufregend, daß sich ein großer Theil der Anwesenden erhob und stehend das Beifallsgetöse fortsetzte.

Soviel über die Demagogie und zwar allein auf Grund der Oertelschen Rede. Nun ein Beispiel dafür, daß die Loyalität gegenüber dem Staatsoberhaupte auch in der letzten Versammlung nicht fehlte. Herr Oertel rief aus:

„Unsere Königstreue ist aber nicht gleichbedeutend mit byzantinischer Schweifwedelei, mit jenem höfischen Schranzenthume, das vorn in knickenden Verbeugungen erstirbt, während es *hinterrücks sich Bosheiten zuzischelt*, sondern sie ist aufrecht und offen, deshalb aber auch stark und verläßlich.“

Die „Hofschranzen“ pflegen ja meist dem ostelbischen Junkerthum zu entstammen, das man in den Versammlungen als die „Führer der Bauern“ feiert. Im Uebrigen „zischelte“ Herr Oertel selbst nachher ziemlich laut einige Bosheiten:

„Die Raben sind vom Berge geflogen, er ist herausgeschritten der unvergeßliche Barbarossa Imperator, er ist siegreich und segnend durchs Land gegangen, *geführt nicht von dem schemenhaften Genius, den sein Denkmal uns zeigt*, sondern von dem *Handlanger*, dem Recken im Eisenrocke und den Reiterstiefeln.“

An mehr oder weniger *versteckten Angriffen* auf die *Regierung* fehlte es auch sonst nicht. Es war schon die Rede von den „honigsüßen Redensarten“, wie Herr Oertel meinte. Dr. Diederich Hahn forderte in seinem Referate auf, Männer in die Parlamente zu wählen, auf die Verlaß sei auch in solchen Fällen, „wo die *Regierung versagt*, wo gegen die Regierung die Fürsorge für die Landwirthschaft wahrgenommen werden muß“. Diesen Satz fügte Dr. Hahn, der seine Rede vorlas, ein; *publizirt wurde er nicht*.

Herr Rösicke, der zweite Vorsitzende des Bundes, ging scharf gegen die Regierung wegen ihres Verhaltens gegenüber Amerika vor. In Sachen der Schildlaus sei die Regierung gegen Amerika und sein *Ungeziefer* entgegenkommender gewesen, als die amerikanische Regierung es für möglich gehalten. Von der Art und Weise zu sprechen, die Herr Dr. Rösicke an sich hat, eine Probe; er sagte:

Von Amerika haben wir die Reblaus bekommen, des Koloradokäfers haben wir uns glücklich erwehrt; neuerdings werden wir wieder mit Läusen bedroht.

Aber das dankbare Publikum lachte auch hierüber. Durch alle Reden zog sich ein Danken für die Wohlthaten der Regierung, ein Betteln um weitere Zuwendungen (besonders baar Geld aus der Centralgenossenschaftskasse forderte Herr v. Ploetz), daneben aber stets die Verdächtigung, als ob es die Regierung nicht gut mit der Landwirthschaft meine und nur schöne *Worte* mache, denen Thaten nicht folgen würden.

Sollen wir nun erst die plumpen *Schmeicheleien gegenüber den Landwirthen* aufzählen? Die ganze Oertel'sche Rede war eine fortgesetzte Schmeichelei dieser Art. Und nur die Bauern sind die „königstreuen“, die „frommen“ Leute. Jetzt noch sucht man den Landwirthen einzureden, daß wir zum Agrarstaat zurückkehren könnten!

Die *Herabsetzung der anderen Berufe* war auch diesmal auf der Tagesordnung. So erklärte Graf *Schwerin-Löwitz* den Importhandel mit Waaren des Auslandes, die auch im Inlande produzirt werden, für illegitim. Die gute *Dosis Hetze* war auch diesmal vorhanden. Dr. Hahn sprach von der „Ausbeutung, die fortgesetzt an der schaffenden Arbeit der deutschen Nation verübt wird“. Als darauf, wie auf Kommando, das Wort „Jude“ ertönte, entstand ein wahres Beifallsschreien, das minutenlang dauern zu wollen schien.

Oben schon wurde gesagt, daß der Bund kein zugkräftiges Programm habe. In der Verlegenheit verfällt man darauf, gegen die *Reichsbank* loszugehen. Schon Herr v. *Ploetz* spielte in seiner einleitenden Ansprache darauf an — die betreffenden Sätze sind in dem Bericht des Bundesorgans nicht enthalten —; er sagte, nachdem er der Regierung gedankt, daß sie durch Geldmittel geholfen habe:

Selbstverständlich bitten wir, daß die Hand an den betreffenden Stellen eine noch offenere sein möge, alles was geleistet ist, z. B. durch die Centralgenossenschaft ist ja sehr schön, aber es reicht nicht. Wollen wir einen Maßstab anlegen, was für die Landwirthschaft geschieht, was für Industrie und Handel geschieht, so sind wir ungeheuer klein geblieben. Die Mittel, die die Centralgenossenschaft gewährt, sind garnicht im Vergleich zu stellen zu dem, was Industrie und Handel von der Deutschen Reichsbank, von der Seehandlung 2c. für Vortheil haben. Da ziehen wir noch sehr den Kürzeren und wir müssen verlangen, daß Gleichberechtigung auch bald ins Leben tritt.

Und der antisemitische Abgeordnete *Liebermann v. Sonnenberg* rief sogar aus:

Ueber das Suchen nach einer *Wahlparole* bin ich einigermaßen erstaunt, daß sie noch nicht kurz, klipp und klar gefunden ist. Sie lautet nach meiner Auffassung einfach: *Kampf um die Reichsbank*. Die Reichsbank soll wieder eine wahre Staatsbank werden. Man sehe zu, daß man dem Staat sein Hoheitsrecht wieder erringe, dann wird es besser werden in deutschen Landen. Die erste Etappe ist jedenfalls der Kampf um die Reichsbank.

Also Kampf um die Reichsbank und Widerstand bis zum äußersten gegen die *Kanalpläne*. Herr v. Ploetz äußerte:

„Durch die Kanalfrage wird die Landwirtschaft garnicht gefördert, sondern nur geschädigt. Die großen Kanäle bringen uns ausländische Produkte und wir stehen absolut konkurrenzlos da.“

Der *Kampf der Antisemiten und der Konservativen* um die Organisation, die der Bund bietet, nimmt einen um so heftigeren Charakter an, je näher die Wahlen herankommen. Bereits vor einem Jahre waren Anzeichen dieses Kampfes vorhanden. In der neulichen Generalversammlung nun trat *Liebermann v. Sonnenburg* sehr drohend auf; er forderte „Gerechtigkeit“ und Achtung des Besitzstandes — die „Kreuz-Zeitung“ weist mit Recht darauf hin, daß die Antisemiten den konservativen Besitzstand nicht schonen — und suchte den Bund zu einer Stellungnahme gegen die Konservativen zu bewegen. Frhr. v. *Wangenheim*-Kl. Spiegel entgegnete. Er sprach von den Antisemiten in folgender schönen Weise. Es kämen ganze Horden von Leuten, die im Grunde nichts weiter wären, als sozial-

demokratische Hetzer; denen müsse man die Maske vom Gesicht reißen und zeigen, was sie sind. Er sprach noch gegen den Eifer der befreundeten Parteien, die sich gegenseitig „in die Haare kriegten und die schöne grüne Saat zertreten, die sie schützen sollten“. Das geht offenbar auf die Antisemiten und Konservativen. Aber schließlich werden sich die friedlichen Brüder gerührt in die Arme sinken; sie haben zu viel Gemeinsames und den Kampf gegen die Handelsverträge werden sie Schulter an Schulter durchfechten, wenn sie sich in einigen Kreisen auch zanken.

Auffällig waren noch die von verschiedenen Seiten kommenden Klagen über die Zurückhaltung gewisser Großgrundbesitzer gegenüber dem Bunde. Theils wird er den Herren überhaupt zu demagogisch sein, theils werden sie seine Ziele nicht billigen, theils „Rücksichten“ nehmen. Das Letztere vermuthet Dr. Hahn; denn er rief aus:

„Gerade der Großgrundbesitz ist in manchen Gegenden im Bunde leider nur ungenügend vertreten; ich richte deshalb einen Appell an die dem Bunde noch fernstehenden Großgrundbesitzer, etwaige gouvernementale Rücksichten, die sie vielleicht von uns trennen mögen, fallen zu lassen (tosender Beifall); ich bitte, das weiterzugeben in das Land hinaus an die, die es angeht!“

Sollten etwa manche Adelige dem Bunde fernbleiben, weil sie die Opposition gegen die kaiserliche Politik nicht mitmachen wollen? Es kann kein Zweifel darüber bestehen, der Bund ist der Sammelpunkt der Bismarck'schen Fronde, die die Politik des Kaisers, wie sie z. B. in den Handelsverträgen zum Ausdruck gekommen ist, auf das heftigste bekämpft. Das ergibt sich auch aus dem Haß gegen den Grafen Caprivi, den Schöpfer unserer Handelsverträge. In der konstituirenden Generalversammlung sollte gar kein Hoch auf den Fürsten ausgebracht werden, damit man nicht merke, woher der Wind kommt, in der vorjährigen Versammlung brachte Liedermann v. Sonnenberg das Bismarckhoch aus; dieses Mal kam ihm der Direktor des Bundes zuvor. Der Bund verleugnet also seine Tendenz nicht mehr, er glaubt stark genug zu sein, um offen zeigen zu können, wohin die Reise geht.

Heinrich Nicolai.

Die Irrfahrten des Nachlasses von Giacomo Leopardi.

Fast noch eigenthümlicher als der Lebenslauf Leopardi's, des unglücklichsten aller Dichter, ist das Schicksal seines litterarischen Nachlasses. Bei dem Tode Leopardi's, zu Neapel im Juni 1837, bemächtigte sich sein Busenfreund und sein unzertrennlicher Hausgenosse während sieben Jahre, Ranieri, ein neapolitanischer Rechtsanwalt und Litterat, aller Papiere des Dichters und versicherte hoch und theuer, dieser habe sie ihm vermacht und ihm allein die Befugniß zuerkannt, unter den Manuskripten eine Auswahl zu treffen von dem, was zu veröffentlichen und was zu unterdrücken sei. Kein Geringerer als Pietro Giordani, zu dem Leopardi stets wie zu einem Lehrer aufgeblickt hatte, bat Ranieri um die Uebergabe kleinerer Schriften des Verstorbenen zum Zweck der Herausgabe und der Veröffentlichung. Ranieri lehnte dies aber schroff ab und bewog sogar den Schweizer de Sinner, unter sophistischen und falschen Angaben, auch seine Schriften, die diesem von Leopardi behufs Veröffentlichung in Deutschland anvertraut waren, dem Giordani vorzuenthalten.

Selbst dem Vater des Dichters, dem Grafen Leopardi, verweigerte er die Herausgabe irgend welcher Manuskripte und brach überhaupt jeglichen Verkehr mit der Familie des verstorbenen Freundes ab; selbst als er in der unmittelbarsten Nähe von deren Wohnort, Recanati, war, unterließen er und seine Schwester Apoline, die Leopardi's aufzusuchen. Die Veröffentlichung des ungemein fesselnden und lehrreichen Briefwechsels des Dichters durch Viani erhöhte den Unwillen Ranieri's, um so mehr, als sich darin Stellen befanden, die geeignet waren, seinem Nimbus als Leopardi's Retter in der Noth Abbruch zu thun. Auch protestirte er dagegen in seinem Buche: „Sieben Jahre gemeinsamen Lebens mit Leopardi“, in welchem er nicht davor zurückschreckte, seinen Abgott zu einem naschhaften und furchtsamen Kinde herabzusetzen. Auch durch sein Testament wollte er sich noch, dieses merkwürdige Musterbild eines Freundes, über den Tod hinaus die Rolle des Hüters von Leopardi's Ruhm sichern. Er verfügte:

„Ich hinterlasse der Nationalbibliothek zu Neapel alle meine Manuskripte und die sich in meinem Besitz befindlichen Manuskripte Anderer, sowie die Todtenmaske Leopardi's, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die Uebergabe erst nach dem Tode der mich Ueberlebenden Francesca Gnarro und der Maria Carmela Gastaldo stattzufinden hat. Bis zu diesem Augenblicke ist jegliche Einmischung und jedes Vorgehen seitens der als Erbe eingesetzten Bibliothek, selbst behufs Aufbewahrung der Manuskripte, ausgeschlossen und ich enthebe ausdrücklich die genannte Francesca Gnarro und die Maria Carmela Gastaldo von der Verpflichtung, irgendwelche Rechenschaft ablegen und Garantien bieten zu müssen.“

Diese so bevorzugten Frauen waren Niemand anderes als die des Lesens fast unkundige — Haushälterin und das — Dienstmädchen Ranieri's!

Erst vor 10 Jahren schritt ein Neffe und Namensvetter des Dichters, der Graf Giacomo Leopardi, gegen solchen Unfug ein, indem er die Beschlagnahme der betreffenden Manuskripte beantragte und Ranieri einer widerrechtlichen Zueignung zieh. Dazu stützte er sich in ganz scharfsinniger Weise auf eine Stelle aus einem Briefe seines Onkels. Einen Monat vor seinem Tode wandte sich nämlich Antoinette Tomasini, eine Dame, für die Leopardi stets die größte Verehrung gehegt hatte, an ihn mit der Bitte, ihr Manuskripte zur Veröffentlichung zu überlassen. Obschon der Dichter durch sein unmenschliches Leiden der Welt fast ganz entrückt war, hatte er seinen scharfen Verstand noch ganz ungetrübt und er antwortete der Freundin:

„Alle die wenigen und armseligen Sachen von mir, gleichviel ob gedruckt oder ungedruckt, gehören Giordani und Ihnen. Wenn ich eine Auswahl treffen soll, muß ich wissen, welcher Art die Sammlung sein soll, die Sie und Giordani herausgeben wollen. Ueber jedes der drei neuen Werklein, wovon in der Einleitung des zweiten Bandes meiner sogenannten Werke, den ich Ihnen geschenkt habe, die Rede ist, kann Giordani nach freiem Ermessen verfügen, denn auch diese Auflage ist von den Pfaffen inhibirt worden und wird nicht fortgesetzt.“

Dieser Brief ist vom 15. Mai 1837 datirt, Leopardi starb am folgenden 14. Juni; er hatte — wohl gemerkt — diesen Brief Ranieri diktirt; wie konnte dieser also behaupten, Leopardi habe ihm die unumschränkte Verfügung über seine Werke vermacht? Der Dichter starb plötzlich, jedoch bei vollem Verstande; in seiner Scheu vor dem Tode und in dem Wahne, „noch vierzig Jahre dulden zu müssen“ — es sind dies fast seine letzten Worte — hatte er kein Testament hinterlassen; daß er aber der Freundin eine bestimmte Zusage und dem ihm als Sekretär dienenden Freunde die entgegengesetzte Zusage gemacht haben sollte, scheint doch ausgeschlossen.

Dieses war auch die Auffassung des Richters in Neapel, der ein Inventarium der Manuskripte aufstellen ließ und die Manuskripte selbst zur Aufbewahrung an die mildthätige Stiftung Monte della Misericordia überwies.

Genau 10 Jahre später erklärte die italienische Regierung durch ein besonderes Gesetz, die so eigenthümlich geretteten Papiere zum Nationaleigenthum und setzte eine aus den hervorragendsten Litteraten bestehende Kommission ein, um den Nachlaß Leopardi's zu prüfen. Der Dichter Car-

ducci, der Vorsitzende dieser Kommission, hat nunmehr dem Kultusminister seinen Bericht über die Manuskripte zugestellt und vorgeschlagen, die Regierung möge die Veröffentlichung des wichtigsten Werkes — „Philosophische und Philologische Gedanken“ — veranlassen. Ueber dieses Manuskript äußert sich Carducci geradezu mit Begeisterung. Er sagt:

„Es ist dies ein Bündel von 4526 mittelgroßen Seiten ganz von der Hand des Dichters in gedrängter aber stets gleichmäßig schöner Handschrift geschrieben. Es enthält eine übergroße Menge von Gedanken, Notizen, Erinnerungen, Bemerkungen, Erörterungen und Unterhaltungen des jugendlichen Verfassers, so zu sagen Zwiegespräche mit sich selbst, über sein Gemüth, sein Leben, seine Verhältnisse, sowie über Lektüre, seine Kenntnisse, seine Philosophie, Litteratur und Politik; über Menschen, Nationen und über das Weltall. Ganz freie und unzusammenhängende Betrachtungen, wie von Jemandem, der von Tag zu Tag schreibt, für sich selbst und nicht für andere, mit der Absicht, sich zu belehren, zu beklagen, Eindrücke von sich zu geben und sich zu vervollkommnen. Das Manuskript umfaßt die Zeit von Juli 1817 bis Dezember 1832, der größte Theil fällt jedoch zwischen sein 17. und 27. Jahr, das heißt in das Jahrzehnt der thatkräftigsten und leidenschaftlichsten, wenn auch unglücklichsten Jugend.“

Carducci verschweigt nicht, daß diese Schriften nicht alle gleich reif und bedeutend sind, daß Theile darunter sind, die später in einzelne vollendete Bruchstücke zusammengezogen wurden, und er fährt dann fort:

„Unter den verschiedensten Gesichtspunkten betrachtet sind auch viele der übrigen Manuskripte bedeutend; im Ganzen bilden sie eine unschätzbare Quelle für künftige Biographen, für Kritiker und Ausleger der Werke Leopardi's. Man findet da die ersten Keime und Entwürfe seiner später berühmt gewordenen Werke, Entwürfe und Bruchstücke nie geschriebener Werke, Gespräche, Abhandlungen, Novellen, ein Tagebuch aus der Zeit der ersten Liebe des Dichters, voll der köstlichsten Psychologie, auch äußerst getreue Uebersetzungen aus dem Griechischen, sowohl in Prosa wie in klangvollen, wenn auch nicht bedeutenden Versen; unter anderem auch ein ganzes, vollkommen durchgefeiltes Kapitel in Reimen „Die neuen Gläubigen“; auch autographische Abschriften von fast allen seinen Prosaschriften und von vielen seiner besten Gedichte, mit Angabe von Tag und Ort ihrer Entstehung, sowie unschätzbare und äußerst eingehende Aufschlüsse über die Arbeitsweise eines so großen Künstlers, ferner über Sprache und Poetik, über Entleihungen aus dem Lateinischen mit klassischen Gegenüberstellungen, Redewendungen und Verbesserungen. Hoch wichtig sind ungefähr 200 Briefe an den Dichter von den verschiedensten Personen, unter denen vier von Gioberti die allerwichtigsten sind.

Diese neuen und unmittelbar wirkenden Dokumente geben eine umfassende und klare und innige Kunde über das Leben und die Geistesbeschaffenheit Leopardi's, über seine Gelehrsamkeit und über seine Kunst, über die Art und Weise, in welcher dieser wunderbare Geist sich entfaltete.“

Wenn man bedenkt, daß die zuletzt verstorbene Dienstmagd Ranieri's es bis vor zehn Jahren in ihrer Macht gehabt hatte, einen solchen Fund in den Ofen zu stecken; so kann man sich nicht eines tiefen Unwillens erwehren. Man müßte die Feder eines Leopardi oder Giordani, beide Meister in der Vehemenz und in der Schärfe des Ausdrucks, besitzen, um die Handlungsweise Ranieri's, dieses litterarischen Jago, gebührend zu geißeln! Besonders glücklich ist es, daß die Veröffentlichung der neugefundenen Schätze in eine Zeit fällt, da ganz Italien, anläßlich des hundertjährigen Geburtstages Leopardi's, eine Apotheose des Dichters vorbereitet.

Kraft eines besonderen Gesetzes wird die Vorhalle der kleinen Kirche St. Vitale, am Ausgang des berühmten unterirdischen Ganges von Posilippo, wo Leopardi begraben liegt, zu einem griechischen Tempel umgebaut. Senator Monteverde, der italienische Begas, meißelt ein Bildwerk des Dichters. Mascagni hat es übernommen, eine symphonische Dichtung in Leopardi'schem Geiste zu komponiren und in Recanati zum hundertsten Geburtstag des Dichters am 29. Juni öffentlich zu dirigiren. Alle Universitäten im Lande steuern freiwillig zu dem Gelingen dieses Festes bei, bringen Gedenktafeln an, schreiben Konkurrenzen zur Verherrlichung des verwachsenen Dichters aus.

Leopardi wurde 39 Jahre alt, in dem letzten Drittel seines Lebens lernte er sogar Nahrungssorgen kennen; die bevorstehende Verherrlichung ist eine der vielen Ironien des Schicksals.

Ernesto Gagliardi.

„Tobetanz.“

S'ist lange her seit an dieser Stelle über „Ereignisse“ auf unserer Opernbühne Bericht zu erstatten war. Die letzte künstlerische That, über die ich hier Rede stehen mußte, war die erste Berliner Aufführung des alten Berlioz'schen „Benvenuto Cellini“. Das war im November 1896. Eine neue zeitgenössische und zeitgemäße Oper von einiger Bedeutung und durchgreifendem Erfolg haben wir in Berlin noch länger, d. h. seit Goldmark's „Heimchen am Herd“ nicht mehr erlebt. Dieses fragwürdige Werk, das im Juni 1896 auf unserem Operntheater erschien, machte während der Spielzeit 1896/97 seinen Rundgang über die meisten Bühnen Deutschlands und durfte für Jahr und Tag als der große Opernerfolg der Zeit gelten. Heute ist seine Beliebtheit bereits im Abnehmen und vom Spielplan der Berliner Hofoper scheint es sogar ganz verschwunden. Da nun der im vorigen Jahre mit Puccini's „Bohème“ und Spinelli's „a basso porto“ unternommene Versuch, dem überwundenen italienischen Verismo noch einmal zu einer Herrscherrolle zu verhelfen, fehl schlug, so müssen die Reichshauptstädter, o Jammer und Graus, seit längerer Zeit ihr Leben ohne Modeoper fristen, maßen Lortzing's angejahrte „Undine“ trotz der Unverwüstlichkeit ihrer Lieder und der Zugkraft glänzender Dekorationen doch nicht wohl dafür gelten kann.

Zum besänftigenden, wenn auch nur leidigen Trost ergaben die Berichte aus der „Provinz“, daß anderwärts die Dinge nicht viel günstiger liegen, obwohl einige Hofbühnen rühmenswerthe Anstrengungen machten, das zeitgenössische Schaffen durch fleißige und liebevolle Berücksichtigung im Spielplan zu fördern. Von dem jungen Geschlecht, das im Namen Richard Wagner's gegen die alten Götzen und den geheiligten Schlendrian unseres Opernwesens anstürmt, hat keiner als Sieger seinen Einzug auf der Bühne feiern können. Schilling's „Ingwelde“ vermochte sich weder in Wiesbaden noch in München dauernd zu behaupten, Eugen d'Albert's „Gernot“ und Weingartner's „Genesius“ kamen über Mannheim nicht hinaus, Thuille's „Theuerdank“ erlebte in München, Pfitzner's „der arme Heinrich“ in Darmstadt nur wenige Aufführungen und selbst die Kompromißkunst, wie sie durch Scharwenka's „Mataswintha“ Reznicek's „Donna Diana“ charakterisirt wird, konnte nur in Dresden mit August Bungert's „Odysseus“ einen beachtenswerthen aber auch sehr der genaueren Betrachtung bedürftigen „Sieg“ erringen. Und nicht besser als den Deutschen erging es den Ausländern moderner Richtung; Aufführungen von Chabrier's genialer „Gwendoline“, Hillemacher's „Fluthgeist“, Smetana's „Dalibor“, Tschaikowsky's „Jolanthe“ blieben vereinzelt und ohne tiefere Wirkung. All dies Mißgeschick ernster Kunstbestrebungen vermochte aber doch auch nicht, das gestrandete Schiff der Jung-Italiener wieder flott zu machen und zu nennenswerthen Erfolgen hat es weder ein fremder noch ein einheimischer Nachahmer Mascagni's und Leoncavallo's gebracht, obwohl an blutigen Einaktern immer noch kein Mangel ist. So blieb die Fürsorge und Thätigkeit deutscher Theater im Wesentlichen auf die ältere Opernlitteratur beschränkt und auf diesem Gebiete ist denn auch, auf Anregung der Münchener Mozart-Aufführungen, das Beste und Erfreulichste geleistet worden, was die Opernchronik der letzten zwei Jahre zu verzeichnen hat.

Wie eine Ergänzung und Bekräftigung dieses Strebens, das von der seelenergründenden tiefernsten Kunst zum leichtbeschwingten Spiel der Einbildungskraft sich zurückzieht

das vom gedankenschweren musikalischen Drama wieder überleiten möchte zu der sorgloseren Kunstgattung der Spieloper, erschien mit in diesen frühen Lenzestagen das Bühnenspiel „Lobetanz“ von Ludwig Thuille. Es erlebte am 6. Februar in Karlsruhe seine erste siegreiche Aufführung und fand wenige Tage später auch beim kühleren Publikum der Reichshauptstadt eine überaus freundliche, warme Aufnahme. Daß dabei der Spruch der Kunstrichter viel begeisterter ausfiel, als der Beifall der Hörer, hat seine Ursache zunächst in störenden Zufälligkeiten der Aufführung, liegt aber doch auch in der Eigenart des Werkes begründet und verdient deshalb besonders vermerkt zu werden.

Das anmuthige Stück Vagantenpoesie, das der Schlesier Otto Julius Bierbaum und der Südtiroler Ludwig Thuille, beides schaffenslustige Dreißiger, mit ihrem „Lobetanz“ auf die Bühne brachten, behandelt das ewig junge Thema von der Allgewalt der Liebe und der Macht der Töne. Es führt den fahrenden Gesellen in die Nähe der schönsten Prinzessin, es läßt ihn mit Sang und Spiel ihr liebekrankes Herz entzücken und vereinigt beide zur seligsten Liebesstunde, es rettet dann den armen Fiedler aus Henkershänden und schließt fröhlich mit Hochzeit und Tanz. Jugendfrische und Jugendübermuth kennzeichnen den kecken, wohlgelungenen Wurf des neuen Spieles.

Schwieriger zu charakterisiren als die Anlage des Ganzen ist die Ausführung des Grundplanes in Wort und Ton. Kräfte sehr verschiedener Art waren dabei am Werke und nicht alle streben zu einheitlicher Wirkung zusammen. Betrachten wir zunächst das Textbuch, die Arbeit Bierbaum's. Es hat viel Anerkennung gefunden und einige Beurtheiler haben es laut als köstliche Dichtung gepriesen. Mir scheint, die bei Operntexten seltene gewählte, feinere litterarische Art und die leichtflüssige Diktion Bierbaum's haben hier Manche getäuscht. Ich selbst bekenne, das „Wort“ so hoch nicht einschätzen zu können und zwischen dem volksthümlichen Charakter der Fabel und dem oft gezierten und altterthümelnden Redestil der Figuren einen störenden Zwiespalt zu empfinden. Den Vorwurf, daß einige der Lobetanzszenen allzu deutlich an berühmte Wagner'sche Bühnenbilder — man wies dabei auf Parsifal und die Blumenmädchen, auf Siegfried unter der Linde, auf den Schluß der Liebesszene im Tristan hin — erinnern, möchte ich dem ungemein gewandten, die Handlung geschickt aufbauenden Textdichter nicht machen, wenn es ihm gelungen wäre, die betreffenden Situationen so von Grund als neu erlebt zu empfinden und in Gedanken und Worten charakteristisch zu gestalten, daß man der literarischen Anregung gar nicht mehr bewußt würde. Hierin aber liegt die Schwäche des muntern, gefälligen Bierbaum'schen Bühnenspiels: es ist Literaturpoesie, der die Leichtfüßigkeit und Tanzlust des Uebermenschen zu eigen sind, nicht, weil der Dichter die Schwere des Lebens überwunden, sondern weil er sie nicht empfunden hat. Merkwürdig und verhängnißvoll verknüpft mit dieser Schwäche ist die beabsichtigte Eigenheit der Textdichtung, die im Streben nach schlichten, leichtverständlichen Umrissen, nach der dekorativen Art des Symbolisten jede eingehendere, umständliche Individualisirung der Figuren unterläßt und damit auch die Begründung der seelischen Vorgänge erschwert. Zweifelsohne trägt die typische Gestaltung der Handlung und der Handelnden erheblich zur weltüberlegenen Phantastik des Spieles bei, aber ebenso zweifellos schwächt sie den lebendigen Eindruck und die herzliche Antheilnahme des Hörers.

Es zeugt für die Echtheit und Wahrhaftigkeit der Thuille'schen Musik, daß sie über die inneren Widersprüche dieses Textes nicht hinweg zu täuschen versuchte, es spricht für ihren Reichthum und ihre Wandlungsfähigkeit, daß sie den so verschieden gearteten Triebkräften dieses Dramolets gerecht zu werden vermochte ohne ihr Selbst einzubüßen und es erweist endlich ihre Lebensfülle und Eigenart, daß sie im entscheidenden Augenblick über das künstliche Gebilde des Dichters hinauswuchs und in der Darstellung des schaurigen Schlußaktes, wo es um Leben und Tod geht, sich zu selbstschöpferischer Thätigkeit erhob.

Eine flüchtige Durchsicht der kunstvoll gearbeiteten, durchweg den Schüler Wagner's bekundenden und an reizvollen Einzelheiten reichen Partitur wird dieses günstige Urtheil erhärten. Der erste Akt, eingeleitet durch ein kurzes Orchestervorspiel von ungemeiner Farbenzartheit, hält sich größtentheils im Tone des anmuthigen, frohen Spiels. Der hübsche Ringelreihen der Mädchen, ihre neckische Zwiesprache mit Lobetanz, der Aufzug des Königs, der Prinzessin, der Sänger und des Hofstaates zum Singetag, die drollige Schilderung des Sängerwettkampfes, all das tritt aus dem Charakter der muntern, fröhlich lachenden und leise spottenden Schelmenweise kaum heraus. Da ertönt Lobetanzen's Geigenweise. In die Welt des Scheins tritt mit einem Male die Macht der Liebe. Hier zuerst zeigt sich der Musiker durch den spielerischen Charakter des Stückes verführt; in der Sorge darum, der Weise den äußerlich geforderten Anschein der Improvisation zu wahren, hat Thuille es versäumt, dem Violinsolo den festen, bezwingenden, melodisch konzentrirten Ausdruck zu geben, der allein die „Persönlichkeit“ kennzeichnen und ihre Wirkung auf die Prinzessin verständlich machen könnte. Zu blaß und matt erscheint auch das folgende sehr hübsche Lied des Lobetanz. Thuille hat ihm durchaus entsprechenden musikalischen Ausdruck verliehen, allein das Gedicht selbst wirkt nicht so, als ob es aus dieser hochgespannten dramatischen Situation erwachsen, sondern aus des Textdichters lyrischem Vorrath hier als passendes Schmuckstück eingefügt wäre.

Wärmere, persönlichere Töne schlägt Bierbaum im zweiten Akt an, der uns zunächst die Seelenverfassung des Fahrenden nach der wundersamen Begegnung enthüllt. Aus dem Geäst einer Linde ertönen Lenzlieder und Liebesseufzer des Jungknaben. Ein reizendes Kinderlied: „Will mein Junge Aepfel haben“, das als Ruhepunkt in der seelischen Bewegung des Liebenden gute Wirkung thut, bekundet aufs Erfreulichste die Fähigkeit des Tondichters, sich in den naiv-volksthümlichen Ton zu finden. Und nun folgt das Liebesduett. Es ist nicht sehr umfangreich, aber es athmet Leidenschaft. Trotzdem wirkte es nicht stark und jedenfalls nicht genügend, um als Hauptpunkt der Handlung den richtigen Eindruck zu machen. Der Grund davon liegt nicht nur in der Stimmschwäche der darstellenden Sänger, sondern noch mehr in der Unkraft des Dichters. Für diese Szene, wo das Leben in seine Rechte treten sollte, fehlte Bierbaum der große Odem. Seine Liebenden wissen sich nichts zu sagen als schöne Redensarten und hübsche Reime. Es ist zu wenig Entwickelung, zu wenig Vertiefung, kurz zu wenig seelischer Gehalt in dieser Zwiesprache, die uns das Wunder dieser seltsamen Liebesbegegnung menschlich nahe bringen und anschaulich machen soll und gegen dies Gebrechen erwies sich auch der feurige Schwung des Musikers ohnmächtig. Ein leichtes Liebesgetändel nur scheint es, was die Schergen des Königs hier stören.

An Lebensfülle und geistiger Bedeutsamkeit überragt der dritte Akt die beiden andern um ein Beträchtliches. Es ist die glänzende Probe auf Thuille's musikalische Begabung und seine Befähigung zum Dramatiker insbesondere. Ein charakteristisches Vorspiel voll wilder, unheimlicher Stimmung eröffnet ihn. Lobetanz sitzt im Kerker. Allerlei wüstes Gesindel heißt den Zaubergeiger willkommen. Spottreden und Galgenliedlein. Dann hebt Lobetanz die Ballade vom Zecher und dem Tode an. Die schlimmen Gesellen setzen mit dem Kehrreim ein und mimen sich in tollem Durcheinander die gruselige Geschichte vor. Ein grausiger Spuk, wie ihn packender und meisterlicher keiner in Töne setzen könnte. Die kennzeichnende Kraft der Rhythmik und die stimmungmalende Kunst der Orchestration sind hier aufs Höchste entwickelt. Das Erscheinen des Henkers bereitet den Szenenwechsel und den Uebergang zum Hochgerichtsvorgang vor. Ein ergreifendes volksthümliches Lied, eines der schönsten Stücke der Partitur, und ein düsterer Marsch leiten die Szene ein. Lobetanz steht unter dem Galgen. Da naht der Zug mit der scheintodten Prinzeß, die seit der gestörten Liebesstunde ihr Auge nicht mehr geöffnet hat. Noch einmal ertönt des jungen Geigers sehnsüchtige Weise.

Die Holde erwacht zu neuem Leben, der König begnadigt den glücklichen Freier und in den weichen Wogen eines wohligen Walzers, der Alt und Jung, Hoch und Niedrig in seine Zauberkreise zieht, löst sich alles in eitel Freude auf.

Nach diesem spannenden, farben- und stimmungsreichen Akte jubelten die Hörer, die bis über die Hälfte des Stückes sich ziemlich kühl verhalten hatten, den jungen Tondichter wieder und wieder vor die Rampe, aus der Beifallsfröhlichkeit und dem Nachhall der schmerz- und lustbewegten Weisen Ludwig Thuille's aber klang auch dem ernstesten Kunstbetrachter etwas wie die Märchenverheißung „Es wird einmal . . ."

Heinrich Welti.

Theater.

Max Burckhardt. „'s Katherl" (Berliner Theater, 12. Febr.) — „Die Bürgermeisterwahl" (Dramatische Gesellschaft, Residenztheater, 13. Febr.)

Die zwei Stücke des Herrn Burckhardt sind recht lehrreich. Ihr Werth liegt nicht in dem, was sie dem Hörer; er liegt in dem, was sie dem vergleichenden Dramaturgen bieten. Ein Autor mag freilich wünschen, eher ein gutes Stück geschrieben zu haben, als ein lehrreiches Stück. Beides kann sich verbinden. Burckhard aber gab das Eine ohne das Andere: seine Stücke sind eben da lehrreich, wo sie nicht gut sind. Daher sind sie beinah von Anfang bis zu Ende lehrreich.

Was den Blick des kritischen Betrachters anzieht, ist ihr Verhältniß zur modernen Dramentechnik. Um es kurz zu sagen: Burckhard ist am schwächsten in der Komposition; und für diese Schwäche leitet er ein Prinzip von der modernen Technik ab.

Im neueren Drama herrschen nämlich zwei Richtungen. Die eine wird durch Ibsen vertreten, die andere vorwiegend durch deutsche Werke. Die eine bietet die denkbar straffste, die andere die denkbar loseste Komposition. Ibsen gibt nichts, als was zur Handlung gehört; nichts als was zu ihrer Begreiflichkeit nöthig ist; nichts als eine asketische Aneinanderreihung wesentlicher Momente. Er fußt auf Lessing; auch auf den Franzosen, wie sie seit hundert Jahren geworden sind, doch er übertrifft sie.

Diesem rechnerischen und zusammendrängenden Gefüge steht das naive und bequeme Gefüge der Deutschen gegenüber; auch bei Henri Becque, auch bei andern Jungfranzosen und manchem Skandinavier tritt es auf. Dieses zweites Gefüge gibt „Bilder". Es wirft mit unwesentlichen Zügen um sich: es bietet Zweckloses in Fülle; es schält die Haupthandlung nicht aus dem allgemeinen Wust des umgebenden Lebens heraus.

Ich muß noch einen Augenblick lang allgemein bleiben.

Beide Richtungen wird man gelten lassen. Die Ibsensche Art ist kunstvoller. Die deutsche kommt aber der Wirklichkeit näher: denn herausgeschälte anatomisch präparirte Vorgänge bietet die Wirklichkeit nie; erst der Verstand muß sie so sauber aussondern. Ganz real ist aber die eine Art ebensowenig wie die andere: die volle Masse der mitlaufenden Momente kann auch in der deutschen Methode nicht gegeben werden; das Leben ist an ihnen zu reich. Jedenfalls ist diese Methode die leichtere, und ein Beispiel für ihre manchmal schädlichen Wirkungen gibt Burckhard. Dieser Mann scheint nicht imstande ein ganzes Kunstwerk zu beherrschen. Er denkt nie über die Szene hinaus, an der er gerade schreibt. Nachher schreibt er eine neue Szene. Er lebt von der Hand in den Mund. Schließlich ersinnt er sich irgend einen Schluß. Mit solcher Planlosigkeit, mit solcher Formlosigkeit hätte man früher nicht gewagt, ein Drama zu verfertigen. Herr Burckhard wagt es, und er darf sich noch als moderner Dramatiker vorkommen; während er in Wahrheit ein bloßer Drauflosdichter ist, vom Stamme derer, die zu keinen Zeiten Geltung haben. Das eben ist das Lehrreiche an ihm.

So wären wir sachte vom Allgemeinen auf's Besondere gekommen. Die Komödie von der Bürgermeisterwahl hat, man weiß nicht wieviel Helden. Sie unterscheidet sich übrigens trotzdem von den „Webern". Jeder Mitspielende ist gerade Held, wenn es dem Drauflosdichter einfällt. Wer eigentlich in diesem Stück zum Bürgermeister gekürt wird, kommt garnicht klar heraus; oder doch nicht, was es mit diesem Erkürten für eine Bewandtniß hat. Dafür erscheint manchmal eine dämonische Kellnerin als Heldin und ein lüsterner Amtsrichter als Held. Beide sind aber vorwiegend durch das Band des gleichzeitigen Existirens in Beziehungen zu einander gesetzt. Es herrscht ein wüster Wirrwar. Vor Gipfelpunkten gibt es keine Steigerung. Vor Augenblickswirkungen keine Entwicklung. Und das Ganze heißt dann moderner Lebensausschnitt. Ist es nicht lehrreich?

Noch deutlicher ist die zur modernen Tugend erhobene Kurzathmigkeit des Verfassers in dem Katherl-Stück, einer ungewöhnlich bösen Arbeit. Hier sind die Episoden Hauptfiguren und die Hauptfiguren Episoden! Der erste Akt bringt als Episode eine Mutter, eine gesprächige, rechthaberische. Plötzlich gibt ihr der Autor einen Tritt, und läßt sie irgendwo liegen. Die Frau ist zur Puppe erstarrt, sie spricht auf einmal nur Worte ohne Leben, gespensterhaft. Ein taumelnder Dilettant wirthschaftet hier. Nach der heute rothen, morgen todten Mutter bringt der zweite Akt eine Tante, die nicht weniger breit behandelt ist. Es ist aber eine ganz belanglose Tante. Der vierte Akt bringt eine noch breitere Nachbarsfrau, und eine nicht weniger breite Mannsjägerin. Das Schicksal der Hauptgestalten jedennoch wird Nebensache: eines enttäuschten Jünglings und einer Braut, die sehr lieb und edel ist, und bloß mit fünfzehn Jahren ein Kind gehabt hat. Herr Burckhard gibt da immerfort „Bilder" — schön! Bilder hin, Bilder her! Aber die Geschicke der Hauptgestalten müßten durch diese Bilder kontinuirlich leuchten. In Wahrheit werden sie ausgelöscht. In Wahrheit lernt man diese Heldin und Braut, die schließlich ins Spital kommt, nie hinreichend kennen, um durch ihre Krankheit besonders schmerzlich, um durch ihr Genesen besonders freudig erregt zu werden. Beides ist ihre Sache. Möge sie glücklich werden! Hol' sie der Teufel!

Das ist das Ergebniß der falschen Modernität. Herr Burckhard ähnelt, was diesen einen Punkt angeht, Herrn Sudermann. Herr Sudermann wußte vor dem Johannes, daß die modern-psychologischen Dramen manchmal langweilig sind; er schrieb nun ein langweiliges Drama und glaubte, daß es modern-psychologisch sei. Das sind kleine Irrthümer. Im Uebrigen müßte Burckhard's Planlosigkeit im milderen Lichte erscheinen, wenn die jeweiligen Szenen, an denen er schreibt, lebensvoll und belangvoll wären. Bei einer ist das der Fall. Sie bietet ein realistisch-possenhaftes Gerichtsbild; in der Bürgermeisterwahl. Hier wirkt der leichtsinnige Adjunkt in seinem Amtswalten und die allgemeine Unzulänglichkeit ländlich-schändlicher Moral ergreifend komisch. Diese eine Szene entfällt aber auf neun geschlagene Akte. Und das ist zu wenig.

Alfred Kerr.

Briefkasten der Redaktion.

S. A. Berlin. Besten Dank. Citat wird Verwendung finden.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

№ 22 Berlin, den 26. Februar 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wir sind mit der abgelaufenen Woche in den Kreis der Erinnerungstage der Revolution von 1848 eingetreten. Die Pariser Februarrevolution eröffnete vor 50 Jahren den Reigen jener blutigen Aufstände, die nach und nach fast den ganzen europäischen Kontinent ergriffen. Die Dynastie Orleans wurde verjagt und nach einer kurzen republikanischen Zwischenregierung wurde das unwahrscheinliche Ereigniß: ein neuer Napoleon begründete ein zweites Kaiserreich, welches 18 Jahre später auf den Schlachtfeldern von Metz und Sedan zusammenbrach. Seitdem haben die Franzosen abermals eine Republik, aber wenn man es nicht schon vorher gewußt hätte, so würden es uns die Franzosen von heute beweisen, wie wenig die äußere Staatsform — ob Monarchie, ob Republik — für die freiheitliche Entwicklung eines Volkes bedeutet.

Es ist eine grausame Ironie der Geschichte, daß die fünfzigjährige Wiederkehr der Februarrevolution durch die Verurtheilung Emile Zola's zu einem Jahr Gefängniß gefeiert wird, weil er es gewagt hat, nach dem altfranzösischen Satz zu handeln: „J'appelle un chat un chat et Rolet un fripon". In dieser angeblich auf Freiheit und Gerechtigkeit begründeten französischen Demokratie hat die „union des cloches et des tambours" einen Sieg erfochten, der als der blutigste Hohn auf die primitivsten Grundsätze der Gerechtigkeit erscheint. Man wird unwillkürlich an das berüchtigte Wort Odilon Barrot's erinnert: „la légalité nous tue", wenn man diese Boisdeffre, Paty du Clam, Esterhazy und andere Stützen der göttlichen Weltordnung das Recht brüskiren sieht. Und dabei der gut gekleidete Mob, der im Gerichtssaal sein „Nieder mit Zola!" schreit und auf der Straße seinen Esterhazy umarmt! Man versteht die Verachtung, die Zola angesichts solcher Scenen den Ausdruck auf die Lippen gebracht hat: „Diese Kannibalen!"

Welche Verwüstung die aufgestachelten Leidenschaften des Pöbels noch anrichten werden, ist schwer vorauszuberechnen. Charakteristisch für die Gewissenlosigkeit der Hetzer ist die Thatsache, daß in Verbindung mit der Affaire Dreyfus auch bereits die Beschuldigung eines jüdischen Ritualmordes auftaucht. Drumont's „Libre Parole" läßt sich unter dem 18. Februar aus Tunis von ihrem Spezialberichterstatter melden:

„Die ‚Dépêche Tunisienne' meldete gestern den frechen Raub eines französischen siebenjährigen Mädchens. Es geht das hartnäckige Gerücht, daß die tunesischen Juden, die dem Dreyfus-Syndikat schon 80 000 Francs geschickt haben, ein großes religiöses Opfer für das bevorstehende Purim-Fest vorbereiten, um Zola's Freisprechung zu erwirken."

Als vor 50 Jahren die Februarrevolution in Paris ausgebrochen war, ging es wie ein elektrischer Schlag durch alle Herzen Europas. Das Wort entstand von „dem Völkerfrühling, der angebrochen sei". Heute blicken die Kulturvölker der Welt mit Abscheu auf den Mißbrauch der Gewalt, den die fanatisirte Menge in Paris unter Jubelrufen ratifizirt. Die Neunmalweisen haben uns gesagt: „Was geht das Euch an, Euch Belgier, Euch Italiener, Euch Deutsche? Das ist eine innere französische Angelegenheit." Das ist der denkbar beschränkteste nationalegoistische Standpunkt. Niemand denkt in Deutschland daran, irgend eine diplomatische oder sonstige Aktion zu verlangen, die wie eine Einmischung in diesen französischen Prozeß aussähe; aber die Sympathie mit jenen Franzosen zum Ausdruck zu bringen, die für Gerechtigkeit und Humanität Namen, Freiheit und Ehre einsetzen, entspricht nicht nur der natürlichen Empfindung, sondern ist auch politisch angezeigt, so lange die öffentliche Meinung Europas noch etwas bedeutet.

Während die Franzosen in dieser eigenartigen Weise die Erinnerung an die Revolution des Jahres 1848 be-

gangen haben, hat sich in Berlin ein auf die Erinnerung des Jahres 1848 bezüglicher Vorgang von wahrhaft beschämender Kleinlichkeit vollzogen. Die Stadt Berlin wollte den Märzgefallenen des Jahres 1848 einen bescheidenen Gedenkstein widmen; aber die staatlichen Gewalten haben es für weise erachtet, diesen „staatsgefährlichen" Plan zu vereiteln. Wenn es irgendwo in der Welt ein Volk gibt, das gegenwärtig nicht an den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung denkt, so ist es das deutsche. Selbst die Sozialdemokratie, die ja angeblich dazu ins Leben gerufen ist, um Staats- und Gesellschaftsordnung über den Haufen zu werfen, protestirt in ihren berufensten Vertretern fortgesetzt und mit allem Nachdruck gegen den unsinnigen Gedanken, mit gewaltsamen Mitteln ihre politischen Ziele verfolgen zu wollen. Die Aufrichtigkeit dieser Versicherungen wird — von allem anderen abgesehen — verbürgt durch die offenbare Unmöglichkeit, in diesem waffenstarrenden Deutschland eine gewaltsame Revolution von unten auch nur mit der geringsten Aussicht auf Erfolg inszeniren zu können. Der einfache Gedenkstein in dem Friedrichshain zu Berlin würde deshalb der preußischen Monarchie wohl nicht gefährlich geworden sein.

In dem Verhältniß der einzelnen deutschen politischen Parteien zu einander vollziehen sich fortgesetzt allerlei kleine Verschiebungen. Eine Aeußerung des bekannten Generalsekretärs Bueck hat klargestellt, daß selbst für den agrarfreundlichsten Theil der deutschen Großindustrie eine Grenze der Nachgiebigkeit besteht; die wiederholten agrarischen Vorstöße gegen die Handelsvertragspolitik und die feindliche Haltung der extremen Agrarier gegenüber dem Ausbau des Kanalnetzes scheinen gar manchem Industriellen die Augen geöffnet zu haben. Wie stark diese veränderte Haltung der Großindustrie die politische Haltung der nationalliberalen Partei beeinflussen wird, ist noch nicht klar zu erkennen. Fest steht nur, daß ein großer Theil der Nationalliberalen bereit ist, sich auf Gnade und Ungnade dem „Bund der Landwirthe" zu unterwerfen, während gerade dadurch ein anderer Theil derselben nationalliberalen Partei nur um so mehr veranlaßt wird, Fühlung nach links zu suchen. Nirgends ist in jüngster Zeit diese letztere Erscheinung deutlicher zum Ausdruck gekommen, als in Frankfurt a. M., wo sich die Nationalliberalen haben bereit finden lassen, mit Freisinnigen und Demokraten zusammen einen gemeinsamen Kandidaten für die nächsten Reichstagswahlen aufzustellen. Der Kompromißkandidat, Stadtrath Flinsch, rechnet sich zur „Freisinnigen Volkspartei". Bei dem großen lokalen Ansehen und den vortrefflichen Charaktereigenschaften des Mannes ist diese Kanditatur als eine ungewöhnlich glückliche zu bezeichnen. Das bei diesem Anlaß bekundete, aus rationellen politischen Erwägungen hervorgegangene, Zusammenwirken aller liberalen Elemente wird hoffentlich noch für manchen anderen Wahlkreis in Deutschland vorbildlich werden. Bisher ist der Vorgang, daß das gemeinsame Interesse des Liberalismus über kleinliche Fraktionsinteressen gestellt wird, leider noch ziemlich vereinzelt.

Die Explosion auf dem amerikanischen Kriegsschiff „Maine" in dem Hafen von Havana, die zum Untergang des Schiffes und zur Vernichtung von mehreren Hundert Menschenleben geführt hat, drohte vorübergehend die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien noch mehr zu verschlechtern. Die politische Sensationslust hatte sich des Unglücksfalls bemächtigt und der Vermuthung Raum gegeben, daß hier ein verbrecherischer Anschlag Spaniens vorliege. Die Annahme erschien aber von vornherein so absurd, daß die nüchterne Ueberlegung bald wieder in ihre Rechte trat.

Auch die Befürchtung diplomatischer Verwicklungen zwischen England und Frankreich, die sich an einen feindlichen Zusammenstoß zwischen Franzosen und Engländern in Westafrika knüpfte, ist als beseitigt anzusehen.

X.

Handelspolitik und Flotte.*)

I.

Ein preußischer Junker sagte 1879 bei Berathung des Zolltarifs: Die einzuführenden Getreidezölle seien der Landwirthschaft kein genügender Ersatz für die geplante Erhöhung der Industriezölle. Dieser Satz ist in tieferem Sinne wahr, als sein Urheber selbst wohl gedacht hat — wahr, selbst wenn wir der Kleinbetriebe ohne Getreideüberschuß gar nicht gedenken, welche, wie der Reichskanzler Fürst Hohenlohe am 29. März 1895 im deutschen Reichstage ausführte, doch die große Mehrzahl der landwirthschaftlichen Betriebe Deutschlands ausmachen. Auch wollen wir nicht von den zahlreichen Viehwirthschaften reden, welche von den Getreidezöllen offenkundig belastet werden, auch davon nicht, daß die Getreidezölle wahrscheinlich die Anpassung der landwirthschaftlichen Technik an die Marktkonjunkturen und den Uebergang von nicht spezialisirtem Getreidebau zu lohnenderen Kulturen, insbesondere im Westen, verlangsamten. Der obige Satz ist auch dann wahr, wenn wir, wie sein Urheber meinte, unter Landwirthschaft das ostelbische Rittergut verstehen. Denn für dieses war der Nutzen der Getreidezölle nur ein vorübergehender, während, wie von der Goltz und Schäffle hervorheben, die tiefste Ursache seiner Krisis von den Mitteln des Zollschutzes nicht berührt wurde. Allerdings haben die Getreidezölle den plötzlichen Stoß der transatlantischen Konkurrenz zeitweise gemildert und manche sonst verlorene Besitzer in ihrem Besitz erhalten. Jedoch nutzten sie nur den damaligen Besitzern, während alle neuen Erwerber sie im Kauf oder Erbübernahmepreis kapitalisirt bezahlten. Die Zölle verlangsamten so den auf die Dauer sehr wünschenswerthen Rückgang der Güterpreise, verhinderten die Landwirthe das zu thun, was Caprivi ihnen in seiner Ehrlichkeit offen zu rathen wagte, „von ihrem Kapital abzuschreiben". Ja die Einführung der Exportscheine, wodurch die Getreidezölle für den Osten erst voll zur Wirkung kamen, soll, wie ich höre, mancherorts wieder ein Steigen der Güterpreise bewirkt haben. Keineswegs aber berührten die Zölle die inneren Schwierigkeiten der Lage auf dem Gebiete der Grundbesitzvertheilung, der Arbeiterfrage, der Liegenschaftspreise, welche in den 60er und 70er Jahren eine erwartete, aber nicht eingetretene günstige Konjunktur bereits vorweg genommen haben; ja sie schwächten die Thatkraft in der Abwehr dieser Schwierigkeiten. Nun aber wurde die Wirkung der Zölle, wenn sie einmal kapitalisirt waren, nicht mehr empfunden — darum nothwendigerweise der Ruf nach immer neuen Zollerhöhungen. Aber jede Zollerhöhung bringt die Gefahr eines plötzlichen Zusammenbruches des ganzen Zollschutzes näher. Dann würde den Söhnen mit einem Schlage am Kapitalwerth entzogen, was ihren Vätern durch die Zölle an Renten künstlich zugelegt wurde. Angesichts einer solchen Gefahr haben Sachkenner wie Conrad, mäßige, vertragsmäßig festgelegte, ja allmählich abnehmende Getreidezölle gerade im Interesse der östlichen Landwirthschaft gefordert; Autoritäten wie Buchenberger und Schäffle, beides entschiedene Anhänger der Getreidezölle, haben die Hochschutzbewegung als „agrarische Verirrung" verurtheilt und Freiherr von Marschall hat seinen Freunden auf der Rechten im Reichstag das Wort zugerufen: „Die Getreidezölle werden niedrig sein oder sie werden in Deutschland überhaupt nicht sein" — trotzdem sehen wir gerade heute bei gestiegenen Getreidepreisen das extreme Agrarierthum mildere Richtungen immer weiter verdrängen. Der Kranke schreit nach vermehrter Dosis des in seiner Wirkung bereits abgestumpften Betäubungsmittels.

*) Vorträge, gehalten auf Einladung des kaufmännischen Vereins, der Handelskammer und des Börsenvorstandes zu Mannheim am 21. und 24. Januar 1898 von Dr. v. Schulze-Gaevernitz, Freiburg i. B.

Anders die Industriezölle. Zwar hat die Industrie die Gunst der Situation seit 1878 weniger ausgenutzt als die Agrarier. Der Zolltarif von 1879 war keineswegs im Vergleich mit den Nachbarstaaten als ein übermäßig protektionistischer anzusprechen. Trotzdem haben die Industriezölle jene Entwicklung zwar nicht bewirkt, wohl aber beschleunigt, welche den Charakter des westlichen Deutschland dauernd umgestaltete. Seit jenen Tagen die riesenhafte Vermehrung der Bevölkerung auf Grund von Handel und Gewerbe, das Wachsthum der Städte, die Zusammendrängung der Bevölkerung im Rheinthal und mittleren Deutschland, in Thüringen und Sachsen. Damit aber fiel endgültig das Argument, welches die Regierung zu Gunsten der Getreidezölle angeführt hatte: Unabhängigkeit von Getreidezufuhr im Kriege. Wäre dieser Gesichtspunkt ausschlaggebend gewesen, dann hätte man nur Getreide-, keine Industriezölle einführen sollen. Heute leben mehr als 7 Millionen Deutscher von fremdem Getreide; die Kriegsverwaltung muß mit dieser Thatsache als Ausgangspunkt ihrer Erwägungen rechnen und Ersatz in dem suchen, was ihr die neue Entwicklung bietet: „Viel Menschen und viel Geld." Freilich kommt hier auch der Getreidehandel hilfreich entgegen, welcher, je mehr er auch das benachbarte Ausland verfieht, riesenhafte Vorräthe in Deutschland aufhäuft. Aus Gründen nationaler Vertheidigung ist Widerspruch zu erheben gegen den Sturmlauf auf die zollfreien Lager; denn es gibt schlechthin kein anderes Mittel, solche Massen von Kriegsproviant in Friedenszeiten vorräthig zu halten.

Bekanntlich zeigte sich die Kehrseite des Tarifs für die Industrie mit Ablauf der Handelsverträge Frankreichs. Bis dahin hatte Deutschland mühelos theilgenommen an den Vortheilen, welche andere Staaten nach schwierigen Verhandlungen und gegenseitigen Konzessionen für sich errangen. Die berühmte „Politik der freien Hand" ging so lange, als andere Staaten sie nicht nachahmten. Sobald dies geschah, saß Deutschland auf dem Trockenen; und es geschah, als Frankreich sämmtliche Handelsverträge kündigte, eine autonome Zollpolitik in Angriff nahm und die übrigen Staaten Miene machten, nachzufolgen. Deutschland stand plötzlich vor der Gefahr, allenthalben von den chinesischen Mauern hoher Generalzolltarife umgeben zu werden, wobei sich die schöne Meistbegünstigungsklausel als werthlos erwies.

Aus dieser äußerst bedenklichen Lage heraus wurden die Handelsverträge geboren. Dieselben haben viele Tadler gefunden, auch unter solchen, die ihnen grundsätzlich zustimmten, weil die erlangten Zugeständnisse für die deutsche Industrie nicht weitgehend genug gewesen seien. Solchen Leuten erwidere man: Es handelte sich nicht darum, den größtmöglichsten Vortheil zu erringen, sondern darum, den größtmöglichsten Schaden zu verhindern. Auch mußte Deutschland die erste Hand bieten und durfte nicht zaudern. Denn von Monat zu Monat hätte die Zahl der Staaten zugenommen, mit denen wir auf Grund erhöhter Tarife hätten verhandeln müssen. Insbesondere hinsichtlich des vielgeschmähten Vertrages mit Oesterreich bedenke man, daß ihr Oesterreich wenig zu bieten hatten, da das Ausfuhrinteresse Ungarns schon damals abnahm.

Hauptvortheil der Handelsverträge war jedenfalls der Stillstand der Schutzzollbewegung im Auslande und die Dauerhaftigkeit der Verhältnisse für 12 Jahre. Jedoch ist auch er positive Nutzen der Handelsverträge nahezu von sämmtlichen Handelskammern ausdrücklich anerkannt worden; e Erhebungen des Reichsamtes des Innern über den uswärtigen Handel Deutschlands (Berlin 1897) belegen, aß Deutschland nach den Vertragsländern eine bei weitem rößere Ausfuhr hat als irgend ein anderer Industriestaat, und daß dieses Uebergewicht Deutschlands seit den andelsverträgen außerordentlich gestärkt erscheint; dagegen t die Ausfuhr Frankreichs nach diesen Ländern stark abgenommen, und auch England hat seinen Platz nicht hauptet.

Ein ganz besonderes Verdienst der Reichsregierung war der Handelsvertrag mit Rußland. Nicht nur, daß er das Zarenreich zum ersten Mal handelspolitisch band, er war auch die Grundlage für das so ersprießliche Zusammengehen mit Rußland in der Folgezeit. Auf Grund zahlreicher Beziehungen in allen Kreisen der russischen Gesellschaft und wiederholten Reisen auch in die entlegenen Theile des Reichs darf ich behaupten, daß heute der deutsche Reisende in Rußland allenthalben einer versöhnlicheren Stimmung und freundlicheren Aufnahme begegnet, als in den letzten Tagen Bismarcks.

Die Handelsverträge bilden einen Markstein in der deutschen Entwicklung: seit unter den Augen des fremden Eroberers die Bauernbefreiung in Preußen unternommen wurde, waren sie die erste That deutscher Wirthschaftspolitik, welche sich nicht mit, sondern gegen das ostelbische Junkerthum vollzog — ein unerhörter Vorgang auch deswegen, weil bei ihnen zum ersten Male zwar kein Bündniß, wohl aber ein freundnachbarliches Zusammengehen von Industrie und Arbeitern vorkam. Möchten doch die Industriellen, die nach einem neuen Sozialistengesetz schreien, möchten doch alle, welche sich heute an erhöhten Industrie- und Bankdividenden erfreuen, — gewiß einem Ergebniß der neueren Wirthschaftspolitik — bedenken, daß die sozialdemokratische Partei diese Wirthschaftspolitik hätte zu Fall bringen können. Möchten sie aus jenen denkwürdigen Tagen die Lehre ziehen, daß sie der Arbeiter als handelspolitischer Bundesgenossen schlechthin bedürfen — denn der entscheidende Kampf liegt ja in der Zukunft.

Bei Gelegenheit der Berathung der Handelsverträge sprach Caprivi ein Wort, das ihn mehr verhaßt gemacht hat, als alles andere, was er gesagt hat: „Deutschland ein Industriestaat".

Seit jenen Tagen hat sich das Kind, das Caprivi den Muth hatte, mit dem rechten Namen zu nennen, kräftig weiter entwickelt. Wir wollen auf die bevölkerungs- und finanzstatistischen Thatsachen, welche man unter der genannten Bezeichnung zusammenfaßt, nicht näher eingehen, da sie genugsam bekannt sind. Von der Gesammtbevölkerung waren 1895 zu zählen auf Landwirthschaft: 35,74% auf Gewerbe und Handel: 50,64%. Der Jahresbetrag der veranlagten Einkommensteuer belief sich schon 1893/94 in Preußen für 6 vorwiegend landwirthschaftliche Provinzen auf 14,6 Millionen, für die Rheinprovinz allein auf 15 Millionen, für die eine Stadt Berlin, also ohne Charlottenburg, auf 16,3 Millionen. Aehnliches gilt von Sachsen, Württemberg, Baden, nach Brentanu's Nachweisungen auch für Bayern, selbstverständlich für das Reich; überall, vielleicht mit Ausnahme Mecklenburgs, liegt der fiskale Schwerpunkt des Staates auf den städtischen und gewerblichen Klassen.

Wichtiger ist es, sich der Veränderungen in der wirthschaftlichen Struktur bewußt zu werden, einmal in der Struktur der deutschen Volkswirthschaft nach innen, sodann in den Zusammenhängen, mit welchen die deutsche Volkswirthschaft in der Weltwirthschaft hängt.

Die Frage, ob Industriestaat oder nicht, entscheidet sich danach: was ist das erststehende Interesse, von dessen Wohlergehen alle anderen abhängen, was bringt das Geld in das Land? Betrachten wir ein unzweifelhaftes Ackerbauland. Der Ausfall der Messe zu Nischni bestimmt den Gang von Handel und Gewerbe in Rußland; die Hauptwaaren indessen sind Eisen, Baumwollfabrikate und Thee, welche hier nicht nur gehandelt, sondern nach Mustern in größten Mengen bestellt werden; aber nach allgemeinem Urtheil ist für die Messe zu Nischni entscheidend der Ausfall der Ernte und der Stand der Getreidepreise, die also damit die gesammte Volkswirthschaft beherrschen. Aehnliches galt, insbesondere seit Aufhebung der englischen Getreidezölle, von großen Theilen Deutschlands, ähnliches vielleicht noch heute von gewissen Regierungsbezirken im Osten z. B. Stralsund, Köslin und einigen benachbarten.

In breiten Theilen des westlichen Deutschlands ist dagegen die Entwicklung der gewerblichen und städtischen Interessen auch maßgebend für die Lage der Landwirthschaft, und diese Theile gerade sind in steter Zunahme begriffen. So äußerten sich schon vor einigen Jahren z. B. die württembergischen Handelskammern dahin, daß in ihren Bezirken die Höhe der industriellen Löhne für den Landmann wichtiger sei, als die Höhe der Getreidepreise, denn erstere entschieden über den Absatz seiner Produkte. Es gibt sicher keine größeren Feinde unserer Landwirthschaft, als die, welche fortwährend die Gegensätzlichkeit der Interessen von Stadt und Land betonen. Vielmehr finden wir dort auf landwirthschaftlichem Boden die günstigsten Erscheinungen, wo die Anpassung an den städtisch-gewerblichen Charakter der Volkswirthschaft am weitesten fortgeschritten ist. Dies gilt nicht etwa nur von den eigentlich suburbanen Gegenden unseres Vaterlandes; es war mir z. B. neulich erstaunlich zu finden, wie ein ärmliches und weit abgelegenes Maindorf durch Berührung mit dem Frankfurter Markt plötzlich aufblühte. Unter solchen Verhältnissen finden wir Zunahme der ländlichen Bevölkerung und des Kleinbesitzes, Stillstand der Auswanderung, geringe Verschuldung, hier die erfolgreiche Anwendung der sog. „kleinen Mittel“, mit denen z. B. in Baden „Großes“ geleistet wird. Anders dort, wo vom Industriestaat in der That nicht zu reden ist, im Osten. Hier finden wir Abfluß der Bevölkerung, fideikommissarische Bindung des Landes, als nothwendige Folge Verluste des Deutschthums; hier liegen die Höhepunkte der Verschuldung. Nicht darin also liegt die wahre crux, daß wir Industriestaat sind, sondern daß wir es noch nicht ganz sind, und aus geographischen Gründen auch wohl in Zukunft über das Oderthal nach Osten hinaus den Industriestaat nicht vorschieben können; dagegen ist es für Schlesien und die Mark wohl nur eine Frage der auswärtigen Handelspolitik, wann sie den westdeutschen Charakter annehmen. Das östlichste Deutschland dagegen ist von seinem Hinterlande abgeschnürt, wo ein Industriecentrum ersten Ranges, Lodz, seine Waaren bis nach dem Kaukasus vertreibt. Max Weber hat mit Recht darauf hingewiesen, daß in dem östlichen Deutschland das Ideal gewisser Nationalökonomen erfüllt ist: Ueberschußverkauf nach der Stadt und Unabhängigkeit von Zufuhr nach Außen, daß dieses Ideal aber in Widerspruch steht mit der in erster Linie zu stellenden Forderung einer starken und zunehmenden Landbevölkerung.

Aber auch die Zusammenhänge der deutschen Volkswirthschaft mit der Außenwelt zeigen die Eigenthümlichkeiten des Industriestaates. Deutschland ist heute in der Welt einer der größten Abnehmer von Rohstoffen und Nahrungsmitteln. Daß diesem Soll an das Ausland die entsprechenden Guthabenposten gegenüberstehen, beweisen die Wechselkurse und die Aufrechterhaltung unserer Goldcirkulation. Zur Widerherstellung seiner Zahlungsbilanz bedient sich Deutschland in erster Linie der Ausfuhr von Industriewaaren und Zucker, wie denn die Hansestädte, früher „Einfallsthore“ des Engländers, heute in ihrer Blüthe von der Exportfähigkeit des innenländischen Deutschlands abhängen. Bis Ende der 60er Jahre ging sogar auf der Rheinstraße das Getreide noch abwärts, gegenwärtig ist der Rhein eine Haupteinfuhrstraße Deutschlands. Daneben stehen Forderungen an das Ausland, die unter den Begriffen von Zins und Provision zusammengefaßt werden können — Zins einmal von Leihkapital: hierbei denke man nicht nur an die dauernden Anlagen im Auslande, die von Schmoller auf allein etwa 10 Milliarden Mark geschätzt werden; man denke auch an die schlechthin nicht zu schätzenden vorübergehenden Vorschüsse an ausländische Regierungen durch Geschäfte in Schatzscheinen und Wechseln, an die Kreditgewährung durch die Eröffnung von Acceptkredit und laufenden Rechnungen an Private u. s. w. Deutschland zahlt seine Einfuhr sofort oder selbst auf Vorschuß, während es seine Ausfuhr dem Auslande stundet. Man denke aber auch an die im Auslande sichtbar fixirten deutschen Kapitalien, Eisenbahnen, Plantagen, Fabriken, sowie an die Kapitalfixirung in den Kolonien, worüber das Reichsmarineamt neuerdings dankenswerthe Zusammenstellungen gegeben hat.

Unter den Provisionen für geleistete Dienste, welche die deutsche Volkswirthschaft bezieht, stehen wohl die Bankprovisionen obenan: Provisionen für Accept- und Remboursкredit, Kommissionen aus Effektengeschäften, Emissionsgewinne u. s. w. Einmal hat Deutschland erfolgreich das Monopol der Londoner City als Zahlungs- und Kreditvermittlerin der Welt angegriffen — für die erfolgreiche Weiterführung dieses Kampfes ist die erste Voraussetzung der ungestörte und gesicherte Besitz unserer Goldwährung und damit der Reichsbank in ihrer gegenwärtigen Währungspolitik. Sodann aber erringt Deutschland im Verkehr mit dem übrigen Ausland mehr und mehr die Ueberlegenheit, die England längst besaß: es wird bezogen und zieht nicht, es verdient damit Acceptprovision und vermeidet die oft sehr beträchtlichen Inkassospesen. Ja gegenüber dem Osten und Norden Europas besitzt Deutschland vielfach die Vermittlerstelle, die England gegenüber der Welt ausübt.

Daneben bezieht die deutsche Volkswirthschaft Frachten zunächst im Zwischenverkehr des Auslandes unter sich — z. B. der Norddeutsche Lloyd bringt amerikanische Passagiere nach Italien und italienische Auswanderer nach Amerika. Dazu kommen aber auch die Frachten im Ausfuhrhandel, weil wir diese den Preisen unserer Waaren zuschlagen. Endlich fallen unter den Begriff der Provision für geleistete Dienste, oft übersehen und ganz besonders wichtig, die Gewinne des deutschen Handels im Auslande, die theils sofort an die deutschen Centralen remittirt werden, theils als Ersparnisse der rückwandernden deutschen Kaufleute die deutsche Volkswirthschaft bereichern. In dieser Hinsicht sind die Deutschen im Auslande nicht nur ein ideeller, sondern ein sehr materieller Besitz; man denke z. B. daran, wie in gewissen Theilen Südamerikas Handel und Bankgeschäft sich in deutschen Händen befinden.

Nun meine man nicht, daß diese weltwirthschaftlichen Beziehungen lediglich zur Erhaltung desjenigen Bevölkerungsüberschusses dienen, welcher von fremdem Getreide lebt. Eine kurze Ueberlegung zeigt, daß sie für das Wohl und Wehe der gesammten deutschen Volkswirthschaft entscheidend sind. Daß der Importhandel nicht möglich ist ohne Exporthandel, liegt auf der Hand. Die Ausdehnung der Exportindustrie bewirkt die Anstellung einer größeren Arbeiterzahl und die Nachfrage nach verbesserter Arbeit, damit bessere Löhne und die Hebung der Konsumfähigkeit breiter Theile des Volkes, damit die Befruchtung der Gesammtindustrie. Ebenso bewirkt die Vermehrung unserer Bezüge an Zins und Provision erhöhte Bank- und Schiffahrtsdividenden. Nun aber ist der Besitz von Bank- und Industriepapieren in Deutschland außerordentlich verbreitet; so sind insbesondere die Aktien unserer größten Banken Anlagemittel selbst für kleine Sparer. Mehrerträgnisse also bewirken eine größere Konsumkraft der breitesten Mittelklassen. Auch hier also kommt von außen der Anstoß, der belebend auf die Gesammtindustrie einwirkt; Belebung der Gesammtindustrie bedeutet ein Mehr an Löhnen und Industriedividenden. Die hierdurch bewirkte Zunahme an nationalem Kapital ermöglicht das Herabgehen des ländlichen Hypothekenzinses, die steuerliche Entlastung der Landwirthschaft. Nach Buchenberger bedeutet z. B. in Baden das Herabgehen des Hypothekenzinsfußes um ½ Proz. eine Ersparniß von 2½ Millionen Mark, d. h. den Betrag der Grundsteuer. Im Osten, wo die Verschuldung viel größer, und das Hypothekenrecht bis vor Kurzem technisch weit vollendeter war, muß diese Ersparniß verhältnißmäßig viel größer gewesen sein. Vor allem aber schafft die geschilderte Entwicklung auch zahlreiche Abnehmer gerade für die qualifizirten Produkte des Landmanns: Fleisch, Butter, Gartenprodukte u. s. w., in denen von Preisdruck überhaupt nicht die Rede sein kann. Um eine Einzelheit zu erwähnen: der Milchkonsum gerade seitens der Arbeiterklassen ist gewiß noch außerordentlich zu steigern; jeder Amerikaner und Engländer wundert sich über die ungezählten Mengen von Bierflaschen, welche bei uns den Baustellen zugeschleppt

werden, während man in England und Amerika die Arbeiter auf den Baugerüsten allenthalben die ungefährlichere Milch trinken sieht. Als erfreuliches Zeichen der Zeit möchte ich hier nebenbei anführen, daß mich neulich eine sozialdemokratische Gewerkschaft zu einem Vortrag gegen den Alkoholismus aufforderte — gerade auf diesem Gebiete ist die Kulturbedeutung der Sozialdemokratie nicht zu unterschätzen.

Die weltwirthschaftlichen Interessen sind heute also entscheidend für die deutsche Volkswirthschaft, eine Thatsache, die bei Gelegenheit der Flottenvorlage, nicht aber bei der Gewerbe-, Börsen- und Finanzgesetzgebung offiziell anerkannt wird. Deutschland ist Industriestaat. Diese Thatsache zu leugnen, ist Vogelstraußpolitik; sie ist vielmehr anzuerkennen als die Grundlage unserer gesammten nationalen Existenz — als die Grundlage unserer militärischen Macht nach Außen, wie des sozialen Fortschrittes nach Innen. Insbesondere hängt die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen selbstverständlich von der größeren Kapitalansammlung in den Mittelklassen ab. In allmähligem Fortschritt wird die Arbeiterbewegung ja von selbst auf das Gebiet friedlicher und schrittweiser Eroberungen gewiesen; aber die Positionen, die sie angreift, sind nur dann etwas werth, wenn sie mit Vorräthen gefüllt sind. Gegenüber dieser Grundthatsache haben alle sozialen Fragen und Bestrebungen den Charakter technischer Einzelheiten. Ebenso ist es der Industriestaat, dem allein wir verdanken, daß wir auch heute noch, trotz der außerordentlichen Steigerung der Friedenspräsenz unseres Heeres immer wieder taugliche Rekruten ungenutzt zurückstellen und daß wir daran denken können, neben der ersten Landmacht Europas eine verstärkte Seemacht zu besitzen.

Zur Erhaltung der deutschen Nation, welcher ihre Grenzen zu eng geworden sind, wird also neues Territorium nutzbar gemacht; ohne durch Auswanderung unsere Kräfte so sehr wie früher zu schwächen, verbreitern wir den schmalen deutschen Boden, indem wir das Ausland tributpflichtig machen.

Gegenüber dieser Entwicklung sind uns nun neuerdings Schreckgespenster an die Wand gemalt worden. Schon seit Jahren hat A. Wagner eine Volkswirthschaftspolitik angegriffen, welche Deutschland auf die Bahn des exportirenden Industriestaates führe, und neuerdings hat Oldenberg diese Gedanken in glänzender und eindrucksvoller Weise aufgenommen. Ich halte hier um so mehr für meine Pflicht, den Ernst, die Kenntnisse und die bona fides des verehrten Kollegen voll anzuerkennen, als ihn — gewiß ihm selbst wenig zum Trost — die Stumm'schen Reptilien lobten. Oldenberg hatte seinen Grundgedanken in folgendem Bilde Ausdruck gegeben:

„Das starke Erdgeschoß ist die Landwirthschaft, es trägt den industriellen Unterbau, die obere Etage, auf seinen Schultern. So lange noch unbebauter Boden verfügbar ist, kann das Erdgeschoß ausgebaut werden bis an die Landesgrenze, und das verbreiterte Erdgeschoß kann eine entsprechend verbreiterte industrielle Etage vertragen. Weiter als der Unterbau reicht, kann aber die industrielle Etage natürlich nicht fortgesetzt werden — es sei denn, daß ihre Bewohnerschaft von ausländischer Nahrung lebt und ihre Fabrikate gegen diese ausländische Nahrung eintauscht, also Exportindustrie wird, die für das Ausland arbeitet und vom Auslande lebt. Das industrielle Stockwerk wächst dann seitlich weiter in die Lüfte hinaus, über fremden Boden hin, künstlich gestützt auf Pfeiler des auswärtigen Handels, die auf fremden Grund und Boden ruhen, von dem es seine Nahrung bezieht."

Die Gefahr liege nun darin, daß die Nachbarn sich diese unsere Pfeiler auf ihrem Boden nicht mehr länger gefallen lassen, sie niederreißen werden, worauf nicht nur die Erker und Balkone, sondern auch das ganze obere Stockwerk unter allgemeinem Ruin zusammenbrechen. Oldenberg sieht voraus „eine plötzliche Brotlosigkeit und ferner unter der Voraussetzung, daß es noch eine Anzahl Jahrzehnte bis dahin Zeit habe, eine plötzliche Brotlosigkeit ungeheurer Massen."

Oldenberg gegenüber ist zunächst einzuwenden, daß er keinen anderen Weg, den wir gehen können, vorschlägt. Die Verweisung auf die Wichtigkeit des inneren Marktes, die heute so beliebt ist, leidet an Unklarheit. Gewiß können wir den inneren Markt noch außerordentlich ausbauen (z. B. für den Zucker), aber doch nur auf Grund der Bereicherung unserer Volkswirthschaft durch ihre weltwirthschaftlichen Beziehungen. Vermindern wir letztere, wie Oldenberg will, beschneiden wir den Import durch erhöhte Getreidezölle, was selbstverständlich auch einen Rückgang der Ausfuhr bedeutet, so vertheuern wir das Leben des Arbeiters. Derselbe könnte alsdann nur weniger Industrieprodukte kaufen; ein Rückgang der Industrie wäre unvermeidlich, damit verminderte Nachfrage nach Arbeit, niedere Löhne; in letzter Linie wäre die Folge eine verminderte Nachfrage nach den Produkten des Landmannes.

In der That bleibt nur ein Weg, um die geschlossene Volkswirthschaft Oldenbergs zu ermöglichen: Bevölkerungsbeschränkung. Diesem Mittel gegenüber aber stehen die schwersten Bedenken. Jeder, der in einem Lande des Zweikindersystems zeitweise gelebt hat, weiß und kann sich von jedem Apotheker dort berichten lassen, wie thatsächlich eine solche Bevölkerungsbeschränkung nicht durch geschlechtliche Enthaltsamkeit, sondern durch neomalthusianische Gepflogenheiten bewirkt wird. Dieselben, wenn sie breite Schichten insbesondere des Landvolkes erobern, sind der Anfang vom Ende. Demgegenüber ist die ungebrochene Fortpflanzungskraft des deutschen Volkes, welches heute alle Zonen durchschwärmt, eines seiner wichtigsten Machtmittel nach Außen. Ueberhaupt scheint mir die Oldenberg'sche Vorstellung zu verkennen, daß sowohl in dem Leben der organischen Natur wie dem des einzelnen Menschen, wie dem der Völker der Kräftige nur durch Kraftanspannung bis zum Aeußersten, nur durch den Fortschritt sich erhält; man kann nicht willkürlich Stillstand gebieten, wo der Stillstand der Beginn des Rückschrittes wäre.

Es bleibt kein anderer Weg als hinaus in die Welt; wir müssen ihn gehen. Zwar gebe ich dem Kollegen Oldenberg zu, daß große Gefahren bei seiner Beschreitung uns bedrohen; solche Gefahren sind jedoch mit jeder Herrschaftsstellung verbunden, ja sie verleihen der Herrschaft erst ihren psychologischen Reiz. Nicht ein langes und gesichertes Dasein der Thatenlosigkeit, sondern das vielleicht kürzere, aber größere Dasein des Kampfes ist das bessere Ideal des Lebens. Wenn Oldenberg von den Gefahren spricht, welche unsere Zukunft umgeben, so sollte er bedenken, daß gerade die stetige Gefahr, der stündliche Kampf auf einem, wenn wir wollen, auch künstlichen Boden unserem Goethe den Augenblick allein werth machte, sein Verweilen zu wünschen, und daß der Weisheit dieses Weisen letzter Schluß war:

„Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Zum Schluß frage ich: besitzen wir gewisse Aussichten auf Erfolg in dem unvermeidlichen Kampfe? Da mir nationale Selbstberäucherung verhaßt ist, wie sie dem um so schlechter ansteht, der erst in Zukunft zu leisten hat, so entnehme ich folgende Worte einer englischen Zeitschrift, ohne hier die Frage aufzurollen, ob der behauptete Interessengegensatz wirklich ein so weitreichender ist. Die „Saturday Review" schrieb unter dem 11. September 1897:

„Endlich beginnt das englische Volk einzusehen, daß in Europa zwei große, unversöhnliche Gegensätze vorhanden sind, zwei große Nationen, welche die Welt zu ihrer Provinz machen und von ihr den Tribut des Handels erheben möchten: England mit seiner langen Geschichte glücklichen Angriffs, mit seiner wunderbaren Ueberzeugung, daß es bei Verfolgung seiner eigenen Interessen Licht verbreitet unter den Nationen, welche im Dunkel weilen, und Deutschland, Fleisch von unserm Fleisch, mit geringerer Willenskraft, aber mit schärferer Intelligenz als wir, sie konkurrieren in jedem Winkel des Globus."

Wir können mit dieser Beurtheilung zufrieden sein und in ihr hauptsächlich die verdiente Anerkennung der Intelligenz unserer Kaufleute und Industriellen erblicken. Ihr und der dem Durchschnittsengländer gegenüber vielleicht

größeren Arbeitskraft oder, besser gesagt, Arbeitsgewohnheit des Deutschen verdanken wir den Aufschwung der deutschen Volkswirthschaft seit 1870. Andererseits aber wollen wir nicht leugnen, daß wir dem Engländer vielfach unterlegen sind an Willenskraft — an Willenskraft, Selbstvertrauen und Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen, ebenso wie an nationaler Gesammtwillenskraft, welche durchdrungen ist von dem stolzen Bewußtsein des eigenen Kulturwerths für die Menschheit. Die erstere Tugend wird vielfach erstickt durch das Uebermaß an Staatseinmischung, und die hierdurch hervorgerufene Gewohnheit bei jedem Mißstand nach Staatshilfe zu schreien, was in letzter Linie zu den Ungeheuerlichkeiten Bebels und des Grafen Kanitz führt. Der Stolz auf die eigene Nation setzt aber in den breiten Schichten eines aufgeklärten westeuropäischen Volkes ein gewisses aristokratisches Gefühl gegenüber der Welt voraus; dieses wird bei uns durch Mangel an bürgerlicher Freiheit, insbesondere auf dem Gebiete der Vereins- und Versammlungsgesetzgebung, und durch polizeiliche Willkür vielfach ertödtet.

Schon Adam Smith wußte, welchen Vortheil im Entscheidungskampfe mit Frankreich die größere Freiheit für England bedeute, und auch heute noch ist es ein sehr praktisches Ding, diese „Vereinigung von Weltreich und Freiheit".

G. v. Schulze-Gaevernitz.

Parlamentsbriefe.

IX.

Die Berathung des Etats des Ministeriums des Innern gewährte dem Hause die seltene Gelegenheit, den Freiherrn von der Recke längere Ausführungen machen zu hören. Herr von der Recke gleicht seinem Vorgänger von Köller in fast allen Stücken; in einem Punkte weicht er von ihm ab. Herr von Köller war im Vertrauen auf seine rednerischen Gaben ebenso redelustig, wie Herr von der Recke schweigsam ist. Er ist der schweigsamste Minister, dessen wir uns überhaupt erinnern, und wir sind überzeugt, er hat dazu gute Gründe, bessere als Herr von Köller hatte, redselig zu sein.

Er ist der Nothwendigkeit, Erklärungen über gewisse Dinge abgeben zu müssen, ausgewichen, so lange er konnte. Zuletzt ist dann die Nothwendigkeit doch an ihn herangetreten. Er hat sich zunächst ausgesprochen über die mancherlei schweren Mißgriffe, welche der Polizei in der letzten Zeit zum Vorwurf gemacht worden sind und hat nach der Regel gehandelt: „Die beste Deckung ist der Hieb." Nicht die Polizei verdient Vorwürfe, sondern die Presse. Er hat nachträglich erkannt, daß weder die konservative Partei im Hause noch die konservative Presse im Lande von seinen Erklärungen entzückt war und hat deswegen eingelenkt. Er hat Milderungen seiner Rede im stenographischen Bericht vorgenommen und hat folgenden Tags Erläuterungen gegeben, die seine Erklärungen abschwächen sollten.

Aber nach allen diesen Abschwächungsversuchen bleibt stehen, daß er der Presse den Vorwurf gemacht hat, unnütze Aufregung hervorgerufen zu haben. Die Polizei habe sich zuweilen geirrt; irren sei ja menschlich; aber es sei doch ein Unfug, solche Dinge in der Weise zu besprechen, wie es geschehen ist. Er warf der Presse Unwahrheiten und Uebertreibungen vor, indessen ohne mit einem einzigen Falle zu belegen, daß Uebertreibungen vorgekommen seien. Die Presse war in den wichtigsten Fällen in der glücklichen Lage, sich auf Berichte über öffentliche Gerichtsverhandlungen stützen zu können.

Daß polizeiliche Mißgriffe auch in anderen Ländern vorkommen, ist richtig; aber in anderen Ländern pflegt die Rüge und die Abhilfe auf dem Fuße zu folgen. Und auf diese Weise wird es erreicht, daß solche unvermeidlichen Fälle auf das engste Maß beschränkt werden. Bei uns wird auf diese Abhilfe häufig vergeblich gewartet. Wer sich über einen Polizeibeamten beschwert, hat mehr Aussicht, wegen Beleidigung, Verleumdung oder falscher Anzeige auf die Anklagebank zu kommen, als eine Abhilfe zu erreichen. Der Schutzmann Kieser in Köln ist freigesprochen worden, weil er das Bewußtsein seiner Rechtswidrigkeit nicht gehabt hat. Unkenntniß des Gesetzes schützt zwar im Allgemeinen Niemanden vor Strafe, aber wunderbarer Weise schützt diese Unkenntniß gerade den, der das Gesetz zu kennen am meisten verpflichtet ist, weil er es anzuwenden hat, den Beamten.

Wenn bei einer solchen Sachlage der Minister die Presse, die gegen die bestehenden Uebelstände mit dem Bewußtsein ankämpft, daß sie für jeden Fehltritt hart zu leiden haben wird, tadelt, wenn er von der vorgefaßten Meinung ausgeht, unsere Polizei und unsere Polizeibeamten seien ebenso gut, vielleicht besser als die besten anderer Länder, so ist vorherzusehen, daß die Verbesserungsgedanken, mit denen er sich trägt, ohne großen Erfolg bleiben werden.

Der zweite Punkt, über den der Minister sich auszusprechen hatte, war das Verhalten der Amtsvorsteher und Landräthe in Hinterpommern, welche darauf ausgingen, dem Bauernverein „Nordost" die Ausübung des Vereinsrechtes unmöglich zu machen. Vor einem Jahre schon waren dem Minister zahlreiche Fälle dieser Art vorgetragen, und er hatte darauf die Erklärung abgegeben, ihm scheine als seien die Ansichten über das Vereins- und Versammlungsrecht in Pommern noch nicht hinreichend „geklärt". Heute gibt er die Erklärung ab, er sei allerdings über dasjenige, was in Hinterpommern geschehen sei, förmlich „erschrocken" und habe strenge Anweisungen erlassen, um Wiederholungen zu vermeiden. Der Fortschritt ist unverkennbar, allein zu diesem Fortschritt hat er ein Jahr gebraucht.

Herr von der Recke führt die Grundsätze, die in der preußischen Büreaukratie Geltung erlangt haben, mit einer Konsequenz durch, wie vielleicht nie wieder ein Minister: 1. Ein Minister weiß nichts und ist Nichts zu wissen verpflichtet, als was ihm in einer Beschwerde vorgetragen wird, nachdem der gesammte Instanzenweg vom Amtsvorsteher herauf bis zum Oberpräsidenten erschöpft worden ist. 2. Ein Minister ist nicht verpflichtet, Jemandem, der eine gerechte Beschwerde vorträgt, ein Wort mehr zu antworten, als daß er die Beschwerde für begründet erachte und Remedur eintreten lassen werde. Worin die Remedur besteht: sei es die Rüge für das, was geschehen ist, sei es die Anordnung dessen, was geschehen soll, darüber ist er zu keiner Auskunft verpflichtet. Mit diesen beiden Grundsätzen kann man allerdings weit kommen.

In den trüben politischen Zuständen unserer Zeit haben wir wiederholt den Lichtpunkt hervorgehoben, daß das bürgerliche Recht Deutschlands zu einem einheitlichen Abschluß gekommen ist. Damit wir auch hier den Pfahl im Fleische empfinden, wird der Partikularismus im bürgerlichen Recht gepflegt durch ein Gesetz über das Anerbenrecht in Westfalen, welches unter dem Vorgeben, deutsches Recht einzuführen, eine Neuerung bringt, die von den Grundsätzen des bürgerlichen Gesetzbuchs möglichst weit abweicht.

Im Reichstage ist eine Novelle zum Postgesetz eingebracht, welche neben einzelnen kleinen Verbesserungen einen gewaltigen Rückschritt vorschlägt: den Privatposten soll das Rückgrat gebrochen werden, indem man ihnen die Befugniß entzieht, verschlossene Briefe innerhalb desselben Ortes zu befördern.

Das ist ein grundsätzlich falscher Schritt. Die Post ist begrifflich ein Institut, das den Verkehr von Ort zu Ort zu vermitteln hat. Es wäre sachlich weit eher zu recht-

fertigen, wenn die Post den Stadtpostverkehr gänzlich einstellte und ihn der Privatindustrie überließe, als daß man die private Konkurrenz ertödtet.

Beim Erlaß des Reichspostgesetzes hat man genau gewußt, was man wollte. Es ist nicht richtig, daß die Privatpostanstalten sich ein Versehen zu Nutzen gemacht haben, das bei der Redaktion des Postgesetzes begangen worden, sondern man hat ihnen absichtlich diesen Betrieb überlassen. Es gibt jetzt schon etwa 60 Privatpostinstitute in Deutschland, welche der Reichspost auf einem beschränkten Gebiete eine heilsame Konkurrenz machen. Als Herr von Podbielski in sein Amt berufen wurde, jubelten seine Freunde, daß der unter Stephan „eingerostete“ Postmechanismus nun aufgefrischt werden würde. Wir glauben, daß er, wenn man jede Konkurrenz beseitigt, erst recht einrosten wird.

Proteus.

Die Erneuerung des Privilegiums der Reichsbank.

III.

Nachdem alle die Beschwerden und Klagen, mit welchen die agrarische Agitation Stimmung zu machen sucht, nichts ergeben haben, was für die Verstaatlichung der Reichsbank spricht, sehen wir uns nach den positiven Gründen um, welche für die Verstaatlichung der Reichsbank ins Feld geführt werden.

Mir ist nur ein einziger solcher Grund bekannt, der sich über das Niveau unklarer Vorstellungen erhebt, nämlich die Behauptung, das Reich könne sich durch die Verstaatlichung der Reichsbank eine jährliche Mehreinnahme von mehreren Millionen Mark verschaffen, während dieser Betrag jetzt den Aktionären der Reichsbank zufließe. Das Recht der Notenausgabe sei ein Hoheitsrecht, und seine Uebertragung an eine auf Privatkapital begründete Bank sei eine „Liebesgabe an die armen Millionäre.“

Stellen wir zunächst den Thatbestand fest!

Die Reichsbank hat ihren Aktionären seit ihrer Begründung bis zum Jahre 1896 durchschnittlich $6\frac{1}{2}$ Prozent Dividende gezahlt; wenn man in Betracht zieht, daß die Antheilscheine bei der Errichtung der Reichsbank nicht zum Nennwerth, sondern zum Kurs von 130 begeben worden sind, dann ergibt sich für die Aktionäre eine thatsächliche Verzinsung von nur 5 Prozent. Die Dividenden der großen Privatbanken sind beträchtlich höher, ebenso die Dividenden der ausländischen Notenbanken.*) Von einer besonderen Begünstigung der Antheilseigner der Reichsbank kann also nicht die Rede sein.

Freilich ist der Reichsbank das Recht der Notenausgabe übertragen, und die Reichsbank zieht aus diesem Recht einen Gewinn, der aus den Zinsen desjenigen Theiles der ausgegebenen Noten besteht, welche nicht lediglich das in den Kassen der Bank liegende baare Geld vertreten. Dieser Gewinn bildet jedoch nur einen Theil des Gewinnes der Reichsbank, und es stehen ihm entsprechende Leistungen und Pflichten gegenüber.

Der durch Baargeld nicht gedeckte Notenumlauf der Reichsbank betrug im Jahre 1896 durchschnittlich etwa 158 Millionen Mark. Entsprechend den Vorschriften des Bankgesetzes war dieser Theil des Notenumlaufs durch Wechsel gedeckt. Der Bruttoertrag der durchschnittlichen Wechselanlage der Reichsbank stellte sich 1896 auf 3,4 Prozent. Demnach berechnet sich der Bruttogewinn aus dem Notenrecht für das Jahr 1896 auf etwa 5 372 000 Mk., während der gesammte Bruttogewinn der Reichsbank sich auf 30 478 000 Mk. belief. Die Gegenleistungen der Reichsbank für das ihr verliehene Notenrecht sind:

Das Reich erhält einen Antheil am Reingewinn der Bank, welcher folgendermaßen berechnet wird: nachdem die Antheilseigner $3\frac{1}{2}$ Prozent des Grundkapitals erhalten haben, wird der Mehrbetrag des Reingewinns zwischen dem Reich und den Antheilseignern getheilt, soweit die Gesammtdividende der letzteren 6 Prozent nicht übersteigt; von dem weiter verbleibenden Rest erhalten die Antheilseigner ein Viertel, das Reich drei Viertel. Im Jahre 1896 hat der Antheil des Reichs 8,4 Millionen Mark betragen, während die Antheilseigner 9 Millionen erhielten. Im ganzen hat das Reich seit dem Bestehen der Reichsbank bis zum Jahre 1896 aus dem Reingewinn der Bank einen Betrag von $71\frac{1}{2}$ Millionen erhalten.

Die Reichsbank hat ferner von der Preußischen Bank, aus welcher sie entstanden ist, die Verpflichtung übernommen, an das Königreich Preußen bis zum Jahre 1925 eine jährliche Rente von 1 865 730 Mark zu zahlen. Bis zum Ende des Jahres 1896 haben diese Zahlungen den Betrag von 39 Millionen Mark überschritten. Außerdem erhielt Preußen im Jahre 1876 als Entschädigung für die Abtretung der preußischen Bank aus den Mitteln der Reichsbank eine Summe von 15 Millionen Mark.

Schließlich hat die Reichsbank, sobald ihr durch Baargeld nicht gedeckter Notenumlauf das ihr zugewiesene Kontingent, welches gegenwärtig 293,4 Millionen Mark beträgt, überschreitet, an das Reich eine Steuer von 5 Prozent per annum des Ueberschusses zu entrichten. Die Summe der bis zum Ende des Jahres 1896 gezahlten Notensteuer bleibt nicht viel hinter dem Betrag von $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark zurück.

Alles zusammengerechnet hat die Reichsbank an das Reich und an Preußen in den 21 Jahren ihres Bestehens als Entgeld für ihr Notenrecht die Summe von 127 Millionen Mark gezahlt, mehr als ihr gesammtes Grundkapital beträgt.

Damit sind jedoch die Gegenleistungen der Reichsbank noch nicht erschöpft. Die Reichsbank ist verpflichtet, unentgeltlich die Kassengeschäfte des Reichs zu besorgen; ferner ist ihr die Regulirung des Scheidemünzumlaufs übertragen. Der Geldwerth dieser Leistungen ist nicht festzustellen; wir können diese Feststellung auch leicht entbehren, denn die in baarem Geld bestehenden Leistungen der Bank an das Reich und an Preußen sind allein schon beträchtlich größer als der ganze Bruttoertrag der Notenausgabe.*)

---

*) Die Bank von England hat in den letzten Jahren $9\frac{1}{2}$ bis 11 Prozent Dividende vertheilt; die Bank von Frankreich hat noch im Jahre 1882 29 Prozent gezahlt, seither ist jedoch ihre Dividende in Folge der Abnahme ihres Wechselgeschäftes bis auf 11 Prozent zurückgegangen.

*) Für das Jahr 1896 ergibt sich folgende Berechnung:

Das Reich und Preußen erhielten zusammen an Gewinnantheil, Notensteuer und Rente 10 730 000 Mark. Der Bruttogewinn aus dem ungedeckten Notenumlauf betrug, wie oben berechnet 5 372 000 Mark, davon sind abzuziehen 269 000 Mark für Herstellung von Banknoten, so daß 5 103 000 Millionen Mark übrig bleiben. An das Reich und an Preußen wurde also eine Summe von 5 627 000 Mark mehr gezahlt, als dem Gewinn aus der Notenausgabe entsprach. Freilich kann man nicht den ganzen Baarvorrath der Reichsbank als Notendeckung in Rechnung stellen, denn die Reichsbank müßte, auch wenn sie keine Noten emittirte, einen angemessenen Baarvorrath zur Deckung ihrer sonstigen täglich fälligen Verbindlichkeiten halten. Die Summe von 5 627 000 Mark, welche die Reichsbank im Jahre 1896 über ihren Gewinn aus der Notenausgabe hinaus an das Reich und an Preußen gezahlt hat, stellt — nach der Rentabilität der durchschnittlichen Wechselanlage der Reichsbank berechnet — die Verzinsung eines Kapitals von $165\frac{1}{2}$ Millionen Mark dar. Einen Baarvorrath von dieser Höhe hätte die Reichsbank zur Deckung ihrer täglich fälligen Verbindlichkeiten, welche sich durchschnittlich auf 484 Millionen Mark beliefen, halten können, um bei einem Verzicht auf die Notenausgabe und die mit ihr verbundenen Geldleistungen

Den Aktionären der Reichsbank wird also durch das Notenrecht nicht nur kein ungebührlicher Gewinn zugewendet, sie müssen vielmehr den ganzen Ertrag aus der Notenausgabe und darüber hinaus noch einen Theil des Gewinnes aus den übrigen Geschäften der Bank, deren Betrieb für Jedermann freisteht, an den Staat abliefern. Ein dem Reich entgehender Gewinn aus dem Hoheitsrecht der Notenausgabe kann also nie und nimmer einen Grund für die Verstaatlichung der Reichsbank abgeben.

Anders steht es mit der Frage, ob das Reich durch die Uebernahme der Bank nicht eine Mehreinnahme würde erzielen können, die dann allerdings nicht aus dem Notenrecht, sondern aus dem Diskonto-, Lombard-, Depositen-Geschäft u. s. w. fließen würde. Dadurch daß dem Reiche das Recht vorbehalten ist, die Antheilscheine der Reichsbank zu ihrem Nennwerth zurück zu kaufen, ist diese Frage in bejahendem Sinne entschieden. Das Reich hätte 120 Millionen Mark für die Uebernahme der Antheilscheine und, da eine Schwächung des Reservefonds bei dem Umfang des Geschäftsbetriebes der Reichsbank und der starken Kapitalanlage in Grundstücken (Ende 1896 über 33 Millionen Mark) nicht angängig erscheint, weitere 15 Millionen Mark zur Ergänzung des zur Hälfte den Antheilseignern zufallenden Reservefonds, im Ganzen also 135 Millionen Mark im Wege einer Anleihe zu beschaffen. Vorausgesetzt, daß das Reich diese Summe zu 3 Proz. beschaffen könnte, und daß der Reingewinn der Reichsbank ebenso hoch bliebe, wie im Durchschnitt der fünf Jahre 1891/96 (14½ Millionen Mark), würde das Reich aus der verstaatlichten Reichsbank einen Reingewinn von nicht ganz 10½ Millionen Mark ziehen, gegen 6,1 Millionen Mark im Durchschnitt der fünf Jahre 1891/96. Daraus würde also eine jährliche Mehreinnahme von etwa 4,4 Millionen Mark hervorgehen.

Es sprechen jedoch gewichtige Umstände dafür, daß die Mehreinnahme des Reiches diesen Betrag nicht erreichen würde, so die Thatsache, daß das Jahrfünft 1891/96, welches der Berechnung zu Grunde gelegt ist, ungewöhnlich günstige Ergebnisse aufweist, auf deren Dauer nicht gerechnet werden kann. Je stärker mit der Entwickelung der gesammten Volkswirthschaft die Konkurrenz privater Depositen- und Diskontobanken wird, desto mehr müssen die Reingewinne einer Centralnotenbank, für welche eine gewisse Zurückhaltung im Wettbewerb geboten ist, abnehmen. Der Reingewinn der Bank von Frankreich ist, so gut wie ausschließlich in Folge der Konkurrenz privater Kreditinstitute, von 62½ Millionen Frcs. im Jahre 1882 auf 21½ Millionen Frcs. im Jahre 1894 zurückgegangen. Die völlige Verstaatlichung der Reichsbank wäre geeignet, eine solche Entwickelung zu beschleunigen; denn es ist klar, daß der Großhandel und die Industrie, wenn ihnen durch die Verstaatlichung ihr gegenwärtiger Einfluß auf die Reichsbank entzogen wird, leichter geneigt sein werden, sich von der Reichsbank zu privaten Bankinstituten zu wenden. Sollten sich gar die von den Agrariern aus der Verstaatlichung der Reichsbank erwarteten Aenderungen der Geschäftsleitung verwirklichen, würde die Reichsbank sich dadurch des Vertrauens, welches sie heute genießt, begeben, dann könnte man ein rapides Zusammenschrumpfen der Geschäfte und der Gewinne der Reichsbank erleben, durch welches das Reich nicht nur um die erwartete Mehreinnahme betrogen, sondern auch um einen Theil seiner gegenwärtigen Einnahmen aus der Reichsbank gebracht werden müßte.

Immerhin bleibt wenigstens die Möglichkeit einer Steigerung der Reichseinnahmen bestehen.

Nun erhebt sich aber die Frage, ob dieser rein fiskalische Gesichtspunkt in einer Frage von so großer Bedeutung ausschlaggebend sein darf, ob überhaupt die Möglichkeit der Erzielung größerer Einnahmen als ein hinreichender Grund für die Verstaatlichung eines Geschäftsbetriebes angesehen werden kann. Welches private Geschäft wirft keinen Reingewinn ab? Sobald die Erzielung eines Gewinnes genügt, um eine Verstaatlichung zu motiviren, dann sind wir nicht mehr weit vom sozialistischen Zukunftsstaat entfernt.

Einen andern Grund für die Verstaatlichung als diesen rein fiskalischen und die bereits abgethanen agrarischen Beschwerden wissen selbst die schlimmsten Gegner der gegenwärtigen Organisation der Reichsbank nicht anzuführen. Im Gegentheil, sie stellen seit einiger Zeit diesen fiskalischen Grund ausschließlich in den Vordergrund und versichern, in allen übrigen Punkten werde, da die Reichsbank heute schon durch Reichsbeamten geleitet wird, welche sich den Anordnungen des Reichskanzlers zu fügen haben, alles beim Alten bleiben. Aber gerade diese Versicherung muß den aufmerksamen Beobachter stutzig machen: denn sie kommt von Leuten, welchen man im Allgemeinen nicht eine ängstliche Fürsorge um die Reichsfinanzen nachrühmen kann, welche heute schon von der Reichsbank die „Unterstützung der wirthschaftlich Schwächeren“ selbst in Anbetracht der Gefahr großer Verluste fordern, und welche die Einkünfte des Reiches aus der verstaatlichten Reichsbank — darauf kann man wetten — gar bald als der produktiven Arbeit abgepreßte Nothpfennige bezeichnen würden. In Wirklichkeit soll durch die alleinige Betonung des finanziellen Momentes die große Allgemeinheit über die eigentlichen Ziele der Verstaatlichungsfreunde hinweggetäuscht werden.

Eines der Bedenken gegen die Verstaatlichung der Reichsbank, welchem sich auch kein Agrarier sollte entziehen können, ist die Stellung der Bank in einem unglücklichen Kriege. Solange die Reichsbank nur mit privatem Kapital arbeitet, können ihre Gelder vom Feinde nicht als Eigenthum des Staates beschlagnahmt werden. In dem Verhalten der deutschen Befehlshaber gegenüber der Bank von Frankreich während des Krieges von 1870 liegt in dieser Beziehung ein völkerrechtlich überaus wichtiger Präzedenzfall vor. Die Beschlagnahme der Kassenbestände verschiedener Filialen der Bank von Frankreich wurde durch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm aufgehoben, weil die Bank von Frankreich auf Privatkapital begründet ist. Diese Thatsache wurde im vergangenen Jahr in Frankreich, als dort über die Erneuerung des Privilegiums der Bank von Frankreich verhandelt wurde, stark betont und gegen eine Verstaatlichung der Bank geltend gemacht. Unsere agrarischen Renommirpatrioten freilich schämen sich nicht, öffentlich zu erklären, sie würden als fremde Befehlshaber ohne Bedenken auch die Bestände der nicht verstaatlichten Reichsbank wegnehmen. Das stimmt zu der famosen Parole „Ohne Kanitz keine Kähne“ und zu der Drohung „königstreuer“ Mannen, falls ihre agrarischen Forderungen nicht erfüllt würden, zu den Sozialdemokraten überzugehen. —

Aber man braucht nicht gerade an einen unglücklichen Krieg zu denken: sofort beim Ausbruch eines Krieges ist es für den Staat, wie auch die Entscheidung fallen mag, ein außerordentlicher Vortheil, sich auf eine von ihm unabhängige Kreditmacht, wie sie durch eine nicht staatliche Reichsbank dargestellt wird, stützen zu können. Ein Beispiel

an das Reich und an Preußen für ihre Aktionäre dieselben Resultate zu erzielen, welche thatsächlich erzielt worden sind. Dieser Baarvorrath hätte die sämmtlichen täglich fälligen Verbindlichkeiten der Reichsbank zu 34 Prozent gedeckt, während nach einer Zusammenstellung von Kämmerer die größeren deutschen Banken am Ende des Jahres 1896 nur eine Baarreserve von 16 Prozent hielten. Die Reichsbank hätte also gleichfalls eine geringere Baardeckung halten können, und um die dadurch ersparten Zinsen hätten sich die Aktionäre ohne Notenausgabe besser gestellt. Nimmt man z. B. an, die Reichsbank habe eine Deckung von 20 Prozent ihrer täglich fälligen Verbindlichkeiten gehalten, so stellt sich die Rechnung folgendermaßen:

20 Prozent Deckung für 484 Millionen Mark stellen einen Baarvorrath dar von 96,8 Millionen Mark. Der durch die Haltung dieses Baarvorraths bedingte Zinsverlust beträgt — immer nach der Rentabilität der durchschnittlichen Wechselanlage der Reichsbank berechnet — 3 291 000 Mark. Da die Bank über ihren Zinsgewinn aus der ungedeckten Notenausgabe hinaus 5 627 000 Mark an das Reich und Preußen gezahlt hat, berechnet sich ihr durch das Notenrecht verursachter Verlust auf 2 336 000 Mark.

sind die großen Dienste, welche die Bank von Frankreich während des Krieges von 1870 dem französischen Staate geleistet hat, und **Thiers** hat im Jahre 1872 vor der Kammer ausdrücklich hervorgehoben: „die Bank hat uns gerettet, **weil sie keine Staatsbank war**“.

Nicht nur für den Ausnahmefall eines Krieges würde die Stellung der Reichsbank durch die Verstaatlichung geschwächt werden, auch in normalen Zeiten würden sich schwere Nachtheile zeigen.

Der große Vorzug des bestehenden Systems, der Vorzug, welcher dieses gemischte System in fast allen Staaten Europas eingeführt und aufrecht erhalten hat, ist der Umstand, daß es den Aktionären eine für die Allgemeinheit überaus werthvolle Mitwirkung an der Bankleitung ermöglicht, ohne ihnen zu gestatten, ihre Sonderinteressen zur Richtschnur für die Geschäftsführung zu machen. Andererseits wird die Möglichkeit ungerechtfertigter und schädlicher Uebergriffe der staatlichen Finanzverwaltung und namentlich der Einfluß der politischen Parteien auf die Bankleitung durch die Mitwirkung der von den Aktionären gewählten Vertretung sehr wirksam beschränkt.

In dem von den Antheilseignern der Reichsbank aus ihrer Mitte gewählten Centralausschuß sitzen die Leute, welche mit dem Bankwesen am meisten vertraut sind und mit dem Geldmarkt in der engsten Fühlung stehen. Ihre intime Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse und ihre darauf begründeten Rathschläge sind, wenn auch der Centralausschuß in den meisten Fällen nur eine begutachtende Stimme hat, für die zweckmäßige Leitung der Reichsbank geradezu unentbehrlich.

Aber gerade dieser Centralausschuß ist den Agrariern ein Dorn im Auge. Da sich die agrarischen Forderungen nicht mit einer sachgemäßen Leitung der Bank vertragen, da der Centralausschuß in Folge dessen ein Hinderniß für die Geltendmachung des agrarischen Einflusses auf die Leitung der Reichsbank ist, wird ihm vorgeworfen, er sei eine einseitige Interessenvertretung der großen Bankwelt; als ob sich eine Centralbank sachkundigen Rath von Landwirthen statt von Bankiers holen könnte; als ob der Centralausschuß bei seinen geringen positiven Rechten und bei dem großen Machtbereich der Reichsregierung und des aus Reichsbeamten gebildeten Direktoriums seine Sonderinteressen geltend machen könnte!

Nach den Wünschen der Agrarier soll der Centralausschuß bei der verstaatlichten Reichsbank durch einen **aus allen Erwerbskreisen gebildeten Beirath** ersetzt werden.

Das klingt sehr schön; aber einem solchen Beirath würde nicht nur die erforderliche Sachkenntniß abgehen, sondern er hätte ein fast ausschließliches Interesse an der möglichsten Erleichterung und Erweiterung der Kreditgewährung der Reichsbank, ein Interesse, das mit dem Interesse der Bank und mit dem Interesse der Allgemeinheit an der Bank unvermeidlich in fortwährende Konflikte gerathen müßte; denn die erste Aufgabe der Bank ist, ohne jede Schwäche gegenüber den an sie herantretenden Ansprüchen darüber zu wachen, daß das richtige Verhältniß zwischen ihrer Kreditgewährung und ihren flüssigen Mitteln aufrecht erhalten bleibt, und daß ihre gesammte Anlage diejenige Liquidität besitzt, welche ihr jederzeit die Einlösung ihrer Noten ermöglicht. Schon heute hat die Bankleitung gegenüber den jeder vernünftigen Geschäftsführung Hohn sprechenden agrarischen Forderungen, die im Parlament und in der Presse hartnäckig wiederholt werden, einen schweren Stand; sollte die **Reichsregierung** gegenüber diesen Ansprüchen eine Schwäche zeigen, so wäre der Centralausschuß für die Bankleitung ein höchst werthvoller Rückhalt. Wie soll es aber werden, wenn in dem künftigen „Beirath“ der Reichsbank ein Graf Kanitz mit seinen Genossen die Forderungen einer agrarischen Reichstagsmehrheit unterstützt, wenn der Feind intra muros et extra steht! Wird dann die Reichsregierung die Kraft besitzen zu widerstehen? Wird eine gewissenhafte und sachverständige Bankleitung noch existiren können? — Und erst wenn ein Herr Gamp als Reichsbankpräsident bereitwillig die Geschäfte der agrarischen Umstürzler besorgen würde!

Man halte das nicht für Schwarzmalerei! Es kann nicht zweifelhaft sein, daß mit der Verstaatlichung der Reichsbank an die Stelle des Centralausschusses ein „Beirath“ treten würde, in welchen die Regierung, wie in die Tarifkommission, die „hervorragendsten Vertreter der Landwirthschaft“, d. h. die Führer der agrarischen Agitation, ernennen würde. Der heute in dem Centralausschuß bestehende Schutzwall gegen eine destruktive Bankpolitik würde zu einem agrarischen Stützpunkt werden. Darin liegt die wahre Bedeutung und die große Gefahr des Verlangens nach Verstaatlichung der Reichsbank. Darüber darf sich das deutsche Publikum nicht täuschen lassen durch die heuchlerischen Versicherungen, durch die Verstaatlichung werde nichts wesentliches geändert. Sollen nicht die größten Gefahren für die ganze deutsche Geldverfassung heraufbeschworen werden, dann muß sich die klare Erkenntniß Bahn brechen, daß es sich bei der Erneuerung des Bankgesetzes um nichts anderes handelt, als um die Frage, ob die Reichsbank den Agrariern ausgeliefert werden soll oder nicht.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Karl Helfferich.

Aus unserem Citatenschatz.

Zum Zola-Prozeß.

„Der Richter prunkt auf hohem Pfühl,
Indessen wogt, in grimmigem Schwalle,
Des Aufruhrs wachsendes Gewühl.
Der darf auf Schand und Frevel pochen,
Der auf Mitschuldigste sich stützt.
Und: Schuldig! hörst Du ausgesprochen,
Wo Unschuld nur sich selber schützt.“

Faust II. Theil (Kaiserl. Pfalz).

Liberté, Egalité, Fraternité.

Zola ist zu einem Jahr Gefängniß, der höchste zulässigen Strafe, ohne Zubilligung mildernder Umstände verurtheilt; Esterhazy wurde freigesprochen. Zola wurde mit dem Rufe nach Hause begleitet: In die Seine. Esterhazy wurde mit Ovationen, Umarmungen und Küssen gefeiert, und eine Schaar seiner begeisterten Anhänger gab ihm entblößten Hauptes das Geleit auf der Straße. Auf der Teufelsinsel endlich sitzt ein einsamer Mensch, der geistig und körperlich schnell verfällt; er büßt nicht wie moderne Gefangene zu büßen pflegen, und hätten sie das größte Verbrechen verübt; die Art, wie er gehalten wird, ist eine Folterung besonderer Art, im Wesen durchaus nicht verschieden von mittelalterlichen Einkerkerungen.

Das sind die Thatsachen. Diese Thatsachen haben nicht nur für die kleine Anzahl von Personen Bedeutung, die unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen sind; sie zeigen Frankreich in einem entscheidenden Stadium seiner inneren Entwicklung und seiner internationalen politischen und moralischen Stellung in der Welt. Die Ereignisse, die sich abgespielt haben, werden tiefe Spuren zurücklassen; man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, sie sind Marksteine in

der Entwicklung Europas. So ist es denn zweckmäßig, die entscheidenden Vorgänge, die sich abgespielt haben, sich nochmals im Zusammenhang zu vergegenwärtigen.

Dreyfus war verhaftet worden.*) Die antisemitische „Libre parole", brachte zuerst von allen Zeitungen diese Nachricht am 29. Oktober 1894, und ehe noch eine Verurtheilung erfolgt war, veröffentlichte die antisemitisch-reaktionäre Presse die ungeheuerlichsten Nachrichten über die Schuld von Dreyfus; ungezählte Lügen, wie heute feststeht. Zugleich wurde der damalige Kriegsminister Mercier beschuldigt, daß er trotz der angeblichen unleugbaren Schuld des Angeklagten, seine Freilassung oder Freisprechung betreiben werde. Er sei ein Juden-Söldling. Mercier reinigte sich schnell von dieser Anklage; er erklärt öffentlich: „La culpabilité de cet officier est absolument certaine."

Jetzt fand Mercier eine Stütze an Drumont und Genossen.

Die Zahl der Personen, die in dem Verfahren gegen Dreyfus mitwirkten, war ganz gering. Daß es unter diesen Personen ausgesprochene Antisemiten gab, steht heute fest. Der verstorbene Oberst Sandherr war ein solcher Antisemit, wie durch die Zeugenaussagen im Prozeß Zola erhärtet ist.

Die Frage ist also, drangen aus dem französischen Kriegsministerium und dem französischen Generalstab Nachrichten über ein streng geheimes Verfahren in die antisemitische „Libre parole", weil die betheiligten eingeweihten Offiziere ihren antisemitischen Fanatismus nicht zähmen konnten, oder war ihr Antisemitismus nur ein Motto, und gab es neben ihm noch andere Motive?

Eines steht fest, die Disziplin unter jenen Offizieren der französischen Armee, die ein besonderes Vertrauen genießen, ist eine derartige, daß geheime Verhandlungen sogleich in die Presse geschleppt werden. Niemals hat dieser Indiskretionen wegen eine Bestrafung stattgefunden, und diese Indiskretionen mußten die Wirkung haben, die freie Entschließung der Richter über die Schuld oder Unschuld eines französischen Offiziers zu fesseln.

Daß diese Eröffnungen aber nicht von der Familie Dreyfus ausgehen konnten, ist klar. Man ermuntert nicht den Pöbel, die Verurtheilung eines Mitgliedes der eigenen Familie mit aller Wuth zu verlangen.

Dreyfus wurde verurtheilt. Wir wissen heute, was gegen ihn vorlag. Die Anklageschrift von Besson d'Ormescheville ist veröffentlicht.**) Diese Anklageschrift ist nicht nur nichtig; sie ist nicht nur leichtfertig in der Aufstellung unbewiesener und unwahrer Behauptungen; sie ist zugleich für den Verfasser kompromittirend einfältig. Dieser hohe französische Offizier, dem man eine ernste Aufgabe gestellt hatte, ist in seiner Argumentation — es giebt nur ein Wort dafür — eine komische Figur; eine komische Figur in einer Tragödie.

Dreyfus sagte: ich bin unschuldig, und er sagt das immer wieder; diese Versicherungen machen ihn verdächtig; er sagte, man durchsuche Alles bei mir, man wird nichts finden, weil ich nie ein Spion war; dies beweist, daß Dreyfus Alles verbrannt hat.

„C'est que tout ce qui aurait pu être en quelque façon compromettant avait été caché ou détruit de tout temps."

Dreyfus spricht mehrere Sprachen; er ist ein begabter Mensch.

„Le capitaine Dreyfus était donc tout indiqué pour la misérable et honteuse mission qu'il avait provoquée ou acceptée."

Eine Lehre für die französischen Offiziere sich nicht mit fremden Sprachen zu beschäftigen.

Welch eine Gestalt dieser Besson d'Ormescheville.

Neben ihm du Paty de Clam, der die Voruntersuchung geleitet hatte; der vor Jahren mit dem Fräulein de Commingues jenes Abenteuer, bei dem eine verschleierte Frau eine Rolle spielte, arrangirt hatte; aber was weit schlimmer ist, der sich einen Brief des Fräulein de Commingues „stehlen" läßt, und der sich dann nicht selbst verpflichtet glaubt, diesen Brief wieder zu beschaffen, sondern der die Angebetete seines Herzens 500 Francs für diesen Brief zahlen läßt — dieser Gentleman.

Und Herr du Paty de Clam in einer hervorragenden militärischen Vertrauensstellung, hat dann bei dem Prozeß Dreyfus Phantasien wie ein halbgebildeter Ladenschwengel, dessen Lektüre Kolportage-Romane sind. Er beobachtet das Zittern des Fußes, als wichtiges Mittel der Entdeckung; er hofft in einem Zimmer, in dem nur Spiegel sind, Dreyfus durch Betrachtung von allen Seiten ein Schuldbekenntniß entreißen zu können; er will eine Blendlaterne benutzen, um das Licht in der Nacht plötzlich Dreyfus ins Gesicht zu schleudern und ihm Aussagen abzupressen — eine Gestalt in Offiziersuniform auf der Höhe moderner Unbildung.

Dann ist noch Bertillon zu nennen, der Schreibsachverständige, dessen Urtheil über die Schrift des Bordereau den Ausschlag gab; ein kompletter Narr. Er sagt:

„Le rythme de cette écriture aboutit à une progression géométrique dont l'équation se trouvait dans le buvard du condamné".

Aber man muß vor Allem den Plan von Bertillon vor Augen gehabt haben; man muß diese Zeichnung einer „Citadelle", „Arsenat", „Chemin souterrain", „Dernière tranchée souterraine et plus dissimulée" sehen und dann sich sagen, daß man einen Mann, der dieses als Erläuterung seines Gutachtens zum Besten gab, nicht mitleidsvoll vor die Thüre des Kriegsgerichts gebracht hat, sondern daß man sein Urtheil verwerthete, um einen französischen Offizier lebendig zu begraben. Fünf Sachverständige hatte man gefragt; zwei Gutachten mußten zur Freisprechung führen; drei Gutachten erklärten den Bardereau von Dreyfus geschrieben, und ein Gutachten darunter, das den verurtheilenden Stimmen die Majorität brachte, war das von Bertillon, dem Schreibsachverständigen mit dem Festungsplane. Das geschah in Paris im Jahre 1894.

Wir wissen heute, daß das Kriegsgericht geheime Schriftstücke erhielt, die weder der Angeklagte noch der Vertheidiger kannte. Zeugen im Prozeß Dreyfus haben dies aus dem Munde von Mitgliedern des Kriegsgerichts gehört. Aber dieser Aussagen bedurfte es gar nicht. Man legte dem früheren Minister Mercier die Frage vor: Verhält sich die Sache so: ja oder nein, und er schwieg. Es ist nun eine bedeutungslose Ausflucht, zu sagen, die Proklamirung der Geheimhaltung des Prozesses Dreyfus verbiete, über diese Angelegenheit zu sprechen. Ganz abgesehen davon, daß an diesem geheimen Prozeß nichts geheim ist, nicht die Anklageschrift nicht das Anklagematerial, so sollte es doch nur unstatthaft sein, über das zu sprechen, was unter Ausschluß der Oeffentlichkeit vor sich ging; aber die Auskunft darüber in ein Geheimniß zu hüllen, was sich nicht ereignet hat, ist widersinnig. Ich verrathe nichts von dem Inhalt der geheimen Verhandlungen, wenn ich sage: Eine Ungesetzlichkeit hat im Verlaufe dieser Verhandlungen nicht stattgefunden. Indem Mercier diese Erklärung nicht abzugeben wagte, bestätigte er die Ungesetzlichkeit, und indem das Ministerium Méline-Billot mit Ausflüchten diesen Thatbestand verschleiert, deckte es die Ungesetzlichkeit.

Diese Haltung bezeichnet den Charakter des Kriegsministers zur Zeit des Dreyfus-Prozesses; diese Haltung bezeichnet den Charakter des jetzigen Ministeriums.

Der Dreyfus-Prozeß zeigt, mit welchen Mitteln die Büreaux Dreyfus vernichten wollen, und er zeigt, daß Mercier sich zu einer nackten Gesetzesverletzung hergab, um auch seinerseits die Verurtheilung von Dreyfus zu erzwingen. Das Kriegsgericht aber fügte sich dem.

*) Vergl. auch „Nation" vom 27. November 1897.
**) „Siècle" vom 8. Januar 1898.

Wir haben also eine kriegsgerichtliche Verhandlung unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, und wir haben in dieser geheimen Verhandlung eine noch geheimere Verhandlung zwischen Richtern und Kriegsminister unter Ausschluß der Vertheidigung und des Angeklagten; das heißt Verachtung aller jener Garantien für eine gerechte Rechtsprechung, die die moderne Zeit geschaffen hat.

Es ist ein Irrthum zu glauben, daß diese Thatsache die Revision des Prozesses Dreyfus bedingen würde; sie bedingt — gleichgültig, ob Dreyfus schuldig oder unschuldig ist, die Kassation, die Vernichtung des Urtheils, — wenn es in Frankreich Gerechtigkeit gäbe.

Der zweite Akt beginnt. Dreyfus ist auf der Teufelsinsel.

An die Stelle von Sandherr, der im Wahnsinn geendet hat, ist Oberstlieutenant Picquart getreten, der der gesammten Verhandlung gegen Dreyfus beigewohnt hatte, der also über das gegen den Verurtheilten vorliegende Beweismaterial unterrichtet ist.

Im Mai 1896 erhält Picquart ein Kartentelegramm. Es hat folgenden Inhalt. Auf der Adresse:

„Monsieur le commandant Esterhazy
27 Rue de la Bienfaisance à Paris".

Auf der Rückseite:

„J'attends avant tout une explication plus détaillée que celle que vous m'avez donnée, l'autre jour, sur la question en suspens. En conséquence, je vous prie de me la donner par écrit, pour pouvoir juger si je puis continuer mes relations avec la maison R . . ou non."

Aus den Aussagen des Zolaprozesses geht hervor, daß dieser Kartenbrief genau wie der des Bordereau in kleine Stücke zerrissen war; er stammt aus derselben Quelle und war durch dieselbe Person dem Büreau des Kriegsministeriums überbracht. Picquart schöpfte aus dieser Karte Verdacht; er beschäftigte sich mit Esterhazy; er erfährt über seine Vergangenheit Belastendes; Esterhazy ist in Geldverlegenheiten, er steckt in Schulden. Picquart verschafft sich seine Schrift. Sie ist nach seiner Ueberzeugung die Schrift des Bordereau. Er legt den Kartenbrief du Paty de Clam vor; er sagt:

„C'est l'écriture de M. Mathieu Dreyfus."

Man muß nämlich wissen, daß die Ansicht von du Paty de Clam immer die gewesen ist, der verurtheilte Dreyfus habe die Handschrift seines Bruders Mathieu nachgeahmt. Picquart legt den Kartenbrief Bertillon vor. Er sagt:

„C'est l'écriture du bordereau."

Picquart macht von dieser schwerwiegenden Thatsache seinem Vorgesetzten Mittheilung, und General Gonse ermuntert ihn, die Nachforschungen fortzusetzen.

Zur Belastung von Dreyfus hatte man nur den Bordereau; zur Belastung von Esterhazy hatte man den Kartenbrief aus derselben Quelle wie den Bordereau, sein verkommenes Leben, die Schriftvergleichung von Bordereau und Kartenbrief.

Ich lasse mich auf Nebenwege nicht ein, um zu beweisen, daß Picquart zuverlässig ist. Wollte er seine Untergebenen 1896 zu betrügerischen Handlungen verleiten, warum treten sie erst jetzt mit diesen Insinuationen auf, im Jahre 1898. Aber welches Interesse konnte Picquart überhaupt an solcher Handlung haben; er hatte eine glänzende militärische Laufbahn hinter sich; er hatte eine glänzende militärische Laufbahn vor sich; nicht ein Stäubchen liegt auf seinem bisherigen Leben. Wozu als Gegner von Esterhazy auftreten. Nicht der Schein irgend welcher Beeinflussung Picquart's von Außen ist erbracht. Wenn die Lauth, Henry, Gribelin ꝛc. ihn nachträglich in den Staub zu ziehen suchen, so haben wir hier wiederum eine Gruppe von Menschen im Kriegsministerium und Generalstab, die zu den bisher gezeichneten passen.

Langsam und vorsichtig drang Picquart mit seinen Nachforschungen weiter; plötzlich ein Umschlag.

Diese geheimen Nachforschungen ereilte das Schicksal so zahlreicher Geheimnisse des französischen Kriegsministeriums und Generalstabes; auch sie waren eines schönen Tags nicht mehr geheim. Man begann im Herbst 1896 von der Nothwendigkeit einer Revision des Prozesses Dreyfus zu sprechen. Der Abgeordnete Castelin meldete eine Interpellation an. Jetzt traten drei wichtige Ereignisse ein.

Am 16. September 1896 brachte das Blatt des Generalstabes, der „Eclair" Mittheilungen von dem geheimen Aktenstück, das dem Kriegsgericht vorgelegen hatte und das lautet:

„Décidément cette canaille de Dreyfus devient trop exigeant."

Ein Aktenstück, so geheim, daß es nicht einmal der Vertheidiger von Dreyfus und auch nicht der Angeklagte kennen lernen durfte, lernt jetzt alle Welt durch die Presse kennen.

Am 10. November 1896, als es immer noch so thörichte Leute gab, die von der möglichen Unschuld Dreyfus sprachen, druckte der „Matin" unter der Ueberschrift: „La preuve. Il faut en finir" den Bordereau ab, wiederum ein geheimes Aktenstück, das nicht veröffentlicht werden sollte, um — Verwicklungen mit dem Ausland zu verhüten.

Am 16. November wurde Picquart aus seinem Amte nicht — entlassen; er wurde entfernt in einer Mission an die Ostgrenze; er durfte nicht einmal seine Effekten aus Paris abholen; er wurde nach Algier weiter geschickt, dann nach Tunis; er bekam später den Auftrag, zu einer Expedition, von der man einige Chancen hatte, nicht wieder zurückzukehren und die so unmotivirt schien, daß der Vorgesetzte Picquart's in Tunis die Sendung inhibirte.

Il faut en finird. Man hatte ein erstes Mal geendet!

Wer hatte das geheime und geheimste Belastungsmaterial des Dreyfus-Prozesses veröffentlicht? Was der Vertheidiger und der Angeklagte nicht wissen durften, wußten jetzt alle Pariser Zeitungsleser, freilich mit einer Fälschung, nicht der einzigen in diesem Prozeß. Auf dem Original stand nicht cette canaille de Dreyfus sondern cette canaille de D., und dieses Schriftstück, das gar nichts bewies, das aus dem Sommer 1893 stammte, und das daher ganz unbeachtet im Ministerium liegen geblieben war, gelangte im Kriegsgericht plötzlich zu geheimster ausschlaggebender Bedeutung gegen Dreyfus und durch eine Fälschung zu ausschlaggebender Bedeutung für die Irreführung der öffentlichen Meinung Frankreichs.

Augenscheinlich hatten die Ereignisse sich folgendermaßen abgespielt. Es war klar, daß das Kriegsgericht auf Grund des Bordereau zu einer Verurtheilung nicht gelangen würde; wollte General Mercier nicht unmittelbar von den Hintermännern der „Libre Parole" gestürzt werden, so mußte er doch eine Verurtheilung erzwingen; daß cette canaille de D. aus internationalen Gründen strenger geheim gehalten werden muß als der Bordereau, ist reiner Unsinn; Mercier griff aber in äußerster Verlegenheit zu der canaille de D., die als werthlos achtzehn Monate im Kriegsministerium gelegen hatte, und für die Oeffentlichkeit machte man dann aus dem bedeutungslosen de D., das man aber dem Vertheidiger und dem Angeklagten nicht vorlegen konnte, einfach Dreyfus.

Die Fäden waren nicht vollkommen abgerissen; die Veröffentlichung des Bordereau im November 1896 hatte einen Nachtheil. „Le Matin" mit der Veröffentlichung fiel einem Herrn de Castro auf den Boulevards in die Hände. Er sagte, das ist ja die ganz unverkennbare Schrift meines Geldborgers Esterhazy; de Castro bringt diese Mittheilung Mathieu Dreyfus. So hatte die Entfernung von Picquart, der auch auf der Spur war, doch nicht vollständig zum Ziele geführt.

Aber auch Picquart, der fühlte, daß man ihn beseitigen wollte, hatte nicht den Wunsch, sein Geheimniß mit ins Grab zu nehmen; er machte — nur andeutungsweise — seinem Jugendfreunde, dem Advokaten Leblois, von seiner Ueberzeugung Mittheilung, und er gab ihm die Briefe des Generals Gonse, die die ermunternden und zur Vorsicht mahnenden Rathschläge in Sachen Esterhazy enthielten.

Mathieu Dreyfus ging der Esterhazy-Spur weiter nach; er suchte Politiker von makellosestem Ruf, Scheurer-Kestner und andere, für die Angelegenheit zu interessiren. Als dann Scheurer-Kestner durch einen Zufall mit Leblois zusammentraf und dessen Ansicht hörte, war schnell ein größerer Kreis von Menschen gewonnen, deren Ueberzeugung feststand.

Scheurer-Kestner rechnete auf den guten Willen der Regierung; er trägt der Regierung die Thatsachen vor, und er wurde von der entschlußlosen oder von der nur zu entschlossenen Regierung an der Nase herumgeführt.

Esterhazy war besser bedient. Die Veröffentlichung des Bordereau im „Matin", die im Interesse von Mercier unternommen war, bedeutete eine Gefährdung für ihn. Als diese Gefährdung im Herbst 1897 ernst wurde, war Esterhazy auch sogleich gewarnt.

Wiederum war es nur ein kleiner Kreis von Leuten im Ministerium, die von der Angelegenheit wissen konnten, und die handelten.

Esterhazy sagte bei seiner Vernehmung aus:

„J'étais à la campagne, quand le 20. octobre 1897, je reçus une lettre signe Esperanza, m'annonçant que des manoeuvres étaient dirigées contre moi et que prochainement allait entravenir le lieutenant-colonel Picquart qui s'occupait de me substituer à Dreyfus . . ."

Esterhazy kehrt nunmehr nach Paris zurück; er geht sogleich gegen den, welchen er für den gefährlichsten, weil eingeweihten Gegner hält, los. Er sucht in der katholischen Druckerei „La Croix" ein Pamphlet gegen Picquart unterzubringen und wiederum die „Libre Parole" bringt einen Artikel „Le complot", in dem sie sagt, ein lieutenant-colonel sei von der Familie Dreyfus gekauft, um Alfred Dreyfus zu befreien, und „à perdre un officier honorable".

Picquart erhält in Tunis am 10. und 11. November zwei Telegramme, Blanche und Speranza unterzeichnet und einen Brief, die ihn kompromittiren sollen und am 15., 16. und 17. November, ehe noch irgend eine Nachricht von diesen Telegrammen nach Paris gekommen sein kann, beutel wiederum die „Libre Parole" den Inhalt dieser tückischen Telegramme gegen Picquart aus. Glücklicherweise hatte Picquart sogleich von diesen Schriftstücken seinen Vorgesetzten Kenntniß gegeben. Dieser Anschlag war mißglückt.

Esterhazy hat dann die bekannten geheimen Zusammenkünfte mit der verschleierten Dame, und diese übergibt ihm ein Schriftstück mit den Worten:

„Prenez la pièce contenue dans cetta enveloppe, elle prouve votre innocence, et si le torchon brûle, n'hésitez pas à vous en servir."

Am 14. November überschickte Esterhazy dieses Schriftstück an den Kriegsminister Billot; es war der rechte Zeitpunkt, denn am 15. November erhob Dreyfus bei Billot öffentlich seine Anklage gegen Esterhazy.

Die Regierung sträubt sich zunächst aufs Aeußerste, Picquart aus Tunis kommen zu lassen; schließlich erzwang die öffentliche Meinung diese Berufung. Bevor Picquart noch in Paris war, wurde bei diesem Zeugen, auf Veranlassung des Generals Pellieux, der die Untersuchung gegen Esterhazy führte, eine widerrechtliche Haussuchung vorgenommen; bei Esterhazy fand nie eine Haussuchung statt. Esterhazy wurde auch nicht verhaftet; wohl aber Picquart. Als er in Paris eintraf, mußte er sogleich auf das Fort Valerien übersiedeln, und er erwartet seitdem seine endgiltige Verurtheilung, der Esterhazy entging.

Gegen Esterhazy spricht Folgendes; zunächst die Thatsachen, die Picquart gesammelt hatte. Dann wollte Esterhazy im Oktober 1897 aus seinem Miethskontrakt entlassen sein; er schreibt entsprechend an den Vermiether Autant. Das steht fest. Zwei Tage später kam eine Freundin von Esterhazy zu Autant und sagte, Esterhazy müsse verschwinden; er wolle sich eine Kugel durch den Kopf jagen. Diese Aussage ist später zurückgezogen worden.

Hadamard, der Schwiegervater von Dreyfus, erhält Briefe mit Todesdrohungen, die ihm auf dem Umwege über eine Alibi-Postanstalt zugestellt sind. Es steht fest, daß Esterhazy in die Postanstalt, die er zu benutzen pflegte, kam und aufgeregt sagte: Sie kennen mich doch nicht. Es ist weiter durch Zeugen bekräftigt und dann freilich später von den Beamten bestritten worden — der eine Beamte war vorübergehend verschwunden — daß der Brief an Hadamard von Esterhazy dem Bureau überbracht worden war.

Es gibt ferner aus dem Jahre 1894 einen Brief von Esterhazy, den Madame de Boulancy besitzt und zu den Akten gab, in dem es heißt:

„Cette perle d'un héritage la conduite inoui de mon oncle, la santé da ma malheureuse femme, la destinée qui attend mes pauvres petites filles et à laquelle je ne peux les soustraire que par un crime, tout cela est au-dessus des forces humaines . . ."

Aus dem Jahre 1894 stammt der Bordereau wie dieser Brief, der von einem Verbrechen bereits spricht.

Was die Schriftvergleichung zwischen Briefen Esterhazy's und dem Bordereau anbelangt, so gibt es wiederum eine sehr große Anzahl Sachverständiger, die auch den Bordereau Esterhazy zuweisen und zwar erste Gelehrte Frankreichs. Drei unbekannte Sachverständige bestreiten diese Behauptung; entscheidend ist, was Esterhazy selbst sagte. Er gestand die Uebereinstimmung der Schrift zu in der ersten Unterredung und er sagt, Dreyfus habe seine Schrift „décalqué". Das ist ein einfaches Geständniß, denn hätte Dreyfus die Schrift von Esterhazy „décalqué" so hätte er natürlich auch Esterhazy benunzirt, als es ihm selbst an den Kragen ging.

Noch wichtiger aber ist die Aussage von Professor Havet, der aus den unfranzösischen Wendungen im Bordereau und aus gleich unfranzösischen Wendungen in Briefen Esterhazy's nachweist, daß beide denselben Verfasser haben.

Der Freispruch erfolgte, nachdem die Untersuchung der Offiziere Pellieux und Ravary Esterhazy bereits vollständig weiß gewaschen hatten, und es folgte sein Triumph, obgleich er in den von ihm als echt bezeichneten Briefen Frankreich und die französische Armee so blutig verhöhnt hätten.

Endlich der dritte Akt.

Zola betritt die Bühne; am 13 Januar schleudert er sein gewaltiges J'accuse in die Welt.

Man wagte zunächst nicht ihn anzuklagen; endlich erhebt man die Anklage nicht in Bezug auf jede Einzelheit, sondern man greift nur einen einzigen Punkt heraus.

Der Kriegsminister Billot schrieb an die Gerichte.

„Si la ministre de la guerre ne croit pas devoir porter plainte pour les personnes ci-dessus rappelées, non plus que pour le conseil de guerre qui a rendu la jugement de 1894, dont l'autorité doit rester entière, nous ne saurions admettre que la justice militaire soit suspectée dans son indépendance et accusée d'avoir rendu „par ordre" le 11 janvier courant une sentence inique, et commis une erreur juridique en acquittant sciemment un coupable."

Welch eine Logik! Das Kriegsgericht von 1894 braucht nicht durch eine Klage geschützt zu werden, wohl aber das Kriegsgericht vom 11. Januar 1898. Dieser Logik entsprach der Führung des Prozesses.

Die inkriminirten Worte Zola's lauteten:

„L'accuse le second conseil de guerre d'avoir couvert cette illégalité, par ordre, en commettant à son tour le crime juridique d' acquitter sciemment un coupable."

Wenn das zweite Kriegsgericht eine Illegalität gedeckt haben soll, so mußte doch dargethan werden, daß das erste Kriegsgericht eine Illegalität begangen hat, und wenn das zweite Kriegsgericht einen Schuldigen freigesprochen hat, so muß doch erwiesen werden, daß seine Schuld die ist, für welche Dreyfus büßt.

Allein der Präsident des Gerichtshofes Delegorgue ging auf die Intentionen des Kriegsministers Billot ein und verhinderte die Angeklagten, die Vertheidigung und die Zeugen die Unschuld von Dreyfus zu erörtern oder zu beweisen; aber die Generäle durften sich in langen Ausführungen für die Schuld von Dreyfus einsetzen, und Boisdeffre, der Generalstabschef, konnte endlich den Geschworenen sagen:

„Si la Nation n'a pas confiance dans les chefs de son armée, dans ceux qui ont la responsabilité de la défense nationale, ils sont prêts à laisser à d'autres cette lourde tâche; vous n'avez qu'à parler."

Und der zweite höchste Trumpf war es, als die Generäle Pellieux, Gonse und Boisdeffre bei einer Verhandlung, die die Erörterung des Dreyfus-Prozesses für Vertheidiger, Angeklagte und Zeugen ausschloß, die Mittheilung machten, daß man ein neues Beweisstück gegen Dreyfus besitze und das laute:

„Il va se produire une interpellation sur l'affaire Dreyfus. Ne dites jamais les relations que nous avons eues avec ce juif."

Man denke sich, daß die Vertreter fremder Regierungen sich wie dumme Jungen zur Diskretion ermahnen, wo Diskretion selbstverständlich wäre und das schriftlich, damit der französische Generalstab diesen Brief erwischen und sich mit ihm retten und — blamiren kann.

Schließlich muß man bei diesem Prozeß nach der Einschüchterungen gedenken, die die antisemitisch-reaktionäre Presse übte, wobei es beachtenswerth ist, daß zu dem rothen Rochefort der Adjutant im Generalstab Pauffin de Saint Maurel ging, um ihn gegen Dreyfus zu hetzen; diese Einschüchterungen übte auch der Pöbel auf der Straße; sie wurden auch gegen die Geschworenen geübt und gegen die Entlastungszeugen, die nicht zu erscheinen wagten, aber ihre Zeugnisse zurückzogen, und an diesem Vorgehen betheiligte sich selbst der Kriegsminister Billot, der den Professor Grimaux von der Ecole polytechnique nach 34jähriger Dienstzeit für den Staat entlassen wollte, weil er eine ruhig gehaltene Kundgebung für Zola unterschrieben hatte.

Diese wesentlichen Thatsachen sind gegenwärtig zu halten, um aus dem allgemeinen Gefühl der Empörung ein fester umrissenes Bild der Zustände emporsteigen zu lassen, die in Frankreich auf der Straße, im Gerichtssaal, im Generalstab, unter den Ministern und im Parlamente herrschen.

Es ist nicht wunderbar, daß dieser Macht gegenüber die Elite Frankreichs, Zola, Leblois und ihr Anhang trotz ihrer Talente unterlagen.

Ziehen wir noch aus einigen wenigen Thatsachen Folgerungen.

Im Auftrage des Kriegsministers Billot begab sich der Contrôleur général Martini zu Hadamard und fragte ihn über das Beweismaterial, das die Dreyfus-Freunde besitzen sollten, aus. Martini sagte zum Schluß:

„La responsabilité de deux généraux est terriblement engagée. L'un de ces généraux est le général Mercier".

Und der andere?

Sodann die folgende Stelle aus einem Briefe Esterhazy's, dessen Echtheit er zugibt:

„Voilà la belle armée de France! C'est honteux! Et si ce n'était la question de position, je partirais demain! J'ai écrit à Constantinopel; si on me propose un grade qui me convienne, j'irai là-bas: mais je ne partirai pas sans avoir fait à toutes ces canailles une plaisanterie de ma façon".

Es ist anzunehmen, daß jene „plaisanterie" dem französischen Generalstab gespielt worden wäre; und es ist augenscheinlich: der französische Generalstab konn Esterhazy nicht opfern — der Generalstab ist der Gefangene dieses Ehrenmannes, der denn auch bei seinem ersten Auftauchen, nachdem sein Name als der des Schuldigen genannt ist, sagte: Eher geht Paris in Flammen auf, ehe man Hand an mich legen wird.

Martini sprach von zwei kompromittirten Generalen und da der eine Mercier ist, und da der rücksichtsloseste Vertheidiger von Esterhazy der französische Generalstab ist, so leuchtet nach dieser Richtung genügendes Licht über den zweiten General.

Mag noch eine Vermuthung gestattet sein.

Welches Schriftstück erhielt Esterhazy von der verschleierten Dame? Im Prozeß gegen Zola wird angenommen, es seien die Worte cette canaille de D. Ganz unwahrscheinlich.

Unmittelbar nachdem Esterhazy angeblich jenes Schriftstück erhalten hatte, lief er auf die Redaktionen und erklärte, une massue, eine Keule sei jetzt in seinen Händen, die endgiltig Dreyfus zerschmettere. Aber das Dokument canaille de D. war bekannt, war veröffentlicht; das konnte keine massue sein.

Am 14. November schickte Esterhazy sein Schriftstück, die „massue", an den Kriegsminister und am 14. November theilte der „Figaro" das Folgende mit:

„Une pièce aurait été trouvée, bien après le procès, qui tendrait à confirmer la culpabilité de l'ex-capitaine Dreyfus. Cette pièce aurait été adressée par une personnalité étrangère à une autre personnalité étrangère — aucune des deux ne pouvant être, pour des raisons de haute convenance internationale, plus clairement désignée. Dans cette pièce, le nom de Dreyfus est en toutes lettres, et c'est ce document qui constituerait le „coup de massue" dont il est question dans les journaux."

Diese Mittheilung muß man beachten; und jetzt sieht man dasselbe Schriftstück als „massue" wirklich im entscheidenden Augenblick im Prozeß gegen Zola auftauchen. Was ist bei den Daten wahrscheinlicher, — am 14. November Uebergabe des massue an Billot und am 14. November Erklärung im „Figaro", — als daß Esterhazy das betreffende Schriftstück nicht mit dem ausgeschriebenen Namen Dreyfus, aber mit dem bezeichnenden juif an Billot schickte, und die Generale haben dann dieses naive Machwerk benutzt, das Picquart un faux nennt.

Die Lösung ist keine schwierige mehr, wenn man folgendes annimmt: Esterhazy war Spion für das Ausland und Esterhazy arbeitete für den französischen Generalstab, dessen trauriges Treiben er kannte, als Spion; und diesem Generalstab lieferte er mit Helfershelfern für theures Geld Aktenstücke, die seine eigene Unschuld als Spion erwiesen.

Nichts ist daher wahrscheinlicher, als daß der Generalstab Beweismittel von dieser Art nach in größerer Anzahl besitzt.

Zum Stillstand ist mit dem Ausgang des Prozesses gegen Zola der Kampf nicht gekommen. Die edlen Theile der französischen Nation müssen fortkämpfen; nicht für Dreyfus, dieser Unglückliche verschwindet zunächst; aber sie müssen kämpfen für die Wiederaufrichtung ihres Landes, für eine intakte, fähige und unparteiische Verwaltung in den Bureaux des Kriegsministeriums, in den richterlichen Behörden.

Wird dies gelingen? Es sieht aus, als wäre es zu spät schon. Das ist eine Frage, die die innere Politik Frankreichs betrifft.

Die Wirkung dieser Ereignisse ist aber auch eine weittragende internationale. Ein Volk in einem Zustand wie diesem, könnte das auch nur eine erste Niederlage ohne vollständigen inneren Zusammenbruch überstehen, und was ist von einem Generalstab wie diesem zu erwarten? Das

sind Fragen, die man in Rußland ernstlich prüfen wird, und die ihre Wirkung auf Elsaß-Lothringen nicht verfehlen werden.

Wie eine tragische Verknüpfung aber erscheint es, daß dieses Frankreich der großen Revolution, von dem die republikanische Idee vor hundert Jahren wie eine neue Heilslehre über Europa ausging, nun am Schlusse des Jahrhunderts alle Illusionen über die republikanische Staatsverfassung zertrümmert.

Nicht die Institutionen sind das Entscheidende, sondern die Menschen, und mit welchen Menschen muß sich der edle Kern der französischen Nation nach einem Vierteljahrhundert republikanischer Herrschaft heute wiederum auseinandersetzen!

P. Nathan.

Die Verjüngung des belgischen Liberalismus.

Der kritische Zustand, in dem sich in ganz Europa der Liberalismus und mit ihm das parlamentarische Regime seit der Betheiligung der breiten Masse der Bevölkerung am allgemeinen Stimmrecht befindet, ist zweifellos eines der politischen Phänomene, die völlig deutlich in die Augen springen, und deren Verbreitung heutigen Tages eine allgemeine ist. Die liberalen Ideen sind überall erschüttert; sie werden bedrängt einerseits von dem Sozialismus, andererseits von den konservativen Kräften, die mit allen Mitteln dem Ansturm des Kollektivismus Widerstand leisten wollen. Diese Thatsachen, die allen Augen offen liegen, des weiteren auszuführen, wäre überflüssig.

Der belgische Liberalismus leidet seit einigen Jahren an der nämlichen Krankheit, die den Liberalismus bei den anderen europäischen Nationen befallen hat; man kann sogar behaupten, daß die Krisis, die in Belgien durchmacht, ernster als sonst irgendwo ist, und zwar aus zwei Gründen. Bei uns ist das allgemeine Stimmrecht plötzlich und ganz unvermittelt einem System der Censuswahlen gefolgt; es gab nicht wie bei einzelnen anderen Völkern allmähliche Uebergänge, die in einem gewissen Umfange die Wucht der Niederlagen des Liberalismus gemildert haben oder die wenigstens den Liberalismus auf das, was kommen mußte, vorbereiteten, und dann war die liberale Partei bei uns, ehe sie noch mit dem allgemeinen Stimmrecht in Berührung kam, durch innere Meinungsverschiedenheit tief zerrissen.

Nachdem damit kurz der Ursprung und der Charakter der ernsten Krisis angedeutet ist, sollen nunmehr die neuesten Ereignisse geschildert werden, die anzukündigen scheinen, daß der so lange uneinige und gelähmte belgische Liberalismus den Versuch macht, gleichzeitig seine Einheit und seine verlorene Aktionskraft wieder zu gewinnen.*)

* *

Die Geschichte des belgischen Liberalismus ist eine glorreiche. Während länger als einem Vierteljahrhundert verfügte er über die Macht; er hat sie geübt mit patriotischer Weisheit, indem er niemals seine eigene Sache von der der Unabhängigkeit und nationalen Würde trennte. Als nach der Reaktion, die der Revolution von 1848 gefolgt war, das gesammte kontinentale Europa die politische Freiheit in den Bann that und sich dem Absolutismus ausantwortete, da verstanden es die belgischen Liberalen, in deren Hand die Geschicke ihres Landes lagen, zu beweisen, daß ein Regiment uneingeschränkter Freiheit wohl verträglich sei mit sozialer Ordnung und Stetigkeit im Staatsleben. Von 1847 bis 1852 bewahrten sie durch zweckmäßige Reformen Belgien vor der Ansteckung durch die republikanischen Ideen Frankreichs; sie haben die schwankenden Finanzen zur Gesundung gebracht; sie haben Flandern vor Hungersnoth gerettet. In der Zeit von 1857 bis 1870 schafften sie die Accise der Städte ab, und sie gaben die Schelde der Schiffahrt frei, indem sie von den Niederlanden den Schiffszoll ablösten, der von den auf dem Flusse verkehrenden Fahrzeugen erhoben wurde. Indem sie das Schutzzollsystem fallen ließen, haben sie die wirthschaftliche Thätigkeit des Landes verdreifacht; und sie haben die nationale Vertheidigung wesentlich gefördert durch die Anlage des verschanzten Lagers zu Antwerpen. Von 1878 bis 1884 haben sie die öffentliche Volksschule verweltlicht und sie haben sehr erheblich die Anzahl der Provinzial- und Kommunalwähler vermehrt. In der einen wie in der anderen dieser drei Perioden haben die Führer des Liberalismus Rogier und Frère-Orban ihren Namen mit den fruchtbringendsten Reformen verknüpft, und wenn Belgien auf seinem Boden eine Masse von Menschen ernähren kann, die dichter zusammengedrängt ist als in irgend einem anderen Lande, und wenn der internationale Handel Belgiens in staunenswerther Weise entwickelt ist, so verdankt das Land diese Wohlthaten der volkswirthschaftlichen Politik der liberalen Partei; und Belgien hätte auch eines der aufgeklärtesten Länder Europas werden können, wenn nicht das Mißgeschick des Jahres 1884 die Urheber des Schulgesetzes von 1879 von den Regierungssesseln gestürzt hätte; sie waren bekanntlich die Unterzeichner des Gesetzentwurfes von 1884, der den öffentlichen Unterricht obligatorisch machen sollte.

Diese Niederlage war, wie sich meine Leser vielleicht erinnern, einer Vielheit von Ursachen zu verdanken: dem erbitterten Widerstand, den die katholische Partei dem Schulgesetz von 1879 entgegensetzte, der Einführung von unpopulären Abgaben auf Verbrauchsartikel und vor Allem den Spaltungen innerhalb des Liberalismus; das waren die entscheidenden Ursachen.

Sie hatten sich vor 1870 schon gezeigt. Damals erklärte der fortgeschrittenere Theil der Partei, der zahlreich und zahlreicher geworden war, das liberale Programm, wie es auf dem Kongreß von 1848 festgesetzt worden war, sei unzulänglich; man verlangte eine Revision der Verfassung, um das Wahlrecht erheblich auszudehnen. Von 1870 bis 1884 wuchs die Meinungsverschiedenheit beständig und das Auftauchen einer äußersten parlamentarischen Linken um 1880 vergrößerte den Streit zwischen Frère-Orban, der von der Gruppe der „Doktrinäre" gestützt wurde, und Janson, dem die Radikalen folgten; diese zwei Richtungen lieferten sich im Parlamente zum Entzücken der Rechten förmliche Schlachten. Die Kluft wurde immer tiefer; zum Prinzipienstreit kamen persönliche Feindschaften, und diese gerade verschlechterten noch wesentlich die Möglichkeit einer politischen Verständigung. Die Radikalen wollten die Revision der Verfassung, die Frère nicht wollte. Sie bekämpften die Einführung der Auflage, die das Ministerium verlangte. Fast auf allen Punkten wühlte der Kampf mit Bitterkeit.

Heute, in einer Entfernung von fünfzehn Jahren, darf man sagen, daß in diesem, dem Liberalismus so verhängnißvollen Kampfe keiner der Gegner vollständig Recht hatte. Die Radikalen empfanden lebhaft die Nothwendigkeit, der Masse des Volkes einen Antheil an der Macht zuzuwenden, und den Liberalismus in der Richtung der demokratischen Ideen auszubauen; allein sie berücksichtigten nicht genügend die Kräfte der katholischen Partei, mit denen sie zu leicht fertig zu werden hofften; wie, das zeigte sich alsdann im Jahre 1884. Die Doktrinäre treu ihrer traditionellen antiklerikalen Politik, erkannten klarer die Gefahren der Zersplitterung der liberalen Kräfte gegenüber einem mächtigen und kampfbereiten Feinde; aber sie berücksichtigten nicht die verschwommenen Wünsche, die von den Massen gehegt wurden und sie begriffen nicht die Nothwendigkeit, diese Wünsche zum Nutzen des Liberalismus zu verwerthen. Die lang andauernde politische Gleichgültigkeit der Arbeiterklasse, der optimistische Glaube, daß die liberale Partei der geborene Vertreter der

*) Vergleiche in Bezug auf die hier berührten Probleme meine früheren Artikel: Die Kämpfe um die Demokratisirung Belgiens: „Nation" vom 2. Juni 1894; Die Belgischen Wahlen und die sozialistische Partei: „Nation" vom 10. und 17. November 1894; Frère-Orban: „Nation" vom 11. Januar 1896; Die belgischen Wahlen: „Nation" vom 18. Juli 1896.

Demokratie sei, ließ sie rücksichtslos den Ansprüchen der äußersten Linken Widerstand entgegensetzen.

Der Liberalismus war also auf der falschen Fährte; er war bei der Wahl 1884 getheilt; so ging er besiegt aus der Schlacht hervor. Diese schwere Niederlage diente Niemandem zur Lehre. Der Generalstab der rivalisirenden Fraktionen verfeindete sich mehr und mehr; die persönlichen Antipathieen der Führer verhinderten den Zusammenschluß der Soldaten und ein gemeinsames Programm, wie diese Gefolgschaft es wünschte. Die Gemäßigten bekannten sich jetzt freilich zur Nothwendigkeit der Verfassungsrevision, aber sie blieben unerbittlich dem allgemeinen Stimmrecht feind, das sowohl die Radikalen wie die Sozialisten verlangten. So vertiefte sich die Spaltung und der Liberalismus trennte sich offiziell in zwei Parteien, von denen jede einzelne ihre Wahlvereinigung hatte, der die Aufgabe oblag, die Wahlschlachten zu schlagen; jede einzelne Partei hatte ihre periodisch wiederkehrenden Wahlversammlungen und ihre wesentlich verschiedenen Programme. Als im Jahr 1893 die Abstimmung über die Verfassungsrevision die Hauptursache des Zwiespaltes zwischen den Gemäßigten und den Radikalen beseitigt hatte, indem für lange die Frage des Wahlrechtes geregelt war, erfolgte die Wiedervereinigung gleichwohl nicht. Der Gegensatz, der auf politischem Gebiet ausgeglichen war, brach von neuem hervor auf staatssozialistischem und finanziellem Gebiet. Die Radikalen, die zum Staatssozialismus übergetreten waren, nahmen in ihr Programm die progressive Einkommensteuer, obligatorische Versicherung und Regulirung der Arbeit für die Arbeiter, auch für die männlichen erwachsenen Arbeiter, auf. Die Gemäßigten weigerten sich, eine dieser Forderungen anzunehmen. Unter so ungünstigen Umständen mußte man zum ersten Male unter dem allgemeinen Wahlrecht den Kampf mit den Klerikalen aufnehmen. Bald kämpften die liberalen Richtungen gegen einander, bald war man geeinigt zu mißlichen Koalitionen; gleichviel, es wurde die liberale Linke fast überall vollständig vernichtet. Niemals ereilte eine Partei in irgend einem Lande der Welt eine größere Niederlage als diese.

Verwirrt durch die Gewalt dieses Keulenschlages und nicht weniger durch die gleich schlechten Wahlen des Jahres 1896, verlor während dreier Jahre der Liberalismus das Bewußtsein der Rolle, die er in den politischen Kämpfen zu spielen bestimmt ist. Die Liberalen vermochten sich kaum zu erklären, wie es kam, daß die von ihnen großgezogene und für die politische Thätigkeit herangebildete Demokratie sie bei dem ersten Zusammenstoß verlassen konnte.

Man verlor vollkommen die politische Direktion; allein damit war es nicht genug. Die inneren Ursachen, die seit langem den Liberalismus desorganisirten, gewannen neue Kraft. Auf dem rechten und auf dem linken Flügel der Partei bekannten sich angesehene Elemente zu der Ueberzeugung, daß nunmehr die politische Rolle des Liberalismus überhaupt ausgespielt sei und daß er nun wählen müsse zwischen dem konservativen Klerikalismus oder dem kollektivistischen Sozialismus.

Man sah die gemäßigten Gruppen eine Bewegung in Fluß bringen, die sich seit einem Jahrzehnt schon bemerkbar machte; diese Elemente verstärkten die Reihen der Katholiken aus Furcht vor dem Kollektivismus und der Revolution; die Radikalen hingegen, begierig nach politischer Thätigkeit und nach Reformen, näherten sich mehr und mehr dem Sozialismus und gingen in verschiedenen Gegenden des Landes in ihm auf. Die Masse der Liberalen endlich verfiel drei Jahre hindurch in apathische Unentschlossenheit. Es schien in der That, daß der Liberalismus alles Zutrauen zu seiner Zukunft verloren hätte; jeder liberale Gedanke, der diese Partei klar unterschiede von seinen Gegnern zur Rechten und zur Linken, war ausgelöscht in der allgemeinen Lähmung, in einem völligen Mangel an Willenskraft. Die Vereine, die anerkannten Führer der Partei, die hauptsächlichsten Zeitungen schwiegen in verhängnißvoller Entmuthigung; und sie hätten doch sprechen und handeln sollen, denn, während der Liberalismus in diesen gefahrvollen Halbschlaf verfiel, wuchsen auf seine Kosten die Kräfte des Sozialismus und des Klerikalismus. Beide Parteien entrissen durch eine eifrige Agitation den Liberalen mehrere von den Sitzen, die ihnen im Parlament noch geblieben waren, mehrere der Arrondissements, wo sie selbst im Jahre 1894 noch Herren gewesen waren.

Diese beklagenswerthe Lage scheint glücklicherweise heute ihr Ende erreicht zu haben.

(Ein Schlußartikel folgt).

Brüssel. Lea Leclère.

Ein deutscher Dichter Oesterreichs.

Mit gutem Bedacht hat die vorliegende Wochenschrift in den Bereich ihrer Aufgaben auch das Berücksichtigen der Zustände und Vorgänge in Oesterreich aufgenommen. Hat auch die Logik der Thatsachen zu einer Umgestaltung des Verhältnisses zwischen diesem Staate und Deutschland geführt, so bleibt doch ein kultureller Zusammenhang zwischen ihnen bestehen, und dieser hat in der dortigen deutschen Bevölkerung und deren geistigen Leben einen seiner vornehmsten Träger. Deutschlands eigene Geisteskultur hat im Laufe der letzten Jahrzehnte von dorther eine erhebliche Bereicherung durch eine Reihe hervorragender Größen erfahren. Es sei nur an Marie Ebner-Eschenbach, an Ludwig Anzengruber und Ferdinand von Saar erinnert, um die uns geläufigsten Namen zu erwähnen. Die Absperrung jedoch, in der das vormärzliche Oesterreich und das der darauf folgenden Reaktion das Eigenleben der Bevölkerung gehalten, ist noch insofern kenntlich, als gar manche Erscheinung, die ihren Anfängen oder Voraussetzungen nach aus jener Zeit herrührt, sich der Aufmerksamkeit der gegenwärtigen Generation leicht entzieht. Das für uns wichtige Geistesleben dort ist reicher und mannigfaltiger, als es der uns geläufigen Schätzung nach sich darstellt; die deutsche Dichtung namentlich hat dort etliche verdienstvolle Vertreter aufzuweisen, deren Namen bisher nicht diesseits der schwarzgelben Grenzpfähle gedrungen oder, falls es geschehen, die nur vorübergehend Beachtung fanden.

Einen solchen Dichter, dessen individuelle Entwicklung in den Vormärz zurückreicht, und im engsten Anschluß an die Geistesgrößen der damaligen deutschen Dichtung Oesterreichs stattgehabt, möchten wir hiermit unseren Lesern vorführen, zunächst aus Anlaß eines kürzlich erschienenen Bandes Gedichte, der einen erwünschten Anlaß zur Ueberschau seiner gesammten dichterischen Thätigkeit bietet. Den Namen Josef Pollhammer dürfte die Mehrzahl der Leser jetzt zum ersten Male hören. Im „Kürschner“ finden sie ihn nicht, wohl aber in Wurzbach's großem biographischen Werk, dessen 23ster Theil, genau vor einem Vierteljahrhundert veröffentlicht, den Genannten in rühmlicher Weise als einen erwähnt, „der zu den Besten des neueren Oesterreich zählt“.

Von gedachtem Gewährsmann erfahren wir zunächst, daß Pollhammer, am 20. Februar 1832 in Aussee in der Steiermark geboren, nach erledigten Studien in Graz und Wien, praktischer Jurist seinem Lebensberufe nach geworden, seit 1864 in dem niederösterreichischen Städtchen Gföhl, dann von Mitte der 70er Jahre ab in Krems a. d. Donau als k. k. Notar gewirkt, welche Stellung er auch bis heute inne hat. Gleich vielen seiner dortigen Mitbrüder in Apoll gehört auch Pollhammer zu der „dichtenden Beamtenschaft“. Unter dieser hatte er, seiner Studien wegen in Wien lebend, an Zedlitz und Anastasius Grün, an Grillparzer und Ed. Bauernfeld die förderlichste Theilnahme für seine schöne Begabung gefunden. Die ersten Früchte davon durfte er mit dem Namen des greisen Grillparzer schmücken: seine 1863 erschienenen Gedichte sind diesem gewidmet, der ihm bis an sein Lebensende ein treuer und wohlwollender Freund verblieben. In der Heimath des Dichters mit warmer Anerkennung begrüßt, erfuhr die Gedichtsammlung auch in Deutschland eine freundliche Aufnahme, ja namentlich durch Hieronymus Lorm, der ihr in einem der be-

beutenderen kritischen Organe zu Leipzig die große Formgewandtheit und den durch gediegene Bildung geadelten und den Zeitverhältnissen ernstlich folgenden Inhalt nachrühmt. Fernere Leistungen dieses Dichters werden im biographischen Handbuch als vorhanden erwähnt, deren Veröffentlichung jedoch als durch Ueberbürdung seitens der beruflichen Thätigkeit als behindert angegeben. Erst ein Jahrzehnt später gelangten Pollhammer's **Neue Gedichte** an die Oeffentlichkeit, ihnen ließ er dann, nach ebenso langem Intervall, eine in seinen heimathlichen Bergen sich abspielende größere poetische Erzählung folgen, und an diese reiht sich nun die vorhin gedachte Sammlung, **Gedichte, Neue Folge** an, die uns eine Würdigung seines dichterischen Wirkens überhaupt nahe gelegt.*)

Pollhammer ist Lyriker durch und durch, aber mit einem eigenartigen Charakter. Auch er besingt Lenz und Liebe die jedoch einen bescheidenen Raum in seinen Dichtungen füllen, und das schon in der ersten Sammlung, die einen weder leicht entzündlichen Flattersinn noch ein gern in Liebesweh schwelgendes Gemüth zeigen. Seine Freude am Lenz entstammt einem offenen Blick für die Natur, für das Schöne und Große der Welt und Wirklichkeit überhaupt; dem allem tritt er unbefangen, aber von reichhaltigen Einsichten geleitet, gegenüber und weiß es mit echtem Gefühl zu erfassen, mit einer in ihrer Gestaltungskraft ergiebigen Phantasie zu verklären, dabei immer die Sprache, metrisch wie im Ausdruck, wahrhaft künstlerisch handhabend. Davon geben namentlich seine Sonette, aber ebenso die in antikem Versmaß gehaltenen Betrachtungen über Natur- und Lebensvorgänge, hinlängliche Proben. In den älteren Gedichten klingt manches geschichtlich und kulturell bedeutsame Thema aus den heimathlichen Begebenheiten an, die er mit entschiedenem Freisinn beurtheilt und darstellt, ganz im Geiste der Männer, in deren Verkehr er zum Dichter geworden. Später geben ihm Wanderbilder einen mit Geschick verwendeten Stoff, der ihm übrigens auch schon zum Beginn seiner Dichtung geläufig war. Bilder aus Aegypten und Italien zaubert er uns farbenlebendig vor, und ebenso anziehend sind die Schilderungen aus der Donaugegend, wo er den größten Theil seiner Tage zugebracht. Neben der Wiedergabe von Stimmungen der verschiedenen Jahreszeiten und dem entsprechenden Naturvorgängen, fesseln hier besonders die an mittelalterliche Erinnerungen anknüpfenden Dichtungen, die sich gleichsam zu historischen Landschaften gestalten. Mit der berechtigten Liebe zur Heimath verbindet der Dichter eine innige Anhänglichkeit an Deutschland, dessen Glück und Gedeihen ihm ebenso am Herzen liegen, wie er dessen Leid und Weh theilnehmend nachfühlt. In liebenswürdigster Weise zeugt davon noch manches der Wanderbilder in der letztlich herausgegebenen Sammlung, das schöne Gedicht über das rheinische Germaniadenkmal und andere Erinnerungen von dort, denen nicht minder ansprechende Bilder aus dem Norden beigesellt sind. Ueberaus charakteristisch für seine Begabung ist die der zweiten Sammlung angehörende Reihe von Dichtungen, die den Gesammtnamen „Visionen“ trägt. Es sind dies theils bloße Phantasiegebilde, wie die mit großer Anschaulichkeit geschilderten Spiele einer „Schlangenkünstlerin“, oder Ausblicke auf künftige Gestaltungen der Menschengeschicke, darunter namentlich die tiefergreifende Vorführung des letzten Menschenpaares auf unserm in seinem Schaffen als erschöpft gedachten Planeten; theils sind es Betrachtungen über allgemeine Probleme, worunter die „Glas“ betitelte in sinnreichster Weise die Bedeutung der Fernrohre und des Mikroskops für die Geistesfreiheit dichterisch verherrlicht, theils solche über Tod und Vergänglichkeit, wobei der Dichter einen bewundernswerthen Freimuth bekundet. In allen diesen Dichtungen ist jede Spur einer trocknen Reflexion gemieden, sie dient nur als Unterlage für ein gewandtes, geistreiches Spiel seiner poetischen Eingebung. Mit welchem Geschick der Dichter in dieser Hinsicht anscheinend abstrakte Themata zu beleben versteht, davon gibt der Cyklus am Schlusse der neuesten Sammlung, der die Ueberschrift „Zodiacus“ trägt, eine glänzende Probe. Dort hat er nämlich die bekannten zwölf Sternbilder des Thierkreises, mit Heranziehung von Sagenmaterial oder in Anknüpfung an Mythen oder sonst geeignete Vorstellungen, zu anmuthigen Dichtungen verwerthet, alle sonstigen Vorzüge seiner echt lyrischen Begabung dabei zur Geltung bringend.

*) Die vier Publikationen alle in Wien erschienen: der Erstling bei Hartleben, die zweite Sammlung bei Manz, die beiden jüngsten Dichtungen bei Carl Gerolds Sohn, alle in geschmackvoller Ausstattung.

Von besonderem Interesse ist die zu Anfang des gegenwärtigen Jahrzehnts erschienene poetische Erzählung, die wir noch ins Auge zu fassen haben. Es ist dies keineswegs ein erster Vorwurf einer größeren Komposition in metrischem Gewande. Bereits die erste Gedichtsammlung enthält eine auf Columbus bezügliche Dichtung; kein Epos, sondern eine Reihe von Romanzen, bedeutsame Situationen aus dem wechselvollen Leben des Genuesers vorführend. Verschieden im Versmaß sind diese Dichtungen auch verschieden im Charakter, das Lyrische dabei so überwiegend, daß häufig keine eigentlichen Lebensvorgänge, sondern nur gewisse Stimmungen zum Ausdruck gelangen, jedoch mit einer Unmittelbarkeit und Wahrheit des Fühlens wiedergegeben, wie dies nur der berufenen Dichterhand glückt. Namentlich gilt solches von der Schilderung des Aufbruchs in die unbekannte Ferne, von der des Zogens ob der Möglichkeit das erhoffte Land zu erreichen, und ebenso von der Wiedergabe der Freude beim schließlichen Betreten des Landes. Geschlossener in der Komposition, durchweg einheitlich im Versmaße und plastischer in der Ausgestaltung des Gegenstandes zeigt sich die mehrgedachte Erzählung: „**Die Protestanten von Salzburg**“. Trotz der ferdinandischen Verfolgungsgräuel hatte sich in jener Gegend ein Herd der genannten Bekenerschaft erhalten; erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, um die Regierungszeit des sonst vielfach um seine Staaten verdienten Karls VI., hatte sich ein Salzburger Erzbischof die völlige Ausrottung der Ketzer vorgesetzt. An die dort stattgehabten Religionswirren, denen bekanntlich auch Goethe den für „Hermann und Dorothea“ verwendeten, wiewohl von ihm in die Revolutionszeit verlegten Stoff entnommen, lehnt sich auch die vorliegende Dichtung an. Wie bei jenem die welterschütternden Vorgänge nur den Hintergrund liefern, so kommen auch die Religionswirren in dem auf Salzburger Gebiet sich abspielenden neueren Gedichte nur solcherart zur Verwendung. Der Kern der Dichtung ist ein liebliches Idyll, in lebensvollen Typen verschiedenen Alters und Geschlechts den Sieg der wahrhaften Liebe und der echten Menschlichkeit über die Befangenheit und Herzlosigkeit des Glaubenseifers entfaltend. Allerdings bleibt der Veranlasser dieser unseligen Wirren, in der Dichtung ohnehin nur erwähnt und durch seine Werkzeuge in den Gang der Handlung eingreifend, von jeglicher Vergeltung unberührt, während seine Opfer ihr Heil in der Auswanderung suchen müssen; aber die Treue gegen die eigene Ueberzeugung verleiht ihnen eine sittliche Größe, gegen die das Schergenthum hierarchischer Unduldsamkeit um so deutlicher absticht, als der Dichter in seine Erzählung zwei dieser nämlichen Glaubensgemeinschaft angehörende Hauptgestalten eingewebt, die in Thun und Fühlen das entschiedene Gegentheil der von oben her gestatteten Feindseligkeiten bekunden: die Heldin der Dichtung, die ihrem protestantischen Geliebten in die Verbannung folgt, und ein alter Kaplan, der an dem Paare und an sonstigen Unglücklichen die vom Evangelium gebotene Nächstenliebe in wahrhaftem Sinne, frei von jeglicher Menschenfurcht übt.

Auch hier also tritt uns die nämliche Freiheit der Gesinnung entgegen, wie sie Pollhammer's übrige Dichtungen kennzeichnet.

Wilhelm Golin.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr 23. Berlin, den 5. März 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Aus dem wirthschaftlichen Ausschuß zur Vorbereitung der Handelsverträge hat sich eine engere Vereinigung abgesondert, die einen Aufruf erläßt zur Sammlung jener politischen Elemente, die nach Herrn von Miquel's Plan sich für die Wahlen zusammenschließen sollen. Diese engere Vereinigung hat einen Aufruf erlassen, der bewundernswerth ist. Von keiner einzigen brennenden Frage der Gegenwart oder der nächsten Zukunft spricht er; er spricht nicht von der Goldwährung, und er spricht nicht von der Erneuerung des Privilegiums der Reichsbank; er sagt nicht einmal, ob Handelsverträge wieder vom Deutschen Reiche eingegangen werden sollen; nur eines deutet dieser Aufruf, der in 39 Zeilen kunstvoll nach keiner Richtung hin entscheidende Stellung einnimmt, an; es sollen die Meistbegünstigungsverträge „in der bisherigen Form“ nicht aufrecht erhalten werden, damit nicht Staaten ohne Weiteres Vortheile aus Vereinbarungen ziehen, die wir unter Opfern gegenüber andern Staaten zu Stande gebracht haben. Als ob solch ein Meistbegünstigungsvertrag nicht beiden vertragschließenden Ländern dieselben Chancen und dieselben Vortheile böte. Aber auch dieser Hinweis auf die Meistbegünstigungsverträge bleibt schließlich vollständig vage, so daß dieses Programm der Sammlung statt 39 Zeilen nur drei Zeilen zu enthalten brauchte, den Schlußsatz nämlich: Einigen wir uns bei der Aufstellung des Kandidaten für das Parlament auf einen Mann, „welcher rückhaltlos auf dem Boden der nationalen Wirthschaftspolitik steht“. „Die nationale Wirthschaftspolitik“ ist das Programm derer, die die Sammlung auf der Rechten vornehmen wollen.

Fragt man, was bedingt denn im Einzelnen diese nationale Wirthschaftspolitik, so hört man nichts als beredtes Schweigen. Die Beredsamkeit dieses Verstummens ist eindrucksvoll genug; sie bedeutet: wenn wir auch nur im Geringsten enthüllen, was diese nationale Wirthschaftspolitik will und was sie nicht will, so gibt es keine Sammlung zwischen Industrie und Handel und Gewerbe hier und agrarischem Großgrundbesitzerthum dort. Um an das Agrarierthum auch nicht-agrarische Kreise der Bevölkerung ketten zu können, dazu bedürfen wir nicht der Klarheit und des Lichtes, dazu bedürfen wir der nebelhaften Verdunkelung. Thun wir alle Fragen mit einer Phrase ab, bei der sich jeder denken kann, was er will, mit der inhaltlosen Phrase: „Nationale Wirthschaftspolitik“.

Sagt der Aufruf selbst über die Ziele der neuen Vereinigung gar nichts, so sprechen doch genügend die Namen jener, welche zur Sammlung aufforderten; schon der eine Name Graf Kanitz sagt — wie wir annehmen — genug, dem Kaufmannsstand und der Industrie.

Daß dieser Aufruf großes Glück machen wird, werden selbst solche nicht erwarten, die es gelernt haben, die politischen Vorgänge in Deutschland pessimistisch zu betrachten. Welcher Industrielle und welcher Kaufmann wird sich wohl mit dem Grafen Kanitz und seiner Gefolgschaft in ein Boot setzen, wenn man ihnen auf die Frage: wohin? antwortet: Zu den Gestaden der nationalen Wirthschaftspolitik. Wie die aussehen, das wird sich schon später finden; steigen sie nur ein und lassen sie uns steuern.

Dieser Aufruf hat einen Uebelstand; er beurtheilt die politische Einsicht aller nichtagrarischen Kreise beleidigend niedrig.

Einen anderen Vortheil freilich hat dieser Aufruf — doch für die Gegner der Agrarier. Er hält der Linken einen Spiegel vor. Ganz zutreffend ist in dem Schriftstück auseinandergesetzt, daß die nächsten Wahlen über die Wirthschaftspolitik des Reiches die Entscheidung bringen. Damit diese Wirthschaftspolitik in ihrem Sinne gemacht werde, suchen die Agrarier eine Politik der Sammlung

herbeizuführen; die Liberalen haben durch ihre Politik der Zersplitterung das Ihrige in jedem Falle dazu beigetragen, um den Reaktionären für die Wahlen nach Möglichkeit die Aussichten günstig zu gestalten.

Diese Entwicklung, die sich in unserer inneren Politik abspielt, ist das genaue Gegenstück der Erlebnisse des belgischen Liberalismus. Wir machen unsere Leser daher ganz besonders auf die Artikel von Prof. Léon Leclère aufmerksam; sie enthalten genug, was für uns beherzigenswerth ist.

Auf den König von Griechenland ist ein Attentat verübt worden; eine Anzahl Schüsse wurden auf den König und seine Tochter bei einer Spazierfahrt abgegeben; sie gingen glücklicherweise fehl. Es wäre nicht unmöglich, daß dieses Ereigniß dem griechischen Königthum zu einiger Befestigung verhelfen könnte. Die Nützlichkeit ist für die Masse der Bevölkerung nicht immer ein genügend schweres Gewicht, um eine Institution aufrecht zu erhalten. Die sentimentale Empfindung bedeutet bei den Entscheidungen des Volkes oft mehr als die nützlichste Nützlichkeit.

Die Lawine des Zola-Prozesses hat in ihrem Gefolge noch ein Paar kleinere Stürze gehabt. Picquart ist aus der Armee entfernt worden, dieser Offizier, der in jungen Jahren eine glänzende Laufbahn durchmessen hatte. Das Schicksal von Picquart ist in Wahrheit tragisch. Er sah die Wahrheit; er wurde durch die militärische Disziplin verhindert, die Wahrheit zu enthüllen; und als er dann vor die Frage gestellt wurde, zwischen seiner Zukunft und seiner ehrlichen Ueberzeugung zu wählen, da zögerte er nicht und handelte als Ehrenmann unter völliger Preisgabe seiner Lebensstellung. Um ein Land, das solche Männer opfert, steht es schlimm. Die Strafe der Machthaber hatten dann noch Leblois und Professor Grimaux zu empfinden. Dem Advokaten Leblois nahm man sein kleines städtisches Amt, und den Professor entfernte man von der Ecole polytechnique. Wenn das das Schicksal von Zeugen ist, die nichts thaten, als ihre Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen, dann hätte sich Frankreich einige Revolutionen, die die bürgerliche Freiheit aufrichten sollen, ersparen können. Und das merkwürdige ist, daß auch diese Maßregelungen ein starkes Aufbäumen der öffentlichen Meinung noch nicht herbeigeführt haben. Da muß man denn doch sagen, daß die Maßregelung der Göttinger Sieben das alte Deutschland des Bundes anders erschüttert hat, und daß heute die Maßregelung auch nur eines einzigen Privatdozenten bei uns auf andere Schwierigkeiten stößt. Die französischen Republikaner haben augenscheinlich eines bewirkt: sie haben die Monarchien stark gefestigt.

Der Zola-Prozeß erhält noch durch eine Enthüllung eine interessante Beleuchtung; entbehrlich freilich war sie.

Durch einen Zufall kam ein Brief des vielgenannten Generalstabsoffiziers du Paty de Clam, des Untersuchungsrichters gegen Dreyfus, an den reaktionären Advokaten Auffray in falsche Hände und wurde veröffentlicht. Darin theilt du Paty dem Advokaten mit, daß er erst für den nächstfolgenden Tag in genügender Anzahl Offiziere zur „Unterstützung" des Staatsanwaltes und des Richterkollegiums in den Schwurgerichtssaal, wo gegen Zola verhandelt wurde, werde entsenden können. Dieser Generalstabsoffizier, der Kameraden als Claqueure und Auspfeifer in den Schwurgerichtssaal schickt, gehört zu den französischen Generalen, die vor den Geschworenen die Kabinetsfrage im Fall von Zola's Freisprechung stellten.

Die allgemeine politische Situation wird schließlich durch den Umstand erhellt, daß ein Offizier einen flegelhaften Brief an den Senator Trarieux schrieb, wegen dessen Benehmen im Zola-Prozeß und wegen seiner Interpellation über das Treiben der Jesuiten auf Madagaskar. Und gegen diesen Offizier vorzugehen, weigerte sich der Kriegsminister Billot; erst Méline erwirkte gegen den Offizier einen — Verweis. Welch' eine Ermunterung für den Schleppsäbel, mit der Volksvertretung kurzen Prozeß zu machen.

* * *

Wandlungen und Wanderungen in der Sozialpolitik.

Man kann die Geschichte der „Sozialen Frage" mit der Sintfluth anfangen lassen, und in manchen Werken ist etwas derart auch durchgeführt worden. Um aber in diesen und anderen großen Wassern nicht zu ertrinken, thut man besser, wenn man den Blick nicht hinter die neueste Zeit zurück und nicht über das eigne Land hinaus richtet. In Deutschland ward der öffentliche Sinn recht aufmerksam auf die Sache erst mit der großen Neugestaltung des politischen Wesens nach dem Jahr 1866. Zwar der erste Weckruf war im Jahr 1848 vorausgegangen, und hier wie in allem Uebrigen knüpft das Reich der Gegenwart an jene erste kurze, aber doch folgenreiche Improvisation an, die heuer ein fünfzigjähriges Jubiläum zu feiern ihr gutes Recht hat. Doch die damals zum ersten Mal laut gewordenen Ideen verschwanden, mit so vielem anderen, wieder von der Tagesordnung und lebten nur in der Stille der Studirstube oder in den Konventikeln geheimer Propaganda, allerdings eifrig gepflegt, weiter. Erst das allgemeine Wahlrecht des Norddeutschen Reichstags gab der sozialistischen Spezialität eine offizielle Lebensstellung. Nachdem in den konstituirenden Reichstag nur zwei ihrer Vertreter gewählt worden waren, traten in den norddeutschen deren fünf ein. Sie hießen: Bebel, Liebknecht, v. Schweizer, Reinke, Försterling; letzterer bezeichnete sich im Parlamentsalmanach als Lassalleaner, die anderen nannten sich Sozialdemokraten; eine besondere Fraktion bildeten sie erst im Jahr 1874, als sie mit neun aus den Wahlen hervorgingen; vorher, im Jahr 1871 nach dem großen Krieg, waren sie auf zwei herabgeschmolzen. Von jetzt ab blieb das, was man die soziale Frage nannte, ein Ferment des öffentlichen Lebens, dessen Expansionskraft immer mehr zu Tage trat. Im Jahre 1872 hatte ein neues, besonderes Gebilde dieser allgemeinen Triebkraft zu entsprießen begonnen. Es war der gelehrte staatsfreundliche, loyale Sozialismus im Gegensatz zu dem des revolutionären von dem Arbeiterstand getragenen. Eine freie Versammlung zu Eisenach im Oktober des genannten Jahres legte den Grund zu gemeinsamen Bestrebungen, für welche kurz zuvor der Publizist Heinrich Bernhard Oppenheim den Namen Kathedersozialismus erfunden hatte, ein Ausdruck, dessen treffende Kraft sich damit bewährt hat, daß er dauernd in die Terminologie aller gebildeten Sprachen übergegangen ist. Aber obwohl ein Spitzname und als solcher auch von den damit Charakterisirten aufgenommen, erwies er sich ihnen durchaus nicht als schädlich. Man darf eher das Gegentheil annehmen. Es lag Anziehungskraft in der Kombination der altehrwürdigen akademischen Gelehrsamkeit mit dem verborgenen Reiz des neu auftauchenden sozialen Gestirnes. Auch von der Centralsonne der Zeit, vom Fürsten Bismarck, fiel ein belebender Strahl darauf. Zu jenem Kongreß in Eisenach hatte er einen Vertrauensmann, Hermann Wagener, den Redakteur der „Kreuz-Zeitung", mit dem ihn manche stille Sympathie verband, entsandt. Dieser hatte sich den scharf sozialistisch ausgeprägten Rudolf Meyer beigesellt, der wieder mit Rodbertus, dem geistigen Vater, wenn auch auf viel höherer Kulturstufe stehenden Vater der heutigen Agrarier in Verbindung stand. Rodbertus führte wieder hinüber zu Lothar Bucher, Geheimsekretär und lebendiges Nachschlagebuch für Bismarck. Mit Rodbertus und als Drittem dem liberalen Kaplan Berg zusammen hatte einst Bucher ein besonderes politisches Trio gebildet, das während des französisch-österreichischen Krieges in Italien 1859 für die österreichisch-großdeutsche Politik in die Schranken getreten war. Nicht lange, nachdem Bismarck das preußische Ministerium übernommen hatte, kam er gelegentlich zur Entdeckung von Bucher's eigenartiger Persönlichkeit und erkannte, welche kostbaren Dienste ihm derselbe würde leisten können. Darin hatte sein Scharfblick ihn nicht getäuscht. Bucher blieb zeitlebens sein unübertrefflich treuer und hingebender, im

höchsten Grade werthvoller Amanuensis, wenn schon der Schluß seiner Laufbahn von einiger Verstimmung verdunkelt ward. Andererseits darf man auch der Vermuthung Raum geben, daß Bucher's Ideen nicht ohne Einfluß auf seinen Herrn blieben. Bekanntlich war er ein Busenfreund Lassalle's, sein Testamentsvollstrecker und Herausgeber seiner Werke. Menschenscheu und etwas mystisch von Sinnesart hatte er in seinem einsamen Londoner Flüchtlingsleben sich an bitterem Haß gegen alles Englische vollgesogen, gegen englisches Recht, Parlament, Bürgerthum seine Pfeile abgeschossen und ganz besonders die individualistisch freihändlerische, seiner Ansicht nach pseudophilanthropische Partei der Whigs zu seiner bête noire gemacht. Im Palast des Reichskanzlers erbaute man sich an dem von ihm erfundenen Witz, Gladstone sei ein deutscher Jude, der eigentlich Freudenstein heiße. Als in den achtziger Jahren die Verfolgung der deutschen Freihändler von Bismarck mit der ihn charakterisirenden Schärfe betrieben wurde, schrieb Bucher, anonym eine Broschüre über den Cobdenklub, worin dieser als eine Rotte von Bösewichtern geschildert war, welche mittelst der Bestechung der Ehrenmitglieder diese zur Mitarbeit am Ruin ihres Vaterlandes verführte. Ein anderer Getreuer Bismarck's und ehemaliger Kollege Bucher's, in hoher Staatsstellung, mußte seine Ehrenmitgliedschaft des Cobdenklubs, die er wohl dankend angenommen hatte, als Bismarck noch Freihändler war, öffentlich kündigen. Professor Nasse in Bonn, gleich hochstehend als Mensch und Gelehrter — übrigens selbst einer der vornehmsten Mitarbeiter der sozialistischen Schule — hat seiner Zeit diese Schmähschrift gebührend abgefertigt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Bucher sie nicht einmal in bösem Glauben verfaßt. In dem geist- und kenntnißreichen Mann steckte ein gutes Stück Naivetät. Seine festgewurzelte und durch die herrschende Politik noch gesteigerte Anglophobie suggerirte ihm die Gespensterseherei, die seinem Herrn und Meister wohlgefällig war. Man kann sich denken, wie in dem ununterbrochenen Verkehr etwas von Bucher's Lassalleanismus in den Gedankengang Bismarck's eindrang, der durch die bekannten früheren Berührungen mit dem großen Agitator und die Freundschaft mit dem Kreuz-Zeitungs-Wagener dazu bereits günstig vorbereitet war. In der Hauptsache zwar war Bismarck nicht im geringsten Sozialist. In unbewachten Momenten der Diskussion leuchteten echt manchesterliche Grundanschauungen durch, besonders da, wo die Theorie durch Erfahrungen aus dem eigenen Gesichtskreis getragen ward, wie im Widerstreben gegen die Einmischung der Staatsgewalt in den Fabrikbetrieb. Dagegen auf anderen Gebieten, wo die staatssozialistische Tendenz die eigene Machtsphäre erweiterte, den liberalen Geist bekämpfte, paßte sie ihm sehr gut.

Aus der Gesammtheit der hier geschilderten Verhältnisse ergab sich für die neu erstehende gelehrte Richtung der Nationalökonomie eine stille Gunst, deren sich dieselbe auch wohl bewußt war, ohne deswegen übrigens sich zur Liebedienerei oder zum Streberthum verführen zu lassen. Im Gegensatz zum Fürsten Bismarck waren die führenden Geister der neuen Schule eigentlich im inneren Herzensgrund sozialistisch gesinnt, vor allem antiplutokratisch, während der Kanzler nicht nur den Reichthum, sondern auch die zahmen und in ihrer Art nutzbringenden reichen Leute zu schätzen wußte. Die jungen Nationalökonomen waren eigentlich zunächst von Marx und Lassalle faszinirt worden. Der gelehrte Nimbus, mit dem sich beide, gut dazu vorbereitet, zu umgeben wußten, hatte in Deutschland, wo Gelehrtheit so hoch in Ehren steht, bei der letzten wissenschaftlichen Generation dem sozialen Kritizismus breiten Eingang geschafft. Trat man auch nicht gerade in die Fußstapfen der Apostel des Proletariats, so stand man doch stark unter dem Eindruck ihrer Bußpredigten gegen das schnöde Kapital und die mitleidlose Freiheit der Konkurrenz. Am stärksten wirkten dabei der vorherrschende Charakter der Epoche mit, die sich nach dem Frieden von 1871 unter dem Zusammentreffen verschiedener Umstände zu einer krankhaften Entfesselung der Spekulation und industriellen wie finanziellen Hypertrophie entwickelte, und in den rasch darauf folgenden Rückschlägen Unwillen und Schrecken verbreitete. Was man die Gründerperiode nannte, hat ohne Zweifel stark dazu beigetragen, den sozialistischen Sinn in den jüngeren Nationalökonomen zu fördern. Es war so natürlich, daß sie sich mit aus Krankenbett der von Ueberladung und Katzenjammer gepeinigten Gesellschaft gerufen fühlten, ihr sanftere Heilmethoden bietend als die wilden Gesellen, welche damals das Reich der Zukunft verkündeten; denn es war die Aera der Hasselmann, Most, Vahlteich schauerlichen Angedenkens.

So stark war die Anziehungskraft des sozialistischen Berufs, der Lockreiz, mit systematisch wissenschaftlichen Rezepten vom akademischen Lehrstuhl herab das Staatswesen zur Gesundung zu führen, daß in außerordentlich kurzer Zeit ein Akademiker der Nationalökonomie allen Stils eine Seltenheit geworden war. Man hat dies vielfach als einen Ausfluß der bekannten professoralen Inzucht hingestellt. Aber diese Anklage ist nicht gerechtfertigt. Die Sache hat sich so zu sagen auf organischem Wege ganz von selbst gemacht. Die seminaristische Ausbildung der jungen Leute, die sich zu Dozenten der Volkswirthschaft bestimmten und unter der Tagesströmung sich von den kathedersozialistischen Lehrern am lebhaftesten angezogen fühlten, streute rasch den Samen über das ganze Gebiet aus.

Nachdem diese Bewegung auf dem Felde der Doktrin seit Anfang der siebziger Jahre rasch vorangeschritten war, setzte in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts auf dem Felde der praktischen Politik eine andere ein, welche zwar nichts mit ihr gemein hatte, ja für den Wissenden im inneren Widerspruch zu ihr stand, aber dennoch aus der modernen Strömung Schlagworte zu entlehnen wußte. Die gemäßigte Freihandelspolitik, welche unter Preußens Führung den Zollverein ausgestaltet und befestigt, sowie die Handelsverträge der sechziger Jahre ins Leben gerufen hatte, wurde von Bismarck, der sie selbst eifrig vertreten und gefördert hatte, plötzlich in Verruf erklärt. An ihre Stelle ward eine rein gegensätzliche verkündet, die dem unter der orleanistischen Dynastie in Frankreich zur Blüthe gelangten System des Schutzes der nationalen Arbeit nachgebildet war. Zwar ward sie mit scheinbar mäßigen Forderungen introduzirt, aber, wie das nicht ausbleiben konnte, wuchs ihr der Appetit im Essen mit riesiger Schnelligkeit und hat bekanntlich bis heute noch nicht die Grenze seiner Sättigung erreicht. Im Anfang schien es sich hauptsächlich um die Industrie zu handeln, welche durch die Rückschläge der Gründerperiode in der ganzen Welt arg ins Gedränge gerathen war. Für den geschärften Blick war schon damals zu erkennen, daß im Stillen das bewegende Prinzip für den Reichskanzler die agrarischen Interessen waren, welche allmählich ganz die Vorhand bekamen. Die Industrie, besonders die des Eisens, welche ihm damals die Bahn brach, ist im Laufe der Zeiten mehr in den Hintergrund getreten.

Eine sozialistische, arbeiterfreundliche Doktrin mußte in dieser zweifach das Kapital, das bewegliche wie das unbewegliche, bevorzugenden Politik eine Verleugnung ihrer Prinzipien erblicken. Aber nicht viele akademischen Wortführer hielten es für angezeigt, eifrig Partei zu ergreifen. Der vortreffliche Nasse führte den Kampf für die Sache des freien Verkehrs, welche bis dahin mit wenigen Ausnahmen auf deutschen Lehrstühlen vertreten war, mit Feuer und tapferer Ueberzeugung weiter. Professor Conrad in Halle und einige Mitarbeiter seiner Zeitschrift widmeten sich der Bekämpfung der Kornzölle. Dagegen wurde von anderer Seite kühl erklärt, daß diese Gegensätze, weil ganz sekundärer Art, für die erhabene Sozialwissenschaft gleichgültig in verschwindende Tiefe versänken. Vermochte der Kathedersozialismus die politisch wirthschaftliche Reaktion nicht aufzuhalten, so verschmähte diese dagegen nicht, ihm seine wirksamsten Waffen zu entlehnen. Die Stichworte, die er aus den Katechismen von Marx und Lassalle herübergenommen hatte, wurden nun, als von der „Wissenschaft“ sanktionirt, zum täglichen Gebrauch für alle Geschäftszweige genommen, die sich im Wettlauf nach Schutzzöllen einen Vortheil zuschustern wollten. Jeder Tropf, der für seine Hornknöpfe oder seine Bürstenwaaren einen höheren Preis

haben wollte, schwang sich auf den „höheren Standpunkt“, von dem aus er mit unaussprechlicher Verachtung auf das „öde Manchesterthum“, auf das „laissez faire“ und „laissez aller“, als den alleinigen Inhalt der seit einem Jahrhundert erwachsenen ökonomischen Wissenschaft und Kultur herabsah. Die ganze Generation des liberalen deutschen Bürgerthums, welches zwischen 1867 und 1876 die grundlegenden Gesetze des neuen Reichs durch seine besten Vertreter in angestrengter Arbeit aufgebaut hatte, wurde für eine Gesammtheit wunderlicher oder bösartiger Narren und die vom ultramontanen Centrum ausgegebene Losung vom „Bankrott der liberalen Gesetzgebung“ für die einzige Heilswahrheit erklärt. Fürst Bismarck machte sich zum Handelsminister, um gewiß zu sein, daß mit eisernem Besen alle Erinnerung an frühere Zeiten ausgekehrt würde.

In dem Maß als diese wirthschaftliche Reaktion ihre Kreise immer weiter zog, breitete sich der Anhang der Sozialdemokratie in der Wählerschaft aus. Nun drängte sich der Reichspolitik das Bedürfniß auf, ihr einerseits gegen die liberalen Grundsätze der Verkehrsfreiheit, andererseits gegen die sozialdemokratische Partei, die im Jahre 1884 bereits zwei und zwanzig Vertreter in den Reichstag entsandte, ankämpfendes Vorgehen durch positive Leistung in ein besseres Licht zu setzen. Aus diesem Beweggrund ging die sogenannte soziale Reichsgesetzgebung hervor. Sie sollte das bürgerliche Gewissen beschwichtigen und vornehmlich der Sozialdemokratie durch einen Gegenschachzug die Rekrutirung streitig machen.

Die liberalen Parteien hatten sofort nach Begründung des Reichs das Haftpflichtgesetz durch ihre eigene Initiative eingeführt. Den Ausbau dieser Gesetzgebung auf denselben Grundlagen der individuellen Verantwortlichkeit von Fall zu Fall durchzuführen, waren sie bereit. Aber die inzwischen aufgekommene Tendenz, den Staat, welcher dem Einzelinteresse gegenüber für die höhere ethische Autorität und Einsicht galt, eingreifen zu lassen, paßte der Politik des Kanzlers viel besser. So wurde die Alters- und Invalidenversicherung auf rein bureaukratischem Wege ausgedacht und aufgebaut. Daß diese mechanisch nach stummen Schablonen arbeitende Maschinerie eine ungeheure Kraft- und Geldverschwendung und Belästigung mit sich führen werde, stand der großen Mehrheit des Reichstags schon während der Verhandlungen klar vor Augen. Die Agrarier unter anderen sahen deutlich voraus, wie empfindlich mit der Zeit diese Last sie treffen werde. Fürst Bismarck, der gerade dieses Gesetzeswerk als den Trumpf und Triumph seiner positiven Sozialpolitik und zugleich als eine moralische Rückversicherung gegen das zur Niederhaltung der Sozialdemokratie bestimmte Ausnahmegesetz mit Aufgebot seiner ganzen Kraft und Autorität vertheidigte, rettete es mit knapper Noth vor dem Scheitern in der entscheidenden Stunde der endgültigen Abstimmung. Seitdem es in Kraft getreten, ist im Lande immer mehr seine Unvollkommenheit zur Erkenntniß gelangt. Zu seinen angeborenen Gebrechen gehört auch, daß es so schwer ist, mit Verbesserungen daran zu gehen oder es wieder aufzuheben. Käme es heute wieder zur Entscheidung, — sie würde mit überwältigender Mehrheit negativ ausfallen. Trotz allen obligaten Lobpreisungen ist keine ausländische Gesetzgebung dazu gekommen, ihm etwas nachzubilden. Fürst Bismarck selbst, nachdem er ins Privatleben zurückgetreten, und auch die Unbequemlichkeit der Maßregeln kennen gelernt, hat das „Klebegesetz“ für einen argen Mißgriff erklärt und es dem von ihm dazu kommandirten Minister von Bötticher in die Schuhe geschoben wie seiner Zeit die Kulturkampfgesetze dem Minister Falk. Am allerwenigsten hat sich die kolossale Einrichtung dahin bewährt, daß sie der sozialdemokratischen Ausbreitung Einhalt gethan hätte; und doch war dies ihr wahres Ziel gewesen.

Die handelspolitische Reaktion erlitt eine Unterbrechung, als ein zweiter Reichskanzler an die Stelle des ersten trat. General Caprivi ward, nachdem er mit scharfem Verstand und tiefem Ernst sich in seine Aufgabe eingearbeitet hatte, ein überzeugter Anhänger der Handelsverträge und der Goldwährung. Unter dem Beistande des Herrn von Marschall und im Einverständniß mit Herrn von Bötticher gelang ihm die äußerst schwierige Aufgabe, zwischen schutzzöllnerischen Nationen einigermaßen vernünftige Tarifverträge zu vereinbaren. Die, welche jetzt behaupten, das hätte besser gemacht werden können, verstehen darunter, daß man gar keine hätte machen sollen. Ihr Ei des Kolumbus ist ein hohles. Das relativ Beste, was noch auf sozialpolitischem Gebiet geleistet wurde, das Arbeiterschutzgesetz, kam erst unter Caprivi's Regiment zu Stande.

Während in neuester Zeit auf dem Gebiet der Zoll- und Gewerbepolitik sich eine neue Reaktion ankündigt, ist in der Sozialgesetzgebung ein Stillstand eingetreten. Zwar will man es nicht Wort haben und schwört, daß auf demselben Boden fortgearbeitet werden müsse, aber das Unverdaute liegt schwer im Magen, und „vestigia terrent“.

(Ein zweiter Schlußartikel folgt.)

L. Bamberger.

Handelspolitik und Flotte.

II.

Wir sahen: Das weltwirthschaftliche Interesse ist das leitende der deutschen Volkswirthschaft, das allbefruchtende. Auf welchen Wegen haben wir dieses unser Interesse zu fördern? Wir werfen zuerst einen Blick auf Deutschland und dann auf das Ausland, mit dem wir verkehren.

Deutschland als Industrieland hat freihändlerische Interessen nach außen, d. h. Interesse daran, daß die anderen Nationen sich nicht durch Zollmauern abschließen. Ja es ist offenkundig, daß Deutschland dieses Interesse mehr als irgend eines der anderen großen Industrievölker hat. Frankreich, England, Amerika und Rußland, selbst Belgien, haben größere Flächengebiete oder Kolonien, auf die sie sich im Nothfall eher zurückziehen können. Kein Land der Welt würde mehr geschädigt durch allgemeine Prohibition als Deutschland. Aber, um die Worte des Freiherrn v. Marschall zu brauchen: „Deutschland selbst Schutzzoll treibend, nach außen hin Freihandel predigend — ich fürchte, wir dürften damit großen Eindruck nicht machen.“ Wie schnell dies Bewußtsein durchbrechen wird, hängt hauptsächlich von fremder Handelspolitik ab. Denn dies ist ja der Haupteinwand gegen den Erziehungszoll List's: die Interessenten werden nie von selber und ohne starken Zwang von außen zugeben, daß ihre Erziehung vollendet sei. Dieser Anstoß könnte z. B. von England und Nordamerika ausgehen; der neue amerikanische Zolltarif verspricht einen 20 prozentigen Zollnachlaß allen Ländern, welche den Vereinigten Staaten das Nämliche gewähren. Dies zu erreichen, ist England heute durch die Meistbegünstigungsverträge mit Belgien und Deutschland nicht mehr verhindert. Sogar die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ verstieg sich bei Erwägung dieser Möglichkeit zu dem Satz, daß Deutschland unter Umständen in die Lage kommen könnte, seinerseits seine Thore zu öffnen und seinen Zoll England und dessen Kolonien gegenüber bedeutend zu ermäßigen. „Hierbei würde es sich hauptsächlich um Garne, Gewebe, Roheisen und Eisenfabrikate sowie um Getreide handeln.“ Dieser Satz war zunächst nur der Ausdruck einer vorübergehenden Stimmung; immerhin war die Stelle bezeichnend, an der diese Stimmung auftauchte.

Jedenfalls legen uns unsere Interessen nach außen eine gewisse Mäßigung in der eigenen Zollpolitik nahe. Wir fragen: ist hierfür die Möglichkeit nach innen gegeben?

Schon 1878 traten in der deswegen ursprünglich sekretirten Textilenquête freihändlerische Interessen hervor.

die zum mindesten seitdem nicht schwächer geworden sind. So erklärt in ihrem Jahresbericht von 1893 die Handelskammer zu Barmen und seitdem der „Verband deutscher Baumwollgarnkonsumenten“, die Spinner hätten ihr Versprechen, sich auf die feinen Baumwollgarne in umfassender Weise einzurichten, nicht erfüllt; man fordert die Ermäßigung der Feingarnzölle. Immer fühlbarer macht sich die Belastung des inländischen Konsumenten seitens der kartellirten Großindustrie zwecks billigerer Lieferung an das Ausland. Damit werden diejenigen Industrien, welche inländische Halbfabrikate veredeln, schwer betroffen. „Alte heimische Industrien sind dadurch in eine sehr schwierige Lage gebracht, besonders die deutsche Drahtindustrie, der Brückenbau und der Schiffsbau, und auch schon beim Kesselbau machen sich diese Verhältnisse geltend“, sagt eine Stimme aus Interessentenkreisen. „Wenn der deutsche Fabrikant, der seine Produktion doch auch zum Theil wieder exportirt, für seine Kesselbleche 157,50 Mk. zahlen muß, während dasselbe Werk sie ihm nach dem Hamburger Freihafen für 95 Mk. liefert, dann wird wohl schließlich selbst dem deutschen Michel die Geduld reißen.“*) Zahlreiche andere Industrien fühlen sich aus ähnlichen Gründen heute geschädigt oder beunruhigt: die Lederindustrie, die Konfektion, die Wollindustrie u. s. w.

In letzter Linie können die ausführenden Industrien doch auf die Dauer nicht übersehen, daß das bestehende System ihnen auch die Arbeit vertheuert: eine Verbilligung des Lebens der Arbeiter bedeutete die Verbesserung der Arbeitsleistung, worin wir vielfach immer noch hinter England zurückstehen. Ich habe hierfür die Ziffern auf Grund von Lokalstudien in meinem „Großbetriebe“ für die Baumwollindustrie gegeben.

Voraussichtlich dürften sich in den nächsten Jahren Stimmen mehren, welche seitens der Industriellen selbst einem allmählichen und vorsichtigen Abbau der Industriezölle das Wort reden. Wenn die Vertreter dieser Richtung zur Zeit noch völlig unorganisirt sind, so beruht dies wohl auf Furcht vor dem radikalen Freihandel, der „in rücksichtslosem Daraufgehen die rechnungsmäßige Grundlage ihrer dermaligen Existenz über den Haufen rennen“ würde. Die grundsätzlichen Freihändler müssen sich zum Bewußtsein bringen, daß wir heute in einer Welt des Schutzzolls stehen, und daß alles auf den Weg der Handelsverträge, nicht des autonomen Freihandels weist. In einsichtsvoller Weise hat Ludwig Bamberger in der „Nation“ vom 5. September 1896 den status quo anerkannt.

Ueberhaupt darf man nicht vergessen, daß heute der Schwerpunkt des politischen Interesses nicht auf dem Gebiete des Industriezolles ruht, und daß auf diesem die Industriellen bei gleichmäßiger Abwägung der Interessen ihre Angelegenheit am besten selbst regeln.

Vielmehr heißt es heute alle diejenigen sammeln, welche Gegner einer autonomen Erhöhung der *Getreidezölle* sind, welche damit das deutsche Volk, dessen große und stets wachsende Mehrzahl Getreide kauft, vor den wildesten inneren Kämpfen und die deutsche Landwirthschaft vor dem unvermittelten Zusammenbruch eines übertriebenen Zollschutzes bewahren möchten. So lange diese Frage schwebt, ist alles weitere verfrüht. Ob in Zukunft ein weiterer Abbau der Getreidezölle möglich sein wird, hängt davon ab, ob die Getreidepreise, deren Niedergang wir in den achtziger Jahren erlebten, dauernd ihren Tiefpunkt hinter sich haben. In der That scheint vielfach in den Hauptexportländern eine große Vermehrung der Produktion nur mehr mit gesteigerten Produktionskosten, also nur bei besseren Preisen möglich. Wenigstens kam ich auf meinen Reisen in Südrußland zu der Ueberzeugung, daß starke Zunahme der russischen Ausfuhr im altangebauten europäischen Rußland nur mit verbesserten Feldsystemen zu erreichen ist, während die außerordentlichen Entfernungen, der Mangel an Wasserwegen und die Kolonisation durch naturalwirthschaftliche Bauern den Export aus Innerasien erschweren. Ich entwickelte diese Ansicht des näheren in einem Cirkular des Musée Social: „Voyage d'un économiste en Ucraine.“ Aehnliches berichten Sering über Nordamerika, Elstätter über Indien.

Es erhebt sich nunmehr die Frage: inwieweit entsprechen im *Auslande* den weltwirthschaftlichen Interessen Deutschlands entgegenkommende Tendenzen?

In gewisser Hinsicht hat die Entwickelung der letzten Jahrzehnte die kühnsten Träume der alten Freihändler überflügelt. Die gegenseitige Abhängigkeit selbst weitentfernter Volkswirthschaften hat sich seit der Mitte des Jahrhunderts in ungeahntem Maße entwickelt. Selbst die Schutzzollwelle, welche seitdem die Welt überfluthete, hat hieran nichts geändert. So z. B betrug die amerikanische Ausfuhr nach Deutschland im Jahrzehnt von 1821—1830 $2^1/_2$ Millionen Dollar, in den Jahren 1889—1894 93 Millionen jährlich; in gleicher Zeit stieg die amerikanische Einfuhr aus Deutschland von 2 Millionen auf 86 Millionen. Auch in anderer Beziehung sind die Thatsachen über die ältere Freihandelslehre noch hinausgegangen. Es handelt sich nicht nur um einen Austausch zwischen Gewerbe- und Ackerbauländern; im Gegentheil, die Industrieländer sind sich gegenseitig die besten Abnehmer geworden. Um von England hier nicht zu reden, worauf bereits der altverdiente Nasse hinwies — zeigt z. B. das kleine Belgien auch gegenüber den Waaren der drei wichtigsten europäischen Industrieländer, Deutschland, England und Frankreich, eine weit größere Aufnahmefähigkeit als das Ackerbau treibende Italien. Man könnte sagen, daß die Aufnahmefähigkeit an fremden Industriewaaren pro Kopf mit dem gewerblichen Charakter eines Landes in nahezu geradem Verhältniß zunimmt. Dieser Satz ist denen entgegenzuhalten, welche die Ausfuhr Deutschlands für gefährdet erachten durch die industrielle Entwicklung anderer Nationen.

Aber auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, daß die Entwicklung doch einen andern Verlauf genommen hat, als Cobden und John Bright sich dachten. Die Menschen, welche den Globus bewohnen, stehen eben nicht auf gleicher Kulturhöhe noch in gleicher wirthschaftlicher Stärke neben einander. Deswegen erwies sich eine freie Güterzirkulation auf dem Fuße voller Gleichberechtigung und zu gleichem Vortheil auf lange unmöglich. An Stelle des autonomen Freihandels, der heute aussichtslos ist, sind die an Ausfuhr interessirten Staaten auf den Weg der *Handelsverträge* verwiesen. Die Prüfung der einzuschlagenden Politik wird damit Sache der Einzeluntersuchung der in Betracht kommenden Länder.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die westeuropäischen Festlandsstaaten, welche sich mehr oder weniger in ähnlicher Lage befinden wie wir. Trotz der Erfolge unserer jüngsten Handelsverträge kann ich den in dieser Beziehung verbreiteten Optimismus nicht völlig theilen.

Der *mitteleuropäische Zollverein*, wenn er ausführbar ist, liegt jedenfalls in weiter Ferne. Wir leben eben nicht mehr in den Zeiten Bruck's, dessen genialen Plan Bismarck bekämpfen mußte. Damals zeigte sich die Schwierigkeit, große und selbständige Wirthschaftsgebiete handelspolitisch zu verschmelzen, ehe die Frage der politischen Vorherrschaft entschieden ist.

Als in den achtziger Jahren Brentano — damals in Wien — für den deutsch-österreichischen Zollverein die Stimme erhob, wäre vielleicht noch etwas zu machen gewesen. Aber die deutschen Agrarier zogen die autonome Erhöhung der Getreidezölle vor, statt unter geringen Opfern das Bündniß mit den ungarischen Magnaten zu erkaufen, die deutsche Volkswirthschaft auf breitere Basis zu stellen und damit auf lange hinaus ihren gemischt landwirthschaftlich-gewerblichen Charakter festzulegen. Heute geht das agrare Ausfuhrinteresse Ungarns zur Neige; wurde doch dieses Jahr fremdes Getreide in beträchtlicher Menge nach Fiume dirigirt.

Alle Welt aber ist darin einig, daß der Weg zum europäischen Zollverein über Oesterreich-Ungarn führen

*) R. E. May: wirthschafts- und handelspolitische Rundschau für das Jahr 1897.

müßte. Frankreich liegt handelspolitisch fest. Wenn Graf Kanitz uns das Frankreich Méline's als Muster aufstellt, so vergißt er die gänzlich anders gearteten Verhältnisse Frankreichs, die ihm eine handelspolitische Isolirung eher ermöglichen als uns: die stabilen Bevölkerungsverhältnisse, sowie den reichen, alljährlich durch Ersparnisse vermehrten Besitz an fremden Werthen. Vor allem aber berücksichtigt er nicht den großen Kolonialbesitz, welcher handelspolitisch eng mit Frankreich verkettet ist. Algierisches Getreide, Schlachtvieh und Wein gehen zollfrei in Frankreich ein, ebenso wie die französischen Fabrikate in dem nach Süden unbegrenzten, in Sprache und Sitte mit dem Mutterlande verschmelzenden neuen Frankreich. Der Handel zwischen Frankreich und Algier betrug Anfang der 90er Jahre bereits etwa auf beiden Seiten je 200 Mill. Frcs. jährlich. Durch Erwerb von Tunesien, der alten Kornkammer der Welt, hat die Kolonie eine werthvolle Erweiterung erfahren, und auch hier steht völlige handelspolitische Einigung in Vorbereitung.

Gegenüber dem alten Europa hat der Weltverkehr für Deutschland eine immer größere Bedeutung erlangt. Man hat neuerdings bei Gelegenheit der Flottenvorlage auf den überseeischen Verkehr der deutschen Häfen hingewiesen, welcher 1895 bereits 31 Proz. des deutschen Gesammthandels betrug. Hierzu aber hat man zu rechnen den Verkehr über die Rheinstraße und die natürlichen Häfen des westlichen Deutschlands. Dann ist gewiß bereits weit über die Hälfte des deutschen Handels Seehandel, und denkt man außerdem noch des Ueberlandhandels nach Rußland und dem Orient, so fällt die weit überwiegende Bedeutung des Weltverkehrs voll in das Auge. Der früheren englischen Vermittlung ledig haben wir theilweise selbst den fremden Zwischenhandel und die Küstenschiffahrt in die Hand genommen. Zwar ist uns noch die englische Handelsflotte außerordentlich überlegen (1½ gegen 9 Mill. Tons); aber doch ist Hamburg der größte Hafen des Festlandes. Die Hamburger Packetfahrt ist das größte Schiffahrtsunternehmen der Welt und besitzt neben dem Norddeutschen Lloyd die größten und schnellsten Schiffe — beides ohne staatliche Unterstützung. Antwerpen und Rotterdam, Hamburgs ernstliche Mitbewerber, wurzeln weit in der deutschen Volkswirthschaft.

In der Welt aber, mit der uns unsere Häfen verbinden, sind zwei Züge für die Gegenwart besonders bezeichnend. Der eine ist die fortschreitende Organisirung des Südens durch den Norden, sei es auf dem Wege der kolonialen Angliederung, sei es durch gemeinsame europäische Kontrolle oder lediglich durch geschäftliche Beherrschung. Diesen mehr oder minder rückständigen Theilen der Welt gegenüber sind politische Machtmittel unentbehrlich. So hat z. B. auch England in neuerer Zeit, wie Fuchs zeigt, derartigen Nationen gegenüber beim Abschluß von Handelsverträgen seinen maritimen Machtmitteln manche Erfolge verdankt.

Der zweite für die Gegenwart bezeichnende Zug ist das Hervortreten dreier großer Wirthschaftsgebiete, welche nahezu alle Produkte der Erde in ihren Grenzen hervorbringen, und unter möglichster Selbständigkeit nach außen ihre Glieder immer inniger zu verketten suchen. Zwischen die Nation und die Menschheit schiebt sich das Weltreich — ein Wiederaufleben des Merkantilismus auf breiterer Basis.

Rußland ist heute nicht mehr das Land der Eisbären und Zobeltiere; in seinen Grenzen gedeiht die Baumwollstaude und die Dattelpalme; durch seine Bahnbauten gliedert es einen immer größeren Theil des asiatischen Festlandes an sich. Während gegen Ausgang des Mittelalters die Welthandelsstraßen nach dem Westen verlegt wurden, so verbesserte bereits der Suezkanal die peripherische Lage Deutschlands. Heute rückt Deutschland wieder in die Mitte der Welt: nach Vollendung der sibirischen Bahn wird man in etwa gleicher Zeit, von Berlin nach Osten oder Westen ausfahrend, den Pacific erreichen.

Werfen wir einen Blick auf unser Verhältniß mit Rußland. In dem Feldzug, welchen wir in den achtziger Jahren gegen den Rubel führten, haben wir die russischen Werthe unterwerthig aus Deutschland ausgetrieben und die französische Volkswirthschaft, welche sie aufnahm, außerordentlich bereichert. Heute steht die 3 prozentige russische Rente höher als 1888 die 5 prozentige.

Trotz aller Geheimverträge hätte dieser wirthschaftliche Kriegszustand früher oder später zum politischen Zusammenstoß geführt, zum unfruchtbarsten aller Kriege. Wie ich kurz vor den Reichstagsverhandlungen über den deutsch-russischen Handelsvertrag in den Preußischen Jahrbüchern ausführte, war seine Ablehnung dem Europa feindlichen Panslavismus erwünscht, dessen Trägerin das großindustrielle Moskau ist; Franzosenfreundschaft ist für Rußland möglich bei handelspolitischer Isolirung. Der Handelsvertrag senkte die Wagschale zu Gunsten der liberalen, Europa freundlichen Elemente; er bedeutete einen Umschwung der gesammten inneren und äußeren Politik des Zarenreichs, dessen Front bisher gegen den Westen gerichtet, nunmehr gegen den Osten und gegen England sich wandte.

Der Handelsvertrag bedeutete ferner, daß sich Deutschland und Rußland ihrer wirthschaftlichen Interessengemeinschaft bewußt wurden. Deutschland ist der natürliche Markt des russischen Getreides, und der Roggen, das Hauptprodukt Rußlands, ist geradezu auf den deutschen Verbraucher angewiesen. Die Nothwendigkeit der Erhaltung seiner Zahlungsbilanz zwingt Rußland zur Ausfuhr nach Deutschland. Der Finanzminister Witte hat neuerdings bei Gelegenheit eines landwirthschaftlichen Kongresses die Bereitwilligkeit Rußlands ausgesprochen, das Handelsvertragsverhältniß fortzusetzen; sein Abbruch wäre, wie bereits heute festzustellen ist, Schuld unserer Agrarier. Rußland steht heute im Begriff, seine Währung auf metallische Basis zu stellen und beginnt soeben seine Cirkulation mit Gold zu sättigen. Es wäre dies ein äußerst gewagtes Experiment bei einem Lande, dessen Werthe sich großen Theils im Ausland befinden, wenn es nicht fest entschlossen wäre, die bisherigen verkehrsfreundlichen Bahnen weiter zu wandeln.

Auf der anderen Seite hat Deutschland kein geringeres Interesse an der Fortsetzung der gegenwärtigen Politik. Deutschland hat eine größere Einfuhr nach Rußland als irgend welches andere Land. Wie die geistige Berührung mit Deutschland (die Romantiker, Hegel, Marx) in diesem Jahrhundert für das russische Geistesleben entscheidend gewesen ist, so sind auch die russisch-deutschen Wirthschaftsbeziehungen von Natur die enger Nachbarschaft, und versteht sich der deutsche Kaufmann am besten auf russische Bedürfnisse und russischen Geschmack; die zahlreichen Deutschen in Rußland vermitteln zudem persönliche Beziehungen. Auch die Entwicklung des asiatischen Reiches kommt Deutschland zu Gute, wie z. B. die „Nowoje Wremja“ neuerdings über das Vordringen deutscher Waaren gegenüber den englischen im östlichen Sibirien berichtet. Die sibirische Bahn wird als Rückfracht gegen Seide und Thee werthvoller und wenig voluminöser Industrieartikel, welche Rußland kaum liefert, nicht entbehren können. Auch unsere Bankbeziehungen sind im Verhältniß zu Rußland günstiger entwickelt als irgendwo sonst. Vielfach geben Russen, selbst dritten Ausländern gegenüber deutschen Rembours. Für die Thätigkeit deutscher Banken in Rußland selbst aber dürften nach Festigung der Währungsverhältnisse bei künftigen Verhandlungen Zugeständnisse vielleicht nicht ohne Erfolg anzustreben sein, da ja Rußland der Befruchtung durch befreundetes europäisches Kapital nicht entbehren kann.

Aber ein Zusammengehen mit Rußland ist nur möglich unter einer Bedingung: kein Vasallenverhältniß. Rußland ist gewohnt, in Asien wirthschaftliche Vortheile durch politische Machtmittel zu erreichen; Rußland würde sicherlich asiatische Politik auch im Westen versuchen, wenn es hoffen könnte, von uns Nachgiebigkeit zu ertrotzen, ohne solche zu leisten. Daher ein Verhältniß auf dem Fuße der Achtung und Gleichberechtigung! Hierzu bedarf Deutschland

einer Landmacht ersten Ranges, welche jede Vergewaltigung ausschließt, wodurch wir bekanntlich auch allein die französischen Revanchepolitiker in Schach halten und den europäischen Festlandsfrieden sichern.

Ein zweites Wirthschaftsgebiet, welches bei Abschluß nach außen Selbstgenügsamkeit nach innen anstrebt, sind die **Vereinigten Staaten**. Aber Amerika bedarf der handelspolitischen und kapitalistischen Anlehnung weniger als Rußland, und soweit es solcher bedarf, findet es sie eher bei England als bei uns. Daher besitzen wir Amerika gegenüber leider kein Zwangsmittel im wirthschaftlichen Kampfe. Das amerikanische Getreide wanderte im Fall eines Zollkrieges einfach nach England, und würde bei uns durch Getreide aus anderen Ländern ersetzt. Ein Kriegszoll gegen amerikanische Baumwolle bedeutete den Ruin unserer Baumwollindustrie, und abgesehen davon, daß ein Petroleumzoll Amerika gewiß nicht mürbe machen würde, so wäre er auch wirkungslos, wenn Amerika mit Rußland sich verständigte. Zollkriege, welche die Früchte Jahre langen Mühens vernichten, sind nur möglich, wenn man eines raschen Erfolges sicher ist. Da Amerika gegenüber das Gegentheil der Fall ist, so können nur die einen Zollkrieg befürworten, welche ihn verlieren und den Kampfzoll verewigt sehen möchten.

Wir sind Amerika gegenüber auf den schwachen Trost der englischen Freihändler angewiesen, daß bei vernünftigerer Zollpolitik die Exportfähigkeit der amerikanischen Industrie noch schneller wachsen würde, als dies ohnehin der Fall ist. Hat doch z. B. der gegenwärtige englische Handelsminister Mr. Ritchie erst vor wenigen Wochen auf Amerika als den in Zukunft gefährlichsten Konkurrenten der englischen Industrie hingewiesen. Beruhigender ist vielleicht der Gedanke, daß Amerika ein zu reiches Land ist, um nicht stets auch in Zukunft deutsche Waaren abzunehmen.

Je mehr wir den Vereinigten Staaten gegenüber zu einer gewissen Passivität verurtheilt sind, um so entschiedener müssen wir unsere Stellung in **Mittel- und Südamerika** wahren, wo wir heute vielfach eine maßgebliche Stellung besitzen. Die romanische Welt Amerikas ist in Zuverlässigkeit und Rechtssicherheit aber nicht nach europäischem Maßstab zu messen; wir werden ihr gegenüber um so mehr unter Umständen auf politische Machtmittel angewiesen sein, je mehr der Betrag des dort angelegten deutschen Kapitals (Staatsanleihen, Eisenbahnen, Plantagen u. s. w.) zunimmt. Hierzu aber bedürfen wir einer Flotte, welche nicht nur den jämmerlichen Streitkräften jener Staaten gewachsen ist, sondern unter Umständen auch den Nordamerikanern die Anrufung einer wirthschaftlichen Monroedoctrin entschieden verleidet. Die Vertheidigung Südamerikas ist ein Lebensinteresse Deutschlands.

In die Beurtheilung unseres Verhältnisses zu **England** mischt sich viel blinde Gefühlspolitik. Obgleich ich nicht leugnen kann, daß für Jeden, der sich mit sozialen Fragen befaßt hat, Männer wie Charles Kingsley und Arnold Toynbee zu den erfreulichsten Erscheinungen des Jahrhunderts gehören, so handelt es sich doch hier ausschließlich um unser Interesse. Bekanntlich hat England gerade alle auswärtigen Fragen seit Jahrhunderten vornehmlich nach wirthschaftlichen Gesichtspunkten beurtheilt — ein Kaufmann, der dem Kavalier sein „alberues Ruhmgeschäft“ ließ und, während dieser die britische „Krämerpolitik“ verachtete, ruhig die Welt einheimste.

Als dann 1846 England zum Freihandel überging, war die ganze Welt englisches Wirthschaftsgebiet. England nannte sich mit Stolz „die Werkstatt der Welt“. Es hoffte, daß die übrigen Nationen zum Freihandel übergehen und fortfahren würden, Rohstoffe und Nahrungsmittel gegen englische Gewerbeerzeugnisse auszutauschen. Der Größe des damaligen England war der Globus gerade groß genug. Die anderen Nationen aber errichteten Schutzzölle für ein aufblühendes Großgewerbe; mit der Zeit entwickelten sie selbst eine industrielle Ausfuhr, welche sich bei der großen Konsumfähigkeit Englands vielfach gerade auch auf den englischen Markt wandte. Demgegenüber machten die Engländer die Erfahrung, daß sie beim Abschluß von Handelsverträgen dem Auslande keine Gegengabe mehr bieten konnten. England konnte auf Grund der Meistbegünstigung, die es mit den meisten Staaten verband, lediglich an den Vortheilen theilnehmen, welche andere Staaten sich gegenseitig zubilligten. Selbst die Meistbegünstigungsklausel erschien gefährdet, wie sie denn Frankreich 1882 nur gesetzlich, nicht vertragsmäßig, und Spanien nur unter Herabsetzung des englischen Weinzolles gewährte.

Wenn aus allen diesen Gründen die älteren Freihandelsstimmungen in England verblaßten, so halte ich doch einen thatsächlichen Uebergang Englands zum Schutzzoll, wovon neuerdings bei uns so viel die Rede ist, für lange Zeit ausgeschlossen. Abgesehen davon, daß das industrielle Exportinteresse eine Vertheuerung der Produktion durch Zölle verbietet, werden Getreidezölle, ohne welche ein industrieller Schutzzoll schwerlich durchführbar wäre, von der Mehrzahl der Bevölkerung schlechthin abgewiesen.

Die praktische Bedeutung aller jener Bewegungen, welche das Auftreten der festländischen Konkurrenz in England hervorrief, besteht vielmehr in einer verstärkten Pflege der kolonialen Absatzgebiete. Alle Welt ist in England heute darin einig, die Kolonien, welche Cobden und John Bright aufgeben wollten, festzuhalten und auszubauen. Dem Liberalen Gladstone verdankt England die wichtigste Erwerbung, die es in neuerer Zeit gemacht hat: Aegypten. Der radikale Sir Charles Dilke vertritt mit Begeisterung die Idee des britischen Weltreichs, und nirgends ging, wie ich von Augenzeugen weiß, bei Gelegenheit des Telegramms des deutschen Kaisers an den Transvaalpräsidenten die feindliche Erregung tiefer als in den breiten Arbeiterschichten Lancashire's. In unablässiger Arbeit bemüht sich Chamberlain an der Vertiefung der Handelsbeziehungen zwischen den Kolonien und dem Mutterlande. Freilich erwies sich der Weg eines Reichszollvereins selbst in abgemildeter Gestalt des Hofmeyr'schen Projekts auf lange ungangbar, dagegen kann heute England nach Kündigung der Meistbegünstigung mit Deutschland und Belgien auf dem Wege der Handelsverträge mit den einzelnen Kolonien den Versuch machen, besondere Vortheile gegenüber den Mitbewerbern zu erlangen.

In Folge des Sieges einer freihändlerisch engagirten liberalen Partei und der Zuspitzung der zollpolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten hat Kanada dem Mutterlande ohne besondere Gegengabe Vorzugszölle eingeräumt. Ob England auf diesem Wege weitere Erfolge ernten wird, bleibt abzuwarten. Durch Neusüdwales kämen in dem federirten Australien freihändlerische Stimmungen England entgegen, und dem politisch beherrschten Indien gegenüber hätte England in der Herabsetzung des Theezolls ein wichtiges Zugeständniß an der Hand. Aber auch, wenn man die Aussichten in dieser Hinsicht nicht so günstig beurtheilt, wie Fuchs und Rathgen, so besitzt doch England auch heute bei formell gleicher Behandlung seiner europäischen Mitbewerber auf den Märkten seiner Kolonien eine weitgehende Vorherrschaft. So zeigt Indien, Australien und das Kapland ein riesiges Ueberwiegen der Einfuhr aus England und den britischen Besitzungen innerhalb der Gesammteinfuhr; z. B. 1890 Indien 75 von 85 Millionen Pfund Sterling, Neusüdwales 20 von 22½ Millionen Pfund Sterling, das Kapland 9 von 10 Millionen Pfund Sterling; selbst Kanada zeigt schon damals vor Einführung des Differentialtarifs eine britische Einfuhr von 9,3 gegenüber einer amerikanischen von 10,7 Millionen Pfund Sterling. Auch ist die Stellung der City als Vermittlerin zwischen Europa und dem britischen Weltreich noch heute unerschüttert. In erster Linie mögen hierhin wirken die Zusammenhänge der Abstammung, Gewohnheit und der persönlichen Beziehungen, daneben auch staatliche Maßnahmen (z. B. Gestaltung des indischen Tarifs). Jedenfalls wird die Fortdauer des Satzes, daß England am besten die Welt zu Gunsten aller

verwalte, um so zweifelhafter, je schärfer auch übersee die auswärtige Konkurrenz einsetzt

Welche Folgerungen ergeben sich aus dem Gesagten für Deutschland? In erster Linie: England und Deutschland sind sich gegenseitig die besten Abnehmer, der vierte bis fünfte Theil der Gesammtausfuhr beider Länder kommt auf den gegenseitigen Austausch. Unser Interesse verlangt Sicherung und Pflege des hochwichtigen englischen Marktes. Es ist ein Verdienst der „Nation“ stets auf die Wichtigkeit der deutsch-englischen Wirthschaftsbeziehungen hingewiesen zu haben, insbesondere gegenüber jenen Ruhmrednern, die gar nicht ermessen, was gegenwärtig ein Krieg mit England für uns bedeutet. Weisen doch englische Stimmen mit Recht darauf hin, daß England allein von allen Mächten ohne zu große Gefahr für sich Deutschland angreifen könne, daß keine Küste leichter zu blockiren sei als die deutsche, daß ein solcher Krieg durch Unterbrechung der Ausfuhr und der Handelsbeziehungen für Deutschland unabsehbare Verluste mit sich bringen würde. Solche Stimmen werden verständlich, wenn man bedenkt, in welchem Umfange der deutsche Handel innerhalb des Gesammthandels der Welt sich während der letzten Jahrzehnte vorgeschoben hat. (Nach E. v. Halle hat seit Anfang der achtziger Jahre der gesammte Welthandel um 8 Proz., der deutsche Handel um 33 Proz. zugenommen). Gerade um die vernünftigen und friedlichen Elemente in England zu stärken und den Handelsneid in unschädliche Grenzen zu bannen, bedürfen wir einer Vertheidigungsflotte, welche jeden Angriffsgedanken dem nüchternen Sinn des Engländers verleidet.

Weiter haben wir mit den andern Festlandsnationen das gleiche Interesse daran, daß die britische Territorialausdehnung ihre Grenze erreicht habe. Das britische „Vom Cap zum Nil“ widerspricht zwar in erster Linie den französischen, aber doch auch den deutschen Interessen; deutsche Lebensinteressen aber würden berührt durch eine britische Kontrolle des noch unvertheilten Restes der Welt, vor allem Chinas und der Türkei, deren Annexion Disraeli vorbereitete. Zwar haben demgegenüber ruhigdenkende Engländer selbst, wie z. B. Goschen 1889, sich gegen eine weitere Vorschiebung der britischen Grenzen erklärt, weil das offenkundige Mißverhältniß zwischen Ausdehnung und Machtmittelpunkt hierdurch noch weiter verschärft würde. Aber gegenüber den riesenhaften Erwerbungen, die England noch in den 80er und 90er Jahren gemacht hat (Egypten, Burma, Sansibar, Ostafrika Matabeleland), kann sich das festländische Europa auf jene Einsicht nicht verlassen, vielmehr hat es sie zu vertiefen durch Vertheidigung der gemeinsamen Festlandsinteressen, wobei Deutschland, ohne sich in den Vordergrund zu schieben, nicht fehlen darf. Hierbei sollte unsere Diplomatie sich mit kaufmännischem Geiste durchdringen und alle auswärtige Politik im Grunde Handelspolitik sein. Aber wenn wir dies verlangen, so müssen wir unsern Diplomaten das Instrument in die Hand geben, ohne welches sie nichts als schwächliche Bittsteller sind und besser zu Hause bleiben: eine schlagfertige Flotte, die, wenn schon zweiten Ranges, doch als Bundesgenossin geschätzt ist.

In nächster Zukunft dürfte es sich für uns weniger um Kolonialerwerb größeren Stiles handeln, als um die Erhaltung des offenen Marktes für alle und um die Abwehr fremder Eroberungen. Sollte jedoch einmal in Zukunft der Tag der Liquidation hereinbrechen, so muß Deutschland die Macht besitzen, an ihr Theil zu nehmen.

G von Schulze-Gaevernitz.

Parlamentsbriefe.

X.

Die Flottenvorlage ist aller Wahrscheinlichkeit nach geborgen. Der größte Theil der Presse spricht mit apodiktischer Gewißheit aus, sie ist geborgen. Und in der That geberdet sich der Führer des Centrums, das den Ausschlag zu geben hat, so, als habe er den Widerstand des größten Theils seiner Parteigenossen nicht mehr zu fürchten. Daß unter den bayerischen Mitgliedern des Centrums die Abneigung, alle Forderungen der Regierung zu bewilligen, groß ist, liegt zu Tage. Es mag in der Fraktion zu recht hitzigen Auseinandersetzungen gekommen sein und vielleicht noch kommen. Indessen muß Herr Lieber das Stimmverhältniß, das unter seinen Freunden besteht, besser beurtheilen können, als irgend ein Außenstehender, und wir trauen ihm Vorsicht genug zu, daß er sich nicht als Beherrscher der Situation benommen haben würde, wenn er es nicht in der That wäre.

Die Flottenvorlage kommt als ein Kompromiß zwischen Regierung und Centrum zu Stande, — so scheint es. Die Regierung setzt ihren Willen durch — so ist es. Das Centrum war es seinen Anhängern schuldig, den Anschein hervorzurufen, als schriebe es der Regierung die Bedingungen vor, unter denen es seine Genehmigung ertheilt; eine Regierung, die nach mancherlei Gefahren ihren Willen durchsetzt, ist stets bereit, in der Form ein wenig nachzugeben. Es läßt sich nicht behaupten, daß die Redaktionsänderungen, welche das Centrum vorgenommen hat, glückliche seien; aber die Regierung ist klug genug, einzusehen, daß es bei Finanzgesetzen nicht auf die schöne Außenseite, sondern auf das Herz ankommt, und sie findet, daß das Herz gut ist.

Die Regierung hat einen Sieg erfochten und das Verdienst dafür gebührt dem neuen Staatssekretär der Marine, Herrn Tirpitz, der sich als eine parlamentarische Kraft bewährt hat. Wir haben keine Veranlassung, seinem Vorgänger, dem Hern Hollmann, ein schlechtes Abgangszeugniß zu schreiben; er ist ohne Zweifel ein tüchtiger Fachmann und ein braver Charakter. Aber die Fähigkeit, mit Parlamenten erfolgreich zu verhandeln, mag unter den Seebären noch seltener sein, als unter den Haudegen, und Herr Tirpitz, auf den übrigens schon Graf Caprivi, als er noch das Marineamt verwaltete, seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet hatte, hat diese Begabung in nicht geringem Grade.

Das Centrum, das sich zur Zeit der Begründung des Deutschen Reiches in einer anscheinend hoffnungslosen Minderheit befunden hatte, hat es seit dem Jahre 1893 dahin gebracht, dem deutschen Reichstage seinen Präsidenten zu geben, und einen Vizepräsidenten dazu. Es war für die Partei von nicht geringer Wichtigkeit, daß gerade in der Zeit, als seine Flagge über dem Deutschen Reiche wehte, die schöpferische Thätigkeit des Reichs einige werthvolle Früchte zeitigte. Es ist vom Glück in seltener Weise begünstigt worden; unter dem Präsidium des Herrn v. Buol ist das bürgerliche Gesetzbuch mit seinen Annexen zu Stande gekommen. Unter demselben Präsidium geht jetzt der langjährige Streit über die Flotte zu Ende. Vielleicht kommt auch noch die Militärstrafprozeßordnung zu Stande. Im Augenblicke sitzt sie allerdings noch auf einer Untiefe fest. Ueber den besonderen obersten Militärgerichtshof für Bayern ist eine Einigung bisher nicht erzielt worden. Schwer begreiflich ist der Werth, der von beiden Seiten auf diese Frage gelegt wird. Wir vermögen weder den Vortheil zu erkennen, den Bayern, noch den Nachtheil, den das Deutsche Reich von dieser Einrichtung haben wird. Die Hauptsache ist, daß das alte schriftliche Verfahren beseitigt wird. Vielleicht wird das Centrum auch bei diesem Anlaß seinen Ehrgeiz darein setzen, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die dem Abschlusse im Wege stehen.

Als Wahlparole ist die Flottenfrage allem Anschein nach beseitigt. Niemand wird darüber zufriedener sein als die freisinnigen Gegner der Flottenverstärkung, die sehr unglücklich manövrirt hatten. Die materiellen Forderungen, welche die Regierung stellt, haben wir von vornherein für gemäßigte und berechtigte gehalten. Inzwischen aber hat die Vergrößerung der Flotte an Popularität noch erheblich gewonnen, zumal von dem Tage ab, wo Deutschland sich auf Kiautschau festgesetzt und damit einen Schritt gethan hat, dem auch die Gegner der afrikanischen Kolonialpolitik ihre Zustimmung nicht versagen konnten.

Zu einer eingehenden Debatte gab diesmal das Reichseisenbahnamt Veranlassung, an dessen Budget die Freisinnige Vereinigung den Antrag knüpfte, es möchten vom Reiche Veranstaltungen getroffen werden, um die Betriebssicherheit zu erhöhen, und die Betriebsmittel zu vermehren. In den Bestimmungen der Reichsverfassung findet dieser Antrag eine genügende Stütze. Die Reichsgesetzgebung über das Eisenbahnwesen gleicht einem schlummernden Löwen. Es bedarf nur eines übereinstimmenden Beschlusses vom Reichstag und Bundesrath, um den Eigensinn oder die Unthätigkeit der partikularen Eisenbahnverwaltungen zu überwinden.

Das Reich hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, ein Eisenbahngesetz zu erlassen, welches das Eisenbahnwesen für Deutschland ebenso einheitlich gestaltet wie etwa das Zollwesen. Diese Aufgabe wird allerdings nicht an einem Tage gelöst werden. Das Eisenbahnwesen hat zwei Seiten, eine wirthschaftliche und eine polizeiliche. Und in polizeilicher Beziehung ist die Beseitigung von Mißverhältnissen weit dringlicher als in wirthschaftlicher. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen hat den großen Nachtheil gehabt, daß in derselben Hand zwei Funktionen, welche schlechthin getrennt bleiben sollten, mit einander verbunden sind: die fiskalisch-wirthschaftliche Ausbeutung des in den Eisenbahnen steckenden Anlagekapitals und die Ausübung des staatlichen Hoheitsrechtes auf Beaufsichtigung der Eisenbahnen. Die Uebertragung des Hoheitsrechtes von den Einzelstaaten auf das Reich würde diesem Uebelstande ein Ende machen. Durch die allzu große Sparsamkeit der Eisenbahnverwaltungen sind Uebelstände von erschreckendem Umfange entstanden, denen entgegengewirkt werden muß. Die Aufforderung an den Reichskanzler, für größere Betriebssicherheit der Eisenbahnen zu sorgen, darf nicht ungehört verhallen. Der Antrag der Freisinnigen Vereinigung ist mit großer Mehrheit angenommen.

Im Abgeordnetenhause hat eine recht lebhafte Debatte über das Börsengesetz stattgefunden, die von agrarischer Seite herauf beschworen wurde. Die Agrarier haben bei solchen Gelegenheiten stets die schwierige Aufgabe, zwei Dinge zu beweisen. *Erstens*: das Börsengesetz hat ganz ausgezeichnete Wirkungen gehabt und alle die Erfolge gezeitigt, die man beabsichtigt und gewünscht hat, und darum darf an dem Börsengesetz nicht gerüttelt werden. *Zweitens*: das Börsengesetz ist nicht weit genug gegangen und es vollziehen sich täglich ungestört Dinge, die der Gesetzgeber eigentlich hat verbieten wollen. Darum muß das Börsengesetz verschärft werden.

Für den gewöhnlichen Verstand waltet zwischen diesen beiden Sätzen eigentlich ein Widerspruch ob; da es aber den Agrariern weniger auf die Logik als auf die Kornpreise ankommt, so sind sie nicht behindert, diese beiden Sätze neben einander auszusprechen. Für die Freisinnige Partei empfiehlt es sich, über das Börsengesetz so wenig als möglich zu klagen. Der Zeitraum von fünf Vierteljahren hat nicht ausgereicht, die Wirkungen, welche das Gesetz nothwendig haben mußte, und in der That gehabt hat, befangenen Augen klar zu machen. Man muß es weiter wirken lassen, ehe man auf Abhilfe sinnt. Belehrung von Menschenzungen verspricht wenig Erfolg; stultorum magister eventus.

Das Gesetz über das westfälische Anerbenrecht ist im Herrenhause angenommen und wird im Abgeordnetenhause gleichfalls angenommen werden. Herr von Miquel beherrscht nicht allein das Ministerium der Finanzen, sondern auch das der Justiz. Vor zwanzig Jahren erwartete man von den Landgüterrollen das Heil der Welt; heute liegen die Landgüterrollen beim alten Eisen. Seitdem die wirthschaftliche Reaktion am Ruder ist, schafft sie nur Gesetze, mit denen sie selbst nach wenigen Jahren unzufrieden ist.

Der Fonds der Centralgenossenschaftskasse ist in kurzer Zeit von 5 auf 50 Millionen erhöht worden und es ist die Aussicht eröffnet, daß nach wenigen Jahren noch mehr gefordert werden wird; vielleicht 200 Millionen, bis zu welcher Summe inzwischen der Ansiedelungsfonds für die Provinz Posen angewachsen ist. Die Kraft, zu fordern wird jedenfalls länger anhalten als die Kraft zu gewähren. Der Augenblick, wo der Rückschlag eintreten wird, ist vielleicht noch fern, aber doch näher als die Agrarier sich träumen lassen. Denn stets im Wandel ist der Himmelsbogen.

Proteus.

Die Erneuerung des Privilegiums der Reichsbank.

IV.

Von geringerer Wichtigkeit als die Frage der Verstaatlichung der Reichsbank, aber immerhin wichtig genug für die künftige Entwicklung dieses Instituts sind die Reformvorschläge, welche die Grundzüge der bestehenden Bankverfassung nicht antasten. Diese Vorschläge sind im Wesentlichen:

Erhöhung des Grundkapitals der Reichsbank und Aenderung der Kontingentirung der Notenausgabe.

Die Ansicht ist weit verbreitet, daß die Reichsbank durch eine Vermehrung ihrer eigenen Mittel zu einer erweiterten und billigeren Kreditgewährung instand gesetzt würde. Man glaubt vielfach, eine Vermehrung des *Grundkapitals* sei gleichbedeutend mit einer entsprechenden Vermehrung des *Baarvorrathes* der Reichsbank; dadurch werde die Notendeckung eine Besserung erfahren, welche der Reichsbank einen niedrigeren Diskontsatz ermöglichen würde.

Andere dagegen messen dem Grundkapital einer Notenbank lediglich die Bedeutung eines *Sicherheitsfonds* für etwaige Verluste bei; sie halten deshalb die eigenen Mittel der Reichsbank (120 Millionen Mark Grundkapital und 30 Millionen Mark Reservefonds) für durchaus genügend und bestreiten, daß eine Erhöhung des Grundkapitals irgend einen Einfluß auf die Gestaltung der Notendeckung und auf die Diskontsätze ausüben könne.

Zweifellos ist die Annahme, durch eine Kapitalerhöhung werde der Baarvorrath der Reichsbank ohne Weiteres entsprechend vermehrt, überaus oberflächlich. Die Mittel zur Kapitalvermehrung werden nicht aus einem Nichts geschaffen, sondern sie werden in irgend einer Form mittelbar oder unmittelbar dem freien Umlauf entzogen. Die Einzahlung auf neue Antheilscheine kann direkt in Baargeld oder Noten geschehen, indirekt durch Abschreibungen von Girokonten bei der Reichsbank; die Inhaber der betreffenden Konten müßten im letzteren Fall aber darauf Bedacht nehmen, ihr Guthaben durch vermehrte Einzahlungen von Geld oder durch verminderte Abhebungen wieder zu ergänzen, so daß auch hier die Einzahlung schließlich in Baargeld oder Noten geschieht. Soweit Baargeld eingezahlt wird, erfährt allerdings der Baarvorrath eine Vermehrung, soweit Noten eingezahlt werden, erfährt der Notenumlauf eine Verminderung; die daraus sich ergebende Verminderung des durch Baargeld nicht gedeckten Notenumlaufs der

Bank würde dem Betrag der Einzahlungen auf die neuen Antheilscheine entsprechen. Um denselben Betrag würden jedoch die im freien Verkehr befindlichen Umlaufsmittel vermindert werden.

Nun ist aber der Bedarf des freien Verkehrs nach Umlaufsmitteln jeder Art durch die allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse bedingt, und deshalb können der Geldcirkulation nicht ohne Weiteres große Summen von Noten oder von Metallgeld entzogen werden. Da der Geldbedarf in letzter Linie seine Befriedigung bei der Reichsbank sucht, würden die durch die Erhöhung des Grundkapitals aus dem freien Umlauf in die Keller der Reichsbank übertragenen Summen bald wieder aus der Reichsbank herausgeholt werden und zwar auf einem einfachen Wege. Sobald dem Geldmarkt durch die Einzahlungen auf die neuen Reichsbankantheile — sagen wir 100 Millionen Mark entzogen würden, könnte ein Theil der Kreditansprüche, die bisher auf dem offenen Markt Befriedigung fand, dort nicht mehr befriedigt werden und er müßte sich in Folge dessen an das ultimum refugium des soliden Kredits, an die Reichsbank wenden. Die Wirkung der Kapitalsvermehrung auf Baarvorrath würde also mindestens zum Theil durch eine vermehrte Inanspruchnahme des Kredits der Reichsbank aufgehoben werden.

Immerhin bestehen einige Gegenwirkungen.

Ein Theil der neuen Antheilscheine würde zweifellos vom Auslande gekauft werden und dadurch momentan günstig auf die deutsche Zahlungsbilanz einwirken; das Ausland würde unter sonst gleichen Umständen mehr Gold nach Deutschland senden, und dieses Gold würde in erster Linie der Reichsbank zufließen.

Ferner ist zu berücksichtigen, daß Deutschland einen Bedarf an Anlagepapieren hat, welcher den Umfang der neu auf den Markt kommenden deutschen Werthe im Allgemeinen beträchtlich übersteigt. Die Kenner der Verhältnisse sind überzeugt davon, daß Deutschland seinen Besitz an fremden Effekten fortwährend vermehrt. Würde nun ein hoher Betrag neuer Antheilscheine der Reichsbank auf den Markt gebracht werden, so würde höchst wahrscheinlich die Neuanlage in ausländischen Effekten eine dem Betrag der in Deutschland selbst untergebrachten neuen Antheilscheine annähernd entsprechende Verringerung erfahren. Da die vom Ausland bezogenen Effekten ebenso wie importirte Waaren bezahlt werden müssen, würde auch dadurch unsere Zahlungsbilanz momentan verbessert.

Auf diese Weise würde die auf dem deutschen Geldmarkt durch die Einzahlungen auf die neuen Reichsbankantheile entstehende Lücke zum Theil durch einen vermehrten Goldzuschuß von außerhalb ausgefüllt werden, und die Vermehrung der Kreditansprüche würde wohl nicht unerheblich hinter dem Umfang der durch die Kapitalvermehrung bewirkten Verstärkung der eigenen Mittel der Reichsbank zurückbleiben. Für die Beurtheilung der Einwirkung dieser Verhältnisse auf den Bankdiskont darf jedoch nicht vergessen werden, daß die momentane Verbesserung der Zahlungsbilanz auf die Dauer im entgegengesetzten Sinne wirken müßte: für die im Ausland untergebrachten Reichsbank-Antheile müßte jährlich die Dividende nach dem Ausland remittirt werden, und außerdem würden uns die Zinsen der ausländischen Effekten entgehen, welche in Folge der Begebung der neuen Reichsbank-Antheile nicht nach Deutschland gebracht würden.

Der Zusammenhang zwischen Kapitalerhöhung, Verstärkung des Baarvorraths und Diskontpolitik ist also durchaus nicht so einfach und unzweifelhaft, wie er auf einen oberflächlichen Blick erscheinen mag.

Andererseits kann ich der Theorie, daß für die Notenbanken das Grundkapital lediglich die Bedeutung eines Sicherheitsfonds habe, daß die eigentlichen Betriebsmittel einer Notenbank die Noten und die fremden Gelder sind, nicht beitreten.

Thatsächlich fungiren die eigenen Mittel der Bank (Grundkapital und Reservefonds) als Geschäftsfonds. Ein großer Theil ist in Immobilien festgelegt, der Rest wird, ebenso wie die Noten und fremden Gelder, zur Kreditgewährung verwendet.

Bereits im ersten Artikel, als es sich um die Zurückweisung der ungerechtfertigten agrarischen Ansprüche an die Reichsbank handelte, ist ausgeführt worden, daß die Aktiva der Reichsbank ihren Passiven entsprechen müssen, daß täglich fälligen Verbindlichkeiten, wie Noten und Giroguthaben, nur durch Baargeld oder kurzfristige Wechsel gedeckt sein können. Die Bank muß ängstlich über die Deckung ihrer täglich fälligen Verbindlichkeiten wachen, vor allem durch die Einschränkung ihrer nicht aus kurzfristigen Wechseln bestehenden Anlage, und ferner darüber, daß auch die Anlage in kurzfristigen Forderungen sich nicht allzu sehr auf Kosten des Bestandes an baarem Geld ausdehne. Sie muß dafür um so ängstlicher Sorge tragen, je mehr ihre Passiven aus täglich fälligen Verbindlichkeiten bestehen; andererseits kann sie sich in ihrer Kreditgewährung nach Art, Umfang und Billigkeit um so liberaler zeigen, einen je größeren Raum unter den Passiven die eignen Mittel der Bank, Grundkapital und Reservefonds, die nicht zurückgefordert werden können, im Verhältniß zu den täglich fälligen fremden Geldern und Noten einnehmen. Die eigenen Mittel der Bank sind aber seit ihrer Begründung dieselben geblieben, ja der für die Kreditgewährung verfügbare Theil hat sich durch die fortschreitende Ausdehnung der Investirungen in Grundstücken und Gebäuden vermindert, während die täglich fälligen Verbindlichkeiten (einschl. der Noten) sich von etwa 900 Millionen Mark auf fast 1 600 Millionen Mark vermehrt haben.

Auch diejenigen, welche eine Kapitalerhöhung für überflüssig halten, behaupten nicht, daß eine solche Maßregel schaden werde, außer in einem Punkte: man glaubt, daß der Reingewinn nicht im Verhältniß zur Kapitalvermehrung steigen werde.

Diese Möglichkeit ist zuzugeben, jedoch nicht ohne eine wesentliche Einschränkung. Die neuen Antheilscheine würden nicht zu ihrem Nennwerth begeben werden, sondern zu einem beträchtlich höheren Kurs. Da der augenblickliche Kursstand der Reichsbankantheile 160 ist, kann man wohl annehmen, daß sich die neuen Antheile zu etwa 150 unterbringen ließen. Die Einzahlungen auf diese Antheile würden also der Reichsbank etwa um die Hälfte mehr Mittel zuführen, als der nominellen Vermehrung des Grundkapitals entsprechen würde. Mit der Grundkapitalerhöhung ließe sich zweckmäßig die Bestimmung verbinden, daß der Reservefonds, der gegenwärtig ein Viertel des Grundkapitals beträgt, bis zur Hälfte des Grundkapitals gesteigert werden soll. Die neuen Antheilscheine würden bei einem Kurs von 150 den auf sie entfallenden Theil des neuen Reservefonds gleich mitbringen. Die Anlage der neuen Mittel würde zu einem erheblichen Theil im Lombardverkehr erfolgen, ihre Verzinsung würde sich dementsprechend durchschnittlich wohl mindestens auf 4 Proz. stellen und dementsprechend die Verzinsung des Nominalwerthes auf 6 Proz. Da die durchschnittliche Dividende der Antheilseigner bisher $6\frac{1}{2}$ Proz. betragen hat, würde durch die Kapitalvermehrung voraussichtlich die Dividende der Antheilseigner keine wesentliche Verminderung erfahren, und der Antheil des Reichs würde zwar nicht im Verhältniß zum vermehrten Kapital steigen, aber doch auch in seinem absoluten Betrag kaum zurückgehen.*)

*) Unter den oben bezeichneten Voraussetzungen würde sich bei einer Vermehrung des Grundkapitals um 80 Millionen Mark und einer Erhöhung des Reservefonds auf die Hälfte des Grundkapitals der Reingewinn und seine Vertheilung folgendermaßen berechnen:

Der Reingewinn betrug im Durchschnitt der Jahre 1891/96 14,5 Millionen Mark.

Bei einer Kapitalvermehrung um 80 Millionen Mark und einer Begebung der neuen Antheilscheine zum Kurs von 150 kommen zu den

Eine Kapitalvermehrung der Reichsbank kann also in jeder Beziehung als ein mindestens ungefährliches Experiment angesehen werden.

* *
*

Einfacher zu beurtheilen und wichtiger in ihrer Tragweite ist die Frage einer Aenderung des Systems der Kontingentirung des Notenumlaufs oder mindestens eine Erweiterung des der Reichsbank zugewiesenen Kontingents. Ich habe diese Frage im Finanz-Archiv von G. Schanz*) und auch in dieser Wochenschrift**) eingehend erörtert und kann mich deshalb hier kürzer fassen.

Der Artikel 9 des Bankgesetzes bestimmt, daß die Notenbanken, sobald ihre Notenausgabe ihren Baarvorrath um bestimmte ihnen zugewiesene Beträge überschreitet, vom Ueberschuß eine Steuer von 5 Proz. per annum an die Reichskasse zahlen müssen. Die Summe der steuerfreien Notenkontingente beläuft sich auf 385 Millionen Mark, das Kontingent der Reichsbank war ursprünglich auf 250 Millionen Mark festgesetzt, hat sich aber dadurch, daß ihm die Kontingente der auf ihr Notenrecht verzichtenden Banken zuwuchsen, allmählich bis auf 293,4 Millionen Mark vermehrt.

Der Zweck dieser Vorschrift war, den durch Baargeld nicht gedeckten Notenumlauf höchstens vorübergehend und unbeträchtlich über die steuerfreien Beträge anwachsen zu lassen, und zwar sollen die Banken durch die 5prozentige Notensteuer gezwungen werden, bei Ueberschreitungen ihres Kontingents einen Diskontsatz von mindestens 5 Proz. zu halten, um dadurch einem weiteren Anwachsen des Notenumlaufs entgegenzuwirken.

Die Sicherheit des Notenumlaufs, welche durch dieses System gewährleistet werden sollte, ist jedoch nicht abhängig von dem absoluten Betrag der ungedeckten Noten, sondern von dem Verhältniß zwischen Notenumlauf und Notendeckung. Seit dem Erlaß des Bankgesetzes hat sich der Metallvorrath der Reichsbank von wenig über 500 Millionen Mark auf etwa 1 Milliarde Mark erhöht. Die Folge ist, daß, während man im Jahre 1875 annahm, bei einer vollen Ausnutzung des Notenkontingents werde die Metalldeckung des Notenumlaufs nur 55 Proz. betragen, in den letzten Jahren Kontingentsüberschreitungen bei einer Metalldeckung von mehr als 70 Proz. vorgekommen sind. Die Reichsbank hat es in solchen Fällen stets vorgezogen, einen ihrem günstigen Stand entsprechenden Diskont von nur 4 Proz. oder gar nur 3 Proz. zu halten und den zur 5prozentigen Steuer fehlenden Betrag aus eigenen Mitteln zuzulegen, um der deutschen Volkswirthschaft den Nachtheil einer in der Lage des Geldmarktes nicht gerechtfertigten Diskonterhöhung zu ersparen. Man kann also sagen, daß das System der Notensteuer von der Reichsbankleitung praktisch außer Wirksamkeit gesetzt ist.*)

In Folge dessen hat das System keine greifbaren nachtheiligen Wirkungen für die Allgemeinheit hervorgerufen, und Leute, deren erster Grundsatz ist, quieta non movere, sagen: das System ist zwar vielleicht an und für sich nicht zweckmäßig, das der Reichsbank zugewiesene Kontingent ist zu knapp geworden; aber da sich die Reichsbank, ungeachtet des daraus entstehenden Schadens für ihre Aktionäre, über das System hinaussetzt, braucht man es nicht zu ändern.

Ist schon der Standpunkt reichlich sonderbar, daß man ein System nicht ändern solle, dessen Unschädlichkeit lediglich auf der Nichtbefolgung seiner Intentionen beruht, so muß darüber hinaus diese „Unschädlichkeit“ dem Voraussehenden höchst zweifelhaft erscheinen.

Mit der allgemeinen wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands haben die Schwankungen des Geldbedarfs innerhalb der einzelnen Jahre, wie sie in den Veränderungen des ungedeckten Notenumlaufs zum Ausdruck kommen, erheblich zugenommen. In dem ganzen Jahrfünft 1876 bis 1880 hat die Spannung zwischen dem Maximum und Minimum des ungedeckten Notenumlaufs der Reichsbank nur 267½ Millionen Mark betragen, in dem einen Jahr 1895 dagegen hat sie den gewaltigen Betrag von 619½ Mill. Mark erreicht, mehr als doppelt so viel als das steuerfreie Kontingent beträgt. Dabei betrug der durchschnittliche ungedeckte Notenumlauf in dem Jahrfünft 1876/80 etwa 120 Millionen Mark, im Jahre 1895 dagegen nur 50 Mill. Mark. Trotzdem der ungedeckte Notenumlauf der Jahre 1876/80 fast 2½mal so groß war, wie im Jahre 1895, kam damals die Reichsbank nicht ein einziges Mal in die Notensteuer, während sie in dem einen Jahr 1895 dreimal ihr Kontingent überschritt. Bei der starken Geldnachfrage des vergangenen Jahres zeigten von den 48 Wochenübersichten nicht weniger als 10, mehr als ein Fünftel, Ueberschreitungen der Steuergrenze, die von der Reichsbank zu entrichtende Notensteuer belief sich in diesem einen Jahre auf fast 800 000 M., trotzdem die Notendeckung im Durchschnitt wesentlich besser war, als in den Jahren 1876/80. An der häufigeren und stärkeren Ueberschreitung des Kontingents trägt also nicht eine Ausdehnung des ungedeckten Notenumlaufs oder eine Verschlechterung der Notendeckung die Schuld, sondern lediglich die Vergrößerung der Schwankungen des Geldbedarfs. Wer kann behaupten, daß diese Entwicklung bereits ihren Höhepunkt erreicht hat? Wer will die Möglichkeit bestreiten, daß die Schwankungen des Geldbedarfs auch fernerhin anwachsen, daß die Reichsbank nach abermals einem Jahrzehnt in einem Jahre wirthschaftlicher Kraftentfaltung die Steuergrenze statt 10mal 15 und 16mal und häufiger überschreiten muß, um den legitimen Ansprüchen der deutschen Volkswirthschaft gerecht zu werden? Wird aber die Reichsbank auch dann noch, wenn sie für ein Drittel des Jahres 5 Proz. Notensteuer zahlen muß, im Stande sein, ihre Diskontpolitik von der Rücksicht auf die Notensteuer völlig freizuhalten? — Ich denke, diese Frage beantwortet sich von selbst. Hier kann es nicht beim Alten bleiben.

Die theoretisch beste Lösung wäre nach meiner Ansicht die Beseitigung der Kontingentirungsbestimmungen für die Reichsbank. Aber diese Lösung ist praktisch unmöglich; denn eine Beseitigung der Notensteuer für die Reichsbank, während sie für die Privatnotenbanken erhalten bliebe, würde niemals die Zustimmung der betheiligten Regierungen und mithin

14,5 Millionen Mark Reingewinn 4 Proz. Zinsen aus den neu eingezahlten 120 Millionen Mark, also 4,8 Millionen Mark, so daß der gesammte Reingewinn sich auf 19,3 Millionen Mark belaufen würde.

Bei dem gegenwärtigen Vertheilungsmodus würden erhalten

	die Antheilseigner	das Reich
an Vordividende zu 3½ Proz.	7,0 Millionen Mark	—
an Restdividende zu 2½ Proz.	5,0 „ „	5,0 Millionen Mark
vom Ueberschuß (19,3 Millionen Mark weniger 17 Millionen Mark = 2,3 Millionen Mark) die Antheilseigner ¼, das Reich ¾ . .	0,6 „ „	1,7 „ „
Summa . . .	12,6 Millionen Mark	6,7 Millionen Mark.

Der Antheil der Aktionäre würde einer Dividende von 6,3 Proz. entsprechen, während die durchschnittliche Dividende der Jahre 1891 bis 1896 6,85 Proz. betragen hat; sie würde sich also um etwa ½ Proz. vermindern. Dagegen würde der Reichsantheil, der im Durchschnitt des erwähnten Zeitraums 6,1 Millionen Mark betrug, auf 6,7 Millionen Mark steigen.

*) XIII. Jahrgang, Heft 2.

**) Nr. 17 der „Nation“ vom 23. Jan. 1897.

*) In der neu erschienenen 3. Auflage seines Kommentars zur Reichsgesetzgebung über Münz- und Notenbankwesen sagt der Reichsbankpräsident Dr. Koch unter Hinweis auf meine Ausführungen im „Finanz-Archiv“ ausdrücklich: „Das System der indirekten Notenkontingentirung ist aber schon deshalb ohne den vorausgesetzten entscheidenden Einfluß auf die Diskontpolitik der Reichsbank geblieben, weil es nicht bloß auf die Größe, sondern auch auf die Art des Geldbedarfs ankommt“.

des Bundesrathes finden; einer Aufhebung der Notensteuer für die Privatnotenbanken kann aber von keinem Kenner der Verhältnisse das Wort geredet werden.

Der nächste Ausweg wäre eine Erweiterung des Kontingents der Reichsbank; aber auch diese Abhilfe muß an die Bedingung geknüpft bleiben, daß den Privatnotenbanken nicht gleichfalls eine Kontingentserhöhung zugestanden wird.

Der Grund ist folgender:

Die Schwankungen des Geldbedarfs werden ausschließlich von der Reichsbank getragen, während der Notenumlauf der Privatnotenbanken jeder Elastizität entbehrt. Seit dem Erlaß des Bankgesetzes hat der durchschnittliche ungedeckte Notenumlauf der Privatnotenbanken nur zwischen 92,4 Millionen Mark im Jahre 1882 und 74½ Millionen Mark im Jahre 1894 geschwankt. Die Schwankung wäre noch geringer, wenn nicht seit 1882 zehn kleinere Privatnotenbanken eingegangen wären. Dagegen schwankte die durchschnittliche ungedeckte Notenausgabe der Reichsbank zwischen einer Ueberdeckung von 1 Millionen Mark im Jahre 1888 und einer Unterdeckung von 180 Millionen Mark im Jahre 1897. Noch viel krasser zeigt sich der Unterschied an den Spannungen innerhalb der einzelnen Jahre. Die Spannung zwischen dem Maximum und dem Minimum des ungedeckten Notenumlaufs betrug im Jahre 1897 bei der Reichsbank 523 Millionen Mark, 300 Proz. ihres durchschnittlichen ungedeckten Notenumlaufs, bei den Privatnotenbanken dagegen nur 20 Millionen Mark, 25 Proz. des Durchschnitts.

Die Ursache dieser Erscheinung ist, daß die Reichsbank und die Privatnotenbanken nach völlig verschiedenen Grundsätzen geleitet werden. Die Privatnotenbanken sind stets bestrebt, so viel wie möglich Noten in Verkehr zu setzen, um ihr Kontingent so ausgiebig wie möglich auszunutzen. Zu diesem Zweck unterbieten sie bei flüssigem Geldstand den Diskont der Reichsbank und sichern sich dadurch ein dauernd starkes Wechselportefeuille und einen dauernd hohen Notenumlauf. Sobald sie sich aber bei einer auch nur leichten Anspannung des Geldmarktes der Steuergrenze nähern, helfen sie sich durch Rediskontirungen bei der Reichsbank. Dadurch wird die Aufgabe, den Schwankungen des Geldbedarfs zu genügen, — die eigentliche raison d'être der Notenbanken — voll auf die Reichsbank übergewälzt. Dabei war der durchschnittliche ungedeckte Notenumlauf der Privatnotenbanken in den fünf Jahren 1886/90 nicht viel kleiner, in dem Jahrfünft 1891/95 sogar etwas größer als derjenige der Reichsbank. Man kann also sagen, daß die eine Hälfte des deutschen Notenumlaufs ihre wichtigste Funktion nicht erfüllt, ja daß die andere Hälfte allein die vollen Dienste des ganzen Notenumlaufs zu leisten gezwungen ist.

Unzweifelhaft wird dadurch die Diskontpolitik der Reichsbank erschwert. Je größer die Schwankungen des ungedeckten Notenumlaufs im Verhältniß zum gesammten Notenumlauf sind, desto zwingender ist die Nothwendigkeit, durch eine strenge Diskontpolitik auf einen möglichst niedrigen Durchschnitt des ungedeckten Notenumlaufs hinzuarbeiten; denn je größer die Schwankungen sind, desto größer sind die Abweichungen vom Durchschnitt; und je größer diese Abweichungen, desto schlechter ist der Status der Bank in den Zeiten der stärksten Anspannung.

Jede Erhöhung der Kontingente der Privatnotenbanken müßte diesen Schaden noch verschärfen. Die Vortheile einer Kontingentserhöhung für die Reichsbank würden dadurch aufgehoben werden.

Die einseitige Erhöhung des Kontingents der Reichsbank läßt sich aber — außer vom Standpunkt des allgemeinen Interesses — sehr wohl durch Gründe strenger Billigkeit motiviren. Bei der Vertheilung der Kontingente im Jahre 1875 dachte Niemand, daß das Kontingent für die Reichsbank nicht dieselbe Bedeutung haben werde, wie für die Privatnotenbanken. Thatsächlich jedoch betrachten die Privatnotenbanken ihr Kontingent als ein unverzinsliches Betriebskapital und nutzen es auf die geschilderte Weise so gründlich wie möglich aus. Die Reichsbank dagegen, welche allein die Anpassung des Notenumlaufs an die Schwankungen des Geldbedarfes bewirkt, kann, weil sie sich in dieser Weise in den Dienst der Allgemeinheit stellt, ihr Kontingent nur viel weniger ausgiebig benutzen. Wäre ihr durchschnittlicher ungedeckter Notenumlauf — wie derjenige der Privatnotenbanken — nahe an der Kontingentsgrenze, dann würden seine Schwankungen so zahllose und beträchtliche Kontingentsüberschreitungen verursachen, daß an eine Fortführung der Geschäfte nicht zu denken wäre. Wie groß der Unterschied in der Kontingentsausnutzung zwischen Reichsbank und Privatnotenbanken ist, geht daraus hervor, daß in den letzten fünf Jahren der durchschnittliche ungedeckte Notenumlauf bei den Privatnotenbanken 86 Proz. ihres Kontingents, bei der Reichsbank dagegen nur 34 Proz. betrug.

Sollte sich trotzdem eine Kontingentserweiterung für die Reichsbank nur unter der Bedingung einer entsprechenden Erhöhung der Kontingente der Privatnotenbanken erreichen lassen, dann wäre es besser, überhaupt auf eine solche Aenderung zu verzichten.

Dagegen würde sich dann eine Aenderung empfehlen, welche ich bereits an anderer Stelle vorgeschlagen habe,*) und welche nach meiner Ansicht auch im Falle einer Erhöhung des Kontingents der Reichsbank getroffen werden müßte: Der feste Steuersatz von 5 Prozent müßte durch eine veränderliche, sich nach dem jeweiligen offiziellen Diskontsatz der Reichsbank richtende Steuer ersetzt werden. Dadurch würde die Diskontpolitik von der lästigsten Fessel des gegenwärtigen Systems befreit werden, die Reichsbank könnte ihren Diskont nach der Lage des Geldmarktes reguliren, ohne daß sie, wie jetzt, für die gerechtfertigte und im Interesse der Volkswirthschaft liegende Aufrechterhaltung eines billigeren Diskonts, Strafe zahlen muß. Dagegen wäre sowohl der Reichsbank als auch den Privatnotenbanken jedes finanzielle Interesse an der Ueberschreitung des Kontingents entzogen, da der Gewinn aus der Mehrausgabe von Noten an die Reichskasse abgeliefert werden müßte. Da die Privatnotenbanken bereits unter dem gegenwärtigen System ihr Kontingent so ausgiebig wie möglich ausnutzen, Kontingentsüberschreiten aber nach Möglichkeit dadurch vermeiden, daß sie bei der Reichsbank ihre überschüssigen Wechsel rediskontiren, würde durch die vorgeschlagene Modifikation für sie überhaupt nichts geändert. Der Zweck der Einschränkung des ungedeckten Notenumlaufs würde also das Kontingentirungssystem auch mit dieser Modifikation erreichen. Die Privatnotenbanken könnten schließlich fernerhin, da auch für die von ihnen zu erhebende Notensteuer der Diskontsatz der Reichsbank maßgebend wäre, im Falle von Kontingentsüberschreitungen die Diskontsätze der Reichsbank nicht weiter unterbieten, ohne Verluste zu erleiden.

Durch eine solche Aenderung würde das System der Notensteuer, welches in seiner jetzigen Form für die nächsten 10 Jahre leicht unerträglich werden kann, und an dessen völlige Beseitigung für die Reichsbank vorläufig nicht zu denken ist, zum mindesten ungefährlich gemacht.

Wenn auch dieses Problem an Wichtigkeit weit hinter der Frage der Verstaatlichung der Reichsbank zurückbleibt, so darf es doch in seiner Bedeutung für die zukünftige Entwicklung der Reichsbank und des deutschen Geldwesens nicht unterschätzt werden. Hier ist das Feld, wo eine vernünftige und sachgemäße Reform Noth thut, und es ist nicht der geringste Nachtheil des Streites um die Verstaatlichung, daß er die öffentliche Aufmerksamkeit so ausschließlich in Anspruch zu nehmen droht, daß für die bescheidene, aber praktisch wichtige Reformarbeit nichts übrig bleibt. Auch gegen diese Gefahr ist anzukämpfen. Denn die glänzend bewährte Organisation der Reichsbank muß zwar in allen ihren wesentlichen Zügen unverändert erhalten bleiben, aber

*) In dem oben erwähnten Aufsatz im „Finanzarchiv".

daraus darf kein noli me tangere für Einzelheiten werden, welche veraltet sind und in der Zukunft gefährlich und unerträglich werden können. Nicht das ängstliche Festhalten bei einmal bestehenden Formen, sondern nur deren zeitgemäße Umbildung und Verbesserung kann die Grundlagen der Reichsbank auf die Dauer vor den Angriffen der verblendeten Selbstsucht einer mächtigen Klasse schützen.

Karl Helfferich.

Die Verjüngung des belgischen Liberalismus.

(Schluß.)

Die leidenschaftliche Sprache und die unprovozirten Gewaltthätigkeiten der Sozialisten einerseits; das Regiment der katholischen Regierung andererseits haben endlich das Gefühl der Lähmung bei den Liberalen beseitigt. Sie begriffen, daß wenn sie fortfahren würden, „sich zu sammeln", wie einige unter ihnen sich auszudrücken beliebten, daß sie alsdann in Kurzem aus allen den Stellungen, die sie noch besetzt hielten, verdrängt sein würden. Sie sahen ferner ein, daß es sich hier nicht nur darum handelte, die Fahne der intellektuellen und ökonomischen Freiheit gegenüber dem Klerikalismus und dem Sozialismus wieder zu entfalten; — sie hatten nicht nur eine Aufgabe für die Partei, sondern eine nationale Aufgabe zu erfüllen.

Zur Stunde ist das parlamentarische Regiment in Belgien vollständig gefälscht. Gegenüber einer erdrückenden katholischen Majorität, befindet sich eine kleine sozialistische Minorität mit revolutionären Allüren.

Es gibt in der gegenwärtigen Kammer — diese wesentliche Bedingung für ein gutes Arbeiten des Parlamentarismus — keine starke Opposition mehr, die auf konstitutionellem Boden stehend, ihrerseits die Hoffnung hegen könnte, zur Macht zu gelangen. Die Liberalen, die bis 1894 diese Opposition gebildet hatten, sind nur noch, wie bekannt, eine Hand voll Leute im Parlament, und sie spielen dort eine vollständig untergeordnete Rolle. Aber das exakte Wirken des Parlamentarismus ist für unser Land gerade zu eine Lebensbedingung. Belgien kann nur ein parlamentarisch regiertes Land sein. An dem Tage, da das parlamentarische System bei uns auch nicht mehr mit einem Schein von Regelmäßigkeit arbeiten würde, da wäre es um unser Land selbst bald geschehen. Der Zusammenbruch des einen würde den Zusammenbruch des anderen zur Folge haben; denn die Belgier sind durch ihr nationales Temperament, durch die historische Tradition und vor Allem durch ihre internationale Lage für die autokratische Herrschaft eines Mannes nicht geschaffen, ebensowenig aber für das Regiment einfacher und reiner Demokratie.

Die Männer, die seit einer Reihe von Monaten die Initiative ergriffen haben, um den Liberalismus wieder aufzurichten, haben also nicht allein dem Parteiinteresse gedient; sie haben im weit schwerer wiegenden Interesse der nationalen Zukunft gehandelt; das Interesse des Landes und der liberalen Ideen veranlaßte sie, an dem schwierigen Werke der Neubelebung der Partei zu arbeiten.

Unter den Ursachen, die 1894 die Niederlage der Liberalen besiegelt hatten, sind drei vor Allem in entscheidender Weise maßgebend gewesen: die Zerreißung der Partei in zwei rivalisirende Fraktionen; der mangelnde Zusammenhang zwischen dem Bürgerthum und den Arbeitern, deren Ziele man aufrichtig zu vertreten wähnte; und endlich die mangelnde Kenntniß der sozialen und ökonomischen Verhältnisse, wie sie sich in Mitten der liberalen Institutionen und Organisationen ausgebildet hatten. Um zu einer Stärkung des Liberalismus zu gelangen, mußte man also zugleich zu einer Konzentration der zersplitterten Kräfte gelangen, mußte man zuverlässige Stützpunkte in der demokratischen Arbeiterbevölkerung zu gewinnen suchen, und mußte man endlich in der Partei selbst dem Studium sozialer und ökonomischer Fragen einen breiten Raum gewähren. Diese dreifache Arbeit ist seit etwa einem Jahre in Angriff genommen. Sie ist zweifellos weit davon entfernt, vollbracht zu sein; allein die ersten Arbeiten des Wiederaufbaues des alten liberalen Hauses, das vergrößert und der Neuzeit angepaßt worden, sind genügend vorgeschritten und sind so viel versprechend, daß es wohl zweckmäßig ist, den Charakter des Werkes näher zu bezeichnen.

* * *

Am 17. Juli des letzten Jahres richteten fünf Männer, die den verschiedensten Richtungen des Liberalismus angehörten und die durch ihre persönlichen Talente und die öffentlichen Stellungen, mit denen sie bekleidet sind oder waren, einen wesentlichen Einfluß auszuüben im Stande waren, einen Aufruf an alle Liberalen.

Der Senator Solvay, der Bürgermeister von Brüssel, Buls, der frühere Abgeordnete Féron, der frühere Senator und Abgeordnete Goblet d'Alviella, jetzt Rektor der Universität Brüssel, endlich der Senator Feron luden ihre Freunde ein, mit ihnen eine neue Verbindung zu bilden, l'Alliance, deren „Aufgabe es sein sollte, an der Beseitigung der Meinungsverschiedenheiten innerhalb der liberalen Partei mitzuarbeiten, wie auch an der Versöhnung der Interessen von Bürgerthum und Arbeiterstand". Sie erklärten, daß der Beitritt zur Alliance weder für die Radikalen noch für die Gemäßigten ein Opfer an Ueberzeugungen bedingen sollte. Die Alliance sollte ihren Mitgliedern kein Programm aufzwingen, sie wollte nicht mit den vorhandenen politischen Vereinigungen rivalisiren, sie wollte nicht an die Stelle der einen oder der anderen liberalen oder fortschrittlichen Gruppe treten, sie wollte auch nicht für die Wahlen Kandidaten selbständig stellen. Ihr Ziel war ein anderes, sie wollte die beiden feindlichen Fraktionen des Liberalismus einander wieder näher bringen; sie wollte zwischen beiden die gelösten Beziehungen wieder herstellen; sie wollte beide zu dem Punkte zurückführen, Meinungsverschiedenheiten friedlich zu erörtern, mit einem Wort, man sollte wieder zu einer gemeinsamen liberalen Richtung in Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten gelangen, indem man gegenseitig Versöhnung übte, indem man die Aergernisse der Vergangenheit vergaß, und indem man so eine genügend enge Verbindung unter den verschiedenen liberalen Richtungen schuf, um gegen den Klerikalismus kämpfen, und um die Arbeiter „den täuschenden Versicherungen des Kollektivismus" abwendig machen zu können. Die Leiter der „Alliance" erwiesen durch diesen letzten Satz ihre klar ausgesprochene Absicht, zwischen dem Liberalismus und dem Sozialismus eine scharfe Grenzlinie zu ziehen; eine Grenzlinie, die einige Vorposten des Radikalismus schon seit einigen Jahren zu verwischen trachteten. Der Aufruf „der Fünf" — diesen Namen erhielten sogleich die Unterzeichneten des Schriftstückes vom 17. Juli — war ein Schuß ins Schwarze; und wenn er nicht allen Führern des Liberalismus zu Herzen ging, so doch allen liberalen Soldaten. Am 28. November vereinigte die konstituirende Versammlung der „Alliance" in Brüssel mehrere hundert Liberale aus allen Gegenden des Landes und sie ihrerseits waren die Repräsentanten vieler Tausende Anhänger draußen.

Selten ist das Wesen des Liberalismus besser als in dieser bedeutsamen Versammlung gezeichnet worden, und klar wurde die Möglichkeit eines Zusammenarbeitens von Radikalismus und Doktrinarismus, dieser leider solange verfeindeten Brüder, dargethan.

Ein Vergleich der Programme der fortschrittlichen und der liberalen Partei-Tage, den Herr Goblet d'Alviella im Namen der „Fünf" vornahm, bewies, daß in der Mehr-

zahl der Punkte Uebereinstimmung vorhanden war, und daß in Bezug auf die Punkte, wo beide Parteien nicht vollkommen übereinstimmen, eine Annäherung doch leicht zu erreichen sei. Vertheidigung der Gewissensfreiheit; Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der Civilgewalten gegenüber den religiösen Fragen, unentgeltlicher und obligatorischer Volksschulunterricht, offizielle Verwendung beider nationalen Landessprachen, proportionales Wahlsystem, gleiche militärische Lasten für Alle, — über alle diese Punkte brauchte man zu einer Verständigung nicht zu gelangen — sie war vorhanden; gemäßigte Liberale, Fortschrittler und Radikale erstrebten in diesen Punkten dieselbe Lösung.

Herr Goblet und seine Freunde geben freilich zu, daß in Hinsicht auf die soziale Gesetzgebung, die Uebereinstimmung nicht eine gleiche war; allein sie waren der Absicht, daß mit einigem guten Willen und einiger gegenseitiger Nachgiebigkeit und vor allem durch gemeinsame ernstliche Erörterungen zwischen Gemäßigten und Progressisten sich eine ausgleichende Formulirung würde gewinnen lassen, die alle Liberalen anzunehmen in der Lage wären.

Der Liberalismus kann sich nicht ferner der Einsicht entschlagen, daß die Entwicklung der Civilisation selbst unaufhörlich zu einer neuen „Ausdehnung des kollektivistischen Eigenthums und des sozialen Eingreifens führt." Er kann sich daher nicht mehr in krasser Uneingeschränktheit mit der Doktrin des laissez-faire, laisser-passer identifiziren. Er muß sich von der Freiheit „eine rationelle Auffassung bilden, die ihm erlaubt und ihn sogar veranlaßt, die Intervention des Staates da zu verlangen, wo die Schwachen unfähig sind, für ihren eigenen Schutz Sorge zu tragen". Allein er muß auch nicht weiter gehen, und er muß nicht wie der Sozialismus den Versuch machen, der privaten Initiative die Mittel ihrer natürlichen Thätigkeit zu rauben, man muß nicht zur Beseitigung des Eigenthumsrechtes an den individuellen Arbeitsmitteln und an den Voraussetzungen zur Produktion gelangen; man muß nicht den Staat mit der Aufgabe belasten wollen, daß er die gesammte ökonomische Thätigkeit des Landes zu reguliren habe.

Nachdem diese Ausführungen, deren wesentlicher Inhalt hier kurz skizzirt ist, die allgemeine Billigung erfahren hatten, wählte am 28. November die Versammlung als Spitze für die Alliance einen conseil général, der sich aus Mitgliedern des am meisten fortgeschrittenen und des ganz gemäßigten Liberalismus zusammensetzte, und man beschloß, die Gründung von Provinzial-Sektionen, die ihrerseits wieder der Alliance neue Mitglieder zuführen sollten; man sprach endlich den Wunsch aus, daß in Kürze unter den Auspicien der Alliance Diskussionen über die hauptsächlichsten liberalen Programmpunkte stattfinden möchten, um so die Ausarbeitung eines Wahlprogramms, das allen Schattirungen des Liberalismus gemeinsam sein sollte, zu erleichtern.

Der Erfolg, den schon der Plan für die Gründung der Alliance hatte, die ersten Arbeiten, das Zuströmen von Anhängern aus allen Theilen des Landes und aus allen liberalen Gruppen, dies alles berechtigte zu der Hoffnung, daß diese Vereinigung gute Dienste leisten wird. Die Hoffnung der Liberalen beruht auf der Alliance, denn sie allein kann, wenn nicht den Parteien des Liberalismus die unerreichbare Einheit, so doch jenes für den Kampf erforderliche Maß von Homogenität zu geben, das seit 15 Jahren verloren gegangen war.

Eines war noch nöthig, — wir wiesen schon darauf hin, — den Arbeitern, die zum Liberalismus standen, mußte eine entsprechende Organisation gegeben werden, ähnlich jener, über welche die sozialistischen Arbeiter und die christlichen Demokraten verfügen. An dieses Werk machte man sich gleichzeitig mit der Gründung der Alliance und zwar mit einem Erfolge, der erst kürzlich sich genügend erwiesen hat.

Seit zwei Jahren etwa wurden zunächst in Gent, dann in Antwerpen, dann in der Hauptstadt und hierauf in allen Provinzen Vereine liberaler Arbeiter gebildet. Die Sozialisten, die Katholiken und auch die pessimistischen und skeptischen Liberalen haben lange Zeit das Vorhandensein dieser Vereine oder ihre Bedeutung mit Ostentation zu ignoriren sich den Anschein gegeben, und vor allem bestritt man, daß die Mitglieder aus wirklichen Arbeitern beständen. Liberale Arbeiler, die gibt es nicht, die sollte es nicht geben dürfen! Sie selbst mußten ihr Vorhandensein erhärten, und das ist ihnen gelungen, denn die 57 damals vorhandenen liberalen Arbeiterorganisationen haben ihre Lebenskraft dargethan, als sie am 25. und 26. Dezember zu Brüssel einen liberalen Kongreß abgehalten haben. Ihre Banner wurden durch die Straßen der Hauptstadt getragen und ihre Delegirten folgten diesen Bannern. So bestreitet man denn heute nicht mehr, daß es eine liberal-demokratische Partei von wirklichen Arbeitern gibt, deren Mitgliederzahl zweifellos nicht so bedeutend wie die der sozialistischen Arbeitersyndikate und der klerikalen Gilden ist, aber doch immerhin schon zahlreich genug; und was bedeutungsvoller ist, diese Gründungen sind beseelt von bestem Muth, sie sind voll Ueberzeugungstreue und praktischen Sinnes. Sie haben diese Eigenschaften bewiesen, indem sie auf ihrem Kongreß eine kraftvolle Kriegserklärung sowohl gegen den Klerikalismus als gegen den Sozialismus schleuderten; sie beschlossen Kandidaten für alle Wahlen zu präsentiren und sie verlangten auf allen liberalen Listen für sich Raum; sie haben schließlich ein comité fédéral eingesetzt, das die Propaganda für die eigene Sache im ganzen Lande beleben soll.

Der völlig unabhängige Standpunkt der liberalen Arbeiter hat sich vor allem in Beziehung auf vier Punkte gezeigt. Nach ihrem Programm verlangen sie ohne jede Einschränkung das allgemeine Wahlrecht; Altersversorgung durch Staatsversicherung und Festsetzung eines Minimum an Lohn und eines Maximum an Arbeitszeit. Sie haben zugleich mit Nachdruck die völlige Unabhängigkeit ihrer Vereinigung gegenüber der Vereinigung des Bürgerthums erklärt; und so haben denn jene eine große Enttäuschung erlebt, die meinten, daß die liberalen Arbeiter einfach das Programm des liberalen Kongresses annehmen und daß sie sich von den Führern des Bürgerthums ohne Besinnung in das Schlepptau würden nehmen lassen. Mag man zu den Forderungen der Arbeiter stehen, wie man will, in jedem Falle muß man sie dazu beglückwünschen, daß sie ruhig auch Programmpunkte aufstellten, die sie von den gemäßigten Elementen des Liberalismus trennen; denn wollten sie leben und sich entwickeln, so mußten sie so handeln, wie sie gehandelt haben.

Es mag erwähnt werden, um die Aufzählung der Unternehmungen zu vervollständigen, die neuestens zur Wiederaufrichtung des Liberalismus ins Werk gesetzt worden sind, daß in den liberalen Vereinen Sektionen zum Studium der ökonomischen und sozialen Fragen gebildet worden sind, und zwar vor Allem seitens der Gruppe der Studenten, und insbesondere findet an der Universität Brüssel, dieser liberalen Gründung aus dem Jahre 1834, ein methodischer, vielseitiger Unterricht, der ernste Zuhörer gefunden hat, in den sozialen Wissenschaften statt. Dieser Unterricht, diese so nothwendigen Studien sind zur guten Stunde eingeführt worden. Was dem Liberalismus in den letzten Jahren vor Allem fehlte, waren Personen, die über die ökonomischen Fragen genügend unterrichtet waren, und die überdies die nothwendige Kenntniß besaßen über die Lösung, die die sozialen Probleme im Ausland bereits gefunden hatten.

Es ist zu hoffen, daß diese Lücke bald ausgefüllt sein wird, und daß die Zukunft des Liberalismus dann gesichert sein wird durch den Nachwuchs junger kenntnißreicher Politiker, die von wissenschaftlichem Geiste beseelt und die von der Bedeutung der ökonomischen Fragen durchdrungen sind.

Die liberale „Alliance", die „Fédération des ouvriers libéraux", diese Vorlesungen auf dem Gebiete der sozialen Wissenschaften, alle diese Schöpfungen — man sieht es — weisen auf das nämliche Ziel. Wiederaufrichtung der

liberalen Partei, indem der Partei das wieder zugeführt wird, was ihr in jüngster Zeit gefehlt hatte: Im Handeln Eintracht; Popularität bei den Massen; wissenschaftliche Vertiefung in Beziehung auf soziale Probleme.

Es wäre eine kühne Behauptung, wollte man sagen, daß diese idealen und sich zu einem Ganzen zusammenschließenden Anstrengungen von einem unmittelbaren Erfolge begleitet sein werden. Die Strömung, welche den Liberalismus seit 1884 überwältigt hat, war zu reißend. Um sie einzudämmen, bedarf es der Zeit und vieler Arbeit. Die Alliance libérale, selbst wenn sie einen großen Erfolg haben sollte, wird doch unvermögend sein, zum liberalen Programm jene Konservativen zurückzuführen, die sich Liberale nannten, und deren entmuthigter Skeptizismus, vereint mit ihren materiellen Interessen, die sie ernstlich bedroht glauben, sie hindern wird, sich mit der Masse der liberalen Truppen wieder in die Schlacht zu stürzen. Und auch jene Elemente, die zur Zeit der liberalen Spaltungen aus Haß gegen die bestehenden Zustände bei den Liberalen und aus Haß gegen den Klerikalismus die Grenze gegenüber den Sozialisten überschritten, — auch sie werden nicht leicht ihren alten Platz in der Schlachtreihe wieder einnehmen. Ferner wird die Propaganda der liberalen Arbeiter, so kraftvoll sie betrieben werden mag, lange und ohne Rast arbeiten müssen, ehe sie die Handarbeiter aus den jetzigen sozialistischen Verbindungen loslöst. Auch bei den kommenden Wahlen wird es zweifellos noch Koalitionen der Radikalen und Sozialisten geben; vielleicht auch Koalitionen der Gemäßigten und der Klerikalen. Selbst das Manifest der liberalen Alliance hat die Möglichkeit und selbst die Zweckmäßigkeit solcher Verbindungen zugeben müssen, da die liberale Partei, die so vielfach zu einer Minorität in den Wahlkreisen geworden ist, so lange das proportionale Wahlsystem nicht besteht, im anderen Falle machtlos wäre.

Für die Liberalen kann es sich nicht darum handeln, morgen ihre Gegner zu besiegen; es handelt sich darum, eine Zukunft offen zu halten; und ist die Zeit des Liberalismus alten Stils zu Ende, so muß die Zeit der Demokratie beginnen. Nicht das ist der Glaube, daß die Freiheit nur ein negatives Recht sei; sie muß auch eine positive Macht bedeuten, und die Gesammtheit muß jene zur Freiheit erziehen, die selbst mit Unterstützung ihresgleichen allein zu diesem Ziele nicht gelangen können. Am letzten 28. Oktober sagte Herr Goblet d'Alviella zu den Studenten der Brüsseler Universität, als er sie auf ihre Pflichten hinwies: daß der Staat nicht allein die Aufgabe habe, die Freiheit der Gebildeten zu respektiren und von anderen respektiren zu lassen, sondern ihm läge auch die Pflicht ob, den Ungebildeten und Unfähigen zu helfen, auf daß sie sich zu wahrer Freiheit erheben können.

Dieser Glaube beseelt heute die große Masse der liberalen Belgier. Haben sie Unrecht, dies zu glauben; haben sie Unrecht, wenn sie glauben, daß trotz dieser Aenderungen, die sie mit den Anschauungen ihrer Väter vornahmen, sie doch der Freiheit treu geblieben sind und feindlich der Einsetzung eines Regimentes der Bevormundung auf intellektuellem oder ökonomischem Gebiet. Wir glauben das nicht, wenngleich wir wissen, daß diese Auffassung bestritten wird. Eines ist sicher; der belgische Liberalismus erweitert das Gebiet seiner Thätigkeit und aus der Krisis von 1894 erhebt er sich in einer Gestalt, die er nicht hatte, bevor die Demokratie in Belgien zur Herrschaft gelangt war.

Und der Generalrath der liberalen Allianz hat gerade soeben die neue Richtung innerhalb des Liberalismus nochmals sanktionirt und beispiegelte in dem Geist, den die Rektoratsrede des Herrn Goblet d'Alviella aufwies, die in dieser Beziehung eine entscheidende Manifestation gewesen ist. Der Generalrath, der aus Gemäßigten und Radikalen besteht, beschloß am 27. Februar eine Deklaration der Prinzipien, die allen liberalen Vereinigungen des Landes zugestellt werden wird. Diese Prinzipienerklärung soll für ein Arbeitsprogramm als Basis dienen, das in Kurzem fertiggestellt werden wird.

Das prinzipielle Programm zeigt deutlich von Neuem die Grenzlinie auf, die die soziale Politik des Liberalismus von der kollektivistischen Doktrin trennt; allein auch gegen den alten individualistischen Doktrinarismus wird die nothwendige Linie gezogen.

Brüssel. Léon Leclère.

Theater.

„Das Gewissen". Schauspiel von * * *. Berliner Theater, 25. Februar 1896.

Der Autor dieses Stücks muß einen Haß auf Otto Ludwig gehabt haben. Er stürzte auf den Roman „Zwischen Himmel und Erde" und hat ihn furchtbar verarbeitet. Nachher entfernte er sich listig, ohne seinen Namen zu nennen. Wir wollen ihn Koromandel heißen: zur Sühne, und in schmunzelnder Erinnerung an ein Sinngedicht des Kritikers G. E. Lessing.

„Ein elend jämmerliches Spiel
Schrieb Koromandel's stumpfer Kiel."

Herr Koramandel war der Erste nicht, der sich über diesen Roman hermachte. Genfichen, sein Vorgänger, hatte wiederum Vorgänger gehabt. Es ergibt sich daraus, daß der Stoff und seine Zubereitung von besonderem Zauber sind. Worin liegt er? Das Wesentliche an Ludwig's Dachdeckergeschichte ist der feste sittliche Zug. In Apollonius, dem Ruhigen, dem Entsagenden, dem Tapferen, ist die Pflicht selbst verkörpert. Seines Bruders Weib zu lieben, den Bruder mit Recht zu hassen, und dennoch stark zu verzichten; bis ans Ende den Weg kategorischen Imperativs zu schreiten, in Ordnung und Reinheit zu leben, und für die Mitbürger kühn dem Tod ins Antlitz sehen: das war ein Held für den bürgerlich-gedrungenen Ludwig, den Verherrlicher der starken Tugend. Sein reiner und geordneter und getreuer Apollonius hat einen Zug protestantischen Nazarenerthums. Die mathematische Tadellosigkeit seiner Seele scheidet ihn, nicht vortheilhaft, von dem Eigensinn des fehlergesegneten Erbförsters. Neben Apollonius wandelt manchmal ein unsichtbares Lämmlein. Immerhin: die Gestalt ist fest herausgearbeitet, wie sie ist. Und nicht minder lockend für den Bühnenbearbeiter, weil nicht minder fertig, war der Charakter des bösen Bruders Fritz; der uns in seiner Mischung von Mißtrauen, Niedrigkeit, Leidenschaft, Neid, falscher Jovialität und echtem Schmerz weit stärker anzieht als Sankt Apollonius. An einer Schwägerin, voll lieber Wehmuth und Zartheit, war ohnedies nichts zu verderben. Und ein Vater kam hinzu, der im schroffen, verhaltenen, zugeknöpften, starren Wesen nur eben herüberzunehmen war. Wie hingehauen standen diese Menschen bei Ludwig; ihre Charakteristik war die zweite Anziehung neben dem sittlichen Pathos für den Bearbeiter. Ein dritter lag im Dramatischen. Die Szenen, die sich auf dem Dach eines Kirchthurms abspielten, zwischen Himmel und Erde, in schwindelndem Bezirk und bei dräuender Gefahr, konnten theaterwirksame Spannung erzeugen. Kurz: die Sittlichkeit des Romans schien für das Gemüth der Zuschauer, die Dachszenen für ihre Nerven, und die fertigen Charaktere für die Bequemlichkeit des Autors gemacht.

Herr Koramandel hat nur den bösen Bruder Fritz in sein Stück gezogen, auch ihn nur einigermaßen kenntlich. Im übrigen setzte er es durch, selbst den heiligen Apollonius; er setzte es durch, selbst den starren Greis zu verwischen. Koromandel's Unbegabung ist ein Naturspiel. Er stellte einen gewöhnlichen alten Mann hin, ohne Charakteristik; und als dieser plötzlich dem Sohn befahl, um der Ehre willen sich vom Dach zu stürzen, mußte es grotesk wirken wie auf dem Theater alles Unvorbereitete. Fritzens Charakter verbesserte Koramandel: er ließ ihn zerknirscht in freiwilligen Tod gehen; wo er doch im Original bei einem Mordversuch

abstürzt. Apollonii Charakter wurde nicht voll entfaltet, indem die zweite große Thurmszene, mit ihr das Erringen der Bürgerkrone wegfiel. Dafür gab Koromandel zum Schluß Aussicht auf eine Heirath. Es ist wahrlich das Schönste an Ludwig's Resignationsnovelle, wie dieser hartgeprüfte jüngere Bruder ein Leben lang in gemessener Ferne von der Wittwe des älteren steht. Koromandel ist ein Menschenfreund: in die Arme sinken sich beide. Vorhang. Schluß.

Koromandel! Koromandel! Besser wär es gewesen, er hätte sich in andren Punkten von Ludwig getrennt. Wir hätten auf die Verwechselung zweier Seile sehr gern verzichtet. Das Leben des Helden wird allein durch diese Verwechselung gerettet. Es hängt an dem vertauschten Seil. Das sind böse Zufallsmätzchen; wie sie gleich böse im Erbförster auftreten; wie sie dieses knorrige Stück für uns beinah unmöglich machen. Hier hätte Koromandel sich von Ludwig trennen sollen. Auch in der Sprache. Denn ihre Unausstehlichkeit ist schwer zu verkennen. Sie ist ein Gemisch von künstlicher Gedrungenheit und von provinziell vertraulicher Art. Sie wurde wohl aus Bequemlichkeit herübergenommen, nicht aus Pietät. Wollte einer den Gehalt des Ludwig'schen Werks im Ernst auf die Bühne bringen, so müßte er auch sonst von der Novelle abweichen von Grund aus. Er müßte die Charaktere auf andrem Weg als in dieser epischen Darstellung klar werden lassen: nicht in zusammenfassender, oft direkter Kennzeichnung, sondern auf eine allmählich durchsickernde Art, in ihren Handlungen. Das ist aber unbequem. Auch müßte er von den Ereignissen, die Ludwig nebeneinander ausbreitet, wenige von zusammendrängender Bedeutsamkeit herausgreifen; die ergäben das Drama. Koromandel dachte nicht daran. Auch daran nicht, daß Otto Ludwig eigentlich Dramatiker von Fach war. Daß er vielleicht Dramatiker genug gewesen wäre, den Stoff in Akten, nicht in Kapiteln zu behandeln: wenn er es für besser gehalten hätte.

„Ein elend jämmerliches Spiel — —“

Alfred Kerr.

Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse von Ed. Heyck. München, Verlag der Allgemeinen Zeitung, 1898.

Zum 25jährigen Jubiläum der Rundschau schrieb Hermann Grimm in das Stammbuch des Verlegers den kurzen inhaltschweren Satz: Die deutsche Rundschau gehört in die deutsche Litteratur. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man am Säkulartag der Allg. Ztg. erklärt: die Allgemeine Zeitung von Europa, wie sie Heine einmal genannt hat, gehört in die deutsche Geschichte. Geraume Zeit vor ihrer Jahrhundertfeier wurden denn auch inhaltreiche Würdigungen ihrer Begründung und ihrer späteren Schicksale gegeben. Allen voran hat Albert Schäffle den Lebenslauf des alten Cotta in einer Reihe vortrefflicher Studien der Beilage zur Allg. Ztg. geschildert (die seither auch in Buchform, als 18. Band der Sammlung von Biographien „Führende Geister“ erschienen sind). In Vollmer's gediegenen Mittheilungen und Erläuterungen der Cotta'schen Briefwechsel waren nicht minder reiche Aufschlüsse über die Beiträge des Blattes zu holen. Johannes Prölß konnte in seiner Monographie über das junge Deutschland Heine's, Börne's, Laube's und Gutzkow's Beziehungen zu dem Eigenthümer der Allg. Ztg. archivalisch darstellen. Und die Charakterköpfe der Hauptredakteure von Posselt bis auf Kolb, Orges, Altenhofer, Otto Braun 2c. sind in der Allgemeinen deutschen Biographie nicht bloß, sondern von Wilhelm Lang, Julius Fröbel, Dingelstedt, Friedrich Pecht, Levin Schücking, Ottokar Lorenz und anderen mehr in Abhandlungen, Denkwürdigkeiten und Humoresken ernsthaft und scherzhaft gezeichnet worden. Der Donau-Eschinger Archivrath Prof. Eduard Heyck hat die meisten dieser Vorarbeiten gekannt und überdies sinnreich und geschmackvoll aus dem Cotta'schen Archiv neue Materialien hervorgeholt über den Verkehr der Eigenthümer des Blattes mit ihren Helfern und Hegnern, Mitarbeitern und Vertrauensmännern. Es war anfänglich Heyck's Wunsch und bestes Ziel, mit vollen Händen darstellen und vorlegen zu können, was diese Allgemeine Zeitung seit der großen klassischen Periode der Deutschen Litteratur vor Allem für das geistige Leben der Nation vermittelnd, leitend und selber schöpferisch bedeutet hat. Aber eben weil das so überaus viel, allzuviel war, mußte die Vorarbeit, soweit sie dies mit einschließen wollte, am Ende aufgegeben werden. Dies Buch ist mit Termin und festgesetztem Umfang eine Jubiläumsschrift (l. c. 336). Eine anregende, ungemein hübsch geschriebene, lesenswerthe Festschrift, die wir hoffentlich nur als Nummer Eins einer ganzen Reihe folgender Quellenschriften zu beziehen haben: etwa in der Art des ausgezeichneten Centenaire du Journal des Débats, dem prachtvoll ausgestatteten Sammelbande, in dem von Léon Say, Renan und Jules Lemaître angefangen, die namhaftesten ständigen Mitarbeiter des Pariser akademischen Blattes die Spezialgeschichte ihrer Rubrik (des Leitartikels, des wirthschaftlichen Theiles, der Kunst- und Theaterkritik 2c.) entwickelten. Heyck würdigt schneidig, mitunter gar zu schneidig vorwiegend die historische Bedeutung der Allg. Ztg., ihre politische Haltung, zumal im Vormärz, ihre „großdeutsche“ Periode, ihre Hauptkorrespondenten in Oesterreich, Preußen, Frankreich, ihre wichtigsten Chefredakteure. Und als Mahnung an eine allzulang vergessene Ehrenpflicht der ganzen deutschen Presse wiederhole ich gern Heyck's Wort: „Wahrlich, gar manchem hat in deutschen Städten und Städtchen der Stolz ihrer Mitbürger ein Denkmal von Bronze und Stein gesetzt, der nicht entfernt diejenige Wirkung einst auf die Mitwelt geübt, an ihrer geistigen Förderung gearbeitet, die Geschicke der Erde mitbestimmt und an den Geleisen des politischen Geschehens als ein aus eigener Verantwortlichkeit handelnder Weichensteller gewaltet hat, wie diejenigen beiden, um deren Verhalten einst die Fürsten und Staatsmänner sorgten, um deren Zugänglichkeit und Urtheil die Gelehrten und Schriftsteller sich bemühten und beugten, Stegmann und Kolb, die mit und nach einander das ganze halbe Jahrhundert der Allg. Ztg. repräsentiren.“ Wie die deutschen Verleger erster Ordnung von den Wänden der Leipziger Buchhändlerbörse in treuen Konterfeis herabgrüßen, sollte ein großes deutsches Zeitungsmuseum die Bildnisse dieser und anderer Meister unserer Presse aufweisen und nebenher wohlthätige Stiftungen mit den Ehrennamen dieser selbstlosen, tapferen Schöpfer eines deutschen Zeitungswesens großen Stils in die Welt rufen. Unter namenlosen Widerwärtigkeiten dienten sie in steter Fehde mit einer vielköpfigen Verlags- und politischen Censur ihrer Herzenspflicht: „Das Maul der Allg. Ztg.“, so spottete Heine nur allzuwahr dem Fürsten Pückler-Muskau gegenüber, „ist in Augsburg, aber die Nase kommt aus Stuttgart.“ Und inmitten ihrer aufreibenden, mäßig, sehr mäßig gelohnten Tagesarbeit fanden diese Männer — insbesondere Kolb — Zeit, Lust und Geist in der Beilage zur Allg. Ztg. einen neutralen Boden für den geistigen Adel deutscher Nation zu schaffen, in dem „doch alle vorhanden sind, die großen bestimmenden Erzieher und die verdienten Vermittler unserer nationalen Entwicklung und Bildung, von Goethe und den Romantikern an oder von den Paulus und Feuerbach, den Klüber und Rotteck her durch jeden Wechsel der Zeit, der Anschauungen und Geistesrichtungen hindurch bis zu dem guten Stern unserer Tage.“ „Wie, um ein Bild zu brauchen, im Professorenzimmer der Universitäten, die harten Gegensätze in besonderer Freundlichkeit und erhöhter Lebhaftigkeit mit einander plaudern, so sind, mochte sonst das politische Bekenntniß und Bedürfniß sich auch anderweitig befriedigen und ergänzen wollen, die Allg. Ztg. und ihre Beilage doch immer der Sprechsaal geblieben, wo jeder zum Worte berechtigt zu bleiben suchte, der zu sprechen das Ansehen hatte und jeder lauschen wollte, der als Herr und Jünger strebte!“ Die meisten Schreiber und Leser der Allg. Ztg. werden darum Heyck's Erinnerungsblätter willkommen heißen, als Festgabe, die Dauer verdient auch über den Gedenktag hinaus.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr 24. Berlin, den 12. März 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Seit etwa zehn Tagen sammeln sich Nationalliberale und Konservative um ein Schriftstück, das zuerst Wahlaufruf, dann Aufruf überschrieben worden ist, und das schließlich gar keine Ueberschrift erhalten hat. Dieses Schriftstück hat auch im Innern einige Veränderungen erfahren, die seinen ursprünglichen Charakter freilich nicht berührt haben. Neben diesen Umgestaltungen gibt es bereits eine ganze Reihe von Auslegungen und Kommentaren zu dem überschriftlosen Werke, um das sich die Rechte sammeln soll.

Im Abgeordnetenhause hat eine Zwiesprache zwischen Nationalliberalen und Konservativen, wozu sich eine Centrumsstimme gesellte, darüber stattgefunden, auf welches Programm man sich einigen solle; in Magdeburg hat Herr von Ploetz in einer Hauptversammlung des Bundes der Landwirthe über dasselbe Thema gesprochen; Herr Diederich Hahn seinerseits behandelte die nämliche Frage in der zu Königsberg abgehaltenen Provinzialversammlung des Bundes der Landwirthe für Ostpreußen, und schließlich ist sogar der Centralvorstand der nationalliberalen Partei nebst dem nationalliberalen Vorstand der Fraktion des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses mit einer „Erklärung" feierlicher Art hervorgetreten, um auseinander zu setzen, wie man sich sammeln solle, und wie man sich nicht sammeln könne.

So viele Interpretationen, Berichtigungen und Erklärungen ergeben eines. Die Deutungs- und Mißdeutungsmöglichkeiten des Programms der Sammlung sind unbegrenzt. Und würde man alle Erklärungen und Deutungen nebeneinander stellen, so würde sich ergeben, daß diejenigen, die sich sammeln wollen, keineswegs dieselben Ziele anstreben. Nichts besseres konnte denn auch über das Werk, das aus dem Kreise des wirthschaftlichen Ausschusses hervorgegangen ist, gesagt werden, als was die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirthe, darüber gesagt hat. Bei der Berathung des Einigungsschriftstückes wurde betont:

„daß es sich nicht darum handeln könne, ein bestimmtes System für die künftige Regelung unserer handelspolitischen Beziehungen zu vereinbaren, sondern lediglich darum, alle Anhänger des Schutzes der nationalen Arbeit bei den Wahlen fester zusammenzuschließen."

So kommt es denn, daß die Erklärung der nationalliberalen Partei Handelsverträge mit längerer Geltungsdauer verlangt, während Herr von Ploetz in Magdeburg sagte: der Bund werde seine Forderungen durchaus aufrecht erhalten und in weiterer Ausführung dieses Ausspruches zu einer Verherrlichung der agrarisch-schutzzöllnerischen Wirthschaftspolitik Frankreichs mit seinem Maximal- und Minimaltarif gelangte, dessen Erfolg ein so starker Rückgang des französischen Welthandels gewesen ist.

Man sammelt sich also, obgleich man verschiedener Ansicht ist, und weil man verschiedener Ansicht ist, konnte man sich nur um ein Schriftstück sammeln, das jeder Deutung und Umdeutung fähig ist. Nicht auf ein „bestimmtes System für die künftige Regelung unserer handelspolitischen Beziehungen" — wie die „Deutsche Tageszeitung" sagt — einigte man sich; sondern man einigte sich auf etwas, was das Gegentheil eines Systems ist; und dieses Dunkele, Ungenannte und Unnennbare, bei dem jeder anderes

zu denken das Recht hat, nannte man „nationale Wirthschaftspolitik“.

Indem man das Programm des Bundes der Landwirthe, von dem Herr v. Ploetz nicht ein Titelchen aufgeben will, als „nationale Wirthschaftspolitik“ bezeichnete, und indem man die Absichten der nationalliberalen Großindustriellen, die im Gegensatz zum Bunde der Landwirthe für längere Zeit festgelegte wirthschaftlich gesicherte Beziehungen zum Auslande erstreben, gleichfalls „nationale Wirthschaftspolitik“ nannte, gelangte man nicht zu einer inneren Uebereinstimmung, aber zu einer Uebereinstimmung der Etiquette, und nachdem man das erreicht hatte, sagte man: Laßt uns also bei den Wahlen zusammengehen.

Der Pakt besagt folgendes: Vertuschen wir während der Wahlen die Gegensätze, die uns thatsächlich trennen oder die uns trennen können. Ob Tarifverträge, ob Meistbegünstigungsverträge, wie sie beschaffen sein sollen, darüber geben wir keine genaue Auskunft; ob Bimetallismus oder Goldwährung, schweigen wir darüber vollkommen; ob die Reichsbank zu verstaatlichen, ob sie auf der heutigen Grundlage zu erhalten, seien wir darüber stumm. Und wenn schließlich die Wahlen vorüber, die wir gemeinsam gegen die Linke geschlagen haben, so wird sich zeigen, wie auf Grund der alsdann vorhandenen Machtverhältnisse unsere vereinigte Programmlosigkeit ausgelegt werden muß; ob gänzlich im Sinne des Bundes der Landwirthe, ob nicht vollkommen in diesem Sinne. Beide verbündeten Streiter hoffen, daß es ihnen gelingen wird, den anderen durchaus oder zum Theil zu prellen.

Für die Wählermassen im Lande wird es darauf ankommen, ihrerseits zu erwägen, wer von beiden Theilen aller Wahrscheinlichkeit nach die Zeche zu zahlen haben wird.

Fest steht, daß der Bund der Landwirthe über einen sehr erheblichen Einfluß in der nationalliberalen Partei schon jetzt verfügt; fest steht auch, daß in einer großen Anzahl von Wahlkreisen für die nächsten Wahlen sogenannte nationalliberale Candidaten aufgestellt worden sind, die der Bund der Landwirthe unterstützt, weil die Kandidaten das Programm des Bundes angenommen haben. Der Bund besitzt also unmittelbar auf die nationalliberale Partei Einfluß, der sich voraussichtlich wesentlich steigern wird; die nationalliberale Partei besitzt auf den Bund gar keinen Einfluß. Die gewaltthätige und aggressive Kraft des Bundes ist bekannt. Solche Kraft besitzt die nationalliberale Partei nicht, die schon jetzt aus viel zu verschiedenartigen Elementen besteht, um eine schroffe Energie entwickeln zu können. Bei nüchterner Erwägung ist also die Einigung ein Freibrief für den Bund der Landwirthe sich noch fester in die nationalliberaler Partei einnisten zu können; das ist ein realer Gewinn. Für die nationalliberale Partei aber bedeutet diese Einigung, die Verschleierung der Thatsache, daß diese Partei die Kraft und den Willen eines offenen Kampfes gegen den Bund der Landwirthe verloren hat. Um den Kampf zu vermeiden, schließt man ein Bündniß, das schließlich Uebergabe bedeutet.

Daß dieses Bündniß um seiner inneren Unwahrhaftigkeit willen, gefahrlos und bedeutungslos sein müßte, kann man keineswegs behaupten. Mit dem unklaren Begriff der „nationalen Wirthschaftspolitik“ werden sich unklare politische Köpfe, — und wie viele gibt es deren in Deutschland — fangen lassen, und diesem Plan hat jenes Programm der Vieldeutigkeit zu dienen. Andere werden aus Energielosigkeit sich mit jener wohlfeilen Tröstung mitschleppen lassen, die besagt: Es wird ja doch nicht so schlimm. Und diese Elemente verstärken alsdann direkt und indirekt eine Macht, die nicht zu unterschätzen ist: den Bund der Landwirthe.

Die Politik der Sammlung auf der Rechten, die, wenn sie siegreich aus den Wahlen hervorgeht, selbstverständlicherweise nicht nur zu einer wirthschaftlichen, sondern auch zu einer politischen Reaktion führen muß, ist bisher zwar nicht vollständig gelungen, aber sie ist einen sehr erheblichen Schritt ihrer Verwirklichung entgegen geführt. Was thut die Linke gegenüber diesen steigenden Gefahren?

Wir glauben, es ist die höchste Zeit, dem zur Verwirklichung zu verhelfen, was in diesen Blättern stets als eine Vorbedingung des Erfolges bezeichnet worden ist. Wenn es gelingt, trotz abweichender Anschauungen im Einzelnen die Wählermassen der Linken zu friedlicher Kooperation gegen den gemeinsamen Feind zu veranlassen, so ist damit nicht nur einer Zersplitterung der Stimmen vorgebeugt; es bessern sich dann die Aussichten für die Wahl nicht nur zahlenmäßig für jede einzelne Partei, sondern es wird, was in seiner Bedeutung vor allem nicht unterschätzt werden kann, ein Elan, eine Stimmung erzeugt, die erst im Stande ist, die indifferenten oder die verärgerten Massen mitzureißen, und ohne diese Massen sind bei dem allgemeinen Wahlrecht Siege nicht zu erfechten.

Es ist bedauerlich spät für eine solche Politik; zu spät ist es hoffentlich auch jetzt noch nicht.

Der württembergische Finanzminister Riecke ist gestorben; er war ein Man von hervorragenden Fähigkeiten, dem die Achtung der süddeutschen Volkspartei, die ihn in seinem Schaffen genau zu beobachten Gelegenheit hatte, willig entgegengebracht worden ist; und er war ein Mann, dessen nicht geringe Anlagen sich mit soliden und gesunden Grundsätzen vereinigten; darin war er durchaus verschieden von anderen Finanzministern, die auch begabt sind, aber von deren soliden Grundsätzen und Kenntnissen nichts zu berichten wäre. Mit Finanzminister Riecke ist zugleich ein überzeugter Anhänger der Goldwährung in einflußreicher Stellung gestorben.

In Frankreich beginnt man mit den Wahlvorbereitungen, und man schweigt von der Misere, den die Dreyfus-Zola-Angelegenheit enthüllt hat. Begraben ist die Sache jedoch nicht;, sie ist auch nicht todt; aber man wendet mit ängstlicher Scheu die Augen von diesem unerfreulichen Anblick ab. Hin und wieder ereignet sich freilich dann ein neuer Zwischenfall, der daran gemahnt, wie es um die Rechtssicherheit in der Republik bestellt ist. Der neueste Beitrag zu diesem Kapitel ist der Mord oder Selbstmord eines Unbekannten, der sich Lemercier-Picard nannte und der die gefälschten Aktenstücke, die den Dreyfus-Freunden zunächst aufgehalst werden sollten und die die Dreyfus-Freunde hätten kompromittiren müssen, fabrizirt hat. Ob dieser Todte noch tiefer in den Dreyfushandel verstrickt ist, wird behauptet und wird vermuthet; erwiesen ist es noch nicht.

Die Wahlbewegung wurde seitens der gemäßigten Republikaner durch eine Rede von Paul Deschanel eingeleitet, die sich gegen die Radikalen wendet und die bestimmt ist, die Wahlpolitik des Ministeriums Méline zu stützen. Dieser Freund des jetzigen Ministeriums Méline rief dem Ministerpräsidenten wörtlich zu:

„Je crois qu'il faudrait arrêter, à tout prix, par un énergique effort, l'éffrayant déclin de notre commerce et de notre marine merchande qui, sur tous les points du globe, arrache à nos consuls des cris d'alarme et des avertissements unanimes“.

Die Handelspolitik des Ministeriums Méline aber „mit ihrem erschreckenden Niedergang“, den sie der französischen geschäftlichen Thätigkeit „auf allen Punkten der Erdoberfläche“ gebracht hat — wie Paul Deschanel sagt — ist das Vorbild, das uns Herr Graf Kanitz und Herr von Ploetz preist. Eine Politik, die den französischen Konsuln überall auf dem Erdenrund „Allarmrufe“ abpreßt, soll bei uns eingeführt werden nach dem Wunsche des Bundes der Landwirthe und deren, die sich um ihn sammeln.

In Ostasien bereiten sich neue Ueberraschungen vor. Deutschland hat zwar seinen Vertrag mit China ins Reine gebracht; aber die russischen Ansprüche, die sehr große zu sein scheinen, sind noch nicht befriedigt, und sie haben zugleich eine ernste Beunruhigung in England hervorgerufen. Diese Aktionen und Gegenaktionen werden zwar schwerlich einen internationalen großen Zusammenstoß im Gefolge haben.

aber voraussichtlich führt das kräftige Zugreifen Rußlands zu eben so kräftigem Zugreifen Englands und Japans, sowie auch Frankreichs, und welche Konsequenzen solche beginnende Auftheilung Chinas hätte, ist nicht abzusehen.

Noch bedenklicher hat sich die cubanische Frage gestaltet. Der Untergang des amerikanischen Kriegsschiffes Maine im Hafen von Havanna ist in den Vereinigten Staaten benutzt worden, um dort die kriegerischen Leidenschaften zu entflammen. Fünfzig Millionen Dollars sind bereits zu Rüstungszwecken dem Präsidenten zur Verfügung gestellt. Käme es zu einem kriegerischen Zusammenstoß, so würde der schließliche Ausgang kaum zweifelhaft sein. Spanien wird unterliegen und es wird herabsinken zu einer Macht ohne jede politische Bedeutung. Alsdann wird es in absehbarer Zeit auch eine marokkanische Frage geben, die den Gegensatz zwischen Frankreich und England verschärfen muß. Der Zusammenbruch Spaniens würde für Frankreich noch nach einer anderen Seite hin eine erhebliche Bedeutung haben; in außerordentlich großen Beträgen sind spanische Anleihen in Frankreich untergebracht; daß bei einer spanischen Katastrophe der Verlust dieser Summen an Bedeutung dem Panamakrach nahe käme, ist gewiß.

Andererseits würden die Vereinigten Staaten durch einen solchen Zusammenstoß auf die Bahn kriegerischer Abenteurer gedrängt werden, und diese Politik, deren weitere Entwicklung sich nicht überschauen läßt, müßte zunächst England seines kanadischen Besitzes wegen ernstlich beunruhigen.

Eine eroberungssüchtige Demokratie, in der die Leidenschaften und die Instinkte der Massen herrschen, ist noch gefährlicher als ehrgeizige Monarchien.

* * *

Wandlungen und Wanderungen in der Sozialpolitik.

II.*)

Ganz unabhängig von den schutzzöllnerischen und staatssozialistischen Neuerungen in der gesetzgebenden Sphäre ging die Pflege der ökonomischen Wissenschaft ihren Weg. Die besondere Abzweigung der Sozialpolitik, die in ihren jährlichen Kongressen Sammlung und Anregung fand, gelangte in angestrengter Förderung auf eine gute Fährte. Die eine soziale Frage löste sich in eine Fülle einzelner sozialen Fragen auf. In dem Maß, als die verschiedenen Mitarbeiter sich in ihre verschiedenen Untersuchungen theilten und vertieften, mußte natürlich die allgemeine, prinzipielle, abstrakte Lösung, mit welcher die Sozialpolitiker den Kampf gegen die Nationalökonomen eingeleitet hatten, immer mehr in den Hintergrund verschwinden. Gerade die eine der beiden Schulen, in welche sich die Gesammtheit der neuen Bekenner spaltete, die historische, war vermöge ihrer Grundidee auf diesen Weg hingewiesen; und da sie am meisten Ansehen und Einfluß gewann, half sie, wenn vielleicht auch unabsichtlich, mit besonderer Kraft den Schaffensdrang der Jünger auf die Bearbeitung konkreter Aufgaben hinzulenken. Das Ergebniß war eine im Laufe der Jahre zu ganz gewaltiger Masse angewachsene Sammlung von Material, welches die Jünger aller Orten mit dem Fleiß und Scharfsinn auftrieben, zu denen ihnen die auf dem eigentlichen Gebiet der Völker-, Staats- und Rechtsgeschichte herrschende Methode der Quellenforschung ganz von selbst das Vorbild lieferte. Gewiß ist des Interessanten und des Belehrenden da viel zusammengetragen worden. Fragt man aber, was von nutzbaren Schlußfolgerungen daraus gewonnen worden, so wird man wohl, ohne frecher Ketzerei schuldig zu werden, sagen dürfen, daß die Ausbeute in verschwindend kleinem Verhältniß zur aufgewendeten Arbeit steht. Und das ist nur natürlich: je höher die Masse des Materials anschwillt, desto stärker wächst das Bedürfniß nach führenden Gedanken, d. h. nach Begriffen und deren Konsequenzen. Mit den Thatsachen allein ist gar nichts anzufangen, der Verstand muß sie analysiren und ihre Quintessenz herausziehen. Dies war die große Leistung des Adam Smith. Wenn sie auch nicht mit ihm begann und nicht mit ihm abschloß, so kulminirte sie doch in seiner großen Analyse und Zusammenfassung. Daß er von den Thatsachen abstrahirt und nur begriffliche Schablonen aufgestellt hätte, können nur die von ihm glauben, die nie sein großes Werk in der Hand gehabt haben. Umgekehrt kann man wohl behaupten, daß der große deutsche Gelehrte, den die historische Schule der Nationalökonomie als ihren Vorläufer betrachtet, Roscher, gerade in denjenigen Exkursen, auf die sie sich dabei stützen, mit der bewundernswerthen Zusammenstellung des Materials den Lernbegierigen im letzten Schluß oft genug im Stich läßt. Aber glücklicher Weise gehört er selbst doch noch vorwiegend der klassischen Nationalökonomie zu und hat mit ihrer Methode und in ihrem Sinn seinen hohen Platz in der Wissenschaft eingenommen.

Als der Kathedersozialismus Anfangs der siebziger Jahre seine Fahne entfaltete, heftete sich an sie die Erwartung, daß die neue Lehre alsbald in die praktische Politik eindringen, einen staatsfreundlichen Ersatz für die staatsfeindlichen Rezepte der Sozialdemokratie bieten werde.

Was daraus geworden ist, weiß man. Die staatssozialistischen Gesetze, Kranken-, Unfall-, Alters-, Invalidenunterstützung, wenn auch fehlerhaft, blieben wenigstens im Prinzip noch der Ideenrichtung allgemeiner Staatsintervention zu Gunsten der Schwachen gegen die Starken getreu. Aber schon die Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen erweist sich, je länger sie wirkt, desto mehr als ein großer Irrthum. Die Zentralgenossenschaftskasse befindet sich auf demselben Weg. Der ganze übrige Apparat verfolgt ausschließlich den Zweck, die Staatsmacht unter dem Vorwand des allgemeinen Besten den Wünschen einer bevorzugten Klasse, der agrarischen, dienstbar zu machen. Der Antrag Kanitz, das staatssozialistische Ideal sui generis eines Kampfgesetzes gegen die private Thätigkeit des freien Verkehrs, wird schwerlich bei den akademischen Sozialpolitikern auch nur einen Anhänger gefunden haben; er ist doch nur die lebendige Karikatur desjenigen Geistes, der nach ihren Ideen die Großmuth des Gesetzgebers an die Stelle des Eigennutzes der Einzelwillen setzt. Und wie mit diesem noch unerreichten Ideale des staatlichen Kornmonopols verhält es sich mit den bereits verwirklichten Bestrebungen, dem Schutzzoll, den Zucker- und Branntweinprämien, den angeblich sanitätlichen Einfuhrverboten, den Beschränkungen des Gewerbes im Umherziehen und durch Handelsreisende, endlich der Unterdrückung der Börsen. Das einzige Wort, welches die agrarisch-ultramontane — leider nicht selten auch nationalliberale — Mehrheit der Gesetzgeber von den Angriffen auf die freie Thätigkeit gelernt hat, heißt: Verbieten. Wo sich was regt, fortschreitet, das Leben bequemer oder wohlfeiler machen will, wird es verboten. Wer sich dem entgegenstemmt, wird als Manchestermann verlästert. Die ganze Weisheit, die, um sich eine Klientel von Wählern zu machen, mit der Hebung des Handwerkerstandes und des sogenannten Mittelstandes breit macht, hat doch nichts zu Stande gebracht, als einer Anzahl armer Teufel das Leben zu versauern. Die Sonntagsheiligung, welche aus dem Zusammenstimmen der Orthodoxie mit der Sozialdemokratie (die Extreme berühren sich) hervorging, ist ein Kreuz für die Bevölkerung geworden, die nicht müde wird, nach Schutz vor diesem Schutz zu rufen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine der gesammten Kulturentwicklung hohnsprechende Gesetzmacherei mit den Vertretern der Sozialpolitik in Konflikt kam, der sie ihre

*) Siehe vorige Nummer.

Stichworte entlehnt hatte. Denn wenn auch Einzelne von ihnen ihre Sinnesverwandtschaft mit den Kreuzzeitungsleuten, die bei der Taufe von 1872 unter den Pathen gewesen, nicht verleugneten, so war doch die größere Zahl der Anhänger gerade von ihrer modernen Denkungsweise über den Liberalismus hinaus zum Sozialismus geführt worden und nicht gemeint, sich in umgekehrter Richtung um Jahrhunderte in das Feudal- und Zunftwesen zurückdrängen zu lassen.

Ein Mann von innerlich liberaler und unabhängiger Gesinnung wie Lujo Brentano hatte schon die Bismarck'sche Methode der Alters- und Invalidengesetzgebung bekämpft, Professor Knapp in Straßburg die bäuerlichen Zustände des Ostens einer neuen, scharf eingreifenden Kritik unterzogen. In neuerer Zeit erwarb sich Brentano das große Verdienst, mit umfassenden Arbeiten und freimüthiger Energie das gesammte Agrarierthum in seiner Gemeinschädlichkeit zu entlarven. Die abderitische Börsengesetzgebung fand einen talentvollen und eleganten Widersacher in dem jungen Professor Weber.

Das alles hätte aber schwerlich zu greifbaren Gegenwirkungen in der Sphäre der Staatsleitung geführt, wenn nicht die sozialdemokratische Arbeiterbewegung auch den Widerspruch zwischen der handelnden rückläufigen und der lehrenden modernen Sozialpolitik praktisch zum Bewußtsein gebracht hätte.

Um den Gang dieses Prozesses zu verstehen, muß man die Phasen, welche das Verhalten der Machthaber gegenüber der sozialdemokratischen Bewegung seit zwanzig Jahren durchlaufen hat, ins Auge fassen. Als Fürst Bismarck zu der Ueberzeugung gekommen war, der sozialdemokratischen Propaganda könne nur mit Gewaltmitteln ein Ende gemacht werden, zog er eine Scheidelinie zwischen dem sozialdemokratischen und dem revolutionären Element im Gesammtwesen der Bewegung. Er glaubte, mit ersterem paktiren zu sollen, um mit letzterem besser aufräumen zu können. Der Erfolg gab ihm Unrecht. Das revolutionäre Element in der Sozialdemokratie kam durch das Sozialistengesetz in gewaltige Ausbreitung. Während dies in den Reihen der Parlamentarier immer mehr erkannt wurde, auch von solchen, die anfänglich aus politischen Gründen dem Sozialistengesetz ihre Stimme gegeben hatten, blieb der Reichskanzler starr auf seinem ersten Standpunkt, vielleicht noch starrer als vorher, nachdem er mit Mühe und Noth seine eigenen sozialpolitischen Gesetze dem Reichstag abgerungen hatte, ohne einen Zoll breit in der Bekämpfung der Sozialdemokratie vorgerückt zu sein. Weit entfernt abzurüsten, glaubte er, die Waffen der Straf- und Polizeigesetzgebung verschärfen zu müssen. Aber der geänderten Ansicht der Reichstagsmehrheit gegenüber drang er damit nicht durch. Die Erneuerung des Sozialistengesetzes mißlang, und unmittelbar darauf erreichte ihn selbst das Verhängniß. Allen Anzeichen gemäß waren die sozialpolitischen Dinge selbst nicht ohne Antheil an seinem Sturz. Der junge Souverän, der sich ein großartiges Bild von seinem hohen Beruf gemacht hatte, fühlte sich auch verpflichtet, mit schöpferischer That in das Gebiet der Arbeiterbewegung einzugreifen. Es lockte ihn der Gedanke, Europa von dem Alp des Klassenkampfes zu befreien. Dies sollte dadurch geschehen, daß ein großes internationales Abkommen zur Lösung der schwersten Probleme der Fabrikgesetzgebung vereinbart würde. In Bismarck's Augen war dies natürlich ein utopisches Unterfangen. Er fügte sich zwar, als es nicht anders ging, aber nur nachdem er, wie er oft bestätigt hat, das Gewagteste aus dem kaiserlichen Programm entfernt hatte. Der Kongreß trat zusammen, der Kanzler machte, mit dem größten inneren Widerstreben, noch etliche Aeußerlichkeiten desselben pro forma mit. Das Ende gab ihm recht, das Ganze verlief im Sande. Aber der Anlauf, den die kaiserliche Initiative damit genommen hatte, gereichte den Häuptern der Großindustrie, besonders in den Rheinlanden, zu innerem Mißvergnügen. Sie sagten sich, daß der Geist der Auflehnung unter ihren Arbeitern dadurch genährt worden sei. Was sie zur Zeit des ersten Sozialistengesetzes am meisten für dasselbe eingenommen hatte, war die Hoffnung, den Arbeiterkoalitionen zur Steigerung der Löhne damit ein großes Hinderniß bereitet zu sehen. Als nun im Frühjahr 1890 mit dem Schluß des Reichstags die Erneuerung des Gesetzes versagte, als die Wahlen eine verstärkte Anzahl sozialdemokratischer Abgeordneten in den Reichstag gebracht hatten, steigerte sich in den bezeichneten Kreisen der Großindustrie das Mißbehagen. Ihre große patriotische Begeisterung für den Fürsten Bismarck, die sich seit seiner Bekehrung zum Protektionismus noch durch die natürliche Inspiration für ihre eigenen Interessen gesteigert hatte, erblickte in dem entlassenen Kanzler den verlorenen Hort des allgemeinen Wohls, an den man sich anklammern müsse, um jugendlichen Wagnissen auf dem Gebiet der Sozialpolitik entgegenzutreten. Sein ceterum censeo der gewaltsamen Bekämpfung der Sozialdemokratie ward ein Glaubensartikel, auf dessen Wiederbelebung man hinsteuern müsse. Damals wurden die engeren Beziehungen potenter Großindustrieller zum Lager von Friedrichsruh hergestellt, welche sich seitdem immer mehr gefestigt haben und schließlich bewirkten, daß die Führung der Industrie sich immer mehr den ihren wahren Interessen eigentlich widersprechenden Forderungen der Agrarier unterwarf; denn Fürst Bismarck war noch viel mehr Agrarier als Schutzzöllner und ist, seitdem er ins Privatleben getreten, ausschließlich Agrarier geworden. Das konnte man u. A. aus seiner Wendung zu Gunsten des Bimetallismus entnehmen, dem gegenüber er, solange er im Amte war, immer eine vorsichtige Haltung bewahrt hatte. Als das Ministerium Caprivi die große Aufgabe übernahm, die Handelspolitik und speziell die der Handelsverträge, welche unter seinem Vorgänger in die Sackgasse gerathen waren, auf gesunden Bedingungen wieder aufzubauen, verlieh die Evidenz der Wichtigkeit dieses Vorgehens und die Sonne der kaiserlichen Gunst dieser Politik noch solche Kraft, daß sie den von Friedrichsruh inspirirten Widerstand besiegte. Aber als die agrarischen Einflüsse immer mehr Macht gewannen, als sie ihren Triumph im Sturz Caprivi's feierten, als sie gar noch ihren Siegeszug auch mit der Beseitigung Marschall's und Bötticher's, der beiden bêtes noires von Friedrichsruh, krönten, drängte sich den führenden Großindustriellen die Erkenntniß auf, daß sie um ihrer Selbsterhaltung willen besser thäten, einen Theil ihrer unmittelbaren Interessen zu opfern und sich unter den Schutz der mächtigen Agrarier zu stellen. Der scharfsichtige Finanzminister von Preußen, der ihnen seiner Vergangenheit nach am nächsten stand, hatte ihnen schon das Beispiel gegeben, und gezeigt, wo der Schwerpunkt liege, auf den man sich stützen müsse, um fest zustehen. So bildete sich allmählich das neue Programm der Großindustrie heraus, welches gegen die jetzigen Handelsverträge und für Erhöhung der Nahrungsmittelzölle und sonstige Einfuhrerschwerungen auftritt und die Führung der wirthschaftlichen Politik den Agrariern überläßt.

Gleichzeitig mit diesem Umschwung und langsam vorbereitet kam auch ein neuer Zug in die sozialpolitische Stimmung der oberen Regionen. Die königlichen Versuche persönlichen Eingreifens im Jahre 1889 bei Gelegenheit des großen Streiks der Kohlenarbeiter hatte bereits Besorgniß bei der Großindustrie erregt. Die mit der internationalen Konferenz von 1890 angestellten Versuche steigerten diese Besorgniß in bedeutendem Maße. Es lag nahe, das Mißlingen der beiden Versuche auszunützen, indem man auf die Vergeblichkeit aller friedlicher Bemühungen hinwies. Wie die sogenannte Sozialgesetzgebung so hatten auch die von hoher Stelle genommenen Anläufe keinerlei besänftigende Wirkung erzielt, die Sozialdemokratie war in verstärkter Zahl aus den Wahlen hervorgegangen. Es schien die Zeit gekommen, nur noch auf Bekämpfung des revolutionären Elementes in ihr bedacht zu sein. Die Gefahr eines gewaltsamen Umsturzes war seit fünfzig Jahren nicht mehr in den Aspirationen des radikalen Bürgerthums zu suchen. Die Arbeiter, welche ihm den Kern der Freiheitskämpfer geliefert hatten, waren längst von ihm getrennt.

Die Revolution als Möglichkeit erscheint jetzt nur unter dem Zeichen des „Rothen Gespenstes“. Dessen Vordringen zu bekämpfen, fühlt man sich an zwei Punkten ganz besonders gedrungen, im Heere und in der Fabrik. Die Zuverlässigkeit der Truppe muß vor Untergrabung, die Arbeiterschaft muß vor Aufhetzung zu Streiks bewahrt werden. Daher erklären sich die sensationellen Reden, welche den Soldaten die Pflichten der Disziplin, des unbedingten Gehorsams in auffallenden Wendungen einschärfen. Die einflußreiche Großindustrie, welche die Koalition zur Lohnverbesserung im Auge hat, findet ihre Rechnung dabei, die Staatsautorität in ihrer Besorgniß vor Schaden im Heere scharf zu machen, damit die Geneigtheit zu strengen Maßnahmen überhaupt genährt werde, das Bismarckische Ideal einer Vertilgung sozialdemokratischer Keime durch Verbote und Strafen soll wieder zur Anerkennung gebracht werden. So wird das Programm von Friedrichsruh auf der ganzen Linie durchgeführt. Zollkrieg nach außen mit der ganzen gebildeten Welt, Gendarmenkrieg nach Innen mit der sozialistischen Propaganda.

Der Versuch, der Sozialdemokratie mittelst des Paragraphen des preußischen Vereinsrechtes, welcher die Verbindung von Vereinen unter einander verbietet, beizukommen, endete mit einer Niederlage vor Gericht. Als Rückschlag drängte sich die Nothwendigkeit auf, jenen sinnlos gewordenen Paragraphen zu beseitigen. Doch gerade umgekehrt sollte aus dieser Verlegenheit der Vortheil gezogen werden, erst recht ein strengeres Vereinsrecht in die Gesetzgebung hineinzupraktiziren. Aber auch dieser Versuch scheiterte.

Während diese Anstrengungen gegen die sozialdemokratische Bewegung im Lande gemacht werden, drängt sich aus der parlamentarischen Erfahrung immer deutlicher die Wahrnehmung auf, daß die einstige Schreckensgestalt der gefürchteten Partei mehr und mehr friedfertige Züge angenommen hat, in gleichem Schritt mit der Zahl ihrer Vertreter.

Wer den Reichstag gekannt hat zur Zeit, wo die Bestien Hasselmann, Most und Konsorten in seinen Räumen wütheten, erkennt nicht mehr ihre Nachfolger in den Abgeordneten, welche als Berichterstatter oder als Vorsitzende von Kommissionen friedlich und gemüthlich mit den anderen Kollegen zu kleinen Verbesserungen oder Verschlechterungen des bürgerlichen Lebens mitreden.

„Er regierte, wie die Andren,
Schützte Handel und Talente,
Wenig, heißt es, ward gestohlen
Unter seinem Regimente.“

Gewiß, sie haben ihr Bekenntniß von der Schlechtigkeit und Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Gesellschaft nicht abgeschworen. Aber sie sind zu gescheit geworden, um noch zu glauben, daß man mit Barrikaden das Deutsche Reich umwerfen und, selbst wenn dies Unmögliche möglich wäre, daß man mit Barrikaden das Eigenthum abschaffen könne. Sogar die Waffe der massenhaften Ausstände zur Ertrotzung von besseren Arbeitsbedingungen versagt, wo, wie in Hamburg und jetzt in England, die Industriellen fest genug sind, unverständigen Zumuthungen mit gleicher Energie Widerstand zu leisten, und die Belehrung ist nicht verloren.

In der Erkenntniß, daß unter diesen Umständen gewaltsame Maßregeln in die Gesetzgebung einzuführen immer schwerer wird, rückt der Gedanke, die sozialistische Idee an der Wurzel anzufassen, den Scharfmachern näher, als es früher geschehen war. Einzelne waren sich wohl von Anfang an bewußt, daß der akademische Sozialismus nicht gerade dazu angethan sei, die Bekämpfung der Sozialdemokratie in den Wahlen und in den Werkstätten zu erleichtern. Aber das bischen Gunst, das ihm Bismarck bei seinem Entstehen zugewandt, die Stichworte, die er ihm zur Begründung seiner Sozialgesetzgebung entliehen, die Hilfe, welche er durch die Verachtung des Manchesterthums bei der Fehde gegen die Handels- und Gewerbefreiheit geleistet hatte, verscheuchte doch den Gedanken, ihn öffentlich anzugreifen. Auch war nachgerade der Kathedersozialismus selbst weniger aggressiv geworden als in den Tagen seines Emporkommens. Die Heftigkeit des Kampfes, in welchem das Reich, sowohl die Regierung, wie das Bürgerthum, mit der Sozialdemokratie lag, ermahnte ihn zur Mäßigung, und der oben geschilderte Uebergang von allgemeinen Theorien zu konkreten Forschungen sorgte dafür, daß der Prinzipienstreit in den Hintergrund trat. Das liberale Bürgerthum hatte mehr Ursache, sich gegen die Habgier der Agrarier als gegen die sozialistischen Tendenzen der Schule zu wehren. Nicht so die Heißsporne der Großindustrie, welche, nachdem sie im Gefolge der Agrarier zur Mitherrschaft über die anderen Parteien gelangt waren, an den Sympathiebezeugungen, welche aus theologischen und akademischen Kreisen den Arbeitern zu Theil wurden, Anstoß nahmen. Aeltere und jüngere Dozenten, auch sozialistisch denkende Theologen wurden als Verbreiter gefährlicher Lehren besonders auch im Parlament gekennzeichnet. Dies führte zu heftigem Widerstreit. Professor Adolf Wagner, ein ultrakonservativer, aber sozialistisch gestimmter Mann, wurde sogar mit der Pistole bedroht. Solche Demonstrationen mußten selbst diesem Mann eine gewisse Sympathie bei seinen Gegnern erwerben. Im Punkte der Lehrfreiheit ist man gar kitzlich in Deutschland. Es ist ein Stück Religion, und im Punkte der religiösen Freiheit läßt sich der Deutsche noch aufregen, wenn er auch in der politischen stumpf geworden ist. Jüngere Dozenten nahmen offen und mit litterarischem Erfolg gegen die agrarische Agitation und speziell gegen die Börsengesetz-Partei, andere zogen die Aufmerksamkeit auf sich, indem sie die Formeln von Karl Marx in neue Bearbeitung nahmen und zu einem guten Theil sich aneigneten. Dies alles lenkte die Augen derer, welche der Arbeiterbewegung irgend einen Widerstand entgegenzusetzen wünschten, mehr als bisher auf den Geist der an den Universitäten vorgetragenen Nationalökonomie hin. Eine Bäckereiverordnung, die dem ländlichen Grundbesitz im Schutz der Arbeiter zu weit zu gehen schien, erregte ebenfalls Anstoß. Der preußische Handelsminister, welcher seine sozialpolitische Aufgabe mit einigem theoretischen Ernst verfolgte, wurde beunruhigend und verschwand eines Tages in die bekannte Versenkung. Nun suchte man auch nach einem Gegengewicht gegen die mehr oder weniger sozialistisch angehauchten Universitätsprofessoren. Das war schwer zu finden. Die Lehrstühle waren beinahe ausschließlich mit solchen besetzt, die aus der in den siebziger Jahren emporgekommenen Schule hervorgegangen waren. Im letzten Jahre gelang es endlich, zwei Lehrstühle mit Dozenten anderer Richtung zu besetzen, einen in Berlin, einen anderen in Breslau. Man rief den einen aus einer nicht akademischen Sphäre, den anderen aus der Schweiz herbei.

Dieser Vorgang ist an sich nicht gewichtig. Er ist nur interessant, insofern als er zum ersten Mal eine ihren früheren Sympathien entgegengesetzte Aktion der Regierung im Sinne einer gewissen theoretischen Tendenz bei Besetzung nationalökonomischer Lehrstühle aufweist. Die Frage, ob ein solches Eingreifen zu rechtfertigen sei, kann verschieden beurtheilt werden. Jedenfalls muß man hier unterscheiden zwischen Beschränkung der Lehrfreiheit und sonstigem Verhalten zu bestimmten Lehrmeinungen. Dem Dozenten vorzuschreiben, was er lehren oder was er nicht lehren soll und ihn mit Folgen des Ungehorsams zu bedrohen, wird kein vernünftiger Mensch begehren. Dagegen, ob gerade in einer der politischen Praxis so nahe stehenden Disziplin, wie die der Nationalökonomie, die Staatsregierung nicht in gewissen Grenzen bei Besetzung akademischer Stellen auch dahin wirken soll, daß nicht eine einzige Schulrichtung ausschließlich zu Worte komme, das ist eine Frage, die man aufwerfen kann, ohne gegen den Grundsatz der Lehrfreiheit zu sündigen. Die Kathedersozialisten geben selbst zu, daß sie ihrer Zeit die Gunst der Staatsmacht genossen haben. Daß sie darum gebuhlt oder ihr Gegenkonzessionen positiver Art gemacht hätten, kann man ihnen nicht vorwerfen, höchstens haben in gewissen Fragen, etliche z. B. in der des Schutzzolls, sich einer klugen Passivität beflissen.

Aber daß diese Gunst ihnen für ihre Ausbreitung zu Statten gekommen, ist darum nicht minder wahr. Dem sei jedoch wie ihm wolle, gewiß bringen die zwei neuerdings durch die Initiative der preußischen Regierung berufenen, der herrschenden Schule nicht angeschlossenen Professoren, keinen gewaltigen Umschwung in den Stand der Dinge. Auch zwei Schwalben bringen noch keinen Sommer. Die deutschen Manchesterleute, um diesen Ehrenspitznamen zu gebrauchen, haben auch nicht das Recht, diese zwei neuen Akademiker sich zuzurechnen, und ihre Sorgen gelten viel mehr den Theorien der Herren von Ploetz und Kanitz als den Theorien, die sich von Herrn Schmoller bis zu Herrn Sombart erstrecken.

(Ein Schlußartikel folgt.)

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

XI.

Das Flottengesetz ist in der Budgetkommission noch nicht zwischen allen Klippen hindurchgebracht; scheitern kann es aber nur noch an der renitenten Haltung der bayerischen Brigade des Centrums, und daß diese stark und entschlossen genug sei, das Flottengesetz zu Falle zu bringen, wird von den meisten Seiten bezweifelt; eine ziffernmäßige Sicherheit besteht allerdings noch nicht. Herr Lieber hat einen neuen Schritt gethan, der darauf berechnet ist, einerseits die Unabhängigkeit seiner Partei von der Regierung vor die Augen zu führen und andererseits die frondirenden Elemente durch eine volksthümliche Kundgebung zu versöhnen. Er hat dem Verlangen, daß die Kosten der Vermehrung der Flotte nur von den wohlhabenden Klassen getragen werden sollen, eine Form zu geben versucht.

Der Lärm, der darüber entstanden ist, ist falscher Feuerlärm. Die Regierung verlangt zur Zeit keine Steuererhöhung; sie hofft mit den vorhandenen Mitteln ihre Absichten in das Leben rufen zu können. Man braucht sich auf diese Zusicherung nicht allzu fest zu verlassen und kann doch zu der Ueberzeugung kommen, daß es besser ist, über neue Steuern erst dann zu diskutiren, wenn sie gefordert werden. Der Gesetzgeber ist dazu da, um darüber zu entscheiden, was in diesem Augenblicke — now — zu geschehen hat. Wenn in der Zukunft eine Maßregel getroffen werden soll, so ist ein neuer Gesetzgeber da, der seinen eigenen Gedanken folgt und sich nicht einen Pfifferling um die Direktive kümmert, die sein Vorgänger ihm gegeben hat. In jedem Parlament hält die Mehrheit sich für klüger als ihre Nachfolger, und die Minderheit hält die Zukunft für klüger als die Gegenwart.

Wir stimmen mit Herrn Lieber dahin überein, daß man nicht von Neuem anfangen soll, die Brauerei und die Tabakfabrikation zu beunruhigen, aber unsere Hoffnungen auf die Zukunft gehen weiter. Nicht die schwächeren Schultern sollen belastet, nicht die indirekten Steuern sollen vermehrt werden, aber die Freunde des Herrn Lieber haben nichts dagegen, daß man die Getreidezölle erhöht. Wir sind nun der Ansicht, daß die Getreidezölle auch zu den indirekten Steuern gehören und auf den schwächeren Schultern schwerer lasten als andere. Und als Minderheit hoffen wir diese Anschauung bei der Zukunft durchzusetzen.

In einer Plenarsitzung kündigte Herr Graf Kanitz an, daß am folgenden Tage im Abgeordnetenhause bei Gelegenheit einer Petition über eine Flachsröstmaschine eine große Vorstellung gegeben würde, zu welcher ein hoher Adel und ein verehrungswürdiges Publikum im Voraus eingeladen wurde. Die Vorstellung hat stattgefunden und bestand in einer Verbrüderung zwischen den Agrariern und den schutzzöllnerisch gesinnten Großindustriellen. Das Abkommen, das geschlossen wurde, bestand in folgenden zwei Punkten: 1. die Getreidezölle sollen in künftigen Handelsverträgen nicht gebunden werden; 2. dagegen können Handelsverträge, die einer solchen Bindung entbehren, auf längere Zeit abgeschlossen werden. Im wirthschaftlichen Ausschuß sollen auf Grund dieser Präliminarien die weiteren Verabredungen getroffen werden.

Man ersieht aus diesem Hergang, daß der wirthschaftliche Ausschuß nicht ein Organ ist, mittelst dessen die Regierung sich über Thatsächliches unterrichten will, sondern daß er der Kern eines neuen Kartells werden soll, durch welches Interessentengruppen, die verschiedene Interessen haben, sich soweit einigen, daß sie gemeinsame Interessen mit gemeinsamen Kräften verfolgen. Die nationalliberalen Abgeordneten haben zum größten Theile sich diesem Kartell angeschlossen, aber gleichzeitig eine feierliche Erklärung erlassen, daß sie trotz dieser Bindung durch das Kartell als eine selbständige Partei zu existiren fortfahren.

Der Fall mag selten vorkommen, daß eine Partei es für nothwendig erachtet, dokumentarisch festzustellen, daß sie noch existire. Wer den Beweis seines Lebens führen will, hat nur nöthig, zur Stelle zu sein, und braucht seinen Geburtsschein nicht in der Tasche zu haben. Wenn aber eine Partei es für nothwendig hält, zu versichern, daß sie noch existire, so ist die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß sie sich irrt. Das Kartell von 1887 ist den Konservativen sehr gut bekommen, aber den Nationalliberalen ist es sehr theuer zu stehen gekommen. Wir hoffen, daß diejenigen Kräfte innerhalb der nationalliberalen Partei, die wirklich noch an liberalen Ideen festhalten, und die in einigen verbreiteten Zeitungen eine wirksame Stütze haben, in nicht allzu langer Zeit frei werden, um sich mit anderen liberalen Elementen zur Vertheidigung des Liberalismus zu verbinden.

Dem Gesetzentwurf, welchen Centrum und Freisinn zur Befestigung des Koalitionsrechts eingebracht haben, hat sich der nationalliberale Herr von Heyl mit solcher Entschlossenheit und solcher Feindseligkeit gegen das bestehende Koalitionsrecht widersetzt, daß Herr von Stumm nicht nöthig hatte, sich anders als mit einer persönlichen Bemerkung in die Diskussion einzumischen. Wenn Herr von Heyl und Herr von Stumm zwei verschiedenen Fraktionen angehören, so ist das ein sicheres Zeichen, daß eine Fraktion zu viel in der Welt ist.

Das Centrum vermeidet es selbstverständlich, sich diesem Kartell anzuschließen, wenn es auch mit vielen seiner Ziele einverstanden ist; es handelt nach dem Grundsatze: Der Starke ist am mächtigsten allein. Herr von Miquel hat dem Centrum so freigebige Lobsprüche ob seiner patriotischen Haltung zu Theil werden lassen, daß die Partei es sehr gut wagen konnte, bei Berathung des Kultusetats mit allen denjenigen Ansprüchen wieder hervorzutreten, um deren willen es einstmals den Vorwurf der Reichsfeindschaft zu erdulden hatte; sie hat konsequenter Weise mit dem A angefangen und verlangt die Wiederherstellung der katholischen Abtheilung im Kultusministerium. Das Centrum hat seit zwanzig Jahren die Erfahrung gemacht, daß der Tropfen den Stein höhlt, und wenn es auch nicht alles, was es verlangt, auf den ersten Streich erhalten wird, so lebt es doch der Ueberzeugung, daß ihm der Lohn für seine patriotische Haltung nicht entgehen wird.

Der Gesetzentwurf über die Aufhebung der Privat-Postanstalten ist vom Reichstage an eine Kommission verwiesen worden. Die verlangte Erweiterung des Postregals ist nicht durchzusetzen ohne gleichzeitige Regelung der Entschädigungsfrage. Herr von Podbielski, der bei Vertheidigung seiner Vorlage zum ersten Male in der vollen Rundung einer Hauptperson erschien, hat zur Vertheidigung seiner Vorlage Gründe herbeigezogen, die zwar seltsam klingen, aber doch wohl herangezogen werden mußten, wenn man eine solche Vorlage vertheidigen will. Auf den Einwand, daß den wohlthätigen Vereinen ihre Korrespondenz erheblich vertheuert werden würde, hat er erwidert, diese

Vereine möchten ihre Gelder lieber zu milden Zwecken verwenden, als sie für Briefe auszugeben. Einen General-Postmeister, der das Briefschreiben für eine thörichte Verschwendung hält, wird man in der Welt nicht zum zweiten Male finden. Freilich war auch Herr von Stephan ein Generalpostmeister, wie man ihn in der Welt nicht zum zweiten Male fand, aber aus anderen Gründen.

Proteus.

Handelspolitik und Flotte.

(Schluß.*)

Die Verflechtung der deutschen Volkswirthschaft in den Weltverkehr und die gegenwärtig auf der Tagesordnung stehende Verstärkung der deutschen Flotte bedingen sich gegenseitig. Letztere zu wollen und erstere zu unterbinden ist sinnlos — und gerade dieses Schauspiel sehen wir heute. Durch Flotten- und Militärabstimmungen erkauft das Junkerthum eine rückschrittliche Wirthschaftspolitik und erhält sich hierdurch in der überkommenen politischen Macht, die es zur Fortfristung seiner wirthschaftlichen Ohnmacht anwendet. Dem gegenüber sind die an den weltwirthschaftlichen Fortschritten Deutschlands nächst interessirten Kreise vielfach wenig geneigt, die nothwendigen Machtmittel nach außen dem Staate zu bewilligen, weil sie alltäglich den Staat als feindliche Macht im Innern empfinden.

Ich denke hierbei zunächst an das ostelbische Bürger- und Bauernthum, weil auf ihnen die Hand der herrschenden Klasse am nächsten lastet. Ein Beweis hierfür, wenn ein solcher nothwendig wäre, liegt z. B. in der Handhabung oder vielmehr der Abwesenheit des Vereins- und Versammlungsrechts in Hinterpommern, und dies gegenüber einer liberalen Richtung, deren Vertreter in der Flottenangelegenheit die Regierung unterstützten und ihr in den bevorstehenden wirthschaftlichen Kämpfen vom größten Nutzen sein müssen. Freilich wäre ein solches Vorgehen nicht entschuldbarer, wenn es sich gegen Sozialdemokraten richtete. Ferner stehen in nationalen Fragen abseits noch breite Klassen des deutschen Handelsstandes, weil nach Ansicht einflußreicher Persönlichkeiten der Rechten, vor denen die Regierung sich verbeugt, jeder Börsenbesucher nicht viel besser als ein Betrüger ist. Vor allem aber verhält sich feindlich, obgleich mehr als alle anderen von den weltwirthschaftlichen Erfolgen Deutschlands abhängig, der deutsche Arbeiter in Ost und West, welcher in seinen wirthschaftlichen und politischen Bestrebungen gegenüber den anderen Volksklassen mit ungleichem Maße gemessen wird. Schlimmer aber als Hunger und Kälte ist das Gefühl, Ungerechtigkeit zu leiden. Demgegenüber hat die oberste Schicht des west- und süddeutschen Bürgerthums durch ihre Anpassung an den herrschenden ostelbischen Typus ihre Wurzeln nach unten vielfach verloren. Als die ältere Generation den Vergleich mit den Ostelbiern schloß, auf dem die Gründung des Reichs beruhte, da ward ihr das Opfer des Intellekts, der Verzicht auf die liberalen Traditionen nicht leicht. Ihre Söhne blicken heute vielfach verächtlich auf den Liberalismus der Väter herab und haben sich dem herrschenden Junkerthum in der sittlichen und politischen Weltanschauung angepaßt, angepaßt bis auf den Tonfall der Sprache und die eckige Art des Händedrucks. „Realpolitiker“ nennen sich nunmehr diese Fabrikfeudalen am Rhein, welche für eine Imponderabilie, die gesellschaftliche Aufnahme in die herrschende Klasse, die ihnen vertrauten bürgerlichen Interessen verleugnen. Diese Ablösung der obersten, bisher führenden und den nationalen Gedanken vertretenden Schicht von der werkthätigen Masse des west- und süddeutschen Bürgerthums begründet heute die Schwäche der nationalliberalen Partei und das Auftauchen antipreußischer, d. h. antijunkerlicher Stimmungen in Süddeutschland.

Aber der gegenwärtige Zustand ist auf die Dauer unhaltbar.

Ich kann in diesem Zusammenhang nicht darauf eingehen, daß die fortdauernde politische Herrschaft des Großgrundbesitzes die breiten ostelbischen Gebiete in nationaler Beziehung gefährdet, weil sie die fortschreitende Bindung des Bodens, die Verödung des Landes und den Zuzug slavischer Wanderarbeit bedeutet. Mag man sich heute noch trotz aller Gefahr im Verzuge mit Palliativmitteln helfen; früher oder später muß die Einsicht durchbrechen, daß die Wurzel der agrarischen Frage des Ostens in der Grundbesitzvertheilung liegt, und daß eine aufrichtig bäuerliche Politik der Regierung nicht mit, sondern wie stets in der Vergangenheit nur gegen das Junkerthum möglich ist. Wer dies noch bezweifelt, bedenke, daß der erste Schritt einer bauernfreundlichen Politik sich gegen das Fideikommiß zu richten hätte; dieser Schritt liegt heute ferner denn je.

Auch darauf können wir in diesem Zusammenhange nicht eingehen, daß die gegenwärtig beliebte Politik gegenüber der deutschen Arbeiterbewegung eine Politik des ostelbischen Großgrundbesitzes ist, was bei Gelegenheit des Vereinsgesetzes klar zu Tage trat. Durch Unterdrückungsgesetze treibt das ostelbische Junkerthum den Keil zwischen Arbeit und Kapital, mit deren Vereinigung seine Herrschaft zu Ende wäre. Nun mag zwar die deutsche Reichsregierung bona fide noch meinen, durch Vorenthaltung des Vereinsrechts die Gefahr der Streiks zu vermindern und damit Verluste von der deutschen Industrie fern zu halten. Sachverständige wie Rösicke verneinen, daß wir bei einem freiheitlichen Vereinsrecht mehr Arbeitseinstellungen wie bisher zu gewärtigen hätten. Furchtbarer jedenfalls ist die Gefahr, daß die zahlreichste und an Zahl am meisten wachsende Klasse der deutschen Bevölkerung sich heute auf nationalem Boden noch als Fremdlinge empfindet. Die Gewinnung der deutschen Arbeiter für eine politische Mitarbeit ist die bei Weitem wichtigste Aufgabe unserer gesammten inneren Politik — eine schwere, jedenfalls langwierige, aber doch wohl nicht völlig aussichtslose Aufgabe, wie schon heute mancher westdeutsche Bürgermeister von seinen sozialdemokratischen Stadtverordneten berichten kann. Eine Mitarbeit an der nationalen Gesammtpolitik werden wir freilich erst dann von dem deutschen Arbeiter erwarten dürfen, wenn es wahr wird, worin heute Professor Schäfer (Deutschland zur See) noch Unrecht hat, daß „der Bergmann von Dortmund und Bochum mit dem von Newcastle nicht tauschen möchte“. Letzterer hat auf dem Boden des Vereinsrechts, welches die gegenwärtige Politik der Sammlung uns nicht geben wird, sich in die bestehende Gesellschaft eingeordnet; seine Vertreter stimmten im Parlament für alle Schiffe, welche die Regierung forderte, freilich ohne daß Flugblätter gegen die Flottenvermehrung als grober Unfug gestraft worden wären. Sein Führer, Th. Burt, selbst gewesener Bergmann, war Staatssekretär im Londoner Ministerium.

Das Gesagte genügt, um zu zeigen, wie eng das ostelbische Agrarproblem und die Arbeiterfrage in ganz Deutschland mit der Zukunft unserer Handelspolitik verknüpft ist. Auf dem Boden der letzteren und gegen dieselben Gegner wird die Lösung auch der beiden ersteren Fragen in nationalem Sinne erkämpft. In Fragen der Handelspolitik aber dürfte auch die Unmöglichkeit am ehesten offenkundig werden, die weltwirthschaftlichen Interessen Deutschlands auf Grund der gegenwärtigen innerpolitischen Kombination wahrzunehmen.

Das handelspolitische Programm der Agrarier verlangt: Kündigung sämmtlicher Meistbegünstigungsverträge, prinzipielle Ablehnung von langsichtigen Tarifverträgen, ein

*) Entsprechend dem informatorischen Charakter der Mannheimer Vorträge fehlte obstehender Schluß. Der denkende Hörer wird aus den mitgetheilten Thatsachen ähnliche Schlußfolgerungen selbst gezogen haben.

Minimal- und Maximaltarif mit einjähriger Kündigungsfrist, autonome Erhöhung der Getreidezölle, d. h. Zollkrieg mit den großen Ackerbaustaaten, die unsere Industrieprodukte aufnehmen. Dieses Programm bedroht Gewerbe und Handel im Herzen, damit die Grundlagen unserer internationalen Machtstellung, insbesondere auch das politische Zusammengehen mit England, auf welchem die neuerlichen Erfolge unserer auswärtigen Politik beruhen. Eine deutsche Reichsregierung kann den Zollkrieg mit aller Welt nicht zugeben.

Noch mehr: Früher oder später muß auch die deutsche Regierung auf den Standpunkt treten, welchen die englische bereits in einem Berichte von 1854 vertritt: „Die großen Kapitalien dieses Landes sind die großen Werkzeuge der Kriegführung gegen das konkurrirende Kapital der fremden Länder.“ Die große Mehrzahl der parlamentarischen Gruppen, auf welche sich die Regierung stützt, ist derartigen internationalen Machtfragen völlig unzugänglich; ihr ist das Kapital Gegenstand nicht der Pflege und des Schutzes, sondern spießbürgerlichen Neides. Gegenüber einer vielleicht wohlwollenden, aber um so schädlicheren Unklarheit muß es offen gesagt werden, welchen Schaden das Wort „Sozial“ und „Sozialpolitik“ heute anrichtet: ein Deckmantel für die Fortfristung unhaltbarer Existenzen aus allgemeinen Mitteln. Eine besondere Politik der sog. „Erhaltung des Mittelstandes“ ist sinnlos zu einer Zeit, wo die Mittelklassen d. h. die Schichten mittlerer Einkommensverhältnisse, wie Schmoller und viele andere dargethan haben, gerade infolge der kapitalistischen Entwicklung an Zahl und Bedeutung zunehmen.

Geradezu gefährlich aber wird dieser „soziale“ Gesichtspunkt der „Unterstützung der wirthschaftlich Schwächeren“ (Gamp), wenn er auf die Reichsbank angewandt wird. Dieses Institut hat mit starker Hand die Gesammtinteressen der deutschen Volkswirthschaft nach Außen zu vertheidigen, für die Erhaltung unseres Goldumlaufs, dieses wichtigen und unersetzlichen Kriegsschatzes, zu sorgen und in Friedenszeiten die Kräfte zu sammeln, um in schweren Tagen das Rückgrat der deutschen Volkswirthschaft und des deutschen Staatskredits zu sein. Kein größeres Verdienst, als wenn die Reichsbank den privaten Kreditbedürfnissen selbst mächtiger Interessengruppen sich versagt, wo der geforderte Kredit das Vertrauen erschütterte, welches heute deutsche Noten und Wechsel auf Deutschland schlechthin zu Goldforderungen stempelt. Zur Sicherung ihrer Noten bedarf die Reichsbank einer Deckung ersten Ranges, vor allem in guten Waaren wechseln, den Repräsentanten verkaufter Waaren, die nicht durch lombardirte, d. h. unverkaufte Waaren ersetzt werden können. Noch gefährlicher wären zweifelhafte Kreditwechsel oder langfällige Investirung in Grund und Boden, industriellen und landwirthschaftlichen Anlagen. Aber gerade in dieser Richtung drängt die agrarische Agitation. Die Regierung kann die Reichsbank nicht opfern; sie denke, was die Bank von England ihrem Lande während der napoleonischen Kriege gewesen ist, in denen der Entscheidungskampf um die Welt ausgefochten wurde. — —

Mag noch auf lange hinaus der Schwarzkünstler im preußischen Finanzministerium seinen Freunden auf der Rechten das glänzende, aber unbestimmt umrissene Bild eines wunderthätigen „Agrarrechts der Zukunft“ vorgaukeln und sie dabei mit kleinen, aber wohlschmeckenden Leckerbissen abspeisen. Früher oder später wollen sie mehr. Statt des Zauberbildes wollen sie Wirklichkeit. Dann wird es handgreiflich, daß die deutsche Weltpolitik nicht mit den agrarischen Bündlern zu machen ist, die selbst dem inländischen Verkehr die nothwendigsten Verkehrsmittel verweigern. Wenn diese Stunde kommt, dann müssen die Nachfolger bereit und der Größe des Augenblicks gewachsen sein. Ihn vorzubereiten, ist daher die Pflicht aller derer, welche die Lage der Gegenwart durchschaut haben — eine Arbeit weder leicht noch sicher Erfolg versprechend und im besten Fall einen Erfolg, den das gegenwärtige Geschlecht nicht mehr erlebt.

Aber eine Arbeit des Schweißes der Edlen werth.

Handelt es sich doch um Deutschlands Zukunft. Gelingt es den Rückschrittlern, durch Zollkriege, Verschlechterung der Währung, Ausbeutung der Reichsbank, Börsengesetze u. s. w. unsere Wirthschaftsentwicklung zu unterbinden, so wird Deutschland zwar ein Stillleben von sekundärer Bedeutung fortführen, aber der Strom der Weltgeschichte läßt es zur Seite liegen. Die deutsche Einigung und die sie begleitenden Waffenthaten blieben Ereignisse von beschränkt europäischer Bedeutung. Der Kosmopolitismus eines Goethe und Kant wäre großartiger gewesen. Gelingt es dagegen, die in uns liegenden wirthschaftlichen Kräfte von dem auf ihnen ruhenden Alpdruck zu befreien und zu entfalten, so dürfen wir vielleicht hoffen, das Bett jenes Stromes zeitweise durch Deutschland hindurch zu leiten, wie es nur einmal in der Vergangenheit einem deutschen Volkssplitter, den Holländern im 16. Jahrhundert, vergönnt war. Die Thaten der Väter wären welthistorisch, weil sie die Grundlage einer größeren Zukunft wären. Dies allein wäre der Weg zur Weltmacht.

G. von Schulze-Gaevernitz.

Felice Cavallotti.

Eine maßlose Leidenschaft und eine unerschöpfliche Freude am Kampf haben dem Leben, um das heute viele Tausende von Italienern trauern, das Gepräge gegeben. Und dieser Leidenschaft und dieser Kampfeslust ist es zum Opfer gefallen.

Cavallotti kam in seinem dreiunddreißigsten Duell um und nicht der Hieb seines Gegners hat ihn getödtet, sondern er ist — ein, glaube ich, nie dagewesener Fall — mit offnem Mund in den zur Parade ausliegenden Säbel des Gegners gerannt und hat sich, ein unfreiwilliger Selbstmörder, in blinder Leidenschaft aufgespießt.

Leidenschaft und Kampfesfreude treiben den Siebzehnjährigen im Jahre 1860 nach Quarto, der Schaar der Tausend zu, die sich zur Eroberung Siziliens rüstet. Er wird wegen seiner Jugend zurückgewiesen. Aber er verschafft sich die Papiere eines älteren Vetters und wird auf Grund derselben zur Theilnahme an der zweiten Expedition unter Migliavacca zugelassen.

Mit fünf Liren und einem Paar Strümpfe in der Tasche macht er den neapolitanischen Feldzug mit und thut seine Soldatenpflicht bei Milazzo und am Volturno. In Neapel lernt er Alexander Dumas den Aelteren kennen und wird Mitarbeiter an dem von ihm herausgegebenen Indipendente. Schon in den ersten Artikeln, die er für dieses Blatt schrieb, offenbart sich die ganze Rücksichtslosigkeit und Furchtlosigkeit seines Wesens. Er nennt Visconti-Venosta, den jetzigen Minister des Aeußern, der damals von Cavour zur Ueberwachung Garibaldi's als Königlicher Kommissar nach Neapel geschickt worden, und aus einem glühenden Anhänger Mazzini's ein begeisterter Monarchist geworden war, einen unterwürfigen Lakaien der Regierung. Und als Visconti-Venosta den Verfasser des Artikels wissen will, und Dumas sich weigert, ihn zu nennen, schreibt der kaum der Schulbank entwachsene Knabe dem Exrepublikaner einen Brief, in dem er die Beleidigung begründet und aufrecht erhält, und den er mit seinem vollen Namen unterzeichnet. Visconti-Venosta war verständig genug, die Beleidigung des Halbwüchsigen zu ignoriren.

In Mailänder Zeitungen setzt er den Kampf für die Republik und gegen die Feinde der Freiheit fort. Im Jahre 1866 kämpft er in den Freischaaren Garibaldi's gegen Oesterreich, im Jahre 1867 zieht er mit ihm gegen Rom. Dann übernimmt er mit dem Waffengefährten Bizzoni die Redaktion des „Gazzettino“, dem er den Beinamen „Rosa“

gibt und wird durch die freche Zügellosigkeit seiner Sprache, durch die Verachtung jeder Autorität, aber auch durch die wahrhaft dichterische Kraft des Ausdrucks, die sich in seinen polemischen Artikeln offenbart, eine Lombardische Berühmtheit. Man las den Gazzettino damals in Mailand mit dem gleichen Behagen mit dem man sich in Paris an Rochefort's „Lanterne" ergötzte. Dem jugendlichen Redakteur saßen Staatsanwalt und Sekundanten beständig auf dem Leibe. Er forderte damals mit Bizzoni sämmtliche Offiziere eines Kavallerieregiments. Dreißig Mal wurde er in wenigen Jahren wegen Preßvergehens angeklagt, und jedesmal sprachen ihn die Geschworenen frei. Mitten im politischen Kampfe machte er sein juristisches Examen, dachte aber nie daran, die Advokatur auszuüben, obwohl er das Zeug dazu hatte, der erste Rechtsanwalt Italiens zu werden. Er veröffentlichte Gedichte, die von Majestätsbeleidigungen strotzten und wird dreimal (1869, 1870 und 1871) ins Gefängniß gesteckt.

Im Jahre 1873 wählt ihn Corteolona ins Parlament. Am Tage, bevor er in Montecitorio erscheint, veröffentlicht er in der „Capitale" einen Artikel, in dem er erklärt, wie er den Eid auf die Verfassung, den er leisten muß, versteht. Und als die Abgeordneten der Rechten ihn infolge dessen nicht zum Schwur zulassen wollen, ruft er ihnen zu: „Schlechte Gewissen, respektirt die ruhigen Gewissen."

Schon hat er auch seinen Namen durch dramatische Dichtungen bekannt gemacht. Im Jahre 1871 entstanden „Die Geusen" (I pezzenti). Wie Goethe und Schiller zog ihn der niederländische Freiheitskampf an. Den Alcibiades schrieb er im Jahre 1873 in fünfundvierzig Tagen, verfolgt von den italienischen Polizisten, und vertheidigte ihn später gegen seine Kritiker in einer Broschüre, in der er nachzuweisen sucht, daß er in dieser Tragödie das Kolorit des Zeitalters des Perikles getroffen hat. Seine Dramen haben keinen großen litterarischen Werth. Sie enthalten aber lyrische Episoden von entzückender Schönheit. Das reizende einaktige Lustspiel: „Das Hohelied" ist wohl das einzige seiner Stücke, das in Deutschland bekannt geworden ist. Ludwig Fulda hat es übersetzt, und die meisterhafte Uebertragung gibt einen Begriff von der Grazie des Originals. Als Abgeordneter wird er bald einer der besten Redner des Parlaments. Auch in seinen politischen Reden offenbart sich der Dichter. Alle sind sie formvollendet und reich an poetischen Bildern. Wenn nicht ein Organ, das oft dem Bellen des Hundes ähnelte, den Eindruck gestört hätte, so würde man in Monticitorio seit Minghetti's Tode keine wirkungsvolleren vernommen haben. Als Deputirter setzt er den Kampf fort, den er als Journalist begonnen hat. Er bekämpft die Korruption in Presse und Politik mit einer Hartnäckigkeit und Erbitterung, die keine Achtung vor dem weißen Haar des Greises und selbst keine Schonung für dem Vaterlande geleistete Dienste kennt. Unbarmherziger ist wohl niemand je moralisch vernichtet worden, als Constanza Chauvet, der Besitzer des Popolo Romano, der Meister der politischen Intrigue hinter den Coulissen, der einflußreiche Leibjournalist einer ganzen Reihe von Ministern, durch die Feder Cavallotti's. In aller Erinnerung ist der titanische Kampf gegen Crispi, den er in den letzten Jahren führte. Ein italienischer Zola hat er den mächtigsten Mann Italiens der gemeinsten Verbrechen in Anklageschriften beschuldigt, die sich ebensowohl durch ihre packende Form als ihre scharfsinnige Beweisführung auszeichnen. Er hat diesen Kampf, der ihm Vortheile gewiß nicht bringen konnte, nicht aus persönlichem Haß geführt, sondern, weil er es als eine große Gefahr für Italien betrachtete, daß ein Mann, den, wie er meinte, nur sein politischer Einfluß vor dem Staatsanwalt schützte, an der Spitze der Regierung stehen konnte. Und wenn auch das Schwert Menelik's und nicht die Feder Cavallotti's den Sturz des Ministeriums Crispi herbeigeführt hat, so ist doch die Last der Anklagen, die er gegen ihn aufhäufte und von deren Wahrheit wohl nur wenige Italiener nicht überzeugt sind, die Ursache davon, daß der Staatsmann sich von diesem Sturze nicht mehr erheben wird.

Trotz der bis zur Unbarmherzigkeit gesteigerten Leidenschaft, mit der er Menschen um idealer Interessen willen verfolgte, hatte Cavallotti ein weiches Herz. Er war im Grunde ein guter Kerl. Wer ihn zu nehmen wußte, konnte ihn um den Finger wickeln, wenn er ihn nur für einen anständigen Menschen hielt. Rudini hat das meisterlich verstanden und ihn fast zwei Jahre an der Nase herumgeführt. Das konnte dem gewandten Parlamentarier nur deshalb gelingen, weil Cavallotti nicht zu jenen Radikalen gehörte, die jedes Kompromiß auch im politischen Leben für ein Verbrechen halten. Nur mit der Immoralität wollte er nie einen Pakt schließen. Aber mit einem politischen Gegner, den er achtete, Hand in Hand zu gehen, verschmähte er nicht, wenn Gründe der Opportunität es ihm geboten. Diese bei Männern der extremen Parteien so seltene Eigenschaft hätte den alten Republikaner in den letzten Jahren seines Lebens beinahe regierungsfähig gemacht, und eine ernstliche Verstimmung zwischen ihm und seinen Parteigenossen veranlaßt. Aber nie hat er solche Kompromisse um persönlicher Vortheile willen geschlossen. Stets hat er sich sein Brot durch seine Feder verdient und immer bescheiden, fast dürftig gelebt.

Hier in Rom bewohnte er seit zwanzig Jahren ein möblirtes Zimmer in einem Hause auf der Piazza Randanini unter dem Dach. Es steht darin nicht mehr als das Nothwendigste. Die Wände sind fast ohne Schmuck. Hier arbeitete er oft bis in die späte Nacht hinein; hier liegt er nun auf der sammetgeschmückten Bahre. Ueber die niemals unbewegten Gesichtszüge, in denen es immer von Kampfgedanken blitzte, hat nur der Tod den Frieden breiten können. Aber den Ausdruck jener ungebändigten und furchtlosen Thatkraft, die sich auch vor dem Mächtigsten nicht beugte und vor keiner Schranke zurückwich, hat auch er nicht auszulöschen vermocht. In der Faust hält er einen Strauß mit einem Streifen Papier, auf dem von zitternder Hand geschrieben die Worte stehen: „Dein Bruder Matteo, Renato Imbriani." Imbriani wurde vom Schlage getroffen, als er am Gedenktag der Eroberung Roms im vorigen Jahre am Denkmal Garibaldis in Siena eine Festrede hielt, und er wird voraussichtlich nie mehr in Montecitorio erscheinen. Nun ist mit Cavallotti auch die andere politisch bedeutsame Gestalt der äußersten Linken im italienischen Parlamente verschwunden; er ist ihr unersetzlich und sie wird ohne ihn wenig Einfluß mehr haben.

Zu einer traurigen und zu einer erhebenden Betrachtung gibt der tragische Tod Cavallotti's noch Veranlassung.

Traurig ist es, daß ein Mensch, der sein ganzes Leben in den Dienst des Kampfes gegen Vorurtheile stellte, selbst im Banne des barbarischen Vorurtheils stand, das Bürger des neunzehnten Jahrhunderts zwingt, sich unter Beobachtung einer lächerlichen Etikette gegenseitig zu verwunden oder todtzuschlagen. Cavallotti bewunderte an den alten Griechen besonders die Heldenhaftigkeit. In einem Gedicht von ihm, das den Tod der in der Schlacht bei Mentana Gefallenen preist, erscheint Leonidas als der größte Held der Erde. Nun wohl, obgleich diese Helden die sogenannte ritterliche Ehre nicht kannten, obwohl sie einen Zweikampf zur Wiederherstellung ihrer Ehre für lächerlich erklärt hätten, und die Bestimmungsmensur ihren Sklaven und Gladiatoren überließen, würde dieser Sänger der griechischen Heldenhaftigkeit jeden für einen Feigling gehalten haben, der ein Duell ausgeschlagen hätte. Das Duell, in dem Cavallotti umkam, offenbart den ganzen Blödsinn dieser mittelalterlichen Einrichtung. Nur der Eindruck des tragischen Ausganges kann einen verständigen Mann verhindern, zu lächeln, wenn er die Protokolle liest, welche die sechs Sekundantenpaare aufsetzten, die über diese Sache im Auftrage Macola's und Cavallotti's verhandelten. Zweimal war man bereits übereingekommen, daß der Codex der ritterlichen Ehre kein Blutvergießen erheische. Macola hatte während der Verhandlungen einen freundschaftlichen Brief an Cavallotti geschrieben, in dem er ihn duzt und ihn

„mein lieber Cavallotti“ nennt, aber in dem er — mir erscheint es wie ein Verbrechen am gesunden Menschenverstande — sich ihm zugleich als Forderer und als Geforderter zur Verfügung stellt. Und so sind sich denn zwei Menschen, die sich im Grunde ihrer Herzen gar nicht böse waren, sondern nur eine journalistische Fehde, die eine politische Ursache hatte, ausfochten, mit den Waffen in der Hand gegenübergetreten. Und der Eine von ihnen hat den Anderen, gewiß ohne es zu wollen, umgebracht. Trauriger noch ist es, daß die große Mehrheit der Italiener ein solches Verfahren für selbstverständlich hält, und daß auch dieser tragische Ausgang außer den Sozialisten Niemanden veranlaßt, gegen das Duell zu protestiren.

Erhebend aber ist es, auch bei dieser Gelegenheit wieder zu sehen, daß der politische Haß in Italien am Grabe verstummt. Auf der ganzen appenninischen Halbinsel gab es fast keinen Menschen, der so viel Feinde hatte wie Cavallotti. Seine Feder war eine Geißel, seine Artikel waren Peitschenhiebe. Und doch wurde gestern in der Kammer der Beschluß, die Sitzung zum Zeichen der Trauer aufzuheben, und die Fahne auf Montecitorio für acht Tage zu umfloren, einstimmig gefaßt, und eine monarchische Regierung der Rechten erbot sich, den Republikaner auf Staatskosten begraben zu lassen.

Rom, den 8. März. C. Mühling.

Das Ministerium Thun.

In der Nacht von Samstag auf Sonntag ist das Ministerium Gautsch nach knapp dreimonatlichem Bestande vom Schauplatz plötzlich verschwunden und um die Mitternachtsstunde ward urbi et orbi verkündet, daß Graf Franz Thun, der ehemalige Statthalter von Böhmen, zur Bildung eines neuen Ministeriums berufen worden sei. Die Meldung kam überraschend, wenn auch nicht unerwartet. Seit mehr als vier Wochen stand Graf Thun, dessen Name als Chef der Regierung schon nach dem Sturze der Koalition vielfach genannt worden war, im Vordergrunde. Man wurde zuerst stutzig, als Mitte Februar die harmlose Nachricht, daß Graf Thun vom Kaiser in besonderer Audienz empfangen worden sei, auf den direkten Wunsch des Grafen Thun mit großer Beflissenheit von Regierungswegen dementirt wurde und sich kurz darauf herausstellte, daß Graf Thun trotz der Ableugnung in die Burg berufen worden sei. Die letzten vierzehn Tage wurden immerfort Gerüchte von der Demission des Freiherrn von Gautsch und der Berufung des Grafen Thun lancirt und der Ursprung dieser Gerüchte wies auf Budapest hin. Es war übrigens bekannt, daß Baron Gautsch in Uebereinstimmung mit den höchsten Kreisen sein Kabinet nur als ein provisorisches, als ein Uebergangsministerium betrachtete, dazu bestimmt, den Schutt wegzuräumen, welchen Graf Badeni zurückgelassen hatte, und daß es weiter berufen sei, dem künftigen Kabinet die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und die Bahn zu ebnen. Man hatte ein Beamtenministerium berufen, bestehend aus tüchtigen Ressortbeamten, zum Theil auch aus politischen Köpfen, und man hatte diesem Beamtenministerium eine andere Aufgabe zugedacht als die, welche ihm bei der heutigen Lage der Dinge und der Natur der Verhältnisse hätte zufallen müssen. Wenn man in den letzten Monaten der Badenischen Misere an ein Beamtenministerium dachte, dann verband man damit die Vorstellung einer **dauernden** Regierung, welche in Wirklichkeit über den Parteien stehend den österreichischen Staat nach österreichischen Gesichtspunkten leiten und verwalten sollte, und für welche das Moment der **Verwaltung** wichtiger in die Wagschale fallen sollte als das politische Moment. Einer solchen Regierung hätte man Zeit gewähren müssen, um sich einzuleben und Vertrauen zu gewinnen, und eine solche Regierung durfte man nicht zu Tode hetzen, auf daß sie den Termin für den Ausgleich genau und pünktlich einhalte, welchen Baron Banffy mit dem ungarischen Reichstag auf den 1. Mai d. J. gesetzt hat. Das ungarische Ausgleichsprovisorium, welches Baron Banffy im Dezember beschließen ließ, setzt bekanntlich den 1. Mai als Termin fest, bis zu welchem in beiden Legislationen der Monarchie die Ausgleichsvorlagen eingebracht werden müssen. Erfolgt diese Einbringung nicht, dann hat sich Ungarn das Recht gewahrt, in Beziehung auf die bisher den beiden Staaten der Monarchie gemeinsamen wirthschaftlichen Angelegenheiten einseitig und selbständig vorzugehen. Dieses Datum des 1. Mai hat sich bereits als ein verhängnißvoller Truc erwiesen und wird sich noch in der Folge als solcher erweisen. Den Schein mit dem 1. Mai in der Hand verweigerte Baron Banffy seinem österreichischen Kollegen jede Konzession in der Quotenfrage, und doch verlangte er, daß der Entwurf des Quotengesetzes mit den übrigen Ausgleichsvorlagen bis zum 1. Mai im Reichsrath eingebracht werde. Ins Gemeinverständliche übersetzt heißt das: Baron Banffy forderte, der österreichische Ministerpräsident solle die Garantie übernehmen, daß das österreichische Parlament jene Quote acceptire, welche Baron Banffy zugestehen will, oder daß die österreichische Regierung auf das sogenannte „Junctim“ verzichte, welches darin besteht, daß sämmtliche Ausgleichsvorlagen, die Quote inbegriffen, nur unter Einem zur Vorlage, zur Verhandlung und zur Sanktionirung kommen können. Die österreichische Regierung hätte also, da eine Vereinbarung über die Quote bis zum 1. Mai kaum möglich war, einwilligen müssen, daß die Quote von den übrigen Ausgleichsvorlagen abgetrennt werde, und daß die übrigen Ausgleichsvorlagen selbständig zur Verhandlung kommen, obwohl gerade diese die Zugeständnisse Oesterreichs an Ungarn enthalten, welche im Hinblick auf eine zu gewärtigende Erhöhung der ungarischen Quote gemacht wurden. Nach den übereinstimmenden Meldungen aus den beiden österreichischen Quellen hat sich die akute Krise an diesen Differenzen über die Ausgleichsfrage entzündet. Baron Banffy hatte nicht das Vertrauen, daß Baron Gautsch im Stande sein werde, die Ausgleichsvorlagen und insbesondere die Quote im österreichischen Parlament durchzusetzen, und er wollte, wenn er sich schon bequemte, eine Konzession in der Quotenfrage zu machen, sie nur einem Ministerpräsidenten machen, der sie auch wirklich durchzusetzen im Stande wäre. Viele Anzeichen weisen darauf hin, daß man von Budapest aus auf eine Aenderung in der österreichischen Regierung hindrängte. Manche behaupten sogar, daß zwischen Budapest und Prag mit den böhmischen Feudalen Fühlung genommen worden sei. Thatsache ist, daß über das Schicksal des Kabinets Gautsch am 23. und 27. Februar in Budapest entschieden wurde.

Der neue Ministerpräsident Graf Franz Thun ist kein neuer Mann. Er bewegte sich ein Dezennium hindurch im Abgeordnetenhaus als Mitglied des feudalen böhmischen Hochadels, welcher bekanntlich das böhmische Staatsrecht zur Grundlage seines politischen Programms erhoben hat und dessen politische Prinzipien noch immer im Oktoberdiplom wurzeln, das Oesterreich, Ungarn inbegriffen, auf eine föderalistische Basis stellen wollte. Noch im Jahre [illegible] hat Graf Thun im böhmischen Landtag seinen staatsrechtlichen Ideen Ausdruck gegeben, indem er die Krönung des Kaisers zum König von Böhmen, also eine der Kardinalforderungen des staatsrechtlichen Programmes, als den sehnlichsten Wunsch des böhmischen Volkes feierte. Ein Jahr später wurde er Statthalter von Böhmen und seither dürfte er einiges Wasser in seinen Wein gemischt haben. Unter seiner Statthalterschaft fällt der vom Grafen Taaffe angebahnte Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen und es muß dem Grafen Franz Thun zum Lobe nachgesagt werden, daß er als Statthalter mit aller Loyalität die Ausgleichsvorlagen vertrat, an deren Zustandekommen er mitgewirkt hatte. Durch die Ver-

theidigung des Ausgleichs gerieth er mit den Jungtschechen, welche inzwischen die Alttschechen aus dem Sattel gehoben hatten, in offenen Konflikt, der sich naturgemäß verschärfte, als die Opposition der Jungtschechen immer heftiger, leidenschaftlicher und turbulenter wurde. Die Jungtschechen, die im Reichsrath so scheinheilig die Augen über die Obstruktion und ihre Auswüchse verdrehten, waren ja diejenigen, welche zu dieser Art der Opposition im böhmischen Landtag das Vorbild gegeben hatten. Das Ueberhandnehmen der radikalen Elemente unter den Jungtschechen, das Hervortreten einer anarchistischen Strömung veranlaßte den Grafen Thun, im Jahr 1893 die Verhängung des Ausnahmezustandes über Prag und Umgebung zu beantragen, und damit hatte er es mit den Jungtschechen gründlichst verdorben. Es war nur naturgemäß, daß sich Graf Thun auf die Deutschen zu stützen versuchte, und es bildete sich zwischen ihm und den Deutschen in Böhmen ein freundliches Verhältniß heraus, umsomehr, als das große Thun'sche Fideikommiß Tetschen in einer deutschen Gegend gelegen ist und Graf Thun in der Umgebung seines Stammgutes sich vieler persönlicher Sympathieen erfreut.

Zwischen dem Grafen Thun und dem Grafen Badeni bestand von Anfang an ein Antagonismus. Graf Thun, dessen Kandidatur als Ministerpräsident namentlich von dem Minister des Aeußern, Grafen Goluchowski, schon im Jahre 1895 warm befürwortet wurde, glaubte in dieser Beziehung gewisse Zusagen besessen zu haben, deren Nichteinhaltung er dem Grafen Badeni zuschrieb. Schon dadurch wurde das Verhältniß zwischen den beiden Würdenträgern ein unfreundliches. Dazu kam, daß die Jungtschechen es sich zur Aufgabe gesetzt hatten, den Grafen Thun im Landtag zu stürzen, um wegen der Verhängung des Ausnahmszustandes und der sonstigen Repressivmaßregeln während der letzten Jahre des Grafen Taaffe und während der Koalitionsära an dem Statthalter Revanche zu nehmen. Graf Badeni sah infolgedessen in dem Grafen Thun nicht den richtigen Mann für die Vertretung seiner Anschauungen in Prag und so schied denn Graf Thun zu Beginn des Jahres 1896 von diesem Posten. Seither ist der leidenschaftliche Gegensatz, in welchem sich die Jungtschechen zu dem heutigen Ministerpräsidenten befanden, gemildert worden und auch das „Heil Bodenbach, Heil dem deutschen Volke“, welches Graf Thun im Spätherbst des Vorjahres bei einem Feste in Bodenbach ausbrachte, hinderte nicht, daß während der letzten Landtagssession eine Aussöhnung zwischen dem Grafen Thun und den Jungtschechen eintrat.

Das Ministerium Thun ist gebildet und der Reichsrath für den 21. März einberufen. Die Hauptaufgabe des Grafen Thun ist, einen arbeitsfähigen Reichsrath zu schaffen und den Ausgleich durchzubringen. Niemand weiß, welchen Entschluß die Vertreter des deutschen Volkes über die Frage fassen werden, ob die Obstruktion fortzuführen sei. Nicht einmal eine einheitliche Kundgebung über die Sprachenverordnungen, die Baron Gautsch am Vorabend seiner Entlassung hinausgab, liegt noch vor. Niemand weiß, ob man sich mit diesen Sprachenverordnungen, welche nur die gröbsten Härten der Badeni'schen Erlasse beseitigen, aber die Einführung der Zweisprachigkeit der Beamten durch eine Hinterthür zulassen, zufrieden geben wird. Gelingt es dem Grafen Thun, den Reichsrath aktionsfähig zu machen, dann wäre dies zweifellos auch dem Baron Gautsch gelungen.

Die Berufung des Dr. Bärnreither, des Vertreters der verfassungstreuen Großgrundbesitzer, wird die Deutschen nicht beruhigen, im Gegentheil, sie wird sie verbittern. Eine intriguensüchtige Hand, welche den Deutschen in Oesterreich schon viel Unheil brachte, hat die Fäden hinter den Kulissen gelenkt und den verfassungstreuen Großgrundbesitz, trotz der Gemeinbürgschaft mit den übrigen deutschen Parteien, in welche er getreten war, in das Lager des Grafen Thun hinübergeführt. Das muß die deutschen Parteien des Reichsrathes tief verstimmen und diese Verstimmung wird sich zuerst gegen die Person, den Dr. Bärnreither, richten, welcher bestimmt ist, mit ihnen Fühlung herzustellen und zu unterhalten. Mit der Berufung des Dr. Bärnreither in sein Kabinet hat Graf Thun die Deutschen nicht gewonnen, die Tschechen aber verstimmt und mißtrauisch gemacht.

Wenn aber der Versuch, den Reichsrath aktionsfähig zu machen, dem Grafen Thun nicht gelingt, was dann? Man behauptet, Graf Thun werde in diesem Falle das Abgeordnetenhaus auflösen und Neuwahlen ausschreiben. Was dann aber, wenn aus den Neuwahlen ein Abgeordnetenhaus mit einer noch radikaleren Opposition hervorgehen sollte. Seit vielen Monaten werden in Oesterreich mit unglaublicher Kaltblütigkeit die Worte Oktroyirung und Staatsstreich ausgesprochen. Graf Badeni hatte sie zuerst in Umlauf gebracht. Man spricht davon, daß, im Falle der Reichsrath auf Grund der bestehenden Verfassung nicht arbeitsfähig gemacht werden könnte, im Wege einer Oktroyirung den Landtagen das Recht der Wahl in den Reichsrath, wie sie es bis zum Jahre 1873 auf Grund der Februar- und Dezemberverfassung besaßen, wiedergegeben werden solle, daß also die Verfassungsentwicklung Oesterreichs durch einen Staatsstreich hinter das Jahr 1873 zurückgeschraubt werden wird. Personen, welche dem Grafen Thun nahestehen, erklären, er sei nicht der Mann, einen solchen Staatsstreich in autonomistischer Richtung durchzuführen, er wollte auf dem Boden der bestehenden Verfassung bleiben, er wäre aber der letzte Mann, der berufen wäre, auf der Grundlage der geltenden Verfassung den Versuch zu machen, geregelte Zustände in der Legislative herbeizuführen. In diesem Falle würde also nach dem Grafen Thun ein anderer kommen, welcher berufen wäre, die verfassungswidrige Aenderung der Verfassung durchzuführen. Ob nun die eine, ob die andere Annahme die richtige ist, des Eindrucks kann man sich unmöglich erwehren, daß das Ministerium, dessen Ernennung heute durch das Amtsblatt verkündet wurde, keineswegs den Charakter der Stabilität in sich trägt. Graf Thun mag vielleicht bestimmt sein, der feste Pol in der Ministerien Flucht zu bleiben. Das Kabinet aber, das er jetzt gebildet, dürfte gleich jenem des Grafen Taaffe mannigfache Häutungen durchmachen.

Wien, 8. März.

Gustav Steinbach.

Aus unserem Citatenschatz.

Gesinnungslehre.

Friedrich Gentz erklärte 1819, daß es gemäß „der wahren Bestimmung der Universitäten“ die Pflicht der akademischen Lehrer sein müßte, „die ihnen anvertrauten Jünglinge für den Staatsdienst, zu welchem sie berufen, zu erziehen und die Gesinnung in ihnen zu erwecken, von welcher das Vaterland, dem sie angehörten, sich gedeihliche Früchte versprechen konnte.“

(S. Karlsbader Beschlüsse.)

Kultusminister Bosse erklärte 1898 im preußischen Abgeordnetenhause: „Die Universitäten haben nicht nur die Aufgabe, die freie Wissenschaft zu fördern, sondern sie sind auch Schulen im Dienst des Monarchen. ... Dazu gehört nicht nur die Vermittelung von Kenntnissen, sondern die Universitäten haben auch die Aufgabe, die Jugend mit der Liebe zu König und Vaterland, mit dem Respekt vor der Monarchie und Verfassung zu erfüllen.“

Zum Zola-Prozeß.

I.

„Die schweren Schläge, welche die Nation inzwischen getroffen haben, die rohen Ausbrüche der niedrigsten Volksleidenschaften, haben die Gemüther der Nation zu Religion und Kirche ernstlich zurückgeführt und in der Weise der romanischen Völker die Kirche zum Hauptfaktor aller „konservativen" Parteibestrebungen gemacht. Die neufranzösische Republik hat daher den kühnen Plänen der Hierarchie einen günstigeren Boden bereitet, als alle früheren Entwicklungsepochen der französischen Revolution. Dem beispiellosen Fortschritt der kirchlichen Regierungsgewalt gegenüber regt sich wohl der Sinn der gallikanischen Freiheiten zu einem neuen Streit, der indessen wohl schwerlich zu Gunsten der bürgerlichen Freiheit enden wird, wo die kirchliche Autorität zum äußeren Kampfmittel und Schlagwort politischer Parteibestrebungen geworden ist."

(Gneist: Der Rechtsstaat u. s. w. 2. Aufl. Berlin 1879. Kap. VII: Die Negation des Rechtsstaates im Staatswesen Frankreichs. Seite 187.)

II.

„Die Souveränetät der Gesellschaft vermag von ihrem höchsten Gesichtspunkt des öffentlichen Wohls aus auch in den Einzelgebieten dem individuellen Rechtskreis keinen nachhaltigen Schutz zu gewähren. Indem die romanische Lebensanschauung von Hause aus den individuellen Rechtskreis dem öffentlichen Wohl stärker unterordnet als die unserige, haben die dürftigen kommunalen Einrichtungen den Sinn für die staatsbürgerlichen Pflichten und für die unparteiische Handhabung des öffentlichen Rechts nicht zu erzeugen vermocht. Der Mangel dieses Sinnes ist es aber, welcher die Massen gleichgültig gegen Aenderungen der Grundverfassung des Landes macht und jenen ruhelosen Wechsel der Verfassung und Verwaltung in Frankreich erzeugt. Auch die nothwendige Revolution bleibt das schwerste Unglück, welches eine Nation treffen kann!"

(ibid. Seite 189.

Kultusministerium und Medizinalwesen in Preußen.

Die geplante Loslösung der Medizinalabtheilung vom Kultusministerium und ihre Vereinigung mit dem Ministerium des Innern erweckt die Erinnerung an die Anfänge dieser Behörde, über die man vielfach unrichtige Angaben findet, und die doch um so interessanter sind, als mit ihnen kein geringerer Name als der Wilhelm v. Humboldt's verknüpft ist.

Wie für die meisten Zweige der preußischen Verwaltung, begann auch für das Medizinalwesen nach dem Zusammenbruch des Staates eine neue Entwicklung. Bis dahin war das collegium medicum et sanitatis die kraftlose Oberbehörde, von deren Wirksamkeit keine bedeutenden Spuren sich finden lassen. Bei der gesammten Neuorganisation, die Stein vor seinem Scheiden aus dem Ministerium entwarf, und die durch die königliche Verordnung vom 24. November 1808 ins Leben trat, bildete die Abtheilung für das Medizinalwesen oder der Ober-Medizinalrath eine eigene Abtheilung im Ministerium des Innern; doch muß man dabei wohl beachten, daß auch Kultus und Unterricht als Sektionen diesem Ministerium angehörten. Aber die Verordnung hält diese Sektionen ausdrücklich auseinander; sie konstituirt im Ministerium des Innern die Abtheilungen der allgemeinen Polizei, der Gewerbepolizei, des Kultus und Unterrichts und der allgemeinen Gesetzgebung für die Finanzen und des Innern und fügt als besondere Abtheilungen die für Medizinalsachen und die für den Bergbau, die Münze, die Salzfabrikation und die Porzellan-Manufaktur bei. Ausdrücklich heißt es in dem Gesetz: „Außer diesen (vier erstgenannten) Departements, welchen ein eigener Geheimer Staatsrath vorgesetzt ist, sind noch folgende Abtheilungen vorhanden, welche wegen der zu ihrer Leitung erforderlichen besonderen Kenntnisse nicht einem der vorstehenden Departements beigefügt worden, sondern deren Leitung unter eigenen Namen von dem Ministerium des Innern unmittelbar oder einem besonderen Dirigenten als Chef unter ihm geführt wird" und nennt dann die beiden erwähnten

Zum Geschäftskreis der Abtheilung für das Medizinalwesen gehört nun die ganze Medizinal-Polizei mit allen Anstalten des Staats für die Gesundheitspflege. Ihr unterstand die gesammte medizinisch-polizeiliche Gesetzgebung; ihr lag die oberste Aufsicht auf die Qualifikation des Medizinalpersonals und dessen Anstellung im Staat, die oberste Leitung aller Krankenanstalten und allgemeiner Anordnungen, die Gesundheitspflege betreffend ob. Es werden alsdann in der Verordnung die Fälle bestimmt, in denen diese Behörde mit anderen zusammenzuwirken hat. Unter ihr steht vor allem die wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen; auch sie war, wie die gleiche Deputation für das Unterrichtswesen, als die ideale Ergänzung der praktisch-thätigen Behörde, als ihr wissenschaftlicher Berath geplant. Sie sollte „die Fortschritte der Wissenschaft mit Beziehung ihres Einflusses auf den Staat verfolgen, die dazu erforderlichen Nachrichten erhalten und ihr Gutachten in einzelnen Fällen, sowohl wo es auf eine kunstverständige wissenschaftliche Prüfung ankommt, als im Allgemeinen bei neuen Einrichtungen abgeben". Dann unterstehen ihr die allgemeinen Bildungsanstalten für das Medizinalwesen, die größeren Krankenanstalten in den Hauptstädten. Sie sollte sich neben dem Vorsitzenden aus einem Staatsrathe, welcher die allgemeinen polizeilichen Grundsätze und das Finanzwesen bearbeitet, dem Direktor der wissenschaftlichen Deputation und einem Mitgliede derselben zusammensetzen.

Nach dieser grundlegenden Organisation sollte also das Medizinalwesen eine selbständige Behörde innerhalb des Ministeriums des Innern bilden. Wie also entstand die Verbindung mit Kultus und Unterricht, die bis auf den heutigen Tag dauert? Unleugbar sind die Ursachen in erster Reihe persönlicher Natur, erst in zweiter Reihe wurden dann sachliche Gründe dafür geltend gemacht

Mit Stein's Ausscheiden trat die neue Organisation in Kraft, und Minister des Innern wurde Graf Alexander Dohna. Unter ihm übernahm Wilhelm v Humboldt die Leitung der Sektionen für Kultus und Unterricht. Im November 1809 ging die Regierung auch an die Organisation der Medizinalbehörde. Nachdem auf Befehl des Königs Dohna und der Finanzminister v. Altenstein mit Scharnhorst über die militärisch-medizinischen Verhältnisse in Berathung getreten waren, und eine Einigung über die Berührung und Verbindung der dabei in Betracht kommenden Behörden erzielt war, beantragten die Minister, Humboldt auch zum Chef dieser Behörde zu ernennen Merkwürdig ist die Begründung dieses Antrags, in der es heißt, Humboldt habe sich sehr ernstlich und gründlich mit mehreren Disziplinen der Medizin beschäftigt und besitze über die Verwaltung des Medizinalwesens sehr richtige Ansichten. (Vgl. Bruno Gebhardt Wilhelm von Humboldt als Staatsmann I 339 ff) Nachdem also bestimmt war, daß die Leitung des Militär-Medizinalwesens und die Pepiniere allein dem Generalchirurgen zuständen, daß der neuen Behörde nur die wissenschaftliche Seite der Verwaltung bleibe, daß der Generalchirurg für die militärischen Angelegenheiten Mitglied dieser werde und auch Militärärzte in die wissenschaftliche Deputation aufgenommen würden, ernannte der König Humboldt zum Chef der

Sektion, Hufeland zum Staatsrath, den Geheimen Obermedizinalrath Dr. Welper zum zweiten Mitgliede, und befahl den Eintritt des Generalchirurgen Goercke.

Das einzige Band, das diese Behörde mit den Sektionen des Kultus und Unterrichts verknüpfte, war die Person Humboldt's; daß aber diese bloße „Personalunion“ zu der folgenreichen inneren Verbindung beider Behörden wurde, hat Humboldt mit voller Absicht herbeigeführt und mit erwähnenswerthen Gründen gestützt. Ihm war es nämlich überlassen, den eingehenden Plan für die Wirksamkeit dieser Abtheilung auszuarbeiten, und er entledigte sich dieser Aufgabe in einer Denkschrift, deren Vorschläge unterm 13. Dezember 1809 vom Könige genehmigt wurden. Sollte diese Behörde auch soviel als möglich bloß aus Aerzten bestehen, die die erforderlichen staatswissenschaftlichen Kenntnisse haben, während alles Technische zur wissenschaftlichen Deputation gehört, so wünschte er doch den Eintritt eines Rathes der Polizei und eines Mitgliedes der Unterrichtssektion. Allerdings sollte dieses zu den Sitzungen nur zugezogen werden, wenn von medizinischen Bildungsanstalten die Rede sei, und umgekehrt nahm er auch in die Unterrichtssektion ein Mitglied der Medizinalabtheilung auf, das aber nicht eine Sektion in der andern vertritt, sondern bloße Mitgliedsrechte hat und nur in Sachen seiner Kompetenz berufen wird oder, wenn es etwas Einschlägiges vorzubringen hat, erscheint. Immerhin war durch diese doch nicht unberechtigte Verbindung und Berührung beider Sektionen eine Annäherung vollzogen. Aus dem ganzen Plan verdient noch der Abschnitt über die medizinischen Bildungsanstalten hervorgehoben zu werden. Viererlei Arten unterscheidet Humboldt: 1. die medizinischen Fakultäten; 2. praktische Anstalten nach vollendeten Universitätsstudien; 3. wissenschaftliche medizinische Spezialschulen; 4. empirische Spezialschulen für diejenigen, die nicht studiren können. Die Universitäten, erklärt er, müssen allein unter der Unterrichtssektion stehen, „weil der Universitätsunterricht, auch in einer einzelnen Fakultät, vorzugsweise theoretisch und auf das Allgemeine der Wissenschaft gerichtet sein muß und ja nicht isolirt und aus dem gemeinschaftlichen Bande der Wissenschaft herausgerissen werden darf; Bedingungen, welche alle bei der Unterordnung der medizinischen Fakultäten der Universität unter die Medizinalsektion, die ihrer Natur nach eine mehr praktische, politische und selbst lokale Tendenz hat, viel schwerer erfüllt werden würden. Ueberdies würde eine wirklich doppelte Unterordnung der Universitäten unter zwei Kollegia, da sie schon an einem beinahe zu viel haben, die ihnen so sehr zu gönnende Unabhängigkeit noch mehr stören, und endlich könnten die Tribunale gleiche Ansprüche auf die juristische, die Sektion des Kultus auf die theologischen Fakultäten machen; es bliebe der Unterrichtssektion nur die auch noch vielleicht mit den staatswirthschaftlichen Behörden zu theilende philosophische übrig: es ginge alle Einheit in diesem Punkte verloren, und die Universitäten wären nicht mehr in Fakultäten getheilt, sondern in Spezialschulen zerrissen.“

Auch wieder im Hinblick auf heute viel verhandelte Fragen sei noch darauf hingewiesen, daß nach dem Humboldt'schen Plan das militärische Medizinalwesen zwar außerhalb der Organisation bleibt, aber doch die Militärärzte, insofern sie Civilpraxis treiben, der Sektion unterworfen sind.

In dieser grundlegenden Organisation ist der Ursprung der Verbindung zwischen Unterrichts- und Medizinalwesen zu suchen; der gemeinsame Chef verknüpfte sie auch innerlich, da er in der Medizinalbehörde sehr stark das wissenschaftliche Element neben dem praktischen betonte, und für jenes die Unterrichtssektion als Hauptvertreterin ansah.

Als Hardenberg sein Amt als Staatskanzler antrat (1810) und die großen Veränderungen in den oberen Behörden vor sich gingen, dachte man einen Augenblick an eine Theilung des gesammten Ministeriums des Innern zwischen Dohna und Humboldt, und da ist es bezeichnend, daß sie sachlich so eintreten sollte: jener Kultus, Unterricht, Gesetzgebung, Medizinalwesen, dieser allgemeine Gewerbepolizei, Bergwerke. Also auch hier bleibt das Medizinalwesen mit Kultus und Unterricht verknüpft. Indeß kam es nicht dazu, da beide Männer aus ihren Aemtern schieden und nach einiger Zeit Schuckmann das gesammte Ministerium erhielt. Als 1817 die neue Organisation eintrat, tauchte der Gedanke einer Trennung jener Aemter nicht im entferntesten auf, und so blieben sie bis auf unsere Zeit verbunden.

B. Gebhardt.

Das englische Gastspiel.*

(The Second Mrs. Tanqueray von Pinero. — Hamlet.)

Eines Tages war Ibsen auch in England zu einer Macht geworden. Die Kritik gründete einen Ibsenpreis, bestehend in sehr viel lobender Druckerschwärze, und binnen Kurzem war sie in der Lage, ihn Arthur W. Pinero für seine „The Second Mrs. Tanqueray“ in allen Ehren zu ertheilen.

Uns unbegreiflich. Hätt' ich nicht die enthusiastischen Urtheile der maßgebenden englischen Kritiker gelesen, ich wäre kaum auf den Gedanken verfallen, in dieser „Second Mrs. Tanqueray“ Ibsen'schem Einfluß nachzuspüren. Pinero war längst bekannt als ein geschickter Zuschneider jener Stücke, die Londoner Theater eben brauchen, mit dem beliebten Schwarz und Weiß der Gestalten und dem kräftigen Roth der Effekte. Kam es ihm darauf an, seinem Publikum einmal norwegisch zu kommen, ich hätte ihm ein stilvolleres Mäntelchen wohl zugetraut. Oder war und ist er zu klug, um Ibsen ausgiebiger nachzuahmen? Vielleicht.

An den „Mariage d'Olympe“ klingt das Thema an. Aber wirklich, Ibsen blickt Augier über die Schulter. Im Eingangs- und Schlußakt gilt es das Problem: kann die Kourtisane in der Ehe glücklich werden?, beiläufig gesagt, die Antwort lautet nein. In den Mittelakten aber werden ganz andere Register gezogen. Tanqueray hat die Kourtisane aus mitleidgetränkter Liebe geheirathet, und er flüchtet mit ihr aus seinen Gesellschaftskreisen, aus der Hauptstadt. Er führt sie in das Landhaus, in dem er mit seiner ersten Frau gelebt hat und das seither unbewohnt und unberührt dagestanden hat. Auf den Umgang seiner Tochter aus erster Ehe, ein Ebenbild der Mutter, ist sie angewiesen. Und sie wird eifersüchtig auf diese Tochter, und sie wirbt und bettelt um ihre Liebe. Man meint es müßte ein Milieu wirksam werden; die Todte müßte auferstehen in ihrer Tochter, in all den tausend Kleinigkeiten, den Bildern an der Wand, den Sesseln vorm Kamin, auf denen ihr Blick geruht hat — nicht doch; solcher intimen Wirkung ist Pinero vielleicht geflissentlich aus dem Weg gegangen. Er hat die Saiten gestimmt, nicht auf ihnen gespielt. Vielleicht geflissentlich. Und ganz brutal Pinerosch hat er sie im Schlußakt zerissen. Die Tochter liebt einen Mann, der ein Verhältniß mit ihrer Stiefmutter gehabt hat. Sie hat die Kourtisane immer durchschaut, obwohl, vielleicht auch weil sie weltfremd und unverdorben aufgewachsen ist, und sie wirft ihr ihre Schande vor. Das Kartenhaus fällt zusammen. Tanqueray's zweite Frau nimmt sich das Leben — es wird (sehr bezeichnend!) nicht einmal gesagt, wie. Der Vorhang fällt, noch bevor er recht eigentlich über diesen Menschen aufgegangen ist.

Die Rolle der zweiten Frau Tanqueray's wurde von Mrs. Patrick Campbell verkörpert, einer feinen und geistvollen Schauspielerin. Wollte sie mehr als Pinero geben, und das mußte sie von Kunstwegen, so hatte sie in dem Verhältniß zu ihrer Stieftochter einzusetzen. Sie wirbt um deren Liebe, — Furcht, ihre Unsicherheit und Haß und unbestimmtes Grauen, das alles mußte in dies Werben hin-

einspielen. Sie mußte sich intim geben. Sie that es nicht Vielleicht mit Absicht oder anerzogenermaßen.

Der theatralische Boden, auf den Ibsen in England verpflanzt werden sollte, war von Henry Irving bereitet. Irving war wie fast alle Reformer des englischen Theaters von einer Neubelebung Shakespeare's ausgegangen. Er machte die wissenschaftliche Shakespearekritik für das Theater nutzbar und, wie die Meininger und fast gleichzeitig mit ihnen, machte er die historisch treue Ausstattung zu einem wesentlichen Faktor der Gesammtwirkung. Als Schauspieler fehlt es ihm selbst durchaus an Unmittelbarkeit; er machte aus dem Mangel eine Tugend. Er stilisirte sein Spiel. Er pflegte die Pose. Er gab schöne Geberden. Und obgleich er durchaus kein zwingender Schauspieler ist, setzte er seinen Stil durch. Er machte Schule. Seine Art entsprach wohl dem Geschmack des englischen Theaterpublikums.

Warum besteht zwischen dem Londoner Theater und der modernen Kunst und Litteratur Englands ein so schwacher, kaum spürbarer Zusammenhang? Ich glaube, der Engländer scheut intime Wirkungen im Theater. Die Kunst soll intim sein, gewiß; und gibt es intimere Kunst als die moderne englische?; aber die intime Kunst will auch intim genossen werden. Daheim, auf dem Landsitz, zwischen den vier paneelirten Wänden des drawing room. Im Theater ist man in Gesellschaft, man muß sich Zwang auferlegen, man ist gesehen. Da ist man zu reservirt, um das Unmittelbare unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Die Kunst im Theater muß sich gesellschaftlich geben; die seelischen Nacktheiten verschleiert, die Bewegungen stilisirt. Irving hat das Theater gesellschaftsfähig gemacht und damit gerettet, was zur Zeit zu retten war.

Das ist die Gegenströmung, die mächtigere, der Ibsen's Einfluß in England begegnet ist. Pinero kannte sein Publikum, wenn er ihm den Ibsen verwässerter, vor allem verschleierter gab, als vielleicht selbst er ihn hätte geben brauchen. Er ist gerade soweit modern, als er es sein kann, um gesellschaftlich zu passiren. Der Master Builder selbst aber und A Doll's Home bleiben daheim liegen, auf dem Kaminsims, im drawing room.

Die Londoner Gäste, die im Neuen Opern-Theater eingekehrt sind, entstammen dem Lyceumtheater, der Pflanz- und Pflegestätte Irving'scher Kunst. Irving selbst und Ellen Terry, seine Partnerin, sind diesmal zu Haus geblieben. Mr. Forbes Robertson und Mrs. Patrick Campbell repräsentiren aber zugleich eine jüngere Generation. Sie sind auf Irving's Wegen über ihn hinausgegangen.

Auch ihre Kunst ist stilisirt und ermangelt der Unmittelbarkeit. Aber an Stelle des alten, äußerlichen, theatralischen Stils ist ein ganz neuer getreten. Eine Stilisirung von innen heraus. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Kein unmittelbares Sichgeltendmachen der seelischen Kräfte, sondern gleichsam eine Symbolisirung des gesammten seelischen Lebens in den Linien und der Haltung des Körpers. Diaphane Körper, durch deren feierliche oder ganz naiv ängstlich kindliche Haltung eine keusche Seele schimmert.

Ein malerisches Ideal. Es ist als würde von Zeit zu Zeit die Handlung unterbrochen, auf Augenblicke nur, und es stehen Bilder da. Nicht aber lebende Bilder von brutaler Körperlichkeit. Es ist als gäbe sich das seelische Leben erst vollends in solchen Augenblicken, in denen die Lippe schweigt; Traumbilder, die ein Seelenleben verkörpern. Etwas Fließendes, Weiches in den Linien der Gewandung. Die Kleider nicht nur historisch treu, sondern in Farbe und Schnitt der inneren Persönlichkeit angedichtet, die dann in ihnen ganz sich auslebt; die man beinah nur so gekleidet sich noch denken kann. Matte fließende Farben.

Das malerische Ideal des Burne Jones. Wollte man es mit einem Wort charakterisiren, man könnte sagen: stilisirte Innerlichkeit. Sind englische Physiognomien durchgeistigt, so sind sie es in hohem Maße. Und das gilt von Robertson wie von Frau Patrick Campbell. Sie gaben Hamlet und Ophelia wie Burne Jones sie gemalt hätte. Ein ganz modernisirter Shakespeare, aber doch sehr geistreich, sehr gedanklich interpretirt. Viele malte Gazeschleier zwischen Shakespeare und dem Publikum; stilisirt die Leidenschaften, stilisirt vor allem die scheinbar naiv, traumverlorne Hingebung.

Nicht will ich dieser Kunst das Wort reden. Auf der Bühne herrsche Ursprünglichkeit! Und in der Pineriade wirkte auch Frau Campbell's Stilisirung aller Innerlichkeit und Leidenschaft beinah skurril. Die Formgebung war zu delikat für diesen plumpen Stoff. Aber wie die Tage dahingehen, seit man diese Ophelia gesehen, desto eigenartiger, eindringlicher, seelischer wird ihr Bild. Die Nachwirkung ist stärker als der Eindruck des Augenblicks. Und an Mr. Robertson's Hamlet kann man nur schwer vorüber. Das Gedankliche der Auffassung hält fest und fordert Abrechnung.

„A scholar and a gentleman", das sind die äußeren Linien, die fast alle englischen Interpreten der Persönlichkeit Hamlet's gezogen haben. Robertson stellte den Typus fast vollendet dar; freilich mit ganz moderner, beinah Oxford'scher Färbung. In Haltung und Benehmen ganz ein Gentleman; die Züge des Gesichts durchgeistigt, vom Schmerz der Gedankenarbeit zerwühlt. Ein Jüngling von etwa dreißig Jahren.

Die Frage nach dem Wesen Hamlet's ist durch die neuen Forschungen F. Sullivan's neuen Bedingungen unterworfen worden. Gründliche Textrevision hat ergeben, zweifellos ergeben, daß Shakespeare den neunzehnjährigen Hamlet durch textliche Aenderungen (vornehmlich in der Todtengräberscene) in einen Dreißigjährigen verwandelt hat. Brandes wie Döring hatten dies für einen Mißgriff Shakespeares. Es fragt sich nur, weshalb er es gethan.

Fest steht das eine: Hamlet vollbringt eine That nicht, die er vollbringen will. Warum nicht?

Man hat die Ursachen zum Theil in der That selbst gesucht. Ein englischer Interpret hat gesagt: „He sees no course clear enough to satisfy his understanding." Die That, von ihm gethan, sollte in ihrer Ausführung die überlegene Intelligenz in jeder Maßnahme bekunden. Das klingt nicht thöricht, nur daß es das Drama hyperindividualisirt; ihm nimmt an allgemein menschlichem Interesse. Und Karl Werder hat („o schaudervoll! höchst schaudervoll!") erklärt, die That sei nicht so einfach wie man meine; einen König morden ziehe Konsequenzen nach sich!

Wie steht Hamlet dem Mord als solchem gegenüber? Ganz wie ein Mensch der Renaissance. Er ersticht Polonius, und es macht ihm keine Gewissensskrupel. Er schickt Rosenkranz und Güldenstern in den Tod, und es macht ihm wenig aus. Und Laertes will, wie er hört, daß Hamlet seinen Vater erstochen hat: „Ihn in der Kirch' erwürgen!" In alledem denkt Hamlet ganz wie all die anderen am Dänenhofe. Aber wenn er handelt, handelt er, bevor er sich in das Netz seiner Ueberlegungen eingesponnen hat. Taine sagt: „Il n'est pas maître de ses actions; c'est l'occasion qui les lui dicte; il ne peut pas méditer le meurtre, il doit l'improviser." Soweit ist das vollkommen richtig. Und Taine schließt weiter, daß Hamlet die Seele eines Künstlers in sich hege, geschaffen zum Träumen, nicht zum Handeln. Hamlet ist das Genie, Hamlet ist Shakespeare. Und ganz modern, neuropathisch erklärt Taine den Wahnsinn Hamlet's:

„Sa démence est feinte, je le veux; mais son esprit comme une porte dont les gonds son tordus, tourne et claque à tout vent avec une précipitation folle et un bruit discordant: il n'a pas besoin de chercher les idées bizarres . . . il les trouve en lui; il ne se force pas, il n'a qu'à s'abandonner à lui-même."

Hamlet ist ein Genie, das ist generell gesprochen, die eine Ansicht. Sie ist auch in Deutschland neuerdings, wenn auch erheblich weniger geistreich als von Taine, vertreten

worden; auch Brandes hat sich ihr angeschlossen. Dennoch — sie erscheint mir verfehlt. Sie ist wohl zu modern in ihrer Auffassung des Genies. Shakespeare's Genialität muß anderer Art gewesen sein; gesunder, naturwüchsiger, voller. Und charakteristisch ist es wohl auch, daß Goethe, der doch das Wesen des Genies ein wenig kennen mußte, in Hamlet den Genius durchaus nicht witlern konnte. Vor allem aber: wenn Hamlet das Genie sein sollte, warum hat Shakespeare dann den Neunzehnjährigen in einen Dreißigjährigen verwandelt? Das ist doch wohl das Wesen des Genies, daß die mühsamen Jahre keine Gewalt darüber haben, daß es sich im halben Kinde ganz selbstherrlich offenbaren kann. Nein wirklich, Hamlet scheint mir kein Genie zu sein. — Die andere Ansicht aber, wieder generell gesprochen, sieht in Hamlet den Phlegmatiker und Träumer. „Er ist fett und kurz von Athem“, sagt die Königin. (Man hat statt des ‚fat‘ freilich auch „hot“ lesen wollen.) Aber es ist zu vieles in Hamlet's Wesen, das mit Phlegma unvereinbar ist.

Eins ist charakteristisch: alle Dinge zeigen Hamlet ein anderes Gesicht im Augenblick des ersten Eindrucks, ein anderes, nachdem er sie in die Spinneweben seiner Ueberlegungen eingesponnen hat. Der Geist gilt ihm zuerst unbedingt als sein Vater; nachher ist es vielleicht ein Lügengeist gewesen. Für Polonius hat er im Augenblick, da er ihn niederstreckt, nur Spott; nachher beweint er ihn.

„Die Dinge so betrachten, hieße sie allzugenau betrachten“, sagt Horatio einmal zu Hamlet. Was will das sagen? Das Denken, ganz und schrankenlos sich selbst anheimgegeben, löst sich selbst auf. Das ist die Tragik nicht nur Hamlet's, sondern des menschlichen Denkens überhaupt. Frei von der Kontrolle des Willens, sucht es ein Nein neben jedes Ja zu stellen, es findet ein Nein für jedes Ja. Alles zügellose Denken muß in Skeptizismus enden; alles zügellose Denken macht jede That unmöglich. Die Für und Wider halten sich in Schwebe; sie sind die beiden Heubündel für den Esel „Vernunft“.

Und das Denken ist Hamlet zur Leidenschaft geworden; auch hier wieder, wie bei Shakespeare überall, die Tragik aus einem Ueberschuß an Kraft. In seines Herzens Herzen will Hamlet, der Denker, den Mann hegen, den seine Leidenschaft nicht zum Sklaven macht; er selbst ein Sklave der kühlsten und verzehrendsten Leidenschaft „Denken.“ Auch im Denken giebt es ein moralisches Prinzip, das die Gedanken, die zu weit irren, zurückruft; Hamlet fehlt das. „Von des Gedankens Blässe angekränkelt.“ Hamlet sagt einmal: „Welch' ein Meisterwerk ist der Mensch! Im Begreifen wie ähnlich einem Gott!“ Ja freilich; nur daß das Begreifen, unkontrollirt, weitergreift, und den eroberten Gott sogleich in einen Teufel wandelt.

Und nun der vorgeschützte Wahnsinn. Für eine Hamletnatur eine schmerzliche Wollust. Eine Wollust, weil er das Denken der Kontrolle gänzlich überhebt, und gleich im Spiele Ja und Nein auswechselt. Schmerzlich, weil — einem Hamlet wohl bewußt — alles unkontrollirte Denken an sich schon Wahnsinn ist. Dieser gespielte Wahnsinn ist das Symbol der Tragik im Hamlet.

— Weshalb ich diese Gedanken so weit verfolgt
Weil Robertson den Hamlet etwa gab, wie ich ihn zeichnete.

Freilich, nirgends unmittelbar. Auch den Hamlet stilisirte er von innen heraus. Dadurch trat die Tragik niemals ganz ergreifend zu Tage und ebenso wenig die geheime Wollust des vorgeschützten Wahnsinns. Aber gedämpft in dieser Stilisirung, gab er eines vollkommen: das Denken, das zu Leidenschaft geworden, sich selbst verzehrt.

Und neben ihm Frau Campbell, eine Ophelia von weichem Liebreiz. Süße, innige, keusche Sinnlichkeit zu einem Mädchenbilde stilisirt. Wie eine Blume voll Farbenschmelz, die sich immer im Wasser spiegelt; im Wasser des Lebens, das sie mit fortreißen muß.

Ernst Heilborn.

Das italienische Königreich. Von Ludo Moritz Hartmann. (A. u. d. T.: Geschichte Italiens im Mittelalter.) I. Band. Leipzig. 1897. Georg H. Wigand's Verlag. 8° IX, 409 S. 1 Karte.

Der Titel des vorliegenden Werkes könnte in dem, der das Buch nicht selbst vor sich hat, leicht eine falsche Vorstellung von dem Inhalt erwecken: bei einer Geschichte des „italienischen Königreiches“ wird man eher geneigt sein, an die Herrschaft Hugo's und Berengars' im zehnten Jahrhundert zu denken. Daß sich unter dem gewählten Titel eine Geschichte Odovakar's und der Ostgotenherrschaft verbirgt, wird man so leicht kaum vermuthen. Das Thema, mit dem sich Hartmann's Arbeit beschäftigt, ist ja durch Dahn's vielgelesenen Roman „Kampf um Rom“ fast Gemeinbesitz der gebildeten Klassen Deutschlands geworden; und insofern kann Hartmann für seinen Gegenstand wohl auf die Theilnahme größerer Kreise hoffen. Er scheint auch auf eine solche zu rechnen, so weit sich das wenigstens — jede orientirende Vorrede fehlt — aus der gewählten Form schließen läßt: dem Text der Darstellung selbst sind gelehrte Anmerkungen nicht beigegeben; solche Noten sind an den Schluß der einzelnen Kapitel verwiesen; finden sich auch dort nur in knappster Fassung, so daß sie stets nur wenige Seiten einnehmen. Sollten, was zu wünschen, in der That sich hinfort viele unserer Gebildeten aus Hartmann's Werk über die wirklichen Schicksale des vom Lichte der Romantik goldig überstrahlten Ostgotenreiches unterrichten wollen, so werden sie sich einer durchaus zuverlässigen und kundigen Führung anvertrauen: denn erfreulicherweise läßt sich im Gegensatz zu dem wenig gelungenen Titel von dem Inhalt im Wesentlichen nur Lobendes sagen. Der Verfasser beherrscht seinen Gegenstand vollkommen: überall basiren seine Darlegungen auf einem sehr gründlichen und sorgsamen Quellenstudium, das aber nirgends in pedantischer Weise in den Vordergrund gerückt wird, so daß der nicht fachmännische Leser von der dem Aufbau vorausgegangenen umfangreichen Rodarbeit kaum etwas merkt. Demgemäß erhalten wir in Hartmann's Buch ein detaillirtes und treues Bild von den Schicksalen Italiens seit der Vernichtung des weströmischen Kaiserthums bis zur Wiederbegründung der byzantinischen Herrschaft.

Nach einer Einleitung, die eine Reihe von Problemen streift, die zu den schwierigsten der Geschichtsforschung gehören, wie beispielsweise die Abhängigkeit des Volkscharakters von Land und Rasse, wobei naturgemäß die Aufstellungen des Verfassers mehrfach zum Widerspruch herausfordern, wird in mehr andeutendem Umrißlinien ein Bild von den Zuständen Italiens in der ausgehenden Kaiserzeit entworfen. Ausführlicher wird dann auf Odovakar eingegangen. Er macht sich zum Herrn der Situation, indem er die historisch entwickelten Ansprüche und Thatsachen mit den rechtlichen Verhältnissen in Einklang bringt. Mit ihm konstituirt sich Italien als selbständig, aber als selbständig innerhalb des Reiches: nach wie vor soll es ein Theil der Respublica bleiben. Odovakar's Herrschaft wird durch die Ostgoten Theoderich's gestürzt. Theoderich führt nach Hartmann — was kaum von allen Forschern anerkannt werden dürfte — nicht ein Volk, sondern einen bunt zusammengewürfelten Haufen nach Italien, den lediglich die Einheit des Kommandos zusammenhält. Staatsrechtlich beruht das Ostgotenreich auf den Verträgen, die sein Haupt mit den Kaisern Zeno und Anastasius geschlossen. Theoderich herrscht über die Römer kraft einer Delegirung der kaiserlichen Machtvollkommenheit. Die Ostgoten selbst sind nur Soldaten; sie erstreben bei der Invasion Italiens einen arbeitslosen Besitz, ein Leben nach Art der römischen Großen; es fehlt ihnen die staatliche Ordnung; ihre Herrschaft ist durchaus militärisch organisirt. Diese Ausführungen Hartmann's, die in dem Ostgotenreich ausschließlich eine soldatische Gewaltherrschaft erblicken, gehen meines Erachtens zu weit: nicht müheloses Wohlleben, sondern wirkliche Ansiedlung war das Hauptziel der gotischen Führer; und wenn auch die rechtlichen Zustände bei den Goten auf sehr anderen Prinzipien beruhten als jene des Imperiums, ganz gefehlt hat dem Volke eine über das militärische Moment hinausgehende staatliche Ordnung keineswegs. War man früher wohl geneigt, die römischen Elemente in dem neuen Mittelmeerstaat zu unterschätzen, so hält sich Hartmann von dem entgegengesetzten Extrem nicht frei, wenn er in den Goten nichts weiter sieht als eine den römischen Institutionen aufgepfropfte Soldateska. — Entsprechend dieser Grundanschauung erblickt Hartmann in dem Königthum die einzige Brücke zwischen den gotisch-militärischen und den römisch-civilen Bestandtheilen des Staates. Materiell erwirbt sich die neue Regierung große Verdienste. Sie stellt eine relative Rechtssicherheit im Innern her. Wenn auch das römische Finanzwesen und das römische System der ständischen Zwangsorganisation bestehen bleibt, so werden doch in der Praxis diese Dinge milder gehandhabt. Die gotische Politik geht ja zwar nicht direkt und bewußt auf Förderung der unteren Bevölkerung, kommt aber

indirekt dieser zu Gute. In die inneren Verhältnisse der Kirche mischt sich der Gotenkönig nicht ein; wohl aber sorgt er für Herstellung der Ordnung, wenn sich die Parteien nicht einigen können; überhaupt vergißt er der Kirche gegenüber nie, daß er der Beherrscher Italiens ist. Theoderich's Hauptstreben geht dahin, alle Kreise Italiens mit der Barbarenherrschaft auszusöhnen und selbst mit dem Kaiser in gutem Einvernehmen zu bleiben. Bis zu einem gewissen Grade sind seine Bemühungen in der That von Erfolg gekrönt. Es kommt unter seiner milden Regierung zu einer Art litterarischen Nachblüthe. In dieser lateinischen Litteratur, die in Theoderich's Zeit fällt, sind drei Gruppen zu unterscheiden: Italiener, die sich dem Gotenkönig zur Verfügung gestellt haben; die eigentlichen Römer; die Vertreter der Kirche und des Christenthums. Das Gesammturtheil Hartmann's über Theoderich geht dahin, daß jener weniger ein Bahnbrecher der Zukunft als der vollkommenste Ausdruck der Gegenwart war. — Unter der Regentschaft der Amalaswintha, der Tochter des großen Königs, läßt sich zwar nicht eine direkte Desavouierung der Politik des Theoderich bemerken, wohl aber ein gewisses Entgegenkommen gegen die Römer. Der Nachfolger der Amalaswintha, Theodahad, erscheint bei Hartmann in Uebereinstimmung mit der Ueberlieferung und der populären Auffassung in einem durchaus ungünstigen Lichte: ich meine doch, daß eine solche Beurtheilung der sehr geschickten Diplomatie des Theodahad nicht genügend gerecht wird. Weit weniger noch als jener zeigt sich Witiges trotz all seiner Tapferkeit der politischen Lage gewachsen. Als zum guten Theil durch seine Schuld der Gotenstaat durch Belisar zertrümmert ist, da handelt es sich bei den Goten nur noch um der Erhaltung der Existenz der einzelnen Führer: ein jeder von ihnen kämpft nur noch um Macht und Besitz, nicht um die nationale Sache: alle sind geneigt, mit dem Kaiser zu paktiren, ohne Rücksicht auf die gotische Nation. Da kommt durch Totila der wunderbare Umschwung. Gerade die Regierung Totila's ist von Hartmann in ausgezeichneter Weise geschildert; der sie behandelnde Abschnitt gehört zu den bestgelungenen Partien des Werkes. Es kommt Totila zu Statten, daß das byzantinische Heer von unten auf desorganisirt ist, daß die Bevölkerung den harten Druck der kaiserlichen Finanzverwaltung schwer empfindet. Bei dieser Lage der Dinge unternimmt es Totila mit Glück und Geschick, die Kräfte des ganzen Landes in seinen Dienst zu stellen. Wenn er schließlich doch scheitert, so liegt dies vor allem daran, daß eben die Mächte und Gewalten, auf die er sich stützt, doch noch nicht wirklich organisationsfähig waren. Nach der Niederlage des Totila ist der Heldenkampf des Teja nur noch eine Episode der Verzweiflung.

Den Abschluß des Werkes bildet dann die Darstellung der Neueinrichtung der byzantinischen Verwaltung. Man hatte, als man Italien als kaiserliche Provinz organisirte, mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Land war entvölkert, wurde mehr oder weniger von äußeren Feinden gefährdet. Es ist das Verdienst des Narses, daß er den regelmäßigen militärischen Schutz einrichtete und so die Wiederkehr friedlicher geordneter Zustände ermöglichte. Fortan ist Italien ein einzelner Reichstheil so gut wie alle anderen Provinzen, muß genau so wie diese nicht nur für seine eigenen Bedürfnisse selbst aufkommen, sondern auch noch Erträge an die Centrale abliefern, existirt nur der Centrale wegen. Sein Verkehr mit dem Auslande ist unterbunden. Im Lande selbst überwiegt die grundherrschaftliche Wirthschaft bei weitem die städtische. Jetzt hat keine der maßgebenden Instanzen mehr nach Art etwa des Totila ein Interesse, sich der eigentlichen Bevölkerung anzunehmen. So erfolgt jetzt eine wirthschaftliche Reaktion gegen die sozial-politischen Maßnahmen des Totila. Beispielsweise wird den Grundbesitzern zu Liebe ein theilweiser Schuldenerlaß proklamirt: von einem Steuererlaß freilich ist keine Rede. Den Hauptgewinn aus den Besitzveränderungen zieht die Kirche. Sie tritt zugleich in die Lücken der kaiserlichen Verwaltung ein. In dieser Hinsicht wird sie vom Kaiser selbst gefördert: es ist zum guten Theil direkt das Werk Justinians, wenn die Bischöfe Rechte in Bezug auf die öffentlichen und staatlichen Dinge und Geschäfte erlangen. Die Krone dieser Entwicklung ist das allmähliche Emporkommen des Papstthums, wenn freilich auch noch viel daran fehlt, daß das Papstthum dem Kaiser wirklich als unabhängige Macht gegenübersteht. Es wächst jetzt der Besitz der einzelnen Kirchen; sie gewinnen eine große materielle Stellung. Ebenso ist das Klosterwesen in frischem Aufblühen begriffen. Schon bekommen die Klöster auch ideelle Bedeutung; sie erhalten und vermitteln die Bildungstradition. Freilich ist die an diesen neu sich entwickelnden Kulturstätten gepflegte Bildung eine solche, die von einseitig christlichen Gesichtspunkten beherrscht wird.

Versteht es Hartmann in diesem letzten Kapitel recht gut Zustände und Entwicklungen kollektivistischer Art zu schildern, so ist er doch im Grunde offenbar ein Historiker aus der alten Schule: ihn interessirt in erster Linie die politische Geschichte, er sieht seine Aufgabe vor allem darin, den äußeren Verlauf der Dinge dem Leser vorzuführen, die einzelnen Fakten mit allem Detail zu erzählen. Wenn er aber so auch offenbar der Fahne der „politischen“ oder „bürgerlichen“ Historiker folgt, so hält er sich doch von der Einseitigkeit frei, bloß in den thatsächlichen Geschehnissen das Objekt der Historiographie zu erblicken: fällt auf jene in seiner Darstellung allerdings das Schwergewicht, so erfährt doch andererseits der Leser auch alles Nothwendige über die inneren Zustände und ihre Entwicklung. Ja nach meinem Urtheil sind — anders als der Verfasser wohl selbst beabsichtigt — eben jene Kapitel, die die inneren Verhältnisse unter Theoderich und die Reorganisation der byzantinischen Verwaltung behandeln, entschieden die interessantesten des ganzen Buches, trotzdem die Darstellung hier etwas kurz gehalten ist. Hätte man hier die Schilderung gern ein wenig ausführlicher gewünscht, so macht sich umgekehrt in den die politische Geschichte betreffenden Partien mitunter eine gewisse Breite bemerkbar; manches hätte wohl knapper gefaßt und schärfer geprägt werden können. Im Ganzen aber verdient auch die Formgebung volle Anerkennung: ohne Pathos und ohne rhetorischen Prunk ist die Darstellung überall klar und durchsichtig, und versteht es, dem Leser ein richtiges Bild von den behandelten Dingen zu geben. Nur selten begegnen gesuchte Wendungen, wie wenn beispielsweise von Theodahad gesagt wird, daß er im Boudoir und nicht vor der Front zum König ernannt sei. Auch sonst sieht man sich nur ausnahmsweise veranlaßt, gegen gewisse formelle Einzelheiten Einspruch zu erheben: beispielsweise durfte es, wenn auch in der Wiedergabe altgermanischer Namen bei dem vielfachen Schwanken der Schreibformen der Quellen eine gewisse Latitüde erlaubt ist, doch nicht gestattet sein, unmittelbar nebeneinander zu schreiben: Valamir, Thiudemar, Theoderich, und so dieselben sprachlichen Laute und Wurzeln in der einen Zeile anders auszudrücken wie in der nächsten. Doch ich sehe um so mehr davon ab, andere derartige Kleinigkeiten zu erwähnen, als wie ich nochmals hervorheben möchte, Hartmann's Buch in allem Wesentlichen eine durchaus gediegene Leistung darstellt, und die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, von ihm in vollbefriedigender Weise gelöst ist.

W. S.

Das todte Kätzchen. Von Gustav Pollak. Leipzig. G. M. Meyer.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle auf eine entschiedene junge Begabung aufmerksam zu machen. Ich meine Gustav Pollak und seinen Roman: „Das todte Kätzchen“.

Es ist eine dichterische Natur, die sich in diesem Erstling bekundet. Ein Ich-Roman ohne Zweifel. Ein junger Schriftsteller lernt eine junge Frau kennen, die durchaus unglücklich verheirathet ist. Die Beiden finden sich durch das Kind des Anderen: nachdem die Scheidung der Ehe vollzogen ist, verbinden sie sich für immer. Aber der Held ist eine innerlich kranke Natur; sein Weg ist der Weg in Nacht und Wahnsinn, und Pollak hat das mit großer Kraft und Anschaulichkeit geschildert. Das Stiefkind siecht — es hat von seinem Vater nicht genug Kraft auf den Lebensweg mitbekommen: der Held verkommt, nachdem er sich vorher noch um der Seinen willen mit einer schweren Schuld beladen: er eignet sich ein Werk an, das ein verunglückter Freund ihm zur Prüfung übergeben; die Heldin aber ringt sich zur vollen Freiheit und Läuterung durch; erquickt sich pflegend an fremden Kindern, nachdem ihr das Geschick das Eigene genommen. Diese einfache Fabel ist mit Eindringlichkeit vorgetragen. Nur gegen den Schluß stört die Häufung des Krassen — der Zufall greift zu stark ins Nothwendige ein, so in der Geschichte von Stefan Helmy's, des Dichters, Leichenraub. Die Sprache ist vornehm wie das Symbol, nach dem das Ganze den Namen hat, tief und sinnreich ist. Knaben sehen ein todtes Kätzchen im Wasser der Ache treiben; so bewegen die Wellen die Glieder, daß es scheint, das Thierchen lebe — so tristen Viele, Viele innerlich todt und scheinbar athmend in der Fluth des Lebens . . .

J. J. D.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

№ 25. Berlin, den 19. März 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Endlich — das ist der Ausruf, den man allgemein hört. Ein erster Schritt ist jetzt gethan, um alle jene Elemente einander zu nähern, von denen die ganze Größe der agrarischen Gefahr erkannt und gewürdigt wird. Von der süddeutschen Volkspartei bis weit in die Reihen der nationalliberalen Partei hinein, haben sich Männer zusammengefunden, die mit klaren Worten sich auf eine Forderung vereinigen: Fortführung und Ausbau der Handelspolitik der letzten Jahre. Diese für die nationale Größe Deutschlands so bedeutsame Frage verdient in der That in den Mittelpunkt des Wahlkampfes gerückt zu werden; dieses Eintreten für die bisherige Handelspolitik bedeutet zugleich den Kampf gegen das agrarische Junkerthum und damit zeigt sich's, daß der Gegensatz der tiefste ist, den es in Deutschland gibt; es ist das Ringen des modernen Staates mit dem feudalen Staat; es ist das Ringen der modernen europäischen Großmacht mit einer Kaste, deren kurzsichtiger Egoismus das Hinauswachsen unseres Vaterlandes aus der Enge junkerlicher Landrathspolitik Ostelbiens nicht zu ertragen vermag.

Aus den Siegen des Jahres 1870 hat unser Bürgerthum durch seine Arbeitsamkeit und seine Intelligenz Deutschland auf eine ungeahnte Höhe wirthschaftlicher Entwicklung gehoben. Unser Volk hatte die Kraft, aus den Möglichkeiten, die unsere erfolgreichen Kriege geschaffen hatten, segensreiche Folgen für das gesammte Vaterland zu schaffen. Und jene Parteien, gegen deren Widerstand von der Zeit der Befreiungskriege an in jahrzehntelangem Ringen der Boden für die deutsche Freiheit und den modernen Staatsbau freigemacht werden mußte, sie machen von Neuem den Versuch, die weiten unentbehrlichen Thore, aus denen das Leben der deutschen Weltmacht befruchtend ausströmt, und in die das Leben der civilisirten Welt befruchtend einströmt, zuzumauern, weil sie sich selbst nicht die Kraft zutrauen, im Strome moderner Entwicklung ihren Platz behaupten zu können. Weiter auf der Bahn einer modernen Großmachtspolitik, die wir seit 1870 verfolgen können! sagen die einen; für die innere Politik, für die auswärtige Politik, für die beide verknüpfende Wirthschaftspolitik müssen die Konsequenzen gezogen werden. Die Anderen sagen: kehren wir zurück, so weit es irgend geht, zu dem engen Agrarstaat mit seinem herrschenden Junkerthum. Will man ein viel mißbrauchtes Wort verwerthen, so kann man nur jene Politik als eine nationale bezeichnen, die nicht will, daß die Entwicklung des Jahres 1870 von neuem verkümmere, sondern die für eine blühende Weiterentwicklung Raum und Licht und Luft schafft, und diesen Raum und dieses Licht und diese Luft kann der ostelbische Junkerstaat nicht gewähren.

Eine nationale Frage von dieser Größe mußte endlich über die kleinen Vorurtheile und die kleinen Verbitterungen hinweghelfen und dazu führen, daß Männer, die politisch getrennt zu marschiren pflegen, sich doch zusammenfanden, um gemeinsam ein Schriftstück zu unterzeichnen, das Zeugniß ablegt für mehr als für eine Anzahl Positionen in den Handelsverträgen. Für oder gegen Handelsver-

träge heißt für oder gegen ein modernes Deutschland, und es ist nicht wunderbar, daß für das moderne Deutschland auch eine erhebliche Anzahl Kämpfer aus der nationalliberalen Partei erstanden sind.

Das knappe, klare Schriftstück, das die Vereinigung der Namen zu Stande brachte, ist wichtig genug, um es auch an dieser Stelle zum Abdruck zu bringen; es lautet:

„Der Zeitpunkt der Reichstagswahlen ist nahegerückt. Die Wahlen werden — wie über andere wichtige Fragen — über die zukünftige Gestaltung der Wirthschaftspolitik des Deutschen Reiches entscheiden.

Die Erfüllung agrarischer Sonderforderungen zieht nothwendiger Weise eine Vertheuerung der Lebenshaltung der breiten Schichten des Volkes nach sich. Hierdurch würde die Konsumfähigkeit Deutschlands geschwächt und nicht nur Industrie und Handel, sondern auch die Landwirthschaft beeinträchtigt werden. Wenn auch einzelnen Produktionszweigen durch weitere Erhöhung der Schutzzölle und den Ausschluß des auswärtigen Wettbewerbes die Möglichkeit gegeben wäre, sich theilweise schadlos zu halten, so würden doch die arbeitenden Klassen und das Erwerbsleben in seiner Gesammtheit, insbesondere die Exportindustrie auf allen Märkten der Welt, schwer darunter zu leiden haben.

Deutschlands wachsende Bevölkerung bedarf im Interesse aller Produktionszweige der Erhaltung und Ausdehnung der heimischen Industrie, die exportfähig bleiben muß, soll dem Aufschwunge der letzten Jahrzehnte nicht ein verhängnißvoller Rückschritt folgen.

Nur Handelsverträge von langer Dauer mit gegenseitiger Bindung der Tarifsätze können jene Stabilität gewährleisten, die für die gesunde Entwicklung unseres nationalen Wirthschaftslebens unerläßlich ist. Durch das Recht der Meistbegünstigung muß der deutsche Export dagegen geschützt werden, daß ihm durch Bevorzugung anderer Nationen der Mitbewerb nicht erschwert oder unmöglich gemacht wird. Deshalb halten wir fest an der Handelspolitik der letzten Jahre, deren Fortführung und Ausbau wir erstreben.

Wir wollen die Förderung der gesammten nationalen Arbeit, nicht die Bevorzugung Weniger auf Kosten der Allgemeinheit. Wer Deutschlands wirthschaftliche und politische Machtstellung erhalten und erhöht wissen will, der sorge an seinem Theile dafür, daß aus den kommenden Wahlen ein Reichstag hervorgehe, der die Zumuthungen einer unter dem irreführenden Schlagworte der „Sammlungspolitik" auftretenden einseitigen Wirthschaftspolitik zurückweist und ein volles Verständniß für die Bedeutung und die Tragweite einer wahrhaft nationalen Wirthschaftspolitik besitzt."

Und dieses Schriftstück, das Namen wie Borsig, Behrens, Heckmann, Ermeler, Dr. Holtz, Goldberger, Dr. Martins, Wilh. Hertz, Siemens, James Simon, Hoppe, Henneberg, Spindler, Röficke, Kämpf u. s. w. u. s. w. trägt, ist auch für die drei Freisinnigen Parteien unterzeichnet von den Abgeordneten Dr. Barth, Fischbeck, Frese, Conr. Hausmann, Dr. Langerhans, Payer, Dr. Pachnicke, Richter, Rickert, und Schmidt-Elberfeld.

Die Gegner suchen den Erfolg dieses Vorstoßes natürlich herabzumindern und sie bemühen sich vor Allem einen Zuzug zu verhindern, den die Liberalen aus dem Lager der gemäßigt schutzzöllnerischen Industriellen erhalten könnten. Man bezeichnet daher den Aufruf zu Gunsten der Handelsverträge als den Aufruf radikaler Freihändler.

Nun ist es an sich schon eine Absurdität, einen Aufruf der für Handelsverträge eintritt, als einen Aufruf radikaler Freihändler zu bezeichnen.

Aber jene Industriellen, denen durch das Gespenst eines absoluten Freihandels Angst eingejagt werden soll, werden eine weit wirkungsvollere praktische Erwägung anstellen können. Mögen die deutschen Freihändler Ueberzeugungen hegen, welche sie wollen; ihre Zahl wird im deutschen Reichstage in absehbarer Zeit nicht zu einer Majorität werden. Rechte, Centrum, gemäßigte Schutzzöllner schrumpfen nicht im Handumdrehen zu einer bedeutungslosen Minorität zusammen und schließlich hätte jene freihändlerische Majorität, die es nicht geben wird, auch die Regierung zu überwinden, die bei uns gewiß nicht in den Verdacht radikalen Freihändlerthums kommen kann. Diese Möglichkeit besteht nicht; aber sehr nahe ist die Gefahr einer agrarischen Majorität; sie ist nicht nur nahe, sondern die Arbeit solcher Majorität liegt in einer ganzen Reihe von verderblichen Gesetzen bereits vor. Und gegen diesen Ansturm muß die Industrie Schutz suchen.

Die Steine, die von den Agrariern in den Weg ge- schleudert werden, lassen sich leicht übersteigen; eine andere Frage ist es, welche Früchte für jene der Aufruf tragen wird, die ihn gemeinsam unterzeichnet haben.

Die Aufnahme des Aufrufes in der Presse von der nationalliberalen „Kölnischen Zeitung" und der „Magdeburger Zeitung" bis zu den Blättern der radikalen Linken der „Berliner Zeitung", der „Volks-Zeitung" und der „Frankfurter Zeitung" war ein vorzüglicher: beinahe ohne jeden Mißton wurde das Schriftstück besprochen und gebilligt. Das ist schon ein Erfolg. Denn zu den Wahlen gehört eines auch vor Allem Stimmung, Elan. Dieser Elan, und diese Stimmung beginnen sich heute zu entwickeln. Aber man kann sich darüber nicht täuschen, damit ist nur eine einzige Voraussetzung des Sieges geschaffen; der Sieg selbst ist damit bei Weitem nicht gesichert.

Worauf kommt es an? Die Kräfte, die den Agrariern entgegen gestellt werden können, sind zersplittert, und in ihrer Zersplitterung und in ihrem Arbeiten gegeneinander sind sie nicht im Stande den Kampf gegen das Agrarierthum mit guten Aussichten aufzunehmen. Es kommt also darauf an, diese Kräfte einheitlich zu verwerthen und sie zu ergänzen aus Kreisen, die bisher nicht zu ihnen gehörten. Ohne Resignation ist dieses Ziel nicht zu erreichen, ... werden die gemäßigten Elemente zurücktreten müssen, ... die radikalen; oder sie können dies umso eher, weil ohne ... Resignation sowohl die gemäßigte wie eine fortgeschrittene Richtung von den Agrariern aufs Haupt geschlagen werden ... Und es handelt sich in Deutschland auch heute nicht darum, ob bei uns ein wenig mehr nach dem Programm ... und jener Fraktion regiert werden soll; es kann zunächst sich nur darum handeln, daß nach dem Rezept der Agrarier nicht regiert werde und nicht regiert werden kann; ... hierüber sind Millionen und Millionen von der äußersten Linken bis tief in die Reihen der Nationalliberalen ... einig.

An den einzelnen Wahlkreisen ist es nunmehr aus dieser wichtigen theoretischen Einigkeit die nothwendigen praktischen Folgen vorurtheilslos im Interesse der ... großen Aufgabe zu ziehen.

Ein politisch reifes Volk ist auch ein politisch arbeitsames Volk, und ohne diese Arbeit kein Erfolg.

Unmittelbar vor der Veröffentlichung jenes Schriftstückes, das die Nothwendigkeit der Fortsetzung unserer bisherigen Handelsvertragspolitik betont, tagte in Berlin der deutsche Handelstag und auch auf ihm wurde durch eine Reihe ganz vortrefflicher Reden der Kampf gegen das Agrarierthum und seine Politik geführt. Besonders in Bezug auf die Verlängerung des Privilegiums der Reichsbank und über die Grundsätze, die für den Abschluß der Handelsverträge maßgebend sein müssen, wurden klare unzweideutige Resolutionen angenommen, die der Regierung zeigen, wie über diese Fragen die berufenen Vertreter des Handels und der Industrie denken.

Unser deutsches Kriegsschiff ist aus den Gewässern ... zurückgezogen worden; es ist dies ein Zeichen, daß die ... der kretensischen Frage eine Entwicklung nimmt, ... Deutschland für heilsam nicht erachtet wird. Deutschland stellt sich solcher Entwicklung nicht entgegen; dazu ... uns unsere Interessen nicht, aber Deutschland lehnt ab, durch ein weiteres Mitarbeiten irgend eine Verantwortung für kommende Ereignisse zu tragen, ... wollen nicht in solche Ereignisse verwickelt werden. ... aussichtlich handelt es sich um die Einsetzung ... griechischen Prinzen als Gouverneur in Kreta. ... mit dieser Einsetzung gut — so haben wir nichts ... geht es nicht gut, so wünschen wir an den Fehlern ... nicht betheiligt zu sein.

In England hat man das Gefühl, daß Rußland ... chinesischen Frage Vortheile erringen wird, die ...

tischen Stellung und dem Handel des Vereinigten Königreiches im äußersten Osten nachtheilig werden können. Die Erbitterung über diese Entdeckung ist in England groß; aber es ist ganz unwahrscheinlich, daß diese Mißstimmung sich in voreilige Thaten umsetzen wird.

Die Verhältnisse zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten bleiben gespannt und ein gewaltsamer Bruch der Beziehungen bleibt nicht ausgeschlossen. Aber man muß anerkennen, daß die verantwortlichen Männer der Vereinigten Staaten und daß auch die angesehene Presse des Landes sich redlich Mühe gibt, einen Konflikt abzuwenden, dessen kriegerischer Ausgang zu Gunsten der Union vorauszusehen wäre, aber der die Institutionen der Union tief erschüttern könnte.

* *
*

Im Zeichen der Sammlung.

Die „Sammlungspolitik" beherrscht die Gegenwart. Das Stichwort ist nicht willkürlich erfunden; es wäre schon längst verbraucht, wenn es nicht politischen Bedürfnissen entspräche. Mit lauter kleinen Parteien und Fraktionen kann keine große Politik getrieben werden. Will man nicht im politischen Kleinkram untergehen, so muß man sich, wohl oder übel, um bedeutsamere Fragen „sammeln". Es ist ein Glück, wenn eine Frage auftaucht, die zugleich eine so große grundsätzliche und praktische Wichtigkeit hat, daß man auf dem politischen Kampffelde ein Banner aufrichten kann, das über den einzelnen Fraktionswimpeln flattert, wie die Reichsfahne über den Standarten der Einzelstaaten.

Solche Fragen lassen sich nicht künstlich schaffen, sie müssen aus den Nothwendigkeiten des öffentlichen Lebens hervorgehen. Entscheidend ist dabei auch nicht allein ihre absolute Bedeutung für die Kulturentwicklung der Nation, sondern vor Allem ihr nachdrückliches Hervortreten zur gegebenen Zeit.

Diesem politischen Entwicklungsgesetze entsprechend hat sich ganz von selbst die Frage der Gestaltung unserer Handelspolitik in den Vordergrund geschoben. Die chronische Auseinandersetzung mit dem reaktionären Agrarierthum tritt damit in ein akutes Stadium. Wir, die Gegner dieses Agrarierthums, können nichts Besseres wünschen; — und zwar ganz abgesehen von dem unmittelbaren Ausgang des Kampfes. Wir sind so fest davon durchdrungen, daß die agrarische Wirthschaftspolitik in direktem Gegensatz zu einer gesunden natürlichen Entwicklung Deutschlands steht, daß die schließliche Zurückdrängung des Agrarierthums uns nur als eine Frage der Zeit erscheinen kann. Für uns ist es daher in erster Linie wichtig, daß immer weitere Kreise der Bevölkerung das Wesen und die Tragweite der agrarischen Wirthschaftspolitik kennen lernen, damit der Uebergang aus der politischen Konfusion zur klaren Erkenntniß der nationalen Interessen sich möglichst rasch vollziehe. Auch wir können darnach anerkennen, daß Herr von Miquel sich in gewissem Sinne um das Vaterland verdient gemacht hat, indem er zum Sammeln bließ. Er verleugnete übrigens auch dabei die Osnabrücker Traditionen nicht, die dieser Schüler Möser's so vielfach neu zu beleben versucht hat. Es sind gerade 70 Jahre her, da schrieb Joh. C. Bertr. Stüve, der Fortsetzer von Möser's Osnabrückischer Geschichte: „Ich möchte, wenn einmal ein Prinzip sein soll, dem der Freiheit das der Sammlung der Kräfte entgegenstellen. Auf ihr beruht alles Gemeindewesen und was dem ähnlich ist. Ist eine solche Sammlung von Kräften mit der Ungebundenheit vereinbar, so will ich mich dieser nicht widersetzen. Geht das aber nicht, so ziehe ich die Sammlung vor." Wie pikant, daß das Prinzip der Sammlung schon vor 70 Jahren in Osnabrück dem Prinzip der Freiheit entgegengestellt wurde. Herr von Miquel ist in diesem Punkte ganz Osnabrücker geblieben. Er ist ohne Zweifel — trotz Bismarck — der Hauptexponent der heutigen agrarischen Sammlungspolitik wie er der intellektuelle Urheber des Kartells von 1887 war. Man mag über die Ersprießlichkeit dieser seiner Sammlungspolitik denken, wie man will, das Eine beweist sie gewiß, daß Herr von Miquel ein eminent politischer Kopf ist. Schade nur, daß er die Sammlung am verkehrten Ende angefangen hat. Würde er nicht als Schutzpatron der agrarischen Reaktion, sondern im Dienste einer aufgeklärten Wirthschaftspolitik „sammeln", so hätte er sich ein positives Verdienst erworben. So aber können wir ihm nur das negative Verdienst zusprechen, daß er mit seiner Sammlung auch die gegnerischen Kräfte zum Sammeln ermuntert hat.

Der Aufruf der liberalen Wirthschaftspolitiker ist ein Gegenstoß gegen das Pronunciamento des reaktionären Agrarierthums. Er enthält weder ein politisches noch ein freihändlerisches Programm; dagegen eine Konkordienformel, die auch der radikalste Liberale und Freihändler acceptiren kann, ohne seinen Grundsätzen etwas zu vergeben. Das Wesen aller Handelsverträge beruht in der vertragsmäßigen Erschwerung von Zollheraufsetzungen. Dagegen wird gewiß der entschiedenste Freihändler nichts haben, mag er im Uebrigen auch noch so sehr davon überzeugt sein, daß Zollbefreiungen in erster Linie für das eigene Land heilsam und deshalb auch ohne Reziprozität zu gewähren sind. Es ist wichtig, keinen künstlichen Hindernissen beim Verkaufen zu begegnen, aber es ist nicht minder wichtig, den eigenen Bedarf möglichst billig einkaufen zu können. Daß es weise sei, auf diesen zweiten Vortheil zu verzichten, wenn man den ersten nicht erlangen kann, ist an sich blanker Unsinn, der dadurch nicht zur Vernunft wird, daß man ihn in eine politische Methode gebracht hat.

Handelsverträge sind deshalb alles Andere eher, als ein freihändlerisches Ideal; sie sind vielmehr Anerkenntnisse der Herrschaft des Schutzzollsystems. Nach Analogie des aufgeklärten Absolutismus könnte man sie den aufgeklärten Protektionismus nennen.

Wir Freihändler nehmen mit diesem aufgeklärten Protektionismus vorlieb, um den Gefahren des unaufgeklärten Agrarierthums zu entgehen. Wir sammeln uns mit den gemäßigten Schutzzöllnern, ebenso wie sich die politisch am weitesten links stehenden Liberalen auf dem Gebiete der praktischen — nicht der theoretischen — Handelspolitik mit weit rechts stehenden politischen Elementen zusammenfinden können, um eine große unmittelbar drohende wirthschaftspolitische Gefahr gemeinsam abzuwenden.

Wieweit daraus noch eine weitere politische Annäherung hervorgehen wird, ist schwer vorauszusagen. Politische Kräfte, die ernsthaft gesonnen sind, in einer großen Frage und einer drohenden Gefahr gegenüber zusammenzuwirken, werden dadurch naturgemäß von kleineren Zänkereien abgezogen. Je weniger Einigkeit man hierbei in formeller Beziehung verlangt, je mehr man die in den Thatsachen steckende Vernunft aus sich heraus wirken läßt, um so eher darf man auf ein befriedigendes Resultat rechnen. Einigkeit gehört zu den vielen Dingen, die sich nicht erzwingen lassen, oder die nichts werth sind, wenn sie erzwungen werden müssen.

Die ganze Sammlungsaktion der Anhänger der Caprivischen Wirthschaftspolitik kann nur dann eine größere politische Tragweite erlangen, wenn es gelingt, die weitesten Kreise von der Wichtigkeit der Frage zu überzeugen, an der sich jetzt die Geister scheiden.

Die Frage lautet rund und nett: Soll das Deutsche Reich, das gegen den Wunsch und Willen des preußischen Junkerthums entstand und sich zu einer wirthschaftlichen und politischen Weltmacht entwickelt hat, in seinen wirthschaftlichen Beziehungen zu allen Völkern der Erde nach den beschränkten Vorstellungen des eigennützigsten Agrarierthums regiert werden, oder wollen jene produktiven Elemente der Bevölkerung, denen Deutschland seine wirthschaftliche Weltmachtstellung vornehmlich verdankt, den politischen Einfluß auch ausüben, der ihnen kraft ihrer Bedeutung für die Gesammtentwicklung des Reichs von Rechtswegen zukommt? Dies ist der Kernpunkt des Streits.

Th. Barth.

Wandlungen und Wanderungen in der Sozialpolitik.

III.*)

Der von Zürich nach Breslau berufene Professor Julius Wolf giebt seit Anfang des Jahres eine „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ (im Verlag von Georg Reimer, Berlin) heraus, deren Einleitung in bemerkenswerther Weise der Absicht gewidmet ist, nicht sowohl zu zeigen, daß sie den alten Kathedersozialismus bekämpfen wolle, als daß derselbe zu einem Standpunkt gekommen sei, der seinem Ausgangspunkt widerspreche und dem seiner ehemaligen Gegner näher rücke, sodaß nicht sowohl eine Wiederaufnahme der alten Streitfrage als vielmehr eine Aera der Versöhnung im Anzug wäre. Professor Wolf's Berufung und öffentliche Thätigkeit hat eine zum Verständniß der heutigen Sachlage in Betracht kommende Vorgeschichte. Im Jahre 1892 veröffentlichte er den ersten Band eines Werkes „System der Sozialpolitik“. Dieser erste Band, auch als „Grundlegung“ bezeichnet, trug den besonderen Titel: „Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung, kritische Würdigung beider als Grundlagen einer Sozialpolitik“. Seit 1888 Professor der Nationalökonomie an der Universität Zürich hatte er bereits eine sehr große Reihe wissenschaftlicher Arbeiten veröffentlicht, war auch in wichtigen Fragen der wirthschaftlichen Gesetzgebung von der eidgenössischen Regierung zu Rathe gezogen worden. In diesem ersten Bande eines großen geplanten Werks nahm er zu den Kardinalfragen der Sozialpolitik eine Stellung, welche im Sinne des Individualismus der Würdigung des Unternehmers und des Kapitals in der Produktion gerechter wurde, als dem Geiste der herrschenden Schule entsprach. Das wurde ihm sehr verdacht und trug ihm vielfache heftige Angriffe ein. In dem Vorwort seines Buches wendet sich der Verfasser ausschließlich gegen den Sozialismus im engeren Sinn, bezeichnet seine Aufgabe als die Widerlegung desselben. In einem späteren Abschnitt weist er auf die Ideenverwandtschaft des reinen Sozialismus mit dem Kathedersozialismus hin, doch ohne Schärfe gegen letzteren. Strenge Individualisten der alten Schule können diesen „Sozialpolitiker“ nicht entfernt zu den ihrigen zählen.

Die neugegründete Zeitschrift führt sich in ihrer ersten Lieferung ganz im Sinne einer solchen vermittelnden Stellung ein, beobachtet in der Charakterisirung ihres Vorsatzes eine völlig objektive Haltung. Um so mehr Eindruck macht der Herausgeber mit dem von ihm verfaßten ersten Artikel, mit welchem er den Text seiner Beiträge eröffnet. Die Ueberschrift lautet: „Illusionisten und Realisten in der Nationalökonomie“. In dieser nur sechs Seiten umfassenden, aber höchst prägnanten Aussprache wird die Thatsache festgestellt, daß in der Grundrichtung der seit drei Jahrzehnten emporgekommenen sozialpolitischen Schule neuerdings ein Haltepunkt und eine Wendung von tiefgreifender Bedeutung in die Erscheinung getreten ist. Wolf bezeichnet ganz richtig diese Gegensätze als die des Pessimismus und des Optimismus. Er weist nach und belegt es mit unanfechtbaren Citaten, daß der Kathedersozialismus von pessimistischen Ideen über die gegenwärtige Wirthschaftsordnung ausgegangen war, ganz erklärlich, weil Marx und Lassalle, wenn nicht Vater-, doch Pathenstelle bei ihm vertreten hatten. Diesem Ausgangspunkt und seiner die längste Zeit hindurch fortgesetzten Weiterbewegung stellt Wolf aber nun mit ebenso schlagenden Citaten die Bekenntnisse neueren Datums gegenüber, welche zu geradezu entgegengesetzten Ergebnissen gelangen. Die pessimistische Auffassung von ehemals hatte sich in die Formel zugespitzt, daß die heutige Wirthschaft der freien Konkurrenz, des freien Arbeitsvertrages und des kapitalistischen Unternehmerbetriebes zu einer Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft führen müsse, auf dem Weg einer immer zunehmenden Tendenz der Bereicherung der Wenigen, der Verarmung der Vielen und des Unterganges der Mittleren. Alles genau nach Karl Marx. Diesen ehemals von den Koryphäen der neuen Sozialpolitik vertretenen Sätzen werden nun die Bekenntnisse der jüngsten Zeit aus dem Munde ihrer eignen Autoritäten angereiht, welche zum Glück für die Welt, wie sie ist, jene Schreckensmeinungen verscheuchen und die Versöhnung mit ihr predigen. Die Belegstellen zu dieser wohlthuenden Entdeckung sind den stenographischen Aufzeichnungen des „evangelisch-sozialen Kongresses“ vom Juni 1897 entnommen. Da wird von den Meistern des Fachs das Fazit gezogen, daß die Furcht vor dem Niedergang des Mittelstandes sich nicht bewahrheitet habe, ja, daß Anzeichen der Neubildung eines Mittelstandes vorhanden seien. Es lohnt der Mühe, den von Wolf angeführten Satz mitsammt dessen einleitenden Worten wiederzugeben. Die ganze Versammlung, sagt er, war von dem Bewußtsein getragen, daß mit der Proklamirung des sozialen Optimismus eine That geschehen sei. Sie nahm eine Erklärung an des Inhalts:

> „Der evangelisch-soziale Kongreß nimmt mit Genugthuung von der beruhigenden, auf wissenschaftliche Beobachtung gestützten Ueberzeugung des Referenten Kenntniß, daß die volkswirthschaftliche Entwicklung der Neuzeit nicht mit innerer Nothwendigkeit zur **Auflösung** eines für die Vermittlung sozialer Gegensätze wichtigen und für das sittlich-religiöse Volksleben erfahrungsgemäß hochbedeutsamen **Mittelstandes** führen müsse, daß vielmehr zwar gewisse Theile des bisherigen Mittelstandes voraussichtlich verschwinden, dagegen andere sich erhalten, und neu sich bildende die alten niedergehenden ersetzen werden.“

Dem evangelisch-sozialen Kongreß des Juni 1897 folgte im September eine noch viel gewichtigere Manifestation. Es war die Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik zu Köln vom 23. bis 25. September 1897. Sie hatte noch eine besondere Bedeutung als Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Vereins, als Jubiläum des Kathedersozialismus. Das Ansehen wie die Zahl der Theilnehmer entsprach durchaus der Weihe des Tages. Professor Wolf hat die Verhandlungen dieser Tagung nicht mehr in den Bereich seiner Rückschau einbezogen. Hätte er es unternommen, seine Schlüsse würden nur an Stärke gewonnen haben. Der Glanzpunkt war das Referat des Professors Büchner aus Leipzig über das Handwerk. Er erntete nicht nur bei der großen Mehrheit der Versammlung den lebhaftesten Beifall, sondern auch weit über diesen Kreis hinaus bis in die Reihen des Individualismus hinein fanden seine Begründungen wie seine Schlußfolgerungen freudige Zustimmung. Sie gehen nicht dahin, daß man mit gesetzlichen Zwangsmaßregeln eine angeblich bessere alte Zeit zurückführen müsse, sie erkennen an, daß die großen Veränderungen nur nothwendige Ergebnisse der Kultur und ihres großen Fortschritts sind. Damit kann auch jeder außerhalb der sozialpolitischen Schule Stehende zufrieden sein, sofern er nicht zur Schule des geistlichen Professors Hitze, des geschickten und liebenswürdigen Führers des katholischen Sozialismus gehört.

Ob es nothwendig war, die große und kleine Welt durchzustudiren, um überzeugt zu werden, daß ein Schlossermeister keine Eisenbahn, ein Schiffszimmermann keine Panzerfregatte, ein Maurermeister keinen Centralbahnhof, ein Klempnermeister keine Elektrizitätsanstalt, jeder mit seinen wackeren Gesellen, herrichten könne, darüber soll kein Streit sein, wenn wir nur zum Schluß kommen, daß wir darum die Eisenbahnen, die elektrische Beleuchtung, die unterseeischen Kabel und, da sie nun doch auch einmal dazugehören, die Schlachtschiffe nicht entbehren sollen. Wir oberflächlichen Individualisten sind zu dieser Erkenntniß mehr durch Nachdenken als durch tiefgründiges jahrelanges Umfragen und Nachforschen gelangt. Aber es genügt uns die Gleichheit des Resultats; über

*) Siehe vorige Nummer.

Systeme, über die berühmte, alleinseligmachende „Methode" zu streiten, ist hier nicht die Aufgabe. Hätten wir wenigstens den Trost, daß die „Methode" mit ihren Resultaten der gesetzgebenden Praxis mehr imponire als die sogenannte deduktive Abstraktion, so würden wir uns herzlich darüber freuen können. Aber Professor Büchner sagt es uns selbst gleich zu Anfang seines Referats: „Wir (die Sozialpolitiker, alias Kathedersozialisten) haben den maßgebenden Körperschaften die breiteste Unterlage für die Beurtheilung der gegenwärtigen Zustände geboten. Hat man sie nicht benützt, so ist es nicht unsere Schuld". Ganz richtig! Der geistliche Professor Hitze, der auf dem Kongreß in verschwindender Minderheit blieb, hat auf dem Boden der Praxis, d. h. der Reichsgesetzgebung, das Uebergewicht. Bestünde nicht bei den Regierungen noch ein Rest jener alten Tradition, die nicht aus der Zeit der Sozialpolitik, sondern aus der Zeit der überwundenen „klassischen" Nationalökonomie stammt, so hätten wir längst Zünfte nach dem Muster des goldenen Zeitalters der Meistersänger aber nach neuestem österreichischem Zuschnitt, und wehe dem „Weißbäcker", der ein Schwarzbrod oder einen Kuchen aus dem Ofen zöge!

Also zu denselben Resultaten sind wir auf beiden Seiten gekommen und zu derselben Unfruchtbarkeit auch in der Belehrung der Wähler, aus deren Händen wir die Gesetzgebung empfangen. Es ist zwar ein schlechter Trost, daß wir diese socios malorum in unseren gelehrten Gegnern haben; aber es ist ein Grund mehr, sich mit ihnen gemüthlich zu vertragen.

Und diese Gemüthsrichtung kann sich sogar noch weiter erstrecken, so wunderlich es klingen mag. Einigermaßen, wenn auch nicht im selben Grade, hat sich eine Herabstimmung der Gegensätze auch von der sozialdemokratischen Seite bemerkbar gemacht. Wie schon oft nachgewiesen und auch hier oben angedeutet wurde, haben sich die Züge der im Reichstag vertretenen offiziellen Sozialdemokratie in dem Maße verändert, als sie selbst an Zahl zugenommen hat. In der allerjüngsten Zeit haben sich gewichtige Stimmen in ihrer Presse für einen wenigstens opportunistischen Frieden mit der gegenwärtigen Gesellschaft und gegen die kollektivistischen Tendenzen ausgesprochen.*) Im Reichstag aber ist die Partei ein nicht zu verachtendes Kontingent für den Widerstand gegen Zunftgeist und agrarische Habgier.

In seiner Rückschau auf den Lebenslauf der Lehrmeinungen hat Professor Wolf sich zunächst auf die Beleuchtung der pessimistischen und optimistischen Gegensätze beschränkt. Nur hierfür lagen die Akten auf dem Tisch. Nicht ebenso einfach, aber nicht minder berechtigt wäre es gewesen, zu zeigen, wie sich in den drei Jahrzehnten seit dem Eintreten des gelehrten Sozialismus der Gegensatz zwischen den individualistischen und den staatssozialistischen Ideen entwickelt hat.**) Wollte man hier ins wirkende und schaffende Leben hinabsteigen, man würde nicht minder feststellen, daß nach wie vor der Einzelne mit seinem Verstand und seinen Trieben, wie sie immer waren und immer sein werden, das bewegende Prinzip der Welt geblieben ist, ihrer Kultur, ihres Fortschritts, ihrer, auch den Kleinsten zu gute kommenden, Bereicherung. Auch hier würde sich herausstellen, daß trotz allen Ethos und Pathos der Mensch von Fleisch und Blut es geblieben ist, der mit seinem Gehirn, seinem Herzen und seinen Armen allein das schaffende Wesen ist, arbeitet, sinnt, erfindet, dichtet und trachtet; daß alles, was von der Gesammtheit als solcher geleistet oder verschwendet wird, erst vorher aus dem Ersparten und Entbehrlichen der Einzelnen geschöpft worden ist. Zwar heißt es, dies dem Einzelnen Entnommene werde vom Kollektivwesen neu befruchtet und vermehrt. Wie viel daran wahr ist, wie viel dabei dem allgemeinen Wohl, dem Altruismus, zu gute kommt, wie viel dem Egoismus abgewonnen, auch darüber soll hier kein Streit sein. Es gilt ja dem Frieden und nicht dem Streit. Der Staatssozialismus möge recht, möge sich mit Ruhm bedeckt haben, bis nach Australien hin, wo einzelne Staaten ihn am lustigsten zur Blüthe bringen. Was ist mit all den bis jetzt durchgeführten Apparaten an der Welt, wie sie ist und wie sie schreitet, geändert? In der Schule lehrte man uns einst, die höchsten Berge änderten an der Kugelgestalt der Erde nicht mehr wie Sandkörner an der Gestalt einer Kegelkugel. Genau so verhält es sich auch mit allen sozialpolitischen Einrichtungen, welche seit dreißig Jahren in die Welt gesetzt worden sind. Manche davon waren gut, manche schlecht, aber auch die schlechtesten hatten die Welt nur wenig auf; denn die Schaffenskraft der Individuen ist so unerschöpflich und so sehr vom Geist der Neuzeit befruchtet, daß sie auch alle Uebel, die ihr Gesetzgeber anthun, siegreich überwindet.

In der modernen Welt ist eine größere Summe von Wohlfahrt vorhanden als in allen vorangegangenen Perioden; diese Wohlfahrt ist nicht ungleicher vertheilt als früher, sondern reicht immer tiefer nach unten und breitet sich nach unten zu mehr aus; die Zunahme von Reichthum in den obersten Regionen rührt nicht davon her, daß dieser Reichthum den unteren Regionen entzogen wird, sondern daher, daß der Antheil der Stärksten an der allgemeinen Zunahme stärker in die Augen fällt; die sieben Millionen Einkommen, welche Krupp bezieht, sind nur ein kleiner Theil des unter seiner Leitung unendlich vermehrten Einkommens eines von vielen Tausenden bevölkerten Landstriches, und sie alle vereinigt hätten nicht ins Leben gerufen, was der eine Kopf des Unternehmers geschaffen hat.

Wenn Kathedersozialisten und Individualisten darüber einig sind, daß dieser Thatbestand die Welt vorwärts gebracht hat, wenn sogar sozialdemokratische Stimmen von Gewicht diese Wahrheit anerkennen, so erstarkt dadurch ein Geist des Friedens für die Behandlung der sozialen Fragen, über den man sich freuen darf. Der Veteran der Sozialdemokraten, der Abgeordnete Liebknecht, hat jüngst in einer Abhandlung, welche die dreisprachige Monatsschrift „Cosmopolis" veröffentlichte, eine behagliche Plauderei über die seiner Ansicht nach ungerechte Zumuthung, daß er jetzt schon wissen solle, wie einst sein Zukunftsstaat aussehen werde, zum Schluß darauf hingewiesen, wie viel Abschlagszahlungen die heutige Gesellschaftsordnung bereits seinem Zukunftsideale gemacht habe. Nun gut, wenn dem so ist, so können wir's ja beide ruhig abwarten, er, weil wir ihm von selbst kommen, und wir, weil er uns nicht mit Gewaltsmitteln vorwärts treibt. Die Gesellschaft, die so friedlich seinem Ideale zustrebt, ist aber trotz alledem nach wie vor die, welche weder des unternehmenden Kopfes, noch des angesammelten Kapitals entbehren kann, und von den Millionen, die in dieser von Unternehmern dirigirten und vom Kapital gespeisten Gesammtkraft arbeiten, hat jeder Einzelne seinen eigenen Kopf, aus dem sein treibender Wille entspringt, und seinen eigenen Leib, den er erhalten will. Ständen diese Einzelkräfte auch nur einen Tag lang still, so wären die schönsten sozialpolitischen Einrichtungen zum Teufel, aber im umgekehrten Fall, wenn diese Einrichtungen, auch die besten, wieder verschwänden, würde am Gang der Welt wenig zu merken sein.

Ob es der neuen Zeitschrift gelingen wird, der individuellen Kraft, von der die Welt nach wie vor lebt, auch in der Theorie wieder mehr Boden zu verschaffen, ob sie ihrem Programme gerecht werden, ob sie die nöthigen Mitarbeiter finden wird, das Alles ruht im Schoß der Zukunft und entzieht sich unserm Urtheil. Interessant ist das Unternehmen jedenfalls als ein Zeichen der Zeit und dankenswerth schon als Versuch. Ueber die einzelnen Beiträge der ersten Lieferung zu berichten, liegt nicht im Plane dieser Besprechung. Nach gewissen Anzeichen zu schließen, scheint eine Tendenz gemäßigter schutzzöllnerisch-agrarischer Bestrebungen dem Hausgeist nicht fremd zu sein. Nur beiläufig will uns besonders nicht gefallen, daß der erste Artikel im Texte über „Welt und Handelspolitik" von Dr. Alexander Peez in Wien im Geiste jenes Stich-

*) Siehe „Nation" Nr. 19 vom 5. Februar d. J., S. 265 u. 66.

**) Dies ist in der Fortsetzung im zweiten Heft geschehen, welche bei Abfassung obigen Textes noch nicht vorlag. L. B.

wortes vom „Perfiden Albion“ geschrieben ist, welches die Deutschen nebst dem Stichwort vom „travail national“ aus der Rüstkammer des orleanistischen Frankreich übernommen haben, der Zeit, da in Frankreich der engherzige Krämergeist sein eigenes Bild in allen anderen Völkern erblickte, daß sogar die Besetzung Aegyptens durch die Engländer, eines der verdienstlichsten Kulturwerke der Neuzeit, nach französischem Muster als Schreckbild hingestellt wird. An und für sich ist es ganz und gar zu billigen, wenn die handelspolitischen Fragen zur Erörterung gebracht werden. Denn die große Kontroverse zwischen Schutzzoll und Freihandel, die doch hier zu Grunde liegt, ist noch lange nicht ins Reich der überwundenen Standpunkte hinabgesunken, wohin sie Professor Schmoller in seiner vielbesprochenen Rektoratsrede verweisen wollte. Nur so viel ist richtig: auch dieser Gegensatz zwischen Schutzzoll und Freihandel ist zur Zeit für Deutschland in den Hintergrund gedrängt durch den Alles beherrschenden Kampf zwischen der modernen bürgerlichen und der feudalen agrarischen Welt. Aber dieser Kampf ist keiner der Lehrmeinungen, sondern der Macht. Weder die führenden Großgrundbesitzer, noch die geführten Kleinbauern werden durch irgend eine Wissenschaft, sei sie historisch, induktiv oder deduktiv, belehrt. Kathedersozialismus, Manchesterthum oder Sozialdemokratie, alle diese Verschiedenheiten treten hier zurück und könnten sich vertragen, denn alle stehen auf dem Boden der heutigen Civilisation. Der gemeinsame Feind dieser Civilisation ist das Agrarierthum, und wenn es je Etwas gegeben hat, gegen welches alles Uebrige sich „sammeln“ sollte, so ist es dieses.

L. Bamberger.

Parlamentsbriefe.

XII.

Die Vorlage wegen Unterstützung der Postdampferlinien nach Ostasien und Australien ist angenommen worden; es haben auch Mitglieder dafür gestimmt, welche vor zwölf Jahren gegen solche Subventionen sich mit aller Entschiedenheit erklärt haben, und noch heute ihre damalige Opposition für vollkommen gerechtfertigt hatten. Wer es für unzweckmäßig hält, einen Bau zu beginnen, wird daraus nicht leicht die Konsequenz ziehen, daß man einen begonnenen Bau als Ruine soll stehen lassen.

Vor zwölf Jahren wurde der Versuch gemacht, die Bewilligung dieser Subventionen als einen Prüfstein für nationale Gesinnung hinzustellen. Selten ist eine Vorlage mit so lautem Geräusch durchgesetzt worden. Die Tamtam-Schläger von damals sind seit jener Zeit etwas kleinlaut geworden. Das Geld zu verweigern haben sie sich nicht gut entschließen können, aber sie haben das Verlangen gestellt, daß die unterstützten Dampfer keine landwirthschaftlichen Produkte, insbesondere keine Wolle, in Deutschland einführen. Das sind ungefähr die einzigen Artikel, auf welche als Rückfracht von Australien gerechnet werden kann. Frachtschiffe zu bauen und dann diesen Schiffen zu verbieten, durch Frachten Geld zu verdienen, ist einer der sublimsten Gedanken, die ausgeheckt werden können.

Die Militärstrafprozeßordnung ist in die zweite Berathung genommen worden. Sie schafft zwei anstößige Einrichtungen aus dem Wege, die aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen und schon im achtzehnten Jahrhundert als Anachronismus hätten behandelt werden sollen, den Mangel an jeder Mündlichkeit und die Stellung des Gerichtsherrn, der über dem Gerichte steht. Das sind ihre Vorzüge; im Uebrigen ist ihr wenig Lob zu spenden. Die Gedanken der militärischen und der bürgerlichen Kreise über die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit gehen so weit auseinander, daß in absehbarer Zeit auf keine Verständigung gerechnet werden kann. Und die militärischen Kreise halten das Heft in der Hand.

Wir müssen wünschen, daß dasjenige, was für diesmal erreicht werden kann, in Sicherheit gebracht werde; wir müssen es um so mehr wünschen, als die konservative Partei in ihrer Vorliebe für den Militärabsolutismus ihr ganzes Streben sichtlich darauf richtet, die Vorlage zu Fall zu bringen.

Wir müssen auf manche Verbesserung verzichten, sogar so einleuchtend erscheint, daß wir nicht recht begreifen, wie man sie bekämpfen kann. Aber wenn wir auch auf Verbesserungen verzichten können, so möchten wir doch nicht gern Verschlechterungen in den Kauf nehmen. Eine solche Verschlechterung ist es, wenn die militärische Gerichtsbarkeit ausgedehnt wird auf Personen, die aus dem militärischen Verband vollständig ausgeschieden sind, und nun von dem lange vorenthaltenen Rechte Gebrauch machen wollen, in Wort und Schrift ihre Meinung zu äußern. Der Paragraph, der dies anordnet, wird selbst denen, die sich anfänglich mit ihm befreundet haben, in dem Augenblick unannehmbar, wo das offene Zugeständniß erfolgt, daß damit eine Ausnahmemaßregel gegen die Sozialdemokratie beabsichtigt werde.

Das Abgeordnetenhaus hat eine ungewöhnlich langweilige Woche hinter sich. Der Kultusetat wurde mit einer Ausführlichkeit behandelt, wie er selbst in den heißesten Tagen des Kulturkampfes unerhört war. Aber es geschah ohne Temperament, ohne Leidenschaft. In der doktrinärsten Weise wurde der Satz breitgetreten, daß die Schule eine Einrichtung der Kirche sei und der Staat gegen diese bescheiden zurücktreten müsse. Vor fünfzig Jahren gehörte der Satz: „Vollständige Trennung der Schule von der Kirche“ zu den am häufigsten gehörten und am besten verstandenen Forderungen. Wir sind von den Grundsätzen der Falk'schen Verwaltung, welche das ausschließliche Aufsichtsrecht des Staates über die Schule wie einen rocher de bronce stabilirte, politisch schon sehr weit abgedrängt worden, und das Centrum weiß sehr wohl, daß es seiner beharrlichen Thätigkeit gelingen wird, uns noch weiter abzudrängen. Es erfüllt das Testament Windhorst's, indem es sich darum bemüht.

Freilich kann der Tag nicht ausbleiben, wo diese große Frage auch von der anderen Seite ebenso grundsätzlich aufgestellt wird, wie es heute vom Centrum geschieht. Herr Bosse ist dazu weder geneigt noch geschaffen.

Die Aktion des Centrums, die von Herrn Dauzenberg geleitet wurde, der schon 1872 ein Vorkämpfer war und dann Jahrzehnte lang aus der parlamentarischen Armee verschwand, wird eine Parallel-Aktion zu der Thätigkeit des Centrums in der Flottenfrage. Hier wie dort sollte klar gemacht werden, eine wie große Macht in den Händen des Centrums ruht. Wir sehnen den Augenblick herbei, wo die Regierung dies gründlich begreift und ebenso gründlich bedauert.

Proteus.

Die Erziehungsschule der Zukunft?

Vor ungefähr einem Jahre erschienen in Deutschland, England und Frankreich drei Bücher, die eine merkwürdige inhaltliche Uebereinstimmung zeigten, obwohl sie ganz unabhängig von einander entstanden, die Verfasser verschiedener Nationalität und einander unbekannt waren. Alle drei sind sozial-pädagogischen Inhalts und fordern ein neues, ein gleiches System der Erziehung für Deutschland, England und Frankreich; alle drei bringen eine Beschreibung einer Schule — new school Abbotsholme, Derbyshire, England — in welcher der Typus seit Jahren praktisch durchgeführt ist.

M. Demolins Buch: „A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons?“, deckt mit rücksichtsloser, muthiger

Offenheit die Schäden des gegenwärtigen Frankreichs auf und fordert eine allgemeine Reform, die mit der neuen Erziehung beginnen und von jener englischen Schule zu lernen habe. Sein Buch erregte großes Aufsehen weit über Frankreichs Grenzen hinaus, erlebte in kürzester Zeit eine neue Auflage nach der andern. — Mr. Stanley de Brath's Buch „The foundations of success“ hinwiederum schlug für England vor die Begründung von Schulen des sofort zu zeichnenden Typus; der Verfasser von „Emlohstobba“ — ich selbst — dasselbe für Deutschland.

Beweist nicht dieses merkwürdige Zusammentreffen, daß hier eine bedeutsame Entwicklung unseres Schulwesens im Anzuge ist, die auf keines der drei europäischen Kulturländer beschränkt bleiben wird? In keinem dieser drei Länder ist das große erzieherische Ideal der Meister der Vergangenheit — eines Comenius, Locke, Rousseau, Pestalozzi, Salzmann, Herbart u. a. streng im Auge behalten: die Herstellung des Gleichgewichts, die Ausbildung der verschiedenen körperlichen, praktischen, ästhetischen, ethischen, intellektuellen Fähigkeiten. Während man in Deutschland die Entwicklung des Intellekts, insbesondere des Gedächtnisses, hat man in England die des Körpers einseitig betrieben. Aber durch Buchweisheit wird ebensowenig ein harmonischer Charakter, wie durch Spiel und Sport. Mit den gewaltigen Kulturwandlungen hat die Schule, besonders in Deutschland, nicht Schritt gehalten. Sie führt nicht, mindestens nicht genügend ein in moderne Wirthschafts-, Gesetzes-, Staatskunde, Technik und Naturwissenschaft. In den Großstädten wird Erziehung immer unmöglicher. Denn diese besteht ja in dem Heranbringen solcher Maßnahmen und Einflüsse an den Zögling, die für ihn gerade gut wird, im Fernhalten solcher von ihm, die ihm auf seiner Stufe entschieden schaden. Davon kann aber in der Großstadt nicht die Rede sein

Nicht in der Großstadt sondern auf dem freien Lande begründeten darum die großen Pädagogen ihre Erziehungsschulen und zwar in möglichst schöner, gesunder Natur. So thaten's ehemals die Mönche, so Salzmann in Schnepfenthal, so Pestalozzi, so Dr. Cecil Reddie in Abbotsholme in Derbyshire-England. Und zwar kommt es darauf an, auf dem Lande den möglichst günstigen Platz für den erzieherischen Zweck zu finden, solchen, an dem die bedeutenden geographischen Typen vorhanden sind: Ebene, Berg, Thal; See oder Fluß, Wald; solchen, an dem die grundlegenden Kulturthätigkeiten der Menschheit von Erziehern und Zöglingen ausgeübt werden können.

Denn Ziel dieses Typus der Erziehungsschulen ist weder Einprägung gewisser Kenntnisse, noch Uebung gewisser Körperthätigkeiten, sondern Vorbereitung aufs Leben, leben lernen im vollen Sinne des Wortes, Bildung eines harmonischen, sittlichen, selbständigen Charakters, Herstellung eines Gleichgewichts zwischen Geist und Körper, Verstand und Phantasie, praktischer und künstlerischer Tüchtigkeit.

Diesem Ziel entsprechen die Mittel. Den beiden Hauptgruppen derselben, wissenschaftliche Arbeit auf der einen, Körperübung, praktische künstlerische Beschäftigung auf der anderen Seite wird gleichmäßig viel Zeit zugemessen; durchschnittlich jeder von beiden 5 Stunden; 5 Stunden für wissenschaftliche Arbeit am Vor- und Spätnachmittag; 1 Stunde für Spiel, 2 für praktische Arbeit in Garten, Wald, Feld, Werkstätte, auf Bauplatz; 2 für Kunstübung, Zeichnen, Singen, Instrumentalmusik. Nehmen wir 4 Stunden für Erholung, 10 Stunden für Schlaf hinzu, so haben wir die Normal-Tagesleistung unserer Erziehungsschule, Abweichungen je nach der Verschiedenheit des Alters der Schüler rc. natürlich vorbehalten.

Eine Hauptwirkung wird erzielt durch die Persönlichkeit der Erzieher, durch ihr Zusammenleben, -Arbeiten, -Spielen mit den Zöglingen, durch den oft ganz zwanglosen Verkehr mit ihnen als Freunden. Es soll nicht eine künstliche Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet werden, vielmehr sollen sie sich innerlich möglichst nahe kommen. Das kann natürlich erfolgreich nur geschehen bei starken, für ihren Beruf begeisterten, von Liebe zur Jugend erfüllten, jugendlich kraftvollen, frischen Erzieherpersönlichkeiten.

Bei der Einführung ins Natur- und Kulturleben wird ausgegangen von dem, was der Knabe täglich um sich sieht und hört und was er thut. Täglich Nachmittags treiben wir hier auf dem Lande praktische Beschäftigungen, die geistig anregen, gesundheitlich fördern, den Zöglingen Freude machen, ihrer Kraft entsprechen; als da sind Arbeiten im Garten oder Wald, auf Feld oder Wiese, in der Werkstätte oder auf dem Bauplatz. Kann naturwissenschaftlicher Unterricht besser vorbereitet werden als durch Graben, Pflanzen, Begießen, Heumachen u. s. w.? Erdkundlicher besser, als durch Vornehmen leichterer Erdarbeiten, kleinerer Be- und Entwässerungsanlagen, nivelliren eines Platzes u. ä.? Mathematischer besser, als durch Vermessen von Feldern, Bäumen, Gebäuden, Tischleriren, Bauen von kleinen Häusern, Brücken? Durch dies alles wird der praktische Sinn hervorragend ausgebildet, jede Einseitigkeit verhindert, unmittelbar fürs Leben vorbereitet, werden dem Kinde gute nützliche Beschäftigungen lieb gemacht, zu denen es gern später zurückkehrt. Durch alles dies gewinnt es einen Vorgeschmack vom Ernst des Lebens, wird das kindische oder gar geckenhafte Wesen beseitigt, erwacht Verständniß und Mitgefühl für die redliche Berufsarbeit aller Volksgenossen. Wir rühmen mit Recht den Engländern praktischen Sinn und praktisches Geschick nach. Doch, wenn nur unsere Schulen nach den hier beschriebenen Grundsätzen eingerichtet werden, dann werden auch bei uns in den nächsten Generationen nicht die vielen einseitigen, bebrillten, unpraktischen Büchermenschen, der Wirklichkeit entfremdeten Theoretiker zu finden sein.

Die Jugend vor allem hat ein Recht aufs Spiel. Dies übt sie darum hier ausgiebig aus. Aber nicht auf der Straße, nicht innerhalb der Stadtmauern, sondern draußen im freien Land, auf der schwellenden Wiese, im schattigen Wald, auf dem abgemähten Felde. Da findet nun freieste Bethätigung jedes Einzelnen statt, die ihre Grenze hat lediglich in den sittlichen Pflichten gegen die mitspielenden Kameraden und in gesundheitlichen Rücksichten, welchen beiden gemäß das normale Kind ganz von selbst verfährt. Bei diesem freien Spiel erwacht ein Froh- und Kraftgefühl, wie es beim turnerischen Drill zumal in Hallen nie aufkommt, erfolgt eine Körperfrische, -Gewandtheit, -Ausdauer, wie sie durch nichts anderes in gleichem Maße erreicht wird. Hierbei „geht das Kind aus sich heraus“, der Träumer wird wach, der Eigensinnige macht sich bemerkbar; wird aber auch zu gleicher Zeit durch die Kameraden „kuriert“. Die, welche hier Führerrolle gewinnen und behaupten, werden sich auch dereinst oft als führende Geister erweisen; die Uebrigen haben wenigstens die Nothwendigkeit der Unterordnung, des Zusammenhaltens im Interesse des Ganzen „spielend“ gelernt. Solche Spiele, vor allem Ballspiele, Laufspiele jeder Art, entsprechen der Kindesnatur viel mehr als Spazierengehen. Das ist eine Sache der Erwachsenen. Doch soll unsere Jugend am wöchentlichen Freinachmittag eine tüchtige Wanderung meilenweit nach einem sehenswerthen Platz, einem bestimmten Ziel, zu einem bestimmten Zweck machen; oder einen Ritt auf den Fahrrädern, später wenn's angeht zu Pferd. Während durch zielloses Umherspazieren, „Bummeln“ der Wille gelähmt, der Müßiggang erlernt wird, wird er durch jene beschriebene Art Wanderungen, durch Ritte, Rudern, Schwimmen, Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen u. ä. gestählt. Jährlich wird gemeinsam von allen eine etwa zehntägige Ferienreise unternommen, in welcher ein in kultureller wie erdkundlicher Hinsicht charakteristisches Stück unseres deutschen Vaterlandes durchwandert wird. Dabei wird von den Aelteren mit Vortheil das Fahrrad benutzt.

Während der Nachmittag zum größten Theil der körperlichen Erziehung gewidmet ist, so die Zeiten kurz nach den Mahlzeiten — die Gesundheitslehre verbietet geistige oder körperliche Anstrengung kurz nach ihnen — und der Abend im allgemeinen der Kunstübung. Der Begriff eines harmonischen Menschen fordert künstlerische Ausbildung. Diese hat für alle zu erfolgen vom Tage des

Eintritts in die Schule bis zu dem des Scheidens aus ihr. Und zwar ist nicht nur täglich Zeichnen und Singen (jedes etwa 1/2 Stunde) zu üben, sondern ebenso Instrumentalmusik. So wird nicht nur dem Verkümmern schöner Anlagen vorgebeugt, so gewinnen möglichst alle veredelnde Beschäftigungsweisen lieb, die sie von vielem häßlichen, thörichten Treiben fernhalten werden; so wird Volksthümlichkeit der Kunst ermöglicht; so findet eine vorzügliche Ergänzung der körperlichen Spiele und Thätigkeiten statt. Während diese vor allem die männliche Kraft entwickeln, bildet die Kunstübung das Gefühl, das Gemüth. In ihr findet zugleich eine körperliche und geistige Erholung statt, wie sie gerade für den Abend nach gethanem Tagewerk gut paßt.

Alles dies, was am Nachmittag oder Abend gethan wird, wird nach Möglichkeit verwerthet beim wissenschaftlichen Unterricht, der am Morgen und Spätnachmittag in etwa 5 Stunden stattfindet. Bei ihm wird ausgegangen vom Leben, von der Thätigkeit im „Schulstaat.“ Von der Sache, die Jedem vertraut ist, wird zu ihrer Darstellung im freien Wort, zum Denken über sie fortgeschritten; von der Uebung, zur Anschauung, zur Vorstellung, zum Begriffe. Dabei werden nicht nur Thatsachen gelernt, sondern diese werden durchdacht, beurtheilt, mit anderen verglichen u. s. w. Es wird psychologisch verfahren, Wortwissen durch Sachwissen ersetzt, Denken, Urtheil, Einbildungskraft ausgebildet. Das alles geschieht an großen, werthvollen, packenden Stoffen, aus der Natur und der Kultur um uns herum, mit denen geistig zu beschäftigen innere Bereicherung bringt, aufs moderne Leben selbst vorbereitet. Wir zeigten oben bereits, wie wir in Erd-, Naturkunde und Mathematik von der praktischen Thätigkeit ausgehen. Ebenso ist in der Gesundheitslehre — die natürlich nicht fehlen darf — unsere Lebensweise der Ausgangspunkt, die auf ihre hygienische Berechtigung hin geprüft wird. So beantworten wir Fragen, wie diese: Warum trinken wir keine alkoholischen Getränke, warum rauchen wir nicht, warum essen wir nicht starkgewürzte Speisen? — das geschieht nämlich alles nicht im „Landerziehungsheim“. Mit Geschichte ist Wirthschafts-, Gesetzes-, Staatskunde zu verbinden. Die Pflichten und Rechte der Bürger unseres „Schulstaates“, seine Gesetze, Verfassung dienen uns als erstes Veranschaulichungsmittel. So ist auch hier der Ausgang von der Uebung; wir haben unsern Debattirklub, in dem wöchentlich unter dem Vorsitz eines älteren Schülers, unter Anwesenheit von Lehrern ein angemessenes Thema behandelt wird, eine gute Vorschule für Redner, fürs öffentliche Leben überhaupt. Wir räumen, soweit wir nur irgend können, unseren Schülern Einfluß in der Schulverwaltung ein. Es wäre eine Unterbindung ihrer selbständigen Entwicklung, uns überall da hineinzumischen, wo sie unter sich gut fertig werden können. Wir lassen sie unter sich eine gewisse Zucht ausüben — natürlich nicht eine der körperlichen Gewalt, denn körperlich zu strafen vermeiden selbst wir Lehrer aufs Allerpeinlichste; gewähren ihnen eine Art Schulparlament. Daß die freie Bethätigung nicht auf Abwege geräth, das zu verhindern, steht jeder Zeit in der Macht starker Erzieher, die ihren Beruf nicht nach der Art von beschränkten Polizisten, sondern von echten Vätern und Müttern ausüben.

Um den Unterricht der Entwicklung selbständigen, selbstthätigen Geisteslebens dienstbar zu machen, lassen wir alles, was der Zögling selbst leisten kann, ihn selbst bringen. Er soll stets sehen, denken, urtheilen, selbst finden lernen. Wir Lehrer erarbeiten mit ihm gemeinsam den Stoff. Er hat die Pflanze, den Körper, das Bild vor sich, hat vieles gesehen und gehört; das alles gilt's zu benutzen. Alles todte Bücherwissen ist damit ausgeschlossen. Geistiges Leben, lebendige Vorstellung von der Welt, Interesse am Leben in seinen verschiedenen Formen erwacht in der jugendlichen Seele.

Um dies „Interesse“ festzuhalten, eilen wir nicht flüchtig von einem zum andern, sondern lassen „einleben“ in bedeutsame Vorgänge, Gegenstände, Personen. Nicht oberflächliche, schnell wieder schwindende, sondern tiefe, eindrucksvolle Bilder entstehen so in der kindlichen Seele. Das kostet aber Zeit. Darum jagen wir die Geschichte nicht mehrmals flüchtig durch, sondern langsam fortschreitend, das Charakterbildende auswählend, verfolgen wir denkend die Entwicklung der Völker von einem Zeitalter zum andern.

Auch in den Sprachunterricht bringen wir „Leben“. Wir beginnen nicht mit den todten Sprachen — es wird hoffentlich kein Jahrzehnt mehr dauern, bis man mit diesem unpsychologischen Verfahren gebrochen hat — sondern mit den lebenden, am liebsten mit Englisch, als der Sprache der bedeutendsten modernen Kultur neben der deutschen. Wir erlernen sie durch „Sprechen“; benennen zunächst die Gegenstände im Schulzimmer und dessen Umgebung in ihr, nehmen dann „Anschauungsbilder“ zu Hilfe und sprechen über die Gegenstände u. s. w. auf diesen in Englisch. Schließlich treiben wir britisch-amerikanische Kulturgeschichte in dieser Sprache — sprechend, frei schreibend, gute englische Schriftsteller lesend. Die Tortur der Extemporalienschreiberei ist bei uns abgeschafft — wird's hoffentlich auch anderswo mit der Zeit werden. Solcher Sprachunterricht wird mit dazu dienen, die Nationen einander näher zu bringen. Mehr jedoch noch das folgende Mittel.

Der Phantasiereise ins Ausland lassen wir eine solche in Wirklichkeit folgen. — Dr. Reddie, der in Abbotsholme (England) bereits 8 Jahre lang solche Schule mit großem Erfolg geleitet hat, und dessen Mitarbeiter ich ein Jahr lang war, hat mir den vorzüglichen Vorschlag gemacht, Daß für einen Sommer eine seiner oberen Klassen in meine Schule nach Deutschland, eine der meinigen für die Sommermonate nach Abbotsholme zur Erziehung ginge. In drei Monaten werden sie dort die englische Sprache und Kultur besser kennen lernen, werden sie dort soviel Selbständigkeit gewinnen — als daheim in Jahren. Dasselbe Vertragsverhältniß wird, wie ich hoffe, früher oder später auch mit einer französischen Erziehungsschule abgeschlossen werden können, wenn dieser Typus derselben, wie Demolins fordert, auch dort eingeführt ist.

Es wird Zeit, daß wir in Deutschland bei der Erziehung unserer Jugend endlich einmal veraltetes Gerümpel energisch hinauswerfen. Wer ist denn mit dem gegenwärtigen Zustande der Schulen zufrieden? Entspricht er dem gegenwärtigen Stande der modernen Kultur? Entspricht er den Forderungen, die von allerhöchster Stelle 1890 erhoben wurden? Daß eine wirkliche Reform erfolgt sei, wird keiner behaupten; daß eine nothwendig sei, kein Unbefangener leugnen. Sie hat vor allem darin zu bestehen, daß aus der bloßen Unterrichts- eine Erziehungsschule werde, daß ein großer Theil todten, veralteten Unterrichtsstoffs beseitigt und durch modernen, Leben schaffenden ersetzt werde, daß die körperliche, praktische, künstlerische Bildung allgemein energisch in Angriff genommen werde.

Freilich alles Reden und Schreiben hilft hier nicht weiter — hat in Jahrzehnten nicht weiter geholfen. Heute kommts auf praktische Thaten auch hier an. Das beschriebene System ist einst mit glänzendem Erfolg durchgeführt worden von einem Salzmann, wird es jetzt in England von C. Reddie. Philanthropine, die entkleidet sind alles dessen, was sie an lediglich zeitgeschichtlichem an sich hatten; ein Schnepfenthal, das unseren heutigen Verhältnissen entspricht, ein „Abbotsholme“, wie es für Deutschland paßt: solche Schöpfungen thun uns noth, würden uns auf dem Gebiet der Erziehung vorwärts bringen. Zehn Jahre habe ich mich auf Schulen des In- und Auslandes zur Gründung und Durchführung eines Landerziehungsheims vorbereitet. Ich verzichte auf staatliche Anstellung, um die dargelegten pädagogischen Ideale verwirklichen zu können. — Die ersten pädagogischen und medizinischen Autoritäten haben sich günstig über den Plan ausgesprochen; opferwillig haben sich tüchtige, charakterfeste, begeisterte Erzieher aus dem In- und Auslande zur Mitarbeit angeboten; selbst frühere Schüler von mir sogar aus England melden sich in rührender Weise zur Mithilfe an; eine Anzahl günstiger Plätze — auf Rügen, im Harz, bei Berlin und Dresden — stehen schon für

Ostern zur Verfügung, günstigere werden voraussichtlich noch gefunden werden; einige Schüleranmeldungen sind bereits erfolgt. — Es kommt nun darauf an, daß noch mehr Eltern das Mißtrauen vor dem Neuen überwinden, das umsoweniger begründet ist, als auch in solcher Erziehungschule die „Berechtigungen" erlangt werden, so lange sie nun einmal noch so bestehen; daß sie Kinder zu solcher Erziehung anvertrauen — und ich zweifle nicht, daß das schwere Werk gelingen wird zum Heil unserer Jugend, zum Heil der Nation.*)

Hermann Lietz.

Erinnerungen an das Jahr 1848.

I.

Der achtzehnte März.

Man mag das Jahr 1848 als ein Jahr der Trauer und der Schande bezeichnen, oder als einen Völkerfrühling und eine glorreiche Revolution, die Thatsache ist nicht wegzuleugnen, daß der achtzehnte März mit scharfem Schnitt der absolutistischen Staatsform ein Ende gemacht und die konstitutionelle Staatsform eingeleitet hat. Mag die Reaktion noch so heftig getobt haben, den Absolutismus wiederherzustellen hat sie nicht versucht, gerade im Interesse derjenigen Partei, von der sie ausging. Eine Geschichte des Jahres 1848 zu schreiben, die dieses Jahr als historische Vergangenheit begreift, ist eine Aufgabe, die gelöst werden muß und bisher noch nicht annähernd gelöst ist.

Wie sich die Regierung in jenen Tagen verhalten hat, darüber können nur die Archive Aufschluß geben, welche jedenfalls auch Heinrich von Sybel noch nicht ausgeschöpft hat. Zwei Fragen sind es aber, über welche Jeder, der jene Tage miterlebte, Erinnerungen und eine Meinung hat.

Die eine ist die, wie es sich mit den zwei Schüssen verhalten hat, die den achtzehnten März aus einem Tage des Friedens und der Freude in einen Tag blutigen Kampfes verwandelt habe. Die beiden Flintenschüsse sind, das wird nicht mehr geleugnet werden können, aus den Reihen der Armee gefallen. Andererseits wird man zugeben müssen, sie sind nicht in vorbedachter böser Absicht abgegeben worden. Man hat die Auswahl zwischen verschiedenen Annahmen. Sie können ein unglücklicher Zufall gewesen sein; sie können aus Leichtsinn und Unbedacht abgegeben sein; sie können ein Zeichen gelockerter Disziplin gewesen sein. Daß die Disziplin gelockert war, geht daraus hervor, daß einzelne Soldaten Akte der Unmenschlichkeit verübt haben, welche die Offiziere vergeblich zu verhindern suchten. Daß die Disziplin gelockert werden mußte, war eine Folge davon, daß man die betreffende Macht unzweckmäßig geführt und in Folge dessen überangestrengt hatte.

Alle diese Erwägungen sind heute leicht anzustellen daß sie nicht sofort angestellt wurden, ist sehr erklärlich

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht, die Soldaten hätten auf das Volk geschossen; sie mußte Erbitterung hervorrufen. Vom Montag bis Donnerstag hatten Unruhen stattgefunden; es war Blut geflossen, das füglich hätte geschont werden können. Freitag, der 17., war ein Tag vollen Friedens gewesen und am Mittag des 18. hatte das Volk sich in freudiger Stimmung auf dem Schloßplatz zusammengedrängt. Es wähnte sich nach den beiden Schüssen betrogen und die Menge vertheilte sich mit Blitzesschnelligkeit in alle Stadttheile, überall die Nachricht verbreitend, es sei auf das Volk geschossen worden und niemand befand sich in der ruhigen Geistesverfassung, zu erwägen, ob nicht diesem Ereignisse eine harmlose Bedeutung gegeben werden könne.

Ich weiß nicht genau, ob Hegel selbst oder einer seiner Schüler den Satz ausgesprochen hat, daß, wenn die Idee es erfordert, wenn sie reif geworden ist, eine ungeladene Flinte losgeht. Für das Körnchen Wahrheit, das in diesem Satze steht, liefert der 18. März einen schlagenden Beleg.

Nun fragt sich, wer die Leute waren, die in Folge dieses Ereignisses Barrikaden bauten und auf den Barrikaden kämpften. Früh hat sich die Legende verbreitet, es seien gewerbsmäßige, bezahlte Unruhestifter gewesen, „Juden, Polen und Franzosen". Die Behauptung ist schlechthin falsch. Unter den Märzgefallenen befanden sich Personen, die unbekannt geblieben sind. Das ist sehr natürlich. In jedem Jahre werden Leichen aufgefunden, deren Identität nicht festgestellt werden kann. Man kann daraus keine Schlüsse ziehen. Außer den Gefallenen hat man noch eine zweite Kategorie von Theilnehmern an dem Straßenkampf; diejenigen, welche lebendig in die Hände der Soldaten fielen und nach Spandau transportirt wurden. Keinem einzigen von ihnen ist nachgewiesen worden, daß er ein bezahlter Unruhestifter gewesen. Ich habe viele davon später kennen lernen, die von der herben Behandlung zu erzählen wußten, die sie zu erdulden hatten. Sie alle gehörten den mittleren anständigen Schichten der Gesellschaft an und hatten sich in Aufwallung augenblicklicher Leidenschaft dem Kampfe angeschlossen.

Die Aufzeichnungen des Generals von Gerlach und des Majors von Roon, des späteren Kriegsministers, der sich zufällig in Berlin aufhielt, geben Kunde davon, wie schlecht man in regirenden und militärischen Kreisen über die Stimmung des Volkes unterrichtet war. König Friedrich Wilhelm IV. hatte großes Interesse für den Kölner Dombau und die Stammburg Hohenzollern, für den Schwanenorden und das Bisthum Jerusalem, für die poetischen und dramaturgischen Unternehmungen Tieck's und die Philosopheme Schelling's, aber wenig Interesse für die Ideen, die die Zeit bewegten. Dem faszinirenden Manne wurde es leicht, Jeden, mit dem er in persönliche Berührung kam, für seine Ideen zu interessiren; erklärlicher Weise wähnte er, das ganze Volk dafür interessiren zu können.

Der flaue Ausgang des Vereinigten Landtages hatte eine große politische Erregung hervorgerufen. In einer Gesellschaft traf ich einen kleinen Beamten, Registrator beim Polizeipräsidium, mit Ehrenzeichen aus den Freiheitskriegen geziert, der in lebhafter Weise auseinandersetzte, daß es bei uns nicht so bleiben könne, wie es ist; vor einem Kupferstich mit dem Bilde Napoleons blieb er stehen und rief mit thränendem Auge: „Der müßte wiederkommen". So sprach er Abends; am Tage verrichtete er pflichttreu seine Bureauarbeiten.

Ich habe ein Beispiel genannt, das ich durch hunderte vermehren könnte. Die Nachrichten aus Paris, Wien, den Rheinlanden steigerten die Aufregung. Ueberall hörte man die Aeußerung: „Es muß anders werden". Wie es werden solle, darüber hatten unter der Herrschaft der Censur sich wenige eine Meinung bilden können. Die Regierung, vor allem der König, wußten von dieser Stimmung nichts. Die beiden Flintenschüsse wirkten, als seien sie in einen Pulverthurm gefallen. Wenige Stunden, nachdem die beiden Flintenschüsse gefallen, sah ich Mitglieder der

*) Anmerkung der Redaktion:
Der Verfasser dieses Artikels hält die Hoffnung aufrecht, daß es ihm gelingen werde, eine Schule nach dem Muster von Abbotsholme bereits zum 28. April d. J. in Deutschland eröffnen zu können. Herr Dr. Lietz hat in seinem, sehr anziehend geschriebenen, Buche Emlohstobba (Verlag von Ferd. Dümmler, Berlin 1897) das von ihm in Abbotsholme gründlich studirte Vorbild eingehend dargestellt. Seine Bestrebungen verdienen u. E. die Unterstützung Aller, die sich für eine Reform unseres Unterrichtswesens interessiren. Für diejenigen, die sich mit Herrn Dr. Lietz — Zwecks Anmeldung von Schülern im Alter von 9 bis 12 Jahren oder aus allgemeinem Interesse in nähere Verbindung setzen wollen, theilen wir die Adresse mit: Berlin NW., Lankwitzstraße 6; vom 1. April ab Dunngenvoid a. Rugen.

Schützengilde, in prunkender Uniform, die Büchse in der Hand, bekannte Bürger, durch die Straßen gehen, um auf die Barrikaden zu steigen. Sie waren von Juden, Polen und Franzosen nicht aufgehetzt.

Die Stimmung nach dem 18. März blieb eine geistig aufgeregte, aber von äußeren Exzessen frei. Erst nach Monaten kam es zum Zeughaussturm, zur Mißhandlung mißliebiger Abgeordneter, zu neuen aufrührerischen Scenen. In den ersten Wochen hatte man heftig debattirt, aber sich von Gewaltthätigkeiten frei gehalten. Die öffentliche Sicherheit in Berlin ließ trotz Mangels an Soldaten und Polizei nichts zu wünschen übrig. In dieser Zeit hätte eine Regierung mit fester Hand die Bewegung in das Bett der Ordnung zurückleiten können. Wäre eine Bande bezahlter Unruhestifter am Platze gewesen, sie hätte ihre Zeit wohl ausgenutzt.

Der beste Beweis ist, daß die Gerichte im Stande waren, ohne nennenswerthen äußeren Schutz ihre Aufgabe zu erfüllen. Wenige Wochen nach dem 18. März wurde der Student Schlöffel wegen eines Zeitungsartikels zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt; man mißbilligte heftig die Einleitung des Verfahrens, man mißbilligte die gesetzliche Bestimmung, auf Grund derer er verurtheilt war. Aber man erkannte an, daß das Gericht nach Lage der Sache seine Schuldigkeit gethan und keine Hand regte sich für ihn.

Noch wenige Wochen später wurde der Student Mohnicke wegen Majestätsbeleidigung zu 2½ Jahre Gefängniß verurtheilt. Seine Vertheidigungsrede wurde von den Zuhörern mit donnerndem Beifall begrüßt. Aber das war alles, was zu seinen Gunsten geschah.

Wieder einige Wochen später wurde ein Prozeß wegen Aufruhrs verhandelt. Ein paar halbwüchsige Knaben waren bei einem übrigens unerheblichen Krawall mit Pflastersteinen in der Hand betroffen worden. Der Direktor Harrassowitz führte den Vorsitz, ein demokratisches Mitglied der Nationalversammlung, ein wetterfester preußischer Richter alten Schlages, der seine entschieden liberalen Ueberzeugungen später unter persönlichen Opfern treu blieb, dabei aber ein Mann der strengsten Gesetzlichkeit. Er verkündete das Urtheil, das die beiden halbwüchsigen Bengel auf Grund einer verknöcherten Bestimmung zu sechs Jahren Zuchthaus verurtheilte. Ein Schrei durchdrang den Zuschauerraum, aber es war ein Schrei des Grauens, nicht des Zornes. Harrassowitz sagte mit einer so milden Stimme, wie er sie vielleicht nie zuvor und nie später vor Gericht angewendet hat: „Das Gesetz ist hart, aber wir müssen es ausführen“. Der Zuhörersaal war erfüllt von Arbeitern; der Gefängnißwärter stand, mit einem Hirschfänger an breitem Bandelier, im Saal. Es war ein Hüne, aber die einzige Person, die dem Gericht Schutz gewähren konnte. Der Schrei legte sich. Wo ist ein Zeichen, daß irgend eine gewaltthätige Bande Unruhen stiftete?

Vom August ab verschlimmerten sich die Zustände sichtlich, aber auch hier liegt die Erklärung nahe, daß wachsende Arbeitslosigkeit und Noth das leitende Element war.

Man kann das Jahr 1848 als ein tolles Jahr bezeichnen. Es herrschte ein großer Mangel an Klarheit. Es wurden konfuse Gedanken ausgesprochen und unerfüllbare Forderungen aufgestellt. Nur langsam kamen gleichgesinnte Personen dazu, sich einander zu nähern und zu verstehen. Es zeigte sich, daß es an jeder politischen Erziehung fehlte, die nur die Freiheit gewähren kann. Aber das Erzeugniß einer verbrecherischen Gesinnung war der achtzehnte März nicht.

Nach Verlauf von fünfzig Jahren kann verständigen Menschen die Versuchung nicht kommen, Vorwürfe zu erheben und sittliche Entrüstung zur Schau zu tragen. Aber der Verkettung von Ursache und Wirkung forscht man nach noch viel längeren Zeiträumen nach. Und da wird sich wohl niemals ein anderes Resultat ergeben, als das, daß die Märzrevolution herbeigeführt worden ist, weil die Regierung zu Schritten, die unvermeidlich geworden waren, sich zu spät entschlossen hat. Sie hat sich vom Schicksal nicht willig führen, sondern unwillig ziehen lassen. Und ebenso hat sie die Zeit verstreichen lassen, in welcher sie die ausgetretenen Gewässer in das ruhige Bett hätte zurückführen können.

(Weitere Artikel folgen.)

Alexander Meyer.

Acetylen.

Vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, in dieser Zeitschrift über Carbid und das aus ihm gewonnene Acetylen zu berichten.*)

Damals hielt das neu erstandene, dem Kreise der Chemiker allerdings längst bekannte Acetylen die gesammte Beleuchtungstechnik in Athem. Auf dem Kampfplatz, wo elektrische und Gasbeleuchtung ihre Kräfte maßen, erschien plötzlich ein dritter Streiter. Aber seltsam! — gerade die Elektrizität mußte es sein, die ihrem neuen Gegner, dem Acetylen, die Wege bahnte. Sie war auch hier wieder einmal das „Mädchen für Alles“. Denn durch mächtige elektrische Ströme wird im feuerfesten Ofen das Carbid, die Muttersubstanz des Acetylens, aus Kalk und Kohle gebildet.

Zur Gewinnung des Acetylens aus Carbid ist dann bekanntlich nichts weiter nöthig als Wasser, in dessen Bestandtheile sich die Komponenten des Carbids theilen: der Kohlenstoff reißt den Wasserstoff an sich, und steigt als Acetylengas empor, das Calcium stürzt sich auf den Sauerstoff, und fällt als werthloses Abfallsprodukt, als Kalkschlamm zu Boden.

Das ist in Kurzem der technische Prozeß, auf dem sich in wenigen Jahren vor unseren Augen eine ausgedehnte Industrie aufgebaut hat. Zwar hat es nicht an Rückschlägen gefehlt. Die Leichtigkeit der Herstellung des Acetylens brachte es zu Wege, daß neben den Leuten von Fach auch Unberufene, vom Glanz des neuen Lichts geblendet, angelockt wurden.

Die verheerenden Acetylenexplosionen in Paris, Berlin, Newyork sind noch frisch in aller Gedächtniß, aber so bedauerlich auch diese Vorkommnisse waren, man hat aus ihnen zu lernen verstanden. In den meisten Fällen lag stark komprimirtes, oder durch Abkühlung und Druck zu einer Flüssigkeit kondensirtes Acetylen vor. Man glaubte in der ersten Zeit der Versuche das verflüssigte Gas gefahrlos in Bomben aufspeichern und benutzen zu können. Eine solche Volumreduktion wäre natürlich in vielen Beziehungen von großem Vortheil, aber leider birgt sie eine ernste Gefahr in sich: das verflüssigte, und besonders das nicht vollkommen gereinigte Acetylen neigt außerordentlich stark zu Explosionen. Im Anfang war man allerdings noch nicht völlig von dieser tückischen Eigenschaft durchdrungen. Ich selbst erinnere mich mit etwas gemischten Gefühlen einer kleinen Abendgesellschaft bei Raoul Pictet, einem der Pioniere des Acetylens, wo die Räume mit Hilfe kleiner Bomben flüssigen Acetylens auf das Glänzendste erleuchtet waren. Zwar wurden die Bomben mit besonderer Sorgfalt behandelt, aber unter minder sachverständiger Aufsicht wäre eine Katastrophe vielleicht nicht ausgeschlossen gewesen.

Von der Benutzung verflüssigten, oder selbst stark komprimirten Acetylens zur Beleuchtung ist man jetzt so gut wie vollständig zurückgekommen; man hat es kennen und fürchten gelernt: eine starke Temperaturerhöhung am Behälter, oder selbst an einer entlegenen Stelle der Rohrleitung, ein elektrischer oder durch Schlag oder Stoß erzeugter Funke, oftmals aber auch ganz unkontrollirbare Ursachen genügen, um einen plötzlichen Zerfall des äußerst labilen Acetylen-

*) „Die Nat

moleküls unter kolossaler Wärmeentwicklung, d. h. eine Explosion herbeizuführen.

So erklärt es sich denn auch, daß die „Erste Acetylen-Fachausstellung“, welche vor Kurzem in „the far west“ Berlins, am Stadtbahnhof Savignyplatz eröffnet worden ist, keine einzige Beleuchtungseinrichtung mit flüssigem Acetylen aufweist. Vielmehr wird bei allen ausgestellten Apparaten das zur Beleuchtung erforderliche Gas direkt aus Carbid entwickelt. Für die Gasproduktion im Großen ist fast ausschließlich die Methode der Zuführung von Carbid zum Wasser, im Gegensatz zu derjenigen, bei welcher umgekehrt Wasser auf Carbid fließt, im Gebrauch. Es findet nämlich, selbst nachdem der Zufluß des Wassers zum Carbid unterbrochen ist, noch eine starke Entwicklung von Gas statt, die durch Drucksteigerung zu einer großen Gefahr werden kann. Beim Einführen von Carbid in Wasser ist dagegen eine Nachentwicklung vollständig ausgeschlossen, da sämmtliches Material sofort zersetzt wird. Da die Reaktion von einer starken Wärmeentwicklung begleitet wird, ist es außerdem zweckmäßig, einen Ueberschuß an Wasser zu haben, der dann gleichzeitig zur Kühlung dient.

Aus diesen Gründen ist daher für die gewerbliche Herstellung von Acetylen durch Verordnung des Reichsversicherungsamtes vom 5. August 1897 festgesetzt: „Die Herstellung von Acetylen darf nicht durch Zuführung von Wasser zum Calcium-Carbid, sondern muß durch allmähliche Einführung des Calcium-Carbids in Wasser erfolgen. Die Menge des letzteren muß so groß sein, daß stets ein reichlicher Ueberschuß davon vorhanden ist.“

Bedauerlicher Weise sind nur fünf der ausgestellten Apparate in Thätigkeit, so daß selbst der Fachmann schwerlich ein richtiges Bild von dem Werth der großen Anzahl vorhandener Entwickler gewinnen kann. Bei fast allen Apparaten regulirt sich die Zuführung des Carbids selbstthätig, je nach dem Verbrauch des entwickelten Gases. Eine gewisse Schwierigkeit liegt in der ungleichen Größe der Carbidstücke, wodurch eine Dosirung erschwert wird. Es leuchtet dies um so mehr ein, wenn man in Betracht zieht, daß aus 1 Kilo Carbid über 300 Liter Acetylen (theoretisch 349 Liter) erzeugt werden können. In dieser Beziehung ist eins der bemerkenswerthesten Präparate der Ausstellung das von einer Pariser Gesellschaft vorgeführte „granulirte Carbid“, durch welches der Uebelstand einer mangelnden Dosirbarkeit vollständig beseitigt ist.

Im Allgemeinen bildet die leichte Zersetzlichkeit des Carbids in feuchter Luft für Verpackung und Transport eine besondere Erschwerung. Gewöhnlich geschieht der Versand daher in verlötheten Gefäßen. Man hat aber auch verschiedentlich Versuche gemacht, Carbid selbst mit einer Schutzschicht gegen Feuchtigkeit zu überziehen. Auch die Ausstellung weist ein solches, mit Petroleum getränktes Präparat auf. Die Stücke liegen offen in einer Holztonne, und haben, nach der Versicherung des russischen Ausstellers, den Weg von Petersburg hierher in dieser Verpackung gemacht, ohne ihre Qualität einzubüßen.

Mehr als die Gasentwickler, die Apparate zum Zerkleinern des Carbids, die riesigen Kohleelektroden zu seiner Erzeugung, und die verschiedenartigen Werkzeuge und Maschinen, nimmt natürlich die Beleuchtung, welche in dieser Ausstellung Selbstzweck ist, das Interesse des Nichtfachmanns in Anspruch. Man begreift beim Anblick dieses Lichtes wie, dem anfänglichen Mißtrauen zum Trotze, immer wieder alle Kräfte daran gesetzt worden sind, dem Acetylen zum Siege zu verhelfen. Keine andere — auch die elektrische Glühlichtbeleuchtung nicht — durchstrahlt den Raum mit so warmem, goldigem Glanze. Demjenigen, der das neue Licht zum ersten Mal sieht, wird zunächst die geringe Ausdehnung der einzelnen Flamme auffallen; die große Schmetterlingsflamme des gewöhnlichen Schnittbrenners ist hier zu einem kleinen Flämmchen zusammengeschrumpft, das aber von außerordentlicher Leuchtkraft und fast vollkommener Stabilität ist. Kein Flackern, sondern Ruhe und prächtige Helle zeichnen das Acetylenlicht von der gewöhnlichen Leuchtgasflamme aus. Wenn das Auer'sche Glühlicht mit seinem grünlichen Schein mehr an Mondlicht erinnert, so erinnert die Acetylenflamme an Sonnenlicht, dessen Spektrum auch mit dem seinen nahe übereinstimmt. In Folge der Stetigkeit und Ruhe der Flammen fällt auch die Nothwendigkeit von Cylindern fort, sie brennen frei, und wo sie in weißen oder farbigen Birnen oder verzierten Gläsern versteckt sind, ist dies nur aus Gründen der Aesthetik oder zum Mildern des starken Glanzes geschehen.

Noch etwas anderes wird dem Beschauer auffallen: die Flämmchen sitzen nicht unmittelbar auf der Brennermündung, sondern schweben, scheinbar ohne Zusammenhang mit ihr, über dem Brenner. Das Acetylen erfordert nämlich eine reichlichere Luftzuführung als unser gewöhnliches Leuchtgas. Es liegt das in seiner chemischen Zusammensetzung, da es etwa zu 93 Prozent aus Kohlenstoff besteht. Auf unseren gewöhnlichen Brennern würde es eine stark rußende Flamme geben, und die Brenneröffnung durch Kohleablagerung sehr schnell verstopfen. Man hat daher für Acetylen eigene Brenner konstruirt, welchem das Prinzip zu Grunde liegt, das Gas aus nadelstichfeinen Oeffnungen unter starkem Druck austreten zu lassen. Dadurch wird der Gasstrahl erst in einiger Entfernung vom Brenner entzündet, und die Kohlenausscheidung am Brenner selbst nach Möglichkeit behindert. Außerdem wird durch die außerordentliche Feinheit des Gasstrahls das Herantreten des Luftsauerstoffs, und damit die Verbrennung, erleichtert. Viele Brenner haben eigene kleine Kanälchen, durch welche noch extra Luft durch die Flammenwärme aspirirt wird. — Auch eine vollkommene Mischung von Acetylen mit Luft nach Art der Bunsenbrenner wird in der Ausstellungsküche an einem Kochapparat in Thätigkeit vorgeführt: ein erster, schüchterner Versuch zur Proklamirung des neuen Imperativs „Koche mit Acetylen!“ Sogar Brenner mit Glühstrumpf fehlen nicht, obgleich diese Beleuchtungsart eigentlich ganz widersinnig erscheint, da das Acetylen in Bezug auf Leuchtkraft und Lichtfärbung dem Gasglühlicht durchaus überlegen ist.

Obgleich man bei manchem auf der Ausstellung den Eindruck hat, daß es noch nicht bis zum Abschluß technischer Vollkommenheit gediehen ist, so sprechen doch eine Reihe von Thatsachen dafür, daß die Acetylenbeleuchtung schon dem ersten Kindesalter mit seinen Krankheiten glücklich entwachsen ist. Viele Hotels, sogar Kirchen und selbst Schiffe, neben einer großen Anzahl von Wohnhäusern, sind bereits oder werden demnächst mit Acetylen beleuchtet. Ein Entwickler wird einfach in einem Schuppen, oder einem sonst geeigneten Raum aufgestellt, und im Uebrigen die ev. vorhandene Gasleitung benutzt.

Es ist natürlich, daß eine derartig aufstrebende Industrie viele andere Interessen in ihre Kreise zieht. So existiren schon jetzt in Deutschland allein 2 Zeitschriften, welche ausschließlich dem Acetylen gewidmet sind, ähnlich verhält es sich in Frankreich und in England.

Die neue Beleuchtung ist übrigens dem großen Publikum nicht ganz so unbekannt, wie es glaubt. Wohl die wenigsten, die Abends im Kupee der Berliner Stadt- und Ringbahn sich des hellen Lichtes erfreuen, ahnen, daß sie diesen Komfort dem Acetylen verdanken. Seit mehreren Monaten sind seitens der königlichen Eisenbahndirektion Berlin Versuche, ein Gemenge von Fettgas und Acetylen für Eisenbahnbeleuchtung zu verwenden, in der Fettgasanstalt Grunewald praktisch durchgeführt.

Die bisherigen Versuche sind so günstig ausgefallen, daß bereits eine Ausdehnung dieser Mischgasbeleuchtung auf sämmtliche preußische Staatsbahnen verfügt ist.

Wie verhält sich nun der Preis des Acetylenlichts zu dem anderer Beleuchtungsarten?

Bei den vielen widersprechenden Angaben ist es nicht leicht, darüber ein vollkommen klares Bild zu gewinnen. Sicher ist, daß es sich fürs erstere theurer stellt als Gasglühlicht, aber bedeutend billiger als elektrisches Glühlicht. Doch muß man nicht vergessen, das bei dem Gasglühlicht noch eine zweite Ausgabe in Frage kommt, die Glühkörper nämlich, die, wie man weiß, sehr zerbrechlich sind, und

deren anfänglich hohe Leuchtkraft nach kurzer Zeit beträchtlich abnimmt.

Wo es sich um Beleuchtung von isolirten Anlagen, entfernt von einem bestehenden Leitungsnetz handelt, z. B. auf dem platten Lande in Schlössern, Hotels, Kasernen, Fabriken, wird das Acetylen wegen seiner außerordentlich bequemen Erzeugung, und der leichten Bedienung der Apparate, mit Vortheil Verwendung finden.

Seine allgemeinere Einführung wird einzig und allein davon abhängen, ob es gelingt, die Herstellungskosten des Carbids zu verringern.

Hugo Michaelis.

Ibsen.

1.

Die Bedeutung dieses seltenen Mannes, der nun siebzig Jahre auf Erden lebt, ruht in drei Dingen. In seiner Kunstform; in seinem Gedankenkreis; in seiner anschauenden Kraft.

Die dramatische Form mag nebensächlich scheinen bei einem Geiste, der noch auf anderen Feldern von so tiefem Belang ist. In Wahrheit aber bildet sie ein untrennbares inneres Merkmal. Sie ist der erste Beleg für sein Wirklichkeitsstreben; er will das unmittelbare Leben konterfeien. Nie hat er die epische Form gebraucht, die ja viel leichter zu brauchen ist.

So wie sich für einen fremden Beobachter die Seelenvorgänge handelnder Menschen kundthun, nur so wollte Ibsen sie kund werden lassen. Er verzichtete also gemeinhin auf den Monolog, auf das Beiseitesprechen, ließ die Vorgeschichte in Tropfen vertheilt gelegentlich durchsickern, kennzeichnete die Gestalten durch eine unwillkürliche, die indirekte Charakteristik und verfeinerte die ganze Methode dramatischer Seelenenthüllung im Einzelnen. Er erscheint hier als ein Vollender, nicht als Erfinder. Wie denn Menschen seiner Größe meist Vollender sein müssen. Spinoza gilt als ein „Zu-Ende-Denker". Shakespeare war nach Marlowe und Genossen ein Vollender. Wagner ein Vollender nach Weber und selbst Meyerbeer. Zola, der die Welt erobert hat, steht auf den Schultern Balzac's, der sie nicht erobert hat. So sind Ibsen's letzte Vorgänger in einem wichtigen Theil der Kunstform Hebbel und Otto Ludwig. Er aber bringt die letzten reifsten und sieghaftesten Ergebnisse der Entwicklung, in deren Mitte sie stehen. Auch er ist ein Zu-Ende-Denker. Schattenhafte Seelenbewegungen, Verschiebungen in geheimen Gängen des Innern, verborgene Vorstöße: das weiß er mit den sehr beengten Mitteln einer realistischen Dramentechnik ergreifend zu gestalten. Es ist ein grandios sicheres und klares Zwischen-den-Zeilen-lesen-lassen, das direkte Offenbarungen verschmäht und in das Innere der Menschen dennoch schauen läßt wie in die geöffneten und überglasten Leiber vivisezirter Hunde; ich finde kein besseres Gleichniß.

Zugleich ist Ibsen ein Vollender im inneren Bau des Dramas. Er fußt auf der Richtung, die Lessing und neuere Franzosen vertreten; nicht aber Gerhart Hauptmann. Er reiht nur die wesentlichen Momente aneinander, die zum Verständniß der Handlung nöthig sind. Episoden als Selbstzweck kennt er nicht. Und er beherrscht die Mathematik des Dramas stärker als Lessing und die Franzosen; er ist wahrscheinlich der exakteste Dramentechniker, den die Litteratur aller Zeiten hervorgebracht. So enthalten seine Werke die subtilsten und mannigfachsten Beziehungen. Alles ist doppelt und dreifach verknüpft. In Hinsicht auf Kausalzusammenhänge treiben die Gestalten gewissermaßen Inzucht. Was zeigt sich darin? Das Streben, die gewählte Handlung von der Außenwelt abzusondern; das Drama zu einem möglichst selbständigen Ganzen machen. Aber das Leben bietet solche Absonderung nicht. Hier ist der Punkt, wo Ibsen's seine Kunst mit dem Realismus in Streit kommt. Ibsen's dramatische Logik ist tiefsinnig, zuweilen aber streift sie die Spitzfindigkeit. Jene haarscharfe Logik, welche die pikantesten Franzosen im Spiel mit äußeren Vorgängen zeigen, wendet Ibsen auf innere Vorgänge an. Erlernen läßt sich ja etwas nicht; aber durch Routine sehr vervollkommnen. Die Neigung zum Grübeln ist bei ihm a priori vorhanden (sie fällt in einem seiner ersten Stücke erstaunlich auf), zugleich wird das Bühnenrechnerische bei steter Berührung mit dem Theater von außen genährt. In Hedda Gabler etwa ruht alles auf einer Karte. Wie liegen die Dinge zuletzt? Bei dem todten Lövborg findet man ein Pistol, daß ihm Hedda gegeben hat. Das könnte sie bloßstellen. Aber Lövborg kann das Pistol auch gestohlen haben. Wenn Hedda dies sagte, wär' es ihre Rettung. Sie will solchen Schimpf nicht auf den Todten kommen lassen. Schimpf? Es soll schimpflich sein, wenn ein Selbstmörder zum Selbstmord die Pistole entlehnt? Selbst für das besondere Gefühl der Hedda, die das Ende in Schönheit wünscht, kann das nicht als schimpflich gelten. Es wird nun eben mit dem theoretisch starren Begriff des Diebstahls gerechnet, auf daß die Mathematik des Dramas zurecht komme. Denn jetzt geräth Hedda in die Gewalt Brack's, des einzigen, der vom Ursprung der Pistole weiß. Wenn er sie verräth, ist sie zu Grunde gerichtet. Wird er sie verrathen? Kaum. Doch Hedda muß fürchten, daß er es thut; thun könnte. Sie behauptet, daß sie damit unfrei geworden sei. Und schießt sich todt. War sie vorher frei?

Das ist ein Beispiel. Ein geborgtes Pistol, ein zufällig alleinwissender Brack, und dieser Alleinwissende just ein begehrlicher Anbeter. Man sieht: ein Kartenspiel. Was den inneren Bau Ibsen'scher Dramen zu überschauen erschwert, ist nicht nur die kausale Inzucht, die Fülle der Beziehungen, die mehr als doppelten Verknotungen. Vieles muß auch in doppeltem Sinn verstanden werden. Der Dichter ist früh ein Symbolist. Und er gibt gleich zwei Arten von Symbolen. Symbole für Begriffe, und Symbole für Stimmungen. In der unergründlichen, versunkenen doppelbodigen Sprechweise der Gestalten liegt etwas Gespensterhaftes. Abgeschiedene Seelen sind es, die mit einander reden. Ihr Körper ist durchgreifbar, durchscheinend, erzeugt von den Strahlen einer laterna magica. Eine seltsame Luft umwittert modern redende Geister im Straßenkostüm. Der Dichter sieht vor allem eine innere Welt. Vom Aeußeren spendet er auch, doch sehr sparsam. Zuweilen erscheint es, als ob diese Gestalten nur Seelenmöglichkeiten seien. Und doch bietet er mehr als Grundrisse von Menschen: Menschen in Grundrissen. Beruhigt euch! Er meidet nur das Pleonastische und das Unwesentliche, aber die Personen etwa in der Wildente sind lebend, von der Erde, von Fleisch und Blut; und doch symbolisch!

Will man Hauptmann's Art, Menschen zu zeichnen, mit der Ibsen'schen vergleichen, so wäre zu sagen: Die Betrachtung bei Hauptmann ist allgemeiner, summarischer. Sie kommt hart vom Leben. Man sieht bei ihm die Gesammtseele von außen: Ibsen kriecht in ihren Sitz: ein Seelenbergmann. Er lugt dabei immer nach Gesetzen. Seine Charakteristik ist das Gegentheil von allgemein: doch er betrachtet den Zusammenhang mit der Allgemeinheit. Seine Charakteristik ist das Gegentheil von summarisch: doch er schielt dabei nach der Summe der Dinge. Hauptmann will, daß wir die Gefühle seiner Menschen theilen; Ibsen will, daß wir nachdenklich ihre Beschaffenheit würdigen. Hauptmann schildert ein Geschehniß; Ibsen stellt eine Frage. Hauptmann nimmt auch die festen Begriffe vom Guten und Bösen kompakter hin; Ibsen zerlegt die Begriffe selbst. Hauptmann ist Altruist; Ibsen ist Forscher.

Um zu Ibsen zurückzukehren: er betrachtet das Verhältniß der Menschen untereinander und das Verhältniß der Menschen zur Ewigkeit; mit scheinbarer Kühle. Wie er ihren Schmerzen und Freuden gegenübersteht, scheint er ein Symbol unseres empirischen Zeitalters. Er zählt zu den Gefestigten, Unerschrockenen. Er lacht und weint nicht: er sieht. Das Sehen ist primär, das Ertragen sekundär. Und so, in dieser größeren Gefühlsfreiheit, wird er ein Seelenbergmann ohnegleichen. Er schafft für die ganz leisen Abschaffungen die halben, dunklen Regungen, die winzige, entgleitende Abstufung eine neue Stätte. Er befreit die Lebenheischenden Werthe unten im Schacht.

II.

Ibsen's Grundzug ist kritisch. Er ist ein anarchistischer Individualist, im Gegensatz zu Zola, dem Sozialisten und Kollektivisten. Seine Kritik wirft sich eher auf privat-ethische Dinge, als auf öffentlich-ethische Dinge. Gelegentlich kann er sozial ethisch sein: im Bund der Jugend, wo er den Typus des politischen Strebers zeichnet; in den Stützen der Gesellschaft, wenn er die heuchlerische Tugend führender Christen entlarvt; in Nora, sofern ihre Wechselfälschung in Betracht kommt, denn das ist ihr bescheidenes Verhältniß zum Staat. Das sozusagen Physiologisch-Ethische, die Ungerechtigkeit des Fleisches, erhält in den Gespenstern ein furchtbares Denkmal. Im Volksfeind liegt im Kampf um die Wahrheit und Selbständigkeit das ethische Moment. Die ideale Forderung wird hier durchgesetzt, so weit es der Einzelne vermag. Wahrheit und Freiheit verkündete schon Lona Hessel als die echten Stützen der Gesellschaft. Brand wollte eher seinen Rücken opfern, als sich ergeben. Doktor Relling aber droht, den Mann mit der idealen Forderung kopfüber die Treppe hinabzuwerfen. Und Gregers Werle selbst, kein Wikingersproß wie Stockmann, fühlt dumpf, daß er, mit der idealen Forderung, der Dreizehnte bei Tisch ist. Durch Wahrheit geht Hjalmar Ekdal's dürftiges Glück in Scherben. Und vor dieser schneidenden Tragik scheint der Dichter an einer sittlichen Möglichkeit in menschlichem Thun zu verzweifeln.

Er scheint es nur. Schon als er Kaiser und Galiläer schrieb, wog er die praktische Unzulänglichkeit alles Sittlichen hin und her: aber der Galiläer siegte. Die kleine Hedwig Ekdal mag nach ein schnödes Opfer thörichter Moralforderung sein; Rebekka West ist Heldin. Gebenedeit, wenn sie freudig durch freiwilligen Tod eine Schuld zu sühnen wagt. Als Rosmer die ideale Forderung an sie richtet, steigt sie empor zum Adelsmenschenthum. Und die Eltern des kleinen Eyolf, die ganz Enttäuschten, erfüllen noch am Schluß gleichfalls sittliche Pflichten. Sie sind bereit, ohne Illusionen zu handeln; nicht nur um eine Aufgabe zu haben, nach der unseligen Erkenntniß, sondern zur Selbstberuhigung über das Leiden, das man in seiner Erdenmenschlichkeit verschuldet. Und wenn sie fremde Kinder erziehen wollen, so bleibt der Badearzt Stockmann um der Armen willen am Orte. Die Frau eines anderen Arztes aber, Ellida Wangel, fühlt wohl die tiefe Sehnsucht der Umfriedeten nach Freiheit, doch sittliche Kraft läßt sie die Sehnsucht überwinden.

Daneben steht das Gegentheil dieser Weltanschauung. Den Baumeister Solneß hat der Dichter in eine Sphäre gestellt, aus der helle Herrenmoral leuchtet; Heimstätten für Menschen hat er einst gebaut; und baut sie nicht mehr. Fast ein anti-ethischer Zug liegt im Schicksal der mattstrahlenden herrlichen Hedda. Die Philistergüte eines Tantenheims wird lächerlich gemacht, die Philister bleiben gesund und am Leben, die Genialen und Unsittlichen gehen als Helden zu Grunde: als Helden. In der Gestalt Borkmann's ist die Herrenmoral wieder zu Ehren gelangt, doch in der seltsamen Form, daß sie zugleich den Mitmenschen zu Gute kommen soll. Der geniale Mensch darf unsittlich handeln, wenn nur durch ihn das Erz in der Tiefe befreit wird, wenn er nur, schaffend, Fortschritt und Bewegung schafft. Das kühne Streben erfährt im Baumeister Solneß eine ähnliche Verherrlichung. Ein Baumeister, der zwar abstürzt, aber doch bis hinaufkam. Borkman's Schuld war bloß, daß er nach dem Gefängniß vom weiteren Kampf abstand! Sein Verbrechen liegt hier, nicht im Bankdiebstahl. Und strahlend zaubermächtig schwebt über diesem Drama der Ausspruch des unterliegenden Helden: „Ach was, überfahren werden wir Alle miteinander einmal im Leben. Aber da muß man eben wieder aufstehen und thun als ab nichts gewesen wäre!"

So herrscht weit und breit Aufwärtsstimmung voll positiver Kraft. Und dann wieder versinken in Ibsen's grell und fahler Schneebeleuchtung menschliche Ideale; aber: Wahnbegriffe. Nichts Gutes bleibt, keine sogenannte Liebe, nichts Feststehendes, kein Ringen, daß des Ringens werth wäre, keine Glücksmöglichkeit. Die holden Schleier sinken und was lieblich erschien und verheißungsvoll, ist graue kahle Selbstsucht. Ausharren und die große Stille erwarten, bleibt die letzte, die einzige Zuflucht. „Mit der Zeit geht es vorüber — alles miteinander." So verschlingt sich in der Riesenwelt dieser großen nordischen Seele das Weiße mit dem Schwarzen, das Positivste mit dem Nihilistischen, die ideale Forderung mit der Ideallosigkeit. Was Eyolfs Eltern innerlich erleben, das Schwinden des letzten Menschenglaubens, das erlebten vor ihnen andre. Diesem Glauben an die Kindesliebe ging Ibsen in den Gespenstern schon zu Leibe. Und der junge Erhard Borkmann, der naiv-egoistisch mit einer schönen Wittwe davoneilt, wenn drei nächste Blutsverwandte einen Lebenskampf um ihn kämpfen, der schränkt diesen Glauben noch ahnungsvoller, noch deutlicher, noch ruhiger ein. Und vom Begriff der Freundschaft wird die Schminke abgewaschen, wenn das treue Kanzleischreiberchen und Borkmann sich auseinandersetzen. So wandelt im Laufe eines siebzigjährigen Lebens der Dichter die Ideale wie Hildes Baumeister die seinigen, von den Kirchen und Heimstätten für Menschen zu Luftschlössern mit einer Grundmauer. Aber die Reihenfolge ist nicht dieselbe.

Durch das scheinbare Chaos geht doch ein Grundzug; ein schneidender, schmerzvoll-kalter, ein verschwiegen-entsagender, ein gefestigt-hoffnungsloser. Ibsen ist Lucifer. Sein ganzes Werk ist im Grunde das eines Entgötterers. Das Werk dieses schönen und traurigen und starken Engels, der „Gegenschöpfer" sein will. Ibsen spürt die ideale Forderung in sich, und weil er tapfer wie ein Wikinger ist, dringt er bis ans Ende. Ans Ende der Wahrheit; das ist: Verzichten. Und mit alledem weckt er Empfindungen, die eine schlechtweg religiöse Gewalt haben. Heilig ist auch der Gegenschöpfer. Eine erschütternde tiefe Vorstellung aller innigsten Daseinsinteressen enthält sein Gesammtwerk. Es gibt, was die großen Schöpfungen großer Menschen geben: Ewigkeits-Perspektiven. Ein Perspektivensteller ist er vom Beginn bis zum Ende. Gewiß mehr ein Anreger als ein Erfüller; gewiß mehr ein Frager als ein Antworter. Wer aber von uns ist ein Antworter?

III.

Eine unerhörte Fülle von Gestalten hat er in siebzig Jahren erstehen lassen, die nicht vergänglich sind. Wer nichts fühlt von der ganzen Symbolik seiner Werke, der fühlt doch wundersam die dichterisch gewaltigen Reize dieser seltsam in verwegene Höhen steigenden Gebilde. Das modernste Leben und transcentale Fernen liegen darin. In diesen Dramen ruht die großartigste, tiefste und unlösbarste Vermählung des Phantastischen mit dem Realen. Die Welt des Schaurigen, Unerforschten grenzt an den Alltag, und aus den Winkeln der Zimmer und der Seelen lugen die Räthsel.

Ein Phantast und ein Realist ist Ibsen, wie er zugleich ein Phantast und ein Mathematikus ist. Schaurig und überwältigend in schauriger Erhabenheit sind Gespräche, die

Solneß auf dem Thurme mit Gott führt. Er steht allein da oben und redet im Irrsinn mit Gott. Gigantisch ist John Gabriel, wenn er vor dem Ende mit der alten Jugendgeliebten Nachts ins Ungewetter des Lebens zieht; wenn er noch einmal in ekstatischem, kaltglühendem Erguß die lebenheischenden Werthe da unten anredet; und wenn dann das Weib mit erhobenem Arme schreit, er werde nicht den Siegeseinzug halten in sein kaltes, dunkles Reich. Schicksalvolles, Unfaßbares und Gewaltiges steht hinter allen Gestalten. Und wie sind doch manche von süßem Reiz umflossen; wie wundersam ergreifend Asta, der schwesterliche Kamerad, und ihr zart umschleiertes Verhältniß zu Alfred Allmers; wie farbentief und strahlend Hedda Gabler, wie stark und stählern und wikingerfrisch Baumeisters Hilde, und welcher melancholische Zauber umtrauert die einst leuchtende Gestalt der herrlichen Rita. Ein vergilbtes Blatt mit zaubervollen verblichenen Versen, so steht die alte Ella Rendheim da, Greger's Werle pflegt absonderlich verschollene Zwiesprache mit der kleinen, bald erblindeten Hedwig, der Pastor Rosmer schreitet mit Rebekka über den Mühlsteg im Dunstkreis der weißen Pferde, und die Rattenmamsell spricht magisch mit einem armen Knaben; sie, den Tod bringend und den Frieden bringend mit der großen Stille; und das zarte, kluge Kind, vor dem das Leben zu liegen scheint und über dem das Ende schwebt. Und Nora reicht dem Doktor Rank zum letzten Male Feuer für seine Cigarre. Frau Alving sieht mit fein geschlossenem Mund den biederen Pastor Manders an, und draußen liegt Nebel und Dunkel über dem Fjord.

Ins Grenzenlose schweift der Dichter, in die Unendlichkeit grübelt er hinüber, die ethische Welt löst er auf: aber die sinnliche muß er lassen stahn. Dem Lebenszauber dieser sinnlichen Welt gehören seine Gestalten an und seine Szenen. Sie haften in der Seele, weil eine naturgleiche Dichterkraft sie schuf; eines Meisters, der die Kenntniß vom Menschen erweitert hat, der das Niederste dem Höchsten zu gesellen weiß, und der den Ewigkeitszug in sich trägt.

Sollen wir ihm eine Stellung zuweisen, so dürfen wir seinen Namen nur an Menschheitskünder besonderen Schlages anknüpfen. Die nach uns Kommenden werden entscheiden, welches sein Verhältniß zu Dante, zu Shakespeare ist. Wir aber sind glücklich, zur gleichen Zeit mit ihm zu leben. Die Zeit zwar ist nicht glücklich; nicht im idyllischen Sinn. Doch sie steckt voll lebenheischender Werthe, die zu befreien Glück ist.

Und so senden wir heute Dank und Gruß nach Norden.

Alfred Kerr.

Ein melodramatisches Märchen.

... In der That, fast scheint es als ob Goethe's Urwort, daß nach dem Gesetz, wonach man angetreten, man fort und fort gedeihe, nicht bloß am einzelnen Menschen, sondern an ganzen Zeitaltern seine Wahrheit erweise. Unserem Jahrhundert, wenigstens so wie es sich in seiner künstlerischen Entwicklung darstellt, ist solch eine eingeborene Beharrlichkeit eigen. Aus dem Machtbezirk der Romantik, in deren Zeichen es geboren wurde, sehen wir es wohl zeitweilig doch nicht dauernd heraustreten und mit Erstaunen gewahrt man, wie das sterbende Jahrhundert zu den Neigungen seiner frühesten Jugend zurückkehrt. Unter diesen Neigungen war eine der stärksten, bezeichnendsten und langlebigsten der Hang zum Märchen. Im Rauschen des deutschen Märchenwaldes wollten vor neunzig oder hundert Jahren die jungen Geister die ersten Offenbarungen einer neuen Kunst vernommen haben und im Schatten eben dieses Märchenwaldes suchen heute ihre Urenkel nach verlorenen Idealen und verlassenen Paradiesen. Und wie denn die Tieck, Arnim, Brentano, Hoffmann, Fouqué mit ihren satirischen oder phantastischen, pädagogischen und moralischen Märchen und Märchenspielen das Jahrhundert eröffneten, so erlebten wir in seinem letzten Jahrzehnt die satirische Märchenkomödie Ludwig Fulda's, das symbolische Märchendrama Gerhart Hauptmann's und daneben die verschiedenartigen Versuche, dem Märchen auf der musikalischen Bühne wieder eine Heimstätte zu schaffen, von Humperdinck's unvergleichlichem, naiven „Hänsel und Gretel“ bis zur Aesthetenkunst des Bierbaum-Thuille'schen „Lobetanz“.

Einer der neuesten und merkwürdigsten dieser Versuche ist das „deutsche“ Märchen „Königskinder“, gedichtet von Ernst Rosmer, mit Musik ausgestattet von Engelbert Humperdinck, das im Januar 1897 zu München seine erste Aufführung erlebte und jetzt, am 11. März 1898, auch die Feuer- und Tintenprobe einer Berliner Première glücklich überstanden hat. Die Dichtung des neuesten Kassenstückes unseres königlichen Schauspielhauses liegt schon seit dem Jahre 1895 im Drucke vor, sie ist also, was zu bemerken nicht überflüssig ist, älter als Hauptmann's „Versunkene Glocke“, deren Töne darin schon vernehmlich anklingen. Sie ist das Werk einer interessanten Frauenindividualität: gewandt im Dramaturgischen, noch gewandter in allem Theatralischen, geistreich in manchen Einzelheiten, fein in einigen Nebensächlichkeiten, aber im Ganzen doch nur Anempfindung, unechtes Kunstmärchenthum ohne den großen Zug des Mythischen, Waldpoesie mit gemachtem Tannenduft, Symbolik ohne Tiefe, aber voller Aufdringlichkeit und dazu in einer gesuchten und gedrechselten gezierten Sprache geschrieben, die wohl einen berechnenden Kunstverstand, aber schwerlich eine Dichternatur verräth. Es ist eben ein eigen Ding ums Märchen. Tief schürfen muß, wer seinen Schatz heben will, und nur wer mit der Poetengabe eines wahrhaftigen Kindergemüths auszieht, ihn zu suchen, kann auch hoffen, ihn zu Tag zu fördern. Läg er aber selbst offen da, in anderen Händen, als denen eines echten Dichters, versagt sein Zauber und die Kunstmärchenlitteratur aller Zeiten lehrt es: Märchengold wird nur klar im Feuer lieber Kinderaugen und großer Schöpferseelen. Beides eignete der Dichterin Ernst Rosmer wohl nicht als sie den Stoff der „Königskinder“ ersah und formte, sonst hätte sie den gedankenhaften Kern des Ganzen besser versinnlicht, die Charaktere kräftiger gestaltet, die Wandlungen natürlicher und reicher begründet und wäre in der Diktion nicht jener unerträglichen Mischung blumigster Bildersprache und grobschlächtiger Alltagsredeweise verfallen, die ihr Werk selbst in der gekürzten und etwas gesäuberten Ausgabe des Textbuches schon auf den ersten Blick in den Verdacht der Unechtheit bringt.

Und nun die Musik Humperdinck's? Wer wird es glauben, daß es einem ehrlichen Tondichter gelingen konnte, zur zwiespältigen Unnatur dieses Märchens eine echte Weise, einen einheitlichen Ton zu finden? Und doch ist es so, und daß es so ist, das gerade sichert dem Stücke den Erfolg. Wie das möglich wurde? Auf dem herkömmlichen Wege der Märchenoper freilich nicht. Dem buntzusammengewürfelten Vocabular der Rosmer'schen Dichtung vermochte ein Musiker von so schlichter deutscher Art wie der Vater von „Hänsel und Gretel“ nicht beizukommen. So ließ er als weiser Mann und besonnener Künstler das Wort Wort und die Buchstaben Buchstaben sein und hielt sich an Gang und Inhalt der Erzählung und an den Grundton des deutschen Volksmärchens und Volksliedes, aus dem ihm naturverwandte Kräfte den köstlichen Stoff reichten, den allein sein sinnig Gemüth und sein naiver, aber künstlerisch doch so fein geschulter Spieltrieb zu Tonbildern und Herzweisen von so bezwingender Ursprünglichkeit formen konnten, wie sie dieser Königskindermusik eigen ist. Seine Muse lernte wohl mit der Gänsemagd in der Waldeinsamkeit sinnen und trällern, sie führt den Königssohn mit Wanderweisen und Hörnerklang in den Zauberwald, sie umwebt die Liebesstunde der beiden mit zarten melodischen Ranken, sie spielt dem Volk und den Kindern von Hellabrunn zum Tanz auf, ja sie versucht gar den Aerger der guten Spießbürger zu schildern, als ihnen statt des verheißenen Königssohnes die Gänsemagd und

der Schweinehirt als Thronanwärter präsentirt werden, sie begleitet die schmählich Verkannten und Verbannten schließlich auch ins Elend, in die Winternacht, in den Tod, aber — mit dem Worte, dem verrätherischen Zeugen des Rosmer'schen Geistes vermählt sich ihr Naturlaut fast nie. Die ziemlich umfangreiche Partitur der „Königskinder" weist nur drei abgeschlossene größere Liedsätze auf, fast alles übrige ist — Melodram.

Das Melodrama ist heutzutage eine verrufene Kunstform und als die ersten Meldungen von der melodramatischen Gestaltung des neuen Humperdinck'schen Werkes durch die Zeitungen liefen, da befiel die deutschen Aesthetiker ein großer Schrecken. So heikel waren in Deutschland die Kenner und Schöngeister nicht immer gewesen. In der Sturm- und Drangzeit unserer Litteratur hatte der Gothaische Kapellmeister Georg Benda mit seinen Melodramen „Ariadne auf Naxos" und „Medea" solche Erfolge zu verzeichnen, daß er in kurzer Zeit eine ganze Reihe von Nachahmern fand. Mehr; selbst die größten Meister unserer Opernbühne hoben der eigenthümlichen Mischform ernste Beachtung geschenkt. Mozart hat für sein Singspiel „Zaide" 1780 zwei Melodramen komponirt, Beethoven hat im „Fidelio", Weber im „Freischütz", Marschner im „Hans Heiling" an bedeutsamen Stellen die melodramatische Form angewendet. Seitdem freilich sind mehr als zwei Menschenalter verflossen und unserer Bühne erstand der gewaltige Herrscher, der die widerstrebenden Mächte der Poesie und der Tonkunst zu gemeinsamer That vereinigte. Um die Mitte unseres Jahrhunderts hatte Richard Wagner die einheitliche Form für das musikalische Drama errungen und seitdem durfte das einst vielbeliebte Melodram als eine überwundene Kunstform, als eine künstlerische Erscheinung der Vergangenheit gelten.

In dieser abfälligen Schätzung der melodramatischen Kunstgattung werden die landläufigen Aufführungen der „Königskinder" den Hörer wohl zumeist nur bestärken und nicht ohne Grund ist Humperdinck nach der ersten Berliner Aufführung der Vorwurf gemacht worden, daß diese Art des Zusammenwirkens von Poesie und Tonkunst sowohl den dichterischen wie den musikalischen Eindruck zerstöre. Es frägt sich aber, ob die ungünstige Wirkung nicht wesentlich auf die Zufälligkeiten und Mängel der allerdings sehr schwierigen Ausführung zurückzuführen sind und ob man den getreuen Jünger Wagner's nicht mit Unrecht des Rückschritts und Abfalls bezichtigt, wenn man sein neuestes Werk nur nach den Aufführungen und nicht nach den in der Partitur deutlich ausgesprochenen Absichten beurtheilt. Das alte ursprüngliche Melodram war nichts weiter als die unorganische Verbindung des pathetischen Tragödienstils mit den tonmalerischen Instrumentalfloskeln der alten Oper, Humperdinck's Melodram aber erscheint eher wie die folgerichtige letzte Entwickelungsstufe des Wagnerschen Sprechgesanges. Um Rhythmus und Tonfall der gesteigerten Rede mit der begleitenden Musik in Einklang zu setzen, hat Humperdinck in den melodramatischen Sätzen für den Schauspieler Sprechnoten aufgezeichnet, die gewissermaßen die Melodie des Sprachverses wiedergeben. Von der genauen Durchführung dieser Vorschrift und dem bestimmten Zusammentreffen von Wort- und Tonaccent hängt das Gelingen der neuen Aufgabe dieser Art des „gebundenen Melodrams" wesentlich ab. So lange diese Forderung bei den Aufführungen nicht erfüllt wird, wird man auch die Absicht Humperdinck's, ein Mittelding zwischen Wagnerschem Sprechgesang und dem Parlandorecitativ der opera buffa und damit ein Ausdrucksmittel zu schaffen, das namentlich der musikalischen Komödie zu Gute käme, nicht ohne Weiteres verurtheilen können.

Doch das sind Sorgen und Hoffnungen der Zukunft. Heute aber dürfen wir uns schon an der Schönheit und Herzinnigkeit der Instrumentalstücke freuen, die Humperdinck zu dem absonderlichen Märchen geschrieben hat. Die seltene Verbindung größter Schlichtheit im Ausdruck mit feinster, durchdachtester musikalischer Arbeit, wie sie die reichen polyphonen Gewebe der drei Vorspiele auszeichnet, die Beredsamkeit der Leitmotive und die Natürlichkeit und Wandlungsfähigkeit der Stimmungsmalerei in den melodramatischen Stücken rechtfertigen für diese Musik das viel mißbrauchte Epitheton: meisterlich.

Heinrich Welti.

Mr. and Mrs. Macbeth.

(Das englische Gastspiel. Macbeth.)

Die Tragödie des Ehrgeizes ist zugleich eine Ehetragödie ganz intimer Art. Er geht an ihr zu Grunde und sie an ihm. Warum? Man sagt, daß Lady Macbeth eine entweibte Teufelin, die Furie des Ehrgeizes ist.

Seltsam! Sie hat den Brief erhalten, in dem er ihr die Prophezeiung der Hexen und zugleich die Verwirklichung der einen Zusage mittheilt. Ganz gegen Schluß des Briefes redet er sie mit „du geliebtester Widerpart meiner Hoheit" an. Und nun sagt sie:

„Glamis und Cawdor bist du, und sollst werden
Was dir verheißen ist. Ich fürchte nur
Dein Herz, zu voll von Milch und Menschenliebe,
Um geradezu zu gehn. Du möchtest groß sein,
Bist ohne Ehrgeiz nicht, doch mangelt dir
Die Schlechtigkeit, die ihn begleiten muß.
Was hoch du strebst, möchtst heilig du erstreben,
Kein falsches Spiel, doch unrechten Gewinn.
Möchtst haben, großer Than, ein Ding, das ruft:
„So mußt du's machen, wenn du's haben willst.
Möchtst haben, was zu thun du fürchtest, mehr als
Was ungethan du wünschest. — Hierher eile,
Daß ich mein Herz mag gießen in dein Ohr
Und strafen mit der Zunge Tapferkeit
All was von jenem goldnen Reif dich abhält,
Mit welchem offenbar das Schicksal und
Des Himmels Wunderhilfe dich bekrönen.

Wie das? Du und du und du, kein Ich. Warum fährt sie nicht auf: Ich soll Königin werden! Und weiter: ich muß Königin werden! Ich will dich führen, daß du mir die Krone verschaffst! Der Ehrgeiz denkt nur an sich. Das Weib, das für den Gatten ehrgeizig ist, ist's nur auf einem Umweg für sich selbst. Wie hätte Shakespeare hier die „Furie des Ehrgeizes" ihren Ehrgeiz austoben lassen können. Wo aber ist nur ein Wort davon, daß sie es wünscht, er solle König werden? Wo ein Wort der Freude später, daß er es geworden ist, und mit ihm sie? Du wünschst es, darum soll es dir werden. So spricht der Ehrgeiz nicht; so spricht hingebungsvolle, ganz thöricht, leidenschaftlich hingebungsvolle Liebe.

Es geht ein Doppelspiel durch Shakespeare's Macbethtragödie. Sie will für ihn den König Duncan morden, und hätt' es auch gethan, wenn er im Schlafe nicht ihrem Vater geglichen hätte. Die furchtbare That ist sie gewillt, ihm abzunehmen; der Begriff moralischer Selbstverantwortlichkeit fehlt ihr ganz. Und nachher, als die Ermordung Banquo's beschlossene Sache ist, sagt er ihr nichts davon, im Gegentheil, er bittet sie, beim Festmahl Banquo durch Güte auszuzeichnen. Und als sie ihm wieder den Wunsch, Banquo fortgeräumt zu sehen, von den Lippen liest, wehrt er sie ab: „Sei dieser Kunde rein, bis du die That magst loben." Eins geht aus diesem Doppelspiel unwiderleglich und ganz klar hervor: die Beiden haben sich lieb. Und sie lebt ganz besinnungslos nur ihm. Sein „liebes Täubchen" nennt er sie.

„Möchtst haben, großer Than, ein Ding, das ruft: so mußt du's machen." Das erkennen, und sich selbst zu der machen, die er wahrscheinlich in ihr suchen wird, sobald es heimkehrt, ist für sie eins. Ganz selbstverständlich, skrupellos und ohne Ueberlegung wandelt sie sich nach seinem Wunsch. Instinktiv, mit dem Instinkt des liebenden Weibes, findet sie sich in ihre Rolle. Und während sie seinen Wünschen Zunge leiht, sein Zögern stachelt und seine Bedenken fort-

lacht, erwacht etwas Neues in ihr: die Wollust, ihn, ihren starken Herrn, zu leiten und zu gängeln, die Kraft seines Willens, die Stärkere, die Führende zu sein. Und wiederum — und das ist tiefste Seelenkündigung — die Angst, die gleichzeitig aufsteigt, in ihm den Herrn zu verlieren, mit Bewußtsein stärker zu werden als er, ihn schwach zu sehen. „Steh' nicht so armselig in Gedanken," sagt sie ihm, wie der Mord gethan ist. Das heißt, dein Zögern bringt Gefahr; aber es heißt auch, steh' nicht so muthlos da; um meinetwillen nicht; ich kann dich so nicht sehen.

Ganz instinktiv findet sie sich in ihre Rolle, ihn aber wunderts, sie so zu sehen. „Du gebierst nur Söhne, nur Männer sollte dein unschreckbar Mark zusammensetzen!" sagt er ihr, und er sagt es offenbar erstaunt: so kannte er sein Täubchen nicht. Und wie leicht sie sich in ihr Spiel hineingefunden, so schwer wird's ihr, es durchzuführen. Sie muß sich dauernd aufstacheln, um ihm sein zu können, was er in ihr sucht. Und sehr bezeichnend trinkt sie sich vor der Ermordung Duncan's Muth: „Was sie voll machte (nämlich die Wächter des Königs; that which hath made them drunk), hat mich kühn gemacht, was ihr Licht löschte, gab mir Feuer." Wäre sie die Furie, die man in ihr sah, es würde deß wohl kaum bedürfen.

Ich glaube, es ist viel Sinnlichkeit in der Liebe der beiden. Ueberall an Macbeth's Schloß, an jedem Dach, an jedem Sims, an jedem Pfeiler, jeder Zahnung hat die Mauerschwalbe „ihr schwebend Bett gebaut und ihre Wiege." Es muthet das wie ein Symbol der Liebe des Schloßherrn zu seiner Gemahlin an. Und wenn Lady Macbeth sagt: „Ich gab die Brust und weiß, wie zärtlich man das Kind liebt, das man tränkt," so mein' ich, muß sie ihm die Worte zuflüstern, an ihn geschmiegt, mit heißem Auge. Und ganz charakteristisch ist das Wort, mit dem sie seinem Schwanken den entscheidenden Ausschlag gibt. Nicht ein Motiv des Ehrgeizes macht sich geltend: aus Liebe zu ihr soll er's thun. Seine Hoffnung war so keck und ist nun so zaghaft: „Von nun an gilt auch das mir deine Liebe!" So spricht sie schmollend wie ein sinnliches Weib, wo es Himmel und Hölle gilt. Zärtlich besorgt trägt sie einen Holzscheit herbei, daß er sich die Füße daran wärmen möge — nicht ahnend, daß sie das Haus damit in Flammen setzt.

Und eben in dieser unschuldigen, naiven, liebenden Verderbtheit liegt das gefährlich Verführende. Darum richtet sie ihn zu Grunde. Shakespeare hat fast all' seinen überstarken Männern ganz weiche, ganz hingebungsvolle Frauen an die Seite gestellt; er wußte was er damit that. Vielleicht würde eine Furie des Ehrgeizes, ein hartes Mannweib einen Macbeth, gerade weil in ihm selbst die Flamme des Ehrgeizes lodert, eher abstoßen und zur Besinnung bringen als verführen. Die Taube girrt ihn.

In ihrer weichen Sinnlichkeit, ohne jedes moralische Verantwortlichkeitsgefühl, ein Kind des Augenblicks, geht Lady Macbeth an ihrer Schuld ganz innerlich zu Grunde. Sie ist wie eine Blume, der der Wind die Blüthenblätter genommen hat. Lady Macbeth findet keinen Schlaf mehr. Und die Schlaflosigkeit wird dieser sinnlichen Natur zur Gewissensweckung. Alle Wohlgerüche Arabiens können nun diese kleine Hand nicht mehr süß duftend machen. Die Schuld tödtet sie, sobald sie ihr zu Schuldbewußtsein geworden ist. Wäre sie die Furie gewesen, vielleicht hätte der fünfte Akt ihren Kopf neben dem Macbeth's auf der Stange gesehen; so welkt sie wie eine Blume. Und nun die Wirkung dieser Todesnachricht auf Macbeth: es ist das Zusammenbrechen eines großen Liebens. Und hier setzte Robertson mit stummem Spiel ein. Er gab wirklich ein Zusammenbrechen. Im Spiegel dieser Kunde sieht er sein Leben: „'s ist ein Märchen, erzählt von einem Narren; voll Klang und Wuth, bedeutend — Nichts."

Das ist die Ehetragödie im Macbeth auf ihre innerliche psychologische Motivirung hin gesehen. Es ist die Macbethtragödie, wie sie auf der Bühne unserer englischen Gäste erstand. Es fehlte das Gigantische, Felsige, Zerschmetternde. Das Drama wirkte ungemein modern.

Robertson war ein schmächtiger, magerer Macbeth; rothbraunes Lockenhaar und ein dünner spitzer Bart um bleiche, leidenschaftszerwühlte Züge; fernsuchende Augen und nervöse Bewegungen. Kein Recke und kein Hüne sondern ein Mann überlegenen Geistes und zwingender Leidenschaft. Die Schicksalsmächte walteten in seinem Innern. Er war ein Kämpfer mit dem Schicksal, das ihn gespenstisch jeden Augenblick durchrüttelte. In den Hallucinationen erst gab er sein ganzes Selbst. Er hat den Schlaf gemordet, und die Schlaflosigkeit brennt wie ein Kainsmal auf seiner Stirne. Der Ehrgeiz lodert in ihm wie eine dauernd flackernde Flamme; das Flackern seines Innenlebens bleibt, auch wie der Ehrgeiz befriedigt ist. Er zehrt sich selbst auf. Die Flamme erlischt vollends, wie er die Kunde hört von ihrem Tod. Das war in Wahrheit der Schluß der Tragödie. Auch das Verbrechen war den Beiden zu süß qualvoller Gemeinschaft geworden.

Ihm zur Seite Mrs. Patrick Campbell, sein Weib, ganz holde Weiblichkeit. Ein weiches Oval, mit großen träumerischen Augen; schwarzes, gescheiteltes und leicht gewelltes Haar. Eine zarte, ganz weiche Erscheinung, mit sanften Bewegungen; etwas Fließendes in jeder Körperhaltung. Sie erhält den schicksalsschweren Brief und liest ihn ganz als liebevoll besorgtes Weib. Etwas wie Schicksalsbangen tritt in ihre dunklen Augen. Ehrgeiz? Sie kennt ihn nicht; sie trägt auch nachher den Purpur auf müden Schultern. Sie lebt sich ganz als Weib ihres Mannes aus. Und sie macht alle Stadien durch: die Wollust, ihn zu führen und die Angst, ihn schwach zu sehen und das mütterliche Gefühl, ihn stützen zu dürfen. Eine Lady Macbeth voll süßer, nervöser Sinnlichkeit. Ein Weib, das zu Grunde richtet, ohne schlecht zu sein.

Stilisirt wiederum jede Bewegung, jede Haltung, das ganze Spiel. Farbenwirkungen von diskretem Nuancenreichthum und dem Schmelz alter Gobelins. Aber wie in dieser Stilisirung Macbeth nie zum blutrünstigen Tyrannen wurde, wie seine Gestalt nie ins Gigantische sich auswuchs, so blieb das Verführerische in Lady Macbeth's Wesen leicht verhüllt, weil sich die Sinnlichkeit nur neben als Zärtlichkeit geben durfte. Jedes Gefühl erhielt Gedankenbeisatz; aus gedanklichen Gefühlen waren die Gestalten stilisirt. Von innen heraus in zarten Linien gebildet.

Ganz moderne, psychologisch vertiefte Menschenauffassung, und dennoch war Shakespeare nirgends Gewalt angethan; es waren nur neue Seiten seines Wesens entschleiert. Und er gab auch diesen Modernen Wasser des Lebens.

Ernst Heilborn.

Zu dem Artikel über Cavallotti

theilt uns der Verfasser Dr. Mühling (Rom) noch Folgendes mit:

„In meinem Artikel über Felice Cavallotti schrieb ich: ‚Traurig noch ist es, daß auch dieser tragische Ausgang außer den Sozialisten Niemanden veranlaßt, gegen das Duell zu protestiren.'

Nachdem ich diese Worte niedergeschrieben hatte, sind aber aus allen Kreisen der Bevölkerung und in Blättern, welche die verschiedensten politischen Meinungen vertreten, so zahlreiche und so energische Proteste gegen das Duell laut geworden, daß ich mich verpflichtet fühle, jene Worte zurückzunehmen. Nicht nur die Sozialisten, sondern Abgeordnete der gemäßigten Parteien haben sogar Gesetzentwürfe vorgelegt, die dem Unwesen des Duells steuern sollen. Und, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, den stärksten Ausdruck hat die Entrüstung über den Zweikampf unter den Studenten gefunden.

Längst, bevor das Gras auf dem Grabhügel Cavallotti's gewachsen sein wird, wird diese Bewegung zwar im Sande verlaufen sein; aber daß das Gefühl, der Zweikampf sei ein Anachronismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, überhaupt in Italien, wo die Duelle sogar noch häufiger sind als in Frankreich, lebendig werden und weite Kreise ergreifen konnte, ist schon ein kleiner bemerkenswerther Fortschritt."

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 26. Berlin, den 26. März 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Man kann heute bereits das Facit der Erinnerungsfeiern ziehen, die dem Jahre 1848 gewidmet worden sind. In Ungarn und in Italien scheinen, wenn man den Berichten in den Zeitungen vertraut, Manifestationen stattgefunden zu haben, die voll inneren, ursprünglichen Lebens gewesen sind. Und das ist begreiflich; die Spanne Zeit, die uns vom Jahre 1848 trennt, ist zwar für alle Länder die gleiche; aber diese Spanne Zeit hat eine andere Bedeutung für ein Land, dem die März-Revolution ein großer Schritt auf der Bahn seiner nationalen Entwicklung gewesen ist, aber für ein anderes Land, dem der „Völker-Frühling" durch die nachfolgenden Schauer der Reaktion wieder verhagelt ist.

Nicht die unmittelbare Wirkung der Revolution für Italien und Ungarn ist entscheidend für die Empfindungen, die jene Ereignisse noch heute bei beiden Nationen erregen. Entscheidend war es, daß in Ungarn und in Italien trotz aller nachfolgenden neueren Rückschläge die Völker anknüpfend an jene Tage und seit jenen Tagen aus sich heraus eine nationale, freiheitliche Kraft entwickelt haben, die die feste und unerschütterte Grundlage aller späteren großen geschichtlichen Ereignisse geblieben ist. In Italien und Ungarn hat man nicht ungestört, aber doch ohne Unterbrechung, auf den Forderungen und auf den Errungenschaften des Revolutionsjahres fortgebaut. Das Jahr 1848 und der heutige Tag ist in jenen Ländern durch ein folgerichtiges Wachsthum verknüpft, und darum empfindet man in Ungarn und Italien auch heute noch die bewegten Ereignisse, die fünfzig Jahre zurückliegen, als Vorgänge, die unmittelbar mit der Gegenwart zusammenhängen. Das politisch lebhafte und das politisch kraftvolle Temperament in Ungarn und Italien that schließlich das seinige, um bei den einen wie bei den anderen den Feierlichkeiten lebhafte Farben zu verleihen.

Anders in Oesterreich, in Frankreich und in Deutschland.

Auch in Wien hat die Bevölkerung an den Feierlichkeiten noch rege Antheilnahme bewiesen. Aber hier galt diese Antheilnahme doch schließlich wohl weniger der Vergangenheit. Man feierte 1848 nicht um des Errungenen willen, sondern die Feier war eine Demonstration gegen die Gegenwart, gegen die reaktionäre Unterdrückung des Deutschthums und gegen ein Wahlrecht, das noch heute die Rechte der Arbeiterbevölkerung so erheblich beschränkt. Man erinnerte sich einer Vergangenheit, die einen Anlauf gebracht, aber keinen sieghaften, und indem man dessen gedachte, was die Vorfahren versucht, wies man auf das Ziel, welchem auch die Gegenwart noch nachzustreben hat.

Daß Frankreich keine Veranlassung hat, das Jahr 1848 zu feiern, ist klar. Die heutige Republik ist von der Republik jener Tage durch die tiefe Kluft der Napoleonischen Zeit getrennt, und die heutige Republik ist überdies auf dem besten Wege, um auch geistig jede Fühlung mit Zeiten zu verlieren, die für „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit' gekämpft haben. Jenes Frankreich, das im Prozesse Zola sich vom ultramontanen Militarismus beherrscht zeigte, kann weder die Stimmung haben, noch ist es berufen, sich der Beseitigung der Bourbonen und Orleans, der Legitimität und der Napoleoniden zu freuen. Eine reaktionäre Republik wird die Erinnerung an die Hoffnungen nicht auffrischen, die freiheitliche Revolutionen bei der Bevölkerung erzeugten.

Zwischen dem Jahre 1848 und 1898 liegt für uns das mächtige Ereigniß der Einigung Deutschlands. Das Jahr 1848 war kein Sieg; erst das Jahr 1870 war die Erfüllung, freilich herbeigeführt mit Mitteln und mit Kräften, die sich in zweiundzwanzig Jahren vollständig in beiden Lagern umgestaltet hatten, die in gänzlich neuer Kombination Deutschland einigten, um nunmehr das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht ganz Deutschland zu bringen. Das Jahr 1870 überschattet bei uns völlig das Jahr 1848; das ist ganz augenscheinlich; und das Jahr 1870, das den Sieg unter so ganz anderen Voraussetzungen brachte, als er im Jahr 1848 erstrebt worden ist, zerriß für die Betrachtungsweise der deutschen Bevölkerung die Kontinuität der historischen Entwicklung in erheblichem Grade.

Es ist gleichwohl ganz falsch, das Jahr 1848 für die deutsche Geschichte gering zu achten; aber die Bedeutung dieses Jahres kann nur der historisch geschulte und der historisch konstruirende Geist feststellen.

In der Auffassung der Nation ist das Jahr 1848 nicht weit mehr als ein gewöhnliches Zwischenspiel, in dem sich nach der Auffassung der einen das Volk gegen die „Gottgesetze-Ordnung" freventlich empörte, in dem sich nach der Auffassung der anderen das Volk leider zu gutmüthig und politisch zu ungeschult erwies, um seine berechtigte Forderung siegreich durchzusetzen. Aber dieses Jahr brachte jedenfalls eines; es brachte Preußen die wirkliche Volksvertretung, wenn auch in unvollkommener Gestalt, und auch dieser unvollkommene Parlamentarismus, den eine im Ganzen so wenig erfolgreiche Revolution erschaffen hatte, blieb ein großer Erfolg; er war der Grabstein für den Feudalismus alten Stiles in Preußen. Das ist eine große Ruhmesthat des Jahres 1848, und das macht das Jahr 1848 zu einer Voraussetzung für die Aufrichtung der modernen Einheit im Jahre 1870. Ein Preußen mit mecklenburgischen Zuständen hätte den Weg von 1864 bis 1870 schwerlich vollenden können.

Die politische Reflektion wird diese Zusammenhänge feststellen; die unmittelbare Volksempfindung, die die neue Zeit erklärlicherweise mit dem Jahre 1870, nicht einmal mit dem Jahre 1866 beginnen läßt, betrachtet, selbst wenn sie sich zur Revolution freundlich stellt, das Jahr 1848 im Allgemeinen nur als einen Kampf gegen die reaktionären Mächte des Junkerthums, der zu einem befriedigenden Ergebniß nicht geführt hat. Tief kann daher die Erinnerung an die Ergebnisse der Revolution nicht im Bewußtsein unseres Volkes haften.

Gerade wenn man diese Thatsache anerkennt, berührt die Kleinlichkeit um so peinlicher, mit der in Preußen jedem Versuche einer Feier feindlich von oben entgegen getreten worden ist.

Es genügt ein Minimum von Einsicht dazu, um zu erkennen, daß für uns die Erinnerung an das Jahr 1848 nicht die Neigung für neue Revolutionen steigern würde. Die großstädtischen Kreise, die der Revolution gedachten, wollten nicht für Barrikaden und Blut demonstriren; sondern sie wollten berechtigte Gedanken im Volk wach erhalten; den Gedanken, daß das Ringen für die Freiheit innig verknüpft war mit dem Ringen um die Einheit. Die Größe, die Einheit und die Freiheit des modernen Deutschlands sind untrennbar. Und wenn man das Jahr 1848 bei uns feiert, so feiert man nicht die Mittel, die damals zur Verwendung kamen, weil die Thorheit der Regierungen die Anwendung jedes anderen Mittel unmöglich gemacht zu haben schien; man feiert vielmehr die Ziele, die eine dem modernen deutschen Ideal zustrebende Bevölkerung auch unter den damaligen unglücklichen Verhältnissen verfolgte. Und daß diese Ziele berechtigte waren, zeigt das heutige Deutsche Reich in seinem deutschen Reichstag.

Eine Feier, in der solche Tendenzen allein liegen und liegen konnten, als eine Gefahr oder eine Provokation zu betrachten, wäre eine Narrheit. Weder von der einen noch von der andern konnte eine Rede sein. Eine solche Feier richtet sich heute nicht gegen den Thron, sondern sie liefert einer geschickten und vorurtheilslosen Regierung gerade jenen bekannten Tropfen demokratischen Oels, der den Kronen den erforderlichen modernen Glanz verleiht, den sie trotz Allem in heutiger Zeit nicht entbehren können. Daß unsere Regierung solche kluge Vorurtheilslosigkeit nicht zu vertreten in der Lage ist, war freilich anzunehmen.

In der ganzen Welt hat die Barrikade außerordentlich von ihrem Nimbus verloren; in Deutschland gehört sie selbst bei der gesinnungstüchtigen Sozialdemokratie nicht zu den ehrwürdigen Symbolen; man gefällt sich sogar bei der Sozialdemokratie mit klarem historischen Blick in Spott über die großen „Revolutionen mit der Mistgabel". Die Barrikaden des Jahres 1848 sind das Ephemere, und sie sind für die Vergessenheit reif, aber die Sehnsucht des Jahres 1848 nach moderner deutscher Größe und Einheit ist das Bleibende, und die freisinnige Vertretung der Hauptstadt Deutschlands hätte selbständig einen würdigen Weg finden sollen, um die nachgeborene Bevölkerung, der das Jahr 1848 schattenhaft erscheint, zu errinnern, daß die Wurzeln des Deutschen Reiches aus dem Boden modernen Freiheitsdranges ihre Kraft sogen.

Der Aufruf zu Gunsten einer Fortführung der bisherigen Handelsvertragspolitik findet in erfreulicher Weise Unterschriften in allen Klassen der Bevölkerung. Das ist eine Mahnung an die Regierung, die Kräfte der Agrier nicht zu überschätzen. Aber der Aufruf sollte auch unmittelbare Wirkungen haben. Ist jeder der Unterzeichner sich bewußt daß seine Unterschrift nichts ist als eine schnell entschwundene Demonstration, wenn er jetzt nicht zugleich persönlich für die kommenden Wahlen die Konsequenzen zieht, durch Betheiligung an den Wahlkämpfen, für jeden an seiner Stelle, und durch Beisteuer zu den Wahlfonds. Aber dieser Aufruf sollte schließlich auch ein anderes zu Wege bringen. Das Parlament braucht Ergänzung seiner Kräfte überhaupt und insbesondere aus den Kreisen der Industriellen und Kaufleute. Sollten sich unter den Unterzeichneten nicht Männer finden, die bereit sind, parlamentarisch für ihre Ueberzeugungen einzutreten?

Die Verhältnisse in China bleiben ungeklärt. Rußland und Frankreich suchen große Vortheile an sich zu reißen, und China leistet schwächlichen Widerstand, gestützt, wie man annimmt, von England. Diese Gegensätze, die ein bedrohliches Gepräge zu tragen scheinen, werden, wie man auch heute noch annehmen darf, gleichwohl zu einer friedlichen Abgrenzung der gegenseitigen Ansprüche schließlich führen.

Der Bericht über die Ursachen der Explosion des Panzerschiffes „Maine" ist noch nicht veröffentlicht; aber wie er auch geartet sein mag, jedenfalls gibt es in der Regierung der Vereinigten Staaten starke Kräfte, die dem unbesonnenen Chauvinismus ihrer Landsleute keine Zugeständnisse machen wollen.

* * *

Die Flotte im Hafen.

Herr Hollmann scheiterte vor einem Jahre an dem Bemühen, auch nur für einen von zwei Panzerkreuzern im Reichstage eine Mehrheit zu gewinnen; — Herr Tirpitz führt in diesen Tagen eine ganze Flotte von Linienschiffen, großen und kleinen Kreuzern sicher in den parlamentarischen Hafen. Gewiß ein interessanter und lehrreicher Gegensatz!

Der gegenwärtige Erfolg ist ohne Zweifel bis zu einem ziemlich hohen Grade einer Reihe von günstigen Nebenumständen zuzuschreiben, der wichtigste darunter ist die Erwerbung von Kiaotschau —; ein nicht geringer Antheil an dem Erfolge gebührt aber auch der gegenwärtigen Marineverwaltung und insbesondere dem Staatssekretair des Reichsmarineamtes. Der Flottenplan führte sich sofort günstig ein durch die Klarheit seiner Ziele; man erkannte darin einen organisatorischen Geist, der wenigstens von der Richtigkeit dessen, was vorgeschlagen wurde, selbst überzeugt war. Dieser günstige Eindruck wurde verstärkt, je mehr die öffentliche Meinung erkannte, daß die geforderte Flottenvermehrung sich in mäßigen Grenzen hielt. Selbst jener Theil der englischen Presse, der die Verstärkung der deutschen Flotte nicht mit besonderem Wohlwollen begrüßte, hat anerkannt, daß die Forderungen im Großen und Ganzen bescheiden sind. Die bekannte angesehene Londoner Wochenschrift „The Speaker“ schreibt in einer ihrer letzten Nummern:

„Whatever we may think of the wisdom of Germany in demanding additional battleships, the provision now made is so very modest, compared with our own, that it need not excite even the Navy League.“

Endlich aber kam es dem neuen Flottenplane außerordentlich zu statten, daß die Reichsfinanzen augenblicklich in einer so günstigen Lage sich befinden, daß von einer Steuererhöhung infolge der Marinevorlage einstweilen und möglicherweise überhaupt abgesehen werden kann.

Wir waren unter solchen Umständen bereits im Herbste vorigen Jahres, als der Flottenplan näher bekannt wurde, davon überzeugt, daß die verlangte Flottenverstärkung im Reichstage durchgehen würde, und daß es seitens der Freisinnigen ein schwerer politischer Fehler sei, sich auf eine Opposition gegen die Flottenverstärkung verbeißen zu wollen. Wir haben diesen Standpunkt in der „Nation“ ausgiebig vertreten und glauben, daß selbst diejenigen unserer Freunde, welche an der politischen Räthlichkeit unserer damaligen flottenfreundlichen Stellungnahme zweifelten, inzwischen die Richtigkeit unserer Haltung anerkannt haben.

Eine andere Frage war es, ob man auch die in dem Flottengesetze gewählte Form der Durchführung der Flottenverstärkung, das sogenannte Septennat, ohne weiteres mit in den Kauf nehmen solle. Ich habe dieser Frage nie eine besondere budgetrechtliche Bedeutung beigelegt, andererseits aber gegen die Zweckmäßigkeit einer solchen Bindung, auf 6 oder 7 Jahre im Voraus, Bedenken verschiedenster Art geäußert. Diese gegen die Zweckmäßigkeit des Marineseptennats gerichteten Bedenken sind auch durch die Verhandlungen in der Budgetkommission keineswegs gehoben. Es fragte sich danach, ob diese Erwägungen der Zweckmäßigkeit so stark seien, um schließlich gegen das ganze Gesetz Stellung zu nehmen. Es lag hier einer von den öfteren politischen Fällen vor, wo man mit dem Kern einer Vorlage einverstanden ist, aber an der Schale, in welcher dieselbe präsentirt wird, Anstoß nimmt. Soll man den Kern verwerfen, wenn Einem die Schale nicht paßt? Die „Freisinnige Vereinigung“ hat sich einstimmig dahin schlüssig gemacht, auch trotz dieser Schale die Frucht, wie sie aus der Budgetkommission hervorgegangen ist, anzunehmen.

Wir haben uns damit in der Flottenfrage in einen entschiedenen Gegensatz zu der „Freisinnigen Volkspartei“ und der „Süddeutschen Volkspartei“ gestellt. Ob und in welchem Grade dieser Gegensatz in der Flottenpolitik auch bei den bevorstehenden Wahlen noch eine Rolle spielen wird, läßt sich nicht mit Sicherheit voraussagen. Daß die „Freisinnige Volkspartei“ eine besondere Neigung haben sollte, diesen Gegensatz hervorzukehren, glauben wir nicht. Die Verstärkung der Flotte ist — speziell in Norddeutschland — allmählich so populär geworden, daß, wenn die nächsten Wahlen unter der Flottenparole stattgefunden hätten, die Gegner der Flottenverstärkung, soweit sie nicht Sozialdemokraten sind, vermuthlich Erfahrungen gesammelt haben würden, die denen des Jahres 1893 gleichgekommen wären.

Durch die Annahme des Flottengesetzes ist die Flottenfrage aus der Wahlbewegung ausgeschaltet und damit die Möglichkeit friedfertigen Zusammenwirkens aller aufrichtig Liberalen wesentlich erleichtert. Der Schwerpunkt der kommenden Wahlkämpfe muß jetzt in der Handelsvertragspolitik liegen, bei der ein Gegensatz zwischen den verschiedenen freisinnigen Richtungen nicht besteht. Dies Kampffeld haben wir denn auch von Anfang an als das günstigste aufgesucht und vorbereitet. Unter diesem Gesichtspunkte muß die Annahme des Flottengesetzes auch denjenigen Freisinnigen, die gegen das Gesetz gestimmt haben, als eine beträchtliche Erleichterung der parteipolitischen Lage erscheinen.

Vielleicht von noch größerer Bedeutung ist die Annahme des Flottengesetzes für die Centrumspartei. Man kann den führenden Männern im Centrum die Anerkennung nicht versagen, daß sie in dieser Frage klug und geschickt operirt haben. Sie haben ganz allmählich in ihrer eigenen Partei die dem Flottengesetze ungünstige Stimmung in eine demselben günstige verwandelt. Die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten waren gewiß nicht gering und ein nicht kleiner Bruchtheil der Centrumspartei ist ja schließlich auch unbekehrbar geblieben; aber daß die Centrumspartei es desungeachtet vorgezogen hat, dem Gesetze zur Annahme zu verhelfen und sich so das eigentliche Verdienst an dem Zustandekommen der Vorlage zu sichern, ist ein Beweis von politischer Klugheit, die auch von politischen Gegnern anerkannt werden muß.

Man hat wohl die Frage aufgeworfen, was das Centrum gethan haben würde, wenn Windthorst noch die Führung gehabt hätte. Ich bin keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß Windthorst genau so gehandelt hätte, wie heute die Herren Lieber, Spahn, von Hertling, Gröber u. s. w.; nur würde Windthorst seine große Autorität noch viel energischer geltend gemacht haben, um den dissentirenden Rest der Centrumspartei davon zu überzeugen, daß es nöthig sei, die Vorlage anzunehmen. Die starke Minderheit, die sich heute in der Centrumspartei gebildet hat, wird in den Augen der Regierung das Verdienst der flottenfreundlichen Führer gewiß nicht geringer erscheinen lassen; aber der Bestand des Centrums als Partei ist gelockert. Und da in Bayern die Bewegung zum Abfalle von der Centrumspartei und zur Bildung einer spezifisch bayerischen Bauernpartei bereits weit gediehen ist, so wird diese Trennung der Centrumspartei bei der Abstimmung über das Flottengesetz möglicherweise zur Zersetzung der Centrumspartei nicht wenig beitragen. Das wäre übrigens keine Erscheinung, die speziell der Liberalismus zu beklagen hätte.

Die Abstimmung über das Flottengesetz wird danach gewiß noch weitere politische Kreise ziehen. Mit voller Befriedigung wird auf das Resultat dieser Abstimmung wohl nur die Reichsmarineverwaltung blicken, die ein weites Feld neuer schöpferischer Thätigkeit vor sich eröffnet sieht und nach jeder Richtung gestärkt aus den Verhandlungen über die Flottenvorlage hervorgegangen ist.

Th. Barth.

Der Fall Rommel.

Die größeren deutschen Zeitungen beschäftigen sich so eingehend mit dem, was sich in Frankreich begibt, daß man schon der Zeitersparniß wegen sich die Lektüre französischer Tagesblätter erlassen kann. Aber auf dem Gebiete der schönen Litteratur bringen diese häufig Beiträge interessanter Art, welche man nicht gerne entbehrt, und die einem entgehen, wenn man nur Wochen- und Monatsschriften liest. Unter den Schriftstellern, die ihr Licht auf diese Weise leuchten lassen, glänzt seit vielen Jahren in erster Reihe Jules Lemaître. So lange er am „Journal des Débats" mitarbeitete, hatte ich eine Verabredung mit einer gütigen Fee in Paris, daß sie mir jedesmal die Nummer zuschickte, welche eines seiner Feuilletons enthielt. Seitdem er die „Débats" verlassen hat und in den „Figaro" übergegangen ist, ist eine Berliner Vorsehung an Stelle der Pariser getreten, denn der „Figaro" hat in der Reichshauptstadt viele Abonnenten und wahrscheinlich besteht die Mehrzahl aus Abonnentinnen. Das Ergötzlichste von allem, was Lemaître's Feder leistete, waren bis jetzt seine Besprechungen neuer Theaterstücke — unübertreffliche Leistungen des Humors, der Schilderung, der psychologischen Analyse. Ich hatte meistens das Gefühl, daß der Genuß an diesen kleinen Abhandlungen größer sein dürfte als der an der leibhaftigen Gegenwart bei der Aufführung, und ich schwelgte in dem Behagen, in meinem Sessel bei meiner Lampe mehr als das Beste von dem zu schlürfen, warum sich die Schaulustigen, fern von mir, mit heißem Bemühen zu einem guten Platz vor den Lampen der Bühne durchschlagen mußten. Lemaître hat auch selbst eine Anzahl hübscher Lustspiele verfaßt, die mit Erfolg über die Scene gingen. Größere Essays über litterarische Gegenstände und Autoren sind in mehreren Bänden gesammelt und haben ihm eine erste Stellung unter den Fachgenossen seines Landes gesichert und ihn in die französische Akademie geführt.

Seit einiger Zeit sind an die Stelle der schalkhaften Plaudereien ernste Betrachtungen getreten, in welchen der Feuilletonist sich zu dem, was die Franzosen einen Moralisten nennen, umgewandelt hat. Er beschäftigt sich mit den allgemeinen politischen und sittlichen Zuständen seiner Landsleute, namentlich mit deren Mängeln und mit der Frage, wie diesen abgeholfen werden könne. Als fortlaufende Ueberschrift tragen diese Abhandlungen, an der Spitze des Blattes stehend, die Worte Opinions à repandre. Unter anderem hat er das Problem der überseeischen Kolonieen und neuerdings das des Unterrichts in den klassischen Sprachen seinen reformatorischen Betrachtungen unterzogen. Da bringt der „Figaro" vom 10. dieses Monats unter dieser Rubrik einen Artikel: L'utile ennemi — Der nützliche Feind. Der erste Satz lautet:

„Eins der besten Bücher, welches ein Fremder über uns geschrieben hat, ist das des Doktor Rommel, das vor einigen Jahren erschienen ist."

Der Titel soll lauten: Au Pays de la Revanche. Wie er in dem deutschen Original lautet war nicht angegeben. Diesen Titel und dieses Autors Namen sah ich hier zum ersten Mal, wenigstens in diesem Zusammenhang. Denn nach einer anderen Richtung hin, im Zusammenhang mit dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Eulenburg war der Name Rommel in Deutschland schon ruchbar geworden. Doch jener ehrsame Geheime Rath im preußischen Ministerium des Innern hatte schwerlich Zeit gefunden, ein Buch von etwa dreihundert Seiten über die innersten Zustände des französischen Staats- und Volkslebens zu schreiben. Nun erkundigte ich mich bei Freunden und Bekannten, bei Buchhändlern, welche sich für diese Art Litteratur besonders interessiren. Niemand hatte etwas der Art in der Erinnerung. Endlich ermittelte ich, daß das Buch unter dem französischen Titel französisch geschrieben in Genf erschienen sei und ließ es kommen. Die erste Ueberraschung, welche das Titelblatt bot, war die, daß das Buch, welches nach Herrn Lemaître's einleitenden Worten, vor einigen Jahren erschienen ist (il y a quelques années) das Datum 1886 an der Stirne trägt, und zwar in seiner letzten, vierten Ausgabe. (Genève. 1886. Librairie Stapelmohr. 24 Corraterie.) Das Alles wäre doch zu erwähnen gewesen bei der Berufung auf ein angeblich von einem Deutschen geschriebenes, vor einigen Jahren erschienenes, also deutsches Werk.

Bei weiterem Nachforschen ergab sich, daß von diesem angeblich deutschem Buche allerdings auch eine in Deutschland unbeachtet gebliebene deutsche Uebersetzung erschienen ist, und zwar 1886 bei Bender in Mannheim unter dem Titel: Rommel, „Frankreich gerichtet durch sich selbst". Der Genfer Verleger hat den Dr. Rommel nie kennen gelernt; der pseudonyme Verfasser hat mit dem Verleger durch eine inzwischen verstorbene Mittelsperson verhandelt und sich nicht zu erkennen gegeben.

Als ich die einleitende Stelle Lemaîtres las, sagte ich mir zunächst: Der Mann ist das Opfer einer Täuschung und ist wieder ein Exempel von dem Unfug, mit dem man die Völker unter einander verhetzt. Irgend ein beliebiger obskurer Deutscher hat ein boshaftes Pamphlet verübt, ein Zufall führt es einem Franzosen unter die Augen, der macht einen Lärmartikel für eine Zeitung daraus, und nun steht fest: so spricht Deutschland über Frankreich, und so muß Frankreich dagegen über Deutschland urtheilen. Aber hatten die im Artikel des „Figaro" wiedergegebenen Stellen, ja schon der Titel selbst mich so ganz und gar nicht deutsch angemuthet, hatte ich mich wundern müssen, daß ein französischer Titel und ein französisches Buch als deutschen Ursprungs bezeichnet wurden, ohne anzudeuten, wo und wie das deutsche Original aus dem die Uebersetzung geschöpft habe, zu finden seien, wie mußte ich erstaunen, als der Titel des französischen Buchs keine Spur solcher Herkunft verrieth! In Genf verlegt, französisch geschrieben — hier handelt es sich offenbar um eine Originalarbeit aus französischer Feder die vom Deutschen nichts an sich hat, als den deutschklingenden Namen des Autors, den der eifrigste Franzose ebensogut von Geburt haben, wie aus freier Erfindung auf einen Titel schreiben kann, der übrigens in der französischen Schweiz nicht selten ist.

Ein Blick in das Buch selbst läßt auch nicht dem geringsten Zweifel Raum. Es liegt der seit den Lettres Persanes, also seit hundertundachtzig Jahren, unzählige Male wiederholte Kunstgriff vor, seinen eigenen Landsleuten unter der Maske des Ausländers derbe, aber heilsame Wahrheiten zu sagen. Das Vorbild des großen Vorbelesen genügt, um die Manier an sich zu rechtfertigen; daß im gegenwärtigen Fall der moderne Nachahmer sein Modell erreicht oder ihm auch nur nachzustreben versucht habe, kann man jedoch nicht sagen.

Die Briefe, welche Usbek und die Leute seines Gefolges nach Ispahan oder Smyrna schreiben, lassen zwar erkennen, welche Erfindungskraft Montesquieu darauf verwendet hat, seine den Franzosen bestimmten Strafpredigten in eine bunte und amüsante Erzählung einzukleiden, aber jede Absicht, eine Täuschung hervorzurufen, etwas anderes als einen Rahmen für den Inhalt zu haben, ist von vornherein ausgeschlossen. Umgekehrt verfährt unser Dr. Rommel. Hier keine Fabel, keine Einkleidung, natürlich von einem Roman keine Spur, aber ganz mechanisch die Form gewählt, als ob wirklich ein Deutscher aus Uebermuth und Bosheit den Franzosen alle erdenkliche Schmach anthun wolle. Und doch ist das nur ein ebenso müheloser wie entsprechend erfolgloser Versuch. Das wirkliche Verhältniß liegt faustdick auf der Hand. Wenn man die paar fiktiven Wendungen wegstreicht, so ist es einfach der gallige Erguß eines antirepublikanischen Franzosen, der in den schärfsten Sarkasmen über französische Zustände herzieht und, um die Demüthigung schärfer einzubrennen, die deutsche Satyrmaske aufsetzt. Abgesehen davon, daß er im Ganzen diese Fiktion in äußeren Wor-

bezeichnungen durchführt, ist im Geist der Sache eine Täuschung auch nicht einen Moment lang möglich. Ja, manchmal passirt es ihm, daß sein nous, „wir", sich auf „wir Franzosen" bezieht, oder daß er in der Unachtsamkeit vom roi des Uhlans spricht, als wenn so etwas einem Ultragermanen unter die Feder kommen könnte.

Die Schrift ist 1885 verfaßt, sieht noch in Jules Ferry und in dem kurz vorher verstorbenen Gambetta die unglückseligen Vertreter der gehaßten Republik, deutet auf die Gefahren hin, welche von dem feindselig gestimmten Rußland drohen, beklagt unter anderen Landschäden den der rückgehenden Weinproduktion, welche seitdem so umgeschlagen ist, daß (1893) man nur von der mévente des vins spricht, d. h. von der Unmöglichkeit, die Fülle der gekelterten Flüssigkeit los zu werden. Wie das Buch von der ersten bis zur letzten Seite im französischen Geiste und mit einer für den Ausländer unmöglichen Detailkenntniß aller Schattirungen des privaten und öffentlichen Lebens geschrieben ist, so verhält es sich auch mit der Sprache. Es hat viele Ausländer gegeben, welche es zu einer gewissen Vollkommenheit auch in der schriftstellerischen Aneignung der Sprache gebracht haben, aber es gibt doch eine gewisse Grenze, über die hinaus ein Deutscher nur in den seltensten Fällen gelangt. Solche Ausnahmen finden sich im vorigen Jahrhundert öfter vor als jetzt. Man kann sogar Friedrich den Großen dazu rechnen und vor Allen den berühmten Friedrich Melchior Grimm, von dem Voltaire sagte: „Wie kann sich dieser Böhme delkommen lassen, mehr Geist zu haben, als Unser Einer!" Ein Späterer hätte das von dem Kölner Albert Wolf sagen können, der unter dem zweiten Kaiserthum einer der glänzendsten Mitarbeiter des „Figaro" war. Aber diese Wenigen, die durch ihren intimen langjährigen Verkehr mit dem tout Paris ihrer Zeit es zu solcher Höhe der Assimilation mit dem französischen Ingenium bringen, die kennt man nicht nur, sondern sie sind auch die letzten, einen von Haß, Bosheit und Verachtung gegen Frankreich erfüllten Vorstoß zu machen, als welchen Lemaître dies Buch doch seinen Lesern vorführt.

Doch das Alles bleibt Nebensache, wenn man den Inhalt der Schrift in Betracht zieht. Man denke sich einen franzosenfresserischen deutschen Wütherich, der sich in Anstrengungen erschöpft, um allen Gebrechen, an denen Frankreich leidet und von denen es sich kuriren müßte, um wieder zu erstarken und die verlorenen Provinzen wieder zu erobern, in ihren innersten Gründen nachzuspüren. Er behandelt nicht nur die politischen Verfassungs- und Gesellschaftszustände, sogar in die Kolonien begiebt er sich, zeigt die Fehler, die man in Tonkin, in Cochinchina, in Algerien und Tunis begeht, zeigt, wie die Fremden, nicht nur die Deutschen, sondern auch die Engländer und Italiener überall sich eindrängen, als Kommis (auch als Spione), als Handelsreisende und Unternehmer, erzürnt sich ein andermal über die Amnestirung der Kommunarden, welche einst Paris unter den Augen der Preußenhelme, des casques à pointe, verbrannten. Ganze Kapitel sind der Darstellung gewidmet, wie oberflächlich und nichtsnutzig die Kammern das Budget zurichten, wie endlos die Minister wechseln, mit Andeutungen, wie nur die Wiederherstellung der Monarchie helfen könne (für Deutschland bekanntlich ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen!). Damit wechseln Schilderungen des Pariser Bourgeois, der das Fett des ganzen Landes abschöpft, die Bauern verarmen läßt, den Arbeiter ausbeutet, die barmherzigen Schwestern aus den Spitälern vertreibt. Alle diese starküberriebenen Schilderungen sind belegt mit Stellen, zum Theil aus den kleinsten Provinzblättern, wie des „Petit Marseillois", manchmal sogar aus Gesprächen, die in einer Provinzialstadt wie Aurillac belauscht werden; überhaupt ist viel aus meridionalen Organen geschöpft, was auf einen Zusammenhang des Autors mit dem legitimistisch gesinnten und sozialistisch bedrohten Süden hindeutet. Wer die Deutschen auch nur oberflächlich kennt, weiß, wie wenig ihnen einfällt, z. B. über einen Verfall von Paris zu frohlocken, wie jeder, der von einem Besuch der schönen Stadt heimkehrt, davon entzückt ist, und der Vandalismus der Kommunards erregte trotz dem noch nicht geschlossenen Frieden in Deutschland ebenso viel Grauen und Abscheu wie in Frankreich. Es wäre eine Naivetät, die ein Franzose wohl echt deutsch finden würde, noch länger bei diesem Nachweis zu verweilen, ja das bisher Gesagte ist eigentlich schon des Guten zu viel. Welch' ein sonderbarer Schwärmer müßte der grimme Deutsche sein, der sich so heiß bemühte, den von ihm gehaßten Gegnern in allen ihren Leiden nachzugehen! Nur um ihnen Bosheiten zu sagen? Nein, er ist ein guter, vielleicht ein zu guter französischer Patriot, der mit dem heiligen Zorn drein fährt, den nur die heißeste Liebe eingibt. Wer weiß, vielleicht hat Lemaître selbst das Buch geschrieben.

Und wozu, könnte der deutsche Leser fragen, alles bisher Dargelegte?

Weil die Schlußworte, mit denen der Autor, Herr Jules Lemaître, das Fazit seiner Darstellung schließt, eine gewisse Belehrung für uns bietet. Nachdem er aus seiner angeblich deutschen Quelle die lange Reihe schonungsloser Enthüllungen französischer Gebrechen vorgeführt, endet er in eignem Namen mit einem Angriff auf die Deutschen, den zu charakterisiren eine Stelle hier in treuer Uebersetzung folgt.

„Wir schulden dem Dr. Rommel einen doppelten Dank. Einmal ist seine Diagnostik richtig; er legt sehr genau seinen plumpen Finger in unsere Wunde und zeigt uns also mit Gewißheit, wohin wir unsere Wiederbelebungsanstrengungen zu richten haben.

Aber außerdem hat seine Haltung bei näherem Nachdenken nichts, was uns betrüben könnte. Die Stimmung, in der wir ihn erblicken, die diejenige der meisten seiner Landsleute zu sein scheint (!), ist so brutal, so gehäßig, so inhuman, daß dies nicht lange einem Volk, das sich darin gefällt, gut thun kann. Ueberlassen wir Deutschland seinem Hochmuth und seinem Haß, wünschen wir, daß es sich immer mehr hochmüthig, haßerfüllt, neidisch (vorauf, du lieber Gott? es hat ja schon alles) zeige, und rechnen wir darauf, daß gerade die Trunkenheit seiner ungerechten Macht und seiner materiellen Wohlfahrt ihm ebenso verderblich werde, wie uns unsere Verweichlichung, unsere Eitelkeit, unsere moralische Unsicherheit geworden ist. Lesen wir das abscheuliche und wohlthuende Buch des Dr. Rommel, kaufen wir es, verbreiten wir es um uns her, bereiten wir diesem Deutschen einen Erfolg: er verdient es."

Es wäre ebenfalls ein Akt der Naivetät, wollte man hinter diesen wilden Worten des geistvollen Herrn Lemaître lediglich die Absicht vermuthen, die Deutschen schlecht zu machen. Er täuscht sich keinen Augenblick darüber, daß sein Doktor Rommel ein lieber Landsmann ist; und daß dieser Franzose so Dankenswerthes schreibt, kann doch unmöglich zu einem aufrichtigen Zorn gegen einen nicht vorhandenen deutschen Autor verleiten. Die Sache ist vielmehr die: Um seine bittren Pillen schmackhaft zu machen, mußte der Pseudodoktor Rommel sie in die Süßigkeit des deutschen Hasses einwickeln, und um diese Strafpredigt seinen Lesern zu empfehlen, glaubte der Empfehlende die Fiktion noch dadurch verstärken zu müssen, daß er sich in den beliebten Scheltworten über Deutschland erging.

Wenn dies einem so ausgezeichneten Denker und Schriftsteller thunlich, ja töthig erschien, wie mag es in niederen Schichten aussehen?

Wer Frankreich kennt, kannte sich nie darüber täuschen, daß alle Symptome einer etwas rückgängigen Revanchestimmung, welche der oder jener zu Zeiten wahrnehmen wollte, auf Täuschung beruhten. Die letzten Erlebnisse haben ein unwiderlegliches Zeugniß geliefert. Der Fall Rommel ist ein in seiner Weise bezeichnender neuer Beleg, weit er in der höchsten litterarischen Sphäre spielt.

Zwar gibt es auch hier eine kleine Zahl von „Intellektuellen", wie man jetzt in Frankreich spottweise be-

jenigen nennt, welche nicht glauben, daß der Patriotismus die Rehabilitirung eines Unschuldigen verbiete. Jahraus jahrein kommen junge Gelehrte nach Deutschland, welche an unsren Universitäten studiren, sich in unsrer Gesellschaft gut aufgenommen fühlen, das Gute, das sie sehen, willig anerkennen und nach Frankreich zurückgekehrt ihre Studien in gründlichen Arbeiten verwerthen, deren Geist für die richtige Würdigung deutschen Wesens Zeugniß gibt. Ich könnte deren ein halbes Hundert nennen, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren bei mir eingekehrt sind, und die die angenehmsten Erinnerungen zurückließen, auch nach Hause zurückgekehrt des Erlebten eingedenk blieben. Aber freilich, der Satz, — er rührt von einem Franzosen her — „man ist gut in dem, was man versteht," gilt auch hier. Lemaître sagt selbst, daß er wenig deutsch verstehe; kennte er es mehr, so würde er sich vielleicht gescheut haben, aus den am Werke des Pseudodoktors Rommel so unschuldigen Deutschen die Prügelknaben behufs der Captatio benevolentiae seiner Leser zu machen.*)

Wenn wir bei dieser Gelegenheit wieder inne werden, wie hoffnungslos leider die Aussichten erträglicher Beziehungen zu Frankreich stehen, so läßt sich vielleicht daraus nach anderer Seite hin eine nützliche Lehre ziehen. Was Frankreich den Deutschen nicht verzeihen kann, ist am Ende doch nur Eines: daß sie sich 1870 nicht schlagen ließen. Alles andere ist Nebensache. Diese Thatsache ist nun einmal nicht mehr aus der Welt zu schaffen Aber glücklicher Weise, zwischen Deutschland und England steht nichts dergleichen. Wir haben nicht die Engländer, und sie haben nicht uns geschlagen. Es sind nur böse Worte gefallen. Wer die ersten und wer die meisten derselben verbrochen hat, mag dahingestellt bleiben. In Wirklichkeit haben wir sehr wenig Grund, uns zu verzanken. Deutschland hat kein Uebermaß an Freunden in der Welt; kein ernster Grund liegt vor zum Zwiespalt zwischen beiden Nationen, sehr Vieles verbindet sie. Von allen Völkern, mit denen wir die großen Aufgaben der Kultur zu lösen haben, ist das englische ohne Zweifel das respektabelste, an Kraft, an Sitte, an Intelligenz. Es ist geradezu unbegreiflich, welcher Teufel einen Theil unserer besten Journalisten reitet, sich immer tiefer in elenden Wortstreit mit ihren englischen Kollegen zu verbeißen, sich zu freuen über jeden Unfall, der England zustößt, sich zu ereifern, weil es keinen Heeresdienst nach europäischem Muster einführt, ja — so weit geht der Unsinn — zu triumphiren, wenn der Schutzzoll sich regt, der uns doch bitter bekommen würde! Weil einmal ein Geheimer Legationsrath des Auswärtigen Amts den Präsidenten von Transvaal in Berlin umhergeführt hat, um ihm die Sehenswürdigkeiten zu zeigen, haben die Ueberseepatrioten bei uns sich eingeredet, die theuren Boeren fühlten eine auf Blutsverwandtschaft zurückzuführende sentimentale Liebe zu Deutschland. Wenn uns einmal etwas Böses zustoßen sollte, würde Ohm Paul sich weiter gar nicht darüber aufregen, und die Deutschen in Johannesburg haben viel mehr Interessen mit den Uitlanders gemein als mit den Boers, so wenig man diesen übrigens das Recht bestreiten kann, in ihrem Lande nach ihrer alten Fasson zu regieren.

Das Nationalitätsprinzip hat diesem Jahrhundert sein Gepräge aufgedrückt; es hat Großes und Gutes vollbracht. Aber wie alles Gute, hat es seine Schattenseiten. Nationalhaß ist eine große Dummheit, die vor dem prüfenden Urtheil des Verstandes nicht Stich hält. Gleichwohl gibt es sehr gescheite Leute, die nicht davon lassen können. Und, wenn man sich schon darein ergeben muß, daß zwischen Franzosen und Deutschen die Feindschaft auf lange unausrottbar ist, sollte es da nicht erlaubt sein, die Stimme zu erheben, auf daß dem sinnlosen Wortkampf zwischen der deutschen und der englischen Presse ein Zügel angelegt werde?

L. Bamberger.

---

*) In Nr. 76 des „Figaro" vom 17. d. M. veröffentlicht Herr Lemaître einen neuen Artikel der „Opinions à répandre", an dessen Schluß er mittheilt, daß ihm vielfache Anfragen wegen des Buchs Au Pays de la Revanche zugegangen seien. Darauf ertheilt er die folgende Antwort:

Das Buch des Doktor Rommel Au Pays de la Revanche ist auf französisch erschienen (ich weiß nicht, ob es eine Uebersetzung ist oder in dieser französischen Sprache geschrieben) in der Buchhandlung Stapelmohr in Genf 124 rue Corraterie.

Du unschuldsvoller Engel Du! Daß die Jahreszahl 1886 darauf figurirt, wird nicht erwähnt

Parlamentsbriefe.

XIII.

Die Flottenvorlage ist jetzt völlig gesichert; § 1 des Flottengesetzes ist mit 212 gegen 139 Stimmen angenommen. Nahm man bisher an, daß es sich um einen Gegensatz zwischen dem bayerischen Theil der Fraktion und den übrigen Mitgliedern handele, so liegt doch dieser Gegensatz nicht in seiner vollen Reinheit vor, denn das geistig hervorragendste Mitglied des bayerischen Centrums, Herr v. Hertling, wurde zum beredtesten Fürsprecher der Flottenvorlage.

Man sieht jetzt, daß es den Führern des Centrums eine nicht geringe Arbeit gekostet hat, ihre Mannschaften der Regierung zur Verfügung zu stellen; es hat Zeit gekostet, es hat Kämpfe gekostet; aber man sieht auch, was der Zweck der Führer war. Das Centrum stellt sich dar als die ausschlaggebende, als die regierungsfähige Partei. Es hat vor vier Jahren dem Reichstage einen Präsidenten geben können; es hat unter der Leitung dieses Präsidenten daran mitarbeiten können, daß ein großes und wahrhaft nationales Werk, das bürgerliche Recht, zu Stande komme, es stellt die Wehrkraft Deutschlands zur See sicher. Und jetzt, nachdem ihm dies alles gelungen, stellt es die Forderung, daß man seinen Werth an seinen Thaten ermesse. Wir zweifeln keinen Augenblick an der Versicherung des Herrn v. Hertling, Windthorst würde, wenn er noch lebte, so gehandelt haben, wie seine Nachfolger gehandelt haben; „Windthorst, Du hast gesiegt."

Es ist eine seltsame Wendung, welche die Weltgeschichte genommen hat. Diejenige Partei, welche vor dreißig Jahren die Entstehung des Deutschen Reiches mit kochendem Ingrimm begleitet hat, welche in hoffnungsloser Minderheit ankämpfte gegen Alles, was zur Festigung des Reiches diente und auch gegen Manches, was ungerechter Weise gegen sie beschlossen wurde, stellt sich jetzt als den Felsen hin, auf dem das deutsche Reich ruht, und erhebt demgemäß Ansprüche, welche offen noch nicht ausgesprochen sind.

Zu freuen haben wir uns dieser Wendung sicher nicht, aber wir sind im Stande zu begreifen, daß sie eintreten mußte. Sie begann, als das deutsche Reich sich lossagte von dem Geiste, in dem es geschaffen war; sie begann, als Fürst Bismarck die Zustimmung des Centrums zu den Getreidezöllen einhandelte, als Herr Windthorst zum Referenten über eine Verfassungsbestimmung gemacht wurde, welcher der Freiherr von Franckenstein den Stempel seines Geistes aufdrückte. Man hätte sich damals klar machen sollen, wer es war, dem man den kleinen Finger reichte.

Wir freuen uns nicht, aber wir verzweifeln auch nicht. Der Windthorst, welcher jetzt ruht, wird zum Schweigen gebracht werden, wenn diejenige Partei, die in langer Arbeit der Gründung des deutschen Reiches vorgearbeitet hat, sich wieder auf sich selbst besinnt und sich sammelt, und dieser Augenblick wird eintreten, mag ihn auch Halsstarrigkeit und Verblendung Einzelner verzögern.

Die zweite Lesung der Militärstrafprozeßordnung ist unter lauer Theilnahme des Hauses beendigt. Begeisterung kann das Werk in der Gestalt, die es gewonnen hat, nicht erregen, und eine Verbesserung steht nicht in Aussicht, eher eine Verschlechterung. Immerhin räumt es zwei wichtige Steine des Anstoßes aus dem Wege, das schriftliche Ver-

fahren und die Unterwerfung des Richters unter das Imperium. Dem Anschein nach wird sich das Centrum Mühe geben, auch dieses Werk noch während der Zeit in Sicherheit zu bringen, in welcher der erste Reichstagspräsident aus seinen Reihen die Glocke schwingt.

Am achtzehnten März erhob sich eine Diskussion über den Tag, der fünfzig Jahre zuvor einen neuen Abschnitt der preußischen Geschichte einleitete. Während im preußischen Abgeordnetenhause kein Wort der Erinnerung geweiht wurde, fielen im Reichstage die heftigsten Worte über eine Begebenheit, durch welche der deutschen Einheit in verworrener Weise gedient wurde. In der Gegenwart wenden wir auf die Handlungen der Menschen die Worte gut und böse an; je mehr die Begebenheiten in der Vergangenheit versinken, desto mehr verlieren diese Worte ihre Bedeutung und wir rubriciren Alles unter die Worte Ursache und Wirkung. Die Märzrevolution war die nothwendige Wirkung einer dreiunddreißigjährigen Mißregierung und die nothwendige Ursache einer späteren Selbstbesinnung, welche uns zu erwünschten Ergebnissen führte. Friedrich Wilhelm IV. war von seiner Umgebung in die Wahnvorstellung eingesponnen worden, daß er einer im Finstern schleichenden Verschwörung gegenüberstehe. Der Gefahr, in solche Wahnvorstellungen eingesponnen zu werden, ist jeder Fürst ausgesetzt, der nicht die Kraft besitzt mit eigenen Augen zu sehen, und das Schicksal Friedrich Wilhelms IV. zeigt deutlich an, wohin es führt, wenn er sich dieser Gefahr nicht widersetzt.

Im Landtage zieht sich die Budgetberathung endlos hin und die Möglichkeit, das Budget zum verfassungsmäßigen Termine festgestellt zu sehen ist längst ausgeschlossen. In früheren Zeiten hat sich das Abgeordnetenhaus redlich und erfolgreich Mühe gegeben, daß die Verfassung beobachtet wurde; jetzt trägt die Mehrheit des Abgeordnetenhauses ausschließlich die Verantwortlichkeit dafür, daß die Verfassung Jahr für Jahr verletzt wird; man darf es mit dieser Abweichung vom Buchstaben der Verfassung nicht leicht nehmen.

Die Berathung des Eisenbahnetats hat sich eben so lange hingezogen, wie die des Kultusetats und hat ebenso wenig wie diese zu Ergebnissen geführt, welche die Sache fördern und sich Beachtung erringen können. Wir stehen dem Eisenbahnminister Thielen ohne Voreingenommenheit gegenüber; unter allen den Männern, die man als seine Nachfolger in das Auge fassen könnte, ist kein einziger, zu dem man das Zutrauen haben könnte, daß er seine Sache besser machen würde. Aber daraus folgt noch nicht, daß wir Herrn Thielen für einen guten Minister halten. Er ist ein Verwaltungschef, der Ordnung im Kleinen erhält und im Großen Nichts fördert.

Die Auskunft über die Häufung der Eisenbahnunfälle, die er gegeben hat, befriedigt nicht. Durch eine Anzahl von gerichtlichen Urtheilen sind Mängel festgestellt worden, die der oberen Leitung zur Last fallen, so daß die Unterbeamten, an die man sich halten wollte, freigesprochen werden mußten. Diese gerichtlichen Erkenntnisse sind dem Landtage nicht einmal zur Kenntnißnahme vorgelegt worden; man kann nicht feststellen, wie weit sie beherzigt sind. Herr Graf Limburg-Stirum meinte, daß man von den Unfällen viel zu viel Aufhebens mache; ihre Zahl sei nicht beträchtlich, und hätten nicht viele Menschenleben gekostet. Wir sind nun der Ansicht, daß kein Menschenleben eine quantité négligeable ist.

Die Schuld an dem Wagenmangel wird von der Verwaltung, die zu wenig Wagen gestellt hat, abgeschoben und auf diejenigen gewälzt, die zu viele Wagen gefordert haben. Ein Privatunternehmer, der sich von solchen Anschauungen leiten ließe, würde schnell zu Grunde gehen.

Dem Verlangen nach Tarifermäßigungen stellte sich die agrarische Partei entgegen. Graf Kanitz will von Ermäßigungen weder der Personentarife noch der Gütertarife etwas wissen, denn, so sagt er richtig, je niedriger die Tarife sind, desto mehr Personen und Güter bekommt die Eisenbahn zu fahren. Und daß die Eisenbahnen eigentlich zu dem Zwecke geschaffen sind, um Personen und Güter zu fahren, davon weiß die agrarische Partei nichts.

Der Minister hat sich diese Anschauungen nicht gerade angeeignet, aber er ist ihnen auch nicht entgegengetreten. Eine Eisenbahnpolitik, die von dem Grafen Limburg-Stirum vertheidigt und mit solchen Gründen vertheidigt wird, kann nicht musterhaft sein.

Proteus.

Erinnerungen an das Jahr 1848.

II.

Vorher und nachher.

Wenn Jemand kurz, ehe die Nachrichten von den Pariser Februar-Ereignissen in Berlin eintrafen, in einen Epimenidesschlaf versunken wäre und am Tage nach der Bestattung der Märzgefallenen aus demselben erwacht wäre, so würden sich ihm der Reihe nach folgende Eindrücke aufgedrängt haben, die ihn belehrten, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sei.

Aus jedem Hause und fast aus jeder Wohnung hing eine schwarz-roth-goldene Fahne und jeder Mann trug eine schwarz-roth-goldene Kokarde, meistens von ungewöhnlicher Größe. Die größte Kokarde trug wohl der eisgraue Sünder Kamptz, der sich viel auf den Straßen sehen ließ. Wer ihn erkannte, dachte im Stillen, es sei für den Achtzigjährigen eine hinreichende Strafe, jetzt dasselbe Abzeichen tragen zu müssen, um deswillen er Hunderte von Menschen in Elend und Kerkerhaft gebracht hatte.

Schwarz-roth-goldene Fahnen sagte ich; ich übertreibe ein wenig. Nur wenige wandten das Geld auf, um goldenen Flitter zu gebrauchen. In ehrlichem Deutsch gesagt waren die Fahnen schwarz-roth-geld. Und das war ihr Verhängniß. Im Laufe des Sommers bleichte der Regen das Geld und die Fahnen wurden allmählich schwarz-roth-weiß. Zuletzt kostete es Vielen nur geringe Mühe, das demokratische Roth aus der Mitte zwischen den beiden preußischen Farben zu entfernen.

Mit den Kokarden nahm es den Verlauf, daß man seit dem Juli die preußische Kokarde neben die schwarz-roth-goldene steckte und zuletzt räumte die letztere den Platz. Das Recht, die Nationalkokarde zu tragen, war ein Ehrenrecht. Wo man heute auf Untersagung der bürgerlichen Ehrenrechte erkennt, erkannte man damals auf Verlust der Nationalkokarde. Ein anderes Ehrenrecht konnte ja der absolute Staat nicht absprechen, weil er kein anderes verliehen hatte. Trotzdem war es früher keinem Menschen eingefallen, im bürgerlichen Anzug die Nationalkokarde zu tragen; man hielt es für unnöthig, die Bescheinigung mit sich herumzutragen, daß man unbestraft sei. Von der Mitte des Jahres 1848 ab aber wurde die schwarz-weiße Kokarde das Kennzeichen nicht der Unbescholtenheit, sondern der Gesinnung.

Der Gedanke an die Einheit und die Freiheit gingen Hand in Hand; die schwarz-roth-goldene Farbe brachte Beides zum Ausdruck. Wer liberal dachte, mußte auf die Einheit Deutschlands hoffen; wer die Einheit Deutschlands im Herzen trug, mußte liberal sein. Die Gedanken, wie die Einheit und die Freiheit zu verwirklichen seien, waren freilich sehr konfus. Oder besser gesagt, die Meisten hatten sich davon kein Bild gemacht. Der Grundzug der Stimmung war optimistisch; man sagte sich, „wir haben eine Revolution gemacht, nun wird Alles gut werden.“ Und das Gute, das kommen sollte, wartete man einstweilen mit Geduld ab. Man hat recht lange gewartet.

Die antiliberale Gesinnung, die mit der Zeit Kraft gewann, nahm die Form des spezifischen Preußenthums an.

Man wollte von allen liberalen Forderungen nichts wissen, und darum auch nichts von der Einheit Deutschlands. Man fing an, über die Einheitsbestrebungen zu spotten. Ein Poet leistete sich in einem längeren Gedichte den Vers:

Denn was noch schwärzer ist als roth,
Das ist der schwarz-roth-goldene Tod.

Es klingt wie Unsinn, aber es ist ein Gedanke; (das Umgekehrte kommt öfter vor). Was noch verderblicher ist, als die rothe Republik, das ist das Aufgehen Preußens in Deutschland. Das Lied „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben", obwohl schon elf Jahre alt, drang jetzt erst recht ein und wurde zur Gegendemonstration gegen Arndt's Vaterlandslied.

Die zweite Wahrnehmung, die sich aufdrängte, war, daß auf allen Straßen Flugblätter ausgeboten wurden. Der Stand der fliegenden Buchhändler war am 19. März entstanden. Durchgängig waren es halbwüchsige Burschen, die diesen Stand ergriffen. Zuvor hatte es Niemand erlebt, daß man auf der Straße eine Druckschrift verkaufte.

Wer heute diese Litteratur durchblättert, wird sie im Vergleich mit dem, was andere Revolutionen gezeitigt haben, harmlos finden. Zuweilen lief eine derbe, aber unpolitische Unanständigkeit unter; revolutionäre Gedanken kamen in den ersten Wochen nie zum Ausdruck. Eine große Anzahl von Witzblättern erschienen, unter denen der Kladderadatsch sich früh als der kräftigste hervorthat. Aber auch sonst trugen die Flugblätter einen humoristischen Anstrich. Da war ein beschäftigungsloser Arzt Cohnfeld, der unter dem Namen Buddelmeyer schrieb. Seine Tonart mag ein Beispiel veranschaulichen: „Ick denke, der Affe lauft mir, wie ick de Liste vont neie Ministerium lese." Da war der gute Beltzieh, genannt Beta, eine Seele von einem Menschen, lahm und verwachsen, arm wie Hiob, aber immer vergnügt. Wie er seine Schriftstellerei trieb, hat er nach Jahren vergnügt in folgender Weise erzählt: „Morgens um zehn Uhr kam der Buchhändler zu mir und sagte: Beta, ich brauche Manuskript. Ich habe unterwegs darüber nachgedacht und meine, es ist am Besten, wenn Sie anfangen: „Faul! Oberfaul!" Das Uebrige überlasse ich Ihnen. Ich setzte mich dann gleich zum Schreiben hin und um vier Uhr schrieen die fliegenden Buchhändler aus: ‚Faul! Oberfaul!'" In einer späteren Zeit schrieb Beta eine Broschüre unter dem grausigen Titel: „Die rothe Fahne muß über ganz Europa wehen!" Ob der Inhalt diesem Titel entsprach, weiß ich nicht. Er wurde wegen Hochverraths verfolgt und floh nach London, von wo aus er die Gartenlaube mit Artikeln versah. Nach der Amnestie kehrte er 1859 nach Deutschland zurück und unterwarf sich einer Apfelweinkur. Hochverrath und Apfelwein!

Die dritte Erscheinung war die, daß man keine Soldaten sah und keine Polizei: die Schutzmannschaft wurde erst im Sommer erfunden. Dafür waren alle Wachen von der Bürgerwehr besetzt, von biedern Handwerksmeistern, die den Kuhfuß mit dem langen Bajonett über der Schulter trugen. Wir Primaner ließen es uns nicht nehmen, mit dabei zu sein. Ich selbst habe auf der Neuen Wache beim Zeughaus Nachtdienst gethan und neben dem Schilderhaus Schildwache gestanden. Daß man mir vorsichtiger Weise einen Kuhfuß gegeben hatte, an dem das Schloß abgebrochen war, hat meinem Diensteifer keinen Abbruch gethan. Meine Großmutter ängstete sich aber jedesmal, wenn ich mit der gefährlichen Waffe nach Hause kam; sie hatte zu oft gehört, daß Schießgewehre Unglück anrichten können. Nachts machten wir zahlreiche Patrouillenumzüge, konnten aber niemals das geringste „Unfügchen" entdecken. Selbst im Vogtlande, dem verrufensten Stadttheil von Berlin, herrschte völlige Ruhe und dort vielleicht am meisten. Im September, als die Krawalle von Neuem begannen, fing der Bürgerwehrdienst, der bis dahin recht lästig geworden war, auch an, gefährlich zu werden. Es sind Opfer gefallen. Diese Einrichtung war gründlich unpopulär geworden. Nichts hat dem freiheitlichen Zuge so großen Abbruch gethan, als der leidige Bürgerwehrdienst. Nach Jahren freilich, als die Last vergessen war, hat sich noch mancher wackere Kämpe gerühmt, auch er habe unter Blesson gefochten.

Die Offiziere, welche nicht in der Front standen, zeigten sich ruhig in ihrer Uniform auf den Straßen. Ich habe in einer Urwählerversammlung einen Hauptmann aus dem Kriegsministerium, der sich später litterarisch hervorthat, eine sehr verständige Rede halten hören, die weder seinen Pflichten als Offizier etwas vergab, noch reaktionären Geist athmete und beifällig aufgenommen wurde.

War unter allen Errungenschaften des Jahres 1848 die Bürgerwehr die hinfälligste, so war die Freiheit des Tabakrauchens auf der Straße die dauerhafteste; sie hat Hinckeldey und Olmütz überlebt und besteht noch heute. Dieses Rauchverbot hatte auch bei den besten Patrioten die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt. Mein Vetter, der königliche Lotteriekollekteur Adolf Alevin, war einst beim Rauchen von einem Gendarmen abgefaßt, und da er sich nicht sofort legitimiren konnte, in seine Wohnung begleitet worden. Auf das Klingeln öffnete die alte Mutter selbst und der Gendarm fragte mit rauher Stimme: „Ist das Ihr Sohn?" Die alte Dame, die nicht anders glauben konnte, als daß ihr Sohn eines Raubmordes verdächtigt sei, wollte doch ihr Fleisch und Blut nicht verleugnen und rief mit schlotternden Knieen, aber mit fester Stimme, indem sie die Hände betheuernd erhob: „Mein leiblicher Sohn". Die fünf Thaler Strafe waren leichter verwunden, als der Schreck. Die wenigen Gendarmen, die Berlin vor dem März hatte, müssen wenig zu thun gehabt haben, wenn sie einen solchen Fall mit so liebevoller Gründlichkeit erörtern konnten. Das sinnlose Verbot hat jedenfalls viel dazu beigetragen, die Unzufriedenheit auch in solche Kreise zu tragen, die sich um die Welthändel wenig kümmerten.

Und da ich einmal in die scherzhaften Seiten des Jahres hineingerathen bin, möge noch einer Wirkung des 18. März gedacht sein, die sich meines Wissens bisher auch dem Blick des sorgfältigsten Geschichtsforschers entzogen hat. Der Theaterzettel des königlichen Theaters, der vor dem 18. März zwar von Frau von Faßmann und Fräulein von Hagen, aber von Mad. Crelinger und Mlle. Stich gesprochen hatte, zeigt für die erste Vorstellung Frau Crelinger und Frl. Stich an. Der adlige Generalintendant Herr von Küstner war der erste, der ein Merkmal, das den Adel vom Bürgerstande schied, stillschweigend beseitigt hatte.

Unter der herrschenden Zeitströmung wurde es nun auch möglich, ein neues Theater zu begründen. Rauchfreiheit und Gedankenfreiheit vereint führten zum Begriff des Rauchtheaters. Wo heute das Deutsche Theater steht, entstand das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, in welchem sich auch die politische Satire einer bescheidenen Freiheit erfreute.

Ich wiederhole, was ich in meinem ersten Artikel gesagt habe: In den ersten Wochen nach dem 18. März machte Berlin den Eindruck einer Stadt, die nicht aus einem straffen Polizeiregiment in Zügellosigkeit versunken war. Es ging ungebunden, aber nicht ungesittet zu. Eine Regierung, die sich ihrer Ziele klar bewußt war, hätte völlige Ordnung ohne Mühe herstellen können. Aber die Konfusion, die einen großen Theil der Bevölkerung beherrschte, war in der Regierung nicht minder stark. Die herrschende Arbeitslosigkeit verschlimmerte später die Zustände und der Zeughaussturm bildete einen Wendepunkt. Und über der Geschichte dieses Zeughaussturmes liegt noch heute ein trauriges Dunkel.

(Weitere Artikel folgen.)

Alexander Meyer.

Jonas Lie's letztes Reich.

Jonas Lie's Lebenswerk rundet sich harmonisch ab. Die reifen Herbstfrüchte seines Schaffens erwachsen ihm auf demselben Baum, von dem er seine Jugendblüthen gepflückt.

Als Mystiker und Hellseher begann er sein Dichten. Das Finnenblut in ihm; das intensive Gefühl des Nordlandmenschen für die Geheimnisse der großen Einsamkeit, für die Dämonien des Meeres; der grüblerisch fatalistische Zug, der die Söhne der hellen Nächte schicksaldeutend zeichnet, bestimmten ihn.

Doch diese phantastisch-träumerische Seite im norwegischen Wesen eint sich auch bei Lie eigen kontrastvoll mit praktisch-nüchtern wägendem Verstand. Und dieser Verstand überwand in der Mitte seines Lebens das Hellsehn; die klugen, kühlen Augen siegten über das zweite Gesicht. Da ward Lie der Gesellschaftskritiker und Sittenzensor. Da schrieb er jene stahlharten, von keiner Phantastik umnebelten, in ihrer Sachlichkeit fast starren Spiegelbilder sozialer und wirthschaftlicher Mißstände. Eine vernichtende graue Wahrheitsöde weht aus ihnen

Wer die lyrische Seele Lie's kennt, empfängt hier einen seltsamen Eindruck. Er kommt zu der Ueberzeugung, daß Lie hier weniger einem schöpferischen Drang gefolgt ist, als einem unabweisbaren Pflichtgebot. Einem Pflichtgebot, das ganz dem zähen und tiefeingewurzelten Stammes- und Heimathsgefühl des Norwegers entspricht.

Die norwegischen Dichter haben sich nie als l'art pour l'art-Dichter empfunden, als Selbstgenüßlinge ihrer Seelenstimmung. Sie haben ihren Beruf stets als eine Berufung aufgefaßt. Sie fühlten sich als die Sprecher ihres Volkes, als die Richter im Sinne des alten Testamentes, die der Herr hat aufstehen lassen und ihnen die Zunge gelöst.

So hat auch Lie mit den anderen sich seinem Amte nicht entzogen, und daß er als Zensor gleichwohl Dichter blieb, das zeugt von seinem Künstlerthum.

Nun aber, da er das Seine gethan, kehrt er wieder zu sich selbst zurück. Der durchdringende, die Außenwelt scharf erfassende Blick wendet sich wieder nach Innen, und er lauscht den geheimnißvollen Stimmen, die aus der Brandung, aus den Räthselrunen des Urgesteins, aus der endlosen weiten Stille nordischer Einsamkeit, aus den dumpfen, durch die wilde Natur verängstigten Seelen zu ihm sprechen.

Spät erklingt, was früh erklang.

* * *

At leve er krig med trolde
I hjertets og hjernens hvälv.

„Leben — ein Krieg mit den Wichten in unserem Herzen und Hirn." Dies Ibsen'sche Wort kann als Motto auch über die Pforte gesetzt werden, die in die dunkleren Tiefen der Lie'schen Dichtung, in sein letztes Reich, führt.

Die „Trolls", die Kobolde, die den Menschen verwirren und sein Geschick bestimmen, sieht Lie überall wirksam. Er fühlt jene geheimnißvollen Verbindungsfäden zwischen der Menschenseele und den Naturmächten, ihre räthselvollen Wechselwirkungen.

Dort oben, im Norden, wo der Einzelne einer übermächtigen fast vorweltlichen Natur ohnmächtig ausgeliefert ist, wo der Athem übermenschlicher Mythen weht, sind die Gespenster im Menschen sichtbarer als an anderer Stätte.

Die Volkssage hat an ihrer Verdichtung gearbeitet und die Trolls geschaffen, die bald tückisch unheilvoll, bald humoristisch neckend ihr Wesen treiben.

In einer seinen Sammlung „Trold" hat Lie solche Märchen aufgezeichnet. Er zog die Konturen der Ueberlieferung leise nach, er prägte neu. Die weichen lyrischen Stücke gelingen ihm am schönsten. So die Geschichte vom Seevogel, der sich in eine schöne Jungfrau verwandelt und die Burschen des Dorfes in Gefahren und Tod treibt.*) Hier tönt die schlichte Weise Hans Christian Andersens.

Das Thema von der Frau als Verderberin und Verstrickerin, hat er aber nicht nur wie hier, lyrisch-volksliedmäßig, nicht nur, wie in seinem Roman „Großvater" bürgerlich-sozial, sondern noch in einem ganz anderen Genre behandelt, dämonisch-burlesk in dem eben erschienenen Märchendrama Lindelin.**)

Das ist in einer bewußt grellen und harten Holzschnittmanier gemacht. In der Art alter Moralitäten werden einzelne Stände und Typen, der Schiffer, der Kaufmann, der Soldat, der Priester im Bann eines schönen weiblichen Ungeheuers gezeigt. In jeder Phase — das verläuft ganz schematisch — verräth sich die Verderberin durch ihr gespaltenes Trollohr als Unhold, und wie ein Irrwisch verschwindet sie endlich, nachdem sie den ganzen Stab ihrer Sklaven noch einmal versammelt hat.

Der Stil dieses Werkes liegt Lie nicht ganz. Der große vernichtungsfrohe Cynismus, der aus einer Schicksalstragödie ein burleskes Puppenspiel selbstherrlich macht; der die Leidenschaften wie wilde Hunde entfesselt zeigt; der von dem heimlichen Bösen, von der verborgenen Sünde höhnisch-frech die Hüllen reißt und dazu lacht, als ob das gar nichts wäre, ein Stoff zu einem tollen Schwank, — den hat Lie nicht.

Ich mußte bei Lindelin an ein deutsches Trollspiel denken, an den „Erdgeist" des verbummelten Genies Frank Wedekind***). Dasselbe Thema, derselbe Stoff. Das Weib — Felicien Rops „femme au Cochon" — in ihrer selbstverständlichen, fast naiven, unfehlbaren Verderblichkeit, Generationen verseuchend, die Luft verderbend, Streit und Vernichtung säend, wohin sie tritt. Und das in dem karrikaturistischen Ton einer Faschingsharlekinade auf die Bretter gebracht, in einer Mischung aus höllischer Vergnügtheit und Welt- und Todesgrauen, ein danse macabre als Karnevalswalzer.

Menschheitsthemen sind das. Jonas Lie aber ist am stärksten, wenn er auf nationalem Boden steht. Auf ihm ist sein neuer Roman erwachsen, „Dyre Rein"†).

Auch er trägt das Trollzeichen. Aber er ist kein Märchen, in dem die Elementargeister von außen ihr Unwesen üben. Hier sind es die Ibsen'schen Trolls, die „Wichte im Herzen und Hirn", die Unholde, von denen Baumeister Solneß zur Hilde spricht, die Gespenster im Menschen. Und es sind nordische Gespenster.

Lie schildert in seinem Dyre Rein — es ist der Name seines Helden — einen Mann, der aus einer belasteten Familie stammt, und dem die verhängnißvollen Sagen seines Geschlechts, mit ihrer Blut- und Schuldathmosphäre von Geburt an den Blick verwirren. Er fühlt gleichsam einen Griff in den Rücken, als sei etwas Unsichtbares hinter ihm her. Er hat das fürchterliche Gefühl, in einem Körper eine zweite Person zu besitzen, einen Anderen mit sich herumzuschleppen, dessen Zehen und Hände aus ihn heraus sich strecken.

Er kommt sich vor, wie ein gefesseltes Auge auf dem Boden des Meeres, das durch das Wasser hinauf in den hellen Tag wie zu einem höheren Stockwerk schaut.

Diese allgemeinen Vampyr-, Mal'occhio-Hans Heilingzüge bekommen aber ihre eigene nordische Prägung.

Auf diesen Menschen stürzt sich die Uebermacht der furchtbaren Natur mit ihren Schrecken, und sie ist stärker als er. Mit hellsehenden Sinnen empfängt er rings die Natureindrücke; auf der Jagd, beim Fischfang, im Tosen der gewaltigen Fälle hört er Schicksalsstimmen und vernimmt die Regungen furchtbarer Lebensangst:

„die Angst hat hier im Leben zuweilen Formen — es gibt so viele Rufe des Entsetzens in uns, wenn wir uns erst daran gewöhnt haben, danach zu lauschen, — — die Naturkräfte packen den Menschen — man

*) Nordische Meisternovellen. Uebersetzt und eingeleitet von Ernst Brausewetter. Berlin Schuster und Löffler.

**) Leipzig, Göschen.

***) Albert Langen, München.

†) Leipzig, Göschen.

fühlt Saiten um sich her erklingen, — der Vollmond zieht, wie er Ebbe und Fluth anfängt. — — Es gibt Menschen, die in diesen Zeiten eine solche Angst überkommt, — eine solche Unruhe befällt — die ein Gefühl haben, als müßten sie hinaus in Wald und Feld, weit weg von den Menschen, und einen einsamen Kampf mit dem ausfechten, was an Entsetzen in ihnen wohnt".

Dyre Rein sagt das selbst von sich. Wer den Norden kennt, vor dessen inneren Augen steigen bei diesen Worten seine furchtbaren Tartaruslandschaften auf. Bilder so groß und schauervoll, daß sie auch den Gesunden völlig überwältigen und erdrücken, um wie viel mehr den ohnehin zerstörten Geist.

Man fühlt dabei die Schauer des nachtdunklen, todesstarren Felsengrundes von Gudwangen mit seinem schwarzen Wasser, auf dem der Fluch des Schweigens ruht.

Man erlebt noch einmal das Einsamkeitsgrauen auf dem Gebirgsübergang zum Nordfjord. Riesenhafte, durchfurchte Felsenrücken, wie Knochen vorweltlicher Thiere; ein versteinertes todtes Meer. Kein Vogel in der Luft. Nur hin und wieder ein trüber Hochmoorsee.

Und dann die erhabene Wüstenöde von Grotlid, den Landschaften verkeilster Sterne gleich, mit den Schneebergen in der Ferne und dem fahlgelben Flimmern der matten Mondscheibe über die dürr gespenstischen Aeste verkümmerter Bäume.

Der Wahnsinn scheint hier auf den Wanderer zu lauern.

Jonas Lie hat in seinem Buch solche Landschaften nicht gemalt. Sie blicken nur gleichsam vom jenseitigen Ufer herein. Er hat mit seinem künstlerischen Gefühl die düstere Gestalt seines Gezeichneten gegen den Hintergrund einer stillen Idylle gestellt, von deren heiter sonnigem Abendglanz er sich wie ein riesiger nachtschwarzer Schatten abhebt.

Die Szene dieser Idylle ist ein alter Gerichtssitz am Bergesabhang, Urgroßvaters Haus. Die Stimmung: Es war einmal. Eine vergangene Zeit, da man nicht viel hastet und eilt. Die Post kommt nur einmal in der Woche und bringt die Zeitung. Der Bezirksrichter waltet hier wie ein Herrscher auf seinem Edelsitz. Die andere Welt ist so fern. Patriarchalische Luft weht. Bei Talglichtschein sitzen die Mägde am Webstuhl, das gewürfelte Zeug für die Winterkleider am Webstuhl fertig zu schaffen. Andere bereiten die Dochte für die Kerzengießerei.

An den langen, dunklen Nachmittagen, da nur der Kienspahn an der Herdwand in der Küche dem Gesinde leuchtet, arbeitet die Mutter mit den Töchtern im Wohnzimmer, sie säumen, wickeln Garn auf und spinnen. Sie überlegen dabei, was zu Weihnachten geschlachtet, was gebacken, was gebraut werden soll. Und dann kommt die Weihnachtszeit mit ihren vielen Festtagen, die gar kein Ende nehmen möchten.

Der Hof liegt dicht vom Schneewall umgeben, aber die Einfahrt ist breit frei geschaufelt. Hoch oben auf dem Dach prangt die Weihnachtsgarbe. In den Fremdenzimmern brennt und prasselt das Birkenholz in den Oefen. Und die Betten mit den feinen blendend weißen Laken sind weit geöffnet.

Dann tönt das Geläut der Schlitten hell herüber. Von den Nachbardörfern kommen die Gäste. Sie wickeln sich aus den Wolfs- und Bärendecken. Und oben auf der Treppe steht der Bezirksrichter im langschößigen Frack, Stehkragen, hochschaftigen Stiefeln mit seiner Frau und den Töchtern, Alida, Femia, Merete, den „edeln Baugenschen Jungfrauen". Und nun geht's hoch her Wochen lang im Festtaumel.

Nach den Schmausereien kommen die Tänze. In dem großen alten Saal wehen die blauen und rothen Seidenkleider mit den schwarzen à la grec garnirten Borden über den Boden.

Sie haben Puffärmel und Gürtelspangen, die dicht unter dem Busen knapp schließen. Und unter dem Saum lugen die hochhackigen spitzen Schuhe mit den Kreuzbändern vor. Die alten Leute, die Frau Bezirksrichter, die Frau Pröbstin sehen die erinnerungsreichen Seiden- und Staatskleider ihrer jungen Tage sich in der neuen Generation schwingen und bauschen.

Als die Festzeit aber vorüber, senkt sich wieder verwunschene Stille über den alten Gerichtssitz.

Die Wirthschaft, Ballspiel, Mädchenträume, Kramen in der Rumpelkammer mit ihren Geheimnissen, den alten bunten Truhen mit den schweren Seitenhenkeln, den altmodischen Waffen und Fahnen, dem barok geschnitzten, vergoldeten Kirchenschlitten, füllen das Leben der Mädchen. Am Abend aber spielt der Bezirksrichter mit seiner Lieblingstochter, der zarten feingliedrigen Merete, ein Menuett von Hayden auf dem tafelförmigen Klavier.

In die abwechslungslose Ruhe fährt plötzlich ein Blitz der Erregung. Etwas Neues soll kommen, ein fremder von Niemand gekannter Gast für das Haus. Und eines Tages stehen die drei Mädchen oben in der Mansardenstube und putzen und schmücken das Zimmer für den Assessor, den der Staat dem Richter als Arbeitsstütze schickt. Sie reiben den alten Spiegel mit dem etwas gesprungenen dicken geschliffenen Glas blitzblank und rücken ihn sorgsam gerade auf der wasserblauen Wand. Sie klopfen Nägel ein und hängen ihm Bilder auf, links Marschall Ney und rechts Murat. Und die schlanke Merete schleppt gar einen großmächtigen Stiefelknecht herbei aus dem Urväter Hausrath. Dazwischen kichert und girrt es wie in einem Taubenschlag von Liebesgeschichten und Backfischthorheiten, von Neckerei und Neugierde auf den Herrn Dyre Rein.

Und dann kommt er, etwas herrisch und kurz, mit seinem Raubvogelgesicht und seinen schroffen Manieren und brüskirt die Andern. Nur Merete fühlt in ihm das Seltsame, sie fühlt sich gebannt; abgestoßen, in Furcht geschreckt und doch gebannt. Ihr ist, als hätte sie ihn vorher längst gekannt.

Lie hat fein vermieden, seinen Rein mit einer falschen Romantik zu umkleiden. Er tritt derb menschlich in die Szene. Ganz allmählich, in Einzelzügen enthüllt sich das Verstörte dieser pathologischen Natur. Und mit größter Kunst ist das Wechselwirken zwischen den guten Alltagsmenschen und ihrem stillen Frieden und dieser ruhelosen Quatexistenz gezeichnet.

Fäden weben sich zwischen Dyre und Merete, der in dieser zärtlich blühenden Mädchengestalt etwas wie Erlösung wittert, der aber schließlich doch nicht wagt, sein Geschick zu besiegen, sich zu ihr zu retten; der schließlich vor dem Entsetzlichen, das in ihm lauernd sich aufreckt und schon mit der Krallenhand auch nach dem Mädchen greift, in den tobenden Wasserfall sich flüchtet. Er läßt die furchtbaren Elemente der Natur sein ihm vorbestimmtes Geschick erfüllen.

. . .

Jonas Lie, sanft so puritanisch und karg, ist in diesem Werk farbenreicher und herzlicher denn je. Nie stand er uns so nah. Starke tiefe Antheilsfreude an menschlichem Kleinwesen, an der Regsamkeit des Lebens in allen seinen bunten Aeußerungen spricht zu uns. Pastorale und idyllische Töne und dazwischen der Wetterschall übermenschlichen Schicksals. Wenn ich an Dyre Rein und seine volle Lebensmischung zurück denke, dann verdichtet sich mir seine Erinnerung in ein nordisches Landschaftsbild: Der grüne heitere Badestrand von Balholmen. Baumgänge, durch deren Aeste das Meer transparent leuchtet. Rothe heitere Giebelhäuser mit weißen Pfosten, stillsänftigende Ruhe. Zeitloser Frieden, ungestörte Geborgenheit.

Aber über dem Frieden hängen drohend steilragende Berge. Ueber dem Wasser sieht man die Schneeregionen eisstarrenden Hochgebirges. Und schicksalsvoll schwebt in der dünnen Luft glühend roth, riesig, starr, verhängnißdeutend die Mondscheibe. . . .

Felix Poppenberg.

Die fünfte Ausstellung der Libre Esthétique.

Die diesjährige Ausstellung der Libre Esthétique in Brüssel, die am 24. Februar wie gewöhnlich in den Sälen des modernen Museums eröffnet wurde, gehört mit zu den besten, die jemals seit den Ausstellungen der XX hier veranstaltet worden sind. Sie steht weit über der des letzten Jahres, sowohl in der Qualität wie in dem Arrangement, in dem sich diesmal Octave Maus, der Direktor der Gesellschaft, von seiner besten Seite gezeigt hat.

Der größte Saal gehört wie gewöhnlich, aber diesmal verdienterweise, der Malerei, und darin behauptet Théo van Rysselberghe die erste Stelle. Rysselberghe gehört zu der Gruppe von Malern, die unter der Bezeichnung Pointillisten berühmt oder wohl richtiger als willkommene Zielscheide billiger Anfeindungen berüchtigt geworden sind. Der ewig Gestrige kennt sie unter dem Namen Konfettisten (von Konfetti), der Moderne verehrt in ihnen mit Recht die letzte Konsequenz der großen koloristischen Bewegung unseres Jahrhunderts, das Ende jener glanzvollen Richtung, die durch Turner begonnen und in Künstlern wie Manet Monet, Pissarro, Degas in unserer Zeit populär wurde. Turner war ihr Prophet, Seurat ist ihr Apostel geworden. Man findet in frühen Ruskin'schen*) Schriften, offenbar inspirirt durch Turner, da Ruskin die Sache ganz fern lag, bereits das Evangelium von der Theilung der Farbe, dem reinen Ton, der reinen Palette, das Seurat ausführte. Einen nachweisbaren Einfluß übten die Werke zweier Gelehrten auf Seurat und seine Genossen aus: der Franzose Chevreuil und der Amerikaner O. N. Rood, Leute, die auf wissenschaftlichem Wege den ästhetischen Werth der Nebeneinanderstellung der Urfarben roth, orange, gelb, grün, blau, violett feststellten im Gegensatz zu den gemischten Tönen, die Mischung dieser Farben nur mit Weiß empfahlen und den Schluß nahelegten, daß ebenso wie in der Natur diese Farben nur getrennt von einande bestehen und erst durch die Funktionen des Auges vermischt werden, eine Maltechnik, die den Reizen der Natur nahezukommen sucht, nothwendig von denselben Bedingungen ausgehen müsse. Mile war bereits 1839 zu ähnlichen Schlüssen gekommen. Rood schreibt darüber in seiner „Théorie Scientifique des Couleurs" pag. 117:

„Eine andere Methode, um farbige Lichtmassen zu mischen, scheint zum ersten Mal in definitiver Weise von Mile im Jahre 1839 erfaßt worden zu sein, obwohl die Maler sich ihrer schon lange bedienen. Wir wollen von der Art sprechen, eine große Anzahl kleiner Punkte von zwei Farben sehr nahe bei einander zu setzen und ihre Mischung dem Auge von einer bestimmten Entfernung aus zu überlassen. . . . Die so erreichten Resultate sind wahrhaft Mischungen kolorirter Lichtmassen . . . z. B. Kobaltblau und Chromgelb geben auf diese Art behandelt, weiß oder gelbliches Weiß, aber ganz ohne eine Spur von Grün; Smaragdgrün und Hellroth geben ein stumpfes Gelb: Ultramarin und Hellroth ein schönes Purpurroth. — Diese Methode ist fast die einzige praktische Manier für den Maler, nicht färbende Massen (matières colorantes) zu mischen, sondern Strahlenbündel gefärbten Lichtes (faisceaux de lumière colorée)."

*) Ruskin sagt in seinen „Elementen der Zeichnung":
„Eine Farbe in kleine Punkte zu theilen durch eine andere Farbe hindurch oder auf einer anderen, das ist die wichtigste aller Techniken in der guten Oel- oder Aquarellmalerei unserer Zeit. . . . Bei Fernwirkungen durch Objekte kolorirte Gegenstände — Wälder, bewegtes Wasser, gebrochene Wolken — läßt sich viel thun, indem man die Farbenflecke häuft und dann in die Zwischenräume zwischen den Punkten derselben Farbe andere Farben zufügt . . . es ist besser in dem Zwischenraum einen scharf markirten Punkt zu setzen, dem man etwas Weiß zur Seite gibt, oder den man mit Weiß umgibt, als auf den Fleck einen Ton in schwächerer Farbe zu setzen. Gelb oder Orange z. B. erscheint kaum, wenn man es in geringen Mengen aufträgt, aber es glänzt außerordentlich, wenn man daneben weiß setzt."

Diese Theorie mußte nothwendigerweise in der Malerei eine Revolution hervorbringen. Sie nahm dem Pinselstrich seine unbedingte Bedeutung, zeigte, daß es gar nicht des kühnen Schwunges der Hand bedurfte, um nichtsdestoweniger künstlerisch vollendete Werke hervorzubringen, daß es lediglich auf die Wahl oder vielmehr das individuelle Theilen der Farben und die Komposition ankomme; die Ausführung — bei der früheren Malerei die Hauptsache — wurde zu der fast mechanischen Thätigkeit des Pointillirens.

Man kann sich der Richtigkeit dieser Lehre in bestimmten Grenzen unmöglich entziehen. Für die rein koloristische Bedeutung der Malerei ist diese Technik zweifellos die beste; selbstverständlich bleibt ihre Wichtigkeit technischer Art und nicht für Jedermann bestimmend; Degas und Manet z. B. sind als Pointillisten undenkbar.

Die Ausstellung der XX, der die Libre Esthétique folgte, war zehn Jahre lang die treue Pflegstätte dieser Kunst; hier erschienen die ersten Gemälde Seurat's, nachdem sie bei den Indépendants in Paris ausgepfiffen waren, hier stellten Croß, Signac, van de Velde, Luce mit gleichbleibendem Mißerfolg beim Publikum, aber unter dem Applaus der Künstler und der wenigen ernsten Freunde der Kunst ihre Farbenhymnen aus, hier erschien auch zuerst Théo van Rysselberghe. Der Künstler steht im Begriff, seine Vaterstadt Brüssel zu verlassen, um sich in Paris anzusiedeln; es war daher ein schöner Gedanke des Leiters der Ausstellung, Octave Maus, ihn vor dem Abschied noch einmal seinen Landsleuten in würdiger Weise zu zeigen. Dies ist geschehen; Rysselberghe hat seine Produktion der letzten vier Jahre ausgestellt; sechs meist bekannte Portraits, unter denen die seines Freundes Signac am Steuer seines Segelbootes, das der Madame Vielé-Griffin ersten Ranges. Die Dame, lebensgroß, sitzt in der Diagonale dem Beschauer zugewendet, das Kostüm im Wesentlichen blau, mit Hellorange garnirt, die Haare ein wunderbares Gemisch von Farbe. Weniger gelungen scheint das sonnige Portrait der Frau Sänger in einem kupfer-rosa Ton. Bei weitem das glänzendste Werk ist L'Heure embrasée, das zum ersten Mal kurz nach der Vollendung in der Oeffentlichkeit erscheint und wie ich glaube, bestimmt ist, der Schule viele Freunde zuzuführen. Es ist für Rysselberghe das, was für Seurat Le Chahut bedeutet, „das" Werk, nach dem er zu beurtheilen ist. Bereits in den kolossalen Dimensionen — es deckt die Querwand des Hauptsaals der Ausstellung — präsentirt es sich imposant, die Größe des sehr langen Saales gestattet zugleich, die nöthige Entfernung zu nehmen, die gerade bei den Bildern dieser Schule unentbehrlich ist.

Unter einem wundervoll getönten Abendhimmel der Provence, am Ufer des Meeres badet eine Gruppe von Frauen. Im weiten Bogen schließt das leicht bewegte Gestade die schöne sonnige Wasserfläche ab, in der die Frauen sich in reizenden Bewegungen ergötzen. Andere sitzen am Ufer, im lauschigen Gespräch, sie lassen sich von der Sonne trocknen. Das Lauschige, Weiche, Geschmeidige, das wohlige Gefühl, das nach dem Bad den Körper in warmer Luft durchzieht, gibt die Stimmung. Sie wird zumal durch den warmen Orangeton der Leiber gehalten, der das ganze Bild beherrscht und mit blauen und rosa Tönen kontrastirt. Die Farbe nimmt dem Bild die Härte, der so manche selbst vortreffliche Akte im Freien unterliegen, die Farbe und die Art wie sie aufgetragen ist. Hier ist keine harte Kontur, Licht umfließt die Gestalten, aber es ist nicht das Leuchten der Körper so mancher Pleinairakte, bei denen man glaubt, sie wären von innen erhellt, es ist die Atmosphäre, die überall Licht, Wärme und Luft vertheilt.

Seurat kam es in seinen großen Bildern auf etwas anderes an. Er wollte dekorativ wirken, nicht nur in der Farbe, sondern auch durch die Zeichnung. Rysselberghe hat sich begnügt die Natur so zu geben wie er sie sieht; alles was die Technik des Pointillirens geben kann, hat er aufgeboten, um dem Ausdruck des Natürlichen zu dienen. Das verhindert nicht eine ausgezeichnete Zeichnung, die zumal in den Posen der Frauen überrascht. Sie wird von einer Leichtigkeit der Hand geleitet, die man kaum bei einem

anderen Anhänger der Schule findet und die auch durch die ebenfalls ausgestellten Aktstudien zu dem großen Bild bestätigt wird. Man hat manchmal gefürchtet, diese Leichtigkeit könnte dem Maler gefährlich werden. Mit diesem Bild hat Rysselberghe diese Furcht auf lange Zeit, hoffen wir auf immer gehoben.

Daneben erregt Maurice Denis mit seinen Frauen im Walde, das bereits auf dem Marsfeldsalon 97 ausgestellt war, größtes Interesse. Hier haben wir gleich den Beweis, daß es nicht des Pointillismus bedarf, um große Kunstwerke zu schaffen. Auch hier das Nackte, nackte Frauen in der Natur, aber während es bei Rysselberghe nur der individuellen Darstellung der Natur dient, bringt es hier des Künstlers eminente Befähigung für das Lineare verbunden mit feinster koloristischer Veranlagung und großartiger Pinselführung zum Ausdruck. Dieses Lineare ist Stilisirung und die Anregung mögen auch hier wie bei so vielen die Frühitaliener gegeben haben. Aber man denke dabei nicht an das nachgerade unerträgliche modische Botticellitum, das aus dem Alten nimmt, was ihm am Eigenen fehlt. Dieser Denis ist reich, ebenso reich in seiner Art wie die großen Florentiner, von denen er sich lediglich etwas Aeußerliches, eine Art Konvention, eine Erinnerung leiht, weil die Neuzeit mit ihrem Realismus dieses Mittel versagt. Er ist er, wie Rossetti trotz der Italiener, und Puvis trotz der Klassizisten eigene Leute sind. Man möchte wünschen, daß eine Galerie dieses wundervolle Werk ankauft, vielleicht unsere Nationalgalerie, die seit Tschudi einen so mächtigen Vorsprung genommen hat. — Alexander hat ein interessantes Mädchenporträt geschickt, den richtigen amerikanischen Balg, der den Flirt anfängt, bevor es die Schule verlassen hat. Auch andere Amerikaner, Childe Hassam, Humphreys Johnston sind leidlich vertreten. Thaulow hat drei seiner blauen Dunkelbilder ausgestellt; nachgerade wird die Geschicklichkeit langweilig. Sehr interessant sind ein paar impressionistische Bilder des Brüsseler Malers Heymans, sonnige Landschaften, die den Franzosen nicht fern stehen. —

Die Skulptur hat in Meunier und Minne ihre Stützen. Meunier hat ein neues Basrelief gemacht „les travailleurs de la mer"; es behandelt die schwere Arbeit des Errichtens der Brise-lames an der Küste von Heyst. Pferde und Menschen ziehen und tragen die Holzbündel, mit denen die Wellenbrecher verstärkt werden sollen, in das Meer hinaus. Eine Kraft steckt in diesem kleinen Werk, daß man glauben möchte, es wäre ein Junger, der es gemacht hat, und doch kann nur die Weisheit des reifen Künstlers diese ganz aufs Große gerichtete Komposition, die von aller ängstlichen Anlehnung an die Natur frei ist, vollbringen. — George Minne ist seit Jahren zum ersten Mal wieder an der Oeffentlichkeit erschienen. Es ist merkwürdig, daß derselbe Boden zwei so verschiedene Künstler desselben Gebietes hervorbringen kann, Meunier, den treuesten Ausdruck des besten Realismus, den Millet der Skulptur, und diesen Minne, der fast wie ein Gothiker wirkt. Seine drei heiligen Frauen, drei Gestalten, von denen man nur die Gewänder sieht, weite Falten, die über die Gesichter fallen, scheinen einer alten Brügger Kirche entnommen, man möchte sie in Holz ausgeführt sehen, wie die alten Schnitzereien; es ist der Archarismus in der Skulptur; die goldene Zeit der Gothik, die unsere Malerei und Zeichnung, unsere Architektur beherrscht, mußte auch hier mal zum Worte kommen. Und doch ist es viel mehr als Archarismus. Wie bei Denis, wird auch hier eine ältere Konvenienz nur als äußeres Gewand genommen, bei Denis, um seinem Drang nach dem Dekorativen eine Art logischer Berechtigung zu geben, hier aus demselben Grunde, um die Skulptur dekorativ, stilistisch zu machen. Aber dieses Stilgefühl hindert nicht eine Beweglichkeit, eine Finesse in der Materialbehandlung, die in ein paar unendlich graziösen Figuren an Rodin erinnert. Es ist ernstere Kunst, als die Rodin's, man möchte fast sagen, edler und klassischer. Ich will hier nur noch die Skizze für das Grabdenkmal Volder's erwähnen, des Begründers des parti ouvrier in Brüssel, der durch Volders stark gewordenen Arbeiterpartei. Van de Velde ist es zu danken, daß dieses Werk dem Künstler übertragen wurde, trotzdem der Entwurf auf allgemeine Opposition stieß. Man wird begreifen, weshalb. Auf einem schwanken Schiff stehen sich zwei nackte Männer gegenüber, sie halten sich gegenseitig an den Armen und bewahren sich so vor dem Niederstürzen. Jedes dramatische Element, das hier so nahe liegt, ist vermieden, die Situation ist nur angedeutet, es ist ein Symbol und man wird zugeben, daß es für die darzustellende Idee, der Volders diente, nicht einfacher und edler gedacht werden kann.

Neben diesen Hauptwerken die üblichen Kleinskulpturen von Charpentier, Desbois, Bartlett, Vallgren und von einem in Brüssel lebenden Bildhauer Durrio de Madron.

Interessant ist die deutsche Betheiligung an der Ausstellung, die diesmal überwiegt; von Malern Dora Hitz in erster Linie mit ein paar von früher bekannten Bildern, darunter den beiden Porträts des Frl. v. Brocken, und einem sehr schönen reifen, mir neuem Werk „Mutterliebe". Eine Frau, die in sehr schöner Pose ihr Kind an sich drückt, mit einer Zärtlichkeit, die aus der Hand, die das Kind umschließt, auszuströmen scheint, so wundervoll ist sie gemalt. Die Töne, wie immer bei Dora Hitz, ganz fein, melancholisch, aber ohne Spur von Sentimentalität. Max Liebermann ist nur mit Radirungen und Skizzen vertreten, die hier gerade nicht wie Offenbarungen wirken, aber uns würdig vertreten. Jungdeutschland kommt in der Malerei durch den sehr talentvollen Hamburger Illies zum Wort, der in lebhaft kolorirten Landschaften Beleuchtungseffekte schildert; seine Kunst ist mehr an der Seine als an der Elbe gewachsen, aber sie gehört ihm und sie kann uns, vielleicht ein wenig spät, einen deutschen Impressionisten geben. Leistikow beginnt mit seinen dekorativ gewollten und recht unmalerischen, zuweilen rohen Effekten zu ermüden. Besser gefällt Kurt Hermann mit drei Arrangements in roth mit verschiedenen grünen und gelben Lichtern. Hermann hat ein neues Stillebengenre geschaffen, das vortrefflich die unglücklichen Blumenbouquets unserer elterlichen Eßzimmer ersetzt und ernstlich mit Milieurücksichten zu rechnen trachtet. Hoffen wir, daß er sich nicht mit dem Genre begnügt, sondern in dem Rahmen immer neu bleibt.

Sehr erfreulich ist das moderne Gewerbe auf der Ausstellung vertreten. Auch hier nimmt Deutschland eine der ersten Stellen ein mit Eckmann, von dem eine Anzahl Teppiche, Leuchter und Ledersachen da sind; den beiden Schwestern Brinkmann, Hamburg, mit sehr hübschen, gediegenen Wandteppichen; dem Münchener K. Groß mit einer Menge reizender Zinnsachen, die sich von den üblichen französischen Werken in diesem Metall durch ihren Gebrauchswerth auszeichnen; dem Dresdener Fritz Rentzsch mit in der Farbe sehr gewählten Stickereien, die nur leider durch Bemalung in ihrem Gebrauchswerth beeinträchtigt werden. Von Dänemark die Porzellane der Königlichen Manufaktur in Kopenhagen und von Bing und Gröndahl, die Bucheinbände der Forening for Boghaandvaerk, größtentheils von Bindesböll, die wie gewöhnlich durch dekorative einfache Zeichnung und tadellose Technik hervorragen. Frau Thaulow hat einige ihrer kolorirten und getriebenen Ledersachen geschickt; Plumet eine hübsche, elegante Etagere, sein Freund T. Selmersheim verschiedene graziöse Kerzenträger; Brangwyn seinen für L'Art nouveau gefertigten großen Knüpfteppich. Von Belgien sind im Gewerbe Evaldre mit seinen farbigen Glasmosaiken, A. Huez, eine Schülerin van de Velde's, mit sehr hübschen Projekten für Tapeten, Stoffe, mit einem originellen Damenumhang und modernen Spitzen, Combaz mit seinen Nachahmungen Lemmen's vertreten, der selbst diesmal ausgeblieben ist. Weit über alles das hinaus ragt Tiffany mit unbeschreiblich schönen, neuen Gläsern, nur schade, daß sie unerschwinglich sind; ein mäßig großes Exemplar, das inzwischen vom Kunstgewerbemuseum angekauft worden ist, kostete 1800 Frcs. Tiffany macht Thorn-Prikker aus dem Haag mit seinen Stoffen den Rang

streitig. Vielleicht gebührt ihm die Palme, weil, was er bringt, neu ist.

Thorn-Prikker nimmt unter den jungen Holländern, die sich die Schöpfung eines modernen Ornamentes und modernen Gewerbes zum Ziel gesetzt haben, schon lange die erste Stellung ein. Er hat Jahre lang den Kampf so Vieler gekämpft, von dem stilisirten Gemälde zur reinen Schmucklinie zu gelangen. In den Arbeiten, die er in Brüssel ausgestellt hat, ist ihm dies zum ersten Male glänzend gelungen. Wie die meisten Holländer wurde auch er von der Kunst der indischen Kolonien seines Vaterlandes beeinflußt, zumal von den köstlichen Zeichnungen, die die Javaner in ihre, Batiks genannten, Tücher einfärben mittelst einer Technik, die über größte koloristische Reize verfügt. Prikker bedient sich desselben technischen Mittels, aber er verwendet im Gegensatz zu den Javanesen nicht nur Kattun, sondern Sammet, Seide, Manchester u. s. w., statt der stets mit Gelb kontrastirenden Farben der Inder nimmt er die ganze Skala moderner Koloristik und statt der erotischen Zeichnung die europäische und ganz und gar ihm eigenthümliche geschlossen dekorative Linie seines Ornamentes. In der Ausstellung befinden sich Kissen, Vorhänge, Tischdecken u. s. w., von denen jedes einzelne ein Kunstwerk ist, ein Wunder an Grazie und Geschmack. Wie mir gesagt wurde, werden diese Stoffe von Brüssel nach Berlin gehen und hier bei Keller und Reiner ausgestellt werden.

Alles in allem verdient Octave Maus, der Direktor der Libre Esthétique, Anerkennung für diese fünfte und gewiß nicht schlechteste Ausstellung seiner Gesellschaft. Er hat, wie gewöhnlich, für Mannigfaltigkeit gesorgt und es ist ihm diesmal gelungen, Dinge zu finden, die zum mindesten interessiren.

J. Meier-Graefe.

Theater.

Schiller-Theater: „Brand". Ein dramatisches Gedicht in 5 Akten von Henrik Ibsen. Uebersetzt von Ludwig Passarge.

Die herbe Gesellschaftskritik, die er in der „Komödie der Liebe" geübt hatte, machte Ibsen fürderes Verweilen in der Heimath unmöglich. Er ging ins Ausland und verschanzte sich ganz hinter die Dornenhecken seines Individualismus. Dachte er aber an die Enge seiner Heimath zurück, so mußte ihm das Bild eines Mannes lebendig werden, der wie er an der Gesellschaft ätzende Kritik geübt hatte und für sein Grab als einzige Inschrift die Worte „dieser Einzelne" gewählt hatte: Sören Kierkegaard.

Wahrscheinlich, daß sich Kierkegaard's Gestalt, zum mindesten mittelbar, zu Ibsen's „Brand" verdichtet hat. Ibsen stand noch unter dem Eindruck von Kierkegaard's tragischem Ende (1855) als er im Jahre 1866 seinen „Brand" vollendete.

Die „Gesellschaftsordnung" der Gläubigen hatte Kierkegaard bis zum äußersten bekämpft. Er forderte vom Christen die unmittelbare Nachfolgeschaft Jesu im Stande der Erniedrigung; Weltabgestorbenheit. Die heutige Christenheit galt ihm in ihrem Paktiren mit allem Weltlichen nur als die große Horde der Abgefallenen. Er stellte ihr den Einzelnen gegenüber. Er formulirte philosophisch die Kategorie „der Einzelne" und sah in sich selbst den Missionar, der in der Christenheit diesen Einzelnen finden und erwecken müsse. Die Subjektivität galt ihm als die Wahrheit: ich bin die Wahrheit, so deutete er philosophisch das Wort Jesu um. Aber nicht in der Idee, sondern in der Existenz suchte er das Christenthum, und als höchste Stufe galt ihm die religiöse Existenz. Die ewige Seligkeit wollen, heißt absolut wollen, heißt auf die Endlichkeit der Existenz verzichten. Die religiöse Existenz ist Leiden; ohne Leiden sein bedeutet ohne Religiosität sein.

Man findet all diese Elemente in Ibsen's Brand wieder. Auch Brand ist der Einzelne, der sich zum religiösen Empfinden der Massen in Gegensatz setzt. Er will ausziehen, ein Missionar, den mattherzigen Gott der allgemeinen Christenheit zu begraben. Er stellt sein Sein und Wirken auf den Satz: Alles oder Nichts, und man möchte dabei an den Titel von Kierkegaard's Hauptwerk denken: Entweder — Oder. Und mit diesem Alles oder Nichts läßt Brand die eigene Mutter ohne Sterbesakrament sterben, treibt er Kind und Frau in den Tod, scheidet er sich von seinem Werk und seiner Gemeinde. Das Märtyrerthum wollen gilt ihm als das Höchste, und er will es. Sein Weg geht durch selbstgewählte Leiden. „Der Weg der Gnade — ist erbaut aus Opfersteinen." Und ganz konsequent und nur konsequent sagt er: „Mit Klarheit tritt es einst zu Tage: Kein größerer Sieg als Niedertage!"

An Ibsen's Herzen aber genährt, wuchs sich der religiöse Sektirer Brand zu einer faustischen Gestalt aus. Brand ist ein Faust des Wollens. Er will die Grenzen menschlicher Kraft überfliegen, er will das Uebernatürliche. Er will das Wunder. Ohne Zahl, sagt Brand, würde Gott noch heute Wunder thun, wäre die Welt nicht feige. Wie ein Zwillingsbruder steht er neben dem Laienprediger Sang in Björnson's Drama „Ueber die Kraft." Sang thut das Wunder, und es tödtet ihn; Brand will das Wunder, und sein Wollen führt ihn und die Seinen in den Tod.

Als Oehlenschläger, der Romantiker, seinen nordischen Faust schuf, gab er ihm statt des Zirkels und des Meßstabs Aladdin's Wunderlampe in die Hand. Ibsen und Björnson fanden, wie sehr sie die Romantik bekämpfen mochten, in dem Hang zum Uebernatürlichen, in dem Hinausschweifen der Phantasiethätigkeit ins Grenzenlose, auch ihrerseits das faustische Element in der Seele ihres Volkes. Brand ist der Faust des Wollens, das die wirklichkeitsüberfliegende und die Wirklichkeit töbtende Phantasie zu Wirklichkeit machen „will." Und wenn Kierkegaard das tiefsinnige Wort Tertullians wieder in den Mittelpunkt seiner Theologie rückte: credo quia absurdum, ich glaube, weil es der Vernunft widerstrebt, so scheinen auch da leise Beziehungen zu weben zwischen seiner Lehre und dem Faustischen im Brand.

Und tief verankert hat Ibsen die Eigenart dieses faustischen Phantasiewollens in der Eigenart der nordischen Volksseele. Brand, ein Kind einer gewaltigen, starren, sonnenarmen Felsenwelt, der Sohn einer liebelosen, habgierigen Mutter, von jung an ein Einsamer und Willensstarker, muß werden der er wird. Er sieht die Heimath wieder, und sie hält den Widerstrebenden fest. Das Felsenlabyrinth, dessen Abbild gleichsam die Welt in seinem Innern ist, begräbt ihn seelisch und dann auch körperlich. In sein Haus, das der Gletscher überschattet, fällt kein Sonnenstrahl. Es liegt ein Halbdunkel auf seinem faustischen Wollen. „Ich bin matt und flügellos; da die Heimath ich gefunden, seh ich wachend mich verloren; wie ein Sklav' gezähmt; verschoren, Simson in Delilas Schoß." Es geht ein Eishauch von seinem Ringen um das Wunderbare aus; der Tod ist sein Wunder.

Groß als faustische Dichtung und grandios in ihrer ganz verinnerlichten Naturauffassung, ist Ibsen's „Brand" dennoch in seinem eigentlichen Kern, dem religiösen, taub. Ich glaube, da sich Ibsen auf religiöses Gebiet begab, kam er auf unsicheren Boden; er ist auch Kierkegaard keineswegs in die christlich-spekulative Tiefe seiner Doktrin gefolgt. In Brand soll etwas vom Genie des Christenthums flackern, er soll es individuell und individualistisch ausprägen; aber ihm fehlt dazu der Grundgehalt und der Pruegestoff. Heilslehre und Gnadenwirkung sind ihm unbequeme Begriffe, mit denen er nichts anzufangen weiß. Er ist zu einer starren, beinah heidnischen Gottheit zurückgekehrt. Und was ist ihm

sein Gott? Brand sagt einmal: „Mein Gott ist nicht so matt gesinnt. Der meine jung und stark, ein Rächer(!). Kein schwacher Alter, feiger Schächer. Sein Ruf ist wie ein Sturmgelöu, das aus dem Feuerbusch erscholl zu Moses auf des Horebs Höhn, ein Riese er, jedweder Zoll". Und diese ganz äußerliche und unchristliche Auffassung tritt immer wieder hervor, und Brand kommt durchaus nicht darüber hinaus; sie wird auch nicht eben verlieft dadurch, daß eine Stimme Gott zum Schluß als deus caritatis grüßt. Man schuldet es der Gerechtigkeit, zu sagen, daß dieser „Riese" doch nur a poor man's God ist, richtiger, ein Gott aus frühgeschichtlicher Götterbildung. Wie charakteristisch, daß das Judenthum die Moses'sche Auffassung, an die Ibsen hier erinnernd mahnt, schon in Elias (Gott war nicht im Sturm sondern im stillen, sanften Sausen) überwunden hat! Innerhalb des Christenthums ist ein Brand ähnlicher Charakter vielleicht denkbar; als christliche Gestalt aber, als die er doch gedacht ist, ist Ibsen's Brand unmöglich. Man muß in ihm den Faust sehen, der das Uebernatürlich-Wunderbare zufällig unter archaistischen Religionsvorstellungen sucht. Dem muß sich auch die Aufführung anpassen.

Im Schillertheater geschah das nicht. Dennoch, ich will das schöne und wahrscheinlich bleibende Verdienst, das sich das Schillertheater mit einer Erstaufführung des „Brand" auf deutscher Bühne erwarb, nicht herabsetzen. Es hat sich in „Brand", so seltsam das klingen mag, ein Volksstück erobert, dessen unmittelbarer, gewaltiger Wirkung sich das Publikum nicht einen Augenblick entzog. Diesen „Brand" des Schillertheaters könnte man etwa mit dem „Pfarrer von Kirchfeld" vergleichen.

Als den schroffen Religionsmann und gottzwingenden Willensfanatiker faßte Eduard v. Winterstein den Brand auf. Er gab die Rolle deklamatorisch, mit überzeugendem und echtem Pathos, aber ohne Modulation, in einem beständigen Forte. Er war, um im Bereich der biblischen Vergleiche zu bleiben, ein tönendes Erz. Die seelischen Vorgänge kamen dabei arg zu kurz, er legte, bildlich gesprochen, den Talar nie ab, und nichts in seinem Wesen verrieth faustischen Drang. So kam es, daß er in seinem eigenen Zimmer fremder berührte als unter aufgeregter Volksmasse, zumal ihn von seiner Truhe die segnende Christusgestalt Thorwaldsen's — wie Banquo's Geist — recht unbequem anblickte. Aber für das Durchschnittsempfinden gab er dennoch eine packende Bühnengestalt. Und die ihm zur Seite stand als sein Weib, Hedwig Pauly, war wie er selbst nicht reich an Innerlichkeit; doch fand sie im Schmerz manchmal den Herzenston. Und das gilt von der Aufführung im Allgemeinen: es waren wenig oder gar keine Mißklänge und falschen Noten, es hatte offenbar eine kluge Regie gewaltet, und nicht ohne Stimmung war das Landschaftsbild, in dem die Menschen sich bewegten; nur waren die Schätze nicht gehoben, die dieser Boden birgt. Die Dichtung wirkte durch ihre packenden Tiraden, die Eigenart der Handlung, ihre scharfe und vielfach satirische Charakteristik; sie wirkte in dieser Aufführung ihrem tiefen Ideengehalt zum Trotz. Beinahe in der Schillermaske gab Winterstein den Brand; blond, trotzdem einmal vom Rabenfittig seines Haares die Rede ist; etwas von Schillermaske war der ganzen Dichtung aufgezwängt. Und nur zuweilen blickten Ibsen's Augen gespenstisch aus den Augenhöhlen dieser Maske.

Ernst Heilborn.

Die Verbannten des ersten Kaiserreichs. Von Eduard Wertheimer. Leipzig. Duncker und Humblot. 1897. XIX und 310 S.

Nicht sämmtlichen Verbannten des ersten napoleonischen Kaiserreichs, sondern den Berühmtesten derer, die zeitweise in Oesterreich ein Asyl fanden, gilt die neueste Arbeit des auf diesem Gebiet sehr kundigen Historikers. Die Namen „Louis Bonaparte, Jérôme und Katharina von Westfalen, Elisa Baciocchi, Karoline Murat, Fouché, Savary, Maret" bezeichnen den Kreis interessanter Persönlichkeiten, in den der Leser versetzt wird. Ihr Thun und Treiben im fremden Land, ihre Ueberwachung durch eine äußerst mißtrauische Polizei, die Verflechtung mehrerer aus ihrer Zahl in das Getriebe der großen Politik während der Restaurationszeit: das alles wird durch mannigfaltige urkundliche Mittheilungen, die die gedruckte Litteratur ergänzen, wirkungsvoll beleuchtet. Die Akten des Staatsarchives und des Archives des Ministeriums des Innern zu Wien haben die reichste Ausbeute geliefert, die freilich von ungleichem Werth ist. Briefe der Verbannten wechseln mit solchen Metternich's, Sedlnitzky's, Schwarzenberg's, Kolovrats, mit Berichten von Polizeidirektoren oder untergeordneten Kommissären u. a. m. Unter den Korrespondenzen der Verbannten befinden sich nicht wenige aufgefangene Stücke, und man erhält einen guten Einblick in das damalige virtuos ausgebildete österreichische System des Spionirens und Auskundschaftens.

Selbstverständlich hatte der Geschichtsschreiber ein so buntes Quellenmaterial nicht einfach auf Treu und Glauben hinzunehmen. Aber der Gewinn, den er aus ihm schöpfen konnte, ist nicht zu verachten. Wir erhalten z. B. Beiträge zur Charakteristik des ehemaligen Königs von Holland, die diesem Ehre machen. Auch über die Entstehungsgeschichte seines Romanes „Marie" werden wir in erwünschter Weise unterrichtet. Schade, daß Goethe in seinem Tagebuch nichts von dem Inhalt der Gespräche angibt, die er in Teplitz mit diesem Bruder des Kaisers geführt hat.*) Dies Kapitel über Louis Bonaparte schließt mit den Worten: „Welche Ironie, daß gerade der Sohn jenes Mannes den der Begründer des Kaiserreiches so nachdrücklich bekämpft hatte, dazu ausersehen war, als Napoleon III. die Fahne des ersten Empire in Frankreich wieder aufzupflanzen." Dazu wird man, einem bekannten Artikel des Code civil zum Trotz, als Historiker allerdings ein großes Fragezeichen machen dürfen.

Mit Jérôme, dem „König immer Lustik", erscheint ein zweiter der Brüder des Kaisers auf österreichischem Boden. Die Württembergerin Katharina, die Glück und Unglück mit ihm theilte, steht ihm auch hier als Schutzengel zur Seite. Die Geschichte der Entweichung Jérômes aus Triest und des verunglückten Versuches seiner Frau, ihm zu folgen wird besonders anschaulich geschildert.

Die Frauen kommen in dieser Porträtgalerie im allgemeinen viel besser weg als die Männer. Auch die heißblütigen, stolzen Schwestern des Kaisers Elise Baciocchi und Karoline Murat, erheben sich im Thun und Leiden zu beinahe heroischer Größe, wenn man sie mit dem Fouché und Savary vergleicht, die im Exil ihrem Charakter oder vielmehr ihrer Charakterlosigkeit treu blieben. Fouché fabrizirte zu seiner Selbstvertheidigung Briefe, die er unter falschem Namen in die Welt ausgehen ließ, buhlte um die Gunst der französischen Machthaber und verband sich heimlich mit ihren Gegnern. Savary denuncirte seinen früheren Ministerkollegen und damaligen Unglücksgefährten Maret, den Herzog von Bassano. Dieser wurde auch der Mitwissenschaft an dem Attentat beschuldigt, das ein gewisser Marinet am 11. Februar 1817 in Paris auf Wellington machte. Maret's Entrüstung über die Beschuldigung war sehr berechtigt, aber seine Rückkehr ins Vaterland wurde nicht zum wenigsten in Folge dieser Angelegenheit noch um ein paar Jahre verzögert. In Frankreich wird die Arbeit Wertheimers gewiß ein noch lebhafteres Interesse erwecken als bei uns. Niemand, der sich die Geschichte des Kaiserreichs und der Restauration als Arbeitsfeld ausersehen hat, darf sie unbeachtet lassen

A. St.

*) Ein kleiner Irrthum des Verfassers ist es, auf S. 20 als Jahr des Zusammentreffens Goethe's mit Napoleon 1807 statt 1808 anzusetzen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 27. Berlin, den 2. April 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Die Leser der „Nation",

deren Abonnement mit dem 31. März abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation",
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Herr Zelle hat den Berliner städtischen Behörden mitgetheilt, daß er zum Oktober dieses Jahres von seinem Posten als Oberbürgermeister zurücktreten werde. Als Motiv dieses Rücktritts giebt Herr Zelle sein Alter an. Es ist richtig, daß der jetzige Berliner Oberbürgermeister siebzig Jahre alt wird; und dieses Alter kann die Arbeitslast, die dem ersten städtischen Beamten der Reichshauptstadt obliegt, als einen zu schweren Druck bereits empfinden lassen. Immerhin herrscht in der Berliner Bürgerschaft die Ueberzeugung vor, daß Herr Zelle auch in seinen Jahren sich weniger bedrückt fühlen würde, wenn seine Stellung zur Bürgerschaft sich nicht im Laufe der Zeit schwieriger und immer schwieriger gestaltet hätte.

Die Neuwahl wird eine sehr ernste Aufgabe sein. Auch bei ihr die kleinen Fraktionsrivalitäten unter den liberalen Richtungen zu entscheidender Bedeutung gelangen zu lassen, erschiene uns als eine ganz besondere politische Kurzsichtigkeit. Der entschiedene Liberalismus ist fast vollständig von der Betheiligung an der praktischen Leitung der Staatsgeschäfte ausgeschlossen. Das ist nicht nur ein Nachtheil insofern, als damit liberalen Anschauungen in unserem Staatsleben eine hinreichende Vertretung nicht gewährt wird; es ist ein ungleich größerer Nachtheil auch in der Beziehung, als Männer der Linken zur praktischen Ausübung des Regierens und Verwaltens in großem Stile nicht gelangen; und wie alles gelernt werden will, so auch dies. In den großen Städten ist der Boden für die Entfaltung entsprechender Fähigkeiten gegeben; hier können in praktischer Thätigkeit Männer herangebildet werden, die sonst in einem gegebenen Augenblick dem Liberalismus einmal sehr schmerzlich fehlen könnten.

Die Posten an der Spitze großer Gemeinwesen bieten aber zugleich auch die Möglichkeit, in der Wirklichkeit zu zeigen, was der Liberalismus vermag. Ein Oberbürgermeister von Berlin sollte eine Achtung gebietende Gestalt sein, deren Bedeutung eine werbende Kraft für die liberalen Ideen überhaupt hat. Kein Land und keine politische Richtung hat ein Uebermaß solcher Männer zu präsentiren, und man sollte sich daher wohl hüten, auch in die Berliner Oberbürgermeisterfrage das Elend kleiner Fraktionsrivalität hinein zu tragen.

Ob das mächtige kommunale Haupt von Berlin politisch dieser oder jener liberalen Fraktion angehört, erscheint uns untergeordnet gegenüber einer anderen Anforderung. Er muß, auf dem Boden liberaler Selbstverwaltung stehend, seiner schweren Aufgabe gewachsen sein; denn seine Aufgabe ist schwer. An der Spitze einer Stadt von fast zwei Millionen Einwohnern zu amtiren, ist nicht leicht, und dieses große Arbeitsfeld erfordert um so größere Fähigkeiten, weil diese Millionenstadt in Ruhe verwaltet werden soll, während

sich die Ansprüche des Hofes und die Ansprüche und Stimmungen sozialdemokratischer und fortschrittlicher Wählermassen gegenüberstehen. Mit Gesinnungstüchtigkeit allein läßt sich dies Ziel nicht erreichen. Befähigung für die Verwaltung müssen sich mit politischer Selbständigkeit und politischem Takt verbinden.

Am 1. April beging die „National-Zeitung" das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß schreibt die demokratische „Volkszeitung" unter Betonung des abweichenden eigenen politischen Standpunktes:

Dieser verschiedene Standpunkt „soll uns nicht abhalten, anzuerkennen, daß die „National-Zeitung" ihre Anschauungen, die wir vielfach bekämpfen mußten und voraussichtlich in gleichem Umfange weiter bekämpfen werden, zumeist in einer Form vertritt, die auch dem politischen Gegner Achtung abnöthigt. Im Gegensatz zu der Gepflogenheit mancher jüngeren Zeitungen, sogar leider aus dem freisinnigen Lager, hält die „National-Zeitung" an der Tradition der meisten älteren Zeitungen fest, die auch für uns Richtschnur ist, das Sachliche über das Persönliche zu stellen. In einer Zeit, wo die politische Brunnenvergiftung durch das Hinüberspielen politischer Kämpfe auf das persönliche Gebiet arge Fortschritte gemacht hat, muß eine solche Haltung eines Blattes aus Anlaß eines fünfzigjährigen Jubiläums anerkannt werden."

Diese Ausführung ist völlig zutreffend, und sie ist um so werthvoller in einem Blatte, dessen politische Richtung von der der „Nationalzeitung" vielfach so verschieden ist. Solcher Vorurtheilslosigkeit bedürfen wir auf der Linken zur Gesundung unseres politischen Lebens; denn auch die „National-Zeitung" ist heute wieder ein Bundesgenosse von Gewicht und großem Werth im Kampfe gegen das reaktionäre Junkerthum.

Rußland hat seine ostasiatische Ernte jetzt eingeheimst. Es hat Korea zunächst fahren lassen; durch diese erhebliche Konzession scheint Japan zur Ruhe gebracht worden zu sein; dagegen brachte Rußland thatsächlich unter seine Botmäßigkeit die Mandschurei, also das ganze nördliche China mit den Hafen Port-Arthur und Talienwan, so daß Rußland von der Landseite wie von der Seeseite auf Peking drücken kann, da die beiden Häfen den Golf in Petschili beherrschen.

Als ein Akt besonderer Klugheit muß der Rückzug aus Korea erscheinen; Korea, das von russischem Gebiet nunmehr auf der Landseite thatsächlich umspannt wird, ist eine Beute, dessen Schicksal für später besiegelt ist; für jetzt hat aber das Zarenreich durch diesen Verzicht, der doch die Zukunft nicht versperrt, Japan ruhig gehalten.

Was England diesen Ereignissen gegenüber thun wird ist noch unklar; nur eins ist klar, auf einen Kampf mit Rußland läßt es England nicht ankommen. Man wird diese Politik der Zurückhaltung durchaus begreiflich finden, aber je nothwendiger und je begreiflicher sie für England ist, um so unzweckmäßiger waren die Kriegsdrohungen englischer Zeitungen. Solche Drohungen, denen keine Thaten folgen, führen die continentalen Völker schließlich zu einer gänzlich falschen Beurtheilung englischen Wesens. Wir sind schon auf dem besten Wege, die englisch-politische Entschlußfähigkeit und Entschlossenheit überhaupt als eine Fabel zu betrachten.

Das amerikanische Gutachten über den Untergang der „Maine" ist nunmehr veröffentlicht. Das Gutachten behauptet, daß das Schiff einer Explosion von außen zum Opfer gefallen ist.

Aber die Frage der „Maine" tritt augenscheinlich mehr und mehr in den Hintergrund und der Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien spitzt sich in der Richtung zu: Können Cuba Reformen gewährt werden, die den Aufständischen genügen, die der Insel den Frieden bringen und die doch zugleich Spanien anzunehmen bereit ist.

Wer wollte zuversichtlich behaupten, daß sich ein friedlicher Ausgang finden lassen wird. Immerhin ist zu hoffen, daß der gesunde Verstand der Amerikaner für den Frieden sich fortdauernd kraftvoll einsetzen wird.

* * *

Mißvergnügte Agrarier.

Die Vertreter des Agrarierthums, soweit sie den konservativen Parteien angehören, haben zwar sämmtlich im Reichstag sich veranlaßt gesehen, für die Verstärkung der Kriegsflotte zu stimmen, aber recht wohl ist ihnen bei dieser ihrer „patriotischen" Haltung nicht zu Muthe. Sie begreifen ganz gut, daß der Gedanke, welcher der Verstärkung unserer Kriegsflotte zu Grunde liegt: der Gedanke der Offenhaltung des Meeres, der Freihaltung der nationalen Zufahrtswege und der Sicherung des internationalen Güteraustausches zu den engherzigen Bestrebungen des Agrarierthums im inneren Gegensatz stehen. Der liberale Hauch, der von der See herüberweht, wirkt ebenfalls erkältend auf die agrarischen Gemüther. Wenn es politisch nicht zu gefährlich gewesen wäre, dem Flottengesetze, an dessen Durchbringung der Kaiser ein so offenbares Interesse genommen hat, entgegenzuarbeiten, so würde auch wohl mancher extreme Agrarier sein Herz entdeckt und mit den verwandten Seelen der bayerischen Bauernbündler zusammen gestimmt haben.

Dem Grafen Mirbach, der schon bei früheren Gelegenheiten das berüchtigte „Ohne Kanitz keine Kähne!" parlamentarisch vertreten hat, blieb es vorbehalten, der agrarischen Mißvergnügtheit auch diesmal einen ungeschickten Ausdruck zu verleihen: er spielte den Zustimmenden wider Willen mit sauersüßer Grazie, indem er dem Staatssekretär des Reichsmarineamts, Herrn Tirpitz, eins auszuwischen versuchte. Herr Tirpitz hatte in der Debatte der unzweifelhaften Wahrheit Ausdruck gegeben, daß Deutschland in starkem Maße auf die Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen und zur Bezahlung dieser Einfuhr auf einen ausgiebigen Export angewiesen sei. Er wird gewiß nicht der Meinung gewesen sein, damit etwas Neues gesagt zu haben. Wenn in unserer volkswirthschaftlichen Entwicklung irgend etwas unbestreitbar ist, so ist es die Erscheinung, daß sich Deutschland mit Riesenschritten aus dem Stadium agrarischer Selbstgenügsamkeit heraus zu einem Industriestaate ausbildet, und deshalb von Jahr zu Jahr weniger im Stande ist, seine Bevölkerung mit den Erträgnissen der eigenen Landwirthschaft zu ernähren. Angesichts einer Bevölkerungszunahme von jährlich etwa ¾ Millionen Menschen und Angesichts des Umstandes, daß das Gebiet der Landwirthschaft innerhalb der deutschen Landesgrenzen nur noch in geringem Maße erweitert werden kann, gehört schon eine ungewöhnliche Bornirtheit dazu, um zu glauben, daß Deutschland jemals wieder — es sei denn durch einen dreißigjährigen Krieg — in einen Agrarstaat verwandelt werden könnte, der aus der eigenen Produktion alle Nahrungsbedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen vermöchte. Selbst dem Grafen Mirbach trauen wir eine solche Unkenntniß wirthschaftlicher Entwicklungsgesetze nicht zu. Aber in den Augen unserer Agrarier ist es schon ein Verbrechen seitens der Regierung, diese unabänderliche Entwicklung zu konstatiren; schon darin sehen die extremen Agrarier eine Stellungnahme der Regierung gegen ihre Pläne.

Es liegt dieser politischen Empfindlichkeit die ganz richtige Befürchtung zu Grunde, daß die Politik unserer Agrarier in demselben Grade aussichtsloser wird, je mehr die Erkenntniß durchdringt, daß die Pläne der Kanitz, Mirbach, Kardorff und Genossen mit der gesunden natürlichen wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands unvereinbar sind. Für uns kämpft die Natur der Dinge, sie ist unser werthvollster Bundesgenosse; daher der Schmerz der Agrarier, wenn einmal vom Regierungstische her zum Ausdruck gebracht wird, was thatsächlich um uns herum alle Tage sich deutlicher vollzieht.

Der ganze große Kulturkampf, der zwischen dem Agrarierthum und dem Liberalismus sich entwickelt, läuft schließlich darauf hinaus, daß das Agrarierthum den deutschen Wirthschaftskörper behandeln will, als ob er der eines Kindes wäre, während der Liberalismus ihn wie den eines erwachsenen Mannes behandelt wissen will. Zwischen diesen beiden Auffassungen kann es keinen vernünftigen Ausgleich

geben. Das extreme Agrarierthum ist direkt kultur- und entwicklungsfeindlich; seine Pläne sind unerfüllbar und deshalb ist auch jede wesentliche Konzession diesen Plänen gegenüber vom Uebel. Hier ist das Feld, auf dem der Liberalismus gegenwärtig seine Hauptschlacht schlagen muß.

Th. Barth.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben

(geb. den 2. April 1798).

„Dank für deutsche Gesinnung, Poesie und Forschung“ — wir eignen uns Lachmann's Widmungsworte an Uhland in seiner Ausgabe Walthers von der Vogelweide an — sollen die folgenden Zeilen Hoffmann von Fallersleben heute zu seinem hundertsten Geburtstage darbringen. Für deutsche Gesinnung: das deutsche Bürgerthum hat in diesen Tagen die Fünfzigjahrfeier der achtundvierziger Märztage begangen. Freilich ist es nur eine Erinnerungsfeier gewesen, kein Sieges- und Freudenfest; denn wir dürfen heute nicht des Dichters Wort vom Frühling allerorten wiederholen; vielmehr ist es noch untröstlich vielerwärts. Aber wenn auch diejenigen, die sich für den Weiser der Zeit halten, glauben machen wollen, diese sei nicht fortgerückt, weil sie auf dem alten Standpunkt stehen geblieben sind, ein unschätzbares Gut hat das Jahr gebracht: es hat uns aus Unterthanen zu Bürgern gemacht. und ein Selbstbestimmungsrecht gegeben, das freilich von Tag zu Tag noch vertheidigt werden muß. Unter denen aber, die durch ihr Wort dieses Gut haben miterringen helfen, ist mit in erster Linie Hoffmann von Fallersleben zu nennen. Seine ersten Kinderjahre waren in die napoleonischen Zeiten gefallen. Im Hause seines Vaters, der in dem hannöverischen Orte Fallersleben Bürgermeister war und obwohl er echt deutsch gesinnt war, doch später wegen seiner Geschäftsgewandtheit und Redlichkeit Canton-Maire wurde, war das Interesse an den Tagesbegebenheiten sehr groß. Schon 1806 mußte der achtjährige Heinrich der Familie den Hamburger unparteiischen Korrespondenten vorlesen. Wenn von den Erwachsenen politisirt wurde, hörte er zu und ließ sein Spiel ruhen. Nach 1806 war sein Heimathsort unter französische Herrschaft gekommen und dem Königreich Westfalen einverleibt worden. Dieses hatte die Gleichheit vor dem Gesetz hergestellt, die Hörigkeit, die Frohnden und Zehnten, die Privilegien und den Adel abgeschafft. Das deutsche Volk glaubte sich dann in den Befreiungskriegen durch die Opfer, die es für das Vaterland gebracht, diese Gleichheit als sein gutes Recht errungen zu haben. Hoffmann, der damals die erste Klasse des Katharineums in Braunschweig besuchte, war für die kaum errungene deutsche Freiheit mit Leib und Seele begeistert, er dichtete „Deutsche Lieder“, bei denen „nur die Begeisterung Anerkennung verdient; sonst ist nichts Gutes daran“. Aber die Dienste des Volkes waren bald vergessen, in Hannover begann wieder die alte Adelsherrschaft mit ihren veralteten Einrichtungen, die dem jungen Studenten Stoff genug zur Satire bot; der Brief des Vaters: „ich möchte Dich künftig nicht gern in der Schaar der Satiriker sehen; die Schwächen der Nebenmenschen aufzudecken, — wozu man vor dem 50. Jahre nicht einmal in der Republik und im Contrat social Befugniß hat — ist kein Verdienst“, scheint wenig gewirkt zu haben. Auf der Göttinger Hochschule, die er am 28. April 1816 bezogen hatte, betheiligte er sich mit an dem vergeblichen Versuche zur Begründung einer Burschenschaft. „Wie hätte auch so etwas entstehen können, an einem Orte, wo noch nie in die Seele eines königlich großbritannisch-hannoverschen Hofraths der Gedanke Deutschland gedrungen war?“ Daß schon damals die Behörden anfingen, jeden jungen Mann, der Turnjacke und leichte Mütze trug, für staatsgefährlich zu halten und ihm das Reisen zu verleiden, lernte er bei einem Besuch bei seinem Bruder in Magdeburg im Jahre 1817 kennen. Im nächsten Jahre gab ihm die Bekanntschaft mit Oken in Jena Gelegenheit, vor der Oeffentlichkeit seine Meinungen über die deutschen Zustände, besonders die hannöverischen, auszusprechen. In der „Isis“ erschienen mehr als 100 Distichen und Tetrastichen. „Stoff gab es genug, auch in der Studenten- und der Professorenwelt; die Philisterei und das Zopfthum grünten und blühten schon wieder in unserem Staats- und geselligen Leben, viele Köpfe und Hände waren beschäftigt, die alte gute Zeit wieder auf die Beine zu bringen und jedes Mißfallen darüber, jeden Widerstand dagegen als staatsgefährlich auszuposaunen.“ Poetisch waren diese Epigramme unbedeutend, ohne treffende Spitze, ihr Witz war plump und künstlich. — Im Jahre 1819 folgte Hoffmann seinem Lehrer Welcker auf die Universität Bonn. Dort schloß er sich sogleich den vaterländischen Bestrebungen der Studentenschaft an; nicht eine Burschenschaft oder Landsmannschaft gründete man, sondern eine Allgemeinheit; Hoffmann erhielt den Auftrag, für sie ein Kommersbuch zusammenzustellen. Nur kurz war das Dasein dieser Vereinigung, schon 1820 löste sie sich auf, ehe die Behörden gegen sie einschritten. Hoffmann, der stets in seinem Leben entschieden Partei ergriff, und für den es nie eine Neutralität gab, der in seinem Werke „Mein Leben“ schreibt: „Eine Idee muß des Menschen Leben von dem Gemeinen und Alltäglichen entfernt und ihn auf einer Höhe halten, wohin kein böser Leumund sich wagen darf. In meinem Leben sind mehrere solcher Ideen sichtbar: Vaterland, Liebe und Kunst, Freundschaft und Wissenschaft“, pflegte während seines ferneren Aufenthalts in der Rheinprovinz Verkehr und Aussprache mit Beamten, die mit ihm gleiche politische Gesinnung und gleiche Wünsche für Deutschlands Freiheit theilten. In Mainz tagte 1820 schon die Central-Untersuchungs-Kommission: „Jeder im deutschen Rocke und mit einem Schnurrbart galt damals für einen höchst gefährlichen Menschen, dem man das Schlimmste zutraute.“

Nach einem längeren Aufenthalt in den Niederlanden ging Hoffmann zuerst nach Berlin, von dort 1823 als Custos der Universitätsbibliothek nach Breslau. Wohl nicht ganz ohne seine Schuld, da er mit seinen Ansprüchen sich denen der Vorgesetzten. wenn sie ihm ungerechtfertigt erschienen, nicht fügte, kam er bald in eine unerquickliche Stellung; auch als er 1830 außerordentlicher, 1835 ordentlicher Professor wurde, fühlte er sich in Breslau nicht glücklich. Er bekam das ganze Zopf- und Pedantenthum der Büreaukratie, das seinem Geiste so entgegen war, zu kennen. Und als er eine Eingabe an das Ministerium richtete gegen das Verfahren seiner Vorgesetzten, erhielt er zur Antwort: „Die Fassung Ihrer Vorstellung ist ebenso anmaßend wie subordinationswidrig, so daß solche nur ein mißfälliges Befremden hat erwecken können und das Ministerium Sie warnen muß, bei Vermeidung empfindlicherer Maßregeln für die Folge in Ihren amtlichen Vorstellungen die Rücksichten nicht zu vergessen, welche Sie den Ihnen vorgesetzten Behörden und Personen unter allen Umständen schuldig sind.... Ein solcher anmaßender und subordinationswidriger Ton ist nicht nur straffällig, sondern überhaupt der Würde gebildeter Männer nicht angemessen.“

Zur Hebung des geselligen Lebens hatte Hoffmann 1826 mit Künstlern, Kunstfreunden und Schriftstellern die Zwecklose Gesellschaft, später den Künstlerverein gegründet, die besonders zu den Schillerfeiern in die Oeffentlichkeit traten, und hierbei nicht selten dem Philisterthum anstößig wurden. Schon im Jahre 1831 klagte Hoffmann in einem Briefe an seinen Bruder über das zu viele Regieren, das die allgemeine Klage sei. „Der gute Wille und die Thatkraft des Einzelnen wird durch die angemaßte Vormundschaft von Seiten der Regierung täglich mehr geschwächt. Die halben und unsinnigen Maßregeln, das despotische Wesen unserer Polizei, ihr Aushorchen, ihr Aufpassen — Alles erstickt das letzte Vertrauen gegen die Regierung und erbittert gegen die Beamten. Von einer öffentlichen Meinung,

die auch hier noch manches Uebte abwenden, der Willkürlichkeit Schranken setzen und die gesunde Vernunft zu ihrem Rechte bringen würde, kann in einem Lande, was immer schläft, keine Rede sein." Zu Anfang 1838 gab ihm die Mißstimmung gegen die öffentlichen Zustände die Verse vom „Knüppel aus dem Sack!" ein. Auf einer Studienreise, die ihn im nächsten Jahre nach der Schweiz führte, hatte er häufig Gelegenheit zu politischer Aussprache und fand Anlaß, seine Ansichten bald zu berichtigen, bald aber auch zu befestigen. Auf der Rückreise suchte er in Marburg Vilmar auf, der damals noch nicht der „politische Rückwühler und religiöse Verfinsterer" war. Als das Gespräch auf die deutschen Zustände kam, meinte Hoffmann, daß es „gerade jetzt zeitgemäß wäre, auch auf poetischem Wege ein Besserwerden anzubahnen." Doch hielt er es für schwer, die Druckerlaubniß der Censur zu erhalten und die Verbreitung des Werks eine Zeitlang vor der Polizei zu sichern. Hierzu sollte der unverfängliche Titel „Unpolitische Lieder" dienen. Der Plan nahm bald Gestalt an, er las nun geschichtliche, politische, statistische Schriften, um klar zu werden über die deutschen Zustände, wie sie waren, sind, sein sollten und könnten. Hier fand er Stoff und Anregung und dichtete weiter. Bei seinem Liede „Er kann den Schlüssel nicht finden" dachte er an einen Fürsten, der nicht weiß, wie er die beabsichtigte Verfassung geben soll. „Als ich so auf der Fährte war, wußte ich auch das, was ich suchte, zu finden. Der Hohn und Spott über alle Dummheiten und Albernheiten, der lang gehegte Ingrimm über alle Erbärmlichkeit, Feigheit, Niederträchtigkeit, wie ich sie aus der Geschichte und dem Leben kannte, wurde zur humoristischen Stimmung, die mich unablässig zum Dichten und Singen trieb." Die Freunde, denen er die Lieder zeigte, waren mit dem Inhalt einverstanden, wurden aber ängstlich, wenn er vom Druckenlassen sprach; ihn ärgerte die Gesinnungslosigkeit und Gleichgültigkeit in den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes bei vielen, die eine bessere Einsicht hatten. Am 16. März 1840 sandte Hoffmann sein Manuskript an Hoffmann und Campe in Hamburg ein; dem Censor solle man sagen, fügte er bei, daß er leicht zur Verantwortung gezogen werden könne als königlich preußischer Professor ordinarius. Noch ehe die Lieder veröffentlicht wurden, starb Friedrich Wilhelm III. „Die Stimmung des Volkes war zweifelhaft. Niemand wußte recht, was nun kommen würde; ob man sich mit den alten Zuständen begnügen müßte oder mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß etwas Besseres hoffen dürfe." In einem Briefe an Hoffmann meinte Julius Campe: „O Knüppel aus dem Sack aufs Lumpenpack!" Nasenrümpfen wird es geben, vielleicht Nasen selbst, trotzdem daß sich zwei Augen seitdem geschlossen haben. Wir wollen sehen, was der neue Hausvater thut." Er hielt ihn, der selbst ein Mann von Witz und Humor sei, für tolerant.

Im Juli erschienen die „Unpolitischen Lieder", in denen Hoffmann die „Oeffentliche Meinung" aufruft:

Sag an, du öffentliche Meinung,
Sag an, wie lange schweigst du still?
Wann bringst du endlich zur Erscheinung,
Was Deutschland soll und muß und will?

Zeig deines Volkes Wundenmale,
Zeig seine Blut- und Thränensaat,
Und wieg auf deiner Wageschale
Des Volkes Lohn, der Fürsten That!

Du willst nicht Aufruhr, nicht Zerwürfniß,
Träumst nicht von Hochverrath und Mord —
Dein Wunsch ist nur das Zeitbedürfniß,
Und Recht und Wahrheit ist dein Wort.

Die Ordens- und Titelsucht, den Zopf in Wissenschaft und Litteratur, die Konduitenlisten überschüttet er mit seinem Hohne, den Gelehrten sagt er:

Die ihr so vielerlei doch wißt,
Was in der Welt geschrieben ist!
In jedem Land, in jeder Zeit
Recht gern und gut zu Hause seid!

Wenn ihr auch Erd' und Himmel kennt
Und jedes Buch und Pergament,
Ihr wißt nicht viel, weil ihr nicht wißt
Und wissen wollt, was Deutschland ist.

Die „liberalen Modegecken" verschont er nicht, und dem müden deutschen Michel singt er das Wiegenlied:

Wo sind noch Würm' und Drachen,
Riesen mit Schwert und Speer?
Was kannst du weiter machen?
Schlafe! was willst du mehr?

Du hast genug gelitten
Qualen in Kampf und Strauß;
Du hast genug gestritten —
Schlafe, mein Volk, schlaf aus!

Wo sind noch Würm und Drachen,
Riesen mit Schwert und Speer?
Die Volksvertreter wachen:
Schlafe! Was willst du mehr?

Sieben Sitzungen von je 20 Liedern und eine vertrauliche Sitzung umfaßt die Sammlung, viele von ihnen in sangbaren und bekannten Weisen gedichtet, zum größten Theil auch dem Verständniß des gemeinen Mannes leicht zugänglich. So fanden sie schnell eine große Verbreitung und wurden, wie Prutz sagt, so häufig gelesen wie kein anderes Erzeugniß der poetischen Dichtung. — Und die Regierung trug zu ihrer Volksthümlichkeit bei. — Als Hoffmann im März 1841 nach Berlin gekommen war, hatte ihm Jacob Grimm gesagt, er habe seine Unpolitischen Lieder mit großer Freude gelesen und sie sich gleich angeschafft. Wäre der König darauf zu sprechen gekommen, so hätte er sie ihm empfohlen. Anfang September erschien der zweite Theil der Unpolitischen Lieder, wieder sieben Abtheilungen mit je 20 Liedern, in denen Hoffmann u. a. das freie Wort preist:

Uns blieb nur *eine* Waffe noch;
Frisch auf! sie ist uns gut genug!
Mit ihr zerhau'n wir jedes Joch,
Und jeden Lug und jeden Trug.

Das Wort ist unser Schild und Helm,
Das Wort ist unser Schwert und Speer.
Trotz jedem Schurken, jedem Schelm,
Dem Satan Trotz und seinem Heer.

das Paradies der Diener und Soldaten zurückweist, in dem

„wir sollen vom Erkenntnißbaum nicht essen,
Uns freu'n an Allem, was uns zugemessen,
Und des Gebotes nimmermehr vergessen:
Wir sollen vom Erkenntnißbaum nicht essen.

spottet, wie die Zeitung so interessant sei

„für unser liebes Vaterland!"
Was ist uns nicht alles berichtet worden!
Ein Portepeefähnrich ist Lieutenant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakeien erhielten silberne Borden,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant, wie interessant,
Gott segne das liebe Vaterland!

dem „sauberen Hofgeschmeiß" einen Hieb versetzt, und das „Stiftungslied der adelichen Ressource in Kuhschnappel" vorführt:

Nie soll es doch ihnen gelingen,
Wir halten vom Ziele sie fern:
Sie bleiben das Lumpengesindel,
Wir bleiben die gnädigen Herr'n.

Schon am 24 September erfährt Hoffmann in Hamburg, daß dieser 2. Theil wegen seiner verderblichen Richtung

verboten sei. Der Minister Eichhorn hat eine Untersuchung eingeleitet, und am 31. Oktober wird Hoffmann zum ersten Male vernommen. Er gibt zu Protokoll, daß er die Lieder verfaßt habe bis auf die Druckfehler. „Es steht ja auch nicht fest, daß der Dichter alle Mal nur seine eigene Meinung ausspricht, vielmehr spricht er die Meinung der Zeit aus.“ — Der zweite Theil der Unpolitischen Lieder wurde auch in Hannover verboten, in Preußen der ganze Campe'sche Verlag. Bei einer zweiten Vernehmung blieb Hoffmann auf seinem Standpunkt, er verstand sich nicht zu der Erklärung, die ihm ein Brief seines Bruders nahe gelegt hatte, „daß er die Lieder harmlos niedergeschrieben und dabei nicht die Absicht gehabt habe, Personen oder den Staat anzugreifen und zu kränken.“ Ein ganzes Jahr zog sich die Untersuchung hin, am 3. Dezember 1842 — am selben Tage starb seine Mutter — wurde Hoffmann ohne Pension abgesetzt.

Ich bin Professor gewesen;
Nun bin ich abgesetzt.
Einst konnt' ich Collegia lesen,
Was aber kann ich jetzt?
Jetzt kann ich dichten und denken
Bei voller Lehrfreiheit,
Und Keiner soll mich beschränken
Von nun bis in Ewigkeit.
Mich kümmert kein Staatsminister
Und keine Majestät,
Kein Bursch und kein Philister
Und Universität.
Es ist noch nichts verloren:
Professor oder nicht —
Der findet nach Augen und Ohren,
Wer Wahrheit schreibt und spricht.

Der findet noch treue Genossen,
Wer für das Rechte ficht,
Für Freiheit unverdrossen
Stets eine Lanze bricht.
Der findet noch eine Jugend,
Beseelt von Tugend und Muth,
Wer selbst beseelt von Tugend
Und Muth das Gute thut.
Ich muß das Glas erheben
Und trink' auf mein eigenes Heil,
O würde solch freies Leben
Dem Vaterlande zu Theil!
Der Professor ist begraben,
Ein freier Mann entstand —
Was will ich weiter noch haben?
Hoch lebe das Vaterland!

Und jetzt beginnt der Mann, dem sein Heimathland Hannover die Pforten verschließt, der aus Berlin ausgewiesen wird, weil Studenten auf ihn ein Hoch ausgebracht haben, ein unstetes Wanderleben. Die nächsten Jahre sendet er weitere Sammlungen, die Lieder aus der Schweiz, Gassenlieder u. s. w. hinaus, die meist bei dem litterarischen Comptoir in Zürich und Winterthur erscheinen. Auf seinen Reisen wird er der Gegenstand unzähliger Huldigungen, muß er stets von Neuem seine Lieder singen. Und zur Erschütterung des schwankenden Ansehens der Gewalt „gehören diese Lieder wirklich zu dem Gefährlichsten; selbst Herwegh's Brandpfeile richteten unter der großen Masse nicht halb so viel Schaden an; sie drangen nicht so ein in die Kreise der Bürger und Handwerker.“ Es sind volksmäßige Lieder, kennzeichnet sie Franz Muncker, „für den Gesang geschrieben und ohne die Melodie, die schon durch ihren scheinbaren Kontrast zu dem Text epigrammatisch wirkt, oft formal höchst unbedeutend, trocken, nüchtern, alltäglich-niedrig in Sprache und Ausdruck, theils vortrefflich volksthümlich gerathen, theils zum Bänkelsängerton herabgesunken, trotz des auch ihnen eigenen epigrammatischen Schlußrefrains mit Herwegh's formvollendeten Gedichten eines Lebendigen dem poetischen Werthe nach nicht zu vergleichen. Dagegen waren in ihnen zuerst, bereits drei Jahre vor Herwegh's Auftreten die politischen und sozialen Zustände der Gegenwart mit ihren vielen veralteten und drückenden Einrichtungen einer bald schalkhaft-witzigen, bald scharf einschneidenden satirischen Besprechung unterzogen, nicht im großen Stil, wie es Herwegh nachher unternahm, sondern mehr nach ihrem Zusammenhang mit dem gemeinen Leben.“ Aber auch frei von jenem unklaren Kosmopolitismus, in dem sich Herwegh verlor, und der ihn die Pflichten gegen sein Vaterland oft vergessen ließ. Hoffmann zeichnet das stets rege Vaterlandsgefühl aus. Schon 1840 schreibt er: „Die Uebrigen schwärmten für das Unerreichbare, ich hielt mich an das Erreichbare. Den Boden für die neuen Ideen hatte ich bereits, das Vaterland, nur Deutschland; sie stellten sich außer der Gegenwart, ich stand mitten drin.“ Im Jahre 1845 erklärt er:

Ich bleib' in meinem Vaterlande,
Sein Loos soll auch das meine sein,
Sein Leid und seine Schmach und Schand
Sowie sein Ruhm und Glück ist mein.
In meinem Vaterlande will ich bleiben,
Und keine Macht der Welt soll mich vertreiben.

Und am 26. August 1841 dichtete er auf Helgoland sein „Lied der Deutschen“: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“, das in seinen Zeilen:

Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

auch heute noch das Ziel des deutschen Bürgerthums ausspricht. —

Aber Hoffmann's Bedeutung ist nicht mit seinem Wirken als politischer Dichter erschöpft; mit Recht beklagt er sich, daß er in der Groschenbibliothek der deutschen Klassiker so einseitig erscheint. Er steht mit in der ersten Reihe der Forscher der deutschen Vergangenheit. Der Theologie, der er sich nach dem Wunsche seines Vaters zugewandt hatte, wurde er gleich im ersten Halbjahr untreu. Dann studirte er klassische Philologie, faßte eine schwärmerische Vorliebe für die Archäologie und „wollte ein zweiter Winckelmann werden.“ Als er aber auf einer Ferienreise in Kassel Jacob Grimm aufsuchte, dieser ihm Einblick in seine Studien gewährte, ging ihm eine neue Welt auf, und er wurde schwankend in seinen Entschlüssen. Ja, als ihn Grimm, dem er von seinen archäologischen Absichten erzählte, gefragt hatte: „Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?“ da entschied er sich noch auf der Reise für die vaterländischen Studien: deutsche Sprache, Litteratur- und Kulturgeschichte, denen er sein Lebenlang treu geblieben ist. Ihm verdanken wir die Erschließung der altniederländischen Sprache und Litteratur; die Ergebnisse seiner Studien hat er in den 12 Bänden der Horae belgicae niedergelegt. In Deutschland ist er in ihnen von keinem Gelehrten erreicht, aber auch für die Holländer ist er durchaus der Begründer dieser Bemühungen um ihre alte Sprache; er dichtete in ihr sogar Liebeslieder, die wahre Poesie zeigen und im Ton der schönsten alten Volkslieder gehalten sind. — Er fand, daß die „alterthumsforschenden Vereine lieber Zeit, Geld und Kräfte auf Hünengräber, urgermanische Töpfe, Spindelsteine, Kinderklappern u. s. w. und andern todten Kram als auf die lebendigen Zeugen des frischen und frohen Geistes der Vergangenheit verwenden“, und suchte mit unermüdlichem Fleiß Denkmäler der früheren Litteratur, von denen er, „geschickt im Suchen, glücklich im Finden eine große Zahl an das Licht brachte, glühend vor Suchbegierde und unbefriedigt im Finden, immer ohne Rast aus einer Bibliothek in die andere wandernd“. Es ist hier nicht der Platz und für einen Nichtgermanisten kaum möglich, den Werth dieser wissenschaftlichen Leistungen, von denen nur die Altdeutschen Glossen, die Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur, die deutsche Philologie im Grundriß, die Handschriftenkunde für Deutschland genannt seien, in ihrem Werthe zu würdigen. Hingewiesen sei noch, weil hierin Hoffmann's Neigung und Verständniß für das Volksthümliche hervortritt, auf seine Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor Luther, auf die Sammlung der deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts und der schlesischen Volkslieder.

Und aus dieser wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Volkslied sproßte seine eigene Dichtung hervor. „Meine ganze Poesie ist reine Lyrik“, schreibt er, „und dazu rein deutsche und will auch weiter nichts sein, unzertrennlich vom Gesang; sie hat sich allen Beziehungen auf das Ausland und das klassische Alterthum von jeher fern gehalten und verschmäht allen rhetorischen Prunk und allen sententiösen Wortschwall; sie knüpft historisch dort an, wo die alte Volkspoesie in ihrer Blüthe war (16. Jahrhundert).“ Hoffmann hat das alte Volkslied auf die vortrefflichste Weise zu reproduziren verstanden und in seinen Liedern der

deutschen Landsknechte dessen beste Elemente fast bewundernswerth neu geschaffen.

Feurige Herzen,
Und kühler Wein!
Spielt mir ein Tänzel
Und schenkt mir ein!

Bald um die Liebe
Und bald ums Brot,
Endlich da dreht sich's
Nur um den Tod.

Wie ich mich drehe,
Dreht sich die Welt,
Bald um die Ehre
Und bald um das Geld;

Willst Du noch heuer
Ein Mädel frein,
Sei ja Dein Mädel
Recht hübsch und klein!

Denn von dem Uebel,
Sagt unser Pfarr,
Nimm Dir das Kleinste,
Sonst bist ein Narr.

Den letzten fahrenden Dichter der deutschen Litteratur kann man Hoffmann von Fallersleben nennen; kaum ein Dichter hat der musikalischen Komposition so viele Lieder geliefert wie er. Am meisten zu Volksliedern sind aber seine Kinderlieder geworden, in denen er, wie Heinrich von Treitschke so wahr sagt, „das holde Dämmerglück der deutschen Kinderwelt so warm, so wahr, so einfältig, ohne einen einzigen Ton moderner Niedlichkeit besang". Und gerade den Jahren 1842—48 sind die duftigsten dieser Blüthen entsproßt. Wer denkt bei den Versen „Vögel singen. Blumen blühen, Grün ist wieder Wald und Feld", „Winter ade, Scheiden thut weh", „O wie ist es kalt geworden, Und so öde, trüb und leer", bei „Hänschen willst Du tanzen, ich geb Dir auch ein Ei" nicht zurück an seine eigene fröhliche, selige Kinderzeit?! Noch in seinem letzten Jahre, 1873, spricht der Dichter aus:

So singe wieder, immer wieder
In Deine Kindheit Dich zurück!
Es wollen diese Kinderlieder
Erneu'n Dir nur Dein Jugendglück.
Es lächelt Dir aus jedem Liede
Der blaue Himmel freundlich zu,
Die ganze Welt ist Freud' und Friede
Um Dich, in Dir nur Still' und Ruh.

Mit dem politischen Dichter haben wir begonnen, mit dem Dichter des Paradieses der Kindheit schließen wir unsere Dank- und Gedenkworte auf den Mann, den Emil Rittershaus als Siebzigjährigen mit den Versen begrüßt hat:

Als Deutschland träumte, überm Ohr
Die weiße Zipfelmütze,
Wie sprangen, Hoffmann, da hervor
Keck Deiner Lieder Blitze!
Wie fielen aufs Philisterpack
Die deutschen Hiebe nieder,
Der wucht'ge „Knüppel aus dem Sack",
Die „Unpolit'schen Lieder".

Und wiederum — durch weiten Kreis
Gar süße Klänge gleiten,
Als wär' es eine Volksweis'
Aus längstvergangnen Zeiten. —
Wohl mag des Lorbeers grünes Blatt
Dir, Mann, die Stirn umranken!
Für Alt-Deutsch und für Neu-Deutsch hat
Dir unser Volk zu danken.

Richard Böhme.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Die Osterferien haben begonnen. Der Reichstag hat die Budgetberathung am letzten Tage des Etatsjahres beendet, das Flottengesetz erledigt und die Militärstrafprozeßordnung durch die zweite Berathung geführt. Der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten wird die dritte Lesung des zuletzt erwähnten Gesetzes, sowie die Erledigung derjenigen Gesetze zufallen, welche nothwendig sind, damit das bürgerliche Gesetzbuch rechtzeitig in Kraft treten kann. Daß sich das Alles glücklich vollziehe, ist eine begründete Hoffnung, aber eine Sicherheit ist nicht gegeben.

Einer sachlichen Erörterung bieten die Verhandlungen des Reichstages während der letzten Woche sehr wenig Stoff. Der Vorsitzende der Budgetkommission that die Aeußerung, er habe eine solche dritte Lesung des Etats, wie sie diesmal stattgefunden, noch niemals erlebt. Es genügt darauf hinzuweisen, daß selbst Herr Ahlwardt mit seinem abgestandenen Kohl von Neuem an das Tageslicht getreten ist, um klarzustellen, in welchem Sinne diese Kritik zu verstehen ist.

Auch die Verhandlungen bei der dritten Lesung des Flottengesetzes würden wir gerne entbehrt haben. Es gelangten einige in der zweiten Lesung ausgeschlossene Redner zum Wort, welche keine aufmerksameren Zuhörer haben als sich selbst. Wir haben dafür, daß die Flottenvorlage aufgehört hat, ein Gegenstand des Streites zu sein, keine Hurrahstimmung, aber doch ein Gefühl ruhiger Befriedigung. Die Vorgänge in Ostasien haben in den Kreisen des Volkes der Ueberzeugung zum Durchbruch verholfen, daß eine Ergänzung und Erneuerung unserer Flotte zur Nothwendigkeit geworden ist, und wir können dieser Volksstimmung die Berechtigung nicht absprechen.

Daß es der Regierung gelungen ist, ihre Anforderungen diesmal durchzusetzen, ist auf zwei Umstände zurückzuführen: auf die feste, geschickte und dabei maßvolle Vertheidigung durch den neuen Staatssekretär der Marine, und auf die Taktik des Centrums, welches seinen Bestrebungen in diesem Augenblicke durch eine regierungsfreundliche Haltung besser zu dienen glaubt, als durch Opposition. Ohne harte Kämpfe innerhalb der Partei ist es dabei nicht abgegangen. Wir haben keinen Grund, dabei zu verweilen. Von inneren Kämpfen ist keine Partei verschont geblieben und es wäre verkehrt, wenn sie sich gegenseitig ihre Schadenfreude bezeugen wollten. Wir verkennen andererseits die schweren Gefahren nicht, mit denen das Deutsche Reich bedroht ist, wenn das Centrum seine ausschlaggebende Stellung noch weiter befestigt. Die nächsten Wahlen sind von so weittragender Bedeutung, daß ihnen gegenüber die heutigen Kämpfe an Bedeutung verlieren.

Herrn Tirpitz hat das Schicksal getroffen, bei Vertheidigung seiner Vorlage den Unwillen der Agrarier auf sich zu ziehen; man hat ihm „Entgleisungen" zum Vorwurf gemacht. Er hat kein Hehl daraus gemacht, daß er sich eine Entwicklung der Kriegsflotte nicht ohne Entwicklung der Handelsflotte denken kann, und daß er die Entwicklung der Handelsflotte für abhängig hält von der Entwicklung des Exports. Für den Unwillen der Agrarier ist er schadlos gehalten worden dadurch, daß er zum Mitgliede des preußischen Staatsministeriums mit Sitz und Stimme ernannt worden ist; er ist der erste Inhaber des Amtes, dem diese Auszeichnung zu Theil wird. Wir sind mit dieser Verstärkung, welche das Staatsministerium erhält, nicht unzufrieden.

Das Abgeordnetenhaus hat die Etatsberathung am vorletzten Tage des Etatsjahres beendigt. Es hat es unmöglich gemacht, das Budget zum verfassungsmäßigen Termine festzustellen, selbst wenn das Herrenhaus, entgegen seinen Gewohnheiten, es über sich gewonnen hätte, binnen vierundzwanzig Stunden zu dem Entschlusse zu kommen, das Budget nicht en bloc abzulehnen. Wir sind die letzten, welche die verfassungsmäßige Redefreiheit des Landtages

einschränken möchten, aber diese verfassungsmäßige Redefreiheit ist nicht unvereinbar mit der Innehaltung der Verfassungsvorschriften über die Fertigstellung des Budgets. Und es läßt sich nicht leugnen, daß dem Abgeordnetenhause das Gefühl für seine Verantwortlichkeit, an der Innehaltung des verfassungsmäßigen Termins mitzuwirken, etwas verloren gegangen ist.

Bei der Berathung des Gesetzes über die Gehälter der Geistlichen hat der frühere Präsident des Hauses, Herr von Köller, der seines Alters wegen seit Beginn der Session seinen Platz an Herrn von Kröcher abgetreten hat, einige Ausführungen gemacht, welche von seiner geistigen Frische Zeugniß ablegen und uns durch ihren Inhalt wohlthuend berührt haben, weil sie einen Protest gegen die Verwandtung der Geistlichen in Staatsbeamte in sich schlossen.

Die wichtigste Aufgabe, welche dem Abgeordnetenhause nach Ostern bevorsteht, ist die Vorlage über das Disziplinarverfahren gegen Privatdozenten. Daß die Entscheidung im ungünstigen Sinne ausfallen wird, ist leider nicht mehr zu bezweifeln.

Von Zeit zu Zeit hält das Herrenhaus eine Sitzung ab; von Zeit zu Zeit kommen darin Verhandlungen vor, welche Aufmerksamkeit verdienen. Bei Berathung des Gesetzes über die Centralgenossenschaftskasse hielt Herr von Miquel eine Rede, in welcher er darthat, daß diese Kasse dazu da sei, um Kredit zu gewähren, und nicht um sich anpumpen zu lassen. Eigentlich ist das ein manchesterlicher Standpunkt, aber Herr von Miquel hat Recht. Zwischen Pump und Kredit ist ein Unterschied, der sich agrarischen Augen verbirgt. Ein Agrarier, der wohl die Rede des Herrn von Miquel nicht gehört oder nicht verstanden haben mochte, beschwerte sich darüber, daß die Central-Genossenschaftskasse sich nicht zu anpumpen lassen will, wie es für die nothleidenden Agrarier nöthig ist. Er schob die Schuld auf die Reichsbank, welche durch ihr schlechtes Beispiel gute Sitten verdirbt. Daß ihm dabei eine Anzahl von thatsächlichen Irrthümern unterliefen, ist bei einem Agrarier natürlich.

Proteus.

Ansiedlung und Staatsdomänen.

Außerhalb gewisser Kreise, welche die Weisheit des Fürsten Bismarck in jedem Tintenklex bewundern, wird heute Niemand mehr daran zweifeln, daß das Ansiedlungsgesetz vom 26. April 1886 nicht nach ruhiger, volkswirthschaftlicher Ueberlegung oder aus Bauernfreundlichkeit, sondern im politischen Zorn gegeben wurde. Auch hat es seinen eigentlichen Zweck, die Zurückdrängung des polnischen Elementes in Westpreußen und Posen, bisher nur in mäßigem Umfange erfüllt, wie es die Freisinnige Partei durch ihre berufensten Vertreter voraussagte

Aber dieser Ursprung des Gesetzes darf uns nicht abhalten, die wirthschaftlichen Folgen desselben objektiv zu beurtheilen.

In einem angesehenen, freisinnigen Blatte fand ich jüngst die folgenden Behauptungen: Nach der dem Abgeordnetenhaus vorgelegten Denkschrift über die Ausführung des Ansiedlungsgesetzes seien, nach Abzug der Einnahmen, bis Ende 1897, rund 78 Millionen verausgabt und dafür 2342 Personen angesiedelt. Da aber unter letzteren 999 aus den Provinzen Posen und Westpreußen stammten, „also nicht erst herangezogen zu werden brauchten", so kosteten die übrigen 1 343 Ansiedler dem Staat 78 Millionen, pro Mann Mark 58 000! Und dann wird, um die „Schönfärberei" der Denkschrift zu entkräften, aus Sohnrey's vortrefflichem Buch: „Eine Wanderfahrt durch die deutschen Ansiedlungsgebiete in Westpreußen und Posen"*) angeführt, daß die Ansiedler sich zuerst vielfach unselbständig gezeigt und auch wohlhabende unter ihnen Darlehen vom Staat beansprucht hätten, um damit Geldgeschäfte zu machen.

Der Leser muß hiernach glauben, das staatliche Ansiedlungsunternehmen sei völlig verunglückt. Dieser mehr als einseitigen Darstellung gegenüber will ich versuchen, aus der „Denkschrift" und Sohnrey's „Wanderfahrt" die Thatsachen in finanzieller Beziehung unter Heranziehung des naheliegenden Vergleiches mit der Rentabilität der Domänen zu beleuchten, und den sozialen Werth der Maßregel wenigstens zu berühren.

I.

Es sind von 1886—1896 angekauft 148 Großgüter und 35 Bauerwirthschaften, von ersteren 29, von letzteren 11 in der Subhastation. Dafür wurden gezahlt bei den Gütern Mark 605 pro Hektar oder der 70,5fache, bei den Bauerstellen der 62,9fache Grundsteuerreinertrag oder 676 Mk pro Hektar, so daß sich im ganzen Durchschnitt als Preis Mark 56 159 196 — pro Hektar Mark 606, — d. h. der 70,5fache Grundsteuerreinertrag ergibt.

Diesen Erwerbspreis kann man wohl als angemessen bezeichnen und er wäre sicher erheblich überschritten worden, wenn nicht die Ankäufe im Ausgebot billigeres Material geliefert hätten.

Aus dem finanziellen Ergebniß der 19 abgeschlossen vorliegenden Besiedlungen (Anlage XIIIh der Denkschrift) ergibt sich, daß die dafür aufgewendeten Mark 6 868 452 mit 2,56 Prozent verzinst werden. In diesem Kapital sind alle Aufwendungen für Kauf, Lastenfreistellung, Meliorirung, zwischenzeitliche Bewirthschaftung, Aufbau der Ansiedlerstellen, sowie die erste Einrichtung der öffentlichen Verhältnisse wie Kirchen und Schulbauten, d. h. also die erstmaligen Einrichtungskosten enthalten, nicht aber die allgemeinen Verwaltungskosten und die Zinsverluste bis zum Ablauf der Freijahre. Wenn man diese Aufwendungen, die freilich der Staat für private Kolonisationen großentheils ebenfalls leisten muß, in Anrechnung bringt, so wird das angelegte Kapital immer noch mit circa 2,36 Prozent verzinst, während unter Fortlassung aller öffentlichen Ausgaben die Verzinsung auf 2,96 Prozent steigt.

Diese 18 Ansiedlungen gehören aber zu den ersten Geschäften der Ansiedlungskommission, werden also naturgemäß eine Menge im Anfang unvermeidlicher Fehler enthalten, und man ist daher wohl berechtigt, den weiteren finanziellen Erfolg mindestens nicht ungünstiger zu veranschlagen.

Nun zahlt der Staat für seine Anleihen 3 Prozent, man könnte also bei einer gleichen Verzinsung des Ansiedlungsfonds, die später höchst wahrscheinlich erreicht werden wird, überhaupt nicht von einem direkten „Opfer" sprechen. Inzwischen handelt es sich bei den aufgewendeten 78 Millionen, wenn man die öffentlichen Ausgaben voll in Anrechnung bringt, um einen Minderertrag an Zinsen, gegenüber der Staatsschuld von 0,44 bis 0,64 Prozent, also um einen jährlichen Zuschuß von etwa 3- bis 400 000 Mk., d. h. auf den Kopf der 2 342 angesiedelten Personen ein paar Hundert, und wenn man jene 999 einheimische Kolonisten abzieht, noch kein halbes Tausend Mark!

Wem aber die Staatsschuld nicht als einwandfreies Vergleichsobjekt erscheint, der wird doch die Heranziehung der Staatsdomänen in den Ansiedlungsprovinzen als solches gelten lassen. Ihre Rentabilität ist in den jeweiligen Pachtpreisen gegeben, und ihren Kapitalswerth findet man durch Multiplikation der Grundsteuer-Reinerträge mit dem in letzter Zeit in gleicher Gegend bei Gutskäufen üblichen Multiplikator. Nun sahen wir, daß die Ansiedlungskommission im Durchschnitt aller ihrer Gutskäufe bis 1896 den 70fachen Grundsteuer-Reinertrag anlegte, und dieser Maßstab entspricht auch anderweitigen Erfahrungen.

Da nun die Domänen auf je 18 Jahre verpachtet werden, so müßten die erforderlichen Zahlen aus den letzten 18 der dem Abgeordnetenhaus jährlich überreichten Nachweisungen über Neuverpachtungen zu entnehmen sein. In-

*) Berlin, Verlag von Th. Schönfeldt. Herausgegeben vom Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande. W., Schillstraße 6.

dessen sind darin leider erst seit 1891 auch die Grundsteuer-Reinerträge verzeichnet, und da diese sich fast bei jeder Verpachtung durch Flächenaustausch, Theilung oder Zusammenlegung von Vorwerken, Ablösungen u. s. w. verändern, so wären die betreffenden Notizen nur aus den Akten des landwirthschaftlichen Ministeriums zu ergänzen.

Ich mußte mich also für nachstehende Uebersicht auf die 35 seit 1891 in den Ansiedlungsprovinzen neu verpachteten Domänen beschränken, erhielt dadurch aber auch ausschließlich Pachtpreise, die den heutigen Verhältnissen vollkommen entsprechen.

	Fläche in Hektaren	Grundsteuer-Reinertrag M.	jetzige M.	Pachtpreise letzte M.	vorletzte M.
17 Domänen in Westpreußen	8 053	109 444	153 651	224 214	150 836
18 Domänen in Posen . . .	10 375	95 061	189 327	205 667	176 861
35 Domänen .	18 410	204 505	342 978	429 881	327 697

Multiplizirt man nun obigen Grundsteuer-Reinertrag mit 70, so würden die 35 Domänen einen Kapitalswerth von Mark 14 315 350 repräsentiren. Da jedoch der Kaufpreis bei Landgütern der östlichen Provinzen stets das erforderliche bewegliche Inventar — Vieh, Geräthe, Bestände — im Werthe von circa 20 Prozent des Gesammtpreises einschließt, dies aber Eigenthum des Pächters ist, so muß man obige Summe um den fünften Theil, auf Mk. 11 452 280 kürzen. Dieser Kapitalswerth jener 35 Güter wird durch die jetzige Gesammtpacht von Mk. 342 978 mit 2,99 Proz. verzinst.

Hierbei mache ich in Parenthese auf die interessante Thatsache aufmerksam, die aus Spalte 3 bis 5 obiger Tabelle erhellt: Die Verpachtungen der vorletzten Periode (1855—1873), in die ja schon die aufsteigenden Jahre vor den Kriegen fielen, brachten doch noch erschwingliche Pachten, während in der letzten Periode (1873—1891) geradezu phantastische Preise gezahlt wurden; und ich erinnere mich noch sehr gut der Fälle, wo wohlwollende Domänenräthe den Herren vergeblich abriethen, sich noch weiter zu überbieten! Gerade wie bei den Kaufpreisen hatte die Landwirthe ein allgemeiner Taumel auch bei den Pachtungen ergriffen. Obgleich aber die Pachtpreise in Westpreußen um ca. 50, in Posen um ca. 18 Proz. gestiegen waren, sanken sie bei den Neuverpachtungen seit 1891 im Durchschnitt nicht auf das frühere Niveau zurück; verbesserte Kulturen und neue Absatzwege haben eben, trotz der gesunkenen Getreidepreise, mehr ausgeglichen, als man zugeben möchte.

Berücksichtigt man schließlich, daß bei verpachteten Grundstücken dem Verpächter immer gewisse Leistungen für Bauten und öffentlich rechtliche Verhältnisse verbleiben, und diese Lasten die obige Rente des preußischen Staates aus seinen Domänen noch um einige Zehntel v. Hundert herabdrücken werden, so kann ich feststellen, daß die Landankäufe aus dem Hundert Millionen-Fonds sich ungefähr ebenso gut rentiren, wie die Staatsdomänen. Und dies Verhältniß kann sich nur verbessern, denn die Kinderkrankheiten des Unternehmens sind überwunden.

II.

Endlich ein Wort über Ausführung und Wirkungen der inneren Kolonisation, deren Nothwendigkeit Niemand mehr bestreitet. Wer soll angesiedelt werden? Die richtige, nicht überall gleichlautende, Antwort auf diese Frage entscheidet in erster Linie über das Gedeihen der Kolonie. Es ist begreiflich, daß die Regierung, um der fortschreitenden Polonisirung des Ostens entgegen zu treten, sich zunächst nach Kolonisten aus dem rein deutschen Westen umsah. Aber der Erfolg spricht nicht immer dafür. Denn wenn auch Süddeutsche, Rheinländer, Westfalen und Sachsen mit Kapital reichlich versehen zu uns kommen, so bringen sie dafür auch ganz andere Ansprüche an Leben und Wohlbehagen mit. Sie überschätzen anfangs unsere schweren Böden, denen die alte Kultur des Westens noch fehlt, vermissen den gewohnten, lohnenden Absatz der Kleinprodukte und leiden auch wohl unter dem rauheren Klima. Unsere Spezialkommissare wissen ein Lied davon zu singen. Erst kürzlich sagte mir ein solcher: „Der Sachse hält sich auf 50 Morgen schon einen gut bezahlten Knecht, wo der Ansiedler aus der Nachbarschaft noch alle Arbeit mit seiner Familie verrichtet und deshalb besser vorwärts kommt.“ Aber auch in nationaler Beziehung verdient der heimische Kolonist berücksichtigt zu werden, denn einerseits erzählt Sohnrey, daß die früher in der Umgegend von Posen angesiedelten katholischen Bamberger schon jetzt nur gebrochen deutsch und fließend polnisch sprechen — sie sagen: polnisch oder deutsch ist ganz gleich, wir sind katholisch! — und andrerseits lesen wir in der Denkschrift: „Aus den Reihen der zersprengt in polnischen Gemeinden der Ansiedlungsprovinzen lebenden Deutschen kommt eine sehr dringliche Nachfrage nach Ansiedlungsstellen, die nicht leicht zurückzuweisen ist. Diese Leute sehnen sich nach der Bethätigung eines deutschen Gemeindelebens und nach dem Schutz genossenschaftlicher Verbände, was ihnen in der Diaspora nicht zu erreichen möglich war. Die Sammlung dieser Zersprengten in Ansiedlergemeinden gestaltet sich zu einer aussichtsvollen Maßregel im Interesse der Stärkung des Deutschthums, die Beachtung verdient neben der Einführung frischen Blutes aus Westdeutschland.“

Auch andere vortreffliche Bemerkungen — so über die Stärke und Schwäche des Kleinbesitzes, die man in seinem Interesse fördern bezw. auszugleichen suchen müsse, und wie dies letztere am besten durch genossenschaftliche Vereinigung zu bewirken sei — enthält die Denkschrift. Wer sie vorurtheilslos gelesen hat, wird mir zustimmen, daß darin eine Fülle von Erfahrungen niedergelegt ist, die auch der in erfreulicher Zunahme begriffenen Privatunternehmungen für die gleichen Zwecke zu Gute kommen. Denn hier kann eine gesunde Konkurrenz, die sich durch Arbeitstheilung gegenseitig fördert, dem ganzen nur nützlich sein. Deshalb sollte man es dankbar anerkennen, daß die Ansiedlungswie die Generalkommissionen große, schwierig zu kultivirende Komplexe mit ihrem geschulten Beamtenapparat in Angriff nehmen (Sohnrey schätzt, daß mit den ersten 100 Millionen nach den bisherigen Erfahrungen eine Ansiedlerbevölkerung von 30—40 000 Köpfen seßhaft gemacht werden würde), während zahlreiche Einzelgüter, die nur einer geschickten, nicht bureaukratisch gebundenen Auftheilung bedürfen, viel leichter durch geschäftliche Kräfte zur Besiedlung kommen.

Man kann ja auch heute noch den Beginn der Kolonisation in dieser Form unrichtig finden, aber die Thatsache bleibt doch bestehen, daß das Vorgehen der Gesetzgebung den unseren Landsleuten eigenthümlichen Trieb zu ländlicher Ansiedlung auch da gefördert hat, wo der Staat nicht betheiligt ist. Eine große wirthschaftliche Bewegung ist ausgelöst und gerade die strebsamsten unter unseren Kleinbesitzern und Landarbeitern haben ihr Fortkommen dem Gedeihen neu entstandener Kulturen anvertraut — in den polnischen Landestheilen unter der Voraussetzung, durch weiteren Zuzug in Erhaltung ihrer deutschen Abstammung unterstützt zu werden.

Meiner persönlichen Ueberzeugung nach sollte man daher die endlich in Fluß gebrachte Umgestaltung der ländlichen Besitzverhältnisse in Ostelbien kräftig und mit jedem geeigneten Mittel fördern.

Nun bin ich zwar den feierlichsten Versicherungen gewisser Staatslenker gegenüber vom aufrichtigsten Mißtrauen beseelt und unterschätze die Fußangeln keineswegs, die in der Moeser-Miquel'schen Agrarreform liegen. Aber ich glaube, wie Professor Brentano am Schluß seiner Artikelreihe über die Agrarreform in diesen Blättern gesagt hat, daß, wenn die Rentengutsgesetzgebung zur allgemeinen Einführung käme, sie auch wieder aufgehoben werden würde. Denn ich habe Vertrauen zu der Kraft unserer aufstrebenden Landbevölkerung: haben die Bauern und Landarbeiter nur einmal den vielfach zu Unrecht verlorenen Grund und Boden wieder unter den Füßen, stehen sie in selbständig organi-

sirten Gemeinden, ohne das Bleigewicht eines Gutsbezirkes neben sich, da, so werden sie sich von den Agrariern nicht wieder in die von diesen so heißersehnte Botmäßigkeit hineinschmeicheln lassen.

L. Jordan.

Erinnerungen an das Jahr 1848.

III.

Die Volksredner.

Im Hochsommer waren die drei populärsten Namen in Berlin Jung, Held und Eichler. Freunde und Gegner nannten diese Namen stets zusammen, als ob sie zusammengehörten, obwohl zwischen den Personen weder äußerlich noch innerlich ein Zusammenhang bestand.

Georg Jung war ein rheinischer Gerichtsassessor reich und hochgebildet; aus Ueberdruß an der Berufsthätigkeit hatte er den Abschied genommen. Wenn er sich entschloß, fortan eine politische Rolle zu spielen und sich um ein Abgeordnetenmandat zu bewerben, so war er dazu wohl legitimirt. Am Grabe der Märzgefallenen hielt er, nachdem Prediger Sydow den kirchlichen Akt beendigt, eine kurze Ansprache. Das war die erste politische Rede, die in Preußen öffentlich, unter freiem Himmel, von einem Manne gehalten wurde, der ohne amtliche Stellung lediglich als Bürger sprach. Darum machte sie ein großes Aufsehen und der Name des Mannes wurde sofort überall bekannt. Die Gegner warfen ihm vor, am Grabe eine Hetzrede gehalten zu haben. Thatsächlich war der ihr zu Grunde liegende Gedanke nur der, daß mit der glorreichen Märznacht noch nichts gewonnen sei, und daß nun die politische Arbeit beginnen müsse. Das war nicht nach dem Sinne derer, die betonten, der König habe ja Alles, Alles bewilligt.

Jung gründete dann den politischen Klub, der in einem Lokale der obskuren Sebastiongasse jeden Abend Versammlungen abhielt, einem Lokale, das in profanen Zeiten als Tanzsaal für Dienstmädchen diente. Er führte dort den Vorsitz und hielt die leitenden Reden. Der ruhige Bürger erzählte mit stillem Schauder, wie entsetzlich es in diesem Klub zuginge: der ruhige Bürger konnte mit Schauder davon erzählen, denn er ging nicht hin. Thatsächlich fiel wohl dort selten ein Wort, das, wenn es heute in einer Volksversammlung gesprochen würde, der Polizei zum Einschreiten Veranlassung gäbe. Aber selbst verständigen Menschen wurde damals bange davor, wenn sie das, was sie lange schon zu flüstern gewohnt waren, laut ausgesprochen hörten.

Jung wurde in die Nationalversammlung und später in die zweite Kammer gewählt. Er gehörte der äußersten Linken an, hat aber durch keine einzige Excentricität den bösen Namen gerechtfertigt, der ihm beigelegt worden war. Er hat zuweilen sehr praktische Anträge gestellt, namentlich den auf Beseitigung des Landrechtsparagraphen, welcher „frechen, unehrerbietigen Tadel der Anordnungen der Obrigkeit“ unter Strafe stellt.

Nach Oktroyirung des Dreiklassenwahlgesetzes verschwand er aus dem öffentlichen Leben und tauchte erst nach dem Kriege als Mitglied der nationalliberalen Partei wieder auf. Allmählich neigte er so zur rechten Seite herüber, daß seine Wähler ihn 1876 fallen ließen. Ich wurde sein Nachfolger im Mandat, und man wird mir erlauben, ihm den Nachruf zu widmen, daß er im März 1848, wo er als Inkarnation der Revolution galt, und im November 1876, wo er als Reaktionär verdrängt wurde, ein Mann von verständigen und gemäßigten Ansichten gewesen ist, der im Einzelnen, wie jeder Mensch, geirrt, im Ganzen das Gute gewollt hat. Die Zeiten ändern sich doch mehr, als wir in ihnen.

Held war ein Demagog durch und durch; ein zuweilen recht schädlicher, doch niemals gefährlicher Demagog. Er hatte, als er 1848 auftrat, schon zweimal seinen Beruf verfehlt, zuerst als Offizier, dann als Schauspieler. Er begann alsbald nach dem 18. März ein Blättchen herauszugeben, die „Lokomotive“, das täglich in zwei Sedezblättchen erschien und von ihm fast ganz allein geschrieben wurde. Daneben fand er noch Zeit, die Musikestrade vor „den Zelten“ zu betreten, die fortan seine Rednertribüne war. Er war ein kräftiger Mann mit herkulischer Brust, und in dieser Brust barg sich eine beneidenswerthe Lunge. Wenn er beim Beginn seiner Rede sein „Bürger!“, (das wie „Borger“ klang) in die Luft hineinrief, so bedurfte es keiner Präsidentenglocke. Nächst seiner kräftigen Stimme war ein langer, strohgelber Bart sein beneidenswerthestes Besitzthum. Wenn man im Mondenschein ihn auf der Tribüne sah und hörte, mochte man aus der Entfernung glauben, der Jupiter von Otrikoli donnere; wenn man etwas näher trat, sah man faunische Gesichtszüge. Er besaß eine herbe, für ungebildete Menschen zwingende Dialektik; er löste im Handumdrehen jede Frage. In einer einstündigen Rede hatte er die soziale Frage gelöst, in ebenso langer Zeit die Gefängnißreform. Eine Schwierigkeit für ihn gab es nicht. Alle seine Vorschläge waren originell, aber sie waren auch, wie der Berliner sich ausdrückt, „quatsch“. Sein Einfluß auf die Volksmenge war groß; hätten wir das direkte Wahlrecht gehabt, so wäre er sicher Abgeordneter geworden. Aber da wir das indirekte Wahlrecht hatten, wurde in den Wahlmännerversammlungen sein Name kaum genannt. So sehr er Quertreiber war, so wenig war er Aufrührer. Er war vielmehr ein recht vorsichtiger Mann, der zur rechten Zeit seine Thätigkeit einstellte, als er Lunte roch.

Nach etwa zehn Jahren tauchte er in Berlin wieder auf als Mitarbeiter einer Theaterzeitung, die mehr geschäftlichen als künstlerischen Absichten diente. Er lobte und tadelte in den grellsten Farben und bediente sich dabei derselben klopffechterischen Manieren, die er als Politiker gehandhabt hatte. Ein einziges Stück fand unbedingte Gnade vor seinen Augen; es behandelte den Papst Gregor VII. Wenige Menschen haben dieses Stück gelesen; er aber als der gewissenhafteste Kritiker hatte es nicht allein gelesen, sondern auch geschrieben, versicherte aber mit treuherzigem Ton, der zufällige Umstand, daß er der Autor sei, könne weder die Unbefangenheit noch die Richtigkeit seiner Kritik in Frage stellen. Noch später versuchte er sich wieder im politischen Leben, konnte es aber zu keinem nennenswerthen Erfolge bringen.

Ludwig Eichler war vor 1848 als Uebersetzer französischer Romane bekannt geworden. Er gehörte dem Kreise der „Freien“ an, die in Bruno Bauer ihren geistigen Mittelpunkt und in der Hippel'schen Weinhandlung ihr Versammlungslokal hatten. Wie die meisten Mitglieder dieses Kreises hatte er seine Sache auf Nichts gestellt; weder Geld noch Ruhm verlockte ihn. Damals galt noch die Anschauung, daß ein Schriftsteller die Pflicht habe, aus der Hand in den Mund zu leben und daß ihm ein geordnetes Leben nicht zieme. Er stand der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber wie ein Wallensteiner. Wegen unbedeutender Redensarten hatte er wiederholt längere Freiheitsstrafen verbüßt, wie er sich ausdrückte: wegen Hochverraths, Majestätsbeleidigung und was sonst das Geschäftsleben mit sich bringt. Das Gefängniß hatte aber keine Schrecken für ihn; es galt ihm als eine Erholung von den Strapazen des alltäglichen Lebens.

Es ist unglaublich, welche Virtuosität er im Entbehren hatte. Häufig genug waren ein paar rohe Eier, die er bei einem Vorkosthändler lieber borgte als kaufte, seine einzige Mahlzeit. Noch lange nach 1848 sah man ihn in den Straßen Berlins wandeln mit Stiefeln, deren Oberleder zwar blank gewichst war, denen aber die Sohle fehlte, und manchen Sommer hat er bei „Mutter Grün“ gewohnt, das heißt sich Abends im Thiergarten unter einen Baum gelegt. Es ging die Sage, daß eine alte Eule an ihm

besonders Wohlgefallen gefunden und oft vertraute Zwiesprache mit ihm gehalten habe.

Zwanzig Jahre lang kam Eichler zu seinen näheren Freunden stets vom Sterbebette seiner Mutter, was ein Wink war, ihm mit einer größeren oder geringeren Spende zu Hilfe zu kommen. Als er nach Ablauf dieser zwanzig Jahre den Todtenschein seiner Mutter vorlegen konnte, fühlte er sich gehoben durch das Bewußtsein, alle die Zweifler zum Schweigen gebracht zu haben, die den schnöden Verdacht ausgesprochen, daß er überhaupt keine Mutter gehabt habe.

Eichler trat gar nicht oft als Redner auf, aber so oft er auftrat, fiel er hinein; sein Mundwerk war gar zu lose. Eines Abends, als er gesprochen hatte, trat unmittelbar nach Beendigung seiner Rede der ihm befreundete Rechtsanwalt Volkmar auf ihn zu und sagte: „Du ich vertheidige Dich." Eichler sah ihn verwundert an und erwiderte: „Natürlich vertheidigst Du mich; es wird ja eine cause célèbre." Folgenden Tags saß er auch schon in Untersuchungshaft. Als er vor die Geschworenen kam, äußerte er sich in so unziemlicher Weise, daß er sich plötzlich besann und zu seinem Vertheidiger leise sagte: „Du, jetzt mußt Du irgend eine Ausrede erfinnen, daß die Verhandlung vertagt wird; heute falle ich zu tief hinein!"

Bei alledem war Eichler ein Mann von anständigen Gesinnungen; nur betrachtete er das als Amtsgeheimniß und gestand es sich se'der nicht ein. Er wäre wohl im Stande gewesen, denjenigen wegen Beleidigung zu verklagen, der ihn einen anständigen Menschen geschimpft hätte. Aber man konnte es ihm beweisen. Er hat nie ein Wort gesprochen oder geschrieben, das seinen Ueberzeugungen zuwider gewesen wäre.

Neben diesen drei Hauptpersonen mögen noch einige Götter zweiten Ranges aufsteigen. Lindenmüller, eigentlich Müller, Mitinhaber eines Kleidergeschäfts am Spittelmarkt, hatte angefangen, an jedem Abend Unter den Linden an der Kranzlerecke belehrende Worte an die Vorübergehenden zu richten. Als ihm dieses Reich zu klein wurde, bestieg er auch die Tribüne bei den Zelten. Seine staatsrechtlichen Belehrungen waren stets sehr faßlich. Als der Reichsverweser gewählt war, setzte er die Bedeutung dieses Ereignisses mit den Worten auseinander: „Sehn Sie mal! det Deitsche Reich, det bisher hald verwest war, sollte nun wieder ordentlich verwest werden." Man sieht doch, wie und wo! In den Jahren 1849 floh er, um einer kurzen Gefängnißstrafe zu entgehen, nach Amerika, gründete dort ein café chantant und wurde wegen Sonntagsschändung zu sechs Monaten verurtheilt, weil er am Sonntag „Religionsübungen mit Couplets" angezeigt hatte. Für den vierten Theil dieser Zeit hätte er zu Hause bleiben können.

Außerordentlichen Zulauf hatte der Vater Karbe, ein ehemaliger Konditor, mit weißen Haaren, dessen Gehirn wahrscheinlich schon erweicht war, und der baaren Unsinn in keinem grammatikalischen Zusammenhang sprach und sich selbst zuweilen mit den Worten unterbrach: „Warten Sie mal einen Augenblick; ich weiß nicht recht, wovon gerade die Rede ist." Solche Erscheinungen tauchen zuweilen in Berlin auf! fünfzehn Jahre später trieb ein „Bruder Miericke" ähnliche Streiche.

(Weitere Artikel folgen.)

Alexander Meyer.

Eduard Rod's „Essai sur Goethe".

In Nr. 19 dieser Zeitschrift hat ein hervorragendr Goetheforscher seine Vertheidigung der „Wahlverwandtschaften" gegen Vorwürfe technischer Art mit der Bemerkung beschlossen, er werde es schwerlich erleben, daß jemand die mangelhafte Beschaffenheit der Romantechnik der „Wahlverwandtschaften" nachweise. Aber bereits hatte der in Paris lebende Schweizer Schriftsteller Eduard Rod in der „Revue des deux mondes", woselbst seine Goethestudien zuerst erschienen sind, diesen Nachweis geleistet. Und neuerdings bringt er ihn in dem jene Studien zusammenfassenden Buche „Essai sur Goethe",*) das in den ersten Tagen des Februars erschienen ist und, — um das gleich festzustellen —, bei weitem nicht nur die „Wahlverwandtschaften" kritisch angreift und auch nicht bloß die Technik der Hauptwerke Goethes bemängelt, sondern Goethes ganze dichterische und menschliche Persönlichkeit mit einer Schärfe auf's Korn nimmt, die in deutschen Landen noch mehr als in Frankreich größtes Aufsehen erregen dürfte.

Die „Wahlverwandtschaften", — hiervon zuerst zu sprechen —, kommen in Rod's Buche verhältnißmäßig am besten weg. Die „Affinités électives" sind einem Autor, der selbst in so vielen, höchst erfolgreichen Romanen, die es bis gegen zwanzig Auflagen gebracht haben, das Problem des Ehebruchs hauptsächlich von der sentimentalen Seite behandelt hat, naturgemäß das sympathischeste Werk Goethes. Er findet, Goethe habe in diesem Roman „une puissance de réalité" gezeigt, wie er sie in keiner andern Dichtung mehr erreicht habe. Aber dennoch scheinen ihm die „Wahlverwandtschaften" von schweren Fehlern nicht frei. Als Goethe diesen Roman schrieb, war er noch der Leidenschaft aber nicht mehr der Naivetät fähig. Er hatte zu viel gedacht, gelesen, gethan, beobachtet, geschaffen, gesammelt. Zwischen sich und seinen Dichtertraum hatte er zu viele Mineralien, Pflanzen und zu viel Kleinkram der Regierungsverwaltung („trop de paperasses administratives") gestopft. Darum sind viele Seiten des schönes Werkes durch die Pedanterie der schweren einstigen Ministers- und Museumsdirektorshand entstellt. Zu oft verliere man sich in Untersuchungen über Ackerbau, Baukunst und ländliche Wirthschaftszustände. Und — was das Aergste sei — die lieblichste Gestalt des Romans, Ottilie, sei am meisten von diesem Uebel des Reflektirens befallen. „Warum mußte Goethe sich so weit vergessen, dem entzückenden Kopf dieses jungen Mädchens Gedanken einzuflüstern, die deutlich den Stempel seines eigenen Denkens tragen, — und nicht immer des vorzüglichsten?" Ottiliens Tagebuch ist gemeint. „Wie sehr enttäuscht es den Leser!" Und Rod gibt ein paar Proben daraus, die seinen Vorwurf in der That gerechtfertigt erscheinen lassen; man kann sich nicht verhehlen, daß Goethe das Tagebuch der lieblichsten Gestalt seines Romans zum Niederlegen eigener Lebensbeobachtungen in aphoristischer Form benützt hat. Und Rod scheut sich nicht, dergleichen als Dilettantismus zu bezeichnen und beizufügen, daß sich übrigens Unvollkommenheiten dieser Art in allen, auch den besten Werken Goethes, finden; sie sind ihm alle nicht genugsam losgelöst von ihrem Schöpfer, es ist immer noch ein Band vorhanden, durch das sie mit ihm zusammenhängen und das ihnen einen Theil ihres freien Eigenlebens raubt.

In dieser letzteren Bemerkung thut sich, meiner Ansicht nach, ein Grundzug romanischen und speziell französischen Geistes kund: die Forderung der letzten Formvollendung und runden Nettigkeit des Kunstwerkes, die, wo sie erfüllt wurde, namentlich auch das Geheimniß der großen Theatererfolge französischer Dichter ist. Daß sich im Kunstwerk die Seele des Dichters zu ihrer eigenen Befriedigung aus lebe, damit hat sich der germanische Geist hundert und

*) Bei F. Payot in Lausanne.

hundert Mal begnügt, niemals der französische. Wo wäre ein französischer Grabbe, der Theaterwerke von vornherein so konzipirt, daß ihre Darstellung auf der Bühne ein Ding der Unmöglichkeit ist? Wenn der Franzose eine Darstellungsform wählt, so erfüllt er auch die in ihr liegenden Gesetze. Und darum steigen die Werke des französischen Genies in die Höhe als frei schwebende Montgolfièren, während so viele an Geist und Gemüth oft viel reicher befrachtete deutsche Dichtungen Fesselballons bleiben. Ich denke hierbei nicht allein an unsere zahllosen Buchdramen, sondern z. B. auch an den deutschen humoristischen Roman von Jean Paul Richter angefangen bis auf die Gegenwart, für den in dieser Beziehung seine Unübersetzbarkeit in fremde Sprachen, namentlich in die französische, besonders charakteristisch ist.

Der Franzose ist also auch in der Litteratur viel artistischer als der Deutsche (und als der Engländer). Er ist vielleicht ideenärmer, aber er hält seine Armuth besser zu Rath und zeigt sich in der Komposition zielbewußter, anordnender. Man thut gut, dies im Auge zu behalten, wenn man Rod's Buch über Goethe liest, da die auf Goethe's Technik sich beziehenden kritischen Bedenken Rod's wesentlich auf diesen fundamentalen Unterschied französischen und deutschen Kunstschaffens zurückgehen.

Doch es ist nun an der Zeit, überhaupt den Inhalt von Rod's „Essai sur Goethe“ kurz zu skizziren.

In der Vorrede erzählt der Verfasser, daß er vor zehn Jahren als Professor an der Genfer Universität Vorträge über Goethe gehalten habe, welche der Ausdruck einer vorbehaltlosen Begeisterung gewesen seien, daß aber ein Besuch in Weimar, neues Lesen und neues Nachdenken seine früheren Eindrücke wesentlich umgestaltet hätten. Und so sei er zu diesem Buche gekommen, das wenigstens den Vorzug unabhängigen, freimüthigen Denkens habe.

In der That! dieser Freimuth der eigenen Ueberzeugung ist überall zu spüren und hat zuweilen etwas wohlthuendes wie frischer Morgenhauch gegenüber der schwülen Anbetung unserer deutschen Goethemanen. Indessen muß andererseits auch hervorgehoben werden, daß Rod bei seiner kritischen Arbeit nicht ganz leidenschaftslos geblieben ist und hie und da sogar auf einer kleinen Bosheit betroffen wird. Erstens giebt er übrigens selbst zu: „Au cours de ces études, je me suis quelquefois irrité contre cet homme, dont la superiorité eut tant de faiblesses.“ Und zu den kleinen Bosheiten rechne ich es, wenn Rod einmal den Ausdruck „Uebermensch“ (superhomme) auf Goethe anwendet und beifügt, daß diese Bezeichnung Goethe entzückt haben würde. Auch kommt gelegentlich eine Stelle vor, in welcher Rod den Franzosen, zu denen er spricht, auf Kosten Deutschlands ein kleines Extravergnügen bereitet, das beinahe im Geschmack Viktor Tissot's ist, so, wenn er aus Weimar spöttelnd erzählt: „Il y a un ‚Musée Goethe‘ pour l'installation duquel le rigorisme allemand s'est adouci, car on y expose les portraits de toutes les femmes qu'il a aimées autour de ceux de sa femme légitime“. Die Thatsache ist freilich nicht zu leugnen.

Der erste große Hauptabschnitt beschäftigt sich mit Goethe's Memoiren, d. h. mit „Dichtung und Wahrheit“. Diese Memoiren sind, nach Rod, ein Werk der Berechnung. Goethe will durch sie zeigen, wie man seine Werke aufzufassen habe und sich den Sockel der eigenen Statue schaffen, indem er sich als eine jener Elitenaturen hinstellt, die ihr Leben selbst zu schaffen wissen, während gewöhnliche Menschen Gefangene des Schicksals und der Verhältnisse sind. Wenn Goethe von seinen bewundernden Verehrern als ein „Olympier“ aufgefaßt wird, so hat er diese Auffassung seiner gewaltigen Erscheinung selbst vorbereitet, indem er sich in den Memoiren auf den Halbgott hinausspielte. Aber dieses Olympierthum kann Rod nicht imponiren. Denn was war es anders als bewußter, überlegter, raffinirter und durch eine außerordentliche Intelligenz zu einer höheren Stufe emporgehobener Egoismus? (S. 20 u. 21.) Nur Eines hatte Goethe dabei nicht in Rechnung gebracht: daß ihm die Biographen und die Kommentatoren, die seinen Nachlaß bearbeitende Goethegesellschaft, den Spaß bis auf einen gewissen Grad verderben würden, indem durch ihre Bemühungen die von der erlebten Wirklichkeit so oft abweichende Absichtlichkeit der Memoiren ins deutlichste Licht gesetzt wurde. Rod sucht dies an verschiedenen Beispielen nachzuweisen, so im Verhältniß des jungen Goethe zu Herder, in Bezug auf welches die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit“ der Noblesse entbehren soll. Dann kommen namentlich Goethes Beziehungen zu seinen Jugendgeliebten zur Sprache. Hierbei werden ihm Vorwürfe, wie, daß er die noch zuckenden Herzen der Geliebten zu litterarischen Zwecken verbraucht und mit nichtigen Phrasen (in den Memoiren) sich aus der Schlinge zu ziehen versucht habe, nicht erspart. „Welche Geständnisse von Trockenheit des Herzens, von Egoismus und Grausamkeit!“ ruft Rod aus und citirt speziell die Stelle, wo Goethe über die letzten Tage, die er mit Friederike Brion in Sesenheim verbrachte, mit den Worten hinweggeht: „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung ich nicht mehr behalten habe.“ Hier scheint mir jedoch der Vorwurf unbegründet, da Goethe offenbar der Wahrheit gemäß nichts anderes sagen will, als daß er sich zu der Zeit, da er diese Memoiren verfaßte, an die Einzelvorfälle jener letzten mit Friederike zugebrachten Tage nicht mehr erinnere. Deutlich ist ihm nur noch der Augenblick in Erinnerung, wie er, schon zu Pferde sitzend, dem mit thränenumflorten Blicken zu ihm emporsehenden Mädchen die Hand reicht, selbst schmerzlich leidend. Indem Goethe mit diesem letzten Bilde die sogenannte Sesenheimer Idylle beschließt, erscheint mir die von Rod beanstandete Stelle in einem weniger harten Lichte.

Rod wäre übrigens bereit, Goethe in dieser Richtung manches zu verzeihen, wenn Goethe es nur nicht bei alledem noch darauf ablegte, sich auf den Gefühlvollen („l'homme sensible“) hinauszuspielen. Rod kann an ein herzliches Gefühlsleben in Goethe nicht glauben, was mir einigermaßen auffallend ist, da nicht blos aus Goethe's Jünglingsjahren, sondern auch noch aus seinem reiferen Mannesalter und aus der letzten Zeit des Greises viele Fälle bezeugt sind, wo man ihn laut weinen hörte, Gefühlsausdrücke also, die sonst in einem normalen Mannesleben wenigstens unserer Zeit sehr selten sind. Doch ich möchte über dieses oft behandelte Thema hier keine Controverse anheben, sondern mache lieber darauf aufmerksam, wie vortrefflich Rod die Selbststilisirung Goethe's beschrieben hat (S. 16 u. ff.). Ueberhaupt versöhnt den Leser öfter da, wo er — wie z. B. bei der Bemängelung der naturwissenschaftlichen Leistungen Goethe's — mit dem Verfasser nicht übereinstimmen kann, die saubere, nette, klare Art, in welcher Rod seine Erwägungen präzisirt, mit den manchmal sehr weit gehenden Angriffen auf Deutschlands größten Dichter.

Am Schluß der Würdigung der Memoiren sagt Rod, es sei nothwendig gewesen, zu allererst mit ihnen und mit Goethe's Leben bekannt zu werden. Denn wie uns Goethe im Leben erscheine, würden wir auch für die Beurtheilung seiner Werke den rechten Fingerzeig gewinnen. In diesem Zusammenhange ist es dann allerdings ein schlimmes Wort, wenn Rod sagt, bei der Abfassung von „Dichtung und Wahrheit“ habe Goethe die bei großen Männern am häufigsten vorkommende Leidenschaft geleitet, die Eitelkeit. „C'est la vanité qui le guide.“ Aus Eitelkeit hat Goethe diesen „arrangirten Lebensroman“ geschrieben.

Im folgenden Abschnitte des Buches, der „la crise romantique“ überschrieben ist, wird das Hauptwerk jener Periode Goethe's, der Götz von Berlichingen, kritisch zerpflückt. Nicht daß dem Götz die alten aristokratischen Einheiten fehlen, tadelt Rod. Aber er vermißt die Einheitlichkeit der Absicht, „l'unité d'intention“. Außerdem kommt besonders die „melodramatische“ Figur der Adelheid bei Rod schlecht weg. Doch wollen wir uns hiebei nicht aufhalten. Der Abschnitt: „La crise sentimentale“ folgt. Hier wird „Werther“ im Zusammenhang mit den wirklichen Beziehungen Goethe's zum Wetzlarer Kreise untersucht. Weil

Goethe später in seinen Memoiren den Roman mit Lotte lange nicht mit derselben Frische erzählt, wie z. B. das Sesenheimer Idyll, so meint Rod, Goethe's Herz sei bei der Wetzlarer Episode nicht sonderlich tief engagirt gewesen. Doch scheint mir ein anderer Grund näher liegend: jene Gefühle waren in „Werther's Leiden" endgültig poetisch ausgeschöpft worden, was sich von den Verhältnissen zu Friederike, zu Lilli u. s. w., die in „Dichtung und Wahrheit" zum ersten Mal erzählt wurden, nicht sagen läßt. Aber für Rod ist „Werther" ein Buch der Affektation, was man ja, insofern es das Werk eines affektirten Zeitalters war, im Ganzen zugeben mag. Wenn dagegen Rod am Schluß seiner Wertherstudie die Frage aufstellt, welche Werke der Einbildungskraft von bleibendem Werthe seien und diese Frage beantwortet: „ . . . Diejenigen, die uns das Herz oder den Geist so mächtig rühren, daß in uns Bewunderung oder Bewegung entstehen," so scheint mir diese Antwort, mit welcher Rod „Werther's Leiden" als ein veraltetes Buch bei Seite schieben möchte, eine zu enggefaßte. Ich würde von Werken, die in künftige Jahrhunderte hinein gerettet zu werden verdienen, vor allem auch verlangen, daß sie lebendige, unvergeßliche Gestalten in die Welt gebracht haben. Und dies scheint mir der Wertherdichtung noch eine weitere Lebensdauer zu verbürgen. Eigenthümlich ist übrigens, daß in Rod's Goethebuch „Wilhelm Meister" nirgends behandelt wird, eine Dichtung, die ebenfalls durch unvergeßliche und längst typisch gewordene Gestalten wie Mignon, den Harfner und allenfalls noch Philine den Schönheitstraum der Menschheit um Phantasien bereichert hat, die über die Jahrhunderte hinaus leben werden.

Der nächste Abschnitt des Buches ist: „Der Hofdichter" überschrieben. Im französichen Geist, wenn er an kleine deutsche Höfe denkt, werden immer Operettenmotive aus der „Herzogin von Gerolstein" lebendig; bei Rod kommt noch der angeborene demokratische Zug der schweizerischen Heimath dazu, die Bedeutung des Weimarischen Musenhofes zu unterschätzen. Eigenthümlicher Weise nimmt Niemand Anstoß daran, daß ein Giulio Romano seinen Genius in den Dienst des Herzogs von Mantua stellte, daß Lenardo da Vinci für den Herzog von Mailand Festungspläne zeichnete, während Goethe's Freundschaftsverhältniß zu Carl August, die für das vorige Jahrhundert wunderbare Thatsache, daß ein Bürgerlicher der intime Vertraute eines souveränen Fürsten und nach diesem selbst der erste Mann des kleinen Staates wurde, mit übermäßig kritischem Auge und unberechtigter Spottlust betrachtet wird. Man gibt dabei vor, diese höfische Stellung sei nicht zum Vortheil des Dichters gewesen. In dieser Beziehung dürften aber doch seine eigenen Mittheilungen an seinem Herzen nahestehende Personen, die Briefe an seine Mutter, an Lavater und andere Freunde entscheidend sein. Aus ihnen geht hervor, daß er selbst es als die höchste Gunst des Schicksals betrachtete, gewöhnlichen kleinbürgerlichen Lebensverhältnissen entrückt zu sein und unter eigenthümlichen Daseinsbedingungen in Weimar, wie auf Prosperos Insel zu leben. „Cette existence de ministre-courtisan-combien banale! combien pauvre! ruft Rod aus und vergißt das Wort des römischen Cäsars, der lieber in jener kleinen gallischen Provinzstadt der Erste, als in Rom der Zweite sein wollte. Aber über dem tollen Treiben der Jagden, der Hofmaskeraden, des Theaterspiels und über den Ministergeschäften gingen dem poetischen Schaffen köstliche Jahre verloren. Rod behandelt dies ausführlich, übersieht jedoch einigermaßen, daß in einem auf so lange Dauer angelegten Leben instinktiv jene fiebernde Ungeduld nicht vorhanden sein konnte, die wir dagegen an allen Künstlern bemerken, deren Leben ein kurzes war. Wenn auch der Gesündeste nicht weiß, wann seine Stunde schlägt, so ist es doch Thatsache, daß die meisten Langlebigen ein ruhigeres, langsameres Arbeitstempo zeigen als die Kurzlebigen. Uebrigens ist es unrichtig, jene Jahre, in denen von Goethe kein Meisterwerk erschien, sich litterarisch bloß von jenen kleinen Gelegenheitsdichtungen ausgefüllt zu denken, zu denen Rod auch die „Geschwister" rechnet, die ihm, beiläufig bemerkt, als ein fades, weinerliches, rhetorisch falsches Werk „immédiatement audessous du rien" erscheinen; still reiften in jener Zeit Dichtungen wie Iphigenie und Tasso. An der „Iphigenie" schrieb er, während er im Herzogthum herumreiste, mit Inspektion der Rekruten beschäftigt. Und einmal klagt er in einem Briefe heftig, wie der Gedanke an das Elend der Weber in Apolda ihm das Konzept zu den Reden des Königs Thoas verwirre.

Von den soeben genannten Dramen wird „Tasso" von Rod ausführlich behandelt, aber im Ganzen mit negativem Ergebniß. Rod weist in vortrefflicher Weise nach, wie ganz anders der Hof der Este von Ferrara beschaffen gewesen sei, als wie er in Goethe's „Tasso" erscheint. Was ist jedoch mit diesem Nachweis gewonnen? Die Einsicht, daß „Tasso" ebensowenig ein historisches Renaissancestück ist, als „Iphigenie" ein griechisches Drama. Mir scheint, daß wir ein treueres italienisches Zeitkostüm und Ferraresisches Lokalkolorit bei einer Dichtung leicht verschmerzen können; die uns dafür in ewig typischer Form den Zusammenprall jener großen Gegensätze der künstlerisch-idealen und der praktisch-realen Natur und Weltanschauung darlegt und dabei echte deutsche Seelengemälde von unvergleichlicher Zartheit und edlem Duft enthüllt. Rod meint, der „Tasso" werde vielleicht noch auf lange Zeit ein Lieblingswerk metaphysischer Philosophen bleiben, einfachen Menschen aber dürfte es je länger desto weniger gelingen, an dieser Dichtung Vergnügen zu finden. Wenn er damit sagen will, daß ihre Schönheiten nicht von jenen sind, welche die Menge anlocken, so hat er unzweifelhaft Recht. Aber wenn ich in Bezug auf „Tasso" mein eigenes Empfinden untersuche, so muß ich mir gestehen, daß nicht die Komplizirtheit meines Denkens mir diese Dichtung verständlich und lieb macht sondern daß im Gegentheil der noch gerettete Rest von Sehnsucht nach reiner einfacher Schönheit mich zu ihr zieht und daß der Gedanke an sie in meiner Phantasie mit der Erinnerung an ein ganzes Nest stark duftenden Veilchen sich traumartig verbindet.

Von Seite 208 an, wo Rod unter dem Titel: „Le dernier roman" auf die „Wahlverwandtschaften" zu sprechen kommt, wird sein Verhalten Goethe gegenüber merklich freundlicher; ein warmer herzlicher Ton tritt an die Stelle der bisherigen fast feindseligen Kälte, ohne daß sich der Verfasser deshalb seiner freien kritischen Untersuchung entschlüge. Charakteristisch ist für den französisch schreibenden Schriftsteller hierbei allerdings, daß er gerade dasjenige was von deutschen Patrioten Goethe immer und immer wieder zum Vorwurf gemacht wird, — seine heitere Ruhe in den kriegerischen Stürmen, die über Deutschland hereinbrachen, — dem großen Dichter als einen unleugbaren Beweis seiner Ueberlegenheit anrechnet, als den Zug „einer wahrhaft göttlichen Natur, der vielleicht seine, auch anderen Verhältnissen gegenüber angenommene Haltung erklären und rechtfertigen könnte." Damit hängt auch ein Kompliment zusammen, das Rod an das damalige Deutschland richtet, indem er später auf die enthusiastische Aufnahme zu sprechen kommt, welche Deutschland 1807 dem Erscheinen des ersten Theils des „Faust" bereitete, in einer Periode, die, nach der Schlacht von Jena die furchtbarste war, die das deutsche Reich seit den Stürmen des dreißigjährigen Krieges durchgemacht hatte. „Jenes Deutschland," schreibt Rod, „war wirklich ein Land der Intelligenz. Die Werke des Gedankens schienen ihm wichtiger und dauerhafter, als die der Politik." Darum „begrüßte er sie, als wären sie gewonnene Schlachten." Daran knüpft er die Betrachtung, daß der „Faust" nicht zum mindesten durch diese Aufnahme, durch diese sofortige „Krystallisation", in die ein ganzes Volk seine Seele legte, das „Weltgedicht" geworden sei, als das die Nachwelt ihn bewundert. Rod selbst vermag den „Faust" so hoch nicht zu stellen, z. B. vor allem nicht etwa gleichwerthig dem Weltgedicht Dantes, mit dem er gewiß schon, was Gleichmäßigkeit der Ausarbeitung anbetrifft, nicht von fern kann verglichen werden. Schon im ersten Theil ist „Faust" durch den unerträglichen „Walpurgisnachttraum" arg ent-

stellt, durch dieses Phantasiestück, in das Anspielungen auf literarische Ereignisse jener Epoche hineingestopft sind und „où l'on voit passer les figures falotes des dieux de l'Olympe mêlés aux écrivains allemands“. Weniger scharf tadelt er die mythologischen Bizarrerien im zweiten Theil des „Faust“, indem er zugibt, daß „selbst die unregelmäßigsten Seitensprünge eines solchen Genius ihre Größe haben“. Und was die Erklärung der Faustdichtung betrifft, ist Rod der Ansicht, Goethe selbst sei der einfachste und verständigste Erklärer seines Werkes. Kann, nach Rod, das Faustpoem auch nicht die Weltgedichtsstellung beanspruchen, die man einer „Ilias“ oder einer „divina commedia“ zugesteht, so gehört es doch zu denjenigen Werken, „deren Zukunft gesichert ist“ („dont l'avenir est assuré“). Versöhnen schon einzelne dieser Aussprüche den deutschen Leser mit Rod, so möchte ich noch besonders auf die schönen Seiten des Buches aufmerksam machen, die dem Freundschaftsverhältnisse Goethe's und Schiller's gewidmet sind. Er nennt dieses Verhältniß eines jener Schauspiele, die die Menschheit ehren und deren Andenken fortglänzt in der Geschichte. Und endlich, auf der letzten Seite des Buches, finden wir sogar das mit früheren Behauptungen nicht ganz vereinbare Zugeständniß, Goethe habe sich wirklich nach seinem eigenen, in ihm selbst liegenden Gesetze entwickelt, „en réalisant au jour le jour ses plus intimes virtualités“ Und weiter lesen wir: „Ayant aimé l'action, il a conformé toute sa vie et ramené toute sa pensée à ce goût dominant.“ Goethe erscheint ihm wie Faust als derjenige, der immer strebend sich bemüht; hierin habe seine eigentliche Größe gelegen.

Das ist, in großen Zügen, der Hauptinhalt des Rod'schen „Essai sur Goethe“, eines Buches, das im Einzelnen eine für einen französischen Schriftsteller wirklich bewundernswerthe Vertrautheit nicht bloß mit Goethe's eigenen Werken, sondern auch mit der gewaltigen Goethelitteratur unseres Jahrhunderts bekundet und schon aus diesem Grunde mit Achtung entgegengenommen zu werden verdient. Wenn ich dennoch beim Lesen wenigstens der ersten zweihundert Seiten mit des Verfassers eigenen Worten in Beziehung auf seine Studie hätte sagen können: „Au cours de cette étude je me suis quelquefois irrité contre Monsieur Rod“, und wenn mir daher wie eine begleitende, etwas höhnische Melodie die Worte Mephisto's durch den Sinn schwirrten: „Um dieser Schwelle Zauber zu benagen, bedarf ich eines Rattenzahnes“, so muß mir Eduard Rod das nicht übel nehmen. Es spielt da nicht bloß jenes Eifersuchtsgefühl mit, das Mutter Germania empfindet, wenn ihr Lieblingskind von einem Fremden Schläge bekommt, — sondern es handelt sich auch um unsern eigenen Jugendtraum. Ich will mir nicht anmaßen, zu wissen, wie es heute zwanzigjährigen Jünglingen zu Muthe ist. Aber wie haben wir alle, wir älteren Herren, in unseren Studienjahren für Goethe geschwärmt! Als ich in Jena studirte, im Anfang der 60er Jahre, war Goethe seit etwas mehr als 30 Jahren todt; noch lebten manche Leute, die ihn persönlich gekannt hatten. Ich erinnere mich z. B. meines Besuches in Dornburg, wo der dortige Kastellan und Hofgärtner Skell mir mit Thränen in den Augen von Goethe's Besuchen in Dornburg, von seiner dortigen Lebensweise, von seinen frühen Morgengängen im Garten, von der Schönheit des Greises im leisen friedlichen Schlummer erzählte und, als er meine pietätvolle Liebe erkannte, mir antrug, über Nacht bei ihm zu bleiben und in demselben Zimmer zu schlafen, in dem einst Goethe wohnte und das noch in unverändertem Zustand erhalten war.

Aber eben deshalb, weil wir in Goethe die Erinnerung an wahrhaft heilige Stunden unserer eigenen Jugendzeit lieben, müssen wir unsere Regung doppelt vorsichtig prüfen, wenn eine an den Lorbeer des Unsterblichen rührende Kritik uns erzürnt oder verletzt. Die Entscheidung, ob ein Attentat vorliege oder nicht vielmehr ernstliches Bemühen eines klar blickenden Mannes, bleibende Geisteswerthe der Menschheit auf ihren Gehalt neuerdings zu prüfen, darf nicht von einem ersten Gefühlseindruck abhängig gemacht werden. Und da scheint mir nun, mit den im Verlauf dieser Betrachtung gemachten Vorbehalten natürlich, die Arbeit Rod's eine redliche, fleißige, dialektisch und stilistisch glänzende und somit auch verdienstvolle, wenn man andererseits auch nicht in Abrede stellen kann, daß Rod etwas zu stark von Baumgarten beeinflußt erscheint. Möge sein Buch von gründlicheren Kennern als ich beachtet und weiter geprüft werden!

Bern.

J. V. Widmann.

Die Legende von Hammam-Meskutin.

Von einem Freunde unseres Blattes erhalten wir aus Algier die folgenden Aufzeichnungen:

Berühmt sind die heißen Quellen im Gebiete des Yellowstoneflusses in den Vereinigten Staaten als eines der Wunder der Natur. Indem sie im Laufe der Jahrhunderte den in ihnen aufgelösten Kalk allmählich absetzen und sich ein immer tiefer liegendes Bett graben, bilden sie eine Stufenfolge natürlicher Becken, von deren jedem das dampfende Naß in die darunter befindlichen Behältnisse hinabfällt; so formen sie gewaltige Steinkaskaden von gelber und brauner Farbe, über die wie Silber die jüngsten Versteinerungen herabhängen, während das Wasser, das in dünnem Schleier an den abenteuerlich geformten Steinhängen hinläuft, dem ganzen Gebilde den Schein des ewig thätigen Lebens verleiht. Der Lauf, den die Quellen vor ungezählten Jahrtausenden verfolgten, ist durch wunderliche Kalkkegel bezeichnet, die oft die absonderlichsten und auffallendsten Formen annehmen.

Allein man braucht nicht in die neue Welt zu gehen, um diese interessanten und fesselnden Naturschauspiele zu erblicken; die alte Welt bietet sie nach kürzerer und bequemerer Reise dem aufmerksamen Wanderer. In Nordafrika, in der algerischen Provinz Constantine, liegt, durch die Eisenbahn erreichbar, der Badeort Hammam-Meskutin, „die Bäder der Verdammten“, der die soeben kurz geschilderten Erscheinungen in reicher Menge aufweist und dabei Vorzüge besitzt, die dem nordamerikanischen Wunderlande fehlen: den ewigen Frühling des Südens, die goldschimmernden Orangen im dunkel glänzenden Laube, die Fächerwipfel riesiger Palmen, duftende Blumen in jeder Jahreszeit, und daneben interessante und schöne Reste aus der fernen Zeit römischer Herrschaft, die diese Bäder bereits ausnützte. Die salz- und kalkhaltigen Quellen von Hammam-Meskutin dringen mit einer Temperatur von 96 Centigraden aus dem Boden, den ihre unterirdische Strömung in dumpfem Donner ertönen läßt.

Die außergewöhnlichen Erscheinungen dieses Ortes haben die glühende Einbildungskraft der arabischen Bevölkerung auf das lebhafteste angeregt. Das unterirdische Getöse ist die Musik der Dschenun oder Dämonen, die hier die Tiefe bewohnen und all das Wunderbare hervorbringen. Die bearbeiteten und mit Inschriften versehenen Steine aus der Römerzeit sind Behältnisse, in die die „Rumi“ durch Zauberformeln ihre Schätze eingeschlossen haben, und deren Eröffnung nur Zauberkundigen möglich ist. Die Kalkkegel stellen Zelte, Schafe, Kameele oder Pferde vor. Am meisten aber hat sie eine Gruppe dieser Kegel beschäftigt, in der man mit etwas Phantasie einen Mann und eine Frau erkennt, die sich die Hand reichen, sowie einen großen bärtigen Greis — alle natürlich in der Tracht der Eingeborenen. An diese Gruppe und an die sie umgebenden Steine knüpft sich eine poetische Legende, die, bei uns ganz unbekannt, wohl verdient, als Beitrag zur arabischen Volksdichtung mitgetheilt zu werden.

Brahim und Fatma besaßen zwei Kinder, deren Geburtstage kaum durch drei Ernten getrennt waren. Der Erstgeborene, Ali, war zu fünfzehn Jahren der herrlichste Reitersmann des Stammes. Keiner wußte besser als er ein wildes Roß zu bändigen, keiner besser als er den Wurfspieß zu schleudern, die Hyäne oder den Panther zu erlegen;

und sein strahlender Muth beeinträchtigte in keiner Weise die unbewußte Anmuth seines jugendlichen Wesens.

Seine Schwester Urida, „die Rose", glich an Schönheit der edlen Blume, deren Namen sie trug, und an Frische dem Morgenthau: ihre Füße waren leicht wie die der Gazelle; ihre Hände waren weich und weiß wie Milch; ihre schwarzen Augen funkelten wie die Sterne am tiefen Nachthimmel.

Sie liebten sich gegenseitig mit zärtlicher und reiner Liebe. Das Erwachen der ersten Jugendliebe schwächte keineswegs diese herzliche Neigung, sondern machte sie nur tiefer und inniger. Vergebens lockten die jungen Mädchen des Stammes Ali mit Blicken und Lächeln; vergebens umschwärmten die jungen Reiter, Ali's Freunde, Ueida mit Huldigungen inmitten des Glanzes und Lärmens der Fantasias: die beiden Herzen blieben davon unbewegt. Für Ali glich kein junges Mädchen an Schönheit Urida; und diese sagte sich in ihrer Seele, daß Ali alle Männer übertreffe.

Schon mischte sich der geschwisterlichen Liebe eine unbewußte Erregung. Ueida erröthete unter den Küssen des Bruders; Ali erzitterte wie ein Asphodelushalm, wenn er die brennende Hand der Schwester umfaßte. Sie konnten es sich endlich nicht verhehlen: ihre Liebe, die bisher edel, rein und rührend gewesen, wandelte sich in eine schuldige und verwerfliche Leidenschaft.

Wer sollte es glauben? ihre Eltern suchten keineswegs diese verderbliche Gluth zu dämpfen.

Denn Brahim war reich und besaß zahllose Heerden, die die Ufer des Chebakra bedeckten, wenn sie in diesem Flusse ihren Durst löschten, ehe sie in die Umzäunung des Duar zurückkehrten. Seine Zelte, seine Rinder, seine Sklaven, alle seine Reichthümer würden also keinerlei Theilung unterworfen werden, wenn der Bruder und die Schwester durch die Ehe verbunden blieben.

Indes Amar, der Kadi, war ein ehrenhafter Mann, der Gottes Gesetz hoch hielt; er widerstand den verbrecherischen Absichten Brahim's, den Bitten Ali's und den Thränen der jungen Ueida.

O Graus! Eines Morgens fand man den Kadi todt in seinem Zelte, und die Hand, die ihn gemordet, blieb unentdeckt.

Der tugendhafte Amar erhielt zum Nachfolger einen mächtigen und angesehenen Mann, der seit langen Jahren mit Brahim eng befreundet war.

Bald wurde die Heirath Ali's und Ueida's öffentlich verkündet, und der neue Kadi weigerte sich nicht, die Hand zu deren blutschänderischer Verbindung zu bieten.

Glänzend sind die Vorbereitungen für die Hochzeit. Das Gewissen der Menge verstummt und erstirbt unter der Pracht, die der alte Brahim entfaltet. Sanft erregt durch die treue Liebe des schönen Paares, finden die jungen Männer und Frauen für dieses Worte der Nachsicht und Verzeihung. Der feierliche Tag naht heran; von allen Seiten sprengen die Reiter herbei in ihrem glänzendsten Schmucke; sie finden gastfreundliche Aufnahme in den grellfarbigen Zelten, die Brahim's Sklaven in der Ebene errichten. Weithin scheinen die Feuer, an denen das riesige Gastmahl bereitet wird; der Kußkuß kochte in gewaltigen Kesseln, ganze Ochsen und Hammel braten auf der Holzkohle. Die jungen Krieger verschmelzen ihre Gesänge mit den scharfen Tönen des Thul und der Derbuka.

Da plötzlich allgemeine Stille, der Hochzeitszug erscheint. Wie schön ist die Braut, wie überstrahlt sie die Schaar junger Mädchen, die sie umschwärmen, alle geschmückt mit ihren schönsten Ohrgehängen, ihren goldenen und silbernen Arm- und Beinspangen, die laut erklingen, ihren duftenden Halsketten aus Bernstein und Korallen. Hört nur die frohen Rufe, die Liebes- und Festgesänge. Wer spricht noch von Schuld, von Blutschande? War doch der Himmel niemals reiner, vergoldeten doch die Sonnenstrahlen nie mit lebhafterem Glanze die Wipfel der Bäume und das Grün der Wiesen! Gott selber verzeiht, vor so viel Schönheit und Jugend, diese ungewöhnliche Vermählung.

... Nein, Gott verzeiht nicht. Plötzlich umzieht sich der Himmel; Blitze durchfahren und spalten die Wolken; laut erdröhnt der Donner; die Erde erzittert und droht sich zu öffnen. Alles flieht in Verwirrung, drängt und erdrückt sich. Aber selbst in diesem furchtbaren Augenblicke vergessen die beiden Liebenden ihrer innigen Neigung nicht. Ali schließt seine Braut in die Arme und scheint dem Zorne des Himmels zu trotzen.

Sie vereinigen sich zu einem letzten Kuß. Diese Gestalten, die noch soeben Jugend und Liebe feurig beseelten, sind nur noch zwei gewaltige Steine, ewige Denkmäler göttlicher Strafe!

Hinter ihnen, dieser höhere Stein, ist der Kadi, der seiner schändlichen Nachsicht zum Opfer fiel; man erkennt ihn noch an dem Turban, den er auf dem Haupte trägt. An Ueidas Seite bemerkt man das Kameel, das deren Hochzeitsgaben trug. Weiterhin sieht man Brahim und Fatma, die sich in der tödtlichen Zuckung eng vereint haben.

Alles ist zu Stein geworden: die Hochzeitsgäste, die Musiker, deren Instrumente der Sturm zerbrochen, die Brautjungfern, die Diener, die Zelte — alles bezeugt auf immer die Größe des Verbrechens und die Macht des Strafgerichtes.

Und damit die Menschen nicht die Erinnerung an diese feierliche Züchtigung verlieren, damit der Zorn des Himmels sich als unauslöschlich und immerwährend erweise, gestattet Gott, daß die Feuer des Gastmahls ewig brennen, daß dichter Rauch und kochende Wasser aus dem Schoße der Erde brechen, und daß weiße Körner, gleich denen des Kußkuß, den öden Boden bedecken.

Noch heute benennt man die gigantische Steingruppe „die verhexte Hochzeit".

—n—n.

Fridtjof Nansen: In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896. Neue revidirte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig 1898. F. A. Brockhaus.

Das bekannte Werk des erfolgreichen Nordpolfahrers liegt hier in einer neuen, revidirten Ausgabe vor. Wir haben in diesen Blättern vor etwa Jahresfrist (Jahrgang XIV, Nr. 30) das Nansen'sche Werk einer eingehenden Besprechung unterzogen. Die neue Ausgabe, in derselben splendiden Weise wie die erste hergestellt, ist durch ein Schlußwort, das die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise kurz zusammenfaßt, bereichert worden. Der Reiz, den das Buch bei seinem ersten Erscheinen ausübte, ist auch heute, nachdem die abstumpfende Zeit ihre Wirkung ausüben konnte, ein unverminderter. Nansen ist nicht nur ein kühner und erfolgreicher Forscher, sondern auch ein Darsteller ersten Ranges.

T. B.

Zum Fall Rommel.

In einem Briefe, der uns freundlich zur Verfügung gestellt worden ist, wird die Vermuthung ausgesprochen, daß der Verfasser des Buches „Au pays de la Revanche" wohl Victor Cherbuliez sein könne. Cherbuliez ist Genfer; in Genf erschien „Au pays de la Revanche"; die Stellung von Cherbuliez zu Deutschland in ihrer Unfreundlichkeit ist bekannt; und im Jahr 1879 schrieb Cherbuliez bereits ein Buch: „Les inconséquences de M. Drommel." (Hachette. Paris 1879.) In den inconséquences ist der konfuse Held ein deutscher Reichstagsabgeordneter für Görlitz. Sollte aus diesem Drommel ein Rommel geworden sein?

Von einem hervorragenden Kenner der französisch-schweizerischen Litteratur wird hingegen angenommen, daß Dr. Rommel ein Pseudonym des im vergangenen Jahr in Zürich verstorbenen Prof. Théophile Droz gewesen sei.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 28. Berlin, den 9. April 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Des Charfreitages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Verhältnisse zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten spitzen sich mehr und mehr zu, und die Hoffnung wird geringer, daß ein friedlicher Ausgleich sich doch noch wird erreichen lassen.

Die interessanteste diplomatische Episode bei den Auseinandersetzungen zwischen den beiden Staaten ist der Versuch des Papstes, zu vermitteln. Dieser Versuch ist von Spanien sehr günstig aufgenommen worden; aber er wurde von der amerikanischen Republik kurzer Hand zurückgewiesen. Es mag sein, daß die Regierung der Vereinigten Staaten zu solcher Haltung durch die öffentliche Meinung gezwungen worden ist. Das puritanisch-protestantische Empfinden, das in Amerika noch sehr stark ist, hätte vielleicht die Dazwischenkunft des Hauptes der katholischen Christenheit nicht gestattet. In anderer Beziehung fällt freilich ins Gewicht, daß die Iren in den Vereinigten Staaten mit zu den Hauptkriegshetzern gehören, und sie hätten als Katholiken sich der päpstlichen Friedenspolitik nicht leicht in offener Feindschaft entgegenstellen können. Gleichviel, die Probe auf solche Möglichkeit konnte überhaupt nicht gemacht werden; in Washington konnte die päpstliche Diplomatie überhaupt keinen festen Boden unter den Fuß bekommen. Nunmehr versuchen das Gleiche die europäischen Großmächte

Daß aber das Papstthum doch noch einen erheblichen Einfluß auf die Entwicklung der kubanischen Frage unter Umständen wird ausüben können, ist sehr möglich. Außer mit Washington scheint die Kurie auch direkt mit den kubanischen Insurgenten in Beziehung getreten zu sein; und daß der Papst auf die katholischen Aufständischen zu wirken im Stande ist, wäre wohl vorauszusetzen. Die Frage ist, ob seinem Eingreifen die nöthige Zeit verbleibt, um zu Ergebnissen zu gelangen.

Man kann nicht leugnen, daß für eine direkte Vermittlung des Papstes zwischen Cuba und Spanien die Verhältnisse günstig liegen. Beide Parteien sind Katholiken, und die spanische Regierung würde voraussichtlich in der Lage sein, dem vermittelnden Papst Konzessionen zu machen, die über das hinausgehen, was irgend einem anderen Vermittler zugestanden werden könnte. Die jetzige liberale spanische Regierung kann sich um so eher vor dem Papstthum beugen, weil die konservative spanische Opposition sich ihrerseits erst recht vor der Autorität des Oberhauptes des Katholizismus zu beugen gezwungen wäre. Der Papst wäre noch am ersten in der Lage, einen Frieden zwischen den Aufständischen und Spanien zu Stande zu bringen, den das Nationalgefühl der Spanier hinzunehmen bereit ist, und der den Ansprüchen der Cubaner genügt; etwa eine Autonomie für Cuba, die dem Wesen nach von der völligen Unabhängigkeit nicht verschieden ist und die doch den Schatten einer Verbindung mit Spanien soweit aufrecht erhält, um den Spaniern ihre traurige Niederlage nicht ganz unerträglich erscheinen zu lassen.

Fraglich bleibt nur: Ist für ein solches Dazwischentreten des Papstes noch genügend Zeit vorhanden, oder werden sich nunmehr die Ereignisse so sehr überstürzen, daß der Krieg da ist, bevor auch nur dieses friedliche Mittel ernstlich versucht werden konnte?

Wir fürchten beinahe, daß das Verhängniß nicht mehr aufzuhalten sein wird.

Zwei Wirkungen wird dieser Krieg sicher haben; er wird Spanien vollständig zu Grunde richten, und er wird auch den Vereinigten Staaten gewiß sehr schwere Schädigungen zufügen. Ein einziger gut geführter Kreuzer

lonn der Handelsflotte der Vereinigten Staaten außerordentlich gefährlich werden; man braucht nur an die Erfolge der Alabama zu denken; es ist aber auch garnicht ausgeschlossen, daß die Spanier vorübergehend ein paar der schlecht gesicherten amerikanischen Häfen werde brandschatzen können. Gewiß kann man der Ansicht sein, daß solche Ereignisse den schließlichen Ausgang des Krieges nicht beeinflussen werden. Die Vereinigten Staaten sind ein Welttheil, Spanien ein herabgekommenes Land, und in dem Ringen beider mit einander wird Spanien nicht Sieger bleiben; aber der Sieg, den die Vereinigten Staaten erringen, kann immerhin recht theuer erkauft werden müssen; und warum dieser Krieg? Man muß sagen, daß eine Nothwendigkeit für ihn nicht vorliegt; denn es ist jetzt unzweifelhaft, daß man in Madrid zu jedem Zugeständniß bereit ist, das irgend ein Staat vor seinem vollständigen Zusammenbruch würde gewähren können. Spanien würde sich gewiß ein Arrangement gefallen lassen, das Cuba die volle Selbständigkeit gewährt und dem Mutterlande nichts beläßt, als eine thatsächlich gänzlich bedeutungslose Oberhoheit: der Insel die freie Selbstbestimmung; dem Mutterlande ein ideales Recht ohne konkreten Inhalt.

Freilich, dann taucht der Zweifel auf: Wird diese Insel, die stets tief in der Kultur gestanden hat und die ein furchtbarer langjähriger Bürgerkrieg vollständig verwahrlost hat, im Stande sein, sich selbst zu regieren? Die kubanische Bevölkerung besteht heute zum großen Theile aus einem völlig herabgekommenen, unkultivirten Raubgesindel.

Auch das ist eine ernste Sorge, aber immerhin doch eine Sorge von geringerem Gewicht gegenüber der Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten.

Läßt es die Regierung der Vereinigten Staaten zum Kriege kommen, so muß man zugeben, daß dann die Erwartungen, die lange in die Wirksamkeit republikanischer Staatsformen gesetzt worden sind, einen neuen Stoß erfahren. Dieser Krieg, zu dem keine ernste politische Nothwendigkeit Amerika zwingt, wäre eine Frivolität, und wir machten damit am Ende des 19. Jahrhunderts die Erfahrung, daß der alten Frivolität der Kabinetskriege sich in unsern Tagen die Frivolität der Kriege demokratischer Straßenpolitiker an die Seite stellt.

Welch' eine gefahrvolle Aussicht für das Land Washington's.

England hat im äußersten Osten jetzt seinerseits einen Zug gethan. Das Vereinigte Königreich wird Weihaiwei besetzen, sobald die japanischen Streitkräfte diesen Hafen verlassen, und das soll geschehen, nachdem China den Rest der Kriegsschuld nach Tokio abgeführt hat.

Eines ist augenscheinlich; eine solche Vereinbarung zwischen England und China kann verständigerweise nur in Uebereinstimmung mit Japan getroffen worden sein. Und damit gewinnt die Festsetzung der Engländer in Weihaiwei erhöhte Bedeutung.

Es scheint, daß in diesem Falle Rußland diplomatisch eine Schlappe erlitten hat. Rußland hat offensichtlich den Versuch gemacht, Japan von England zu trennen, und um dieses Ziel zu erreichen, war es bereit, Opfer zu bringen. Rußland zog sich aus Korea zurück; es kam damit den japanischen Wünschen entgegen; aber nachdem Japan die Freigabe von Korea erlangt hatte, scheint es doch zugleich England bereitwillig die Möglichkeit geschafft zu haben, sich in Nordchina, in Weihaiwei dem russischen Port Arthur gegenüber, festzusetzen. Von Weihaiwei wie von Port Arthur aus kann der Versuch gemacht werden, den Golf von Petschili zu beherrschen; die Stellung Englands zu Rußland ist hier also eine ausgesprochen feindliche, und da Japan die Voraussetzungen für das jetzige Vorgehen Englands schuf, so ist damit der Beweis geliefert, daß Japan auch trotz der russischen Konzession in Korea sich an die Seite Englands gegen das Zarenreich stellt; so ist denn in Nordchina bis zu einem gewissen Grade ein politisches Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt.

Deutschland braucht mit dieser Entwicklung nicht unzufrieden zu sein; wir wollen in China Handel treiben; und wenn die in Nordchina in Betracht kommenden Mächte sich gegenseitig die Wagschale halten, so bietet dieser Zustand eine Gewähr dafür, daß unsere friedlichen Bestrebungen nicht durch das Uebergewicht einer einzelnen Macht unbequeme Hemmungen erfahren. Eine solche Entwicklung ist für uns günstig.

In England freilich wird man sich nicht verhehlen können, daß die Besetzung von Weihaiwei, die sich direkt gegen Rußland richtet, und daß das Zusammenarbeiten von England und Japan, das sich auch gegen Rußland richtet, in St. Petersburg ernste Wirkungen erzeugen muß. Wirkungen, die sich wahrscheinlich in gegebener Zeit an der indischen Grenze fühlbar machen werden. Alsdann wird England gezwungen sein, seine Stellung, die es in Ostasien durch ein Zusammengehen mit Japan zu stärken versucht hat, auch noch weiter und in anderen Gebieten des Globus zu stärken.

Die Zeit der „splendid isolation" scheint vorüber zu sein, und England wird versuchen müssen, die Zahl seiner Freunde zu vermehren durch eine Politik, die die Entfaltung anderer Kräfte neben den eigenen wohlwollend in der überseeischen Politik gestattet.

Eine dieser Tage im englischen Unterhause stattgehabte Debatte scheint übrigens anzudeuten, daß in den politischen Kreisen Englands diese Einsicht zunimmt. Mr. Balfour, der Erste Lord des Schatzes, hat bei jenem Anlaß, insbesondere gegenüber Deutschland sich sehr sympathisch geäußert und nachdrücklich darauf hingewiesen, daß ein eigentlicher politischer Gegensatz weder in China noch sonst zwischen England und Deutschland besteht. Es sind wirthschaftliche Konkurrenten, die beide ein Interesse daran haben, daß ein weites Feld für die möglichst freie Bethätigung der eigenen wirthschaftlichen Kraft offen bleibt.

Es ist zu hoffen, daß auch in Deutschland diese gesunde Anschauung stetig an Boden gewinnt.

Die zweite Instanz hat die Revision, die Zola gegen das Urtheil erster Instanz eingelegt hatte, als berechtigt anerkannt. Das Urtheil erster Instanz ist aus Gründen formeller Rechtsverletzung aufgehoben, und nun entsteht die Frage: wird unter Berücksichtigung der Bedenken des höchsten Gerichtshofes eine neue Anklage gegen Zola erfolgen? Dann wird der ganze Prozeß nochmals aufgerollt, und dieser Prozeß bedeutet zugleich den Ansturm auf das Urtheil, das gegen Dreyfus ergangen ist. Wenn sie es kann, so wird die französische Regierung gewiß gern diesen Gefahren auszuweichen suchen.

Gleich wichtig wie die materielle Entscheidung des Gerichtshofes sind die Reden, die bei dieser Gelegenheit gehalten worden sind. Vor allem der Generalprokurator Manau hat sich voll Würde auf die Seite jener gestellt, die das Vorgehen Zola's in ihrer edlen Absicht zu würdigen bereit sind. Manau und der oberste Gerichtshof haben damit den Haß der Esterhazy-Clique auf sich geladen. Die Achtung jener aber haben sie erworben, die an einer Selbständigkeit des französischen Richterthums zu zweifeln begannen.

Gleichzeitig hat der „Siècle" neue Enthüllungen über den Fall Dreyfus veröffentlicht, die freilich dem aufmerksamen Beobachter nichts Ueberraschendes sagen. Sie bestätigen, daß Dreyfuß kein Spion war, und daß Esterhazy ein Spion gewesen ist; das zu behaupten, war auch schon bisher aus den vorliegenden Thatsachen möglich.

* * *

Der Streit um Kuba.

Wenn zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten der Friede erhalten bleiben sollte, was ja leider ziemlich unwahrscheinlich geworden ist, so gebührt das Verdienst nicht den Völkern, sondern den Regierungen. Die Theorie, daß eigentlich die Völker von Natur friedliebend seien und die Regierungen in der Regel die Schuld trügen, wenn ein Krieg ausbricht, ist vor den Erfahrungen des spanisch-amerikanischen Konflikts arg zu Schanden geworden.

Eine radikale englische Wochenschrift schildert das Verhältniß zutreffend, indem sie ausführt: Die Männer am Steuer, Señor Sagasta und Mr. McKinley, thun mit Umsicht und Eifer ihre Schuldigkeit, um einen verderblichen Zusammenstoß zu vermeiden; aber die Passagiere auf beiden Staatsschiffen hetzen die Mannschaft zur Meuterei auf. Die Passagiere sind in diesem Vergleich die Völker und die Mannschaften die Parlamente. Der Vergleich trifft für die amerikanische Republik in noch höherem Grade zu, als für die europäische Monarchie. Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten ist durch eine skrupellose Hetzpresse in eine Leidenschaft versetzt, die alle Dämme staatsmännischer Besonnenheit zu zerreißen droht, und der Kongreß ist von jeher nur allzu geneigt gewesen, den Strömungen der öffentlichen Meinung nachzugeben. So kommt es, daß die Friedensfreunde seit Wochen eigentlich nur noch auf die Gewissenhaftigkeit und die Ausdauer des Präsidenten ihre Hoffnungen setzen.

Es wäre übrigens sehr falsch, den reißenden Strom der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten nur aus dem Zusammenwirken trüber Leidenschaften erklären zu wollen. Die Gewässer, die in der Niederung die Werke der Kultur mit Vernichtung bedrohen, kommen zum Theil aus reinen Höhen. Man unterschätzt bei uns vielfach den Einfluß humanitärer Anschauungen auf die Politik in England und Amerika. Es mag dabei immerhin ein gutes Theil Heuchelei mit unterlaufen, aber daß ein wirkliches Mitgefühl mit den Leiden der unglücklichen Kubaner bei der gegenwärtigen Erregung des amerikanischen Nationalgefühls ebenfalls eine Rolle spielt, ist mir nicht zweifelhaft. Auch in der Epoche der ersten französischen Republik wirkten neben Ruhmsucht, Streberei und Beutelust sehr respektable Gefühle, Freiheitsliebe und ein schöner Patriotismus, mit. Das Unglück ist nur, daß die edleren Triebe gar zu oft bloß dazu benutzt werden, um den Zwecken gewissenloser Ehrgeizes und politischer Intrigue zu dienen.

So liegt es jetzt auch in den Vereinigten Staaten. Humanitäre Vorstellungen werden mißbraucht, um höchst irdischer Zwecke willen.

Es ist charakteristisch, daß die Kriegspartei ihren Hauphalt bei den Bryan-Demokraten findet. Die Silberdemagogie spekulirt ersichtlich als Nebenwirkung eines Krieges auf eine Zerrüttung des Geldwesens und damit auf eine Chance zur Durchführung der geplanten Seisachtheia. Die Republikaner andererseits fürchten, aus der Gunst der öffentlichen Meinung verdrängt zu werden, wenn sie im patriotischen Lärmen hinter den Demokraten zurückbleiben. Im Herbst aber sind neue Kongreßwahlen, für deren Ausfall die Gunst der öffentlichen Meinung entscheidend ist.

Unter solchen Umständen ist in der That die Exekutive der einzige feste Punkt, an dem die Friedenshoffnungen anknüpfen können. Gestützt wird der Präsident, abgesehen von seinem Verantwortlichkeitsgefühl, von den besten Elementen des Landes, von dem respektabelsten Theil der Presse, von einflußreichen Vertretern der soliden wirthschaftlichen Interessen und — was in Amerika nicht zu unterschätzen ist — von der Kanzel. Mr. McKinley hat bisher mit Geschick temporisirt. Er hat die Endentscheidung immer weiter hinauszuschieben gewußt, damit die Leidenschaften sich beruhigen konnten. Aber bei dem stetigen Andringen des Kongresses wächst die Gefahr, daß er mürbe wird. Dazu kommt, daß das Recht, Krieg zu erklären, beim Kongreß, und nicht beim Präsidenten liegt.

Glücklicherweise ist auch in Spanien zur Zeit eine Regierung am Ruder, die ersichtlich ein volles Gefühl für den schweren Ernst der Lage hat. Sagasta ist augenscheinlich entschlossen, so weit nachzugeben, wie es nach der Stimmung des Landes irgendwie möglich ist. Er scheint längst eingesehen zu haben, daß eine der vollen Unabhängigkeit recht nahe kommende Autonomie Kubas unvermeidlich ist. Aber was eine Regierung freiwillig gewähren kann, vermag sie oftmals unter einem äußeren Zwange nicht zu gewähren. Kuba ist materiell für Spanien verloren; und damit büßt das Mutterland die schweren Sünden einer ausbeuterischen Kolonialpolitik; aber der nationale Stolz läßt nicht zu, den Verlust Kubas auch formell anzuerkennen.

Hätte man es mit einer angelsächsischen Kolonie zu thun, so wäre eine unter der äußeren Form der Autonomie gewährte thatsächliche Unabhängigkeit als eine durchaus befriedigende Lösung zu begrüßen. Aber die Autonomie Kubas heißt vermuthlich entweder Anarchie oder auswärtige Vormundschaft. Die unglückselige Insel wird deshalb aus der Prüfungszeit nicht sobald herauskommen. Darin, daß eigentlich gar keine wirklich befriedigende Lösung gefunden werden kann, liegt das Verzweifelte der Situation, auch wenn es gelingt, den Frieden zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten mit Ach und Krach aufrecht zu erhalten. Dieselbe Erscheinung, daß der Menschenwitz an einer rationellen Lösung politischer Probleme verzweifelt und deshalb gezwungen ist, nur die allernächste Zukunft in den Kreis seiner Berechnung zu ziehen, finden wir übrigens an zahlreichen Stellen unserer Erdkugel. Niemand weiß, was aus dem österreichischen Nationalitätenstreit werden mag; die orientalische Frage ist nach wie vor ein Buch mit sieben Siegeln; dazu kommt jetzt die Auftheilung Chinas, die sich auch nach der einfachen Logik des Zugreifens vollzieht.

Nie hat die praktische Politik mehr von der Hand in den Mund gelebt, als gegenwärtig. Es ist die Zeit des Unvorhergesehenen. Jeder Tag hat seine besondere Plage. Man muß deshalb schon froh sein, wenn ein Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten verhütet wird. Das weitere Schicksal Kubas bleibt dann späteren Sorgen vorbehalten.

Th. Barth.

Erinnerungen an das Jahr 1848.

IV.

Der konstitutionelle Klub.

Man war zuweilen recht naiv. Ich hörte, wie eine hochgebildete Dame an einen Herrn, der dem höheren Beamtenstande angehörte, die Frage richtete: „Sind Sie Demokrat oder Reaktionär?“, ohne für das formell und sachlich Unpassende dieser Frage die leiseste Empfindung zu haben.

Die Welt zerfiel nicht ausschließlich in Demokraten und Reaktionäre; es gab eine mittlere Gruppe, die sich damals die „Konstitutionellen“ nannten. Seit jener Zeit sind sie mit vielen anderen Namen belegt worden. Sie waren vielleicht nicht übermäßig zahlreich, aber doch zahlreich genug, um den größten Saal Berlins zu füllen, der sich dort befand, wo heute die Kaiserpassage ist, und nacheinander den berühmten Speisewirthschaften von Jäger, Milentz, Maser angehörte. Hier versammelte sich allabendlich der „konstitutionelle Klub“. Hier wurde nicht geraucht. Die Mitglieder des Klubs wurden gerufen: „Unser Mit-

bürger!" Unser Mitbürger N. N. hat das Wort. Unser Mitbürger N. N. hat gesagt u. s. w.

In das Leben gerufen und von Anfang an geleitet wurde er von Ludwig Crelinger, dem hervorragendsten Vertheidiger im Polenprozeß. Dieser Prozeß war der erste, der in Berlin öffentlich verhandelt wurde; man hatte um seinetwillen die Oeffentlichkeit für Berlin eingeführt. Ludwig Crelinger hielt die erste Vertheidigungsrede in Berlin, und vielleicht die glänzendste, die in diesen fünfzig Jahren gehalten wurde. Selbstverständlich war sie dann in aller Mund. Er war aber nicht Berufsvertheidiger; sein Fach war die Civiljurisprudenz und sein Ruf auf diesem Gebiete noch größer. Man nahm an, daß ein Prozeß, den er führte, schon gewonnen sei. Er war aber nicht allein ein glänzender Jurist, sondern ein Mann von hoher, allgemeiner Bildung. Er war erst seit zwei Jahren von Königsberg herübergekommen, um am Obertribunal zu wirken. Und in Königsberg hatte er an der Spitze der liberalen Kreise gestanden, die vielleicht in dieser Stadt allein schon eine Art von Organisation hatten. Fanny Lewald hat uns erzählt, daß er der einzige Mensch gewesen sei, der die Hohlheit aller Pläne und Versprechungen Friedrich Wilhelms IV. von Anfang an erkannte.

Ich habe die Präsidialführung Grabow's, Simson's, Forckenbeck's genau verfolgt, allein ich muß sagen, eine so glänzende Präsidialleitung, wie sie Crelinger dem konstitutionellen Klub zu Theil werden ließ, habe ich nie wieder gesehen. Es schien, als ob ihm in seine Wiege das Talent, parlamentarische Verhandlungen zu leiten, gelegt worden wäre, denn gelernt konnte er es von keinem Menschen haben. Er hätte gewiß eine sehr bedeutende Rolle gespielt, wenn er sich zum Abgeordneten hätte wählen lassen. Allein er hing an seinem Anwaltsberufe.

Um ihn sammelten sich die gebildeten Kreise Berlins. Sehr viele Professoren und Akademiker legten Werth darauf, wenigstens einmal im konstitutionellen Klub eine Rede gehalten zu haben. Sie wollten zeigen, daß sie mit dem Treiben im politischen Klub und vor den Zelten nichts zu thun hätten, und doch den Forderungen der Zeit sich nicht verschlössen. Fast ausnahmslos begannen sie ihre Rede mit den Worten: „Ich würde zu so vorgeschrittener Stunde nicht das Wort ergreifen, wenn nicht u. s. w."

Von den vielen Charakterköpfen kann ich nur wenige zeichnen. Die junge „Nationalzeitung" brachte in ihrem Feuilleton eine Reihe von Versen, in denen sie die einzelnen Klubs scherzhaft bezeichnete. Das Epigramm auf den konstitutionellen Klub war in klassischem Maße abgefaßt und begann mit den Worten:

Crelinger hat mich gezeugt und Lette hat mich geboren.

Lette war nächst Crelinger der hervorragendste Mann. Er hat später die volkswirthschaftlich gebildeten Elemente um sich gesammelt und ihnen ein bestimmtes Programm gegeben. Er war ein hochverdienter Mann, aber er hat durch ein zu hohes Maß von Gesprächigkeit, durch das er sein Geschlecht zu verleugnen schien, seinem Ansehen geschadet.

Dann sind zwei Dichter zu nennen. Wilhelm Jordan, der spätere Reichsmarinerath und noch spätere Nibelungenrhapsode, der schon schwere Martyrien überstanden hatte, entfaltete eine stürmische Beredsamkeit, in welcher er zuweilen Georg Jung weit überbot, während er bei andern Gelegenheiten, einem plötzlichen Impulse folgend, auf die entgegengesetzte Seite hinüberfiel. Neben ihm stand Robert Prutz. Wenn Goethe mit seinem Spruche Recht hatte:

Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach, kein Ritter wird sie los,

so war Prutz eine der ritterlichsten Erscheinungen, die je gelebt haben. Er hat später in einem Roman die Vorgänge im konstitutionellen Klub satirisch geschildert, allein um einen rechten Humor zu entwickeln, fehlte ihm der Muth, sich selbst zum Besten zu haben.

Die erste That des konstitutionellen Klubs war der Beschluß, eine Adresse an das Volk zu erlassen. Eine Kommission wurde niedergesetzt, um einen Entwurf zu fertigen, und dieser Entwurf wurde im Plenum Satz für Satz durchberathen. In jeder Sitzung wurde glücklich ein Satz vollendet. So war man in vier Wochen bis zum vorletzten Satz gekommen, in dem es ungefähr hieß: „Die Freiheit ist uns zugefallen, die Befreiung muß schrittweise errungen werden." Hierzu wurde das Amendement gestellt, die beiden Wörter „Freiheit" und „Befreiung" mit einander zu vertauschen. Vielleicht war es auch umgekehrt, ich weiß es nicht mehr genau. Die Berathung über diese Frage kam an einem Abend nicht zu Ende, und am zweiten Abend machte Jemand schüchtern darauf aufmerksam, daß der ganze Satz doch bedenklich sei. Wenn man jetzt noch das Volk auffordere, sich die Freiheit oder die Befreiung zu erringen, so sinke man unter den politischen Klub hinab. Das leuchtete ein, und so wurde der ganze Satz gestrichen. Nun machte ein anderer ebenso schüchtern darauf aufmerksam, daß nunmehr die ganze Adresse inhaltslos und darum überflüssig sei. Das leuchtete gleichfalls ein, und nun wurde unter großer Heiterkeit die Adresse abgelehnt. Die Arbeit von einem Monat war vergeblich gewesen. Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich.

Um einen Einfluß auf das Volk zu gewinnen, beschloß man, eine Zeitung herauszugeben. Das Programm derselben wurde mit gleicher Gewissenhaftigkeit durchberathen. Die Zeitung sollte „Konstitutionelle Klub-Zeitung" heißen. Realschuldirektor Dielitz erklärte, sein schulmeisterliches Gewissen lasse diesen Titel nicht zu, der an „Reitende Artilleriekaserne" erinnere. Gymnasialdirektor August erwiderte: „Unsere Zeitung wird eine Klubzeitung sein, denn sie wird von einem Klub herausgegeben; sie wird eine konstitutionelle Zeitung sein, dem Geiste nach; warum wollen wir sie nicht ‚Konstitutionelle Klub-Zeitung' nennen?" Die „Konstitutionelle Klub-Zeitung" erschien. Sie hatte ein Programm, sie hatte einen Redakteur, sie hatte Mitarbeiter, aber Eines fehlte ihr, Leser und vor allen Dingen Abonnenten; das hatte Folgen, auf die noch zurückzukommen ist.

Die dritte That war, daß man Kandidatenreden anhörte für die Sitze im Frankfurter Parlament sowohl als in der preußischen Nationalversammlung. Jeder Kandidat sollte zunächst seine „Antecedentien" vortragen und dann sein politisches Programm entwickeln. Großen Erfolg konnten diese Kandidatenreden vor einem beschränkten Publikum nicht haben, aber es fanden sich Kandidaten genug, die ihren Namen in der Zeitung haben wollten.

Unter dem Titel „Antecedentien" trug jeder seine Jugendgeschichte vor, der Eine mit Humor, der Andere mit Pathos. Nur Einer, der Führer der jüdischen Reformbestrebungen, Stern, erklärte: „Meine Herren, ich habe keine Antecedentien; ich kann keine haben, Sie wissen, daß ich ein Jude bin."

Das politische Programm umfaßte im Wesentlichen drei Punkte. Erstens ob man für Monarchie oder Republik sei, zweitens für eine oder zwei Kammern, drittens für direkte oder indirekte Wahlen. Für die Monarchie war Jeder, aber Jeder hielt es doch für nothwendig, zu sagen, warum er dafür sei. Die Frage wurde von Jedem mit ernstem Gesicht erörtert, obwohl doch wohl im Stillen ein Jeder fühlte, daß die Frage nicht zur Entscheidung stand. Ueber diese drei Fragen, die als gleichwerthig behandelt wurden, reichte der Gesichtskreis der meisten Kandidaten nicht hinaus. Aber zum Schlusse wollte Jeder doch einen Gedanken bringen, der ihm ganz allein angehörte. Turnvater Maßmann zum Beispiel versprach, dafür einzutreten, daß „der Sündenzoll des Sundes beseitigt werde."

Die glänzendste Rede, welche gehalten wurde, war die des genialen Mathematikers Jacobi. Dieser Mann war mit 22 Jahren Professor der Mathematik geworden, nachdem er drei Jahre lang nur philologische Kollegien gehört hatte; er hat der Mathematik die Pfade gewiesen, in denen sie sich noch heute bewegt. In der Unterhaltung entwickelt er einen

funkelnden Witz; er konnte kaum sprechen, ohne witzig zu sein. Er hielt eine Rede, die eines der glänzendsten Feuerwerke war. Eines positiven Gedankens aus derselben weiß ich mich freilich nicht zu erinnern, aber sie zündete um ihrer Form willen. Jacobi wurde applaudirt und wiederholt hervorgerufen, wie eine Primadonna.

Die nächste Sitzung eröffnete Crelinger, der diese Rede nicht mit angehört hatte, wie ein zürnender Jupiter. Die Versammlung habe einem Mann zugejauchzt, von dem er jetzt ein Bild entwerfen wolle. Und nun schilderte er Jacobi als einen charakterlosen Mann. Er habe bei einer Audienz dem Könige die Hand geküßt, habe die vielbesprochene Adresse der Akademie an den König unterzeichnet, die Friedrich von Raumer zum Austritt aus dieser Körperschaft zwang, und Aehnliches mehr. Jetzt entspann sich ein mehrtägiger wüthender Kampf zwischen den Freunden und Gegnern Jacobi's, an dem er selbst mit gewohntem Witz theilnahm. Seine letzte Rede war ein glänzendes Rückzugsgefecht, aber zu einer politischen Rolle konnte er es nicht mehr bringen. Uebrigens trug ihm sein Auftreten hohe Ungnade ein, die zu finanziellen Benachtheiligungen führte. Auch er hatte die Frage, ob Monarchie oder Republik, erörtert, und sich für die Monarchie entschieden, „obwohl ihm bei dem Namen Republik keine Gänsehaut überliefe". Das war schlimm. Wozu bezieht ein Professor sein Gehalt, wenn ihn nicht einmal bei dem Namen Republik eine Gänsehaut überläuft!

Dem konstitutionellen Klub kostete die Saalmiethe sehr viel Geld und die Zeitung, die er herausgab noch mehr. Statutenmäßige Beiträge erhob er nicht, sondern an jedem Abend stand ein Teller bereit, in den freiwillige Beiträge flossen. Im Herbst eröffnete Prutz, der inzwischen zum Präsidenten aufgerückt war, dem Verein, daß er eine große Schuldenlast habe. Er selbst werde fortan beim Schluß jeder Sitzung mit dem Hut in der Hand sammeln, und erwarte, daß jedes Mitglied die geringste landesübliche Münze, ein Zweigroschenstück, hineinlege. Da hatte ihn nun der hohe Dichterschwung hinweggerissen. Die meisten Mitglieder warteten diese erhebende Schlußscene nicht ab und der konstitutionelle Klub hat ein seiner aristokratischen Anfänge nicht würdiges, unrühmliches Ende gefunden.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Alexander Meyer.

Die Klagen über unsere Zeit.

Auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß hielt der kapital- und industriefeindliche Professor Oldenberg bekanntlich einen Vortrag, der von der modernen industriellen Entwicklung eine Art Schauergemälde entwarf und die Gefahren, die in ihr lägen, nicht schwarz genug zu schildern wußte. In diesem uns hier nicht weiter interessirenden Vortrag finden sich u. a. folgende Stellen:

„Wir sind gewöhnt, nicht ohne einen Anflug von Ekstase von der Größe unseres wirthschaftlichen Zeitalters zu sprechen, von den „berauschenden", den „schwindelnden" Ziffern, den „kaum glaublichen" Ziffern, die die Steigerung des Nationalreichthums ausdrücken; von den gewaltigen, neu geschaffenen produktiven Kräften, von der verbilligten Produktion, dem gesteigerten Einkommen, dem gesteigerten Konsum; fast als ob wir uns in einer allgemeinen Glückseligkeit wälzen. 5 Pfund Kaffee vertilgen wir jährlich pro Kopf, statt 2 Pfund vor 50 Jahren; und 160 Gramm Kakao, statt 10 Gramm. Und die Baumwollstoffe sind mehrere Dutzend Male billiger geworden als die im vorigen Jahrhundert. Die Nahrung allerdings nicht und die Wohnung ist eher theurer und schlechter geworden."

Oldenberg gibt eine wesentlich gesteigerte Luxuskonsumtion zu, aber die Genußsteigerung sei eine eingebildete, weil die Gewohnheit des Genusses schnell abstumpfe. Als wirklichen Fortschritt erkennt er nur weniges an, so den Fortschritt im Beleuchtungswesen, Verbilligung des Petroleums u. a. „Auch die Ausgleichung der Mißernten durch die neuen Verkehrsmittel ist viel werth." — „Der gedankenlose Fortschrittstaumel", den Oldenberg mit Ernst und Eifer bekämpft, ist seit langem ein wichtiges Schlagwort bei den Gegnern unserer wirthschaftlichen Entwicklung geworden. Die agrarischen Lobredner der guten alten Zeit, die von den wirklichen Zuständen derselben freilich nicht die geringste Ahnung haben, gehen noch weiter; sie beginnen bereits überhaupt jeden wirthschaftlichen Fortschritt wenigstens für „den kleinen Mann, den Mittelstand" zu leugnen. Die „Deutsche Tageszeitung" schrieb neulich folgendes:

„Wohin wir auch blicken mögen, wir können in der Lebenshaltung der Gegenwart einen Fortschritt nicht erkennen. Im Gegentheil, fast alle sogenannten Errungenschaften der Neuzeit stehen an Zweckmäßigkeit weit hinter dem zurück, was bei unseren Ahnen Brauch und Sitte war. Es wäre recht gut, wenn diese Ueberzeugung zum Gemeingute der Masse werden könnte. Wir zweifeln aber vorläufig an der Möglichkeit. Die meisten sind von dem ihnen vorgemachten Dunst so duselig geworden, daß sie wirklich wähnen, es in ihren engen, sonnenlosen Pferchen bei schlechter Wurst und schlechtem Lagerbier, bei Oelkäse und Mischbrot besser zu leben als ihre Ahnen draußen in der geräumigen Dorfwohnung bei reiner Butter und nahrhaftem Käse, bei frischem Quellentrunke mit kernigem Kornbrot."

Und nun erst die „sozial denkenden" Helfer der Arbeiter und des Proletariats — von den Sozialdemokraten ganz abgesehen. Was einzelne Fanatiker dieser schwärmerisch angelegten und edeldenkenden Gruppen der „Arbeiterfreunde" leisten können, das zeigt am besten Jentsch, der da meint, daß für die unteren Klassen, die Bergleute, die Fabrikarbeiter u. s. w. „fast jeder Fortschritt der Technik eine Verschlimmerung der Hölle, in der sie leben, bedeute". Bedauernswerthe Zustände, die sich in den Distrikten armer Handweber oder in einzelnen Fabrikcentren finden, die schlimmen Wohnungszustände des großstädtischen Proletariats: alles das wird sofort generalisirt. Darnach besteht der vierte Stand aus Millionen von fuselvergifteten, schlecht genährten, thierisch lebenden Proletariern mit rhachitischen Kindern. Jentsch sagt:

„Die Leute leben, aber ihr Leben ist kein menschliches Leben mehr, ist, die Zuthat zum Leben angesehen, nicht einmal Zuchthäuslerleben. Wenn nun reichlich zwei Drittel des preußischen Volks sehr hart an der Grenze der Daseinsmöglichkeit oder auf dieser Grenze herumkriechen, so erscheint die Behauptung, der Wohlstand des Volks oder gar der untersten Schicht dieses Volks nehme zu, geradezu lächerlich. Gleichviel, wie groß das Einkommen der unteren zwei Drittel in irgend einer früheren Zeit gewesen sein mag, weniger als das zum Leben unumgänglich Nöthige können sie nicht gehabt haben, und mehr haben sie heute auch nicht. Wenn uns dann noch ein Statistiker vorrechnet, wie viel Millionen Menschen, die vor 50 Jahren unter 500 Mark jährlich eingenommen haben, jetzt ein paar Mark darüber einnehmen, und daraus folgert, daß die arbeitenden Klassen von der untersten allmählich auf höhere Stufen emporsteigen und so das ganze Volk sich hebe, so ist dieser vermeintliche Triumph des Optimismus eitel."

Jentsch gesteht zu, daß wir für die Beschaffung so nothwendiger Dinge wie Luft, Licht und Reinlichkeit mehr Arbeit verwendeten, als unsere Vorfahren, aber natürlich nur „für die oberen Klassen". Der ganze Luxus der Gegenwart ist natürlich nur für die Reichen da. „Einiges von diesem Luxus", fügt er höhnisch hinzu, „gelangt ja nun auch in den Besitz des Mittelstandes, wenn er auch oft nur auf Borg genommen wird, und ein schäbiger Abraum davon verschönert sogar die Außenseite des höheren Proletarierdaseins". — Die allgemeine wirthschaftliche Höhe unserer Zeit beurtheilt Jentsch übrigens ebenso pessimistisch wie Oldenberg. Für ihn steht es außer Frage, daß „sämmtliche europäischen Völker, nur Frankreich vielleicht ausgenommen, ihrem Bankerott entgegen gehen".

Hier haben wir also Beurtheilungen unserer Zeit gerade nach der Seite hin, die doch in der allgemeinen Anschauung noch als die beste gilt, nach der materiellen, wirthschaftlichen Seite hin. Viel schlimmeres sagt man oder nach und zwar viel häufiger und allgemeiner über das

sittliche Leben der Gegenwart, über den inneren Menschen. Daß in unserer Zeit die Unsittlichkeit immer zunehme und bereits einen gemeingefährlichen Charakter annehme, daß das Familienleben mehr und mehr dem Verfall entgegengehe — der vierte Stand habe in der Regel überhaupt kein Familienleben —, daß wüste Genußsucht die Signatur des modernen Menschen sei: dies und anderes wird von Vielen bereits als Gemeinplatz ausgesprochen. Decadence, Fin de siècle sind charakteristische Schlagworte geworden. Ideale soll unsere Zeit nicht mehr kennen, alles strebe nur materiellen Zielen nach.

Und diese Ansicht von einer fortschreitenden Demoralisirung erweitert sich zu völligem Pessimismus in Bezug auf den Werth unserer Kultur. Der grimmige Hohn, mit dem der übrigens keineswegs originale Nietzsche die vermeintlichen Werthe derselben behandelt, hat stark gewirkt. Man spürt den Einfluß bis zu der Broschüre von Mittelstädt. „Greisenhafte“ Kultur, zivilisirte „Barbarei“, Chinesenthum und ähnliche Dinge sind ferner allmählich auch für manchen gelehrten Schriftsteller hergebrachte Phrasen geworden. — — —

Leben wir nun wirklich in einer so traurigen Zeit? Sind alle diese Behauptungen und Klagen, für die ich einige typische Beispiele gegeben habe, unanfechtbar und begründet? Sie sind weit davon entfernt, es zu sein. Das eingehend nachzuweisen, würde ein eigenes umfassendes Werk erfordern: aber eine kritische Beleuchtung in einigen Punkten läßt sich auch in Kürze geben. Ich möchte das insbesondere in Berücksichtigung der Zustände thun, die noch bis zur Mitte dieses Jahrhunderts herrschten und die vielen der heutigen Ankläger als ideale Zustände erscheinen. Das Material bietet mir zum Theil mein kürzlich erschienenes Buch: „Häusliches und gesellschaftliches Leben im neunzehnten Jahrhundert“ (Berlin, Cronbach), auf das ich hiermit ausdrücklich verweisen will. Diese auf eingehenden quellenmäßigen Studien aufgebaute Darstellung ist unwillkürlich zu einer gewissen Rechtfertigung der Gegenwart geworden. Erst die genaue Kenntniß der Vergangenheit mit ihren vielfach viel ungünstigeren Verhältnissen berechtigt zu einem Urtheil über unsere Zeit. Und für ein solches Urtheil ist gerade die unmittelbare Vergangenheit besonders interessant.

Einen Hauptaccent legt jenes Buch auf das sittliche Leben in der Familie und in der Gesellschaft. Und gerade hier bringt es manches neue Material.

Ich möchte daraus die Erlaubniß schöpfen, auf jene an zweiter Stelle berührte Behauptung, die von der Demoralisirung der Gesellschaft, zuerst zu kommen. Um zu beweisen, daß derartige Klagen genau so auch früher erhoben wurden, habe ich zu Anfang meines Buches zwei Aeußerungen aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts citirt, die jetzt durch eine Reihe von Zeitungen gegangen sind, weil sie sich wie Klagen über unsere unmittelbarste Gegenwart ausnehmen. Die „Zeitung für die elegante Welt“ von 1805 schreibt aus Berlin:

„Zur Tagesordnung gehören jetzt unter anderen Ehescheidungen, Selbstmorde und Tollwerden. Die neuen Grundsätze, welche alle Bande des häuslichen und bürgerlichen Lebens für Albernheiten erklären, die nur gemeine Seelen binden und über die sich Geister höherer Art wegsetzen müssen, übertriebener Luxus und die beständige Exaltation der Phantasie auf Kosten des gesunden Menschenverstandes bewirken diese traurigen Ereignisse. Einsamkeit, Häuslichkeit, Treue in der Ehe, wahre Frömmigkeit u. dergl. sind nicht von der Welt, und der Ton der Welt geht doch über Alles — Alles!“

Zwei Jahrzehnte später schrieb Carl Julius Weber:

„Verweichlichung und allzufrühe Genüsse geben uns die Greise von dreißig Jahren mit Augengläsern und Kahlköpfen ohne die mindeste Lust zum Tanz.“

In der That zeigen die sittlichen Zustände der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts keineswegs das Bild, das der moderne Durchschnittsmensch sich von ihnen im Gegensatz zu der heutigen Verderbtheit zurechtlegt. Wie kann man vergessen, daß damals eben erst die Periode der Hofgesellschaft, eine der sittenlosesten Perioden aller Zeiten, überwunden war! Die Geburtsaristokratie lebte vielfach in solchen Traditionen weiter. Und die Geistesaristokratie trieb es zuweilen schlimmer. Die Beispiele, die man in meinem Buch aus Weimar, Jena und Berlin findet, will ich hier nicht wiederholen. Wer nur diese Schicht kannte, mußte so urtheilen, wie es damals Frau von Staël that, daß die Familienverhältnisse in Deutschland „sehr zerrüttet“ seien. Und wie schlimm lagen die Verhältnisse beim Bürgerthum solcher Städte wie Wien und München, in denen das höfische Beispiel zu eifriger Nachahmung reizte. Wenn ein Wiener Schriftsteller 1781 sagte: „Der Mann hat eine gute Freundin, die Frau einen guten Freund, beide sind angenehme Gäste, sie dienen zur Verschönerung des Ehestandes,“ so konnte Weber im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts schreiben:

„Der echte Wiener hat neben seiner Frau noch ein hübsches Stubenmadel, und die Frau ihren Freund, der dem Manne die Pflicht des Ehestandes erleichtert und für den sie, wenn er krank wird, selbst Messen lesen läßt.“

Ueber München urtheilte Fleck:

„Das Familienleben soll nach dem Urtheil Erfahrener bei vorherrschender Sinnenlust und Vergnügungssucht und vieler und leichter Verführung im Bürgerstande nicht wohl gedeihen.“

Ueber Leipzig und Hamburg wird ebenfalls ungünstiges berichtet. Ich verkenne garnicht, und habe es sogar besonders betont, daß auch damals in zahlreichen bürgerlichen Familien und ferner gerade auch in den fürstlichen Familien vielfach ein sehr glückliches Familienleben herrschte: aber man muß doch wohl Reinbeck beistimmen, der, trotzdem er gegen mißsüchtige Deklamatoren eifert und die Häufigkeit von guten Ehen, braven Hausvätern und wackeren Hausfrauen ausdrücklich feststellt, damals behauptete, daß „zwei schöne deutsche Nationaltugenden sehr in Abnahme gerathen seien: Häuslichkeit und Familiensinn.“ — Auch im geselligen Leben kann man bis zur Mitte unseres Jahrhunderts die Nachwehen jener Periode, in der die Sittenlosigkeit einfach zum guten Ton gehörte, sehr deutlich spüren.

„Welch' ein Typus dieses Sybaritenthums ist nicht jener Gentz, der „liebe, alte, dicke Gentz“, der so gern „rasend gut lebte“, materielle Genüsse, Hazardspiel, feine Einrichtungen, Parfüms über alles liebte und dabei ein Don Juan ersten Ranges war.“

Wenn man heute über die Unsittlichkeit der Großstädte furchtbare Klagen erhebt, so finden wir diese Begleiterscheinung alles großstädtischen Lebens schon damals. Wie wird damals über die Galanterie in Berlin, Wien und München gezetert. Wenn heute unglaubliche Dinge von einzelnen Damen behauptet werden, so berichtet damals von Coelln die stärksten Dinge über die ausschweifendsten Orgien „vornehmer“ Weiber in Berlin und der Ritter von Lang erzählt von den „eigenthümlichen Lüsten der Münchener Damen, hübsche Tirolerbuben in ihren Schlafzimmern zu empfangen.“ Zugegeben ist nur, daß damals noch kein großstädtisches Nachtleben wie heute existirte. Aber wie ging's sonst in der Gesellschaft zu! Die Leberreime, mit denen sich pommersche Junker und Fräuleins bei Tisch amüsirten, waren schamlos. Ueber die schlesischen Bäder berichtet Menzel:

„Im nahen Bade Altwasser gab es Scenen, welche heutzutage in keinem Bade Europas mehr vorkommen könnten, ohne daß die muthwilligen Beleidiger jeder Scham gesteinigt werden würden.“

Soll ich noch von der halbnackten griechischen Tracht der Damen erzählen, soll ich die allgemeine Spielwuth schildern, die auch ein Nachklang des 18. Jahrhunderts war? Die ganze vornehme Gesellschaft huldigte dem Hazardspiel: aber auch aus kleinen Städten hören wir heftige Klagen. „Was würde wohl aus unsern Gesellschaften werden,“ heißt es 1805, „wenn den Spieltischen nicht mehr der Rang und der Platz eingeräumt werden sollte, der ihnen bisher zugestanden wurde?“ — Ist wirklich nun unsere Zeit schlimmer geworden? Vielleicht ist ein gewisser Rück-

schritt in neuester Zeit zu konstatiren, aber die jetzige ältere Generation ist zweifellos sittlicher, als die Generation des ersten Drittels unseres Jahrhunderts. Wie das Hazardspiel sich in die Kavalierklubs flüchten mußte, wie die öffentlichen Spielhöllen in Deutschland dem Ansturm der öffentlichen Meinung erlagen, so beseitigte bürgerliche Ehrbarkeit die geschilderte Sittenlosigkeit mehr und mehr. Der Familiengeist hat sich seit der Mitte des Jahrhunderts außerordentlich gehoben. Gewiß mögen auch heute gewisse Schichten der „kapitalistischen" Gesellschaft stark demoralisirt sein, gewiß mag andererseits durch das ausgedehnte Wirthshausleben auch der Familiensinn zerstört werden, gewiß machen die sozialen Verhältnisse viele Proletarier geradezu familienlos: trotz alledem ist es besser geworden. Es ist das vielgeschmähte Bürgerthum, dessen politischer Sieg und wirthschaftlicher Aufschwung auch der bürgerlichen Moral zum Siege verhalf und die früher laxe Auffassung durch die Macht der öffentlichen Meinung über den Haufen warf. Es ist dasselbe Bürgerthum, das auch die öffentliche und die politische Moral wesentlich vertiefte. Ich will nicht von den Zeiten reden, da den Kurfürsten die Kaiserwahl eine Sache des persönlichen Interesses und gemeiner Gewinnsucht war: aber wie lange ist es her, daß auch im Staatsleben Wahrheit und Ehre mehr ist als leerer Schall? Doch um wieder auf die private Moral zu kommen, so mag mancher mit anscheinendem Recht behaupten, daß die angebliche Steigerung der Sittlichkeit lediglich äußerlich sei. Es ist mehr die Furcht vor der öffentlichen Kritik, als wirkliche moralische Ueberzeugung, die den Ton und die Sitte unserer Gesellschaft gebessert haben. Zunächst ist schon die Stärke dieser öffentlichen Kritik mehr als ein Zeichen bloß äußerer Moral. Läuft ferner die Moral unserer Gesellschaft nur auf Gethue hinaus? Nun, Prüderie findet man wohl in frömmelnden Kreisen, oder in den Nachfahren einer verdorbenen Gesellschaftsschicht, in der man aus Etiquette äußere Sittlichkeit pflegte; man mag auch in anderen Kreisen außerordentlich viel gesellschaftliche Lüge finden: aber daß die Hebung unserer Sitten nur auf rein äußerlichen Anstand hinausläuft, ist allgemein behauptet sicherlich falsch. Um eine stärkere innere Sittlichkeit zu beweisen, dazu müßte man wieder ein Buch schreiben; aber zahlreiche Momente sprechen dafür. Die behauptete Abnahme der Verbrechen will ich übrigens nicht anführen: bloß statistische Daten beweisen da garnichts. Mir kommt es überhaupt hier nur darauf an, leichtfertigen Urtheilen gegenüberzutreten, die in ihrer Haltlosigkeit am besten durch den Vergleich mit früheren Zuständen erkannt werden können. Im übrigen bin ich der letzte, der sich den moralischen Schwächen unserer Zeit gegenüber verschließt. Das beweisen meine Skizzen „aus dem Tagebuch eines Unbedeutenden". —

Und wie steht es nun mit jenen Behauptungen, die an den wirthschaftlichen Fortschritten herum mäkeln, die insbesondere für den vierten Stand eine Verschlechterung seiner Lage behaupten. Jenem agrarischen Blatt, das unserem heutigen kleinen Mann die prachtvollen gesunden Lebensverhältnisse seiner Ahnen vorgaukelt, ist der Aufsatz des Tübinger Nationalökonomen Fr. J. Neumann über die Steigerung der Gegensätze von Arm und Reich in Preußen bis 1848 dringend zur Belehrung zu empfehlen. Neumann stellt dort Berichte über die Lage insbesondere der unteren ländlichen Klassen zusammen, die ein grauenhaftes Bild ergeben. „Kerniges Kornbrot, reine Butter" und was sonst die Deutsche Tageszeitung nennt — für einige gewiß, für die Allgemeinheit Phantasie, um mit der Deutschen Tageszeitung zu reden „vorgemachter Dunst". „In der Provinz Preußen", sagte 1847 der Statistiker Schubert „ist ohne Ueberschätzung ein Drittel der ländlichen Bevölkerung nur auf die Kartoffeln angewiesen, und sie hat auf Brot als **gewöhnliche Tagesnahrung** verzichtet.

Aus der Kassubei wird 1852 berichtet: „Vor zehn Jahren kam es noch vor, daß unter 80 Schulkindern nur 3 Brot aus eigenem Genusse kannten." Wie es in den übrigen Provinzen aussah, und wie ferner auch die industrielle Arbeiterklasse damals, d. h. bis zur Mitte des Jahrhunderts unter übelsten Verhältnissen lebte, das will ich aus dem erwähnten Aufsatz hier nicht wiederholen. „Frischer Quelltrunk" — thörichtes Gerede. Branntwein, Messieurs! Durch die Ausbildung der Kornbrennereien war zu Anfang unseres Jahrhunderts der Branntwein Volksgetränk geworden. Alle Welt klagte über die Branntweinpest. 1803 machte Friedrich Wilhelm III. auf „das überhandnehmende Branntweintrinken unter der gemeinen Volksklasse" aufmerksam. Hufeland schrieb 1802:

„Kinder und Greise, Männer und Weiber, hohe und niedere Stände überlassen sich diesem verführerischen Genusse, und ich sage es mit voller Ueberzeugung, die Menschheit litt noch nie an einer so gefährlichen Krankheit, als diese Branntweinseuche ist."

Heute ist der Konsum ganz wesentlich zurückgegangen; der Branntwein ist in der öffentlichen Meinung heruntergekommen, freilich ein außerordentlich großer Biergenuß an seine Stelle getreten. Jedenfalls aber ist unsere Zeit auch hierin eher besser als schlechter als die Vergangenheit. Und so auch in andern Beziehungen. Ganz richtig meint Neumann, daß es heute nur wenige Arbeiter geben werde, die ihre Situation mit der eines Leibeigenen vertauschen würden. Man kann aber viel weiter gehen. Gäbe man einem heutigen Arbeiter, behaupte ich in dem citirten Buch, die Schlafzimmereinrichtung, die einst Goethe besessen hat und die sich heute noch im Goethehaus in Weimar befindet, man würde ihn schwerlich zufrieden stellen. So sehr hat sich eben die Lebenshaltung auch der Arbeiter gebessert. Kennen denn die Ankläger der heutigen Zustände die Hütten des armen Mannes vor 100 Jahren? Und kennen sie die damaligen Wohnungsverhältnisse des Kleinbürgers? Heute wird man in den gewöhnlichen Arbeiterwohnungen überall Sopha und Wandspiegel, Fenstervorhänge u. s. w. finden. Und hat der Arbeiter etwa von der allgemeinen Wohnungsverbesserung — nach Oldenberg wären freilich die Wohnungen überhaupt nur theurer und schlechter geworden — keinen Vortheil? Gibt es nicht auch für ihn eine Wasserleitung in den städtischen „Miethskasernen", und bessere Heizanlagen, und sind die für die sanitären Verhältnisse so wichtigen Verbesserungen der Aborte nicht auch für ihn vorhanden? Man verweist wieder auf die Wohnungsnoth der Großstädte, das Zusammenpferchen vieler Personen in enge Räume, das Schlafstellenunwesen! Ich leugne diese Nothstände nicht, aber ich halte sie für ebensowenig typisch, wie etwa die entsetzlichen Zustände vieler armen Weberfamilien, denen es übrigens früher noch schlechter ging. Mit demselben Recht könnte man die von einzelnen wohlwollenden Unternehmern musterhaft eingerichteten Arbeiterwohnungen auch als typisch hinstellen und den Arbeiter als vortrefflich situirt hinstellen. Nein, das vorhandene Wohnungselend soll nicht bestritten werden, nur das bestreite ich, daß man von „Höhlen" und dergleichen in Bezug auf die große Menge der Arbeiter sprechen kann. Die Mehrzahl der kleinen Leute wohnt aber nicht nur besser, sie lebt überhaupt besser als früher. Die Nahrungsverhältnisse derselben haben sich, wie schon die oben erwähnten Beispiele zeigen, außerordentlich gehoben. Die Fleischnahrung ist heute durchaus die Regel. Haben die Ankläger der Gegenwart beachtet, was für Nahrungsansprüche, auch in Bezug auf die Qualität, der bessere Arbeiter aber das Gesinde, oder die Waschfrau und dergleichen stellen. Ich habe neulich die Aeußerung eines Oberlehrers gehört, er freue sich jedes Mal, wenn seine Frau die Schneiderin im Hause habe, dann gäbe es immer ein besseres Mittagsmahl. Wieder leugne ich Hunger und kümmerliche Nahrung zahlreicher Armen in keiner Weise. Aber wo bleiben die reichlich zwei Drittel der preußischen Gesammtbevölkerung, die theils hart an der Grenze der Daseinsmöglichkeit, theils auf dieser Grenze herumkriechen? Sind das die Leute, die Sonntags in hellen Schaaren die Wirthshäuser bevölkern, die Extrazüge überfüllen, modisch gekleidet einhergehen und mehr Geld für Vergnügungen übrig haben, als mancher, der einen gelehrten Beruf sich gewählt hat? Merkwürdige Verblendung! Ich hörte kürzlich im Vorübergehen, wie die Frau eines Arbeiters zu ihrem

Manne und ihren Kindern, als sie von einem Sonntagsausflug zurückkehrten, sagte: Und nun gehen wir heim und trinken unsere Chakalade! Soll man solche Aeußerung ebenso typisch nehmen, wie Jentsch es für seine Elendsdarstellungen verlangt? — Wesentlich spricht man übrigens heute von dem Elend der industriellen Arbeiter: von den ländlichen Verhältnissen schweigt man, oder aber man preist jenen das ländliche Paradies an. Oldenberg sieht zum Beispiel im Industriestaat die Wurzel alles Uebels, und die kleine bäuerliche Eigenwirthschaft ist sein Ideal. Mit ihrem Verlassen sei eine innerliche Verarmung eingetreten. Darauf hat ihm schon Professor Weber treffend erwidert:

„Ich möchte Herrn Kollegen Oldenberg einmal vor die realen Vertreter jener von ihm nach Art der „Dorfgeschichten" geschilderten Eigenwirthschaft stellen, ihm einen kassubischen Kleinbauern präsentiren, und dann sehen, wo, wenn er einen Arbeiter aus unserer ganzen Exportindustrie daneben stellt, er den „inneren Reichthum" finden wird. Am erstauntesten über die idyllischen Bilder, die er entrollt, würden wohl diejenigen sein, die in diesen „Eigenwirthschaften" zu existiren haben."

Die Agrarier scheinen den Fortschritt, den die städtischen unteren Klassen gemacht haben, schon deshalb als nicht existirend betrachten zu wollen, weil ihn die ländlichen unteren Klassen unzweifelhaft in viel geringerem Grade gemacht haben. Vielleicht könnte sowohl in Bezug auf die Wohnung wie auf die Nahrung, wie auf die Behandlung der Arbeiter gar manches von dem Leben der „verelendeten" industriellen Arbeiter zu lernen sein. — Doch ich sehe von den unteren Klassen nunmehr ab und wende mich den Zweifeln zu, die in Bezug auf den Fortschritt der Lebenshaltung überhaupt geäußert sind. Zu leugnen ist dieser Fortschritt in keiner Weise: ich will nicht, um nicht zu lang zu werden, die Verhältnisse früherer Zeit schildern und muß da wieder auf mein Buch verweisen. Einige Fortschritte erkennt ja auch Oldenberg an; aber die gesteigerte Luxuskonsumtion gilt ihm nicht als solcher: er spricht von eingebildeter Genußsteigerung. Im Grunde läuft das auf die Negirung des Werthes materiellen Wohlstandes hinaus. Ich will mich nun auf eine Auseinandersetzung darüber hier nicht einlassen. Ich bin der Meinung Hillebrandts, der den materiellen Wohlstand die Grundlage aller schönen Lebensformen nennt. Ich bin auch der Ansicht Bennigsen's, der kürzlich bei einem Abschiedsmahl eine Vertheidigung des Reichthums unternahm und mit Recht betonte, daß eine große Kultur, eine große Entwicklung ohne eine erhebliche Entwicklung von Wohlstand und Reichthum gar nicht aufrecht zu erhalten sei. Und ist es denn überhaupt richtig, daß der größte Theil des wirthschaftlichen Fortschrittes, den unser Jahrhundert gemacht hat, nur im größeren Luxus des Daseins, in behaglicherem Komfort der Wohnung und Lebensweise, besteht? Sind wir nicht wirklich auch in der Sicherheit des Daseins, in der Gesundheit unserer Lebensbedingungen fortgeschritten? Haben insbesondere die Fortschritte des Verkehrslebens nicht eine ganz andere Bethätigung menschlicher Kräfte zur Folge gehabt? Oldenberg selbst weist in sehr feiner Weise auf die Steigerung der Lebensintensität hin, die allein dem sogenannten Fortschritt eine gewisse Rechtfertigung gibt. Diese gesteigerte Lebensbethätigung ist sehr hoch zu veranschlagen und m. E. das wesentlichste Moment der neueren Entwicklung.

Ich bin kein Lobredner der Gegenwart. Auch ich sehe sehr viele Erscheinungen, an welchen scharfe Kritik zu üben sehr heilsam ist. Den Ausspruch, den einst Hutten über seine Zeit gethan hat, „Es ist eine Lust zu leben" werden heute wenige wiederholen. Vielmehr ist Unzufriedenheit, allgemeine Unzufriedenheit die Signatur unserer Epoche. Man muß aber diese Unzufriedenheit richtig deuten und richtig bewerthen als wichtigsten Hebel zur Verbesserung der individuellen Lage. Die Unzufriedenheit aller Entbehrenden ist geradezu Pflicht. Aus dieser heute verbreiteten Unzufriedenheit auf unsere Zeit überhaupt ungünstige Rückschlüsse zu ziehen, ist Unrecht. Und ungerecht sind auch die pessimistischen Klagen über unsere Zeit. Es ist erfreulich, daß auf demselben Kongreß, auf dem Oldenberg einen Vortrag hielt, Professor Schmoller seine Rede über die Zu- oder Abnahme des Mittelstandes im 19. Jahrhundert hielt, eine Rede, die durchaus von optimistischer Auffassung über die Zukunft unserer Nation wie unserer Kultur getragen war.

Jena. Georg Steinhausen.

Cyrano de Bergerac.*)

Wer die französische Litteratur der letzten Jahrzehnte mit Interesse verfolgte, dem mußte sich immer wieder eine Frage aufdrängen, die auch in Frankreich selbst wiederholt aufgeworfen wurde: Wo ist der berühmte „esprit Gaulois" geblieben? An Geist fehlt es auch den neuesten Schriftstellern Frankreichs nicht; der Eine Name Lemaître beweist es zur Genüge, und auch das alte Behagen an lüsternen und groben Zweideutigkeiten ist weder in Bisson's Possen noch bei Richepin und seiner Umgebung bis zu Aristide Bruant herab zu vermissen. Aber all das macht doch erst einen kleinen Theil aus von jenem saftvollen Typus, der mit Maupassant ausgestorben schien: weder der „esprit" noch die „Gauloiserie", allein bilden den „esprit Gaulois". Und selbst die einzelnen Elemente scheinen sich da verflüchtigt zu haben, wo man sonst vor allem gewiß war, sie zu finden. Der „Figaro" ist alt geworden, und das „Journal amusant" ist der senilen Lüsternheit des M. Mars verfallen, eines zeichnerischen Clowns, der seine Mimitis durch ein bischen Chauvinismus pikant zu machen sucht. Und im Roman zeigte selbst dasjenige Werk, das dem guten, alten Typus am nächsten stand, so viel Unfranzösisches, daß man eine andere Luft fühlte: Anatole France's „Rôtisserie de la reine Pédauque" ist köstlich, aber es weht fast mehr ein englischer als ein altfranzösischer Humor durch das Buch.

Man braucht die altfranzösische Manier keineswegs für die beste oder gar die einzige zu halten; aber die Weltlitteratur würde mit ihr ein unentbehrliches Ingredienz einbüßen. Selbst wenn wir sicher wären, daß die nun ernstere Pfade wandelnde Muse Frankreichs uns jetzt bringen würde, was sie bisher nicht bringen konnte, einen „Hamlet" und einen „Faust", eine „Göttliche Komödie" und einen „Don Quijote" — selbst dann würden wir auf die leichteren Gaben der Erben von Rabelais, Lafontaine, Musset, Maupassant nur seufzend verzichten. Da wir jene Sicherheit aber keineswegs besitzen, sind wir doppelt erfreut, in Rostand's „Cyrano de Bergerac" endlich wieder ein Stück zu treffen, das die Züge jener ruhmreichen Familie unverkennbar im Angesicht trägt.

Cyrano de Bergerac gehörte zu den „Grotesken", zu jenen „enfants perdus" der altfranzösischen Genieperiode, die den Molière, Racine, Boileau die Wege bahnten. Er ist ein geistreiches Originalgenie, dem der größte Lustspieldichter Frankreichs eine Scene abnahm — „je prends mon bien où je le trouve" — und dem der größte Satiriker Englands, Swift, für seinen „Gulliver" Anregungen und Einzelheiten verdankt. Phantastisch witzige Reisen zum Mond hat er geschrieben, die den wissenschaftlichen Experimentalroman lange vor Jules Verne, Maurus Jokai, Kurd Laßwitz zur Blüthe brachten; aber wie er rasch zum Himmel des Ruhmes aufflog, fiel er auch rasch wieder in das Meer der Vergessenheit hinab.

Bei einem Deutschen hätte dieser Mann sicherlich die Hauptrolle in einer „Tragödie des Vorläufers" gespielt. Nicht nur Sudermann, für dessen Johannes die Unterordnung unter Christus sich ja von selbst ergibt, — auch Tieck und Wildenbruch, wenn sie Marlowe darstellten, haben ihn in den Schatten des Größeren gestellt, der nach ihm

*) Edmond Rostand: Cyrano de Bergerac. Paris. Charpentier et Fasquelle. 1898.

kommt: Shakespeares. In Gutzkow's „Uriel Acosta" drückt der junge Spinoza auf den Haupthelden. Ganz anders bei dem Franzosen. Er macht den „Vollender" zur Folie für seinen Liebling. Daß Molière sich mit seinen poetischen Erfindungen schmückt, wie der Marschall von Grammont mit seinen militärischen Verdiensten, das dient nur dazu, Cyrano's eigene Bedeutung zu steigern. Er ist besiegt, doch der eigentliche Sieger: denn er ist ein Märtyrer. Er wird für Rostand zum Blutzeugen der stolzen Unabhängigkeit, die sich den Haß wie einen spanischen Radkragen umlegt, um das Haupt höher und freier zu tragen. Und dadurch gewinnt der alte Abenteurer ein modernes Interesse, wie Walther von Stolzing in den „Meistersängern": die kühne Parole der Selbständigkeit ruft er in die Welt hinaus und stirbt für seine Fahne.

Cyrano ist also durchaus kein weinerliches Opferlamm, wie die Correggio und Chatterton vergessener Künstlertragödien. Er ist stark und selbstbewußt; er ist das Ideal der unabhängigen Jugend unter Richelieu — und soll das Ideal der unabhängigen Jugend unter Richelieu's Biographen Hanotaux sein. Deshalb hält er (in der achten Scene des zweiten Aktes) eine feurige Rede gegen alle die, die die Finanzleute oder Minister anschmeicheln, die sich in der eleganten Gesellschaft oder bei den Narren der Kneipen (lies: bei den Litteraten der Cafés) mühsam einen Namen machen, und schließt mit dem Ausruf, der dem Autor von Herzen kommt:

Ne pas monter bien haut, peut-être-mais tout seul!

Cyrano ist ein origineller Dichter, ein unvergleichlicher Fechter, ein witziger Kopf wie nur einer; er ist im Krieg der waghalsigste Vorkämpfer — und liest dann in den Ruhepausen Descartes. Und dennoch ist dieser Teufelskerl so wenig der „vollkommene Mann" altmodischer Romane als der „Uebermensch" d'Annunzios. Er ist es so wenig, daß er bei all seinen edlen Qualitäten grotesk ist, denn er ist — lächerlich häßlich. Eine riesige Nase von phänomenalem Glanz entstellt sein Gesicht. Und seine Häßlichkeit wird ihm zum Verhängniß.

Die tiefe Tragik der „kleinen Uebel" ist ein Lieblingsthema unserer Philosophen und Schriftsteller. Kühner hat sie aber Niemand angefaßt als Rostand. Den Besitzer einer ungeheuren Prachtnase zum Helden einer „heroischen Komödie" zu machen — war das nicht selbst ein heroisches Wagniß? Aber es ist gelungen. Reich an wechselnden Stimmungen zieht die bunte Tragikomödie an uns vorbei. Zarte Liebe und heldenmüthiger Kampf überlassen burlesken Späßen und lustigen Rodomontaden den Platz. Und doch hält Eine Grundstimmung das Ganze fest zusammen: die einer wehmüthig lächelnden, tapfer duldenden Herzensgüte. Und auch hierin, nicht zum wenigsten hierin liegt ein Ruhmestitel der Dichtung. Eine pompöse Menschenfreundschaft, ein glänzend beleuchteter Opfermuth, eine hinschmelzende christliche Liebe haben in der französischen Litteratur vielfältige Verherrlichung gefunden, selten nur diese tapfer-bescheidene Liebe, die uns Deutschen fast lieber ist als jene alle. Bei Rostand tritt sie uns entgegen, in der gutmüthigen Neckerei zwischen Cyrano und der frommen Nonne wie in der drummigen Freundschaft Le Brets, der von dem Helden immer entzückt ist und ihn immer heruntermacht. „Voilà le Bret qui grogne!", sagt dann Cyrano lächelnd; wie Raffet unter jenes Bild der alten Garde Napoleons geschrieben hat: „Sie murrten und gingen mit ihm durch Dick und Dünn."

So mischen sich in der Hauptfigur, die nach französischer Manier das Drama unbedingt beherrscht und kaum von der Scene kommt, mancherlei Züge, einige von neuerer Art; aber er bleibt doch ein rechter gallischer Nationalheld. Schiller wirft einmal in einem Brief an Goethe die Frage auf, wer der typische König der Franzosen sei: Heinrich IV. oder Ludwig XIV.? Ich möchte antworten: Ludwig XIV. ist der typische König — aber Heinrich IV. ist der typische Franzose. Genialer Leichtsinn, unbedingte Tapferkeit, eine gutherzige Freundlichkeit, eine kameradschaftliche Stellung zu den ernsten Sullys, Glück im Spiel und in der Liebe — das ist der Liebling des französischen Volksherzens. La Tremouille, der „Liebling der Frauen", der die Spitzenhandschuhe auszieht, um die Kanone auf den Berg schieben zu helfen, und Figaro, dessen Witz es mit der ganzen Welt aufnimmt und dessen Herz die stolzen Grafen beschämt, Murger's Bohémiens mit ihrer Unabhängigkeit und ihrer gegenseitigen Aufopferung, und Cyrano de Bergerac — es ist immer derselbe Typus, und es ist eine Figur, die der Nation wahrlich nicht zur Schande gereicht, die sie schuf. Gerade heute, wo eine gerechte Entrüstung nur zu leicht über das Ziel hinausschießt und mit dem Märtyrer, der, tapfer wie Cyrano und La Tremouille, Einer gegen Tausend focht, „Kannibalen" rufen möchte — gerade heut thut es gut, daran zu denken, wie viel Gutmüthigkeit und heroische Freundschaft und großartige Aufopferung die französische Nation gezeigt hat — in der Geschichte und im täglichen Leben, mehr als auf der Bühne.

Aus den Elementen seiner Natur wird Cyrano's Schicksal folgerecht abgeleitet. Freilich ist das fast die einzige Psychologie im Stück; sonst geht der Dichter mit Charakteren und Motivirungen so leichtherzig um, wie es auf der Pariser Bühne üblich ist. Klar und deutlich sind die Charaktere alle, aber auch flach und den herkömmlichen Rollenfächern angepaßt; nur eben der Hauptheld und allenfalls noch seine Freunde sind origineller angelegt. Cyrano hat um seiner Häßlichkeit willen schon als Kind leiden müssen; wie Talleyrand sah er durch seinen Körperfehler sich der Liebe seiner Nächsten beraubt und lernte früh sich in eiserner Unabhängigkeit verhärten. Für wirkliche Freundschaft ist er nur um so dankbarer. Nun versteht es sich von selbst, daß der Häßliche sich in die Allerschönste verliebt; und ebenso, daß sie ihm einen schönen Offizier ohne Geist vorzieht. In einer jener tragikomischen Vexirscenen, die die Bühne Frankreichs so sehr liebt, gesteht sie ihrem Vetter und Verehrer Cyrano ihre Liebe — zu dem Andern und verpflichtet ihn. Alles für den schönen Christian zu thun. Aus dem Auftrag, den er blutenden Herzens annimmt, erwächst aber dem wilden Haudegen, wie sehr sein geschildert ist, eine wirkliche Freundschaft für den unbedeutenden, aber braven und ehrlichen Gesellen. Und in seiner Umgebung leistet nun der Soldat Richelieu's, was nur irgend die alten Freundschaftssagen des Mittelalters von Siegfried und Gunther, von Amicus und Amelius melden: er wirbt selbst für den Freund um die Geliebte, er erobert sie durch Liebesworte und Liebesbriefe, die er für Christian dringt und die doch gleichzeitig seine eigenen Empfindungen ausdrücken, bis er von der eigenen Liebe fast übermannt wird. Er schützt den Nebenbuhler vor den Ränken eines vornehmen Liebhabers der Dame, des Herzogs von Grammont; er ist sein Schild bei den spottlustigen Regimentskameraden; Alles wagt und erfindet er für Christian. Sie liegen vor Arras, belagerte Belagerer: Alle ergehen sich in Klagen, in Verzweiflung, da sie fast ausgehungert sind; nur Cyrano hält den Kopf oben. Da kommt die Geliebte angefahren, in einer Märchenkutsche, deren Kissen von Würsten und deren Laternen von Käse vollgepfropft sind. Das Herz der preciösen Schönheit haben die Liebesbriefe gepackt, so gepackt, daß sie dem Vetter erklärt, nun liebe sie an Christian nicht mehr die Schönheit — nur die Seele. Der beschämte, glückliche Nebenbuhler bestürmt Cyrano, all seinen edlen Betrug zu gestehen und Roxane von neuem wählen zu lassen. Cyrano giebt nach, er darf hoffen, daß sie nun wirklich um seiner Seele willen ihn lieben wird, trotz seiner Häßlichkeit — da fällt beim Sturm der Kaiserlichen auf die Schanzen als Erster Christian. Nun ist Cyrano's Mund gebunden bis zum Tode: der Gefallene hat mit seinem Blut die falschen Briefe echt gemacht. Roxane zieht sich ins Kloster zurück, ihrem Christian getreu; Cyrano lebt einsam in steigender Armuth, und sein einziger Feiertag ist der Sonnabend, an dem er sie im Klostergarten besucht und ihr scherzend vorerzählt, was sich in Paris begeben. Seine Satiren werden immer bitterer, seine Feinde immer zahlreicher; ein beleidigter hoher Herr läßt ihm heimtückisch durch seinen Lakaien den Kopf zerschmettern. Mühsam schleppt er sich mit ver-

bundenem Haupt zu der Geliebten und zwischen Thränen und Lächeln erzählt er ihr seine letzte „gazette“:

C'est vrai! je n'avais pas terminé ma gazette:
. . . Et samedi, vingt-six, une heure avant dîné,
Monsieur de Bergerac est mort assassiné!

Wie Ibsen's Hedda Gabler hatte er als Entschädigung für ein verfehltes Leben wenigstens den Tod „in Schönheit“ erhofft — vergebens. Alles hat er verfehlt, selbst einen ruhmvollen Tod. Aber sterbend durfte er sich entlarven und Roxane wird die beiden Getreuen beweinen, die zu einer Gestalt verwuchsen. Und sein Helmbusch blieb stolz und frei von jedem Makel. Das ist Rostand's Cyrano.

Niemand wird verkennen, wie viel in dieser Fabel altfranzösischer Bühnentradition angehört; und wer das Stück liest, trifft noch mehr. Große Prachtreden mit wirkungsvollem Abschluß, bei dem man den stürmischen Jubel des Theaterpublikums zu hören glaubt, wie die, die Cyrano über die Unabhängigkeit und den Haß hält, fehlen so wenig wie refrainartig wiederkehrende Liederverse; und die Leporello-Figur des prächtigen Garkochs Ragueneau, der vom Mäcen der hungrigen Poeten zum Lichtputzer bei Molière herabsinkt, entstammt so gut wie der „confident“ te Bret der klugen Rollenvertheilung der Molière und der Augier. Die Akte halten in sich die Einheit des Orts aufrecht; aber jeder hat einen neuen Schauplatz. So ist es mit allem: herkömmliche Art frisch erneuert. Schwere Alexandriner — aber mit den geistreichen Verspottungen der alten Cäsur wie Musset sie begann und Augier sie auf der Bühne heimisch machte:

Le cardinal! — Le cardinal? — Le cardinal!

Auch das anmuthige Spiel fehlt nicht, dieselben Worte durch alle Stellungen im Vers wandern zu lassen:

N'est-ce pas que c'était un être exquis, un être
Merveilleux?
Oui, Roxane.
Un poëte inoui,
Adorable?
Oui, Roxane.
Un esprit sublime? Oui,
Roxane!
Un coeur profond, inconnu du profane,
Une âme magnifique et charmante?
Oui, Roxane!

Es mangeln nicht die effektvollen Ueberraschungen im Stil des unsterblichen „Soyons amis, Cinna“, und nicht der „Reichthum der Armuth“ in unerwarteten Wiederholungen:

Quels mots me direz-vous?
Tous ceux, tous ceux, tous ceux.
Qui me viendront . . . .

Den Reiz der „difficulté vaincue“ hat der Autor reichlich empfunden. Mit virtuosem Behagen führt er das verschlungene Maskenspiel durch, dringt in der glänzenden Balkonscene, wo Cyrano für Christian spricht, den Helden wiederholt bis an die Grenze des Selbstverraths und läßt ihn dann sich wieder auf seine Rolle besinnen. Ebenso liebt er metrische Kunststücke; den Umstand, daß das Drama in der Zeit der „preziösen Rede“ spielt, benutzt er, um Riesenworte wie ridicoculiser oder „delabyrinthez vos sentiments“ in den knappen Vers zu stopfen. Die liebenswürdige Ironie aber, mit der er das alles vollführt, nimmt diesen Spielen den widrigen Beigeschmack professionellen Schwierigkeitsprotzenthums, der sich uns bei Viktor Hugo's anspruchsvollen Künsten oder bei Banvilles lärmender Taschenspielerei so leicht aufdrängt.

Wichtiger als diese Züge älterer Art, die Rostand so hübsch auffrischt, ist die gute alte dramaturgische Schulung. Meisterhaft ist gleich die Exposition. Ein Schmuspiel im Schauspiel soll aufgeführt werden. Dabei entwickelt sich ein lebhaft bewegtes Bild, großstädtischer Lebensadel, Bürger, Litteraten drängen sich im Saal. Alle Welt sucht Cyrano, denn er hat dem Schauspieler Montfleury für einen Monat das Betreten der Bühne verboten — und Montfleury's Name steht auf dem Zettel. Aber Cyrano scheint zu fehlen. So wird sofort die Aufmerksamkeit auf den Helden gerichtet; ein Bericht über ihn setzt sich ungezwungen aus dem Plaudern der gespannten Zuhörer zusammen, und plötzlich erscheint er wirkungsvoll selbst und behauptet, Einer gegen Alle, seinen Willen. Seine Virtuosität erobert auch die Gegner. Und so sehen wir ihn sofort vor uns in seiner launenhaften aber siegreichen Originalität.

Man wird fragen, ob denn unter so vielen Momenten, die an Molière und Beaumarchais erinnern, die beiden nicht voranstehen, die wir als Hauptelemente des esprit Gaulois bezeichneten? Nun, den Esprit wird man hier wahrlich nicht vermissen! Er funkelt in allen Formen: burlesk, wenn Cyrano's großartige Selbstverspottung der alten guten Haug dreihundert Epigramme auf Herrn Wahls große Nase überbietet; zierlich, wenn der Held sich noch gegen das Eingeständniß seiner von Roxane entdeckten Liebe sträubt und zärtlich abwehrend ruft:

Non, non, mon cher amour — je ne vous aimais pas, rhetorisch wenn er den Kuß mit fast zu geistreichen Bildern umschreibt:

C'est un secret qui prend la bouche pour oreille,
Un instant d'infini qui fait un bruit d'abeille.

Dagegen fehlt die eigentliche Gauloiserie fast ganz; selbst die mißrathene Ehe des armen Ragueneau wird nur leicht gestreift und eine witzige Wendung über den als Liebesboten gesandten Mönch ist fast das Freieste, was sich der Dichter erlaubt:

Est-ce un homme? une femme? — Ah! c'est un capucin!

Bleibt aber die Zweideutigkeit im engeren Sinne fast ganz aus, so mangelt es deshalb doch nicht an Doppeldeutigkeiten. Jenes Behagen, mit dem Wort mehr als es zu sagen scheint zu sagen, macht sich auch hier in politischen Anspielungen Platz; gut französische Art, die an Montesquieu's „Lettres Persanes“ und wieder an Victor Hugo's „Ruy Blas“ deutsche Maskenreden gern gelernt haben. Solche Bezugnahme auf die Gegenwart liegt in Cyrano's Rede gegen das Umschmeicheln der Finanzleute und der Minister; oder in Le Bret's Empfehlung der eben frisch erstandenen Zeitung: das sei eine hoffnungsvolle Idee; oder wenn der „vom Mond gefallene“ Abenteurer den Grafen, den er trifft, fragt, was er hier thue, und auf die Antwort, „Une dame m'attend!“ ausruft („complètement rassuré“): „Je suis donc à Paris.“ Am witzigsten ist der in der französischen Satire unsterbliche Spott auf die vierzig Unsterblichen eingekleidet. Ein alter Bürger zeigt seinem Sohne die anwesenden Mitglieder der Akademie und nennt ihre nun längst verstaubten Namen:

Voici Boudu, Boissat, et Cureau de la Chambre,
Porchères, Colomby, Bourzeys, Bourdon, Arbaud . . .
Tous ces noms dont pas un ne mourra, que c'est beau!

Fehlt aber in dem graziösen Spiel dieser „heroischen Komödie“ neben Scherz, Satire und Ironie nirgends die „höhere Bedeutung“, so werden wir sie vor Allem auch in der Hauptfigur suchen dürfen. Daudet, der klassische Südfranzose, setzte seinem originellsten Werke das Motto voran: „En France, tout le monde est un peu de Tarascon.“ Wir werden Rostand's Sinn kaum verfehlen, wenn wir sagen: jeder Franzose ist ein wenig Stammesgenosse Cyrano's. Um diesen typischen „Gascon“ gruppiren sich die jungen Soldaten aus der Gascogne, Alle verkleinerte Abbilder der Helden: wie er leichtsinnig und übermüthig, wie er witzig und herausfordernd, wie er treu und heroisch. Und um die „Cadets de la Gascogne“, deren heldenhaften Tod Rostand ergreifend knapp vorzuführen weiß, gruppiren sich weitere unsichtbare Kreise, die die ganze Nation ausmachen: Alle Blut von seinem Blute, Geist von seinem Geiste. Der höfische Intrigant sogar, der der Schönen nachstellt, die

Spötter dem Tode überliefert, vielleicht auch (es wird nicht klar) Cyranos Ermordung verschuldet — im Augenblick der Gefahr spricht auch er den Dialekt der Gascogne und ficht wie ein Tapferer.

Diese liebenswürdig-patriotische Auffassung werden wir um so höher einschätzen, als sie das plumpe Hilfsmittel chauvinistischer Fensterreden überall verschmäht. Ein vornehmer und feiner Geist spricht überall — ein echter Sprößling des alten Galliers, und doch ein Mann von modernem Zartgefühl, eine unabhängiger Natur voll Tapferkeit und voll Herzensgüte, die man lieb gewinnt wie seinen Helden und der ein gütigeres Schicksal gewähren möge, was es Cyrano nicht gönnte: den Lorbeer und die Rose!

Berlin. Richard M. Meyer.

Zu Ehren Kant's.

Das Zeichen des mittelalterlichen Menschen ist seine Fesselung in Ordnungen, die jede Bewegung, jede ungehinderte Entfaltung des eignen Bewußtseins hemmen. Der Gliederung der Stände, dem Einschluß in Korporationen und Zünfte entspricht die Einschränkung des Geistes in die Autorität von Glaubensregeln und ein unzerreißbares Gewebe von Traditionen. Nicht aus sich selbst soll Menschenleben und -thun verstanden und bestimmt werden, sondern aus einer von außen gegebenen, übergeordneten Macht. Gegen diese Beschränkung erhoben sich Renaissance und Reformation in dem Gefühle, daß die Quellen der Kultur im Wesen der Menschheit selbst wurzeln, in der Realität der Persönlichkeit, die es zu entfalten gilt in Staat, Gesellschaft, Kunst und Religion. Und noch stehen wir heute nach Jahrhunderten in demselben Kampfe zwischen Autorität und Autonomie. Noch haben wir guten Grund, mehr denn je den Lehren des Mannes zu lauschen, der wie kein Anderer die Wahrheit festzustellen wußte, daß der Menschheit allein aus ihrer Würde ihr Gesetz fließen könne.

Auf das Selbstbewußtsein gründete Descartes die Erkenntniß; das Recht der Selbstbestimmung im Denken vertrat die Aufklärung. Aber diese verflachte sich in falschem Selbstvertrauen auf die Fähigkeit des Verstandes, den Dingen bis auf den Grund zu schauen, sie „durch Ueberlegung leiten“ zu können. Und als diese kühle Verstandesmäßigkeit im Begriff ist, das heilige Feuer des Gemüths zu verlöschen, das in der Tiefe des Menschenherzens flammt, da ruft Rousseau die Menschheit wieder auf, des inneren Lichtes nicht zu vergessen, dessen Strahlen erst den Werth der Richtungen des Lebens erkennen lassen. „Erst der innere Mensch ist die ganze Menschheit.“ Doch gefährlich ist es, den unruhigen Wogen des Gefühls sich zu überlassen, wenn nicht zugleich der besonnene Verstand Grenzen und Rechte absteckt für die Freiheit in Denken, Fühlen und Wollen. Diese Grenzen selbst zu ziehen, war Rousseau's stürmische Leidenschaft ebenso wenig im Stande, wie es heute die blendenden Gedankenblitze eines geistreichen Orakelspenders sind. Dazu gehört ein Genius des systematischen Gedankens — —

Während in Paris die tobende Menge unter dem Losungsrufe „Freiheit und Gleichheit“ das Blut einer verlorenen Generation verspritzte, wandelte durch die Straßen von Königsberg ein bedächtiger Professor, nach dessen Spaziergang die Bürger ihre Uhren stellten — Sr. Majestät des Königs von Preußen „getreuester Unterthan“, Immanuel Kant. Dieser Mann stand auf dem Boden der Aufklärung, aber, ein glühender Verehrer Rousseau's, übernahm er von ihm die Aufgabe, das Recht der Aufklärung zu bestimmen durch die Untersuchung der Grenzen, die der theoretischen Erkenntniß durch das Wesen des ganzen Menschen gezogen sind.

Unter Aufklärung versteht Kant den Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündig ist, wer sich seines Verstandes nicht ohne fremde Leitung zu bedienen versteht; selbstverschuldet ist die Unmündigkeit, wenn ihre Ursache Mangel an Entschließung und Muth ist. Und so beschränkt sich — oder wenn man will — so erweitert sich ihm die Maxime der Aufklärung dahin: „Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ Wage es, selbst zu denken, um dich von Vorurtheilen, d. h. von vorgedachten Urtheilen Anderer, zu befreien. Zu diesen Vorurtheilen gehört auch der Gedanke der Aufklärung selbst, daß die verstandesmäßige Betrachtung und Belehrung allein im Stande sei, die Tiefen des Menschenbewußtseins zu enthüllen, die im Gefühl und im Willen thätig sind; aber es gehört nicht weniger dazu das Vorurtheil, das in der Reaktion gegen die Aufklärung, in der Romantik und Mystik herrscht, daß aus der dunkeln Macht des Gefühls heraus Ordnung des Lebens sich gewinnen lasse. Erkenntniß der Natur, Forderung der Sittlichkeit und künstlerische Phantasie als gleichberechtigte Richtungen eines allgemeinen Vernunftgesetzes nachgewiesen zu haben, das als solches die Autonomie der Menschheit verbürgt, das ist die umwälzende That Kant's; dadurch gewann er seinen unwiderstehlichen Einfluß auf das gesammte Zeitbewußtsein.

„Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden“ — so schreibt Schiller an Körner — „als dieses Kant'sche, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: „Bestimme Dich aus Dir selbst“; sowie das in der theoretischen Philosophie: „Die Natur steht unter dem Verstandesgesetze.“ Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit.“ Also Freiheit als Grundlage der Sittlichkeit, Wahrheit als Aufgabe der Naturerkenntniß, Schönheit als Ziel der Kunst, sie alle sieht Schiller durch Kant in dem Worte begründet: „Bestimme Dich aus Dir selbst.“ Findet sich auch eine Stelle mit diesen Worten nicht gerade in Kant's Werken, so hat doch Schiller mit dem sichern Griff des Genius damit den Grundgedanken des Königsberger Weisen formulirt. Bestimme Dich aus Dir selbst — aber wohlverstanden: Nicht aus Dir selbst, wie Du dahintedst als dieser einzelne, Hinz oder Kunz, als ein irrendes, schwaches, vergängliches Einzelwesen, unterworfen den Antrieben der Sinnlichkeit, den Verlockungen des Augenblicks, den schwankenden Neigungen Deines Willens, sondern aus Dir selbst, insofern Du ein Theil bist der ganzen Menschheit, insofern Du ein Vertreter bist dessen, was einen jeden, er sei wer er will, zum Menschen macht, was allen Menschen gemeinsam ist als das Gesetz der Vernunft — bestimme Dich aus der Idee der Menschheit!

Was finden wir an Arten dieser Bestimmung, wenn wir auf das hinblicken, was allen Menschen gemeinsam ist? Auf doppelte Weise können wir die Gesetze dieser Bestimmung ermitteln, denn in doppelter Weise erlebt sich die Menschheit. Sie erlebt sich als die Schöpferin und Vollzieherin der Kultur, die sich in der Geschichte der Menschheit entwickelt als Erkenntniß der Natur, als Ordnung der Sittlichkeit und als Gestaltung der schönen Kunst. Und sie erlebt sich in jedem Einzelnen, in jedem Augenblicke unseres Daseins in unserem Ich als Denken, als Wollen und als Fühlen. Und siehe da, jene drei unendlichen Gebiete der Kultur, das thatsächliche Sein, das sittliche Sollen, das ästhetische Genießen, sie stimmen genau überein mit den drei psychologischen Formen unseres Einzellebens, mit dem Denken, dem Willen, dem Gefühl.

Das thatsächliche Sein ist die Natur. Daran können wir nichts ändern, was wir auch wünschen und fühlen. Die Natur folgt ihrem eigenen Gesetze der Nothwendigkeit, aber dieses ihr Gesetz muß uns selbst angehören, da wir sie erkennen. Sie stimmt darin vollständig überein mit dem Wesen unseres Denkens; auch im Denken sind wir gebunden an die Gesetze dieses Denkens, das Widersprechende können wir nicht denken, wenn wir auch wollten. Die Mathematik ist unerbittlich. Wir müssen jeden Widerspruch verwerfen

als nicht wirklich, auch wenn er unangenehm ist. In der Natur also haben wir eine dieser Bestimmungen aus uns selbst — sie ist das Wirkliche, was so ist, wie es ist, weil es nicht anders gedacht werden kann. Und zu dieser Natur gehören wir selbst mit dem bunten Wechsel unserer sinnlichen Empfindungen, der Sinnenwelt des Farbigen, Schweren, des Warmen; und alle dadurch bedingten Gefühle und sinnlichen Triebe, uns als lebende Individuen zu erhalten, unser Begehren, unser Leben, wir nehmen sie wahr als eine Bestimmung aus dem Gesetze der Nothwendigkeit, das sich in uns vollzieht. Es gibt also eine Bestimmung aus unserem Denken, wir nennen sie die theoretische, derzufolge die Dinge nicht anders sein können, als sie sind, das ist die Natur.

Aber es besteht eine zweite Bestimmung der Dinge, die moralische. Das sittliche Sollen ist das Gesetz, das sich die Menschheit selbst gibt aus ihrem Willen. Wenn uns auch das Denken zu sagen zwingt: Dies mußte so geschehen, dieser Mensch war von der Noth getrieben, er sah keinen anderen Ausweg, sein Urtheil war getrübt durch die Angst vor Schande, er konnte nicht anders, als das ihm anvertraute Gut angreifen, so fordern wir trotzdem: Er sollte nicht! Es darf nicht sein! Es gibt eine Bestimmung, die sich nicht darum kümmert, was geschieht und geschehen konnte, was wirklich ist und was zu geschehen pflegt, was bequem ist und üblich, sondern welche die Dinge darauf hin beurtheilt, wie sie sein sollen. Das ist die Bestimmung des Vernunftwillens: Das Gute soll sein. Diese Bestimmung hat keine Ursache außer sich. Warum soll das Gute sein? Aus keinem anderen Grunde, als weil es gut ist. Das ist eine Selbstbestimmung des Willens, eine Bestimmung also aus Freiheit. Diese unbedingte Forderung, die nur aus uns selbst fließt, insofern in uns die Idee der Menschheit wirksam wird, daß wir gemeinsam sein sollen, jeder mit gleichem Rechte wie der andere, daher in jedem sein Recht achten müssen, diese Bestimmung aus unserem eigenen Wesen: „Du sollst!“, sie nennt Kant den kategorischen Imperativ. Handle aus Pflicht! Es gibt keinen Widerspruch dagegen aus dem Gefühl der Neigung, dies oder jenes lieber nicht zu thun, keine Entschuldigung aus dem Gefühl der Schwäche, es nicht zu können — Du sollst, Du hättest sollen, so spricht die nicht unterdrückbare Stimme des Gewissens, die sittliche Freiheit. Ihr entspricht im Leben der Menschheit jene Bestimmung, die wir die Idee des Guten nennen.

Diese beiden Bestimmungen des Wahren und Guten liegen nun im Leben des Einzelnen im Widerspruch. Unausgesetzt im Kleinen wie im Großen kämpfen wir den Kampf zwischen Pflicht und Neigung. Allein es gibt noch eine dritte Art, die Dinge zu bestimmen, und diese allein vermag den Widerstreit zu versöhnen. Was wir sind und was wir sein wollen, beides erleben wir im Gefühl, beides begleiten wir mit unserem Gefühl. Aber das Gefühl ist etwas durchaus Subjektives, ein Zustand, der nur dem einzelnen zukommt. Diese Farbe ist mir angenehm, einem anderen mißfällt sie; diese Handlung erfreut mich, jenem ist sie widerwärtig. Kann es also im Gefühl auch eine Bestimmung geben aus der Idee der Menschheit, aus demjenigen im Menschen, was allen Menschen eigenthümlich ist? Die Natur zwingt jeden durch die Unerbittlichkeit ihres Geschehens zur Anerkennung ihres Seins — das Denken des Wahren ist allgemeingiltig. Andrerseits gilt das Sittengesetz für jeden unbedingt verpflichtend, der Wille zum Guten ist allgemeingiltig — beides, weil sie Bestimmungen im Bewußtsein der Menschheit überhaupt sind. Aber das Gefühl, das Allersubjektivste, dem Einzelnen allein angehörig, wie vermag ihm etwas Allgemeingiltiges in der gesammten Menschheit zu entsprechen? Und dennoch gibt es eine allgemeingiltige Bestimmung für das Gefühl, das sind die Gestalten der schönen Kunst, das ist die Schönheit. Das ästhetische Schaffen und Genießen ist jenes Gebiet der Kultur, in welchem das subjektive Gefühl eine allgemeingiltige Bestimmung erfährt und dabei doch in seiner vollen Subjektivität als Gefühl erhalten bleibt. Der Künstler besitzt die geheimnißvolle Kraft, auf die Gemüther der Menschen so zu wirken, daß in ihnen dasselbe Gefühl erweckt wird, welches ihn bei seinem Schaffen beseelte. Und das thut er nicht etwa, indem er auf die Ueberzeugung des Denkens wirkt — dann wäre er ein Forscher und Lehrer; auch nicht so, daß er auf den Willen wirkt — dann wäre er ein Führer und Erzieher. Weder aus dem Naturgesetz noch aus dem Sittengesetz, weder aus dem Denken noch aus dem Wollen läßt es sich erklären, daß es eine wirkende Macht gibt, welche Schönheit heißt, daß es eine Kunst gibt, daß es ästhetische Urtheile gibt, ein allgemeingiltiges Gefallen.

Hier liegt der Punkt, wo der Philosoph aus der systematischen Zergliederung der Begriffe auf das lösende Wort kam, das Schiller und Goethe mit Jubel begrüßten, weil es sie aus ihren tastenden Versuchen befreite: das Schöne hat an sich nichts zu thun mit der Natur und dem Wahren, nichts mit dem Sittlichen und dem Guten. Was es damit zu thun hat, ist zwar eine sehr wichtige Frage, indessen die Kunst hängt mit der Erkenntniß und der Moral nur zusammen, weil es dieselbe Menschheit ist, die nach ihrer eigenen Idee in diesen drei Richtungen strebt und sich entwickelt. Aber das Schöne ist eine Bestimmung für sich. Das ästhetische Gefallen ist wie das Erkennen und das Wollen eine Bewußtseinsthätigkeit mit ihr eigenen Gesetzen. Die Kunst ist wie die Natur und die Sittlichkeit ein Kulturgebiet, das keinen Bedingungen unterliegt und keinen Zwecken dient als denen, die in ihrem eigenen Wesen gesetzt sind. Damit gab Kant unseren großen Dichtern den Schlüssel zum Verständniß des Aesthetischen aus seinem Wesen heraus und zur Unterscheidung von anderen Gebieten. Der Künstler ist seinem eigenen Gesetz überlassen, wie die Natur, selbst ganz in der Natur und mit der Natur gestaltend, das war es, was Goethe an der Kritik der Urtheilskraft entzückte; und zugleich ist der Künstler frei in seinem Ideal, sein eigener Gesetzgeber; das vor Allem zog Schiller zu Kant hin. Ein glückliches Geschick wollte es, daß die Entdeckung des mächtigsten Denkers zusammenfiel mit der lebendigsten Entfaltung der künstlerischen Kraft in unseren größten Dichtern.

Stolz konnte der Mensch an des Jahrhunderts Neige stehen, der in der Gedankenwelt Kant's die Anleitung besaß aus der Autonomie der Vernunft, aus der Idee der Menschheit immer wieder den Muth zu gewinnen, in den Wirren des Lebens sich zurecht zu finden und der Kraft ernster, systematischer Arbeit zu vertrauen. Denn die große kritische Untersuchung Kant's, die zur reinlichen Scheidung der Gebiete in Erkennen, Wollen und Fühlen führte, gab nicht eine dogmatische Lehre, auf die man nun zu schwören hatte, sondern sie gab eine neue — und die vorläufig einzig fruchtbare Methode, wie man überhaupt philosophiren konnte. Und so wies sie den Weg zur Freiheit aller Gebiete der Kultur.

Wieder stehen wir an des Jahrhunderts Neige, und noch bedürfen wir desselben treuen Führers. Und es ist erfreulich zu sehen, daß nach allen Versuchen und Seitenwegen, die das Denken einschlägt und auch nicht unversucht lassen soll, doch immer wieder der Weg, ob bewußt oder unbewußt, auf kantische Grundgedanken zurückführt. Dies macht sich gegenwärtig in den litterarischen Erscheinungen geltend, die unmittelbar dem Studium Kant's zu dienen bestimmt sind. Seit zwei Jahren haben die Forschungen über die Kantische Philosophie einen Mittelpunkt in der philosophischen Zeitschrift „Kantstudien“ gefunden, die Professor Vaihinger in Halle herausgibt*). Sie leisten der Gegenwart den großen Dienst, eine Orientirung zu gewinnen über die ausgedehnte Litteratur und die fortwirkende geistige Bewegung, die auf Kant zurückgeht, zumal es der Herausgeber mit bewundernswerthem Geschick versteht, auch alle die Beziehungen zu Kant herauszufinden, die in scheinbar von der Kantischen Philosophie weit abliegenden Werken zerstreut sind. Nicht geringere Bedeutung gewinnen die „Kantstudien“ durch die wesentliche

*) Hamburg und Leipzig 1897 f. Leopold Voß.

Unterstützung, die sie den Vorarbeiten für die vollständige Gesammtausgabe der Werke Kant's leisten. Bekanntlich hat die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren Mitglied Kant war, beschlossen, endlich in einer kritischen Ausgabe alles zu sammeln, was bisher von der litterarischen Hinterlassenschaft des großen Denkers bekannt geworden ist, und eine namhafte Reihe von Gelehrten ist damit beschäftigt, die Arbeit so zu fördern, daß das Erscheinen der ersten Bände noch in diesem Jahrhundert, d. h. binnen zwei Jahren, zu erwarten ist.

Diesen Arbeiten, die sich an den Namen „Kant" knüpfen, auch Interesse in weiteren Kreisen des Publikums zu gewinnen, kommt in dankenswerther Weise ein Buch entgegen, das die unmittelbare Veranlassung vorstehender Erinnerung an Kant ist. Dr. M. Kronenberg hat unter dem Titel „Kant, sein Leben und seine Lehre"*) eine trefflich geschriebene Biographie des großen Revolutionärs der philosophischen Denkweise veröffentlicht. Wenn auch Schreiber dieses nicht überall mit der Beurtheilung Kant's sich einverstanden erklären kann, vielmehr gerade in dem gewaltigen Aufbau des Systems als Ganzem einen wesentlichen Vorzug der Kantischen Gedanken sieht, so hat es doch der Verfasser mit feinem Gefühl verstanden, uns ein Buch zu bieten, wie wir es gerade brauchen, um uns in der Persönlichkeit Kant's seine volle Bedeutung nahe zu bringen. Eine weise Beschränkung des fast unermeßlichen Stoffes hat es Kronenberg ermöglicht, den Hauptpunkt, der in Kant wirksam war und ihm die begeisterte Verehrung aller, die seine Ideenwelt kennen lernten, sicherte, die Kraft seiner sittlichen Würde, als das treibende Motiv seiner ganzen Lebensgestaltung warm und schön hervortreten zu lassen. Möge das Buch recht viele Leser finden! Wir lernen Kant lieben und verstehen; und das war der Zweck des Verfassers.

Gotha. Kurd Laßwitz.

*) München 1897. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Vom vielgeschlagenen musikalischen Odysseus.

Um Weihnachten 1896 kam aus Dresden die Kunde von einem riesigen Opernerfolg. Die Klugen im Lande lächelten. Sie kennen den Werth der beliebten Erfolgdepeschen und wissen, wie oft sich solche schnellfertigen Siegesmeldungen als trügerisch erweisen. Zur Ueberraschung der Eingeweihten hielt diesmal die Begeisterung lange vor, und als selbst noch Monatsfrist die Dresdener Lobesposaunen immer noch „unentwegt" weiter schmetterten, da befiel weite Kreise und auch ernsthafte Kunstfreunde die Meinung, es könnte am Ende doch ein kunstgeschichtliches Ereigniß gewesen sein, als August Bungert's Musiktragödie „Odysseus' Heimkehr" am 12. Dezember 1896 unter dem Jubel der Elbflorentiner die erste, glorreiche Aufführung erlebte. Die Dauerhaftigkeit des Erfolges, die kulturgeschichtliche Bedeutsamkeit des Stoffes und die deutlich kundgegebene Absicht des Dichterkomponisten, in gleicher Weise die ganze Gestaltenfülle der Ilias und der Odyssee für die musikalische Bühne zurückzuerobern und Richard Wagner's Nibelungentrilogie eine Heptalogie „die homerische Welt" gegenüber zu stellen, alles das mußte dazu verführen, der Dresdner Opernneuheit eine außergewöhnliche Wichtigkeit beizumessen. In der That fand der neue „Meister" denn bald nicht nur Freunde, sondern auch Propheten und Gläubige und unter den Vielzuvielen, die mehr Geld als Kunstverstand zu verlieren haben, soll es sogar Theatermänulein und Kunstweiblein geben, die sich bereit erklärt haben, in Godesberg am Rhein ein Bungert-Festspielhaus zu bauen. „Hie Bayreuth, hie Godesberg" werde, so meinte die neue Sekte, das Kunstgeschrei der Zukunft sein!

Noch alledem war es für jeden ernstlichen Betrachter unserer Kunst- und Kulturverhältnisse unerläßlich, sich mit Herrn Bungert, den man als den Vermelodeier und das musikalische Gegenbild der Carmen Sylva schon sattsam zu kennen vermeinte, näher zu befassen und daher sehr natürlich und dankenswerth, daß auch das Berliner Opernhaus eine Aufführung des vielgelobten Modewerks vorbereitete und so zur Verbreitung der neuesten Kunst oder wenigstens zur Klärung der Lage das Seinige beitrug. Am 31. März letzthin erlebten nun also die Reichshauptstädter ihren ersten Bungert-Theaterabend. Sorgfältig vorbereitet, mit den besten Kräften besetzt und vom Theaterschneider und Dekorationsmaler auf's prächtigste ausgestattet, ging „Odysseus Heimkehr" über die Bretter, die noch zu Friedrich Wilhelm II Zeiten eine wahre Heimstätte für die Gestalten der antiken Götter- und Heldenwelt gewesen waren. Und das Ergebniß: am ersten Abend ein geräuschvoller Erfolg, ein gleißender Sieg. Tags darauf in der Berliner Presse, soweit nur immer ein sachverständiges und unabhängiges Urtheil zu Worte kommen konnte, eine völlige, traurige Niederlage und bei der zweiten Aufführung, als an Stelle der Freunde und Verehrer eine unbefangene Hörerschaft vor den Rampen saß, bereits das gefürchtete Theatergespenst der Gleichgültigkeit und Langeweile im Hause.

Nächst dem zweifelhaften Vergnügen, taube Nüsse zu knacken, kenne ich keine nutzlosere und unerfreulichere Beschäftigung als die Besprechung werthloser Kunsterscheinungen. Am liebsten möchte ich daher über den vielgeschlagenen Odysseus Bungerts schweigend hinweggehen. Allein die lächerliche Anmaßung, mit der dies Machwerk neben die größten dramatischen Schöpfungen des deutschen Geistes gestellt wird und der „heilige" Eifer, mit dem die Sachwalter des Ewig-Banalen für diese Kunst der geistigen Niederung eintreten, zwingt zu kräftiger und begründeter Abwehr.

Von zweierlei Art sind die Hindernisse, an denen August Bungert scheiterte, ja scheitern mußte, als er sich anschickte, die alte Mär vom heimkehrenden Odysseus, wie sie uns Homer im dreizehnten bis vierundzwanzigsten Gesang der Odyssee unübertrefflich geschildert hat, dem Wesen moderner Musik und den Anforderungen der Bühne anzupassen. Die einen, leicht zu erkennen, rühren aus dem künstlerischen Unvermögen Bungert's selbst her, die andern sind in der Eigenart des Stoffes und im Gegensatz des antiken und des modernen Lebensgeistes begründet.

Nicht ohne äußeres Geschick hat Bungert aus der Erzählung des Homer ein Theaterstück von leidlich verständlicher Entwicklung und sicher wirkender Spannung gezimmert. Der höheren Aufgabe, die Figuren aus dem Reliefstil des Epos in die vollere Plastik der dramatischen Kunst zu übersetzen, war er nicht gewachsen. Dazu fehlt ihm ebenso sehr die Anschauungskraft des Künstlers wie das reiche Ausdrucksvermögen des Dichters. Sein Blick drang nicht bis ins Innerste dieser Sagengestalten und so vermochte er auch nicht, sie aus ihrer eigensten Art nach den Bedürfnissen des musikalischen Dramas umzuformen. Was er aus dem Eigenen zur Kennzeichnung der Figuren, zur Begründung und Erklärung der Seelenvorgänge und zur Herstellung einer dem neuern Empfinden besser entsprechenden ethischen Perspektive beisteuert, macht daher durchaus den Eindruck der äußerlichen, unorganischen Zuthat und trägt nur dazu bei, die Unechtheit und Hohlheit des Ganzen noch empfindlicher zu machen. Besonders ergötzlich wirken die frisch aufgeschminkte Sentimentalität des Schlaumeiers Odysseus, die ins Pessimistische vertiefte Klage des göttlichen Sauhirten Eumaeos und die als geistiges Leitmotiv das Werk beherrschende Philistermoralsentenz: „Das Schöne und Gute siegt."

Mehr noch als der Textdichter Bungert, dem man in Erinnerung an andere Opernlibretti die Unbeholfenheiten und Plattheiten wohl nachsehen würde, blieb der Musiker Bungert seinem Stoffe schuldig. So dürftig im Gehalt, so ungeschickt in der Mache wie diese Odysseuspartitur hatte man sich doch in musikalischen Kreisen das dramatische Opus Bungert's nicht gedacht. Im Aeußerlichen, im Verhältniß von Orchester und Bühne, in der Verwendung von Erinne-

rungsmotiven, im Gewebe der Instrumentalstimmen so ziemlich den neueren Gepflogenheiten entsprechend, bleibt Bungert's Musik ihrem Wesen nach doch vornehmlich Opernmusik alten Schlages: sie strebt sehnlicher nach Gefälligkeit als nach Wahrheit des Ausdrucks. Im Drange dieser Sehnsucht entsprießen ihr Weisen von so üppig blühender Trivialität, daß der Hörer zu allen schönen Stunden an den seligen Neßler und die liebe deutsche Liedertafelmusik gemahnt wird. Was aber zwischen diesen „Höhepunkten“ liegt, ist unfruchtbares Mühen und Klügeln eines erfindungsarmen, schlecht deklamirenden und noch schlechter instrumentirenden Tonsetzers, für den Hörer Ohrenqual und Langweile.

Bungert ist also zunächst an den Grenzen seiner Begabung, an den Schranken seines Könnens gescheitert, es muß aber gerechterweise die Frage aufgeworfen werden, ob nicht auch eine stärkere Schaffenskraft an dieser schwierigen Aufgabe zu Schanden geworden wäre. Fast möcht' ich es glauben. Die Sagen des klassischen Alterthums sind aus Weltansichten und Lebensanschauungen geboren, die von den unsrigen so verschieden sind, daß es fast unmöglich erscheint, sie im Geiste unserer Zeit von Neuem zu konzipiren und künstlerisch zu gestalten, vollends fremd aber steht dieser antiken Götter- und Heldenwelt das Wesen unserer modernen romantischen Musik gegenüber. An der schlichten, typischen Abgeschlossenheit dieser Gestalten findet die seelenergründende, individualisirende neue Tonkunst nichts zu enthüllen, nichts zu deuten. Im Weltbild Homers ist für den dionysischen Musiker kein Raum und so, fürcht ich, wird auch im Schaffens- und Wirkenskreis deutscher Tonkunst die Fabelwelt des Alterthums nie eine wahre Heimath finden.

Was aber soll alsdann aus August Bungert's Godesberger Festspielhaus werden? Mir ahnt, schon eine nahe Zukunft werde diese Schicksalsfrage nur unter homerischem Gelächter beantworten.

Heinrich Welti.

Konrad Telmann: Von Jenseits des Grabes. Carl Reißner. Dresden und Leipzig 1897.

Seit Jahresfrist ruht die Asche Telmann's neben der Pyramide des Cestius bei den ragenden Cypressen, die wie die Finger der Erde zum Himmel zeigen, unter einer großen gelben Marmorplatte, auf der sich sein in Erz gegossenes Reliefbildniß befindet. Auf dieser Platte stehen die Worte seines letzten Liedes:

„Und ward das Werde Eurer Zeit gesprochen,
Aus unserer Asche ist die Gluth gebrochen,
Die still umlodert Eures Friedens Herd.“

Die Gattin des Verstorbenen, Hermine von Preuschen, hat dies Lied, in dem der Dichter noch im Leben schon aus dem Grabe zu sprechen fingirt, mit anderen lyrischen und epischen Gedichten, die sie in seinem litterarischen Nachlaß fand, unter dem obigen Titel herausgegeben. Die Gedichte gestatten den Einblick in eine leidzerfressene Seele, die tapfer mit dem schweren Geschick des ewigen Siechthums ringt. An der Spitze der Sammlung steht das reimlose Gedicht „Gezeichnet“, in dem sich Telmann mit dem Baum vergleicht, um den der Förster den Strohkranz flicht, weil er ihn zum Fällen bestimmt hat. In diesen Versen hat die Resignation des Todesbewußtseins einen unsäglich rührenden Ausdruck gefunden:

und thöricht dünkt es mich, zu fragen,
warum just mich der Förster auserlesen;
das Strohband trag' ich, und die Axt wird kommen.

Nichts Anderes verlangt er, als zu wissen, ob einstmals ein sinnendes Auge die Stelle suchen wird, wo er gestanden, ob ein Wanderer voll Wehmuth seiner gedenken wird, wie er der Buchen im Heimathswalde. Das ganze Wesen Telmann's offenbart sich in diesem Liede. Die beiden Seelenkräfte, die ihn zum Schaffen, zum rastlosen Arbeiten trieben, waren die sichere Ueberzeugung vom frühen Tode und der ehrgeizige Wunsch, daß sein Lebenswandel tiefe Spuren zurücklassen möge.

Gerade die Lyrik Telmann's ist in der „Nation“ als er starb, eingehend besprochen worden. Die jetzt veröffentlichten Gedichte fügen dem damals entworfenen Bilde keine neuen Züge hinzu. Ein starkes Naturgefühl, eine große Schilderungskraft, eine mächtige und doch immer unbeirrte Liebe zur Heimath, eine glühende, oft sinnliche Leidenschaft und, immer wiederkehrend, die schwermüthige Trauer über das „Gezeichnetsein“, das sind die Empfindungen und Fähigkeiten, die in den formvollendeten flüssigen Versen zum Ausdruck kommen.

Den Schluß des Bändchens bilden vier epische Dichtungen in fünffüßigen Jamben. Von ihnen steht wohl am höchsten „Catarina Sforza“. Das Zeitalter der Borgia mit seiner rücksichtslosen Selbstsucht und seinem Waffenlärm wird uns mit packender Anschaulichkeit darin geschildert. Gleichzeitig mit diesen Gedichten hat Hermine von Preuschen ein Bändchen eigener Verse herausgegeben, die alle in den ersten Wochen nach dem furchtbaren Verluste, der sie traf, entstanden sind. Ich mag sie einer Kritik nicht unterwerfen; aber ich will nicht verschweigen, daß mir die Verzweiflung des Schmerzes, die aus diesen oft von bitterster Ironie erfüllten Versen spricht, ein so intimer Seelenvorgang zu sein scheint, daß die Verfasserin besser gethan hätte, sie nicht der Oeffentlichkeit preiszugeben.

C. M.

Sigmund Münz: Italienische Reminiszenzen und Profile. Wien 1898. Leopold Weiß.

Das ist nun das dritte Buch, das Münz über Italien schreibt, das merkwürdige Land, über das schon so viel Kluges und Dummes gesagt worden ist, und über das man noch immer Neues zu sagen hat, wenn man es nur mit offenen Augen betrachtet. Wie die beiden anderen Bücher („Aus Quirinal und Vatikan“ und „Aus dem modernen Italien“) ist das vorliegende eine Sammlung von Aufsätzen und Briefen, die wohl zum größten Theil in Zeitungen veröffentlicht worden sind. Viele von ihnen scheinen mir nicht dazu geeignet, den Augenblick zu überleben, für den sie geschrieben wurden. Eine Anzahl von „Reminiszenzen“, die ich in den „Venezianischen“ und „Florentiner Briefen“ gefunden habe, sind wohl nur werthvoll für den Verfasser selbst. Andere aber und die Profile sammt und sonders offenbaren eine so feine Beobachtungsgabe, und ein so gedankenreiches Gemüth, daß man sich an ihnen erfreuen und vieles aus ihnen lernen kann.

Münz ist ein unermüdlicher Plauderer! Und er versteht — eine bei uns Deutschen immer seltener werdende Kunst — geistreich zu plaudern. Er theilt uns gern in der Form des Dialogs mit, was er gesehen hat, und was er über das Gesehene denkt. Bald unterhält er sich mit einem kunstsinnigen Gondoliere, der ihn durch die Kanäle und die Lagunen Venedigs rudert; bald plaudert er beim Chianti oder beim prasselnden Kaminfeuer in einer Florentiner Villa in internationaler Gesellschaft; bald läßt er sich auf einem Ball von einem piemontesischen Staatsmann über Italiens Zustände aufklären, und wenn er keinen Menschen findet, mit dem er sich unterhalten kann, nimmt er sogar mit einer Wurst fürlieb, und leiht ihr Stimme und Verstand. Was er sich aber erzählen läßt, ist meist sehr amüsant, oft voller Humor und reich an den seltsamsten Einfällen und treffendsten Urtheilen.

Er ist mit vielen hervorragenden Menschen in Italien in nahe Beziehungen getreten. Das Buch ist einer geistreichen Frau, der Donna Emilia Peruzzi, der Gattin des großen Florentiners gewidmet, in deren Hause der Verfasser in einem Kreise von interessanten Menschen aller Länder viele schöne Stunden verlebte.

Die beiden werthvollsten Aufsätze im Buch sind die Nekrologe auf Giovanni Morelli und Ubaldino Peruzzi. Er hat diesen beiden Männern tief in die Seelen geschaut; er hat ihr Wesen begriffen und er hat es verstanden, sie so zu schildern, daß wir sie leibhaftig vor uns sehen. Auch die Schilderungen der beiden Dichterinnen Ada Negri und Annie Vivanti sind zutreffend und plastisch. Vielleicht hätte der Verfasser in einer Note darauf hinweisen können, daß seit dem Jahre, in dem er den kleinen Aufsatz über Annie Vivanti schrieb, dies große Talent der italienischen Litteratur verloren gegangen ist. Sie hat einen englischen Schriftsteller geheirathet, mit dem sie in Amerika lebt, und sie schreibt seitdem nur noch in englischer Sprache.

Es gibt heute besonders unter den Schriftstellern, die für den Tagesbedarf zu schreiben, die leidige Pflicht haben, so wenige, die ein einfaches, klares und klangvolles Deutsch schreiben, daß es jedem Menschen, der einiges Sprachgefühl hat, schon deshalb Freude machen muß, diese Aufsätze von Münz zu lesen, weil er zu diesen Wenigen gehört.

C. M.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 29. Berlin, den 16. April 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es ist kaum noch zu bezweifeln, daß wir unmittelbar vor der Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien stehen.

Die Botschaft, die McKinley an den Kongreß gerichtet hat, zielt freilich nicht mit klaren Worten auf eine Kriegserklärung hin; McKinley ließ die Frage, was geschehen solle, offen und schob die letzte Entscheidung und damit die Verantwortung dem Kongreß zu. Auf diese Weise blieb der Präsident seiner bisherigen Politik treu; er seinerseits hat nichts gethan, um den Ausbruch der Feindseligkeiten zu beschleunigen. McKinley scheut augenscheinlich die ersten Folgen, die ein Kampf in jedem Falle gleichfalls für Amerika im Gefolge haben wird; es mag für ihn aber auch die Erwägung eine Bedeutung gehabt haben, daß ein Hinausschieben den Amerikanern eine Vervollständigung ihrer Rüstungen gestattet, und daß jede solche Verzögerung, die den Vereinigten Staaten zu Gute kommt, die finanziellen Kräfte Spaniens weiter völliger Erschöpfung entgegentreibt. Diese Politik, die weder kraftvoll für den Frieden eintritt noch rücksichtslos auf den Krieg drängt, hat dahin geführt, wohin solche Politik vorsichtiger Halbheit führen muß, wenn die Leidenschaften erst entflammt sind.

Von Tag zu Tag ward die Lage ernster; daran hat die Intervention des Papstes nichts geändert, und daran änderten nichts die Vorstellungen der europäischen Mächte in Washington. Aber es liegt die Entscheidung überhaupt nicht allein bei den betheiligten Staaten und bei den Großmächten. Soll ein Ausgang aus den Schwierigkeiten erreicht werden, so müßten auch die kubanischen Insurgenten für denselben gewonnen sein, und man wird annehmen können, daß sie nur einer Vereinbarung zustimmen werden: der vollständigen Loslösung Kubas von Spanien und der Erklärung, daß die Insel politisch durchaus selbständig sei. Da zu dieser Preisgabe die spanische Regierung noch nicht bereit ist, und da sie derartige Zugeständnisse auch schwerlich wird machen können, ohne daß die chauvinistische eigene Bevölkerung im Innern zu revoltiren beginnt, so wird das schwere Verhängniß eines Krieges unabwendbar sein.

Es scheint, daß man im Kreise der Diplomaten sich vorübergehend mit der Idee getragen hat, für Kuba eine Stellung zu schaffen, wie sie Aegypten gegenüber England und der Türkei besitzt, oder wie sie zwischen England und seinen großen Kolonien, etwa Kanada, vorhanden ist. Diese Pläne kommen zu spät; denn es steht ihnen die entscheidende Thatsache im Wege, daß die kubanischen Insurgenten heute der festen Ueberzeugung leben, sich am Vorabend voller Freiheit und politischer Unabhängigkeit zu befinden. Die Haltung der Vereinigten Staaten mußte ihnen diesen Glauben bringen, und sie werden daher alle Vereinbarungen durchkreuzen, die nicht zum letzten Ziel ihrer Wünsche führen. Wir glauben daher, alle diplomatische Arbeit ist vergeblich, und wenn die leitenden Personen der Vereinigten Staaten sich einmal mit der Hoffnung trugen, an einem Krieg vorbei zu kommen, und doch durch ihre Diplomatie Kuba die Freiheit bringen zu können, so wird sich erweisen, daß diese Politik eine verfehlte war. Die amerikanische Politik mußte die Ansprüche der Insurgenten bis zu dem Punkt steigern, daß eine freiwillige Nachgiebigkeit Spaniens unmöglich wurde,

und aus der Lage, die damit geschaffen ist, gibt es keinen andern Ausweg als die kriegerische Entscheidung, die den Kampf zwischen Kuba und dem Mutterlande zu einem Kampf Spaniens mit den Vereinigten Staaten macht.

In diesem Krieg können die Vereinigten Staaten nichts gewinnen, was des blutigen Ringens werth wäre; aber auch sie werden voraussichtlich ernste Verluste an Menschen und sehr erhebliche Störungen ihres wirthschaftlichen Lebens zu beklagen haben. Weise ist also die Politik der Vereinigten Staaten nicht gewesen, die zu einem Kriege führte, den das eigene nationale Interesse nicht erforderte.

Man mag zugeben, daß die Zustände auf Kuba entsetzliche sind, und daß die Humanität ein Ende dieser Zustände dringend verlangt; man mag auch zugeben, daß die Wirren auf der Insel unmittelbare wirthschaftliche Nachtheile für Amerika im Gefolge haben; allein es heißt den Teufel mit Beelzebub austreiben, wenn den beklagenswerthen Ereignissen auf der Insel nun noch das größere Unglück eines Krieges zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten hinzugefügt wird.

Hätte die Regierung der Vereinigten Staaten kein anderes Ziel im Auge gehabt, als die Verhältnisse auf Kuba zu bessern, so hätte sich diese Aufgabe wohl friedlich lösen lassen. Dann hätten die Vereinigten Staaten Europa auffordern müssen, daß eine gemeinsame Pression auf Spanien ausgeübt werde. Wußte man in Europa, daß nur um diesen Preis ein Krieg vermieden werden konnte, so hätte man gewiß den Vereinigten Staaten sich zur Seite gestellt und dieser Einmischung würde Spanien sich sicherlich gefügt haben. Allein in den Vereinigten Staaten gab es eine solche unzweideutige, zielbewußte, zugleich ehrliche und kraftvolle Regierungspolitik nicht, und damit gelang es den chauvinistischen Instinkten der Massen, die mit dem Kriegsgedanken zu spielen bereit sind und die ein Zusammenarbeiten mit Europa voll Selbstgefühl ablehnen, die eigene Regierung in die jetzige nicht mehr zu entwirrende Lage hineinzubringen.

Das Geschick Spaniens erregt heute vielfach Sympathie. Diese Sympathie gilt der letzten Kraftanstrengung, mit der ein sinkender Staat seine politische Stellung aufrecht zu erhalten sucht; solch einer verzweifelten Energie pflegt die Welt stets ein gewisses Maß von Achtung entgegen zu bringen. Allein, verdient ist das Schicksal, das Spanien ereilt. Jahrhunderte lange Mißwirthschaft hat die frühere Größe des Landes zerstört, und die heutige Generation büßt nicht nur das, was sie selbst verschuldete, sondern auch das, was ganze Generationsreihen vorher gesündigt haben. Das Schicksal dieses romanischen Volkes kann jetzt als entschieden gelten, und an dem traurigen Schicksal dieser Nation ist wesentlich die Priesterherrschaft schuld, die es sich gefallen ließ.

Die Engländer haben im Sudan einen ganz entscheidenden Sieg errungen. In einer ernsten Schlacht am Atbara, bei der 19 000 Derwische mit 13 000 englisch-ägyptischen Truppen kämpften, wurde das Heer von Osman Digma völlig geschlagen und zersprengt; daß die Derwische sich nochmals zum Kampfe stellen sollten, erscheint unwahrscheinlich, und so werden in Kurzem die Gebiete, die Gordon Pascha einmal erschlossen hatte, wieder der Kultur eröffnet sein. Das ist ein großer Erfolg für England; das ist aber auch ein Gewinn für die gesammte europäische Civilisation.

Wir haben in Deutschland stets neidlos die Kulturarbeit anerkannt, die England im Nilthal verrichtet, und dieser Stimmung der Bevölkerung entsprach es durchaus, daß unser Kaiser dem siegreichen englischen General Kitschener seinen Glückwunsch übermitteln ließ.

In England hat man dieses Telegramm mit Befriedigung aufgenommen, und zum Theil knüpft man an diesen kaiserlichen Wunsch allerlei weitgehende politische Schlüsse. Solche Politik der Vermuthungen kann man auf sich beruhen lassen; aber mit Genugthuung ist die Thatsache zu verzeichnen, daß nunmehr endlich wieder die Voraussetzung gewonnen zu sein scheint, die die Entwicklung ungetrübter deutsch-englischer Beziehungen ermöglicht. Man braucht nicht im ersten Augenblick die reife Frucht des späten Herbstes zu erwarten, und man braucht an eine Veränderung der allgemeinen politischen Lage in ihren Grundzügen überhaupt nicht zu denken. Erfreulich bleibt es immer, daß jetzt jene Mißstimmung im Schwinden begriffen ist, die lange genug unser Verhältniß zu England verdüsterte.

Was vorauszusehen war, ist eingetreten; in Rußland hat man das englische Abkommen mit China wegen Weihaiwei sehr übel vermerkt; die russische Presse droht mit Repressalien an der indischen Grenze. So schnell wird man in St. Petersburg ein Unternehmen von diesem Ernste nicht in Angriff nehmen; aber sicher ist, daß die Gegensätze zwischen England und Rußland sich langsam zuspitzen.

Gegen Zola ist ein neues Verfahren angestrengt; diesmal ist die Anklage noch enger umgrenzt,; um jede Berührung des Dreyfusprozesses nach Möglichkeit zu verhindern, sind nur jene Worte inkriminirt, in denen Zola dem Kriegsgericht, das über Esterhazy urtheilte, vorwirft, es habe auf höheren Befehl gehandelt. Keine andere Behauptung Zola's hatte man den Muth, aufzugreifen.

Auch diese Taktik beweist nur, daß diese Prozesse nicht geführt werden, um der Gerechtigkeit in vollem Umfange zum Siege zu verhelfen, sondern um einen formalen Erfolg zu erringen, der dann die dunkle Dreyfusaffäre mit ihrer Vergewaltigung von Recht und Gerechtigkeit begraben soll. Der Ausgang eines solchen Prozesses ist aber natürlich gänzlich gleichgültig für das Urtheil, das sich die Welt über die Angelegenheit gebildet hat.

Der Prozeß wird diesmal in Versailles zur Verhandlung gelangen.

Kaiser Franz Joseph hat an die ungarischen Volksvertreter aus Anlaß der Sanktionirung des Gesetzes, das der freiheitlichen politischen Umgestaltung Ungarns im Jahre 1848 ein bleibendes Denkmal setzen soll, eine Rede gehalten, die bemerkt zu werden verdient. Der greise Monarch sagte:

Es „hat fürwahr die umgestaltende Wirkung der 1848er Gesetze jene Grundlage geschaffen, auf welcher die staatliche Existenz der Länder der ungarischen Krone in neuerer Zeit beruht, und auf welcher die geistige und materielle Entwicklung derselben in so erfreulicher Weise fortschreitet."

Diese Anerkennung der heilsamen Wirkungen der Revolution für den Staat und die Krone ist eine kluge Handlung des Kaisers Franz Joseph, und sie zeigt im Kontrast die Kleinlichkeit einer Auffassung, die die gegebenen Voraussetzungen einer großen historischen Entwicklung als nicht vorhanden hinstellen will, weil die vergangenen Ereignisse für eine beschränkte Hofhistoriographie unbequem zu verzeichnen sind.

Die deutsche Sozialdemokratie ist mit ihrem Wahlaufruf für die Reichstagswahlen hervorgetreten. Dieser Aufruf enthält nichts besonders Bemerkenswerthes, und da er so früh erschienen ist, wird er vergessen sein, ehe der Wahlkampf noch ernstlich begonnen hat. Ein Unglück wird auch dies für die Sozialdemokratie nicht sein, denn solche papierenen Erklärungen haben für die Entscheidung keine erhebliche Bedeutung.

* * *

Agrarische Logik.

Man darf in der praktischen Politik keine großen Ansprüche an Logik erheben. Das Widerspruchsvolle bildet eher die Regel als die Ausnahme. Niemand aber macht von der Licenz, sich um die Gesetze der Folgerichtigkeit nicht zu kümmern, rücksichtsloseren Gebrauch, als das Agrarierthum. Selten ist das drastischer zu Tage getreten, als bei der Erörterung der Deckungsfrage beim Flottengesetz.

Es handelte sich darum, die schwächeren Schultern für den Fall sicher zu stellen, daß einmal in der späteren Zukunft die dem Reiche zufließenden eigenen Einnahmen nicht ausreichen sollten, um den aus dem Flottengesetz resultirenden Mehrbedarf zu decken. Man einigte sich in der Budgetkommission des Reichstags dahin, daß in einem solchen Falle die Deckung jedenfalls nicht durch eine „Erhöhung oder Vermehrung der indirekten den Massenverbrauch belastenden Reichssteuern“ erfolgen dürfe.

Die verbündeten Regierungen haben diesem Grundsatze ganz formell ihre Zustimmung gegeben, und bekanntlich ist derselbe dann auch — durch § 8 — zu einem integrirenden Bestandtheile des Flottengesetzes gemacht worden. Die Erklärungen, die an diesen neuen § 8 in der Kommission wie im Plenum geknüpft wurden, sind höchst charakteristisch. So wurde u. A. der Staatssekretär des Innern, Graf von Posadowsky, durch eine direkte Anfrage des Abgeordneten Dr. Lieber veranlaßt, ausdrücklich anzuerkennen: „daß die dem Reiche überwiesenen indirekten Reichssteuern — Bier, Branntwein, Salz, Tabak, Zucker — als den Massenverbrauch belastend anzusehen seien.“ Es ist originell, daß so etwas in dem heutigen Reichstage regierungsseitig noch ausdrücklich anerkannt werden muß. Daß eine derartige Konstatirung aber nicht überflüssig war, erwies in der Plenarsitzung vom 26. März 1898 der Abgeordnete von Kardorff, indem er nicht bloß die kühne Behauptung aufstellte: der Satz, die indirekten Steuern belasteten die breiten Massen des Volkes, sei unrichtig; sondern diese Behauptung sogar an dem Massenartikel Branntwein zu erläutern suchte. Der betreffende Passus der Kardorff'schen Rede verdient nach dem stenographischen Sitzungsbericht wörtlich wiedergegeben zu werden. Er lautete: „Ohne die Branntweinsteuer hätte sich die Branntweinproduktion nicht so entwickelt, und der Branntwein wäre **vielleicht dreimal** so theuer, als er jetzt ist. Ebenso liegt es bezüglich des Zuckers.“ Von dieser Auffassung des Vorsitzenden der Budgetkommission ist nur noch ein kleiner Schritt bis zu dem generellen Satze: je höher die Steuer, desto billiger die Waare! Die verbündeten Regierungen sind jedoch, wie die oben erwähnte Erklärung des Grafen von Posadowsky ausweist, bis zu dieser Höhe volkswirthschaftlicher Erkenntniß noch nicht vorgedrungen. Sie hängen noch dem alten Vorurtheil an, wonach eine Verbrauchssteuer nicht als eine Entlastung, sondern als eine Belastung der Verbraucher anzusehen ist.

Wird aber der Massenverbrauch von Branntwein, Bier, Zucker, Tabak, Salz durch die entsprechenden indirekten Reichssteuern belastet, und sind Regierungen und Volksvertretung darin einig, daß eine weitere Besteuerung dieses Massenverbrauchs unzulässig ist, weil man auf die schwächeren Schultern keine weiteren Lasten wälzen dürfe, so liegt die Erwägung nahe, daß, wenn es schon nicht angängig ist, den Konsum von Branntwein, Tabak, Bier u. s. w. höher zu besteuern, das doch gewiß völlig unzulässig erscheinen muß, sobald der Brotkonsum ins Spiel kommt.

Das haben auch die Herren Agrarier deutlich genug gefühlt; sie haben sich deshalb von dem allezeit gefälligen Herrn Staatssekretär des Innern ausdrücklich bescheinigen lassen, daß unter den Begriff der „indirekten Reichssteuern“ im Sinne des § 8 des Flottengesetzes nicht die Zölle, insbesondere nicht die Getreidezölle, fielen.

Darnach stellt sich die Sachlage also folgendermaßen dar: Reichstag und Regierung sind tief davon durchdrungen, daß es unverantwortlich wäre, Branntwein, Bier u. s. w. höher zu besteuern; der Brotkonsum dagegen darf ohne Bedenken höher belastet werden. Nun ist die Brotsteuer schon heute in deutschen Landen unvergleichlich viel höher, als irgend eine andere indirekte Reichssteuer. Ueberstieg doch im Fiskaljahre 1896/97 allein der Zoll für Weizen und Roggen die Summe von 80 Millionen Mark. Dazu kommt die Preissteigerung für das im Inlande produzirte Brotgetreide in Folge des Schutzzolls von 35 Mark per Tonne. Man rechnet sehr niedrig, wenn man diese weitere indirekte Belastung des Brotkonsums auf die doppelte Summe, also auf weitere 160 Millionen Mark veranschlagt. Das macht zusammen eine Brotsteuer aus von etwa einer Viertel Milliarde im Jahr. Wird der Getreidezoll von 35 Mark auf 50 Mark per Tonne gesteigert — eine Forderung, welche die Agrarier für bescheiden halten — so bedeutet das eine weitere Belastung des Brotkonsums um wenigstens 100 Millionen Mark im Jahre.

Dabei fällt erschwerend ins Gewicht, daß, während die in § 8 wohlwollend bedachten Branntweintrinker trotz der Liebesgaben und der Exportbonifikation doch den bei Weitem größten Theil der von ihnen entrichteten Steuern in den allgemeinen Beutel wandern und darnach zum allgemeinen Besten verwandt sehen, die armen Brodesser nicht einmal diesen Trost haben. Sie zahlen nur zum kleineren Theil ihre Brotsteuer an das Reich, zum größeren Theil an inländische Grundbesitzer, und zwar, wie oft genug nachgewiesen, vornehmlich an einen ganz kleinen Kreis von Großgrundbesitzern. Der gegenwärtige Reichskanzler, Fürst Hohenlohe, reduzirte in der Reichstagssitzung vom 29. März 1895 die Zahl derjenigen, die von einer künstlichen Preissteigerung des Brotgetreides Vortheil haben können, einschließlich der unselbständigen Familienmitglieder auf etwa 4 Millionen Köpfe. Da das deutsche Reich gegenwärtig rund 54 Millionen Einwohner zählt, so bleiben somit 50 Millionen Bewohner des deutschen Reichs, die entweder keinen Vortheil von dieser künstlichen Preissteigerung haben oder — und das ist die überwiegende Mehrheit — direkten Nachtheil.

An das Bekenntniß schöner Seelen, wie es in § 8 des Flottengesetzes niedergelegt ist, beabsichtigen wir noch öfter zu erinnern. Dieser § 8 ist wie ein steuerpolitischer Scheinwerfer. Er beleuchtet grell die Unnatur der ganzen agrarischen Wirthschaftspolitik.

Th. Barth.

Erinnerungen an das Jahr 1848.

V.

(Schluß.)

Der Rehraus.

Dem Jahre 1848 waren einige Nothjahre vorausgegangen. Die Kartoffelkrankheit hatte in ganz Europa verheerend gewüthet; in Oberschlesien und Kassuben waren Hungerkrankheiten ausgebrochen. Im Jahre 1847 war es in Berlin zu einem Aufstande gekommen, welcher der „Kartoffelkrawall“ genannt wurde und einen recht ernsten Charakter trug. Es war ein Aufruhr, der nicht von Hetzern ausging, sondern durch den Hunger diktirt war.

Die politischen Unruhen des Jahres 1848 wirkten auf das wirthschaftliche Leben gewaltig zurück. In ganz Europa werden wenig größere Unternehmungen gewesen sein, welche dieses Jahr mit einem Gewinn abgeschlossen haben. Die Arbeitslosigkeit drang in immer weitere Kreise. Berlin entbehrte des Fremdenverkehrs, weil man sich in der Provinz wie im Auslande die herrschenden Zustände schlimmer vorstellte, als sie waren. Wrangel's despotische Aeußerung: „In Euren Straßen wächst Gras“ entbehrte nicht der Wahrheit.

Und nun verschlimmerten sich die Zustände. Der Zeughaussturm war ein schimpfliches und bedenkliches Ereigniß. Die „Rehberger", die beschäftigungslosen Leute, die nach dem Landrecht ihr „Recht auf Arbeit" geltend machten, und welche der Magistrat damit beschäftigte, daß er sie auf dem Oedlande des Nordens Sand zwecklos hin und her karren ließ, wurden immer zahlreicher und immer begehrlicher. Wiederholt kam es zu bewaffneten Exzessen; einzelne Mitglieder der Bürgerwehr, brave verheirathete Leute, büßten ihr Leben durch eine Flintenkugel ein. Es wäre begreiflich gewesen, daß der Bürgerstand sich danach gesehnt hätte, diese Zustände beseitigt zu sehen, selbst wenn die Bluthaten auf der Frankfurter Pfingstwiese und die Ermordung Latour's uns nicht ein Spiegelbild von dem vorgehalten hätten, was auch bei uns möglich war.

Der durchschnittliche Bürger, der Handwerker und Krämer, der von seiner Hände Arbeit lebte, begrüßte den Einmarsch der Truppen mit einem heiteren, einem nassen Auge. Er wetterte laut über die hereinbrechende Reaktion und im Stillen fühlte er sich erleichtert. Dieser Einmarsch der Truppen vollzog sich in größter Ruhe. Als Vater Wrangel an der Charlotten- und Behrenstraße, zweihundert Schritte von dem Schauspielhause, in dem die Nationalversammlung tagte, an der Spitze eines geschlossenen Bataillons hielt, stand ich nahe bei seinem Pferde. Ich muß noch jetzt lächeln, wenn ich mich der konfusen Stimmung erinnere, in der ich mich mit meinen sechzehn Jahren befand. Ich hatte das Gefühl, einem großen welthistorischen Moment beizuwohnen und deklamirte vor mich hin: „Ahnungsgrauend todesmuthig bricht der große Morgen an." Dabei bedachte ich aber nicht, daß wenn der Moment wirklich welthistorisch und todesmuthig geworden wäre, ich unfehlbar der erste gewesen wäre, den Vater Wrangel's Pferd zertrat. Ich glaube indessen, daß ich mit dieser Begriffskonfusion nicht allein gestanden habe.

Es kam eine Deputation von Bürgerwehrmännern, unter ihnen der spätere vorzügliche Kämmerer von Berlin, Heinrich Runge, damals Adjutant des Bürgerwehrgenerals mit der größten schwarz-roth-goldnen Schärpe, die ich jemals gesehen habe, über der Schulter. Runge richtete mit gedämpfter Stimme eine Frage an Wrangel, die dieser ebenso gedämpft beantwortete. Nun entstand Unruhe, die Unruhe der Neugierde. Wrangel bemerkte das, richtete sich hoch im Sattel auf und rief mit weithin schallender Stimme: „Wenn Sie es alle hören wollen, meine Herren, ich habe den Befehl, hier zu halten, bis ich weitere Befehle bekomme." Wrangel, damals 64 Jahre alt, war eine kraftvolle Erscheinung, und damals der deutschen Sprache noch vollkommen mächtig, die er erst vergaß, als seine zweite Kindheit begann. Die Deputation der Bürgerwehr zog friedlich ab, wie sie gekommen war, und damit war das Ende des Dramas da.

Ein kluger Kopf hatte das Schlagwort ausgegeben, man müsse „passiven Widerstand" leisten. Daß an aktiven Widerstand nicht zu denken sei, fühlte jeder, aber der passive Widerstand war eine Phrase. Die Passivität sah man, den Widerstand nicht. Der einzelne Bürger dachte nicht daran, Widerstand in irgend einer Form zu leisten; das überließ er seinen gewählten Vertretern. Und die Nationalversammlung sah sich nun in der peinlichen Lage, etwas zu thun, was aussah wie Widerstand, aber unmöglich Erfolg haben konnte. Sie setzte ihre Sitzungen fort, wich der Gewalt und zog aus dem Lokale, das man ihr eben geschlossen hatte, in ein anderes. Ihr letzter Saal war das alte Schützenhaus in der Nähe des Prenzlauer Thors. Der letzte Abgeordnete, der diesen Saal verließ, war der Pastor Hildenhagen.

Er war ein noch junger Mann; als Corpsstudent hatte er eine brillante Klinge geschlagen und war jetzt Geistlicher. Er gehörte der Richtung der Pektoraltheologen an und war für Freiheit und Religion begeistert. Die Versammlung hatte ihn zum Schriftführer gewählt, und während der Saal mit Gewalt geräumt wurde, schrieb er sein Protokoll weiter, als ob die Welt ihren geordneten Gang ginge. Zuletzt nahten sich ihm zwei Soldaten; der Eine führte ihn selbst hinaus, der andre nahm ihm den noch feuchten Bogen aus der Hand.

Hildenhagen gehörte zu den Steuerverweigerern, die freigesprochen wurden, wurde aber dann vom Konsistorium abgesetzt. Er hat lange Zeit in tiefem Elend zugebracht, dann sich aber in kaufmännischer Thätigkeit empor gearbeitet und ist hochbetagt und hochgeachtet als Stadtrath von Halle gestorben. In seinen letzten Lebensjahren hat er, ein unverdrossener Liberaler, mich oft auf Wahlreisen begleitet, für mich gesprochen und mir viel erzählt. Ich war hoch entzückt von dem goldenen Herzen und dem klaren Geiste des Mannes; wenn er aber von dem Jahre 1848 gesprochen hatte, schloß er regelmäßig mit den Worten: „Wir steckten damals eben noch alle in den Kinderschuhen." Genau dasselbe haben mir andere Abgeordnete der äußersten Linken gesagt, Schulze-Wanzleben, Stein, Elsner.

Unter allen Schriftstellern hat sich keiner mit der neuen Lage so gut abgefunden, wie der brave, von mir schon einmal rühmlich erwähnte Beta. Er war gewohnt gewesen, zu jedem Weihnachten eine Kasperlekomödie zu schreiben, die dann ein Puppenspieler als Weihnachtsausstellung zur Aufführung brachte. In diesen Komödien hatte sich stets eine leise politische Satire zum Vorschein wagen dürfen. Im November war der Belagerungszustand verhängt und im Dezember war Beta mit seiner Kasperlekomödie fertig. Sie machte sich über alle Vorgänge des Jahres lustig und brachte unter anderem das Couplet:

Militär kommt angerannt,
Passiv sei der Widerstand,
Eilig lauf' ich fort von hier,
Sonst kriegt mir der Offiziehr.

Ich schließe hiermit diese Erinnerungen: meine Absicht war nur, Einzelnes, was ich selbst gesehen und gehört habe, für das Gedächtniß festzuhalten. Für mich steht es fest, daß die Märznacht und die Revolution nicht das Ergebniß einer im Finstern schleichenden Verschwörung war. Aber ebenso fest, daß sie nicht eine Erhebung des selbstthätigen, selbstbewußten Bürgerthums war. Das Bürgerthum hatte sich nach konstitutionellen Einrichtungen gesehnt, aber es hatte gehofft, sie von der Einsicht des Königthums gewährt zu erhalten.

Der achtzehnte März war das Ergebniß einer Explosion, die durch Unvorsichtigkeit des Maschinenwärters herbeigeführt war. Wenn eine Regierung so planlos handelt, wie die unsrige damals, kann es unmöglich ausbleiben, daß sich Zwischenfälle einstellen, wie die beiden verhängnißvollen Flintenschüsse.

Unerwartet, wie die Explosion eintrat, konnte sie nur große Verwirrung im Gefolge haben. Die Regierung war programmlos, die Parteien waren programmlos. Die Ministerien, die auf einander folgten, trugen den Charakter von Verlegenheitsministerien. Keines konnte eine feste Stellung zum Hofe, keines zu der Versammlung gewinnen. Eine Regierung, die klare Ziele gehabt hätte, hätte Ruhe und Ordnung in kurzer Zeit mit Hilfe des Bürgerthums wieder herstellen können.

Die folgenden Jahre ließen uns eine Freiheit der Presse, die sehr beschränkt war, aber doch ausreichte, um gewisse Programme eine Anzahl von Anhängern zu sammeln, die sich als Parteien fühlten. Im Jahre 1849 war dieser Sammlungsprozeß beendigt; die Parteien waren zur Klarheit gekommen über das, was sie wollten. Freilich scheint es, als ob wir jetzt auf dem besten Wege seien, zur Konfusion von 1848 zurückzukehren.

Alexander Meyer.

Der Bühnenvers.

Die Zeit ist augenblicklich wieder einmal vorüber, wo die Tagesschreiber behaupten, daß der Vers auf der Bühne ein „überwundener Standpunkt“ sei. Das wurde ja vor kurzer Zeit noch sehr eifrig verfochten. Versemachen war nicht realistisch. Unterdessen aber ist die „Versunkene Glocke“ entstanden und „Morituri“ klingen in rhythmischen Tonfällen, ja, sogar in Reimen aus. Die Praxis hat die Modetheorie durchbrochen und alles Gerede war wieder einmal Makulatur.

Wir dürfen die alte Frage erneuern: warum der Vers auf der Bühne? Wie soll der Bühnendichter den Vers behandeln? Wie soll in Folge dessen der Schauspieler ihn sprechen, vielmehr ihn spielen?

Lebten wir in England oder im alten Griechenland, so wäre die Beantwortung all' dieser Fragen sehr leicht, weil das Kulturwelten sind, in denen die Kunst der gebundenen Behandlung des Wortes innerstes Eigenthum der Geister ist und war. Ob Shakespeare, ob Byron oder jene virtuosen Geister alle, die in England das rhythmische Wort beherrschen: ihnen Allen ist der Vers ein reales Eigenthum des Geistes. Sie haben unendlichen Stoff wirklicher Lebensbeobachtung, Naturbeobachtung, Menschenbeobachtung in den gedrängten Formen gebundener Rede niedergelegt und ausgeschlossen. In Griechenland aber war es selbstverständlich, daß das Beste, was man mit den Mitteln geistiger Gestaltungskraft zu sagen hatte, auch die rhythmische Form annahm.

Warum war das selbstverständlich? Aristoteles selbst, der als ein klarer, erfahrungstreuer Kopf die ganze Fülle vorhandener Dichtwerke und Bühnenwerke überjah, sagt klipp und klar u. A. in seiner Poetik: Deshalb bedienen sich die tragischen Dichter für das eigentliche Darstellungsspiel der „Iambeien“, d. h. des sogenannten jambischen Trimeters, weil dieser Tonfall am meisten dem Tonfall der Rede des wirklichen Lebens entspricht. Im Zusammenhang damit warnt er die Dichter vor Ueberladung dieser Spielrede mit künstlichen Metaphern und weit hergeholten Bildern. Er ist sich vollständig bewußt, daß auch die Bildrede im Drama sich natürlich aus der Situation und dem Charakter der Sprechenden ergeben muß, wie sie sich im wirklichen Leben von selbst einstellt im Munde feuriger, aufgeregter, geistvoller Leute. Wer nie einen witzigen Menschen im wirklichen Leben kennen gelernt hat, der wird auch den Lustspieldichter verdammen müssen, der seinem Helden einen Witz nach dem andern in den Mund legt. Aber im wirklichen Leben ist unter zwanzig mindestens Einer naiv witzig. Das Volk ist reich an drastischen Bildern seiner Rede und die Leidenschaft flüchtet in der That in Hyperbeln und Metaphern. Die Bühnensprache soll schon nach Aristoteles in dieser Hinsicht ein gedrängtes und treues Abbild der Wirklichkeit sein. In der griechischen Sprache war jambischer Tonfall der Rede bei lebendiger Unterhaltung das Grundelement der Sprachbewegung; für uns Deutsche ist es mehr trochäisch, daher unwillkürlich fast alle unsere Bühnendichter aus dem fünffüßigen Jambus, dem englischen Blankvers, einen vorwiegend trochäischen Vers mit einem Auftakt machen.

Bei den Griechen bedeuteten nun diese rhythmischen Künste ein höchst bewußtes Gliedern der lebendigen Rede, des Vortrags. Den Iambeius zu „deklamiren“, ihn zu singen, wäre jedem geschmackvollen Griechen unerträglich gewesen. Sondern plastische Gliederung der Rede, unter Benutzung der rhythmischen Kraftwerthe der wirklichen Rede, war das Geheimniß sowohl des homerischen Versbaues wie des tragischen. Selbst der Chorrhythmus enthielt eine solche Steigerung der Plastik des Vortrags, indem Reigenbewegung, die in späterer Zeit sich völlig zur stilisirten „Volksscene“ entwickelt, die Logik des Wortes selbst unterstützte. Die Logik des Gedankens wurde so zu sagen nicht nur mit den Gebärden der Hände versinnlicht, sondern eine Reigengebärde kam hinzu. Die Musik aber wirkte melodramatisch. — Wer jemals griechische Trimeter mit dem vollen Verständniß ihres Sinnes sinngemäß vorgetragen hat — was die jungen Deutschen ja meist erst in Prima zu ahnen beginnen, wenn einmal ein „griechisch Trauerspiel“ in der Ursprache aufgeführt wird —, der sieht ohne Weiteres, daß der Rhythmus nur eine dienende Mithilfe der überaus feinsinnigen Gliederung der Rede selbst bedeutet. Alle Tragiker brechen fast durchweg den Vers um, d. h. sie schließen die Sinngruppe der Rede nicht mit dem sechsfüßigen Versschema selbst ab, sondern bauen den Gedanken hinüber in den neuen Vers. Nur in jenen kurzen schlagenden Gegenreden, wenn die Geister aufeinander platzen und sich wechselseitig immer einen einzigen Vers so zu sagen an den Kopf werfen, scheint der äußere Rhythmus mechanisch zu herrschen. Aber gerade hier ist am größten die Kraft des unwillkürlichen Rhythmus, der sich in der Wirklichkeit aus schlagfertiger Sinnbetonung ergibt, aus der Energie der Rede selbst, welche leidenschaftlich betonte Worte auch an besondere, plastische Stellen des Satzgefüges hinwirft und die Grammatik der bloß erzählenden Logik durch die Grammatik der Willensbewegungen ersetzt. So fragt z. B. Kreon die Antigone bei Sophokles, ob sie leugnen wolle, daß sie all' das gethan, was man ihr wegen der verbotenen Todtenbestattung nachsagt. Sie antwortet hartnäckig — und zwar versinnlicht die Stellung jedes Wortes ihre Hartnäckigkeit —:

Και φημι δρασαι Κουκ απαρνουμαι το μη.

d. h. „Allerdings gesteh' ich es gethan zu haben und ich leugne nicht mit Nein“. Dieser Satz wurde aber nicht etwa folgendermaßen lebendig gesprochen:

Kai phe mi dra sai k'uk apar noumat to me,

sondern der lebendige Rhythmus des fern hinwirkenden Wortes machte daraus:

Kai phemi draſai, k'uk aparnoumai — to me!

In dem Worte aparnumai (leugnen) hat man den Schauspieler jede Silbe langsam, geradezu gleichwerthig streckend zu denken, wie wenn man im Deutschen sagte: es fällt mir nicht ein zu leugnen und dabei ganz nachdrücklich jedes einzelne Wort stark betonte und sonderte, um die Hartnäckigkeit zu bezeichnen.

Derartige Künste der Wortstellung, der Silbenschwere wirkten im antiken Spiel wie Böllerschüsse. Selbstverständlich war von einem Quantitiren des Verses eben gar keine Rede — man sprach nach den Quantitäten des Sinnes und der Wortwurzeln sowohl wie der Flexionswerthe. Und zwar galten beide Werthe. Es dominirte, wie bei uns, die Schwere der Wurzelsilbe auf alle Fälle, aus dem einfachen Grunde, weil nicht Verrückte, sondern sehr denkende Menschen sprachen. Der sogenannte „Accent“ aber war, je nachdem, nur eine vokalische Schärfe, eine Klangfarbe.

Wer die Kunst des griechischen Versbaues verstehen will, muß sich vor Allem üben jedes Wort mit seinen zwei und mehreren Hebungen und Lautschärfen zu sprechen gerade wie im Deutschen, in jeder Sprache, wo jedes Wort von größerer Silbenzahl mehrere Hebungen hat, die sich die Waage halten. —

Die großen griechischen Verskünstler gliedern nun die sinngemäße lebendige Rede oft mit dreien Gruppen in das Schema des Rhythmus hinein, zerbrechen dies Schema fortwährend und oft eine Gruppe von drei, vier Versen zusammen bildet einen einzigen Riesenvers, der gegen sein Ende in eine gewisse sinnliche Taktmäßigkeit auslädt. Und zwar ist alle Kunst dieser freien Rhythmen auf die Malerei der Leidenschaft, der Willensenergie, bei Aristophanes auf die Herauscharakterisirung der komischen Energie und ihrer rhythmischen Disparatheit gearbeitet. —

Was für die Griechen galt, gilt im selben Maße für den dramatischen Dichter der Neuzeit. Shakespeare's Verse sind alle von der größten Kraft rhythmischer Charakteristik.

Mit Musik, Gesang, oder vollends mit dem Kapellmeisterstabe hat all' das nichts zu thun.

Aber bei uns verwechseln Philologen, Lehrer und Dichter, Schauspieler und Dellamatoren vielfach den Begriff des Taktes mit dem des Rhythmus. Der Takt ist nur das Gleichmaß der Zeiteintheilung, der Rhythmus aber sind die innerhalb dieses nothwendigen Gleichmaßes durchlaufenen Bewegungsformen der Intervalle oder melodischen Gruppen. Meister wie Beethoven, die gewaltig im Rhythmus sind, wirken gerade durch die Widersprüche, in welchen die melodische Bewegungsform gegen die Zeiteinheiten des Taktes steht. In den Sechsachtel-Takt komponirt man sogenannte „Synkopen“ hinein, d. h. man verschiebt ihn scheinbar in einen anderen Takt von dreivierteln oder viervierteln und aus den nicht aufgehenden Brüchen ergibt sich dann erst wieder das Gesetz des charakteristischen Rhythmus.

Und während nun großer Dichter Verse wimmeln von „Synkopen“, wo ein Vers in den anderen übergreift, der ursprüngliche Rhythmus der Rede sich fortwährend umkehrt, der Jambus zum Trochäus wird und über einen Spondäus sich auflöst in einen Amphibrachys oder sonst ein derartiges Gebilde, skandirt man leider mit dem Kapellmeisterstabe des sogenannten Metrums und vergißt, daß „Metrum“ nur „Maß“ bedeutet.

Nun dieses „Maß“ vergleicht man am Besten mit einem Thermometerglase und seiner Skala. Die sechsfüßige oder fünffüßige Versform, die wir äußerlich abtheilen, ist eine Skala gleichmäßiger Bewegung der Schallwellen auf weite Entfernung. Der Schauspieler wie der Dichter, der auf eine weitere Entfernung verstanden sein will, kennt nicht nur Worte, sondern Silben. Wer Silben verschluckt, verwäscht, ist unverständlich. Ein Dichter, der mit höchstens dreitausend Jamben in zwei bis drei Stunden, d. h. wohlgemessen dreißigtausend Silben das Schicksal eines Macbeth oder den Tod Wallenstein's lebendig miterleben lassen will, der kann von den fünfzehntausend Hebungssilben im Ernst und in gewissem Sinne nicht eine einzige entbehren. Ihm und seinem Schauspieler enthält die Silbe auch nach den vollen Inhalt dessen, was die geistigen Bedeutungen einer Silbe ausmacht. Der Schauspieler prägt jeden Buchstaben, weil im Buchstaben und seiner Schwingungsform durch den Raum auch alle Lautbeseelung, Leidenschaftsbeseelung in das Herz des Hörers hineintrifft. Man mißt die Silben, d. h. man kennt nach ihren Werth

Und der Dichter legt dieser Silben- und Wortmessung ein Schema regelmäßiger Bewegung der Schallwellen zu Grunde, weil einfach die physikalische Thatsache besteht, daß alle konzentrirte „Arbeit“ der Natur sich rhythmisch äußert. Auch das Ohr vernimmt mit größerer Konzentration, was durch das erleichternde Mittel regelmäßiger Schallwellen an den Sinn dringt. Die Phantasie des Hörers gestattet es leichter nach.

Diese Schallwellen an sich, wo gut gesprochen wird, durchdringen den Raum doch auch nicht etwa im Tanzrhythmus, sondern jene fünfzehntausend Haupthebungen werden durch fünfzehntausend Redenhebungen, nicht etwa „Senkungen“, abgelöst, soweit es sich um das gesprochene „Metrum“ handelt.

Aber eben dieses Metrum spricht man nicht, soll man nicht sprechen, hat nie ein griechischer Tragiker sprechen lassen. Es ist vielmehr die innere Skala, das Thermometer, an dem die eigentliche Quecksilbersäule der Sinnbewegung und des naturalistischen Rhythmus der Leidenschaft sich hinauf und hinab drängt. Athempausen, Sinnbezug, innerhalb des Athemzugs gehaltene Wortpausen — Alles kämpft fortwährend gegen den großen Takt, der durch das Ganze geht. Und zwar besorgt diesen inneren Taktschlag nicht der Schauspieler, sondern der Hörer. Bewegt sich einmal einen ganzen Akt lang unbewußt die Schallwelle ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — 2c. 2c in all' ihren Lautfärbungen durch den Raum, so ist auch das ungebildetste Ohr auf eine Empfindungswelle eingestellt, welche jede Verschiebung innerhalb dieses Empfindungsraumes besonders feinfühlig nachempfindet und in dieser unserer gesteigerten Empfindlichkeit, in dieser Verwöhnung unsres Ohrs liegt nun für den Dichter und Schauspieler das Mittel sprachlich zu charakterisiren wie es keine Prosa kann, eben weil sie des Empfindungskontrastes entbehrt.

Für stümperhaft, wegen des Mangels eines inneren rhythmischen Gegensatzes, galt schon im Alterthum jeder Jambeios, der das genaue Nachbild seines Vordermannes war, z. B.:

> Sie strahlte lieblich über große Fernen
> Und malte zitternd große Flecken Lichtes 2c.

Man denke sich das fortgesetzt, daß jedes Wort, womöglich ohne den Auftakt „Sie“ nebst „und“ ein zweisilbig-trochäisches wäre. Schon nach zehn Versen müßte beim lebendigen Vortrage eine Art von Nervenparalyse entstehen, in der das Gehirn keine Farben und Gedanken mehr unterscheidet.

Der Meister stickt vielmehr in das Caneva des Metrums den unendlichen Rhythmus des Sinnvolles hinein und dieser Letztere steht dadurch gewissermaßen auf einem deutlicheren Grunde, wirkt mehr, weil er auf eine gleiche Fläche aufgetragen wird. Das Metrum bedeutet nur die Herstellung einer gleichartigen Empfindungsfläche. Es ist Geheimniß des Dichters sie zu schaffen, zu präpariren. Den Schauspieler geht sie schon im Grunde gar nichts mehr an. Der hat auf alle Fälle nach dem Sinn zu sprechen, hat die Silben geistig zu wägen und ist er ein feiner Kopf, wird er in den Versen der großen realistischen Meister des Bühnenwortes, unter denen Schiller, Shakespeare, Molière, die großen griechischen Tragiker, ein Jeder in seiner Sprache, voranstehen, auch immer empfinden, wo in das Metrum ein charakteristischer Rhythmus des Witzes, der Eleganz, der Leidenschaft, der lyrischen Stimmung hineingezeichnet ist. Diesen Letzteren aber gilt es schauspielerisch herauszutreiben und zu diesem Zwecke das Metrum grundsätzlich zu zerbrechen, sei es durch Spielpausen, durch Sinnvorhalte, durch Synkopen, da wo der Dichter sie selbst vorzeichnet.

Für den dramatischen Dichter, der sein Handwerk kennt, wird der Vers gleichzeitig ein vorzügliches Mittel der Sinnbetonung. Er wird das Wort, welches er herauspointirt haben will, an solche Stellen des Verses werfen, wo es am meisten aus der gleichen rhythmischen Empfindungsfläche heraussticht. Im Alterthum war man sich ganz bestimmter Kunstmittel auch in dieser Hinsicht bewußt. Man wußte, an welcher Cäsurstelle im Vers gewisse grammatische Effekte am Stärksten wirkten, man stellte an den Schluß des Verses oft gerade das gleichgültigste Wort, ein Eigenschaftswort, dessen Stimmung erst durch das am nächsten Versanfang folgende Hauptwort aufgeschlossen wurde. Ja, man zerbrach sogar das einzelne Wort synkopisch, um es etwa besonders majestätisch vorzutragen. Schon die homerischen Gesänge waren mächtig in solchen Künsten des Vortrages.

Und ethische Betonung, sowie den ethischen Rhythmus, der aus jeder lebendigen Rede, jedem rasch hingeworfenen oder langsam anatomisirten Worte sich ergibt, in das Schema des Metrums hinein zu zeichnen, das ist die Technik des dramatischen Dichters und Redekünstlers. Vom Dichter ist zu verlangen, daß er sich über jedes Wort muß Rechenschaft ablegen können, warum es an der und der Stelle seines Verses steht, denn jede Stelle hat mimisch und redetechnisch ihren ganz besonderen Werth. Nichts sollte Zufall sein; sondern Alles ist Zweck, da, wo die Kunst nicht Dilettantismus ist. Und somit schreibt der zweckbewußte Dichter jedem kundigen Schauspieler an sich schon vor, was er zu betonen hat, selbst, wenn es sich um den alten Theaterscherz des Schlegel-Shakespeare'schen Verses handeln sollte: „Sein oder Nicht sein, das ist hier die Frage“. Wäre das in Prosa, ohne rhythmische Unterlage hingestellt, so könnte man zweifeln, wie zu betonen wäre. Aber die rhythmische Unterlage lehrt durch ihre Widersprüche zum Takt, wie zu reden ist. Der Takt beginnt im Schema mit einer Senkung. Da aber „oder“ auf keinen Fall logisch eine Hebung werden

kann, so lehrt die Stellung des langsilbigen „Sein" in die Senkungsstelle, daß es eine *Doppelhebung* sein will. Denn schon aus dem Griechenthum datirt der Kunstgriff gerade das besonders wichtige Wort an gewisse Senkungsstellen zu werfen, wovon die am Anfang des Jambeios eine ganz besondere Funktion hat. Und daraus ergibt sich, daß auch das Nicht-sein im Schema ganz genau als Nicht-sein, spondäisch zu sprechen ist. Diese Sinnvorzeichnungen und ihre Kunstmittel muß allerdings der Regisseur, der Lehrer des dramatischen Unterrichts selbst kennen. Da, wo man mit einem mangelhaften Tertianerunterricht den klassischen Studien glücklich entwischt zu sein glaubt, können natürlich auch nur Tertianerbegriffe von der Verstechnik eines Schiller mit ihren gewaltigen, zweckbewußten Realismus neue Kunstperioden zu schaffen glauben. — Wenn nun aber der Schauspieler fortwährend das Metrum, das Maß mit dem Dichter selbst zerbricht, ja ist damit keineswegs gesagt, daß er die Rede verschludern oder überhetzen solle. Wer in Berlin wohnt und in Berlin Theater sieht, der weiß, welch konfuses Durcheinander in diesen Dingen herrscht. Der fleißige Künstler, der einfach sinngemäß und herzensgemäß jeder Silbe und jedem Worte ihren raumtragenden Werth läßt und daran denkt, daß man oben auf dem „Olymp" auch etwas verstehen will, nicht nur unten in den ersten Parquetreihen, wo die Kritiker sitzen — kann gar nicht fehlgehen. Er braucht keineswegs zu schreien oder pathetisch zu brüllen, wenn er gelernt hat den Ton aus wohlgebildeter Kopf-Resonanz hinausschwellen zu lassen und wenn er in seinem Unterleibe den weitern sichern Resonanzboden der Schallbewegung hat. Er kann ruhig den Vers in seine Sinnbestandtheile zerlegen und diese mit ihrem besonderen ethischen Rhythmus mimisch und spielgemäß „spielen", statt zu deklamiren. So lange er Silben- und Silbenwerthe prägt mit dem Bewußtsein dessen, was er sagt, wird er auch der *Würde* der Kunst und der *Würde* der gebundenen Rede dienen und uns nicht aus der Stimmung bringen. Nur wenn man das Schludern, das mechanische Wort-herunterhaspeln, die Silbenverwaschung, das in den Bauch-hineinreden mit Realismus verwechselt in Vers und Prosa, wird man den natürlichen guten Geschmack beleidigen.

Wir sehen, das Metrum und der Vers ist für den Dichter und den zweckbewußten Schauspieler ein Mittel der feinsten und leidenschaftlichsten Charakteristik der Rede, der Plastik der Sinnwirkung, der Gliederung. Gute Verse und Versgruppen sind an sich schon durch den Dichter große Gliederungen einer geistigen oder leidenschaftlichen Bewegung, wo die *ethischen* Töne mit ganz bestimmten rhythmischen *Hebungen* zusammenfallen und oft genug mit verfeinerter *Kunst* gerade in die Senkungen fließen. So nannten die Griechen ihren tragischen Vers, trotz seiner *sechs* Füße nicht *ein* Sechsmaß (hexa-metron), sondern ein jambisches *Dreimaß*, (ein Tri-metron), weil dieser Vers auf seine *ethischen* Hebungen angesehen wurde, deren durchschnittlich drei sich ergeben, drei Hebungen oder Senkungsstellen, in denen der dramatische oder ethische, oder der Hauptgemüthston lag. Nur aus diesem Umstande ist der Satz des Aristoteles zu verstehen, daß der Jambeios die Sprache des *wirklichen* Lebens nachahme und schon hieraus ersehen wir, daß nicht nach den sechs Füßen, sondern nach denen der Hauptempfindungsstellen skandirt wurde. Unser deutscher fünffüßiger Blankvers ist in der Hauptsache ein *Zweimaß*, wir haben durchschnittlich zwei Spielhebungen, Spieltöne.

Du siehst mich *lächelnd* an, Eleonore
Und siehst Dich *selber* an und lächelst *wieder*,
Was *hast* du? — Laß es eine *Freundin* wissen,
Du scheinst *bedenklich*, doch Du scheinst *vergnügt*.

Wie hier in den gesperrten Worten zwei Hauptruhe*punkte* des Sinntones herrschen, so fand der antike Schau*spieler* in seinem Trimeter meist drei Stellen, auf welchen *je ein* logischer oder ethischer und dramatisch-mimisch spiel*barer* Ton lag, den man in Situation umsetzen mußte.

„Skandiren", „deklamiren" nennt man dagegen jene abscheuliche Unart, welche sprechen würde:

„Du *siehst* mich *läch elnd an*, Ele ono re",

welche also keine Betonung des *Situations*wortes, kein Spiel mit diesem Worte kennt, sondern Alles in einer gleichmäßigen Folge von Hebung und Senkung verwischt. Wer das thut, gleicht einem Bildhauer, der seine weiße Marmorfigur vor eine weiße Leinwand stellt, die Licht und Schatten seiner Figur verdirbt, so daß sie nicht „losgeht".

Shakespeare ging so weit, daß er die schauspielerisch-mimische Situation und ihre Herausbildung nicht nur in die Struktur des Verses verlegte, sondern sogar in die Metaphern der Rede selbst. Wenn Richard II. von seiner Frau Abschied nimmt und sagt: „Bei jedem Tritt will ich denn zweimal stöhnen", so sieht jeder feine Regisseur, daß in diesem Spiele der schmerzlichen Einbildung zugleich ein Auseinandergehen und ein Wiederzusammengehen der darstellenden Künstler als unwillkürlicher Wechsel der Stellung mitgedacht ist. Aehnliches kennt auch schon Aeschylus, und Aristophanes ist reich an *Spiel-Metaphern*. Denn alle dramatischen Kunstmittel, vor Allem der Versbau selbst, sind dazu da, um die Situation lebendig zu illustriren, den Schauspieler sozusagen unwillkürlich in das richtige Spiel, die richtige Betonung hineinzudrängen, sowie er nur überhaupt Talent, Verständniß und Phantasie hat. Damit erspart sich der erfahrene Versdichter all jene ausführlichen Angaben für den Schauspieler, welche unsere jungen Dichterregisseure „realistisch" glauben erzählen zu müssen, als schrieben sie Novellen. Die großen Meister der Kunst machten das viel praktischer, weil ihnen der Vers das unübertrefflichste *praktische* Hilfsmittel *beseelter*, weithin wirkender Bühnenrede war.

Wolfgang Kirchbach.

Lavater's Beziehungen zu Paris in den Revolutionsjahren 1789—1795.

In vielen Städten der Schweiz herrscht die Sitte, zum Besten gemeinnütziger Institute oder im Namen gelehrter und künstlerischer Gesellschaften beim Jahresbeginn Einzelschriften herauszugeben, die nicht selten einen wahren Schatz werthvollen Inhalts in sich bergen. Die Gefahr, daß er dem großen Publikum verloren gehe, ist nicht gering. Man erfüllt eine Ehrenpflicht, wenn man auf diese und jene besonders merkwürdige Erscheinung aus dem Kreise dieser Gelegenheits-Veröffentlichungen aufmerksam macht. Dies verdient unzweifelhaft das von G. Finsler jüngst herausgegebene Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich.*) Finsler war es möglich, mit vollen Händen aus den vielen Sammlungen des Lavater-Archives zu schöpfen, das sein Vater, Lavater's Urenkel, Herr Antistes Finsler in Zürich besitzt. Außerdem konnte er Briefschaften ausnützen, welche die Stadtbibliothek zu Zürich aufbewahrt. Mußte er auch auf die Gestaltung eines einheitlichen Zeitbildes verzichten, so konnte er doch einen bedeutenden Beitrag zu Lavater's Biographie liefern und eine Gallerie von Porträts aus dem weiten Bekanntenkreis des merkwürdigen Mannes vorführen, die sich sämmtlich vom düsteren Hintergrund der französischen Revolution abheben.

*) *Neujahrsblatt auf das Jahr 1898. Zum Besten des Waisenhauses in Zürich von einer Gesellschaft herausgegeben. Einundsechzigstes Stück.* Als Fortsetzung der Neujahrsblätter der Chorherrenstube Nr. 121. *Lavater's Beziehungen zu Paris in den Revolutionsjahren 1789—1795.* Von Rektor Dr. G. Finsler *in Bern.* — Zürich Kommissionsverlag Fäsi und Beer. 1898.

Lavater hatte das welthistorische Ereigniß anfangs mit den größten Hoffnungen begrüßt. Er wurde aber, wie so mancher andere, sehr bald durch den Eindruck der empörenden Begleiterscheinungen umgestimmt und konnte sich nicht zu der philosophischen Höhe der Anschauung erheben, die Kant's oft angeführte Worte vom Jahre 1798 bezeugen. Nur der späteren Phase seiner Beurtheilung der Pariser Vorgänge gehören Lavater's hier mitgetheilte Briefe an, die sich mit den zahlreicheren seiner französischen Korrespondenten zu einem bunten Kranze höchst anziehender Dokumente verbinden. Die französische Bearbeitung seiner physiognomischen Fragmente hatte ihm schon lange vor dem Ausbruch der Revolution einen Namen in Frankreich gemacht. Reisende Franzosen besuchten ihn, und wennschon ihm selbst „seine Celebrität wie eine Sünde" vorkam, so verdankte er ihr doch auch manche werthvolle Anknüpfung. Zu den französischen Reisenden, die bei einem Aufenthalt in Zürich mit dem berühmten Pfarrer von St. Peter Freundschaft schlossen, gehörte das Ehepaar Roland. Dies geschah im Jahre 1787. Seitdem riß der Faden der Korrespondenz zwischen den Rolands und Lavater nicht ab. Wahrhaft allgemein historische Bedeutung erlangte sie, als Roland sich zu einem der Hauptführer der Girondisten und zum Minister aufgeschwungen hatte, während seine Frau zur Egeria dieser Partei geworden war. Das drakonische Dekret des Konventes vom 23. Oktober 1792, wonach die Emigranten auf immer aus Frankreich verbannt und die trotzdem Zurückkehrenden mit dem Tode bestraft werden sollten, erpreßte Lavater einen Aufschrei des Entsetzens. Er beschwor Roland „auf seinen Knieen, im Namen der Menschheit" alles aufzubieten, um das Dekret rückgängig zu machen. Statt Rolands antwortete seine Frau mit dem Hinweise auf die Amendements, die man hoffen dürfe, in einem ruhigeren Augenblick durchzusetzen. Uebrigens verleugnete sie eine Gesinnung, die sie nachmals auf dem Weg zum Richtplatz bewährte, in keinem Worte. „Wir sind, schrieb sie dem Züricher Freunde, bei allem Wechsel dieselben geblieben. Wir lieben die Freiheit, weil sie für das Glück und die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes nöthig ist. Wir opfern die Sonderinteressen dem Wohle der Allgemeinheit auf, weil die erste Pflicht des Menschen in der Gesellschaft darin besteht. Wir sagen die Wahrheit ohne Vorbehalt und üben die Gerechtigkeit ohne Furcht, gleichgültig gegen das Leben und gegen den Tod." Lavater's Antwortschreiben war, wie der Herausgeber bemerkt, „ein würdiger Vorläufer der muthigen Worte, die er später an die Machthaber des Direktoriums und der helvetischen Republik gerichtet hat." „Könnte ich schwacher Einzelner, schrieb er nach Paris zurück, vor dem Nationalkonvent auftreten, so würde ich ihn im Namen des Menschengeschlechtes anflehen: Hört nicht auf, Menschen zu sein, indem ihr die Menschenrechte proklamirt, werdet nicht Tyrannen, indem ihr vorgebt, die Tyrannei zu zerstören . . . Gibt es Verräther unter euch, so straft sie . . . aber wehe dem, der den Unschuldigen mit dem Schuldigen verurtheilt." Es klingt wie ein Ton der Schiller'schen „Glocke", wenn er hinzufügt: „Seid nicht blutdürstig wie die Tiger und wild wie die Hyänen". In den Tagen, da der Prozeß Ludwigs XVI. alles in Spannung versetzte, konnte sich eine solche Mahnung kein Gehör verschaffen. Nach der Hinrichtung des Königs drang Lavater in die Freunde, sich auf den Boden der Schweiz zu flüchten, „wenn Frankreich ihrer nicht würdig sei." Aber die heroische Frau Roland hatte schon in einem vorausgehenden Brief die Antwort vorweg genommen: „Wir dürfen das Ruder nicht sinken lassen, wir müssen dem Ziele zustreben und selbst den Ostracismus auf uns nehmen, wenn er der Lohn der Tugend sein sollte."

Ein anderer Franzose, der vor der Revolution als Gast im Pfarrhaus St. Peter zu Zürich eingekehrt war, stellt sich in der Person Héraults de Séchelles ein. Es ist der bekannte Anhänger Danton's, der Hauptredaktor der Verfassung von 1793, für deren Entwerfung er sich als Hilfsmittel „die Gesetze des Minos" zu verschaffen wünschte, das erste Opfer aus der Reihe der Dantonisten, das Robespierre sich ausersah. Hérault war zum ersten Male im Jahre 1783 in der Schweiz erschienen. Sieben Jahre später nahm er an der Sitzung der helvetischen Gesellschaft in Olten theil. Er veröffentlichte über diese Gesellschaft ein anonymes, malitiöses Schriftchen, von dem heute nur ein einziges, der Nationalbibliothek zu Paris gehöriges Exemplar bekannt ist, dessen Wiederabdruck in dem vorliegenden Neujahrsblatt daher ganz am Platze war. Eben damals, im Jahre 1790, suchte er auch Lavater wieder auf und schied von ihm im innigsten Einvernehmen. Als er ihm aber 1793 einen Agenten des Wohlfahrtsausschusses empfahl, der ein Bündniß Frankreichs und der Eidgenossenschaft anbahnen sollte, und als er ihm gleichzeitig die neue soeben verkündete Verfassungsurkunde übersandte, zog er sich eine unerwartet scharfe Erwiderung seines Züricher Gastfreundes zu. „Ich bewundere Ihr Genie", — schrieb ihm Lavater, — „ich liebe Ihr Herz, ich beklage Ihren Wahn. Ich bitte Sie im Namen der Menschheit: Zwingen Sie Ihre Brüder nicht, unter dem Namen der Freiheit Ihre Sklaven zu werden . . . Oh Despotismus! Ich sehe, daß du vom Loose der Menschen unzertrennlich bist. Ich sehe daß du alle möglichen Gestalten und die heiligsten Namen annimmst, um die Völker zu blenden."

Durch Hérault war ein junger Rathsherr des Pariser Parlamentes, Rolland de Chambaudoin, im Sommer 1788 an Lavater empfohlen worden. Aus der Zahl seiner nach Zürich gerichteten Briefe hat besonders derjenige Interesse, der sich auf die Erstürmung der Bastille bezieht. Der Briefschreiber war Augenzeuge eines Theiles der Ereignisse gewesen, und sein Bericht verdient neben vielen sonstigen, die man neuerdings aus dem Dunkel hervorgezogen hat, volle Beachtung. Wieder ein anderes Bild gewähren die mitgetheilten brieflichen Zwiegespräche Lavater's mit der Gräfin von Sabran. Sie führen uns in den Kreis der vornehmen Emigration. Dabei fällt auch auf die unglückliche Familie Custine ein Streiflicht. Delphine, die Tochter der Gräfin von Sabran, war mit dem Sohn des Generals Custine verheirathet. Sie weilte in Paris, als die Köpfe ihres Schwiegervaters und ihres Mannes unter der Guillotine fielen. Sie selbst wurde nur durch den neunten Thermidor gerettet. Bei einem Aufenthalt in Zürich im Jahre 1795 traf sie dort unvermuthet mit ihrer Mutter und ihrem Bruder zusammen, und Lavater war bei der rührenden Scene des Wiedersehens gegenwärtig.

Weitaus die größte Masse der von Finsler gehobenen Schätze ist mit dem Namen des Ehepaares Schweizer verknüpft. Hier handelt es sich freilich nicht um Korrespondenten von französischer Herkunft. Aber der Projektmacher und Menschenfreund Johann Kaspar Schweizer aus Zürich, sowie seine reizende, phantastische, aufopferungsfähige Frau, Magdalena, gewannen bei langjährigem Aufenthalt in Paris, dank ihren Verbindungen mit den Berühmtheiten der Politik, der Litteratur und der Geschäftswelt, in das Getriebe der französischen Hauptstadt unmittelbar vor den Sturmjahren und während derselben den tiefsten Einblick. Man kennt das von David Heß entworfene Charakterbild Schweizer's nach der mustergiltigen Herausgabe des Werkes von Jakob Baechtold (Berlin, W. Hertz 1884). Gottfried Keller meinte, in dem Buche stecke ein großer Roman und ein halbes Dutzend der besten Novellenstoffe. Wem das zu viel gesagt dünkt, der nehme zu diesem kleinen Meisterstück der Erzählungskunst die von Finsler veröffentlichten Briefe, die Heß' anmuthigen und spannenden Bericht aufs beste ergänzen, noch hinzu. Zumal Magdalenens geistige Physiognomie gewinnt hier an Schärfe der Zeichnung. Es war sehr angebracht, das Neujahrsblatt auch mit einer Wiedergabe ihres Porträts nach Tischbein's Gemälde zu schmücken. Aber noch beredter als ihre Augen sprechen ihre Briefe, so holperig, mit ihrem Gemisch deutscher und französischer Wendungen sie klingen. Man fühlt der nach Paris verschlagenen Landsmännin Lavater's den tiefen Schmerz der Enttäuschung nach, wenn sie, von wachsender Anarchie umgeben, dem väterlichen Rathgeber in der Heimath

zuruft: „Herr Gott, wie bin ich und werd' ich denk ich noch oft betrogen — ich widerrufe alles, was ich Schönes über Freiheit geredet, geschrieben. Diese Menschen sind zu schlecht, sie können Freiheit nicht ertragen!" Man begreift ihre weibliche Entrüstung, wenn sie nach dem ersten großen Verhör des Königs für ihn und gegen „die Gesetzgeber" des Tages Partei nimmt. Ihre Schilderung des 20. Juni 1792, über dessen Verlauf sie durch ihren Freund, den Minister Monciel, genau unterrichtet war, ist nicht weniger lesenswerth wie alles, was sie aus eigener Kenntniß über Bergasse, die Labrousse und den ganzen Kreis der Magnetiseure und Somnambulen berichtet, der sie zeitweise fesselte.

Der größte Name, der in der Korrespondenz des Ehepaares Schweizer mit Lavater auftaucht, ist der Mirabeau's. Es war bekannt, daß er zu den glühenden Verehrern der schönen Schweizerin gehörte, und daß, wie gewöhnlich nach seiner Art, seine Verehrung die erlaubten Grenzen weit überschritt. Indessen erfährt man erst hier, daß sein Benehmen durchaus nicht so harmlose Folgen hatte, wie man bisher, nach David Heß' Erzählung, anzunehmen berechtigt war. Magdalena verbat ihm ihr Haus. Sie schrieb über ihn 1781 nach Zürich: „So ein Dämon existirt nicht." Desgleichen erhält man hier ganz neue Aufschlüsse über die Vorgeschichte der Schmähschrift, die Mirabeau im Frühling 1786 von Berlin aus gegen Lavater richtete. Johann Friedrich Reichardt hat behauptet, der wahre Grund von Mirabeau's Groll gegen Lavater sei gewesen, daß dieser, wiederholt gedrängt, dem Franzosen eine Empfehlung an den Herzog Karl August von Weimar zu geben, zuletzt einen Zettel mit der Aufschrift: „Frachtbrief für den Grafen von Mirabeau" übersandt habe. Mirabeau selbst hat erklärt, durch einen befreundeten Schweizer, „der seinen Wunsch, sich Goethe zu nähern, gekannt, für den Souverän dieses Ministers in Berlin einen Brief Lavater's erhalten zu haben." Doch sei dies „lange nach der Niederschrift" seines Werkes geschehen, und der Brief von ihm zurückgesandt worden, „weil er nicht bescheiden genug war, um zu glauben, sein Name habe die Empfehlung eines Lavaters nöthig". In diesen Worten nahm er es, wie so häufig, mit der Wahrheit keineswegs genau. Lavater hatte nämlich schon am 1. Februar 1786, auf Bitten der Magdalena Schweizer, mit ihren eigenen Worten Mirabeau brieflich dem Herzog Karl August empfohlen. Mirabeau wünschte aber für die persönliche Uebergabe noch ein besonderes Empfehlungsschreiben, und Schweizer bat Lavater auch darum. Hierauf willfahrte Lavater, indem er sich, wie er selbst sagt, ohne ein weiteres Wort, „wie in einem Frachtbrief" auf seine erste Empfehlung bezog. Ohne Zweifel hat dies zuerst Mirabeau's Groll erregt. Durch die Wortführer der Aufklärung in der preußischen Hauptstadt, deren Beurtheilung Lavater's er sich aneignete, wurde er noch mehr genährt. Eine Antwort auf Mirabeau's Schmähschrift zu ertheilen, lag Lavater fern. „Transeat cum ceteris", war mein erstes Wort und wird mein letztes sein. So schrieb er dem durch Mirabeau's Angriff überraschten Schweizer. Später, als ihm Schweizer Mirabeau's Todtenmaske zusandte, machte er in der physiognomischen Abschätzung derselben seinem Herzen Luft.

Wie man sieht: man braucht nur in diese Fülle brieflicher Mittheilungen hineinzugreifen, um einen guten Zug zu thun. Es wäre wünschenswerth, daß Finsler's Schriftchen ins Französische übersetzt würde. Sonst ist zu fürchten, daß sie mit ihrem an sachlichen und persönlichen Aufklärungen so reichen Inhalt der Aufmerksamkeit unserer westlichen Nachbarn entgeht.

Zürich.

Alfred Stern.

Eine Frühlingsfahrt nach den pontinischen Sümpfen.

Der preußische Major von Donath leitet sein Projekt zur Entwässerung der pontinischen Sümpfe folgendermaßen ein:

„Bei einer Breite von 5—10 Kilometern und einer Länge von etwa 40 Kilometern dehnen sich die pontinischen Sümpfe 40 Kilometer von Rom entfernt, auf einer Fläche von 30 000 Hektaren oder 120 000 Morgen nach Neapel hin aus. In ihrer Längsrichtung werden sie von der altklassischen jetzt zu einer guten Straße wiederhergestellten Via Appia mitten durchschnitten.

Die landschaftliche Lage ist entzückend.

Die früher, 500 v. Chr. unter den Volskern, künstlich entwässerte blühende, reiche Ebene wurde nach dem Siege der Römer von diesen gewaltsam entvölkert. Die Wasserwerke verfielen, der Boden versumpfte, die sechsundzwanzig volskischen Städte versanken allmälig, um hoffentlich jetzt recht bald mit ihrer ganzen hochinteressanten Kultur dem 2400 jährigen, weich und luftdicht umschließenden Grabe ziemlich unversehrt zu entsteigen.

Gegenwärtig auf weite, weite Strecken und ein bis elf Monate mit Wasser bedeckt, ist die ganze von kaum 50 Menschen bewohnte Fläche geringwerthig. Sie wird im Winter von einigen Heerden benutzt."

Auf zu den Sümpfen!

Die Eisenbahn — Rom—Terracina — drängt sich von Rom aus immer dichter an das Meer heran, bis sie nach vierstündiger behaglicher Fahrt Terracina, ihre Endstation an dem vielbesungenen Mittelmeer erreicht. Eine unvergeßliche Fahrt! Die Trümmer von verlassenen Bauernhöfen, von Kirchen und Schlössern werden immer häufiger. Sogar die kleinen aber desto zahlreicheren Kirchhöfe seitlich der Bahn erscheinen unter dem Fluch, der offenbar auf dieser Gegend lastet, zu leiden. Und doch mangelt es der Gegend scheinbar an keiner der Grundbedingungen, welche selbst dem Anspruchsvollsten zu einer heiteren und glücklichen Existenz verhelfen.

Die sanften Albaner-, die schroffen Volsker Berge mit ihren idealen Umrissen und das veränderliche Mittelmeer mit der Mannigfaltigkeit und Zartheit seiner Farbentöne umschließen das Gebiet. Malerische Ortschaften klammern sich, geängstigten Vögeln gleich, an Bergkämme und Felsvorsprüngen an. Zwischen den Bergen und dem Meer dehnt sich ein einziger Blumenteppich aus, von einer Schönheit und Farbenpracht, die ihres Gleichen suchen; Hecken, Haiden, Eisenbahndämme verschwinden abwechselnd unter Marguerits, Mohnblumen, wilden Rosen und allerlei lieblichem Kraut. Jungfräulicher kann sich die Natur nirgends zeigen als auf diesem uralten, unerschöpflichen Boden. Wie umarmt von Bergen und Meer steigt plötzlich die holde Ninfa hervor! Ninfa, ein mittelalterliches Städtchen ganz im Kreise seiner alten gethürmten Mauern eingeschlossen, noch mit all seinen alten Straßen und Gebäuden, aber ganz verwildert und verödet. Der Dom ist geborsten, gerade genug um den Blick in das Innere dringen zu lassen. Auf dem Thurm der Burg wiegt sich statt der Fahne eines stolzen päpstlichen Geschlechts ein wunderbarer Feigenbaum. Frei von dem Eingriff jeglicher menschlichen Hand, feiert die Vegetation wahre Orgien, sie übertrifft jede Vorstellung. Ueber alle die fast unverletzten Gebäude der vom Schicksal so hart mitgenommenen Ninfa ist ein königliches Leichentuch von mehr als hundertjährigem Epheu ausgebreitet. Mit vollem Recht nennt Gregorovius, der das beneidenswerthe Loos hatte, die Gegend zu bewundern, bevor sie der Heerde alltäglicher Reisenden zugänglich wurde, das Gebiet die Ephenvorrathskammer von ganz Italien. Unter den Stegen, durch die Gassen, an den Häusern von Ninfa vorbei, rauscht und eilt rastlos dahin ein Flüßchen, das den schönen Namen Ninfea führt. Klingt und muthet dieser Name des rauschenden Flüßchens nicht an wie das Lachen und Kichern einer Schaar badender Nimpfen? An dem ganz überwucherten Wässerlein dreht sich und stöhnt ununterbrochen

eine wurmstichige Mühle, deren Inhaber mit seinen Gesellen die ganze Bevölkerung von Ninfa bildet, eine Bevölkerung, die so häufig abgetödt wird, wie vielleicht auf keinem zweiten Punkt der Erde.

Man denke nur an das langsame Dahinsiechen einer ganzen Bevölkerung bis sich die Ueberlebenden endlich aufraffen und mit Hab und Gut und Kindern und Kranken das dem sicheren Untergang geweihte Heim und die Stadt wie im Leichenzuge verlassen.

Einen tieferen Einblick in die pontinischen Sümpfe gewinnt man jedoch erst, wenn man sie befährt. Dies geschieht gewöhnlich von Terracina aus, vermittelst eines flachen Kahnes prähistorischer Konstruktion, Sandala genannt. Der Sandala gleitete anfangs durch enge Kanäle mit ganz flachen Ufern. Der Grund ist überall mit wogendem Venushaar bedeckt, auf der Oberfläche wiegen sich unzählige Wasserrosen. Wird der Kanal zu eng oder der Wasserstand zu niedrig, dann steigt der catanische Kahnführer aus, schlingt sich ein Seil um die Hüfte und schleppt den Kahn langsam hin mit dem stumpfen Gleichmuth eines Thieres. Größere Sandalos nehmen in der Regel zu diesem Zweck ein Pferd oder einen Esel mit. Nach und nach werden die Bäume an den Ufern immer dichter und schöner. Der Boden verschwindet unter riesenhaften Sträuchern und wunderbaren Farren; vor der Intensivität dieses jungen Grün verblaßt jeder Smaragd; während der mehrstündigen Fahrt begegnet man höchstens einem mit Holz beladenen Kahne, der von einem halben Wilden in zottigen Hosen träge den Fluß hinaufgerudert wird oder es ist ein größeres Boot, in dem fieberzitternde Frauen hacken, schmächtige Kinder spielen, lang hingestreckt Büffelhirten schlafen, während Jemand den Dudelsack bläst oder an einem Aschenhaufen, weiß Gott zu was für einem Mahl, sich zu schaffen macht. Wäre nicht die Abgestumpftheit der Leute, denen das so harte Verhängniß die Leichtlebigkeit der Italiener ganz abgestreift hat, so könnte man sich unter homerischen Hirten und Wanderern wähnen. An einer Fähre begegnet uns eine Gruppe Berittener, die Männer mit der um die Schulter gehängten Flinte, die Frauen in Männertracht und nach Männerart reitend. Hier und da sieht man am Ufer eine Ansiedlung von Ciocaren, das sind die ärmsten Landarbeiter und Hirten der römischen und neapolitanischen Wildniß. Auf der Spitze ihrer Strohhütten fehlen nie die Werkzeuge der Kreuzigung Christi und darunter als Schutzmittel gegen das Mal occhio ein paar riesige Büffelhörner. Wie sie in ihren malerischen Trachten, in der Gluth des Sonnenuntergangs, vor ihren Hütten ihr kärgliches Mahl — Polenta, harter Maismehlbrei — bereiten und ihr Abendgebet verrichten, bieten sie ein wundervolles Bild.

Als Ziel dieser unvergleichlichen Wasserfahrt gelten gewöhnlich die Volte (Gewölbe). Es ist dies ein Kanal mitten im Urwald; die Bäume verweben über den Köpfen der Dahinfahrenden ihr Geäst; im Wasser erschweren allerlei Wasserpflanzen und das Gebüsch ungeheuer das Fortkommen und machen es endlich unmöglich. Wenn diese Wassergewächse die Kanäle zu sehr überwuchern, dann treibt man eine Heerde Büffel hinein, damit sie die Pflanzen einfach niederstampfen. Im Frühling verirren sich hier noch einige Vögel her, sobald es aber heiß wird, entfliehen auch sie, wie die Ciocaren es thun, dieser todtbringenden Gegend, wo nur die Büffel und allerlei Schlangen es auszuhalten vermögen. Ich erinnere mich keiner eigenartigeren, weihevolleren Stätte als dieser Urwaldhallen der pontinischen Sümpfe.

Langsam gleitet man bis nach dem Kap Circeo; reich an Erinnerungen und gewiß einer der interessantesten Punkte am mittelländischen Gestade. Nach kurzem Aufenthalt in San Felice, dem auch von Gregorovius gepriesenem Hauptort, an der Landzunge von Circeo, fahren wir nach Terracina mit dem Wagen zurück.

Zuerst fährt man auf der Seestraße an den malerischen Thürmen vorbei, die ursprünglich gebaut wurden, um die Landung der sarazenischen Seeräuber zu verhindern, die jetzt aber zu Zollämtern oder Scheunen herabgewürdigt werden; dann fährt man an blühenden Plantagen entlang; sie sind durch eine Vereinigung von Bauern und Landarbeitern Oberitaliens angelegt worden und ein beredtes Zeugniß für die unglaubliche Fruchtbarkeit des Bodens. Im Alberga Nazianale fanden wir alle Honoratioren des Ortes versammelt und in großer Aufregung. Professor Orth, der von der italienischen Regierung zu einem Gutachten über die Beschaffenheit der Sümpfe herbeigerufen war, traf soeben mit dem Major von Donath ein.

Alle seit Jahrhunderten selbst von den mächtigsten Päpsten, so von Sixtus V., unternommenen Anläufe, um Abhilfe zu schaffen, waren bis jetzt erfolglos. Es handelt sich darum, die Gewässer, die jetzt wegen der zu großen Flachheit den Boden durchtränken, mittels eines Kanalnetzes dem Meer zuzuführen. Die italienische Regierung unterhält seit Jahren zur Urbarmachung der Pontinischen Sümpfe ein besonderes Ressort und versenkt alljährlich einige tausend Lire in den Sumpf — ein höchst nutzloses Unternehmen gegenüber der Größe der Aufgabe. Jetzt ist die Frage durch einen besonderen Gesetzentwurf, der vor die Kammer gebracht worden ist, in den Vordergrund geschoben. Nicht weniger als 102 Sümpfe, die so viele Gegenden des paradiesischen Italien zur Hölle machen, sollen der Kultur gewonnen werden. Es handelt sich darum, durch die auf 25 Jahre vertheilte Ausgabe von 256 500 000 Lire der Landwirthschaft 1 278 000 Hektar des denkbar besten Bodens zurück zu erobern. Für die drei ersten Arbeitsjahre sind 8 500 000 Lire und für die folgenden 22 Arbeitsjahre jährlich 11 000 000 Lire im Budget vorgesehen; $^{6}/_{10}$ der gesammten Ausgaben fallen dem Staate zu, $^{2}/_{10}$ den betheiligten Gemeinden und die letzten $^{2}/_{10}$ den Grundeigenthümern. 74 000 000 Lire kommen Nord-Italien zu, 91 500 000 Mittel-Italien, 75 000 000 Süd-Italien und 16 000 000 den Inseln Sardinien und Sizilien. Nach den von dem Minister für öffentliche Arbeiten Pavantelli — er selbst ist ein Großgrundbesitzer und leidenschaftlicher Landwirth, und hat auf eigene Faust und mit bestem Erfolg schon große Strecken urbar gemacht hat — zur Begründung des Gesetzentwurfs zusammengestellten Ziffern hat das neue Italien von 1862 bis zum Juni 1879 für öffentliche Arbeiten 4 Milliarden ausgegeben, während in demselben Zeitabschnitt insbesondere zur Trockenlegung von Sümpfen nur 120 Millionen ausgegeben wurden. Und doch gibt den besten Beweis für die Ausführbarkeit und Nutzbarkeit solcher Trockenlegung der Umstand, daß das Thal von Chiana, jetzt der schönste und fruchtbarste Theil in dem selbst für Italien von der Natur ungewöhnlich begünstigten Toskana, bis Anfang dieses Jahrhunderts nur ein verpesteter Sumpf gewesen ist. Der nunmehr eingetretene Rückgang in den Ausgaben für neue Eisenbahnen soll zur Urbarmachung der unverantwortlich vernachlässigten Gegenden verwendet werden.

Aber unser Beamtenthum ist leider zu schwerfällig und pedantisch, um mit dem angebrachten Eifer solch gemeinnützige Unternehmung zu fördern. Hat doch Major von Donath mehrere Monate, nachdem er sein Projekt, zu dessen Ausführung ihm von verschiedenen Seiten Kapitalien zur Verfügung gestellt worden sind, eingereicht hatte, statt des erhofften Bescheides die Mittheilung erhalten: man hätte sich nicht an die Prüfung seines Projektes machen können, weil es auf ungestempeltem Papier geschrieben wäre!

Major von Donath will innerhalb eines Jahres die Kanalisirung ausführen, und der große Bauunternehmer Spadarie hat sich bereit erklärt, die Arbeiten unter bescheidenen Bedingungen zu übernehmen.

„Das Pontinische Besitzerkonsortium“ — berichtet Major von Donath — „hat durch eine Vertrauensperson mir für eine Finanzgesellschaft, welche mein Projekt ausführt, die Hälfte der Renten- bezw. Werthsteigerung des ganzen Areals mit dem Optionsrechte assecurirt“. Die gesammten Ausgaben berechnet Major von Donath auf 4 Millionen Lire.

Die Ausführung dieses großen Werkes ist ein Gebot nicht nur der Menschlichkeit, sondern auch der Staatsklugheit. Jeder Mensch von Verstand und Gefühl, der in dieser verfehmten Gegend, die man wirklich einen Todtensee im Herzen Italiens nennen kann, weilt, lehnt sich empört gegen die jetzigen Zustände dort auf.

Geheimerrath Professor Dr. Orth, der Leiter der landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin, hat über dieses merkwürdige Gebiet, wo das Gras so üppig wächst, daß es ein Pferd sammt Reiter versteckt und wo das Rohr bis zu einer Höhe von 5 Meter emporschießt, im Frühling 1897 folgendes Urtheil abgegeben.

„Dieses interessanteste Bodengebiet, das ich kenne, harrt sicherlich der großartigsten landwirthschaftlichen Zukunft."

Terracina selbst bietet die eigenthümlichste Verschmelzung eines Bergnestes mit einer todten Hafenstadt. Selten sieht man zahlreichere und interessantere Ciociarenhaufen zusammen als hier vor dem Dome, der stark an Amalfi erinnert, aber besonders an Markttagen in der Hauptgasse, die mehr einem gewundenen Bergpfad gleicht. Große überdachte Treppen mit Seitenöffnungen, wie die campanili solche aufweisen, verbinden die obere Stadt mit der Hafenstadt. Ein Künstler hätte sein Entzücken daran, zu sehen, wie die armen Ciociarenfrauen mit schweren Lasten auf dem schön und scharf geschnittenen Köpfchen, den ganzen Tag diese Jakobsleiter munter hinauf und hinunter trippeln. Die Frau mit ihren einfach mit Leinwandstreifen umwickelten Füßen, die eng anschließenden bunt gewirkten Tücher um den Leib geschlungen die Amphore auf dem Kopfe, sehen vornehm genug aus. In einer ihrer Strohhütten am steilen Abhang dicht am Meer brachte ich mit meinen liebenswürdigen Gefährtinnen fast eine Stunde zu. Wir hockten gleich Wilden am Herd herum, der nur aus einem Kreis von Steinen besteht, mit Asche und Kohlen in der Mitte. Einen Rauchfang, ein Fenster gibt es nicht, alles muß hinein und hinaus durch eine niedrige Lattenthür. Und doch war alles geordnet an seinem Platze wie in einer Schiffskabine und verhältnißmäßig nicht allzu schmutzig. Draußen tummelten sich Kinder, Schweine, Hunde, Hühner und wer weiß, was sonst noch, alles wild durcheinander. Durch ihre Unbefangenheit, ihr schlichtes Wesen, ihre liebenswürdige Zuvorkommenheit und durch die Reste einstiger großer Schönheit überraschte unsere Wirthin selbst die verwöhnten Berlinerinnen in unserer Gesellschaft.

— Sind eure Männer gut? fragte ich sie. —

— Je nachdem, einige sehen wie Christlämmer aus und sind wahre Teufel; vor andern möchte man sich bekreuzen, wenn man ihnen begegnet, und sie sind von engelhafter Güte — alles durcheinander. Denket nur — fuhr ich fort auf meine Begleiterinnen weisend — diese Damen sind Deutsche und glauben nicht an den Papst; worauf sie mit unerschütterlicher Zuversicht ausrief: „Ach was, Sie glauben nicht! Frauen glauben immer!"

Dann berichtete sie uns über ihre Verhältnisse, über das Nomadenleben der Ciociaren — dieser Paria des modernen Italiens — die zwischen ihren bergigen Heimathnestern und ihren jahraus, jahrein wechselnden Arbeitsstätten, hin und herwandern. Sie sprach von ihrem Sohn, der augenblicklich beim Militär dient und nur etwas von sich hören läßt, wenn er Geld braucht. Aber sie entschuldigte mit Thränen in der Stimme den armen Kerl, der in der Ferne weilt, soviel Bedürfnisse hat und so viel durchmachen müsse.

— Also, Ihr seid im Ganzen zufrieden mit Euerem Loos? schloß ich.

— Was soll man denn thun. Es ist Gottes Wille, er wird für alles sorgen.

Wir verließen diese beinahe vorgeschichtliche Behausung und erhielten schnell einen Beweis, wie diese schlichten Leute hilfsbereit für einander sind. Da lag in der Nachbarhütte die Frau schwer krank darnieder und unsere Gastgeberin nahm sich des Häufleins ihrer Kinder an, wie ihrer eigenen. Jetzt kam ein Mann in so malerischer Tracht wie eine Gestalt aus einem Bild von Laroche, der unter seinem Mantel ein Bündel Lumpen trug, das sich als ein neugeborenes Kind entpuppte, dem meine Wirthin — diese gute Seele — mehrmals täglich die Brust reichte, weil die Mutter in einer anderen Ansiedelung mit dem Tode rang.

Vom Thore Terracinas schlängelt sich sanft, ruhig und einsam zwischen unzähligen Anhöhen und dem schimmernden Meer die Landstraße nach Neapel hin, ein wunderbarer Weg.

Vor dem Bau der Eisenbahnen wurde dieser Weg nach Neapel allgemein benutzt und in fast allen Litteraturen findet man Dytiramben, zu welchen er Dichter und Schriftsteller begeistert hat. Frau von Stael schreibt:

„Mit Terracina fängt der Süden wirklich an; hier umgibt er die Reisenden mit seiner ganzen Pracht. Dieses Stück Erde bei Neapel, dieses glückliche Land, ist durch das umgebende Meer, durch die gefährliche Gegend, die man passiren muß, um hin zu gelangen, von dem ganzen übrigen Europa wie abgetrennt. Man könnte meinen, daß die Natur das Geheimniß dieses entzückenden Aufenthaltes für sich behalten wolle und daß sie deshalb die Annäherung an denselben gefahrvoll machte. Der ganze Berg, der Terracina beherrscht, ist mit Orangen und Citronen bedeckt, die die Luft mit berauschendem Duft durchschwängern. Nichts gleicht in unserem Klima dem südländischen Duft der Citronenbäume auf freiem Felde. Auf die Phantasie üben sie denselben Eindruck aus wie eine melodiöse Musik; es gibt eine poetische Stimmung, erregt das Talent und berauscht es durch die Natur. Der ganze Anblick des Landes ist fremdartig: man fühlt sich in einer Welt, die man nur durch die Dichter des Alterthums kennt, die in ihren Schilderungen Genauigkeit mit so viel Phantasie zu verbinden verstanden haben".

Ganz dasselbe Urtheil wie Goethe es in der „Italienischen Reise" — Fondi, 23. Februar 1787 — fällte:

„Desto erfreulicher und erwünschter war uns die Festtage von Terracina, und kaum hatten wir uns daran vergnügt, als wir das Meer gleich davor erblickten. Kurz darauf ließ uns die andere Seite des Stadtberges ein Schauspiel neuer Vegetation sehen. Indianische Feigen trieben ihre großen, fetten Blätterkörper zwischen niedrigen gräulichgrünen Myrthen, unter gelbgrünen Granatbäumen und fahlgrünen Olivenzweigen. Am Wege sahen wir neue noch nie gesehene Blumen und Sträucher. Narzissen und Adonis blühten auf den Wiesen."

Eine Frühlingsnacht dort hat sich mir unvergeßlich eingeprägt: die Luft schimmerte von Glühwürmerschwärmen, das Meer hatte Wellen, wie Diamanten glitzernd. Und das Wasser, das aus der See Nachts geschöpft wurde, leuchtete wie ein Strahl geschmolzenen Silbers. Glückliches Land, dessen todtbringende Sümpfe selbst Wunder sind.

Ernesta Gagliardi.

„Lachende Wahrheiten".

Un goût croissant pour la littérature m'attachoit aux livres françois, aux auteurs de ces livres, et aux pays de ces auteurs. Das sagt Jean Jacques Rousseau in seiner Lebensbeichte. Und er will die Erfahrung gemacht haben, daß die französische Litteratur auch auf andere Leute so wirkte; elle balançoit la haine générale qu'inspire l'air avantageux des François. So stand es vor etwa anderthalb Jahrhunderten. So steht es fast heute noch. Manchem Deutschen geht es wie Jean Jacques Rousseau. Gewisse Pächter des Deutschthums nehmen das sehr übel. Sie verschwenden immer ihre Entrüstung am unrechten Platz. Sie sollten lieber da übel nehmen, wo die Ursache solcher Wirkungen sitzt.

Ich will einmal die französischen Kritiker unserer Zeit aufzählen. Da haben wir Jules Lemaître und Anatole France, Francisque Sarcey und J. J. Weiß, wir haben

Emile Faguet, Henry Fouquier und Eduard Rod, dann die Dichter Maurice Barrès und Paul Bourget; wir haben Brunetière und Melchior de Vogüé. Sogar Zola gehört dazu. Diese fallen mir gerade ein. Sie haben fast alle Bände Kritik veröffentlicht, manche davon ein halbes Dutzend und mehr. Nichts aber ist so sehr ein Gradmesser des litterarischen Lebens als gerade die Blüthe der kritischen Litteratur. Wo kein Bedürfniß nach Kritik ist, Kritik im Gegensatze zur Litteraturgeschichte, wo die Kritik kein Ansehen, keine Würde, keine Autorität hat, da ist kein lebendiges Interesse für Litteratur. Das Familienblatt kann ohne Kritik bestehen, nicht aber die Litteratur.

Sehen wir uns nun in Deutschland um. Oder thun wir es lieber nicht. Wir würden keine erfreuliche Erfahrung machen.

Selbst die Allerersten machen bei uns schlechte Geschäfte, Geschäfte im allgemeinsten Sinne des Wortes, wenn es ihnen einfällt, ihre kritischen Arbeiten in Bände zu sammeln.

Ein solcher Allererster ist zum Beispiel Karl Spitteler. Er hat mehr als einen Band Kritik geschrieben. Aber er hütet sich wohl, den Büchermarkt damit zu behelligen. Er weiß warum. Nur die Philosophie seiner Kritik bietet er uns; nur von den ästhetischen und psychologischen Erfahrungen, die ihm in seiner kritischen Thätigkeit erwachsen sind, wagt er es, uns zu unterhalten. Nur diese vornehmsten und seltensten Ausnahmefrüchte seines Schaffens wagt er, uns darzubieten.

Das sind seine „Lachenden Wahrheiten",*) ein außerordentlich erfreuliches Buch, ein Buch, in dem der geistreiche lustige Vortrag dem tiefen Ernst der Gedanken keinen Abbruch thut, ein Buch, das man auch da noch mit Lust liest, wo man mit dem Verfasser gar nicht übereinstimmt. Und Spitteler ist ein Temperament, Spitteler ist eine Persönlichkeit. Er hat also Anschauungen, die ihm allein eigen sind.

Seine Wahrheiten sind auch durchaus nicht immer lachend. Viel öfter machen sie ein zorniges Gesicht. Sie kommen oft sogar sehr zornig heraus. Man hat gut einsehen, daß Lachen das einzig Gescheite ist, manchmal vergeht es einem doch.

* * *

Nach einer guten deutschen Sitte — denn Deutschland ist bekanntlich das Land der guten Sitten — läßt ein deutsches Blatt nicht leicht den sechzigsten Geburtstag eines lebenden Dichters vorübergehen, ohne dieses Ereignisses in einem Artikel, einem Festartikel zu gedenken. Die Sitte ist echt deutsch. Die Franzosen z. B. kennen sie kaum, — bilden sich aber natürlich ein, bessere zu haben, als welche sie etwa anführen, daß sie, um sich mit ihren Dichtern und Schriftstellern zu beschäftigen, nicht einen seltenen Tag abzuwarten brauchen. Und woher anders, könnte ein Nationalpsychologe ausrufen, kommt dieser Umstand, als daher, daß die sittlichen Deutschen sich von der Pflicht, die unsittlichen Franzosen aber und andere sich einzig vom Vergnügen leiten lassen. Die Deutschen betrachten es als ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sich mit ihren lebenden Dichtern — älteren Datums zu beschäftigen; und also warten sie gern einen feierlichen Tag ab, um sich ihrer Pflicht in aller Feierlichkeit zu entledigen. Die sittenlosen Franzosen aber und andere, die sich zum Begriff der Pflicht gar nicht aufschwingen können, betrachten die Beschäftigung mit ihren Schriftstellern so recht als ein Vergnügen, dem sie sich nun, vergnügungssüchtig wie sie einmal sind, zu jeder Zeit gern hingeben.

Diese Manier der Deutschen, aus der Beschäftigung mit der Kunst eine Arbeit zu machen, eine Pflicht, eine Bildungspflicht, einen kategorischen Imperativ der Erziehung, bezeichnet Karl Spitteler als Kunstfron im Gegensatz zum Kunstgenuß.

*) Karl Spitteler: Lachende Wahrheiten. Eugen Diederichs. Leipzig. 1898.

Kein empörenderes Schauspiel, ruft er aus, als sehen zu müssen, wie unsere leidige Allerweltsschulmeisterei es fertig gebracht hat, die süßesten Früchte mittels pädagogischer Bakterien ungenießbar zu machen, und Geschenke, die dazu auserfehen waren, uns zu beglücken, in Buß und Strafe umzusetzen. Entrüstet äußert er sich über die weit verbreitete Sitte der deutschen Presse, sich mit einem Dichter erst dann in eifriger Pflichttreue zu beschäftigen, wenn er siebzig Jahre alt geworden ist und „einen Erlaubnißschein besitzt auf Magenkrebs und Gehirnerweichung". Er sagt ein Jubiläum begehen, wie man sagt. eine Geschmacklosigkeit begehen. Und er ergeht sich besonders giftig über die Datumsjubiläen „wenn morgen Wieland, übermorgen Paracelsus, am Dienstag Abälard gefeiert wird, oder wen sonst der Wendekreis des Krebses zufällig aus dem Staub der Geschichte emporwirbelt".

* * *

Sehr bedeutend ist Spitteler, wenn er über innere Vorgänge des dichterischen Schaffens berichtet. So klar und eingehend wurde die Psychologie des Dichters noch selten verkündigt. Wenn man es auch nicht wüßte, man hörte es heraus, daß hier ein Mann aus eigener Erfahrung spricht. Er kommt dennach in seiner Abhandlung über „Fleiß und Eingebung" zu Aeußerungen, die mich höchlichst verwundert haben. Er will hoffen, daß die Dichter einst ebenso fruchtbar sein mögen, als viele große Maler und Musiker, und daß dann das „bisherige Maß dichterischer Produktion um das Dreifache übertroffen wird".

Von allem anderen abgesehen übersieht hier Spitteler, daß ein Bild nur angesehen, ein Buch aber gelesen sein will; daß ein Bild ursprünglich nur für einen da ist, ein Buch aber für Millionen. Jules Lemaître empfindet anders in diesem Punkt. O sagesse éminente de Flaubert, ruft dieser aus, qui, ayant écrit en tout six volumes, n'en a écrit qu'un de trop! Si tous faisaient ainsi, ils s'arrêteraient presque toujours avant la demi-douzaine, et ce serait un grand profit pour le lecteur. Car, voyez, nous sommes envahis.

Ein interessanter Essay ist auch der von den „Dichtern und Pharisäern". Spitteler charakterisirt sie gründlich, diese Blüthen, die überall da üppig hervorschießen, wo eine Zeit und eine Nation nicht litterarisch, sondern litterarhistorisch veranlagt sind: Diese Pharisäer, Sadducäer und Schriftgelehrten, diese Alexandriner, diese Philologen, die die lebendige Produktion verdächtigen, die nur am Todten herumnagen, am Maustodten, am Ungenießbaren, die keinen vornehmeren Beruf kennen, als der Vergangenheit die Fingernägel zu putzen, die da lehren, der Quell der Offenbarung sei jetzt ausgetrocknet und der heilige Geist mache heute eine Generalpause.

* * *

Im Kampf der Alten und der Jungen neigt Spitteler mehr nach der Seite der Alten. Gewisse Ungezogenheiten der Jungen haben ihn sichtlich sehr verstimmt. Ob aber wirklich in unserer Zeit, wie Spitteler will, die anerkannten Meister sich als die natürlichen Beschützer der jüngeren noch nach Anerkennung Ringenden bewährt haben!

Gar nicht gefällt ihm auch der Ruf der Modernen nach modernen Stoffen und Problemen. Eine Litteratur in schmutzigen Arbeiterschürzen ist nicht nach seinem Geschmack, und wenn ihm die herkömmliche süßliche Brühe mit Goldschnittetiquette zuwider ist, so begreift er darum noch lange nicht, wie man nun nach Petroleum lechzen mag. Die Kraft der Kunst liegt für ihn nicht in dem Gewicht des Stoffes, nicht in „haarigen Ideen", sondern in der sieghaften Bewältigung der jeweiligen Aufgabe. Diese Art Sieghaftigkeit aber will er als Kritiker bei den lautesten Schreiern am seltensten gefunden haben.

In einem Punkt stellt sich Spitteler entschieden auf die Seite der Modernen, im Punkt der „sittlichen Forderung". Leute, die sich im Namen der empörten Sittlichkeit der Litteratur annehmen wollen, flößen ihm ein Grauen ein.

Er meint, „die erbittertsten Feinde müßten sich zusammenschließen“, um gegen solche Uebergriffe im Namen der Litteratur und der Standesrechte einstimmig Verwahrung einzulegen. Müßig zuzusehen und sich vergnügt die Hände reiben, weil man nicht selber direkt getroffen wird, findet Spitteler tadelnswerth im höchsten Grad.

Mit großer Wärme vertheidigt Spitteler die Freiheit der Kunst. Er verwahrt sich aufs entschiedenste dagegen, daß man einen ein Schwein nenne, weil er in litterarischen Werken Cynismen bringt. Denn „sonst wäre Shakespeare ein Schwein, und Goethe ein Schwein, und Schiller ein Schwein, und überhaupt die Litteratur ein Schweinestall“. Er rechnet es einem naturalistischen Romane zum Fehler an, wenn er um des lieben Anstands willen der Wahrheit ein Feigenblatt umbindet. Er hält es für ungeheuerlich, den Geist der Nation polizeilich-pädagogisch zu bevormunden. Eine ganze Nation soll nicht mit einem Scheuleder von der Wiege zum Grabe pilgern, wie ein Mädchenpensionat hinter einer Gouvernante.

Und „dies schreibt einer, der persönlich an einer wahren Idiosynkrasie gegen jede Zote leidet; welcher Rabelais nicht zu lesen vermag, weil ihn das koprologische Bombardement anekelt“. Solch einen klassischen Stinkkäfer, sagt Spitteler mit ebensoviel Humor wie gerechter Entrüstung, verschluckt die Kritik wie Confitures, mit ehrerbietigen Bücklingen; dagegen die Modernen, welche sich zu Rabelais verhalten wie weiße Firmelkinder zu einem alten Fechtmeister, verhetzt man wegen einiger Unziemlichkeiten. Man nennt dergleichen Litteraturgeschichte.

Spitteler vertheidigt nicht nur die Derbheiten und Cynismen der Modernen, er nimmt sich auch der versteckten Lüsternheiten an, die von manchen Modernen gewissen älteren Dichtern vorgeworfen werden. Spitteler wollte, wenn er ein Philosoph wäre, den Beweis führen, daß die versteckte Lüsternheit, nämlich die Formsinnlichkeit oder Feinsinnlichkeit oder Schönsinnlichkeit einer der edelsten und heiligsten Hebel erstens der Kunst, zweitens der Kultur, drittens der kosmischen Fortentwicklung bedeutet . . . daß wir uns ohne die Beimischung dieses nervös sensitiven Elementes noch heut zu Tage statt der Serviette oder des Tintenwischers unseres eigenen Affenringelschwanzes bedienen würden. Karl Spitteler hat beobachtet, daß die höchsten Geisteskulturen der europäischen Nationen ausnahmslos einen starken sinnlichen Zug aufweisen, daß sogenannte Künstlernaturen eminent sinnliche Naturen zu sein pflegen.

Karl Spitteler ist aber selber nichts weniger als eine sittlich indifferente Natur. Er kann sogar gelegentlich zum sittlichen Eiferer werden. Seine sittliche Auffassung des Don Juan zum Beispiel entspricht kaum dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts und seine höchste sittliche Entrüstung fordert ein Kind heraus. Der Knabe Amor. Ich muß sagen, ich mag den Jungen auch nicht. Ich mag ihn nicht aus ästhetischen Gründen. Er ist mir zu nichtssagend. Die moderne Liebe ist etwas durchaus anderes als die antike Liebe. Man hätte das antike Symbol längst für ungenügend finden müssen. Ich habe darum den Knaben Amor nie gemocht, weder in der modernen Litteratur noch in der modernen Kunst. Aber Spitteler entrüstet sich sittlich. „Einen Buben als Kuppler und zwar als einen Kuppler, der genau weiß, worum es sich handelt“, ist ihm „das Scheußlichste was ausgeheckt werden konnte. Gibt es, ruft er aus, im ganzen Gebiet der Liederlichkeit etwas ekelhafteres als solch ein Müsterchen von einem achtjährigen Schlingel?“ Das ist keine lachende Wahrheit, diesmal.

Die Lachenden Wahrheiten sagen auch das Beste zur Kritik Wustmann's, dessen größter Irrthum darin beruht, daß er nicht unterscheidet zwischen Prosa schlechthin und poetischer Prosa, die beide ganz verschiedenen Gesetzen unterliegen. Auch über das Fremdwörterunwesen findet Spitteler gerechte Verdammungssprüche und seine Urtheilsbegründungen. Mit bitterem Hohn hebt er hervor, auch nicht lachend diesmal, wie der Franzose jedem Fremdwort, das nicht der lateinischen Muttersprache oder der griechischen Tantensprache entspringt, eine verächtliche Nebenbedeutung verleiht, während der Deutsche umgekehrt das geliehene Wort stets für das vornehmere hält.

Durchaus lachend ist Spitteler, wo er sich über die „Zimperlichkeit der Druckerschwärze“ ausläßt, über die übertriebene Scheu vor derberen Volksausdrücken. Ich möchte ihm hier zu seiner Freude ein kleines selbsterlebtes Geschichtchen erzählen. Vielleicht mache ich damit allen Schwaben eine Freude. Ich thäte es gerne, denn die Schwaben sind sehr dankbar. Doch war's nicht gerade in Württemberg. Es war neben dran. Der Schulinspektor, der vom hannöverschen stammen mochte, hielt Abiturientenprüfung ab. Die Schüler antworteten ihm nicht „fixe“ genug. Sie antworteten ihm zu langsam. Sie überlegten zu viel. Meine Herren, sagte er, Sie sind so . . . so, wie soll ich nur sagen . . . so maulfaul . . . verzeihen Sie, das Wort ist vielleicht nicht schriftmäßig . . . — O doch, es ist sogar klassisch, bemerkte der Professor der deutschen Litteratur, Goethe sagt:

> Stumm und maulfaul saßen wir,
> Wann Philister schwatzten.

Mannheim. **Benno Rüttenauer.**

Theater.

Schiller-Theater: „Ein Nachtlager Corvins“. Historisches Lustspiel in 3 Akten von Franz Nissel

Er glaubte ein Verkannter zu sein und hat sich nicht ohne altjüngferliches Behagen in diese Rolle hineingefunden. Aber er war nur ein Verkenner seiner selbst, der Menschen und dessen, was er das Schöne nannte.

Franz Nissel war ein Theaterkind, und die Koulisse hat zeitlebens seinen dichterischen Horizont bedeutet. Er gehört in die Gruppe jener österreichischen Dramatiker der sechziger und siebziger Jahre, die gleich dem großen Grillparzer, ihr Heil darin suchten, sich dem Leben des Tages zu entziehen, um ihrem mehr oder minder klassizistischen Schönheitsideal zu leben. Das aber war für Nissel ein Theaterprinzeßchen, das ihn betrog.

Er hat mit Volksstücken begonnen, und aus einem Volksstück „Ein zweites Leben“, das er in seinen nachgelassenen Papieren fand, glaubte Bettelheim ihm noch kürzlich ein zweites Leben nach dem Tode prophezeien zu können. Wohl mit Unrecht. Doch hat ein Volksstück „Die Zauberin am Stein“ noch am meisten zu seinem kärglichen Ruhm beigetragen. Ihn aber zog es vom Volksstück zur feierlichen Jambentragödie, und der Schillerpreis ward ihm zu Theil. Vielleicht, weil er doch ein Verkannter war.

Nach seinem Tode brachte das Wiener Burgtheater sein historisches Lustspiel „Ein Nachtlager Corvins“ zur Aufführung, und nun ist das Schillertheater diesem Beispiel gefolgt. Aber das war nicht das fröhliche Auferstehen eines Unsterblichen, sondern wie das Aufwachen eines Siebenschläfers. Man durfte sich wundern, wie seltsam der Mann sich gebärdete und wie papieren er sprach.

Wenn so ein Verkannter ein Lustspiel schreibt, dann sollte man erwarten, daß er über das närrische Volk der Menschen zu lachen weiß. Nicht so Franz Nissel. Die Gestalten seines Lustspiels nahm er qualvoll ernst, und nur die Mummereien und das Versteckspiel, zu dem er selbst sie kommandirte, schienen ihm spaßhaft — und wohl ihm allein. Seinem guten Banffy gab er eine ungeheure Eifersucht, der zufolge er sein junges Weib vor dem braven König Mathias Corvinus versteckt, was nach Lustspiellogik die beiden unfehlbar zusammenführt. Mit wirklichem Bühnengeschick hat er dann die Konsequenzen dieses Wirrsals gezogen, aber es fehlt die Lustigkeit, das Temperament,

die Laune; es fehlt dem guten Franz Nissel vor allem ganz die Fähigkeit, selbst in komischen Situationen das Komische im Menschen selbst zu sehen. Und dann wieder ein frivoles Spielen mit ernsten Gefühlen, und auf der Jagd nach dem ewig Schönen so häßliche Scenen, wie die, in der der Mann zusehen muß, wie ein anderer um die Liebe seines Weibes wirbt. Nissel wußte nicht recht zu lachen, aber er hatte wohl auch kein Recht zu lachen. Wirklich, es wäre pietätvoller gewesen, diesen Epigonen schlafen zu lassen.

Scenisch war alles geschehen, die Leiche würdig zur Schau zu stellen, und die Regie hatte ihres Amtes gewissenhaft gewaltet. Nur fehlte es dem Feldherrn an Soldaten: die schauspielerischen Leistungen waren allesammt gespreizt, und nur in verlorenen Augenblicken fanden Winterstein als Corvin und Hedwig Pauly als beeifersüchtelte Gattin den natürlichen Ausdruck für gespielte Gefühle.

In der Einführung aber, die das Schillertheater zur Belehrung seines Publikums auf seinen Theaterzetteln gibt, heißt es: „Ein Nachtlager Corvins behandelt eine Anekdote aus dem Leben des Königs Matthias Corvinus und zählt somit zu der kleinen Zahl besserer geschichtlicher Lustspiele, die die deutsche Bühne besitzt.“ Freundliche Logik der Illusion!

Ernst Heilborn.

Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspektive von Otto Julius Bierbaum. Berlin. 1897. Schuster und Löffler.

„Es scheint wirklich: der Mensch lebt nicht von Brot allein und auch nicht von dem, was besser schmeckt; er braucht ein Ziel, was er lieb hat, um „glücklich“ zu sein. Aber er muß dran glauben.“

In diesem Selbstbekenntnisse des ewigen Bohémien Willibald Stilpe, des Helden des Bierbaum'schen Romans, ist der Kernpunkt seiner Lebenstragödie enthüllt. Ein Ziel, an das man glauben kann. Danach sehnt sich dieser Dekadenteste aller Dekadenten sein Leben lang. Er findet es nicht und daran geht er zu Grunde. Die Ursachen dieses langsamen Vernichtungsprozesses aufzudecken, das ist die Aufgabe des Bierbaum'schen Buches. Es erfüllt sie mit peinlicher Genauigkeit, mit stechender Deutlichkeit. Aber freilich, damit ist noch kein Kunstwerk geschaffen, das sich den stolzen Titel „Roman“ beilegen dürfte.

Was Werke wie „Wilhelm Meister“ und „Den grünen Heinrich“, beide Darstellungen eines Menschenlebens, seiner Anlagen, seiner Entwicklung, seiner Kämpfe und Irrthümer, seines Strebens nach bestimmten Zielen, — was selbst einen Vagantenroman wie den Simplizissimus aus der Sphäre des rein Biographischen zum wahrhaften Kunstwerke, zum Roman erhebt, das ist die Fülle des Lebens, das sich um den jeweiligen Helden gruppirt, das ihn beeinflußt, das er in sich verarbeitet und das wir mit ihm durchleben. Von dieser Fülle des Lebens, von dem warmen Odem kräftig gezeichneter Gestalten, von charakteristischen Vorgängen, überhaupt von einer farbensatten Handlung ist in Bierbaum's Roman sehr wenig zu verspüren. Die meisten Gestalten haben kein von innen heraus sich entfaltendes Leben; sie sind schemenhaft, manchmal lässig gezeichnet. Sie machen oft den Eindruck von Marionetten, die an dem oder jenem Charakteristikum erkenntlich sind. Sie sind beschrieben, und in dieser Art des Beschreibens liegt manchmal etwas Gequältes, Aermliches. Man hat nur zu oft den Eindruck, als habe der Dichter Lebenseindrücke nicht zu künstlerischer, plastischer Wirkung zu verarbeiten vermocht. Ja, er kommt zuweilen über das rein Episoden- und Anekdotenhafte nicht hinaus. Hier fehlt offenbar noch stark der Reichthum der Gestaltungskraft, die Phantasie. Dasjenige, was die modernen Poeten am Meisten im Stiche läßt, dank ihrem übertriebenen Verismus.

Aber diesen Einspruch gegen den Titel: Roman, vorweggenommen, ist Stilpe ein interessantes, ein vielfach anregendes, ja ich möchte sagen: ein Buch von einem gewissen kulturhistorischem Werth. Der Dekadententypus ist selten schärfer und mit mehr ehrlicher Unerbittlichkeit unter die Lupe genommen worden als in dieser geistvollen Studie. Daß dieses Buch Geist hat, ist sehr viel in einer Zeit, wo fast Alles auf das mechanische Beobachten und Registriren hinausläuft. Daß es den Finger erbarmungslos in eine Wunde legt, an der unser gesammtes Jüngstdeutschland krankt: die cynische Großmannsucht und die Uebermenschenspielerei — das ist sein weiteres großes Verdienst. Daß es endlich mit großer Konsequenz einen Charakter werden, sich entwickeln läßt bis zur Tragödie, daß es wenigstens in dieser Gestalt des Stilpe ein geschlossen dastehendes Lebensganze bietet, das ist ebenfalls ein anerkennenswerther Vorzug.

Betrachten wir nun den Werdegang Stilpe's in großen Zügen, so fällt uns in seinem Wesen ein schwerwiegendes Manko vor Allem auf. Es ist das Fehlen desjenigen, was einen Wilhelm Meister glücklich durch die Gefahren des Schauspielerlebens hindurchführt; desjenigen, was einen Menschen immer wieder erhebt, so tief er auch vom Wege in den Schlamm geräth. Es ist das Fehlen des sittlichen Gefühls; und Hand in Hand damit gehend, der Mangel an wahrhaften, gediegenen, entwicklungsfähigen Lebensidealen. Sind Ansätze dazu in Stilpe vorhanden, so werden sie schon im Keime zerstört. Mit scharfem Blick hat Bierbaum hier das verderbliche Wesen der Institutserziehung erkannt und aufgedeckt. Die Tyrannei, welche in solchen Instituten der Aeltere über den Jüngeren ausübt, muß in Stilpe schon früh das Bewußtsein zeitigen, daß es in diesem Leben vor Allem auf die Kraft der Ellenbogen ankomme. Die Laster, in die er eingeweiht wird, zeitigen in ihm eine verhängnißvoll werdende Frühreife. Der geringe Respekt, den seine Lehrer dem begabten Knaben einzuflößen vermögen, erfüllt ihn rasch mit einer souveränen Verachtung alles Lernens. Ungünstige Auspizien für seine Weiterentwicklung. Was der erste Theil seiner Gymnasiumszeit an Verirrungen in ihm hervorbringt, das darf man als diesen Keimen entsprossen betrachten. Das sexuelle Moment führt ihn als sechzehnjährigen in die „Bumskneipe“ und noch an schlimmere Orte. Eine Prostituirte wird sein Ideal. Dieses Ideal kostet ihn Geld und — er wird zum Dieb; die Ellenbogentheorie. Die Verachtung gegen Alles, was Lernen heißt, und die unreife Poetenschwärmerei treibt ihn zu einem phantastischen Fluchtplan: er will nach Griechenland. Hellas, Aspasia, nackte Schönheit, antiker Lebensgenuß, das wirbelt toll in ihm herum. Dieser Plan mißlingt sehr kläglich und das Gymnasium nimmt ihn wieder in seine Arme. Hier wird er zur Seele eines Bundes Gleichgesinnter, genannt das Cénacle, in welchem die Bohème à la Murger, nur mit weit weniger Grazie und bisweilen etwas langweilig, in Scene gesetzt wird. Die Bohème wird dann auch das Zeichen, dem Stilpe treu bleibt. Sie führt ihn durch alle Höhen und Tiefen seines ferneren Lebens bis zum furchtbaren Schlusse. Goethe — Lenz — Günther wollte er eine Zeit lang sein. Er wird nichts als Bohémien; seine Poesie bleibt, weil er sich dem Alkohol in konzentrirtester Form, lüderlichen Weibern und flacher Gesellschaft ergibt, vor Allem aber, weil er nichts arbeiten will, in den Anfängen stecken; sie bleibt ewig bei den guten Einfällen und der ersten Strophe stehn. Eine Zeit lang wird der rücksichtslose Streber in ihm lebendig. Er wird der berühmte Kritiker; dank seiner Charakterlosigkeit; seiner bissigen Zunge; seiner cynischen Frechheit; seiner pessimistischen Schnoddrigkeit. Aber bald gelüstet es ihn wieder nach der Bohème. Er, der eine beherrschende Stellung in Berlin errungen hatte, umgibt sich mit einem Stab verrückter Lyriker, Philosophen, Musiker, Chansonetten. Schon im Zeichen des Deliriums stehend, gebiert er als letzte geniale Idee sein litterarisches Tingeltangel: Momus. Auch dieses „Ideal“ verkracht und der große Katzenjammer endigt in dem Selbstmord des sein Leben auf dem Varietétheater persiflirenden Stilpe. „Qualis artifex pereo!“ ruft er ironisch zum Schlusse aus.

Man hat Bierbaum sogar den deutschen Boz Dickens genannt. Davon ist natürlich keine Rede. Dazu fehlt ihm vor Allem die plastische Lebensfülle dieses Dichters. Soll ich aber für Bierbaum's Stilpe einen verwandten Litteraturtypus heranziehen, so ist es — auch wieder mit Einhaltung des Abstands — jener Titanentypus der Blasirthen, wie ihn Tieck in seinem „Lovell“ und Jean Paul in seinem „Titan“ gezeichnet haben; Spuren davon finden sich auch in Stilpe. Spuren …

Karlsruhe i. B.

Albert Geiger.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 30. Berlin, den 23. April 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Vor acht Tagen erwartete man den Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien; heute ist der Krieg da, und man lauscht auf die ersten Schüsse.

Dieser Krieg bringt eine große Enttäuschung allen jenen, die sich der Hoffnung hingaben, daß die Demokratie überhaupt den Frieden bedeute; aber daß eine Demokratie zum wenigsten nicht Kriege ohne völlig zwingenden Anlaß provoziren werde.

Ist der Anlaß für die Vereinigten Staaten zwingend? Zwei Gründe sind es, die vorangeschoben werden; Gründe der Humanität einerseits und des Wirthschaftslebens andererseits. Man kann behaupten, daß die einen wie die anderen leicht wiegen.

Es ist zweifellos, daß die Zustände auf Kuba sehr traurige sind; aber an diesen Zuständen haben in nicht geringem Umfange die Vereinigten Staaten Schuld; ohne die Unterstützung, die die Rebellion in den Vereinigten Staaten gefunden hatte, wäre sie zweifellos längst erloschen.

Zahlreich sind die Flibustierexpeditionen, die aus den Vereinigten Staaten nach Kuba übersetzten, und wenn man bedenkt, welch schwere Buße England auferlegt wurde, nur weil die „Alabama" auf englischen Werften erbaut worden war — sie ist dort weder ausgerüstet, noch armirt und bemannt worden — so würde ein unabhängiges Tribunal sicher auch Amerika die Verantwortung für die „schlechte Ueberwachung" seiner Häfen und Küsten zuschieben; durch diese schlechte Ueberwachung allein ist es den kubanischen Insurgenten ermöglicht worden, den Kampf fortzusetzen. Von solchen Rekriminationen kann keine Rede sein, denn die Vereinigten Staaten sind stark, und Spanien ist schwach.

Man kann eines zugeben; es kann einer Regierung nicht leicht sein, das strikte Recht zu schützen, wenn ein freies Volk sieht, daß vor seiner Thüre die Knechtung wohnt. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß ein königliches Dekret vom 25. November 1897 eine autonome Regierung für Kuba gewährt, und seit dem 1. Januar dieses Jahres gibt es in der That in Kuba eine Regierung, die ausschließlich aus Kubanern besteht, und das Mutterland ist dort nur noch vertreten durch einen Generalkapitän für die militärischen Fragen, und durch einen General-Gouverneur für die Civilangelegenheiten. Beider Befugnisse sollten sich aber in friedlichen Zeiten nicht auf die inneren Angelegenheiten der Insel erstrecken.

Vielleicht mochte keine zuverlässige Gewähr dafür vorhanden sein, daß die neuen Institutionen in einem liberalen Geiste gehandhabt werden würden; das mußte jedoch abgewartet werden, und jedenfalls befinden sich nach der Gewährung der Autonomie die Vereinigten Staaten in äußerst schwieriger Lage Kuba gegenüber. Ein nicht unerheblicher Theil der Kubaner, die besten und wohlhabendsten Elemente der Städte, steht jedenfalls zu Spanien, nachdem dieses der Insel Selbstverwaltung gewährt hat, und nunmehr müssen die Vereinigten Staaten gegen diese Bevölkerungsschicht Partei ergreifen und zwar zu Gunsten der Rebellen, die vielfach nichts sind als Gesindel und Räuber. Aber es kann sein, daß die Vereinigten Staaten auch zu den Aufständischen noch in eine ganz schiefe Stellung gerathen werden, dann nämlich, wenn der Versuch gemacht werden sollte, Kuba den Vereinigten Staaten anzugliedern, während die aufständischen Kubaner volle Selbständigkeit für sich haben wollen: eine unabhängige kubanische Republik.

Daß es praktischer Humanität entspricht, unter solchen Umständen sich in die Gegensätze zwischen kubanischen Rebellen und kubanischen Autonomisten durch die Entfesselung eines ernsten Krieges einzumischen, kann man nicht behaupten.

Und auch die Schädigung des amerikanischen Wirthschaftslebens ist eine Bagatelle gegenüber dem Schaden, den jeder Krieg großen Staaten bringt, und zwar ganz gleichgültig, ob er siegreich oder unglücklich ist.

Die besten Amerikaner haben vor ihren Landsleuten alle diese Gründe überzeugend dargelegt; wenn ihre Ansicht nicht durchdrang, so liegt das in der chauvinistischen Stimmung der Bevölkerung. Auch die Massen in den Vereinigten Staaten wollten einmal ihren Krieg haben; Kriegsaufregung, Kriegsruhm; sie wollten ihre brutale Kraft und Macht zeigen.

Die Bahn, auf die damit die Demokratie gerieth, ist gefahrvoll genug.

Zu welcher Höhe sich diese Gefahren auswachsen, das wird schließlich davon abhängen, wie leicht den Vereinigten Staaten der Sieg werden wird. Wir hegen über den schließlichen Ausgang zwar keinen Zweifel, aber es wäre sehr gut möglich, daß Amerika auch eine Anzahl recht ernste Lektionen zunächst erhielte; das ist sogar wahrscheinlich, denn die spanische militärische Maschine dürfte in besserem Zustande sich befinden als die amerikanische, die Decennien hindurch, — die nicht in Betracht kommenden Indianerkriege abgerechnet, — außer Gebrauch ist. Je überwältigender jedoch der Sieg der Vereinigten Staaten sein wird, um so unbestrittener wird auch eine chauvinistische Richtung drüben zur Geltung gelangen.

Eine solche Entwicklung, die überhaupt ihre ernste internationale Bedeutung hat, und die England einmal in Kanada bedrohen kann, führt die Vereinigten Staaten wahrscheinlich schon im Verlaufe des jetzigen Krieges unmittelbar an die Probleme der Welthändel heran. Macht Amerika den Versuch, sich der kanarischen Inseln und der Philippinen zu bemächtigen, so entsteht die Frage, werden im Falle des Gelingens die Sieger aus diesen Positionen wieder zurückgehen. Voraussichtlich ist das heute noch die Absicht; aber ob nicht auch in dieser Beziehung ein Umschwung der Meinungen stattfindet; ob sich nicht die Ansicht Bahn bricht, es ist ganz gut, wenn Amerika in der Nähe von Afrika und in der Nähe von Ostasien festen Fuß faßt, das kann Niemand wissen. Behalten aber die Vereinigten Staaten auch nur Kuba und Puertorica im eigenen Besitz, so werden schon damit zweifellos die Geschicke des bisher selbständigen Mittelamerika wesentlich beeinflußt werden.

Die Vereinigten Staaten befinden sich vor einem Wendepunkt ihrer Entwicklung, und die Entwicklung, die sie aufweisen, ist zugleich für die Welt ein Beitrag zur Erkenntniß des Wesens moderner Demokratieen. Frankreich liefert nach anderer Richtung auch seinen Beitrag.

In den Vereinigten Staaten selbst halten aufgeklärte Männer mit ihrer äußerst scharfen Beurtheilung der Verhältnisse keineswegs zurück. Im „New York Herald“ veröffentlichte Edward J. Phelps, der frühere Vertreter der Vereinigten Staaten in England, einen offenen Brief, der zu folgenden Schlußfolgerungen gelangt:

„Es existirt unter uns ganz zweifellos eine numerisch starke Partei, die immer zu Gunsten irgend eines Krieges mit irgend einer Macht und aus irgend einer Veranlassung ist, weil es sie nach den Emolumenten gelüstet, mit denen wir eine derartige Kalamität unglücklicher Weise ausgestattet haben. Für diese Partei wäre der Krieg, was eine Feuersbrunst für Diebe ist. Dann gibt es wieder solche, die auf andere Art aus der Entwerthung unseres Papiergeldes unehrliche Vortheile ziehen wollen. Jeder Einzelne und mit ihm jedes Zeitungsblatt, das bei der letzten Wahl nach Bryan und Freisilber schrie, schreit auch heute und ganz aus demselben Grunde wieder nach Krieg mit Spanien. Es gibt Politiker, die sich gegenseitig den Vorrang streitig machen, für irgend einen Krieg stimmen zu können, damit sie nicht etwa seiner Zeit beschuldigt würden, demselben entgegen gearbeitet zu haben.

Dazu gibt es auch noch niederträchtige Journale, die sich ausschließlich den ungebildeten Massen widmen, deren Leidenschaften sie mit einem Thema, von welchem sie selber gar nichts wissen und mit einem Aufgebot aller Hilfsmittel der Lüge, mit aller Rhetorik der Entstellung entflammen. Wenn solche Stimmen die Gefühle des amerikanischen Volkes aussprechen, wenn sie die Majorität bilden, die unsere Angelegenheiten leiten soll, dann sei uns Gott gnädig.“

Diese Zeilen stammen aus einer Zeit, wo noch in den Kreisen des Schreibers an der Hoffnung festgehalten wurde, es werde sich der Frieden trotz dem Chauvinismus der Massen erhalten lassen.

Leider war das eine Täuschung, und wir glauben zum Unglück für die Vereinigten Staaten, zum Unglück für Kuba und Spanien; zum Unglück auch für die erobernde Kraft des demokratischen Gedankens.

Die Haltung von Spanien bleibt noch wie vor würdevoll. Man muß zugeben, daß die Männer, die die Geschicke Spaniens heute leiten, ihrer Aufgabe gewachsen sind, und daß sie es wohl verstehen, ihrem Lande die Sympathieen der Welt zu sichern. Für seine heutige Haltung hat Spanien diese Sympathieen; allein das Schicksal, dem das Land erliegt, bleibt darum doch verdient; es sind die Sünden der Vergangenheit, die sich jetzt tragisch an Spanien rächen, und wenn man die Mittel bedauern mag, durch die die Vereinigten Staaten das Strafgericht vollziehen, so entspricht es doch nur der historischen Nothwendigkeit, daß ein Land, welches ganz unfähig war, sich mit modernem Geiste zu durchdringen, aus einer Position nach der andern hinausgedrängt wird.

In Ostasien tauchen alle Schwierigkeiten auf, die einen Augenblick bereits überwunden schienen. Rußland hatte sich aus Korea zurückgezogen; aber es droht jetzt mit erneutem Eingreifen dort, weil angeblich die Zustände in Korea ein ferneres Zuschauen nicht gestatten.

Man darf annehmen, daß Rußland sich aus Korea zurückzog, um Japan gefällig zu sein, und um durch diese Gefälligkeit Japan zur Zeit auf die eigene Seite hinüber zu ziehen. Korea, das durch die Besetzung von Port Arthur und durch den alten Besitz von Wladiwostok demnächst umspannt sein wird, würde, so hoffte man, seinem russischen Schicksal doch nicht entgehen; daher konnte man Japan in seinen Wünschen jetzt entgegenkommen. Nunmehr aber, da Japan zugestimmt zu haben scheint, daß England sich an seiner Stelle in Weihaiwei festsetzt, behauptet Rußland von Neuem, sein Eingreifen in Korea werde sich kaum vermeiden lassen.

Ist das die Antwort an Japan auf jene Gefälligkeit die es gegen England zu üben bereit war?

Man wird vermuthen können, daß die japanischen Staatsmänner genügend weitblickend sind, um zu erkennen, woher ihnen Gefahr droht. England tritt in China, vor Allem in Nordchina, als erobernde Macht nicht auf. Rußland thut das mit offener Konsequenz und muß es thun, soll Sibirien zu höherem Werth gelangen.

Die Erörterungen im Abgeordnetenhaus über die großen Waarenhäuser finden ihre Ergänzung in den Betrachtungen der Presse. Interessant ist es, wie sich die „Deutsche Tageszeitung“, das Organ des Bundes der Landwirthe, zu diesem Problem stellt. Das Blatt sagt: nur nicht zaghaft. „Vor dem Schlagwort des Erdrosselns der Riesenbazare soll man sich doch nicht fürchten.“ Aber man soll sich auch nicht fürchten, die weiteren Konsequenzen zu ziehen, was den Riesenlagern recht ist, muß auch den industriellen Riesenbetrieben lieb sein. Sie muß man gleichfalls in ihrem Wachsthum und ihrer Entfaltung hemmen, zurückschrauben oder vernichten. Eine „gestaffelte Betriebssteuer“ und eine „gestaffelte Erzeugungssteuer“ könnten da Wunder wirken. Und welche Betriebe wären da wohl zunächst in Angriff zu nehmen? Die „Deutsche Tages-Zeitung“ ertheilt die Antwort: „Wir erinnern nur an die Wünsche der Kleinmüller und Kleinbrauer, die wir oft genug hier mitgetheilt und vertreten haben.“ Aber warum denn nur diese: auch die Großbetriebe der Herren von Stumm und Heyl und des

Herrn Krupp müßten wohl der Gerechtigkeit wegen unter die Scheere genommen werden, bis Deutschland ein Reich der kleinen Krämer geworden und wirthschaftliche Großmächte nur noch in den Großgrundbesitzern vorhanden sind. Daß deren Stellung nicht angetastet werden darf, ist freilich selbstverständlich.

Der Leitartikel der „Deutschen Tages-Zeitung", der diesen Gedanken zum Besten gibt, trägt die Ueberschrift: „Warum denn nicht?" Er müßte verbreitet werden in jenen industriellen Kreisen, die sich der Politik agrarischer Sammlung angeschlossen haben. Wenn solche Industrielle auf die Behauptung, es sei unmöglich für einen Kaufmann, mit dem Bund der Landwirthe zusammenzugehen, leichtherzig den Kopf schüttelten, so werden sie jetzt nicht mehr sagen: Warum denn nicht?

* * *

Schweigsame Minister.

Die Stadt Breslau beabsichtigt, ein Mädchengymnasium zu errichten, hat die dazu erforderlichen bescheidenen Geldsummen flüssig gemacht und die Genehmigung des Unterrichtsministers nachgesucht. Herr Minister Bosse hat darauf erwidert, er sei nicht in der Lage, das Gesuch zu genehmigen und diesem Bescheide kein Wort der Begründung hinzugefügt. Im Allgemeinen herrscht bei unseren Behörden die Sitte, einem Bescheide eine Begründung beizufügen. Die Begründung ist häufig kurz und geht nur ausnahmsweise tief in die Sache ein, aber sie reicht gewöhnlich aus, um den Bittsteller wenigstens ahnen zu lassen, wo der Haken ist. Eine Bescheidung ohne Gründe ist eine Art von Kritik; sie deutet an, daß das gestellte Gesuch entweder ganz thöricht oder ganz unstatthaft sei.

Eine solche Kritik träfe im vorliegenden Falle nicht zu. Unstatthaft ist die Errichtung eines Mädchengymnasiums nicht, denn es besteht in Berlin eins unter den Augen des Ministers. Die Ergebnisse desselben sind in hohem Grade befriedigend; wenn die Zahl der jungen Mädchen, die es besuchen, auch nicht groß ist, so leisten die Wenigen doch Tüchtiges. Gerade die geringe Zahl der Besucherinnen entkräftet am besten die Befürchtung, daß die Zulassung des weiblichen Geschlechts zu den Wegen der höheren Bildung Unberufene anlocken werde. Wenn das Berliner Mädchengymnasium erfreuliche Ergebnisse aufzuweisen hat, so kann das Bestreben, eine weitere solche Anstalt zu errichten, nicht als thöricht bezeichnet werden. Finanzielle Gründe können nicht den Ausschlag gegeben haben, denn die Kosten trägt die Stadt Breslau.

Wenn schon ein Privatmann es als eine Höflichkeit in Anspruch nimmt, daß ihm auf eine angemesse Frage eine angemessene Antwort ertheilt wird, so haben die Gemeinden diesen Anspruch ganz gewiß. Ich erinnere mich keines einzigen Falles, in welchem bekannt geworden wäre, daß eine Gemeinde ohne Gründe abschläglich beschieden wäre. Ich erinnere mich mancher Fälle, in denen einer Gemeinde ein sehr ungnädiger und unfreundlicher Bescheid ertheilt und ihr beschränkter Unterthanenverstand vorgehalten worden ist. Aber ich möchte sagen, daß in dem unfreundlichsten Bescheide noch immer mehr Höflichkeit enthalten ist, als in einem schweigenden Beiseiteschieben.

Herr Minister Bosse hat sehr kurz geantwortet; Herr von der Recke, im mündlichen Verkehr einer der schweigsamsten Minister, den Preußen je gehabt hat, ist auch im schriftlichen Verkehr sehr zurückhaltend und zieht es zuweilen vor, gar nicht zu antworten.

Der Oberbürgermeister von Königsberg i. Pr., Herr Hoffmann, hat sich darüber beschwert, daß der Oberpräsident Graf Bismarck, dem er bei einer festlichen, amtlichen Veranlassung die Hand geboten, ihm den Handschlag verweigert habe. Ich bin überzeugt, daß wenn ein Oberpräsident sich darüber beschwert, daß ein Bürgermeister ihm gegenüber die gesellschaftlichen Formen verletzt habe, der ministerielle Bescheid sehr schnell eingegangen wäre, und zwar nicht allein in Form eines Schreibebriefes, sondern in Form einer Vorladung.

Man kann den Satz aufstellen, daß es nicht Sache eines Oberbürgermeisters sei, einem Oberpräsidenten die Hand zu reichen, sondern daß er abwarten könne, ob der Oberpräsident ihm die Hand reichen wolle. Ich habe diese Ansicht in Artikeln gelesen, die ich für offiziös hielt. Ich will darüber nicht streiten; non nostrum est tantas componere lites. Aber wenn diese Ansicht die herrschende ist, so könnte der Herr Minister nichts Ersprießlicheres thun, als sie in zuverlässiger Weise bekannt zu geben. Ich bin überzeugt, bei den heute herrschenden Verhältnissen würde er in dieser Frage so freudige Nachfolge finden, wie sie ihm nicht immer beschieden ist. Wenn ein Oberbürgermeister jedoch der Ansicht ist, unter gewissen Verhältnissen sei es seine Pflicht, einem hohen Staatsbeamten, der nicht sein Vorgesetzter, sondern seine Aufsichtsbehörde ist, das erste Zeichen freundlichen Entgegenkommens zu geben, so mag man ihm das als Irrthum, aber man darf es ihm nicht als Vergehen anrechnen. Ich bin in der That nicht sicher, ob nicht unter Umständen einem Oberbürgermeister ein amtlicher Vorwurf daraus gemacht werden wird, daß er einem Oberpräsidenten ein solches freundliches Entgegenkommen verweigert hat. Soweit wird hoffentlich Niemand gehen wollen, jenen Rechtssatz zu formuliren, der Oberbürgermeister habe unter allen Umständen die Pflicht, die Hand zu bieten und der Oberpräsident unter allen Umständen das Recht, die gebotene Hand zurückzuweisen. Wenn Herr Freiherr von der Recke nachträglich noch Klarheit in dieser „wichtigen" Frage schaffen wollte, so wäre das vielleicht das Ersprießlichste, was er in seiner Ministerlaufbahn geleistet hat.

Herr Minister Bosse ist schweigsam; Herr Minister von der Recke noch schweigsamer. Da lobe ich mir noch Herrn von Miquel. Der ist, wenigstens mit Worten, nicht so sparsam.

Alexander Meyer.

Die Geschichte der deutschen Geldreform.

Vom 9. Juli 1873 ist das Münzgesetz datirt, welches in der Hauptsache den Abschluß der deutschen Münzreform-Gesetzgebung gebracht hat. Zu dem nahenden Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens konnte unserem Vaterlande keine schönere und würdigere Festgabe geboten werden, als es das kürzlich erschienene Werk über die „Geschichte der deutschen Geldreform" von Dr. Karl Helfferich*) darstellt.

Der Verfasser kann bereits auf eine Reihe kleinerer wissenschaftlicher Arbeiten über Währungs- und Bankfragen zurück sehen, die, meist in Fachzeitschriften veröffentlicht, von seiner hervorragenden Sachkenntniß und scharfsinnigen Behandlung verwickelter wirthschaftlicher Probleme Zeugniß ablegen; in der letzten Versammlung des deutschen Handelstages hat er auch als Redner über einzelne Vorschläge zur Reform der Reichsbank Erfolg erzielt. Von den Lesern der „Nation", zu deren Mitarbeitern er zählt, wird er indessen wohl hauptsächlich als ein junger volkswirthschaftlicher Schriftsteller gekannt und geschätzt, der in mancher Broschüre und in manchem Aufsatze für die Erhaltung unserer Goldwährung eingetreten ist und insbesondere in der Polemik gegen bimetallistische Behauptungen und Radulistereien ebenso sicher wie elegant seine Klinge zu führen versteht. In dem jetzt vorliegenden Werke spricht indessen nicht der

*) Leipzig 1898, Duncker u. Humblot.

allezeit streitbare Vertheidiger der Goldwährung, es kommt nur der Fachmann zum Wort, dem die Bedeutung seiner Aufgabe und der Umfang seines Wissens ein hohes Maß wissenschaftlicher Objektivität möglich und selbstverständlich machen. Man darf es wohl aussprechen, daß wir jetzt ein standard work über die deutsche Münzreform besitzen, welches den ersten Leistungen auf dem Gebiete wirthschaftspolitischer Geschichtschreibung beizuzählen ist.

Mit großem Geschick hat der Verfasser den schier unübersehbaren Stoff auf zwei Bände vertheilt, von denen jeder immerhin noch zu einem stattlichen Umfang gediehen ist. Er hat es dadurch erreicht, daß er die Erzählung des Verlaufs der Geldreform nicht durch Statistik, Urkunden und subtile Einzeldarstellungen zu belasten brauchte. Diese Erzählung füllt den ersten Band und bietet in ihrer gewandten Darstellung und scharfen Charakteristik von Menschen und Dingen eine sehr erfreuliche Lektüre. Das gesammte Thatsachenmaterial ist in den zweiten Band verwiesen, der den besonderen Titel „Beiträge zur Geschichte der deutschen Geldreform“ führt. Hier finden wir zunächst eine überaus reiche Zusammenstellung statistischer Zahlen über Edelmetallgewinnung und Edelmetallbewegung, über das Werthverhältniß von Gold und Silber u. s. w. Ein deutscher Gelehrter, Adolf Soetbeer, hat zuerst dieses überaus schwierige Feld internationaler Edelmetallstatistik in mehreren, klassisch gewordenen Veröffentlichungen bearbeitet; mit seinem Tode ist aber in Deutschland dieser Faden wissenschaftlicher Forschung abgerissen. Wir sind auf diesem Gebiet, auf welchem jedes Jahr das thatsächliche Material sich stark vermehrt, auf Leistungen des Auslandes angewiesen, den Jahresbericht des amerikanischen Münzdirektors und den entsprechenden offiziellen französischen Münzbericht. Für uns gewinnt das jetzt von Helfferich Geleistete noch dadurch einen besonderen Werth, daß in seinen Zusammenstellungen gerade die deutschen Verhältnisse mit eingehender Ausführlichkeit behandelt sind und daß er, während Amerikaner und Franzosen nur Zahlenmaterial liefern, das Verständniß seines Materials durch zweckmäßige Erläuterungen erleichtert.

Die deutsche Münzreform ist eine der größten wirthschaftlichen Operationen, welche jemals von einem Staate unternommen und planmäßig durchgeführt worden sind. Die genaue Erforschung der Vorgeschichte, der gesetzlichen und praktischen Durchführung und der Folgen der deutschen Geldreform ist deshalb eine wirthschaftsgeschichtliche Aufgabe ersten Ranges. In voller Würdigung der Bedeutung wie der Schwierigkeiten dieser Aufgabe ist Helfferich an seine Arbeit gegangen. Wenn ihm die Lösung dieser Aufgabe in einem kaum zu erhoffenden Maße gelungen ist, so dankt er dies, wie er selbst bereitwilligst anerkennt, einer Reihe zusammenwirkender, besonders günstiger Umstände. Zunächst sind ihm die amtlichen Quellen mit einer Liberalität zugänglich gemacht worden, die vollste Anerkennung verdient. Auf diese Weise hat er namentlich aus dem Reichsschatzamt werthvolles Material sowohl über die Vorberathung der Münzgesetze im Bundesrath als auch über die Durchführung der Reform, namentlich über die Silberverkäufe erhalten. Der Reichsbankpräsident hat ihm nicht nur die Benutzung der die ganze Fachlitteratur umfassenden Bibliothek der Reichsbank gestattet, sondern ihm auch einen Theil des in der Statistischen Abtheilung derselben verarbeiteten Materials zur Verfügung gestellt und Einblick in die Akten über die für das Reich bewirkten Silberverkäufe und Goldbeschaffungen gewährt. Helfferich ist deshalb in der Lage gewesen, sich in den Einzeldarstellungen zum Theil auf bisher nicht zugängliche Quellen zu stützen und im zweiten Bande seines Werkes nicht nur wichtiges, zum ersten Male geordnetes und verarbeitetes Material, sondern auch ein umfangreiches bisher überhaupt nicht veröffentlichtes Material zu bieten.

Für das volle Gelingen seiner Arbeit war es aber sicher von nicht geringem Werthe, daß er sich noch unmittelbare Belehrung holen konnte bei Männern, die selbst in allererster Linie an der Vorbereitung und Durchführung der deutschen Geldreform mitgewirkt haben. Rudolf von Delbrück, der frühere Präsident des Reichskanzleramts, hat ihm eine Fülle von wichtigen Aufklärungen und interessanten Mittheilungen, namentlich über die Ansichten und die Haltung der maßgebenden Staatsmänner in den Fragen der Geldreform und über die Verhandlungen innerhalb der Reichsregierung und des Bundesraths gegeben. Ludwig Bamberger hat ihm eine weitgehende Unterstützung gewährt, die Benutzung seiner vorzüglichen Bibliothek gestattet, sowie aus seiner Erinnerung und aus seinen Aufzeichnungen wichtige Aufschlüsse mitgetheilt. Selbst von der seltenen Sachkunde des verstorbenen Soetbeer hat Helfferich in besonderer Weise Vortheil ziehen können, da ihm von dem Sohne desselben eine umfangreiche Sammlung der von seinem Vater seit dem Beginn der fünfziger Jahre über Münz- und Währungsfragen veröffentlichten Aufsätze überlassen wurde. Vollends eine eigenartige Quelle der Belehrung wurde ihm durch die Einsicht in die während der Jahre 1876 bis 1892 zwischen Bamberger und Soetbeer geführte Korrespondenz erschlossen; wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, einen großen Theil dieser Briefe zur Zeit ihrer Entstehung selbst gelesen hat, wird Helfferich zustimmen, daß sie über die währungspolitischen Zustände und Bestrebungen lebendiger unterrichten als alle gedruckte Litteratur. Neben der hervorragenden schriftstellerischen Begabung des Verfassers haben denn auch unzweifelhaft diese glücklichen Umstände seinem Werke zu einem seltenen Vorzug verholfen. Seine Darstellung, namentlich der Zeit der großen Reformmaßregeln 1871—1875, besitzt eine Anschaulichkeit und Lebendigkeit, daß man meinen möchte, so könne nur ein Miterlebender und Augenzeuge berichten.

Das deutsche Münzwesen besitzt für das praktische Leben den höchsten Vorzug, den man einem Münzwesen nachrühmen kann: man hat es längst als etwas Selbstverständliches hingenommen, man würde kaum davon sprechen, wenn nicht der theoretische Währungsstreit immer aufs Neue entfacht würde. Gerade umgekehrt lagen die Verhältnisse vor der Reform. Die Mannigfaltigkeit und schlechte Beschaffenheit der umlaufenden Münzen, des Staatspapiergeldes und der Banknoten gaben Anlaß zu täglichen Unbequemlichkeiten und Klagen. Zur Zeit der Reform bestanden, nachdem die mit dem französischen Münzsystem ausgestatteten Reichslande hinzugekommen waren, im deutschen Reiche, die Hamburger Bankvaluta einbegriffen, sechs verschiedene Münzsysteme. Immerhin hatte sich, wie Helfferich in einer Vorgeschichte der Reform sehr hübsch darlegt, das deutsche Münzwesen im Laufe des Jahrhunderts wesentlich verbessert, in dem Thalergelde bestand bereits ein gemeinschaftliches Umlaufsmittel für ganz Deutschland in weitem Umfange und man war nahe daran, in der Thalerwährung zu einer völligen Münzeinheit zu gelangen. Die Entwicklung des ganzen Jahrhunderts war auf die Einheit des Münzwesens gerichtet und sie hatte, als das Reich gegründet wurde, bereits eine ziemlich hohe Sprosse auf dieser Leiter erreicht. Vom Gesichtspunkt der Münzeinheit betrachtet ist die Münzreform nicht als deus ex machina über das deutsche Münzwesen gekommen, sie ist nicht ein plötzlicher Bruch mit der bisherigen Entwicklung, sondern deren befriedigender Abschluß, allerdings in großem Stil, als die imposante Krönung des Gebäudes, an welchem das ganze Jahrhundert gearbeitet hatte.

Ein zweites Kapitel der Vorgeschichte hat Helfferich der Schilderung der Entwicklung der internationalen Münz- und Währungsverhältnisse, insbesondere der Wirkung der Goldfunde der 50er Jahren, gewidmet. Von aktuellem Interesse sind darin unter anderem die eingehenden Untersuchungen über die Wirksamkeit des französischen bimetallistischen Systems. Helfferich erkennt an, daß durch dieses System damals eine starke Verschiebung des Werthverhältnisses der beiden Edelmetalle verhindert wurde, aber stimmt damit keineswegs den Folgerungen zu, welche aus diesem Einzelfall gezogen worden sind, daß nämlich das bimetallistische System, die Freigabe der Prägung beider Edelmetalle und die gesetzliche Festlegung eines Werthverhältnisses, an sich und unter allen Umständen genüge, dieses Werth-

hältniß gegenüber allen Veränderungen der preisbildenden Faktoren aufrecht zu erhalten. Und er faßt das Ergebniß seiner Untersuchungen dahin zusammen:

„Betrachtet man den historischen Vorgang, um welchen es sich hier handelt, so findet man, daß die Wirkung des bimetallistischen Systems an ganz bestimmte Vorbedingungen geknüpft war; daran nämlich, daß die Doppelwährungsländer, als die Goldproduktion so gewaltig anwuchs und die Silbernachfrage eine so große Steigerung erfuhr, völlig mit Silber gesättigt waren, daß sie also dem neuen Goldangebot eine völlig neue Goldnachfrage, der Silbernachfrage ein enormes Silberangebot gegenüberstellen konnten. Diese bestimmten Vorbedingungen waren es, welche es den Ländern der französischen Doppelwährung ermöglichten, das im relativen Werthe sinkende Metall in weitem Umfang aufzunehmen, das im relativen Werthe steigende Metall in großen Mengen abzugeben, und so ausgleichend zu wirken. Es kommt weiter hinzu, daß die Länder des bimetallistischen Systems den automatischen Aufschwung ihrer Cirkulationsverhältnisse willig, ja sogar freudig ertrugen, denn dieser Aufschwung brachte ihnen einen Goldumlauf an Stelle eines Silberumlaufs, ein bequemeres Cirkulationsmittel an Stelle eines unbequemeren. Erst als der in beschränkten Mengen unbedingt nothwendige Silberumlauf gänzlich zu verschwinden drohte, wurden Störungen hervorgerufen, welche Maßregeln zur Abhilfe nothwendig machten. Im Großen und Ganzen sah man jedoch in dem Uebergang vom Silber- zum Goldumlauf einen wichtigen Fortschritt. Um den Gegensatz dazu hervorzuheben, genüge der unserer weiteren Darstellung vorgreifende Hinweis, daß man in Frankreich, als in den siebenziger Jahren das bimetallistische System den Umlauf abermals mit Silber anzufüllen begann, allgemein diese Wirkung als eine sehr unerwünschte ansah, und daß man, um nicht den Goldumlauf durch einen Silberumlauf ebenso verdrängen zu lassen, wie zwei Jahrzehnte zuvor der Goldumlauf den Silberumlauf verdrängt hatte, das bimetallistische System durch Einschränkung der Silberprägung aufhob.

„Die Vorbedingungen für die Wirkung des bimetallistischen Systems in den fünfziger und sechziger Jahren waren also, daß Frankreich und die anderen Frankenländer sich im Besitze des infolge verstärkter Nachfrage im relativen Werthe steigenden Metalls befanden und ihren aus diesem Metall bestehenden Umlauf gegen einen Umlauf aus dem infolge des vermehrten Angebots sinkenden Metall austauschen konnten; daß sich ferner diese Länder zu einem solchen Austausch bereit finden ließen, weil er ihnen ein bequemeres an Stelle eines unbequemeren Umlaufsmittels, das Gold an Stelle des Silbers brachte. Nicht das bimetallistische System an sich, sondern nur das bimetallistische System verbunden mit diesen Vorbedingungen hat damals die Wirkung gehabt, eine starke Veränderung des Werthverhältnisses zu verhindern.

„Trotz der günstigen Vorbedingungen war die Wirkung des bimetallistischen Systems nur eine beschränkte und unvollkommene, und zwar so beschränkt und so unvollkommen, daß man in Hinblick auf das Grundprinzip des bimetallistischen Systems nicht von einem Bewähren, sondern nur von einem Versagen sprechen kann.“

An diesen Gedankengang schließt sich auch die folgende, an anderer Stelle befindliche Bemerkung:

„Nicht Deutschlands Münzreform zwang die übrigen Länder zur Goldwährung überzugehen, sondern das ausgesprochene Bestreben der ganzen Kulturwelt, die Goldwährung, wo sie thatsächlich bestand, gesetzlich festzulegen, wo sie nicht bestand, neu einzuführen, war für Deutschland ein Grund, sein neues Münzsystem auf dem Boden der Goldwährung aufzubauen. Deutschland ist dem Zug gefolgt, der die Welt beherrscht; es hat nicht durch einen Willkürakt die wirthschaftliche Entwicklung vergewaltigt, sondern es ist von einer auf natürlichen Prinzipien beruhenden wirthschaftlichen Entwicklung ebenso geschoben worden, wie die anderen Staaten, welche nach ihm zur Goldwährung übergegangen sind. Deutschland hatte nur die Klugheit und das Glück, der erste Staat zu sein, welcher in den allgemeinen Umwandlungsprozeß eintrat. Es hatte dadurch vor allen anderen Ländern einen Vorsprung, der, richtig benutzt, die unvermeidlichen Verluste und die unverkennbaren Schwierigkeiten des Währungswechsels erheblich vermindern konnte.“

Eine kurze Darlegung der im öffentlichen Leben Deutschlands hervorgetretenen Bestrebungen zur Reform des Papierumlaufs und zur Reform des Münzwesens, wobei mit besonderer Anerkennung der Verdienste Soetbeer's, des volkswirthschaftlichen Kongresses und des deutschen Handelstages gedacht wird, schließt die Vorgeschichte ab.

Der Haupttheil des Werkes ist natürlich der Geschichte der Reformgesetzgebung selbst gewidmet. An der Hand des sachkundigen Führers verfolgen wir das Werden der vier Hauptgesetze — Ausprägung von Goldmünzen (1871), Münzgesetz (1873), Reichskassenscheine (1874), Bankgesetz (1875) — von ihren ersten Entwürfen im Reichskanzleramt durch alle Phasen bundesräthlicher und parlamentarischer Behandlung bis zu ihrer Aufnahme in die Gesetzgebung. Viel neues, bisher nicht veröffentlichtes urkundliches Material, z. B. die Drucksachen des Bundesraths hat hierbei Verwendung gefunden. Durch all den Wirrwarr der Kämpfe, in die praktische Interessen und theoretische Meinungen, unitarische und partikularistische Strömungen, Sachkunde und Unkenntniß geriethen, führt der Weg doch zu dem klaren Ziele der Reform. Führer sind auf diesem Wege auf Seiten der Reichsregierung Delbrück und Michaelis, der parlamentarische Leiter der gesetzgeberischen Arbeit ist Bamberger. Der Gang der politischen Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß Bamberger seit fast zwei Jahrzehnten im öffentlichen Leben auf Seiten der Minderheitsparteien steht und vielen Jüngeren ist er, außer als geistvoller Schriftsteller und glänzender Redner, aus seiner öffentlichen Thätigkeit vornehmlich nur bekannt als der unermüdliche Vertheidiger einer von gegnerischer Seite in rücksichtsloser Agitation hart angegriffenen und viel geschmähten Gesetzgebung. In der geschichtlichen, dabei streng sachlichen Darstellung des großen Reformwerkes kommt er einmal zu seinem Rechte, erscheint er als das, was er auf der Höhe seines praktischen öffentlichen Wirkens war, als schaffender Gesetzgeber. Bei der Vorbereitung und Ausarbeitung der Gesetze ist er der zielbewußte Reformator, der rüstig vorwärts drängt, bei der praktischen Durchführung der getreue Eckart, der mahnt und warnt, zu allen Zeiten der sachkundige Berather der Regierung und des Parlaments. Aus seiner Thätigkeit ist manches anzuführen, dessen heute wenig gedacht wird. So hat er schon im Frühjahr 1870 im Zollparlament den Antrag gestellt, das Münzwesen zur Zollvereinssache zu erklären, da doch der Norddeutsche Bund nicht auf eigene Faust eine Reform durchführen konnte; im Reichstage empfahl er alsdald der Reichsregierung vor der Ordnung des Münzwesens die Reform des Bankwesens vorzunehmen, damit durch eine Reichsbank der Uebergang zur Goldwährung gefördert werde, ein sehr zweckentsprechender Vorschlag, der leider an den im Bundesrath bestehenden Meinungsverschiedenheiten scheiterte; er beantragte später die Ausgabe von Münzscheinen, um die Einziehung der alten Silbermünzen zu beschleunigen und drang fort und fort auf schnelle Abstoßung des alten Silbers. Bamberger und Delbrück haben es bereits zu den Jahren gebracht, die der Psalmist als die Grenzen menschlichen Lebens bezeichnet, und beide dürfen sich sagen, daß ihr Leben köstlich gewesen, weil es Mühe und Arbeit gewesen. Mit theilnehmender Freude aber muß es alle ihre Verehrer und Freunde erfüllen, daß es beiden Männern beschieden ist, noch selbst für den erfolgreichsten Theil ihrer Lebensarbeit einen Geschichtschreiber erstehen zu sehen, wie es Karl Helfferich auf diesem Gebiet ist.

Die Darstellung der Durchführung der Reform füllt den dritten Theil des Werkes. Hier setzt der Verfasser mit scharfer, aber nur allzu berechtigter Kritik ein. Einen Kardinalfehler bildet die jahrelange Verzögerung der Silbereinziehung, für welche mit Recht Camphausen verantwortlich gemacht wird. Ein überaus lehrreiches Kapitel des Werkes bildet die Schilderung der Folgen der verfehlten Maßnahmen, welche sich in voller Schwere zeigten, als von der Mitte des Jahres 1874 an durch die verstärkten Goldprägungen eine bedeutende Vermehrung des deutschen Goldumlaufs eintrat, während gleichzeitig die auf die Handelskrisis folgende allgemeine wirthschaftliche Depression, die besonders schwer auf Deutschland lastete, den Bedarf nach Umlaufsmitteln beträchtlich verringerte. Hieran schließt sich, auf Grund eines umfangreichen, großentheils noch unveröffentlichten Materials, eine in minutiöse Details gehende Darstellung der Goldankäufe und der Silberverkäufe. Der Einfluß der Letzteren auf den Silberpreis erweist sich hierbei als weit zurückstehend hinter den Wirkungen der Steigerung der Silberproduktion und der Abnahme der Silberausfuhr nach Ostasien. Treffend be-

merkt jedoch Helfferich hierzu: „Wichtiger für das Schicksal des Silbers als diese auf die täglichen Schwankungen des Marktpreises einwirkenden Verhältnisse war die weltgeschichtliche Thatsache, daß die wichtigsten Länder europäischer Kultur sich weigerten, das durch die Verminderung des indischen Bedarfs und die gleichzeitige Vermehrung der Produktion verfügbar werdende Silber in ihrem Geldumlauf aufzunehmen; daß sich diese Länder vielmehr entschlossen, einen überwiegenden Goldumlauf, wo er bestand, aufrecht zu erhalten, wo er nicht bestand, einzuführen."

In der 1879 erfolgten Einstellung der deutschen Silberverkäufe erblickt Helfferich, wie zu jener Zeit übrigens nicht nur die Freunde der Goldwährung, sondern auch die Bimetallisten thaten, einen Fehler, dessen Folgen sich bald fühlbar machen mußten. Der deutsche Verkehr benutzte nämlich nach wie vor die durch die unbedingte Goldzahlung der Reichsbank gegebene Möglichkeit, die überflüssigen Thaler in die Reichsbank abzustoßen und dafür Goldmünzen herauszuholen. In welchem Umfange sich dadurch der Goldwerth der Bank verminderte, während der Thalerbestand anwuchs, ist aus den Zahlen zu ersehen, welche Helfferich, zum ersten Mal, über die Zusammensetzung des Metallvorraths der Reichsbank seit ihrer Begründung anführen kann. Im Jahre 1881 sank der durchschnittliche Goldbestand auf 207 Millionen Mark, vorübergehend war er noch beträchtlich geringer als dieser Durchschnitt.*) In den Jahren 1881 und 1882 betrug die durchschnittliche Golddeckung des Notenumlaufs nur 28 Prozent. In dieselben Jahre 1882 und 1883 fiel gleichzeitig die Goldproduktion auf ihren niedrigsten Stand. Dies waren Jahre nicht unbedenklicher Unbequemlichkeiten für die Reichsbank und zugleich die Jahre, in denen die bimetallistische Agitation üppig ins Kraut schoß.

Den letzten Abschnitt seines Werkes hat der Verfasser mit dem bezeichnenden Titel versehen: Die Vollendung der Geldreform durch die Thatsachen. Die schwere Probezeit für die deutsche Münzgesetzgebung liegt längst hinter uns. Die Steigerung der Goldproduktion und eine fortgesetzt günstige Zahlungsbilanz haben es Deutschland ermöglicht, von 1885 bis Ende 1897, nach Helfferich's Schätzung, seinen monetären Goldbestand von 1650 bis auf 2490 Mill. Mk. zu erhöhen, die Reichsbank verfügt heute über einen Goldbestand von 600 bis 700 und zeitweise noch mehr Millionen, während ihr Silberbestand Ende 1897 auf 280 Mill. Mk. gesunken war. Da die Reichsbank einen Thaler- und Silbermünzenbestand von etwa 125 Millionen unbedingt nöthig hat, um die ihr übertragene örtliche Regulirung des Scheidemünzenumlaufs durchführen zu können, so würden nur noch etwa 155 Mill. Mk. alter Thaler als entbehrlich anzusehen sein. Dieser Betrag kann gegenüber einem Goldgeldbestand im Lande von fast 3 Milliarden Mark und dem heutigen Goldvorrath der Reichsbank nicht schwer ins Gewicht fallen. Helfferich durfte deshalb seine Geschichte der deutschen Geldreform mit den Worten schließen:

„Während die hocherfreuliche Entwicklung des deutschen Geldwesens das halbvollendete Reformwerk zu einem befriedigenden Abschluß geführt hat, nimmt die Gestaltung der gesammten internationalen Verhältnisse der gegen die Grundlage der deutschen Geldverfassung gerichteten bimetallistischen Bewegung ihre stärksten Waffen. So erscheint heute die deutsche Goldwährung, deren Durchführung während einer Reihe von Jahren ernstlich bedroht erschien, nach innen vollendet und nach außen gesichert. Damit ist das Werk der Geldreform zu dem erstrebten Abschluß gebracht."

*) Einen interessanten Vorgang zieht Helfferich hierbei aus der Vergessenheit hervor. In der ersten Hälfte des September 1880 erreichte der Goldvorrath seinen niedrigsten Stand mit etwa 185 Millionen Mark. Die Zusammensetzung des Metallschatzes der Bank wurde damals als strengstes Amtsgeheimniß gehütet, trotzdem brachte damals die „Berliner Börsenzeitung" eine Notiz darüber mit Angabe der richtigen Zahl. Später hat Herr Dr. Arendt verbreitet, die Notiz rühre von ihm her, er habe aber die Zahlenangabe frei erfunden!

Der Rückblick auf das seit Inkrafttreten des Münzgesetzes verflossene Vierteljahrhundert legt noch einige Betrachtungen allgemeiner Art nahe. Zwischen der politischen Entwicklung Deutschlands und der Entwicklung des deutschen Münzwesens besteht eine nicht zu verkennende Analogie. Auf dem gleichen Boden der Kleinstaaterei ist die politische Misere unseres Vaterlandes und die Misere unseres Münzwesens erwachsen. Wenn auch nur langsam und durch wiederholte Rückschläge gehemmt, wuchs doch allmählich eine Besserung empor, die weiteren Erfolgen nahe war, als die Entscheidung im Donner der Schlachten kam. Dasselbe Jahr, welches das deutsche Reich geboren, hat auch den ersten Schritt zur Deutschen Münzeinheit gebracht. Auf der Höhe einer von nationalem Geiste geleiteten Gesetzgebung wurde auch das nationale Werk der Münzreform vollendet. Es weht etwas von diesem Geist durch die lange Reihe der Verhandlungen, welche nöthig waren, wenn sie auch von manchem kleinlichen und unverständigen Streit nicht frei sind, und ohne diesen Geist wäre wahrscheinlich diese ganze Gesetzgebung gar nicht zu Stande gekommen. Sie strebte darum auch, unter Ausschluß der heute die Gesetzgebung vergewaltigenden Sonderinteressen, allein das allgemeine Interesse an, soweit vielleicht, als dies bei der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Einrichtungen in der Gesetzgebung überhaupt möglich ist. Und nichts findet sich in dieser Gesetzgebung von den heute üblichen Versprechungen, daß der Staat für das wirthschaftliche Wohl jedes Einzelnen zu sorgen habe, sie will nur, aber auch in organisatorischer Weise, die Grundlage schaffen, auf der ehrliches eigenes Streben sich wirthschaftlich fortschreitend entwickeln kann.

Und noch ein Anderes drängt sich der Betrachtung auf, die damalige Stellung des Reichstags. Mit wärmster Anerkennung gedenkt Helfferich der Sachkenntniß, des parlamentarischen Geschicks und der unermüdlichen selbstlosen Thätigkeit jener Männer, welche in der Reichsregierung, im Bundesrath und im Reichstag den Reichsgedanken gegenüber partikularistischen Bestrebungen, gesunde wirthschaftliche Grundsätze gegenüber der Unwissenheit und Verkehrtheit vertraten. „Namentlich ist das Verdienst des Reichstags und der Männer, deren Führung seine Mehrheit sich anvertraute, nicht hoch genug anzuschlagen. Die bis zur Unmöglichkeit partikularistische Verfassung, welche der Bundesrath dem deutschen Münzwesen in dem ersten Münzgesetz geben wollte, ist durch den Reichstag beseitigt und durch ein immer noch nicht einwandfreies, aber erträgliches Kompromiß ersetzt worden. Der Reichstag hat durch Einstellung der Silberprägung den ersten wirksamen Schritt zu der auch von der Reichsregierung und dem Bundesrath erstrebten Goldwährung gethan; der Reichstag hat nach schweren Kämpfen der Regierung das freie Prägerecht für Gold, das wesentlichste Erforderniß der Goldwährung, abgerungen; durch den Reichstag ist das freie Prägerecht durch die Verpflichtung der Reichsbank zum Goldankauf in sachgemäßer Weise ergänzt worden; dem Reichstag schließlich hat die Reichsbank ihr Dasein zu verdanken." Das thaten die Reichstage von 1871 bis 1876. Wozu aber sucht heute der unter dem Einflusse des Bundes der Landwirthe stehende Reichstag die Regierung zu drängen!

Zum Schluß noch ein Wort. Ich möchte allen ernstdenkenden Männern, die im großen Geschäftsleben thätig sind, die Anschaffung und die aufmerksame Lektüre des Helfferich'schen Buches dringend empfehlen. Nicht im Interesse des Werkes, dem sein Platz in der volkswirthschaftlichen Litteratur gesichert ist, sondern in ihrem und im Interesse der Allgemeinheit. In den wirthschaftspolitischen Kämpfen unserer Tage ist mit der Kenntniß des praktischen Lebens und der geschäftlichen Welterfahrung, die freilich vielfach über manchem unfruchtbaren Bücherwissen stehen mögen, allein nicht auszukommen, sondern es bedarf auch gründlicher volkswirthschaftlicher Bildung. Helfferich's Werk bietet ihnen ein Mittel solcher Bildung nicht in trockenen, lehrhaften Auseinandersetzungen, sondern in der gefälligen Darstellung einer der größten wirthschaftlichen Operationen aller Zeiten, an deren gründlichem Ver-

ständniß doch jedem über den engen Kreis seiner nächsten Interessen hinausblickenden Kaufmann gelegen sein muß. Dabei wachsen selbst einzelne subtile theoretische Erörterungen aus den thatsächlichen Vorgängen heraus, sie werden gewissermaßen selbst ein Stück geschichtlichen Lebens. Und wer sich den wesentlichen Inhalt dieses Werkes zu seinem geistigen Eigenthum macht, dem wird der Blick in bester Weise auch für das richtige Verständniß anderer volkswirthschaftlicher Probleme geschärft werden.

M. Braemel.

Parlamentsbriefe.

XV.

Das Abgeordnetenhaus hat seine Thätigkeit nach den Osterferien wieder aufgenommen. Es tastet ewig an Problemen herum. In den ersten Jahren des Deutschen Reiches hat sich die Gesetzgebung an keine einzige Aufgabe gewagt, die nicht bei dem gehörigen Aufwand von Ernst und Arbeit zu lösen war und hat daher auch kein begonnenes Werk unvollendet zurückgelassen. Heute wird täglich eine Frage angeschnitten, von welcher vorauszusehen ist, daß die Besprechung zu nichts führen kann

Am ersten Tage nach den Ferien sollten die großen Waarenhäuser abgeschafft werden, damit der Kleinhandel etwas verdient, und am zweiten Tage sollten den Grundbesitzern des Ostens Menschen zugeführt werden, damit der Arbeitermangel beseitigt werde. Das sind zwei Proben aus einem sehr reichhaltigen Repertoir.

Das Schema, nach welchem die Diskussion zu verlaufen pflegt, ist etwa das Folgende. Die Regierung erkennt die Uebelstände, die geltend gemacht worden sind, in hohem Grade an; sie ist durchdrungen von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe, diese Uebelstände zu beseitigen. Bisher ist sie mit ihren Berathungen noch nicht zum Abschluß gekommen, wird sie aber unermüdlich fortsetzen. Sie wird dankbar sein für jeden Wink, der ihr gegeben wird, und hegt zu der Weisheit dieses hohen Hauses das Zutrauen, daß es ihr zu Hilfe kommen werde.

Der erste Redner des Hauses ist dankerfüllt; er hat aus den Erklärungen der Regierung herausgehört, daß sie Etwas **thun** will. Darauf kommt es an, etwas thun. Er ist erfreut, aus der Rede des Ministers zu ersehen, daß **endlich** mit dem öden Manchesterthum gebrochen werden soll, das nichts thun will. (Wie oft mit dem öden Manchesterthum schon endlich gebrochen worden ist, kann kein Mensch mehr zählen.) Der zweite Redner hat einen positiven Vorschlag, der sofortige Abhilfe bringen wird; der dritte Redner hat gleichfalls einen Vorschlag, aber den entgegengesetzten. Der vierte Redner führt den beiden vorhergehenden zu Gemüthe, daß ihre beiden Vorschläge grundverkehrt seien und kommt mit einem anderen hervor. Der letzte Redner aus dem Hause ist sehr unwirsch und beklagt tief, daß die Regierung, deren Aufgabe es doch sei, Vorschläge zu machen, solche von dem Hause erwarte. Eine Regierung, die unseren Beschwerden nicht abhelfen kann, kann uns sonst etwas.

Die großen Waarenhäuser sollen unterdrückt werden, sei es durch Polizeigewalt, sei es durch Steuerüberlastung. Der Kleinhändler ist die wahre Stütze des Staats; (Graf Brühl würde hinzufügen: nur auf der Jagd darf er mir nicht in die Quere kommen), ihm ist sein Verdienst zu gönnen, (Graf Moltke würde eingeschoben haben: nur dem Offizier darf er seine Flasche Wein nicht vertheuern); aber die Inhaber der großen Lager und ihre Tausende von Commis verdienen keine Schonung.

König Karl I. von England erließ einst eine Verordnung, durch welche er verbot, die Straßen Londons mit Lohnfuhrwerk zu befahren. Erstens würde dadurch der Hof belästigt und zweitens würde die Sicherheit der Fußgänger beeinträchtigt. In den ersten zweihundertfünfzig Jahren wenigstens hat diese Verordnung keinen sichtbaren Erfolg gehabt; nach zuverlässigen Nachrichten soll der Fahrverkehr in den Straßen Londons ein recht lebhafter sein. Aehnlich wird es mit ähnlichen Verordnungen und Gesetzen immer gehen.

Ich schwärme nicht für große Waarenhäuser. Ich leiste auf ihre Dienste Verzicht, ohne etwas zu entbehren. Ich pflege in mittleren Geschäften zu kaufen, in denen ich solide bedient werde. Manchmal gehe ich in ganz kleine Geschäfte.

Als sich in der Nähe meiner Wohnung in der Vorstadt ein kleiner Buchbinder ansiedelte, war ich sein erster Kunde, und wir sind jetzt seit zehn Jahren mit einander sehr zufrieden gewesen. Aber andere Leute denken anders und ich verlange nicht, daß Jedermann wie ich denkt. Für Tausende von Leuten sind die Waarenhäuser ein Bedürfniß, sonst würden sie nicht hingehen und die Frage nach ihrer Existenz wäre gelöst. Was ist denn ein großes Geschäft? Hat Heymann Levy ein Waarenhaus? Er handelt mit sehr verschiedenen Artikeln, „Eau de Cologne und Schweizerkäse, Kragentücher mit 'ner Fraise“. Wenn man ihm oder den großen Waarenhäusern in der Residenz die Existenz untergräbt, so schädigt man die Leute, die dort kaufen. Die Kosten des Handels sollen herabgesetzt werden bis auf den Punkt, der nothwendig ist, damit der Handel seine Funktionen erfüllen kann.

Und nun gar die Arbeiternoth auf dem Lande. Der Arbeiter arbeitet zunächst für sich, um sein Leben zu erhalten; je mehr er verdient, desto besser für ihn, und er erhebt den Anspruch, so gut zu leben, als er es mit seiner Hände Arbeit erschwingen kann. Dieses Verlangen ist nicht unbillig. Daß er mit seiner Hände Arbeit dem Grundherrn nutzt, ist eine Wirkung, aber man kann nicht verlangen, daß er sich diese Wirkung als Zweck setzt.

Die Arbeiternoth auf den Landgütern des Ostens ist eine Folge der dortigen Agrarverfassung, und man kann sich mit ihr nicht beschäftigen, ohne die Frage der Fideikommisse sehr ernsthaft in das Auge zu fassen. Man kann Arbeiterschaaren so wenig wie Soldaten aus der Erde stampfen. Man muß sie anlocken, indem man ihnen günstige Lebensbedingungen bietet.

Die Freizügigkeit soll erhalten werden; das versichert Jedermann, und diese Versicherung klingt sehr gut. Die entgegengesetzte Versicherung würde einen sehr üblen Klang haben. Aber die „Auswüchse“ der Freizügigkeit sollen beschnitten werden. Sehr schön, aber man muß sich darüber klar werden, was ein Auswuchs der Freizügigkeit ist. Der brave Agrarier betrachtet es als einen Auswuchs, wenn ihm ein Arbeiter, den er bei schmalem Lohn sehr gut gebrauchen kann, fortgeht, lediglich aus dem niedrigen Motiv, weil er in Westfalen mehr verdient. Wir sind der Ansicht, daß die Landwirthschaft erhalten werden muß, aber die Auswüchse des agrarischen Wesens müssen beschnitten werden. Zu diesen Auswüchsen rechnen wir es, wenn immer mehr Land in die Hände von wenigen Personen übergeht, die weder Kapital genug besitzen, um ihm die wünschenswerthen Erträge abzugewinnen, noch Intelligenz genug, um es zu bewirthschaften.

Die ganze Politik läßt sich zuletzt auf die wichtige Beantwortung der Frage zurückzuführen, was ein Auswuchs ist. An dieser harten Speise kaut die Menschheit seit einigen Jahrtausenden und hat bisher den alten Sauerteig nicht verdaut.

Proteus.

Von der heutigen Chirurgie.

Anläßlich des 27. Kongresses der deutschen Gesellschaft für Chirurgie, Berlin, 13. bis 16. April 1898.

Professor Albert Eulenburg, der bekannte Nervenarzt, erwähnte kürzlich in einer kleinen Arbeit, auf die im Verlaufe der nachfolgenden Zeilen zurückzukommen ist, daß ein hervorragender Kliniker mit einigem Mißvergnügen an den Ausspruch Billroth's erinnerte, „die innere Medizin müsse mehr chirurgisch werden"; der Kliniker fürchtete davon eine steigende Zurückdrängung der inneren Medizin durch die Chirurgie. Bei unbefangener Erwägung erscheint diese Besorgniß übertrieben und man muß es eher mit Befriedigung aufnehmen, wenn die beiden Hauptzweige der Heilkunde immer mehr ineinander greifen. Wie sich nun aber auch die innere Medizin dazu verhalten möge, so hat man es hier mit einem Vorgang fortschreitender Entwickelung zu thun. Man sieht jedenfalls, daß die Chirurgie ihrerseits immer mehr internistisch wird, immer mehr an Aufgaben schwieriger Art aus der inneren Medizin sich heranwagt und dabei doch innerhalb der chirurgischen Grenzen verbleibt. Mehrere Hauptgruppen der Tagesordnung des jüngst abgehaltenen Chirurgenkongresses betrafen die Chirurgie des Magens, der Leber und der Gallenwege, der Lunge und der Schädelhöhle und die Aufgaben, welche ihr dabei zugewiesen waren, betrafen fast durchweg innere Leiden, wegen deren vermuthlich in den meisten Fällen die Kranken zunächst den inneren Arzt befragt hatten. Soll man deshalb von einem Armuthszeugniß für die innere Medizin sprechen? Mit nichten; denn auch dort, wo sie schließlich den Chirurgen herbeiruft, fällt ihren verfeinerten Methoden der Diagnostik und der Erfahrung des Arztes über innere Krankheiten doch das entscheidende Urtheil über die Natur des Leidens zu. Es liegt wesentlich an der Natur des Leidens, wenn Chirurg und Internist sich darüber einigen, daß in einem bestimmten Falle die mechanische Entfernung des erkrankten Theiles oder die Entfernung schwerer Hindernisse für die Funktion eines Organs der beste Weg ist, um dem Kranken zu helfen. Daß eine solche Ausdehnung der chirurgischen Aufgaben möglich geworden ist, verdankt die Medizin der Verhütung von Wundkrankheiten durch Antiseptik und Aseptik, die es eben gestatten, mit dem Messer immer weiter ins Innere des Körpers vorzudringen, ohne durch die Gefahr, daß durch die Wunde allein Schaden erzeugt werde, abgeschreckt zu werden.

Deshalb spielt auf allen Chirurgenkongressen die Sicherung und Vervollkommnung der aseptischen Wundheilung eine hervorragende Rolle. Sie ist die Vorbedingung für das Gelingen der eigentlichen Heilaufgabe und daher kommt es, daß von allen Fragen der allgemeinen Chirurgie man sicher ist, sie zu allererst auf der Tagesordnung eines solchen Kongresses anzutreffen. Auf dem jüngsten Kongreß war sie sogar die einzige allgemein chirurgische Frage, die offiziell behandelt wurde; Anästhesie, pathologische Anatomie chirurgischer Erkrankungen u. dgl. suchte man diesmal vergebens, sie wurden höchstens im Anschluß an Spezialfragen berührt. So sei ein Punkt, der uns auffiel, hier gleich vorweggenommen. Ein nach seinem ganzen Auftreten sehr kenntnißreicher und tüchtiger Assistent von Professor Mikulicz in Breslau, dessen Namen ich leider nicht hörte, erwähnte in einem Berichte über eine langwierige Darmoperation, daß diese unter Schleich'scher Infiltrations-Anästhesie ausgeführt und vom Kranken gut vertragen wurde. Es ist dies die von dem Berliner Chirurgen Schleich eingeführte Methode, unter Vermeidung allgemeiner Betäubung nur das Operationsgebiet für den Kranken unempfindlich zu machen. In dem erwähnten Falle war dabei eine ausgedehnte Untersuchung des Darms bei geöffneter Bauchhöhle, sowie die Operation selbst ermöglicht, so daß man von örtlicher Unempfindlichkeit zu Operationszwecken kaum mehr verlangen kann.

Was nun die Bestrebungen zur Verbesserung der Aseptik betrifft, so stand diesmal besonders die Anwendung desinfizirter Handschuhe beim Operiren zur Erörterung. Mikulicz, einer der Ersten, der sich dieses Schutzmittels für Kranken und Arzt bediente, gebraucht sorgsam desinfizirte Zwirnhandschuhe. Doch ging aus den bakteriologischen Untersuchungen, welche Döderlein aus Tübingen mittheilte, hervor, daß sich solche Handschuhe nicht ganz keimfrei erhalten lassen. Eher ist dies bei Handschuhen von dünnstem Gummi möglich und solche werden denn auch von den meisten jener Chirurgen, welche so weitgehende Schutzmittel anwenden wollen, gebraucht. Professor Wölfler in Prag, der durch seine Schilddrüsen- und Magenoperationen bekannte Billroth-Schüler, verwendet mit großem Vortheil in Lysollösung lange desinfizirte Lederhandschuhe mit Gummifingern. Manchen mögen solche Vorsichtsmaßregeln übertrieben erscheinen und es fand auf dem Kongreß auch die „Rückkehr zur Natur", nämlich zu der bloßen desinfizirten und während der Arbeit wiederholt gewaschenen Hand, ihre Befürworter. Indessen wird von hervorragenden Chirurgen versichert, daß der Gebrauch der Handschuhe für die bessere Verhütung der Wundinfektion und zum Schutze des Arztes unzweifelhaft von Vortheil und die Befürchtung, es könnte dabei die Sicherheit des Gefühls und damit die Technik der Untersuchung und Operation beeinträchtigt werden, durch die Erfahrung nicht begründet sei.

Was nun die verschiedenen Gebiete der inneren Medizin betrifft, auf die sich die diesmaligen Verhandlungen des Kongresses erstreckten, so wollen wir sie nur in aller Kürze überfliegen, um die heutige Richtung zu kennzeichnen; denn diese Zeilen sollen nicht einen Kongreßbericht ersetzen. Zunächst stand die Chirurgie des Magens und Darms, an denen zumeist wegen bösartiger Geschwülste, namentlich des Krebses, aber auch oft wegen anderer Erkrankungen oder nach Verletzungen, besonders durch Schußwaffen, operative Eingriffe geboten sind. Gefehlt haben derlei Operationen, abgesehen von der erst durch Billroth eingeführten Magenresektion, auch vor der antiseptischen Zeit nicht. Bezüglich des Darmkrebses verwies schon Niemeyer noch in der letzten Auflage seines Lehrbuchs der inneren Medizin 1871 auf die Chirurgie; allein damals war dies eben nur ein Ausweg der Verzweiflung und die Ueberantwortung des Kranken an den Chirurgen nicht viel mehr als ein Todesurtheil. Heute wird mit jedem Jahre die Zahl der Heilungen nach derlei Krebsoperationen eine größere. Wenn Löbker, früher Professor in Greifswald, jetzt Krankenhausleiter in Dortmund, über einen Fall berichten kann, der fünf Jahre nach ausgedehnter Entfernung krebsiger Theile des Magens rückfallfrei blieb und noch ist, wenn von Hacker, ebenso wie Wölfler, ein früherer Assistent von Billroth, jetzt Professor in Innsbruck, einen solchen Kranken seit 1890, Hahn in Berlin und Rehn in Frankfurt mehrere zwar jüngere, aber doch bisher günstig verlaufene Fälle in Beobachtung haben, so ist dies eine um so günstigere Zunahme der Erfolge, als dem Erfinder der Operation, Billroth, selber noch nicht so gute Erfahrungen beschieden waren. In einigen Fällen hat er allerdings den gesicherten Erfolg bloß nicht erleben können; denn verschiedene von den Kranken, über deren Heilung heute Billroth's Schüler berichten, fallen mit ihrer Operation noch in Billroth's Zeit. Der kühnste Fortschritt in der Magenchirurgie war freilich der von Schlatter, dem ersten Assistenten Krönleins in Zürich, über welchen der letztere berichtete, der im vorigen Jahre operirte Fall einer Frau, welcher der genannte junge Chirurg den ganzen Magen entfernte und welche, nachdem ihr Speiseröhre und Darm unmittelbar miteinander vereinigt worden, bis jetzt bei gutem Ernährungszustande lebt, ja sogar an Gewicht zugenommen hat. Diese Operation hat den erstaunlichen Beweis geliefert, daß der Magen mit seiner für die Verdauung anscheinend unentbehrlichen Salzsäure- und Pepsinausscheidung und seiner besonderen Thätigkeit gänzlich aus dem Organismus austreten kann, ohne das Leben unbedingt

zu gefährden. Hier tritt stellvertretend die verdauende Funktion des Dünndarms ein. Wie lange jene Frau so wird leben können, mag eine andere Frage sein; das halbe Jahr allein, um welches sie schon die Operation überdauert hat, ist schon ein großer Triumph der Wissenschaft, an welchem Chirurgie, Physiologie und innere Medizin zugleich theilnehmen.

Nicht minder erfreulich sind die Fortschritte der Chirurgie des Darms, der vielleicht noch viel häufiger durch Geschwülste und zwar keineswegs immer durch bösartige, den Eingriff des Chirurgen nöthig macht; tritt dauernder Erfolg bei Krebs ein, so ist es um so werthvoller. Fast jede größere Klinik verfügt jetzt hierin über größere befriedigende Erfahrungen. Aus Berlin konnten unter Anderen Hahn und Körte, aus Wien Hochenegg, ein Schüler Albert's, über solche berichten. Wie lange man sich mit solchen Leiden schleppen kann, ehe sie erkannt werden, zeigt ein von Hochenegg beschriebener Fall eines 63jährigen Mannes, bei welchem außer einem seit Jahren bekannten Bruch erst spät gelegentlich eines Anfalls von Darmverschluß eine Geschwulst festgestellt wurde und der seit seinem 14. Lebensjahre an Darmbeschwerden gelitten hatte. Unter Umständen geschieht es freilich, worauf schon vor einigen Jahren Mikulicz zu achten mahnte, daß die Beschwerden der Kranken und sogar die äußeren Anzeichen eine bösartige Geschwulst vortäuschen, während es sich in Wirklichkeit nur um nervöse Beschwerden handelt. So berichtete Jordan aus der Heidelberger Klinik von einer Frau, die wegen schweren Magenleidens lange vergebens vom inneren Arzte behandelt und schließlich, da auch bei der äußeren Untersuchung eine harte Geschwulst vorhanden zu sein schien, wegen vermeintlichen Magenkrebses operirt wurde, bei der sich aber der Magen ganz intakt zeigte, so daß die rein nervöse Natur ihres Leidens damit sichergestellt war. Ueberraschender Weise aber verschwanden ihre Beschwerden nach der Operation mit einem Schlage! Indessen dauerte der Triumph, den sich der Chirurg hier nur sehr bedingt zuschreiben durfte, nicht zu lange; denn nach vier Monaten traten die alten Beschwerden der Frau wieder auf. In anderen Fällen kommt es auch vor, daß in zwölfter Stunde eine glückliche Wendung den schon unabwendbar geglaubten chirurgischen Eingriff entbehrlich macht. So gehört zu den unangenehmsten Erscheinungen plötzlicher Darmverschluß durch eine Längsaxen-Drehung eines Darmstücks, bei der wiederholt nur die Operation helfen konnte. Indessen berichtete von Zoege-Manteuffel aus Dorpat von zwei solchen Fällen, in denen er schon das Messer bereit hielt und der Kranke bereits narkotisirt war und wo eine in der Narkose ausgeführte Wassereingießung in den Darm die plötzliche Rückkehr des gedrehten Darmstücks in die normale Lage bewirkte und so die Operation erspart werden konnte. Man sieht daraus auch, daß der moderne Chirurg durchaus nicht ein Fanatiker des Messers ist. Bei dauernder Beeinträchtigung der Gesundheit durch eine Geschwulst, namentlich durch eine bösartige, bleibt freilich das Messer in seinem Rechte und wenn Erfolge, wie der von Professor Gussenbauer, berichtet werden können, wo ein wegen Darmkrebs Operirter mit künstlichem Darmausgang neunzehn Jahre nach der Operation wohlbehalten weiterleben konnte und dann an einer ganz anderen Krankheit starb, so kann die Chirurgie und das Publikum nur mit wachsendem Vertrauen auf die jetzt befolgten Methoden sehen.

Um nicht zu weitläufig zu werden, wollen wir nur kurz erwähnen, daß auch die Chirurgie der Leber und der Gallenblase neuerdings immer mehr praktische Anhänger zählt und Erfolge aufweist und gehen zur Chirurgie eines anderen lebenswichtigen Organs, der Lunge, über. Abgesehen von Fällen glücklich geheilter Lungenverletzungen kommt hier besonders die chirurgische Behandlung ausgedehnter, auf das Brustfell übergreifender Lungeneiterungen im Verlauf der Tuberkulose in Betracht. Von dem vor etwa einem halben Menschenalter gemachten ersten Eingriff, bei welchem durch Einstich und Auspumpen die Entfernung von Ansammlungen nichteitriger Flüssigkeit im Brusthöhlenraum zwischen den beiden Blättern des Brust- und Rippenfells erreicht wurde, ist die Chirurgie zur Beseitigung eitriger Ansammlungen durch größere Eingriffe, bei denen Stücke von Rippen zu entfernen waren, fortgeschritten, ist aber auf diesem schon vor Jahren erreichten Stande nicht stehen geblieben, sondern neuerdings durch die von Schede angegebene Thorakoplastik schon dazu gelangt, eine ganze Hälfte der knöchernen Brustwand zu entfernen und die von dem Eiter befreite innere Fläche direkt an die Haut anzuheilen. Jordan aus Heidelberg und Karewski aus Berlin konnten über eine Reihe kühner, mit Erfolg ausgeführter Fälle von solchen und ähnlichen Eingriffen berichten. — Beinahe ganz fehlte diesmal die Nierenchirurgie, ob deshalb, weil einer ihrer ersten Meister, Prof. J. Israel aus Berlin, sich auf einer längeren Erholungsreise befindet oder weil auch sonst wenig neueres Material vorhanden war, möge dahingestellt bleiben.

Die neuerdings so sorgsam studirten Erkrankungen der Nase und ihrer Nebenhöhlen hat auch zu einer Erweiterung der Schädelchirurgie geführt, indem durch sie von der Nase ausgehende Eiterungen der Stirnhöhlen und des Siebbeins, also eines im Schädelinnern liegenden Knochens gründlich beseitigt werden können. — Daß bei manchen Erkrankungen des Gehirns die Chirurgie sich längst Bürgerrecht erworben hat, ist bekannt. Weniger bekannt und für weite Kreise von Interesse ist dagegen eine Anwendung, welche die Chirurgie neuerdings in der Nervenheilkunde erfahren hat. In dem Eingangs erwähnten Artikel der „Deutschen medizinischen Wochenschrift" vom 7. April hatte Professor Eulenburg von einem unter seiner Behandlung stehenden Falle einer bestimmten Art von Kinderlähmung, der sog. Little'schen Krankheit berichtet, in welchem bei einer angeborenen Lähmung bestimmter Fußmuskeln Professor Sonnenburg mittels der Sehnenüberpflanzung eine außerordentliche Besserung erzielte, so daß das betreffende Kind nun erst den Fuß mit der ganzen Sohle aufzusetzen und zu gehen im Stande war, was es früher nicht vermocht hatte. Anscheinend haben wir es hier mit einer Neuerung zu thun, welche nicht nur für die Chirurgie, sondern auch für die Nervenheilkunde einen Fortschritt bedeutet, der auch theoretische Tragweite hat. Der von dem Chirurgen Sonnenburg auf Vorschlag des Nervenarztes Eulenburg ausgeführte Eingriff ist keine ganz neue, — denn die erste derartige Operation machte schon 1882 Professor Nicoladoni in Innsbruck — aber immerhin erst in den letzten Jahren ausgedehnter angewandte Operation. Sie beruht darauf, daß, wenn an einer Extremität Muskeln einer Gruppe, sei es die Beuge- oder Streckmuskeln, gelähmt sind, man aus der entgegengesetzt wirkenden Muskelgruppe des betreffenden Gliedes einen Muskel heranzieht, um die Arbeit des gelähmten Muskels zu übernehmen. Dies geschieht dadurch, daß man, wenn z. B. ein Streckmuskel gelähmt ist, die Sehne eines nahen Beugemuskels der Länge nach spaltet, an einer peripher gelegenen Stelle einschneidet, dann auf die Streckseite hinüberführt und in einen Schlitz der Sehne des gelähmten Muskels einheilen läßt. Der Beugemuskel muß dann, wenn er vom Gehirn aus einen Willensanreiz erhält oder wie man kürzer sagt, innervirt wird, auch als Strecker fungiren. Es ist so, wie wenn man einen Deutschnationalen und einen Jungtschechen in ein Ministerium einspannt; was der Eine mit seinen Ueberzeugungen unvereinbar hält und verweigert, sieht sich der Andere zu thun genöthigt, wenn er nicht den Bestand des ganzen Ministeriums gefährden will. Während Eulenburg bloß über den einen Fall seiner Praxis berichten konnte, jedoch auch die anderen bereits bekannten Fälle ähnlicher Operationen berührte, konnte Herr Vulpius aus Heidelberg und Herr Franke aus Braunschweig bereits über eine erhebliche Anzahl nicht nur aus der Litteratur bekannter, sondern von ihnen selbst mit günstigem Erfolg ausgeführter Operationen dieser Art berichten. Nach Vulpius sind bereits Fälle von Klumpfuß, Plattfuß und Spitzfuß (auch der Eulenburg'sche Fall war ein Spitzfuß) in dieser Weise behandelt. Vulpius

erwähnte aber zugleich, daß neuerdings auch am Oberschenkel, ferner an Arm und Hand Lähmungen durch Sehnenüberpflanzung erheblich gebessert, hie und da sogar nahezu geheilt worden seien. An sich ist der errungene Vortheil, so erfreulich er ist, nur mechanischer Art und ich habe hervorragende Chirurgen gesprochen, welche hier auch nur eine rein mechanische Wirkung erblicken wollen, indem einfach eine von der Innenseite nach der Außenseite des betreffenden Gliedes geführte Muskelsehne durch den neuen Ansatzpunkt, den sie erhielt, strecken, statt beugen müsse. Allein Vulpius berichtete, daß die gewonnenen Resultate durch Elektrisiren der betreffenden Muskelpartie erheblich gebessert worden seien; danach muß man also annehmen, daß auch die geschädigten Nervenbahnen durch die Operationen eine günstige Beeinflussung erfahren und Prof. Eulenburg spricht direkt die Ansicht aus: „Die künstlich herbeigeführte peripherische Ablenkung des centrifugalen Innervationsstromes in andere antagonistische Muskelbahnen zum Zwecke der Funktionstheilung und Funktionsübertragung muß auch zu entsprechend veränderten centripetalen Einwirkungen und Reaktionen, vielleicht zur Verschließung schon bestehender und zur Erschließung neuer Bahnen und somit zu einer Neuregelung der gesammten Innervationsvertheilung auf einer dem funktionell neuen Bedarf angepaßten Grundlage Veranlassung geben". Es wäre dies ein neuer Beitrag zu der schon wiederholt gemachten Beobachtung, daß durch Besserung in Muskeln und Nerven bei manchen Erkrankungen des Rückenmarks auch der Zustand in diesem Centralorgan eine günstige Veränderung erfuhr.

Der inneren Medizin und Chirurgie ist die Diphtherie ein Gegenstand gemeinsamer Sorge. Darum gehören Berichte über die Erfahrungen mit dem Heilserum zu den Aufgaben Beider. Ein ganz objektiver Bericht, welchen der Leiter der chirurgischen Klinik in Zürich, Professor Krönlein über die Erfahrungen in seiner Klinik und im ganzen Kanton Zürich erstattete, fiel sehr zu Gunsten des Behring'schen Heilserums ins Gewicht; denn er wurde von einem der angesehensten Chirurgen erstattet, welcher nicht von Hause aus Anhänger der Serumbehandlung war und er bot zum Vergleich eine vollständige Statistik der Diphtherie in jener Klinik und dem Kanton Zürich seit 1881, als Krönlein die Klinik übernahm, bis Ende 1897. In der Züricher Klinik wurde die Behandlung mit dem Behring'schen Serum im November 1894 eingeführt. Während nun in der Zeit, die vorherging, je nach der Schwere der Epidemien abwechselnd ein Steigen und Fallen der Sterblichkeit bei der Diphtherie zu verzeichnen war, sieht man nach dem November 1894 nur ein gleichmäßiges Fallen der Sterblichkeit, trotzdem in diese Zeit zwei Jahre mit steigender Erkrankungsziffer fallen, nämlich 1894 selbst und 1897. Die Sterblichkeit fiel im Ganzen von 39 auf 12 Proz., bei den Operirten 66 auf 35 Proz., bei den Nichtoperirten von 14 auf 5 Proz. Ein ähnliches Verhältniß besteht für den ganzen Kanton Zürich. Zugleich konstatirt Krönlein eine Besserung sämmtlicher Erscheinungen im Krankheitsbilde der Diphtherie, darunter namentlich ein viel selteneres Uebergreifen des Prozesses von der Nase und dem Rachen nach dem Kehlkopf, was sich auch darin ausspricht, daß die Zahl der nothwendigen Operationen überhaupt abgenommen hat. Krönlein konnte nicht umhin, diese auffallende günstige Veränderung auf Rechnung des Serums zu schreiben, wiewohl zur Kontrole noch die Erfahrungen solcher Krankenhäuser fehlen, die das Serum nicht anwenden. Vor zwei Jahren theilte allerdings, woran hier erinnert sei, Sörensen vom Blegdam-Hospital in Kopenhagen zwei Parallelreihen von Beobachtungen mit, aus denen hervorging, daß einer Zahl von Heilungen nach Serumanwendung eine fast gleiche von demselben Krankenhause und derselben Zeit gegenüber stand, welche nicht mit Serum behandelt waren. Allein diese Mittheilung ist unseres Wissens seitdem wohl vereinzelt geblieben und so muß zunächst die einwandfreie Krönlein'sche Statistik zu Gunsten des Behring'schen Heilserums gebucht werden.

Nicht zur inneren Medizin, aber in gewissem Sinne zu den Allgemein-Erkrankungen gehört der meist auf tuberkulöser Grundlage entstandene Buckel. Auf der Tagesordnung des Kongresses stand während einer ganzen Nachmittagssitzung die seit zwei Jahren viel besprochene Methode welche der französische Arzt Calot zur Buckelbehandlung anwendet. Sie besteht in starker Streckung des kranken Kindes mit nachfolgendem Eindrücken des Buckels von Seiten des Operateurs, worauf Rumpf und Kopf des so zurecht gemachten kleinen Patienten durch einen starren Gipsverband fixirt werden. Die lebhafte und angeregte Debatte führte zu einer überwiegenden Verurtheilung des Calot'schen Verfahrens, welchem besonders Prof. König aus Berlin, einer der hervorragendsten Kenner der Knochentuberkulose, deshalb die Berechtigung absprach, weil nach den Lehren der pathologischen Anatomie keine Aussicht darauf sei, daß die bei solcher Streckung auseinandergezerrten erkrankten Wirbel wieder durch neugebildete Knochensubstanz wie beim Knochenbruch vereinigt würden. Bei Tuberkulose der Knochen sei Derartiges ganz ausgeschlossen. Viel eher fanden die schonenderen orthopädischen Methoden von Wullstein und namentlich von Prof. Schede in Bonn Beifall.

So weit war der Kongreß ziemlich ruhig verlaufen. Er sollte nicht ohne Sensation zu Ende gehen. Am letzten Tage machte ein Vortrag von Professor von Bruns aus Tübingen über „inhumane Gewehrgeschosse" ungewöhnliches Aufsehen. Bruns ist eine kriegschirurgische Autorität, namentlich auf dem Gebiete der kleinkalibrigen Gewehre, respektive der durch ihre Geschosse erzeugten Wunden und sein Rath in diesem Betracht wird auch von der preußischen Militärverwaltung gern gehört. Bruns besprach nun die Wirkungen der von den englischen Soldaten in Indien bei ihrem Grenzkriege im Tschitral gebrauchten sogenannten Dum-Dum-Geschosse, auf die zuerst im Dezember 1897 ein englischer Chirurg im „British medical Journal" hinwies. Es war berichtet worden, daß diese Kugeln ganz entsetzliche Verletzungen anrichteten, auf welche man, wenn wir nicht irren, erst aufmerksam wurde, als auch englische Soldaten durch solche Geschosse verwundet wurden. Die Engländer gebrauchen in Indien das dem deutschen Gewehr von 88 ähnliche Lee-Metford-Gewehr von 7,7 mm Kaliber mit einer Kugel welche aus einem Bleikern und einem Nickelmantel besteht. Als nun englische Soldaten sahen, daß mit dieser Kugel getroffene Gegner nach einiger Zeit wieder aufstanden, wetzten sie an Steinen die Spitze des Nickelmantels ab und damit war das „Dum-Dum-Geschoß" hergestellt. In dieser Gestalt erfährt nämlich das Geschoß, das durch das rauchschwache Pulver mit furchtbarer Geschwindigkeit auffliegt, eigenthümliche Veränderungen. Der Mantel, der Splitter beraubt, zersplittert in ein sternförmiges Gebilde, dessen Zacken sich in das Fleisch des Opfers einbohren, während das durch den Flug erweichte Blei in tausend Trümmer zerspritzt. Professor von Bruns zeigte Leichentheile vor, die bei seinen mit einem Assistenten vorgenommenen Schießversuchen an Leichen hervorgebracht worden waren, sowie Röntgenbilder, welche die Veränderungen in den Knochen erkennen ließen. Diese Verletzungen sind wahrhaft grauenvoll. Wo ein solches Geschoß hintrifft, ist, namentlich beim Naheschuß, das betreffende Glied verloren und, wenn nicht schnelle Hilfe kommt, auch der Tod durch Verblutung sehr wahrscheinlich. Die so getroffenen Glieder erscheinen geradezu in Fetzen gerissen, ihre Theile hängen oft nur durch schwache Hautbrücken zusammen; man kann derartige Verletzungen mit den durch Geschütze hervorgebrachten oder auch mit denen vergleichen, die entstehen, wenn Jemand mit dem Arm in das Getriebe einer Maschine geräth. Die Versammlung äußerte ihren lauten Beifall, als Bruns den Wunsch aussprach, die deutsche Regierung möge Schritte thun, damit durch internationale Vereinbarung nur mit einem Stahlmantel versehene Kleinkalibergeschosse unter den Kontrahenten der Petersburger Konvention von 1868, welche Explosivkugeln verbietet, zugelassen werden. Wer bürgt aber dafür, daß im Falle eines Krieges, auch

wenn eine solche Vereinbarung geschlossen wird, nicht doch derartige Geschosse angewendet oder von den Soldaten selbst präparirt werden? Die Bruns'sche Mittheilung öffnet den Weg zu recht düsteren Betrachtungen über das Schicksal, welchem in einem künftigen Kriege die mit den „humanen" Kleinkalibergeschossen Getroffenen entgegengehen.

Emil Schiff.

Julius Grosse.

Zum 25. April 1898.

Wenn man sein Bild ansieht, das Wilhelm von Kaulbach gezeichnet hat, braucht es kaum einer besonderen Abhandlung: man weiß sofort, wo Julius Grosse einzureihen ist. Wenn es nicht paradox klänge, würde ich sagen, ein moderner Dichter sieht überhaupt nicht mehr so aus. So stellen sich junge Mädchen ihren Lieblingspoeten vor: das edle griechische Profil, der ideale Blick, die lange Mähne, der sanfte Bart, die Künstlertracht. Kaulbach scheint gut getroffen zu haben. Und hält man das bekannteste Bild Geibel's daneben, so erstaunt man über die Aehnlichkeit, ohne gerade sagen zu können, wo sie eigentlich liegt. Ueberhaupt ist es charakteristisch für die ältere Generation: betrachtet ein von der Kultur wenig beleckter und harmloser Mitteleuropäer diese Konterfeis von Geibel, Grosse, Wilbrandt, Schack, Heyse, Hamerling e tutti quanti, so wird er die Leute immer für Maler taxiren und nicht für Dichter. Sie schleppten den Künstler ewig mit dem Schlapphut und der Krawatte herum, fühlten sich fast alle nur in der Malerstadt München wohl und legten Werth darauf, sich schon äußerlich von der misera plebs der Nichtkünstler zu unterscheiden. Sie hatten in ihrer Kleidung und ihrer Dichtung so einen gewissen schwungvollen Faltenwurf, den wir Modernen nicht mehr herauskriegen, und wenn es schon keine Toga war, so mußte es mindestens ein lässig zurückfallender Mantel sein, in dem sie sich für Mit- und Nachwelt malen ließen.

Sie halten ferner eine Unsumme von Talenten; das poetische ragte nur aus einer Reihe anderer hervor. Besonders malten sie alle. Die Scheffel, Keller, Roquette, Grosse, Fitger — sie waren entweder sämmtlich auf der Kunstakademie, um Maler zu werden, oder sie dilettirten wenigstens mit dem Pinsel oder schließlich, wenn auch das nicht ging, legten sie sich Gemäldegalerien an wie Graf Schack. Weniger begünstigte schrieben mindestens Künstlerromane wie Wilbrandt. Künstler spielten in den Dichtungen dieser älteren Generation die Hauptrolle — ein Nachhall klassischer und romantischer Zeit. Das Land ihrer Sehnsucht war und blieb Italien. Keiner von ihnen, der nicht auf Goethe's Spuren dorthin gezogen wäre. Viele — Paul Heyse und Rich. Voß voran — fanden dort eine neue Heimath und brachten Hexameter, Sonette, Triolette, ottave rimi u. s. w. u. s. w. daher mit. Klassische Formstrenge ist der Meisten sicheres Merkmal. Sie sind Dichter für den Feiertag; sie dichteten für die deutsche Litteratur. Es wird ihnen Keiner eine gewisse reservirte Vornehmheit bestreiten, die ihnen auch als Menschen eignete.

In dem Bewußtsein ihrer Künstlerschaft verschmähten sie mehr oder weniger die Sprache des Alltags. Der Vers war ihnen natürlicher als die Prosa. Was von ihnen leben blieb und bleibt, ist manch schönes Gedicht. Wenn sie die Bretter beschritten, so griffen sie alle nach Stoffen, die ihrer sanften Vornehmheit nicht lagen. Ein „Tiberius" war fast Tradition. Ein „Nero" durfte selten fehlen. Catilina, Macalda, Klytia (Lingg), Heliodor, Pisaner, Timandra (Schack), Brunhild, Sophonisbe (Geibel), Demetrius, Alexander (Bodenstedt), Arria und Messalina, Kriemhild (Wilbrandt), Ahasver (Hamerling), Tiberius (Grosse), Nero (Greif) — nichts kann besser ihre Art bezeichnen. Auch die germanische Sage und Geschichte trat daneben hervor: Walküren und Högnis letzte Heerfahrt, Ynglinger, Nibelungen, Hohenstaufen — alles ward behandelt. Und alles, wie man heut schon ohne Widerspruch behaupten darf, ergebnißlos.

Einen wie scharfen Kontrast die junge Dichtergeneration dazu bildet, braucht nicht erst gesagt zu werden, so verlockend es wäre, den Gegensatz auszuführen und beide Generationen dadurch noch schärfer zu beleuchten. Julius Grosse, der am 25. April seinen siebzigsten Geburtstag feiert, gehört im Guten und minder Guten durchaus der älteren an. Er hat die Kunstakademie besucht und in München seine Mannesjahre verlebt, er hat den „Tiberius" gedichtet und seine italienische Reise gemacht, er hat den Faltenwurf und die Vornehmheit. Aber er hat noch mehr: nämlich ein starkes episch-lyrisches Talent, das Spuren hinterlassen hat, denen man nicht nur am siebzigsten Geburtstag und eines Artikels wegen nachgeht, sondern an denen sich empfängliche Herzen noch erfreuen werden, wenn die dem Dichter gesetzte Bahn umschrieben und vollendet ist. Es ist schließlich kein Verdienst, siebzig Jahre alt zu werden oder vor hundert Jahren geboren zu sein, und die Pflicht, aus Jubiläumseifer zu lügen, kann ich nicht anerkennen. An solchem Tage rechnet vielmehr der Litterarhistoriker mit dem Dichter ab.

Julius Grosse braucht diese Abrechnung nicht zu scheuen. Er hat nicht nur ein Leben geführt, vor dem sich die Jugend in schöner Pflicht neigen darf, er hat in seinen beiden Tagen auch Lieder gefunden, die den überreichen Schatz unserer Lyrik mehren. Seine Gedichte sind es, auf denen für uns Jüngere einzig und allein seine Bedeutung beruht, so schöne Ansätze er in seinen größeren epischen Dichtungen auch genommen hat.

Ich habe in der Allgemeinbetrachtung der älteren Poetengeneration die Charakteristik Julius Grosse's schon vorausgenommen. Ihr Weg war sein Weg; ihre Vorzüge seine Vorzüge; ihre Fehler seine Fehler. Um ihn ganz kennen zu lernen, braucht man eigentlich nur zwei Werke von ihm zu lesen: die Gedichte und die Lebenserinnerungen. Einem scharfen Auge erwächst daraus der ganze Mensch; die übrigen zahllosen Schriften bestätigen und verstärken nur die schon gewonnenen Linien. Wenn man da zuerst ein aufmerksames Auge auf die Gedichte hat, so muß man vor allem einen ungerechten Vorwurf zurückweisen, der bis zum heutigen Tage den älteren Dichtern und damit auch Julius Grosse gemacht wird: den Vorwurf, sie dichteten „akademisch". Das ist falsch. Auch sie schöpften aus den frischen Quellen des Selbsterlebten, auch sie gaben die Empfindungen ihres Herzens, nur eben hatten sie andere Augen und Herzen wie wir. Julius Grosse brauchte nicht erst zu erzählen, wie viel Stoffe ihm das Leben zugeworfen — denn ob auch manches blaß und bleich ward wie das Leben vergangener Epochen selber, manch anderes hat noch heute frische Farben, in manch anderes ist ein Stück langlebiger Dichterjugend hineingefahren und schlägt zur neuen Jugend herüber ein heimliches Band. Das ist das Echte, Unveraltete, und das kommt immer nur aus einem vollen Herzen.

Unveraltet sind nun gerade diejenigen Grosse'schen Gedichte, die einen volksthümlich-innigen, halb idyllischen Zug haben: schlichte Mädchenlieder voll sanfter Sehnsucht, Pagenlieder voll unerfüllter Träume, Stimmungsbilder, in denen die Stimmung eben in Bilder hineingebaut ist. Hier gibt Grosse zum Theil Ausgezeichnetes. Zweierlei verhilft ihm dazu. Erstens ein durch seine malerischen Studien gebildetes Auge. Er hat Einzelzüge von realistischer Bestimmtheit wie Storm. Er verwendet Landschaftsattribute, die nicht zum eisernen Bestand aller Naturschilderungen gehören, sondern die er selbst gesehen und erwählt hat. Er entwickelt die Stimmung oft zwingend aus mehreren nebeneinandergestellten und dichterisch verbundenen Szenen, so in dem vorzüglichen Gedicht „Schon dreimal träumte mir,

Dich zu sehn", wo er die drei Traumbilder nun originell und plastisch schildert, um dann in einem prächtigen und kräftigen Schlußakkord, in einer Zeile, den ganzen Seelenzustand des erwachten Träumers zusammenzufassen. Zweitens aber kommt ihm nicht minder zu statten ein für lyrische Klangwirkungen fein durchgebildetes Ohr. Ich kann jedem Lyriker nur anrathen, die Faustverse einmal laut und nur nach dem Klange zu lesen oder besser noch sie von einem guten Sprecher zu hören. Wodurch Goethe es verstand, die Eintönigkeit zu vermeiden, das ist ein hohes Geheimniß der Form. Wie er bei durchgeführter rhythmischer Harmonie hier den Vers schwer, dort leicht füllt, wie er, platt und deutlich ausgedrückt, hier einen Vers kürzt und dort einen anderen lang ausladen läßt, überraschend und bezwingend zugleich, das ist wundervoll, ist jedem Dilettanten, ist vielen Poeten verschlossen. Diese Feinhörigkeit, die immer den echten Lyriker zeigt, hat auch zuweilen Julius Grosse. Er liebt es, im gleichen rhythmischen Rahmen die Erwartung zu durchkreuzen und die Zahl der Hebungen in kühner Poetenallmacht zu mehren oder zu mindern. Wer da weiß, welch sicheres musikalisches Empfinden, welch feiner Takt gerade dazu gehört, wird Julius Grosse deshalb preisen müssen. Seine besten Lieder haben wirkliche Melodie, nicht nur wie die meiste in Deutschland verzapfte Lyrik regelmäßigen rhythmischen Gang. Und merkwürdig (oder eigentlich nur die alte Erfahrung bestätigend): gerade dieser Dichter warf seinem Musiklehrer das Notenheft vor die Füße und empfand die Musikstunde wie weiland Heinrich Heine, der doch auch eine klingende Melodieenfülle mit sich herumtrug, als entsetzliche Folter.

Dazu tritt nun Herz und Phantasie. Das Herz mit seiner heimlichen und heimathlichen Innigkeit, seiner Keuschheit des Empfindens. Grosse ist eben in seinem Besten der Dichter der Familie. Er ist mehr der Dichter der Ehe, als der Liebe, besser noch: der Dichter einer gewissen freundschaftlich-geklärten, seelischen Gattenliebe, kein Dichter der stürmenden, blutvollen Leidenschaft. Man könnte ihn hier und da an Chamisso messen; das erste Gedicht des „Emma"-Cyklus: „Sonne, liebe Sonne, schienest nie so schön", erinnert in seiner ganzen Art, nicht nur im Tonfall, fast zu lebhaft an eins der berühmtesten Poeme aus „Frauenlieb und Leben". Auch ihm gelingt es besser, weiblichem Empfinden schönen Ausdruck zu verleihen, als männlichem. Deshalb die vielen hübschen Mädchenlieder in seinem Buche, die fast allem anderen voranstehen. Gluthvolle Mannesliebe dagegen ist ihm innerlich fremd. Um sie zu bannen, ruft er die Phantasie zu Hilfe und sie gibt ihm Darlehn auf Kosten der Schlichtheit und des Herzens.

So sind wir schon unmerklich hinübergeglitten zu seinen Schwächen. Sie entspringen alle einem Mangel — dem einen, den die Modernen scharfsichtiger als gewöhnlich sofort bei der ganzen älteren Generation bemerkt und öffentlich angeklagt haben. Ich meine den Mangel an keck hervorbrechendem Temperament, an sprungbereiter Leidenschaft, an harter Männlichkeit. Ehe ich aufzuweisen versuche, in wie viel tausend kleinen Zügen sich besagter Mangel in den Gedichten Julius Grosse's widerspiegelt, sei ein Geschichtlein treulich nacherzählt, das, wenn es nicht wahr wäre, schöner nicht erfunden werden könnte. Der Dichter erzählt es selbst in seinen Lebenserinnerungen. Er war ein junger Bursch, als eine siebzehnjährige Kleinstädterin zu Besuch kam. Was geschieht leitet Grosse folgendermaßen ein: „Ich weiß, manche, die ihre Lebenserinnerungen erzählen, halten es vielleicht für ihre Pflicht, aus Diskretion oder aus Bescheidenheit nicht alles zu sagen . . . Mein Prinzip ist in erster Linie die Wahrheit. Welchen Werth sollte eine Autobiographie haben, wenn sie das Vertuschen, Schönfärben oder ängstliches Selbstverleugnen zuließe? Wenn das Lächerliche tödtet, wie man sagt, ist das andere Wort ebenso wahr: nihil humani a me alienum puto, und der darf es am ehesten wagen, der sich, wenn nicht des Leichtsinns, doch des sittlichen Verschuldens frei weiß . . ."

Ich muß bekennen, die Einleitung spannte alle meine Sinne. Ich dachte an uneheliche Kinder, an Bürger, Goethe u. s. w. Und was war's? Julius Waldemar Grosse der Student hat dem Mädelchen — — einen Kuß gegeben oder sie ihm!' Ist das nicht wonnig? Ist das nicht ein herrlicher, unbeabsichtigter Humor in der Szene? Er hat ein Mädelchen geküßt, und deshalb „nihil humani a me alienum puto," deshalb beschwört er sich selbst feierlichst noch als Greis, ja nichts zu vertuschen, da der Kuß doch mal Thatsache sei! Man kann vor dieser herrlichen, so bitter ernst erzählten Geschichte lachen und weinen; es liegt ein ganzes Leben in ihr — wahrlich ein anderes, als wir heutigen es leben. Und nichts ist so für Grosse bezeichnend. Nur diese Erzählung braucht man sich vorzuhalten, um das Urtheil zu haben über seine Dramen und sein Volkramslied. Dieser Poet macht sich an einen „Tiberius"! Mag mir der Dichter, den ich verehre, die Sünde verzeihen, aber ein kleiner Beigeschmack von Komik klebt wirklich daran. Man müßte sich wundern, wenn nicht die Litteraturgeschichte auf jeder Seite lehrte, wie die Extreme sich berühren, wie die rothen Revolutionäre ihr „O lieb, so lang Du lieben kannst" und „Ich möchte hingehen wie das Abendroth" säuseln, und die sonsten schmachtlockigen Poeten an bluttriefende Nero's gehen. Es liegt auf derselben Linie, daß, wie ein berühmter Psychiater erzählt, die rohesten Verbrecher oft „sinnige" Gedichte machen und die unschuldigsten Mädchen in Neugier, Furcht und Grauen den berüchtigsten Don Juans entgegengetrieben werden.

Was sich in dem eben erzählten Geschichtlein nicht verleugnet, das verleugnet sich nun natürlich auch in den Liedern nicht. Es ist ja nichts im Dichter, was nicht auch im Gedicht wäre. Die Mädchen, die Grosse besingt, sind manchmal schelmische Dinger mit kleinen weißen Händen, meistens sanfte Madonnengesichter. „Sanft" ist ein Lieblingswort des Poeten. Sie sind aber sollen sein stille Hauslämpchen — „sein Friede". Wohl sind sie „schön wie die Frühlingsnacht", aber nicht deshalb liebt er sie, sondern weil ihnen „die Seele im Auge ruht". Und charakteristisch, doch nach dem bewußten Geschichtlein begreiflich, daß sie alle über die Schüchternheit des Mannes klagen. „Küß mich", sagt das Mädchen, und als er's thut, muß sie ihn ermuntern: „O Gott, wie bang — noch einmal so lang!" Oder sie jammert: „Wären die Burschen nicht heute so feig!" Gleich im ersten Abschnitt der von Paul Heyse ausgewählten „Gedichte" heißt es: „Wer fände Muth, sich kühn ein ganzes Herz zu fassen!" oder: „Wer lehrt die Lippen schüchtern das erste Liebeswort!" oder: „Warum scheuchte mir die Macht deines Blicks ein tief Bekenntniß?" Im zweiten Abschnitt singt ein verliebter Page seine Schmerzen hinaus. Er liebt die Herrin, die Herrin liebt ihn — aber er ist viel zu schüchtern, ihr zu nahen und begnügt sich mit aufregenden Träumen. Im dritten Abschnitt klagen wieder, wie schon hervorgehoben, die Mädchen über die Schüchternheit der Burschen, und so geht's in dulci jubilo weiter. Der kecke Muth der Entschließung fehlt überall.

So muß sich denn die Sehnsucht einen anderen Ausweg suchen und findet ihn in Träumen und Phantasien, aber da greift dann jäh die rauhe Wirklichkeit hinein. Auf dem Jahrmarkt träumt der Dichter sich ins Morgenland, in die Wüste und an Heldengräber, bis der bunte Schimmer verfliegt, und da steht er in Nürnberg auf dem Volksfest, hört die Landleute feilschen und die Menageriebestien brüllen. Sein Page Tristan treibt's noch schlimmer, kämpft im Traum in glänzender Rüstung für die Geliebte, umarmt sie — und bricht schließlich mit dem Bett durch. Er hat das Kissen umschlungen und mag sich nun schämen. So wird zwischen Ideal und Wirklichkeit nicht ohne Schuld des entschlußlosen Poeten eine Kluft aufgerissen, die schon in dem Pagenliede zu überbrücken gesucht wird durch den Humor, der allerdings hier noch etwas wehmüthig bleibt, — Galgenhumor. Von hier aus wird man vielleicht auch den humoristischen Epen Grosse's, „Pesach Pardel" und „Der Wasunger Noth", näher kommen können.

Die Phantasie war es auch, die ihn oft lockte, ihm fremde Gebiete zu betreten. So entstanden eine Reihe von Schöpfungen, die scheinbar Leidenschaft athmen und doch nur Sprößlinge einer erhitzten Phantasie sind. Merkwürdig, wie Grosse das durch eine Verstärkung des Wortprunkes dann zu verdecken sucht und gleichzeitig offenbart. Man erkennt diese Gedichte bald. Die Empfindung kommt nicht recht heraus. Es ist wie eine Perle, die in und über der Fassung verschwindet. Der Wortprunk, die Pracht der Metaphern, das Pathos — sie ersticken und erdrücken das Leben. Im Volkramslied sind gerade solche Stellen häufig — Stellen, die bei aller Formkunst etwas gezwungenes haben. Auch in den politischen Gedichten gegen Frankreich findet sich wohl solch Katzengold neben Schönem und Echtem. Eine starke innere Leidenschaft blieb Grosse eben versagt. Und so liebe ich seine Idyllen mehr als seine Trompetenlyrik. Wie stark dieser idyllische Zug ist, zeigt nichts reizender als ein Gedicht, in dem er die Grethchentragödie zu einem sanften Ehebild benutzt. Wenn der Faust dem Grethchen Wort gehalten hätte, malt er sich aus, so säßen sie jetzt friedlich im Wurzgärtlein; die Abendsonne glühte an den Mauergiebeln, der Ginster flüsterte im Winde. Der Zaubermantel gäb grade ein schattiges Dach ab, der Pudel benagte Knochen und würde das Kinderwäglein fahren, Grethchen säß am Spinnrad in der Geißblattlaube, und nur Frau Marthe hätte der Teufel geholt!

Seine Epen sind überall dort gut, wo dieses idyllische Element ein Recht hat. Fast stets prächtig ausgemalt ist der landschaftliche Hintergrund. Wo aber menschliche Leidenschaften aufeinanderprallen und große Schicksalsmächte walten, trifft man Julius Grosse nicht ganz so gern. Deshalb ist sein jedenfalls zu ehrender Versuch, in einem modernen Epos die welt- und kulturgeschichtlichen Großthaten des letzten halben Jahrhunderts zu beleuchten und sie zu einer Einheit zu zwingen in ihrem Verhältniß zu dem Lebenslauf eines frei erfundenen Helden, im Großen und Ganzen gescheitert. Die schönsten lyrischen Partien können ein Epos nicht lebensfähig machen. Gerade die Geschichte von 1848 bis 1871 ist ein einziges Evangelium der Kraft. Und dieses Apostelamtes muß ein Stärkerer walten als Julius Grosse. Sein Lebensideal ist ein friedlich abgeklärtes. Er hat es selbst ausgesprochen in den Versen:

Bei gold'nem Wein, auf grünen Au'n
In schöne Frauenaugen schau'n —
Auf blauer Meeresfluth entlang
Im Marktschiff fahren mit Gesang —
Auf feurigem Roß durch Haiden weit
Hinjagen Nachts zur Sommerzeit —
Der Welt entrückt auf Alpenhöh'n
Die Welt im Sonnenaufgang sehn —
Im alten Herzen ein holdes Bild,
Das ewig treu und ewig mild —
Ein sanfter Tod, wie's Gott gefällt, —
Wer weiß wohl Bess'res auf der Welt!

Man sieht, wie auch hier in die reine Empfindung die Phantasie hineinspielt: das feurige Roß auf nächtlicher Haide ist eine liebenswürdige Renommisterei. Wahrscheinlich hat Grosse in seinem Leben nur den Pegasus geritten. Aber alles andere ist echt. Und mit versöhnten Augen wird der Siebzigjährige von der erstiegenen Höhe aus zurückschauen: Abendsonnenschein fällt friedlich auf sein Leben, verleuchtend blitzen aus Dunkel und Dämmer die stillen Thale seiner Jugend, und auch das holde Bild wird im alten Herzen gewiß nicht fehlen.

Carl Busse.

Theater.

Deutsches Theater: „Gyges und sein Ring“. Tragödie in 5 Akten von Friedrich Hebbel.

Vor einer guten Reihe von Jahren brachte das Deutsche Theater, noch unter seiner früheren Direktion, einmal den Ring des Gyges zur Aufführung, und der Erfolg blieb aus. Jetzt hat sich das Deutsche Theater den Gyges und der Gyges sein Publikum erobert.

Liest man heute in Julian Schmidt's Litteraturgeschichte die Beurtheilung des Hebbel'schen Keuschheitsdramas — er fand es durchaus „philiströs“ — so wird man sich der Erbenpflicht bewußt. Manche Kunstwerke müssen erst eine gewisse Patina ansetzen, ehe sie zu ihrer Wirkung kommen, und jede Generation hat aus der Hinterlassenschaft der früheren das echte Metall zu heben, hat zu dieser Erbenpflicht zu reifen. Die Unsterblichen haben Zeit zum Warten; in den Wässern des Tages schwimmen die Korke obenauf.

Ganz innerlich, stark und rein theilte sich die Stimmung der Tragödie bei der Aufführung des Deutschen Theaters den Zuschauern mit. Und doch war das Gold nur auf der einen Seite freigelegt, auf den anderen noch mit dem Staub herkömmlicher und äußerlicher Theatralik bedeckt. Die Stimmung ging von Kainz aus, der den Kandaules verkörperte und diesmal ganz von innen heraus gestaltete. Er war wirklich der Letzte eines großen Geschlechtes, skeptisch gegenüber den Thaten und Sitten seiner Vorfahren, skeptisch nicht minder den Neuerungen gegenüber, die er selbst einführt. Ein Belächler der That, aber auch ein Belächler des Unbills, das ihm von anderen droht. Ein Mann, der sein Gemahl liebt, soweit seine Liebeskraft eben reicht, der aber doch des Anreizes bedarf, von anderen hören muß, wie liebenswerth sein Weib ist; der beneidet sein will. Ein Weiser, der etwas dekadent ist, und ein Großherziger, der doch die eigene Befriedigung aus seinem Herzen nicht schöpfen kann. Bedauerlich, daß diesem Kandaules als Gyges ein Gast, mit Namen Wagner, zur Seite stand, der die Rolle ganz äußerlich, und da sein Aeußeres zum Gyges nicht paßte, gar nicht wiedergab. Selbstgefällig, tenorhaft, nicht Gyges, der Grieche, sondern ein Böotier Gyges. Ein Gastfreund, der viel zu lernen, beinahe alles zu verlernen hätte; — wahrscheinlich würde sich Sauer in diese keusch sinnliche Jünglingsseele viel besser hineindenken können.

Reich theilte sich die Stimmung der Dichtung mit, trotzdem auch der Königsstuhl der keuschen Rhodope recht eigentlich unbesetzt geblieben war. Fräulein Dumont war keine Rhodope; nicht verklärt in reiner Keuschheit, nicht selbstverständlich in ihrer Sühneheischung. Sie gab die Rhodope als wär es eine Rolle von Sardou, nicht von Hebbel. Und nur an der Peripherie des Dramas kam die Keuschheitsidee zaghaft zum Ausdruck: in Lesbia, der Sklavin, die Else Heims noch unsicher, aber doch innerlich, doch künstlerisch schlicht verkörperte. Sie allein machte auch das Thun der Rhodope verständlich, gleichsam durch eine Reflexwirkung: denn von der Theatralik der Dumont und Wagner führt kein Weg zu Hebbel.

Hebbel hat einmal in seinem Tagebuch drei Stufen künstlerischer Wirkung unterschieden; die erste: es kann so sein!, die zweite: es ist!, die dritte: es muß so sein! Auf Gyges und seinen Ring angewandt: muß das Schicksal wirklich den Weg gehen, den es bei Hebbel geht? Wär es nicht psychologisch richtiger, oder doch mindestens ebenso richtig, wenn Rhodope, in ihrer Scham verletzt und damit ihres Lebensnerves beraubt, still aus dem Leben ginge, ohne Sühne zu heischen, ohne für ihre Scham das Lebensopfer ihres Gemahls, den sie doch liebt, zu fordern? Dennoch, wer so fragen wollte, verstünde Hebbel schlecht.

Psychologisch ganz einfach spielt sich der Vorgang bei Herodot, der Hebbel als Quelle diente, ab. Kandaules hat Gyges in das Schlafzimmer seines Weibes geführt, um ihm zu zeigen, wie schön sie ist. Beim Herausgehen wird Gyges

von Rhodope gesehen (die Ringfabel fehlt bei Herodot, sie geht auf Plato zurück); tags darauf fordert sie von ihm, daß er Kandaules au eben der Stelle, an der er sich gegen sie versündigt hat, ermorde. Und das geschieht. Und ganz naiv fügt Herodot, der Grieche, hinzu: „denn bei den Lydern und fast bei allen anderen Barbaren, schämt selbst ein Mann sich sehr, wenn man ihn nackt sieht.“ Also ein Racheakt gewöhnlicher Art. Und ähnlich fand Frl. Dumont sich mit dem Problem ihrer Rolle ab. Auch sie spielte die Vergeltung auf einen Racheakt hinaus, der sich ein Sühnemäntelchen umdrapirt. Ganz anders aber ist die Tragik bei Hebbel gedacht. Eine eigene Mystik spielt da mit hinein.

Hebbel hat zwei Gedichte geschrieben, die mit dem Rhodope-Problem verwandt sind. Beide führen in die Schlafkammer eines Mädchens. Es ist Nacht, und sie entkleidet sich vor dem Spiegel. Sie sieht ihre Schönheit, und, „wie vor sich selbst erschaudernd“, löscht sie schnell die Lampe; das ist das eine Gedicht. Das andremal erlischt die Lampe, wie sie sich in die Betrachtung der eignen Schönheit versenkt, und in „ahnendem Schmerze“ ist ihr, als ob der Tod sie umfinge. Mystische Schauer, die schon die leiseste Verletzung der Keuschheit auslöst.

Und ganz eigenartig hat Hebbel die Keuschheit der Rhodope psychologisch vertieft. Es ist etwas Wunschloses in ihr. Die Freudigkeit des Festes meidet sie aus Scham, aber auch, weil sie ihrer nicht begehrt. Ihr ist dabei, als sollte sie essen, ohne Hunger, und trinken ohne Durst. Und im Gebet sagt Rhodope, daß sie nie einen Wunsch zu den Göttern emporgesandt habe „Sie suchte jeden, der sich regen wollte, mit Scham und Angst bis unter das Bewußtsein hinabzudrücken.“ In ihrer keuschen Wunschlosigkeit lebt sie blumenhaft ganz aus sich und in sich. Es ist ein beinah mystisches Insichselbstruhen, das an indische Vorstellungen mahnt. Und das weist über die individuelle Keuschheit irgend eines tugendsamen Weibes hinaus: sie ist die Keusche; die Idee der Keuschheit steht hinter der Einzelgestalt und überschattet sie trotz der scharfen Lichtwirkungen individualistischer Charakteristik.

In Rhodope wird die Keuschheit selbst verletzt. Darum: sobald er sie erblickt hat, dreht Gyges, der in seinem Empfinden rein ist, den Ring, um Kandaules zu zwingen, ihn sofort niederzustoßen Und darum der Vergleich mit dem kastalischen Quell, der die Eigenart der Tragik kennzeichnet: wird der Quell durch einen Steinwurf getrübt, dann steigt sein Wasser in wildem Gischen himmelan, bis es den Missethäter verschlungen hat. Aus der Tiefe ihres eigenen Wesens heraus muß Rhodope Sühne heischen, ohne Haß und ohne Zorn. Sie darf nicht ungerächt aus der Welt scheiden; es schiede gleichsam alle Keuschheit mit ihr. Der ihre Scham verletzt hat, ist in einen mystischen Bannkreis getreten, aus dem es kein Zurück gibt; er muß sterben. Die Tragik ist mit Nothwendigkeit aus der Idee heraus gegeben: es muß so sein!

Man sieht den Weg, den Hebbel von Maria Magdalena zum Ring des Gyges zurückgelegt hat: dort eine scheinbar zwingende Tragik aus der Konstellation der Charaktere heraus, die doch als solche immer eine zufällige ist; eine relative Nothwendigkeit, die zweite Stufe in Hebbel's Unterscheidung; hier die absolute Nothwendigkeit aus dem Wesen der Idee heraus, die immer und unter allen Umständen die gleiche wäre. Aeußerlich derselbe Realismus dort wie hier. Nur daß jetzt die Idee gleichsam hinter die Wirklichkeit getreten ist und sie nothwendig und ewig bestimmt. Wie es die Ideen sind, die bei Plato das Schattenspiel des Lebens werfen.

Ernst Heilborn.

Emile Faguet: Drame ancien, Drame moderne. Paris, Colin 1898.

Sehr anregende Paradoxien über das Wesen der Tragödie. Die griechische Tragödie ist nach Faguet's Erörterungen durchaus künstlerisch, die Shakespeare'sche durchweg auf eindringliche moralische Beobachtung und mächtigen Geschichtssinn gestellt, mit einem Wort tief philosophisch; die französische durchweg von logischen, rednerischen, praktischen Zwecken erfüllt, mit einem Wort wesentlich didaktisch. In jedem griechischen Dramatiker steckt ein Bildhauer, ein Lyriker, ein Epiker; in jedem englischen Dramatiker ein Historiker, ein Moralist, ein Philosoph; in jedem französischen Dramatiker ein Dialektiker, ein Redner, ein Professar der Moral. Viel, sehr viel läßt sich für und wider solche Verallgemeinerungen vorbringen. Noch mehr wäre für und wider die pessimistische Grundforderung Faguet's aller — nicht bloß der französischen — Dramatik gegenüber zu bemerken. Mit der Staël fragt er, ob nicht im tiefsten Grund aller Dinge der Schmerz sich findet, mit Petrarca meint er: null' altro che pianto al mondo dura. Diese trüben „Begleitungsfiguren“ hindern Faguet indessen nicht, seine Gedanken munter, witzig, frisch und erfrischend darzulegen. Sein Buch ist echte Feiertagskost.

— m.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Mit Beiträgen von Grimm, Berdy du Vernois, Griesebach, Hart u. A. Herausgegeben von K. Werkmeister. 75 Lieferungen à 1,50 Mark. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Ein interessantes Unternehmen ist es, am Ende des Jahrhunderts einen Rückblick zu thun auf das, was diese an Gegensätzen wie an Erfolgen gewaltige Zeit hervorgebracht und erstrebt, gedacht und empfunden hat, und die stattliche Reihe ihrer hervorragenden Gestalten auf dem Gebiete der Staatengeschichte, der Wissenschaft und Technik, der Litteratur und Kunst dem leiblichen Auge vorzuführen und sie damit zugleich menschlich näher zu bringen. In lebenswahren Zügen, mit dem Gepräge der individuellen Geistesrichtung treten sie vor uns auf, wie ſie die besten zeitgenössischen Originale, welche oft hier zum ersten Mal reproduzirt sind, erkennen lassen. So erscheinen, gleichsam als typische Größen des neunzehnten Jahrhunderts, Schopenhauer, Byron, Thorwaldsen, Petöfi, Pestalozzi, Rauch, Overbeck, Siemens, Helmholtz, Mommsen, Raabe u. a. m.! Ueber inneren und äußeren Entwicklungsgang, über Wesen und Bedeutung der Schöpfungen und Bestrebungen geben knapp, aber recht übersichtlich gefaßte und das Wesentliche darstellende Artikel aus der Feder bekannter Gelehrter und Fachmänner die erforderliche Auskunft. In dieser Beziehung sei auf die ausführlichen biographischen Mittheilungen über die Gebrüder Grimm, über Schopenhauer, Pestalozzi, Hegel, Grillparzer, C. M. v. Weber u. s. w. hingewiesen.

Bisher liegen 4 Lieferungen des Gesammtwerkes vor; jede derselben enthält 8 Bilder in der Größe 36/28 cm und dazu zumeist 8 Seiten Text. Es ist ein willkommener Beitrag zur Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Das Werk erscheint in vierzehntägigen Lieferungen.

K.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW, Beuthstraße 8

Nr. 31. Berlin, den 30. April 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Freisinnige Vereinigung hat den nachstehenden Wahlaufruf veröffentlicht:

„Die am 16. Juni stattfindenden Reichstagswahlen stellen die deutschen Wähler vor eine ernste Entscheidung. Dem Liberalismus einen größeren Einfluß auf die Entwicklung des Deutschen Reiches zu verschaffen, ist die gemeinsame Aufgabe aller Liberalen.

In der letzten Legislaturperiode sind für die Landesvertheidigung bedeutungsvolle Beschlüsse gefaßt worden. Das Heeresgesetz von 1893 hat dem deutschen Volke, ohne Mehrbelastung der weniger Leistungsfähigen, neben erhöhter Wehrkraft die seit Jahrzehnten verlangte zweijährige Dienstzeit gebracht. Wir sind nach den inzwischen gemachten Erfahrungen und den ausdrücklichen Erklärungen der Kriegsverwaltung zu der Zuversicht berechtigt, daß die zweijährige Dienstzeit dem Volke erhalten bleibt.

Durch die vom Reichstage angenommene Flottenvorlage ist die zur wirksamen Vertheidigung unserer Küsten und zum Schutze unseres stetig wachsenden überseeischen Handels nothwendige Verstärkung der Kriegsmarine nach einem festbegrenzten Plane gesichert. Die Ausführung des Planes wird voraussichtlich neue Steuern nicht erfordern. Bereitwillig ist die Freisinnige Vereinigung für die Verstärkung dieser Machtmittel eingetreten.

Den erweiterten Machtmitteln des Reiches aber muß eine Erweiterung der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit des Volkes entsprechen. Die Freisinnige Vereinigung ist für die Aufrechterhaltung und den weiteren Ausbau der Handelsverträge, für die Sicherung der von allen bimetallistischen Experimenten absehenden Goldwährung, gegen jede Veränderung des Reichsbankgesetzes, durch welche unser Centralbankinstitut den bisherigen soliden Grundsätzen der Kreditgewährung entfremdet wird, und für eine Reform des Börsengesetzes, wie sie die Bedürfnisse eines mitten im Welthandel stehenden Landes erfordern.

Entgegen diesen Zielen ist in den letzten Jahren eine mit großen Mitteln betriebene Agitation bestrebt, die Gesetzgebung mehr und mehr in den Dienst einseitiger wirthschaftlicher Interessen zu stellen. Die Handelsvertragspolitik wird auf das Heftigste bekämpft. Den Regierungen ist ein Bruch der Verträge zugemuthet worden. Bedroht sind auch die wichtigsten politischen Rechte: das Vereins- und Versammlungsrecht, die Freizügigkeit und das Reichswahlrecht Ein großes modernes Staatswesen, wie das Deutsche Reich, darf keine engherzige und kleinliche Politik treiben. Nicht durch künstliche Preissteigerungen und Beschränkungen des Verkehrs kann man der Landwirthschaft und dem Handwerk günstige Lebensbedingungen verschaffen, sondern nur durch die Steigerung der wirthschaftlichen Tüchtigkeit, durch Erhöhung allgemeiner und technischer Bildung, durch Erleichterung und Verbilligung des Verkehrs, durch die Ausgestaltung des Kanal- und Eisenbahnnetzes, durch Vermehrung und Stärkung des bäuerlichen Grundbesitzes, insbesondere im Wege der inneren Kolonisation, durch Förderung von Genossenschaften und Meliorationen, durch größere Gerechtigkeit im Steuerwesen.

Wir bekämpfen jede Gesetzgebung, die eine Schädigung der großen Massen, insbesondere der Arbeiter, zur Folge hat oder die politische Gleichberechtigung einzelner Volksklassen beschränkt. Deshalb kein Sozialistengesetz und kein Umsturzgesetz, volles Koalitionsrecht, unbehinderte Freizügigkeit, Verbesserung und Vereinfachung der Arbeiterversicherungsgesetze, ein freiheitliches Reichsvereinsgesetz, unzweideutige Anerkennung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts und Sicherung des Wahlgeheimnisses.

Angesichts der großen politischen und wirthschaftlichen Gefahren fordern wir unsere Gesinnungsgenossen im Lande auf, sich mit Nachdruck an der Wahlbewegung zu betheiligen, unter Verzicht auf alle Nebendinge nur die wichtigen Interessen des Liberalismus im Auge zu behalten und durch kraftvolle Vertretung liberaler Grundsätze ihren Patriotismus zu bethätigen."

Unterzeichnet ist der Aufruf von den Herren Dr. L. Bamberger, Dr. Th. Barth, Fr. Goldschmidt, Paul Jonas, Dr. H. Pachnicke, H. Rickert, K. Schrader.

Die Grundsätze, die hier ausgesprochen werden, sind bekannt als diejenigen unserer politischen Freunde. Bekannt ist es gleichfalls, daß unsere politische Richtung stets dafür eingetreten ist, die Verschiebung des Schwergewichtes in den Parlamenten nach links als „eine gemeinsame Aufgabe aller Liberalen" voranzustellen. Gegenüber diesem Programmpunkte sollten alle kleinen Unterschiede zurücktreten. Auch heute kann noch durch die Betonung dieses Gesichtspunktes die geeinte Kraft der Linken in manchem Wahlkreis den Sieg sich sichern. In der Hand der lokalen Führer des Freisinns und der Wähler liegt es, daß dies geschieht.

Es ist erfreulich, daß zwischen England und Deutschland die Verhandlungen über den erneuten Abschluß eines Handelsvertrages fortgehen. Zu diesem Zwecke ist ein Provisorium für ein weiteres Jahr geschaffen worden; die bisherigen Handelsbeziehungen können also aufrecht erhalten werden, und es wird Zeit gewonnen, um die Berathungen über ein dauerndes Uebereinkommen zum Abschluß bringen zu können.

Leider steht heute schon eines vollständig fest. England wird keinen Vertrag abschließen, der zugleich für alle englischen Kolonien insofern bindend ist, als er uns auch in den Kolonien dieselben Vortheile wie England selbst sichert. Dieser Erfolg ist für unsere Exportindustrie nicht zu erreichen; das ist zu bedauern, und so zeigt sich schon in diesem konkreten Falle, welch außerordentliche Bedeutung es für uns hat, unter gesicherten und unter wenigstens so günstigen Bedingungen wie die Konkurrenten die fremden Märkte beschicken zu können. Unsere Agrarier sind demgegenüber der Ansicht, daß wir auf das Ausland für unsere industrielle Thätigkeit überhaupt verzichten sollten.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien entwickelt sich langsam. Die preußische und die deutsche Kriegführung hat uns daran gewöhnt, daß der Eröffnung der Feindseligkeiten in kürzester Zeit die ersten bedeutungsvolleren kriegerischen Thaten folgen; das ist hier nicht der Fall aus erklärlichen Gründen. Weder der eine Staat noch der andere verfügt über militärische Einrichtungen, die in jedem Augenblick in eine zur Aktion völlig bereite Kriegsmaschine umgewandelt werden können. Die Vorbereitungen bei Spanien und den Vereinigten Staaten sind noch lange nicht abgeschlossen und auf beiden Seiten machte sich zunächst ein Zögern und eine Unsicherheit geltend, die ernstere Entscheidungen vorläufig hinausschob. Doch naht sich wohl der Augenblick, da die ersten ernsten Zusammenstöße stattfinden werden.

Die ersten großen Zusammenstöße können unter einer Voraussetzung von außerordentlicher Bedeutung sein. Gelingt es der einen oder der anderen Macht, die ihr gegenüberstehende feindliche Flotte ohne große eigene Verluste schwer zu schädigen oder zu vernichten, dann kann damit die weitere Entwicklung schon in bestimmender Weise beeinflußt sein. Eine vernichtete Armee kann man durch neue Truppenkörper ersetzen; aber jeder Staat verfügt nur über eine bestimmte Anzahl von Schiffen und wird diese Anzahl wesentlich durch eine unglückliche Seeschlacht vermindert, so ist ein schneller Ersatz überhaupt unmöglich.

Daß man Armeen improvisiren kann, hat Frankreich bewiesen, und die Schwierigkeiten, die uns diese improvisirten Heere machten, waren noch große; eine Flotte, die etwas bedeutet, kann man aber nicht improvisiren, und wenn es den Spaniern gelingen sollte, die Marine der Vereinigten Staaten erheblich zu schwächen, so wird der Rest der Schiffe erforderlich bleiben, die eigene Küste zu schützen und an einen planmäßigen Kampf gegen Kuba ist dann nicht mehr zu denken; umgekehrt wird die Verbindung zwischen Kuba und Spanien zerrissen, wenn die spanische Flotte auf dem atlantischen Ozean sich nicht mehr in offener See halten kann; dann ist Kuba bereits ein losgelöstes Stück von Spanien, das schnell zu unterliegen bestimmt ist, da ihm neue Kräfte des Mutterlandes nicht mehr zugeführt werden können.

Alle kleineren Erfolge sind bedeutungslos; allein darauf kommt es zunächst an, ob schon die ersten Zusammenstöße eine Entscheidung bringen, die das Stärkeverhältniß der Flotten erheblich verändert. Tritt das ein, so kann durch einen einzigen solchen Zusammenstoß die weitere Entwicklung des Krieges in einer Weise beeinflußt werden, wie es die einzelne Schlacht zu Lande meist nicht vermag.

In Oesterreich haben die deutschen Parteien einen erheblichen parlamentarischen Erfolg errungen. Der Antrag auf eine Anklage gegen Badeni hat eine Spaltung in die Rechte gebracht. Die Katholiken schwenkten meist zur deutschen Opposition ab. Ob bei einem Verfahren gegen Badeni viel herauskommt, mag dahin gestellt bleiben, aber die moralische Verurtheilung, die in jener Abstimmung liegt, hat ihre Bedeutung. Dazu kommt, daß durch Rechtsspruch die Ausschließung von Abgeordneten aus dem Parlament zur Zeit Badeni's für rechtsungültig erklärt worden ist. Diese Thatsachen werden, die Neigung nach Badeni'schem Muster zu regieren, herabstimmen.

Das jetzige Ministerium Thun nimmt von Neuem die Arbeit auf, um eine Verständigung in der Sprachenfrage herbeizuführen. Die gemäßigten Deutschen bieten zu diesen Versuchen die Hand; die Radikalen fordern zuvor die Aufhebung der Sprachenverordnung.

Eines ist sicher, es kann in Oesterreich gewaltthätig nicht gegen die Deutschen regiert werden; daß auch ein von den Czechen rücksichtslos bekämpftes deutsches Regiment das österreichische Staatsleben vor Erschütterungen nicht bewahren kann, hat die Vergangenheit gelehrt. So muß denn jener Zeitpunkt abgewartet werden, da der Kampf genügend zum Stillstand gekommen ist, um jede Partei einem maßvollen Ausgleich geneigt zu machen.

* * *

Spanien oder die Vereinigten Staaten?

Der Krieg zwischen der romanischen Monarchie Spanien und der angelsächsischen Republik der Vereinigten Staaten von Amerika ist nunmehr in vollem Gange. Dieser vollendeten Thatsache gegenüber treten alle jene Erwägungen zurück, die sich an die Frage knüpften, ob dieser Krieg nicht vermeidbar war und welcher Partei die Verantwortung für den schließlichen Ausbruch der Feindseligkeiten zuzuschieben sei. Auch die Betrachtungen über die muthmaßliche Schädigung des amerikanischen Volkscharakters durch die Erweckung kriegerischer Leidenschaften mit ihrem großen Gefolge an moralischen Unregelmäßigkeiten, so wichtig sie waren, als der Ausbruch des Krieges noch vermeidlich erschien, müssen nunmehr einstweilen in den Hintergrund treten.

Heute, nachdem der Krieg einmal begonnen ist, kann man vom Standpunkt der allgemeinen Kulturinteressen aus nur wünschen, daß der Kampf so rasch wie möglich mit dem Siege der Vereinigten Staaten endigt. Ohne Zweifel befand sich Spanien formell im Rechte, als es die Einmischung in die kubanische Revolution von der Hand wies. Diese kubanische Revolution war eine innere spanische Angelegenheit. Daß Spanien offenbar das strenge Recht für sich hatte, hat diesem Lande manche Sympathien zugeführt. Hinzu kam, daß der Kampf zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten ein sehr ungleicher ist, und es einer anständigen menschlichen Neigung entspricht, für den Schwächeren Partei zu ergreifen. Sieht man aber von diesen formal-rechtlichen und sentimental-menschlichen Erwägungen ab und betrachtet man den ganzen Konflikt unter dem Gesichtspunkte historischer Nothwendigkeit, so muß man wünschen, daß bei dem kriegerischen Liquidationsprozeß Spanien den Kürzeren zieht.

Nicht jeden Wochenschluß macht Gott die Zeche. Die koloniale Mißwirthschaft der Spanier ist Jahrhunderte alt; die Leiden, welche das Mutterland Spanien seinen Kolonien zugemuthet hat, übertreffen an unnöthiger Grausamkeit und erpresserischer Brutalität die kolonialen Ausschreitungen aller anderen Länder. Kuba, die „Perle der Antillen", ist von der spanischen Regierungsthätigkeit ganz besonders heimgesucht worden. Den Anspruch auf diese Kolonie hat Spanien historisch längst verwirkt. Selbst dafür ist das Mutterland bis zu einem gewissen Grade verantwortlich, daß diese Kolonie schwerlich im Stande sein wird, sich als selbständiges Staatsgebilde nach seiner Losreißung von Spanien zu behaupten. Kuba wird in irgend einer Form unter die Vormundschaft der Vereinigten Staaten fallen; das ist ebenso unvermeidlich, wie es sicher ist, daß Spanien Kuba völlig verlieren wird. Die Vereinigten Staaten übernehmen bei diesem weltgeschichtlichen Prozeß gewissermaßen die Rolle des brüsken Vollstreckers einer nothwendig gewordenen Exmission. In diesem Kampf zwischen formalem Recht und historischer Nothwendigkeit führt jede nüchterne politische Erwägung zu dem Wunsche, daß die bevorstehende Operation am Staatskörper Spaniens rasch und energisch ausgeführt werde.

Für die Vertheilung der politischen Sympathien kommt noch hinzu, daß die Vereinigten Staaten bei aller Rücksichtslosigkeit im Auftreten doch die gesundere Kultur und das strotzende Leben repräsentiren, während Spanien den Niedergang und die geistige Unfreiheit darstellt. Die Antheilnahme des deutschen Volkes an dem Geschick Spaniens kommt denn auch über ein gewisses ästhetisches Mitleid nicht hinaus, und die deutsche Reichsregierung handelt durchaus im Einklang mit der öffentlichen Meinung Deutschlands, wenn sie die Grenzen strikter Neutralität nicht verläßt und es durchaus ablehnt, den Amerikanern irgend welche Schwierigkeiten zu bereiten.

Der schließliche Ausgang des Krieges ist nicht zweifelhaft. Das Mißverhältniß der Kräfte ist zu groß. Sollten die Vereinigten Staaten auch anfänglich einige Schlappen erleiden, so würde das für das Endresultat doch kaum in Betracht kommen. Selbst im spanischen Interesse kann man nur wünschen, daß die Niederlage nicht durch vorläufige kleine Erfolge verzögert werde. Den spanischen Nationalstolz würde es gewiß befriedigen, wenn es gelänge, eine Anzahl amerikanischer Kriegsschiffe unschädlich zu machen oder gar einen großen amerikanischen Küstenplatz zu bombardiren, aber jede Woche, um welche durch solche Erfolge der Krieg verlängert wird, schafft einen neuen Nagel zum Sarge der spanischen Finanzen und führt das unglückliche Land dem Bankerott näher. Die europäische Diplomatie kann deshalb Spanien gar keinen größeren Dienst erweisen, als wenn sie recht rasch die spanische Regierung davon überzeugt, daß die Ehre gerettet sei und Spanien, ohne seinem Nationalstolz viel zu vergeben, der Gewalt weichen und Kuba preisgeben dürfe.

Th. Barth.

Schutz und Beschränkung des Handels und der Schiffahrt neutraler Staaten während des spanisch-nordamerikanischen Seekriegs.

Der Seekrieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Frage: **Welche Grundsätze werden für den Handel und die Schiffahrt der nicht am Kriege Theil nehmenden Länder Geltung haben?**

Bekanntlich hat der Pariser Kongreß 1856 die beiden Grundsätze angenommen, daß — das Recht der Blokade und die Behandlung der sogenannten Kriegskontrebande vorbehalten — feindliches Gut auf neutralen (Handels-) Schiffen und ebenso neutrales Gut auf feindlichem Schiffe der Wegnahme durch die kriegführenden Theile nicht unterliegen soll. Eigenthümlicher Weise sind nun aber gerade Spanien und die Vereinigten Staaten diesen von der ganz überwiegenden Mehrzahl der civilisirten Staaten angenommenen Grundsätzen nicht beigetreten.

Sind sie deshalb nicht daran gebunden?*) Man könnte die Frage deshalb zu verneinen geneigt sein, weil jene Sätze in einer Vertragsurkunde ausgesprochen sind, und ein Vertrag immer nur die Kontrahenten, nicht aber Dritte verpflichtet. Indeß sind völkerrechtliche Verträge, insofern sie allgemeine Grundsätze aussprechen, oft nur der Ausdruck der allgemeinen Rechtsüberzeugung, namentlich wenn die überwiegende Mehrzahl der civilisirten Staaten dem Vertrage beitritt, und für jene beiden Grundsätze ist dies um so mehr zu behaupten, als sie zugleich der Natur der Sache und der geschichtlichen Entwicklung entsprechen. Die neutralen Mächte würden daher berechtigt sein, sich jeder Verletzung jener Grundsätze zu widersetzen. Es ist aber auch nicht wahrscheinlich, daß die beiden kriegführenden Staaten Neigung empfinden werden, die neutrale Flagge und das neutrale Gut selbst auf feindlichen Schiffen nicht zu respektiren. Die neutralen Mächte sind in ihrer Gesammtheit zur See den kriegführenden Theilen so enorm überlegen, daß jede Brüskirung hier von vornherein als ein völlig haltloses und verderbliches Unternehmen erscheinen müßte. Wenn in früherer Zeit jene Grundsätze des Pariser Kongresses zeitweilig nicht beobachtet wurden, so geschah dies eben seitens solcher Staaten, die zur See die neutralen Staaten nicht glaubten fürchten zu sollen.

Der Handel der Neutralen mittelst neutraler Schiffe ist also rechtlich völlig unangreifbar; auf Schiffen der Kriegführenden ist die einem Unterthanen eines neutralen Staates angehörende Ladung allerdings der Gefahr ausgesetzt, daß das Schiff, auf welchem die Ladung sich befindet, angehalten wird und den Ort seiner Bestimmung nicht erreicht. Daraus resultiren meistens erhebliche Schädigungen, und außerdem kann dem Eigenthümer der Ladung sein Eigenthumsrecht bestritten und behauptet werden, daß die Ladung feindliches Eigenthum sei, in welchem Falle sie nach dem heut zu Tage noch geltenden Seekriegsrechte der Wegnahme unterliegen würde. Die Folge ist, daß während des Krieges der Handel fast ausschließlich von Schiffen der neutralen Staaten besorgt werden wird, auch der Handel der kriegführenden Staaten selbst. Und dabei ist der richtigen, freilich nicht unbestrittenen Ansicht nach auch ein Unterschied zwischen der Schiffahrt auf offenem Meere und der sogenannten Küstenschiffahrt (Cabotage), der Schiffahrt zwischen zwei Plätzen einer demselben Staate gehörenden Küste nicht zu machen, sofern der kriegführende Staat, dem die Küste gehört, dies erlaubt. Deutsche Schiffe können also ohne sich der Kaptur seitens spanischer Kreuzer auszusetzen, den Waarenhandel zwischen verschiedenen Punkten der Küsten der Vereinigten Staaten besorgen.

Diejenigen Staaten, welche der Pariser Deklaration beigetreten sind, haben auch auf die Ausstellung von Kaperbriefen Verzicht geleistet. Wenn Spanien und die Vereinigten Staaten dies Recht noch besitzen, so kann das für die Schädigung der Vereinigten Staaten wie Spaniens im Kriege von großer Bedeutung sein. Für die neutralen Staaten ist es nicht von Erheblichkeit. Die Kaper müssen ebenso wie die eigentlichen Kriegsschiffe das Seekriegsrecht inne halten. Es ist möglich, daß die Befehlshaber von Kaperschiffen oder deren Bemannungen eher Ausschreitungen sich zu Schulden kommen lassen, und daß daraus eine gewisse Unsicherheit auch der neutralen Schiffahrt hin und wieder sich ergeben mag. Aber der neutrale Staat, dessen Handelsschiffe unter solchen rechtswidrigen Handlungen leiden würden, könnte für seine Angehörigen strengsten Schadensersatz fordern.

*) Die Kaperei, d. h. die hilfsweise Heranziehung von Privatschiffen zum Seekriege, kann nach allgemeinen Grundsätzen als völkerrechtswidrig nicht angesehen werden. Der Verzicht auf Kaperei gehört nur dem sogenannten konventionellen Völkerrechte an.

Endlich hat die Pariser Deklaration den Satz ausgesprochen, daß jede Blokade effektiv sein müsse. Auch dieser, früher allerdings und noch während der napoleonischen Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts stark verletzte Satz ist jetzt der Art in das allgemeine Rechtsbewußtsein übergegangen, daß eine Mißachtung desselben zum Nachtheil der neutralen Schifffahrt nicht zu besorgen steht. Also nur, wenn der Zugang zu einem Hafen oder einem Küstenstriche eines der im Kriege befindlichen Staaten derartig von feindlichen Kriegsschiffen bewacht wird, daß ein Hindurchfahren (ohne besondere Erlaubniß) mit evidenter (oder wie man auch sagt imminenter) Gefahr verbunden ist, und wenn die Blokade vorher gehörig notifizirt ist, sind neutrale Schiffe verhindert, in den blokirten Hafen einzulaufen und dort ihre Ladung zu löschen.

Schwierigkeiten und Unsicherheiten auch für die neutrale Schiffahrt bereitet aber das heutige Seekriegsrecht in Ansehung der Kriegs-Kontrebande. Wenngleich, wie eine Autorität auf dem Gebiete des Völkerrechts (**Westlake**) bemerkt hat, nach natürlichem Rechte die Angehörigen neutraler Staaten in ihrem Handel mit jedem der kriegsführenden Theile nicht beschränkt sein würden, so hat doch seit dem Mittelalter der Satz gegolten, daß der Kriegsführende die Zufuhr von Waffen und Kriegsmaterial an seinen Gegner als einen feindlichen Akt zu betrachten und mit Konfiskation dieser Gegenstände, unter Umständen auch des Schiffes, zu ahnden berechtigt ist. Es gilt dies jedoch nur von der Zufuhr zur See, und eine strafbare Handlung im eigentlichen Sinne liegt **völkerrechtlich nicht** vor, obschon einzelne Staaten dergleichen Zufuhr bei Strafe innerhalb ihrer strafrechtlichen Zuständigkeit, also für **ihre** Angehörigen und von **ihren** Grenzen aus verbieten können.*) Daher ist auch, wenn die Zufuhr einmal bewirkt ist, eine Wegnahme des Schiffes ausgeschlossen. Aber was zur Kontrebande gehört, ist völkerrechtlich in erheblichem Umfange zweifelhaft. **Unzweifelhaft** gehören dahin nur solche Gegenstände, die lediglich als Kriegswaffen oder Kriegsausrüstungsgegenstände dienen können. Darüber sind aber die Maßnahmen der kriegführenden Staaten vielfach hinausgegangen; man hat als Kontrebande oft auch behandelt Gegenstände, die ebensowohl einen friedlichen Gebrauch dienen können (res ancipitis usus), ja man hat behauptet, daß, wenn die Kriegführung es dringend erfordere, jeder beliebige Gegenstand als Kriegs-Kontrebande behandelt werden könne (accidentelle Kontrebande), dies allerdings nur nach zuvoriger Erklärung; und in seinem letzten kriegerischen Konflikte mit China hat in der That Frankreich, freilich nicht ohne daß die Berechtigung lebhaft bestritten wurde, für kurze Zeit sogar „Reis" für Kontrebande erklärt. Bei einer solchen Ausdehnung des Begriffs Kriegs-Kontrebande kann aber der gesammte Handel der Neutralen in eine schwer erträgliche Lage gerathen; es könnte ein großer Theil der Fabriken und des Exports zum Stillstand gebracht werden: um die Kriegführung zweier oder weniger Staaten zu erleichtern, müßte die übrige Welt in der empfindlichsten Weise leiden. Mit Recht haben daher in neuester Zeit die bedeutendsten Sachkenner sich gegen die Annahme einer sogenannten accidentellen, von dem Belieben der Kriegführenden abhängenden Kontrebande erklärt,**) und nur unter lebhaftem Widerspruche gerade verschiedener Autoritäten hat 1896 das Institut für internationales Recht, indem es prinzipiell die Lehre der accidentellen Kontrebande verurtheilte,***) einen vermittelnden Vorschlag angenommen,*) demzufolge ein kriegführender Staat **gegen Entschädigung** sich solcher für das feindliche Land bestimmter Gegenstände bemächtigen darf, welche auch einem friedlichen Gebrauche dienen können. Die Versuchung, auch Gegenstände und Materialien der letzteren Art für Kriegskontrebande zu erklären, kann im Lauf des Krieges für den einen oder anderen der kriegführenden Staaten stark werden, da der Feind oft besser mit Waffen als mit andern zum Leben nothwendigen Sachen versorgt ist. Namentlich können hier **Kohlen****) und Metalle in Betracht kommen, vielleicht auch Lebensmittel. Es wird Sache der neutralen Mächte sein, gegen Versuche solcher empfindlichen Schädigung ihrer Angehörigen und des Welthandels überhaupt eintretenden Falles sofort mit Nachdruck vorzugehen.

Die Befugniß der kriegführenden Staaten sich der sogenannten Kriegs-Kontrebande zu bemächtigen, hat aber für die Handelsschiffe der neutralen Staaten noch eine andere sehr unangenehme Folgen. Jedes (nicht etwa von einem Kriegsschiffe seines Staates geleitete) Handelsschiff muß auf Verlangen eines Kriegsschiffes (oder Kapers) eines kriegführenden Staates anhalten und sich zur Kontrole darüber, ob es nicht Kriegskontrebande dem Gegner zuführt, den Besuch und eventuell bei verstärktem Verdachte die Durchsuchung gefallen lassen. Es müßen dabei aber gewisse Voraussetzungen und schützende Formalitäten beobachtet werden,***) und unsere Rheder werden gut thun, ihre Kapitaine in dieser Beziehung mit den geeigneten Instruktionen zu versehen, damit sie gegen rechtswidrige Behandlung sogleich

*) Das ist namentlich in der Form von Ausfuhrverboten geschehen.

) Man vergleiche über die gesammte Lehre von der Kriegskontrebande besonders **R. Kleen, De la contrebande de guerre. Paris 1893 und das große Werk desselben Verfassers Lois et usages de la neutralité. Bd. 1. Paris 1898.

***) Annuaire de l'Institut. Jahrg. 15. S. 230, 231:

§ 1. Sont articles de contrebande de guerre: 1° les armes de toute nature; 2° les munitions de guerre et les explosifs. (Die Beschlüsse des Instituts sind hier nicht vollkommen richtig und konsequent: es dienen manche Explosivstoffe vorwiegend friedlichen Zwecken, insbesondere das Dynamit.) 3° le **matériel** militaire (objets d'équipement, affûts, uniformes etc.); 4° les vaisseaux équippés pour la guerre; 5° les instruments faits pour la fabrication immédiate de munitions de guerre, lorsque ces divers objets sont transportés par mer pour le compte ou à destination d'un belligérant.

La destination pour l'ennemi est présumée lorsque le transport va à l'un de ses ports, ou bien à un port neutre qui d'après des preuves évidentes et de fait incontestable, n'est qu'une étape pour l'ennemi, comme but de la même opération commerciale.

§ 2. Sous la dénomination de **munitions de guerre** doivent être compris les objets qui pour servir immédiatement à la guerre, n'exigent qu'une simple réunion ou juxtaposition.

§ 3. Un objet ne saurait être qualifié de contrebande à raison de la seule intention de l'employer à aider ou favoriser un ennemi, ni par cela seul qu'il pourrait être dans un but militaire, utile à un ennemi ou utilisé par lui, ou qu'il est destiné à son usage.

§ 4. Sont et demeurent abolies les prétendues contrebandes designés sous les noms, soit de contrebande **relative**, concernant des articles (**usus ancipitis**) susceptibles d'être utilisés par un belligérant dans un but militaire, mais dont l'usage est essentiellement pacifique, soit de contrebande **accidentelle**, quand les dits articles ne servent spécialement aux buts militaires que dans une circonstance particulière."

*) A. a. O. § 5. „Néanmoins le belligérant a, à son choix et à charge d'une équitable indemnité, le droit de séquestre ou de préemption quant aux objets qui, en chemin vers un port de son adversaire, peuvent également servir à l'usage de la guerre et à des usages pacifiques."

) **Rivier, Principes du droit des gens. Bd. 2 S. 419 (Paris, 1896) ist der Meinung, daß Kohlen nur dann als Kontrebande behandelt werden dürfen, wenn sie direkt für den Gebrauch der feindlichen Flotte bestimmt sind.

***) Man vergleiche in dieser Hinsicht das vom Institut für internationales Recht (auf Grund einer umfassenden Arbeit **Bulmerincq's**) aufgestellte Réglement international des prises maritimes etc. §§ 10 ff. (Tableau général de l'organisation des travaux ... de l'Institut de droit international (1873—1892) Paris, Bruxelles, Berlin ... 1893 S. 197 ff.), das in den erwähnten formellen Beziehungen wesentlich eine kritische **Codifikation** des geltenden Rechts nach Maßgabe der Verträge und der Präcedenzfälle darstellt.

protestiren und für den erforderlichen Beweis sorgen. Uebergriffe sind hier sehr leicht möglich, namentlich wenn der Seekrieg großen Theils durch Kaper oder mittels eilig zusammengeraffter Offiziere und Mannschaften geführt würde. Unbedingt muß für jedes in Beschlag genommene Schiff und jede in Beschlag genommene Ladung ein Verfahren vor einem Prisengerichte stattfinden, in welchem gegen das Schiff und gegen die Ladung der Beweis gerechtfertigter Beschlagnahme und gerechtfertigter Konfiskation zu führen ist. Einfache Wegnahme ohne Einleitung eines regelrechten Prisengerichts-Verfahrens ist völkerrechtswidrig.

Zu allen und jeden seekriegsrechtlichen Maßnahmen haben die kriegführenden Staaten ein Recht nur auf offener See und in den eigenen wie in des Feindes Gewässern. In neutralen Küstenmeeren dürfen daher Beschlagnahmen von Schiffen nicht erfolgen, unzweifelhaft also nicht innerhalb eines Rayons von drei Seemeilen Breite, gerechnet von der neutralen Küste.*) Auch darf gegen neutrale Schiffe und Ladungen nur nach zuvoriger feindlicher Kriegserklärung vorgegangen werden, während dem Gegner gegenüber faktische Eröffnung der Feindseligkeiten genügen mag.

Durchaus wünschenswerth ist, daß die neutralen Mächte von vornherein strenge und energisch auf die Beobachtung des Rechtes halten und nicht etwa aus vermeintlichen zu weit gehenden Zweckmäßigkeitsgründen sich Uebergriffe gegen ihre Handelsmarine gefallen lassen. Spanien hat bereits, wie der Telegraph meldet, erklärt, daß es abgesehen von dem vorbehaltenen Rechte der Benutzung von Kapern die Pariser Deklaration als geltendes und bindendes Recht anerkenne und unter denjenigen Gegenständen und Materialien, welche als Kriegs-Kontrebande gelten sollen, kommen nur einige**) vor, welche auch einem friedlichen Gebrauche in erheblichen Umfange dienen können. In den Vereinigten Staaten,***) welche früher in so rühmlicher Weise zur Fortbildung des internationalen Rechts mitgewirkt haben, macht sich neuerdings eine Strömung geltend, welche, wie einsichtige Amerikaner selbst bemerken, zum Schaden des Staates selbst über die Schranken des Völkerrechts sich hinwegsetzen will. Hier heißt es für die neutralen Mächte: „Principiis obsta“, und die neutralen Mächte sind vorläufig, wenn sie die Schranken des Rechtes innezuhalten verlangen, wie schon bemerkt, in sehr günstiger Lage.†)

L. v. Bar.

*) Die der Tragweite der heutigen Geschütze und den Bedürfnissen der neutralen Staaten besser entsprechenden Vorschläge des Instituts für internationale Rechte über Abgrenzung des sogenannten Küstenmeeres (mer territoriale) siehe im Annuaire des Instituts Jahrg. 1894/95 (Session de Paris) S. 328 ff.

**) z. B. Dynamit, Schiffsmaschinen, die ja auch z. B. zur Reparatur von neutralen in amerikanischen Häfen liegenden Schiffen verwandt werden können.

***) Inzwischen haben auch die Vereinigten Staaten erklärt, die Pariser Deklaration in den erwähnten Punkten hochachten zu wollen.

†) Uebrigens sind namentlich im vorigen Jahrhundert eine Menge in ihren Bestimmungen sehr von einander abweichender Verträge über die Ausdehnung, welche dem Begriffe der Kriegskontrebande zu zu geben sei, geschlossen werden. Diese Verträge können immerhin, soweit sie nicht aufgehoben sind, noch von Bedeutung werden. In einem 1785 zwischen Preußen und den Ver. Staaten abgeschlossenem Vertrage (gilt dieser Vertrag noch?) ist sogar bestimmt, daß selbst notorische Kontrebande nicht der Wegnahme, sondern nur der Beschlagnahme gegen Zahlung des Werthes oder späterer Rückgabe und Entschädigung unterliegen solle (vgl. Geffcken in Holtzendorff's Handbuch des Völkerrechts IV. S. 718). Uebrigens sind preußische Verträge nicht ohne Weiteres Verträge des Deutschen Reichs.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Dem gegenwärtigen Reichstag ist eine so lange Lebensdauer beschieden, wie keinem vor ihm und er scheint bis an das äußerste zulässige Ende thätig sein zu wollen. Fürst Bismark äußerte einst die Absicht, in den Sielen zu sterben und so schickt sich der Reichstag an, zusammen zu bleiben fast bis zum letzten Tage der fünf Jahre, auf die er gewählt ist. Sein Geist ist willig, aber sein Fleisch ist schwach. Er brennt vor Begierde, noch eine Anzahl von heilsamen Gesetzen zu Stande zu bringen, aber die Männer, welche diese Gesetze für heilsam halten, sind nicht zur Stelle.

So wurde gleich am ersten Tage bei der Strafgesetznovelle, welche die öffentliche Sittlichkeit heben soll, die Beschlußunfähigkeit festgestellt, obwohl der Wunsch ausgesprochen war, sie en bloc anzunehmen. Wir geben gern zu, daß sich über das Gesetz, wie es aus den Beschlüssen der Kommission hervorgegangen ist, reden läßt; etwas durchaus Ungeheuerliches ist nicht darin enthalten. Aber ehe man es beschließt, muß man darüber reden, denn in dem Kommissionsbericht ist nicht Alles bedacht worden, was zu bedenken ist. Ob das Gesetz in diesem Jahre oder in einem zukünftigen Jahre zu Stande kommt, ist ziemlich gleichgültig, denn sein praktischer Einfluß wird sehr gering sein. Das Gesetz gehört in die Klasse der „ethischen“ Gesetze, die darauf berechnet sind, das öffentliche Gewissen zu beschwichtigen, die sich aber schwer handhaben lassen wie des Messers Schneide. Die Moral läßt sich durch Zwangsgesetze nicht verbessern.

Die Zahl der Aufgaben, die vom Reichstage schlechthin noch erledigt werden müssen, ist so groß, daß er Alles, was er aufschieben kann, auch aufschieben sollte. Da sind einige internationale Verträge. Das Handelsprovisorium mit England hat der Reichstag verständiger Weise stillschweigend angenommen. Der Weltpostvertrag konnte zu Einwendungen keine Veranlassung geben, sondern höchstens zu einem Ausdruck der Freude darüber, daß der Weltpostvertrag jetzt in der That zu dem geworden ist, was sein Name schon lange besagt, zu einem Bande, welches die Welt umschlingt, soweit sie civilisirt genug ist, um überhaupt Posten zu besitzen.

Zu den unaufschiedlichen Aufgaben gehört noch Alles, was nöthig ist, damit das große Werk des einheitlichen bürgerlichen Rechts am 1. Januar 1900 nagelfertig dastehe. Die Novelle zur Konkursordnung ist in der dritten Lesung en bloc angenommen; bei Besprechung der Novelle zur Civilprozeßordnung wird sich eine Besprechung der wichtigen Frage nicht umgehen lassen, ob das Reichsgericht sich zu einem Wasserkopf auswachsen darf.

Zu den schlechthin unaufschieblichen Aufgaben möchten wir auch noch die Militärstrafprozeßordnung rechnen, denn es ist Gefahr vorhanden, daß, wenn wir nicht festhalten, was wir jetzt erreichen können, sie uns aus den Händen entschlüpft.

Endlich ist ein Nachtragsetat eingebracht worden, der hauptsächlich durch die Ausgaben für Kiautschau veranlaßt worden ist und dessen Ausgaben zum Glück aus den Einnahmeüberschüssen gedeckt werden können. In der ersten Lesung hat sich der Staatssekretär für das Auswärtige über die chinesischen Angelegenheiten in derselben nüchternen Weise ausgesprochen, die wir schon früher mit Genugthuung anerkannt haben. In der Budgetkommission wird eine Verständigung nicht schwierig sein.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat das Komptabilitätsgesetz zu Stande gebracht; es ist ein altes Verlangen erfüllt, aber unsere Genugthuung darüber artet nicht in Jubel aus. Die Theorie, daß es zum „Begnadigungsrechte“ der Krone gehöre, Anforderungen, die der Fiskus zu stellen hat, zu erlassen, ist siegreich geblieben;

wir können es daher in jedem Augenblick wieder erleben, daß der Stempel für ein neubegründetes Fideikommiß niedergeschlagen wird. Jedenfalls werden die Grundsätze dieses Gesetzes nicht auf das Reich übertragen werden dürfen.

Die Berathung der alljährlich wiederkehrenden Sekundärbahnvorlage bot das alte Bild. Der Gedanke," daß es in erster Linie die Aufgabe der Kommunalverbände sei, für den Wegebau zu sorgen, ist vollständig in den Hintergrund getreten. Man hört nur Klagen darüber, daß die Regierung für Lokalinteressen nicht das Nöthige thue; gelegentlich wird ein Dank gestammelt. Der Tag der Sekundärbahnvorlage gehört zu den ödesten im Leben des Abgeordnetenhauses.

Die Gefahr der Viehseuchen ward in ausführlicher Weise auf Grund eines Privatantrages erörtert. Wer würde nicht wünschen, daß dieser Gefahr mit allen verständigen Mitteln begegnet wird! Aber der Wunsch, Prohibitionsmaßregeln unter der Maske von Veterinärmaßregeln zu erstreben, tritt immer unverhüllter hervor.

Die Session des Abgeordnetenhauses wird noch lange dauern, um die Gehälter der Geistlichen zu regeln. Die Kommission arbeitet langsam und das Pfingstfest kann dazwischen kommen, ehe die Sache im Plenum geregelt ist.

Proteus

Vom Rechte, das mit uns geboren ist.

„Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich nicht bequemen." — „Ich kann es Euch so sehr nicht übel nehmen." Bei der mephistophelischen Musterung der vier Fakultäten kommt keine so schlecht fort wie die juristische; und das kräft'ge Wörtlein, mit dem der Dichter sein altes Handwerk grüßt, ist wohl so ziemlich allen Laien und manchen Juristen aus der Seele gesprochen! In der That ist die Jurisprudenz eine Spröde, die ihre liebenswürdigen Seiten nur im intimsten Verkehr offenbart; und für solchen Verkehr sind von den vielen zum Umgang mit ihr Berufenen nur wenige auserwählt.

Wesentlich nur an diesen engen Kreis wendet sich zunächst die gelehrte „Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft" von R. Stintzing, deren Fortführung nach dem plötzlichen Tode Stintzing's im Jahre 1883 Professor Ernst Landsberg übernommen hat. Von dem ebenso arbeitsschweren wie ergebnißreichen Werke ist jetzt der erste Halbband der dritten Abtheilung erschienen.*) Der Inhalt dieses Theiles nun rechtfertigt das Wagniß, an einem nicht strenger Fachwissenschaft geweihten Orte und vor einem weiteren Kreise den sonst so spröden Gegenstand zu behandeln. Denn der Plan des Werkes bringt es mit sich, daß der vorliegende Band sich „zusammenschließt zu einer Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft im Zeitalter des Naturrechts". Und wenn irgend eine Form juristischen Denkens über den Kreis der Fachgenossen hinaus zu wirken vermag, ja nothwendig darüber hinauswirken muß, so ist es die Anschauungsweise, die als naturrechtliche einst viel gepriesen und dann viel gescholten ward. Hat doch in seiner Blüthezeit das Naturrecht nicht nur von den Philosophen eifrigere Pflege als von den Juristen selbst erfahren, sondern geradezu den Geist der Zeit, die Ideen der Staatsmänner wie die ganze öffentliche Meinung fast unumschränkt beherrscht. Auch Mephisto bekennt sich als Naturrechtler durch seinen Stoßseufzer „vom Rechte, das mit uns geboren ist".

*) München und Leipzig 1898. Oldenbourg; je ein Halbband Text und Noten. Das Werk gehört zu dem großen Unternehmen der bairischen Akademie der Wissenschaft: „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland", dem wir u. a. Roscher's Geschichte der Nationalökonomik verdanken.

Es ist im letzten Grunde der uralte und ewig neue Kampf zwischen Autorität und Selbstbestimmung, Gebundenheit und Freiheit, in einer seiner historisch fruchtbarsten und geistig bedeutsamsten Erscheinungsformen. Die ganze, schier unübersehbare Schaar, die unter dem Banner des jus naturae et gentium gefochten, kämpfte für Befreiung des Subjekts von den Banden der Autorität, so wenig freiheitlich im vulgären Sinne auch manche dieser Lehren erscheinen mögen. Das Lebensprinzip der ganzen Richtung war der Kampf wider die Scholastik, in welcher sich das Denken unter autoritärer Gebundenheit ein in seiner Weise großartiges System geschaffen hatte. Erfüllt dieses Ringen zwischen Scholastik und Naturrecht im technischen Sinne das 17. und 18. Jahrhundert, so ist der Gegensatz in seinem innersten Wesen ein dauernder; es ist eine logische, keine historische Antithese. Die beiden Prinzipien, die einerseits die Scholastik, andererseits das Naturrecht aus sich erzeugten, sind die beiden Pole, zwischen denen der Menschengeist oscillirt im Denken wie im Handeln. Man kann auch heute kaum einen tiefgründigen wissenschaftlichen Streit verfolgen oder ein Zeitungsblatt lesen, ohne auf dem Kampfplatz Scholastiker und Naturrechtler die Waffen kreuzen zu sehen.

Das System der Autorität, das seine Fäden von oben nach unten spinnt, muß an eine oberste, eine absolute Autorität anknüpfen. Die absolute Autorität aber ist begrifflich allein die göttliche. „Wie die Gründung des Staates nach dem Vorbild der Weltschöpfung zu begreifen ist, so ist auch die staatliche Regierung aus der Weltregierung abzuleiten," lehrte Thomas v. Aquino, „der Engel der Schule"; und 600 Jahre später lehrt der große Scholastiker Stahl: „Es ruht vor allem das Ansehen des Staates auf der Einsetzung Gottes. Das ist der letzte Grund des ihm selbst innewohnenden ursprünglichen Ansehens. Seine ganze legitime Ordnung hat daraus ihre bindende Macht. Insbesondere hat die Obrigkeit Ansehen und Gewalt von Gott. Sie ist von Gottes Gnaden". Von diesem allmächtigen scholastischen Autoritätsbann die geistige Erfassung des menschlichen Gemeinlebens zu befreien, war die größte und gewaltigste Aufgabe der naturrechtlichen Gegenströmung. Keineswegs als der Erste, der sich solcher That erdreistet, aber als der Denker, an dessen Formulirung des Gedankens die weitere Entwicklung unmittelbar anknüpft, ist der große Holländer Hugo Grotius der Vater des Naturrechts. Daß am Anfang des 17. Jahrhunderts die Gefahr nahe lag, jede Opposition wider christlichen Scholasticismus einfach als Atheismus verdammt zu sehen, kann uns nach unseren Erfahrungen am Ende des 19. Jahrhunderts nicht Wunder nehmen. So verwahrt sich denn auch Grotius — und zwar durchaus nicht nur in wohlangebrachter Vorsicht, sondern aus innigster, ehrlichster Ueberzeugung — fort und fort gegen den Vorwurf persönlichen Unglaubens, indem er, noch unbeholfen und schüchtern tastend, das menschliche Gemeinleben rein menschlich zu erfassen sucht. Auch wenn man annähme, was man freilich ohne schlimmsten Frevel nicht annehmen könne, daß es keinen Gott gäbe oder daß dieser sich nicht um die menschlichen Angelegenheiten kümmere, so bliebe dennoch ein natürliches Recht bestehen. Und zwar sei dieses natürliche Recht so ewig unveränderlich, daß selbst Gott es nicht verändern könne. Denn trotz der Allmacht Gottes gäbe es doch gewisse Dinge, auf welche sich diese Allmacht nicht erstreckt. Wie nämlich an dem Satze, daß zweimal zwei vier sei, Gott selbst nichts ändern könne, so könne er auch nicht bewirken, daß das was nach immanenter Vernunft böse sei, nicht böse sein sollte!

Seltsam genug muthet uns diese Argumentation an, zu deren Unterstützung Grotius biblische Beweisstellen heranzieht, in denen Gott diese Einschränkung seiner Allmacht selbst anerkennt und sanktionirt. Das junge Naturrecht trägt eben noch die Eierschalen der scholastischen Methode an sich; so erklärt sich wohl auch die von Landsberg staunend verzeichnete Meinung eines späteren Juristen, der Grotius kurzer Hand unter die Scholastiker wirft. Und

doch stecken in der verdorrenden Hülle dieser Methode bereits alle triebkräftigen Keime des neuen Denkens. Nicht der unerforschliche, nur durch die Offenbarung zugängliche Rathschluß des allmächtigen Gottes ist die unmittelbare Quelle von Recht und Staat, des ganzen geselligen Seins, sondern die Menschennatur, deren Geheimnisse die forschende Vernunft durch des Gedankens Schärfe zu enträthseln vermag. Da diese Menschennatur im wesentlichen als konstant gefaßt wird, so sind auch die ihr immanenten obersten Prinzipien ewig und allgemein giltig. Aus diesen obersten Prinzipien ist alles weitere im Wege des logischen Schlusses zu gewinnen. Recht und Staat sind logische, nicht historische Kategorien. An die Stelle Gottes tritt der Mensch, das Individuum als unmittelbarer Schöpfer von Recht und Staat; und so ist es nur ein scheinbar selbstverständlicher Schritt, die Autorität des Gesetzes, die man nicht mehr vom Himmel entlehnt, an den Vorgang anzuknüpfen, der im alltäglichen Leben handgreiflich den Willen freier Individuen zu binden vermag: den Vertrag. Der Staat und sein Recht wurzeln in der bindenden Kraft der Verträge. Das ist das Grundthema für alle Variationen des Naturrechts.

Lag im Wesen der naturrechtlichen Anschauung unzweifelhaft ein befreiendes Moment, so führt sie doch an sich und nothwendig durchaus nicht zu praktischen Forderungen individueller Freiheit im Allgemeinen, politischer oder wirthschaftlicher Freiheit im Besonderen. Grotius selbst freilich stand — schon als Holländer — solchen Anschauungen nahe, die in einer Zeit, da sonst das wirthschaftliche Leben aus der mittelalterlichen Zersplitterung erst in die territoriale Gebundenheit überging, schon die Bedeutung der „ἀγαθὴ ἔρις“ des „guten Streites“, den Segen der freien Konkurrenz erfaßten. Aber der erste und größte Naturrechtler nach ihm war Thomas Hobbes, der gewaltige Verkünder des gewaltigen Leviathan-Staates, der civitas absolutissima. Denn die Eigenschaft der naturrechtlichen Staatslehre, die sie besonders zu allgemeiner Herrschaft befähigte, war ihre unvergleichliche politische Anpassungsfähigkeit. Alles, was nach der Meinung der Zeit oder der Partei oder des Autors der Staat sein und leisten sollte, jede beliebige Form seiner Verfassung schob man als Absicht oder Bedingung des staatsgründenden Urvertrages den geduldigen ersten Kontrahenten ins unbedingte Gemüth. Die Fülle aller Freiheit und die absolute Unfreiheit konnte man in jenen hypothetischen Vertragstext hineininterpretiren und hat es redlich gethan. Jedoch mit einem überaus bedeutsamen Vorbehalt. Die scholastische Lehre von der göttlichen Institution des Staates, seines Rechts und seiner Obrigkeit vermag sich jeder Kritik staatlicher Zustände nach dem Maßstabe der Vernunft oder des Wohles der Unterthanen zu erwehren, da sie jedenfalls durch die bekannte Dunkelheit der Wege Gottes gedeckt ist. Indem dagegen das Naturrecht die Staatskonstruktion vom Himmel losriß und auf die Erde stellte, den Willen Gottes durch den Konsens der den Staatsgrundvertrag schließenden Individuen ersetzte, mußte es auf die Frage nach dem Warum dieses Rechtsgeschäfts Rede stehen. Und da man sich die Urkontrahenten als vernünftige, zweckbewußte Wesen gleich den kultivirtesten Zeitgenossen vorstellte, so mußte sich die Beantwortung jener Frage aus den vernunft- und zweckgemäßen Bedürfnissen und Interessen der Individuen, d. h. der Unterthanen auch des gegenwärtigen Staates ergeben. Also wohl den Absolutismus konnte das Naturrecht lehren, aber nicht das Gottesgnadenthum, sondern den Absolutismus lediglich im Dienste der Unterthanen. So erklärt Hobbes, der konsequenteste Theoretiker des absoluten Staates, des allmächtigen, unwiderstehlichen, alles verschlingenden Leviathan, doch unumwunden, daß dieser Staat nur um der Unterthanen willen da sei. In seiner unaufhaltsamen Konsequenz gelangt er dazu, die Nothwendigkeit absoluter Entrechtung der Individuen im Interesse der Individuen, als Ausfluß ihres Selbsterhaltungstriebes nachzuweisen. Aber er gründet die schrankenlose staatliche und fürstliche Omnipotenz auf rein weltliche, naturrechtliche Deduktionen, nicht auf die Mystik göttlicher Gnade. So erklärt es sich, daß der größte aller Absolutisten den stuartschen Hoftheologen und Hofjuristen ein Gräuel war; denn er beugte die Kirche unbedingt und unbedenklich unter die Hand des weltlichen Staates. Das Gleiche gilt von den großen deutschen Naturrechtlern; sie waren sammt und sonders Absolutisten, aber eben aufgeklärte Absolutisten; und mit der Kirche standen sie daher sämmtlich auf gespanntem Fuße, der tief fromme Thomasius, das Weltkind Pufendorf nicht minder, als der große Skeptiker Hobbes. Das Naturrecht war die Rechts- und Staatslehre der Aufklärung.

Aufklärung! Das war das ideale Ziel aller Besten des Zeitalters. Fortschreitend von den geistigen Errungenschaften der Renaissance und des Humanismus, freute man sich der mehr und mehr zum Bewußtsein erwachenden kritischen und schöpferischen Kraft individueller Vernunft wie einer neuen Entdeckung. Ja, der Mensch schien seine Vernunft gleich der neuen Erdhälfte und dem neuen Weltsystem, gleich der antiken Kultur und der reinen Lehre erst wieder neu entdeckt zu haben. Alle Dinge im Himmel und auf Erden rief man vor den kritischen Richterstuhl individueller Vernunft. Was sich nicht rationell beweisen und erklären läßt, das existirt nicht! In die dunkeln Dome und engen Häuser, in die dunkeln Hirne und engen Herzen soll der Strahl der Aufklärung dringen. Dazu jedoch bedurfte es eines mächtigen, eines allgegenwärtigen Helfers; dazu schien nur der Eine fähig, der mit den Mächten des Alten schon um seiner selbst willen im Kampfe lag, der neue, der absolute Staat. Die Aufklärung lehrt den absoluten Fürstenstaat, damit der absolute Fürstenstaat die Aufklärung verwirkliche.

In Deutschland zeigt sich diese Entwicklung in drei aufeinander folgenden Gelehrtengenerationen, die sich um Pufendorf, Thomasius und Wolff gruppiren, und deren geistige Bedeutung etwa in demselben Maße absteigt, wie ihr praktischer Einfluß wächst. Pufendorf, der freieste und reichste Geist unter ihnen, bereitet der weltlichen, naturrechtlichen Anschauung den Boden in Deutschland und — als echter Deutscher ein ausgebautes System. Seine starke Individualität ist dem Reize individueller Freiheit regsam, deren Spuren er nach dem Geiste und Bedürfnisse seiner Zeit und seines Landes mehr auf religiös-philosophischem, als auf staatlichem Gebiete folgt. Der scholastischen Orthodoxi war „profanus ille Pufendorfius“ mit Recht ein Dorn im Auge; gegen sie, „die festen Säulen der Barbarei“ schleudert er seine prächtigen Streitschriften, aus denen mancher Satz noch heute nach mehr als zwei Jahrhunderten Zeugniß eines freien Geistes wäre: „Ein Philosoph ist ein Philosoph, ob er Christ oder Heide, Deutscher oder Wälscher sei, wie es für den Musiker unerheblich ist, ob er einen Bart trage oder nicht .... Wie die Geometrie und die Chirurgie keine christliche Wissenschaft ist, so ist es auch die Logik nicht. Vergeblich jammert ihr über die Verderbtheit der menschlichen Vernunft, die auch göttlichen Ursprungs und die edelste Gottesgabe ist.“ An solchen Meisters Lehren entzündete sich das Licht der Aufklärung im frommen Herzen des Christian Thomasius. Man kann den Uebergang von scholastischer Befangenheit zu aufgeklärter Vorurtheilslosigkeit nicht besser und kürzer charakterisiren, als es Thomasius selbst thut mit den schlicht einfältigen Worten: „Ich that deßhalben die Augen meines Gemüths zu, damit sie der Glanz menschlichen Ansehens nicht verblenden sollte; und gedachte nicht mehr, wer oder wie ein großer vornehmer Mann es sei, der dieses oder jenes geschrieben, sondern überlegte nur die Beweisthümer auf beiden Seiten.“ So ward der gläubige Magister, eines orthodoxen Professors Sohn, zum kampfesfrohen Reformator und Aufklärer, der durch eine unerhörte Neuerung, den ersten deutschen Anschlag am schwarzen Brett und den Gebrauch der deutschen Sprache in der Vorlesung, die Universität Leipzig, die Hochburg lutherischer Scholastik, ebenso in Aufregung setzte wie die litterarische Welt durch seine „Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken“, die erste deutsche wissenschaftliche Zeitschrift. So ward aus dem Manne, der noch als Professor selbst im Hexengericht

gesessen, der unermüdliche Feind der „Delikte“ der Zauberei und Ketzerei, wie der Tortur. An ihn dann schließt sich der eigentliche Systematiker und Philosoph des aufgeklärten Despotismus, Christian Wolff. Er gibt dem Naturrecht eine gar besondere, alles beweisende Methode und dem eudämonistischen Polizeistaat ein philosophisches Lehrbuch. Aber seine unerschöpfliche Vielrederei stürzt über den betäubten Leser dahin, wie die ebenso unerschöpfliche Vielregiererei des aufgeklärten Despotismus über den wehrlosen Unterthan; er ist wohlmeinend und glücklich machend um jeden Preis wie jenes politische System; und wie dies seine materiellen Mittel, so hat er seine Ideen meist wo anders hergenommen. Die Aufklärung des biedern Wolff verfällt bereits einigermaßen in jene verflachende und verseichende Art, die schließlich dem alternden Rationalismus seine besten Reize raubt.

Aber dieselbe naturrechtliche Anschauung, die der Theorie und Praxis des eudämonistischen Polizeistaats zur Grundlage diente, hat aus sich auch die unvermeidliche Reaktion dagegen erzeugt. Die gewaltige Bewegung der Geister, die schließlich, zum Sturm der großen Umwälzung angeschwollen, den absoluten Staat überwand, und ebenso die Vertiefung des Denkens, die aus dem verflachten Rationalismus eine neue Rechtsphilosophie erschuf, sie wurzeln beide in der Idee vom Rechte, das mit uns geboren ist. Es handelt sich zuvörderst lediglich um eine andere Interpretation jenes naturrechtlichen Grundvertrages, eine Interpretation, welche die natürliche Freiheit des Individuums auch im staatlichen Zustande erhält und sichert. Geht jene absolutistische Auslegung auf Hobbes zurück, so diese freiheitliche auf seinen jüngeren Landsmann Locke. Ihrer natürlichen Freiheit haben die Menschen im Staatsvertrage vernünftiger Weise nicht entsagen können, um sich völliger Unfreiheit zu überliefern, sondern nur, um die gesetzliche Freiheit dafür einzutauschen. Also nicht der Wille des Despoten, auch des aufgeklärten nicht, herrsche im Staate, sondern einzig das Gesetz, dem auch der Fürst untersteht. Zur Wahrheit aber wird diese Forderung nur, wenn der Fürst nicht der alleinige Gesetzgeber ist. Auf dieser Grundlage errichtete Montesquieu sein System der konstitutionellen Gewalteintheilung, durch das er zum Stammvater des politischen Liberalismus wurde. Sofort aber tritt ihm gegenüber der Verkünder des modernen Radikalismus, der von Anbeginn die Keime des Kommunismus in sich trägt, der Sturmvogel der Revolution, Jean Jacques Rousseau. Sein contrat social ist ein Gipfelpunkt naturrechtlicher Dogmatik, das ebenbürtige Seitenstück zu Hobbes Leviathan, dessen absolute Unterordnung er durch die absolute Gleichheit, dessen allmächtigen Fürsten er durch das allmächtige Volk ersetzt. Unter dem beherrschenden Einflusse Montesquieu's und Rousseau's steht die Rechts- und namentlich die Staatslehre des Regenerators der deutschen Philosophie, Kants. Das Problem, die natürlich vernünftige Freiheit der Individuen mit dem Zwange der Staatsordnung zu versöhnen, erfährt aber hier seine Lösung durch die prinzipielle Beschränkung des Staates auf den Rechtszweck unter nachdrücklichster Ablehnung des Eudämonismus. Das ist der Berührungspunkt Kantischer Philosophie mit den Grundanschauungen der klassischen Nationalökonomie, eine geistige Verbindung, die für das Denken wie für das Leben des 19. Jahrhunderts von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Beide Elemente entstammen dem naturrechtlichen Gedankenkreise.

Der Inhalt des Werkes von Landsberg deckt sich nicht mit dem hier skizzirten Entwicklungsgange. Einmal wird er durch seine Aufgabe auf die deutsche Litteratur beschränkt; sodann hat er lediglich die Rechtswissenschaft unter Ausschluß des historisch-politischen zum Gegenstand. Wohl kommen dadurch manche naturrechtlichen Aufklärer nothgedrungen etwas zu kurz; aber andererseits gelingt es Landsberg durch die meisterhafte Beherrschung des ungeheuren und oft recht spröden Stoffes, dem Leser anschaulich zu machen, wie sich das philosophische Element des Naturrechts mit der strengen Fachjurisprudenz bald feindlich, bald freundlich berührt, hier zersetzend, dort neubelebend wirkt. Auch die biographischen Notizen enthalten viel Interessantes. Die persönlichen Berührungen der gelehrten Naturrechtler mit dem aufgeklärten Despotismus waren oft recht unangenehmer Art; besonders Friedrich Wilhelm I. von Preußen spielt auch hier seine bekannte Rolle. Da der berühmte Heineccius nicht gern von Frankfurt nach Halle ziehen will, droht ihm der König mit militärischer Exekution der ehrenvollen Berufung; und als derselbe Gelehrte den sehnlich erwünschten Ruf nach Leyden erhalten, schlägt ihm Friedrich Wilhelm nicht nur die Entlassung rundweg ab, sondern läßt auch den niederländischen Generalstaaten als einen der Gründe seiner Weigerung eröffnen: „que la République n'a jamais trouvé à propos de m'accorder quelques fleugelmannes, qui auroient peut être su balancer quelques grands sçavans!“ Die Erfahrungen, welche die beiden Moser mit verschiedenen deutschen Landesvätern im Zeitalter der Aufklärung gemacht, sind ja traurig berühmt. Beim aufgeklärten Despotismus war eben der Despotismus weit mehr gesichert, als seine Aufgeklärtheit.

Häufiger und heftiger als seit langer Zeit erscheinen neuerdings Angriffe wider das selige Naturrecht in der wissenschaftlichen Litteratur. Will man dadurch einen schon seit Menschenaltern todt Gesagten noch tödter machen oder hat man die dunkle Empfindung, daß hier eine Auferstehung sich vorbereitet? In der Gestalt eines ewigen und allgemein giltigen Normalrechts wird das Naturrecht wohl nicht wiederkehren; aber seine Funktion einer philosophischen Kritik des positiven Rechtszustandes, eine Funktion, die vielleicht allzu lange verwaist war, mag eine neuerstehende Theorie wieder aufnehmen. Darauf deuten viele Zeichen der Zeit. Thatsächlich hat das Naturrecht, das in der Idee von der Unveränderlichkeit der obersten Prinzipien ausging, überall den Fortschritt mit dem Geiste der Zeit mächtig gefördert, während seine Ueberwinderin, die historische Schule, die in der Idee von der Entwicklung des Rechts mit dem Volksgeiste ausging, thatsächlich allzu oft dem Stillstand und dem Rückschritt gedient hat. Dieser historischen Anschauung hört gar leicht die geschichtliche Entwicklung an der Schwelle der Gegenwart auf. Und gegenüber solcher scholastischen Neigung erweist sich ein Hauch vom Geiste des alten Naturrechts als Erweckung und Mahnung.

Hugo Preuß.

Ungemalte Bilder.

Von der Münchener Ausstellung kommend, saß ich in der Schlafwagenecke, im Abenddunkel gen Norden fahrend und ließ mir im Geiste noch einmal die Bilder vorüberziehen, die wir an dem Morgen im Glaspalast gesehen hatten. Vor allem Böcklin und von ihm das Schönste: Meeresbrandung, die blasse Fei in violettschillernder Schleierhülle, wie sie in der engen Felsenspalte lehnend in ihre Harfe greift, den Schaum, das Rauschen, das Tosen der Wellen um die Klippen, mit ihrer Nixenmusik zu begleiten. Und Lenbach mit dem charakteristischen Kopfe von Hermann Allmers. Und Stuck's Paradieseswächter, gestützt auf sein Flammenschwert, das so schnöde von einem Karrikaturenzeichner als rother Bauernregenschirm verunglimpft ward. Und gar Hodler's Eurythmie, — die schweren Gestalten in weißen Gewändern, ließen mich an die Heuchler in Dante's Hölle denken, wie sie unter ihren Bleikutten mühsam sich vorwärts schleppend Genelli einst gezeichnet hat. Der Jäger von Martinez Cubells, Bartels, Joris, Pradilla, Hitchcock, Schuster-Woldan, so viele Bilder, so viele Namen, ich wiederhole sie mir in Gedanken. Und jenes hübsche Kellnermädel im grünen spitzenbesetzten Rock, dem schwarzsammtenen Mieder, wie sie ihren Maßkrug aufhebt zu dem langbebarteten Förster, ihre Augen lachen im

Sonnenschein, von den Wagen umher ruft man ihr zu, mehr Bier zu bringen. . . . Ja, wer malte denn das? Mir entfiel der Name. Es müßte Rau sein, dem grünen Kleid und dem grünen Hut nach. Es müßte Defregger sein, nach dem Lachen. Es könnte vielleicht auch Fritz August von Kaulbach. . . . Nein, für den ersten ist es zu natürlich, für den zweiten zu farbenfreudig und für den dritten, trotz seines feschen Schützenliesl, zu wenig ideal und vornehm, allzu derb realistisch. Der Förster im abgetragenen, grougrünen Jagdrock ist wohl von Grützner? — Aber nein, wo hing denn das Bild, in welchem Saale, wie sah der Rahmen aus? überhaupt, — — Richtig! das ist es ja, darum kann ich den Maler nicht finden, es war kein Bild, es ist nicht im Glaspalast gewesen, sondern draußen im Freien, am Nachmittag beim Oktoberfest auf der Theresienwiese, während des Rennens, da habe ich das lachende Mädchen gesehen, und den Jägersmann mit dem grauen Barte, der den Krug nahm und ihn so dankbar an seine durstigen Lippen setzte. Und wie sie die Hand nach dem Gelde ausstreckte, und den Kopf zugleich wandte, denen in den Wagen zuzurufen: „Ja, ja, ich komm' schon, ich bin ja schon da!" — Und all' das Volk. Und die Bavaria im Hintergrunde . . . Wer weiß, wie oft das Alles gemalt ward. Und doch nicht dies Bild, das ich gesehen! Nicht so lebendig, nach so lebenslustig, so deutlich zum Greifen, das Lachen so hörbar, das Bier so trinkbar, das Mädel so derb, so kann es kein Maler.

Und es kommt mir zum Bewußtsein, daß ich nicht dies eine Bild nur daß ich an Hunderte sah und kenne, die nie gemalt wurden und die doch wie fertige Gemälde, scharf umrissen, Strich für Strich mir vor der Erinnerung stehen, deutlich bis auf den Namen des Malers. Manchmal freilich wüßte ich auch den zweifellos sicher darunter zu setzen. Selbst den Böcklin's. Obwohl er der Maler des Riebagewesenen ist, der Waldesschweigen, Meeresbrandung und Wellenspiel wundersam verkörpert. Ich weiß ein Bild — Felseinsamkeit hätte man's nennen können. Es war im Paß Lueg, der Salzachschlucht zwischen Tännen- und Hagengebirge; unser Wagen fuhr mühsam bergauf. Hohe schroffe Felswände, viel gespalten, gelblich grau, der Himmel schwer mit ziehenden Wolken, durch welche die Sonne strichweise nur, doch stechend herabschien, wenige stilldüstere Tannen, und nirgend ein Mensch. Da doch, da löst sich von den gelbbraunen Felsen eine Gestalt ab, ein Zigeunermädchen, bräunlich wie das Gestein selbst, daß wir vorher sie nicht zu unterscheiden vermochten. Sie kommt an unseren Wagen heran, lautlos auf schmalen, nackten, geschwinden Füßen. Aus dem gleichmäßig blassen, bräunlichen Gesichtchen leuchten die schwarzen Augen hervor, die schwarzen Haare umflattern sie lang und hängen in Strähnen über ihre Wangen nieder bis auf den Hals, die junge Brust. Denn das grobe, graue Hemd, das einzige Kleidungsstück, das sie trägt, ist ihr von den feinen Schultern herabgeglitten und man sieht, wie die Haut ihr durch Sonne und Wind zu einem goldglänzenden Bronzeton gebräunt ist. So läuft sie eine Weile mit uns, etwas wie Lachen in den Augen, läuft sich selber zur Freude, ohne Anstrengung noch Ermüdung, leichtfüßig so wie ein Reh und schweigend.

Und die Felsen, im flüchtigen Sonnenschein goldig aufleuchtend, schauen ebenso ernstlächelnd, schweigend auf das schlanke wilde Waldkind, das aus ihrem Schoße entstanden zu sein scheint.

Dann — eine plötzliche Wendung der Straße, grüne Matten, bestellte Felder, Viehheerden, fern eine Ortschaft mit Kirchthurm, — die Felseneinsamkeit ist versunken, die Nymphe der Stille lautlos verschwunden.

Und nun steigt vor meinen Augen ein Oswald Achenbach auf nach dem anderen: die Straße von Salerno nach Amalfi, am blauen Meeresstrand durch weiße Städtchen, dann tief hinein in enge Schluchten, steilzackige Felsen, graue Klöster an ragenden Wänden. Und wieder hinaus an das sonnige Ufer, gezinnte Wartthürme auf den wellenumspülten Klippen, das Meer bald lichtgrün, bald tiefblau mit weißaufspritzendem, schäumendem Gischt. Und Citronen- und Oelbäume und Wein auf gemauerten Gartenterrassen. Am Hafen, in den Städten, die Fischer ausgestreckt schlafend am Boden; vor den offenen Kirchenthüren Bettler und Beter. So kommen wir durch Majori, Minori, Atrani. Nun um die letzte Felsenecke. Da thut sich die Bucht von Amalfi auf. Der Wagen muß halten, man kann nicht weiter. Die Straße vor den Häusern am Hafen ist dichtgedrängt von Menschen. Denn es ist Charfreitag heute und die Prozession zieht vorüber. Erst kleine Kinder, dann Knaben, dann Männer, alle in schneeweißen Tüchern, die Gesichter verhüllt, grüne Kränze ums Haupt, in den Händen brennende Kerzen. Drei, die mit vereinten Kräften ein hohes, schwarzes Holzkreuz tragen, von dem die langwallenden weißen schmalen Binden im Frühlingswinde flattern, bleiben seitwärts stehen. Der Zug geht weiter. Nun zahllose Geistliche, erst die jüngeren mit rothen Schärpen, dann ältere ganz schwarz, der Erzbischof groß und stattlich in Violett. Auch sie tragen Kerzen und sie verneigen sich nach der Reihe, wie sie an dem hochgehaltenen Kreuz vorüberkommen. Und da der offene, vergoldete Sarg, an jeder Ecke ein betender Engel, darauf ruhend der Leichnam mit den Wundmalen, schauerlich deutlich, getragen von acht Honoratioren der Stadt im Frack mit sehr reinen weißen Manschetten. Es folgt, gleichfalls auf hohem Gestell, die Madonna, ganz schwarz, im Schleier, der mit goldenen Sternen durchstickt ist, mit goldener Krone, das schwarzgesäumte Spitzentüchlein in ihrer Hand . . . . Ja, könnte denn Achenbach das malen?

Die Bucht gewiß, die Häuser dahinten, Volksgewühl in der Nachmittagssonne — obwohl seine Menschen ihm meist ein bischen zu lang gerathen. — aber den Trauermarsch des Musikkorps und das feierliche Singen der Sänger, das malt er nicht. Und das gehört doch auch zu dem Bilde. Ja, es gehört noch dazu für mich, wie nun, nachdem man in der Kapelle zur Rechten den Leichnam Christi niedergesetzt hat, der Zug zum zweiten Mal an der Marina, doch rascher vorbeizieht, das Kreuz voran, der Erzbischof, die Geistlichen, die Musik, die Madonna und auch die Bahre, obschon sie jetzt leer ist. Und sogar das, wie nun die Kinder, da wir endlich weiterfahren können, schon ihre grünen Kränze abnehmen, die weißen Gewänder über ihre Köpfe abziehen, zusammenfalten, einander zuwerfen, sich balgen, schreien und mit lachenden Gesichtern uns Fremde anbetteln! — Das alles ist eines, steht als ein Ganzes, sonnig leuchtend, farbenfreudig mir vor den Augen.

Ein zweites ernsteres Prozessionsbild. In den Pyrenäen, halbwegs auf der Fahrt von Saint-Sauveur nach Gavarnie, ein kleiner Ort mit Namen Gèdre. Oberhalb des Orts liegt die Kirche allein auf einer Felsenplatte. Und da es Sonntag ist, zieht vor der Messe die gesammte Ortsgemeinde im Zuge rings um ihr Gotteshaus. Die Frauen tragen dabei nur zum kleinsten Theil die hochrothen Kapulets, die man sonst in der Gegend so viel sieht, die meisten gehen wie vermummt in schwarzen, langen, bis auf die Füße niederhängenden Capuchons, die Männer in schweren Pilgermänteln, schwarz und dunkelbraun, mit einer Verzierung von langen Zacken, die vom Halsrand bis zum Saum hinunterreichen. Denn die frommen Bewohner von Gèdre trauern am Sonntag zu der Messe. Wittwen tragen diese Tracht für ihr ganzes übriges Leben, für Eltern wird sie vier Jahre lang, für Geschwister eines, für Verwandte jedenfalls auf ein paar Monate beibehalten. Ach, wie wenige Menschen in Gèdre und sonst in der Welt sind nach diesem Gesetz so glücklich, daß sie ohne Trauergewänder zur Messe gehen dürften!

Und wer malt nun dies Bild? Den mittelalterlich düsteren Zug von verhüllten schwarzen Gestalten, nur hier und da ein einzelnes hochrothes Kapulet, ein blaues oder rothes Barret scharf hervorleuchtend, an der Spitze der Geistliche in seinem weißen Meßgewand, die Weihrauch schwingenden Chorknaben, der Suisse im rothen, goldverbrämten Rocke, die buntgestickte Kirchenfahne an seinem Bandeliere tragend, — und die hochragenden Felsenberge

mit den Schneehäuptern im Hintergrunde. — Von Riefstahl gibt es Prozessionen und Dankgebete in den Alpen, sie sind feierlich ernst, sind schön — Nur sind sie eben doch so ganz anders!

Das nächste Bild, das mir in den Sinn kommt, könnte nur von einem Spanier sein. Welcher von Fortuny bis zu den beiden Brüdern Salinas? Das möge der Betrachter (oder vielmehr der Leser) entscheiden. In der Tabaksfabrik zu Sevilla. Aber nicht der große Saal ist's, der so oft schon dargestellt ward, mit den vielen langen Tischen, an denen die Mädchen und die Frauen mit ihren kecken Carmengesichtern in Reihen sitzen, eine nährt just ihr Kind, andere essen zwischen der Arbeit, schwatzen, lachen und betteln uns an, von den Pfeilern hängen die Spitzenkopftücher und Straßenkleider herab, vor der Madonna in der Ecke brennt ein rothes Lämpchen zwischen frischen Blumensträußen. Doch das ist es nicht, was ich meine. Sondern im schmalen, halbdunklen Gang zwischen diesem Saal und dem nächsten eine Gruppe von Mädchen. Die eine wird gerade frisirt. Die alte, gewiegte Haarkünstlerin hat das glänzend blauschwarze Haupthaar bereits glatt gebürstet, hoch aufgethürmt, jetzt ist sie beschäftigt, die Stirnlöckchen mit der Scheere zu brennen. Die Kleine sitzt mäuschenstill. Unter der Hand der Alten lugt sie etwas ängstlich zu ihren Kameradinnen hin, ob die ihre Frisur genügend bewundern. In ihrem Schoße hält sie bescheidene rosa Marienblümchen, lilla Syringen, weiße Leokojen, aus denen die schönsten gewählt werden sollen, um das Werk zu krönen. Von den schwarzäugigen Zuschauerinnen sind einige schon fertig und blumengeschmückt, wie alle Mädchen in Sevilla zur Frühlingszeit, andere mit einem Spiegelchen, Kämmen, Haarnadeln in den Händen, warten, bis sie auch an die Reihe kommen.

Wir aber, wir halten uns im Halbdunkel seitwärts, selbst ungesehen, und erfreuen uns an dem Anblick.

Und noch einmal Spanien. Der Tanz der Zigeuner in einer Höhle des barrio de los gitanos*) im Albayzin zu Granada. Der Name des Malers? Allenfalls die Pariser Degas und Lunois oder von den Amerikanern Dannat und Sargent. Sie und noch so manche andere haben Tänzerinnen, haben spanische Tänze geschildert, bald impressionistisch, bald realistisch, in Oel, in Aquarell, radirt, in allen Techniken, allen Formaten. — Also auf meinem Bild ist die Höhle direkt von der Straße in die gelbe Bergwand hineingebrochen, sie erhält ihr Licht allein durch die Eingangsthür, die zur unteren Hälfte geschlossen, oben offen ist, doch bald ausgefüllt von Köpfen, die sich drängen, einander stoßen, alle mit hereinsehen wollen, Buben und Mädchen, Frauen mit Kindern auf den Armen und Männer mit Cigaretten im Munde. Und die Sonne da draußen brennt so grell auf dem gelblichweißen Gestein, daß es drinnen auch hell genug ist. Der Raum ist hoch und weit. An den Wänden ein paar bunte Heiligenbilder, ein paar Börter mit Tellern und Kannen in weiß und blauem grobem Steinzeug. Zwei Reihen Stühle an den beiden Längswänden, zur Linken vom Eingang wir, unsere Reisebekannten und der unvermeidliche Gensdarm, der, als wir kamen, urplötzlich auch da war. Zunächst der Thür sitzend, streckt er die Hand mit der Cigarre aus und gebietet Ruhe, so oft die Zuschauer da draußen gar zu lebhaft ihr Entzücken kundgeben wollen. Uns gegenüber sitzen die Tänzer und Tänzerinnen und machen die Musik, so lange sie eben nicht beschäftigt sind. Die Männer spielen die Mandoline und die Guitarre; die Frauen, alle in das lange, weiße oder farbige, gestickte Shawltuch, die manta da spuma, gehüllt, klappern mit ihren Kastagnetten, klatschen in die erhobenen Hände und singen oder schreien vielmehr, den Takt scharf markirend, das populäre Lied von der Schönheit von Granada:

Hermosisima eres Granada,
Nunca te faltan decoros,
Con tu famosa Cartuja
Tu gran plaza de toros! . . .

*) Zigeunervorstadt.

Zu Deutsch etwa so:

Wie schön bist Du, Granada,
Anmuthig zum Entzücken.
Wie Deine berühmte Karthause,
Die große Arena Dich schmucken!

Nach der Karthause folgt, wie selbstverständlich in Spanien, die plaza de toros, die Arena für Stiergefechte. Und den Beschluß des Liedes macht, nach Herzählung noch weiterer Bauten und Zierden der Stadt, gleichsam als Huldigung für uns Fremde, die Fonda de los Siete Suelos,*) das Hotel, das wir bewohnen.

Ein neuer Tanz, von einem Paar allein getanzt. Ein brauner Bursch mit wilden Augen im scharf geschnittenen bartlosen Gesicht, über dem rosa Hemd mit blauer Schärpe trägt er eine schwarze, arg zerrissene Jacket so knapp anliegend, daß alle Muskeln seiner sehnig schlanken Gestalt bei jeder Bewegung deutlich sich zeigen. Er blickt unverwandt seiner Partnerin auf die Füße. Das Mädchen ist graziös wie sie alle, ihr Gesicht hat denselben allzu kecken Ausdruck, die aufgeworfenen Lippen, geschlitzten Augen, den beinahe japanischen Typus. Aber die Füßchen . . . kurz und rund sind sie, in den blauseidenen, silbergestickten Stiefeletten mit hohem Spann und gewölbter Sohle, und so beweglich und so zierlich! Sie versteht es, den Rock zu halten, daß man diese Füßchen, sowie die seidenen, spitzenbesetzten Unterröcke sehen kann. Mit stolzer Nonchalance wickelt sie sich fest und fester in ihre weiße Manta ein, die genetzten Frangen derselben berühren die lange Schleppe ihres Kleides. Der Tanz besteht fast nur in dem taktmäßigen Wiegen des ganzen Körpers auf den Zehenspitzen und in dem unglaublich gelenkigen Spiel der Hände mit den Kastagnetten. Aber welche Abwechselung, welche Grazie in dieser scheinbaren Monotonie! Nun zum Schlusse — die Musik und das Gestampf und das Schreien geht immer weiter, — entreißt sie einem der Männer den Hut und stülpt ihn sich auf das schwarze, hochgethürmte Haar. Sie trägt rosa und grüne kleine Kämme auf einer Seite, ein Sträußchen von Leokojen am Ohr und hinten über dem Haarknoten im Nacken einen Büschel Lorbeerblätter. Und so tanzt sie mit ihrem Hute und nimmt ihn ab und grüßt und lächelt, schön beinah in ihrer wilden stolzen Art. Der letzte Akt der Vorstellung folgt. Wie überall bei diesen Tänzen, so viele wir deren in Spanien schon sahen, ist auch hier ein Kind bei der Truppe. Ein kleines Ding von sechs Jahren etwa, auch mit einer Blume im Haar, einer weißen Spitzenmantilla, und mit Halbstiefelchen. Sie hat dieselbe Beweglichkeit der Handgelenke, dieselben Gesten, dieselbe Grazie, wie sie ihr kurzes dürftiges Röckchen zusammenrafft, die Kinderfüße besser zu zeigen. Und nun setzt sie sich gar ein Knabenhütchen auf ihre Locken und wirft ihren kleinen Kopf triumphirend in den Nacken . . . Die Männer schlagen in die Saiten der Guitarren, die Frauen singen, schreien, rasseln alle mit ihren Kastagnetten, die Zuschauer klatschen und kreischen Beifall, die Sonne scheint blendend draußen, die Kleine dreht sich wirbelnd rasch auf den Zehenspitzen um sich selbst und darauf mit zierlicher Pirouette auf einem Knie sich beugend, grüßt sie mit dem Hut in der Hand und verneigt sich vor uns stummen, staunenden Fremden . . . Wer malt, ja, wer malt das? —

Ein Bild sehr anderer Art: in den Bergen, hinten im Naifthal, oberhalb von Meran. Eine hölzerne Brücke über den Bach. Das Thal ganz im Schatten, nur auf den Felsen noch letztes Roth der Abendsonne. Ein hoch mit Heu beladener Wagen kommt über die Brücke, zwei Ochsen ziehen ihn, ein Pferd dient als Vorspann. Der Knecht, ein langer Bursch mit grüngewesenem Bauernhut, einer dunkelblauen Schürze, die Pfeife schief im Mund, die Peitsche

*) Nach dem in der Umfassungsmauer der Alhambra belegenen Thurm der sieben Stockwerke, Torre de los Siete Suelos, benannt. Doch heißt das Wirthshaus praktischer, kürzer und moderner jetzt Hôtel Roma.

im Arm, geht gemächlich nebenher, die Zügel haltend. Das Pferd zieht zu schnell an. Die Ochsen können so rasch nicht folgen. Vielleicht lag ein Steinchen auch vor den Rädern. Der Wagen geräth ins Schwanken. Er fällt gleich . . . nein, er liegt schon, die Räder bald in der Luft, die Heulast auf dem Brückengeländer über dem weißschäumenden Wildbach. Der Bursch schirrt das Pferd ab, führt es zur Seite, bindet es an eine Tanne und rennt davon, sich Hilfe zu holen. Die zwei Ochsen stehen dummglotzend, wiederkäuend, mauernstill. Nun kommen die Mäher von der nächsten Wiese herüber. Drei, vier Männer arbeiten mit Stangen, mit kräftigen Händen, starken Armen, mit Hü und Hott den Wagen wieder hoch zu bringen. Von Paul Meyerheim befindet sich in der Kunsthalle zu Homburg ein ganz ähnliches Motiv. Daß dort nur ein Mann ist, während hier sich vier abmühen, der Wagen mit Kohlen vom nahen Meiler anstatt mit Heu beladen ist, das macht doch wenig Unterschied. Die Bewegung des Knechts, die Anstrengung, die Schwere der zu hebenden Last, das Alles ist naturgetreu, lebend, wahr auf dem Bilde. Trotzdem ist es wieder nicht mein Bild, nicht das, welches ich sah, sondern das seine.

Doch meine Gedanken wandern weiter und ich sehe.... Wenn Meyerheim das malen wollte, — der Vorwurf dazu steht ihm täglich vor Augen. Aber es erinnert mich mehr an die Art der Schotten, es ist so ganz Stimmung und Duft, selbst das Format müßte, wie mir scheint, das Stevenson's sein, länglich und hoch. Es ist im Herbst, die Bäume sind noch belaubt genug, um den Ausblick zu wehren, man sieht nichts weiter, nicht ein Haus jenseits dieses Gartenwinkels. Der Boden ist mit gelben Blättern dicht bestreut, immer mehr und noch gelbere fallen, rieseln lautlos langsam von den Zweigen hernieder. Zu den beiden Seiten der Stufen, die auf die kleine Erhöhung führen, stehen zwei pausbäckige nackte Buben in verwittertem Sandstein, Musikinstrumente in den Händen. Und dort in der Ecke, an der Planke, auf moosigem Sockel, eine Frauengestalt, ob Flora oder sonst eine Göttin? Ich weiß es nicht. Sie steht allein, grausteinern, still. Ein flüchtiger Sonnenstrahl streift ihre Züge, berührt die feingeschwungenen Lippen. Und sie lächelt, träumerisch, leise, lächelt zu der sanften Musik, die ihr die zwei kleinen Amoretten auf ihrem steinernen Dudelsack und dem Tamburin spielen. — Das Bild ist sehr einfach, nirgend ein Mensch und keine Bewegung. Gelb die Blätter, braun die Stämme, die drei Steinfiguren grau, sonst keine Farben, nur so ein wenig blasser Sonnenschein, Herbstesstille und leise Poesie über allem. . . .

So, nun nur ein Bild noch, das letzte, sehr modern, fast ein wenig Plakatstil, so kontrastirend, so grell sind die Farben. Eine junge Frau, wie sie eben vom Rad stieg, kurzer dunkler Rock, lichte Blouse, ein hochrothes Barett auf den gewellten, leicht flatternden Haaren. Sie bückt sich nieder zu so einem runden, kleinen, kugeligen Ding, himmelblau und weiß und Spitzen, ihrem Buben. Unter dem viel zu großen Pariser Federhute blicken aus dem pausbäckigen Gesichtchen die dunklen Schelmenaugen hervor, das Haar ist blond und goldig gelockt wie ihr eigenes. Und sie hebt ihn an ihre Schulter und er drückt seine rosige Kinderwange an ihre zartgefärbte an. — Da drüben, als Hintergrund, die ernste Berglinie der Karawanken, tiefblauviolett in Regenstimmung, zu Füßen der See, grünaufleuchtend im Sonnenstrahl, der aus den schweren Wolken hervorkommt. Und hier vorn in voller Sonne, zwischen den beiden gradlinigen grünen Gartenbeeten auf dem gelben Kiesweg Mutter und Kind und die alte italienische Amme, mit den schwarzen Augen, den Runzeln und Fältchen im lederfarbenen, schönen Gesichte, den mächtigen goldenen Ohrgehängen, den funkelnden Granatschnüren über ihrem bunten Brusttuch. Sie wirft die braunen Finger schnalzend in die Luft und winkt und lacht dem Kleinen zu. Und die beiden lieben, süßen, jungen Gesichter pressen sich rosig Wange an Wange und lachen wieder, froh, daß sie leben, daß Sonnenschein ist, daß sie sich haben!

Während ich in meiner Coupee-Ecke mich in die Wagenkissen lehne und unwillkürlich selber lächelnd vor meinem inneren Auge dies Bild mir zurückrufend festhalte, wird es mir klar, daß es wohl schwerlich einen Maler geben mag, nicht jetzt noch künftig, noch einen, der war, der mir das hätte malen können, so wie ich es sehe, so wie ich es fühle. Das allzu viel citirte Wort des Franzosen, ein Kunstwerk sei nur die Natur vue à travers d'un tempérament, es bewährt auch hier seine Wahrheit. Alle die Gemälde im Glaspalast heute und sonst in Ausstellungen und Galerien, sie sind von den Malern, die sie schufen, sicherlich mit ihren Augen gesehen worden, aus ihrem Temperament ihnen entstanden. Und ich habe sie bewundert und liebgewonnen und vielleicht haben sie es mich erst gelehrt, die Wirklichkeit als Bild zu sehen. Aber so ganz naturwahr, so lebendig, so lieb sind sie mir doch niemals erschienen, solchen unauslöschlichen Eindruck haben sie mir nicht machen können, wie diese, die mir ohne Goldrahmen und Nummer, ohne berühmten Malernamen licht vor meinen Augen stehen, wie mein eigenes Temperament sie erfaßt hat, wie die Erinnerung sie vor mich hinmalt.

Homburg. Adalbert Meinhardt.

Heyse's neue Lyrik.

„Wie gegen die Kirche wir auch uns wehren,
Der Andacht können wir nicht entbehren."

Odysseus war ein alter Mann geworden, und mühsam, unsicher, auf seinen Stab gestützt, erging er sich in seinem Garten, wie einst Laertes, sein Vater. Penelope, die treue, hatte ihm der Tod geraubt. Da trat ein Fremdling, ein junger Fant, auf ihn zu und forschte nach Odysseus, dem König. Ein feindliches Feuer brannte in seinen Augen, und seine Hand ruhte auf dem Schwertgriff. Der Listenreiche forschte ihn aus: der da vor ihm stand, sah er, war sein und der Kirke Kind, sein Telegonos; die Schmach der verlassenen Mutter zu rächen kam er. Er aber hieß ihn auf den König warten. Und er flehte zu Athene, ihm die alte Gunst noch einmal zu gewähren. Sie erhörte sein Gebet. Und die kluge Stirn umwallt von braunen Locken, und im Glanz siegreicher jugendlicher Majestät trat er dem Rächer, dem Sohne, gegenüber. Und der beugte sein Knie. — So erzählt Paul Heyse in seinen neuen Gedichten.*)

Ich fürchte, er ist falsch berichtet. Das neckische Märchen hat ihn, da es ihm solches zuflüsterte, zum besten gehabt. Die siegsichere Persönlichkeit bedarf der Jugend nicht und nicht der braunen Locken. In Paul Heyse's neuer Lyrik stehen Lieder des Siebzehnjährigen neben Gedichten des Siebenundsechzigjährigen; — ich kann dieser Jugend vor diesem Alter nicht den Vorzug geben. Es ist dieselbe Persönlichkeit, die eindringlich spricht, und — reif sein ist alles. Aber die Frühreife hat oft holzigen Geschmack, und wozu die Jahresringe zählen, so lange die Knospen treiben und die Blätter grün sind?

Und was ist Jugend und was ist Alter? Paul Heyse hat einmal in jüngeren Jahren die Altersstimmung in einem Gedicht vorweg genommen und gesagt: „wer wacker geschafft, darf müde sein; wie freu' ich mich auszuschlafen!" Er spielt auch wohl jetzt mit Altersresignation, aber sie will ihm nicht recht ins Blut hinein; es ist ein süßsaures Lächeln. Und er giebt in seiner neuen Lyrik das elegische Gedicht, das an ein Keller'sches Fragment erinnert, „die Georgine". Es ist eine schöne Frau in herbstlichen Jahren, die bei den Georginen in ihrem Garten steht. Da tönt zu ihr hinüber ein Jauchzen und Jubeln und dann ein leises Verstummen, das von heißem Küssen raunt. Die Liebe ist bei ihrem Töchterchen eingekehrt. In ihr selbst aber flammt es auf,

*) Berlin 1897. Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

und es durchglüht sie, und es pocht das Blut an ihre Schläfen; so stehen die Georginen neben ihr in ihrem Garten, in heißen Farben die Blüthen, die Blätter frosterstarrt. Ja freilich, das ist auch Altersresignation; aber Resignation doch nur deshalb, weil das Herz und die Sinne unter den grauen Haaren jung geblieben sind. Und wie wäre es möglich, daß ein Traum dem Alter jugendliches Erlebniß vorspiegeln könnte, wenn es nicht ein Etwas im Menschen gäbe, über das die Jahre keine Macht haben? Und gerade dieses Etwas, dieser Persönlichkeitszug, der in allem Wechsel derselbe bleibt, ist in Paul Heyse stark. Und so hat er auch selbst ein Rezept gegen sein Alter gefunden:

„Soll das kurze Menschenleben
Immer reife Frucht dir geben,
Mußt du jung dich zu den Alten
Alternd dich zur Jugend halten."

Mag Telegonos, dem unklugen Sohn des Odysseus, die Persönlichkeit nur aus braunen Haaren und muskelstarken Armen überzeugend sprechen; — Paul Heyse's Persönlichkeit hat sich wohl selten so reich gegeben, wie in dieser späten Lyrik. Ein Mann, der alles mit eigenen Augen sieht und sich zu eigen macht; der sich zurückhält und gern aus der Ferne betrachtet; ein andächtiger Beschauer und ein Liebender; ein Schönheitsfroher; einer von denen, die mit feinen Wurzeladern Schmerz und Freude in sich aufnehmen und alles zu dem Saft ihrer Persönlichkeit verarbeiten; die nach der Sonne wachsen. So sehr ist diese Persönlichkeit sich selbst Norm der Dinge, daß alle Gestalten, die er geschaffen, Heyseisch sind; manche beinahe karikirt Heyseisch. Und darum mag man an manchen seiner Menschen zweifeln; nicht an ihm. Darum ist er groß in seiner Lyrik.

Nicht ist ihm das Alter zur Jugend geworden; er bedurfte dessen nicht, und es ist besser so. Auch seinem Alter blieb der Drang, sich „auszublühen".

* * *

Ein Buch der Andacht sind Heyse's Neue Gedichte. Sie ist es, die so oft als Goethe'sch in seinem Wesen und in seiner Dichtung empfunden worden ist. Zu sehr Persönlichkeit zur Selbstaufgabe, allzu zurückhaltend für eine Hingabe schlechtweg, läßt er die Erscheinungen aus der Entfernung gleichsam auf sich wirken; ein Andächtiger, der nicht an sich reißen will, über den der Augenblick keine Macht hat, der sich liebevoll versenkt, um seiner Andacht willen. Eine vornehme Persönlichkeit, deren natürliche Selbstäußerung ein andachtsvolles Verweilen ist.

Einem Todten sind diese Gedichte geweiht, und das ist wahrlich nicht eine äußerliche Widmung. Der Sohn, der ihm in jungen Jahren entrissen wurde, und der in den schlichten, ergreifenden Versen fortlebt:

„Mir wars, ich hört es an der Thüre pochen,
Und fuhr empor, als wärst du wieder da
Und sprächest wieder, wie du oft gesprochen,
Mit Schmeichelton: darf ich hinein, Papa?

Und da ich Abends ging am steilen Strand,
Fühlt ich dein Händchen warm in meiner Hand.

Und wo die Fluth Gestein herangewälzt,
Sagt ich ganz laut: Gib Acht, daß du nicht fällst!"

— wahrlich, er hat ihm fortgelebt! Und seine Andacht sucht ihn:

Nun wir getrennt für immer sind
Kann ich im Geiste nur dir nahn,
Doch all mein Tagwerk, theures Kind,
Ist immer auch für dich gethan.
Dir bracht ich stets das Beste dar
Von meinen Lebensernten allen,
Und wenn ein Werk vollendet war,
Fragt ich mich: würd' es ihm gefallen?

Aber nicht nur diese Gedichte, sondern eben die Wirklichkeit selbst, die sie spiegeln, soweit sie äußeres oder inneres Erlebniß wird, scheint die stille Gegenwart des lieben Toten in ein weihevolles Bereich der Andacht gewandelt zu haben.

Manchmal wird wohl die Wirklichkeit andächtig in eine andere Sphäre versetzt. „Mir fällt ein altes Geschichtchen ein", heißt es dann, und neben die bloße Alltäglichkeit tritt eine farbentiefe Vergangenheit. So hatte Heyse einst an eine kleine Eifersuchtsszene die reizende Erzählung von der armen verirrten Furie geknüpft, die sich im Hause des wackeren Sandalenmachers in ein allerliebstes Stubenkätzchen wandelt. Graziös und klug muß nachher der Humor zwischen der armen grauen Gegenwart und ihrer stolzen Schwester Vergangenheit vermitteln. Manchmal auch wehrt eine kühle, harte Ironie die Wirklichkeit ab, und wehmüthig versenkt sich die Andacht in ein wirklichkeitsfremdes Lieben, das nicht in Erscheinung treten darf — mag es der blassen Prinzessin und ihrem Kapellmeister, mag es dem verketzerten Juden Heinrich Heine gelten. Aber Heyse ist erst da ganz er selbst, wo kein Mißton stört und keine Gegensätze klaffen, wo das andächtige Sehnen seiner Persönlichkeit die Wirklichkeit selbst umfassen kann.

„Hauspoesie" heißt ein Abschnitt in Heyse's neuem Gedichtbuch, und er gibt vielleicht das Schönste seiner Lyrik. Um ganz alltägliche Dinge handelt es sich da, aber sie sind in der innigen Intimität gegeben, die immer nur dann entstehen kann, wenn die Alltäglichkeit ganz persönlich gesehen ist, wenn sie in einer Persönlichkeit lebt; wenn durch sie ein Mensch zu Dir spricht. Der alte Fontane versteht diese Sprache, und Paul Heyse versteht sie auch. Beider Persönlichkeit wirkt ganz verschieden, aber die Wirkung selbst ist dieselbe. Liebe ist immer die Vermittlerin; bei Paul Heyse aber ist Andacht in diesem Lieben.

Wirklich, es sind ganz alltägliche Dinge, um die es sich da handelt. Das Porträt des früh verstorbenen Vaters hängt an der Wand, und eine flüchtige Stunde mahnt an ihn; ein Zufall ruft das Bild der treuesten Lebensgefährtin wach, wie sie vor Jahren als junge Braut uneingestandenen und quälenden Selbstvorwürfen Vergebung winkte; eine späte Nachtstunde läßt ihn die Genossin noch wach finden, und er versucht, sie ein wenig eifersüchtig zu machen — sie lächelt nur und läßt ihn gewähren; auf Vaters Knie sitzt zärtlich das Söhnchen, vor ihm eine Schüssel mit Walderdbeeren, von denen immer zwei ins eigene rothe Mündchen, eine in den Mund des Vaters wandern. Oder es handelt sich auch nur darum, daß das Hündchen Abends spät nach Hause kommt, und zwei verständige alte Leute auf ihn gewartet haben, oder es gilt nur ein paar alte Möbel, die mit neuen vertauscht werden sollen und dabei ein altes Herzensrecht in Anspruch nehmen. Ein Abschiedsgruß sucht das Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin, zwischen dessen verräucherten Mauern sich der Traum versunkener Griechenherrlichkeit so jugendlich gläubig träumen ließ, und es melden sich gute Freunde, der alte Hertz, an dessen Thür vor langen Jahren ein sehr junges Dichterlein pochte, mit dem Manuskript der Franceska da Rimini unter dem Arm, und der alte Fontane — damals noch hübsch jung — wie er den Tunnelgenossen über der Spree seine neuesten Gedichte vorlas. Bei Freund Lenbach ist Gesellschaft, ein kleiner Kreis von Auserwählten, und unter ihnen weilt ein Gast, freilich durchaus kein alltäglicher, Fürst Bismarck — und manche sonst leicht beschwingte Lippe ist still, ganz still. Alltäglichkeiten das alles, mehr oder weniger; es läuft auch wohl ein poetisirtes Tischgespräch mit unter; aber das alles lebt und spricht zum Herzen, weil es durch Heyse und in ihm lebt.

Der Liebestraum der Jugend, er hat sich dem Künstler und dem Menschen hier gleichmäßig erfüllt. Das Gedicht wurde Wirklichkeit, die Wirklichkeit Gedicht.

Und neben dem Siebenundsechzigjährigen wagt sich der Siebzehnjährige noch einmal ans Licht. Man erkennt unschwer die Züge des einen im anderen wieder.

Auch in des jungen Heyse's Liebesbedürfniß und Lieben, wie keck es sich auch geberden mochte, war immer ein vollgemessen Theil Andacht. Darum schrieb er gern Mädchenlieder, weil

die Liebe der Frau, zum mindesten seiner Frauen, ganz Andacht ist. Ihm selbst war die Liebe der Schönheitsoffenbarung heiligstes Wunder, andächtig hinzunehmen:

„Hat dich die Liebe berührt,
Still unterm lärmenden Volke
Gehst du in goldener Wolke,
Sicher vom Gotte geführt."

Freilich, solche Liebe wird leicht zu Liebeskultus, und der Gottesdienst wird wohl mitunter beim jungen Heyse zu weichlichem Götzendienst. Das Herz wird wie ein krankes Kind verzärtelt, und es läßt sich gern verwöhnen und schmeicheln. In jungen Jahren aber schon steht Heyse selbst dem Kultus, den er treibt, erstaunlich kritisch gegenüber; weil seine Persönlichkeit immer die eigenen Schwächen auszuscheiden bemüht ist, und sich sein Blut gleichsam aus sich selbst heraus reinigt. Darum die schönen Verse, die ein Selbstgericht sind und in denen ein Läuterungsprozeß künstlerisch gestaltet, fortlebt:

„Viel zu früh
Ward unsere Liebe klug.
Ach, wir erzogen sie,
Ein sprossend Kindlein,
Ein hoffnungsvolles,
Ueberzärtlich.
— — — — — — — — —
Daß wir es hätten
Aufwachsen lassen,
Wild wie ein Dorfkind! — —
Denn nur die Scham
Hätt' ihm ein Hemdlein
Uebergeworfen.

Darum eben steht der alte Heyse dem jungen wie ein Erfüller und Vollender gegenüber, weil er die in seinem Innern wirkenden Kräfte immer durch Selbstzucht in die rechte Bahn gelenkt hat und bei allem Sichausleben immer ein Werdender war. Als ein Grundzug seines Wesens, ist die Andacht ihm verblieben. Aber aus einer verzückten Schwärmerin wurde sie ein seelenvoll, gläubig Weib.

* * *

In der Geschichte des Naturgefühls gebührt Paul Heyse bleibende Geltung. Wie seinem Freund Böcklin hat sich ihm die Landschaft zuweilen mit autochthonen Dryaden, Nymphen und Meerfrauen bevölkert, und diese Wesen treiben nicht ein todtes Versespiel, sondern offenbaren sich zumeist in grandioser Vision. So das Meerweib, das auf der Klippe ihre weißen Glieder behaglich dehnt, bis sie sich mordlustig auf einen Hai schwingt, um das nahende Schiff zu verderben. Aber diese Wesen leben bei Heyse nicht selbstherrlich ein vegetatives Naturleben, sie suchen Gewalt über den Menschen und gelten im Grunde nur in Bezug auf ihn. „Die Meerfrau hat ihren Durst gestillt, nun träumt sie auf ihrer Klippe: O weich und warm ist ein Menschenbild! O süß eine Menschenlippe". Immer ist die Natur bei Heyse der große Resonanzboden menschlicher Stimmungen und Gefühle, und es geht ein elegischer Zug deshalb durch all seine Naturdichtung. Er haftet auch diesen Naturgeschöpfen an. Sie sehnen sich nach Menschenheit. Der Meergott wirbt um das Königskind von Engelland. Den Menschen treibt das Sehnen zur Natur, und in der Natur verdichtet sich dasselbe Sehnen. Es ist kein Aufgehen des Menschen in der Natur, es ist nur ein andächtiges Verweilen. Paul Heyse hat in seinen weichen Farben unvergleichliche Landschaftsbilder festgehalten, und sie entstehen alle aus der gleichen Stimmung: die Landschaft ist ihm ein inneres oder äußeres Erlebniß geworden; nun lebt sie in dieser seiner Stimmung fort. Wieder vermittelt die Andacht. Ein Kahn gleitet über die Wellen der aufgehenden Sonne entgegen. Ein Sarg ragt über den Bord, und ein bunter Kranz ist lässig darauf geworfen. Aber statt der Todesstimmung meldet sich Lebensdrang: „Und doch — wie jetzt die Sonne sich hebt, wer wünschte zu scheiden vom goldenen Licht, und hätt' er erlebt nur Sorgen und Leiden!" Wie sich die Persönlichkeit bei Heyse der Natur selbstherrlich gegenüberstellt, so geht ihm auch das Naturgefühl fast nie in Todesstimmung über. Im Gegentheil, das Leben erobert sich den Tod. Es gilt ein Auferstehen. So in der ergreifenden Vision „der Mond stand überm Palatin", wie er im Kolosseum seinen todten Sohn wiederfindet, und wie der mit ihm geht und still ein paar Blumen an die Hausschwelle legt zum Gruß für die arme Mutter; so in den wenigen Versen, die ich anführte, wie das gestorbene Kind hineinbegehrt in Vaters Stube. Paul Heyse hat der Lieben viel begraben in seinem Leben, und durch seine gesammte Lyrik weht das andächtige Gedenken an die Todten. Aber sie leben mit ihm. Der Tod wird zur Lüge gegen die Wahrheit „Leben". Und in einem ganz modern anmuthenden Symbol hat Paul Heyse diesen Lebenssieg verdichtet: auf einem Baum an der Landstraße sitzt der Tod und singt und geigt und auf den kahlen Schädel hat er sich einen Kranz von rothen Vogelbeeren gedrückt. Ein lustiger Schulbube kommt des Wegs. Aergerlich schleudert ihm der Tod seinen Kranz zu. Der aber nimmt den Kranz auf und trollt lustig weiter. So hat auch Paul Heyse nur einen Trost gegen den Tod gefunden: das Leben.

Und auch das ist charakteristisch: die Thiere haben in Paul Heyses Natur nur wenig Raum. Einmal aber, nachdem wieder ein Sarg auf der Diele gestanden, kommt der alte Hund mit einer Beileidsmiene zu seinem Herrn geschlichen. Er wird hinausgewiesen. Er stört die Andacht.

* * *

„In jungen Jahren weint' ich viel
In jedem Rühr- und Trauerspiel.
Jetzt scheint mir das Rührendste auf Erden,
Wenn gute Menschen glücklich werden."

— Reichthum soll nicht verführen, in Sonderheit nicht fremder; ich will mich dieser reichen Persönlichkeit gegenüber bescheiden. Aber ein Zug Heyse'schen Wesens drängt sich in seiner Lyrik immer wieder auf: die Freude daran, wenn das Gute, Reine, Starke im Menschen zum Durchbruch kommt. Und dieser Zug kennzeichnet Heyse's gesammte Produktion, von dem Kolberger Schulmeisterlein an, das die Stunde der Gefahr zum Helden reifte, bis zu den Kämpfen um ein holdes Mädchenbild in seinem lieblichen Singspiel „Die Insel". Und eben dieser Zug ist es, der der Heyse'schen Ballade ein ganz eigenartiges, modernes Gepräge gibt. Durch Regen und Sturm reitet ein finsterer Reiter, der Henker, und auf dem Kirchhof findet er ein Hexenkind — so hebt die Ballade an; sie endet mit lautem Sonnenschein, denn in den Herzen der beiden ist Glaube und Lebenskraft wieder erwacht; gute Menschen dürfen glücklich werden.

Vom Volkslied ist Paul Heyse's Lyrik ausgegangen, und sogar die Räuberromantik spielt in eines seiner Jugendlieder hinein. Und wenn er singt: „Das Band das ist zerschnitten, mein Herz brach in der Mitten, mein Sinn ist wie zerstückt", so hält er sich noch ganz in Weise und Ton an das alte köstliche Wander- und Kirchenlied: „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten rathen, der alles kann und hat". Fremde lyrische Formen bedingen zum großen Theil seine spätere Liederdichtung, aber vom Volkslied findet er den Weg, abseits von der romanisch-romantischen Novelle in Versen, zu einer modernen Ballade. Die schlichte und in ihrer Intimität starke Wirklichkeitserzählung seiner „Hauspoesie" und seiner „Episteln" weist in letzter Instanz auf das Volkslied wieder zurück. Auch in dieser Beziehung gab es für ihn eine Erfüllung seines Jugendliebens.

Mag sein, daß manchen, die mit Paul Heyse unter dem jungen Himmel Italiens geschwärmt haben, diese späte Lyrik nicht behagt. Es ist eine Lyrik für reife Menschen. Für solche, die das Leben lieb haben.

Beuge dein Knie, Telegonos.

Ernst Heilborn.

More Tramps Abroad. By Mark Twain 2 vols. Tauchnitz. Leipzig. 1897.

Mark Twain's neuestes Buch „Weitere Wanderungen im Auslande“ ist die Schilderung einer Reise um die Welt. Er unternahm dieselbe, um freie Vorträge zu halten, deren Reinertrag zur Tilgung der Schulden einer bankerott gewordenen Verlagshandlung verwendet werden sollte, deren Theilhaber er war. Obwohl er mit der Geschäftsführung gar nichts zu thun hatte und das Fallissement ihm also persönlich nicht zur Last gelegt werden konnte, faßte er dennoch den ehrlichen Entschluß, statt den gewöhnlichen Weg einer Konkurseröffnung einzuschlagen und sich mit den Gläubigern durch die Gewährung gewisser Prozente von ihren gerechten Forderungen abzufinden, die ganze Gläubigerschaft voll zu befriedigen. Um sich die dazu nöthigen Geldmittel zu verschaffen, trat er diesen anstrengenden und dreizehn Monate dauernden „Lecturing trip“ an.

Die Seefahrt von San Francisco nach Sydney wird durch allerlei lustige Erzählungen, humoristische Einfälle und in des Verfassers launiger Eigenart aufgefrischte und aufgetischte historische Erinnerungen an Hawaii und andere im Stillen Meere zwischen Amerika und Australien liegende Inselgruppen in höchst unterhaltender Weise verkürzt. Sehr drollig ist die Geschichte von dem Unfall, der dem bescheidenen John Brown zustieß, als er auf Freiersfüßen ging. Von seinen flüchtigen Streifzügen durch das breite Gebiet der brittischen Kolonialgeschichte bringt Mark Twain eine reiche, wenn auch ziemlich buntscheckige Beute mit. Seine aus zuverlässigen Quellen, wie z. B. Laurie's „The Story of Australasia“, Bonwick's „The Last Tasmanian Race“, und Frau Praed's „Sketches of Australian Life“, geschöpften Berichte rufen im Gedächtniß die längst vergessene grausame Verwaltung und Vergewaltigung dieses neuentdeckten Welttheils zurück, namentlich die unmenschliche, einer civilisirten Nation unwürdige Behandlung der wegen geringfügiger Vergehen nach Tasmania deportirten Sträflinge und die bei der Ansiedlung der Länder planmäßig getriebene Ausrottung der Urbewohner. Seine Ansichten über diese der brittischen Regierung keineswegs zur Ehre gereichende Kolonialpolitik faßt er kurz und bündig in dem vor einem der darauf bezüglichen Kapitel stehenden ironisch-höhnischen Spruch zusammen: „Die Engländer werden in der Bibel erwähnt: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Die Triftigkeit dieses Satzes wird ferner durch Beispiele aus der Geschichte der Besitzergreifung, Aneignung und Ausbeutung von Indien und Südafrika belegt und beleuchtet. Seine Bewunderung für Cecil Rhodes spricht er mit der ihm eigenen köstlichen humoristischen Derbheit aus: „Ich bewundere ihn, ich gestehe es offenherzig; und wenn seine letzte Stunde schlägt, werde ich zum Andenken ein Stück des Strickes kaufen.“ Uebrigens wird bei der sehr lebendigen Schilderung des durch brittische Uebergriffe und namentlich durch die gewaltsame und ungerechte Bemächtigung des Königreichs Oude hervorgerufenen indischen Aufstandes vom Jahre 1857 dem Heldenmuth der Engländer das verdiente Lob gezollt. Weniger rühmlich für die Rothröcke haben sich die Feldzüge erwiesen, die 1881 gegen die Boeren unternommen wurden, um die beanspruchte Oberhoheit über die transvaalische Republik geltend zu machen. 1895 folgte Jameson in den Fußtapfen von Sir Garnet Wolseley und Sir George Colley und hatte einen noch schmählicheren Mißerfolg zu verzeichnen.

Es läßt sich vielleicht gegen Mark Twain's kolonialgeschichtliche Auskundschaften und Berichterstattungen einwenden, daß die Engländer darin gar zu schlecht davon kommen, und mancher Leser wird ihn der vorsätzlichen Uebertreibung, um die humoristische Wirkung der Darstellung zu erhöhen, ohne Zweifel und zum Theil auch mit Recht beschuldigen. Ferner darf man nicht vergessen, daß die von ihm geschilderten Zustände einer längst vergangenen, mit feudalistischen Rückständen ziemlich schwer belasteten Kulturepoche angehören. Damals hegte selbst in England der herrschende Landadel der bekannten Ansicht, daß der Mensch erst mit dem Baron anfange, und daß die niedrigeren Klassen des Mutterlandes so wie die wilden Völker überall zu einer humanen und rücksichtsvollen Behandlung in keiner Weise berechtigt seien. Mit dem politischen und sozialen Fortschritt, der Erweiterung der verfassungsmäßigen Volksvertretung, und der allgemeinen Entwicklung der staatsbürgerlichen Freiheit ist eine vollständige und sehr erfreuliche Verbesserung dieser Verhältnisse eingetreten. Nur in Frankreich wird die Deportation von Verurtheilten, die zuweilen auch ganz unschuldig sind, mit einer barbarischen Härte und schrecklichen Grausamkeit vollführt, gegen welche die in Rußland übliche Verbannung nach Sibirien als mild und menschenfreundlich erscheint. Heutzutage läßt die Verwaltung der brittischen Kolonien in Bezug auf Tüchtigkeit und Gerechtigkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Ein Muster von dieser Art ist Brittisch-Neu-Guinea unter Sir William Macgregor, der das Amt eines Administrators dieses Landstriches seit 1888 versehen und sich durch die edle und opferwillige Auffassung und Ausübung seiner Pflichten als Regierungsoberhaupt um dessen Glück und Gedeihen in jeder Beziehung verdient gemacht hat. Die Aufgaben, die ihm oblagen, hat er mit Einsicht und Energie erfüllt, die geographische und wissenschaftliche Forschung und allmähliche wirthschaftliche Erschließung des Inneren des Gebietes befördert, dabei aber die Eingeborenen in seine Obhut genommen und ihre Interessen den Uebergriffen gewissenloser und geldsüchtiger Weißen gegenüber gewahrt. Durch die Verbote, Spirituosen an die Urbewohner abzugeben und Land ohne seine Genehmigung zu kaufen, hat er diese naiven Naturkinder vor Untergang gerettet und vor trügerischer Ausbeutung geschützt. Ein zuverlässiger und unparteiischer Beobachter, Herr Prof. Richard Semon, der Neu-Guinea im Jahre 1892 besuchte, behauptet, die Thaten dieses Mannes haben seine „höchste Bewunderung erregt“. (Im Australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. S. 365.)

Von unwiderstehlicher Komik ist Mark Twain's Charakteristik der sonstwo nur als versteinerte Thierüberreste aus der Urwelt vorkommenden australischen Fauna, wobei die wunderbaren Merkmale des Ornithorynchus paradoxus oder Schnabelthiers besonders hervorgehoben werden. Diesem absonderlichen Geschöpfe widmet er sogar eine zartempfundene poetische „Invocation“, an der wir nur den abwechselnden, rein willkürlichen und sehr störenden Gebrauch von „you“ und „thou“ auszusetzen haben, wie z. B. im Schlußverse:

„And tell us why you linger here,
Thou relic of a vanished time,
When all your friends as fossils sleep,
Immortalised in lime!“

Auch die volltönenden, wohlklingenden Namen der australischen Städte erregen die Aufmerksamkeit des Humoristen und reizen ihn zum Gesang, indem sie ihre Verwendung und Verherrlichung in einem „Ein schwüler Tag in Australien“ betitelten Gedicht finden, das mit sanftem Geriesel sich dahin schlängelt wie ein Murmelbach von der Höhe des Helikon. Und fürwahr wer würde nicht leicht ein Liebling der Musen werden können, wenn ihm euphonische Worte wie Murrurundi und Woolloomooloo in Hülle und Fülle zur Verfügung stünden?

Noch zu erwähnen sind die geistreichen Denksprüche und launigen Gedankenspiele, die angeblich aus „Pudd'nhead Wilson's New Calendar“ herstammen und den verschiedenen Kapiteln als Mottos vorgesetzt sind. Die Verfasserschaft dieser Aussprüche läßt sich an einem eigenartig scherzhaft-satirischen Gepräge sogleich erkennen; sie decken die Schwächen der Menschennatur und die Verkehrtheit der einzelnen Lebensverhältnisse in toller und triftiger Weise auf und dürften ihren Zweck, die Belehrung und Belustigung der Leserwelt, vollständig erreichen.

München. E. P. Evans.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zirthenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 32. Berlin, den 7. Mai 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5081 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die erste große Entscheidung in dem Kampfe zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten ist gefallen. Das spanische minderwerthige, zum Theil aus Holzschiffen bestehende Geschwader in den Gewässern der Philippinen ist durch die modernen amerikanischen Schiffe vernichtet worden; ob auch bereits Manilla übergeben wurde, ist noch zweifelhaft.

Der Ausgang dieses Kampfes ist erfreulich, und zwar sowohl im Interesse Spaniens, — so seltsam das klingt, — wie im allgemeinen Interesse. Konnte man nicht daran zweifeln, daß Spanien schließlich der unterliegende Theil doch sein würde, so bedeutet es eine Abkürzung des Kampfes, wenn es den Vereinigten Staaten gelingt, durch einige kraftvolle Schläge die Voraussetzungen für Friedensunterhandlungen zu schaffen. Wie die Verhältnisse liegen, kann es sich für Spanien nur darum handeln, sich zum Frieden durch Niederlagen zwingen zu lassen. Man kann auf diesen Krieg das Wort Bismarck's anwenden: Auch Spanien will seine „Quittung" haben, es will seine Quittung darüber haben, daß es seine Kolonien nicht ferner zu halten im Stande ist. Traurig freilich genug, daß dieser Beweis durch den Krieg erbracht werden muß.

Es mag sein, daß eine schnelle, siegreiche Wendung des Kampfes den Chauvinismus in den Vereinigten Staaten in bedenklicher Weise steigert; das wäre gewiß nicht erwünscht; allein das sind spätere Sorgen.

Mit der Niederlage der Spanier auf den Philippinen taucht sogleich die Frage auf, was wird aus dieser Inselgruppe werden. Es scheint, daß man in Washington eine Entscheidung noch nicht getroffen hat; aber bei der Stimmung in den Vereinigten Staaten wäre es nicht ganz ausgeschlossen, daß schließlich die Ansicht die Oberhand gewinnt, es könne gut sein, diese Inseln selbst zu behalten. Es zeigt sich damit, vor welche neuen Möglichkeiten dieser Krieg die Republik stellt. Dem Grundsatz Washington's, sich in die Welthändel nicht einzumischen, tritt die Versuchung jetzt verführerisch entgegen, und es bleibt eines der großen Probleme zukünftiger Entwicklung, wie die gewaltige Demokratie jenseits des Meeres diese Verlockungen meistert.

Einen Fortschritt für die Civilisation hat dieser erste Abschnitt des Kampfes zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten jedenfalls gebracht. Die spanische furchtbare Mißwirthschaft auf den Philippinen, für die vor Allem das Pfaffenthum die Verantwortung trägt, hat einen tödtlichen Schlag erhalten. Wie immer die Zukunft der Inseln geartet sein mag, das spanische Regiment wird auch dort beseitigt bleiben.

Die Rückwirkung auf das Mutterland ist ernst. Ob die spanische Monarchie die jetzigen traurigen Zeiten übersteht, ist sehr zweifelhaft. Karlisten und Republikaner regen sich; es ist schon in den Städten zu Kravallen gekommen; in Madrid ist der Belagerungszustand verhängt und im Lande tauchen jene Banden auf, die als Räuber bezeichnet werden — oft nicht mit Unrecht —, und die stets die Vorläufer der Revolutionen sind. Auch diese Zuckungen zeigen nur den völligen Verfall Spaniens, die völlige Demoralisation der Bevölkerung in so ernster Zeit.

Bricht in Spanien die Revolution aus, so bedeutet das nur, daß durch neue innere Wirren das Land noch tiefer in den Verfall hineingeräth. Daß sich eine revolutionäre Erhebung aber abwenden läßt, ist kaum zu hoffen. Die Brottheuerung und das Kriegsunglück zusammen müssen allen umstürzlerischen Bewegungen mächtige Förderer sein.

Es macht den Eindruck, als würde im Ausland mit einer gewissen Geflissentlichkeit die Nachricht verbreitet, es stehe Deutschland mit seiner Sympathie auf spanischer Seite; es scheint, daß diese Behauptung dem Zwecke dienen soll, die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu trüben.

Wer die Haltung der deutschen Presse verfolgt und zwar einschließlich der offiziösen Blätter der Regierung, dem ist die Unwahrheit dieser Behauptung einleuchtend. Man bedauert es freilich vielfach in Deutschland, daß es zum Kriege gekommen ist, weil man jeden Krieg für ein Unglück hält, und weil man es für möglich erachtet hätte, daß auch ohne Krieg der kubanischen Bevölkerung ein menschenwürdiges Dasein hätte gesichert werden können; man sieht auch mit einer gewissen Besorgniß, — wie es gleichfalls die besten Amerikaner thun, — auf die Macht des Chauvinismus in den Vereinigten Staaten; diese kulturfeindliche Pflanze wünschte man fort vom Boden eines kraftvollen, republikanischen Staatswesens; aber solche Betrachtungen verdunkeln doch nicht die Erkenntniß, daß die Vereinigten Staaten die moderne Zeit und den Fortschritt repräsentiren, und daß der Sieg der Vereinigten Staaten über Spanien danach einen Sieg der Kultur über ein veraltetes und zurückgebliebenes Staatswesen darstellt. Bei solcher Sachlage kann es nicht zweifelhaft sein, wo die überwältigende Masse des deutschen Volkes mit ihrer Sympathie sich befindet; und man kann glücklicherweise nicht behaupten, daß unsere Regierung sich in diesem Falle auch nur in Geringstem zu der Stimmung der Bevölkerung in Widerspruch gesetzt hat.

Deutschland ist jetzt mit vier Wahlaufrufen zugleich beglückt worden; die Freisinnige Volkspartei, die Nationalliberalen, die Freikonservativen und die Konservativen sind nunmehr hervorgetreten.

Die Aufrufe der Nationalliberalen, Freikonservativen und Konservativen ähneln einander in einem, und zwar in einem entscheidenden Punkte. Sowohl die Nationalliberalen wie die Konservativen vermeiden es, klipp und klar zu der ausschlaggebenden Frage des Augenblicks Stellung zu nehmen.

Würden wir ein so gesundes politisches Leben haben, wie es beispielsweise in England vorhanden ist, so müßte sich der jetzige Wahlkampf augenscheinlich um den Gegensatz drehen: Für oder gegen den Bund der Landwirthe; für oder gegen das Programm der Landbündler. Solche politische Gesundheit herrscht bei uns nicht.

Wir haben eine ganze Reihe von Parteien, die sich unbedingt gegen den Bund der Landwirthe stellen, aber die verhältnißmäßig untergeordneter Gegensätze wegen sich gleichwohl untereinander bekämpfen, und mit diesen Kämpfen gegen einander unmittelbar die Aussichten des Bundes der Landwirthe fördern. Es war vergeblich daß man, als es noch Zeit war, den Versuch machte, ein großes gemeinsames Kampfziel in den Vordergrund zu rücken, um die kleinen engen Fraktionsinteressen mit ihren für die deutsche Entwicklung zunächst ziemlich gleichgültigen Rivalitäten zurückzudrängen.

Der Ruf gegen das Junkerthum wurde freilich auf der Linken allgemein acceptirt, aber er fand vielfach eine üble Ergänzung; sie lautete: gegen die Junker und gegen alle jene, die nicht ganz genau so denken wie wir. Praktische Politik heißt das nicht treiben; es ist die Proklamirung des politischen Sektenglaubens, und es wird diese Taktik kommende Zeiten anmuthen, wie die Gegensätze von Kalvinern und Lutheranern, die lieber den Katholiken Vorschub leisteten, als daß sie sich selbst vertrugen.

Hier bleibt für die Zukunft noch ein großes Feld, das sich politische Aufklärung und politische Vorurtheilslosigkeit zu erobern haben. Freilich vorwärts gekommen sind wir schon in den letzten fünf Jahren; und die Zahl der Parteigänger, die die politische Engherzigkeit findet, ist ganz außerordentlich zusammengeschmolzen; leider freilich nicht in dem Umfange, daß an eine entscheidende Schlacht gegen das agrarische Junkerthum gedacht werden könnte.

Und nun zeigt sich auch auf der Rechten, bei den Konservativen und den Nationalliberalen, daß sie in der entscheidenden Frage, der Stellung zum Bunde der Landwirthe, das entscheidende Wort nicht finden. Die Konservativen haben nicht den Muth, sich einfach für den Bund der Landwirthe zu erklären, und die Nationalliberalen haben, wie man das wußte, natürlich noch weniger den Muth, sich offen gegen den Bund der Landwirthe zu stellen. Der Bund der Landwirthe ist den Konservativen, so sehr sie mit seinem Programm sympathisiren, unheimlich, des selbstherrlichen demagogischen Zuges wegen, der ihm eigen ist. Der Bund der Landwirthe ist nicht eine Macht, die sich den Konservativen zur Verfügung stellt, sondern die die gouvernementalen Konservativen auch unbequem zu tyrannisiren geneigt ist. Daher der Wunsch der Konservativen, eine klare Stellung zum Bund der Landwirthe, diesen herrschsüchtigen Bundesgenossen mit ihren so gar nicht höfischen, wohl aber demagogischen Manieren zu vermeiden. Und dasselbe Bedürfniß empfanden die Nationalliberalen, eine Partei, zu der Bündler gehören und Gegner des Bundes.

Nur eine Erörterung auf dem nationalliberalen Delegirtentag, der den Wahlaufruf berieth, war interessant. Man war zu dem Abschnitt des Wahlaufrufs gelangt, der lautet:

„daß bei dem Abschluß künftiger Handelsverträge die Interessen der Landwirthschaft b e s s e r gewahrt werden müssen als bisher".

Hier beantragte der Geheime Kammerzienrath Goldberger-Berlin „besser" durch „n a c h d r ü c k l i c h" zu ersetzen, eine sehr gewandte Diversion. Er betonte mit Recht, daß in dem „Besser" eine unberechtigte Kritik der bisherigen Politik der Handelsverträge liege. Die Versammlung entschied sich aber für diese Kritik, um durch die damit entstehende Zweideutigkeit die Brücke zu den Bündlern offen zu halten.

Man muß sich fragen, was sind Wahlaufrufe werth, die auf die entscheidende Frage des Wahlkampfes gar keine oder nur eine zweideutige Antwort geben. Sollte der Wahlaufruf diesmal klar lauten für oder gegen den junkerlichen Bund der Landwirthe, so täuschen einige liberale Bemerkungen im Aufruf der Nationalliberalen doch nicht über die Thatsache hinweg, daß diese Partei in der Hauptfrage der Zukunft zweideutig bleiben will und nach der inneren Entwicklung, die sie leider durchgemacht hat, bleiben muß; in dieser Beziehung gibt es keinen Irrthum, ebensowenig wie es darüber einen Irrthum gibt, daß die Konservativen reaktionär sind und bleiben, mögen sie diese Gesinnung in ihren Wahlaufrufen nun in eine gefällige oder in eine weniger gefällige Form kleiden.

Der Wahlruf der Freisinnigen Volkspartei betont in knapper Form die bekannten leitenden Grundsätze dieser Oppositionspartei; er wendet seine Spitze gegen die Gefahren des Absolutismus. Mehr als den monarchischen Absolutismus fürchten wir die Oligarchie des Junkerthums. Aber das sind Nuancen der Auffassung ohne wesentliche Bedeutung.

Der Delegirtentag der nationalliberalen Partei war noch dadurch bemerkenswerth, daß auf ihm Herr v. Bennigsen durch eine Rede von seinen politischen Freunden Abschied genommen hat. Herr v. Bennigsen ließ sein Auge zurückschweifen bis zu den Zeiten des National-Vereins, und er hatte ein Recht voll Befriedigung auf große Abschnitte der Vergangenheit zu blicken. Und die Freunde, die Herrn v. Bennigsen umgaben, konnten das Bewußtsein haben, daß ihr scheidender Führer einer der ersten Männer in den besten Tagen der nationalliberalen Partei gewesen ist. Von der Zukunft sagte Herr von Bennigsen wenig oder nichts. Das ist bemerkenswerth, aber das ist nicht verwunderlich; denn was soll man von der Zukunft einer Partei sagen, deren Kandidaten das Programm des Bundes der Landwirthe zum Theil unterschreiben, und deren Kandidaten zum Theil dieses Programm für das größte Unglück Deutschlands erachten.

Ueber die Zukunft, die in dieser Thatsache liegt, spricht ein scheidender Parteiführer kluger Weise nicht. Für eine Partei, die solche Gegensätze birgt, ist der Kitt die Vergangenheit, und von ihr sprach Herr von Bennigsen ausführlich.

In Italien, wie in Frankreich sind die Getreidezölle der Hungerpreise wegen zeitweilig beseitigt worden. Italien haben seine Getreidezölle Emeuten bereits bescheert; das zeigt, welche Gefahren jede künstliche Brotvertheuerung birgt.

* * *

Die Kapitalskraft der Berliner Großbanken in Krisenzeiten.

Der seit Jahren im Gange befindliche Konzentrationsprozeß im deutschen Bankwesen hat in der letzten Zeit weitere Fortschritte gemacht. Wir haben die Ursachen der ganzen Erscheinung bereits in einer früheren Nummer*) dieser Zeitschrift auseinandergesetzt und hervorgehoben, daß die Centralisation im Bankverkehr als ein Produkt der wirthschaftlichen Gesammtentwicklung unserer Zeit zu betrachten und daß sie gefördert worden sei durch das Börsengesetz, welches die Banken infolge der erhöhten Ansprüche des Komptantverkehrs veranlaßte, ihre Kapitalien zu erhöhen. Das Jahr 1897 kann ganz besonders das Jahr der Kapitalsvermehrungen genannt werden; nach einander rückten die Banken mit der stereotypen Erklärung heraus, daß sie infolge der gesteigerten Ansprüche, die das sog. Kassageschäft seit Inkrafttreten des Börsengesetzes mit sich bringe, genöthigt seien, ihr Kapital zu vermehren. Auch das gegenwärtige Jahr hat bereits einige bedeutende Kapitalsvermehrungen gebracht; wir nennen die Nationalbank für Deutschland mit einer Kapitalserhöhung von 15 Millionen Mark, die Darmstädter Bank, die um 25 Millionen Mark erhöht hat und die Berliner Bank, die in diesen Tagen eine Erhöhung um 10 Millionen Mark beschlossen hat. Weitere Transaktionen dieser Art sollen in der Schwebe sein, obschon dies von Seiten der betreffenden Bankleitungen einstweilen in Abrede gestellt wird.

Angesichts dieses immer stärker sich bethätigenden Entwicklungsprozesses, der natürlich für die Oeffentlichkeit von größter Bedeutung ist, gewinnt die Frage an Interesse, wie sich einmal die Dinge in schwierigen Zeiten gestalten, wie insbesondere die Banken bei einer etwaigen Zuspitzung der Verhältnisse im Stande sein werden, den alsdann an sie herantretenden Anforderungen zu genügen. In Frage kommen in dieser Hinsicht an erster Stelle die Berliner Großbanken, in denen der erwähnte Konzentrationsprozeß am raschesten fortgeschritten ist, und die in ihrer Gesammtheit nicht nur als ein bedeutsamer Faktor im Bankwesen, sondern im deutschen Wirthschaftsleben überhaupt zu bezeichnen sind. Eine Untersuchung der inneren Beschaffenheit der Berliner Großbanken erscheint gegenwärtig von um so größerem Interesse, als die politischen Ereignisse der letzten Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf den inneren Bau der großen Institute gelenkt und namentlich zu der Frage Anlaß gegeben haben, ob die sog. Liquidität der Banken derart beschaffen sei, daß die Letztern sich in kritischen Zeiten einem etwaigen Andrange des Publikums gewachsen zeigen werden. Es handelt sich für die Banken um zwei Arten von Ansprüchen, die befriedigt werden müssen: erstens um die Ansprüche der Einleger, wie überhaupt um die sämmtlichen Kreditoren der Banken, sodann um die Ansprüche der Aktionäre. Für beide Gläubigerarten kommt die Geschäftsthätigkeit der Banken in Betracht, denn auch für die Einleger ist die geschäftliche Prosperität von Wichtigkeit, wenn sie auch ein direktes materielles Interesse, wie die Aktionäre, an den Resultaten der Banken nicht besitzen. Es werden daher bei der Beurtheilung der letztjährigen Thätigkeit der Berliner Großbanken folgende vier Gesichtspunkte zu Grunde zu legen sein: 1. Mit welchem Kapital haben die Banken gearbeitet? 2. Welche Leistung, d. i. welcher Umsatz war zu konstatiren? 3. Was haben sie verdient? und 4. Wie gestaltete sich die Liquidität? Für die Höhe des Kapitals kommt selbstverständlich das werbende Kapital, d. i. das dividendenberechtigte Aktienkapital, die Reserven und der Vortrag aus dem Jahr 1896 in Frage. Dies vorausgeschickt detrug (in Millionen Mark):

	Jahr der Gründung	Aktienkapital ursprünglich	Ende 1897	Werbendes Kapital in 1897	Umsätze	Brutto-Gewinn ex Vortrag
Diskontogesellschaft . .	1856	30	115	144	15 680,5	17
Deutsche Bank	1870	15	150	140	37 913,4	20,1
Dresdener Bank . . .	1872	9,6	110	$104\frac{1}{2}$	17 883,5	14,1
Darmstädter Bank . . .	1853	17,1	80	$97\frac{1}{2}$	—	9
Berl. Handelsgesellschaft .	1856	45	80	102	6 750	10
Schaaffh. Bankverein . .	1848	15,6	75	86	—	7,7
Nationalbank	1881	20	45	$54\frac{1}{2}$	6 519	6,6
Mitteldeutsche Kreditbank	1856	24	36	$39\frac{1}{4}$	—	3,5
Breslauer Diskontobank .	1870	6	30	$29\frac{1}{2}$	5 545	3,6
Deutsche Genossenschaftsb.	1864	0,8	28	$28\frac{1}{4}$	2 783,1	2,1
Berliner Bank	1889	5	20	$13\frac{1}{2}$	1 543,5	1,7
Total . . .		188,1	769	839	94 618	95,4

Seit Gründung hat sich mithin das Aktienkapital der großen Berliner Banken von 188,1 Millionen Mark auf 769 Millionen, und wenn wir die im laufenden Jahre vorgenommenen und beschlossenen bereits erwähnten Kapitalsvermehrungen im Gesammtbetrage von 50 Millionen Mark hinzurechnen, auf 819 Millionen Mark erhöht. Diese Erhöhung wird keineswegs durch eine gradlinige Aufwärtsbewegung bezeichnet, sondern durch starke Kapitalschwankungen, in denen sich das Auf und Nieder der Konjunktur verfolgen läßt. Der von den vorstehend näher angegebenen acht Banken erzielte Umsatz beläuft sich auf 94 618 Millionen Mark; veranschlagt man den Umsatz der drei Banken, die bedauerlicher Weise eine bezügliche Angabe unterlassen haben, entsprechend den übrigen Bankumsätzen, auf 18 Milliarden Mark, so ergibt sich ein Gesammtumsatz von etwa $112\frac{1}{2}$ Milliarden, während die Reichsbank mit ihren 290 Zweiganstalten im Vorjahre 142,1 Milliarden gegen $131\frac{1}{2}$ Milliarden im Jahre 1896 umgesetzt hat. Den weitaus größten Umsatz aller deutschen Privatbanken, etwa ein Drittel des Gesammtumsatzes sämmtlicher Berliner Kreditinstitute, weist die Deutsche Bank auf, die 1897 täglich durchschnittlich 125 Millionen Mark umsetzte. Freilich kann eine solche Leistung, die natürlich für die Größe des Geschäftsbetriebes symptomatisch ist — die Deutsche Bank verzeichnete im letzten Geschäftsbericht 45 860 Konten — erst richtig gewürdigt werden im Zusammenhang mit den thatsächlich erzielten Resultaten, d. i. mit dem Gewinn, der, seinem Bruttoertrage von 20,1 Millionen Mark nach, die Deutsche Bank an die Spitze aller deutschen Privatbanken stellt, mit dem Umsatz der Bank aber gleichwohl nicht gleichen Schritt zu halten vermochte. Insgesammt mußte das werbende Kapital aller elf Banken in Höhe von 839 Millionen Mark im Vorjahre etwa 130 Mal umgesetzt werden, damit ein Bruttoerträgniß in Totalhöhe von 95,4 Millionen Mark, d. i. 11,38 % des werbenden Kapitals erzielt werden konnte. Zur Würdigung der Umsatzthätigkeit sei übrigens bemerkt, daß ein Theil der Umsätze auf Ueberweisungen innerhalb der Institute selbst (z. B. zwischen der Centrale und den Filialen) zurückzuführen ist, Umsätze, die natürlich risikofrei sind, selbstverständlich aber auch keinen Nutzen bringen. Der

*) 18. September 1897.

Bruttogewinn von 95,4 Millionen Mark

	Brutto-gewinn	setzt sich zusammen (in Millionen Mark) aus Gewinn auf					und wird verwendet (in Millionen Mark) für				Vom Brutto-gewinn fällt somit den Aktionären zu
							Unkosten		die Aktonäre		
		Effekten, Kon-sortien	Provi-sionen	Zinsen	Wechsel	Diverse	Allge-meine Un-kosten und div. Ver-wendun-gen	Tan-tiemen	Divi-dende	Reserven Vortrag	
Diskontogesellschaft	17	4	3,2	3	2,4	4,4	3,2	2,2	11,5	0,1	68 %
Deutsche Bank	20,1	3,9	6	4,7	4,6	0,9	6,4	2,1	10	1,6	58 %
Dresdener Bank	14,1	3,6	3,6	3,6	2,8	0,5	4,5	1,9	7,6	0,1	54 %
Handelsgesellschaft	10	2,5	2,2	3,7	0,8	0,8	1,4	1,3	7,2	0,1	73 %
Darmstädter Bank	9	3,1	1,2	2,9	1,2	0,6	1,6	1	6,4	—	71 %
Schaaffhausener Bankverein . .	7,7	2,3	1,7	2,7	1	—	1,3	0,5	5,4	0,5	76 %
Nationalbank	6,6	1,9	1,5	2	1,2	—	1,5	0,9	3,8	0,4	64 %
Mitteldeutsche Kreditbank . . .	3,5	0,7	1,1	1	0,5	0,2	1	0,2	2,2	0,1	65 %
Breslauer Diskontobank . . .	3,6	0,9	0,8	1	0,7	0,2	1,1	0,5	1,9	0,1	55 %
Deutsche Genossenschaftsbank .	2,1	0,3	0,4	0,5	0,4	0,5	0,4	0,2	1,5	—	71 %
Berliner Bank	1,7	0,7	0,3	0,4	0,3	—	0,5	0,2	0,8	0,2	60 %
Total	95,4	23,9	22	25,5	15,9	8,1	22,9	11	58,3	3,2	64 %
		95,4					95,4				

Der Bruttogewinn sämmtlicher elf Berliner Banken im Betrage von 95,4 Millionen Mark

setzt sich somit zusammen (in Millionen Mark) aus Gewinn auf	und wird verwendet (in Millionen Mark)
Effekten, Konsortial 23,9 = 25 %	a) für Spesen
Provisionen . . . . 22,0 = 23 %	Allgem. Unkosten . 22,9 = 24 %
Zinsen . . . . . . 25,5 = 26 %	Tantiemen. . . . . 11,0 = 12 %
Wechsel . . . . . . 15,9 = 17 %	b) für die Aktionäre
Diverse . . . . . . 8,1 = 9 %	Dividende . . . . . 58,3 = 61 %
	Reserve . . . . . . 3,2 = 3 %
95,4 = 100 %	95,4 = 100 %

Also etwa zwei Drittel des Bruttogewinnes (64 %) kamen den Aktionären zu Gute; ein Drittel wurde durch die Spesen absorbirt. Das werbende Kapital aller elf Banken im Betrage von 839 Millionen Mark, welches sich, wie schon erwähnt, mit 11,38 % Brutto verzinste, brachte den Aktionären netto insgesammt, also an Dividende und Reservestellungen, 7,34 % und, wenn man ausschließlich die vertheilte Dividende berücksichtigt, 6,95 %.

Nachdem wir im Vorstehenden die Ergebnisse der Berliner Banken beleuchtet haben, wollen wir nunmehr den zweiten Hauptpunkt, die Liquidität, d. i. den Flüssigkeitsgrad der Banken einer Prüfung unterwerfen. In Betracht kommt, wie schon erwähnt, zuerst die Deckungsqualität für die gesammten Verbindlichkeiten, sodann die Deckung für das eigene Vermögen der Banken. Von einer bis ins Kleinste eindringenden Liquiditätsberechnung wird man natürlich absehen müssen, weil die Geschäftsberichte der Banken einerseits nicht jedes Detail wiedergeben können, andererseits freilich auch aus einer schon traditionell gewordenen Vorliebe der Bankleitungen für spartanische Kürze an Ausführlichkeit und Deutlichkeit Vieles zu wünschen übrig lassen. Der Geschäftsbericht der Reichsbank umfaßt z. B. achtzig Seiten, während die erwähnten Berliner Banken sich durchweg mit etwa zwanzig Seiten begnügen. Abhilfe können in dieser Beziehung nur die Aktionäre schaffen, deren Wissensdrang jedoch mit der Höhe der Dividende sich abzuschwächen pflegt. Zur Beurtheilung der Liquidität muß zunächst daran festgehalten werden, daß die Liquidität eines Unternehmens überhaupt um so aktueller wird, je kritischer sich die Zeiten gestalten; nur in schwierigen Zeiten pflegt auch das Publikum die Banken einer Belastungsprobe zu unterwerfen, während in guten Zeiten die Frage der Liquidität eine mehr akademische Bedeutung hat. Wir sind daher genöthigt, einen möglichst rigorosen Maßstab anzulegen, indem wir von der gesammten Aktivmasse der elf Berliner Banken diejenigen Bestandtheile als „zunächst flüssige Mittel" loslösen, die auch die Hauptaktiven der Reichsbank bilden: also Kasse, Sorten, Bankguthaben, Wechsel und Reports, und dann feststellen, in welcher Höhe diese Aktiven die gesammten Verbindlichkeiten der Banken decken. Dieses Deckungsverhältniß der zunächst flüssigen Mittel zu den Gesammtverbindlichkeiten der Banken ist als der **Liquiditätsgrad der Banken** zu bezeichnen. Zur Deckung des durch diese „zunächst flüssigen Mittel" noch nicht gedeckten Restes der Verpflichtungen sollen von den Aktiven der Banken die Debitoren herangezogen werden; die alsdann noch verbleibenden Aktiven repräsentiren das eigene Vermögen der Banken (Aktienkapital, Reserven und Vortrag). Zu den „zunächst flüssigen Mitteln" können die Debitoren bezw. ein Theil derselben nicht gezählt werden, da bei der absoluten Undurchsichtigkeit der in Summa aufgeführten Beträge jeder Anhaltspunkt fehlt, wie die Debitoren in der Eigenschaft als flüssige Mittel eventuell zu berücksichtigen wären. Die von einigen Instituten gemachte Unterscheidung zwischen gedeckten und ungedeckten Debitoren läßt sich, ganz abgesehen davon, daß sie nicht durchgängig von allen Banken gemacht worden ist, in Ansehung der Liquidität nicht verwerthen: Wird doch gerade — wie uns scheinen will, nicht mit Unrecht — behauptet, daß die ungedeckten Debitoren die — liquidesten seien. Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte zerlegen wir somit die Aktiven und die Passiven in je zwei Theile: die Aktiven in die zunächst flüssigen Mittel und in die weiteren Mittel, die Passiven in die Verpflichtungen gegen Dritte und die Verpflichtungen gegen sich selbst, d. i. ihr eigenes Vermögen. Hiernach betragen*):

*) Wo in den Geschäftsberichten die Konten in einer der hier vorgenommenen Kontengruppirung nicht anzupassenden Weise zusammengefaßt sind, hat eine Theilung und Repartition der betreffenden Beträge unter die Konten nach Maßgabe der übrigen Bankbilanzen stattgefunden.

I. Die Aktiven

(in Millionen Mark).

	a) Die zunächst flüssigen Aktiven			Total der flüssigen Aktiven	b) Die weiteren Aktiven				Total der weiteren Aktiven	Total der gesammten Aktiven
	Kassa, Sorten, Bankguthaben	Wechsel	Reports		Debitoren, Lombard	Effekten, Konsortien	Kommanditen	Diverse		
Diskontogesellschaft	26,3	78,8	27,4	132,5	134,6	47,0	46,8	7,1	235,5	368,0
Deutsche Bank	64,6	183,7	87,8	336,1	269,2	60,7	47,9	7,7	385,5	721,6
Dresdener Bank	32,2	83,8	42,0	158,0	215,3	48,1	—	11,1	274,5	432,5
Handelsgesellschaft	14,3	45,1	21,0	80,4	92,9	27,8	14,5	3,8	139,0	219,4
Darmstädter Bank	20,4	18,2	16,0	54,6	84,8	35,5	7,9	6,1	134,3	188,9
Schaaffh. Bankverein	—	38,9*)	29,4	68,3	122,5	28,3	—	3,9	154,7	223,0
Nationalbank	12,6	30,9	30,2	73,7	58,1	15,9	—	1,5	75,5	149,2
Mitteldeutsche	4,3	13,6	10,0	27,9	63,8	6,2	1,0	3,3	74,3	102,2
Breslauer Diskontobank	13,2	23,0	27,1	63,3	36,3	9,3	—	0,5	46,1	109,4
Deutsche Genossenschaftsbank	3,8	14,3	4,2	22,3	40,8	6,2	—	1,1	48,1	70,4
Berliner Bank	7,2	4,1	7,9	19,2	27,8	7,1	2,0	0,3	37,2	56,4
Total	198,9	534,4	303,0	1 036,3	1 146,1	292,1	120,1	46,4	1 604,7	2 641

*) einschl. Kassa.

II. Die Passiven

(in Millionen Mark).

	a) Die Verbindlichkeiten				Total der Verbindlichkeiten	b) Das eigene Vermögen		Total des eigenen Vermögens	Total der gesammten Passiven
	Accepte, Avale	Kreditoren, Depositen	Dividende, Tantième	Diverse		Aktien-Kapital	Reserven, Vortrag		
Diskontogesellschaft	53	151,3	13,7	5,9	223,9	115	29,1	144,1	368,0
Deutsche Bank	130,5	360,3	12,1	22,3	525,2	150	46,4	196,4	721,6
Dresdener Bank	109,8	173,8	9,5	1,8	294,9	110	27,6	137,6	432,5
Handelsgesellschaft	43,1	65,2	8,5	0,1	116,9	80	22,5	102,5	219,4
Darmstädter Bank	39,1	44,6	6,4	0,5	90,6	80	18,3	98,3	188,9
Schaaffh. Bankverein	47	82,1	5,9	1,2	136,2	75	11,8	86,8	223,0
Nationalbank	24,7	64,7	4,7	0,4	94,5	45	9,7	54,7	149,2
Mitteldeutsche	31,2	29,2	2,4	—	62,8	36	3,4	39,4	102,2
Breslauer Diskontobank	14,5	55,5	2,4	3,8	76,2	30	3,2	33,2	109,4
Deutsche Genossenschaftsbank	13,1	23,6	1,5	0,1	38,3	28	4,1	32,1	70,4
Berliner Bank	6,2	28,4	1,1	—	35,7	20	0,7	20,7	56,4
Total	512,2	1078,7	68,2	36,1	1695,2	769	176,8 d. i. 23 % des Aktien-Kapitals	945,8	2641

Es betragen somit bei sämmtlichen Berliner Banken

Die Aktiven:		Die Passiven:	
a) Die flüssigen Mittel	1036,3 Mill. Mk.	a) Die Verbindlichkeiten	1695,2 Mill. Mk.
b) Die weiteren Mittel	1604,7 „ „	b) Das eigene Vermögen	945,8 „ „
	2641,0 Mill. Mk.		2641,0 Mill. Mk.

während die gesammten Aktiven und Passiven der **Reichsbank** je 2877,2 Millionen Mark umfassen, mithin über diejenigen der elf Berliner Privatbanken noch um 236,2 Millionen Mark hinausgehen. Von den obigen 2641 Millionen Mark entfallen somit von den Aktiven: auf die flüssigen Mittel 39 Proz. d. i. etwa zwei Fünftel der Gesammtaktiven; auf die weiteren Mittel 61 Proz., d. i. etwa drei Fünftel der Gesammtaktiven, während von den Gesammtpassiven in gleicher Höhe 64 Proz., also nicht ganz zwei Drittel auf die Verbindlichkeiten und 36 Proz., d. i. etwas über ein Drittel, auf das eigene Vermögen entfallen.

Nachdem wir im Vorstehenden die Aktiven und Passiven in der bezeichneten Eintheilung wiedergegeben haben, wollen wir nunmehr das Deckungsverhältniß untersuchen, um danach den Liquiditätsgrad und damit die Leistungskraft der Banken in kritischen Zeiten feststellen zu können. Der Deckung bedürftig sind von der gesammten Passivmasse von 2641 Millionen Mark zuerst die Verbindlichkeiten in Höhe von 1695,2 Millionen Mark und zur Deckung geeignet sind zunächst die als flüssige Mittel bezeichneten Aktiven; insoweit diese nicht ausreichen, sollen die Debitoren herangezogen werden, während der Rest der Debitoren sowie die übrigen Aktiven das Aktienkapital, die Reserven, sowie den Vortrag pro 1898 zu decken haben und das eigene Vermögen der Banken repräsentiren. Was zunächst

I. Die Deckung der Verbindlichkeiten

betrifft, so betragen:

	Die gesammten Verbindlichkeiten Millionen Mk.	zur Deckung dienen	
		flüssige Mittel, Liquiditätsgrad Mill. Mk. pCt.	Debitoren Mill. Mk. pCt.
Diskontogesellschaft . .	223,9	132,5 = 59	91,4 = 41
Deutsche Bank	525,2	336,1 = 64	189,1 = 36
Dresdener Bank . . .	294,9	158,0 = 53	136,9 = 47
Berl. Handelsgesellschaft .	116,9	80,4 = 68	36,5 = 32
Darmstädter Bank . . .	90,6	54,6 = 60	36,0 = 40
Schaaffh. Bankverein .	136,2	68,3 = 50	67,9 = 50
Nationalbank	94,5	73,7 = 78	20,8 = 22
Mitteldeutsche Kreditbank	62,8	27,9 = 44	34,9 = 56
Breslauer Diskontobank .	76,2	63,3 = 83	12,9 = 17
Deutsche Genossenschaftsb.	38,3	22,3 = 58	16,0 = 42
Berliner Bank	35,7	19,2 = 54	16,5 = 46
Total . . .	1 695,2	1 036,3 = 61	658,9 = 39

Nach der vorstehenden zweiten Kolonne, die den Liquiditätsgrad der Banken anzeigt, erscheint somit die Liquidität am höchsten bei einem kleineren Institute, der Breslauer Diskontobank, bei der 83 Proz der gesammten Verbindlichkeiten in zunächst flüssigen Mitteln vorhanden sind; dann folgt die Nationalbank mit 78 Proz., die Handelsgesellschaft mit 68 Proz., die Deutsche Bank mit 64 Proz. u. s. f. Sämmtliche zunächst flüssigen Mittel aller elf Banken decken die Gesammtverbindlichkeiten mit 61 Proz., während für die restlichen 39 Proz. die Debitoren herangezogen werden müssen. Zur

II. Deckung des eigenen Vermögens

dienen natürlich die noch verbleibenden Aktiomassen der Banken, das ist also die zur Erfüllung der Verbindlichkeiten noch nicht in Anspruch genommene Debitorensumme; ferner die Effekten- und Konsortialbestände, kommanditorische Betheiligungen und Diverse. Das eigene Vermögen der Banken (Aktienkapital, Reserven und Vortrag auf das Jahr 1898) setzt sich somit aus folgenden Aktiven zusammen (Millionen Mark):

	Eigenes Vermögen	Das eigene Vermögen besteht aus:			
		a) Restl. Debitoren und Lombard.	b) Effekten und Konsortialbestände	c) Kommanditen	d) Diverse
Diskontogesellschaft . .	144,1	43,2	47,0	46,8	7,1
Deutsche Bank	196,4	80,1	60,7	47,9	7,7
Dresdener Bank . . .	137,6	78,4	48,1	—	11,1
Berl. Handelsgesellschaft .	102,5	56,4	27,8	14,5	3,8
Darmstädter Bank . .	98,3	48,8	35,5	7,9	6,1
Schaaffh. Bankverein . .	86,8	54,6	28,3	—	3,9
Nationalbank	54,7	37,3	15,9	—	1,5
Mitteldeutsche Kreditbank	39,4	28,9	6,2	1,0	3,3
Breslauer Diskontobank .	33,2	23,4	9,3	—	0,5
Deutsche Genossenschaftsb.	32,1	24,8	6,2	—	1,1
Berliner Bank	20,7	11,3	7,1	2,0	0,3
Total . . .	945,8	487,2	292,1	120,1	46,4
		945,8			

Das eigene Vermögen der elf Banken in Höhe von 945,8 Millionen Mark besteht somit zu 51 Proz., d. i. etwa zur Hälfte, aus Debitoren, zu 31 Proz. aus Effekten und Konsortialbeständen, zu 13 Proz. aus kommanditarischen Betheiligungen und zu 5 Proz. aus diversen Aktiven.

Fassen wir nun die Deckung sämmtlicher Passiven (Verbindlichkeiten wie eigenes Vermögen) zusammen, so ergibt sich folgendes Liquiditätsbild. Es betragen die gesammten

Passiven der elf Berliner Banken

2641 Millionen Mark.

Davon entfallen auf

Verpflichtungen gegen Dritte 1695,2 Millionen Mark.

Dieselben werden gedeckt durch:

Flüssige Mittel	1036,3 Mill. Mk.	= 61 Proz.
Debitoren	658,9 „ „	= 39 „
	1695,2 Mill. Mk.	= 100 Proz.

und auf

das eigene Vermögen 945,8 Millionen Mark.

Dieselben werden gedeckt durch:

Debitoren und Lombard	487,2 Mill. Mk.	= 51 Proz.
Effekten und Konsortien	292,1 „ „	= 31 „
Kommanditen	120,1 „ „	= 13 „
Diverse	46,4 „ „	= 5 „
	945,8 Mill. Mk.	= 100 Proz.

Wir haben in Vorstehendem die Entwicklung der großen Berliner Banken nach den Eingangs angeführten Gesichtspunkten wiedergegeben; fassen wir nunmehr das

Gesammtbild der vorjährigen Entwicklung der Berliner Großbanken

ins Auge, so ergibt sich folgendes Resultat: Die Berliner Banken haben im Vorjahre mit einem werbenden Kapital von 839 Millionen Mark gearbeitet, dasselbe etwa 130 Mal in ungefähr Höhe von 112 Milliarden Mark umgeschlagen, damit brutto 95,4 Millionen, d. i. 11,38 Prozent des werbenden Kapitals erzielt und 7,34 Prozent oder, wenn man nur die vertheilte Dividende berücksichtigt, 6,95 Prozent für die Aktionäre herausgewirthschaftet. Ende 1897 betrug die Gesammtaktiamasse der Berliner Banken 2641 Millionen Mark, wovon 1695,2 Millionen Mark zur Deckung der gesammten Verbindlichkeiten gegen Dritte und 945,8 Millionen Mark zur Deckung der Verpflichtungen gegen die Aktionäre dienten, d. i. also deren eigenes Vermögen darstellten. Von der genannten Gesammtaktiamasse von 2641 Millionen Mark entfielen 1036,3 Mill. Mark auf zunächst flüssige Mittel, durch welche also die gesammten Verbindlichkeiten der elf Banken im Betrage von 1695,2 Millionen Mark bis zur Höhe von 61 Proz., d. i. zu etwa drei Fünftel gedeckt wurden. Dieser letztere Punkt ist der Hauptpunkt, er stellt den eigentlichen Liquiditätsgrad der Berliner Großbanken dar, der, wie wir gleich bemerken wollen, in dieser Höhe keineswegs als ungünstig zu bezeichnen ist. Denn wir haben bei unserer Berechnung einen nur für kritischere Zeiten anwendbaren Maßstab zu Grunde gelegt und von dem gesammten Debitorenbestande von 1146,1 Millionen Mark Nichts berücksichtigt, obschon kein Zweifel ist, daß ein Theil dieser riesigen Summe gleichfalls rasch liquide gemacht werden kann. Ferner muß in Betracht gezogen werden, daß ein Theil der Verbindlichkeiten der Banken (der ziffernmäßig nur in einigen Bilanzen mitgetheilt ist) aus Terminverpflichtungen besteht, für die also eine unmittelbare Deckung nicht erforderlich ist. Andererseits kann bei der Beurtheilung der Liquidität ein Moment nicht außer Acht bleiben: die Haltung der Reichsbank im Punkte der sog. Finanzwechsel, ein Moment, das wie erinnerlich, im Vorjahr zu lebhafteren Erörterungen Anlaß gab. Ziffernmäßig kann dieser Faktor natürlich nicht veranschlagt werden; wir erwähnen dies jedoch im Hinblick auf das große Wechselportefeuille der Banken, welches nach unserer Tabelle 534,4 Mill. Mark, also mehr als die Hälfte der flüssigen Mittel, beträgt. Endlich kann der Gesichtspunkt nicht ignorirt werden, daß die Banken zum Bilanztage, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, stets

in „Frack und weißer Binde", d. h. in möglichst flüssigem Zustande zu erscheinen bemüht sind. Trotzdem kann die Liquidität nicht ungünstig genannt werden, besonders wenn man die geschäftlichen Ergebnisse der Banken, sowie ganz allgemein den Gesichtspunkt gelten läßt, daß eine Bank, die Geschäfte machen will, ihre Bestände nicht in Zwanzig-Mark-Stücken anlegen kann. In den letzten zehn Jahren vertheilten bei **steigenden** Aktienkapitalien die Banken folgende Dividenden (in Prozenten):

	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1896	1896	1897
Diskontogesellschaft	12	14	11	8	6	6	8	10	10	10
Deutsche Bank . . .	9	10	10	9	8	8	9	10	10	10
Dresdener Bank . .	9	11	10	7	5	5½	8	8	8	9
Berliner Handelsgesellschaft	10	12	9½	7½	6	5	7	8	9	9
Darmstädter Bank .	9	10½	9	5¼	5¼	5¼	7	8¼	8	8
Schaaffhausener Bankverein . . .	4	5	6	6	6	6	6½	7	7½	8
Nationalbank	6	10	9	6½	5	4½	6½	8½	8½	8½
Mitteldeutsche Bank	6	7	6	5	4½	4½	5	5½	6	6
Breslauer Diskontobank	6⅓	7	6	4½	5	5	6½	7	6½	7
Deutsche Genossenschaftsbank . . .	7½	8	7	6	4⅙	5	5	6	6	6
Berliner Bank . . .	—	7½ (p. r.)	8	6¼	6	5	6	7	6	6½

Die Börse verleiht ihrer Auffassung bezüglich dieser Ergebnisse einen nicht mißzuverstehenden Ausdruck, indem sie Ende 1897 das Nominalkapital der elf Banken im Betrage von 769 Millionen Mark kursmäßig mit etwa — 1300 Millionen Mark, d. i. also mit einem Aufgeld von etwa einer halben Milliarde Mark, bewerthete Die gesammte Aktivmasse der **Reichsbank und der elf Berliner Banken** umfaßte Ende 1897 die Summe von 6518 Millionen Mark, mit welcher im letzten Jahre ein Gesammtumsatz von über 250 Milliarden Mark erzielt worden ist.

Wir zweifeln nicht daran, daß beim Anblick dieser Ziffern den kleinen Bankier ein gelindes Gruseln überlaufen wird, das ihn veranlassen dürfte, sich von Neuem die Frage vorzulegen: Was haben wir eigentlich noch auf der Welt zu thun, wenn solche Kapitalsungethüme ihr Wesen treiben? Wie sollen wir mit unseren kleinen Betrieben existiren, wenn die Banken gleich milliardenweise „ins Geschirre" gehen? Können wir etwas Besseres thun als uns von den Riesenbanken aufnehmen zu lassen? In der That haben sich die Anschauungen in dieser Hinsicht geändert; Momente, wie Tradition, langjähriges Renommee, die ehedem bei den Privatbankiers etwas galten, haben im Werthe verloren, und die Aussicht, gegründet zu werden, ist zu einem sehr wesentlichen Faktor in der Bankwelt geworden. Die Provinzbanken tragen diesem Gesichtspunkte durch umfangreiche Kapitalsvermehrungen Rechnung, und was in dieser Beziehung in der letzten Zeit namentlich in Rheinland-Westfalen und Süddeutschland geleistet worden, beweist, daß man im Lande den Zug der Zeit richtig begriffen hat. Trotzdem fragt es sich, ob alle die Klagen über die jetzige „Sozialisirung im Bankwesen" nicht als übertriebene Konsequenzen einer bestimmten Zeitströmung anzusehen sind. Wenn wir berücksichtigen, daß die „Nordd. Allg. Ztg." in einem offenbar von der Reichsbankleitung herrührenden Artikel vom 27. Oktober v. J. über „Die Diskontpolitik der Reichsbank" ausführen konnte, daß das **Aufblühen der Unternehmungslust** „in Deutschland zu einer Steigerung des **Geldbedarfs** und zu einer Anspannung des Kredits geführt hat, welche weder in Frankreich noch in England ihres Gleichen hat" — dann vermögen wir in der Konzentration mit deren seitherigen Resultaten eine Gefahr für das Bankwesen selbst um so weniger zu erblicken, als derartige Kapitalsansammlungen im Auslande — der Crédit Lyonnais in Paris arbeitet z. B. mit einem Kapital von 200 Millionen Francs — ebenfalls nichts Ungewöhnliches sind. Im Uebrigen werden alle Kapitalsvermehrungen einen großen Theil des Publikums nicht abhalten, nach wie vor beim Privatbankier, der stets das Moment des persönlichen Verkehrs mit dem Kunden für sich hat, seine Geschäfte abwickeln zu lassen. Ein Bedenken, welches mit der Konzentration im Bankwesen zusammenhängt und welches für die innere Situation von entschiedener Bedeutung ist, sehen wir nur in der Eigenartigkeit des Verhältnisses, welches sich zwischen dem Publikum und den Banken herausgebildet hat. Bekanntlich hat trotz aller gesetzgeberischer Repressivmaßnahmen kein Zweig des Bankwesens einen solchen Aufschwung genommen, wie das Emissionsgeschäft; speziell im Vorjahr legt die bedeutende Steigerung der Konsortialgewinne hiervon Zeugniß ab. Diese Erscheinung erklärt sich aus zwei Ursachen: erstens aus der größeren Unmittelbarkeit des Verkehrs zwischen dem Publikum und den Banken, zweitens aus der Natur des Kapitalisten. Der Kapitalist, als Effektenbesitzer, kennt nur eine Farbe: Roth; er nimmt der Bank bereitwillig die neuen Emissionswerthe ab, verlangt aber dafür — gutes Börsenwetter. Die Banken haben bisher gethan, was in ihren Kräften stand, nur einmal in den letzten Jahren, am 9. November 1895, fand eine Generalabrechnung mit dem Publikum statt, die im österreichischen Parlamente (die damalige Bewegung war internationaler Natur), wie erinnerlich, zu einer für Börsenkenner höchst ergötzlichen Debatte über die „niederträchtige Kontremine" — die vorangegangenen Ausschreitungen nach oben pflegen bei solchen Gelegenheiten übergangen zu werden — führte. In dieser einseitigen Auffassung des Publikums in Betreff der Leistungen der Banken liegt zweifellos eine Gefahr, der die Banken nur durch rechtzeitige Beschränkung der Kreditanspannung entgegentreten können. Wir wiederholen: Ein Deckungsverhältniß von 61 % ist nicht ungünstig, selbst unter Zugrundelegung kritischer Zeiten; ein solches Verhältniß läßt auch Bankreformen im Sinne der mehrfach befürworteten Trennung des eigentlichen Bank- und des Depositenwesens überflüssig erscheinen. Allein die namentlich in guten Zeiten zu Tage tretende Neigung des Publikums, die Leistungsfähigkeit der Banken aufs Aeußerste anzuspannen, wird die letzteren mit doppelter Vorsicht erfüllen und sie veranlassen müssen, den Liquiditätsgrad ihrer Institute beständig im Auge zu behalten, damit sie auch für den „Ernstfall" stets gerüstet sind, ihr „Accept" in augenblicklicher Höhe von — — 1700 **Millionen Mark** prompt einzulösen.

Ernst Heinemann.

Parlamentsbriefe.

XVII.

Ein denkwürdiger Reichstag geht, voraussichtlich ungefähr in der Stunde, in welcher diese Zeilen in die Druckerpresse gehen, zu Ende. Er ist denkwürdig durch seine Dauer und die Anzahl der Sitzungen, die er abgehalten hat. Er ist der erste Reichstag gewesen, der eine fünfjährige Dauer gehabt hat. Er ist denkwürdig dadurch, daß er unter dem Präsidium einer Partei stattgefunden hat, die für immer zu hoffnungsloser Minderheit verurtheilt schien und der man in den ersten Zeiten des Deutschen Reiches den Stempel der Reichsfeindschaft aufgedrückt hatte. Denkwürdig ist er endlich durch die Menge der Arbeit, die von ihm geleistet worden ist.

Vor allen Dingen ist das Bürgerliche Gesetzbuch mit Vielem, was drum und dran hängt, zu Stande gekommen. Wir wissen sehr wohl, daß es kein tadelloses Werk ist; wir erwarten mit Bestimmtheit, daß in den ersten Jahren, in denen es in Kraft ist, sich über dasselbe eine Fülle von Verwünschungen ergießen wird, wie sie noch niemals einem bedeutendem Gesetze erspart worden sind. Und trotzdem erkennen wir darin, daß dieses Werk zu Stande gekommen

ist, einen Nachklang, vielleicht auf lange Zeit hinaus den letzten Nachklang der großen Zeit, in welcher die Grundlagen des neuen Reiches geschaffen wurden.

Das Verdienst, welches der Reichstag an diesem großen Werke hat, ist ein mäßiges. Er stand auf den Schultern seiner Vorgänger; es war ihm durch langjährige Thätigkeit erfahrener und gelehrter Männer vorgearbeitet worden. Nach unserer Anschauung hat der Reichstag an dem Material, welches ihm zugegangen ist, viel mehr verschlechtert als verbessert. Aber dennoch hat er den Ruhm, den Tipfel auf das I gesetzt zu haben; er hat es vermieden, das ganze Werk an Parteistreitigkeiten untergeordneter Art zu Grunde gehen zu lassen.

Derselbe Reichstag hat auch die zweijährige Militärdienstzeit, um welche seit fast vierzig Jahren so lebhaft gestritten worden ist, einführen helfen; er hat für die Ausbildung der Flotte ein Gesetz geschaffen, welches geeignet erscheint, für eine längere Zeit eine unbestrittene Grundlage für die Thätigkeit unserer Marinebehörden zu liefern.

Durch die Schaffung einer Militärstrafprozeßordnung hat der Reichstag veraltete Bestimmungen aus der Welt geschafft, die nachgerade zum Aergerniß für alle Welt geworden waren. Daß es ihm gelungen sei, ein schönes Gesetz zu Stande zu bringen, läßt sich nicht behaupten; aber daß in Zukunft der Richter mit eigenen Augen und Ohren den Angeklagten und den Zeugen sieht und hört, ist gesichert und darin liegt schon — leider — ein bedeutender Fortschritt gegen den bisherigen Zustand.

Der Reichstag hat daneben noch etwas recht Böses zu Stande gebracht; er hat das Börsengesetz geschaffen. Der Schaden, den dieses Gesetz dem Handel gethan hat, liegt klar zu Tage und wird nicht geleugnet; nach dem Nutzen, den er der Landwirthschaft bringen sollte, späht man vergeblich aus. Daß die Wirkungen des Gesetzes ganz anderer Art gewesen sind, als man sie sich vorgestellt hat, wird Niemand in Abrede stellen; die Erkenntniß, daß diese Wirkungen auch für die Landwirthschaft schädlich waren, scheint noch nicht gereift zu sein.

Endlich hat dieser Reichstag dem russischen Handelsvertrage zugestimmt, trotz aller agrarischer Quertreibereien. Speziell dieser Handelsvertrag mit Rußland hat sich als ein großer nationaler Gewinn erwiesen. Die Herabsetzung der Brodkornzölle von 50 Mark auf 35 Mark per Tonne, das Hauptgravamen der Agrarier gegenüber der Handelspolitik des Grafen Caprivi, ist vom Standpunkt der allgemeinen Interessen aus bei der Bilanz der Handelsverträge ebenfalls auf der Kreditseite zu buchen. Die Interpellation der Sozialdemokraten, betreffend die provisorische Aufhebung der Getreidezölle, gab am letzten Tage seiner Existenz dem Reichstage noch einmal Gelegenheit, das deutlich zu erkennen.

Im Abgeordnetenhause wurde das Gesetz über die Stellung der Privatdozenten angenommen. Alle Gründe, welche gegen diese Vorlage sprachen, wurden von dem Abgeordneten Virchow in klarer und eingehender Weise begründet. Virchow war in hohem Grade berufen, sich in dieser Frage hören zu lassen, denn als er Privatdozent war, hat ihn ein Schicksal betroffen, welches demjenigen, mit dem jetzt der Dr. Arons bedroht wird, nicht unähnlich ist. Wie zum Hohne stellt die Mehrheit, welche die Vorlage genehmigt hat, die Behauptung auf, sie habe der Stellung der Privatdozenten eine größere Sicherheit verleihen wollen. Das geschieht in dem Augenblick, in dem alle Vorbereitungen getroffen sind, um einen Mann empfindlich zu schädigen, dem man nichts vorwerfen kann, als daß er außerhalb seiner akademischen Thätigkeit sozialdemokratische Ueberzeugungen bekannt hat.

In der Angelegenheit des Breslauer Mädchengymnasiums hat der Unterrichtsminister in Beantwortung einer Interpellation die Gründe angegeben, die ihn zu seinem ablehnenden Bescheid bewogen haben. Diese Gründe mag man, je nach der Stellung, die man grundsätzlich zur Frage der Frauenbildung einnimmt, tadeln oder billigen. Seltsam bleibt aber, daß der Minister sich auf mangelnde Zeit berief, um es zu rechtfertigen, daß er in einer wichtigen Angelegenheit einen Bescheid ohne Angabe von Gründen erlassen hat.

Wie es heißt, will die Regierung unter allen Umständen den Schluß des Landtages vor Pfingsten herbeiführen, und es ist in der That Zeit, daß ein Ende gemacht wird.

Proteus.

Die Militärstrafprozeßordnung.

Seit mehr denn zwanzig Jahren ist im Reichstag und außerhalb desselben die Forderung gestellt worden, dem deutschen Heere und der Marine eine Militärstrafprozeßordnung zu geben, die im Gegensatz zu dem bisherigen für Preußen und den meisten übrigen deutschen Staaten maßgebenden schriftlichen Untersuchungsprozeß auf der Grundlage moderner Rechtsanschauungen aufgebaut ist und sich möglichst an die Formen und Grundsätze des bürgerlichen Strafprozesses angliedert.

Die großen Schwierigkeiten, die bisher jeden Versuch einer einheitlichen, für das ganze Deutsche Reich maßgebenden Neugestaltung der Militärstrafgerichtsordnung scheitern ließen, beruhten zu einem nicht geringen Theil auf der in den höheren militärischen Kreisen herrschenden Anschauung, daß die eigenartigen Einrichtungen der Armee, wie sie sich nun einmal historisch entwickelt haben, der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens, der Trennung der Aufgaben des Richters von denen des Anklägers und Vertheidigers, widerstreben und daß das Postulat einer grundsätzlichen Oeffentlichkeit in der Hauptverhandlung die Disziplin, den Grundpfeiler, auf dem die Tüchtigkeit eines Heeres beruht, zu gefährden geeignet sei. Zu einem anderen größeren Theile aber wurzeln die Schwierigkeiten, den Militärstrafprozeß dem bürgerlichen Strafprozeß anzupassen, darin, daß letzterer das Erforderniß einer schnell arbeitenden Justiz zurückstellt gegenüber dem Bestreben, die einzelne Strafthat gründlich und nach allen Seiten hin zu beleuchten, kein Belastungs- und Entlastungsmaterial, selbst wenn die Herbeischaffung derselben längere Zeit erfordern sollte, außer Acht zu lassen, der Militärstrafprozeß aber namentlich in Kriegszeiten und in Fällen der Mobilmachung, auf eine möglichst schleunige Aburtheilung des einer strafbaren Handlung Bezichtigten hindrängt.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß der Widerstand gegen die Neugestaltung der Militärstrafgerichtsordnung gerade in den ersten Jahren des deutschen Reiches, in denen Regierung und Volksvertretung in Einmüthigkeit und getragen von einem hohen Idealismus mit Erfolg an die Lösung der schwierigsten Probleme auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung herantraten, am stärksten war und daß dieser Widerstand mit jedem Jahre an Kraft und Intensität verloren hat.

Es ist nicht minder eine eigenthümliche Erscheinung, daß es gerade diesem jetzigen vielgeschmähten Reichstage, der so zu sagen Tag für Tag mit der Lösung der schwierigsten wirthschaftlichen Fragen bepackt wird, und der an diesen Problemen herumtastet, ohne auch nur eines befriedigend zur Erledigung zu bringen, vorbehalten blieb, nicht nur das große Werk des bürgerlichen Gesetzbuches zu verabschieden, sondern auch einer gleichfalls bedeutsamen Arbeit, die der Schaffung einer Militärstrafgerichtsordnung, sich zu unterziehen, und, wie die Schlußabstimmung am 4. Mai dieses Jahres ergeben hat, mit der imposanten Majorität von 177 gegen 83 Stimmen erfolgreich durchzuführen.

Das nunmehr bis auf die Frage nach der Gültigkeit des bayerischen Reservatrechtes verabschiedete Gesetz verräth Paragraph für Paragraph, Zeile für Zeile, daß es einem Kompromiß zweier nach Entfaltung ringender, einander

widerstrebender Anschauungen, der des Militärs und der des Juristen seine Entstehung verdankt. Beide Richtungen haben im Interesse des Zustandekommens des Gesetzes Opfer bringen müssen. Aber, wenn die Frage aufgeworfen wird, welche Seite die größeren Vortheile eingeheimst hat, so kann die Antwort für jeden objektiv Prüfenden nur die sein: die der Juristen, als Vertreter der modernen Rechtsanschauungen. Eine eingehende, zu vielfachen Verbesserungen führende Kommissionsberathung hat diesen Nachweis erbracht, mehr noch, sie hat dargelegt, daß die Regierungsvorlage sich in manchen Punkten vortheilhaft von der so viel gerühmten bayerischen Strafprozeßordnung unterscheidet, wenn sie auch in der konsequenten Durchführung des Prinzips hinter derselben zurückstehen mag.

Die meisten der Bestimmungen, die eine gesunde, von dem Grundsatze, daß die Strafe die Sühne eines begangenen Unrechts ist, beherrschte Strafrechtspflege erfordert, sind in das neue Gesetz herüber genommen worden; zum ersten Male hat die Forderung ihre Anerkennung gefunden, daß der einer strafbaren Handlung angeschuldigte Soldat in seiner Vertheidigung grundsätzlich nicht schlechter gestellt werden darf, als der Bürger, dem ein Zuwiderhandeln gegen die Gesetze vorgeworfen wird. Beseitigt ist der Auditeur, der für ein und dieselbe Sache die Rolle des Anklägers, Vertheidigers und Richters übernehmen mußte; überall ist das Prinzip der freien Beweiswürdigung durchgeführt. In Zukunft entscheiden die Militärgerichte endgiltig und in voller Selbständigkeit über die Thatfrage und Strafe, der Vertheidigung, auch der durch Rechtsanwälte, ist ein freilich noch zu eng begrenzter Raum für ihre Bethätigung eingeräumt.

Das Gesetz führt die Rechtsmittel der Beschwerde, der Berufung und der Revision in thunlichster Anlehnung an die Formen und Grundsätze des bürgerlichen Strafprozesses ein, und endlich ist die weiter unten näher zu erörternde Oeffentlichkeit in der Hauptverhandlung wenigstens grundsätzlich gewährleistet worden.

Freilich kann andererseits nicht geleugnet werden, daß das Gesetz mit einer Reihe von, größtentheils aus dem jetzigen preußischen Militärstrafprozeß herübergenommenen, die fundamentalen Grundsätze einengenden und ihre freie Entfaltung hemmenden Einrichtungen belastet wurde.

So ist es, um nur ein Beispiel hervorzuheben, nicht gelungen, den Gerichtsherrn, der übrigens, wenn auch in anderer Gewandung, im bayerischen Strafprozeß sein Wesen treibt, und der uns modern empfindenden Menschen wie eine Erscheinung aus längst verklungenen Tagen des Mittelalters anmuthet, bei Seite zu schieben. Der Gerichtsherr entscheidet, ob einer Strafanzeige stattzugeben ist, er verfügt nach eingeleiteter Untersuchung, ob die Anklage erhoben werden soll, kurz in seiner Hand sind alle die Kompetenzen vereinigt, die in der bürgerlichen Strafprozeßordnung theils dem Staatsanwalt, theils derjenigen Gerichtsbehörde, welche über die Verweisung entscheidet, zugewiesen sind. Eine solche Stellung des Gerichtsherrn würde mit Recht als eine unerträgliche bezeichnet werden müssen, wenn nicht — und hierin ist ein Zeichen zu finden, daß das Institut der Gerichtsherren dem Untergang geweiht ist — dem richterlichen Militärjustizbeamten die Befugniß eingeräumt wäre, daß er gegen eine ihm ungesetzlich erscheinende Verfügung des Gerichtsherrn Vorstellungen erheben kann und daß, wenn diese Vorstellungen erfolglos sind, die Sache der Entscheidung des Reichsmilitärgerichtshofes unterbreitet werden muß.

Viel umstritten waren auch diejenigen Bestimmungen der Regierungsvorlage, unter welchen Voraussetzungen die Oeffentlichkeit in der Hauptverhandlung ausgeschlossen werden kann. Das Verlangen der Regierung, daß dieser Ausschluß stattzufinden habe, wenn die Oeffentlichkeit eine Gefährdung militärdienstlicher Interessen besorgen läßt, wurde im Reichstage auf das heftigste bekämpft.

Es ist zuzugeben, daß der Begriff „militärdienstliche Interessen“ recht dehnbar ist und beispielsweise auch dann zur Anwendung kommen kann, wenn für das Gerichtslokal ein Raum innerhalb der Kaserne, deren Betreten Civilpersonen untersagt ist, ausersehen ist; aber nicht nur, daß auch die Bestimmungen des bürgerlichen Rechts, wonach die Gefährdung der öffentlichen Ordnung einen Ausschließungsgrund der Oeffentlichkeit bildet, dem gleichen Vorwurf allzu großer Dehnbarkeit unterliegen, so kann auch nicht verkannt werden, daß in einem konkreten Falle militärdienstliche Interessen vorliegen können, die die Ausschließung der Oeffentlichkeit gebieterisch erfordern. Ferner betonten die Regierungsvertreter mit Recht, daß nach § 8 des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 der Kaiser Vorschriften über die Handhabung der Disziplin im Heere und in der Marine zu erlassen hat, und daß es ihm daher auch vorbehalten bleiben muß, die generellen Voraussetzungen festzustellen, die einen Ausschluß der Oeffentlichkeit in der Verhandlung wegen Gefährdung der Disziplin nöthig machen.

Außerordentlich schwierig gestaltet sich schon im Prinzip die Frage über den Umfang der Militairstrafgerichtsbarkeit. Welche Personen sind der Militärgerichtsbarkeit zu unterstellen, und für wie lange Zeit nach Beendigung des aktiven Dienstes und wegen welcher strafbaren Handlungen und Verfehlungen ist die Unterordnung unter die Militärstrafgerichtsordnung gesetzlich festzulegen?

Gerade hier setzte die Militärverwaltung am energischsten und erfolgreichsten für eine möglichst weite Ausdehnung der Militärstrafgerichtsbarkeit ein. Die Befürchtung, daß der Civilrichter nicht immer befähigt sei, militärische Verhältnisse und Anschauungen genügend zu würdigen, veranlaßte die Regierung, zu erklären, daß die von dem Reichstage in zweiter Lesung beschlossene Streichung des § 8 des Entwurfes, der bestimmt, daß ein Jeder, der sich innerhalb zweier Jahre nach Beendigung seines die Militärstrafgerichtsbarkeit begründenden Dienstverhältnisses aus Anlaß der früheren dienstlichen Beziehungen einer Beleidigung, Körperverletzung oder Herausforderung zum Zweikampf gegenüber einem früheren militärischen Vorgesetzten schuldig macht, wegen dieser strafbaren Handlungen vor das Forum der Militärgerichte zu ziehen ist, für sie unannehmbar sei und zu einem Scheitern des Gesetzes führen werde.

Es ist als ein Glück zu erachten, daß in dritter Lesung des Reichstages ein von der Regierung gebilligter, die Härte dieser Bestimmung in etwas mildernder Antrag durchdrang, der die Unterordnung unter die Militärgerichtsbarkeit auf die Dauer eines Jahres nach Beendigung der die Militärstrafgerichtsbarkeit begründenden Verhältnisses einschränkt, und der ferner die Beleidigung auch nur dann militärgerichtlich ahnden will, wenn sie im Verkehr mit dem früheren Vorgesetzten oder mit einer Militärbehörde begangen ist.

Auch in einem weiteren Punkte stießen die widerstreitenden Ansichten bei Berathung des Gesetzentwurfes im Reichstage scharf auseinander. Nach der Regierungsvorlage soll das Kriegsgericht aus einem Juristen — dem Kriegsgerichtsrath — und vier Offizieren zusammengesetzt sein. Um eine Stärkung des juristischen Elements herbeizuführen, drang in zweiter Lesung der Beschluß durch, wonach das erkennende Kriegsgericht aus zwei Kriegsgerichtsräthen und drei Offizieren bestehen solle.

Für die Verstärkung des juristischen Elementes in den Kriegsgerichten lassen sich gute Gründe anführen; konsequenter Weise aber hätte man dann dem sozialdemokratischen Antrage stattgeben müssen, der dahin ging, daß drei Juristen und nur zwei Offiziere in dem Kriegsgericht sitzen sollten, da nur eine solche Zusammensetzung das Prävaliren der Juristen bei der Entscheidung gewährleistet. Aber die Frage, um die es sich hier handelt, ist bei aller ihrer Tragweite niemals von prinzipieller Bedeutung; praktische Erwägungen führen vielmehr dahin, der Regierungsvorlage beizutreten. Das den preußischen Auditeuren zur Zeit zugewiesene Arbeitspensum ist nicht groß. Dasselbe vermindert sich schon erheblich nach der Regierungsvorlage, die die An-

stellung von drei Juristen, statt bisher zwei, pro Division erfordert. Der Beschluß des Reichstages in zweiter Lesung würde aber die Anstellung eines vierten Kriegsgerichtsraths für eine jede Division bringen. Alle diese Herren würden nur wenig beschäftigt werden können. Eine zu geringe Beschäftigung aber erzeugt Langeweile, erstickt nur zu leicht das Streben nach Weiterbildung und Vertiefung, befördert also die Oberflächlichkeit. Man erwäge nur, daß im Jahre 1896 vor den Militärgerichten sämmtlicher Armeekorps, die unter preußischer Militärverwaltung stehen, wegen bürgerlicher Delikte nur 1975, wegen militärischer, also in den meisten Fällen untergeordneter Delikte aber 4507 Personen abgeurtheilt wurden. Für einen Fehler in der Rechtsauffassung erster Instanz vermag die Berufung Remedur zu schaffen.

Ob der darnach in dritter Lesung mit Zustimmung der Regierung durchgedrungene, auf einem Kompromiß beruhende Beschluß, wonach die Regierungsvorlage zwar im Uebrigen bestehen bleiben soll, aber für den Fall, wenn der Gerichtsherr der Ansicht ist, daß auf Todesstrafe oder auf Freiheitsstrafe von mehr als sechs Monaten zu erkennen ist, die Kriegsgerichte aus zwei Gerichtsräthen und drei Offizieren zu bilden sind, nicht auch noch zu weit geht, namentlich im Felde oder an Bord, ist eine Frage, die füglich aufgeworfen werden kann.

Erfreulich ist es, daß die dritte Lesung des Gesetzentwurfes im Reichstage noch eine Reihe von Bestimmungen aufgenommen hat, durch welche die Vorschriften des Gesetzes betreffend die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen auf im militärgerichtlichen Verfahren Verurtheilte entsprechende Anwendung finden.

Die Militärstrafgerichtsordnung, wie sie aus den Beschlüssen des Reichstages hervorgegangen ist, zeigt Licht- und Schattenseiten, erstere aber überwiegen. Der Reichstag hat gut daran gethan, den Entwurf der Regierung im Großen und Ganzen anzunehmen. Eine Ablehnung hätte das jetzige verzopfte System auf lange, lange Jahre bei Bestand gelassen.

Und für die Annahme der Gesetzesvorlage spricht meines Erachtens noch ein weiterer Grund, der bei den Berathungen im Reichstage bisher nicht geltend gemacht wurde.

Dadurch, daß die Militärstrafgerichtsordnung sich möglichst an die Bestimmungen des bürgerlichen Prozesses anschließt, dadurch, daß ein unabhängiger Reichsmilitärgerichtshof mit weitgehenden Befugnissen geschaffen ist, treten zum ersten Male die zur Rechtsprechung berufenen Organe auf dem Gebiete des Militärstrafprozesses aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit heraus; die Richter sind gezwungen auf die juristische Litteratur, wie auf die Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen in ganz anderer Weise, wie früher, Rücksicht zu nehmen; andererseits aber wird sich auch die wissenschaftliche Kritik der Entscheidungen des höchsten militärischen Gerichtshofes bemächtigen.

Gerade aber die Kritik hält die vielfachen jetzt noch ungelösten Fragen in Fluß und wird dahin führen, daß die jetzt begonnene Reform nicht stillsteht, vielmehr nach weiterer Ausgestaltung, Vertiefung und Ausscheiden des als unbrauchbar Erkannten drängt.

Der Liberalismus aber kann stolz darauf sein, daß wiederum eine seiner ältesten Forderungen, für die er stets nachdrücklich eintrat, nunmehr erfüllt worden ist, wenn auch nicht alle Blüthenträume reiften.

H. Görtz.

Benjamin Vautier.

Kaum hat die deutsche Kunst mit tiefer Trauer den Verlust Knille's verzeichnet und schon trifft sie mit dem Tode Vautier's ein zweiter schwerer Schlag. Der vielgeliebte Meister der Dorfgeschichten ohne Worte ist am 26. April in Düsseldorf dahingeschieden und mit ihm erlischt einer der glänzendsten Sterne nicht nur der Genremaler im Allgemeinen, sondern des speziellen Düsseldorferthums.

Dieses Abstraktum „Düsseldorferthum" ist für diejenigen Leser, denen der malerische terminus technicus nicht ganz geläufig ist, wohl dahin zu definiren, daß die sogenannte Düsseldorfer Schule ihre Force von je in denjenigen Faktoren gesehen hat, die dem großen Kreise der kaufenden Liebhaber die verständlichsten und sympathischsten waren, in Gefälligkeit des Sujets, in Geschicklichkeit und Glätte der Technik und überhaupt in einer korrekteren Handhabung des Stiftes und Pinsels als sie lange Jahre hindurch anderen deutschen Kunststätten, deren Stärke vielleicht auf anderen Gebieten sich zeigte, geläufig war. Bei Radikalen aller Richtungen galt das Düsseldorferthum daher leicht für eine Art Makel. Wir dagegen wollen es heute durchaus nicht in diesem Sinne auffassen, sondern mit diesem Namen lediglich das bezeichnen, was sich wirklich und unzweifelhaft Lobenswerthes mit ihm bezeichnen läßt, die Korrektheit, diese von allen denen, die nicht fähig sind korrekt zu sein, viel gehaßte und geschmähte Eigenschaft, die Zierlichkeit, die Liebe zum Kleinen, das doch wahrlich ebenso gut von Gott geschaffen ist, wie das Große. Die Grazien waren, je nachdem was man im Laufe der Zeiten unter Grazien verstand, die Schutzgöttinen Düsseldorfs, und Vautier war ihr besonderer Liebling. Er konnte die Menschen und Dinge, so sorgfältig und wahrheitsliebend er sie studirt hatte, und so geschärft sein Blick auch das Charakteristische, Individuelle aufzufassen vermochte, nie anders darstellen, als in einer gewissen Glorie der Anmuth, die, dem roheren Auge verborgen, sich nur den Sonntagskindern offenbart, jener Anmuth, die vor Zeiten einmal die ganze Kunst in allen ihren Erscheinungen beherrschte, die — wenn die Anekdote wahr ist — Raphael die Hand führte, als er nach einer zufällig mit dem Säugling vor ihrer Thür sitzenden jungen Frau auf dem Boden eines Fasses die Madonna della Sedia skizzirte, die Goethe begeisterte, als er die Geschichte von der Verlobung eines kleinstädtischen Gastwirthssohnes in unsterblichen Hexametern erzählte; jener Anmuth, die aus dem großen chaotischen Gewoge gleichgültiger, einander widersprechender Erscheinungen ein Stück zu besonderer Behandlung herausgreift, die Widersprüche ausgleicht, das ins Grenzenlose des Nebensächlichen gehende abschneidet, wie der Gärtner einen Baum beschneidet, der edle Frucht tragen soll, die aus dem rohen Stein einen Diamanten hervorschleift und von einer blühenden Wiese, anstatt ein Fuder Viehfutter heimzufahren, einen Blumenstrauß mitbringt. Banausen nennen sie Unwahrheit, Schminke, Lüge u. s. w. und doch ist sie, wenn nicht das Wesen, so doch ein sehr Wesentliches der Kunst. Wer sie entbehren will, kann getrost die ganze Kunst entbehren; denn es gibt kein Kunstwerk ohne sie.

So hat es denn auch nicht, und namentlich in unseren modernen anmuthsfeindlichen Tagen nicht, an Stimmen gefehlt, die Vautier als einen süßlichen Schönfärber zu diskreditiren gesucht hätten. Wen, der eines großen Kredits als Meister genießt, versuchten solche Stimmen auch nicht zu diskreditiren? Defregger und Knaus, die beiden Achenbach's und Calame, Fritz Aug. Kaulbach und Menzel: das Alles ist ja überwunden, abgethan, kaltgestellt, nicht mehr zum Ansehen gegenüber dem endlich siegreich hervorbrechenden Renaissancefrühling der Modernen und Modernsten. Vautier's zarte Liebenswürdigkeit, der das Volk mit Vorliebe an seinen Sonntagen

schildert, bei Hochzeiten und Tanzvergnügen, kontrastirte gar scharf, mit ihren lustigen Farben und zierlichen Linien, gegen die tendenziös in das freudloseste Grau getauchten Ecken und Winkel der Armeleutemalerei. Vollends seine naive Harmlosigkeit, die wie in Lust, so auch in Leid die Dinge nimmt, wie der liebe Gott sie gegeben hat, — welch ein Gegensatz gegen unsere moderne Ungeheuerlichkeit, die Christusfexerei, diesen Bastard einer verlogenen Servilität gegen die Kirche und einer nicht minder verlogenen Servilität gegen die Sozialdemokratie. Der alle in seiner reinen Schönheitsfreude fast heidnische Vautier läßt seine Leute lachen und weinen, scherzen und beten, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist; wer heute Effekt machen und der Trompete der Fama sicher sein will, thut es nicht ohne Hinzuziehung einiger Engel aus der Armenschule oder einer larmoyanten Christusfigur. Das letzte Restchen Freude, das noch Schmutz, Armuth, Schmerz und Elend zu verklären schien, soll durch die grausige Miseremalerei ausgemerzt werden; wie in einem rothen Hetzblatte wird in dieser modernen Armeleutemalerei auf jedes zerrissene Hemd, auf jede windschiefe Hüttenwand mit dem Finger des Hasses und der Anklage hingewiesen, als ob sie von den Bourgeois verschuldet seien und mit aller Eindringlichkeit ihren verhärteten Herzen Buße und Besserung predigen sollten. Früher malte man die sogenannten Leute aus dem Volke mit ihren saloppen Hemdsärmeln, Kniehosen, kurzen Röckchen und bloßen Armen, in ihren engen Stübchen, in ihren Ställen, auf ihrem Acker, und mit dem naiven Ausdruck ihrer Gemüther, weil man eben saloppe Hemdsärmel, Kniehosen, kurze Röckchen und bloße Arme nebst den dazugehörigen Lokalitäten und namentlich wegen der dazugehörigen Stimmung von Herz und Geist für malerisch hielt, vielleicht für malerischer, als den sich mehr nach dem Modejournal richtende Habitus anderer Gesellschaftsklassen. Jetzt dagegen weiß man auch ihnen von der unmalerischen Seite beizukommen, man beraubt sie des formalen und koloristischen Reizes, der gewöhnlich regellosen und fast zufällig zusammengefügten Dingen näher liegt als jenen, die nach der Vorschrift der Schablone aneinandergereiht sind; man verwandelt die kleinen rauchgebräunten Bauernstuben in grau getünchte Proletarierkasernen, man läßt nicht mehr die pralle Gesundheit fröhlich aus Flicken und Löchern des Habits der Dürftigen hervorstrotzen und die Dürftigkeit paralysiren, indem sie keine Notiz von ihr nimmt; nein, jetzt muß das blasse Elend aus den Lumpen hervorlugen, damit es, ohne das Auge zu erfreuen, das Herz zerreiße. Vautier verhält sich zu den modernen, oder bis vor Kurzem modern gewesenen, Armeleutemalern wie sich etwa Immermann's Oberhof zu Hauptmann's Hannele verhält.

Die Genremalerei ist neben der Thier-, der Landschafts- und der Marinemalerei dasjenige Gebiet, in dem sich unsere Zeit selbst den vorzüglichsten Leistungen früherer Epochen getrost überlegen fühlen darf. Die Genremalerei stützt diese Ueberlegenheit freilich nicht ganz auf malerische Gründe, denn die malerische Schönheit eines Teniers, Brouwer, Terborch, de Hooch u. s. w. hat sie wohl immer noch nicht ganz erreicht; dafür aber übertrifft sie diese an Mannigfaltigkeit der Charaktere und Situationen unendlich. Während die Alten sich an Trink- und Tanzszenen oder ziemlich apathischen Kostümfiguren genügen ließen, haben die Neuen das ganze Buch des Lebens aufgeschlagen, von der Wiege bis zum Grabe begleiten sie den Menschen in Freud und Leid, sie beobachten ihn in der harmlosesten Ruhe wie in der komplizirtesten Leidenschaft. Und eben in der Darstellung dieser Zustände war Vautier einer unserer ersten Meister; nur Knaus und Defregger dürften ihm vielleicht die Palme streitig machen. Sehen wir z. B. die reizende Szene auf dem Standesamt uns darauf an; wann hätte einer der großen Alten in Antwerpen oder Amsterdam je einen solchen Reichthum der Psychologie ahnen lassen, — die zaghaft die Feder nehmende Braut, die der joviale Amtmann ihr so freundlich darreicht, den glückstrahlenden Bräutigam, die kichernden Brautjungfern, den strafenden Blick der Alten! Oder das Zweckessen auf dem Lande! Um nur einen Zug herauszunehmen: die ehrenfeste Wirthin, die stolz und im Bewußtsein vollendeter Leistungsfähigkeit dem Gang der Ereignisse entgegen sieht, ärgert sich heimlich darüber, daß einer der städtischen Gäste es für nothwendig hält, seine Gabel noch einmal mit der Serviette nachzuputzen. Es ist ein psychologisches Minimum, das der Maler hier hat darstellen wollen, und die Darstellung gelingt ihm tadellos; und wenn durch solch raffinirtes Meisterstückchen der eigentlich malerische Werth des Bildes auch nicht berührt, geschweige denn gesteigert wird, so empfinden wir doch jene herzliche Freude, die das an und für sich Vollendete immer erweckt. Und diesem Zuge könnten wir hundert andere an die Seite setzen.

Vautier war kein Bahnbrecher; er fand den Weg, den sein Genius ihm wies, ziemlich geebnet und dornenlos vor sich; aber von den Vielen, die ihn beschritten haben, hat keiner ihn so leichtfüßig und elastisch, so fast wie von Flügeln gehoben, zurückgelegt, wie er. Eine Niederlage hat er wohl nie erlebt. Wie sollte er auch? Von Haus aus mit großem Talent ausgerüstet, mit jener Liebe zum Fleiß begabt, die selbst in den stärksten Anstrengungen des Studiums immer noch eine Quelle unsäglichen Genusses findet, ohne jegliche Prätention, ohne jegliche pietätlose Niedertrampelei der Schultern, auf denen die eigenen Füße stehen, in der Jugend das Alter ehrend, im Alter frisch und froh mit der Jugend hoffend und strebend, liebenswürdig und geistreich und stets die Grenzen seines Gebietes erkennend und innehaltend — wie hätte ihn des Schicksals schwere Hand eigentlich treffen sollen? Er glich dem weisheitredenden Tauber in jener schönen Goethe'schen Parabel von dem verwundeten Adler.

Sein Curriculum vitæ möge schreiben, wer dem Verstorbenen so nahe gestanden, daß er es aus seinem eigenen Munde erfahren hat, und, gleichsam an der Quelle geschöpft, weiter spenden kann; solchen Vorzuges dürfen wir uns, so gern wir uns auch gelegentlicher Begegnungen mit dem feinen liebenswürdigen Manne erinnern, nicht rühmen; indessen die paar Daten, auf die sich das Leben eines Malers in der Regel beschränkt, die Angaben über Bildungsgang, Studienreisen, erste Aufträge und dergleichen aus dem Künstlerlexikon abzuschreiben, kann hier nicht in unserem Interesse liegen. Genug, wenn wir auch im Leben Vautier's wieder die alte Erfahrung bestätigt finden, daß der Maler fast niemals etwas erlebt, was des umständlichen Berichtes werth wäre; seine Kunst ist seine Welt, seine Bilder sind seine Geschichte und je nachdem diese Bilder Marksteine in der Geschichte der Kunst sind, ist ihre Geschichte uns interessant oder nicht. In diesem Sinne ist es denn freilich ein anderes Ding zu erfahren, wann die Disputa fertig geworden und welches Verständniß sie in der Welt gefunden, als in alten Ausstellungskatalogen und Kunstfeuilletons nachzuforschen über den Weg, den Vautier's Bilder gemacht haben. Auch betreffs seiner verschiedenen „Manieren“ ist nicht viel zu sagen; er ist geblieben, der er von Anfang an war; mit der koloristischen Ausreifung der Kunst, die in den Jahren 1850—1890 vor sich gegangen ist, ist auch seine Farbe stets kerniger und mannhafter geworden; ein eigentlicher Kolorist ist er aber nie gewesen. Seine Stärke lag für den Kenner in der Feinheit seiner Zeichnung. Und das große Publikum liebte ihn von seinem ersten Auftreten an und wird ihn noch lange lieben als den sonnigen Schilderer der besten Seiten seines Volkes, der an dem Dornbusch in erster Linie die Rosen und aus der sauren Woche des Lebens mit Vorliebe den Sonntag malt.

Bremen.

Arthur Fitger.

Der „Kladderadatsch“.

Der „Kladderadatsch“ hat einen vollständigen Neudruck seines ersten Jahrganges vom Jahre 1848 veranstaltet und hat wohl daran gethan. Text und Bild haben sich eine Frische bewahrt, die in Anbetracht der inzwischen verflossenen langen und inhaltsreichen Zeit überrascht. Von den vielen Zeitungen und Zeitschriften, die im Jahre 1848 neu entstanden, haben nur der „Kladderadatsch“ und die „National-Zeitung“ das Ende des Jahres überlebt, sich aber dann bis auf den heutigen Tag erhalten. (Die „Urwähler-Zeitung“, die Vorläuferin der heutigen „Volks-Zeitung“, fing erst 1849 zu erscheinen an.) Am 7. Mai wurde die erste Nummer ausgegeben; bis zum 31. Dezember erschienen 34 Nummern mit 136 Seiten. Der Belagerungszustand wollte dem jungen Unternehmen ein Ende machen. Allein der Verleger Albert Hofmann ließ das Blatt nicht fallen. Er sorgte dafür, daß es in Leipzig gedruckt wurde, und der fliegende Buchhändler verstand es vortrefflich, es nach Berlin heimzufördern. Nach Aufhebung des Belagerungszustandes erschien es von Neuem in Berlin; das Bild zeigte den „Kladderadatsch“, der seine Ketten gebrochen hatte und (in Travestie eines Wortes des Generals von Wrangel) versicherte, der „Kladderadatsch“ habe sein Wort noch nie gebrochen.

Wer die Zeit, während deren diese jetzt neugedruckten Blätter zum ersten Mal erschienen, wachend durchlebt hat, wird zahllose Erinnerungen mit lachendem Gesichte vor seinem Geiste vorübergehen lassen; wer zu jener Zeit noch nicht geboren war, wird ein lebendiges Bild erhalten, wie es zugegangen ist. Für den Geschichtschreiber des tollen Jahres liefert das Bändchen ein unentbehrliches Quellenmaterial.

Als August Böckh im Winter von 1849 auf 1850 griechische Litteraturgeschichte las, zog er eine Parallele zwischen dem „Kladderadatsch“ und Aristophanes; dem ersteren fehle nur die dramatische Form. An Witz und Gesinnung sei er ebenbürtig. Das Dreigestirn David Kalisch, Ernst Dohm und Rudolph Löwenstein, — übrigens unter einander sehr nahe verwandt — zeichnete sich in der That durch eine ungewöhnliche Fülle von Witz aus, der dadurch um so schätzenswerther war, als er sich mit anderen Gaben verband. Kalisch, der am wenigstens auf das Politische gerichtete Geist unter den Dreien, hat eine Reihe von Jahren das Possentheater beherrscht und er erscheint von Zeit zu Zeit immer wieder; eben jetzt ist eins seiner Werke und zwar nicht das Beste frisch belebt worden. Rudolph Löwenstein wird als der Dichter gemüthvoller Lieder fortleben, so lange es deutsche Kinder gibt. Mit besonderer Theilnahme gedenke ich Dohms. Er war ein Mann von der umfassendsten Begabung; seine klassisch-philologische Bildung ging in die Tiefe. Er hatte ein feines Sprachgefühl auch für das Deutsche; seine Streitgedichte, dazu bestimmt, mit dem Tage zu sterben, waren sehr häufig von der höchsten Formvollendung. Er war aber auch im Besitze großer politischer Begabung. Er war über jede Frage der inneren und äußeren Politik auf das genaueste unterrichtet und bestimmte bei ihrem Auftauchen die Richtung, in welcher sie behandelt werden solle. Dabei hatte er eine fast unbegreifliche Leichtigkeit im Arbeiten; er war im Stande, in wenigen Stunden eine ganze Nummer allein fertig zu stellen. Von dem, was er bei der Redaktion unter den Tisch fallen ließ, hätte ein anderes Witzblatt sehr anständig leben können. Eine gewisse liebenswürdige Sorglosigkeit, die er in seinem Privatleben walten ließ, hinderte ihn, sich eine so feste Stellung zu verschaffen, wie sie einem Mann seiner Art gebührt hätte.

In Ernst und Scherz hat der „Kladderadatsch“ lange Jahre hindurch die gesammte liberale Partei in der würdigsten Weise vertreten. Als es unter der neuen Aera zu ernster politischer Arbeit kam, begannen die strittigen Punkte, welche von Zeit zu Zeit die Redaktion selbst unsicher machten. Aber auf den ersten, den sprudelndsten Jahrgang, werden Alle mit Vergnügen einen Blick werfen, die in diesen fünfzig Jahren unter sich über Ziele und Mittel uneinig geworden sind.

A. M.

Plaudereien eines Neunzigers über modernen Frauenunterricht.

Vor länger als einem Jahrzehnt erfreute Ernest Legouvé die Lesewelt mit anmuthigen Denkwürdigkeiten. Von Jugendfreunden und Arbeitsgenossen, von seinem Vater und der Rachel, von Berlioz und Sue, von Scribe — seinem collaborateur an der Adrienne Lecouvreur — und Nepomucène Lemercier, von Adolphe Nourrit und Jean Reynaud, von Beranger und Lamartine wußte der dazumal 81 jährige so behaglich zu berichten, daß seine (1887 auch in der „Nation“ besprochenen) Soixante ans de souvenirs mittlerweile zehn Auflagen erlebt haben. Das bedeutet in dem memoirenreichen Vaterland Legouvé's umsomehr, als seine Erinnerungen zuvor in dem vielgelesenen Hauptblatt des französischen Bürgerthums, dem „Temps“, erschienen waren. Der Erfolg Legouvé's war durchaus ehrlich verdient. Seine angeborene Plauderkunst war während der Lehrjahre des Dramatikers entwickelt und geschmeidigt worden. Legouvé führte jede neue Persönlichkeit im rechten Moment ein. Jedes Stichwort, jede Anekdote legte zudem Zeugniß von seiner berühmten Technik als Vortragsmeister. Nicht umsonst hat sein Buch l'art de la lecture 45 Auflagen erlebt. Niemand soll bis zur Stunde den eigentlichen poetischen Nationaldichter aller Stände und Alter, Lafontaine, wirksamer zur Geltung bringen, als Legouvé. Wo immer und wann immer der alte Herr das Wort ergreift — als Senior der Académie française beim Empfang des Zarenpaares oder als ältester überlebender Freund Pasteur's bei dessen Leichenfeier — darf man zum Voraus auf eine Virtuosenleistung künstlerischer Betonung sich gefaßt machen. Vor Gespreiztheit bewahrte ihn sein Mutterwitz: neben und nach Eduard Laboulaye bleibt Legouvé wohl der beste Causeur des älteren Geschlechts. Und da bei der jüngeren Generation neue Moden aufgekommen sind, da Blagueurs und Kraftmeier mehr und mehr die frühere Schule der eleganten, bisweilen wohl auch koketten Salonredner ablösen, vernehmen wir in Legouvé's Derniers souvenirs vielleicht einen der letzten Wortführer der gesellschaftlichen Ueberlieferungen einer schwindenden Zeit.

Erstaunlicherweise meldet sich jedoch im Dernier travail des Einundneunzigjährigen zugleich ein Anwalt moderner Frauenbildung. Ja, der Hauptsache nach, ist Legouvé's letztes Buch nur aus Vorträgen und Abhandlungen entstanden, die er — im November 1881 unvermuthet vom französischen Unterrichtsministerium mit der Oberleitung des Mädchenlyceums von Sèvres betraut — im Dienste dieser guten Sache wohl erwogen und sorgsam ausgearbeitet hat.*)

Als Legouvé sein ihm von guten Geistern aufgezwungenes Amt antrat, brachte er als Pädagoge nur die Lebenserfahrung eines Mannes von Maß und Geschmack oder, wie er selbst im zweiten Kapitel seines Buches scherzhaft meint, die Ueberlegenheit der Unwissenheit mit. Just dieser Mangel an Besserwissen schlug ihm gelegentlich zum Segen aus. Eines Morgens wird er zufällig Zeuge des Vortrages einer Schülerin, die ihren Kolleginnen eine halbe Stunde lang ein Privatissimum liest über die italienischen und

*) Ernest Legouvé de l'Académie française. Dernier travail. Derniers souvenirs. Ecole normale de Sèvres. Paris, J. Hetzel & Cie, 1898.

flandrischen Städte im vierzehnten Jahrhundert. Als die Dame geendet hat, bittet der Professor den Herrn Generalinspektor, dem Fräulein seine Meinung zu sagen. Legouvé beginnt mit dem unumwundenen Bekenntniß, daß — die Vortragende weit mehr von der Sache wisse, als er selbst. Angelegentlicher als mit dem Was beschäftigte er sich deshalb mit dem Wie der Vorlesung. Oder vielmehr: als aufmerksamer Hörer wies er unbefangen auf die Punkte, die ihm undeutlich geblieben waren. Das Fräulein hatte zu viel lehren wollen und hatte deshalb nichts, jedenfalls nicht das richtige, entscheidende gelehrt. Es wäre Legouvé ganz unmöglich gewesen, in fünf Minuten den wesentlichen Inhalt der selbständigen Darlegung zusammen zu fassen. Seines Erachtens hatte dem Vortrag die rechte Gliederung, der Beherrschung des Stoffes, die rechte Auswahl gefehlt. Klar und knapp zeigte er der Dame nun, wie sie besser gethan, ihr Thema enger zu umgrenzen; statt einer Parallele aller italienischen und niederländischen Städte nur einen Vergleich von Venedig und Florenz mit Gent und Antwerpen zu versuchen. Statt mit einer in das Einzelne gehenden Kritik überraschte er die Hörerinnen mit einer gemeingültigen, offenbar länger nachwirkenden Lehre über den besten Stil aller pädagogischen Kunst.

Ein andermal wird Legouvé gebeten, einem kleinen Mädchen den Prolog zu sprechen zu einem Kursus der französischen Geschichte. Rasch entschlossen, setzt er mit Erläuterungen von fünf Drucksorten der modernen Verwaltungsbehörden — einer Steuervorschreibung; einer Vorladung zu Gericht; einer Wählerlegitimation; einer Einladung zum Ball des Präsidenten der Republik; der Einberufung eines Reserveoffiziers zur Waffenübung — ein. Anschaulich entwickelt er seiner Schülerin, wie und wodurch die Steuerpflicht zu einer allgemeinen Bürgerpflicht wurde. Aus den Rechten und Pflichten des gegenwärtigen Wählers ergibt sich der Unterschied von den Privilegien der Stände der Vergangenheit. Die Lasten des heutigen Wehrdienstes führen zu Erörterungen über die Waffenfähigkeit der verschiedenen Stände in verschiedenen Zeitaltern. Statt mit Pharamund zu beginnen, spricht er zuerst von Faure und Grévy; von dem, was der Zögling mit eigenen Sinnen erfahren, steigt er zum Ueberlieferten, auf Treu und Glauben zu Nehmenden, auf. Just so, wie Faraday an die Naturgeschichte einer Kerze die Grundgesetze der Physik und Chemie anzuschließen bemüht war.

Legouvé läßt es bei diesen Proben praktischer Erziehungskunst nicht bewenden. Im Jahre 1895 arbeitete er gelegentlich der Eröffnung des Lycée Lamartine — eines Mädchen-Gymnasiums — einen für den Akademiker Gréard (als Vorstand des Pariser Unterrichtswesens) bestimmten Lehrplan aus, der meines Erachtens auch in deutschen Landen den Leitern aller höheren Töchterschulen zu denken geben sollte. Durchweg dringt Legouvé auf die Sache. Durchweg bekämpft er überflüssigen Gedächtnißkram. Was er über Umfang und Methode des geschichtlichen, geographischen, mathematischen, litterarischen, sowie des Unterrichts in lebenden Sprachen sagt, faßt er in ein paar überzeugende Vorschriften zusammen, die leichter gepredigt, als beherzigt werden: 1. Ausscheidung von Allem, was nur gelernt wird, um in 6 Tagen oder 6 Monaten vergessen zu werden. 2. Aufspüren von Allem, was über die Erziehungszeit und -Zwecke hinaus im Leben fortdauert. 3. Weniger lehren, mehr bilden. 4. Féminiser-je ne dis pas efféminer — l'enseignement . . .

Was Legouvé hier für alle Fächer des Mädchenunterrichts fordert, exemplifizirt er als Musterpädagog in der Art und Form, in der er den neidenswerthen Pflegebefohlenen seiner Ecole normale de Sèvres die Kunst Lafontaines; die bezeichnenden Umwandlungen euripideischer Tragödien bei Racine; die Hauptzüge Molière'scher Charaktere, zumal den Alceste im Misanthrop; die neuen Töne der französischen Lyrik im XIX. Jahrhundert, insbesondere Lamartine und Victor Hugo, zum Verständniß brachte. Nirgends erschöpft er sein Thema. Ueberall regt er aber an. Und das nicht etwa nur unreife Anfänger. Im Gegensatz zu der landläufigen, hart und allzu hart aburtheilenden Verdammung Beranger's gibt er anspruchslos, anekdotisch belebt das rechte Bild von Wesen und Bedeutung des Volksdichters. Seine Auffassung der Doppelnatur Vauvenargues', in dem neben dem Moralisten ein unterdrückter Mann der That lebte, ist auch für den Kenner des Mannes aufschlußreich. Sein Porträt Victor Duruys behauptet sich neben den gelungensten Bildnissen seiner Soixante ans de souvenirs. Seine Prüfung der fortwirkenden Ideen Rousseau's verdient ebensoviel Achtung, wie seine allerliebste Würdigung von Größe und Schwäche des Dramatikers Voltaire (Voltaire poète romantique). Kurzum: der Neunziger Legouvé wäre das Ideal eines Erziehers, wenn nicht seine besten Gaben und Fähigkeiten höchst persönliche, unübertragbar und unnachahmlich, wären, wie die eines andern, nicht minder selbstständigen, in seinen Absichten und Zielen von Legouvé himmelweit abstehenden Meisters der englischen Mädchenwelt: John Ruskin. Beide waren auf dem rechten Weg, rechte Frauennaturen richtig heranzubilden, indessen hierzulande — wie ich als Hausvater zu meinem nicht geringen Verdruß ziemlich wehrlos erfahre — der Jammer der „höheren Töchterschulen" unausrottbar zu immer höheren Jahren kommt.

Wien, Ostern 1898.

Anton Bettelheim.

Zeitschriften.

Karl Schurz über den spanisch-amerikanischen Krieg.

(„Harper's Weekly".)

Es wird unsere Leser interessiren zu erfahren, wie Karl Schurz über den spanisch-amerikanischen Krieg denkt. Wir geben deshalb im Nachstehenden die Uebersetzung des wesentlichsten Theils eines Artikels, den Schurz kürzlich in der bekannten Newyorker Wochenschrift „Harper's Weekly" veröffentlicht hat. Der Artikel ist kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten geschrieben und führt den charakteristischen, wohl nicht ohne ironische Nebenbedeutung gewählten Titel: Ein Fall von Selbstaufopferung.

„Wenn wir Spanien den Krieg erklären", sagt Schurz, „so muß es dem amerikanischen Volke von großer Wichtigkeit sein, daß die civilisirte Welt die Motive dieses Krieges richtig verstehe. Welchen ungerechten Zumuthungen wir ausgesetzt sind, das geht z. B. aus einer neuerlichen Aeußerung eines der Leiborgane des Fürsten Bismarck hervor; unter anderen böswilligen Sticheleien erklärte dieses Preßorgan das Verlangen des amerikanischen Volkes, der spanischen Mißwirthschaft in Kuba ein Ziel zu setzen, als ‚ein ehrloses Gelüsten nach einer Gebietserweiterung'. Gewiß, wir haben unter uns eine Anzahl lärmender Jingoes, die seit lange vor Kampflust überschäumen (have long been ‚spoiling for a fight'), die den Krieg um des Krieges willen verlangen, und denen also eine friedliche Beilegung der kubanischen Angelegenheit höchst unwillkommen sein würde. Wir haben auch gewissenlose Spekulanten, die deshalb nach dem Kriege schreien, weil sie hoffen, im Kriege Gelegenheit zu finden, auf Kosten des Gemeinwohls reich zu werden; ferner Politiker, die ihr persönliches Ansehen beim Volke durch Bekundung eines kriegerischen Patriotismus zu sichern gedenken; und Zeitungen, die bemüht sind, eine kriegerische Aufregung ins Leben zu rufen, um dadurch ihre Abonnentenzahl zu erhöhen. Auch gibt es in den Vereinigten Staaten einige wenige Leute, die Kuba oder irgend welche andere Insel in irgend einem anderen Welttheil mit der Union verbinden möchten. Aber man darf mit voller Zuversicht behaupten, daß alle diese Elemente zusammengerechnet nur eine unbedeutende Minderheit des amerikanischen Volkes bilden, und daß die überwältigende Mehrheit von edlen und selbstlosen Absichten beseelt ist. Die Sympathien

dieser Mehrheit sind durch das Bild der um Unabhängigkeit und Freiheit kämpfenden Kubaner erweckt, ihre Entrüstung ist durch die Gräßlichkeiten des Weyler-Regiments und die Vernichtung der „Maine“ wachgerufen worden; und das Einzige, was sie wollen, ist: den Kämpfenden Hilfe zu leisten, den Nothleidenden beizustehen, und die Gewalt des Unterdrückers zu brechen. Es wäre nicht übertrieben zu behaupten, daß, wenn die Regierung den Willen, Kuba zu annektiren, an den Tag legen sollte, eine solche Erklärung die öffentliche Begeisterung für die ‚Befreiung‘ der Insel sehr bedenklich abkühlen würde. . . .

Es mag wohl paradox klingen, aber nicht destoweniger ist es wahr, daß den reichsten Gewinn Spanien selbst ziehen wird, und zwar gerade durch den Verlust Kubas. Denn was ist ihm Kuba? Vor Jahren war ihm die Kolonie eine Einnahmequelle, ein werthvoller Posten unter den finanziellen Aktiven des Staates, aber sie ist dies schon lange nicht mehr. Jetzt ist Kuba eine ruinirte Provinz, öde und wüst. Anstatt die Staatseinnahmen zu erhöhen, verursacht es unberechenbare Ausgaben; seit Jahren hat Kuba Millionen und Abermillionen an Geld verschlungen. Außerdem hat es hunderttausend Soldaten gekostet. Einer unserer Zeitgenossen hat neulich den Ausdruck dafür gefunden: ‚Die spanischen Mütter kennen Kuba als das Land, wohin ihre konscribirten Söhne ziehen, um nicht wieder zurückzukehren‘. Auch sind nicht die geringsten Aussichten vorhanden, daß die Kolonie Kuba je wieder zu einem werthvollen Aktivposten für Spanien werden wird. Sogar unter den günstigsten Umständen würde es Jahre erfordern, um Kuba aus seiner gegenwärtigen Verwüstung zu einem mittelmäßigen Wohlstande zu bringen. — — — Während einer langen Periode ist Kuba nun der Schauplatz chronischer Aufstände und Unruhen, und es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß es so bleiben wird, so lange Spanien es versucht, aus ihm eine nennenswerthe Einnahme herauszuschlagen. Dies wird wohl den verständigen Staatsmännern Spaniens längst klar sein; und sie wären vermuthlich froh, den Alb endlich los zu werden, wenn sie nur wüßten, wie das zu erreichen ist, ohne den nationalen Stolz zu verletzen. Kuba verlieren infolge eines Krieges mit den Vereinigten Staaten, der jenen nationalen Stolz rettete, würde für Spanien heißen: ‚a good riddance‘. Auch würde das keinen wesentlichen Verlust an Prestige bedingen, denn Kuba gereicht Spanien längst nicht mehr zur Erhöhung seines Prestige; eher trifft das Gegentheil zu. Also wird Spanien durch den Verlust von Kuba nicht eigentlich Werthvolles verlieren, sondern eher dadurch gewinnen, daß es ein furchtbar störendes Hinderniß auf eine Weise los wird, die den nationalen Stolz rettet.

Der zweite Gewinner durch den Krieg wird Kuba sein. Wie groß sein Vortheil sein wird, ist durch die Fähigkeit der Kubaner bedingt, nach ihrer Befreiung eine unabhängige, stabile, geordnete Regierung zu erhalten, oder eine väterliche Macht oder Person zu finden, die eine solche Regierung unter ihnen und für sie aufrecht erhalten will und kann. Während wir keinen Anlaß haben, in dieser Hinsicht sehr sanguinisch zu sein, so können wir doch billigerweise annehmen, daß die Kubaner nicht wieder einer Diktatur wie der Weyler'schen ausgesetzt sein werden; und ihre Regierung, ob gut oder schlecht, wird jedenfalls die ihrige sein.

Was sind schließlich die Vortheile, die sich das amerikanische Volk aus dem Kriege mit Spanien versprechen darf? Wären die Amerikaner durch selbstsüchtige Beweggründe angereizt, so läge es nahe, auszurechnen, ob der zu gewinnende Vortheil im Verhältniß zu den Opfern steht, die man bringen muß. Unter diesen Opfern läßt sich der Posten des Blutvergießens nicht im Voraus berechnen. Auch wenn unsere Seemacht sich der spanischen weit überlegen zeigt, können wir doch nicht hoffen, die spanische Flotte ohne den Verlust vieler Menschenleben unschädlich zu machen; auch können wir eine Armee auf Kuba nicht landen, um die Spanier zu vertreiben und eine unabhängige ‚stabile Regierung‘ dort zu gründen, ohne noch viele andere junge Amerikaner dem Tode auszuliefern, und zwar nicht allein auf dem Schlachtfelde, sondern viel mehr in den Krankenhäusern jenes ungesunden Landes. Auch amerikanische Mütter werden vielleicht Kuba kennen lernen als das Land, wohin ihre tapferen Söhne ziehen, um nie wieder zurückzukehren. Was die Opfer an Geld anbelangt, so haben wir schon einen Anfang gemacht. Jene 50 000 000 Dollars, die vom Kongreß für die Kriegsvorbereitungen bewilligt wurden, dürften wohl schon fast verschlungen sein. Man stellt jetzt eine Kriegsanleihe in Höhe von 500 Millionen in Aussicht; und die Kriegssteuern auf Checks, Thee, Kaffee, Bier und Tabak sollen 100 Millionen jährlich abgeben. Da aber der Krieg länger dauern könnte, als jetzt erwartet wird, und da unsere Art der Kriegführung recht kostspielig ist, so dürfte man bald einsehen, daß die für Anleihen und Steuern festgesetzten Grenzen viel zu niedrig gegriffen sind. Und noch mehr! — Die Pensionslisten werden ganz bedeutend anwachsen, dem Volke wird eine vermehrte Last auferlegt, die es Generationen hindurch drücken wird. Ferner ist der Verlust nicht zu schätzen, den wir durch Geschäftsstörungen, durch die Unterbrechung der wiederkehrenden Prosperität, durch den Aufschub der nöthig gewordenen Währungsreform erleiden werden. Auch darf nicht vergessen werden, daß Spanien mit seinen Kreuzern und Kaperschiffen unsere Handelsflotte vielleicht von der See wegfegen könnte, — zum Theil durch Fang und Vernichtung, zum Theil durch eine bedeutende Steigerung der Prämiensätze für Seeassekuranz; also würden wir Großbritannien, Deutschland, Norwegen und andere Nationen mit unserem Seehandel beschenken.

Aber auch damit ist die Liste unserer wahrscheinlichen Opfer noch nicht zu Ende. Denn kein Mensch kann vorher sehen, in welche moralischen und finanziellen Verpflichtungen, in welche politischen Verwicklungen, in welche internationalen Zwistigkeiten uns ein Krieg stürzen wird, den wir unternehmen, um Kuba die Unabhängigkeit und eine ‚stabile Regierung‘ zu geben. Ueber die Gründung und Erhaltung stabiler Volksregierungen in tropischen Ländern gibt die geschichtliche Erfahrung fürwahr höchst entmuthigende Belehrung; schreiten wir zur Lösung dieser Aufgabe, so könnten wir nach vielen schweren Prüfungen sehr kostspielige Enttäuschungen erleben.

Was haben wir nun als Belohnung für unsere Opfer und Gefahren zu erwarten? Viel Ruhm gewiß nicht; denn einem urwüchsigen jungen Riesen gereicht es nicht zum besonderen Ruhm, einen armen alten Krüppel niederzutreten. Die Angliederung von Kuba müssen wir als außer Frage betrachten; denn, wie sich der Präsident in seiner Botschaft äußerte, ‚das wäre nach unserem Moralkodex ein verbrecherischer Eingriff‘. Die Angliederung wäre auch nicht als ein Vortheil zu betrachten; es hieße so viel wie ein Haus erwerben, das mit einer unausrottbaren ansteckenden Krankheit verpestet ist. Der alleinige materielle Vortheil, den wir uns ausrechnen könnten, wäre die Wiederherstellung unseres Handels mit Kuba. Aber auch für den Fall, daß der daraus entstehende Nettogewinn pro Jahr die frühere Höhe je wieder erreichen sollte, so dürfte er den durch den Krieg gesteigerten Ausgaben für Pensionen, Heer und Marine nicht gleichkommen. Also wird unsere einzige greifbare Belohnung für unsere Opfer und Gefahren in dem Kriege sein: das moralische Bewußtsein, daß wir die Kubaner aus der spanischen Mißwirthschaft gerettet und ihnen Gelegenheit gegeben haben, zu zeigen, wie weit sie für freiheitliche Institutionen reif sind. Nach alledem mag die Welt wohl behaupten, wir hätten viel weiser gehandelt, wenn wir versucht hätten, für die Kubaner ohne Krieg eine möglichst gute Regierungsform und für uns eine friedliche Beilegung der ‚Maine-Angelegenheit‘ zu erlangen. Sicher kann aber nicht behauptet werden, daß wir den Krieg aus irgend welchen eigennützigen Erwägungen oder gar nach reiflicher Ueberlegung unsers eigenen Vortheils angefangen haben. Einen reineren Fall von Selbstaufopferung kann man nicht finden.“

W. C. D.

Zum Fall Rommel.

In Nr. 27 der „Nation“ war die Vermuthung ausgesprochen worden, daß der Verfasser des Buches „Au pays de la Revanche“ der verstorbene Professor Théophile Droz in Zürich gewesen sein könne.

Die Wittwe des Verstorbenen theilt uns mit, daß diese Vermuthung durchaus irrig sei. Sie schreibt uns: Prof. Droz „war beiden Nationen gleich gerecht und hätte gegen keine ein Pamphlet schreiben können; verdankte er doch beiden Nationen fast gleichmäßig sein reiches Wissen und seine hohe Geistesbildung.“

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 33. Berlin, den 14. Mai 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien hat in den letzten acht Tagen zu entscheidenden Ereignissen nicht geführt. Die spanische Flotte der Philippinen ist zwar vernichtet; aber nunmehr zeigt sich, daß die amerikanischen Schiffe andererseits nicht in der Lage sind, genügende Truppenmassen zu landen, um die Inseln zu besetzen und um der Anarchie, die über die Philippinen hereinzubrechen droht, zu steuern. Damit ist der Kampf zwischen den beiden Gegnern um die Philippinen zunächst zum Stillstand gekommen, und nur die Aufständischen auf der Insel führen den Krieg gegen die Spanier fort, einen Krieg, wie es scheint, voll ausgesuchter Grausamkeit, in dem die bisher Verfolgten ihren Verfolgern die erduldeten Qualen mit aller Leidenschaft heimzahlen.

Das bisherige Ergebniß des Kampfes um die Philippinen ist also, daß die Anarchie auf den Inseln wächst; es ist die ruchlose Pfaffenherrschaft über die Bewohner der Inseln noch tiefer als bisher erschüttert; aber es ist nicht gelungen, auch nur die Fundamente für bessere Zustände zu schaffen. Und wir fürchten, daß es lange dauern kann, bis dieses einzig erstrebenswerthe Ziel erreicht sein wird.

Da die spanische Flotte des atlantischen Oceans wohl ein Schicksal gleich dem des Geschwaders der Philippinen fürchtete, so gingen die Schiffe, wie die neuesten Nachrichten besagen, nicht in die Gewässer der Antillen, um den Kampf mit den Panzern der Vereinigten Staaten aufzunehmen; sie kehrten vielmehr nach Cadiz zurück, wenigstens ein Theil der Flotte. Bestätigt sich diese Nachricht, so ist damit der Beweis geliefert, daß die spanische Marine den Kampf überhaupt aufzugeben geneigt ist; sie fühlt sich der Aufgabe nicht gewachsen, einer Schlachtflotte der Vereinigten Staaten entgegen zu treten, und Spanien überläßt damit zunächst seine Besitzungen auf den Antillen sich selbst. Wir fürchten, daß, wenn dieser Plan zur Ausführung gelangt, der Krieg sich noch recht lange hinziehen kann. Eine Besetzung von Kuba ist sehr schwierig; das hat sich jetzt bei erneuten verunglückten Landungsversuchen der Amerikaner gezeigt, und voraussichtlich bringt der Versuch, die Insel zu erobern, ihr nicht die Freiheit, sondern gleich den Philippinen zunächst die Anarchie. Das sind böse Aussichten.

In solcher Lage kann man nur eines immer erneut wünschen, daß es den Vereinigten Staaten gelingen möge, durch eine starke Anspannung der Kräfte die traurige Verwicklung zu einem möglichst schnellen Ende zu führen. Das größte Unglück — auch für Spanien — wäre ein lang ausgedehnter Krieg, an dessen Ende doch unabänderlich die Niederlage für die Vertheidiger von Kuba stände. Ein solcher Krieg, mit seinen nutzlosen Opfern an Gut und Blut und seiner Schädigung des Weltverkehrs, ruinirt Spanien, je länger er dauert, um so sicherer.

Die Frage, ob der Krieg zu vermeiden war, hat heute nur noch eine theoretische Bedeutung. Aber nachdem der Krieg einmal da ist, stellt man sich in Deutschland resolut auf den Standpunkt: ein Krieg, so kurz wie nur möglich und ein Krieg, der der Kultur und der Humanität so viel Früchte bringt, wie nur möglich!

Glücklicherweise kommen die Sympathien, die uns mit den Vereinigten Staaten und mit den Hunderttausenden unserer Landsleute drüben immer verbanden, nicht in Konflikt mit den Anschauungen, die wir in dieser besondern politischen Frage zu vertreten haben.

Es wird für die Vereinigten Staaten schwer, verwickelt und dornenvoll sein, auf Kuba und den Philippinen die Grundlage besserer Zustände zu schaffen; aber die Voraussetzung hierfür ist schließlich die Zerstörung der spanischen

Herrschaft auf den Inseln. Daß das mit Schnelligkeit geschieht, muß man erhoffen, damit alsdann für Spanien der Friede erlangt wird, und für die befreiten Inseln die Möglichkeit, langsam einer besseren Zukunft zustreben zu können.

Die Rückwirkung dieser Ereignisse auf die spanischen inneren Verhältnisse erweist sich von Tag zu Tag als gefahrdrohender. Die Gährung im Lande nimmt zu, und die Rückkehr von spanischen Schiffen nach Cadiz wird die Lage der Regierung noch weiter erschweren. Ob unter diesen Umständen die gegenwärtige Dynastie auf der pyrenäischen Halbinsel zu erhalten sein wird, ist sehr zweifelhaft; ob Don Carlos, ob die Republik die Erbschaft antritt, kann man nicht vorauswissen; eines ist nur sicher, daß das unglückliche Land durch die heraufziehenden Erschütterungen immer tiefer in den Verfall hineingerathen muß.

Auch wo man demokratischen Institutionen aufrichtig geneigt ist, kann man doch nicht glauben, daß die Proklamirung der Republik ein Allheilmittel sein würde. Republikanische Institutionen haben nur dann eine Berechtigung, wenn die geeigneten Männer als Träger derselben vorhanden sind. Daß Spanien über solche Bevölkerungselemente in genügender Zahl verfügt, muß man aber leider verneinen, und so würde ein gewaltsamer Wechsel der Regierungsform nur für das Land ein Unglück sein. Daß wenigstens diese Prüfung Spanien erspart bleibe, muß man wünschen; zu erwarten, ist das kaum noch.

Die Zustände Italiens werden freilich unsere Agrarier nicht zu besonnenem Nachdenken bringen; aber sie sind wohl geeignet, einen ernsten Eindruck bei unserer Regierung hervorzurufen. In den verschiedensten Gegenden, auf dem Lande und in Städten, über die ganze Halbinsel verbreitet, sind in Italien Brotrevolten ausgebrochen; in Mailand wuchs sich die Revolte zu einem revolutionären Putsch, mit Barrikaden und geplünderten Häusern aus; ein Putsch der blutig unterdrückt werden mußte.

Ueber den Ursprung dieser Erscheinungen gibt es gar keinen Zweifel. Es handelt sich nicht um eine politische einheitliche Erhebung, die einen bestimmten Zweck verfolgt, mögen immerhin einzelne Politiker die Zustände für ihre Absichten auszunutzen suchen, und es ist in dieser Beziehung bezeichnend, daß in Mailand einzelne rothe Radikale mit einzelnen Ultramontanen, mit Kuttenträgern, auf dieselben umstürzlerischen Ziele gemeinsam hinarbeiteten; ungeachtet dieser Erscheinungen bleibt die Thatsache bestehen, daß die Bewegungen im Wesentlichen dem Hunger der verarmten Bevölkerung ihre Entstehung verdankt. Daher auch diese spontanen Ausbrüche ohne Zusammenhang, ohne andere sichtbare Impulse als jene, die in dem Ruf nach Brot und Steuererleichterung zum Ausdruck kommen. Es werden die Rathhäuser gestürmt, um die Steuerregister zu verbrennen, und es werden die Bäckerläden erbrochen, damit die darbende Bevölkerung die Brote unter sich vertheilen kann.

Bei dieser Sachlage ist es charakteristisch, daß die sozialistische Partei keineswegs Anstrengungen macht, um sich der Bewegung zu bemächtigen. Augenscheinlich sind die denkenden Sozialisten davon überzeugt, daß aus dieser Gährung sich für ihre Pläne durchaus kein Gewinn herausschlagen läßt, und so hat die Parteileitung proklamirt, daß man von Emeuten, wie sie sich in Italien abspielen, die Errichtung des sozialistischen Zukunftsstaates nicht erwarten könne. Die Zukunft des Sozialismus liege nicht in der Revolution, sondern in der Evolution. Man könne nicht den sozialistischen Staat dekretiren; er müsse vielmehr allmählich durch Entwicklung aus den Verhältnissen selbst hervorwachsen. Das ist genau dieselbe Anschauung, die bei uns alle sozialdemokratischen Parteiführer hegen, welche ein Gefühl der Verantwortung haben; und das ist eine Anschauung, die bei uns so gar nicht jenen Schwärmern für ein Ausnahmegesetz paßt, denen es weniger darum zu thun ist, überflüssigerweise die Machtmittel gegen die Sozialdemokraten zu vermehren, als darum, den Zusammenschluß von Bürger- und Arbeiterstand zu gemeinsamer Bekämpfung des Junkerthums zu verhindern.

Sind die revolutionären Bewegungen in Italien aber überwiegend eine Folge der Noth, eine Folge der unerschwinglichen Brotpreise, dann mag auch die deutsche Regierung erwägen, was jene „Stützen des Thrones" werth sind, die als einen Segen des Staates möglichst hohe Kornpreise verlangen. Ein Staat, der diesem Verlangen Rechnung trägt, kann sich über die Gefahren, die er läuft, so lange täuschen, als der Erwerb im Allgemeinen sich günstig gestaltet und als gute Ernten die Brotpreise trotz der Zölle auf noch erträglicher Höhe erhalten. Aber stockt der Erwerb und ist das Getreide knapp, dann treibt der Hunger die verzweifelten Massen zu Thaten, die den Staat auf das Tiefste erschüttern müssen.

Wir hätten nur nöthig, unser Erwerbsleben durch die Vernichtung der Politik der Handelsverträge schwer zu beeinträchtigen und außerordentlich hohe Kornzölle einzuführen, um alle Vorbedingungen zu schaffen, damit auch wir in Deutschland Scenen erleben können, wie sie sich jetzt in Italien abspielen. Die Politik des Bundes der Landwirthe mündet unmittelbar in diese Gefahren, und ein Königthum, das sich dieser Politik ausliefern wollte, legte selbst Hand an, um die Festigkeit unserer Institutionen zu untergraben. Unsern Ministern und Politikern muß man zurufen: Blicken Sie gefälligst nach Italien und vergessen Sie nicht die Lehre, daß die Kornpreise das Thermometer für das Wohlbefinden einer Bevölkerung sind. Ungewöhnlich hohe Kornpreise deuten aber auf Sturm; und die Kornpreise künstlich zu anormaler Höhe treiben, das heißt, die Gefahr schwerer politischer Gewitter auf ein Land herabziehen.

Man darf zuversichtlich annehmen, daß die italienische Regierung bleibend der Bewegung im Lande Herr sein wird; aber die Zustände können nur gesunden, wenn die herrschenden Klassen von einer einseitigen Interessenpolitik zu Ungunsten der Aermeren Abstand nehmen und der nothleidenden Bevölkerung endlich Erleichterungen zu gewähren bereit sind. Man kann leider nicht leugnen, daß heute in Italien eine Klassenherrschaft die Macht in Händen hat, die sich einer den Kräften entsprechenden Vertheilung der Lasten entgegenstemmt. Das geht eine Zeit lang; aber wenn die Noth aus allgemeinen Ursachen sich steigert, dann führt eine solche Politik unmittelbar zu Erschütterungen ernstester Art. Ein Staat, der dem Egoismus bestimmter Klassen sich zur Verfügung stellt, handelt wie ein Kapitän, der nicht Vorsorge trifft, um stets auch gegen stürmisches Wetter gerüstet zu sein. In Italien erfährt man das jetzt, und wir in Deutschland haben das Staatsschiff gleichfalls schon einseitig weit mehr mit agrarischem Ballast beschwert, als sich verantworten läßt.

In Frankreich haben die Wahlen stattgefunden; sie bringen keine Ueberraschung; die nächste Kammer wird widerum von einer opportunistischen Mehrheit beherrscht sein, die aber noch stärker mit reaktionären und ultramontanen Elementen als bisher durchsetzt ist. Mit einem Worte, die Gefahren einer boulangistisch-antisemitisch-ultramontanen Reaktion sind gewachsen, und das Komplement dieser Erscheinung ist ein sehr starkes Anwachsen der Sozialisten im Lande; ihre Zahl in der Kammer wird zwar keine große sein, im Gegentheil, vielleicht werden die Sozialisten im Parlament etwas zurückgedrängt werden; hingegen ist die Masse der für sie abgegebenen Stimmen außerordentlich in die Höhe gegangen. Die Gegensätze spitzen sich also in Frankreich zu; die Masse opportunistischer Republikaner ist unter den Einfluß reaktionärer Elemente gekommen, und im Lande regt sich ein extremer sozialistischer Radikalismus; — auf ruhige Zeiten deutet diese Entwicklung nicht.

Bei uns fehlt es der Wahlbewegung noch an Kraft und das ist leicht begreiflich; bei der Zersplitterung in Fraktionen und Fraktiönchen, von denen jede für sich kämpft

und leider nur zu oft die ihr nächststehende politische Richtung befehdet, können sich die großen Gegensätze, die über den einzelnen Wahlkreis hinausreichen, die eine Orientirung für das ganze Land gewähren, nicht so entwickeln, wie es zu wünschen wäre. Für oder gegen den Bund der Landwirthe, für oder gegen das Junkerthum — das wäre ein Schlachtruf, der zu einer wirksamen Sammlungspolitik der Linken hätte führen können.

In Oesterreich-Ungarn sind die Delegationen mit einer Ansprache des Kaisers Franz Josef eröffnet worden. Es ist bemerkt worden, daß in dieser Rede zwar die Beziehungen zu den „Nachbarmächten“ als die „allerbesten“ bezeichnet werden; aber des Dreibundes geschah keiner Erwähnung, wie auch die deutsche Thronrede, mit der der Reichstag beschlossen wurde, des Dreibundes nicht direkt gedenkt. Wir legen dieser Thatsache um so weniger eine Bedeutung bei, da der österreichisch-ungarische Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit Wärme vom Dreibund sprach. Uns würde es überhaupt genügen, daß Oesterreich-Ungarn die „allerbesten“ Beziehungen zu den Nachbarmächten, also auch zu Deutschland unterhält. Hierauf kommt es politisch an; ob nicht aber gewisse persönliche Verstimmungen zwischen dem Berlinerund Wiener Hofe herrschen, mag dahingestellt bleiben. Es scheint, man verdenkt es uns, daß wir nicht den österreichisch-spanischen dynastischen Beziehungen zu Liebe von der Linie unerschütterlicher Neutralität im Streit um Kuba abgewichen sind. Die deutsche Bevölkerung aber ist der Ansicht, daß unsere offizielle Politik, wie das auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ zum Ausdruck bringt, nur so im Interesse Deutschlands und im Interesse der Kultur handeln konnte.

* * *

Die Wahlbewegung.

Das Charakteristische der gegenwärtigen Wahlbewegung ist der Mangel jedes einheitlichen Zuges. In zahlreichen Wahlkreisen sind die Parteigruppirungen verschieden. Hier kämpft ein Nationalliberaler gegen den Bund der Landwirthe und erfreut sich der Hilfe der Freisinnigen; dort hat sich ein anderer Nationalliberaler mit Haut und Haaren dem Bunde der Landwirthe verschrieben und wird von Freisinnigen und — Nationalliberalen bekämpft. Hier setzt der Bund der Landwirthe einen „verdienten“ Konservativen vor die Thür, um einen Antisemiten dagegen einzutauschen, dort wettert ein Antisemit gegen Juden und — Junker. Hier unterstützt das Centrum den Freisinn, dort bedroht es ihn durch eine Zählkandidatur. Hier ist die Sozialdemokratie bereit, in der Stichwahl den Freisinnigen zu unterstützen, dort sprengt sie freisinnige Wählerversammlungen. Es ist ein wunderbares Tohuwabohu. Hinzu kommt, daß Landräthe und andere Verwaltungsorgane die schlimmsten und unbequemsten Gegner jeder geordneten Regierung, die extremen Agrarier, theils mit wohlwollender Neutralität theils sogar mit ausgesprochener Parteinahme behandeln.

Was wird aus diesem Hexenkessel hervorgehen! Der Wahlwirrwarr war in Deutschland seit Jahrzehnten niemals gering, aber er war nie so groß, wie gegenwärtig. Woran liegt das? Einmal ohne Zweifel an der allgemeinen Zersetzung unseres Parteiwesens; hinzu kommt aber noch eine spezielle Ursache. Es fehlt an einer konkreten politischen Frage, um die sich der Wahlkampf drehen könnte. Es ist kein bestimmtes Gesetz in Sicht, für oder gegen das sich die Wähler zu entscheiden hätten. Höhere militärische Lasten, Bedrohung des Reichswahlrechts, neue Steuern: das alles tritt aus dem Rahmen vager Befürchtungen nicht heraus. Neue sozialpolitische Reformen, die greifbare Gestalt annähmen, sind nicht angekündigt. So bewegt sich der Wahlkampf denn vorzugsweise in Allgemeinheiten. Das einzige deutliche Ziel einer unmittelbar praktischen Politik ist die Erneuerung der Handelsverträge. Aber sie ist noch in weitem Felde, und außerdem hängt die Gestattung der Handelsverträge viel mehr von der Haltung der Regierungen — der eigenen und der fremden — ab als von der Haltung der Volksvertretung. Die Reichsregierung wird jeden Handelsvertrag im Reichstage durchsetzen, den sie überhaupt vorlegen kann. Wir Freihändler müssen jeden Handelsvertrag acceptiren, da derselbe — er mag noch so geringe Abweichungen vom allgemeinen Zolltarif enthalten — doch immer noch besser ist, als nichts. Die Agrarier aber, so weit sie auch den Mund aufreißen, werden im Ernstfalle sich wohl überlegen, ob sie einen vorgelegten Vertrag, für den sich die Regierung einsetzt, ablehnen und damit eine Auflösung des Reichstages provoziren wollen, bei der sie — gegen die Regierung — ganz sicher den Kürzeren ziehen. Auch in den wichtigen Fragen der Handelspolitik liegt deshalb kein akuter Fall vor.

Das Alles trägt dazu bei, der Wahlbewegung jenen Anstrich der Zerfahrenheit zu geben, der dem bellum omnium contra omnes recht ähnlich sieht. Die aufrichtig liberalen Elemente müssen unter solchen Umständen mit besonderem Nachdruck daraufhin arbeiten, den Wählern den einen Punkt klar vor die Augen zu führen, der in jedem Betracht der Kardinalpunkt bei diesen Wahlen ist: die agrarische Gefahr. Je stärker das Agrarierthum im nächsten Reichstage sein wird, um so schwächer wird die Regierung sich auch den unkeuschesten Zumuthungen der Agrarier gegenüber zeigen. Andererseits wird das Agrarierthum der Regierung in Allem, was diese verlangt, zu Willen sein, wenn die Regierung bereit ist, eine herzhafte agrarische Politik zu treiben.

Es kommt in erster Linie darauf an, die Linke so zu stärken, daß die Regierung befähigt wird, den unsinnigen Forderungen des Bundes der Landwirthe Widerstand zu leisten. Alles Weitere wird sich dann schon finden.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Herr von Köller, der ältere Bruder des Ministers, der zwanzig Jahre lang auf dem Präsidentenstuhl des Abgeordnetenhauses saß, hat mit dem Beginn dieser Session jenen Stuhl dem Herrn von Kröcher eingeräumt und auf den Bänken der Mitglieder seinen Platz gewählt. Seiner vorgerückten Jahre ungeachtet, hat er an den Berathungen des Hauses einen lebhaften Antheil genommen und eine Lücke ausgefüllt, die sich seit dem Tode des Herrn von Meyer (Arnswalde) in recht empfindlicher Weise geltend gemacht hatte. Er vertritt echt konservative Anschauungen der alten Zeit im Gegensatz zu reaktionär-bürokratischen Bestrebungen neuerer Zeit und vertritt sie mit einem ähnlichen körnigen Humor, wie Herr von Meyer das that.

Bei der Berathung des Gesetzes über die Gehälter der evangelischen Pfarrer hat er wiederholt das Wort ergriffen, um dieses Gesetz zu bekämpfen, und die ganze konservative Partei hat ihm während seiner Rede zugejubelt und ihn bei der Abstimmung im Stich gelassen. Sie erkannte sehr wohl, wie sie nach ihren Grundsätzen eigentlich hätte stimmen müssen, und sie stimmte anders. Video meliora proboque; deteriora sequor.

Das vorgelegte Gesetz zerstört eine uralte Einrichtung unseres Kirchenrechts für die evangelische Kirche gänzlich, während es sie für die katholische Kirche bestehen läßt. Es zerstört den Begriff des Pfarrvermögens, eines Vermögens, dessen Ertrag zur Besoldung des jedesmaligen Inhabers

der Pfarre dient und wirthschaftlichen Konjunkturen unterworfen ist. Das Gesetz weist dem Pfarrer genau dieselbe Stellung an, wie dem Beamten, dem das Gesetz sein Einkommen in einer Gestalt zuschneidet, daß nichts davon abgenommen und nichts hinzugefügt werden kann.

Ein gutes Stück von dem korporativen Charakter, welcher der Kirche anhaftet, wird abgestreift und durch büreaukratische Einrichtungen ersetzt. Herr von Köller ging soweit, dem Gesetze sozialdemokratische Tendenzen nachzusagen. Das heißt den Mund etwas voll nehmen; die Gesetzgebung hat es niemals ganz vermeiden können, unter dem Zwange der Nothwendigkeit einzelne Eingriffe in das Privateigenthum vorzunehmen. Daß aber hier ein Eingriff vorliegt, der konservativen Grundanschauungen nicht entspricht, ist nicht zu bestreiten.

Nun ist aber bemerkenswerth, daß das Gesetz, so wie es ist, nicht im Ministerium entstanden ist; es ist aus dem Kirchenregiment, aus den Synoden unter thätiger Mitwirkung der Konsistorien hervorgegangen. Es ist eigentlich kein Staatsgesetz, sondern ein Kirchengesetz, das der Bestätigung des Staates aus dem Grunde bedurfte, weil es staatliches Geld kostet. Herr von Köller war darum auch nicht im Stande, Abänderungsanträge zu stellen, sondern er hat verlangt, man solle das Gesetz den Synoden zurückgeben, damit sie bessere Vorschläge machen.

Ob eine solche Aufforderung Erfolg gehabt hätte, ob die Synoden nicht dasjenige, was sie an gesetzgeberischer Weisheit aufbringen können, nicht schon in diesen Vorschlägen erschöpft haben, ist freilich sehr fraglich. Aus demjenigen, was an Denkschriften vorgelegt ist, geht hervor, daß die Synoden sehr zaghaft darin sind, an die Leistungsfähigkeit der Gemeinden zu hohe Ansprüche zu machen; sie fürchten, daß die Sozialdemokratie und allerlei Sekten ihnen Mitglieder entfremden können, wenn man die Kirchensteuer um eine Kleinigkeit erhöht. Das ist allerdings ein Zeichen von Muthlosigkeit, welches befremdet.

Der Gesetzentwurf über das Anerbenrecht in Westfalen ist zur zweiten Lesung an das Abgeordnetenhaus gelangt. Herr von Miquel hat die Hoffnung ausgesprochen, daß die Grundsätze, die in dieser Vorlage niedergelegt sind, sich einst über ganz Deutschland erstrecken werden, und er hat mit dieser Aeußerung so viel Mißstimmung erregt, daß der Landwirthschaftsminister es für gut hielt, dagegen entschieden Verwahrung einzulegen. Selbst solche Mitglieder, die dem Grundgedanken des Gesetzes anhangen, empfanden Bedenken, das Gesetz noch in dieser Session durchzupeitschen. Da die Absicht besteht, den Landtag in der nächsten Woche zu schließen, gelingt es vielleicht, die Verabschiedung des Gesetzes zu verhindern.

Proteus.

Deutschlands wirthschaftliches Aufsteigen in französischer Beleuchtung.

„Der Krieg ist die nationale Industrie Preußens". Mit dieser Phrase suchten sich die Franzosen nach der Niederlage von 1870/71 zu trösten, denn insofern sollte es für sie einen Trost ausdrücken, als damit indirekt gesagt war, daß auf dem edleren Gebiet industriellen Wettstreites die Franzosen ihren damaligen Gegnern weit überlegen seien, diese hierbei kaum in Betracht kämen.

Diese Phrase hat lange in Frankreich geherrscht, obgleich weitblickende Franzosen ihren Landsleuten wiederholt eindringlich dargelegt hatten, daß Deutschland in seiner wirthschaftlichen Entwicklung Frankreich überflügele und daß letzteres alle Anstrengungen machen müsse, nicht ganz in den Hintergrund gedrängt zu werden.

Dem gleichen Zweck ist ein kürzlich erschienenes, höchst interessantes Buch des bekannten Nationalökonomen Georges Blondel, Professor am Collège libre des sciences sociales zu Paris gewidmet. L'essor industriel et commerciel du Peuple allemand betitelt sich das ca. 200 kleine Oktavseiten starke Buch, das der Vorläufer einer größeren Arbeit sein soll in welcher der Verfasser in gleicher Weise wie in seinen bekannten Etudes sur les populations rurales de l'Allemagne et la crise agraire ein Bild der wirthschaftlichen und sozialen Veränderungen Deutschlands im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zu geben beabsichtigt.

Es ist kein Feuilletonist, sondern ein Gelehrter von Ruf, der, gestützt auf eine weitgehende Kenntniß der einschlägigen Litteratur, und vor Allem auf Grund seiner wiederholten lang andauernden Reisen in Deutschland dessen wirthschaftliche Entwicklung darstellt; und er läßt — was in solchen Fällen, und namentlich Franzosen gegenüber, sehr angebracht ist — Zahlen reden, indem er die Entwicklung des deutschen Außenhandels, seiner Handelsflotte seiner Bahnen Post- und Telegrapheneinrichtungen, seiner Mineral- und Metallgewinnung 2c., seine Bevölkerungszunahme der anderer Länder, insbesondere Frankreichs gegenüberstellt.

Uns Deutschen sind diese Zahlen nichts Neues; sie finden sich — abgesehen von den statistischen Jahrbüchern deren Lektüre nicht Jedermanns Sache ist — periodisch in dem Handelstheil jeder bedeutenderen Zeitung, aber für Franzosen sind sie neu und dort kaum in den Fachjournalen, geschweige in so übersichtlicher Zusammenstellung zu finden. Einige Irrthümer und Druckfehler würden allerdings bei einer nächsten Auflage zu berücksichtigen sein.*)

Doch das sind Kleinigkeiten; im Ganzen sind die Zahlen, welche Deutschlands industrielle und kommerzielle Entwicklung darstellen, fast durchweg richtig und so gruppirt, daß sie ein höchst anschauliches Bild gewähren. Aber nicht nur mit großen Zahlen wird dies erreicht, sondern der Verfasser schildert auch kurz aber meist zutreffend die Grundlagen und den Stand der wichtigsten Industrien in den einzelnen Gegenden, die Fortschritte, welche die Technik gemacht hat, den Absatz, welchen deutsche Waaren auf auswärtigen Märkten errungen haben.

Wenn er dabei namentlich bezüglich der Einfuhr deutscher Industrieerzeugnisse in England auf den englischen Alarmartikeln von Edwin Williams „Made in Germany" und denen der Saturday Review fußend in zu grellen Farben malt, so ist demgegenüber zu bemerken, daß man in maßgebenden Kreisen Deutschlands diesen Ausbrüchen des Aergers einzelner englischer Fabrikantenkreise — trotz der Kündigung des englischen Handelsvertrages — keine große Bedeutung beilegt; auch ist man bei uns überzeugt, daß seine Ansicht:

> „Die Beziehungen zwischen England und Deutschland werden von Tag zu Tag gespannter. Und die Interessengegensätze zwischen beiden Völkern sind nicht solche, welche die Zeit versöhnt; sie scheinen vielmehr von Jahr zu Jahr sich zu verschärfen."

eine ganz irrige ist. Unsere Beziehungen mit England sind — trotzdem sich gewisse Organe hüben und drüben die

*) So wird S. 12 merkwürdiger Weise der Schiffsbestand der deutschen Handelsflotte in 1872 auf 500 Schiffe mit 130000 Tonnengehalt angegeben, während sie 1420 Schiffe mit 982000 Tonnengehalt betrug; auch würde es nothwendig sein, die Umrechnung von einer Dampferregistertonne auf 3 Segelregistertonnen vorzunehmen, denn nur dadurch gewinnt man eine Anschauung von der Zunahme der Leistungsfähigkeit.

S. 16 ist in Folge eines sehr sinnstörenden Druckfehlers die deutsche Ausfuhr in 1896 um 1 Milliarde zu niedrig angegeben, was bei der Gegenüberstellung der französischen Ausfuhrziffer den beabsichtigten Zweck total vereitelt; auch S. 18 ist die Zahl der in der Nahrungsmittelindustrie Beschäftigten falsch, oder der Prozentsatz der Vermehrung unrichtig berechnet.

größte Mühe geben sie schlecht zu gestalten — recht gute, und werden es bleiben, weil den vorhandenen Interessengegensätzen eine viel größere Interessengemeinsamkeit gegenübersteht. Vor Allem Englands wirthschaftliches Schwergewicht verschiebt sich von Jahr zu Jahr mehr nach der Richtung des Handelsstaates, des Verkehr- und Geldvermittlers zwischen allen Theilen und Ländern der Welt und es würde diese seine wichtigsten Interessen durch eine schutzzöllnerische Absperrungpolitik auf das Schwerste schädigen.

Für uns von viel größerem Interesse als die Darstellung der Thatsachen ist die der Ursachen von Deutschlands wirthschaftlichem Emporsteigen. Nach Blondel sind es im Wesentlichen drei: zuerst das Temperament der germanischen Rasse, sodann die Erziehung der Jugend, schließlich die wissenschaftliche Methode, nach welcher die Deutschen handeln.

Der Charakter der Deutschen ist nach ihm von Natur energisch und gestählt, nicht nur durch den Kampf mit andern Völkern, sondern vielleicht mehr noch durch den mit der Natur, durch die großen Anstrengungen, welche sie machen mußten, um die unwirthliche norddeutsche Tiefebene zu kultiviren, was die Menschen ausdauernd gemacht hat. „Je weniger wohlwollend der Mensch von der Natur behandelt worden ist, um so mehr empfindet er das Bedürfniß, aus seiner eigenen Energie Vortheil zu schöpfen.“ So ist der Deutsche auch in seiner geschäftlichen Thätigkeit: er verfolgt sein Ziel trotz mancher ihm zustoßender Widerwärtigkeiten ruhig, energisch und ausdauernd; er ist geduldig und versteht zu warten; er liebt seinen Beruf, während in Frankreich die tägliche Arbeit nicht geachtet ist; er ist arbeitsam, nüchtern und sparsam.

Mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt der Deutsche die wirthschaftlichen Angelegenheiten der ganzen Welt; die größeren Zeitungen besprechen sie in ihrem Handelstheil täglich aufs Eingehendste.

Im Ausland ist er wohlgelitten, arbeitsam, solide, friedfertig, wenig geneigt sich in Politik zu mischen, häuslich, guter Familienvater und wird deshalb überall als ein Element der Ordnung betrachtet, was der Verfasser leider von seinen ausgewanderten Landsleuten nicht behaupten kann.

Auch von seiner Auswanderung an Menschen und Kapital hat Deutschland Vortheil gezogen; denn welche Nationalität der Deutsche auch annimmt, er verliert niemals die seinige; er unterhält die Beziehungen zu seiner Heimath, nach welcher er alle paar Jahre zurückkehrt und wirkt fördernd auf den Güteraustausch zwischen seinem neuen und seinem alten Vaterlande; das Gleiche bewirken die deutschen Kapitalien, welche seit 25 Jahren in allen Ländern der Erde neue Handelswerthe geschaffen haben und gegen die Fabrikate des Mutterlandes ausgetauscht werden.

Wir Deutsche hätten alle Ursache, mit dieser Schilderung unseres Charakters zufrieden zu sein, wenn sie völlig zutreffend wäre; aber wir müssen bedenken, daß die Besten unter uns vielleicht die im Vorstehenden uns zugeschriebenen Eigenschaften haben, daß der Durchschnitt ein gutes Theil derselben besitzt, leider aber auch Viele sehr wenig davon. Blondel will seinen Landsleuten zeigen, wie sie sein müßten, um wirthschaftliche Eroberungen zu machen: er malt ihnen zu diesem Zweck ein Idealbild, dem sie nachstreben sollen, dem der Deutsche heut sicher näher kommt als der Franzose, welchem Umstand er auch den größten Theil seiner Erfolge verdankt, dem sich immer weiter zu nähern unsere Aufgabe aber ebenso ist, wie die anderer Völker.

Das, was nach Blondel den Deutschen auch dem Engländer überlegen macht, ist der Esprit d'association, das Verständniß und die Neigung das, was der Einzelne allein nicht erreichen kann, durch Vereinigung der Kräfte zu erzielen, während der englisch-amerikanische Individualismus in seinem brutaleren struggle for life zu oft zu einer Erdrosselung der Schwachen durch die Starken führt.

Es ist gewiß, daß die Syndikatsbildung, wie sie in gewissen großen Betriebszweigen stattfindet, einmal den betheiligten Werken selbst einen besseren und stetigeren Ertrag sichert, der ihnen die Mittel gewährt, sich noch in ihrer technischen Leistungsfähigkeit zu erweitern und zu vervollkommnen; es ist zugegeben, daß in Zeiten stürmischer Nachfrage durch diese Vereinigungen allzu plötzliche gewaltsame Steigerungen vermieden werden; auch haben sie durch gemeinsame Förderung der Ausfuhr vielfach eine Entlastung des inneren Marktes und eine Steigerung des auswärtigen Absatzes erzielt, die der betreffenden Industrie sicher von großem Vortheil gewesen ist. Aber es ist doch sehr die Frage, ob die im Gefolge dieser Maßnahme eingetretene Vertheuerung der Waare auf dem inländischen Markt — und es handelt sich hierbei hauptsächlich um industrielle Rohstoffe oder Halbfabrikate (Kohle, Koks, Roheisen, Halbzeug, Draht, Blech, Walzeisen, Schienen, Zink, Garn ꝛc. ꝛc.) — nicht andererseits die Kosten der Herstellung der Fertigfabrikate in einer Weise erhöht hat, die der Ausfuhr der letzteren erheblich geschadet hat. Wird doch bei uns sowohl, wie in Oesterreich die Klage über die nachtheiligen Wirkungen der Syndikate immer lauter; freilich ein klug geleitetes Syndikat wird es nicht zu solchen Klagen kommen lassen; es scheint aber, daß namentlich die Vereinigungen in der rheinisch-westfälischen Kohlen- und Eisenindustrie neuerdings zu berechtigten Klagen Anlaß geben.

Zwei Vortheile wird man diesen Verkaufsvereinigungen jedenfalls einräumen müssen, die Verringerung der Verkaufsspesen und eine zweckmäßige Disponirung des Absatzes und damit Ersparniß an Frachten; das sind Vortheile, die auch den Verbrauchern zu Gute kommen.

Unbestritten ist der Vortheil der verschiedenen sachlichen in erster Linie den technischen Fortschritt im Auge habenden Vereinigungen, indessen auch in andern Ländern — namentlich England — fehlt es nicht an solchen, wenn sie vielleicht auch nicht so zahlreich und vielfach nicht so gut durchgebildet sein mögen. Schließlich hebt Blondel die große Zahl der in Deutschland befindlichen wirthschaftlichen Interessenvertretungen — freie Vereinigungen, Handelskammern, kaufmännische Korporationen hervor, welche die Förderung der gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen in ihren Wirkungskreisen bezwecken; Handelskammern besitzt Frankreich auch; es scheint aber, daß ihre allzu büreaukratische Organisation deren Wirksamkeit beeinträchtige.

Die wesentlichste Ursache der wirthschaftlichen Ueberlegenheit der Deutschen sieht Blondel in der eminent praktischen Erziehung der Jugend, die die Mängel der Anlagen ersetzen muß.

„Der Deutsche ist schwerfällig und die Initiative ist nicht seine besondere Eigenschaft (il est lourd et ce n'est pas l'iniative, qui est sa qualité maitresse), aber er ist gehorsam, an Ordnung gewöhnt und diszipliniert. Er zieht Vortheil davon, daß das Ende des Jahrhunderts mehr eine Zeit der Vervollkommnung, als eine solche der Erfindungen ist. Wenn er nicht groß im Erfinden ist (s'il n'invente guère), ist er jedenfalls ein sehr guter Nachahmer.“

Sein praktischer Geist unterscheidet rasch, was von den Erfindungen seiner Nachbarn Gewinn verspricht. In allen Klassen scheint die Erziehung dem einen Ziel untergeordnet: die natürliche Energie des Volkes zu unterstützen, damit es in Handel und Industrie das Maximum der Produktion erreiche. Der Deutsche versteht auch — wo es nöthig ist — sich ganz klein zu machen, sich langsam ins Geschäft zu bringen (s'infiltrer lentement), geduldig seine Zeit abzuwarten und den günstigen Moment zu ergreifen. Er würde nie einen Kunden durch Zurückweisen eines kleineren Auftrags demüthigen oder entmuthigen, denn er sagt sich, den kleineren Bestellungen werden die großen folgen. Er beschäftigt sich schon im Voraus eifrig mit seinen Käufern; mit praktischem Sinn achtet er auf ihren Geschmack, ihre Gewohnheiten und die Käufer wissen ihm Dank dafür. Heut kaufen sie ein Taschentuch, morgen ein Messer, übermorgen eine Lokomotive von ihm.

Der Deutsche ist nicht wie der Franzose, der Alles mit Paris vergleicht und indem er Alles, was von den Pariser Gebräuchen verschieden ist, kritisirt, so oft die Fremden verletzt; er treibt vielmehr die

Höflichkeit so weit, mit den letzteren in ihrer Muttersprache zu verkehren. Die französischen Kaufleute scheinen sich einzubilden, daß die Orientalen, Amerikaner, Kanaken, Polynesier u. s. w. dieselben Bedürfnisse und denselben Geschmack haben, wie die Pariser, Lyoner u. a. m. Sie wollen stets ihre Produkte aufdrängen, statt Waaren nach dem Geschmack der Abnehmer zu fabriziren. Das ging so lange die Leute französische Waaren kaufen mußten, weil es keine andern gab, aber nicht mehr jetzt, wo es bedrohliche Konkurrenten gibt.

In Stettin hat sich ein Verein gebildet, welcher junge Kaufleute ins Ausland schickt, damit sie sich in der Sprache und der Kenntniß der Geschäftsverhältnisse eines fremden Landes vervollkommnen; der Verein gibt dem Betreffenden eine Summe von 1500 Mk., um wenigstens drei Monate in dem Lande zu bleiben, für welches seine Fähigkeiten ihn am geeignetsten erscheinen lassen; er kann im Ausland jede ihm zusagende Stellung annehmen und ist nur verpflichtet, im Interesse des Stettiner Handels regelmäßige Berichte über den Handel und die Preise der zur Ein- und Ausfuhr gelangenden Waaren des Landes zu erstatten, in dem er sich niedergelassen hat.

Aber nicht nur die Geschäftsreisenden genießen eine solche Erziehung; man kann vielmehr sagen, daß der Deutsche, welche Arbeit er auch treibe, nichts dem Zufall überläßt. Er beginnt damit seine Aufgabe ernstlich zu studiren; will er Geschäfte im Ausland machen, so bereitet er sich darauf vor durch das Studium der Sprache des Landes, seiner Geographie, seiner Einrichtungen und Sitten. Aber dann, wenn er sich dieser Kenntnisse versichert hat, schreckt er vor nichts zurück, sondern geht unentwegt vor, ohne sich selbst durch einige Mißerfolge abschrecken zu lassen. Die Eltern sind mehr dafür besorgt, ihre Kinder für den Kampf ums Dasein mit Kenntnissen auszurüsten, als sie vor diesem Kampf sicher zu stellen (que de les mettre à l'abri de cette lutte). Tausende intelligenter junger Deutscher — oft die Söhne der reichsten Geschäftsleute — verlassen jedes Jahr ihre Heimath, um sich einige Zeit in den Geschäften Magazinen, Fabriken, Werkstätten aller Punkte der Erde zu beschäftigen. Häufig gehen Sie als Volontäre ohne jedes Gehalt für eine mehr oder minder lange Zeit hinaus und kehren nach einigen Jahren zurück mit der Kenntniß einer fremden Sprache, neuer Geschäftsverbindungen und sehr oft mit wichtigen technischen Geheimnissen.

Die wissenschaftliche Methode ist nach Blondel das dritte wesentliche Moment für Deutschlands wirthschaftliches Emporsteigen.

„Die Wissenschaft spielt eine entscheidende Rolle im wirthschaftlichen Leben der Völker. Ackerbau, Industrie und Handel sind wirkliche Wissenschaften, welche studirt sein wollen, welche ihre Gesetze, ihre Methoden haben."

Blondel gibt nun eine Schilderung des kaufmännischen und technischen Unterrichtswesens in Deutschland und legt dar, wie die Entfaltung gewisser Industriezweige, namentlich der chemischen Industrie und der Elektrotechnik, in denen Deutschland den ersten Rang einnimmt, auf das Hand in Hand Arbeiten von Wissenschaft und Industrie zurückzuführen ist. Dabei sucht der Deutsche sich durch Reisen im In- und Auslande zu unterrichten, zahllose Journale besprechen die industriellen und Handelsfragen, klären so das Publikum auf und lenken die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Probleme, welche man in Frankreich nur zu sehr vernachlässigt. Ihre vielseitigen Sprachkenntnisse ermöglichen es den Deutschen die auswärtige Litteratur und damit alle Fortschritte in der Technik zu verfolgen. Handels- und Gewerbemuseen und Musterlager in allen großen Städten fördern die Anschauung und den Handelsverkehr.

Die Industriellen lassen direkt die Detailhändler bereisen um ihre Wünsche zu hören, ihre Beobachtungen zu erfahren, während dabei gleichzeitig an Zwischenspesen gespart wird, die Waare billiger in den Konsum gelangt, als wenn noch verschiedene Zwischenhändler am Gewinn theilnehmen wollen. Auskunftsbureaus ermöglichen es, sich über die Kreditwürdigkeit der Abnehmer zu unterrichten. Schließlich haben sie die alte Einrichtung der Messen in einer den modernen Anforderungen des Verkehrs entsprechenden Weise auszugestalten verstanden, welche den großen Vortheil der persönlichen Berührung der Industriellen mit ihren Abnehmern hat und beiden eine rasche Beurtheilung der Marktlage und der Aenderungen der Mode gewährt.

In der Schilderung der Einwirkung der französischen Kriegsentschädigung, der Gründerperiode, des darauf folgenden Krachs und der Inaugurirung der Schutzzollpolitik liegt nicht gerade die Stärke des Buches. Man merkt, daß der Verfasser hier keine eigenen Studien gemacht hat, sondern eine Anzahl von oberflächlichen Gemeinplätzen wiedergibt, die ihm plausibel erschienen sind. Man kann aber sicher sein, daß ein Forscher, wie Blondel hier sich nicht beruhigen, sondern in das Wesen der Erscheinungen eindringen und dann zu einer tieferen Auffassung gelangen wird.

Von hohem Interesse ist, was Blondel über die Thätigkeit der Regierung in der Förderung des wirthschaftlichen Aufschwunges sagt, und zwar weniger bezüglich seiner Ausführungen auf dem Gebiet der staatlichen Förderung des Fachschulwesen und der Organisation der Interessenvertretungen als hinsichtlich der Handelspolitik. Er ist weder dogmatischer Freihändler noch Schutzzöllner, sondern sieht eine Handelsvertragspolitik als das allein Richtige an: „Es ist eine Frage der Staatskunst zu entscheiden, wie weit man auf dem Wege des Zollschutzes gehen kann."

Treffend setzt Blondel die Nothwendigkeit und die wirthschaftlichen Erfolge der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik gegenüber der verfehlten französischen auseinander.

„Der Wechsel des handelspolitischen Systems Deutschlands hatte hauptsächlich zum Zweck, den deutschen Industrieprodukten einen Markt zu eröffnen und den Handel mit Ländern, welche nicht durch Tarifverträge gebunden waren, vor Krisen durch plötzliche Zollerhöhungen zu bewahren; Deutschland hat in Folge davon die allgemeine wirthschaftliche Krisis der Jahre 1890—94 viel besser als Frankreich überstanden."

Zum Beweis dafür führt Blondel an, daß während die Ausfuhr Frankreichs von 1890—95 um 380 Millionen zurückging, die Deutschlands nur eine Verminderung von 10 Millionen erfuhr.

Bei dieser Anerkennung der Erfolge der Caprivi'schen, der Mißerfolge der französischen Zollpolitik ist es eine merkwürdige Inkonsequenz, wenn der Verfasser in einer Fußnote es als den 1891 begangenen Fehler hinstellt, daß Deutschland damals nicht einen Maximal- und Minimaltarif aufgestellt habe.

Wodurch ist denn, müssen wir fragen, Frankreichs Ausfuhr damals so zurückgegangen? Doch in erster Linie durch die Zollkriege mit einigen seiner wichtigsten Abnehmer, namentlich Italien und der Schweiz und die waren doch wesentlich eine Folge des französischen Systems des Maximal- und Minimaltarifs. Hätte Deutschland und die größeren anderen Staaten damals dieses System angenommen, so war in der Handelspolitik der Krieg Aller gegen Alle verwirklicht; das war ja eben das Große jener Handelsverträge, daß dem vorgebeugt wurde. Und rein technisch betrachtet, ist es denn klug dem andern Theile seine Karten vollständig aufzudecken und von vornherein zu sagen: „Das bin ich bereit nachzulassen", statt die einzelnen Positionen des Tarifs als Tauschobjekte zur Erzielung einer Tarifherabsetzung von dem Gegner zu benutzen!

Mag der schweizerische Handelsvertrag Deutschland auch bedauerlicherweise eine Reihe von Zollerhöhungen gebracht haben, in seiner Gesammtwirkung ist er gerade infolge des Zollkriegs zwischen Frankreich und der Schweiz für uns vom größten Vortheil geworden; in hochwichtigen Branchen haben wir die französischen Waaren vom Schweizer Markt verdrängt, meist nicht nur vorübergehend, sondern dauernd.

Der beste Beweis für die Unbrauchbarkeit des Maximal- und Minimaltarifs liegt sicher in der Thatsache, daß Frankreich, um endlich aus dem Zollkrieg mit der Schweiz herauszukommen, genöthigt war, Konzessionen über den Minimaltarif hinaus zu machen.

Leichter verständlich ist es, wenn Blondel die Meistbegünstigungsklausel nicht mit besonderer Vorliebe ansieht. Erblickt man doch in Frankreich in der im § 11 des Frankfurter Friedensvertrages unkündbar festgesetzten Klausel der gegenseitigen Meistbegünstigung eine Fessel und glaubt, daß

Deutschland allein davon Vortheil habe. Diese Auffassung ist verkehrt und es ist wohl unzweifelhaft, daß wenn der § 11 des Friedensvertrages auch nicht bestünde, Frankreichs eigenstes Interesse es genöthigt haben würde, einen Meistbegünstigungsvertrag mit Deutschland abzuschließen. Wenn man dort heut mit dem jetzigen Verhältniß nicht zufrieden ist und behauptet — und Blondel thut dies — daß der deutsche Zolltarif gerade die französischen Waaren besonders hoch belaste, so hätte Frankreich gegen entsprechende Konzessionen sicher auch entsprechende Zollermäßigungen erlangen können, aber es wollte von seinem Minimaltarif nichts herunterlassen.

Wenn der Verfasser in dieser Frage Schäffle und Karl Rathgen als hervorragende Gegner der Meistbegünstigungsklausel eingehend citirt, so legt er denselben wohl eine Bedeutung bei, die sie in praktischen, wirthschaftspolitischen Fragen nicht haben. Sein gesundes Urtheil kommt schließlich in dem Zweifel über die Ausführbarkeit der Theorieen dieser Gelehrten zum Ausdruck:

„Ist die Aufgabe auch so leicht in die Praxis zu übersetzen, als es leicht ist, sie theoretisch auseinander zu setzen?"

Als Grundunterschied der schutzzöllnerischen Strömung Deutschlands von der Frankreichs führt er schließlich wohl zutreffend aus:

„Wir (die Franzosen) sind nur auf die Vertheidigung des innern Marktes bedacht und unsere Staatsmänner zögern nicht, sich die Hände durch unveränderliche Zolltarife zu binden, während die Deutschen hauptsächlich bemüht sind, Verträge mit fremden Staaten abzuschließen, worin sie im Austausch gegen geschickt abgemessene Konzessionen für ihre Industrie beträchtliche Vortheile erreichen. Unser Zollsystem von Tag zu Tag unter der Herrschaft vorübergehender Erschwerungen beschlossen, fesselt überall gerade die, welche es zu schützen beabsichtigt."

In seinen „Schlußfolgerungen" (conclusions), welche das letzte Kapitel des interessanten Buches ausmachen, ruft der Verfasser seinen Landsleuten zu: Reist nach Deutschland — aber nicht als Touristen für wenige Tage —, sondern um zu studiren dieses Land, seine Bevölkerung, seine Methode. Jagt nicht leeren Hoffnungen nach:

„Mehr als irgend ein anderes Volk müssen wir uns darüber klar werden, daß, wenn der militärische Sieg allenfalls (und selbst das ist höchst zweifelhaft) das Werk eines glücklichen Tages oder eines genialen Gedankens (inspiration de génie) sein könnte, der wirthschaftliche Sieg nur die Frucht langer Opfer sein kann."

„Das deutsche Volk pflückt die Frucht langer Anstrengungen. Dank seiner Ausdauer, die den Ausbrüchen von Energie und fieberhafter augenblicklicher Leistungen weit überlegen ist, ist es zu einer Erstaunen erregenden Summe greifbarer Erfolge gekommen. Frankreich ist in leeren Parteistreitigkeiten aufgegangen, es hat den Kampf der Arbeit über dem Streit der Worte vernachlässigt."

Und noch einmal setzt Blondel in überzeugenden Worten das Verfehlte der französischen Handelspolitik, das Unsinnige übertriebener Schutzzölle auseinander:

„Die Schutzzölle, welche heute bei uns die Rohstoffe der Industrie und die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse des Arbeiters so schwer belasten, verhindern uns, billig zu produziren und erschweren unsern Export."

Und

„Je weniger ein Land kauft, um so weniger verkauft es, um so weniger produzirt es."

Energisch bekämpft der Verfasser auch die Auffassung, daß Deutschlands wirthschaftlicher Aufschwung lediglich die Wirkung des glücklichen Krieges oder das Werk eines genialen Staatsmannes sei:

„Das ist ein gemeinsames Werk, welches die Arbeit der ganzen Nation, ja zum Theil mehrerer Generationen erforderte."

Nicht hoffnungslos will Blondel in die Zukunft sehen:

„Frankreich besitzt so viel Elastizität, daß es niemals zu verzweifeln braucht; es ist oft krank gewesen und hat sich immer erholt; alle Schwierigkeiten, die ihm in den Weg getreten sind, hat es immer überwunden. Aber man darf in dem Kampf nicht nachlassen. Es gilt die verlorene Zeit einzuholen, die Fortschritte, welche rings um uns gemacht worden sind, verstehen zu lernen und durch Muth, Ausdauer und Arbeit den Platz wieder zu erobern, den einzunehmen unsere Geschichte und unsere Eigenschaften uns ein Recht geben."

Uns Deutschen kann es nur Recht sein, wenn es dem gesunden Patriotismus Blondel's gelingen sollte, seine Landsleute von den fruchtlosen Revanchesträumen abzuziehen und sie zum friedlichen Wettbewerb auf dem Gebiet der Wissenschaft, des Handels und der Industrie anzueifern. Wir fürchten denselben nicht, sondern sehen darin nur den allgemeinen Fortschritt der Menschheit.

Den Lesern der „Nation" sei aber das interessante Buch, von dem ich in Vorstehendem nur wenig mittheilen konnte, auf das Wärmste empfohlen.

G. Gothein.

Algerien.

Der Führer des französischen Hetz- und Radau-Antisemitismus, Eduard Drumont, ist mit einer gewaltigen, sicher seine eigenen Anhänger überraschenden Mehrheit zum Abgeordneten der Stadt Algier gewählt worden, und zwar obwohl sein Gegenkandidat, der bisherige Deputirte Samary, sich gleichfalls, wenn auch in gemäßigter Form, zum Antisemitismus bekannte. Gewiß haben viele anders gesinnte Wähler sich aus Furcht vor dem erregten und gewaltthätigen Pöbel der Stimmabgabe enthalten — aber die Thatsache, daß über elftausend Voten für Drumont abgegeben worden sind, verliert dadurch wenig an ihrer Bedeutung. Wie ist es möglich, daß unter der großen Menge der französischen und der als Franzosen naturalisirten italienischen und spanischen Bevölkerung Algiers ein so grimmiger Antisemitismus Platz griff?

Die Erklärung liegt in den geschichtlichen und sozialen Verhältnissen der Kolonie.

Unter den 4125000 Bewohnern, die Algerien nach der Volkszählung von 1891 besitzt, gibt es nur 273000 Franzosen. Von diesen sind nach 50000 Soldaten, etwa 4000 Beamte, ungefähr 20000 Angehörige der letzteren, sowie der Offiziere und Unteroffiziere in Anzug zu bringen. Die eigentliche Civilbevölkerung Algiers, französischer Nationalität, beträgt also kaum 200000 Seelen, noch nicht den zwanzigsten Theil der gesammten Population. Diese verschwindende Minderheit aber besaß bis zum Jahre 1870 allein politische Rechte, wurde bei jeder Gelegenheit vorgezogen, berücksichtigt, unterstützt, sah mit gleicher Verachtung auf die Millionen der einheimischen Mohammedaner und auf die etwa 40000 eingeborenen Juden herab. Da ertheilte mit einem Schlage die „Regierung der nationalen Vertheidigung" den algerischen Israeliten das Bürgerrecht. Es fragt sich allerdings, ob diese gut gemeinte und anscheinend gerechte Maßregel völlig zweckentsprechend und angemessen war. Freilich sind die algerischen Juden, denen die französische Herrschaft Befreiung von ärgster Unterdrückung und steten Mißhandlungen gebracht hatte, immer treue, ja begeisterte Anhänger Frankreichs gewesen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie zum großen Theile eine ganz ungebildete, dem europäischen Wesen fremde, den europäischen Ideen verschlossene Kaste ausmachten, die sich nur langsam und allmählich civilisiren konnte und thatsächlich civilisirt. Es wäre deshalb in ihrem eigenen Interesse wie in dem der Kolonie richtiger gewesen, ihre Erhebung zu Vollbürgern individuell an den Nachweis wenigstens elementarer europäischer Bildung zu knüpfen. Genug, die französische Bevölkerung Algeriens sah mit Entrüstung und Neid die massenhafte Gleichstellung eines bisher von ihr gering geschätzten Elementes,

von dem sie überdies einen rührigen und erfolgreichen Wettbewerb sowohl in privater Erwerbthätigkeit wie für politische und administrative Aemter fürchtete. Die Klagen über die Emanzipation der Israeliten sowie die Forderungen, solche rückgängig zu machen, begannen sofort, lange Zeit bevor in Frankreich selbst an die Möglichkeit einer antisemitischen Strömung nur zu denken war.

Die weitere Entwicklung der Dinge hat dann den Gegensatz lediglich vertieft und verschärft.

Die Zustände in Algerien sind, wie ich in diesem Frühjahr mit eigenen Augen beobachten konnte, keineswegs erfreulich; das Land vermag sich durchaus nicht zum Wohlstand zu entwickeln. Nach französischer Art wird alles von oben her und zwar von Paris aus geleitet und bis ins Kleinste reglementirt. Jede Verwaltungsmaßregel hängt von dem Belieben der verschiedenen Ministerien in dem Mutterlande ab, die weder genügende Kenntniß der algerischen Zustände noch hinreichendes Interesse besitzen und alles nach der in Frankreich geltenden administrativen Schablone anordnen. Das Land selber ist nur in einigen Küstengegenden fruchtbar, sonst sandig oder steinig, und die ganz regenarmen Sommer, während deren oft in vier bis fünf Monaten nicht ein Tropfen Wassers fällt, erschweren den Anbau. Dazu kommt, daß das heiße Klima in kürzerer oder längerer Zeit die physische und moralische Erschlaffung der europäischen Kolonisten herbeiführt. Sie werden träge, lässig, jeder Anstrengung abgeneigt; die Todesfälle übertreffen die Zahl der Geburten. In den größeren Städten, zumal in den Küstenorten, findet sich der Abschaum der südfranzösischen, spanischen, italienischen und malteser Bevölkerung zusammen, ein schlimmer und nichtsnutziger Pöbel, der nicht von redlicher Arbeit, sondern von Betrug, Diebstahl und Gewaltthat jeder Art leben will. Die ungeheure Mehrzahl der arabischen und maurischen Bevölkerung besteht aus grundsätzlichen Faullenzern, die nur so viel thun, um ihre überaus bescheidenen Bedürfnisse von einem Tage zum andern befriedigen zu können. Daher werden von der gesammten Oberfläche Algeriens nur 2 Prozent, sage zwei Prozent, landwirthschaftlich ausgenutzt — und diese meist noch schlecht, so daß der Hektar Getreideland durchschnittlich nur sechs bis neun Zentner Erträgniß bringt. Der Viehstand ist in jüngster Zeit nicht unbeträchtlich zurückgegangen und befindet sich nur zum allergeringsten Theil im Besitz der Kolonisten, zum weit überwiegenden in dem der Eingeborenen. Der Bergbau wird wenig betrieben und beschäftigt nicht mehr als 1400—1500 Arbeiter. Die Industrie beschränkt sich fast ausschließlich auf Tabaksfabrikation, auf Schneide- und Oelmühlen und nährt einige 40 000 Arbeiter, zumeist mohammedanische Eingeborene. Das Eisenbahnwesen ist wenig entwickelt und besteht, mit zwei Ausnahmen, lediglich aus einer Küstenbahn. So kommt es, daß, obwohl die Kolonisten von Steuern erdrückt werden — 85 Franken auf den Kopf — Frankreich jährlich noch 75—90 Millionen für das Budget Algeriens zusteuern muß.

Die bedrängte Lage der europäischen Einwohnerschaft wurde durch die schlechten Ernten, die seit fünf Jahren Algerien betroffen haben, bis zur Unerträglichkeit verschlimmert. Kein Wunder, daß alles geldarm und in Noth ist, die Landleute ebenso wohl wie die Städter, die letzteren allerdings zum großen Theile, weil sie in ihrer Mehrzahl nach arbeitsscheu und lieberlich sind.

Nur eine Klasse befand sich in günstigeren Umständen: die Juden.

Die Unduldsamkeit und der Fanatismus der Mauren hatte die Juden vom flachen Lande vertrieben und in die engen Ghetti der Städte gebannt. So ist aus ähnlichen Ursachen, wie in Europa, auch in Algerien der Israelit so gut wie ausschließlich Städtebewohner geworden. Als solcher beschäftigt er sich hauptsächlich als Handwerker. Die Schneider, Weber, Sticker, Schuhmacher, Goldarbeiter sind zu weit überwiegendem Theile Juden. Daneben besitzen sie auch die meisten Ladengeschäfte. Durch Nüchternheit, Fleiß und Familiensinn zeichnen sie sich vor der Mehrzahl der sonstigen städtischen Bevölkerung aus, und verbunden mit ihrer Intelligenz und Betriebsamkeit brachten jene Eigenschaften ihnen einen Wohlstand, der grell von der kläglichen Lage der Menge der europäischen Bevölkerung absticht. Wirklicher Reichthum findet sich dort beinahe allein unter den Juden. Solche Verhältnisse mußten den Neid und die Abneigung, die aus den früher erwähnten politischen Umständen ohnehin gegen die Juden herrichten, beträchtlich steigern. Dazu kam, daß die letzteren mit ihrem relativen Reichthum natürlich die einzigen Geldverleiher waren — also Leute, die man nur im Augenblicke des Borgens liebt, sonst aber mit Haß und Schimpf bedenkt. Unzweifelhaft haben auch manche jüdische Geldleute ihre wirthschaftliche Ueberlegenheit zu gewissenlosem und grausamem Wucher mißbraucht; und je mehr man den Juden ihre Stellung mißgönnt, desto eifriger verallgemeinerte man solche Einzelfälle gegen eine ganze fleißige und nützliche Gesellschaftsklasse.

So begannen die antisemitischen Unruhen in Algerien bereits im vergangenem Jahre. Halbsozialistische Radikale übernahmen die Führung. Der aus ihren Reihen hervorgegangene Generalgouverneur Cambon hat diese Richtung nach Kräften gefördert. Das Wiederaufleben der Dreyfus-Angelegenheit, der Zola-Prozeß regten dann im Beginn des jüngsten Winters die Leidenschaften noch mehr auf und umkleideten die Gehässigkeit mit dem Mantel des Patriotismus. Eine wüste Presse entstand, die auf alle schlechten Eigenschaften des Pöbels spekulirte und diesen durch Lügen, Verleumdungen und Brandreden jeder Art bis zu wahnsinniger Wuth aufstachelte. Diese Schandpresse trägt die Hauptschuld an den schmachvollen Vorgängen in Algier, auch an den Mord- und Plünderungsscenen, die die Hauptstadt der Kolonie im vergangenen Januar erfüllten. Zum Glück wurde Cambon durch einen aufrichtig liberal und gerecht denkenden Generalgouverneur, Lépine, ersetzt, der einsah, daß die Unruhen, an denen sich die beutegierige, einheimische Bevölkerung reichlich betheiligte, für diese geradezu eine Generalprobe zu einem neuen Aufstand gegen die französische Herrschaft wurden. Er hat es verstanden, mit kräftiger Hand die abermaligen Vorstöße des Aufruhrs, im letzten Märzmonat, zu unterdrücken und alle diejenigen, die zu Raub- und Gewaltthat aufforderten, zu strafen. Der Hauptleiter der Mordbuben, Max Régis, der Sohn eines naturalisirten Italieners, ein junger Mensch, der bisher in jeder von ihm versuchten Laufbahn Schiffbruch gelitten hatte, sitzt nun seit zwei Monaten hinter Schloß und Riegel.

Herr Lépine, den die Antisemiten noch grimmiger hassen, als selbst die Juden, erkannte klar den unberechenbaren Schaden, den die wüsten Unruhen der ohnehin armen Kolonie zufügen. In der That sind die wohlhabenden jüdischen Familien in Masse nach Frankreich ausgewandert und haben ihren Reichthum dem algerischen Lande entzogen. Jetzt beklagen sich die Kolonisten bitter, die Juden richteten sie zu Grunde, indem sie ihnen kein Geld mehr vorschießen wollten — diese selben Juden, die man soeben noch, als sie die gewünschten Darlehen gewährten, als Wucherer brandmarkte und todtschlug! Der Handel stockt, die finanziellen Unternehmungen gehen zu Grunde, die Fremden vermeiden Algier, die Gasthöfe, Theater und Konzertsäle stehen leer, die Wohlthätigkeitsanstalten entbehren schmerzlich die Gaben, mit denen zumal die jüdischen Frauen sie reichlich bedacht hatten. Herr Lépine hat bei Eröffnung des großen Rathes der Kolonie ein umfassendes, systematisches und von jedem Einsichtigen mit Freuden begrüßtes Programm wichtiger und einschneidender Reformen aufgestellt; aber er hat nicht verhehlt, daß solches nur unter der Bedingung verwirklicht werden kann, daß die bösartige Agitation aufhört und wieder geordnete und sichere Zustände an deren Stelle treten. Die Mitglieder des Rathes, die städtischen Vertretungen, die Gerichts- und Verwaltungsbehörden haben ihm zugestimmt. Die Masse der europäischen Bevölkerung Algeriens aber scheint noch schlimmere Erfahrungen machen zu müssen, ehe sie einsieht, daß nicht blinde Gehässigkeit, Straßentumulte

und Plünderungen das Heil bringen, sondern nur Gesetzlichkeit, Nüchternheit und ehrliche und ausdauernde Arbeit. Wenn diese Erkenntniß sich nicht bald geltend macht, so wird Algerien nur die große Zahl kolonisatorischer Mißerfolge vermehren, die die Geschichte Frankreichs ohnehin zu verzeichnen hat.

M. Philippson.

Der adlige Grundbesitz in Rußland.

Die Verwaltung der russischen Adels-Agrarbank hat ihrem vor Kurzem erschienenen Rechenschaftsbericht für das Jahr 1896 einen sehr werthvollen Anhang beigegeben, in welchem die Bewegung des adligen Grundbesitzes in den letzten 35 Jahren, von 1862–1897, untersucht wird.

Es ist das die Periode, die unmittelbar auf die größte liberale Reform Rußlands folgt, — eine Reform, die dem adligen Grundbesitz in seiner früheren Form einen so schweren Schlag versetzt hat, wie wohl kaum eine andere vorher oder nachher. Wenn also die in Rede stehende Untersuchung zu wirklich zuverlässigen Ergebnissen gelangt, so werden dieselben gleichzeitig auch eine Antwort auf die Frage enthalten, wie die Emanzipation der Bauern auf die Gestaltung der Grundbesitzverhältnisse in Rußland gewirkt hat.

Leider ist dasjenige Material, welches die Verwaltung der Adels-Agrarbank in ihren Händen vereinigen konnte, nicht so ausreichend, wie es im Hinblick auf die Wichtigkeit der Frage wohl wünschenswerth wäre. Es wurde gewonnen durch Umfragen bei den Chefs der Gouvernements und Bezirke, aus den örtlichen Registern über die Besteuerung der adligen Güter und bezieht sich lediglich auf das europäische Rußland und den Kaukasus, jedoch mit Ausschluß der drei Ostseeprovinzen und der eigentlich polnischen Gouvernements. Da die Bewegung des Grundbesitzes hauptsächlich als Folgewirkung der Bauernbefreiung von Interesse erscheint, so ist letzterer Umstand weiter nicht zu bedauern, weil in diesen Gegenden die Aufhebung der Leibeigenschaft bereits früher erfolgt, resp. auf anderer Grundlage durchgeführt worden war, als im eigentlichen Rußland.

Aber auch das für die übrigen Landestheile zusammengebrachte Material leidet an mancherlei Unzulänglichkeiten: es umfaßt vor allen Dingen nicht überall den vollen Zeitraum von 35 Jahren, sondern erstreckt sich z. B. in fünf Gouvernements nicht über die letzten zehn Jahre hinaus; in vielen Fällen ist es lückenhaft, d. h. es fehlen die Angaben für einige der dreijährigen Perioden, in welchen die Steuerrollen hergestellt werden; in anderen bezieht es sich nicht bloß auf die Güter des eigentlichen Adels, sondern umschließt auch diejenigen der sogenannten persönlichen (nicht erblichen) Edelleute. Unbedingte Zuverlässigkeit werden also die in dem Bericht der Adels-Agrarbank enthaltenen Zahlenangaben, als solche, nicht beanspruchen können, dagegen dürften sie wohl die Bewegung und die Veränderungen in den Grundbesitzverhältnissen des Adels in durchaus zutreffender Weise illustriren.

Die in Rede stehende Statistik ergibt nun die sehr beachtenswerthe Thatsache, daß der adlige Grundbesitz in Rußland seit 1862 und bis zum heutigen Tage in kontinuirlichem, schnellem Rückgang begriffen ist. Betrachtet man die Bewegung gesondert nach Gouvernements, so ergibt sich, daß von den sämmtlichen 48 Gouvernements, für welche die bezüglichen Angaben vorhanden sind, nur 6 Gouvernements eine Steigerung des in den Händen des Adels befindlichen landwirthschaftlichen Areals zu verzeichnen haben. Dieselben gehören entweder zum Kaukasusgebiet (Gouv. Tiflis und Terekgebiet) oder liegen an der östlichen Peripherie des Reiches (Astrachan, Perm, Ufa) und da hier wie da die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse so ganz andere sind, als im eigentlichen, centralen Rußland, so mag die Steigerung des adligen Grundbesitzes hier auf besonderen, lokalen Ursachen beruhen. Lediglich das Gouvernement Wolynien macht davon eine Ausnahme, aber hier ist die Steigerung auch so geringfügig, — in den letzten 23 Jahren um 0,006 Proz. jährlich, — daß sie kaum ins Gewicht fällt. Zwei weitere und zwar wieder kaukasische Gouvernements (Baku und Kutais) haben in den letzten 6 resp. 3 Jahren weder einen Rückgang noch eine Zunahme des adligen Grundbesitzes zu verzeichnen. In allen übrigen 40 Gouvernements dagegen ist die dem Adel gehörige landwirthschaftliche Fläche mehr oder weniger stark zurückgegangen und zwar beträgt die jährliche durchschnittliche Abnahme.

in	1	Gouvernement	. . . . über	4	Proz.,
„	2	Gouvernements	. . . von	3—4	„
„	7	„	. . . „	2–3	„
„	7	„	. . . „	1—2	„
„	13	„	. . . „	0,5—1	„
und „	10	„	. . . unter	0,5	„

Von Interesse ist es dabei, daß der Rückgang am Stärksten in den nördlichen, sogenannten industriellen Gouvernements ist, während das Gebiet der Schwarzerde weniger starke Abnahmeziffern aufweist.

Um auch die absolute Bedeutung der obigen Verhältnißzahlen hervortreten zu lassen, seien noch einige weitere Zahlen angeführt.

In den Gouvernements Tambow und Jekaterinoslaw, den einzigen, für welche die bezüglichen Daten für den ganzen Zeitraum von 35 Jahren vorliegen, sank das in Händen von Adligen befindliche Areal von 4344000 Dessjatinen (1 Dess. = 1,09 Hektar) in 1862 auf 2904000 Dess. in 1895; in 6 Gouvernements, für welche die Daten seit 1865 vorhanden sind, von 9037000 Dess. auf 5523000 Dess., in 12 weiteren Gouvernements endlich von 19810000 Dess. in 1868 auf 12912000 Dess. in 1895.

Von besonderem Interesse wäre es natürlich, festzustellen, um welchen absoluten Betrag sich der adlige Grundbesitz in ganz Rußland seit Aufhebung der Leibeigenschaft vermindert hat. Das ist jedoch wegen der schon oben besprochenen Unzulänglichkeit des statistischen Materials nicht möglich. Ein Gesammtbild läßt sich erst für das Jahr 1883 gewinnen und auch dieses umfaßt noch nicht das ganze Rußland, sondern nur 39 Gouvernements (ausgeschlossen sind sämmtliche kaukasische und einige andere Gouvernements). Hier betrug nun die Gesammtausdehnung des adligen Grundbesitzes:

1883 . . . . 52413000 Dessjatinen,
1895 . . . . 44354000 „

Im Lauf von 12 Jahren ist also ein Rückgang um 8059000 Dess. erfolgt, oder um 1,3 Proz. jährlich.

Bei allen Unzulänglichkeiten der vorstehend skizzirten Statistik ergibt sich daraus das eine unwiderleglich, daß überall in Rußland, wo nicht lokale Verhältnisse (östliche Peripherie) oder die Unklarheit der ständischen Gliederung (Kaukasus) entgegen wirken, seit der Aufhebung der Leibeigenschaft der adlige Grundbesitz langsam aber stetig zurückgeht. Man steht somit vor einer sehr beachtenswerthen Thatsache der sozialen Entwicklung.

Ueber die Ursachen derselben kann wohl kaum ein Zweifel bestehen. Der russische Adel, welcher bis zum Jahre 1861 von dem Ertrag der Arbeit seiner Leibeigenen gelebt hatte, wurde durch die Emanzipation der Bauern auf seine eigene wirthschaftliche Kraft angewiesen. Dieselbe hat sich als nicht hinreichend erwiesen, um das durch die historische Entwicklung dem Adel Zugefallene zu erhalten. Es begann daher schon sehr bald und ganz besonders, als der private Realkredit zu Anfang der 70er Jahre freigegeben wurde, der in solchen Fällen unvermeidliche und ganz natürliche Prozeß: das Land ging aus den Händen des wirthschaftlich unfähigen Adels in den Besitz von solchen Personen über, die den Grund und Boden nicht als die Grundlage für

soziale Macht und Einfluß, sondern als ein Werkzeug der Produktion ansahen.

Der Rückgang des adligen Grundbesitzes kann daher für eine unbefangene Auffassung auch gewiß nichts Bedenkliches haben, und selbst die vielfachen Klagen über unrationelle Bewirthschaftung und Aussaugung des Bodens seitens der neuen Besitzer können nicht dazu veranlassen, den geschilderten Entwicklungsgang zu bedauern, denn diese Klagen stammen einerseits offenkundig aus dem Lager der bekannten laudatores temporis acti, welche in dieser Weise ihrem Reaktionsbedürfniß Luft machen, andererseits — und soweit sie begründet sind — beziehen sie sich auf eine an und für sich gewiß unerfreuliche Erscheinung, die aber von einem Uebergangsstadium, wie es das gegenwärtige in Rußland ist, immer und überall unzertrennlich war, und die mit diesem Stadium allmählich von selbst auch wieder verschwinden wird.

Ganz anders freilich stellt sich die Regierung zu der Verschiebung in den Grundbesitzverhältnissen. Seitdem sie, unter dem Einfluß von Ereignissen, die noch in Aller Erinnerung sein dürften, zu Anfang der 80er Jahre mit den liberalen Traditionen aus der Zeit der Bauernemanzipation definitiv gebrochen hatte, konnte sie den Rückgang des adligen Grundbesitzes und die dadurch bedingte Abnahme der sozialen Bedeutung des Adels natürlich nur mit äußerster Besorgniß konstatiren, denn von ihrem Standpunkt hat sie gewiß Recht, wenn sie in einem mächtigen grundbesitzenden Adel das stärkste Bollwerk gegen den Ansturm der liberalen Ideen sieht. Die Regierung hat sich daher bemüht, durch eine ganze Reihe von Maßregeln, die seit jener Zeit getroffen worden, dem Rückgang des adligen Grundbesitzes entgegenzuwirken.

Eine der wichtigsten dieser Maßregeln war die im Jahre 1885 erfolgte Gründung der Reichs-Adels-Agrarbank, eines Instituts, mit dessen Hilfe erreicht werden soll, — und wohl auch erreicht worden ist, — daß in Rußland der dem Adelsstand angehörige Grundbesitzer billiger und reichlicher Kredit erhält, als seine nichtadligen Genossen.

Seit zwölf Jahren entfaltet die Adelsbank ihre auf die Erhaltung und Stärkung des adligen Grundbesitzes gerichtete Thätigkeit; wir haben oben gesehen, daß ungefähr in dem gleichen Zeitraum dieser Grundbesitz um über 15 Proz. zurückgegangen ist. Es scheint mithin, daß die Gründung der Adelsbank, vorläufig wenigstens, nicht den gewünschten Erfolg gehabt hat.

St. Petersburg, April 1898.

Theodor Buck.

August Strindberg und seine Hölle.

Es ist eine keineswegs seltene Erscheinung, daß nach dem Tode eines Dichters irgend eines seiner Werke, das er zu dauernder Pulthaft verurtheilt hatte, nun in das Licht der Oeffentlichkeit gestellt wird. Die Pietät der Erben in dem einen, im anderen Falle die Spekulation eines Verlegers wirken als Förderer solcher Spätgeburten. Ihr künstlerischer Werth ist gewöhnlich nicht allzu groß, — hat sie doch der eigene Vater als Stiefkinder behandelt, — mit vollstem Rechte aber (ich spreche von Dichtern, nicht von Cliquengrößen) beanspruchen sie die eingehendste Beachtung. Gerade in ihrem Anachronismus liegt das Interesse, oft ihr Werth. Es ist ein Eigenes um die Rekonstruirung eines abgelaufenen Geisteswerks, um das Schauen einer Entwicklung, da man die Reife gesehen hat. Und, nachdem die Kette geschlossen ist, ein verspätet, aber nicht zu spät gekommenes Glied in sie einfügen zu müssen, ist lehrreicher, als den organischen Verlauf in seiner glatten Zeitgemäßheit zu verfolgen. . . .

Von August Strindberg sind innerhalb weniger Wochen zwei neue Bücher vor das deutsche Lesepublikum gelangt. Zuerst „Inferno“,*) der jüngste Beitrag zu seiner Biographie, und bald darauf die „Neuen Novellen“,**) neu, obgleich vor mehr als einem Dezennium verfaßt. — Rund zehn Jahre also, und es ist, als läse man das Jugendwerk eines Achtzigjährigen. Der Vergleich hinkt, die Kluft ist größer. . . .

Wären die „Neuen Novellen“ bald nach ihrem Entstehen erschienen, so würde man ihrer jetzt kaum noch gedenken; denn sie zählen zu seinem Schwächsten. Wohlgemerkt: zum Schwächsten Strindberg's; aber auch die Niederungen eines Hochgebirges sind noch stattliche Erhebungen.

An sich bemerkenswerth sind sie durch ihre Objektivität. Sie haben keine Beziehung zu dem großen Ich-Roman, den Strindberg's gesammte Produktion sonst — mehr oder minder deutlich — repräsentirt, und auch im übrigen erscheinen sie so gar nicht Strindbergisch. Es sind acht Momentaufnahmen aus dem Stockholmer Skären, Anekdoten, Begebenheiten, Milieuschilderungen, nirgend aber die schneidend scharfe Seelenanalyse, die man bei diesem nordischen Menschenerforscher sucht und zu finden gewohnt ist, nirgend ein Kampf zwischen Mann und Weib, ein Ringen des „Großgehirns“ gegen die „Kleingehirne“. Nur die Einleitung trägt unverkennbar sein Gepräge: jene, Strindberg eigenthümliche Verbindung des Dichterauges mit dem Blicke des Naturhistorikers, jene Mischung von Katheder und Poesie, die in dem Roman „An offener See“ ihren grandiosen Ausdruck gefunden hat.

Und nun zu „Inferno“. Ein gewaltiger Saltomortale, der über all das hinwegsetzt, was Strindberg's Namen in die Welt getragen, was den „Iedermenschen“ und „Frauenhasser“ berühmt und berüchtigt gemacht hat, ein Sprung grauenhaft wie ein Sprung in die Hölle, — zu des Giganten jüngsten und letzten Werke.

„Inferno“ ist rein autobiographisch wie „die Vergangenheit eines Thoren“ und umfaßt die Zeit von November 1894 bis zum Herbste 1897. In die halb tagebuchartig, halb in Form eines Romans fortlaufende Erzählung sind chemische, physikalische und pflanzenphysiologische Abhandlungen eingeschaltet, Religionsphilosophisches und Beiträge zum Occultismus stehen neben einer rührend innigen Schilderung des Wiedersehens zwischen dem Dichter und seinem Kinde, das Ganze aber ist, — und deshalb habe ich es ebenso ungern als mit vollster Ueberzeugung sein Letztes genannt, — die Beschreibung der eigenen Verdüsterung des Geistes.

Strindberg ist dem Wahn verfallen, verfolgt zu werden. — Ein trauriges, ein erschütterndes Schicksal, ein Schicksal aber, das die Umgebung des Unglücklichen seit Langem erwartet hat, und das auch Jene nicht überraschen konnte, die diesen Mann in seinem schier übermenschlichen Ringen mit sich und aller Welt nur einigermaßen verfolgt haben. Daß er noch über seinem Leiden steht, daß er es selbst mit der Genauigkeit eines Psychiaters beobachtet, mit der Kraft eines Dichters schildert, beweist nichts gegen die Thatsache; sie wird dadurch nur um so tragischer. — „Welch edler Geist ward hier zerstört!“ . .

Ich würde mit diesem Worte Ophelia's schließen, ohne auf den unerquicklichen Inhalt des Buches näher einzugehen, wäre nicht von anderer Seite der Versuch unternommen worden, „Inferno“ zu „erklären“, zu erklären als „die Abkehr Strindberg's vom Realen zu den mystischen Mächten“. — Diese erbärmliche Phrase vom Mystizismus, die sich sonst mit Pünktlichkeit dort einzustellen pflegt, wo es gilt, Geistesarmuth für Gedankentiefe auszugeben, sie sollte auch hier die Ausgeburten eines leidenden Gehirns in das Gebiet der Dichtkunst verweisen. Schade, daß das nicht angeht, sehr schade!

*) Berlin, Georg Bondi.
**) Breslau, Schottländer.

Denn thatsächlich hat Strindberg bereits vor zwei Jahren, als er im Hause seiner Schwiegermutter zu Dornach*) weilte, stets ein Dolchmesser bei sich geführt, mit dem er blindlings nach rückwärts stach, wenn er sich von einem Dämon verfolgt glaubte, und dies war auch der Grund, weshalb die alte Dame in mehr als begreiflicher Angst um das Leben ihres Enkelchens den unglücklichen Dichter zur Abreise bewog.

Er verschweigt dies übrigens keineswegs.

„Oft scheint es mir, daß jemand hinter meinem Stuhle stehe. Dann steche ich mit dem Dolche hinter mich und bilde mir ein, mit einem Feinde zu kämpfen . ." (S. 191.)

Kann man das für — Mystik halten? Es scheint so. Und wegen dieser ungesunden Auffassung der Kritik sei auf „Inferno" näher eingegangen.

Paris. November 1894. — Strindberg, in zweiter Ehe mit einer Wienerin verheirathet, bricht ohne äußeren Anlaß mit dieser seiner „vielgeliebten" Gattin, die „voll Eifersucht auf seine Liebe zur Erkenntniß, den Lauf seiner Ideen überwacht." —

„Meine Wahl zwischen Liebe und Wissenschaft hat sich für letztere entschieden und läßt mich über dem Opfer meiner eigenen Liebe ganz vergessen, daß ich zugleich ein schuldloses Weib auf dem Altar meines Ehrgeizes oder, sagen wir, meines inneren Berufes opfere . ." —

Er lebt nun seinen chemischen Versuchen, es gelingt ihm, das Vorhandensein von Kohlenstoff in dem für einfach gehaltenen Schwefel nachzuweisen, und — heller Jubel erfüllt ihn. Er vergißt darüber nicht nur Weib und Kind und seine Schulden sondern auch die durch die ätzenden Chemikalien entstandenen Wunden an seinen Händen, bis eine Blutvergiftung ihn zwingt, das St. Ludwigs-Hospital aufzusuchen. Eine von einer befreundeten Dame unter den in Paris lebenden Skandinaviern eingeleitete Kollekte ermöglicht ihm dies. —

„Bettler, der ich bin, doppelter Bettler, da ich um Nächstenliebe durch die Vermittlung eines Weibes bitte! Ist da nicht eine unsichtbare Hand im Spiele, welche die unwiderstehliche Logik der Ereignisse lenkt? Und ich beuge mich dem Sturme, und gelobe mir, als neuer Mensch mich wieder zu erheben."

Die unsichtbare Hand! Sie bewirkt, daß jemand, der seine Frau fortjagt, nachher allein ist, daß der, welcher nichts verdient, auch kein Geld hat! — Wahrlich, das ist nicht mystisch, sondern unsäglich traurig.

Doch weiter, und zwar möglichst kurz: In dem Buche folgen nun einige wissenschaftliche Abhandlungen, darunter eine höchst interessante über die Struktur des Cyclamenblattes, der Zeit nach befinden wir uns bereits im Februar 1896. Strindberg, der, von allen erdenklichen „Wundern" verfolgt und erleuchtet, seinen Studien obliegen hat, übersiedelt in das Hotel Orfila, eine Pension für katholische Studenten, und gelangt dadurch in — die Rothhölle. Am zweiten Tage seines Aufenthaltes daselbst entdeckt er nämlich, daß sich hart unter seinem Fenster das Klojet befinde, und daß „auch noch die hundert Fensterchen unten im Thale" der Beleuchtung ebensolcher Räume dienen. — — —

Er geht spazieren. Auf einer alten Mauer prangen, mit Kohle geschrieben die Buchstaben F. S., die Initialen des Namens seiner Frau. „Sie liebt mich noch immer." — Im Jardin du Luxembourg findet er auf der Erde zwei dürre vom Winde abgebrochene Reiser.

„Sie bildeten die beiden griechischen Buchstaben p und y. Ich hob sie auf und mir fiel ein, daß P—y die Abkürzung von Popoffsky (dies ist sein vermeintlicher Todfeind) war. Er verfolgte mich also doch, und die Mächte wollten mich gegen die Gefahr schützen. Unruhe ergriff mich ungeachtet dieses Zeichens der Gnade der Unsichtbaren. Ich rufe den Schutz der Vorsehung an, ich lese die Psalmen Davids wider seine Feinde . . ." u. s. w.

In ununterbrochener Erregung, von Schlaflosigkeit aufs äußerste erschöpft, verweilt er in Paris bis Ende Juli; dann entflieht er nach Dieppe, um bald darauf eine kleine Küstenstadt im Süden Schwedens aufzusuchen. Dort wohnt ein befreundeter Arzt.

„Nach dreißig martervollen Tagen" verläßt er auch diesen und folgt einer Einladung seiner Schwiegermutter, der Pflegerin seines Kindes, nach Dornach. Das Wiedersehen mit der Kleinen, die er als Säugling verlassen, um nun ein Mädchen von zweieinhalb Jahren zu finden, entlockt dem armen Dichter Worte, wie er sie erschütternder, rührender nie gefunden. Diese wenigen Seiten sind der einzige Lichtblick in dem Grauen erregenden Buch. — Anfangs durch die Macht des reinen Kindergemüths geheilt, doch bald neuerdings der alten Qual verfallend, lebt er mehrere Monate in dem weltabgeschiedenen österreichischen Dörfchen; er disputirt mit der pietistisch angehauchten Dame religiöse und mystische Themen, daneben treibt er allerlei Studien, die Nächte aber peinigen ihn in namenloser Gespensterfurcht. Wie schon erwähnt, zwingt er seine freundliche Wirthin schließlich dazu, ihn fortzuschicken.

„Reise ab, mein Kind, ich habe genug von diesem Höllengeruch."

Und er kehrt nach Schweden zurück.

„Es giebt in Schweden 90 Städte, und zu derjenigen, die ich am meisten hasse, haben mich die Mächte verdammt."

Weshalb er aber gerade nach Lund und nirgend anderswohin geht, wird nicht einmal angedeutet.

Es ist dies seine letzte „Bußstation". Hier findet er sein Heil — in Swedenborg, jenem Mystiker und Theosophen (1688—1772), dessen Schwärmereien Kant in den „Träumen eines Geistersehers" einer kritischen Würdigung unterzogen hat. Sein Hauptwerk „Arcana coelestia" wird Strindberg's Evangelium. Alles, was ihn bisher verfolgt und gequält, wird ihm nun klar, und nicht nur dies, sondern auch Grund und Zweck dieser Martern: Sein Uebermuth (ὕβρις) hat die Geister, die geheimen Mächte erzürnt, und sie weisen ihm nun den einzigen Weg zur Buße — durch Reue.

Nach diesen Schilderungen wirkt auch der Schluß des Buches nicht überraschend: Strindberg wird Katholik. — Ob er es wirklich geworden, ob es bei der Absicht geblieben sei, sagt er nicht mehr, doch scheint das Erstere unzweifelhaft. Denn die katholische Kirche pflegt ihren alleinseligmachenden Schoß nicht zu verschließen. Das belgische Kloster dürfte den „Brief mit der Bitte um einen Ruhesitz für den Verfasser dieses Buches" jedenfalls schon beantwortet haben, und dürfte sich öffnen (oder schon geöffnet haben) — für Strindberg!

So schließt denn diese Tragödie mit einer der blutigiten Satyren, die das Schicksal je verfaßt. Strindberg, der den krassesten Individualismus mit einer nie dagewesenen Konsequenz für sich selbst gelebt hat, Strindberg, der Positivist, der Uebermensch, die Herrennatur — wird Mönch. Und doch! So parador, so horrend es klingt, die Erklärung findet sich nicht allzuschwer. Baumeister Solneß spricht niederschmetternd von den alten Wikingern: „Ja, seh'n Sie, die hatten ein robustes Gewissen!"

Strindberg hatte es nicht, und gerade er hätte es nöthig gehabt, wie nur irgend Einer. Ihm, der es selbstverständlich fand, daß die „Kleingehirne" für das „Großgehirn" arbeiteten, der seine erste Gattin in „der Beichte eines Thoren" vor aller Welt an den Pranger gestellt, die zweite Frau, eine zwanzigjährige Mutter seiner „Liebe zur Erkenntniß" geopfert hat, ihm mag wohl in einsamen Stunden bange geworden sein vor dieser Menschenopfer heischenden Art. Seine Anlage, sein „schwächliches Gewissen", im Vereine mit einer menschliches Können übersteigenden Geistesarbeit, haben diesen Mann gefällt. . . .

Ob er zwischen den weltentrückten Klostermauern die Ruhe findet, die ein fünfzigjähriges Leben ihm versagt hat?

Wien. Gustav Pollak.

*) Kleines Dorf in Ober-Oesterreich.

Studentenlyrik.

Alle deutschen Dichter, selbst der fromme innige Novalis, haben dem goldnen Wein gesungen, an den Wein- und Trinkliedern der deutschen Litteratur kann man in charakteristischer Ausprägung die einzelnen Strömungen dieser Litteratur verfolgen — einzig Heinrich Heine hat uns kein echtes und rechtes Trinklied gegeben, das fröhliche Jugend begeistern und ein heiteres Alter erquicken kann. Und doch ist es so ganz Herz von unserem Herzen, wenn der König von Thule — manchmal ist es mir, als sei gerade dieses Goethe'sche Lied das Höchste aller Lyrik — den goldnen Becher zuletzt fortgibt — diesen Becher, aus dem er Sehnsucht und Erinnerung und Jugend getrunken in vollen Zügen.

Wenn deutsche Studenten ihre Saiten stimmen, so darf man fröhlicher Hoffnung sein. Nicht reiche Kunst mag da sprechen, aber Lieder mögen jubeln aus freier Burschenbrust, Schläger mögen klirren, und eine junge Begeisterung mag uns fortreißen über kühle Schranken und den grauen Alltag hinweg. Der goldne Becher des alten Königs von Thule taucht wieder empor, jede neue Jugend muß ihn ergreifen, muß neue Lebensgluth aus ihm trinken; ich will seinen goldnen Klang hören durch die Lieder dieser Jugend. Der Erzpoet zur Staufenzeit hat ebenso einen guten Trunk daraus gethan wie der Erzpoet Goethe; die tranken sich ewige Jugend daraus. Und wenn das nun eben auch nicht Jedermanns Sache ist — einen Theil jener unsterblichen Frühlingskraft vermag dieser wundersame Becher wohl auch minder Begnadeten zu verleihen.

An diese Frühlingskraft hab ich denken müssen, als deutsche Studenten sich plötzlich wieder regten, als in Göttingen, in Berlin, in Leipzig Studenten-Musenalmanache auftauchten. Zweierlei war das Bemerkenswerthe daran: zuerst, daß sich die Jugend nicht schämte, jung zu sein, daß sie sich ihr Sangesrecht nicht verkümmern lassen wollte. Da durfte man auf eine innere Stärke dieser Jugend hoffen, durfte erwarten, daß ein kräftiger Strom der Begeisterung lebenweckend auch hinüberschlagen würde in die mehr offizielle Dichtung. Und weiter: es sind gerade die Zeiten, in denen die Studenten sangen, Vorbereitungs- und Anfangszeiten einer großen Epoche deutscher Dichtung gewesen, die clerici vagantes und die alten Göttinger reden davon. Also gute Perspektiven.

Auch hier waren die Göttinger voran. Mit dem „Göttinger Musen-Almanach für 1896, herausgegeben von Göttinger Studenten", war das erste Trompetensignal gegeben. Es dauerte nicht lange, so folgte ein „Musen-Almanach Berliner Studenten", dem sich Ende 1897 ein „Musen-Almanach Leipziger Studenten" anschloß. Kurz darauf rückten dann die Göttinger noch einmal vor mit einem Musen-Almanach für 1898. Vier, theilweise sehr starke Bücher also, an denen sich über 70 Studenten betheiligten. Die Berliner haben die größte, die Göttinger die kleinste Anzahl von Namen. Leipzig hält nach Recht und Billigkeit die Mitte. Die drei Kreise sind ziemlich fest umschrieben, es ist überall trotz der Vielheit der Theilnehmer eine Einheit vorhanden. Und mehr noch: die drei Gruppen bezeichnen gleichzeitig drei Phasen deutscher Dichtung. Das macht diese Bücher noch interessanter. Und da außer der von den Göttingern ausgegangenen äußern Anregung irgend eine merkliche Beeinflussung des einen Kreises durch den anderen nicht stattfand, so ist die chronologische Aufeinanderfolge ziemlich gleichgültig und so mag Berlin zuerst seine litterarischen Rekruten vorüberführen.

Der „Musen-Almanach Berliner Studenten"*) enthält die Widmung „Unserem alten und unserem jungen Meister Theodor Fontane und Gerhart Hauptmann". Das ist das Erste, worüber man stutzt. Man kann die reife Kunst Fontane's noch so hoch stellen — daß Fontane gerade der Mann der Jugend ist, wird sein gläubigster Verehrer nicht behaupten können. Denn Theodor Fontane ist so klug, so fein, so ironisch, so lächelnd über den Dingen dieser Welt stehend; er ist weiter so leidenschaftslos, so wenig Kämpfer; mir ist manchmal, als fehlte ihm die große Liebe, die Begeisterung; er hat kein Liebeslied geschrieben, er wehrt sich nie gegen die Konvention, seine Menschen rebelliren nicht gegen die Schranken, sondern fügen sich, weil sie nie „auf die Liebe gestellt sind", es ist überall herbstliche Reife und Milde, köstliche Klarheit, aber nirgends etwas wie Frühlingssturm. Und deshalb verstehe ich es nicht, wie eine Jugend sich an Fontane begeistern kann, so sehr ich es verstehe, wenn sie den prächtigen Dichter ehrt, ihm dankbar ist, ihn bewundert. Und fast ebenso wenig ist es mir klar, wie die Jugend den Namen Gerhart Hauptmann auf ihr Banner schreiben kann. Denn auch ihm fehlt gerade das Temperament, das Hinreißende, das Großgeistig-Imperatorische. Die „Weber" mögen junge Herzen noch packen, aber all die realistische Kleinkunst, das Peinliche und Kleinliche, das Drückende dieser alleinseligmachenden Milieudichtung — kann das denn wirklich begeistern, kann das leuchtende Augen, kann das übervolle Herzen machen? Wo ist da das Brausen starker Flügel, das Sieghaft-Junge, das jubelnde Dreinfahren? Ich finde es nicht in „Vor Sonnenaufgang", wo der doktrinäre Idealist mit Fischblut seine zweifelhafte Heldenrolle spielt, nicht in dem kleinlichen quälenden Friedensfest, nicht in den feineren „Einsamen Menschen", nicht in den losen Szenen des Florian Geyer, nicht in den lebenden Bildern des „Hannele", nicht in der trotz schöner Partien böse zusammengestoppelten „Versunkenen Glocke". Aesthetischer, kritischer mag eine studentische Jugend, die sich an Fontane und Hauptmann lehnt, sein — gesunder und kräftiger ist ganz gewiß eine, deren ehrliche Begeisterung sich an der ehrlichen Begeisterung Wildenbruch's entzündet. Denn es ist eine, die größere Ideale hat als nur litterarisch-ästhetische.

Man begreift die Widmung eher, wenn man den Musen-Almanach gelesen hat. Man begreift sie und bedauert Fontane und Hauptmann, deren Namen schließlich doch zu guten Klang haben, um die senilen Produkte dieser merkwürdigen Studenten zu decken. Da ist im ganzen Buche kaum ein Vers, der etwas zeigt von frischer Empfindung, von freier Burschenlust, von der herrlichen Begeisterung der zwanzig Jahre. Da hört man ihn nirgends klingen, den goldnen Becher des Königs von Thule, da tönen nirgends die jauchzenden Lieder, die aus übervollem Herzen bei einem feinem Kollegium wie von selbst auf die Lippen treten. Es ist keine Kühnheit in dem Buche, kein goldner Leichtsinn, kein seliger Uebermuth. Was unsere Väter heilig im alten Herzen noch bewahren, die Zeit flotten Burschenthums, wo ihnen der Himmel voll Geigen hing, wo die Humpen klangen und Hand in Hand brannte, die Zeit, wo sie mit so naivem Glauben sich begeisterten für Freiheit und Vaterland, für große Männer und kleine Mädchen — diese Zeit scheint keiner der Theilnehmer am Berliner Musen-Almanach je erlebt und genossen zu haben. Und ich frage mich, was diese Studenten einst werden sollen als Männer, denen der Jungbrunnen schon jetzt verschlossen ist? Ihre Herzen tanzen nicht, sie schlagen schwach und sind müde. Ich frage mich, wo sie die Kraft, die Kühnheit, das fröhliche Herz hernehmen sollen, um das ganze schwere Menschenleben, das vor ihnen liegt, muthig zu leben. Sie sind müde, auch wenn sie von Glück und Jugend singen. Es fehlt ihnen Muth und Freiheit. Das ist der Eindruck, den das Buch macht. Er kann nicht gut trüber sein. Denn hier kommt es nicht ja auf die mehr aber minder vollendete Einzelleistung an, hier hat man sich zu fragen nach dem Geiste, der das Buch trägt. Und dieser Geist ist kein Geist der Zukunft; er ist vor allem kein studentischer Geist. Wenn auf dem Titel: „Musen-Almanach Berliner Handlungsgehilfen" stände, so glaubte man es schließlich auch.

*) Schuster und Loeffler, Berlin.

Es ist unnütz, den einen oder den anderen der Herren herauszugreifen. Neben peinlichen Dilettanten stehen sanfte Nachempfinder, neben Hamletposeuren litterarische Verrenkungskünstler. Hier und da taucht ein wärmerer Ton auf, einmal scheint wirklich ein Schlägerklirren hervorzubrechen, aber bald morden triviale Reflexionen, leere Vershülsen, widerliche Originalitätshaschereien die eben aufgekommene Stimmung. Und trostlos legt man das Buch fort, doppelt trostlos, wenn man mit so freudigen Erwartungen daran ging. Was in unfreiwilliger Komik ein Mitglied der Gilde singt:

„Und — wunderbarer Trug!
Wenn nur zwei Zeilen bleiben,
Das ist schon Preis genug,
Ein Leben zu verschreiben",

scheint ja allerdings böse Perspektiven für die Zukunft zu geben. Aber man soll nicht vergessen, daß von hundert dichtenden Studenten neunzig das Versemachen später aufstecken.

Für die litterarische Inferiorität des Berlinerthums sind bereits so viel Beweise erbracht worden, daß es dieses neuen nicht bedurft hätte. Auf dem Asphalt wachsen keine Dichter, am allerwenigsten Lyriker. Von den 33 Theilnehmern am Musen-Almanach stammen nur acht, also noch nicht ein Viertel, aus Berlin. Und diese acht, mit einer schwachen Ausnahme, sind formell zwar meistens geschickter, als die übrigen, aber durchaus Kopfarbeiter. Kein Funke echter Lyrik springt uns da entgegen. Das Bezeichnendste jedoch an diesem ganzen Musen-Almanach ist das Titelbild. Eine aufgehende Sonne, eine kniende (?) Muse, die in die Saiten greift, und vor ihr ein Student, der auf sie herabsieht, ein Student mit Gigerlhosen und Bierzipfel, die Hände in der Tasche, scheinbar furchtbar gelangweilt, besser noch „pomadig" dastehend. Und dieser Student vor dem Musen-Almanach Berliner Studenten — hat sein Burschenband verkehrt um. Eine Lappalie, die sich hier aber zum großen Symbol auswächst.

Den schärfsten Gegensatz zu den Berlinern bilden die Leipziger. Ihr „Musen-Almanach"*) ist nicht minder böse, aber er ist viel freier von jener thörichten Schauspielerei, der viele Berliner huldigen. Sind diese durchaus modern oder vielmehr waschechte Epigonen allermodernster Dichtung, so sind die Leipziger durchaus Epigonen der älteren. Scheinen sich die Berliner vornehmlich aus Medizinern, Germanisten, vielleicht auch Juristen zu rekrutiren, so würde man die Leipziger für Theologen und brave Wingolfer halten, wenn nicht das stud. phil. im Register dagegen spräche. Ihr Musen-Almanach hätte vor zwanzig Jahren oder vor fünfzig erscheinen können, so spurlos ist an den Herren die litterarische Bewegung vorübergegangen. Hier überwiegt völlig der Dilettantismus. „Bergesluft — Waldesduft — Heiterer Sang — Froher Klang — Klarer Wein — Hell und rein, — Und im Städtchen — Von den Mädchen — Einen Kuß — Hochgenuß!" Dieses doch geradezu humoristisch wirkende Gedicht gibt ungefähr den Grundton der ganzen Sammlung. Man kann sich schwer einen Begriff davon machen, wie viel Plattheit da gläubigen Herzens servirt wird, mit welcher naiven Freude die abgenutztesten Clichés noch einmal aus der Rumpelkammer hervorgeholt werden. Einem herzhafteren Muth zur Trivialität bin ich selten begegnet. Scheffel, Schiller, Rittershaus müssen vor allem herhalten. Scheffel für Studentenlieder in dem Genre: O alte Burschenherrlichkeit; Schiller für rhetorisch-philosophische resp. balladeske Gedichte, wo „des Phöbus goldner Feuerwagen" noch einmal emporsteigen kann; Rittershaus für sanfte Liebeslieder, in denen die goldenen Sternelein, die Vögelein, die murmelnden Lieder und die schmelzenden Harfenklänge noch immer ihren Zweck erfüllen.

Wenn man nach dem rein litterarischen Werth den Musen-Almanach der Berliner mit dem der Leipziger vergleicht, so wäre es ungerecht zu verkennen, daß den Berlinern da ein leichter Sieg zufällt. Wägt man jedoch den Geist dieser Bücher — und der ist es, der bei solchen Studenten-Almanachen den Ausschlag gibt — so möchte man sich doch den Leipzigern zuwenden. Denn ihr Empfinden ist natürlicher, ihre Herzen sind warm, sie posiren nicht. Sie werden alle durch die Bank wahrscheinlich recht früh aufhören, ihre dilettantischen Verse zu schreiben, aber ich hoffe, daß sie Männer werden, die der Dichtung ein mehr oder minder lebendiges Interesse in ihrem späteren Beruf auch bewahren, ihre eigene Liebe jungen Herzen einpflanzen, die Tradition unserer großen Dichtung nicht verleugnen, sich nicht von jeder Modekrankheit hinreißen lassen werden. Allerdings werden sie vielleicht auch dem gesunden Fortschritte leichtlich Widerstand leisten. Es ist etwas Konservatives in ihnen, wie in dem Berliner Musen-Almanach etwas durchaus Demokratisches steckt. Nicht ausgesprochen ist das, sondern es liegt im Ton, in der Art. Ich möchte die Begriffe auch nicht rein politisch fassen. Die Berliner haben etwas Wurzelloses, Haltloses; die Heimathserde fehlt ihnen, sie haben sich sofort den neuen Göttern verschrieben. Die Leipziger opfern den alten. Geistig regsamer sind auch hier die Berliner. Ihre Kommilitonen aus der Pleißestadt werden gewiß eher zu Philistern als sie; aber zu jener Art von Philistern, die der Grundstock eines Staates sind und die im Herzen noch altpreußische Beamtentraditionen hegen. Zweierlei ist da bezeichnend: im Leipziger Musen-Almanach tritt stark hervor eine jugendkräftige Bismarck-Begeisterung. Da wird in schlechten Versen dem Reichstag ein zorniger Fluch entgegengerufen, weil er die Bismarck-Ehrung verweigerte; da steigen Kyffhäuser und Staufer auf, da reitet „Held Bismarck" mit finsterem Blick in den Berg hinein, unter „düstrem Mantel ein verlorenes Kaiserglück bergend" (?); da wird das bekannte Bild des Kaisers: „Völker Europas u. s. w." in Versen umschrieben und das Niederwalddenkmal besungen; da wird weiter das Goslarer Kaiserhaus und deutsche Art gefeiert, ein Brandenburger Lied angestimmt und dem Zollernaar gehuldigt. Und daneben steckt in dieser Jugend ein stark religiös-christlicher Zug. Das Kreuz winkt zum Siege, ein Heimweh nach Gott ergreift schon jetzt das junge Herz, eine Charfreitagsbeichte wird abgelegt und der Heiland angerufen, Amos und Jesajas, die Propheten, predigen. Nicht nur ein allgemein-religiöser, sondern ein protestantisch-christlicher Standpunkt ist es, der überall durchbricht. Wie anders dagegen der Berliner Musen-Almanach! Vergeblich sucht man dort nach so großen Leitideen. Und das ist das Bedenkliche. Nicht deshalb will ich die Leipziger trotz ihrer miserablen Verse rühmen, weil sie Deutschthum und Christenthum auf ihre Fahne schrieben, sondern weil sie sich überhaupt zu großen Idealen bekennen, mag man diese nun preisen oder bekämpfen. In diesem Sinne sehen sie weiter als die Berliner, die verfangen sind in litterarischen Kliquen und nur exklusiv litterarische Ideen haben; in diesem Sinne macht die dilettantische Anthologie der Leipziger einen erfreulicheren Eindruck.

Bleibt noch die kleine, wiederum ganz anders geartete Schaar der Göttinger. Um es mit einem Worte zu sagen: ihr letzter „Musen-Almanach"*) übertrifft die beiden vorgenannten in ganz erstaunlicher Weise. Er ist poetisch nicht nur weitaus das Beste, was deutsche Studenten in letzter Zeit leisteten — er läßt auch in klare Augen und gesunde Herzen blicken. Hier diese Göttinger haben die Kraft und Kühnheit, die den Berlinern und Leipzigern fehlt. Sie sind nicht extrem-modern wie die einen, aber sie sind auch nicht so innig-minnig-sinnig wie die anderen. Sie haben sich die jüngstdeutsche Bewegung und ihre Früchte gut angesehen, haben sich gern mit allem Gesunden darin bereichert, aber ebenso energisch auch gegen Greisenhaftigkeit und Décadence Front gemacht. Sie gehen nicht auf in „Rundgesang und Rebensaft", aber sie wissen, wie gute Dinge das sind und sagen frei heraus, daß sie sich ihrer Jugend

*) Leipzig-Reudnitz, Verlag von Aug. Hoffmann.

*) Göttingen, Verlag von Lüder-Horstmann.

und der goldnen Burschenherrlichkeit freuen. Sie sind als Dichter und als Persönlichkeiten ungleich, aber sie haben sich so böse Dilettanten, wie sie im Leipziger und Berliner Almanach herumspuken, scharf vom Halse gehalten. Jeder, der da spricht, hat wenigstens etwas zu sagen, und keiner sinkt je unter den Durchschnitt hinab, wenn manchmal gewiß auch gerade ein Balanciren nach stattfindet. Und weiter: Diese Göttinger haben die weitaus kräftigste Naturanschauung, sie stehen am sichersten auf dem Boden dieser Erde, sie sind am wenigsten mit Reflexionen beschwert.

Man braucht nur die Namen der Theilnehmer am Göttinger Almanach zu lesen, um sofort einen starken Unterschied zu bemerken, der sie äußerlich von den Berlinern und Leipzigern trennt. Unter der handvoll Studenten finden wir einen Grafen Hardenberg, die Freiherren von Münchhausen und von Kerkerink, die Herren von Arnswaldt, von Engel, von Hofmann, von Mariassy, einen Schücking und einen Mönckeberg — mit einem Worte, es sind die jungen Sprossen altangesehener Familien, die sich hier zu einer Gilde zusammenschlossen. Der Adel, der im Berliner und Leipziger Almanach fast völlig fehlt, herrscht hier unbedingt vor, und es ist ein bemerkenswerthes Zeichen, daß er über die Kommilitonen der beiden anderen Universitäten so glänzend gesiegt hat.

Weiter: wir sahen, wie die „Berliner“ zusammengewürfelt waren aus allen Theilen Deutschlands, wie die Reichshauptstadt selbst ein gar ärmliches Fähnlein nur aufbringen konnte, wie der Heimathsboden, der eine Dichtung stark macht, eben fehlte. Diese „Göttinger“ dagegen sind meistens Kinder der rothen Erde; Hannover und Westfalen hat sie geboren, die Haide hat sie gewiegt. Eine Lokaldichtung im besten Sinne ist nun auch das, was sie geben. „Von der rothen Erde“ heißt der Titel eines größeren Beitrags; die stille Haide blüht in gar vielen anderen Versen. Und weil sie so verwachsen sind mit einem bestimmten Fleck Erde, kennen sie ihn auch in allen Einzelheiten. Deklamiren die Berliner: O Natur — Natur, geben die Leipziger die üblichen Clichés, so werden die Göttinger nicht müde, diese bestimmte Natur, die sie mit eigenen Augen gesehen haben, zu malen. Sie deklamiren nicht, sie werden nicht sentimental, dazu kennen sie ihren Boden zu gut. Es schleicht sich nur im Bilde stets bei ihnen ein: sie denken an ihre Haide und an den grünbemoosten Kirchthurm ihres Dorfes, an den alten Schäfer und ihre Aecker, an das Schwarzbrot mit Schinken, das „Mutter“ ihnen einpackte, und an die Nebel überm Moore. Dabei steigen wohl auch die alten Sagen empor, die man sich im Herrenhause erzählt wie im Dorfe, die alten Sagen aus Urväterzeit, vom Gnomenvölkchen und der verwunschenen Prinzessin, vom wüsten Patron, dem „Schenkewald“ und dem Raubritter Philipp von Reichenstein. So ergibt sich naturgemäß aus diesem innigen Verwachsensein mit dem Heimathsboden auch der Zug zur Ballade, zum alten Volkslied, der sich weder im Berliner, noch im Leipziger, sondern einzig hier im Göttinger Almanach vorfindet. „Der Heimath“ ist das erste Gedicht des ersten Bandes gewidmet. Und wenn ich den Göttingern nachgerühmt habe, daß eine gewisse urwüchsige Empfindung, ein Stückchen Naturkraft, etwas Volksthümliches in ihnen stecke — so geht das alles eben zurück auf das Festwurzeln in Heimathserde. Der Boden, den ihre Väter seit Jahrhunderten gepflügt, gibt ihnen mehr und singt ihnen mehr, als er Stadtkindern je sagen wird.

Der Bedeutendste dieser Göttinger scheint mir Börries von Münchhausen zu sein. Auch wo er sich vergreift, spricht eine starke persönliche Empfindung und Eigenart. Er hat die Anwartschaft, dereinst die Klinge aufzunehmen, die Strachwitz so früh entsank. Starke Bildlichkeit, ein schwerer, manchmal klirrender Versgang, oft ein alttestamentliches Pathos zeichnen ihn aus. Seiner eigenartigen Lyrik fehlt das Tanzende, Klingende; sie singt noch zu wenig, hat zu wenig innere Melodie. Aber im erzählenden Gedicht, in der Ballade, scheint es, als ob er bei richtigem Vorwärtsgehen nicht nur berufen, sondern auch auserwählt sein könne. Die Zukunft wird's lehren. Schon jetzt vermag sich aus dem Leipziger und Berliner Almanach kaum einer mit ihm zu messen. Das ist zwar rein litterarisch genommen noch nicht viel, aber doch ein Zeugniß dichterischer Kraft, auf deren Entwicklung man gespannt sein darf. Er hat mehr Eigenes, als der poetisch-reifste unter den „Berlinern“, Carl Bulcke. Neben ihm steht mit wundervollen altfranzösischen Volksliedern Graf Hardenberg, mit zu wenig eigenartigen Balladen und poetischen Erzählungen der Freiherr von Kerkerink, mit sanft abgetönten, manchmal etwas dünnblütigen Naturbildern Carl von Arnswald, der früh dem Kreise entrissene, dem in die kühle Gruft die Kommilitonen die alten Worte mitgaben:

„Wir weinen und wünschen Frieden hinab
In unseres Bruders stilles Grab!“

So wären die Göttinger die unbestrittenen Sieger auf der ganzen Linie, und die Universität scheint vor den übrigen deutschen Hochschulen ihren alten poetischen Nimbus bewahren zu wollen. Nun wäre es ganz gewiß verkehrt, etwa die deutschen Studenten nach diesen lyrischen Dokumenten beurtheilen zu wollen. Viele der Tüchtigsten mögen sich zurückgehalten haben, viele lachen die sonderbaren Käuze, die zu „dichten“ wagen, aus, viele gehen interesselos vorüber. Aber einzelne Strömungen in dieser Studentenschaft werden doch durch die Almanache aufgedeckt. Und das ist gerade so interessant, daß diese drei Gruppen gewissen und ziemlich bestimmten Volksschichten und nebenbei verschiedenen litterarischen Richtungen entsprechen. Die ganz modernen Berliner, deren Hauptzahl in die „freien“ Berufe strömen wird: sie werden als Aerzte, Rechtsanwälte, Journalisten wirken. Die Leipziger, ideale Seelen, leider ohne Robustheit, die später von Kanzel und Katheder, als Pastoren und Gymnasiallehrer, Samenkörner ausstreuen werden. Die Göttinger endlich, litterarisch eine Mittelpartei, kräftiger, kühner als Persönlichkeiten, dürften als Juristen in die höheren Staatsämter kommen oder in der Heimath auf dem Schloß ihrer Väter, ihr Leben verbringen, pflügen, säen, ernten, wie es ihre Vorfahren auch gethan.

Ob nun einer von den siebzig, die zu Worte kamen, einmal machtvoll in die Entwicklung unserer Dichtung eingreifen, ob einer seinem Namen einen guten litterarischen Klang verschaffen wird und kann — wer wollte so vermessen sein, das heute rundweg zu behaupten oder abzuleugnen? Aber das ist auch gleichgültig. Nicht große reife Dichter sind es, die wir in den Anthologien deutscher Studenten suchen, sondern es ist die Jugend, die wir suchen, deren Art und Richtung wir uns bemühen zu erkennen — jene Jugend, auf der die Zukunft unseres Landes und Volkes beruht.

Carl Busse.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 34. Berlin, den 21. Mai 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Noch immer wartet man auf die ersten entscheidenden reignisse im spanisch-amerikanischen Kriege; denn ich die Zerstörung der spanischen Flotte vor Manilla erwies h schließlich als eine That, die weitere unmittelbare Wirkun- n nicht im Gefolge hatte. Da dem amerikanischen Admiral ndungstruppen fehlen, so war er nicht im Stande seinen ieg auszunutzen und die Insel zu besetzen. Er liegt vor lanilla und erwartet des Nachschubes an Truppen, die so schnell wohl schwerlich zur Stelle geschafft werden können. Aehnlich sind die Verhältnisse in den Antillen.

Die spanische Flotte des atlantischen Ozeans hat jetzt die Küste von Amerika erreicht, aber es ist den Schiffen der Vereinigten Staaten bisher nicht gelungen, die Spanier zu stellen und zu einer Schlacht zu zwingen. Der Zusammenstoß kann in den allernächsten Tagen erfolgen, und erst wenn er glücklich für die Amerikaner verlaufen ist, werden diese daran denken können, ihre Landungsversuche auf Kuba, die bisher unglücklich verlaufen sind, zu wiederholen. Aber auch wenn sie geglückt sind, muß es bei dem Klima der Insel und bei der Stärke, die die Spanier immer noch repräsentiren, ein schweres Stück Arbeit bleiben, zu einem endgültigen Erfolge zu gelangen.

Dieser Krieg, der den Charakter der Improvisation auf Seiten der Vereinigten Staaten an sich trägt, beweist mit seiner relativen Ergebnißlosigkeit seit vier Wochen zugleich den militärischen Dilettantismus, der in den Vereinigten Staaten herrscht. Solche Erfahrungen waren zu erwarten. Sie lassen befürchten, daß die Verwicklung sich noch längere Zeit hinziehen wird. Und schließlich, wenn militärisch die Würfel gefallen sind, mag es immer noch schwierig bleiben, zu einem Frieden zu kommen.

Die Monarchie in Spanien wird schwere Schicksalsschläge gewiß nicht überwinden; und wenn die revolutionären Bewegungen die bestehenden Zustände völlig in's Schwanken bringen, wenn Don Carlos oder die Republik ausgerufen werden, so wird weder dieser noch jene geneigt sein, als erste Regierungshandlung einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen. Die innere Schwäche der spanischen Regierungsgewalt mag dann noch eine ganze Zeit die nothwendige Beendigung des Krieges verzögern.

Das sind keine erfreulichen Aussichten; und doch ist kaum zu hoffen, was man wünschen muß, daß nämlich die Vereinigten Staaten das Unternehmen, in das sie nun einmal hineingerathen sind, auch zum Segen der Kultur mit Schnelligkeit zu Ende führen.

Einstweilen hat Spanien eine partielle Kabinetskrisis zu überstehen. Einige bisherige Kollegen Sagastas haben anderen Ministern Platz gemacht. Der Wechsel bedeutet nicht gar viel.

Mr. Chamberlain, der englische Kolonialminister, hat in Birmingham eine Rede gehalten, die mit Recht ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt hat. Was Mr. Chamberlain sagte, ist kurz folgendes:

Die bisherige englische Politik ist gründlich verfehlt gewesen; es ist uns nicht gelungen, mit Rußland zu einer Verständigung zu gelangen; man kann aber mit

Rußland überhaupt nicht zu bindenden ergebnißreichen Vereinbarungen kommen, denn kaum geschlossen, bricht Rußland seine Versprechungen. So bliebe für England also übrig, der Krieg gegen Rußland, um in China die englischen Interessen schützen zu können. Aber auch dieser Weg ist nicht gangbar, denn England ist allein dem Czarenreiche nicht gewachsen. Daher bedarf das Vereinigte Königreich unbedingt der Allianzen; es bedarf einer Verstärkung seiner Machtmittel.

Diese Verstärkung muß erreicht werden durch möglichst engen Anschluß der Kolonien an England und durch eine Allianz mit den Vereinigten Staaten, aber auch auf die großen europäischen Militärmächte weist Mr. Chamberlain hin.

Man wird den Gedanken einer Allianz der angelsächsischen Rasse nicht allzu ernst zu nehmen brauchen: dieser Gedanke ist im Augenblick in England populär und seiner Popularität wegen wird Chamberlain diese Idee aufgegriffen haben. Ueber die Schwierigkeit der Verwirklichung wird er sich keine Illusionen machen, und er wird zufrieden sein, wenn die Freundschaft, die er den Vereinigten Staaten anträgt, wenigstens den Nutzen hat, Kanada vor der amerikanischen Expansionspolitik zu schützen.

Daß man durch eine Rede, wie die Birmighamer, zu europäischen Allianzen gelangt, wird Mr. Chamberlain gleichfalls nicht annehmen. Der Zweck seiner Rede wird voraussichtlich ein anderer gewesen sein.

Indem er der Bevölkerung rückhaltlos die schwierige Lage schilderte und als Heilmittel mit klaren Worten den Abschluß von Allianzen empfahl, hat er Illusionen in England zerstört, mit denen die englische Presse ihre Leser seit Jahren fütterte. Chamberlain zwingt seine Landsleute, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und er zwingt sie zugleich sich an den für England neuen Gedanken zu gewöhnen, daß das Vereinigte Königreich der Allianzen bedarf und sich den Lasten nicht ferner entziehen kann, die Allianzen allen Theilnehmern auflegen. Wird schon seit einiger Zeit die Frage der Allianzen in England bald hier, bald dort erörtert, so hat Mr. Chamberlain nunmehr mit Rücksichtslosigkeit und mit einer gewissen excentrischen Offenheit dieses Problem in den Mittelpunkt der politischen Diskussion gerückt.

War das der Zweck seiner Rede, so wird man sie nicht als verfehlt bezeichnen dürfen, wie das vielfach geschieht.

Da ohne Zustimmung der öffentlichen Meinung in England ein tiefgehender Wandel in den politischen Angelegenheiten unmöglich ist, so war es eben erforderlich, die Bevölkerung vor das nackte zur Erörterung stehende Problem mit allen seinen Konsequenzen zu stellen. Es scheint, daß dieses Ziel sich Chamberlain vor Allem mit seiner Rede gesteckt hat.

Von der Absicht, das englische Volk für die Allianzidee zu gewinnen, bis zum Abschluß von Allianzen ist noch ein weiter Weg. Die Frage selbst ist eine außerordentlich schwierige, des Mißtrauens wegen, dem England überall begegnet und der sachlichen Schwierigkeiten wegen, die es hat, die indischen Interessen Englands mit den europäischen Interessen der großen Militärmächte zusammen zu koppeln.

Aber muß es denn eine Allianz sein? Wenn die englische Politik zu den Traditionen früherer Zeiten zurückkehrt, so ist auch ohne Allianzen das Gewicht in Europa und außerhalb Europas stark genug, um eine übergreifende Expansionspolitik Rußland's, sie richte sich wohin immer, in Schranken zu halten.

In den österreich-ungarischen Delegationen bezeugte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten nochmals, daß die Beziehungen der Dreibundmächte zu einander die besten seien; er hob aber auch hervor, daß Oesterreich-Ungarn mit Rußland zu einer Verständigung über den Orient gelangt sei, und diese Verständigung bedeute: Aufrechterhaltung des status quo. Mit solchem Uebereinkommen kann man allseitig zufrieden sein.

Rußland hat sich auch mit Japan über Korea friedlich auseinandergesetzt. Keines der beiden Reiche wird in Korea interveniren, und läßt sich das doch nicht vermeiden, dann soll der Aktion eine Verständigung zwischen St. Petersburg und Tokio vorausgehen.

Diese Vereinbarung Rußlands mit Oesterreich-Ungarn wie mit Japan zeigt, daß Rußland seine ganze Kraft auf die Zurückdrängung Englands verwenden will, und damit ist bewiesen, daß man in London keine Zeit verlieren darf, um jenes politische Vertrauen wieder zu gewinnen, das einer verfehlten Politik verloren ging.

Stehen wir in Deutschland vier Wochen vor den Wahlen? Das beweist der Kalender, und dafür legen die Wahlreden, die gehalten werden, Zeugniß ab. Aber eine echte und rechte Wahlbewegung giebt es bisher nicht, und es können seltsame Ueberraschungen sich zeigen, wenn es nicht noch gelingt, in die Bevölkerung ein lebhafteres Interesse für die Wahlen hineinzutragen, als es bisher zu bemerken ist.

* * *

Joseph aus Ostpreußen.

Graf Kanitz ist unermüdlich in der Ausklügelung immer neuer agrarischer „großer“ Mittel. Das neueste ist die „Ansammlung von Getreidevorräthen“ in Friedenszeiten, um „im Falle eines künftigen Krieges die Getreideversorgung Deutschlands sicher zu stellen“, und „einer übermäßigen Vertheuerung des Getreides vorzubeugen“.

Die Idee, welche diesem Projekt zu Grunde liegt, verbindet in phantastischem Schwunge die Weisheit altegyptischer Wirthschaftspolitik mit der Vorsorge des Juliusthurms in Spandau. Es bleibt ewig schade, daß die Interpellation des modernen Joseph nicht mehr zur Verhandlung gekommen ist. Welche Aufschlüsse über das Wesen der altegyptischen Getreidespekulation sind uns durch den vorzeitigen Schluß des preußischen Landtags entgangen.

Der zweitjüngste Sohn Jakobs war ohne Zweifel ein spekulatives Genie. Gegen Joseph in Egypten erscheint selbst Joseph Leiter von Chicago nur als ein Stümper. Die Deutung des Traumes von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen berührt das innerste Wesen jeder Spekulation. Die Ausgleichung des Ueberflusses reicher mit dem Mangel ärmerer Zeiten ist das Ziel jeder spekulativen Handelsthätigkeit. Die Gewinne, die daraus hervorgehen, sind die Prämien für die richtige Deutung der Zukunft. In der bilderreichen Sprache des Orients heißt Joseph ein Traumdeuter. Heute würde man sagen: er war ein scharfsinniger Spekulant, dieser Prokurist der alten Firma Pharao. Er rettete Egypten vor einer schlimmen Hungersnoth, aber er that es nicht umsonst. Die hungernden Egypter mußten dem Pharao nicht nur Geld und Vieh, sondern schließlich auch die Freiheit ausliefern. Sie wurden leibeigen und ihr Land fiel dem Staat anheim. Man sieht, es ist nicht billig, sich von einem Joseph vor dem Hungertode retten zu lassen. Graf Kanitz würde es wohl nicht ganz so schlimm machen, aber ein bischen Leibeigenschaft liegt doch auch auf der Bahn seiner Wünsche und der Wünsche seiner agrarischen Freunde.

Bisher ist die Mitwelt noch in Dunkel geblieben, wie der neueste Kanitz'sche Plan realisirt werden soll. Ueber den Plan liegt einstweilen noch egyptische Finsterniß. Versuchen wir ein wenig Licht in die Sache zu bringen.

Es sollen Getreidevorräthe von Reichswegen angekauft und aufgespeichert werden. Wie groß sollen dieselben sein?

Der Brotgetreidebedarf Deutschlands beziffert sich auf jährlich etwa 10 Millionen Tonnen. Soll der Staat einen ganzen, einen halben, einen viertel Jahresbedarf aufspeichern? Weiter herab als auf einen Viertel-Jahresbedarf wird er wohl nicht gehen wollen, wenn die ausreichende Versorgung in Kriegszeiten allen Eventualitäten gegenüber überhaupt ernsthaft in Betracht kommen soll. Rechnen wir mal ganz mäßig mit nur 2½ Millionen Tonnen, die das Reich als eisernen Bestand aufzubewahren hätte. Wohlfeil wäre auch das schon nicht. Selbst bei niedrigen Getreidepreisen hätte das Reich blos für den Ankauf von Getreide alljährlich — denn die Vorräthe müssen doch beständig erneuert werden — hunderte von Millionen Mark zu verausgaben. Daneben wären die Verwaltungskosten für den immer wiederkehrenden Wechsel der Vorräthe — durch Ankauf und Verkauf — und für die Speicherung der Vorräthe sehr beträchtlich. Aber das Ziel — die Sicherung des Volkes vor Hungersnoth in Kriegszeiten — wäre es nicht jedes Opfer werth?! Man gibt sich in dieser Beziehung sonderbaren Vorstellungen hin. Die Agrarier würden vermuthlich einen Höllenlärm machen, wenn die Reichsgetreideversorgungsanstalt ihre Vorräthe nur vom Auslande beschaffen würde. Man wird vielmehr darauf dringen, daß die Produkte der nationalen Landwirthschaft in erster Reihe zum Ankauf gelangen. Geschieht das aber, so ist für die bessere Versorgung des Volkes damit nichts gewonnen. Die Vorräthe würden nur innerhalb Deutschlands die Hand und den Aufbewahrungsort wechseln. Reichsvorräthe treten an die Stelle von Privatvorräthen. Aber auch wenn der eiserne Bestand vom Auslande bezogen würde, so wäre damit nicht viel erreicht. Was über den regelmäßigen Bedarf des Landes hinaus eingeführt würde, ginge sicher auf anderen — wenn nicht auf denselben Wegen — an inländischer Waare wieder aus dem Lande hinaus. Seitdem bei solchem Export der volle Eingangszoll zurückvergütet wird, hat sich ja schon heute diese Ausfuhr lebhaft entwickelt. Diese Ausfuhr kann nur in einem Falle verhindert werden: wenn nämlich die Preise im Inlande höher gehalten werden, als im Auslande. Wie will das Reichsgetreideversorgungsamt das aber bewerkstelligen? Da die aufgespeicherten Vorräthe beständig erneuert werden müssen, so ist das Reich gezwungen, stets mit alten Beständen am Markte zu sein. Jeder Käufer weiß das, und jeder Käufer wird daraus Nutzen zu ziehen wissen, d. h. das Reich wird regelmäßig relativ schlechte Preise erzielen. Es wird somit nothwendigerweise ein konstanter Preisdruck durch die Reichsvorräthe auf dem deutschen Markte ausgeübt werden und dadurch ein Anreiz zum Export von freiem Getreide entstehen. So paradox es klingt, so kann man behaupten: die Ansammlung der Vorräthe von Reichswegen treibt das Getreide aus dem Lande hinaus. Allerdings tritt ja das Reich später auch wieder als Käufer auf, und wenn das Reichsgetreideamt nicht genöthigt ist, sich auf Ankäufe im Auslande zu beschränken, so wird durch die starke Nachfrage des Reichs der Preis auf deutschen Märkten gesteigert und so ein weiterer Export verhindert werden. Mit andern Worten: das Reich würde beim Verkaufen immer die verhältnißmäßig schlechtesten Preise erzielen, beim Einkaufen aber immer die verhältnißmäßig höchsten Preise zu bezahlen haben. Die Gesammtvorräthe des Landes aber würden durch die Aufspeicherung eines kleinen Theils des Jahresbedarfs von Reichswegen voraussichtlich gar nicht einmal vermehrt werden. Will man sich also gegen die Möglichkeit einer Getreideknappheit in Kriegszeiten in stärkerem Maße schützen als es im Wege des ordnungsmäßigen Getreidehandels möglich ist, so müßte man schon staatliche Getreidevorräthe ansammeln, die einem vollen Jahresbedarf nahekämen oder mindestens einen starken Bruchtheil dieses Jahresbedarfs ausmachen würden. Je riesiger diese Vorräthe sich aber gestalten, um so unmöglicher erscheint es, dieselben auf dem freien Markte alljährlich abzustoßen und wieder einzukaufen, ohne die tollsten Preisfluktuationen herbeizuführen.

Es ist nicht nöthig, diese Aufspeicherungsidee kritisch weiter zu verfolgen, da dieselbe für die praktische Politik ja überhaupt nicht weiter in Betracht kommt. Wollte man einen studentischen Ausdruck auf dieselbe anwenden, so würde man dies Projekt als eine agrarische „Kateridee" bezeichnen können.

Ferdinand Svendsen.

Parlamentsbriefe.

XIX.

Nun hat auch der Landtag seine Session, das Abgeordnetenhaus seine fünfjährige Legislaturperiode hinter sich. Die Strahlenkrone, welche dem Reichstag durch den Abschluß des bürgerlichen Gesetzbuches zu Theil geworden ist, fehlt dem Landtag gänzlich; freilich ist es nur zum kleinsten Theile das Verdienst dieses Reichstages, daß das bürgerliche Gesetzbuch fertig geworden ist; in der Hauptsache ist es eine Nachwirkung der patriotischen Erregung, die vor etwa dreißig Jahren über Deutschland dahingegangen ist. Immerhin wurde dem Reichstag vergönnt, den Tipfel auf das I zu setzen.

Aus den Thaten des Landtages während des letzten Jahres, ja während der fünf letzten Jahre ist keine hervorzuheben, die es verdient, im Liede fortzuleben. In dem früheren Abgeordnetenhause kam die Landgemeindeordnung und kam eine Abänderung der Steuergesetze zu Stande, der einiges Gute nachzurühmen ist. Wenn wir diesen Landtag loben wollen, so müssen wir uns der wenigen Fälle erinnern, in denen er Etwas gehindert hat, wie den Assessorenparagraphen oder die Novelle zum Vereinsgesetz. Ueberblickt man die Thätigkeit des Landtages im Großen, so erscheint sie wie eine direkte Fortsetzung der Thätigkeit, welche die „Landrathskammer" entwickelt hat, die in den Jahren 1855 bis 1858 tagte. Was an geschichtlichen Ereignissen in der Mitte liegt, erscheint wie ausgelöscht.

Das Abgeordnetenhaus erscheint wie ein abgeschwächter Abdruck des Herrenhauses. Alle Fragen werden aus dem Gesichtswinkel des Großgrundbesitzes behandelt. Staatsunterstützung für landwirthschaftliche Kreditgenossenschaften, Sondergesetzgebungen über das bäuerliche Erbrecht, Errichtung von Gütern, die das vorsintfluthliche Institut der Erbpacht wiederum in das Leben rufen; das sind die Hauptthemata. Erinnert sich der Landtag zuweilen der idealen Interessen, will er für Verbesserung der Lage von Geistlichen und Lehrern etwas thun, so bekommen die Vorlagen einen unleidlichen Beigeschmack von Bureaukratie.

Das Gesetz über das Anerbenrecht in Westfalen, dessen Schicksal beim Schlusse des letzten Briefes zweifelhaft war, ist zu Stande gekommen. Herr v. Miquel hat wiederum einmal seinen Willen durchgesetzt. Man kann den Nationalliberalen das Zeugniß nicht vorenthalten, daß sie dagegen einen tapfern Kampf gekämpft haben. Daß einige Male der Justizminister in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sich gegen Ausführungen des landwirthschaftlichen Ministers zu wenden, gab den Verhandlungen einen pikanten Reiz, von welchem aber nur die Wenigen etwas genossen, die den Verhandlungen überhaupt Aufmerksamkeit schenkten.

Das Herrenhaus hat diesmal ein Wunder an Schnelligkeit geleistet. Am Dienstag um halb elf Uhr fand im Abgeordnetenhause die entscheidende Abstimmung statt; um halb vier Uhr haben Kommission und Plenum des Herrenhauses ihre Zustimmung zu den zahlreichen Beschlüssen gegeben, durch welche frühere Herrenhausbeschlüsse abgeändert wurden. Allerdings fielen im Herrenhause harte Worte darüber, daß ihm eine solche Uebereilung zugemuthet wurde. Naturgemäß wäre es gewesen, wenn das Herrenhaus sich geweigert hätte, in die Berathung des Gesetzes noch einzutreten; es hätte dadurch seine Würde gewahrt. Es verlangt ja Jahr für Jahr volle vierzehn Tage Zeit um darüber nachzudenken, ob es von seinem Rechte Gebrauch

machen will, das Budget en bloc zu verwerfen. Aber diesmal schien ihm die Annahme des Gesetzes mehr am Herzen zu liegen, als die Form, unter der diese Annahme erfolgte.

Eines höchst auffälligen Vorganges ist noch zu gedenken. Graf Kanitz, der so schöne Anträge stellen kann, versteht auch nicht minder schöne Interpellationen zu formuliren. So hatte er denn in den letzten Tagen noch die Anfrage eingebracht, was die Regierung zu thun gedenke, um einer übermäßigen Vertheuerung des Getreides vorzubeugen. Es wäre noch Zeit gewesen, diese Frage recht gründlich zu erörtern, aber Graf Kanitz und seine Freunde verzichteten darauf, nachdem sie sich die Sache noch einmal überlegt hatten. Die Antwort liegt wohl nahe; wer der Vertheuerung des Getreides wirksam entgegen arbeiten will, muß die Getreidezölle aufheben und den Getreidehandel freigeben.

Proteus.

Gladstone.

Der „große alte Mann“ ist todt. Ganz England trauert. Auch die zahllosen Gegner, die der Unermüdliche in einer sechzigjährigen politischen Thätigkeit angesammelt hatte, sie salutiren vor der Bahre eines der größten Engländer, die dies Jahrhundert hervorgebracht hat. Schon bei Gladstone's Rücktritt vom öffentlichen Leben kam die englische Fairneß in dem Urtheil einer englischen Wochenschrift, die zu den erbittertsten Gegnern des aktiven Staatsmannes gehört hatte, mit den Worten zum Ausdruck: „Gladstone ist nie von Selbstsucht berührt worden noch ist sein Handeln je aus schmutzigen oder kleinlichen Erwägungen hervorgegangen. Er mag sich öfter selbst getäuscht und in Folge dieser Selbsttäuschung auch die Nation getäuscht haben, aber seine innersten Motive waren niemals niedrig oder unehrenhaft.“

Inzwischen sind vier weitere Jahre in's Land gegangen und dem ausgleichenden Einfluß der Zeit hat sich der mildernde Anblick standhaft ertragenen schweren Leidens hinzugesellt, so daß heute kein Mißton die tiefe allgemeine Landestrauer stört. Der eifrige Streiter geht als Achtundachtzigjähriger in vollem Frieden mit seinem Volke zur ewigen Ruhe ein.

Welch eine Laufbahn von jenem Tage, an dem der erst Dreiundzwanzigjährige, als „nominee“ des Herzogs von Newcastle, in das englische Parlament eintrat, bis zu dem Augenblick, in dem der bereits Dreiundachtzigjährige zum letzten Male als Premierminister Englands das Staatsruder ergriff! Ich habe in diesen Blättern wiederholt (Jahrg. IX Nr. 37, 38, 39, 40 und Jahrg. XI Nr. 23) eine Charakteristik Gladstone's zu geben versucht und ich möchte erneuern, was ich bei seinem Ausscheiden aus der Politik vor vier Jahr schrieb:

„Gladstone hat mehr politische Wandlungen durchgemacht als irgend ein anderer lebender Staatsmann. Er hat sich vom hochkirchlichen Tory zum radikalen Liberalen und Protektor der Dissenter entwickelt. Der Verfasser der Abhandlung über the state in its relations with the church hat die irische Staatskirche zertrümmert, der ehemalige konservative Protektionist ist einer der Hauptförderer des englischen Freihandels geworden, der erbitterte Gegner der Wahlreformbill von 1831 wurde der Schöpfer des geheimen Wahlrechts und der Reform von 1884. Und doch hat dieser wandlungsfähige Geist niemals frivol seine Ueberzeugungen gewechselt. Seine Ueberzeugungen änderten sich eben im Laufe der Zeiten, wie sich ja auch die Ueberzeugungen seines Volkes änderten. Vielleicht ist der gewaltige, der fascinirende Einfluß, den Gladstone auf seine Landsleute ausübte, gerade auf diesen Parallelismus der eigenen Entwicklung und der Entwicklung der politischen Fortschritte seines Landes zurückzuführen. Er war hinter der öffentlichen Meinung der Nation nie allzu weit zurück und ihr nie allzu weit voraus. Allerdings pflegt das bei politischen Strebern nicht anders zu sein; aber Gladstone war bei aller Freude an der Macht, wie sie jeder politischen Leidenschaft innewohnt, doch nie ein Streber. Er suchte die Macht, um seinen Ueberzeugungen zum Siege zu verhelfen, aber er unterwarf sich nicht fremden Ueberzeugungen, um an die Macht zu gelangen.

Ob Gladstone ein Staatsmann im höchsten Sinne des Worts genannt werden darf, mag fraglich erscheinen. War er doch nie ganz frei von doktrinärer Beschränktheit; und selbst die Verschlagenheit des großen Parteiführers hatte etwas von theologischer Pedanterie. Mit Vorliebe legte er an die Beziehungen der Völker zu einander den Maßstab kleinbürgerlicher Moral und nur ungern ließ sich der Hartnäckige davon abhalten, Gefühlspolitik zu treiben. Die Wahrheit des summum jus summa injuria ist ihm nie ganz aufgegangen. Die höchste Stufe geistiger Freiheit hat er nicht erklommen. Gerade diese Mängel aber haben zu seinen Erfolgen nicht wenig beigetragen. In dem aristokratischen England des achtzehnten Jahrhunderts hätten seine starke politische Begabung und seine glänzende Rednergabe ohne Zweifel auch bedeutende Erfolge erzielt, aber zum führenden Staatsmann wäre er schwerlich aufgerückt. Er ist dagegen der typische Staatsmann unseres Jahrhunderts; recht eigentlich der staatsmännische Repräsentant des englischen Bürgerthums mit seiner kaufmännischen Ehrenhaftigkeit, seiner moralischen Energie und seinem common sense in allen Dingen des praktischen Lebens. Er war wie kein Anderer dazu geschaffen, England aus seiner aristokratischen Verfassung hinaus zur Demokratie überzuführen, ohne das Tempo zu überstürzen. Seine Anpassungsfähigkeit an die neuen demokratischen Lebensbedingungen ist selbst im hohen Alter nicht erschlafft, sie blieb aber stets gepaart mit einem zähen, konservativen Sinn, der nur das aufgibt, was bereits im Absterben ist.“

Gladstone war neben Sir Robert Peel für Englands innere Politik der bei Weitem fruchtbarste Staatsmann dieses Jahrhunderts. Beinahe zwei Menschenalter hindurch ist sein Name fast mit jeder segensreichen Reform in seinem Vaterlande verknüpft gewesen. Wenn man die Riesensumme seiner positiven Leistungen mit Disraeli's glänzenden aber im Wesentlichen doch blos äußerlichen Erfolgen vergleicht, so schnellt die Waagschaale, in der die Verdienste des schottischen Puritaners ruhen, die Schaale hoch empor, auf der die Früchte der staatsmännischen Thätigkeit des parlamentarischen Condottiere liegen, der die angelsächsischen Herzöge und Barone seiner Führung unterwarf und der die Grafenkrone schließlich mit einer Attitude annahm, als ob er, der geborene Jude, der englischen Aristokratie eine Gefälligkeit erweise. Beide Männer waren leidenschaftliche Naturen, aber bei dem Einen war die Leidenschaft unter Spott und Sarkasmus verdeckt, bei dem andern brach sie leicht in pathetischen Eruptionen hervor. Hier eine überlegene Skepsis von Jugend an, dort eine nicht selten überraschende Naivetät bis ins hohe Alter. Niemand hatte mehr Sinn für alles Dekorative in der Politik als Disraeli, der für seine Souveränin den Kaisertitel aus Indien holte; niemand weniger als Gladstone, der in Hawarden jeden Morgen mit dem Gebetbuch unter dem Arm zur Kirche wandelte und in Hemdsärmeln mit der Axt Bäume fällte. Man begreift es bei solcher Verschiedenheit, weshalb der eine Staatsmann in seinen Mußestunden mit Vorliebe Romane schrieb und der andere kirchenpolitische Abhandlungen.

Was Gladstone's Verhältniß zu Deutschland anlangt, so war dasselbe ziemlich kühl. Bismarck und Gladstone konnten sich niemals recht leiden. Die Antipathie war gegenseitig, begründet auf einer weitgehenden Charakterverschiedenheit. Bismarck gehört zu den revolutionären, Gladstone trotz des vielverschrieenen Radikalismus seiner späteren Jahre zu den durch

und durch konservativ veranlagten Staatsmännern. Nur Eines ist beiden Männern gemeinsam: die Energie des Willens, die zum Herrschen befähigt. Aus der Kunst zu herrschen, aus der Bezwingung des Volksgemüths erwuchs beiden Staatsmännern jene weite Popularität, die Bismarck und Gladstone zu den beiden bekanntesten Männern der Erde machte. Als jene beiden großen Gestalten vom Schauplatz der Politik abtraten, war die Meinung weit verbreitet, daß in den Geschicken der Welt ein tiefgreifender Wandel eintreten müsse. Wir haben gesehen, daß auch das Verschwinden der Mächtigsten die heutige Welt nicht aus den Fugen bringt.

Th. Barth.

Die Erhöhung des Baumwollgarnzolls.

I.

Warum können die deutschen Baumwollspinner mit den englischen nicht konkurriren?

Es ist häufig behauptet worden, dem englischen Spinner stehe billigeres Kapital zur Verfügung, und er beziehe seine Kohlen und Rohbaumwolle billiger als der deutsche. Diese Angabe kann aber nicht ohne weiteres als begründet angesehen werden. Die Spinnereien in Deutschland sowohl wie in England arbeiten mit eigenem Kapital, sei es als Aktiengesellschaften oder Privatfirmen. Hat der deutsche Spinner Geld nöthig zu irgend einer Operation, so leiht er es bei seinem Bankier, der englische verschafft es sich durch Warrants, wobei beide Male so ziemlich der gleiche Zinsfuß gezahlt wird; und was die Verwerthung des Anlagekapitals betrifft, so verlangen englische Unternehmer kaum geringere Dividenden als deutsche. Sollte es dabei wirklich auch der Fall sein, daß der Engländer mit einem Prozent weniger zufrieden wäre, so würde das bei den Herstellungskosten des Fabrikats schwerlich zum Ausdruck kommen. Kohlen andererseits sind im Allgemeinen in England nicht billiger als in Deutschland, wenn man nicht Spinnereien in Betracht zieht, die weit vom Kohlenrevier entfernt liegen. Daß ferner der Deutsche die Rohbaumwolle am Produktionsorte theurer bezahlen muß als der Engländer, ist eine durchaus unbegründete Behauptung; deutsches Geld ist ebenso gut wie englisches und dem Verkäufer ist die Nationalität des Käufers ganz gleich.

Nun ist es Thatsache, daß trotz des erheblichen Zolls von 12 bis 48 Mk. per Doppelcentner noch viel Baumwollgarn aus England in Deutschland eingeführt wird. Zunächst ist dabei zu berücksichtigen, daß die Deutschen, mit einzelnen Ausnahmen, nur bis zu Nr. 40 spinnen, und fast alle feineren Nummern aus England bezogen werden müssen. Es liegt das zum Theil daran, daß der Zoll, nach dem Werthe gerechnet, für die gröberen Nummern höher ist, als für die feinern. Auf Nr. 16, welche augenblicklich einen Werth von etwa 1,10 Mk. per Kilo hat, beträgt der Zoll 12 Mk. per 100 Kilo, also 12 Pf. per Kilo oder circa 11 Proz. Bei Nr. 120, dreifach, im Werthe von circa 6,60 Mk. per Kilo beträgt der Zoll 48 Mk. per 100 Kilo, also 48 Pf. per Kilo oder circa 7 Proz. Unsere Spinner sind also durch den Zoll bei den gröberen Nummern mehr geschützt als bei den feinen und spinnen deshalb lieber nur die ersten. Danach sollte man annehmen, daß der englische Spinner, der sein Garn zu denselben Preisen wie der deutsche liefert, entweder 7 bis 11 Proz. billiger produziren oder der deutsche um 7 bis 11 Proz. mehr verdienen muß. Weder das Eine noch das Andere kann jedoch als Regel gelten. Je nach Lage, Einrichtung, Betrieb und anderen Umständen arbeitet die eine Anlage vortheilhafter, besser oder billiger als die andere. Jedenfalls finden nicht wenige englische Kapitalisten einen Vortheil darin, sich bei deutschen Spinnereien zu betheiligen, und nahe der holländischen Grenze befinden sich mehrere mit holländischem Gelde gegründete und von Holländern geleitete Spinnereien. Die Unternehmer dieser Anlagen besitzen auch Spinnereien auf holländischem, einige Kilometer von der Grenze entferntem Gebiet, wo sie ohne Schutzzoll mit dem englischen Fabrikat konkurriren können. Es ist nicht einzusehen, weshalb sie in dem holländischen Enschede billiger fabriziren könnten als in dem, ein paar Kilometer entfernten deutschen Gronau; sie sagen sich aber, daß sie ganz gut von dem deutschen Schutzzoll profitiren können, und thatsächlich machen sie dabei auch ganz gute Geschäfte.

Daraus muß man schließen, daß auf deutschem Boden, unter günstigen Verhältnissen, ebenso oder annähernd so gut Baumwollengarn gesponnen werden kann wie in England. Bemerkenswerth ist noch, daß zur Zeit der Einführung und Erhöhung der Baumwollgarnzölle der Werth des Rohmaterials bis zu 70 Proz. höher war als heute, der Zoll demnach auch viel weniger, etwa 4 bis 6 Proz. vom Werthe betrug. Es ist also der Zoll seit 1879 im Verhältniß zum Werthe bedeutend höher geworden, und wenn jetzt die deutschen Spinner einen noch höheren Zoll beanspruchen, so gestehen sie dadurch ein, daß sie in ihren Leistungen seit dem genannten Jahre gegenüber den Engländern zurückgeblieben sind.

Es war bei Einführung des erhöhten Zolls ein Hauptbeweisgrund der Spinner, daß sie künftig auch die feineren Garnnummern würden spinnen können; das ist aber durchaus nicht eingetroffen. Es sind viele Versuche angestellt worden von Spinnern in Verbindung mit Webern, und man wird sich der bezüglichen Bemühungen des Herrn Kommerzienraths Greef in Viersen mit elsässer Garnen erinnern; jedoch haben alle diese Versuche zu dem Resultat geführt, daß das deutsche Fabrikat, trotz des Zolls, mit dem englischen nicht konkurriren kann. Jetzt beanspruchen die Spinner den höheren Zoll mit derselben Begründung, daß sie dann auch die feineren Nummern spinnen könnten; nach den bisherigen Erfahrungen ist jedoch als feststehend anzunehmen, daß sie auch bei einem erhöhten Zoll dazu nicht im Stande sein werden.

Zur richtigen Beantwortung der Frage: Kann in Deutschland überhaupt nicht so vortheilhaft Baumwolle versponnen werden wie in England? sind schließlich noch einige weitere Vergleiche anzustellen, die sich beziehen auf: die Arbeitslöhne, die geographische Lage der Spinnereien und den Einfluß des Klimas. Bekanntlich sind die englischen Arbeitslöhne in den Spinnereien fast um das Doppelte höher als die deutschen; dagegen leistet der englische Spinnereiarbeiter mehr als der deutsche. Da die Spinnerei in England viel früher betrieben wurde als bei uns, sind die Arbeiter seit Generationen besser geschult. Dabei verstehen sie es sehr wohl durch trades-unions u. s. w. ihr Interesse nicht allein dem Arbeitgeber gegenüber, sondern auch durch gegenseitige Hilfe zu vertreten.

Was sodann die Einwirkung der Lage der verschiedenen Spinnereien auf deren Gedeihen betrifft, so ist es einleuchtend, daß diese in der Nähe eines großen Konsumgebiets oder dort, wo die Zufuhr des Rohmaterials am leichtesten bewerkstelligt werden kann, auch am vortheilhaftesten ist. Darin haben die Spinnereien in Lancashire einen Vortheil, daß ihnen Liverpool als Ein- und Ausfuhrhafen so nahe liegt. Zwar steht dem gegenüber, daß die Fracht nach Deutschland das englische Garn vertheuert, aber die Centralisation der ganzen Baumwollindustrie auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum bietet Vortheile, die der deutschen Industrie fehlen, indem der Einzelne das ganze Gebiet und alle vorkommenden Bewegungen besser übersehen und ausnützen kann. In Deutschland liegen die einzelnen Spinnereien vielfach zerstreut und ihnen fehlt der gegenseitige Anschluß.

Viel größer ist indessen der Einfluß des Klimas, der vielfach noch unterschätzt wird. Die Feuchtigkeit und größere Gleichmäßigkeit des englischen Klimas gegenüber demjenigen Deutschlands, das trockener und größerer Kälte und Hitze ausgesetzt ist, bietet der englischen Textilindustrie, besonders der Baumwollspinnerei, ganz besondere Vortheile. Um dieses klarzulegen, muß man sich einige technische Vorgänge vergegenwärtigen.

Die Baumwollpflanze bedarf zu ihrem Gedeihen eines warmen und feuchten Klimas; zu große und trockene Hitze oder Kälte schaden ihr, indem die Baumwollfaser bedeutend leidet. Diese letztere wird aber auch noch nach der Ernte durch die Beschaffenheit der Atmosphäre beeinflußt. Nimmt man z. B. ein dünnes Baumwollgewebe und legt darin eine Falte, so wird man diese, je trockener das Gewebe ist, desto schwerer entfernen können. Dazu ist erst wieder Anfeuchten nöthig. Daraus ergibt sich, daß die Baumwollfaser, wenn sie eine Falte, einen Knick bekommt, diesen um so eher behält, je trockener sie ist. Es ist dieses ja bei allen vegetabilischen Produkten mehr oder weniger der Fall. Nun wird die Baumwolle nach der Ernte in Ballen ganz fest zusammengepreßt. Die Fasern, die von Natur eine einigermaßen spiralförmige Gestalt besitzen, erhalten dadurch und auch weil sie, wie natürlich ist, nicht platt neben- und aufeinander liegen, beim Pressen viele Falten und Kniffe. Je trockener die Faser in diesem Zustand wird, desto schwieriger ist es, sie in eine glatte, gestreckte Lage zu bringen; die Knicke, die sich in feuchtem Zustand mehr oder weniger verlieren, bleiben in der Trockenheit. Gleich nach der Ernte besitzt die Faser noch ihre natürliche Feuchtigkeit; diese verbleibt ihr, so lange sie in feuchter Atmosphäre verbleibt. Kommt sie aber in gepreßtem Zustand in ein trockenes Klima und trocknet aus, dann treten die Knicke deutlicher hervor. Nun ist das Spinnen der Baumwolle ein fortwährendes glatt nebeneinander Legen, Strecken und Drehen des Fadens. Je mehr Knicke die Fasern haben, um so rauher wird das Garn; der Faden wird nicht so glatt, glänzend und stark. Das ist die Ursache, weshalb das Klima in England der Spinnerei viel günstiger ist, als in Deutschland. Die Faser trocknet bei uns, wo es viel trockener, heißer oder kälter ist, viel mehr aus, ehe sie dem Spinnprozeß unterliegt. Auch die Amerikaner haben früher ihre Spinnereien in den Neuengland-Staaten errichtet, wo es noch trockener ist, als bei uns. Sie haben aber ihren Fehler eingesehen und verlegen jetzt ihre Spinnereien in das feuchtere südliche Klima. In Ostindien zeigt sich dieselbe Erscheinung; der südliche Theil der Halbinsel paßt wegen seiner großen Feuchtigkeit viel besser für die Spinnereiindustrie als die trockene nördliche.

Um diesem Uebelstand zu begegnen, hat man vielfach Vorrichtungen getroffen, um die Luft in den Spinnereien künstlich zu befeuchten, indem man derselben fein vertheiltes zerstäubtes Wasser zuführt. Dieses Mittel ersetzt jedoch die natürliche Feuchtigkeit der Luft nur sehr unvollkommen. Diese nimmt das Wasser, das auf natürliche Weise verdampft, sich also in Gasform bildet, auf, während das künstlich in fein vertheiltem Zustand verbreitete Wasser in tropfbarem Zustand verbleibt. In solcher Form schlägt das Wasser bald nieder, ohne der Luft viel Feuchtigkeit — gasförmiges Wasser — mitgetheilt zu haben. Auch ist bekannt, daß eine vegetabilische Faser, ist sie einmal ausgetrocknet gewesen, auch bei späterer Anfeuchtung nie wieder dieselbe Geschmeidigkeit annimmt, die sie vorher hatte. Kommt noch dazu, daß die Baumwolle einer Kälte von 2—3 Grad unter Null ausgesetzt gewesen ist, so ist das Uebel noch viel schlimmer. Tritt ein solcher Frost in Amerika bei der Ernte auf, was zuweilen im Herbst vorkommt, so richtet er sehr großen Schaden an. In solchen Fällen von „killing frost“, wie die Amerikaner ihn nennen, ist die noch nicht geerntete Baumwolle fast ganz verloren.

Aus alldem geht hervor, daß in unserm trockenen deutschen Klima aus derselben Baumwolle kein so gutes Gespinnst geliefert werden kann wie in England, und daß unsere deutschen Spinner nicht in der Lage sind, die schönen englischen Garne zu liefern, solange nicht Mittel und Wege gefunden sind, die Nachtheile des Klimas zu überwinden. Es liegt hier eine technische Unmöglichkeit vor, die durch keinen, noch so hohen Schutzzoll beseitigt werden kann. Diejenigen Webereien, die solche guten Garne zu ihren Erzeugnissen nöthig haben, werden diese immer aus England beziehen müssen, und wollte man darauf, nach dem Verlangen der Spinner, einen höheren Zoll legen, so würde man den betreffenden Webern einen Tribut aufbürden, der den Spinnern nichts nützt, die Weber aber in ihrer Konkurrenzfähigkeit schwer schädigt. Die niederrheinische Seidenindustrie allein zahlt für die aus England bezogenen Garne, die sie nicht entbehren kann, jährlich einen Zoll von rund 400 000 Mk. Würde man den Zoll verdoppeln, so würde diese Industrie 800 000 Mk. zu zahlen haben, ohne daß dadurch den Spinnern irgend ein Vortheil entstände. Aehnlich ist es mit andern Webereien und Baumwollindustrien. Bedenkt man, daß (nach der Beilage zur Marinevorlage) die Einfuhr von Baumwollgarnen in den letzten Jahren durchschnittlich 53 Millionen Mark an Werth betrug, der Zoll durchschnittlich 10 Proz., so ergibt sich, daß dadurch die Webereien um 5,3 Millionen jährlich geschädigt werden, welche Summe sich nach dem Verlangen der Spinner auf 8—9 Millionen erhöhen soll. Nun ist die Zahl der in der Spinnerei beschäftigten Arbeiter sehr viel geringer als diejenige der in Weberei und Wirkerei thätigen; es hieße also eine große Industrie schädigen, wollte man den Zoll erhöhen, ohne dadurch der kleineren Industrie einen nennenswerthen Nutzen zu verschaffen. Den Vortheil, den der englische Spinner im Klima besitzt, kann ihm der deutsche nie streitig machen, und dazu helfen keine hohen Zölle. Dagegen werden die andern Vortheile der englischen Industrie, die bessere Schulung der Arbeiter, durch die geringeren deutschen Löhne aufgehoben. Der deutsche Spinner müßte eigentlich auch ohne jedweden Zoll ebenso billig produziren können wie der englische; nur würde sein Garn immer gegen das englische in Qualität zurückbleiben; daran kann aber auch der Zoll nichts ändern.

Man behauptet von schutzzöllnerischer Seite, der Zoll wirke erzieherisch auf die Industrie! Bei der Baumwollspinnerei bemerkt man nichts von diesem Einfluß, ja, das Gegentheil ist der Fall. Es ist oben schon angedeutet worden, daß nach zwanzigjährigem Bestehen des Schutzzolls die Ansprüche der Spinner, trotzdem der Zollsatz durch besondere Umstände allmählich einen höhern Schutz gewährt hat, gestiegen sind. Womit sie früher zufrieden waren, das genügt ihnen jetzt nicht mehr. Damit geben sie indirekt zu, daß sie weniger leistungsfähig geworden sind. Dieses Geständniß wird nun auch zum Ueberfluß noch bestätigt durch die bedeutend verringerte Ausfuhr und die Zunahme der Einfuhr von Baumwollgarn. Diese betrugen durchschnittlich:

Ausfuhr 1881/83 = 30,3 Mill. Mk. 1894/96 = 16,2 Mill. Mk.
Einfuhr 1881/83 = 50,8 „ „ 1894/96 = 53 „ „

Es ist also — soweit das Konkurrenzverhältniß zum Ausland in Frage kommt, ein Rückschritt in der Baumwollspinnerei in der Aera des Schutzzolls, des Schutzes der nationalen Arbeit, eingetreten, anstatt eines Fortschritts. Das ist eine Bestätigung des freihändlerischen Satzes, daß Schutzzölle die Industrie in der Entwicklung hindern während freie Konkurrenz sie zu Fortschritten zwingt. Die deutschen Spinner erwarten ihr Heil vom staatlichen Schutz, die englischen von der Verbesserung ihrer Produktionsweise. Es geht der Industrie wie dem menschlichen Individuum. Ein schwächliches Kind stärkt man durch geeignete Nahrung, durch Uebung seiner Kräfte, durch langsame Gewöhnung an nachtheilige Einflüsse. Durch Schutz gegen diese, durch Schonung, durch beständige Hülfe beim Gebrauch seiner Kräfte erzieht man aus dem Kinde ein zartes, ungesundes und schwächliches Geschöpf. So schadet der Schutz der Industrie, indem er ihre Unfähigkeit befördert; nur durch den Ansporn, ihre eigene Kraft zu entwickeln, nur durch die Gewöhnung an die freie Luft der Konkurrenz kann sie zur Entwicklung gelangen. Im ersten Fall ist und bleibt sie eine Treibhauspflanze, die bei Berührung mit der frischen Lebensluft welkt; im zweiten entfaltet sie sich zum kräftigen Baum, der den Stürmen des rauhen Klimas trotzt. Die Engländer haben diese Wahrheit längst erkannt und halten darum am Freihandel fest, trotz allen Geschreis ihrer Gegner.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Crefeld. A. F. W. ter Meer.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1866.

Oesterreichische und preußische Truppen, welche seit mehr als fünfzig Jahren die Garnison von Mainz gebildet hatten, waren abgezogen. Die Oesterreicher, um zwei Tage darauf eine Nacht über in den Straßen bivouakirend noch einmal aufzutauchen; die Preußen, um nach einer nicht allzulangen Pause ihre alte Garnison wieder zu besetzen.

Inzwischen rückten bayerische Regimenter mit noch einigen kleinen Kontingenten der sächsischen Herzogthümer ein, welchen kurz darauf ein Theil der kurhessischen Armee — Infanterie und Husaren — sich anfügte. Das Verhältniß der Bayern zu den Kurhessen war kein sehr freundliches. Die kurhessischen Offiziere machten kein Hehl aus ihren Sympathien für Preußen und der Volkswitz sagte: Die Bayern lassen die Kurhessen nicht ausrücken, weil sie fürchten, die würden zu den Preußen gehen, und sie selbst rücken nicht aus, besorgend, die Kurhessen würden hinter ihnen die Thore schließen. Genug, es geschah nichts, und der Gouverneur der Festung, ein bayerischer General von Rechberg, begnügte sich damit, einige der Thore, die nach dem Rheine führen, zumauern zu lassen. Allerdings sprach die Wahrscheinlichkeit dafür, daß eintretenden Falles, die Preußen nicht durch diese Thore in die Stadt einrücken würden. Eine andere nicht minder geistreiche Maßregel des Gouverneurs war die, sämmtliche nach Norddeutschland gerichtete Briefe in Mainz festhalten zu lassen, was zur Folge hatte, daß man in Frankfurt, welches bereits von Preußen besetzt war, die Briefe nach Mainz ebenso behandelte. Das war für uns Kaufleute schier unerträglich. In einer Audienz, welche ich bei dem Gouverneur zum Versuch der Befreiung der Korrespondenz mir erbeten, zuckte er die Achsel und sagte: „Das ist der Krieg, da kann ich Ihnen nicht helfen." Merkwürdig! ich hatte mir den Krieg ganz anders vorgestellt!

Zwei Tage darauf, es war an einem Sonntage, kam ein Kollege zu mir, um die Sache zu berathen. Wir hatten gehört, daß ein Geheimrath Stephan die Post in Frankfurt leite, und an ihn richteten wir einen Brief, worin wir die Zwecklosigkeit der Briefsperre betonten und namentlich auch schilderten, wie dadurch die Norddeutschen nicht weniger als die Süddeutschen geschädigt würden. Obgleich wir dafür gesorgt hatten, daß der Brief an seine Adresse gelange, so erschien mir ein Schreiben nicht genügend, und ich beschloß selbst nach Frankfurt zu fahren, um den Zweck zu erreichen. So machte ich mich des Montags auf den Weg. Eine Reise nach Frankfurt war damals nicht so einfach. Man konnte erst von Hattersheim aus die Eisenbahn benutzen; bis dahin mußte man zu Wagen fahren und bei Wickert die preußischen Vorposten passiren, welche uns jedoch ohne Schwierigkeit durchließen. Alsbald nach meiner Ankunft in Frankfurt begab ich mich in das Postgebäude und frug nach Geheimrath Stephan. Man wies mich in ein Zimmer im ersten Stock, wo ich einen anscheinend jungen Herrn an einem Tische sitzend und schreibend vorfand. Es war Stephan selbst und, nachdem ich meinen Namen genannt hatte, sagte er: „Ich habe Ihren Brief gelesen und Ihre Argumente gewürdigt. Wenn wir Beide die Sache zu ordnen hätten, so wäre sie schon erledigt; allein jetzt entscheidet nicht das Civil, sondern das Militär. Ich will zum kommandirenden General gehen, ihm die Sache vorstellen und, wenn Sie heute Nachmittag wieder vorkommen wollen, werde ich Ihnen Bescheid geben." — Ich erwiderte, das sei mir nicht möglich; über Nacht möchte ich nicht von Haus weg bleiben, und die Thore von Mainz würden so zeitig geschlossen, daß ich mich beeilen müsse, um rechtzeitig zurück zu sein.

Nach einigem Ueberlegen frug er mich, wo ich zu Mittag esse? Selbstverständlich antwortete ich, das sei mir ganz einerlei. „Gut", sagte er, „so kommen Sie um ein Uhr in den Weidenbusch und verlangen, wenn ich noch nicht dort sein sollte, neben mir zu sitzen. Ich hoffe, Ihnen dann die Entscheidung mittheilen zu können." Ich war entzückt von so viel Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit. Wir sind in Hessen in dieser Beziehung nicht verwöhnt, und ein Beamter, der außer den Büreaustunden und in einem anderen Lokale als seiner Schreibstube mit dem „Publikum" verkehrt, wird noch heute nicht leicht bei uns zu finden sein. Ich fand mich pünktlich im Weidenbusch ein, und bald darauf kam auch Stephan. „Ich kann Ihnen", sagte er, „gute Botschaft bringen." Die Wagen mit den Briefen gehen noch heute Mittag nach Mainz. Ich habe den Sekretär, der sie begleiten wird, auf zwei Uhr hierher bestellt, damit wir ihm die nöthigen Instruktionen gemeinschaftlich geben. Sie werden dafür zu sorgen haben, daß man ihm in Mainz die dort zurückgehaltenen Briefe ohne Verzug ausfolgt, damit er solche heute noch hierher bringt. Von morgen an soll dann ein regelmäßiger Briefverkehr eingerichtet werden." Ich war, wie man sich denken kann, höchst erfreut meinen Zweck vollständig erreicht zu haben. Alsbald nachdem ich die Abspräche mit dem Sekretär getroffen und mich bei Stephan für so viel Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit bedankt hatte, machte ich mich auf den Weg. In Mainz angekommen, fuhr ich zum Postdirektor und nahm ihn mit zum Gouverneur. Als ich demselben das Geschehene mittheilte und ihm vorstellte, wie es nun von ihm abhänge, den Briefverkehr herzustellen, so lange feindselige Maßregeln von anderer Seite ihn nicht verhindern würden, gab er nach, und von diesem Tag an gingen die Briefe hinüber und herüber, ohne daß je eine Störung eintrat. Nach dem Friedensschluß ging die Post an Preußen über, und was der spätere Reichsminister Stephan auf diesem Gebiete geleistet, ist noch in Jedermanns Gedächtniß; mir aber war Stephan's Verfahren an dem für mich denkwürdigen Tage der Schlüssel zu dem vielen Guten und Großen, das er uns Deutschen geleistet hat.

Eine kleine Anekdote darf ich wohl noch beifügen. Als die Post unter Preußens Leitung in Hessen eingerichtet wurde, sollten an den Postämtern rechts das preußische, links das hessische Wappen angebracht werden. Als dies in Hessen bekannt gemacht wurde, hieß es in der betreffenden Publikation „das hessische Wappen befindet sich rechts, das preußische links vom Beschauer". So kommt alles auf den Standpunkt an.

Lugano. Rudolf Bamberger.

Zola's „Paris."

Lange Zeit hat der Name Emile Zola's nur ein litterarisches Programm bedeutet, eine Kunstrichtung, die um ihrer krassen Eigenheit willen ebenso leidenschaftlich befehdet, wie bewundert worden ist. In dem Streite für und wider den Naturalismus schien auch das wesentliche Interesse an dem Manne sich zu erschöpfen. Wie kam es nun, daß er sich heute uns in verändertem Lichte zeigt, daß sein Werk eine andere Tragweite für uns annimmt? Ist es der Widerhall der jüngsten Ereignisse, die dem Schriftsteller plötzlich eine moralische Größe und eine soziale Wirkung verliehen haben? Hat der Schlachtruf uns aufmerksam gemacht, mit dem er damals einer ganzen Gesellschaftsklasse den Krieg ansagte: „quand une société en est là, elle tombe en décomposition"? Oder ist es der Einfluß der Jahre, die uns mählich, langsam entfernen und nun den Ueberblick auf ein Ganzes gestatten, der aus nächster Nähe unmöglich war? Es sei dem, wie es wolle. Jedenfalls tritt heute in der Beurtheilung Zola's die ästhetische Frage zurück, und eine andere drängt sich vor. Er ist es gewesen, der den vierten Stand in die französische Litteratur eingeführt hat; der durch die Eigenart seines Talentes und durch die Wahl der Stoffe ihn in zwiefachem Sinne vor uns vertritt. Denn was sind die Rougon-Macquart zu guterletzt anderes, als eine Reihe von Kulturbildern, in denen vor allem das Elend der unteren Schichten dargelegt wird. Sie geben Beiträge zur Psychologie der

Massen, wie sie unter dem Drucke der Entbehrung und Unbildung sich entwickelt hat. Wie sie dastehen, in ihrer schonungslos unbarmherzigen Eindringlichkeit, sind sie gedacht als Anklageakte gegen den dritten Stand, der den anderen das hat werden lassen, was er thatsächlich ist. Aus diesen episch breiten Schilderungen der Gegenwart scheint immer wieder die eine Folgerung sich zu ergeben: dahin hat das Regime der Bourgeoisie es kommen lassen. Die Tendenz dieser Schriften ist revolutionär, verneinend. Ihr Autor steht den Ereignissen zwar objektiv, doch im Grunde mit dem hellsichtigen Haß des Plebejers gegenüber. Und darum die erstaunliche Einseitigkeit, die sich immer an das Unvollkommene, Schadhafte hält, die überall Schatten und Schwächen erblickt; es erklärt sich dieses Verweilen ohne Liebe, Trost und Behagen. Nicht anders steht der Proletarier zu der heutigen Welt; und etwas von der Auffassung, dem Fühlen und Empfinden dieser Klasse schwingt in Zola nach. Seine dichterische Persönlichkeit trägt die Zeichen davon. Breit, formlos, ungebunden geht seine Darstellungsweise daher, vulgär in ihrer ganzen Art und mitunter gemein. Ihr fehlt es an Kultur, an Raffinement, an Verinnerlichung. Sie schwelgt in einem Materialismus, der immer Thatsachen um Thatsachen anhäuft, der unsere verwöhnte Geistigkeit bald ermüdet. Sie findet Wendungen und Worte, die derben Erdgeruch an sich haben, die aber jede bedenklichere Kunst vermeiden würde. Doch einerlei, in ihrer brutalen Vollkraft liegt etwas Unwiderstehliches. Obwohl es ein trüber Strom ist, der an uns vorüberrauscht, stimmt gleichwohl der Gang und Schlag seiner Wasser uns manchesmal zur Bewunderung. Staunend sehen wir dem Schauspiel zu und fragen uns, wohin das treibt, wo das hinaus will. Was soll aus dieser Gesellschaft werden, aus dem bürgerlichen Frankreich, das die Revolution gemacht, das bei Sedan abermals ein Regime verbraucht hat und nach wie vor weiterbesteht? Wenn der Schriftsteller mit seinem Pessimismus Recht hat, trägt die bestehende Ordnung den Keim der Zersetzung in sich; und die Verhältnisse, welche sie dermaleinst aus sich hervortreibt, müssen den heutigen Zustand gänzlich umgestalten. Die Zukunft spricht der Vergangenheit und Gegenwart das Urtheil.

Alles Hoffen und Denken des Proletariers gipfelt darin, daß die kommende Zeit ihm die Erlösung bringen soll. Wem das Heute nicht behagt, der harrt auf das Morgen. Am Ende jeder absprechenden Gesellschaftskritik steht die Gesellschaftsreform. So auch bei Zola; und wie er die künftige Entwicklung sich denkt, hat er stufenweise im „Roman der drei Städte" dargelegt: in „Lourdes" eingeleitet, in „Rom" weitergeführt und kürzlich in „Paris" zu Ende gebracht. Es versteht sich dabei fast ohne weiteres, daß in sein ideales Programm viele Illusionen mit eingegangen sind; in diesem Zuge vollendet sich das Bild des sozialen Stürmers.

Die Trilogie des Städte-Romanes bewegt sich um eine Mittelfigur, den Abbé Pierre Froment. Kind einer ungleichen Ehe, hat er von der bigotten Mutter die weiche, sinnige Gemüthsart, von dem Vater, der ein großer Gelehrter war, den scharfen rastlosen Verstand geerbt. Zunächst überwiegt der weibliche Einfluß bei ihm und bestimmt ihn, sich dem geistlichen Stande zu widmen, indessen ein älterer Bruder die andere Richtung einschlägt und Naturwissenschaften studirt. Doch auch in Pierre wirkt die geistige Verwandtschaft mit dem Vater nach; sie führt ihn durch Grübeln und Zweifeln dahin, daß er seinen Glauben verliert. Nur in Schmerzen scheiden wir von den Vorstellungen, die wir ausgelebt, die wir überlebt haben; wenn ein Ideal vor uns zergeht, ergreift uns ein Gefühl unsagbarer Leere, und das Dasein dünkt uns inhaltlos. Wir möchten zurück in den Zustand, den wir verlassen haben; wir merken nicht, daß wir damit so unlogisch sind. Der Abbé Froment hofft seine Ruhe wiederzufinden, wenn er es den Armen im Geiste gleich thut. Er geht mit einem Pilgerzuge nach Lourdes, ob dort nicht auch ihn ein Wunder rühren und überzeugen würde. Doch was er sieht, erklärt sich ihm alles zu natürlich; ja, diese ganze Veranstaltung scheint nur dazu angethan, daß Vernunft und Kritik sich entschiedener auf sich selbst besinnen. Der Mensch fühlt sich stärker auf den Menschen hingewiesen; und statt übersinnlicher Verzückung faßt ihn der Jammer der Tausende an, die herbeigeeilt sind, um Heilung zu suchen; die flehend alle nach etwas Glück und Erlösung schmachten; die so elend sind, daß sie im Wahn der Hoffnung schon Linderung finden. O, wenn eine neue Religion entstände, sie fände hier im Diesseits zu thun und dürfte nicht mehr auf das Jenseits vertrösten. Ein junger werkthätiger Glaube müßte sich entfalten; und warum sollte er nicht kommen, warum nicht aus der Mitte der katholischen Christenheit sich erheben? Scheint es doch, als ob der Papst die Bedürfnisse der modernen Zeit verstehe. So denkt und schreibt der Abbé Pierre Froment; um sein Buch mit den Ansichten über soziales Christenthum vor der Kongregation des Index zu vertheidigen, eilt er nach Rom. An einem leuchtenden Herbstmorgen sieht er die Stadt zum ersten Male vor sich, ihre Hügel und Kuppeln im wolkenlosen Blau des Aethers. Der Anblick weitet und erhöht ihm das Herz, Muth und Zuversicht ziehen bei ihm ein. Doch je weiter er schreitet, desto mehr beschattet und verdüstert sich das Bild, die Hoffnungen verfliegen. Dieser römische Katholizismus ist keine Lehre für die Mühseligen und Armen, sondern ein Instrument politischer Berechnung und Macht. Dieses Papstthum trägt an sich die Kennzeichen des Heiden- und des Cäsarenthums, es geht auf in Sinnenrausch und weltlichen Herrschgelüsten. Müde nach unendlichen Enttäuschungen, muß Pierre erkennen, daß er zu kindlich vertrauensvoll gewesen. Und hoffnungslos, gleichgiltig widerruft er sein Buch, das doch zu nichts dienen kann, wie der verzweifelte Fechter sein Schwert zerbricht.

Hier nimmt nun „Paris" den Faden auf. Pierre ist heimgekehrt und wohnt wieder in dem kleinen Hause, welches die Eltern ihm hinterlassen haben, draußen im stillen Neuilly. Drei Jahre sind hingegangen, er steht jetzt in der Mitte der Dreißig, ein Priester ohne Glauben und Beruf, ein friedloser, in sich zerrissener Mann. Umsonst übt er sich in den Werken praktischer Mildthätigkeit; er eilt in die Quartiere der Armen und Arbeiter, um da zu helfen. Aber vor der Summe starrenden, unerschöpflichen Elends erscheint alle Barmherzigkeit unzulänglich und darum zwecklos. Ihm bleibt nicht einmal der Wahn, sich wahrhaft nützlich bethätigen zu können. — Bei seinen Gängen durch die entlegenen Stadttheile ist Pierre wiederholt seinem Bruder Wilhelm begegnet. Die beiden haben sich nie zu einander hingezogen gefühlt, sich nie etwas zu sagen gehabt. Seit Jahren waren sie sich aus dem Gesicht entschwunden, und jetzt gehen sie wieder mit stummem Gruß an einander vorbei. Wie sollten sie sich verstehen, — denken sie wechselseits — der Gläubige in der Soutane und der naturwissenschaftlich gebildete Chemiker, welcher im Rufe steht, ein großer Gelehrter und überdies ein politischer Anarchist zu sein!

Während der Abbé Froment hilflos seiner Seelenqual überlassen bleibt, steht Paris unter dem Eindruck eines ungeheuren Skandals. Das Blatt des berüchtigten Sanier behauptet, daß Duvillard, welchem die Kammer im vorigen Jahre die Konzession der afrikanischen Eisenbahnen verliehen hat, damals einen schamlosen Stimmenkauf getrieben habe. Zweiunddreißig Parlamentarier, darunter zwei Minister, sind kompromittirt, man nennt die Namen. Duvillard ist Bankier, wie er im Buche stehen muß. Die Phantasie mag alle ihre Register aufziehen in der Darstellung bodenloser Skrupellosigkeit, Duvillard ist größer, als sie.

„Il était le pourrisseur, le dévorateur, corrompant, engloutissant tout ce qu'il touchait; et il était le tentateur aussi, l'acheteur des consciences à vendre, ayant compris les temps nouveaux, en face de la démocratie à son tour affamée et impatiente."

So ein Mann hat natürlich auch seine Maitresse; die Frau treibt sich ihrerseits mit einem jungen Adligen herum, die Tochter jagt ihr den ab und nimmt ihn zum Gatten; der Sohn ist der Inbegriff geistiger Verödung.

„Er lebte in einer merkwürdigen Welt von Künstlern, Dirnen, Narren und Banditen, brüstete sich selbst mit Lastern und Verbrechen, affektirte einen Ekel vor dem Weibe, bekannte sich zu den schlimmsten philosophischen und sozialen Ideen und immer zu den extremsten, war abwechselnd Kollektivist, Individualist, Anarchist, Pessimist, Sodamit . . .“

Vor diesen Leuten wittert der Abbé Froment kommenden Sturm; „er meinte ein furchtbares Krachen zu hören, den Zusammenbruch der bürgerlichen Familie“. Wir hören nicht ganz so weit und fragen uns nur, ob denn so die „bürgerliche Familie“ aussieht. —

Jene Welt schwelgt in Reichthum und Sünden weiter; indessen hat der Proletarier Salvat kein Brot für sich und die Seinigen. Von Verzweiflung erfaßt, wirft er Duvillard eine Bombe ins Haus. Für Pierre hat dieses Attentat zur nächsten, zufälligen Folge, daß er seinen bedrohten Bruder trifft, ihn mit sich nach Neuilly nimmt und verbirgt. Ab und zu sprechen dort einige politische Freunde Wilhelm's vor, um ihre Ansichten auszutauschen. Alle Richtungen sind vertreten, Fourier, St. Simon, Proudhon, Comte, Marx; und tief erschüttert muß der junge Geistliche gewahren, daß immer eine Lehre durch die andere widerlegt wird. Auch hier giebt es nichts als Gegensätze, eitle Hoffnungen oder gefährliche Träume. Es zeigt sich kein Ausweg zum Heil, kein Ideal, für das man leben und sich begeistern möchte. Die Lichter, welche zu leuchten schienen, weisen nur in die Irre. Alles ist vergeblich, alles.

„Ich glaube an nichts mehr, an nichts . . . . Pierre hatte sich aufgerichtet, die beiden Arme aufgethan, wie um das unendliche Nichts seines Herzens und Hirnes entfallen zu lassen.“

Ueberrascht und ergriffen, erschließt sich nun auch der andere Bruder. Er hat nach jahrelanger Arbeit eine Entdeckung gemacht, welche Alles umzugestalten bestimmt ist; er hat nämlich ein Schießpulver erfunden, welches an Durchschlagkraft die bisherigen sämmtlich hinter sich läßt.

„Die feindliche Armee würde in einigen Stunden vernichtet sein, die belagerten Städte würden vor dem geringsten Bombardement in Staub zerfallen . . . . Und er hatte nach Monaten langer Ueberlegung beschlossen, seine Erfindung Frankreich zu schenken, um ihm in seinem nächsten Kriege mit Deutschland den unfehlbaren Sieg zu sichern. Indessen war er kein engherziger Patriot, er hatte im Gegentheil eine sehr weite kosmopolitische Auffassung von der künftigen, freiheitlichen Kultur. Nur glaubte er, daß Frankreich berufen sei, die Initiative zu ergreifen, er glaubte vor allem an Paris, das Hirn der heutigen und der morgigen Welt, von wo alle Wissenschaft und alle Gerechtigkeit ausgehen sollten. Paris müßte siegreich sein, damit die Welt gerettet würde.“

Dann sollte das neue Zeitalter beginnen;

„Der freiheitliche Kommunismus, jene Anarchie, wo er das Individuum frei träumte, sich entwickelnd, sich entfaltend ohne irgend welchen Zwang, zu seiner und aller Heil . . . . Er stellte sich so ein Volk vor, das von der Vormundschaft des Staates erlöst, das ohne Herrn, fast ohne Gesetz wäre, ein glückliches Volk, in dem jeder Bürger durch die Freiheit die völlige Entwicklung seines Selbsts gewonnen hätte und nun nach seinem Gefallen sich mit seinen Nachbarn wegen der tausenderlei Bedürfnisse des Lebens verstände.“

Etwas von diesem Dorado hat sich bereits in der Familie des Chemikers in Wirklichkeit umgesetzt. Diese Gemeinde hat das Geheimniß gefunden, nach außen und innen alle Reibungsschwierigkeiten zu überwinden. Hier herrschen eitel Liebe und Eintracht. Drei Söhne, der eine immer begabter als der andere, wohlerzogen bis zur Unerträglichkeit; zudem hat man die übliche Waise ins Haus genommen. Marie ist „kräftig gebaut, wundervoll gewachsen, mit breiten Hüften, breiter Brust, der Busen klein und fest, wie der einer Kriegerin.“ Sie gedeiht leiblich und seelisch. Als fünfte wandelt dann Mère-Grand, die Mutter der verstorbenen Frau, in undeirrbarer Ruhe „mit dem souveränen Ansehn einer Königin Mutter“ einher. Pierre fühlt sich in diesem Kreise zunächst undehaglich. Nicht daß es ihm in der geläuterten Atmosphäre frostig ankäme, er empfindet nur über mancherlei Schwankungen hinweg das gewisse je ne sais quoi. Ein Wort Mariens bringt ihn dahin, daß er die Soutane auszieht, dann nach einer Bicyclefahrt im Walde von St. Germain steht es so:

„Sie fühlten sich inmitten dieses zarten Waldes von einer freundschaftlichen Neigung beseelt, die sie beide für geschwisterlich hielten, das Mädchen glücklich darüber, daß sie Antheil an ihm genommen hatte, er dankbar für die Gesundheit, welche sie ihm gab. Aber sie schlugen die Augen nicht nieder, ihre Hände streiften sich nicht einmal im Grase, denn sie waren unbewußt und rein, wie die großen Eichen ringsum.“

Aber einer hat bereits richtig gesehen, das ist Wilhelm; und Mère-Grand ist sich seit dem ersten Tage klar gewesen über das, was kommen wird. Der Chemiker hat eigentlich selbst Marie heirathen wollen, schon ist die Hochzeit angesetzt; doch in Fällen, wie dieser, steht ein guter Mensch zurück und freut sich für seinen Nächsten. Gewiß, Pierre bäumt sich seinerseits in Edelmuth auf. „Der Wind des Erhabenen wehte, und nichts schien ihnen natürlicher, als diese außergewöhnliche Szene“ — die Szene, da der ältere dem jüngeren Bruder die Braut zuführt.

Was ist inzwischen nicht alles in Paris vorgefallen! Auf der Kammertribüne hat der Ministerpräsident Barroux erklärt, daß er die Vertheilung der Duvillard'schen Gelder an die republikanische Presse geleitet und überwacht habe. Der Sozialist Mège hält eine donnernde Rede, das Kabinet wird gestürzt; eine radikale Kombination unter Vignon scheitert trotz wiederholten Versuches, während der geriebene Opportunist Monferrand sein Ministerium im Handumdrehen fertig hat. Duvillard bringt seine Maitresse an die Comédie française, nicht ohne zuvor einen unzugänglichen Kultusminister zu beseitigen. Der Attentäter Salvat wird eingebracht; bei seiner Hinrichtung gibt die Pariser Welt und Halbwelt sich ein Stelldichein. Ueber diesen Geschehnissen hat Wilhelms Sinn sich völlig verdüstert. Auf Erden wird es nicht eher besser, als bis ein furchtbar reinigendes Unwetter ergangen ist. Darum will er die Basilika von Sacré-Coeur mit zehntausend Pilgern in die Luft sprengen. Durch Mord zum Licht! Mère-Grand, die Frau, welche so viel Verstand hat, daß sie darüber den Kopf verliert, weiß um alles und läßt ihn gehen. Dafür ist ihm ein anderer auf den Fersen, nämlich Pierre, der alles beobachtet hat, ihm in die Kellergewölbe der Kirche nachklettert und ihn zur Vernunft bringt. — Die Schwelle, welche das Brüderpaar noch vom Glücke trennte, ist nunmehr überschritten. Pierre heirathet und wird ein schlichter Handwerker; der Sprengstoff dient dazu, um einen Motorwagen zu treiben; und wie alle in der Arbeit des Tages etwas fördern und schaffen, gewinnen sie unwillkürlich ein Vertrauen zu Fortschritt und Zukunft. Die neue Religion aber? Sie wird kommen, nur nicht heute oder morgen, sondern ganz gemach, und sie wird den Glauben durch die Wissenschaft ersetzen.

„Jahrhunderte soll man dieser Religion der Wissenschaft lassen, deren dumpfes Keimen sich allerwärts ankündigt; dann wird sich zeigen, wie die wundervollen Ideen eines Fourier in ein neues Evangelium eingehen, die Begierde wieder zum Hebel wird, der die Welt in Bewegung setzt, die Arbeit von allen willig geleistet, geehrt und geregelt wird als der eigentliche Mechanismus des natürlichen und sozialen Lebens, die energischen Leidenschaften des Menschen angestachelt, befriedigt und schließlich dem menschlichen Glücke dienstbar gemacht werden! Der allgemeine Schrei nach Gerechtigkeit . . . ist nur der Schrei nach dem Glück, zu welchem alle Wesen streben, die vollständige Befriedigung der Bedürfnisse, das Leben um seiner selbst willen gelebt, im Frieden, in der Ausdeutung aller Kräfte und aller Freuden.“

Aus Gutem und Bösem, aus Schatten und Licht wird das neue Werdende sich erheben. Segenstrahlend steht die Sonne über Paris, von wo die bessere Aera ausgehen muß.

„Wenn die antike Welt ihr Rom gehabt hatte, das jetzt hinsiecht, herrschte Paris souverän über die modernen Zeiten, heute der Mittelpunkt der Völker in jener unaufhörlichen Bewegung, welche sie von Kultur zu Kultur führt, mit der Sonne von Osten nach Westen. Es war das Hirn, eine ganze glorreiche Vergangenheit hatte daran gearbeitet, unter den Städten war es die, welche voranging, welche Zivilisation und Befreiung brachte. Gestern hatte es den Nationen den Freiheitsruf zugeschleudert, morgen würde es ihnen die Religion der Wissenschaft bringen, die Gerechtigkeit, den neuen Glauben, auf welchen die Demokratien harren . . . Und das Jahrhundert endete als sein Werk, und das nächste Jahrhundert würde als sein Werk beginnen, sich

abrollen, und all' der Lärm seines ungeheuren Schaffens, all' sein weltbeherrschender Leuchtthurmglanz, alles was aus seinem Innern an Donner, Sturm und sieghafter Helle hervorging, strahlte nur mit in der Pracht, aus der schließlich sich das menschliche Glück ergeben würde."

Eine dritte Schilderung, die anspruchsvoll in drei Theilen auslädt, die revolutionär einsetzt und auf Weltverbesserung ausgeht, endigt also mit einer gleichgiltigen Heirath und der tröstlichen Zuversicht, daß vorläufig alles beim Alten bleiben wird. Vielleicht darf man fragen, ob hier am Ziele die Aussicht den Weg verlohne. Indessen der Roman, welcher Zukunftsprobleme behandelt, ohne doch entschlossen in die Utopie überzugehen, krankt nun einmal an einem Widerspruch, in dem er nothwendigerweise stecken bleibt. Er will auf kommende Zustände hinaus und veranschaulicht in seinen Personen, wie in den Ereignissen das Gegenwärtige. Er verweilt auf einer Kultur, die zu verschwinden bestimmt sein soll, und zielt auf eine höhere, die sich noch den Blicken verbirgt. So steht er in dem merkwürdigen Dilemma, daß er die eine Gesellschaftsform zwar darstellt, aber verneint, die andere bejaht, aber nicht darstellt. Das eigentliche Ziel des Romanes tritt nicht plastisch vor. Weil der Dichter den kecken Sprung zum Phantasiebild schönerer Gestaltung verschmäht hat, kann die neue Weltordnung sich nur in theoretischen Ergüssen, in Verheißungen oder Andeutungen geltend machen. Das Ergebniß, mit dem im Roman erst alles zum Abschluß käme, erscheint nur in logischer Konsequenz, liegt jenseits der Ereignisse selbst. Es ist nicht in den ästhetischen Thatbestand miteinbezogen; darum denn die ästhetische Wirkung naturgemäß unbefriedigend bleibt und stumpf ausläuft.

Erklären diese Ausführungen, daß Zola in seinem Thema selbst unüberwindliche Schwierigkeiten vorfand, so läßt sich andererseits auch nicht leugnen, daß er zudem noch recht obenhin gearbeitet hat. Sein Buch trägt die Spuren eilfertiger Mache. Was man einem Schriftsteller am wenigsten verzeiht, die Gewissenhaftigkeit im Schaffen fehlt hier. Die Ereignisse rücken oft sprunghaft, stoßweise vor: Wilhelms Anarchistenthum platzt nur so herein; der Schluß ist unversehens da, ohne psychologische oder künstlerische Nothwendigkeit. Die seelischen Vorgänge vollziehen sich immer ruckweise. Wenn diese Personen etwas gewahr werden, fühlen oder denken, heißt es regelmäßig: da . . . da plötzlich . . . mit einem Schlage . . . er war sehr betroffen . . . ein plötzlicher Sprung vollzog sich in seinen Gedanken. Im Uebrigen ist die Sprache kraftlos und schwulstig. Nach der großartigen Unmittelbarkeit früherer Leistungen wirkt sie, wie ein schlechter Abdruck. Bekannte Formeln und Wendungen, doch nichts mehr von der gewaltigen Pinselführung, die wir ab und zu noch in „Lourdes" antrafen, wohl aber schlimme Geschmacklosigkeiten.

Einst gehörte es zu Zola's technischer Fertigkeit, das Unfaßbar-Gestaltlose in Worte zu dringen, das festzuhalten und auszudrücken, was noch nach Ausdruck ringt, was dumpf summt und schwirrt, was in der Luft liegt. Er hat er das Vage, Unbestimmte hördar werden lassen; er hat wohl den Windhauch beseelt, daß er von Haß und Leidenschaft geschwellt, über die Ebene hinfegt und das gährend verhaltene Brüten einer Menge vernehmbar gemacht. Ihm ist das Kunststück gelungen, den Sinnen eindringlich vorzuhalten, was wir sonst nur verworren oder ahnend erfassen. Schade, daß diese poetische Umdeutung allmählich zum stehenden Handwerksgriff wurde! Heute ist es dahin gekommen, daß Zola's Personen eine ganz besondere Akustik bei sich entwickelt haben und über alle menschliche Fähigkeit hinaus, aller Unmöglichkeit zum Trotze hören.

„. . . . Er zeigte . . . . die wissenschaftlichen Anstalten, die Lyceen, die höheren Schulen, die juristische und medizinische Fakultät, das Institut mit seinen fünf Akademien, die zahllosen Bibliotheken und Museen, das ganze riesige Bereich geistiger Arbeit . . . , Und Pierre . . . . glaubte . . . . aus den Schulen, den Amphitheatern, den Laboratorien, den Lesesälen, den einfachen Studierstuben das gewaltige Summen all dieser arbeitenden Intelligenzen aufsteigen zu hören:"

Auch die Art, wie Zola Ereignisse der jüngsten Zeit ganz unverarbeitet übernimmt, spricht für die grobe Faktur des Romans. Panama und Südbahn-Affäre sind bis in Einzelheiten verwerthet worden; selbst Arton wird unter dem Namen Hunter in der Ferne angedeutet. Vignon, der zweimal mit seiner Kabinetsbildung scheitert, ist kein anderer, als Léon Bourgeois; Wilhelm erinnert an Elisée Reclus. Mit der Figur eines alten Chemikers Bertheroy soll Berthelot gehuldigt werden; Barroux ist Floquet in photographisch kleinlicher Uebertragung; Montserrand dürfte etwas von Dupuy an sich haben. Der gebildete Leser weiß nicht recht, ob er noch eine freie dichterische Schöpfung oder die Zeitung von vorigem Jahre liest. Vielleicht bekehrt sich die Vorstadt um so mehr.

In den Charakter dieser verfallenden Kunst paßt nur auch die grelle, unwahre Schilderung der Personen. Die einen, die Bürgerlichen, sind ganz in Schwarz und die anderen schier in Weiß gehalten. Psychologische Bedenken und Empfindlichkeit, Beobachtung und ästhetische Rücksichten gelten nicht mehr, die Tendenz ist alles geworden, der Haß führt die Feder. Die Darbenden, Elenden werden bedauert oder entschuldigt, die Reichen erscheinen als der Ausbund aller Laster. Daß die Welt ungerecht sei, ist der Einblick, der sich ergeben soll, und aus dieser Ueberzeugung wird sie geschildert. Alle Gestalten sind nur Protestfiguren gegen die bestehenden Verhältnisse, programmatische Typen, mit welchen demonstrirt wird. Der Künstler in Zola tritt vor dem Parteimanne zurück, das ästhetische Interesse weicht dem politischen. Die Gestalt des Revolutionärs reckt sich auf, der die unvollkommene Gegenwart mit einer schroffen Geste der Geringschätzung richtet: so liegt auch auf dem physischen Antlitz des Mannes ein Zug der Verachtung und des Widerwillens.

Doch welches ist nun die eigentlich positive Idee, mit der das persönliche Bekenntniß des Schriftstellers und der Roman abschließen? Kurz diese: nachdem Christenthum und Glauben ihre Zeit gehabt haben, sucht die Menschheit ihr Heil statt über Wolken, hier auf der Erde; allein das Glück, welches sie fordert, kann kein Almosen sein, sondern nur der wohlverdiente Lohn ihrer Arbeit. Das neue Ideal, welches sie verwirklichen will, heißt Gerechtigkeit; schon bereitet deren Epoche sich vor Dank der geläuterten Intelligenz und der Wissenschaft. Wie das geschieht, wird freilich nicht gesagt. Ein Prophet sieht weniger auf die Mittel, als auf das Ziel. Sobald es feststeht, daß aller Fortschritt von Paris ausgehen muß, ist für den Franzosen genug bewiesen. Es wäre möglich, daß wir Fremden anders urtheilen. Doch das sind optische Differenzen, über die man am besten nicht streitet. Uns mag es oft so vorkommen, als ob Paris nichts weniger als eine Stadt des Fortschritts sei; und wenn wir den Kalkul dessen anstellen, was Frankreich schließlich für die politische Gestaltung des Jahrhunderts beigesteuert hat, sind wir mitunter versucht zu glauben, daß es die Freiheit diskreditirt und den Parlamentarismus heruntergebracht hat. Ob es darin nur wieder der allgemeinen Entwicklung vorangeeilt ist? ob das die Leistungen sind, welche ihm auch fernerhin die Führung sichern? — Was dagegen unbestreitbar den Ruhm der Seinestadt und ihr Verdienst um die heutige Kultur ausmacht, ihr künstlerisches Wesen, bleibt in Zola's Darstellung gänzlich unbeachtet bei Seite. Unpariserischer, als hier geschieht kann man schwerlich über Paris schreiben. Da weht kein Hauch seines Geistes, nichts von der spöttischen Skepsis, die sich entbindet aus Uebersättigung im Schauen und Erkennen, aus zu tiefer Einsicht, Enttäuschung und witziger Leichtfertigkeit. Nichts von dem Feingefühl für die Linienführung, von den entzückenden Durchblicken, den zarten Silhouetten, die sich hier auf Schritt und Tritt eröffnen, von der Stadt, die an sich eine Schöpfung des Geschmackes ist. Der Volksmann hat kein Auge dafür. Er sieht nur die Kehrseite des hochgesteigerten Lebensgenusses, die zersetzende Wirkung, die sozialen Schäden. Ueber einer Gesellschaft, die raffinirt geworden, spürt er etwas, wie Todesluft; und er bemerkt nicht, daß wenn hier wirklich eine Form sich auflöst und zergeht, doch

selbst ihr Untergang noch ein Schauspiel voller Grazie ist. In seiner kräftig störrischen Besonderheit erscheint ihm das Uebermaß des Luxus um so frivoler, als er nicht vergessen kann, daß dreite Schichten daneben darben.

Diese Idee der Gerechtigkeit! Wird sie das Losungswort werden, an dem kommende Geschlechter sich aufrichten, oder laufen nicht eher die heutigen Gefahr, ohne Unterlaß auf sie hinstarrend, sich an ihr zu hypnotisiren? Die Natur ist ungleich in ihren Bildungen, sie begabt den einen nicht, wie sie den andern begabt hat. Nur der Mensch sucht mit Hilfe seiner Intelligenz die ursprüngliche Mißgunst wechselseitiger Verhältnisse zu mildern. Daß er sie gänzlich auszugleichen vermöge, ist ein Traum, an dem der Wunsch mehr Antheil hat, als die klare Erkenntniß der Dinge; es ist die Hoffnung derer, die annoch entbehren.

Einst hat das achtzehnte Jahrhundert, in heiterem Optimismus befangen, von der bestehenden als von der besten aller möglichen Welten gesprochen. Wie hat man darüber gespöttelt! Doch sind wir im Grunde nicht viel einsichtiger geworden. Noch immer glauben wir, daß sich hienieden ein Ideal verwirklichen könne und daß der Himmel auf Erden sein werde. Wir sind nur insofern bescheidener oder unbescheidener geworden, als wir die beste Welt erst von der Zukunft erwarten.

Paris. G. Ransohoff.

Bruno Wille: „Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide.“ *)

Sommerabend am Strand. Ein Abend mit lauen Nebeln, ungewissen Schiffskonturen, geheimnißvollen Tönen und Lauten. Ueber die schwarze Fluth farbig glühende Schiffslaternen und ferner Matrosengesang mit dem sehnend-elegischen Rundreim:

Das Heimathland — das alte Weh —
Versenke in die tiefe See!

Ueber den Dichter ist ein Stern erwacht. Und durchzittert von den verhüllten Lauten des Abends, ergriffen von den Worten des Refrains, richtet er die über die Erdenschranken hinwegreißende Frage an das Gestirn:

Du Loderfackel, rother Mars dort oben!
Was winkst Du so geheimnißvoll aus Nebeln?
Bist Du nicht jener Stern, von dem man sagt,
Ein menschengleich Geschlecht bewohne ihn?
Nur älter, weiser, glücklicher als wir —
Wir armen, unvollkommnen Erdenkinder!
Das Heimathland — das alte Weh —
Versenke in die tiefe See!

Dieses Stimmungsbild aus Bruno Wille's neuestem Gedichtbuch spricht es vernehmlich aus, daß seine Dichtung eine Dichtung der Sehnsucht ist. Das Land der Vollkommenheit, der Weisheit, des Glückes: Das endliche „Heimathland“, wo, wann, wie wird der Mensch es finden?

Eine dreimalige Wandlung hat seine Poesie auf dem tastenden Suchen nach diesem Ziel durchgemacht. Jedes einzelne Moment dieser Wandlung hat sich vollwerthig in seiner Dichtung ausgeprägt. Beim Dritten, dem inhaltsschwersten, sind wir mit seiner „Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide“ angelangt.

Kein modern fühlender und denkender Mensch wird sich, wenn ihn überhaupt die Frage nach einem künftigen, vielleicht sehr fernen und nur annäherungsweise zu erreichenden Menschheitsideale beschäftigt, einem Dilemma entziehen können, das unsere ganze Zeit und Entwicklung durchsetzt: ob eine Umwälzung, eine Umbildung im sozialen Sinne nach der Richtung der Gesellschaftsutopieen à la Bellamy — oder ob die Förderung und Stärkung nur des individuellen Moments der richtige Wegzeiger auf dem Wege zur allgemeinen Glückseligkeit ist? Auch in den Entwicklungsphasen der Wille'schen Dichtung spielt diese Frage eine wichtige und bestimmende Rolle. In seinen Gedichten: „Einsiedler und Genosse“*) sehen wir zwei dieser Phasen gerade dadurch abgegrenzt. Die erste Abtheilung, „der Einsiedler“, zeigt den Dichter in einem völlig individuellen Naturbehagen, dessen Grundstimmung etwa der des 3. Buches der „Welt als Wille und Vorstellung“ entsprechen möchte: der Hingabe des Individuums an Natur und Kunst bis zum völligen Aufgehen darin. Auf diesem Standpunkt des Einsiedelthums ist die Frage nach der Glückseligkeit und dem Idealzustand rein subjektiv durch ruhesehnende Vertiefung in Idee und Natur angestrebt. Die Berührung mit der Weltstadt Berlin reißt ihn aus dieser Periode des Quietismus. Er wird mit der sozialen Noth bekannt. Und sein Denken bohrt sich in das neu sich ihm enthüllende Problem. Der Quietist wird zum unzufriedenen Kämpfer, der Einsiedler zum „Genossen“. Als höchste Lebensaufgabe stellt sich Wille nun „die Mitarbeit an der Beseitigung der Menschheit“. Die Grundbedingung für Erreichung dieses Zieles ist ihm die Erlösung von der sozialen Noth: die Gleichstellung. In einzelnen Gedichten wie in dem prachtvoll rhythmisirten: „Ich will“ erscheint ihm nur ein revolutionäres Durchhauen des gordischen Knotens möglich. Aber dem Naturromantiker, als den er sich im „Einsiedler“ gezeigt hat, winkt auch hier die Beseitigung und Erlösung durch die Natur als ein Mitweg zum Heil. So ist diese zweite Phase, obwohl unter dem sozialen Zeichen stehend, doch nicht die reiner sozialer Tendenzdichtung. Und ich freue mich dessen. —

Denn aller Ende ist und bleibt das höchste Ziel der Kunst ein ästhetisches. So viele Abschwenkungen nach dem Sozialen unsere Modernen gemacht haben, dieses ewige Gesetz zwang sie immer wieder auf seinen Weg zurück. Man denke nur an die Entwicklung Hauptmann's von „Vor Sonnenaufgang“ bis zur „Versunkenen Glocke“. Der Aesthetiker, welcher in Wille die eigentliche poetische Triebkraft ist, hat ihn denn auch vor öder sozialer Tendenzmacherei bewahrt und ihn wieder in die Einsamkeit und ihre Weihe gelockt. Aber doch ein Anderer, ein Bereicherter, ein Tieferer ist er zu ihr zurückgekehrt. Darum wird ihm diese Einsamkeit nun auch unendlich weiter, darum sagt sie ihm auch so viel mehr. Sie wird weit wie die Welt, vieltönig wie das All. An blauenden Seen, unter leise sich wiegenden Kiefern ist sie entstanden, die „Einsiedelkunst“. Aber in dem See spiegelt sich auch der Himmel mit seinen Sternen, zu erdenfernen Fragen mahnend, und in der Kiefer raunt der Wind Urgeheimnisse der Natur.

Mit der „Einsiedelkunst“ ist Bruno Wille wieder Individualist geworden, reiner, unverfälschter. Noch wirft er von der neuen Höhe einen Blick auf den gegangenen Weg zurück: Die Frühzeit der noch wenig individuellen Subjektivität und die spätere dann der Hingabe an das soziale Problem. In diesem Sinne mag er auch Denkmalen dieser Perioden Raum in der neuen Sammlung gegönnt haben. Noch am freundlichsten steht er der ersten Periode gegenüber; enthält sie doch Manches im Keim, was die „Einsiedelkunst“ erst gereift hat. Aber zu der Periode der sozialen Dichtung findet der, der das Gedicht „Die Bergpredigt“ schrieb, nicht mehr zurück. Es ist ein eisharter Klang, eine kalte Höhenluft in diesem seinen Individualismus:

. . . Ich war ein Arzt des Volkes. Heilbeflissen
Griff diese Hand — die sonst so gerne rein,
In euren Wust, in alles, was gemein. —
Da habt ihr zwiefach mir das Herz zerrissen:
Mit Beifall — der dem Griff in's Edle galt,
Und mit Gehässigkeit — die rasend schalt,
Weil ich beschmutzt — von eurer Reinigung!
Ich schleppte wund mich aus der Steinigung

*) Berlin, Schuster und Löffler.

*) Berlin, S. Fischer, Verlag.

Und hauste abseits . . . wenigen Genossen
War manchmal noch mein duldend Herz erschlossen.
Auch die verließen mich. . . . In hoher Wolke
Steh' ich geschieden nun von allem Volke. . . .

Aus diesen Lauten spricht der Aesthetiker, der daran verzweifelt, das Leben der Gesammtheit könne jemals zu reiner, zu höherer geistiger Harmonie gelangen, und der nun die Beseligung, die Erreichung jenes Heimathlandes nur noch für den Einzelnen, für das Individuum erhofft, das abgeschlossen in sich die Entwicklung zu diesem Ziele durchläuft. Die Sehnsucht nach der „höheren Klasse" ist in dem Dichter erwacht, und führt ihn auf mystischen Pfaden der Erträumung dieser höheren Stufe zu. Was zumeist in diesen seinen Ideengängen auffällt, das ist eine Glaubensinnigkeit, welche die oberflächlichen Kenner des Freidenkers Wille am wenigstens hinter ihm suchen würden. Er empfindet die Naturbeseelung, die Verbrüderung mit dem All in seiner Kieferneinsamkeit mit der Andacht des Klausners und verkündet sie mit der Ueberzeugtheit eines glaubensstarken Christen. Aus dem Gebrause der Kiefern spricht die Weltseele zu ihm, die alles durchklingende, durchdringende Weltseele. So lebt seine ganze Einsamkeit für ihn; er kennt nicht Gegenstände, er kennt nur Wesen. Alles ist ihm verwandt und grüßt ihn traulich als Bruder. Er kennt dieses Gefühl schon aus der Frühzeit seiner Naturbetrachtung, aber erst jetzt wird es so stark, so innerlich lebendig, so wie ein Wunder berührend in ihm, daß er mit dem All Blutbrüderschaft schließt. Im Frühling, unter sprossender Eichengruppe, vom purpurnen Schein der Abendsonne übergossen, bis ins Tiefste voll der Empfindung des erwachenden Lebens rings um ihn:

Da war's, da rührte mich der selige Tod:
Aus diesen Adern blutete die Seele —
Und rann erschauernd
Durch Eichen, Wolken, Wiese, Sumpf und Sonne . . .
Blutbrüderschaft zu trinken mit dem All.
Und Alles war nun mein — und ich war sein.

Von dieser Allbeseelung und Allverbrüderung ist nur ein Schritt zu dem mystischen Gebiet der Seelenwanderung. Wille thut ihn und damit eröffnet sich ihm die Aussicht in die „höhere Klasse", dem Individuum der Blick in eine Entwicklungsmöglichkeit, die uns erschauern macht wie die Weite des Sternenhimmels.

Endlose Weltenschaaren
Sollst Seele, Du, befahren. . . .

Wird sie das „Heimathland", die „neue Welt" finden? . . . Mögen wir auch skeptisch dem Sternenideal des Dichters gegenüber stehen, mag sein schroffer Individualismus Manchen befremden, der den früheren Wille liebte, die Weihe einer tiefen und echten Empfindung wird Jeder nachfühlen, der die „Einsiedelkunst" mit Andacht liest.

Man tritt in sie hinein wie von der lauten staubigen Landstraße in den flüsternden Wald. Daß in ihm nicht alle Stämme gleich hoch ragen und da und dort ein verkrüppelter zu finden ist, das wird sein Schöpfer selbst wissen. Auch für die Form gibt es oft noch eine „höhere Klasse"; möge sie Bruno Wille für seinen Gedankeninhalt erreichen!

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Theater.

Freie Bühne (Deutsches Theater): „Tote Zeit". Drama in 3 Aufzügen von Ernst Hardt. — „Madonna Dianora". Eine Scene von Hugo von Hofmannsthal.

Nun ward aus Herbst und Frühling und vielen Theaterabenden ein jungfroher Sommertag, und das welke Laub ist wieder zu Erde geworden. Ich aber habe hier vom letzten strengen Herrn des Maien zu berichten.

Wir waren Kinder, und wir spielten „Graulen". Nur wenn die Eltern fortgegangen waren, durften wir's spielen. Dann aber schlossen wir die Läden vor den Fenstern, ließen die Rouleaux herunter, daß es ganz finster im Zimmer wurde, versteckten uns und stießen gruselige Töne aus. Und wir graulten uns ehrlich, und Angstschauer liefen uns den Rücken hinunter. — Auf der Bühne des Deutschen Theaters, die zu einer „Freien" Bühne geworden war, hub mit Ernst Hardt's Drama „Tote Zeit" just das nämliche Kinderspiel an.

Forcirte und gewaltsame Stimmungsmacherei im künstlich verdunkelten Zimmer. Nur, daß ich's vorweg nehme, das ehrliche Gruseln blieb aus.

Eigentlich war das Ganze recht komisch. Und doch ließ sich das Stück so übel garnicht an. Im Nachklang der „Einsamen Menschen" war eine Frauengestalt gezeichnet, die neben ihrem Mann dahinwelkt, weil er ein Grübler ist und an ihrer Seite nur sich und seiner Einsamkeit lebt. Auch die Maeterlinck'schen Register waren im Anfang ganz geschickt gezogen, und der Wind blies aus Ibsen's Reich. Es schien, als wollte das Zimmer wirklich dunkel werden. Eine Dritte im Bunde, die mit den Beiden zusammenlebt, versucht hier und da die Fenster aufzureißen, Licht hineinzulassen und die sinkenden Segel des Glücks zu straffen. Der Vierte aber tritt ihr entgegen, und mit seinem Eintritt erschließt sich die köstliche Fülle unfreiwilliger Komik. Dieser Vierte nämlich ist ein Schicksalsmacher, legt jedermann die oft recht verfängliche Frage vor: „bist Du glücklich?" und bringt es in trefflicher Diagnose an den Tag, daß alle diese Menschen viel tote Zeit geschluckt haben, Zeit des glück- und thatenlosen Hindämmerns; und solche tote Zeit wirkt tötlich. Der Mann geht denn auch mit dem guten Beispiel voran in den See. Der See aber ist nicht nur ein realer See, in dem man ertrinken kann, sondern zugleich ein symbolischer See, mit gläsernem Auge, in dem man ertrinken muß. Der Dichter spricht denn auch zum Schluß die Hoffnung aus, daß bald auch die andern Drei in des Sees symbolischer Tiefe, von mystischen Schlingpflanzen umstrickt, als reale Wasserleichen liegen werden. Bei soviel toter Zeit und solchem See gewiß kein unbescheidener Wunsch.

Wahrlich, ich bin nicht Gegner einer Dichtung, die im Stimmungselement ihre Stärke sucht. Aber zum Graulenspielen sind wir doch zu alt geworden. Das ist ja das Wesen der Stimmung, daß sie ungerufen kommt, gerufen fortbleibt. Man muß es sich eben nicht verdrießen lassen, im Walde wirklich so „vor sich hin" zu gehen, um des großen Glücks theilhaftig zu werden. Da ist der alte Großvater in Hauffs Träumereien im Bremer Rathskeller: der feiert alle Jahre einmal oder ein paarmal seinen Schalttag, an dem er die Thüren seines Zimmers zuschließt, um mit den lieben Todten geheime Zwiesprach zu halten. Das ist auch nicht das Richtige; auch die Schalttage wollen gefeiert werden, wie sie fallen. Und wie ist es jugendlich, auf eine Stimmung hin Gestalten zu konstruiren. Lustige Menschlein, die in der todten Zeit! Wie eine blaß-blau-graue Personifikation der vier Temperamentlosigkeiten schritten sie dahin, trotzdem Oskar Sauer und Rittner und Lotti Sarrow die Schemenschlacht ganz ernsthaft schlugen. Nur Louise Dumont gelang es, die Dritte in ein Menschenthum halbwegs hineinzuretten.

Eine Talentprobe sollte die Aufführung sein. Ein Talent ist Hardt vielleicht, denn manche Einzelwirkung war ganz echt; aber er steckt kläglich tief in Unnatur und Künstelei und Geziertheit. (Seine eben erschienenen Novelletten „Priester des Todes"*) geben durchaus den gleichen Eindruck.) Und Raubbau ist es jedenfalls, so unreife Talente auf die Bühne zu ziehen.

Eine Scene von Hugo v. Hofmannsthal, dem jungen Wiener Lyriker, „Madonna Dianora" ging vorauf. Eine Frau, die den Geliebten erwartet und den Tod von der Hand ihres Mannes findet. Künstlich die Stimmung auch hier, aber eine Künstlichkeit, die doch zugleich künstlerisch wirkt durch die Eigenart des Stils. Mehr ein Bild als ein Vorgang, und dies Bild in den Farbenschmelz der

*) Berlin 1898. S. Fischer, Verlag. Ebenda: „Todte Zeit".

italienischen Renaissance getaucht. Lyrische Feinheiten und schalkhafte Naturbilder in Fülle; sie wirken aber mehr als Feinheiten und Bilder, denn als Natur und zum Herzen sprechende Lyrik. Hofmannsthal verräth sein Selbst beinahe nur in den Dingen, die er liebt; die stilisirte Umgebung gilt ihm den Menschen. Er sieht das Lebendige nur durch das Medium der Kunst und des Kunstgewerbes: die derblinige Plastik, deren die Bühne bedarf, ist ihm vorerst ganz fremd geblieben und wird es ihm wohl immer bleiben.

Welke und herbstbunte Blätter im lustigen Sommergrün.

Ernst Heilborn.

The Biographical Edition of W. M. Thackeray's Complete Works. (Smith; Elder & Co., London, 1898).

Der Wunsch Thackeray's, sein intimes Leben nicht in einer ausführlichen Lebensgeschichte vor den gefühllosen Augen des Publikums preisgegeben zu haben, ist von seinen Erben bisher aufs ehrerbietigste beachtet worden. Von seinen Briefen und zahllosen Familienschriftstücken hat die Welt nichts zu sehen bekommen. Jetzt hat sein Verleger beschlossen, eine neue Ausgabe seiner Werke mit biographischen Einleitungen aus der Feder von Thackeray's Tochter versehen zu lassen. Mrs. Annie Thackeray-Ritchie ist eine der graziösesten Schriftstellerinnen des modernen England; in der Form eines kurzen Essays kann man nichts hübscheres lesen, als ihre in Magazinen veröffentlichten Plaudereien, welche Streiflichter auf einzelne Episoden in dem Leben ihres berühmten Vaters werfen. Was dieselbe besonders sympathisch macht, ist nicht nur die glücklich gewählte Form und der liebenswürbige Stil, der zwischen schwerfälliger Pedanterie und Oberflächlichkeit eine gute Mittelstraße hält, sondern vor allem die Pietät, welche der Tochter die Feder führt und sie stets ein angenehmes Bild des Vaters zeichnen läßt, ohne irgendwie der Wahrheit aus dem Wege zu gehen. Diese biographischen Einleitungen, die Band für Band der neuen Ausgabe begleiten werden, versprechen daher eine werthvolle Bereicherung der keineswegs überstarken Thackeray-Litteratur zu werden.

Die Ausgabe ist außerordentlich hübsch ausgestattet und wird populär werden. In 13 Bänden, von denen in jedem Monat einer erscheinen soll, wird sie erscheinen; Druck und Papier sind gut, Format handlich, der Einband, dem guten englischen Geschmack folgend, einfach und ansprechend. Die wenigen Illustrationen sind von der Hand des Dichters selber, der bekanntlich seit Jahren für „Punch" gezeichnet hatte, ehe er die Aufgaben, die er bis dahin seinem Griffel gestellt hatte, von seiner Feder lösen ließ. Ja, das erste Zusammentreffen mit seinem großen — aber gewiß nicht größeren — Nebenbuhler Dickens kam dadurch zustande, daß Thackeray sich erbot, den Boz zu illustriren. Obwohl die beiden Namen stets in einem Athem genannt werden — wie bei uns Gutzkow und Laube, Heine und Börne — so gibt es doch kaum zwei mehr verschiedengeartete Menschen und Künstler. Der eine ein Kind des Glücks, dem der Beifall fast mit seiner ersten Arbeit in den Schoß fällt, im Zenith seines Ruhmes beinahe nach Vollendung seines ersten Jugendwerkes, der „Pickwicks". Getragen von einer Gunst des Publikums, für die es keine Schlagbäume gab und die seinen Namen zu einem Zauberwort in Deutschland, in Amerika so gut gestaltete wie in seiner britischen Heimath, schien er sein Leben lang in der Sonne zu wandeln. Wie hart hat dagegen Thackeray kämpfen müssen; freilich ihm fehlte der Zauberstab, den jener in Händen hielt, und der alle Welt im Rosenlichte des Frühlings und des Glücks erscheinen ließ. Wer Dickens liest, ruft aus froh geworbenem Herzen jubelnd aus „O, wie ist diese Welt so schön!", unter Thackeray's skeptischer Brille ist alles vanitas, vanitatum vanitas!

So war denn der Titel seines ersten Werkes eigentlich schon das Programm seiner Lebensarbeit: „Vanity fair." Was für ein Buch für das Erstlingswerk eines Fünfunddreißigjährigen! Thackeray selber sagte später (wie seine Tochter in der Einleitung zu diesem ersten Bande der Biographical Edition erzählt) „‚Vanity fair' ist ohne Zweifel mein bestes Buch. Es hat die beste Fabel und dann, so fügte er hinzu, der Titel ist so vorzüglich, man könnte keinen bessern finden." Und kann man sich heute vorstellen, daß das Manuskript von Verleger zu Verleger wandern mußte, ja, daß, als es endlich einen Wagehals gefunden hatte, der es in Lieferungen auf den Markt brachte, so wenig Notiz davon genommen wurde, daß der Buchhändler mehr als einmal erwog, ob er nicht besser vom Weitererscheinen abstehen solle? „Ich erinnere mich noch deutlich", so erzählt Mrs. Ritchie, „wie ich mit meiner Schwester und dem Kindermädchen durch Kensington Gardens ging, ein Pack der gelben Hefte im Arm, die wir einer Freundin der Urgroßmutter bringen sollten. Da begegnete uns der Vater und fragte, was wir trügen. Er schien darüber verstimmt und zugleich bekümmert, und befahl uns, die Packete wieder heimzutragen. Dann besann er sich wieder eines anderen und sagte, daß wenn Großmutter es so angeordnet habe, sie am besten auch weggetragen würden; aber wir empfanden, wie es Kinder Art ist, daß etwas ernstlich schief gegangen sei. Und etwas *war* ernstlich schief gegangen. Der Absatz von ‚Vanity fair' war so gering, daß es damals in Frage stand, ob die Veröffentlichung fortgesetzt werden solle oder nicht." Der Leser kann sich dies heute kaum noch vorstellen. Man mag über Thackeray's beißenden Sarkasmus denken wie man will, Niemand zweifelt mehr einen Augenblick daran, daß „Vanity fair" zu den Meisterwerken der englischen Prosa gehört. Jahr auf Jahr mag man das Buch aufschlagen, immer wieder übt es von neuem seinen Reiz; bitter ist sein Witz, aber tief, tief in die Seele blickt dieser gründliche Kenner der Menschen, und von solcher Wahrheit sind die Gestalten, die er zeichnet, daß über den Genuß dessen, was erzählt wird, die Bewunderung geht, *wie* diese Künstlerhand formt und darstellt. Dickens *will* zumeist das Gute und Angenehme sehen und deshalb ist es für die Mehrzahl der Leser eine Freude, nach der reichen Erfahrung des täglichen Lebens sich in seine Phantasiewelt zu retten, aber Auerbach hat doch Recht, wenn er ausrief: „er macht es sich leicht, er schaltet mit seinen Figuren, wie mit Drahtpuppen!" Von Thackeray dürfte man ein gleiches nicht sagen; seine Charaktere sind scharf beleuchtet und mit tausend kleinen Zügen ausgestattet; sie handeln wie sie handeln *müssen*; es sind Menschen von Fleisch und Blut. Ach, nur zu oft werden wir dessen bewußt: *schwache* Menschen, selbsüchtig, engherzig; denn dieser Philosoph hat nun einmal ein scharfes Auge für unsere Schwächen. Unerbittlich legt er sie alle vor uns bloß, eine nach der anderen; wir müssen zugeben, daß er Recht habe, aber wie können wir unter diesen Umständen seine Helden und Heldinnen lieben? Es hat Leute gegeben, die dieser kalten Unbarmherzigkeit der Schilderung halber Thackeray herzlos gescholten haben; dies ist selbstverständlich thöricht und heißt den Künstler mit seinem Kunstwerk verwechseln. Er war in seinem Privatleben liebevoll und liebebedürftig — ein aufopfernder Sohn und Vater. Sein Eheglück wurde aufs Grausamste durch den Irrsinn zertrümmert, der seine junge Gattin nach ein paar Jahren harmonischen Zusammenlebens befiel; es wirkte wie ein Märchen, als vor einigen Jahren erst die Nachricht vom Tode dieser armen Frau erschien, die ihren Gatten ein Vierteljahrhundert überleben und doch von seinem Ruhme, seinen Geistesthaten nichts ahnen sollte. Im Hinblick hierauf ist's ein seltsamer Umstand, daß die zweite Auflage von „Jane Eyre" auf dem Titelblatt die Widmung an den Verfasser von „Vanity fair" enthielt, das damals eben im Erscheinen war — „Jane Eyre", in dem eine geistesgestörte Frau auch eine so große Rolle spielt. Das Merkwürdige ist, daß die beiden Autoren sich persönlich vollkommen unbekannt waren; kein Mensch ahnte damals das Talent, das in der schüchternen, jungen Lehrerin abseits in einem Provinzstädtchen zum Keimen kam. Aber die Widmung beweist doch auch, daß wenn immerhin das Publikum, wie erwähnt, das Werk gleichgültig aufnahm, das „Handwerk" die Größe des neuen Sternes erkannte und zu würdigen wußte; Thackeray konnte die Huldigung, die ihm von der Unbekannten dargebracht wurde, gewiß nicht gleichgültig sein.

„Jane Eyre" mochte in der bescheidenen Zurückgezogenheit der Provinz geschrieben werden; ein Buch, das wie „Vanity fair" die Geißel über die Schwächen und Laster der großstädtischen Gesellschaft schwang, konnte nur auf dem heißen Boden der Weltstadt selbst entstehen. Wo sonst herrscht das Treiben des „Eitelkeitsmarktes" in solchem Umfange, wie in dieser Riesenstadt, in die zur Glanzzeit der Season alles was Namen, Besitz oder Ruhmestitel hat, gezogen wird? In diesem Sinne hat auch jenes andere Wort Berthold Auerbach's Bedeutung, der von Dickens sagte, er habe „das Glück, ein Engländer zu sein. Was sind wir? Immer und immer Provinzialmenschen. Wir haben kein Centrum, das Jeder kennt, wir haben keine Nationaltypen, zu denen Jeder einen Bekannten setzt, und wir haben keine Kolonien, so daß wir unsere Helden aussenden und heimkehren lassen können." — Dies schrieb er im Jahre 1870. Vieles hat sich seitdem geändert; wir haben ein Centrum, ja wir fangen bereits an, Kolonien zu haben. Jetzt fehlt uns wohl nur noch der Dichter.

London. A. Rutari.

Evolutional Ethics and Animal Psychology. Von E. P. Evans. New-York: Appleton und Comp.; London: William Heinemann. 1898.

Im vorliegenden Buche liefert der Verfasser von „Animal Symbolism in Ecclesiastical Architecture“ interessante Beiträge: erstens zur ethischen Entwicklung des Menschengeschlechts aus einem an das Thierleben grenzenden Urzustande, und zweitens zur vergleichenden Psychologie des Thierreichs und zur Bestimmung der Aehnlichkeiten und Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren bezüglich der Ausbildung und Bethätigung der geistigen Fähigkeiten. Nach einer längeren Einleitung, in welcher die Thierethik auf die Thierpsychologie als deren einzige feste Grundlage zurückgeführt und der logische Zusammenhang zwischen den beiden Theilen des Buches durch diese Beweisführung erwiesen wird, folgt im ersten Kapitel eine Darstellung der ethischen Anschauungen des Urmenschen, der seine moralischen Verpflichtungen auf die eigenen Stammgenossen beschränkt und von sittlichen und rechtlichen Verhältnissen zu anderen Völkern keine Ahnung hat. Alle Fremden hält er für Feinde und macht in dieser Beziehung keinen Unterschied zwischen Menschen und Thieren. Aus der Furcht vor gefährlichen und nicht zu vernichtenden fremden Lebewesen geht der Thierkult hervor, der sich durch die Vorstellung der Seelenwanderung in enge Verbindung mit den niedrigsten Stufen des Ahnenkults bringen läßt. Es ist nicht die Liebe, die den Wilden veranlaßt, den Löwen, Tiger, Bären oder Haifisch als „Bruder“ oder „Großvater“ zu begrüßen, mit Schmeichelworten anzureden und ehrfurchtsvoll anzubeten, sondern der Wunsch, diese gewaltigen Geschöpfe zu besänftigen und sich vor Schaden zu schützen. Wie leicht der mit dem dünnen Firniß der Kultur überzogene primitive Stammegoismus oft bei verhältnißmäßig geringen Veranlassungen wieder zum Durchbruch kommt, zeigt zur Genüge das leidenschaftliche Gebahren des modernen Chauvinismus. In einigen wenigen Sätzen wird der Uebergang vom nomadischen Leben der Hirtenvölker zur Seßhaftigkeit der Ackerbauer kurz und bündig dargelegt und die vom Weibe bei dieser bedeutenden Umwandlung gespielte Hauptrolle hervorgehoben. In der That ist dieser große Fortschritt in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und Gesittung der Initiative und Ausdauer des schwächeren Geschlechtes zu verdanken. Verkrüppelte und körperlich schwache Männer, die zur Jagd oder zum Kriege nicht taugten, waren die ersten Handwerker und Erfinder, da sie Waffen für die stärkeren Mitglieder des Stammes verfertigten und darin allmählich eine gewisse Geschicklichkeit erlangten. Es ist also kein Erzeugniß der dichterischen Phantasie, daß die Schmiede in der Mythologie entweder hinken, wie z. B. Hephästos, Vulcan und Wieland, oder als Zwerge erscheinen; denn hier ist die Sage nur eine Erinnerung an wirkliche Erlebnisse und Verhältnisse in der Urgeschichte der Menschheit.

Auf die ethnocentrische folgt die theocentrische Ethik, wo die Glaubensverwandtschaft an die Stelle der Stammverwandtschaft tritt und alle Verehrer derselben Götter als Brüder angesehen werden. Diese Erweiterung der Sittenlehre ist überall von sehr großer Bedeutung gewesen und hat einen epochemachenden Einfluß auf die moralischen Anschauungen und die Kulturentwicklung im Allgemeinen ausgeübt. Christus erklärte, er sei nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert, den Sohn zu erregen wider seinen Vater, die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger, und die eigenen Hausgenossen des Menschen zu seinen Feinden zu machen. Namentlich in der grauen Vorzeit ist diese Zwietracht immer die Folge der Verkündigung einer neuen Religion gewesen. Das Band des gemeinsamen Glaubensbekenntnisses hat sich stets als fester denn das Band der gemeinsamen Abstammung erwiesen. Eine merkwürdige, mit der Hebung und Heiligung des Ackerbaus in Verbindung stehende Umwälzung in diesem Sinne verursachte Zoroaster's Auftreten, das einen blutigen Kampf unter den Urariern erzeugte und zur Auswanderung der Anhänger des alten Götzendienstes nach Indien führte.

Im Lauf der Zeit und mit der fortschreitenden Erhöhung und Veredlung der Bildung wird die ethnocentrische durch die anthropocentrische Ethik langsam verdrängt, welche den Begriff der geistigen Verwandtschaft auf alle Menschen ausdehnt und ganz bestimmte moralische Verpflichtungen ihnen gegenüber anerkennt. Heutzutage finden die anthropocentrische Auffassung und Beschränkung der Sittenlehre in der Naturwissenschaft fast gar keine Vertreter mehr. Die darauf bezüglichen praktischen Folgerungen aus der von Darwin aufgestellten und von den hervorragendsten Naturforschern und Biologen angenommenen Entwicklungstheorie wird in dem dritten „Die ethischen Beziehungen des Menschen zum Thiere“ betitelten Kapitel ausführlich behandelt und anschaulich beleuchtet. Auch die „Metempsychosis“ wird in Betracht gezogen und die Einwirkung dieser weitverbreiteten Lehre auf die Schonung der Thiere eingehend dargelegt. Die Vorstellung der Seelenwanderung erregt im Menschen ein Gefühl der Verwandtschaft und Mitleidenschaft mit der ganzen Thierwelt und ist von ähnlicher ethischer Bedeutung im Morgenlande wie die Darwin'sche Abstammungstheorie im Abendlande.

Im zweiten Theile des Buches, zu dem die soeben angedeutete Darlegung den Uebergang bildet, wird über das geistige Leben der Thiere eine Reihe von scharfsinnigen Untersuchungen angestellt, von deren Gang und Umfang die folgende Angabe der Titel der einzelnen Kapitel dem Leser einen annähernden Begriff geben wird: „Mind in Man and Brute“, „Progress and Perfectibility in the Lower Animals“, „Ideation in Animals and Men“, „Speech as a Barrier between Man and Beast“ und „The Aesthetic Sense and Religious Sentiment in Animals“. Die Behauptung, daß das Thier nur „eine Sprache für seine Gefühlserregungen“ oder sogar „eine physiologische Sprache“ besitze, ist nicht stichhaltig. Wenn der Hund durch das Bellen oder das Wedeln mit dem Schwanz und der Mensch durch die Bewegung einer Hand oder einer geläufigen Zunge seine Wahrnehmungen, Anschauungen oder Empfindungen zum Ausdruck bringt, so wird in beiden Fällen der Seelenzustand vermöge physischer Organe mitgetheilt. Es handelt sich bloß um die geringere oder größere Vollkommenheit, mit der die Vorstellung oder Gemüthsbewegung durch Geberden oder Laute sich äußert. Die Sprache ist die Bildnerin und Erhalterin der Gesellschaft und ohne dieses Band, daß nicht nur die Zusammenwirkung der Zeitgenossen, sondern auch die Verbindung der aufeinander folgenden Generationen ermöglicht, würden thierische Gemeinschaften, wie z. B. die sich zu förmlichen Staatengesellschaften ausbildenden Vereinigungen der Ameisen und Termiten nicht zu Stande kommen und fortbestehen können. Am meisten überraschen und Widerspruch erregen wird vielleicht die Ansicht, daß die Thiere auch, wie die Menschen, mit ästhetischem und religiösem Empfindungsvermögen begabt sind. Dabei dürften wir nicht an die Kulturmenschen, sondern bloß an die auf einer fast ebenso niedriger Stufe der Intelligenz wie die höchsten Thierarten stehenden rohen Naturvölker denken. Zwischen dem Neger, der ein gefürchtetes Thier verehrt, und dem Hund, der vor seinem zornigen Herrn sich schmiegt, findet der Anthropolog, M. A. de Quatrefages, keinen wesentlichen Unterschied, und den von Darwin, Romanes, Herbert Spencer und anderen Größen der Wissenschaft gemachten Beobachtungen zufolge sind deutliche Spuren des Fetischismus bei verschiedenen Thieren nachweisbar. Zur Unterstützung dieser Auffassung führt der Verfasser eine Menge von treffenden und gut beglaubigten Thatsachen an. Was ästhetisches Gefühl anbetrifft, so ist es am feinsten und vollständigsten bei den Vögeln ausgebildet. Farbensinn und Gefallen an musikalischen Tönen sind Fähigkeiten, auf welche die Zuchtwahllehre zum Theile gegründet ist, und ohne die Annahme von solchen Empfindungen bei dem Weibchen würde der männliche Vogel sich umsonst um dessen Gunst bewerben.

Für die weitere Ausführung und Begründung dieses Gedankens, sowie des Verfassers Anschauungen im Allgemeinen über die geistigen Eigenschaften der Thiere, müssen wir unsere Leser auf das Buch selbst verweisen, das an merkwürdigen, zur Beleuchtung der aufgestellten Theorien dienenden Fällen außerordentlich reich ist, und einen sehr werthvollen Beitrag zur vergleichenden Psychologie liefert. Es ist nicht nur ein belehrendes, sondern auch durchweg recht unterhaltendes Werk. Ein genaues Register erleichtert das Nachschlagen und eine ausführliche Bibliographie gibt erwünschten Aufschluß über die wichtigsten Quellen und regt zu weiteren Forschungen an.

J. K. S.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Nr. 35. Berlin, den 28. Mai 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Freisinnige Vereinigung und die Freisinnige Volkspartei veröffentlichten gemeinsam das nachstehende Schriftstück:

Wir empfehlen:

1. In allen Wahlkreisen, wo bisher nur ein Kandidat einer freisinnigen Richtung aufgestellt ist, keine zweite freisinnige Kandidatur aufzustellen, sondern den Kandidaten der verwandten Richtung bei der Wahl zu unterstützen.

2. Sofern in einzelnen Wahlkreisen neben dem Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei ein Kandidat der Freisinnigen Vereinigung aufgestellt ist und eine Möglichkeit besteht, daß in Folge dessen beide Kandidaten von der Stichwahl ausgeschlossen werden, sich auf denjenigen Kandidaten zu einigen, der die größere Aussicht hat, das Mandat für den Freisinn zu gewinnen.

3. Wo noch kein freisinniger Kandidat aufgestellt ist und beide Richtungen im Kreise vertreten sind, sich nach denselben Gesichtspunkten auf einen gemeinsamen freisinnigen Kandidaten, einerlei welcher Richtung, zu vereinigen.

4. Eine verbitternde Preßpolemik allenthalben zu unterlassen, auch dort, wo zwei freisinnige Kandidaten sich gegenüberstehen.

Für den geschäftsführenden Ausschuß

der Freisinnigen Vereinigung: der Freisinnigen Volkspartei:

Th. Barth. K. Schrader. O. Fischbeck. E. Richter.

Der Inhalt dieses Schriftstückes ist kurz der, daß die centralen Instanzen beider Parteien den freisinnigen Wählern in den Wahlkreisen Frieden, Eintracht und Ausgleichung der Gegensätze „empfehlen.“ Alles Weitere bleibt der selbständigen Entschließung der Wahlkreise vorbehalten. Ihnen wird anheim gegeben, so zu handeln, wie sie es im Hinblick auf die Aufgabe des Kampfes, die wirkungsvolle Bekämpfung der Gegner, glauben verantworten zu können. Bei den Wahlkreisen liegt die souveräne Entscheidung, welche Taktik zur Erreichung des Zieles die geeignete ist, und von Seiten der Centrale wird nur der empfehlende Wunsch ausgesprochen, daß die Wahlkreise ohne Verbitterung in gemeinsamer ruhiger Erörterung der Verhältnisse den für den entscheidenden Kampf heilsamsten Beschluß fassen mögen.

Das positive, unmittelbare Ergebniß liegt darin: Man muß von den Centralleitungen, die den Wahlkreisen nichts vorzuschreiben haben und nichts vorschreiben wollen, erwarten, daß wenigstens sie jegliche Beeinflussung in einer den Frieden störenden Weise unterlassen, und das ist schon etwas.

Daß unsere Freunde sich in dieser Richtung nichts zu Schulden kommen lassen werden, wissen wir; wie denn auch von ihnen die obigen Vorschläge ausgingen, die alsdann von der Volkspartei mit einigen redaktionellen Aenderungen angenommen worden sind.

Ueber die Tragweite der Vereinbarung wird man sich Illusionen nicht hingeben dürfen. Illusionen sind stets ein Uebel in der Politik.

Jetzt unmittelbar vor den Wahlen war nicht mehr viel zu erreichen. Der Streit, der in den Wahlkreisen seit Monaten wüthete und der von den Fraktionen seit Jahr und Tag geführt worden ist, hat vielfach betrübende Verhältnisse geschaffen und ob die nun im Handumdrehen aus der Welt zu schaffen sein werden, wird man abwarten müssen. Aber immerhin war es zweckmäßig, auch jetzt noch die Wähler auf die großen, allen Liberalen gemeinsamen Aufgaben, die allzulange aus dem Auge verloren worden sind, eindringlich hinzuweisen, und das ist geschehen.

Mit klarer Besonnenheit nimmt in diesem Sinne die „Frankfurter Zeitung“ zu der Vereinbarung Stellung; sie schreibt:

„Der Entschluß ist spät gekommen, recht spät, und alles was die bisherige Art der Befehdung geschadet hat, kann er nicht mehr gut machen. Nie war ein einheitliches Zusammengehen aller freiheitlichen Parteien mehr am Platze wie diesmal, wo alle gemeinsam den Kampf gegen die Sammlung des wirthschaftlichen und politischen Rückschritts, gegen Junkerthum und Reaktion zu führen haben. Wäre das Zusammengehen, für das wir längst mit allem Nachdruck eingetreten sind, gleich zu Beginn der Wahlbewegung erfolgt, und hätte man den häßlichen Bruderstreit vermieden, so war damit ein mächtiger Impuls zum Zusammenschlusse des gesammten freigesinnten Bürgerthums gegeben, ein Impuls, stark genug, um, wie seiner Zeit beim Volksschulgesetz, wie beim preußischen Vereinsgesetz u. s. w., so auch bei den Wahlen von vornherein den ganzen reaktionären Lug und Trug fortzufegen. Das ist jetzt nur schwer nachzuholen, und nur bei ehrlichster Ausführung des geschlossenen Paktes, bei Zurückdrängung aller persönlichen Verstimmungen und Voranstellung der gemeinsamen Sache wird es möglich sein, den schon angerichteten Schaden einigermaßen wieder auszugleichen.“

Wir wählten die Ausführungen der „Frankfurter Zeitung“, weil dieses Organ dem Streit zwischen Vereinigung und Volkspartei als Organ der süddeutschen Demokraten entrückter war. Was dieses Blatt in den obigen Zeilen sagt, entspricht vollkommen dem Standpunkt, den wir stets vertreten haben, und es hat auch die gesammte angesehene freisinnige Presse, die „Volks-Zeitung“, die „Berliner Zeitung“, der „Börsen-Courier“, das „Berliner Tageblatt“, die „Vossische Zeitung“ — um nur die größeren Berliner Organe zu nennen — immer erneut und jetzt wieder dieser Auffassung Ausdruck verliehen.

Wie weit in den einzelnen Wahlkreisen im letzten Augenblick noch Gegensätze, die sich eingebürgert halten, und Bewegungen, die in der Entwicklung begriffen waren, aus der Welt geschafft werden können, wird sich bald zeigen. Jedenfalls ist es zweckmäßig, zur Besonnenheit zu mahnen, und geschähe es auch nur in zwölfter Stunde.

Hoffen wir, daß in jenen Wahlkreisen, wo Gegensätze nicht bestehen, ein festerer Zusammenschluß der Freisinnigen bei den Wahlen zu kraftvollem Vorstoß jetzt erfolgt; das ist jedenfalls ein erwünschtes Ergebniß, und hoffen wir ferner, daß die Freisinnigen in den Wahlkreisen, wo Gegensätze vorhanden sind, sich lebhaft erinnern, daß es auf eins vor Allem ankommt: den agrarischen Gegnern bei der Wahl so viele Sitze zu entreißen wie nur möglich.

Für dieses Ziel müssen alle Kräfte eingesetzt werden.

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hat ihre Jahresversammlung diesmal in Danzig abgehalten; die Versammlung, unter Vorsitz des Herrn Rickert, ist unter regster Theilnahme vortrefflich verlaufen. Herr Generalsekretär J. Tews-Berlin referirte über die Bestrebungen des Verbandes; Herr Oberbürgermeister Bräsicke-Bromberg war Korreferent. In außerordentlich segensvoller Weise strebt die Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung ihrem Ziele durch Errichtung von Volksbibliotheken und Lesehallen zu; oder regt die Begründung solcher Bildungsstätten an und unterstützt deren Entwicklung. Zu dieser Thätigkeit soll ein lebhafteres Wirken durch Redner in Zukunft hinzukommen.

Die wichtigsten der angenommenen Resolutionen lauten:

1. Gut eingerichtete Volksbibliotheken sind in allen größeren und kleineren Ortschaften ein dringendes Bedürfniß.

2. In organischer Verbindung mit denselben sollten wenigstens in allen größeren und mittleren Orten Lesehallen errichtet werden, in denen in erster Linie Tageszeitungen, Zeitschriften und Nachschlagewerke vorhanden sind.

3. Die allgemeine Einrichtung guter Volksbibliotheken und Lesehallen wird am schnellsten erreicht werden, wenn die Gemeinden und die für Hebung der Volksbildung interessirten freien Vereinigungen Hand in Hand mit einander arbeiten, und der Staat im Bedürfnißfalle mit Unterstützungen eintritt.

4. Den der Gesellschaft für Volksbildung angehörenden Vereinen wird empfohlen, die Begründung von Volksbibliotheken seitens der Gemeinden nachdrücklich anzuregen, und soweit dies ohne Erfolg ist, oder nicht praktisch erscheint, selbst Bibliotheken und Lesehallen einzurichten.

Wir kennen kaum eine zweite Vereinigung, die so geeignet ist, ein Zusammenarbeiten aller jener herbeizuführen, denen an dem Wachsen der Bildung und der Aufklärung in unserem Volke gelegen ist.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien, der sich schon so lange ergebnißlos hinzieht, kann diesen Charakter noch sehr lange bewahren. Die Schwäche der Spanier, die schlechte, gänzlich mangelhafte Vorbereitung der Amerikaner macht ein zielbewußtes Vorgehen völlig unmöglich. Zudem müssen die Amerikaner die Beobachtung machen, daß sie an den Aufständischen sowohl in Kuba wie auf den Philippinen eine Unterstützung kaum haben werden. Diese Freiheitskämpfer haben sich zum überwiegenden Theil in kleinen Brigantenbanden zusammengefunden, die für die schließliche Entscheidung wenig bedeuten und die sogar zum Theil Neigung zu haben scheinen, mit den Spaniern zu paktiren. Unter diesen Umständen kann der unglückliche Krieg noch längere Zeit sich hinziehen.

Zola hatte von Neuem in seinem Dreyfus-Prozeß vor dem Gericht zu erscheinen; diesmal in Versailles. Da der juristische Vertreter von Zola die Zuständigkeit des Gerichtshofes anzweifelte, so war in wenigen Minuten die Verhandlung beendet; jedoch nicht ohne leidenschaftliche Erörterungen, die wiederum zeigten, daß auch das Versailler Gericht Werth darauflegt, der öffentlichen Meinung zu beweisen, wie abfällig es über Zola und sein Vorgehen urtheilt. Auf diese Vorgänge im Gerichtssaal, die den Charakter vorurtheilsloser Gerechtigkeit nicht trugen, folgten die üblichen Manifestationen auf der Straße, doch von bescheidenerem Umfange als in Paris.

* * *

Die Sorge um die Zukunft.

Wenn ein Vertreter der Naturwissenschaft uns mittheilt, daß unser Erdball in den nächsten Wochen oder Jahrhunderten einer ernsthaften Katastrophe entgegengeht, daß er durch den Zusammenstoß mit einem anderen Himmelskörper in Brand gerathen oder daß eine neue Eiszeit über ihn hinweggehen wird, so werden wir unter Umständen ein sehr ernsthaftes Gesicht machen.

Ich persönlich bin nicht ängstlich und glaube nicht, daß die Wissenschaft uns zu solchen Besorgnissen Anlaß gibt. Aber die Wissenschaft schreitet ja fort und kann uns täglich Ueberraschungen bringen. Daß Himmelskörper in Brand gerathen sind, ist schon dagewesen; noch vor wenigen Jahren sollen im Sternbild des Fuhrmann furchtbare Katastrophen vorgefallen sein; eine Eiszeit ist über Europa wiederholt dahergegangen; bei den Rüdersdorfer Kalkbergen habe ich selbst die Gletschertöpfe gesehen. Was einmal geschehen ist, kann immer wieder geschehen. Also ich behandle die Behauptung, daß über unsern Erdball einmal eine Katastrophe hereinbrechen kann, mit gebührendem Ernste.

Aber diese ernste Stimmung ist sofort dahin, wenn man uns Vorsichtsmaßregeln empfiehlt, wie wir uns in dieser Katastrophe verhalten sollen. Wenn man uns empfiehlt, die Feuerspritzen zu verbessern, um einen Weltbrand zu löschen, oder ein Zentralheizungssystem anzulegen, um die Eiszeit zu überstehen, so muß ich — es mag eine Schwäche von mir sein, aber ich muß — lachen.

Nicht allein mit kosmischen, sondern auch mit ökonomischen Katastrophen sind wir bedroht. Auf dem evangelisch-sozialen Kongreß hat im vorigen Jahre Herr Oldenberg bewiesen, daß alle Industriestaaten auf dem geraden Wege zum Verderben sind. Alle die Staaten, denen wir

unsere Industrieprodukte liefern und von denen wir Brod beziehen, werden mit der Zeit selbst Industriestaaten und dann verkaufen sie an uns kein Brod mehr. Wir müssen — es ist schaudervoll, es nur zu denken — alle verhungern.

Herr Oldenberg ist, bald nachdem er diesen Vortrag gehalten, Professor geworden und hat dadurch das Recht erworben, seine Ansichten als Ansichten der deutschen Wissenschaft zu bezeichnen. Ich theile seine Befürchtungen nicht, aber ich blicke auf sie mit demjenigen Ernste, den man der deutschen Wissenschaft schuldig ist. Aber mein Ernst geht in die Brüche, wenn ich Vorschläge höre, wie man einer solchen Weltkatastrophe mit Mitteln vorbeugen kann, die ein Student erfunden hat, um seine Doktordissertation damit zu füllen.

In dem neuesten Bande des Jahrbuchs für Gesetzgebung und Volkswirthschaft nimmt Herr Carl Ballod die Bedenken des Herrn Oldenberg auf, und während Herr Oldenberg sich selbst vorbehalten hatte, sein Heilmittel in einer späteren Zeit vorzutragen, ist Herr Ballod als Naturarzt am Werke und macht seine Vorschläge, wie man denjenigen Staaten helfen kann, die schon „anfangen, an Kapitalüberfluß zu leiden“. Er schlägt eine innere Kolonisation vor, jährlich 30 000 Kleinbetriebe. Was der Kolonist bauen soll, woher er seinen Vorrath an Düngemitteln beziehen soll, darüber werden die genauesten Anweisungen gegeben. Herr Ballod macht auch einen Anschlag auf, wie viel die ganze Geschichte kosten kann. Die Summe ist fast genau so hoch, wie diejenige, die Fourier brauchte, um die Welt mit seinen Phalansterien zu beglücken.

Dem Manne mit einem so weitschauenden Blicke gegenüber will ich nun die ganze Kurzsichtigkeit des Manchesterthums darlegen, und aussprechen, wie dieses die Sorge für die Zukunft betrachtet. Wenn Jedermann dafür sorgt, daß seine Kinder es besser haben als er, so werden seine Kinder dafür sorgen, daß ihre Kinder es wiederum besser haben, und so beschränkt jeder sein Nachdenken auf die nächste Generation. Klüger sein wollen als die Nachwelt ist Vermessenheit.

In einer der phantastischen Komödien von Tieck kommt ein König vor, dem es den höchsten Genuß bereitet, recht hohe Zahlen aussprechen zu hören, weil das den Geist so mächtig anregt. Dieser König würde an Herrn Ballod's Ausführungen seine Freude gehabt haben. Hier wird mit Zahlen umgeworfen, daß sich Alles im Kreise zu drehen scheint. Wie viel die Landwirthschaft, wie viel die gesammte Industrie das Jahr hindurch verdient, wird ausgerechnet. Aber keine einzige dieser Zahlen ist beweiskräftig.

Alexander Meyer.

Die Erhöhung des Baumwollgarnzolls.

II.

Der Verein süddeutscher Baumwollenindustrieller hat kürzlich eine Eingabe an den Reichskanzler gerichtet, auf die einzugehen sehr lehrreich ist. Es soll deshalb der Wortlaut hier angeführt und jedesmal gezeigt werden, auf einem wie einseitig beschränkten und falschen Standpunkte die Petenten stehen und wie mißtrauisch man gegenüber ihren Behauptungen, Berechnungen und Ausführungen von Zahlen sein muß.

Die Eingabe lautet: „Durch die von Seiten Englands erfolgte Kündigung des Handelsvertrages mit diesem Lande werden die Zollverhältnisse mit demselben zur Neuordnung gestellt, was für die deutsche Textilindustrie, insbesondere auch für die deutsche Baumwollspinnerei, von großer Wichtigkeit ist. — England besitzt mehr als die Hälfte der gesammten Baumwollspindeln der Welt. Es konsumirt ca. $^1/_3$ der gesammten Rohbaumwolle und ist für die Preisbewerthung der Baumwollgarne maßgebend. — Die Garnlieferungen von England nach Deutschland betragen im Durchschnitt pro Jahr 35—45 000 000 Pfund, den größten Theil der gesammten Baumwollgarneinfuhr und dabei den werthvollsten Theil des Gesammtkonsums Deutschlands umfassend, denn, wenn auch dieser Import dem Gewicht nach nur 8—10 Proz. des Konsums beträgt, so bildet er dem Werthe nach ungefähr 25—30 Proz. desselben. Er umfaßt also relativ weitaus höhere Arbeitslöhne und sonstige Erzeugungskosten als die für die deutsche Garnproduktion durchschnittlich bestehenden, welche leider auf diesem Wege dem Deutschen Reich verloren gehen“ (Diese Behauptung der Eingabe soll später eingehend beleuchtet werden.) „Der Baumwollgarnimport von England ist dabei sehr schwankend, je nachdem die Geschäftsverhältnisse in den Hauptabsatzgebieten Englands, seinen Kolonien, bessere oder schlechtere sind. Da der größere oder kleinere Import englischer Garne ausschlaggebend für die Bewerthung der Erzeugnisse der deutschen Baumwollspinnerei ist, so folgt hieraus, daß dieselbe aufs tiefste von jeder Aenderung in den jenen Import gestaltenden Zollverhältnissen zu Großbritannien berührt wird.“

„Als Beweis hierfür“, fährt die Eingabe fort, „dient folgende Tabelle, welche die hiernach in erster Linie England berührenden Zollsätze für Baumwollgarne seit dem Jahre 1845 enthält und darlegt, daß mit der Zollerhöhung im Jahre 1847 (von 12 M. auf 18 M.) sich die Spindelzahl Deutschlands annähernd verdreifacht, mit der Zollerhöhung im Jahre 1879 mehr als verdoppelt hat, während die Zollherabsetzung in 1865 und 1891 eher einen Stillstand in der Entwicklung der Baumwollspinnerei bezeichnet. — Es ist hiermit der Beweis geliefert, daß das Gedeihen der deutschen Spinnerei völlig von der Gestaltung der zollpolitischen Verhältnisse namentlich mit England abhängt. — Doch nicht allein der Umfang der deutschen Baumwollspinnerei ist von diesen zollpolitischen Verhältnissen bedingt, sondern auch deren Entwickelung zur Feinspinnerei (in den Nummern über 60).“

Diese Tabelle Nr. 1 enthält manches ganz Falsche, manches nach Schätzung. Man sieht der Tabelle an, daß sie für den Zweck konstruirt ist. Dabei sind die Zahlen zu ganz kritiklosen Folgerungen benutzt.

Zunächst ist es ein großer Irrthum, die in Tabelle 1 angeführten Spindelzahlen als Feinspindeln aufzuführen! Die Zahlen sind diejenigen aller Spindeln in Deutschland. Dann ist die Spindelzahl im Jahre 1861 fälschlich mit 225 195 anstatt mit 2 235 195 angegeben. Solche groben Fehler dürften doch bei einer Eingabe an die Regierung nicht vorkommen, die man durch Mittheilung an die verschiedenen Handelskammern der öffentlichen Kritik übergibt. Bei der Betrachtung dieser Zahlen ergibt sich ferner, daß die Zahl der Spindeln von 1847 bis 1865 bei einem Einfuhrzoll von 18 Mk. jährlich durchschnittlich um 11 Proz. zugenommen hat. Es war eine Periode des Friedens und der gedeihlichen Entwicklung der Industrie. Im zweiten Zeitabschnitt von 1865—79 nahm die Spindelzahl bei einem Zoll von 12 Mk um jährlich 12,7 Proz. zu. In diese Periode fiel zuerst die durch den amerikanischen Bürgerkrieg hervorgerufene Baumwollnoth, der deutsch-österreichische und der deutsch-französische Krieg. Dann kam die Schwindelperiode der ersten siebziger Jahre mit ihrem gewaltigen Rückschlag, von dem sich die Industrie nur langsam erholen konnte. Der dritte Zeitabschnitt 1879—91 bezeichnet eine jährliche Zunahme der Spindelzahl von 3,7 Proz. bei einem Zoll von durchschnittlich 30 Mk. Es war das eine Periode allgemeiner wirthschaftlicher Erholung, eines großen Aufschwungs in der Industrie. Die letzte Periode, die unter derselben wirthschaftlichen Signatur stand, bringt eine Zunahme in der Spindelzahl von jährlich 4,1 Proz. bei einem Zoll von durchschnittlich 24 Mk.

Das Ergebniß ist demnach ein den Behauptungen der Eingabe völlig entgegengesetztes. Die Spinner sagen, bei Herabsetzung des Zolls sei die Zunahme der Spindelzahl geringer gewesen als bei Erhöhung des Zolls; in Wahrheit ist es aber umgekehrt der Fall, denn bei

18 Mk. Zoll war die jährliche Zunahme	11	Proz.	(1847—65)
12 " " " " "	12,7	"	(1865—79)
30 " " " " "	3,7	"	(1879—91)
24 " " " " "	4,1	"	(1891—97)

oder in Spindelzahl in den vier Perioden: 1 474 997 — 1 910 167 — 1 864 638 — 1 500 000. Bei dem geringsten Zollsatz von 12 Mk. hat sich die Spindelzahl, trotz der

vielen heftigen Störungen im wirthschaftlichen Leben am stärksten vermehrt, während bei dem höchsten Zoll von 30 Mk. die Vermehrung prozentual nur geringfügig war, aber gleich wieder zugenommen hat, nachdem der Zoll auf 24 Mk. herabgesetzt wurde. Später wird noch mehrmals gezeigt werden, daß die Eingabe Thatsachen und Verhältnisse völlig auf den Kopf stellt.

Es führt häufig zu falschen Schlüssen, wenn man statistische Zahlen so mechanisch zu einem vorgenommenen Zweck zusammenstellt, wie die Eingabe der süddeutschen Spinner es thut. Auf die Entwicklung der Industrie wirken so viele andere Faktoren ein, daß es unzulässig ist, eine Zu- oder Abnahme einzig und allein der Einwirkung des Zolls zuzuschreiben. Es soll denn auch durch obige Darlegung nur gezeigt werden, daß die Behauptungen der süddeutschen Baumwollspinner völlig falsch sind.

Die Eingabe fährt fort:

„Während nach der Reichsenquete im Jahre 1877 in Deutschland nur 850 000 Zollpfunde Baumwollgarn über Nr. 60 gesponnen wurde, betrug die Produktion solcher Feingarne im Jahre 1891 ungefähr das fünffache Quantum."

Es ist dieses eine unkontrollirbare Behauptung der Herren Spinner, der gegenüber man allen Grund hat, vorsichtig zu sein. Die Verschiebungen, die sich seit der Reichsenquete von 1877 gebildet haben in dem Verbrauch von sogenannten Feingarnen, stellen sich doch ganz anders dar und können eben nicht sehr zur Feinspinnerei aufmuntern. Zwei der Haupttextilzweige, die zumeist die feinen Nummern konsumirten, die Halbseiden- und Sammtindustrie, verwendeten früher als Durchschnittsnummer für die Sammtweberei Nr. 55 bis 60 einfaches Garn, jetzt höchstens Nr. 38; in den Nummern der gezwirnten 2fachen Garne ist die Sammtfabrikation noch mehr herunter gegangen; verwendete sie im Jahre 1877 als Durchschnittsnummer 150 bis 155, so gebraucht sie heute höchstens Nr. 100. Der Konsum der Halbseidenstoff-Fabriken ist sehr beschränkt geworden und in der Durchschnittsnummer von Nr. 75 bis 80 auf annähernd Nr. 36—40 herabgegangen. Die Annahme, die englische Garneinfuhr in Deutschland betrüge 25—30 Proz. des gesammten deutschen Garnkonsums dem Werthe nach, ist nach den Ergebnissen der mehrgenannten Reichsenquete geschätzt, jedoch für heutige veränderte Verhältnisse ganz unzutreffend.

„Ueberhaupt hat sich," so führt die Eingabe fort, „die durchschnittliche Feinheitsnummer der deutschen Baumwollspinnerei seit der Zollreform von 1879 wesentlich gehoben. Wurde noch in den Motiven zum Zollgesetze von 1879 berichtet, daß englische Konkurrenz schon von Nr. 20 engl., in kritischen Zeiten sogar von Nr. 14 beginnt, wurden damals die so wichtigen Nummern 30 bis 36 größtentheils von England bezogen, so kann jetzt konstatirt werden, daß die englische Konkurrenz erst ungefähr bei Nr. 36 beginnt und daß selbst in 36/42er Garnen die deutsche Spinnerei den Hauptbedarf deckt. — Es wurden in den Jahren 1887/91 sogar vielfach Versuche zur Herstellung ganz feiner Nummern gemacht, speziell in Sachsen ca. 100—120 000 Spindeln, in Rheinland und Westfalen ca. 100 000 Spindeln dafür eingerichtet und Garne Nr. 80 und darüber, sowie gezwirnte Garne zur größten Zufriedenheit der Konsumenten geliefert, doch machte leider die in dem Handelsvertrag mit der Schweiz stattgehabte Herabsetzung der Feingarnzölle, an welcher ja auch England zufolge seiner Meistbegünstigung partizipirt, der Entwicklung der Feinspinnerei ein Ende."

Diese letzten Behauptungen beruhen, was Rheinland-Westfalen betrifft, jedenfalls auf Irrthum. Da wo hier Feinspinnerei betrieben worden ist, hat sie sich erst seit dem Jahre 1891, d. h. bei dem durch den Schweizer Zollvertrag reduzirten Zollsatz entwickelt. Ueberhaupt hat sich die deutsche Spinnerei seit dieser Zollreduktion von 1891, wie schon oben ausgeführt, gehoben, was noch mehr zum Ausdruck kommt, wenn man die von ihr in den Jahren 1895 und 1896 erzielten großen Gewinne betrachtet und sieht, wie gerade in den letzten Jahren viele neue Spinnereien gebaut und geplant sind. Es geht aus der höchst ungerechten Forderung der Eingabe um erhöhten Zoll hervor, daß die Spinner, die eine reiche Ernte gehalten haben, ihren Gewinn auf Kosten der Weberei noch vergrößern wollen. Das zeigt zur Genüge der nun folgende Satz der Eingabe:

„Auch die Entwicklung der Baumwollzwirnerei und Nähfadenfabrikation hat seit der Zollreform von 1879 erfreulicherweise zugenommen, und trotz der höheren Garnzölle hat sich laut Beilage der Gewebe-Export außerordentlich gehoben und die Zahl der mechanischen Webstühle entsprechend erhöht."

Das heißt doch mit andern Worten: Die Baumwollweberei ist trotz des an die Spinner zu zahlenden Tributs immermehr exportfähig geworden; den Lohn, den die Webern durch ihre fortgesetzten Bemühungen erntet, wollen wir Spinner ihnen durch einen erhöhten Tribut wieder abnehmen. Ein wahres Raubsystem.

„Durch Kündigung des Handelsvertrages mit Großbritannien", sagt die Eingabe, „entfällt nun mit dem 30. Juli 1898 für England das Recht der Meistbegünstigung und damit der Genuß der der Schweiz im Jahre 1892 eingeräumten ermäßigten Baumwollzölle. — Es tritt, falls nicht inzwischen ein neuer autonomer Tarif für Deutschland eingeführt worden sein sollte, der Tarif vom 15. Juli 1879 auch diesem Lande gegenüber in Kraft und zwar für eindrähtiges rohes Baumwollgarn:

bis Nr. 17 = 12 Mk. per 100 kg
von 17—45 = 18 „ „ 100 „
„ 45—60 = 24 „ „ 100 „
„ 60—79 = 30 „ „ 100 „
„ 79 und darüber 36 Mk. per 100 kg

für zweidrähtige Garne 3 Mk. höher. — Allerdings entsprechen die Abstufungen und Sätze dieses Tarifs nicht den von der deutschen Baumwollspinnerei in den Jahren 1878/79 auf Grund der damaligen Reichsenquete angestrebten und stehen für die höheren Nummern nicht im richtigen Verhältnisse zu den Produktionskosten derselben. — Daß aber die jetzt seit dem Vertrage mit der Schweiz bestehenden — für die Nummern über 45 engl. gleichmäßig mit 24 Mk. abschneidenden — Zollsätze für die feinen Nummern absolut ungenügend sind, daß sie die nationale Arbeit nicht beschützen und keinen Ansporn zur Entwicklung der für die deutsche Weberei, Wirkerei und Garnveredelung so wichtigen heimischen Feinspinnerei bieten, beweist die beifolgende Berechnung des Prozentverhältnisses der jetzigen Zölle zu den Produktionskosten, aus welcher hervorgeht, daß für die wichtige

	Nr.	80	engl. der	Zoll nur	12,6	Proz. der	Produktionskosten
für	„	100	„	„	9,6	„	„
„	„	120	„	„	8	„	„
„	„	150	„	„	5	„	„
„	„	200	„	„	3,5	„	„
„	„	250	„	„	2,4	„	„

beträgt."

Die Spinner verlangen also, daß, je größer die geleistete Arbeit ist, desto größer auch der Schutzzoll sein müsse.

„Außerdem", führt die Eingabe aus, „besitzt England wesentliche Vortheile in der billigeren Anlage der Spinnereien. Eine Spindel kostet in England ca. 20 bis 22 Mk., in Deutschland, allerdings für gröbere Nummern, infolge des Eingangszolls auf Maschinen, der sehr erheblichen Kosten für Verpackung, der Fracht, der höheren Montagespesen, der Kommission der deutschen Maschinenagenten, der erheblich theureren Bauanlagen rc. ca. 45 Mk."

Da sei einmal zuerst die Frage erlaubt: Warum kaufen die Spinner denn nicht ihre Maschinen bei deutschen Fabrikanten? Diejenigen, die so laut nach „Schutz der nationalen Arbeit" rufen, wären doch in erster Linie verpflichtet, diese „nationale Arbeit" zu schützen. Die deutschen Maschinenbauer sind nicht leistungsfähig, sagen wahrscheinlich, oder ganz gewiß, die Spinner, darum müssen wir englische Maschinen haben. Wenn aber die deutschen Weber sagen, die deutschen Spinner sind nicht leistungsfähig, darum müssen wir in England unsere Garne kaufen, dann verlangen die Spinner „Schutz der nationalen Arbeit". Wäre nun wenigstens die Behauptung, die Spindel, die in England 20—22 Mk. kostet, käme in Deutschland auf 45 Mk., richtig! Es läßt sich aber leicht nachrechnen, daß sie falsch ist. Die Verpackungsspesen betragen in England 7½ Proz. des Werthes, die Fracht macht per Spindel nach Süddeutschland höchstens 2 Mk., der Eingangszoll 1½ Mk.; das macht bei einem Einkaufspreis von 21 Mk. per Spindel

höchstens 5,50 Mk. oder 26 Proz. aber nicht 118 Proz., wie die Eingabe behauptet. aus. Warum die Montagespesen in Deutschland höher sein sollen, als in England, ist nicht ersichtlich, sie sind im Gegentheil eher billiger. Die Kommission für die deutschen Maschinenagenten bezahlt doch der englische Maschinenbauer und nicht der deutsche Spinner. Die Kosten für Bauanlage sind in England durchschnittlich erheblich höher als in Deutschland, wo Arbeitslöhne und Materialien billiger sind; die Behauptung der Eingabe ist durchaus unzutreffend. In Fachkreisen rechnet man denn auch, daß die Spindel, fertig montirt, in Deutschland nur 25 Proz. höher zu stehen kommt als in England. Zieht man nun in Betracht, daß die Baukosten in Deutschland wesentlich billiger als in England sind, so kommt man zu dem Ergebniß, daß die Anlage einer Spinnerei in Deutschland etwa 10 Prozent höher zu stehen kommt als in England, aber keine 35 Proz., wie die Eingabe behauptet. Es liegt auch schon ein großer Widerspruch in den Behauptungen auf der einen Seite, daß die Kosten per Spindel um 118 Proz. höher seien, auf der anderen Seite, daß die Anlage ca. 35 Proz. theurer sei, wie später gesagt wird. Man sieht mit welcher Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit die Eingabe zusammengestellt ist.

„Die geringeren Auslagen von Kohlen, Frachten und Steuern veranschlagen wir auf mindestens 12 Mk. per 100 kg für Nr. 20er, für feinere Nummern entsprechend mehr. Bei Nr. 120 englisch betragen allein Amortisation und Zinsen für die in Deutschland bei dieser Nummer ca. 35 Proz. theurere Anlage soviel als der Gesammtzoll."

Dieser letzte Satz ist für die Ansichten der Spinner sehr charakteristisch. Angenommen es sei richtig, daß der Zoll bei Nr. 120 die höheren Kosten für Amortisation und Zinsen ausgleiche, dann hätten die Spinner doch gerade das, was sie verlangen, nämlich eine Rückvergütung für ihre England gegenüber höheren Unkosten. Mit welchem Recht verlangen sie denn einen Zoll, der noch höher ist als diese Unkosten? Sie wollen augenscheinlich noch eine Extraliebesgabe vom Staat, eine Gabe, für die sie nicht den geringsten Grund anführen als einige mit Emphase vorgeführten Redefloskeln. Wie sieht es nun aber mit den angeblich höheren Kosten in Wirklichkeit aus? Sehr windig! Eine Spindel produzirt jährlich ca. 30 kg Baumwollgarn Nr. 20 und verbraucht 30 kg an Kohlen. Diese 30 kg Kohlen zu 8 Mk. per Tonne gerechnet, kosten also 24 Pfg. Demnach verursachen 30 kg Garn Nr. 20 eine Ausgabe für Kohlen von 24 Pfennig oder 100 kg 72 Pfennig. Die rheinisch-westfälischen Baumwollspinnereien haben nun noch an Fracht 30—35 Mk. per Doppelwagen von 10 000 kg zu zahlen, was sich per 100 kg Garn auf 30 Pfennig stellt; also Kohlen und Fracht zusammen 102 Pfennig für 100 kg. Die süddeutschen Spinner haben eine höhere Fracht zu zahlen, stellt man dafür 100 Mk. per Doppelwagen in Rechnung, so stellen sich Kohlen und Fracht nach Süddeutschland auf 72 + 40 + 100 = 202 Pfg per 100 kg Garn Nr. 20, also Gesammtauslagen für Kohlen und Fracht 2 Mk. 2 Pfg. im schlimmsten Fall. Die Eingabe stellt dagegen schon die Mehrkosten für Kohlen, Frachten und Steuern mit 12 Mk. in Rechnung. Die Heranziehung von Steuern hat keinen Sinn; der Engländer bezahlt höhere Steuern als der Deutsche.

Die ganze Spinnereianlage erfordert höchstens ein 10 Proz. größeres Kapital in Deutschland als in England. Eine Spinnerei kostet, je nach Umständen, bei Anlage von 10 000 Spindeln etwa 400 000 Mk., wogegen eine solche Anlage in England möglicherweise um 40 000 Mk. billiger zu beschaffen wäre, was jedoch noch zweifelhaft ist. Die Zinsen und Amortisation von diesen 40 000 Mk. Mehrkosten à 10 Proz. betragen jährlich 4000 Mk. 10 000 Spindeln Nr. 120 liefern jährlich ca. 20 000 kg Garn. Der Gesammtzoll für diese 20 000 Ko. beträgt à 24 Mk. Zoll = 4800 Mk., was bei 5 Proz. Amortisation den Spinnern 7 Proz. Verzinsung ihrer Mehr-Anlagekosten bietet. Ist das den Herren Spinnern zu wenig?

„Das Mißverhältniß des Zolles zur Arbeit erscheint bei den feineren Nummern um so schärfer", sagt die Eingabe, „als bekanntlich gerade beim Spinnen feinerer Nummern England außerdem durch die klimatischen und atmosphärischen Verhältnisse und durch die lange Schulung der Arbeiter außerordentlich begünstigt ist. Deutschlands Position ist neuerdings noch verschlechtert durch die Herabsetzung der Frachten von England (Manchester-Schiffskanal &c.) und durch größere Anpassung der englischen Lieferanten an die Bedürfnisse der deutschen Käufer, ganz erhebliche Ersparungen in Packung, Aufmachung und Spesen".

Daß der Engländer durch sein Klima bevorzugt ist, wurde schon früher ausgeführt, oder auch, daß ihm dieser Vorzug nicht durch einen höheren Zoll genommen werden kann. Die Deutschen werden nie die Schönheit der englischen Garne erlangen, und es hilft nichts, die deutschen Konsumenten durch einen höheren Zoll dafür gewissermaßen zu strafen, daß die Vorsehung ihnen ein anderes Klima verliehen hat als den Engländern. Was die Herabsetzung der Frachten betrifft, so ist diese nicht allein erfunden, sondern das Gegentheil hat stattgefunden: die Frachten von Manchester nach Holland sind in der letzten Zeit um etwa 70 Proz. erhöht worden. Die Herren Spinner haben vielleicht vom Manchester-Schiffskanal gehört, und da allgemein angenommen wird, daß Schiffsfracht billiger sei als Eisenbahnfracht, so haben sie geglaubt annehmen und behaupten zu dürfen, daß nun auch die Fracht Manchester-Holland billiger geworden sein müsse. In Wahrheit ist aber das Umgekehrte der Fall, und die Fracht über Hull-Grimsby-Rotterdam ist trotz der Steigerung von 70 Proz. immer noch billiger als diejenige durch den Schiffskanal. Man sieht, mit welchem Leichtsinn, mit welcher Oberflächlichkeit Unwahrheiten in der Eingabe behauptet werden. Dazu kommt, daß die Eingabe sich Anfangs über die hohen Frachten aus England beklagt und später über die niedrigen Frachten! Daß die Engländer ganz erhebliche Ersparungen in Packung, Aufmachung und Spesen haben sollen, ist ebenso unrichtig, wie die vorhergehende Behauptung. Wenn sich aber die englischen Spinner größerer Anpassung an die Bedürfnisse der deutschen Käufer befleißigen, warum thun die deutschen Spinner nicht das Gleiche?

(Ein Schlußartikel folgt.)

Crefeld. A. F. W. ter Meer.

Randbemerkungen zur Getreidefrage.

So lange er sich frei bewegen konnte, hat der deutsche Großhandel stets und überall für Befriedigung des Konsums gesorgt, nie hat der Konsum über Mangel zu klagen gehabt, stets ist sein Bedarf reichlich gedeckt gewesen. Im letzten Jahr, seit Einführung des Börsengesetzes, seit Aufhebung der Versammlungen im Feenpalast, ist es anders geworden. Viele haben sich vom Getreidegeschäft zurückgezogen, aus anderen sind, man verzeihe den Ausdruck, Krämer geworden. Krämer haben im letzten Jahre die deutsche Ernte zu Preisen gekauft, welche einen sofortigen Verkauf nach dem Ausland mit kleiner Kommission erlaubten. Was der Konsum nicht nahm, haben sie nach dem Ausland verkauft. Dasselbe Getreide, das so nach dem Ausland verkauft war, mußte dann nach einigen Monaten vom Ausland wieder zurückgekauft werden, da Mitteldeutschland und der Westen regelmäßig mehr brauchen, als sie produziren. Die nur auf die Befriedigung der nächsten Bedürfnisse bedachten Händler verdienten einmal bei dem Verkauf, das zweite Mal bei dem Ankauf. Dieselben trifft kein Vorwurf, ihre Mittel erlaubten ihnen nicht, anders zu handeln. Das große Risiko und die Kosten der Aufbewahrung der Waaren bis zu der Zeit, in welcher der deutsche Bedarf die Waare wieder brauchte, konnten sie nicht tragen. Schuld haben die Väter des Börsengesetzes, welche dem deutschen Großhandel Knüppel zwischen

die Beine warfen. Ein nationalliberaler Agrarier im Abgeordnetenhaus sagte vor einiger Zeit, daß das Börsengesetz den Landwirthen ungezählte Millionen in den Schoß geworfen habe. Jeder denkende Landwirth wird dagegen der Ueberzeugung sein, daß die letzte deutsche Ernte viel zu billig verkauft ist, und da alle Konsumenten jetzt theuere Preise an das Ausland zahlen müssen, so wurden Millionen fortgeworfen.

Neben dem Börsengesetz haben die preußischen Ministerien alles gethan, was sie thun konnten, um deutsches Getreide nach Wunsch kurzsichtiger und geschäftsunkundiger Agrarier aus dem Lande hinauszuführen und fremdem Getreide den Eingang nach Deutschland zu erschweren. Oesterreich bezahlte in Folge seiner Mißernte für Getreide hohe Preise, agrarische Landwirthe wünschten billige Tarife nach Oesterreich und nach den Exporthäfen, damit soviel als möglich deutsches Getreide ausgeführt werde und im Lande so wenig wie möglich bleibe. Es ist ja das A und O der agrarischen Weisheit, daß Ausfuhr nützlich, Einfuhr schädlich sei. Der Herr Verkehrsminister genehmigte die gewünschten billigen Ausnahmetarife sofort, er stellte nur die Bedingung, daß, wenn das so billig beförderte Getreide im Inland bleiben und mit der Bahn weiter befördert werden sollte, der Unterschied zwischen dem Ausnahmetarif und dem allgemeinen Getreidetarif nachzuerheben sei. Kein deutscher Konsument durfte von dem Ausnahmetarif einen Vortheil haben.

Die russischen Getreidehändler lieben es in neuester Zeit, aus dem fernen Osten ihr Getreide nach einer russischen Knotenstation gehen zu lassen, und es erst von diesem Knotenpunkte dahin zu dirigiren, wo sie den besten Preis erhalten. Die russischen Händler haben so längere Zeit, den Verkauf an verschiedenen Absatzplätzen zu versuchen, und sie können ihr Getreide schließlich nach dem Platze senden, der ihnen die beste Verwerthung sichert. Die russischen Bahnen berechnen trotz der Unterbrechung des Transports am Knotenpunkt den Exportstaffeltarif vom Aufgabeort bis zur schließlichen Empfangsstation. Die deutschen Bahnverwaltungen dürfen dagegen den Exporttarif nur vom Umschlagsplatze rechnen, vom Aufgabeort bis zum Umschlagsplatz wird in Deutschland der Lokaltarif gerechnet; also eine weit höhere Fracht, welche hindert, daß Eigner solche Sendungen nach deutschen Häfen gehen lassen. Die Vorsteherämter der Kaufmannschaften in Königsberg und Danzig sind auf Vorstellungen gegen diese Berechnungsart abschlägig beschieden worden; es dürfte zu viel Getreide nach Deutschland kommen, die Agrarier wünschen das nicht.

Die Privattransitlager sind den Agrariern seit Jahren ein Dorn im Auge. Lange hat der Minister widerstanden, im April ist jedoch verfügt, daß alle Läger, welche keinen großen Export ausweisen, zum 1. Oktober aufzuheben sind. Die Läger dienten bis jetzt dem Export ebenso wie dem Import. Viele Getreidesendungen kommen von Rußland, über welche der russische Eigner noch nicht bestimmt hat, ob er sie nach auswärts verkaufen oder in Deutschland absetzen wird. Bis jetzt im Besitz von Transitlägern konnten die Kommissionäre diese auf ihre Läger nehmen, nach Aufhebung der Läger hört dieses auf. Wo werden die unverzollten Posten gelagert werden? oder wird der russische Eigenthümer sie gar nicht nach Deutschland senden und Deutschlands Handel und Lager wieder kleiner werden? § 97 des Vereinszollgesetzes vom 1. Juli 1869 bestimmt:

„Zur Beförderung des mittelbaren Durchfuhrhandels und des inneren Verkehrs werden in den wichtigen Handelsplätzen des Vereinsgebietes . . . . unter amtlichem Verschluß stehende Niederlagen eingerichtet, in welchen Waaren bis zu ihrer weiteren Bestimmung unverzollt gelagert werden können."

Wie denkt der Herr Minister sich hiernach die Lagerung ankommenden russischen Getreides, welches die Inhaber der Exporttransitläger nicht gekauft haben und nicht aufnehmen können? Wird der Herr Minister nach dem Vorbild der agrarischen Lagerhäuser solche in den Häfen einrichten? Da die Privattransitläger zum 1. Oktober gekündigt sind, so dürfte ein Entschluß bald zu fassen sein.

Die statistischen Aemter haben nicht nur die Aufgabe, für etwa zu erlassende Zollgesetze und für Handelsverträge Zusammenstellungen zu machen, sie sollen durch laufende Mittheilungen, ebenso wie der wöchentliche statistische Bankausweis, jede Bewegung des Verkehrs sofort bekannt geben. Sie müßten verpflichtet sein, große Abweichungen von regelmäßigen Zahlen sofort den Ministerien zu melden, damit diese unterrichtet und nicht durch Thatsachen überrascht werden und durch Verfügungen Mißstände verschärfen. Englische, französische, ja selbst russische Statistik giebt wöchentlich jede Getreidebewegung, jeden Import und Export mit speziellen Angaben der einzelnen Orte. Die russische Erntestatistik ist im November vorläufig und im Februar endgültig veröffentlicht. Die deutsche Erntestatistik vom vorigen Jahr fehlt noch gänzlich. Die Importe und Exporte werden nothdürftig ohne Angabe der Empfangs- versandorte jetzt nach ergebenen Bitten vierzehntägig veröffentlicht. Das genügt weder für die Beurtheilung seitens der Regierung noch für Zwecke des Handels. Die Angaben müßten ausführlich wöchentlich erscheinen und bei denselben stetig die nöthigen Konsummengen und die Lager berücksichtigt werden. Den Gesandschaften attachirt man Fachleute zur genauen Berichterstattung; ein kundiger Kaufmann, dem statistischen Amt beigeordnet, könnte, arbeitskräftig und arbeitslustig, unterstützt von der kaiserlichen Regierung und den Handelskammern, die deutsche Getreidestatistik in kurzem der jeden Staates ebenbürtig machen. Deutschland dürfte hier selbst Amerika überflügeln können. Staatshülfe wird, wie sie bisher nie nöthig gewesen, nie nöthig sein, wenn dem Handel nicht unnütze Fesseln auferlegt werden.

Was die augenblickliche Kleinheit der Bestände anbetrifft, so würden dieselben ohne die gesetzgeberische Einschnürung der Handelsthätigkeit nie so klein in Deutschland geworden sein wie jetzt.

Ohne auf große statistische Einzelheiten einzugehen, sei hier nur der Betrag der letzten Weizenernten in fünf Staaten nach amtlichen Mittheilungen gegeben. Es ernteten Weizen in Tonnen von 1000 Kilogramm:

	1897 Tonnen	Durchschnitt 1896/1895 Tonnen	1897 weniger Tonnen
Rußland . . .	8 982 000	10 680 000	1 698 000
Frankreich . .	6 763 000	9 178 000	2 415 000
Oesterreich . .	3 720 000	5 140 000	1 420 000
Italien	2 343 000	3 320 000	977 000
Rumänien . .	963 000	1 840 000	877 000
Zusammen . .	22 771 000	30 158 000	7 387 000.

Die sichtbaren Weltbestände in Weizen bei Anfang des Erntejahres waren am 1. August 1897 1 750 000 To. gegen 2 800 000 Tonnen am 1. August 1896 und 3 700 000 Tonnen am 1. August 1895. Nach diesen Zahlen ist die Erhöhung der Preise in Europa begreiflich genug, und es ist thöricht, diese Preissteigerung einzig als ein Werk von Spekulanten erklären zu wollen.

Schließlich noch ein Wort über unsere Getreidezölle.

Die Getreidezölle wurden früher hauptsächlich damit begründet, daß der russische Landwirth durch den Silberrubel den billigsten Arbeitslohn, die billigsten Betriebsunkosten hätte, so daß er zu jedem Preise in Deutschland mit Gewinn Getreide verkaufen könne. Seit April dieses Jahres ist in Rußland die Goldwährung thatsächlich durchgeführt, und die Kursschwankungen des russischen Rubels sind seit Jahren beseitigt. An Frachtkosten dagegen ruhen auf russischem Getreide von Mittelrußland nach den Ostseehäfen 25—30 Mark, aus Sibirien 70—80 Mark auf der Tonne.

Ein Mal werden die Getreidezölle auch bei uns fallen, nicht auf Anregung einer Partei, sondern durch die unaufhaltsame Bewegung der benachtheiligten Konsumenten.

Daß in Deutschland die gegenwärtigen hohen Getreidepreise der großen Masse des Volks noch nicht so klar zum

Bewußtsein gekommen sind wie in anderen Ländern, liegt nicht zum wenigsten in der Verkaufsart des Brotes. Nach altem Schlendrian wird das Hauptnahrungsmittel „das Brot", bei uns fast durchweg nicht nach Gewicht, sondern noch „Gutdünken" verkauft. Es kann nichts unrationelleres geben: bei billigen Preisen und großen Broten wird Nahrungsstoff vergeudet, bei theuren Preisen und kleinstem Brot erhalten die Kinder oft nicht zulängliche Nahrung. Wahrscheinlich könnte dem ganzen System der Getreidezölle kein schlimmerer Schlag versetzt werden, als wenn bestimmt würde, daß in Zukunft Brot nach Gewicht verkauft werden müsse.

Danzig. Joh. T.

Die belgischen Wahlen.

Seit der Einführung des allgemeinen Stimmrechts hat der belgische Bürger jetzt am 22. Mai zum dritten Male sein Votum bei den Wahlen abgegeben.

Im Jahre 1894 handelte es sich darum, alle Mitglieder beider Kammern, die in Folge der Veränderung des Wahlrechts aufgelöst worden waren, zu wählen. Im Jahre 1896 mußten die Wähler auf Grund des Systems der theilweisen Erneuerung der Kammern, das in Belgien in Uebung ist, die Mandate der einen Hälfte der Volksvertreter, die die Kammer verließen, bestätigen oder vernichten. Von beiden Wahlen haben wir in der „Nation" berichtet*)

Am letzten Sonntag handelte es sich zugleich um die Wahl der einen Hälfte der Mitglieder der Repräsentantenkammer und um die Wahl der einen Hälfte der Mitglieder des Senats. Die beiden vlämischen Provinzen, das östliche Flandern und Limburg, die beiden wallonischen Provinzen, Hennegau und Lüttich hatten in 19 Arrondissements zur Wahl von Senatoren und Abgeordneten zu schreiten. Von den 75 Volksvertretern, die aus der Kammer austraten, waren 38 Klerikale, einer war christlicher Demokrat, 8 Liberale und Radikale, 28 Sozialisten, das war also der gesammte Besitzstand der kollektivistischen Partei, ausgenommen ein Deputirter. Von den 37 zur Wahl stehenden Senatoren waren 19 klerikal und 18 liberal.

Wie bei den früheren Wahlen standen sich zwei Heere gegenüber: das ministerielle klerikale Heer und die antiklerikalen Gegner der Regierung. Diese letzteren hatten freilich keine geschlossene Schlachtlinie.

Die Klerikalen kämpften — zum Wenigsten für die Deputirtenkammer — in allen Wahlkreisen. In den meisten derselben standen ihnen nur Liberale und Sozialisten gegenüber; freilich in 4 vlämischen Bezirken, in Gand, in Alost, in Termonde und Audenarde, hatten sie außerdem zu bekämpfen christliche Demokraten, Klerikale wie sie, aber zugleich Träger eines wirthschaftlichen Programms, das fast dem der Sozialisten gleich ist. Die christlichen Demokraten haben an ihrer Spitze nicht mehr den Abbé Daens, der von seinem Bischof den Befehl erhalten hat, sich vom politischen Leben zurückzuziehen. Allein in Vertretung dieses volksthümlichen Führers, den zu ersetzen wegen seines Priestergewandes, das ihm ein ganz besonderes Ansehen verlieh, unmöglich war, haben doch seine Gehilfen eine kraftvolle Wahlkampagne geführt, deren Ergebniß, wie man sehen wird, nicht ohne Bedeutung ist.

Was die Antiklerikalen anbetrifft, so sind sie zur Wahlurne meist in getrennten Kolonnen marschiert. Die Sozialisten haben in allen Arrondissements gekämpft, sei es allein, sei es verbündet mit den Radikalen, so in Lüttich und in Gent. Die Liberalen haben je nach den Wahlkreisen, 13 von 19, in denen sie kämpften, eine verschiedene Taktik befolgt. Bald gingen sie geschlossen gegen die Sozialisten und gegen die Klerikalen vor; so war es in den 6 Wahlkreisen des Hennegau und in Verviers. In Gent und in Lüttich aber standen gemäßigte Liberale einer Liste der mit den Sozialisten verbündeten Radikalen gegenüber. Schließlich waren in zwei Bezirken gemäßigte Liberale, Radikale und Sozialisten geeinigt.

Der Wahlkampf ist im Allgemeinen sehr friedlich verlaufen. Wie hergebracht, haben die Sozialisten mit der Feder und mit dem Worte eine äußerst thatkräftige und kluge Propaganda betrieben. Ihre Redner gingen auch in die kleinsten wallonischen Dörfer und die Früchte dieser Anstrengungen sind nicht ausgeblieben. Die liberale Propaganda war weder so thatkräftig, noch so andauernd. Dort freilich, wo sie mit Energie betrieben worden ist, zeitigte sie glänzende Resultate. Klerikale und christliche Demokraten sind auch durchaus nicht träge gewesen. Die erregtesten Versammlungen waren wohl die, in denen sich die beiden katholischen Fraktionen um die Seelen der Wähler stritten.

Die Frage der Reorganisation des Heeres, der sich die konservativen Klerikalen widersetzen, lieferte der Opposition vor Allem Material für ihre Wahlredner. Auch die Schulfrage hatte ihre Bedeutung, aber doch nur in zweiter Linie. Die Sozialisten kritisirten außerdem scharf die Steuergesetzgebung und die sozialen Gesetze des jetzigen Ministeriums, deren Bedeutung die äußerste Linke leugnet. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß die „infame Bourgeoisie" im Laufe der letzten Wochen oft genug dem Haß und der Verachtung preisgegeben worden ist, und daß andererseits „das rothe Gespenst" zu erscheinen gezwungen war. Trotzdem ist die Ruhe während der Wahlzeit nicht gestört worden.

* * *

Der erste Wahlgang lieferte folgendes Ergebniß: 12 klerikale Senatoren und 12 Liberale sind ohne Kampf wiedergewählt worden. Gleichfalls 4 Klerikale, Mitglieder der Kammer der Abgeordneten; ferner sind von 13 ausscheidenden Senatoren 9 wiedergewählt worden, darunter 6 Klerikale und 3 Liberale; 4 stehen zur Stichwahl. Von den 71 Abgeordnetensitzen, um die gekämpft wurde, wurden 21 von den Klerikalen mit Beschlag belegt, ein einziger von den Liberalen, 14 von den Sozialisten; die verbleibenden 35 stehen zur Stichwahl. Man sieht, die Zahl der Stichwahlen ist sehr erheblich; aber schon jetzt kann man das Ergebniß derselben einigermaßen in Rechnung ziehen. Die Sozialisten werden für die Liberalen stimmen, wo diese sich den Klerikalen gegenüber befinden. Einen derartigen Parteibeschluß haben die Sozialisten sogleich bekannt gegeben. Andererseits wird die überwiegende Mehrheit der Liberalen dort für die Sozialisten stimmen, wo diese gegen die Klerikalen stehen. In allen Kreisen also, wo Liberale und Sozialisten stärker als die Klerikalen sind, werden die Gewählten die antiministeriellen Parteien verstärken. Dort aber, wo die Klerikalen schon fast die Majorität besitzen, werden sie siegen, weil die gemäßigten Liberalen sich nach rechts wenden werden, wie sie es im Jahre 1894 und 1896 auch gethan haben. Dies vorausgesetzt, werden wahrscheinlich 4 liberale Senatoren und 7 klerikale, 11 liberale und 17 sozialistische Abgeordnete gewählt werden. Zieht man einen Irrthum in Bezug auf zwei oder drei Mandate in Betracht, so wird die Kammer 104 Klerikale, 16 Liberale und 32 Sozialisten zählen, gegen 111 Klerikale, 12 Liberale und 29 Sozialisten in der letzten Kammer. Um ein Weniges wäre also die klerikale Majorität vermindert; immerhin wird die neue Kammer der alten durchaus ähnlich sehen.

Der Senat endlich weist gar keine Veränderung auf. Vor wie nach besteht er aus 72 Klerikalen, 29 Liberalen, und 2 Sozialisten.

Wichtiger als diese Zahlen ist es aber noch, das Verhältniß der abgegebenen Stimmen mit einander zu vergleichen.

Vor vier Jahren erhielten die Klerikalen 410 000 Stimmen, die christlichen Demokraten 23 000 Stimmen, die

*) Nation 10. November 1894 pag. 75 und 18. Juli 1896 pag. 625.

Liberalen 24000 Stimmen, die Sozialisten 180000 Stimmen, und auf die vereinigten sozialistisch-liberalen Listen fielen 60000 Stimmen.

In diesem Jahre erhielten die Klerikalen 400000 Stimmen, 47000 die christlichen Demokraten, 185000 die Liberalen, 200000 die Sozialisten und 120000 die liberal-sozialistische gemeinsame Liste. Aus diesen Zahlen kann man zwei Folgerungen ziehen. Zunächst ist das Verhältniß zwischen den Klerikalen und antiklerikalen Parteien etwa dasselbe geblieben. Im Jahre 1894 einerseits 433000 Klerikale, andererseits 480000 Antiklerikale. Im Jahre 1898 447000 Klerikale, gegen 505000 Antiklerikale. Die sozialistischen Stimmen hatten sich erheblich vermehrt und die liberalen im geringeren Grade vermindert. Man kommt so zu dem ungefähren Ergebniß, daß die Sozialisten von 220000 auf 270000 Stimmen gewachsen sind, und daß die Liberalen hingegen von 260000 auf 235000 Stimmen zurückgehen.

* * *

Die Wahlen von 1894 und 1896 hatten beide dasselbe charakteristische Merkmal: außerordentlicher Triumph der Sozialisten, die Klerikalen behaupten ihre Position, die Liberalen wurden geschlagen. Die Wahlen in diesem Mai können nicht unter demselben Gesichtspunkte betrachtet werden. Die Lage der Klerikalen hat sich doch im Allgemeinen verschlechtert, sie verlieren wahrscheinlich einige Sitze in der Kammer, sie haben einige Tausend Stimmen im Lande verloren, einer ihrer Minister hängt in der Stichwahl. Das sind keine glänzenden Ergebnisse. Freilich die klerikale Majorität des Parlaments bleibt nach wie vor eine riesige, aber obgleich die Regierungspartei überall die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht hat, gelang es ihr doch nicht, alle ihre Positionen zu behaupten, und sie vereinigte auf ihre Kandidaten nicht soviel Stimmen, als im Jahre 1894; also kein Fortschritt, sondern sogar ein leichter Rückgang.

Die christlichen Demokraten haben sich über den Ausgang der Wahlen nicht zu beklagen. Sie verlieren freilich einen Sitz, den des Abbé Daens, aber die Zahl der für sie abgegebenen Stimmen hat sich seit 1894 verdoppelt; sie haben sehr erhebliche Fortschritte gemacht, obgleich ihre konservativen Gegner erhofft hatten, sie niederzuschmettern, indem sie sie ihres Führers beraubten.

Die Sozialisten schreiten weiter vorwärts, sie werden in der Kammer zahlreicher sein, und sie haben 50000 Stimmen gewonnen. Aber diese Fortschritte sind doch nicht mit denen der früheren Zeit zu vergleichen. Man sieht nicht mehr wie im Jahre 1894 und 1896 plötzlich sozialistische Hochfluthen an Orten hervorschießen, wo sie Niemand vermuthet hätte. In den Gebieten, wo die sozialistischen Ideen verbreitet sind, in der sogenannten rothen Region, die der Länge nach Belgien durchschneidet, haben sie viel neues Terrain nicht erworben. In den ländlichen Bezirken von Tournai und Ath haben sie freilich einige Fortschritte gemacht, aber die sind nicht mit denen zu vergleichen, die sie zwei Jahre früher in anderen ländlichen Bezirken zu thun vermochten. In Summa: die rothe Fluth ist zwar auch diesmal noch etwas gestiegen, aber der Höhepunkt läßt sich beinahe voraus berechnen. Es scheint, daß in den industriellen Gegenden der Sozialismus sein Maximum an Expansionskraft erreicht hat, und wenn die Fluth noch steigt, so wird sie doch den höchsten Stand bald erreicht haben.

Die Liberalen, die 1894 und 1896 so schwer heimgesucht worden sind, brauchen über das Ergebniß der jetzigen Wahlen nicht tief zu trauern. Ihr parlamentarischer Besitzstand ist verstärkt und die Zahl der für ihre Kandidaten abgegebenen Stimmen ist nicht unbefriedigend. Das ist keine große Siegesbotschaft; dazu fehlt viel, das ist aber auch nicht mehr ein niederschmetterndes Unglück.

In der Lage, in der sich der Liberalismus in Belgien befindet, muß er seinen Ehrgeiz begrenzen, und er muß seine Kraft darauf verwenden, die Truppen, die er besitzt, bei der Fahne festzuhalten. In mehreren Arrondissements hat sich vor allem auch der wohlthätige Einfluß bemerkbar gemacht, der sich für die Liberalen aus ihrer Allianz mit den jungen liberalen Arbeitervereinigungen*) ergeben hat.

Diese Erscheinung beweist, daß an dem Tage, wo die seit zwei Jahren begonnene Reorganisation des Liberalismus weiter fortgeschritten sein wird, auch die Wahlaussichten eine wesentliche Aenderung erfahren werden.

Will man in wenige Worte das Wahlergebniß zusammenfassen, so kann man sagen, die Wahlen haben, wie zu erwarten, die politische Lage nicht verändert. Immerhin Fortschritt bei den Sozialisten, aber geringer als 1896, Beharrungszustand bei den Liberalen, leichter Rückgang bei den konservativen Klerikalen und Erfolg bei den christlichen Demokraten. Erst 1900 wird man auf eine Entscheidungsschlacht rechnen können, deren Einsatz die Aufrechterhaltung oder der Sturz des klerikalen Regiments sein wird.

Brüssel, 24. Mai 1898. Léon Leclère

Schwedische Romantik.

Das Schwedenblut ist feuriger, brausender als das der Dänen und Norweger, licht- und lufthungriger. Sie taumeln gern, und lieben den Rausch, den Rausch des Weins und der Abenteuer, sie sind Tänzer des Lebens. Ihr Sänger ist Bellmann, der mitten in wüst tenierschen Schenkorgien stimmungstrunken seine heißen und starken Lieder sang; und ihr Held ist Karl der Zwölfte, der fahrende Ritter, der zwischen den Schlachten im Würfelspiel mit dem Tode sich ein höheres gesteigerteres Sein voll wildem Rhythmus und loderndem Kolorit schuf.

Aus Schweden kam in einer Zeit, da über der nordischen Litteratur Alltagsgraustimmung lag, ein Schrei nach Farben und Freude.

Werner von Heidenstamm, der jetzt dem Schwedenkönig ein Prosaepos voll jauchzender Gewalt gesungen,**) rief ihn hellstimmig hinein in den nordischen Nebel. Er hatte die Farbenpracht und die Märchenträume des Orients genossen, er wollte einen schimmernden Abglanz von ihnen nach dem Norden retten, die „Trümmer der Urfreude".

Farbenarm und nüchtern waren freilich Norweger und Dänen auch nicht. Das sensitive Naturgefühl Jens Peter Jacobsens, Knut Hamsuns, mit seiner schwingenden Empfänglichkeit, die auf jeden Reiz reagirt, überklang die Monotonie der bürgerlichen Alltagsnovelle mit ihren Problemen und Bedürftigkeitssorgen.

Aber jener Schwedenschrei nach Farbe wollte doch nach etwas anderes. Er wollte nicht jene Nuancen, jene zarten, scheuen, gebrochenen Töne, jene weltfernen Empfindungen, die ihr Gefühl hüten und hegen, die müden Zärtlinge, die Blätter und Sträuche liebkosen, sich aber im gewitterdurchschüttelten Hochwald fürchten. Er wollte die brausenden vollen Farben, sieghaften Purpur, der den Blick trunken macht; er wollte auch Farbe für das Gefühl, ein Vollgefühl, strotzend, lebensdrängend, den Rausch des großen Schicksals, den wehenden Flügelschlag heldischer Sagen, die starken Momente der Existenz.

Diese Gefühlswelt hat neben Werner von Heidenstamm jetzt eine Dichterin in Gestalten verkörpert, Selma Lagerlöf.***)

Durch ihre Gösta Berlingsaga†) weht ein heißer lodernder Athem; die Stimmung alter Heldenlieder, epischer Helldunkel liegt darüber. Riesenfresken, verwittert und

*) Vergleiche meinen Artikel: „Die Verjüngung des belgischen Liberalismus vom 26. Februar und 5. März 1898.

**) München. Albert Langen.

***) Vergl. auch „Nation" Jahrg. 15 Nr. 12.

†) Leipzig. Verlag von H. Haessel.

doch ergreifend körperlich. Sonnenuntergangsstimmung über trotzigen Ruinentrümmern. Locker geschlungen fügen sich Geschichten und Gestalten aneinander, manchmal im Schatten verschwindend, dann wieder machtvoll auferstehend.

Am Ufer des märchenhaften Löfensees mit seinem Wechsel von Tannenwäldern, Kirchdörfern, Sägemühlen, Hammerwerken und Herrensitzen ist die Scene.

Hier liegt Eckeby, das Herrenschloß, und hier herrscht die Majorin, Wermlands energischste Frau, eine Fürstin, Herrin über sieben Eisenwerke: Macht und Reichthum liegt in ihrer Hand.

Und hier tollen und toben die „Cavaliere“, die Cavaliere der Majorin auf Eckeby, zwölf Ritter der Freude, selbst heimathlos, bettelarm, Reinkarnationen weltentrückter Paladine, der Artushelden, der Ritter Karls des Großen, denen die Majorin ein Haus gestiftet hat, darinnen die Becher nicht leer werden. Der tollen Tafelrunde Leben fluthet in bunten Maskenzügen vorüber.

Irrende Ritter, fröhliche Gesellen; kühne Abenteurer. Der Rausch ist bei ihnen heilig gesprochen. Nicht nur der Rausch des Weins, des Bacchanals bis zum frühdämmernden Morgen; auch der Rausch der Gefahren, des Abenteuers; der Bärenhetze, des Kampfes, der Entführungen mit wilden Rossen in pfeifend dahinfliegendem Schlitten, von Wölfen verfolgt. Der Rausch der Stimmung, wenn die Lieder Bellmann's tönen.

Und sie halten die Herrschaft der Lust. Und ihr Haupt ist Gösta Berling, der abgesetzte Priester, der Dichter, der Mann der Inspiration, auf der wilden Jagd der Freude der Tollste. Sie vergolden das Elend des Lebens und narren den Alltag; ins Balladeske stilisirte Bohémiens.

Keine Trunkenbolde mit gläsernen Augen; Künstlernaturen, die im Wein die Phantasie beflügeln, schönheitssüchtig, dithyrambisch, dionysisch, leichtherzige Schwager-Kronos-Passagiere, die, wenn der Trank ausgeschäumt, zu sterben wissen, und wie Hebbel's Nibelungen „das letzte Leiden der Natur zu ihrer letzten höchsten That zu stempeln“:

„Wie ihre wilden Väter sich
Mit eigner Hand nach einem lustigen Mahl
Bei Sang und Klang im Kreise ihrer Gäste
Durchbohrten, wenn des Lebens beste Zeit
Vorüber schien . . .

* * *

Jedes Kapitel des wundersamen Werkes ist wie in den alten Heldenliedern eine Aventiure. Nur Umrißpsychologie, romantische Verwirrung, aber voll starken Herzschlags.

Und zwischen den Capriccios, den Ritterschwänken und Mären Scenen voll Größe, voll Menschheitshumor und Lebensperspektive.

Unter den Kavalieren lebt ein Musiker, ein Geiger. Wenn das Leben am höchsten ging, dann ward er traurig. Er nahm seine Geige und zog heimlich davon nach seinem kleinen Heim, er, der einzige unter den Fahrenden, der Frau und Kind draußen in der Welt zu sitzen hatte. Und wenn er vor dem kleinen blühenden Garten ankommt, mit den Obstbäumen und den Blumen, dann naht ihm der Friede.

Und acht Tage trinkt er sie, die Ruhe, die Stille, die Lebensebbe. Doch eines Morgens ist er verschwunden, er hielt sie nicht aus. Nicht Wohlleben und Luxus verführen ihn; nicht Liebe zu anderen Frauen und nicht der Ruhm; nur die lockende brausende Vielseitigkeit des Lebens mit ihrer Fähigkeit, ihrem Reichthum, ihrer Bitterkeit. In Eckeby war es lange nicht so gut, als daheim, aber Eckeby lag mitten im Wirbel des Lebens. Dort gab es so viel, wovon man träumen und spielen konnte! Wie konnte er fern von den Heldenthaten der Kavaliere und dem langen See, um den die wilde Jagd der Abenteurer dahinstürmt, leben?

Voll Landsknechtsnaivetät der Totenkult, den drei alte Haudegen am Grabe des abgeschiedenen Kameraden treiben, der vierschrötige riesenstarke Oberst Beerencreuz mit dem eisgrauen Schnurrbart, Major Andreas Fuchs, der große Bärenjäger und der Flötenspieler Ruster.

Sie fahren über den See zu dem alten verwahrlosten Kirchhof mit seinen schiefen, klappernden Eisenkreuzen, seinem steifen, harten Grase.

An der Mauer liegt das Grab, das sie suchen. Und in ihm ruht ein Selbstmörder, der Spieler Aquilon, der alles auf die Karten gesetzt und sich erschossen.

Die drei gehen an das verwilderte Grab und der große Bärenjäger sagt: „Er liegt hier so allein, der arme Johann Friedrich, er sehnt sich gewiß nach einer Partie. Und da holt der Oberst Karten aus der Tasche und sie machen ganz ernst ihr Spiel.

„Johann Friedrich hat gewonnen“, sagt der Oberst stolz, als sie fertig sind, „habe ich es nicht gewußt? Ich habe ihn spielen gelehrt. Nun sind wir alle drei tot und er ist am Leben geblieben.“ Damit sammelt er die Karten ein, steht auf und kehrt mit den anderen nach Eckeby zurück.

Fein und rührend auch die Geschichte von dem alten irren Musiker, der unter den Kavalieren lebt. Er scheut sich vor dem Klavier, dem schrillen Instrument, auf dem die Tänze und wilden Lieder getrommelt werden. Er spielt sich seinen Beethoven auf einem armseligen Holztisch mit aufgemalter Klaviatur und er hört die Töne mit innerem Ohr. Niemand lacht; rings um ihn, aus dessen verklärten Zügen die Begeisterung des Gottes leuchtet, sitzen die Kavaliere tieferust und sie lauschen nach innen. . . .

* * *

Am Ufer des Lövensees, stehen, erzählt Selma Lagerlöf, noch die alten Schlösser, in denen das Leben so hochging. Wenn man auf den breiten Altanen steht, hört man die alten Sagen den Sammerdienen gleich in der Luft summen.

Selma Lagerlöf aber hat sie in ganz eigener Weise aufgefangen und eingeprägt. Sie läßt ihr Freudenepos ethisch ausklingen. Von der egoistischen Genußfreudigkeit des einzelnen strebt sie zur Menschheitsfreude. Gösta Berling sagt, als er den Kavalieren die letzte Abschiedsrede gehalten und sie noch einmal die alten Heidengötter genannt, die Ritter der Freude: „Ich habe viel gut zu machen. Weinen und derenen ist nichts für mich. Ich will den Armen das Leben heiter machen, das soll meine Buße sein.“ Dies Ethos in der Romantik läßt den Schluß des Werkes etwas matt erscheinen. Man glaubt nicht an die Läuterung. Doch Selma Lagerlöf ist eine Dichterin. Der ethische Epilog verhallt und verfliegt, die Bellmannweisen der Kavaliere, die Artusherrlichkeit auf Eckeby, sie klingt und singt und wird nicht alt.

Felix Poppenberg.

Volksheilstätten für Nervenkranke.

In den jüngsten Tagen ist mit großer Rührigkeit durch die Presse ein Aufruf verbreitet worden, welcher sich an alle Menschenfreunde wendet, um ihre Mithilfe in Anspruch zu nehmen für den weiteren Ausbau eines Unternehmens, zu dessen Grundlage schon durch den Gemeinsinn edler Wohlthäter die ersten Bausteine zusammengetragen sind. Der Aufruf selbst konnte, wie dies in der Natur der Sache liegt, nur in knappen Zügen die Ziele kennzeichnen, welchen das Unternehmen zustrebt, — er hat dies ja erschöpfend gethan, als es sein Zweck, dem Leser in gedrängter Kürze einen klaren, übersichtlichen Einblick in die Tendenz der Gründung zu eröffnen, verlangt, und er geht von Männern der verschiedenartigsten Berufsstände mit so klang-

vollem Namen aus, daß ihm sicherlich derjenige Erfolg beschieden sein wird, der einem so hochherzigen Werke gebührt.

Indessen, so ungetheilt der Beifall sein wird, den weite Kreise diesem Unternehmen als einer Bethätigung der Menschenliebe und derjenigen Bestrebungen entgegenbringen werden, welche wie viele andere, von einem „sozialen Hauch" durchweht, darauf hinarbeiten, die sozialen Gegensätze auszugleichen und die Wohlthaten, die der Begüterte schon lange genießt, auch dem Unbemittelten zugänglich zu machen, so wenig oder so Unzulängliches mag bisher in die größere Oeffentlichkeit gedrungen sein über die wissenschaftlichen Grundsätze und praktischen Erfahrungen, welche für die Behandlung der hier in Betracht kommenden Erkrankungen des Nervensystems maßgebend geworden sind, und welche nunmehr durch die Errichtung von Volksheilstätten den breiteren Schichten der Bevölkerung zu Gute kommen sollen.

Denn diese Erfahrungen sind erst neueren Datums, sie entstammen erst den letzten Jahrzehnten, welche sich für die Erforschung der Nervenkrankheiten als so ungemein fruchtbar erwiesen haben, und gar die daraus abgeleiteten Grundsätze für die Behandlung dieser Erkrankungen sind erst in den letzten Jahren in mehreren Veröffentlichungen niedergelegt worden, welche das lebhafte Interesse der Fachgenossen erregt und dauernd wach erhalten haben.

Welche Erkrankungen des Nervensystems sollen nun vorzugsweise in diesen neu zu begründeten Anstalten zur Behandlung gelangen? Es ist selbstverständlich, wie dies der veröffentlichte Prospekt schon kurz andeutet, daß die Geistesstörungen und die Epilepsie hierbei außer Betracht bleiben sollen — diese beiden Kategorien fallen der Behandlung in Irrenanstalten und in eigenen Anstalten für Epileptische zu, welche in reichlicher, wenn auch noch nicht in allen Theilen des Landes in so zulänglicher Anzahl, wie es die vor sieben Jahren erlassene, gesetzliche Regelung der Fürsorge vorschreibt, vorhanden oder im Entstehen begriffen sind, und welche durch ihre Einrichtung (öffentliche, private Anstalten) den Bedürfnissen aller Stände und Vermögensverhältnisse angepaßt sind. Die Behandlung der Geisteskrankheiten erfordert die Aufnahme der Erkrankten in die sogenannten geschlossenen Anstalten unter Beschränkung der persönlichen Freiheit, die Epileptischen, welche sehr häufig oder zumeist gleichzeitig geisteskrank sind, bedürfen ebenfalls gesonderter Krankenhäuser für ihre Unterbringung, die sie durch die Eigenart ihres seelischen und körperlichen Zustandes selbst im Rahmen der Irrenanstalt sich sehr häufig als störend und die Behandlung der übrigen Geisteskranken beeinträchtigend erweisen.

Es bleiben somit jene Nervenkrankheiten im engeren Sinne übrig, bei welchen Gehirn, Rückenmark und Nerven erkrankt sind, ohne daß Geistesstörung oder Epilepsie in die Erscheinung tritt, und welche auch bisher in Krankenhäusern oder oft in sehr unzulänglicher Weise außerhalb derselben behandelt worden sind, oder in sogenannten *„offenen"* Krankenanstalten im Gegensatz zu den oben erwähnten mehr oder minder *„geschlossenen"*.

Unter diesen Hirn-, Rückenmarks- und Nervenkranken kann man nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft zwei große Gruppen unterscheiden: einmal diejenigen Erkrankungen, welche dadurch entstehen, daß das Nervensystem eine derartige materielle Schädigung erlitten hat, daß man sie durch die heutigen Untersuchungsmethoden mit Sicherheit mindestens auf dem Sezirtische oder durch das Mikroskop zu erkennen im stande ist, und bei denen auf Grund gewisser Krankheitszeichen auch meist schon zu Lebzeiten der Schluß gezogen werden kann, daß jene materiellen (*„organischen"*) Veränderungen vorliegen — man hat sich gewöhnt, sie kurzweg *organische Erkrankungen* zu nennen. Im Gegensatz zu diesen nennt man die zweite Gruppe *funktionelle Erkrankungen*, weil der augenblickliche Stand unseres Wissens, d. h. die uns bekannten und gebräuchlichen Methoden der anatomischen Untersuchung, uns noch nicht befähigen, eine materielle Läsion des Nervensystems wahrzunehmen, und wir uns genügen lassen müssen, die Störung der Funktion bei Lebzeiten zu erkennen und darzulegen. Auch dieser Gruppe von Erkrankungen liegen zweifellos feinere, vielleicht nur moleculare Veränderungen des nervösen Gewebes zu Grunde, aber die uns zu Gebote stehenden Hilfsmittel, so verfeinert sie auch durch geistreich erfundene Färbemethoden und durch die hochentwickelten Leistungen der optischen Instrumente und der Präzisionsmechanik schon sein mögen, erweisen sich noch als ungenügend für den Nachweis dieser feinsten pathologischen Aeußerungen der nervösen Zellelemente, die zu erkennen der Zukunft vorbehalten bleibt. Einstweilen also gehören diese Krankheitsformen zu den „funktionellen" und diese Bezeichnung, wenn man sie richtig versteht und anwendet, präjudicirt nichts und erscheint als eine provisorisch geeignete.

Gerade diesen sogenannten funktionellen Erkrankungen des Nervensystems werden sich vorzugsweise die Pforten der neuen Volksheilstätten öffnen. Zu ihnen rechnet man heute das Heer jener „nervösen Menschen", welche, wie man behauptet, dem Jahrhundert das Gepräge aufgedrückt haben: zum Theil mit Unrecht, denn diese Krankheitsformen sind Jahrhunderte alt, und die großen Geister aller Völker und aller Zeitalter, denen die Kunst gegeben war, die Menschenseele zu ergründen und ihren Beobachtungen Ausdruck zu verleihen, haben in beredter Sprache solche Geisteszustände in Erzeugnissen der fachwissenschaftlichen Litteratur und in den Werken der schönen Künste geschildert; zum Theil aber mit Recht, denn die Fortschritte der Civilisation, die Vermehrung der Bevölkerung in civilisirten Ländern und die damit verbundene Steigerung des Kampfes ums Dasein, besonders in großen Städten, wo das Verlangen nach einer genußreicheren Lebenshaltung alle Kräfte der Mitbewerber aufs äußerste anspannt, zehren unausgesetzt an der körperlichen und geistigen Gesundheit des Einzelnen und haben zu einer unverkennbaren Vermehrung der nervösen Erkrankungen geführt. Hierbei ist endlich zu berücksichtigen, daß der Eindruck der Zunahme der Zahl dieser Erkrankungen noch dadurch sich erhöht, daß die Kunst des Erkennens derselben, die früher nur einzelnen scharfen Beobachtern eigen war, nunmehr Gemeingut weiter ärztlicher Kreise geworden ist.

Diese Krankheiten umfassen die unendlich große Zahl der Neurastheniker, Hysterischen und Hypochonder, womit man eben jene funktionellen Nervenkrankheiten oder Nervösen im einzelnen bezeichnet, Worte, die im wissenschaftlichen Gebrauch wie im Munde der Laien zu den alltäglichen gehören, ohne daß es gelungen ist, für jedes derselben ein streng kritisch gesondertes Krankheitsbild zu stabiliren, eben weil die Uebergänge sehr häufig fließende sind.

Es würde außerhalb des Rahmens und des Zweckes dieser Ausführungen liegen, diese Krankheitszustände näher zu beschreiben; die Erscheinungen, unter denen sie auftreten, sind so mannigfaltig wie die Individualität der Menschen, welche ja jedem nervösen Krankheitsbild ihren besonderen Stempel aufdrückt, wenn auch die Grundzüge überall wiederkehren, die Krankheit selbst ist auch dem Laien nur zu wohl bekannt: es sei nur an die gewöhnlichsten Symptome, die Reizbarkeit, die Schlaflosigkeit, die Angstgefühle, die körperliche und seelische Unzulänglichkeit gegenüber den Anforderungen des Tages, an den krankhaften Zwang, nur an sich und den Zustand des eigenen Körpers zu denken, erinnert, an die Neigung, sich über den Verlauf des Leidens den düstersten Erwägungen hinzugeben, an die Sucht des Kranken, sich trotz gegentheiliger Versicherungen des Arztes an das zu klammern, was eine ungeeignete Lektüre der erregbaren Phantasie als Nähr- und Zündstoff zuführt oder an das Bestreben der Patienten, in den unheilbaren aber ganz differenten Krankheiten ihrer Umgebung das Spiegelbild dessen erkennen zu wollen, was ihnen selbst noch bevorstände; es sei endlich auf das vielgestaltige proteusartige Bild hingewiesen, unter dem die Hysterie auftritt, welche selbst für den erfahrenen und gewandten Diagnostiker Schwierigkeit auf Schwierigkeiten häuft, dadurch daß sie in ihren Erscheinungsformen fast alle organischen und bezüglich der Vorhersage ungünstig zu beurtheilenden Er-

krankungen nachzuahmen vermag ohne dadurch an ihrer Gutartigkeit eine Einbuße zu erleiden.

Diese Kranken — und ihre Zahl hat sich aus den oben angeführten Gründen ganz außerordentlich vermehrt — sollen den neu zu begründenden Volksheilstätten zugeführt werden. Für die begüterten Kranken dieser Art ist seit Dezennien in der ausreichendsten Weise gesorgt: ihre Lebenslage gestattet ihnen, sich, solange dies angemessen ist, im eigenen Hause denjenigen Komfort zu verschaffen, der vom Arzt für nothwendig erachtet wird, oder ein Sanatorium, eine Kaltwasserheilanstalt, einen Badeort aufzusuchen, sobald sich die Nothwendigkeit dafür einstellt. Anders steht es um die Mittellosen und selbst um die Minderbegüterten, denn diesen mangelt es immer am häuslichen Komfort, und die Kosten der Behandlung außerhalb des Hauses sind für sie geradezu unerschwinglich. Zu diesen Minderbegüterten gehören aber etwa 4/5 der Bevölkerung, oder noch mehr, denn dahin sind alle zu rechnen, deren Wohnung nach Lage oder Größe sich als nicht zulänglich erweist für eine Absonderung des Kranken in den geeigneten Fällen, und deren Vermögensverhältnisse den erforderlichen Eintritt in eine entsprechende Krankenhauspflege nicht gestatten. Denn die Neurosen oder die Nervosität haben längst aufgehört eine Eigenthümlichkeit der reichen Leute oder eine Geißel eines Volkes oder einer Rasse zu sein und selbst die „große Hysterie“ ist (leider!) nicht wie „die große Nation“ behauptet hat — man würde sie um diese „gloire“ nicht beneiden — ein Monopol ihrer Bevölkerung, wenn man ihr auch die Anerkennung nicht versagen darf, daß französische Aerzte zur Verbreitung auch der Kenntniß dieser Krankheit das Meiste beigetragen haben. Es gibt eine erschreckende Menge von Nervösen unter der Arbeiterbevölkerung aller Industriezweige, unter den Angehörigen aller Handelsstände, unter Handwerkern, Gelehrten und Künstlern. Allen diesen sollten aber in gleicher Weise die Segnungen der von der Wissenschaft festgestellten Grundsätze für die Heilung oder Linderung ihrer Leiden zu Theil werden, und die Armen, denen das Geschick die Vortheile anderer irdischer Güter vorenthalten hat, sollten nicht zu den zweifach Enterbten werden dadurch, daß man sie auch im Siechthum ihre Armuth fühlen läßt.

Welches sind nun die Grundsätze der Behandlung dieser nervösen Menschen? Auch darüber sind natürlich Büchereien geschrieben worden, und es ist ebenso unmöglich wie es wenig zweckdienlich ist, an diesem Orte des Weiteren darüber zu handeln. Es genügt für die vorliegende Aufgabe, darauf hinzuweisen, daß man längst gewohnt ist, in der Entfernung des Kranken aus der engeren Umgebung und in seiner Versetzung in andere Verhältnisse ein Hauptheilmittel für sein Leiden zu erblicken. In den wenigsten Fällen genügt eine sogenannte Erholungsreise, meist ist es erforderlich, daß sich der Kranke einem ärztlichen Regime unterwirft, welches sein Tagewerk bestimmt regelt, und dies kann nur im Krankenhause geschehen. Für die Reichen giebt es eine ansehnliche Menge solcher Krankenhäuser, die der Spezialbehandlung Nervenkranker dienen, der Arme wandert in ein allgemeines öffentliches Krankenhaus, wenn er an einer Neurose leidet, und aus diesem bald in ein Siechenhaus, wenn er von einem chronischen Nervenleiden organischer Natur befallen ist. Für beide Kategorien ist das allgemeine Krankenhaus, so Treffliches diese modernen Prachtbauten leisten, kein geeigneter Ort, seine Aufgaben liegen auf andern Gebieten. Man war zumeist darauf angewiesen, dem unbemittelten Nervösen den Rath zu ertheilen, zu Verwandten aufs Land zu reisen, ohne erwarten zu dürfen, daß die Nervosität des armen Mannes sich mit diesem Kurmittel ausheilen läßt im Gegensatz zu derjenigen des Begüterten, dem aller Luxus der Sanatorien offen steht. Dieser Nothstand war längst ein offenbarer und sich besonders in den großen Städten jedem Arzt mit überzeugender Gewalt aufdrängender, aber es dauerte lange, bis mit rechter Art das rechte Wort gesprochen wurde.

Es ist das unbestrittene Verdienst von P. J. Möbius in Leipzig,*) vor etwa 1 1/2 Jahren ein Büchelchen in die Welt gesandt zu haben, welches in meisterlicher Form diesen Mangel unserer sanitären Einrichtungen dem Leser vor Augen zu führen bestimmt war. In drei Leitsätzen gipfeln seine überzeugenden, von seinen Fachgenossen ausnahmslos sympathisch begrüßten Auseinandersetzungen, mit denen er gegen gewisse Mängel der Behandlung in den schon bestehenden Sanatorien sich wendet und für die Errichtung von Volksheilstätten eintritt: 1. Die Anleitung zu guter, nützlicher Arbeit und die Ausschaltung nutzloser Thätigkeit muß bei der Behandlung Nervöser besonders berücksichtigt werden. 2. Ist es erforderlich, einen solchen Kranken aus seiner Umgebung in eine Nervenheilanstalt zu versetzen, so muß auch in dieser Anstalt Gelegenheit und Anleitung zu nützlicher Arbeit gegeben sein. 3. Für Minderbemittelte müssen Anstalten mit niedrigen Preisen und Freistellen durch Genossenschaften oder Wohlthätigkeit begründet werden.

Der Anleitung zu einer planmäßigen Arbeit und zwar zu einer produktiven Thätigkeit innerhalb des Anstaltsrahmens und neben allen anderen bekannten Kurmitteln wird hier das Wort gesprochen. Dazu bedarf es der Anlage von Werkstätten unter Aufsicht geschulter Handwerker, wie sie längst zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel modern geleiteter Irrenanstalten geworden sind, daneben sollen Arbeiten im Garten, im Walde und auf dem Felde geleistet werden.

Aus ganz kleinen Anfängen heraus sind diese Prinzipien schon vor dem Erscheinen der Möbius'schen Schrift unter dem Einfluß A. Forels in Zürich-Hirslanden in die That umgesetzt worden, indem dort schon zu Anfang der 90er Jahre ein gärtnerisch gebildeter Civilingenieur Herr A. Grohmann auf Betreiben Forels Nervenkranke bei sich mit Gartenarbeit beschäftigte und ihnen Anleitung in der Tischlerei, im Zeichnen und Modelliren ertheilte.

Aber der erste Erfolg im Großen, der mit der Eröffnung der in Zehlendorf bei Berlin geplanten Volksheilstätte erreicht sein wird, geht auf die Anregung zurück, die Möbius gegeben hat, und an seinen Namen werden sich auch die Erfolge knüpfen, welche zweifellos von diesen neuen Bestrebungen ihren Ausgang nehmen werden.

Aber noch gilt es, seine Pläne durch eine erste That zu verwirklichen, noch mangelt es an den erforderlichen Mitteln, um das Werk, welches Gemeinsinn und thatkräftiges Eintreten edler Männer für die wirthschaftlich Schwachen begründet hat, zu krönen.

Wenn diese wenigen Zeilen dazu beitragen werden, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise diesem gemeinnützigen Beginnen zuzuwenden, dann ist ihr Zweck erreicht.

Berlin. Martin Brasch.

Die Berliner Jahresausstellung.

Der Geist der Parteiung steckt den Deutschen tief im Blute. Politische Leute hört' ich häufig sagen, daß das nicht gut sei. Und ich glaube ihnen, muß ihnen glauben. Dafür aber verlang' ich von ihnen, nun auch mir zu glauben: daß der Geist der Parteiung für das Künstlerleben nicht hoch genug anzuschlagen sei. Die Spaltung des Alten war immer der Anfang eines Neuen. So ist es 1890 in Paris gewesen, so war es 1892 in München und so zu Dresden 1897. Sezessionismus überall, und Sezessionismus auch das Wesenszeichen der Berliner Ausstellung! Der Sezessionismus so zu sagen als Wille und als Vorstellung. Die Münchener haben den Willen dazu, üben ihn seit 1892 aus und beabsichtigen, diesen Willen weiter zu bezeugen; in den Köpfen der Berliner aber spukte der

*) Ueber die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilanstalten. Berlin 1896. S. Karger.

Sezessionismus nur als Vorstellung, als schönes und schreckhaftes Gespenst: Es war für sie eine Art lockenden Grauens darin.

Die Münchener vermögen Ausstellungen von ungewöhnlich hohem Niveau und vermögen selbst an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit sie zu bieten. Die berlinischen Ausstellungen aber zeigen ein Niveau von erschreckender Tiefe: Das Niveau der kandilarhaften Posaunenengel, die von der Kuppel der Eingangshalle noch immer so standhaft mit ihren Fanfarentönen den Eintretenden grüßen; das Niveau der schlecht gezeichneten und noch schlechter gemalten Mär vom Sterben des Altkaisers, einer Leistung, für die Anton von Werner Ehrenbürger von Neu-Ruppin zu werden verdient hätte, aber, wie man hört, ist er preußische „Excellenz“ geworden. Adolph Menzel, der erst mit achtzig Jahren eine „Excellenz“ ward, hat nunmehr zureichenden Grund, über den Werth dieses Titels philosophische Betrachtungen anzustellen.

Danach bemesse man die Aussichten einer Berliner „Sezession“ — die Beförderung Werner's klingt wie ein „quos ego“ von oben. Obzwar er im Berliner Künstlerverein nach und nach sein Ansehen verloren, ist sein Einfluß als Akademiedirektor fortdauernd gestiegen, und wer weiß, ob nicht eines Tages unter der Macht dieses Einflusses der Theil unserer offiziellen Kunstwelt zusammensinkt, der die Modernen begünstigt: Die Partei der Museumsmänner. Es hat zu allen Zeiten Künstler gegeben (und es waren unter ihnen die würdigsten Männer), die aufrecht, überzeugungsvoll, mit eherner Stirn der Entwicklung der Dinge Trotz geboten haben. Aber kaum je hat es Künstler gegeben, die so mit bureaukratischen Mitteln und Mittelchen gegen anders und besser Malende vorgegangen wären wie Herr Anton von Werner. Er ist nicht bloß der Diplomat für die Schule der Alten, auch Diplomat der alten Schule und weiß sich geschützt aus höheren Regionen. Man sympathisirt dort vielleicht nicht so sehr mit seiner Person, gewiß aber mit seiner Kunstanschauung. Seine Angriffe richten sich gegen jede Art von Sezessionismus, gegen das moderne Organisationstalent Tschudi's, gegen den zeitgemäß empfindenden Bode, gegen die Berliner Böcklin-Verehrung, gegen jedes Genie neuerer Kunst. Er kämpft mit dem Worte, mit der Feder und durch unmittelbare Einwirkung beim Kultusminister. Der Typus Werner ist es, der bisher jede freiheitliche Regung in unserem durch staatliche Oberaufsicht eingeengten Ausstellungswesen niedergekämpft hat. Wir haben so schlechte Ausstellungen, weil dieser Typus regiert. Solcher „Größe“ gegenüber, die ohne Bedenken aggressiv vorgeht, sind unsere schwankenden, wankenden Berliner Modernen die reinen Don Quixote. Die älteren Herren unter den „Jungen“ wagen eigentlich gar nicht mehr zu mucksen. Fast nach jeder Ausstellung (wie eben jetzt wieder) rühren die jüngeren Leute die Werbetrommel der alten „Sezession“, die eigentlich nie eine Sezession, sondern bloß ein gemüthlicher Rauch-, Bier- und Skatabend war. Aber ihre himmlischen Muster und Vorbilder, die mucksen nicht.

Nie hat es die Jury so arg getrieben mit der Zurückweisung fortschrittlicher Künstler wie eben jetzt, im Jahr 1898. — darüber herrscht nur eine Stimme. Aber nun auch die Konsequenzen zu ziehen, dazu fehlt es unseren Modernen an Rückgrat und Festigkeit, an den höheren Gesichtspunkten des Künstlers. Liebermann, Skarbina, Köpping machen heute keine Sezession mehr mit; das ist eine traurige Wahrheit. Sie sind betitelt, dekorirt, mit akademischen Ehren versehen. Die Kunstoffiziösen, die ihre Weisheit von Anton von Werner beziehen, hätten gar nicht nöthig gehabt, darauf hinzuweisen, daß die Ausstellungssatzungen „der Ausfluß des königlichen Willens“ sind, daß die „Herren Liebermann und Skarbina kein Recht zur Zerstörung einer staatlichen Organisation besitzen, es sei denn, daß sie ihren Austritt aus der Akademie erklären.“ Dieser Einschüchterungsversuch ist ganz überflüssig: Die Herren Liebermann und Skarbina werden sich hüten, einen „königlichen Willen“ anzutasten; sie werden sich hüten, aus der Akademie auszutreten: denn sie sind zu froh, daß sie drinnen sitzen. Liebermann hätte längst Gelegenheit gehabt, männliche Gesinnung zu bezeugen, wenn er's gewollt. Er hätte nur als Juror dieser Ausstellung mit Eklat sein Amt aufzugeben brauchen, als er sah, daß er nicht das durchsetzen konnte, was er seiner künstlerischen Vergangenheit schuldig war! So aber ist er uns mitverantwortlich für diese unglaubliche Berliner Leistung! Das muß traurigen Herzens ein alter Freund und Mitkämpfer bekennen. Aber hier ist der Punkt, wo sich die Wege trennen. Man hat immer gewußt, daß Liebermann mehr für seine, als für die Kunst übrig habe. Er gefiel sich in der Rolle des Einsamen. Schön. Das thun auch andere große Leute, z. B. Henrik Ibsen. Doch wenn der Eigenbrötler aus der Zurückhaltung herausgeht und amtliche Stellungen und Aemter annimmt, dann ist er auch verpflichtet, für die Kunst der vielen Andern mit einzutreten, die in ihm bisher einen Führer verehrt haben; er hat, wenn's Noth thut, Würden und Aemter aufs Spiel zu setzen

Das haben die Männer zu München auch gethan, als sie ihre Sezession machten. „Von allen Kunstinteressen abgesehen — es war eine Art moralischer Feuerprobe. Der Welt, der kompakten Majorität, erschienen damals die Sezessionisten als die Letzten, — und die Letzten wurden die Ersten.“ Das habe ich schon vor Jahr und Tag in der „Nation“ geschrieben und darf es angesichts dieser Ausstellung wiederholen, auf der die Münchener Sezessionisten die erste Rolle spielen. Sie haben einst den Muth besessen, alles zu verlieren, und haben alles gewonnen. Sie waren lange Zeit verfehmt, obdachlos, in ihren gesellschaftlichen Positionen gefährdet. Auch in Berlin haben sie vergeblich angeklopft; es war ihre letzte Hoffnung! Noch entsinne ich mich des melancholischen Abends, da ich mit dem seligen Piglhein und mit Ludwig Dill, den Abgesandten, hier durch die Straßen schlich und die angenehme Aufgabe hatte, die beiden Trefflichen zu trösten. Sie glaubten damals, nun sei Alles verloren. Sie waren hergekommen, um gegebenen Falles die Uebersiedlung eines wichtigen Theiles der Münchener Künstlerschaft zu garantiren. Damals hätte Berlin seinen Kunstfrühling haben können. Unsere jüngeren Künstler hätten Meister gefunden, die ihnen den Rücken deckten. Das ist verpaßt worden: Und heute ist die Münchener Sezession die anerkannte Vertreterin deutscher Kunst, bei uns wie im Auslande. Im vorigen Jahre, als im Glaspalast sie und die alte ehrliche deutsche Kunstgenossenschaft zum ersten Male wieder zusammen ausstellten, da war Anlaß zu imposanter Vergleichung geboten; die Genossenschaft wäre einfach todt und kaput gewesen, hätte Herr von Lenbach nicht durch eine historische Ausstellung großer Meister und durch eine bedeutende Sammlung eigener Bilder — als Vorhut gleichsam — seine Falstaff'sche Soldateska dahinter zu decken gewußt. An des Jahrhunderts Ende steht in Deutschland die Münchener Sezession als die einzige Künstlervereinigung da, die den Geist der Zeit verstanden und ein wesentliches Ergebniß aufzuzeigen hat: Kunstpolitisch darin, daß sie mit dem alten Markt- und Waarenprinzip des Ausstellungswesens aufgeräumt und den Grundsatz der „Elite“-Ausstellungen durchgeführt hat, in denen nicht der Name, sondern die Güte prävalirt und die Höhe des Niveaus zur Hauptsache geworden; künstlerisch darin, daß dem koloristischen Gedanken Sieg und Herrschaft gesichert worden, bei unbedingter Erweiterung der Stoffgebiete und bei erneuter Vertiefung des Seelen- und Geisteslebens. Die Schlagworte (Materialismus, Symbolismus, Plenair, Impression) sind verschwunden; der Maler soll malen, wozu ihn Sinn und Seele, Aug' und Gemüth zwingen; aber er soll malen: Er soll nicht mit Kohle und Pinsel Geschichten erzählen, Philosophie und Theologie treiben, Geschichte klittern. Aus natürlicher Anschauung, aus farbiger Wirklichkeit soll ihm jedwede Leistung erwachsen. Es soll keinen Idealisten geben, der in der Form nicht zugleich ein Naturalist wäre. Von einem der

realistischen Blatte Ostades, das er bewundernd musterte, agte Goethe einmal: „Es hat einen Reiz eigener Art; es st der Reiz der Sinnlichkeit, den keine Kunst entbehren ann, und der in Gegenständen solcher Art in seiner ganzen Fülle herrscht. Bei Darstellungen höherer Richtung dagegen, wo der Künstler ins Ideelle geht, ist es schwer, daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe, und daß er nicht rocken und kalt werde. Da können nun Jugend oder Alter ünstig oder hinderlich sein, und der Künstler muß daher eine Jahre bedenken und danach seine Gegenstände wählen. Meine „Iphigenie" und mein „Tasso" sind mir gelungen, weil ich jung genug war, um mit meiner Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffs durchdringen und beleben zu önnen." Goethe will damit sagen, daß es keine wahre und befriedigende Idealkunst gebe ohne das erleuchtende und wärmende Feuer der Natur; und er weist hier or allem der gesunden, impulsiven Jugend das Recht und ie Fähigkeit zu, in eine sublime Gedanken- und Erfindungswelt zu drängen, so daß ihre Leistung lebensvoll und inhaltsreich bleibe. Die Münchener Jugend macht ihrerseits von iesem natürlichen Rechte Gebrauch, nachdem sie in der Sinnlichkeit" Schule, in der strengsten Disziplin der Naturnschauung, vor allem der Landschaftsbetrachtung, ihre räfte für diese höheren Aufgaben gestärkt hat. Ich rede icht von Stuck, der seit Jahr und Tag einer mythologischen, eligiösen und phantastischen Malerei fröhnt; sein Werk ist umeist Dekoration und zumeist auch aus dem Kopfe, ohne wesentliche Zuhilfenahme einer farbigen Natur gemalt; er olgt stilhistorischen Eingebungen und altmeisterlicher Darstellungsweise, wie in seiner Orgie des Fleisches, „Vertreiung aus dem Paradiese" genannt, den Vlamen, zumal Peter aul Rubens. Wohl aber möchte ich von dem jungen Max levogt reden, der uns in einer seltsam farbigen Vision ein tück Morgenland vor den Blick hinzaubert: wie Scheherede, ein holdes lebhaftes Kind, die erschlafften Sinne des aseinsmüden Sultans durch schöne Erzählungen wieder aufchtet. Es ist ein Märchenbild, doch dieses Märchen hat den Weg durch eine Welt der kräftigsten bunten Natureindrücke nommen. In matt erhelltem Gemache beginnt ein lustiges nd geschmackvolles Farbenspiel, das sich ganz im Stile des rientes hält; in diesem Gemache athmen zwei Gestalten, e so phantastisch als wirklich sind. Auch eine unendlich ine Malernatur wie Hugo von Habermann, der seine Form Rembrandt und französirten Amerikanern wie Sargent der an Vollblutfranzosen wie Degas gebildet hat, legt seinen eraus menschlichen Gebilden legendarische Texte zu Grunde. ls ob dieser Künstler ein verderblich-schönes Weib in einer omödie des Lebens einen berückenden, den Sinnen fährlichen Tanz habe üben sehen, und als ob im Anzanen die königliche Dirne der Bibel seiner Phantasie schienen sei — so stellt man sich die Entstehungsgeschichte n Habermann's Salome" vor. Er ist ein Kenner der rauenseele und läßt uns in ihre Räthsel blicken durch seine rvöse, etwas kränkliche Art, die bei der Umsetzung in lalerei doch wiederum etwas meisterlich Gesundes, gewählt ornehmes hat. Ich möchte in diesem Zusammenhange enfalls Bruno Becker nennen, der in der Landschaft ein tiam poetisches Stilgefühl zeigt. Er liebt die Farben der Welt, wenn das Licht zur Rüste geht und sich das Wirkhe nur in seinem zartesten und duftigsten Abglanz anndigt. Es ist eine neue Art sehr lustiger Helldunkelalerei, die durch die Schule des Naturalismus gegangen .

Und es ist auch eine neue Art dekorativer Malerei, die n Geist der Verklärung über teils panoramahafte Motive ngießt. Es ist Herz und Wärme in dieser feierlichen Anhauung der Dinge, die Becker von irgend einer Höhe, sei von einem Hügel, sei es von einem Balkon aus, gewinnt, o seinem Auge die Linie der Landschaft sich harmonisch nd frei entwickeln kann. In seinem Empfinden ist er egiker, ein Freund des Schweigens und der Einsamkeiten. uf besondere Art stilisirt Ludwig Dill, dem einst die chotten das Gefühl für die Farbe geweckt, die Landschaft; kommt ihm weniger auf die Linie als auf die besondere orm des farbigen Tones an. Er stellt sich die gebrochene Harmonie alter Gobelins vor. Und wie ein schimmernder alter Gobelin wirkt aus mäßiger Entfernung sein italienisches Saatfeld, dessen blaue Inselchen in der weiten überwässerten Ebene gleichsam auf- und niedertauchen, unterbrochen werden und sich wieder aneinanderschließen; die Regung der feuchten Luft thut das ihrige dazu: so daß das ganze Bild eine merkwürdig umrissene, farbig leuchtende Bewegung zeigt.

Gegenüber allen diesen Künstlern, die in natürlichen Formen ihrem Trieb zum Höheren genügen, muß eine Feuerbach- und Hofmann-Nachahmerin wie Cornelia Paczka mit ihren ziemlich billigen Phantasien vom Gefilde des Glückes, die hier so unberechtigtes Aufsehen machen, leer und arm erscheinen; selbst die malenden trefflichen Jünglinge von Worpswede, die seit 1895 die deutschen Ausstellungen, sei's korporativ, sei's privatim beschicken, wirken ihnen gegenüber nicht als volle Naturen. Sie halten sich heute schon, ohne hinreichend sich in das Wesen der farbigen Natur vertieft zu haben, auf ganz entschiedene Art an „die Darstellungen höherer Richtung, wo der Künstler ins Ideelle geht." Heinrich Vogeler, der lichtbunte Gestalten präraphaelitisch oder auch Henri-Martinisch gegen ein licht-buntes Gefilde setzt, und Fritz Mackensen, der sein schwermüthiges Bauernvolk nach Breton's Muster in linder Verklärung auffaßt, zeigen wohl am deutlichsten, daß sie das, was sie sehen oder empfinden oder litterarisch ausdenken, doch koloristisch nicht rein noch selbständig genug auszudrücken vermögen. Ursprünglich boten sie das aparte Muster einer auf dem natürlichsten Wege entstandenen Sezession: drei bis sechs ausgerissene Akademieschüler siedeln sich, allem Betriebe abhold, in einem Moor- und Heideland an so totenstill, daß man dort, wie Faust im Bereich der Mütter, wahrhaft Begriff erhält „von Oed und Einsamkeit." Es wiederholte sich hier der künstlerische Prozeß von Barbizon und Dachau. Und ebenso wie die Herren von Barbizon haben die Jünglinge, die nach Worpswede gezogen, zwar ohne akademische Vorurtheile, doch halb Böcklin und halb Schottland im Herzen, Bericht erstattet über ihre Pionierleistung auf dem merkwürdig primitiven Landstrich zwischen Bremen und Hamburg. Dieses document humain et artistique hat mit schönen Abbildungen die rührige „Kunst für Alle" gebracht (1896, Nr. 2). Sie schildern darin weit mehr den urgeschichtlichen und geologischen Geist und die Linie und den Stimmungsgehalt der Landschaft, der sich auf empfindsame Seelen projizirt, als die farbigen Reize der sich darbietenden Motive. Sie sind als schwache Motivseher dorthin gekommen und sind es geblieben. Dagegen wissen sie dasselbe Lied von des Landes „leiser Schwermuth" und der „tiefen Dämmerstimmung" gar vielmals zu variiren. Sie finden den Ton überall wieder, weil sie ihn wiederfinden wollen. Sie finden ihn so oft, daß sie der Sentimentalität und der Manier zu verfallen drohen. Freilich gelingt ihnen auch oft ein dekoratives Stück von erhabener Feierlichkeit, von düsterem Ernste wie diesmal dem Fritz Mackensen. „Von der einsamen Höhe schweift weithin der Blick ins Land hinaus, über Moor und Heide, Felder und Wiesen. Dunkle Eichenkämpe, die in ihrem Schatten spärliche Gehöfte der Bauern bergen, unterbrechen hin und wieder die Monotonie der großen Ebene. Wasserläufe blitzen auf und der Lauf der schlangengleich gewundenen Hamme, darauf in stiller, geheimnißvoller Fahrt schwarze Segel durchs Land ziehen." Dieses Zitat aus dem Worpsweder Pionierberichte deutet zugleich den Gegenstand und Geist des Mackensen'schen Bildes an. Es ist sozusagen das Bild von Worpswede.

Ich habe für dieses Mal mit Absicht aus den Lagern des deutschen Sezessionismus die Erscheinungen hervorgezogen, deren Kunst auf dem Grenzrain von Natur und Idealität mehr oder weniger sicher, mehr oder weniger sinn- und gehaltvoll schreitet. Es gibt mannigfache Wege zum Fortschritt. Die rüstigen Münchener verlieren dabei nicht das Hauptziel aus dem Auge: immer reiner den Kultus des Lichtes zu pflegen. Daß dem Farbengefühl noch unzählige Entwicklungsmöglichkeiten offen stehen, das bezeugen die

frischesten Kräfte, die, wie Goethe sagt, nur den „Reiz der Sinnlichkeit“ und zwar in seiner „ganzen Fülle“ wollen. Auch hier leuchtet wieder der Name Hugo von Habermann's auf; um ihn gruppiren sich der fast geniale Theodor Hummel, ein ganz echter Monetschüler, und Crodel, Zügel und Hubert von Heyden.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Julius Elias.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Theil I. 1640—1660. Von Martin Philippson. Berlin. S. Cronbach.

Die beiden großen hohenzollern'schen Gestalten der brandenburgisch-preußischen Geschichte sind Friedrich Wilhelm, der spätere große Kurfürst, und Friedrich II. von Preußen, „der alte Fritz. Was sie für den Staat leisteten war groß bei beiden, aber doch völlig ungleichartig. Als Persönlichkeit war Friedrich II. der Eigenartigere, Imponirendere, aber so gewaltig auch das war, was Friedrich II. für Preußen vollbracht, die schwierigere Aufgabe war Friedrich Wilhelm, dem Kurfürsten, zugefallen.

Mit 20 Jahren bestieg er den Thron; mit 28 Jahren folgte Friedrich II. seinem Vater und er überkam ein geordnetes, festgefügtes Staatswesen; er hatte einen gefüllten Schatz und ein starkes Heer. Als Friedrich Wilhelm, noch ein Jüngling, seinem Vater Georg Wilhelm in der Regierung ablöste, war der Staat auf das Tiefste zerrüttet; der dreißigjährige Krieg verwüstete das Land und 6700 Mann Truppen waren alles, was der junge Regent bei den Verwicklungen zunächst einsetzen konnte, die die europäischen Großmächte zerrissen, und die das vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen lang hingestreckte kurfürstliche Besitzthum aufs Tiefste in Mitleidenschaft zogen.

Mit eindringlicher Anschaulichkeit schildert Professor Philippson die Lage zu Beginn der Regentenlaufbahn Friedrich Wilhelms.

Im Innern Ungehorsam, Auflösung des Heeres, allgemeine Zersetzung. Der Kurfürst von Sachsen verheerte den Süden, die Kaiserlichen den Westen, die Schweden den Nordosten. „Hungersnoth und Pest räumten unter der armseligen Bevölkerung in entsetzlicher Weise auf. Die Einwohnerschaft der Hauptstadt Berlin-Kölln, die 1619 etwa 12000 Seelen betragen hatte, war auf weniger als die Hälfte herabgesunken; von den 1209 Häusern der Doppelstadt standen 350 leer und auch von den noch besetzten waren viele baufällig.“ „. . . . Wüste Plätze trennten die Straßen, die mit wenigen ansehnlichen Gebäuden, zumeist aber mit elenden Hütten mit Holzschindeldächern bestanden waren. . . . Der Verkehr zwischen den beiden, durch die Spree getrennten Städte Berlin und Kölln wurde b i dem völligen Verfall der Brücken durch Kähne vermittelt. Das Schloß war so baufällig, daß der Regen in die Gemächer lief. Den Schaden abzuhelfen fiel um so schwerer, als die armselige Hauptstadt weder Ziegel noch sonstige Baumaterialien außer Holz zu liefern vermochte. Die Umgegend des Schlosses glich einem Sumpf, zumal wenn die noch uneingedämmte Spree austrat; wenige Schritte westwärts fing damals der gänzlich verwilderte Thiergarten an.“ Als Ergänzung kann die folgende Mittheilung dienen: „Wiederholentlich mußte man — nämlich der Kurfürst — von dem Berliner Magistrat fünfzehn Thaler entleihen, um nur ein oder zwei Tage hindurch die Hofküche versorgen zu können.“ Das war der Zustand des kurfürstlichen Berlin vor kurzen 250 Jahren. Auf dem Lande sah es gleich entsetzlich aus. „Vor dem Krieg betrug die Bevölkerung der mittel- und uckermärkischen Immediatstädte etwa 113500 Seelen, im Jahre 1643 34050 Seelen: 70 Prozent waren untergegangen. Die ländliche Population war gar von 300000 Seelen auf 75000 Seelen verringert. Die Zahl der Dörfer im Kurfürstenthume hatte um die Hälfte, von 8000 auf 4000, abgenommen. In der Priegnitz gab es auf einem Gebiet von vier Quadratmeilen einen einzigen Prediger, der jährlich nicht mehr als vier oder fünf Kinder taufte.“ An solchen Zahlen ermißt man immer von Neuem, daß der dreißigjährige Krieg für Deutschland einen völligen Kulturzusammenbruch bedeutete; und es ist bewunderns-werth und erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit der zwanzigjährige Friedrich Wilhelm, im Beginn erst das schwierige Geschäft des Regiments lernend, sein Land zu erfreulicher Entwicklung und zu festem inneren Zusammenschluß brachte.

Gleich Peter dem Großen hat auch dieser Neubegründer entscheidende Eindrücke seines Lebens in dem freien Holland erhalten. Er brachte dorther die Vielseitigkeit der Interessen, die politische und religiöse Vorurtheilslosigkeit, die moderne Staatsauffassung, den Blick auf die Weltverhältnisse. Er war ein Autokrat und mußte es sein; aber ein Autokrat im Dienste des Staates, nicht zu Gunsten persönlicher Anschauungen. Wie Friedrich der Große sich der erste Diener des Staates nannte, so sagte er: „Ich will mein Fürstenamt derart führen, daß ein jeder weiß, es sei des Volkes Sache, nicht meine besondere.“ Und diesem wirthschaftlich herabgekommenen Volke konnte auch nur von einem Fürsten aufgeholfen werden, der aus holländischen Eindrücken gelernt hatte, daß „Seefahrt und Handlung die fürnehmsten Säulen eines Etats sind, und der gewissefte Reichthum und der Aufschwung eines Landes aus dem Commercium herkommen.“

Ein Fürst dieses Schlages hatte zwei Gegner: die Feinde jenseits der Grenzen und den Adel an der Spitze der Stände, die jeder neuen Reform sich entgegenstemmten. Der innere Gegner ist für die Entwicklung unseres Staates immer der gefährlichste gewesen und immer der gleiche geblieben durch den Wechsel der Zeiten. Es sind dieselben Klagen der Marwitz und Genossen zur Stein-Hardenberg'schen Zeit oder der preußischen Stände, die nach dem glücklichen Aufschwung des Landes, nach dem Frieden mit Polen, sich so gegen den Kurfürsten vernehmen ließen: „Wenn wir zurückgedenken und den glücklichen Zustand unserer Voreltern, welche nicht allein in sicherem Frieden, sondern auch in ungetrübter Freiheit gelebt, betrachten und den unsrigen dagegen halten, so werden wir gewahr, daß bei dieser neu erworbenen Ruhe wir leider mehr nichts als den bloßen Schatten der alten Glückseligkeit haben.“

Die auswärtige Politik Friedrich Wilhelms bezeichnete der Holländer de Witt einmal als politique vulpinante — Fuchspolitik — und zwar nicht mit Unrecht. Den damaligen politischen Anschauungen entsprechend, ist der Kurfürst immer von neuem bereit, die Allianzen zu wechseln; es ist die Zeit der Blüthe der Kabinetspolitik, die nichts in Rechnung zog, als das politische Ziel, und die den vollen Gegensatz zu unserer heutigen darstellt, wo in immer höherem Grade die Empfindungen der Massen den Staaten die Bahnen für die auswärtige Politik vorzeichnen. Damals die Zeit der politischen Intrigen-voller Verschlingungen, die sich von Kabinet zu Kabinet spinnt, heute die Politik, die die brutal zu Tage tretenden Volksleidenschaften ausnützt, und die, wenn sie durch Intriguen wirkt, gerade diese Volksleidenschaften in intriguanter Weise in ihre Dienste zu zwingen sucht.

Voller Interesse ist es, die Zeiten aufsteigen zu sehen, da die Fundamente für den brandenburgisch-preußischen Staat gelegt wurden und voller Interesse den Wandel bis zu Friedrich dem Großen und bis zu unseren Tagen zu messen — nicht mehr als zweihundertundfünfzig Jahre von der ohnmächtigen, scheinbar hoffnungslosen Verkümmerung bis zur gewaltigen Weltmachtstellung. Wenn die preußischen Könige auf diese Entwicklung zurückblicken, dann ist es erklärlich, daß viele deutsche an eine besondere göttliche Vorsehung für Brandenburg-Preußen und die Hohenzollern glauben.

Das Werk von Professor Philippson, dem zum Abschluß noch ein zweiter Band fehlt, verfolgt die Aufgabe, „aus dem schon veröffentlichten Material und den Hunderten von Einzelschriften ein möglichst zusammenhängendes und klares Bild von dem Wollen und Wirken Friedrich Wilhelms von Brandenburg zu formen“. Das geformte Bild wird alle jene fesseln, die die geklärten Ergebnisse gelehrter Forschung in der knappen zusammenhängenden Darstellung eines erprobten Historikers an sich vorüberziehen lassen wollen.

P. N.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW. Beuthstraße 8.

Nr. 36. Berlin, den 4. Juni 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Langsam schiebt sich jetzt in unserer Wahlbewegung eine Frage in den Vordergrund, die in der That die ernsteste Berücksichtigung verdient. Ist das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht mit geheimer Abstimmung in Gefahr? Einzelne ultramontane Abgeordnete behaupten, die Gefahr sei vorhanden; die Regierung läßt das in blindiger Form bestreiten. Diese Controverse ist ziemlich belanglos; nicht darauf kommt es an, ob zur Zeit derartige gefahrvolle Ideen an leitender Stelle vorhanden sind — voraussichtlich ist das nicht der Fall —, sondern wichtig ist allein: es darf der nächste Reichstag keinen solchen Charakter haben, daß Ideen, wie diese, überhaupt auftauchen können; sie sollten aussichtslos sein. Hierfür müssen die Wähler sorgen.

Es scheint fast, als hätten die Amerikaner vor Santiago auf Cuba eine Schlappe erlitten; jedenfalls aber ist es den Schiffen der Vereinigten Staaten unmöglich gewesen, einen Erfolg zu erringen; es gelang ihnen nicht, in den Hafen zu dringen; sie vermochten auch nicht, die spanische Flotte zu schädigen, und unverrichteter Dinge mit einigen Beschädigungen an den eigenen Schiffen zogen sie wieder ab. Immer erneut zeigt sich so, wie unvorbereitet die Vereinigten Staaten den Kampf aufnahmen; sie sind den Spaniern nicht genügend überlegen, um den Krieg mit kraftvollen Schlägen führen zu können. Die Chauvinisten der Vereinigten Staaten erfahren jetzt, was es heißt, ein Land Hals über Kopf in einen Krieg zu stürzen, und leider muß die friedliche Welt immer mehr und mehr mit der Möglichkeit rechnen, daß die spanisch-amerikanischen Wirren noch recht lange die internationale Lage beunruhigen werden.

Die Wahlen in Belgien sind noch etwas übler ausgefallen, als bisher vorausgesetzt wurde. Es ist überhaupt nicht gelungen, den Klerikalen auch nur den geringsten Abbruch zu thun. Damit ist hier von Neuem eine Erscheinung hervorgetreten, die schon häufiger bei Wahlen beobachtet worden ist. In Stichwahlen geht die liberale Bourgeoisie lieber zur Reaktion über, als daß sie geneigt wäre, einen Sozialisten zu unterstützen, um auf diese Weise der Reaktion Abbruch zu thun; und selbst dann handeln zahlreiche bürgerliche Elemente so, wenn die Sozialdemokratie durch ihre parlamentarische Schwäche gänzlich ungefährlich ist. Derartigen Stimmungen verdankten die Klerikalen ihre Erfolge bei den Stichwahlen. Die Politik der Liberalen, die in solcher Haltung zum Ausdruck kommt, ist von Empfindungen, aber nicht von kühlen politischen Erwägungen der Zweckmäßigkeit diktirt.

Die Beerdigung von Gladstone zeigte wiederum die Macht gesunder politischer Tradition in England. Man kann in der That sagen, daß der Tod dieses Mannes das Vereinigte Königreich in eine Landestrauer brachte, und das, obgleich große Theile des englischen Volkes die politische Thätigkeit Gladstones, vor allem seine auswärtige Politik geradezu als verderblich für ihr Land betrachteten. Aber die Ehrlichkeit seines Strebens, die Größe seines Talents und seines Patriotismus erkennen alle an, und darum fanden sich alle Parteien an seinem Sarge zusammen. Die „Kreuz-Zeitung“ nennt das englischen „cant“; uns erscheint es als Zeichen von Ge-

sundheit in einem Volke, wenn die politischen Gegensätze die Achtung vor dem Charakter des Gegners nicht verdunkeln; es ist besser für ein Reich, daß durch solches Band die Parteien zusammengehalten werden, als daß die Kluft der Reichsfeindschaft die Bevölkerung feindlich auseinanderreißt. Zur Festigkeit eines Reiches trägt es nicht bei, wenn im Staate die Parteien sich in einer Verbitterung gegenüber stehen, die Gerechtigkeit gegen den politischen Widerpart nicht mehr kennt und nicht mehr kennen will.

In Italien hat das Ministerium gewechselt; doch ist Rudini an der Spitze des neuen Kabinets geblieben. Die neuen Minister sind keine Männer, von denen eine eigenartige, ausgeprägte Politik erwartet wird; man nimmt überdies an, daß dieses Ministerium ohne ausgesprochenen Charakter sich nicht lange halten wird. Der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Cappelli, gilt als ein zuverlässiger Anhänger der Dreibundpolitik. Das ist erfreulich; wenngleich man sagen muß, daß der Dreibund glücklicherweise auf festerer Grundlage ruht, als auf dem Wohlwollen einzelner Minister.

* * *

Die Sozialdemokratie in der gegenwärtigen Wahlbewegung.

In welchem Stärkeverhältniß wird die sozialdemokratische Partei aus den diesjährigen Reichstagswahlen hervorgehen? — Die Antwort auf diese Frage ist in mehr als einer Beziehung von politischer Bedeutung.

Man darf mit Sicherheit voraussetzen, daß jede Vermehrung der sozialdemokratischen Reichstagsmandate und jedes Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmenzahl seitens der Reaktionäre vom Schlage des Freiherrn von Stumm dazu benutzt werden wird, dem Bürger- und Bauernthum ein erneutes Gruseln vor dem rothen Gespenst beizubringen. Sollte die Sozialdemokratie bei diesen Wahlen namhafte Gewinne an Mandaten und Stimmen erzielen, so wird man sich darauf gefaßt machen müssen, daß die Bestrebungen zur Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts mit erhöhtem Nachdruck auftreten und die Angst vor dem rothen Gespenst dann auch Elemente in das reaktionäre Lager führen wird, die bisher noch zu den Vertheidigern des allgemeinen Wahlrechts gehört haben. Nicht in der direkten Gefahr, die unserer Staats- und Gesellschaftsordnung von der Sozialdemokratie droht, sondern in der indirekten Gefahr, die den bürgerlichen Freiheiten erwächst aus der Angst vor der Sozialdemokratie, liegt das Bedenkliche starker sozialdemokratischer Erfolge bei den Wahlen. Eben deshalb dürfen auch die Liberalen neben dem Kampf gegen das Agrarierthum die Zurückdrängung der Sozialdemokratie nicht außer Acht lassen.

Der Kampf gegen die Sozialdemokratie ist diesmal schwieriger denn jemals früher, und zwar deshalb, weil die Sozialdemokratie noch niemals mit solcher Geflissentlichkeit ihre sozialistische Fahne eingezogen und die einfach oppositionelle Flagge gehißt hat. Man lese den langathmigen Wahlaufruf, den die sozialdemokratische Fraktion des Deutschen Reichstags am Ostersonntage dieses Jahres ausgegeben hat. Dieses Manifest der Centralleitung enthält kaum eine Spur rein sozialistischer Forderungen. Die einzige Andeutung, daß man es mit einer spezifisch sozialistischen Partei zu thun hat, liegt in folgendem Satz:

„Wir kämpfen für eine neue Staats- und Gesellschaftsordnung, in der Männer und Frauen als Freie und Gleiche leben und thätig sind, in der es keine Herrschaft des Menschen über den Menschen gibt und das Wohl aller als oberster Grundsatz aller menschlichen Ordnung anerkannt ist. Freiheit, gleiches Recht für alle, keine Rechte ohne Pflichten, keine Pflichten ohne Rechte."

Mit diesem Gallimatthias setzt die gesammte Reichstagsfraktion der Sozialdemokratie in einem feierlichen Aufruf an die Wähler über das ganze sozialistische Programm hinweg. Selbst von der Arbeiterschutzgesetzgebung ist in dem Aufruf kaum die Rede. Von dem Kernpunkt des sozialistischen Programms: von dem Collektivismus, von der Verstaatlichung oder, wie die Sozialisten sich lieber ausdrücken, von der Vergesellschaftung aller Produktionsmittel, sagt der Aufruf kein Sterbenswörtchen.

Mit dieser Taktik, von den positiven Zielen des sozialistischen Programms so wenig wie möglich zu sagen, harmonirt auch das Verhalten der sozialdemokratischen Agitatoren und Kandidaten. Speziell auf dem Lande, wo die Sozialdemokratie sehr emsig thätig ist, beschränken sich die Agitatoren im wesentlichen darauf, den kleinen Leuten, insbesondere den Tagelöhnern, begreiflich zu machen, daß ihre wirthschaftliche Lage eine elende sei: schlechte Behandlung und geringer Lohn! Darum drehen sich die Ausführungen der sozialdemokratischen Agitatoren vornehmlich. Die Gesindeordnung spielt bei diesen Verhandlungen eine größere Rolle als etwa die Handelsvertragspolitik. Die Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, die Forderung nach einer Verkürzung der Arbeitszeit und nach höheren Löhnen: das sind die Punkte, die, meist stark übertrieben und in drastischen Redewendungen, den Tagelöhnern vorgeführt werden. Mit dem Collektivismus sind Wahlgeschäfte nicht zu machen, und man muß bei den rednerischen Auseinandersetzungen mit Sozialdemokraten schon geradezu Daumschrauben anwenden, um sie zu dem Zugeständniß ihrer collektivistischen Anschauungen zu nöthigen. Von dem sozialistischen Staat spricht man nur als von einem abstrakten Ideal, das für die lebende Generation garnicht in Betracht kommt. Selbst die republikanische Staatsform wird nur à la suite geführt. Ich habe es in diesen Wochen erlebt, daß ein sozialdemokratischer Kandidat in öffentlicher Wählerversammlung ganz kaltblütig erklärte, für das Entwicklungsstadium, in dem wir uns gegenwärtig befänden, möchte die Monarchie wohl die zweckmäßigste Staatsform sein.

In dieser opportunistischen Mäßigung liegt eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die bürgerlichen oppositionellen Parteien. Die Sozialdemokratie macht sich mehr und mehr zum Sprachrohr jenes verschwommenen, unklaren Radikalismus, dem es mehr darauf ankommt, einer oppositionellen Mißstimmung kräftigen Ausdruck zu verleihen, als daß er irgendwie klare politische Ziele verfolgte. Daß die Staats- und Gesellschaftsordnung von der Sozialdemokratie gewaltsam über den Haufen geworfen werden könnte, das ist eine Befürchtung, mit der man heute nur noch ganz naive Wähler scheu machen kann. Die Sozialdemokratie produzirt keine Revolution, sondern Konfusion, und davon haben wir schon sonst gerade genug in der Politik des deutschen Reiches. Unbestreitbar ist dabei, daß die Schwäche der Regierungen gegenüber der einseitigen Interessenpolitik der Agrarier und die damit in Verbindung stehende fortgesetzte Verletzung der Arbeiterinteressen immer neues Wasser auf die Mühle gerade der radikalsten Opposition führt. Je mehr der Einfluß der Agrarier wächst, um so mehr wird auch die Sozialdemokratie wachsen. Die einseitige Interessenpolitik der Großgrundbesitzer ruft nothwendiger Weise auch die einseitige Interessenpolitik der Lohnarbeiter hervor. Die heutige Sozialdemokratie läßt sich wirksam nur bekämpfen durch die Rückkehr zu jener Politik der allgemeinen Interessen, wie sie der Liberalismus fordert.

Th. Barth.

Eine deutsche Volksbildungs-Gesellschaft.

Den Lesern der „Nation“ ist die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung sicherlich nicht ganz fremd, wenn mancher von ihr auch vielleicht nichts weiter gehört und gelesen haben dürfte, als die häufig wiederholten Bitten um Zuwendung von Büchern zur Begründung und Vergrößerung von Volksbibliotheken in ärmeren Gemeinden. Gern nehme ich darum die mir gebotene Gelegenheit wahr, von ihren Arbeiten und Erfolgen in den letzten Jahren einiges zu erzählen.

Eine Gesellschaft, wie die unserige, die bis vor kurzem fast ganz auf freiwillige Beiträge angewiesen war, muß mit der Gunst und Ungunst der Zeiten rechnen. In den ersten Jahren nach ihrer Begründung, bis zum Jahre 1876 etwa, von der Begeisterung aller vorwärts drängenden Kräfte getragen, nahm sie in wenigen Jahren einen Umfang an, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Aber bald wurden die Verhältnisse schwieriger. Viele Freunde zogen sich zurück; in der Gesellschaft wurde es stiller und stiller. Sie hörte zwar niemals auf zu arbeiten, aber keine noch so große Anstrengung vermochte den Rückgang aufzuhalten. Am Ende der achtziger Jahre war fast die ganze Wirksamkeit darauf beschränkt, daß von den angestellten Wanderrednern etwas über Hundert Vorträge gehalten wurden, und auch dies war nur möglich, wenn das ohnehin bescheidene Vermögen angegriffen wurde. Man betrachtete den schönen Gedanken, in der Gesellschaft einen Mittelpunkt für die freiwillige Volksbildungsarbeit zu schaffen, in manchen Kreisen als gescheitert, gute „Freunde“ der Sache rechneten wohl gar schon mit dem Tode der Gesellschaft.

Aber Noth lehrt bekanntlich nicht nur beten, sondern auch arbeiten. Fehlte es an Geld, die Wirksamkeit der Gesellschaft zu erweitern, so mußte dies ohne Geld versucht werden. An den bisherigen Leistungen, insbesondere an den öffentlichen Vorträgen ließ sich nichts kürzen. Die Verbände und Vereine würden eine solche Maßregel schwer empfunden haben. So kamen wir dazu, die große Oeffentlichkeit um Zuwendung von Geld und Büchern zur Begründung von Volksbibliotheken, die von der Gesellschaft in den siebziger Jahren mit größtem Eifer gefördert worden waren, anzurufen. Der Erfolg war anfangs ein mäßiger. Nur wenige, größtentheils recht minderwerthige Büchergeschenke liefen ein, Geld überhaupt nicht. Für Volksbibliotheken etwas Werthvolleres herzugeben, konnte sich offenbar niemand entschließen. Vielleicht lag es auch daran, daß die Gesellschaft nicht hinreichend bekannt war. Die ersten Bibliotheken, die mit den eingegangenen Bücherspenden in Pommern und Schleswig-Holstein eingerichtet wurden, waren dann auch armselig genug. Aber es wurde besser. Waren 1892 nur 1022 Bücher und Hefte eingegangen, so steigerte sich diese Zahl 1893 auf 2935, 1894 auf 3156, 1895 auf 8696, 1896 trat ein Rückgang auf 6561 ein, wofür aber 1897 nicht weniger als 13268 Nummern einkamen und im laufenden Jahre bis zum 15. Mai von 183 Gebern bereits 12389 Bücher und Hefte. Auch Baarmittel flossen der Gesellschaft speziell für diesen Zweck zu, von 1894 bis 1897 insgesammt allerdings nur 7000 M., im laufenden Jahre allein indessen schon über 10,000 M., darunter auch eine Beihilfe von 3000 M. aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds.

Inzwischen haben sich aber auch die finanziellen Verhältnisse der Gesellschaft wesentlich geändert. Die Mitgliederzahl ist gestiegen und damit die Beitragssumme gewachsen. Im Jahre 1887 gehörten der Gesellschaft nur 764 Vereine und 2830 einzelne Personen, zusammen 3594 Mitglieder an, gegenwärtig 1267 Vereine und 3286 Personen, zusammen 4553 Mitglieder. Der Etat hat sich von 32000 M. auf 51000 bezw. 61000 M. erhöht. Durch ein Vermächtnis des verstorbenen Berliner Rentiers Paul de Cuvry ist der Gesellschaft ein Baarbetrag von 200000 M. zugeflossen, der mit dem früher vorhandenen und in den letzten Jahren anderweitig gestifteten Vermögen zusammen 315000 M. beträgt und für schlechte Zeiten immerhin einigen Rückhalt gewährt. Weitere Summen aus dem de Cuvry'schen Vermächtnis stehen in Aussicht. Dem entsprechend konnten auch die Leistungen erhöht werden. Von 1892 bis 1896 wurden nur 91 Bibliotheken neu begründet und 290 unterstützt. Hierfür waren 13548 Bücher erforderlich. In den beiden folgenden Jahren (1896 und 1897) wurden dagegen bereits 371 Bibliotheken mit 17256 Büchern begründet und unterstützt, und im laufenden Jahre hofft die Gesellschaft es auf 400 Bibliotheken, zu bringen, wozu allerdings etwa 30000 Bücher erforderlich sein werden. Ob das Ziel erreicht wird, läßt sich augenblicklich noch nicht übersehen. Jedenfalls sind die gegenwärtig verfügbaren Mittel auch noch nicht entfernt zureichend.

Die Wirksamkeit der Gesellschaft darf indessen nicht nur nach diesen Ziffern beurtheilt werden. Es wäre ein Leichtes, eine viel größere Zahl von Bibliotheken zu schaffen, wenn das nöthige Geld flüssig gemacht werden könnte. Aber es kann sich nicht darum handeln, einige Zehntausend Bücher planlos im Lande zu verbreiten. Nur ein kleiner Theil derselben würde an die rechte Stelle kommen und mit Nutzen gelesen werden. Die Gesellschaft faßt ihre Aufgabe tiefer auf. Sie will durch ihre Unterstützungen nur die Anregung geben, daß Gemeinden und Vereine aus eigenen Mitteln für gute Bibliotheken sorgen, sodaß allmählich neben jeder Volksschule auch eine Volksbibliothek eingerichtet wird. Aus diesem Grunde erfolgt eine unentgeltliche Bücherzuwendung in der Regel nur dann, wenn die Gemeinde ihr Interesse an der Bibliothek kundgiebt oder ein Lese-, Bibliotheks- oder Bildungs-Verein zu ihrer Unterhaltung sich bildet. Nur in ganz ärmlichen und rückständigen Verhältnissen wird die Bibliothek einem Lehrer oder Geistlichen ohne die Erfüllung dieser Bedingungen übergeben. Die Gesellschaft rechnet damit, daß sich die Bibliotheken durch eigene Mittel bald vergrößern. In der Regel geschieht dies auch in überraschender Weise. Dorfbibliotheken von 50 Bänden steigern ihren Bestand durch Schenkungen und Ankäufe sehr bald auf 100 und mehr Bände. In kleinen Landstädtchen, denen die Gesellschaft nicht über 100 Bände überweist, werden durch Sammlungen, Festlichkeiten zc. oft in ganz kurzer Zeit Bibliotheken von 300—500 Bänden zusammengebracht, und oft sieht man es den Bücherbeständen nicht an, daß sie größtentheils von Freunden der Sache geschenkt worden sind.

Es bedarf keiner weiteren Darlegung, daß diese Arbeit, durch die in möglichst vielen Ortschaften lokale, völlig selbständig arbeitende Organisationen geschaffen werden, viel mehr bedeutet, als eine bloße Bücherschenkung.

Eine wesentliche Erschwerniß der Arbeit, aber auch eine bedeutende Garantie für ihren Erfolg, liegt ferner darin, daß die Gesellschaft jeder Gemeinde bezw. jedem Verein Gelegenheit gibt, die gewünschten Bücher aus den Vorräthen der Gesellschaft selbst auszuwählen. Nur so ist es zu erreichen, daß die Bücher den lokalen Wünschen entsprechen und daß jede Tendenz ferngehalten wird.

Selbstverständlich verzichtet die Gesellschaft darauf, größere und leistungsfähigere Gemeinden zu unterstützen. Ihre Zuwendungen kommen ausschließlich ärmeren Gemeinden zu gute.

Der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit fällt dadurch ganz von selbst in die östlichen Provinzen. Pommern und Brandenburg, dann aber auch Thüringen und Süddeutschland haben die meisten Gesuche um Bibliotheksbegründungen geliefert. Im laufenden Jahre sollen besonders Ost- und Westpreußen, Posen und Oberschlesien bedacht werden, um den vom Deutschthum isolirten kleinen Gemeinden die Errichtung von Bibliotheken zu ermöglichen.

In den größeren Städten haben die körperschaftlichen Mitglieder der Gesellschaft und andere ähnliche Vereine in den letzten Jahren, zumeist mit Unterstützung der Gemeinden, große, zeitgemäß eingerichtete Lesehallen geschaffen, u. A. in Königsberg, Bromberg, Greifswald, Jena, Düsseldorf, Cassel, Wiesbaden, Frankfurt a. M.,

Darmstadt, Mannheim, Mainz, Freiburg i. Br., Nürnberg.

Eine recht wesentliche Unterstützung verdankt die Gesellschaft dem Verlagsbuchhandel. Eine Reihe erster Firmen hat größere Partieen guter Volksbücher geschenkt und erleichtert die Ankäufe durch weitere Schenkungen. Der Buchhandel nimmt dadurch auch das eigene Interesse wahr. Wo eine Volksbibliothek neu entsteht, wird der Bücherkonsum erhöht. Der Buchhandel erhält also neue Absatzgebiete, besonders auf dem platten Lande, wo ohne die Begründung von Volksbibliotheken oft nur die Kalender- und Traktätchenlitteratur zu Hause ist. Die Wirksamkeit der Gesellschaft ist also auch in dieser Hinsicht eine Pionierarbeit. Wenn in jeder Landgemeinde, in der eine Bibliothek eingerichtet ist, für den Ankauf von neuen Büchern alljährlich auch nur 10 oder 20 Mark aus eigenen Mitteln aufgewendet werden, so ergiebt sich daraus doch sehr bald eine Gesammtausgabe von einigen Hunderttausend Mark, die ausschließlich der besseren Litteratur zu gute kommt.

Die Gesellschaft hat neben dieser praktischen Arbeit auch dafür gesorgt, daß es an zweckmäßigen Anleitungen für die Errichtung und Verwaltung der Bibliotheken nicht fehlt. Bereits in den ersten Jahren nach ihrer Begründung erschien ein Musterkatalog mit Anleitungen und Formularen, der gegenwärtig in 6. Auflage vorliegt. Für kleinere Bibliotheken ist die Broschüre: „Wie gründet und leitet man ländliche Volksbibliotheken?“ berechnet, und das monatlich erscheinende Organ der Gesellschaft, „Der Bildungs-Verein“, hat eine Beilage, „Die Volksbibliothek“, in der die einschlägigen Fragen erörtert, geeignete Bücher besprochen und Mittheilungen über Bibliotheksverhältnisse zusammengestellt werden.

Da unter den Schenkungen, die der Gesellschaft gemacht werden, viele Bücher sind, die in den Volksbibliotheken wenig am Platze sein würden, in der Hand von strebsamen Kindern und jungen Leuten aber großen Nutzen stiften können, so ist auch für diesen Zweck neuerdings eine besondere Einrichtung getroffen worden. Die Bücher werden an Fortbildungsschüler und ältere Volksschüler in kleinen Ortschaften, und zwar durch Vermittelung der Lehrer, von denen die Gesuche befürwortet sein müssen, abgegeben. Der Unterricht kann in kleinen einklassigen Dorfschulen dem individuellen Bedürfniß und besonderer Begabung nicht gerecht werden. In solchen Fällen stiftet ein gutes Buch ungeheuren Segen. In wenigen Monaten sind denn auch 1038 solcher Bücher an circa 200 Kinder in fast ebenso vielen Ortschaften weitergegeben worden. Ebenso wurden im letzten Jahre an 20 Schulen 47 Lehrmittel, die auch aus Schenkungen herstammten, übermittelt.

Es ist zweifellos, daß in den Häusern nicht nur viele Hunderttausende, sondern Millionen von Büchern ungenutzt verstauben. Könnte man alles dies geistige Kapital auf einem Punkte sammeln, es würde ausreichen, Tausende von Bibliotheken auszustatten und jedem armen Kinde, das die Gaben hat, selbst etwas zu lernen, aber die nöthigen Bücher nicht besitzt, alles Nöthige zu geben. Die große Zahl von Schenkungen, die der Gesellschaft gemacht werden, beweist auch, daß man ihre Bestrebungen würdigt, und es ist anzunehmen, daß die Zuwendungen mit der Zeit immer reichlicher fließen werden.

Ueber dieser Arbeit sind aber auch die sonstigen Zwecke der Gesellschaft nicht vernachlässigt worden. Das öffentliche Vortragswesen hat einen unverkennbaren Aufschwung genommen. In den circa 1300 Vereinen, die der Gesellschaft angehören, werden alljährlich rund 12000 Vorträge gehalten. Die Vereine in ganz kleinen Städtchen zählen oft 300—400 Mitglieder, und die größten Säle reichen nicht aus, um die Zuhörer zu fassen, besonders an den Abenden, an denen neben einem belehrenden Vortrage auch unterhaltende Darbietungen nicht fehlen. Ein solcher Verein giebt dem ganzen geistigen Leben eines Ortes ein anderes Gepräge. Auch auf dem platten Lande haben neben den Volksbibliotheken die Vorträge und Unterhaltungsabende festen Fuß gefaßt. Zur Förderung des Vortragswesens sendet die Centralstelle der Gesellschaft und ebenso jeder der 12 Verbände derselben Wanderredner aus, die einige hundert Vorträge jährlich halten. Die dadurch gegebene Anregung ist besonders in kleinen Ortschaften, die fremde Redner auf eigene Kosten nur selten berufen können, sehr nothwendig. Ein alljährlich herausgegebenes Verzeichniß tüchtiger Redner erleichtert den Vereinen die Beschaffung geeigneter Kräfte. Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß heute auch Gelehrte von Ruf nicht abgeneigt sind, in den Bildungsvereinen zu sprechen, während dies bei Begründung der Gesellschaft verpönt war, und Männer, die trotzdem „zum Volke herabstiegen“, wie Brehm, Ule, Schlagintweit, Roßmäßler u. a., sich die unangenehmsten Angriffe gefallen lassen mußten.

Neben den Einzelvorträgen sind neuerdings Vortragszyklen in einer Reihe von Städten, insbesondere in Universitätsorten, eingerichtet worden. Die Gesellschaft kann diese Bewegung lediglich durch Anregung fördern. In den einzelnen Orten praktisch einzugreifen, ist ihr nicht möglich und auch nicht erforderlich.

Dagegen hat eine unmittelbare und sehr erfolgreiche Bethätigung stattgefunden für die Ausbreitung und künstlerische Ausgestaltung der Volksunterhaltungsabende, die jetzt in ganz Deutschland eingebürgert sind und als ein bedeutsamer Zweig der volksthümlichen Kunstpflege gelten dürfen. Auf den Abenden werden kurze Vorträge, insbesondere solche mit Lichtbildern, Deklamationen, Gesang, Instrumentalmusik und andere Darstellungen zu einem einheitlichen Ganzen verbunden. Der Eintritt ist entweder unentgeltlich oder kostet nur 10 bis 20 Pfennige. Die Abende sind somit für Jedermann zugänglich. Hoch und Niedrig soll sich an denselben zum Genuß des Schönen vereinigen, wodurch um die oft schroff getrennten sozialen Glieder ein einigendes Band geschlungen wird. Die Gesellschaft hat durch eine in drei starken Auflagen verbreitete Broschüre, die allen Interessenten unentgeltlich abgegeben wird, die Veranstaltungen bis in die kleinsten Ortschaften verbreitet. Manches vergessene Lied wird auf diese Art im Volke wieder lebendig, manches Dichterwort in die Herzen gesenkt und auch manche werthvolle Belehrung ungesucht geboten. Die Theilnehmerzahl ist, wie schon gesagt, überall so groß, daß die Lokale nicht ausreichen.

Es liegt auf der Hand, daß die Gesellschaft noch immer viel zu schwach ist, um ihre Aufgaben nach allen Seiten hin zu erfüllen. Man ist heute sehr geneigt, bei großen Aufgaben nach Staatshilfe zu rufen. Bei einem Theil der hier in Betracht kommenden Arbeiten, z. B. bei der Begründung von Volksbibliotheken, kann auch der Staat wenigstens unterstützend eintreten, und die Gemeinden können die ganze Einrichtung in ihre Pflege nehmen. Im Uebrigen aber handelt es sich um Veranstaltungen, die man den öffentlichen Gemeinwesen nicht übertragen darf. Der Erwachsene kann die Sorge für die Befriedigung seiner oft sehr individuellen geistigen Bedürfnisse niemals dem Staate und auch nicht der Gemeinde überlassen, mag man auch in utopistischen Vorstellungen selbst vor diesem Schritt nicht zurückschrecken. Ein hochstehendes Kulturvolk wird seinen Antheil am Bildungsgut immer in freieren Formen, die leicht lösbar sind, sich suchen müssen. Das aufstrebende Amerika hat gezeigt, was opferwilliger Bürgersinn auf diesem Gebiete zu leisten vermag. Das stolzeste Gebäude in Boston ist die Volksbibliothek, und selbst kleine Städte haben Leseeinrichtungen, die in Deutschland nirgends erreicht werden. Nicht Tausende, sondern Millionen werden für diesen Zweck alljährlich gestiftet. Wollen wir in einer so wichtigen Kulturarbeit, die das in den Schulen angelegte Kapital erst nutzbar macht, nicht zurückbleiben, so müssen auch bei uns alle Gebildeten und Begüterten mit ihrer Hilfe eintreten, die Einen mit ihrer Arbeit, die Andern mit materiellen Mitteln.

Wenn unser Volksschulwesen den Vergleich mit dem Auslande immer noch aushält, so ist dies nicht der Fall bei den Veranstaltungen, welche die Aufgabe haben, den Er-

wachsenen die Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse zu ermöglichen. Ein Volk, das nur noch eine winzige Analphabetenziffer aufweist, braucht aber Volksbibliotheken und Lesehallen. Wer in der Jugend die Elemente des Wissens in sich aufgenommen hat, will später nicht jede wissenschaftliche Belehrung entbehren. Unsere Schulen, wenn sie gut sind, erwecken einen geistigen Hunger, der nicht ungestillt bleiben darf. Kunst und Wissenschaft müssen also dem arbeitenden Volke zugänglich gemacht werden, mag auch die Zahl derer, die ein tieferes Interesse besitzen, nicht gar zu groß sein. Die an die Volksschule anschließenden Bildungsanstalten, die Fortbildungs- und Fachschulen, befriedigen dies Bedürfniß nur zu einem Theil. Sie beschränken sich vorwiegend auf das für den Beruf Erforderliche und ziehen zudem auch nur die reifere Jugend, nicht aber die Erwachsenen in Betracht.

Unsere Veranstaltungen für die Kulturpflege bei der erwachsenen Generation stehen in auffälliger Weise hinter den Schulanstalten zurück. Während heute auch die kleinste Gemeinde, soweit erforderlich, eine Volksschule, und in den vorgeschrittenen Staaten auch eine Fortbildungsschule hat, besitzt nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Gemeinden ausreichende Volksbibliotheken, Lesehallen, öffentliche Vorträge und Unterhaltungsabende. Selbst in ziemlich belebten Kleinstädten fehlt oft jede Gelegenheit, ein gutes Buch einer Bibliothek zu entnehmen oder einen belehrenden Vortrag zu hören. Das geistige Leben der breiteren Schichten erschöpft sich in solchen Fällen natürlich in den mehr oder weniger guten Vergnügungen, die höheren wichtigen Bedürfnissen nur ganz vereinzelt entgegenkommen. Diese Lücke in unserem Bildungswesen immer mehr auszufüllen, ist die Gesellschaft für Volksbildung begründet worden. Sie will, wie es in ihren Satzungen heißt „der Bevölkerung, welcher durch die Volksschulen im Kindesalter nur die Grundlagen der Bildung zugänglich gemacht werden, dauernd Bildungsstoff und Bildungsmittel zuführen, um sie in höherem Grade zu befähigen, ihre Aufgaben im Staate, in der Gemeinde und in der Gesellschaft zu verstehen und zu erfüllen." Mit allen gemeinnützig Denkenden im Geiste eins, wird die Gesellschaft auch weiter nach diesen Grundsätzen arbeiten, zwar nur ein Rädchen an der Maschine, aber ein solches, dessen Stillstehen niemand wünschen wird.

J. Tews.

Bismarcks Unterhandlungen über ein Ministerium Bennigsen—Forckenbeck.*)

Während seines zehnmonatlichen Urlaubs im Jahre 1877 entwarf Fürst Bismarck ein umfassendes System innerer Umgestaltung für das deutsche Reich. Dieser gewaltige Geist wollte und mußte jedem Zweig des Staatslebens seinen eigenen Stempel aufdrücken. Die nationale Arbeit sollte durch Schutzzoll gestärkt, überhaupt die direkten Steuern möglichst durch indirekte ersetzt, vorzüglich der Tabak nach dem Muster Frankreichs, Oesterreichs, Spaniens, Italiens zum Reichsmonopol gemacht, sämmtliche Eisenbahnen auf das Reich übertragen werden. Es ist sicher, daß die Gesammtheit dieser Entwürfe, wenn ausgeführt, der Centralgewalt des Reiches eine ungeheure Macht übertragen, die partikularistischen Bestrebungen ebenso wie den Einfluß des Reichstags für absehbare Zeit matt gelegt hätten. Auch die Sozialdemokratie sollte in dieses eherne System hineingepreßt werden. Strenge Straf- und Polizeivorschriften sollten die Arbeitermassen von der Opposition abschrecken, während ihnen der Staat, das heißt das Regierungspersonal, auf Kosten der Besitzenden allerlei Wohlthaten zu verleihen in den Stand gesetzt würde. Kein Zweifel, daß der Kanzler es ernst mit der Besserung der Lage der ärmeren Klassen meinte, kein Zweifel aber auch, daß diese Besserung sie zugleich der Verwaltung gegenüber in eherne Bande schlagen sollte.

Solche grundstürzenden Aenderungen durchzuführen, die nach der Absicht Bismarck's ein großes untheilbares Ganzes bildeten, bedurfte er einer festen Mehrheit im Reichstage; mit den preußischen Ministern und dem Bundesrathe wäre er schon fertig geworden. Wie die Dinge lagen, konnte er diese Mehrheit zunächst nur bei den Nationalliberalen finden. Sie waren noch immer die bei weitem zahlreichste Partei im Reichstage; zogen sie unter dem Drucke des Kanzlers die Frei- und Regierungskonservativen mit zu sich heran, so hatten sie die Mehrheit; übrigens war bei einer zukünftigen Neuwahl die offen ausgesprochene Gunst der Regierung im Stande, ihnen weitere bedeutende Verstärkung zu schaffen. Freilich wäre es schon damals möglich gewesen, eine Mehrheit aus Konservativen und Ultramontanen zu bilden, zumal wenn man diesen Parteien bei einer Neuwahl die Hilfe der Regierung lieh: allein noch widerstrebte der stolze Sinn Bismarck's der Kapitulation vor den so hart bekämpften und als „Reichsfeinde" gebrandmarkten Klerikalen.

Der Reichskanzler beschloß also, die Nationalliberalen an sich heranzuziehen, und zwar indem er einem ihrer hervorragendsten Führer das durch des älteren Eulenburg Urlaub, den Vorläufer seiner Entlassung, frei gewordene hochwichtige Ministerportefeuille des Innern überließ. Von den sechs in Betracht kommenden Männern: Bennigsen, Forckenbeck, Stauffenberg, Miquel, Lasker, Bamberger, schieden die beiden letzteren sofort aus, Lasker, weil er allzu oft Opposition gemacht hatte, Bamberger, weil er entschiedener Freihändler, beide, weil sie Israeliten waren. Miquel war dem Reichskanzler nicht sympathisch. Forckenbeck hatte diesem früher sehr nahe gestanden. Nicht nur alle politischen Fragen, sondern auch die intimsten persönlichen und Familien-Beziehungen war Bismarck mit Forckenbeck zu verhandeln gewohnt gewesen. Darüber lassen Forckenbeck's Briefe an seine Gattin nicht den mindesten Zweifel. „Wie mir schon so häufig begegnet," schreibt er ihr, unter anderm, am 4. November 1871, „sprach Bismarck viel mit mir von seinen persönlichen und Familienangelegenheiten. Er habe fortwährenden Streit mit seiner Frau darüber, ob es ihm möglich sein werde, dauernd und ruhig auf dem Lande zu leben," u. s. w.*) Während der Jahre 1868 bis 1872 hätte Forckenbeck in jedem Augenblick Minister werden können, sobald er es nur gewollt. Und zweifellos besaß er genügenden Ehrgeiz und, bei aller Bescheidenheit, Vertrauen auf die eigene Kraft und Tüchtigkeit, um eine so hohe und einflußreiche Stellung nicht gern zurückzuweisen. Er würde mit Freude und Befriedigung Theil an einem ganz oder vorwiegend liberalen Ministerium genommen haben. Allein er wußte sehr genau, daß, bei der grundsätzlichen Hinneigung König Wilhelms und Bismarcks zu konservativen Prinzipien, ein wirklich liberaler Minister nur dazu dienen sollte, seine Partei zu bedeutenden Opfern zu veranlassen, ohne selber einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Das hat er seiner Gattin gegenüber in jenen Jahren oft ausgesprochen, und damit hat er, wie in den meisten politischen Erwägungen,

*) Herr Prof. Philippson hatte die Güte, uns diesen Abschnitt aus seinem demnächst erscheinenden Buche „Max von Forckenbeck" (Dresden und Leipzig, C. Reißner) zur Verfügung zu stellen.

*) Die Diskretion verbietet mir, den Inhalt dieses Schreibens weiter mitzutheilen. — Das Erwähnte genügt, um zu beweisen, wie irrig es ist, wenn von Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier, II 327 f., berichtet: Der Verkehr zwischen Bismarck und Forckenbeck habe nie einen freundschaftlichen Charakter angenommen, der Ursprung Forckenbecks aus der Fraktion Jung-Lithauen habe Forckenbeck dem Kanzler stets verdächtig gemacht. Und was war der Ursprung Lothar Buchers? Als ob solche Erwägungen den Kanzler je bestimmt hätten!

das Richtige getroffen. Bismarck hatte sich überzeugen müssen, daß der starke, trotzige Westfale bei aller Herzensgüte und Klugheit nicht der Mann sei, sich als geschmeidiges Werkzeug für seine Pläne verwenden zu lassen. Seitdem war eine gewisse Entfremdung zwischen dem Kanzler und dem Reichstagspräsidenten eingetreten, die jedoch keineswegs einen gegensätzlichen Charakter angenommen hatte.

Blieben noch Stauffenberg und Bennigsen. Der erstere war ein vortrefflicher Parteiführer und Redner, hatte aber bisher wenig Beziehungen zu dem Reichskanzler gehabt. Anders Bennigsen. Der einstige Vorsitzende des deutschen Nationalvereins war seit Monaten der Vertrauensmann Bismarcks, an Stelle Forckenbecks, geworden. Er hatte sich, unter dem Einflusse seiner rühmlichen Begeisterung für Bismarcks Genius, als aus biegsamerem Holze gewachsen erwiesen denn der ehemalige Begründer der Fortschrittspartei. Mit ihm hatte der große Staatsmann bereits seit April 1877 Verhandlungen über den Eintritt in das Ministerium geführt, und zwar zu einer Zeit, wo gar keine Vakanz im Kabinet eingetreten war, eine solche also erst geschaffen werden mußte. Diese Besprechungen, die den übrigen Führern der nationalliberalen Partei nicht verborgen blieben, hatten bereits das für Bismarck sehr erwünschte Ergebniß gehabt, daß die Nationalliberalen die von der Fortschrittspartei beabsichtigte Einbringung eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes verhinderten.*)

Der Anfang war verheißend. Als es sich um die Durchberathung seines gesammten Reformplanes handelte, berief also Bismarck seinen Freund Bennigsen mit herzlicher Einladung nach Varzin (19. Dezember 1877). Vier Tage lang, vom 26. bis zum 29. Dezember, weilte Bennigsen bei dem Kanzler. Und nun bot dieser ihm förmlich das Ministerium des Innern an.

Es ist ein treffliches Zeugniß für Bennigsens Klarheit und Einsicht, daß er diesen verlockenden Vorschlag nicht ohne Weiteres annahm. Er forderte zuvor ein Doppeltes, ein liberales Ministerium und ein liberales Programm. Außer ihm, als Vizekanzler und Finanzminister an Camphausens Stelle, sollten noch die Herren von Forckenbeck, als Minister des Innern, und von Stauffenberg, für irgend ein sonstiges Portefeuille, Ministerposten erhalten; und für Bewilligung umfassender Steuern mußten die bekannten „konstitutionellen Garantien“ gegeben werden.**) Bennigsen sagte sich mit Recht, daß es bedenklich für einen Nationalliberalen sei, in ein so zerfahrenes Ministerium, wie das damalige, zu treten, und daß dies nur geschehen könne, wenn die Partei dort wirkliche Stärke und einen thatsächlichen Rückhalt besitze. Wie sehr er dabei im Rechte war, hat kurz darauf das Schicksal seines nationalliberalen Freundes Hobrecht gezeigt, der allein das Finanzministerium übernahm und dann nach Verlauf von nur 9—10 Monaten und nach dem Scheitern aller seiner Absichten aus seinem Posten entfernt wurde.

Aber gerade deshalb wollte Bismarck durchaus nicht auf die von Bennigsen gewünschte Kombination eingehen. Viktor von Unruh sagte damals mit Recht zu Stauffenberg: er halte es für unmöglich, daß dieser Forckenbeck und Bennigsen, unter Bismarck Minister werden könnten, da Bismarck unbedingt Unterordnung fordere, deshalb mit Männern von selbstständigem Charakter nothwendig sehr bald in Konflikt gerathen werde***) — Was der Kanzler wollte, war ein einflußreicher und gehorsamer Gehülfe zur Durchführung seiner Pläne; was Bennigsen ihm bot, war ein liberales Ministerium charakterfester Männer, dem Bismarck in jeder Beziehung hätte Rechnung tragen müssen. Damit waren im Grunde die Verhandlungen gescheitert. Wenn Bismarck sie doch zwei Monate fortgesetzt hat, so geschah es nur, um die Nationalliberalen gefügig zu stimmen und zu sehen, ob Bennigsen nicht noch einen andern Entschluß fassen werde*).

Später hat Bismarck dem Professor Gneist, dem Nationalliberalen Schlözer und dem Finanzminister von Scholz gegenüber angeführt, die Ernennung Forckenbeck's, auf den die Liberalen besonderes Gewicht gelegt, zum Minister sei ihm unmöglich gewesen, da der Kaiser nicht geneigt gewesen, mehr als einen Minister zu wechseln. Daß der greise Monarch überhaupt der Beförderung eines Liberalen zum nächsten Berather der Krone widerstrebte, ist unzweifelhaft und hatte sich schon bei dem, liberaler Neigungen verdächtigen, Freikonservativen Falk und dann bei Camphausen gezeigt; daß aber der Kanzler, dessen Entlassung sein dankbarer Herrscher erst soeben mit einem „niemals“ abgewiesen hatte, solche Ernennung durch Aufbietung seines Einflusses nicht ebenso gut für zwei oder drei wie für einen hätte durchsetzen können, wenn er selber ernstlich gewollt, wird niemand annehmen. Im Jahre 1881, als Forckenbeck durch seine entschiedene Opposition und als Begründer der Sezession sich nach oben hin besonders mißliebig gemacht hatte, brachten die Offiziösen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ noch eine andere Version zum Vorschein: Stauffenberg würde „acceptabel“ gewesen sein, aber „es lag weder in der Absicht noch in der Macht des Ministerpräsidenten, Herrn von Forckenbeck ein Portefeuille zu verschaffen“. Das ist, soweit hier Kaiser Wilhelm I. in Betracht kommt, eine offenbare Unwahrheit. Wir haben gesehen, in wie herzlicher und liebenswürdiger Weise der verehrungswerthe Monarch besonders Forckenbeck seine Gunst zeigte, selbst nachdem dessen Beziehungen zu Bismarck sich gelockert hatten. Forckenbeck war geradezu der politische Vertrauensmann der ganzen königlichen Familie geworden, die — in ihren verschiedenen weiblichen wie männlichen Mitgliedern — ihn unzählige Male über die öffentlichen Vorgänge zu Rathe zog. Selbst Prinz und Prinzessin Karl machten dabei keine Ausnahme. Ließ doch der Kaiser nach der Sezession Herrn von Forckenbeck durch den Kabinetsrath von Wilmowsky sagen: „er dürfe ihn leider nicht mehr einladen, bleibe ihm aber nach wie vor wohlgewogen“. Also nicht von Wilhelm I. ging die Aechtung Forckenbeck's in den höchsten Kreisen aus. Nein, Bismarck wollte 1877 und 1878 kein liberales Ministerium und vor Allem nicht einen Minister von der Widerstandskraft eines Forckenbeck**).

Bennigsen aber wiegte sich noch in der Hoffnung, daß die Verhandlungen mit dem Ministerpräsidenten trotzdem zum Ziele führen würden. Er ließ durch wiederholte Aufforderung Forckenbeck von Breslau nach Berlin kommen, noch ehe — am 6. Februar 1878 — der Reichstag eröffnet und dann Forckenbeck, auf Windthorst's Antrag! durch Akklamation wieder zum Präsidenten gewählt war. Nur sechs bis acht Parteihäupter — außer den drei Ministerkandidaten noch Miquel, Bamberger und Lasker — wurden in das Geheimniß gezogen. Sie waren einstimmig der Meinung, daß man sich mit dem Eintritt einer geringern Anzahl von Liberalen in das Ministerium nicht begnügen dürfe. In einer vertraulichen Versammlung bei Forckenbeck, an der auch Stephan theilnahm, beschloß man, die Entscheidung herbeizuführen, indem man durch Besprechung der äußern und innern Politik die Lage nach Möglichkeit kläre. Das Einzige, was in die Augen sprang, war bisher, daß Bismarck offenbar nach einer Gelegenheit zum Bruche mit Camphausen suchte.

*) v. Poschinger, a. a. O., II 253 ff.

**) Erklärungen Bennigsens in der nationalliberalen Partei, am 8. Mai 1878; Tagebuch Hölders, a. a. O. S. 278.

***) v. Unruh, Denkwürdigkeiten, 359.

*) Daß von diesem Augenblicke an „die Verhandlungen nicht ernst gemeint gewesen“ oder doch von Seiten Bismarck's nur einer Rekognoszirung geglichen hätten, ist die Meinung eines so Bismarck-ergebenen Beobachters wie Hölder; Tagebuch vom 31. März 1878 (v. Poschinger, a. a. O. II 275). — Auch Ludw. Bamberger hat dem Verf. gegenüber diese Ueberzeugung auf das Bestimmteste ausgesprochen

**) Die aus bester Quelle schöpfende „Dresdener Zeitung“ wies schon damals — 1881 — der „Norddeutschen Allgem. Zeitung“ einige andere offenbare Widersprüche mit der Wahrheit nach. Schultheß, Geschichtskalender, 1881, S. 260 ff.

Erst zwei Wochen später wurden in der Fraktionssitzung der Nationalliberalen die ersten Andeutungen über die Ministerverhandlungen gemacht. Bennigsen fügte hinzu: es bedürfe anstatt der bisherigen Zerfahrenheit einer einheitlichen Leitung im Reiche und in Preußen, mit großen, führenden Gedanken und in wirklichem Zusammenhange mit der Mehrheit des Reichstags: also einer thatsächlich parlamentarischen Regierung — eine Idee, die Bismarck's Anschauungen und Absichten diametral entgegengesetzt war.

Camphausen hatte inzwischen, auf Bismarck's ernstliches Betreiben, gegen seine eigentliche Ansicht, ein umfassendes Steuerprogramm ausgearbeitet, das hauptsächlich in der Erhebung von Reichsstempelabgaben und in der beträchtlich erhöhten Besteuerung des Tabaks bestand. Da war es symptomatisch, daß die Nationalliberalen sich, wie vor Jahren, einer andern Vorlage indirekter Steuern gegenüber, mit der Fortschrittspartei verständigten, zunächst ohne Rücksicht auf die Steuerforderungen das Budget durchzuarbeiten, um durch dessen Modifikation wo möglich der Nothwendigkeit neuer Steuern gänzlich zu entgehen. Vom 21. bis 23. Februar 1878 fand die die geschäftsmäßige Behandlung der Steuervorlage entscheidende erste Lesung derselben statt. Es zeigte sich, daß alle Parteien ohne Ausnahme gegen die Vorschläge Camphausen's Front machten. Hierdurch noch mehr gereizt, hielt Bismarck am 23. seine berühmte Rede, in der er die erhöhte Tabaksteuer nur als eine Vorstufe, das Tabaksmonopol aber als sein Ideal bezeichnete. Ein solches nicht zu bewilligen, waren die Liberalen unter allen Umständen entschlossen, einmal weil es sehr unpopulär war, und dann weil es der Regierung einen ungeheuren Machtzuwachs gewährt hätte, der nur durch konstitutionelle Bürgschaften von einem Umfange hätte ausgeglichen werden können, wie sie weder der Kaiser noch Bismarck je bewilligt haben würden. Der Gegensatz wider jedes Staatsmonopol war übrigens von jeher ein Glaubenssatz der liberalen Partei gewesen. Die Ankündigung des Tabaksmonopols wurde demgemäß von allen Liberalen als eine Art Kriegserklärung aufgefaßt.

Forckenbeck hat über deren Folgen selber in einer Wahlrede berichtet: „Ich präsidirte in dieser Sitzung, und als diese Vorgänge und Reden vorüber waren, kam Herr von Bennigsen zu mir zum Präsidentenstuhl mit folgenden Worten: „Forckenbeck, für das Tabaksmonopol können wir doch nicht mitgehen und wirken. Wenn Sie einverstanden sind, dann gehe ich jetzt unmittelbar zum Herrn Reichskanzler hin und sage, daß er auf uns nicht mehr zu rechnen habe." Ich sagte ihm, ich wäre damit vollständig einverstanden; er ging hin, und nach einer Stunde erzählte er mir, daß die Verhandlungen abgebrochen seien. Ich habe immer an dem Gelingen dieser Verhandlungen gezweifelt." Ihr Abbrechen war also für Forckenbeck kaum eine Enttäuschung.

Der Reichskanzler hat stets ausgesagt, die Ministerverhandlungen mit den Nationalliberalen seien an der Personenfrage gescheitert; Bennigsen hat nicht minder nachdrücklich hervorgehoben, das Mißlingen sei eine Folge der ihm wie seinen Freunden völlig unerwartet geschehenen Ankündigung des Tabaksmonopols gewesen. Beide haben von ihrem Standpunkte aus gleichermaßen Recht. Für den Reichskanzler war, wie wir hervorgehoben, das Entscheidende, daß er durchaus kein liberales Ministerium, sondern nur zeitweise einen nationalliberalen Minister wollte, um dessen Partei zum Gehorsam gegen seine eigenen Absichten zu bewegen. Bennigsen mußte sich darüber täuschen, weil Bismarck, in dem Wunsche einstweilen die Nationalliberalen gefügig zu machen, die Verhandlungen, obwohl Bennigsen auf den Eintritt dreier Parteiführer in das Kabinet bestand, dilatorisch fortsetzte; erst als er sah, daß sich jene hierdurch nicht kirren ließen, führte er durch seine Monopolrede den Bruch herbei: sie mußte deshalb Bennigsen als das schlechthin Entscheidende erscheinen. Am 24. Februar kündigte er seinen Parteigenossen offiziell das Ende der Verhandlungen an.

Camphausen, als echt konstitutionell gesinnter Minister, reichte seine Entlassung ein. Sie wurde zurückgewiesen. Bismarck wollte es noch einmal versuchen, die Führer der Nationalliberalen zum Tabaksmonopol zu bekehren, und deshalb die Neubildung des Ministeriums hinausschieben.

Am 2. März erschienen alle Führer der nationalliberalen Partei auf des Reichskanzlers parlamentarischer Soirée. Bismarck unterhandelte da in sehr eifriger und angeregter Weise zuvörderst mit Forckenbeck und Bennigsen, dann fast eine volle Stunde allein mit Forckenbeck über das von ihm dringend begehrte Monopol; die Gesellschaft ging auseinander, während die beiden Männer noch in emsiger Besprechung begriffen waren. Nachdem die Lockungen versagt hatten, suchte Bismarck hier und in noch mehrfach wiederholten Unterredungen den Präsidenten durch Drohungen gefügig zu machen: er sprach von der Auflösung des Reichstags, ja von einer Regierung ohne Reichstag und Verfassung; er habe, hob er, wie schon früher öfters, hervor, die Militärkonventionen, die seien für die Machtstellung Preußens und Deutschlands ausreichend.*) Allein dieser „Appell an die Furcht" fand bei Forckenbeck kein Gehör. Es gab eine feste Grenze, über die hinaus er zu keiner Transaktion mit seinem liberalen Gewissen zu haben war. Außerdem wußte er sehr gut, daß weder die Umstände noch die eigene Gesinnung es Bismarck ermöglichten, das selbstgeschaffene Werk zu zerstören.

Allein er vergaß über den augenblicklichen Zwist nicht für einen Moment der Dankbarkeit und Bewunderung, die jeder Deutsche dem genialen Schöpfer der Einheit des großen Vaterlandes zollte. Bennigsen war es, der, im Gefühle bitterer Enttäuschung und persönlicher Niederlage, die Leitung des Kampfes gegen das Tabaksmonopol übernahm. Er war es, der die Steuervorlage zu Falle brachte, der die zur Besänftigung Bismarcks vom Reichstage beschlossene Tabaksenquete bis zur Nutzlosigkeit abschwächte. Er hat mehrere Monate später das erste Sozialistengesetz scheitern lassen**). Er sowohl wie Lasker hielten sich demonstrativ von den Gesellschaften bei dem Kanzler fern; Forckenbeck dagegen erschien nach wie vor, um jeden Anschein einer grundsätzlichen Opposition zu vermeiden. Fest in der Sache, milde in der Form persönlicher Beziehungen, war sein stets befolgter Grundsatz.

Da sich auch dieser Versuch zur Unterwerfung der Nationalliberalen als fruchtlos erwiesen, traf Bismarck seine Entscheidung, ohne und, bis zu einer gewissen Grenze, gegen sie. Camphausen der ältere Eulenburg und der Handelsminister Achenbach wurden am 19. März 1878 entlassen. Der erstere wurde als Vizekanzler durch den bisherigen Botschafter in Berlin, Grafen Otto von Stolberg-Wernigerode — eine politisch ganz farblose Persönlichkeit — ersetzt, als Finanzminister durch den bisherigen Oberbürgermeister von Berlin, Hobrecht. Das Portefeuille des Innern erhielt der jüngere Graf Eulenburg, ein Neffe seines Vorgängers. Das Handelsministerium ward Maybach zu Theil.

Der Einzige, der noch den Verkehr mit dem Fürsten Bismarck aufrecht erhielt, war Forckenbeck. Der Reichskanzler betrachtete ihn damals so wenig als seinen persönlichen Gegner, daß er ihn wiederholt zu Diners einlud, daß er ihm die Ehre zu Theil werden ließ, die Fürstin zu Tische zu führen. Mehrfach hatte der leitende Staatsmann mit Forckenbeck besondere und vertrauliche Besprechungen — nunmehr so ziemlich dem einzigen unter allen Parlamentariern. Der Präsident war auch der einzige Liberale, der auf die Entschließungen Bismarcks noch Einfluß übte, wie zum Beispiel in der Frage der Kompetenzabgrenzung zwischen dem Vorsitzenden des Reichskanzleramts und dem Unterstaatssekretär für die Reichs-Finanzverwaltung: einer Frage insofern, als es streitig war, wie weit der Kanzler genöthigt sei, dem Reichstage von Abänderungen innerhalb der Reichsverwaltung Rechenschaft zu geben.

*) Ueber diese Drohungen berichtet das Tagebuch des als einer der Führer der rechts Nationalliberalen vorzüglich unterrichteten Hölder; a. a. O. II 273. Diese Angaben, schon 1895 veröffentlicht, sind überdies niemals angefochten worden.

**) Das stellt der konservative Rabolsky fest: „Der deutsche Reichstag 1867—92", S. 436 f.

So schleppten sich die Dinge in einer für alle Seilen unerfreulichen Ungewißheit hin, bis die ruchlosen Attentate Hödels und Nobilings auf den mit Recht so hochverehrten Monarchen, am 11. Mai und am 2. Juni 1878, die ganze Sachlage mit einem Schlage veränderten.

M. Philippson.

Die Erhöhung des Baumwollgarnzolls.

III.

Der Zug, das Verlangen des Schutzes gegen die Fortschritte des Auslandes, insbesondere Englands, geht durch die ganze Eingabe. Jeder Vortheil, den der Ausländer durch seine fortschreitende Entwicklung erlangt, soll mit einem höheren Zoll unschädlich gemacht werden, damit die einheimische Spinnerei nicht nöthig hat, sich mit ihrem eigenen Fortschritt zu plagen. Das sind die erziehlichen Wirkungen des Schutzzolls!

„Bei den Herstellungskosten der feineren Nummern", heißt es in der Eingabe weiter, „beträgt der Antheil an Arbeit und Geschäftsspesen, Amortisation und Verzinsung einen weit überwiegenden Prozentsatz gegenüber dem Antheil an Rohstoff, und damit erscheint auch die deutsche Arbeit und der deutsche Unternehmergewinn ungerechtfertigter Weise um so weniger geschützt, einen je größeren Antheil sie vom Kostenpreise bilden."

Schon oben ist ausgeführt worden, zu welchen absurden Schlußfolgerungen man geräth, wenn man den Satz aufstellt: Je größer der Antheil der Arbeit 2c. an den Produktionskosten ist, desto höher muß der Schutzzoll sein.

Die Eingabe fährt fort:

„Das Elsässer Industrielle Syndikat verlangt daher auch richtig folgende Staffelung:

	Nr.	1—17	12	Mark	per	100 kg
über	Nr.	17—30	18	„	„	100 „
„		30—45	24	„	„	100 „
„		45—60	32	„	„	100 „
„		60—79	40	„	„	100 „
„		79—100	50	„	„	100 „
„		100	65	„	„	100 „

Gegenüber dem jetzigen Zoll von 24 Mk. für die hohen Nummern bedeutet ein solcher Tarif fast das Dreifache. Man sieht, die Herren sind nicht gar bescheiden.

„Diese Sätze", sagen sie, „würden für die wichtige Nr. 80" (die hauptsächlich in der Nähfadenfabrikation Verwendung findet) „einen Schutz von 23 pCt. der Herstellungskosten exkl. Material bedeuten, immerhin noch wenig gegen den französischen Schutz von 30 pCt. — Ueberhaupt hat laut beifolgender Tabelle Deutschland durchschnittlich die niedrigsten Baumwollgarnzölle von allen großen Kulturstaaten (England natürlich ausgenommen), und deshalb wirft England in allen Krisen in der Baumwollindustrie seine überschüssigen Garne mit Vorliebe nach Deutschland zum Verderben der deutschen Spinnerei und ohne wesentlichen Nutzen für die Weberei."

Es ist ganz richtig, daß andere Staaten noch höhere Schutzzölle auf Baumwollgarne haben; dafür sind auch ihre Spinnereien so wenig leistungsfähig. In Frankreich zeigt sich die Erscheinung, daß viele Baumwollspinnereien von Engländern betrieben werden, die sich sehr gerne den französischen Schutzzoll aneignen, gerade so wie die Holländer es an der deutsch-holländischen Grenze thun. Die „Kulturstaaten mit hohen Zöllen" machen allerdings der deutschen Spinnerei keine Konkurrenz; wohl aber die Kulturstaaten mit geringem oder keinem Schutzzoll. Die Schweiz hat einen Schutzzoll von nur 7 Francs (5,60 Mk.) für einfache und 9 Francs für gezwirnte Baumwollgarne. Die Schweizer Spinner haben alle die Uebelstände zu ertragen, worüber die Eingabe der süddeutschen Spinner sich beklagt, selbst in noch erhöhtem Maße; und dennoch sind die Schweizer im Stande, ihre Garne nach Deutschland, trotz des Schutzzolls von 24 Mk. für 100 kg, einzuführen. Was beweist das? Doch nur, daß die Schweizer, trotz der noch viel größeren Ungunst der Verhältnisse, billiger und besser produziren, als die deutschen Spinner. Liegt denn da nicht der deutliche Beweis vor, daß, je geringer der Schutzzoll desto größer die Leistungsfähigkeit der Industrie ist? Deutschland bezog im Jahre 1895 aus der Schweiz an einfachen Baumwollgarnen für etwa 2¼ Mill. Mk., im Jahre 1896 an Garnen über Nr. 40 für beinahe 4 Mill. Mk., ungerechnet die zwei- und mehrdrähtigen Garne. Und was kann es schließlich Deutschland kümmern, ob andere Kulturstaaten ihre Zölle ins Unendliche steigern? Sie haben doch selbst den Schaden davon.

„Es liegt unter diesen Umständen", geht die Eingabe weiter, „nicht die Wahrscheinlichkeit vor, daß sich deutsches Kapital zur Anlage von Feinspinnereien in Deutschland finden wird, die wir im Interesse unserer Feinweberei, in Rücksicht auf die immer drohenderen Arbeitsschwierigkeiten in England und selbst auf die politische Gestaltung der Dinge doch so dringend benöthigen, während die Entwicklung der amerikanischen Spinnerei, welche durch die Nähe des Rohproduktes begünstigt und bald in den mittleren Nummern mit noch schärferer Konkurrenz als die englische bedroht, gleichfalls nothwendig auf die Schaffung einer deutschen Feinspinnerei hinweist."

Was da nicht alles mit den Haaren herbeigezogen wird! Die Amerikaner mit ihren hohen Produktionskosten, deren Spinnereien selbst nur unter einem sehr hohen Schutzzoll bestehen können, sollen den deutschen Spinnern Konkurrenz machen. Das wäre denn doch erst noch einmal abzuwarten. Dann der Hinweis auf die drohenden Arbeitsschwierigkeiten in England — es sind wohl Streiks und Verkürzung der Arbeitszeit gemeint — ist geradezu verblüffend. Streiks in den englischen Spinnereien und dergleichen können doch nur allein günstig auf die Konkurrenzverhältnisse der deutschen Spinnereien wirken. Und was versteht man unter der politischen Gestaltung der Dinge? Selbstverständlich hat die Baumwollspinnerei, wie jede Industrie, Perioden des Auf- und Niedergangs, des Gewinnes und Verlustes; sie davor zu beschützen vermag kein noch so hoher Schutzzoll und kein anderes Mittel; nur eigene Tüchtigkeit kann die Gegensätze abschwächen. Bei einer Erhöhung der Baumwollgarn-Zölle werden die Industrien, welche Feingespinnste konsumiren, in rücksichtslosester Weise ausgebeutet, nicht zum Schutz der nationalen Arbeit, sondern zur Bereicherung der Unternehmer. Jedenfalls würde eine durch Zollerhöhung geschaffene deutsche Feinspinnerei genau dieselben Erfahrungen machen wie die englische, sie würde nämlich wie diese zu leiden haben unter dem unregelmäßigen Konsum und der wiederholt auftretenden Ueberproduktion in den feinen Nummern. Der beste Schutz für die deutsche Spinnerei ist nicht der Zollschutz, sondern eine Nachfolge der englischen Spinner, indem sie ihr Fabrikat möglichst verbessern, sich anpassen an die Bedürfnisse der garnverarbeitenden Industrien und eine weise Beschränkung in der Anlage neuer Spinnereien und der Ausdehnung der älteren. Wird dieses nicht geschehen, so werden auch vier- oder fünffach höhere Zollsätze nicht hinreichen, die nach Aufträgen und Beschäftigung verlangenden Feinspinnereien zu verhindern, sich gegenseitig einen bösen Wettbewerb zu machen.

In der Eingabe der süddeutschen Spinner wird die Entwicklung der Baumwollspinnerei nach dem Maßstabe der Zunahme der Spindeln dargestellt. Ein solcher Maßstab ist aber sehr einseitig, da er nur die quantitative, nicht die qualitative Leistung darstellen kann. Ueberhaupt kann doch nicht die Zunahme der Spindeln ins Unendliche verlangt werden, sondern sie muß sich nach der Zunahme des Bedarfs richten. Geschieht dieses nicht, dann ist sofort Ueberproduktion da, und, wie die Dinge nun einmal in Deutschland liegen, gleich wird wieder nach einer Zollerhöhung gerufen. Ist diese eingetreten, dann finden sich alsbald wieder Kapitalisten bereit zu neuen Unternehmungen, Gründung von Spinnereien, in der Erwartung, dabei von

ihrem Kapital nicht allein den üblichen Zinssatz, sondern das Doppelte und Dreifache zu erhalten. Dadurch wird dann wieder Veranlassung zur Ueberproduktion und dem erneuten Ruf nach Zollerhöhung gegeben. Wir sehen diesen Vorgang augenblicklich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo auf Grund des hohen Schutzzolls eine Menge neuer Spinnereien errichtet worden sind, die mit ihrer Ueberproduktion keinen Ausweg wissen und schließlich zur Reduktion der Arbeitslöhne gezwungen sind. Schutzzölle befördern ganz besonders die Ueberproduktion, und das zu ihren Gunsten ausgegebene Losungswort: Schutz der nationalen Arbeit! verwandelt sich in Lohnreduktion.

Und wie sieht es denn vielfach mit diesem Schutz der **nationalen Arbeit** in den Spinnereien aus? Die Interpellation Möller vom 29. März im preußischen Abgeordnetenhause über die Ausweisung polnischer Arbeiter gibt darüber einigen Aufschluß. Es geht daraus hervor, daß eine größere Anzahl auswärtiger Arbeiterinnen aus Galizien und Rußland in den Provinzen Hannover und Westfalen in den Spinnereien beschäftigt werden, da diese zu niedrigerem Lohne arbeiten als die einheimischen. Da die preußische Regierung beschlossen hatte, diese ausländischen Arbeiterinnen auszuweisen, so betonte der Abgeordnete Möller, daß dadurch der betreffenden Industrie große Verlegenheiten entstehen würden. Wo bleibt denn in der Praxis der ausposaunte Schutz der **nationalen** Arbeit? Ja, Bauer, das ist ganz etwas Anderes!

Nun fährt die bewußte Eingabe weiter fort:

„**Wir empfehlen deshalb obige Zollsätze des Elsässer Syndikats als Grundlage für die Ausarbeitung eines autonomen Tarifs.** — Mit England wünschen wir jetzt zwar im Interesse unserer Exportindustrie keinen **Zoll**krieg, bitten aber, unter keinen Umständen die so wichtige Entwicklung der deutschen Feinspinnerei einem neuen Vertrage zum Opfer zu bringen, sondern ersuchen, England die beschränkte (Baumwollgarne ausschließende) Meistbegünstigung zu gewähren, für Baumwollgarne England gegenüber daher bis zum Ablauf der übrigen Handelsverträge, bezw. bis zur allgemeinen Revision unseres Zolltarifs wieder den autonomen Tarif von 1879 in Kraft treten zu lassen, **welcher s. Z. unter sorgfältigster Erwägung der verschiedenen in Betracht kommenden Interessen und unter Zustimmung des größten Theiles der deutschen Webereien zum Gesetz erhoben, und in den Jahren 1891/92, weniger auf Grund schweizerischen Andringens, als vielmehr in Konsequenz der damaligen leider wieder zur Herrschaft gelangten freihändlerischen Strömung, ohne die Betheiligten auch nur anzuhören, wieder aufgehoben**" (sic!) „**wurde, wobei wir uns auf unsere Eingaben vom 30. Juni 1891 an den Herrn Reichskanzler Grafen Caprivi und vom 13. Januar 1892 an den Reichstag zu beziehen erlauben.**"

Die Interessen Anderer dürfen zur Vermeidung eines Zollkrieges mit England also zum Opfer gebracht werden, aber ja nicht diejenigen der Spinner.

Nun noch der Schluß der Eingabe:

„Daß der neue Handelsvertrag mit England nur bis zum Jahre 1903 abgeschlossen werde, um dann mit Ablauf sämmtlicher noch geltender Handelsverträge freie Hand zur Neuordnung unserer zollpolitischen Verhältnisse an Hand eines inzwischen aufzustellenden, besser den Bedürfnissen unserer Industrie angepaßten autonomen Tarifs zu gewinnen, erachten wir als selbstverständlich und gestatten uns bei dieser Gelegenheit nur noch, unsere gehorsamste Eingabe betr. Tarifirung und Verzollung von Baumwollgeweben vom 28. April 1891 in Erinnerung zu bringen, welcher bei Abschluß der Handelsverträge in den Jahren 1891 und 1892 leider keine Folge gegeben wurde, von der wir jedoch hoffen und überzeugt sind, daß sie nunmehr bei Neuregelung unserer Handelsbeziehungen zum Auslande Berücksichtigung finden werde.

Ehrerbietigst gehorsamst

Verein Süddeutscher Baumwoll-Industrieller."

Während nun diese Eingabe die Nachtheile der deutschen Spinnereiindustrie breit ausmißt, sogar ungeheuerlich übertreibt und selbst Vortheile als Nachtheile darzustellen versucht, berücksichtigt sie in keiner Weise die Vortheile, welche die deutsche Baumwollspinnerei der englischen gegenüber hat. Diese sind durchaus nicht gering und fallen bei der Beurtheilung der Bestrebungen der Spinner auf höhere Schutzzölle sehr schwer ins Gewicht. Um von den kleinen Vortheilen abzusehen, welche die Deutschen gegenüber den Engländern haben und die hauptsächlich dadurch entstehen, daß der englische Spinner nicht direkt, sondern durch den Kommissionär mit dem deutschen Käufer in Verbindung steht, so sei hier nur auf die große **Lohnersparniß** hingewiesen, die dem deutschen Spinner aus den um die Hälfte billigeren deutschen Löhnen erwächst. In Lancashire ist der Wochenlohn für Mädchen in den Spinnereien 16 bis 18 Schilling, für Männer 36 bis 50 Schilling bei 56 stündiger Arbeitszeit, d. h. durchschnittlich 2,90 bezw. 7,20 Mk. pro Tag. In Süddeutschland ist der Tagelohn von 1 Mk. bis 1,50 Mk., also durchschnittlich 1,25 Mk. für Mädchen und 2,50 bis 4 Mk., durchschnittlich 3,25 Mk. für Männer bei einer Arbeitszeit von 66 Stunden in der Woche. Für 1000 Spindeln rechnet man bei Nr. 20 bis 40 sechs Spinnerinnen und einen Spinner. Es werden also im Jahr für 1000 Spindeln an 300 Arbeitstagen ausgegeben:

$$6 \times 1{,}25 \times 300 = 2250 \text{ Mk.}$$
$$1 \times 3{,}25 \times 300 = \underline{\ \ 975\ \ }$$
$$3225 \text{ Mk.}$$

Diese Arbeiter produziren jährlich per Spindel in Nr. 20 an Garn 30 × 1000 kg = 30000 kg; es wird also per Kilogramm Nr. 20er Garn 10,7 Pf. an Lohn ausgegeben in Deutschland. Dagegen werden in England an Löhnen gezahlt:

$$6 \times 2{,}90 \times 300 = 5220 \text{ Mk.}$$
$$1 \times 7{,}20 \times 300 = \underline{\ 2160\ \ }$$
$$7380 \text{ Mk.}$$

oder 24,6 Pf. per Kilogramm, also 13,6 Pf. mehr per Kilogramm als in Deutschland. Der deutsche Spinner genießt also einen Vortheil an billigerem Lohn gegenüber dem englischen von 13,60 M. per 100 kg Nr. 20er Garn, wozu noch der Schutzzoll von 18 Mk. kommt. Da nun diese Nr. 20er augenblicklich einen Verkaufswerth von etwa 120 Mk. per 100 kg hat, so beziffert sich der Vortheil, den der deutsche Spinner gegenüber dem englischen hat, auf $11^1/_3$ Proz. des Werthes aus geringerem Lohn und 15 Proz. aus Schutzzoll, also zusammen aus $26^1/_3$ Proz.

Macht man nun eine gleiche Berechnung für die Garnnummer 120, so stellt sich der deutsche Arbeitslohn bei Annahme von 6 weiblichen und 1 männlichen Arbeiter per 1000 Spindeln auf dieselbe Höhe. Da aber in dieser feinen Nummer jährlich nur 1,25 kg per Spindel produzirt werden, also 1250 kg per 1000 Spindeln, so wird an Arbeitslohn pro Kilogramm $\frac{3225}{1250} = 258$ Pf. bezahlt. Der englische Spinner zahlt dagegen $\frac{7380}{1250} = 590$ Pf. Der Deutsche spart demnach an Arbeitslohn 590 — 258 = 332 Pf. per Kilogramm oder 332 Mk. per 100 kg. Dazu kommt noch der Zoll von 24 Mk. per 100 kg. Es ist bei dieser Berechnung eine gleiche Leistungsfähigkeit der deutschen und englischen Arbeiter angenommen, was thatsächlich nicht der Fall ist. Nimmt man jedoch an, daß der deutsche Spinner 10 Arbeiter nöthig hat, wo der englische mit nur 7 auskommt, so muß er 3,70 Mk. anstatt 2,58 Mk. an Lohn zahlen, aber immerhin noch 212 Mk. weniger als der englische. Es ist das ein Vortheil von wenigstens 40 Proz. des Werthes. Bei gleicher Leistungsfähigkeit der deutschen Arbeiter würde sich dieser Vortheil auf etwa 60 Proz. stellen. Daraus ergibt sich, daß, je mehr Arbeit auf die Darstellung einer Garnsorte nöthig ist, desto größer der dem deutschen Spinner aus den billigen Löhnen erwachsende Vortheil, desto ungerechtfertigter aber auch der Schutzzoll ist.*) Die Eingabe der

*) Hier sei bemerkt, daß der Antrag des Elsässer Syndikats auf Erhöhung der Baumwollgarnzölle im Verbande der Rheinisch-Westfälischen Baumwollspinner keineswegs allgemein unterstützt wurde. Vielfach trat die Ansicht hervor, die derzeitigen Zölle seien hoch genug. Schließlich fand jedoch der Standpunkt allgemeine Zustimmung, es sei besser, **eine Zollerhöhung zu beantragen, um desto sicherer einer Zollermäßigung vorzubeugen.**

süddeutschen Spinner verlangt nun das gerade Gegentheil, indem sie behauptet, je größer der Antheil an Arbeit bei der Produktion gegenüber demjenigen an Rohstoff sei, desto höher müsse auch der Schutzzoll sein. Wie höchst ungerecht, so absurd, dieses Verlangen ist, erhellt aus dieser Darstellung.

Vergleicht man diese außerordentlichen Vortheile, die dem deutschen Spinner aus den billigen Arbeitslöhnen erwachsen, mit den soviel kleineren Nachtheilen, die er in Wirklichkeit erleidet, so kommt man nothwendig zu der Schlußfolgerung, daß das Verlangen der Baumwollspinner nach höheren Schutzzöllen höchst ungerechtfertigt ist. In Norddeutschland sind die Löhne zwar höher als in Süddeutschland, aber sie erreichen noch lange nicht die Höhe der englischen Löhne und es erwächst den Spinnern aus dem Unterschiede da immer noch ein sehr erheblicher Vortheil. Die angeführten Zahlen in obigen Berechnungen sind natürlich nicht unter allen Verhältnissen zutreffend; sie sollen nur andeuten, von welch großer Bedeutung die billigen deutschen Löhne gegenüber den englischen für die deutsche Spinnerei sind und die aus andern Ursachen ihr erwachsenden Nachtheile völlig in den Schatten stellen. Ferner geht daraus hervor, wie verhältnißmäßig gering diese Löhne gegenüber den von den Spinnern in Tabelle 2 angegebenen Produktionskosten sind. Bei Garnnummer 20 beträgt der Arbeitslohn 10,7 Pf. per Kilo und da die Tabelle 2 dafür 37½ Proz. Produktionskosten, also 31 Pf. per Kilo angibt, so bleiben etwa 20 Pf. oder 16⅔ Proz. für Zinsen, Amortisation, Kohlen, Verwaltung und Unternehmergewinn übrig. Dieser letztere würde sich allein bei 10 Proz. Dividende auf 12 Pf. per Kilo, also höher als der ganze Arbeitslohn stellen.

Schließlich noch ein paar Worte über die Wirkungen des Schutzzolls für die Konsumenten. Der Schutzzoll hat den Zweck, den Preis der Waaren im Inlande gegenüber konkurrirenden ausländischen Waaren um den Betrag des Zolls zu erhöhen. Der inländische Produzent erhält dadurch eine Prämie in gleicher Höhe von dem Käufer seines Fabrikates. Im gegebenen Fall zahlt also der deutsche Baumwollgarnkonsument, der Weber, dem Spinner eine Prämie, einen Tribut, in der Höhe des Schutzzolls. Der Weber wälzt nun zwar wieder diesen Tribut auf die Käufer seiner Fabrikate ab, aber immerhin bezahlt schließlich der Konsument diesen Tribut an den Spinner. Es ist also eine Liebesgabe, die der Spinner von der großen Menge der Baumwollwaarenkonsumenten erhält. Beinahe jeder dieser Konsumenten ist aber auch seinerseits wieder Produzent, wieder Arbeiter, und es gestaltet sich der Schutzzoll demnach als eine Bevorzugung einer gewissen Kategorie von Arbeitern durch Benachtheiligung der großen Masse der andern; er bildet eine Alimentation der Spinner durch die Allgemeinheit. Die Allgemeinheit hat indessen durchaus keinen Vortheil von diesem Zustand, das nationale Vermögen wird dadurch um keinen Pfennig erhöht. Würden die in der Spinnerei nur in Folge des Schutzes beschäftigten Arbeiter durch Aufhebung des Schutzzolls ohne Beschäftigung werden, so würde das doch noch nicht nothwendig einen Verlust für die Allgemeinheit bedeuten. Vielmehr könnten die in dieser Weise freigewordenen Arbeitskräfte sehr gut in andern Erwerbskreisen beschäftigt werden, wo sie eine der Nation wirklich Nutzen bringende Arbeit verrichten könnten. Man denke nur an den Arbeitermangel in der Landwirthschaft, an die allgemeine Dienstbotennoth. Die Landwirthschaft wird in ihrer Produktion vielfach durch fehlende Arbeitskräfte gehindert; eine intensivere und lohnendere Bearbeitung des Bodens ist ihr dadurch erschwert. Denkt man sich den Zollschutz für die Spinnerei hinweg, so würde die Weberei ihr Rohmaterial, die Garne, um den Betrag des Zolls billiger einkaufen, ihre Produkte demnach auch billiger herstellen können. Dadurch würde nicht allein der inländische Absatz befördert, sondern, was noch wichtiger ist, der Export ins Ausland, wodurch der nationale Wohlstand befördert wird. Die Weberei, die etwa sechsmal so viel Arbeiter wie die Spinnerei beschäftigt und schon jetzt einen bedeutenden Theil ihrer Produktion an das Ausland absetzt, könnte durch Verbilligerung ihres Fabrikates infolge der Ersparniß des Garnzolls ihren ausländischen Absatz vermehren, könnte dadurch die bei der Spinnerei frei werdenden Arbeitskräfte aufnehmen und wirklich zur Vermehrung des Nationalvermögens beschäftigen, während diese jetzt eine eigentlich ganz unnütze Arbeit verrichten. Nicht durch Erhöhung, sondern durch Abschaffung des Schutzzolls wird die nationale Arbeit geschützt.

Es ist überhaupt eine falsche Ansicht und wirthschaftlich ganz verkehrt, daß eine Nation alle möglichen Dinge fabriziren muß. Es ist eine Verkennung des sonst im wirthschaftlichen Leben zur allgemeinen Geltung übergegangenen Grundsatzes der Theilung der Arbeit. Auch die Nationen müssen sich in die Arbeit theilen; jede muß produziren, was sie nach ihren Verhältnissen am besten liefern kann, und von anderen beziehen, was diese wieder besser fabriziren können. Will aber eine Nation Alles selbst machen, dann verrichtet sie eine Menge unnützer Arbeit, gerade wie ein Hausvater, der alle Gegenstände für seinen Haushalt: Kleider, Schuhe, Möbel ꝛc. selbst anfertigen wollte. Ein solcher Familienvater glaubt selbst verdienen zu können, was Schneider, Schuster und Tischler an ihren Produkten verdienen. Er sieht nicht, daß er sich dabei unendlich schadet, aber aus einem ganz verkehrten wirthschaftlichen Gesichtspunkt verschwendet er seine Zeit lieber mit Anfertigung seiner eigenen, theuren Machwerke, als daß er die besseren und billigeren Erzeugnisse seiner Nachbarn kauft. So etwa handeln auch die Schutzzöllner mit ihrem Schlagwort: Schutz der nationalen Arbeit. Sie wollen Alles selbst machen, wenn es auch theurer und schlechter ist, und verschließen sich der Ansicht, daß sie sich dadurch selbst am meisten schaden.

Durch die ganze Eingabe der süddeutschen Spinner geht das Verlangen, geschützt zu werden auf Kosten der Weberei, die, wie sie behaupten, durch ihre Forderung nicht „wesentlich“ geschädigt werde. Die kleinere Spinnindustrie, die glänzende Einnahmen zu verzeichnen hat, glaubt das Recht zu haben, von der Webeindustrie, die lange nicht solche Gewinne aufzuweisen hat, die wenigstens sechs Mal so viel Arbeiter beschäftigt, einen noch höheren Tribut fordern zu dürfen. Ihr zu Liebe soll ein Zollkrieg mit England in Szene gesetzt werden; das ist ihre Rücksicht auf das Gemeinwohl. Sie betrachten es als ihr „Recht“, daß ihnen der Staat auf Kosten seiner anderen Bürger eine höhere Rente ihrer Kapitalien verbürgt. Wenn die Arbeiter einen Mindestlohn fordern, so ist das doch nur dasselbe Verlangen; sie thun genau so, wie die Herren Aktionäre der Spinnereien. Thun sie das, dann werden sie mit allgemeiner Entrüstung von eben denselben Herren Kapitalisten zurückgewiesen. Das ist gleiches Recht für Alle! —

Crefeld. A. F. W. ter Meer.

Kiautschou.

Als deutsche Marinetruppen ganz plötzlich Kiautschou besetzten, erschien diese That wie eine Improvisation, und alle jene Bedenken mußten laut werden, die sich melden, wenn eine bedeutungsvolle und in ihren Folgen weitreichende Handlung als das Ergebniß eines zufälligen Anlasses erscheint. Der Anlaß war der Ueberfall deutscher Missionare durch aufgestachelte Chinesenhorden.

Daß ein solches Verbrechen Sühne erfordert, ist zuzugeben; daß aber wegen solcher That Deutschland sich in dem ersten besten, dem Schauplatz der Ereignisse nahe gelegenen chinesischen Hafenplatz bleibend festsetzt, mußte zu Besorgnissen führen. Man fragte sich, welche Gewähr ist dafür geboten, daß Kiautschou sich für deutsche Zwecke

im fernen Osten eignet: für den Handel als Stützpunkt, um in das innere China vorzudringen, und zugleich als Flottenstation für unsere Kriegsschiffe.

In engeren Kreisen wußte man, daß dieser Handstreich gegen Kiautschou, der wie eine Improvisation erschien, eine solche doch keineswegs war. Kiautschau wollte Deutschland nach reiflicher Prüfung schon seit längerer Zeit erwerben, und der Mord der Missionare bildete nur die Handhabe, diese Absicht schließlich blitzschnell zu verwirklichen.

Die Erwägungen, die vorangingen, die Gründe, die am Ende den Entschluß reifen ließen, erzählt in einem soeben erschienenen Buche „Kiautschou"*) der Marine-Hafenbaudirektor Georg Franzius in anschaulicher, anspruchslos-anmuthiger, und vor Allem wohlthuend objektiver Weise.

Schon dreißig Jahre liegen die ältesten Erörterungen darüber zurück, ob Preußen nicht versuchen solle, in Ostasien festen Fuß zu fassen. Wie neuerdings wiederholt erwähnt worden ist, war es Freiherr von Richthofen, der zuerst bei seinen Wanderungen durch China die Bedeutung der Provinz Schantung hervorhob und auf diese Gebiete hinwies. Diese theoretischen Anregungen wurden dann in neuerer Zeit einer ernsten Prüfung unterzogen. Die Gesichtspunkte, unter denen das geschah, verdienen hervorgehoben zu werden. Franzius schreibt:

„Die Marine-Verwaltung war von vornherein immer der Ansicht, daß in allen unseren überseeischen Besitzungen die wirthschaftlichen Interessen den militärischen Anforderungen in jeder Hinsicht vorangehen müßten. Scheint dies auf den ersten Blick wunderbar, so erklärt es sich doch leicht dadurch, daß auch unsere älteren Seeoffiziere aus eigener wiederholter Anschauung die Fortschritte kennen, welche unser Handel — dank der Geschicklichkeit unserer Hamburger und Bremer Großhändler, durch den Unternehmungsgeist und Opfermuth unserer Rheder, vor Allem des Norddeutschen Lloyds — in den letzten drei Jahrzehnten in Asien gemacht hat. Und je länger sie in jenen Gegenden weilten, desto fester wurde in ihnen die Ueberzeugung, daß bei den guten Beziehungen zwischen Deutschland und China, bei dem Vertrauen, welches unsere Kaufleute und Techniker im Reiche der Mitte genießen, die deutsche Industrie sich dort in noch weit höherem Maße ein Absatzgebiet erschließen könne, als das bisher der Fall war, wenn unsere Landsleute von einem unter deutscher Verwaltung stehenden Ausgangspunkt der chinesischen Küste nicht nur auf den zahlreich vorhandenen Wasserwegen, sondern auch auf Eisenbahnen ins Innere des Landes eindringen könnten. Die Möglichkeit, mit der Zeit einen *bedeutenden Handelsplatz in China zu gründen*, welcher mit seinen Verkehrsadern neue Provinzen des Reiches erschließt, wurde für *noch weit wichtiger gehalten, als die großen militärischen Vortheile* eines geeigneten Stützpunktes, von denen ich nur das Docken und Ausbessern unserer Kriegsschiffe in deutschen Docks statt in englischen oder japanischen und die Sicherung des jederzeitigen Kohlenbedarfs nennen will."

Die Voranstellung wirthschaftlicher Gesichtspunkte in diesen Ausführungen verdient bemerkt zu werden.

Nun ist es eine Frage, muß denn ein Reich die Last einer Kolonialpolitik auf sich nehmen, um an der wirthschaftlichen Erschließung eines Landes theilnehmen zu können? Man weiß, diese Frage ist einmal sehr eifrig in England erwogen worden; wie sie dort praktisch gelöst wurde, lehren die politischen Ereignisse. Bei uns ist in gleicher Schärfe, wie zwischen den Vertretern des „größeren Britannien" und den „Klein-England-Leuten" der Gegensatz niemals hervorgetreten. Bei uns war nicht sowohl die Fragestellung: Kolonieen oder keine; sondern es handelte sich vor Allem darum: Koloniatversuche wohl, wenn sie eine wirthschaftliche Basis bieten; aber nicht Kolonieen, die nichts sind, als ein Einsatz im allgemeinen kolonialen Glücksspiel.

Gewiß ist eines richtig; auch Staaten, die keine Kolonien besitzen, können an dem überseeischen Handel theilnehmen; aber sie stehen doch erheblich in der Konkurrenz zurück, und gewisse Gebiete geschäftlicher Bethätigung bleiben ihnen verschlossen. Es gibt eine kleine zutreffende Bemerkung, die sich bei Franzius findet, und die die Sachlage völlig klar beleuchtet. Er sagt, beliebt sind in China Nationen, wie die Belgier, die keine Schiffe dort haben: „Was können diese machen, wenn China die Verträge anders auslegt als sie".

Unzweifelhaft können an die großen wirthschaftlichen Unternehmungen, — es ist dies wiederholt in der „Nation" hervorgehoben worden — wie Eisenbahnbauten, Hafenbauten, Kanal- und Straßenanlagen, Bergwerksunternehmungen in halb barbarischen Ländern sich nur jene Staatsangehörige heranwagen, die einen entsprechenden Rückhalt an den militärischen Kräften ihres Mutterlandes haben. Nicht darauf kommt es an, diese Kräfte zu gebrauchen, sondern darauf, daß die vorhandenen Kräfte eine Nation gar nicht erst der Gefahr von Vergewaltigungen aussetzen. Für Klein-Asien wie für China reichen Verträge oft nicht aus; dort muß der politische Druck unter Umständen die Erfüllung der Verträge zu erzwingen in der Lage sein. Dem entspricht es vollkommen, daß nach den Erkundigungen, die Franzius einzog, unsere Kaufleute im engeren Sinne, Thee-, Seiden-, Lackwarenhändler u. s. w., in China auf koloniale Stützpunkte keinen sehr großen Werth legten, wohl aber die Industriellen; — die Industriellen großen Stils, die mit dem chinesischen Staat Verträge abschließen müssen.

Es kommt noch ein anderes hinzu.

Man muß zugeben, daß wenigstens England, wenn es seinerseits ein Land aufschließt, ohne Engherzigkeit auch anderen Staaten den Zugang offen läßt; das ist richtig; aber ebenso bekannt ist es, daß diesem Prinzip freier Bewegung für Alle doch in einem gewissen Umfange kleine Maßregeln beigemischt sind, wohl geeignet, der englischen Betriebsamkeit einen Vorsprung vor der anderer Nationen zu gewähren.

Wir haben uns über die Haltung der Engländer in Aegypten gewiß nicht zu beklagen; eine kurzsichtige Abschließung zeichnet ihr dortiges Regiment keineswegs aus. Und doch wissen deutsche Gewerbetreibende, daß sie englische Konkurrenten, fast niemals in Aegypten zu schlagen vermögen, wenn die Entscheidung bei den Behörden liegt. Daß nationale Erwägungen bei solchen Entscheidungen nicht vollständig schweigen, ist fast selbstverständlich, und die Engländer zeichnen sich nur dadurch aus, daß sie mit weit weniger beschränkter Kleinlichkeit als die meisten anderen Nationen durch solche Mittel ihrem Handel zu Hilfe kommen; aber auch sie thun es in gewissem Umfang, und auch in Ostasien fühlt sich die nicht-englische, die deutsche Rhederei benachtheiligt, weil der dortige monopolisirte Dockbetrieb durch Bevorzugung der englischen Schiffe die Deutschen im Wettbewerb niederhält und schädigt. Solche Klagen werden nie ganz ausbleiben, wenn eine Nation sich nicht selbstständig zu halten vermag, und wenn sie nicht ihrerseits durch Gewährung der Reciprocität sich günstige Bedingungen sichern kann.

Stellt man sich auf den Standpunkt, daß das Beispiel der Engländer in der Kolonialpolitik auch für uns nicht unbeachtet bleiben darf, so war die chinesische Küste besonders einladend. Hinter ihr liegt ein fast unerschlossenes Land mit einer riesenhaften Bevölkerungsmasse, die zu einer eigenartigen Kultur emporgeklommen ist, und die, weil sie zweifellos kulturfähig ist, einen gewaltigen Markt für den Absatz unserer Erzeugnisse bieten kann.

Fand, wie Franzius mittheilt, bei unserer Marine der wirthschaftliche Gesichtspunkt in erster Linie Beachtung, dann mußte für die Wahl des Platzes, der als Stützpunkt dienen soll, seine Brauchbarkeit für den Handel wie für die Flotte gleichermaßen in Erwägung gezogen werden.

Man ging denn auch mit sachlicher Nüchternheit an die Aufgabe heran, eine ganze Reihe von chinesischen Hafenplätzen auf ihre Eignung in dieser Beziehung zu prüfen; den Hafen von Amoy, die Inseln Kulangsu und Quemoy, die Samsah-Bucht, den Tschusan-Archipel; man erwog an Ort und Stelle das Für und Wider in wirthschaftlicher und in politischer Beziehung, und der jetzige Leiter unseres Marineamtes, Staatssekretär Tirpitz war es schließlich, der von Neuem die Aufmerksamkeit auf Kiaut-

*) Kiautschou von Georg Franzius. Berlin. Schall u. Grund.

schon lenkte, der dort selbst die Verhältnisse untersuchte und der zur letzten Entscheidung die Sendung von Franzius als Sachverständigen in den Osten verlangte und durchsetzte. Franzius gab seinerseits sein Votum für Kiautschou und gegen alle andern Pläne ab; damit bedurfte es dann nur noch des äußeren Anlasses, um durch reales Eingreifen die bisherigen ergebnißlosen diplomatischen Verhandlungen zum Abschluß zu bringen.

Die Erwerbung international zu sichern, war hierauf nicht mühevoll; doch mag bemerkt werden, daß nach den Mittheilungen von Franzius unser Kaiser „durch persönliche Verständigung mit dem Kaiser von Rußland die einzigen noch vorhandenen ernstlichen Schwierigkeiten" beseitigte. Diese Mittheilung ist politisch interessant.

Es fragt sich nun, was ist von Kiautschou für Deutschland zu erwarten?

Die Aufzeichnungen von Franzius geben den Beweis, daß mit Vorsicht und nur nach reiflicher Prüfung vorgegangen worden ist. Ein moderner sachlicher Geist spricht aus dem Buche, in dessen Text sich keine Spur romantischer Ueberschwänglichkeit findet. Und diese Eigenschaften sind es, die auch Vertrauen erwecken müssen zu den Erwartungen, die hier in Bezug auf die Zukunft unserer chinesischen Erwerbung ausgesprochen werden.

Der Hafen wird von Franzius als sehr geeignet geschildert; das Klima gilt als das gesündeste Chinas. Der Menschenschlag ist gutartig und arbeitsam. Die Einwohnerzahl in Schantung wird auf 25 bis 30 Millionen geschätzt, sodaß 166 bis 200 Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen gegen 252 im Königreich Sachsen und 97 im Deutschen Reich. Städte von 100 000 und 200 000 Einwohnern giebt es mehrere. Ackerbau wird mit außerordentlicher Sorgfalt und mit Ausnutzung der kleinsten Parzellen getrieben; die Industrie beschäftigt sich vorwiegend mit Seidenfabrikation, Strohflechterei und Cloissonné-Arbeiten. Die große Frage für die Entwickelung der Provinz liegt darin, in welchem Umfange die dort gefundene Kohle abbaufähig ist, und in welchem Umfange sich dort mineralische Schätze finden, deren Vorhandensein gleichfalls allgemein zugegeben wird.

Man wird überschwängliche Hoffnungen nicht zu hegen brauchen, und man wird eingedenk sein können, daß es koloniale Versuche, in denen keine bedeutungsvolle unbekannte Größe steckt, überhaupt nicht giebt. Aber gleichwohl ist zuzugeben, daß dieses Unternehmen bisher mit Umsicht in Angriff genommen wurde, und daß eine reale Basis für Hoffnungen vorhanden ist. So ist denn auch Optimismus, aber nicht Kolonialphantastik in den Darlegungen von Franzius zu finden.

Es gibt noch einen Umstand, der jedem günstigem, doch vorläufig nur theoretischem Prognostikon als festen realen Rückhalt dienen kann. Viel ungünstiger als Kiautschou liegt offensichtlich Tschifu mit mangelhafter Rhede an der Küste von Schantung und doch hat heute Tschifu 100 000 Einwohner und einen jährlichen Handelsumsatz von 60 Millionen Mark. Das giebt immerhin einen Maßstab für die Zukunft der Küstenplätze in Schantung.

Franzius faßt seine Erfahrungen dahin zusammen:

„Vier Monate hindurch hatten wir nun die Häfen Ostasiens besichtigt, darunter alle diejenigen, an deren Erwerbung irgend gedacht werden konnte und ich hatte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß in wirthschaftlicher und technischer Hinsicht die Bucht von Kiautschou allen sonst in Frage kommenden Plätze weit vorzuziehen sei. Da auch die militärischen Verhältnisse sehr günstige sind, insofern etwaige Befestigungsanlagen hier leichter und billiger hergestellt werden können, als an den anderen Häfen, so konnte ich mich nur rückhaltslos für die Wahl von Kiautschou als deutschen Stützpunkt aussprechen."

Das Buch, das in angenehm zu lesenden, genrehaften Skizzen die Reise von Franzius nach Ostasien und das mit ruhiger Klarheit seine dortigen Untersuchungen schildert, erweckt für das Unternehmen, um der stets beobachteten Sachlichkeit willen, Sympathie. Und das ist wahrscheinlich auch der kluge Zweck, der dem Buche gesetzt ist. Mit diesen Mitteln auf die Oeffentlichkeit wirken zu wollen, ist kein Vorwurf, sondern zeugt von Verständniß für unsere Zeit; denn es gibt keine Kolonialpolitik, die nicht durch eine starke Antheilnahme der Bevölkerung getragen werden müßte. Ohne phantastische Hoffnungen zu erwecken, werden aber diese liebenswürdigen Schilderungen das Interesse für unsern ostasiatischen Versuch in weiten Kreisen der heimischen Bevölkerung erheblich anzuregen vermögen.

Das Buch enthält auch eine große Reihe Bilder von anschaulicher Ursprünglichkeit, und überdies einige allegorische bildnerische Beiträge des Kaisers.

Diese bildnerischen Beiträge des Kaisers im Stile seiner Kieler Rede sind das romantische Element der Veröffentlichung, über das sich weder Politiker noch Künstler werden äußern müssen. Denn einen Monarchen beurtheilt man nach seinem Hauptberuf, nach der Politik, die unter ihm gemacht wird, in diesem Falle nach dem zunächst erfolgreichen Vorstoß in Ostasien, aber nicht nach den Bildern, die er zur Popularisirung dieser Politik beisteuert. Modern sind jene gezeichneten Männer in Stahl und Eisen nicht, aber modern ist es wiederum doch, daß ein Monarch sich an der Herausgabe eines Buches betheiligt, das den ausgesprochenen Zweck verfolgt, für die deutsche Politik Verständniß zu wecken, ihr Sympathieen zu gewinnen und sie bei der Bevölkerung zu popularisiren.

P. Nathan.

Fogazzaro's ausgewählte Gedichte.*)

Fogazzaro's „Ausgewählte Gedichte" erschienen im vorigen Herbst fast zu gleicher Zeit mit den „Neuen Gedichten und Jugendliedern" von Paul Heyse, die kürzlich in der „Nation" besprochen wurden. In einem und dem anderen Bande abwechselnd blätternd, empfand man trotz der großen Verschiedenheit zwischen dem Italiener und dem Deutschen, wohlthuend, erfreulich, das Gemeinsame in ihnen. Jener im tiefsten Herzen gläubig, sehnt sich nach dem Jenseits, aus dessen ungeahnten Welten er hienieden manchmal so etwas wie ein Grüßen zu spüren vermeint. Dieser, ein stolzer Ungläubiger, ist schmerzlich sich bewußt, daß was er hier litt und was er verlor, kein Drüben ihm je zurückgeben kann. Und doch sind sie beide erfüllt von dem gleichen hohen Streben nach Wahrheit, Vervollkommnung und Schönheit, begeisterte echte Idealisten. Obwohl Fogazzaro um 12 Jahre jünger ist als Heyse, obwohl in seiner Heimath sein Ruhm sich noch in aufsteigender Linie bewegt, blickt er ähnlich wie jener in der abgeklärten Ruhe des Alternden zurück auf die Tage seiner Jugend und mit dem leisen Lächeln der Wehmuth sammeln sie beide die alten Lieder und knüpfen sie mit neueren und schöneren zu einem köstlichen Kranze zusammen. Und sie, die noch so reich sind, so jünglingshaft in ihrer feurigen Empfindungsfülle, sie entwerfen auf diesen Seiten, als wollten sie hiermit von ihrem Dichterleben scheiden, ihr Testament. Paul Heyse sagt:

— Nur
Ein Veilchen noch, bis mit dem Alten selbst
Wird aufgeräumt. Er ist nun einmal nicht
Modern, und seine Renaissance betreibt
Er innerlich, und ihm ist wohl dabei,
Wenn man nur eben ihn verbrauchen will,
So wie er ist, sammt andern alten Möbeln. —

Fogazzaro, in den trübschönen Einleitungsversen: An die, die mich lieben, (A coloro che mi amano) vergleicht

*) Antonio Fogazzaro: Poesie scelte. Milano Casa Editrice Galli 1898.

sich einem Greise, der, seines Hauses Kostbarkeiten überblickend, sie an seine Lieben ertheilt:

. . . So wähl' ich, Freunde,
Bei meines Lebensabends blassem Lichte
Von allen Liedern, denen ich die Seele
In Kunstbegeisterung einst eingeathmet,
Die besten aus, und dieses kleine Büchlein
Ich geb' und weih' es Euch — mir zum Gedächtniß! —

Er übt an sich selber hier keine Kritik, er spricht es nicht deutlich aus, wie er der Genußsucht, dem lauten Treiben des Tages fremd gegenüber steht, klagt nicht wie Heyse, daß er sich nicht mehr verstanden fühle. Redet er doch in diesen Versen zu denen nur, „die ihn lieben". Aber im Herzen weiß er ebenso wie jener sich auf stolzer, durch Leiden erkämpfter reiner Höhe, schönheitserfüllt, traurig weise und allein.

Antonio Fogazzaro ist am 25. März 1842 zu Vicenza geboren. In der freien Ebene zwischen den Alpen und dem Mittelgebirge der Monti Berici zu beiden Seiten des Flusses Bacchigliane gelegen, bildet diese Stadt mit ihren weitausgestreckten Fühlfäden, wie eine Einwohnerin mich erkennen lehrte, die Form eines Krebses. Es weht uns aus den stillen Straßen mit den stolzen Palästen eine vornehm ernste Luft an. Vicenza ist die Stadt des Palladio. Von ihm rühren zahllose Bauten her, private und öffentliche, der Palast, in dem sich jetzt das Museum befindet, mit seinen herrlichen Säulenhallen, die Basilika am Platz der Signori, das berühmte Teatro Olimpico, dessen Scene perspektivisch sich verkleinernde Säulen bilden. — Goethe hat diese klassizistische, uns heute etwas kühl anmuthende Bauart mehr als jede andere bewundert. Von Palladio sagt er:

„Er ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen. Die höchste Schwierigkeit, mit der dieser Mann, wie alle neueren Architekten, zu kämpfen hatte, ist die schickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunst; denn Säulen und Mauern zu verbinden bleibt doch immer ein Widerspruch. Aber wie er das unter einander gearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart seiner Werke imponirt und vergessen macht, daß er nur überredet! Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert."

In diesen Straßen nun, zwischen diesen Palästen, ist Fogazzaro aufgewachsen, hier hat ihn sein alter geistlicher Lehrer Giacomo Zanella, der Dichter, dessen Lebensbild er in rührender Treue in einer kleinen Schrift uns darstellt, in die Poesie eingeführt. Hier gibt er sein Bestes wieder der Jugend, als Wohlthäter in städtischen Aemtern, so z. B. als Vorsteher eines Kindasyls, wie uns einer seiner Jünger in einem Buche über ihn mittheilt*). Und draußen, nicht weit von der Stadt, da wo man zu Palladia's Rotonda hinausfährt, die Goethe schildert und bewundert, in der Paul Heyse eine seiner anziehendsten Novellen: „Unvergeßbare Worte" spielen läßt, gelangt man von der Straße nach rechts hin abbiegend, zu der Villa Valmarana ai Nani, so zubenannt nach den Zwergenfiguren auf den Pfosten der Einfassungsmauer, in deren Bezirk Fogazzaro ein Heim hat. Das Hauptgebäude ist von Tiepalo ausgemalt, ein jedes Zimmer enthält Scenen aus einem anderen Dichter, Tasso, Ariost, Virgil und Homer. Dem letzteren als oberster aller Poeten ist die Mittelhalle gewidmet: an der Decke schwebt Diana und sendet die Hindin, die dort auf dem Seitenbilde bei dem Opfer Iphigeniens statt der Jungfrau auf dem Altar liegt; gegenüber ruht Odysseus, der göttliche Dulder auf einer Brüstung und vor ihm im Meere tanzen und gaukeln die Nixen der Circe. — Ein paar Schritte von diesem Hause steht ein zweites, einstöckiges: die Forasteria, die Fremdenwohnung. Nach dem denkbar einfachsten Grundriß, ohne Treppen und Nebenräume, besteht dies Gebäude nur aus einem einzigen langgestreckten Saale in der Front mit heiter luftigen Malereien, dem sich nach rückwärts eine Reihe kleinerer ganz gleicher Zimmer anfügt, wohl als Schlafkabinette der Gäste gedacht. Auch von Tiepolo gemalt, bieten sie ein jedes Darstellungen eines anderen Volkes oder Gewerbes: in dem ersten Chinesen, dann Italiener, Landleute, Schäfer und so weiter. Der Dichter bewohnt zwar keinen von diesen Prunkpalästen, die der Fremde aufsucht, der Vicenza kennen will, sondern ein wenig tiefer drinnen im Garten ein schlichtes, wohnlich modernes Häuschen. Aber daß ihn jene anderen beeinflußt haben, wer empfände das nicht, wenn er z. B. die Verse liest zu dem Menuett von Boccherini, diesem getanzten Verführungsdrama, wo der Cavalier im gestickten Frack seinem vis-à-vis, der Dame im Reifrock, seine leidenschaftliche Liebe im Takte zu seinen Tanzpas erklärt, indessen ihr Gatte in einem Schwarm gepuderter, zierlicher Zephyrmasken vorüberzieht, die leichtfertig singen:

Wir Winde, wir wehen von Gluthen zum Eis,
Wo's kühl und wo's heiß
Vom Kummer zum Scherz;
Wir hauchen Euch leis
Verlangen ins Herz
Wir folgen nur Amors nur Venus Geheiß!

Wer müßte dazu nicht sich als Szene jene Forasteria vorstellen, den langen Saal, von dem die Stufen zum Garten führen, und dahinter in einem der schmalen, offenstehenden Kabinette mit den bezopften Chinesen oder den rosengezierten graziösen Schäfern, das Rokokopärchen, das heimlich flüsternd Menuett tanzt.

Nach italienischer Sitte wohnt Fogazzaro jedoch immer nur für einen Theil des Jahres in der Stadt Vicenza oder deren näherer Umgebung; jeden Sommer zieht er in die Villegiatur an den See von Lugano, nach Oria, einem kleinen Ort am Ausgang eines poetischen kleinen Alpenthales gelegen. Seiner ersten jugendlichen Gedichtsammlung gab er den Namen dieses Thales: „Valsolda" zum Titel.

Als kecker Jüngling schwor ich eines Tages,
Dem unbekannten Thale Ruhm zu bringen.

Und er hat sein Wort gehalten: Sein letzter bis heute erschienener Roman: Piccolo mondo antico*) spielt in demselben, ihm so lieben Erdenwinkel. So stehen auch in diesem Bande neben jenen alten Gedichten neue und neuste, — Novissima verba, — die ihm sein Valsolda schenkte:

O süßes Thal, in Dich möcht' ich versinken,
In Dir zur Ruhe bringen dieses Herze,
Das nie zufriedene, in Dir verjüngen
Den Leib, der nichts mehr fühlt von Wonnewonne . . .

Der See spricht zu ihm hier, der Felsen, der Waldpfad, und der Lorbeer am alten Steine dünkt ihn duftiger als aller, den ihm die Welt zu bieten vermöchte:

Sie, die von einem Haupt ihn schenkt dem andern,
Doch ohne rechten Duft und neidbeladen.
Dort unten find'st Du ihn. Erfüllt von Sonne
Ist dort das Fleckchen, still, voll Alpenveilchen.

Doch aus des stillen Thales friedlichen Gründen ruft ihn die Muse zu ihren Diensten:

Denn gelangt auch
Zu Dir die Kunde, daß die Muse todt sei,
So zitt're nicht um die geliebte Freundin,
Ein Scherz der Leute ist's. Die alte Welt geht
So heut' wie gestern. . . .

Und er muß in die Welt zurück, denn:

. . . Wo man kämpft, gehört auch
Ein Posten mir. Für jeden hohen Glauben,
Der aus dem Staub, der aus dem Schlamm uns frei macht,
Für jede starke Liebe, jeden Eifer,
Den sie uns anficht, heißt's Soldat sein, vorwärts!

*) Sebastiano Rumor: Antonio Fogazzaro, la sua vita, sue opere etc. Milano, Casa Galli 1896.

*) Siehe „Nation" Nr. 17 vom 25. Januar 1896.

Atio lebt er und kämpft, duldet und dichtet, wie hart das Schicksal ihn auch gepackt hat.

Vor mir liegt eine Photographie jenes Hauses zu Oria, das Fogazzaro von seinem Vater ererbt hat und das ein gutes Theil seines Wesens, seines Dichtens ihm gab. Eine breite Gartenterrasse erstreckt sich zum See hin, Eisenstäbe tragen ein luftiges Dach, roth überrankt von wildem Wein und über die Oleanderbüsche und Cypressen und über all das glänzende, dunkelgrüne Laubwerk des südlichen Geländes hinaus, geht der Blick auf den See, auf das weiße Kirchlein und den Ort San Mamette, von dem aus man hinaufsteigt in die Valsolda. — Im Vordergrund auf der Terrasse an einer der Stützen lehnt der Dichter und neben ihm sitzt auf dem alten Bilde sein Sohn. Er hat den begabten, erwachsenen Sohn vor zwei Jahren verloren. — Auch dieser Schmerz ist Fogazzaro gemein mit Paul Heyse, der seinem geliebten, verstorbenen Knaben in ergreifenden Versen diesen neuen Gedichtband widmet. Fogazzaro's Verlust ist wohl zu frisch noch, er gibt ihm hier keine Worte, sein Vaterherz spricht um desto schöner aus dem Gedicht an die jung vermählte Tochter:

Bevor Du warst, dacht' ich Dich schon im Herzen,
Hab' betend von den fernen Himmelsstufen,
O süße Seele, sehnsuchtsvoll im Herzen
Dich in mein Haus her, in die Welt gerufen,
Dir sagt' ich meine Träume, meine Schmerzen,
Bevor Du warst, liebt' ich Dich schon im Herzen.

Der ganze Schmelz dieser Verse läßt sich in unserer, an Reimen so viel ärmeren Sprache kaum wiedergeben, es liegt ein rührender weicher Wohllaut in den Worten

Pria che tu fossi nel cuor ti pensai . . .
Pria che tu fossi nel cuore t'amai.

So wie man bei vielen Gedichten sich an die Szenerie des Sees von Lugano gemahnt fühlt, so treten uns bei anderen unwillkürlich schroffere, dunklere Bergformen, ernst rauschende Tannen, ein schwererer, nebelverhüllter Himmel vor die Augen. Vielleicht entstanden Bilder und Stimmungen wie jene z. B. in der Notte di passione, (Leidenschaftsnacht), im Val d'Astica, das sich nordwärts in das Herz der Trientiner Alpen hinaufzieht, in der Villa, die Fogazzaro in seinem Roman „Daniele Cortis“ geschildert hat und in welcher er einen Theil des Herbstes verbringt. Vielleicht auch nicht. Wer will es so genau ergründen, wie viel, wie wenig solche äußeren Eindrücke, Luft und Berge, Menschen, Bücher und Bilder beitragen zu dem, was ein Dichter gestaltet? Spottet er selber doch schon im voraus jener, die eines Tages sein Wesen zerstückeln und erforschen werden:

Neugierig schneiden sie, wenn ich gestorben,
Mit scharfem Stahl die Stirn mir ruchlos auf,
Zu sehen, wo die Ader sei verborgen,
Aus der die Phantasie sich schwang hinauf.

Aus Mauern und Säulen, aus Wahrheit und Lüge, sagt Goethe, bildet der Poet ein Drittes, dessen erborgtes Dasein bezaubert. Was Wahrheit ist und was er wirklich sah mit seinen lebenden, sehenden Augen, was nur in ihm lebt, er selber würde es schwerlich immer zweifellos sicher zu belegen vermögen. Sind doch auch Gedichte darunter, wie eben jene „Leidenschaftsnacht“, wie die „Vision“ im „letzten Cyclus“, in denen nichts wirklich ist, alles nur die schmückende Säule, nur „Lüge“ in Goethe's Sinne und die doch um desto tiefer ergreifen, bezaubern.

Im Traume, in der Weihnachtsnacht, glaubt er unter seinem Fenster den Ganges rauschen und fluthen zu hören. Seines todten Vaters Geist — (auch unter Heyse's neusten Gedichten ist eines der schönsten das, welches seines verstorbenen Vaters schwermuthvoll gedenkt.) — kommt, ihn zu holen. Drunten aber findet er die Straße erfüllt von Menschen, Strömen von Menschen, die laufen, sich drängen. Denn dort „là là, avanti là“ — dort in der Ferne zieht Christus vorüber.

Das hat der Dichter nie erlebt, niemals gesehen. Er hat es schwerlich genau so geträumt, wie er es schildert. Und doch ist Wahrheit darin, Wahrheit, fest und stark wie „Mauern“. Und weil er es fühlte im Schreiben, müssen wir lesend es nachempfinden. Es ist die Leidenschaft der Sehnsucht, die ihn inmitten des drängenden Volkes zu Christus hintreibt, ihn das Ziel suchen, aus dem Auge verlieren und wieder suchen und finden läßt.

. . . . . Wer Liebesschmerzen kennt,
Der wird auch meinen Schmerz begreifen können.

Doch nicht in der Liebe nur, nicht nur im Traume wer kennte nicht ein solches Sehnen, hinauf, hinaus, ein Bangen nach einem Höheren, das nimmer erreicht wird? Er, der Ständige, den endlich die verlorene Geliebte zu den Füßen des Heilandes hinführt, wie Dante von Beatrice geführt wird, erreicht sein Ziel: —

. . . Ich schrie, ich streckte
Die Arme zu ihm auf, sank hin und weinte
Ob all' des Schlamm's, ob all' der finstern Schatten,
All' der verborgnen Schuld, der dürren Trägheit
In meinem Herzen, nutzlos todtem Glauben
Und nutzlos todtem Beten, ob der Liebe,
Die ich an mich verschwendet, niedern Sinnes,
An jenes wilde, böse Thier im Menschen,
Das mir im Innern heult und belfert wider
Den reinen Geist . . . . .

Ein Hauch der Wehmuth, der Entsagung ist vielleicht das, was am deutlichsten aus allen Liedern dieses Bandes ja aus allen Werken Fogazzaro's zu uns spricht. Von Miranda bis zu Daniele Cortis, von Il Mistero del Poeta, aus dem die Gedichte hier wieder abgedruckt sind, bis zu dieser Vision, überall ein Ton des Schmerzes ob dieses unvollkommenen, unvollendeten Menschendaseins. Am schönsten aber ist dieser Schmerz und ist der Muth, der ihn überwindet, in dem letzten Gedicht des Ultimo ciclo dem letzten des Bandes ausgedrückt: — Der Abend sinkt.

Der Abend sinkt, wie muthig
Ich war beim Frührothscheine,
Jetzt lieg' ich müde, blutig,
Am Boden hier alleine . . . .

Ich diente treu dem Höchsten,
Nun fleh' ich nur um Frieden,
Mit dem Gesicht nach Osten
Wär' gern ich jetzt geschieden . . .

Doch weil ich all' mein Herzblut
Noch nicht hab' hingegeben,
Soll ich noch aufrecht kämpfen,
Gehn aufrecht aus dem Leben.

Es sei, ich stehe, vorwärts!
Mein Herz, darfst bang nicht klopfen,
Schließ Ihm dich auf, vergieße
Des Lebens letzten Tropfen.

Auch hier muß man wiederholen, daß die deutsche Uebertragung immer nur einen blassen Begriff zu geben vermag von der Kraft und von der Schönheit des Originals. Fogazzaro's Sprache erscheint uns einfacher als das Italienisch Carducci's zum Beispiel, das oft von Latinismen geschwellt ist, dessen Satzbildungen Vergleiche, geschichtliche Reminiscenzen und Anspielungen beschweren. Manchmal, besonders in den schönen, kurzen Liedern aus Il mistero del poeta will uns die Schlichtheit der Sprache beinahe an deutsche Volkslieder oder an Heine gemahnen. Und Heine's: „Ich hab' im Traum geweinet“ liest sich in der Uebertragung Fogazzaro's so, als sei es von ihm selbst.

Wie seine Sprache ohne Prunk ist, ohne Scheinen, klar, edel und echt, so ist der ganze Mensch, ist der Dichter. Was er will und was er fühlt, sein Können, Glauben, das hält er sehr hoch, er ist sich einer hehren Mission vor

seinem Volke stolz bewußt. Aber die Zeiten überblickend, unsere heutige und frühere, weist er sich bescheiden in der Reihe der großen und der bleibenden Geister einen unscheinbaren Platz an und schaut sehnsüchtig aus nach einem Größeren, einem Messias der Weltlitteratur. Die Zeitungen berichteten jüngst von einem Vortrag, den Fogazzaro in Paris über: „Den Dichter der Zukunft" hielt. Er müsse groß sein wie Orpheus, wie Dante und werde kommen, die materiell gewordene Menschheit zurückzuführen in die reine Luft der Ideale. Charakteristischer fast als alles was er schrieb, erscheint es für Antonio Fogazzaro, daß er nicht an seinen eigenen Nachruhm denkt, daß, wo er das Wort vor der Menge ergreift, er nicht seine Verse vorliest, noch für das wirken will, was er erstrebt und glaubt und schofft; sondern daß er, der Idealist, es so ganz, so überall ist, um seines Herzens innerste Sehnsucht vor den fremden Pariser Hörern ausströmen zu lassen und sie zu begeistern, — nicht für sich, vielmehr für jenen Hehren und Größeren: für den Dichter, der kommen wird.

Hamburg.

Adalbert Meinhardt.

Die Berliner Jahresausstellung.

(Schluß.)

Es war zu Paris an einem schönen Aprilabend des Jahres 1896. Als ich bei Vian in der Rue Daunou erschien, um wie gewöhnlich mein schlichtes Diner dort einzunehmen, da flüsterte mir mein trefflicher Nährvater Monsieur Léon seltsame Kunde ins Ohr: drinnen in seinem Fremdenzimmerchen säßen einige Kompatrioten von mir, und ihm sei der Auftrag geworden, mir dies zu sagen. Ich trat ins Fremdenzimmer ein und fand drei deutsche Professoren und einen Geheimrath. Lauter ausgezeichnete Menschen, die nach Paris in der besten Absicht gekommen waren, um der Kunst zu Hause ein bischen auf die Beine zu helfen. Es waren: Gotthard Kuehl, Robert Diez, Georg Treu und Wilhelm von Seidlitz. Sämmtlich aus Dresden. Ein Maler, zwei Plastiker und ein Kunstpolitikus. Es waren die Männer, die die Dresdener Ausstellung des Jahres 1897 zu einer kunsthistorischen That ausgebaut haben. An jenem Abend, zwischen der Frühlingssuppe und den frischen Erdbeeren à la crême de Gervais, häufte sich eine Fülle künstlerischer und organisatorischer Anregungen: Es fielen mit begeisternder Entschiedenheit die Namen Constantin Meunier und Carriès, Jef Lambeaux und Charles van der Stappen. Die Ausstellung der Zukunft gewann ihre Physiognomie, indem in der Diskussion einer dem andern die stillen Gedanken herausholte. Mein Leblag hatte ich deutsche Professoren und Geheimräthe noch nicht so warm und gediegen über modernste Kunst reden hören! Ich hatte immer geglaubt, dieser Enthusiasmus für die Kunst des Auslandes sei das verfehmte Vorrecht von uns Outsidern des Kunstbemühens. Damals fürchtete ich nur, daß den guten Worten die gute That sehr schwer fallen würde; aber das nächste Jahr zeugte davon, daß die drei Professoren und der Geheimrath gehalten, was sie damals in Paris zwischen der Frühlingssuppe und den Erdbeeren à la crême de Gervais mit einigem Leichtsinn einander versprochen.

In jenen Gesprächen that sich durch umfassende Kenntnisse und die Feinheit der künstlerischen Empfindung Herr Treu, der Verwalter der königlich sächsischen Skulpturensammlung, ganz besonders hervor, diskret und unauffällig. Und nur feinetwegen habe ich die kleine Erinnerung aus meinen Pariser Kunstbummeleien hervorgeholt. Besuche im Dresdener Gipsmuseum haben mich darüber belehrt, daß sich in seltenem Maße bei ihm Erwägung und Werk decken. Aus dem Nichts hat er hier eine Schule moderner Plastik geschaffen, die nirgendwo ihres Gleichen hat; nicht um kunstgeschichtliche Feststellungen bloß handelt es sich da, vielmehr vorwiegend um eine künstlerische Geschmacksbildung: Durch Muster soll der Nachwuchs geleukt und erzogen werden. Und zu diesem Ende wird in Modellen fortdauernd das herbeigeschafft, was die Bildhauerkunst aller Kulturländer an Neuem und individuell Geartetem hervorbringt. Eine Leistung von ganz persönlichem Geschmack steckt in diesem Dresdener Gipsmuseum, und sie konnte nur verwirklicht werden, weil für die amtlichen Kunstkreise Sachsens schon längst nicht mehr Schule mit Schulmeisterei sich decken. Es ist eine merkwürdige Erscheinung: das politisch konservativste Land ist in der Kunstauffassung eines der freiesten, radikalsten: Die Wörmann, Treu, von Seidlitz, Lehrs haben der Regierung zu imponiren verstanden und lassen eine akademische Rückwärtserei nicht aufkommen. In Sachsen wäre eine Kunstkamarilla wie in Preußen undenkbar. Es ist mir ein besonderes Vergnügen, zu dem traurigen Nachtstück meines ersten Artikels hier ein licht-heiteres Gegenbild zu liefern.

Dresden also hat auf einem wichtigen Felde der bildenden Kunst für Deutschland eine außerordentliche Pionierarbeit geleistet: Es hat die belgischen Bildhauerschulen ins Land gelassen. Man mußte schon nach Belgien gehen, um zu erfahren, was dort gearbeitet werde. Selbst in Paris und in München sah man nur Stückwerk, Zusammenhangloses aus dieser neuen Blüthezeit europäischer Plastik. Der stärkste und stilvollste belgische Bildhauer, der sich in keine der drei großen Gruppen — Klassiker, Vlamen, Wallonen — hineinbringen läßt, Konstantin Meunier, ein Nachfahr Millet'scher Naturanschauung, der das Volk des Berges und des Ackers ringend in heißer Arbeit schildert und so klassisch wirkt wie nur irgend ein großer Meister der Antike und der Renaissance, — Meunier also hat seine Weltwirkungen nicht vom Brüsseler Boden aus angetreten; er ist in Bings modernem Kunstheim, dem „Art nouveau", ganz plötzlich als eine Macht aufgetaucht. Die Mission der belgischen Gesammtplastik aber wurde in Dresden entdeckt.

Dieser Dresdener Ausstellung haben wir in Berlin jetzt den Besuch Charles van der Stappens zu verdanken. Direktor der Brüsseler Akademie und der Schule für die dekorativen Künste, gilt er heute als der Führer der belgischen Plastiker. Er ist zwar nicht die originellste, wohl aber die geschickteste und vielseitigste Kraft unter ihnen. Man rechnet ihn unter die „Klassiker", insofern als er sich an der Neubelebung des klassischen Geistes betheiligt, als er sich an der Antike nicht nur, sondern auch an der großen Renaissancekunst Italiens (an dem Florentiner Donatello) und Germaniens (an dem Vlamen Claus Sluter) gebildet hat. Allein jene fachmäßige Dreitheilung, die der feine Olivier Georges Destrée in seinem gediegenen Quellenwerke „Die Wiedergeburt der belgischen Bildhauerkunst" (in der englischen Monographiensammlung „The Portfolio", Nummer 23) durchführt, ist einigermaßen äußerlich und hält darum, wenn man die innere Form und den Geist der Werke prüft, nicht völlig Stich. Die „Klassizität" van der Stappens hat ganz gewiß auch etwas von dem ernsten nationalen Charakter der vlämischen Plastik und vom stürmischen Sinne der Wallonen. Der Wallone Meunier, den man, wie gesagt, gewöhnlich als besonderen Posten für sich betrachtet, hat bei allem Temperament des Schaffens doch wiederum die heitere Ruhe des Vlamen. Der grandiose Vlame Jef Lambeaux seinerseits, der Schöpfer der berühmten „Trunkenheit" und des heiß-sinnlichen „Kusses", hat eine Leidenschaft, die ihn über eine provinzielle Eintheilung weit hinaushebt. Bedeutet klassischer Stil soviel wie die Wahrkunst, die über sich selbst zur Klarheit und Meisterschaft gelangt ist, so sind van der Stappen wie Lambeaux wie Meunier Klassiker und Stilisten. (Die rein formalen Ausgangspunkte bedeuten da nicht viel; eine jegliche Begabung hat von anderen Meistern lernen müssen.) Den Unterschied bewirkt allein die Verschiedenheit der künstlerischen Temperamente.

Die wahre Schule von allen dreien ist die Natur gewesen. Der „Klassiker“ van der Stappen hat nicht, wie ganze Künstlergenerationen vor ihm, sein Heil in der Nachahmung der alten Meister gefunden, in der Nachahmung einer äußerlichen Linienführung, der Gesichtsprofile, der Gesten, des Faltenwurfes; er hat versucht, zu erkennen, wie die alten Meister die Natur angeschaut haben. Da und dort weist noch ein heroischer Zug, eine posierende Haltung, die Neigung, Attribute und Symbole anzubringen, das Modell zu einem Typus zu erheben, auf die Ursprünge seiner Kunstübung hin. Meunier und Lambeaux haben gewiß naiver die Natur zu studieren begonnen, und intimer wirkt darum auch ihre Kunst als die etwas kühle Art dieses Kultursendlings van der Stappen. Dafür aber hat sich van der Stappen wiederum rascher und gefälliger auf die Herkunft und den Zweck aller Kunst besonnen: Ein Schmuck zu sein im Leben der Menschen. Ihm ist die Wiedergeburt der dekorativen Künste in Belgien zu danken. Und er selbst hat seine Vaterstadt Brüssel mit vielen unvergänglichen Werken der dekorativen Plastik geschmückt, indem er sie den blendenden Architekturen des Alhambratheaters, der Musikschule, des „Passage des Postes“, der Kunstakademie und vieler Privathäuser einfügte oder jenen unvergleichlichen Plan zur Dekoration des botanischen Gartens mit Statuen und Statuetten entwarf, wozu er die Künstler des ganzen Landes entbot. Wird die Siegesallee in Berlin nur ein Museum brandenburgischer Geschichte, so wird der Brüsseler Stadtpark ein Denkmal europäischer Kunstkultur werden. Die dekorativen Leistungen zeigten van der Stappen in allen Sätteln der Form gerecht: Von der einfachsten Karyatide bis zur großen allegorischen oder symbolistischen Komposition, vom Genrestückchen bis zur imponirenden Monumentenkunst. Ihm ferner war es gegönnt, die Elfenbeintechnik neu zu beleben und zu heben; die reichen Elfenbeinfunde am Congo und ihre ebenso reichliche Vertheilung durch König Leopold haben eine kleine Revolution in der Kunst Belgiens hervorgerufen: Für die Plastiker lag es nahe, hier zu profitiren. Aber auch in den Geist der belgischen Malerei, und nicht bloß der dekorativen, zog der feine, bleiche Glanz des Elfenbeins ein. Man denke nur an die fahlen, rätselhaften Amazonen und an die weißen ragenden, fragenden Sphinxgestalten Fernand Khnopffs. Auch van der Stappen verwendet die Elfenbeintechnik, der er ein in Silber modellirtes dekoratives Beiwerk (Helm, Brustpanzer, Waffen) zu gesellen liebt, zur Darstellung der auch seelisch aus feinstem Material geschnitzten Weibnatur. Erweckte Glaubensheldinnen, zum Märtyrertod bereit, mit den Attributen des Gottesschwertes und der Dornenkrone; die Mystikerin, die zu Leiden und Schweigen verdammt, resignirt die Hand zum Munde bewegt, zum Zeichen dessen, daß sie unnahbar, „unquestionable“ sei.

Hier und in den rein kunstgewerblichen Leistungen, wie in den silberbronzenen Tafelaufsätzen für das Brüsseler Rathhaus, deren Motive einerseits aus der Legendengeschichte oder dem gewerblichen Leben der Stadt geholt sind, andererseits Natursymbole bieten, oder in den genrehaften Reliefs, der Personifizirung der „Quelle“ oder den „Wäscherinnen“, Reliefs, die dazu geschaffen sind, in die Wände eines bürgerlichen Festsales eingelassen zu werden, zeigt sich van der Stappens Fähigkeit, das Leben ganz unmittelbar zu ergreifen. Die Figuren existiren; sie athmen, sie sind in Thätigkeit und Bewegung: das Mädchen, das Wasser schöpft, die Dirnen, die die Wäsche kneten; die Ciseleure, Schwertfeger, Schmiede, die Schreiber, Weber, Stickerinnen, die sammt und sonders eifrig und der Welt vergessend in ihr Geschäft vertieft sind, wurden frei nach der Natur gestaltet. Nicht die akademisch richtige, sondern die Linie des Lebens hat man an diesen Gestalten zu bewundern, eine Linie, in deren ganzen Führung auch nicht ein toter Punkt sich aufweisen läßt. Oft steigert sich die Bewegung zu stürmischer Leidenschaft: Wie hier das Weib den Mann jagt, wie dort ein Bote der Finsterniß in den Abgrund taumelt, wie dort wieder ein Ritter sich auf einen Lindwurm stürzt, oder Knaben nach wilden Schwänen und Pfauen jagen, das ist so impulsiv und sehnig ausgedrückt, daß man an die Kraft und die Energie der alten Vollblutvlamen, z. B. des Rubens, sich erinnert fühlt.

Im Leben dieses Künstlers der Bourgeoisie, der uns zugleich als ihr feinster und witzigster Porträtist gilt, hat das Auftreten Meuniers eine wichtige Rolle gespielt. Er fand, daß die Plastik fähig sei, noch ganz andere Gefühlswerthe auszudrücken, als die rein optimistische Anschauung der Wirklichkeit sie ihm leisten konnte. Hatte er früher die Thätigkeit der Zünfte gefeiert, so betrachtete er jetzt den stumpfen, sklavenhaften Arbeitstrieb der Letzten und Aermsten, den Kampf ums Brod und ums körperliche Leben. Seine Gruppe „Die Städteerbauer“ — zwei Männer, die nach der Anstrengung des halben Tages auf den Steinen zusammengesunken sind, als wollten sie den Schlaf des Todes schlafen, Gestalten von ungeheurem Knochenbau, einer riesigen Muskulatur, einem erschütternd stumpfen Gesichtsausdruck — treibt ins Große den schweren, elegischen Rhythmus des Meunierwerkes. Und das Hochrelief der Gruppenarbeiter, die mit Gefahr des eigenen Lebens den verunglückten Kameraden ans Licht des Tages heben und ihn der Frau entgegentragen, es hat etwas von dem stummen Leidenszug der robusteren, mehr individualisirenden Meunier'schen Art. Dieses, wenn man will, demokratische Kunstgefühl bleibt fortan dem van der Stappen; es drückt sich auch in den mehr genrehaften Stücken wie in der Aehrenleserin, der Feldarbeiterin, der Wasserträgerin aus. Aber im Gegensatz zu Meunier's ruhiger Seele auch hier die Beweglichkeit.

Als Charles van der Stappen jung war, herrschte ein klassisches Ideal; nun da er altert, hat sich die belgische Plastik zu einer poetischen nature naturelle, zu einer formvollendeten Erfassung schlicht-menschlicher Lebensschichten durchgerungen. Meister van der Stappen mag uns als ein Typus dieser für das gesammte Kulturleben Belgiens so unendlich wichtigen Entwickelung gelten. Der unverwüstlichen Bildnerkraft des alten vlämisch-wallonischen Stammes voll, durfte Destrée an die Spitze seiner Historie die Worte de Costers setzen:

„Car Flandre peut dormir, mais mourir jamais.“

Belgiens Kunst ist erwacht und fängt an, die Bildnerei aller Völker munter zu machen.

Julius Elias.

Gegen die Junker und für die Handelsverträge. Ein Mahnwort an die Reichstagswähler von Heinrich Nicolai. Berlin 1896 Rosenbaum & Hardt. Preis 50 Pf.

Diese kleine Broschüre von 32 Seiten faßt knapp, eindringlich und in durchaus populärer Schreibweise die Gründe zusammen, die gegen die den Handelsverträgen feindliche Politik des Bundes der Landwirthe und der Junker geltend gemacht werden können. Für die jetzigen Wahlkämpfe ist die Schrift ein zweckmäßiges und der Empfehlung werthes Agitationsmittel. Bei dem Bezug größerer Parthien tritt eine wesentliche Preisermäßigung ein.

—n.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 37. Berlin, den 11. Juni 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Graf von Posadowsky hat sich veranlaßt gefunden, an einen „notablen Politiker“ einen Brief über die Wahlen zu schreiben, und dieser unbekannte „notable Politiker“ hat — natürlich mit Zustimmung des Briefschreibers — dessen Expectoration der Oeffentlichkeit übergeben.

Hier hätten wir also das Wahlprogramm der Regierung, oder wenigstens eines Mitgliedes der Reichsregierung. Graf von Posadowsky seinerseits muß sich aber wohl berufen fühlen, im Namen der Reichsregierung zu sprechen, denn sonst hätte er nicht den Versuch machen können, die Wahlen durch sein Schreiben öffentlich beeinflussen zu wollen.

Daß dies ein Versuch mit untauglichen Mitteln war, ist eine Sache für sich, und ob Graf von Posadowsky berechtigt war, durch sein Schreiben die Reichsregierung zu engagiren, das gleichfalls ist eine Sache für sich; — doch ist das keine überraschende Erscheinung, denn Graf von Posadowsky hat schon häufiger als einmal eine Haltung anzunehmen versucht, die besagt: die Reichsregierung bin ich; oder vielleicht wollte er nur sagen: die Reichsregierung werde ich in Kurzem sein; darauf möchte ich die deutsche Bevölkerung aufmerksam machen.

Diese Aufmerksamkeit ist dem Grafen von Posadowsky gebührend entgegengebracht worden; daß ihm Vertrauen zugleich entgegengebracht wird, kann man dagegen durchaus nicht behaupten. Das Urtheil über ihn geht bisher dahin: sehr eifrig, sehr betriebsam; aber die charaktervolle Einheit in seiner Politik zu entdecken, ist bisher nicht gelungen, da er es verstanden hat, seine Geschicklichkeit den Caprivi'schen Handelsverträgen und neuerdings kokettirend den agrarischen Wünschen zur Verfügung zu stellen, bis er sogar dazu gelangte, die Abschaffung eines deutschen Wollzolles zu bedauern, den die Weisheit der deutschen Gesetzgeber zum Segen unserer Industrie glücklicherweise niemals eingeführt hatte.

Der Politik des Grafen Posadowsky fehlt der feste, kraftvolle Schritt; der Staatssekretär im Reichsamt des Innern tastet sich vorwärts und das Bemerkenswertheste ist die Geschicklichkeit mit der er die schwankende Richtung seines Marsches im Dunkel zu lassen sich bemüht. Man kann von seinen Absichten sagen: Was gewisses weiß man nicht. Das genügt aber, um einem Mann das Vertrauen zu rauben, der ein überaus wohlwollender Diplomat, auch gegenüber der staatsgefährlichen Brutalität des Bundes der Landwirthe bleibt. Ob er der Ihre ist, mag zweifelhaft sein; aber unzweifelhaft ist, daß er niemals die offene Kraft entwickelt hat, die nothwendig wäre, um nicht aus politischer — Klugheit unter dem Terrorismus des Bundes der Ihre zu werden. Posadowsky ist Miquel der Jüngere; ob mit der feinen und zurückhaltenden Berechnung des Alten begabt, das ist hingegen durchaus zweifelhaft.

Der Brief über die Reichstagswahlen ist zwar ganz Miquelscher Geist, aber doch nur Miquelscher Geist in starker Verdünnung.

Graf Posadowsky sagt: Die Hauptsache ist der Kampf gegen die Sozialdemokratie:

„Wer unser Vaterland vor schweren inneren Erschütterungen bewahren will, sollte deshalb seine politischen Neigungen und Abneigungen der vornehmsten politischen Pflicht unterordnen: der geschlossenen Frontstellung gegen den revolutionären Sozialismus.“

Um zu dieser Folgerung zu gelangen, braucht Herr Graf von Posadowsky die 23 ersten Zeilen seines Briefes, und dann widmet er weitere 22 Zeilen den positiven gesetzgeberischen Aufgaben, die zu erfüllen bleiben.

Die Regierung muß im neuen Reichstag einen festen Rückhalt haben für die „Vorbereitung und Entscheidung der

schwierigen Frage des internationalen Wettbewerbs"; der Reichstag muß entschlossen sein,

„die Lage der heimischen Produktion, und zwar besonders der durch die moderne Entwickelung unzweifelhaft am meisten gefährdeten Erwerbsstände, der Landwirthschaft und der Mittelklassen, einer vorurtheilsfreien, durch Lehrmeinungen und politische Rücksichten nicht beeinflußten Prüfung zu unterziehen."

Und der Reichstag muß schließlich „der formalen Verbesserung und des weiteren sachlichen Ausbaus der Arbeiter-Versicherung" sich unbedingt widmen.

Da hat man ein Schema der Weltbeglückung, wie es vollkommener ein Bezirksvereinsredner vor 25 Zuhörern nicht entwickeln konnte: Beglückung von Handel und Industrie durch Handelsverträge; Beglückung der gefährdeten Landwirthschaft und der Mittelklassen; Beglückung der Arbeiter. Und nachdem so alle Klassen und Stände ihre Berücksichtigung erfahren haben, ist der Gesammtgehalt des Briefes in den tiefernsten Satz zusammengefaßt:

„Zum Wohle aller Klassen der Bevölkerung muß der nächste Reichstag eine sichere Mehrheit aufweisen."

Als Staatsminister kann man sich augenscheinlich nicht diplomatischer ausdrücken, und man kann auch nicht verbindlicher sein gegen alle Parteien, ausgenommen die Sozialdemokraten. Höchstens ist die Abweisung der „Lehrmeinungen" etwas herbe, aber sie entspricht durchaus dem Ton der bündlerischen Presse. Theorie heißt bei den Bündlern Alles, was auf Grund umfassender Kenntniß und Erfahrungen dem engsten agrarischen Egoismus entgegengehalten wird. Einen Abglanz dieser Anschauungen spiegelt der Brief des Grafen Posadowsky wieder.

Die Aufnahme, die das Schreiben in der Presse gefunden hat, bringen zwei Erörterungen hinlänglich zur Anschauung.

Die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirthe, ist von dem Brief sehr befriedigt; denn so sagt das Blatt:

„Eine vorurtheilsfreie Prüfung muß zur Annahme der Mittel führen, welche der Bund der Landwirthe vorgeschlagen hat, und wir erblicken in dem Briefe ein werthvolles Zeichen dafür, daß die Regierung mit uns dem gleichen Ziele zustrebt."

Und die gewiß nicht radikale „Kölnische Zeitung" schreibt:

„Wir vermissen mit Bedauern jedes Wort der Abwehr gegenüber den agrarischen Ausschreitungen. Da also in Regierungskreisen schwerlich ein zuverlässiger Widerstand gegen die agrarische Gefahr vorhanden ist, so werden die Wähler gut thun, das Gutachten des Grafen Posadowsky selbständig dahin zu erweitern, daß es Sache des Bürgerthums ist, bei den Wahlen dafür zu sorgen, daß das wirthschaftliche Leben des deutschen Volkes vor den abenteuerlichen Plänen begehrlicher Junker bewahrt bleibt."

Das sind die zwei Melodien, die sich überall wiederfinden, entweder in der Presse der Linken oder der Rechten.

Die übele Beurtheilung, die der Brief des Grafen von Posadowsky selbst in ganz gemäßigten nationalliberalen Blättern erfahren hat, war der Regierung augenscheinlich unbequem, und das Schreiben an den notablen Politiker erhielt daher bereits eine Interpretation in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung". Diese Interpretation läuft darauf hinaus, daß man nichts weiter zu thun hat, als die alle Welt beglückende „Mittellinie" zu suchen und zu finden; das sei das Programm der Regierung und das Programm im Schreiben des Grafen von Posadowsky. Aber, so fügt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hinzu, „damit bringt das Schreiben keineswegs irgend etwas Neues" — und das ist unbedingt richtig. Neu an dem Schreiben sind nicht seine Gedanken, sondern es ist nur neu, daß einer der höchsten Beamten des Reiches öffentlich solche — „Gedanken" ausspricht.

Daß diese Wiederaufnahme der verunglückten Politik einer nebelhaften Sammlung auf Grund eines nebelhaften Programmes die Wahlen noch ungünstig von — unserem Standpunkt aus — beeinflussen kann, halten wir für ganz ausgeschlossen. Es ist weit eher zu hoffen, daß das Bürgerthum nunmehr immer klarer die Lage erfaßt. Wie die Posadowsky'sche Beglückung Deutschlands aussehen wird, weiß Niemand; aber die Sicherheit, daß die künftige Beglückung Deutschlands eine agrarische nicht sein wird, liegt allein in der Schaffung eines zukünftigen Reichstages, über den der Bund der Landwirthe Macht nicht hat.

Der Bund der Landwirthe hat an seine Mitglieder Thomasmehl verkauft, und der Bund veranlaßte die Fabriken, von denen er das Thomasmehl bezog, den bündlerischen Abnehmern einen Preisaufschlag in Rechnung zu stellen, der dann in die Bundeskasse floß. Man hat die Frage aufgeworfen, ob dieses Verfahren nicht strafrechtlich zu fassen sei. Wenn eine liberale Bezugsgenossenschaft nach diesen Grundsätzen gehandelt hätte, so ist uns die Antwort nicht zweifelhaft, die die Bündler geben würden. Aber die Frage der strafrechtlichen Verantwortung ist untergeordnet gegenüber zwei anderen Thatsachen. Der Bund der Landwirthe, der das Wohlergehen der Landwirthschaft in sein papiernes Programm geschrieben hat, hilft seinen Bundesgenossen, indem er ihnen nicht Thomasmehl möglichst billig zuführt, sondern indem er zu dem Artikel einen Aufschlag erhebt. Und die Bundesvorsitzenden leugnen überdies diese Thatsache, bis sie erhärtet ist. Auch das ist freilich nicht überraschend, denn Herr v. Ploetz leugnete auch seine Spekulationen an der Börse bis sie bewiesen waren.

Offensichtlich ist der Kampf zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten jetzt in ein entscheidendes Stadium getreten. Es scheint, daß die Amerikaner mit Hilfe der Aufständischen die spanische Herrschaft auf den Philippinen nunmehr ernstlich erschüttert haben und die Amerikaner sind vor Santiago auf Cuba gleichfalls in siegreichem Fortschreiten.

Die Versenkung der Merrimac stellt sich nach neueren Nachrichten als eine heroische amerikanische That heraus. Das Schiff wurde von der amerikanischen Besatzung selbst gesprengt, um so den Hafen zu sperren und der spanischen Flotte das Auslaufen und Entkommen unmöglich zu machen. Aber auch die spanischen Befestigungen in Santiago scheinen unter dem Feuer der Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten schwer gelitten zu haben.

Wir freuen uns dieser Fortschritte der Vereinigten Staaten; denn wie schwierig und dornenvoll die Aufgabe bleibt, es sind jetzt doch die ersten ernsten Schritte zur einzig möglichen und wünschenwerten Beendigung des Kampfes gemacht: — zum Siege der Vereinigten Staaten.

Es steht heute fest, daß die Presse der Vereinigten Staaten ganz absichtsvoll durch die ihr zugegangenen Berichte über die Stimmung in Deutschland irregeführt worden ist. Man suchte von London aus in den Vereinigten Staaten die Ueberzeugung zu erregen, daß man in Deutschland sich unbedingt auf spanische Seite gestellt habe. Das ist grundfalsch. Spanien hat in Deutschland gar keine Sympathien gefunden. Man hatte eine platonische Anerkennung für die Haltung der augenblicklichen spanischen Regierung; aber man sah zugleich in dem Schicksal Spaniens das historisch nothwendige Ergebniß einer Mißregierung von Jahrhunderten. Darüber war die politische Welt einig; weniger einig war man freilich darüber, ob die Vereinigten Staaten zweckmäßig gehandelt haben.

Aber auch die Entscheidung hierüber lautet — wie wir meinen — in politischen Kreisen ganz überwiegend so, wie sie Dr. Ludwig Bamberger, L. von Bar, und der Herausgeber dieser Zeitschrift in Briefen an die treffliche internationale Revue „Cosmopolis" formulirt haben. Dr. Barth schrieb der genannten Monatsschrift:

„Geschichtliche Liquidationsprozesse pflegen sich nicht nach den Regeln des formalen Rechts zu vollziehen. Das haben wir Deutsche 1864 und 1866 erlebt und — in überwältigender Mehrheit gebilligt. Mir fehlt das Verständniß für jene politische Sentimentalität, die in dem spanisch-amerikanischen Konflikt Sympathien für ein Land producirt, das sich gänzlich unfähig erwiesen hat, mit den Hilfsmitteln der Civilisation seine schönste und reichste Kolonie festzuhalten. Spanien

hat meines Erachtens sein Recht auf Kuba durch fortgesetzte Grausamkeit und Ausbeutung verwirkt. Wenn die Vereinigten Staaten sich jetzt zum Vollstrecker einer historischen Nothwendigkeit machen, so mag man ihre Legitimation dazu bestreiten; man mag auch — wie ich es thue — bezweifeln, ob es weise war, sich in einen Krieg einzulassen, bei dem die amerikanische Union auch im Falle eines vollständigen Sieges nicht viel gewinnen kann, dagegen sicher viel verlieren wird; aber es läßt sich unmöglich verkennen, daß die Union in diesem Konflikt nicht nur die gesundere Kraft, sondern auch die gesunde Idee repräsentirt. Wenn jemand einen Seuchenherd desinfizirt, ohne dazu die polizeiliche Erlaubniß eingeholt zu haben, so begeht er vielleicht einen Hausfriedensbruch, aber er macht sich nichtsdestoweniger um die Allgemeinheit verdient. Meine Sympathien sind, nachdem der Krieg einmal da ist, durchaus auf Seiten der Vereinigten Staaten von Amerika."

Man muß zugleich feststellen, daß unsere Regierung mit der Zurückhaltung, die für sie in internationalen Fragen geboten ist, sich doch durchaus loyal zu den Vereinigten Staaten gestellt hat. Das zeigt die Thronrede, mit der der Reichstag geschlossen wurde, und das zeigt ein offiziöses Kommuniqué der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", in dem es, unter Betonung unserer „strikten, vollkommenen und loyalen Neutralität", alsdann heißt:

„Die kaiserliche Politik hat Anspruch auf das Vertrauen, daß sie die mehr als hundertjährige Freundschaft zu dem Staatswesen, in dem Millionen deutscher Landsleute eine zweite Heimath gefunden haben, nicht ohne zwingende Gründe stören lassen wird."

Es ist heute nicht mehr zweifelhaft, daß eine solche Störung durch eine Irreführung der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten versucht wird, und es scheint, daß diejenigen, die sich einer solchen Aufgabe widmen, für England zu arbeiten wähnen. Je isolirter sich die Vereinigten Staaten fühlen, um so enger werden sie sich an England anschließen. Diese Absichten sind deutlich; aber da Amerika nicht nur von England mit Nachrichten versorgt wird, so hat diese kurzsichtige Berechnung eine sehr schwache Stelle.

* * *

Eine neue Wahlfrage.

Es ist trotz aller Ableugnungen nicht unwahrscheinlich, daß während der nächsten Reichstagsperiode ernstliche Versuche zur Abänderung des Wahlrechts werden unternommen werden, sofern nur die Zusammensetzung des Reichstags dafür einigermaßen verheißungsvoll erscheint. Ein neuerdings von einer nicht einflußlosen Persönlichkeit empfohlenes Projekt besteht in der Verwandlung der geheimen Wahl in eine öffentliche, wobei das allgemeine und gleiche Wahlrecht im Uebrigen völlig unangetastet bleiben soll. Dafür sind schon öfter Gründe angeführt, welche in unserer nüchternen, nur allzu sehr, wie man sagt, egoistischen und materiellen Zwecken hingegebenen Zeit mit einem idealen Schimmer umgeben erscheinen.

Der Mann, so behauptet man, der politische Rechte ausüben soll, muß auch den Muth besitzen, seine politische Ueberzeugung offen zu bekennen. Die geheime Wahl ist eines freien Volkes, das Niemand, wie ein bekannter Ausspruch lautet, fürchtet als Gott, geradezu unwürdig. Durch die öffentliche Abstimmung wird das Recht zu wählen nicht beschränkt, vielmehr moralisch gehoben. Man kann auch hinzufügen, daß während die geheime Wahl der politischen Treulosigkeit und Heuchelei günstig sei, die öffentliche Wahl die politische Ehrlichkeit fördere, und der politische Scharfsinn wird vielleicht noch andere Gründe zu finden wissen.

Aber es gibt Ideale, die eine recht böse reale Kehrseite haben, und zu diesen gehört gerade die Oeffentlichkeit der Abstimmung bei Wahlen irgend welcher Art. Es ist doch merkwürdig, daß in so vielen Statuten nicht nur von Vereinen, sondern auch von öffentlichen Korporationen die geheime, durch Stimmzettel erfolgende Wahl vorgeschrieben ist. Man trägt eben der Schwäche der menschlichen Natur Rechnung; man will die persönlichen, die Nebenrücksichten möglichst unschädlich machen und man fürchtet die Zerwürfnisse und Feindschaften, die aus öffentlicher Abstimmung gerade bei Wahlen hervorgehen können. Und wie viele sind es denn genau betrachtet, die überall da, wo es in der That moralisch empfehlenswerth wäre, ihre Ueberzeugung voll zu vertreten den Muth haben? Allerdings wer in der angenehmen Lage ist, dieselbe Ueberzeugung zu hegen, welche von einer anwesenden größeren Menge getheilt wird, pflegt mit seiner Meinung nicht zurückzuhalten und gelegentlich die bekannte Opferwilligkeit zu betheuern. Aber in einem berühmten neuern Drama bleibt die mehreren recht duell-lustigen Personen gestellte Frage, ob sie schon einmal im Leben in wichtigen Dingen eine eigene Meinung gegen Mehrere zu vertreten den Muth gehabt haben, ohne Antwort, und noch unzählige Male bestätigt sich in den mannigfachsten Verhältnissen das Wort des größten Menschenkenners aller Zeiten: „Ehe der Hahn kräht, wirst Du mich dreimal verleugnen."

Wenn ferner in der geheimen Abstimmung etwas Unwürdiges liegen soll, wie vereint es sich damit, daß z. B. die Richter nach unserem deutschen Gesetze nicht-öffentlich abstimmen, daß die Abstimmungen der Staatsminister der Oeffentlichkeit entzogen sind, ja, daß dasselbe von den Berathungen und Abstimmungen des Bundesraths gilt?

Die Behauptung, daß die geheime Reichstagswahl des deutschen Volkes unwürdig sei, kommt also auf nichts Anderes heraus als auf eine Phrase, nur geeignet, dasjenige zu verdecken, was mit der Einführung öffentlicher Wahlabstimmung allerdings erreicht werden könnte. Wenn schon gegenwärtig die Reichstagsakten manche erbauliche Geschichten von Wahlbeeinflussungen und insbesondere auch von allerlei Schlichen enthalten, bestimmt, das Wahlgeheimniß illusorisch zu machen, so kann man sich denken, wie eine nicht geringe Anzahl ostelbischer Grundbesitzer und auch souverän schaltender Fabrikbarone zu verfahren geneigt sein würde; aber auch wo thatsächlich von Kündigungen, Boykottirungen und Maßregelungen keine Rede wäre, würde der Glaube, daß man der Chikane, der Feindschaft ausgesetzt sei, bei Arbeitern und kleinen Gewerbetreibenden, überhaupt bei allen Personen in nicht sorgenfreier, abhängiger Stellung überhand nehmen.

Das Gefühl eines allgemeinen Druckes würde auf einem großen Theil der Bevölkerung lasten. Welche Unsumme von Bitterkeit und Haß in den Kreisen der sogenannten kleinen Leute sich ansammeln würde, ist schwer zu ermessen; denn das Gefühl gegen die Ueberzeugung stimmen zu müssen, wird als Demüthigung und Erniedrigung empfunden, und man ist andererseits geneigt, Diejenigen zu verachten, von denen man weiß, daß sie gegen ihre innere Ueberzeugung handeln und stimmen. Das gesammte Wahlergebniß aber würde endlich von vornherein den Stempel völliger Unzuverlässigkeit tragen, und kämen einmal Zeiten bedenklicher Aufregung, so würde andererseits die öffentliche Abstimmung zu einem Instrumente der Einschüchterung gegenüber den Anhängern gemäßigter Parteien sich wandeln.

Die öffentliche Reichstagswahl würde nicht nur, wie eine direkte Beschränkung des Wahlrechts, politisch gefährlich und verwerflich sein; sie würde eine moralische Korruption bedeuten.

Man wende nicht ein, daß ja bei den preußischen Landtags-Wahlen die Stimmen öffentlich abgegeben werden. Das eigenthümliche, verzopfte und veraltete Verfahren der preußischen Landtags-Wahlen wird in den Kreisen der sogenannten kleinen Leute als ein solches angesehen, das ihre Interessen reell kaum berührt; ihr Wahlrecht fällt dabei auch weit weniger ins Gewicht als bei den Reichstagswahlen, und die Sozialdemokratie hat aus diesem Grunde auch bis jetzt an den Wahlen für den preußischen Landtag sich nicht betheiligt.

Zweckmäßig aber erscheint es, in der gegenwärtigen Wahlbewegung an Kandidaten, welche nicht entschieden und

zweifellos liberal sind, die besondere Frage zu richten, ob sie auch die geheime Wahl für den Reichstag aufrechterhalten wollen. Man kann, da dem Wortlaute nach auch bei Einführung öffentlicher Wahl das Wahlrecht unangetastet bleibt, eine allgemein gehaltene Frage über Aufrechterhaltung des bisherigen Wahlrechtes möglicher Weise bejahend beantworten, dabei aber sich vorbehalten, demnächst für die Einführung öffentlicher Wahlen zu stimmen.

L. v. Bar.

Zwei Gesetzentwürfe.

Die schweren Verlegenheiten, in welche eine in der Provinz Pommern gegründete Gesellschaft zur Ausgabe von Hypothekenbriefen gerathen ist, hat anscheinend den letzten äußeren Anlaß gegeben, daß die Staatsregierung gleichzeitig mit zwei Gesetzentwürfen hervortritt, die sie im „Reichsanzeiger“ veröffentlicht, und die der Presse gewissermaßen als Ferienarbeit dienen können, nachdem die parlamentarischen Körperschaften ihr keine Aufgabe mehr stellen.

Aus Anlaß der Zahlungsstockungen, in welche die erwähnte Stettiner Gesellschaft gerathen ist, haben sich zwei Wahrheiten herausgestellt: 1. Personalgenossenschaften sind eine schlechthin unangemessene Form als Träger des Realkredits; 2. die Ueberwindung der Schwierigkeiten, in welche jene Genossenschaft gerathen ist, wird dadurch wesentlich erschwert, daß die Gesammtheit der Hypothekenbesitzer nicht ein Kollegium bildet, in welchem eine Mehrheit Beschlüsse fassen kann, durch welche die Minderheit gebunden wird.

Aus der Erkenntniß dieser beiden Wahrheiten sind zwei Gesetzentwürfe hervorgegangen. Der erste ist ein Hypothekenbankgesetz. Unter den vielen Bestimmungen desselben ist eine der wichtigsten der § 2, welcher vorschreibt, daß offnen Handelsgesellschaften, Kommanditgesellschaften, eingetragenen Genossenschaften und einzelnen Personen der Betrieb des Hypothekenbankgeschäfts untersagt ist. Es werden also in Zukunft nur Aktiengesellschaften, Aktienkommanditgesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung ein solches Geschäft betreiben können.

Daß eine solche Vorschrift verständig ist, liegt auf der Hand. Hypothekenbanken machen Geschäfte auf sehr lange Zeit; sie bedürfen darum der Kapitalien, die auf sehr lange Zeit sicher gestellt sind. Und diese Sicherstellung kann kein Privatmann, keine offene Handelsgesellschaft und keine eingetragene Genossenschaft bieten, aus welcher der Rücktritt nach kurzer Kündigung Jedem offen stehen muß.

Wie es möglich gewesen ist, daß die Regierung einer eingetragenen Genossenschaft die Befugniß zur Ausgabe von Hypothekenbriefen verlieh, die sie ihr nach dem Gesetze sehr wohl hätte verweigern können, wie es möglich war, daß die Regierung für diese Gesellschaft einen Staatskommissarius bestellte, und daß dieser Staatskommissarius aan dem, was geschah, so wenig gesehen und gehört hat, ist schwer zu ergründen; wahrscheinlich wird die Regierung mit dem Geständnisse nicht zurückhalten, daß alles in einem unbewachten Augenblicke geschehen sei, und wir müssen uns bei diesem Geständnisse beruhigen, da ja Garantie gegen die Wiederkehr solcher Fehler geboten wird.

War nun einmal der Anlaß gegeben, das Hypothekenbankwesen gesetzlich und zwar gemeinsam für ganz Deutschland zu regeln, so boten sich eine ganze Fülle von Bestimmungen dar, die zweckmäßig getroffen werden konnten. Es liegen hinsichtlich der Hypothekenbanken jetzt dreißigjährige Erfahrungen vor und diese sind benutzt worden. Auf eine Kritik der Einzelheiten einzugehen, liegt nicht in meiner Absicht. Der Gesammteindruck des Entwurfs ist der, daß hier ein nützliches Gesetz vorgeschlagen wird, das manchen Zweifel löst und manches Bedenken aus dem Wege räumt.

Die zweite der oben hervorgehobenen Wahrheiten hat zu einem anderen Gesetzentwurf geführt, der den Titel führt: „betreffend die gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen“. Dieser Titel ist ungenau; ein Theil der Presse hat ihn zu verbessern gesucht, indem statt „Schuldverschreibungen“ gesagt wurde: „Obligationen“ Man kommt damit auch nicht recht weiter; unserer Rechtsprache fehlt das zutreffende Wort.

Als die Staaten begannen, Schulden im Großen zu machen, als der Schuldner aufhörte, dem Gläubiger gegenüber der bescheidene und gedrückte Mann zu sein, als der Schuldner dem Gläubiger die Bedingungen diktirte, unter denen er Geld von ihm annehmen wollte, da wurde eine ganz neue Rechtsform geschaffen: das auf den Inhaber lautende Rentenpapier. Und diese vom Staate zuerst erfundene Rechtsform wurde von Gemeinden, Korporationen, Privaten nachgeahmt. Nur auf Schuldverschreibungen dieser Art bezieht sich das Gesetz, nur auf solche Fälle, in denen eine einzige große Schuld von vornherein in eine Anzahl von Theilposten zerlegt wird.

Es sind Fälle vorgekommen, in denen die Gläubiger einen Theil ihrer Forderungen stunden oder erlassen mußten, um den Rest zu retten, und solche Fälle werden auch in Zukunft vorkommen. Es handelt sich um die Frage, ob man den einzelnen Gläubiger zwingen kann, um des gemeinsamen Besten willen dasselbe Opfer zu bringen, zu welchem der größere Theil seiner Schicksalsgenossen bereit ist. In der Konkursordnung hat man diese Frage durch Einführung des Zwangsvergleichs bejaht. In solchen Fällen, in denen die Interessen der Gläubiger so völlig gleichartig sind, in denen nur Laune oder Mangel an klarem Blick zu einem verschiedenen Verhalten führen können, ist diese Frage noch mehr zu bejahen. Es ist also zulässig, die Inhaber solcher Schuldverschreibungen zusammenzuberufen und sie unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln zu Beschlüssen zu veranlassen, durch welche die Minderheit von der Mehrheit gebunden wird.

Dieser Grundgedanke wird im Gesetzentwurf im Einzelnen ausgeführt. Auch hier mögen technisch Einzelheiten zu verbessern sein; im Ganzen darf der Entwurf auf Zustimmung rechnen. So viel bisher bekannt geworden, haben alle Parteien beide Entwürfe beifällig aufgenommen und sie werden ohne Zweifel den nächsten Reichstag ohne Schwierigkeit passiren, so daß sie zugleich mit dem bürgerlichen Gesetzbuch in Kraft treten können.

Es läßt sich kaum ein größerer Kontrast denken, als der zwischen dem Börsengesetz mit seinen gewaltthätigen und willkürlichen Bestimmungen und diesen Entwürfen, die an der Hand der Erfahrung den Weg ruhiger Reform betreten.

Alexander Meyer.

Erinnerungen an August Kleinschmidt.

Es war vor fünfzehn Jahren, als die damalige liberale Vereinigung am Schlusse der Reichstagssession ihr Fraktionsessen abhielt, an dem auch der Bureaudirektor und der Bibliothekar des Hauses als Gäste theilnahmen. Beiden Herren widmete Freiherr von Stauffenberg mit seinem feinen Humor einen Trinkspruch, in dem er sie bezeichnete als „den Mann, ohne den wir nichts können, und den Mann, ohne den wir nichts wissen.“ Diese Huldigung enthält natürlich ein Stück höflich scherzhafter Uebertreibung, aber auch ein gutes Stück ernster Wahrheit. Der Außenstehende kann sich nicht leicht eine Vorstellung davon machen, welche Bedeutung für die Erledigung der parlamentarischen Arbeiten die Beamten des Parlaments, vor Allem ihr Chef, der Bureaudirektor, besitzen. Der vor Kurzem erfolgte Hingang des Geheimen Regierungsraths Kleinschmidt, den Regierung und alle Parteien, Presse und Publikum in seltener Uebereinstimmung betrauern, läßt uns

recht gedenken, welche Bedeutung die nun verwaiste Stelle hat und wie der Entschlafene sie ausgefüllt hat.

Ein Parlament gleicht, auf seine Organisation angesehen, einem großen staatlichen Unternehmen. Es bedarf vor Allem eines Leiters, welcher die Baulichkeiten einrichtet und verwaltet, den Betrieb durch Beamtenschaft und Dienerschaft regelt und kontrolliert. Er muß zugleich aber auch der sachliche und geistige Berather des Vorstandes, ja jedes einzelnen Abgeordneten sein. Die Drucklegung und Vertheilung aller dem Parlament zugehenden Schriftstücke liegt in seiner Hand. Jeden Antrag, der aus dem Hause gestellt wird, hat er auf seine formelle Richtigkeit und Zulässigkeit zu prüfen; bei jeder dem Hause gebruckt eingereichten Petition hat er zu ermitteln, ob der Vertheilung derselben irgend ein Bedenken entgegensteht aber nicht. Die Erledigung der Geschäfte durch den Vorstand hat er bis in alle Einzelheiten vorzubereiten. Wenn der Präsident z. B. bei einer umfangreichen Vorlage die Diskussion über einen einzelnen Paragraphen und alle dazu gestellten Anträge eröffnet, so thut er dies an der Hand einer Aufstellung, in welcher der Bureaudirektor alle zu den einzelnen Paragraphen gestellten Anträge vorsorglich hat einkleben lassen, so daß der Präsident das Material mit einem Blick übersehen kann und nur noch durch die im Laufe der Debatte eingebrachten Anträge zu ergänzen hat. Nur auf diese Weise ist es ja auch zu ermöglichen, daß, wenn der Vorsitz zeitweilig einem anderen Präsidenten übergeben wird, die Verhandlungen und Abstimmungen ruhig weitergehen, „als ob nichts passiert wär". Zur Erfüllung dieser Aufgabe bedarf es, wie man sich denken kann, eines völligen Durcharbeitens des Stoffes, und was dies wiederum besagen will, kann man sich vorstellen, wenn man sich z. B. an die Berathung der Versicherungsgesetze im Reichstage oder der Steuergesetze im preußischen Abgeordnetenhause erinnert. Nach dem Rath des Bureaudirektors stellt der Präsident die Sitzungen und ihre Tagesordnung fest. Gewissermaßen wie eine allgegenwärtige parlamentarische Vorsehung, kaum geahnt vom großen Publikum, wacht ein rechter Bureaudirektor über der Erledigung der Geschäfte. Er steht bei Eröffnung wie bei Schluß der Sitzung hinter dem Stuhle des Präsidenten und bleibt während der ganzen Sitzung in Verbindung mit ihm. Ich habe es im Reichstag erlebt, daß während einer namentlichen Abstimmung der Präsident, in die Abfassung einiger Briefe vertieft, bei Aufruf seines Namens etwas verdutzt, nicht gleich wußte, wie er zu stimmen hatte; das ihm vom Bureaudirektor zugeflüsterte „Ja" setzte ihn in den Stand, sein Votum ohne Zögern abzugeben.

Neben dieser amtlichen Thätigkeit geht nun aber noch ein beständiger persönlicher Verkehr mit Vertretern der Behörden und der Presse, mit Abgeordneten und Publikum einher, der sicher eine nicht geringere Arbeitslast mit sich bringt, als die unmittelbaren Pflichten des Amtes. Nur wer selbst die Thätigkeit eines parlamentarischen Bureaudirektors zu beobachten Gelegenheit gehabt, kann sich eine richtige Vorstellung davon machen, welches hohe Maß von Anforderungen an die Geduld, den Takt und die Selbstbeherrschung gerade dieser Verkehr stellt.

Erst aus den kurzen Nekrologen in der Tagespresse habe ich ersehen, daß Kleinschmidt eine Sekretärlaufbahn in der Verwaltung durchgemacht hat. Ich habe ihn nur als Bureaudirektor gekannt und ihn mir auch nie anders denn als solchen denken können; er war für seine Stellung geboren. Denn er war ein Virtuos der Arbeit und ein Virtuos der Gefälligkeit. Für einen Bureaudirektor gibt es während der Tagung des Parlaments keine Normalarbeitszeit und kein Normaltempo der Arbeit, weil ihm die Sorge dafür obliegt, daß der überaus komplizirte Apparat stets glatt funktionirt. Kleinschmidt verstand das höchste Arbeitsmaß zu bewältigen, weil er die Arbeit zu organisiren verstand. Wie erleichterte er z. B. den Kommissionen ihre Thätigkeit! Er sorgte dafür, daß jedes Mitglied ein mit Schreibpapier durchschossenes Exemplar der an die Kommission verwiesenen Vorlage erhielt, er ließ Abdrücke der von der Vorlage betroffenen älteren Gesetze vertheilen, jedem Mitgliede der Budgetkommission ließ er besondere Zusammenstellungen der vorjährigen Etatsberathungen und Kommissionsprotokolle überreichen. Die von ihm selbst alljährlich ausgearbeitete Geschäftsübersicht ist immer ein einziges Werk von Reichhaltigkeit und Genauigkeit gewesen. Bei einem Stichwort, z. B. Antrag Kanitz, fand man nicht allein den Hinweis auf die speziellen Verhandlungen über den Antrag mit einer geschickten Wiedergabe des Gedankenganges jeder Rede — wie schwer mag diese Arbeit manches Mal gewesen sein! — sondern auch die Hinweise auf alle Stellen, in welchen bei anderen Gelegenheiten irgendwie sachlich von dem Antrage die Rede gewesen war. Auf eine von ihm angelegte, ebenfalls einzige Sammlung wurde ich durch einen Zufall aufmerksam. Ich suchte eine Stelle aus einer eigenen Rede, ohne mich erinnern zu können, in welcher Session ich die Rede gehalten. An wen anders konnte ich mich um Auskunft wenden, als an Kleinschmidt, wenn ich nicht selbst die Sprechregister der vorausgegangenen zehn Sessionen durchsehen wollte? Er ging sofort an einen großen Schrank und holte ein Aktenheft heraus, in dem aus allen Sprechregistern die meine Person betreffenden Stücke, mit Angabe der Materie bei jeder einzelnen Rede, zusammengestellt waren. Und das gleiche Material lag für jeden einzelnen Abgeordneten besonders geführt in gleicher Vollständigkeit in demselben Schranke.

Die Gefälligkeit Kleinschmidt's ist fast sprichwörtlich geworden. Die Presse hat ihrer besonders rühmend gedacht und ihre Vertreter haben sie in der That jederzeit in besonderem Maße erfahren. Ob ein Abgeordneter um Hülfe bei Abfassung eines Antrages bat oder Auskunft über frühere Berathungen einer Frage wünschte, ob ihm an dem Nachweis einer möblirten Wohnung oder einer tüchtigen Wirthschafterin gelegen war, Kleinschmidt verstand es immer, den Wunsch zu erfüllen. Er setzte seinen Stolz darein, auch das unmöglich Scheinende möglich zu machen, und man hatte manchmal den Eindruck, daß er es fast übel nahm, wenn ihn Jemand aufsuchte, ohne eine Gefälligkeit von ihm zu verlangen. Dabei war er ein praktisches Talent ersten Ranges, in seiner Art ein erfinderischer Kopf. Das ist namentlich den Abgeordneten zu Gute gekommen, denen er es in dem alten, beschränkten Hause mit allerlei winkligen Anbauten so behaglich als möglich zu machen suchte.

Welcher politischen Gesinnung Kleinschmidt gewesen, ist bei seinem großen Takte im Verkehr mit Angehörigen der verschiedensten Parteien niemals hervorgetreten; er war wohl ein liberaler Beamter altpreußischen Schlages. Jedenfalls hatte er ein starkes Gefühl für die Stellung der gewählten Landesvertretung, wie sich bei manchen Gelegenheiten zeigte. So legte er Werth darauf, daß der Präsident — selbstverständlich im Rahmen des gesetzlich festgestellten Etats — die Beamten des Hauses anstellte und entließ. Als im Jahre 1890 die Vorlage über die Gehaltserhöhungen für die Unterbeamten an den Landtag gelangte, forderte die Staatsregierung die Summe von 18 Millionen Mark als Pauschquantum, indem sie nur ein Schema hinzufügte, nach welchem sie diese Summe zu verwenden gedachte. Die beigefügte Denkschrift würde darum für die Regierung dem Landtage und der Oberrechnungskammer gegenüber keine verbindliche Wirkung gehabt haben. Dieses Verfahren wurde mit Recht von vielen Seiten getadelt, aber den Vorschlag, die Regierung möge die Vorlage in die Form eines Etats bringen, lehnte dieselbe mit der Erklärung ab, diese Arbeit sei so zeitraubend, daß sie die Erledigung der Vorlage gefährden werde. Da machte sich Kleinschmidt auf eigene Hand an die Arbeit und nach vier Tagen — ein Beweis erstaunlicher Leistungsfähigkeit — konnte er den Mitgliedern der Budgetkommission die umgearbeitete Vorlage zustellen, die alsdann auch in dieser Form Gesetz geworden ist. Aber wie die Stellung der Landesvertretung gegenüber der Regierung, so faßte er auch die Stellung der Presse und des Publikums gegenüber der Landesvertretung auf. Wer die Räume des alten Hauses am Dönhoffsplatz betrat, fühlte alsbald, daß in seiner Verwaltung ein liberaler Geist wehte. Kleinschmidt hat sich ein Personal geschult,

welches Jedermann in gleich gefälliger Weise zu begegnen hat und begegnet. Den Vertretern der Presse sind im Abgeordnetenhause nicht nur Tribüne und Foyer, sondern auch, im Gegensatz zum Reichstage, die zunächst für die Abgeordneten bestimmten Räume, Restaurant und Lesesaal, gleicherweise geöffnet. Auch dem Publikum wendete er seine Fürsorge zu. Er tadelte es, daß im Reichstage die dem Publikum allgemein zugängliche Tribüne sich auf einen kleinen Raum in einer Ecke des Saales beschränkt; beim Neubau des Abgeordnetenhauses hat er für das Publikum eine ganze Längsseite bestimmt und er hat dies dadurch ermöglicht, daß er, während im Reichstagssaale nur an drei Seiten Tribünen sind, an allen vier Seiten des neuen Saales Tribünen errichten ließ.

Seine Arbeitsfreudigkeit hat ihn erst im Tode verlassen. Ungleich Anderen, die, wenn sie in die Sommerfrische ziehen, nicht nur die Arbeit selbst, sondern auch die Gedanken daran bei Seite legen, nahm er alljährlich, wenn er nach strapazenreicher Session eine kurze Erholungsreise antrat, immer, auch auf das von ihm viel besuchte Helgoland, einen großen Packen Akten und Drucksachen mit, um die bereits erwähnte Geschäftsübersicht zu vollenden. Und wenn während seiner letzten Krankheit sich seine Hoffnungen auf Genesung neu belebten, richteten sie sich immer gleich wieder auf seine Arbeit.

Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen,
Ob er sich gleich zu Tode spinnt!

Die Vollendung des Neubaues für das Abgeordnetenhaus, an dessen Einrichtung sein praktisches Talent sich gar nicht genug thun konnte, hat er nicht mehr erleben sollen. Mit seiner immer regen Arbeitslust machte er sich vor fünf Jahren daran, selbst einen Grundriß zu entwerfen, weil er von der durchaus richtigen Ansicht ausging, daß der Mann, der praktisch am meisten von den Bedürfnissen des parlamentarischen Lebens kennen gelernt habe, vor Allem seine Forderungen zu stellen berufen sei, denen dann der Baumeister gerecht zu werden habe. Seitdem hat er alle Jahre hindurch immer daran gearbeitet, den Neubau in jeder praktischen Hinsicht zu einem Musterparlamentshaus zu gestalten, und er hat das Glück gehabt, einen Künstler zu finden, bei dem seine Unermüdlichkeit, als Praktiker neue Forderungen zu stellen, die gleiche Unermüdlichkeit, sie durch technische Leistung zu erfüllen, gegenüberstand. Die Abgeordneten aber, denen er länger als ein Vierteljahrhundert ein allezeit bereitwilliger Berather und Freund gewesen, werden, wenn sie in der nächsten Session in das neue Haus einziehen, überall das Walten seines Geistes spüren.

M. Braemel.

Die Lage in Oesterreich.

Seit nahezu drei Monaten ist Graf Thun Ministerpräsident. Der Zeitraum ist kein langer, doch hat sich auch an der Lage nicht das mindeste geändert. Das Parlament tagt, aber es funktionirt nicht und darum zählt es nicht. Daß die Delegations-Session abgehalten und der 30 Millionenkredit für die Rüstungen während der jüngsten Orientkrise bewilligt werden konnte, hat keinerlei Bedeutung für die innere Situation. Die Delegation hat ihre besondere Organisation in Folge des Hinzutrittes von zwanzig Herrenhausmitgliedern, die extremste Gruppe der deutschen Opposition war in Folge der Wahl nach Ländern in der Delegation nicht vertreten und — was die Hauptsache ist — in der Delegation stand die deutsche Opposition einer Regierung gegenüber, welche — wie ziemlich allgemein bekannt — unter dem Gesichtspunkte der Vertretung ihrer speziellen Aufgaben das Regime Badeni bekämpft und auf dessen Beseitigung gedrungen hatte.

Zum Besseren hat sich also seit dem Rücktritte des Freiherrn v. Gautsch nichts geändert. Zur Verhandlung steht im Abgeordnetenhause formell die Sprachendebatte die, wie die Sache ursprünglich gedacht war, mit der Einsetzung des Sprachenausschusses enden sollte, welchem die Aufgabe gestellt war, eine grundlegende Vereinbarung in der Sprachenfrage herbeizuführen. In Wirklichkeit ist die Sprachendebatte zu einer Obstruktionsdebatte geworden, die jedes Interesse eingebüßt hat. Die Obstruktion dauert in milderen Formen, aber ungeschwächt in der Sache fort und die Wortführer der deutschen Opposition haben soeben in einer Konferenz der Obmänner mit einer jeden Zweifel ausschließenden Bestimmtheit erklärt, daß die von ihnen vertretenen Parteien die Verhandlung keiner Regierungsvorlage gestatten werden, insolange die Sprachenverordnungen nicht aufgehoben sind.

Es hat sich aber nichts zum Besseren gekehrt, wohl aber hat in den letzten drei Wochen die Lage eine Verschärfung erfahren. Während der Staat in seinen Grundvesten aufgewühlt ist, arbeitet die Verwaltung ruhig nach der alten hergebrachten Schablone und aus einer Reihe von Gedankenlosigkeiten entspringt eine Reihe von Thorheiten und Fehlern. Die sogenannten Grazer Vorgänge, die jetzt die Situation so ungünstig beeinflussen, sind dieser Quelle entsprossen. Bei den November-Demonstrationen gegen Badeni in Graz hat ein General die Bosniaken ausrücken lassen. Es darf angenommen werden, daß er sich dabei nichts gedacht hat. Hier war aber die Gedankenlosigkeit schlechtweg unverzeihlich. Die bosnischen Regimenter bilden staatsrechtlich keinen Theil der österreichisch-ungarischen Heeresmacht und kein Gesetz gestattet, sie außerhalb Bosniens und der Herzogowina auf österreichischem oder ungarischem Gebiet zu dislociren. Starke staatsrechtliche Gründe streiten sogar dagegen. Man hat diesseits und jenseits der Leitha ein Auge zugedrückt, weil man die klugen Assimilirungsbestrebungen des Herrn v. Kallay nicht stören wollte, zu denen in erster Linie die Dislocirung bosnischer Truppen in Wien und Budapest, sowie in den größeren Landeshauptstädten, gehörte. Da kommt man eines Abends mit einem trockenen gedankenlosen Befehl dazwischen, welcher den schön fortgeschrittenen Assimilirungsprozeß jäh unterbricht und eine endlose Kette staatsrechtlicher Fragen aufwirft. Wenn die Grazer Vorgänge einer Remedur bedurften, dann mußte mit der Remedur gegen solche Gedankenlosigkeit begonnen werden und nicht mit der Degradirung der 33 Reserveoffiziere, welche an dem Leichenbegängniß des von den Bosniaken erschossenen Arbeiters theilgenommen hatten. Diese Maßregelung von 33 jungen Leuten aus den besten Familien hat in der sonst so militärfreundlichen Pensionopolis, die Tausende von Militärfamilien in ihrer Mitte birgt, große Erbitterung hervorgerufen. Tausende von Reserveoffizieren haben an dem Begräbnisse Ludwig Kossuth's theilgenommen, welcher in Debreczin die Habsburg'sche Dynastie des Thrones verlustig erklären ließ, die Krone des heiligen Stephan an sich nahm und bei Orsova vergrub. Niemand hat sie behelligt und es wäre auch keinem Kriegsminister zu rathen gewesen, sich in ein solches Unternehmen einzulassen. In Graz maßregelt man deutsche Reserveoffiziere fünf Monate nach dem Sturz Badeni's, gegen den sie demonstrirt hatten. Gedankenlos ließ man das Verfahren weiter gehen und man hatte kein Gefühl dafür, daß die Umstände, unter welchen das Regime Badeni zusammenbrach, es erheischen, daß man sie vergesse und nicht wieder frisch in Erinnerung bringe. Der Gedankenlosigkeit entsprang es, die Ernennung des Grafen Gleispach zum Präsidenten des Grazer Oberlandesgerichtes. Er war Präsident dieses Obergerichtes vor seiner Ernennung zum Justizminister, der Kaiser hat seine Wiederverwendung vorbehalten, warum sollte man ihn nicht wieder nach ernennen, wo er ein Anwesen besitzt und sich vordem einer gewissen Beliebtheit erfreute? Aber gerade in Graz faßte man diese Ernennung als Provokation auf und in Deutsch-Böhmen ist sie eine schneidige Waffe für die Agitation der Extremsten geworden. Man mußte sich doch gegen-

halten, welchen Antheil Graf Gleispach an den Badenischen Sprachenverordnungen hatte und man mußte doch daran denken, daß Graf Gleispach derzeit unter der Ministeranklage steht. Wer möglicher Weise in die Lage kommt, sich vor dem Staatsgerichtshofe zu verantworten, darf nicht an die Spitze eines Obergerichts gestellt werden als Oberrichter von drei Kronländern. Endlich kam die Auflösung des Grazer Gemeinderathes. Der Prager Gemeinderath, der so verhängnißvoll in die Dezemberereignisse gegen die Deutschen eingegriffen hat, besteht noch; den Grazer Gemeinderath hat man wegen eines papierenen Protestes sofort aufgelöst.

Der Reichsrath tagt, aber seine Session zählt nach Tagen. Wozu er überhaupt nach Pfingsten zusammentrat, ist ein Räthsel. Man hat den Eindruck, daß Graf Thun sich über sein Aktions-Programm nichts weniger als im Klaren ist und daß er den Dingen ziemlich rathlos gegenübersteht. Zur Aufhebung der Sprachenverordnungen konnte er sich bisher nicht entschließen; es bleibt also nur die Annahme, daß er sich entschlossen habe, zum mindesten bis zum Herbst ohne Parlament zu regieren. An die parlamentarische Erledigung des Ausgleichs denkt in Oesterreich Niemand, und in Ungarn ist man darauf gefaßt, daß in Oesterreich der verfassungsmäßige Apparat versagen wird. In aller Stille, aber mit großer Konsequenz trifft man in Budapest alle Vorkehrungen für die Errichtung des selbstständigen Zollgebietes und allem Anscheine nach ist man daselbst bereits geneigt, an die Stelle des bisherigen Ausgleiches einen anderen Ausgleich mit der absoluten Gewalt in Oesterreich abzuschließen. So wird die Krise immer ernster, ihre Ausdehnung immer größer. Was wir vor Jahr und Tag vorausgesagt haben, ist eingetreten. Die Krise, welche Graf Badeni so leichtfertig mit den Sprachenverordnungen entfesselte, hat die Gesammtmonarchie erfaßt und rüttelt an den Grundvesten des Dualismus.

Wien, 7. Juni. Gustav Steinbach.

Zum Fall Rommel.

(Nachtrag.)

In Nr. 26 dieser Zeitschrift vom 26. März d. J. war der obengenannte Fall ausführlich besprochen worden. Kurz zusammengefaßt handelte es sich um Folgendes.

Einer der berühmtesten Schriftsteller Frankreichs, Jules Lemaître, hatte im „Figaro“ aus Anlaß einer Reihe von, wie man es nennen könnte, Fastenpredigten, die er unter dem Titel „Opinions à repandre“ an seine Landsleute richtet, ein angeblich von einem Deutschen, Dr. Rommel herrührendes Buch besprochen, welches den Titel führt „Au pays de la revanche“, und dessen Inhalt, sehr boshaft zugespitzt, der französischen Nation eine Reihe bitterer Wahrheiten sagt. Lemaître hatte seiner Darstellung die Form aufgeprägt, als ob er selbst an den deutschen Ursprung dieses Buches glaubte, und, um dies eindringlicher zu machen, die Eigenschaften des deutschen Verfassers in ein möglichst gehässiges Licht gesetzt.

Unsere Besprechung wies nach, daß dies Buch nicht deutschen Ursprungs sein könne, sondern ohne Zweifel von einem der Republik feindlichen Franzosen herrühre; sie nahm Anstoß daran, daß ein so ausgezeichneter Schriftsteller wie Lemaître für erlaubt hielt, dem Deutschenhaß auf einen Vorwand hin so grimmigen Lauf zu lassen, nur um einen stärkeren Eindruck auf seine Landsleute zu machen. In einer folgenden Nummer unserer Zeitschrift wurden dann noch die verschiedenen Vermuthungen erwähnt, deren eine die Urheberschaft des genannten Buches dem Genfer Victor Cherbuliez, eine andere einem gleichfalls sehr bekannten Genfer, Théophile Droz, zuschrieb. In französischen Blättern fanden wir kein Echo des ganzen Vorganges mit Ausnahme der Zeitung „Le Rappel“, in welcher die Sache unparteiisch erwähnt war; Herr Lemaître selbst überging ruhig Alles mit Schweigen. In den Schweizer Blättern aber beschäftigte man sich natürlich emsiger mit der Angelegenheit, und namentlich in Genf selbst bemühte man sich, sie ans Licht zu ziehen. Es wurde festgestellt, daß weder Cherbuliez noch Droz die Verfasser seien. Vor Kurzem brachte das Genfer Blatt „L'Actualité“ einen ausführlichen Artikel über den Gegenstand, und ein anderes Blatt „La Tribune de Génève“ druckte unter dem 29. und 30. Mai diesen Artikel mit einigen eigenen Bemerkungen wieder ab. Die Ueberschrift der Wiedergabe lautet: Le Dr. Rommel a-t-il existé? „So lautet die beklemmende Frage“, sagt das Blatt und fügt hinzu: „Man fängt wieder an, sich in Frankreich mit einem Pamphlet zu beschäftigen, welches vor ungefähr zehn Jahren großen Skandal machte. Von Genf aus unter einer deutschen Etiquette in die Welt geschleudert, hatte „Au pays de la revanche par le Dr. Rommel“ mehrere Ausgaben. Es ist jetzt außer Zweifel, daß der Name Rommel ein Pseudonym ist, es fragt sich nur, ob dieser Name einen Franzosen oder einen Deutschen verbirgt.“ Darauf erzählt der Verfasser, daß er nach Erkundigungen, sowohl bei dem Verleger Stapelmohr in Genf (einem Schweden) als bei dem Drucker, nähere Auskünfte einziehen konnte, als deren Ergebniß er mittheilt, daß die Originalhandschrift französisch abgefaßt war, daß sie ehemals von einem jetzt verstorbenen Vermittler übergeben wurde, und daß nur ein einziger Mensch den wirklichen Verfasser kennt; letzterer sei bestimmtermaßen ein Franzose. Seiner Zeit hätten Drucker, Verleger und Vermittler zunächst berathen, welches Pseudonym sie dem Verfasser geben sollten; zuerst hätte man den Namen „Teufel“ vorgeschlagen, dann aber vorgezogen, den deutsch klingenden Namen „Rommel“ dafür zu wählen. Wie der Verfasser des „Falls Rommel“ in der „Nation“, Dr. L. Bamberger, vermuthet habe, sei der Verfasser ein katholisch und monarchistisch gesinnter Franzose, „und“, so schloß der Drucker des Buches, „um es kurz zu sagen, ich habe dafür sogar den Beweis“.

Der ganze Vorgang ist sehr charakteristisch für die extreme Richtung, welche die Steigerung der nationalen Antipathie in der Welt, und speziell in Frankreich, zu nehmen scheint, und die sich kurz dahin charakterisiren läßt, daß im Dienste der vaterländischen Begeisterung auch jede Lüge willkommen zu heißen ist, welche den Patriotismus zu schüren dienen kann. Einen sehr interessanten Beitrag zu diesem Kapitel liefert ein dramatisches Werk, welches kürzlich von einem jungen französischen Autor unter dem Pseudonym „St.-Juste“ in dem Theater de l'Oeuvre, einer Art freien Bühne, unter dem von unserem Sudermann erfundenen Titel „Morituri“ aufgeführt worden ist. Der Inhalt des Stückes ist kurz folgender. Es spielt in Mainz, während dasselbe von den Franzosen besetzt und von den Preußen belagert war, im Jahre 1793. Von den in der Stadt kommandirenden Generalen ist einer ein vortrefflicher und gewissenhafter Mann Namens D'Oyron, ein ehemaliger Aristokrat; ein zweiter, Verrat, ein Kind des Volkes und wüthender Revolutionär, alias „Patriot“. D'Oyron wird beschuldigt, mit den Preußen in geheimer Spionenverbindung zu stehen, während in der That Verrat diese Rolle spielt, aber mitten in den daraus entstehenden Verwickelungen erkämpft der wilde Verrat, ein wahrer Eisenfresser, einen Sieg über die Preußen, und nun muß der unschuldige D'Oyron von dem die wahre Sachlage kennenden Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erschossen werden, weil die Situation der Belagerten zu bedrohlich würde, wenn sich herausstellte, daß Verrat, der Siegreiche, in der That ein Verräther wäre.*) — Wir kennen das Stück

*) Die in dem Stück vorkommenden Vorgänge und Namen sind nicht der Wirklichkeit entnommen, aber allerdings kommandirte in der belagerten französischen Armee General D'Oyré, dessen Name an den Namen des hier figurirenden Generals D'Oyron erinnert, und dessen

nicht seinem vollständigen Texte nach, sondern nur nach einer sehr ausführlichen, ziemlich anerkennenden Besprechung, welche Emile Faguet, ein hervorragender Schriftsteller, im „Journal des Débats" vom 23. Mai der Aufführung widmet. Ein Theil des Publikums erfaßte das Stück, halb applaudirend, halb zischend, als eine Anspielung auf den Fall Dreyfus; aber der Verfasser verhält sich durchaus objektiv und ablehnend gegen dieses Ansinnen. Immerhin kann man nicht umhin, anzunehmen, daß er wenigstens von diesem Fall zu seinem Stück angeregt worden sei. Der dramatisch sittliche Konflikt liegt doch hier offenbar in dem Punkt, ob bewußterweise selbst auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit das Interesse der vaterländischen Waffen die Oberhand behalten muß. Denkt man sich die Nutzanwendung dieser hier schon im Namen des republikanischen Geistes krass genug ausgesprochenen Lehre, hinter welcher Macchiavelli und die Doktrin der Jesuiten als unschuldig weit zurückbleiben, auf den Fall Dreyfus angewendet, so ließe sich daraus ein neues Sensationsstück etwa folgenden Inhalts konstruiren. Revision des Falles Dreyfus. Es stellt sich heraus, daß dieser unschuldig und Esterhazy der Verräther ist; aber in dem Maß, als dies im Laufe der Untersuchung klar wird, kommt allen Betheiligten zum Bewußtsein, daß die Feststellung dieser Thatsache das Prestige der Armee gefährden und das Vaterland schädigen würde. Demnach setzt man Frau Dreyfus zu, zur Rettung des Vaterlandes selbst gegen ihren Mann auszusagen. Die Heldin entschließt sich zu diesem Opfer, er wird zum Tode verurtheilt, und danach heirathet sie Esterhazy, der zum Präsidenten der Republik ernannt wird und Frankreichs Truppen siegreich über den Rhein führt, mit entsprechender Verherrlichung und mit Schlußtableau.

Dies wäre die wahre logische Dramatisirung des Falles Rommel und des Stückes „Morituri" und könnte den Anstoß dazu geben, daß unsere Zeit einmal tiefer darüber nachdächte, wie weit die Nationalitätsbegeisterung und die sittlichen Grundsätze der Menschheit einander gegenseitig Konzessionen zu machen hätten. In dem Stück selbst sagt eine der Personen mit den aus der Revolution bekannten Worten: „Mein Name werde gebrandmarkt, aber das Vaterland werde gerettet!"

Die Prüfung der Frage, inwieweit Wahrheit und Gerechtigkeit dem patriotischen Eifer geopfert werden dürfen, ließe sich an die Frage anreihen, wie weit das Völkerrecht Sprengkugeln anzuwenden gestatte.

X.

Die Renaissanceausstellung aus Berliner Privatbesitz.

Die kunstgeschichtliche Gesellschaft hat jetzt eine Ausstellung von Kunstwerken des Mittelalters und der Renaissance veranstaltet und damit eine verdienstliche Bemühung systematisch abgeschlossen, da ihr schon eine Ausstellung von Kunstwerken des 17. Jahrhunderts (1890) und eine Ausstellung von Kunstwerken des 18. Jahrhunderts (1893) verdankt wurden.

Die an sich etwas dürftigen Räume des Akademiegebäudes bieten den Eindruck erlesener Pracht. Sie erscheinen halb wie ein Museum, halb wie die Wohnräume eines beneidenswerthen Mannes. Die klassifizirende Ordnung der Museen nach Zeiten, Völkern, Kunstgattungen hat nicht gewaltet, auch nicht die Scheidung der „freien Kunst" von dem „Kunstgewerbe"; ein Beieinander stellt sich dar von Schöpfungen und Erzeugnissen mannigfaltiger Art. Der Rahmen ist weit über die Jahrhunderte gespannt, allein, wie das Material im Berliner Privatbesitze einmal beschaffen ist, der Gesammtcharakter wird bestimmt durch den Stil der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, während die spitzeren Formen und schärferen Farben der unmittelbar vorangehenden Periode ohne scharfen Kontrast in die Harmonie hinein klingen. Das eigentliche Mittelalter fehlt nicht, spricht aber im Dekorativen kaum mit.

Eine nicht kleine Zahl würdiger Gegenstände, die aus den Privathäusern mit nicht genug zu rühmender Bereitwilligkeit geboten wurden, sollte in den ziemlich beschränkten Räumlichkeiten untergebracht werden. Die löbliche Absicht im Gegensatz zu der oft beklagten Aufstellungsart in den öffentlichen Sammlungen eine stilgerechte dekorativ befriedigende Einrichtung zu schaffen, wurde gehemmt. Immerhin ist hier und dort ein Beieinander, eine Gruppe gelungen, die dem vorbereiteten Beobachter die Anschauung davon näher bringt, was das Kunstwerk, das wir uns aus dem natürlichen Zusammenhang gelöst, museologisch zu genießen gewöhnt haben, in seiner Bestimmung war und wirkte. Leichter jedenfalls als auf dem weiten Gange durch die öffentlichen Sammlungen wird hier auch dem stumpferen Gefühle die Kraft einer stilsicheren Zeit offenbar, die wie das Gemälde und das freie Bildwerk noch das Geräth des täglichen Gebrauches, überallhin dringend gestaltete.

Dem stattlichen Oberlichtsaal, dessen Wände mit tiefrothem Stoffe bespannt sind, ist die gemäldegalerieartige Vielspältigkeit ferngehalten worden durch große Gobelins die eine zusammenfassende Wirkung üben. An der Hauptwand, dem Eingang gegenüber, ein breiter Verdurastreifen von ungewöhnlich lebhafter Färbung, ein Prachtstück aus dem Besitze des Kaisers, links drei mittelgroße, sehr schöne Bildwirkereien, über der Eingangsthür eine Verdura mit dem Wappen der Medici aus dem Besitze des Herrn Geheimraths v. Dirksen und rechts ein köstlicher persischer Seidenteppich, den Herr Arthur Schnitzler geliehen hat. Des Weiteren ist die Gliederung des Raumes erreicht mit Truhen, mit Truhenbänken an den Wänden und mit einer massigen Credenz in der Mitte, auf der die berühmten Bronzestatuen des Grafen Pourtalès einen beherrschenden Platz erhalten haben. In den Ecken Statuen, eine Büste eine Rüstung; Büsten und Statuen auch an der Hauptwand, deren beträchtliche Länge eine deutliche Teilung forderte. In den so geschaffenen Rahmen fügen die Gemälde sich ein, ohne daß die Stilgegensätze arg bemerkbar würden. Wenig stören die beiden freistehenden Vitrinen deren eine die beiden Prunkpokale von Jamnitzer und Petzold aus kaiserlichem Besitz enthält, während die andere eine gewählte Sammlung der Kleinkunst birgt aus dem Besitze eines Berliner Sammlers, dessen Name nicht genannt ist. Verschiedenartiges mußte an den Wänden des Saales vereinigt werden. Die zur Verfügung stehenden italienischen Gemälde reichten kaum aus, die rechte Wand zu füllen. Auf der Rückwand nehmen mehrere niederländische Bildnisse des 16. Jahrhunderts sich vortrefflich aus neben norditalienischen Gemälden der Hochrenaissance. Unter den altniederländischen Malereien, die namentlich an der Eingangswand und links ihren Platz gefunden haben, sind einige Werke, die, für sich betrachtet, zu den schönsten Gaben der Ausstellung gehören, nämlich die beiden Heiligengestalten, die wahrscheinlich mit Recht dem Massys zugeschrieben werden, aus dem Besitz des Herrn v. Carstanjen, dann der „Patenier" aus der Wesendonck'schen Galerie, das ganz kleine, tief gefärbte Triptychon, dessen Eigenthümer Herr Geheimrat Lippmann ist, von der Hand des traditionell Mostaert genannten Malers und endlich zwei Bilder die der Kaiser Friedrich-Museums-Verein zur Bereicherung unserer Gemäldegalerie kürzlich erworben hat und hier zum ersten Male ausstellt, eine hl. Magdalena mit der Bestimmung „Quinten Massys" und eine Kreuzigung mit der stolzen, berechtigt erscheinenden Bezeichnung „Jan van Eyck".

Charakteristik so ziemlich mit der historischen Persönlichkeit stimmt. Sehr wahrscheinlich hat der Verfasser des Dramas seinen Stoff der ausführlichen Schilderung im 7. Band der Geschichte der Revolutionskriege von Arthur Chuquet entnommen, welche die zwischen den verschiedenen Generalen und den Kommissären des Konvents spielenden Verdächtigungen und Intriguen des näheren darstellt.

Der schmale, unglücklich gebaute Nordsaal hat sich vielleicht noch nie so günstig präsentirt wie jetzt. Die toten Wände zur Linken sind ganz bekleidet mit drei gewaltigen Wirkereien aus kaiserlichem Besitz, während der vierte zu der Folge gehörige Gobelin in größerer Höhe und stärker beleuchtet als wirkungsvoller Abschluß an der Querwand hinten angebracht ist.

Die drei Kabinette, die durch Zwischenwände in dem Saale hergestellt sind, wurden zu Sonderausstellungen den drei großen Privatsammlungen italienischer Kunst zur Verfügung gestellt. Die mit Fußteppichen und kleineren Möbeln behaglich ausgestatteten Räume empfangen durch die sehr hoch gelegenen Fenster ein wohlthätiges, ruhiges und schon bei leidlich gutem Wetter genügend starkes Nordlicht, in dem namentlich die glasirten Robbia-Werke und die Majolika-Geräthe überraschend gut wirken. Das erste, Herrn von Beckerath eingeräumte Kabinett enthält Handzeichnungen italienischer Meister des 15. und 16. Jahrhunderts in köstlichen gleichzeitigen Rahmen und kleinere Bildwerke, vorwiegend florentinische Schöpfungen des Quattrocento. Herrn v. Beckeraths Sinn war dem charaktervollen Reize der italienischen Frührenaissance schon angewandt, als die Mode davon noch nicht viel wußte. Durch die seltene Vereinigung von kunsthistorischer Bildung mit den eigentlichen Sammlertugenden ist ein Ganzes entstanden, das in seinen besonderen Eigenschaften von keiner Privatsammlung übertroffen wird. Nur ein Theil dieses Ganzen ist hier zur Ausstellung gelangt.

Im zweiten Kabinette ist mit Hauptstücken der berühmtesten und bedeutendsten Berliner Privatsammlung, der Sammlung Hainauer, ein Höhepunkt der ganzen Veranstaltung in Hinsicht auf stilgerechte Dekoration erreicht. Französische Möbel des 16. Jahrhunderts, ein mäßig großer herrlicher Gobelin nach einem Entwurf Orleys, drei Hauptwerke des Antonio Rossellino, nämlich eine Büste des jugendlichen Johannes, ein Madonnenrelief aus Marmor und ein Madonnenrelief aus Stuck mit alter wundervoller Bemalung, dann zur Rechten eine Gruppe altniederländischer und altdeutscher Gemälde, zur Linken eine Gruppe florentinischer Quattrocenta-Bilder.

Das dritte Kabinet zeigt den glücklichsten Zuwachs, den der Berliner Privatbesitz im letzten Jahrzehnt an italienischer Kunst empfangen hat. Die Zeiten, da Herr Oskar Hainauer die stolzen Hauptwerke ankaufte und Herr v. Beckerath die Fülle merkwürdiger und interessanter Dinge an sich brachte, waren günstiger, und jeder Kenner der Verhältnisse wird mit Bewunderung wahrnehmen, wie der Besitz des Herrn James Simon, namentlich auf dem Felde der Gemälde und der kleineren Bronzen, nahezu der Sammlung Hainauers ebenbürtig geworden ist. Das tief empfundene Madonnenbild Mantegnas ist wohl das bedeutendste italienische Gemälde der ganzen Ausstellung, und die sehr reiche Sammlung der Medaillen vertritt glänzend den Kunstbetrieb der Renaissance, von dessen Bedeutung sonst hier nur vereinzelte Stücke eine Vorstellung geben.

Das Gepräge der individuellen Sammlerneigung, das den Sonderausstellungen einen Reiz mehr verleiht, konnte im Weiteren nicht gewahrt werden. Die große Zahl der Bronzen, meist stark bewegte Figuren und Gruppen vom Ende des 16. Jahrhunderts aus dem Besitze verschiedener Liebhaber sind zu Gruppen vereinigt, wie die Majoliken. Aus der Mannigfaltigkeit der italienischen Töpferwaare hebt sich eine selten gesehene Art mit strengen derben Formen und einfacher, überaus kräftiger Färbung heraus, besonders frühe toskanische Majoliken, zumeist aus dem Besitze des Herrn Geheimraths Bode.

In dem schmalen Gange, der nach vorn liegt, hängen altdeutsche und altniederländische Bilder, die vom Süden ein etwas zu scharfes Licht empfangen und ein wenig nüchtern aussehen. In den Vitrinen überwiegt auch hier die Bronze. Die Herren Weisbach und Hollitscher haben ihre Schätze in besonderen Schaukästen zusammengestellt. Vor den Fensterscheiben leuchten vier der wunderbaren Glasmalereien Hans Baldungs, die der Kaiser Friedrich-Museums-Verein für unser Museum auf der Douglas-Auktion erworben hat. Die Scheiben stehen etwas zu niedrig, und der Gang gewährt nicht den genügenden Abstand, so daß diese Meisterwerke der oberdeutschen Glasmalerei hier nicht die rechte Wirkung thun.

Aus dem Zimmer, das zwischen dem Gange und dem Oberlichtsaal liegt, hat Herr Geheimrath v. Kaufmann eine kleine, höchst gewählte und einheitliche Gemäldegalerie gemacht mit dem Reichthum seines Besitzes an altniederländischen und altdeutschen Bildern. Memling, Patenier, Gerard David, Cranach und noch eine lange Reihe historisch wichtiger, zum Theil dem Namen nach nicht bekannter Meister des 15. und des 16. Jahrhunderts sind hier mit charakteristischen Werken vertreten. Die Sammlung hat in der mit Energie entwickelten Besonderheit nicht ihres Gleichen.

Niemals wagt hat eine Leihausstellung, auch nicht in Paris oder in London, dem klassischen Orte solcher Veranstaltungen, mit einem so vielseitigen Programme das in Betracht kommende Material in dem Grade ausgeschöpft wie diese Unternehmung. Und wenn gerade darin die Bedeutung des Erreichten liegt, so lassen sich auch allerlei melancholische Betrachtungen anknüpfen. Vieles ist versäumt worden auf dem Berliner Boden und läßt sich bei den heutigen Verhältnissen nicht mehr nachholen. Merkwürdig — neben dem natürlichen Mangel an italienischen Gemälden der Hochrenaissance — ist das Fehlen gothischer Möbel, wie die geringe Zahl guter deutscher Holzbildwerke.

Die Ausstellung mit derjenigen von 1883, die zu Ehren der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares in denselben Räumen stattfand, zu vergleichen, entbehrt nicht des Interesses. Der Katalog der älteren Veranstaltung macht die Vergleichung möglich. Die Zahl der Kunstfreunde, denen der Sinn für die Größe der italienischen Kunst und für den ernsten Reiz der Frührenaissance erwacht ist, erscheint vergrößert. Der Geist, der unsere öffentlichen Sammlungen in den letzten zwei Jahrzehnten emporgehoben hat, war stark genug, sich auch im Weiteren zu bethätigen und die Privatsammler zu berühren.

Max J. Friedländer.

Weimar und der Goethe-Tag.

Wenn der Eisenbahnzug in der salzreichen Gegend zwischen Kösen und Sulza der Saale hellen Strand verläßt, um ins Ilmthal einzubiegen, wenn die bescheidene Romantik der harmlosen Felsen und der Burgen „stolz und kühn" entschwindet, und rings, soweit das Auge reicht, in sanften Wellenlinien die Vorberge des Thüringer Waldes, den Höhen einer Thoma'schen Landschaft vergleichbar, sich erheben, dann wird dem Wandrer, der, lieber Gewohnheit folgend, gen Weimar pilgert, warm um's Herz. Erwartungsvoll sieht er der Strumpfwirkerstadt Apolda braune Dächer, die kleinen Häuser von Osmannstädt, wo Vater Wieland in kühler Erde ruht, und Tiefurts grünen Park vorüberfliehen, aus dessen Baumkronen das Rokokothürmchen keck in die Luft ragt, und klopfenden Herzens steigt er in Weimar aus.

Voll stiller Freude nimmt er seinen Weg durch die breite neue Villenstraße, die vom Bahnhof führt, zu den Häusern der Altstadt. Hier tritt sein Fuß geweihten Boden. Glücklich wandert er über die schmucken Plätze, durch die winkligen Gassen, die erfüllt sind von der Erinnerung an große Zeiten; ehrerbietig blickt er zum Doppelstandbilde der beiden Gewaltigen vor dem alten Theater empor. Und es will ihm scheinen, als habe der Tag einen reicheren Inhalt als andere Tage.

Unleugbar ist es ein beträchtliches Verdienst der Goethe-Gesellschaft, daß sie uns alljährlich zu diesen fröhlichen Pfingstfahrten anregt, und ohne Zweifel sind wir

ihr darum zu Dank verpflichtet. Käme nicht von dieser Seite regelmäßig der äußere Anstoß, wer weiß, wie viel Zeit jedesmal verginge, ehe wir uns wieder an der erquickenden Luft unseres thüringischen Athen laben würden! Wir sind ja so faul, ja sündhaft faul! Aber, um es gleich zu sagen, die Thatsache dieser Anregung ist der einzige Rest der Herrlichkeiten, die ehedem den Weimarer Goethetagen ihren Glanz verliehen. Sieht man davon ab, so bleibt erschreckend wenig übrig. Die General-Versammlungen haben seit Jahren immer mehr von dem Zauber, den sie ursprünglich besaßen, eingebüßt. Der große Reiz, den die Fülle des Gefundenen, der überraschenden Entdeckungen weithin ausübte, als sich nach dem Tode Walthers von Goethe die Pforten des alten Dichterhauses auf dem Frauenplan den Wissensdurstigen geöffnet hatten, mußte naturgemäß schwinden. Aber das ist es nicht allein; anderes kommt hinzu. Der ganze Betrieb der Philologie, die sich in Weimar einen so hervorragenden Platz erobert hat, wird manchem Goethebegeisterten unheimlich und hält ihn mehr und mehr fern. Es muß immer wieder ausgesprochen werden, daß die Philologie, die es verstanden, die Litteraturgeschichte ganz und gar unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, die Goethewissenschaft völlig unpopulär gemacht hat. Das Publikum, das sie doch gerade dem Verständniß des Dichters näher führen will, bleibt bei allen ihren Bemühungen kalt. Es nützt ihr jetzt auch nichts mehr, wenn sie selbst mit glänzenden Resultaten aufwarten kann. Man beachtet sie einfach garnicht. Vor vier Jahren ereignete es sich, daß Erich Schmidt seine große Xenien-Entdeckung machte: er fand nichts Geringeres, als einige hundert bisher unbekannte Distichen von Goethe und Schiller! Deutschland kümmerte sich gar nicht darum! Die Presse brachte kaum einen Hinweis, und die Bücher, in denen die soeben neu aufgefundenen Dichtungen unserer Größten gedruckt waren, verstaubten im Lager des Verlegers! Im vergangenen Jahre hat Georg Witkowski zum ersten Male eine vollständige Zusammenstellung von Goethes Rezensionen aus den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ gegeben, die es überhaupt erst ermöglichte, ein Bild von des jungen Goethe kritischer Thätigkeit zu gewinnen; zahlreiche höchst charakteristische, interessante Besprechungen kamen dabei ans Tageslicht. Was geschah? Kein Hahn hat danach gekräht! Kein Mensch im Publikum hat überhaupt nur Notiz davon genommen! Es genügt wahrlich nicht, wenn man bei solchen Vorkommnissen die ganze Schuld auf den Mangel der Deutschen an Interesse für litterarisch-künstlerische Dinge schiebt. Man muß sich vielmehr sehr ernsthaft fragen, wie es möglich geworden ist, daß die Litteraturwissenschaft bei ihrem gegenwärtigen Betriebe im Volke so wenig Mitgefühl zu erwecken weiß! Freilich, das ist ein weites Feld, wie Herr von Briest sagt. — — —

Nicht das große Publikum allein hat man damit abgeschreckt, sondern vor Allem eine Gruppe von Nichtfachmännern, die von ganz besonderer Wichtigkeit für die Goethe-Sache sein könnte. Man hat in der Welt der Litteraturgelehrten, so seltsam das klingen mag, allmählich fast ganz die Beziehungen zur Welt der Litteraten verloren. Man stellt sich der lebendigen litterarischen Entwickelung theils gleichgiltig, theils feindselig gegenüber, und hat es glücklich soweit gebracht, die Schriftsteller und Dichter der jüngeren Generation in eine gewisse Oppositionsstellung zu drängen. Leute, die von Hause aus zu gemeinsamer Arbeit berufen scheinen, spalten sich in verschiedene Heerlager. Wie mancher unserer „Produktiven“ würde vielleicht bei anderer Lage der Dinge recht gern einmal nach Weimar wallen, Goethe-Luft zu athmen. Die schadet Keinem! Und Mancher würde wohl daraus Gewinn schöpfen, für sich und für uns Alle. Aber sie sind verscheucht. Und wenn unter den Professoren und Dozenten und Geheimräthen der Goethe-Gesellschaft in den letzten Jahren wiederholt die behagliche Gestalt Otto Erich Hartlebens auftauchte, so war man höchlichst erstaunt über diese Ausnahme, die die Regel bestätigte, und leise fragte man sich: Wie kommt Saul unter die Propheten?

So ist der Kreis derjenigen, die zum Goethetage nach Weimar fahren, schon immer ein sehr beschränkter gewesen. Aber die Statthalter Goethes an der Ilm haben sich nicht einmal Mühe gegeben, diesen kleinen Kreis wenigstens zu erhalten. Es muß einmal mit aller Schärfe gesagt sein, daß die berufenen Hüter des Goethegedankens einen großen Theil ihrer vornehmsten Aufgaben unerfüllt lassen. Schon gar lange ist das Programm der Pfingstversammlungen in einer festen Form erstarrt, es hat sich auf sie ein Mehlthau der Eintönigkeit herabgesenkt. Vor einigen Jahren führte Paul Schlenther an dieser Stelle Klage darüber, daß die „Tage“ in den Wendekreis des Krebses getreten seien, und erinnerte wehmuthsvoll an die unvergeßlichen ersten Zusammenkünfte, da die frische Begeisterung alle Theilnehmer innig mit einander verband, da in den Persönlichkeiten Eduard von Simson's und Erich Schmidt's gleichsam Hypostasen des alten und des jungen Goethe nebeneinander standen. In dieser Weise zu jammern hat man heute gar nicht mehr das Recht. An jene köstlichen Zeilen darf man nicht mehr denken. Man müßte schon herzensfroh sein, wenn es wenigstens nicht dauernd bergab ginge. Aber die 13. Generalversammlung, die in der Pfingstwoche stattgefunden, bewies wieder einmal die unheilvolle Qualität dieser Primzahl: der Goethetag hat mit ihr seinen bisherigen Tiefstand erreicht.

Natürlich liegt es zum Theil an der Sache selbst, wenngleich die Phrase, sie habe „sich überlebt“, noch lange nicht begründet ist. Aber es ist geradezu unerhört, mit welcher Ruhe und Nonchalance man in Weimar die Kugel rollen läßt. Die Herren des „geschäftsführenden Ausschusses“ der Goethegesellschaft, Männer von zuvorkommendster persönlicher Liebenswürdigkeit, über deren hohe wissenschaftliche Bedeutung kein Wort zu verlieren ist, sind als Kollegium von einer Unfreundlichkeit, die geradezu verletzend ist. Man bekümmert sich um die fremden Gäste, die aus Liebe zur Goethesache nach Weimar kommen, überhaupt nicht mehr. Man empfängt sie nicht, begrüßt sie nicht, theilt ihnen nicht einmal einen Versammlungspunkt mit, wo sie sicher sind, alte Freunde wiederzufinden und neue Beziehungen anzuknüpfen. Man läßt Jeden ruhig seiner Wege gehen! Wer in Weimar gut bekannt und mit den Verhältnissen vertraut ist, wer zum Kreise der berufsmäßigen Litterarhistoriker gehört, der wird nicht so sehr darunter leiden. Aber man denke sich einen einzigen aus der großen Laienbrüderschaft der Gesellschaft — aus ihres Schatzmeisters Dr Moritz' Munde erfuhren wir, daß sie zur Zeit immerhin noch 2638 Mitglieder zählt —, den die reine Goethebegeisterung einmal zu einem Besuch der Generalversammlung veranlaßt. Dem armen Mann kann es begegnen, daß er rathlos umherirrt, statt der erhofften frohen Gemeinschaft und geistigen Anregung ödeste Ungemüthlichkeit findet, und daß er, enttäuscht und empört, auf Nimmerwiedersehen von hinnen eilt. So wird eine der wichtigsten Pflichten der Goethegesellschaft: die Fernerstehenden ihrem Heros nahe zu bringen, verabsäumt. Und es ist unter diesen Umständen nicht sehr wahrscheinlich, daß die beweglichen Klagen über den Rückgang der Mitgliederzahl sobald aufhören werden. Wird nicht alles anders, so werden noch ganz andere Männer ihren Austritt erklären als der „nothleidende Agrarier“, der mittheilte, er müsse seinen Gebrauch einschränken, da die Regierung für den traurigen Stand seines Gewerbes ja „doch nur schöne Worte habe“; er müsse „dabei natürlich bei den Ausgaben für ideale Zwecke den Anfang machen!

Es sei gern anerkannt, daß die Goethe-Gewaltigen in Bezug auf die offizielle Seite des „Tages“ redlich bemüht sind. Sie hatten diesmal Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff zum Vortrage gewonnen, und der glänzende Vertreter klassischer Sprachwissenschaft, der in Berlin die Herzen der Studentenschaft im Sturm erobert und so manchen Abtrünnigen die verlorene Liebe zur Antike wiedergebracht hat, fesselte mit der feinen Analyse und geistvollen Ausdeutung der „Pandora“ die Hörer weit stärker als die letzten Redner der Goethetage. Sie riefen Josef Lewinsky aus Wien herbei, um auch den Festvorstellungen im Thea-

neue Anziehungskraft zu verleihen; der Sprechmeister der „Burg“ führte uns eine seiner alten Glanz- und Paraderollen, seinen berühmten Franz Moor, vor, über den die Akten freilich schon geschlossen sind, und gab uns mit Deklamationen Schiller'scher und Goethe'scher Gedichte einen Theaterabend von besonderem Reiz. Sie suchen schließlich mit der Begründung eines großen Thesaurus linguae germanicae, der zunächst Goethes, Schillers und Herders Wortschatz umfassen soll, ihrem Fleiße ein neues Gebiet.

Aber damit ist nicht alles geschehen! Nicht nur das „Offizielle“ muß erledigt werden, auch das Unoffizielle will bedacht sein. Ja, wenn man genau hinsieht, so erscheint für das Gedeihen des Goethetages gerade das letztere, das Unoffizielle, besonders wichtig. Das unfaßbare, unsichtbare Fluidum, das von Kopf zu Kopf und von Herzen zu Herzen strömen soll, verlangt die liebevollste, behutsamste, sorgfältigste Pflege. Ohne dies können die Goethe-Feste unmöglich auf die Dauer Bestand haben. Darum Fluidum, meine Herren! Sorgen Sie für Fluidum! Sonst ist Gefahr im Verzuge. — — —

Verloren wären die Goethe-Gäste außerhalb der durch „offizielle“ Veranstaltungen besetzten Stunden, wenn nicht die Weimarer Künstler das einigermaßen wieder gut machten, was die Goethe-Gewaltigen sündigen. Ihre gastliche Kneipe, das alte, geräumige, mit reichem Decken- und Wandschmuck, mit Gobelins und hölzernen Heiligen, mit festen Eichentischen und — einer zeitlich, nächtlich unbegrenzten Konzession ausgestattete Haus ist die Zufluchtsstätte der Weimarpilger. Hier wird alles freudig gegeben und kein Dank erwartet. Die freien Künstler fühlen es wohl selbst voll Stolz, daß sie es sind, und nicht die Goethe-Gelehrten, die den genius loci der Goethe-Stadt pflegen. Ein edler, lieber Geist schwebt in diesen behaglichen Räumen über den Häuptern der Zecher. Ist es der Geist Goethes? Sicherlich aber ist er ihm nahe verwandt. Da setzt sich der alte Lassen ans Klavier und spielt; da läßt Heini Zeller, der prächtige Tenor der Hofoper, seine kraftvolle Stimme erschallen, und selig versunken lauscht man, wenn er das Frühlingslied des Wälsungen oder Walter Stolzing's Meistersang in den bläulichen Cigarrendunst des Kneipzimmers hineinschmettert; da singt uns Fräulein Schobers glockenheller Sopran mit entzückender Grazie heitere Coupletmelodien. Oder es werden scherzhafte Vorträge gehalten, Maler Schneider kopiert mit verblüffender Meisterschaft Dr. Ludwig Wüllner's Gesang, Schauspieler Wischke jodelt, und in harmloser Lustigkeit bei Tabak, Bier und gescheidten Gesprächen fliehen die Stunden.

In tiefer Nacht bricht man auf, „des Gottes voll“, und wandert wohl durch den schweigenden Park zu der Lichtung, wo Goethes Gartenhäuschen aus seiner Einsamkeit uns grüßt, wo das weiße Licht des Vollmonds einen geheimnisvollen Schleier um die Bäume wirft, in bleichen Fluten über den hohen Wiesen wogt und Busch und Thal mit Nebelglanz erfüllt. Und leise geht man durch die dunkeln Laubgänge, wo zur Seite das Wasser der Ilm zaghaft zuckt, in sein Quartier zurück, während im Osten der Himmel sich schon bedenklich aufzuhellen beginnt und eine Lerche den neuen Tag kündet.

Am andern Morgen wendet man sich dann zur Straße nach Tiefurt und steigt zu dem weißen Prachtbau des Goethe- und Schiller-Archivs empor. Weit sieht man von der stolzen Terrasse über die Dächer der Stadt hinweg zu den Bergen, und in der Ferne erblickt man in abgeschlossener Stille das rote Haus, in dem Frau Förster-Nietzsche's schwesterliche Güte den armen Bruder pflegt. Dann geht man die Treppen hinauf in die Säle des Archivs, wo unter den Glasdeckeln der Vitrinen die kostbaren Schätze ruhen. Neben den altbekannten Urkunden und Manuskripten entdecken wir schöne Neuerwerbungen: Viktor von Scheffels saubere Hefte, die wundervoll erhaltenen Handschriften seiner Werke, die kürzlich sein Sohn der Obhut des Archivs anvertraut. Eine andere Sammlung von Dokumenten erzählt von dem Verhältnis des weimarischen Fürstenhauses zu Dichtung und Wissenschaft; Stücke aus dem Briefwechsel Goethes mit Karl August, Anna Amalia und den Ihrigen machen den Beginn; neben das erste Schreiben des Dichters an den fürstlichen Freund vom Dezember 1775, da noch die Nachklänge der Lili-Liebe in ihm leben, ist der Brief des Greisen vom 9. November 1831 gelegt, in dem er der Prinzessin Augusta von Preußen zur Geburt ihres Sohnes, des Kaisers Friedrich, gratulirt; und die Urkunden zur Baugeschichte des Hauses, die Briefe, die von den Bemühungen der verstorbenen Großherzogin Sophie Zeugniß geben, bilden den Abschluß. Sie wecken aufs neue die Erinnerung an die freundliche Gestalt der liebenswürdigen Fürstin, die in diesem Jahre zum ersten Male dem Goethe-Pfingsten gefehlt hat. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß mit ihr den Versammlungen der eigentliche Mittelpunkt genommen ist . . . .

Und wir ziehen in die Stadt zurück, um im behäbigen Hause am Goetheplatz des Gewaltigen Spuren weiter zu verfolgen. Wir gehen durch dies einzige Museum und freuen uns über die neuen Kleinigkeiten, die sich den alten Beständen zugesellen, wir stehen auf dem Holzaltan vor dem kleinen Gartenzimmer, wo Goethe und Schiller so oft im Gespräch verweilt, und auf den Zehenspitzen treten wir andachtsvoll in das schmucklose, winzige Arbeitszimmer, wo seitwärts die Thüre zu dem Gemach führt, da er, der hier wie ein Fürst gewaltet, seine Augen für immer schloß. — —

Freilich, das sind schöne Dinge, unvergeßliche Augenblicke. Aber sie haben mit dem eigentlichen Goethetage selbst nicht sonderlich viel zu thun. „Weimar“ und „Goethetag“ sind ganz getrennte Begriffe geworden, während sie doch eine Einheit bilden sollten. So war es ehemals. Und dieser Zustand muß auch wieder das Ziel für die Leiter der Goethe-Angelegenheiten werden.

Max Osborn.

Der Held der letzten Musiksaison.

Eine lange, konzertreiche Musikzeit liegt hinter uns. Viel Zeit, viel Geld, viel Mühe ist der modischen Muse geopfert worden und in endlosen Scharen haben sich wiederum echte und falsche Priester zu ihrem Dienste gedrängt. Neben Stunden edelsten Genusses mußte der Chronist wieder lange, lange Abende erbärmlichster, gemeiner Kunstqual verzeichnen und immer deutlicher verrathen unsere Musiksäle die traurige Wandlung von Kunststätten zu Marktplätzen. Und nun das Ergebniß dieser eifrigen Thätigkeit, dieser würdelosen Geschäftigkeit? Wer es mit dem Aufwand an Arbeitskraft vergleicht, wird es gering und dürftig finden, wer aber gar es mustert mit dem sehnsüchtigen Auge dessen, der nach neuen, eigenen künstlerischen Offenbarungen unserer Zeit auslugt, den muß es unsäglich traurig bedünken. In zwanzig großen Orchesterkonzerten der königlichen Kapelle und der Philharmoniker haben wir auch nicht ein einziges neues Instrumentalwerk von höherer Bedeutung und nachdauernder Wirkung erlebt. Wäre nicht aus der „Provinz“ die Kunde von der neuesten symphonischen Dichtung Richard Straußens, einem höchst seltsamen „Don Quixote“ gekommen und hätten uns nicht der rührige Hugo Wolf-Verein und einige kühne Liedersänger einen Einblick in das rüstige zeitgenössische Schaffen auf dem Gebiete des Liedes gewährt, man hätte in Versuchung gerathen können, in diesem Jahre auf einen völligen Stillstand der deutschen Musikentwickelung zu schließen.

Fehlte so dem Berliner Konzertleben das verheißungsvolle Zeichen künftiger Entwickelungen, so war ihm doch in seiner konservativen Haltung ein kennzeichnender Zug eigen, der es über die Niederung des gemeinen Unterhaltungswesens emporhebt und die Werdemöglichkeit neuer Kunsterscheinungen gewährleistet: der kolossale Beethovenkultus. Es wäre aus den deutschen, zumal aus den Berliner

Konzertprogrammen sicherlich ohne große Mühe statistisch nachzuweisen, daß die Verehrung für den Schöpfer der modernen Symphonie seit 10 Jahren im steten Zunehmen begriffen ist und für die Berliner Konzertzeit 1897/98 läßt sich auf den ersten Blick Beethoven als der eigentliche Held und Herrscher der Musiksäle erkennen. „Kein Konzert ohne Beethoven" könnte der Wahlspruch der verflossenen Musikzeit gelautet haben. Die königliche Kapelle brachte an ihren zehn Abenden sämmtliche neun Symphonien und mehrere andere Tondichtungen des Meisters zur Aufführung, in den philharmonischen Konzerten erschien der Name Beethoven doppelt so oft wie derjenige der sonst zumeist gespielten Komponisten, die Missa solemnis kam zwei Mal, die „Neunte" drei Mal zu Gehör, der früher sträflich vernachlässigte „Fidelio" erscheint jetzt öfters auf dem Spielplan und in den Kammermusikabenden spielt Beethoven seit geraumer Zeit die erste Rolle. Daneben zollten auch die meisten Instrumentalvirtuosen der Größe und dem Ruhm Beethoven's den schuldigen Tribut und „Beethoven-Abende," d. h. Konzerte, in denen ausschließlich Tondichtungen dieses Meisters aufgeführt werden, gehören seit einigen Jahren zu den bleibenden Einrichtungen und den ergiebigsten Einnahmen der verschiedenen Konzertveranstalter.

Es entspricht durchaus dieser eifrigen, weitverbreiteten Beethovenverehrung, wenn Karl Werkmeister*) in seiner schönen Porträtgallerie des 19. Jahrhunderts dem Meister nunmehr das erste Sonderheft gewidmet hat und es für zeitgemäß erachtete, die Entwickelung dieses interessantesten „Charakterkopfes" in einer ganzen Reihe urkundlicher Bildnisse darzulegen. An der Hand dieser prächtigen Bildnißtafeln, die eine trefflich zusammengefaßte kurze Lebensbeschreibung aus der Feder Leopold Schmidt's und eine erläuternde Studie Theodor von Frimmel's über Beethovenbildnisse begleiten, wird der Kenner Beethoven's gerne und leicht seine Anschauung vom Werden und Wesen dieser großen Persönlichkeit auffrischen.

Gleich der erste, durch das Vorherrschen der Bildnisse aus dem reifern Lebensalter bedingte Eindruck der Porträtsammlung bestätigt die dem allgemeinen Urtheil zu Grunde liegende Anschauung, die in Beethoven zu allererst die ernste Männlichkeit erkennt und respektirt. Neben dem allzeit kindlich naiven Haydn, dem jugendlichen Mozart erscheint Beethoven schon früh als Typus des gereiften Mannes und Vollkraft bleibt die Signatur seiner Werke bis zu seinem Ende. Nicht minder deutlich tritt uns aus dem Porträtwerk die Zugehörigkeit Beethovens zum 19. Jahrhundert entgegen. Abgesehen von dem Zöpfchen, das die Silhouette des 16 jährigen Knaben zeigt, gewähren seinem Bildnisse durchweg in Haartracht und Kleidung den Anblick des „modernen" Menschen. In der That ist ja auch Beethoven der erste moderne Mensch unter unsern großen Musikern. Haydn war ein siebenundfünfzigjähriger, in sich abgeschlossener Mann als die französische Revolution hereinbrach, Mozart erlebte nur noch die Morgenstürme des neuen Tages, der künftige Schöpfer der Heldensymphonie aber wurde im empfänglichsten jugendlichen Alter vom Hauche des neuen Geistes berührt. Er war wirklich der „erste" Tondichter des 19. Jahrhunderts; keines seiner großen Orchesterwerke, die heute am Schlusse des Säculums noch alle zum festen, lebendigsten Bestand des Konzertrepertoirs gehören, ist vor dem Jahre 1800 in die Oeffentlichkeit gelangt.

Schwieriger zu erfassen als diese allgemeinen Grundzüge seiner Persönlichkeit ist aus den vorhandenen und vorliegenden Bildnissen die bekanntlich spät erfolgende Entwicklung Beethoven's zur Eigenart, zum guten Theil allerdings aus dem Grunde, weil zuverlässige Portraits aus der Zeit seines fruchtbarsten Schaffens, aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts nicht bekannt sind. Von dem Beethoven, der den „Fidelio" und die Schicksalssymphonie schrieb, kann man sich nach den mitgetheilten Portraits schwerlich eine richtige Vorstellung machen und man muß es sich an der Wahrnehmung des gewaltigen Unterschiedes genügen lassen, der den steifen, korrekt gekleideten wenig bedeutenden jungen Dreißiger des Neidl'schen Stiches trennt von der herben strengen Männlichkeit der Klein'schen Büste aus dem Jahre 1812. Dieses Kunstwerk, das mit Hilfe der nach dem Leben geformten Gesichtsmaske geschaffen wurde, erscheint uns in seinem Ausdruck gesammelter Kraft und ernster Größe als das treffendste Abbild des Beethoven der sogen. zweiten Periode.

Ein ganz neues Element erscheint auf den späteren Bildnissen Beethoven's, auf den bekannten Arbeiten Klöber's, Stieler's, Schimon's und Decker's. Etwa vom Jahre 1815 ab wird Beethoven's üppiger Haarwuchs in der bekannten Unordnung gemalt, die sich nach und nach zu einem Hauptkennzeichen seines genialischen Charakterkopfes ausgebildet hat. Gleichzeitig aber wird im Blick der meisten Bildnisse ein transcendenter Zug bemerkbar, der das wohlbekannte, kräftig-strenge Antlitz mild verklärt. Wir stehen vor dem „letzten" Beethoven, dem Schöpfer der Freudensymphonie und der hohen Messe, dem mystischen Dionysiker der letzten Sonaten und Quartette. Ist der Beethoven der besten Mannesjahre, wie ihn Klein dargestellt, seit Langem der Gegenstand allgemeiner Verehrung und auch heute vor allem noch der Erreger und Empfänger der großen Beifallsstürme, so bilden die Schöpfungen des „letzten" Beethoven — wie bezeichnend daß Niemand vom „alten" Beethoven zu sprechen wagt! — eine Welt für die inbrünstige Versenkung derer, denen die große Kunst unserer Zeit den Schlüssel zu diesen geheimnißvollen Schätzen gegeben hat.

In einem geistreichen Aufsatz voll aphoristischer Weisheit hat der alte Riehl einmal versucht, „die beiden Beethoven", den Klassiker und den Romantiker, gegen einander zu stellen und dabei nicht übel Lust verrathen, den dionysischen Tonweltoffenbarer im Wesentlichen nur für die Ausgeburt der „krankhaften" verstiegenen modernen Kunstauffassung zu erklären. Allein Riehl irrt sich. Das Neue, Unerhörte der Beethoven'schen Kunstschöpfung ist von fein organisirten Naturen, wie z. B. E. T. A. Hoffmann schon sehr früh erkannt worden und lange bevor Nietzsche und Richard Wagner Wesen und Gegensatz apollinischer und dionysischer Kunst zur Deutung neuer künstlerischer Erscheinungen beizogen, hat ein Dichter von hellseherischer Kraft das Bildniß Beethoven's so gezeichnet, wie es heute etwa dem durch das Erlebniß Richard Wagner geschärften Blick erscheint. In einem aus dem Ende der dreißiger Jahre stammenden Gedicht schreibt Nicolaus Lenau von Beethoven, den er

. . . höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlose Meere

er sei ihm gleich einer Naturerscheinung der Wecker jenes Muthes, der das Schicksal zu fordern wage, und von der Wirkung Beethovenscher Musik verkündet er:

Kämpfen lern' ich ohne Hassen,
Glühend lieben und entsagen,
Und des Todes Wonneschauer,
Wenn Beethoven's Lieder klagen;
Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klüften
Und ein dionysisch Taumeln
Rauschet über allen Grüften.
Wenn sie zürnen, hör' ich rasseln
Menschenwillens heil'ge Speere,
Und besiegt zum Abgrund, heulend,
Flüchten die Dämonenheere. —

Das ist, beim Apollon, nicht mehr Schilderung jener alten Kunst des schönen Scheins des edlen Maßes, sondern Wirkung jener Zauberweisen, in denen „das ganze Uebermaß der Natur in Lust, Leid und Erkenntniß, bis zum durchdringenden Schrei, laut wurde". Schon Lenau also ist sich der orgiastischen Kraft bewußt, die Beethoven's Musik im Zeitalter des gesteigerten Individualismus zum A und O aller Kunstgenüsse machen sollte.

Heinrich Welti.

*) Karl Werkmeister: Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Heft 8. Beethoven. Einzelpreis 2 Mk. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 38. Berlin, den 18. Juni 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Hauptwahlen zum Reichstage sind beendet und jede Stunde vervollständigt jetzt das Bild, das die neue Volksvertretung gewähren wird. Gleichwohl kann man schon jetzt — am Freitagmorgen — mit einiger Sicherheit sagen, welcher Art schließlich das Ergebniß sein wird. Wir fürchten, daß der neue Reichstag dem alten ziemlich ähnlich sein wird, und daß das Resultat aller Anstrengungen und Kämpfe höchstens in geringfügigen Verschiebungen bestehen wird. Die größte Veränderung wird voraussichtlich darin bestehen, daß die kommende nationalliberale Partei noch von stärker ausgesprochenem agrarischen Charakter sein wird, als es die alte gewesen ist.

Das Interessante bei diesem Ergebnis liegt darin, daß für alle Parteien die Verschiebungen nicht erhebliche sein dürften: für die Gesamtheit der bürgerlichen Parteien, wie auch für die Sozialdemokraten, deren Zeiten stürmischen Vorwärtsdrängens vorüber zu sein scheinen; wenngleich sie an Stimmenzahl erheblich gewonnen haben, und auch voraussichtlich einige Mandate eroberte.

Geht man ins Einzelne, so zeigt Berlin gar keine Veränderung: nicht zu Gunsten der Sozialdemokraten und auch nicht wesentlich zu Gunsten der Freisinnigen. Auch die Resultate aus dem Lande bieten bisher keine großen Ueberraschungen. Von unseren engeren Freunden ist Frese in Bremen im ersten Wahlgang gewählt; in Stichwahl kommen Broemel in Stettin, (Zuwachs von fast 4000 Stimmen gegen 1893), Barth in Rostock; Pachnicke Ludwigslust—Parchim; Rickert in Danzig; Fahle in Schwiebus—Krossen; Siemens in Wittenberg-Schweinitz; Steinhauer in Schlawe—Rummelsburg; Ernst in Schneidemühl; Roesicke in Dessau; vielleicht Hänel in Kiel. Aus verschiedenen pommerschen Wahlkreisen, wo die Aussichten günstig sind, fehlen noch zuverlässige Nachrichten.

Die ernsteren Entscheidungen im spanisch-amerikanischen Kriege nahen jetzt schnell. Manila wird von der Seeseite durch die Flotte der Vereinigten Staaten bedrängt und von der Landseite durch die eingeborenen Aufständischen. Fällt die Stadt, so ist das Schicksal der Philippinen besiegelt, denn dann besitzt Spanien auf den Inseln einen starken Stützpunkt nicht mehr. Daß die Philippinen für Spanien mit dieser Wendung verloren wären, steht ziemlich fest; fraglich bleibt, wer der künftige Herr sein wird; und diese Frage wird möglicherweise große Schwierigkeiten bieten.

Soweit wie auf den Philippinen sind die Dinge auf Cuba noch nicht gediehen: freilich die ersten Mannschaften der Vereinigten Staaten haben auf der Insel festen Fuß gefaßt, und ein großer Nachschub von Landungstruppen befindet sich jetzt auf der Fahrt nach der Insel. Mit der Landung dieser Armee werden die eigentlichen großen Schwierigkeiten des Krieges für die Ver-

einigten Staaten beginnen. Die spanischen Truppen sind voraussichtlich noch weniger zu fürchten, als das Klima, als das gelbe Fieber und Seuchen. Wir hoffen, daß auch diese Feinde die Beendigung des Krieges nicht mehr allzu lange aufhalten werden.

Das Ministerium Méline ist in Frankreich gefallen, nachdem es den Ruhm des langlebigsten Kabinets und des unfruchtbarsten sich erworben hat. Seitdem Méline Minister geworden war, erschöpfte sich seine politische Kunst in der Aufgabe, Minister zu bleiben. Für diesen Zweck machte er jede Konzession; er begab sich in Abhängigkeit von der Rechten und er begab sich in dem Dreyfushandel in Abhängigkeit von der Straße; auf solche Weise fristete er von Monat zu Monat seine Existenz, bis die neue Kammer aus dieser Abhängigkeit gegenüber der Rechten dem Ministerium einen Strick drehte und es zu Falle brachte. Das neue Ministerium wird voraussichtlich ein solches der republikanischen Konzentration sein; daß es politisch fruchtbarer, charaktervoller und ehrlicher sein wird, wagt das französische Volk nach den vielen Enttäuschungen, die es erlebt hat, — wie es scheint, — kaum zu hoffen.

Das österreichische Parlament wurde vertagt, ohne daß das Ministerium in der Sprachenfrage auch nur einen Schritt vorwärts gekommen wäre. Ein russisches Sprichwort sagt: Es ist einem Narren leichter, einen Felsblock ins Wasser zu werfen, als hundert klugen und starken Männern, ihn wieder hinauszuschaffen. Diese Erfahrung macht man jetzt in dem benachbarten Oesterreich in Bezug auf die frivole Politik des Grafen Badeni.

* * *

Das erste Decennium.

Vor zehn Jahren endete ein für das menschliche Empfinden besonders trauriger Abschnitt deutscher Geschichte. Kaiser Friedrich, der den Thron bestiegen, aber der die Zügel der Regierung nur lose zu ergreifen vermocht hatte, wurde in das Grab gelegt, und mit ihm entschwanden jene Hoffnungen, die sich an seine Person geknüpft hatten. Ob er alle diese Hoffnungen verwirklicht hätte, die ihm in so reichem Maße das Volk entgegen brachte, bleibt eine für immer unbeantwortete Frage. Ueber seine Absichten freilich konnte kein Zweifel herrschen; die einzige bedeutungsvolle That seiner kurzen Regierung zeigte mit aller Deutlichkeit die Richtung seines Wollens; er vollzog noch mit sterbender Hand die Entlassung des Herrn von Puttkamer, dieses Mannes rücksichtsloser Reaktion, der das Vertrauen der äußersten Rechten genoß. Diese Amtsentsetzung war ein Programm, dessen weitere Durchführung nicht einmal versucht werden konnte.

Als Kaiser Wilhelm II. den Thron bestieg, wuchsen die Hoffnungen der Kreuzzeitungs-Partei — jener Gruppe, deren Charakter durch die Namen Hammerstein und Stöcker damals bezeichnet ward, und zu denen der eben gestürzte Herr von Puttkamer seiner politischen Struktur nach gehörte. Diese Elemente glaubten sogar, an die Stelle der Bismarckschen Politik eine Hammerstein-Stöckersche Kreuzzeitungs-Politik setzen zu können. Ihre Hoffnungen beleuchtet der bekannte „Scheiterhaufenbrief". Die Zukunft schien die Entscheidung bringen zu sollen zwischen der Fortführung des Bismarckschen Regiments oder der Ersetzung desselben durch ein Regiment noch weit engherzigerer Reaktion, dem ein starker Beisatz orthodoxen Pfaffenthums zugemischt sein würde. Das waren traurige Aussichten für die innere Politik, und zudem fürchtete das Ausland, trotz dem Fürsten Bismarck, eine internationale Führung der Geschäfte voll aggressiver Rücksichtslosigkeit und voll Neigung zu unberechenbaren Unvorsichtigkeiten.

Alle diese Erwartungen und Befürchtungen sind getäuscht worden.

Fürst Bismarck, der in der Gunst des jungen Herrschers fest zu stehen schien, ging; aber der Kreuzzeitungs-Partei fiel der Gewinn nicht zu. Graf Waldersee vertauschte Berlin mit Kiel; Herr Stöcker mußte von den Konservativen geopfert werden, und Herr v. Hammerstein verschwand im Zuchthaus. Die Kreuzzeitungs-Partei büßte damit so stark an Kraft ein, daß sie heute als eine führende politische Macht nicht mehr erscheint; ihr politischer Einfluß ist durch den des Bundes der Landwirthe ersetzt worden, und die Kreuzzeitungs-Partei und der Bund der Landwirthe sind in ihrem Wesen grundverschieden.

Die „kleine aber mächtige" Kreuzzeitungs-Partei war gefahrvoll, weil sie unmittelbar auf den Monarchen einzuwirken suchte; der Bund der Landwirthe ist nicht klein, sondern groß, und er setzt die Massen in Bewegung, um auf die Krone und auf die Minister zu drücken. Durch den Bund der Landwirthe ist die konservative Partei vollständig demokratisirt worden, und es ist recht unwahrscheinlich, daß diese demokratisirten konservativen Massen sich jemals wieder als völlig williges Instrument von der kleinen aber mächtigen Kreuzzeitungs-Partei werden gebrauchen lassen.

Diese Umwandlung eines entscheidenden Faktors unserer inneren politischen Verhältnisse ist vielleicht der wichtigste Vorgang auf dem Gebiete des Parteilebens in den letzten zehn Jahren. Die Demokratisirung Deutschlands ist fortgeschritten, und des zum Zeichen verdrängte der Bund der Landwirthe mit seinem populären demagogischen Massenaufgebot die kleine mächtige Partei der Kreuzzeitung.

Die Hoffnungen der Kreuzzeitungs-Partei waren nicht in Erfüllung gegangen und die Befürchtungen des Auslandes auch nicht.

Unsere internationale Politik blieb unter dem Grafen Caprivi und unter dem Fürsten Hohenlohe friedlich, blieb vorsichtig und hielt sich in Bezug auf **Handlungen** von allen Extravaganzen fern; und Handlungen geben den Ausschlag, nicht Worte.

Auch der Charakter unserer inneren Politik ward augenscheinlich durch die Abneigung bestimmt, den Staat in extreme Lagen hineinreißen zu lassen. Unsere innere Politik weist keinen großen Zug und keine großen Linien auf; Pläne, die weit angelegt zu sein scheinen, wie die sozialreformatorischen Projekte, wie die Schulreform, führen zu keinem bemerkenswerthen Ergebniß und verschwinden bald wieder. Nicht ein positives schöpferisches Programm ist es, das den abgelaufenen zehn Jahren seinen Charakter aufgedrückt hat, sondern ein negatives Programm; die ausgesprochene Abneigung, gefährliche Einseitigkeiten bis ans Ende zu verfolgen.

Dem entspricht es, daß der Bismarcksche, möglicherweise Explosionen heraufbeschwörende Druck, der die Sozialdemokratie belastete, gelockert ward; dem entspricht es, daß der Staat der Kreuzzeitungs-Partei nicht ausgeliefert wurde: der Zedlitz'sche Schulgesetzentwurf fällt und die Umsturzvorlage verschwindet; die Handelsverträge werden zum Segen der Industrie abgeschlossen und dem ungeberdigen Agrarierthum werden doch kurz darauf die bedauerlichsten Zugeständnisse gemacht. Man hat diese Politik als den Zickzackkurs bezeichnet. Man kann denselben Gedanken höflicher ausdrücken, indem man sagt: diese Politik, die nicht als das Ergebniß einer selbständigen und schöpferischen politischen Weltanschauung erscheint, die aber auch nicht von beschränkten Vorurtheilen eingeengt ist, läßt sich treiben von der Diagonale der Kraft, die lebensvoll im Volke selbst vorhanden sind.

Wir werden in Deutschland nicht parlamentarisch regiert, und bei der Parteizersplitterung wäre solches Regiment auch kaum möglich; aber wohl kann man behaupten, daß das Wesen des Parlamentarismus heute in Deutschland weit stärker in die Erscheinung tritt als zur Bismarck'schen Zeit. Damals suchte dieser Mann seinen Willen dem Lande mit der Kraft seiner ganzen Persönlichkeit aufzudrängen; jetzt wird unsere Politik freilich nicht durch die

Abstimmungsresultate in den Parlamenten diktirt, aber unter möglichster Vermeidung aller extremen Entschlüsse finden doch die stark zu Tage tretenden Empfindungen der Bevölkerung ihre Berücksichtigung.

Es ist die beste Seite dieser Politik, die den Charakter origineller Schöpferkraft vermissen läßt, daß sie Kraftproben nicht unnütz aufsuchte, sondern möglichst vermied, und daß sie doch durch die resolute Entschlossenheit, mit der sie den Zollkrieg gegen Rußland durchführte, mit der sie in China zugriff und die Militär- und Flottenfrage erledigte, vor dem Makel schwächlicher Haltlosigkeit bewahrt blieb. Diese Politik, die in Worten häufig so stark war, sparte kräftigere Thaten klugerweise für einige wenige entscheidende Anlässe auf.

Das ausgeprägte Selbstgefühl Kaiser Wilhelms II., das sich nicht selten gezeigt hat, stemmte sich bisher nicht in starrer Eigenwilligkeit nachhaltiger Bewegung innerhalb der Bevölkerung entgegen. Dieses Gefühl bethätigte sich souverän nur gegenüber den Mitarbeitern, die dem Monarchen am nächsten standen. Der Kaiser beseitigte den Fürsten Bismarck wie den Grafen Caprivi mit einer schnellen Handbewegung, und den beiden Reichskanzlern folgte eine ungewöhnlich lange Reihe von Ministern. Mit dem Staat, diesem kostbaren Gut, das dem Monarchen überkommen war, gefährlich zu experimentiren, vermied er; in Personenfragen war er dem Experiment weniger abgeneigt, und dabei zeigte sich, daß der Kaiser augenscheinlich einen nicht gewöhnlichen Blick für Menschen besitzt.

Eine Reihe von Personen, die er berief, waren zweifellos untergeordneter Art; aber auch die Zahl der hervorragenden eigenartigen oder tüchtigen Menschen — mögen sie uns Liberalen gefallen oder nicht gefallen — ist doch eine sehr erhebliche; man braucht nur die Namen Caprivi, Hohenlohe, Marschall, Bülow, Miquel, Tirpitz, Thielemann, Nieberding, Bronsart zu nennen und ihre Reihe ist noch nicht abgeschlossen; diese Fähigkeit Menschen zu finden, ist für einen Monarchen eine sehr werthvolle Gabe, und diese Fähigkeit übt Wilhelm II. uneingeengt von engen Standes- oder Parteivorurtheilen. Vielleicht gewährt nichts der Regierung Wilhelm II. einen so modernen Charakter wie diese ganz moderne Vorurtheilslosigkeit in der Wahl der Talente, deren er sich bedient, und die dann freilich nicht immer zusammen passen, und die dann auch durch ihre Verschiedenartigkeit dem Gange der Regierung einen einheitlichen und festen Schritt unmöglich machen müssen.

Wohin die Schritte der Regierung führen würden, das wußte man niemals mit Sicherheit und nur zu der Ueberzeugung gelangte man allmählich daß äußerste Excentricitäten aus gesunder Abneigung vor gefahrvollen Experimenten schließlich vermieden werden würden. Eine solche Politik des Lavirens, die der festen Richtung auf große Ziele entbehrt, bringt, wenngleich sie die ärgsten Mißgriffe vermeidet, doch Mißgriffe genug. Und wir haben sie erlebt. Aber es zeigte sich nunmehr zugleich, daß ein gesundes modernes Volk trotz der Schäden, die eine verfehlte gesetzgeberische Thätigkeit bringt, in seiner Entwicklung nicht erheblich aufgehalten werden kann, so lange nur die unentbehrlichsten Voraussetzungen heutiger Entwicklung nicht angetastet werden. Der Friede, die Handelsverträge, gutes Geld und ein gesundes zentrales Bankenwesen brachten Deutschland eine ungeahnte segensvolle wirthschaftliche Entwicklung trotz dem Parlament, das sich so viele Mühe gab, diese Entwicklung zu behindern und zu gefährden. Dieser von der Bevölkerung getragene wirthschaftliche Aufschwung Deutschlands ist das glorreichste Blatt in der zehnjährigen Regierungszeit Kaiser Wilhelms II.

Die Wahlen die eben zum Abschluß gelangen, können die Entscheidung für das nächste halbe Jahrzehnt bringen, und ihre Bedeutung ist um so größer bei einem — unausgesprochenen — Regierungsprogramm, das einer kraftvollen Aeußerung des Volkswillens vorsichtig Rechnung zu tragen geneigt ist.

P. Nathan.

Britische Schulen und die Bedrängung britischer Industrie.

Leute, die wenig oder gar nicht arbeiten, — deren Vorfahren seit Jahrhunderten wenig oder gar nicht gearbeitet haben und die trotz ihrer geringen Arbeitsleistung durch besonders günstige Verhältnisse instand gesetzt waren, Vermögen und Macht zu erwerben, nennt man „Aristokraten". Solche „Aristokraten" hat es seit Urzeiten in jedem Volke gegeben. Allmählich aber dämmerte in den Völkern die Morgenröthe der Ueberzeugung, daß nur derjenige verdient zu leben, der auch arbeitet und schafft — mit einem Worte, daß nur das persönliche Verdienst und nicht die zufällige Geburt wirklich adeln kann.

Seitdem diese Ueberzeugung weite Kreise ergriffen hat, ist die Stellung des Geburtsadels erschüttert worden und heutzutage macht sich die Volksstimme immer vernehmbarer geltend, die auch den „Hochgeborenen" zur Arbeit für das Gemeinwohl zwingt.

Dieselben Ereignisse jedoch, die die Stellung einzelner Familien der Nation gegenüber bestimmten, sind in dem Verhältnisse maßgebend gewesen, das sich zwischen verschiedenen Völkergemeinschaften ausbildete.

Die Engländer haben sich bisher als Nation in der Lage einer Adelsfamilie befunden, die im Stande war, bei verhältnißmäßig geringerer Arbeitsleistung Reichthümer anzuhäufen. Während sich die armen kontinentalen Völker Jahrhunderte lang in den Haaren lagen, konnte das vornehme England, von dem breiten Gürtel der See gegen feindliche Heere geschützt, auf Kolonialerwerb ausgehen und aus allen Ecken der Welt goldene Schätze zusammenbringen. Uebermuth, Gleichgültigkeit und Uebersättigung stellte sich bei einem Theil der Nation als eine nothwendige Folge ein — ganz so wie bei unseren lieben, näselnden Herren Junkern. Doch der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Die Krisis hat sich für die Adelsfamilien eingestellt und jetzt ist auch England als Nation in gewissem Umfang an die Reihe gekommen.

Man mag gegen den neuen Kurs der gegenwärtigen deutschen Regierung gar Manches sagen — die eine Thatsache wird sich als unwiderlegliches Faktum der Geschichte einverleiben, daß im Anfange der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II die Industrie des jungen Deutschen Reiches begonnen hat, das alte seit Jahrhunderten an allen Ecken der Welt eingenistete Großbritannien ernstlich zu bedrängen.

Wir sind ja doch schließlich alle nur Menschen. Man stelle sich eine alte aristokratische Familie vor, die plötzlich ihren Ruf, ihren Ruhm, ihre Zukunft und die Glorie der Vergangenheit bedroht fiehl — werden die Mitglieder dieser Familie nicht naturgemäß versuchen, fremden Einflüssen die Schuld der augenblicklichen Schwierigkeiten zuzuschreiben? Kann man sich deshalb wundern, wenn englische „Patrioten" oder Maulhelden bestrebt sind, den Schatten, der den eigenen Namen zu verdunkeln begann, von vornherein ohne Untersuchung wegzuleugnen und die eigene Schuld auf fremde Schultern zu wälzen? Und was ist natürlicher, als daß man mit Aerger und Spott auf den deutschen Vetter zeigte, den man bisher als harmlosen Verwandten geduldet hatte und der nun plötzlich solch ungeahnte Beweise seiner Kraft ablgbt? Aber nachdem diese erste Periode des unvernünftigen Protestes und der verwundeten Eigenliebe vorüber war, wurden wahrhaft patriotische Stimmen laut, die auf die Unvernunft eines blinden Hasses wiesen und dringend zur gerechten Selbstprüfung mahnten. Ein Reiter, der so fest wie England im Sattel sitzt, kann nicht so ohne Weiteres auf den Hals seines Pferdes oder gar auf den Schwanz geworfen werden.

Als die deutsche Industrie begann, der englischen stetig unbequemer zu werden, da fing man an, Eigendünkel und Nationalstolz bei Seite zu setzen und emsig den Ursachen nachzuspüren, die die Veränderungen der wirthschaftlichen

Lage bedingten. Während der letzten sechs Jahre wirkt es für den aufmerksamen deutschen Beobachter geradezu belustigend, den Zeitungsstreit und die öffentlichen Diskussionen in Großbritannien über diese Frage zu verfolgen. Endlich ahnte man das Richtige und erwog den Gedanken, ob die anscheinend so hochpolitische Frage im Grunde nicht einfach eine erzieherische sei, die nicht von dem Staatsminister, sondern von dem bescheidenen Schulmeister gelöst werden müsse.

Mit der den Engländern vielfach eigenen Systemlosigkeit bemühte man sich hierauf schützende Maßregeln zu treffen. Man reorganisirte die Schulen der unteren Klassen, verwandte ungeheure Summen auf die Errichtung technischer Lehranstalten für Handwerker und für die Kinder von Handwerkern und dennoch vergaß man den Hauptpunkt, man rüttelte nämlich nicht an der Erziehung der höheren Stände. Der alte Feldmarschall Wellington sagte dereinst, daß die Schlacht von Waterloo auf den Spielplätzen von Eton entschieden worden sei. Das ist vielleicht richtig. Wer die heutigen Verhältnisse einer eingehenden und unparteiischen Prüfung unterwirft, kann jedoch nicht daran zweifeln, daß die friedliche, aber nichts desto weniger bedeutungsvolle Schlacht auf dem Gebiete der Industrie heutzutage in den höheren Lehranstalten Großbritanniens **verloren wird**.

Diejenigen Schulen, welche sich in Großbritannien der Erziehung der höheren Stände widmen, befinden sich samt und sonders in **privaten** Händen. Gegen diesen Ausspruch würde ein alter „Etonian“ feierlichen Protest einlegen und er würde darauf hinweisen, daß man sorgfältig zwischen den „private“ und „public“ Schools unterscheiden muß. Ganz recht. Jedoch auch diese „public Schools“, die übrigens kaum ein Drittel der den „besseren“ Ständen angehörenden Knaben erziehen, werden in keiner Weise von dem Staate beaufsichtigt; sie stehen vielmehr unter der Leitung von Körperschaften, die sich aus **Privat-Personen** zusammensetzen und oft erfreuen sie sich mehr oder weniger bedeutender Einkünfte aus privaten oder staatlichen Schenkungen. Während also die Privatschulen Spekulationen einzelner Privat-Personen sind, stellen die öffentlichen Schulen das Unternehmen mehrerer, zu einer Körperschaft vereinigter Personen dar und beruhen zum Theil auf einem Aktienunternehmen.

Zwei Drittel der Knaben höherer Stände werden aber jedenfalls in Anstatten groß gezogen, die geschäftliche Unternehmungen sind; jedoch auch die übrigen „öffentlichen“ Anstatten tragen zum Theile diesen Charakter; nur eine geringere Anzahl Public Schools sind in der Lage, die erzieherischen Zwecke allen übrigen Erwägungen durchaus voran zu stellen.

Ganz ebenso wie in dem freien England Jeder einen Käsehandel beginnen kann, könnte ganz derselbe Mann eine Schule eröffnen, ohne irgendwie durch das Gesetz behindert zu sein und ohne irgend welche wissenschaftliche, pädagogische oder moralische Qualifikationen zu besitzen. So erklärt es sich denn auch, daß man kaum von einem eigentlichen Lehrerberufe in Großbritannien sprechen kann, wenigstens nicht im deutschen Sinne. Nur die Lehrer an den größten öffentlichen Schulen haben eine soziale Stellung.

Fast sämmtliche Lehrerstellen in Großbritannien werden durch Agenten besetzt und zwar beziehen die besseren Schulen ihre Angestellten fast ausschließlich durch einen bekannten Agenten in Piccadilly. Dieser Mann bildet thatsächlich die Centralmacht, die auf das höhere Schulwesen einen Einfluß ausübt und zwar ist seine Macht eine ganz ungeheure, denn wer es mit ihm verdirbt, hat keine Aussicht, je wieder eine irgendwie begehrenswerthe Stellung zu erlangen. Allerdings muß man zugestehen, daß dieser Mann ein gentleman ist, der sich durch seine Redlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Energie zu seiner Stellung emporgeschwungen hat, aber dennoch ist die Thatsache bezeichnend, daß er in dem freien England als einzelner Privatunternehmer eine größere Machtvollkommenheit in Bezug auf die Besetzung von Lehrerstellen besitzt, als der Kultusminister in Preußen.

Hat man vermittelst des Agenten, dem man eine durchaus nicht übertriebene Provision zahlen muß, eine Anstellung erhalten, so muß der englische Lehrer hauptsächlich nach zwei Dingen trachten: zunächst muß er sich mit seinem **Prinzipale** gut stehen, dann aber auch mit seinen Schülern.

In einem Lande, in welchem das Freiheitsgefühl eine so ungeheure Ausbildung erfahren hat, wie nirgends sonst in der Welt, duldet man in jeder einzelnen Schule einen Autokraten, der, wenn er will, sich durch nichts beschränken läßt, als durch den Wunsch, mit seiner Anstalt pekuniäre Erfolge zu erzielen. In den meisten Schulen werden Lehrerkonferenzen niemals abgehalten, sondern der Headmaster trifft seine Bestimmungen, ohne die Lehrer zu befragen, und von neuen Maßregeln hören die Lehrer nicht selten zu gleicher Zeit mit den Schülern, d. h. durch den Anschlag am schwarzen Brett. Nach den Bestimmungen des Public School Act 1868 und Endowed School Act 1869 ist das Verhältniß des Lehrers zum Headmaster das des Dieners zum Herrn. Der Headmaster kann in fast sämmtlichen Schulen den Lehrer aus eigener Machtvollkommenheit anstellen und entlassen. In einigen Schulen ist hierzu das nominelle Zustimmen der sogenannten „Governors“ erforderlich, jedoch wird auch hier meist dem Vorschlage des Headmasters Rechnung getragen, ohne daß dem Lehrer Gelegenheit gegeben wird, seine Stimme persönlich geltend zu machen.

Der Lehrer ist somit vollkommen von seinem Headmaster abhängig. Wenn er die Anstalt verläßt, ist er gerade wie der kleinste Schüler auf eine Art Zensur, ein Zeugniß angewiesen. Fällt dasselbe ungnädig aus, so wird ihm eine Wiederanstellung nicht nur sehr erschwert, sondern am Ende gar zur Unmöglichkeit gemacht.

Ich habe wiederholt gesehen, daß Lehrer, die Jahre lang an einer Anstalt thätig waren, wegen irgend eines Vorfalles einfach entlassen wurden, ganz wie ein Dienstmädchen. Und in einigen Fällen waren die Herren an den betreffenden Schulen alt und grau geworden, so daß sie einer völlig hoffnungslosen **Zukunft** entgegensahen.

Das Verhältniß, welches in englischen Schulen zwischen Lehrer und Headmaster bestehen kann und nicht selten besteht, wird durch nachfolgende **Gerichtsverhandlung** gezeigt. Ich entnehme den Bericht dem „Standard“ vom 17. März d. J.; da heißt es wörtlich:

Gestern wurde im Bloomsbury-Landesgericht die Klage des „assistant master“ Joseph Scott gegen Mr. Spurgeon, Headmaster einer Schule in Haddon, verhandelt.

Mr. Scott, der eine Entschädigung von 10 Pfund für willkürliche Entlassung verlangte, sagte, daß er von dem Verklagten mit einem Jahresgehalt von 900 Mark bei völlig freier Station engagirt worden. Er trat sein Amt am 6. Mai an. Am 19. Juni wurde ihm zum Ende des Trimesters gekündigt und am 23. Juni wurde er einfach aus dem Hause gejagt.

Richter: Warum?

Kläger: Ich erhielt Erlaubniß, zum Zirkus zu gehen. Bei meiner Rückkehr, gegen 11 Uhr, ging ich in den Schlafsaal der ausländischen Schüler. Dies waren keine Knaben, sondern junge Männer, die gleiche Privilegien wie die Lehrer hatten. Sie konnten rauchen und trinken.

Richter: Wie die Lehrer?

Kläger: Ja. Während ich mit ihnen sprach, rief der Angeklagte am Treppenflur, daß ich sofort herunterkommen solle. Ich antwortete, daß ich in einem Augenblick kommen würde. Daraufhin kam Mr. Spurgeon aufgeregt die Treppe hinauf und sagte zu mir: „Kommen Sie herunter, Sie Dummkopf! Sie betragen sich wie ein Verrückter.“ Er rannte dann wieder hinab und ließ einen Schutzmann holen. Ich folgte in die Vorhalle, um zu sehen, auf Grund welcher Anklage er mich wolle verhaften lassen, aber als der Polizist kam, ließ Herr Spurgeon mich überhaupt nicht verhaften. Am nächsten Tage wurde ich entlassen.

Anwalt Powell (Vertreter des Verklagten): Ist Ihnen nicht gesagt worden, daß Sie um zehn Uhr im Bette sein müssen? Sind Sie nicht nach dem Circus in ein Hotel gegangen?

Richter: Ja, jeder Thürhüter hat doch schließlich das Recht etwas zu trinken!

Er war doch nicht einer Ihrer Schüler! Er ist ein erwachsener Mann!

Verklagter: Er antwortete, daß er zu Bett gehen würde, wann es ihm beliebe. Das war nicht die richtige Art und Weise, mit mir zu sprechen.

Richter: Und was antworteten Sie?

Verklagter: Zeit ist Zeit und Sie müssen zur Zeit hier sein.

Richter: Und wie viel Zeit haben Ihre unglückseligen Untergebenen (ushers) denn zum eigenen Studium, wenn sie um zehn Uhr zu Bett gehen müssen?

Verklagter: Es handelt sich nicht um eigenes Studium. (There is no question of study.) Zu diesem Zwecke kommen sie nicht in mein Haus.

Richter: Was? Sollen sie nicht mit den neuesten Kritiken klassischer Autoren gleichen Schritt halten?

Verklagter: Das kann ich selber thun!

Richter: Aber sie sind doch junge Männer!

Verklagter: Ich hörte ihn in dem Schlafsaal der Franzosen sprechen. Ich nenne sie Franzosen, weil sie Ausländer sind. Ich sagte ihm, er solle zu Bett gehen. Er war sehr unverschämt.

Richter: Was sagte er?

Verklagter: Er sagte nichts. Ich bemerkte jedoch, wie die Schüler einander ansahen, als ärgerten sie sich über sein Betragen. Sie sahen aus, als ob sie gedacht hätten, daß ein Assistentmaster nicht in dieser Weise mit dem Headmaster sprechen solle.

Richter: Aber Sie sagten ja selbst soeben, daß er gar nichts gesagt habe.

Verklagter: Nein, gar nichts. Darauf antwortete ich: Wenn Sie nicht sogleich ins Bett gehen, lasse ich einen Schutzmann holen.

Richter: Ich habe davon gehört, daß man kleine Kinder mit einem Schutzmann zu schrecken sucht, aber daß man das auch bei Erwachsenen versucht, ist mir noch nie vorgekommen.

Der Verklagte wurde verurtheilt, dem Kläger zehn Pfund zu zahlen. —

Die erste Vorbedingung einer erfolgreichen Erziehung ist zweifellos das auf Achtung fußende Vertrauen, welches den Schüler mit dem Lehrer verbinden muß. Die englischen Schüler wissen genau, daß ihre Lehrer keine anderen Machtvollkommenheiten besitzen, als die ihnen vom Headmaster zugestandenen. Da sie selber eine soziale Stellung anstreben, die der des Lehrers weit überlegen ist, und da sie sich dieser Thatsache wohl bewußt sind, werden sie nur in den seltensten Fällen zu ihren Lehrern das Maß der Achtung und des Zutrauens besitzen, welches in Deutschland Gemeingut fast sämmtlicher Schüler ist.

Und wie steht es mit dem Headmaster? Er ist der Jupiter tonans — der Mann, dessen Lächeln oder Zürnen freie Nachmittage oder Prügel bedeutet. Und dennoch hat man auch vor ihm nur selten Achtung. Denn vielfach ist er vor Allem kaufmännischer Unternehmer, dessen Maßregeln zu deutlich den verrätherischen Stempel tragen.

Die ungeheure Konkurrenz, welche augenblicklich in England zwischen den Unterrichtsanstalten besteht, hat die Headmaster desperat gemacht, so daß viele von ihnen zu bedenklichen Mitteln greifen. Ich will hier aus eigener Erfahrung einige Beispiele erzählen.

In dem Prospekte einer „öffentlichen" Schule befindet sich als besondere Empfehlung die Mittheilung, daß bei Regenwetter „covered play grounds", d. h. bedeckte Spielplätze, den Knaben zur Verfügung ständen. Als ich mir diese „Spielplätze" besehen wollte, wurde ich in den Keller hinabgewiesen, wo alte zerbrochene Flaschen, Kohlen und allerlei Gerümpel umherlagen, während Spinnengewebe von den schmutzigen Wänden herabhingen. Diese mit dumpfer, fauler Luft angefüllten Keller waren also die großartig angekündigten „covered play grounds".

In einer anderen Schule hatte einer der hervorragendsten englischen Naturforscher seinen Besuch angekündigt, um event. seinen Sohn der Anstalt zu übergeben. Der Headmaster ließ sofort ein Naturalien-Kabinet einrichten und in alle Windrichtungen telegraphiren, um physikalische Instrumente anzuschaffen, die dann ausgelegt wurden, als seien sie bisher für den naturwissenschaftlichen Unterricht verwandt worden.

In einer dritten Schule erklärte der Headmaster am Schlusse des Semesters in seiner Festrede, daß die Anstalt seit Jahren in geradezu erstaunlichem Grade von ansteckenden Krankheiten frei gewesen war. Eingeweihte wußten, daß nicht weniger als ein Drittel sämmtlicher Pensionäre längere Zeit im Bette zugebracht hatten und zwar in Folge von Windpocken, Angina follicularis, Diphteritis, Mumps und Influenza.

Und so könnte ich noch viele Beispiele anführen. Das Gesagte genügt jedoch, um ein Bild der vielfach bedenklichen Zustände zu geben, in denen sich die „höheren" englischen Lehranstalten befinden.

Wie sich die Folgen in ihren Einzelheiten auf die Arbeit der Schule und das nationale Leben geltend machen, soll in einem zweiten Aufsatze besprochen werden.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Friedrich Müller.

Deutsche Tagebücher aus dem belagerten Paris.

Schier unendlich ist die Litteratur über den großen Völkerkrieg der Jahre 1870 und 1871. Erinnerungen und Monographien, militärische, diplomatische und allgemein geschichtliche Schriften jeder Art sind über diese Ereignisse veröffentlicht, die so tief in das politische und geistige Leben Europas eingriffen. Um so beachtenswerther ist das Erscheinen eines Buches, das in dieser ganzen umfassenden Mannigfaltigkeit völlig einzig dasteht: des Tagebuches eines Deutschen — und zwar eines hochgebildeten Deutschen — in Paris während der Belagerung der französischen Hauptstadt durch unsere Heere. Der Verfasser dieser „Pariser Gedenkblätter" *), der jetzige Geheime Legationsrath Dr. **Wilhelm Cahn**, damals Kanzler der bayerischen Gesandtschaft in Paris, verdankt sein Verbleiben daselbst nach der Kriegserklärung dem Auftrage seiner Regierung, dem mit dem Schutze ihrer Unterthanen betrauten schweizer Gesandten Dr. Kern hierbei an die Hand zu gehen. Verwandtschaftliche Beziehungen, die Dr. Cahn mit dem republikanischen Minister Crémieux und andern Größen der republikanischen Partei verbanden, befähigten ihn vorzüglich zu solchem humanitären Geschäfte und zugleich zur genauen Kenntniß der politischen Vorgänge. Selbstverständlich war er doch ein begeisterter Vaterlandsfreund und Anhänger der deutschen Einheit und Größe. Er ist ein vortrefflicher Beobachter, und seine Aufzeichnungen, die sich in anziehende und lebhafte Sprache kleiden, fesseln nicht nur den Leser durch stets reges Interesse, sondern besitzen auch bedeutenden historischen und kulturhistorischen Werth.

Das geht aus den Wahrnehmungen dieses wohlunterrichteten Augenzeugen mit Sicherheit hervor: welches auch die vorübergehenden Anlässe zum Ausbruche des Kampfes gewesen sein mögen, er war im Grunde nothwendig geworden, weil die französische Nation in ihren einflußreichen Bestandtheilen ihn seit den preußischen Siegen in Böhmen dringend wünschte, um durch die Demüthigung des oströmischen Emporkömmlings wieder die unbestrittene erste Stelle in der Welt einzunehmen. Man weiß, daß diese Auffassung auch von dem hervorragendsten und unparteiischsten franzö-

*) Pariser Gedenkblätter, Tagesaufzeichnungen aus der Zeit des großen Krieges, der Belagerung und der Kommune, von Dr. Wilh. Cahn; 2 Bände, Berlin, Fontane 1898.

sischen Historiker des Krieges, Chuquet, durchaus getheilt wird. Waren doch sogar die gebildetsten Franzosen, die Deutschland genau zu kennen glaubten, fest davon überzeugt, daß die Niederlage Preußens ganz sicher, daß ein französisches Regiment mindestens drei deutschen gewachsen sei! Trotz aller offizieller Ableugnungen, trotz der gleißnerischen Zusagen Napoleons III. an Bayern gedachten die maßgebenden Kreise Frankreichs — das wurde selbst im Pariser Ministerium des Auswärtigen dem bayerischen Gesandtschaftskanzler ganz unverhüllt angekündigt — die gute Gelegenheit zur Einverleibung der preußischen und bayerischen Rheinlande zu benutzen. Unter solchen Umständen ist die Frage, wie sich jeder der Machthaber zu der Kriegserklärung gestellt habe, eigentlich von nebensächlicher Bedeutung. Indes, schon aus psychologischen Gründen wird es interessiren zu erfahren, was sich aus den vortrefflichen Informationen unseres Verfassers über die viel umstrittene Wirksamkeit der Kaiserin Eugenie betreffs der Herbeiführung des Krieges ergibt. Es ist bekannt, daß die meisten Berichterstatter sie als die eifrigste Urheberin des Kampfes bezeichnen, während Sybel sie von jeder Schuld an dessen Ausbruch freispricht. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Kaiserin wünschte dringend, der vertriebenen spanischen Königin Isabella wieder zur Herrschaft zu verhelfen; sie war deshalb äußerst aufgebracht über die angeblich von Bismarck angezettelte Kandidatur Hohenzollern, durch die „das protestantische Preußen auf Spanien Einfluß zu gewinnen beabsichtige, indem es dieses Land von den geheiligten Grundsätzen der Legitimität und der Kirche abwendig mache. Das müsse jedenfalls verhindert werden". So weit trieb sie zum Kriege; als aber durch des Prinzen von Hohenzollern Verzicht ihre Befürchtung beseitigt worden, redete sie fernerhin eifrig dem Frieden das Wort, weil sie einen ungerechten Kampf auf das äußerste fürchtete (Bd. I. S. 19, 119 f.). Trotzdem brach er aus: als Regentin übte sie, ungeachtet ihres Ehrgeizes, einen sehr geringen Einfluß auf die politischen Ereignisse, da sie sich bisher zu ausschließlich in der Rolle der „schönen Frau" gefallen hatte, der alle ernsteren Gedanken verhaßt waren. Man nahm sie deshalb selbst nicht ernst.

Cahns Aufgabe war, nach Beginn des Krieges, eine überaus schwierige. Die Stimmung gegen die in Paris verbliebenen Deutschen wurde nach den ersten Niederlagen des so siegessicheren französischen Heeres eine leidenschaftlich gereizte, zumal man jene Unfälle ganz allein den „deutschen Spionen" zur Last legte. Während mit angeborenem französischen Taktgefühl alle Damen sich nur nach in Trauer kleideten, plünderte und verwüstete man Läden mit deutsch klingenden Namenschildern, kerkerte „Spione" ein und trieb die friedlichen deutschen Bewohner aus dem Lande, obwohl ihrer viele sich mit unerfreulichem Verzichte auf die eigene nationale Würde an den Aufenthalt unter den Feinden anklammerten. Wochenlang saß der Doktor Tag für Tag von morgens acht bis nachts ein Uhr hinter seinem Bureautische, Pässe und Reiseunterstützungen an die Ausgewiesenen vertheilend. Daneben mußte er die fälschlich als Spione Verhafteten zu befreien suchen. An 12000 Bayern, etwa 5000 Badener wurden so durch den unermüdlich wirkenden Gesandtschaftskanzler, der sich hier das größte Verdienst um die Heimath erwarb, nach Süddeutschland befördert. Trotzdem blieben noch manche Deutsche zurück, die dann unterstützt und zum größten Theile aus den Gefängnissen, in die man sie gegen Ende der Belagerung steckte, ausgelöst werden mußten. Es sind das dunkle Seiten in dem französischen Nationalcharakter — und von der „französischen Großmuth" ist hier wenig zu spüren. Dabei hatte der unerschrockene Diplomat die größten persönlichen Anfechtungen zu bestehen, mußte alle Schrecknisse der Belagerung mit durchmachen: die Dunkelheit der Straßen in den langen Winternächten, das Bombardement, die Rationirung zuerst des Fleisches, dann — seit dem 19. Januar 1871 — auch des Brotes. Noch während des Waffenstillstandes und der Kommune fanden abermals Massenverhaftungen von Deutschen statt, und deren Erlösung aus dem Gefängnisse machte nicht allein große Schwierigkeiten, sondern bereitete Herrn Dr. Cahn auch arge persönliche Gefahren. Das alles berichtet er in liebenswürdiger und anspruchsloser Weise, die seine treue und aufopferungsvolle Pflichterfüllung, die Errettung von Hunderten bedrängter Landsleute durch sein muthiges Dazwischentreten, nur in um so hellerem Lichte hervortreten läßt.

Aber das persönliche Element überwiegt keineswegs in den „Gedenkblättern". Jede einzelne Regung der französischen Volksseele unter den grausamen Wechselfällen des Kampfes und der langwierigen Belagerung; das allmähliche Erstarken des republikanischen Gedankens seit dem Beginn des Krieges; das Verfahren der Regierung der nationalen Vertheidigung und ihrer radikalen Gegner; die militärische Unbrauchbarkeit der in heldenhaften Phrasen schwelgenden Pariser Nationalgarden; die Taubenkorrespondenz und so vieles andere wird von Dr. Cahn anschaulich und überzeugend geschildert. Sehr interessant sind auch die Einzelheiten über den kommunistischen Putsch vom 31. Oktober 1870. Als der einzig Tüchtige und Besonnene unter den Mitgliedern der Pariser republikanischen Regierung tritt Ernst Picard mit bisher nicht erreichter Deutlichkeit hervor. Das Buch bietet so eine für den Geschichtsforscher wie für jeden Gebildeten unentbehrliche Ergänzung und Berichtigung der von Franzosen herrührenden Tagebücher aus der Zeit der Belagerung.

Nur wenige Einwände! Die Wiedergabe des längst bekannten Textes gedruckter Aktenstücke aller Art wäre als überflüssig besser unterblieben, um den Umfang des Buches zu vermindern und damit dessen Anschaffung zu erleichtern. Es ist verwunderlich, daß ein so genauer Kenner Frankreichs und seiner Litteratur (Bd. I S. 154) das Amour sacré de la patrie als besonderes Lied von der Marseillaise unterscheidet, von der es doch eben nur einen Vers bildet.

M. Philippson.

Wolfgang Menzel

(geb. 21. Juni 1798, gest. 23. April 1873).

Welch wunderliches Ding ist doch jene vielumworbene und vielgepriesene „Unsterblichkeit", die des Schweißes der Edelen werth sein soll! Wie viele Heroen, tiefe Denker, todesmuthige Märtyrer sind in den Abgrund des großen Vergessens herabgesunken und liegen tot neben denen, die nie gelebt haben! Ein Anderer aber ist einmal zufällig einem großen Manne über den Weg gelaufen — und alle Welt kennt Eckermann! Doch was sag ich Eckermann? Er hat durch redlichen Fleiß und liebevolle Hingebung wohl verdient, auf dem Sarkophag Goethes sein Bild zu haben wie die treuen Hündchen, mit denen alte Ritter auf ihrer Grabplatte konterfeit sind. Aber Jener hat dem edlen Sokrates den Giftbecher an den Mund gezwungen, der dort Heinrich IV. erdolcht oder Gustav III. erschossen — und die Weltgeschichte trägt die Namen der Anytos, Ravaillac, Ankarström durch alle Tage! Auch ist es nicht etwa nur die Dankbarkeit ihrer Anhänger, die den verehrten Mördern den Kranz der Unsterblichkeit reicht; nicht nur die „Ordnungsparteien" von Athen und Frankreich und Schweden wahrten das Andenken der Männer, die so energisch in ihrem Interesse die dauernde Remotion des staatsgefährlichen Jugendlehrers bewirkt, der Kirche oder dem Adel und den allein staatserhaltenden Berufsständen freie Bahn gemacht haben. Auch der Gegner rollt den verhaßten Namen weiter und thut wohl gar für seine Unvergeßlichkeit mehr als der stille Verehrer.

Zuweilen geht es noch seltsamer zu. Man sollte zwar eigentlich von einer Ironie der Weltgeschichte nicht reden, denn wenn die Weltgeschichte etwas sagt, meint sie es auch

Aber merkwürdig ist es doch, wie Klio mit einem Manne umgesprungen ist, dessen hundertsten Geburtstag wohl kaum Einer unter seinen Parteiverwandten und Wenige unter deren Gegnern sich im Kalender anstreichen werden: mit Wolfgang Menzel. In einem langen Leben voll unermüdeter Anstrengung hat er auf manchem Gebiet sich unverächtliche Verdienste erworben. Niemand gedenkt ihrer. Seine besten Bücher werden allenfalls noch citirt, kaum noch gelesen. Aber die Streitschriften seiner beiden grimmigsten Feinde haben dafür gesorgt, daß er dennoch nicht vergessen wird. Wie die Hydra durch Herkules oder der Minotauros durch Theseus, so ist Wolfgang Menzel durch Heine und Börne zwar getötet, aber auch unsterblich gemacht worden. Sie haben für ihn gethan, was Lessing für Lange und Klotz und Goeze that: sie haben ihn „mit einer Ohrfeige in die Unsterblichkeit geschleudert“.

Weder ist es ganz gerecht, daß man seine sonstigen Leistungen ganz vergessen hat, noch ist es ganz unverdient, daß bei seinem Namen Jedermann die Abfertigung zuerst einfällt, die er als „Denunziant“ und „Franzosenfresser“ erfuhr. Ich glaube nicht an die Gerechtigkeit der Nachwelt; aber ich glaube auch nicht an ihre Böswilligkeit. Menzel hat in dem berühmtesten Augenblick seines Lebens so arg gesündigt, daß die Schande nicht genau abgemessen werden konnte, die ihn dafür traf. Aber er hat nun mehr als zwei Menschenalter im Fegefeuer gebrannt; ein Paar Sprüchlein für seine arme Seele werden erlaubt sein.

Wolfgang Menzel ist der antithesenreiche Sohn einer an Widersprüchen reichen Zeit. Von Geburt ein Schlesier, hat er erst in der Schweiz und dann (seit 1825) dauernd in Schwaben seinen Sitz gefunden und der Landsmann Gustav Freytags ist mit den Landsleuten von Jeremias Gotthelf und Ludwig Uhland viel besser ausgekommen als mit seinen Mitpreußen. Der litterarische Parteigänger der Romantiker wurde in Süddeutschland der Verfechter desjenigen Staates, den die Romantik als den Schutzherrn des „modernen Geistes“ fast mit persönlicher Erbitterung haßte: Preußens. Der liberale Politiker, der in der Opposition der Stuttgarter Kammer neben Uhland saß, hat in seinen letzten Jahren allen Liberalismus leidenschaftlich bekämpft. Der Jesuitenfeind hat in seinem „Litteraturblatt“ 1866 die Encyklika des Papstes mit Leidenschaft vertheidigt. Man erklärt solche Veränderungen leicht mit dem Vorwurf des Renegatenthums: er sei seiner Heimath, seiner Weltanschauung, seinem politischen und religiösen Bekenntniß untreu geworden. Ich glaube doch, daß Wolfgang Menzel vollkommen ehrlich war, als er seine „Denkwürdigkeiten“ mit der Erklärung abschloß, durch seine verschiedensten Werke laufe „der goldene Faden der ehrlichen germanischen Gothik, welche das frühere Mittelalter so sehr vor dem späteren durchaus verwerflichen Renaissance-Katholizismus auszeichnet“.

Menzel gehört als einer der Kleineren zu jener glänzenden Reihe christlich-romantischer Sozialpolitiker, die von ihren aus der Art geschlagenen Enkeln so hartnäckig ignorirt werden. Auf die Ahnherren Justus Möser und J. G Hamann, die die Elemente der christlich-romantischen Politik noch getrennt zeigen, folgen Josias v. Bunsen (1791—1860), Leopold v. Gerlach (1795—1871), Josef v. Radowitz (1797—1853), Wolfgang Menzel (1798—1873), Heinrich Leo (1799—1878), Viktor Aimé Huber (1800—1869), Friedrich Julius Stahl (1802—1868), endlich, als entferntere Abkommen, Viktor Hehn (1813—1885) und Paul de Lagarde (1827—1896). Die ersten drei, wie auch Stahl, haben vor Allem den christlichen Staat des Mittelalters mit seiner ständischen Gliederung im Auge; die drei nächsten interessirt das germanische Volk noch mehr als der christliche Staat; Hehn und Lagarde suchen beide Ideale mit moderneren Ideen zu verbinden. Allen aber ist das gemein, daß sie unablässig eine ihnen unsympathische Gegenwart an dem Vorbilde einer Zeit messen, deren Bild ihre Phantasie mit mehr Liebe als historischer Treue entworfen hat; Allen auch dies, daß ihre Sympathie für die Vergangenheit sich in thatkräftiges Wirken auf die Gegenwart umsetzt. Ja, im Grund ist die Sympathie mit der Vergangenheit bei ihnen überhaupt erst aus der Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart hervorgegangen: das politische, soziale, ästhetische Ideal, das ihnen vorschwebt, projiziren sie als wirklich in die Vergangenheit und als wünschenswerth in die Zukunft. Deshalb hat bei ihnen allen die Vorstellung von der Vorzeit auch leicht etwas Dürres, Schematisches, das den begeisterten Schilderungen etwa eines Görres, eines Tieck, eines Arnim und Brentano fehlt: diese hatte das Positive des Mittelalters erobert, jene nahm das Negative der Gegenwart für andere Zeiten ein.

Was nun gerade Menzel für die „ehrliche germanische Gothik“ begeisterte, läßt sich rasch sagen. Sahen seine Genossen in der Gegenwart vorzugsweise Lieblosigkeit oder Prosa oder lebenslosen Doktrinarismus, so glaubte er den Abfall von dem alten Ideal in Egoismus und Eitelkeit zu sehen. Demüthige Hingabe an die Gesammtheit, Entäußerung vom eigenen Willen sollte das Höchste sein. Dabei schwebte ihm aber keineswegs ein asketisches Ideal vor; im Gegentheil betont er wiederholt, die alten Germanen seien auch im äußeren Leben tüchtig und praktisch gewesen; und hierin führte sein Instinkt ihn richtiger als die meisten Anbeter des deutschen Mittelalters. Sehen wir nun genauer zu, so finden wir sogar, daß gerade diese Tüchtigkeit ihm am meisten imponirt. Er unterscheidet sich wiederum von fast all den andern politischen Romantikern darin, daß für ihn die Vorstellung der deutschen Macht entschieden im Vordergrund steht. Nicht ein idyllisches Märchenglück in Haus und Kirche — die Weltherrschaft der alten Deutschen begeistert ihn vor Allem. Und der Verfall der politischen Macht ist es viel mehr, als die Veränderungen in religiöser, ästhetischer, sozialer Hinsicht, was ihn zum Kämpfer gegen die eigene Zeit macht.

Hält man diesen Schlüssel in der Hand, so öffnen sich von selbst die Thüren seiner scheinbar mit sovielen Schlössern abgeschlossenen Entwickelung. Wir sehen keinen Renegaten, sondern einen entschlossenen Realpolitiker. Deutschlands Größe ist sein Ziel. Er sieht sie gefährdet durch den landesherrlichen Partikularismus, der aus der deutschen Gesammtheit eine württembergische Nation herausschneiden möchte, und er tritt für das „alte gute Recht“ ein, das auf nationaler Grundlage ruht. Nun ändern sich aber die Zeiten: der Partikularismus sitzt bald auf den Bänken der Opposition, und Menzel entwickelt sich zum Anhänger des Staates, der allein ein neues Einheitsreich schaffen konnte: Preußens. Daß der Uebergang nicht ohne Selbstbetrug und nicht ohne Unaufrichtigkeiten stattfand, ist wohl sicher. Wer gleichzeitig mit dem ärgsten Preußenfeind, dem erzgescheiten König Wilhelm von Württemberg, so vertraut war, daß der König ihm Mittheilungen für seine Geschichtswerke machte, und mit dem Prinzen von Preußen, unserem späteren Kaiser Wilhelm I., als Preußens Verfechter in Stuttgart unterhandelte, der wird nicht überall mit offenem Visir aufgetreten sein. Tapferkeit darf man ihm deshalb noch nicht abstreiten. Er hat 1853 zu dem preußischen Thronfolger gesagt: „Man hat eben keinen Respekt mehr vor Preußen! Machen Sie, daß man wieder Respekt bekommt!“ Er hat vor und nach 1866 inmitten der wildesten Explosionen des partikularistischen Preußenhasses bei seiner Fahne gestanden. Er hat auch in anderen Fragen immer den Muth gehabt, in der Minorität zu bleiben. Mochte er seine Stellung verändern — er war immer vollkommen überzeugt, im Recht zu sein. Wie Treitschke sah er Jeden als einen Verräther an, der nicht zu gleicher Zeit mit ihm den Standpunkt wechselte — und nicht ohne subjektive Berechtigung, weil Beide aus innerer Nothwendigkeit heraus vom Liberalismus zu den Konservativen übergingen. Feinde des preußisch-partikularistischen Konservativismus sind dabei die beiden begeisterten Einheitsverehrer jederzeit geblieben.

Hiermit hängen nun auch seine ästhetischen Wandlungen zusammen. „Das große Volk Odins“, sagt er, „war das praktischste in der Welt und wurde auch durch das Christenthum keineswegs abgeschwächt oder dem praktischen Leben entfremdet, sondern entfaltete gerade erst im

christlichen Mittelalter seine ganze nationale Kraft als das herrschende Volk in Europa. Erst in neuerer Zeit hat uns die Bureaukratie und die Schule abgestumpft." Diese Auffassung, die fast genau auch die Lagarde's ist, machte den Jüngling zu einem Freund der Romantik, zu einem leidenschaftlichen Feind der Aufklärung. Diese sah er aber nicht nur in Joh. Heinr. Voß vertreten, der in seinem übertreibenden Haß bald zu einem „bezahlten Agenten der Rheinbundspolitik" wurde — sondern auch in Goethe. Schon seine erste Schrift, die „Streckverse" von 1823, zeigen eine leise Abneigung gegen Goethe. Schon hier deutet er an, für Goethe seien Eitelkeit und Stolz die bestimmenden Faktoren. Gegen ihn spielt er Jean Paul aus, den Sachwalter der Kleinen. Und ganz und gar in Jean Paul's Geist ist auch diese Aphorismensammlung gehalten. Eine angestrengte Vergleichung der verschiedensten Dinge, gesuchte Bilder, erzwungene Antithesen, unausdenkbare Metaphern zeigen, wie ein Schüler schwitzt, um dem Meister seine Kunststücke nachzumachen. Da kommen denn Sätze zu Stande, wie diese: „Nur wenige Menschen können, wie Friedrich Schlegel, ihre Eingeweide zugleich zu Darmsaiten einer Lyra aufwinden", oder gar, unglaublich aber wahr: „Die Gelehrten sind die Schweinsborsten an der großen Kleiderbürste der Weltkultur." An solchen Blüthen erkennen sich die Anbeter Jean Paul's, Börne, wenn er sagt, Goethe sei ein gereimter Knecht, oder Gutzkow, wenn er den Islam ein Ueberbein nennt, das sich der Weltgeist beim Wandern getreten habe. Doch hindert die affektirte Form den gescheidten Jüngling nicht, auch sehr vernünftige Dinge zu sagen, z. B. daß der beste Dichter auch der beste Aesthetiker sei; ja, wenn er das nur später selbst beherzigt hätte!

Noch stärker wird die Abwehr Goethe's in den romantischen Lustspielen accentuirt, die Menzel bereits in Stuttgart erscheinen ließ. Im „Rübezahl" (1829) werden Goethe und Voß bereits Seite an Seite parodirt; von dem greisen Haupt deutscher Dichtung hören wir folgende Selbstcharakteristik:

Liebe ward, nebst andern Gaben,
Hier uns fesselnd, dort begleitend,
Für den jung und alten Knaben
So anmuthig als bedeutend,

womit wenigstens einige sprachliche Eigenheiten des alten Goethe nicht so übel nachgeahmt sind.

Aber viel energischer nahm Menzel seinen Standpunkt in seinem berühmtesten Buch ein, der „Deutschen Litteratur" (zuerst 1827, dann 1836 erschienen). Es ist ein sehr geistreiches Werk. Ludwig Uhland hatte in seiner wissenschaftlichen Arbeit das neue Ideal einer vollständig beschreibenden Litteraturgeschichte aufgestellt; freilich waren im Druck nur erst wenige Proben davon erschienen. Ohne Uhland's Methode, ohne seine Ruhe und Objektivität, dafür aber mit hinreißendem Eifer und in blühendstem Stil versucht Menzel die Litteraturbeschreibung auf den ganzen Kosmos unserer Nationallitteratur anzuwenden. Ein so umfassender Versuch ist nicht wieder gemacht worden, denn er zieht die gesammte wissenschaftliche und religiöse Litteratur hinein. Ueberall sucht er nun hier Tieck an Goethe's Stelle zum Führer der deutschen Dichtung zu machen. Goethe ist ihm der Typus des modernen Menschen, und er haßt den modernen Menschen.

„Seine eigene Natur stand mit der herrschend gewordenen der modernen Welt im genauesten Einklang. Er war der reinste Spiegel des modernen Lebens, in seinem Leben wie in seiner Dichtung. Er hat nur sich selbst zu schildern gebraucht, um die moderne Welt, ihre Gesinnung, ihre Neigungen, ihren Werth und Unwerth zu schildern. Das Talent des äußern Lebens, die Kunst des Bequemen, Leichten und Feinen und die Virtuosität des Genusses war sein Talisman in der Wirklichkeit und schien ihm auch wieder der würdigste Gegenstand in der Dichtung."

Den nationalpolitischen Hintergrund dieses Urtheils legen andere Urtheile bloß. Sollte denn nun Voß nicht gelobt werden, der doch bis zur äußersten Prosa hinab die Tüchtigkeit, die Arbeit, die Bescheidung empfiehlt? Keineswegs; er hat „Klopstocks großartige Vaterlandsliebe in eine verbiesterte, spießbürgerliche Heimlichkeit und Familiensimpelei verkleinert". Aber vielleicht Hebel, der doch so ganz auf christlich-nationaler Grundlage steht? Durchaus nicht; er „widert ihn an, wie die Schweizerinnen und Tyrolerinnen auf der Redoute". (In der zweiten Auflage ist das Urtheil gemildert.) Warum diese Stellung? Ganz einfach: Menzel sah in all' diesen Dichtern Verführer des Volkes. Schiller, E. M. Arndt, auch Tieck und Jean Paul stellen nach seinem Urtheil gesunde Ideale auf: Ideale der Kraft, der Regsamkeit. Dagegen lenkt Goethe zu einer rein ästhetischen Weltanschauung, deren Gefahren für die politische Entwickelung der Deutschen auf der Hand liegen; dagegen rathen Voß und Hebel, in der sauberen Behaglichkeit eines schüchternen Philisterlebens Behagen zu finden. Vor jenem „Ekelbild des Vetter Michel" graut es Menzel, das auch Treitschke zu so wildem Zorn entflammt hat: weltfremde Kunstbegeisterung, genügsame Philistrosität sollen nicht der Regeneration des alten, großen, praktischen, weltbeherrschenden Odinsvolkes im Wege stehen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Richard M. Meyer.

José Zorrillas „Don Juan Tenorio".

Von dem Burlador de Sevilla, dem ältesten Don Juan-Drama des Tirso de Molina, bis zum Grabbeschen, dem Lenauschen oder gar dem Byronischen Don Juan führt ein fast ebenso weiter Weg wie von dem naiven Faust des Volksbuchs bis zu dem reflexionsschweren des Erkenntnißtriebs. In dem Kopfe der nordischen Dichter wurde der leichtlebige spanische Ritter psychologisch und philosophisch mächtig vertieft; ein grüblerisches, ich möchte sagen: ein faustisches Moment kam in die Gestalt; nicht im Begriff des naiven Faust, denn der deckt sich in vielen Stücken mit dem Don Juan, sondern in dem der reflektirenden Dichter. Zorrillas Don Juan Tenorio steht etwa in der Mitte zwischen diesen beiden Grenzpunkten. Der große spanische Dichter war zu sehr Kind seiner Zeit, um in seinem Don Juan nicht der Ideendichtung zu huldigen. Aber er war auch wieder viel zu sehr Sohn seines Volkes, um die populären Momente, dasjenige, was den Don Juan Tenorio eben zum Liebling der Spanier macht, nicht in vollstem Maße zur Geltung gelangen zu lassen. In diesem Sinne ist sein Drama trotz einzelner unleugbarer Schwächen als eine der glücklichsten Lösungen des gewaltigen dichterischen Problems zu bezeichnen.

Nachdem 1850, sechs Jahre nach der Vollendung des Dramas eine Uebersetzung von H. de Wilde erschienen war, aber wenig beachtet worden ist, hat nunmehr Johannes Fastenrath eine Uebertragung des Zorrillaschen Werkes herausgegeben,*) welche diesmal hoffentlich nicht nur die Augen der Litteraturfreunde, sondern auch die unserer Bühnenleiter und damit des weiteren Publikums auf dies Werk lenken wird. Fastenrath hat seiner genauen, wenn auch freilich keineswegs immer wohltönenden Verdeutschung einen längeren Exkurs vorausgeschickt, in welchem er der Geschichte des Don Juan-Stoffes und seinen Bearbeitungen eine dankenswerthe Betrachtung widmet. Nur würde eine gedrängtere Darstellung des Nothwendigsten der Popularität der Fastenrathschen Uebersetzung von Nutzen gewesen sein.

Zorrillas „religiös-phantastisches" Drama, wie er es selber nennt, zerfällt in zwei Theile. Der erste Theil gibt von Don Juan so ziemlich das Bild, das Fastenrath in An-

*) Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1898.

lehnung an spanische Litteraturhistoriker von der Don Juan-Figur etwas zu euphemistisch überhaupt entwirft:

„Das Symbol der spanischen Race, die Synthesis einer ganzen Epoche, das Spiegelbild der weltfrohen, ungestümen, kraftbewußten und unabhängigen spanischen Jugend, der Held, den Herz und Phantasie des Spaniers schön finden mußte, und der volksthümlich werden mußte in einer Zeit großer Leidenschaften, in der mit der Unwissenheit und dem Fanatismus der Respekt vor der Gewalt und die Vorliebe für das Wunderbare wuchs, und in der die Moral und Religion des Volkes darin bestand, auf Erden der Strafe zu entgehen und einen Anwalt im Himmel zu haben."

Gerade diese flache und leichtsinnige Anschauung aber hat Zorrillo ergriffen, um die Erlösungsidee seines Dramas daraus zu formen, welche schon im ersten Theile den Helden in seinem wüsten Treiben durch reine Weiblichkeit mächtig berührt zeigt und ihn im zweiten Theil durch eine solche innige und tiefe Liebe für den Himmel errettet werden läßt. Mit dieser Vertiefung und Verinnerlichung des mächtigen Stoffes ist er über alle andern spanischen Bearbeiter hinausgewachsen.

Mit keck genialem Wurf setzt der erste Theil ein. Don Juan und Don Luis Meja haben mit einander gewettet

. . . wer Tücke
Jeder Art mit größrem Glücke
In dem Zeitraum eines Jahres
Von den Beiden würd' vollbringen . . .

Das Jahr ist abgelaufen. In einer geringen Schänke Sevillas harrt Don Juan vermummt des Don Luis, um die Wette zum Austrag zu bringen. Draußen ist Faschingstrubel. Masken, Studenten und Volk mit Pechfackeln und Musik ziehen vorbei. Den Don Juan stört der Lärm. Er schreibt einen Brief an die schöne Doña Inés, seine ihm zugedacht gewesene Braut, die als Novize im Kloster des Calatravaordens weilt. Da bricht er in die charakteristischen Worte aus:

Ha, wie sie da schrein und schwärmen!
Doch ein Blitz soll mich durchbohren,
Wenn nach Schluß des Briefs die Thoren
Zahlen theuer nicht ihr Lärmen . . .

Mit diesen Worten steht Don Juan vor uns: kühn und herrisch! Wenn er schreibt, hat der Mob zu schweigen! . . .

Zu dem Austrag der in Sevilla längst berühmt gewordenen Wette finden sich auch zwei „steinerne Gäste" ein: Don Gonzalo de Ulloa, der Vater der schönen Inés, und Don Diego Tenorio, der Vater des Don Juan. Beide haben sie von der Verderbtheit des künftigen Eidams und des Sohnes gehört; beide harren sie nun abseits in Vermummung, ob sich die schlimmen Gerüchte völlig als wahr erweisen sollen. Ist es so, dann soll die zwischen ihnen besprochene Heirath nichtig sein und Doña Inés soll dem Kloster, in dem sie ihre Erziehung erhalten, als Nonne für immer verbleiben. Der gemessene Anstand dieser beiden Gestalten, ihr mit ernster Würde beherrschter Schmerz sind vom Dichter fein gezeichnet. In drastischen Worten drückt er den Kontrast der Anschauungen über Don Juan und Don Luis aus:

„Es sind die zwei
Jungen Männer jetzt die feinsten
Spaniens!" sagt der Wirth.
„Aber die gemeinsten
Auch!" setzt Don Gonzalo hinzu.

Die Jugend und das Volk Sevillas, die zu der Wette herbeigeeilt sind, geben ihm nicht recht. Für sie ist besonders Don Juan der nackte, tollkühne, verführerische Hidalgo, der Ritter ohne Gleichen, und wenn sie sagen: er sei „der schlechtste Kerl der Welt", so geschieht es mit schmunzelnder Bewunderung. Indessen erscheint auch Don Luis und die Wette kommt zum Austrag. An der üblichen Renommisterei fehlt es hier natürlich nicht. Don Juan bleibt Sieger: sein Register hat zweiunddreißig Todte und zweiundsiebzig verführte Frauen aufzuweisen! Pfeffer für spanische Gaumen . . . . Aber Don Luis erkennt ihm doch noch nicht die volle Heldengröße zu. Eines fehlt noch:

Am Novizchen ein Verrath,
Eh dem Herrn es noch vermählt.

Rasch erwidert Don Juan:

Doppelt kann ich euch genügen,
Denn ich will, ich sag's euch klar,
Noch zu der Novize fügen
Eines Freundes Dame gar,
Die schon Myrthen trägt im Haar . . .

Die Novize ist Doña Inés; „des Freundes Dame" Doña Ana de Pantojo, welche dem Don Luis morgen angetraut werden soll. Von hier ab steigert sich die dramatische Wirkung des Aktes Schlag auf Schlag. Don Gonzalo giebt sich voll Empörung über die Schlechtigkeit und Frechheit Don Juans diesem zu erkennen.

An Inés denkt nimmermehr!

Mit wildem Trotz entgegnet ihm Don Juan, daß er sich Inés rauben werde! Da tritt ihm auch der andere der Greise entgegen. In verzweifelten Worten, mit denen er ihm seine ganze Schande ins Antlitz wirft, sagt er sich von ihm für immer los. Wild auflodernd über den vermummten Tadler reißt ihm Don Juan die Maske vom Gesicht, und von einem allgemeinen Aufschrei begrüßt, steht sein Vater vor ihm.

Don Juan: Euch, mein Vater, muß ich sehen!
Don Diego: Nein, Du lügst, bin's nie gewesen.
Don Juan: Sprecht nicht gegen die Natur!
Don Diego: Nein, es hat der Satan nur
Söhne sich wie Du erlesen . . .

Aber Don Juan trotziges Selbst findet auch nach dieser gänzlichen Lossagung sein Gleichgewicht wieder. Höhnisch ruft er den beiden Alten nach:

Wie Don Juan gelebt hat heute,
So wird leben er auch morgen . . .

Ein burlesker Effekt beschließt echt dramatisch diese erschütternde Scene. Don Luis hat in seiner Angst, sein Freund könne seine Drohung wahrmachen, denn er traut ihm Alles zu — seinen Bedienten nach dem Alguacil*) geschickt, um Don Juan durch eine Verhaftung bis zur Trauung unschädlich zu machen. Aber Don Juan hat dasselbe Mittel angewandt, um sicher vor Don Luis für diese Nacht freies Spiel bei Ana zu haben. Und so werden zum Schluß Beide abgeführt.

Die lebendige Wirkung dieses Aktes, die straffe Komposition, die lapidare Charakteristik der Personen verräth den Dramatiker.

In den folgenden Akten, die bei großem dramatischem Reiz nicht völlig die gedrängte Lebendigkeit des ersten erreichen, kommt auch der Lyriker Zorrilla zum Wort.

Eine wundersam verhaltene Stimmung liegt über den nächtlichen Scenen, die sich vor Ana de Pantojas Haus und in dem Kloster abspielen, in dem Doña Inés weilt. Leidenschaftliche Vorgänge, die im Halbdunkel, im Zwielicht, zumeist mezza voce an uns vorbeihuschen. Wie das deutsche Publikum Don Juan's Thaten in dieser Nacht beurtheilen würde, bleibt dahingestellt. Für den Spanier, der das vollkommenste Maß des Helden in der mit List gepaarten Kühnheit sieht, zieht er hier alle Register auf. Und die Elastizität seiner außerordentlichen Energie, obwohl zumeist aufs Schlimme geworfen, muß wenigstens unser Staunen erregen.

Don Luis, der auf hohe Fürsprach der Gesangenschaft entsprungen ist, greift zum nahetiegendsten Mittel, sich seiner Braut zu versichern; er verabredet mit ihr, daß sie ihn um zehn Uhr einlassen solle. Diese Scene wie die folgenden

*) Niederer spanischer Polizeibeamter.

sind fast durchweg in der Form der sog. „ovillejos“ gehalten, die zwar dem Dialog einen gewissen Zwang auferlegen, aber ebenso rythmisch überraschende wie charakteristische Wirkungen hervorbringen.

Hier eine Strophe aus der Verabredungsscene zwischen Don Luis und Ana:

Don Luis: Willigst Du jetzt ein, mein Stern?
Doña Ana: Ja, gern,
Don Luis: Bist Du also mir willfährig?
Doña Ana: Dir gewähr' ich.
Don Luis: Thust Du, wenn ich Dir zur Wehr?
Doña Ana: Dein Begehr.
Don Luis: Lohne Gott Dir immermehr
Dein so liebevolles Walten.
Doña Ana: Daß Du mich für treu mögst halten,
Gern gewähr' ich Dein Begehr.

Ganz frappant ist diese Wirkung in der Scene, in welcher Don Luis, völlig im Gefühl dieser bevorstehenden Wonnestunden und der Sicherheit vor dem gefährlichen Nebenbuhler auf Don Juan trifft, der ebenfalls der Gefangenschaft entronnen ist — für diese Vorgänge mit der Polizei muß man sich eben eine spanische Polizei vorstellen! — und Don Luis' Siegesfreude ein jähes Ende bereitet. In dieser Scene scheint einer dem Andern das Wort vom Munde zu nehmen. Sie endigt mit Don Luis' Knebelung und Wegführung durch Don Juan's Diener Ciulti und andere Helfershelfer. Nun hat Don Juan, was er wollte: freie Bahn.

Eine Scene mit Brigida, der Dueña der Doña Inés, einem vollendeten Typus kupplerischer Beredsamkeit bereitet uns auf die Abenteuer des dritten Aktes vor: die Entführung der Doña Inés. Sie läßt aber auch schon erkennen, daß Don Juan zwischen Inés und den anderen Frauen eine scharfe Grenzlinie macht. Zum ersten Mal spricht ein tieferes Gefühl aus seinen Worten. Er kennt Inés nur aus Brigidas Schilderungen — und sie weiß gut zu schildern. — Was ihn in wirklicher Leidenschaft zu ihr entbrennen läßt, das ist nächst der Größe des Ziels, das er da erstrebt, der Hauch von jungfräulicher Reinheit, der selbst aus den Schilderungen der Brigida ihm entgegen weht und der die Seele im Wesen dieses genialen Wüstlings sucht.

Schöne Blume, die den Kelch noch
Nicht erschloß dem Thau, dem frischen,
Dich pflanzt in den zauberischen
Liebesgarten Don Juan. . . .

Nachdem Don Juan sich der Kammerzofe der ahnungslosen Doña Ana, versichert hat, — um zehn Uhr wird sie ihm die Thüre öffnen — begibt er sich nach dem Kloster.

Die klösterliche Stille zu Anfang des dritten Aktes ist ein wohlthuender Ruhepunkt in dem nächtlichen Hasten und unruhigen Geflüster. Voll sanfter Melodie strömen die Verse der Aebtissin, die Inés vom reinen Glücke des dauernden Klosterlebens spricht, in unser Ohr. Aber Inés ist von anderen Gefühlen bewegt: die Liebe zu Don Juan, die ihr Brigida mit allen glänzenden Farben des Heldenthums geschildert, pocht mit unruhigem Pulsschlag in ihr.

Ein prächtiges Gebetbuch, das ihr Brigida als Don Juan's Geschenk überbringt, enthält — dieser ironische Gegensatz ist ganz spanisch — seinen liebeglühenden Brief. Sie liest ihn und stürmisch wallt ihr Blut.

Da hört man das Abendgeläute. Und als es verstummt ist, steht Don Juan auf der Schwelle. Inés sinkt ohnmächtig zusammen. Don Juan trägt sie fort, gefolgt von der zitternden Brigida. Als Inés Vater, Don Gonzalo, der von Besorgniß vor Don Juan's Ränken ergriffen das Kloster noch so spät aufgesucht hat, die Zelle betritt, da findet er nur den Brief, der ihm Alles enthüllt.

So ist der Knoten geschürzt. Aber wie der Dichter die Geschehnisse zusammengedrängt hat, ist fast ein gordischer Knoten daraus geworden und er muß ihn im vierten Akt mit einem gewaltsamen Streiche durchhauen, um dem ersten Theil seines Dramas einen Abschluß zu geben. Doch vor dem furchtbaren Ende des ersten Theils gönnt uns der Dichter noch eine Pause der Erholung: Die große Liebesscene zwischen Don Juan und Doña Inés, die, aus ihrer Ohnmacht erwacht, sich in Don Juan's Landhaus am Guadalquivir seinem glühenden, aber ehrerbietigen Verlangen dahingegeben sieht. Wenn eines uns bei seiner leidenschaftlichen Werbung um Doña Inés stört und den Eindruck der poetischen Worte abschwächt, so ist es die Thatsache, daß zwischen dem frechen Streich eines Routiniers — Don Juan entehrt Ana im Dunkel der Nacht, die ihn für Don Luis hält und sich ihm arglos überläßt — und dem Geständniß einer wahrhaften Liebe eine verschwindend kurze Zeitspanne liegt. Aber bald hat uns der Zauber der Zorrilla'schen Verse Alles vergessen lassen und wir hören nichts als Don Juan und sehen nichts als die holderglühende Inés, die bebend seinen flehenden Worten lauscht. Düfte von Flur und Hain, aus den Büschen der Nachtigall Schlag, eine andalusische Nacht mit hellerem Schimmer des Mondes und der Sterne, unten die rauschenden Wasser des Guadalquivir — die ganze Natur, von Don Juan's schmeichlerisch-leidenschaftlichen Worten uns vor die Seele gezaubert, wirbt mit ihm um Liebe. Und aus dem Kelch dieser Scene blüht wie eine wundersame Offenbarung die Erlösungsidee des Dramas.

. . . Nicht ist's Satanas Beginnen,
Das dies Lieben in mich legt:
Gott ist's, der den Wunsch wohl hegt,
Jetzt für sich mich zu gewinnen.
Nein, dies Fühlen wunderbar,
Strahlend aus so heil'gem Schimmer,
Das ist ird'sche Liebe nimmer,
Wie bis jetzt mein Lieben war;
Ist kein flüchtig schwaches Feuer,
Das beim Lufthauch schon erlischt. . .
O Geliebte! Eins nur fleh' ich:
Nicht mehr Unruh Dich durchwühle,
Denn zu Deinen Füße fühle
Ich mich selbst der Tugend fähig.
Deines Vaters Herz bewegen
Will ich noch in dieser Stunde:
Segen geb' er unserm Bunde,
Oder Tod bring mir sein Degen!

In krassem Widerspruch mit diesem Gelöbnis steht, was Don Juan im Folgenden thut. Don Luis und Don Gonzalo sind herbeigeeilt, um Don Juan zu strafen. Vergebens beschwört der Schuldbeladene den Vater, daß er ihm gestatte, durch seines Kindes reine Liebe Erlösung finden zu dürfen. Vergebens kniet er vor ihm, er, der noch nie sein Knie gebeugt. Don Gonzalo bleibt unerbittlich. Don Juan sieht sich von ihm und Don Luis verhöhnt. Da kocht das Spanierblut in ihm. Und wie sie auf ihn eindringen, thut er das Ungeheure: er tödtet den Comthur durch einen Pistolenschuß und seiner Klinge fällt Don Luis. Als die Häscher ins Zimmer dringen, verkünden ihnen Ruderschläge auf dem Guadalquivir, daß der zweifache Mörder entflohen ist . . .

Hier können wir nicht mehr mit. Don Juan ermordet den Vater der Geliebten, von dessen Degen er im Weigerungsfalle nach eben sterben wollte — denn dieser Pistolenschuß ist ein Mord — er tödtet den Freund, dem er seine Braut entehrt hat — und entflieht wie ein feiger Mörder, ohne um Inés' Schicksal sich zu kümmern — das ist wahrhaft „spanisch“.

Die Zeit ist mit ihrem verdunkelnden Flügelschlag über diese furchtbar grellen Scenen dahingerauscht, und der Don Juan, den wir zu Anfang des zweiten Theiles treffen, ist ein Anderer geworden. Er ist Mann. Ernst, gereift, gedankenvoll. Es hat ihn nach Sevilla zurückgetrieben. Ein geheimer Sehnsuchtszug nach Inés, zu der er die heiße Liebe durch all' die Zeit mit sich herumgetragen, das tief in ihm lebende Gefühl, daß sie ihn vielleicht doch noch erlösen könne — das hat ihm nicht mehr Ruhe gelassen. Und seine Ahnung hat ihn nicht betrogen. Er soll erlöst

werden durch Inés; aber nicht durch die in lebendiger Schönheit blühende, sondern durch ihren Schatten und an ihrem Grabmal.

Zunächst ein Wort über die Erlösungsidee, welche sich hier vollendet. Um ihre Tiefe und Schönheit ganz würdigen, um von dem Erlösungswerk mitfühlend ganz durchdrungen werden zu können, müssen wir uns auf den spezifisch katholischen, naiv gläubigen Standpunkt stellen. Der Marienkultus mit seinem Glauben an die Wunderkraft jungfräulicher Reinheit und jungfräulich reiner Liebe, das ist die Empfindungswelt, in welcher allein die Erlösung Don Juan's durch Inés' Schatten oder Geist gedacht und erklärt werden kann. Es ist eine andere Ethik als die der Philosophen. Aber wir vertiefen und leben uns ja auch in Wagner's „Parsifal“ hinein. Und in den Schluß von Goethe's Faust, der völlig katholisch gedacht und empfunden ist! Warum sollte es uns nicht auch hier gelingen?

Und wahrlich, der Dichter hat es uns leicht gemacht! Von dem Moment, da das feierliche Mysterium dieser übersinnlichen Erlösung beginnt, ist der Ton seiner Dichtung ein so völlig anderer. Das ganze dramatische Orchester erklingt mit Dämpfung. Man kann sich nichts Ergreifenderes denken als den Gegensatz zwischen den bunten und wilden Scenen des ersten Theiles und den tiefen, weichen, elegischen Lauten, die hier vernehmbar werden. Vorher das Gewühl der Leidenschaft, jetzt das Werk von Andacht durchhaucht; die Erhabenheit eines gothischen Doms, in dessen Dämmerlicht ein jedes Wunder begreifbar erscheint. Selbst die Gastmahlscene trägt mehr als ich es in allen sonstigen Bearbeitungen wahrgenommen, eine eigenartige Dämpfung. Wie wundervoll setzt gleich der erste Aufzug des zweiten Theiles ein! Don Juan hat den Palast seiner Väter gesucht; im taghellen Mondlicht findet er nun ein — Pantheon, in dem ihn stummberedt die Statuen derer begrüßen, die von seiner grausen Hand gefallen sind. Der Bildhauer, der diese Statuen in carrarischem Marmor ausgehauen und nach ihrer Vollendung eben die Schlüssel des Pantheons den höchsten Gewalten der Stadt überbringen will, setzt ihm die Entstehungsgeschichte des Pantheons auseinander, ohne den ihm räthselhaften vermummten Fremden zu erkennen. Don Diego Tenorio hat es von seinem gesammten Vermögen gestiftet, um die Geister der Ermordeten zu versöhnen. Dem Mörder selbst aber soll weder lebendig noch todt der Zutritt gewährt sein. Meisterhaft ist in den kurzen Fragen und Bemerkungen Don Juan's sein Seelenzustand ausgedrückt. Da erblickt er plötzlich auch das Bildnis der geliebten Inés. Auch sie ist also todt. Der Schmerz über Don Juan, der sie schnöde verlassen, hat sie getödtet! . . . Don Juan beschließt, die Nacht an ihrem Leichensteine zu wachen.

Und nun, da er allein, in der schweigenden Mondnacht, gegenüber seinen in Stein gemeißelten Opfern steht, beginnt eine Scene voll mystischen Zaubers. Don Juan gedenkt seiner wüsten Vergangenheit:

> Schöne Nacht! . . . Ich war ein Thor,
> Der ich, ach, so viele Nächte
> Rein wie diese, durch gar schlechte
> Abenteuer blöd verlor . . .

Heftig regt sich in ihm die Reue. Er wendet sich zu Inés Leichenstein und spricht sie in Worten voll tiefen Schmerzes und heiliger Rührung an, in Worten, wie sie nur eine unversagbare Liebe eingeben kann.

> . . . O Inés, du Unschuldsüße,
> Deren Jugend lichtumflossen,
> In den Sarg ich eingeschlossen,
> Sieh', wie demuthsvoll ich büße.
> Hörst du meine Herzensgrüße,
> Fühlest du die Seelenpein
> Dessen, der nur dich allein
> Betete mit Inbrunst an,
> Auch an deinem Leichenstein . . .

Und er spricht weiter, wie all sein Hoffen sich auch jetzt noch auf Sie allein gründe, die Gott ihm zu Heil geschaffen . . .

Da geschieht das Wunderbare. Ein Rauch hüllt die Statue ein, sie verschwindet, die Blumen und Trauerweiden am Grabmal werden durchsichtig und inmitten des Lichtglanzes erscheint Doña Inés Schatten:

> Don Juan: Träum' ich einen Traum vielleicht
> (in Verzückung.) Von des Edens Schatten hier?
> Schatten: Nein, ich bin zur Seite dir,
> Wenn dein Trachten gut sich zeigt;
> Doch wenn Schlechtem du geneigt
> Wartet unser ew'ge Pein.

Der Schatten verschwindet . . . und Don Juan bleibt allein, in bang-seeligen Zweifeln. War es Wahrheit, was er gehört? Soll er die Heilsbotschaft glauben? Oder war es nur eine Phantasie, die sein Hirn in Liebessehnsucht sich geschaffen . . .? Da beginnen auch die anderen Marmorgestalten, wie zur Bekräftigung, zu wanken; sie wenden die Häupter nach ihm; und bei diesem Anblick erwacht sein alter Riesenstolz.

> Mögt ihr todt sein oder leben,
> Meinen Muth, den beugt ihr nicht . .

Die Ankunft zweier Freunde ruft ihn in die Wirklichkeit zurück. Nun verlacht er, der sonst nur an die Sinne, an's greifbare Leben glaubt, mit wildem Hohn seine Phantasien. Und zur Besiegelung seines trotzigen Unglaubens lädt er die Bildsäule Don Gonzalo's ein, an dem Gastmahl theilzunehmen, das er seinen Freunden zur Feier der Wiederkunft giebt.

Die folgende Gastmahlscene gehört zu dem Packendsten, was die spanische dramatische Litteratur aufzuweisen hat. Das Gastmahl Grabbes in seinem „Don Juan und Faust“ ist farbensatter, von grellerem Humor erfüllt. Zorilla's Gastmahl ergreift durch seine großartige Einfachheit. Der Augenblick, da Don Juan in spottend-frivolen Worten die Gesundheit des steinernen Gastes ausbringt, für den gedeckt und der nicht erschienen ist — und man unten sein erstes Pochen hört, geht durch Mark und Bein. Und dieses Bangen vergrößert sich mit jedem neuen Pochen, näher und näherkommend, bis auf Don Juan's Mahnung — die Thür hat er verschlossen —:

> Geister, wozu klopft ihr noch?
> Todte kennen keine Schranke,
> Dringen selbst durch's Schlüsselloch . . .

die Statue des Don Gonzalo durch die geschlossene Thür schreitet. Indes die Freunde ohnmächtig zu Boden sinken, redet ihm Don Gonzalo in's Gewissen. Gott hat ihm die Gnadenfrist nach um einen Tag verlängert . . .

> „Und damit du bringst in's Buch
> Seiner Allgerechtigkeit,
> Hoff' ich, daß dein Muth bereit,
> Zu erwidern den Besuch . . .

Die Statue, auf welche Don Juan, um zu erproben, ob sie ein Schemen, die Pistole abdrücken will, verschwindet durch die Wand. Dem aufs Neue zweifelnden Don Juan erscheint Inés, ihn zu ermahnen, des Comendadors Einladung zu folgen.

Nun kommt der einzige schwache Moment dieses Theils des Dramas. Als Inés verschwunden ist, von Don Juan vergeblich um längeres Bleiben und gewisse Kunde angefleht, da tritt auch der unverwüstliche Lebensrealismus Don Juans wieder in seine Rechte.

> . . . Mich reizt es schon,
> Stets hier als ein Narr zu handeln,
> Hinter Schatten herzuwandeln
> Nur zu ihrem Spott und Hohn . . .

In seinem Zorn glaubt er, seine Freunde, welche die Einladung im Pantheon mit angehört haben, seien die

Anstifter dieser „faden Scherze“ und stellten sich nun nur schlafend. Es entsteht mit den von ihm Aufgerüttelten ein Wortwechsel, ein Zweikampf ist die Folge. Don Juan und die beiden Kavaliere begeben sich vor das Haus, ihn auszufechten. Dieses Ende ist gezwungen und stimmt fast banal.

Mit um so volleren Akkorden setzt der letzte Akt ein, der wieder im Pantheon spielt. „Erlösung durch die Liebe“ hat ihn der Dichter betitelt. Don Juan ist reif zur Reue. Sein Trotz ist gebrochen. Er wird die Erinnerung an den unheimlichen Gast nicht los. Auf Schritt und Tritt fühlt er seine Nähe. Er will jetzt endlich Gewißheit, ob es einen Himmel gibt und ob er nicht durch ein Trugbild der Sinne geäfft worden.

Das Bildniß dieser Gruft hat mich geladen,
Daß es dem Geist die Wahrheit deutlich mache,
Die ich bezweifelt stets auf meinen Pfaden . . .
Hier steh' ich nun, Comendador, erwache!

Auf diese feierliche Mahnung öffnen sich alle Gräber; das Grab des Don Gonzalo aber verwandelt sich in einen Tisch, der mit Schlangen, Knochen und Feuer geschmückt ist. Don Gonzalo lädt Don Juan zum Gastmahl ein, das er, umringt von den Gerippen seiner Opfer, einnehmen soll. Diesen äußerlichen Effekt, der indeß so alt ist als die Sage selbst, verwandelt Zorrillas Meisterhand in echtes Gold der Poesie. Der schwüle, fremde Hauch einer andern Welt durchweht die Scene. Plötzlich hört der gebrochene Sünder Grabgeläute und in der Ferne das Todtenamt.

Don Juan: Gilt das Grabgeläute mir?
Statue (des Don Gonzalo): Ja.
Don Juan: Und diese Trauersänge?
Statue: Dieser Psalmen Reueklänge,
Die sie singen, tönen Dir.
Don Juan: Und weß ist der Leichenzug?
Statue: Dein Begräbniß.
Don Juan: Todt bin ich?
Statue: Da vor Deinem Hause Dich
Ja der Kapitän erschlug.

Ich wüßte wenig, was den beklemmenden Eindruck dieser kurzen Scene überbieten könnte . . . Dies plötzliche Bewußtwerden Don Juans, daß er todt ist . . . Es ist, als zertheilte sich auf Augenblicke der Schleier dieser Welt und man sähe hinter die Erscheinung . . . Don Juan verzweifelt an seiner Erlösung. Als ihm aber Don Gonzalo die Hand reicht, um ihn zur Hölle zu führen, da sinkt er auf die Kniee und fleht im letzten Augenblick der Reue Gott um Gnade an. Aus dem Grab der Inés erscheint sie selbst und ergreift seine Hand. Die Erlösung durch die Liebe ist vollendet.

Dies Geheimniß nur erfahre
Der, dem ward ein höhres Sein:
Der Gerechte nur allein
In dem Himmel fassen kann,
Daß die Liebe Don Juan
Rettete am Leichenstein . . .

Dieser mystisch verklingende Schluß mit seiner geheimnißvollen Botschaft gemahnt an Goethes Faustschluß:

Das Unbeschreibliche
Hier ist's gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan . . .

* * *

. . . Das ist Zorrillas „Don Juan Tenorio“. Ein Werk spanischen Empfindens; ein Bild spanischen Lebens, in dem sich ebenso die leidenschaftzerrissene Wolkenjagd wie der Sternenhimmel mit seiner stillen Wunderreinheit spiegeln.

Karlsruhe i. B.

Albert Geiger.

Otto Sachs.

Seltsam ergreifend und lebendig spricht die Stimme eines Todten aus einem frühen Grabe zu uns. Sein litterarisches Erbe, begleitet von J. J. David mit einem Erinnerungswort, sind zwei schicksalsschwere Novellen*), die Zeugniß geben von einer herben vollschaffenden Künstlernatur, die allzu jäh abberufen ward. Auf dem Leichenstein des Todten steht der Name Otto Sachs. Er war ein Wiener. Das äußerliche Signum der jungen Wiener Kunst, die schmiegsam weiche Sensibilität, die frauenhafte Koketterie, die melancholische Grazie, die an manche schmerzlich süß in Moll sich wiegende Walzervorspiele klingend erinnert, trägt seine Art aber nicht. Er ist mannhafter, straffer, schärfer. Er liebt nicht nur die weichen Linien des Pastells, er strebt, wie J. J. David selbst, nach den wuchtigen Kraftkonturen des Holzschnitts. Und doch ist er innerlich den jungen Wienern verwandter als es scheint. Er steht wie sie unter dem Bann, dem sich die Jugend allerorten, fast allzu willfährig ergeben, unter dem Bann Gabriel d'Annunzios. Die hervorstechenden Wesenselemente des Italieners, vor dessen Bild man zweifelnd fragen möchte, ist er nicht größer als Schauspieler des Lebens denn als Künstler, vibriren in den beiden Nachlaßstücken des Wieners. Ein stark artistischer Zug fällt auf, ein feiner nervöser Sinn für das Dekorative aller Kulturen. An der künstlerischen Handschrift spürt man, auch wenn es David in der Einleitung nicht verrathen hätte, die liebevolle Beschäftigung mit edelen Blättern und edelen Geräthen aristokratischer Epochen

Sachs könnte wie d'Annunzio von sich gesagt haben: „Als guter Lateiner liebte ich die geschnittenen Steine, übersetzte Catull und Martial“ — und vielleicht hätte er auch in demselben Ton fortfahren können: „und hegte eine besondere (und wenn sie wollen beklagenswerthe) Vorliebe für eine gewisse erotische Bilderkunde.

Wie d'Annunzio zeigt auch Sachs neben diesem artistischen Sammlertrieb das Interesse für die Gefühlsraffinements, für die Irrgänge erotischen Wollens, für gesteigerte Nervenreize. Und diese beiden Dinge stehen in seiner Natur nicht eigentlich nebeneinander, sondern vielmehr in engem Zusammenhang, sie vermischen sich und potenziren sich wechselseitig.

Die Themen der beiden Novellen, deren eine leidenschaftliche Geschwisterliebe schildert, deren andere in Tagebuchform den pathologischen Zerstörungstrieb eines Mannes behandelt, der bewußt ein nervenzerrüttetes Weib durch die Aufregung der Sinne in den Tod treibt, klingen in d'Annunzios l'Innocente vor, wo Tullio von einem neuen fremden Verlangen nach seiner Frau erfaßt wird, mit der er so lange wie Bruder und Schwester gelebt hat:

In einem Gemisch van Neugierde und Verderbtheit stellte ich mir vor, wie das schwache Leben der Genesenden unter meinen Liebkosungen erglühen und vergehen würde und ich stellte mir vor, daß diese Wollust fast einen Beigeschmack van Blutschande haben würde.“

Das letzte Erbe satanischer Romantik ist das, das Erbe der Byron, Mérimée, Chateaubriand. Sie alle haben mit dem Motiv der Blutschande gespielt und mit jener erotischen Vernichtungslüsternheit, der perversen Allianz von Wollust und Grausamkeit.

Weniger Abhängigkeit als Verwandtschaft galt es festzustellen. Denn, wie Otto Sachs seine Motive in den beiden Stücken ausgeprägt hat, darin ist er ganz und gar ein Eigener und er hat sie zu seinem Eigenthum gemacht. Und so krank die Stoffe, roh skizzirt, vielleicht auch wirken, so gesund und sicher ist die künstlerische Kraft, die sie gestaltet. Voll starken Gefühls für innere Form, voll geläutertem, mit peinlicher Wage messenden Kunstverstand. Und vor allem ohne die schlaffe sinnlich träge Weichlichkeit des Italieners.

*) Berlin, Schuster u. Löffler.

Ein Tropfen vom männlichen Blute Heinrich Kleist's — dessen Namen David in seinen Gedenkzeilen zu Recht anruft — fließt in den Novellen und giebt ihnen eine Stahlhärte, die jede leichtfertige oder sensationsgierige Betrachtung der heikelen Stoffe unerbittlich abschwächt.

* *

Von zwei Geschwistern sagt die Geschichte, die einander mehr liebten, als sie durften, dennoch aber von ihrer Liebe nicht weichen, sondern lieber gegen die Welt leben und sterben wollten . . .

Diese Geschichte der sündigen Liebe Ippolitos, des Grafen von Romagnola, zu Atalanta, seiner Schwester, mit ihrem sonnigen Leidenschaftsrausch am Comersee auf dem großen Hintergrund der Renaissance und ihrem tragischen Ende zeigt nichts psychiatrisch Bohrendes, nichts Nervenzersetzendes. Otto Sachs ist hier ganz ein feinschmeckerischer Artist, der einen Chronikstoff in das schimmernde Gewand einer farbenglühenden Zeitschilderung kleidet; den es reizt, Stil, Ton und Fühlen vergangener Zeit, aus Betrachtung ihrer Kunstwerke ihm wohlvertraut, neu lebendig zu machen.

Auch J. J. David hat einmal das Motiv der Geschwisterliebe in charakteristischer Weise behandelt. Aber er wählte nicht die Renaissance zum Rahmen, sondern die Zeit des dreißigjährigen Krieges, „zerstörte Zeit", da die überkommenen Begriffe verschwanden und die Menschen, wie nach der Sündflut, von neuem ein elementares Leben begannen. Im hartkantigen Simplizissimuston schilderte er das wilde Waldwesen der Hirschvogels. Wie Tiere des Waldes, die nacheinander heiser gurgelnd rufen, gesellen sich der im Lagertreiben und auf Beutezügen verwilderte Landsknecht mit der Stiefschwester, die er heimkehrend in der verwahrlosten Hütte des Vaters vorfindet.

Nebel und Nachtschatten liegt über diesen Gestalten und Wildnißdumpfheit. Bei Sachs, der übrigens die Seinen auch zu Stiefgeschwistern macht, leuchtet üppig und prunkvoll eine traubenreifende Sonne.

Wie gesagt, nicht eine eindringende Psychologie war die Hauptsache. Es heißt einfach, wie in den Chroniken, in alten Novellenbüchern, sie liebten sich. Es handelt sich darum, eine leidenschafts- und kraftstrotzende Zeit voll heißpulsirender Sinnlichkeit und trotzigen Auflehnens gegen Menschensatzung in den farbenreichen Bildern eines Einzelschicksals schauen zu lassen. Es ist die Zeit, da eine starke Sehnsucht kann, die Grenzen des menschlichen Wesens in Schönheit zu überschreiten, da John Ford in Giovanni und Annabella sagte:

„Soll denn ein leerer Laut,
Soll eine Form, an die einmal die Menschen
Gewöhnt sind, soll der Name „Bruder, Schwester"
Als Schranke zwischen mir und meinem Glücke stehn."

Und diese Leidenschafts- und Glücksschranke ist mit Tintorettoscher Glut gemalt und ein edel und köstlich geschnitzter Rahmen um sie gefügt. Der Goldbrokat Conrad Ferdinand Meyers schimmert an ihr und deutlich ist ihre enge Beziehung zur bildenden Kunst.

Ich könnte mir denken, daß Sachs eine der prächtigsten Scenen der Novelle, das Weinlesefest, getrieben auf einer edelen Schale gesehen haben könnte: Atalanta im fliegenden weißen Gewand mit Perlenhalsband, Armreifen und Smaragdohrhängen geschmückt, auf dem kupferschimmerndem Haar den Kranz von Weinlaub; und neben ihrem Wagen, dessen Tiere sie selbst mit lautem Zuruf lenkt, Ippolito auf seinem Rappen, ganz geharnischt, aber mit bloßem Kopf, dessen kurze, wild über die Stirn hereinzüngelnde Locken gleichfalls mit einem Kranz aus Weinlaub geziert waren — und daß ihm an dieser einen Scene in Basrelif das Kolorit jene Geschichte aufging.

Groß ist die Stimmung des Ausganges: — Götterdämmerung.

Mit dem gebannten Paar, dessen Zärtlichkeiten schon die Schauer des Grabes umwittern, halten auf dem verödeten Schloß nur noch zwölf Landsknechte aus. Alte Wiedertäufer aus Münsterschen Gräuelzeiten, die vor nichts scheuen; Brüder der Verzweiflung, die sich zum Kampf mit einer Eisenkette zusammschließen, zu gemeinsamen Sieg oder Tod. Abgetriebene Wölfe sinds, die die Hetze vorm Galgen vorbei satt haben und ein lustiges Ende wollen. Und mit ihnen feiern der Graf und die Gräfin von Romagnola ein letztes Fest, eine Nacht vor dem Tode. In der großen Halle, unter der säulengetragenen Kassettendecke von einem alten toskanischen Meister, mit ihren Seidenteppichen, ihren Kranzgewinden aus Blumen, Obst und Eichenlaub zwischen dem Marmor der Säulen in üppiger Buntheit, den Erzstatuen, den kostbaren Goldgefäßen und dem Doppelthronsitz aus schimmernden Stoffen. Auf ihm das Geschwisterpaar, voll düsterer Wildheit, dem schneidenden Jubel der Endenden. Und unten im Saal die wüsten Gesellen bei den Fässern ältesten Griechenweins. Und zuletzt blitzt ein Dolch. Er bohrt sich in die gurgelnde Kehle eines Frechen und fliegt blutbespritzt in die Weinkufe, daß der schwarzrothe Most hoch aufspritzt.

Und dann das Ende, der Ausfall der Belagerten, der Tod Ippolitos, die Erdrosselung Atalantas im Kerker des Bischof von Como und ganz chronistisch wie bei Kleist und Conrad Ferdinand ein sachlich trockener, verhaltener Schluß:

„Sie hatte nur ein Alter von sechszehn Jahren und wenigen Tagen erreicht."

* * *

Nach dem artistischen Bildner spricht in der zweiten Novelle der spürende Psychologe. Die Seele eines Menschen, der gemordet hat, dessen Thot aber keinem irdischen Richter verantwortlich sein kann, soll bloßgelegt werden. Ein Fall psychischen Sadismus ists, dessen Träger freilich vom Dichter mit schärferer Präzision hätte charakterisirt werden müssen.

Er hat zuviel der Eigenschaften in den Einen gelegt, ohne sie zu einer Charaktereinheit bringen zu können. Es handelt sich um einen Menschen, der in seiner strahlenden Jugend ein Schwertänzer des Lebens war, voll Sehnsucht, stark und schön zu leben, voll berauschender Lebensfülle, voll Trunkenheit des Machtrausches, Schicksal zu machen und Menschen zu beherrschen.

Der pulsirende Rythmus dieses Daseins versandet durch innere und äußere Enttäuschungen, durch Mißerfolge und lähmende Zweifel am eigenen Können, in öder Leere. Die Siegerlust verwandelt sich in eine heimtückische innere Grausamkeit und einen dumpfen Vernichtungstrieb. In solcher Stimmung verführt er die Frau, die, wie er genau von einem Arzte weiß, an der Nervenerschütterung sterben wird.

Die Skizzirung der psychologischen Uebergänge, der seelischen Reihen in ihrer Kettengliederung sind nicht das Stärkste. Unheimliche Stimmung aber erfüllt gewisse Gefühlsscenen, seelische Situationen. Der Moment, als der Mann das arme Geschöpf nun nehmen soll, das er sich gezwungen, und vor deren elendem, blutlosen, todesbleichen Körper unter der Atlasdecke er jetzt zurückschaudert, ist voll eisiger todesstarrer Traurigkeit — volupté funèbre. Und voll unheimlicher Gewalt die Nachwirkung jener Stunde auf das Leben des Mannes, die wilde Flucht mit dem Wahnsinn auf den Fersen.

* * *

Nicht in freier persönlicher Originalität scheint mir das Wesen dieses so früh dahingegangenen Dichters bestanden zu haben. Er war, wie es diese Stücke zeigen, ein Eklektiker in der Kunst. Aber seine Eklektik ist voll reifer seltener Geschmacklese, die Eklektik eines feinfühligen Sammlers, dem jedes Stück, das er seinem Besitz einfügt, zu innerem geistigen Eigenthum erwächst.

Felix Poppenberg.

Ex oriente lux! Ein Wort zur Förderung der deutschen Orient-gesellschaft. Leipzig. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Die vor Kurzem gegründete deutsche Orientgesellschaft hat sich die Erforschung des gesammten alten vorderen Orients (einschließlich Aegyptens) zum Ziel gesetzt, insbesondere aber will sie im Bereich des alten Assyrien und Babylonien, deren Kultur am nachhaltigsten auf die Folgezeit eingewirkt hat, Ausgrabungen veranstalten. Für diese Seite ihrer Thätigkeit will die in diesen Tagen erschienene, oben bezeichnete Schrift des bekannten Breslauer Assyriologen Friedrich Delitzsch Propaganda machen, die einen kürzeren Ueberblick über das bisher Geleistete bietet und daran eindringlich die Mahnung knüpft, daß nun endlich auch Deutschland als Mitkämpfer auf den Platz trete, um dem Boden die Ueberbleibsel dieser in die ältesten historisch erreichbaren Zeiten zurückreichenden Kultur zu entringen.

Nachdem im Jahre 1820 der Engländer Rich die Stätte des alten Ninive wiedererkannt hatte, wurden die ersten systematischen Ausgrabungen von dem französischen Konsul Botta und seinem Nachfolger Place mit Unterstützung der französischen Regierung gemacht. Sie brachten die Auffindung des Palastes des Sargon, eines Königs, von dem man bis dahin nur den Namen (aus Jesaia Kap. 20 Vers 1) gekannt hatte. Etwas später fing Sir Henry Layard an, im Süden von Ninive Nachforschungen anzustellen, und legte die Paläste des Salmanassar, Assurnasirpal, Tiglatpileser III, Sanherib und Asarhaddon bloß, die neben zahlreichen Inschriften eine Fülle plastischer Darstellungen aller Art enthielten. Noch bedeutungsvoller war die Wiederauffindung des Nordpalastes des Assurbanipal (des Sardanapal der Griechen) durch Rassam (1854), der auch die Bibliothek dieses Königs enthielt, und uns ja einen wichtigen Theil der babylonisch-assyrischen Litteratur brachte. In dieser Bibliothek befand sich unter Anderem der babylonische Sintflutbericht, der im Jahre 1872 von George Smith veröffentlicht wurde. Dadurch wurde das Interesse so geweckt, daß Smith 1873 von den Trustees des British Museum nach Ninive gesandt wurde, wo er bis 1876 weitere Forschungen, die durch manche wichtige Funde belohnt wurden, anstellte.

Die bisher aufgezählten Ausgrabungen hatten alle auf dem Boden des alten Assyrien stattgefunden; aber auch im südlichen Theil des Zweistromlandes, in Babylonien, hatten schon in den fünfziger Jahren eine französische Expedition unter Oppert und Fresnel und später die Engländer Loftus und Taylor zu graben begonnen. Hier setzte 1884 Rassam die Ausgrabungen fort und entdeckte dabei den Sonnentempel der uralten Stadt Sippar und damit eine Kultusstätte, die noch bis in die persische Zeit hinein ihre Bedeutung behielt. Das Tempelarchiv barg eine Fülle von Urkunden aller Art, namentlich solcher, die uns Einblick in das wirthschaftliche Leben und die Rechtsverhältnisse des alten Babyloniens gewähren. Bedeutend weiter nach Süden machte seit 1875 de Sarzec Ausgrabungen. Die Inschriften, die er in Lagasch Ereck und anderen alten babylonischen Städten fand, reichen bis an das Jahr 3800 zurück und sind zum Theil in der Sprache der vorsemitischen Einwohner Babyloniens, der Sumerer, welche weder mit den semitischen noch mit den indogermanischen Sprachen verwandt ist, abgefaßt. Die letzte der großen wissenschaftlichen Expeditionen ist die seit 1886 von Philadelphia aus unternommene; sie hat sich die Erforschung einer anderen alten babylonischen Kultusstätte, Nippur's, zum Ziel gesetzt und bereits eine große Menge von Inschriften und Kunstgegenständen zu Tage gefördert, von denen die ältesten aus dem fünften Jahrtausend stammen.

Die Bedeutung, die diese Forschungen für die Kunst- und Kulturgeschichte, die politische Geschichte des Alterthums, vergleichende Religions- und Sprachwissenschaft, Erklärung des Alten Testaments, Geschichte der Astronomie u. s. w. haben, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Hier sei nur kurz darauf hingewiesen, welchen Werth die zahllosen Kontrakttafeln und sonstigen juristischen Urkunden Assyriens und Babyloniens für die vergleichende Rechtswissenschaft haben, seitdem sich zu zeigen scheint, daß die Perser in vielen Dingen das babylonische Privatrecht übernommen haben, und so das Mittelglied gefunden wäre, durch welches das babylonische Recht auf das griechische und römische einwirkte.

Die oben gegebene Uebersicht über die bisher vorgenommenen Ausgrabungen (die natürlich nur die wichtigsten berücksichtigt) zeigt, daß Deutschland dabei nicht betheiligt ist. Ein Anfang wurde von deutscher Seite aus gemacht durch die Expedition, die das Orientkomitee im Jahre 1888 nach Sendschirli (in Nordsyrien) veranstaltete. Hoffentlich wird der Ruf, der jetzt von der Orientgesellschaft ausgeht, ein offenes Ohr finden, hoffentlich stützen das neue Unternehmen durch ihren Beitritt als Mitglieder (20 Mark Jahresbeitrag) zahlreiche Deutsche, damit auch unser Vaterland, dessen Gelehrte an der wissenschaftlichen Ausbeutung der von den anderen Nationen ans Tageslicht geförderten Denkmäler einen so großen Antheil haben, nun auch thatkräftig an den Ausgrabungen selbst sich betheilige.

J. H.

Eine „Sezession" unter den Berliner Malern.

Wir erhalten nachfolgende zwei Zuschriften. Herr Prof. Max Liebermann schreibt uns:

Herr Dr. Julius Elias schreibt in Nr. 35 der „Nation" in dem Artikel „Die Berliner Jahresausstellung": „Liebermann, Skarbina, Koerner machen heute keine Sezession mehr mit. Das ist eine traurige Wahrheit."

Das ist eine Unrichtigkeit. Ich habe in der vorberatenden Versammlung vor etwa 6 Wochen den Entwurf zur Gründung einer Berliner Sezession unterzeichnet und zwar an erster Stelle.

Damit sind die Folgerungen des Herrn Dr. Elias hinfällig.

Max Liebermann.

Hierauf erwidert Herr Dr. Elias:

Der Erklärung des Herrn Prof. Max Liebermann habe ich das Folgende entgegenzusetzen. Als ich den citirten Aufsatz schrieb, habe ich sehr wohl gewußt, daß in Berlin eine „Sezession" wieder auf dem Papier stehe. Auch der Inhalt des angeführten, von einer Reihe hiesiger Maler unterzeichneten Schriftstückes war mir recht gut bekannt. Die Berliner „Sezessionsfrage" war darin dilatorisch behandelt derart, daß im nächsten Jahre die Ausstellungsmächte um besondere Räume angegangen werden sollen, worin die unterzeichneten Künstler nach eigenem Ermessen, mit eigener Jury und eigener Hängekommission schalten und walten können, widrigenfalls man an der Ausstellung des Glaspalastes sich überhaupt nicht betheiligen, vielmehr eine besondere Ausstellung in die Wege leiten werde. Nach den Erfahrungen, die mit den Berliner Sezessionsgelüsten seit Jahr und Tag gemacht werden, nach den intimen Stimmungen die ich kannte, und endlich bestärkt durch die historische Einsicht, daß die wahrhaft fruchtbaren Scheidungen der Talente von der majorisirenden Mittelmäßigkeit immer und überall temperamentvoller, muthiger und durchgreifender vor sich zu gehen pflegten, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß jenem Schriftstücke ein besonderer Werth zunächst nicht beizumessen sei. Mit meiner Auffassung von der neuen Agitation der jungen Berliner Künstler stand ich übrigens in der Kritik nicht allein.

Sollten aber die Herren aus ihren schriftlich niedergelegten Absichten mit Entschlossenheit die praktischen Konsequenzen ziehen; sollten sie die Sache weniger zu einer umfassenden „Berliner Sezession" ausbauen, die echt moderne, gewählte, künstlerische Ausstellungen veranstaltet, indem sie werbende Kraft entfaltet und verwandte Talente des In- und Auslandes unter ihr Dach zieht: so wird sich gewiß Niemand lebhafter freuen als ich. Gern will ich dann zu Max Liebermann und zu all den Anderen sprechen: „Gekränkte Liebe war mein ganzer Zorn."

Berlin, den 15. Juni 1898.

Julius Elias.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 39. | Berlin, den 25. Juni 1898. | 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“.
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Besonders laut ist der Jubel über die Wahlen bei einer Partei, wenn man das Centrum und die Sozialdemokratie ausnimmt.

Das Centrum hat Alles erreicht, was es erreichen konnte. Die Stellung, die diese Partei gegenüber der Flottenvorlage eingenommen hat, schadete ihr nicht im Geringsten; der Ansturm des Bündlerthums hat sie unberührt gelassen. Das Centrum ist so fest wie bisher, und es hat in jenen engeren Grenzen, die einer rein katholischen Fraktion in Deutschland gezogen sind, sogar seinen bisherigen Bestand vermehrt.

Die Sozialdemokratie kann ebenso befriedigt sein. Ihr Stimmenzuwachs ist sehr erheblich; daß der Zuwachs an Mandaten weniger erheblich sein wird, ist sehr wahrscheinlich; dies ist aber der Partei als solcher ziemlich gleichgültig.

Alle anderen Parteien des Reichstages werden stark verändert voraussichtlich nicht zurückkehren. Die Verschiebungen können sich nur auf einige wenige Mandate belaufen, und das Schlußergebniß wird sein, daß die Linke, die den Kampf gegen Agrarierthum und Reaktion führt, vielleicht etwas verstärkt wiederkehrt, mit der besonderen Modification, daß das Schwergewicht von den Freisinnigen etwas mehr noch zu den Sozialdemokraten hinüber gerückt ist. Die agrarische Reaktion aber wird keinen Gewinn, möglicherweise sogar einen kleinen Verlust zu verzeichnen haben.

Ueber ein solches Ergebniß kann die liberale Linke nicht triumphiren, denn es wird ihr unter äußerster Kraftanstrengung nur gelingen können, ihre Position schlecht und recht zu behaupten. Ueber solches Ergebniß aber kann die Rechte noch weniger Triumphgesänge anstimmen. Sie verfügte auch diesmal noch über den amtlich-landräthlichen Apparat in den agrarischen Provinzen; die Landräthe haben sich auf das Nachdrücklichste an der Wahl betheiligt. Der Rechten sollte die Sammlungspolitik der Minister Miquel und Posadowsky zu Hilfe kommen, und die Rechte genoß schließlich die starke Stütze des Bundes der Landwirthe, der über eine ausgebreitete Organisation und überaus erhebliche Geldmittel verfügt. Nicht einen zu preisenden Sieg hat die Linke errungen, wohl aber hat sie es erreicht, den Ansturm der gewaltigen Machtmittel, die gegen sie eingesetzt worden sind, abzuschlagen.

Verlaufen die Nachwahlen für die Linke nur einigermaßen nach Wunsch, so wird das Ergebniß lauten: der Bund der Landwirthe und die Reaktion haben nichts erreicht und die parlamentarischen Kräfte gegen diese Parteien haben sich in ihrer Gesammtheit verstärkt, wenngleich diese Verstärkung leider allein durch die Sozialdemokratie herbeigeschafft worden ist, während die liberale Opposition nur mit Mühe und Anstrengung ihren Platz zu behaupten vermochte.

Daß die liberale Opposition zu besseren Erfolgen hätte gelangen können, halten wir für wohl möglich. Nur um für die Zukunft zu lernen, sei nochmals an die Erörterungen innerhalb der Freisinnigen über die Flottenvorlage erinnert. Die Flottenvorlage hat in der Wahlbewegung gar keine Rolle gespielt, obgleich die Freisinnigen nicht einheitlich zu ihr Stellung genommen hatten; aber innerhalb der Freisinnigen haben jene Erörterungen doch vielfach Verstimmungen zurückgelassen, die trotz einer zu späten Verständigung, einen rechtzeitigen siegesbewußten Aufschwung der Liberalen verhindert haben. Gelingt es nicht, ein stärkeres Gefühl der Zusammengehörigkeit auf der Linken und zwar bis in die Reihen der nationalliberalen **Wählerschaft** alten Schlages hinein zu erzeugen, so mögen die Fraktionen der Linken ihr Leben noch eine Zeitlang weiterfristen; die Schöpfung einer starken Opposition, die auch dadurch sich Anerkennung erzwingen kann, daß in ihr das bürgerliche Element das ausschlaggebende wird, — diese Entwickelung bleibt dann für absehbare Zeit ein frommer Wunsch.

Ueber diesen entscheidenden Punkt darf die Bevölkerung sich nicht täuschen, und solange die **kleinen** Fraktionsstreitigkeiten die **großen politischen** Gegensätze zwischen Reaktion und Liberalismus überschatten, wird der Liberalismus zu siegreichem Angriff überzugehen unvermögend sein. Gelingt in Bezug auf diesen Punkt der Linken nicht eine Fortbildung ihrer politischen Anschauungen, dann werden kleine vorübergehende Erfolge es doch nicht verhindern können, daß die Wahlen unter immer schwierigeren Bedingungen für den Liberalismus sich vollziehen.

Daß das Ergebniß so ist, wie es vorliegt, verdankt der Freisinn, insofern ländliche Wahlkreise in Betracht kommen, in nicht unerheblichem Grade der liberalen Bauernbewegung. Nach der Zahl der Mandate, die schließlich Seitens der Bauernvereine errungen werden können, ist die Bedeutung dieser Bewegung durchaus nicht abzuschätzen. Hingegen ist doch recht erheblich der Zuwachs an liberalen Stimmen gerade in einzelnen der reaktionärsten Wahlkreise Preußens. Die Bauernvereine hatten für den Freisinn eine sehr schwere Aufgabe zu erfüllen. Sie haben in einige Stammprovinzen des Junkerthums erfolgreich die liberalen Ideen hinein getragen; es ist ihnen gelungen, das Junkerthum auf das Aeußerste in einer Reihe von Wahlkreisen zu bedrängen, und eine ganze Reihe von Stichwahlen wäre für die Liberalen niemals zu Stande gekommen ohne den Zuwachs an Kraft, den die bäuerliche Bevölkerung für die Linke herbeigeführt hat. Das ist ein Fingerzeig, der auf den Weg weist, auf dem fortgeschritten werden muß.

Und in der That lehrt ja die einfachste Erwägung von der Welt, daß der politische Einfluß des Junkerthums nur gebrochen werden kann, wenn es gelingt, die freiwillige und die gepreßte Gefolgschaft des Großgrundbesitzerthums, den Bauernstand und die ländlichen Arbeiter, von ihren bisherigen Führern, oder besser sollte man sagen von ihren Herren, loszulösen. Diese einzige ihm drohende ernstliche Gefahr hat denn auch sehr wohl das Junkerthum erkannt, und diesen Emanzipationskampf, dem sich die Freisinnigen weiter widmen müssen, führt auch die Sozialdemokratie ihrerseits zu ihrem eigenen politischen Vortheil.

Zweifellos hätte bei diesen Versuchen die Sozialdemokratie so erhebliche Erfolge nicht erreicht ohne die Förderung, die das Junkerthum und die agrarische Staatspolitik ihr hatten zu Theil werden lassen. Selten läßt sich ein Beweis so klar erbringen wie der für diese Behauptung. Im gesammten Regierungsbezirk Oppeln zum Beispiel wurden 1893 noch 4622 sozialdemokratische Stimmen abgegeben und diesmal gegen 20000 und darüber. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt völlig offen. Auf Drängen der Agrarier wurde die Schweineeinfuhr über die russische Grenze in einem Grade unterbunden, daß die Fleischpreise in diesen Gegenden erheblich gestiegen sind, und die Folge war eine Lebensmittelvertheuerung und -Verschlechterung, die es bewirkte, daß die wenigen dort versprengten sozialdemokratischen Kolonien zu einer Macht anwuchsen, die fast fünffach so stark ist als bei den letzten Wahlen.

Wie hat der Liberalismus gegen diese agrarische Politik der Fleischvertheuerung angekämpft! Es war vergeblich. Man braucht aber diese Politik nur zu verallgemeinern; man braucht nur für ganz Deutschland zu einer Politik weiterer Vertheuerung der Lebensmittel überzugehen, man braucht nur den Forderungen des Bundes der Landwirthe weiter entgegenzukommen und die Entwicklung, die sich in Oberschlesien vollzogen hat, dehnt sich über ganz Deutschland aus.

Wird die Regierung diese Lehre ziehen? Oder wird sie sich weiter vom Bunde der Landwirthe einschüchtern lassen, der so oft es auf eine Kraftprobe ankommt, seine Kraftlosigkeit beweist, der mit der Anwendung äußerster Mittel doch zu einem siegreichen Vordringen nicht gelangen konnte. Wird der Lärm des bündlerischen demagogischen Geschreies die Regierung gleichwohl weiter betäuben? Das ist die große Frage der Zukunft.

Mit reiner Befriedigung können wir nur auf ein Ergebniß der Wahlbewegung blicken, auf die entscheidende Niederlage, die dem reinen Antisemitismus beigebracht worden ist. Mögen auch einige Vertreter dieser Richtung in das Parlament kommen, die Kraft dieser gemeinen und gemeingefährlichen Bewegung ist ganz augenscheinlich gebrochen, und daß das deutsche Volk der antisemitischen Hohlheit gegenüber seine Besonnenheit wieder gefunden hat, gewährt eine Bürgschaft dafür, daß schließlich auch gegenüber der agrarischen hohlen Demagogie die verständige politische Klarheit siegen wird.

Man kann über die deutschen Reichstagswahlen nicht sprechen, ohne in die allgemeinen Klagen und die allgemeine Entrüstung darüber einzustimmen, daß das offiziöse Wolff'sche Telegraphenbüreau sich gänzlich unfähig gezeigt hat, der gegebenen Aufgabe gerecht zu werden. Eine solche Fülle von Fehlern, von Berichtigungen, die wieder und wieder berichtigt wurden, wie sie bei dieser Gelegenheit zu Tage traten, zeigt den vollständigen Zusammenbruch des Apparates, der hier in Thätigkeit getreten ist. So erstaunlich war das Unvermögen, daß mißtrauische Gemüther sich fragten, ob diese zu Tage tretende Unfähigkeit nicht Absicht gewesen sei, um die Agitation durch Zurückhalten der zutreffenden Nachrichten für die Stichwahlen möglichst zu lähmen und unmöglich zu machen. Allein es sind so zahlreiche Fehler vorgekommen, die einen solchen mephistophelischen Plan gänzlich ausschließen, daß das ganze Verfahren augenscheinlich nichts mit teuflischer Klugheit zu thun hat; es charakterisirt sich einfach als die absoluteste Impotenz.

Das Wolff'sche offiziöse Telegraphenbureau, das diese Leistung prästirte, beging schließlich noch die politisch taktvolle Handlung, sich für eine unwahre Wahlreclame des Bundes der Landwirthe herzugeben. Wenn dieses Bureau in diesen Bahnen weiter wandelt, so kann ein Konkurrenzunternehmen des besten Erfolges sicher sein.

Berlin hat den Ersatzmann für den scheidenden Oberbürgermeister Zelle gefunden. Der bisherige Berliner Bürgermeister Kirschner ist, ohne daß ein Gegenkandidat ernsthaft überhaupt nur in Frage kam, zum kommunalen Oberhaupt von Berlin durch die Stadtverordneten erwählt worden.

Herr Kirschner, der zu unseren politischen Freunden gehört, hat sich in Breslau wie in Berlin an großen kommunalen Aufgaben erprobt. Wir sind überzeugt, daß das großartige Gemeindewesen Berlins mit seinen Rieseninteressen in ihm einen Mann von offenem Blick und energischer Hand gefunden hat.

In Italien und in Frankreich ist man noch auf der Suche nach einem neuen Ministerium. Dabei zeigt sich in Frankreich ein bemerkenswerther Vorgang. Mit großer Leidenschaft erörtert die Presse die Frage, wie die einzelnen Ministerkandidaten zum Fall Dreyfus stehen. Gibt es eine ärgere Bloßstellung für die Partei des Generalstabes? Denn eines ist doch sicher; sind die Beweise gegen Dreyfus wirklich so niederschmetternd, wie diese Elemente behaupten, so bedarf es

keiner eingeschworener Minister, damit diese an dem ergangenen Erkenntniß nicht rütteln. Aber damit an der Verurtheilung dieses Unglücklichen nicht gerüttelt werde, dazu bedarf es nicht der Vorurtheilslosigkeit, sondern einer Voreingenommenheit, die den Gefangenen der Teufelsinsel unter allen Umständen zu opfern bereit ist, auf daß die Bloßstellung einzelner Mitglieder des französischen Generalstabes vermieden werde.

Die Landung amerikanischer Truppen auf Cuba ist nunmehr gelungen. So rücken denn die großen Entscheidungen näher; wir wünschen, daß von ihnen bis zu einem für die Vereinigten Staaten siegreichen Frieden nur noch ein kurzer Weg sein möge. Wir wünschen dies im Interesse der Humanität sehnlichst; zuversichtlich zu hoffen, wagen wir es leider nicht. Der Schwierigkeiten bleiben noch zu große.

* * *

Das Wahlergebniß.

Das Stärkeverhältniß der Fraktionen wird im neugewählten Reichstage voraussichtlich nicht wesentlich verschieden sein von demjenigen im vorigen Reichstage. Diese Diagnose kann man wagen, obgleich noch fast die Hälfte aller Mandate den Fährnissen einer Stichwahl ausgesetzt ist. Bei Stichwahlen haben naturgemäß die Mittelparteien die beste Aussicht, durchzudringen; sie sind für die Parteien von links wie von rechts das kleinere Uebel. Es ist deshalb auch kein besonderes Verdienst, wenn Konservative bei der Stichwahl zwischen einem Liberalen und einem Sozialdemokraten für den Liberalen stimmen und Sozialdemokraten bei einer Stichwahl zwischen einem Liberalen und einem Konservativen gleichfalls dem Liberalen ihre Stimme geben. Beide Parteien handeln dabei durchaus in Wahrnehmung eigener politischer Interessen. Sich bei solchem Anlaß in die Brust zu werfen, von Selbstüberwindung zu reden oder gar die großen patriotischen Register zu ziehen, das heißt, sich mit falschen Federn schmücken. Wer in seinem Interesse von zwei Uebeln, die ihn bedrohen, das kleinere wählt, hat gewiß keinen Anspruch auf Dankbarkeit von Seiten des kleineren Uebels.

Aus demselben Grunde kann auch gar keine Rede davon sein, daß die Liberalen zu Gegenleistungen politisch oder moralisch verpflichtet wären. Auch sie werden, ebenso wie die Agrarier und die Sozialdemokraten, sich zweckmäßiger Weise nur von der einzigen Erwägung leiten lassen: welcher der beiden Stichwahlkandidaten stellt für uns das kleinere Uebel dar. Aber während für die extreme Richtung bei der Entscheidung zwischen der Mitte und dem anderen Extrem die Wahl gegeben ist, steht die Sache bei der Mitte, die zwischen Extremen zu wählen hat, anders. Hier wird nach der Natur der Dinge die Entscheidung, je nachdem der Vertreter der liberalen Mitte der Rechten oder der Linken näher steht, die Wahl verschieden ausfallen.

Andererseits ist unverkennbar durch das enorme Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen bei der Hauptwahl die Tendenz zum Zusammenschluß aller nichtsozialdemokratischen Wähler bei den Stichwahlen verstärkt worden. Diese Rückwirkung sozialdemokratischer Erfolge auf die Stimmung der Bevölkerung wird die Reaktion nach den Wahlen zu fruktifiziren versuchen. Hier liegen für die nächste Zukunft beträchtliche politische Gefahren. Das Stichwort aller Quacksalber: Es muß etwas geschehen! wird sicher erneut gegen die Sozialdemokratie in Anwendung gebracht werden. Die gesunde Entwicklung unserer politischen Verhältnisse würde aber durch nichts so sehr in Frage gestellt werden, als durch offene oder verschleierte Sozialistengesetze — wohin auch eine Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts zu rechnen wäre. Vestigia terrent! Das Sozialistengesetz hat die Sozialdemokratie in zwölf Jahren zu dem gemacht, was sie bei Aufhebung dieses unseligen Gesetzes war, und die agrarische Interessenpolitik hat ihr die zahllosen Mitläufer zugeführt, die bei den diesjährigen Wahlen die sozialdemokratische Armee so unverhältnißmäßig stark erscheinen lassen. Will man diese Mitläufer zu regulären Sozialdemokraten machen, so kann man dazu kein wirksameres Mittel wählen, als ein neues Sozialistengesetz, in welcher Form dasselbe auch immer präsentirt werden mag. Will man die Sozialdemokratie erfolgreich bekämpfen, so breche man mit dem Agrarierthum. Die agrarische Interessenpolitik ist die Nährmutter der Sozialdemokratie. Womit hat die Sozialdemokratie bei den Wahlen dieses Jahres ihre besten Geschäfte gemacht? Etwa mit marxistischen Schnurrpfeifereien? Von dem Kollektivismus ist nirgends ernsthaft die Rede gewesen. Das ganze spezifisch sozialistische Programm ist allenthalben im Agitationssack geblieben. Versteckt und verschleiert hat man das Programm. Um so kräftiger aber hat man die künstliche Lebensmittelvertheuerung, die Gesindeordnung, die reaktionären Anschläge auf das allgemeine Wahlrecht, das Koalitionsrecht, die Freizügigkeit in den Vordergrund gerückt. Es wurde dabei maßlos übertrieben, alles mit breitestem Pinsel aufgetragen, das Klassenbewußtsein der Arbeiter geweckt, die Leichtgläubigkeit der Massen ausgebeutet.

Die agrarische Demagogie hat die sozialdemokratische ebenso angespornt wie die radikale Opposition der Sozialdemokratie fortgesetzt Wasser auf die Mühlen der Reaktionäre leitet.

Für den Liberalismus war die Behauptung seiner Stellung zwischen den Extremen des Agrarierthums und der Sozialdemokratie diesmal schwieriger als je zuvor. Nicht bloß daß der Liberalismus mit zwei Fronten zu schlagen hatte, war auch noch ein langer erbitterter Kampf der freisinnigen Parteien unter einander vorhergegangen, hatte Kräfte verbraucht, Mißstimmungen geschaffen, den Aufmarsch erschwert.

Angesichts aller dieser widrigen Umstände wird eine gerechte Beurtheilung die Lebenskraft des Freisinns, wie sie in diesem Wahlkampfe zu Tage getreten ist, nicht gering veranschlagen.

Was insbesondere die uns zunächst stehende Freisinnige Vereinigung anlangt, so ging dieselbe (Herrn Raesicke eingerechnet) mit 13 Mandaten in den Wahlkampf. Sie hat in der Hauptwahl Bremen siegreich gegen den Ansturm der Sozialdemokratie behauptet; ihr ist ferner durch den Sieg über die Sozialdemokratie in Straßburg ein neuer Hospitant erwachsen, und sie hat 14 Mitglieder in die Stichwahl gebracht, 6 gegen Sozialdemokraten und 8 gegen konservative Agrarier. Die Wahlkämpfe, welche zu diesem Resultat geführt haben, waren durchweg außerordentlich heftig. Die Freisinnige Vereinigung ist in den meisten dieser 14 Wahlkreise angriffsweise vorgegangen, und es ist ihr gelungen, in 2 Wahlkreisen (Kiel und Stettin), die bisher sozialdemokratisch vertreten waren, und in 6 Wahlkreisen (Rastatt, Schneidemühl, Schwiebus-Krossen, Stolp—Lauenburg, Schlawe—Bütow—Rummelsburg und Wittenberg—Schweinitz), die bisher agrarisch-konservativ vertreten waren, die eigenen Kandidaten in die Stichwahl zu bringen. Unter den konservativen Wahlkreisen, die mit Erfolg angegriffen sind, befinden sich mehrere, die zu den festesten Burgen des Agrarierthums von jeher gehört haben. Sowohl im Kampfe gegen die Sozialdemokratie wie im Kampfe gegen das Agrarierthum hat die Freisinnige Vereinigung danach den Befähigungsnachweis erbracht. Daß sie in allen 14 Stichwahlen, bei denen sie betheiligt ist, siegen wird, ist nicht wahrscheinlich. Vielleicht wird sie noch unter die Zahl 13, mit der sie im vorigen Reichstag vertreten war, herabgedrückt. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß sie in einzelnen Distrikten sich besonders qualifizirt erwiesen hat, den Angriff gegen die Demagogen von rechts und von links zu führen. Keine andere Partei hat beispielsweise in unseren großen Seeplätzen bei diesen Wahlen gegen die Sozialdemokratie irgend einen Erfolg aufzuweisen, während die Freisinnige Vereinigung mit ihren Kandidaten

in Bremen, Kiel, Rostock, Stettin und Danzig die Sozialdemokratie auf ihrem Siegeszuge aufgehalten hat. Ich bin nicht so bescheiden, um aus derartigen Erfolgen eine besondere Befriedigung herzuleiten, aber diese Erfolge zeigen wenigstens, daß man nicht an der Zukunft zu verzweifeln braucht.

Wir leben in einem politischen Uebergangsstadium, bei dem die vorübergehende Stärke einer Partei viel weniger ins Gewicht fällt, als ihre innere Lebensfähigkeit. Diese Lebensfähigkeit scheint uns in dem hinter uns liegenden Wahlkampfe für die Freisinnige Vereinigung neu erbracht zu sein. Die Freisinnige Vereinigung hat deshalb auch die politische Verpflichtung zu weiterer Propaganda. Sie muß versuchen, einen Kristallisationspunkt zu bilden für eine liberale Partei, die mehr ist als eine Reihe von Fraktionen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der nationalliberalen Partei in Zukunft für wirklich liberale Männer kein Platz mehr sein wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Fraktiönli-Geist, unter dem die Freisinnigen so lange gelitten haben, demnächst einer freieren Behandlung des Parteiwesens Platz macht. Allen solchen Möglichkeiten gegenüber kann die Freisinnige Vereinigung für eine Reorganisation des Liberalismus von Nutzen werden.

Daß der Liberalismus in den gegenwärtigen Fraktionsformen niemals wieder zu einer maßgebenden Bedeutung kommen wird, das dürfte feststehen.

Th. Barth.

Die Stellungnahme Deutschlands im spanisch-amerikanischen Konflikt.

Karl Schurz sendet dem Herausgeber der „Nation“ das nachstehende Schreiben:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Mein Artikel „Ein Fall von Selbstaufopferung“, den Sie die Güte hatten vor einiger Zeit zu übersetzen und in der „Nation“ abzudrucken, scheint verschiedenen deutschen Zeitungen, namentlich der „Kreuzzeitung“ nicht gefallen zu haben. Der Artikel war vor dem Ausbruch unseres Krieges mit Spanien geschrieben und nicht dazu bestimmt, vor dem Auslande diesen Krieg zu rechtfertigen. Er sollte vielmehr meinen amerikanischen Landsleuten die Größe der Opfer vorführen, die sie im Kriegsfalle für ein zweifelhaftes Resultat zu bringen haben würden. Daß ich dafür von einigen deutschen Blättern als ein kriegswüthiger Jingo verschrieen wurde, während man mich hier, wo man die Sache besser verstand, als einen Gegner des Krieges angriff, hat seine komische Seite.

Indeß will ich jetzt nur erhärten, daß jede in dem Artikel gemachte thatsächliche Angabe durchaus der Wahrheit entsprach. Wer Amerika kennt, der weiß, daß die große Masse des amerikanischen Volkes, obgleich kampflustigen Stimmungen nicht unzugänglich, keineswegs an der Eroberungsgier leidet, die man ihm drüben zuschreibt. Der einzige Eroberungskrieg, den die Vereinigten Staaten geführt haben, der Krieg gegen Mexiko in den Jahren 1846 und 1847, war im Interesse der Sklavenhalter angezettelt worden, die durch die Erwerbung neuer Sklavenstaaten ihre Macht im Bunde vergrößern wollten. In demselben Interesse wurde damals die Eroberung von Cuba betrieben, aber vergebens. Seit der Abschaffung der Sklaverei sind der Union mehrmals Gebietserweiterungen so zu sagen an den Kopf geworfen, aber von dem konservativen Geiste des Volkes entschieden abgelehnt worden, — so z. B. die Insel St. Thomas und später San Domingo. In beiden Fällen konnte trotz dem Eifer der Administration die Annahme der betreffenden Verträge im Senat nicht durchgesetzt werden, weil sich die öffentliche Meinung entschieden dagegen auflehnte. Ebenso waren bis zum Ausbruch des spanischen Krieges alle Anstrengungen, die Angliederung der Hawaiischen Inselgruppe zu erwirken, an der Abneigung des Volkswillens gescheitert. Und wenn diese Angliederung jetzt während des spanischen Krieges durchgesetzt werden sollte, so würde das nur dem plausibeln Vorgeben zu verdanken sein, daß strategische Rücksichten den Besitz der Inselgruppe als Stützpunkt im Stillen Ozean verlangen.

All diese Thatsachen beweisen, daß das amerikanische Volk nicht eroberungssüchtig ist, und ich wiederhole, daß wenn die hiesige Agitation betreffs Cuba's statt der bloßen Befreiung vom spanischen Joch die Eroberung der Insel in Aussicht gestellt hätte, das amerikanische Volk dem Kriege seine Zustimmung entschieden versagt haben würde. Selbst die wildesten Jingos im Kongreß fanden sich daher genöthigt, die bloße Befreiung der Insel ausdrücklich zu stipuliren und jegliche Absicht, dieselbe für die Vereinigten Staaten zu erobern, auf's klarste in Abrede zu stellen.

Wie leichtfertig die „Kreuzzeitung“ mit Thatsachen umspringt, geht aus ihrer Behauptung hervor, daß die „Unabhängigkeitsklausel betreffs Cubas aus der Kriegsresolution des Kongresses gestrichen worden“ sei. Was wirklich vom Kongreß abgelehnt wurde, war die Anerkennung der Führer der Insurgenten als der rechtmäßigen Regierung von Cuba. Dahingegen lautete der erste Satz der vom Kongreß angenommenen Resolution wie folgt:

„Beschlossen, daß das Volk der Insel Cuba frei und unabhängig ist und von Rechtswegen sein soll“;

und der letzte Satz der Resolution erklärt,

„daß die Vereinigten Staaten hiermit jegliche Neigung oder Absicht leugnen, über die genannte Insel Souveränität, Jurisdiktion oder Kontrolle auszuüben, ausgenommen zur Pacifikation derselben, und daß sie hiermit ihren Entschluß erhärten, die Regierung und Kontrolle der Insel dem Volk derselben zu überlassen, sobald die Pacifikation erfolgt ist“.

Eine gröbere Entstellung der Thatsachen hätte danach die „Kreuzzeitung“ kaum leisten können.

Nun mag gesagt werden, daß die amerikanischen Jingos die Erwerbung von Cuba, Puerto Rico und der Philippinen dennoch offen befürworten. Die „Kreuzzeitung“ bemerkt mit köstlicher Naivität, daß ich „gar keine Ahnung von den Absichten der leitenden Jingokreise“ habe. Nun, ich habe diese „Absichten der leitenden Jingokreise“ seit dreißig Jahren sehr genau gekannt und ich darf das Recht beanspruchen, mich einen Veteranen im Kampf dagegen zu nennen. Meine Erfahrung ist, daß die amerikanischen Jingos nicht das amerikanische Volk sind. Unsere Jingos haben alle möglichen Erwerbungen seit mehreren Jahrzehnten verlangt. Sie verlangten Cuba vor vierzig Jahren. Sie verlangten St. Thomas und San Domingo einige Jahre später, aber das amerikanische Volk hat sich nicht von ihnen aus seiner konservativen Haltung aufstören lassen, obgleich in jedem der erwähnten Fälle die jeweilige Bundesadministration die Gebietserweiterung eifrig betrieb. Natürlich erheben unsere Jingos nun auch dasselbe bekannte Geschrei nach der Erwerbung von Cuba, Puerto Rico und den Philippinen. Ihr Geschrei mag jetzt lauter sein; aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß sie mehr Erfolg haben werden, als in den früheren Fällen, in denen sie jedesmal ihres Sieges gewiß zu sein glaubten. Jedenfalls werden sie auf ihrem Wege den konservativen Volksgeist finden, der seit der Abschaffung der Sklaverei in ähnlichen Kämpfen stets die Oberhand behalten hat.

Es ist bemerkenswerth, daß neuerdings unsere Jingos ihre stärkste Inspiration aus der Besitznahme von Kiautschou durch die Deutschen empfangen haben. Sie sahen darin eine Ankündigung, daß es nun an der Zeit sei, schwachen Regierungen ihre Besitzthümer wegzunehmen, und daß, wer seinen Antheil haben wolle, prompt bei der Hand sein müsse.

Nun hat, außer dieser Anreizung unserer Jingos, das Vorgehen Deutschlands in China hier die Wirkung gehabt, in der amerikanischen Presse allerlei Witze zu veranlassen über die Frage, wie hoch der Werth eines todten deutschen Missionars in Quadratmeilen sei. Aber meines Wissens hat keine amerikanische Zeitung dafür die Deutschen als eine Nation von Heuchlern und Räubern denunzirt, während manche deutsche Blätter mit solch ehrenrührigen Titeln dem amerikanischen Volk gegenüber wegen des spanischen Krieges äußerst freigebig gewesen sind. Die Auslassungen des Kaisers und der Reichsregierung, die an Korrektheit und Wohlwollen nichts zu wünschen übrig lassen, sowie die vernünftigen Erörterungen eines Theiles der deutschen Presse sind in Gefahr, von Ausdrücken eines gehässigen Uebelwollens übertönt zu werden, das uns deutsch geborene Amerikaner nicht nur sehr schmerzlich berührt, sondern uns auch nahezu unverständlich ist. Wir wissen allerdings, daß viele deutsche Zeitungen sich in Bezug auf Amerika mit allerlei Schauergeschichten füttern lassen, die um so mehr geglaubt zu werden scheinen, je ungeheuerlicher sie sind, und die, wenn sie uns hier wieder erreichen, viel Stoff zur Belustigung liefern. Aber wenn von einem ansehnlichen Theil der deutschen Presse im Ernst gesagt wird, daß hier die ehrenhaften Menschen zu den seltenen Ausnahmen gehören und daß die amerikanische [illegible] sich mit Wollust in einen gewissenlosen Mord- und Raubzug gestürzt hat, so ist damit die Grenze des Erträglichen überschritten.

Die deutschen Bürger der Vereinigten Staaten haben ihrem alten Vaterlande eine treue und warme Sympathie bewahrt und diese auch bei Gelegenheit thatkräftig bewiesen. [illegible]der wenn unsere deutschen Stammesgenossen drüben mit solcher Sympathie gründlich aufräumen wollten, so könnten sie kein wirksameres Mittel anwenden, als solch leichtsinnige Beschimpfung der Vereinigten Staaten und des amerikanischen Volkes. Die Deutschamerikaner sind stolz auf ihr neues Vaterland. Sie sind keineswegs blind gegen seine Mängel und Fehler, aber sie kennen und würdigen seine weit überwiegenden Vorzüge und großen Eigenschaften. Fast ohne Ausnahme hätten sie diesen Krieg gern vermieden gesehen und so werden sie jedem chauvinistischen Mißbrauch des Sieges entgegen sein. Aber nun, da der Kampf im Gange ist, stehen sie in patriotischer Einmüthigkeit zu ihrem neuen Vaterlande und sehen in seinen Freunden ihre Freunde und in seinen Feinden ihre Feinde. Es ist ihr Herzenswunsch, daß die alte Freundschaft zwischen ihrem alten und neuen Vaterlande nicht unterbrochen oder auch nur im Geringsten getrübt werde. Es fällt ihnen nicht ein, sich über eine vernünftige und anständige Kritik dessen, was hier vorgeht, zu beschweren, denn wir kritisiren ja auch hier recht kräftig. Aber um so tiefer beklagen sie jene gehässigen Ausfälle gegen das amerikanische Volk, die in einem Theil der deutschen Presse laut geworden sind und die gefährliche gegenseitige Mißstimmungen hervorbringen könnten.

In dieser Beziehung muß ich eine Sache erwähnen, die Ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein mag. Es ist seit einiger Zeit vielfach bemerkt worden, daß in den herüber und hinüber gesandten Preßdepeschen Aeußerungen und Vorfälle, die geeignet sind, zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten eine gereizte Stimmung zu entwickeln, mit einer anscheinend planmäßigen Geschäftigkeit accentuirt werden, während die Vorkommnisse, die eine freundliche Wirkung haben könnten, nur beiläufige oder zweifelhafte Erwähnung finden. Was immer der Beweggrund oder Zweck dieses Spieles sein möge, — es liegt sicherlich nicht im Interesse Deutschlands, ebensowenig wie in dem der Vereinigten Staaten, daß durch leichtsinnige oder bösartige Hetzereien den Unfriedenstiftern in die Hände gearbeitet werde.

Ihr sehr ergebener

Karl Schurz.

Bolton Landing, Lake George, N. Y., 9. Juni 1898.

Staatsstreichgerüchte in Oesterreich.

Seit Graf Badeni und seine Leute im Sommer und Herbst des vorigen Jahres die ersten Staatsstreichgerüchte ausflattern ließen, will es von diesen nicht stille werden. Was Graf Badeni, welcher, wie ja die Folge bewies, zum Staatsstreich nicht die mindeste Courage besaß und stets vor seinen eigenen Handlungen erschrack, als einfaches Einschüchterungs- und Pressionsmittel benutzte, das wird nun allgemach in ein förmliches System gebracht, und man spricht von dem Staatsstreich mit einer Gemüthlichkeit, als ob er in Oesterreich bereits zu den verfassungsmäßigen Einrichtungen gehörte und als ob die Staatsretter, die Oesterreich nach der Methode des Dr. Eisenbart zu kuriren versucht haben, nicht alleiammt schmählich bankerott gemacht und das Reich an den Abgrund geführt hätten. Aber freilich nicht für Jedermann ist die Geschichte eine Lehrerin des Lebens und so ist es immerhin möglich, daß eine Aera der Experimente am österreichischen Staatskörper wieder hereinbricht. Thatsächlich gibt es hochgestellte Kreise, in denen diese Fragen ernst besprochen und die Richtungen eingehend erörtert werden, nach denen sich die künftige Entwicklung extra constitutionem zu bewegen hätte.

Die Konferenzen, welche Graf Thun in der nächsten Zeit mit deutschen und czechischen Vertrauensmännern abzuhalten gedenkt, betrachtet man in diesen Kreisen als den letzten Versuch einer verfassungsmäßigen Lösung. Mißlingt der Versuch, dann würde im September der Reichsrath noch einmal für etliche Tage zusammentreten, um zum letzten Mal seine Aktionsunfähigkeit darzuthun. Es soll dann, so lautet die Parole, jedes Mittel erschöpft und der eklatante Beweis geliefert sein, daß mit dem Parlament unmöglich regiert werden könne. Ist dieses Stadium der Beweisführung überwunden, dann ist die „Bahn frei“, wie sich Graf Richard Belcredi vor 33 Jahren in dem September-Patente ausdrückte, mit welchem die Verfassung sistirt wurde.

Ueber die Richtung aber, die auf der freigemachten Bahn einzuschlagen wäre, gehen die Ansichten der Kreise, welche sich mit solchen Zukunftsgedanken beschäftigen, mehrfach auseinander. Es gibt eine Gruppe, welche schlechtweg den Absolutismus etabliren möchte. Die Verfechter dieser Richtung führen zu Gunsten ihres Standpunktes verschiedenes an: Zunächst würde ein solcher Absolutismus, wenn man auch entschlossen wäre, ihn mehrere Jahre andauern zu lassen, sich von vornherein als ein Uebergangs-Stadium, als ein Provisorium charakterisiren, welches zu Ende gehen würde, sobald sich die Leidenschaften besänftigt hätten und sich die Aussicht eröffnen würde, daß das Parlament wieder positive Arbeit leisten könne. Damit hätte der Absolutismus das zentralistische System aufrecht erhalten und zugleich wäre durch die zeitweise absolutistische Verwaltung der Staatsgeschäfte der Zukunft nicht präjudizirt. Wie man aber über eine der größten Schwierigkeiten hinwegkäme, nämlich über die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten, darüber scheint man sich noch kein klares Bild gemacht zu haben. Ueber die Bedingung des dualistischen Ausgleichsgesetzes, daß in Oesterreich konstitutionelle Zustände bestehen müssen, macht man sich in Budapest seit der Aera Banffy keine Skrupel, aber auch dort scheint man noch keineswegs zu einer klaren Anschauung darüber gekommen zu sein, wie der fehlende verfassungsmäßige Coparticent zu ersetzen wäre. Sollen etwa die gemeinsamen Angelegenheiten gleichfalls absolut verwaltet werden? Oder soll die ungarische Delegation allein die Befugnisse beider Delegationen ausüben? Oder sollen diese Befugnisse gar an den ungarischen Reichstag übergehen? Oder soll am Ende die Gemeinsamkeit der pragmatischen Angelegenheiten überhaupt aufgehoben, die äußere Politik und die Leitung des Heeres von den Zentralpunkten, von Wien und Budapest, geführt werden? Auf diese Frage ist noch keine Antwort ertheilt worden und es scheint, daß man sie noch nicht zu Ende gedacht hat.

Ueber diese Schwierigkeiten kommen Diejenigen, welche die Abänderung der Verfassung im Wege der Oktroyirung anstreben, hinweg. Sie wollen den Reichsrath mit einer etwas eingeschränkten Kompetenz bestehen lassen, wollen aber die direkten Wahlen zum Reichsrath aufheben und den Landtagen das Recht wiedergeben, durch die Wahl aus ihrer Mitte das Abgeordnetenhaus zu bilden. Gleichzeitig mit dieser Oktroyirung wäre dann der Reichsrath mit einer Geschäftsordnung zu beschenken, die eine reiche Auswahl von Maulkorb-Paragraphen enthalten und die Möglichkeit bieten würde, eine renitente Opposition für eine Reihe von Sitzungen aus dem Hause zu entfernen. Eine dritte Gruppe endlich möchte noch radikaler zu Werke gehen und den Staat auf föderalistischer Basis einrichten. Es würden alle wesentlichen Agenden den Landtagen überwiesen und dem aus den Landtagen zu bildenden Reichsrathe nur die unabweislich gemeinsamen Angelegenheiten vorbehalten bleiben und zwar sowohl die den österreichischen Ländern unter sich gemeinsamen, als die ihnen mit Ungarn gemeinsamen Angelegenheiten, deren Verwaltung den Delegationen zustände. Man glaubt zu wissen, daß man sich in Ungarn mit einer dieser beiden Modalitäten befreunden, und daß man, wenn nur ein österreichisches Parlament und eine österreichische Delegation vorhanden wäre, in Ungarn sich nicht darauf einlassen würde, den Rechtstitel dieser Körperschaften auf seine Legalität zu untersuchen.

Das sind die Pläne, die man erwägt. Man gibt sich sogar der Hoffnung hin, daß sich solche Umwälzungen ohne Konvulsionen vollziehen würden. Da scheint aber das Loch in der Rechnung zu sein. Möglich, daß der Absolutismus für eine Weile die Ruhe des Kirchhofes herstellen könnte. Auf die Dauer ginge es gewiß nicht, die freiheitlichen und nationalen Bestrebungen auf allen Punkten mit Waffengewalt niederzuhalten. Der Absolutismus würde es zweifellos versuchen, die Bevölkerung durch eine Fülle von Geschenken, insbesondere wirthschaftlicher Natur, zu berauschen. Das ginge eine Zeit lang; dann würden sich die Wirkungen des Katzenjammers um so intensiver geltend machen und das ganze Experiment würde unter den schlechten Finanzen zusammenbrechen, welche der Absolutismus in Oesterreich stets besorgt und welche allerdings Herr v. Bilinski mit seiner Spendirwuth schon vorbereitet hat. Die Oktroyirungen würden aber nicht nur den einmüthigen Widerstand der Deutschen gegen sich haben, sondern auch denjenigen der Klassen, welchen die letzte Wahlreform das Wahlrecht verliehen hat und denen es entzogen würde, sobald man den Reichsrath auf die Landtage stellt. Man hegt zwar die Absicht, dem Landtage eine fünfte Kurie angliedern zu lassen, allein einerseits würden Jahre vergehen, bis eine solche Reform in siebzehn Landtagen durchgeführt wäre, und andererseits ist es doch ein anderes, wenn die fünfte Kurie, das ist jene des allgemeinen Wahlrechts, ihre Abgeordneten direkt ins Abgeordnetenhaus entsendet, als wenn sie dieselben in den Landtag entsendet und dieser erst nach sorgfältiger Durchsiebung die Wahl in den Reichsrath vornimmt. Der galizische Landtag würde in diesem Falle gewiß nicht einen sozialdemokratischen Abgeordneten in den Reichsrath wählen und die anderen Landtage würden vermuthlich den gleichen Weg gehen, wenn sie nicht in diesem oder jenem Falle die Wahlordnung zur Wahl eines Sozialisten geradezu zwingen würde.

Die Diskussion dieser Pläne bedeutet noch nicht ihre Verwirklichung und am allerwenigsten liegt ein Anzeichen dafür vor, daß Graf Thun Neigung besitzt, sich in ein solches Abenteuer einzulassen. Aber bezeichnend ist es immerhin, welche Radikalkuren man in Betracht zieht, weil man, sei es aus Abneigung oder Mißtrauen gegen die Deutschen, sei es aus einer mißverständlichen Auffassung des Autoritätsprinzips den geraden und einfachen Weg nicht wandeln will, der zur Aufhebung der Sprachenverordnungen führt. Um die Sprachenverordnungen zu schützen, will man das größte Geschütz der Verfassungsbeseitigung und der Octroyirung aufmarschiren lassen. Vielleicht besinnt man sich bis zum Herbst eines Besseren. Leider hat man seit Jahr und Tag bereits viel kostbare Zeit fruchtlos verstreichen lassen, und man scheint noch immer nicht zur Erkenntniß gelangt zu sein, daß sich in Oesterreich das Schicksal der sibyllinischen Bücher erneuert. So oft der Reichsrath von Neuem berufen wurde, waren wieder einige dieser Bücher verschwunden und der Preis der übrigen hinaufgeschraubt.

Wien, 20. Juni. Gustav Steinbach.

Britische Schulen und die Bedrängung britischer Industrie.

(Schluß.)

Wir haben gesehen, auf welcher Grundlage die englischen Schulen aufgebaut sind; wie sie von einem allmächtigen Headmaster geleitet werden, der entweder selbst Besitzer der Anstalt ist, oder doch oft den Besitzern gegenüber nur in Bezug auf das finanzielle Ergebniß Rechenschaft abzulegen hat. Wir haben die Stellung des bedauernswerthen „Assistant Master" betrachtet, der nicht nur dem Geiste, sondern auch dem Buchstaben des Gesetzes nach zum Direktor im Verhältnisse des Dieners*), (servant sagt das Gesetz) zum Herrn steht.

Wenn das Gesetz die Lehrer als Diener betrachtet, so werden sich auch nur inferiore Leute dem erzieherischen Berufe widmen. Wenn Jeder ohne irgend welche Kontrolle oder pädagogische Vorbildung eine Schule ganz wie ein Geschäft eröffnen und leiten kann, so werden zahlreiche Schulen schließlich vom Standpunkt geschäftlicher Rücksichten aus regiert werden. Wenn der Headmaster alleine in einer Schule ausschlaggebend ist, so werden sehr viele Direktoren ihre Gewalt mißbrauchen. Wenn alle diese Dinge sich vereinigen, so wird die Erziehung nothwendigerweise schwer leiden. Und wenn die Erziehung gerade der wohlhabenderen Stände darniederliegt, so wird die Machtstellung des betreffenden Landes in entsprechendem Grade erschüttert werden, namentlich wenn dieses Land seine Stellung durch Handel und Industrie begründet und behauptet hat. Und wenn ein bisher mächtiges Reich in diesen Zustand gelangt, so wird sich ein anderes aufstrebendes Volk in die leer werdende Stelle zu drängen suchen.

Damit haben wir die logische Kette der Verhältnisse und ihrer Konsequenzen.

Bis vor ungefähr 10 Jahren war die große Masse des englischen Volkes davon überzeugt, daß in Großbritannien alles besser sei, als irgend wo anders und daß das System der Erziehung von dieser Regel durchaus keine Ausnahme bilde. Aber dann begannen sich zweifelnde Stimmen vernehmbar zu machen, die natürlich zuerst verhöhnt wurden und dennoch nicht verstummten, im Gegentheit immer lauter und lauter ertönten. Als nun die Berichte der auswärtigen Konsuln begannen, sich immer unzufriedener über den Stand des englischen Marktes auszusprechen, als die Meldungen dann ohne Rückhalt beinahe gleichlautend aus den verschiedenen Himmelsrichtungen eintrafen und darauf hinwiesen, daß die englische Industrie vom deutschen Wettbewerbe ernstlich bedrängt werde, da endlich erhoben sich Staatsleute wie Sir John Lubbock, Mr. A. J. Balfour, Sir Edwin Arnold, Sir Philip Magnus u. A., die die englischen Pädagogen aus der Täuschung ihrer beschaulichen Selbstbewunderung aufzurütteln versuchten. Aber den Machthabern von Eton, Winchester, Wellington u. s. w. fiel immer noch nicht im Traume ein, die Schäden in ihren eigenen Anstalten und in ihrem eigenen Hause zu suchen. Ueber den einen Punkt aller-

*) The Law relating to Schoolmasters by London, Edwin Arnold.

dings hatte man sich bald geeinigt, nämlich, daß man Reformen bewerkstelligen müsse — aber die Idee, daß das Uebel in den vornehmen Anstalten selbst sitzen könne, über welche mehrere Jahrhunderte ihre Weihe ausgegossen haben — diese Idee gilt auch noch heute bei den meisten Pädagogen als Blasphemie.

Diese Herren, die immer noch die Stätten ihrer eigenen Erziehung für unfehlbar halten, begannen sich bei dem „gewöhnlichen Volke" nach Schäden umzusehen und so wandte man sich denn der Umgestaltung der Volksschule zu. Mit echt englischer Energie ging man an das Werk und leistete in kurzer Zeit so Vorzügliches, daß Viele der sogenannten „Board Schools", die im ganzen Lande vertheilt sind und von einer Londoner Centralbehörde abhängen, heute als Musteranstalten gelten können. Diese Reformen hatten jedoch naturgemäß ein noch größeres Mißverhältniß zur Folge, als das vorher bestehende. Früher gab es in England im pädagogisch-wissenschaftlichem Sinne überhaupt keine systematische geistige Erziehung (ich sehe im Augenblick von der physischen ab) — heute wird sie nur den unteren Ständen zu Theil. Unter diesen Verhältnissen mußte die Stellung der oberen Klassen erst recht ins Schwanken gerathen.

Wenn man auch die Organisation der höheren Schulen nicht angerührt hat, so hat man doch bereits einen großen Schritt in der rechten Richtung gethan. Früher nämlich sahen nur die wenigsten englischen Schüler ein bestimmtes abschließendes Ziel vor Augen. Diejenigen, die Kaufleute werden wollten, bedurften natürlich keines Examens. Die Offizierstellen wurden in der Weise vergeben, daß es fast ausschließlich auf gute Familienverbindungen, nicht aber auf Kenntnisse ankam und die Examina, die zum Eintritt in die Universität berechtigten, stellten so geringe Anforderungen, daß der Kandidat seines Erfolges fast sicher war, wenn er lesen, schreiben, rechnen und ein paar leichte lateinische Sätze zusammen konstruiren konnte.

Vieles hat sich seitdem geändert. Die Offizierstellen im Heere und im sonstigen Staatsdienste (mit Ausnahme der Marine) sind jedem zugänglich geworden, der die für englische Verhältnisse recht schwierigen Prüfungen zu bestehen vermag. Und da Verwendung im Staatsdienste und die damit verbundene gesellschaftliche Stellung in Großbritannien heute ebenso eifrig erstrebt wird, wie in Deutschland, so suchen jetzt alljährlich viele Hunderte von Knaben eine Summe von fest abgesteckten Kenntnissen zu erwerben. Die zur Immatrikulation berechtigenden Prüfungen der Universitäten sind noch am meisten hinter den Erfordernissen der Zeit zurück geblieben. Sie leiden vor allem unter dem großen Uebelstande, daß es ein festes, für die Gesammtheit der Universitäten geregeltes Examen nicht gibt. Ja, die Verhältnisse liegen noch weit schlimmer. Jede Universität zerfällt in verschiedene „Colleges" und jedes stellt andere Forderungen. Einzelne dieser Colleges leben davon, Dummen und Unreifen das Vergnügen zu gewähren, sich „Student" zu nennen. Die einzige Ausnahme macht die mehr nach deutschem Muster eingerichtete Universität von London. Wer hier die Immatrikulation besteht, befindet sich ungefähr auf dem Standpunkte eines deutschen Unterprimaners, der für die Oberprima reif ist und wer in London das „Bachelor Artium"-Examen absolvirt hat, besitzt ohne Frage gründliche Kenntnisse in seinem Fache. Ganz anders steht es mit den durchschnittlichen „Graduates" von Oxford, Cambridge, Durham, Dublin u. s. w. Sie stehen kaum auf dem Standpunkte eines schwachen deutschen Gymnasialabiturienten. Außer diesen die Schulkarriere abschließenden Prüfungen veranstalten die Universitäten von Oxford und Cambridge alljährlich Examina, als deren Resultat sie diplomartige Zeugnisse vertheilen. Wenn die gestellten Anforderungen auch nur geringe sind, so hat man doch schon den ungeheuren Schritt gethan, überhaupt Anforderungen geltend zu machen und damit auch den Ehrgeiz der Schüler zu wecken.

Man leitete die Reform des höheren Schulwesens somit in der Weise ein, daß man an die alte, rostige Maschine neue, bedeutend gesteigerte Anforderungen stellte, ohne die einzelnen Glieder der Maschine zu erneuern oder auch nur zu ölen. Die Eltern begannen den Wunsch auszudrücken, ihre Kinder ab und zu von Männern geprüft zu sehen, die von dem guten oder schlechten Resultate dieser Prüfungen weder Vortheil noch Nachtheil zu erwarten hatten. Die neuen Anforderungen machten den Headmasters viele Kopfschmerzen; sie hatten jedoch sofort einen Blick für die kaufmännischen Vortheile der veränderten Situation; überall annoncirte man bald besondere Vorbereitungen für die Examina und fast jede Schule wurde — wenigstens noch den Ankündigungen zu schließen — das, was man in Deutschland als eine „Presse" bezeichnet. Bald wurde auch die Unsitte eingeführt, die Namen der „Successful pupils" in den Zeitungen zu veröffentlichen und je länger die Listen sind, desto mehr steigt das Ansehen der Anstalt und schwillt die Kasse des spekulativen Headmasters.

Die größten öffentlichen Schulen bilden eine Kaste für sich. Trotzdem z. B. in Eton jeder Knabe jährlich etwa 4400 M. zu zahlen hat, lernt dort der durchschnittliche Zögling wenig mehr als „gute Manieren", Criquet oder Rudern. In Winchester können die Zöglinge, wenn sie wollen, gute Kenntnisse erwerben. Harrow steht an der Spitze aller öffentlichen Schulen und der ausgezeichnete Headmaster dieser Anstalt ist vielleicht zum Reformator der englischen Erziehung berufen.

Man hat heute noch in Deutschland die Idee, daß englische Knaben den größten Theil ihrer Zeit auf dem Spielplatze verbringen. Dies war vielleicht früher der Fall, aber seit der Einführung der vielfachen Prüfungen haben sich die Verhältnisse geändert. Im Allgemeinen kann man sagen, daß in diesem Augenblick die Zahl der Arbeitsstunden in englischen Schulen eine ebenso große oder vielleicht gar eine größere ist, als in Deutschland, und doch bleibt die Summe der erworbenen Kenntnisse eine äußerst niedrige. Zunächst einmal ist der englische Lehrer kein geschulter Erzieher, denn die Kunst zu lehren und zu erziehen wird auf den Universitäten weder gelehrt, noch praktisch demonstrirt. Der junge Mann, der also von Erziehung keine Ahnung hat, übernimmt von der Universität aus seine Pflichten als Erzieher, um mit seinen Schülern so lange herumzuexperimentiren, bis er etwas gelernt hat — wenn er überhaupt etwas zu lernen beabsichtigt. Dann aber auch — und dies ist eine überaus wichtige und folgenschwere Thatsache — befindet sich der englische Lehrer in einem Kreuzfeuer seiner Schüler und der Eltern derselben. Es wird von ihm verlangt, daß er sich populär macht, und aus diesem Grunde kann er oft keinen verhängnißvolleren Schritt thun, als den doch vergeblichen Versuch, seine Schüler zur Arbeit zu zwingen. Somit begnügt man sich mit der Einrichtung langer Arbeitsstunden, ohne in denselben wirkliche Arbeitsleistung zu verlangen und sucht den Anforderungen von Eltern und Schülern zu gleicher Zeit gerecht zu werden.

Bei diesen Verhältnissen kann man sich nicht wundern, wenn in den englischen Schulen kein anderes System herrscht als die Systemlosigkeit. Sehr oft werden alle Zöglinge über einen Kamm geschoren. Jung und Alt, Groß und Klein, haben sehr häufig dieselbe Zahl von Arbeitsstunden, ob sie dabei profitiren oder nicht.

In den meisten Schulen besteht überdies wiederum aus kaufmännischen Rücksichten die Einrichtung, daß die Zöglinge nicht nach ihren Kenntnissen, sondern nach ihrem Alter in Klassen vertheilt werden. Die großen Anstalten, zu denen sich immer eine größere Zahl von Zöglingen drängt, als aufgenommen werden kann, haben das System der Ueberalterung eingeführt, d. h. sie senden diejenigen Schüler fort, die bei einem gewissen Alter nicht eine bestimmte Klasse erreicht haben. Aber die überwiegend größere Mehrzahl der Direktoren kann sich einen derartigen Luxus nicht leisten. Für sie repräsentirt jeder Knabe einen jährlichen Chek von über 2000 M.— und bei einem Geschäftsunternehmen kann man das Geld doch nicht aus den Fenstern werfen. So kommt es, daß in sehr vielen Schulen

eine einzige Klasse, nach den Kenntnissen der Zöglinge gemessen, in viele Stufen und Unterstufen zerfällt. Wie wäre es da möglich, daß ein Lehrer Resultate zu erzielen vermag, die sich z. B. mit denen deutscher Anstalten messen können?

Eine erfreuliche Lichtseite des englischen Schulwesens ist die körperliche Ausbildung durch Spiele und Bewegung im Freien. Jedoch auch in dieser Beziehung hat die englische Erziehung in unseren Tagen schwere Mängel aufzuweisen, denn die Systemlosigkeit erstreckt sich auch auf dieses Gebiet. Es ist doch wohl ein elementarer Grundsatz, daß die Verdauung, um zu gedeihlichen Resultaten zu führen, einer ungestörten Entwickelung bedarf. Dennoch ist es Thatsache, daß man heutzutage in fast allen, auch den bedeutendsten Schulen Großbritanniens das Fußballspiel sofort nach der Mittagsmahlzeit betreibt. Die englischen Lehrer haben eben keine Ahnung von der Existenz einer Wissenschaft, die man Schulhygiene nennt.

Nach dem Gesagten wird sich der Leser wohl nicht mehr wundern, wenn die Berichte der britischen Consularbeamten mit immer neuen Zahlen von der Bedrängung der englischen Industrie berichten. Auch diese Zahlen zeigen die Ergebnisse englischer Erziehung. Wer diese Berichte verfolgt, wird finden, daß es sich nicht so sehr um Uebelstände handelt, die unter der arbeitenden Bevölkerung zu suchen sind, sondern vor allen Dingen trifft den Fabrikanten und Händler d. h. also Leute, die den höheren Klassen angehören, die Schuld. Während der deutsche Kaufmann, vielseitig gebildet und daher geistig beweglich, in der Lage ist, seine Waaren den Wünschen der Kunden anzupassen, sucht der englische Kaufmann dem Kunden seine althergebrachten Waaren aufzudrängen. Während der deutsche Kaufmann auch den kleinsten Auftrag mit Sorgfalt und Liebenswürdigkeit ausführt, würdigt der Engländer den kleinen Kunden oft nicht der Beachtung. Es fehlt dem vornehmen Schüler von Eton, Winchester, Rugby u. s. w. eben die Fähigkeit, die neuen Verhältnisse mit schnellem Blicke zu übersehen, es fehlt ihm der Fleiß, der sich Mühen unterzieht, auch wenn dieselben nur geringen Vortheil bringen und vor allen Dingen, es fehlt ihm der Wunsch, seine starre Individualität gegebenen Falls fremdländischen Charaktereigenthümlichkeiten unterzuordnen. — Der durchschnittliche englische Schüler verläßt heutzutage die höheren Lehranstalten ungenügend ausgerüstet, um sich in die Konkurrenz der Welt hineinzuwagen. Diese Verhältnisse müssen zu fatalen industriellen und auch zu politischen Rückschlägen führen, wenn in ihnen keine Wandlung eintritt. Aber daß diese Wandlung sich einstellen und eine Umgestaltung der jetzt bestehenden Uebelstände herbeiführen wird, unterliegt keiner Frage, wenigstens nicht für denjenigen, der das englische Volk kennt.

Zunächst handelt es sich um eine Reorganisation des höheren Schulwesens und zwar

1. Einführung einer verständigen staatlichen Kontrolle, die die freie Entfaltung einzelner Anstalten durchaus nicht zu hindern braucht;
2. Aufziehung eines berufenen Lehrerstandes;
3. Entfernung der überwiegenden geschäftlichen Rücksichten in den Schulen, oder doch Beschränkung derselben;
4. Einführung eines systematischen und einheitlichen Lehrplanes.

Wenn in England einmal erst das Volksbewußtsein diesen Thatsachen gegenüber erwacht ist, wird man ohne Zagen das Messer ansetzen. Die Anzeichen mehren sich täglich daß ein solches Erwachen in kurzer Zeit bevorsteht. Einer neuen Generation gegenüber werden die deutschen Fabrikanten wohl eine ungleich schwerere Stellung im Wettbewerbe der Welt haben, als dies im Augenblicke der Fall ist.

Ich glaube nicht, daß Deutschland auf Kosten Englands jemals wirklich groß werden kann. Beide Länder gehören zusammen und ihre Größe ist meiner Ueberzeugung nach unzertrennlich. Und aus diesem Grunde ist es nur wünschenswerth, daß die Briten möglichst bald zu der Einsicht kommen, daß sie heut zu Tage die friedliche Schlacht der Industrie in den Schulzimmern von Eton verlieren.

Friedrich Müller.

Wolfgang Menzel.

II.

Später hat Menzel selbst seinem Auftreten gegen Goethe andere Beweggründe untergeschoben.

„Ich erklärte nämlich, ein gegen die Religion so indifferenter, gegen das Unsittliche so nachsichtiger und so viel mit ausländischen Geschmäcken und Formen kokettirender, weibisch eitler Mann, der auch durch seine Beschmeichelung Napoleons bewährte, wie wenig Herz er für sein Vaterland habe, könne und dürfe nicht als einziger Genius der Nation angesehen werden."

Aber das ist Selbsttäuschung. Das religiöse Moment tritt in Wirklichkeit bei jenem ersten Hauptangriff Menzels auf Goethe so sehr zurück, daß der spätere Zionswächter vielmehr sich selbst erheblichem Tadel wegen seines Indifferentismus bloßstellt.

„Faust muß sich bequemen, zwischen der Engniß und Langeweile der mittelalterlichen Hölle und des mittelalterlichen Himmels zu wählen. In eine der kleinen Holländereien muß er nothwendig mit all jener Geistesgröße hinein, entweder in den Schweinestall der Hölle, oder in den Schafstall des Himmels zu den weißgekleideten, frischgewaschenen Engelchen mit rothen Bändchen am Halse."

Wenn das Heine gesagt hätte, wie wäre das Stuttgarter „Litteraturblatt" über ihn hergefahren! Aber 1836 schrieb Menzel selbst so. — Und mit der Unsittlichkeit hat der strenge Moralist sich immer ganz gut abzufinden gewußt. In seinem eigenen Roman „Furore" (1851), der als Roman so schlecht wie möglich, aber durch geistreiche Gespräche über Naturschwärmerei, Katholizismus, Weltschmerz nicht uninteressant ist, hat er neben ein paar überflüssigen kleinen Unanständigkeiten eine sehr starke Scene, und mit der Wirkung der Phantasie auf das Aussehen eines aus unglücklicher Ehe geborenen Kindes wird ein lüsternes Spiel getrieben. Als Kritiker ließ Menzel es von seiner Gesammtstellung abhängen, wie er über „unsittliche Litteratur" urtheilte. Der Mann, der über die Untergrabung aller Moral durch das „junge Deutschland" über die Verächter von Ehe und Sitte gezetert hat, äußert sich über Gottfried von Straßburg fast ganz im Sinne Gutzkows:

„Die Liebe von Tristan und Isolde ist das Vorbild aller späteren Wertheriaden und Ehebruchsromane. Während wir sie vom sittlichen Standpunkt aus verwerfen, können wir ihr eine gewisse Natürlichkeit und tiefe Poesie nicht absprechen. Es liegt in der unendlichen Natur, die Freiheit der Liebe zu vertheidigen gegen den Zwang der Ehe, die Vorrechte der Schönheit gegen die Anmaßungen des Häßlichen, den genialen Raub gegen das philisterhafte Monopol."

Gibt man soviel zu, was bleibt von der „sittlichen Verwerfung" übrig? So ist denn auch bei dem Kampf gegen Goethe diese Anklage erst später in den Vordergrund getreten. Je mehr der alte Liberale sich den Konservativen näherte, desto mehr gewöhnte er sich ihre stehenden Angriffsworte an, „Unsittlichkeit" und „Vaterlandsverrath" vor allem, die damals wie heut durch die Angehörigkeit zum Liberalismus genügend bewegt sein sollten. — Stärker schon verweilt die „Deutsche Litteratur" auf Goethes unpatriotischer Stellung in der napoleonischen Zeit; aber er bleibt hier noch im Ausdruck mäßig und sagt nicht viel, was ich nicht mit zahlreichen andern Bewunderern Goethes unterschreiben könnte. — Endlich aber kommt die Hauptbeschuldigung: Goethe habe allen kleinlichen Instinkten des deutschen Volkes gedient.

„Nur dem Spießbürgerthum in der Schlafmütze gegenüber ist jene aristokratische Libertinage möglich. So fand Goethe sein Volk. So war es seinem Egoismus gerade recht. So wollte er, daß es bleibt. Darum huldigte er ganz speziell dem Spießbürger in „Herrmann und Dorothea“, den politischen Schlafmützen im „Bürgergeneral“ und in den „Aufgeregten“. Darum huldigte er der seelenverweichlichenden Sentimentalität im „Werther“. Durch diese Werke aber veranlaßte er unzählige ähnliche und bestärkte die deutsche Nation in ihrer zufällig durch die Zeitumstände herbeigeführten Philisterei und Herzensschwäche, als ob diese Zustände die allein natürlichen, die höchst befriedigenden poetischen, die ewig beizubehaltenden wären.“

Man hat daran erinnert, daß viele der kräftigsten Zeugnisse für Goethes Charakter noch nicht bekannt waren, als Menzel dies schrieb. Schwerlich hätten sie ihn bekehrt. Liegen sie doch jetzt alle vor und doch sind jene alten abgethanen Anklagen erneuert worden, und als Servaes Goethe wieder zum Patron der Philister machte, hat er Anhänger gefunden; als Rad Goethe wieder als die leibhaftige Eitelkeit und Selbstvergötterung darstellte, hat er bei einem Mann wie J. V. Widmann Sympathie finden können! Was nur bei diesen Neueren schwer verständlich bleibt, das ist bei Menzel natürliche Folge seiner nationalpädagogischen Tendenzen. Er wollte das Volk erwecken, daß es sich auf sich selbst besinne, seinen Antheil ergreife an der Herrschaft der Welt — da mußte ihm ein Dichter als Verführer erscheinen, dem reine Schönheit das Höchste war und der lieber eine große Ungerechtigkeit duldete als eine kleine Unordnung. Aus ähnlichen Anschauungen erwuchs ja auch Gervinus' seltsame Forderung, daß die Deutschen eine Zeit lang die Litteratur überhaupt brach liegen lassen sollten, um ein politisches Volk zu werden: und so hat noch Herwegh die Nation höhnisch angerufen:

Du hast ja den Schiller und Goethe —
Schlafe, was willst Du noch mehr?

Denselben Haß, den Goethe in immer zunehmendem Maß bei Menzel erweckte, erregte ihm daher auch die Renaissance. In „Furore“ hat er (soviel ich weiß) als der Erste in Deutschland auf die Bedeutung des heiligen Franziskus für die italienische Kunst hingewiesen, die neuerdings Thode so ausführlich nachgewiesen hat, und damals schon hat er Bedenken gegen die Kunst der Renaissance geäußert. Aber in den „Denkwürdigkeiten“ hat sich das zu einer bizarren Lehre von dem „teuflischen Hohn der Renaissance“ verzerrt; Michel Angelo hat auf die Peterskirche eine Nachbildung des Pantheon „wie einen Reiter aufs Roß oder wie den Sieger über den Besiegten“ gestellt, um damit „den großen Grundgedanken der Renaissance auszudrücken: das wieder auferstandene Heidenthum soll über das Christenthum Herr werden!“ Michel Angelo! der fromme, im Herzen ja demüthige Christ! Ja sogar der Fanatiker Ribera hat diesen Gedanken in seinem „Martyrium des heiligen Bartholomäus“ ausgedrückt. Aber wie?

Auf jenem Bilde nämlich liegt zu Füßen des geschundenen Apostels eine zerbrochene Statue des Apollo. Der Maler nahm an, der Apostel habe diesen Götzen gestürzt und sei zur Strafe dafür geschunden worden. Er legt aber in das Marmorbild des heidnischen Sonnen- und Dichtergottes den rührendsten Reiz geistiger und leiblicher Schönheit; wer auf Riberas Bilde den Apostel in seiner scheußlichen Häßlichkeit ansieht und das schöne Marmorbild, kann den Gedanken nicht mißverstehen“.

So weit führt schließlich eine fixe Idee im Verein mit der übergescheiten Ueberzeugung, man könne überall Geheimnisse herauswittern, die allen Führern verborgen blieben. Wir haben ja auch in unseren Tagen gehört, Gerhart Hauptmanns „Hannele“ sei eine Blasphemie, und am Ende soll Heines „Wallfahrt nach Kevelaar“ noch eine teuflische Gotteslästerung sein!

Daß W. Menzel bei seiner entschiedenen Kampfesstellung nach Verbündeten suchte, war sein gutes Recht; daß er in Börne und dem jungen Gutzkow werthvolle Helfer zu finden glaubte, war begreiflich. Beide verehrten Jean Paul; Börne verabscheute Goethe, Gutzkow sah ihn mindestens als so ziemlich erledigt an. Liberale, Patrioten waren beide. Aber ihr politisches und ästhetisches Ideal wich freilich von dem Menzel's weit ab. Ein Bruch war früher oder später unvermeidlich. Wie ihn Menzel herbeiführte, bleibt für ihn trotz aller Rettungsversuche eine ewige Schande. Er benutzte das Erscheinen von Gutzkow's allerdings ästhetisch und moralisch gleich widerwärtiger „Wally“, um 1835 in einer wüthenden Anklage nicht etwa bloß Gutzkow, sondern die ganze von ihm erst konstruirte Gemeinschaft des „Jungen Deutschland“ als einen nicht zu duldenden Auswurf der Nation zu brandmarken. — Daß den scheinbar von dem heiligsten Eifer erfüllten Propheten recht irdische Momente bewegten, gerade in diesem Augenblick hervorzubrechen, hat J. Proelß zur Evidenz bewiesen: der Leiter des mächtigen „Litteraturblattes“ fürchtete die Konkurrenz der von seinem früheren Schildknappen Gutzkow geplanten „Deutschen Revue“ und schämte sich nicht, sein persönlichstes Interesse mit den heiligsten Fragen zusammenzuwerfen. Den „von der Natur gezeichneten Schwächling“ Gutzkow hatte er bis dahin nicht, wie er jetzt mit keckerStirn behauptete, ignorirt, sondern begünstigt; die ganze himmelschreiende Grundverdorbenheit, die er jetzt plötzlich mit kohlschwarzen Buchstaben hinmalte, hatte er seit Jahren mitangesehen. Ganz vergeblich ist auch Treitschke's Versuch, mit Menzel's eigenen Argumenten den Vorwurf der „Denunziation“ kraftlos zu machen. Ein Denunziant ist nach allgemeinem Sprachgebrauch der, der in tückischer Weise etwas zur Anzeige bringt, damit der Thäter bestraft werde; daß die Denunziation heimlich geschehen muß, liegt absolut nicht darin. Menzel hat Dinge, die die Regierungen bis dahin ignorirt hatten, in einer Weise besprochen, die bei dem damaligen Charakter der Machthaber ihr Einschreiten unvermeidlich machte. Er hatte seine Kennzeichnung nicht einmal auf den Verfasser der einen ihn empörenden Schrift eingeschränkt. Er hatte seine Darstellung mit groben Entstellungen, mit unflätigen Schimpfworten, mit persönlichen Verläumdungen ärgster Art ausgestattet, um ja der Wirkung nicht verlustig zu gehen. Wie richtig die Antworten Heine's und Börne's ihn zeichneten, hat Treitschke's Sophismen gegenüber P. Nerrlich. hat vor allem aber Menzel's eigenes Verfahren weiterhin gezeigt. Daß der alte Burschenschafter Duellforderungen ablehnte, läßt sich recht wohl vertheidigen; daß er mit jenem Herodesbeschluß des Bundestages, der auch die noch ungeborenen Kinder der angeblichen Mitglieder des „Jungen Deutschland“ ermorden wollte, sehr zufrieden war, daß er jene Autoren auch dann noch mit Hohn und Verläumdung zu verfolgen fortfuhr, als sein Ziel erreicht war: das zeugt ja stark gegen ihn, daß auch ein noch mächtigerer Rhetor als Heinrich v. Treitschke den Denunzianten nicht erretten kann.

Die allgemeine Empfindung, mit der man Menzels Schritte aufnahm, war vollauf berechtigt. Hatten jene Verfasser sich gegen das Gesetz vergangen, so stand es einem Schriftsteller, der keineswegs zu den Zahmen gehörte, wahrlich schlecht an, nach der Polizei zu rufen; am wenigsten, wenn er damit zugleich sein geschäftliches Interesse förderte. Völlig zu verurtheilen war aber gar das Bemühen, nicht etwa blos angeblich gefährliche Bücher, sondern eine ganze „Richtung“ oder „Schule“ außerhalb der Gesetze zu stellen und die Autoren für immer zum Verstummen zu bringen. Das sind die Wege der Inquisition, und Deutschland hat Inquisitoren nie lange auf seinem Boden geduldet. Die Ermordung Kotzebues fand sogar ein Goethe begreiflich; was Menzel that, war schlimmer als die Berichte Kotzebues, die doch nur an auswärtige Machthaber gingen.

Deshalb bezeichnet dieser Höhepunkt von Menzels Macht auch die Grenze seines Ansehens. Er behielt zahlreiche Freunde in Stuttgart und sonst, wie er denn persönlich ein gemüthlicher Kamerad mit gut schlesischem Humor und behaglicher Eitelkeit (es giebt auch behagliche Eitelkeit!) gewesen zu sein scheint; er wurde als politischer Unterhändler sogar benutzt in Unterhandlungen, die seinem Verkehrseifer gewiß Gelegenheit gegeben hätten, einen anderen als „bezahlten Agenten“ zu denunziren, wie er J. H. Voß und den vortreff-

lichen Zschokke verleumdet hat. Aber man vergaß ihm doch nicht, daß er sich mit der Polizei und dem Bundestag gegen die junge strebende Litteratur verbunden hatte. Daß aufrichtige Empörung über „Wally“ auch den Zorn über ältere Produkte neu entzünden half, glauben wir gern; daß er gegen Heine und Börne viel unverzeihlicher gesündigt hat, als gegen Goethe, bleibt bestehen. Es hängt sicherlich mit der allgemeinen Aufnahme, die sein Schritt vielfach auch bei Gegnern der „Jungdeutschen“ fand, zusammen, daß er 1848 nicht in die Paulskirche gewählt wurde, was er mit sauersüßer Miene erzählt, als habe es ihn gefreut; es hing damit auch zusammen, daß er jenen Uebergang von der Linken zur Rechten, dessen subjektive Berechtigung wir anerkannt haben, so rasch und energisch vollzog und frühere politische Freunde später so heftig verleugnete. Immerfort wiederholt er, von der Begeisterung der Freiheitskriege sei bei den Liberalen nichts zu merken gewesen: „an das große Vaterland dachten die Wenigsten; nur Freiheit verlangte man nach der französischen Doktrin“. Als ob nicht ganz dieselbe Empfindung, die ihn leitete: die Scham über Deutschlands politische Nichtigkeit, auch die Demokraten mit Erbitterung gegen jene Machthaber erfüllt hätte, die die Nation zum Gespött des Auslandes werden ließen! Hat nicht, um nur Einen zu nennen, Freiligrath gesungen:

> Daß Deutschland stark und einig sei,
> Das ist auch unser Dürsten,
> Doch einig wird es nur, wenn frei — ?

Hat er nicht eine deutsche Flotte gefordert, der wilde Karl Heinzen deutsche Kolonien? Haben die Liberalen nicht gegen Dänemark das nationale Ansehen ganz anders gewahrt als die Regierungen und gar die Konservativen?

Er hatte immer viel geschrieben; jetzt stürzte er sich in eine fast krankhafte Betriebsamkeit, die er, der erste namhafte Judenfeind unter den deutschen Schriftstellern, bei einem jüdischen Litteraten sicherlich mit den schärfsten Hohnworten gegeißelt hätte. Die Ergebnisse waren ungleich. Seine historischen Schriften blieben dilettantisch, aber seine mythologische Arbeit über Odin (1855) enthält trotz aller Willkür, wie ich glaube, in der Grundidee einen bedeutenden Fortschritt unter den damaligen und auch gegenüber den meisten späteren Darstellungen des Gottes: daß er in Odin die Leidenschaftlichkeit selbst, den furor teutonicus verkörpert hat, trifft vielleicht besser ins Schwarze als einseitige Naturdeutungen. Die Sammlung „Gesänge der Völker“ (1851) giebt in geschickter Auswahl von Volksliedern aller Art einen sehr brauchbaren Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Die „Geschichte der deutschen Dichtung“ (1856, nicht mit der älteren „Deutschen Dichtung“ zu verwechseln) giebt Kunde von einer staunenswerthen Belesenheit in älterer Litteratur, wie sie außer ihm vielleicht nur noch Gervinus und der wunderliche Sammler Meusebach besaßen, und hat wegen der meist ganz vorzüglichen, knappen und klaren Analysen auch heut noch Werth. Seine Urtheile sind überall beachtenswerth, wo Sympathie mitspricht, so bei E. T. A. Hoffmann, in dem er einen Mitbekämpfer der „gespenstigen Philistrosität“ Deutschlands bewunderte, bei E. M. Arndt, bei Auerbach, dem er viel mehr Kenntniß echt germanischer Landesart zusprichl, als Hebel. Wo politische Rücksichten nicht mitsprachen, urtheilt er nüchtern, oft witzig, z. B. daß man in Rückert's allzu künstlichen Gedichten „wie auf einem polnischen Knüppeldamm durch ein tropisches Paradies“ fahre. Die wirkliche Bedeutung von jüngeren Zeitgenossen, wie Otto Ludwig und Gottfried Keller konnte er ihren damaligen Leistungen nach kaum ablesen; aber auch Grillparzer und Hebbel hat er nur zu tadeln und theilweise zu verspotten gewußt. Wo aber seine Antipathien mitsprechen, da steigert sich die Unbescheidenheit seines Absprechens bis zum Unerträglichen. Goethe wird jetzt mit den widerlichsten Hohnworten überschüttet, und wie diese Parteinahme sein Verständniß der schönsten Dichtungen fördert, zeigt etwa folgende Bemerkung:

> „Auch im „König von Thule“ und im „Erlkönig“ liegt der Reiz nur in dem geheimnißvollen Ton. Daß ein alter Säufer stirbt, hat an sich lediglich nichts Rührendes und einen Erlkönig kennt der Volksglaube gar nicht . . .“

Man gestatte uns an dieser Stelle eine kleine Abschweifung zu einer oratio pro domo.

Vor Kurzem hat in dieser Zeitschrift M. Osborn bei Gelegenheit seiner geistreichen Schilderung des Goethetages in Weimar der deutschen Litteraturwissenschaft eine Hauptschuld an dem geringen Interesse weiterer Kreise für unsere Litteratur beigemessen. Ich bin der Letzte, der den gegenwärtigen Betrieb für tadellos hält; aber hierin urtheile ich völlig anders. Die Theilnahme der Deutschen an rein ästhetischen Streitfragen hat sich in dem Jahrhundert von Klopstock bis an den Ausgang der Romantik so völlig erschöpft, daß ein Ablassen unvermeidlich war. Daher erklärt es sich, daß etwa seit 1830 die rein künstlerische Beurtheilung immer stärker durch Nebenmotive gefährdet wird. Wenn Wolfgang Menzel den „König von Thule“ geringschätzt, weil er Goethe für einen Volksverführer hält, so steht er damit nur innerhalb einer allgemeinen Denkmanier. Wer Herwegh tadelte, hieß bald ein Reaktionär; und Grillparzer wie Hebbel sind nicht zum wenigsten auch ihrer konservativen Gesinnung wegen so langsam durchgedrungen. Bedeutende Litterarhistoriker und geistreiche Kritiker wie Hettner und Brandes links, Vilmar und Baumgartner rechts, haben die Verquickung politisch-moralistischer mit ästhetischen Gesichtspunkten systematisch durchgeführt. Im großen Publikum sind überall Urtheile eingebürgert wie dies: „Heine war kein großer Dichter, denn er ist doch so unmoralisch“, woraus denn folgt, daß Geibel größer war. — Dieser ungesunden Art, Kunsturtheile durch Hineintragen fremder Rücksichten zu würzen, arbeitet nun besonders seit Wilhelm Scherer die Litteraturgeschichte entgegen. In der Praxis hat auch er selbst oft genug politische Antipathien in die litterarische Kritik getragen; theoretisch aber hat er nicht nur gefordert, daß man Kunstwerke vor allem als solche beurtheilen solle, sondern auch wichtige Anweisungen dazu gegeben. Diese Methode befremdet nun das in lieben Gewohnheiten gestörte Publikum. Sie wittern da etwas Esoterisches, Hohepriesterliches. Sehr mit Unrecht. Nur so kann es erreicht werden, daß endlich die ganze Größe und Schönheit unserer Nationallitteratur wieder Allen zur Anschauung gebracht wird. Nur so kann es erreicht werden, daß die Protestanten die von ihnen jetzt ignorirten katholischen Dichter würdigen, die Freidenker dem stockkonservativen Jeremias Gotthelf gerecht werden und die Frommen das Genie Heines bewundern. Aber es wird noch eine Weile dauern. Auch die Naturforscher mußten früher der Lesewelt ihren Stoff durch theologische oder radikale Randbemerkungen schmackhaft machen; jetzt haben wir Carl Vogt's Stil überwunden und freuen uns der reinen Sachlichkeit eines Helmholtz. Die deutsche Philologie wird dem deutschen Volk seine Litteratur wiedergeben, die es ja undankbar vergißt; oder sind wir Philologen daran schuld, daß Niemand mehr Lichtenberg liest? und Bettina's Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde noch lange nicht genügend bekannt ist? Und von dieser großen nationalen Aufgabe dürfen wir uns durch die begreifliche Sprödigkeit eines jetzt mehr in Politik, Technik, Naturwissenschaft lebenden Publikums nicht abwendig machen lassen! —

Diese Sachlichkeit, dieses redliche Bemühen, dem Künstler nachzufühlen und nachzuschaffen, lag von Menzels Zeit noch weit ab, und sicherlich hat gerade die stete Vermischung politischer Ingredienzien sein „Litteraturblatt“ lange Zeit mächtig gemacht, bis es schließlich doch eingehen mußte. Sie fehlten auch seinen anderen Arbeiten nicht, deren Umkreis sich bis zu einer „Naturkunde im christlichen Geist aufgefaßt“ (1856—57) erstreckte. Grillparzer, dem Menzel so antipathisch war wie Gervinus, konnte dann wohl mit Recht spotten: Menzel habe alle Gebiete menschlichen

Wissens umwandelt — aber keins betreten. Nach verschiedenen politischen Flugschriften, die meist wirkungslos zu Boden fielen, erschien als unerfreuliches Schlußstück aus dem Nachlaß ein dicker Band „Denkwürdigkeiten“ (1877) in einem jener unsagbar geschmacklosen „Originalbände“, deren Geheimniß hoffentlich mit dem Aufschwung des Kunstgewerbes für immer begraben ist. Die unbeschreibliche Selbstgefälligkeit des Tons könnte man dem Greis verzeihen; aber die klatschhaften Anekdoten, die er Jedermann wie Vexirzettel an den Kragen steckt, der ihm einmal nicht gefällt! Da soll sogar der grundehrliche Bunsen ein Heuchler gewesen sein, der nur laut beten ließ, wenn eine hohe Persönlichkeit in die Nähe kam! Was nicht seinen Segen hat, muß verdorren; so prophezeit er, das germanische Museum werde immer „ein kleines Partikularmuseum in Nürnberg“ bleiben; es hat sich doch ganz anders entwickelt als der von ihm mitbegründete „Litterarische Verein“. Flüchtigkeiten wie „Thorwaldsen war bekanntlich ein Norweger“ stimmen auch gegen wichtigere Angaben bedenklich; Urtheile wie: „die Ranke'sche Schule in Berlin mit ihren vornehm thuenden Glacéhandschuhen war mir eklig“ können nicht für den Mangel einer individuellen Charakteristik der zahllosen Personen, mit denen er zusammentraf, entschädigen. Recht burschikos hatte er in den „Streckversen“ gemeint: „Vielen deutschen Sudlern ist das Viehstück ihrer Selbstbiographie doch nicht übel gerathen;“ nun, hierin steht er, der vortrefflich schreiben konnte, hinter den Sudlern zurück.

Es bleibt wohl dabei: der „Denunziant“ überlebt den Schriftsteller. Er war ein ehrlicher und tapferer Patriot, ein ausgezeichneter Familienvater, ein Schriftsteller von Geist und Kraft. Er hat sich auch außerhalb seiner schriftstellerischen Thätigkeit mancherlei Verdienste erworben, z. B. als Vorkämpfer eines Gesetzes für den Schutz des litterarischen Eigenthums. Er hat einen großen Grundgedanken durch ein langes Leben siegreich festgehalten. Das Alles ist begraben, weil er einmal, als seine politisch-ästhetischen Antipathien mit seinem persönlichen Interesse zu eng zusammentrafen, sich dazu hinreißen ließ, mit vergifteten Waffen zu fechten. Was denn wird aus denen werden, die von ihm die Technik der persönlichen Verunglimpfung, der Denunziation bei Regierung und Polizei gelernt haben, ohne etwas von seinen hohen Vorzügen zu erben? —

Kennst du die Hölle des Dante nicht,
Die schrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingesperrt,
Den kann kein Gott mehr retten.

Kein Gott, kein Heiland erlöst ihn je
Aus diesen singenden Flammen!
Nimm dich in acht! daß wir dich nicht
Zu solcher Hölle verdammen!

Richard M. Meyer.

Giacomo Leopardi.

Geb. zu Recanati 29. Juni 1798, gest. zu Neapel 14. Juni 1837.

„Geh Deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln. Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen.“ Aus einem Leben voll Mühsal und Kampf ergab sich unsrem Lessing der Glaube an den Fortschritt und an den Segen der Kultur. Die „Erziehung des Menschengeschlechts“ ist mehr als das beste Brevier des Optimismus, die beste Dichtung metahistorischen Gehalts in deutscher Sprache. Ich befrage die Weltlitteratur nach einem Kunstwerk gleichen Werthes und gleicher Art und finde ein einziges, die storia del genere umano von Giacomo Leopardi. Die Gattung diskursiver Thesen erhob Lessing zur Epik der Idee; Leopardi hat, der erste seit Hesiod, den Mythos anthropologischer Zeitalter zur Darstellung einhelliger Ansicht vom Menschen als vorgestellter Geschichte vertieft. Wenn aber die höchste Kunst den Gedanken bejaht, den sie umkleidet, scheint nun Wahrheit gegen Wahrheit zu stehn. Lessing erwehrt sich der Verzweiflung, Leopardi zertritt die glimmende Gluth des letzten Hoffens. Wir büßen die Schuld der Natur, ein aerunglücktes Experiment der Schöpfung, das nicht zu korrigiren ist, und unser jammervolles Dasein hinzuhalten quält sich und uns die grausame Gottheit. Welch eine Scene nach der großen Fluth! „Deucalion und Pyrrha, einzig überlebend, sie wußten es genau, daß nichts der Menschheit so fromme, als gänzlich zu vergehen, sie saßen auf eines Felsens Höhe und riefen laut, aber sie fürchteten nicht, noch beklagten sie das allgemeine Geschick, den Tod verlangten sie mit brünstigem Begehr.“ Zeus befiehlt ihnen die Verödung der Erde zu bannen, doch dem Ueberdruß ist die Kraft der Zeugung versagt, so beseelen sich die Steine.

Im „Hymnus an die Patriarchen“ gestaltet Leopardi die mosaische Parallele

„zurückgekehrt zum Erdreich
Erneuert die Begier, das frevle Trachten
Und sein Gefolg, die Drangsal, das verjüngte Geschlecht.“*)

Aber hier waltet doch freundliche Täuschung.

„Und du wardst Retter vor des Aethers Grimm
Und Meeresschwall auf wolkennahen Jochen
Dem ruchlosen Geschlecht, du, dem zuerst
Von wiederaufgetauchten Gipfeln her
Aus trüber Luft der neuen Hoffnung Zeichen,
Die weiße Taube bracht', und, aus dem alten
Gewölk erstehend wie aus einem Schiffbruch,
Die Sonne mit der holden Iris malte
Den dunklen Pol.“

Und das Erbarmen verlosch nicht durchaus in den Seelen der Unsterblichen.

„Zum Erdreich, wo erst erfleht und nun verflucht die Wahrheit schrecklich herrscht, senkt sich der himmlische Amor hernieder, erliest die zartesten und edelsten Herzen und verweilt da für eine kurze Zeit, und in diese Herzen gießt er wundersame Süßigkeit, erfüllt sie mit so erhabenen Stimmungen, mit solcher Kraft und solchem Muth, daß sich das Unerhörte begiebt, daß Menschen Glück der Wirklichkeit, nicht des Scheines, empfinden.“

Leopardi war von den Erlesenen — er hat — wie Keiner je — den Befreier Tod gepriesen, aber er kannte das Hochgefühl des Lebens trotz Gram und Siechthum — ich widersetze mich der hergebrachten Phrase, die ihn den „unglücklichsten der Dichter“ nennt. Im „Dialog des Physikers und des Metaphysikers“ hat er's ausgesprochen: Lebensgenuß heißt Intensität der momentanen Sensation, und weil sie stetig bewegt sind in wechselreicher Fülle der Anschauung, werden im elogio degli uccelli die Vögel als glückliche Wesen gefeiert. Ihrem Gesang vergleiche ich die Poesie — und was auch Leopardi gelitten hat — in den Stunden dichterischen Schaffens war er so wenig beklagenswerth wie Heinreich Heine in der Matrazengruft, der Schmerz versinkt in der Kunst seines Ausdrucks, die Harmonie der Form verneint den Mißklang des Gedankens.

So kommt es, daß die Ode „das Unendliche“ an „Wanderers Nachtlied“ gemahnt — hier olympische Sättigung, dort stygisches Sehnen.

Doch jene Wahrheit, vom Zorn der Götter zu uns herabgesandt als Botin unentrinnbaren Leids — ist sie nur

*) Ich zitire nach Hamerling. Die Spuren der Mühe sind in seiner Uebersetzung nicht gänzlich verwischt und das eben hat seinen Vortheil. Paul Heyse's Uebersetzung ist technisch vollendet, wo aber das Deutsche dem Wohllaut des Italienischen so nahe kommt, ahnen wir weniger die Strenge des Originals.

ne zerstörende Macht, kündet sie dies allein: daß wir, so begierig nach dem Unendlichen wie unfähig es zu erreichen, geboren sind für die Erkenntniß unsres Jammers"? Was sagt doch Columbus zu Guitterez auf der Höhe des Oceans, da jeder neue Tag die Hoffnung der Atlantis wieder belebt und wieder enttäuscht: „Wenn meine Schlüsse irren, irrt alle Erkenntniß" und das eben mag er nicht glauben. „Und wenn nun doch einmal von fern der Gipfel eines Waldgebirgs erschiene, wir wären kaum fähig, solche Befriedigung zu fassen; und steigen wir ans Land, dann wird das Bewußtsein, auf festem Boden zu stehn mit aller Freiheit der Bewegung, uns überreden, daß wir glücklich sind." Vernehmlicher noch spricht die Zuversicht auf den ewigen Bund der Natur mit dem Genius, in dem reizenden astronomischen Dramolet „Il Copernico". Die Sonne begiebt sich zur Ruhe und die Erde beginnt ihren Lauf, weil ein Mensch die Vernunft dieses Verhältnisses darlegt.

Leopardi's Weltansicht ist niemals zum Dogma der Verneinung erstarrt — sie debattirt unablässig und beweist eben dadurch die Realität der Werthe, deren Nichtigkeit sie demonstriren soll. Hätte er den Glauben jemals preisgegeben, seine Muse wäre erschwiegen, der weiße Asphodelos möchte den bunten Flor überwuchern, wir freuten uns heute nicht der Farben noch des Duftes poetischer Blüthen.

Dringen wir vor zu den Wurzeln des Streits. Waren es Mißgestalt und Krankheit, die ihn niederwarfen, der zur Höhe strebte, hat Leopardi persönliche Verbitterung ins allgemeine und objektive gewandt? Mögen jene, die durch solchen Vorwurf den hellängigen Geist zu kränken nicht ermüden, mögen die klugen Pathologen Byrons Weltschmerz aus seinem verkürzten Fuß und Miltons „verlorenes Paradies" aus dem verlorenen Augenlicht erklären.

„Verwundert halb,
Und halb erzürnt vom duft'gen Eden her,
Darin es wohnt, belächelte das hohe
Geschlecht mich, sagte mir, ich sei verkümmert,
Unglücklich, Lebensfreude zu genießen
Unfähig oder unerfahren, hielte
Mein Loos für allgemein und alle Welt
Für meines eignen Leids Genossen."

Leopardi's Pessimismus resultirt aus der Dissonanz seiner Bildung und seiner Epoche. Gelehrtenbiographien des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erzählen von der Frühreife vieler Jünglinge, sie glänzten durch belesenes Wissen und lehrten in einem Alter, wo unsere Generation kaum zu lernen beginnt. Als Berthold Niebuhr zu Leopardi kam*), stand er verwundert vor dem „größten philologischen Genius Italiens." Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Großvater die Bücher gesammelt hatte, deren Lektüre den einsamen Enkel nährte in der Bibliothek zu Recanati. So erklärt sich die altmodische Erudition, die Vertrautheit mit Reisebeschreibungen — wir wissen, was sie Kant bedeuteten für seine Anthropologie, — die Erwähnung holländischer Anatomen und Physiologen, die zu Leibnitz' Tagen vergänglichen Ruhm gewannen. Leopardi erwirbt als Knabe die griechischen und römischen Autoren von Homer bis auf Musaios, von Terenz bis auf Martianus Capella zu bereiter Wissenschaft, er bemächtigt sich des Stils altchristlicher Literatur — sein martirio dei santi padri konnte als Uebersetzung eines Originals passiren und heimisch wird ihm selbst die entlegene Weisheit der Rabbinen aus den Arbeiten der Buxtorf, die zwei Jahrhunderte zuvor in Deutschland das Werk Reuchlins weiter gefördert hatten. Die Renaissance ist ihm, was sie selbst zu sein beanspruchte, Fortsetzung der Antike, er überträgt mit gleicher Sorgfalt eine Prunkrede des Gemisthos Plethon, der die Penaten von Byzanz nach Hesperien rettete und die epideiktische Rhetorik des Isokrates in jenes vulgare eloquium, das die großen Trecentisten der Sprache des alten Latium ebenbürtig zugesellten. Der Plan eines Dante-Monuments für

*) Leopardi hatte damals die Zwanzig kaum überschritten.

Florenz entfacht den fast erstorbenen Glauben an den Beruf seiner Nation und Leopardi commentirt Petrarca in der Weise eines griechischen Scholiasten.

Ein Weiterweben dieser Tradition ist seine Poesie — Nietzsche*) hat Recht, ihn einen Dichter-Philologen zu nennen — bei soviel Reception überkommener Kunst wäre ein geringerer ein Classicist geworden, Leopardi wurde ein Classiker. Die eigentümliche Fähigkeit des Italienischen, die leisesten Nuancen des Begriffs in der Determination des Wortes zu geben, die Begriffsglieder abzuschatten durch ihre Stellung und die Wahl der verknüpfenden Partikeln, der Periode den Rythmus des Gedankens mitzutheilen, sie war arg gefährdet und fast verloren durch die Einwirkung verwandter Idiome — erst des Spanischen im Marinismus nach Guarini, dann des französischen im siècle de Louis XIV, und nun wieder, da die große Revolution mit den Ideen die Worte sich zu Diensten zwang. Leopardi hat seinem Volke die genuine Prosa gerettet. Das aber hätte ein archaisirender Schriftsteller nimmer vermocht; er strebte es den alten gleich zu thun, nicht es ihnen nach zu thun und er — weltfern unter Büchern — lernte modern schreiben und edel zugleich — der Instinkt der Epoche mag des Zurufs der Straße entrathen.

So hatten sich die Elemente zur künstlerischen Einheit verbunden, auch abgeschlossen, als der Zwanzigjährige seine intelligible Welt an die wirkliche herantrug — aus der Enge der heimischen Kleinstadt und der liebevollen Tyrannei der Familie gelangt Leopardi zu den Centren der italienischen Kultur. Im Rom des restaurirten Papstthums trifft er, die Seele voll von den Bildern antiker Größe, die Schlaffheit der Traumwandler zwischen Ruinen; im März 1815, als nach der Landung Napoleons bei Cannes der Bonapartismus in den Marken unzeitige Begeisterung heraufrief, hatte der Knabe kindlich mannhaft eine demosthenische Philippica aufgesetzt wider Murat und die Fremden im Lande — nun folgte der Kranke dem Rath der Aerzte nach Neapel — er sah die legitime Niedertracht auf dem Throne, feil und feig der Herrscher werth die Beherrschten. Zudem, wer den Adel des Verkehrs mit Geistern kennt, für den sind Menschen allermeist eine schlechte Gesellschaft — den tiefer Gebildeten, der sein Auge verwöhnte im Schatten des Museums, beleidigt das gespreizte Banausenthum, wie es im grellen Tageslicht geschäftig und wichtig einhergeht. —

Aber Rom und Neapel — sie waren doch nicht Italien; Leopardi hat in Mailand gewohnt und in Florenz; inmitten des aufstrebenden Nordens. Mailand, unter dem österreichischen Joch politisch gebunden, aber rege und vorwärts gewandt in allem geistigem Leben, emporwachsend durch eine neue Industrie, Florenz verständig regiert, eine Heimstatt zierlicher und tüchtiger Bildung. Hier walteten die Kräfte nationaler Emanzipation. Und Leopardi's Antwort: die „Palinodie an Gino Capponi", der bitterste Hohn auf dies selbstgefällige neunzehnte Jahrhundert.

Dennoch, er gehört dem befreienden Geiste, dessen lärmende Sprache ihn zurückscheucht. Der die zweitausendjährige Legende des Optimismus zerschlug, hat nichts gemein mit den Hütern irdischer Autorität. In der Tendenz der Aufklärung schrieb er den saggio sopra gli errori degli antichi, die Entdeckungen der Naturwissenschaft lagen dem Bewunderer der Galilei und Newton wie einem am Herzen und er beklagt mit dem Evangelisten, daß die Menschen die Finsterniß mehr liebten als das Licht. Das Moderne seiner Idee stieß sich am Modernen der Erscheinung, weil das ideelle künstlerisch war und das reale nicht. Dasselbe Motiv hat Goethe erst zur Revolution und dann zum Liberalismus in Gegensatz gestellt. Ein neues Wesen, keimhaft und unfertig, verletzt in der Breite seiner Aeußerung den Genius, weil er eben dieses Wesen in seiner Tiefe vorweg besaß. So mögen die Widersprüche sich aufhellen: derselbe Leopardi verlacht die anmaßliche Allwissenheit der Presse und schreibt in den Spettatore di Milano

*) Werke Erste Reihe. Bd. 10 S. 329.

journalistisch gewandt vortreffliche Artikel; verdammt die zerstreuende Eile und pretensiöse Oberflächlichkeit des Großstadtlebens und empfindet, 1823 nach Recanati zurückgebannt, als Hemmniß und Qual,

„hier im rauhen Heimathflecken
Mein grünes Alter hinzubringen, unter
Gemeinem Volke, welchem fremd und oft
Sogar ein Gegenstand des Spottes Wissen
Und Bildung ist“.

Ja — der einsame Dichter — die Oeffentlichkeit hat es ihm angethan und wider Willen legt er Zeugniß ab für das Recht der Demokratie. Denn jene Epistel an Gino Capponi athmet die Luft des Jahrhunderts, das sie verhöhnt und wir vernehmen hier wie nur später bei Béranger oder Heine die Note der Modernität. Trotz inneren Zwiespaltes in der Seele des Autors kristallisiren sich die unstäten Elemente einer neuen Kultur nach den immanenten dauernden Gesetzen der Kunst. Da gewahren wir poetische Energetik höchster Potenz.

Leopardi's literarische Herkunft bezeichnet Giuseppe Parini — nicht nur in der Strenge des Stils, der Abweisung des Schwulstes und der Rückkehr zu Dante — Leopardi's Kritik des Daseins führt die Satire weiter — von den Schwächen der Menschen wendet sie sich zum Schicksal, das die Menschen so erschaffen hat, von der Erde appellirt sie an den Olymp, aber eindringlicher redet sie als der spöttelnde Lucian, der keck scherzende Voltaire — die destruktive Wucht des Lucrez und der Ernst Juvenals erneuern sich auf italischem Boden.

Leopardi's Gedankenkreis ist nicht unermeßlich — wer aber versucht, seine Weltansicht als System zu entwickeln, muß scheitern. Das philosophische ergibt sich aus dem poetischen, nicht umgekehrt. Daher die Vorliebe für den Dialog, der, „wie die Geschichte lehrt, vermöge seines Zwitterwesens auf den Grenzen von Philosophie, Rhetorik und Poesie hin und herschwankt“.*) Der Dialog entbindet seinen Verfasser vom Satze des Widerspruches, die Argumente sind vertheilt und die Zwischenredner übernehmen die Verantwortung — der Dichter wählt ihn, weil Anschauen und Denken hier neben einander bestehen können. Den poetischen Charakter Leopardi's verbürgt die Innigkeit seines Verhältnisses zur Natur. Mit welcher Akkuratesse der Linien, mit welcher Bestimmtheit der Farben gibt er die Illusion der italienischen Landschaft, die Abendstimmung des Bergdorfes, die Lavastätte des Vesuv. Leopardi sieht die Natur in objektiver Klarheit und bemerkt, wo sie seiner Subjektivität ein Gleichniß bietet, er rückt das Objektive zum Subjektiven — den Einklang wirkt die berechnete Auswahl der einander entsprechenden Züge auf beiden Seiten. Nirgends verschwimmen die Konturen, niemals bietet er die Skizze statt des vollendeten Gemäldes. — Auch andere haben die Sprache der Vögel verstanden, es kommt darauf an, was sie dem Lauschenden mittheilt. Nur einem Leopardi deutet die Amsel auf dem Dachfirst die Noth einsamer Erkenntniß, erzählt der Ginster von der Eitelkeit flüchtiger Freuden. — Leopardi steht als Individualität zur Natur wie die Völker in jener Frühzeit des Mythos

„Hold vertraut war da dem Wehen
Der Lüfte, dem Gewölk, der nächt'gen Leuchte
Des Monds der Menschen Loos, als über Hügel
Und Fluren dich gesehen
Hinwallend reinen Glanzes in der Stille
Der Nacht der Wanderer, o Titanide,
Und als Gefährtin dich, als liebevolle
Des Menschen dachte“.

und ihm wie einst Platon eignet die seltene Kraft, Mythen zu schaffen. Im Dialog della terra e della luna berichtet die Erde, sie habe ausgespäht nach dem Monde. „Aber wie ich auch mich mühte meine Hörner lang herauszustrecken — die Menschen nennen sie Berge und Höhen, mit deren Enden ich nach Art einer Schnecke nach dir ausschaue, es gelingt mir nicht einen einzigen Bewohner auf dir zu gewahren“. Solche Vision erhöht sonst nur das Volksmärchen. „Die Wette des Prometheus“ hätten die Griechen nicht besser gestaltet: Prometheus und Momos besuchen eilig beflügelt die Erde und gewahren erschreckt bei amerikanischen Wilden, bei indischen Brahmanen und im Häusermeer von London den Jammer der Barbarei. — Der Auerhahn, dessen Kamm den Himmel, dessen Fuß die Erde berührt, verkündet den Sterblichen in der Stunde des Erwachens, daß der ewige Schlaf nach der kurzen Erholung des Zeitigen dereinst die Mühsal enden wird. Das krause Phantasma eines haggadischen Sermons wird zur höchsten Symbolik geläutert. —

Am 24. Mai 1832 schried Leopardi über seine Ansicht vom Schicksal:

„Mes sentiments envers la destinée ont été et sont toujours ceux que j'ai exprimés dans Bruto minore. . . . . étant amené par mes recherches à une philosophie désespérante, je n'ai pas hésité à l'embrasser tout entière.“

Der Interpret darf sich erlauben, dem Dichter zu widersprechen, wo der Dichter in eigner Sache sein Urtheil fällt. Ich leugne, daß diese Philosophie der Verzweiflung ein Ergebniß diskursiven Denkens sei. Jene großartige Konsequenz, die auch von den fernsten Sternen das Glück verbannt und von den emsigen Bienen sagt: „sie wissen nicht, wie unglücklich sie sind“, ist eine Folgerung nicht logischer Praemissen, sondern der immaginazione, eben jener bildnerischen Gewalt, der nach der storia del genere umano und der Abhandlung über die letzten Aussprüche des Brutus und Theophrast die moralischen Instanzen entstammen. Mag man das Weltbild Leopardi's immer als Pendant des Schopenhauer'schen Systems fassen — sein Ursprung sind nicht kantische Antimonien, sondern die drängende Macht einer poetischen Idee. Begreiflich, daß der philosophisch geschulte Analytiker in Leopardi die Komposition gleichsam programmusikalisch ausdeutet, wir sind an seine Weisung nicht gebunden.

So loben wir als poetische Tugend, was als philosophischer Widerspruch Tadel verdiente, die Aufforderung zur Tapferkeit des Ausharrens:

„Nur jenen nenn ich muthig,
Der kühnlich zu erheben
Sein sterblich Auge wagt dem allgemeinen
Geschick entgegen, und mit freier Zunge,
Der Wahrheit nichts entziehend,
Gesteht das schlimme Loos, das uns beschieden;
Und unser armes schwaches Sein hernieden;
Der groß und stark im Dulden sich zeigt.“

Das ist nicht Nirwana. Leopardi drang nicht vor zu dem Paradoxon, der Selbstmord sei die stärkste Bejahung des Lebenswillens, sein Plotin entgegnet den unwiderleglichen Argumenten des Porphyrius: „Gut denn, es fordert die Vernunft sich zu tödten, aber sie fordert damit einen wilden unmenschlichen Akt. Und man darf nicht lieber der Vernunft gemäß ein Ungeheuer sein, als der Natur gemäß ein Mensch.“ Und Porphyrius opfert das Glück des Todes der Freundschaft des Geistesverwandten, derselben, zu der Amor celeste erlesene Herzen verknüpft, „umarmend den einen und den andern zu gleicher Zeit und wechselseitige Gluth der Sehnsucht ihnen einhauchend“.

Hier spricht die feine Humanität, davon der Eudämonismus der Antike nichts wußte — das Leben hat einen Gehalt jenseits von Glück und Unglück — wir erwarten kein Behagen hienieden und über dem Grab keinen Lohn. Zu unsren Füßen schauen wir die Wolken des Wettergotts, leidend und sein nicht achtend, doch nicht mehr begehrend. Verzweiflung am Glück heißt nicht Verzweiflung am Leben — dieser Pessimismus erfüllt einen hohen Beruf, er befreit die Moral aus den Fesseln der Teleologie und wer an Leopardi's Trotz sich erlaben will, der erzürne sich zuvor

*) Rudolph Hirzel. Der Dialog. Ein literarhistorischer Versuch. Leipzig 1895. Bd. II, S. 441.

an der ergebenen Demuth deiftischer Versekunst in der „besten der möglichen Welten".

Robert Hamerling nenut Leopardi einen Dichter hellenischer Prägung — seine Psyche war von zartem Bau — doch neurasthenische Romantik seiner und unserer Tage reklamirt ihn zu Unrecht als ihres Gleichen. Seine keusche Stärke hat dem weichen Musset imponirt — er fand den Ton, ihn zu preisen:

„O toi qu' appelle encore ta patria abaissée,
Dans ta tomba précoce à paine relroidi,
Sombre amant de la mort, panvre Leopardi,
Si, pour faire une phrase un peu mieux cadencée,
Il t'eût jamais fallu toucher à ta pensée,
Qu'aurait il répondu, ton cœur simple et hardi?

Telle fut la vertu de ton sobre génie,
Tal fut ton chasta amour pour l'âpre vérité,
Qu'au milieu des langueurs du parlar d'Ausonie,
Tu dédaignas la rima et sa malla harmonie,
Pur ne laisser vibrer sur ton luth irrité
Que l'accent du malheur et de la liberté.*)

An seinem hundertsten Geburtstage feiern die Italiener ihren größten Dichter seit Francesco Petrarca — wir Deutschen erwidern seiner Poesie sympathisch die Verehrung, die Giacomo Leopardi's vornehmer europäischer Sinn unserer Wissenschaft entgegenbrachte. Der Ruhm ist doch kein Trugbild, und here Tugend lebt, wenn der holde Thanatos vom Leid der Erde uns abrief. Zum musischen Lorbeer reichen wir Giacomo Leopardi die Siegespalme des Befreiers.

Gießen. Robert Arnold Fritzsche.

Aus allerlei Tonarten. Van Otto Braun. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart. 1898.

Untee diesem Titel hat ein würdiger Vertreter des deutschen Journalismus, Dr. Otto Braun in München, seine Gedichte heeausgegeben. Was er während eines wechselnden Lebens und dann als vieljähriger Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg und München gelegentlich, wenn die Muse bei ihm anklopfte, für sich und dann füe seine Freunde ersann und in zierliche, wohlgebaute und gutklingende Verse gebracht, hat er hier zum zweiten Male zusammengestellt und seinen zahlreichen Verehrern als sein poetisches Vermächtniß bescheert. Otto Braun ist ein Kurhesse von Geburt. Sein Vaterland hat er, wie er jetzt in einem rührenden Sonnette (S. 132) uns verräth, in „knabenhaftem Grolle" verlassen. Aber es waren auch keine schöne Zeiten in Kassel, als 1850 Hans Daniel Hassenpflug mit seinem Gefolge dort eingezogen wae, und der junge Poet in Falge von Familienbeziehungen als Attaché der bolivianischen Gesandtschaft, wenn ich nicht irre, in Madrid und später in Paris zugetheilt wurde. Aus jener Zeit datirt jene intime Bekanntschaft mit der spanischen Litteratur und Poesie und die meisterhaften Uebersetzungen aus ihr, welche den ersten Theil unserer Sammlung bilden. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß diese Uebertragungen aus dem Spanischen den besten deutschen Uebersetzungen von Gedichten romanischer Poeten gleichzustellen sind. Offenbae hat sich Braun in seiner Versifikation an A. von Platen gebildet. Kein Wunder daher auch, daß er, der Heeausgeber des neuen deutschen „Musenalmanachs," kein Freund der Modernen, der Veristen ist. Wiederholt wendet er sich gegen sie. Wir finden also keine blendenden himmelstürmenden poetischen Brandraketen in diesen Gedichten, wohl aber edel und vornehm empfundene Lichtgedanken eines Mannes, der das Homo sum wahl auch kennt und durchlebt hat, Lichtgedanken, die in die schönste Fassung gebracht, mit ihrem bald heller strahlenden, bald milderem Scheine uns in die freudig gehobene und wiedee ernste Stimmung versetzen, in der wir das leuchtende Gestirn des Tages purpurn zu Rüste gehen sehen.

D. H.

*) Zitirt von Sainte-Beuve in seinem zierlichen Essay über Leopardi.

Die Schweiz im 19. Jahrhundert. Lausanne. F. Payot. Bern, Schmid & Francke 1898.

Das Jahr 1898 weckt in der Schweiz Säkularerinnerungen. Vor einem Jahrhundert stürzte die alte Eidgenossenschaft zusammen, und neues Leben blühte aus den Ruinen. Der Gedanke lag daher nahe, in einem Sammelwerk ein Bild dessen zu geben, was die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert auf allen Gebieten des Lebens an großen Veränderungen erfahren hat. Ausgezeichnete Kräfte haben sich zu diesem Unternehmen verbunden. Die Oberleitung ruht in der Hand des Herrn Paul Seippel, der kürzlich als Professor der französischen Sprache und Literatur am eidgenössischen Polytechnikum von Genf nach Zürich übergesiedelt ist. Das ganze Werk, das gleichzeitig deutsch und französisch in monatlichen Lieferungen auf Subskription erscheint, soll drei reich illustrirte Bände, zum Gesammtpreis von 50 Francs, umfassen. Die erste vorliegende Lieferung erweckt den günstigsten Eindruck. Sie beweist, abgesehen von dem Werthe der Darstellung, einer Einleitung Theodors von Liebenau, den Geschmack und das Verständniß in der Auswahl der künstlerischen Beilagen. Wie man aus dem Prospekt erfährt, werden auch Privatsammlungen nicht wenig zu der in Aussicht genommenen Sammlung von Originalzeichnungen und Originaldrucken der Porträts, Sittenbilder, Trachten u. s. w. beitragen.

Der erste Band wird einen Ueberblick der schweizer Geschichte im 19. Jahrhundert aus der Feder des früheren Bundespräsidenten Numa Droz enthalten, worauf die Kapitel „Die gegenwärtigen Verfassungen" von Hilty, „Die internationale Stellung der Schweiz" von Roth-berger, „Das Militärwesen" von Oberst Secretan folgen sollen. Im zweiten Bande kommen Schulwesen, Kirche, Wissenschaft, Kunst, Presse zu ihrem Recht, und Namen, wie die von Hunziker, Decurtins, Blösch, Theophil Studer, Meyer von Knonau, Philipp Godet, als die ersten Mitarbeiter, bürgen für gediegene Leistungen. Der dritte Band wird sich mit der ökonomischen und sozialen Entwicklung, Industrie und Verkehr, Festen und Vereinswesen, kulturhistorischen Gegenständen im weitesten Sinn befassen. Ein Vergleich zwischen Einst und Jetzt wird das Ganze schließen. Statistische Tabellen und Karten sollen als Beilagen des Werkes dienen, dem ein monumentalee Charakter bestimmt ist.

A. St.

Wir erhalten die folgende Zuschrift:

Geehrter Herr Redakteur!

Gestatten Sie mie eine kleine Berichtigung zu der im Uebrigen so freundlichen Besprechung der „Pariser Gedenkblätter" durch Herrn Peafessar Philippson.

Der von ihm gerügte Einwand in Betreff der Straphe „Amour sacré de la patrie" ist berechtigt; die Schuld trägt aber in erster Linie dee Setzer.

Der Satz in meinem Manuskripte lautet: „Am meisten kam die Marseillaise zu Gehör, in zweiter Linie Musset's: le Rhin Allemand"; hier und da auch, der wahltthnenden Küeze halber nur die letzte Steophe der Marseitlaise, das einmal abgeleierte „Amour sacré de la patrie".

Das Fehlen des gesperrten Satzes ist anfangs bei der Korrektur von mir nicht bemerkt warden, als ich es wahrnahm, war es zu spät.

Und nun noch zu einem anderen Punkte dee Besprechung.

Herr Professor Philippson schreibt:

„Verwandtschaftliche Beziehungen, die den Dr. Cahn mit dem republikanischen Minister Crémieux und anderen Größen der republikanischen Partei verbanden", u. s. w.

Dies entspricht nicht den Thatsachen. Ich glaube auch nicht in meinem Buche zu dieser Bemerkung Veranlassung gegeben zu haben. Ich erwähne nue nebensächlich auf Seite 38 Band I, daß Crémieux' Frau Französin, die Cousine meiner Mutter war; ich habe aber Crémieux während seines ganzen Ministeriums nicht ein einziges Mal gesehen; auch geht aus meinem Buche nicht hervor, daß ich durch Crémieux Bekanntschaft mit irgend welchen republikanischen Größen gemacht habe, es ist dies thatsächlich auch nicht der Fall gewesen.

Wilh. Cahn.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 40. Berlin, den 2. Juli 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 1. Juli abgelaufen ist, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das Resultat der Stichwahlen hat unsere Erwartung, die Stärkeverhältnisse der einzelnen Parteien würden im Wesentlichen unverändert bleiben, bestätigt. Rechnet man die 4 als spezielle Kandidaten des Bundes der Landwirthe gewählten Mitglieder zu den Konservativen, so bleiben diese mit einigen 60 Mitgliedern in der bisherigen Stärke; die Freikonservativen kommen — um 4 geschwächt — mit 20 Mitgliedern wieder; die Nationalliberalen haben annähernd ihre alte Zahl von 50 wieder erreicht; das Centrum ist von 98 auf 103 gewachsen, aber seine Hilfstruppe, die Polen, ist von 20 auf 14 herabgedrückt. Die Sozialdemokraten sind am Stärksten gewachsen: von 48 auf 56. Die Antisemiten ziehen, um 5 vermindert, nur mit 11 Mann wieder ein; die Elsässer mit 8 (vordem 9), die Welfen mit 9 (früher 7). Dazu zwei Paar bayerische Bauernbündler, ein alter Däne, ein neuer Littauer, einige noch nicht klassifizirte Wilde. Zu diesen letzteren gehört auch der in Solingen aus dem sozialdemokratischen Bürgerkriege hervorgegangene Liberale Sabin, der von den Nationalliberalen wie von der Freisinnigen Volkspartei reklamirt wurde, sich aber zunächst keiner der beiden Parteien anschließen wird. Der in Straßburg i. E. gewählte Herr Riff, der Bebel verdrängte, soll die Absicht haben, als Hospitant zur Freisinnigen Vereinigung zu gehen. Rechnen wir ihn einstweilen zu dieser Gruppe, so stellt sich das Verhältniß für die drei freisinnigen Fraktionen folgendermaßen: Die Süddeutsche Volkspartei verlor 4 und kommt mit 8 Mitgliedern zurück; die Freisinnige Volkspartei gewann 1 und kommt mit 29 zurück; die Freisinnige Vereinigung bleibt in der alten Stärke von 14.

Man sieht, die Fraktionsverschiebungen sind nicht von Erheblichkeit. Im Personalbestande sind die Verschiebungen beträchtlicher. Die uns zunächst stehende Freisinnige Vereinigung hat neben einigen neuen frischen Kräften vier erfahrene, alte Parlamentarier: Hänel, Schrader, Broemel, Siemens zurückgewonnen. Ihre parlamentarische Leistungsfähigkeit ist gegen früher verstärkt. Zu den beiden einzigen Stichwahl-Verlusten der Partei gehört auch Dr. Barth, der Herausgeber der „Nation“. Die Kraft, die er im Parlamente erspart, wird er bei der Organisation und der litterarischen Vertretung der Partei ausreichend verwerthen können

Die Gesammtlage des Liberalismus — und dies Interesse steht weit über dem Interesse der einzelnen Fraktionen — bleibt nach wie vor eine prekäre. Der Liberalismus ist gezwungen, den Kampf gleichzeitig gegen das reaktionäre Agrarierthum und den unklaren Radikalismus der Sozialdemokratie zu führen. Daneben leidet er unter den alten Regierungsvorurtheilen. Nach Schema F ist ein Freisinniger noch immer ein Feind der Regierung, gegen den bei den Wahlen der Herr Landrath, der Herr Re-

gierungspräsident und der Herr Gensdarm in's Feld zu rücken haben. Selbst ein Prinz bleibt suspekt, wenn er auch nur nationalliberal ist, und die Herren Landräthe betrachten es als einen rollenwidrigen Seitensprung, wenn ein Reichskanzler, der ihre beschränkten Ansichten nicht theilt, zum Ausdruck bringt, daß es ihm durchaus nicht im Staatsinteresse geboten erscheint, einen agrarischen Junker mit allen Mitteln erprobter Wahlbeeinflussung gegen einen aufgeklärten Prinzen zu unterstützen. Wann wird man endlich bei der Regierung so weit in der Erkenntniß vorgeschritten sein, daß man den Liberalismus als die vorzugsweise staatserhaltende politische Richtung begreift. Einstweilen wird der Liberalismus sich allein weiter durchzuschlagen haben. Da er gegen Agrarier und Sozialisten gleichzeitig beständig im Felde liegen muß, so thut er unseres Erachtens gut, nur die wichtigsten Programmausrüstungsstücke mit sich zu führen, um eine größere Schlagfertigkeit zu erlangen. Daß bei gehöriger Vorbereitung selbst die Hochburgen der Konservativen von den Liberalen erstürmt werden können, hat die numerisch so kleine Freisinnige Vereinigung erwiesen, indem sie den agrarischen Reaktionären drei Mandate abnahm (Schwiebus-Krossen, Czarnikau-Filehne und Schlawe-Bütow-Rummelsburg), die seit der Gründung des Reiches beständig in konservatiwem Besitz gewesen sind. Die Agrarier haben sich wie die Verzweifelten gewehrt und an Wahlbeeinflussung das Menschenmögliche geleistet, aber sie sind dennoch aufs Haupt geschlagen. Dieser schöne Erfolg kommt zum großen Theile auf die Rechnung des „Nordost“, den die Agrarier nicht ohne Grund mit ihrem Haß beehren. Der „Nordost“ mußte erst den Boden lockern, ehe er für die Saat des Liberalismus aufnahmefähig wurde. Der „Nordost“ erwirbt sich ein patriotisches Verdienst, wenn er seine Agitation gegen die umstürzlerischen Bestrebungen des Bundes der Landwirthe und seiner landräthlichen Gönner nachdrücklich fortsetzt.

Der in unserer letzten Nummer zum Abdruck gebrachte **Brief des Herrn Karl Schurz** hat Einiges dazu beigetragen, die mancherlei unklaren Vorstellungen über die Stellung Deutschlands im deutsch-amerikanischen Konflikt zu berichtigen. Der wesentliche Inhalt des Briefes hat in den angesehensten Organen der deutschen Presse zustimmende Aufnahme gefunden. Auch das wird hoffentlich dazu mitwirken, die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten davon zu überzeugen, daß es eine böswillige Unterstellung war, Deutschland als amerikafeindlich hinzustellen. Die korrekte Haltung der Reichsregierung findet in der öffentlichen Meinung Deutschlands eine feste Stütze.

Die **Brüsseler Zuckerkonferenz** gilt als gescheitert. Zuckerprämien lassen sich aber leichter einführen und erhöhen, als wieder abschaffen. Es war ein charakteristischer Mangel an Weltkenntniß, der s. Z. den Grafen von Posadowsky mit der stolzen Zuversicht erfüllte, durch Erhöhung der deutschen Zuckerprämien könne die internationale Beseitigung des ganzen Prämiensystems wirksam vorbereitet werden.

Brisson, der frühere französische Kammerpräsident, hat es glücklich fertig gebracht, ein neues Kabinet zu bilden. Er hat in Cavaignac und in Lockroy einen Kriegsminister und einen Marineminister ohne Uniform gefunden, aber den Dreyfus-Gegnern in der Armee und in der Presse hat auch dieser parlamentarische Verrina Konzessionen machen müssen. Das neue Kabinet besteht aus starken Männern, die den schwachen Faden, der sie innerlich zusammenhält, bald zerreißen werden. Dann kommt wieder ein anderes Bild mit der Melodie: plus ça change plus c'est la même chose.

In Italien ist Pelloux der Unglückliche, der ein neues Kabinet zu bilden hat und es keinem recht machen kann. Europa wird von diesen Bemühungen nicht beunruhigt.

* * *

Die Sozialdemokratie und das platte Land.

Mit Recht beschäftigt unter den Erscheinungen der jüngsten Wahlbewegung die Entwicklung der Sozialdemokratie auf dem platten Lande die öffentliche Meinung in besonders hohem Grade. Während in den großen Städten ersichtlich die Sozialdemokratie ihren Höhepunkt erreicht und zum Theil — man denke an die Verluste sozialdemokratischer Mandate in Berlin, München, Straßburg, Stettin, Kiel — bereits überschritten hat, erwies sich das platte Land vielfach für die Sozialdemokratie außerordentlich ergiebig. Gerade dort, wo das ausgeprägteste reaktionäre Agrarierthum seit lange eingewurzelt ist, hat die sozialdemokratische Agitation die größten Erfolge aufzuweisen. Da die konservativen Agrarier sich mit besonderem Nachdruck als eine leistungsfähige Schutztruppe gegen die Sozialdemokratie hinzustellen lieben, so begründen die sozialdemokratischen Erfolge in den agrarisch stark infizirten Gegenden ein starkes Mißtrauen gegen die Leistungsfähigkeit der agrarischen Reaktion im Kampfe gegen die Sozialdemokratie.

Wie auffallend die Entwicklung der Sozialdemokratie gerade in jenen Gegenden, wo das Agrarierthum seine stärksten Männer hat, ist, dafür nur einige besonders interessante Belege: In Ragnit-Pillkallen, wo Graf Kanitz auch diesmal wieder gewählt ist, hat die Sozialdemokratie sich entwickelt von 225 Stimmen im Jahre 1893 auf 3540 im Jahre 1898. In Rastenburg-Gerdauen, wo eine zweite große Leuchte des agrarischen Junkerthums, Graf Klinkowström, gewählt wurde, ist die sozialdemokratische Stimmenzahl gestiegen von 660 im Jahre 1893 auf 3 263 Stimmen im Jahre 1898.

Noch viel charakteristischer ist die Entwicklung, die sich in Mecklenburg vollzogen hat. Mecklenburg mit seinem starken ritterschaftlichen Besitz, seiner „Erbweisheit“ im Landtage, ohne gewählte Volksvertretung, mit eingeschränkter Versammlungsfreiheit, stellt recht eigentlich das Ideal jener politischen Zustände dar, zu denen unsere Junker Preußen und womöglich ganz Deutschland zurückführen möchten. Geflissentlich hat man den Glauben zu verbreiten gesucht, daß nur in der Rückkehr zu diesen primitiven politischen und agrar-wirthschaftlichen Formen das Heilmittel gegen die sozialistische Ansteckung zu finden sei. Und nun vergleiche man die Resultate.

Das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin umfaßt 6 Reichstagswahlkreise. In diesen sämmtlichen 6 Wahlkreisen hat die Sozialdemokratie einen enormen Gewinn an Stimmen zu verzeichnen. In 5 von diesen 6 Wahlkreisen ist es ihr gelungen, in die Stichwahl zu kommen. Von 1893 bis 1898 wuchsen bei den Hauptwahlen die sozialdemokratischen Stimmen im:

1.	Wahlkreise	von	4 012	auf	4 818,
2.	„	„	6 743	„	9 828,
3.	„	„	3 362	„	5 391,
4.	„	„	3 698	„	5 224,
5.	„	„	7 304	„	11 368,
6.	„	„	3 811	„	5 469.

Diesem Anwachsen der Sozialdemokratie entspricht in allen 6 Wahlkreisen ein zum Theil außerordentlich beträchtlicher Rückgang der konservativen Stimmen, während die Stimmenzahl der Liberalen wenigstens in einigen dieser 6 Wahlkreise einen Zuwachs gegen 1893 aufweist.

Um die Bedeutung dieser Parteiverschiebung in ihrer ganzen Tragweite würdigen zu können, empfiehlt es sich, einen Wahlkreis in allen Einzelheiten zur Untersuchung zu bringen. Ich wähle dazu den Wahlkreis Rostock-Doberan — den 5. mecklenburgischen —, weil ich dort selbst kandidirt habe und deshalb Gelegenheit hatte, die Verhältnisse aus dem Grunde kennen zu lernen.

In diesem Wahlkreise ist ein äußerst heftiger Wahlkampf geführt worden. Schon in der Hauptwahl sind

ungefähr 88 pCt. aller eingeschriebenen Wähler an die Urne gegangen, während in der Stichwahl die Wahlbetheiligung 92 pCt. überschritten hat. Im Vergleiche mit dem Jahre 1893 gewannen die Sozialdemokraten 4084 Stimmen, die Freisinnigen 1059 Stimmen, während die Konservativen, welche im Jahre 1893 in der Stichwahl das Mandat eroberten, 1640 Stimmen gegen 1893 einbüßten. Im Ganzen wurden bei der Hauptwahl abgegeben 11 388 sozialistische und 11 866 nicht-sozialistische Stimmen. Die Nicht-Sozialdemokraten hatten also einen Vorsprung vor den Sozialdemokraten von 478 Stimmen. Bei der Stichwahl verschob sich dieses Verhältniß in der Weise, daß der Sozialist 12 609 Stimmen, der Freisinnige 12 078 Stimmen erlangte. Die Sozialisten, die bei der Hauptwahl hinter den Nicht-Sozialisten um 478 Stimmen zurückgeblieben waren, überflügelten die Nicht-Sozialisten bei der Stichwahl mit 531 Stimmen.

Vertheilt man die in der Hauptwahl wie in der Stichwahl abgegebenen Stimmen auf die Städte — Rostock und 6 kleinere Städte — einerseits und auf das platte Land andererseits, so ergibt sich folgendes Verhältniß: Die Sozialisten erhielten bei der Hauptwahl in den Städten 7113, auf dem Lande 4277 Stimmen, die Nicht-Sozialisten in den Städten 6847, auf dem Lande 5019 Stimmen. Es waren also bei der Hauptwahl insgesammt abgegeben: In den Städten 13 960 und auf dem platten Lande 9226 Stimmen. Bei der Stichwahl wurden abgegeben: in den Städten 15 024, auf dem platten Lande 9663 Stimmen. In den Städten wurden somit bei der Stichwahl überhaupt 1064 Stimmen mehr abgegeben, als bei der Hauptwahl. Von diesen 1064 Stimmen entfielen auf die Sozialdemokraten 534 und auf die Nicht-Sozialdemokraten 530 Stimmen. Der freisinnige Kandidat erhielt darnach in den Städten vermuthlich alle bei der Hauptwahl abgegebenen konservativen Stimmen; daneben wurden aus den Reserven noch weitere 530 Wähler herangezogen. Wäre dieselbe Entwickelung, wie in den Städten, auf dem platten Lande eingetreten, so hätte der Freisinnige mit 474 Stimmen gesiegt, während er thatsächlich mit 531 Stimmen gegen den Sozialisten unterlegen ist.

Es ist auch nicht dem geringsten Zweifel unterworfen — der Vergleich der einzelnen Zahlenergebnisse, besonders auf den Rittergütern, zeigt das deutlich genug —, daß von den auf dem platten Lande bei der Hauptwahl abgegebenen konservativen Stimmen eine nicht unbeträchtliche Zahl direkt auf den sozialdemokratischen Kandidaten übertragen worden ist. Folgende weitere Zahlenzusammenstellung wird das erläutern.

Wie bereits oben mitgetheilt ist, waren bei der Hauptwahl auf dem platten Lande abgegeben für den Sozialdemokraten 4 277, für die Nicht-Sozialdemokraten 5 019, zusammen 9 296 Stimmen. Bei der Stichwahl sind zusammen auf dem platten Lande abgegeben 9663 Stimmen; davon entfielen auf den Sozialdemokraten 4962, auf den Freisinnigen 4701 Stimmen. In den 5 019 nicht-sozialistischen Stimmen, die bei der Hauptwahl auf dem platten Lande abgegeben wurden, lagen 1 833 freisinnige Stimmen, während auf dem selben platten Lande für Professor Paasche, also seitens der Konservativen und insbesondere seitens der Anhänger des „Bundes der Landwirthe" 3 139 Stimmen abgegeben wurden. Es ist anzunehmen, daß bei der Stichwahl, die für mich in der Hauptwahl abgegebenen 1 833 Stimmen sämmtlich wieder zur Stelle waren. Außerdem sind aus den Reserven auf dem platten Lande noch insgesammt 437 Stimmen herangezogen. Rechnet man davon auch nur 200 auf die Liberalen, so ergäbe das für das platte Land 2033 liberale Stimmen. Diese Summe von den oben ermittelten 4701 Stimmen abziehend, erhält man 2668 Stimmen, die **höchstens** als Antheil der in der Hauptwahl abgegebenen 3139 konservativen Stimmen auf den Freisinnigen übergegangen sind, während beinahe 500 konservative Stimmen sich um den Sozialdemokraten „sammelten". Ich glaube, man kann in Wahlsachen einen exakteren Beweis kaum führen.

Diese 500 konservativen Stimmen haben genügt, um in einem Wahlkampfe, der beiderseits mit der größten Hartnäckigkeit geführt wurde und der unter einer geradezu beispiellosen Wahlbetheiligung zum Abschluß kam, die Sozialdemokratie zur Siegerin zu machen. Damit ist zum ersten Male in der Wahlgeschichte Mecklenburgs ein mecklenburgisches Reichstagsmandat in die Hände der Sozialdemokratie gefallen.

Es ist charakteristisch für die geringe politische Einsicht der mecklenburgischen Ritterschaft — auf ihren Gütern lag die Entscheidung —, daß sie nicht begriff, wie sehr sie kompromittirt werde, wenn die Rittergüter die Hülfstruppen zum Siege des Sozialdemokraten stellten. Mit Hülfe dieser „Stützen von Thron und Altar" zieht der Republikaner in den Reichstag ein. Die Feudalsten geleiten den Sozialdemokraten in das Haus am Königsplatz. Wenn Graf Posadowsky demnächst einmal wieder gegen die „revolutionäre, internationale Sozialdemokratie" donnert, so kann mit Fug und Recht der Reichstagsabgeordnete für Rostock-Doberan, Rechtsanwalt Herzfeld, ihm erwidern: „Erlauben Sie, Herr Staatssekretär, sprechen Sie nicht so despectirlich von uns Sozialdemokraten. Ich zum Beispiel verdanke meine Wahl den Feudalsten der Feudalen; ich bin recht eigentlich der Gewählte der mecklenburgischen Ritterschaft."

Die Sache ist so kompromittirend, daß man sich fragt: Liegt hier vielleicht doch kein dolus der mecklenburgischen Ritter, sondern nur politische Schwäche vor? Sind die konservativen Stimmen, die man in der Hauptwahl noch mühsam auf den Rittergütern zusammenbrachte, theilweise von selbst zur Sozialdemokratie übergegangen, als aus dem überraschenden Ergebniß der Hauptwahl die Stärke der Sozialdemokratie auf dem platten Lande offenkundig wurde? Das wäre in mancher Beziehung für die Konservativen noch schlimmer, denn es würde zeigen, daß die mecklenburgische Ritterschaft selbst auf ihrem eigenen Grund und Boden bereits jeden politischen Halt verloren hätte.

Einerlei aber, ob man Kanonne oder Schwäche annimmt, die gänzliche Unfähigkeit des reaktionären Agrarierthums, der Sozialdemokratie auf dem platten Lande Widerstand zu leisten, ist hier in einem prägnanten Paradigma vor Augen geführt.

Rückständige agrarpolitische Zustände — es sei hier im Vorbeigehen nur an das von wirthschaftlichen wie von moralischen Gesichtspunkten gleich verwerfliche mecklenburgische Hofgängerunwesen erinnert — und rückständige politische Anschauungen, das sind recht eigentlich die Schrittmacher der Sozialdemokratie!

Th. Barth.

König Wilhelm I. und die Militärreorganisation.

Es gibt Geschichtslügen, die so häufig und mit so großem Nachdruck wiederholt werden, daß diejenigen, zu deren Schaden sie ersonnen sind, schließlich selber an ihre Wahrheit glauben. Dazu gehört das von den Konservativen ausgesonnene Märchen, daß die liberale Opposition der Jahre 1860 bis 1866 die Militärreorganisation des Prinzregenten und späteren Königs Wilhelm durchaus verworfen und so in unpatriotischer Engherzigkeit und kurzsichtigem Doktrinarismus die Mittel zur Wehrhaftmachung des Staates und zur Erkämpfung der deutschen Einheit verweigert habe. Dagegen heben sich dann die Gestalten König Wilhelms und des Herrn von Bismarck um so glänzender ab, die in treuer und genialer Vaterlandsliebe schweren Herzens, aber mit unbesiegbarer Opferfreudigkeit den Kampf für die Macht Preußens und die Einheit des großen Deutschen Reiches bis zum Siege durchkämpften.

Und doch ist nichts unrichtiger. Bismarck zunächst hat, wie er bekanntlich selber im Juli 1866 dem Grafen Seherr-Toß erzählte, die Führung des Konfliktes gegen das preußische Abgeordnetenhaus keineswegs aus prinzipiellen Gründen unternommen, sondern um sich bei dem Könige, dem man ihn als „verkappten Demokraten“ verdächtigt hatte, unentbehrlich zu machen und so dessen Unterstützung zur Durchführung seiner großen politischen Pläne zu sichern.

Das Abgeordnetenhaus aber war bereit, die ganze Reorganisation anzunehmen, da es eine bedeutende Stärkung der preußischen Wehrkraft nach den traurigen Erfahrungen der Mobilmachung des Jahres 1859 durchaus für nöthig erkannte — mit Ausnahme der dreijährigen Dienstzeit und der Zurückdrängung der Landwehr. Nicht um die zukunftsreiche Entwicklung des preußischen Volksheeres drehte sich der Streit, sondern um die Abwehr der thatsächlichen Vernichtung der Landwehr, dieser selben Landwehr, die schon unter Wilhelm I. wieder zu vollen Ehren gekommen ist und in Frankreich ruhmvoll mitgefochten hat, sowie um die Geltung der zweijährigen Dienstzeit, dieser selben zweijährigen Dienstzeit, die Wilhelm II., seine militärischen Rathgeber und sein Parlament längst als durchaus zureichend erkannt haben.

Diese Thatsachen, sowie der Sinn, in dem wirklich Wilhelm I. den Kampf gegen das Abgeordnetenhaus führte, werden in das hellste Licht gestellt durch eine offizielle Veröffentlichung, durch die auf Befehl des gegenwärtigen Kaisers von dem preußischen Kriegsministerium publizirten „Militärischen Schriften weiland Kaiser Wilhelms des Großen“*). Es lohnt wohl der Mühe, diese wichtige Erscheinung vom rein historischen Standpunkte des nähern zu betrachten.

Von jeher war das eifrige Interesse des Prinzen Wilhelm den militärischen Dingen zugewendet. „Rein militärisch erzogen“, wie er selber im November 1859 im Ministerrathe sagte, hatte er sich, schon seitdem er in die Mitte der zwanziger Lebensjahre getreten war, um die Erhaltung und Hebung des heimischen Heeres mit ebenso vielem Fleiße wie Einsicht bemüht, und sein Rath hatte bei keiner technischen und organisatorischen Angelegenheit der Armee gefehlt. Wie er selber das ihm anvertraute dritte und dann das Gardekorps zu einem mustерhaften zu gestalten unablässig bemüht war, so richtete er seine Thätigkeit auch beständig auf die allgemeinen Fragen der Heereseinrichtungen, zumal seitdem, bei der Kinderlosigkeit seines älteren Bruders, er selber oder doch sein Sohn zur dereinstigen Nachfolge auf dem Throne bestimmt schienen. Er wurde geradezu ein zweiter oder vielmehr erster Kriegsminister, dessen Ansicht und Willensäußerung oft einflußreicher waren als die des nominellen Inhabers jenes hohen Amtes.

Und welches waren nun die Gesichtspunkte des Prinzen bei diesem seinem Lebenswerke? Zurückdrängung des volksthümlichen Charakters des preußischen Heeres, dessen möglichste Annäherung an eine Armee von Berufssoldaten.

Zu diesem Zwecke sollten mehrere Maßregeln dienen: die Vermehrung der Kapitulanten — also der wirklichen Berufssoldaten — die Aufrechterhaltung einer drei- bezüglich vierjährigen Dienstpflicht der übrigen Soldaten bei der Fahne, und endlich die Vernichtung oder doch, wenn dies nicht möglich, die thunlichste Einschränkung der Landwehr.

Entgegen der Ansicht fast aller übrigen Generale, die die Kapitulanten als in ihrer Mehrheit unnütz, nachlässig und sogar dem Trunke ergeben schilderten, forderte Prinz Wilhelm schon im Oktober 1832 und März 1833 eine möglichst große Anzahl, mindestens 265 für das Kavallerieregiment, 360 für das Infanterieregiment (I 170 ff. 132 ff.). Nur so glaubte er „den Geist der Truppe“ erhalten zu können.

*) 2 Bände. Berlin, 1897. Mittler.

Aus ähnlichen, politischen, eigentlich nicht militärischen Gesichtspunkten ging seine unbedingte Vorliebe für den dreijährigen Dienst im stehenden Heere hervor.

Seit den Befreiungskriegen hatte sich die weit überwiegende Zahl der militärischen Autoritäten Preußens für die zweijährige oder gar noch kürzere Dienstzeit ausgesprochen. General von Grolman, einer der genialsten Führer in jenen großen Kämpfen, hatte eine Ausdehnung der Präsenzzeit unter den Fahnen geradezu als einen schweren Schaden für die militärische Tüchtigkeit bezeichnet.*) Im Jahre 1832 forderten von den neun Generalkommandos des Heeres fünf eine Dienstzeit von nur 18, eines sogar von nur 1... bis 17 Monaten (Militärische Schriften Wilhelms des Großen, I 146, 187). Der damalige Kriegsminister von Hake sowie viele andere hohe Offiziere erklärten sich mit dieser Auffassung durchaus einverstanden; sie setzten es gegen den heftigen Widerstand des Prinzen Wilhelm durch, daß König Friedrich Wilhelm III. wenigstens die zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie generell einführte. Auch unter Friedrich Wilhelm IV. war es so geblieben, nachdem General v. Müffling, gleichfalls ein berühmter Veteran der Befreiungskriege, diese kurze Zeit als „für die preußische Nation durchführbar“ bezeichnet hatte (I 579). Wir werden sehen, daß noch 1859, trotz der bekannten Entschließung des Prinzregenten für den dreijährigen Dienst, die Kommission der Generale sowie Herr von Roon selber der Abkürzung der Präsenzzeit unter den Fahnen wiederholt das Wort redeten und nur dem bestimmten Befehle des Herrschers wichen.

Welches waren aber des letzteren Beweggründe bei seinem unentwegten Eintreten für drei- bezüglich bei der Kavallerie vierjährigen Dienst? Er selber hat sich darüber wiederholt auf das unzweideutigste ausgesprochen.

„Je kürzer“, schreibt er am 9. April 1832 dem Kriegsminister, „die Dienstzeit des Soldaten ist, um so mehr muß auch der Soldatengeist aus der Armee verschwinden.“ Der „Soldatengeist“ sei aber das einzige Kampfmittel gegen den Liberalismus, den der Prinz ohne weiteres mit der Revolution identifizirt. „Die Tendenz der revolutionären, oder liberalen Partei in Europa“, fährt er in jenem Schreiben fort, „ist es, nach und nach alle die Stützen einzureißen, welche dem Souverän Macht und Ansehen und dadurch im Augenblicke der Gefahr Sicherheit gewähren. Daß die Armeen die vornehmlichsten dieser Stützen noch sind, ist natürlich; je mehr ein wahrer militärischer Geist dieselben beseelt, je schwerer ist ihnen beizukommen. Die Disziplin, der blinde Gehorsam sind aber Dinge, die nur durch lange Gewohnheit erzeugt werden und Bestand haben, und zu denen daher eine längere Dienstzeit gehört, damit im Augenblick der Gefahr der Monarch sicher auf die Truppe rechnen könne. Dieser blinde Gehorsam ist es aber gerade, was den Revolutionären am störendsten entgegentritt.“ (I 153 f.) — „Vollständig einverstanden. Vollkommen meine Ansicht!“ bemerkt er am 14. Januar 1843 zu einer Denkschrift des Generalmajors von der ..., die diesen Soldatengeist dem Streben „des heutigen Volksgeistes nach sogenannter politischer Freiheit und Mündigkeit“ entgegensetzt und jenen zur „festen Stütze des Thrones, nicht allein gegen alle Gewalt von außen, sondern auch gegen jedes andere wider denselben gerichtete Streben“ berufen erklärt (I 502). Sollen doch auch die auf Avancement dienenden jungen Leute vor ihrer Aufnahme in das Offizierkorps auf ihre gute Gesinnung geprüft werden (I 5...). Als Prinzregent hat dann Wilhelm I. in einer offiziellen der Reform des deutschen Bundesheeres gewidmeten Denkschrift die dreijährige Dienstzeit verlangt, nicht weil sie Erforderniß der militärischen Ausbildung des Soldaten sei, die in zwei Jahren vollkommen erreicht werden könne, sondern als nothwendig für die Disziplin, für den Gehorsam des Soldaten, als eine Waffe gegen die „Revolution“.

*) General v. Conrady, Leben und Wirken des Generals Carl v. Grolman, III. 297.
**) Bailleu in der Histor. Zeitschr., Neue Folge, XLII 38...

Aus diesen, und nur aus diesen Gesichtspunkten heraus hatte der Prinz in den letzten Regierungsjahren seines Bruders (1851—1857) unausgesetzt für die dreijährige Dienstzeit gekämpft.

Also möglichst zahlreiche Berufssoldaten, die übrigen möglichst lange bei der Fahne, um einen militärischen Kastengeist auszubilden — das waren die Absichten des Prinzen, der das Heer in erster Linie als Waffe gegen den Liberalismus betrachtete.

Damit stimmen auch seine sonstigen Tendenzen im Heerwesen durchaus überein. Am liebsten hätte er den Stand der einjährigen Freiwilligen ganz abgeschafft, der ihm offenbar ein nicht hinreichend militärisch geschulter Theil der Armee zu sein schien. „Was die Idee des vermehrten einjährigen Dienstes betrifft", sagte er, nach seinen eigenen Aufzeichnungen, im Staatsministerium am 19. Dezember 1843 (I 575), „muß ich diese als höchst nachtheilig für die Armee und den Geist unserer Armeeverfassung betrachten. Es ist ja schon ein Uebelstand, daß der einjährige Dienst besteht". — Aus gleichen konservativen Rücksichten erklärt er sich, am 9. Mai 1844 (I 493 f.), gegen das Avancement von Unteroffizieren zu Offizieren. „Die Anforderung, welche an preußische Offiziere hinsichtlich ihrer Gesinnung, ihres Geistes gemacht werden muß, kann natürlich bei den zu Offizieren zu befördernden Unteroffizieren nicht gemacht werden."

Der Offizierstand aber, in dem der Prinz das eigentliche Heer sah und für den das Volk seine Söhne als Material zum blinden und passiven Gehorsam herzugeben hatte, sollte hauptsächlich dem Kleinadel zugänglich sein und diesem als Versorgung auf Kosten der Steuerzahler dienen. „Die Reduzirung der überzähligen Offiziere", heißt es in des Prinzen zuletzt angeführter Denkschrift an den Kriegsminister (I 494 ff.), „hat auch noch einen anderen sehr großen Uebelstand, indem sie der im preußischen Staate ganz eigenthümlichen Klasse von Offizierskandidaten, nämlich den Söhnen des ärmeren Adels und der ärmeren Offiziere, eigentlich geradezu ihre Zukunft abschneidet". Deshalb sollen die Kadettenhäuser vermehrt und für arme Offizierssöhne Freistellen an den Gymnasien gestiftet werden. „Der Soldatengeist läuft Gefahr, aus der Armee zu verschwinden, wenn wir die Klassen aus derselben verdrängen, welche bisher diesen Geist mit der Muttermilch einsogen und wieder vererbten! . . . Daher müssen Mittel geschaffen werden, um den armen Offiziersadelsfamilien*) die Möglichkeit zu verschaffen, ihren Söhnen die gesteigerte Bildung zum Theil auf Kosten des Staates zu gewähren." Immer wieder wird auf Vermehrung der Kadettenhäuser gedrungen, die noch im Juni 1857 der Prinz geradezu als „Wohlthätigkeitsanstalt für die Söhne unvermögender Offiziere und des armen Adels" bezeichnet (II 299).

Neben einem solchen ausschließlich vom Adel geführten, zu passivem Gehorsam gedrillten, gegen jede konstitutionelle Bestrebung gerichteten Heere ist freilich für die Landwehr kein Platz. Die Wehrleute sind reife und erfahrene Männer, die die Anschauungen der Zeit in sich aufgenommen haben und des soldatischen Drills und Kastengeistes entbehren, ja nicht einmal immer zum Schießen auf die „Revolutionäre" brauchbar sind. Deshalb hatte der Prinz stets der Unterordnung der Landwehr unter Linienoffiziere das Wort geredet. Seit dem Jahre 1848 aber wollte er sie geradezu abschaffen (II 68) und damit die Axt an die Wurzel des von Scharnhorst begründeten preußischen Wehrsystems legen, das sich dann in drei Kriegen noch glorreich bewähren sollte. Diese Anschauung war aber leider für den Prinzregenten bei der Reorganisation noch maßgebend. Im Juli 1858 identifizirte er sich „unbedingt" mit dem Satze Roon's: „daß die Landwehr eine politisch falsche, militärisch falsche und schwache Einrichtung sei" (II 299). Und doch mußte man ihr bei der Mobilmachung des Jahres 1859 ein verhältnißmäßig gutes Zeugniß geben, traten fast nur bei ihrer Reiterei schwere Mängel hervor, deren Schuld aber auch nicht am Menschenmaterial, sondern an der Militärverwaltung lag (II 304 f.).

Solchen Tendenzen sah sich die liberale Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses in den Jahren 1860 bis 1866 gegenüber. Nur ihnen machte sie Opposition, nicht der Vermehrung und Stärkung der Wehrkraft des preußischen Staates, der sie jederzeit zuzustimmen bereit war. Stand man im September 1862 nicht auf dem Punkte, sich mit Roon auf Grund einer zwei- und selbst zweiundeinhalbjährigen Dienstzeit zu einigen? Ist nicht noch im Mai 1863 die von Forckenbeck vorgeschlagene und von der Kammerkommission mit ungeheurer Mehrheit angenommene und selbst von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" im Ganzen gebilligte Versöhnung nur an dem damaligen Konfliktsbedürfniß Bismarck's gescheitert? Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses stritt ausschließlich gegen den feudalen und absolutistischen Charakter des Heeres, gegen Adelsbevorzugung und Kadettenhäuser, für zweijährige Dienstzeit und Bewahrung des Landwehrinstituts. Die zweijährige Dienstzeit besteht jetzt wieder seit fünf Jahren; die Erhaltung der Landwehr hat sich sofort als nothwendig herausgestellt, da 1866 wie 1870 die Landwehr am Kriege hat theilnehmen müssen, da in allen drei Kriegen, auch 1864, zahlreiche Landwehrmänner sogar in die Linien- und Garderegimenter eingereiht wurden, da längst, seit 1888, auch die Landwehr zweiten Aufgebots wieder aufgerichtet ist. Man sieht, die militärischen Anschauungen der liberalen Partei der sechziger Jahre haben sich durchaus bewährt und als richtig herausgestellt.

Die Reorganisation, wie sie in ihren charakteristischen Zügen im Jahre 1859 geplant wurde, ist ausschließlich das Werk des Prinzen Wilhelm. Die authentischen Aktenstücke der „Militärischen Schriften" beweisen bis zur Evidenz, wie unbegründet der öfters erhobene Anspruch Roon's war, der wahre Schöpfer der Reorganisation gewesen zu sein. Das erste Projekt Roon's, vom Juli 1858, wurde vielmehr durchaus abgelehnt (II 299 f.) Im September 1859 verlangte Roon die Herabsetzung der Kriegsstärke der Bataillone auf 800 Mann und umfassende Beurlaubungen, die faktisch eine zweijährige Dienstzeit bedeutet hätten — leider wurde das vom Prinzregenten verworfen (II 312). Dasselbe Schicksal erlitten, im Januar 1860, neue Vorschläge Roon's, die eine thatsächliche zweiundeinhalbjährige Präsenz bedeutelen (II 320). Selbst nur die Beschränkung des stehenden Heeres auf ein Prozent der Bevölkerung, wie Roon sie im November 1862 vorschlug, fand nicht die Zustimmung des Königs Wilhelm (II 325), der sich in Bezug auf die Stärke der Armee überhaupt nicht binden wollte, um seinem Herrscherrechte nichts zu vergeben. Der König erklärte des Ministers Vorschläge geradezu für „das Todesurtheil der Armee" und begleitete sie mit eigenhändigen vernichtenden Bemerkungen (II 479 bis 488).

Ebenso wenig aber wie Roon waren der frühere Kriegsminister von Bonin und dessen Räthe, war die Kommission der Generale im Oktober 1859 von der Nothwendigkeit der dreijährigen Dienstzeit überzeugt; sie alle forderten nur zwei, höchstens 2½ Jahre (II 314, 317, 456). Das allgemeine Kriegsdepartement stellte auch die gesetzliche Regelung der Reform der Heeresverfassung als unbedingt geboten hin (II 309), hat also von vornherein die Einführung der Reorganisation ohne Zustimmung beider Häuser des Landtages, wie sie später geschah, als verfassungswidrig bezeichnet.

Der Prinzregent und König Wilhelm I. stand demnach mit der in der Reorganisation enthaltenen Forderung der dreijährigen Dienstzeit unter den öffentlichen Gewalten ganz allein da. Er fand hierin nur die Billigung der extrem feudalen Kamarilla, die hauptsächlich durch die Generaladjutanten von Manteuffel und von Alvensleben repräsentirt wurde. Sie brachten den Regenten dahin, den Reorganisationsentwurf noch in dem ihnen genehmen Sinne zu verstärken, durch Vermehrung der Kavallerieregimenter,

*) So hieß es im Texte der Aufzeichnungen des Prinzen. Der Abdruck des Kriegsministeriums setzt ein „(und)" dazwischen: „Offiziers- (und) Adelsfamilien."

Erhöhung des Etats der Garde, kostspielige Uniformirung u. s. w., Dinge von großer finanzieller Tragweite (II 318, 456). Später wollte der König auch nicht ein Jota von seinen Forderungen aufgeben — lieber abdanken — um nicht den Anschein zu erwecken, daß er in militärischen Dingen die Krone vor dem Votum der Volksvertretung zurückweichen lasse.

Noch Eines muß angeführt werden. Niemals in seinen persönlichen Kundgebungen hat der Prinz oder König auf die Absicht hingewiesen, die verstärkte und reorganisirte Armee zur Erstreitung der Vorherrschaft Preußens in Deutschland, zur Herstellung von Deutschlands Einheit zu verwenden. Ein solcher Plan hat ihm offenbar durchaus fern gelegen. Er hat sich sogar der Bestimmung der deutschen Wehrverfassung von 1848 widersetzt, die die Kontingente der kleineren deutschen Staaten den größeren, sowie der Centralgewalt unterordnete, aus zärtlicher Besorgniß für die Souveränität der Kleinfürsten (II 2). So wenig Gefühl hat er damals für die Einigung Deutschlands gehabt. Er wünschte vielmehr nur selber eine Armee zu besitzen, die Preußens äußere Gegner und zugleich die „Demokraten“ im Innern erfolgreich zu bekämpfen vermöge.

Von Seiten des gegenwärtigen Kaisers war es offenbar ein hochherziger Entschluß, die militärischen Schriften seines verewigten Großvaters der Oeffentlichkeit zu übergeben. Denn sie zeigen Wilhelm I. als Gegner derjenigen Einrichtungen — zweijährige Dienstzeit bei den Fahnen und starke Landwehr in zwei Aufgeboten — auf denen gegenwärtig die preußische und deutsche Heeresverfassung beruht. Sie beweisen ferner, wie gerechtfertigt die Opposition des preußischen Volkes und seiner Vertreter während der Konfliktszeit gegen diejenigen Bestimmungen der Reorganisation war, die ganz unmittelbar feudaler und absolutistischer Gegnerschaft wider jedes moderne politische und soziale Leben dienen sollten.

Fern sei es von uns, mit dem Gesagten irgendwie die ehrwürdige Gestalt des ersten deutschen Kaisers angreifen zu wollen. Wilhelm I. war unter dem Einflusse der heiligen Allianz gebildet und zum Manne geworden, er hatte ausschließlich die Erziehung als Soldat erhalten — nichts war natürlicher als die Gesinnung, die er in seinen militärischen Schriften ausspricht. Daß er später in seinem hohen Alter sich noch bildungsfähig zeigte, daß der Greis mit steter Selbstarbeit nach in die größeren Aufgaben eines verfassungsmäßigen Königs von Preußen und Kaisers der Deutschen hineinwuchs, das scheint uns um so bewunderungswürdiger, je größer die Vorurtheile gewesen waren, die er dabei in sich zu überwinden hatte.

M. Philippson.

Joseph Leiter's Glück und Ende.

Seit mehreren Monaten beschäftigten die riesigen Weizenspekulationen eines jungen Milliardärssohns in Chicago die Phantasie der ganzen Welt. Die Brotkrawalle in Italien wie die Freudenausbrüche der Farmer im amerikanischen Nordwesten wurden ihm aufs Konto gesetzt. Als was für kleine Schächer erschienen die Ritter & Blumenfeld und Cahn & Rosenberg neben diesem Riesen, dessen spekulative Hände mit Millionen Bushels spielten. Das kindische Geschrei nach gesetzgeberischem Schutz, das heute regelmäßig ertönt, sobald eine ungewöhnliche wirthschaftliche Erscheinung die Augen der Menge blendet, erscholl natürlich sofort auch hier. Joseph Leiter war für einige Zeit der schwarze Mann des europäischen Philisteriums. Unsere Agrarier andererseits hätten ihm das Treiben der Weizenpreise wohl verziehen, wenn er nicht die Taktlosigkeit besessen hätte, à la hausse zu spekuliren, als der nothleidende preußische Junker kein Korn mehr zu verkaufen hatte.

So wurde denn Joseph Leiter in Europa immer schlechter angeschrieben, und wenn man denjenigen, die ihn nicht kannten und deshalb nun ja zuverlässiger über ihn berichteten, Glauben schenken wollte, so sah er dem bösen Prinzip unserer Kolportageromane verzweifelt ähnlich. Poor fellow! Wie unrecht man ihm that. Der verwöhnte Sohn eines der reichsten Männer der Vereinigten Staaten mit allerlei ehrgeizigen Tendenzen — er hat auch in der letzten Präsidentschaftswahlkampagne wacker mit gegen Bryan gefochten, — mit jenem geringen Verständniß für die wirthschaftliche Bedeutung der Quantität, wie es Söhnen reicher Väter häufig eigen ist, warf er sich in eine Spekulation, die seine Voraussicht mit riesigen Gewinnen zu belohnen schien. Vor Jahresfrist begann er Weizen zu kaufen, zunächst keine „Papierwaare“, sondern das reelle Produkt amerikanischer Farmen. Was er zusammenkaufte, verkaufte er alsbald wieder, besonders nach England und Frankreich. Inzwischen erwarb er neue Waare. Die Weizenpreise stiegen. Wie stets beim raschen und andauernden Steigen der Weizenpreise zwischen zwei Ernten wurde die Nachfrage allmählich ängstlicher. Man nahm an, die Summe der in der Welt vorhandenen und verfügbaren Vorräthe sei überschätzt. Dann verschärfte sich der spanisch-amerikanische Konflikt. Erst hielt man es für unmöglich, daß es zum Kriege kommen könne. Schließlich kam der Krieg doch. In der ersten Bestürzung griff Alles zu: Jeder wollte sich noch rechtzeitig mit Brotstoffen versorgen, um jeder Eventualität gegenüber gesichert zu sein. Die Preise stiegen panikartig, besonders auf den spekulativen Märkten Amerikas. Im Mai sprang der Weizenpreis (heute unter 70 Cents) auf die unerhörte Höhe von 1 Doll. 85 Cents per Bushel. Man rechnete Joseph Leiter nach, daß er bei seinen Weizenspekulationen 25 Millionen Mark verdient habe: selbst für einen Chicagoer Millionärssohn kein Pappenstiel.

Das Erstaunen über diesen kolossalen Gewinn war noch in vollem Gange, da meldeten die Kabel, daß Joseph Leiter mit seinen Spekulationen Schiffbruch gelitten habe. Die Weizenpreise fielen ebenso rapide — in wenigen Tagen um einen Dollar per Bushel — wie sie vorher gestiegen waren: der Krach war da.

Wie war das zugegangen? Es waren die natürlichen Wirkungen jener „ehernen großen Gesetze“, nach denen auch die größten Spekulanten „ihres Daseins Kreise vollenden“.

Kühn gemacht durch die ungewöhnlichen Erfolge seiner gewaltigen Spekulation, war Joseph Leiter zu immer gewaltigeren Transaktionen in effektiver Waare — cash wheat — wie in Terminwaare — futures — übergegangen. Dabei wurde der hitzige Spekulant — das ist besonders interessant —, der nach der Meinung unserer agrarischen Gelehrten die Preise „willkürlich gemacht“ hatte, über den Bestand der hohen Preise so sehr getäuscht, daß er selbst bei schon sehr hohen Preisen noch immer zukaufte. Er glaubte eben an eine wirklich vorhandene Knappheit. Hier aber steckte der Irrthum im Calcul. Bei den enorm hohen Weizenpreisen kamen aus allen Winkeln unbeachtet gebliebene Weizenvorräthe auf den Markt. In einer einzigen Maiwoche strömten nicht weniger als 6 215 000 Bushels von amerikanischen Farmen auf die inneren Märkte. Im vorigen Jahr war in keiner Maiwoche auch nur die Hälfte dieser Menge den Märkten zugeführt, im ganzen April dieses Jahres nicht so viel, wie in dieser einzigen letzten Maiwoche. Diese unerwarteten Reserven brachen der Spekulation das Genick, neben der Aussicht auf eine in Kürze zu erwartende ausgezeichnete Ernte.

Joseph Leiter's gewonnene Millionen erwiesen sich als Katzengold. Er wird froh sein, wenn er mit ein Paar Millionen Dollars Verlust das väterliche Komptoir wieder erreicht. Die Familie ist übrigens reich genug, um eine so interessante Erfahrung bezahlen zu können.

Und nun die Moral von der Geschichte! Ist es nicht praktischer und lehrreicher, durch die natürliche Entwicklung der Dinge die Grenzen der Spekulation gezogen und

spekulative Ausschreitungen bestraft zu sehen, als sich hinter, zumeist obendrein unwirksame, gesetzgeberische Schutzwände zu verkriechen? Der Denkzettel, den Mr. Joseph Leiter bei dieser Gelegenheit bekommen hat, ist ein Memento für alle waghalsigen Spekulanten. Und da die Spekulation nothwendig ist, nur die Ausschreitungen schädlich sind, die Grenze zwischen der gesunden und der ungesunden Spekulation aber niemals durch Gesetz gezogen werden wird, so sind gerade solche Erfahrungen, wie sie jetzt Joseph Leiter am eigenen Leibe gemacht hat, von großer erzieherischer Bedeutung.

Erfahrungsgemäß mißglücken beinahe regelmäßig alle Spekulationen, die auf eine Preistreiberei im größten Stil abzielen und quantitativ bedeutende Weltmarktartikel umfassen. Die Natur der Dinge läßt sich glücklicher Weise nicht leicht vergewaltigen. Aber gut ist es, wenn diese Lehre von Zeit zu Zeit den Menschen immer einmal wieder klar vor Augen gestellt wird.

Ferdinand Svendsen.

Das römische Sicilien.*)

I.

Von den fünf größeren Inseln des Mittelmeeres sind für die Kultur- und politische Geschichte der umwohnenden Völker, und damit für die Gesammtgeschichte Europas, nur drei von erheblicher Bedeutung geworden. Das dreieckförmige Cypern, das sich in den Winkel zwischen Kleinasien und Syrien hineinzieht, und das langgestreckte Kreta, welches von der Südspitze des Peloponnes quer durch das Meer sich nach der Südwestecke von Kleinasien ausdehnt, haben in der Urzeit gleichsam als Brückenköpfe für die von dem Orient nach dem Occident hinstrebende Kulturbewegung gedient, sind aber dann, als diese zurückflutete, fast ganz hellenisirt worden. Keinen Vergleich mit diesen beiden Inseln des östlichen Mittelmeerbeckens halten die beiden anderen des westlichen, Sardinien und Corsika, aus. Sie sind für die Geschichte fast ohne allen Belang. Die unvergleichlich wichtigste der fünf Inseln ist Sicilien, wie sie auch räumlich die größte derselben ist. Von Italien, von dem es auch geologisch betrachtet nur eine Fortsetzung ist, durch den schmalen Sund von Messina getrennt, und sich, freilich nur submarin, bis zur Küste Afrikas weiterhin erstreckend, bildet es die Scheidewand zwischen dem östlichen und westlichen Mittelmeerbecken. Schon daraus ergibt sich das Doppelgesicht seiner Geschichte. Mit seiner an guten Häfen reichen Ostküste und seinem langen Südlitoral war es all den Bewegungen ausgesetzt, welche vom Osten ausgehend nach dem Westen abliefen. Sie fanden hier einen natürlichen Abschluß und erreichten in mancher Beziehung dabei ihre höchste Steigerung. Die Rückwirkung des hellenisirten Siciliens auf die Geschicke und die Kultur des Mutterlandes ist daher auch eine sehr bedeutende gewesen. Die Macht des hellenischsten aller hellenischen Staaten ist ja vor den Mauern von Syrakus gebrochen worden. Hatte die Geschichte Siciliens daher in den Zeiten, in welchen noch das hellenische Element im Mittelmeer das vorherrschende gewesen war, sich besonders an der Ost- und Südküste abgespielt, so veränderte sich das mit der Verlegung des Schwerpunktes der politischen Macht der alten Welt an den Rand des westlichen Mittelmeerbeckens, nach Rom. Sicilien, zur römischen Provinz geworden, hat eine ganz andere, und, kulturgeschichtlich angesehen, untergeordnete Bedeutung erhalten, als die es erlangt hatte, da es noch ein lebendiges Glied von Gesammthellas war. Der Uebergang aus dieser Periode in die römische hat sich jedoch nicht unmittelbar und ohne das Eingreifen einer dritten, dem römischen und hellenischen Wesen gleich fremden und feindlich gegenüberstehenden Nation vollzogen. Wie schon in den ältesten Zeiten die Phönizier von den Küsten Syriens aus in die Händel der östlichen Mittelmeervölker eingegriffen hatten, so war jetzt an der Küste Afrikas Sicilien gegenüber eine phönizische Kolonie erblüht, welche Jahrhunderte hindurch mit den Hellenen Siciliens in furchtbaren Kämpfen gelegen hat und von diesen niemals ganz hat bezwungen werden können. Karthago niederzukämpfen, war nur der zur Weltherrschaft sich entwickelnden Macht Roms möglich. Daß dieser Entscheidungskampf aber sich um und auf Sicilien entzündete und abspielte und damit den Uebergang von der hellenischen zur römischen Epoche Siciliens herbeiführte, war nach der ganzen Lage der Dinge eine Naturnothwendigkeit. Die Römer entrissen Sicilien den Händen eines orientalischen, semitischen Volkes und haben es länger als ein Jahrtausend unter allerlei Zwischenfällen behauptet, wenn man die Herrschaft Neuroms am Bosporus als eine Fortsetzung der Altroms mit Recht ansieht. Dann sind noch einmal Söhne des Ostens gekommen und haben auch hier die byzantinische Macht gänzlich ausgerottet. Erst gegen Ende des elften Jahrhunderts n. Chr. gelang es einem christlich-occidentalischen Volksstamme, die Insel der Kultur des Westens definitiv zu erobern und dem Kulturganzen der römisch-germanischen Christenheit einzuverleiben.

Es ist wohl sehr begreiflich, daß wenn man die Geschichte Siciliens von jenen Zeiten an, da die Söhne Sidons Handelsfaktoreien auf den Inselchen und Küstenvorsprüngen Siciliens anlegten, bis zur endgültigen Vertreibung der Araber von ihr überblickt, man sie unter dem Gesichtspunkte der „ewigen" orientalischen Frage, d. h. unter dem Gesichtspunkte der Wechselbeziehung zwischen dem Orient und Occident, der Aktion und Reaktion, die beide aufeinander ausgeübt, betrachten kann. Die Geschichte Siciliens würde also im Kleinen, so angeschaut, eine Art Paradigma für jene großen welthistorischen Kämpfe, mit denen sie direkt und indirekt verflochten war, abgeben. Ein bedeutender und gedankenreicher englischer Historiker, Edward Augustus Freeman, hat in einem wohl etwas zu breit angelegten, leider unvollendet gebliebenen Werke, von dem nur drei Bände erschienen sind, die welthistorische Stellung Siciliens in dieser Richtung in der That darzulegen versucht. So umfassend und geistreich und auf eigener Nachprüfung der ersten Quellen der Geschichte Siciliens beruhend dieses von Professor B. Lupus auch ins Deutsche übersetzte Werk sein mag, es würde wohl nie konzipirt worden sein, wenn ihm nicht zwei Werke vorausgegangen wären, welche die wichtigsten Perioden der sicilischen Geschichte zum ersten Male unter Heranziehung aller bisher bekannten und mancher ganz neu erschlossenen Quellen, und unter Berücksichtigung aller Kulturbeziehungen mit Geist und Gelehrsamkeit behandelt hätten. Ich meine die „Geschichte Siciliens im Alterthum" von Adolf Holm, von der die beiden ersten Bände 1870 und 1874 erschienen waren, und die Freeman nach ihrer kritischen Seite hin als Grundlage gedient haben. Ferner die Storia dei Musulmani in Sicilia von Michele Amari, ein Werk, welches für die von ihm behandelte Zeit ganz epochemachend geworden ist, und von dem die zweite, vom Verfasser vorbereitete und stark ergänzte Ausgabe leider noch immer nicht erschienen ist.

Wenn hier nur auf den dritten Band des überaus gründlichen und gelehrten Werkes von Holm Rücksicht genommen und allein an ihn angeknüpft wird, so geschieht dieses aus einem doppelten Grunde. Einmal berühren sich die Verhältnisse des heutigen Siciliens, welche ja in Folge ihrer Eigenartigkeit die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt neuerdings schon wiederholt auf sich gezogen haben, und die Geschicke des modernen Italiens fortwährend beeinflussen, mit denen doch viel näher, welche sich in der römisch-byzantinischen Zeit dort herausgebildet haben, und sind von diesen in manchen Beziehungen immer noch stark bedingt. Dann aber sind auch die beiden ersten Bände Holm's, welche fast seit einem Vierteljahrhundert abgeschlossen uns vorliegen, allen denen, welche sich für die ältesten Geschicke der

*) Ad. Holm, Geschichte Siciliens im Alterthum. Band III. Leipzig. W. Engelmann. 1898.

Insel interessieren, schon längst bekannt. Warum Professor Holm erst jetzt dazu gekommen ist, den Abschluß seines Werkes herbeizuführen, erklärt sich aber nicht allein aus dem Umfang der Vorstudien, die er für diesen Zeitraum von mehr als elf und einem halben Jahrhundert sicilischer Geschichte machen mußte, sondern auch aus den, für einen deutschen Gelehrten nicht ganz gewöhnlichen Geschicken ihres Autors, auf die hier mit einigen Worten einzugehen, uns nun gestattet sein möge.

Adolf Holm, ein Lübecker von Geburt (geb. den 8. August 1830) und Lehrer am dortigen Gymnasium, war schon früh mit seinem Freunde und Landsmann, dem bekannten Etruskologen Deecke, auf das Studium altitalischer, speziell sicilischer Geschichte hingelenkt worden. Er hatte beschlossen, eine Darstellung der Geschichte des alten Siciliens zu seinem Lebenswerke zu machen. Nach mancherlei Vorarbeiten erschien 1870 in der That der erste Band dieser Geschichte, dem dann, nach einem längern Aufenthalt in Sicilien, der zweite Band folgte. Diese beiden Bände, in denen die Geschichte der Insel von ihren ältesten Zeiten an bis zum Ausgang ihrer spezifisch hellenischen Epoche in einer bisher selbst annähernd gar nicht vorhandenen Weise dargestellt worden war, fand nicht nur die verdiente Anerkennung in Deutschland, sondern auch in Italien. Holm wurde, wenn ich nicht irre, besonders auf Betreiben Michele Amoris 1876 als Professor der alten Geschichte an die Universität von Palermo berufen. Dort wirkte er bis 1883, wo er aus Gesundheitsrücksichten sich nach Neapel versetzen ließ. Der neugebackene Professor der alten Geschichte mußte in Palermo nicht nur neue Hefte ausarbeiten, sondern hatte dies auch in einer Sprache zu thun, welche, wenn ihm bisher auch nicht fremd, so doch nicht in dem Maße zu eigen gewesen war, daß sie die gegen Verstöße gegen ihren Sprachgebrauch besonders empfindlichen Italiener hätte vollkommen befriedigen können. Aber alle diese Schwierigkeiten wurden von dem noch dazu körperlich nicht besonders kräftigen Manne gut überwunden, und er konnte sich nach einigen Jahren wieder seinen Lieblingsstudien hingeben. Mit seinem Freund, dem in Deutschland ausgebildeten Architekten und Archaeologen Saverio Cavallari veröffentlichte er u. A. ein prächtig ausgestattetes Werk zur Topographie des alten Syrakus. Da er es mit den von ihm zu haltenden Vorlesungen über die Gesammtgeschichte des alten Griechenlands sehr ernst genommen und dieselbe nach ihrem Quellenbestand gründlich durchgeforscht hatte, konnte er einer Aufforderung, sie in zusammenhängender Erzählung vorzulegen, nicht widerstehen. So entstand seine griechische Geschichte in vier Bänden (1886—1893), ein Werk, das mit selbständigem Urtheil die Geschichte des hellenischen Volkes im Alterthum von seinen Anfängen bis zu seinem Ausgange in deutscher Sprache zum ersten Male vollständig erzählt hat, und jetzt auch ins Englische übersetzt wird. Nach Vollendung dieses Werkes nahm er nach zwanzig Jahren die Ausarbeitung des Schlußbandes seines Lebenswerkes wieder auf und schenkte uns von Freiburg i. B. aus, wohin er sich als Pensionair zurückgezogen hat, diesen dritten Band, welcher außer der Darstellung der Geschichte Siciliens von 264 a. Chr. bis zum Jahre 902 n. Chr., und sehr reichen kritischen Ausführungen zu derselben, eine vollständige Geschichte des sicilischen Münzwesens bis zur Zeit des Augustus auf S. 543—752 enthält, wie wir bisher noch gar keine hatten. Bekanntlich sind ja die sicilischen Münzen die schönsten des Alterthums und aller Münzen überhaupt. Auf acht ausgezeichnet hergestellten Tafeln werden uns hier die vorzüglichsten Typen derselben vor Augen geführt. So haben wir in diesem Werke treuesten Fleißes, großer Gelehrsamkeit und eindringenden Scharfsinnes eine Gabe vor uns, die der deutschen Gelehrsamkeit nach allen Seiten hin zur größten Ehre gereicht.

(Ein Schlußartikel folgt.)

O. Hartwig.

Französische Tageskritik.

Im Luxemburg-Garten zu Paris haben sie dieser Tage Sainte-Beuve ein Denkmal aufgerichtet. Ich weiß nicht, wie der Künstler den großen Renan-Kenner und Menschenkenner dargestellt hat. Zum Wesen Sainte-Beuve's würde wohl der Wunsch des Knaben Lessing stimmen: „mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen oder ich will lieber gar nicht gemalt sein." Denn auch er liebte — um ein Wort Hermann Grimms auf seinen Vater zu wiederholen — seine Bücher mit Zärtlichkeit und hielt es gern mit der Weisheit des Seneca: otium sine litteris mors est et hominis vivi sepultura. So wohlgemuth er aber auch in seiner Bibliothek war — in angello cum libello, — seine Welt schloß sie nicht ein, seine Welt schloß sie vielmehr nur auf: die Welt leibhaftiger Menschen aller Zeiten und Zungen. Die beste und liebste Kritik war ihm une émanation des livres. Als Naturforscher der Geister und Gedanken suchte er in und aus den Schöpfungen von Meistern und Anfängern die schöpferische Persönlichkeit zu erkennen. Als Leser und Todtenbeschwörer ohnegleichen hat er derart die Franzosen des XVI. und XVII. Jahrhunderts, die Renaissancegrößen von Montaigne, Rabelais und ihren Leuten so lebenstreu sehen und hören lassen, wie die Jansenisten von Port-Royal, die Rancé, Pascal, Nicole. Ueber der Vergangenheit vergaß er aber niemals die Gegenwart. Wenn er sich daheim müde gearbeitet hatte, durchwanderte er das von ihm herzlich geliebte, herzlich gepriesene Paris. Und nirgends fühlte er sich behaglicher, als an der wohlgewählten Stätte seines Monumentes, in dem von Studenten und Grisetten vielbesuchten Jardin du Luxembourg — es wäre denn an der Tafelrunde des Diner Magny, im Kreise seiner Tischgenossen Renan, Taine, Gavarni, Gautier, George Sand, Goncourt &c. Ihm genügte nicht geschriebene und gedruckte Ueberlieferung: er suchte und bedurfte unmittelbaren Verkehr mit den Zeugen und Werkführern der künstlerischen und gesellschaftlichen Wandlungen seiner Tage. Wie der Sokrates des „Symposion" klopfte er an alle Thüren, wo er hoffte, Gutes, Gescheites, Entscheidendes zu hören. Von früh an lieh er sein Ohr jeder neuen Lehre, die Denker und Dichter ihm entwickelten. Das tiefgründende Verständniß, der rege Antheil, mit dem er auf ihre Liebhabereien einging, ließ sie mehr als einmal glauben, Sainte-Beuve habe sich ihnen gefangen gegeben. In Wahrheit blieb er zeitlebens sein eigener Herr. „Meine Wißbegier, mein Verlangen alles in nächster Nähe zu sehen, zu beobachten, meine besondere Luft, die relative Wahrheit jeder Frage, jeder Organisation herauszufinden, hat mich zu einer Reihe von Versuchen veranlaßt, die für mich nur ein langer Kursus moralischer Physiologie wurden." Im Sinn dieses Selbstbekenntnisses gestaltete sich sein Lebenslauf; im Dienst dieses Programms machte er als unbefangener Zuschauer alle kleinen Moden und großen Umwälzungen der französischen Litteratur seiner Tage mit. Aus der Schule der verwegensten Materialisten des XVIII. Jahrhunderts kam er also zu den Doktrinären und Psychologen des „Globe". Aus diesem Kreise wandte er sich in das Lager der Victor Hugo'schen Romantik, die ihn auf die Dauer so wenig festhielt, wie der Saint-Simonismus oder der Feuergeist Lamennais', so nah ihm auch Dieser und Jener zeitweilig traten. 1837 erschloß sich ihm während seiner akademischen Thätigkeit in Lausanne die Gedankenwelt der Methodisten und Calvinisten in den Cirkeln der Schweizer Protestanten. Nach Paris heimgekehrt, sah er sich abermals genau um in den Redaktionsbureaux von Buloz und Girardin, in den Kränzchen des Institut, in den vertraulichen und feierlichen Sitzungen zumal der Académie française. Als findiger kritischer Seelsorger erfuhr er die Chimären von Proudhon und der George Sand; die Heimlichkeiten von Béranger und Musset; die Schwächen von Thiers, Guizot, Villemain und Genossen. Die Sozialisten der Februarrevolution waren

ihm so wohlbekannt, wie der Hof des dritten Napoleon, dessen widerspenstiger Senator er am Ende seines Lebens wurde. Edmund Scherer, Nefftzer, kurzum die Generalstäbler des neugegründeten „Temps“, wurden seine Gewährsmänner für die neuere deutsche Theologie und Philosophie. Flaubert fragte er die Wege und Ziele einer neuen Kunst ab. Renan offenbarte ihm die Absichten seiner neuen Religionskritik, Taine die Grundzüge einer neuen Systematik der Natur- und Geisteswissenschaften. Den Niederschlag dieser und anderer hundert und aberhundert Gespräche (die bisweilen wahre Verhöre oder Beichtstunden waren) haben wir in den hundert und aberhundert „Montags-Plaudereien“ von Sainte-Beuve: Zeitungs-Aufsätze, die für die französische Litteratur unseres Jahrhunderts nicht viel weniger bedeuten, als die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon für die höfische Gesellschaft des alternden Ludwig XIV. und des Regenten. Eine Urkundensammlung, eine Portraitgallerie, in der hundert und aberhundert Autoren, Gelehrte und Schwärmer, Dichter und Sittenschilderer, Herrscher und Aufrührer, Kirchenfürsten und Ketzer, Tugendheldinnen und Hetären, Geschichtschreiber und Geschichtsfälscher, die Bourbons und die Napoleoniden, Romantiker und Realisten, Mystiker und Zweifler, die Ganzen und Halben mit ihren verborgensten Eigenheiten aufleben, ja, in mehr als einem Falle, einzig und allein fortleben. Als biographe-moraliste hat er in nimmer rastenden Tagewerken diese Lebensarbeit vollbracht, die Taine in dem Ausspruch erschöpfte: „Sainte Beuve war im Frankreich des XIX. Jahrhunderts einer der fünf bis sechs nützlichsten Diener des Menschengeistes.“ In bescheidener Selbsterkenntniß blieb Sainte-Beuve ein unübertroffener Bildnismaler, so lockend auch die Aufgabe vor ihm stand, Historienmaler oder „Ideen-Architekt“ zu werden.

„Die moralische Erforschung der Charaktere“ — so heißt es in einem seiner späteren Archaismen — „hält noch bei den Elementen, bei der Beschreibung der Individuen, höchstens einiger Gattungen. Wohl wird, wie ich im Verlauf meiner Betrachtungen gesehen habe, ein Tag kommen, wo die Wissenschaft gegründet, wo die großen Geistesfamilien bestimmt und erkannt sein werden. Dann wird man, sobald die Hauptmerkmale eines Geistes gegeben sein werden, die anderen ableiten können. Freilich wird man beim Menschen ohne Zweifel niemals genau so wie im Thier- und Pflanzenreich vorgehen können. Der moralische Mensch ist verwickelter, komplexer. Er hat ein Etwas, das man Freiheit nennt, und das in allen Fällen eine große Beweglichkeit möglicher Kombinationen voraussetzt. Gleichwohl wird man, wie ich mir einbilde, mit der Zeit dahin kommen, die Wissenschaft der Moralisten auf breitere Grundlagen zu stellen. Heute steht sie dort, wo die Botanik vor Jussieu und die vergleichende Anatomie vor Cuvier stand, auf einem sozusagen anekdotischen Standpunkt. Wir für unsern Theil machen einfache Monographien, wir sammeln Einzelbeobachtungen — aber ich erblicke hin und wieder Bindeglieder, Wechselbeziehungen, und so wird man eines Tages die großen natürlichen Abtheilungen entdecken können, die den Familien der Geisteswelt entsprechen.“

Ob ein solcher „Linnaeus der Geister“, von dem auch Hebbel träumte, jemals kommen wird, wagt Unsereiner nicht zu prophezeien. Der genialste Dogmatiker der neuen französischen Kritik, Taine, hat Sainte-Beuve's Beifall in allem anderen eher gefunden, als in seiner Systematik der Geschichte der englischen Litteratur. Und die Versuche von Ferdinand Brunetière, die altklassische Dogmatik durch die Entwicklungslehre von Darwin, Haeckel und ihren Leuten zu stützen, — l'évolution des genres dans l'histoire de la littérature — habe ich stets nur als die allzu ernsthafte Spielerei eines allzu ernsthaften Mannes angesehen. Nichts begreiflicher, als daß angesichts dieser bisherigen Fehlschläge eines wissenschaftlichen Aufbaus der litterarischen Kritik ein Schüler Taine's — Paul Bourget — die Frage aufwarf, ob irgend eine Kritik denn noch lebe?*) Allein die Todtgesagten behaupten sich noch einmal so lange. In keiner Zeit sind in Frankreich mehr Kritiken geschrieben und, was mehr bedeutet, gelesen worden, als in unseren Tagen. In keiner Zeit hat es feinere und originellere Formen der Kritik gegeben. Gewiß, die „Theatereindrücke“ und die „Zeitgenossen“ von Lemaître — zur Stunde sechzehn, durchschnittlich sechs, achtmal aufgelegte Bände — sind sowenig, wie die vier Bände der Vie littéraire von Anatole France Kritiken im Sinne der Pedanten. Aber Phantasiestücke, Humoresken, Burlesken, Kunstwerke des Gedankens und der Sprache sind und bleiben sie, die mehr als einmal länger dauern werden, als der unscheinbare Anlaß, der diese sinnreichen Unterhaltungen des Witzes und Verstandes angeregt hat. Und wer, gleich dem Referenten, die neue Reihe von Emil Faguet's Politiques et moralistes du XIX. siècle — scharf- und tiefblickende Analysen der Theorien von Saint-Simon, Fourier, Lamennais, Ballanche, Edgar Quinet, Victor Cousin und August Comte*) — prüft, wird zugeben, daß neben jenen „eleganten Seelen“ der „impressionistischen Kritik“ die selbstständigen Köpfe nicht fehlen, die sachlich und unbefangen ins Gericht gehen mit Ursachen und Wirkungen sozialistischer und positivistischer Lehren.

Nicht in einer Reihe mit kritischen Wortführern vom Schlage der Faguet, Lemaître, Bourget, Brunetière, Anatole France, immerhin aber ganz achtbar stehen die Etudes de littérature contemporaine von Georges Pellissier da, die mir die Redaktion der „Nation“ freundlich zur Anzeige überweist.**) Von den früheren Arbeiten des Autors ist mir der vor einem Jahrzehnt zuerst veröffentlichte, lesenswerthe Band Le mouvement littéraire au XIX. siècle (Paris Herbette, 1889, seither fünfmal neu aufgelegt) in guter Erinnerung. Die vorliegenden jüngsten Studien Pellissiers zur Litteratur der Gegenwart behandeln klar und klug zunächst Tagesfragen und Modegrößen. In den meisten Urtheilen stimme ich für meine Person Pellissier zu. Seine strenge Ablehnung der frömmlerischen Freigeisterei in gewissen neueren Romanen von Bourget gipfelt in dem Epigramm: si le libertin ne me plaisait guere, le capucin ne me plaît pas davantage. Seine Charakteristik der Zeitromane von Anatole France ist geschmackvoll, seine Abrechnung mit Brunetières Dogmatismus gescheit. Im Lob des jungen Lyrikers Bellessort geht er vielleicht zu weit. Den Erzähler Eduard Rod behandelt er nicht mit unbedingter Nachsicht und nach meinem Dafürhalten doch zu nachsichtig. Die Deracinés von Maurice Barrès beurtheilt er ungefähr so, wie der Schreiber dieser Zeilen kürzlich in der „Nation“. Für ganz oder halb Verkannte (den Portraitmaler der französischen Geistlichkeit, Ferdinand Fabre; den Lyriker Estaunié) setzt er sich mit schöner Wärme ein. Für den Maler Puvis de Chavannes, wie für den großen Historiker Fustel de Coulanges findet Pellissier Töne, die seinem Gelehrten- und Künstlersinn Ehre machen. Belangreich sind auch Pellissiers Glossen zur neufranzösischen Metrik: dünner gerathen dagegen die Bemerkungen über Voltaires Tragödien und dramatische Theorien und die Gegenstücke von Chamfort und Rivarol, an deren Lebensläufen der rechte Essayist ohne weiteres zwei lebendigen Beispielen das Für und Wider der französischen Revolution aufzeigen kann. Weitaus am besten gefallen haben uns endlich oder vielmehr erstlich ein paar witzige, boshafte Zerrbilder am Eingang des Bandes, sehr lustige, ins Herz treffende, bittersüße portraits, u. A. von Verlaine und Bourget. Heredia fertigt er nach allem erdenklichen Preis der untadeligen Form als einen im Grunde nüchternen Poeten — un Malherbe flamboyant ab —. Huysman's „Bekehrung“ hänselt er als naturgemäße Folge vorzeitiger Magenverstimmung. Vogüé (für den ich eine alte Schwäche hege) mutzt er seine Schwächen muthwillig und doch nicht ganz ungerecht auf.

Vogüé verbraucht übermüthig viel Gleichnisse und ist nicht immer auf der Hut gegen den Trug schöner Worte. Sie werden mir ohne Zweifel einwenden, daß so schöne Worte schöne Gefühle ausdrücken. Just zu diesem Zugeständniß wollte ich Sie ja selbst führen. Es gibt

---

*) Paul Bourget: Etudes et portraits, Paris, 1889, Réflexions sur la critique.

*) Paris, Société française d'imprimerie et de librairie, 1898; die erste Reihe galt de Maistre, Bonald, der Stael, Constant, Guizot, Royer-Collard.

**) Paris, Perrin 1898.

nämlich Schriftsteller, bei denen die Schönheit der Empfindung sich mit einem weniger blumenreichen Stil verträgt. Wenn Herr v. Vogüé die Demuth der evangelischen Tugenden predigt, ertappt man sich auf dem Wunsche, daß er sie mit etwas weniger Pomp predigen möchte.

Solche und ähnliche Spöttereien hätten wohl auch Sainte-Beuve's Herz erquickt. Es sind „die Kleinen von den Seinen". Wenn seine aus Erz oder Marmelstein gebildeten Züge nicht schon ohnedies, wie im Leben, von einem ironischen Lächeln erhellt sein sollten, ist es ihm hoffentlich — wie der Brunnenfigur des Pan in Offenbachs „Daphnis und Chloe" — vergönnt, zu guter Stunde in Persona an Stelle seiner Monumental-Gestalt zu treten und am Gekicher schäkernder Liebespaare, an den Witzworten junger Musensöhne mit stumm-beredtem Augenblinzeln sich gütlich zu thun.

Wien, 26. Juni 1898. A. Bettelheim.

Die Blutrache in Albanien.

Ein Stück politischer Kulturgeschichte.

In Skutari am Bojana waren wir kürzlich Zuschauer einer eigenthümlichen Ceremonie, die zugleich ein wichtiger Staatsakt war, auf den die ganze politische Türkei die Augen gerichtet hatte. Das war auch eine Reform, aber so wie alle anderen türkischen Reformen sui generis.

Die Albanesen, welche auf etwa 40 000 qkm neben dem adriatischen Meer von Skutari bis zum Grammos-Gebirge, auf einer Fläche, die dreimal länger als breit ist, leben, sind, wie bekannt, ein wilder und zügelloser Stamm, einzig in seiner Art in Europa. Sie sind wohl die Unterthanen des Padischah's, aber neben aller Ergebenheit und neben blindem Gehorsam in jedem Kriege, in dem auch das religiöse Moment eine Rolle spielt (wie z. B. im vorigen Kriege gegen die Griechen), zeigen die Albanesen blutwenig Neigung, sich den administrativen und gerichtlichen Prozeduren der türkischen Behörden zu unterwerfen. Fast regelmäßig bleiben sie die unbedeutenden Steuern, die sie zahlen sollen, schuldig, auch jene, die sie sich selbst auferlegt haben, und Mutessarifs und Kaymakams sind machtlos solchem Verhalten gegenüber. Die Albanesen bewegen sich vollständig frei in ihren Bergen; allen Verboten zum Trotz trägt Jeder ein ganzes Arsenal verschiedener Waffen mit sich. In ihren Städtchen und Dörfern, beide so elend wie nur möglich, sind Mord und Raub auf der Tagesordnung und die Chronik ist voll von Greueln aller Art. Daneben wird die Blutrache in dem weitesten und breitesten Sinne des Wortes geübt.

Die Albanesen sind in mehrere Fiß (Stämme) getheilt, und jeder Fiß lebt für sich wie ein kleiner Staat. Jedes Dorf in jedem Fiß hat seine Krens, die eine Art von gewählten Volksführern und deshalb sehr geachtet sind. Sehr oft aber ist ein Kren zu dieser Position durch Mord und Gewalt gelangt. Die Mitglieder eines Fiß sind auch die Unterthanen des Kren. Durch Heirath in einen anderen Fiß hören Mädchen und Frauen auf, dem Stamme, in welchem sie geboren sind, anzugehören. Alle ihre Kinder folgen dem Vater, und wenn derselbe stirbt, gehören die Kinder dem Fiß ihres Vaters. Alle, die zum Fiß gehören, betrachten und behandeln sich wie Verwandte, obwohl sie bisweilen verschiedenen Religionen angehören. Falls irgend ein Mitglied des Fiß angefallen wird, sind Alle verpflichtet, sich gemeinsam zu wehren, gemeinsam den Feind zu überfallen und ihn zu verfolgen. Was aber alle albanesischen Stämme gemeinsam haben und was Alle, Malissoren, Miriditen, Kastraten, Hotten, Klementen, Gegen, Tosken, Krasnitchanen und Pulatschanen charakterisirt, das ist die Blutrache. Jeder ist verpflichtet, das Blut seines Verwandten oder Stammesgenossen zu rächen, ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntniß. Auf diese Weise hat sich die Blutrache in das Leben der Albanesen viel stärker als die Religion eingewurzelt. Die Arnauten wechseln wohl gelegentlich die Religion, die Blutrache aber vergessen sie in keinem Falle. Sie dürfen sie auch nicht vergessen, weil sie sonst in der Mitte ihrer Stammgenossen nicht leben können. Es gibt aber auch noch andere Ursachen für die Blutrache, als die Ermordung eines Verwandten. Obwohl der Albanese jeden Fremden, sei er aus der Türkei oder aus England, haßt und sehr leicht zu bewegen ist, dem unbekannten Fremden die Börse auszuleeren, ist doch Jeder, den ein Albanese, oder ein albanesischer Fiß auf „Bessa" nimmt, in Albanien, überall, wo er reisen will, mit seinem Leben und seiner Börse ganz sicher. Falls Einer so, auf „Bessa" aufgenommen, doch überfallen oder gar getödtet wird, so sind die „Bessageber" verpflichtet, ihren Schutzbefohlenen zu rächen, und für einen auf diese Weise Gefallenen müssen einige vom Stamme der Mörder mit ihrem Blut zahlen. Im Allgemeinen haben die Albanesen das Prinzip „Kopf für den Kopf" bis zu der Konsequenz eines religiösen Dogmas entwickelt. Selbst wenn der Albanese einen Anderen, ohne Absicht, zufällig tödtet, hat doch der Fiß des Gefallenen für ihn das Blut aus derselben Familie oder aus demselben Fiß zu verlangen.

Es ist unmöglich für einen Albanesen, sich vorzustellen, daß für das Blut eines Gefallenen nicht die Verwandten des Mörders aufzukommen haben. Lebenslang müssen Verwandte und Stammesgenossen trachten, ihren Gefallenen durch das Blut des Mörders oder seiner Angehörigen zu rächen. Deßhalb kommt es auch vor, daß die ganze Familie eines Mörders Albanien verläßt und sich ins Ausland begibt, meistens nach Montenegro, manchmal auch nach Serbien. Den Gefallenen betrauert und beweint man, so lange sein Blut nicht gerächt ist. Da aber fast immer einer Rache die andere folgt, geschieht es manchmal, daß in einem unglaublich kurzen Zeitabschnitt ganze Familien sich zu Grunde richten, und der betreffende Fiß geradezu decimirt wird. Es ist noch nicht allzu lange her, daß einige Hundert Albanesen wegen der Blutrache einen furchtbaren und verzweifelten Guerillakrieg führten, welchen so viele mit Blut und Leben bezahlt haben.

Die beiderseitigen großen Verluste nöthigen in der Regel die Gegner dazu, schließlich einmal die Blutrache zu unterbrechen oder dieselbe aufzuheben. Die Aufhebung wird auf zweierlei Weise bewirkt: entweder durch Verzeihung oder durch materielle Entschädigung. Das Erste ist aber seltener, da der Albanese in seinen wilden Gebirgen noch nicht gelernt hat, zu vergessen und das Blut zu verzeihen. Der andere Fall tritt dort ein, wo die Familie des Mörders wohlhabend, aber klein ist und darum die Ausrottung fürchtet. Sobald die andere Seite, welche das Blut zu verlangen hat, erklärt, als Entgelt für das zu verlangende Blut eine Geldsumme, schöne und kostspielige Waffen, eine Wiese oder gar eine Schafheerde annehmen zu wollen, schreitet man im Falle der Annahme sofort zur Aussöhnung.

Die Aussöhnungsprozedur, als Folge der Verzeihung, ist sehr dramatisch und interessant.

Beide verfeindete Seiten haben Vermittler oder Vertreter, gewöhnlich die angesehensten Männer in beiden Fiß, welche darüber zu wachen haben, daß die Aussöhnung gerecht und ehrenhaft sich vollzieht. Sobald dieselben erreicht haben, daß beide Parteien sich für die Aussöhnung erklären, gibt der, welcher das Recht auf die Blutrache hat, durch seine Vermittler dem Blutfeinde kund, er solle zu ihm kommen; er giebt ihm zugleich „Bessa" für seine volle Sicherheit. Die Vermittler bringen den reuigen Feind an einen bestimmten Ort, wo der Gegner mit seinen Verwandten und Freunden schon erschienen ist. Der reuige Mörder kommt mit verbundenen Augen. Um seinen Hals hängt dasselbe Gewehr, mit dem er den Letztgefallenen erschossen hat. Wer einmal nur die Szene gesehen hat, wird sie nie vergessen. Der Reuige kommt langsam, Schritt um Schritt, zu seinem Gegner, der ihm verzeihen soll, und dessen Augen den Kommenden mit einer Wuth anstieren, daß den Umherstehenden „das Haar wächst". In diesem Blick spiegelt

sich die ganze Wildheit seines Volkes, dessen Söhne von der Wiege bis zum Grabe immerwährend lernen, daß man nur zwei ständige und treue Genossen hat — das Gewehr und den scharfen Yatagan. Sobald man dem Reuigen sagt, er befinde sich vor seinem Gegner, fällt er auf die Knie, stützt sich mit den Händen auf die Erde und bleibt in dieser Stellung so lange, bis ihn der Gegner auffordert, aufzustehen, indem er sich selbst ihm nähert. In diesem Augenblick tritt die Peripetie dieser schrecklichen Szene ein. Obgleich dieser Ceremonie Hunderte von Menschen beiwohnen, herrscht in diesem Augenblick solche Ruhe, daß man nur das leise Rauschen der Gebirge hört. Alle Anwesenden sind bewaffnet; jeder hat sich entweder auf sein Gewehr gestützt, oder hält die Hand auf dem langen und scharfen Yatagan, der in dem Gürtel schlummert. Der, welcher das Blut zu verlangen hat, nimmt das hängende Gewehr von dem Halse des Anderen und stellt dasselbe bereit. Er kann jetzt — das liegt in seiner Macht — entweder den Feind erschießen, oder das Gewehr hoch über den vor ihm Stehenden abfeuern. Sobald er die Kugel gen Himmel schickt, tritt der älteste der Aussöhnungsvermittler auf den Reuigen zu und nimmt die Binde von seinen Augen. Die Beiden, welche bis zu diesem Augenblick Todtfeinde waren, treten jetzt zu einander und umarmen sich nach der albanesischen Art; die Albanesen küssen sich nie. Damit ist Allen kund gegeben, daß die Blutrache zwischen beiden Familien aufgehört hat. Beide neuen Freunde wechseln jetzt, um die Freundschaft noch mehr zu befestigen, die Waffen oder ein Stück von den Kleidern, brechen ein silbernes Geldstück und Jeder behält eine Hälfte.

Es geschieht wohl, wenn auch selten, daß derjenige, der das Blut zu verlangen hat, in dem Augenblick, wo er den Blutfeind vor dem Gewehr, welches er in seinen Händen hält, sieht, sich nicht beherrschen kann, sondern der gegebenen „Bessa" untreu wird und den Feind erschießt. In diesem Fall erschießen oder verfolgen den Verräther nicht die Verwandten oder die Familie des Gefallenen, welche jetzt das Recht auf die Blutrache haben, sondern die Aussöhnungsvermittler, denn diese tragen die Verantwortung für die gebrochene „Bessa".

Nach der Aussöhnung geschieht es öfters, daß der Mörder, dem Alles verziehen ist, als Schwager in das Haus des Anderen eintritt oder durch Verheirathung seiner Schwester mit dem Anderen seine Freundschaft und Anhänglichkeit beweist.

* * *

Vielleicht gerade deswegen, weil die Albanesen so ein wilder Stamm sind, undisziplinarbar, blutgierig, ohne irgend eine höhere Kultur, den Fremden gegenüber mit Haß erfüllt, sind sie der Politik der Pforte im Verkehr mit den Nachbarstaaten nützlich. Montenegro und Serbien besonders haben von dieser Politik zu leiden, obwohl sich die türkische, die serbische und die montenegrinische Regierung in Freundschafts-Phrasen kaum genug thun können. Die Albanesen sind die große türkische Vorwache den beiden serbischen Staaten gegenüber und verhindern möglichst jeden Grenzverkehr. Darum wird die Türkei nie aus eigener Initiative den Vorschriften des Berliner Vertrages betreffs der Albanesen Folge leisten, um so weniger, weil montenegrinische und serbische Beschwerden Niemand anhören will.

Um die Albanesen besser in der Hand zu haben, zeigt sich die Pforte ihnen gegenüber, wie auch gegen Kurden in Kleinasien, sehr zuvorkommend und gibt ihnen auf verschiedene Weise zu verstehen, wie man keine Absicht hat, die Freiheit der Albanesen im Verhältniß zu anderen Völkern zu beschränken, man wünscht nur, daß sie sich dem Sultan und der Pforte gefügiger zeigen.

Nach dem letzten Kriege hat die Pforte gefunden, die Albanesen seien mit der Blutrache, welche sich wieder entflammte, so sehr beschäftigt, daß man fürchten müsse, die Albanesen vergäßen ihre Pflicht an der Grenze. Auf Befehl von Yildis Kiosk hat der Vali von Scutari deshalb vor drei Monaten die Führer der Miriditen und Klementen nach Konstantinopel geschickt. Der Sultan hat dieselben sehr gnädig empfangen, ihnen hohe Orden und militärische Auszeichnungen vertiehen und von Allen das feierliche Versprechen erhalten, sie wollten ihr möglichstes thun, um die verfeindeten albanesischen Stämme auszusöhnen. Zugleich sollten sie den Führern aller Fiß kund thun, der Sultan wünsche und befehle, daß die Blutrache aufhöre.

Bei der Gelegenheit hat man auch ein Statut über die Aufhebung der Blutrache verfaßt, indem man Verbannung und andere schwere Strafen für diejenigen anordnete, welche sich dem höchsten Wunsche nicht unterwerfen würden.

Infolgedessen hat der Vali von Scutari und Kommandant des scutarischen Militärdepartements, Kjazim Pascha, alle militärischen und zivilen Beamten, Ulemas, Imams, die Vertreter verschiedener Religionen und alle Führer der Albanesen, wie auch Diejenigen, welche in Konstantinopel waren, am 16. April a. St. einberufen und ihnen die betreffende Sultansiradé vorgelesen. Durch diese Iradé hat der Sultan alle amnestirt, welche wegen der Blutrache ins Ausland geflohen sind. Der Vali hielt auch eine Rede, in der er die Albanesen aufforderte, dem Wunsche des Sultans unverzüglich Folge zu leisten und aufzuhören, die barbarische Sitte der Blutrache weiter auszuüben. Darnach hat man auch ein Protokoll zusammengestellt, das die albanesischen Chefs unterschrieben. Eine ständige Kommission, welche das Statut vorsah, wurde zusammengestellt. Dieselbe wird die höchste Instanz für alle diesbezügliche Fälle bilden.

Ohne Zweifel würde durch die Aufhebung der Blutrache der Sache der Humanität und Zivilisation ein großer Dienst erwiesen werden. Wer aber die Albanesen, ihre Sitten und ihr Land kennt, wird mir beistimmen, daß solche „Reformen", wie diese Iradé sie enthält, gar keine ernstlichen Folgen haben werden. Die Albanesen wußten auch vor diesem Konstantinopeler Statut, daß die Blutrache die Bevölkerung in stetem Aufruhr und in Feindschaft hält. Daß dieses Uebel durch Iradé's zu heilen sei, wird man keinem Albanesen begreiflich machen. Die Albanesen werden wohl auch weiter in dem Glauben leben, daß gegen alle Uebel das beste Mittel ein sicheres Henry Martini-Gewehr sei.

* * *

P. S. Schon heute erhielten wir einen Beweis für die Richtigkeit unserer Schlußbemerkung. Die türkischen Blätter bringen die Nachricht, vier Albanesen: Hussein, Mantscho, Arslan Ramo und Reti Hamza, aus dem Vilayet Scutari, wurden ausgewiesen, „weil sie die Blutrache in einem Dorfe ausgeübt haben."

Mai 1898. Sr. M. Y.

*

Henrik Ibsen's sämmtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Vom Dichter autorisirt. Berlin. S. Fischer. 1898. 2. Band.

Ibsen's Einzug in die Weltlitteratur führte über Deutschland. Erst als er hier vor etwa zwanzig Jahren mit seiner „Nora" Fuß faßte, um von da ab die fruchtbarste Anregung auf die heranwachsende Generation und die von ihr ausgehende dramatische Poesie auszuüben, lenkte er die Blicke der außerhalb seiner nordischen Heimath liegenden Kulturwelt auf sich. Seitdem betrachten wir ihn nach guter deutscher Gewohnheit wie einen der unserigen, ähnlich wie uns Shakespeare wie ein eigener Klassiker erscheint. Sein siebzigster Geburtstag wurde kürzlich bei uns wie der eines großen Landsmannes gefeiert. Wieder aber nach guter deutscher Gewohnheit sollte es mit der bloßen Feier nicht gethan

fein. Zwei deutsche Schriftsteller vereinigten sich mit einem nordischen, um uns mit Hilfe mehrerer Uebersetzer die Lebensarbeit des Dichters in einer chronologisch geordneten Gesammtausgabe seiner Werke in der heimischen Sprache vorzulegen. Sie entrichten damit eine Ehrenschuld des deutschen Volkes einem Manne gegenüber, dem unsere gegenwärtige Poesie einen so kräftigen Aufschwung verdankt. Von der auf neun Bände berechneten Ausgabe liegt zunächst der zweite vor, der vier in den Jahren 1850 bis 1856 entstandene Dramen enthält. Es war ein glücklicher Gedanke, die Reihe mit ihm zu eröffnen. Nicht nur war es so möglich, zwei bisher ungedruckte und nur den eigentlichen Ibsen-Forschern ihrem Inhalt nach ungefähr bekannte Dichtungen zu veröffentlichen, sondern auch eine andere Ueberraschung bereitete das Erscheinen gerade dieses Bandes. In Deutschland kennt man Ibsen gemeinhin als den grübelnden Pessimisten, als den tiefen Seelenergründer, der Qual und Schuld des heutigen Menschen mit unbarmherziger Schärfe bloß legt. Gewiß, auch seine historischen Dramen wurden ins Deutsche übersetzt, auch sie wurden vielfach und mit nicht geringem Erfolge aufgeführt, aber einmal war ihnen nicht derselbe Eindruck beschieden, wie den modernen, dann aber sind auch jene wie die „Nordische Heerfahrt“, „Die Kronprätendenten“, „Kaiser und Galiläer“ wesentlich anders geartet als die in diesem Bande vorliegenden. Diese führen uns weit zurück in die Vergangenheit. Vom Leben der Gegenwart hält ihr Schöpfer den Blick noch gänzlich abgewandt. Sie zeigen den Romantiker Ibsen, dem das Mittelalter im poetischsten Licht erscheint, und der seine Stoffe aus der Dichtung jener Zeit, der Sagenlitteratur und den Volksliedern, schöpft. Eins der Dramen, das bisher ungedruckte Schauspiel „Olaf Liljekrans“ erinnert nicht wenig an unser „Käthchen von Heilbronn“. Kommt es dem späteren Ibsen hauptsächlich darauf an, Menschen zu gestalten, die Tiefe und Fülle ihres Seelenlebens darzuthun, ist ihm die Handlung von untergeordneter Bedeutung und weiß er sie öfters nur mittelst einer virtuosen Technik aus den Seelenvorgängen zu entwickeln, so reizt ihn hier vornehmlich das Ereigniß. Höher als die Charakterschilderung steht ihm die Situation. Er hat seine Freude an interessanten Begebenheiten, an bunten Geschehnissen, und sie, nicht die Seelenregungen der Menschen reizen seine Lust zum Fabuliren. Dabei begegnet es ihm wohl, daß er die Vorgänge zu sehr häuft und gar zu kunstvoll verschlingt. Ein Dichter mit diesen Absichten pflegt es mit der Wahrscheinlichkeit der Ereignisse nicht allzu genau zu nehmen, und so bietet dieser junge Ibsen die für jeden, der ihn bisher nur aus den Werken seiner Mannesjahre kannte, überraschende Wahrnehmung, daß er, der strenge Realist, einst um die Motivirung der Handlung ziemlich unbekümmert blieb. Neigt der spätere Ibsen zu tragischen Ausgängen, so vermeidet sie der junge geflissentlich. Darin spricht sich gewiß Unfreiheit aus, Abhängigkeit von der Konvention, zugleich aber ist es ein Zeichen optimistischer Gesinnung. Und die bekundet sich in diesen Jugendwerken auch sonst noch. Mit gläubigem Herzen breitet der Dichter die Herrlichkeit der Sagenwelt vor uns aus, liebliche Naturbilder, häufig eingestreute schwungvolle Lieder zeugen von seiner Freude an der Welt. Auch in der Form unterscheiden sich diese Werke der Frühzeit des Dichters erheblich von denen, die der Epoche seiner Männlichkeit angehören. Herrscht in dem in Prosa verfaßten Intriguenstück „Die Herrin von Oestrot“ eine dem späteren Ibsen keineswegs eigenthümliche redselige Breite, so zeigen auch die anderen, in einer gemischten, zwischen Prosa und Poesie wechselnden Form gehaltenen Dramen noch nichts von der den modernen Schauspielen eigenen präzisen, scharfen und nüchternen Redeweise, nichts von jener dialektischen Schärfe, die dem Gespräch in ihnen so oft den Charakter eines gerichtlichen Verhöres gibt.

Und dennoch, wie groß der Abstand zwischen den Schöpfungen der schäumenden Jugend und des bedächtigen Alters auch sein mag, der künftige Dichter erscheint, wie es auch nicht anders sein kann, in diesen Werken schon mannigfach vorgebildet. In der Herrin von Oestrot erkennt man leicht eine Art Vorstudie zu Frau Alving in den „Gespenstern“, Bengt Gauteson im „Fest auf Solhaug“ deutet auf Jørgen Tesman in „Hedda Gabler“. Eine Gestalt wie die Alfhild im „Olaf Liljekrans“ gemahnt an die lieblich-tragische Hedwig Ekdal in der „Wildente“, den deutschen Leser wird sie freilich noch mehr an das Rautendelein der „Versunkenen Glocke“ denken lassen. In ähnlicher Weise wie bei dieser wundersamen Gestalt aus dem Märchenland kommt bei Alfhild der von Ibsen später so oft behandelte, aller Poesie immer wieder neuen Stoff zuführende Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit zu schmerzlichem Ausdruck, wenngleich der Dichter auch hier der That die Versöhnung vorzieht. Auch von der Symbolik, von der die letzten Dramen Ibsen's ihr Gepräge erhalten haben, zeigen sich in den Jugendwerken deutliche Spuren.

So gewährt der vorliegende Band jedem, den die Beobachtung der Entwicklung einer dichterischen Individualität reizt, der die Stufenleiter zu verfolgen liebt, die der Poet zu erklimmen hat, bis er die Höhe der Meisterschaft erreicht, die weitesten Ausblicke, und da die Dramen durchweg vortrefflich übersetzt sind, so daß beispielsweise die versificirten Stellen sich ganz wie deutsche Poesie lesen, da endlich dem Verständniß der Dichtungen knappe Einleitungen aus der Feder des rühmlichst bekannten Litterarhistorikers Georg Brandes zu Hülfe kommen, so ist die Erwartung, daß sie bei uns die Beachtung finden werden, die ihrem Schöpfer gebührt, hoffentlich nicht zu kühn. Und wenn die ganze Ausgabe, die eine Lebensgeschichte des Dichters aus der Feder Paul Schlenthers, seine Gedichte, von denen eine gute Uebersetzung schon lange als Bedürfniß empfunden wird, ferner Prosaschriften, Reden und eine Auswahl von Briefen bringen soll, in demselben Geiste fortgeführt wird, in dem sie begonnen ward, so darf sie in der zweiten Heimath des Dichters gewiß allgemeiner Theilnahme sicher sein.

Otto Pniower.

Die Verbündeten und die schweizerische Neutralität im Jahre 1813. Von Professor Dr. Wilhelm Oechsli. Zürich. Druck und Verlag von F. Schultheß. 1898.

In dieser vortrefflich geschriebenen Abhandlung begrüßen wir einen Vorläufer der Geschichte der Schweiz seit dem Sturz des ersten Napoleonischen Kaiserreiches, die der rühmlich bekannte Verfasser für die „Staatengeschichte der neuesten Zeit“ zu liefern unternommen hat. Das Thema, das er behandelt, die Verletzung der schweizerischen Neutralität durch die Verbündeten am Ende des Jahres 1813 bei ihrem Vormarsch gegen Frankreich, ist schon häufig Gegenstand der Darstellung geworden. Aber dank der Verwerthung wichtiger Materialien, die den Wiener und Pariser Archiven entnommen werden konnten, sind ihm neue Seiten abgewonnen. Auch ist manches von früher her Bekanntes in schärferes Licht gerückt worden. Die Schwäche der damaligen eidgenössischen Regierung und Wehrmacht, die Umtriebe einer fanatischen Aristokratie, die Verschlagenheit der Politik Metternich's, den das Eingreifen des Zaren Alexander wenigstens zwang, auf halbem Wege stehen zu bleiben, werden mit markigen Zügen geschildert. Das Gefühl patriotischer Entrüstung kommt auf mancher Seite zum Durchbruch. In eine patriotische Schlußnote klingt auch die ganze Studie mit hellem Ton aus: „Heute haben wir eine Armee, mit der auch das Ausland rechnen muß, Bundesbehörden, die sich nicht von fremden Gesandten ihre Handlungen diktiren lassen, und der Landesverrath, wie er 1797 von den Demokraten und 1813 von den Aristokraten geübt wurde, ist, so viel glaube ich sagen zu dürfen, ohne unserem Volkscharakter zu schmeicheln, eine Sache, die dem Schweizer zur Unmöglichkeit geworden ist, welcher Partei er auch angehören möge.“

A. St.

Ludwig Hevesi: Das bunte Buch. Humoresken aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst. Stuttgart, Bonz 1898.

Ein Kritiker von Beruf und aus innerem Beruf, der sich gelegentlich mit Geist und Glück über die Quälgeister des Handwerks lustig macht, spricht aus den amüsanten Parodien „Rembrandt, ein Jude“, „Bekenntnisse eines Bücherkritikers“ ꝛc. Eine sehr lustige Contrastwirkung zu den herkömmlichen Säcular- und sonstigen Gelegenheits-Artikeln mit festem Termin bringen: „Die Enthüllungen des Storches“, Prophezeiungen muthmaßlicher Zukunfts-Geburten. Ein (auch litterarhistorisch und touristisch werthvoller, überdies vortrefflich geschriebener) Aufsatz gilt dem weltbekannten und bis auf Wurzbach und Hevesi doch zugleich wieder weltunbekannten Kyselak. Eine Reihe weiterer munterer und anmuthiger Humoresken mag der Leser selbst prüfen und censiren.

— m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 41. Berlin, den 9. Juli 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Erörterungen über die Wahlresultate, die Zusammensetzung des Reichstags, die Vertheilung der Wählerstimmen auf die einzelnen Parteien u. s. w., dauern begreiflicherweise noch an. Die Frage über die Bedeutung des Anwachsens der sozialdemokratischen Wählerstimmen und Mandate steht dabei im Vordergrunde des öffentlichen Interesses.

Nichts ist unseren reaktionären „Stützen von Thron und Altar" unbequemer, als die Erfolge der Sozialdemokratie auf dem platten Lande. Man hat so lange die Hypothese aufrecht zu erhalten gesucht, daß die unter dem Einfluß der Junker befindlichen ländlichen Tagelöhner infolge der patriarchalischen Zustände Ostelbiens vor der sozialdemokratischen Ansteckung bewahrt bleiben würden — die Junker begründeten darauf sogar sehr substanzielle Ansprüche auf die Dankbarkeit der Regierung und des Staates —, und nun müssen sie den Schmerz erleiden, daß gerade in den Stammsitzen des reaktionären Agrarierthums die Sozialdemokratie diesmal ihre bemerkenswerthesten Erfolge aufzuweisen hat.

Der Artikel, den die „Nation" in der vorigen Nummer unter der Ueberschrift: „Die Sozialdemokratie und das platte Land" gebracht hat, ist deshalb auch der „Kreuz-Zeitung" ein Dorn im Auge. Besonders verschnupft ist sie über den Nachweis, daß zu dem Stichwahlsiege der Sozialdemokraten in Rostock-Doberan etwa 500 Stimmen mitgewirkt haben, die bei der Hauptwahl noch konservativ wählten. Sie stellt fest, daß die beinahe 500 konservativen Stimmen genau 471 seien; diese 471 konservativen Stimmen hätten aber „gar nicht genügt, Herrn Barth zum Siege zu verhelfen", denn die Mehrheit der Sozialdemokraten habe 531 Stimmen betragen. Im Kopfrechnen schwach! Wenn jene 471 konservativen Stimmen auf der nicht-sozialdemokratischen Seite geblieben wären, anstatt auf die sozialdemokratische überzugehen, so hätte nicht der Sozialdemokrat mit einer Mehrheit von 531 Stimmen gesiegt, sondern der Freisinnige mit einer Mehrheit von 411 Stimmen.

In ihrer Verlegenheit und in dem Wunsche, zwischen den beiden freisinnigen Richtungen möglichst viel Zwietracht zu säen, gibt die „Kreuz-Zeitung" dann auch noch dem Verdachte Raum, als ob nicht konservative Stimmen, sondern Anhänger der „Freisinnigen Volkspartei" es gewesen wären, die in der Stichwahl zu den Sozialdemokraten abgeschwenkt seien. Für diese Vermuthung fehlt es an jedem Anhalt. Soweit in jenem Wahlkreise ausgesprochene Anhänger der „Freisinnigen Volkspartei" überhaupt vorhanden sind, haben sie den Kandidaten der „Freisinnigen Vereinigung" loyal unterstützt.

Wir würden die Ausführungen der „Kreuz-Zeitung" übrigens nicht weiter herangezogen haben, wenn nicht schließlich ein sehr interessantes Zugeständniß unvorsichtigerweise mit zu Tage gefördert wäre. „Dr. Barth, der eifrigste Organisator des Kampfes gegen das Junkerthum" — heißt es nämlich wörtlich in der „Kreuz-Zeitung" — „gilt in allen konservativen Kreisen als erfolgreichster Helfershelfer der Sozialdemokratie, dieser gegenüber nicht als kleineres, sondern mindestens als gleiches Uebel." Die mecklenburgischen Ritter, sofern sie ihren Einfluß zu Gunsten der Wahl des Sozialdemokraten Herzfeld geltend machten, haben also durchaus im Sinne der „Kreuz-Zeitung" gehandelt. Für die „Kreuz-Zeitung" und ihre Anhänger ist Dr. Barth „mindestens ein so großes Uebel" wie ein Sozialdemokrat. Der Umstand, daß Herr Dr. Barth für die Militärvorlage von 1893, für die Marinevorlage von 1898 gestimmt hat, kommt gar nicht in Betracht gegenüber dem Umstande, daß er, wie die „Kreuz-Zeitung" meint, der „eifrigste Organisator des Kampfes gegen das Junkerthum" ist.

Für uns ist das nichts Neues; aber es ist doch interessant, einmal ein solches Eingeständniß zu vernehmen, daß über alle anderen staatlichen und nationalen Interessen

den Kreuzzeitungsleuten die Sorge für die Interessen des Junkerthums geht. Der Republikaner, der Kollektivist, der Feind der bestehenden Heeresverfassung, der Gegner einer starken Kriegsmarine —, er ist ein geringeres Uebel als ein Mitglied der „Freisinnigen Vereinigung“, von dem man, allerdings mit gutem Grunde, die Ueberzeugung hegen darf, daß er ein entschiedener Gegner der reaktionären Politik des preußischen Junkerthums ist. Das genügt!

Auf dem kubanischen Kriegsschauplatze haben sich in der abgelaufenen Woche blutige Kämpfe abgespielt. Die in Santiago eingeschlossene Flotte des spanischen Admirals Cervera ist bei dem Versuche, zu entkommen, bis auf das letzte Schiff zerstört worden. Gleichzeitig griffen die Amerikaner Santiago zu Lande an; es kam zu verlustreichen Gefechten, als deren Folge die Uebergabe von Santiago an die Amerikaner jeden Augenblick zu erwarten ist. Die Amerikaner haben sich den Spaniern gegenüber zu Lande wie zu Wasser überlegen gezeigt. Da in den Kämpfen auch ein paar Tausend Menschenleben verloren gegangen sind, so ist das, was man die militärische Ehre zu nennen pflegt, gerettet, und es fehlt nun auch der letzte Grund für die Spanier, Frieden nachzusuchen. Spanien vermag weder Kuba, noch Portorico, noch die Philippinen zu halten; die Lage Spaniens kann nur verschlimmert werden, wenn der Widerstand fortgesetzt wird. Die europäischen Mächte, die es mit Spanien gut meinen, sollten ihren ganzen Einfluß aufbieten, um Spanien zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Die Fortsetzung des Kampfes ist gegenwärtig nur noch eine nutzlose Vergeudung von Menschenleben und Geldmitteln. Daß das Schicksal sich zu Gunsten Spaniens noch wenden könnte, ist nach jeder menschlichen Berechnung ausgeschlossen. Ob in Spanien noch Staatsmänner vorhanden sind, die Muth und Kraft genug haben, dem unabänderlichen Rechnung zu tragen, ist allerdings zweifelhaft, und darin liegt die politische Hauptschwierigkeit. Die gegenwärtige spanische Regierung scheint zu schwach zu sein, um das Vernünftige zu thun.

Inzwischen hat der amerikanische Botschafter, Andrew D. White, der ein aufrichtiger Freund Deutschlands ist, anläßlich der Feier des 4. Juli in Leipzig eine bemerkenswerthe Rede gehalten, in der er die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten eingehend erörterte. Der bemerkenswertheste Passus in der Rede des Botschafters ist der folgende:

„Von Anfang an während des gegenwärtigen Krieges hat die deutsche Regierung unsere Rechte als Kriegführende vollständig anerkannt. Sie hat vollkommene und strikte Neutralität beobachtet, und diese Neutralität ist weder kalt noch mißgünstig gewesen. Von unserer Regierung ist kein Ersuchen gestellt worden, das nicht schnell und vollständig erfüllt wurde. Es hat Gelegenheiten gegeben, in denen, wenn seitens der Herrscher Deutschlands irgend ein Wunsch, unseren Lauf zu hindern, vorhanden gewesen wäre, Verzögerungen und Ausflüchte hätten stattfinden können, aber es hat weder Verzögerungen noch Ausflüchte gegeben. Ich wiederhole daher, das Verhalten der deutschen Regierung und aller Derjenigen, mit denen wir zu thun hatten, ist dem Buchstaben wie dem Geiste nach alles gewesen, was wir verlangen oder wünschen konnten . . . .

Ich glaube nicht, daß diese verschiedenen Kräfte, welche Deutschland und die Vereinigten Staaten verbinden, leicht zerrissen werden können. Die Versicherungen, welche seitens der deutschen Regierung unserem eigenen Lande gegeben worden sind, verbieten uns, auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß es von Seiten Deutschlands etwas anderes als eine gerechte, loyale und offene Behandlung unserer Nation geben wird, und in dieser deutschen Politik der Billigkeit (fairness) und Gerechtigkeit gegenüber unserem Lande erkenne ich die beste Garantie für jene legitime, territoriale und kommerzielle Ausdehnung, die Deutschland so eifrig und mit Recht wünscht, und für die Fortdauer und Vermehrung der guten Gesinnung, die so wichtig für beide Länder ist.“

Was nun speziell die Fortdauer und Vermehrung der gegenseitigen guten Gesinnung anlangt, so überschätzt unseres Erachtens Mr. White die Bedeutung jenes Theiles der deutschen Presse, der in dem spanisch-amerikanischen Konflikt eine unfreundliche Stellung gegen Amerika eingenommen hat. Er beklagt sich an einer Stelle seiner Rede darüber, daß „sensationelle Artikel einflußloser Blätter als wohlüberlegte Urtheile des amerikanischen Volkes hingestellt werden, während Aeußerungen der achtbaren und einflußreichen Presse, welche die beste Gesinnung gegenüber Deutschland zeigten, mit Schweigen übergangen worden sind“. Das trifft umgekehrt auch zu für die Beurtheilung deutscher Preßäußerungen seitens der Amerikaner. Es ist bereits öfter darauf aufmerksam gemacht, mit welcher Geflissentlichkeit eine englisch-amerikanische Preßagentur bemüht gewesen ist, über die Stimmung in Deutschland die Vereinigten Staaten einseitig zu informiren. Hoffentlich tragen die gegenseitigen Klarstellungen dazu bei, die aufgetauchte Mißstimmung wieder vollständig zu beseitigen, wie es ja auch dem wohlverstandenen nationalen Interesse beider befreundeten Länder entspricht.

Das Ministerium Brisson hat am vorigen Donnerstag in der Deputirtenkammer seine Feuerprobe zu bestehen gehabt. Es ist charakteristisch für die Zustände in Frankreich, daß die Behandlung der Affaire Dreyfus gegenwärtig den Ausschlag gibt über Leben und Tod von Ministern. Man kann nicht sagen, daß das Ministerium Brisson sich bei dieser Gelegenheit mit Ruhm bedeckt hätte.

Der Kriegsminister Cavaignac hat die übliche „patriotische“ Rede gehalten; mit Verve, geschickt auf die Stimmung der Majorität der Kammer berechnet, unter stürmischem Beifall des ganzen Hauses. Was er aber an sachlichen Argumenten vorbrachte, war weniger als nichts, war mehr ein Zugeständniß, als eine Widerlegung der Anklagen, welche auf die Illegalität der Prozedur gegen Dreyfuß gerichtet sind. Der Kriegsminister hat indirekt zugegeben, daß seine Ueberzeugung von der Schuld des Hauptmanns Dreyfus im Wesentlichen auf Schriftstücken beruht, die erst nach der Verurtheilung beigebracht sind, daß der Verurtheilte keine Gelegenheit gehabt hat, sich über die Beweiskraft jener Dokumente und Zeugnisse zu äußern, die angeblich seine Schuld klar stellen. Mehr als je wird das unparteiische Publikum jetzt nach den Aeußerungen Cavaignac's die Frage aufwerfen: Weshalb willigt man denn nicht in eine Revision, um die nachträglich eingelaufenen Beweisstücke im kontradiktorischen Verfahren zu prüfen und das zweifellos irreguläre Verfahren, welches zur Verurtheilung des Dreyfus führte, zu saniren? Die aufgetauchten Zweifel an der Schuld des Dreyfus können nicht durch parlamentarische Beifallsstürme erstickt werden. Die Affaire Dreyfus ist nicht vorbei, sondern nur in ein neues Stadium getreten.

* * *

Zum silbernen Jubiläum der deutschen Goldwährung.

Am Tage des Erscheinens dieser Blätter vollendet sich fünfundzwanzig Jahre seit dem Erlaß des Gesetzes, auf welchem die deutsche Geldverfassung in ihren wesentlichsten Zügen beruht.

Vor drei Jahren hat das deutsche Volk mit lauter Begeisterung die fünfundzwanzigsten Jahrestage der großen Siege unserer Waffen gefeiert. Kanonen und Fahnen wurden mit Eichenlaub geschmückt, man dachte der großen Todten, und Auszeichnungen und Ehrungen ergossen sich auf die Ueberlebenden, welche sich ein Verdienst um die großen Erfolge erworben hatten.

Wirthschaftlichen Errungenschaften, wären sie auch noch so groß und aus den härtesten Kämpfen hervorgegangen, pflegt man keine geräuschvolle Begeisterung zu weihen. Je größer eine wirthschaftliche Wohlthat ist, je weiter und tiefer ihr Wirkungskreis, um so mehr wird sie zur schlichten Selbstverständlichkeit: man nimmt sie hin, als ob es überhaupt nicht anders sein könnte, und die besten aller wirthschaftlichen Einrichtungen sind bekanntlich

diejenigen, von welchen man am wenigsten spricht. So steht es auch mit unserer Geldverfassung — trotz des lärmenden theoretischen Streites um die Währungsfrage. Denn die lauten Feinde unseres Geldsystems waren stets nur eine kleine Gruppe, und die ungemein lebhafte Agitation, welche sie seit zwanzig Jahren betreiben, hat es nicht zu Wege gebracht, die Währungsfrage populär zu machen. Die breiten Schichten des Volkes bedienen sich unsres Geldes als einer so selbstverständlichen Wohlthat, daß sie garnicht mehr daran denken, wie ganz anders unser Münzwesen noch vor 25 Jahren bestellt war. Deshalb wird auch die große Menge, welche die Gedenktage unsrer großen Waffenthaten begeistert gefeiert hat, an dem Jubiläum des großen Friedenswerkes, das in dem Münzgesetz vom 9. Juli 1873 zum Abschluß kam, achtlos vorüber gehen; und leider nicht nur die große Menge, sondern auch ein Theil derjenigen, welche man gemeinhin nicht unter der „großen Menge“ zu begreifen pflegt. Selbst die deutsche Reichsregierung, zu deren ersten und verdienstlichsten Thaten die Neuordnung des deutschen Münzwesens gehörte, scheint wenig Lust zu haben, sich ihres eigenen großen Werkes zu freuen. An der Stelle der thatkräftigen Schaffensfreude von ehemals sieht man heute eine leisetretende Vorsicht, und manchmal möchte es fast scheinen, als wolle die heutige Reichsregierung die bimetallistischen Freunde der Sammlungspolitik für die großen Verdienste, welche sich die Reichsregierung von dazumal um die Ordnung des deutschen Geldwesens erworben hat, schüchtern um Verzeihung bitten.

In aller Stille und förmlich inkognito feiert also das deutsche Münzgesetz sein silbernes Jubiläum, aber — und das muß alle Freunde unserer Geldverfassung mit der größten Genugthuung erfüllen — zu einer Zeit, in welcher derjenige seiner Grundgedanken, welcher späterhin am meisten angefochten worden ist, fast in der ganzen Welt triumphirt: die Goldwährung, welche das Münzgesetz vom 9. Juli 1873 in Deutschland einführte, als noch in keinem größeren Staat des europäischen Kontinents die Goldwährung bestand, ist fast in der ganzen Welt zur Geltung gelangt, und so hat die weltgeschichtliche Entwickelung innerhalb der kurzen Spanne eines Vierteljahrhunderts Deutschlands Uebergang zur Goldwährung glänzend gerechtfertigt.

Darum dürfen wir uns heute mit Stolz und mit Dankbarkeit der Männer erinnern, welche den Zug der Zeit erkennend der deutschen Münzgesetzgebung den Weg gewiesen haben und welche trotz aller Lockungen und Stürme das Schiff nicht von dem Kurs, den sie als den richtigen erkannt, haben abweichen lassen.

Zwar ist, wenn man die geschichtliche und namentlich die wirthschaftsgeschichtliche Entwickelung innerhalb großer Perioden überblickt, das Schwergewicht der Verhältnisse treibend und entscheidend; der Einzelne, möge er eine noch so große Gewalt über seine Zeit besitzen, vermag die großen Züge kaum zu stören, wohl aber vermag er fördernd oder hemmend einzugreifen und so auf die Geschicke von Generationen einen entscheidenden Einfluß auszuüben. Wenn Deutschland nach der Beendigung des französischen Krieges und nach der Gründung des Reiches sich nicht zu dem großen und kühnen Schritt von der Silberwährung zur Goldwährung entschlossen hätte, wenn es zaudernd bei halben Maßregeln stehen geblieben wäre oder in seiner alten Hamletrolle überhaupt keinen Entschluß hätte finden können: wer kann heute noch — bei einem Blick über die weltumfassenden währungspolitischen Umwälzungen des letzten Vierteljahrhunderts — einen Zweifel daran hegen, daß es den Uebergang zur Goldwährung später unter viel schwierigeren Umständen hätte bewerkstelligen müssen?

Daß wir zur Goldwährung gekommen sind, daß fast die ganze Welt zur Goldwährung gekommen ist, war eine von menschlicher Willkür gänzlich unabhängige, aus unabänderlichen Verhältnissen hervorgehende Nothwendigkeit. Daß Deutschland unter den denkbar günstigsten Verhältnissen den nothwendigen Schritt gethan hat, das ist das unvergängliche Verdienst der Männer, welche an der deutschen Münzgesetzgebung mitgearbeitet haben.

Wir brauchen nur einen Blick auf den Gang der Dinge in unserm westlichen Nachbarlande zu werfen.

Das glänzende napoleonische Frankreich, dessen Staatsmänner die Zügel der Weltgeschichte in der Hand zu halten glaubten, das gerade in der Münzfrage auf pomphaften Kongressen mit weltbeglückenden internationalen Verbrüderungsideen paradirte, zeigte eine kraftlose Schwäche in seinen eigenen Entschlüssen. Seit dem Beginn der fünfziger Jahre beschäftigte es sich mit fortgesetzten Untersuchungen und Prüfungen der Währungsverhältnisse. Die Ströme neuen Goldes, welche damals aus Kalifornien und Australien nach Europa kamen, welche insbesondere in Frankreich eindrangen und dort den bisherigen Silberumlauf verdrängten — eine Folge des bimetallistischen Geldsystems! —, erweckten überall das Gefühl, daß man vor den Anfängen einer großen Umwälzung des Geldwesens stehe. In Deutschland wurde damals Adolf Soetbeer zum eifrigen Vorkämpfer der Goldwährung, weil er in dem Golde einen den modernen Bedürfnissen besser entsprechenden Geldstoff sah, als in dem schwerfälligen Silber, und weil er erkannte, daß die großen Goldfunde den Uebergang zur Goldwährung praktisch ermöglichten. In Frankreich dagegen befiel den größten französischen Nationalökonomen jener Zeit, Michel Chevalier, die Furcht, die große Goldausbeute könne das Gold entwerthen und zum Geldstoff untauglich machen; er rieth deshalb, seine Ausmünzung einzustellen und ihm so die Thore zu verschließen. Als diese Furcht sich als grundlos erwies, als der französische Verkehr die Wohlthaten eines Goldumlaufs immer mehr empfand, als die gesammte volkswirthschaftliche Wissenschaft fast vollständig für die Goldwährung gewonnen war, da vertrödelte Frankreich die kostbare Zeit mit endlosen Enquêten und Kommissionen; und doch brauchte es damals nur zuzugreifen, um ohne alle Mühe und ohne jede Kosten eine vollkommene Goldwährung zu haben. Der ehemalige Silberumlauf war durch das Eindringen des neuen Goldes und durch den gleichzeitigen gewaltigen Silberbedarf Indiens, der auf die französische Silberzirkulation wie ein Pumpwerk wirkte, so weit verschwunden, daß Maßregeln zur Erhaltung des für den Kleinverkehr unbedingt nothwendigen Silberquantums ergriffen werden mußten. Frankreich hätte damals nur das freie Prägerecht für Silber aufzuheben brauchen, um dadurch die Rückkehr des Silbers für alle Zeiten auszuschließen, und die Goldwährung, welche thatsächtich bereits bestand, war dauernd festgelegt und gesichert. Nicht nur, daß sich die Gunst dieser Verhältnisse den Leitern der französischen Wirthschaftspolitik von selbst darbot, sie wurden auch noch durch einen Druck von außen auf die Benutzung der guten Gelegenheit hingewiesen. Als Frankreich im Jahre 1865 mit Belgien, der Schweiz und Italien über den Abschluß eines lateinischen Münzbunds verhandelte, verlangten diese Staaten die Goldwährung als Grundlage; aber die französischen Staatsmänner ließen sich von den Bedenklichkeiten der Pariser Haute Finance, welche ohne die Doppelwährung nicht glaubte existiren zu können, beherrschen und lehnten den Uebergang zur Goldwährung ab. Herr de Parieu, der Vizepräsident und spätere Präsident des französischen Staatsrathes, war zwar ein überzeugter Anhänger der Goldwährung, aber seine Ideen fanden hartnäckigen Widerstand bei dem überaus doppelwährungsfreundlichen Finanzminister Magne, und statt seine ganze Persönlichkeit für die Beseitigung dieses Widerstandes einzusetzen, gab er sich zunächst mit dem Glanz zufrieden, welcher Frankreich als Vormacht der lateinischen Münzunion umstrahlte. Auch später war sein Streben hauptsächlich auf die Gründung eines internationalen Münzbundes auf der Grundlage des französischen Münzsystems und unter dem hohen Protektorate der kaiserlichen französischen Regierung gerichtet, und er präsidirte der großen internationalen Münzkonferenz, welche Frankreich im Jahre 1867, dem

Jahre der ersten Weltausstellung, nach Paris berief. Neunzehn europäische Staaten und die Vereinigten Staaten von Amerika waren vertreten, und alle bekannten sich — gegen die eine Stimme der Niederlande — in der Form eines Beschlusses zu der Ansicht, daß eine **Münzeinheit nur auf Grundlage der Goldwährung** erreicht werden könne.

Das war ein deutlicher Fingerzeig, wohin die universelle Entwickelung des Geldwesens strebte. Statt aber diesem Fingerzeig entschlossen zu folgen, ließ Frankreich Herrn de Parieu und den Finanzminister Magne vor den verschiedensten Instanzen über die Währungsfrage streiten, ohne eine Entscheidung zu treffen; und statt seine Aufmerksamkeit auf die Hauptsache zu richten, wendete es sie auf die Erreichung eines äußeren Erfolges, auf die Gründung eines Weltmünzbundes, obwohl jedermann, der Augen hatte, in Anbetracht der ablehnenden Haltung Englands und anderer Staaten, damals schon die Unmöglichkeit, zu diesem Ziel zu gelangen, einsehen mußte.

Erst als der Krieg bereits ausgebrochen war, Ende Juli 1870, kam in Paris die letzte große Währungs-Enquête vor dem Conseil Supérieur du commerce, de l'agriculture et de l'industrie zum Abschluß, dessen große Majorität sich entschieden für die Einführung der Goldwährung aussprach.

Aber jetzt war es bereits zu spät. Die günstige Gelegenheit, welche jahrelang unbenutzt geblieben war, sollte nicht wiederkehren. Die Folgen des Krieges machten Frankreich für einige Zeit aktionsunfähig. Die Einstellung der Barzahlungen der Bank von Frankreich und die Zahlung der Kriegskosten-Entschädigung nöthigten Frankreich, die freie Prägung von Silber aufrecht zu erhalten; denn es konnte sich in jenen schweren Zeiten, wo jede Metallwährung besser erschien als eine Papierwährung, und wo es die Kontribution auch in silbernen Fünffrankenstücken zahlen durfte, nicht selbst die Mittel zur Zahlungsleistung beschränken.

Dagegen wurde Deutschland durch die Gründung des Reiches endlich in den Stand gesetzt, eine durchgreifende Reform des Geldwesens vorzunehmen, und was den Uebergang zur Goldwährung anlangt, so wurde das neue Reich durch den bevorstehenden Empfang der großen Kontribution auch finanziell befähigt, den kostspieligen Uebergang zur Goldwährung zu bewerkstelligen.

Wie ganz anders, als während der sechziger Jahre in Frankreich, wurde nunmehr in Deutschland die Gunst der Verhältnisse ausgenutzt!

Auch in Deutschland hatte der Bundesrath des Norddeutschen Bundes unmittelbar vor dem Kriege eine große Münz-Enquête ausgeschrieben. Die Fragebogen waren gedruckt und lagen zur Versendung bereit. Nach dem Kriege hielt die Reichsregierung die Zeit für zu kostbar zum Rathen und entschloß sich zum sofortigen Handeln. Die Enquête war nach der jahrelangen öffentlichen Diskussion über die Münzfrage in der That überflüssig, und die Fragebogen wanderten in den Papierkorb. Entschlossen legte die Reichsregierung alle phantastischen und unerfüllbaren Gedanken an eine internationale Münzeinigung bei Seite und konzentrirte ihre Bemühungen ausschließlich auf das praktisch Durchführbare. Noch in dem Jahre des Friedensschlusses kam ein vorbereitendes Münzgesetz zu Stande, welches ein einheitliches und wohlgeordnetes Münzsystem als Ersatz für die verschiedenen deutschen Landeswährungen brachte und welches bereits die wichtigsten Grundzüge der Goldwährung enthielt. Anderthalb Jahre später wurde im Münzgesetz vom 9. Juli 1873 der gesetzgeberische Theil der deutschen Münzreform zum Abschluß gebracht. Die energische und zielbewußte Arbeit zweier Jahre machte der sprichwörtlichen deutschen Münz-Misère ein Ende und gab Deutschland eine Geldverfassung, welche kaum durch die irgend eines anderen Landes übertroffen wird.

Nur die Schnelligkeit der Entschlüsse und ihrer Durchführung hat Deutschland in den Stand gesetzt, das große Werk der Münzreform ohne ernsthafte Schwierigkeiten und mit unglaublich geringen Kosten durchzuführen.*) Die gewaltige Umwälzung der internationalen Währungsverhältnisse, welche die Verwendung des Silbers als Geldstoff so sehr beschränkte, konnte sich unmöglich vollziehen, ohne einen starken Druck auf den Silberwerth auszuüben. Je weiter die Entwerthung des weißen Metalles fortschritt, desto schwieriger und kostspieliger mußte der Währungswechsel werden, und deshalb hatte der erste Staat, welcher in den allgemeinen Umschwung eintrat, einen beträchtlichen Vorsprung vor allen folgenden. Daß Deutschland sofort nach dem Friedensschluß als erster Staat auf dem europäischen Festland das kühne Wagniß des Uebergangs zur Goldwährung unternahm und sich dadurch die günstigsten Bedingungen für den auf die Dauer unvermeidlichen Währungswechsel sicherte, verdanken wir dem klaren Blick, der Konsequenz und Entschlossenheit der Männer, welche damals in der Reichsregierung, im Reichstag und in der weiten Oeffentlichkeit mit unermüdlichem Eifer und nie erlahmender Thatkraft für den sofortigen Uebergang zur Goldwährung eintraten.

Aus dem glänzenden Kreise der hervorragenden Persönlichkeiten, welche damals das öffentliche Leben Deutschlands zierten, haben sich besonders drei Männer um die Ordnung des deutschen Münzwesens verdient gemacht: **Adolf Soetbeer, Ludwig Bamberger** und **Rudolf von Delbrück.**

Soetbeer war ein Gelehrter von seltenem Fleiß und und ungewöhnlicher Gründlichkeit. Er hat durch seine großen statistischen Arbeiten der Währungswissenschaft eigentlich zuerst eine solide Grundlage gegeben. Daneben war er ein überaus eifriger Publizist, und als solcher hat er in jahrzehntelanger unermüdlicher Thätigkeit in Deutschland den Boden für die Goldwährung vorbereit[ete]. In zahllosen Artikeln und Broschüren bemühte er sich, in Deutschland das Verständniß für das große währungspolitische Problem zu verbreiten, und die meisten Versammlungen des deutschen Handelstages und des Volkswirthschaftlichen Kongresses, welche von 1859 bis 1871 über die Münzfrage beriethen, sahen ihn als Referenten. Auch in späteren Jahren, als es galt, das Errungene zu vertheidigen, war er bis in sein hohes Alter, bis unmittelbar vor seinem Tode, stets auf dem Plan, um die gute Sache durch sein hohes Ansehen und sein reiches Wissen zu unterstützen.

Unter den Parlamentariern, welche an der Münzreform mitgearbeitet haben, ragt **Ludwig Bamberger** weit hervor. Was Soetbeer in mühsamer Arbeit vorbereitet hatte, wußte er in praktische That umzusetzen. Wesentliche Züge der deutschen Münzverfassung sind sein Werk, und vor allem ist es seinem entschlossenen Auftreten zu verdanken, daß das Münzwesen in allen wichtigen Punkten zur Reichsangelegenheit gemacht worden und nicht der Kompetenz der Einzelstaaten unterstellt geblieben ist.

* Die Kosten der deutschen Münzreform sind wenig bekannt, dürften ber doch wohl ein größeres Publikum interessiren. Bis zum Schluß des Etatsjahrs 1896/97 stellen sie sich folgendermaßen:

Die Ausgaben für das Münzwesen seit dem Beginn der Reform beliefen sich insgesammt auf	132,1 Millionen M.
Davon kommen auf die beim Verkauf der eingeschmolzenen Silbermünzen erlittenen Verluste 98,8 Millionen M., und von diesen Verlusten fallen wiederum auf die unterwerthige Ausprägung und die Abnutzung der eingeschmolzenen Silbermünzen 24,4 Millionen M. Der eigentliche Verkaufsverlust beläuft sich also auf 74,4 Millionen Mark.	
Den Ausgaben stehen große Einnahmen gegenüber, welche sich hauptsächlich aus der Goldbeschaffung und der Ausprägung der Reichsscheidemünzen ergeben haben; sie belaufen sich im ganzen auf	104,6 Millionen M.
Die ganze Münzreform und die Erhaltung des Münzwesens hat also bis zum 31. März 1897 nur einen Zuschuß von . . . . erfordert.	27½ Millionen M.

Seiner gründlichen Sachkenntniß, welche ihn auch den Gegnern als Autorität erscheinen ließ, seiner glänzenden und eindringlichen Beredtsamkeit, seiner parlamentarischen Gewandtheit und seinem politischen Blick ist es hauptsächlich zu danken, daß das Schifflein der Münzreform an allen Klippen und Fährnissen des theoretischen Disputs, der widerstreitenden Interessen und namentlich auch des partikularistischen Eigensinns glücklich vorbeigesteuert worden ist. Jene ersten Jahre des neuen Reichs bedeuten den Höhepunkt des praktischen Schaffens dieses Mannes. Damals herrschte in der Reichsregierung und im Reichstage noch ein Geist, welcher ihm eine weitgehende positive Mitarbeit an allen großen Gesetzgebungswerken ermöglichte, und, wie man auch die seitherige Entwicklung der Wirthschaftspolitik beurtheilen mag, das wird man nur bedauern können, daß so bedeutende Kräfte wie Bamberger und wie Delbrück ohne Ersatz frühzeitig matt gesetzt worden sind.

Das Verdienst, die Reichsregierung in der Münzfrage zum entschlossenen Vorgehen auf dem richtigen Wege bestimmt zu haben, gebührt Rudolf von Delbrück und seinem treuen und sachkundigen Mitarbeiter Otto Michaelis. Delbrück hatte in jener Zeit als Präsident des Reichskanzleramtes die volle Leitung der wirthschaftlichen Dinge in seinen Händen. Das Vertrauen, welches Bismarck in ihn setzte, war schrankenlos, und wenn auch die Urtheile über seine Handelspolitik getheilt sein mögen, seine Verdienste um die Ordnung des Geld- und Bankwesens sind unbestreitbar. Selbst Bimetallisten geben zu, daß damals der Uebergang Deutschlands zur Goldwährung eine historische Nothwendigkeit war, und für einen leitenden Staatsmann gibt es kaum ein größeres Lob, als daß er das Nothwendige rechtzeitig erkannt und mit Energie und Geschick durchgeführt hat. Delbrück's Aufgabe war keine leichte. Er hatte namentlich in dem preußischen Finanzminister Camphausen, mit dem sein Name herkömmlicher Weise oft in einem Athem genannt wird und mit dem er persönlich eng befreundet war, in vielen Punkten einen zähen und eigensinnigen Widersacher, dessen fiskalische und preußisch-partikularistische Neigungen für die sachgemäße Ordnung des deutschen Geldwesens ein starkes Hinderniß waren. Gestützt auf den in diesen Dingen von Bamberger geleiteten Reichstag ist es Delbrück gelungen, innerhalb der Reichsregierung in allen wichtigen Punkten dem Reichsgedanken und der gesunden Vernunft Geltung zu verschaffen. Bei der Durchführung der Münzreform hat allerdings der Camphausen'sche Einfluß die Wirkung gehabt, die rechtzeitige Abstoßung des Silbers zu verzögern und dadurch eine Zeit lang das gesammte Reformwerk zu gefährden.

Die neue deutsche Geldverfassung hat seit ihrer Begründung, vermöge der Schwerkraft ihrer eigenen Vortrefflichkeit, alle Gefahren überdauert, und nachdem im Jahre 1879 ihre formelle und planmäßige Durchführung durch die vorzeitige Einstellung der deutschen Silberverkäufe unterbrochen worden ist, hat sie sich durch eine glänzende Entwickelung aus sich selbst heraus thatsächlich vollendet. Damals glaubte man allgemein, der durch die Suspension der Silberverkäufe geschaffene Zustand sei unhaltbar. Aber Fürst Bismarck, auf dessen unmittelbares Eingreifen die Unterbrechung des Reformwerkes zurückzuführen ist, that keinen weiteren Schritt. Nach einigen schlimmen Jahren, in welchen ein vorübergehender Rückgang der Goldproduktion und große finanzielle Transaktionen zur Wiederaufnahme der Barzahlungen in Amerika und Italien die bedenkliche Lage der deutschen Goldwährung erheblich verschärften, folgte ein glänzender Aufschwung des deutschen Geldwesens. Entgegen den bimetallistischen Behauptungen über die Goldknappheit nahm der deutsche Goldumlauf von Jahr zu Jahr beträchtlich zu, so daß er gegenwärtig fast doppelt so groß sein dürfte, wie um die Mitte der achtziger Jahre (2900 Millionen gegen 1650 Millionen Mark). Der überflüssige Thalerrest, welcher uns durch die Einstellung der Silberverkäufe geblieben ist und welcher anfänglich die Sicherheit der deutschen Währung bedrohte, hat sich immer mehr vermindert durch Umprägung in Reichssilbermünzen und durch das wachsende Bedürfniß des Verkehrs an Silbergeld. Gleichzeitig hat die gesammte internationale Lage der Währungsverhältnisse, je weiter der allgemeine Uebergang zur Goldvaluta vorwärts schritt, um so mehr von den Gefahren und Unbequemlichkeiten des Uebergangs verloren. Namentlich ist in Folge der jüngsten Maßregeln Oesterreichs, Rußlands, Japans, Indiens und anderer Länder die Währungsgleichheit und eine feste Wechselparität mit diesen Staaten hergestellt und damit finden alle berechtigten und unberechtigten Klagen über die „Valutadifferenzen" ihre Erledigung. Immer mehr zeigt die weltgeschichtliche Entwicklung, wie thöricht die bimetallistische Auffassung ist, Deutschland habe durch seinen Schritt die natürliche Entwickelung der Währungsverhältnisse aus der Bahn gelenkt, und immer aussichtsloser werden die Versuche, dem rollenden Rad in die Speichen zu fallen, es zum Stehen zu bringen oder gar rückwärts zu drehen.

Von den Begründern der deutschen Geldverfassung weilen Rudolf v. Delbrück und Ludwig Bamberger heute noch unter uns. Beiden Männern ist es beschieden, daß sie hochbetagt auf die glänzende Rechtfertigung, welche die Geschichte selbst ihnen hat zu Theil werden lassen, blicken und sich der reichen Früchte ihrer unvergänglichen Wirksamkeit freuen können.

Karl Helfferich.

Umfang und Stärke der Sozialdemokratie.

Die Sozialdemokratie hat es bei den jüngsten Reichstagswahlen auf mehr als 2 100 000 Stimmen gebracht. Die nächststärkste Partei, das Centrum, hat zwar fast doppelt soviel Mandate, aber noch nicht zwei Drittel soviel Stimmen aufzuweisen.

Die sozialdemokratische Partei ist darnach ohne Zweifel gegenwärtig unter allen Parteien die umfangreichste. Aber auch die stärkste? Gewiß nicht! — Weshalb nicht?

Die Stärke einer politischen Partei beruht keineswegs allein auf der Zahl der Stimmzettel, die für ihre Kandidaten abgegeben werden; nicht einmal vorzugsweise. Das allgemeine Wahlrecht mit seiner Gleichwerthigkeit aller Wählerstimmen verführt leicht zu einer arithmetischen Auffassung des politischen Lebens; und ein großer Theil der Befürchtungen einerseits, der Enttäuschungen andererseits, die sich an das allgemeine Wahlrecht knüpfen, hängt mit dieser arithmetischen Auffassung zusammen. In Wirklichkeit aber steht auch unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts die politische Bedeutung einer Partei keineswegs in direktem Verhältniß zu ihrer Wählergefolgschaft. Gerade die Sozialdemokratie beweist das am deutlichsten. Sie besitzt im Reichstage noch nicht die Hälfte der Mandate, auf die sie nach der Zahl der für sie im ganzen Reiche abgegebenen Stimmen Anspruch erheben könnte. Immerhin ist der Besitz von 56 Mandaten unter 397 schon etwas. Eine solche Partei kann sich rednerisch lebhaft und auch sonst an den parlamentarischen Geschäften ausgiebig betheiligen. Darüber hinaus aber geht die Macht gerade der sozialdemokratischen Partei nicht. Sie vermag insbesondere nicht das Mindeste von ihren spezifisch sozialistischen Forderungen durchzusetzen. Bei den Wahlen im Wesentlichen ganz auf sich allein gestellt, kann sie im Parlament nur etwas erreichen, indem sie die Bestrebungen anderer Parteien positiv oder negativ unterstützt. Darüber hinaus ist sie ohnmächtig. Ihre Stärke liegt nicht in dem, was sie von den sogenannten bürgerlichen Parteien trennt, sondern in dem, was sie mit dieser oder jener der bürgerlichen Parteien verbindet. Will die Sozialdemokratie deshalb irgend etwas für die praktische Politik bedeuten, so ist sie gezwungen, auf den Boden der gegenwärtigen Staats- und Gesellschafts-

ordnung zu treten, auf der sich alle anderen Parteien befinden. Dieser Zwang, den die Natur der Verhältnisse ausübt, hat denn auch im Laufe der Zeit ganz von selbst dazu geführt, daß das kollektivistische Programm mehr und mehr außer Betrieb gesetzt ist: nicht etwa bloß im Parlament, sondern auch in der Presse und in den Wahlkämpfen. Die Doktrinäre der Partei mögen sich noch so sehr dagegen stemmen, das kollektivistische Dogma hat keine lebendige Kraft mehr. Auch das republikanische Credo hat nur noch eine ganz äußerliche Bedeutung. Man bekennt sich zu der Programmformel, ohne sich etwas Rechtes dabei zu denken.

Wirksam ist die Propaganda der Sozialdemokratie nur da, wo sie Berührungspunkte mit anderen Parteien hat; wo sie Mißstände kritisirt, die auch von anderen Parteien — wenngleich in geringerem Grade — anerkannt werden; wo sie Forderungen erhebt, die auch von anderen Parteien — wenngleich mit mehr Mäßigung — erhoben werden.

In der praktischen Politik wirft heute die Sozialdemokratie die Steine in derselben Richtung, wie andere Parteien, nur beinahe regelmäßig über das Ziel hinaus.

Radikalismus innerhalb der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung, nicht Kollektivismus außerhalb derselben: das bezeichnet zur Zeit das Wesen der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland.

Dieser übertriebene Radikalismus, der — ich möchte beinahe sagen, geflissentlich — davon absieht, was unter den einmal gegebenen Verhältnissen erreichbar und möglich ist, enthält eine nicht geringe Gefahr für unsere ganze politische Entwicklung. Ein Radikalismus, der den erreichbaren Fortschritt als Bagatelle behandelt, um die sich zu bemühen nicht der Mühe lohnt, ist von jeher ein erfolgreicher Schrittmacher der Reaktion gewesen. Er hat von jeher den Rückschrittlern den erwünschten Vorwand zur Rettung der Gesellschaft geliefert. Diese Abneigung gegen einen unfruchtbaren und lärmenden Radikalismus ist bei allen Völkern, gerade in den Mittelschichten, tief eingewurzelt. Diese Mittelschichten pflegen allenthalben, wenn man ihnen nur einigermaßen glaubhaft machen kann, daß die bürgerliche Ordnung bedroht ist, lieber der Reaktion sich in die Arme zu werfen, als dem Radikalismus kaltblütig zu begegnen.

Auch bei den jüngsten Reichstagswahlen hat diese tief eingewurzelte Abneigung vor einem überschwänglichen Radikalismus sich stärker erwiesen als jede nüchterne politische Erwägung. Selbst entschieden Liberale, so sehr sie davon überzeugt sein mußten, daß die reaktionären Agrarier die größere, weil unmittelbare, Gefahr darstellten, haben doch in einer ganzen Reihe von Fällen bei den Stichwahlen lieber dem Agrarier als dem Sozialdemokraten ihre Stimme gegeben.

Die Sozialdemokratie schüttet deshalb auch die ganze Schale ihres Zorns über die „elenden Bourgeois“ und die „gesammte reaktionäre Masse“ aus. Das ist rhetorisch vielleicht wirksam, politisch Unsinn. Wenn die Sozialdemokraten nicht die Geschäfte ihrer schlimmsten Gegner machen wollen, so sind sie gezwungen, mit einem Theil dieser „reaktionären Masse“ zusammenzuwirken. Diese Erkenntniß kommt ja auch in dem bekannten Beschluß, sich zu Gunsten der Linken bei den nächsten Landtagswahlen betheiligen zu wollen, zum Ausdruck. Auf dieser Bahn der Annäherung an andere Parteien muß die Sozialdemokratie weiter. Nachdem das Sozialistengesetz gefallen ist, kann sie eine revolutionäre Sonderexistenz nicht fortführen. Sie verliert jetzt obendrein die kollektivistische Plattform unter ihren Füßen. Um so nachdrücklicher unterstreicht sie ihren sonstigen Radikalismus. Die Anklagen gegen die bestehende politische Ordnung und die Versprechungen, die im letzten Wahlkampfe seitens der sozialdemokratischen Agitatoren vorgebracht wurden, waren vielfach geradezu grotesk. Vorübergehend kann man mit einer solchen Methode Wahlerfolge erzielen, aber, wie Abraham Lincoln einmal treffend sagte: Man kann nicht fortgesetzt das Volk einseifen.

Die Politik der bloßen Anklagen und der bloßen Versprechungen kann auch seitens der Sozialdemokratie nicht beständig fortgesetzt werden. Sie muß in Bahnen einlenken, die zu wirklichen gesetzgeberischen Erfolgen führen, oder sie wird an Terrain verlieren. Die relativen Mißerfolge in Berlin und verschiedenen anderen großen Städten, wo die Sozialdemokratie einen alten Standort hat, deuten bereits darauf hin.

Nirgends ist es so wahr, wie in der Politik, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Th. Barth.

Das römische Sicilien.

II.

Die beiden Ereignisse, welche den Anfang und das Ende der römisch-byzantinischen Geschichte der Insel markiren, haben sich an der Ostküste nur einige Meilen weit von einander entfernt zugetragen. Nach Messina riefen 264 v. Chr. die Mamertiner, die Ueberreste einer vorzugsweise oskischen Söldnerschaar, welche mit König Pyrrhus nach Sicilien gekommen waren und sich der wichtigen Hafenstadt dem italienischen Festland gegenüber bemächtigt hatten, die Römer gegen die Karthager, die sie bedrängten, um Hilfe. Daraus ist der sicilische Krieg, wie die Römer den ersten punischen Krieg zu nennen pflegen, welcher mit der Verdrängung der Karthager von Sicilien im Jahre 241 endete, entstanden. Der letzte Rest, welchen die Erben Roms in Sicilien, die Byzantiner, dort besaßen, Taormina, 48 Kilometer südlich von Messina entfernt, fiel 902 n. Chr. einem muselmannischen Heere zur Beute, das von Kairewan, nicht allzuweit von Karthago gelegen, Ibrahim-ibn-Hamed zum heiligen Kriege gegen die Ungläubigen geführt hatte. Hatte im ersten punischen Kriege auf Sicilien Europa Kanaan niedergeworfen, wie sich Freeman ausdrücken würde, so hatte jetzt 902 Allah den Christengott und gleichsam mit ihm auch die Götter der Hellenen besiegt. Denn der Entscheidungskampf, welcher der Eroberung Taorminas und Malas voransging, war unweit der Stelle geführt worden, an der 735 v. Chr. die ersten griechischen Kolonisten gelandet waren und dem Apollo Archagetes den Altar errichtet hatten, an dem alle Sikeliaten ihre Opfer darbrachten, wenn sie die Meerfahrten nach dem Mutterlande, etwa zu den olympischen oder isthmischen Spielen, antraten. Von den 1637 Jahren, in denen „die griechische Sprache von freien Bürgern auf der Insel gesprochen worden war“, gehören 1166 Jahre der römischen Periode, wahrlich nicht der glücklichsten Zeit derselben, an. Es giebt eine Erzählung, und mit Recht hat man sie eine der rührendsten aus der alten Geschichte genannt, nach der die Bewohner von Poseidonia (Pästum), dessen dorische Tempel so viele Geschlechter der Menschen überdauert haben, und die heute noch das südlichste Reiseziel so vieler Italienfahrer bilden, einen Trauertag in jedem Jahre abgehalten hätten, in welchem sie den Untergang griechischen Lebens und griechischer Sprache in ihrer lukanisch gewordenen Stadt beweinten. Wahrlich auch die Hellenen Siciliens hätten Ursache gehabt, seitdem sie die Hauptstadt ihrer Insel, Syrakus, 212 an die Römer verloren, ein solches Trauerfest einzusetzen. Denn wenn auch die fünf Jahrhunderte, in welchem die Griechen die Vorherrschaft auf der Insel behaupteten, gewiß nicht immer die glücklichsten gewesen sind, und Frevel und Schandthaten die Hülle und Fülle aus ihnen uns überliefert sind, was will das alles bedeuten gegen das Unheil, welches über sie kam, als sie nur noch eine Provinz des römischen Reiches, die Kornkammer der Stadt Rom oder ein Thema (Militärbezirk) von Byzanz geworden war!

In demselben Maße, in welchem die Geschichte der rein hellenischen Periode der Insel nach allen Beziehungen hin reicher war als die der römisch-byzantinischen, fließen auch unsere Nachrichten reichlicher über sie als über diese. Es ist wirklich kläglich, wie schlecht wir über die wichtigsten Ereignisse

aus dieser Zeit unterrichtet sind, und wie oft wir nur Vermuthungen folgen müssen. Nur über zwei kurze Zeiträume, welche freilich mehr als 650 Jahre auseinanderliegen und die nur ein kulturgeschichtliches Interesse bieten, sind wir allerdings sehr genau, man möchte jedoch fast sagen, nur zufällig unterrichtet. Und auf welche Zustände wird hier das grellste Licht geworfen! Ich spreche von Vorgängen auf der Insel, welche uns Marcus Tullius Cicero in seinen Reden gegen den Proprätor Siciliens Verres (73—70 v. Chr.) enthüllt hat, von Vorgängen, die selbst wenn wir einige arge Uebertreibungen des anklagenden Advokaten und Politikers zugeben, doch jedenfalls so scheußliche waren, daß sie den Namen ihres Urhebers für immer mit infamirender Unsterblichkeit behaftet haben. Viel erfreulicher ist dagegen das Detailbild, welches wir aus den zahlreichen Briefen gewinnen, die der kluge, fromme und menschenfreundliche Papst Gregor der Große (590 n. Chr.) zur Instruktion der Verwalter des riesigen Patrimoniums Petri auf der Insel geschrieben hat. Sehen wir in den Verrinen Ciceros, welche Verwüstungen nach jeder Seite hin „diese schlimmste Geißel der Provinzialen“ anrichten konnte, so erscheint uns demgegenüber die liebevolle persönliche Theilnahme, die Gregor allen Sikelioten entgegenbringt, in einem fast überirdischen Lichte. Aber die Zustände, über die dieses sich ausbreitet, sind doch nicht die erfreulichsten und natürliche. Denn sie verrathen schon zum Theil wenigstens die ökonomischen Mißstände, an dem noch das heutige Sicilien zu leiden hat.

Außer diesen beiden Quellen, welche nicht nur für die Geschichte Siciliens, sondern auch für die allgemeine Kulturgeschichte der untergehenden römischen Republik und der aufsteigenden römischen Kirche von größter Bedeutung sind, besitzen wir noch relativ ausgiebige, wenn auch durchaus nicht genügende Nachrichten über Vorgänge auf der Insel, die gleichfalls aber nur in das Gebiet der Kulturhistorie fallen. Ich meine die Berichte Diodors von Sicilien über die Sklavenaufstände auf der Insel. Da nun während der langen römisch-byzantinischen Herrschaft auf der Insel streng genommen nur zwei große militärische Aktionen stattgefunden haben: der erste Krieg der Römer gegen die Karthager und die Kämpfe des Augustus gegen Sextus Pompejus, so hat nun diese lange Periode für uns fast nur ein kulturhistorisches Interesse, und wir wollen daher hier auch nur diesem mit Hervorhebung einiger wichtiger Punkte nachgehen.

Von der Bodenfläche der Insel sind heutigentags 58% mit Korn bebaut, 25% sind Weideland, über 10% der Gartenkultur gewidmet, 3% mit Wald bedeckt und 3% liegen wüst oder sind mit Gebäuden bestanden. Seit wann bestehen diese Verhältnisse, welche unzweifelhaft einen Theil der Schuld an dem für die Bodenbewirthschaftung der Insel so gefährlichen Regenmangel tragen? Wir sind hierüber sehr schlecht unterrichtet. Nur ganz gelegentliche Erwähnungen geben uns bestimmte Beweise für die allerdings an sich vollkommen wahrscheinliche Annahme, daß in Sicilien in griechischer Zeit der Waldreichthum noch ein großer, jedenfalls ein noch viel größerer als der heutige gewesen ist. Doch bezog schon gegen die Mitte des dritten Jahrhundert König Hiero von Syrakus zum Bau seines Prachtschiffes neben der großen Masse von Stämmen, welche die Wälder des Aetna lieferten, verschiedene Holzarten aus Italien. Als die schlimmsten Waldverwüster im Altertum haben wir uns wohl sicher die Karthager zu denken, welche viel Holz für ihre Schiffe brauchten, und die Plantagenwirtschaft hier einführten, d. h. die Wälder ausrotteten. In dieser Beziehung traten die Römer dann vollständig in die Fußtapfen ihrer Feinde. Hatten sie doch auch schon während des ersten punischen Krieges durch die Kornspenden, welche König Hiero von Syrakus ihnen in schwierigen Lagen zu Teil werden ließ, es praktisch erfahren, wozu die Insel der Ceres für sie in erster Linie brauchbar sein werde, nämlich zur Kornkammer für Rom und das immer mehr im Getreidebau zurückgehende Italien überhaupt. Von den zahlreichen Städten der Insel gab es daher nur acht, welche von Kornlieferungen an Rom befreit waren, während alle übrigen einen Zehnten von allen Feldfrüchten an sie abliefern mußten, wie das schon die Karthager für den großen von ihnen okkupirten Theil der Insel gefordert hatten. Zur Zeit des Verres betrug der jährliche Kornzehnte 500 000 Medimnen oder Scheffel. Danach betrug die Jahresernte dieser Städte (decumanae) 5 000 000 Scheffel. Holm berechnet (Seite 389) den Gesammtertrag alles damals auf Sicilien gebauten Getreides auf 15 000 000 Scheffel, während der heutige Ertrag der Insel ungefähr auf 12 000 000 Scheffel anzusetzen sein wird. (Seite 359). Man sieht also, so enorm als man sich den Rückgang der Ertragsfähigkeit Siciliens gegen das Alterthum in der Regel vorstellt, ist derselbe durchaus nicht. Denn im Wesentlichen ist sicher auch die Ausdehnung des für den Getreidebau besonders bestimmten Theiles der Bodenfläche nicht kleiner gewesen als heutigen Tages. Die Theilung der Insel in die für Getreidebau und Viehzucht geeignete Grundfläche, die ungefähr acht mal größer ist, als die für Getreide- und Weinbau reservirte Zone, welche sich besonders an der Ostküste hinzieht, geht sicher schon auf die römische Zeit zurück, und in mancher Beziehung haben sich auch die Bedingungen, unter denen die Bebauung des Kornlandes noch heutigen Tages stattfindet, auch nicht allzuviel geändert. Die Latifundial-Wirthschaft, welche schon in römischer Zeit hier betrieben wurde, besteht noch jetzt fort. Eine wunderbare Kontinuität in der Ausdehnung der Güter trotz alles Wechsels der Besitzer derselben herrscht einmal hier. Von den römischen Grundherren haben im Laufe der Zeiten die Byzantiner, die sicilische Kirche und die römische Kirche (patrimonium Petri) den größten Theil der Güter geerbt. Darauf setzten sich normannische Barone als Lehnsträger der Krone, welche die Katasterbücher der Araber, die libri deftarii, wohl kannten, in ihren Besitz. Und so ist es weitergegangen bis auf den heutigen Tag. Trotz der legalen Aufhebung des Lehnverbandes bestehen die Exfeudi in dem größten Theile der Insel noch fort und bedingen die Bodenbewirthschaftung des Korn- und Weidegebietes ausschließlich. Und ist nicht noch in der Gegenwart die Lage der Bebauer des Grund und Bodens in mancher Beziehung nicht der der Sklaven oder Colonen der römischen Zeit zu vergleichen? Wir wollen nicht übertreiben. Mommsen hat über die Zustände auf den römischen Sklavenplantagen geurtheilt:

„Das Meer von Jammer und Elend, das in diesem elendesten aller Proletariate sich vor unseren Augen aufthut, mag ergründen, wer den Blick in solche Tiefe wagt; es ist leicht möglich, daß damit verglichen, die Summe aller Negerleiden ein Tropfen ist.“

Mit solchem Jammer läßt sich allerdings die Lage der heutigen freien Bürger Italiens, welche den Grund und Boden Siciliens in Parzellen bearbeiten, durchaus nicht vergleichen. (Es hat übrigens hier bis tief in die christliche Zeit hinein (6. Jahrhundert) noch zahlreiche Sklaven gegeben.) Eher möchte man die Lage der heutigen Bodenbearbeiter mit der der Coloni der späteren römischen Zeit zusammenstellen, welche auch allerhand persönlichen Freiheitsbeschränkungen unterworfen waren. Wie groß jedoch das Elend der heutigen sicilischen Bauernschaft ist, wie furchtbar die Leiden der Arbeiter in den Schwefelminen sind, von deren Ausbeutung uns auch erst aus der römischen Zeit Nachrichten vorliegen, haben nicht nur Menschenfreunde schon vor Jahren klar auseinandergesetzt, sondern haben auch die großen Ausstände bewiesen, welche unter den Bedrückten vor wenigen Jahren ausbrachen, und die allerdings mit sanfteren Mitteln, als mit denen die Römer die aufständischen Sklavenhorden niederkämpften und ausrotteten, immerhin aber doch nur mit blutiger Gewalt bezwungen werden konnten. Es ist eben dem „Proletariate“ in Sicilien zu allen Zeiten herzlich schlecht gegangen. Freunde der modernen Theorien über „Herrenmoral und Uebermenschen“ könnten an seiner Geschichte eitel Freude haben, wir dagegen möchten uns eher zu dem Worte bekennen, daß die Menschheit in der Geschichte Siciliens an einem Beispiel habe zeigen wollen, wie sie die herrlichsten Gaben der Natur in ihr Gegentheil zu verkehren im Stande sei.

Wie man hierüber nun auch denken möge, so viel steht fest, daß die Menschen in den verschiedenen Perioden der sicilischen Geschichte nicht gleichmäßig an dieser Aufgabe gearbeitet haben. Ist es ein großes Verdienst des Buches von Holm, die Einheit der sicilischen Geschichte in ihrer hellenischen Periode nachgewiesen zu haben, so hat er sich auch mit vollem Erfolge bemüht, die zusammenhängende Entwickelung während der viel längeren römisch-byzantinischen Periode aufzuzeigen. Er bemerkt einmal in Betreff der römischen Kaisergeschichte überhaupt, aber der Satz hat auch für die Geschichte der Provinzen Roms seine Wahrheit:

„Dieses tangsame Sichumbilden ist überhaupt der Charakter der Verhältnisse der römischen Kaiserzeit; von Augustus zu den Byzantinern zieht sich eine Kette hin, deren Glieder eine so große Aehnlichkeit mit einander haben, daß nur die Länge der Kette es bewirkt, daß Anfang und Ende sich nicht mehr ganz ähnlich sehen." (Seite 221.)

Und an einer anderen Stelle hebt er hervor, wie hier die Stimmung der Regierten ihren Herren gegenüber in dieser Periode fast die gleiche geblieben sei. Er sagt S. 315:

„Wenn auch die politischen Unterschiede zwischen Sicilien und Italien jetzt (im 7. Jahrhundert n. Chr.) verschwunden waren, so hatten die Sicilier doch ebenso wie zu Verres' Zeit das Gefühl, daß sie im Grunde genommen nur zum Besten der Römer, der westlichen wie der östlichen, sich abmühten und daß man sich in Rom nicht immer um ihr Wohl kümmerte, in Byzanz aber stets nur so weit, als sie im Stande erhalten wurden, Steuern zu zahlen."

Wir könnten hinzufügen, daß die heutigen Sicilianer noch fast ebenso denken, wie die damaligen, nur daß an die Stelle der Römer und Byzantiner die Italiener getreten sind, weil seit 1860 das soziale Elend auf der Insel unzweifelhaft ebenso gewachsen ist, wie sich seitdem die Macht der Cappelli (Hüte) d. h. der oberen Zehntausend über das niedere Volk gesteigert hat.

Mag nun auch die Entwicklung Siciliens während der römisch-byzantinischen Periode eine kontinuirliche und sich abwärts bewegende sein, so hat dieselbe doch nicht ein ganz gleichmäßiges Tempo eingehalten. Es wäre ja auch wunderbar, wenn in einem Zeitraum von mehr als elfhundert Jahren keine Schwankungen im Wohlstande und im Wohlbefinden der Insulaner stattgefunden hätten.

Trotz der vielen Kriege, welche in hellenischer Zeit die einzelnen Städte miteinander geführt hatten, trotz der verheerenden Eroberungszüge, welche die Karthager durch die ganze Insel hin unternommen hatten, war hier Kultur und Reichthum bei dem Uebergang in die neue römische Periode viel bedeutender, als am Schlusse des ersten Abschnittes derselben: zur Zeit der Aufrichtung der Alleinherrschaft des Kaisers Augustus. Ja, man kann sagen, daß es in Sicilien niemals so rasch abwärts gegangen ist, als in diesen zwei und einem halben Jahrhundert. Freilich, die Kämpfe von Stadt zu Stadt hatten aufgehört, und wenn auch ab und zu Seeräuber die Küsten einmal heimsuchten, so hat doch kein äußerer Feind mehr den Frieden gestört. Aber die Römer schienen diesen Frieden nur hergestellt zu haben, um Sicilien desto ungestörter ausplündern zu können. Datirt man doch seit der Zeit, da die künstlerische Ausbeute der Eroberung von Syrakus durch Marcellus nach Rom gekommen war, eine neue Epoche in der Geschmacksbildung der Römer, und wie wurden die Bodenerzeugnisse Siciliens direkt von den reichen römischen Grundherren und vom Staate durch den Zehnten für die herrschende Stadt mit Beschlag belegt! Eine Folge des römischen Aussaugesystems waren indirekt die Revolten der Hirtensklaven, denen sich die noch zahlreicheren Haus- und Feldsklaven in zwei entsetzlichen Aufständen anschlossen und die Insel Jahre lang verheerten. Wo waren die schönen Zeiten hin, in denen hier das Lustspiel und die bukolische Poesie zuerst erblüht war? Auf Plantagenwirthschaften gedeiht kein fröhliches Lied und keine herzerfreuende Kunst. Wenn Cicero die Folgen der Sklavenaufstände als für die Kultur Siciliens nicht erheblich hinstellt, so ist das nur ein oratorischer Kniff, durch den er die Folgen der Schandthaten des Verres in ein um so grelleres Licht stellen wollte. Sind die Resultate der dreijährigen Verwaltung der Insel durch den Sullaner Verres (73–70 v. Chr.) geradezu schreckenerregend, und gestatten uns die Reden Ciceros gegen diesen nichtswürdigen Verächter aller menschlichen und göttlichen Rechte tiefe Einblicke in die Korruption der Aristokratie der untergehenden Republik, so ist doch auch bei diesem, von einem politischen Gegner der Optimaten angestrengten Staatsprozesse nicht zu vergessen, daß gar manches hier übertrieben und aufgebauscht sein wird. Unserem Geschichtsschreiber hat sich der berühmte Redner „als ein Advokat enthüllt, dem es im Allgemeinen auf thatsächliche Wahrheit des Einzelnen weder für die Dinge seiner Zeit noch für die der Vergangenheit ankommt." Aber, auch dieses strenge Verdikt zugegeben, es bleibt so viel von den Schandthaten des Verres, und mag er auch der schlimmste der römischen Proprätoren gewesen sein, welche die Insel je heimgesucht haben, bestehen, daß man sagen darf, die Zustände des Landes sind durch die räuberischen Beamten der römischen Republik aufs Schlimmste heruntergebracht worden. Man denkt bei ihnen unwillkürlich an die spanischen Vizekönige Italiens im siebzehnten Jahrhundert, von denen gesagt wurde, daß sie in Sicilien nagten, in Neapel fräßen und in Mailand verschlängen.

Die Zeiten, die mit der Aufrichtung des römischen Kaiserreiches heraufzogen, waren im Ganzen gesegnetere für die Insel. War Sicilien auch eine senatorische Provinz und stand also unter Prokonsuln, die vom Senate ernannt waren, so waren doch hier jetzt nicht mehr die Erpressungen so leicht möglich, als früher. Die Statthalter waren gut bezahlte Staatsbeamte geworden, welche zur Erlangung ihrer Stelle keine kostspieligen Ausgaben zu machen hatten und unter schärferer Kontrolle standen. Die Erwerbung des römischen Bürgerrechtes wurde immer leichter, ja, alle Sikelioten sollen zur Zeit des Augustus römische Bürger geworden sein. Unter solchen Verhältnissen mußte sich der Wohlstand Siciliens heben, wenn auch noch unter dem Kaiser Tiberius uns von Strabo die dortigen Zustände als verwahrlost und sehr herabgekommene dargestellt werden: es war und blieb eben nur eine Vorrathskammer Roms und „alle seine Produkte, ausgenommen die wenigen auf der Insel selbst verbrauchten, gingen nach Rom, nicht nur das Korn, sondern auch das Vieh, Hänte, Wolle und Anderes." Vielleicht ist jedoch diese Schilderung Strabo's einer Quelle entlehnt, welche sich gar nicht auf die römische Kaiserzeit sondern noch auf die der Republik bezog. Jedenfalls ging Sicilien in der Kaiserzeit nicht, wie man wohl gemeint hat, stark zurück. Das Landleben, im Gegensatz zum städtischen nahm wieder einen neuen Aufschwung. Zugegeben muß allerdings werden, daß die Latifundien, welche nach der Annahme Holm's in Folge der Sklavenkriege etwas zurückgegangen waren, sich jetzt noch weiter ausdehnten und zu ganzen Güterkomplexen anschwollen. Das immer weiter sich ausbreitende Institut des Colonats, in dem die durch Steuerdruck gequälten Dekurionen der Munizipalstädte Schutz bei den Mächtigen und Reichen suchten, begünstigte diese Entwicklung. Zahlreiche kleinere Städte gingen ein, während Landgüter entstanden, auf denen 400 Coloni angesiedelt waren und die, wie z. B. das der römischen Familie Calvisius gehörige Landgut, Calvisiana genannt, 8–10 Millien lang waren und an 250 Quadratkilometer umfaßten.

Von solchen Einzelheiten abgesehen, die noch durch einige andere Notizen, namentlich aus einzelnen Itinerarien, vermehrt werden könnten, wissen wir im Allgemeinen über die Kaiserzeit der Insel sehr wenig. Sie war „eingeschlummert" und hat „geistig nichts mehr Originelles geleistet".

In diesem apathischen Zustand verharrte auch die Insel in der Periode, welche der Einführung der diokletianisch-konstantinischen Reichsverfassung folgte. Diese veränderte an den Grundlagen der Verwaltung auch nicht zu viel, sondern zog nur die Zügel der Reichsadministration straffer

an und vereinfachte dieselbe. Sicilien blieb Italien zugetheilt, zu dessen Präfektur es gehörte, und unterstand dem Vicarius urbis in Rom. Auch die Finanzverwaltung blieb bestehen. Die Steuererhebung hatten die Städte zu besorgen, während kaiserliche Beamten die Beträge einsammelten und an den Finanzminister ablieferten. Die allgemeine Wehrpflicht bestand nur noch für die Kriegszeiten; man konnte sich auch von ihr loskaufen. Die Stellung der Rekruten fiel den Gemeinden und den reichen Privatleuten zur Last. Die Abgaben bestanden aus einer Grundsteuer und aus Erträgen von gewissen Rechtsgeschäften. Dazu kamen später Zölle, welche an den Reichs- und Provinzialgrenzen erhoben wurden, und die Erträge der Domänen, Bergwerke und Monopole. Man sieht, wir haben hier eine Finanzverwaltung vor uns, die sich von der unserigen im Wesentlichen nicht unterscheidet. Neben den staatlichen Domänen gab es auch kaiserliche Privatgüter in Sicilien, die unter einer besonderen Verwaltung standen. Selbstverständlich vermehrten sich auch die Güter der christlichen Kirche, deren Einfluß auf die inneren Zustände der Insel und deren Kultur jedoch erst von der Zeit an von großer Bedeutung wird, wo die Insel, politisch von Italien losgerissen, dem Kaiserreiche des Ostens angehörte. Denn selbst während der vorübergehenden Herrschaft, welche deutsche Volksstämme hier gewannen, traten keine wesentlichen Veränderungen hier ein. Es entsprach ja das auch den Tendenzen Odoaker's und besonders Theoderich's, die an der Verfassung des Reiches so wenig als möglich ändern wollten. Auch die Stadtverfassung änderte sich unter der Gothenherrschaft nicht. So ging die Völkerwanderung, obwohl auch die Vandalen sich vorübergehend hier festzusetzen versucht hatten, an der Insel so spurlos vorüber, wie kaum an einem anderen Theile des römischen Reiches am westlichen Mittelmeere. Erst die Besetzung Italiens durch die Langobarden, die aber nicht nach Sicilien herüberkamen, schuf hier indirekt eine neue Lage, indem die Insel jetzt ganz dem Machtbereiche Ostroms verfiel und von dessen Geschicken abhängig wurde. Doch nicht in aller Beziehung konnte sich Sicilien von Italien lostösen. Die römische Kirche besaß nach wie vor großen Grundbesitz und daher bedeutenden Einfluß in Sicilien. Landgüter hatten auch fortwährend noch reiche Bewohner des italienischen Festlandes erworben. Besitzen wir doch noch heute zwei Urkunden, welche sich auf Schenkungen beziehen, die der Söldnerkönig Odoaker für den vir illustris Pierius über Güter in Sicilien hat ausstellen lassen! In welchem Maße die Insel ihrer alten Aufgabe, Rom und im Nothfalle auch andere Provinzen des Reichs mit Korn zu versorgen, treu geblieben ist ersehen wir aus den Briefen Cassiodors, und es weiß das auch Jeder, dem die Geschichte der Kämpfe der Ostgothen mit den Feldherrn des Kaisers Justinian, Belisar und Narses, nur einigermaßen bekannt sind. Wiederholt hat das Geschick der ewigen Stadt von dem Eintreffen des sicilischen Getreides abgehangen, und die immer mehr herunter kommende Bevölkerung Roms nothdürftig zu ernähren, war nur durch Gaben möglich, welche die römischen Bischöfe aus ihren Kornmagazinen in Sicilien an sie vertheilen ließen. Darum war es auch eine Lebensfrage für die römische Kirche, daß das Patrimonium Petri hier nicht nur erhalten bleibe, sondern auch gut verwaltet werde. Diesen Zweck verfolgen die zahlreichen Briefe des Papstes Gregor des Großen, die sich hierauf und die gesammte Kirchenverwaltung auf der Insel beziehen. Gregor der Große war aber nicht nur ein kluger, praktischer Mann, der stets die Hauptsache im Auge behielt und sich den Zeitverhältnissen anzupassen und auch persönliche Rücksichten zu nehmen verstand, sondern es lebte auch in ihm ein wirklich human-frommer, christlicher Sinn, welcher ihm gebot, aller Noth, auf die er stieß, nach Kräften menschenfreundlich zu wehren.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, dieses hier an der Hand der von Holm reichlich gegebenen Auszüge aus den Briefen des großen Papstes näher auszuführen. Aus allen ergiebt sich, daß das Wirken des Papstes hier ein gesegnetes gewesen ist und den letzten Lichtblick in der traurigen Geschichte der Insel von ca. 600—900 bildet. Denn wahrlich kein Lichtblick war es, daß der Kaiser Konstans II. 622 den Plan faßte, die Residenz des oströmischen Reichs nach Syrakus zu verlegen, und wirklich dort fünf Jahr residirte. Die Insel hatte nur unter dem schändlichen Tyrannen zu leiden. Und hing doch sein Aufenthalt hier schon mit Dingen zusammen, welche den Niedergang Siciliens beschleunigen mußten: mit den elenden dogmatischen Streitigkeiten in der christlichen Kirche, welche den inneren Frieden des Reichs zerrütteten, und den fortwährenden Angriffen, welche die Araber gegen das oströmische Reich, besonders gegen Sicilien richteten. Schon 652 war die erste muselmannische Flotte hier erschienen. Wenn die Vollendung der Eroberung Siciliens durch die Ungläubigen genau 250 Jahre von da ab gebraucht hat, so sind die Byzantiner wahrlich nicht allein daran schuld. Die blutigen Kämpfe, welche das erobernde Volk und seine Dynastien untereinander führten, haben am meisten dazu beigetragen.

Es ist sicherlich die traurigste Periode sicilischer Geschichte, in die wir jetzt eingetreten sind. Für die Byzantiner diente die Insel in ihr, neben ihrem Jahrhunderte alten Berufe, Einnahmequelle zu sein, nur noch zum Stützpunkte für militärische Operationen bald gegen die Langobarden Unteritaliens, bald gegen die Araber des benachbarten Afrikas. Dadurch und durch die größeren Eroberungszüge der Araber, welche 831 Palermo in ihre Hände brachten und 878 nach einer furchtbaren Belagerung Syrakus für immer in einen Trümmerhaufen verwandelten, war schon fast ganz Sicilien zu einer Einöde geworden. Die Eroberung von Taormina 902 ist nur der formelle Abschluß dieses Zeitabschnittes.

Mit diesem kriegerischen Ereigniß schließt die erste große Periode der sicilischen Geschichte, die antike, und die mittelalterliche beginnt. „Nun tritt," um die Worte Holms zu brauchen, mit denen er seine Erzählung abbricht, „an die Stelle von Syrakus als wichtigste Stadt der Insel Panormus, das, nicht weniger alt als Syrakus, seine große Bedeutung erst durch die Römer bekommen hat, durch die Araber die Hauptstadt der Insel geworden ist, und diese Stellung nicht wieder verlieren sollte. In und um Syrakus ist Alles klassisch, selbst die Landschaft; in und um Palermo herrscht das Romantische vor, in Architektur und Vegetation. Unsere Darstellung bricht ab, sobald Sicilien seinen Charakter als klassisches Land verliert und an Stelle des heiteren Griechenthums der ernste arabisch-normännisch-spanische Geist tritt, der noch heute dem sicilischen Volke seinen Charakter giebt und besonders im Westen der Insel seinen Sitz hat."

O. Hartwig.

Das Leben auf dem Throne.

Ziemlich lange, beiläufig fünf Jahrtausende lang, ist die Weltgeschichte eigentlich nur Ein Buch der Könige gewesen. Wurden Religionsstifter, Feldherren, Künstler in die Tafeln der Geschichte eingetragen, so war fast immer irgend eine Beziehung zu den Herrschern der Schlüssel, der ihnen das goldene Thor öffnete. Die Republiken machen natürlich eine Ausnahme, und theokratische Staaten wie das alte Reich der Hebräer allenfalls auch; aber in der ungeheuern Mehrzahl der Staatsgeschichten standen die Nachrichten selbst über die größten Wohlthäter der Menschheit nur ganz beiläufig, wie Randglossen zum Hofbericht. Ueber Nacht ist das anders geworden. „Nous avons changé tout cela!" können die maßgebenden Historiker der neuern Zeit stolz ausrufen. Heut meinen die Vertreter der materialistisch-ökonomischen Richtung so gut wie die Partisanen der culturhistorischen Schule, die Namen der Könige hätten eigentlich nur noch eine mnemotechnische Bedeutung. Auf die Kultur-

förderer und die Verbesserer der sozialen Lage komme es an, so weit überhaupt das Einzelne noch geduldet wird. Ist ein solcher Herr im Nebenamt König, so darf er doch genannt werden, sonst aber ruft der Kulturhistoriker dem „politischen Historiker“ zu, was der Offizier in Erfurt bei der Zusammenkunft der Kaiser von Frankreich und Rußland jenem unglücklichen Trommler zudonnerte, der vor dem König von Württemberg dreimal die Trommel gerührt hatte: „Taisez-vous! ce n'est qu'un roi!“

Ich habe die größten Sympathien mit der kulturhistorischen Richtung und mit der demokratischen Auffassung der Weltgeschichte; aber manchmal kommen mir dennoch Bedenken, ob sie die Kronen nicht doch zu leicht nehmen. Eine Dame sagte mir einmal, gegen häßliche Frauen müsse man doppelt liebenswürdig sein: ich antwortete, ich sei nicht äußerlich genug, um meine Höflichkeit nur von dem Aussehen bestimmen zu lassen. Ich bin auch nicht äußerlich genug, um Scepter und Reichsapfel als degradirende Abzeichen aufzufassen. Karl Bleibtreu freilich, der immer wieder ausführt, lediglich die „Denker“ hätten etwas zu bedeuten, würde gewiß mit Bedauern bemerken: „Peter der Große hätte wohl was ausrichten können, wenn er Redakteur geworden wäre“. Und das stimmt auch hin und wieder wirklich; Friedrich Wilhelm IV war ein Journalist, der seinen Beruf verfehlt hat, und Don Pedro von Brasilien ein auf den Thron gestrandeter Privatdozent. Es gibt aber doch auch auf Thronen Persönlichkeiten, die wie jener Kaiser, der vom Flötenspielen hätte leben können, sagen dürfen: „Ich steh mich halt so besser“. Gar zu weit sollte man die „pitié suprême“, die Victor Hugo den Märtyrern im Purpur gönnte, nicht treiben. Auch die gekrönte Existenz hat ihre Annehmlichkeiten und ihre Vortheile. Freilich versichern die regierenden Häupter immer wieder, wie schwer die Last auf ihren Schultern drückt; aber das hohe Alter, das die Regenten überwiegend erreichen, spricht für eine leidlich gute Hygiene der Throne. Es fehlt nicht mehr ganz an Leuten, die bei einigem Zureden eine Krone annehmen würden; sogar in Bulgarien hat sich zweimal solch ein Wagehals gefunden.

Was ist denn auch wirklich so sehr bedauerlich an einer Königsstellung? Sie bringt unzweifelhaft einige Langweile mit sich; aber auch ein Conrektor amüsiert sich nur in den Pausen. Die Könige müssen oft Conventionsheirathen schließen, wenn sie so gern ein schönes Bürgermädchen heimführen möchten — Björnson hat das in seinem Trauerspiel „Der König“ sehr tragisch geschildert; aber wenn unsereins sich einmal in eine Prinzessin verliebt, bekommen wir sie auch nur ausnahmsweise. Die Last der Verantwortlichkeit? nun, man hat ja Minister. Aber freilich, eins ist schlimm — man bleibt beständig in elektrischer Beleuchtung. Wie schrecklich muß zum Beispiel dem Prinzen von Wales der Gedanke sein, aus der angeregten Bewegtheit seines Privatlebens einmal in die Stille des Throns eintreten zu müssen!

Dann ist noch ein anderer Grund zum Mitleid. Wer Chamforts unvergleichliche Anekdoten aus der letzten Zeit der französischen Könige liest, aber auch nur die Denkwürdigkeiten unseres Gerlach, der wird finden, daß kein Mensch sich so viel Impertinenzen sagen läßt, wie ein recht von seiner Würde erfüllter Monarch. Je unumschränkter er herrscht, desto mehr kitzelt es den Höfling, einmal das Aeußerste zu wagen; worüber Goethe in den „Noten“ zum „Divan“ tiefsinnig gehandelt hat. Aber auch den Fürsten reizt es, Unerhörtes zu hören; immer wieder erfahren wir, wie Sultane oder Zaren so lang fragen, bis sie die gewünscht — unerwünschte Antwort erhalten. Der Größte wird durch seine Größe ohnmächtig. Ludwig XIV. überreichte Boileau ein paar Alexandriner: „Ich habe auch einmal ein paar schlechte Verse machen wollen.“ Der gestrenge Kritiker liest sie und verbeugt sich. „Ew. Majestät ist nichts unmöglich — Sie wollten schlechte Verse machen, und es ist vortrefflich gelungen.“ Der Roi Soleil darf sich für solches Urtheil nicht rächen; bei einem Generalpächter hätte Boileau es nicht gewagt.

Ein dritter Grund, die Fürsten zu beklagen, erscheint mir hinfällig. Man meint: sie könnten wirklich so wenig, weil die modernen Verhältnisse ihnen die Hände binden. Ich glaube, da schmeicheln wir uns, wir seien die bindenden Verhältnisse — wir, das Volk, die Presse, die Aufgeklärten, die Wächter der Verfassung. Vielleicht sind wir gar nicht so stark, wie wir meinen. Es ist richtig, kein König könnte heut mehr eine Bartholomäusnacht leiten, Versailles aus dem Nichts schaffen, die Generalstände nach Hause schicken. Es ist aber die Frage, ob das die Hauptsache ist. Gewiß gibt es keine konstitutionellere Musterregentin als die Königin Viktoria. Dennoch wird immer deutlicher, wie oft sie selbst in politische Fragen eingegriffen; eigenhändig entschieden, eigenwillig geändert hat. Sie wird schwerlich das einzige gekrönte Haupt sein, das unter dem Inkognito des konstitutionellen Königthums einen ganz bedeutenden politischen Einfluß ausgeübt hat.

Sicherlich — die legendarischen Zeiten sind vorüber, in denen ein Glas Wasser, das eine Königin nicht bekam, über Krieg und Frieden von Großstaaten entschied; so etwas gibt es heutzutage höchstens noch unter den King Bells. Aber dafür bedenke man auch, welche neuen Möglichkeiten unseren Königen eröffnet sind! Bei den nicht unbedeutenden Schwierigkeiten des Hauptberufs brachte es früher ein Fürst in Nebendingen nicht über den angenehmen Dilettanten heraus; Friedrich der Große fühlte sich als ein Anfänger neben Voltaire, und noch Ludwig von Bayern sagte zu Tieck: „Heiße auch Ludwig! Viel Ehre für mich, so zu heißen, wie ein wirklicher Dichter!“ Jetzt aber sind die Mittel zur Fortbildung so erleichtert und gesteigert, daß die Regenten sich nicht mehr mit der kostspieligen Maecenatenrolle oder der wenigstens brotlosen Liebhaberei zu begnügen brauchen. Freilich bildet die hohe Stellung immer noch ein Hinderniß für gründliche Ausbildung; aber der Abkömmling der vornehmsten Fürstenfamilie kann mit etwas gutem Willen bei Gebrauch geeigneter Anleitung in kürzester Zeit eine maßgebende Persönlichkeit auf jedem künstlerischen oder wissenschaftlichen Gebiete werden. Die geschultesten Sachkenner werden dem selfmade man auf dem Thron die gebührende Achtung nicht versagen, wenn er schlechten Richtungen in Litteratur oder Theater gegenüber sein eigenes sicheres Urtheil als Banner entfaltet, dessen Stab der ererbte fürstliche Geschmack und dessen Fähnchen seine eigene Kunstübung bildet. So hat Napoleon III. der Römischen Geschichte, Oskar von Schweden der Poesie, Alexander III von Rußland sogar der Briefmarkenforschung neue Impulse geben können; und findet sich für das „neue Drama“ nicht bald ein allen Parteien genehmer Mann, so wird auch hier ein Fürst die Last der entscheidenden That auf sich nehmen müssen. Können solche Triumphe nicht für eine gewisse Einschränkung der unbedingten Kriegs- und Friedensherrschaft entschädigen? Es ist natürlich, daß die Tradition von Jahrhunderten in den Dynastien eine gewisse Neigung zur Willkür erzeugt; wie schön, daß Kaiser und Könige dieser nunmehr als Dichter, Zeichner, Komponisten nachleben dürfen.

Wenig bedrohlich erscheint die Gefahr, daß unser Volk in absehbarer Zeit Schillers Ruf an Deutschland zur Wahrheit machen könnte:

> Große Monarchen erzeugtest du, und bist ihrer würdig,
> Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
> Aber versuch es, o Deutschland, und mach es deinen Beherrschern
> Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu sein.

Solch ein aufrührerischer Ruf aus dem Mund eines sogenannten Klassikers hat heut sicherlich nicht auf Beifall oder Nachfolge zu hoffen; wir überbieten uns in der Kunst des Gehorchens und machen es den Königen täglich schwerer, nur Menschen zu sein. Denn, wie ein anderer Dichter jener verruchten Epoche zu sagen sich erkühnte:

> Der Großen Hochmuth wird sich legen,
> Wenn eure Kriecherei sich legt.

Kriecherei! in dem Ausdruck schon fände heut ein tüchtiger Staatsanwalt eine Aufforderung zur Untergrabung der den Höheren geschuldeten Achtung. Der „Männerstolz vor Königsthronen" könnte einmal als Majestätsbeleidigung gefaßt werden, und die „Hilfe, wo die Unschuld weint", als grober Unfug; denn bei unseren Mustereinrichtungen hat keine Unschuld zu weinen! —

Alles in allem genommen scheint uns also die Stellung der Könige das innige Mitleid und die stille Geringschätzung der neuesten Historiker und Geschichtsphilosophen nicht zu verdienen. Der Beruf findet immer noch seine Liebhaber, und dies ist um so höher anzuschlagen, als er so selten auf freier Wahl beruht.

Eremos.

Mickiewicz.

Eines tragischen Volkes hotdvergessenes Schicksalslied klingt uns in diesem Jahr wieder hellvernehmlich zu Ohr und Gedächtniß.

Georg Brandes zeichnet den Europäern jetzt in seinem neusten Buch*) scharf geschaute und dabei lyrisch gestimmte Bilder aus dem modernen Polen, „dem Land der Gräber und der Kreuze". Und die Polen selbst, die Heimathlosen, denen gegeben, an keiner Stätte zu ruhen, in der Diaspora, im Exil vereinigen sich in dieser Zeit im Geist zur Hundertjahrfeier dessen, der ihr Nationalheros und ihr hoher Stolz geworden, Adam Mickiewicz's, des Dichters.

Brandes sieht die Polen und ihre Lebenstragödie nicht als ein Politiker an, sondern als ein Fühlender, der selbst unter den „Lebendigbegrabenen" gewandelt ist und den Zwiespalt ihrer halben Existenz für kurze Fristen in seiner freiheitsliebenden Seele mitempfunden, und so klingt sein Buch in den Worten aus: „Man liebt Polen, wie man die Freiheit liebt". Dem hymnischen Enthusiasmus gegenüber wird sich bisweilen die Skepsis des politisch Denkenden regen, aber der schwermüthige Reiz, der dieses Volk mit dem widerspruchsvollen Gemisch seiner Eigenschaften, seinen archaistischen Formen, seiner verdtoßten, verschollenen Pracht so eigen umfängt, zieht uns in dieser Erinnerungsmappe voll bunter Scenen und Gestatten unwiderstehlich an und berührt uns tief.

Dies potenzirte Gefühlsleben mit leidenschaftlichem Leichtsinn und leidenschaftlicher Trauer. Diese Grandseigneursehnsucht, das Dasein zu einem Fest zu machen, in Schönheit ein glänzendes Leben der Freude zu führen. Diese in keinem anderen Volke so feurig konservirten, bis zum Don Quixotesken gesteigerten mittelalterlichen Ritterlichkeitsideale und ihre ewigen Konflikte mit der praktischen Klugheit der neuen Menschen. Der mit schmerzlicher Inbrunst gehegte Vaterlandssinn, der unter den seltsamen Existenzbedingungen dieser Heimathlosen sich mit einem ausgeprägten, nach allen Himmelsrichtungen die Fühlfäden ausstreckenden Kosmopolitismus vertragen muß.

„Die höheren Stände kamen dazu," sagt Brandes, „eine Art Inselleben in der höchsten und verfeinertsten Kultur zu führen, ein Leben, das zwar in jedem Herzschlag national, aber in jeder Aeußerungsform kosmopolitisch ist, ein Treibhausleben, wo Blumen aus allen europäischen Civilisationen dufteten und zur Entfaltung gekommen sind, ein wirbelndes, siedendes Strudelleben in Ideen, Bestrebungen, Zerstreuungen, Festen. Doch, die Lustigkeit, worin man wirbelt, ist nicht die der gewöhnlichen Lebensfreude; sie erinnert eher an die von den Gefangenen zur Revolutionszeit entfaltete Lustigkeit in der Ungewißheit dessen, was der nächste Tag bringen würde. Dieser Leichtsinn ist nicht gewöhnlicher Leichtsinn, sondern man findet ihn oft bei denen, die täglich Leiden und Tod trotzen. Die Fähigkeit, Genuß und Schmerz zu fühlen, der Hang zum Lachen und Weinen scheint, wie bei einem Kranken potenzirt zu sein."

Die Litteratur eines Volkes, dessen ganzes Wesen phantastische Sehnsucht und brennende Vaterlandsliebe ist, — um so brennender, je unbefriedigter sie in ihrer Bethätigung bleiben mußte —, wurde nothwendig Romantik auf nationaler Grundlage, eine Dichtung der heldischen Träume, der in der Unterdrückung leidenschaftlich aufwuchernden Ideale der Größe, des Ritterthums, der Fahnenehre, des Märtyrertodes; eine Dichtung knirschenden Hasses und heilig gehaltener Hoffnung. Und das getaucht in die Weihrauchwolken eines nie erstorbenen und im tiefsten Elend nur um so brünstiger empfundenen katholischen Wunderglaubens, der nicht eine abstrakte Gottheit anruft, sondern die Schleppe der Himmelskönigin verehrend rührt: „Ave Maria, regina Poloniae". Und geformt in eine klingende, pompöse Festsprache, der das Pathos echtester Empfindungsausdruck ist.

Pathos und Patriotismus, die wir aus durch die Zwittergeschöpfe des letzten Dezenniums als kunstfeindlich anzusehen gewöhnt haben, offenbaren sich in der Polenlitteratur als stark- und heißblütige Gefühlsträger, Brandfackeln schleudernd und Leidenschaften schürend.

„Mord- und Feuersbrunst", heißt es in Mickiewicz's Wallenrod von den litthauischen Sängern, „darüber liebt ihr Waideloten zu singen. Uns überlaßt ihr die Ehre und die Todesqual. Von der Wiege an, windet euer Gesang sich wie eine Schlange um die Brust des Kindes und gießt ihr Gift in seine Seele: die wahnsinnige Begierde nach Ruhm und die wahnsinnige Liebe zum Vaterland."

Und am feurigsten lohend schlägt die Flamme aus dem Herzen des Adam Mickiewicz. Und die Riesenquadern seiner Gruft, der Königsgruft zu Krakau, in die die polnischen Brüder vor einem halben Jahrhundert huldigend seine Gebeine aus dem Exilgrabe zu Paris überführten, haben sie nicht erstickt.

Ich glaube nicht, daß die sengende Flamme und das zeugende Schwert dieses Dichters in Deutschland sehr bekannt ist. Es könnte mancher, den inmitten unserer Produktion eine matte Gleichgültigkeit, eine stumpfe Kunstmüdigkeit möblich nebelnd umfängt, in ihm sich eine starke Freude entdecken.

* * *

Der polnischen Romantik Evangelium klingt dem der deutschen gleich: Gefühl ist alles. Doch nie geht das Gefühl allein. Eng verschwistert schreitet neben ihm der Glaube. Und nicht suchen sie in romantischen Fernen die blaue Blume. Sie versinken nicht gegenwartsflüchtig in den weichen Quietismus lockender Märcheneilandsträume. Ihre Romantik ist Gegenwartsromantik. Das Schicksal des geschlagenen Volkes, die Bilder heroischen Leidens, das Loos der Verbannung, Rache und Hoffnung, solche Motive liegen nahe, sie umzüngeln sie auf Schritt und Tritt und reizen ihr Gefühl und Leidenschaft zu brennendem Miterleben und Miterleiden.

„Ich habe all' ihre Generationen, künftige wie vergangene, mit meinen Armen umfaßt, habe hier sie an mein Herz gedrückt," heißt es in der Dichterhymne des Mickiewicz-schen Todtenfestes, und ebenda: „Dem denkenden Verstand gabst Du die Welt, aber in ewiger Büßung läßt Du schmachten die Herzen; mir hast Du das kürzeste Leben verliehen und das gewaltigste Gefühl."

Dieser Mickiewicz kam 1829 als Dreißiger nach Weimar in die kühl-gelassene Sphäre Goethe's. Eine Feuerseele, unstät, der die Schrecken ungerechter Prozesse gegen die freiheitschwärmende Jugend an den Universitäten mitangesehen, die Heimath verlassen und seine heiße Liebe, seinen heißen Haß in das Exil gerettet.

Die Bilder seiner Jugend bestimmten sein ganzes Leben und seine Kunst suchte als höchstes Ziel sie fest-

*) Georg Brandes, Polen. München, Albert Langen.

zuhalten in ihrer vollen, die Herzen packenden Lebenswahrheit. Scenen voll erstickenden Seelenelends, um die das Hochgefühl stolzer Leidensgröße schwebt, hat er auf das Papier gebannt, wie jene Abfahrt der Sibirienverdammten:

Um den Kerker stand
Das Volk, ein unverrückter Wall. Die Truppen
Bewaffnet, Trommler an der Spitze, standen
In Doppelreihen wie bei großen Festen,
Und zwischen ihnen standen die Kibitken.
Die Trommeln wirbelten — man öffnete
Die Thore des Stadthauses und sie traten
Heraus;

Die armen Jungen, Allen
War wie Rekruten glatt der Kopf geschoren
Und Eisen hatten an den Füßen sie — —
Der Jüngste, nur zehn Jahr alt, schien zu klagen.
Und ich erkannte ihn, Jancewski war's.
Die Leiden hatten ihn schwarz, mager, häßlich
Gemacht, doch in den Zügen welcher Adel!
Vor einem Jahr war er ein lustiger
Und zarter Junge — heut' von der Kibitka
Schaut er herab, gleich wie der große Kaiser
Von dem einsamen Felsen. Bald schien er
Mit stolzem, trock'nem, heitrem Aug' zu trösten
Seiner Gefangenschaft Genossen, bald
Begrüßte er das Volk mit bitt'rem Lächeln.
Doch ruhig, gleich als wenn er sagen wollte:
Das Eisen thut mir nicht so wehe. Er sah
Das Volk beim Anblick seiner Ketten weinen,
Da schüttelt er die Eisen an den Füßen,
Zu zeigen, daß er wohl sie tragen könne.
Fort eilte die Kibitka, von dem Haupte
Riß er die Mütze, richtete sich auf,
Erhob die Stimm' und rief zu dreien Malen:
„Noch ist Polen nicht verloren" und verschwand.
Lang' folgten meine Augen dieser Hand,
Gereckt zum Himmel, dieser schwarzen Mütze,
Die einer Todesfahne glich, dem Haupt,
Dem seiner Locken mit Gewalt beraubten,
Dem makellosen stolzen Haupt . . .

Leidenschaftsbewegt saß der Dichter Goethen gegenüber, der ruhevoll in die Weite blickte, und Mickiewicz' Freunde Odyniecz schiens, als seien die Worte Adams fließendes Erz und die Worte Goethe's blanke kalte Thaler. Das „klare harte Winterlicht" macht ihn frieren und sein warmer vom Farbenglanz der Heiligenbilder bestrahlter Kathedralen-Glaube erschauert vor dem schrankenlosen Naturdienst des großen Heiden.

Bei ihm war ja nichts gelassen und nichts abgeklärt, bei ihm nur immer bebende Schwingung und gesteigertes Gefühl.

Wie kann dieser Zarte hassen. Wilde Töne fanatischer Grausamkeit, ein Wühlen in Feindesmord und Zerstörung, in wüster toller Verzweiflungslaune.

Wie in jenem Nachtstück, der Kerkerscene aus dem „Dziady" voll grellem Todeshumor, das in der Vampyrballade gipfelt:

Kommen werd' ich eines Abends,
Meine Brüder werd' ich beißen,
Meine Vaterlandsgenossen.
Wem ich meine scharfen Zähne
In die Seele werde schlagen,
Der wird sich wie ich aufrichten
Als ein Vampyr und wird schrein:
Rache gegen unsre Feinde!
Rache mit der Hilfe Gottes,
Rache selbst auch Gott zum Trotz.
Und dann gehen wir und löschen
Unsern Durst mit Feindesblute,
Scharren seinen Leichnam aus,
Nageln an ihm Händ' und Füße,
Daß er sich nicht mehr erhebe,
Nicht mehr komme als Gespenst.
Dann verfolgen seine Seele wir zur Hölle
Wir, wir alle
Werfen uns mit unsrer Wucht
Ueber seine Seele bis ihr
Ausgeht die Unsterblichkeit.
Und so lang' sie hat Empfindung
Lassen wir nicht nach mit Beißen.
Rache gegen unsre Feinde
Rache mit der Hilfe Gottes,
Rache selbst auch Gott zum Trotz.

Diese Leidenschaft, die nicht in Thalen frei werden kann, strömt in Dithyramben voll heiß wehenden Athems aus; sie sattelt sich den Sturmwind als Roß und die Wüste wird ihr zu eng, wie im Dithyrambus „der Faris". Und dann wieder wird sie auf ruhelosen Wallfahrten der Heimath fern, elegisch in der Betrachtung. Ein sentimentales Byronsches Naturgefühl überströmt die Seele, Ruinen- und Trümmerandacht, Vergänglichkeitswehen, wie in den Sonetten aus der Krim, aus denen, verschwimmenden Phantomen gleich, Moscheen und Cypressen blicken. In Größe und Einsamkeit schwillt aber der weiche Harfenton der Elegie zu den machtvollen Orgelakkorden einer Heroika, wenn er die Majestät der Krimhöhen, des Tschatürdag besingt, des „Minarets der Welt", der „wacht am Himmelsthor, den Schild erhebend, wie Gabriel, der hehre Gottesstreiter":

„Ein Dolmetsch zwischen Erd und Himmel oben,
Und lauscht hoch über Volk und Land erhoben,
Nur was der Herr dem Weltall will verkünden".

* * *

Die Seele des Mickiewicz ist nicht nur zerwühlt und schmerzdurchfurcht, sie kann auch lächeln. Sie kann vergessen, was sie drückt und ihr Leid versenken. Sie kann im Exil die Augen schließen und einen freudigen Traum genießen, den Traum der alten Heimath, der Landesgenossen der alten Sitten; sie kann auf Erinnerungsschwingen fliegen in die Kinderzeit, nach Litthauen, wo sich am reinsten Urväterart in der Gegenwart gehalten, und hier aus tiefem edlen Brunnen einen starken vollen Trunk thun. Und die leuchtende Frucht dieses Traumes ward des Dichters hohes Meisterstück, das Epos vom Pan Thaddeus.

Dieses Liedes bunter Teppich strotzt von Leben und Farben. Wie nur in Werken ersten Ranges verflicht sich in ihm das Kleinste und Alltäglichste mit dem Höchsten und Ewigen. Ein ganzes Volk in seinem Wesen geht uns in bewegten Bildern auf und tritt uns in vollbestrickender Menschlichkeit entgegen. Die Fülle des Seins voll Tragikomik, voll lachenden und weinenden Humors, umgibt uns verschwenderisch wuchernd; die Riesenwälder Litthauens rauschen ihren Wipfelsang über das wechselnde Schicksal der Menschen.

Und im Hintergrund leuchtet blutroth die Siegessonne Napoleons, auf den die Polen harren, als den Erretter aus der Knechtschaft.

Die ewige Streit- und Prozeßsucht, die Lust an schwertflinker Selbsthilfe, an Fehden und Rivalitätskämpfen, das alte Erbübel der Uneinigkeit wird unverhüllt im Spiegel gezeigt. Die alte Feindschaft zweier Geschlechter mit ihrer Blutschuld und ihrer endlichen Austragung bildet den Kern. Das Wichtige aber ist, daß alle die kleinen Zwistigkeiten schweigen, wo es sich um das gemeinsame Vaterlandsinteresse handelt. Die eben noch handgemeinen Gegner gehen zusammen und schlagen vereint die einfallenden Russen. Und dann erklingen von weitem die Hoffnungsfanfaren, der Napoleonsfrühling bricht an:

Rosse, Menschen, Kanonen, Adler — Tag und Nacht
Strömts hin! Am Himmel hie und da ein Feuerschein — —
Die Erde bebt — zur Rechten, zur Linken blitzt es drein.
Krieg! Krieg! Kein Winkel in Litthauen, wohin kein Donner schallt'
— — — — — — — — — — — — — — —
Und weinend rufen sie alle, des Sieges sicher schon:
Mit Napoleon Gott — mit uns Napoleon!

Eine Guirlande blühender Abenteuer rankt sich um den Kern der Handlung. Ein Kulturbild voll der Fülle des Details, mit Landschaftsscenen groß und kühn erfaßt und einer Beobachtung, gleich fein und liebevoll dem Bedeutenden, wie dem Winzigen gegenüber.

Das Urgeheg Litthauer Wälder umstarrt uns vorweltlich mit Riesenthieren vom Nebel der Moore verschleiert, mit dem fossilen Mammutsknochen erstorbener Baumgiganten. Und drüber hin die Wolken:

„erst rauschen sie wie Schwäne, wie wilde Gänse auf
Und hinten wie ein Falke treibt sie der Wind zu Hauf;
Sie drängen sich, schwellen, wachsen — nun seht und staunet wieder
Gekrümmte Nacken bekommen sie — lassen Mähnen hernieder —
Fußreihen strecken sie aus — und fliegen am Himmelsgezelt,
Wie eine Truppe Rappen über das Steppenfeld“.

Mit Snyder'scher Naturkraft eine Bärenjagd:

es brüllt, es kracht aus der Tiefe empor
Da stürzt wie ein Donner aus Wolken, der Bär aus dem Dickicht hervor,
Rings hetzen die Hunde. . . .

Und dann, als der Riesige hingestreckt liegt,

die Brust ins dichte Gras verflochten und eingezwängt
Die Vordertatzen in Kreuzform weit auseinandergezogen

das mächtige Hatali, das der alte Jäger ihm auf dem Büffelhorn, — dem langen „gesprenkelt und gewunden wie eine Boa“ — lungengewaltig bläst —

„als wären hundert Hörner im Horn,
So hört man wirr durcheinander die Hatz, die Angst, den Zorn
Der Schützen, der Meute, der Beute — nun hält er es hocherhoben,
Und des Triumphes Fanfare schlägt an die Wolken droben“.

Die Schmausereien mit der Fülle des Weins und der Speisen, und dem Gelageende, der großen Rauferei.

Kampfesbilder, blutgetränkt und pulverdampfumwölkt, homerische Aristeien, voll Ritterlichkeit und Verwegenheit.

Und neben den wilden Scenen heiterbeschauliche Genrebilder voll liebevollem Blick für die Natur und ihr Wesen. Das Auge folgt dem Lauf des Hasen, der ins Feld rennt

„die beiden Löffel wie zwei Rehhörnchen aufgestellt,
Er selbst, wie ein grauer Streif, lang übers Feld gestreckt,
Die Läufe gleich vier Stöckchen und wie in die Erde gesteckt,
Als regt' er sie nicht und glitte nur über den Boden hin —“

eine lustige Volière läßt ihre Farben leuchten und ein Haufen Kaninchen springt aus dem Boden heraus auf den Pfiff des Herrn:

Als wären plötzlich Narzissen erblüht aus dunklem Grün,
So blinken die weißen Ohren; hell darunter sprühen
Die Augen, wie rothe Rubinen, dicht in den grünen Sammt
Des Rasens eingenäht. — Schon stehn sie allesammt
Auf ihren Pfötchen; jedes lauscht und guckt umher,
Endlich läuft das ganze weißflaumige kleine Heer,
Vom Kohl gelockt zum Herrn; — zu seinen Füßen hin,
Hüpft ihm auf die Schultern, sitzt ihm auf den Knieen.

Und die Menschen dieses Epos tapfer und weich, donquixotesk und treu, grotesk bisweilen wie die alten schnauzbärtigen Litthauer des Edelweilers, trunkfeste Haudegen mit seltsamen Waffenspitznamen voll blutig grausamen Spaßes. Und unter den Schlachtreihen der adeligen Polen der Jude Jankiel, kulturell vielleicht die interessanteste Figur des Werkes, die das Verwandtschaftsgefühl der Polen mit dem Volk ausdrücken soll, das gleich ihm heimathlos und landfahrend ist. Der Jude Jankiel spielt zum Ausklang des Werkes auf den Cymbal die Polonaise vom dritten Mai:

„. . . Wie Trommeten von Erz
Die Saiten gewaltig erklangen — und anschlug himmelwärts
Die Weise, aus heiligster Hoffnung geboren:“
Noch ist Polen nicht verloren.
Auf Dombrowski, auf nach Polen.

Und als er geendet, blickt er auf Dombrowski, den General:

„O General, Du bist's, auf den wir Litthauer harrten,
So ruft er, wie wir Juden auf den Messias warten —
Du bist's, den uns der Mund der Sänger prophezeite,
Den uns ein Wunder des Himmels verkündigt! O, leb' und streite
Du Theurer! Er sprach's, vom Schluchzen übermannt:
Der brave Jude, als Pole liebt er sein Vaterland.“

. . .

Mickiewicz' Lied der Hoffnung und des Lebens, sein Pan Thaddeus war seinem Dichter nicht das Liebste. Zu peinvoll mag den Gefühlen seines späteren Lebens der Kontrast zwischen diesen Hoffnungsklängen und den Enttäuschungen der Wirklichkeit gewesen sein:

In Knechtschaft geboren, als Säugling schon in Ketten gebannt,
Hab ich im Leben nur einen solchen Frühling gekannt.

Sein Blick ward weltabgewandt, seine Träume wiegten sich in messianischen und apokalyptischen Phantasien. Aus ihnen heraus entströmte das erschütternde Pathos des Polengebetes in den Büchern des polnischen Volkes und der polnischen Pilgerschaft:

„Herr Gott Allmächtiger! Die Kinder einer kriegerischen Nation erheben zu Dir die waffenlosen Hände aus allen Enden der Welt. Sie rufen Dich an aus den Tiefen der sibirischen Bergwerke und von den Eisbergen Kamtschatkas und von den Steppen Algiers und von Frankreichs fremder Erde. Und von unserem Vaterlande, von Polen, das Dir treu ist, ist es uns nicht erlaubt, Dich anzurufen. Unsere Greise und unsere Frauen und unsere Kinder beten zu Dir im Geheimen durch Gedanken und durch Thränen.

Gott der Jagellonen, Gott der Sobieskis, Gott der Kosciuszkos. Erlaube uns, Dich wieder anzubeten nach der Sitte unserer Vorfahren, auf dem Kampfplatz mit den Waffen in den Händen auf einem Altar von Trommeln und Kanonen, unter einem Baldachin von unseren Adlern und Fahnen, und unseren Familien erlaube zu Dir zu beten in den Kirchen unserer Städte und unserer Dörfer und unseren Kindern auf unserem Grabe.

Doch nicht unser, sondern Dein Wille geschehe. Amen.“

In der Fremde ward dieses Gebet gefühlt und niedergeschrieben, in der Fremde zerrann des Mickiewicz' Leben, sein Dichten ist ihm nicht zerronnen. Und sein Dichten läßt die Kinder der Fremde an des bald vergessenen Voltes Schicksal denken.

Felix Poppenberg.

Bernard Lazare.

Irre ich nicht, so sah ich ihn in einer Berliner Gesellschaft vor ein paar Jahren, da er als junger französischer Schriftsteller in die deutsche Reichshauptstadt gekommen war, um für die Friedensidee zu wirken. Er machte innerhalb Berlins ein wenig den Eindruck eines Nordpolfahrers, der im Eismeer nach Norden gesteuert ist, wähnend im höchsten Norden ein offenes Meer zu finden.

Als ich den Namen Bernard Lazare wieder hörte, hatte er einen guten Klang bekommen. Er war einer der ersten, die sich mit Einsetzung ihrer Persönlichkeit für Dreyfus Unschuld haftbar machten. Eine sehr reale Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, ein Ziel, das er mit logischer Sicherheit verfolgte.

Und nun sein Buch „La Porte d'ivoire“ *) vor mir liegt, empfange ich wiederum den Eindruck einer anders gearteten Persönlichkeit. Diese klugen, kleinen Geschichten, die man gern aus Interesse an ihrem Autor liest (es sind das nicht die schlechtesten Bücher) hat ein moralisirender Kasuist

*) Paris, 5 rue de Mézières, Armand Colin et Cie, Editeurs.

geschrieben. Ein Mann, dem es Bedürfniß ist, den feinen Grenzlinien zwischen Gut und Böse nachzuspüren, bis ins Traumreich oder — bis ins Irrenhaus; ein Psycholog und ein Ethiker zugleich bei der Arbeit; doch so, daß der Ethiker das letzte Wort zu sprechen hat. — Nach alledem könnte man meinen, daß drei Seelen ach! in Bernard Lazares Brust wohnen. Aber das ist doch nur scheinbar.

Es war ein Schlangenwort, daß der Mensch wissen würde, was Gut und Böse ist; im Grunde weiß er es noch immer nicht. Und wenn man in neuerer Zeit behauptet hat, sittlich sei was Sitte ist, so hat man damit doch eben nur den räthselhaften Bruch in einen periodischen Decimalbruch verwandelt und die nie geschlossenen Akten dem Philosophen genommen, um sie mit Verzicht auf Abschluß dem Historiker in die Hände zu spielen. Germanischen Völkern wandeln sich die ethischen Begriffe leicht in Individualitätsunterschiede, deren Berechtigung dann eben nur individuell zu lösen ist. Ueber Percy und Falstaff vergißt man gern die Frage: was ist Ehre? Der Gallier liebt es seit erdenklichen Zeiten die Tugenden und Leidenschaften abstrakt zu sehen. Sie beschäftigen ihn, wie den Jüngling das verschleierte Bild. Und Bernard Lazare scheint wirklich ausgezogen zu sein, den Schleier zu lüften. Aber auch das ist wieder nur scheinbar.

Theoretisirend sagt Bernard Lazare einmal: „ich nenne Tugend jene Wissenschaft, die uns erlaubt, unsere Selbstachtung mit der Nächstenliebe zu vereinen und die uns nothwendige Unabhängigkeit mit der Freiheit unseres Nächsten in Einklang zu setzen.“ Das ist uns wohlbekannte Weisheit. Lazare ist hier nur der Zwischenhändler, und seine Lehre geht auf die der englischen Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts zurück. Er giebt uns Scheidemünze, die seine Unterschrift unter fremdem Bilde zeigt.

Aus diesen kleinen, klugen Geschichten selbst spricht doch ein eigner, feiner und persönlicher Geist. Unversehens wandelt sich die Frage nach dem Gut und Böse in eine Psychologie menschlicher Leidenschaften. Und um es mit einem Wort zu sagen: Lazare sucht die Leidenschaft in ihrer Größe. Da wird von einem Liebespaar erzählt: die Frau, deren Gatte auf weite Reisen gegangen ist, und der Freund des Mannes finden sich zusammen. Der Gatte kehrt heim, beide empfangen ihn freundschaftlich; in dem Augenblick aber, da er seine Rechte auf seine Frau geltend machen will, ermorden sie ihn. Sie müssen beide das Schafott besteigen. Als letzte Gunst erbittet der Liebhaber: nach der Geliebten sterben zu dürfen. Warum? Damit ihm das Beil ihren letzten Kuß bringe. Das ist Leidenschaft, die uns karikirt erscheint; aber es ist Größe in den verzerrten Linien.

Die stärkste Leidenschaft im schwachen Menschenherzen? Bernard Lazare meint sie gefunden zu haben. Es ist die Illusion. Durch die Pforte aus Elfenbein schreiten die Illusionen des menschlichen Herzens zu gemessenem, tragischem Reigen.

Zunächst die Verherrlichung der Illusion als solcher. Eine kleine jüdische Gemeinde hat sich um einen Hirtenknaben, ihren neuen Moses geschaart. Er wird sie in das gelobte Land zurückführen; er schildert es ihnen in farbenglühender Vision; vor ihren Augen ersteht es jenseits des Meeres in sichtbarlicher Herrlichkeit. Vor ihnen wird das Meer weichen, wie einst vor ihren Vätern, da die Aegypter sie verfolgten; das Meer — das ist in ihrer beseligenden Illusion in seinen Fluten begräbt. — Da ist die Frau, die ihr Glück erst zwischen den Mauern des Irrenhauses findet, weil sie mit ihrem Geliebten sich dauernd vereint wähnt. Da ist der Mann, der sich in eine Statue der Diana verliebt, die Göttin leibhaftig zu umfangen glaubt und sich zu ihren Füßen auf selbsterbautem Altar opfert — ein „Beneidenswerther“. Ein anderer, dem das Meer die Illusion der gestorbenen treulosen Geliebten giebt, und der in den Fluten endet, um mit ihr vereint zu sein. Wieder ein anderer, der jahrelang die Sehnsucht nach dem Mädchen, das er liebt, im Herzen getragen hat, und nun, da sie die Seine werden könnte, ihrer nicht begehrt: er will das holde Bild seiner Illusionen nicht durch die karge Wirklichkeit gestört sehen. Der König des Märchens weist die holde Fee zurück, die ihm in seinem großen Liebesweh das Vergessen bringen will. Und da ist endlich die feinsinnigste der kleinen Erzählungen „L'oubli“. Ein Philosoph hat den Trost für den frühen Verlust seines Weibes darin gefunden, sich ihr Bild vor Augen zu rufen, mit ihr geheime Zwiesprach zu halten. Die Jahre gehen und vergehen, und das geliebte Bild wird blasser, linienloser, die traute Stimme klingt fremder. Wie das Vergessen sie ihm ganz rauben will, nimmt er sich das Leben.

Die Illusion ist unsere Stärke, ist uns Lebenselement mehr als es die Wirklichkeit sein kann. Vielleicht ist sie auch das Gute, weil sie das Starke ist?

Und eine nachdenkliche Geschichte hat Bernard Lazare den Verherrlichungen der holden Illusion entgegengestellt. Ein König giebt den Freiern seiner Tochter ein Räthsel auf; wer es nicht löst, soll sterben. Einer löst es: „Du lebst in Blutschande, König, mit deiner Tochter; und das ist die Lösung des Räthsels, das Du uns aufgegeben hast!“ Und er setzt den Giftbecher an seine Lippen und trinkt den Rest des Giftes, den ihm die andern übrig gelassen haben. — Den Schleier der Wahrheit nicht lüften, ist Lebensweisheit.

Dennoch, Bernard Lazare ist nichts weniger als ein Skeptiker. Er ruft die Illusion bei ihrem Namen und erkennt, daß auch die Ideale nur Illusionen sind. Dann giebt er dem Verstande, was des Verstandes ist: Illusion und Ideal sind dennoch unsere beste Kraft, auch wenn der Verstand sie lügen straft, auch wenn sie es nicht vertragen, daß man ihnen den Schleier raube. Dem Verstand sein Recht —: sie wohnen im Herzen und machen es stark und geben ihm Glück. So Bernard Lazare.

Und damit scheint auch das Räthsel von Bernard Lazares eigener Persönlichkeit gelöst zu sein: Er lebt seinen Idealen.

Ernst Heilborn.

Léon A. Daudet: Alphonse Daudet. Paris, Charpentier 189[illegible].

Das Buch, das Vater Daudet über Frau und Kinder zurückgelassen — quinze ans de mariage — ist — unbesehen — besser als die Erinnerungen des Sohnes an den Vater. Schon die Charakteristik des Bruders Ernest Daudet, die vor geraumer Zeit erschien, zeichnete sich mehr durch Redseligkeit als durch künstlerische Kraft und Stoffreichthum aus. Und doch ist sie werthvoller, als die breite Arbeit des Sohnes. Die Pietät und Begeisterungsfähigkeit Léons äußerte sich in überschwänglichen Worten, nicht in lebendiger Kunst des Bildermalens. Daß Daudet der Aeltere gern im Montaigne, Pascal und Tacitus las, daß er mit Turgenjew, Flaubert, Goncourt innig befreundet war, daß er durch die Ehe der wurde, der er als Erzähler und Romancier werden sollte — haben wir aus dem Journal des Goncourt und Alphonse Daudets Trente ans de Paris, Souvenirs d'un homme de lettres, der Geschichte seiner eigenen Dichtungen und ungezählten Interviews längst hübscher, unterhaltender und kürzer erfahren, als durch Léon Daudets anspruchsvolles und weitschweifiges Gerede.

—m.

Briefkasten der Redaktion.

M. in Balbersdorf. Das bezeichnete Werk ist uns bisher weder im englischen Original noch in deutscher Uebersetzung zu Gesicht gekommen; auch keine Kritik über dasselbe.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 42 Berlin, den 16. Juli 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es scheint, als ob die preußische Regierung bei der Bekämpfung der Sozialdemokratie erneut auf jene abgebrauchten und unwirksamen Mittel zurückgreifen will, mit denen nach allen Erfahrungen nur die Geschäfte derjenigen gemacht werden, die man zu bekämpfen sucht. So schreibt die „Schlesische Zeitung“:

> „Bestem Vernehmen nach sind von allen preußischen Ressorts Erlasse an die Beamten geplant, um sie vor der Sozialdemokratie zu warnen, besonders auch, was das Halten sozialdemokratischer Blätter betrifft. Gegen die vergeblich gewarnten Beamten wird man sehr energisch vorgehen, eventuell mit sofortiger Dienstentlassung.“

Wie man eine Dienstentlassung glaubt rechtfertigen zu können, wenn ein Beamter sich das Verbrechen zu Schulden kommen läßt, bei der Auswahl seiner Lektüre eine andere Meinung zu haben, als seine Vorgesetzten, ist nicht recht verständlich, wenigstens nicht in einem Rechtsstaat. Das riecht schon nach Juchten! Aber auch ganz abgesehen von dieser rechtlichen Ungeheuerlichkeit sollte doch verständigerweise über die politische Unzweckmäßigkeit derartiger Maßregelungen kein Zweifel sein. Man treibt die Beamten ja geradezu mit Gewalt ins sozialistische Lager, wenn man ihnen ihre geistige Nahrung wie unmündigen Kindern vorzuschreiben versucht. Eine solche Traktätchenpolitik muß gerade die geistig selbständigeren und deshalb werthvollsten Beamten empören und so der äußersten Opposition zuführen. Daß es vielleicht gelingt, mit solchen Maßregeln eine Anzahl Heuchler unter den Beamten groß zu ziehen, die es sich nicht merken lassen, daß sie sozialdemokratische Neigungen haben, während ihre Sympathien mit der Sozialdemokratie gerade wegen der erfolgten äußeren Unterdrückung nur um so größer werden, macht die Sache nicht besser.

Endlich ist aber auch wohl zu berücksichtigen, daß der ernsthafte Kampf, der von politischen Parteien gegen die Sozialdemokratie durchgefochten wird, durch solche Maßregelungen geradezu diskreditirt wird. Denn es sieht so aus, als ob nur noch im Wege der Ungerechtigkeit die Sozialdemokratie niedergehalten werden könne. Für je nothwendiger wir die nachdrückliche politische Bekämpfung der Sozialdemokratie halten, um so bedauerlicher würde es uns erscheinen, wenn die preußische Regierung den von der „Schlesischen Zeitung“ signalisirten Weg beschreiten sollte. Hoffentlich zieht man noch rechtzeitig die Erfahrungen der Vergangenheit zu Rathe und läßt sich auf derartige reaktionäre Velleitäten nicht ein.

Der spanisch-amerikanische Krieg geht augenscheinlich seinem Ende entgegen. Der zähe Widerstand, den die Spanier von Alters her bei der Vertheidigung von befestigten Plätzen zu leisten pflegen, tritt auch gegenwärtig in Kuba zu Tage und zeigt, daß in der spanischen Nation die Tapferkeit nicht ausgestorben ist. Die Nutzlosigkeit des heldenmüthigsten Widerstandes tritt aber gleichfalls mit jedem Tage deutlicher hervor. Santiago auf Kuba hat bereits kapituliren müssen. Spanien kann bei der Fortsetzung des Krieges nur verlieren, während die Hoffnung, daß das Blatt sich drehen könnte, selbst wenn das gelbe Fieber sich mit den Spaniern gegen die Amerikaner verbünden sollte, noch hinfälliger ist, als die Hoffnung eines Spielers, der da glaubt, das Glück durch Hartnäckigkeit erzwingen zu können. Es ist anzunehmen, daß auch Sagasta und seine Ministerkollegen bereits davon überzeugt sind, daß es im Interesse Spaniens liegt, selbst unter beträchtlichen Opfern Frieden zu schließen. Die Frage ist nur, ob die gegenwärtige spanische Regierung auch den moralischen Muth hat, das Unabänderliche zu thun. Man

fürchtet nicht nur, das Ministerium, das einen solchen Friedensschluß herbeiführt, unheilbar zu diskreditiren, sondern auch die Dynastie zu erschüttern. Der edle Don Carlos hat bereits angekündigt, daß er in jener hohen Auffassung des Patriotismus, wie sie Prätendenten eigen zu sein pflegt, aus einem solchen Friedensschluß für sich Kapital zu schlagen hofft.

Es gibt kaum etwas Erbärmlicheres, als solche Thronprätendenten, die beständig auf der Lauer liegen, wie sie aus dem Unglück ihres Vaterlandes für sich einen Vortheil erhaschen können. Der Bürgerkrieg, in den sie ihr Land stürzen, gilt ihnen nichts, wenn für sie nur eine Krone abfällt. Diese hochgeborenen Schnapphähne verdienen die internationale Verachtung, und die belgische Regierung thäte ein gutes Werk, wenn sie Don Carlos per Schub über die Grenze beförderte, um für die Intriguen, die von Brüssel aus gesponnen werden, nicht mit verantwortlich gemacht zu werden.

Die Dreyfus-Affäre ist weniger als je beendet. Man denkt bei diesem Prozeß unwillkürlich an die Auseinandersetzung zwischen dem Amtshauptmann und dem Müller Voß in Fritz Reuter's „Franzosentid“. „Möller Voß!“ seggt de oll Herr, „de Prozeß kümmt jo ok en mal tau En'n, denn hei is jo in vullen Gang.“ — „„In'n Gang, Herr Amtshauptmann? Ne, hei 's in'n Swung, as de Düwel säd, dunn hadd hei Gottswurd in de Pietsch bunnen und swenkt'l sick üm den Kopp 'rüm.““

In dem Dreyfus-Prozeß ist auch „Gottswurd in de Pietsch bunnen“, aber die Verletzung der einfachsten Regeln der Gerechtigkeit rächt sich bitter. Der vergewaltigte Gefangene auf der Teufelsinsel bringt ein Ministerium nach dem anderen zu Falle. Das Ministerium Brisson ist bereits in der ärgsten Klemme, nachdem die Kammer erst vor einigen Tagen den Kriegsminister Cavaignac mit Beifall überschüttet hatte, weil er angeblich die Dreyfus-Affaire nun definitiv beseitigt hätte. In allen Gemeinden Frankreichs wurde Cavaignac's Rede öffentlich angeklebt, aber der Kleister der Affichen war noch nicht trocken, da warfen ein offener Brief des tapfern Colonel Picquart an den Ministerpräsidenten Brisson und ein Brief des braven Dreyfus-Vertheidigers Demange an den Justizminister das ganze Kartenhaus der kriegsministeriellen Beweisführung über den Haufen. Picquart erbot sich öffentlich zum Beweise dafür, daß die Briefe, aus denen Cavaignac seine Ueberzeugung der Schuld des Dreyfus gewonnen habe, theils grobe Fälschungen seien, theils sich gar nicht auf Dreyfus bezögen, während Edgar Demange konstatirt, daß die vom März und April 1894 datirten Dokumente, die auf der Tribüne der Kammer vom Kriegsminister verlesen wurden, weder Dreyfus noch dessen Vertheidiger bekannt gewesen sind. „Ich versichere“ — so fügt Demange hinzu —, daß ich nur und daß das Kriegsgericht gesetzlich nur das sogenannte Bordereau kennen konnte, die einzige Grundlage der Anklage, deren der Herr Kriegsminister in seiner Rede überhaupt nicht Erwähnung gethan hat“.

Mit diesem Briefe des Vertheidigers Demange ist die Nothwendigkeit einer Revision des Dreyfus-Prozesses gerade für diejenigen, welche sich auf den Standpunkt des Kriegsministers Cavaignac gestellt haben, gegeben, oder sie sollte es wenigstens sein. Es scheint jedoch, als ob das Ministerium in der unbequemen Lage, in der es sich gegenwärtig befindet, nunmehr glaubt, mit bloßer Schneidigkeit auskommen zu können. Man hat nicht nur bei Picquart, sondern auch bei dem dunkeln Ehrenmann Esterhazy oder vielmehr bei dessen Maitresse, die dem Vertrauensmann des französischen Generalstabes Unterschlupf gewährt, Haussuchung gehalten und sowohl Esterhazy nebst Maitresse, als auch den Oberstlieutenant Picquart verhaftet. Da auch der Zola-Prozeß in diesen Tagen wieder auflebt, so befindet man sich statt am Ende der Dreyfus-Prozesse einem ganzen Rattenkönig neuer Dreyfus-Prozesse gegenüber. Die Session des französischen Parlaments ist inzwischen geschlossen, der Kampf wird deshalb ausschließlich vor den Gerichten und in der Presse fortgeführt werden.

Wie zersetzend die Dreyfus-Affäre wirkt, geht auch daraus hervor, daß jetzt sogar die Partei der Sozialisten in Frankreich sich gespalten hat, weil in Bezug auf die politische Behandlung der Angelegenheit Meinungsverschiedenheiten eingetreten sind. Frankreich leidet schwer unter der erfolgten Dekomposition, und doch fragt man sich, ob es nicht schließlich ein Glück ist, daß eine flagrante Rechtsverletzung so schlimme Folgen zeitigt.

* * *

Umfang und Stärke des Liberalismus.

Ich habe vor acht Tagen in diesen Blättern nachzuweisen gesucht, daß die innere Stärke der Sozialdemokratie ihrem äußeren Umfange nicht entspricht. Ich möchte heute den Nachweis führen, daß für den Liberalismus das Umgekehrte zutrifft: seine äußere Vertretung entspricht nicht seiner innerer Stärke.

Zwar zählt — wenn man die ganze nationalliberale Partei dem Liberalismus zurechnet — der Gesammtliberalismus noch immer, auch im gegenwärtigen Reichstage, über 100 Vertreter, und die Zahl der Wählerstimmen, die auf die Mandate dieser Vertreter gefallen sind, erreicht 2 Millionen; aber man kann nicht verkennen, daß ein nicht geringer Bruchtheil der Nationalliberalen Liberalismus nur in starker Verdünnung aufweist, während die freisinnige Hälfte des Gesammtliberalismus zwar den bisherigen Stand ihrer Mandate in glücklichen Stichwahlen so ziemlich behauptet, aber an Wählerstimmen doch recht beträchtlich verloren hat. Dieser Stimmenverlust ist besonders auffallend bei der Freisinnigen Volkspartei. Eine vorläufige Aufmachung bezifferte diesen Stimmenverlust auf rund 160 000 neben 28 000 für die Freisinnige Vereinigung und 46 000 für die Süddeutsche Volkspartei. Ich glaube, die definitive Wahlstatistik wird die Verluste bei allen drei freisinnigen Gruppen geringer erscheinen lassen, aber auf einen Verlust von insgesammt 200 000 Stimmen wird man sich wohl gefaßt zu machen haben, was annähernd 20 pCt. Verlust im Vergleich mit der Wahl von 1893 bedeuten würde.

Beachtenswerth ist dabei, daß die Stimmenverluste prozentual in der Richtung nach links gewachsen sind. Die Süddeutsche Volkspartei ist am stärksten mitgenommen, die Freisinnige Vereinigung am wenigsten. Auch dort, wo eine Konkurrenz der Freisinnigen Volkspartei mit der Freisinnigen Vereinigung stattfand, tritt dieselbe Erscheinung, daß die mehr links stehende Gruppe weniger Attraktionskraft ausübte, überraschend deutlich hervor. Das Bureau des Wahlvereins der Liberalen hat dieser Tage eine Wahlstatistik herausgegeben, die sich auf die Freisinnige Vereinigung in ihrem Verhältniß zur Freisinnigen Volkspartei bezieht, und die zu folgenden Resultaten kommt: In 16 Wahlkreisen, in denen die Freisinnige Vereinigung 1893 Kandidaten aufstellte und insgesammt 75 137 Stimmen aufbrachte, überließ sie 1898 das Feld der Freisinnigen Volkspartei. In diesen 16 von der Freisinnigen Volkspartei 1898 berannten Wahlkreisen sank die Zahl der abgegebenen freisinnigen Stimmen um 26 382 Stimmen. Nur in einem einzigen dieser 16 Wahlkreise, in Ober-Barnim, ist ein Zuwachs — von 90 Stimmen — zu verzeichnen! Andererseits stieg in den 8 Wahlkreisen, welche 1893 von der Volkspartei mit Kandidaten besetzt (sie brachte insgesammt 25 373 Stimmen auf), 1898 aber der Freisinnigen Vereinigung zur Bearbeitung überlassen waren, die Zahl der freisinnigen Stimmen um 6853. Nur ein Wahlkreis, Militsch—Trebnitz, ist unter diesen Kreisen, bei dem ein

Rückgang vorliegt. In ferneren drei Wahlkreisen, Stettin, Schlawe—Bütow—Rummelsburg und Schaumburg—Lippe gab es 1898 Kandidaturen **beider** freisinnigen Richtungen. In den beiden ersteren Kreisen, in denen die Freisinnige Vereinigung das Mandat davon trug, wuchsen gegen 1893 die freisinnigen Stimmen um 2195 und 2259, zusammen um 4454 Stimmen, in dem Wahlkreise Schaumburg—Lippe, dessen Mandat der Freisinnigen Volkspartei zufiel, um 26 Stimmen. Auch wenn man die Provinz Schlesien, woselbst die Volkspartei vorzugsweise Boden hat, mit der Provinz Pommern, woselbst die Vereinigung sich in erster Linie bemüht hat, mit einander vergleicht, kommt man zu ähnlichen Ergebnissen. In 19 schlesischen Wahlkreisen, in denen die Volkspartei 1898, ohne Konkurrenz der Vereinigung, Kandidaten aufstellte, **sanken** die freisinnigen Stimmen gegen 1893 um 16 599, während in Pommern die Vereinigung — trotzdem 1898 in zwei Wahlkreisen konkurrirende Kandidaten der Volkspartei aufgestellt waren — für ihre Kandidaten noch 435 Stimmen mehr aufbrachte, als in jenen 13 pommerschen Wahlkreisen 1893 freisinnige Stimmen überhaupt abgegeben sind. Man kann darnach gewiß nicht behaupten, daß das, was die Freisinnige Volkspartei von der Freisinnigen Vereinigung trennt, sich als besonders zugkräftig erwiesen hätte.

Auch die Erfahrungen dieses jüngsten Wahlfeldzugs zeigen somit deutlich genug, daß der Kampf gegen die Freisinnige Vereinigung — der ja einigen freisinnigen Heißspornen eine Zeit lang als ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen, erschien — keine politische Raison hatte. Hoffentlich hat der Fraktions-Bürgerkrieg nunmehr seinen Reiz eingebüßt.

Aber damit ist allerdings noch nicht viel gewonnen. Es genügt nicht, daß man das Zanken aufgibt, man muß auch positiv versuchen, dem Liberalismus wieder mehr arbeits- und opferwillige Elemente zuzuführen. Man vermag das nicht ohne eine gewisse Weitherzigkeit. Damit komme ich auf den Eingang meiner Ausführungen zurück. So paradox es klingt: der Liberalismus hat an ausgesprochenen Anhängern verloren, je mehr er unser gesammtes Staatsleben durchdrungen hat. Ein modernes Staatswesen ist ohne Aneignung gewisser liberaler Grundsätze überhaupt nicht zu regieren. Die riesige Verkehrsentwicklung erzwingt die Durchführung einer Reihe wesentlicher liberaler Forderungen. Die Freizügigkeit, die ungehinderte Ausnutzung der Arbeitskraft, die Diskussionsfreiheit und zahlreiche andere Freiheiten, die dem Programm des Liberalismus angehören, sind recht eigentlich Produkte der Verkehrsentwickelung; Dampfkraft und Elektrizität sind allenthalben Bahnbrecher des politischen Liberalismus geworden. Die ganze Welt ist unter dem Einfluß von Eisenbahnen und Telegraphen mehr oder weniger demokratisirt. Keine politische Partei kann heute ohne ein gewisses Quantum demokratischen Oels die Agitationsmaschine im Gange erhalten. Konservative wie Sozialdemokraten erklären in rührender Uebereinstimmung den Liberalismus für todt, nachdem sie sich einen Theil seines geistigen Vermögens angeeignet haben. Sie suchen einen Lebendigen zu beerden. Mit dem, was dem Fonds der liberalen Ideen entnommen ist, machen andere Parteien ihre Geschäfte. Der Liberalismus erscheint wie ein Kapitalist, dessen Schätze von Anderen fruktifizirt werden.

Die Aufgabe der liberalen Parteien muß es sein, das liberale Kapital wieder in selbstständige Verwaltung zu nehmen. Um das wirksam thun zu können, wird man die etwas veraltete politische Geschäftsmethode zeitgemäß ändern müssen. Insbesondere sollte man nicht jedem Kunden die Thür vor der Nase zuschlagen, dessen politische Orthodoxie einiges zu wünschen übrig läßt. Eine politische Partei darf sich nicht in die Rolle von Roland's Pferd drängen lassen, das alle möglichen trefflichen Eigenschaften hatte und nur den einen Fehler, daß es todt war. Zwar der Liberalismus wird nicht zu Grunde gehen, wenn auch die Parteien, die ihn gegenwärtig vorzugsweise vertreten, noch mehr zusammenschrumpfen, wohl aber wird die wirksame Geltendmachung des Liberalismus erschwert, wenn es nicht gelingt, die Fraktionseifersüchtelei zurückzudrängen und eine liberale Sammlungspolitik in die Wege zu leiten.

Th. Barth.

Kritik der neuesten Argumente für Abgaben auf natürlichen Wasserstraßen.*)

I.

Artikel 54 Abs. 4 der Reichsverfassung bestimmt:

„Auf allen natürlichen Wasserstraßen dürfen Abgaben nur für die Benutzung besonderer Anstalten, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind, erhoben werden. Diese Abgaben, sowie die Abgaben für die Befahrung solcher künstlicher Wasserstraßen, welche Staatseigenthum sind, dürfen die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Anstalten und Anlagen erforderlichen Kosten nicht übersteigen. Auf die Flößerei finden diese Bestimmungen insoweit Anwendung, als dieselbe auf schiffbaren Wasserstraßen betrieben wird."

Thatsächlich werden auf den meisten Kanälen in Deutschland, neuerdings auch auf kanalisirten Flüssen, z. B. der oberen Oder, nicht unbeträchtliche Abgaben erhoben. Daß Elbe und Rhein noch immer frei von derartigen Abgaben geblieben sind, wird weniger durch die Verfassung, die nicht ganz klar den Begriff der natürlichen Wasserstraßen feststellt, als vielmehr durch die Rheinschiffahrtsakte und die Elbschiffahrtsakte, also durch internationale Abmachungen, garantirt.

Gegenüber den Bestrebungen, durch Flußzölle unter Abänderung der Verfassung und der völkerrechtlichen Verträge die Rhein- und Elbschiffer zur Tragung von Kosten, die auf die Schiffbarmachung dieser Flüsse verwendet sind, mitheranzuziehen, hat die Majorität der Vertreter der Binnenschiffahrt energisch Front gemacht. Nicht alle Freunde der Binnenschiffahrt theilten den Standpunkt der Majorität. Einzelne hervorragende Freunde der Binnenschiffahrt, die jedoch in der Minorität blieben, vertraten 1896, als sich der Centralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt mit der Frage der Abgaben beschäftigte, den Standpunkt, daß man die Verpflichtung zu Abgaben nicht prinzipiell abweisen solle, wenn man kostspielige Verbesserungen der Schiffbarkeit der Ströme Deutschlands durchsetzen wolle. Auch bei dieser Minorität blieb aber die Voraussetzung maßgebend, daß etwaige neue Abgaben, zu denen man sich bequemen könnte, nicht zur Unterdrückung der bereits entwickelten Schiffahrt, sondern nur als Beitrag zur Deckung der Kosten für künftige Erleichterung des Verkehrs gefordert werden könnten.

Im wesentlichen ist der zuletzt geschilderte auch der einzige unanfechtbare Standpunkt, den die Vertreter des staatlichen Finanzinteresses zu Gunsten von Schiffahrtsabgaben auf Flüssen vom Standpunkte der Gerechtigkeit und Billigkeit geltend machen können. Würde die Diskussion auf den Gesichtspunkt beschränkt, wie die Binnenschiffahrt zu fördern ist und wie event. für große neue Aufwendungen

---

*) Aus einem Vortrag des Professors Dr. W. Lotz. Die Einleitung des Vortrags, der am 2. Juni 1898 zu Nürnberg gehalten wurde, ist hier nur im Auszuge wiedergegeben. Es wurde darin eine eingehende Darstellung der bisherigen Stellungnahme der Freunde der Binnenschiffahrt zur Frage der Abgaben auf Flüssen und Strömen gegeben.

zur Bestreitung der Kosten die Interessenten zu finanziell unvermeidbaren Gebühren heranzuziehen seien, so wäre eine freundschaftliche Auseinandersetzung mit denjenigen, welche angesichts kostspieliger Projekte der Binnenschiffahrtsfreunde für Abgabenpflicht der Schiffahrt eintreten, nicht allzu schwierig. Würde berücksichtigt, daß die Flüsse — gleichgültig ob Schiffahrt besteht oder nicht — Strombauarbeiten erfordern, daß ein Theil der Aufwendungen gar nicht die Schiffbarkeit fördert, sondern Ueberschwemmungen abhalten oder eine zu breite Ausdehnung des Flußbettes beseitigen, somit dem Grundbesitz Nutzen bringen soll, würde ferner erwogen, daß es ein Widerspruch ist, für die Schiffahrt Aufwendungen zu machen und nachher durch allzu hohe Gebühren die Benutzung der verbesserten Wasserstraßen wirthschaftlich unmöglich zu machen, so ließe sich wohl künftig bei großen Aufwendungen für Wasserwege im voraus eine Einigung über die Abgabenfrage erzielen.

Neuerdings werden aber von sehr beachtenswerther Seite Argumente der allerverschiedensten Art für die Abgabenpflicht der Stromschiffahrt geltend gemacht, die mitunter zu sehr ernsten Bedenken bei Unbetheiligten Anlaß geben müssen. Die Zusammenfassung dieser neuesten Argumente findet sich in einer kürzlich erschienenen Schrift des Herrn Eisenbahnpräsidenten Franz Ulrich, des verdienstvollen Verfassers mehrerer eisenbahnpolitischer Werke. Er hat einen Vortrag, den er 1898 auf Wunsch des Vorstandes der Schlesischen Landwirthschaftskammer gehalten hat, unter dem Titel: Staatseisenbahnen, Staatswasserstraßen und die deutsche Wirthschaftspolitik*) veröffentlicht.

Ich knüpfe im folgenden an die Ulrich'sche Schrift an, nicht nur weil ein so hervorragender und ausgezeichneter Autor es verdient, daß man eingehend sich mit ihm beschäftigt, sondern auch deshalb, weil einige darin vertretene Argumente mit den Anschauungen einflußreicher Politiker, insbesondere mancher Landwirthe übereinstimmen, und weil ich glaube, daß der darin vertretene Standpunkt sowohl der Allgemeinheit wie der Landwirthschaft nicht Vortheil, sondern Schaden bringen würde. Ich stimme jedoch nicht jenen Kritikern bei, die es Herrn Ulrich verübeln, daß er als Verwaltungsbeamter seine Meinung ohne Umschweife und diplomatische Vorbehalte, kurz daß er sie unverwaschen und deutlich ausgesprochen hat. Ein Mann, der überhaupt eine eigene Meinung hat und sie mit Beweisen vertreten zu können glaubt, verdient, daß man ihn ernsthafter als mit dem Ausdrucke, er sei ein Agitator, widerlegt. Sind seine Gedanken gut, dann werden sie sich durchsetzen, auch wenn dem einen oder anderen die Form mißfällt, in der sie auftreten. Was sind nun aber die Ulrichschen Gedanken?

Ulrich fordert, daß man nicht, wie es jetzt geschieht, bei den Kanälen und kanalisirten Flüssen, sondern bei den großen Strömen mit Auflegung von Abgaben beginne.**) Die Verfassung, die Rhein- und Elbschiffahrtsverträge seien zu ändern, ebenso seien Bestimmungen in künftigen Handels-Verträgen zu vermeiden, die es verhindern, daß ausländische Waaren mit höheren Flußzöllen als deutsche Waaren künftig belastet werden.***) Die Abgaben seien für verschiedene Güter verschieden zu bemessen. Für ausländische Artikel, die uns Konkurrenz machen, insbesondere für Getreide, welches zu Berg herankommt, seien die Abgaben so zu erhöhen, daß die Transportkosten der Binnenwasserstraßen denen der Eisenbahnen ungefähr gleichgestellt werden.†) Was dies heißt, ist aus folgender Berechnung ersichtlich.

*) Ulrichs neueste Schrift hat in Schiffahrtskreisen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn bereits Proteste hervorgerufen, mit denen ich mich nicht durchweg identificiren möchte. Vergl. Zeitschrift für Binnenschiffahrt 1898, S. 153 bis 162.

**) Vergl. Ulrich, Staatseisenbahnen, Staatswasserstraßen und die deutsche Wirthschaftspolitik Leipzig 1898, S. 46.

***) l. c. Seite 45.

†) l. c. Seite 38.

Herr Ulrich berechnet,*) daß die Fracht für 1 t Getreide betrage:

	per Eisenbahn	auf Rhein, Elbe, Oder höchstens
100 km	5,7 Mk.	1 Mk.
200 „	10,2 „	2 „
300 „	14,7 „	3 „
500 „	23,7 „	5 „

Er fügt hinzu: „Es würde also schon bei 200 km um 8,2 Mk., bei 300 km um 11,7 Mk., bei 500 km um 18,7 Mk. die Tonne des ausländischen Getreides vertheuert werden, wenn die Frachten für ausländisches Getreide auf den Staatswasserstraßen durch Erhebung entsprechender Abgaben den Frachten auf den Staatseisenbahnen gleichgestellt würden."

Ohne auf die Einzelheiten dieser Rechnung, zu denen sich manches bemerken ließe, einzugehen, sei bloß dies Exempel hier wiedergegeben, um anzudeuten, daß recht **ansehnliche** Abgaben vorgeschlagen sind.

Herr Ulrich legt anscheinend Werth darauf, uns zu überzeugen, daß die finanziellen und sonstigen allgemeinen Gesichtspunkte, insbesondere die Interessen des durch die Wasserstraßenkonkurrenz angeblich stark geschädigten Eisenbahnfiskus, für ihn nicht allein ausschlaggebend seien.**) Prüft man die vorgebrachten Argumente finanzpolitischer und allgemeiner Natur, so erscheint in der That keines derselben zwingend genug, um die vorgeschlagenen Verkehrserschwerungen einem objektiven Beurtheiler sehr empfehlenswerth erscheinen zu lassen.

Recht wenig ernsten Eindruck wird z. B. das Argument machen, daß das Anwachsen der großen Städte durch die billigen Frachten der Wasserstraßen gefördert werde. Erstens führt Ulrich veraltete Ziffern an***) die gerade den Einfluß der Eisenbahnen, für die er eintritt, und nicht der Wasserstraßen auf das Wachsthum der Städte darthun, zweitens weiß z. B. jeder Münchener, Leipziger, daß mehrere recht große Städte ihr Wachsthum keineswegs dem Wasserverkehr verdanken. Damit sind wir auch der Aufgabe überhoben, uns hier mit der Doktorfrage zu beschäftigen, ob große Städte etwas böses oder gutes sind.

Ernster sind nur zwei Argumente finanzpolitischer Natur, die Ulrich auch in seinem früheren Werke „Staffeltarif und Wasserstraßen" berührt hat. Das erste derselben lautet: Die Bahnen könnten durch Anlegung von 3, ja 4 Geleisen denselben Verkehr billiger bewältigen, der jetzt durch Staatswasserstraßen ermöglicht werden solle.

Viergeleisige Bahnstrecken sind in Deutschland im Vergleiche mit Amerika noch selten. Daß drei und vier Geleise, auf beiden Ufern einer natürlichen Wasserstraße vertheilt, neben dem Flußverkehr noch genug zu leisten haben können, zeigt der amerikanische Verkehr längs des — übrigens gebührenfreien — Hudsonstromes und zeigen auch die den deutschen Rheinstrom rechts und links begleitenden Geleisepaare. Es ist wohl denkbar, daß, wenn wir nicht unsere deutschen Ströme hätten, manche deutsche Linie, die heute zweigeleisig ist, bereits viergeleisig hätte ausgebaut werden müssen. Vielleicht wäre es auch denkbar, daß darauf so billig gefahren werden **könnte**, wie heute auf den Wasserstraßen. Faktisch haben aber die deutschen Eisenbahnen bisher, wo sie nicht unter Konkurrenz der Wasserstraßen standen, es weder mit zwei noch mit vier Geleisen dahin gebracht, auf große Entfernungen Massengüter so billig zu befördern, wie es die Binnenschiffahrt des Rheins und der Elbe leistet. Sie haben, wo sie das Monopol haben, die Probe auf die Ulrich'sche These bis heute nicht gemacht.

*) l. c. Seite 42/43.

**) l. c. Vergl. Seite 15.

***) Vgl. l. c. S. 20.

Aber, so wendet unser Autor ein, der jetzige Transport auf Wasserstraßen geschieht gar nicht zu ökonomischen Selbstkosten, sondern kann nur deshalb so billig geleistet werden, weil die Aufwendungen zu Gunsten der Flußschifffahrt à fonds perdu gegeben werden, die Staatsbahnen aber Geld verdienen müssen. Es ist dies, was Ulrich in einer früheren Schrift die Aschenbrödelrolle der Eisenbahnen gegenüber den Staatswasserstraßen nennt.

Die preußischen Bahnen hätten nach Ulrich 1882/83 bis 1896/97 nach Abzug der Ausgaben, der Verzinsung und von $^{3}/_{4}$ Proz. jährlicher Schuldtilgung einen Reinüberschuß von 1290 Mk. ergeben, von dem nur 40 Millionen für besondere Bedürfnisse der Eisenbahnen verwendet seien, während der Rest der Staatskasse für allgemeine Zwecke zur Verfügung gestanden habe.*) Der Aufwand für Regulirung größer und kleiner Flüsse habe allein in Preußen 1880/90 einschließlich Unterhaltungskosten 183 Millionen erfordert, denen nur geringfügige Einnahmen gegenüberständen.**) Vollends der Rhein sei mit viel größeren Aufwendungen ohne Rücksicht auf Einnahmen durch Abgaben in diesem Jahrhundert überreich beschenkt worden.***)

Gerade die wohlhabendsten Theile Deutschlands, die Rheinebene, die Gebiete an der Elbe u. s. w. hätten die Vortheile dieses Aufwandes aus Steuermitteln, nicht aber die armen Bewohner der Eifel, des Westerwaldes, Thüringerwaldes, Erzgebirges u. s. w. Nicht der industriearme Osten, nicht das platte Land, sondern die reichsten Landstriche, ferner die großen Städte hätten den Nutzen von den Aufwendungen des Staates für Wasserstraßen.

Man kann streiten, ob die natürlichen Wasserstraßen nach dem Prinzip derjenigen Landstraßen zu verwalten seien, auf denen keine Chausseegelder erhoben werden, man kann ferner die Frage aufwerfen, ob denn die preußischen Staatsbahnen verstaatlicht worden sind, um einen Gewinn vom Verkehre einzubringen, den man in solcher Höhe nie den Aktionären der Privatbahnen gegönnt hätte. Jedenfalls wurde bei Verstaatlichung der preußischen Bahnen gerade das Gegentheil von dem behauptet, was Ulrich als deren finanzielle Aufgabe bezeichnet. Man könnte endlich fragen, ob denn die Bewohner der Eifel und des Westerwaldes, die dem Rheine gar nicht so ferne sind, von der Rheinstraße und der Kaufkraft der Rheinthalbewohner gar keinen Vortheil ziehen. Die Erörterung dieser Fragen ist in der Wissenschaft noch nicht soweit abgeschlossen, daß man für oder wider jeden Standpunkt nichts mehr vorbringen könnte.

Eines ist aber dafür sehr leicht zu entscheiden. Ist denn der landwirthschaftliche Osten, aus dessen Steuerleistungen angeblich so viel für die glücklichen Bewohner der Ufer der Elbe und des Rheines sowie für die Großstädte aufgebracht wird, wirklich noch der Hauptsteuerträger? Sind es die Steuergroschen der ostelbischen Landwirthe, mit denen die Strombauten bezahlt werden? Die Statistik der preußischen Einkommensteuer- und Vermögenssteuerveranlagung beweist genug gegenüber dieser Frage.

Ich vergleiche Ziffern des Jahres 1895/96, weil hier die Volkszählung die Bevölkerung genau ersehen läßt.†) Die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Posen mit insgesammt 6 903 854 Einwohnern hatten nach der Veranlagung für 1895/96 zu steuern:

zur Einkommensteuer 12 541 932 Mk. (hiervon physische Personen 12 160 735 Mk.)
„ Vermögensteuer 3 258 771 „
= 15 800 703 Mk.

Vergleichen wir hiermit die Distrikte, welche nach Ulrich durch die Wasserstraßenpolitik Zuwendungen empfangen:

Provinz Rheinland mit 5 106 002 Einwohnern lieferte zur Einkommensteuer 23 716 075,00 Mk. (hierv. phys. Pers. 22 112 188 Mk.)
„ Vermögensteuer 5 626 251,40 Mk.

Fügt man zur Rheinprovinz die Regierungsbezirke Wiesbaden und Magdeburg hinzu, die sicher an der Entwicklung der Rhein- und Elbschiffahrt mitinteressirt sind, so liefert hier eine Bevölkerung von insgesammt 7 134 932 Menschen, also von nur 231 078 mehr als in den vier ostelbischen obengenannten Provinzen:

an Einkommensteuer 37 268 976,00 Mk.
„ Vermögensteuer 9 300 687,40 „
= 46 569 663,40 Mk.

Dies Gebiet bringt also dreimal so viel an direkten Steuern auf, als die vier nahezu ebensoviel Bevölkerung umfassenden ostelbischen Provinzen. Nehmen wir noch Berlin hinzu, welches an der Binnenschiffahrt ebenfalls hervorragend interessirt ist, so zeigt sich, daß die 8,8 Millionen Einwohner in Rheinland, Reg.-Bezirk Wiesbaden und Magdeburg, sowie in der Stadt Berlin

59 357 671,00 Mk. an Einkommensteuer
13 378 626,60 „ „ Vermögensteuer
= 72 736 297,60 Mk.

von insgesammt 154 479 302,20 Mk. direkten Steuern Preußens, daß also diese 28 Proz. der Bevölkerung 47 Proz. der Steuerlast aufzubringen hatten und daher auch einige Rücksicht verdienen. Sobald bezirksweise ein Abrechnen von Steuerleistung und Empfang von Staatsaufwendungen heute versucht wird, ist es eine für die Gegner der Wasserstraßen nicht sehr günstige Position, die die von Ulrich angeregten Feststellungen ergeben können.

Doch mit solchem gegenseitigen Abrechnen ist schon wenig praktisches herausgekommen, als sich in den vierziger und fünfziger Jahren die rheinischen und westfälischen Industriellen mit den Landwirthen des preußischen Ostens zankten, wer am meisten von der Gesammtheit geschenkt bekomme. Sobald dem Westen der Gewinn, den er aus den industriellen Schutzzöllen zöge, von den Landwirthen des Ostens vorgeworfen wurde, antworteten die Rheinländer bis 1861 mit dem Hinweis darauf, wie viel an Grundsteuer die Ritterschaft des Ostens durch Steuerbevorzugung geschenkt bekommen habe.

Mit diesen Argumenten wird wenig Klarheit geschaffen. Es ist auch vom Standpunkte der Binnenschiffahrt zuzugeben, daß in Zukunft, wenn es sich um sehr große Aufwendungen zu Gunsten der Schiffahrt handelt, Fälle eintreten können, in denen es für gerecht und auch im allseitigen Interesse liegend erachtet werden kann, daß einzelne Städte zu Beiträgen und die Schiffahrt zu Abgaben für den in ihrem besonderen Interesse gemachten Aufwand, aber nur für diesen herangezogen wird. Aber das ist kein Argument für nachträgliche Flußzölle zur Deckung der Verzinsung von längst à fonds perdu gemachten Staatsausgaben und kann auch für die Zukunft nur von Fall zu Fall erörtert werden. Die Voraussetzung für eine Verständigung würde sein müssen, daß Abgaben nur eingeführt werden, wo es finanziell unmöglich ist, die Binnenschiffahrt ohne diese Abgaben zu fördern, nicht aber, um bestehenden, historisch entwickelten Verkehr theurer als bisher zu machen.

Gerade diese Vertheuerung wird aber als Hauptziel von einem extremen handelspolitischen Standpunkte aus

*) l. c. S. 9.

**) l. c. S. 8. In der Zeitschrift für Binnenschiffahrt 1898, S. 192, ist darauf aufmerksam gemacht, daß die Verkehrsabgaben auf preußischen Wasserstraßen für 1898/99 immerhin auf 4 600 000 Mk. veranschlagt werden.

***) In der sehr lehrreichen Schrift von A. Dufourny, die Herr Landgraf unter dem Titel „Der Rhein in seiner technischen und wirthschaftlichen besonders auch verkehrstarifarischen Bedeutung“ übersetzt und ergänzt herausgegeben hat (Berlin 1898), sind die 1850—94 von den Uferstrecken für den Rhein gemachten Aufwendungen auf 300 Mill. Frcs. beziffert, wozu 1895 und 96 noch 18 Mill. Frcs. hinzugekommen seien. Vgl. daselbst S. 10 u. 76.

†) Vgl. zum folgenden: Mittheilungen aus der Verwaltung der direkten Steuern im preußischen Staate. Statistik der preußischen Einkommen- und Ergänzungssteuer-Veranlagung für das Jahr 1895/96, S. 310, 278, 284, ferner Vierteljahrshefte z. Stat. d. Deutschen Reiches. 1897. I, S. 27.

neuerdings von einigen gefordert, als deren eifrigen Wortführer wir Ulrich betrachten können. Diese handelspolitischen Argumente für Einführung recht hoher Flußzölle sind in der That überraschend. Die Auseinandersetzung mit diesen Argumenten ist sehr nothwendig, weil es sich um eines der allerwichtigsten Probleme, um eine Lebensfrage der Allgemeinheit handelt. Es ist die Frage, ob das, was man nationale Wirthschaftspolitik nennt, zur Konsequenz hoher Flußzölle führt, wie Ulrich es annimmt, oder nicht.

(Zwei weitere Theile folgen.)

Walther Lotz.

Der König von Rom.

Das tragische Schicksal des unglücklichen Napoleoniden hat nur ein geringes politisches und historisches, aber ein großes menschliches Interesse, und das gerade hat bewirkt, daß das Leben und Sterben dieses Fürstenkindes immer wieder die Theilnahme der Geschichtschreiber, der Dichter, ja selbst der Künstler erregte. Kurz nach dem Tode des Prinzen schrieb Montbel, von Metternich beeinflußt, eine kurze, höfische Biographie, die besonders den Zweck hatte, die zahlreichen Märchen, die über ihn umgingen, und die selbst vor dem Verdacht einer Vergiftung nicht zurückscheuten, durch eine wahre Schilderung zu ersetzen und zu widerlegen. Eine ähnliche Absicht verfolgte Graf Prokesch-Osten mit seinem „Briefe über den Tod des Herzogs von Reichstadt“, den er anonym 1832 erschienen ließ. Die bonapartistische Agitation bemächtigte sich des Gegenstandes und neben zahlreichen Gedichten erschien 1832 von Jaques Arago und Louis Lurine ein Drama „Le duc de Reichstadt“, das aber an keinem Theater zur Aufführung gelangte. Läßt man eine werthlose Schrift von Lecomte (1842) außer Ansatz, so wurde das Leben des Herzogs erst wieder Gegenstand der literarischen Theilnahme, als der Bonapartismus zum zweiten Male in Frankreich siegreich zu werden schien. Am 13. Juni 1850 wurde ein großes Melodrama in fünf Akten und zwölf Bildern „Der König von Rom“ im Theater de l'Ambigu zum ersten Male aufgeführt, fand ebenso den Beifall des Publikums wie die zustimmende Förderung der damaligen Regierung und trug zur Popularisirung der Napoleonischen Legende und zur Vorbereitung der Geister für den Staatsstreich und die Thronbesteigung des dritten Napoleon das seinige bei. Dem nun wieder erwachten Interesse des Publikums an Napoleon II. kamen die Schriften von Guy und St. Felix (beide 1856) entgegen, ohne aber die sachliche Kenntniß viel über Montbel hinauszuführen. Und nun unter der dritten Republik betrachte man das merkwürdige Symptom, daß, wie die gesammte Napoleonische Literatur in die Weite und Breite wächst, insonderheit auch der König von Rom neu aufersteht. Im Salon von 1896 fand ein Bild von Dawant großen Zulauf: es stellt Napoleon dar, seine Hand zwischen den kleinen Händen seines Sohnes, der eingeschlafen ist. Der Kaiser sitzt an der Seite der Wiege, die Stirn sorgenvoll; er ist von dem kleinen Wesen gefesselt, während sein Geist die letzten Kämpfe, die er liefern muß, erwägt. In den jüngsten Tagen kam aus Paris die Nachricht, daß einer der augenblicklich erfolgreichsten Dramatiker, Edmond Rostand, der Dichter der Samaritaine und des Cyrano de Bergerac an einem Drama le roi de Rome arbeite; die Hauptrolle soll eine Hosenrolle für Sarah Bernhardt werden. Und damit auch die Wissenschaft nicht fehle, veröffentlichte Henri Welschinger, dem wir schon eine ganze Reihe wichtiger und zum Theil ausgezeichneter Werke über das Zeitalter der Revolution und Napoleons verdanken, ein Buch Le Roi de Rome (1811—1832)*), das abschließend alles zusammenträgt, was wir über die Persönlichkeit des Prinzen wissen und — nicht selten etwas zu ausführlich — alle politischen Erscheinungen, die in näherer oder entfernterer Berührung mit seinem Leben standen, schildert. Wir müssen vorausschicken, daß die beste Kenntniß dem Tagebuche des genannten Grafen Prokesch-Osten, der gerade in den letzten Lebenszeiten dem jungen Manne nahe trat und von ihm herzlich geliebt und verehrt wurde, entnommen wird; es ist unter dem Titel „Mein Verhältniß zum Herzog von Reichstadt“ 1878 erschienen.

Die Geburt eines Sohnes aus seiner Ehe mit der Tochter der Habsburger bedeutete für Napoleon den Höhepunkt seines Glückes, seiner Erfolge; dieses Kind schien, wie es aus der Vereinigung der revolutionären mit der legitimen Dynastie entsprossen war, die Zukunft des Hauses Bonaparte zu sichern. Mit breiten Pinselstrichen, unter Wiedergabe der kleinsten Einzelheiten malt Welschinger die Begeisterung, den Jubel, den Pomp, die Feste bei der Geburt und der Taufe des Königs von Rom — das schärfste Gegenbild zu dem fast einsamen Tode des jungen beklagenswerthen Menschen. Napoleon liebte das aufblühende Kind unendlich, und dieser menschliche Zug, der sich oft rührend ausspricht, bringt ihn dem Herzen näher. In den Junitagen 1813, mitten zwischen den Schlachten und politischen Sorgen, weilen seine Gedanken bei dem fernen Knaben, und er spricht seiner Hüterin, der trefflichen Madame de Montesquiou, seine Freude über das Gedeihen des Sohnes aus. Als er Abschied nahm, um noch einmal sein Glück zu versuchen und sich dem schon in Frankreich eingedrungenen Feinde entgegenzuwerfen, versammelte er die Offiziere der Nationalgarde um sich, trat ihnen, die Kaiserin an der einen, den König an der anderen Hand, entgegen und sprach: „Wenn der Feind sich der Hauptstadt nähert, so vertraue ich dem Muthe der Nationalgarde die Kaiserin und den König von Rom . . . meine Frau und meinen Sohn“, — die Rührscene sollte später nicht ohne Folgen bleiben, — und am 8. Februar 1814, wenige Tage nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei La Rothière schrieb er seinem Bruder Joseph, er solle niemals seinen Sohn in die Hände der Feinde fallen lassen. Er sah dessen Schicksal voraus und schloß mit den Worten:

„Ich habe niemals Andromache sehen können, ohne das Schicksal des Astyanax, der sein Haus überlebt, zu beklagen, und habe es niemals als ein Glück für ihn angesehen, daß er seinen Vater überlebte“.

Als die Alliirten sich Paris näherten, wurde (am 28. März) über die Abreise der Kaiserin berathen. Sie selbst war ganz unschlüssig, Talleyrand hinterhaltig widerrieth sie — da las Joseph diesen und einen zweiten Brief Napoleons vor, der dringend darauf bestand; nun entschloß sich Marie Louise. Bald aber wurde sie wieder schwankend, als die Offiziere der Nationalgarde sie an jene Scene erinnerten. Als es schließlich doch dazu kam, sträubte sich das Kind so heftig die Tuilerien zu verlassen, daß es mit Gewalt in den Wagen geschleppt werden mußte. In Rambouillet nahm sie ihren Aufenthalt; hier sah Franz II. seinen Enkelsohn zum ersten Male — das Kind soll nachher gesagt haben: „Ich habe den Kaiser von Oesterreich gesehen; er ist nicht schön“ und er war es wahrhaftig nicht — auch die übrigen Souveräne besuchten Gattin und Sohn Napoleons. Sollen wir noch andere Anekdoten von dem Knaben erzählen? Wie er unter die Kinder des Ortes Bonbons vertheilt und ihnen schließlich traurig gesteht: „Ich hätte Euch noch mehr gegeben, aber ich habe keine mehr. Der König von Preußen hat sie mir alle weggenommen!“ Oder wenn er einem Vertrauten zuflüstert, Blücher sei sein größter Feind, Ludwig XVIII. habe den Platz seines Papas eingenommen und hatte sein ganzes Spielzeug fest, aber er werde es ihm schon wiedergeben müssen. Wieviel daran wahr ist, bleibt ebenso dahingestellt wie bei ähnlichen Aeußerungen anderer berühmt gewordener Personen. Marie Louise kehrte mit ihrem Kinde nach der österreichischen Heimath zurück. Man kennt ihr Verhalten: mehr und mehr schwand ihre Theilnahme für Napoleon

*) Paris, Plon, Nourrit & Cie. Es ist von der Akademie mit dem Preis Gobert gekrönt worden.

und der Reif erlosch in Neippergs Armen. Es sind viele Steine auf sie geworfen worden, und Welschinger bedeckt sie auch im Fortschritt seiner Erzählung mit steigendem Hohn und Spott, ja mit bitterster Verachtung. Wozu das alles? Marie Louise war nichts als Weib; ihr Gedankenkreis war durch die Sorge um ihre Gesundheit, ihre Bequemlichkeit, ihre Toiletten und ihre Vergnügungen begrenzt. Mit welchem Recht verlangt man von ihr heroische Gesinnung, Würdigung der weltgeschichtlichen Größe Napoleons, politischen Ehrgeiz für sich und ihren Sohn? Sie konnte nicht mehr geben als sie besaß. Die Maria Theresias und Elisabeths sind vereinzelte Erscheinungen; die meisten Frauen von ihrer Anlage und ihrer Erziehung wären in ihrer Lage nicht anders gewesen. Vergeblich hoffte Napoleon sie und den Sohn in Elba zu empfangen; er sah sie beide nicht wieder. Während der 100 Tage schien dem österreichischen Hof der Aufenthalt des Prinzen in Schönbrunn nicht sicher genug, leicht konnte er da entführt werden; man brachte ihn nach Wien und entfernte Frau von Montesquieu, deren Sohn solcher Absichten verdächtigt wurde, von seiner Person. Napoleon forderte vom Kaiser die Seinigen zurück und schrieb der Gemahlin am 26. März:

„Meine gute Louise, ich bin Herr von ganz Frankreich. Das ganze Volk und die ganze Armee sind in größtem Enthusiasmus. Der sogenannte König ist nach England gegangen. Ich erwarte dich mit meinem Sohne für den Monat April hier. Lebe wohl, meine Freundin!"

Und wenig später:

„Meine gute Louise, ich habe Dir oftmals geschrieben . . . Ich schicke Dir meinen Boten, um Dir zu sagen, daß alles gut geht. Ich bin sehr angebetet und Herr über Alles. Nur Du und mein Sohn, Ihr fehlt mir."

Aber diese Briefe wurden aufgefangen oder blieben unbeantwortet. Napoleon war für die alliirten Mächte unmöglich; aber sollte man Ludwig XVIII., der sich in Frankreich beinahe unmöglich gemacht hatte, zurückführen? Oder sollte man eine Regentschaft für den König von Rom einsetzen? Welschinger enthüllt ein Intriguenspiel Fouché's und glaubt nachweisen zu können, daß Metternich, im Einverständniß mit ihm, wirklich einen Augenblick an diese letzte Lösung der ganzen Frage gedacht habe.

Interessant genug und auf neue Dokumente gestützt ist ja die Darlegung: auf Fouché's Anerbieten schickte Metternich in der That Herrn von Ottenfeld zu einer Zusammenkunft mit einem Agenten jenes nach Basel, aber da Napoleon vorher von den Umtrieben seines Polizeiministers erfahren hatte, war jener Agent in Wahrheit der seine und hatte den Auftrag, Metternich's Bevollmächtigten auszuhorchen. Er hörte dabei, was er ohnehin wußte, daß ihn die Mächte nicht auf dem Throne lassen würden; eine Regentschaft für seinen Sohn wurde gestreift, aber von den Alliirten ernsthaft nie ins Auge gefaßt. Trotzdem Napoleon keine Zeile von seiner Gemahlin empfing, hoffte er, hofften seine Anhänger auf ihre Rückkehr und die des jungen Prinzen, weil man darin mit Recht eine Bürgschaft für die Zukunft gesehen hätte, aber Marie Louise hegte nicht im entferntesten den Wunsch, nach Paris zu gehen, auch von Parma hielt man sie fern, und ihr Sohn wurde noch peinlicher als bisher überwacht. Am 6. Mai besuchte ihn Méneval zum Abschiede vor seiner Abreise nach Frankreich; er fand ihn ernst und traurig, seiner Umgebung fremd. Auf seine Frage, was er dem Vater bestellen sollte, antwortete jener: „Sagen Sie ihm, daß ich ihn immer sehr liebe." Man nannte ihn jetzt nicht mehr Napoleon, sondern Franz.

Marie Louise aber ließ durch denselben Boten ihrem Gatten alles Gute wünschen und die Hoffnung aussprechen, er werde in eine freundschaftliche Trennung willigen. Mehr als sein Schicksal lag ihr die eigene Versorgung am Herzen, und sie war sehr glücklich, als ihr in dem Schlußakte des Wiener Kongresses, trotz des Widerstrebens von Frankreich und Spanien, Parma, Piacenza und Guastalla zugesichert wurde; ob aber der König von Rom sie einst beerben sollte, blieb späterer Bestimmung vorbehalten.

Mit der Niederlage bei Belle-Alliance ging Napoleons Herrschaft zum zweiten Male zu Ende. Von den Kammern gezwungen, dankte er zu Gunsten seines Sohnes Napoleon II. am 22. Juni ab. „Ich biete mich dem Haß der Feinde Frankreichs als Opfer an . . . Mein politisches Leben ist zu Ende, ich proklamire meinen Sohn zum Kaiser der Franzosen". Nach stürmischen Debatten, in denen aber von keiner Seite die Rückkehr der Bourbons berührt wurde, sprachen die Kammern ihm den Dank für sein patriotisches Verhalten aus und setzten eine provisorische Regierung ein, an deren Spitze Fouché stand, erklärten aber zugleich, daß noch der Verfassung Napoleon II. den Thron bestiegen habe. Das sind die Thatsachen, auf die gestützt sich der Mann des 2. Dezembers später Napoleon III. nannte, und die den Sohn Marie Louisens in einer Dynastiereihe mitzuzählen erlauben.

Thatsächlich kam es weder auf die Beschlüsse der Kammer noch auf Fouché's Intriguen noch auf die Sympathien, die der Napoleonide im Heere besaß, an, sondern allein auf die Entscheidung der Verbündeten, und die fiel nicht ohne Schwanken zu Gunsten des Hauses Bourbon.

Der Knabe aber, dessen Name in diesen bewegten Tagen so viel genannt wurde, lebte fast unberührt von den Ereignissen in Schönbrunn. Seine bisherige französische Umgebung war nun ganz beseitigt worden, und Graf Moritz Dietrichstein übernahm die weitere Leitung seiner Erziehung. Er entwickelte sich — darin sind alle Berichterstatter einig — körperlich und geistig ungemein rasch und glänzend, lernte schnell und zeigte von Kindheit an durchaus militärische Neigungen. Art und Gegenstände des Unterrichts entsprachen durchaus der bei den Habsburgern üblichen Erzherzogserziehung, und es ist wenig glaublich, wenn mehrfach behauptet wird, man habe am Wiener Hof eine Zeit lang beabsichtigt, ihn dem geistlichen Berufe zuzuführen, um ihn allen politischen Spekulationen zu entziehen. Nach mannigfachen Verhandlungen der Mächte wurde 1817 die Erbfolge in Parma dahin geordnet, daß nach Marie Louisens Tode der Sohn der ehemaligen Königin von Etrurien, der bourbonische Infant Don Karl Ludwig succediren sollte.

Es war die Konsequenz des Beschlusses der europäischen Mächte, daß kein Anhänger des Hauses Bonaparte in Europa regieren dürfe, wenn der ehemalige König von Rom ausgeschlossen und von seinem Großvater, der ihm zwar in seiner Weise zugethan war, aber allein politischen Erwägungen zugänglich war, zum Herzog von Reichstadt erhoben und mit Güterbesitz in Böhmen versorgt würde. Während der heranwachsende Jüngling sich in Zukunftsträumen wiegte und vor allem von einer ruhmvollen kriegerischen Laufbahn sein Schicksal erhoffte, weilte der Vater einsam auf Helena dahin. Er dachte mit unendlicher Sehnsucht an seinen Sohn, von dem auch nicht die entfernteste Kunde zu ihm drang, und schrieb in sein Testament: „Ich empfehle meinem Sohne, niemals zu vergessen, daß er ein französischer Prinz ist, und sich nicht zum Werkzeug in den Händen der Triumvirn, welche die Völker Europas unterdrücken, machen zu lassen. Er darf gegen Frankreich niemals kämpfen oder es auf irgend eine Weise schädigen. Er muß meinen Wahlspruch annehmen: Alles für das französische Volk." Und kurz vor seinem Tode diktirte er dem treuen Montholon Rathschläge für seinen Sohn, wenn er den Thron bestiege, die ihn zu einer friedlichen und durchaus liberalen Regierung bestimmen sollten.

Nach dem Ableben Napoleons stieg die Schwärmerei seines Sohnes für ihn noch höher als bisher, und es wäre falsch zu behaupten, daß man in seiner Umgebung das Geringste gethan hätte, um ihn darin zu stören. Im Gegentheil, er las alle Schriften, die sich mit jenem beschäftigten, mit Feuereifer und unter seinen viel studirten Büchern fanden sich ebenso Montholon, O'Meara, Las Casas, Ségur

wie das Mémorial von St. Helena. Nach den Schilderungen, die wir vom Ende der zwanziger Jahre über ihn besitzen, war er geistig ungemein gewandt und schlagfertig — nur ein amüsantes Beispiel: Als eine kokette, nicht mehr junge Hofdame auf seine Worte, Frankreich sei ein schönes Land, erwiderte: „Es war vor zwölf Jahren schöner!" replizirte er sofort: „Sie auch!" — aber meistens doch zurückhaltend und verschloß seine Hoffnungen und Wünsche im Innern; er hatte viel Freude an Werken der Dichtung, aber seine regste Theilnahme gehörte der Geschichte und Kriegsgeschichte. Körperlichen Uebungen war er ungemein zugethan, war alles in allem ein hoffnungsvoller Jüngling, und wenn er sich seine Zukunft ausdachte, so war der erste Gedanke, einst Frankreich zu beherrschen, und war das nicht möglich, für Oesterreich ein zweiter Prinz Eugen zu werden.

Je wirrer die Zustände in Frankreich wurden, je größer die Unzufriedenheit im Volke, desto stärker wurde auch die bonapartistische Agitation, die ihre Blicke auf ihn richtete. Sie bediente sich auch der kleinsten Mittel. Welschinger sagt:

„Dans toute la France, c'est une véritable avalanche de mouchoirs, de rubans, de pipes, de bustes, de bonnets, de tabatières, de medaillons, de bérets, de bretelles, de statuettes, de gravures, d'assiettes, de couteaux, de canifs, de gilets, d'épingles, de foulards, de coquetiers de verres à boire, de cocardes, de cartes etc., sans compter les brochures, les chansons, les affiches, les pièces de monnaie qui représentent le fils de Napoleon dans toutes les poses et dans tous les costumes."

Damals dichtete Barthélemy seinen Napoléon en Égypte; er reiste nach Wien, um das Gedicht dem Herzog zu überreichen, wurde aber nicht zu ihm gelassen und ließ nun das Aufsehen erregende Gedicht le Fils de l'Homme erscheinen, das ihm eine gerichtliche Verurtheilung zuzog, aber die Theilnahme für den Sohn Napoleons in ganz Europa steigerte. Zu ihm drang aber Dank Metternich's ängstlicher Fürsorge fast keine Kenntniß von dieser Agitation; vergeblich suchte er, wo er nur immer Gelegenheit fand, sich über die Ausdehnung, über den Einfluß und die Thätigkeit der bonapartistischen Partei zu unterrichten; er klagte immer wieder seinen Vertrauten sein Leid, daß er darüber nichts erfahren könne, und verzehrte sich in innerer Unruhe, die übrigens auch auf seine körperliche Entwicklung ungünstig einwirkte. Der Ausbruch der Julirevolution erregte ihn aufs höchste; ihm schien die Stunde seines Schicksals gekommen zu sein, aber sie war in anderer Weise, als er ahnte, nahe. Die Bonapartisten boten Metternich alle denkbaren Bürgschaften für die Ruhe in Frankreich, wenn er ihnen den Herzog überlasse; Joseph Bonaparte schrieb im gleichen Sinne an Kaiser Franz, aber auch für die Throne in Belgien, Griechenland, im wiederherzustellenden Polen — es gab ja damals viele Neuschöpfungen und Vakanzen — dachten die Parteien an den Sohn Napoleons und glaubten unter dem Stern dieses Namens ihre Sache zum Siege führen zu können. Was er von diesen Bestrebungen erfuhr, erregte in seiner Seele einen Brand, der seinen ganzen bis dahin unterdrückten Ehrgeiz entflammte. Sie tränkten die letzten Jahre seines Lebens mit Hoffnungen, aber auch mit Bitterkeit, da er sich eingeengt, in seinen Entschlüssen gehemmt fühlte. Eine fieberhafte Ungeduld, eine wachsende Traurigkeit, brennende Illusionen bald wieder abgelöst durch eine dumpfe Entmuthigung, Abneigung gegen gewöhnliche Zerstreuungen der Jugend, so wechselten in ihm verzehrend die Empfindungen und Gefühle. Gesteigert wurde das alles noch durch merkwürdige Aeußerungen seines Großvaters. So entschlüpften dem Kaiser Anfang 1831 die Worte: „Wenn das französische Volk Dich forderte und die Alliirten zustimmten, würde ich mich nicht dagegen wehren Dich den französischen Thron besteigen zu sehen", und ein anderes Mal sagte er ihm: „Wie schade, Franz, daß Du noch so jung bist!" Trotz alledem mußte er vorläufig sich ruhig verhalten, und auch als die Revolution in Italien seine Mutter aus Parma vertrieb, durfte er zu seinem Leidwesen nicht zu ihr eilen. Seitdem er zu militärischen Dienstleistungen zugelassen war, warf er sich mit Feuereifer auf diese Thätigkeit, aber seine Gesundheit versagte bald. Sein schnelles Wachsthum hatte eine krankhafte Anlage der Lunge bewirkt, übermäßige körperliche Anstrengungen und seelische Erregungen steigerten sie, die Schwindsucht brach aus und nahm einen ungemein raschen Verlauf. Am 22. Juli 1832 starb der Herzog von Reichstadt. Er hatte einst geäußert: „Meine Geburt und mein Tod werden meine ganze Geschichte sein", und das Wort wurde zur Wahrheit.

Die Ansicht, die auch Welschinger vertritt, daß Metternich in dem Prinzen ein Mittel sah, um die Haltung Frankreichs zu beeinflussen, eine etwaige antiösterreichische Politik der Bourbons oder Orléans durch die beständige Drohung, den Prinzen loszulassen und damit den Bonapartismus zum Siege zu führen, zu hindern, diese Ansicht halten wir nicht für richtig. Wir glauben, daß mit Metternich's Wissen und Willen und so lange er am Ruder war, Napoleon II. nie den Thron Frankreichs bestiegen hätte.

Bruno Gebhardt.

Zur Geschichte und Psychologie der Hexenprozesse.

In dem Freundeskreise von Flaubert, George Sand, Turgeniew u. s. w., zu dessen geselligen Zusammenkünften zuweilen auch „interessante Fremdlinge auf dem Gebiete der Kunst" herangezogen wurden, kam einmal bei schwarzem Kaffee und Cigarren das Gespräch auf das grausige Thema des Kannibalismus. Ein berühmter moralphilosophischer Schriftsteller meinte, die Menschenfresserei sei wohl das entsetzlichste Dokument zur Naturgeschichte des homo sapiens. Ein Naturforscher sprach die Ansicht aus, diese Sitte sei bei den einzelnen Völkerstämmen vielleicht aus klimatischen Verhältnissen zu erklären. „Und für mich", sagte George Sand, „für mich liegt der Kernpunkt der Frage darin: Wie mag wohl Menschenfleisch schmecken?"

In diese dreizackige Gabel laufen zumeist die Ansichten der Menschen auseinander, wenn es sich um die Betrachtung von psychologischen Vorgängen handelt, die außerhalb des Bereiches der täglichen Erfahrung liegen. Die Einen entrüsten sich oder bewundern; das Pathos des moralischen Gefühls kommt bei ihnen zu Worte; die Anderen stellen sich „jenseits von Gut und Böse" und suchen mit dem Rüstzeug der Naturforschung an das heikle Problem heranzutreten; wieder Andere (und das sind die seltensten) wollen den Vorgang im Geiste selbst miterleben, spähen schonungslos in ihrer eigenen Seele nach den Fäden, die das Ungewöhnliche an das Alltägliche, das Groteske an das Altgewohnte, das Gemeine an das Erhabene knüpfen. Diese geheimen, unterirdischen, was hier so viel sagen will wie unbewußten Verbindungen sind immer zu finden und der jähe Abgrund der moralischen Verdammniß läßt sich fast immer durch sie überbrücken. Aber es bedarf dazu einer schonungslosen, fast grausamen Selbsterkenntniß, die nur wenigen eigen ist.

Das düstere Thema der Hexenprozesse, des Teufelsglaubens, des Satanismus und seiner unheimlichen Begleiterschaar ist in den letzten Jahren mannigfach variirt worden. Selbst die geschäftliche Note hat durchgeklungen; noch ist die Episode mit der Miß Vaughan in Jedermanns Erinnerung und noch lang wird das schrille, durchdringende Hohngelächter des Leo Taxil nachklingen. Unter den Stimmen, die sich da sanft vernehmen ließen und der Beachtung werth sind, ist es nicht schwer, ebenfalls den charakteristischen Dreiklang herauszuhören. In einer umfangreichen Monographie „Ueber die Geschichte der Hexenprozesse in Bayern"*) hat

*) Stuttgart 1897. Cotta.

der bekannte Historiker S. Riezler mit flammenden Zornesworten „das schmachvollste Kapitel der menschlichen Tragikomödie“ geschildert. Beinahe gleichzeitig ist eine Abhandlung des französischen Neurologen Maurice de Fleury unter dem Titel L'enseignement de la Salpêtrière*) erschienen, worin die Forschungen des großen Meisters Charcot und seiner Schüler über dasselbe Thema mitgetheilt und fortgeführt werden. Der Gelehrte entrüstet sich nicht; er weiß, daß was wir menschlich gut und böse nennen, und wo für unser moralisches Gefühl eine jähe Kluft sich aufthut, für den Psychologen zuweilen nur ganz geringfügige Unterschiede bestehen können, ähnlich wie von zwei Körpern beinahe gleicher chemischer Zusammensetzung der eine ganz harmlos und der andere ein furchtbares Gift sein kann. Und es fehlt auch hier nicht an solchen, die gerne wissen möchten, „wie Menschenfleisch schmeckt“. In den Werken von Huysmans, Sar Peladan u. A. ist die todtgeglaubte Dämonenbrut zu neuem Leben auferstanden; Incubus und Succubus, das „Envoûtement“ und die schwarze Messe werden wieder abgehalten und uralte Beschwörungsformeln wieder von gläubigen Lippen gemurmelt. Diese sonderbaren Neophyten, denen vor nicht allzu langer Zeit noch aller Glaube Aberglaube war — sie behaupten, an den Teufel zu glauben, ehe sie noch an Gott glauben. Vielleicht gelingt es ihnen noch, zur ungetrübten Seligkeit des Glaubens vorzudringen! Fromme Geberden bringen ihnen vielleicht auch fromme Gedanken. Pascal hat bereits den grimmigen Ausspruch gethan, „um fromm zu werden, genüge es für die meisten Menschen, wenn sie eine zeitlang die äußeren Geberden der Frömmigkeit annehmen, wenn sie sich mit Weihwasser besprengen und mit verzückter Miene Gebete stammeln“.

* * *

Durchmustert man zunächst die thatsächlichen Angaben über Hexenwahn und Hexenverfolgungen, die in dem Buche von Riezler vorliegen, so wird man nicht umhin können, ob der Fülle des zusammengetragenen Materials zu staunen und die streng objektive, kritische Dichtung desselben anzuerkennen. Auf keinem Gebiete der Geschichte hat sich die tendenziöse Darstellung, wie es scheint, so unumschränkt zu Worte vordrängen dürfen wie hier. Die katholischen Geschichtschreiber dieses Standes verfolgen meist mit den bekannten Deutungs- und Umdeutungskünsten das doppelte Ziel: die katholische Kirche reinzuwaschen und das Odium des Greuels auf den Protestantismus zu wälzen. Die protestantischen Historiker und Monographisten verrathen sich meist in der etwas zu glimpflichen Art, wie Luther's Stellung zur Hexenfrage beurtheilt wird. Das Ergebniß ist hier wie dort ein Zerrbild der Geschichte. Andererseits ließen sich gelehrte und umfängliche Werke über das 16. und 17. Jahrhundert, die Blüthezeit der Hexenprozesse, nennen, in denen die Hexenprozesse nicht einmal erwähnt sind — gleich als wären dieselben nur wie eine häßliche Warze in einem Gesicht, dessen geistigen Ausdruck es allein festzuhalten gilt und als gehörten sie nicht mehr zu diesem geistigen Ausdruck! Die von Ranke eingeschlagene und noch immer tonangebende Richtung liebt es eben nicht, von ihrer vornehmen politischen Höhe zu kulturgeschichtlichen Niederungen herabzusteigen. Auch wer mit Goethe der Ansicht huldigt, daß das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus sei, den sie erregt, wird sich leicht widerwillig von Greueln abwenden, deren Schilderung nur niederdrücken und entmuthigen kann. Denn man glaubt sich bei der Lektüre der Hexenprozesse nach Riezler's Ausdruck unter ein Geschlecht versetzt, daß alle edlen menschlichen Anlagen: Vernunft und Gerechtigkeit, Scham, Wohlwollen und Mitgefühl in sich erstickt hat. Im Schoße einer tausend Jahre alten Kultur ist vom 15. bis ins 18. Jahrhundert hinein der Justizmord zur ständigen Einrichtung erhoben worden und Hunderttausende von Unschuldigen, meistens Frauen, wurden nach ausgesuchten Martern des Leibes und unnennbaren Seelenqualen auf die grausamste Weise hingerichtet. Riezler sagt:

„Diese Thatsache ist so ungeheuerlich, daß alle anderen Verirrungen des Menschengeschlechtes daneben zurücktreten.“

Das Wort Verirrung, das wir bei Fleury durch „Irrthum“ ersetzt finden, ist in hohem Grade bezeichnend. Ob sich an den Hexenwahn Verfolgungen knüpfen, muß offenbar nur davon abhängen, ob diejenigen, die ihn hegen, auch die Macht dazu haben. Denn gibt es Dämonen und Menschen, die mit deren Hilfe Unheil stiften, so begreift man, daß die Gesellschaft die letzteren auszurotten sucht. „Eine Grausamkeit ist es der Hexen, die gegen Unschuldige wüthen, zu schonen“ sagt der Trierer Weihbischof Binsfeld. Und so erklärt Kurfürst Maximilian I. die Hexenverfolgungen ausdrücklich und folgerichtig als eine Pflicht seines landesfürstlichen Amtes und Ausfluß väterlicher Fürsorge für seine Unterthanen. Die weitaus schwerste Verantwortung für alle diese Greuel lastet daher auf jenen, welche den Hexenwahn gelehrt und verbreitet haben. — Auf welchen Wurzeln der Vorstellungskreis des Hexenwahns ursprünglich auch erwachsen sein mag, zur Zeit der Hexenprozesse, von denen wir eine bestimmtere und auf einzelne Fälle sich erstreckende Kunde haben, spielte er auf dem Boden der christlichen Glaubenslehre. Für die Fragen, ob und wie weit Teufel durch Menschen oder Menschen durch Teufel wirken können, war entscheidend, wie sich die kirchliche Autorität dazu stellte. Daß Fürsten, hohe und niedere Gerichte, juristische und theologische Autoritäten und Fakultäten die Lehren des Hexenglaubens vertraten, wäre in katholischen Ländern unmöglich gewesen, wenn er nicht der Lehre der römischen Kirche, in protestantischen, wenn er nicht der Lehre der Reformatoren und Prädicanten entsprochen hätte. Unzweideutige Zeugnisse lehren nun, daß der Standpunkt der Kirche, gegenüber der Frage der Zauberei, im Laufe der Jahrhunderte nicht immer derselbe geblieben ist. Einheitlich ist er nur insofern, als die Kirche von Anfang an wie noch heute stets die **Möglichkeit** der Zauberei gelehrt und diese als schweres Vergehen verdammt hat. Bei allen Völkern des Abendlandes, welche die Religion des Kreuzes ihrer Herrschaft unterwarf, trat deren Sendboten und Priestern der Glaube an Zauberei zunächst als ein Rest der so eifrig bekämpften heidnischen Volksreligion entgegen. Zu diesem Rest gehörten auch die Vorstellungen, in denen man die Vorläufer des späteren Hexenwahns zu suchen hat. Gegenüber diesen Ueberlebseln war eine zweifache Stellung der Kirche denkbar; sie konnte dieselben als heidnischen Aberglauben, als nichtigen Wahn bekämpfen — oder sie konnte in den übermenschlichen Mächten, die hierbei als wirksam gedacht wurden, der Teufel ihres eigenen Lehrgebäudes und auf Grund dieser Erklärung in dem behaupteten Eingreifen dieser übermenschlichen Mächte in das menschliche Leben eine schreckliche Realität erkennen. —

Das erstere war der überwiegende, freilich nicht ausschließliche Standpunkt der alten Kirche. Daß seit dem 13. **Jahrhundert die entgegengesetzte Auffassung allmählich die Oberhand gewann, hat die Grundlage für die ausgedehnten Hexenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts gebildet.** Im 13. Jahrhundert, das Leibnitz als das dümmste der Weltgeschichte bezeichnete, trat die unheilvolle Wendung ein, auf welcher die großen Hexenprozesse späterer Zeiten beruhen. Entscheidend war da zunächst, daß Papst Gregor IX. „das heilige Amt der Inquisition ketzerischer Schlechtigkeit“ den Bischöfen entzog und den Dominikanern übertrug. Im Jahre 1232 eröffneten dieselben ihre Wirksamkeit als Inquisitoren in verschiedenen Ländern. Wie die Verfasser des „Hexenhammers“ rühmen, wird der heilige Dominikus, Führer und Vater der Dominikaner, als bellender Hund mit einer brennenden Fackel im Maul gezeichnet, „weil er durch sein Gebell bis auf die Gegenwart die häretischen Wölfe von der Heerde Christi zurückscheucht.“ Diesem Vorbild nachzueifern war der Stolz seiner Jünger, in Frank-

*) Paris. 1898. F. Alcan.

reich des großen Ketzerrichters Robert le Bougre, in Deutschland des berüchtigten Konrad von Marburg. Wohin sie kamen, flammten die Scheiterhaufen auf. An einem Tage, 13. Mai 1239, ließ Robert le Bougre in Gegenwart vieler Prälaten und einer zahllosen Menschenmenge in Aimé bei Châlons 183 Ketzer verbrennen; ein großes und Gott wohlgefälliges Brandopfer — sagt der Chronist Alberich. Damals schon verwendeten die Inquisitoren in ihrem Kampfe gegen verschiedene Ketzer als wirksamste Waffe die Beschuldigung der Zauberei. Damals wird schon gegen Ketzerfrauen der Vorwurf der Teufelsbuhlschaft erhoben, der später bei den meisten Prozessen den Kern der Anklage bilden sollte und wohl das Scheußlichste ist, was menschlicher Aberwitz je ersonnen hat. Der „engelgleiche Doktor" Thomas von Aquino muß als derjenige bezeichnet werden, der am meisten zur Festsetzung dieses Wahnwitzes beigetragen hat. Zu dieser Zeit hatten die Hexenprozesse eine rein geistliche Färbung, wie sie ihnen nachher bei den weltlichen Gerichten nicht erhalten blieb. Die Inquisitoren ließen z. B. wenn eine Hexe gefoltert wurde, auf das gute Gelingen der Tortur eine heilige Messe lesen, wobei die Anwesenden ohne Mittheilung des besonderen Falles, nur aufgefordert wurden zu beten, daß den Anfechtungen des Teufels widerstanden werde. Auch hatten sie die Erfahrung gemacht, daß am Freitag mit der Folter am sichersten Geständnisse erzielt werden und zwar gerade in dem Augenblicke des Gebetläutens — fromme Bräuche und Erfahrungen, die den späteren Generationen abhanden kamen.

Das unheimlichste Dokument über Hexen- und Zaubereiwesen ist zweifellos der „Malleus maleficarum" oder „Hexenhammer" des Inquisitors Institoris, der im Jahre 1488 erschien und die furchtbaren Hexenverfolgungen des 16. Jahrhunderts auslöste. Riezler nennt es das verruchteste und zugleich „täppischste, das verrückteste und dennoch unheilvollste Buch der Weltlitteratur". Guttenbergs jugendliche Kunst mußte auch solchen Zwecken dienen und gewiß ist es neben der kurz vorher erschienenen päpstlichen Bulle eben die zum ersten Male genossene Beihilfe der Presse, welche dem Auftreten dieses deutschen Inquisitors eine so nachhaltige Bedeutung für das Wachsthum des Hexenaberglaubens und der Hexenprozesse gewährte.

Die Wirkung des Buches auf das Publikum ward um so leichter erzielt, als es mit dreifacher Autorität gewappnet hervortrat. An der Spitze prangte die päpstliche Bulle, die Berufung auf die königliche Urkunde vom 6. November 1486 zu Gunsten der Verfasser und eine Approbation der theologischen Fakultät der Universität Köln vom Mai 1487. „Kauf und lies es, das Geld wird dich nicht gereuen", steht auf dem Titel der Ausgabe von 1519.

Der Hexenhammer athmet den Geist der Scholastik, wie er ihre barbarische Sprache spricht und ihr ganzes äußeres Gepräge zeigt. Man findet in ihm die der Scholastik eigenthümliche Mischung von Spitzfindigkeit, Scharfsinn und Blödsinn, ihre Selbstverblendung und Absurdität, das endlose Citiren und die blinde Verehrung von Autoritäten, die Haarspalterei der Begriffe, die Trugschlüsse und daneben streng logische Deduktionen aus einem unsinnigen, willkürlich aufgestellten Vordersatz. Man muß zugleich den Geist der Heuchelei, der das ganze Gebäude der Inquisition durchdringt, beachten. Bekanntlich übergaben die Inquisitoren ihre Opfer dem weltlichen Gericht mit der stehenden Mahnung, ihres Leibes und Lebens zu schonen. Aber diese Mahnung war nichts als eine Formel. Hätte die Staatsbehörde, bemerkt Riezler, diese Empfehlung ernstlich nehmen und den Verurtheilten das Leben schenken wollen, so wäre sie sofort in die auf Begünstigung der Häresie gesetzten Censuren verfallen, die im weiteren Verlauf den dringenden Verdacht häretischer Gesinnung begründeten. Aehnlich verhält es sich auch im Hexenhammer, wenn z. B. die Weisung ausgesprochen wird, daß bei der Folter kein Blut vergossen und daß nur die herkömmlichen, keine neuen ausgesuchten Arten der Tortur angewendet werden sollen. Das klingt menschlich und wohlwollend — auch spätere Hexenschriftsteller, so die Jesuiten Delrio und Laymann haben sich darum diese Mahnung nicht entgehen lassen. Es waren aber keine neuen und ungebräuchlichen Torturen, wenn man den Angeklagten die Gelenke aus den Fugen zerrte, ihnen durch Beinschrauben die Knochen zermalmte u. s. w — und alles dies, ebenso wie das Lebendigverbrennen, geschah ohne Blutvergießen, vor dem die Kirche in ihrer Barmherzigkeit Scheu trug. Offen zu Tage liegt die Heuchelei in der berüchtigten Unterscheidung zwischen Wiederholung und Fortsetzung der Folter. Wenn die Gefolterte nicht gestehen will, heißt es, soll man ihr noch andere Folterwerkzeuge vorzeigen und sagen, daß sie auch diese noch aushalten müsse, wenn sie nicht gestehen will. Wird sie auch dadurch nicht eingeschüchtert, dann ist die Folter am zweiten oder dritten Tage fortzusetzen, nicht zu wiederholen; denn wiederholt darf sie nicht werden, wenn nicht neue Indicien hervortreten. Dem tiefsten Seelen- und Körperschmerz sind oft die Thränen versagt. Nach dem Hexenhammer, der auch hierin den späteren Hexenrichtern die Richtschnur gab, war nun diese Thränenlosigkeit ein ganz sicheres Zeichen der Hexerei. Als solches galt ferner das Vorhandensein von schmerzensempfindlichen Körperstellen (sigilla diaboli), nach welchen bei jeder Untersuchung gefahndet wurde.

Was die menschliche Phantasie von Jammer und Elend erdenken mag, ward auf die unglücklichen Opfer des Hexenwahns gehäuft. Verglichen mit ihren Seelenqualen erscheinen die Opfer anderer religiöser Verfolgungen noch in tröstlicher Lage. Gefaßt und ergeben in Gottes Willen konnten die Wiedertäufer und andere Ketzer den Scheiterhaufen besteigen. Die Hexen fanden keinen Trost in dem Bewußtsein, daß sie als Märtyrer ihrer Ueberzeugung starben, in dem Gedanken an eine gleichgesinnte Gemeinschaft, deren Genossen durch ihr heldenhaftes Leiden gestärkt und ermuthigt würden. Sie starben allein, gehaßt und unbemitleidet; ihre eigenen Verwandten schraken vor ihnen als Verworfenen und Verfluchten zurück. Der Aberglaube, den sie in der Jugend eingesogen, mischte sich mit den Täuschungen und den Schrecken ihrer Lage und überredete sie gar oft, daß sie wirklich die Leibeigenen des Satans und jetzt daran wären, ihre Qualen auf Erden für eine Pein auszutauschen, die ebenso schmerzlich und dazu ewig wäre. Und dazu quälte nicht wenige der Opfer das schreckliche Bewußtsein, daß durch die ihnen erpreßten Denunziationen schuldlose Bekannte, Nachbarinnen, Freundinnen in ihr Geschick verwickelt worden waren.

* * *

„Das Bild einer Epidemie, das auf das massenhafte Auftreten der Hexenprozesse seit 1560 schon öfter angewendet wurde, ist durchaus zutreffend. Wie eine Epidemie, von einem oder mehreren Infektionsherden ausgehend, sich sprungweise in der Nachbarschaft fortpflanzt, so die Hexenprozesse." Das sagt Riezler. Nimmt man das Wort „Epidemie" nicht in übertragener, sondern in wörtlicher Bedeutung, nimmt man an, daß durch religiöse Exaltation und andere Einflüsse um diese Zeit in Mitteleuropa eine weit ausgebreitete hysterische Epidemie geherrscht hat und daß einzelne Symptome dieser proteusartigen Krankheit von gläubigen Fanatikern richtig beobachtet, aber in ihrem ursächlichen Zusammenhange unrichtig gedeutet wurden, ja sogar naturgemäß nicht anders als unrichtig gedeutet werden konnten, so hat man im wesentlichen die Ansicht von Charcot und Fleury über den Hexenwahn und die Hexenverfolgungen wiedergegeben.

Für den Laien mag zunächst mit wenigen Worten für den Begriff „Hysterie" ein Vorstellungsbild gegeben werden. Unmittelbar nach dem eigentlichen Nervenanfall, der sich in konvulsivischen Bewegungen und und unartikulirten Lauten kundgibt, wird die Hysterische (wir nehmen zur Exemplifizirung einen schweren Fall an) von einem heftigen Delirium befallen. Sie glaubt diese oder jene Szene aus

ihrer Vergangenheit wieder zu erleben; wie sich die Kliniker auszudrücken pflegen, „tauchen hierbei erotische Bilder am häufigsten unter den hallucinatorischen Vorstellungen auf". Im Mittelalter, da die Erziehung fast ausschließlich im religiösen Gedankenkreis befangen war, pflegten Dämonen und Seraphime in den Delirien der Hysterischen aufzutreten; heutzutage haben andere männliche Bekannte ihre Stelle eingenommen; der Inhalt der Vorstellungen ist sich gleich geblieben, ob es sich nun um einen hübschen Bauernburschen oder um den Teufel Isoakaron handeln mag, der Madame de Belciel mit seinen Besuchen belästigte. Die Hallucinationen folgen gewissen Gesetzen, welche der sorgfältige Beobachter immer bestätigt finden wird. 1. Die Illusion ist eine vollkommene; die Hysterische hat vollständig die Empfindung eines thätsächlichen Erlebnisses und ihre Darstellung ist daher aufrichtig und subjektiv wahrheitsgetreu. 2. Die Hallucination beruht nie auf vollkommen freier Erfindung; sie bezieht sich immer auf ein vorhergegangenes Ereigniß, welches sie allerdings nicht selten dramatisch und phantastisch ausgestaltet. 3. Die Vision tritt gewöhnlich an der rechten oder linken Seite des Subjekts auf, je nachdem dasselbe links oder rechts anästhetisch ist (die meisten Hysterischen sind auf einer Körperhälfte mehr oder minder unempfindlich); sie schreitet dann fort und verschwindet in dem Augenblicke, wo sie dem Subjekt gerade entgegentreten sollte. — Rechnet man hinzu, daß die Vision bis in die geringsten Einzelheiten mit der Macht und Fülle des sinnlichen Eindrucks auftritt und daß demnach ihre Schilderung ebenso ausgestaltet ist; bedenkt man, daß sie unter Umständen sogar objektive Merkmale und Spuren als kleine Blutextravasate, Hautschwellungen u. dergl. zurücklassen kann, so wird man zugeben müssen, daß es eben einer äußerst komplizirten Gedankenarbeit bedurfte, um zu erkennen, daß hier Einbildung und nicht etwa ein mysteriöses, verdächtiges, in seinen näheren Bedingungen räthselhaftes, aber darum nicht minder thatsächliches Erlebniß vorliegt.

Diese Gedankenarbeit ist von den Inquisitoren und Ketzerrichtern nicht geleistet worden. Sie konnte naturgemäß in dem damaligen Stadium der wissenschaftlichen Erkenntniß und Methodik von ihnen nicht geleistet werden und es ist nicht mehr als natürlich, daß sie sich die Erscheinungen nach ihrer Weise deuteten und daß ihnen die Hypothese des Teufels geläufiger war als die des Nervenshocks. In seinem Werke „Les démoniaques dans l'art" hat Charcot in Gemeinschaft mit Paul Richer nachgewiesen, daß alle Bilder, Zeichenskizzen rc. aus jener Zeit, in welcher die „Dämonenbesessenen" auftreten, uns in Wirklichkeit nichts anderes als die klassischen Symptome der Konvulsionen und hysterischen Nervenkrisen vorführen. Die Beobachtung der Erscheinungen war ebenso peinlich genau und die künstlerische Wiedergabe ebenso meisterhaft, wie die Erklärung mangelhaft, roh und dürftig war. Wie Charcot selbst als unparteiischer Zeuge anführt, sind alle wichtigen und merkwürdigen Symptome der Hysterie jahrhunderte lang vor ihm — von den Hexenrichtern beschrieben und geschildert worden. Die partielle Anästhesie ist das sigillum diaboli, das „Teufelssiegel", das an und für sich den Scheiterhaufen erheischte; die totale Anästhesie ist der „schweigsame Zauber", gleichfalls diabolischer Natur. Die kreisbogenförmige Haltung des Körpers, die wir so häufig in der ersten Periode des hysterischen Anfalles beobachten, findet sich auch auf dem Bildniß der Mme de Belciel. Das Antlitz der Hexe geräth in Konvulsionen — weil sich die Dämonen darin spiegeln und es zu wilden Fratzen verzerren; die Hysterische springt auf (zweite Periode des hysterischen Anfalles): Belzebub hebt ihren Körper; sie streckt drei Finger vor (charakteristische Handstellung der Hysterischen): der Teufel selbst ist genöthigt, die heilige Dreieinigkeit anzuerkennen; sie wirft sich in Zuckungen zu Boden; der Exorcismus hat den Bösen bezwungen! — Mit einem unheimlichen Ernst, der ja aus dem Pathos der Situation mit zwingender Nothwendigkeit hervorgeht, haben die Hexenrichter diese grotesken Unterscheidungen aufgestellt, diskutirt und immer wieder nach neuen Beobachtungen gefahndet. Diese Beobachtungen sind bis zum heutigen Tage mustergültig geblieben; eigentlich hat sich nur die Therapie geändert: statt Feuer — Wasser, statt des Scheiterhaufens die Kaltwasserkur! Wenn aber in dem Wahnsinn der Hexenrichter so viel Methode war, so mag uns dies zur Warnung dienen, daß auch in unseren Methoden verborgener Wahnsinn sich zum Theil noch einnisten könnte! Vielleicht werden spätere Zeiten über unsere „Verbrecher" und „Strafen" nicht weniger mitleidig lächeln, als wir über die Verirrungen der Hexengerichte!

Eduard Sokal.

Ein altes Problem.

Es ist schon so schwer davon zu reden — wie viel Muth gehört erst dazu, sich ernstlich damit zu befassen! Für die Leute, welche das böse Problem in erster Reihe angeht, ist es einfach nicht auf der Welt. Von den vielen Schriften, die jährlich von neuem in alphabetischer, chronologischer oder sonstiger Form das öffentliche Leben Englands aufs sorgfältigste verzeichnen, vermeidet es jede, die große Verlegenheit der modernen Gesellschaft auch nur zu erwähnen; der berühmte Almanach Whitakers und Hazells unentbehrliches Jahrbuch unterlassen es nicht, den kleinsten Dingen, die nur irgendwie mit dem allgemeinen Interesse im Zusammenhange stehen, ganze Spalten zu widmen, nur für eine brennende, uralte und ewig neue Frage haben sie keine Zeile frei. Das verschämte Schweigen dieser beiden sonst so redseligen Chronisten ist am Ende zu begreifen. Whitaker und Hazell sind beinahe in jeder Familie als Nachschlagebücher zu finden, und Darstellungen aus dem unterirdischen Nachtleben der Hauptstadt sind nicht für alle Augen. Aber die berufenen Gesellschaftsphilosophen, welche das Leben namentlich der untersten Bevölkerungsschichten mit ihren nicht gerade angenehmen Erläuterungen, Strafpredigten und Weissagungen begleiten, sind taub und stumm und blind dem einen Probleme gegenüber, und sogar Sozialisten im Frack, die „modernen" Fabier, denen nach ihrer ganzen Haltung und nach dem schriftstellerischen Charakter ihrer Mitglieder, nichts Natürliches fremd ist, haben in den zehn Jahren ihres Bestandes noch immer keine Zeit gefunden, das Unaussprechliche in den Bereich ihrer Betrachtungen zu ziehen. Was die Männer aus Gleichgiltigkeit oder Takt vermeiden, dem gehen die Frauen aus Zimperlichkeit aus dem Wege. Vor mir liegt ein lehrreiches Buch, das die Thätigkeit der Frauen, wohlgemerkt der vorwärtsdrängenden emanzipationslustigen Frauen im Zeitalter der Königin Victoria recht ausführlich bespricht, Kleines und Großes treu gegenständlich neben einander; alle Schichten kommen an die Reihe, die arbeitenden Frauen, die schreibenden Frauen, die redenden Frauen, die heilenden Frauen, die sammelnden Frauen, die auswandernden und colonisirenden Frauen — nur die letzten und ärmsten fehlen. Sie würden freilich das schöne Jubiläumslied verderben, das sonst eine Geschichte der englischen Frau in neuester Zeit ergibt.

Die im Leben Ausgestoßenen haben eben auch im Schriftthum keinen Platz. Die naturalistische Schule, die mit breitem Behagen die Verbrecherlaufbahn eines armen Burschen aus dem Eastend von der ersten Kindheit bis zum Galgen verfolgt und dabei den Nährboden dieser traurigen Pflanze in der peinigendsten Weise analysirt*), diese selbe Schule thut, als wüßte sie nichts von dem aufdringlichen geschminkten Grauen, das allabendlich im Herzen von London, im Leicester Square, in Piccadilly Circus, in Regent Street dem Fußgänger wie ein Pesthauch den Atem benimmt und die Freude am Dasein vergiftet.

Freilich — ist es überhaupt möglich, das furchtbare Thema schriftstellerisch zu gestalten? Sind nicht die inneren

*) Arthur Morrisson, A Child of the Jago 1897.

und äußeren Schwierigkeiten unüberwindlich? Nein, leicht ist es nicht, aus tausend Gründen nicht. Der an und für sich ernste, geradezu tragische Vorwurf ist gleich am Anfang in Gefahr, dadurch komisch zu werden, daß den schlimmen Leser bewußt oder unbewußt die Frage kitzeln wird: „Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?“ Und wenn der Schriftsteller es versteht, durch seinen sittlichen Ernst das Lachen nicht recht aufkommen zu lassen, so hat er es mit der platten Gemeinheit zu thun, die sich den Teufel kümmert um literarische Gewissenhaftigkeit und Methode und sich an dem Detail irgend einer unsittlichen Brutalität gütlich thun wird.

Das ist keine rein theoretische Erwägung. Ein junger, ungewöhnlich tapferer Apostel der Wahrheitsliebe auch im schriftstellerischen Berufe, der Erzähler Z. Z. (ein jüngerer Bruder J. Zangwills) hat den kühnen Versuch gemacht und ist richtig auf Mißverständnis einerseits, andererseits auf Gemeinheit beim Publikum gestoßen. Dieselben Leser, welche die anderen Arbeiten des Verfassers*) sehr freundlich aufnahmen, stutzten bei der Berührung des gefährlichen Objektes**). Das offenbare Bestreben, Wahrheit und nur Wahrheit zu bieten, hat die Leser nicht mit dem Mißton versöhnt, den das Verhalten des Helden den Gefallenen gegenüber erzeugt. Weder sentimentale Rechtfertigung noch harte Verachtung der Unglücklichen ist leicht zu ertragen, weil wir das richtige Gefühl haben, daß keins von beiden die Sache erschöpft, aber die kühle Ruhe des objektiven Erzählers ist bei diesem furchtbaren Gegenstande schon gar nicht am Platze. Gleichviel ob wir den Umfang und die Tiefe des lasterhaften Elends kennen oder nicht, jeder von uns ahnt, daß die Existenz der unglücklichen Geschöpfe von der Straße eine furchtbare gesellschaftliche Schuld ist, nicht ein Elementarereignis, wie ein Erdbeben oder ein böses Gewitter, jeder von uns hat wohl die Empfindung, daß da eine grauenhafte Anomalie, ein schreiendes Unrecht vorliegt, wenn auch nicht jeder von uns sich leicht darüber Rechenschaft giebt, wie das Ungeheuerliche entsteht und wie ihm etwa zu steuern wäre.

Wenn trotz dieser Schwierigkeiten ein Erzähler von der Erfahrung Hall Caine's der Versuchung nicht widerstehen konnte, sich an den herben Stoff zu wagen***) so liegt in dieser Thatsache ein sehr erfreuliches Moment. Das unreine Thema, dem das offizielle England so behutsam aus dem Wege geht, gibt dem Gewissen des tugendhaften England in neuester Zeit sehr viel zu schaffen; was die durch ihr Amt und ihre Verantwortlichkeit Berufenen unterlassen, das wird nach alter englischer Gewohnheit von einigen Privatleuten, sozusagen Unbetheiligten gethan, und so groß ist die Summe dessen, was schon geschehen ist und was stündlich neu in Angriff genommen wird, daß sich der Schriftsteller finden mußte, der das Erwachen des öffentlichen Gewissens in künstlerischer Weise zu gestalten suchte. Zum Glücke hat die Fülle des Stoffes einen Hall Caine gefunden, und man kann jetzt schon sagen, daß „Der Christ“ für immer im Gedächtnisse der Nachwelt mit einer großen Culturbewegung verknüpft bleiben wird, ähnlich wie Onkel Toms Hütte uns an die Abschaffung der Sklaverei, Gustav Freitag's „Soll und Haben“ uns an das Werden des modernen deutschen Bürgerthums erinnert.

Es war überflüssig in einem Nachworte zu versichern, daß „Der Christ“ authentisches Material wie Tagebücher, Briefe, Erinnerungen, Predigten und Reden von lebenden Personen verwerthet; wer nur ein bischen mit dem Londoner Leben der Gegenwart vertraut ist, der erkennt unschwer die Menschen und Dinge, die in der Erzählung vorgeführt werden. Hall Caine hat beinahe nur Geschichte geschrieben — nur die Namen sind anständiger Weise bis zur Unkenntlichkeit verändert. Das ganze Geheimniß der Kunst, mit der Geschichte in Dichtung verwandelt wird, ist dasselbe, welches die Mythe und Legende schon kennt: was ganze Jahrzehnte gedauert hat, wird auf den engen Zeitraum von wenigen Monaten zusammengedrängt, was das Werk einer namenlosen großen Schaar ist, wird einem einzigen überlebensgroßen Helden zugeschrieben. In diesem Sinne ist Hall Caine's Werk Roman und Geschichte zugleich.

John Storm, der Enkel und Urenkel von geborenen Führern des Volkes, der Neffe des Premiers von England, wird für die hohe Politik erzogen; er sieht und hört Alles in der Heimat wie in der Fremde er lernt alle Spielarten der Gattung Mensch in allen Ländern der Welt kennen, und sein Vater thut sein Mögliches, damit der neue junge Anacharsis sich vor allen Voreingenommenheiten frei erhalte; er soll ein Politiker werden, wie England seinesgleichen noch nicht gesehen. Aber der junge Mann kehrt von seiner Reise um die Erde nach Hause zurück und widmet sich dem — geistlichen Amt. Ihn lockt nicht Macht noch Ehre, denn er sucht im Leben nicht sich, sondern ein Höheres, ein Besseres, und das glaubt er im Dienste des Herrn zu finden, wie er ihn versteht. Dem Neffen des Ministerpräsidenten wird eine Cooperatorstelle in einem der vornehmsten Sprengel des Londoner Westens zu theil; außer der Kirche und den vornehmen Kirchenbesuchern ist auch noch ein Krankenhaus der Seelsorge Johns zum Theile anvertraut; der Canonicus als Oberhaupt und fünf andere geistliche Herren wechseln mit ihm im Dienste ab. Schon nach wenigen Tagen findet ein Zusammenstoß zwischen John und seinem Chef statt, denn John hat eine Predigt gehalten, welche unzweideutige Anspielungen auf eine bevorstehende Heirath zwischen einem aristokratischen Wüstling und einer amerikanischen Erbin enthielt, und das junge Mädchen weigert sich, ihrem Bräutigam zum Altare zu folgen. John verläßt den Canonicus — das ist sein erster Schwertstreich im Dienste der neuen Idee, ohne daß er sich selbst darüber klar geworden ist, wie tief diese Idee in sein eigenes Leben und in das seiner Zeit eingreifen wird. Zunächst ist es der eine concrete Fall, der sein Gewissen aufrüttelt, und es ist ihm nur das eine klar, daß die Kirche sich nicht dazu hergeben darf, einen Bund zu segnen, also gutzuheißen, den auf der einen Seite Genuß- und Habsucht, auf der anderen Seite Unwissenheit und die Eitelkeit anderer schließen.

Was anfangs instinktives Handeln ist, das wird durch eine lange Prüfungszeit mitten im Londoner Leben zum bewußten und abgeklärten Gedanken: Die heutigen Begriffe von Recht und Unrecht in Bezug auf die Frau sind grundfalsch, unchristlich, unmenschlich, der Keim aller Krankheit in unserer Zivilisation. Der Auslatz des Mittelalters, der uns heute mit Entsetzen erfüllt, ist ein geringes Uebel im Vergleich mit der grauenhaften Ansteckung, die nicht nur das Antlitz, sondern Knochen und Mark der jetzigen Gesellschaft zerfrißt. Die Frau ist vogelfrei dem Manne gegenüber, sagt John. Ein tugendhaftes Mädchen hat noch nie Schaden genommen, sagt die alte Moral, d. h. mit anderen Worten: wenn ein Mädchen schwach genug ist, sich verderben zu lassen, so trifft den Verderber keine Schuld. Eine merkwürdige Moral am Ende des neunzehnten Jahrhunderts! Wie nennt man einen Kaufmann, der die Unwissenheit des Käufers mißbraucht? Wie nennt man den Quacksalber, der dem Jahrmarktpublikum seine Pfennige entlockt? Wie nennt man einen Sportsman, der durch ein Stallgeheimniß die Taschen der Wetter leert? Es ist auf allen Gebieten eine elementare Anstandsregel geworden, daß Schwäche gleichbedeutend ist mit Anspruch auf Schonung und Schutz — eine einzige Ausnahme davon bildet die Schwäche der Frau! Ein Mann, der eine Frau verführt, ist ein erbärmlicher Feigling, sagt John, den die Gesellschaft von sich stoßen sollte, wie sie vor ein paar Jahrhunderten einen Aussätzigen von sich stieß. Beim Manne, bei seinen Begriffen von Sittlichkeit und Recht hat daher das Werk der Reform zu beginnen; aber John begnügt sich nicht damit, durch das Wort allein zu wirken und ausschließlich an der Wurzel zu graben. Das Uebel ist da und schreit nach Linderung; wenn der Baum nicht mit einem Hiebe entwurzelt werden kann, so sollen ihm doch die Aeste gestutzt werden. Mitten in Soho, dem alten, düsteren Winkel der politischen Flüchtlinge, wo heute das Laster ein Haupt-

*) A Drama in Dutch. — Cleo the Magnificent.
**) The World and a Man. London. Heinemann.
***) The Christian. Tauchnitz.

quartier hat, baut sich John seine Kirche, wirbt einige Leute, die er aus dem Straßenschmutze aufgelesen hat, und beginnt ein Werk. Er hält Gottesdienst — am Anfang vor drei Leuten — predigt und am Abend veranstaltet er eine Prozession. Eine Fahne mit weißem Kreuze wird vorangetragen, darauf folgt ein Mann mit einem kleinen Harmonium, dann kommt John im Priestergewande. Natürlich ist die weiße Fahne bald von den unsauberen Geschossen betrunkener Männer und Weiber beschmutzt, die Gassenjugend von Soho unterhält sich über den Aufzug aufs Beste; aber die elende Bevölkerung ist auf John aufmerksam geworden, man kommt zu ihm in die Predigt, man spricht im ganzen Bezirke von seinem Klub. Denn John hat einen Klub für Mädchen gegründet, und in wenigen Tagen sind zweihundert Arbeiterinnen aus der nächsten Umgebung zu Spiel und Tanz beisammen; die Kunde von dem unerhörten Ereigniß verbreitet sich wie Wildfeuer bis in den Westen hinein, wo die vornehmen Damen anfangen, sich für John's Thätigkeit zu interessiren. Weltlich gesinnte Würdenträger der englischen Kirche, denen John's Predigten unbequem sind, legen ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg — er läßt sich nicht irre machen, und so ist er auf dem Wege, eine große erlösende Bewegung zu schaffen, als er durch die Hand eines Schurken, dem er sein Schandwerk gelegt hat, den Todesstreich empfängt. Die Jugendgeliebte versüßt dem Sterbenden die letzten Stunden durch das Versprechen, sein Werk in seinem Geiste und mit seinem Eifer am Leben zu erhalten. — — —

Und das Werk ist am Leben geblieben und gedeiht. Hunderte von tapferen Frauen stehen im Dienste der Mission, der Mrs. **Josephine Butler** ihr Leben gewidmet hat, und alle Zeichen sprechen dafür, daß das schwerste aller gesellschaftlichen Probleme zuerst in England wenn nicht eine Lösung, so doch einen achtunggebietenden Lösungsversuch gefunden hat.

Wien. Leon Kellner.

Timon von Paris.

Der Timon von Paris ist kein Schauspiel wie „Timon von Athen“, sondern ein lebender Mensch, unser Zeitgenosse. Aber ein Schauspiel führt er auf, das Schauspiel seiner Leiden, seines ungemessenen Stolzes und seines Menschenhasses. Léon Bloy — so heißt der mit ganz Paris in Fehde lebende einsame Litterat, von dem hier die Rede ist, — hat unter dem Titel: „Le mendiant ingrat“ („Der undankbare Bettler“, wie ihn seine Feinde nannten, und wie er sich nun selbst bezeichnet) das Tagebuch seiner Enttäuschungen, seiner Entbehrungen, seiner Kämpfe herausgegeben, einen dicken Band, den sein Brüsseler Verleger, so opulent ausstatten ließ, daß zwischen dem typographisch prunkvollen Aeußeren des Buches und seinem jammervollen Inhalt der denkbar größte Gegensatz besteht und man sich auf dem Gedanken ertappt, etwas von dem auf das Buch aufgewendeten Luxus möchte lieber der Haushaltung des Verfassers zu gut gekommen sein, der an einem Pfingstsonntag mit seiner Familie nichts anderes als grünen Salat zu essen hatte.

Nicht immer stand es so traurig um den — wie auch seine Gegner zugeben — stilistisch sehr hervorragenden Prosaschriftsteller Léon Bloy. Wenigstens wirft er seinen „lâcheurs“, d. h. den ehemaligen Freunden, die ihn verlassen hatten, häufig vor, daß sie es sich in seinen besseren Tagen an seinem Tische hätten gut schmecken lassen. An Einen, der ihn wieder besuchen will, den er jetzt aber stolz zurückweist, richtet er die Worte: „Sie haben sich einfach schändlich aufgeführt. Als das Unglück uns erreichte, haben Sie sich wie so viele Andere unauffindbar zu machen gewußt. Ich kann diesen letzten Winter nicht vergessen, den ich in einem wahrhaft mörderischen Hause zubrachte. Wir schlotterten vor Elend zwischen meinem todten Söhnchen und dem sterbenden Töchterchen und Niemand, der sich zeigte. Keiner von allen den Bewunderern und von den einstigen Gästen unseres Tisches fragte sich damals, ob ich nicht vielleicht etwas Hilfe nöthig hätte; Niemand schenkte mir das Almosen seines Besuches.“

Nun will er von den falschen Freunden nichts mehr wissen, auch wenn der eine oder der andere im Gefühl spät erwachter Beschämung sich ihm wieder zu nähern sucht. Vielleicht hat Léon Bloy Shakespeare's „Timon“ nie gelesen, aber zwischen den Zeilen seines leidenschaftlichen Buches tönen überall Verse heraus wie:

. . . Schief ist alles,
Nichts grad in uns'rer fluchbelad'nen Menschheit,
Als aff'ne Schurkerei. Drum seid verabscheut
Gelage all, Gesellschaft, Menschendrang!
Denn Timon haßt die Gleichgeschaff'nen, ja
Sich selbst. Vernichtung dem Geschlecht der Menschen.

Wie aber ist es möglich geworden, daß ein französischer Schriftsteller, dessen Talent, wie gesagt, auch von seinen zahllosen Feinden bewundert wird, in solche Isolirtheit und Armuth gerathen konnte? Gerade in Frankreich findet doch sonst die Feder eines ausgezeichneten Stilisten leichten Erwerb.

Der Grund ist sein unbezähmbarer Fanatismus. Der jetzt genau fünfzig Jahre alte Litterat, der sich dreiundzwanzig Jahre lang der Freundschaft (und auch der Wohlthaten) Barbey d'Aurevilly's zu erfreuen hatte, übertrifft noch an katholischer Schwärmerei diesen merkwürdigen Romandichter, in dem royalistische und streng klerikale Gesinnung sich mit Vorliebe für die perversesten Leidenschaften der menschlichen Natur zu einem eigenthümlichen Gemengsel verband Ja, Léon Bloy ist auf den Katholizismus so eifersüchtig, daß er ihn gewissermaßen für sich ausschließlich in Anspruch nimmt. Er allein fühlt sich in diesen schlechten Zeiten als wahren, als absoluten Katholiken. Und wer nur im Geringsten über die Mysterien der Religion andere Vorstellungen oder Begriffe hat als Léon Bloy, der ist ihm bereits widerwärtig und Gegenstand seiner Invektionen. Das neutestamentliche Wort: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich“ ist vielleicht noch niemals von einem Menschen in so rücksichtsloser Weise in Praxis gesetzt worden wie von Léon Bloy. Ueber seine individuelle Auffassung der Dogmen gestattet er nicht die kleinste Diskussion. Daher verfolgt er mit besonderem Eifer Schriftsteller, die ebenfalls der katholischen Richtung dienen, aber es ihm nicht zu Dank zu machen wissen, so namentlich Huysmans. Solche Männer, wenn sie auch nur durch etwelche Modernisirung des Stils dem Geiste der Neuzeit einigermaßen entgegenzukommen suchten, sind ihm schon Ueberläufer, Verräther der heiligen Sache. So ist es gekommen, daß Léon Bloy, der die freisinnigen Schriftsteller und Journalisten naturgemäß aus prinzipiellen Gründen gegen sich hatte, auch innerhalb der eigenen katholischen Partei sich nach allen Seiten verfeindete und jene Leere um sich her entstehen sah, die zwar seinem Stolz wohl that, aber ihn und seine Familie dem größten Elend auslieferte.

Nun muß man auch sein unglückliches Temperament in Anschlag bringen, eine Natur bis zum Ueberlaufen mit Galle, Haß, Verachtung, Neid gefüllt. Streitsucht ist ihm angeboren; Beschimpfungen hinauszuschleudern gehört zu den hygienischen Bedingungen seiner Existenz. Man muß lesen, wie er im „Mendiant ingrat“ über die berühmtesten zeitgenössischen Schriftsteller, über Zola, Coppée, Renan u. s. w., über die Minister, z. B. Hannotaux, herfällt.

In einer, am 24. Februar 1898 geschriebenen Randbemerkung zum Text seines Buches fordert er geradezu „la belle jeunesse“ von Frankreich auf, Zola, den „Pontifex des Naturalismus“, umzubringen, sous un prétexte quelconque. Kein anderer Schriftsteller habe die französische Sprache so geschändet, kein Sophist die französischen Gedanken in so tiefe Niederungen hinabgedrückt wie Zola. „Wenn Dreyfus jemals von seinem angeblichen Verrath sich sollte reinigen und rehabilitiren können, wie könnte er sich aber von dem ihm zugefügten Ritterdienste Zola's reinigen?“ Wo bei Léon Bloy vollends der religiöse Haß des Fanatikers zum Neid hinzukommt, da kennt seine

Sprache auch nicht mehr die Grenzen des Anstandes. Als er im „Gil Blas“, der einzigen Zeitung, die dem „undankbaren Bettler“ im Jahre 1892 eine Reihe von kleinen Erzählungen abnahm, den Nekrolog auf Renan las, trug er einen Wuthausdruck in das Tagebuch ein, in dem die Zeitung „un cochon de journal“ und „un journal de cochons“, Renan selbst „cette charogne qui vient de crever“ genannt wurde.

Ein Register am Schlusse des Buches (leider ohne Seitenzahlen) gibt alphabetisch die Namen aller der von Léon Bloy in seinem Tagebuche behandelten Personen an. Fürst Bismarck und Moritz Busch finden sich neben zahllosen andern vor. Bloy hat das Buch von Moritz Busch über Bismarck gelesen. Er findet, es sei „das schrecklichste Pamphlet“, das gegen diesen „fälschlich für groß gehaltenen Mann, dessen Mittelmäßigkeit auf jeder Seite sich enthülle“, jemals geschrieben worden. Und er macht seine Glossen über das tiefe Niveau des deutschen Geistes, da ein solches Buch, in welchem Tag für Tag der Krieg erzählt sei, doch nirgends den Eindruck von Größe hervorbringe. Bloy selbst hat am Kriege von 1870 kämpfend theilgenommen und gehört zu den unversöhnlichsten Deutschenhassern. Eine seiner im „Gil Blas“ veröffentlichten Erzählungen hat einen Feldhüter zum Helden, der, weil die Vertilgung von jeder Art schädlichen Ungeziefers sein Beruf war, es natürlich findet, den Versuch der Vertilgung eines ganzen preußischen Armeekorps zu unternehmen. Das sind dieselben kindischen Phantasien, die vor fünfzig Jahren der französische Romanschriftsteller Gabriel Ferry (der deutschen Knabenwelt durch seinen Indianerroman „Der Waldläufer“ bekannt), seinem 1815 in Frankreich spielenden Roman „Die Kosakenjagd“ zu Grunde legte. Aber die deutsche Nation kann sich über den leidenschaftlichen Haß, den Bloy ihr entgegenbringt, trösten, andere Völker kommen nicht besser weg, vor allem die Engländer, natürlich ihres Protestantismus wegen. „Seit fünfzehn, seit zwanzig Jahren sucht mich derselbe Gedanke, dieselbe Vision heim. Ich sehe immer eine siegreiche Armee von einer Million Krieger um London gelagert. Que tous ceux, qui aiment Marie, Marie sanglante, et le blanc vicaire du Christ viennent à nous, et qu'ensuite vingt mille pièces de l'artillerie la plus puissante tonnent sur la ville damnée, sans lassitude et sans pardon, jusqu'à ce qu'il n'en reste qu'un immense amas de poussière. L'Angleterre est au monde ce que le Diable est à l'homme.“

Und ein paar Seiten weiter lesen wir: „Tout ce qui n'est pas strictement, exclusivement, éperdument catholique, doit être jeté aux latrines.“

Daher ist auch Genf, die Stadt Calvin's, für Léon Bloy „la ville basse du monde, la cité infâme parmi les infâmes“, und er wünscht ihr das Schicksal Sodoms.

Meine Leser werden sich vielleicht sagen, dieser nach einer neuen Bartholomäusnacht verlangende Autor sei einfach ein Verrückter. Aber solchen exaltirten Ausbrüchen eines fanatischen Hasses Andersdenkender hatten andere Stellen seines Buches, in denen er sich in sublimen und schönen Gedanken über die religiösen Geheimnisse ergeht, in einer Weise das Gegengewicht, daß man dem eigenthümlichen selbständigen Denker ein gewisses Interesse doch nicht versagen kann. Sein Unglück ist, nicht in unser Jahrhundert hineinzupassen; er hätte, wenn in den ersten christlichen Jahrhunderten lebend, das Zeug gehabt, ein Kirchenvater zu werden. Mit dem Katholizismus, wie er sich in Paris und überhaupt in der heutigen Welt seinen Augen darstellt, geht er, wie bereits angedeutet wurde, keineswegs säuberlich um; er vermißt in ihm das wahre Christenthum, die Anbetung des „Bräutigams der Armuth“, wie Christus bei Dante heißt. Die Christen leben ihm zu sehr „in der Illusion eines prächtigen und allmächtigen Gottes“, statt jenen Gott zu verehren, „qui ne possède rien, qui ne peut rien, qui est infirme de tous tes membres, qui sent très mauvais, qui se râcle sur tous tes fumiers de l'Orient ou de l'Occident, et qui crie d'angoisse, depuis les éternités, en attendant le Carillon du Septième Jour.“ Das ist eine an Franz von Assisi gemahnende Sprache, die allerdings auf ein tiefes, wenn auch seltsames religiöses Innenleben schließen läßt. Wir sehen auch aus dem Tagebuche, daß er und seine Frau in den Psalmen und im neuen Testament täglich neue Kraft zum Ertragen ihrer kümmerlichen Existenz schöpfen und über Entdeckungen, die manchmal etwas theologisch Spitzfindiges haben, ihr äußeres Elend völlig vergessen. Protestantischen Theologen wird es allerdings nicht imponiren, daß Léon Bloy in seiner Beweisführung sich immer nur auf den lateinischen Text des Neuen Testamentes, die sogenannte Vulgata, beruft, die betreffenden Bibelstellen mit einer gewissen Wichtigthuerei lateinisch citirend, als ob der Originaltext lateinisch wäre. Vielleicht versteht er kein Griechisch, vielleicht soll es nur Demonstration sein für die von der Kirche gebilligte Vulgata.

Ich erwähnte oben seiner Frau, die den Gatten an Talent zu religiöser Verzückung noch zu übertreffen scheint. Sie ist eine Tochter des vor einigen Jahren verstorbenen dänischen Dichters Christian Molbech, dessen dramatische Schriften in Deutschland namentlich durch Philipp Reclam's Universalbibliothek in weite Kreise gedrungen sind. Er war ein gemüthvoller, freundlicher, aller Mystik in seinem verständigen Wesen abgeneigter Mann, dem es keinen kleinen Schmerz mag bereitet haben, als die Tochter sich in den katholischen Schwärmer verliebte und ihn heirathete. Daß es ihr nicht zum Glück ausgefallen, gibt Léon Bloy selbst in wahrhaft ergreifenden Worten zu. „Gewiß! sie mußte eigenthümlich und furchtbar erwählt sein, um gerade mich auf ihrem Lebenswege anzutreffen, sie, das edle skandinavische Mädchen, die älteste, geliebteste Tochter des Dichters Molbech! . . Konnte sie tiefer steigen, diese nach Selbstaufopferung begierige Seele? Aus freier Wahl die Genossin eines Armen, eines allgemein Verabscheuten zu sein! Die schimpfliche Lebensstellung und das kärgliche Brot eines Bücherschreibers zu theilen, den die gemeinsten Schnapphähne der Litteratur mit Schmutz zu bewerfen das Recht zu haben glauben. Für sich selbst Verlassenheit, Beleidigung, den Fluch der Lächerlichen, Verachtung und Verleumdung hinzunehmen, und dies Alles nur — und mehr dazu, wenn Gott es verlangen sollte — um nur nicht dem Tadel ausgesetzt zu sein, neben dem am Wege liegenden „Verlassenen“ vorübergegangen zu sein, ohne seine Größe bemerkt zu haben. Die Großmüthige wollte thun, wozu kein Mann den Muth noch auch den bloßen Gedanken, es zu unternehmen, hatte. Und nun muß sie darüber hinsterben!“

Diese Worte wurden nach dem Tode des zweiten Kindes geschrieben, als auch die Mutter schwer erkrankt war und nur mit Mühe gerettet wurde. Man wird dieser Familiengeschichte des „undankbaren Bettlers“ herzliche Theilnahme nicht versagen können, auch wenn man, was den sonstigen Inhalt des Buches betrifft, sich nicht verhehlt, daß manche Ausfälle des Verfassers ebenso närrisch als bösartig sind. Und Eines bleibt doch immer sympathisch: das Leiden eines Menschen um seiner Ueberzeugungen willen, mögen dieselben noch so wunderliche sein. Wenn wir im Theater einem Cyrano de Bergerac Beifall klatschen, wo er das freudige Bekenntniß seines Unabhängigkeitssinnes ablegt, das mit den Worten schließt:

> J'aime raréfier sur mes pas les saluts,
> Et m'écrie avec joie: un ennemi de plus!

so werden wir hoffentlich da, wo uns im wirklichen Leben ein solcher stolz unabhängiger Geist begegnet, ebenfalls ein Gefühl von Achtung vorräthig haben, auch wenn wir die Meinungen nicht theilen, für die ein solcher mit aller Welt in Fehde liegender einsamer Fechter kämpft. In dieser Beziehung hat das Buch „Le mendiant ingrat“ einen unbestreitbaren Werth. Es ist das Buch eines Mannes, für den es nach keiner Richtung Kompromisse gibt, der lieber und den Seinigen betteln will, als einem seiner Gedanken eine Biegung geben, die ein noch so leises Abweichen von der ihm eigenthümlichen Ueberzeugung wäre.

Bern. **J. V. Widmann.**

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 43. Berlin, den 23. Juli 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Unsere Agrarier haben sich seit Jahren bemüht, hinter veterinärpolizeilichen Motiven Schutzzollpolitik zu treiben. Obgleich die preußische Regierung immer wieder bestrebt war, die veterinärpolizeilichen Maßnahmen und die Zollpolitik von einander getrennt zu halten, so hat das Treiben des „Bundes der Landwirthe" und seiner Gefolgschaft es doch zu Wege gebracht, daß allenthalben ein starkes Mißtrauen allen Einfuhrbeschränkungen gegenüber wachgerufen wird, sobald es sich um agrarische Produkte handelt, denen der Eintritt aus veterinärpolizeilichen Gründen erschwert wird. Das trifft insbesondere zu für die Vieheinfuhrverbote und jetzt wieder für die Erschwerungen des Transports russischer Gänse.

Es war vorauszusehen, daß die allzu große Nachgiebigkeit der preußischen Regierung gegenüber den agrarischen Schreiern Deutschland schließlich allerlei Repressalien aussetzen würde Seitens solcher Länder, die ihre Interessen durch die rigorosen veterinärpolizeilichen Vorschriften in Deutschland verletzt glaubten und aus dem Treiben unserer Agrarier meinten den Schluß ziehen zu sollen, daß protektionistische Motive mit im Spiel seien. So drohen uns gegenwärtig Repressalien Seitens Rußlands und Hollands. Es scheint, daß die Reichsregierung ernstlich bemüht ist, die Keime internationaler Verstimmung wieder zu beseitigen. Auf die Dauer kann ihr das aber nicht gelingen, wenn sie nicht dem agrarischen Demagogenthum nachdrücklicher entgegentritt, als dies bisher geschehen ist.

Das Reichsamt des Innern hat kürzlich solchen industriellen Kreisen, die da glauben, durch Diskreditirung fremder Waaren die Konkurrenzfähigkeit deutscher Industrieartikel zu steigern, eine sehr treffende Lektion ertheilt, indem es an die Ministerien der sämmtlichen deutschen Bundesstaaten folgende Zuschrift zur weiteren Mittheilung an die betheiligten Kreise gelangen ließ:

„In letzter Zeit ist mehrfach die Bemerkung gemacht worden, daß ein Theil der zahlreich entstandenen deutschen Exportzeitschriften verletzende Angriffe gegen das konkurrirende Ausland, namentlich England, richteten, anstatt sich darauf zu beschränken, die günstige Entwickelung der deutschen Industrie und die Vorzüge der deutschen Erzeugnisse in sachlicher Weise hervorzuheben. Ein solches Verfahren ist geeignet, das Ausland zwecklos zu reizen und die feindliche Strömung zu verstärken, in Folge dessen aber den Absatz deutscher Industrieerzeugnisse zu beeinträchtigen, anstatt zu fördern. Das Auswärtige Amt hat, durch mehrere derartige Beobachtungen veranlaßt, die in Betracht kommenden kaiserlichen Konsulate mit der Weisung versehen, den im Auslande zur Verbreitung gelangenden deutschen Exportzeitschriften ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und jedesmal zu berichten, wenn diese Zeitschriften solche Artikel bringen. Daneben dürfte es sich empfehlen, die deutschen Exportfirmen darauf hinzuweisen, daß es in ihrem Interesse liegt, die Exportzeitschriften, denen sie Inserate zuwenden, daraufhin zu kontroliren, ob sie zweckentsprechend redigirt werden und sich von dem Fehler, das Ausland durch unkluge Angriffe unnöthig zu reizen, fernhalten."

Wir sind im Allgemeinen nicht gerade Freunde derartiger patriarchalischer Ermahnungen, aber die Tendenz, die in diesem Zirkular zum Ausdruck kommt, hat unsere vollste Billigung. Wieviel nothwendiger aber wäre es, einmal zum Nutzen und Frommen der Herren Agrarier ein ähnliches Rundschreiben zu erlassen, in dem auf die verhetzende Thätigkeit der agrarischen Presse ein gleich scharfes Licht geworfen würde! Bei dem Ansehen, welches der Herr Staatssekretär des Innern, Graf von Posadowsky, bei

unseren Agrariern genießt, wäre ein solches Rundschreiben vielleicht ganz besonders heilsam.

Der Verhetzung der Nationalitäten entgegenzutreten, sollte in erster Linie die Aufgabe einer ihrer Verantwortung bewußten Presse sein. Wir erlebten jüngst, daß die freundschaftlichen Beziehungen, welche Deutschland von jeher mit den Vereinigten Staaten von Amerika verknüpft haben, durch eine Reihe unbedachter deutscher Preßäußerungen, die dann von dritter Seite entstellt zur weiteren Verbreitung gelangten, vorübergehend ohne jeden vernünftigen Zweck getrübt wurden. Erst durch die vereinten Bemühungen besser orientirter und besonnener, deutscher und deutsch-amerikanischer, Preßorgane, denen die sehr dankenswerthen Beitrebungen angesehener Vertrauensmänner beider Nationalitäten, wie Carl Schurz und Andrew D. White, wirksam zu Hilfe kamen, ist es gelungen, die erwachsenen Mißverständnisse wieder zur Hauptsache aus der Welt zu bringen.

Unter solchen Umständen kann man nur mit Bedauern sehen, daß ein so geachteter, weit über Deutschlands Grenzen hinaus geschätzter, Repräsentant der deutschen Litteratur, wie Friedrich Spielhagen, durch ein verunglücktes Sonett erneut Wasser auf die Mühle derjenigen geliefert hat, die Deutschland gern mit den Vereinigten Staaten verhetzen möchten. Das Unglück will, daß das Sonett auch im übrigen recht mangelhaft ist, sodaß man den anfechtbaren Inhalt nicht mit dem Glanz der poetischen Form zu entschuldigen vermag. Das Sonett handelt von dem spanisch-amerikanischen Kriege und schließt mit den Strophen:

„Nicht, daß wir uns um euern Gegner kümmern!
Wir fühlten seiner Grabluft eisig Wehen
Aus Monjuichs Folterkammern längst voll Grausen.

Und doch, wenn ein Karthago liegt in Trümmern,
Wir wollen Marius als Sieger sehen,
Nicht einen dollargierigen Banausen."

Wir fürchten, die „dollargierigen Banausen" werden von der klassischen Bildung des deutschen Dichters Friedrich Spielhagen keine allzu hohe Meinung bekommen, wenn sie sehen, wie schlecht er in seinem Plutarch bewandert ist. Als Marius auf den Trümmern von Karthago saß, war er bekanntlich alles Andere eher, denn ein Sieger. Wie uns Plutarch berichtet, erwiderte er dem Abgesandten des römischen Prätors, der ihm mittheilte, er solle sofort Afrika verlassen, mit einem schweren Seufzer: „So melde ihm, daß du den Cajus Marius auf den Trümmern von Karthago als Flüchtling habeit sitzen sehen!"

Aber nun gar die Amerikaner als eine Nation von „dollargierigen Banausen" hinzustellen, das übersteigt doch gar zu weit die Grenzen der poetischen Lizenz. Wenn für die Amerikaner irgend ein Vorwurf nicht zutrifft, so ist es der Vorwurf des Banausenthums. Ein Banause ist bekanntlich ein selbstzufriedener Philister, und das amerikanische Volk ist die wenigst philiströse, unruhigste, bildungshungrigste Nation der Welt. Hier hat dem Dichter seine Phantasie einen schlimmen Streich gespielt. Wir nehmen an, daß er dieses Sonett nicht unter seine gesammelten Werke aufnehmen wird.

In diesem Zeitalter der Nationalitätenhetze berührt es sehr angenehm, Bestrebungen zu begegnen, die darauf abzielen, die Konkurrenz der deutschen Kultur gegenüber anderen Nationalitäten in unanfechtbarer Weise aufzunehmen. Soeben wird ein Aufruf veröffentlicht zur Begründung einer großen Landesbibliothek in der Stadt Posen, als Stütze des Deutschthums, welche Bibliothek in Erinnerung an Kaiser Wilhelm I. den Namen „Kaiser Wilhelm-Bibliothek" tragen soll. Es heißt in diesem Aufruf unter anderem:

„Es wäre falsch, auch auf diesem Gebiete alles der Regierung zu überlassen; der Kampf der nationalen Gegensätze kann nur zu unsern Gunsten entschieden werden, wenn wir zeigen, daß die geistigen und moralischen Kräfte auf unserer Seite die stärkeren sind. Je mehr sich die Schöpfung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen darstellt als eine freie That ganz Deutschlands, desto nachhaltiger wird dies in jenen Landestheilen wirken. Deutsche Landestheile und in ihnen deutsche Kultur festzuhalten, ob sie an der östlichen Grenze Preußens oder im äußersten Westen des Reiches liegen, ist Aufgabe und Lebensinteresse ganz Deutschlands, und die Wacht an der Weichsel hat so fest und treu zu stehen, wie die Wacht am Rhein."

Der Aufruf wendet sich an alle Deutschen, speziell auch an die Besitzer von Privatbibliotheken, Verleger, Universitäten, gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Vereine mit der Bitte, durch Beiträge von geeigneten Büchern und Gewährung von Mitteln zum Ankauf größerer oder kleinerer Büchersammlungen behufs Begründung einer Landesbibliothek großen Stils in Posen mithelfen zu wollen. Die Verlagsbuchhandlung von Duncker & Humblot in Leipzig hat sich bereit erklärt, die Bücheranmeldungen entgegen zu nehmen, und die „Allgemeine Deutsche Kreditanstalt" in Leipzig die Geldbeiträge. Das Unternehmen verdient unseres Erachtens die volle Sympathie aller Deutschen, die dem Deutschthum als Kulturmacht eine werbende Kraft zutrauen.

Die Friedenshoffnungen, die sich an die Kapitulation von Santiago auf Kuba knüpften, scheinen sich noch nicht so rasch realisiren zu wollen. Die spanische Regierung hat noch immer nicht die Entschlußfähigkeit gefunden, in ernsthafte Friedensverhandlungen einzutreten. Man hat allerdings so etwas wie eine Diktatur in Spanien eingeführt, aber die Niederhaltung der öffentlichen Kritik ist nicht von der Initiative der Regierung zum Zwecke der schnellen Herbeiführung des Friedens begleitet gewesen. Die Fortsetzung des Krieges ist seitens Spaniens der reine Unverstand. Man kann sich unmöglich den Illusionen hingeben, durch längeren Widerstand die demnächstigen Friedensbedingungen günstiger zu gestalten. Die Fortsetzung des Widerstandes erscheint in der That kaum noch als etwas Anderes, denn als ein Ausfluß moralischer Schwäche, die sich scheut, dem Unabänderlichen entschlossen ins Gesicht zu sehen.

In Paris ist der Dreyfus-Vertheidiger Emile Zola einmal wieder unter der üblichen Pöbelbegeisterung verurtheilt worden. Man hat ihm erneut ein Jahr Gefängniß zudiktirt. Da das Urtheil aber in Zola's Abwesenheit gesprochen wurde, also ein Kontumazialurtheil war, so wird eine Erneuerung des Prozeßverfahrens nöthig. Diese Erneuerung läßt sich aber nicht durchsetzen, solange das Kontumazialurtheil Zola nicht persönlich zugestellt ist, und um dieser Zustellung zu entgehen, hat Zola Frankreich verlassen. Er hat es damit seinerseits in der Hand, wann er den Prozeß wieder aufleben lassen will. Der Schachzug ist so übel nicht. Bei diesem rein taktischen Vorgehen von schimpflicher Flucht und Feigheit zu reden, ist natürlich eine Lächerlichkeit. Jemand, der gegen die brutalste Ungerechtigkeit Krieg führt, der hat doch nicht die Verpflichtung, sich wie ein harmloses Lämmlein abschlachten zu lassen.

Im Uebrigen ist der ganze Zola-Prozeß nur ein Zwischenfall in dem großen politischen Drama, das sich in Frankreich abspielt. Anscheinend drängt alles in Frankreich auf einen Staatsstreich hin. Es fehlt nur der Mann, der ihn ausführt. Es braucht gar kein Napoleon zu sein; eine kleine Größe würde auch genügen. Man darf gespannt sein, wie sich dieses Schauspiel weiter entwickeln wird. Gewiß ist das Eine, daß Frankreich anläßlich der Dreyfus-Affaire an Sympathien im Auslande gerade bei seinen früher enragirtesten Freunden starke Einbuße erlitten hat.

* * *

Zollpolitisches Gänseklein.

Seit Brennus' Zeiten, da die im Tempel der Juno gehaltenen Gänse durch ihr Schnattern das Kapitol retteten, haben diese nützlichen Vögel keine so große politische Rolle weiter gespielt, wie in unseren Tagen. Wenn das gute Einvernehmen zwischen den beiden Großmächten Deutschland und Rußland gestört werden sollte, so sind Gänse daran Schuld. Die hohe preußische Regierung hat ausgefunden, daß man die deutsche Landwirthschaft in schwere Gefahr bringt, wenn man den russischen Gänsen gestattet, zu Fuß ihrer Bestimmung diesseits der deutschen Grenzpfähle entgegen zu wandern. Die Gans darf in Zukunft nicht mehr getrieben werden, denn die getriebene Gans, besonders die nicht veterinärpolizeilich vorgebildete russische Gans, kann das lange Gehen nicht vertragen und bringt en passant die Geflügelcholera hervor, eine um so gefährlichere Krankheit, je weniger sich die Gelehrten über die eigentliche Natur und die Tragweite dieser Epidemie klar sind. Es gibt nämlich auch Sachverständige, die da meinen, das verbotene Marschiren in freier Luft sei der Verbreitung der Geflügelcholera weniger günstig als das Zusammenpferchen der Thiere in Eisenbahnwagen. Da man die Gänse nicht in Pullman-cars zu transportiren pflegt, so werden unverständige Laien leicht geneigt sein, den Ansichten dieser letzteren Gruppe von Sachverständigen sich anzuschließen.

Aber was nützen diese Zweifel. Die Geflügelcholera ist nun einmal — wie Wippchen sich ausdrücken würde — das Steckenpferd unserer Agrarier, und da verneigen sich alle Zweifel vor jener veterinärpolizeilichen Ansicht, die zugleich den Import der konkurrirenden russischen Gänse am wirksamsten erschwert. Bis soweit ist alles more consueto verlaufen. Ein Protest von Konsumenten ist bei der sprichwörtlichen Geduld der Deutschen nicht zu befürchten; und sollte er kommen, so bliebe er ebenso wirkungslos wie der Protest der Gänse selbst. Aber das Unglück will, daß der russische Finanzminister nicht blos ein Herz für die russischen Gänse sondern auch kein Verständniß für die königlich preußische Theorie der Geflügelcholera hat. Er hat plötzlich ausgefunden, daß die von der preußischen Veterinärpolizei so sehr gefürchtete Geflügelcholera nicht wirksamer bekämpft werden kann, als dadurch, daß man eine Neuordnung im russischen Zolltarif in Aussicht nimmt, wonach in Zukunft Notizbücher und Portefeuilles aus Sämisch- oder Glaceleder, Saffian und Pergament, falls sie mit Seide oder Halbseide verziert sind, einem Zoll von 2 Rubel per Pud, statt wie bisher einem Zoll von 70 Kopeken unterworfen werden. Der Kausalzusammenhang zwischen der Geflügelcholera und den Portefeuilles aus Saffianleder ist nicht ohne Weiteres einleuchtend. Es scheint aber, als ob verschiedene Inhaber von Ministerportefeuilles den Zusammenhang ahnten, und es besteht noch eine gewisse Hoffnung, daß die Freizügigkeit der Gänse schließlich doch wieder hergestellt und der russische Finanzminister dann auch zu der Ueberzeugung gelangen wird, die frühere Klassifikation von Notizbüchern und Portefeuilles aus Sämisch- oder Glaceleder, Saffian oder Pergament sei doch die richtigere gewesen.

Unsere Agrarier sind natürlich außer sich darüber, daß man die russischen Gänse auf dem Boden unseres theuren Vaterlandes wieder laufen lassen könnte. Beim ersten Gänseschrei erwacht ihr patriotisches Gefühl in ganzer Stärke und sie rüsten sich, das Kapitol mit den nationalen Gänsen zu vertheidigen. Was bei diesem Gänsekrieg schließlich herauskommen wird, ist ungewiß. Nur Eines scheint mir sicher zu sein: eine solche zollpolitische Burleske erinnert mehr an die Großherzogin von Gerolstein, als an Berlin und Petersburg. Was aber schlimmer ist: in dieser Burleske steckt der Keim zu einem ernsthaften Zerwürfniß. Man darf zwar das Vertrauen zu den Leitern unserer auswärtigen Politik haben, daß sie diesen Keim rechtzeitig ersticken werden. Aber ein wenig ill feeling bleibt immer nach. Wiederholen sich dann solche „Mißverständnisse", so verstärkt die alte Mißstimmung die neue, und schließlich steht man vor einem Konflikt, den ursprünglich Niemand gewollt hat.

Um good will among nations, um ein freundnachbarliches Verhältniß zwischen zwei großen Ländern aufrecht zu erhalten, ist in erster Linie nöthig, daß alles vermieden wird, was auch nur entfernt als kleinliche Chikane gedeutet werden kann. Es genügt nicht, im Rechte zu sein; das Recht muß auch liquide, muß unzweideutig sein. Das trifft insbesondere zu bei der Auslegung internationaler Verträge. Die scharfsinnige Auslegungskunst ist hier regelmäßig vom Uebel, nur das ganz klare Recht sollte man verfolgen, im Zweifelsfalle lieber Fünf gerade sein lassen. Eine Großmacht darf sich garnicht in die Lage bringen lassen, als chikanöser Prozeßführer angesehen zu werden. An die wichtigsten Dinge, an nationale Ehrenfragen mag man mit allem Nachdruck herantreten, aber internationale Geschäftsfragen soll man koulant behandeln.

In unserem ganzen Agrarierthum steckt etwas Mesquines. Nichts wäre den Interessen Deutschlands nachtheiliger, als wenn dieser Geist Einfluß auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gewinnen sollte. Die umsichtige und vorurtheilsfreie Handhabung der auswärtigen Politik, wie sie in dem Verlaufe des spanisch-amerikanischen Konflikts zu Tage getreten ist und auch in dem besser gewordenen Verhältniß zu England erkennbar wird, läßt aber hoffen, daß der Unfug, den das extreme Agrarierthum bei uns seit Jahren anrichtet, auch in Zukunft nicht allzuweit über das Gebiet der inneren Politik hinausgehen wird.

Th. Barth.

Kritik der neuesten Argumente für Abgaben auf natürlichen Wasserstraßen.

II.

Es ist völlig zutreffend, wenn betont wird, daß die Eisenbahntarifpolitik und die Wasserfrachten heute ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger als die Zollpolitik geworden sind. Dies ist, wie Ulrich richtig hervorhebt, auch in den Direktiven zu erkennen, die im Zusammenhang mit der Einführung der Schutzzollpolitik seit 1878 für die Verwaltung der preußischen Staatseisenbahnen und im großen Ganzen aller deutschen Staatsbahnen maßgebend gewesen sind.*)

In der That, soweit in dem scheinbar so unentwirrbaren Tarifwesen Grundideen ersichtlich sind, fällt es auf, daß unsere Eisenbahnpolitik mit großer Ausdauer und zum Theil sehr großem Geschick sich der Schutzzollpolitik anzupassen gesucht hat. Wie wurden die Grundgedanken unserer Handelspolitik dabei aufgefaßt? Die Zollpolitik seit 1879 beruhte auf einem Kompromiß der Landwirthe und der Industriellen. Die Landwirthe bekamen für Holz und Getreide Schutzzölle. Die agrarischen Schutzzölle wie die Veterinärpolitik**) wirkten besonders seit Ende der achtziger Jahre darauf hin, daß gewisse Produkte der Landwirthschaft in Deutschland zur Zeit theurer sind als in England. Sie verbilligten sich beim Sinken des Weltmarktpreises, wurden aber nicht so wohlfeil auf deutschen Märkten wie in England, Rußland, Amerika angeboten. Wer landwirthschaftliche Produkte verkaufte, hatte dadurch einen Vortheil. Die Haupt-

*) Vgl. die bei Ulrich l. c. S. 25 citirten Erlasse des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten vom 21. Febr. und 23. April 1878.

**) Vgl. die Dissertation von K. Müller: „Die volkswirthschaftliche Bedeutung der Veterinärpolitik des Deutschen Reiches". 1898. München.

käufer landwirthschaftlicher Produkte sind aber die handel- und gewerbetreibenden Klassen. Soweit es sich um industrielle Betriebe handelte, wurde diesen Betrieben ebenfalls Schutz durch Zölle gewährt. Auch wenn aber die landwirthschaftliche Bevölkerung wiederum den Industriellen ihr Produkt zu höherem Preise in Folge des Schutzzolls abnehmen würde, so wäre damit die industrielle Produktion nur zum kleinen Theil untergebracht. Beträgt doch die landwirthschaftliche Bevölkerung im weitesten Sinne des Wortes 1895 nur 35,74 Proz. der deutschen Totalbevölkerung, darunter viele nicht bloß am Getreideverkauf interessirte Personen. Die Industrie braucht mehr Abnehmer, als die deutschen Landwirthe, sie findet sie erstens im Inlande an den gewerblichen und kaufmännischen Arbeitern und Arbeitgebern, zweitens im Auslande. Der Werth des Exports allein an Fabrikaten betrug im Jahre 1896 2301,2 Mill. Mark, der Werth des Exports überhaupt 3753,8 Millionen.

Es war gar nicht die Absicht bei dem Kompromiß von 1879, Deutschland zu einem abgesperrten Staat zu machen, der Export war bereits entwickelt, und sollte weiter gepflegt werden. Hätte man ihn vernichtet, oder vernichtete man ihn heute, so würde unsere stark zunehmende Bevölkerung zum Theil nicht genügend ernährt werden können, d. h. verhungern oder auswandern müssen. Wenn die Industrie aber einen Theil ihrer Produkte ans Ausland absetzen wollte, mußten wir auch dem Auslande etwas abkaufen. Denn keine Nation kann bloß Verkäufer sein wollen. Wenn wir ins Ausland verkaufen wollten und nicht auf jede Waare Exportprämien wie auf Zucker zahlen wollten, konnten wir nicht daran denken, sowohl Rohstoffe wie auch Arbeit theurer als unsere Konkurrenten zu bezahlen. Es siegt am Weltmarkt, wer die geringsten Selbstkosten hat. Wenn wir Löhne zahlten, die nicht höher als die englischen sind, behielt wieder der deutsche Arbeiter, der mehr als der englische Arbeiter für Brot auszugeben hat, weniger übrig, um deutsche Fabrikwaaren, sowie Fleisch, Butter, Milch zu kaufen. Der Absatz der Industrie wie des höchstentwickelten Theils unserer Landwirthschaft würde dann wieder im Inlande verkümmert.

Um nun diese Schwierigkeiten etwas auszugleichen, d. h. höhere Preise der Nahrungsmittel als in dem konkurrirenden England den deutschen Landwirthen zu gewährleisten und doch der Industrie die Ausfuhr zu ermöglichen, ergänzte die Politik der Eisenbahntarife, soweit sie nicht durch rein fiskalische Erwägungen bestimmt wurde,*) die Zollpolitik dahin, daß zwar die Einfuhr von Getreide und anderen auch in Deutschland erzeugbaren landwirthschaftlichen Produkten nicht begünstigt, wohl aber die Einfuhr von Kolonialwaaren und solchen Rohmaterialien der Industrie, die Deutschland nicht herstellt, durch sehr wohlfeilen Transport auf große Entfernungen hin erleichtert wurde, zweitens dadurch, daß man für die Ausfuhr sowohl der Industrieprodukte nach deutschen Seehäfen, wie auch neuerdings immer mehr von Mehl und Getreide zum denkbar billigsten Satz den Frachtdienst leistete, somit die Ausfuhrfähigkeit selbst bei einem Stande der Nahrungsmittelpreise, der höher als in Konkurrenzländern war, ermöglichte. Nicht immer wurde übrigens bei dieser Politik Deutschland als ein einheitliches Wirthschaftsgebiet behandelt. Vielmehr wurde der Grundsatz, der heimischen Betriebsamkeit Konkurrenz fernzuhalten und die Ausfuhr zu erleichtern, in einzelnen Fragen auch zwischen den deutschen Ländern, die eigene Bahnverwaltungen haben, gegeneinander zur Anwendung gebracht.

Die Gegner des freien Verkehrs auf Rhein und Elbe klagen nun, daß diese kunstvolle Verkehrspolitik der Eisenbahnen dadurch durchkreuzt werde, daß die Wasserstraßen fremde Erzeugnisse, deren Einfuhr die Eisenbahnen nicht begünstigen wollen, zu wohlfeilen Sätzen bis mitten ins Innere Deutschlands beförderten.

*) Z. B. bei den Transittarifen.

Insbesondere findet sich dieser Gedankengang bei Ulrich in folgenden Vorwürfen zusammengefaßt:

1. Forst- und Landwirthschaft hätten den wenigsten Nutzen von den Wasserstraßen, weil die inländischen Rohprodukte nicht auf so lange Entfernungen transportirt würden, daß die Wasserbeförderung lohne,*) und weil thatsächlich die Wasserstraßen mehr der wohlfeilen Einfuhr von land- und forstwirthschaftlichen Erzeugnissen als der Ausfuhr Deutschlands dienten. Die Wasserstraßen seien geradezu geeignet, den Zollschutz für land- und forstwirthschaftliche Produkte zu vermindern.**)

2. Da bei der Rheinschiffahrt die niederländische Flagge überwiege, so würden die ausländischen Schiffahrtsunternehmer noch besonders durch die Abgabenfreiheit unterstützt. Außerdem überwögen immer mehr die großen Verfrachter die kleinen, für welch letztere man doch besondere Sympathien hegen müsse.***)

3. Die Behauptung von der Gemeinnützigkeit aller Verkehrsverbesserungen sei nur richtig vom Standpunkte des Freihandels, d. h. von einem nach Ulrich's Meinung verkehrten Standpunkte. Den Vortheil hätten die Großhändler.†)

4. Freihändler hätten die Freiheit der natürlichen Wasserstraßen von Abgaben durchgesetzt††). Während die Eisenbahnen nationale Wirthschaftspolitik trieben, seien die Wasserstraßen Vertreter der internationalen Freihandelspolitik, Förderer der ausländischen Einfuhr.†††) Ueber die Binnenschiffahrtsvereine hat man von diesem Standpunkte folgende Auffassung: „In geschickter Weise wurden die selbstsüchtigen Interessen des freihändlerischen Großhandels und der Schiffahrtsinteressenten unter der Maske der Gemeinnützigkeit versteckt, und so gelang es auch, eine große Anzahl von Persönlichkeiten für diese Vereine zu gewinnen, welche mit ihren eigentlichen Zwecken durchaus nicht einverstanden waren. „Und noch heute gibt es" — so fährt unser Gewährsmann wörtlich fort — „weite Kreise, welche vom Freihandel nichts wissen wollen, aber für den freien Verkehr auf den Wasserstraßen schwärmen, ohne sich klar zu machen, daß der abgabenfreie Verkehr auf den Wasserstraßen und deren billige Frachten im Grunde denselben Zwecken dienen und dieselben Folgen haben, nämlich eine Herabsetzung der auf die ausländische Einfuhr gelegten Zölle und Förderung der ausländischen Einfuhr.§)"

5. Die Meinung, daß wenigstens den Konsumenten in Gestalt billiger Kohle und billigen Brots der Dienst der Wasserstraßen zu Gute komme, sei falsch. Ulrich führt hierfür statistische Quellen§§) an, die wir eingehender zu prüfen haben werden.

6. Nicht nur die Meinung, daß die überseeische landwirthschaftliche Konkurrenz nur etwas Vorübergehendes sei, zwinge dazu, die nationale Handelspolitik durch hohe Flußabgaben zu ergänzen, sondern auch die seit Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrages sich anscheinend anbahnende Aenderung der englischen Handelspolitik sei ein Anlaß für Deutschland, hinsichtlich seiner Wasserfrachten schleunig freie Hand im Sinne des Agrarschutzes zu gewinnen.§§§)

Soweit die Argumente, mit denen wir uns zu beschäftigen haben.

Wir wollen das bestehende handelspolitische System als etwas Gegebenes hinnehmen. Mag man auch manches, der eine so der andere so, geändert wünschen, so ist doch unleugbar, daß Deutschland sich unter diesem System zu

*) Vergl. l. c. Seite 21. Dies bestreitet Kurs in seinen Untersuchungen

**) l. c. Seite 28.

***) l. c. Seite 15—17, 47.

†) l. c. Seite 20/21.

††) l. c. Seite 6 und 7.

†††) l. c. Seite 26.

§) Vergl. l. c. Seite 27.

§§) l. c. Seite 22, 44.

§§§) l. c. Seite 2 und 45.

einer wirthschaftlichen Weltmacht entwickelt hat, wie das ja anläßlich der jüngsten Marinevorlage eingehend von der Regierung anerkannt und dargelegt wurde. Es ist Thatsache, daß Deutschland schneller als viele andere Länder in der Epoche 1879—98 Fortschritte gemacht hat, obwohl zahlreiche Kreise, die an schwerere frühere Zeiten nicht mehr sich erinnern, laute Klagen erheben, und obwohl eine landwirthschaftliche Krisis für gewisse Gebietstheile nicht in Abrede gestellt werden soll.

Nehmen wir die bestehende Handelspolitik als gegeben, so behaupte ich, daß sie durch die die Abgaben auf Rhein und Elbe betreffenden Vorschläge nicht verbessert, nicht vollkommener durchgeführt wird, sondern daß sie unhaltbar gemacht würde, wenn der Verkehr auf Rhein und Elbe in dem angeregten Sinne erschwert und vertheuert würde. Man verbessert nicht ein Kompromiß, wenn man einen Gedanken, der neben anderen darin berücksichtigt ist, auf Kosten der übrigen ins Extreme treibt. Ich hoffe endlich, zu zeigen, daß noch nie, wo man sonst „nationale Wirthschaftspolitik“ zu treiben suchte, der Gipfel der Weisheit in Vertheuerung der Frachten bestanden hat. Außerdem müssen aber auch einzelne kleinere Irrthümer, von denen die eben geschilderte Argumentation für Flußzölle ausgeht, nebenbei erörtert werden.

1. Irrig ist zunächst die Vorstellung, als ob die Ermäßigung und Aufhebung der Elb- und Rheinschiffahrtsabgaben bloß von freihändlerischen Theoretikern und Großkaufleuten ausgegangen sei. Die freihändlerische Auffassung überwog allerdings in den sechziger Jahren beim Durchdringen des Prinzips der Abgabenfreiheit der Ströme. Wer waren aber diese damaligen Freihändler? Waren das wirklich bloß die Großkaufleute, über die sich Ulrich und einige Andere so unfreundlich äußern, als ob sie garnichts für die nationale Sache auf Handelstagen und volkswirthschaftlichen Kongressen geleistet hätten? Waren es außerdem bloß Doktrinäre? Nein, den Rückhalt fand die Freihandelsströmung bis 1873 bei allen Parteien; die extremsten Freihändler aber, welche 1873 die Eisenzölle unbedenklich bei hereinbrechender Krisis aminderten, waren die konservativen Landwirthe des Nordostens. Der konservative Führer v. Blanckenburg dachte 1869 daran, eine neue Interessenpartei auf Basis des Freihandels zu gründen; ein so vorsichtiger Mann wie Windthorst erklärte 1873:

„Ich vertraue der freiheitlichen Richtung im Handelssystem immer mehr, ich bin überzeugt, dieselbe ist stetig im Fortschritt, und jeder Versuch, dieselbe dauernd zur Umkehr zu bringen, wird jämmerlich scheitern.“*)

Wenn die Freigabe der Flüsse von Abgaben wirklich der freihändlerischen Strömung entsprang, so waren damals an dieser Bewegung die hervorragendsten Männer aller Parteien, vor Allem die Grundbesitzer mitbetheiligt, und nicht bloß Großhändler und Doktrinäre.

2. Freigabe der Wasserstraßen von Abgaben ist aber garnicht etwas spezifisch freihändlerisches. Zwei anerkanntermaßen hartnäckig schutzzöllnerische Länder sind gegenwärtig die Vereinigten Staaten und Frankreich. Beide Länder halten es mit ihrer Handelspolitik für verträglich, die Binnenschiffahrt auf staatlichen Wasserstraßen abgabenfrei zu gestatten.**)

Irrthümlich ist ferner die Auffassung, als ob bei der Binnenschiffahrtsbewegung bloß die freihändlerischen Großhändler, die Schiffahrtsinteressenten, die Wasserbautechniker selbstsüchtig ihren Vortheil suchten, und die nicht freihändlerischen Mitglieder der Binnenschiffahrtsvereine sich nicht über die Sache klar wären, der sie anhängen. Unter den Mitgliedern des Großen Ausschusses des Centralvereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt für 1896/99 befinden sich die bekannten Schutzzöllner Bueck, Dr. Beumer, Dr. Hammacher, d. h. die Vertrauensmänner der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie und des Bergbaus; diesen Männern wird nur ein völlig den Dingen Fernstehender nachsagen, daß sie sich bei Bestrebungen betheiligen, die sie als der heutigen Zollpolitik widersprechend ansehen. Ebenso finden sich Großgrundbesitzer unter den Theilnehmern, unter diesen sogar der bekannte agrarische Führer, Graf Mirbach-Sorquitten. Sollten all diese Männer die Ziele der Binnenschiffahrtsbewegung nicht zu beurtheilen vermögen?

Ist denn aber bisher in der Geschichte es als nationale Politik angesehen worden, daß man, wenn einem der Himmel ein Verkehrsmittel wie den Rheinstrom beschert hat, alles thut, um den Verkehr auf dieser Wasserstraße zu vertheuern? Wenn man den merkantilistischen Herrschern des 16. bis 18. Jahrhunderts auch alles Ueble nachreden wollte, das kann doch kein Mensch ableugnen, daß sie eine nationale Politik treiben wollten, die noch dazu der heutigen Schutzzollpolitik in manchem so ähnlich sieht, daß ein hervorragender Nationalökonom letztere als Wiederbelebung des Merkantilsystems bezeichnet hat. Haben aber die merkantilistischen Politiker, haben Colbert und die deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts nicht alles gethan, um Landverkehr und Wasserverkehr zu fördern und zu verbilligen, Kanäle mit Opfern anzulegen u. s. w.?

Der Rathschlag, daß man das Wirthschaftsleben einer nach Eroberung des Weltmarkts sich abringenden Nation durch Vertheuerung des Frachtverkehrs — noch dazu bei günstigem Stande der Finanzen — heben und fördern solle, ist ein Novum.

3. Nicht unzutreffend ist dagegen der Hinweis des Autors, der für hohe Flußabgaben eintritt, auf die Thatsache, daß mit Vertiefung der Fahrrinne und Fortschreiten der Technik die Verwendung größerer Schiffsgefäße sich in der Binnenschiffahrt einbürgert,*) sowie daß von den Schiffen, die bei Emmerich den Rhein passiren, 1886—1895 diejenigen mit niederländischer Flagge überwogen.

Hierzu ist jedoch Folgendes zu bemerken. Soll es denn zum Einschreiten des Staates Anlaß geben, wenn Schiffe mit über 2000 Tonnen Tragfähigkeit konstruirt werden, von denen ein einziges 200 Eisenbahnwaggons zu 10 Tonnen ersetzt?**) Werden die kleinen Schiffe die Konkurrenz der großen leichter bestehen, wenn sie beiderseits mit beträchtlichen Abgaben belastet werden?

Was aber das häufige Vorkommen der ausländischen Flagge auf dem Rheine anlangt (für die Elbe ist meines Wissens nichts derartiges nachgewiesen), so machte Dr. H. Rentzsch 1893 darauf aufmerksam, daß ein ganz erheblicher Theil der unter holländischer Flagge fahrenden Schiffer Deutsche seien, die sich der fremden Flagge bedienten, um der Vortheile des holländischen Schiffshypothekarrechts theilhaftig zu werden.***) Ob dies seit dem deutschen Binnenschiffahrtsgesetz anders geworden ist, vermag ich nicht zu kontrolliren, ebensowenig ob der Bruchtheil deutscher Schiffe, die sich 1893 der niederländischen Flagge bedienten, sehr groß war. Jedenfalls ist aber sehr zu überlegen, ob wir Deutsche ein besonderes Interesse daran haben, mit Erschwerungen gegen die unter holländischer Flagge fahrenden Schiffe vorzugehen, bloß um unser deutsches Kraftbewußtsein zu entfalten und einen Nachbar, mit dem wir im besten Einvernehmen lebten, und der unserer Schiffahrt eifriges Entgegenkommen beweist, um eines geringen Anlasses willen zu unserem Feind zu machen.

*) Vgl. W. Lotz, Die Ideen der deutschen Handelspolitik, Leipzig 1892, S. 92, 103.

**) Vgl. über neuere französische Projekte bezüglich Schiffahrtsabgaben Artikel Navigation intérieure in L. Say's Dictionnaire des Finances. Sonderbarerweise tadelt Ulrich, der das Verhalten Frankreichs und Nordamerikas nicht erwähnt, die Flußzollbeseitigung in Deutschland als freihändlerisch, während er rühmt, daß im freihändlerischen England die Interessenten ihre Kanäle selbst bezahlt hätten.

*) Vgl. Ulrich l. c. S. 17.

**) Früher zahlte man Prämien, wenn große Seeschiffe gebaut wurden.

***) Vgl. Mittheilungen des Centralvereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt. 1893, S. 159 ff. — Vgl. auch die in ähnlichem Sinne gehaltene Bemerkung von Kurs im Supplementband I. zum Handwörterbuch der Staatswissenschaften S. 515

Vielleicht kann die Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu Holland in der Zukunft einmal als viel werthvoller sich herausstellen, als der kleine Vortheil, der aus Aerger über das Vorkommen der niederländischen Flagge angestrebt werden könnte.

(Ein Schlußartikel folgt.)

München. Walther Lotz.

Erfinder-Arbeit.

Nach den offiziellen Mittheilungen, welche das kaiserliche Patentamt veröffentlicht, sind im Jahre 1897 im Ganzen für Deutschland zum Patent 18 347 neue Erfindungen angemeldet worden, von denen jedoch nur ein kleiner Theil als patentfähig anerkannt worden ist, denn es sind im Laufe des Jahres nur 5 440 Patente ertheilt worden.*) Das ist ein Verhältniß, welches beweist, wie viel Mühe und Arbeit auf die „Erfindung" von Gegenständen verwandt worden ist, welche entweder schon vorher von einem anderen erfunden worden sind, welche also nur als „Nacherfindungen" bezeichnet werden können, oder welche von den Sachverständigen des Patentamts als des Patentschutzes nicht werth, als dafür ungeeignet bezeichnet worden sind. Es ist schade um die verlorene Arbeitskraft, es ist schade um das unnütz ausgegebene Geld und es ist auch schade um die Mühe, welche sich die Mitglieder des Patentamtes mit der Prüfung von werthlosen Erfindungen machen müssen.

Diese als nutzlos bezeichnete Arbeit, d. h. sowohl das Ausarbeiten als auch die Prüfung von Erfindungen, welche an und für sich werthlos sind, ist aber leider mit der Zahl der abgewiesenen Patentanmeldungen nicht erschöpft. Es sind im Ganzen seit dem Bestehen des Patentgesetzes 222 046 neue Erfindungen zur Patentirung angemeldet, aber nur 96 190 Patente ertheilt worden, so daß also das Patentamt 125 856 Erfindungen nach eingehender Prüfung als nicht patentfähig erkannt hat.**) Das macht für die zwanzig Jahre der Gültigkeit des neuen Patentgesetzes durchschnittlich 6000 Prüfungen, welche man als nutzlose Arbeit bezeichnen muß, im Jahr; es hat sich aber, wie die statistischen Zahlen beweisen, schließlich auch ein sehr großer Theil derjenigen Erfindungen, welche als patentfähig anerkannt wurden, als wirthschaftlich nutzlos gezeigt, indem von den ertheilten Patenten nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil sich als gewinnbringend für die Erfinder erwiesen hat, und es war also auch bei diesen die Prüfung durch die Mitglieder des Patentamts nutzlose Arbeit. Das erhellt sehr deutlich aus der geringen Zahl von Patenten, für welche längere Zeit die Patentgebühren bezahlt werden; so sind z. B. von den im Jahre 1883 ertheilten 4 848 Patenten, welche im Jahre 1897 noch alle hätten in Kraft sein müssen, wenn die Erfinder und glücklichen Patentinhaber es für der Mühe werth erachtet hätten, Jahr für Jahr die immer steigende Patentgebühr zu zahlen, nur noch 177 in Kraft gewesen, also nur 3,6 Proz.; von den im Jahre 1884 ertheilten 4 459 Patenten waren nur nach 208, d. h 4,6 Proz. in Kraft. Natürlich steigt der Prozentsatz mit der Abnahme der Zeit, welche von dem Tage der Patentertheilung an verstrichen ist, denn jeder Patentnehmer hofft ja, daß sich seine Erfindung als gewinnbringend erweisen wird, und wenn der Gewinn im ersten Jahr ausbleibt, so zahlt er hoffnungsvoll noch die Patentgebühr für das zweite und auch wohl noch für das dritte Jahr. Wenn sich aber auch dann noch kein Erfolg zeigt, so geht er schon etwas zaghafter an die Zahlung der Gebühr für das vierte Jahr und dann nimmt die Zahl derer, welche trotz des Mißerfolges weiter zahlen, schnell ab. So kommt es, daß von den 96 190 Patenten, welche in den Jahren 1877 bis 1897 auf 222 046 Anmeldungen hin ertheilt worden sind, am Schluß des Jahres 1897 nur noch 19 334 in Kraft waren. Ist diese Zahl schon an und für sich ungünstig, so wird sie noch ungünstiger, wenn man bedenkt, daß die 5 440 Patente, welche im Jahre 1897 ertheilt worden waren, naturgemäß noch am Schluß des Jahres in Kraft sein mußten, da ja die ersten Gebühren erst im laufenden Jahre bezahlt waren. Es bleiben denn also nur noch 13 486 Patente übrig, für welche mehr als eine Jahresgebühr bezahlt worden ist.

Die zur Patentirung angemeldeten Erfindungen haben sich sehr ungleichmäßig auf die verschiedenen Klassen, in welche das Patentamt die Erfindungen eingetheilt hat, vertheilt. Wir können hier nicht alle die Zahlen für alle Klassen mittheilen; wir wollen nur erwähnen, daß im Jahre 1897 die größte Zahl der Anmeldungen — entsprechend der augenblicklichen Vorliebe für Fahrräder — in die Klasse 63, welche Sattlerei, Wagenbau und Fahrräder umfaßt, mit 1897 Anmeldungen entfällt, dann folgt die Klasse 21 (Elektrische Apparate und Maschinen) mit 931 Anmeldungen und als dritte die Klasse 20 (Eisenbahnbetrieb) mit 652 Anmeldungen. Die drei Klassen, in denen am wenigsten neue Erfindungen angemeldet wurden, sind: Klasse 73 (Seilerei) mit 11 Anmeldungen, Klasse 43 (Korbflechterei) mit 8 Anmeldungen und Klasse 62 (Salinenwesen) mit 2 Anmeldungen. Was die Ertheilung von Patenten anbelangt, so wurden in Klasse 63 (Sattlerei u. s. f.) im Jahre 1897 351 Patente ertheilt, in Klasse 20 (Eisenbahnbetrieb) 231 Patente, in Klasse 21 (Elektrische Apparate) 230 Patente u. s. f. wie in Klasse 73 (Seilerei) 4 Patente, in Klasse 56 (Pferde- und andere Zugthiergeschirre) 2 Patente und in Klasse 62 (Salinenwesen) kein Patent.

Fragt man nun aber, welche Summen von Erfindern geopfert werden, um für ihre Erfindungen Patente zu erlangen, von denen sich schließlich ein so großer Theil als ziemlich werthlos erweist, so kann darüber die Veröffentlichung des Patentamtes natürlich nur theilweise Aufschluß geben, da sie nur die dem Patentamt direkt gezahlte Summen umfaßt. Aus ihr ersehen wir, daß in den Jahren 1877 bis 1897 gezahlt worden sind:

an	Patent-Anmeldegebühren . . .	4 409 335 Mk.
„	Patentgebühren	30 234 290 „
„	Patent-Zuschlagsgebühren . . .	96 540 „
„	Beschwerdegebühren	743 140 „
„	Gebühren für Nichtigkeits- und Zurücknahme-Verfahren . . .	28 650 „
	Summa . .	35 511 955 Mk.

wobei wir eine kleine Summe von 3 400 Mk., welche durch Vorausbezahlung von Gebühren eingekommen ist, unberücksichtigt lassen.

Diese 35 511 955 Mk. bilden aber, wie schon gesagt, nur einen kleinen, vielleicht sogar nur einen sehr kleinen Theil des Geldes, resp. der Werthe, welche für die angemeldeten und ertheilten Patente ausgegeben worden sind. Es kommt dazu das Geld, welches die Erfinder für Schreiber, Zeichner, für Herstellung der Modelle und für die Patentanwalte ausgegeben haben. Das wird wohl eine Summe sein, welche der Einnahme des Patentamtes nicht viel nachstehen wird; wer aber kann es unternehmen, den Werth der auf die Erfindungen verwendeten geistigen und körperlichen Arbeitskraft zu schätzen? Dabei würde man auf Summen kommen, welche den Laien in Erstaunen setzen. Denn wenn wir z. B. nur die Arbeitszeit, welche ein Erfinder an seine Erfindung verwendet, durchschnittlich auf 30 Tage

*) Wir wissen sehr wohl, daß sich die ertheilten Patente nicht mit den zur Patentirung angemeldeten Erfindungen decken, denn es bleiben am Schluß des Jahres stets eine Anzahl von unerledigten Sachen zurück, die erst im neuen Jahre zur Patentirung, resp. zur Abweisung gelangen. Da man aber annehmen kann, daß etwa die gleiche Zahl von Anmeldungen aus dem Vorjahr als unerledigt übernommen und erst im Berichtsjahre zur Erledigung gekommen ist, so wird sich das so ziemlich ausgleichen.

**) Unter diesen befindet sich auch eine kleine Zahl (im Ganzen 411) von Erfindungen, welche von den Erfindern vor der Entscheidung des Patentamtes zurückgezogen worden sind.

und den Arbeitswerth eines Erfinders auf täglich 15 Mk. — gute Techniker erhalten in ihren Fabriken 10 000 Mk. jährlich und darüber —, annehmen, so erhalten wir für die 222 046 angemeldeten Erfindungen als Aequivalent dieser Arbeit die Summe von 99 920 700 Mk., also etwa das Dreifache dessen, was das Patentamt eingenommen hat. Und mit welcher Summe will man den Werth der Geistesarbeit des Erfinders, welcher sich oft jahrelang in seinen Gedanken mit seiner Erfindung beschäftigt und sie nach allen Richtungen hin erwogen hat, in die Rechnung einstellen?

Man wird uns zugeben, daß dies Werthe sind, welche im wirthschaftlichen Leben eines Volkes eine Rolle spielen, und man wird es bedauern, daß ein so großer Theil derselben als nutzlos ausgegeben erscheint, aber man muß sich klar machen, daß eine Aenderung hierin nicht möglich ist. Selbst wenn man, wie ja schon gefordert ist, überhaupt die Patente abschaffen wollte, so würde damit doch nur ein kleiner Theil der Kosten fortfallen, denn die Erfinder werden auch ohne Patentgesetz thätig bleiben. Der menschliche Geist wird immer daran arbeiten, die Hervorbringung von Werthen immer vollkommener zu gestalten, und ein jeder, der einigen Einblick in die Geheimnisse der Technik hat, wird auch wissen, daß es ohne werthlose Erfindungen keine werthvollen Erfindungen geben würde. Deshalb müssen wir die Dinge nehmen, wie sie sind: wir können die unglücklichen Erfinder, welche Geistesanstrengung, Arbeitskraft, Mühe und Geld daran wenden, um schließlich keinem Erfolg zu gelangen, bedauern — als nutzlos für die Entwicklung unseres wirthschaftlichen Lebens und unseres Nationalwohlstandes können wir sie nicht ansehen. Sie mögen sich mit dem Bewußtsein trösten, daß, wenn ihre Geistesarbeit auch ihnen selbst keinen Nutzen gebracht hat, sie doch ihr bescheidenes Theil beigetragen haben an dem allgemeinen Fortschritt und so verdienen, daß man ihrer nicht ganz vergesse.

Gustav Lewinstein.

Theodor Fontane.

„Meine Kinderjahre" war der Titel eines autobiographischen Werkes, das Theodor Fontane vor längerer Zeit hat erscheinen lassen. Ihm folgt jetzt ein zweites Werk,*) das dem Titel nach die Zeit von 1839 bis 1849 umfassen soll, aber noch Franktireurs-Streifzüge nach vorwärts und rückwärts macht.

Als ich die ersten Bogen des Buches gelesen hatte, war ich mit meinem Urtheil schnell fertig; ich wollte sagen: „Eine überaus liebenswürdige Person hat hier ein liebenswürdiges Werk geschaffen." Als ich aber zu den letzten Bogen vorgedrungen war, ersah ich zu meinem Schrecken, daß Fontane sich diese banale Kritik im Voraus verbeten hat. Das Wort „liebenswürdig" bezeichnet kein Lob; auch ein Hohlkopf und ein Lump kann liebenswürdig sein.

Ich halte also mein erstes Urtheil zurück und versuche dem Kern der Persönlichkeit auf andere Weise näher zu kommen. Wenn man an Fontane mit Goethe die Forderung stellt:

> Ihr sollt uns heut
> zur Rede stehn mit Deutlichkeit
> und nicht mit dunklem Wesen,

oder mit Schiller:

> Ich geh' Euch nicht eher vom Leibe,
> Einen allgiltigen Satz und der auch allgemein gilt,

was würde er antworten? Wenn es mir einigermaßen gelungen ist, in Fontane's Denkweise einzudringen, so würde er seine Weltanschauung etwa in folgende Worte zusammenfassen: „Es kommt zuweilen vor, daß der Mensch Recht hat, aber gewöhnlich hat er Unrecht." Man soll sich daher zu seinen Irrthümern freimüthig bekennen, weil Andere auch irren, und man soll die Irrthümer Anderer schonend beurtheilen, weil man selbst irrt. Der Mensch kann schließlich nichts sagen als: „Hier bin ich", daß Freunde seiner schonend sich erfreuen.

Es geht durch Fontane's ganzes Buch ein Zug von jener edlen, milden, herzerquickenden Ironie, die Friedrich Schlegel, es werden jetzt gerade hundert Jahr her sein, für den Grundpfeiler der Poesie erklärt hat. Fontane's Balladen sind wohl der letzte Ausläufer der romantischen Schule, aber ein glänzender Ausläufer. Einzelne von ihnen, beispielsweise „Monmouth" gehören durchaus zum Schönsten, was je in deutscher Sprache gedichtet ist.

Fontane ist weit von der Anschauung entfernt, daß die bestehende Welt die beste aller möglichen Welten sei; aber daß sie nicht die beste aller Welten ist, das ist gerade das Beste an ihr. Denn es schafft uns die wundervolle Möglichkeit, von einer besseren Welt zu träumen, und diese Freude ist die höchste, die dem Menschen vergönnt ist.

Fontane sieht, was nicht leicht ein anderer Mensch sieht, und er denkt, was nicht leicht ein anderer Mensch denkt. Von seiner Kraft zu sehen hat er in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" einen glänzenden Beweis gegeben. Wer hätte wohl früher gedacht, daß in dieser Mark, in der ein Heine und ein Rückert Nichts gesehen haben als dicken Sand und ungeschliffene Leute, es so viel Dinge gibt, die zu sehen sind und die dem Herzen Freude machen!

Wenn ich sagte, daß Fontane auch denkt, was nicht leicht ein anderer Mensch denkt, so bedarf das der Erläuterung, um nicht ein falsches Bild zu geben. Fontane denkt nie gegen den Strich; nicht ein einziges Mal kommt er mit dem, was der gesunde Menschenverstand denkt, in Widerspruch. Aber neben dem, was der gesunde Menschenverstand denkt, hat er immer noch einzelne Gedanken zum Privatgebrauch, über die man streiten könnte, aber nicht streiten mag, denn da Fontane so Vieles gelten läßt, warum sollten wir nicht auch seine Gedanken gelten lassen.

Ein anderer neuerer Autobiograph, der nebenher noch Dichter ist und sich, vielleicht allzuhoch, in die dritte Rangklasse der Dichter eingeschätzt hat, ist am Schlusse seiner dickleibigen Autobiographie auf den begründeten Verdacht gekommen, er sei wohl eitel und hat sich damit getröstet, daß Jedermann eitel sei. Nun, Fontane liefert ihm den Beweis, daß eine Selbstbiographie ohne Eitelkeit bestehen kann. Man findet in dem ganzen Buch keine einzelne eitle Zeile, freilich auch keine von Bescheidenheit zeugende Zeile, denn zur Schau getragene Bescheidenheit ist Eitelkeit. Es findet sich das Bestreben, objektiv zu sein und das Urtheil dem Leser anheimzustellen. Es findet sich das Bestreben, zwar Nichts zu sagen, was nicht der Wahrheit gemäß ist, aber auch Nichts zu sagen, was nicht gesagt zu werden verdient und was nicht durch einen poetischen Abklärungsprozeß gegangen ist. Man findet kaum eine Seite, die man sich nicht als den Bestandtheil eines Romans denken könnte.

Ich hebe aus dem Inhalt des Buches zunächst das Kapitel hervor, das vom 18. März 1848 handelt. Nachdem ich vor einiger Zeit an dieser Stelle aus meinen Erinnerungen nachzuweisen versucht habe, daß von einer geplanten Verschwörung nicht die Rede sein kann, sondern daß der Barrikadenkampf für Jedermann eine große Ueberraschung, die größte aber für die Barrikadenkämpfer war, ist es mir eine große Freude, daß Fontane dieselbe Anschauung hat. Er war damals fast doppelt so alt wie ich und um dreizehn Jahre reifer. Man wird auch nicht umhin können, sein Zeugniß für unbefangener gelten zu lassen als das meinige. In den jüngst erschienenen Erinnerungen des Prinzen von Hohenlohe, ohne Zweifel eines gescheidten Mannes, ist von Neuem der Beweis versucht worden, daß eine Verschwörung stattgefunden habe, daß

*) Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Berlin. F. Fontane & Co.

womöglich die Polizei von dieser Verschwörung Kenntniß gehabt hat, und pflichtwidrig ihre Verfolgung unterließ. Wer Fontane's Darstellung liest, wird zu der Ueberzeugung kommen, daß der Straßenkampf unterblieben wäre, wenn nicht die Regierung unbegreiflich kopflose Handlungen begangen hätte.

Das umfassendste Kapitel gilt der Dichtergesellschaft, die den Namen „Tunnel unter der Spree" führt, und hiervon ist wieder ein sehr bedeutender Abschnitt dem Andenken Storm's gewidmet, nach meiner Auffassung des größten deutschen Dichters aus der nachklassischen Zeit.

Es war eine bunt zusammengesetzte Gesellschaft. Der hohe Beamte saß in ihr neben dem Bäckergesellen, und um das zu ermöglichen, hatte jeder eine Maske vorgebunden, das heißt er wurde nicht bei seinem wirklichen Namen und Titel, sondern bei einem nom de guerre gerufen. Der wirkliche Dichter, wie Storm, Paul Heyse, Fontane, allenfalls Scherenberg, saß neben dem gedankenlosen Vielschreiber, wie Heinrich Smidt, oder neben dem Homunkulus-Talent, das sich fortdauernd sehnt, zu „entstehen", wie Merckel oder Lepel, und selbst neben so unfeinen Gesellen wie Louis Schneider oder Wollheim da Fonseka. Das Lokal, in welchem sich die Gesellschaft versammelte, lag an dem damals noch nicht zugeschütteten „grünen Graben" und so mag sich denn auch der grüne Graben gleich der Ilm rühmen, daß seine leise Welle im Vorübergehen manches unsterbliche Lied gehört hat. Aber eine gegenseitige Einwirkung der Mitglieder fand nicht statt. Jeder ging seine Wege, der Eine ging zum Olymp und der Andere in den Morast. Von einer Berliner Dichterschule, einer Tunnelschule kann nicht die Rede sein. Die einzige Verbindung zwischen den Mitgliedern bestand darin, daß sie sich ihre Werke vorlasen, und es wurde unendlich häufiger Schlechtes als Gutes gelesen.

Auch außerhalb des Tunnelkreises gehen eine Reihe von interessanten Charakterköpfen an uns vorüber. Von den mir persönlich bekannten finde ich Julius Faucher, Hermann Maron, den Kunstschriftsteller Manasse Unger außerordentlich richtig aufgefaßt.

Ich mag nicht ausschließlich loben und so will ich denn einer Stelle des Buches gedenken, die mich in aufrichtige Entrüstung versetzt hat. Fontane erklärt, diese Erinnerungen nicht weiter fortsetzen zu wollen. Pfui! Das ist unliebenswürdig, das ist unfontanisch. Fontane ist noch lange nicht achtzig Jahre alt und daher viel zu jung, um seine Feder rosten zu lassen.

Alexander Meyer.

Die Leidensgeschichte der Sandwichinseln.

I.

Die Frage, ob die Sandwichinseln dem Körper der Amerikanischen Union einverleibt werden, oder ihre Unabhängigkeit bewahren sollen, ist vor einigen Tagen durch die Annexion Seitens der Vereinigten Staaten erledigt worden. Auch in Deutschland hat man über den Gegenstand viel geschrieben — aber die deutschen Diskussionen boten fast durchweg den besten Beweis dafür, daß der Gegenstand der Streitfrage viele Tausende von Meilen entfernt war. Für mich hat die einsame Gruppe von Inseln mitten im Stillen Ozean seit Jahren einen großen Reiz besessen. Sie bieten nicht nur dem Naturforscher ein unerschöpfliches Feld, sondern auch dem Ethiker, Kulturhistoriker und Menschenfreund, der den moralischen und physischen Einfluß moderner Zivilisation auf das Individuum und namentlich auf den Naturmenschen beobachtet. Das durch Missionare verbreitete Christenthum spielt nur allzu oft die Rolle eines Treibhauses, in welchem durch eine künstliche Atmosphäre Pflanzen zum schnellen Ansetzen neuer Triebe gezwungen werden, um in diesen unnatürlichen Auswüchsen ihre Lebenskraft zu vergeuden und später desto schneller am Sonnenlichte abzusterben. Man schreibt so oft über die Segnungen der Missionen und so selten über den Fluch derselben. Man zählt so häufig die Häupter der Getauften und übersieht die große Zahl derer, die mit dem Dogma auch die Laster der weißen Apostel annehmen. Und da möchte ich denn denen, die missionsfreundlich die Verkünder ihres Glaubensbekenntnisses in alle Ecken der Welt senden, einmal ein Bild vorhalten, das mit realistischer Schärfe den Einfluß veranschaulicht, welchen nur allzu oft weiße Menschen mit ihrem sogenannten Christenthum an anders farbige Rassen ausüben.

Mitten im nördlichen Theile des Stillen Ozeans, ungefähr 2000 englische Meilen von San Franzisko und 4000 Meilen von dem australischen Festlande entfernt, liegen die Sandwich Islands, von den Bewohnern gewöhnlich Hawaiian Kingdom und amtlich Hawaiinei genannt. Die Gruppe besteht aus zwölf Inseln, von denen jedoch nur acht (Hawaii, Maui, Kahoolawe, Lanai, Molokai, Oahu, Kauai und Niihau) mit einem Flächenraume von etwa 6700 englischen Quadratmeilen bewohnbar sind, da die übrigen vier nur aus nackten Felsklippen bestehen. Hawaii umfaßt beinahe zwei Drittel des gesammten Terrains und kommt an Größe dem Staate Konnektikut gleich, während die ganze Gruppe ungefähr die Größe des Königreichs Sachsen besitzt. Das Klima dieser merkwürdigen vulkanischen Landbildungen ist ein weit kühleres als das aller übrigen in demselben Breitengrade gelegenen Länder (18° 50' bis 22° 20' nördlicher Breite, zwischen 154° 53' bis 160° 15' westlicher Länge von Greenwich). Den Vorzug der kühlen Temperatur verdanken die Inseln einerseits den beständigen Passatwinden, andererseits auch den kühlen Strömungen, welche den Ozean von der Richtung der Beringstraße durchqueren. Das Klima bietet außerdem noch die merkwürdige Erscheinung, daß es in den östlichen und westlichen Hälften wesentlich verschieden ist. Die ganze östliche Seite ist den Winden und auch dadurch dem Regen stark ausgesetzt, sodaß sie sich mit den schönsten Waldungen bekleiden konnte, während die westliche Hälfte durch hohe Gebirgszüge vor Regen und Wind so geschützt bleibt, daß sich hier wüstenähnliche Striche gebildet haben. Da das Land seine Entstehung ganz und gar vulkanischer Thätigkeit zu verdanken hat, besitzt der Boden nicht dieselbe unerschöpfliche Fruchtbarkeit, wie man sie sonst so häufig in tropischen Gegenden findet — dafür wurden die Eingeborenen durch das Fehlen jeglichen Ungeziefers (wie Moskitos und Schlangen) und durch die Trefflichkeit des Klimas reichlich entschädigt, so daß in früheren Zeiten Krankheiten hier fast unbekannt waren. Die Flora bestand aus verhältnißmäßig wenigen Pflanzengattungen, jedoch waren die vorhandenen Arten vollkommen hinreichend, um den Eingeborenen ein sorgloses Dasein zu sichern. Auch das Thierreich war nur spärlich vertreten, und zwar war die Armuth an Arten so groß, daß zur Zeit der ersten Ankunft des Kapitän Cook keine anderen Vierfüßler auf den Hawaischen Inseln existirten, als Hunde, Schweine und Mäuse. An Metallen fehlte es auf der Inselgruppe fast gänzlich. Da das Handwerkszeug somit ein äußerst primitives bleiben mußte, waren die Eingeborenen in ihrer fortschrittlichen Entwickelung sehr gehemmt. Trotzdem erreichten sie, vermöge ihrer hervorragenden Intelligenz, eine weit höhere Kulturstufe, als die übrigen polynesischen Völker, die mit weit besseren Hilfsmitteln ausgestattet waren.

Die Frage der Abstammung der Sandwichinsulaner ist noch nicht sicher gelöst worden. Wie man jedoch aus Aehnlichkeiten der Sprache, aus heimischen Sagen und aus Uebereinstimmung der religiösen Systeme entnehmen kann, gehören alle Stämme auf den zahlreichen über eine Entfernung von 4000 englischen Meilen entfernten Inseln zwischen New-Zealand und Hawaii einer einzigen Völkerfamilie an, nämlich der polynesischen.

Die Insulaner zerfielen in drei streng geschiedene Klassen: 1. den Adel (alii), der die Häuptlinge nebst ihren Familien umfaßte; 2. die Priester (Kahuna) nebst

den Zauberern und Heilkünstlern; 3. das gemeine Volk (makaainana) und (wenn man will) 4. die Sklaven, die meist aus Kriegsgefangenen bestanden.

Man glaubte, daß der Adel direkt von den Göttern abstamme und daß die Mitglieder dieser Kaste mit übernatürlichen Kräften begabt seien. Bei der Geburt oder dem Tode eines Häuptlings erwartete das Volk in stummer Ehrfurcht Donner, Blitz, Regenbogen und sonstige Zeichen einer trauernden oder frohlockenden Natur. Allerdings war auch der Unterschied in dem physischen Bau des Adels und gemeinen Volkes ein außerordentlicher und merkwürdiger, so daß man gewöhnlich ohne Schwierigkeiten einen Adligen an seiner Körpergröße und sonstigen physischen Vorzügen erkennen konnte, trotzdem im Allgemeinen der Körperbau der Insulaner an und für sich ein prächtiger war. Wer einmal als Adliger geboren wurde, konnte niemals degradirt werden und sogar adlige Kriegsgefangene, deren Leben verschont blieb, wurden in einer ihrem Range angemessenen Stellung belassen. Die Kaste des Adels zerfiel jedoch wiederum in viele Grade und Untergrade. Die höchsten Häuptlinge galten als heilig. Bei ihrem Herannahen mußte das Volk sich auf den warnenden Ruf „E moe o!“ zu Boden werfen. Manche der Häuptlinge waren so heilig, daß sie sich überhaupt bei Tage nicht zeigten. Wer das Unglück hatte, sie auf ihren nächtlichen Exkursionen zu schauen, oder auch nur den Schatten ihres Hauses zu durchschreiten, war sicherem Tode verfallen.

Während die Häuptlinge oft nach eigenem Gutdünken aus der Adelskaste ihre Nachfolger wählten, war die Würde der Priesterschaft eine erbliche. Die Priester galten als direkte Vermittler zwischen Göttern und Menschen. Als solche besaßen sie natürlich schon hohes Ansehen; dasselbe wurde jedoch wesentlich durch die Thatsache verstärkt, daß es ihnen oblag, die Menschenopfer für die Götter zu wählen. Im Ganzen bildeten die Priester die ausschließliche Kaste, die genug Bildung besaß, um die geringe Summe ihrer mit krassem Aberglauben gemischten Kenntnisse von Generation zu Generation zu vererben.

Auch das gemeine Volk zerfiel in verschiedene Rangstufen, die jedoch nicht von der Geburt, sondern von dem Ansehen abhingen, in welchem verschiedene Berufsarten gehalten wurden. Am tiefsten standen natürlich die Kriegsgefangenen Sklaven, die ein besonderes Abzeichen an der Stirn tragen mußten.

Naturerscheinungen spielen in allen Religionen (auch in der christlichen), eine wichtige Rolle, und da die Sandwichinseln nicht nur den größten erloschenen, sondern auch den mächtigsten thätigen Vulkan der Welt besitzen, konnte es nicht ausbleiben, daß die Naturkräfte in ihrer furchtbaren Gewalt der Religion den ausschlaggebenden Stempel aufdrückten. Zwar besaßen sie eine unzählige Schaar kleiner Gottheiten, unter denen sich der Donner, die Meteore und auch der Haifisch befanden, jedoch standen alle diese mysteriösen Wesen an den Stufen des Thrones der furchtbaren Pele, der Göttin des feuerspeienden Vulkans Kilauea, die mit ihrer zahlreichen Familie Himmel und Erde beherrschte. Und wenn die erzürnte Göttin die glühenden Schwefelmassen zum Himmel aufsandte, kroch man an die Mündung des rauchenden Schlundes und warf zu ihrer Beruhigung unglückliche Menschen oder quiekende Schweine in die Gluth hinab.

Wie überall bei den polynesischen Stämmen so galt auch auf den Sandwichinseln das Tabusystem als ein wichtiger und verhängnißvoller Theil der religiösen Einrichtungen. Man verstand unter „Tabu“ eine Summe willkürlicher und grausamer Gesetze, vermittelst derer die Häuptlinge und Priester in die kleinsten Einzelheiten des täglichen Lebens eingriffen. Da diese Gesetze auf göttliche Inspiration zurückgeführt wurden, war ein Verstoß nicht nur ein Verbrechen gegen die Menschen, sondern auch eine Sünde gegen die Götter. Und da der Zorn der Götter natürlich der ganzen Gemeinschaft verderblich werden konnte, mußte jedes Vergehen mit den grausamsten Strafen gesühnt werden. — Wenn man bedenkt, daß die Sandwichinsulaner inmitten einer herrlichen Natur lebten, welche nicht nur in Ueberfluß alles zum Unterhalte bot, was nur das Herz begehren konnte, sondern ihnen auch in beispielloser Güte die sonstigen mit tropischer Ueppigkeit verbundenen Uebelstände gänzlich ersparte, so kann man bei der Betrachtung dieses entsetzlichen Tabusystems beinahe zum klagenden Pessimisten werden. Hier haben wir ein Beispiel dafür, wie ein Volksstamm, der in Ueppigkeit und zufriedenem Glücke hätte leben können, sich künstlich und mit Raffinement Gesetze macht, die quälend und störend täglich und stündlich in das Leben des Individuums eingriffen. Frauen und Männer durften nicht zusammen essen, ja, ihre Speisen durften nicht einmal auf demselben Herde zubereitet werden. Jeder selbstständige Haushalt bestand in Folge dieser Verordnungen aus sechs separaten Hütten, nämlich: 1. der Kapelle für die Familiengötzen. Das Betreten derselben war den Weibern bei Todesstrafe untersagt; 2. dem Speisehause (Mua) der Männer, welches gleichfalls von den Weibern bei Todesstrafe nicht betreten werden durfte; 3. dem gemeinsamen Schlafgemache (hale noa); 4. dem Speisehause der Frauen (hale aina); 5. dem Kochhause (hale kua) und 6. dem Frauenhause (hale pea), in welches sich die Frauen zu gewissen Zeiten zurückziehen mußten.

Das schwächere Geschlecht hatte ganz besonders unter den Tabuverordnungen zu leiden. Die Frauen durften gewisse Speisen, wie Schweinefleisch, Bananen, Kokosnüsse, Schildkröten u. s. w. nicht essen — natürlich bei Todesstrafe. — Als einst zwei Prinzessinnen mit einer angebissenen Banane überrascht wurden, machte man den sie begleitenden Erzieher verantwortlich und ertränkte ihn. Aehnliches kommt ja auch heute noch mutatis mutandis in modernen Kulturstaaten vor. Kurz vor Abschaffung des religiösen Systems riß man einem kleinen 10jährigen Mädchen ein Auge aus, weil es von einer Kokosnuß genascht hatte. Die Frauen galten für so geringwerthige Wesen, daß man sie nicht einmal zu den Opfern für die Götter gebrauchen konnte und in dieser Beziehung mag die Geringwerthigkeit seine Vortheile gehabt haben. Wenn der Häuptling ein neues Kriegscanoe gebaut hatte, oder wenn die Priester einen neuen Tempel einsegnen wollten, oder wenn die Machthaber des Landes irgend sonst die Feier eines Festes beabsichtigten, drängte sich das getreue Volk nicht etwa in Schaaren herbei, sondern die Massen flohen hastig auf die Höhen der Berge oder in die stillen Einöden. Dann galt es nämlich, sich vor den Priestern zu retten, die bei solchen Gelegenheiten nach Menschenopfern suchten. Aber auch sonst ruhte das Tabusystem mit tyrannischer Hand auf dem Volke. Oft wurden ganze Küstenstrecken mit dem Tabu belegt – dann durften keine Boote landen oder ausgesetzt werden, kein Feuer durfte auf dem Herde brennen, ja, jedes laute Wort wurde mit dem Tode bestraft und die Menschen mußten schweigsam aneinander vorbei schleichen. Grade diese Bestimmung mag vielen eine harte Vorschrift gewesen sein, denn es würde schwer halten, ein zweites Volk zu finden, das sich in unschuldigem Geplauder so gefällt und von so kindlicher Lebenslust erfüllt ist, wie die Sandwichinsulaner. Trotz dieser künstlich auferlegten Qualen, die sie Jahrhunderte lang ohne Murren ertragen haben, trotz der häufigen Raubzüge, welche die ehrgeizigen Häuptlinge auf Kosten des Volkes gegen einander unternahmen, trotz all der Verfolgungen und Leiden, welche das braune Völklein in neuester Zeit zu dulden hatte — ja, trotzdem die einst so zahlreiche Rasse bis auf wenige Tausende abgestorben ist, haben sich die Ueberlebenden nach bis zum heutigen Tage einen Lebensmuth und eine Lebensfreude bewahrt, die auch den ernsten Forscher, der da meint, an das Sterbebett eines röchelnden Volkes zu treten, mit unwiderstehlichem Zauber fortreißt.

Eine systematische Bebauung des Landes war unnöthig, da die Natur ohne Mühewaltung des Menschen reichliche Nahrungsmittel hervorbrachte, wie Bananen, Cocosnüsse, Brotfrucht, Erdbeeren (ohelo), Stachelbeeren (poha), Himbeeren (akala), Zuckerrohr, Süße Kartoffeln, Yamwurzel und vor allen Dingen die Tarowurzel (colocasia

antiquorum). Andererseits sorgte auch das fischreiche Meer für Abwechselung des Tisches. Ackerbau wurde überdies durch den religiösen Aberglauben erschwert, denn das Umgraben des Bodens, das Ausstreuen des Samens und Kultiviren der heranwachsenden Pflanzen war mit strengen religiösen Ceremonien verbunden. Soweit der Boden überhaupt bestellt wurde, widmete man denselben fast gänzlich der Tarowurzel, aus der man das nationale Gericht poi herstellte und der Awawurzel (piper methysticum). Aus der letzteren bereitete man das einzige auf der Insel bekannte berauschende Getränk, welches jedoch fast ausschließlich von den Häuptlingen und Priestern konsumirt wurde.

Wie wir bereits gesehen haben, kannte man auf der Inselgruppe keine anderen Vierfüßler, als Hunde, Schweine und Mäuse. Eine ausgedehnte Viehzucht war somit auch beim besten Willen unmöglich.

Trotz ihres Aberglaubens und der harten Gesetze führte das Volk im Allgemeinen nicht nur ein zufriedenes, sondern ein beneidenswerth glückliches Dasein. Unglück ist ja nur eine relative Größe und das Maß desselben hängt nur von dem Grade ab, in dem es empfunden wird. Alles deutet darauf hin, daß die Insulaner die Beschränkungen ihrer Freiheit und die grausamen Verordnungen der Priester und sonstigen Machthaber nicht als eine besonders drückende Last empfanden. Eine Art Fatalismus hatte sich des Völkchens bemächtigt, der sie jedoch an dem vollen Genusse des Augenblickes nicht hinderte. Alle diese Verordnungen kamen ja direkt von den Göttern und wer konnte daran denken, gegen die feuerspeiende, erderschütternde, brüllende Pele zu murren! Somit schwangen sich die Insulaner unbewußt zu der hohen Philosophie empor, die Dinge zu nehmen, wie sie nun einmal waren, und im übrigen sich ihre Freude und Lust am Leben nicht stören zu lassen, so lange es noch poi und taro und Bananen gab. Und diesen bezaubernden Optimismus haben sich die Insulaner bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Jahrhunderte lang blieben die Sandwichinseln einsam und unberührt von der Außenwelt. Es ist möglich, daß die Gruppe bereits im Jahre 1542 von dem Spanier Juan de Gaetano entdeckt wurde, jedoch gerieth diese Entdeckung gänzlich in Vergessenheit und sie hatte keinen anderen Einfluß auf die Insulaner, als daß sie ihnen das bis auf den heutigen Tag festgehaltene Vorbild einiger Kleidungsstücke, namentlich der fürstlichen Kopfbedeckung, brachte.

Aber dann nahte das Verhängniß. Mit jenen weißen Segeln, die am 18. Januar 1778 am glitzernden Horizonte auftauchten, zog der Geist der Civilisation, der Engel des Christenthums herbei. Die Tage der Götzen waren gezählt — die schwefelsprühende Pele zitterte in ihrem glühenden Palaste, denn sie wußte, daß sie mit ihrer Lüge dem mächtigen Einflusse des Evangeliums erliegen mußte . . . Welch ein erhabener Gedanke!

Es war an einem Sonntage, den 18. Januar 1778 (in London läuteten gewiß alle Glocken), als Kapitän James Cook mit seinen beiden Kriegsschiffen „Resolution" und „Discovery" zum ersten Male die Insel „Oahu" sichtete. Er war ausgezogen, um einen nördlichen Weg vom Stillen zum Atlantischen Ozean zu finden und befand sich auf seiner dritten Reise um den Erdball. Die Vertreter der europäischen Civilisation und des liebedürftenden Evangeliums segelten an der Küste von Oahu entlang und kreuzten an den Inseln Kauai und Niihau vorüber, bevor sie sich entschlossen, die räthselhaften Gebiete einer näheren Prüfung zu unterwerfen. Als sie sich dann der Insel Kauai näherten, wurden sie von einer Schaar Fischerboote umringt, deren gelbbraune Insassen sie mit Staunen betrachteten. Sehr interessant ist die Thatsache, daß der Handelsinstinkt dieser Naturkinder, die doch zum ersten Male weißen Menschen und ihren hölzernen, auf dem Meere schaukelnden Ungeheuern gegenüber standen, sofort erwachte. Als sie gesehen hatten, daß die räthselhaften Wesen nicht gekommen waren, um sie sofort zu verschlingen, eilten sie zur Küste und holten allerlei Gegenstände zum Tausche herbei. Allerdings war die Anregung zur Erweckung dieses Instinktes eine sehr starke gewesen, denn die Kinderaugen der Naturmenschen hatten unglaubliche Wunder erschaut und namentlich hatten sie sich nicht träumen lassen, daß so ungeheure Quantitäten des für sie kostbarsten aller Besitzthümer vorhanden seien, des Eisens. Die Kunde von dem seltsamen Ereignisse verbreitete sich durch die ganze Insel und die Küste bedeckte sich bald mit den hochgewachsenen Gestalten der Bewohner, die, allerdings aus sicherer Ferne, die wunderbaren Ungethüme auf den Wellen beobachteten. Kapitän Cook benutzte noch die Nacht, um an der Küste umher zu kreuzen und erst am Morgen des 20. Januar 1778 schickte er sich zu einer Landung an. Eine große Anzahl vollbemannter Canoes begrüßte ihn und die Insassen derselben faßten sich endlich ein Herz, an den Holzkolossen empor zu klimmen und an Deck zu steigen.

Das war in der That ein verhängnißvoller Augenblick! Der erste Händedruck mit dem weißen Eindringling besiegelte das Geschick des ewig fröhlichen, blumengeschmückten, lebenslustigen Völkchens. Kapitän Cook bemerkte zu seiner Freude, daß die Sprache der Insulaner mit der auf den Gesellschaftsinseln herrschenden große Aehnlichkeit hatte und somit fiel es ihm nicht schwer, sich zu verständigen. Noch während der Vormittagsstunden wurden drei Boote unter Lieutenant Williamson zum Rekognosziren ausgesandt. Gegen Mittag kehrte der Lieutenant mit der Meldung zurück, „daß er eine frische Quelle gefunden habe, daß jedoch bei seiner Landung die Insulaner ihn dicht umdrängt und versucht hätten, Waffen und Ruder zu stehlen, so daß er genöthigt wurde, von der Waffe Gebrauch zu machen, wodurch ein Mann getödtet und andere verwundet wurden."

Somit hatte die Civilisation bei ihrem ersten Schritte auch ihr erstes Opfer gefordert. Die Feuerwaffen verbreiteten mit ihrem Donner und Blitz natürlich Furcht und Entsetzen und so kann es nicht Wunder nehmen, wenn Kapitän Cook bei seiner Landung am Nachmittage desselben Tages mit göttlichen Ehren empfangen wurde. Das Volk warf sich platt zu Boden, während die Priester Schweine opferten und Gebete heulten. Der britische Kapitän sah sich durchaus nicht genöthigt, den kindlichen Wahn der Insulaner zu stören; — die Rolle des Gottes war bei dem Tauschhandel und dem sonstigen Verkehr zu vortheilhaft, als daß man sie vorzeitig aufgeben wollte. Die Eingeborenen schätzten es sich natürlich zur großen Ehre, die schwerste Arbeit für die fremden Götter zu verrichten, ihre ganze Habe herbei zu schleppen und dafür ein paar unverständliche Flüche nebst einigen alten rostigen Nägeln in Empfang zu nehmen. Doch Kapitän Cook aber wies sich als besonders gnädig und schenkte der dankbaren Schaar einen Eber, eine Sau englischer Rasse und drei Ziegen nebst verschiedenen europäischen Samenarten. Dann machte er sich am 2. Februar 1778 auf die Heimreise.

Es war doch recht christlich gehandelt von den weltumsegelnden Briten, den armen Insulanern die erste Grundlage zurückzulassen, die sich im Laufe der Zeit zu einem prächtigen Viehstande entwickelte. Ziegenmilch und Ziegenfleisch sind ganz vortreffliche Nahrungsmittel. Aber leider hatte man den Insulanern noch andere Dinge zurückgelassen, die ihnen die Freigiebigkeit der fremdländischen Götter tief in das Gedächtniß schrieb — Dinge wichtiger als Ziegenmilch und Ziegenfleisch: nämlich verschiedene Arten von Ungeziefer und venerische Leiden.

Diese Krankheiten begannen sofort nach der Abreise der Fremdlinge zu wüthen, und sie haben im Laufe der Zeit so furchtbare Verheerungen angerichtet, daß sie in Verbindung mit den später eingeführten Pocken und Aussatz die ganze Rasse mit Riesenschritten der völligen Vernichtung und dem Aussterben entgegenführten. Aber trotz der zurückgelassenen furchtbaren Geschenke blieben die Fremdlinge vorläufig noch im Glauben des Volkes überirdische Wesen. Die Häuptlinge sandten Boten umher, die wörtlich folgende Meldung

machen mußten: „Die Leute sind weiß; ihre Haut ist lose und faltenreich; ihre Köpfe sind eckig; Feuer und Rauch kommt aus ihrem Munde; an den Seiten ihres Körpers haben sie Oeffnungen, in welche sie ihre Hände stecken, um Eisen, Knöpfe, Nägel und andere Schätze herauszuziehen. Ihre Sprache ist unverständlich. Sie sagen: 'a hikapalale, hikapalale, hioluai, oalaki, walawalaki, poha' ꝛc."

Nachdem die britischen Entdecker das nördliche Eismeer besucht, kehrten sie im November desselben Jahres zur Insel Maui zurück, wo sie am 26. landeten. Sie wurden abermals mit göttlichen Ehren empfangen, denn es war mittlerweile den Priestern offenbart worden, daß Kapitän Cook niemand anders sei, als der so lange herbeigesehnte, wieder Fleisch gewordene Gott Lono, der vor langen Jahren seine zweite Wiederkehr zur Erde vorausgesagt und versprochen hatte. Lono-Cook war mit der den Priestern zu Theil gewordenen Inspiration durchaus zufrieden. Er erschien in den Tempeln, um sich anräuchern und Schweine opfern zu lassen, während die Schaaren der Insulaner vor ihm auf dem Boden lagen und Gebete stammelten. Die Hütte, in welcher Lono-Cook wohnte, wurde natürlich mit dem Tabu belegt und niemand durfte bei Todesstrafe auch nur den Schatten derselben durchkreuzen. Wollte Lono-Cook unter den Palmenbäumen spazieren gehen, so schritten einige würdige Mitglieder der inspirirten Priesterschaft voraus, um das Volk zu warnen und aufzufordern, sich vor dem nahenden Gotte demüthig auf den Bauch zu werfen. Kurze Zeit darauf eilte auch Kalaniopuu, der greise König von Hawaii herbei, um dem Gotte dafür zu danken, daß er sein Versprechen gnädigst erfüllt und zum zweiten Male zur bedrängten Menschheit zurückgekehrt sei. Lono-Cook war jedoch von praktischer Gesinnungsart. Zwar hatte er nichts gegen geopferte Schweine, jedoch konnte er selber dabei nicht satt werden. Ein paar Winke, daß er auch andere Gaben gnädigst annehmen würde, genügten, um ihm ein Paar kostbare mühevoll aus seltenen Federn gefertigte Mäntel, wie sie in den Häuptlingsfamilien von Generation auf Generation vererbt wurden, einzubringen. Lono-Cook mußte sich revanchiren. Er gab dem greisen König ein frisch gewaschenes, nicht allzu abgetragenes Hemd und einen blitzblanken Säbel. Da jedoch weder Hemd noch Säbel so ohne Weiteres das Ansehen haben, als seien sie in überirdischen Werkstätten gefertigt worden, ließ Lono-Cook ein großartiges Feuerwerk abbrennen, dessen einzelne Körper für feurige, fliegende Geister ausgegeben und auch als solche von den staunenden Eingeborenen betrachtet wurden.

Jedoch der erste Rausch des kindlichen Staunens verflog weit schneller, als die Pseudogötter erwartet hatten. Die wüsten, viehischen Ausschweifungen der Seeleute und die quälenden Krankheiten, mit denen man die harmlosen, bisher von Gesundheit strotzenden Insulaner inficirte, erregten gar bald Bedenken und veranlaßten den gesunden Menschenverstand der Insulaner zu allerlei Erwägungen. Das entscheidende Ereigniß trat jedoch am 28. Januar 1779 ein. An diesem Tage starb ein Matrose, und als man denselben mit gemischten christlichen und heidnischen Ceremonien in die Grube senkte, schien es sich plötzlich wie eine Offenbarung auf die nach Tausenden zählenden Anweisenden zu legen, daß die fremden Eindringliche Menschen seien, wie sie selber. Wenige Tage darauf, am 2. Februar, machte sich die Mannschaft der englischen Kriegsschiffe einer überaus frivolen und unklugen Handlung schuldig, indem sie den Zaun eines Tempels, ja sogar die Götzenbilder desselben zu einem Feuer für ihre Mahlzeiten benutzte. Vergebens erhoben die entsetzten Priester Einspruch. Ohne Frage gibt es Leute, die den christlichen Eifer der Matrosen, ihren berechtigten Abscheu vor den Götzenbildern als Entschuldigung anführen werden — aber die dummen heidnischen Insulaner betrachteten den Vorfall als Schändung des Heiligthums ihrer Väter. Ganz anders, wie beim ersten Male, war deshalb die Stimmung des Volkes, als die fremden Tempelschänder endlich am 4. Februar absegelten.

Die Elemente schienen jedoch mit dem schnellen Fortschreiten der Civilisation ein Bündniß geschlossen zu haben. Es erhob sich ein wüthender Sturm, so daß die britische Entdecker gezwungen war, am 11. Februar zur Kealakekuabai zurückzukehren. Niemand kam ihnen entgegen, kein einziges Canoe war auf der Bucht zu sehen, denn die Priester hatten dieselbe mit dem Tabu belegt. Als endlich während der Nacht sich einige Boote herbeiwagten, zeigte sich in dem Benehmen der Insassen eine große Veränderung. Der vor sich gegangene Wandel wurde jedoch nur allzu klar, als am nächsten Tage einige Eingeborene an Bord kamen und dort eine Zange nebst einem Meißel stahlen. Sobald sie sich beobachtet sahen, sprangen sie schnell in ihr Boot und erreichten, trotz der nachgefeuerten Schüsse, das Ufer. Hier sammelte sich sogleich eine zahlreiche Schaar von Eingeborenen, welche die Fliehenden vor Verfolgung schützten. Als in der nächsten Nacht ein zu der „Discovery" gehöriges Boot gestohlen wurde, beschloß Kapitän Cook, der längst aufgehört hatte, Lono-Cook zu sein, den greisen König gefangen zu nehmen, um ihn als Geisel zu behalten. Die Bucht wurde blockirt und der britische Kapitän ging an das Land. Unglücklicherweise beabsichtigte Kalima, der Bruder eines Häuptlings, ohne von der Blockade zu wissen, mit seinem Canoe die Bucht zu durchfahren. Sobald er in die Nähe der Engländer kam, wurde er ohne weiteres erschossen. Durch diesen Vorfall erbittert, griffen die Insulaner, die an der Küste befindliche Mannschaft an und in dem entstandenen Handgemenge wurde Kapitän Cook erstochen. Die Briten rächten den Tod ihres Führers in blutiger Weise. Sie bombardirten die Bai, legten das Dorf Napaopoo und alle umstehenden Häuser und Tempel in Asche, plünderten, mordeten, raubten, schändeten und begingen Akte der wildesten Grausamkeit. Nachdem sie sich endlich ausgetobt und einen Theil der Gebeine ihres Führers zurückerhalten, verließen sie am 23. Februar 1779 die Bucht.

Der erste Akt der Tragödie war vorüber. Die europäische Civilisation hatte ihren Einzug gehalten. Die Apostel christlicher Liebe waren als Götter aufgenommen und verehrt worden, bis sie durch Thaten viehischer Zügellosigkeit ihre irdische Abstammung verriethen. Und als dann Entrüstung und Widerstand der Eingeborenen erwachte, verkündeten die Vertreter der Civilisation mit Bomben und Granaten das Gesetz von dem Rechte des Stärkeren.

. . . . . Sie hatten in der kurzen Zeit viel gelernt, die armen Insulaner! . . Aber dafür hatten sie ja Ziegenmilch — — und Ziegenmilch ist ein äußerst nahrhaftes, allerdings etwas streng schmeckendes Getränk!

(Weitere Artikel folgen.)

Curt Abel-Musgrave.

Das dramatische Schaffen in Oesterreich.

Die Wiener germanistische Schule stand immer in Ansehen und Geltung. Auf Pfeiffer folgte Scherer; hinter diesem kam Richard Heinzel, ein Lehrer und Anreger der seltenen Eigenschaften. Erich Schmidt wirkte hier und nun verwaltet Jakob Minor mit aller Tüchtigkeit und mit dem vollen Ernste seiner schweren und gründlichen Natur diesen Lehrstuhl. Sie Alle haben gewirkt mit ihren Gaben und haben sich Schüler herangezogen, die nun, in dieser oder jener Stellung, mit der überkommenen Methode nach besten Kräften arbeiten. Allenthalben begegnet man ihren Jüngern; nicht nur an unseren Mittelschulen, an denen heute fast durchwegs die deutsche Philologie im modernsten Geiste getrieben wird, wie an den Lehrkanzeln heimischer und deutscher Universitäten. Auch in die schöne Litteratur sind sie vorgedrungen; und Einer daraus, Hans Sittenberger tritt eben im Verlage von C. H. Beck in München mit einem ansehnlichen Bande von über 400 Seiten: „Studien zur

Dramaturgie der Gegenwart". Erste Reihe: Das dramatische Schaffen in Oesterreich, auf den Plan.

Bestand ein Bedürfniß nach einer solchen Zusammenfassung? Der Autor selber fühlte die Möglichkeit einer solchen Frage und entgegnete darauf, indem er die eigenthümliche Stellung des deutschösterreichischen Dramatikers dem Reiche gegenüber betonte. Gewiß, es wird uns hier schwer gemacht; aber wir haben keinen Markt mehr und wer mit der Karre zu Kram fährt, der hat es übler, als der, dem die Haltestelle der Eisenbahn vor der Nase hält. Uebrigens ist das besser geworden; an Versuchsbühnen fehlt es mindestens nicht, seitdem das Carltheater auch für ernste Arbeiten zu haben ist und man für nahe Zukunft mit dem Währinger Theater wird rechnen dürfen. Er betont ferner jene innere Gemeinschaft, welche diese Gruppe Schaffender mit einander hat: sie tragen in der That allesammt gemeinsame Züge. Den Einen, nicht sehr Erbaulichen, hat Sittenberger gut herausgewittert: es ist etwas Dillettantisches in Jedem von ihnen. Es geräth ihnen aber es geräth ihnen nicht: sie haben Stoffe und Einfälle, die ihnen aber nicht organisch weiter wachsen. So ganz besonders Nissel, der sich gerne berühmt, ihm, dem Schauspielerkind, aufgewachsen im Anblicke der Bühne, habe das Handwerksmäßige eines Stückes niemals die mindesten Schwierigkeiten gemacht und der dennoch niemals mit dem Handwerksmäßigen des Dramas ins Reine kommen konnte. Er ist in dem Buche mit besonderer Liebe und eingehend behandelt. Ein bedenkliches Vorbild, bedenklich für einen Mann besonders von seiner eigenen Schwäche der Gesinnung, reißt ihn immer wieder aus seiner Bahn. Epigone durchaus, strebt er Schiller mit heißem Bemühen nach. Im Streben nach dem Typischen verfliegt ihm alles Menschliche: und sein Liberalismus, dieser innerlich unklare und phrasenhafte altösterreichische Liberalismus, der denn doch etwas Anderes als der große, unbändige Zorn des Schwaben, durch dessen Seele der erste Odem der französischen Revolution geweht, schädigt ihn erst recht.

Es gehört Geduld dazu, sich in Nissel so zu verliesen, wie es hier geschehen ist. Aehnlich sind die übrigen Epigonen behandelt: Mosenthal, ein höchst geschickter Handwerker, ein Rechenkünstler der Bühne, an dessen Beispiel man so recht erkennt, wie wenig ein Erfolg von innerer Wahrheit bedingt sein muß; durchaus gesinnungslos, aber seiner Mittel gewiß, wie wahllos in ihrer Auslese. Weilen, der ganz vergessene Prechtler, der nicht ohne Gaben war, der aber niemals über ein gewisses Tappen hinauskam. Halm und Putlitz fehlen; aber Halm hätte mindestens gestreift werden müssen. Denn er reicht noch in unsere Tage, behauptet sich heute noch auf der Bühne und theilt mit unserem Größten, mit Grillparzer, die Neigung für die Spanier. Er hat ihren herben Wein mit Zuckerwasser versüßt, während ihn Grillparzer in der „Jüdin" mit Oesterreicher verschnitt. Saar, dessen Streben nach der Bühne nothwendig an einer gewissen Schwäche dieser Natur, die so durchaus aufs Beschauliche, auf leise Stimmungen und Schwingungen hin gerichtet ist, erfolglos bleiben mußte. Alsdann Hamerling in seinen recht unsinnigen dramatischen Versuchen. Bei Hamerling war allerdings Kraft, aber Kraft des Denkenden und nicht des Gestaltenden. Er verachtet die Charakteristik. Wie Jeder, der sie nicht vermag. Hier liegt ein werthvolles Material beisammen und es ist dem künftigen Litterarhistoriker durch eingehende Analysen und Hinweise manche Arbeit gespart. Denn das Meiste von dem, womit sich Sittenberger beschäftigt, ist schon todt und keiner Wiederbelebung fähig. Wenn er aber Grillparzer über Raimund stellt, so möchte man streiten. Ich weiß in aller Weltlitteratur nichts, was sich mit dem Abschied der Jugend vergleichen ließe. Und für die Werthung eines Dichters sind doch nur die Höhen entscheidend, zu denen sich sein Schaffen emporhob.

So gelangt er bis zur unmittelbaren Gegenwart. Er selber ist durchaus modern, in Realen allein sieht er das Heil, sieht es besonders für diesen Stamm, dem wir entsprossen sind. So muß ihm wohl Anzengruber als das Größte erscheinen, das dieser Boden hervorgebracht. Nun, das ist ja heute wohl ein Glaubensartikel geworden, an dem Niemand mehr zweifelt. Niemand hat die alten Formen so wie er mit neuem Geiste erfüllt. Mit den Mitteln aus allen Bühnenhandwerken — man merkt durchaus bei ihm, daß er für das Vorstadttheater schrieb, wo ein „Schlager" zum Aktschluß für die Sensationslust des Zuschauers nicht genügte, wo der Aufzug in Bilder zerfällt werden mußte, damit sich die Wirkung selbst innerhalb des Theiles potenzire — hat er Eindrücke erzielt, die vor ihm Niemand ahnte. Selbst seine schwächste Arbeit hat immer mindestens eine Figur von selbstverständlicher Größe, einen Gedanken, eine Szene von unendlicher Schönheit. Sein Steigen ist mühelos. Den Doppelgipfel der Tragik und des Humors hat er allein erklommen; die alte Form, die er zur Hand nimmt, wandelt sich, wie ihm unbewußt, unter seinen Fingern. Er modelt, ohne zu zerbrechen — aus der Bauernposse steigen schlank und schön die „Kreuzelschreiber" gen Himmel, aus dem Volksstücke mit seiner eindringlichen Moralität, mit seiner biedermännischen Warnung zu Bescheidenheit und Beschränkung ersteht das furchtbare „vierte Gebot". Es steht geschrieben: „Du sollst Vater und Mutter ehren" — gilt — aber sie müssen darnach sein. „Ja ja, wir haben a Kreuz mit unsere Kinder" sagt die alte Schalanter, da man ihr den Sohn zum letzten Gang führt. „Ja, wir mit sö — oder sö mit uns" entgegnet der Gatte. Wer einmal eine Untersuchung über das Wesen des tragischen Epigramms schreiben wird, sich dieser Arbeit unterwinden will, die es lohnen würde und gemacht sein sollte, der wird gerade bei Anzengruber unerschöpfliches Material finden, wie es gespitzt und geschliffen wie ein edler Dolch im Dialog aufzublitzen hat, wenn es wirken soll. Seine Verwendung bei Anzengruber steht recht im Gegensatz zu der Art, in der es Grabbe als selbstständiges Kunstmittel ausgebildet und gepflegt hat.

Sich übersteigen konnte Anzengruber nicht. Er gemahnt in dieser Hinsicht an Raimund, der es ja auch und immer mit gleichem Mißerfolg versucht hat. Sie hangen Beide mit tiefgeheimen Banden mit dem Volke zusammen und jedes Sinnen der Seele des Gedrückten wissen sie zu deuten. Aber sie sehen sehr zu Unrecht Andere über sich: und wo sie's denen nachthun wollen, so sind sie hilflos und thun gespreizt und alle ihre Anmuth und natürliche Größe ist dorthin. Es ist dann, als hätte man das Bedürfniß, auf den Glockner einen Aussichtsthurm zu stellen. Schule gemacht hat eigentlich keiner von ihnen. Raimund konnte es nicht, weil hinter ihm unmittelbar der Zerstörer kam: Nestroy, der mit hämischem Behagen diese holde Märchenwelt entgötterte. Anzengruber nicht, weil das „vierte Gebot" abschließt: es gibt keinen darüber hinaus, es gibt keinen Weg daran vorüber. Man muß neue Künste versuchen. — Einfluß geübt hat er allerdings und dieser Einfluß wird immer größer werden, je ferner uns seine Gestalt rückt. Eine Jüngerin haben wir ja seines Wesens in der klugen Frau Langkammer, Richard Nordmann, die mit ihm die gewisse, intime Kenntniß gewisser wienerischer Verhältnisse theilt, die gleichfalls mit den Forderungen der Bühne sehr vertraut ist und der im Buche unbedingt ein breiterer Raum gebührt hätte. Denn „Gefallene Engel" sind durchaus beachtenswerther, als zum Beispiele Rosegger's thörichter, ja unmöglicher „Tag des Gerichtes", mit dem sich Sittenberger recht gründlich auseinandersetzt, oder als Dörmann's „Ledige Leute". Carlweis aber gehört gar nicht in diese Richtlinie. Ich schätze seine Talente zu sehr, als daß ich nicht gegen eine falsche Einschätzung protestiren möchte. Hier klafft nämlich bei Sittenberger eine Lücke. Er hat kein Wort über jenes wienerische Volksstück, das geraume Zeit hier dominirt hat, das dreist und mit einem gewissen Selbstvertrauen in die Fragen des Tages eingriff, das dem Schauspieler reichlichen Raum zur Bethätigung seiner Laune und seines Könnens gab. Hier, bei O. F. Berg, Friedrich Kaiser, dessen Wiederbelebung heute, trotz eines Versuches im Raimundtheater, für ausgeschlossen gelten muß, Ei-

und Costa, der doch erst kürzlich mit Bruder Martin sich wieder einen großen Erfolg geholt hat, hier also ist diese liebenswürdige und frische Begabung anzuschließen. Er hat das Verdienst, eine Quelle neu erschürft zu haben, die überschüttet schien und aus der Männer vergangener Zeiten gerne getrunken haben. Denn der Trunk war lauter und frisch: und in jenen echt wienerischen Wendungen, die sich einprägen und charakterisiren, hat es ihm seit Nestroy niemand auch nur gleich gethan. Und es ist immerhin ein löblicher Ernst in ihm, er will nicht bloß der Lustigmacher sein und baut sein szenisches Gerüst fester und tragfähiger, als die vor ihm. Er hat von den Modernen herüber genommen, was irgend brauchbar war für seine Zwecke.

Einen gewissen Muth bekundete Sittenberger in der Besprechung der unmittelbaren Gegenwart. Er traut sich einen entschiedenen Vorstoß gegen Bahr. Und das ist heute in Wien ein gewagtes Unternehmen. Denn Bahr ist eine Macht und ist es geworden durch Eigenschaften, die diesen Erfolg leicht begreiflich machen. Er ist ein Blender; er hat viel gesehen oder sich mindestens von Anderen berichten lassen, was sie gesehen haben. Er ist nicht eigentlich wandelungsfähig: vielmehr begabt mit einer sicheren Empfindung für die Richtung, aus welcher der Wind eben zu wehen begann. Er hat eine Fähigkeit zur Clique-Bildung, die ganz erstaunlich und nur aus dem inneren Bedürfniß einer Natur zu erklären ist, welche wohl weiß, daß sie eines großen Gefolges bedarf und es immer zu zügeln fähig sein wird. Er ist rücksichtslos in der Anwendung seiner Macht, überschwänglich im Lobe, wenn er sich Eines versichern will, gehässig und fast immer persönlich im Angriff. Dies aber nur, weil sein eigenstes Wesen impetuos ist, weil das Losgehen immer noch in ihm steckt. Er bedarf des Einflusses und weiß ihn zu organisiren: ist mit publizistischen Fähigkeiten begabt, wie sie nicht leicht neben ihm Einer heute in unserer Stadt besitzt: ist rastlos und versteht es immer, ein Schlagwort auszugeben, das sogar einen Sinn haben darf. Durchaus auf Wirkung und auf unmittelbare Wirkung gestellt, strebte er nach der Bühne seit mehreren Jahren und nicht ohne Glück, wie denn sein „Tschapperl“ einigen Erfolg hatte und seine „Josephine“ mindestens zog, so wenig sie Leuten von Urtheil etwas zu sagen hatte. Er strebt gar nicht nach der Tiefe; verblüfft für sein Leben gerne und hat eine gute Portion vom übermüthigen und behenden Gassenjungen an sich, den man nicht fassen kann, wenn er den Widersacher von allen Seiten beschmutzt. Mit ihm nun bindet Sittenberger an. Er sagt eigentlich nichts, was man nicht so sich zuflüstern würde. Er findet ihn unkünstlerisch; findet als seine stärkste Gabe die, gewisse Erscheinungen des Tages im Zerrbilde festzuhalten. Mir deucht, im „Theater“ stecke denn doch schon mehr. Etwas Marktschreierisches sieht Sittenberger in ihm. Das ist aber nicht gut anders möglich bei ihm, der auf die Menge wirken will, immer den Glauben erwecken muß, als stände er und er allein immer auf Mensur. Wer sich auslegt, der gewinnt schon dadurch, wer dazu immer noch schlägt, und seien es auch nur Lufthiebe, dem kommt ein Unbewehrter nicht gern in die Nähe. Es ist eine fast persönliche Gereiztheit in der Art, mit welcher Sittenberger von ihm und von Rudolf Lothar spricht, über den mir kein Urtheil zusteht. Denn von seinen selbständigen Arbeiten kenne ich zu wenig; seine beiden Lustspiele habe ich weder gesehen, noch gelesen, obzwar sie im Reiche gerne und mit Glück gespielt werden. Für Mysterien aber mangelt mir jedes Organ „mir graut es vor dem Orte“.

Sehr gut ist die Charakteristik Sittenbergers der Wiener Dekadenten. Er findet etwas Doktrinäres an ihnen. Das ist wohl richtig: nur, wenn er darauf hinweist, es sei dies ein unserer Zeit gemeinsamer Zug mit jener einzigen Zeit der Wiedergeburt, die wir die Renaissance nennen und nach der wir mit schmerzlicher Sehnsucht uns zurückzufinden versuchen, so muß dem widersprochen sein. Ich finde nichts Doktrinäres in jenen Kraftnaturen, die nach der Allkunst strebten, die das Leben in sich sogen mit jener Gelassenheit, mit der eine gesunde Lunge die Luft in sich saugt, nichts Doktrinäres im Lorenco von Medici, im schrecklichen Cesare Borgia oder im Lionardo und den anderen Bildnern bis zu Michele Angelo. Sie trugen alle die Rechtfertigung ihrer Thaten in sich: sie mußten nicht erst nach Gründen suchen, mit denen sie ihr Thun verdecken wollten. Der Doktrinarismus hat nun eine von zwei Quellen: — er entspringt innerer Feigheit oder Beschränktheit. Feig sind wir wohl: wir renommiren also gerne; jene Vollmenschen aber waren es wahrhaftig nicht. Fein ist sein Wort über das „süße Mädel“ — es sei so gar leicht zu zeichnen, denn es mache so wenig Umstände, seinen Charakter zu enthüllen, wie seinen Körper. Dabei wird er dennoch der schmeichlerischen Kunst von Loris vollkommen gerecht. Er ist immer noch unsere beste Verheißung, die nur lange mit der Erfüllung zögert. Vielleicht ist er nun in jenes Stadium getreten, in welchem sich die Blume schließt, damit sich der Samen bilden könne. Und seine wärmsten Töne hat er für Schnitzler. Er ist wohl unser bester Besitz. Ein rastlos Lernender; um jede Technik mit gleichem Ernst und mit gleichem Fleiß bemüht und in der glücklichen Lage, unbeirrt seiner Wege gehen zu dürfen, stark genug, sich durch keinerlei Versuchung ablenken zu lassen, unermüdet in jenem Aneignen, das den eigenen Besitzstand stärkt und in Eines mit der innersten Natur verwächst. Von den Franzosen ist er ausgegangen; man merkt es, daß Maupassant an seiner Wiege stand. Nun aber, voll gewachsen, hat er seine eigene, zarte Natur, nicht aber so mannigfaltig, wie modulationsfähig. Auch da kann man nicht gut abschließend urtheilen. Schien nach „Liebelei“ sein Horizont etwas gar umgrenzt, so führte ihn schon „Freiwild“ in freiere Weiten und nach dem erstaunlichen Wachsthum, welches der Novellist in „Die Frau des Weisen“ bekundete, bin ich recht gespannt auf „Das Vermächtniß“, welches uns die nächste Saison bringen wird. In Ebermann sieht er nach „Die Athenerin“ wesentlich einen Epigonen. Es wird des zögernden und bedächtigen Arbeiters Sache sein, diese Meinung endgiltig zu widerlegen. Einen gewissen Reichthum im Ausbau der Situationen gesteht er ihm zu: mir aber scheint im Charakter der Phryne mehr zu stecken, als man ihr von mancher Seite zubilligen wollte. Vielleicht machte sich bei ihnen im Reich ein gewisser Rückschlag gegen den Ueberschwang geltend, mit dem bei uns sonst nüchterne und sicherlich urtheilsfähige Männer die neue Erscheinung begrüßten. Von Philipp Langmann erhofft er sich viel, dies muß man wohl nach Bartel Turaser thun, zumal hier das Glück in ein durchaus junges und entwickelungsfähiges Leben trat. In Burckhard sieht er wesentlich den Satyriker. Nur mußte bei „Bürgermeisterwahl“ ebenso gut auf Hauptmanns Einfluß hingewiesen werden, wie bei Turaser, da spricht der Biberpelz mit. Und Burckhard hat etwas vom Juvenal. Es ist ein erstaunlicher Reichthum in diesem Menschen, der allein unter Allen an die Renaissance erinnert. Nur sein Zynismus paßt nicht dazu, der ist modern und wienerisch. Denn wir sind Zweifler und haben angesichts der kraftlosen und immer verworreneren Verhältnisse bei uns, offenen Niederganges und geheimer Zersetzung allen Grund dazu. Was Sittenberger über mich sagt, darüber steht mir kein Urtheil zu. Daß er mir Klarheit des Wollens zugesteht, darf mich wohl freuen, dem man kaum nur mit allen Verdächtigungen in den Weg fuhr.

Ich möchte beschließen. Unklar blieb mir nur im Großen, ob die ganze Arbeit auch der Mühe lohne, die daran gewendet wurde, und deren viel ist. Es galt sich durch einen Vorrath von Wust durchbrechen, ehe man zur lebendigen Gegenwart gelangte. Eine gewisse Bitterkeit regt sich manchmal: sie muß wohl entschuldigt sein, denn es sind nicht eben erfreuliche Bedingungen, unter denen wir leben und unsere Existenz zu erfüllen versuchen. Er machte gute Beobachtungen vor der Bühne, und er hat jenen Willen zur Gerechtigkeit und zur Wahrheit, ohne den ein Kritiker nicht gedacht werden dürfte und der dennoch selten genug ist. Er hat Urtheil, nur will er es häufig gar zu genau begründen. Es gibt eben Erscheinungen, bei denen ein einfaches Achselzucken Urtheil und Begründung desselben zu-

gleich ist, man muß nicht Mücken fangen mit dem gleichen Ernst, mit dem man auf den Adleranstand geht. Er hat männliche Gesinnungen, er spricht klar und schreibt ein gutes Deutsch. Nur weiß er wenig von der Oekonomie des Raumes, hier verweilt er sich gerne und muß dann an anderen Arbeiten hasten und knappen, wo man längeres Verweilen lieber gesehen hätte. So vermißt man ungern ein Wort über die sehr feinen und anmuthigen Einakter der Ebner, wird sich andererseits schwer mit Sittenbergers zu freundlicher Beurtheilung des Herrn von Wartenegg und seines unmöglichen Preislustspieles: „Der Ring des Osterdingen“ einverstanden erklären können. Sehr feine Bemerkungen bringt er über die Mundart und ihren Gebrauch. Die strenge Handhabung hat keinen Sinn, denn der Schauspieler zerpflückt, was der Dichter gebunden. So bleibt denn besonders für erstere Arbeiten die dialektische Färbung des Satzbaues, dem syntaktischen Geist des Volkes folgen, endlich die kluge Anwendung gleichweiser und volksmäßiger Redensarten zu bevorzugen; vornehmlich in Deutschland, wo wir eigentlich das Muster, wie derlei zu geschehen hat, in der lutherischen Bibel haben. So kann man aus dem Buche Manches lernen und es ist eine recht gelegene Ergänzung zu Nagel und Zeidlers Litteraturgeschichte, die eben sich anschickt, unseren Gesammtbesitz zu buchen. Vor Allem kann man sich überzeugen, daß wir selber mit Ernst und ohne wechselseitige Ueberschätzung an der Arbeit sind, daß sich Manches regt und Früchte für eine nicht zu ferne Zukunft verspricht. An ansehnlichen und selbst großen Erscheinungen hat es uns niemals gefehlt, seitdem wir in den Kreis des deutschen Geisteslebens nach einer Unterbrechung von Jahrhunderten eingetreten sind. Unser eigenes Leben führten wir immerdar, nach eigenen Gesetzen suchten wir uns immer zu entwickeln. Das muß so bleiben. Denn ein Strom mit zwei Quellflüssen kann niemals versiegen und süddeutsches und norddeutsches Wesen ergießen sich zuletzt dennoch in einem Bette. Was hier geschaffen wurde in den letzten Jahren, seitdem man ernstlich zu suchen und sich von den Schablonen loszusagen begann, das hat Sittenberger mit löblichem Fleiße und einer Unbefangenheit zu verzeichnen gesucht, die ihn vielleicht nur zweimal verließ. Das ist nicht gar viel. Ist aber des Guten nicht mehr — für die schwere Zeit, für die grenzenlosen Schwierigkeiten, mit denen man hier zu kämpfen hat, ist es genug und bei uns wie Ihnen stehen die Schaffenden noch in jenen Jahren, wo ihnen selbst für die weitere Entfaltung noch Aussicht gegönnt ist.

Wien. J. J. David.

Zeiten, Völker und Menschen. Von Karl Hillebrand. Erster Band: Frankreich und die Franzosen. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg. Verlag von Karl J. Trübner. 1898.

Kurz nach dem am 18. Oktober 1884 erfolgtem Ableben Hillebrand's hat in der „Nation“ (vom 29. Nov., 6. und 13. Dezember 1884) Heinrich Homberger ihm einen ausführlichen Nachruf gewidmet, der zum besten gehört, nicht nur, was über ihn, sondern was überhaupt in unseren Tagen auf diesem Gebiete geschrieben worden ist. Dies kleine Meisterstück ist der neu vorliegenden Ausgabe als Anhang beigefügt. Wenn die korrekte Ordnung des Stoffs ganz natürlich diesen Text in den Anhang verwies, so möchte ich doch dem Leser des Buches rathen, mit ihm anzufangen. Nichts könnte ihn besser auf den richtigen Genuß und das Verständniß des Autors vorbereiten als diese Schilderung seines ganzen Wesens. Homberger war zu dieser Leistung wie geschaffen. Die Seelen der beiden Männer wie ihr Bildungsgang waren einander verwandt. Sie hatten persönlich einander nahe gestanden und sich wechselseitig gefördert. Die Herausgeberin der neuen Auflage hat daher sehr wohlgethan, indem sie den Band um diesen Nekrolog bereicherte. Noch eine andere Beigabe ist ganz am Platze, ebenfalls ein Anhang, dem letzten vorausgehend. Es ist eine Abhandlung, die Hillebrand nach dem Tode Gambetta's über diesen schrieb. Sie erschien ursprünglich in der „Contemporary Review“ vom Februar 1883 und liegt hier in deutscher Uebersetzung vor.

Es springt in die Augen, daß eine nachdrückliche Aussprache über den Diktator und sein Verhältniß zur französischen Nation einen wesentlichen Beitrag zu des Autors Auffassung des französischen politischen Naturells liefern muß. Gerade in diesem Theil, wie in dem jener Zeit noch von Hillebrand selbst angeschlossenen Essay über Renan, findet der Leser ohne Zweifel die meisten und lebendigsten Anknüpfungen an die Gedanken, die heute aufsteigen, wenn man sich fragt, wohin die Entwicklung in Frankreich geht. Die Beantwortung dieser großen Frage ist es auch gewiß, welche die Herausgeberin mit Recht bestimmt hat, vorerst nicht das ganze Werk der sieben Bände von „Völker, Zeiten und Menschen“ sondern nur den Theil „Frankreich und die Franzosen“ wieder den deutschen Lesern zugänglich zu machen. Frankreich hat seit Jahrhunderten mehr als irgend ein Land das Privileg genossen, die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Heute mehr als je zuvor. Was ein so feiner, reicher Geist, ein solcher Kenner von Völkern, Zeiten und Menschen und ganz besonders dieses Landes über dasselbe gedacht hat, wie sich die Erlebnisse der Gegenwart im Spiegel dieser, anderthalb Jahrzehnte zurückliegenden, Betrachtungen und Urtheile ausnehmen, was sich davon bewährt, was sich anders gezeigt hat, das zu erfahren, ist heute von durchschlagendem Interesse. Hillebrand ist recht eigentlich ein Völkerpsychologe, nicht als Methodiker, sondern als Praktiker. Das Fach hat seine Klippen, mehr als viele andere. Hillebrand ist ihnen nicht immer entgangen. Aber, ob er nun überall richtig gesehen habe oder nicht, kompetent war er in hohem Grade, und sein Urtheil fällt ins Gewicht. An vielen Stellen wird der Leser nicht umhin können, sich zu sagen, wie richtig das Urtheil war und wie vieles eingetroffen ist. Auch wenn der Verfasser nicht, wie Homberger sagt, ein vorzugsweise zum Denken anregender Schriftsteller wäre, würde dies hier erneuerte Werk weite Verbreitung verdienen.

L. B.

J. C. Heer: An heiligen Wassern. Roman. Stuttgart. 1898. J. G. Cotta.

In schweizerische Hochgebirgswelt führt uns dieses nicht alltägliche Buch. Lawinen donnern nieder und Urväterbrauch zwingt durch Loos oder als Sühne für Frevelthat Männer der Gemeinde, bei der halsbrecherischen auf schwindelnder Höhe geforderten Besserungsarbeit Leib und Leben einzusetzen. Liebes- und Familientragödien verflechten sich in diese aufregenden Historien. Patriarchalische Kernmenschen und übergroße Gewaltnaturen greifen in das vom Aberglauben der Aelpler beherrschte Gemeindeleben ein. Ein heroisches Liebespaar besteht alle Anfechtungen. Der blutarme Mann der Wahl der charakterfesten, patrizischen Wirthstochter zumal löst den alten Bann, indem er — dem Ansturm der aufgehetzten, bigotten Aelpler zum Trotz — als autodidaktischer Wasserbaumeister die heiligen Wasser durch moderne Technik bändigt und sänftigt. Gegen die Verwicklung der Fabel und manche allzu pathetische Wendung in Sprache und Charakteristik wäre manches zu sagen. Desto wärmere Zustimmung verdienen die groß stilisirten Landschaftsbilder; hier meldet sich ein verheißungsvolles Talent, das Zucht und Maß finden wird. Lob gebührt auch einer Reihe gut geschauter und sicher gezeichneter ernster und heiterer Nebengestalten.

— m.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 44. Berlin, den 30. Juli 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Lippe-Detmold steht gegenwärtig im Mittelpunkt er politischen Betrachtungen unserer deutschen Presse. Es andelt sich dabei um eine richtige querelle allemande, die in wenig an die Zeiten vor dem Reichsdeputationshauptchluß erinnert. Zur Diskussion steht die schwerwiegende rage, ob den Söhnen und Töchtern des Regenten von ippe-Detmold, also des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld, er Titel Erlaucht zukommt, und ob die Offiziere vor diesen öhnen und Töchtern des Regenten Front zu machen haben ber nicht. Der Regent glaubt, beides verlangen zu sollen, ährend der Kaiser glaubt, beides verweigern zu müssen. ür die Offiziere ist natürlich der Wille des Kaisers enteidend. Die Beschwerde, welche der Regent dem Kaiser orgetragen hat, ist von diesem in einem kurzen, äußerst schäftsmäßigen Telegramm verworfen. Das Telegramm im Wege der bei solchen Anlässen üblichen Indiskretion r Veröffentlichung gekommen, und es heißt, daß der Regent von Lippe-Detmold in einem besonderen Schreiben an sämmtliche Bundesfürsten seine Rechte zur Geltung zu bringen versucht habe. Auf Grund dieses Thatbestandes wird nunmehr die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf die enorm wichtige Frage des Frontmachens vor Angehörigen deutscher Bundesfürsten und Regenten gelenkt. Wir gestehen offen, daß wir diesem „Kampf ums Recht" erheblich weniger Interesse zuwenden als der Frage der Ausdehnung des Grobenunfugsparagraphen oder gar der Interpretation des Dolus eventualis bei Majestätsbeleidigungsprozessen. Wir leiden in Deutschland von Alters her noch immer an einem solchen Wust von nichtigen Titulaturen, daß selbst, wenn einmal per nefas ein Stückchen Zopf abgeschnitten wird, unser Herz nicht zu bluten anfängt. Wir möchten nur wünschen, daß dieser Vorgang überhaupt dazu Anlaß gäbe, das ganze Brimborium von äußeren Ehrenbezeugungen zeitgemäß zu reformiren. Das monarchische Prinzip würde in Deutschland wohl kaum erschüttert werden, wenn z. B. alle militärischen Ehrenbezeugungen ausschließlich auf militärische Autoritäten beschränkt blieben. Wie schwer es aber zu sein scheint, auf diesem Gebiete der Aeußerlichkeiten Wandel zu schaffen, das geht auch daraus hervor, daß es sogar der preußische Finanzminister nicht hat durchsetzen können, die sinnlosen Titulaturen „Hochwohlgeboren", „Hochgeboren" u. s. w. auch nur in seinem Ressort zu beseitigen. Herr von Miquel ist nur stark genug gewesen, das „Wohlgeboren" fortzuschaffen. Beim „Hochwohlgeboren" ist seine Kraft bereits erlahmt. Wenn es einmal im Steuerwesen Titel geben soll, so scheint uns höchstens die Titulatur „Hochbesteuert" und „Niedrigbesteuert" am Platze. „An den hochbesteuerten Herrn Schulze", das wäre wenigstens ein Titel, bei dem man sich etwas denken könnte. Aber wenn es schon nicht gelingt, die Titulatur „Hochwohlgeboren" zu beseitigen, wie kann man sich wundern, daß um den Titel „Erlaucht" die Verfassung des Deutschen Reiches in Erschütterung gebracht wird. Und dabei ist Deutschland ein Reich von mehr als 52 Millionen Einwohnern.

Herr von Ploetz, der erste Vorsitzende des Bundes der Landwirthe, ist gestorben. Obgleich man nicht behaupten kann, daß der Verstorbene eine durch Geist und Charakter besonders hervorragende öffentliche Figur gewesen wäre, so ist sein Tod für den Bund der Landwirthe doch kein geringer Verlust. Herr von Ploetz war recht eigentlich das Hauptverbindungsglied, welches die berufsmäßigen Agitatoren des Bundes der Landwirthe mit der konservativen Partei verknüpfte. Mit seinem Hinscheiden wird voraussichtlich die Lockerung zwischen der konservativen Partei und dem Bunde der Landwirthe, die bereits während der jüngsten Wahlbewegung sichtbar vorbereitet wurde, sich stark weiter

entwickeln. Die Führer der Altkonservativen, die Herrn von Ploetz noch immer als einen der Ihrigen betrachteten, werden Herrn Dr. Hahn schwerlich als genügenden Ersatz für Herrn von Ploetz anerkennen. Vielleicht benutzt man diese gute Gelegenheit, um die Taue, welche die offizielle konservative Partei mit dem Bunde der Landwirthe verbinden, überhaupt zu kappen. Die Konservativen würden sich dann ihrer gouvernementalen Traditionen in verstärktem Maße erinnern, und der Bund der Landwirthe noch mehr als bisher in die Hände der Demagogen und Antisemiten gerathen. Wegen dieser Perspektive hat der Tod des Herrn von Ploetz auch ein politisches Interesse.

Der Gänsekrieg zwischen Preußen und Rußland scheint in seiner ganzen Schwere nicht zum Ausbruch zu kommen. Die preußische Regierung hat die ihr seitens der Agrarier gemachte Zumuthung, wie ein rocher de bronze hinter den Gänsetransportverfügungen des Landwirthschaftsministers stehen zu bleiben, verständigerweise nicht befolgt und es scheint, als ob die erwachsenen Grenzschwierigkeiten zwischen der russischen und der preußischen Regierung so geregelt würden, wie es zwischen zwei koulanten Geschäftsleuten üblich ist, die über die Auslegung eines abgeschlossenen Vertrages in Meinungsverschiedenheiten gerathen sind. Auf diese Weise entgeht man nicht nur empfindlichen materiellen Schädigungen, sondern, was vielleicht noch mehr bedeutet, auch dem Fluch der Lächerlichkeit.

Auf dem Kriegsschauplatz in Westindien bereitete sich ein neuer Schlag gegen Spanien vor. General Miles ist bereits auf Portorico gelandet und man durfte mit einiger Zuversicht annehmen, daß in kurzer Zeit ganz Portorico in den Händen der Amerikaner sein werde. Da auch Manila dicht vor der Kapitulation steht, so ist der Abschluß des Friedens allmählich für Spanien zur gebieterischen Nothwendigkeit geworden. Die spanische Regierung hat denn auch in Washington durch den französischen Botschafter Cambon bereits ein formelles Angebot, Frieden zu schließen, vorgebracht. Zu der geplanten Expedition des Admirals Watson nach Spanien wird es unter diesen Umständen wohl schwerlich noch kommen. Inzwischen hat auch Don Carlos Brüssel verlassen und sich seinem vielgeliebten Vaterlande, das er gar zu gern aus dem amerikanischen Kriege noch in einen Bürgerkrieg stürzen möchte, genähert. Dieser Flibustier ist übrigens auch mehr Maulheld als Cid. Es ist deshalb noch fraglich, ob aus seinem „patriotischen" Unterfangen etwas wird.

In Oesterreich scheint man sich langsam auf den Uebergang vom Konstitutionalismus zum Absolutismus vorzubereiten. Die bisher nur vertagte Reichsrathssession ist auf Anrathen des Grafen Thun jetzt geschlossen worden. Damit erlischt die Immunität der Reichsrathsabgeordneten, und alle eingebrachten Regierungsvorlagen fallen zunächst ins Leere. Das gilt insbesondere auch für die Vorlage über den ungarischen Ausgleich nebst allen Verhandlungen der beiden Quotendeputationen. Es ist begreiflich, daß man in Budapest über diese Entwicklung der Dinge nicht sehr erbaut ist. Es heißt, daß der ungarische Ministerpräsident Banffy sich nun auch seinerseits darauf vorbereite, im Herbste das ungarische Ministerium zu rekonstruiren, indem er den Führer der Nationalpartei, Ferdinand Horánszky, als Finanzminister aufzunehmen beabsichtigt. Horánszky nimmt in der Quotenfrage einen decidirt ungarischen Standpunkt ein.

Der englische Marineminister, Mr. Goschen, hat das Unterhaus ganz en passant darauf vorbereitet, daß er vermuthlich in der nächsten Session für die Verstärkung der englischen Flotte um etwa 160 Millionen Mark werde beantragen müssen. Diese Ankündigung richtet sich vorzugsweise gegen Rußland, welches bekanntlich in jüngster Zeit ebenfalls starke Anstrengungen macht, seine Kriegsflotte bedeutend zu erweitern. Die Annahme, daß man in Europa bald an der Grenze der noch erträglichen Rüstungen angelangt sein werde, wird immer aufs Neue hinfällig.

Daß das englische Unterhaus die Verstärkung der englischen Flotte ohne erheblichen Widerstand bewilligen wird, steht schon heute fest. Selbst die radikale englische Presse gibt ihre Zustimmung unumwunden zu erkennen.

In Frankreich beherrscht die Dreyfusaffaire nach wie vor die politische Lage. Der „Siècle" hat jetzt den bekannten Colonel du Paty de Clam offen beschuldigt, mit Esterhazy zusammen gegen Picquart konspirirt und allerlei Fälschungen vorgenommen zu haben. Du Paty de Clam ist ein Vetter des Kriegsministers Cavaignac. Zola hat inzwischen das ungastliche Vaterland verlassen und athmet die Luft der Freiheit irgendwo außerhalb Frankreichs.

* * *

Kriegswirkungen.

Beim spanisch-amerikanischen Konflikt liegt das Hauptinteresse viel weniger in den Kriegsereignissen selbst als in den Wirkungen, die der Krieg auf die spätere Gestaltung der nationalen Politik Spaniens und der Vereinigten Staaten haben wird. Daß der Krieg mit der Niederlage Spaniens enden werde, war unschwer vorauszusehen. Der Verlust Kubas stand fest, bevor der erste Kanonenschuß gefallen war. Der Verlust Portoricos ist inzwischen wahrscheinlich, der der Philippinen möglich geworden. Damit würde Spanien seine Rolle als Kolonialmacht, die es vor vier Jahrhunderten so glänzend begann, im Wesentlichen ausgespielt haben. Was Spanien an Kolonien verbleiben wird, ist keinesfalls erheblich. Ob die spanische Nation noch so viel geistige Kraft in sich hat, um nach diesem Zusammenbruch eine neue Blüthe zu erleben, bleibt der Zukunft vorbehalten. An sich wäre kein Grund vorhanden, an der Zukunft Spaniens um deswillen zu verzweifeln, weil es seine Kolonien einbüßt; denn diese Kolonien waren seit Jahrzehnten mehr eine Quelle der Schwäche und der Korruption als eine Quelle nationaler Kraft. Das Mutterland Spanien, befreit von allen kolonialen Verwickelungen, sich im Wesentlichen auf friedliche Reformen und die Entwicklung seiner Hülfsquellen auf der pyrenäischen Halbinsel beschränkend, könnte unter Umständen als Staat zweiten Ranges noch eine sehr respektable Rolle spielen. Mit Prozessionen und Stiergefechten ist eine solche Renaissance allerdings nicht herbeizuführen.

Nicht minder interessant und für die gesammte Kulturwelt noch wesentlich bedeutsamer aber ist die Frage, wie sich die Politik der Vereinigten Staaten nach diesem siegreich geführten Kriege entwickeln wird.

Die amerikanische Union, wenngleich sie keinen ebenbürtigen Gegner vor sich sah, hat doch auch in diesem Kriege Gelegenheit gehabt, sich in ihrer kraftstrotzenden Energie zu zeigen. Die amerikanische Nation hat den berauschenden Trank des Kriegsruhms genossen und geht aus dem Kriege mit stark erhöhtem Selbstgefühl hervor. Seit dem Sezessionskriege war zum ersten Male der Norden und der Süden im Kampfe gegen einen gemeinsamen äußeren Feind vereinigt. Was noch an bloody shirt-Empfindungen von der Zeit des Sezessionskrieges her zwischen dem Norden und dem Süden vorhanden war, ist nunmehr bis auf den letzten Rest verschwunden, nachdem unter dem Sternenbanner die Soldaten und Matrosen aus Nord und Süd die gemeinsame Feuertaufe erhalten haben. Aber auch auf die politischen Gegensätze der jüngsten Vergangenheit hat der Krieg umgestaltend eingewirkt. Die free-coinage-Bewegung ist dem Erlöschen nahe. Ich persönlich habe niemals daran geglaubt — und das auch seiner Zeit in der „Nation" zum Ausdruck gebracht — daß diese Bewegung noch einmal einen Präsidentschaftswahlkampf beherrschen würde, aber di

war, bevor der spanisch-amerikanische Krieg ausbrach, nicht zu verkennen, daß seitens einflußreicher Kräfte innerhalb der demokratischen Partei erneut der Versuch gemacht werden würde, die Währungsfrage in den Mittelpunkt des nächsten Wahlkampfes zu stellen. Bryan selbst hoffte im Jahre 1900 noch einmal als Präsidentschaftskandidat auftreten zu können. Diese Hoffnung ist jetzt stark verblaßt. Das Verhältniß von 16 : 1 erregt nicht mehr die Leidenschaften noch die Phantasie des Volkes. Das Schlagwort der Freiprägung von Silber hat seine Zugkraft eingebüßt. Bryan's Stern ist im Untergehen. Er hat vergebens versucht, sich als Führer aufrecht zu erhalten. Er ließ sich zum Obersten eines Freiwilligenregiments machen, um von dem allgemeinen Kriegsruhme auch seinerseits etwas zu profitiren. Er ergriff das Wort, um vor der imperialistischen Politik, die die Vereinigten Staaten über die Grenzen ihres riesigen kontinentalen Territoriums hinaus in eine neue Weltmachtstellung hineindrängen will, zu warnen. Aber die eigene Partei, die ihn vor zwei Jahren auf den Händen trug, wendet sich neuen Göttern zu, insbesondere Männern, die einen war-record aufzuweisen haben. Der kriegerische Lorbeer ist heute in Amerika eine gewaltige Empfehlung, und die politischen Parteien halten Nachfrage nach Staatsmännern, die im Pulverdampf sich bewährt haben. Selbst Tammany-Hall, die vollkommenste Agitationsmaschine des Landes, sieht sich für die nächsten Wahlen ängstlich nach „heroes“ als Kandidaten um. Man hat starke Besorgniß vor der Konkurrenz eines republikanischen Staatsmannes wie Theodore Roosevelt, der das Amt eines Unterstaatssekretärs der Marine aufgab, an der Spitze eines Regimentes von rough riders nach Kuba zog und dort wie ein alter Veteran die Kämpfe vor Santiago bestanden hat. Wenn die Republikaner einen solchen Mann als Gouverneur des Staates New-York präsentiren können, so ist die Niederlage von Tammany-Hall beinahe sicher.

Im Zusammenhang mit dieser Kriegsbegeisterung stehen auch die Pläne einer Verstärkung der amerikanischen Armee und der Kriegsflotte. Es ist nicht schwer, für diese Pläne aus den Erfahrungen des jetzigen Krieges schwerwiegende Argumente herzuleiten. Die Stimmung der Bevölkerung kommt in wachsendem Maße solchen Plänen entgegen. Die Verstärkung von Armee und Flotte wird unvermeidlich, wenn die Vereinigten Staaten ihre traditionelle Politik der Beschränkung auf den kontinentalen Besitz verlassen und zur Annexion westindischer und pazifischer Inseln sich entschließen. Mit der jüngst erfolgten Angliederung von Hawaii ist auf diesem Wege bereits ein erster Schritt gethan. Selbst die eindringlichen Warnungen, welche ein so einflußreicher Mann wie Reed, der Sprecher des Repräsentantenhauses, erhob, verfingen nicht. Unter den Eindrücken des Krieges schwanden alle Bedenken und Hawaii wurde annektirt. Daß es mit Kuba ähnlich gehen werde, erscheint keineswegs ausgeschlossen. Zunächst hält man sich zwar noch an die feierliche Erklärung der amerikanischen Regierung und des Kongresses, wonach man den Krieg gegen Spanien nur führe, um Kuba zu befreien und zur Selbstbestimmung zu führen. Aber die Kubaner sind höchstwahrscheinlich garnicht im Stande, sich selbst zu regieren. Die amerikanische Union wird deshalb schon „aus Menschlichkeit“ nicht umhin können, zunächst eine Art Vormundschaft über Kuba zu übernehmen, etwa in ähnlicher Weise, wie das England in Egypten gethan hat. Von solcher Vormundschaft ist es aber nicht gar weit bis zur völligen Erwerbung. Es bleiben noch die Philippinen und Portorico übrig. Daß man Portorico haben müsse, dafür werden in den Vereinigten Staaten immer mehr Stimmen laut. Bei den Philippinen entsteht wieder die Frage: wenn Spanien sie nicht halten kann, wer soll sie dann bekommen? Die Eingeborenen des Landes vermögen keine selbständige Regierung zu bilden, die nicht der Spielball fremder Einflüsse werden würde. Auch betreffs der Philippinen wird es deshalb für die Union schwerer sein, sich wieder daraus zurückzuziehen, als sie zu erobern. So scheinen die Folgen dieses Krieges die mächtige Republik der Vereinigten Staaten aus den bisherigen Gleisen der nationalen Politik mit zwingender Gewalt herauszudrängen. Es wird einer ungewöhnlichen staatsmännischen Besonnenheit bedürfen, um nicht auf abenteuerliche Abwege zu gerathen. Man rühmt dem gegenwärtigen Staatssekretär Day, der das vollste Vertrauen des Präsidenten McKinley genießt, nach, daß er einen sehr kühlen Kopf habe und allen imperialistischen Ausschreitungen abgeneigt sei. Auch sonst fehlt es unter den einflußreichen Amerikanern nicht an Charakteren, die die schweren Gefahren einer expansiven Kolonialpolitik erkennen und auch glauben vermeiden zu können. Aber in der Politik glaubt heute gar mancher zu schieben, der morgen bereits geschoben wird. Die öffentliche Meinung neigt sich offenbar stark den Annexionisten zu. In den Lagern beider großer Parteien gibt es Freunde und Gegner der imperialistischen Politik. Der Süden wie der Norden, der Osten wie der Westen sind in ihren Ansichten gespalten. Angesehene und einflußreiche Preßorgane derselben Partei stehen in dieser Frage einander gegenüber. Es ist ein politischer Gährungsprozeß im Gange, dessen Resultat noch niemand absehen kann. Das Eine aber steht schon heute fest, daß die Vereinigten Staaten vor ganz neue politische Probleme gestellt sind, die auch das bisherige Parteiwesen stark beeinflussen werden.

Hinzu kommt, daß die wirthschaftliche Entwicklung der amerikanischen Union einen Gang nimmt, der den politischen Gelüsten nach Expansion entgegenkommt. Die Vereinigten Staaten haben im letzten Fiskaljahre — Juli 1897 bis Juli 1898 — einen Export aufzuweisen, der sie an die Spitze aller Exportstaaten gebracht hat. Der Export bezifferte sich auf rund 5100 Millionen Mark. Davon entfällt ungefähr der vierte Theil auf die Ausfuhr von Industrieprodukten. Dieser Riesenausfuhr stand in demselben Jahre eine Einfuhr von noch nicht 2600 Millionen Mark gegenüber. Angesichts eines derartigen enormen Ueberwiegens der Ausfuhr haben in mächtigen Interessentenkreisen diejenigen eine starke Stütze, die einer expansiven Politik das Wort reden. So kommt alles zusammen, um die amerikanische Union vor Fragen zu stellen, deren Bedeutung über den Ernst des gegenwärtigen Krieges mit Spanien weit hinausragt, und von deren richtiger oder falscher Beantwortung die nächste Zukunft der großen amerikanischen Demokratie in hohem Maße abhängen wird.

Th. Barth.

Max von Forckenbeck.

„Ein Mann, welcher den Scharfsinn des Ostpreußen, die Beharrlichkeit des Westfalen und die Liebenswürdigkeit des Schlesiers in sich vereint“, so charakterisirte die „Kölnische Zeitung“ Forckenbeck vor etwa dreißig Jahren einmal. Ein Lebensbild dieses Mannes hat M. Philippson (in „Männer der Zeit“, sechster Band, Dresden und Leipzig, Carl Reißner) entworfen. Es ist die Arbeit nicht eines Parteimannes, sondern eines Historikers, der die Kunst versteht, verborgenes Material in das Licht zu ziehen und dann den ernsten Willen hat, dieses Material mit historischem Gewissen zu verarbeiten. Es liegen dem Buche zahlreiche Briefe von und an Forckenbeck zu Grunde, und unter den Briefen von ihm solche, die er an seine Frau, die ebenbürtige Vertraute seiner Gedanken, gerichtet hat. Wenn ein Geschichtschreiber ohne Haß und Gunst über Männer und Ereignisse berichtet, die der jüngsten Vergangenheit angehören, so lehnt sich der Parteigeist jedesmal auf, die gefundenen Wahrheiten anzuerkennen. Das ist auch diesmal geschehen und mit besonderer Heftigkeit; das war vorauszusehen und es sollte sich Niemand darüber aufregen, am wenigsten der Verfasser des Buches. Das Zeitungsgeplänkel, das sich sofort nach dem Erscheinen erhoben hat, hat sich auf sehr untergeordnete Punkte gerichtet und den Blick von den Hauptsachen abgelenkt.

Als Forckenbeck im Jahre 1858 in das Abgeordnetenhaus eintrat, lag ihm der Ehrgeiz, ein Redner und Parteiführer zu werden, sehr fern. Er hielt sich zurück und wurde fast wider Willen in wenigen Jahren in den Vordergrund gedrängt. Er sprach selten, aber wenn er über einen Gegenstand sprach, grub er außerordentlich tief und das lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. Er hatte sich bemüht, den Militär- und den Verfassungskonflikt zu lösen und die damals von ihm eingebrachten Resolutionen zeigten den Weg, auf dem die Lösung erfolgen konnte, und in der That, wenn auch viele Jahre später, erfolgt ist. Der radikale Flügel war damals tief empört über den Jung-Lithauer, der zur Vermittelung geneigt war. Kladderadatsch schrieb damals:

Als dem Herrn von Roon und Bismarck
Forckenbeck die Hände drückte
Und dem herrschenden Systeme
Haltlos sich entgegenbückte,

Ja dem herrschenden Systeme
Haltlos sich entgegenbückte!

Aber die große Mehrheit des Hauses war geneigt, Forckenbeck zu folgen, und Herr von Roon war eines Abends gleichfalls sehr geneigt, ihm zu folgen, hatte sich aber bis zum folgenden Tage umgestimmt. Nach der herrschenden Meinung war er auf den Widerstand des Königs gestoßen; indessen es ist fraglich, ob der Widerstand des Königs sich als unüberwindlich gezeigt hätte, wenn der König anders berathen worden wäre.

Bismarck war es, der den Forckenbeck'schen Plan zerschlug, nicht weil er im Innern ihn gemißbilligt hätte, sondern weil er den Konflikt mit dem Abgeordnetenhause brauchte. Er brauchte den Konflikt mit dem Abgeordnetenhause, um sich im Amte zu erhalten und seine auswärtige Politik durchzuführen. Die Hofpartei wollte um jeden Preis den Krieg mit Oesterreich verhindern; um den Krieg mit Oesterreich zu verhindern, mußte sie Bismarck stürzen und daran arbeitete sie eifrig; Bismarck zu stürzen war unmöglich, wenn ein Konflikt mit dem Abgeordnetenhause vorlag, während dessen kein anderer Mensch als Bismarck das Steuer führen konnte. Der König konnte in die Verabschiedung Bismarck's nicht willigen, so lange sie als eine Nachgiebigkeit gegen das Abgeordnetenhaus angesehen werden mußte.

Wäre jener Konflikt im Sinne Forckenbeck's gelöst worden, so hätten wir kein 1866 und kein 1870 gehabt. Der Lauf der Welt geht doch stets die rechte Bahn.

* * *

Forckenbeck war mit seinem Versöhnungsplan unterlegen, aber er hatte sich den Ruf eines staatsmännischen Kopfes erworben und dieser Ruf trug ihm die Präsidentenstelle des Abgeordnetenhauses ein, die damals von großer Wichtigkeit war. Herr von Unruh hat sich öffentlich gerühmt, zuerst die Augen auf ihn gelenkt zu haben; mir gegenüber hat Otto Michaelis versichert, er sei der erste gewesen, der Forckenbeck's Namen für diese Stellung genannt habe. Es wird sich so verhalten haben, daß Mehrere gleichzeitig auf den Gedanken gekommen sind, daß Forckenbeck die geeignetste Person sei, Grabow's leer gewordenen Platz einzunehmen.

Der Präsident eines Parlaments übt ein Richteramt aus. Er hat zu entscheiden, was zulässig und was unzulässig ist. Man verlangt von ihm vor allen Dingen Gerechtigkeit, wie von jedem Richter. Damit ein Richter ein gerechtes Urtheil fällen könne, muß ihm Zeit gelassen werden. Dem Präsidenten eines Parlaments aber läßt man keine Zeit zu überlegen, was gerecht und ungerecht ist. Seine Entscheidung muß blitzschnell erfolgen und schon durch einen Augenblick des Zauderns kann er eine Ungerechtigkeit begehen.

Es konnte sehr zweifelhaft sein, ob Forckenbeck dieser Aufgabe gewachsen sein würde, denn er war alles Andere eher, als ein Mann der raschen Entschließungen. Hatte er Zeit, sich eine Sache zu überlegen, so ließ er sich von dieser Zeit keine Minute abdingen. Er war ein Meister darin, neue rationes dubitandi aufzufinden. Er überlegte häufig noch, wo alle seine Freunde glaubten, es sei nichts mehr zu überlegen. Aber freilich, in dem Augenblicke, wo der Entschluß gefaßt sein mußte, war er gefaßt.

Und so hielt er es auch als Präsident; seine Entschließung war sofort fertig. Es hat wohl niemals Jemanden gegeben, der über die Pflichten eines parlamentarischen Präsidenten so gründlich nachgedacht hat, als er. Zwischenfälle, die jeden Anderen überraschten, fanden ihn vorbereitet; er hatte sich ähnliche Fälle schon vorgestellt und darum konnte er seine Entscheidung dann so gerecht und schnell treffen.

Die strenge Disziplin, die er hielt, vor allen Dingen die einschränkende Auslegung des Begriffs „persönliche Bemerkung“ trug dazu bei, die Debatten in jener hochaufgeregten Zeit zu ruhigen Bahnen zurückzulenken. Sein Bestreben, Gerechtigkeit zu üben, erwarb ihm Vertrauen, und das Vertrauen, das er genoß, setzte ihn in den Stand, auch sachlich zu vermitteln. Er hat einen großen Einfluß auf die Entschließungen der Regierung sowohl wie der Mehrheit des Hauses geübt.

Erst aus den Dokumenten, die Philippson hat benutzen können, ersehen wir, daß Fürst Bismarck sich ernstlich Mühe gegeben hat, Forckenbeck zur Uebernahme eines Ministeriums zu bewegen. Forckenbeck hat stets abgelehnt. Er hatte die Wendung des Jahres 1866, die Erfolge des Jahres 1870 so freudig begrüßt, wie Jemand, aber er gehörte nicht zu den Hurrahschreiern. Er hat nie daran geglaubt, daß durch die Vorsehung einem Volke eine ungemessene Fülle von Glück auf dem Präsentirteller gelegt werden könne, sondern war überzeugt, daß wir das, was wir genießen, auch baar bezahlen müssen. Er wußte, daß weder Kaiser Wilhelm noch Fürst Bismarck mit dem Liberalismus innerlich ausgesöhnt seien, und daß die Zeit eines Rückschlages eintreten müsse. Zu keiner Zeit hat er sorgenlos in die Zukunft gesehen. Er wünschte, den Konflikt der regierenden Mächte mit dem Liberalismus hinausgeschoben zu sehen, so lange es mit Ehren geschehen konnte, weil er einen Sieg für den Liberalismus nicht erhoffte, aber er war ebenso entschlossen, wenn dieser Konflikt komme, auf Seiten des liberalen Bürgerthums zu stehen.

An dem Tage, wo er das Präsidium des Reichstages niederlegte, — das ihm übertragen wurde, als er aus dem Abgeordnetenhause in das Herrenhaus verpflanzt wurde, — hatte er die Ueberzeugung, daß der Konflikt da sei, in voller Schärfe, und auf lange Zeit hinaus dem Bürgerthum ungünstig verlaufen würde. Es war ein wichtiger Abschnitt in seinem Leben und auch in der Geschichte des Deutschen Reiches. „Vom Reichstagsgebäude“ — schrieb damals die Nationalzeitung — „ist die liberale Fahne herunter genommen und die konservative aufgezogen worden.“ Sie weht noch heute.

* * *

Als Oberbürgermeister hat Forckenbeck in Breslau wie in Berlin Großes geleistet. Er hatte die Fähigkeit, in jedem Augenblicke sich auf denjenigen Gegenstand zu konzentriren, der in diesem Augenblicke der wichtigste war. Ueber die laufenden Geschäfte zu wachen, ist die Aufgabe des Bürgermeisters, wie im Ministerium die des Ministerialdirektors. Der höchste Chef soll seine Kraft nicht in Einzelheiten zersplittern. Er wußte zu regieren; er hatte die Gabe, in wichtigen Fragen mit sich fortzureißen, und machte um so erfolgreicheren Gebrauch davon, als er sie nur anwandte, wo es galt, sich für einen großen Gegenstand zu regen. In Breslau ist er bitter entbehrt worden; in Berlin hat sein Tod die nachtheilige Folge gehabt, daß die Fraktionen sich eifriger regten. Die Art, wie Forckenbeck

seine Oberbürgermeisterämter verwaltet hat, liefert den Beweis, daß er ein staatsmännisches Talent ersten Ranges, daß er für einen Ministerposten geschaffen war.

* * *

Forckenbeck war Katholik, aber ein Gegner der weltlichen Herrschaft des Papstes und ein Anhänger der Civilehe. Er hat an der Kulturkampfgesetzgebung mitgearbeitet, obwohl er die Mängel derselben von Anfang an erkannt hat; er ist Mitglied des Gerichtshofes geworden, der die Aufgabe hatte, Bischöfe abzusetzen. In Folge dessen ist er mit der Kirche zerfallen und man hat ihm das katholische Begräbniß verweigert. Er hat diesen Bruch schmerzlich empfunden. In das Innerste seiner religiösen Anschauungen hat ja Niemand hineinzuschauen vermocht; die katholische Kirche übt eine große Anziehungskraft auf diejenigen aus, die ihr durch Geburt angehören, auch wenn sie sich auf einen freieren Standpunkt erhoben haben. Für jeden wird es schwer, sich von der Religion seiner Väter zu trennen. Forckenbeck hat über seine Erlebnisse mit strengen Anhängern des Ultramontanismus gesprochen und hat ihnen Mittheilungen gemacht, die er Andersgläubigen vorenthalten hat. Und von Einem derselben ist mir ausgesprochen worden, daß man auf das Tiefste bedaure, Forckenbeck verloren zu haben. Die Schuld daran trage der ungeschickte Uebereifer eines Dieners der Kirche.

* * *

Die Ungunst der Verhältnisse hat gehindert, daß Forckenbeck dem Deutschen Reiche die Dienste geleistet hat, die er nach seinen Fähigkeiten ihm hätte leisten können. Er war zum Staatsmann, zum Minister geschaffen. Aber vergeblich hat er nicht gelebt. Es ist durch ihn viel Gutes geschaffen, viel Böses gehindert worden. Er war eine männliche Gestalt, scharf im Denken, beharrlich im Wollen, liebenswürdig im Verkehr. Der Verfasser, der sein Bild mit liebevoller Ausführlichkeit gemalt hat, verdient unsern Dank. An diesem Bilde werden sich Viele aufrichten, die von der Noth der Zeit bedrückt sind.

Alexander Meyer.

Kritik der neuesten Argumente für Abgaben auf natürlichen Wasserstraßen.

III.

4. Das unhaltbarste Argument unter denjenigen, welche zu Gunsten hoher Abgaben für die Getreide einführende Flußschiffahrt geltend gemacht worden sind, ist nunmehr zu betrachten. Es handelt sich um einen Irrthum, nach dessen Feststellung man umkehr zu anderen Anschauungen von den Gegnern billiger Weise hoffen und beanspruchen dürfte. Die Frachtverbilligung durch den Wassertransport komme nicht den Konsumenten zu gute, so argumentirt Ulrich, sondern anderen Kreisen, vermuthlich den Zwischenhändlern. Zwei Beweise werden hierfür versucht. Es sei festgestellt, daß die durch die Main-Kanalisation herbeigeführte Frachtersparniß für Steinkohlen — von den Ruhrhäfen nach Frankfurt im Betrage von 3 Mark für die Tonne — nicht etwa den Konsumenten zu gute gekommen, sondern ganz in die Tasche der Frankfurter Kohlenhändler geflossen sei, selbstverständlich insoweit nicht große Konsumenten direkte Bezüge in ganzen Schiffsladungen machten.*) Diese durch keine Quellenangabe belegte Behauptung des Eisenbahnpräsidenten Ulrich wurde vom Syndikus der Handelskammer Frankfurt a. M. Dr. Hatschek als unrichtig bezeichnet. Die Handelskammer Frankfurt a. M. hat sofort Erhebungen über die Frage angestellt.*)

Ich konnte diesen Fall nicht im einzelnen nachprüfen. Wohl aber ist es mir möglich gewesen festzustellen, daß Herr Ulrich irrthümlich angenommen hat, er könne beweisen, daß die „wesentlich durch Frachtermäßigungen herbeigeführte Preisermäßigung des Getreides bezw. Mehls in den letzten 30 Jahren in Berlin dem Bäcker zu Gute gekommen sei".**) Da Ulrich und ebenso diejenigen Landwirthe, welche die Einfuhr auf Wasserstraßen durch Abgaben erschweren möchten, in erster Linie sich für das Getreide interessiren, so erschien es mir allerdings sehr wichtig, ob es Jemandem gelingen werde, nachzuweisen, daß bewußte Vertheuerung des Getreides nicht Brotvertheuerung bewirken werde. Letzteren Fall behandelt indeß Ulrich gar nicht, sondern nur die keineswegs völlig gleichartige Frage, ob denn der Vortheil aus der Ermäßigung der Getreidepreise bisher den Bäckern oder den Brotkäufern zugeflossen sei. Er citirt nach einer Darlegung in Conrad's Jahrbüchern***): „So ist z. B. festgestellt, daß in Berlin bis zu den 70er Jahren der Unterschied zwischen Roggenpreis und Roggenbrotpreis für 1000 kg nur 10—20 Mk. betrug, jetzt aber auf 80—90 Mk. gestiegen ist, nachdem der Roggenpreis um 60 Mk. gefallen ist. Da aber der Verdienst des Mehlhandels gleichzeitig von 20 Proz. auf 5—6 Proz. herabgegangen ist, so konn mit Sicherheit geschlossen werden, daß der gesammte Preisfall des Getreides den Bäckern, nicht den Konsumenten zu Gute gekommen ist".

Diese Sätze überraschten mich aufs äußerste. Sind sie wahr, dann ist vieles von dem hinfällig, was über den Zusammenhang von Brotpreis und Getreidepreis früher gelehrt worden ist. Auffällig ist dann nur, daß es den Bäckern nicht besser geht und daß es diesem so stark im Kleinbetrieb steckenden Gewerbe möglich gewesen wäre, eine Ringbildung aufrecht zu erhalten.

Ich prüfte also die Quellen dieser Behauptung nach, deren Tenor all dem so auffällig widersprach, was mir bei früheren Studien über Statistik der Brotpreise bekannt geworden war.†) In dem citirten Aufsatze von Joh. Wernicke fand ich zunächst einen Zusatz zu den von Ulrich wiedergegebenen Ausführungen bezüglich der Vergrößerung des den Bäckern zufallenden Antheils am Brotpreise: „Natürlich muß man berücksichtigen, daß die Miethen und Löhne gestiegen und der Umsatz vielfach wegen der großen Konkurrenz wohl zurückgegangen ist". Wenn dies die Ursache wäre, daß das Brot sich nicht entsprechend den Großhandelspreisen des Roggens verbilligte, so ist natürlich zunächst nicht ohne Behebung dieser Ursache zu erwarten, daß bei Vertheuerung des Getreides der Preis des Brotes unverändert bleibt.

Nachdem ich Herrn Wernicke, auf den wieder Herr Ulrich sich stützt, um Auskunft angegangen hatte, zeigte sich, daß die Berechnungen, aus welchen so weitgehende, auch die Schiffahrt betreffende Folgerungen gezogen werden, bezüglich der Beziehungen zwischen Brotpreis und Getreidepreis total irrig sind. Es war mir an sich bedenklich, daß Zeiten, in denen die Mahlsteuer in Berlin bestand, mit der Gegenwart verglichen wurden. Selbst hiervon abgesehen stimmte aber die Rechnung nicht. Herr Wernicke theilte mir mit, er habe die Brotpreise des Berliner städti-

*) Vgl. l. c. S. 22.

*) Vgl. Zeitschrift für Binnenschiffahrt 1898, S. 155. Auf dem Verbandstage zu Nürnberg am 2. Juni 1898 erklärte der Vertreter der Frankfurter Handelskammer, die Erhebungen hätten die Unrichtigkeit der Ulrich'schen Annahme klar gelegt.

**) Vgl. l. c. S. 22, 44, 45.

***) Jahrb. f. Nationalökonomie und Statistik III F., Bd. 14, S. 722.

†) Vgl. E. Hirschberg, Beiträge zur Statistik der Brotpreise im Deutschen Reiche. 1893 Berlin, sowie Art. „Brotpreise" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Bd. II, S. 737/739.

schen Arbeitshauses in Rummelsburg, von denen Herr v. Scheel im Handwörterbuch der Staatswissenschaften einige mittheilt, mit den Berliner Roggenpreisen verglichen. Ergibt sich nun hiernach die von Wernicke für die Zeit „bis zu den siebziger Jahren“ behauptete Thatsache, daß damals der Unterschied zwischen dem Preis von 1000 kg Roggenbrot und 1000 kg Roggen 10—20 Mk. betragen habe? Durchaus nicht. Die Ziffern betragen für die Jahre, die seit 1870 Herr v. Scheel anführt:

	Brotpreis in Berlin für 1000 kg Roggenbrot	Berliner Großhandelspreis *) für 1000 kg Roggen Lieferungsqualität	Differenz
1871	228,30 Mk.	159,25 Mk.	69,0 Mk.
1875	222,90 „	151,00 „	71,9 „
1881	253,70 „	195,18 „	58,5 „
1885	179,80 „	140,56 „	39,4 „
1888	174,20 „	134,46 „	39,7 „
1889	199,70 „	155,53 „	44,2 „

Zunächst hat sich also der Gewährsmann des Herrn Ulrich in einer für ersteren nebensächlichen, für letzteren ausschlaggebenden Frage geirrt.**) Ich möchte aber auch den oben mitgetheilten Ziffern nicht besonderen Werth beilegen. Erstens betreffen sie einzelne zufällig herausgegriffene Jahre, zweitens handelt es sich bei den Brotpreisen des Arbeitshauses nicht um Verkaufspreise, sondern um Selbstkosten***) für Brot, von dem wir nicht wissen, ob es aus denselben Roggenqualitäten Jahr für Jahr hergestellt wurde, drittens wäre der Preis von 1000 kg Roggen mit dem Preise von 1000 kg Roggenbrot nur dann vergleichbar, wenn zur Bereitung von 1000 kg Brot stets 1000 kg Roggen erforderlich wären. Es sind aber je nach der Mehlqualität, die verwendet wird, bald mehr, bald weniger als 1000 kg Roggen erforderlich, um 1000 kg Brot herzustellen.†)

*) Die Ziffern des Roggenpreises sind den amtlichen Nachweisen in Nr. 10 d. Drucks. d. Silberkommission, S. 18 entnommen. Diese Ziffern reichen nur bis 1871 zurück. Um den Nachweis auch für die vorausgehenden Jahre zu liefern, entnehme ich für 1865—70 den Zusammenstellungen im Jahrg. XI, S. 278,279, des statistischen Jahrbuchs der Stadt Berlin die Preise für 1 kg Roggenbrot und 1 kg Roggen, wobei hervorgehoben sei, daß die a. a. O. für Roggen mitgetheilten Preise von 1871 an durchwegs etwas von den Preisangaben in den Akten der Silberkommission abweichen. Es kostete in Pfennigen:

	1865	1866	1867	1868	1869	1870
1 kg Rummelsburger Mittelbrot . . .	21,00	23,60	29,40	31,80	25,00	20,66
1 kg Roggen . . .	12,81	15,67	20,73	20,42	16,97	15,72

Die Differenz des Preises von 1000 kg Brot und Roggen betrug also keineswegs 10—20 Mk., sondern 49 bis 113 Mk.

**) Ich übergehe als durchaus nicht beweisend, daß Herr Wernicke außer diesen Quellen, die ich kontrolliren konnte, auf mündliche Auskünfte von Bäckern und Erkundigungen auf dem Lande mich brieflich verwies, die ich nicht kontrolliren konnte.

***) Dies ist auf S. 278,279 des Jahrgangs XI des statistischen Jahrbuchs der Stadt Berlin ausdrücklich als ein Moment hervorgehoben, weshalb die Rummelsburger Ziffern nicht als gleichwerthig mit Preisen des Kleinverkaufs der Bäcker anzusehen seien.

†) Hirschberg a. a. O. S. 25 nimmt an, daß 1220 kg Roggen erforderlich seien, um 1000 kg Brot zu backen. Seine Annahme, daß 100 kg Mehl 136 kg Roggenbrot ergeben, stimmt ungefähr mit dem Ergebniß der Versuche, welche die Münchener Bäckerinnung angestellt hat, dürfte aber nur bei Verwendung besonders gut backfähigen Mehls zutreffen. Die Münchener Bäcker stellen aus 100 kg Roggenmehl 146 bis 157 kg Teig her und rechnen, daß aus 6 kg Teig 5,2 kg schmale Schwarzbrote ausgebacken werden. Bedenklich erscheint uns dagegen die zweite Grundlage der Hirschbergschen Berechnung, daß 100 kg Roggen gleich 60 kg Mehl zu rechnen seien. Nimmt man — was gar nicht anormal ist — an, daß aus 100 kg Roggen 67 kg Mehl der für die Handelsbäckerei in Betracht kommenden Marken gewonnen und aus 100 kg Mehl 135 kg Brot gebacken werden, so sind für 1000 kg Brot aus besserem Mehl nicht 1220, sondern nur 1105 kg Roggen erforderlich. Hingegen ist es möglich, 1000 kg Soldatenbrot bereits aus 866 kg Roggen herzustellen.

Die Vergleichung des Roggenpreises mit dem Brotpreise genügt aber, auch wenn man richtig umrechnen würde, durchaus nicht, um die beim Verbacken bewirkte Vertheuerung zu berechnen. Der Bäcker kauft nicht Roggen, sondern Roggenmehl, um Brot daraus zu backen. Roggenpreise und Brotpreise sind nicht direkt vergleichbar, weil außer Roggenmehl besserer Qualität auch geringwerthigeres Mehl und Kleie aus dem Roggen hergestellt wird und der Verkaufspreis der letztgenannten Artikel Einnahmen liefert, die bei der Rechnungsweise von Wernicke und Ulrich ganz ignorirt wurden.

Statistisch korrekt ist nur folgende Methode, um den Preisaufschlag zu berechnen. Man vergleicht richtig ermittelte Mehl- und Brotpreise und berücksichtigt, daß aus 100 kg Roggenmehl 125 bis 141 kg Brot gebacken werden. Richtig ermittelte Verkaufspreise des Kleinverkehrs in Brot kennen wir bloß in Berlin und zwar seit 1885, ferner neuerdings in Breslau; endlich in Dresden. Die Berliner Ziffern vor 1885 — und leider noch heute die der meisten andern deutschen Städte — sind unbrauchbar, weil sie methodisch mangelhaft erhoben sind. Die Vertheuerung des Brotes spricht sich weniger in Preisveränderungen, als Minderung des für einen bestimmten Preis verkauften Gewichtsquantums und Qualitätsänderungen aus. Das Berliner statistische Bureau läßt am 1. und 16. jeden Monats Brot in verschiedenen Läden einkaufen und wiegt die Brote nach, um den Preis per Gewichtseinheit zu ermitteln. Die nach dieser Methode ermittelten Ziffern Berlins für 1892—96, ähnlich diejenigen von Breslau und Dresden sind mit Gegenüberstellung der Mehlpreise u. s. w. vom Statistischen Bureau des deutschen Reiches bekannt gegeben.*)

Rechnet man die Berliner Brotpreise derart um, daß man für 135 kg Brot, die sich nach Berliner und Münchener Versuchen aus 100 kg Mehl sehr wohl backen lassen, den Preis ermittelt und den Preis von 100 kg Mehl gegenüberstellt, so ergibt sich folgendes:

Berliner Durchschnittspreise für:

	100 kg Roggenmehl im Großhandel.	135 kg Roggenbrot im Kleinhandel.	Differenz
1892	23,97 Mk.	39,85 Mk.	15,88 Mk.
1893	17,69 „	29,55 „	11,86 „
1894	15,47 „	27,58 „	11,21 „
1895	16,50 „	27,85 „	11,35 „
1896	16,30 „	28,26 „	11,96 „

Daß die Spannung zwischen Brotpreis und Mehlpreis 1892 etwas größer als sonst war, ist wohl begreiflich, da die Bäcker nach der Theuerung von 1891 zunächst noch theuer eingekauftes Mehl zu verbacken hatten. Im Uebrigen sprechen die eben mitgetheilten Ziffern, — auch wenn man die Getreidepreise mitheranzieht, deren Zusammenhang mit den Mehlpreisen in der am Schlusse beigefügten Tabelle sichtbar gemacht ist, — ein vernichtendes Urtheil gegenüber den Behauptungen, daß die Brotpreise nicht bei Verbilligung des Materials sich entsprechend verbilligten.

Daß zu hoffen wäre, Getreidevertheuerung ohne die Konsequenz einer theuereren oder schlechteren Ernährung der arbeitenden Klassen könne ermöglicht werden, ist somit, so lange die Organisation des Bäckergewerbes sich nicht ändert**), eine Täuschung, und wer Rheinzölle und Elbzölle

*) Vergl. die Tabelle im Anhang nebst der darin citirten Publikation d. Stat. Bureaus d. d. Reiches, sowie das statistische Jahrbuch von Berlin für 1894 S. 262. Die Dresdner Ziffern sind den übrigen nicht völlig gleichwerthig.

**) Arnold, Das Münchener Bäckergewerbe, 1895, Stuttgart, weist nach, daß die noch so sehr zahlreichen Kleinbetriebe im Bäckergewerbe z. B. ihr Mehl pro 100 kg um 1—2 Mk., also pro Tonne um 10—20 Mk. theurer als die Großbetriebe einkaufen. Vgl. daselbst S. 45.

in der ausgesprochenen Absicht der Steigerung des Getreidepreises vorschlägt, muß sich gefallen lassen, daß er als Befürworter der Brotvertheuerung bezeichnet wird.

Nun hat der Westen Deutschlands von Köln bis Lindau, für den die vorgeschlagenen hohen Flußzölle wirken sollen, an sich die höchsten Getreidepreise*) in Deutschland. Diese Gebiete sind industriell stark interessirt. Die Exportfähigkeit der Industrie ist dort nicht nur Lebensfrage für die Industrie, sondern auch für die Landwirthschaft, die, wie der verstorbene Frhr. von Schorlemer-Alst sehr drastisch bemerkte, doch kein Geld verdient, wenn sie ihre Produkte wegen mangelnder Kaufkraft der übrigen Bevölkerung überhaupt nicht an den Mann bringen kann und alles selbst verzehren muß. Es ist außerdem ein sehr wesentlicher Unterschied, ob wir bei sinkendem Weltmarktpreise durch Zölle die Verbilligung des Getreides etwas mindern oder ob wir durch Rheinstromabgaben bewußt die Brotfrucht, deren Einfuhr wir doch nicht völlig entbehren können, künftig theurer wie bisher machen. Es fehlt den Ulrich'schen Vorschlägen die Mäßigung, ohne die im Staatsleben nie etwas dauerndes erreicht worden ist. Würde die angebliche Konsequenz des nationalen Wirthschaftssystems, die diese Befürworter der Rheinzölle erstreben, gezogen, so würde das ganze gegenwärtige Schutzsystem nicht ausgebaut, sondern schließlich umgestürzt.

5. Ich will auf die übrigen Punkte, speziell auf die Frage, ob denn die Wasserstraßen nicht noch anderes leisten, als die Einfuhr landwirthschaftlicher Produkte zu erleichtern, nicht ausführlich eingehen, will auch die hierauf bezügliche Statistik nicht im Einzelnen kritisiren, so verlockend dies sein möchte, sondern mich zum Schluß noch auf die Kritik zweier spezieller Argumente für Schiffahrtsabgaben beschränken. Es ist zunächst eine irreführende Ungenauigkeit, wenn behauptet wird, „unsere Wasserstraßen, insbesondere unsere großen Ströme, dienen durch ihre niedrigen Frachten ... zur Herabsetzung der Zölle".**) Die Fracht ist allerdings ein Moment neben dem Zoll, welches die Einfuhr erschweren kann. Niedrige Frachten bedeuten also Beseitigung eines Schutzes, den unvollkommene Verkehrsmittel bei der Zollfreiheit vor 1879 und neben den Zöllen seit 1879 gewährten. Es ist aber an der Vertheuerung gegen den Weltmarktspreis, die im Getreidezoll von 35 Mk. per Tonne wenigstens wirken kann, absolut nichts geändert, selbst wenn die Frachten gleich Null wären. Es ist nur ein nicht in der Zollpolitik liegendes Moment des Schutzes, auf welches kein Mensch ein natürliches Recht hat, weniger wirksam, je billiger die Frachten werden. Dies ist jedoch lediglich hervorzuheben, um Begriffsverwirrung zu vermeiden und um darzuthun, daß nicht etwa gefolgert werden kann, die Getreidefracht sei zu vertheuern, weil der Getreidezoll von 35 Mk. speziell durch die niedrigen Wasserfrachten irgendwie außer Wirkung gesetzt sei.

Das letzte Argument, welches ich nicht unbesprochen lassen möchte, ist der Hinweis auf die neueste große Aenderung, die sich in der englischen Handelspolitik anzubahnen scheint und von Ulrich dahin gedeutet wird, daß sie uns zu schutzzöllnerischen Abgaben auf Wasserstraßen drängen müsse. Um was handelt es sich hier in Wirklichkeit? Kanada nahm 1897 Zollherabsetzungen in Aussicht und erklärte, man wolle diese den Engländern gerne ohne Gegenleistung gewähren, anderen Staaten aber nur, wenn sie kanadische Produkte, also im wesentlichen Agrarerzeugnisse, unter ebenso günstigen Bedingungen wie England bei sich einlassen würden. Die Maßregel war in erster Linie gegen die Vereinigten Staaten gerichtet, sollte aber auch auf Deutschland angewendet werden, so lange Deutschland kanadische Produkte nicht günstig genug behandele. Diese vom Minister Sir W. Laurier vertretene Politik gab schließlich den Anstoß, daß England die Handelsverträge mit Deutschland und Belgien kündigte, da diese Verträge die Kolonien hinderten, das englische Mutterland vor dritten Staaten zu bevorzugen. Die Politik englischer Besitzungen, dem Mutterland von freien Stücken — vorläufig ohne daß England an seinem Freihandel etwas änderte, — besondere Bevorzugungen zu bieten, scheint seitdem Schule zu machen. Nützt uns demgegenüber der Vorschlag, die Einfuhr der landwirthschaftlichen Produkte aus englischen Kolonien mittelst hoher Rheinzölle besonders noch zu erschweren, mit irgendwelcher Wahrscheinlichkeit zu irgend einem praktischen Zwecke, wenn nicht die handelspolitische Verfeindung Selbstzweck sein soll? Und tröstet uns dann vielleicht, wenn die vorgeschlagenen Rheinzölle und Elbzölle durchgeführt wären, die These Ulrich's, daß damit der von Karl des Großen Zeit bis Anfang des 19. Jahrhunderts bestehende ehrwürdige Zustand wiederhergestellt sei, ein Zustand, der schon zur Zeit Karls des Großen die Sonderbarkeit hatte, daß zwar ursprünglich der Zoll als ein Entgelt für Instandhaltung des Flusses erklärt, eine wirksame Kontrolle des Reichs für diese Instandhaltung aber nicht geschaffen wurde?

Ich ging davon aus, daß nicht alle Binnenschiffahrtsfreunde sich abgeneigt erklärt haben, Abgaben zu zahlen, wenn künftig einmal sehr beträchtliche Aufwendungen für die Flußschiffahrt gemacht werden sollten, und daß hierüber eine Verständigung vielleicht sich finden lassen könne. Ebenso entschieden muß ich aber betonen, daß es durchaus nicht gelungen ist, die plötzliche Einführung verschieden abgestufter schutzzöllnerischer Flußzölle als Forderung einer gesunden und weitblickenden nationalen Wirthschaftspolitik zu rechtfertigen.

Wir haben uns bisher vor Allem damit beschäftigt, daß im Interesse der Ernährung der deutschen Arbeiter des Westens die Rheinstraße möglichst gebührenfrei bleiben muß. Fast noch wichtiger als billige Nahrungsmittel ist aber etwas anderes, was die Rheinstraße leistet und was sie noch mehr als bisher und weit hinein ins Binnenland leisten soll. Was ist dies? Das tägliche Brot der Volkswirthschaft von heute sind die Kohlen. Kohlen können wir auf den gebührenfreien Flüssen wohlfeil beziehen. Ich glaube, dieser Gedanke, billige Kohlen zu schaffen — billiger als es die Eisenbahn vermag — ist es, der in letzter Linie alle Förderer der Binnenschiffahrtsbewegung vereint und dahin geführt hat, daß man die deutschen Ströme frei von Abgaben gelassen hat und wohl auch lassen wird!

Wer für Aufrechterhaltung des durch die internationalen Verträge gewährleisteten Standes der Flußschiffahrt eintritt, thut dies also, damit nicht dem Arbeiter das Brot, dem Unternehmer die Kohle vertheuert werde.*)

München. Walther Lotz.

*) Vgl. Vierteljahrshefte zur Stat. d. deutschen Reichs 1897, I S. 13.

**) Vgl. Ulrich l. c. S. 8.

*) Als Ergänzung zu den Ausführungen in diesem Vortrage vgl. auch die Untersuchungen von Major Kurs in Conrad's Jahrbüchern, III. F. 10. Bd. (1895), S. 641 ff., ferner in der Zeitschrift für Binnenschiffahrt 1896, S. 159, 160 und 1898, S. 170—174. — Bei Drucklegung dieser Zeilen erhalte ich eine Schrift von E. Lühning, der Ausbau der deutschen Binnenwasserstraßen und deren Abgaben 1898, Berlin, die sich — auf Grund eines Auszugs — mit meinem Nürnberger Vortrage gelegentlich beschäftigt. Gegenüber Herrn Lühning bemerke ich, daß ich mich nicht gegen Schiffahrtsabgaben im allgemeinen, sondern vor allem gegen das Argument gewendet habe, Rheinzölle müßten baldigst zwecks Vertheuerung des Getreides eingeführt werden, und daß hier trotz Herrn Möller, auf den sich Lühning beruft, die Frage der Wirkung der Maßregel auf die Brotpreise entscheidend ist. „Brotvertheuerung" ist ein Ausdruck, der Herrn Lühning mißfällt. Die Sache selbst wird aber nicht besser, wenn man es vermeidet, sie beim richtigen Namen zu nennen.

Anhang.

Die Preise von Roggen, Weizen, Mehl und Brot in Berlin 1892—1896.

(Vgl. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs 1897 III S. 88)

Jahr und Monat		Roggen Lieferungs-Qualität	Roggenmehl Nr. 0/1	Roggenbrot	Weizen Lieferungs-Qualität	Weizenmehl Nr. 00	Weizenbrot
		Großhandel 1 Dz : M.		Kleinhandel 1 kg : Pf.	Großhandel 1 Dz. : M.		Kleinhandel 1 kg : Pf.
1892.	Januar	22,45	30,21	33,89	21,43	30,00	46,62
	Februar	20,95	29,18	34,53	20,38	30,25	46,43
	März	20,59	29,07	33,37	19,56	30,00	45,82
	April	19,92	26,80	32,78	19,00	29,00	45,18
	Mai	19,78	26,38	31,93	18,98	29,50	45,71
	Juni	19,57	26,13	31,64	18,27	29,50	44,63
	Juli	18,53	25,19	30,28	17,41	26,00	44,44
	August	14,82	20,33	28,81	15,94	25,00	43,80
	September	14,47	19,73	26,18	15,28	23,50	41,05
	Oktober	14,02	19,11	25,00	15,33	22,50	40,45
	November	13,41	17,99	23,31	15,25	22,00	39,57
	Dezember	13,08	17,46	22,45	14,86	22,00	38,78
	Durchschnitt	17,63	23,97	29,52	17,64	26,60	43,56
1893.	Januar	13,38	18,04	21,83	15,17	22,25	38,21
	Februar	13,26	18,09	22,08	15,22	22,25	38,45
	März	12,88	17,25	22,01	14,96	22,00	38,25
	April	13,28	17,73	21,69	15,53	21,75	37,71
	Mai	14,46	19,11	21,90	15,97	22,50	38,28
	Juni	14,55	19,41	22,36	15,79	22,00	38,15
	Juli	14,42	18,95	22,41	15,86	22,00	37,49
	August	13,69	17,90	22,31	15,53	21,75	37,33
	September	12,92	17,00	21,94	14,95	20,75	37,44
	Oktober	12,55	16,31	21,72	14,29	20,00	36,82
	November	12,39	16,22	21,37	14,22	19,50	36,89
	Dezember	12,62	16,27	21,09	14,36	20,50	36,97
	Durchschnitt	13,37	17,69	21,89	15,15	21,44	37,67
1894	Januar	12,59	16,23	21,16	14,35	20,00	36,60
	Februar	12,27	15,97	20,87	14,16	20,00	36,40
	März	11,91	15,60	20,94	14,10	19,50	36,33
	April	12,09	15,58	20,62	14,14	19,50	35,89
	Mai	11,46	14,82	20,61	13,57	18,50	35,89
	Juni	12,06	15,40	20,65	13,78	19,75	35,57
	Juli	11,88	15,78	20,39	13,85	18,75	34,85
	August	11,72	15,32	20,30	13,51	18,50	34,67
	September	11,76	15,02	20,16	13,18	18,50	34,23
	Oktober	10,82	14,77	20,11	12,46	17,75	33,83
	November	11,29	15,34	19,76	12,90	18,50	33,91
	Dezember	11,44	15,80	19,57	13,37	19,00	33,64
	Durchschnitt	11,77	15,47	20,43	13,61	19,02	35,15
1895.	Januar	11,40	15,82	19,97	13,61	19,00	34,32
	Februar	11,40	15,70	19,70	13,47	19,25	33,68
	März	11,83	16,16	19,93	13,97	20,00	33,84
	April	12,45	16,92	20,10	14,33	21,00	34,42
	Mai	13,39	18,68	20,74	15,47	23,50	34,65
	Juni	13,17	18,67	21,03	15,58	22,50	35,05
	Juli	12,07	16,37	21,31	14,39	21,00	35,11
	August	11,33	15,47	21,33	14,00	20,25	34,86
	September	11,58	15,78	21,07	13,49	20,25	34,79
	Oktober	11,56	15,74	21,05	13,88	20,50	34,54
	November	11,69	16,24	20,83	14,27	20,50	34,40
	Dezember	11,84	16,48	20,45	14,17	20,75	34,44
	Durchschnitt	11,98	16,50	20,69	14,25	20,71	34,51
1896.	Januar	12,08	16,76	20,47	15,06	21,75	34,41
	Februar	12,21	17,23	20,71	15,63	22,00	35,28
	März	11,89	16,71	20,69	15,60	21,50	35,39
	April	11,85	16,22	20,72	15,73	21,50	35,54
	Mai	11,60	15,71	20,78	15,67	21,50	35,49
	Juni	11,25	15,39	21,10	14,70	20,25	35,84
	Juli	10,87	14,93	20,91	14,17	20,25	34,99
	August	11,13	14,97	20,92	14,41	20,30	35,73
	September	11,83	16,00	20,93	15,28	21,40	35,36
	Oktober	12,39	17,16	21,12	16,42	23,30	35,18
	November	12,88	17,36	21,33	17,43	21,25	35,95
	Dezember	12,68	17,11	21,52	17,33	24,25	36,44
	Durchschnitt	11,88	16,30	20,93	15,62	21,85	35,47

Die Leidensgeschichte der Sandwichinseln.

II.

Der wichtigste Erfolg der Entdeckungsreise des Kapitän Cook war die Eröffnung eines ebenso ausgedehnten wie einträglichen Handelsgebietes. Die Aufmerksamkeit der europäischen Kaufleute wurde nämlich auf die Thatsache gelenkt, daß man von den Indianern der Nordwestküste Amerikas die kostbarsten Pelze gegen fast werthlose Waaren wie Eisenstücke, alte Waffen, Knöpfe, getragene Kleidung u. s. w. eintauschen könne, und daß sich diese Pelze mit großem Vortheile in China umsetzen ließen. In kurzer Zeit stellte man in England, Amerika, Indien und in den englisch-chinesischen Häfen eine zahlreiche Flotte in den Dienst des neuen Tauschhandels, zu dessen Centralsammelpunkt man den Hafen Nootka Sound in Vancouver Island wählte. Da die Sandwichinseln an der Handelsstraße lagen, boten sie den Schiffen willkommene Gelegenheit, Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Vorläufig jedoch blieben sie noch von allem weiteren Verkehr mit der Außenwelt unberührt, denn der Tod des Kapitäns Cook hatte einen so starken Eindruck auf die Handelswelt geübt, daß sieben volle Jahre vergingen, bevor sich die ersten Boten der transoceanischen Civilisation wieder den Inseln nahten. Es waren dies die britischen Kriegsschiffe „King George“ und „Queen Charlotte“, beide von Offizieren kommandirt, die an der Entdeckungsfahrt des Kapitäns Cook theilgenommen hatten. Welch ein Unterschied bestand jedoch zwischen ihrer Aufnahme bei ihrem ersten und zweiten Besuche! Das kindliche Zutrauen der Insulaner war einem trotzigen Hasse gewichen. Sie waren ja von jeher ein kriegerisches Völkchen gewesen und glaubten nun in ihrer naiven Unkenntniß der Verhältnisse, daß sie mit ihren Speeren den Feuerschlünden der Kanonen gewachsen seien. Die beiden britischen Kapitäne hatten jedoch aus der Vergangenheit mehr gelernt als die Insulaner. Anstatt ein neues Blutbad heraufzubeschwören, zogen sie es vor, die feindlichen Bewohner der Insel Hawaii sich selbst zu überlassen und vor der Insel Oahu zu ankern. Jedoch auch hier trafen sie kein besseres Willkommen, so daß sie bereits am vierten Tage ihre Reise fortsetzten. Zu gleicher Zeit stellte sich in einem Hafen von Maui der berühmte französische Forscher La Pérouse ein; derselbe ließ sich durch das feindliche Verhalten der Eingeborenen nicht beirren, und vermied offene Zwistigkeiten. Von nun an wurde die Inselgruppe ein regelmäßiger Ankerplatz der amerikanisch-chinesischen Handelsflotte.

Es war eine seltsame Fügung des Schicksals, welche gerade zu dieser Zeit auf der fernen Inselgruppe ein politisches und militärisches Genie erstehen ließ, den Häuptling und späteren König Kamehameha, den Großen. Ohne ein Vorbild zu kennen, dessen Beispiel seinen Ehrgeiz wecken und leiten konnte, brachte dieser merkwürdige Mann die ganze Inselgruppe unter seine Herrschaft und vereinigte die verstreuten Glieder der Volksfamilie, die sich bisher in fortwährender Fehde bekämpft hatten, zu einer einzigen Nation. Während das Geschick zum ersten Male in der Geschichte des Völkchens einen Mann mit dem Genie und der Macht begnadete, eine einheitliche Regierung und somit die Basis zu einer gesegneten Entwicklung zu schaffen, führte es mit grausamer Ironie in demselben Augenblicke aus fernen Landen die giftigen Keime herbei, welche das Genie und die Mühen des großen Fürsten nicht nur vereitelten, sondern das innerste Mark der eben geeinigten Nation ausfraßen.

Kamehameha schuf aus eigener Kraft die Grundlagen, auf denen die Dynastie seiner Familie trotz vieler unwürdiger Nachfolger siebenzig Jahre lang ruhte. Er schuf feststehende Gesetze, feste Regierungsformen und unparteiische Gerichtsbarkeit, als deren Oberhaupt er selbst sich in schwierigen Fragen die endgiltige Entscheidung vorbehielt. Durchdrungen von dem Gottesgnadenthum, betrachtete er das ganze Land als das persönliche Eigenthum des Königs; Privatbesitz war somit nur als Pachtgut gestattet, welches nach dem Tode des Pächters an den König zurück fiel. Ackerbau, Bewässerung, Anpflanzung von fruchttragenden Bäumen, Fischzucht, Tauschhandel — alle diese Zweige rationeller Wirthschaft wurden unter Kamehameha fürsorglichen Gesetzen unterworfen. Trotz seines weiten Gesichtskreises blieb der große Wilde, der als moderner Mensch so hoch über seinem Volke stand, bis zum letzten Augenblicke ein heidnischer Götzenanbeter. Nicht daß es an Bekehrungsversuchen gefehlt hätte — doch besaß der Heide logisches Folgerungsvermögen. Als einige Amerikaner ihn vor ewiger Verdammniß retten wollten und ihm von der Kraft ihres Glaubens gar viel erzählten, ersuchte sie der König, sich gefälligst von der Spitze eines gegenüberliegenden Felsens zu stürzen. Würden die Engel herabsteigen, um die Glaubenshelden vor dem Zerschmettern zu bewahren, so wäre er bereit, sich und sein ganzes Volk taufen zu lassen. Die Amerikaner zogen es vor, auf diesen heidnischen Vorschlag nicht einzugehen, und somit stieg Kamehameha „Unsaved“ in die Gruft. Dennoch aber hatte sich der König selbständig eine Religion geschaffen, die mit der des großen christlichen Lehrers in den wesentlichsten Punkten übereinstimmte. Als der russische Schiffskapitän Kotzebue die Insel besuchte, führte Kamehameha den Fremdling durch die mit häßlichen Götzen angefüllten Tempel: „Dies sind die Götter, die ich anbete“, sagte er. „Ob ich recht habe oder mich irre, weiß ich nicht, *aber eins weiß ich bestimmt, nämlich, daß ich nicht deshalb verloren sein kann, weil ich dem Glauben meiner Väter folge, denn dieser Glaube befiehlt mir, niemals unrecht zu handeln.*“ Beschämt müssen wir unseren Blick von diesem Heiden wieder auf die Träger des europäischen Christenthums ablenken. In der Geschichte des aussterbenden Völkchens steht die Niedermetzelung von Olowalu mit rothen Buchstaben verzeichnet. Es ist wahr, die Insulaner hatten alle Achtung vor den eindringenden Fremden verloren, und da die vielen Kostbarkeiten, die aus geheimnißvollen Fernen im Bauche der Schiffsungeheuer herbeikamen, eine große Versuchung boten, so bewahrheitete sich auch hier wieder das Sprichwort, daß Gelegenheit Diebe macht. Im Dezember 1789 versuchte ein Häuptling vergeblich ein zu dem amerikanischen Schiffe „Eleanor“ gehöriges Boot zu stehlen. Der Schuldige entkam, und Kapitän Metcalf schwor blutige Rache. Als bald darauf ein Häuptling sich ganz unwesentlich verging, ließ ihn der Kapitän an Bord seines Schiffes grausam auspeitschen. Man muß sich daran erinnern, daß die Häuptlinge für heilig gehalten wurden, um zu verstehen, wie tief die Insulaner die ihrem Fürsten angethane Schmach empfanden. Als Wilde gaben sie denn auch ihre Antwort mit der Ermordung eines zur „Eleanor“ gehörigen Matrosen. Kapitän Metcalf glaubte die Verschwörung auf einige Bewohner des Ortes Olowalu zurückführen zu können. Er ankerte deshalb in der Bucht vor dem Dorfe und nahm den Tauschhandel mit den Eingeborenen zum Scheine wieder auf. Sobald aber mehrere 100 Kanoes, mit Kokosnüssen und sonstigen Produkten angefüllt, die „Eleanor“ umringt hatten, entluden sich plötzlich auf beiden Seiten die Feuerschlünde der Kanonen. Salve nach Salve wurde abgegeben, bis sich die Wellen mit dem Blute der Sterbenden färbten. Mehr als 100 Eingeborene wurden in diesem verrätherischen Ueberfalle getötet. Und jetzt erfüllte sich der Fluch, mit dem jede böse That belegt ist, daß sie eine andere böse That gebären muß. Kurze Zeit darauf fingen die Insulaner den kleinen Schooner „Fair American“, der von dem Sohne des Kapitän Metcalf kommandirt wurde. Die ganze Mannschaft wurde niedergemetzelt, mit einziger Ausnahme des Steuermannes Isaac Davis. Derselbe wurde auf Befehl Kamehamehas nicht nur mit größter Freundlichkeit behandelt, sondern sogar zum Range eines Häuptlings erhoben. Ein gleiches Geschick traf den Boatswain John Young von der „Eleanor“, der zur selben Zeit gefangen wurde. Das Genie Kamehameha's hatte die Ueberlegenheit der Fremdlinge erkannt und die Schlußfolgerung gezogen, daß er nur dann Aussicht auf erfolgreichen Widerstand habe, wenn er den Feind mit seinen eigenen Waffen bekämpfen könne.

Aus diesem Grunde machte er Davis und Young zu seinen hauptsächlichen Berathern. Zwar war das Experiment ein gefährliches, jedoch zeigte es sich durch den Erfolg gerechtfertigt. Kamehameha besaß scharfe Menschenkenntniß und den besten Beweis für die Richtigkeit seines Urtheils bildet die Thatsache, daß Young sowohl wie Davis sich als Freunde des Königs betrachten lernten und die empfangene Wohlthat dadurch vergalten, daß sie dem Lande große Dienste leisteten.

Mittlerweile hatten die Sandwichinseln begonnen, als selbständiger Handelsplatz Bedeutung zu gewinnen. Es ist selbstverständlich, daß die Entwicklung der Industrie dem Lande auch das brachte, was man in Kulturstaaten als „Vortheil" bezeichnet. Mit jedem herbeisegelnden Schiffe mehrte sich die Einfuhr von Artikeln, die bisher völlig unbekannt gewesen. Vor dem Eindringen der Fremdlinge hatte das Land alles hervorgebracht, was zu einem mäßigen, aber ausreichenden Lebensunterhalte gehörte; nun kamen Feuerwaffen, alkoholische Getränke, Kleidungsstücke, Schmuckgegenstände, Vieh und Pflanzenarten nebst allerlei Spielereien hinzu. Trotz aller dieser Vortheile und Annehmlichkeiten hatte die Kultur jedoch bisher nichts, gar nichts gegeben, was nicht mindestens ebenso gut hätte entbehrt werden können, dagegen hatte sie vieles herbeigebracht, was in kurzer Zeit auf die Naturkinder moralisch und physisch vernichtend wirkte.

Endlich sandte die transoceanische Civilisation einen Boten des Friedens und des Heils in der Person des britischen Kapitäns Vancouver, der am 2. März 1792 landete. Tief betroffen über die bereits mit Riesenschritten vor sich gegangene Entvölkerung der herrlichen Inselgruppe weigerte sich der Kapitän dem stürmischen Verlangen der Häuptlinge nach Waffen Genüge zu leisten; an Stelle der vernichtenden Werkzeuge gab er den Insulanern nützliche Pflanzenarten, wie Orangenbäume und Weinreben. Im nächsten Jahre brachte der Kapitän auch die ersten Ochsen und Kühe herbei, denen das ironische Schicksal gestattete, sich seitdem so zu vermehren, daß sie heute ganze Strecken mit ihren wilden Heerden bevölkern. Die freundlichen Absichten des Kapitäns wurden von Kamehameha anerkannt und hoch geschätzt. Er bewies seine Dankbarkeit, indem er dem Kapitän einen maßgebenden Einfluß einräumte, und sich sogar bewegen ließ, sein Königreich unter das Protektorat Großbritanniens zu stellen. In Folge dessen wurde am 25. Februar 1794 zum ersten Male eine fremdländische Flagge auf Hawaii gehißt, jedoch hat die britische Regierung die von Vancouver mit Kamehameha getroffene Abmachung niemals ratifizirt. Die Gründe, welche den stolzen König mit seinen Häuptlingen veranlaßte, sich dem Schutze eines fremden Herrschers anzuvertrauen, waren nur allzu gewichtige. Frankreich und Rußland zeigten schon damals unverkennbare Gelüste, die prächtige Inselgruppe zu annektiren und Kamehameha erkannte wohl, daß er solchen Plänen gegenüber aus eigener Kraft völlig schutzlos dastand. Ueberdies bereiteten die weißen Männer, die sich mittlerweile in dem Königreiche angesiedelt hatten und den untersten Schichten der menschlichen Gesellschaft angehörten, durch ihre Zügellosigkeit und ihren verderblichen Einfluß der heimischen Regierung die größten Schwierigkeiten.

Das Verhängniß schritt mit raschen Schritten vorwärts. Der Bericht, den der britische Kapitän Broughton bei seinem Besuche im Jahre 1796 abfaßte, wirft ein helles Licht auf die tragische Szene. Das Staatswesen des Ländchens suchte sich immer enger den modernen europäischen Mustern anzupassen. Handel und Industrie blühten empor, Fabriken waren erstanden, und an Stelle des früher für so kostbar gehaltenen Eisens hatte man längst den Klang des Goldes und Silbers kennen gelernt. Aber für die breiten Schichten des Volkes waren die einfließenden Reichthümer keine Quelle des Segens, sondern nur des Jammers und der Noth. Die Industrie des Landes, namentlich die Ausfuhr von Früchten und das Sammeln des Sandelholzes, hatte aus dem fröhlichen und verhältnißmäßig freien Volke, das gewohnt war, sich im Meere und in der Sonne zu baden, ein Volk von Sklaven und Arbeitern gemacht. Von früh bis spät mußten sie sich im Frohndienste der Häuptlinge und weißen Spekulanten plagen, damit ihre Herren in vorher nie geahntem Ueberflusse schwelgen konnten. Früher hatte man auf den Inseln das Wort „Entbehrung" nicht gekannt, jetzt schaffte die moderne Kultur ein hungerndes, überanstrengtes Arbeiterproletariat neben einer schwelgenden Kaste von Verschwendern. Auch der Teufel des Branntweins thronte längst über dem armen Völkchen – er war noch vor dem Jahre 1800 von einigen entlassenen Sträflingen herbeigeführt worden. Und nun gesellte sich ein neuer Bote aus fernen Landen hinzu: die Cholera. Geschwächt von venerischen Leiden, vom Frohndienst, von dem Laster der Trunkenheit fielen die armen Insulaner wie welkes Stroh unter den Schnitten des Sensenmannes, der im Jahre 1805 auf dem Rücken der Seuche herbeiritt. Nicht weniger als die Hälfte, die volle Hälfte der noch übrig gebliebenen eingeborenen Bevölkerung unterlag in diesem einen Jahre der Seuche.

Hätte nicht ein Mann, wie Kamehameha, die Zügel der Regierung fest in den Händen gehalten, so wäre die Inselgruppe schon damals in der Tasche irgend eines europäischen Herrschers verschwunden. „Sie sind ein aussterbendes Volk" hätte es dann in dem Kolonialbericht geheißen, „welches die veredelnde Berührung mit weißen Menschen nicht ertragen kann. Ueberdies geben sie sich den tollsten Ausschweifungen hin und huldigen namentlich auch dem Genusse des Branntweins." . . .

Einen solchen Bericht hatte wohl der russische Gouverneur von Alaska, Baranoff, nach Hause gesandt; jedenfalls bekundete er die wohlmeinende Absicht, sich des Völkchens zu erbarmen und es unter die christliche Herrschaft des russischen Zaren zu bringen. Seine bezüglichen Bestrebungen reichen bis zum Jahre 1809, und nachdem er seine Vorbereitungen getroffen, ließ er einige Inseln der Gruppe in Besitz nehmen und sogleich befestigen. Aehnlich jedoch wie die Britische Regierung weigerte sich auch der russische Zar, die nicht autorisirte That seines Vertreters zu ratifiziren, da das gewaltthätige Vorgehen des Gouverneurs zu einem Sturm der Entrüstung führte, und wohl internationale Komplikationen heraufbeschworen hätte. Wenn jemals eine Krone ein dornenbesetztes Besitzthum gewesen, so war es die des großen wilden Königs. Kamehameha benahm sich während des russischen Gewaltaktes mit großer Mäßigung und erhielt als Belohnung vom Zaren das fragwürdige Geschenk einiger Feldgeschütze nebst dazu gehöriger Munition. Der greise König sah mit schweren Ahnungen in die Zukunft. Er empfahl seiner Umgebung einen engen Anschluß an Großbritannien und starb am 8. Mai 1819 im Alter von 82 Jahren, treu dem Glauben seiner Väter.

Noch in den letzten Jahren seiner Regierung hatte Kamehameha seinen Göttern Menschenopfer gebracht. Dagegen hatte er, als er den verderblichen Einfluß des Alkohols erkannte, dem Genusse desselben gänzlich entsagt. Sein Nachfolger war bereits weit civilisirter. Er ließ sich taufen, wurde Kirchenbesucher, entsagte den Menschenopfern, aber statt dessen opferte er mit wilder Gier dem Branntwein.

Bisher hatte die eine mächtige Hand des großen Fürsten das Reich zusammengehalten. Jetzt, da der König für immer die Augen geschlossen, zeigten sich plötzlich überall Höhlen und Tiefen, in welche das ganze Gebäude mit allen Einrichtungen, die man bisher als heilig verehrt hatte, laut polternd hinabstürzte. Die Häuptlinge hatten mit einem großen Theile der Bevölkerung längst aufgehört, an ihre Götzen zu glauben. Das Tabusystem, das ihnen noch vor Kurzem als göttliche Offenbarung galt, wurde plötzlich als unerträgliche Last empfunden. Sie hatten es so eilig mit Reformen, daß die sechs höchsten Häuptlinge noch am Todestage Kamehameha's zusammenkamen, um dem Thronfolger Liholiho die Abschaffung der Tabuverordnungen vorzuschlagen. An diesen Reformbestrebungen betheiligte sich auch mit großer Energie die aufgeklärte Prinzessin Kaahumann, welche von Kamehameha zur gleichberechtigten Be-

rotherin des jungen Königs ernannt worden war. Noch an demselben Tage speiste sie den Gesetzen zum Trotz mit ihrem Bruder zusammen an einem Tische. Liholiho war unentschlossen. Zwar erhob er keinen Widerspruch, jedoch zeigte er sich vorläufig noch nicht gewillt, den ererbten Göttern zu entsagen. Die Reformbestrebungen fanden jedoch im Herzen der Massen ein freudiges Echo; allerdings wurden sie mißverstanden, denn man hielt die Abschaffung der beschwerlichen Taduverordnungen für gleichbedeutend mit der Einführung völliger Gesetzlosigkeit und Zügellosigkeit. Als König Liholiho bald darauf zwei Tempel einsegnen wollte, floh das Volk nicht mehr wie früher in die einsamen Berge, — es kam herbei, nicht ehrfürchtig und von der Bedeutung der heiligen Handlung durchdrungen, sondern geräuschvoll und zum großen Theile in betrunkenem Zustande. Zum ersten Male in der Geschichte des Völkchens konnte die Einsegnung nicht erfolgen, denn trotz aller Bemühungen ließ sich das für solche heilige Handlung den Gesetzen nach erforderliche Schweigen nicht herstellen. Welch ein Bild! Die Civilisation hatte dem Völkchen nicht nur die Möglichkeit der physischen Existenz genommen, sie hatte nicht nur aus dem freien Stamme in Wahrheit ein Volk von Sklaven gemacht, sie hatte nicht nur Krankheit, Seuche, schwere Arbeit, Schwelgerei der Häuptlinge und Hunger für die Massen herbeigebracht, sondern hatte auch das Fundament ihrer Moral, den Götterglauben, fortgerissen, ohne sich darum zu bekümmern, irgend ein anderes Fundament zu legen. Der schwache, ausschweifende König Liholiho konnte nicht lange den Verlockungen widerstehen, welche völlige Religionslosigkeit und damit verbundene Verantwortungslosigkeit darbot. Nachdem zwei der Häuptlinge sich von dem Prediger des französischen Entdeckungsschiffes „Uranie“ noch im Jahre 1819 hatten taufen lassen, wurde auch der König von der Hinfälligkeit seiner bisherigen religiösen Vorstellungen durchdrungen. Er segelte nach einer benachbarten Insel, gab sich auf der Fahrt den zügellosesten Ausschweifungen hin, brach absichtlich und muthwillig die Taduvorschriften und veranstaltete dann nach seiner Rückkehr ein großes Festgelage, an welchem, entgegen den bisherigen Gesetzen, die weiblichen und männlichen Mitglieder der eingeborenen Aristokratie Theil nahmen. Das Volk stand in der Entfernung und sah mit bangen Erwartungen dem öffentlichen Bruche des Tabu zu. Als sich jedoch weder die Sonne verdunkelte, noch der Boden sich öffnete, und sogar die furchtbare Pele sich in ihrem Feuerschlunde ruhig verhielt, wurden die Zweifel des Volkes zur Gewißheit. Man spottete der Götzen, verunstaltete sie und zog mit dem Rufe „Der Tabu gilt nicht mehr, die Götter sind eine Lüge“ durch die Dörfer. Der höchste Priester gab das Beispiel; er selbst legte die verzehrende Flamme an Tempel und Götzen und sandte Boten im ganzen Reiche umher, um die Abschaffung der alten Religion zu verkündigen. Nur ein einziger Häuptling, Kekuaokalani mit Namen, erhob sich für die väterlichen Götter; er starb jedoch mit seinem Weibe zusammen auf dem Schlachtfelde den Heldentod im Dienste dessen, was er für heilig hielt.

Die Sandwichinsulaner boten nun das traurige Bild eines Volkes von Atheisten, die sich, um ihrer religiösen Verwirrung zu entgehen, in eine weit größere Verwirrung gestürzt hatten. Mit der Achtung vor ihren Götzen war aus ihrem Herzen jedes Ideal geschwunden. Und dabei saß das Schreckgespenst des Todes auf dem Nacken jedes Eingeborenen — nicht mehr vor der Hütte, denn die Meisten hatten längst aufgehört, eine eigene Hütte oder sonst Eigenthum zu besitzen. Zum ersten Male trat eine Periode ein, in welcher die bisherige Lebenslust des Völkchens dumpfer Verzweiflung zu weichen schien. Man sehnte sich nach einem Erlöser, und da der bisher angebetete Gott Lono trotz seines gegebenen Versprechens der zweiten Rückkehr sich nicht blicken ließ, sehnte man sich nach dem fremden Erlöser, von dem die weißen Menschen so geheimnißvoll sprachen, jene Christen, die trotz ihres Erlösers das Paradies der Hawaiischen Inseln zur Hölle umgewandelt hatten.

Das Volk empfing deshalb mit offenen Armen die ersten Missionäre, die von Amerika herbeikamen und am 23. Oktober 1819 landeten. Mit welcher Inbrunst man sich dem neuen Erlöser in die Arme warf, geht daraus hervor, daß sich in einem ganz kurzen Zeitraum Tausende taufen ließen. Die Taufe war jedoch nicht etwa nur eine bloße Form, sondern ihr ging wochenlanger Unterricht voraus. Das Völkchen besaß überdies so merkwürdigen Wissensdurst und so hohe Intelligenz, daß im Jahre 1824, also nach 5jähriger Thätigkeit von siebenzehn Missionären, bereits 2000 Eingeborene lesen und schreiben konnten. Und zwar ist diese Thatsache um so merkwürdiger, als die Missionäre überhaupt erst ein Alphabet und eine Schriftsprache schaffen mußten. Heute giebt es auf den Hawaiischen Inseln kaum einen Eingeborenen, der nicht eine leidliche Volksschulbildung besitzt.

Neben dem wüsten Bilde der nun gänzlich verlumpten Häuptlingsfamilien hebt sich aus der damaligen Periode die Heldengestalt der Häuptlingstochter Kapiolani leuchtend hervor. Im Volke hatte sich zu Gunsten der heidnischen Götter eine naturgemäße Reaktion geltend gemacht: namentlich war es Pele, der man wieder göttliche Verehrung entgegenbrachte. Um nun die geheimnißvolle Macht dieser Beherrscherin der rothglühenden Unterwelt ein für alle Mal zu brechen, beschloß Kapiolani, sich an den feurigen Schlund des Kraters zu begeben und dort der Göttin im Angesichte ihrer höllischen Gewalt Hohn und Trotz zu bieten. Ungeachtet der warnenden Einsprüche ihrer Verwandten unternahm die Prinzessin im Jahre 1824 eine Wallfahrt von etwa 35 deutschen Meilen, die fast gänzlich zu Fuß zurückgelegt wurden, nach dem Dorfe Hilo, welches am Fuße des Kraters Kilauea liegt, des mächtigsten Vulkans der Erde. Hier trat die Hohepriesterin Peles der Prinzessin entgegen, um sie zu warnen und ihren sicheren Untergang vorauszusagen. Kapiolani jedoch antwortete in heiligem Eifer mit Sprüchen aus der Bibel und ihre Beredtsamkeit war so groß, daß die Priesterin schweigen und gestehen mußte, die Göttin Pele habe sie verlassen. Darauf klomm die Prinzessin mit ihrem Anhange, gefolgt von einer Schaar bebender Eingeborener, den steilen Abhang des Vulkans hinauf. Ueber erstarrte, zackige Lava ging der mühevolle Weg, und als man endlich im Angesichte der furchtbaren Oeffnung stand, durch welche man in den schwefelglühenden Schlund hinabsehen kann, pflückte Kapiolani die der Pele geweihten Ohelo-Beeren und verzehrte dieselben. Dann warf sie Steine in den feurigen Schlund hinab, indem sie ausrief: „Jehovah ist mein Gott. Er war es, der diese Feuer anzündete. Ich fürchte nicht Pele, ich trotze ihr. Vermag sie es in ihrem Zorne, mich zu vernichten, so sollt Ihr sie in Zukunft fürchten und anbeten. Doch beschützt mich Jehovah, während ich Pele's Tabu breche, so sollt Ihr in Zukunft nur Gott verehren und Niemandem dienen als Gott allein!“

Fremde Besucher sinken manchmal bei dem furchtbar prächtigen Anblick des feurigen Sees im Schlunde des Kraters Kilauea ohnmächtig zusammen oder sie brechen in Thränen aus. Und dort kniete nun die kleine andächtige Schaar am Rande des höllischen Feuers, während Pele zischend die sprühenden Schwefelfontainen heraufsandte, und nichts anderes zu thun vermochte, als ein gotdiges Licht über die Betenden auszugießen. Sie blieb stumm, die sonst so tobende Göttin des Vulkans . . . . . Jehovah hatte gesiegt! —

Jehovah? . . . . doch nein! es war nicht der Jehovah der über dem blauen Aether thront — der Welten zerschmettert, um neue Welten zu schaffen. — — — Es war der Jehovah der Kongregational-Kirche und dieser Gott lag bald in erbitterter Fehde mit den frisch eingeführten Jehovahs der English High und Low Church, der römisch-katholischen Kirche, der Russischen Kirche, der Preßbyterianer, der Weslyaner, der Baptisten und sonstiger Sekten. — — —

(Weitere Artikel folgen.)

Curt Abel-Musgrave.

Björn Björnson's „Johanna“.

Wer die nordische und speziell norwegische Litteratur auch nur theilweise kennt, dem können die scharfen Kontraste in der Charakteristik der Gestalten nicht entgehen. Auf der einen Seite Grübler, Schwernehmer, Doktrinäre, Problemdeuter, Dogmenmenschen, schroffe, sich selbst und die Anderen quälende Moralisten; auf der anderen Seite Menschen, deren Ethik darin besteht, keine zu haben, in gewissem Sinne jenseits von Gut und Böse zu stehen; oder die zum mindesten vom Moralisiren oder Problemisiren nichts wissen, sondern vor Allem leben, sich ausleben wollen. So bietet die norwegische Litteratur nicht das Bild einer harmonisch ausgeglichenen Landschaft, sondern düstere Wolkenschatten voll schwerer Beklemmung wechseln mit Augenblicken voll Sonnenglanz und übermüthiger Fröhlichkeit. Die Norweger haben vielleicht von allen Völkern am schwersten unter der Disharmonie zu leiden, welche die christliche Ethik mit ihrer starren Gegenüberstellung von Diesseits und Jenseits in die Völker gebracht hat. Die Natur ihres Landes begünstigt das Grübeln. Und um so leidenschaftlicher — leidenschaftlich wie der kurze Sommer dieses Landes — spricht sich das Verlangen aus nach Freiheit von der Schwere, nach dem leichten Rhythmus der Freude und dem Genuß des Lebens in allen Abstufungen, bis zum geläutertsten und feinsten. „Anders ist hier der Tag!“, sagt Aloitde Prydz in ihrer „Gunvor auf Haera“ — „Groß und königlich ladet er zum Fest, oder er ist voll Dunkel und Seltsamkeit mit dem Tode an seiner rechten Hand ... hier, wo man das Gras wachsen hört, und wo der Sommer in einer Nacht kommt — niemals wird irgendwo, wie hier, das Geheimniß gelehrt, die Freude voll auszukosten, die in einer Sekunde enthalten sein kann. ...“

Von diesem Gegensatz ist viel auch in dem dreiaktigen Schauspiel Björn Björnson's*), dem Sohne Björnsterne Björnson's, zu finden; ja er ist recht eigentlich der dunkle Grundakkord, aus dem die einzelnen Töne sich ablösen. Zwei Weltanschauungen kämpfen darin gegeneinander: die finstere ewig moralisirende überreligiöse, die in Jedem den Sünder wittert, der nicht so ist wie sie; und die Weltanschauung derer, die sich dem Leben hingeben ohne Arg und Angst, in ihm immerwährend den Fallstrick des Bösen sehen zu müssen. Dies scheint vom Dichter auch symbolisch im Vornamen des Vertreters der einen Weltanschauung angedeutet zu sein: Olar. Olar hieß bekanntlich einer jener Nibelungen, welche die Asen, die Kinder des Lichtes hassen. Dieser Theologe Olar Bergheim haßt Alle, die frei und leicht und lächelnd durch's Leben gehen. Es ist in letzter Linie ein Kampf der Finsterlinge gegen die Sonnenkinder, die Freien und seiner Kultivirten, den der Dichter hier dramatisch dargestellt hat.

Der Schauplatz der Handlung ist ein wohlhabendes Handwerkerheim in einer der Vorstädte Christiania's, in dem, so anheimelnd es aussieht, doch Alles eher zu Hause ist als die Gemüthlichkeit. Johanna ist Künstlerin; ihr Klavierspiel und ihre Kompositionen öffnen ihr, der Handwerkerstochter, den Eintritt in eine höhere Gesellschaftsklasse. Ihr Künstlerthum hat sie von dem Vater, der gestorben ist, und leider auch sterbend ihr Loos durch ein Gelübde an das des Theologiekandidaten Olar Bergheim gekettet hat; er war der Meinung, seinem geliebten Kinde damit eine Zukunft zu bieten, in der sich die Knospe ihrer Kunst ungefährdet und ungehemmt entfalten könne. Die Wirklichkeit ist anders. War der Vater mit künstlerischen Neigungen begabt, so ist die Mutter, Frau Sylow, eine Durchschnittsnatur. Ihr ganzes Sinnen und Fühlen ist lediglich von materiellen Dingen erfüllt, wie es einer Frau zukommt, die beschränkten Horizontes ist und sich im Leben viel hat plagen müssen. Sie schwatzt gerne und ihre Erinnerung spinnt oft, ohne besondere Ueberlegung, komisch auf einander folgende Gedankenreihen. In ihrem Munde erhält jeder Gedanke, jedes Gefühl ein banales Mittelmaß. In moralischer Hinsicht huldigt sie dem Erfolg. Daß ihre Tochter eine große Konzerttournée unternehmen soll, erscheint ihr nicht im Mindesten bedenklich, obwohl sie stark von dem ewig moralisirenden Olar beeinflußt ist. Sie sieht nur das viele, viele Geld, das Johanna verdienen wird. ... Was Wunder, wenn Johanna ihrer Mutter nicht innerlich nahe steht und kein Verständniß bei ihr findet! Einen wohlthuenden Gegensatz zu ihr bildet der Onkel Sylow, der Bibliothekar a. D., ihr Schwager: ein hochgebildeter Mann, der die Welt kennt, der auf seinen Reisen freie Begriffe in sich aufgenommen hat. Er ist in dem kleinen Haushalt der Einzige, der Johanna's Künstlernatur begreift und die Nothwendigkeit auch laut verkündet, daß Johanna „hinaus“ müsse, in die Welt, ins Leben, in größere Verhältnisse und zu freien Menschen. Zwischen ihm und Olar, den er nur „das Ungeheuer“ nennt, besteht ein stiller, aber heftiger Antagonismus. Dieser wittert die Gefahr, welche ihm von dem Alten für sein Verlöbniß droht; er fühlt, daß hier eine Macht ist, welche Johanna seinem Einfluß entziehen möchte.

Diese Befürchtung ist um so gerechtfertigter, als er selbst so wenig geeignet ist, Johanna an sich zu fesseln. Er ist finster, sein Auftreten schwerfällig und seine Sprechweise rauh und ungeschickt. Alles an ihm verräth „den Bauernsohn von der Westküste“, also von jener Gegend, wo die Menschen daheim sind, welche, ins Große gerathen, ein „Brand“, im Kleinen aber so abstoßende Menschen werden wie Olar, voll Haß und Neid für alles Freie, Leichte, befangen in dem Kreise seiner theologischen Anschauungen und des Verständnisses für einen weiteren Kreis völlig bar. Er haßt die Kunst, und nicht allein deswegen, weil er fürchtet, sie könne ihm Johanna entziehen; nein, es wohnt ein Tolstoi'scher Haß gegen alles Künstlerische und höher Kultivirte in ihm. Er haßt die Menschen, welche Johanna in ihre Sphäre herüberführen wollen. Da wird er sogar klatschsüchtig, um sie abzuwehren, und greift zu niedrigen Mitteln. Seine Liebe für Johanna, die tief ist, könnte ihn sympathischer machen, wäre nicht all das Kleinliche, Neidische, Hämische darin und hätte man nicht die Empfindung, daß er die Hand nach einem Schatze ausstreckt, dessen innerste Schönheit er nicht ahnt. Den Bauernsohn verräth auch eine in gewissen Momenten hervorbrechende Brutalität, eine rohe Willenskraft, die für die norwegischen Gebirgsbauern, aber nicht in Christiania am Platze ist. Alles in Allem ein Mensch, dessen Gefühls- und Gedankensphäre nichts oder wenig mit der Johannas gemeinsam hat. Diesem Mißverhältniß entwächst das Drama.

Johanna sehnt sich, ohne es sich recht eingestehen zu wollen, nach Befreiung von ihm. Das Wesen dieses Menschen liegt wie ein Alp auf ihr. Immer geht er herum mit finsterm Gesicht, voller Argwahn, wie eine Schildwache. „Nein, dieses Mißtrauen“, sagt sie einmal nervös, „all das, was Du in Dir herumträgst und verschweigst — und Dir zusammen spintisirst, immer mehr und immer mehr und in Dich hineinschluckst! All diese dunklen Gedanken, alles, alles wird dann über mich Aermste ausgeschüttet, wenn in Deiner großen Dunkelkammer kein Platz mehr ist!“ Höchst begreiflich, daß sie glückselig ist, nur auf Stunden in einer freien, lichten Welt zu weilen, eben in jener Gesellschaftssphäre, welche Olar haßt, weil sie ihm die sündige ist, und weil er Gefahr von ihr für Johanna fürchtet!

Johanna war Abends bei Konsul Svendsen's eingeladen. Sie mußte spielen, ihre Kompositionen vortragen; sie hörte Gespräche, deren Inhalt sie weit über den engen Rahmen ihres Heims hinaustrugen. Dann war da ein Dichter, Sigurd Ström, der ihr einen bedeutenden Eindruck gemacht hat. „O es ist heut alles so licht und hell! O Gott, wie bin ich froh, so unsagbar froh!“ Aber die ersten Worte, die Olar von Eifersucht gequält, ins Gespräch wirft, rufen wieder die Beklemmung hervor. Er macht häßliche Bemerkungen über den Dichter Ström, er wird ausfallend gegen Sylow, er läßt endlich durchschimmern, daß die Ent-

*) Johanna. Drama in 3 Akten von Björn Björnson. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. Paris, Leipzig, München. Albert Langen. 1898.

faltung von Johannas Kunst, wie Sylow und die Andern sie wollen, zu bekämpfen, eine Lebensaufgabe für ihn sei. Onkel Sylow sagt ihm unverhohlen heraus, daß sein Wesen die Hauptursache sei, wenn Johanna nicht die Ruhe und Stimmung finde, welche zum vollen Reifen ihrer Kunst nöthig sei. In die Bangigkeit Johanna's fällt als erlösender Sonnenstrahl der Antrag des Impresarios Birch, den Frau Svendsen auf Johanna aufmerksam gemacht hat, gegen ein gutes Honorar an einer Konzerttournée theilzunehmen. Da steht es mit lockenden Farben vor ihr: Entfaltung ihrer Persönlichkeit, Ruhm, Geld, vor allem Reisen, Hinauskommen aus der drückenden Atmosphäre, die sie umgiebt. Sie willigt ein und damit ist die Entscheidung über das Schicksal ihres Verlöbnisses schon angekündigt. Otar wird sich dieser Reise widersetzen; und in diesem Widerstand enthüllt sich alles Häßliche seines Wesens vor Johannas schaudernden Blicken. Wie er Wort für Wort, das seinen Lippen entströmt, dabei an Boden verliert, und seiner Liebe selber das Grab gräbt, das ist wahrhaft tragisch und erfüllt uns mit einer Theilnahme, die den finstern Theologen weniger abstoßend erscheinen läßt.

Der zweite Akt macht uns mit den eigentlichen Sonnenkindern des Stückes bekannt, der Freundin Johanna's, Astrid Pihl, und dem Dichter Sigurd Ström, demselben, von dem Otar im ersten Akt das gehässige Wort Manstad's, eines seiner moralisirenden Freunde, citirt hat: „Er ist eine von jenen Pflanzen, die ihre Nahrung zu lange aus sumpfigem Boden gezogen haben." Der Dichter zeichnet uns Gestalten voller Liebenswürdigkeit, von ungesuchter Frische, hinreißendem Temperament. Unter dem Gesichtswinkel der herkömmlichen Moral ist allerdings einiges an ihnen auszusetzen. Das Freiheitsbedürfniß ihres Wesens spottet jeder Konvenienz. Es sind Menschen, die sich selbst Gesetz sein wollen. Das Freie, Offene, Rückhaltslose ihrer Naturen hebt sich wohlthuend von dem Argwöhnischen, Hinterhältigen in Otars Wesen ab, den nur die Wuth sich ab und zu freimüthig äußern läßt. Sigurd Ström hat Johanna ein Gedicht versprochen. Er kommt, es ihr zu bringen; und Johanna, obwohl noch befangen durch Otars Worte, kann sich der freimüthigen, warmherzigen, feinsinnigen Persönlichkeit des Dichters nicht verschließen. Zieht sich vor Otar's Weise ihr Innerstes in ein Schneckenhaus zurück, so hat dieses Mannes Art die Gabe, ihr geheimstes Seelenleben zu erschließen. Vertrauen um Vertrauen! Und wie viele verwandte Saiten klingen in den beiden an! Sie selbst sagt darüber zu Onkel Sylow: „Wir sprachen über das Höchste und Tiefste, und er hatte eine solche Art, mich zum Erzählen zu bringen, daß ich ihm Sachen von mir sagte, die sonst Niemand weiß." Da erfährt Ström von Johanna, daß sie mit Otar verlobt ist, und die Erschütterung, welche sein ganzes Wesen dieser Thatsache gegenüber an den Tag legt, spricht beredter als ein Geständniß seiner Gefühle. Vor Allem ist es das schmerzliche Gefühl, daß Johanna in einer Zukunft, wie sie ihr an Otars Seite bevorsteht, verkümmern werde: „Sie waren ja — Sie sind ja Künstlerin, mit jeder Faser! Sozusagen: Vollblut! ... Und mit einem Willen, so fest auf den einen Gedanken gerichtet: etwas zu werden, von dem Glanz ausgeht. ... Nein, nein, so etwas läßt sich nicht machen, mit einem Diener Gottes vor Anker, oben in einem öden Pfarrhof, der Sie und Ihre Kunst angähnt. Da werden Sie hübsch heim müssen, vor der Zeit. ..." Nun kann er ihr auch das Gedicht nicht mehr geben; es paßt nicht mehr für sie. So geht er, Johanna in tiefer Betroffenheit zurücklassend. Den seelischen Widerstreit, der sich in dem Mädchen nun abspielt, hat der Dichter ebenso zart wie ergreifend geschildert. Sie ruft sich des sterbenden Vaters Worte ins Gedächtniß: „Halte Dich fest an ihm, Johanna. Sein treuer Sinn wird Dir die beste Stütze für's Leben sein. Ich sterbe so ruhig, wenn ich weiß, Du thust es" ... und ihr Gelöbniß: „Ja, Vater, so wahr ein Gott im Himmel lebt. ..." Käme ihr jetzt Otar mit ein wenig Liebe, Wärme, Vertrauen entgegen, jetzt, da sie sich mit der ganzen Ehrlichkeit ihrer Natur an dies Gelübde klammert; vermöchte er, ihr auch nur ein wenig Sonne zu geben; gewänne er es über sich, zwischen der Künstlerin und dem pflichtbewußten Weib in ihr zu vermitteln, so wäre viel, vielleicht alles für ihn erreicht. Aber auf die bloße Kunde hin, daß Johanna das Angebot der Konzerttournée erhalten habe, bäumt er sich in seiner ganzen starren Unzugänglichkeit auf. Was er spricht, ist verletzender Hohn, und jener Zweifel an ihr, der „wie eiskalte Tropfen ist, der sie durch- und durchfriert". So lockert er immer mehr das Band, das sie noch an ihn bindet; treibt sie selbst denen zu, die er haßt. In der Stimmung, welche Otar's Benehmen in ihr hinterlassen hat, und über die sie sich Onkel Sylow gegenüber durch die Erinnerung an frühere Zeiten ihres Verlöbnisses hinwegtäuschen will, trifft sie ihre Freundin Astrid Pihl. Astrid ist eine Emanzipirte in Denken und Anschauung, aber dabei doch ein naives Naturkind. Etwas Farbenfunkelndes umgiebt sie, eine unruhige und doch sichere Grazie ist in ihrem Wesen, das uns blendet und gefangen nimmt, ohne daß wir uns über den Kern ihrer Natur recht klar werden können. Was ein Mensch wie Sigurd Ström Johanna nur nahelegt, nur andeutet, das sagt sie mit rücksichtslosen Worten heraus; sie darf keck sein, es kleidet sie. Sie selbst ist Braut, und vom Strom ihres überschwellenden Glückes getragen, dringt Alles, was sie sagt, mit verdoppelter Gewalt in Johanna's Herz hinein. Wenn das Gefühl für Ström in Johanna bis jetzt noch verschleiert war, sie zerreißt diesen Schleier. Sie, die Freundin, darf es thun! „Komm und sieh mir in die Augen und sage: „„ich will nicht, sondern ich muß, denn ich liebe, hörst Du — ich liebe! ...""" Du willst alle Kräfte und alle Fähigkeiten hingeben, um euer Verhältniß über Wasser zu halten! Ja, Du willst nur und willst, mehr und mehr, bis Dir der Athem vergeht und Du nicht mehr kannst und untergehst! ..." So heftig sich Johanna dagegen aufbäumt, diese Worte haben getroffen. Zu Ström, dessen Bild noch eben Astrid in warmen goldigen Tönen ihr vorgezaubert hat, zieht sie Alles, was zum Lichten, Schönen, zum Künstlerthum in ihr strebt. Und nun muß sie, als Astrid gegangen, in einer erregten Szene mit Otar erfahren, daß das, was sie bis jetzt dunkel gefühlt hat, Wirklichkeit ist: daß Otar ihrer Kunst feindselig gegenübersteht; daß er, als er ihr selbst ein Gesuch um ein Stipendium zu ihrer Weiterausbildung schrieb, das nur gethan hat, weil er weiß, „daß das Einer doch nie das erste Jahr, und im zweiten wahrscheinlich auch nicht bekommt". „Du bist also", entgegnet Johanna niedergeschmettert, „mit dem Gedanken herumgegangen, daß es mir nicht glücken sollte!" Damit schließt der zweite Akt.

Die Steigerung für den dritten Akt, der am Abend desselben Tages spielt, erzielt der Dichter in höchst geschickter Weise durch das bisher weise vermiedene Zusammentreffen der beiden Rivalen: Otar und Ström und die daran sich knüpfende entscheidende Auseinandersetzung zwischen Otar und Johanna. Mondnacht, in welche das gedämpfte unruhig suchende Klavierspiel Johanna's hineintönt. Dann sie selbst, bleich, das blonde Haar aufgelöst. Da hört sie einen Schritt ... Ström, von außen eingetreten, steht vor ihr. Dieses Eintreten ist gewagt. Aber die heitere Sicherheit, die Ström's ganzes Wesen athmet, die einfache Herzlichkeit seiner Worte lassen kein Mißgefühl in uns aufkommen, auch in Johanna nicht. Der Abschied heute Nachmittag, der ihn so jäh aus seinen Träumen herausgerissen hat, ließ ihn nicht ruhen. Es hat ihn noch einmal hergetrieben. Eine festliche Stimmung liegt über Allem, was er sagt: das Bewußtsein einer guten That; gut freilich nicht im Sinne Otars und seiner Gesinnungsgenossen, überhaupt der Gesellschaftsmoral. Einer seiner Freunde liebte ein Weib, das mit Otar's Freund, Manstad, verheirathet war. Was Ström von dieser Ehe sagt, ist etwa ein Bild einer künftigen Ehe zwischen Johanna und Otar. „Sie hat es schlecht gehabt. So ein verschrobenes Dasein, mit zähen Vorurtheilen und langen frostigen Mißstimmungen ringsherum. Dann Spektakel und Auseinandersetzungen. Nachher Seufzer und wunderliche Worte. Ein großes ungeheures „Ich" um-

trotlele sie und hing über ihr mit schweren Augen, welche glotzten und sich in sie bohrten. War sie nur für ihn da? Alles nur für ihn? Zu jeder Stunde? So wuchs es, größer und schwerer jeden Tag. . . .“ Ström hat ihr die Hand geboten, um sie herauszuführen, seinem Freunde zu, der Freiheit zu. Und eben kommt er vom Vermählungsfest, Festblumen in der Hand, die er Johanna bringt. Mitten in diese Szene voll intimer Poesie und geheimer innerlicher Beziehung platzt Otar hinein. Er geht mit ein paar Worten an den Beiden vorbei; dann, nach einer kurzen Weile, bringt er seine Studirlampe, die er mit zitternder Hand in dem mondhellen Gemach auf den Tisch stellt. „Sie könnte etwas besser leuchten — aber Sie müssen damit vorlieb nehmen . . . ich habe keine andere!“ . . . „Ich finde, sie hat es hell genug gemacht!“ entgegnet Ström mit bedeutungsvoller Beziehung. Und Otar, der ihm heftig entgegnen will, kurz das Wort abschneidend, nimmt er in herzlichen Worten von Johanna Abschied, mit dem Gefühl, daß diese Beleidigung, die Otar ihnen beiden zugefügt, sie einander nur noch näher gebracht hat. Als er gegangen ist, hält sich Otar nicht länger. Alles Häßliche in ihm bricht bei dieser Abrechnung zwischen ihm und Johanna los. Aber auch von Wort zu Wort, von Schmähung zu Schmähung auf Ström, für den er die niedrigsten Worte braucht, und dessen Handlungsweise in der Sache mit Monstad er auf's gemeinste darstellt, auf Onkel Sylow, auf alles, was Johanna lieb ist und ihr Künstlerthum fördert, auf alles, was Sonne in ihr Leben bringt . . . von Satz zu Satz dieser Beschimpfungen wächst Johannas Stolz, stärkt sich ihre Widerstandskraft. „Du hassest meine Kunst!“ ruft sie ihm zu. „Das, was mein Leben ist — und wie ich gedacht — nur zum Guten für uns Alle werden sollte — und für Keinen etwas Böses. Deswegen bist Du gegangen und bist krank gewesen — aus häßlicher Mißgunst! Und bist mit bösen Augen hinter mir gestanden und hast zugehört und es aus der Welt gewünscht — — und gehofft, daß nicht mehr daraus werden sollte — als ein Spielzeug für Dich und mich! . . . Ich muß heraus, von allem hier zu Hause, muß jetzt fort von hier. — So ist es heute geworden! . . . Ich will reisen, Otar! Ich will!“ Aber noch ein Anderer hält mit ihm Abrechnung: Onkel Sylow, der indessen mit Astrid vereinbart hat, daß Johanna auf vierzehn Tage sie besuchen soll, um sich für ihre Konzerttournée in Ruhe einzuüben und dann an ihrer Hochzeit theilzunehmen, der auch Ström beiwohnen wird, — er tritt ein und sieht aus der ganzen Verstörung der Beiden, welche Szene sich abgespielt hat. Was er Otar sagt, trifft am empfindlichsten. Er erinnert ihn an das Bibelwort: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, um Otar seinen ganzen ungeheuren Egoismus vor Augen zu führen, mit dem er Johanna's Kunst, ihr Innerstes und Bestes, seiner eifersüchtigen Leidenschaft opfern will. Da bricht Otar in Thränen aus: „Niemand hab' ich — Keinen sonst, nicht Vater und Mutter. Niemand, den ich liebe — außer ihr.“ Aber im raschen Umschlag der Stimmung schleudert er ihr, als sie ihm nicht das erwidert, was er erhofft, ein: „Ich hasse Dich!“ zu. Damit ist das Band zerschnitten. So geht denn Johanna aus dem Hause, an das sie nichts mehr fesselt; von der Stätte und den Menschen, da sie kein Verständniß fand, an der Hand des Einzigen, der sie in diesem Hause verstanden, zu den Menschen, für die sie bestimmt ist.

. . . Ueber die Wirkung dieses Seelendramas auf der deutschen Bühne wird die Aufführung zu entscheiden haben. In Christiania hat es reichen Beifall gefunden. Das feiner empfindende Publikum wird auch bei uns der Wirkung der Kontraste in diesem Drama seine Antheilnahme nicht weigern, wenn auch manchmal vielleicht das Gewebe für die Bühne zu zart ist und, ganz in der Weise des nordischen Dramas, mitunter das zu Ahnende das Gesagte überwiegt. —

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

In der römischen Wildniß.

Sermoneta—Norma—Cori.

An meinen schon an dieser Stelle besprochenen Ausflug nach den pontinischen Sümpfen reihte sich ein zweiter Ausflug, der mir als Ergänzung meines ersten Berichts nicht ganz ohne Werth erscheint. Nur in dieser Weise war es möglich, einen Begriff von den Zuständen in denjenigen Theilen Italiens zu bekommen, die fern von den großen Sammelpunkten und außerhalb der Hauptverkehrsadern liegen. So erhält man einen Vorgeschmack der Zustände wie sie in dem südlichsten Italien — von den Inseln garnicht zu reden — noch heute, der vielgepriesenen Civilisation zum Hohn, herrschen.

Auf der Rückreise von Terracina wollten wir uns einen Blick aus der Vogelperspektive auf das wunderbare und seltsame Ninfa genießen.

Auf dem mühseligen Felsenpfad, der zum Bergstädtchen hinaufführt, waren einige Kohlenbrenner und eine Anzahl Bauern unsere Gefährten. Ritterlich boten die ersteren unsern Damen ihre Dienste als Führer der sichertretenden Maulthiere an. Die Bauern waren lauter Fieberkranke oder solche Leute, die eben lange Fieberanfälle überstanden und noch nicht fähig waren, zu der schweren Landarbeit zurückzukehren. Sie gewährten einen jammervollen Anblick. Gespenstern gleich schleppten sie sich neben uns her. Einer von ihnen steht mir noch lebhaft vor Augen. Kaum zwanzig Jahre alt, schlank, mit einem wahren Christuskopf war er nach monatelangem Krankenlager vom Hospital in Rom entlassen worden und wanderte nun, bleich und hager in die Heimath zurück, zweifellos neuen Fieberanfällen entgegen. Um völlige Genesung zu erlangen, hätte er einer Nachkur und gesunder, stärkender Kost bedurft. Statt dessen harrte seiner schwach gesalznes Maismehl als Nahrung und harte Arbeit mitten im Fieberherd Sermoneta. Er erzählte uns, wie Sermoneta dem gleichen Schicksal entgegengehe wie Ninfa. Ganze Straßen an der Ostseite des Orts, wo das Fieber besonders heftig wüthe, seien bereits vollkommen verlassen und immer mehr schmelze das elende Häuflein der Einwohner zusammen, das auf der mütterlichen Scholle ausharre. Und während er erzählte, bildeten seine Gefährten und die Kohlenbrenner den Chor, wie in einer griechischen Schicksalstragödie. — Ich verweille länger vielleicht als nöthig bei diesem armen Burschen, der übrigens nicht uninteressant war, weil sein Loos für die dortige Gegend das typische ist.

An einem Kreuzweg trennten sich unsere Wege. Wir wandten uns links, Norma zu, und er schritt rechts seinem traurigen Ziel entgegen, mit der Abgestumpftheit eines Todgeweihten, in sein Schicksal ergeben, ohne daß ihm auch nur die Ahnung dämmerte, daß man gegen ein solches Schicksal kämpfen und es auch besiegen könne.

Die gewaltige Burg der Sermoneta, jenes berühmten römischen Geschlechts, beherrscht hier die ganze Gegend. Wer von weitem den stolzen, ragenden Thurm der Burg gewahrt, ahnt nicht, welches Elend in seinem Schatten ruht. Oede und verlassen liegt die Burg, obschon geräumig genug, ein ganzes Hoflager zu beherbergen.

Auf hoher Felswand, seitlich von Sermoneta, liegt Norma, dicht bei den Ruinen des alten Norba.

Es war an einem Sonntag Nachmittag als wir unseren Einzug hielten. Die lange breite Hauptstraße war dicht belebt mit Menschen in malerischen Trachten. Das Erscheinen von Fremden an diesem weltabgeschiedenen Ort wirkte wie ein Naturwunder. Kaum erblickten sie uns, so schaarte sich der hoffnungsvolle Nachwuchs des Oertchens, zahllose Buben und Mägdlein um uns. Die Jüngsten wagten sich ganz dicht an uns heran, betasteten unsere Kleider, die Shawls und Pelze der Damen; ganz besonders hatten sie es auf eine lange bis zur Erde reichende Boa abgesehen, und da die Schaar immer größer und immer zudringlicher wurde, so geriethen meine beiden Gefährtinnen in eine fast peinliche Situation

die nicht angenehmer dadurch wurde, daß eine immer mehr anschwellende Zahl von Führern mich umdrängend ihre Anekdote machten. Es gehörte schon eine ganz ungewöhnliche Dosis Gleichmuth und Erfahrung dazu, die Sache von der heiteren Seite aufzufassen. Unerwartet nahte sich plötzlich ein Retter in der Noth. Ein Hüter der öffentlichen Ordnung, ein ganz seltsames, wurmstichig aussehendes Exemplar mit grauem Stoppelbart und schwankendem Gang erschien auf den Ruf einiger Stadthonoratioren, die unsere Verlegenheit bemerkt hatten, und kam nun, uns von unseren Peinigern zu befreien. Ihn unterstützte nach Kräften ein Buttera — ein Büffelhirt — ein Wächter der Ruinen von Norba, in der blauen Livree der Borghese, denen diese höchst bemerkenswerthen Ruinen gehören. Mit dem langen, zum Antreiben der Büffel bestimmten, in einem Stachel endenden Stock schlug er wie ein Besessener um sich. Es sah aus, als ob er bei jedem Hieb einen der kleinen Uebelthäter spießen wollte, ein wahrer Don Quixote der Büffelhirten. Daß sein närrischer Eifer nicht ganz uneigennützig war, ist wohl selbstverständlich, ebenso wahr leider, daß auch der Vertreter der öffentlichen Ordnung seinen Antheil an der Beute verlangte.

Von dem antiken Norba stehen nur noch die Stadtwälle, die so breit sind, daß eine Quadriga sich bequem darauf tummeln könnte und so hoch, daß unten zerschmettert liegen bleiben würde, wer das Unglück hätte, von oben herunter zu stürzen. Der Staat hat die Ruinen von Norba zum Nationaldenkmal erklärt, legt aber wegen Mangels an Geld ebenso wenig hier, wie an so vielen anderen interessanten Stätten Hand an, um Ausgrabungen zu veranstalten.

Auf den Trümmern von Norba brach über uns ein Gewitter mit solcher Heftigkeit los, daß wir völlig durchnäßt in dem Gasthof Tommasini, der unsere schlimmsten Erwartungen übertraf, Unterkommen suchen mußten. Wir mußten uns bequemen, in Kleidungsstücke und Schuh der Wirthe zu schlüpfen, während unsere Garderobe am Feuer trocknete. Erst dann konnten wir uns zu dem wohlverdienten Mahl niederlassen. Aber oh weh! Tauben, die eben erst für uns geschlachtet und Eier, in der Asche fast zu Stein verwandelt — beides ungenießbar. In der Hoffnung, etwas Eßbares zu finden, stieg ich selbst die Treppe zur Küche hinunter. Aber mein Muth sank, ebenso mein Appetit. In dem weiten rußgeschwärzten Gewölbe tummelten sich Schaaren von Hühnern, Katzen und Hunden, die auch ungenirt auf dem Tisch zwischen allerlei Geschirr und Eßwaaren herumstolzirten. Ein Haufen glühender Holzkohle auf einer Erhöhung des Fußbodens bildete den Herd, über den sich ein großer Rauchfang gleich einem Baldachin spannte. Auf einem Stuhl vor dem Herd fröstelte ein Kind im Fieber, in dem anstoßenden Zimmer lag schwer krank ein zweites Kind in seiner Wiege, die Mutter, eine stattliche Frau, die vom Herd zur Wiege unablässig hin und her eilte, schüttete mir unter unaufhörlichen Thränen ihr bekümmertes Herz aus.

So begaben wir uns hungrig in unsere Schlafräume. Und nun die Betten, du lieber Gott! Ursprünglich mochten sie wohl mit Stroh gefüllt gewesen sein, durch langjährigen Gebrauch war aber das Stroh zu Spreu zerrieben und die Kanten der Holzlatten, auf denen wir ruhten, waren fast Folterinstrumente für unsere Leiber und allerlei blutgierige Insekten verstärkten noch die Unannehmlichkeiten. Keiner von uns schloß ein Auge. Beim ersten Morgengrauen riß ich die hölzernen Laden auf. Wundersamer Anblick! Undurchdringliche, giftige Nebel umhüllten die Höhe, auf der wir uns befanden. Unverzüglich war unser Entschluß gefaßt. Der ahnungslose Wirth wurde aus dem Bett getrommelt und meinen ernsten Vorstellungen gelang es, ihn zur Herbeischaffung einiger Maulthiere zu bewegen, die denn auch in kürzester Frist zu unserer Abreise bereit standen. Eine Karawane von Kohlenbrennern, die ihre Maulesel mit leeren Weingebinden beladen hatte und die sich auf der Rückkehr nach Cori, ihrer Heimath, befand, nahm sich unser auf's freundlichste an. Immer auf abkürzenden Wegen, wahren Schmugglerpfaden, über zahllose öde Gipfel ging unser Weg. Unser Blick schweifte über die ganze Herrlichkeit der pontinischen Sümpfe im Morgenthau und am Horizont das Meer! Je heller es wurde, je mehr stieg unser Entzücken. So ein Ritt in den frischen Morgen hinein, mit den freundlichen Kohlenbrennern, die ihre Mundvorräthe harmlos mit uns theilten und uns einen Einblick in die Eigenthümlichkeiten ihres bescheidenen Daseins thun ließen, war eine wahre Erquickung nach der qualvoll verbrachten Nacht.

Der Anblick Cori's, das nach einer Biegung des Weges plötzlich vor uns lag, muß jedes noch so verwöhnte Künstlerauge überraschen. Auf einer Anhöhe, umgeben von weichen Hügelketten baut sich der Ort in Terrassen übereinander auf, von vieleckigen Mauern gänzlich eingeschlossen. Schon lange vor der Entfaltung Roms war Cori eine angesehene Stadt. Jeder Baedekergelehrte kennt es aus den Versen der Virgil'schen Aeneide. An den auffallend gut erhaltnen Mauern vorbei, die drei verschiedenen Epochen — der sogenannten cyklopischen, römischen und mittelalterlichen — angehören, arbeitet sich der Ankömmling mühsam die gewundne Hauptstraße hinauf. Zwei zierliche Tempel, davon der eine dem Herkules, der andere dem Dioskurenpaar Castor und Pollux geweiht, schauen von Bergvorsprüngen ins Land hinein. Der alte Tuffstein hat in den Jahrtausenden einen bläulichen Farbenton angenommen, der einen Böcklin begeistern müßte. Auf den Plätzen, die ebensoviele natürliche Aussichtspunkte bilden, rauschen prächtige Fontänen. Wie überhaupt alle Städte in der Umgegend Roms in Bezug auf Fontänen und Wasserreichthum kaum hinter Rom zurückstehen; man könnte demnach annehmen, daß die Italiener das reinlichste Volk der Erde seien. —

Wie fast überall, so haben auch bei Cori, auf einem der höchst gelegnen und schönsten Punkte, die Mönche sich ein Kloster gebaut. Während wir uns die recht unbedeutenden Fresken in dem Kreuzgang des Klosterhofs ansahen, geriethen wir ganz zufällig in eine Knabenschule.

Mit seltnem Verständniß und rührender Liebe sprach der Lehrer uns von seinem schweren Amt, für die ihn die Anhänglichkeit seiner Schüler in reichstem Maße lohnte. Im zweiten Stockwerk fanden wir zu unserm größten Erstaunen, hier außerhalb der Welt, ein Kinderasyl nach Fröbel'schem System untergebracht. Ungefähr siebzig allerliebste Krausköpfe beiderlei Geschlechts, reinlich gekleidet und lustig anzusehen, waren hier vereinigt. Die anmuthige junge Leiterin dieser Kleinkinderschule ließ die Kinder, da sie unser Interesse wahrnahm, einige Gesänge vortragen. Zunächst war es ein Loblied auf die Hand, bei dem die verschiedenen Fertigkeiten der Hand, als nähen, waschen, plätten, durch entsprechende Gesten der kleinen Patschhände erläutert wurden. Dann folgte ein Lied von der Biene, in dem zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, in der Mitte des Kreises aufgestellt wurden und durch Hüpfen und muntere mit drolliger Grazie ausgeführte Armbewegungen das Fliegen und Flügelschlagen der Bienen darstellten, während die übrigen Kinder die Tugenden der Biene aufzählten. Ein stimmungsreicher Kontrast, diese heiter liebliche Kinderschaar in den ernsten, klösterlichen Mauern.

Die Kinder verbleiben den ganzen Tag im Asyl, sie erhalten dort täglich zwei Mahlzeiten, und wo es noth thut, versorgt sie die Vorsteherin auch mit Schuhzeug und Kleidungsstücken. Der Unterricht ist ein ununterbrochenes Spiel. Welch einen Segen eine derartige Anstalt inmitten einer ackerbautreibenden, blutarmen und ungebildeten Bevölkerung bedeutet, kann nur derjenige ermessen, der Italien wirklich aus dem Grunde kennt.

Das Herz der ebenso schönen, wie liebenswürdigen jungen Dame war eben von einem großen Kummer befreit worden, und sie weihte uns rückhaltlos in die Angelegenheiten ihrer kleinen Gemeinde ein. — Das zu einer Schule umgewandelte Kloster hatte von früher noch Verpflichtungen gegen das geistliche Seminar von Velletri, dessen Leitung

nunmehr verlangte, daß die Gemeinde die früher von dem Kloster getragenen Kosten zu bestreiten habe. Die Gemeinde weigerte sich, es kam zum Prozeß und die Gemeinde wurde verurtheilt, auch fernerhin jährlich 1000 Lire an das Seminar zu zahlen. Dies wäre gleichbedeutend mit der Schließung der Schule gewesen. Glücklicherweise hatte sich ein Kardinal ins Mittel gelegt, und der Bischof von Velletri hatte die Ansprüche des Seminars auf 50 Lire jährlich heruntergedrückt und die Zahlung der Rückstände gestundet. Hauptsächlich war es der Geistlichkeit darum zu thun gewesen, nicht jedes Einflusses auf die Schule verlustig zu gehen.

Von ihrer eigenen Thätigkeit sprach die junge Vorsteherin mit wahrer Begeisterung. Nicht genug des Rühmenden konnte sie berichten von dem deutschen Professor Krail, der erste, der in Italien eine Schule für angehende Lehrerinnen der Fröbel'schen Methode eröffnet hatte. Sie hatte eine höchst anziehende Art zu sprechen und wirkte wie eine aus dem Rahmen getretene Madonna Raphael's. Ich hatte den Eindruck, daß eine solche Kraft einem größeren Wirkungskreis gewonnen werden müsse und äußerte etwas der Art. Wie groß war aber unser Erstaunen, als wir aus ihrem Munde erfuhren, daß sie, die wir für ein junges Mädchen gehalten, schon seit einigen Jahren mit einem städtischen Beamten in Cori verheirathet und Mutter zweier kräftiger Jungen sei; sie fand neben allen anderen Pflichten noch bequem die Zeit, den jüngsten Buben selbst zu nähren. Sie erzählte das alles mit der einfachen Natürlichkeit, die man klassisch nennen könnte, jener Natürlichkeit, mit der die Nachkommen alter südlicher Kulturstämme alle irdischen Seiten des Lebens behandeln. Uns Fremden theilte sie in einer halben Stunde so viel mit, wie es der Nordländer kaum in einem halben Jahre eugen Zusammenlebens thun würde. Sie war weit davon entfernt, unsere Theilnahme für Zudringlichkeit zu halten, ebensowenig wie wir ihre Offenheit für Einfalt nahmen und so stand sie unseren Fragen Rede.

Zum Abschied erhielten wir große Büschel der herrlichsten Marschall Nielrosen und den Frühling im Herzen zogen wir von dannen. In liebenswürdigerer, schönerer Weise kann sich der deutsche Einfluß nicht offenbaren, als in dieser weltentrückten Schule zu Cori.

Als wir im Freien waren, begegneten wir Bauernfrauen aus den benachbarten Ortschaften, die, obwohl wir erst Anfang Mai hatten, die köstlichsten Kirschen feilboten. Für einen Soldo — 4 Pfennige — gab's eine ganze Schürze voll. Ja die Käufer thaten gar, als sei es eine Gnade, für so etwas überhaupt Geld auszugeben. In kindliches Entzücken geriethen die Vorübergehenden, als sich ein possirliches Schäflein an einen der vollen Körbe machte und sich nach Herzenslust an den saftigen Früchten labte, ohne daß die Besitzerin des dreisten Räubers gewahr wurde.

Die nächste Umgebung von Cori bietet zwei interessante Eigenthümlichkeiten: Eine der besterhaltensten römischen Brücken, die einen reißenden Bergstrom überspannt und ferner großartige Tabakplantagen. Die Regierung hat einer Gesellschaft die Konzession dafür ertheilt und sie sollen sich glänzend rentiren.

Auf der Rückkehr nach Rom machten wir noch einige Stunden in Velletri Halt. Wir wollten den von Giacomo della Porta genial erbauten Regierungspalast bewundern und den Palazzo Ginetti, das Meisterwerk des Martini Longhi. Die berühmte Fassade zeichnet sich durch ihre wundervolle Anmuth aus, die aber von dem Treppenhaus fast noch übertroffen wird. Der dazugehörende, dem Publikum geöffnete Park mit herrlichen Ausblicken war ursprünglich mit 365 Bildsäulen — eine für jeden Tag des Jahres — geschmückt.

Jetzt sind diese Anlagen vollständig verwahrlost und dieser eines Königs würdige Besitz ist für ein Butterbrot zu haben.

Schwerlich wird sich in der ganzen Welt eine zweite Gegend finden, in der sich in einem Umkreis von kaum 50 Kilometern — Roms Herrlichkeiten als Mittelpunkt genommen — solche Gegensätze bieten, wie die epische Traurigkeit der pontinischen Sümpfe, die Wildniß von Norma, die Idylle Cori und die Elegien von Ninfa und des Ginettischen Parks.

E. Gagliardi.

Die Quotenfrage. Von Ferdinand Horanßky. Budapest. 1898

Seitdem berichtet ist, daß der Führer der ungarischen Volkspartei Ferdinand Horanßky, möglicher Weise als Finanzminister in ein rekonstruirtes Ministerium Banffy eintreten werde, bekommt eine Broschüre über die Quotenfrage aus Horanßky's Feder, die vor Kurzem veröffentlicht ist, ein erhöhtes Interesse. Bekanntlich werden die gemeinschaftlichen Ausgaben Oesterreich-Ungarns, soweit sie nicht aus den Zollerträgen gedeckt werden, in Form von Zuschüssen beider Reichshälften getragen. Wir haben im Deutschen Reich in den Matrikularbeiträgen eine ähnliche Institution. Während jedoch unsere Matrikularbeiträge nach der Kopfzahl der Einwohner der betreffenden Bundesstaaten umgelegt werden, werden die Quoten der beiden Reichshälften Oesterreich und Ungarn im Wege eines staatsrechtlichen Vertrages zwischen den beiden Reichshälften festgestellt. Gegenwärtig beträgt die Quote Ungarns 31,40 Prozent, die Quote Oesterreichs 68,60 Prozent. Seit zwei Jahren müht man sich nun bereits ab, ein neues Quotenverhältniß herbeizuführen. Es besteht eine österreichische und eine ungarische Quotendeputation, die, wie zwei Prozeßführer, sich mit gegenseitigen Schriftsätzen bekämpfen. Die österreichische Quotendeputation stellte sich anfänglich auf den Standpunkt, die Quote Ungarns müsse auf 42 Proz. erhöht werden. Sie ist dann langsam bis auf 38 Prozent herabgegangen, während die Ungarn schon die bisherige Quote für eigentlich zu hoch bemessen hielten, jedoch sich bereit erklärten, eventuell bis 31,5 Prozent zu gehen. Der Streit ist zum Theil auch in Folge der konstitutionellen Wirren in Oesterreich, die sich an die Sprachenverordnung anknüpften, nicht recht aus der Stelle gekommen.

Horanßky's Schrift über die Quotenfrage ist nun ein sehr geschicktes Plaidoyer vom ungarischen Standpunkte aus. Für uns Fernstehende bietet die Schrift um deswillen noch ein weitergehendes Interesse, weil sie zugleich in eine scharfsinnige Untersuchung über die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit der beiden Reichshälften eintritt, die materiellen Hilfsquellen beider Länder in Vergleich stellt und so eine interessante wirthschaftliche Studie wird.

Was schließlich aus dem ganzen österreichisch-ungarischen Ausgleich werden mag, ist zunächst nicht abzusehen.

Angesichts dieser Unsicherheit empfiehlt Horanßky, die nächsten 10 Jahre an der gegenwärtigen Quote nicht zu rütteln, sondern mit Hilfe eines während dieser Zeit zu ermittelnden Schlüssels die Quote nachträglich festzustellen und nachträglich die etwaige Differenz zu verrechnen.

Interessant und zugleich für die Zustände Oesterreich-Ungarns charakteristisch ist es, daß die Frage einer Erweiterung der gemeinsamen Einnahmen des gesammten Reiches gar nicht ernsthaft in Betracht kommt, während diese Lösung im Interesse des engeren Zusammenschlusses beider Reichshälften doch in erster Linie in Erwägung gezogen werden sollte.

Angesichts solcher Schwierigkeiten, die sich innerhalb ein und desselben Reiches bei finanziellen Auseinandersetzungen entwickelt haben, kann man sich eine ungefähre Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, die sich herausstellen würden, wenn einmal ein Staatsmann es versuchen wollte, den Traum einer mitteleuropäischen Zollunion zu verwirklichen. Es geht nichts über klare Abrechnungsverhältnisse. Das gilt für die Staaten ebenso wie für die Privatwirthschaften.

T. B.

Druckfehler-Berichtigung.

Der Verfasser des Romans: „An heiligen Wassern“ heißt nicht Helt, wie in der vorigen Nummer irrthümlich gesetzt war, sondern Heer. Auch muß es J. G. Cotta, nicht J. E. Cotta bei der Angabe der Verlegerfirma heißen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 45. Berlin, den 6. August 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Catalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Mittheilung ist gewiß zutreffend, die besagt, Fürst **Bismarck** habe für den Fall seines Todes eine stille Leichenfeier in Friedrichsruh, — seine Familie, seine Gutsgesessenen, einige nahe Bekannte den Sarg umstehend, — angeordnet.

Den wesenlosen Prunk hat dieser urwüchsige Mann niemals geliebt; er hat den offiziellen Glanz selbst damals verachtet, als dieser Glanz von der realen Macht, die der mächtigste Mann Europas besaß, ausstrahlte. Seit seiner Entlassung schäumte Fürst Bismarck aber sicher auf bei dem Gedanken, daß ihn, wenn er sich nicht mehr wehren könnte, im Sarge auch Männer, die er haßte und verachtete, umstehen würden, und daß das Gepränge seiner Todtenfeier für Zwecke verwerthet werden solle, die seine Empörung erregten. Dieser Natur voll vulkanischer Leidenschaft mußte das Bild, das seine Phantasie ihm zeigte, unerträglich sein, wie Personen seinen Leichnam benutzten, um diesen Leichnam für ihre Ziele, die nicht die seinen waren, zu verwerthen. Bismarck hat sich niemals vergewaltigen lassen; er wollte es auch nicht im Tode. Er wollte, daß er auch als Todter der blieb, der er als Lebender hatte sein wollen.

Fürst Bismarck fühlte sich als Schöpfer der neuen deutschen Größe, und daß er dieses Werk, das aus seinen Händen vor Allem hervorgegangen war, alsdann vor seinem Tode gezwungenermaßen anderen hatte überantworten müssen, das hat er niemals verziehen. Er fühlte sich als Schöpfer dieses Deutschlands, dessen Herr er nicht bleiben konnte. Die Verzeihung für seine Entlassung wollte er auch scheinbar sich im Tode nicht abringen lassen; und so wollte er eine Todtenfeier, die klar zum Ausdruck brachte: Hier ruht einer, der seinen Frieden mit den Zuständen, die nach ihm kamen, nicht gemacht hat; — auch nicht als Todter.

Wer die individuelle Größe dieses gewaltigen Menschen zu erfassen versucht hat, und wer diese markige Gestalt voll Herbheit und Unerbittlichkeit sich nicht zu weichlich sentimentalen Umrissen verfälschen läßt, der muß sagen: Zu diesem Leben gehörte dieser Tod; und in dieser Einheitlichkeit voll Nothwendigkeit liegt das Versöhnende.

Dieser Mann, dem Deutschland so viel schuldet, war im letzten Abschnitt seines politischen Lebens ein Glück für Deutschland nicht mehr; wenigstens ist diese Ansicht auf diesen Blättern stets vertreten worden und an einem Todten, wie diesem, bleibt so vieles gewaltig, daß es ihn verkleinern hieße, wollte man diese Gestalt hofhistoriographisch umlügen.

Die Folgezeit hat bewiesen, daß es für Deutschland kein Unglück war, als Fürst Bismarck seine Aemter niederlegte; und vielleicht beweist nichts die Größe des Bismarckschen Wirkens so augenscheinlich, als die Thatsache, daß eine Schöpfung, die so wesentlich sein Werk war, ohne ihn völlig gesicherten Bestand hatte.

Er ebnete die Wege dem, was mit Naturnothwendigkeit in Deutschland nach Gestaltung suchte; er führte das glücklich zur Wirklichkeit, was nach politischem Leben rang. Mehr kann kein Staatsmann, und wenn seine That die Vereinigung einer Nation, wie der deutschen, ist, so ist seinem Werk das Urtheil gesprochen, und wie groß der Gegensatz auch im Einzelnen sein mag, einem solchen Vollbringen gehört der Dank eines Volkes, das erst durch ihn in der Lage ist, seine Gegensätze auf breiter und gesunder nationaler Basis zum Austrag zu bringen.

Aber auch der Dank, den ein kraftvolles, vorwärtsstrebendes Volk einem seiner großen politischen Baumeister zollt, bedeutet nicht Abdankung. Denn die politische Dankbarkeit findet in der politischen Nothwendigkeit ihre Grenze.

Daß in der Hitze des Ringens diese Grenze immer tadellos innegehalten wird, kann man nicht behaupten. Die Leidenschaftlichkeit der Gegensätze verhindern das; wie die An-

forderungen des Kampfes selbst; denn das Hauptziel jedes Kampfes ist der Sieg, der sich zwischen den Schranken einer stets objektiven, abstrakten Gerechtigkeit nicht immer ausfechten läßt; Fürst Bismarck hat durch sein eigenes Leben vor Allem diese alte politische Erfahrung bestätigt. Und als auch gegen ihn dann im letzten Abschnitt seines Wirkens die politische Entscheidung gefallen war und hiermit, wie wir glauben, einem nothwendigen und heilsamen Umschwung in Deutschland vorgearbeitet wurde, da trat der Konflikt zwischen nationaler Dankbarkeit und nationalem Lebensbedürfniß, der schon länger als ein Jahrzehnt die besten Männer in Deutschland mit Besorgniß erfüllte, in sein akutes Stadium.

Eine Natur, wie Fürst Bismarck, konnte nichts thun, um diesen unerfreulichen Konflikt zu mildern; wohl aber mußte es die Aufgabe der politischen Parteien sein, die den Fürsten Bismarck in den letzten Jahren seiner Amtsthätigkeit bekämpft hatten, in jenen Konflikt nicht tiefer sich einzulassen, als es die Klärung und Sicherung der neuen politischen Lage erforderte. So kam es, daß nun schon seit Jahren Fürst Bismarck aus dem politischen Tageskampfe mehr und mehr ausschied, je mehr er aufhörte ein bestimmender Faktor dieses Kampfes zu sein. Und die gleiche Aufgabe, wie den Parteien, fiel auch den verantwortlichen Leitern der deutschen Politik zu, die die Erbschaft des Fürsten hatten antreten müssen. Ihre Aufgabe ist oft außerordentlich schwierig gewesen, und Fürst Bismarck hat sie nicht erleichtert.

Dieselben Schwierigkeiten offenbaren sich noch einmal am Sarge des Todten. Daß gerade in diesem Augenblick das Entlassungsgesuch des Fürsten Bismarck vom 18. März 1890 veröffentlicht worden ist; daß die vom Fürsten selbst verfaßte Aufschrift für sein Grab, die ihn bemerkenswerther Weise nur als einen treuen Diener Wilhelms I. bezeichnet, durch die Presse verbreitet wurde; daß von der Todtenfeier, an der nur der Kaiser und die Kaiserin Theil nahmen, jede offizielle Persönlichkeit fernzuhalten versucht wurde; — diese und eine Reihe geringerer Anzeichen beweisen, daß Fürst Bismarck auch als Todter noch Zeugniß ablegen wollte für die Stimmungen, die ihn als Lebenden in den letzten Jahren beseelten.

Fürst Bismarck ist gestorben als grollender Feudalherr. Diese Thatsache zu verschleiern, erschiene uns ganz falsch; man muß sie klar ins Auge fassen. Aber dieser grollende Feudalherr ist zugleich der Baumeister des Reiches, das, weil es modern ist, auch ohne ihn fest steht, und das in seiner modernen Struktur das Grollen des mächtigen Lebenden und des Todten, — mit peinlicher Empfindung, — aber ohne jede politische Beängstigung zu ertragen vermag. Das Unharmonische der Lage hat darin seine Begründung, daß ein Mann, der in seinem Temperament so viel Aehnlichkeit mit jenen, die Reiche umwälzenden Vasallen des Mittelalters hat, trotz seiner Politik von Blut und Eisen der Gründer eines modernen, gesicherten Rechtsstaates wurde. Und in diesem gesicherten Rechtsstaat darf man heute mit psychologischer Antheilnahme auf die Individualität dieses Feudalen voll Genie blicken, der so modern sein mußte in der Schöpfung des deutschen Reiches.

Als dem Schöpfer dieses Werkes kann ihm die ganze Nation huldigen, und als Schöpfer dieses Werkes haben trotz den entgegengesetzten Schwierigkeiten, die die Familie — bei voller Beobachtung des Willens des Todten — feinfühlig zu mildern nicht unternahm, ihm auch der Kaiser und die höchsten Reichsbehörden ihren Tribut taktvoll gebracht.

Es ist vorauszusehen, daß Schwierigkeiten auch noch ferner entstehen werden; sie werden manches persönliche Aergerniß erregen können. Politisch haben sie um so weniger Bedeutung, je ruhevoller auch ferner solcher Ausdruck der Verstimmungen von jenseits des Grabes überhört wird, die dem großen Werke, das Fürst Bismarck geschaffen, nichts anhaben können.

Der Widerhall, den der Tod Bismarck's gefunden hat, ist in der gesammten Welt ein gewaltiger. Es ist ein gutes Zeichen für die gesunde Empfindung in Deutschland wie im Auslande, daß überall, selbst dort, wo Bismarck nicht geliebt wurde, seine Größe anerkannt und sein Tod voll Würde besprochen wird. Nur eine einzig bemerkenswerthe Ausnahme ist festzustellen; eine ganze Gruppe französischer Blätter beweist gleichfalls bei Besprechung dieses Todes die sittliche Entartung, in die der chauvinistische Theil der französischen Zeitungen gefallen ist.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien kann als beendet gelten. Man ist in Madrid bereit, die amerikanischen Friedensbedingungen anzunehmen, und sie sind in der That durchaus maßvoll. Für Kuba Freiheit; Portoriko erhalten die Vereinigten Staaten; das Schicksal der Philippinen bleibt späteren Vereinbarungen vorbehalten; vielleicht, daß in den Gewässern der Philippinen die Vereinigten Staaten sich eine Flottenstation sichern. Unter diesen Bedingungen wird voraussichtlich der Friede mit Spanien gesichert sein; aber die Schwierigkeiten, die durch den Krieg geschaffen sind, werden damit für die Vereinigten Staaten noch nicht aus der Welt geschafft werden.

Wird Kuba sich selbst zu verwalten vermögen? Das ist mehr als fraglich; und auf den Philippinen droht bereits unmittelbar ein Konflikt zwischen Amerikanern und den Aufständischen, die die spanische Herrschaft erschütterten.

Die Frage, ob der Krieg der Vereinigten Staaten gegen Spanien politisch klug war, wird also voraussichtlich noch durch eine ganze Reihe neuer Thatsachen in ein helleres Licht gerückt werden; die zweite Frage, die Kulturfrage, dagegen ist entschieden; sie war es freilich schon in dem Augenblick, als sie gestellt wurde. Der modernen Entwicklung sind neue Gebiete erschlossen; gewiß noch nicht unmittelbar, und es wird den Vereinigten Staaten Mühe genug kosten, an die Stelle der spanischen Herrschaft geordnete Zustände zu setzen; allein schließlich wird das gelingen. In der Erfüllung dieser Aufgabe liegt die Rechtfertigung der Vereinigten Staaten, und aus diesem Grunde verdienen sie den aufrichtigen Glückwunsch der gesammten gebildeten Welt zu ihrem Siege.

Die zollpolitischen Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Rußland sind gehoben. Für die russischen Gänse bleibt die Grenze in bisheriger Weise wenigstens an einigen Stellen offen, und die deutschen Industrieartikel werden bei ihrer Einführung nach Rußland nicht schlechter als früher behandelt werden. Diese Beilegung des Streites ist vernünftig; der Ausbruch dieses Streites zeigt aber erneut, in welche Gefahren der deutsche Exporthandel gebracht werden würde, wenn die Agrarier ihren Willen durchzusetzen vermöchten.

Esterhazy, über dessen Charakter sich außerhalb Frankreichs wohl Niemand getäuscht hat, der nach dem Zola-Prozeß Gefeierte und von hohen Generalen Umarmte, ist nunmehr angeklagt wegen gemeiner Unterschlagung von Geldern, die er einem seiner Verwandten abgeschwindelt hat. Ob diese Enthüllung einen großen Eindruck in Frankreich machen wird? Bei den Vielen, die blind sind, weil sie nicht sehen wollen, gewiß nicht.

Dazu kommt eine neue Enthüllung. Eines der französischen Schandblätter hatte den Vater Zolas auf Grund angeblicher Aktenstücke als Dieb geschildert. Bei dem Prozeß, den Zola gegen dieses Blatt anstrengte, und den Zola gewann, wurde nunmehr die Behauptung aufgestellt, daß jenes verleumderische Material aus dem Generalstab oder dem Kriegsministerium stammt und gefälscht sei. „Dokumente" solcher Art scheinen in diesen Bureaus sich herumzutreiben wie Bleigeld in Falschmünzerwerkstätten.

* * *

Bismarck.

Bismarck's Tod, so unerwartet er am 30. Juli erfolgte, traf die Welt nicht unvorbereitet. Es sind schon acht Jahre vergangen, seit der gewaltige Mann aus dem öffentlichen Leben, wo er Alles zu sein schien, in den Schatten der Wälder von Friedrichsruh eintrat. Von dort aus wurde zwar noch oft die Stimme des staatsmännischen Kritikers gehört, aber einen bedeutsamen Einfluß auf die politische Entwicklung des Reiches hat Fürst Bismarck seit dem Frühjahr des Jahres 1890 nicht mehr ausgeübt.

Das plötzliche Ausschalten eines Mannes von solcher Vergangenheit und solcher Autorität, ohne daß die Welt aus den Fugen kam, ja ohne daß auch nur die geringste politische Erschütterung eintrat, hat seiner Zeit mit Recht Staunen und dann das ernsthafteste Nachdenken hervorgerufen.

Im Auslande, zumal in Frankreich, hatte man sich vielfach der Meinung hingegeben, das Deutsche Reich sei so sehr die Schöpfung des Fürsten Bismarck, daß es ohne seine starke Hand in der bisherigen Machtfülle nicht aufrecht zu erhalten sei. Und nun vollzog sich Alles mit der Exaktheit eines militärischen Manövers. Und doch war es kein freiwilliger Rücktritt; es war eine Entlassung. Wie gesichert mußte das Gefüge dieses Reiches, wie stark die Macht der Kaiserkrone erscheinen, als man sicherahnend eine Veränderung erlebte, deren Folgen keine Befürchtung und keine Hoffnung rechtfertigten.

Es ist keine Ungerechtigkeit gegen die historische Größe Bismarck's, wenn man anerkennt, daß die Entlassung des großen Kanzlers — man mag über die Formen, in denen sie sich vollzog, denken wie man will — eine politische Nothwendigkeit war. Pietät wird zur Schwäche, wenn sie sich scheut, das sachlich Nothwendige zu thun. Bismarck's große Zeit aber war lange dahin. Seine auf unvergängliche Thaten gegründete Autorität stand allen einschneidenden Neuerungen im Wege. Er konnte sich weder mit der Aufhebung des Sozialistengesetzes, noch mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit und am Wenigsten mit jener freieren Handelspolitik befreunden, die zu einer gebieterischen Nothwendigkeit geworden war.

Für seinen Ruhm ist der erste Kanzler nicht zu früh vom Steuerruder des Reichsschiffes abgerufen.

Bismarck ist eine zu mächtige geschichtliche Figur, als daß man an seiner Bahre die banalen Lobeserhebungen hören mag, die den Dutzendmenschen nach dem Grundsatze de mortuis nil nisi bene zu Theil werden. Solchen Gestatten wird man nicht gerecht, wenn man sie ohne Schatten malt. Der faszinirende Reiz dieser Persönlichkeit liegt sogar ganz wesentlich mit in den tiefen Schatten, die seine Züge so klar hervortreten lassen. Es liegt nahe, den größten deutschen Staatsmann unserer Zeit mit dem größten englischen Staatsmann unserer Zeit, der ihm vor wenigen Monaten im Tode voranging, zu vergleichen. Ich habe das kürzlich an anderer Stelle gethan und möchte die Worte hierhersetzen: „Bismarck ist durchaus ein Revolutionär, Gladstone ein Reformer; der Erste ein politischer Künstler, der Zweite ein politischer Geschäftsmann; der Eine Meister auf jenem politischen Felde, wo mit Machtmitteln und nicht mit „principles" gestritten wird; der Andere seine Stärke aus dem Boden schöpfend, auf dem bürgerliche Moralität und wirthschaftlicher common sense gedeihen. Bismarck's große Erfolge liegen ebenso ausschließlich auf dem Gebiete der auswärtigen wie diejenigen Gladstones auf dem der inneren Politik. Der vorurtheilslose Realpolitiker, der — wie er einst seinem alten Freunde von Gerlach anvertraute — schlimmstenfalls auch bereit war, sich durch eine Kloake ins Freie zu retten, und der Vertreter einer politischen Sentimentalität, die bei dem Anblick neapolitanischer und bulgarischer Gräuel sich empörte, paßten wahrlich schlecht zu einander. Sie liebten sich nie, vielleicht auch deshalb nicht, weil ein Jeder von Beiden fühlen mochte, daß ihm ein Theil der Kraft des Andern abging."

Den Mittelpunkt der gesammten staatsmännischen Thätigkeit Bismarck's bildet das Jahr 1866. Die Auseinandersetzung mit Oesterreich war die nothwendige Voraussetzung der Gründung des Deutschen Reichs. Daß diese Auseinandersetzung erfolgte, die Art, wie sie erfolgte, und wie sie politisch ausgenutzt wurde, das ist so sehr Bismarck's Werk, wie überhaupt eine große politische Wandlung das Werk eines einzelnen Mannes sein kann. Es ist bequem zu sagen, das Alles wäre über kurz oder lang doch gekommen, denn es war innerlich nothwendig. Aber wir sehen uns vergeblich nach dem Manne um, der dieser inneren Nothwendigkeit zur gestattenden That verholfen hätte, wenn Bismarck nicht dagewesen wäre. Es genügt nicht, das Richtige zu erkennen und zu wollen, man muß auch die Entschlossenheit und das Geschick besitzen, es auszuführen. Es ist deshalb nur gerecht, wenn man Bismarck den eigentlichen Schöpfer des Deutschen Reichs nennt. Dies Reich, wie es seit fast einem Menschenalter in voller Realität besteht, hätten wir nicht ohne Bismarck, denn dies Reich beruht auf der Politik von 1866, und diese Politik ist die Politik Bismarck's. Auch als staatsmännische Leistung, ganz abgesehen von den Folgen, steht Bismarck's Werk vom Jahre 1866 unerreicht da. Tausend Schwierigkeiten traten den Plänen des Konfliktsministers in den Weg. Gegen das tiefe Mißtrauen des Parlaments, gegen die Intriguen einer Kamarilla, gegen die Unpopularität in den weitesten Volkskreisen, nur gestützt auf das Vertrauen des Königs und seine eigene Unerschrockenheit und Genialität, hat Bismarck damals einen Kampf geführt, der Bewunderung einflößen müßte, selbst wenn er nicht von einem so großartigen Erfolge begleitet gewesen wäre. Auch die Ausnutzung der Siege von 1866, der rasche Friedensschluß, die Durchführung der nothwendigen Annexionen, die Verhinderung der Einmischung des Auslandes und schließlich die Aufrichtung des Norddeutschen Bundes auf der demokratischen Grundlage des allgemeinen Wahlrechts, waren Meisterleistungen des Diplomaten und Staatsmannes. So hoch man Bismarck's Thaten in den Jahren 1870 und 1871 veranschlagen mag, sie sind unseres Erachtens als staatsmännische Leistungen mit jener grundlegenden Schöpfung nicht zu vergleichen. Man kann sich denken, daß auch ein Geringerer als Bismarck, vielleicht sogar Roon, die Früchte des deutsch-französischen Krieges gepflückt haben würde, wenn Bismarck Ende der sechziger Jahre aus dem Leben geschieden wäre, aber die Umgestaltungen des Jahres 1866 unterblieben, wenn Bismarck nicht da war. Daß es diesem später gelang, das besiegte Oesterreich zum aufrichtigen Freunde und Bundesgenossen zu machen, hat die historische Nothwendigkeit der Ausschaltung Oesterreichs aus Deutschland und damit das Verdienst Bismarck's nur in ein noch helleres Licht gerückt. Der Anspruch Bismarck's als des eigentlichen Reichserbauers wird von der Nachwelt schwerlich bemängelt werden. Es kann aber Jemand ein großer Architekt sein und es doch nicht verstehen, ein Haus wohnlich einzurichten. Solange Bismarck erfahrenen Gehülfen die innere Ausstattung des Reichsgebäudes vertrauensvoll überließ, ging alles gut. Sobald er aber die Grundsätze diplomatischer Kriegführung, die sich ausländischen Mächten gegenüber so erfolgreich gezeigt hatten, auf die innere Politik übertrug, traten die Grenzen seiner staatsmännischen Veranlagung immer deutlicher zu Tage. Bismarck rief den Kulturkampf hervor und mußte vor dem stets mächtiger werdenden Centrum kapituliren; er erzwang das Sozialistengesetz und machte die Sozialdemokratie zur stärksten Partei Deutschlands. Weil ihm die Hilfe der Liberalen zu anspruchsvoll geworden war, paktirte er mit dem viel anspruchsvolleren Centrum. Die Schwächung des Liberalismus gelang ihm glänzend. Unter den Einwirkungen des erstarkten Centrums, der wachsenden Sozialdemokratie, der agrarischen Interessenpolitik und des Staatssozialismus wurde der Einfluß des Liberalismus wirksam zurückgedrängt.

Auch bei dieser Entwicklung ist es schwer, genau zu bestimmen, wie weit die Bismarck'sche Staatskunst eine Verantwortung trifft, und wie weit die Reaktion auf allgemeine Ursachen zurückzuführen ist. Groß ist der unmittelbare An-

theil Bismarck's an der Schwächung des Liberalismus jedenfalls. Wer diese Schwächung für ein nationales Unglück hält, der kann die letzten zwölf Jahre der Kanzlerschaft Bismarck's nicht als eine Periode des nationalen Aufschwunges preisen, er wird sie als eine Periode des politischen Niederganges ansehen.

Es ist heute leichter, als vor acht Jahren, das gesammte politische Lebenswerk Bismarck's gerecht zu würdigen. Die Eindrücke einer erbitterten politischen Gegnerschaft sind abgeblaßt, der Blick ist unbefangener geworden. Die Mängel seiner Staatskunst, die kleinen Züge seines Charakters treten mehr zurück, und das Gewaltige des Mannes und seiner Thaten beherrscht das Gesammturtheil.

Dabei kann sich Niemand dem packenden Reiz dieser Persönlichkeit entziehen. Dieses Gemisch von Junkertrotz und diplomatischer Schlauheit, in der mächtigen Gestalt mit dem kühnen Haupt und dem unter buschigen Augenbrauen hervorleuchtenden Blick, der kaustische Witz, der biegsame elegante Stil, die Treffsicherheit im Ausdruck, der Humor der Unterhaltung, die Leidenschaftlichkeit des Hasses, die verschlagene Offenheit, die animalische Lebenskraft, die selbst im Essen und Trinken zum Ausdruck kam: das alles wirkt zusammen, um den großen Kanzler zu einer Monumentalfigur zu machen, die mit der Phantasie des deutschen Volkes dauernd verknüpft bleiben wird.

Etwas Anderes ist die Einwirkung, die Bismarck's Tod auf die praktische Politik der Gegenwart haben wird. Wir glauben, diese Einwirkung ist gering. So groß die Zahl seiner Bewunderer war, so gering war in den letzten Jahren die Zahl derjenigen, die geneigt waren, seinen politischen Winken zu folgen. Sein Tod berührt die Empfindungen, nicht mehr die politischen Interessen des deutschen Volkes.

Th. Barth.

Folgen hoher Baumwollgarnzölle.

Die Eingabe des „Vereins Süddeutscher Baumwollindustrieller" an den Herrn Reichskanzler begründet ihr Verlangen auf Erhöhung der Zölle auf Baumwollgarne mit dem Hinweis auf die höheren Zölle anderer Staaten. Sie sagt wörtlich:

„Ueberhaupt hat laut beifolgender Tabelle Deutschland die niedrigsten Baumwollgarnzölle von allen großen Kulturstaaten (England natürlich ausgenommen), und deshalb wirft England in allen Krisen in der Baumwollindustrie seine überschüssigen Garne mit Vorliebe nach Deutschland zum Verderben der Spinnerei und ohne wesentlichen Nutzen für die Weberei."

Gegen diese Berufung der Herren Spinner auf das Beispiel anderer Staaten ist schon in dem Artikel: „Die Erhöhung des Baumwollgarnzolls" in Nr. 36 S. 520 der „Nation" darauf hingewiesen, daß die Spinnerei dieser Staaten dafür auch so wenig leistungsfähig sei. Es verlohnt sich der Mühe, auf die Lage der Baumwollindustrie einiger solcher Länder mit höherem Schutzzoll als Deutschland näher einzugehen.

Ueber die Lage der Baumwollspinnerei in Oesterreich klagt ein Artikel in der „Industrie":

„Insbesondere die Textilindustrie sieht sich durch Ueberproduktion zu einem Kampfe der Produzenten unter sich gezwungen. Der Unternehmungsgeist ist gelähmt, das Kapital in Furcht versetzt. Während andere Staaten die Gebiete ihres Außenhandels mit Aufwand aller Kräfte zu erweitern bestrebt sind, werden wir im traurigen Gegensatze fast überall und insbesondere auf dem seit altersher uns zugewiesenen und von uns behaupteten Verkehr mit der Levante, den Balkanstaaten ꝛc. zum großen Theile durch fremde Industrie und Handelskräfte ersetzt."

In der durch die Prager Handelskammer angeregten Enquête über den Niedergang der österreichischen Industrie erklärte Kammerrath Josef Sobatka:

„Die Frage, ob sich die Industrie in einer Nothlage befinde, müßte leider bejaht werden. Durch die kolossale Anhäufung der Lagervorräthe in den Spinnereien wären die Spinner gezwungen gewesen, zu einer gemeinsamen Rettungsaktion zusammen zu treten. Einige hunderttausend Gulden seien à fond perdu aufgebracht worden, dann hätte man den deutschen Eingangszoll beglichen und einige Millionen Pfund Garne nach Deutschland exportirt, wo sich der Markt für diesen Artikel zufälliger- und glücklicherweise aufnahmsfähig zeigte."

Ueber diesen Vorgang berichtet die Handelskammer von Schwaben und Neuburg (1897):

„In Oesterreich war im Laufe des Berichtsjahres die Lage der Baumwollspinnerei so unerträglich geworden, daß diese sich zusammenschloß und ca. 6—8 Millionen Pfund Garne auf den deutschen Markt warf, Zölle und Frachten ꝛc. im Betrage von ca. 1 Million Mark unter sich umlegend und daraufzahlend. So schaffte man sich im eigenen Lande Luft. Es sind thatsächlich in der zweiten Hälfte des Jahres ca. 6 Millionen Pfund österreichische Garne auf den deutschen Markt gekommen, mit denen wir zu konkurriren hatten. In solchen besonderen Zeiten zeigt es sich, wie nachtheilig es ist, daß wir in Deutschland die niedrigsten Eingangszölle auf Baumwollgarne auf dem Kontinent haben."

Diese letzte Schlußfolgerung des Handelskammerberichts ist durchaus falsch. Nicht wegen des niedrigeren Zolls führte Oesterreich die 6 Mill. Pfund Garne nach Deutschland aus, sondern weil der deutsche Markt dafür aufnahmefähig war. Die österreichischen Spinner hätten doch diese Garne nach der Schweiz, Belgien oder Holland exportiren können, da diese Staaten noch geringere Zölle als Deutschland oder gar keine haben, wenn die Höhe des Zolls entscheidend gewesen wäre. Aber sie fanden, daß sie in Deutschland die höchsten Preise erzielen konnten, trotz des höheren Zolls.

Der Geschäftsbericht der Ortsgruppe Warnsdorf (Böhmen) des Verbandes der Baumwollindustriellen Oesterreichs für das Jahr 1897 lautet:

„Der konstante Rückgang der Preise von roher Baumwolle, verbunden mit der scharfen Konkurrenz der Baumwollspinnereien untereinander, letztere hervorgerufen durch die in Folge reduzirten Betriebes der Webereien entstandene Ueberproduktion, verursachten unausbleiblich Verluste an Materialwerthen." „Im Exportgeschäft begegnet die Warnsdorfer Industrie einer scharfen Konkurrenz deutscher, schweizer, belgischer und italienischer Fabrikanten, welche nur in dem Falle bestanden werden kann, wenn die österreichischen Erzeuger auf jeden Nutzen verzichten oder die Konkurrenz ohne Rücksicht auf die Erstehungskosten aufnehmen, um den inländischen Markt zu entlasten, den Ueberschuß der Produktion zu allen Bedingungen auf dem Exportwege an den Mann zu bringen. Der in jüngster Zeit laut gewordene Wunsch der inländischen Industriellen ist gerechtfertigt, wenn dieselben die Erreichung einer Exportprämie seitens der Regierung anstreben." „Die Lohnverhältnisse sind im Warnsdorfer Gebiete, wie wohl fast in ganz Nordböhmen, den Arbeitern günstige; doch da die Arbeitslöhne um 50 bis 100 Proz. höher als bei der gleichen Industrie in Italien sind, so kann dieser junge Industriestaat mit großem Erfolge nicht nur die Erzeugnisse der österreichischen, sondern auch der deutschen, belgischen und schweizer Industrie verdrängen, die ungefähr mit denselben Löhnen wie die österreichische zu rechnen haben."

Die österreichischen Baumwollindustriellen verlangen deshalb, nach dem Beispiel Deutschlands, eine Kommission zur Vorbereitung für den Abschluß neuer Handelsverträge mit besserem Schutz der Industrie gegenüber den Forderungen der Landwirthschaft. Einer Zolleinigung mit Deutschland, die von einer gewissen Seite hier befürwortet wird, zeigt man sich gänzlich abgeneigt, da sie die österreichische Industrie vernichten würde. Man strebt im Gegentheil danach, den noch höhern Schutzzolltarif Frankreichs für die Baumwollgarne einzuführen. Nimmt man diese Berichte zusammen, so erhält man ein trauriges Bild von der Lage der österreichischen Baumwollindustrie, namentlich der Spinnerei, die ihre Ueberproduktion mit großem Verlust auf den ausländischen Markt werfen muß. Der Wettbewerb mit andern Nationen erlahmt immer mehr, die Leistungsfähigkeit nimmt ab, trotz aber wohl mehr in Folge des hohen Schutzzolls. Das Geld der Baumwollkonsumenten, das die Spinner aus den Taschen dieser erhalten,

ca. 1 Million Mark, wird dem Auslande geopfert, um die Preise im Inlande auf einer Höhe zu erhalten, die es den Webereien unmöglich macht, mit dem Auslande zu konkurriren. Sind solche Handlungen etwa gedeihlich für die Industrie und das Wohl des Staates? Daß die österreichischen Spinner Deutschland zum Absatzfeld ihrer Ueberproduktion erkoren haben, liegt, wie bereits hervorgehoben, durchaus nicht an unseren niedrigen Zöllen, sondern eher an unseren höheren Zöllen; das zeigt ein einfaches Rechenexempel, das gewiß die österreichischen Spinner auch gemacht haben werden. Konnten sie für eine gewisse Nummer Garn in Deutschland den Preis von 150 Mark pro 100 kg erhalten, so erhielten sie nach Abzug des Zolls von 18 Mark netto 132 Mark. Hätten sie dieses Garn nach der Schweiz einführen wollen, dann hätten sie gefunden, daß die schweizer Spinner zu demselben Preise von 150 Mark in Deutschland verkaufen, daß also ihr Nettopreis in der Schweiz 132 Mark sei. Zu diesem hätten die Oesterreicher ihr Garn nach letztgenanntem Lande exportiren können, wenn sie den schweizer Zoll von 7 Francs (5,60 Mark) gezahlt hätten; sie würden demnach in der Schweiz nur 126,40 Mark gegen 132 Mark in Deutschland erhalten haben. Man sieht, daß die niedrigeren Zölle Deutschlands durchaus keine Schuld daran tragen, daß Oesterreich seine Ueberproduktion nach unserm Lande lenkte. Die Schweiz wurde durch ihre niedrigen Zölle grade davor bewahrt. Aus Frankreich lauten die Berichte über die Baumwollindustrie verzweifelt. So heißt es:

„Die Hoffnung der Baumwollspinner, daß das vollständige Darniederliegen des Geschäfts endlich bessern Zeiten Platz mache, erweist sich noch immer als eitel. Die Fabrikanten sahen sich zu weitern Arbeitseinschränkungen genöthigt, um nicht ihre Läger noch weiter anschwellen zu lassen." „Die Lage der Baumwollspinner bleibt eine höchst ungünstige Die Produktion ist vermindert worden, trotzdem läßt sich eine Besserung der Bezahlung nicht erzielen und die geringen Umsätze, welche zustande kommen, bringen den Spinnern nur Verluste."

In diesem Ton lauten die Berichte aus Rouen schon seit langer Zeit, trotzdem die Franzosen den „Idealzolltarif" auf Baumwollgarne haben, wie die Schutzzöllner behaupten.

Ueber die Ueberproduktion in den nordamerikanischen Spinnereien, die zu einer Lohnreduktion geführt hat, ist genugsam berichtet.

Am ungünstigsten scheint sich die Lage der Baumwollindustrie in Italien gestaltet zu haben. Infolge der schlimmen wirthschaftlichen Zustände stockt der Absatz im Inlande fast gänzlich und die Spinner arbeiten schon lange mit sehr bedeutenden Verlusten, die hier und da zu Zahlungseinstellungen geführt haben. Die Preisnotirungen der fertigen Garne geben dafür den besten Beweis. So werden z. B. augenblicklich (Mitte Juli) Kettgarne Nr. 12 in Bündeln mit L. 6,15 pro 10 Pfd. engl. = 4 $^1/_2$ Ko. und Nr. 12 Schußgarne zu L. 1,25 pro 1 Ko. verkauft. In Süddeutschland zahlt man für Nr 20 Warpcops 56—57 Pf. pro $^1/_2$ Ko. und in M.-Gladbach für Nr. 20 Warpcops 54 Pf. pro Pfd. engl., in Manchester 5 $^3/_4$ bis 5 $^5/_8$ pence pro Pfd. engl. nach Qualität für Bündelgarn. Nr. 12 Schußgarn (Cops) kostet in Süddeutschland 51 bis 53 Pf. pro $^1/_2$ Ko., in England 4 $^{14}/_{16}$ pence pro Pfd. engl. Bei Zugrundelegung einer Differenz von 6 Pf. pro Pfund zwischen Cops- und Bündelgarnen und dem italienischen Cours von 75,30 erhält man folgende Parität:

Preis per Kgr.	in Italien	Süddeutschl.,	M.-Gladbach,	England
Nr. 20 Kettengarn in Bündeln	Mk. 1,04 $^1/_2$	Mk. 1,25	Mk. 1,32	Mk. 1,—
Nr. 12 Schußgarn in Cops	„ —,94 $^1/_4$	„ 1,04		„ —,88

Die italienischen Spinner erzielen demnach für ihr Produkt 10 bis 28 Proz. niedrigere Preise als die deutschen Was Wunder, daß die österreichischen Fabrikanten so sehr über die Konkurrenz der Italiener klagen. Dagegen handeln die Italiener nicht so unbesonnen wie die Oesterreicher, die ihre Ueberproduktion an Garnen mit großem Verlust vom Zoll ins Ausland werfen, sondern sie lassen von diesen niedrigen Preisen ihre eigenen Webereien Nutzen ziehen, damit sie im Stande sind, sich durch billigen Export von Webwaaren im Ausland Kundschaft zu erwerben und andere Nationen zu überflügeln und zurückzudrängen. Darüber klagen nicht allein die österreichischen, sondern auch die deutschen Fabrikanten. Von dabei interessirter Stelle aus hiesigen Fabrikantenkreisen wird darüber berichtet:

„Es ist nicht zu begreifen, wie die italienischen Baumwollwebereien in den überseeischen Ländern wie Südamerika und dort namentlich Argentinien, wo wir mit denselben zu konkurriren haben, um ein Bedeutendes billiger als wir verkaufen können. Dieser Unterschied in den Verkaufspreisen ist zu unsern Ungunsten leider so groß, daß der Absatz der deutschen Waare immer mehr zurückgegangen ist und die italienische Konkurrenz immer auffälliger das ganze Absatzfeld erobert und für sich allein in Anspruch genommen hat. Die italienische Industrie hat bekanntermaßen zwar weit billigere Arbeitskräfte als wir, sie hat auch nicht so große Lasten für Arbeiterversicherungen u. s. w. zu tragen, sie wird auch in ihrem Export durch eine ca. 7 Proz. minderwerthige Valuta unterstützt, aber dieses Alles scheint doch noch nicht hinzureichen, um den großen Preisunterschied zu erklären, den die italienischen Baumwollwebereien den unseren im Auslande voraus haben."

Italien vergütet nun zwar bei der Ausfuhr von baumwollenen Webwaaren 4 $^1/_2$ L. pro 100 kg und läßt dabei eine Erschwerung durch Appretur- und Färbematerial bis zu 8 Proz. zu, indessen zahlt Rohbaumwolle einen Eingangszoll von 3 L., wodurch die Rückvergütung aufgewogen wird. Die Konkurrenz der Italiener, über die man sich beklagt, ist allein nur dadurch möglich, daß die italienischen Fabrikanten mit großem Verluste arbeiten, um nicht genöthigt zu sein, ihre Arbeiter zu entlassen, was bei den jetzigen schlechten wirthschaftlichen und politischen Zuständen der Halbinsel von sehr schlimmen Folgen sein könnte.

Vergleicht man nun die Lage der deutschen Baumwollgarnspinnerei mit derjenigen in Oesterreich, Italien und Frankreich, also Ländern, die einen höhern Zoll haben als wir, einen Zoll, den auch unsere Spinner anstreben, so sehen wir, daß die Lage in allen diesen Ländern viel schlechter ist als in Deutschland. Die Industrie dieser Länder arbeitet ohne Ausnahme mit geringerem oder größerem Verlust, wogegen sie in Deutschland noch einen nicht unbedeutenden Gewinn erzielt. So vertheilten im Jahre 1897 an Dividenden:

Die Hauensteiner Spinnerei und Weberei . . . 7 Proz.
„ M.-Gladbacher Spinnerei und Weberei . . . 8 „
(16 Proz. in 1896)
„ Warpsspinnerei und Stärkerei Oldenburg . 10 „
„ Baumwollspinnerei Speyer . . . . 4 „
(6 Proz. in 1896)
„ Baumwollfeinspinnerei Augsburg . . . . 8 $^1/_2$ „
(8 $^1/_6$ Proz. in 1896)
„ Kölner Baumwollspinnerei und Weberei . . 3 „
(6 Proz. in 1896)
„ Mech. Baumwollspinnerei u. Weberei Kempten 8 $^1/_3$ „
(12 $^2/_3$ Proz. in 1896)
„ Chemnitzer Aktienspinnerei . . . . 12 „
„ Baumwollspinnerei am Senkelbach . . . . 5 „

also durchschnittlich 7 $^1/_3$ Proz. und im Jahre vorher theilweise das Doppelte. Die deutsche Baumwollspinnerei befindet sich in einer überaus günstigen Lage gegenüber derselben Industrie in der ganzen übrigen Welt; und dennoch verlangt sie noch höheren Schutz!

Aber diese günstige Lage der deutschen Baumwollspinnerei muß unfehlbar in das Gegentheil umschlagen, wenn sich die Zahl der Spindeln in dem Maße, wie in den letzten Jahren, vermehrt. Nimmt die Produktion so bedeutend zu, dann hält sie nicht mehr gleichen Schritt mit dem Konsum, sondern eilt ihm voraus, und Ueberproduktion stellt sich ein. Verschlechtert sich die Geschäftslage der Webereien, die augenblicklich noch ziemlich günstig ist, dann würde schon bei der jetzigen Spindelzahl eine Ueberproduktion stattfinden, die zu einer wahren Katastrophe führen müßte. Dennoch verlangen die Herren Spinner,

daß durch höhere Zölle das Anwachsen der Spindelzahl befördert werde.

Und noch etwas lehren die Vorgänge in der Baumwollspinnerei in der letzten Zeit: Schutzzölle vermehren die Ueberproduktion. Sie weisen eine Industrie auf ein gewisses Absatzgebiet an, auf dem ausländische Einfuhr möglichst ferngehalten wird. Die Industrie richtet sich, da ihr ein sicherer Gewinn gewährleistet zu sein scheint, auf das Maximum des Konsums ein. Sobald aber ein schlechter Geschäftsgang eintritt, muß sie ihre Produktion einschränken, was häufig kaum möglich ist, oder sie muß ihre Ueberproduktion ins Ausland exportiren, was ihr aber nur zu oft ganz enorme Verluste bringt. Beständen keine Zölle, dann würde diese Ueberproduktion eines einzelnen Landes, auf den Weltmarkt geworfen, dort kaum einen Einfluß ausüben und der exportirenden Industrie erlauben, ihre gewöhnliche Produktion fortzusetzen. Der Freihandel hilft der Industrie in ausgleichender Weise über die Krisen hinweg, die in einzelnen Ländern immer von Zeit zu Zeit entstehen, verhindert auf der einen Seite die zu starke Produktion in den guten und auf der andern Seite den mangelnden Absatz in schlechten Zeiten. Beim Schutzzoll sehen wir gegenwärtig sich das Umgekehrte abspielen. Unter seiner Herrschaft treten die Krisen viel häufiger und schärfer auf, wogegen der Freihandel einen gleichmäßigeren Geschäftsgang befördert. Der oben erwähnte Artikel in der „Industrie" spricht es aus, daß der Unternehmungsgeist in der Textilindustrie Oesterreichs gelähmt ist; das ist die Folge des hohen Schutzzolls. Dieser allein hilft schon nicht mehr die Produzenten aus ihrer Nothlage zu retten; man verlangt dazu noch Exportprämien.

Weiter sieht man, wie die österreichischen hohen Garnzölle die Konkurrenzfähigkeit der Weberei und ihren Export hindert, was natürlich wieder ungünstig auf die Spinnereien zurückwirkt. Wenn nun die deutschen Spinner höhere Schutzzölle verlangen, dann schädigen sie sich dadurch selbst, indem sie den Absatz der deutschen Webereien nach dem Ausland und in Folge dessen ihren eigenen Absatz verringern. Sie schneiden in ihr eigenes Fleisch.

Vom rein politischen Standpunkt aus ist zu bedenken, daß der Schutzzoll den Wettbewerb der Nationen untereinander mit Machtmitteln: Zöllen und Gesetzen, reguliren will. Daraus entstehen Zollkriege, Erbitterung, nationale Abneigung. Der Freihandel sucht in diesem Wettbewerb nicht durch Verkehrsbeschränkungen sondern durch Steigerung der Leistungsfähigkeit zu siegen, und er bringt damit die Nationen näher zu einander.

A. F. W. ter Meer.

Jules Michelet.

Am 21. August 1798 kam Jules Michelet im Chor einer alten Pariser Kirche, in dem sein Vater eine kleine Druckerwerkstätte aufgeschlagen hatte, zur Welt. Das heutige Paris und mit ihm ganz Frankreich hat die hundertjährige Gedenkfeier der Geburt des großen Historikers um einige Wochen vorweggenommen. Sie wurde mit der üblichen Gedenkfeier des Bastillesturmes verknüpft. Am Vorabend des republikanischen Nationalfestes versammelte sich im Pantheon zu Ehren des Mannes, dessen wohlbekannte Gesichtszüge eine von Blumen umgebene Büste wiedergab, eine äußerst glänzende Gesellschaft. Der Präsident der Republik, die Minister, die Mitglieder der Kammern, des hauptstädtischen Gemeinderathes und der Universität, die Vertreter der fremden Mächte hatten sich eingefunden. Inmitten der höchstgestellten Persönlichkeiten war der greisen Wittwe des Gefeierten, die als Vollstreckerin seines litterarischen Testamentes und als Wahrerin seines Ruhmes ihres Gleichen nicht hat, ein Platz angewiesen worden. Schwungvolle Reden wechselten mit musikalischen Aufführungen ab. Zum Schluß defilirten Reihen von Schulkindern, Jungen und Mädchen, „das Bild der unsterblichen Jugend des Vaterlandes", mit Michelet zu sprechen, huldigend an seiner Büste vorbei, und die Studenten, die mit ihrer Fahne erschienen waren, legten einen Kranz am Fuße des Sockels nieder.

Wie weit man auch zurückdenken mag: niemals ist ein Historiker in ähnlicher Weise gefeiert worden. Von Frankreich selbst zu schweigen, wo es an glänzenden Namen der Geschichtsforschung und der Geschichtsschreibung nicht fehlt, kein anderes Land hat ein ähnliches Schauspiel aufzuweisen. Gibbon und Ranke nehmen sich neben Michelet wie Zwerge aus, wenn man den Maßstab der öffentlichen Ehrung an ihre wissenschaftlichen und schriftstellerischen Verdienste legen will. Nun ist es gewiß: Michelet brachte Gaben mit, deren Verbindung für große historiographische Leistungen unerläßlich ist. Mit dem eisernen Fleiß, den er Tage lang beim Durchforschen von Chroniken und Urkunden aufwandte, paarte sich der Scharfblick des in die Tiefe dringenden Psychologen. Für die glühende Einbildungskraft, die das Hauptgeschäft des Historikers in „eine Wiedererweckung von den Todten" zu verwandeln strebte, bildete die Kunst der Darstellung mit ihrem sozusagen musikalischen Reiz wechselnder rhythmischer Bewegung einen starken Zügel. Vor allem eignete dem Verfasser der „Geschichte Frankreichs" und der „Geschichte der französischen Revolution" die Fähigkeit, sich über die Betrachtung der tausenderlei zerstreuten Einzelheiten zur Höhe allgemeiner Anschauung zu erheben. Er hat nie die mächtige Einwirkung Vicos verleugnet, den er seinen einzigen Lehrer nannte, und dem er mit seinen „Prinzipien der Philosophie der Geschichte" einen ersten Zoll der Dankbarkeit errichtete. Gleichsam als Motto vieler Bände seiner Werke könnten die Sätze dienen, die sich im Vorwort zu seinem „Ludwig XIV." finden: „Der Historiker muß festen Schrittes durch die leeren Schatten hindurchgehen und eine Menge von unbedeutenden Thatsachen, die ihm den Weg versperren, zusammenfassen oder selbst bei Seite schieben. Verfährt er danach, so wird er dadurch belohnt werden, daß er aus dem bewegten Ozean die Bergkette der großen lebendigen Ursachen aufsteigen sieht."

Indessen selbst die größten Bewunderer des Historikers Michelet können nicht bestreiten, daß seine Stärken aufs engste mit seinen Schwächen verknüpft sind. Die leidenschaftliche Theilnahme, mit der er Ereignisse und Personen der Vergangenheit umfaßt, trübt nicht selten sein Auge. Wenn seine Phantasie ihn häufig sofort errathen läßt, was die methodische Untersuchung kaum mühevoll und bruchstückweise ans Licht bringt, so führt sie ihn dann und wann auch auf gefährliche Abwege. Sein lebhaftes Empfinden beeinträchtigt die Sicherheit der Kritik. Der Erzähler geräth in Gefahr, zum Visionär zu werden. Die Erzählung selbst löst sich in eine Reihe blendender Gemälde auf. Sogar die Sprache dieses dichterischen Prosaisten, in der sich die erhabenen und zugespitzten Redewendungen drängen, wie man gesagt hat „ein Gewitterhimmel, der unaufhörlich von Blitzen durchzuckt wird", kann auf die Dauer etwas von ihrem ursprünglichen Zauber einbüßen. In manchen der späteren historischen Werke Michelet's prägen sich alle diese Schwächen schärfer aus. Er bleibt auch in ihnen ein Genius von schöpferischer Macht, unvergleichlich und unnachahmlich. Aber die Originalität erhält den Anstrich der Manier. Corréard, der in der Sammlung der „volksthümlichen Klassiker" (Collection des classiques populaires. Michelet Paris 1895) Michelet eine liebevolle Studie gewidmet hat, sagt von der „Geschichte der französischen Revolution": „Diese Geschichte ist ein Glaubensbekenntniß. Michelet sucht in der Revolution das Licht, das Vergangenheit und Zukunft Frankreichs für ihn erhellen soll. Er ist nicht kaltblütig bei der fieberhaften Durchforschung der vergilbten Papiere der Archive, bei der Niederschrift dieser mit Thränen benetzten Seiten. Er steht vor der Revolution wie ein Priester vor seinem Gott. Wehe den Lebenden oder den Todten, die den Gott gelästert, den

Altar verhüllt oder entweiht haben." Gabriel Monod, der seiner Verehrung für den väterlichen Freund und Meister so beredten Ausdruck geliehen hat, (Jules Michelet, Paris 1875, mit Zusätzen aufgenommen in den Sammelband Les Maîtres de l'Histoire, Paris 1895 vgl. in den Portraits et Souvenirs, Paris 1897 desselben Autors: Michelet à l'Ecole normale), gibt doch zu, daß im zweiten Theil der „Geschichte Frankreichs", der von 1855 bis 1867 entstand, „der Mann der That, der Dichter, der Philosoph den Sieg über den Historiker und Kritiker davontrage". „Statt einer gleichmäßigen Sympathie für alle Größen der Vergangenheit, greift Michelet alles, was seinem modernen Ideal der Gerechtigkeit und Güte nicht entspricht, das Mittelalter, den Katholizismus, die Monarchie mit Heftigkeit an. Statt jedem Ereignisse und jeder Persönlichkeit den ihnen gebührenden Platz einzuräumen, läßt er sich durch die Launen seiner Phantasie treiben und gefällt er sich alle Augenblicke in poetischen Abschweifungen. Auch gibt er uns nicht mehr einen zusammenhängenden Bericht der Thatsachen, sondern eine Reihe von Betrachtungen, Gedanken, Werthschätzungen aus Anlaß der Thatsachen."

Das Gesammtbild des Historikers Michelet ruft unwillkürlich das Thomas Carlyle's zum Vergleich ins Gedächtniß. Hier wie dort dieselbe Kraft der Wiederbelebung des todten Stoffes, aber auch dieselbe Neigung, der Phantasie den Zügel schießen zu lassen und Partei zu ergreifen, dieselbe Verbindung des Geschichtsschreibers und des Sehers, dieselbe, jedem Versuch der Nachahmung gefährliche Originalität der Ausdrucksweise. Indessen, von anderen Unterschieden abgesehen, der Schotte bevorzugt die Sprache des schwarzsichtigen Bußpredigers, dem Franzosen tönt immer „Seid umschlungen Millionen" im Ohr. Jenem ist der demokratische Grundzug der modernen Gesellschaft widerlich, dieser erblickt in ihm die Gewähr einer verheißungsvollen Zukunft. Die Gedächtnißfeier Michelet's galt denn auch nicht nur dem großen Gelehrten und Geschichtsschreiber. Sie galt ebensowohl dem edlen Menschenfreund mit dem von Liebe überströmenden Herzen und dem begeisterten Vorkämpfer der demokratischen Ideen. Endlich: sie galt dem beredten Gegner der Priester- und Jesuitenherrschaft, dem überzeugungstreuen Patrioten, der sich im Vorwort zu der im hohen Alter begonnenen „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" rühmen konnte, unter den Verfolgungen der Regierungen und Parteien immer seine volle Unabhängigkeit bewahrt zu haben.

Michelet selbst hat seine Hauptstärke, in der er sich vielen Zeitgenossen überlegen wußte, mit den Worten bezeichnet: „Ich habe mehr als sie geliebt". In der That paßte wenn auf irgend jemanden auf ihn der Ausspruch Vauvenargues' „Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen". Dies fühlten die tausende von Zuhörern heraus, die an seinen Lippen hingen, so lange es ihm erlaubt war, aus seinem Lehrstuhl am Collége de France eine Kanzel zu machen. Der Staatsstreich Napoleon's verschloß ihm den Mund. Aber eine ganze Generation junger empfänglicher Gemüther richtete sich unter dem Druck des zweiten Kaiserreiches an den Lehren und Mahnungen des Predigers der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit empor. Ihn selbst erhielt diese unauslöschliche Begeisterung für die höchsten Ideale in weißen Haaren jung. Derselbe ernste Denker, der in Schriften wie „Die Frau" und „Unsere Söhne" die Grundlagen wahren häuslichen Glückes und tüchtiger Erziehung bloß zu legen suchte, belauschte mit wahrhaft kindlicher Freude das Leben der Vögel und der Insekten und enthüllte sich bei der Betrachtung der Natur, wie bei der Betrachtung der Geschichte, als liebevoll nachempfindender Poet.

Vieles, was Michelet's spätere sozial-politische Arbeiten entwickeln, steckt schon im Keime in seinem 1846 erschienenen Büchlein „Das Volk". Es ist vielleicht das merkwürdigste aller seiner kleineren Werke, ganz durchtränkt mit den Erinnerungen an die eigenen Erfahrungen. Wer, wie er, „bis zu fünfzehn Jahren kein Fleisch, keine Heizung" in der väterlichen Wohnung gesehen hatte, wußte mehr als einer der oberen Zehntausend um die Zustände der Millionen in der Tiefe Bescheid. In der schönen Widmung an den Freund und Mitstreiter Edgar Quinet spricht er es aus: „Um das Leben des Volkes, seine Arbeiten, seine Leiden kennen zu lernen, hatte ich nur meine Erinnerungen zu fragen." Und er, der „aus dem Volk hervorgegangen, mit dem Volk gelebt, gearbeitet, gelitten hatte", nahm für sich das Recht in Anspruch, zu sagen, daß er „den in ihm ruhenden Schatz, die Tugend der Selbstaufopferung" besser zu würdigen wisse als ein anderer. Er ist der Anwalt der Klassen, „die wir die unteren nennen" und preist ihre Kraft, die sich nicht in leeren Worten erschöpft. Vielleicht keine einzige heroische Gestalt ist dem Historiker so erhaben erschienen wie Jeanne d'Arc, das Kind des Volkes. Aber er wäre außer Stande gewesen, wie Carlyle, eine Gemeinde für den „Heroenkultus" zu werben. Das Volk selbst war und blieb sein Held, das Volk, in dem „die gemeinsame nationale Schule" wenigstens für ein paar Jahre in der Jugendzeit alle Unterschiede auslöschen sollte.

Sein demokratisches Bekenntniß hing aufs innigste mit seiner Vaterlandsliebe zusammen. Man kann sagen: eines deckte das andere. „Was auch aus uns werden mag, ruft er einmal aus, arm oder reich, glücklich oder unglücklich, lebend oder nach dem Tode, wir werden Gott immer danken, uns dies große Vaterland, Frankreich, gegeben zu haben. Und das nicht nur deshalb, weil es so viele glorreiche Thaten vollbracht hat, sondern besonders deshalb, weil wir in ihm zugleich den Vertreter der Freiheiten der Welt und das Land des allgemeinen Mitgefühls erblicken." Diese Art Patriotismus fällt nicht unter den Begriff des Chauvinismus. Man hört nicht den Säbel rasseln, nicht die Kriegstrompete ertönen und findet, daß die Liebe zum Vaterland den Haß der Fremden nicht voraussetzt. In Wahrheit hat Michelet den Völkerfrieden gepredigt und als Vertheidiger unterdrückter Nationalitäten seine Stimme erhoben. Was er Deutschland dankte, hat er niemals verleugnet. Niebuhr und Jakob Grimm haben die Richtung seines Geistes mitbestimmt. Sie haben ihn im frühen Mannesalter angeregt, seine römische Geschichte zu schreiben und den Ursprüngen des französischen Rechtes nachzuforschen. Er pries das „heilige Banner Luther's, Kant's, Fichte's, Schiller's" und gestand dem deutschen wie dem italienischen Volk das Recht der Einigung zu. Allerdings, als das blutige Drama des Krieges von 1870, dessen Ausbruch er als „ein Verbrechen" gebrandmarkt hatte, mit dem Sturz des Kaiserreiches kein Ende fand, trat er vor Europa als Ankläger der Sieger auf. Der Schmerz, der ihn durchzuckte, riß ihn zu den gewagtesten Behauptungen hin. Aber einmal wäre zu fragen, ob wohl ein Deutscher im umgekehrten Falle kaltes Blut bewahrt hätte. Und dann darf man sich der Worte erinnern, mit denen Gabriel Monod diese Flugschrift des tief Erschütterten charakterisirt: „Er sprach nicht von Rache, sondern von der Mission des Friedens und der Civilisation, die sein wiedergeborenes Vaterland zu erfüllen fortfahren sollte." Es ist eine eigene Ironie der Geschichte, daß Michelet im „russischen Zarismus", in dem Verbündeten der dritten französischen Republik, den Hauptfeind dieser Civilisation erblickte, dem Deutschlands Siege den Weg bahnen würden.

Ueberblickt man Michelet's gesammtes Wesen und Wirken, so fühlt man sich zu der Frage gedrängt: Wie paßt seine Gedenkfeier zu dem betrübenden Schauspiel, welches das heutige Frankreich der Welt darbietet? Die Festrede des Unterrichtsministers im Pantheon hat den „unsterblichen Sohn Frankreichs" gepriesen, welcher der republikanischen Jugend zurufe: „Seid gerecht, seid gut!" Er hat an seine Lehren „brüderlicher Gleichheit" erinnert, nach denen „alle Kinder der Nation" Seite an Seite sitzen sollen, „ohne Unterschied des Glaubens wie des Vermögens", um dereinst „zu Soldaten des Rechtes in der Menschheit" zu werden. Der Präsident des Gemeinderathes von Paris hat nach dem Unterrichtsminister mit dem Brustton der Ueberzeugung ausgerufen: „Gehen wir weiter auf dem Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit, erfüllen wir uns

mit dem Denken und Fühlen Michelet's, der in Frankreich den Piloten des Schiffes der Humanität erblickte." Gerechtigkeit, Wahrheit, Humanität, Brüderlichkeit! Sollte Niemandem in der glänzenden Versammlung des Pantheon ein Bedenken aufgestoßen sein? Gerechtigkeit, wenn ein Kollege des Unterrichtsministers in der Kammer selbst arglos den Beweis führt, daß ein Angeklagter ungesetzlich verurtheilt worden ist! Wahrheit, wenn alle erdenklichen Künste aufgewandt werden, die Wahrheit zu verdunkeln! Humanität, Brüderlichkeit ohne Rücksicht des Glaubens, wenn eine Rotte auf den Boulevards „Nieder mit den Juden" brüllt, und wenn zum höchst nöthigen Schutz der von Michelet gepriesenen Güter eine „Liga der Menschen- und Bürgerrechte" als zeitgemäß erscheint!

Ein geistreicher Mitarbeiter dieses Blattes hat vor einiger Zeit in den Spalten desselben geäußert: „Die Feiern sind erschaffen, um die gemeine Wirklichkeit zu korrigiren und deswegen sind sie berufen, mit möglichst wenig Nachdenken genossen zu werden." Der Mann hat nicht ganz Unrecht.

Alfred Stern.

Die Leidensgeschichte der Sandwichinseln.

III.

Bei seinem dritten und letzten Besuche im Jahre 1794 hatte Kapitän Vancouver dem König Kamehameha I. angekündigt, daß er ihm christliche Lehrer senden wolle. Wie wir bereits wissen, würdigte der Napoleon des Pacific Ozean, wie man ihn genannt hat, in seinem heidnischen Unverstande diesen Vorschlag nur wenig. Um die bittere Pille etwas zu verzuckern, fügte der britische Kapitän das Versprechen hinzu, seinen König bewegen zu wollen, ein Kriegsschiff als Geschenk zu entsenden. Welche Bedeutung ein Kriegsschiff habe, hatte Kamehameha bereits aus eigener Erfahrung nur allzu gründlich kennen gelernt — aber was für ein Ding ein Missionär war, konnte der heidnische Fürst nur ungefähr ahnen. Niemand kann es ihm verargen, wenn seine Ahnungen ihn nicht mit sonderlicher Freude erfüllten. Wir müssen im Auge behalten, daß das Heidenthum auf den Sandwichinseln längst vor der Ankunft der ersten christlichen Lehrer morsch zusammengebrochen war. Das formelle Christenthum äußerte erst im Jahre 1819 seine erste Wirkung, als sich der Ministerpräsident Kalaimoka und sein Bruder Boki, Gouverneur der Insel Oahu, an Bord des französischen Schooners „L'Uranie" taufen ließen. Bei dieser Taufe fiel es den Eingeborenen auf, daß man wohlriechende Stoffe verbrannte, allerlei Verbeugungen und sonstige seltsame Bewegungen machte, welche lebhaft an die soeben abgeschafften, heidnischen Zeremonien erinnerten. Zunächst begnügte man sich mit der Annahme, daß dieses seltsame Formelwesen eine Eigenthümlichkeit des französischen religiösen Kultus sei. Dann aber kam die Erkenntniß. Ohne bezügliche Erklärungen gegeben zu haben, und ohne auf den Unterschied der protestantischen und römisch-katholischen Glaubensbekenntnisse zu deuten, hatte man die beiden Häuptlinge in den Schooß der allein seligmachenden Kirche von Rom aufgenommen.

Ja, was war denn das für ein Ding, die römisch-katholische Kirche? Vancouver hatte ja doch von einer christlichen Kirche, einem christlichen Gotte, einem christlichen Erlöser gesprochen? Gab es denn mehrere christliche Kirchen, mehrere allmächtige Götter und mehrere allbarmherzige Erlöser? Man kann sich die Verwirrung vorstellen, welche sich des Gemüthes derjenigen Insulaner bemächtigen mußte, die aufgelegt waren, über den neuen Erlöser nachzudenken.

Am 4. April 1820 wurde dem König Liholiho die Kunde gebracht, daß die ersten Missionäre eingetroffen seien und an Bord des Schiffes „Thaddeus" im Hafen vor Anker lägen. Der König zog besorgt Erkundigungen ein, ob die Fremdlinge auch der Religion angehörten, welche Vancouver ihnen versprochen hatte. Er zögerte 8 Tage — dann gab er die Erlaubniß zur Landung, jedoch mit der ausdrücklichen Beschränkung, daß die Missionäre vorläufig nur ein Jahr in dem Königreiche Aufenthalt nehmen dürften. Die sieben ersten, der Sekte der „Congregationals" angehörigen Evangelisten waren ebenso wie ihre Frauen, die sie mitgebracht hatten, ohne Zweifel gottesfürchtige und von dem Ernste ihres Berufes durchdrungene Leute, jedoch hatten sie leider recht eigenartige Begriffe über Religion. Anstatt sich an den Kern der christlichen Lehre zu beschränken und gleich ihrem großen Meister Liebe und Duldsamkeit zu verkünden, gefielen sie sich in starrem Formenwesen und ergingen sich in metaphysischen Sophistereien, bei denen es ihnen hauptsächlich darauf ankam, dogmatische Erklärungen für die so genannten Mysterien ihres Glaubensbekenntnisses zu liefern. Sie appelirten somit weder an das Herz noch an den Verstand der intelligenten Eingeborenen, sondern hauptsächlich an die Furcht vor ewiger Verdammniß und dem damit verbundenen Höllenfeuer. Um das Unglück voll zu machen, konnten die Missionäre nicht verhindern, daß aus dem Mißverständniß der Trinität die Meinung erwuchs, die Christen hätten drei verschiedene Götter. Diesen drei separaten Göttern gab man separate Namen und verwandte dabei die Namen von drei soeben erst abgesetzten heidnischen Gottheiten.

Wie sich doch alles in der menschlichen Geschichte wiederholt — gleichgiltig, ob die Tragikomödie sich in Mecklenburg, dem Fürstenthum Lippe oder auf den fernen Sandwichinseln abspielt! Die Häuptlinge wollten nur die Unterweisung in der christlichen Lehre ausschließlich für sich und ihre Familien usurpiren. Der Gedanke, daß sie im Paradiese mit dem gemeinen Volke zusammen sein könnten, war ihnen höchst unbequem und überdies hielten sie — ganz wie civilisirte Häuptlinge — die Belehrung der unteren Stände für schädlich und gefährlich. Nur mit Mühe konnten die Missionäre den adligen Wilden klar machen, daß ihr Erlöser für alle Menschen, für alle Stände am Himmel herabgekommen sei. Jedoch der eigentliche Widerstand kam nicht von den eingeborenen Fürsten, sondern von den Landsleuten der Missionäre, von den Männern ihrer eigenen Farbe, trotzdem dieselben ja doch schon als Kinder getauft, eingesegnet und mit dem ganzen Apparat des christlichen Zeremoniells auf die gute Bahn geführt worden waren. Die moralischen Zustände, welche damals unter der weißen Bevölkerung herrschten, spotten jeder Beschreibung. Man hatte sich den Spruch: „There is no God this side of Cape Horn" zur Devise auserkoren und in dem Geiste dieses Mottos schickte man sich an, den Missionären entgegenzuarbeiten. Wenn man auch die unseligen Nachtheile des beschränkten dogmatischen Formelwesens tief beklagen muß, so darf man doch nicht die Verdienste übersehen, die die Missionäre sich zu dieser Zeit um die allgemeine Hebung der Moral der Eingeborenen erwarben.

So kam das Jahr 1822 herbei, und die fortschreitende Kultur brachte die erste Druckerpresse, welche mit großer Feierlichkeit aufgestellt wurde. Kurze Zeit darauf erschien auch zur großen Freude des Königs das von Vancouver versprochene Kriegsschiff im Hafen. Es war der mit 6 Kanonen bewaffnete Schooner „Prince Regent", der von dem britischen König Georg IV. gesandt wurde. Jedoch hatte das wohlgemeinte Geschenk keinen langen Bestand. Das Schiff scheiterte wenige Monate nach seiner Ankunft und mit ihm gingen die Marineträume des ehrgeizigen Liholiho zu Grunde.

Der arme König befand sich wirklich in einer bedauernswerthen Lage. Die Druckerpresse mit ihrem Gestampfe, die Kirche mit ihrem Geläute, das Kriegsschiff mit seinen Kanonen bedeutete für die Prinzen dort auf der anderen Seite des Ozeans Macht und Glanz. Nur er, der arme Liholiho fühlte, wie mit jeder neuen Wundergabe der Kultur ein neues Stück heimathlichen Bodens unter seinen Füßen fortgerissen wurde. Ach! die schönen Tage der heidnischen Fröhlichkeit waren auf ewig entschwunden. Des Sonntags saß der christliche König in prunkender Generalsuniform

im Gotteshause und lauschte der schmetternden Bußpredigt, am Montag gab er sich unerhörten Ausschweifungen hin, um dann am Dienstag von dem neuen Erlöser Vergebung seiner Sünden zu erflehen.

Und bei alledem drohte Rußland und Frankreich — die weißen Ansiedler versuchten, den Fürsten nach rechts zu ziehen, während die Missionäre auf der linken Seite zerrten. Das Volk verlumpte — die Kirchhöfe nahmen mit furchtbarer Schnelligkeit ungeheure Dimensionen an — wo sollte er eine Stütze finden, der arme Fürst — wo bot sich ihm Rettung in dem Chaos all' der Zweifel und entgegengesetzt wirkenden Einflüße? Was war natürlicher, als daß Liholiho sich nach jener geheimnißvollen Welt jenseits des Ozeans hinaussehnte, nach jenen märchenhaften Ländern, aus denen so viele wunderbare Dinge, so viele Räthsel, Probleme und vergiftete Schätze herbeigekommen waren? Somit entschloß sich der König zu einer Reise nach England und da sein eigenes Kriegsschiff mit durchlöchertem Boden auf dem Felsen saß, vertraute er sich dem wenig königlichen Wallfischfänger „L'Aigle" an, einem Schiffe, das einen französischen Namen führte, von einem amerikanischen Kapitän, Starbuck mit Namen, kommandirt wurde, britischen Besitzern gehörte und unter britischer Flagge segelte. Von seinem Lieblingsweibe Kamamalu und einem kleinen Gefolge begleitet, verließ der König am 27. November 1823 die Heimath, die er niemals wiedersehen sollte. Der fürstliche Reisende hatte sich mit der hübschen Summe von 25 000 Dollars und mit reichlichen Nahrungsmitteln — einschließlich des Champagners und Brandy — kurz, mit allen den Dingen wohl versehen, die zu einem recht fidelen Leben gehören. Die Fahrt, welche 6 Monate lang andauerte, kann als ein einziges mit gröbsten Ausschweifungen verbundenes Gelage bezeichnet werden. Als man endlich am 24. Mai in Portsmouth landete, waren nach der Aussage des Kapitän Starbuck nur noch 10 000 Dollars übrig geblieben. Da der Amerikaner es für unter seiner Würde hielt, über den Verbleib des Geldes Rechenschaft zu geben, mußte man sich wohl oder übel in den Verlust von etwa 5 000 Dollars fügen. Um seinen Raub ungestraft zu sichern, hatte überdies der Kapitän unterlassen, die britische Regierung von der bevorstehenden Ankunft der königlichen Gäste zu benachrichtigen, sodaß dieselben sich jetzt in der unangenehmen Lage befanden, dem König Georg die überraschende Mittheilung von ihrer Anwesenheit zu machen. Georg IV. sorgte mit königlicher Freigiebigkeit für die Fremdlinge — kaum hatten dieselben jedoch begonnen, sich in der für sie so neuen und wunderbaren Welt ein wenig umzusehen, als das Geschick mit grausamer Wucht auf die fröhliche Schaar hereinbrach. Einige Mitglieder des Gefolges erkrankten an den Masern, dann folgte die Königin, die nach wenigen Tagen erlag. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, als auch Liholiho ergriffen und am 14. Juli 1824 auf das Todtenbett niedergestreckt wurde. Die Berührung mit der märchenhaften Welt der weißen Leute wurde nicht nur dem Völkchen, sondern auch ihrem König zur tödtlichen Umarmung. Man hätte dem Sarge des Fürsten keine passendere Inschrift geben können, als die Worte: „Ein Opfer der Kultur."

Während der Abwesenheit des Fürsten hatte die Regentin Kahumanu die Regierung mit starker Hand und politischer Umsicht geführt. Wir stehen mit Staunen der Thatsache gegenüber, daß, soweit wir die Geschichte der Sandwichinseln überhaupt kennen, die Fürstinnen eine so hervorragende Rolle spielen, während die männlichen Herrscher im Durchschnitte so wenig Intelligenz oder Moral besaßen. Diese Thatsache ist um so merkwürdiger, als ja die Frau der unteren Stände für ein völlig werthloses Geschöpf galt, nicht einmal gut genug, den Göttern geopfert zu werden. Sobald die Kunde von dem Tode des Königs zur Heimath gelangte, erfolgte eine Neubelebung des Heidenthums und im Bunde damit ein drohender Aufstand. Diese revolutionäre Bewegung war jedoch weit mehr als ein bloßes Aufkochen religiösen Fanatismus. Daß Volk war plötzlich zu der Erkenntniß erwacht, daß Sitte, Religion und Regierungsformen ihrer Väter trotz der drückenden Tabuvorschriften weit größere Freiheiten gewährten, als die neue Kultur, welche trotz ihres Erlösers Seuche, Tod, Arbeit und Sklaverei herbeigebracht hatte. Die Feuerwaffen der Regierung gewannen natürlich auch diesmal den Sieg und mehrere Häuptlinge, die doch schließlich nur die höchsten Güter gekämpft hatten, für ihre Freiheit und Religion, mußten ihr Leben unter der Hand des Henkers lassen.

Liholiho's elfjähriger Bruder wurde als Kamehameha III. zum Thronfolger proklamirt und gleichzeitig wurde der klugen Fürstin Kaahumanu die weitere Regentschaft übertragen. Fernerhin wurde die Neuerung getroffen, daß der Landbesitz nicht mehr als ausschließliches Recht des Königs betrachtet werden, sondern daß er fortan erblich sein solle. Dieses allerdings recht civilisirt klingende Gesetz erwies sich als ein neues, großes Unglück und ebenso großes Unrecht, denn es überlieferte das ganze Land in die Hände der Adligen und machte den Landraub, den die Adligen an dem gemeinen Manne vollzogen hatten, nunmehr zur gesetzlichen Thatsache. Jetzt erst trug das Volk der Insulaner den gesetzlichen Stempel der Bettler und Frohnarbeiter. Als Lord Byron, ein Vetter des Dichters, kurze Zeit darauf die sterblichen Ueberreste des Königs und der Königin nach der Heimath brachte, gab er dem Fürsten den dringenden Rath, die Missionäre in ihrem Kampfe gegen die Laster der Weißen zu unterstützen. In Folge des von Lord Byron versprochenen Beistandes wurde eine Anzahl Verordnungen gegen Trunkenheit und Prostitution erlassen. Mit dieser Maßregel beschwor man jedoch ein Unwetter herauf, welches die einsame Inselgruppe heftiger erschütterte, als alle Wuthausbrüche der Kratergöttin Pele je vermocht hatten. Die Vorgänge sind so ungeheuerlich, daß eine kurze Aufzählung genügt, sie zu charakterisiren.

Als am 3. Oktober 1825 das britische Schiff „Daniel" landete, wollte die Mannschaft ihrem gewohnten Brauche gemäß eine Anzahl eingeborener Frauen gewaltsam an Bord entführen. Sie fanden jedoch bei den Regierungsbeamten und dem Missionär Richards ebenso energischen wie unerwarteten Widerstand, auf welchen die Horde mit 2 Raubzügen antwortete. Sie versuchten den Missionär mit seiner Familie zu ermorden, wurden jedoch durch die Flucht derselben an ihrem Vorhaben verhindert.

Weit schlimmer war wenige Monate darauf das Verhalten der Besatzung des nordamerikanischen Kriegsschiffes „Dolfin", welches am 23. Januar 1826 unter Kommando des Lieutenants Percival in Honolulu landete. Der tapfere Offizier drohte mit der Beschießung der Stadt, wenn man seine Mannschaft in der Befriedigung viehischer Instinkte beschränken wolle. Um die Stadt vor dem Untergange zu retten, mußte sich die Regentin dazu verstehen, die Gesetze zu Gunsten der christlichen Seeleute aufzuheben. Lieutenant Percival nutzte das erzwungene Privilegium gründlich aus, und verblieb zwei Monate im Hafen.

Wenige Monate darauf (Oktober 1826) landeten einige Wallfischfahrer und, durch den Erfolg ihrer Genossen ermuthigt, unternahmen sie Raubzüge durch Hawaii. Es war jetzt so weit gekommen, daß die Frauen sich in die Berge und Einöden flüchteten, sobald sich nur ein weißes Segel am Horizonte zeigte. Die Mannschaft der Wallfischfänger sah sich deshalb in ihren Erwartungen enttäuscht, und gab ihrem Unmuthe dadurch Ausdruck, daß sie plünderte, raubte und zerstörte, was ihr gerade in den Weg kam.

Diese Beispiele mögen genügen. Wenn man jedoch bedenkt, daß die Inselgruppe jetzt jährlich von mehr als einhundert dem Wallfischfange dienenden Schiffen besucht wurde, so kann man sich leicht den Einfluß der weißen Seeleute vorstellen. Der Klageschrei der geschändeten Frauen und geplünderten Männer drang endlich über den Ocean und die Vereinigten Staaten entsandten noch im Jahre 1826 ein Kriegsschiff, um die Uebelstände zu untersuchen. Der Kapitän stellte mit großem Bedauern fest, daß den Insulanern schmähliches Unrecht zugefügt worden. Anstatt aber sich der Aermsten anzunehmen und sie nach Kräften zu entschädigen, wandte sich der amerikanische

Kapitän der Untersuchung der Ansprüche zu, welche von amerikanischen Händlern gegen die Häuptlinge erhoben wurden. Das Resultat war, daß der Kapitän den Häuptlingen befahl, binnen kurzer Zeit fünfhunderttausend Dollars zur Bestreitung der Forderungen seiner Landsleute zu schaffen.

Da draußen im Hafen lag das Schiff mit den verhängnißvollen Feuerschlünden, und drüben über dem Ocean waren noch viele andere Schiffe, die mit einer unendlichen Zahl von ähnlichen Feuerschlünden herbeieilen konnten. Was sollten die Häuptlinge thun? Sie konnten die ungeheure Summe von fünfhunderttausend Dollars nicht aus der Erde stampfen. Ganz wie civilisirte Häuptlinge halfen sie sich durch den Erlaß eines Gesetzes, wonach innerhalb von 9 Monaten jeder männliche Eingeborene vier spanische Dollars zahlen oder ein gewisses Quantum von Sandelholz liefern mußte, und jede weibliche Person einen Dollar zu zahlen oder eine Matte von bestimmter Größe zu flechten hatte. Das Volk seufzte unter dieser neuen Last, doch der christliche, amerikanische Kapitän war zufrieden. Zum Zeichen seiner Billigung schloß er im Namen seines Landes den ersten Handelsvertrag mit der Hawaii'schen Regierung.

Die zur Steuerung des Lasters gegebenen Gesetze traten nun vorläufig wieder in Kraft. Noch in demselben Jahre wurden die Insulaner mit einer neuen Gabe der weißen Eindringlinge bedacht. Mit dem Schiffe „Wellington" wurden nämlich die ersten Mosqitoes aus Mexiko herbeigeführt. Dann brachten die ersten römisch-katholischen Missionäre neuen Jammer. Nach dem Tode des Königs Liholiho hatte sich der als Dolmetscher mitgenommene Franzose Jean Rives nach Frankreich begeben. Er ließ sich hier in schwindelhafte Unternehmungen ein, gab sich fälschlich als Großgrundbesitzer aus, kaufte eine ganze Schiffsladung von Waaren, die bei der Ankunft in Honolulu bezahlt werden sollten, und, um seinen Schwindeleien den Schein der Glaubwürdigkeit zu verleihen, unterhandelte er mit den römisch-katholischen Behörden zwecks Bekehrung der Sandwichinsulaner zum Katholizismus. Der Papst Leo XII. nahm den ihm unterbreiteten Vorschlag mit großer Bereitwilligkeit auf und beauftragte die „Congregation der heiligen Herzen von Jesus und Maria" mit der Ueberführung der Eingeborenen zur allein seligmachenden Kirche. Drei Geistliche und drei Laienbrüder wurden mit einer ganzen Schiffsladung voll Heiligenbildern, Kreuzen und sonstigen kirchlichen Gegenständen ausgesandt und landeten in Honolulu am 7. Juli 1827. Jean Rives hatte mittlerweile das Weite gesucht und, als sich das Fälschliche seiner Angaben erwies, landete der Kapitän seine Passagiere trotz des ausdrücklichen Verbotes der Regierung. Man versuchte jetzt an den Gerechtigkeitssinn der frommen Männer zu appelliren und ihnen vorzustellen, welche Verwirrung eine neue Religion auf die Eingeborenen ausüben müsse. Die Priester betrachteten sich jedoch als Soldaten in der Hand des Papstes. Sie beriefen sich darauf, daß sie französische Unterthanen seien, trotzten allen Drohungen, begannen zu predigen und eröffneten eine Kapelle. Die Befürchtungen der Regierung erwiesen sich bald als nur zu begründet. Die Heiligenbilder, die bemalten und bekleideten Figuren und die Ceremonien des katholischen Kultus übten eine weit größere Anziehungskraft auf die Eingeborenen als die steifen, schmucklosen Formen der amerikanisch-englischen Puritaner. Jedoch hatte die Angelegenheit auch einen politischen Hintergrund. Bisher hatte sich die Regierung die größte Mühe gegeben, den heidnischen Götzendienst auszurotten. Die Aufstände von 1819 und 1824 waren religiöse Kriege gewesen, seit denen die Verehrung von Götzenbildern als gleichbedeutend mit einer Auflehnung gegen die Regierung und deshalb als politisches Verbrechen betrachtet wurde. Und nun kamen die Katholiken und brachten neue Figuren, neue Bilder, die angebetet wurden. Nicht nur die Aehnlichkeit des katholischen Zeremoniells mit den altgewohnten heidnischen Formen trieb die Eingeborenen schaarenweise in die geöffneten Arme der neuen Priester — die starre Pedanterie der Puritaner war vielleicht der mächtigste Verbündete der katholischen Missionäre. Die heidnischen Tabugesetze waren allerdings verschwunden, aber an Stelle derselben hatten die Congregationalisten die erdrückendsten Beschränkungen der Freiheit eingeführt. Von Alters her hatten es die Eingeborenen als ihr hauptsächliches Vergnügen betrachtet, sich im Wasser zu tummeln und hatten die Kunst des Schwimmens zu so erstaunlicher Vollkommenheit herausgebildet, daß sie, nur mit einem Messer bewaffnet, im Wasser den Kampf mit den Haifischen aufnahmen. Dieser nationale Sport des Schwimmens, so eng mit dem Volksleben verwachsen, wurde von den Puritanern als nicht gottselig verpönt. Die Sonntagsheiligung wurde mit der ganzen Schärfe engherziger, tyrannischer Maßregeln betrieben, ja, den Eingeborenen, die bisher gewohnt waren, auch die kleinste Besorgung auf dem Rücken ihres galoppirenden Pferdes vorzunehmen, wurde das Reiten an dem Tage des Herrn bei schwerer Strafe gänzlich untersagt. Die Polizisten wurden in der Hand der Puritaner unerträgliche Tyrannen, denn sie erhielten das Recht, aus eigener Machtvollkommenheit in allen Wohnungen nach alkoholischen Getränken umherzustöbern.

Die katholischen Priester haben von jeher verstanden sich die Verhältnisse nutzbar zu machen. Im Gegensatze zu ihren puritanischen Brüdern traten sie als liberale, hochherzige Christen auf, die Schwimmen und Reiten erlaubten und auch gegen den Genuß von Alkohol nicht viel einzuwenden hatten. War es ein Wunder, daß sich die Eingeborenen von dem methodistischen Gotte mit seinem Tabu zu dem liberalen Gotte der Katholiken wandten? Da die Regierung nicht wagte, Hand an die römischen Franzosen zu legen, verbot sie ihren eigenen Unterthanen, sich der neuen Religion anzuschließen und bestrafte jeden Ungehorsam mit Gefängniß und schwerer Arbeit. Die Missionäre wußten auch dieser Maßregel zu begegnen, indem sie die Parole von der Verdienstlichkeit des Märtyrerthums ausgaben, und sie hatten die Freude zu sehen, wie die Heiligen ihre Wirksamkeit segneten. Endlich wurde die Sache den Häuptlingen doch ein wenig zu arg. Man berief eine Versammlung, die im April 1831 die katholischen Priester formell von dem Königreiche verbannte. Dreimal vorher hatte man sich an die römischen Missionäre mit dem Ersuchen gewandt, das Land gutwillig zu verlassen. Als alle Vorstellungen sich vergeblich erwiesen, entschlossen sich die Häuptlinge zur Anwendung von Gewalt. Sie wandten sich zunächst an den preußischen Kapitän Wendt, der eben Geschenke des Königs von Preußen herbeigebracht hatte und mit seinem Kriegsschiffe „Prinzessin Louise" gerade im Hafen lag. Der Kapitän war ein guter Geschäftsmann. Er hatte nichts dagegen, die französischen Priester in seine preußische Obdach zu nehmen, jedoch verlangte er als Entschädigung nicht weniger als 5000 Dollars, d. h. also 20 000 Mk. Dieser Preis schien der Regierung denn doch ein wenig zu hoch, sie zog es vor, eine eigene Expedition auszurüsten, welche die beiden katholischen Priester im Dezember 1832 auf kalifornischen Boden niedersetzte, während die Laienbrüder in Hawaii verbleiben durften. Kurze Zeit darauf starb die kluge, charaktervolle Regentin Kaahumanu und der König Kamehameha III. benutzte die ihm plötzlich gewordene Freiheit dazu, daß er sich gänzlich seinen sinnlichen Begierden hingab und durch sein Beispiel das Land in die furchtbarste moralische und politische Verwirrung stürzte. Er hob sämmtliche Gesetze auf mit Ausnahme derjenigen, die sich auf Mord, Diebstahl und Ehebruch bezogen und erließ eine Proklamation, in welcher er auf Grund seines Gottesgnadenthums „von dem ganzen Lande, für welches sein Herr Vater gearbeitet hatte, persönlich Besitz nahm, zu gleicher Zeit mit der Gewalt über Leben und Tod und der unbeschränkten Macht über das ganze Königreich". Wie die Pilze schossen jetzt die Destillationen und die Kneiphäuser aus dem Boden, die Schulen lagen verlassen, die Bevölkerung wälzte sich betrunken umher und zog zu den Kirchen, um an die eben gebauten Gotteshäuser die Brandfackel zu legen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Carl Abel-Musgrave.

Geselschap und Gehrts.

Für die malerische Ausschmückung im großen Saale des Hamburger Rathhauses waren die beiden Künstler ins Auge gefaßt, die in unseren sich immer mehr dem mobilen Ausstellungsbilde zuneigenden Tagen im eigentlichen Sinne Monumentalmaler genannt werden konnten: Friedrich Geselschap und Karl Gehrts. Beide haben vor wenigen Wochen ihre Entwürfe zu dem großen Werke nach Hamburg gesendet, und heute, da noch nicht einmal ein abschließendes Urtheil über ihre reichen Schöpfungen hat festgestellt werden können, weilen beide Meister nicht mehr unter den Lebenden. Zwei Bäume, die eben im Begriff standen, in vollen Blüthen aufzubrechen und die reichsten Früchte ihres Lebens zu treiben, gefällt und in den Staub geworfen! Welch tragisches Geschick! Welcher neue Verlust für unsere ohnehin schon so schwer heimgesuchte Kunst! Und welch ein Schlag für Hamburg, das nach langer reiflicher Ueberlegung diese beiden Männer als die würdigsten auserkoren hatte, seinem herrlichen Rathhause den letzten, bedeutungsvollsten Schmuck zu verleihen! Ein Bau wie dieses Rathhaus, ausgestattet mit Allem, was Geist und Klugheit und Schönheitsgefühl eines in der Kunstgeschichte bisher nicht dagewesenen, einmüthigen Septemvirats von Künstlern erfinden, was ein larger Staatssäckel verwirklichen konnte, mußte natürlich in seinem feierlichsten Raume einen Schmuck erhalten, der weit über das hinausging, was die Mehrzahl der geschickten Dekorationsvirtuosen, an denen es unserer Kunst ja nicht mangelt, zu leisten im Stande war. Aber so reich sich auf diesem Gebiete die Auswahl darbot, so karg wurde sie, sobald man jenen höheren Maßstab mitbrachte. Denn wenn es jetzt auch eine bis zur Trivialität verbreitete Mode ist, auf die großen Wiedererwecker der Kunst, auf Cornelius, Overbeck, Schnorr, namentlich auf Kaulbach herabzusehen und ihnen die Widersprüche vorzurücken, in denen ihre Ideale und der Geist der Zeit und des Ortes verwickelt waren, oder ihnen in herbem Undank ihre technischen Mängel aufzumutzen, so ist es doch sehr schwer, einen Künstler zu finden, der auch nur annähernd diesen alten Meistern in monumentaler Größe des Stils an die Seite zu setzen wäre. Die sogenannte Historienmalerei, d. h. die auf Theatergarderoben gestützte Darstellung aller möglichen Facta, die eigentlich mehr Illustrationen zu irgend einem Geschichtswerk für die reifere Jugend als rythmisch gegliederte, formal wie koloristisch gleich bedeutsame, mit dem architektonischen Kunstwerk des Raumes untrennbar verbundene Gemälde produzirte, hatte — wie man sagt: abgewirthschaftet. Man fühlte wieder, daß in den rein malerischen Elementen, in dem magischen Zusammenklang von Formen und Farben, in der Art, wie der Maler sich mit der ungeheuren Sphinx Natur und ihren wechselnden Räthseln abfindet, d. h. wie er sich der Natur gegenüber, die Alles ist, seinen besonderen Stil bildet, der sein individuelles Eigenthum ist, man fühlte, daß in diesen, mit logischen Worten kaum andeutend zu bezeichnenden Mysterien der wahre Zauber und die Signatur der Göttlichkeit der Kunst lag. Wo fühlte man das nicht? Das ganze Gähren und Ringen unserer Zeit geht ja darauf hinaus, für das dunkle Gefühl die klare, erlösende That zu finden. Auf architektonischem Gebiete kommt dieses Gefühl im Hamburger Rathhause besonders mächtig zur Geltung, und der alten Sphinx-Räthsel, die hier an diesem Ehrentempel moderner Baukunst klar gelöst sind, sind wahrlich nicht wenige. Aber je strengere Forderungen die Rathhausbaumeister an sich selbst gestellt hatten, desto strengere mußten sie auch in dem wichtigen Fall ihres großen Saales an ihre Maler stellen. In anderen Räumen von minderer Bedeutung durften sie vielleicht Fünf grade sein lassen; hier in dem großen Saale kam es darauf an, das Beste zu finden, was unsere Zeit und unser Vaterland überhaupt zu bieten im Stande wäre. Aber da es kein Zweifel sein konnte, daß die alternde Historienmalerei so wenig wie die routinirte Dekorationsmalerei sich solcher Aufgabe würde gewachsen zeigen, von der modernen schon gar nicht zu reden, wurde das Feld der Möglichkeiten sehr klein.

Zunächst war an Geselschap zu denken. Was dieser Meister im Zeughause zu Berlin geschaffen hatte, war monumental bis ins Mark, so weil es auf die künstlerische Erscheinung ankam. Die Großheit der Form, die, aus einem eminenten Wissen und Können hervorgewachsen, mit souveräner Sicherheit dastand, hatte ihres Gleichen nicht in Deutschland. Nur Knille's Wissen und Können wäre ebenbürtig gewesen; aber ein grüblerischer Zug, eine beständige Selbstzersetzung lähmten Knille's Schöpferkraft; er fühlte das selbst, und die produktive Seele in seiner Brust litt schwer unter der kritischen, die getrennt neben ihr wohnte und den armen Künstler immer wieder dahin brachte, seine fast fertigen Bilder mit der Unermüdlichkeit einer Penelope abzukratzen. Gestalten, die Schätze für auserlesene Galerien gewesen sein würden, sind in großer Anzahl als Farbenstaub aus seiner Werkstatt gefegt worden. Geselschap, derber und vielleicht minder fein als Knille, war dieser krankhaften Selbstkritik nicht unterworfen; er ging mit starken, bewußten Schritten auf sein Ziel los und schuf sein großes Werk, ohne sich vom Wege ablocken oder abdrängen zu lassen, wie es der Genius ihm in die Seele gelegt hatte. Wäre es zur Zeit der Frührenaissance in Florenz gemalt, so würde es zu ihren bedeutendsten Werken gehören; es trägt ganz das Gepräge jener jugendlich starken Epoche. Wir würden es mit ungetheiltem Enthusiasmus genießen, wenn es ein Kind seines Landes und seiner Zeit wäre. Aber das Bewußtsein, daß wir es nicht mit einem Kinde, sondern mit einer Art Homunculus zu thun haben, dämpft unsere Freude. Unermeßliches Studium hat Geselschap befähigt, die alten, längst ruhenden Elemente wieder in Bewegung zu bringen und ihnen den Schein des Lebens einzuhauchen. Der Schein ist groß und majestätisch — unsere übrige Kunst erscheint sehr zwerghaft daneben — aber es ist doch nur Schein. Geselschap hat es nicht vermocht, die Renaissance für das neunzehnte Jahrhundert so wieder zu erwecken, wie die Renaissance die Antike wieder zu erwecken vermocht hatte. Weder Geselschap noch irgend ein anderer Künstler des neunzehnten Jahrhunderts hat es vermocht. Der Geist der Zeit scheint sich spröder und immer spröder der monumentalen Darstellung versagen zu wollen. Im Genrebilde, in Landschafts- und Thierbildern, in Allem was eng und intim ist, tritt er klar und unanfechtbar zu Tage; in der monumentalen Malerei scheint er immer einer gewissen Uebersetzung zu bedürfen; als wollte ein Dichter in den Versen Ariosto's oder gar Dante's sprechen. Nur gelegentlich ringt sich aus der nach Ausdruck lechzenden Seele ein ureigener Laut los; die Monumentalmalerei wie die Skulptur, und ihre größere Schwester, die Architektur, liegen in einem Banne schulmäßiger Tradition. Aber wohl ihnen, wenn sie das anerkennen und nicht mit voreiliger Selbständigkeit sich ans Licht drängen, wenn sie nicht den seit Jahrhunderten abgestandenen, dünnen Thee japanischer Kunst für einen Trank des neuen Lebens halten und aus ihm sich den Muth trinken, ein Plakatblatt für ein Monumentalgemälde anzusehen. Besser, zu lange als Schüler zu den Füßen unsterblicher Meister sitzen, als zu früh der Elementarschule entlaufen und ein trauriges Nichtkönnen für ein geniales Nichtwollen ausposaunen!

Während nun Geselschap in der Zeit, als die Frage nach dem Gemäldeschmuck des Rathhaussaales ventilirt wurde, als der Nächste vor aller Augen stand und es selbstverständlich schien, ihn mit der großen Aufgabe zu betrauen, trat ein weit jüngerer Meister auf den Plan, der in mehr als einem Sinne gleichfalls die Rechte eines Prätendenten behaupten durfte. Das war Carl Gehrts. Dieser liebenswürdige, mit einem ewig sprudelnden Talente ausgerüstete Künstler stand im Begriff, seine Fresken im Treppenhause der Düsseldorfer Kunsthalle fertig zu stellen und somit ein Werk abzuschließen, dem er fast sieben Jahre rastlosen Fleißes gewidmet hatte und dessen Vollendung ihm von nah und fern jubelnde Zustimmung und köstliche Ehrenkränze in reichem Maße ein-

brachte. Knille, der kritische Knille, pries diese Fresken als ein Werk von theilweise berauschender Schönheit. Ohne an Geselschap's heiligen Ernst heranzureichen, hatte Gehrts hier das Anmuthigste und Feinste geschaffen, was vielleicht seit Jahrhunderten aus dem widerspenstigen Pinsel eines Freskomalers hervorgequollen ist; keine eigentliche Größe, aber unverwüstliche Grazie und Zartheit. Noch während er mit seiner Düsseldorfer Arbeit beschäftigt war, hatte Gehrts Zeit und Schaffenskraft gefunden, sich an einer Konkurrenz um drei Fenster im Saale der Bürgerschaft des Hamburger Rathhauses zu betheiligen, einer Konkurrenz, die für ihn natürlich nur ein Veni, vici bedeuten konnte, und seine preisgekrönten Entwürfe zu fertigen Vorbildern für den Glasmaler mit entzückender Leichtigkeit durchzubilden. Es klingt etwas wie Haydn'sche Musik durch diese blühenden Ranken und Engelsgestalten, die sich rahmenartig um gepanzerte Ritter und bepelzte Bürgermeister, um die Göttin Hammonia und ihre Kinder in freudiger Linienfülle und Farbenpracht herumschlingen. All' die reizenden herzgewinnenden Kleinigkeiten, die Gnomen und Putti und dergleichen Gesindel, die Gehrts als Illustrator neben Hermann Vogel zu dem berufensten Nachfolger Richter's und Schwind's machen, treiben an den drei Fenstern ihr lustiges Wesen und nur ein ausgesprochener Philister vermag sich diesen Schmeicheltönen zu verschließen. Zu solchen künstlerischen Qualitäten gesellte sich sodann der Faktor, daß Gehrts ein geborener Hamburger war und man seine Kraft um so lieber für das Rathhaus der Vaterstadt ausnutzen wollte, als vor Kurzem ein anderer bedeutender hamburgischer Künstler, Bruno Piglhein, aus dem Leben geschieden war, bevor es möglich geworden, für seinen Pinsel die nöthigen Wandflächen herzustellen. Daß eine Stadt, caeteris paribus, größeren Werth darauf legt, durch die Hand ihrer Söhne, als von Fremden geschmückt zu werden, ist gerecht und von außerordentlicher Wichtigkeit für die Kunst selbst. Bei der nivellirenden Freizügigkeit unserer Tage geht leicht ein Stück jener ganz besonderen Lokalfarbe verloren, die während der Renaissance den verschiedenen Städten so prachtvoll zu Gesichte stand und Gegensätze wie, Siena und Venedig, Brügge und Nürnberg zeitigte. Jetzt vom heimischen Boden losgelöst, wie eine im Topf getriebene Blume von Ausstellung zu Ausstellung geschickt, wie viel hat die Kunst eingebüßt! Und ach, die goldenen Medaillen und die Recensentenfeuilletons, die freilich nur im Tumult der großen Kunstvölkerschlachten zu Paris, München oder Berlin gewonnen werden können, sind sie ein Ersatz für jenen großen Schaden! Die Chance also, durch Gehrts ein in eminentem Sinne heimisches Kunstwerk zu erhalten, wurde mit Freuden begrüßt und neben Geselschap erhielt Gehrts eine Einladung, Entwürfe für fünf Wandgemälde anzufertigen.

Auf die Konkurrenzarbeiten selbst näher einzugehen, erscheint zur Zeit unstatthaft, da sie dem Publikum noch nicht vorliegen, sondern lediglich der Rathhausbaukommission und ihren Vertrauensmännern bekannt sind; im geeigneten Moment jedoch denken wir auf diese zurückzukommen. Heut geziemt sich nichts weiter als ein Wort der Klage über diese tragische Wendung der Dinge.

Welche Hoffnung war an den Wettbewerb dieser beiden Meister geknüpft, welche Aussicht eröffnet, wenn sie sich entschlossen hätten, nach dem Vorbilde der sieben Rathhausbaumeister, gemeinsam für das ganze Werk einzutreten und im Einzelnen die Aufgabe unter sich zu theilen! Ein neuer glänzender Beweis für die treue Waffenbrüderschaft, die man seit je an deutschen Männern gerühmt hat, hätte durch solche in hochherziger Gemeinschaft ausgeführte Arbeit geliefert werden können. Und nun deckt Beide die Erde! Als die Trauerkunde von Geselschap's Tode eintraf, hatte die Sorge um Gehrts schon ihr bleiches Haupt erhoben; angstvoll richteten sich die Augen nach der Heilanstalt am Rhein, die seine überarbeiteten Nerven beruhigen und stärken sollte; würde der zarte, sensible Künstler fähig sein, die ungeheure Erbschaft, die ihm nun allein zuzufallen schien, anzutreten? Man war gefaßt, lange auf seine Genesung zu warten; auf diese plötzliche Wendung zum Tode war man nicht gefaßt. Möchte dieser Tod nicht einen langen verderblichen Kampf eröffnen! Wer denkt nicht an jenen zarten bayrischen Kurprinzen, dessen Erbfolge in dem Reiche darin die Sonne nicht unterging, die Mächte einander garantirt hatten, und dessen Tod das Signal zum spanischen Erbfolgekriege gab?

A. Fitger.

Eine litterarische Entdeckung.

Vor einigen Monaten wurde der Welt durch die Zeitung verkündet, ein Professor der deutschen Litteraturgeschichte an der Kieler Universität habe seinen Zuhörern mitgetheilt, daß es ihm gelungen sei, zwei bisher unbekannte Jugendlustspiele Heinrichs von Kleist aufzufinden. Bei dem starken Antheil, den die gebildete Welt erfreulicher Weise noch an litterarischen Vorfällen nimmt, bei der tiefen Zuneigung, die sich die melancholische Gestalt des Dichters spät, aber unverlierbar erworben hat, erweckte die Nachricht eine begreifliche Spannung.

Einige Wochen waren seit jener unbestimmten Mittheilung vergangen, da trat zu Pfingsten der glückliche Entdecker in einer hiesigen Tageszeitung unmittelbar vor das Publikum, um in einer vorläufigen Darstellung zu erzählen, wie er zu dem Funde gelangte und einige Proben aus den Lustspielen vorzulegen. Dieser Bericht und der Vorgeschmack, den wir von dem Entdeckten erhielten, stimmten die Hoffnung auf eine Bereicherung unserer dichterischen Schätze freilich bedenklich herab. Glaubte man vorher, es handele sich um unveröffentlichte, bisher im Privatbesitz verwahrte Niederschriften, so erfuhr man jetzt, daß der Fund in zwei im Jahre 1802 anonym im Druck erschienenen, in der Litteratur unbeachtet gebliebenen Lustspielen besteht, deren Verfasserschaft Heinrich von Kleist zugeschrieben wurde, zugeschrieben nicht auf Grund einer stichhaltigen Ueberlieferung, sondern lediglich auf dem Wege der Kombination. Und diese Kombination war leider ebenso wenig beweiskräftig, wie die Proben, die wir zu lesen bekamen, einen Hauch des Kleist'schen Geistes verspüren ließen.

Doch die Entdeckerfreude ist selten eine halbe Mitfreude. Man hat es oft erlebt, daß vorläufige Mittheilungen der Entdecker selbst ein falsches Bild von dem Werthe ihres Fundes gaben. Durch diese Erfahrung belehrt, brauchte man die Hoffnung noch nicht völlig aufzugeben und konnte ihre Verwirklichung von der endgültigen Preisgabe des Geheimnisses erwarten. Jetzt ist in einem kleinen Bändchen, das den Titel führt: Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist. Herausgegeben von Eugen Wolff. Oldenburg, der Schatz ans Tageslicht gelangt, und nun kann uns nicht Furcht noch Hoffnung mehr betrügen.

Der äußere Thatbestand, auf die der Entdecker seine Hypothese stützt, ist folgender. Bei seinem Aufenthalt in der Schweiz, der vom Dezember 1801 bis zum Herbst 1802 dauerte, hatte Kleist, wie er am 2. August dieses Jahres selbst an einen Verwandten schrieb, 30 Louisd'or verdient. Man betrachtete diese Summe bisher als Honorar für das in dem gleichen Jahr abgelieferte, aber in Folge politischer Wirren erst im folgenden im Verlage von Wieland's Schwiegersohn Geßner erschienene Drama „Die Familie Schroffenstein". Nun schreibt aber Kleist bei seinem zweiten Aufenthalt in der Schweiz am 3. Oktober 1803 seiner Schwester Ulrike: „Geßner hat mich nicht bezahlt". Folglich schließt Eugen Wolff, indem er Kleist bei dieser Mittheilung an die „Familie Schroffenstein" denken läßt, muß der Dichter jenes Honorar für eine andere Arbeit erhalten haben. Er schlug die Leipziger Meßkataloge der Zeit nach und fand, daß im Jahre 1802 „Heinrich Geßner's Verlag neben religiösen, politischen und wissenschaftlichen Werken nur eine poetische Schrift herausgab, die ohne Autornamen schlechtweg den Titel „Lustspiele" führt, und zwei Stücke „Das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe" enthielt. Damit war der Schluß, daß Kleist der Verfasser diese

„Lustspiele“ sei und daß dies die Arbeit sei, mit der er ... Louisd'or verdient habe, gezogen.

Lediglich auf dieser Kombination ruht die Hypothese. Wie unsicher dieses Fundament ist, sieht Jeder. Beispiels-weise kann man fragen, ob es denn so sicher sei, daß das den erwähnte Honorar von Geßner herrührt? Kleist önnte das Geld doch auch von irgend einem anderen Ver-eger für irgend eine uns unbekannte Leistung empfangen aben. Träfe das zu, dann bestünde natürlich kein Recht, ie zweite Briefstelle mit der ersten in Verbindung zu ringen, und das ganze Kartengebäude fiele über den aufen. Aber näher liegt noch ein anderer Einwand, den eder erheben wird, der sich mit Kleist's Person und Lebens-mständen vertraut gemacht hat. Es gehört zu den Eigen-hümlichkeiten seiner räthselvollen Individualität, daß er sich n seinen Briefen von der strengen Wahrheit nicht selten ntfernt. Wie viele andere Dichter verführte ihn die Erreg-arkeit und Stärke seiner Einbildungskraft, das für wirklich u nehmen, was nur in seiner Vorstellung Gestalt gewonnen atte. Auch war ihm, träumerisch wie er war, eine das Maß des Gewöhnlichen weit überschreitende Zerstreutheit nd Vergeßlichkeit eigenthümlich. So müssen wir durchaus amit rechnen daß in der einen oder der anderen der beiden rieflichen Mittheilungen ein Irrthum oder eine Unrichtig-eit vorliegt. Zweifel an der Zuverlässigkeit der ersten sind m so begründeter, als sie zu einer Zeit niedergeschrieben urde, da Kleist seit zwei Monaten schwer krank danieder-g. Auch gibt es noch andere Möglichkeiten, die hier ußer Betracht bleiben können, den wirklichen oder schein-aren Widerspruch der beiden Aeußerungen zu erklären.

Um so nöthiger war es, die Vermuthung durch innere Gründe zu befestigen und den Nachweis zu erbringen, aß Kleist'scher Geist in jenen Lustspielen wohne. Gerade amit aber ist es höchst traurig bestellt. In der dem Abdruck er Lustspiele vorausgehenden, gegenüber der Bedeutung des ufgeworfenen Problems höchst dürftigen Einleitung, in er der Entdecker seine Hypothese zu begründen sucht, uden wir nichts, was ihr auf Grund der Indizien innerer erwandtschaft einen wirklichen Halt verleiht

Man denke sich zwei Lustspiele, an Gehalt nicht viel ne Höhe überragend, die im Mädchenpensionat aufge-ührte Stücke zu erreichen pflegen — und Heinrich von leist ihr Verfasser! Ihren Inhalt zu erzählen lohnt nicht. s sind Sächelchen aus der mittleren Schicht der Littera-ur, Intriguenstücke, in denen Schürzung und Lösung auf erkleidung beruht. Nicht die tiefe Welt der Poesie, die berall und nirgends waltet, stellen sie dar, sondern jene etterne des hohlen Scheins, in der Tändeleien für Er-hütterungen, äußerliche Mißverständnisse für tiefe Herzens-rungen gelten müssen. Sie geben Ausschnitte aus jenem tischen, nur auf der Bühne existirenden Salonleben, das f einen flotten, leicht ironischen, suffisanten Ton gestimmt , für den in der pathetischen Natur Kleist's kein Raum ar. Die kleinlichen Vorgänge ruhen ganz auf jener elen-n Theaterkonvenienz, die keiner mehr verabscheute als der e höchsten Forderungen an die Bühne stellende Kleist. ls seine „Penthesilea“ gedichtet war, schrieb er: „Ob das rama bei den Forderungen, die das Publikum an die ühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die eit entscheiden muß. Ich glaube es nicht und wünsche auch nicht, so lange die Kräfte unserer Schauspieler auf chts geübt werden, als Naturen wie die Kotzebue'schen d Iffland'schen sind, nachzuahmen“. Es ist wahr, gerade ese beiden Dramenfabrikanten verspottet der Verfasser in m einen der beiden Lustspiele, aber leider ist er nicht haltvoller als sie. Er arbeitet mit den gleichen Mitteln d geht wie sie auf leichte Rührung und falsche Senti-entalität aus, jene beiden Bestandtheile der Theatralik, e, ein Erbe der Empfindsamkeitsepoche des vorigen Jahr-nderts, seit der Wiederbelebung des Dramas in dieser it bis heute das Kennzeichen der Bühnenmache ge-ieben sind.

Verbietet all das schon, die beiden Lustspiele mit dem amen Heinrich's von Kleist in Verbindung zu bringen, so fordert am meisten die Sprache, die Persönlichkeit dieses Dichters von ihnen fern zu halten. Nichts von jenem unruhigen, leidenschaftlich bewegten, ungelenken und doch hinreißenden Stil, den wir aus seinen Dramen kennen, sondern eine ruhige, farblose Diktion, nicht ohne einen An-flug eines leichten Witzes und einer gewissen eleganten Causerie. Nichts von jener originellen, kraftvollen Ausdrucks-weise, vielmehr eine geleckte, aller persönlichen Eigenart ent-behrende Sprache.

Indessen ist es vielleicht ungerecht, gegen den Dichter der Lustspiele immer wieder den Kleist auszuspielen, der zuerst mit der „Familie Schroffenstein“ hervortrat, um nach einer kurzen und schmerzensreichen Laufbahn in dem „Prinzen von Homburg“ seine reifste Schöpfung zu hinter-lassen. Auch der Meister der Poesie fällt nicht vom Himmel und und der Weg des dichterischen Genies ist weder eben noch gerade. Er beschreibt oft die wunderlichsten Linien. Fast immer aber beginnt er in der Tiefe und führt von da erst aufwärts zur Höhe. So kann auch Heinrich von Kleist, der verhältniß-mäßig spät, erst mit 26 Jahren, mit seinem Erstling an die Oeffentlichkeit trat, einst eine ganz andere litterarische Physiognomie gezeigt haben als uns aus seinen Werken ge-läufig ist. Auch er kann einmal der leidigen Theater-konvention seinen Tribut entrichtet haben. Wie also, wenn die Stücke Jugendsünden wären, die der allzeit geldbedürftige Dichter, durch die Anonymität geschützt, einige Jahre nach ihrer Entstehung an den Mann brachte? Auch diese Annahme erscheint gegenüber dem eigenthümlichen Entwickelungsgang, den die Kleist'sche Dichternatur nahm, hinfällig. Zwischen dem Moment, da Kleist seinen poetischen Beruf entdeckte und der ersten Fassung der „Familie Schroffenstein“, ja wahrscheinlich auch der des gigantischen „Robert Guiscard“ liegt nur eine kurze Spanne Zeit. In dieser erscheint ein Umschwung der Individualität, wie er unter der Voraus-setzung der gleichen Verfasserschaft zwischen diesem Drama und den Lustspielen liegen müßte, undenkbar. Zudem, wenn auch Altklugheit und Weisethun nicht selten Eigen-schaften gerade der jüngsten dichtenden Jugend sind — man denke an den Leipziger Studenten Goethe —, so scheint doch die ideenlose Lehrhaftigkeit, wie sie in diesen Stücken heimisch ist, auf eine überreife, nicht unreife, auf eine welke, nicht blühende Intelligenz zu deuten. Auch müßte, angenommen, Kleist sei der Verfasser der Lustspiele, in ihnen doch etwas von dem feurigen Geist des späteren Dichters wetterleuchten. Aber nichts von dem. Eugen Wolff freilich, ängstlich be-müht, zwischen dem Lustspielverfertiger und Kleist Berührungs-punkte aufzusuchen, findet Uebereinstimmungen zwischen ihnen. Gewisse Gedanken und Motive, besondere Neigungen Kleist's wie die Bilderjagd und die Sucht Sentenzen zu prägen findet er hier und dort. In Wahrheit jedoch beweist das gar nichts. Auch der Poet ist ein Kind seiner Zeit und hervorstechende Züge einer Epoche wird der größte Dichter mit dem kleinsten poetischen Zeitgenossen theilen. Wo daher das Problem von der gleichen Autorschaft in Frage kommt, wird sich eine wirklich wissenschaftliche Behandlung nicht be-gnügen, auf das Zusammentreffen hinzuweisen, sondern sie wird prüfen, ob die Gedanken und Motive auch gleichartig behandelt sind. Denn auf diese formale Uebereinstimmung kommt es mehr an als auf die stoffliche.

Alle diese verstandesmäßigen Erwägungen und Ein-wände wirken vielleicht nicht überzeugend und vermögen nicht die Hypothese zu entkräften. So mag es denn einmal erlaubt sein, sich auf das Gefühl zu berufen. Und da muß ich bekennen, daß sich Alles in mir sträubt, unseren Kleist für den Verfasser dieser Spielereien zu halten. Wie, ein Dichter, der im Beginn seines Schaffens gleich das Höchste oder nichts leisten, der Shakespeare übertreffen und Goethe den Kranz vom Haupte reißen wollte, der, als er das große Werk, zu dem er sich verpflichtet fühlte, mißlungen glaubte, schrieb: „Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste,“ aus dessen Seele sollen ein oder zwei Jahre vorher so fade Nichtigkeiten hervorgegangen sein? Das glaube, wer mag! Mir will scheinen, daß ein Professor der Litteratur-

geschichte, der dem Dichter Heinrich von Kleist diese Machwerke zutraut, seinem Vermögen, eine poetische Individualität zu empfinden, kein eben günstiges Zeugniß ausstellt. Ich halte die Hypothese für eine Majestätsbeleidigung, für eine Verunglimpfung des Genius Heinrich's von Kleist.

Otto Pniower.

P. Villari e Casanova, Scelta di prediche e scritti di Fra Girolamo Savonarola con nuovi documenti intorno alla sua vita. Firenze. G. C. Sansoni 1898.

Von allen den Schriften, welche auf Veranlassung der vierhundertjährigen Erinnerungsfeier an den Tod des gewaltigen Mönches von San Marco erschienen sind, ist die vorliegende sicher die bedeutendste. Denn sie setzt Jeden, der sich selbst ein Urtheil über das Wesen des größten geistlichen Redners und Reformators nicht nur von Florenz, sondern des gesammten Italiens in der Zeit der Renaissance bilden will, auf mühelose Weise in den Stand, dieses auf Grund der ersten Quellen zu thun. Denn wenn auch diese natürlich hier nicht in vollständiger Weise vorgelegt werden konnten, — gibt es doch überhaupt keine vollständige Ausgabe der Schriften Savonarola's und noch viel weniger eine Sammlung seiner Predigten, die improvisirt und nur von begeisterten Zuhörern nachgeschrieben wurden — so bürgt doch der Name des klassischen Biographen Savonarola's, P. Villari's, dafür, daß die hier getroffene Auswahl eine durchaus zweckentsprechende und rein sachliche ist. Herr Professor Casanova, ein Schüler und Freund Villari's, hat die Konstituirung des Textes, der aus den Schriften und Predigten ausgewählten Abschnitte übernommen, und sich hierbei eben so sehr von minutiösem Festhalten an dem Texte der ersten Drucke, als vom gewaltsamer Modernisirung ferngehalten. Auch zwölf Gedichte, des nicht gerade poetisch hochbegabten Mönches, so wie elf Briefe desselben sind zum Abdrucke gebracht. Doch damit nicht genug! Der Verfasser der Storia di Girolamo Savonarola hat dafür gesorgt, daß auch die gelehrten Interessen bei dieser Scelta nicht zu kurz kommen. An den Anfang seiner Sammlung hat er den Text eines ausführlichen biographischen Briefes gestellt, den der Fra Placido Cinozzi, welcher 1496 in das Kloster von San Marco eingetreten war, über seinen Prior geschrieben hat und der bisher nicht veröffentlicht war. Der Brief ist darum von Bedeutung, weil er verschiedenen späteren Biographieen Savonarola's das beste Material geliefert hat. Und an den Schluß ihrer Auswahl haben die Herausgeber einen umfangreichen Auszug aus der Chronik Simone Filipepis, eines Kaufmannes von Florenz und Bruders des jetzt so hochgeschätzten Malers Sandro Botticelli, gestellt. Diese Chronik des litterarisch gebildeten Kaufmannes, der ein ergebener Anhänger Savonarola's war, bezog sich auf alle Zeitvorgänge. Daß in ihr die Erzählung der Geschicke von Florenz und des Mönchs von San Marco einen bedeutenden Umfang einnahm, erklärt sich bei der Stellung ihres Autors von selbst. Von der Existenz dieser Chronik war man schon längst unterrichtet, sie war aber nicht auffindbar. Da wurde sie vor nicht langer Zeit, wenn auch nicht vollständig unversehrt, so doch in einer sehr ausführlichen und, wie es scheint, fast wortgetreuen Ueberarbeitung in der Bibliothek des Vatikans aufgefunden und hier zum ersten Male herausgegeben.

Die Geschichte Savonarola's ist in unseren Tagen wiederholt und sehr eingehend dargestellt worden. Obwohl sich bedeutende Historiker Deutschlands, Italiens, Englands und Frankreichs mit dieser merkwürdigsten religiösen Erscheinung des 15. Jahrhunderts in Monographien und in Gesammtdarstellungen seiner Zeit beschäftigt haben, so schwankt doch das allgemeine Urtheil über ihn auch jetzt noch bedeutend, und zahlreiche Kontroversen sind über ihn geführt worden. Der dritte Band von L. Pastor's Geschichte der Päpste, der vor zwei Jahren erschienen ist, hat nicht dazu beitragen können, dieselben abzuschließen, sondern nur zu vermehren. Denn dieses Buch ist trotz der zur Schau getragenen Objektivität des Urtheils ein Tendenzwerk ersten Ranges, überall gebunden durch Rücksichten auf das Verdikt der päpstlichen Kirche. Im wohlthuendsten Gegensatze zu ihm steht das Buch von Eberhard Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation, ein Werk, das sich seinem Inhalte noch nicht mit dem Pastor's deckt, doch aber die große und schwer zu entscheidende Frage von dem religiösen Charakter der Renaissancezeit in Italien aufwerfen mußte und vorurtheilsfrei und geistreich behandelt hat. Er unterscheidet drei Hauptströmungen in ihr. „Das christlichkatholische Ideal der Heiligung des Gemüthes durch Entsagung hat sich dem italienischen Volke tief eingeprägt. . . . Im Uebrigen war und ist die italienische Volksreligion ein leicht verschleiertes Heidenthum". Mit vollem Bewußtsein heidnisch war dagegen das Empfinden vieler gelehrten Humanisten; in der Praxis dachten und handelten viele Große des italienischen Volkes, geistliche und weltliche, ebenso. Zwischen beiden Volks- und Bildungsklassen stand das italienische, guelfisch gesinnte Bürgerthum der Städte, das die Wohlhabenheit, ja den Reichthum Italiens begründet hatte und der solideste Träger seiner Kultur war. Der Lokalpatriotismus hatte einen religiösen Charakter. Städtische und religiöse Interessen stehen hier im Mittelpunkt des Denkens. Aus diesem Mittelstande ist auch Savonarola hervorgegangen. In ihm hat er auch seine stärkste Stütze gefunden bei der Ordnung des florentinischen Gemeinwesens. In der That hat die Koalition des niederen Volkes mit den ganz verweltlichten Vornehmen, den Papst Alexander VI. an der Spitze, den Sturz des Bußpredigers und politischen Reformators herbeigeführt.

Ob diese Auffassung der Stellung Savonarola's in dem Zeitalter der Renaissance die richtige ist, mag und kann man an den von Villari und Casanova uns unterbreiteten Aktenstücken prüfen.

D. H.

Wörterbuch der Volkswirthschaft in zwei Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Elster. Erster Band. (Abbau—Hypotheken und Grundbuchwesen). Jena 1898. Verlag von Gustav Fischer.

Dies Wörterbuch, nicht zu verwechseln mit dem im gleichen Verlage erschienenen und von Prof. Elster mit herausgegebenen weit umfangreicheren „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", stellt sich die dankenswerthe Aufgabe, weiteren Kreisen der Bevölkerung, welche den wirthschaftlichen und sozialen Fragen Interesse schenken, als Nachschlagebuch zu dienen, damit sie sich bequem von Fall zu Fall orientiren können. Das Werk ist auf zwei starke Bände von je etwa 1000 Seiten angelegt und wird — beide Bände zusammen, der zweite Band soll im Herbst erscheinen — nur 20 Mk. kosten.

Ein derartiges Werk, das mosaikartig aus den Arbeiten zahlreicher Autoren zusammengesetzt ist, muß seiner ganzen Natur nach sehr ungleichartig sein. Nicht selten tritt sogar eine Verschiedenheit der grundsätzlichen Auffassung der einzelnen Mitarbeiter zu Tage. Es empfiehlt sich deshalb, daß die Bearbeiter möglichst wenig eigenes Raisonnement geben und sich thunlichst darauf beschränken, das Material objektiv vorzulegen. Wie wünschenswerth das ist, beweist das vorliegende Werk in positiver wie negativer Beziehung. Es sind verschiedene gerade zu musterhafte Beiträge in diesem Bande. Ich will nur die Bearbeitung des schwierigen Kapitels „Börsenwesen" durch Prof. Dr. G. Schanz nennen. Klar, knapp, übersichtlich, ohne Voreingenommenheit, dabei doch in alle wesentlichen Zweifelsfragen eindringend, präsentirt sich der Abschnitt als ein kleines Meisterstück. Andererseits sind die agrarpolitischen Abschnitte in recht ungeschickte Hände gefallen. Wie wir aus der Einleitung erfahren, hatte ursprünglich Herr Prof. Sering es übernommen, diesen Theil zu bearbeiten. Später sind, wie es scheint, einige seiner Schüler für ihn eingetreten. Die agrarpolitischen Anschauungen des Herrn Sering zeichnen sich schon an sich nicht durch besondere Weite des Blickes aus. Seine Ersatzmänner haben ihn nun vornehmlich in seinen Mängeln, nicht in seinen Vorzügen ersetzt. Auf diese Weise ist gerade das für die aktuelle Politik so wichtige Gebiet der Agrarpolitik ziemlich schlecht weggekommen. Nur zur Illustrirung ein paar Belege: Eine recht oberflächliche Abhandlung über „Agrarkrisis" schließt mit folgendem Passus: „Zur Hebung der augenblicklichen Nothlage wird man sich zu direkten Zuwendungen zu niedrigem Zinsfuß entschließen müssen, um dadurch die Landwirthe, die nur jetzt in Verlegenheit und auf die Dauer zu halten sind (sic!), dem Staate zu erhalten. . . . Die überschuldeten Besitzer muß man dagegen fallen lassen; im Staatsinteresse liegt hier nur, die Güter anzukaufen und dann zerkleinert weiter zu veräußern oder als Domänen zu verpachten". Derartige unreife Vorstellungen können doch nur Kopfschütteln hervorrufen und sollten in einem Wörterbuch am wenigsten Platz finden. In einem kleinen Abschnitt über „Agrarzölle" von ungefähr ein Dutzend Zeilen heißt es: „Aller Voraussicht nach stehen wir vor einer Periode weiterer Durchführung des Agrarschutzes. Deutschland wird s i c h e r l i c h die Verlängerung der Handelsverträge von einer Erhöhung der Getreide- und Viehzölle abhängig machen". Worauf der Verfasser sein „sicherlich" stützt, wird nicht erkennbar. Auch die Behandlung der „Getreidezölle", des Bundes der Landwirthe u. s. w. zeugt von einem Wohlwollen, das unseres Erachtens objektiv nicht gerechtfertigt ist.

Empfiehlt sich darnach, das Wörterbuch mit Kritik zu benutzen, so stehen wir doch nicht an, es als Ganzes unseren Lesern zu empfehlen.

Sobald der zweite Band vorliegt, kommen wir noch einmal auf das Werk zurück.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 46. Berlin, den 13. August 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Catalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

An Stelle des verstorbenen Herrn von Plötz ist der Freiherr von Wangenheim zum Vorsitzenden des Bundes der Landwirthe gewählt worden, nachdem dieser Wahl eine kleine theatralische Vorstellung vorausgegangen war. Die Wahl fiel nämlich nicht sogleich auf Herrn von Wangenheim; zunächst wurde Dr. Rösicke einstimmig zum Vorsitzenden erkoren, und nachdem er unter Dank abgelehnt hatte, erfolgt dann ebenso einstimmig die Nominirung des Herrn von Wangenheim. Diese feierliche Handlung hatte natürlich nur den Zweck, Herrn Dr. Rösicke die Zurücksetzung, die ihm zugedacht war, zu versüßen; eine solche Rücksicht ist Herrn Dr. Hahn nicht ein Mal zu Theil geworden.

Jedenfalls steht nunmehr an der Spitze des Bundes wiederum ein Adliger, sogar ein Freiherr; dieses Ziel ist mit dieser Wahl erreicht. Welche andere Bedeutung das Uebergehen des Herrn Rösicke und die Wahl des Freiherrn von Wangenheim hat, läßt sich zuverlässig nicht sagen. Nur einige Anzeichen sprechen dafür, daß es innerhalb der konservativen Partei einflußreiche Personen gibt, die den Tod des Herrn von Plötz benutzen wollten, um den Bund in gewisser Beziehung umzugestalten; vielleicht wollten sie auch nur den Anschein erwecken, als seien sie einer solchen Umgestaltung geneigt, während ihnen thatsächlich an einer Aenderung nichts lag, sondern nur daran, ihren guten Willen — doch fruchtlos — in dieser Beziehung zu bewähren.

Eine solche Erläuterung hat sich Graf Mirbach für seine Handlungsweise gefallen lassen müssen. Er schrieb nämlich an die leitenden Personen des Bundes einen Brief, der den Antrag enthielt, die Wahl des Vorsitzenden bis zum Herbst auszusetzen. Wollte Graf Mirbach auf diese Weise der Nominirung des Freiherrn von Wangenheim hindernd in den Weg treten? Das weiß man nicht. Jedenfalls erreichte dieser Brief die „Kreuzzeitung“ zur Veröffentlichung, und er wurde auch in diesem Blatte abgedruckt; aber rechtzeitig in die Hände der Leiter des Bundes ist das Schreiben nicht gelangt, so daß über diesen Antrag garnicht verhandelt werden konnte und auch nicht verhandelt worden ist, während Graf Mirbach öffentlich den Beweis lieferte, daß er einen solchen Antrag zur Abstimmung hätte bringen wollen — wenn nicht die Post so freundlich oder so unfreundlich gewesen wäre, die Bestellung des in Betracht kommenden Schriftstückes an die „Kreuzzeitung“ zwar prompt, aber an die Leiter des Bundes verspätet zu besorgen.

Und handelt es sich in dem zweiten Falle um mehr als um eine Demonstration mit untauglichen Mitteln?

Wiederum machte die „Kreuzzeitung“ den Vorstoß. Sie veröffentlichte eine Zuschrift mit dem Vorschlage, den Bund der Landwirthe in provinzielle Organisationen aufzulösen; der Zweck sollte angeblich der sein, auch das katholische Agrarierthum auf diese Weise heranzuziehen. Die katholischen Grundbesitzer, die sich dem Bunde nicht anschließen wollen, sollten eher geneigt sein, sich in selbstständigen provinziellen Verbänden, die der katholischen Färbung nicht zu entbehren brauchten, zusammenzufinden, und diese einzelnen Vereine könnten dann gemeinsam zusammenwirken zur Förderung agrarischer Ziele.

Die „Deutsche Tageszeitung“, das Organ des Bundes der Landwirthe, gerieth in Entrüstung über diesen Vorschlag; und man muß zugeben, daß der Kriegsplan ein Wenig verwickelt ist, und daß er mit dem Vorschlag, den Bund durch Auflösung des Bundes zu stärken, den Verdacht nahe legt, es könnte dieser Plan von einem etwas verdächtigen Freunde ausgehen. Jedenfalls fand dieser Vor-

schlag in den leitenden Kreisen des Bundes die allerschroffste Zurückweisung.

Möglicherweise blickt man im Lager der „Kreuzzeitung“ auf den Bund der Landwirthe bereits mit sehr gemischten Gefühlen. Es sind zwar nicht die Tendenzen des Bundes, die der Kreuzzeitungs-Partei mißfallen können; aber die Selbständigkeit, mit der der Bund auftritt, muß die Besorgniß der Konservativen erregen; denn diese Selbständigkeit, die schon heute vorhanden ist, wäre weiterer Steigerung sehr wohl fähig, und dann hätten die Konservativen, bei denen agrarische mit höfischen Interessen sich mischen, jene Wählermasse, über die sie bisher verfügten, für die Verfolgung höfischer Interessen verloren, und auch das wäre ihnen nicht lieb.

Es mag sein, daß Befürchtungen solcher Art in den Kreisen der „Kreuzzeitung“ gehegt werden; es mag sein, daß die Vorstöße der „Kreuzzeitung“ aufrichtig gemeint waren, weil sie solchen Besorgnissen entsprachen. Es ist aber auch möglich, daß die höfischen Elemente der „Kreuzzeitung“-Partei mit dem schrofferen Radikalismus der agrarischen Bewegung ganz einverstanden sind und nur durch Briefe, die zur rechten Zeit ihren Bestimmungsort nicht erreichen, zu beweisen wünschen, daß sie das Ihrige thäten, — doch wohlweislich vergeblich, — um die Bewegung in ruhigen Bahnen zu erhalten.

Diesen Möglichkeiten steht die Thatsache gegenüber, daß Freiherr von Wangenheim zur Klasse der rücksichtslosesten Agrarier gehört, und daß er doch zugleich der konservativen Partei sich zuzählt. Es bleibt also genau das Verhältniß wie zur Zeit des Herrn von Ploetz, der auch ein Konservativer war, der für das konservative Junkerthum, dessen Sprosse er war, arbeitete, und der im Falle der Zweckmäßigkeit gleichfalls einmal verleugnet werden konnte.

Das Alles ist auch vom Freiherrn von Wangenheim zu erwarten.

Zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien ist unter jenen Bedingungen, die bereits bekannt waren, eine Einstellung der Feindseligkeiten beschlossen worden. Dieser Friede kommt rechtzeitig, um die amerikanischen Truppen auf Kuba, die auf das Schwerste vom Klima heimgesucht werden, vor dem Hinsiechen durch Krankheit zu bewahren. Man muß es als ein großes Glück betrachten, daß die spanischen Kräfte so schnell aufgebraucht waren, sonst hätten die Vereinigten Staaten unter großen Verlusten an Menschen ihre schwere Aufgabe zu Ende führen müssen.

Schwer bleibt die Aufgabe auch heute noch, denn was zu erwarten war, ist eingetreten; sowohl die Insurgenten auf Kuba wie auf den Philippinen werden für die Amerikaner immer unbequemere Bundesgenossen, und wie trotz dieser Insurgenten, die so viel Neigung haben, als Räuberbanden ihren Patriotismus und ihre Freiheitsliebe zu beweisen, Ordnung und Ruhe auf den schwer heimgesuchten Inseln wieder hergestellt werden soll, das bleibt zunächst ein ungelöstes Problem.

Gleichviel, der erste Schritt für eine bessere Zukunft ist geschehen, und der Friede mit Spanien ist für die siegreichen Vereinigten Staaten die Vorbedingung, um ihre Kulturmission in Angriff nehmen zu können.

Der Fall Dreyfus-Zola hat in Frankreich aufgehört allein die Aufmerksamkeit zu fesseln. Man hat überdies einen Fall Picquart; dieser charaktervolle Mann soll im Gefängniß unschädlich gemacht werden; man hat einen Fall Esterhazy; ihm, dem Spion, schadet es nichts, daß er zugleich auch Gelder unterschlagen hat; und ihm und du Paty de Clam schadet es gemeinsam mit der ehrenwerthen Mad. Pays ebensowenig, daß sie durch gefälschte Depeschen Picquart ins Verderben zu reißen suchten. Die Gesetzesvergewaltigungen und die gesetzlichen Unbegreiflichkeiten folgen jetzt Schlag auf Schlag, und das ist nur naturgemäß; denn soll ein Verstoß gegen das Recht, wie er gegen Dreyfus verübt ist, aufrecht erhalten werden, so müssen auch alle jene — trotz der Gesetze — unschädlich gemacht werden, die sich der ersten Ungesetzlichkeit entgegenstämmen. Mit diesen revolutionären Mitteln, die das Recht konfisziren und die Anarchie schaffen, wird man bis zu einer kaum abwendbaren Katastrophe weiter arbeiten.

* * *

Vor den Landtagswahlen.

„Je älter ich werde, desto mehr hasse ich den Liberalismus!“ — Mochte das böse Wort aus einer augenblicklichen Stimmung des Temperaments fließen, mochte es das Bekenntniß einer Seele sein, die nach manchen Wandlungen zurückkehrte zu dem Hasse und der Liebe ihrer Jugend, — jedenfalls durfte der gute Hasser am stillen Abend seines reichen Lebens sich an der Befriedigung dieses Hasses ergötzen, mehr vielleicht, als ihm selbst in jener Abendstimmung lieb war.

Als die Aera Bismarck begann, da stand in einem bedeutungsvollen Kampfe der Liberalismus dem ancien régime als ebenbürtige Macht gegenüber. Mochten auch die Befürchtungen, die im heraufziehenden Konflikt ein Seitenstück zu dem Entscheidungskampfe zwischen dem englischen Parlament und den letzten absolutistischen Aspirationen der englischen Krone sahen, stark übertrieben sein und die politische Reife des preußischen Volkes in Folge der höchst ungewohnten Standhaftigkeit und Einmüthigkeit der Opposition in Kammer, Presse und Wählerschaft arg überschätzen, immerhin lag gerade in solcher übertriebenen und überschätzenden Furcht der Gegner die Anerkennung des Liberalismus als der einen Macht, die das Neue gegenüber dem Alten, die den Fortschritt gegenüber dem Beharren in sich verkörperte.

Und heute, da Bismarck seiner Aera ins Grab gefolgt ist, heute, da der Gang der politischen wie namentlich der wirthschaftlichen Entwicklung nach allem Ermessen die Bedeutung des Bürgerthums gewaltig hätte steigern müssen, heute ist der Liberalismus im Zustande der Ohnmacht, fast eine quantité négligeable im parlamentarischen Wesen! Man mag sich mit der Zuversicht trösten, daß im Leben eines modernen Volkes die Idee des Liberalismus stets eine geistige Potenz bleiben müsse. Aber je wahrer das ist, desto auffälliger ist die Thatsache, daß hier im organisirten politischen Leben eines modernen Staates der Liberalismus keine entscheidende Macht mehr ist. Vor dieser Thatsache soll man sich nicht die Augen verschließen, sie nicht im Gefühle altgewohnter Pietät oder aus Schonung irgendwelcher altbewährten Autorität vertuschen wollen. Das Aussprechen dessen, was ist, kann an sich eine politische That, ein Schritt zur Gesundung sein. Wie einst die Ueberschätzung seitens der Feinde ein Zeichen für die noch ungebrochene Aktionsfähigkeit des Liberalismus war, so wird heute seine Schwäche bezeugt durch die rührende Bescheidenheit der Freunde, die im Ausfall der jüngsten Reichstagswahlen wohl gar noch eine Art von Erfolg sehen wollen! Seltsam; vor 5 Jahren leugnete Niemand die Thatsache, daß der Liberalismus eine zerschmetternde Niederlage erlitten habe; und jetzt, da nach mancherlei für die Opposition zweifellos günstigen Zwischenfällen und nach einem Wahlkampfe, in dem keine zündende Parole den Gegnern zu Gute kam, das frühere Resultat einfach bestätigt worden, jetzt soll sich trotz alledem der Liberalismus „den Umständen nach“ wohl befinden? Nein; diese Erfahrung zeigt Jedem, der sehen will, daß es sich hier nicht um eine akute Krisis, hervorgerufen durch augenblickliche, von selbst vorübergehende Komplikationen, handelt, sondern um ein chronisches Leiden, dem gegenüber nur eine tiefgehende, organische Regeneration vor einem allmählichen, aber vollständigen

Kräfteaerfall bewahren kann. Weit mehr noch als das zahlenmäßige Resultat selbst sind gerade die Umstände, unter denen es eingetreten, für die Situation charakteristisch. Gewiß, die ganze Geschichte des deutschen, in Sonderheit des preußischen Liberalismus ist mehr leidvoll, als freudvoll; der preußische Liberale, vom politischen Glücke wahrlich nicht verwöhnt, mag seine Genossen auch heute trösten: schon schlimmeres habt Ihr erduldet. Ja wohl, schlimmeres von oben und außen her; aber niemals in seiner ganzen Leidensgeschichte lag der Grund seiner Leiden so ausschließlich im Innern des Liberalismus selbst, in seiner eigenen Zerfahrenheit und der daraus fließenden Aktionsunfähigkeit. Es ist lediglich ein äußeres Symptom dieser Lage, daß kaum je bei uns zu Lande die Wahlen unter so geringem amtlichen Druck gestanden haben wie diesmal. Freilich, im Paradiese ostelbischer Junkerherrlichkeit haben auch heuer die unteren Instanzen, die ja dort die eigentlichen Herren der Situation sind, Gesetz und Recht in gewohnter Weise behandelt; das wird und kann sich nicht ändern, so lange der Liberalismus seinen Beruf nicht erfüllt hat, diesem ostelbischen Junkerthum das Rückgrat zu brechen. Aber Alles in Allem war doch die diesmalige Wahlbeeinflussung, da ihr die Leitung von oben im großen Stile fehlte, unschuldiges Kinderspiel im Vergleich zu früher Erlebtem. Und mehr als das; — nicht einer der Gründe, auf welche sonst der Liberalismus erlittene Mißgeschicke zurückführen konnte, trifft heute zu. Keine der großen Machtfragen staatlicher Existenz, keine Militärfrage, diese Mutter liberaler Niederlagen, stand auf dem Plan. Und vor allem hatte der Liberalismus nicht mehr den unfruchtbaren Kampf wider die übermächtige Autorität einer fascinirenden Persönlichkeit, deren Willen Millionen als bester der Gründe galt, zu führen. Für Natur und Art seiner jetzigen Gegner kann der Liberalismus dem Himmel gar nicht genug danken. Und in der That war denn auch die oppositionelle Stimmung, jener Zug nach links in erheblicher Stärke vorhanden; er war so stark, daß alle Zerfahrenheit des Liberalismus ihn nicht völlig ersticken konnte. Aber dem günstigen Winde bot der Liberalismus keine große Segelfläche, die das Schiff zu stolzer Fahrt beschwingt hätte; eine Anzahl kleiner Nachen suchten mit winzigen Tüchlein sich gegenseitig die Luft abzufangen, und so kam keiner von der Stelle. Ist es überhaupt in politischen Dingen eine deutsche Nationalschwäche, leicht den Wald vor Bäumen nicht zu sehen, so konnte das Volk vor liberalen Fraktionen den Liberalismus selbst nicht erkennen. Die Niederlage des Liberalismus ist in Wahrheit zunächst nur eine Niederlage seiner Fraktionen; die Existenzfrage seiner Zukunft ist, ob er Lebenskraft genug besitzt, über der lebensunfähig gewordenen Vielheit der Fraktionen die innere Einheit der Partei wiederzufinden. Der deutsche Liberalismus steht hier vor einer analogen Aufgabe wie einst das deutsche Volk selbst. Wie der nationale Individualismus der Deutschen in partikularistischem Sondergeist die Schlagkraft des Volkes lähmte, den deutschen Staat durch deutsche Staaten zerstörte, so sind die deutschen Liberalen, als solche patentirte Individualisten, auf dem besten Wege, vor der Fülle ihrer politischen Gesichte ihre politische Existenz zu verlieren. Und wie für das deutsche Volk, so gilt es für den deutschen Liberalismus, daß der Weg zur Freiheit nur durch die Einheit führt. Alle Reden von der Ueberlebtheit der alten Parteien, von der Nothwendigkeit ihres Ersatzes durch neue Bildungen treffen in Wahrheit nicht die Parteien, sondern nur die Fraktionen, die kurzlebigen Gestaltungen für die augenblicklichen Zwecke des politischen Kampfes, Gestaltungen, die ihre Existenzberechtigung verlieren, so bald sie unzweckmäßig geworden. Die großen Parteien selbst haben sich so wenig überlebt wie die großen Gegensätze der ganzen Weltanschauung, deren Reflex sie sind; und in Sonderheit ist der deutsche Liberalismus noch weit davon entfernt, seinen Lebensberuf erfüllt zu haben: vielmehr gilt es für ihn, sich auf seinen Beruf zu besinnen, um in ihm seine Einheit wiederzufinden und seine Kraft.

Es ist ein müßiges Beginnen, für historische Entwicklungsphasen nach den schuldtragenden Einzelnen zu suchen, an Sündenböcken den ohnmächtigen Zorn auszulassen. So wenig die deutsche Zersplitterung von den einzelnen Dynasten oder den auswärtigen Mächten, die freilich an ihr das lebhafteste Interesse hatten, „gemacht" worden ist, ebensowenig die Zerspaltung des Liberalismus von Fraktionsdynasten oder von seinem großen politischen Widersacher. Aber allerdings ist die hier wie dort vorhandene Anlage zur Differenzirung geflissentlich benutzt und ausgenutzt worden. Mit höchster Virtuosität hat namentlich Bismarck es verstanden, den Liberalismus durch immer wiederholte Theilungen in seiner Aktionskraft zu lähmen, so daß er selbst in der günstigsten Zeit die entscheidende Wandlung aus einer der Regierung dienenden Partei in eine regierende Partei nicht zu vollziehen vermochte. Solche Theilungen konnten freilich nicht einfach nach Willkür gemacht werden; vielmehr galt es, vorhandene Zersetzungselemente geschickt zu benutzen, bald durch mittelbare Begünstigung, bald durch unmittelbare Herausarbeitung von Interessengegensätzen.

Drei Punkte sind es vor allem, an welche die Zerspaltung des Liberalismus anknüpft: Die Loslösung der Arbeitermassen von der politischen Organisation des Bürgerthums, der große Umschwung der äußeren Politik von 1866 und der in entgegengesetzter Richtung vollzogene wirthschaftliche Umschwung von 1879. In mannigfachen Modifikationen fortwirkend üben diese Theilungsprinzipien noch heute ihren entscheidenden Einfluß aus; und es sind demgemäß wesentlich drei Gruppen von Fragen, die das liberale Bürgerthum im weitesten Sinne dieses Wortes auseinanderhalten: die Fragen sozialer Politik, staatlicher Machtentwicklung namentlich auf militärischem Gebiet und endlich wirthschaftspolitische Fragen.

Es liegt nun sowohl in der Natur dieser trennenden Fragen selbst wie in der geschichtlichen Entwicklung der Gegensätze begründet, daß über diese Trennungspunkte durch Aussinnen einer irgendwie gearteten Konkordienformel nicht hinwegzukommen ist. Thatsächlich sind denn auch alle Versuche, auf diesen Gebieten zu einer Einigung festerer oder loserer Art, in weiterem oder engerem Rahmen zu gelangen, mehr oder minder vollständig gescheitert; und sie mußten mit logischer Nothwendigkeit scheitern. Nichtsdestoweniger ist eine Einigung all' dieser liberalen Richtungen die entscheidende Lebensfrage für den ganzen Liberalismus und damit auch für jeden seiner Theile selbst. Nur muß dieser nothwendige Prozeß ausgehen von dem, was allen liberalen Richtungen aus dem tiefsten Grunde ihres Wesens heraus gemeinsam ist, vom Boden der gemeinsamen liberalen Welt- und Staatsanschauung, um dann, wenn hier die Fühlung wiedergewonnen ist, von der gemeinsamen Arbeit auch die allmähliche Ausgleichung jener Gegensätze zu erwarten, die sich dann noch gemeinsam errungenen Erfolgen als weit weniger schwierig herausstellen wird. Den umgekehrten Weg einschlagen, das heißt, den Bau des Hauses mit dem Dache beginnen. Ein Menschenalter hindurch ist es der diplomatischen Kunst der Feinde gelungen, die den Liberalismus trennenden Momente stets im Vordergrunde des politischen Lebens zu halten; möge sich der Liberalismus endlich den Kampfplatz nicht mehr von seinen Gegnern anweisen lassen. Und wahrlich, der gemeinsame Boden, auf dem sich alle Elemente des liberalen Bürgerthums in weitestem Sinne zusammenfinden können und müssen, liegt nahe genug. Auf ihn weist die einfache Betrachtung, daß bei uns zu Lande der Liberalismus seine ursprünglichste Aufgabe noch nicht ausreichend gelöst hat, die endgiltige Ueberwindung der altständischen Gesellschaft, die Beseitigung der feudalistischen Rudimente. Aus dem gemeinsamen Gegensatze ergibt sich die gemeinsame Aufgabe aller liberalen Richtungen: die endliche Durchfechtung des vor bald einem Jahrhundert begonnenen, immer wieder versumpften und doch als Voraussetzung jeder gesunden, modernen Entwicklung unvermeidlichen Entscheidungskampfes wider das preußische Junkerthum!

Und hier erweist sich einmal die Duplizität unseres staatlichen Lebens in Reich und Gliedstaaten, die sonst gar manche Nachtheile und Hemmungen mit sich bringt, als ein unschätzbarer Vortheil; sie bietet dem Liberalismus für den über seine Zukunft entscheidenden Schritt eine Gelegenheit, die unbenutzt zu lassen politischer Selbstmord wäre. Wenn es in einem einheitlichen Staatswesen überaus schwierig ist, die trennenden Fragen von dem gemeinsamen Interesse zu sondern, so hat unsere staatliche Organisation für uns diese nothwendige Sonderung in glättester und befriedigendster Weise besorgt. Alle Fragen, die den Liberalismus trennen, gehören ausschließlich zur Kompetenz des Reichstags. Bei den Landtagswahlen handelt es sich lediglich um jene Fragen der inneren Politik, in denen alle Liberalen ohne jede Ausnahme nur ein gemeinsames Interesse und einen gemeinsamen Feind haben. Soll auch fernerhin das ostelbische Junkerthum in einseitigem Klasseninteresse und engherziger Herrschsucht die konstitutionelle Form für seine rückständigen Ziele mißbrauchen dürfen; soll diese reaktionäre Gruppe fort und fort die innere Verwaltung Preußens beherrschen, die Selbstverwaltung auf dem flachen Lande verfälschen, unter täuschenden Formen das alte, überlebte Feudalwesen aufrechthalten; die Volksschule, einstmals Preußens Stolz, heute eine seiner schwächsten Seiten, verkümmern lassen; die Entwicklung des inneren Verkehrswesens hemmen? Diese und nah verwandte Fragen sind es, über die die bevorstehenden Landtagswahlen die Entscheidung bringen. Und demgegenüber kann es noch ferner uneinige, sich gegenseitig lähmende liberale Fraktionen geben? Hier soll der Liberalismus nicht wie ein Mann zusammenstehen im Kampfe für seine Lebensfragen? Und das Angesichts der Thatsache, daß im vorigen Hause den Vertretern des Junkerthums nur wenige Stimmen an der absoluten Mehrheit fehlten, daß jeder liberale Verlust ihnen, die schon die Burg des Herrenhauses als befestigten Grundbesitz innehaben, auch die Volkskammer ausliefern kann!

Daß der Liberalismus bei den Reichstagswahlen sich nicht einigen konnte, war bedauerlich, aber allenfalls erklärlich; kann er es jetzt bei den Landtagswahlen nicht, so gibt er in unerklärlicher Verblendung sich selber auf.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Hugo Preuß.

Die österreichische Krise.

Die Krise in Oesterreich dauert in ungeschwächter Kraft fort. Nichts hat sich seit der deutschen Obmänner-Konferenz verändert und nur insofern ist eine Verschärfung der Lage eingetreten, als seither ein Monat verstrichen und die Entscheidung über die künftige Gestaltung des Verhältnisses der beiden Reichshälften noch drängender geworden ist. Es handelt sich nicht mehr um den Streit über die Sprachenverordnungen; der Kampf, welchen die Deutschen führen, gilt ihrer Stellung in Oesterreich. Den Deutschen in Oesterreich ist schließlich der Geduldsfaden gerissen; sie sind es müde geworden, sich von Czechen und Slaven unausgesetzt treten, von den Polen aber ausbeuten zu lassen; sie haben es satt, daß die Regierungen aus ihrer Haut die Konzessionen für die interessanten Nationen und Natiönchen schneiden, daß ihre Reichstreue mißbraucht werde, um an ihnen unausgesetzt zu sündigen. Darum werden die Deutschen allen Dingen, welche da kommen mögen, mit unerschütterlichem Gleichmuth entgegensehen und sich durch keinerlei Drohung einschüchtern lassen. Sie werden die Waffen, die sie führen, nicht eher niederlegen, bis eine vollständig klare Situation geschaffen ist und ihnen Garantien für ihre sichere und unangefochtene Stellung im Staate geboten sind. Jeder Staatsmann, der diese Seite des Kampfes nicht erkennt, wird sich vor einer Barriere befinden, über welche er gleich dem Grafen Thun nicht hinüber kommen kann.

Dieser Kampf hat Oesterreich in seinen Grundvesten aufgewühlt, er hat aber auch das Gefüge der Monarchie erschüttert. Daran trägt Badeni die Schuld und Baron Bánffy ist ein Mitschuldiger. Als vor Jahr und Tag Graf Badeni im Conseil das Bekenntniß ablegen mußte, er hege große Zweifel, ob ihm das Zustandebringen des Ausgleichs-Provisoriums im gesetzlichen Wege gelingen werde, da hatte der ungarische Ministerpräsident weder den Muth, noch die Schlagfertigkeit, daraus die Konsequenz zu ziehen. Statt zu erklären, daß es keinen anderen Weg als den gesetzlichen Weg gebe und daß Graf Badeni, wenn er diesen nicht beschreiten könne, einem Anderen Platz machen müsse, welcher die Zustände in Oesterreich durch Befriedigung der Deutschen zu saniren hätte, kam Baron Bánffy dem Grafen Badeni zu Hilfe, indem er sich zu einem außergesetzlichen Ausweg bereit erklärte. So begann das Spiel mit dem selbständigen Dispositionsrechte Ungarns hinsichtlich der wirthschaftlichen Angelegenheiten und indem man kraft dieses selbständigen Dispositionsrechtes die wirthschaftliche Gemeinschaft für die Dauer eines Jahres sicherte, stellte man dieselbe für die Zukunft in Frage, indem man den wirthschaftlichen Trennungstendenzen Thür und Thor öffnete.

Zu gleicher Zeit begann das Spiel mit den Staatsstreichsplänen. Die Czechen forderten den Umsturz und von ungarischer Seite empfahl man ihn. Hervorragende ungarische Politiker äußerten sich dahin: Ungarn werde weiter nicht untersuchen, wie der Ausgleich zu Stande kam, wenn sich nur ein Reichsrath finde, welcher denselben votirt; für Ungarn genüge es, wenn im Reichsgesetzblatte mit Berufung auf die Zustimmung des Reichsrathes die Promulgirung des Ausgleichs erfolge. Nichts ist bedauerlicher als diese Dekadenz des politischen Rechtsgefühles, welche sich in dieser Auffassung äußert. Ungarn verdankt seine heutige dominirende Stellung in der Monarchie dem Kampfe um sein Recht, den es unter Franz Deak's Führung so glänzend und siegreich geführt hat. Niedergeworfen durch die russischen Waffen verharrte es in dumpfer, aber entschlossener Opposition gegenüber einem Absolutismus, der sich auf die Bayonette und auf das Konkordat stützte. Es lehnte das Oktoberdiplom ab, es repudiirte das Februarpatent. Und selbst als die führenden Staatsmänner geneigt waren, unter den geänderten Verhältnissen Konzessionen zu machen, gab es für sie nur ein leitendes Prinzip: Die Rechtskontinuität. Erst mußte die restitutio in integrum erfolgen, mußte die Rechtslage von 1848 wieder hergestellt sein und erst dann konnte die Krönung stattfinden und an dieselbe sich die Revision der 1848er Gesetze im Sinne des Ausgleichs schließen. Das war die siegreiche Methode eines Franz Deak, eines Julius Andrassy, eines Josef Eötvös. Sie waren mit sittlichem Ernst und mit weitschauendem Blick an der Arbeit und darum stellten sie für den Bestand des Ausgleiches die Bedingung fest, daß in Oesterreich dauernde konstitutionelle Verhältnisse herrschen müssen und diese Bedingung ist eine so wesentliche, daß mit derselben der ganze Ausgleich steht und fällt. Diese großen Staatsmänner sind zu ihren Vätern versammelt und heute herrscht ein kleinliches, frivoles Epigonenthum, welches nichts Großes zu schaffen vermag und sich daher mit taktischen Eintagserfolgen begnügt. In jenem Lande, welches vor 85 Jahren seine historische Verfassung gegen die Theorieen Schmerling's muthvoll vertheidigte, will man heute dieselben Theorieen gegen die Deutschen in Oesterreich zur Anwendung bringen; in jenem Lande, welches Jahrhunderte hindurch dagegen gekämpft hat, daß es „nach Art der anderen Länder Sr. Majestät mit Patenten“ regiert werde, empfiehlt man heute, daß Oesterreich mit Patenten regiert und seine Verfassung mit Patenten umgestaltet werde. Die Kraft jeder Verfassung beruht auf der Festigkeit des Rechtsbewußtseins,

auf der Macht des Rechtsgefühls im Volke. Wer das ungarische Volk lehrt, das Verfassungsrecht und die Rechtskontinuität im Nachbar- und Bundesstaate herabzusetzen, der untergräbt in diesem Volke auch den Glauben an die Kraft des eigenen Staatsrechtes. Die sonderbaren Staatsstreichsschwärmer in Ungarn verkündigen sich nicht bloß an Oesterreich, sondern vielleicht noch schwerer an ihrem eigenen Volke.

In den letzten Tagen haben Berathungen der beiden Regierungen unter Intervention der gemeinsamen Minister stattgefunden. Ihr Zweck war zweifellos, einen Weg zu suchen, auf welchem trotz der fortdauernden Krise in Oesterreich die Fortdauer der wirthschaftlichen und politischen Gemeinsamkeit vorläufig gesichert werden könnte. Es scheint nicht, daß die bisherigen Berathungen zu einem befriedigenden Abschluß in dieser Richtung geführt haben. Baron Banffy hat im Vorjahre, um die Deutschen in Oesterreich einzuschüchtern und sie zur Kapitulation vor dem Grafen Badeni zu zwingen, Erklärungen im ungarischen Abgeordnetenhause abgegeben, welche heute die Freiheit seiner Entschließungen behindern; er ist der Gefangene seiner eigenen Erklärungen. Die Situation ist also auch für ihn schwierig geworden und darum erklärt sich der Ruf nach einem Staatsstreich in Oesterreich. Wir glauben an diesen Staatsstreich nicht. Wir sehen in Oesterreich die Männer nicht, welche hierzu den Muth hätten und die öffentliche Meinung Ungarns ist noch immer zu gesund, als daß sie gegen solche Frivolität nicht im letzten Augenblicke kräftig reagiren sollte. Die dualistischen Fraktionen sind im ungarischen Volke noch immer mächtiger, als unter den agirenden Politikern, welchen es in erster Linie um ihre Parteipolitik und die Sicherung ihrer Herrschaft zu thun ist. Panem et Circenses! ist die Maxime der ungarischen Berufspolitiker, glücklicher Weise nicht jene des ungarischen Volkes.

Wie verworren und krisenhaft die Situation auch sein mag, Eines steht unerschütterlich fest: es gibt aus der Wirrniß nur Einen Ausweg und dieser ist die Versöhnung der Deutschen. Wie im Jahre 1867 die Periode der am Marke der Monarchie zehrenden Kämpfe nur durch einen ehrlichen Ausgleich mit Ungarn abgeschlossen werden konnte, so fordert die heutige Situation in Oesterreich einen ehrlichen und durchgreifenden Ausgleich mit den Deutschen. Das ist das Problem der nächsten Zukunft. Wird es nicht gelöst, dann entsteht in Oesterreich eine ernste deutsche Frage.

Gustav Steinbach.

Carl Gehrts*).

Ein Künstlertraum, wie nur ein zarter und reicher Geist ihn träumen kann, — mit duftigem Schimmer füllt er den ganzen Raum, das Treppenhaus der Düsseldorfer Kunsthalle. Lesen wir die Inschrift über dem Eingange: Kunstgeschichte, so könnten wir eine lehrhafte Erzählung erwarten. Aber für den, der hier zu uns redet, war die Geschichte nur ein großes Bilderbuch. Carl Gehrts gehörte zu den Künstlern, denen ihr Handwerk das ganze Leben ausfüllt: darum beschäftigten ihn die Schicksale der Kunst in den verschiedenen Jahrhunderten, und er fand in der Vergangenheit die bunte Fülle von Formen und Farben, mit denen seine unablässig thätige Phantasie spielen konnte. Schließlich ist ja auch die geschichtliche Erinnerung ein Theil unseres eigenen Wesens, und wo hätte man größeres Recht der Geschichte der Kunst zu gedenken, als in dem Ausstellungshause einer Künstlerstadt!

Da sehen wir auf dem großen Bilde der Längswand eine Frau in weißgoldenen Gewändern auf schimmerndem Marmorthron; die Züge sind ein wenig verschleiert, es ist offenbar keine Himmelskönigin, noch weniger eine antike Göttin, es ist ein modernes Weib von tiefer Empfindung. Ein kundiger Freund des Künstlers nennt sie in der gedruckten Erklärung die christliche Kirche in der Zeit der Renaissance. Sie hat im Schooße Kelch und Crucifix, über dem grauen Buch und um das leichtbekränzte Haupt einen Heiligenschein. Aber solche Visionen sind überhaupt keine benannten Zahlen. Sagen wir lieber: es ist seine Göttin. Was im Leben ihm das Höchste und Liebste war, seine Muse, seine Frau, es verschmolz ihm zu einem Bilde. Diese ganze leuchtende Pracht von Weiß und Gold ist eingebettet in die ruhigen Farben, in welchen uns die Erinnerung an die Schönheit des Südens aufsteigt, dunkle Cypressen über Oleanderbüschen und strahlend blauer Himmel. Wenn diese festlichen Töne zusammenklingen, fragt man nicht mehr, was bedeutet das. In das ganze Bild eingefügt ist dieses Mittelstück, indem zur Linken schöne Frauen in grünlichen Kleidern über die Marmorbrüstung schauen, dann folgen rothe Cardinäle und auf der Bank sitzend Papst Julius II. in Purpur-Cappa. Neben ihm steht Bramante in violettem Kleide. Vor dem Thron schließt nach unten eine andere Gruppe ab: ein Dominikaner, Fra Bartolommeo, welcher einem armen Mädchen und einem vornehmen Knaben ein Bilderbuch zeigt. Das knieende Mädchen ist mit trübolivgrünem Gewand, der Knabe, der mit der Laute auf den Stufen liegt, mit dunkelrothem Wamms und braunrothen Strümpfen bekleidet. Zur Rechten hebt sich noch einmal ein stattliches Paar vom Himmel ab: Raphael und Dürer, sich die Hand reichend. Zu beiden Seiten stehen und sitzen die Vertreter links der italienischen, rechts der nordischen Renaissance. Die Porträtähnlichkeit ist auffallend schwach, das Ganze sieht aus wie ein Künstlerkostümfest. Michel Angelo grübelt über einem Schädel, Tizian zeigt eine Landschaftsskizze und Rembrandt kauft einen Kupferstich. Aber es sind Alles bedeutende Gestalten und die beiden Versammlungen fassen das Mittelstück mit einer Fülle kraftvoller Akkorde ein.

Wenden wir uns zu dem anderen Hauptbilde: Phidias zeigt dem Volke das Modell seiner Zeusstatue. Wiederum leuchtet der weiße Marmor auf Boden und Wänden, das Gold und Weiß der Elfenbeinstatue und der südlich blaue Himmel. Als Hauptton steht daneben das tiefe Braun der sonnenverbrannten Leiber. Da sitzen sie, Alt und Jung, vor dem eben vollendeten Werke. Die Gewänder sind weiß oder olivgrün. Ganz vorne links, wo das Volk heraufdrängt, steht ein kräftiger nackter Knabe mit dunkelrothen Rosen im schwarzen Haar. Daneben sieht man weit ins Land, denn der Vorgang spielt merkwürdiger Weise auf der Akropolis. Mächtige Säulenreihen und das Postament einer Athenestatue künden von der höchsten Blüthe künstlerischer Thätigkeit. Hinter dem Zeusbild steht Perikles und weiter vorn Aspasia mit einer Freundin neben Sokrates. Sie stehen, wie die Erklärung sagt, hinter dem Modell, weil sie es schon aus der Werkstatt kennen. In Wahrheit sind sie dem Maler Nebensache, denn vor dem Modell steht er, der Schöpfer, Phidias und schaut mit ernstem Blicke über den Lorbeer weg, der vor seinen Füßen liegt. Das war es, was dem Maler vorschwebte: die Herrlichkeit der Zeit, da die Kunst die große Staatsangelegenheit war, der Künstler selbst in seinem wahren Werth erkannt wurde, da der mächtigste Mann und die schönste Frau seine Freundschaft suchten und alles Volk andächtig um das Werk sich sammelte, welches der gottbegnadete Mann ihm enthüllte.

Armer Träumer! Glücklicher Träumer! — Ihm ist doch die Hoffnung noch geworden, sich als den größten Künstler seiner Vaterstadt zu sehen.

In beiden Bildern finden wir eine Kunst, die in großen Linien zu uns redet. Die Gliederung der Massen war, wie die Entwürfe zeigen, ursprünglich noch deutlicher gedacht. Bei der Ausführung überwog das Streben, jede Einzelheit lebendig zu gestalten. Darüber sind die großen Rhythmen ein wenig verwischt. Auch die Köpfe sind durch allzuviel Modellirung etwas fleckig geworden. Wir müssen bedenken, daß es die erste große monumentale Arbeit dieses

*) Siehe auch „Nation" vom 6 August d. J.

Malers war. Kein Wunder, daß er auch in der Komposition noch mit den Gewohnheiten des Illustrators zu kämpfen hatte. Auf dem ersten Entwurfe war denn auch das Getümmel des Bauplatzes geschildert, im Vordergrunde trinkende Arbeiter: — die Zuschauer haben sich zufällig vor dem Modell zusammengefunden und so kommen auch Phidias und Aspasia ganz natürlich dazu, das Ganze gab ein buntes Genrebild. Hier erinnert daran nur das überflüssige Baugerüst an den Marmorsäulen. Man bemerkt, wie der Maler bei figurenreichen Bildern die bedeutenden Gruppen erst allmählig herausarbeitet. Die Anordnung des Volkes auf der linken Seite ist bewunderungswürdig. Sie gipfelt in der hohen Gestalt eines träumerisch auf den Zeus blickenden Mannes und einem sitzend auf die Statue weisenden Alten, an dessen Brust ein schöner Knabe ruht. Die Köpfe haben die festen Umrisse, welche die Fernwirkung des Wandgemäldes verlangt. Man erkennt die großen Züge der italienischen Modelle, die Gehrts noch während der Arbeit auf einer längeren Reise im Jahre 1894 studiren konnte. Vielleicht hat ihn gerade das Lichterspiel in den braunen Gesichtern, das er meisterhaft wiederzugeben wußte, dazu verleitet, die Grenze der Frescowirkung zu überschreiten. Am wenigsten gelungen ist ihm die Hauptperson. Um den großen Mann besonders auszuzeichnen, hat er ihn, wie auf der anderen Seite Raphael, in einen etwas unnatürlichen Mantel eingewickelt und den Stolz in seiner Haltung übermäßig ausgeprägt. Er hat es diesmal offenbar zu gut gemeint, denn sonst wird man bei ihm nirgends in Gewand, Haltung und Gesichtsausdruck künstliches Posiren finden. Den Frauen möchte man sogar etwas mehr monumentale Schönheit wünschen, nur Aspasia's Kopf ist von vollendeter Anmuth.

Die Farbe ist in beiden Bildern absichtlich gedämpft, namentlich die rothen Töne sind zurückgedrängt. Dies mag zum Theil seinen Grund in der Technik haben: Alles ist — von wenigen Retouchen abgesehen — in eigentlichem Fresco ausgeführt, bei dem nur Erdfarben verwendet werden. Die Italiener Maccari und Barabino hatten dem Deutschen bei seinem letzten Aufenthalt in Rom ihre Erfahrungen in liebenswürdiger Kameradschaft zur Verfügung gestellt. Die Grundtöne sind braun, vor Allem ein energisches Rothbraun, Olivgrün, hell und dunkel, Blau und Weiß, gehöht mit Gold. Dazwischen spielen halbe Lichter und Schatten in allen Tonarten. Eine Fülle von Wohlklang ist auch hier in den spröden Mitteln ausgesprochen. Aber erst in den Studienblättern erkennt man, wie das scharfe Auge des Malers die feinsten Brechungen des Lichtes erfaßte und die zartesten Schattirungen zu reinem Wohllaut zu verbinden wußte. Seine weiche und doch leidenschaftliche Natur kann sich nicht genug thun in solchen Farbenspielen. Das schönste Beispiel sind wohl seine großen Aquarellstudien aus Pompeji. Ueberhaupt wußte er die Wirkung der Wasserfarbe zu leuchtender Pracht zu steigern. Zuweilen verführte ihn die Virtuosität in der Harmonisirung entsprechend seiner Vorliebe für Wagner'sche Musik zu allzukünstlichen Zusammenstellungen verwandter Töne wie hier in einem fünffachen Rothbraungelb bei der Gruppe der Aspasia. Was ihn aber hauptsächlich veranlaßte die Farbe zu dämpfen, war ein äußerer Grund. Er hatte die Umgebung anders gedacht, in matter Färbung. Jetzt leidet der Eindruck schon darunter, daß beide Bilder von zwei hellgelben Säulen eingerahmt sind. Wenn trotzdem der ganze Raum von zarter Harmonie erfüllt ist, so beruht diese Wirkung auf der großen Kunst, mit der Gemälde und Ornament zusammengestimmt sind. Die Farbe hat ihr Recht und ihre Kraft an der Wand wieder gewonnen.

Neben den beiden Hauptbildern sind noch vier schmale Flächen neben den Thüren der geschichtlichen Darstellung gewidmet. Zuerst sind die „Anfänge“ geschildert: ein Bildhauer, der dem rohen Götterbilde, das er eben vollendet hat, Runen einmeißelt, davor knieend ein junges Weib mit einem derben Säugling und einem halbnackten, mit wilden Rosen bekränzten Mädchen, hinter diesen sieht ein alter Mann in die scheidende Sonne. Ein frischer Hauch der Urzeit liegt auf dieser Gruppe und auf der öden Landschaft, die sich unter grauem Wolkenhimmel zum fernen Meere zieht. Auf der anderen Seite herrscht helle Frühlingsstimmung, wie Winckelmann unter leichtbelaubten Bäumen unter den Marmorsäulen Roms das neue Evangelium von der Schönheit predigt. Ihm zu Füßen sitzt „der kleine Holsteiner“, Asmus Carstens, weiterhin Schinkel und Thorwaldsen. An der Wand gegenüber sieht man Alterthum und Mittelalter, einmal die Mönche im Kloster mit Bauplänen und Skulpturen und dann Vespasianus, dem sein Architekt das Modell des Colosseums vorstellt. Der Kaiser in rother Toga und goldenem Lorbeerkranz über dem grauen Scheitel ist eine wuchtige, echt römische Erscheinung, der Architekt ein vornehmer Künstler.

Ganz anderer Art sind die 16 Lünettenbilder. Da ist jedesmal die Kunst als allegorische Gestalt Mittelpunkt der Komposition. Auf dem ersten Bilde erscheint sie als kleines Kind knieend vor einem Paar ehrerbietig erstaunter Männer. Daneben liegt eine Frau auf dem Rasen, die das hülflose Flügelwesen aufmerksam und theilnahmsvoll betrachtet. Dann folgt Egypten, Griechenland und Rom und so sehen wir die zarte Göttin bald in nackter Schönheit, bald in modischem Gewande ihr Geschick erfüllen bis zur Gegenwart.

In diesen Bildern ist die Eigenthümlichkeit des Künstlers wohl am reinsten ausgesprochen. Es sind immer zwei oder drei Figuren in anmuthigem Linienzug zu einer plastischen Gruppe vereinigt, welche sich dem Gedächtniß tief einprägt und dahinter ist eine stimmungsvolle Umgebung in wenig ergreifenden Zügen farbig ausgeführt. Die Allegorie hat hier nur gerade so viel kunsthistorisches Element an sich gezogen, als nöthig ist, um einen Gedanken auszudrücken. Während die großen Bilder erst allmählig ihre monumentale Gestaltung gewonnen haben, beweisen hier die Sepiaentwürfe, die mit schlichtem Goldgrund rechnen, daß die einfachen großen Züge der Komposition dem Geiste des Malers zuerst aufgegangen sind. Leider hat er es für nöthig gehalten, durch etwas aufdringliche Unterschriften seine Meinung zu verdeutlichen. Es wäre doch viel hübscher gewesen, wenn er uns die Freude gelassen hätte, nicht etwa einen Rebus zu rathen, sondern seine Absicht mitfühlend zu begreifen. In den meisten Fällen wäre das wohl ohne große kunsthistorische Kenntnisse gelungen. So steht gleich unter dem ersten Bilde: „Die Kunst als Göttergeschenk“. Im Sepiaentwurf kniet das Kind mit einem Blumenstrauß allein unter großen Runensteinen. Auf dem Gemälde sind die Menschen, die es aufnehmen, ganz naturgemäß hinzugefügt, ganz überflüssig ein auffliegender Engel, der das Göttergeschenk gebracht hat. Der Blumenstrauß liegt auf dem Boden. Ganz ähnlich ist es mit der „Flucht ins Kloster“ gegangen. In dem Entwurf eilt die Kunst uns entgegen eine Treppe herauf, über der ein alter Mönch ihr die Thür öffnet. Seitwärts fliegt ein Rabe, gejagt vom Sturm, der ihren Mantel peitscht. Schon damals sah der Maler im Geiste die weite Fläche, über die der Sturm hinbraust. Jetzt fügt er sie im Bilde hinzu mit brennenden Ruinen bei anbrechender Nacht. Die Fliehende kommt von der Seite, neben ihr fliegt der Rabe und bei dem Alten steht ein junger Mönch und faltet die Hände froh erschrocken über die schöne Frau. Ebenso ist die Sonnengluth der braunen Landschaft in Egypten hinzugefügt, wo die Kunst als Sklavin eine Königsstatue polirt. Manches war in der schlichten Fassung ansprechender. So saß die Kunst „im Dienst der Kirche“ behaglich neben der heiligen Jungfrau auf der Erde und zeigte ihr ein Kirchenmodell, jetzt präsentirt sie der Himmelskönigin in der Rosenlaube ein Triptychon und daneben stehen ein Geistlicher, ein Ritter und ein Bürger. Einfach und leicht verständlich ist die Aufnahme und Verehrung bei den Griechen und die Wegführung durch die Römer. Nur einmal wird die Allegorie zum Bilderräthsel, da die Kunst vor dem byzantinischen Priester „mit gebundenen Flügeln“ sitzt. Sonst ist der Gedanke immer in klarer Anschauung versinnlicht, am schönsten vielleicht die „Aufrichtung durch

das Christenthum" oder, wie es ebenso gut heißen könnte, der Uebergang vom Alterthum zur neuen Zeit. Wir sehen die bekannte Gruppe, Joseph und Maria mit dem Esel, das heißt, die heilige Familie auf der Wanderschaft. Sie ziehen uns entgegen aus einer weiten Landschaft mit zerfallenen Tempeln unter einem weichen Abendroth und das Christkind reicht der Kunst, die im Bettlergewand am Wege kniet, die Hand, um sie mitzunehmen. Leider ist der heiligen Jungfrau ein großes Kreuz in die Hand gegeben. Sonst wäre der Ausdruck des Gedankens ganz untadelig. Merkwürdig ist der frühere Entwurf des letzten Bildes, das jetzt die Kunst als „Freundin des Volkes" schildert. 1887 saß sie mit einem Buch in der Hand, auf dem geschrieben stand: „Idealismus oder Realismus", — „in Erwartung" wie eine junge Kokette, die darauf wartet, wer von den Freiern zuerst Ernst machen wird. Eine Antwort hat die neue Fassung nicht gegeben.

Es ist sehr zu bedauern, daß diese anmuthigen Schöpfungen bei der ungünstigen Beleuchtung der oberen Wand selbst bei klarem Wetter schwer zu erkennen sind. Bei der Ausführung dieser selbstgewählten Aufgabe war der Künstler genöthigt, auf starke dramatische Accente zu verzichten. Dennoch klingt durch die weiche Anmuth ein kräftiger Grundton durch. Dieser war dem Künstler durch seine Herkunft gegeben.

Carl Gehrts war ein Hamburger, geboren am 11. Mai 1853. Sein Vater war schon „Maler in großem Stil", das heißt Anstreicher und fertigte dann Dutzendlandschaften. In einer kurzen Selbstbiographie des Sohnes (in „Die Kunst für Alle" 1888) heißt es:

„In dieser Zeit — Ende der Sechsziger — ging Musik und Malerei bei mir einträchtig neben einander; ich übte Klavier und Geige, abwechselnd mit Zeichnen und Malen; spielte Sonntagabends (meinen Lehrer vertretend) in den Vorstadtlokalen vergnügt sechs Stunden für einen Thaler, gab Klavierunterricht, die Stunde zu zwanzig Pfennige, malte zwei bis vier Schweizerlandschaften à ein Thaler pro Tag u. s. w.; — ja es war eine fröhliche Zeit." —

Humanistische Bildung beengte ihm also weder Phantasie noch Gemüth. Mit gleichem Behagen illustrirte er später Shakespeare und Julius Wolff, aber die Musik blieb ihm eine treue Freundin und in Richard Wagner fand er den vollen Ausdruck seines eigenen Empfindens. Dies geschah in Weimar. Der treffliche Direktor der Hamburger Gewerbeschule, Jessen, hat ihn der Kunst gewonnen und Stipendien für die Akademie beschafft. Andere Landsleute, wie der Kunstfreund Arnold Otto Meyer und die Malerin Charlotte Popert, waren ihm förderlich. In Weimar konnte er bei Gussow malen lernen. Sein Ziel stand ihm doch jest in der Historienmalerei. Da fand er die Belehrung, nach der er begehrte, in den Kompositionsabenden von Albert Baur. Ein Blatt mit Zriny's Tod verschlingt Heldenmuth und Türkenwuth in glücklichem Linienfluß. Innerlich aber strebte er nach reineren Formen und wandte sich mit richtigem Instinkt zur religiösen Kunst, zur Legende. Auf diesem Wege gab ihm den besten Trost der alte Preller. Aus dem Jahre 1873 stammen zwei Zeichnungen, in denen seine Begabung für monumentales Schaffen entschieden ausgesprochen ist: ein Prometheus im Kaukasus und ein Hirte, der den Leichnam Barbarossas aus dem Wasser zieht. Vorbild wurde ihm jetzt Schwind, der ja in Thüringen seine beiden großen Freskowerke geschaffen hat. Wenn sie nur nicht so farblos gewesen wären! Da stand ihm Feuerbach doch näher und endlich begrüßte er mit Jubel Makart. Sein jeiner, allen Eindrücken leicht zugänglicher Geist, von glühendem Ehrgeiz angefeuert, tastete nach allen Seiten. Von Preller zu Makart und Wagner! Es ist doch der Weg, den die Kunst in jener Zeit gegangen ist. Und bei Wagner war es nicht bloß die Musik, die seine zitternden Nerven befriedigte, sondern auch der Stoff, die alte Sage in schimmernden Gewande. Es war eine ironische Gunst des Schicksals, daß es ihm die ersten Wände zu bemalen gab in einer Jägerhütte bei Hamburg, in welcher nur Zwerge Platz hatten. Der Künstler machte aus der Noth eine Tugend und schuf sich ein ganzes Volk von Gnomen, in denen sein norddeutscher Humor, der das ganze Leben mit gemüthlichem Lächeln ironisirt, zum Ausdruck kam. Eines seiner schönsten Germanenbilder ist die „Klage der Zwerge um ihren versteinerten König". Zugleich vertiefte er sich in das Studium des frühen Mittelalters. Die Wartburg hatte es ihm angethan. Er sammelte fleißig für Geräth und Kleidung der romanischen Zeit und trug sich mit dem Gedanken an einen Gudrun-Cyclus. 1876 folgte er seinem Lehrer Baur nach Düsseldorf und heirathete eine Rheinländerin, die in Weimar seine Schülerin gewesen und ihm fortan bei allen seinen Arbeiten eine treue Gehilfin war. Am Rheine stand der große Schatten Alfred Rethel's ihm vor Augen, für sein eigenes Schicksal bedeutungsvoller, als er ahnen konnte. Unter den Lebenden stellte er Eduard von Gebhardt besonders hoch, obgleich er ihm persönlich nicht näher trat. Er war ein freundlicher gefälliger Kollege, aber immer beschäftigt. Damals illustrirte er Thomas a Kempis und Schiller's Demetrius, Reineke Fuchs und Julius Hammer. Besonders schön sind seine Märchenbilder. Dazu schuf er Aquarelle und Adressen und arrangirte Malkastenfeste. Da kam im Jahre 1882 der erste große Erfolg. Er gewann den ersten Preis für die Wandgemälde in der Kunsthalle. Freilich dauerte es noch lange, ehe ihm der Auftrag zu Theil wurde. Er mußte manche Erfahrung machen, durch die ein Künstlergemüth sich das Leben verbittern läßt, und sein fieberhaft arbeitendes Gehirn erlag der Aufregung. Liebevolle Pflege stellte ihn wieder her und sein größter Trost war, daß die Kameraden, die seinen Werth erkannten, ihm treu zur Seite standen. Sieben Jahre hat er dann in der Kunsthalle gearbeitet, dabei nach allen Seiten unablässig thätig, vor Allem immer wieder die Natur studirend. Unweit der Stadt, im Dorfe Rath, baute er sich ein freundliches Haus am Waldessaum und nannte es „Haus Waldfrieden". Aber der Friede war ihm nicht beschieden. Ehe noch das Werk in Düsseldorf vollendet war, winkte ihm ein neuer Lorbeer, der schönste, den er sich begehrte. Denn an der Heimath hingen seine Gedanken und nun wurde er zugleich mit Geselschap aufgefordert, für die fünf großen Wandgemälde, die den Festsaal des Hamburger Rathhauses schmücken sollten, Entwürfe einzusenden. Sie sollten die Geschichte der Vaterstadt verherrlichen, die seinen Geist immer beschäftigt hatte. Während er die letzte Hand an den Schmuck der Kunsthalle legte, arbeitete er schon an dieser neuen Aufgabe. Das war zu viel.

Im Frühling dieses Jahres wurden die Entwürfe nach Hamburg geschickt. Der Maler selbst sorgte nicht mehr darum. Denn er war müde und ein Jahr, nachdem die Wandgemälde in der Kunsthalle enthüllt waren, schloß er die Augen. Der Lorbeerkranz, der für sein schönstes Werk bestimmt war, wurde ein Todtenkranz.

C. Aldenhoven.

Die Leidensgeschichte der Sandwichinseln.

IV.

Wieder war es eine Frau, die noch im letzten Augenblicke das Steuerruder ergriff, um das Scheitern des Staatsschiffes zu verhindern. Die verstorbene Regentin Kaahumanu hatte Kinau, eine Tochter Kamehameha's des Großen zu ihrer Nachfolgerin bestimmt, jedoch der König zögerte vorläufig zwischen der als charaktervoll bekannten Prinzessin und einem anderen moralisch verkommenen Kandidaten. Ein ganzes Jahr lang gab er sich jenen Ausschweifungen hin; als er sich endlich ausgetobt hatte, sehnte er sich nach Abwechslung, wurde vorläufig wieder moralisch und betraute zum Erstaunen der ganzen Bevölkerung plötz-

lich die gesinnungstüchtige Prinzessin Kinau mit dem Amte eines Kubina nui d. h. eines Premierministers oder Mitregenten. Diese Ernennung wirkte im ganzen Lande wie ein Blitzstrahl. Sämmtliche Destillerien wurden zerstört, die niedrigen Kneipkakate wurden geschlossen und eine ganze Anzahl weiterer Reformen wurde im Sinne einer moralischen Regierung durchgeführt. Man sollte meinen, daß diese Maßregeln von den Vertretern der Kulturstaaten mit Freuden begrüßt worden wären. Dies war jedoch durchaus nicht der Fall — im Gegentheil, zwischen dem englischen und französischen Konsul fand ein eifriger Wettstreit statt, der Regierung auch fernerhin Schwierigkeiten zu bereiten, denn beide Diplomaten hofften auf diese Weise eine schließliche Annexion der Inselgruppe durch ihre eigenen Regierungen zur Nothwendigkeit machen zu können. Die raffinirte, jedem Rechtsgefühl spottende Rücksichtslosigkeit, mit welcher man im Namen der Civilisation gegen die mit den besten Absichten beseelte Regierung vorging, ist wahrhaft empörend. Man nahm die wohlverständliche und durchaus berechtigte Abneigung der heimischen Autoritäten gegen die katholische Religion zum Vorwande — ja der protestantische britische Konsul hatte längst vor der Ankunft katholischer Missionäre wiederholt die Drohung gebraucht, katholische Geistliche herbeiführen zu wollen, um den protestantischen Machthabern des Landes ein Gegengewicht zu schaffen. Im Jahre 1835 traf der irisch-katholische Priester Walsh in Honolulu ein. Er landete trotz des Verbotes und weigerte sich, dem Befehle der Regierung, das Land zu verlassen, nachzukommen. Auf die Drohung des englischen Konsuls hin mußten die heimischen Behörden schließlich nachgeben und mußten ruhig mitansehen, wie Walsh ohne Scheu sein Versprechen brach, nicht predigen und die katholische Religion nicht verbreiten zu wollen. Mittlerweile hatten die beiden nach Kalifornien verbannten Priester Bachelot und Short vom Papste den Befehl erhalten, nach den Inseln zurückzukehren und ihre Thätigkeit fortzusetzen. Sie landeten deshalb im April 1837 auf der Insel Oahu, trotz des ausdrücklichen Verbotes des Königs. Als alle Ermahnungen, an Bord ihres Schiffes „Clementine“ zurückzukehren, erfolglos blieben, entschloß sich die Regierung zum gewaltsamen Einschreiten. Die Priester wurden an Bord der „Clementine“ gebracht, jedoch protestirte der Kapitän Dudiot, der unter englischer Flagge segelte. Um seinem Proteste einen tragischen Anstrich zu verleihen, zog er seine Flagge ein und ließ dieselbe von Mr. Charlton, dem englischen Konsul, öffentlich verbrennen, „um sie vor Unehre zu bewahren“. Auf diese Weise hatte man mit melodramatischem Eklat einen Grund zum bewaffneten Einschreiten geschaffen. Als im Juli desselben Jahres ein französisches und englisches Kriegsschiff eintrafen, vereinigten sich die beiden Kapitäne zum gemeinsamen Handeln. Sie begaben sich zum König und das Resultat ihres stürmischen Auftretens (der britische Kapitän hielt der Regentin thatsächlich die Faust unter die Nase) war natürlich ein völliges Nachgeben seitens der Regierung. Die katholischen Priester verpflichteten sich allerdings, sich von jeder Propaganda fern zu halten — ein Versprechen, das von Anfang an gebrochen wurde. Kaum hatten die Kriegsschiffe den Hafen verlassen, als sich zwei neue katholische Priester einstellten, von denen der eine sogar ein bischöflicher Pro-Vicar war. Trotz aller Erfahrungen hatte die Regierung den Muth, um nicht zu sagen die Tollkühnheit, die geistlichen Herren zur Umkehr zu zwingen und im Dezember desselben Jahres strenge Verordnungen gegen die Verbreitung der katholischen Religion zu erlassen.

Im Laufe der Jahre hatte sich in der Stellung der protestantischen Missionäre ein bedeutsamer Wandel vollzogen. Ursprünglich einfache Priester des Evangeliums, hatten sie begonnen, sich mit der Leitung des Landes und mit Handelsgeschäften einzulassen.*) Sie schwangen sich zu hervorragenden Aemtern empor und schließlich gewannen sie einen maßgebenden Einfluß auf die Regierung. Sie sind als die eigentlichen Urheber der Katholikenverfolgungen zu betrachten. Sobald sie jedoch ihren Fehler und die aus demselben dem Lande erwachsene Gefahr erkannt hatten, schlugen sie einen neuen Kurs ein. Namentlich war es der vom Volke hochgeschätzte Missionär Richards, der den König bewog, am 17. Juni 1839 ein „Edict of Toleration“ zu erlassen, welches den katholischen Kultus frei gab, und jede gesetzliche Bestrafung religiöser Meinungsverschiedenheiten für die Zukunft verbat. Die unmittelbaren Folgen dieses Gesetzes sind auch für den modernen Diplomaten äußerst lehrreich. Man hatte von dem Ausnahmegesetz Unterdrückung der verpönten Religion gehofft — gerade das Gegentheil war eingetreten. Zagend und nur dem äußersten Drange folgend entschloß man sich zur Aufhebung des Ausnahmegesetzes und siehe da! — anstatt die Eingeborenen in die Arme der jetzt ungehindert lehrenden Priester Roms zu treiben, hatte man der römisch-katholischen Kirche den verlockenden Nimbus der „verbotenen Frucht“ genommen. Es entstand plötzlich ein mächtiges Aufleben der religiösen Bewegung fast ausschließlich zu Gunsten des Protestantismus. Während der nächsten zwei Jahre 1837—1839 ließen sich allein in dem Dorfe Hilo beinahe 7500 Eingeborene nach vorhergegangener gründlicher Unterweisung von dem protestantischen Prediger taufen.

Abermals sollte man meinen, daß dieser neue Fortschritt auf der Bahn des Christenthums den Wünschen der christlichen Vertreter des Auslandes entsprochen hätte. Nur die Vereinigten Staaten zeigten den ernsten Bemühen der Regierung ihre Billigung — Frankreich und England dagegen fürchteten, daß die erhoffte Beute ihnen noch im letzten Augenblicke aus der Hand schlüpfen könne. Drei Wochen nach Erlaß des Ediktes kam das französische Kriegsschiff „Artémise“ herbei. Kapitän La Place erließ sofort eine lange Proklamation, in welcher er sagte: „Die Häuptlinge der Sandwichinseln müssen wissen, daß sie Frankreich und seinen Herrscher schwer beleidigt haben, indem sie die katholische Religion mit der Bezeichnung „Götzendienerei“ brandmarkten und französische Unterthanen unter diesem absurden Vorwande aus dem Lande vertrieben“. Der Kapitän formulirte nun vier separate Bedingungen, trotzdem bereits zwei derselben durch das Duldungsedikt hinfällig geworden waren. Um der Regierung eine unmögliche Aufgabe zu stellen und bei der Nichterfüllung derselben von dem Lande Besitz zu ergreifen, verlangte der Kapitän die sofortige Leistung einer Bürgschaft von 80 000 Mk. und ferner die sofortige Hergabe einer Baustelle für eine katholische Kirche. Zu gleicher Zeit drohte der Kapitän mit der Eröffnung der Feindseligkeiten und verkündete wörtlich „Krieg mit aller Zerstörung und allem Elend des Krieges“. Der König war abwesend, jedoch weigerte sich Kapitän La Place, diesen Umstand irgend wie in Betracht zu ziehen. Was blieb der Regierung übrig? Mit Mühe borgte sie 80 000 Mk. zusammen, brachte dem Kapitän das Geld und erklärte sich bereit, ohne Einwilligung des Königs den verlangten Vertrag zu unterzeichnen. Kapitän La Place war höchst unangenehm überrascht, daß man ihm die verlangte Geldsumme auf den Tisch legen konnte und um weitere Schwierigkeiten zu bereiten, forderte er jetzt, daß man fortan von französischem Branntwein keinen höheren Eingangszoll als 5 Proz. des Werthes erheben sollte. Erst wenige Monate vorher hatte die Regierung strenge Gesetze erlassen, um dem tödtlichen Einflusse des Alkohols energischen Widerstand zu leisten. Jetzt vereitelte der „christliche“ Kapitän die Bestrebungen der „wilden Regierung“. Wie man früher hatte nachgeben müssen, um die Befriedigung viehischer Instinkte der Seeleute zu ermöglichen, ja mußte auch jetzt die Regierung die Barrieren niederreißen, die man dem Teufel Alkohol in den Weg gebaut hatte. Aber was kümmerte sich der christliche Kapitän um Trunkenheit, Laster und Aussterben des friedlichen Völkchens? Er landete mit einer Abtheilung seiner Soldaten, feierte mit hohem Pompe ein Tedeum, dankte seinem Gotte für das

*) Die Kinder der Missionäre gehörten fast stets dem Kaufmannsstande an und zählten nicht selten zu den gewissenlosesten Ausbeutern des Landes.

Gelingen seiner diplomatischen Mission und segelte mit dem Kontrakte in der Tasche von dannen. Die Ironie des Geschickes jedoch fügte es, daß hinfort die Eingeborenen dasselbe Wort „Palani" für Franzose und Branntwein gebrauchten. Somit hatte die katholische Religion zu gleicher Zeit mit dem Alkohol festen Fuß gefaßt. Die religiösen Streitigkeiten, die bisher wie eine zentnerschwere Last auf der Regierung gelegen und die Thätigkeit derselben gelähmt hatten, waren zwar nicht aus der Welt geschafft, jedoch wurden sie von nun an von dem Volke selber aufgenommen und ausgekämpft. Die Regierung benutzte die ihr jetzt vergönnte kurze Zeit einer verhältnißmäßigen Ruhe zu ehrlicher Arbeit und zu weiterem Ausbau wahrhafter Kulturbestrebungen. Bisher war der König absoluter Monarch gewesen, jetzt entschloß sich Kamehamea III., einem Theile seiner Rechte zu entsagen und nach civilisirtem Muster die Verantwortung der Regierung mit erprobten Rathgebern zu tragen. Der König verkündete am 8. Oktober 1840 eine Konstitution, welche eine gesetzgebende Körperschaft und die übrigen Behörden einer modernen Regierung in das Leben rief. Sie enthielt zu gleicher Zeit die Bestimmung, „daß hinfort Niemand, der Jehovah diente, in der Ausübung seiner Religion gehindert werden solle". Dieser neue Schritt auf dem Wege der Civilisation verursachte dem englischen und französischen Konsul arge Kopfschmerzen. Es würde zu weit führen, die lange Reihe der Intriguen zu betrachten, mit denen die christlichen Diplomaten die heimische Regierung zu umgarnen versuchten. Wir müssen uns mit einem Blicke auf die wichtigsten Ereignisse begnügen.

Am 19. Dezember 1842 erkannte die Regierung der Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit der Inselgruppe an; eine gleiche Anerkennung erfolgte von Seiten Frankreichs am 17. März 1843 und von Großbritannien am 1. April desselben Jahres. Trotz dieser Vorgänge versuchte der britische Kapitän Lord George Paulet eine Anzahl von Forderungen durchzusetzen, indem er im Falle der Weigerung eine Beschießung Honolulus androhte. Da die Regierung die Forderung weder bewilligen, noch die schöne Hauptstadt dem Verderben aussetzen wollte, entschloß man sich unter Protest die ganze Inselgruppe vorläufig an Lord Paulet abzutreten und die Entscheidung der britischen Regierung anheimzustellen. Infolgedessen hatte Lord Paulet am 25. Februar die Genugthuung, die englische Flagge an Stelle der Hawaiischen auf den Regierungsgebäuden Honolulus emporzuziehen und zu gleicher Zeit 23 Häuser zu zerstören und 156 Eingeborene aus ihren Wohnstätten zu vertreiben. Zu gleicher Zeit hob der britische Kapitän alle gegen das Laster bestehenden Gesetze auf und war Zeuge, wie das ganze Land sich in den trunkenen Taumel wüster Ausschweifung stürzte. Diese im Namen der Civilisation geschaffenen und monatelang erhaltenen Zustände nahmen endlich ein Ende als am 25. Juli das britische Kriegsschiff „Dublin" mit dem Admiral Thomas erschien. Der Admiral sprach seine ernste Mißbilligung der Maßregeln des gräflichen Kapitäns aus. Er war gekommen, im Namen der Königin Victoria die Selbstständigkeit des Landes wieder herzustellen. Niemand dachte jedoch daran, die armen Eingeborenen zu entschädigen. Dafür hatten sie ja den Ausdruck des Wohlwollens „der großen weißen Mutter" jenseits des Oceans und damit mußten sie sich wohl oder übel begnügen.

Der Frevel, den die civilisirten Staaten an der einsamen Inselgruppe und seinem fröhlichen Völkchen bis zu diesem Zeitpunkte begingen, spottet jeder Beschreibung. Im Namen der christlichen Liebe und der Kultur hatte sich der furchtbarste Eigennutz der sogenannten civilisirten Staaten geltend gemacht, der Eigennutz, der nur den eigenen Vortheil kennt und dabei das eigene Laster mit der christlichen Flagge zu verdecken strebt. Doch von nun an kam dem aussterbenden Völkchen ein neues Erzeugniß der Civilisation zu Gute. Es war nicht die christliche Liebe, nicht der Edelmuth des Stärkeren, welcher jetzt schützend seine Hand über die so furchtbar geschädigten Insulaner ausstreckte; sondern es war die argwöhnische, habgierige Eifersucht der civilisirten Staaten auf einander. Diese Eifersucht veranlaßte Frankreich und England zu gemeinsamem Vorgehen. Bisher hatte man vergebens versucht, sich die Beute gegenseitig abzujagen, und jetzt einigte man sich, sich gegenseitig an der Besitzergreifung zu verhindern. Am 28. November 1843 erließen die Regierungen von Großbritannien und Frankreich folgende Erklärung:

„Ihre Majestät die Königin von Großbritannien und Se. Majestät der König der Franzosen erkennen an, daß auf den Sandwichinseln eine Regierung existirt, die fähig ist, ihre Beziehungen zu auswärtigen Nationen zu regeln: sie halten es deshalb für recht, sich gegenseitig zu verpflichten, die Sandwichinseln als unabhängigen Staat zu betrachten und niemals von denselben oder von einem Theile derselben in irgend welcher Art Besitz zu nehmen."

Mit der bereits erfolgten Anerkennung durch die Vereinigten Staaten und mit dieser Proklamation der beiden europäischen Großmächte wurden die Sandwichinseln offiziell den civilisirten Völkergemeinschaften eingereiht. Damit trat ihre Geschichte dem Scheine nach in eine neue Periode ein, thatsächlich jedoch dauerte der Kampf fort und die Kanonen fremder Kriegsschiffe bedrohten noch oft genug die Existenz des Völkchens. Es handelte sich jedoch fernerhin nicht so sehr um die Vertheidigung der Unabhängigkeit gegen äußere Feinde. Das Recht, überhaupt leben und athmen zu können, mußte jetzt hauptsächlich gegen die Angriffe der inneren Feinde geschützt werden. Eine leicht erklärliche Erbitterung gegen die Fremdlinge hatte sich des Volkes bemächtigt, und man begann, sich um die Häuptlinge mit dem Schlachtrufe zu schaaren: „Die Sandwichinsel für die Sandwichinsulaner!" Es war allerdings hohe Zeit, daß das Völkchen sich zu energischem Handeln aufschwang, denn von ihrer Rasse war nicht mehr viel übrig geblieben. Die erste Zählung im Jahre 1832 ergab 130 313 Seelen; vier Jahre nachher 1836 war die Bevölkerung auf 108 579 Seelen herabgeschmolzen; im Jahre 1850 waren nur 82 203 Eingeborene übriggeblieben, 1860 nur noch 69 8000, 1872 nur noch 56 897. In entsprechendem Maße ist die Entvölkerung der Inselgruppe bis auf den heutigen Tag fortgeschritten; Pocken und sonstige Seuchen wurden wiederholt eingeschleppt, und im Jahre 1853 trat zu allen übrigen Schrecken noch der Aussatz hinzu, der seitdem furchtbare Verheerungen anrichtete.

Um sich abermals vor französischen Uebergriffen zu retten, sah sich der König im Jahre 1851 genöthigt, sein Reich unter das vorläufige Protektorat der Vereinigten Staaten zu stellen. Eine Zeitlang gaben sich die Häuptlinge die größte Mühe, dieses Protektorat zu einem dauernden zu machen, denn trotz der ausdrücklichen Anerkennung ihrer Unabhängigkeit sah man, wie namentlich Frankreich beständig nach einem Vorwande zur Besitzergreifung des Landes suchte. Der Senat der Vereinigten Staaten zeigte sich jedoch der Erwerbung überseeischer Länder durchaus abhold und weigerte sich, das gebotene Geschenk anzunehmen. Unter Kamehaha V., der von 1863 bis 1872 regierte, änderte sich die Sachlage. Der König war ein eigenartiger Charakter; er sah die einzige Rettung des Landes vor fremder Anmaßung in der Kräftigung der königlichen Gewalt. Mit dieser Erkenntniß jedoch, die bald zu empfindlichen Maßregeln gegen die Fremden führte, begann der letzte Akt der Tragödie, die im Jahre 1893 mit der Errichtung einer Republik und vor wenigen Monaten mit der Einverleibung der Inseln in den amerikanischen Staatskörper ihren modernen Abschluß fand. Die weise Mäßigung der Fürsten und namentlich der Einfluß der Fürstinnen hatte bisher die Katastrophe aufhalten können. Sobald aber die eingeborenen Herrscher des Landes die Geduld verloren, trat das unvermeidliche Ende ein. Die Fremden, namentlich die Amerikaner, hatten im Laufe der Jahre große Kapitalien auf den Inseln angelegt und hatten namentlich die Kultur von Zucker und Reis zu einer großartigen Industrie erhoben. Mit ihrem wachsenden Reichthum und Eigenthum beanspruchten sie auch einen wachsenden Einfluß auf die Leitung der Regierungsgeschäfte. Die Häuptlinge traten diesen Ansprüchen entgegen, sie glaubten,

daß das Land der Fremdlinge wegen genug gelitten habe und daß die überlebenden Insulaner nun auch berechtigt seien, aus dem Opfer ihrer Vorfahren einigen Vortheil zu ziehen. Unglücklicherweise entschloß sich die gewaltthätige und leidenschaftliche Königin Liliuokalani im Januar 1893 zu einem Coup d'état, durch welchen sie beabsichtigte, sich fast unumschränkte Macht in ihre eigene Hände zu spielen. Die Zeit des Autokratismus war jedoch für die Inseln vorüber und die weiße Bevölkerung antwortete mit der Entthronung der fürstlichen Familie und der Einrichtung einer Republik nach amerikanischem Muster. Die Weißen hatten mit dieser republikanischen Bewegung von Anfang an nur beabsichtigt, die Wege zur Annexion durch die Vereinigten Staaten zu ebnen. Von vornherein glaubte und wünschte kein maßgebender Politiker und auch nicht die Masse des Volkes, daß sich die Inselgruppe ihre Selbstständigkeit würde wahren können. Man fürchtete nur, daß irgend eine andere Macht den fetten Bissen in die Tasche stecken würde, bevor der naturgemäße Retter Erlösung gebracht habe. Dieser naturgemäße Retter ist niemand anders als das Volk der Vereinigten Staaten, welches im Laufe der Geschichte den Inseln zwar so manches Unrecht, doch aber auch vieles Gute zugefügt hat. Alle Klassen und Rassen der Bevölkerung haben den Amerikanern ein herzliches Willkommen entgegen gebracht. Die langen Jahre der Ungewißheit sind vorüber. Ein fremdes Kriegsschiff wird sobald nicht wieder wagen, seine Feuerschlünde drohend auf die schwer geprüften Insulaner zu richten. Wir wollen hoffen, daß die Amerikaner ihre Mission auf der Inselgruppe verstehen und daß sie bestrebt sein werden, durch Duldsamkeit, Gerechtigkeit und wahrhafte christliche Liebe das furchtbare Unrecht gut zu machen, welches dem armen wehrlosen Völkchen von den civilisirten Staaten zugefügt worden . . . . . im Namen des allbarmherzigen Erlösers.

Curt Abel-Musgrave.

„Evelyn Innes".*)

In verwildertem Park geht Esther Waters, das Dienstmädchen, stundenlang mit ihrer Herrin spazieren, und das Leben liegt mit seinem Leid hinter ihr und in ihr ist's still geworden. Und in einem Klostergarten sitzt Evelyn Innes, die gefeierte Sängerin, und sie hat dem Ruhm und der Liebe entsagt, und sie sucht Gott in ihrem Innern. So schließt „Esther Waters" und so endet „Evelyn Innes". Beide Mal Herbst drinnen und draußen; ein Fallen der Blätter und ein Reifsein der Früchte. George Moore aber ist von „Esther Waters" zu „Evelyn Innes" auf dem Wege der Durchgeistigung und Verinnerlichung seiner Kunst ein gut Theil fortgeschritten.

„Evelyn Innes" ist ein realistisches Buch; realistisch bis in die kleinsten Züge. Man erfährt, was Evelyn im Café des Ambassadeurs soupirt, es wird auch gelegentlich gesagt, was solch ein Souper kostet; man hört, was sie bei der oder jener Gelegenheit anhat, ihre Schmucksachen werden durchmustert. Aber das alles ist nebensächlich, oder doch wenigstens nicht Hauptsache. Der Realismus hat nach Innen gegriffen; Hauptsache ist, wie all' diese Kleinigkeiten im Augenblick und dann in der Erinnerung auf den Menschen wirken. Bis in ihre kleinsten und widersprechendsten Bestandtheile werden die Motive zergliedert, und es gilt das Sein der Seele; man könnte von einem gleichzeitig psychologischen, gleichzeitig spiritualistischen Realismus sprechen.

„Evelyn Innes" ist ein modernes Buch, und ein ganz modernes Empfinden gibt sich darin. Das klingt nichtssagend, aber ich möchte hier etwas ganz Bestimmtes damit bezeichnen: gesteigerte Empfindungsthätigkeit, verbunden mit der Scheu, seine Gefühle zu zeigen, verbunden mit Selbstbespiegelung. So veranlagte Naturen werden selten glücklich sein. George Moore aber stellt die Frage und immer wieder dieselbe Frage, wo weilt für diese Menschen das Glück? Und er gibt zwei Antworten auf diese eine Frage und die eine Antwort lautet: nur in ihrem Innern können sie es finden. „Happiness comes from within." Und so weisen hier Lebensanschauung und künstlerische Prinzipien auf dasselbe Ziel: nach innen. „Evelyn Innes" ist ein durchaus innerliches Buch.

Und darum möchte ich hier von George Moores neuem Roman sprechen, weil er das gibt, was unserer heutigen Litteratur so schmerzlich fehlt. Dieser Gast aus der Fremde berührt heimathlicher als alles, was letzthin die eigene Kunst uns gab.

Aeußerlich ist der Gang der Handlung ganz einfach ohne jede Komplikation. Evelyn Innes ist als Tochter eines katholischen Organisten kirchlich erzogen worden, von Kindheit an hat sie in altchristlicher Kirchenmusik gelebt. Sie läßt sich von Sir Owen Asher, einem vornehmen Kunstmäcen, entführen, wird seine Geliebte und wird auf seine Kosten in Paris zur Sängerin ausgebildet. Als gefeierte Wagnersängerin kehrt sie nach London zurück und versöhnt sich mit ihrem Vater. Sie wird ihrem Liebhaber untreu, und eine Weile schwankt sie in ihrer Liebe zwischen zwei Männern. Da wird sie sich der Nichtigkeit und Glücklosigkeit ihres Lebens bewußt. Sie kehrt reumüthig zum Beichtstuhl wieder, gibt ihren Liebhabern den Abschied und zieht sich von der Bühne zurück. Sie ist 27 Jahre alt, wie ihr in einem Kloster, in das sie zunächst besuchsweise einkehrt, die Religion als Lebensrettung und Lebenstrost aufgeht. — Schon daß in so wenigen Sätzen der äußere Inhalt des starken und enggedruckten Bandes fast erschöpfend zusammengefaßt werden kann, zeigt, daß die Handlung nur der Rahmen für eine seelische Entwicklung ist. Und eigenartig genug: den Erwartungen oder Befürchtungen, die solche Inhaltsangabe erweckt, widerspricht der wirkliche Inhalt des Romans durchaus.

Da ist zunächst Owen, „der Verführer". Er ist ein Kunstmäcen großen Stils, ein Aristokrat, ein wenig zynisch und ein wenig eitel. Er gehört zu denen, die niemand unglücklich sehen können. Er verführt Evelyn aus Eitelkeit. Aber, und das ist das Bezeichnende, er selbst fürchtet sich vor solcher Verführung am allermeisten, denn nervös bedenkt er alle die Verbindlichkeiten, die er auf sich ladet. Und sobald sie sich ihm anvertraut hat, wird er der Suchende und Liebende. Er ist bereit sie zu heirathen. Sie wird ihm untreu, er bleibt ihr treu. Sie füllt sein ganzes Leben aus. Natürlich fragt George Moore, ob ein Owen glücklich ist? und verneint die Frage. In seinen Augen ist er ein Alltagsmensch, den das Leben gefangen hält. In Wirklichkeit ist er unendlich mehr und steht unendlich höher. Und das wiederum ist für George Moore's neuen Roman charakteristisch: die innerliche Menschenbetrachtung erhebt die Alltäglichen über das Alltäglichkeitsmaß. Was wir im Menschen alltäglich nennen, ist eben meist nur Ausfluß alltäglich oberflächlicher Beobachtung.

Und wie die Wissenden der Eleusinischen Mysterien neben und in ihrem Alltagsleben ein zweites geheimes und geheiligtes Leben führen, so alle diese Menschen. Was sie verbindet und erhebt ist die Jüngerschaft der innerlichsten aller Künste, der Musik. Sie leben alle in der Musik, sie leben zum Theil Musik. Die Namen Palestrina hier und Wagner da sind zu Lebensprinzipien geworden. Die Wandlungen, die Evelyn durchmacht, sind Wandlungen vom einen zum andern und zum ersteren zurück. In Wagner feiert sie ihre Triumphe als Sängerin. Die werden geschildert. Man denkt dabei an Kränze, sehr viel Kränze und donnernden Applaus und ausgespannte Pferde, wie das in Romanen üblich ist. Ganz anders hier. Ihr Vater, dem Bach und Palestrina alles und Wagner nichts bedeutet, sitzt ihr gegen-

*) London 1898. T. Fisher Unwin. (Six-shilling Series).

über und sagt: Du hast gut gesungen. Und er begründet sein Urtheil. Die Kunsterörterungen, die damit in den Roman eingeflochten sind, gehören zu den feinsten Kunstkritiken, die ich kenne. Sie allein geben Moore's Buch bleibenden Werth.

George Moore ist Essayist, einer der wenigen unter den modernen Engländern, dessen Essays um seiner selbst willen lesenswerth sind.*) Als ich ihn vor nunmehr zwei Jahren persönlich kennen lernte, sprach er mir von dem Roman, der eben jetzt erschienen ist. Wie er über seine Kunst sprach, das ist mir unvergessen. Er, den man als Verfasser von „Esther Waters" für einen Naturalisten halten durfte, versicherte, nie nach lebenden Modellen zu arbeiten, keiner Studien zu seinen Romanen zu benöthigen: in seinem Innern würden die Gestalten, würde der Weltausschnitt ihm lebendig. Und über Balzac sprechend, hat Moore einmal erklärt: „Die Menge weiß nicht, daß der Künstler aus seiner empirischen Lebenskenntniß nur geringen Nutzen zieht, daß er sich fast ausschließlich auf sein inneres Wahrheitsbewußtsein verläßt." Versuche ich heut', an das Gespräch mit ihm zurückdenkend, mir sein Gesicht und seine Gestalt zu vergegenwärtigen, so vermag ich es nicht mehr. Aber ich sehe seine Augen noch vor mir, ausdrucksvolle, schillernde Augen, die irgendwie an das Meer erinnern; die Augen eines Träumers. Und was er von einer seiner Gestalten sagt, gilt von ihm selbst: „his face was in his eyes; they reflected the flame of faith and of mission."

George Moore ist nicht nur Schriftsteller; er ist in gleicher Weise musikalisch beanlagt und er hat in Manet's Atelier in Paris gemalt. Die drei Künste haben fast gleichmäßig an ihm Antheil, und, was meistens Halbheit bedeutet, wird ihm zu eigenartigem Vorzug. Man weiß, wie der Präraphaelitismus in England sich aller einzelnen Künste bemächtigt hat, wie das „painter poet" beinahe zu einer Selbstverständlichkeit wurde, wie diese Kunst die Wirklichkeit in vielfacher Erscheinungsform in sich aufgenommen hat, um zu einer All-Kunst zu werden. Der Vergleich mit der Romantik läge nahe, aber er ist falsch. Nicht Lebensflucht mehr gilt es, sondern Lebensverinnerlichung. Und dieser All-Kunst entspricht George Moores künstlerisches Wesen; Hinweise auf William Blake, den Vorgänger der Präraphaeliten, auch einen painter poet, haben bei ihm persönliches Gewicht. Was diese Lebensverinnerlichung aber bedeutet, weist sich bei Moore am augenfälligsten in seiner Motivirung.

Man kann, oder muß vielleicht, drei Arten der Motivirung unterscheiden. Ein bestimmtes Motiv setzt sich direkt in Handlung um, ganz folgerichtig; das ist das eine. Oder die Handlung entspricht einer Komplikation von Motiven, wie es im Leben meist der Fall ist. Oder es wirken Imponderabilien mit, sodaß die Handlung schließlich im Widerspruch mit den Motiven stehen kann; man thut, was man umgethan lassen möchte und verwirft. Alle drei Arten der Motivirung kann man sehr deutlich in Hebbels Dichtung unterscheiden; die erste, die erbarmungslos folgerichtige, in Maria Magdalena; die Komplikation in Judith, wie sie den Holofernes tödtet; das Hineinspielen des Unfaßbaren, des Schicksalsgefügten im Ring des Gyges. George Moore nun wendet ganz ausschließlich die letzte Art der Motivirung an. Evelyn Innes ist eine Heilige mit Sünderinstinkten oder eine Sünderin mit nie ganz rastendem Gewissen. Sie ist entschlossen, nicht mit Owen zu gehen und vergegenwärtigt sich alle Motive, warum sie es nicht thun darf, nicht thun wird. Und gleichzeitig sieht sie sich selbst doch diesen Weg gehen, und sie geht ihn; fast automatisch. Und diese selbe Art der Motivirung kehrt wieder, wenn sie Owen untreu wird. Unser Wollen ist nicht unser Handeln. Und in demselben Zwiespalt zwischen Müssen und Wollen, Begehren und Entsagen kehrt sie zum Beichtstuhl zurück.

Das ist nicht Alles. Die Gegenwart ist zukunftskündend. Wie Evelyn zum ersten Mal Owen sieht, da überkommt es sie nicht mit Liebesahnen, sondern sie weiß, dieser Mann ist ihr Schicksal. Sein Leben ist mit dem ihren durch Vorbestimmung verknüpft, das fühlt sie. Und das wiederholt sich anders bei ihr selbst, anders bei Andern. Und in irgend einem Augenblick, vielleicht in einem ganz gleichgiltigen, weiß sie plötzlich: in dieser Lage hat sie sich irgend wann vorher gesehen oder doch geahnt. Sie mußte wohl dahin kommen, wo sie steht, denn eine Ahnung sagt ihr schreckhaft, daß sie innerlich den gegenwärtigen Augenblick schon erlebt, mit allen Einzelheiten erlebt hat. Wie Schiffe im Nebel, diese Menschen: ein plötzliches Sichtbarwerden, ein schreckhaftes Erkennen. Sind die Kurse auseinander gerichtet, unvermeidbar der Zusammenstoß.

Und die Vergangenheit tritt in die Gegenwart ein. Jedes Sichüberlegen ist zugleich ein Sicherinnern, und jede Erinnerung zeigt in jeder Stimmung ein anderes Gesicht und wirkt heut so und morgen anders auf die Beschlüsse ein. Evelyn sitzt auf einer Parkbank mit ihrem zweiten Liebhaber. „Sie entsann sich, wie Owen, Siegfried gleich, gekommen war und sie befreit hatte, sie dachte an all' die verzehrende Leidenschaft jener Zeit. Sie hatte mit ihm unter demselben Baum gesessen. Sie saß jetzt da mit Ulick. Alles hatte sich geändert, und doch war Alles sich gleich geblieben... Sie stand im Begriff, sich in einen anderen Mann zu verlieben, das war Alles." Natürlich fragt George Moore, ob Menschen, die so unfrei handeln, so komplizirt empfinden, glücklich sind. Ist Evelyn Innes glücklich? Er führt sie, ihr Glück zu finden, in den Schoß der Kirche zurück.

Evelyn Innes ist zum Theil ein religiöses Buch. Das hat, spricht man von englischen Romanen, einen bösen Klang. Von Niemand wird so sehr gegen das Gebot gesündigt: Du sollst den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen, wie von englischen Romanschriftstellern. Religion ist in England die Mode, die nicht wechselt. Und wenn in diesen Blättern kürzlich vom „Christian" von Hall Caine die Rede war, so muß man unterscheiden: Hall Caine verhält sich in religiöser Beziehung zu George Moore, wie Gustav Nieritz etwa zu Novalis, oder, um in der Vergleichssphäre des Buches zu bleiben, wie Wagner in seinen religiösen Motiven zu Sebastian Bach. Die Religiosität ist bei Moore ein innerlich Ding.

Evelyn Innes macht alle Stadien religiösen Empfindens durch. Zuerst eine naiv kindliche Gläubigkeit, dann einen weltsatten Skeptizismus, das ästhetisch moderne Gefühl nachher der Religion gegenüber: „wie schön, wie rührend!", dann ein Erwachen moralischer Gewissensthätigkeit — Moore braucht den schönen Vergleich, daß, wie das Meeresrauschen in der Muschel, so moralisches Mahnen im Menschen forttöne („as a shell, man is murmurous with morality") — und in dieser inneren Unruhe gibt sie sich geistlicher Führung anheim. Sie ist Katholikin, und der Priester fragt nicht nach ihren Sünden, er fragt nach ihrer dogmatischen Ueberzeugungstreue. In die wird sie wieder hineingezwungen, um sich nachher hineinzufinden. Mystizismus hat an ihren religiösen Empfindungen Theil.

Dennoch, gerade in dieser Schlußpartie, hat Moore's Kunst meinem Empfinden nach versagt. Am Anfang des Buches, wie am Ende, steht die Idylle; sie ist im Anfang überzeugend, ist es nachher nicht. Man glaubt, Evelyn ihren innerlichen Frieden nicht; ich wenigstens kann ihn ihr nicht glauben. Die innerliche Auferstehung ist allzu dogmatisch mystischer Natur; je mehr sie das ist, je weniger ist sie tröstend. Naiver Kinderglaube hätte hier ein Wunder wirken können; für den aber ist ein so komplizirtes Weien wie Evelyn Innes verloren. Nicht einer Religiosität in Novalis' sondern in Mathias Claudius' Sinne hätte es bedurft. Denn man begreift, wie ein Lebensmüder seine Hände faltet, um sein Abendgebet zu sprechen, wie er es als Kind gethan. Der Dogmatismus wirkt hier wie ein Licht, das leuchten mag, doch sicherlich nicht wärmt.

Aber die Religiosität ist bei Moore auch nur Erscheinungsform einer tiefer greifenden Weltanschauung. Lebensglück bedeutet ihm Lebensresignation. Daß Evelyn Innes

*) Impressions and Opinions. London 1891. David Nutt.

den Flitterstaat von Ruhm und Liebe und Leben von sich wirft, um Einkehr in sich selbst zu halten, darauf kommt es an. Das Leben mißachten lernen ist des Lebens höchstes Gut; der sich Entäußernde ist glücklich. „Er konnte nicht verstehen, daß man nur durch Entsagung zum Glück kommt. Er hatte niemals auf irgend etwas verzichtet, und so war sein Leben nichts als eine Trivialität", heißt es von Owen. Dieselbe Herbststimmung wie in Esther Waters. Die Blätter müssen fallen, wenn die Früchte reif sind.

Und wiederum mit Esther Waters verglichen, weist George Moore's neuer Roman einen Rückgang in Schärfe der Charakteristik auf. Beinahe scheint das unumgänglich: je mehr man die Motive komplizirt, desto unsicherer treten die Charaktere als Ganzes in Erscheinung. Das Leben wirkt als Summe vieler inhaltsschweren, widerspruchsvollen Augenblicke; die Summe wirkt als Vielheit, nicht als Einheit. Demnach steht mir „Evelyn Innes" ganz so nahe, näher vielleicht als „Esther Waters". Das Buch gibt viel. Es gibt das, was uns eben fehlt.

Ernst Heilborn.

Rousseau.

Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß auf Anordnung des französischen Unterrichtsministers das Grab im Panthéon eröffnet worden sei, welches die Gebeine Voltaire's und Rousseau's umschließt. Bei dieser Gelegenheit erhob sich auch eine Kontroverse darüber, ob diese Gebeine thatsächlich noch vorhanden wären, und man erinnerte sich dabei namentlich der wechselvollen Schicksale, welche gerade Rousseau noch im Tode hatte erfahren müssen. Nachdem er 1778 in Ermenonville gestorben war, wurden seine Gebeine im Jahre 1794 auf Grund eines feierlichen Beschlusses des Konvents von Staatswegen in das Panthéon überführt; 1814, so heißt es, hätten französische Klerikale dann seine Leiche ebenso wie diejenige Voltaire's in der Nacht entfernt und in eine Grube in einem anderen Theile der Stadt geworfen, während andere behaupten, sie wären im Sarkophage geblieben. Die Sarkophage wurden dann 1821 in den Keller des Panthéon gebracht, 1830 wieder hinauf und 1852 wieder hinab.

Diese wechselvollen Schicksale, welche der Leichnam Rousseau's erfahren mußte, sind ein getreues Symbol der wechselvollen Schicksale, welche auch seine eigenen Anschauungen ebenso wie die Ansichten der verschiedenen Zeiten über seine Persönlichkeit gehabt haben. Es gibt wohl keinen unter den großen Geistern Frankreichs, dessen Charakterbild so vielen unaufhörlichen Schwankungen unterworfen war und noch ist. Für die Einen ist er nichts als ein gleichgeordneter Genosse der Encyklopädisten, für die Anderen ihr direktes Gegentheil, dem Einen ein Wiederhersteller von Glauben und Frömmigkeit, dem Anderen die Ausgeburt atheistischer Verirrungen. Vor allen Dingen ist das Urtheil über seinen persönlichen Charakter bis heute noch vollständig schwankend. Es gibt Leute, welche ihm mit aller Macht das Brandmal sittlicher Verworfenheit aufzudrücken suchen, während Andere seine Tugend preisen; und neuerdings tauchen sogar vereinzelte Versuche auf, die ganze Erscheinung dieser Persönlichkeit zum guten Theile von der pathologischen Seite aufzufassen, eine Ansicht, die ebenso viel Werth und Unwerth hat wie im Falle irgend eines anderen Genies, das ja Horaz einmal als „amabilis insania d. h. liebenswürdigen Wahnsinn definirt.

Es ist dabei besonders auffallend, daß man gerade in Frankreich bis jetzt am wenigsten verstanden hat, der Eigenart Rousseau's gerecht zu werden. Die besten Darstellungen über ihn sind aus anderen Ländern gekommen, namentlich von den Deutschen, bei denen die Rousseaubegeisterung stets eine große Rolle spielte, von den Engländern — hier ist besonders das Werk von John Morley, dem bekannten liberalen Führer und ehemalige Minister zu nennen — und neuerdings ist der Däne Harald Höffding (Professor der Philosophie in Kopenhagen), der freilich auch mit dem deutschen Geistesleben engste Fühlung besitzt, hinzugetreten. Sein Buch über Rousseau, welches in der von Prof. Falckenberg herausgegebenen Sammlung der Klassiker der Philosophie (Stuttgart, Frommann's Verlag) erschienen ist, gehört zweifellos innerhalb des begrenzten Rahmens, der hier gewählt worden ist, zu den besten Gesammtdarstellungen, die wir über Rousseau besitzen. Wenn ich in der Anlage des Buches noch etwas vermisse, so wäre es blaß dies, daß die außerordentlich reiche historische Filigranarbeit zuweilen zu sehr durcheinander gewoben ist, um noch den klaren Durchblick durch das Ganze zu ermöglichen; aber was dem Buche einen besonderen Vorzug gibt, ist vor allem die einheitliche geschlossene Auffassung, die vielleicht bei niemandem schwerer zu erreichen ist als bei Rousseau. Die eingehenden Nachrichten, welche Rousseau selbst in den Konfessionen über sein Leben gegeben hat, die zahllosen Erzählungen und Anekdoten, welche seine Zeitgenossen überliefert haben, oder die auch bloß dem Sagenkreise entstammen, der sich frühzeitig um ihn bildete, das Alles hat wie ein überreiches Rankenwerk allmählich die einfachen, großen Linien dieser Persönlichkeit fast ganz verdeckt, so daß es schwer ist, das Monumentale darin heraus zu finden. Höffding hat sich entschlossen von diesem Anekdotenkram frei gemacht und versucht, ein Bild des Einsiedlers von Ermenonville zu zeichnen, das die einfache Substanz seines Charakters und den bleibenden Kern seines geistigen Schaffens festhält.

Es darf eigentlich kaum Wunder nehmen, daß gerade die eigenen Landsleute Rousseau's das Größtmöglichste in der Entstellung seines Charakters und seiner geistigen Wirksamkeit gethan haben. Denn beides steht im Grunde im schärfsten Gegensatz zu dem Gesammtcharakter der Franzosen, so daß einige fleißige Forscher auch nicht ohne Grund darauf hinweisen konnten, der Genfer Bürgersohn habe ja eigentlich nur die Sprache mit den Franzosen gemein, anthropologisch aber weise er auf einen ganz anderen Ursprung hin. Man kann sogar diesen Gegensatz Rousseau's zum besonderen französischen Nationalcharakter ganz wohl, so wie es Höffding thut, geradezu zum Prüfstein für die Beurtheilung der wichtigsten Charakterzüge des Rousseau'schen Geistes machen.

Vielleicht ist zu keiner Zeit dieser besondere französische Nationalcharakter nach seinen Licht- und Schattenseiten glänzender hervorgetreten als in den Salons des 18. Jahrhunderts, in denen die Encyklopädisten den Ton angaben. Zu ihnen aber bildet Rousseau den vollkommensten Gegensatz, so daß nichts natürlicher ist, als der bekannte vollständige Bruch mit Voltaire, mit Diderot, überhaupt mit allen Denen, die zu dem geistigen Kreise der Encyklopädisten gehörten. Welche Thorheit ist es, den Grund dafür in persönlichen Streitigkeiten, in sonderbaren gereizten Stimmungen Rousseau's und dergleichen zu suchen, wo es sich, wenn man so sagen darf, um den direkten Aufeinanderprall zweier ganz verschiedener Weltperioden handelt. Selbst der persönliche Verkehr, den Rousseau eine Zeit lang als Genosse mit dem Encyklopädistenkreise gepflogen hat, zeigt fast in jedem Zuge den Gegensatz, in dem er zu dieser ganzen ihn umgebenden Welt steht. In den Pariser Salons galt am höchsten das launige Gespräch, das witzige Dahineilen über die Dinge, die frivole Skepsis, die mit allem spielte, nichts ernsthaft nahm, nicht einmal sich selbst, die nichts Festes und nichts Beharrliches gelten ließ, die mit Lachen über Alles dahinglitt.

Und nun vergleiche man damit das Auftreten Rousseau's, der überall, im Gespräch eben so gut wie in seinen Schriften, strengen Ernst zeigte, eine überwiegende Neigung

zur Melancholie, zum Sichversenken in die Tiefen einer Stimmung, eines Gedankens, eines Gefühls, bei dem die Rede sich feierlich dahin bewegte zwischen hohem Pathos und leidenschaftlichem Enthusiasmus, der so sehr in sich gekehrt war, daß er meist kaum im Stande war, solcher leicht dahingleitenden Causerie, wie sie in den Pariser Salons damals eben so wie heute üblich war, zu folgen.

„Er konnte nur selten Gedanken und Worte finden, wenn es galt, auf der Stelle zu repliziren, z. B. im Gespräch, wo sich der Vorstellungslauf den Anreizen von außen zu bequemen hat. Nur wo er von äußerem Zwange unabhängig war, in der Einsamkeit, und wo das Gefühl den Gang der Vorstellungen bestimmen durfte, nur da hatte er „Geist".

Daher war es so leicht, ihn in die Enge zu treiben. Daher befand er sich nicht wohl in den Salons, in denen seine Freunde zu Hause waren. Er dachte langsam, wenn er auf äußere Veranlassung denken sollte. Die Konversation ging schneller fort, als seine Gedanken folgen konnten: wenn er an ihr Theil nehmen sollte, mußte er also schneller reden, als er denken konnte, und die Folge davon war, daß er oft dumme und thörichte Dinge zum Besten gab, — willkommener Stoff für die schonungslose Kritik der „Freunde". Man achtete nicht darauf, aus welchen Quellen die Widersprüche stammten, noch minder darauf, ob nicht hinter den scheinbaren Widersprüchen ein tieferer Zusammenhang verborgen läge. Rousseau seinerseits liebte das Lachen nicht; es war, seiner Meinung nach „das Argument der Dummköpfe", ein Gift für gesunden Sinn und für gute Sitten". Er warf Molière vor, daß er in Le Misanthrope einen ehrenhaften und aufrichtigen Mann lächerlich gemacht habe. Da mußte er sich übel befinden in einem Kreise, in welchem der Witz sich leicht und muthwillig tummelte, und wo das Lachen — mit Recht oder Unrecht — oft das einzige Argument war".

Den ganzen schroffen Gegensatz, in dem Rousseau sich zu den Encyklopädisten befand, hat er selbst dadurch charakterisirt, daß er dem Lieblingsbegriffe der Zeit, dem „bel esprit" überall als sein eigenes menschliches Ideal die „belle âme" entgegenstellte. Der bel-esprit, der Schöngeist, liebt es durch pikante und interessante Zusammenstellungen zu überraschen, während die belle âme, die schöne Seele — die beiden deutschen Uebersetzungen dieser Wörter sind eigentlich recht unzureichend, — immer in die Tiefe zu dringen sucht, auch wenn kein unmittelbares Interesse erweckt wird; der bel-esprit sucht nach Gelegenheiten, wo er Witz zeigen, die belle âme nach Gelegenheiten, wo sie Enthusiasmus — nicht zeigen sondern nur in sich selbst entbinden und nur in seltenen Fällen auch schamhaft erröthend vor anderen ausströmen lassen kann. Selbst da wo sie irrt, — und sie wird weit häufiger und stärker irren als der bel-esprit — irrt die schöne Seele aus Enthusiasmus. Auch dem bel-esprit braucht es keineswegs an Herz zu fehlen, aber dieses hat für ihn gleichsam eine este Klaviatur, auf der der Verstand nach Wohlgefallen pielt; auch die schöne Seele auf der anderen Seite ist immer reich an Verstand, aber dieser hat doch immer als die vornehmste Aufgabe, den feinsten Modulationen der Gemüthstöne nachzufolgen und sie zu ordnen. Nach allem kann es kein Wunder nehmen, daß der bel-esprit es immer leicht hat, in der Gesellschaft wie ein Fettauge auf der Suppe obenauf zu schwimmen, während die schöne Seele, und so auch Rousseau, in ihr immer wie ein Vagant umherirrt, scheu, ängstlich, oft bedrückt, und nur selten betroffen stille stehend, wenn sie auf eine gleichartige Quelle tieferer Innerlichkeit zu stoßen meint. Daher fühlt der erstere sich außerordentlich wohl im Leben in und mit all diesen Formen und Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, welche fast durchgängig Schöpfungen und Ergebnisse einer Verstandesthätigkeit sind, während die schöne Seele immer von einer stillen melancholischen Sehnsucht nach der Einfachheit der Natur erfüllt ist und die Gebilde und Erscheinungen des menschlichen Gemeinschaftslebens immer wieder von neuem verwundert, gleichsam mit offenen Kinderaugen anstaunt; daher denn Rousseau in der Vorrede zur Nouvelle Héloïse von ihr sagt: La Nature la fit, vos institutions la gâtent.

Es ist leicht einzusehen, daß der Begriff der belle âme aufs genaueste zusammenhängt mit dem allgemeinen Kulturtableau, welches den Ausgangspunkt des Rousseau'schen Gedankenproblems bildet, und daß mit der Entgegensetzung des bel esprit und der belle âme, ersteres vertreten durch die Encyklopädisten, letztere durch Rousseau, nicht nur zwei Persönlichkeitstypen sondern auch zwei Gedankenrichtungen, die nur eben auf eine Persönlichkeit gleichsam projizirt sind, entgegengesetzt werden. Es liegt also nicht der mindeste Anlaß dafür vor, das Verhältniß Rousseau's zu den Encyklopädisten nach dem Maßstabe kleinlicher Salonintriguen zu messen, wie es denn überhaupt grundverkehrt ist, bestimmte Charakterzüge bedeutender Persönlichkeiten aus zufälligen äußeren Umständen ableiten zu wollen, ehe man sich ernstlich gefragt hat, ob nicht diese durch jene so und nicht anders gestaltet worden sind und gestaltet werden mußten. Denn eben das Kennzeichen wahrer Persönlichkeit ist ja eben die innere Geschlossenheit des Geistes und Charakters und die relative Unabhängigkeit von den zufälligen äußeren Umständen. . . . .

Im Kampfe mit seinen encyklopädistischen Gegnern ist Rousseau unterlegen. Er war und blieb von jener Zeit an vereinsamt und starb auch fast als Einsiedler. Aber vor dem Richterstuhl der Nachwelt hat er seinen Prozeß dafür um so glänzender gewonnen. Selbst sein größter Gegner unter den Aufklärern, Voltaire, ist für das Leben der Gegenwart fast nur noch ein Name ohne bestimmten Inhalt und seine zahlreichen Schriften werden nur noch von Liebhabern gelesen, während Diderot, D'Alembert, Holbach u. s. w. fast vergessen sind. Die Ideen Rousseau's dagegen haben nach seinem Tode erst ihre intensive Wirksamkeit recht begonnen, zuerst praktisch in der französischen Revolution, dann theoretisch in der klassischen deutschen Dichtung und Philosophie, die völlig im Bannkreise der Rousseau'schen Ideen sich entwickelt hat, während die Encyklopädisten für sie so gut wie nichts bedeuten.

Für die unmittelbare Gegenwart besteht ganz dasselbe Verhältniß. Ihr entschwinden die Namen der encyklopädistischen Führer, während der Name Rousseau allmählich nach mannigfachen Schwankungen wieder neuen Glanz erhält. Das ist in der Natur der Dinge wohl begründet. Denn während die Encyklopädisten nur ihrer Zeit dienten, indem sie das Werk der Aufklärung mit Meisterschaft und Energie zu gewaltiger Höhe brachten, so hat Rousseau ein Problem von ewiger Bedeutung zum ersten Male in seiner ganzen Wucht vor Augen gestellt: die Frage, ob alle die gewaltigen Zurüstungen der menschlichen Kultur ihren Zweck in sich selber tragen oder einem anderen höheren Zwecke dienen sollen, nämlich dem Glücke und der Veredelung der Menschen, und wenn das der Fall ist, ob dieser höchste Zweck auf dem Wege gesteigerter Kulturentwicklung erreicht oder nicht vielmehr völlig verfehlt werde. Es mag vielleicht einmal eine Zeit kommen, in welcher der Anlaß zu solcher Frage verschwindet, weil die alten Kulturvölker verschwunden sind und mit primitiven Naturvölkern als Kulturträgern eine neue geschichtliche Epoche anhebt. Aber so lange dies nicht der Fall ist, wird das Rousseau'sche Problem immer wieder sich geltend machen, ja seine Bedeutung wird beständig zunehmen mit der fortschreitenden Intensität der Kulturentwicklung.

Es ist freilich nur das Problem, weniger die Art seiner Lösung, welches hierbei die Aufmerksamkeit immer wieder auf Rousseau zurücklenken wird. Denn er konnte eben dies Problem deshalb nicht lösen, wohl aber mit Meisterschaft aufstellen, weil er in sich selbst den Widerspruch, den es aufdeckte, gleichsam verkörpert darstellte, den Widerspruch zwischen dem wirklichen und dem seinsollenden Stande der Dinge, zwischen Leben und Ideal. Daß er diesen Widerspruch in sich selbst wie kein zweiter erlebt hat, macht die

Größe aber auch die Tragik seines Lebens aus. Aehnlich beurtheilt ihn auch Höffding:

„Rousseau war ein Märtyrer des Widerspruchs seiner eigenen Natur und des Widerspruchs zwischen seinem Ideale und der bestehenden Ordnung der Dinge. Eben wegen dieser scharfen inneren und äußeren Gegensätze aber erstrahlte seinem Auge das, was ihm das Höchste war, in dem größten Glanze, und er hat in seinen besten Augenblicken vermittelst des Gesetzes der Kontrastwirkung einen Enthusiasmus und eine Seligkeit empfunden, wie sie nur wenigen Menschen zu Theil geworden sind. Daher liebte der arme Jean Jaques das Leben, und daher glaubte er an das Leben".

M. Kronenberg.

Nochmals „eine litterarische Entdeckung".

Wir erhalten die nachfolgende Zuschrift:

In Nr. 45 der „Nation" legt Otto Pniower seine Meinung über die von mir herausgegebene Schrift „Zwei Jugendlustspiele von Heinrich von Kleist" dar.

Als äußeren Thatbestand erwähnt er ausschließlich Kleist's Behauptung, daß er 30 Louisd'or verdient, wie andererseits das Geständniß, für „Die Familie Schroffenstein" nicht bezahlt zu sein. Pniower behauptet: „Lediglich auf dieser Kombination ruht die Hypothese." Diese Behauptung ist thatsächlich unrichtig. Ich führe S. VI f. meiner Einleitung noch folgende Briefäußerungen Kleist's aus dem Frühjahr 1802, dreiviertel Jahr vor Erscheinen der „Familie Schroffenstein", an: 1. Er werde „Geschäfte halber, auf ein paar Tage nach Bern kommen" (2. März an Zschokke); 2. er habe „ein Geschäft bei dem Buchhändler Geßner" gehabt (1. Mai an seine Schwester); 3. „wenn mein kleines Vermögen gleich verschwunden ist, so weiß ich jetzt doch, wie ich mich ernähren kann" (18. März an dieselbe); 4. „von allen Sorgen vor dem Hungertode bin ich befreit, obschon, was ich erwerbe, so grade wieder draufgeht" (1. Mai an dieselbe); 5. Zschokke's Aeußerung zu seinem Biographen Ernst Münch, daß sich Kleist damals „anstrengte, witzige und lustige Komödien zu verfassen", die er auch den Freunden vorlas. Dazu gesellt sich 6. S. XXII die Aufzählung der Briefstellen, worin er seiner Braut schriftliche Darlegung ihrer Gefühle entlocken will — mit dem direkten Hinweis: „Du weißt, daß ich mich jetzt für das schriftstellerische Fach bilde. Ich selbst habe mir schon ein kleines Ideenmagazin angelegt. . . . Wenn Du auch einen kleinen Beitrag dazu liefertest, so könntest Du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen". Die Bedeutung, die ich dem letztgenannten Zeugniß beilege, betone ich durch den Zusatz: „Das streift denn in der That an Selbstverrath".

Pniower verschweigt nämlich weiterhin, daß ich als ausschlaggebende innere Gründe aufs ausführlichste S. XVIII ff. vor allem „die unwillkürliche Individualisirung des Helden nach der Seele des Dichters selbst" hinstelle und durch zahlreiche Parallelen belege, wie „in dem Helden Eduard Felseck uns schlechtweg der ganze Heinrich von Kleist entgegentritt", der immer „alles oder nichts" fordert, der „um Liebe die Pistole in der Hand" bittet, der von der Geliebten das erste Wort des Liebesgeständnisses erwartet, der „ein weibliches Herz gern anatomiren und klassifiziren" möchte, der sich im Uebrigen voll Schwermuth und anderer individueller Züge aus Kleist's Charakter zeigt. Ich weise weiterhin, was Pniower ebenfalls mit keinem Wort erwähnt, auf die Analogie der Handlung von „Coquetterie und Liebe" — wie das eine Werkchen betitelt ist — mit Kleist's eigener Liebesgeschichte hin, berühre auch die Porträtähnlichkeit der weiblichen Hauptgestalten mit Kleist's Braut und deren Schwester. Vor Allem zitire ich (auf der Wende von S. XXII und XXIII, dann S. XXIV f. und XXVII) eine ganze Anzahl wörtlicher oder fast wörtlicher Berührungen des Dialogs mit Kleist's Briefen aus den Jahren 1800 und 1801, sämmtlich Stellen von individuellem, eigenartig Kleist'schem Gepräge.

Formell weise ich auf den jambischen Rhythmus des Dialogs hin. Wenn Pniower meint, „am meisten fordere die Sprache, die Persönlichkeit dieses Dichters von ihnen fern zu halten" — so weise ich gerade, der immer am jungen Kleist bekannten Bilderjagd und Sentenzensucht ganz zu geschweigen, zahlreiche Uebereinstimmungen mit Kleist's eigenthümlichem Sprachgebrauch nach (S. XXX f., S. XXXIV und S. XXXVI f.).

All dieses übergeht Pniower.

Ferner: Im Gegensatz zu Goethe's Jugendwerken findet Pniower in den beiden Stücken „eine überreife, nicht unreife Intelligenz". Wäre dem wirklich so, dann wäre Goethe der bedenklichste Gegenzeuge: von je hat man seine „Mitschuldigen" und viele Leipziger Jugendgedichte ausdrücklich eher als überreif, denn als unreif in ihrer geistigen Richtung bezeichnet.

Ueber alle innern Gründe geht Pniower mit der Belehrung zur Tagesordnung über: „Auch der Poet ist ein Kind seiner Zeit und hervorstechende Züge einer Epoche wird der größte Dichter mit dem kleinsten poetischen Zeitgenossen theilen." In Anwendung auf die von mir entwickelten Gründe charakterisirt sich diese Behauptung als der kontradiktorische Gegensatz zu den Thatsachen: ich habe nirgends „hervorstechende Züge einer Epoche" angeführt, sondern überall solche individuellen Züge, die im Gegensatz zu den hervorstechenden Zügen jener Epoche stehen und sich — wie ich S. XXVII wörtlich sage — „in ihrem Zusammentreffen zu einem individuellen Charakterbild runden, wie es nur einmal, eben in Heinrich von Kleist, dem Menschen und dem Dichter, dagewesen."

Schließlich gesteht Pniower freilich selbst: „Alle diese verstandesmäßigen Erwägungen und Einwände wirken vielleicht nicht überzeugend und vermögen nicht die Hypothese zu entkräften". Dieses Zugeständniß müßte mir gewiß erfreulich sein. Wenn aber Pniower zu meiner Behandlung des Gegenstandes eine „wirklich wissenschaftliche Behandlung" in Gegensatz stellt, dennoch, eingestandenermaßen von „verstandesmäßigen Erwägungen und Einwänden" im Stich gelassen, es für „erlaubt" hält, „sich auf das Gefühl zu berufen" — so muß ich mit Bedauern halb und halb mit Genugthuung feststellen, daß unsere Anschauungen von „wirklich wissenschaftlicher Behandlung" in diametralem Gegensatz stehen.

Kiel, 8. August 1898. Eugen Wolff.

Briefkasten der Redaktion.

B. L. in Falkenberg. Wir pflegen Gedichte nicht zu veröffentlichen.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 47 Berlin, den 20. August 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Krisis, die nun schon so lange auf Oesterreich schwer lastet, hat, wie zu erwarten war, auch bei den Berathungen, die zwischen dem Kaiser und den Ministern der beiden Reichshälften in Ischl stattgefunden haben, ihre Erledigung nicht gefunden. Das Wort Erledigung sollte man vielleicht überhaupt nicht aussprechen; denn eine Vereinbarung, die eine solide und dauerhafte Lösung der Schwierigkeiten verspricht, erwartet man heute kaum noch. Die Hoffnungen richten sich nur auf ein Auskunftsmittel, das die Krisis hinausschiebt, vertagt, das die mißlichen Verhältnisse von heute einer späteren Zeit zur Liquidation zuwälzt.

Es scheint, daß man in Oesterreich eine gewisse Neigung für eine Gewaltpolitik hat, die ohne Parlament den Ausgleich mit Ungarn zu Stande bringen soll. Es scheint, daß man in Ungarn einer solchen Politik aus Achtung vor der Verfassung — und wäre es auch nur die Verfassung Oesterreichs — einen unerbittlichen Widerstand nicht entgegenstellt. Man hält nicht an dem Standpunkt fest: schreitet man über die Verfassung in Oesterreich hinweg, warum sollte man dasselbe nicht auch einmal in Ungarn unternehmen; diese gesunde Verhaltungslinie behauptet man nicht, und dieses Motiv zum Widerstand gegen den österreichischen Feudalismus und Klerikalismus rückt man nicht vor Allem in den Vordergrund. Aber gleichwohl bietet man nicht direkt die Hand zur Vernichtung der Verfassung im Nachbarreiche. Man wünscht auf gewundenen Umwegen eine gewisse Berücksichtigung der Verfassung Oesterreichs, aber nicht um der Verfassung willen, sondern weil man in Ungarn annimmt, auf diese Weise die größten Vortheile für das eigene Reich und eine Stärkung der eigenen Unabhängigkeit herauszuschlagen.

Diese Politik zeigt den gesunden ungarischen Egoismus, der das kleine Volk politisch schon so weit gebracht hat; aber ist dieser Egoismus, der von dem politisch berechtigten Gesichtspunkt ausgeht, daß man zunächst für sich selbst zu sorgen hat, und daß auch die Deutschen für sich kämpfen mögen, auch weitsichtig, ist diese Auffassung eine staatsmännische?

Auch die Stellung Ungarns in der internationalen Welt ist abhängig von der Großmachtstellung, die der gesammte Kaiserstaat Oesterreich-Ungarn zu behaupten im Stande ist. Ein blühendes Ungarn, dem ein tiefunterwühltes und daher international aktionsunfähiges Oesterreich zur Seite steht, wird für sich allein eine Großmachtstellung, wie sie dem Lande heute zu Gute kommt, aufrecht zu erhalten nicht vermögen. Die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, die Ungarn von einem in sich geschwächten Oesterreich ertrotzen kann, ist daher ein Geschenk von sehr zweifelhafter Güte. Was Ungarn gewinnt innerhalb des österreichisch-ungarischen Staatsverbandes, das verliert es unter Umständen im Hinblick auf seine internationale Weltstellung; voraussichtlich ist die Einbuße sogar weit größer als der Gewinn.

Dies ist augenscheinlich der Punkt, wo die Vorgänge in Oesterreich die Politiker in Pest nicht nur in Bezug auf die Frage berühren: Wie kann Ungarn aus den österreichischen Wirren augenblicklich die größten Vortheile ziehen? Wenn die Ungarn weitblickend sind, dürfen sie nicht nur fragen: Was frommt uns innerhalb der ungarischen Grenzpfähle heute am meisten; sondern sie müssen sagen, unser ungarisches Geschick ist von dem österreichischen ohne die schwersten Erschütterungen nicht zu trennen und uns Ungarn kann daher bleibend nur das förderlich sein, was den Gesammtstaat, von dem wir ein so hervorragendes Glied sind, auf der Höhe seiner heutigen Macht erhält. Und so erscheint es denn unbedingt geboten, daß die ungarische Politik über

die Grenze des heimathlichen Staats hinaus sich für die Zustände in Oesterreich interessirt. In einer so engen politischen Ehe wie dieser, genügt es nicht, eine völlige Trennung der Güter anzustreben. Trotz Trennung der Güter wird das Geschick der einen Hälfte die Zukunft der anderen auf das Tiefste beeinflussen.

Ist in Pest ein Verständniß für eine derartige, die Zukunft ins Auge fassende Betrachtung der Verhältnisse vorhanden, so wird man vielleicht mit Hilfe des ungarischen Elementes auch langsam zu gesunder Neuordnung der österreichischen Verhältnisse gelangen können. Verfolgt man aber in Ungarn nur die kleinen Vortheile des Augenblickes, so wird man mit dieser Politik die Zersetzung in Oesterreich nur fördern und sie erscheint schon jetzt so weit vorgeschritten, daß man in Oesterreich aus eigener Kraft schwerlich zu gesunden Verhältnissen wird zurückkehren können.

So lange der jetzige Kaiser lebt, kann man das staatliche Dasein von Tag zu Tag fortzufristen suchen; aber was tritt ein, wenn dieser Monarch, der, wie die jetzigen Festtage beweisen, bei allen seinen Völkern Achtung und Rücksichtnahme genießt, nicht mehr sein wird?

Französische Blätter verrathen immer offener, mit welchen Hoffnungen man sich in Paris trägt. Man erwartet bei unseren westlichen Nachbarn in gegebener Zeit das Auftauchen einer österreichisch-ungarischen Frage in der internationalen Politik Europas, und man hofft in Paris, daß dieser Frage eine solche Richtung gegen Deutschland gegeben werden kann, um die elsaß-lothringischen Hoffnungen unseres westlichen Nachbars ihrer Erfüllung näher zu bringen.

Bis dahin ist noch ein weiter Weg, und wir hoffen von der Besonnenheit der Deutschen in Oesterreich und von der politischen Klugheit der Ungarn, daß eine internationale Frage, die das Staatsgefüge Oesterreich-Ungarns betrifft, überhaupt nicht zu einer Realität wird.

Manila ist nun auch noch in die Hände der Amerikaner gelangt; dieser Erfolg wird jene Richtung in den Vereinigten Staaten stärken, die die Philippinen oder wesentliche Theile der Philippinen für Amerika bleibend behalten will.

Ob diese Erwerbung für die Vereinigten Staaten weise ist, das muß man jenseits des Oceans selbst entscheiden. Gewiß ist, daß die Vereinigten Staaten hiermit unmittelbar Theilnehmer an den Welthändeln würden. Uns erschien es immer als eine der größten Vorzüge der Stellung der Vereinigten Staaten, daß dieses mächtige Staatswesen die Lasten nicht zu tragen hat, die eine direkte Antheilnahme an der internationalen Weltpolitik im Gefolge haben muß. Es scheint jedoch, als urtheilten große Theile der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten anders, und als überwiege dort der Anreiz, sich mit dem ganzen Gewicht der eigenen jugendlichen Kraft in die Welthändel hinein zu stürzen. Die Demokratie zeigt sich damit von einer Seite, die die modernen Theoretiker dieser Staatsform meist übersehen haben; der politische Realist wird diese Entwicklung für so verwunderlich nicht halten.

Mag nun die Strömung in der einen oder in der anderen Richtung gehen, keinesfalls hat Deutschland Veranlassung, den Lehrmeister oder die politische Vorsehung zu spielen. Halten es die Vereinigten Staaten für ihre Interessen zuträglich, sich auf den Philippinen festzusetzen, so wird unsere Politik keineswegs gezwungen sein, dem entgegenzuarbeiten oder solche Entschließung auch nur mit saurer Miene hinzunehmen. Ganz im Gegentheil; wo die Vereinigten Staaten sich etabliren, da ist die Bahn frei für die Entwicklung moderner Civilisation und modernen Verkehrs. Das kommt auch dem deutschen Unternehmungsgeist zu Gute. Und wenn die Vereinigten Staaten Lust verspüren, sich in die chinesischen Händel hineinzumischen, so kann auch das nur zu Gunsten der Erschließung Chinas geschehen und eine Erschließung Chinas, sie komme, woher sie wolle, wird gleichfalls Deutschland zu Gute kommen.

Mit Klarheit muß man bei uns und in den Vereinigten Staaten erkennen, daß die untergeordneten Mißverständnisse, die hin und wieder auftauchen, und thörichterweise in der Presse manchmal zu Staatsaktionen aufgebauscht werden, doch unmöglich die Thatsache verdunkeln können, daß kein bedeutendes reales Interesse die Vereinigten Staaten und Deutschland trennt, daß aber das moderne wirthschaftliche Leben, das beide Staaten durchfluthet, sie zu Verbündeten in der wirthschaftlichen Erschließung der noch unerschlossenen Theile der Erde machen muß. In diesem Wettstreit mag man im Einzelnen zu wirthschaftlicher Rivalität gelangen, aber die großen kulturellen und politischen Ziele beider Staaten sind die nämlichen.

* * *

Vor den Landtagswahlen.

(Schluß.)

Die Nothwendigkeit des Zusammenschließens aller Gegner des ostelbischen Feudalismus ist so einleuchtend, daß sie in den jetzt endlich etwas lebhafter werdenden Erörterungen der Presse über die bevorstehenden Landtagswahlen von den verschiedensten Seiten anerkannt, ja vielfach in den Mittelpunkt dieser Erörterungen gerückt wird. Hierbei springt jedoch sofort eine Schwierigkeit hervor, die nur allzu geeignet ist, den ganzen Einigungsprozeß verkümmern zu lassen, ehe er noch recht begonnen. Fast alle jene Erörterungen gehen mehr oder minder bewußt vom Fraktionsstandpunkt aus. Unter diesem Gesichtswinkel erscheinen nun die freisinnigen Gruppen als eine Art von Mittelpartei der Linken, zwischen den Nationalliberalen, die auch auf den zweiten Theil ihres Namens noch Werth legen, und den Sozialdemokraten, die nicht auf jeden Antheil an den Händeln dieser bürgerlichen Welt verzichten mögen. Und so ertönen denn die Mahnrufe von rechts, sich nicht vom Linken, und von links, sich nicht vom Rechten umgarnen zu lassen. Die Einen empfehlen die Parole „rechts anschließen", die Anderen kluge Rücksicht auf die eventuelle Wahlbetheiligung der Sozialdemokratie. Das ist eben wieder das alte Lied von altem Leid, dessen Ende sogar bei allseitigem guten Willen der Verständigung „die Zereinigung" zu sein pflegt.

Und selbst im besten Falle kann, wie die Dinge heute liegen, auf den Wegen mehr oder minder kluger — und mehr oder minder subalterner Fraktionstaktik höchstens ein armseliger Erfolg erzielt werden, der Gewinn von ein paar wackligen Mandaten hier oder dort, wodurch die Größe der aus der Natur der Verhältnisse sich ergebenden Aufgabe gar nicht berührt wird. Das Eine, was Noth thut, die Regeneration unseres inneren politischen Lebens durch Erweckung des Bürgerthums zum Bewußtsein seiner Kraft, seines Rechts und seiner Pflicht, das können keine Verhandlungen und keine Vereinbarungen von Fraktion zu Fraktion schaffen. All' diese taktischen Manöver vermögen weder die große Masse in Fluß zu bringen, daß sie instinktiv im entscheidenden Kampfe mit voller Wucht Partei ergreift, noch auch nur die beiden oberen Wählerklassen mit einem neuen, frischen Geist zu erfüllen, der sie heraushebt aus Fraktionsversumpfung oder stumpfer Theilnahmlosigkeit. Das aber ist's allein, worauf es heute ankommt. Die Möglichkeiten und die Wirkungen einer solchen spontanen Bewegung entziehen sich dem Rechenstift des routinirten Wahlmachers, wie auch keine fein ausgeklügelte Taktik eine solche Bewegung auszulösen vermag. Die größte Einfachheit ist hier die größte Kunst; das klare, von Nebenrücksichten weder gehemmte, noch geleitete Aussprechen der wenigen großen Gesichtspunkte, auf denen die thatsächlich vorhandene, aber zum allgemeinen Bewußtsein und damit zu energischer Bethätigung zu bringende Interessengemeinschaft beruht. „Alle Kunst praktischer Erfolge besteht darin, alle Kraft zu jeder Zeit auf einen Punkt, auf den wichtigsten Punkt, zu konzentriren und nicht nach rechts noch links zu sehen"; —

diese goldene Regel jeder Agitation großen Stils spricht Ferdinand Lassalle in seinem „offenen Antwortschreiben“, der Stiftungsurkunde deutscher Sozialdemokratie, aus; und daß der Mann die Agitation großen Stils meisterhaft verstanden, kann leider der deutsche Liberalismus am wenigsten leugnen. Nicht auf mehr oder minder geschickte Transaktionen mit dieser oder jener Seite, auf lockendes Aeugeln nach rechts oder links ist der Erfolg, der dieses Namens werth wäre, gestellt; sondern auf die Konzentrirung aller Kraft in dem einen Kampfrufe: **Bürgerthum wider Junkerthum!** Der solcher Losung innewohnenden propagandistischen Macht kann dann die Wirkung nach rechts wie links anheimgegeben werden.

„Dem ganzen Deutschland schuldet Preußen das gute Beispiel in Gesetz und Verwaltung, soweit beide den Einzelstaaten vorbehalten sind; denn die Zukunft des gesammten Vaterlandes hängt von diesem Beispiel ab“, — so heißt es in der ersten programmatischen Kundgebung der jungen nationalliberalen Partei. Und daß man sich sehr wohl bewußt war, worauf es bei diesem guten Beispiel vor allem ankam, das zeigt dasselbe Aktenstück, indem es als wichtigste und dringendste Forderung voranstellt: „die Entfernung des ständischen Prinzips aus den Gemeinde-, Kreis- und Provinzialverfassungen und die Reform derselben nach den Grundsätzen der Gleichberechtigung und Selbstverwaltung; die Aufhebung der gutsherrlichen Ortsobrigkeit und gutsherrlichen Polizei“. Sind denn aber nicht diese Forderungen heute im Wesentlichen erfüllt? Inzwischen ist doch die ganze große Verwaltungsreform von der Kreisordnung bis zur Landgemeindeordnung geschaffen worden. Jawohl; aber wenn auch manche nothwendigen Forschritte durch diese Gesetzgebung gegen den lästhenden Widerstand des Junkerthums verwirklicht wurden, den wahrhaft entscheidenden Schritt, die Krönung des Werkes hat jener Widerstand thatsächlich zu hintertreiben gewußt. Das „ständische Prinzip“ ist allenfalls der Form, aber nicht der Sache nach entfernt. Im Kampfe wider den Feudalismus unserer ländlichen Gemeindeverfassung ist einst Hardenberg, der letzte große liberale Staatsmann Preußens, gefallen; im gleichen Kampfe fiel 70 Jahre später der erste bürgerliche Minister des Innern. Wahrzeichen des junkerlichen Triumphs sind die Tausende selbständiger Gutsbezirke des Ostens, in ihrer Existenz durch die neue Landgemeindeordnung eher gesichert als bedroht. Unter jenem Namen besteht das alte „adlige Gut“, das „Dominium“ ruhig fort in der verwandelten Zeit, wie der alte patrimoniale Polizeiherr unter dem modernisirten Namen des Amtsvorstehers.

Ein eiterndes Geschwür, Schmerz erzeugend und Kraft zerstörend, sitzt das selbständige Rittergut im Fleische der Landgemeinden. Die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, das große Werk, mit dem der moderne Staat in Preußen beginnt, zeigt hier, auf dem administrativen Gebiete noch eine klaffende Lücke. Wie einst der Dominial- und Rustikalacker, so liegt noch heute Gutsbezirk und Gemeindegebiet in wirrem Gemenge. Da bestehen noch „Gerechtigkeiten“, in denen der moderne Mensch nur einen blutigen Hohn auf das heilige Wort zu sehen vermag. Von den Folgen dieser Verhältnisse für das Wege-, Armen- und Schulwesen weiß fast jede ostelbische Gemeinde ein garstig Lied zu singen. An diesem Zustande unseres ländlichen Gemeindewesens drohte die ganze preußische Steuerreform zu scheitern, bis man sich entschloß, alle falsche Scham abzuthun und den Großgrundbesitzern die Realsteuern unter dem beschönigenden Namen der Ueberweisung schlicht und einfach zu schenken. Wenn zur Rechtfertigung dieser Maßregel mit erstaunlich ernsthafter Miene darauf verwiesen wird, daß der selbständige Gutsherr ja auch alle Kommunallasten allein trage, so muß man sich zur Würdigung dieses Arguments vergegenwärtigen, daß sich seit nunmehr 90 Jahren das Junkerthum allen Versuchen der Regierung und liberaler Reformer, ihm jene Last bereitwilligst abzunehmen, mit aller Kraft und Rücksichtslosigkeit, deren es fähig ist, widersetzt hat. Wer unser Junkerthum kennt, wird diese Selbstlosigkeit und damit auch die Beweiskraft jenes Arguments nach ihrem vollen Werthe einschätzen. Die jetzige Lösung der Frage verbindet nun aber das Angenehme des Steuererlasses für den Großgrundbesitzer mit dem Nützlichen, daß ihm bei den nach den Steuerleistungen abgestuften Wahlberechtigungen diese veranlagten, aber nicht erhobenen Steuern angerechnet werden, als ob er sie gezahlt hätte. Fürwahr, das Meisterstück einer feudalen „Gerechtigkeit“!

Im ewig fehlerhaften Kreise wird die Erhaltung einer feudalen Rückständigkeit zur Ursache weiterer Rückständigkeiten. Wenn man versucht, die ja durchweg als Uebel empfundene Existenz der selbstständigen Gutsbezirke unter Umgehung des eigentlichen Grundes, der feudalen Herrschsucht, sachlich zu erklären, so verweist man auf das verkümmerte Zwerggemeindethum Ostelbiens, in das sich der Großbesitz nicht einfügen lasse. Aber wie soll man zu lebens- und leistungsfähigen Landgemeinden gelangen, wenn gerade der größte und leistungsfähigste Besitz prinzipiell vom kommunalen Bande eximirt ist, wenn er die bäuerlichen Gemeinden einschnürt, ihnen die Lebenskraft aussaugt? Kann von kommunaler „Gleichberechtigung und Selbstverwaltung“ im Ernst die Rede sein, während z. B. in Brandenburg neben 3132 Landgemeinden 1786 Gutsbezirke, in Westpreußen neben 2002 Gemeinden 1959 Gutsbezirke, in Pommern vollends 2088 Landgemeinden, aber 2480 Gutsbezirke bestehen? Das Ueberwuchern der Gutsbezirke ist mindestens ebenso die Ursache wie die Folge der Verkümmerung des ostelbischen Landgemeindewesens. Gerade diese Verkümmerung und geringe Leistungsfähigkeit der bäuerlichen Gemeinden muß dann wieder als Grund dienen, um ihnen das köstliche Gut der patrimonialen Ortspolizei unter der Firma des Amtsvorstehers zu erhalten. Daß die staatsrechtliche Konstruktion dieses Instituts eine ganz andere ist, als die der alten Patrimonialpolizei, das ist eine ebenso zweifellose Thatsache, wie die, daß der Bauer in Ostelbien praktisch von dieser Verschiedenheit der staatsrechtlichen Konstruktion so gut wie nichts empfindet. Nach wie vor ist der Inhaber der örtlichen Polizeigewalt auf dem Lande fast stets ein Junker oder allenfalls ein Subalterner. In diesem Falle steht er in um so strafferer Abhängigkeit vom Landrath, dessen Stellung in unserer Organisation den interessanten Punkt bezeichnet, wo sich Feudalismus und Bureaukratismus die Hand reichen, und von den übrigen Kreisbehörden, in denen wieder die Junker dominiren. Das überaus verzwickte und gekünstelte Wahlsystem für die Kreistage hat doch in erstaunlicher Weise seinen Zweck erfüllt, möglichst viel von der guten alten Zeit, da diese Korporationen eine Art von Ritterbünden waren, in die neue Gestaltung hinüberzuretten, den bäuerlichen „Mitbürger“ möglichst wenig aufkommen zu lassen, und die feudalen Rudimente in der Organisation des flachen Landes möglichst fest zu verankern. Von hier aus erstreckt sich derselbe Einfluß auf die Zusammensetzung der Provinzialorgane und durch diese wieder herab auf die Bildung des Bezirksausschusses, der in wichtigsten Fragen der staatlichen Aufsicht über die gesammte Communalverwaltung, namentlich auch der größeren Städte, eine erhebliche Rolle spielt.

So übt der rudimentäre Feudalismus, von seinen Burgen, den selbständigen Gutsbezirken, aus seine Wirksamkeit auch über die städtische Selbstverwaltung, die ihm von je her ein Dorn im Auge war; und zur Vervollständigung des Bildes darf man den innigen Zusammenhang nicht übersehen, der in sozialer und wirthschaftlicher Beziehung den hier maßgebenden Theil der Bureaukratie, die Verwaltungsbeamten, mit den feudalen Elementen verbindet. Hier liegt in der That der Kern für die politische Aufgabe des preußischen Liberalismus. Es gilt, die letzten und wichtigsten Verschanzungen des Feudalismus energisch zu berennen, endlich das große Werk zu vollenden, das in der Zeit der schweren Noth am Anfang des Jahrhunderts begonnen worden, die Grundlage des modernen Staatswesens im ostelbischen Preußen zu schaffen. Dazu gehört auch die endliche Erfüllung einer der vielen unerfüllten oder in der Erfüllung wieder gehemmten Verheißungen der preu-

ßischen Verfassung: die endgiltige Beseitigung aller Fideikommisse und Majorate. Mehr als irgend eine andere Maßregel wird diese dazu beitragen, die Leistungsfähigkeit der ostelbischen Landgemeinde zu heben, den vom Junkerthum stets beladenen und stets malträtirten Bauernstand zu kräftigen, und so eine Fülle ostelbischer Mißstände mit der Wurzel auszurotten. Auf Schritt und Tritt zeigt sich hier die große, alle sonstigen Unterschiede weit überwiegende Interessengemeinschaft des ländlichen und städtischen Bürgerthums. Ihr gemeinsamer Feind, das Junkerthum, weiß wohl, was es thut, wenn es mit allen Mitteln die Erkenntniß dieser Interessengemeinschaft zu hintertreiben sucht. Denn ist man sich ihrer hüben und drüben bewußt geworden und entschlossen, dies Bewußtsein in Thaten umzusetzen, so sind die Tage des ostelbischen Feudalismus gezählt.

Werden die Grundlagen des feudalen Baus gesprengt, so muß auch die Krönung des Gebäudes fallen. Demselben Geiste, der die Selbstständigkeit der Rittergüter eifersüchtig gewahrt, die anachronistischen Gebilde der Kreis- und Provinzialstände geschaffen hatte, verdankt auch das wundersame Institut des Herrenhauses seine Entstehung. Heute entsinnt man sich kaum, daß einst auch die gemäßigtste liberale Richtung „die Reform des Herrenhauses als Vorbedingung aller Reformen“ bezeichnet hat. Und doch ist dies Kind einer krankhaften königlichen Laune, dies Geschöpf von höchst zweifelhafter Legitimität und unzweifelhafter historischer Unächtheit seitdem nicht lebensfähiger geworden; höchstens hat man sich von seiner vollkommenen Bedeutungslosigkeit überzeugt und dabei beruhigt. Ueberhaupt ist man wohl von der früheren Schätzung des Zweikammersystems ziemlich allgemein zurückgekommen. Es war das ein Parabestück des älteren konstitutionellen Doktrinarismus, der dabei ausging einmal von dem kanonischen Vorbild Englands, wo doch das Haus der Lords auf ganz anderen geschichtlichen und sozialen Grundlagen ruht, und ferner von einer Ueberschätzung der parlamentarischen, einer Unterschätzung der königlichen Autorität. Man glaubte, diese vor jener durch einen Puffer schützen zu müssen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Mühe überflüssig, und daß das Mittel bei der Abhängigkeit solcher „Pairs“ von der Krone auch untauglich ist. Das Herrenhaus im besondern hat seinen Unfähigkeitsnachweis glänzend erbracht; beim Ausbruch des Konflikts hat es ja versucht, die Pufferfunktion zu erfüllen, wurde jedoch glatt bei Seite geschoben, und in voller Schärfe stießen Krone und Parlament unmittelbar aufeinander. Das muß sich in allen ähnlichen Fällen mit immanenter Nothwendigkeit wiederholen. Dagegen hat sich das Herrenhaus bei vielen nützlichen Reformen auch der Regierung lästig gemacht, von der es erst durch die Rippenstöße eines Pairsschubs zur Raison gebracht werden mußte. Eine erste Kammer, vielleicht unentbehrlich in einer Republik, ist in einer starken Monarchie ziemlich überflüssig. Will man aber auf sie durchaus nicht verzichten, so ist doch das Herrenhaus, ebenso widersinnig benannt wie zusammengesetzt, völlig unbrauchbar. Man muß dann auch hier zurückgehen auf die ursprünglichen Bestimmungen der preußischen Verfassung, die eine erste Kammer aus den wahren Unterlagen staatlicher Organisation, den großen Kommunalkörpern, hervorgehen ließ. Dafür wäre dann wieder die oben erörterte Reform der ländlichen Kommunalverfassung die nothwendige Voraussetzung.

Daß auch die Bildung des „anderen Hauses“ nicht bleiben kann, wie sie ist, das ist nachgerade eine Binsenwahrheit. Man braucht zu ihrer Bekräftigung gar nicht mehr auf dem todtgehetzten Wort von dem elendesten aller Wahlsysteme herumzureiten. Und ohne die große Doktorfrage von der prinzipiellen Heiligkeit oder Verwerflichkeit des allgemeinen und gleichen Wahlrechts aufzurollen, wird man durch die einfache Betrachtung des organischen Verhältnisses zwischen dem Reich und Preußen zu dem logischen Schlusse geführt, daß es weder im Interesse des einen noch des anderen liegen kann, wenn die Volksvertretung des führenden Staates von der des Reiches fundamental verschieden zusammengesetzt ist. Daß die Volksvertretung irgendwelchen Einfluß auf die Regierung ausübe, wird schließlich auch der bescheidenste Liberale wünschen müssen; er wird aber nicht wünschen können, daß dieser Einfluß auf die preußische Regierung sich in gerade entgegengesetztem Sinne wie auf die Reichsregierung äußere. Man hat da freilich, namentlich von agrarischen Helden, schon wunderbare Dinge staunend erlebt. Wie das Thronfolgerecht nothwendig das gleiche sein muß im Reich und in Preußen, so sollte es auch das Wahlrecht sein. Und da man von allen Seiten glaubwürdig betheuert, am Reichswahlrecht nicht rütteln zu lassen, so muß füglich der Patriotismus, der engere wie der weitere, die Einführung dieses Reichswahlrechts auch in Preußen fordern. Indessen soll hier nicht das Bessere der Feind des Guten sein; man kann nicht verkennen, daß die Aussicht, das logisch Richtige auch praktisch durchzusetzen, gerade hier sehr gering ist. Drei Punkte jedoch sind unbedingt festzuhalten, wenn die Reform des preußischen Wahlrechts nicht eine bloße Farce sein soll. Erstens nämlich muß der plutokratische Charakter des Systems unbedingt gemildert werden, wobei der Unfug der Anrechnung fingirter und bloß veranlagter Steuern wegfallen muß. Zweitens muß die Wahl geheim sein; denn daß unter den heutigen Verhältnissen die offene Wahl die offene Korruption ist, kann kein Sehender gutgläubig leugnen. Drittens endlich muß die Wahl direkt sein; denn die indirekte Wahl ist, soweit sie ehrlich gemeint ist, heute eine unpraktische Form. Bei der heutigen Organisation des Wahlgeschäfts ist es eine völlig veraltete Vorstellung, daß die Wahlmänner als bessere Menschenkenner erst den würdigen Kandidaten heraussuchen; sie werden vielmehr regelmäßig umgekehrt schon auf den Namen des Kandidaten verpflichtet und gewählt. Soweit jedoch die indirekte Wahl heute noch praktisch ist, dient sie der im Grunde unehrlichen Nullifizirung der dritten Wählerklasse durch die beiden oberen. Ernster Erwägung werth wäre schließlich die Frage, ob bei einer Reform des preußischen Wahlrechts nicht mit dem Proportionalsystem ein Versuch im größeren Stile zu machen ist.

Welche höchst bedenklichen Verirrungen sich aus der völlig heterogenen Zusammensetzung des Landtags gegenüber dem Reichstag ergeben, das zeigt sich, wenn selbst die Regierung der Versuchung erliegt, die Reichskompetenz durch einen Ausflug in die „angenehmere Temperatur“ des Landtags zu umgehen. Nur so erklärt sich die hartnäckige Behauptung des partikularistischen Standpunktes in der Frage des Vereinsrechts. Der Liberalismus hat den Beruf, allen solchen Kompetenzverschiebungen in fraudem imperii energisch entgegenzutreten. Vollends die Agrarier leisten Unerhörtes auf diesem Gebiet. Handels- und Verkehrswesen ist ja zum großen Theil Reichssache; und nur ein agrarischer Nimmersatt kann leugnen, daß der Reichstag hier so viel für die Agrarier gethan, daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. Aber dem noch gemüthlicheren Landtag bleibt Etliches zu thun übrig. Da überschlägt sich geradezu die barbarische Verkehrsfeindschaft des Junkerthums. In der Kanalfrage spielt es den wilden Mann, erklärt jede Entwicklung dieses hochwichtigen Verkehrs- und Kulturmittels für eine unerträgliche Vergewaltigung, und möchte gar zu gern selbst die großen natürlichen Wasserstraßen, den Segen eines jeden Landes, zerstören, durch prohibitive Auflagen wirthschaftlich unbrauchbar machen. So soll einer der ersten und fruchtbarsten Schritte zur wirthschaftlichen Einigung Deutschlands, der im Anfange des Jahrhunderts mit Mühe vollbracht worden, am Ende wieder zurückgethan werden. Hier handelt es sich aber um ein wichtigstes Interesse des gesammten erwerbsthätigen und kulturfreundlichen Bürgerthums, für das der Liberalismus seine volle Kraft einzusetzen hat ohne Unterschied der sonstigen wirthschaftlichen Richtung, die Industrie nicht minder als der Handel. An dieser Einmüthigkeit muß der agrarische Uebermuth zu Schanden werden.

Von dem ersten Aufkommen eines muckerischen Regiments in Preußen unter Friedrich Wilhelm II. sprechend, meint Treitschke, „daß die öffentliche Meinung fortan jedes preußische Regierungssystem nach dem Geiste beurtheilt hat,

der in der Leitung des Kirchen- und Unterrichtswesens vorherrschte." Das ist gewiß richtig, dafür spricht die charakteristische Bedeutung der Namen Wöllner, Eichhorn und Raumer, Mühler und — doch weitere nomina sunt odiosa. Daß wir jedenfalls in dieser Hinsicht augenblicklich im „Staate der Intelligenz" uns nicht in aufsteigender Linie bewegen, lehrt die Statistik, die Preußen unter den deutschen Staaten den führenden Platz anweist — in der Produktion von Analphabeten! Die Schule war von jeher der Liebling des Liberalismus; aber seine Sorge für diesen Liebling ist um so schwerer, als er zwei mächtige Gegner verbündet sich gegenüber sieht: „die Heil'gen sind es und die Ritter." Demgemäß geht denn auch die Verkümmerung unserer Volksschule wesentlich auf zwei Gründe zurück. Der eine, den die Ritter auf dem Gewissen haben, ist genau derselbe, der die Verkümmerung des ländlichen Gemeindewesens verursacht: schwache Gemeinden, schwache Schulverbände, doch starke Rittergüter mit geringen Schullasten, aber großem Einfluß in den Behörden der ländlichen, sogenannten Selbstverwaltung. Und was die Ritter nicht auseinander bringen, das zertheilen die Heiligen; wie sich der Gutsbezirk von der Gemeinde sondert, so sondern sich die konfessionellen Schulverbände von einander; und das Resultat ist in beiden Fällen: Verkümmerung! Statt einer guten Simultanschule hat man dann zwei schlechte konfessionelle Schulen; aber die Seelen sind doch gerettet vor dem Peithauch gegenseitiger Duldung und konfessioneller Vermischung. — Auf diesem Gebiete liegt die höchste, zugleich idealste und praktisch fruchtbarste Aufgabe des Liberalismus; aber dieser Ueberblick zeigt, daß auch sie nur zu lösen ist durch die Ueberwindung des Junkerthums. —

Fraktionsprogramme sind nicht mehr beliebt und haben in der That wenig Bedeutung bei der Flucht und der Fülle der politischen Erscheinungen. Ein Aktionsprogramm, das im günstigen Augenblick die konkreten Forderungen zusammenfaßt, die weiten Kreisen des Volkes gemeinsam sind über alle sonstigen Unterschiede hinaus, kann Bedeutung erlangen als Symbol der Einigung. Eine Einigung, die nicht das erzählte Resultat mühseliger Verhandlungen und taktischer Berechnungen ist, sondern eine Neubildung, eine spontane Bewegung, getragen von dem hell und heller erwachenden Bewußtsein der immanenten Nothwendigkeit. — nur eine solche Einigung vermag in Wahrheit den unseligen Fraktionsbann zu brechen, der die Kraft des Liberalismus verzehrt; nur sie vermag einen Erfolg großen Stils vorzubereiten. Haben sich erst einmal Männer aus den verschiedensten Lagern unter einem gemeinsamen Banner zu gemeinsamer Arbeit vereint, so ergeben sich wohl bald mehr verbindende, als trennende Anschauungen auch für die weitere Entwicklung. Freilich, der Anfang ist auch hier schwer, und gerade diesen Anfang zu erleichtern, sind nach der ganzen Lage der Dinge die bevorstehenden Landtagswahlen überaus geeignet. Man muß hoffen, daß der deutsche Liberalismus, durch Schaden klug geworden, diese Gelegenheit nicht, wie so manche andere, versäume.

Hugo Preuß.

Börsenregister und Differenzprozesse.

Zu denjenigen Gesichtspunkten, welche seiner Zeit bei der Schöpfung des mit dem Börsengesetz gleichzeitig entstandenen Terminregisters an erster Stelle maßgebend waren, gehörte auch die Erwägung, daß diese Einrichtung in der Art eines chemischen Zersetzungsprozesses auf die Börsenspekulation einwirken und die bisher vergebens erstrebte Scheidung zwischen berechtigtem und unberechtigtem Terminhandel bringen werde. „Wer eine wirthschaftlich berechtigte Veranlassung hat, sich des börsenmäßigen Terminhandels als eines Mittels zur Erleichterung und Sicherung seiner geschäftlichen Unternehmungen dauernd oder für wichtige Einzeltransaktionen zu bedienen, wird und kann ohne Bedenken dazu schreiten, seine dahingehende Absicht durch den formellen Akt des Eintragungsantrages zu bekräftigen und zur öffentlichen Kenntniß zu bringen —" also die Motive zu dem Börsenregister. Gesetzt nun, es hat Jemand eine solche „wirthschaftlich berechtigte Veranlassung" und vollzieht infolge dessen die Eintragung: was soll ihn dann, nach geschehener Eintragung, hindern, wirthschaftlich unberechtigte Geschäfte unter dem Schutze des Registers in beliebiger Anzahl abzuschließen? Schon diese einfache Thatsache zeigt, daß das Register die bestehenden Zustände dem erstrebten Ziel nicht um einen Schritt näher gebracht hat, weil die Eintragung nicht das Geringste für die Thatsache beweisen kann, auf die es dem Gesetzgeber ankam: ob die Geschäfte, die auf Grund des Registers abgeschlossen sind, nun auch thatsächlich auf einer „wirthschaftlich berechtigten Veranlassung" beruhen. Sie läßt somit die Hauptvoraussetzung, von der der Gesetzgeber ausgegangen war, unerfüllt und bringt damit die Zwecklosigkeit der Einrichtung selber deutlich zum Ausdruck.

Ein zweiter Gesichtspunkt, von dem sich der Gesetzgeber bei dieser Einrichtung leiten ließ, war die Ansicht, daß das Register zu einer ganz außerordentlichen Vereinfachung des prozessualen Verfahrens führen würde. Während bisher das Kriterium für die Rechtsgiltigkeit oder Rechtsungiltigkeit der Ultimogeschäfte abstrakter Natur war, und in dem Willen beider Parteien bestand, die Lieferung zu erfüllen oder auszuschließen, während infolgedessen in endlosen Terminen dieser „Wille" mikroskopisch untersucht und mit Hilfe der sog. „begleitenden Umstände" analysirt wurde, glaubte man in dem Börsenregister ein konkretes Mittel, eine äußerliche Handhabe zu besitzen, um diese Frage der Rechtsgiltigkeit ohne Weiteres zur Entscheidung zu bringen. Man stellte sich die Sache so vor, daß der Richter an die streitenden Parteien nur die Frage zu richten habe: Mit oder ohne Register?, um ohne Verzug das Urtheil verkünden zu können. Daß man sich auch in dieser Hinsicht auf das Gründlichste getäuscht hat, beweist ein vor kurzem bekannt gewordenes Urtheil des ersten Senates des hanseatischen Oberlandesgerichtes vom 25. März, welches über die Frage, ob ein unter der Flagge „handelsrechtliches Lieferungsgeschäft" segelndes Ultimogeschäft nicht als Börsentermingeschäft zu betrachten sei, zu entscheiden hatte. Das Geschäfte, so wurde nach einem Zeitungsbericht in dem Erkenntniß ausgeführt, mit dem Vermerk auf der Schlußnote: „Abgeschlossen in Gemäßheit des Artikel 357 Handelsgesetzbuch und der umstehenden Geschäftsbedingungen unter Ausschluß der allgemeinen Usancen für den Effektenhandel" dennoch Börsentermingeschäfte und zwar Fixgeschäfte seien, ergebe sich aus der Bezugnahme auf den Art. 357 des Handelsgesetzbuches, der den Ausgangspunkt und die Rechtsbasis für den Terminhandel bilde, wie er sich im Börsenverkehr usancemäßig entwickelt und zur Ausbildung zweckdienlicher Einrichtungen zu zentralisirter Abwicklung organisirt habe. Die Klausel, daß dem Geschäft nicht die allgemeinen Usancen für den Effektenhandel, sondern nur die Geschäftsbedingungen der kontrahirenden Firma zu Grunde gelegt sein sollen, könne nicht ins Gewicht fallen, wenn die Geschäftsbedingungen ganz oder zum Theil solche seien, die in wesentlichen Punkten nichts Anderes stipulirten, als die entsprechenden Bestimmungen der allgemeinen Usancen für den Effektenhandel (in diesem Fall also an der Hamburger Börse). Wenn dies der Fall sei, so liege thatsächlich ein Börsentermingeschäft im Sinne des § 48 des Börsengesetzes vor, und daran vermöge auch die ausdrückliche Erklärung der Geschäftsbedingungen, daß Termingeschäfte im Sinne der Börsenusancen überhaupt nicht abgeschlossen würden, nichts zu ändern. Auch gegen eine Berliner Bank ist ein Rechtsstreit bezüglich dieser Frage anhängig gemacht. Dem Reichsgericht, so wurde hinzugefügt, hat dieselbe noch nicht vorgelegen.

Während man sich also früher vor den Gerichten darüber stritt, ob ein Ultimogeschäft ein Lieferungsgeschäft oder Differenzgeschäft sei, wird man sich in Zukunft darüber

streiten, ob ein Lieferungsgeschäft oder Börsentermingeschäft vorliegt. Es ist also auch nichts mit dem Plan, durch ein äußeres Merkzeichen, das Register, die Rechtsgiltigkeit der Geschäfte einfach entscheiden zu wollen, weil der Schwerpunkt des Streites auf ein ganz anderes Gebiet verlegt ist, mit dem die Registereintragung überhaupt nichts zu thun hat. Nur die Namen der in Frage kommenden Geschäftsformen sind verändert, und in endlosen Terminen wird genau wie bisher auch fortan dafür gesorgt werden, daß das bekannte: „Ja, jo, Prozesse müssen sein" in Ehren bleibt.

Selbstverständlich sind diese Ausführungen nicht geschrieben, um die Schöpfer des Börsengesetzes zu überzeugen; wir thun grundsätzlich nichts Unmögliches. Wir sind vielmehr gespannt, wie sich diese neueste „Evolution" des Börsengesetzes in dem berühmten agrarischen Wunderspiegel ausnimmt, der die seltene Eigenschaft besitzt, jeden Mißgriff der Börsengesetzgebung, und sei er noch so groß, als einen längst vorhergesehenen Akt agrarischer Schöpferweisheit erscheinen zu lassen.

Ernst Heinemann.

Johann Gottfried Seume.

Alle, die Lord Chatam sprechen hörten, sagt Ralph Waldo Emerson in seinem geistvollen Essay über die Persönlichkeit, hatten das Gefühl, es müsse in dem Manne etwas Feineres und Höheres sein, als alles, was er aussprach. Wider den glänzendsten englischen Historiker der französischen Revolution hat man die Anklage erhoben, alle Thaten, die er von Mirabeau berichte, könnten die Meinung, die er von seinem Genie habe, nicht rechtfertigen. Die Thaten der Gracchen stehen in keinem Verhältniß zu ihrem Ruhm. Die Autorität, die der Name Schiller besitzt, ist zu groß für seine Schriften. Es stak etwas in diesen Männern, schließt der amerikanische Philosoph, das eine Erwartung erzeugte, die über jede mögliche Leistung hinausging. Der größte Theil ihrer Kraft war latent. Und das ist es, was wir „Persönlichkeit" nennen: eine aufgespeicherte Kraft, die unmittelbar und durch ihre bloße Gegenwart wirkt.

Eine Persönlichkeit in diesem höchsten Sinne war der „Wandrer" der deutschen Litteratur: Johann Gottfried Seume. Auch der Ruhm seines Namens steht in einem starken Mißverhältniß zu dem ästhetischen Werth seiner litterarischen Leistungen. Wir begreifen, wenn wir seine Schriften lesen, überhaupt nicht mehr, wie er in seiner Zeit zu diesem großen Namen und noch mehr: zu der lebendigen, weithin sich erstreckenden Wirksamkeit gekommen ist. Begreifen nicht, wie er in der großen Epoche unserer Litteratur diese Rolle spielen konnte, denn er war neben den Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul, Wieland u. s. w. ein harmloser Dilettant. Er verschmähte auch die Mache, die Kotzebue's Beliebtheit erklärt. Erst, wenn wir sein Leben lesen, verstehen wir seine Zeitgenossen. Denn er war unendlich viel mehr als alle seine Werke. Er war ein großer Charakter, der mit imponirender Wucht und Einheitlichkeit wirkte. Er war ein Mann in jedem Augenblicke seines Lebens, und diese schroffe Männlichkeit, die Geschlossenheit seines Wesens, die sittliche Energie lösten Erwartungen aus, die „über jede mögliche Leistung hinausgingen". Und blieb die bestimmte Kraft auch latent in seinen Schriften: man ahnte sie. Seine Thaten und Schicksale führten das Publikum zu seinen Werken; nicht, wie es den eigentlichen Poeten zu ergehen pflegt, die Werke zu den Schicksalen. Und wenn Kuno Fischer den Charakter den größten Multiplikator menschlicher Fähigkeiten nennt, so mag Seume das lebendigste Zeugniß dafür sein.

Bisher fehlte uns eine umfassende Biographie. Das ist in vielen Fällen ein nicht so großer Schaden. Wenigstens bin ich so skeptisch, das zu behaupten. Ich bezweifle, daß die Ilias uns näher stehen würde, wenn wir das Leben Homer's verfolgen könnten; vorausgesetzt, daß es einen Homer gab. Ich bezweifle, daß es den naiven Genuß Shakespeare'scher Dichtungen befördern würde, wenn alle Dunkelheiten seiner Erdenlaufbahn aufgehellt wären. Ich bezweifle, daß der ungeheure Fleiß der Goethe-Philologen gerade sehr viel dazu beigetragen hat, den „Faust" einer reingestimmten, dichtungsandächtigen Seele noch lieber zu machen. Man könnte beinah sagen, die großen poetischen Hinterlassenschaften dieser Weltdichter sind größer als sie selbst. Das Umgekehrte ist bei Seume der Fall. Hier war das Fehlen einer ausführlichen Lebensbeschreibung ein wirklicher Mangel, denn nur sie konnte dem heutigen Geschlecht diesen Johann Gottfried, seinen Ruhm und seine Wirksamkeit erklären. Nun ist die Lücke ausgefüllt. Zwei Forscher haben sich zu dem großen Werke zusammengethan; in jenem Göschen'schen Verlag, dessen einstiger Leiter der intime Freund und edle Vorgesetzte Seume's war, ist ihre Arbeit erschienen.*) Und mit vollem Rechte haben sie den einzig vernünftigen Weg eingeschlagen und Charakter und Schicksale, nicht die Werke ihres Helden in den Vordergrund gerückt. Dadurch wird über die Fachwissenschaft hinaus ihre Untersuchung auch dem Publikum interessant. Denn dieses Leben, das sich bald in objektiven Berichten, mehr noch in Briefen vor uns aufrollt, klingt wie ein abenteuerlicher Roman, der nach Neu-Schottland und Sizilien, nach Paris und dem heiligen Rußland führt, in dem idyllischer Hüttenfriede abwechselt mit allen Schrecken der Revolution, in dem bald Kronenträger und berühmte Dichter, bald die wilde Soldateska und italisches Banditenthum eine Rolle spielen.

Seume hat in der That vielleicht von allen Dichtern, die unsere Litteraturgeschichte nennt, das außerordentlichste Leben gelebt. Das Schicksal hat ihn immer wieder Irrwege geführt, hat ihn fortwährend bis an den Rand des Verderbens gebracht, und im allerletzten Augenblick hat eine wunderthätige Fügung ihn immer von neuem gerettet. Als Landwirthssohn wird er am 29. Januar 1763 in Poserna geboren; sein Elternhaus strohgedeckt; sein Vater hat mit seinem heftigen Rechtlichkeitsgefühl Anlage zum Kohlhaas; seine Mutter ist eine fromme, stille, praktische Frau, deren Kernspruch lautet: „Wir müssen arbeiten, als ob wir ewig leben würden, und beten, als ob wir alle Tage sterben könnten." Schon in der Kindheit fing das Unheil an. Mit drei Jahren schlägt das Geäst eines fallenden Baumes den kleinen Johann Gottfried halbtodt. Die Eltern treffen Anstalten zur Beerdigung. Erst nach zwölfstündiger Betäubung erwacht der Knabe. Mit sieben Jahren reitet er ein Pferd zur Schwemme — reiten hieß bei ihm sausen, daß die Mähnen flogen —, geräth im Strom unter den Gaul, verliert die Besinnung und wird mühsam vom Tod des Ertrinkens gerettet. In der Schule ist er allen voraus; zum Privatvergnügen liest er die Bibel und hat von da an eine staunenswerthe Kenntniß des heiligen Buches. Als man ihn fragt, was er werden will, sagt er: „Grobschmied". Aber er war von kleiner Statur, und so schickt man ihn auf die Stadtschule zu Borna. Dort ist er bald wieder der erste Schüler; sein Rektor bestätigt, er habe in zwei Jahren mehr gethan als andere in sechs. Der Graf von Hohenthal gibt ihm auf dieses Zeugniß hin die Mittel, seine Studien auf der Nikolaischule in Leipzig zu fördern. Dort las er den „Siegwart" und den „Werther". Aber er war, obwohl sie ihn heftig ergriffen, eine zu gesunde, nüchterne, aller Rührseligkeit fremde Natur, als daß der Eindruck von Dauer gewesen wäre. Viel mehr liebte er die Griechen. Seine Lehrer konnten mit dem selbständigen Geiste nichts Rechtes anfangen und waren froh, als er die Universität bezog. Mit 5 Thalern monatlich hauste er dort. Vier davon trug er oft ins Theater und lebte von trockenen Semmeln.

*) Johann Gottfried Seume. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Oskar Planer und Camillo Reißmann. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1898. 12 Mark.

Seine rührende Bedürfnißlosigkeit hat ihn auch später nie verlassen. Dort, auf der Universität, trat die große Wendung in seinem Leben ein. Er wird durch Shaftesbury und Bolingbroke zum Freigeist. Sein väterlicher, aber ganz orthodoxer Freund erfuhr es und klagte, daß er über Dogmen profan spreche, sich „oft gebadet“ (!) habe und noch aus manchen anderen Gründen der Hölle verfallen sei. Seume hatte kein Talent zum Heucheln; die Vernunft galt ihm als das Höchste; Graf Hohenthal würde den Freigeist kaum unterstützt haben, und kurz entschlossen verkaufte der junge Student seine Bücher, verließ Leipzig heimlich und zog aus, um durch eigene Kraft etwas zu werden. Er ward auch etwas: er fiel hessischen Werbern in die Hände, ward in den Soldatenrock gesteckt und mit so vielen anderen Leidensgefährten von dem braven Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel an England verkauft. Anfang Juni 1782 trat also Johann Gottfried mit dem Rekrutentransport seine unfreiwillige Reise nach Nordamerika an. In Leipzig hielt man ihn für todt. In einem Anfall von Schwermuth hätte er sich das Leben genommen, hieß es, denn der Umstand, daß er vorher seine Schulden bezahlt, wäre doch gewiß das stärkste Argument gegen seinen Verstand. In Leipzig muß die alte Burschenherrlichkeit anno 1781 also geblüht haben.

Zum Sklaven eines barbarischen Söldnerthums gemacht, zusammengewürfelt mit dem Auswurf Europas, verstoßen in die unwirthlichen Einöden Neuschottlands, dazu verurtheilt, gegen begeisterte Freiheitskämpfer für ihre Unterdrücker zu kämpfen — so fand sich der junge Student also wieder. Aber er war eine stoische Natur. Er ertrug alles. Ein Lied auf das jammervolle Dasein, das er dichtete, machte unter den Soldaten die Runde. Ein Offizier hörte es — er ließ den Dichter sich zeigen, sprach ihn mit „Sie“ an. Seume bat finster, seiner nicht zu spotten und ihn „Du“ zu nennen. Der Offizier befahl ihn am nächsten Tage in sein Zelt. Seume kommt hin, der Offizier läßt grade einen Soldaten mit Tauenden halb todt peitschen und frühstückt dabei. Seume erwartet nichts Besseres; statt dessen lädt ihn der Offizier zum Frühstück ein, wird bald sein vertrautester Freund, schafft ihm Erleichterungen aller Art und sorgt rührend für ihn. Der Offizier war ein Freiherr von Münchhausen, wie die Münchhausens überhaupt durch unsere ganze Litteraturgeschichte spuken. Hier in Neuschottland lernt Seume auch die Huronen kennen; sein berühmtes Gedicht: „Ein Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte“ weist in diese Leidenszeit zurück. Mit etwas wildem Galgenhumor schreibt er aus diesem Sklavenleben Briefe; Horaz, Virgil, Homer, Hölty und Hagedorn begleiteten ihn aber selbst hier. Schon nach Jahresfrist zog England die Truppen zurück. In Bremerhaven verbreitete sich das Gerücht, die Regimenter sollten zum zweiten Mal, jetzt an die Preußen, verkauft werden. Seume beschließt zu fliehen. In Bremen rückt er am hellen Tage aus: wie ein Wild wird er gehetzt, die Kugeln pfeifen hinter ihm her, er wird in den Sack zwischen Hunte und Weser getrieben und scheint verloren. In der höchsten Noth erbarmt sich ein Fischer; er bringt ihn auf oldenburgisches Gebiet. Seume ist gerettet. Aber kaum hat er die oldenburgische Grenze hinter sich, als ihn, der vergessen hatte die hessische Uniform mit dem Civilrock zu vertauschen, preußische Werber aufgreifen, ihn ohne Weiteres für preußische Dienste pressen und ihn als gemeinen Soldaten grade unter das Regiment bringen, dem er durch seine tollkühne Flucht hatte entgehen wollen.

Die preußische Knute schwebte über ihm. Er erträgt die barbarische Behandlung nicht. In einer sternhellen Nacht entflieht er von neuem. Die Lärmkanone verkündet seine Flucht der Gegend. Ein Nebel verhüllt ihm den Weg. Er wandert im Kreise, wird ergriffen, vors Kriegsgericht gestellt. „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!“ schreibt er an die Thür seiner Zelle. Der Offizier wundert sich, daß der Gefangene Latein versteht, behauptet aber, der Vers sei kein formgerechter Hexameter. Mit einer Untersuchung über den Vers beginnt am nächsten Tage, wahrscheinlich das erste und einzige Mal, das Kriegsgericht. Seume zieht trocken seinen Virgil aus der Tasche und weist den Vers vor. Kopfschüttelnd fragen die Offiziere, wie er in den Dienst gekommen sei. „Durch Gewalt von Preußen und Hessen“ antwortete er finster. Seine Gelehrsamkeit rettete ihn vor dem Tode. Ja, die Offiziere ließen ihre Kinder von ihm unterrichten und empfahlen ihn auch anderen Familien als Präceptor.

Drei Jahre trug Seume die preußische Muskete. Dann entfloh er zum zweiten Mal. Der oldenburgischen Grenze schon nahe, sank er um. Aus seinen Stiefeln floß das Blut. Er ward wieder gefangen und diesmal zu zwölfmaligem Gassenlaufen, deutlicher ausgedrückt: zum Tode resp. zu lebenslänglichem Siechthum verurtheilt. Schweigend hörte er das Urtheil an. Die halbe Stadt war in Bewegung, als der Strafvollzug beginnen sollte, das Offizierkorps versammelt, die Mannschaft zur Gasse aufmarschirt. Eben wollte der General das Kommando geben, als die Kinder, die Seume in dienstfreien Stunden unterrichtete, voran die eigenen Kinder des Generals, weinend und händeringend in den Kasernenhof drangen und für ihren geliebten Lehrer um Gnade flehten. Alles war tief ergriffen. Der General konnte vor Rührung kaum reden. „Kinder“, sagte er, „ich kann nicht, so gern ich auch wollte“. Aber das Wunder geschah doch: Die Strafe ward in sechswöchentlichen Arrest umgewandelt, bei Wasser und Brod, und halblaut fügte der General hinzu, es ginge ihn nichts an, wenn die Bürger dem Arrestanten Braten schickten. Und die Emdener Ratsherren verstanden den Wink.

Als diese Strafe glücklich abgesessen war, fragte ihn ein Bürger eines Tages, warum er denn keinen Urlaub nähme. „Weil ich die Kaution von 80 Thalern nicht habe“, entgegnete Seume. „Das Geld habe ich“, sagte der andre. „Ich komme nicht wieder“, gab Seume zur Antwort. Worauf der edelmüthige Mann erwiderte, das sei ihm gleichgültig. Der Weg zur Freiheit war damit geöffnet. Seume kehrte nach Leipzig zurück, Graf Hohenthal schoß ihm wieder Geld vor, der frühere Soldat studirte nun Rechtswissenschaft und promovirte am 28. März 1792. Als Erzieher des jungen Grafen Igelström verdiente er seinen Unterhalt; als Sekretär des Generals Igelström ging er nach Rußland. Er hatte es bei dem Grafen, der Höchstkommandirender der russischen Okkupationstruppen in Polen, bald darauf Generalgouverneur und bevollmächtigter Minister war, sehr gut. Igelström wollt' ihn noch und nach zum Major machen und dann an die Spitze eines — kosakischen Reitergeschwaders stellen. Aber es kam anders. In Warschau brach der Aufstand aus. Furchtbare Schreckensszenen spielten sich ab, die Straßen waren mit Leichen bestreut, der Donner der Kanonen, das Geknatter der Gewehre, das Pfeifen der Kugeln, das Läuten der Sturmglocken durchdröhnte die Nacht. Die Russen, und mit ihnen Seume, schienen verloren. Tapfer kämpfte der Dichter, mit jenem stoischen Gleichmuth, mit dem er dem Tode so oft ins Auge gesehn. Charakteristisch für ihn ist, daß man in Warschau und Petersburg erzählte, er habe während des furchtbaren Straßenkampfes im Feuer gesessen und den Homer gelesen. Und wenn das auch nicht ganz buchstäblich richtig war, so hatte Johann Gottfried sein Buch doch während einer Gefechtspause, wo nur hier und da ein Schuß ihn hätte treffen können, hervorgezogen. Pardon ward nicht gegeben. Wie durch ein Wunder entrann Seume zum so und so vielten Male dem Tode. Tagelang hatte er keinen Bissen gegessen; nur gekämpft und, als alles verloren war, sich verborgen. Dann gerieth er in Gefangenschaft. Ueberall treten da Züge eines bewunderungswürdigen Heldenmuthes hervor. Schließlich rückt Suwarow heran. Seine Ordre zum Angriff lautete kurz und bündig: „Man stürmt, nimmt die Batterien und stößt nieder, was sich widersetzt“. Da ward auch Seume frei. Mit einem verwundeten Offizier geht er nach Leipzig, wo er sich inzwischen treueste Freunde in dem Buchhändler Göschen und dem Maler Schnorr von Karolsfeld erworben hatte. Und hier packt ihn die erste große Leidenschaft für ein Weib.

Aber es wäre dem Spielball des Geschicks wohl zu gut geworden, wenn er das schöne, reiche Mädchen geheirathet hätte. Sie küßte ihn, aber sie war nicht stark genug, ihrem Vater und der Welt zu trotzen, um den armen russischen Leutnant mit der unsicheren Zukunft zu nehmen. Wunderbar rührende Briefe schreibt Seume ihr, als der Traum ausgeträumt ist. All' die Stärke, die Tiefe, die Keuschheit und Scham eines Mannesherzens liegt darin. Eines Mannesherzens, das aufzuckt in Qual, aber es nicht zeigen will. Es kamen Stunden, in denen Seume daran dachte, sich zu erschießen. Zweiunddreißig Jahre hatte er alt werden müssen, um sich in diese wilde Leidenschaft zu verstricken. Um die Geliebte zu sehen, rannte er oft in furchtbarstem Wetter die drei Meilen von Grimma nach Leipzig und verbarg sich im dunkelsten Winkel einer Loge, die ihm oft genug den letzten Gulden kostete. Fast gleichzeitig verlor er seine Stellung im russischen Heer. Nun hieß es, auf anderes zu sinnen. Göschen kam ihm entgegen: in der Buchdruckerei erhielt Seume die Korrektorstelle, und ob er auch von Klopstock's Kleinlichkeit, der durch einen übersehenen Druckfehler rasend wurde, sehr gequält ward, so söhnte Göschen's Freundschaft ihn doch immer wieder mit dem neuen Berufe aus. Jetzt trat er auch zu Gleim in Beziehungen. Und dieser liebenswürdigste Großpapa der deutschen Litteratur versuchte auch ihm heimlich mit Geld 2c. zu helfen. Aber Seume wollte nichts.

„Ich trinke keinen Wein, keinen Kaffee, keinen Liqueur, rauche keinen Tabak und schnupfe keinen, esse die einfachsten Speisen und bin nie krank gewesen. Meine stärkste Ausgabe ist Obst. Ich habe weder in Amerika noch in Rußland einen Pelz getragen; meine Panazee ist Diät und Bewegung. Wenn ich des Tags zuweilen nicht Zeit habe, laufe ich des Nachts meilenweit spazieren. Mir ist es einerlei, ob ich mit einem Tambour eine Brotrinde von der Trommel oder sechzehn Gerichte von Silber esse: ich habe beides gethan und mich bei beiden gleich wohl gefühlt. Nun denken Sie, ob mir bei dieser Frugalität wohl Mangel zustoßen kann?"

Nur einmal erbat Seume von Gleim Geld Und zwar 200 Thaler für den berühmten Spaziergang nach Syrakus. Gleim, schon halb erblindet, sandte es ihm sofort, obwohl Seume es erst in einem Jahre haben wollte, und schrieb mit der zitternden Greisenhand, er sende ihm die gewünschte Summe gleich, da er sich nicht wohl fühle und sich bald besser befinden könnte. Man sieht dem Briefe an, sagen die Herausgeber der Biographie, mit welcher Anstrengung er geschrieben ist; aber Gleim wollte, daß sein Sekretär nichts davon erfahre, und mit rührender Güte bittet er, ihm doch niemals zu danken und Keinem davon zu sagen. Am 6. Dezember 1801 trat Seume in Begleitung Schnorr's seine Reise von Leipzig über Wien nach Italien an. Als Ausrüstung hatte er mit: drei Hemden, zwei Paar Beinkleider inkl. Unterhosen, einen blauen Frack, zwei Westen, ein Paar baumwollene, ein Paar wollene Strümpfe, je zwei Schnupf- und Halstücher, ein Paar Schnallenschuh, ein Paar Pantoffel, einen Flickbeutel, um Strümpfe zu stopfen, Knöpfe anzunähen 2c., dann an Büchern Homer, Theokrit, Anakreon, Plautus, Horaz, Virgil, Tacitus, Sueton, Terenz, Tibull, Catull und Properz. Schnorr trug nebenbei das gemeinsame Rasirzeug. Zuweilen wuschen die fröhlichen Wanderer auch mal ein Hemd im Fluß und trockneten es, indem sie es fahnengleich am Stocke schwangen. Sie gingen kräftig zu, trotzdem es Dezember und der Weg nicht bequem war. Sieben Meilen machten sie einmal in neun Stunden. In Wien verlor Schnorr den Muth, denn er war Familienvater und die Wege in Italien so unsicher, daß das Ermordetwerden beinahe wahrscheinlicher war als die glückliche Rückkehr. So ging Seume denn allein weiter, ohne jede andere Waffe als einen recht soliden Knotenstock. Ueber Graz und Triest wanderte er zunächst nach Venedig, und von dort unentwegt den ganzen italischen Stiefel durch. Wieder streift der Tod mehr als einmal sein Haupt. Ausströmendes Kohlenoxydgas hatte ihn schon bewußtlos gemacht, und nur mit äußerster Energie konnte er sich taumelnd aufraffen; zweimal fielen ihn Räuber an und die Dolche der Banditen saßen ihm schon an Brust und Kehle. Aber das genirte ihn nicht. Er kletterte auf den Aetna, aß Schnee gegen den Durst und blieb gesund, während seinen Begleitern Finger und Zehen erfroren. Aber als er Italien auf der Rückwanderung wieder durchschritten, hatte er noch nicht genug und schlenderte über Zürich nach Paris, ehe er in die Heimath zurückkam. Im Ganzen machte er nach eigenem Geständniß in achteinhalb Monaten „über 800 Meilen zu Fuß" außer dem, was er zu Lande und Wasser gefahren. Dann lebte der merkwürdige Mensch wieder ruhig, als wäre nichts geschehen, in seinem Leipzig als bescheidener Privatlehrer, schrieb nach dem Tagebuch den „Spaziergang nach Syrakus" nieder, der großen Erfolg hatte, und hatte kaum eine böse Gesichtsoperation überstanden, als er 1804 einen neuen Spaziergang machte, diesmal durchs Riesengebirge. In das gleiche Jahr fallen noch zwei bemerkenswerthe Ereignisse. Einmal das Erscheinen des Gedichtes „Die Gesänge" in der „Zeitung für die elegante Welt", dessen erste Strophe: „Wo man singet, laß' dich ruhig nieder, — Ohne Furcht, was man im Lande glaubt: — Wo man singet wird man nicht beraubt: Bösewichter haben keine Lieder" im Volksmund zu dem berühmten Citat wurde:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder".

Und zweitens eine neue unglückliche Herzensneigung, die ihn wieder von Grund aus erschütterte und ihn wieder sehnsüchtig nach der Pistole blicken ließ. Da half nichts anders, als sein altes Rezept: nach der „Traubenreise" trat er die „Fischreise" an, nach der italienischen die nordische, die ihn nach Rußland und Schweden führt. Auf dieser Reise trat die große Wandlung in ihm ein vom Weltbürgerthum zum vaterländischen, nationalen Politiker. In dem Unglücksjahre der preußischen Monarchie zeigte er sich als einer der wenigen Männer. Ohne die persönliche Gefahr zu achten, schrieb er flammende Proteste. Die deutschen Fürsten, die ungerechte Vertheilung der Lasten, die ihm bis in den Tod verhaßten Privilegien macht er für die Schmach des Vaterlandes verantwortlich. Er sagt seine Wahrheit unbekümmert. Palm's Schicksal hält ihn nicht davon ab. „Ich habe nichts zu verlieren," sagt er auf die Warnung seiner Freunde, „nur höchstens meinen Kopf, und dieser fängt an grau zu werden und wird mir täglich entbehrlicher." Aber unter all der Bitterkeit lebt die Hoffnung. Prophetisch kündet er die große Wiedergeburt seiner Nation. Erleben sollt' er sie nicht mehr. Schon 1808 kam ein qualvolles Nieren- und Blasenleiden zum Ausbruch, das ihm allen Schlaf raubte und seine Kräfte verzehrte. Die Bäder von Teplitz halfen ihm nichts. Am 13. Juni 1810, zwischen elf und zwölf Uhr, ging er hinüber. Wie Goethe bat er zuletzt um mehr Licht. Und noch in diesen Todesstunden foppte ihn das Schicksal. Er hatte die Wohnung nämlich gekündigt und wollte am Morgen des 13. Juni ausziehen. Die Habseligkeiten waren schon gepackt, die Sänftenträger kamen, als man bemerkte, daß er im Sterben lag. Sein Zimmer war weiter vermiethet, die Wirthin wollte den Sterbenden nicht behalten, der neue Wirth einen Sterbenden nicht aufnehmen. So blieb er heimathlos wie er gewesen auch im Tode. Und noch tragischer: Jahre über Jahre hatte er vergeblich auf die Bewilligung der Pension als russischer Offizier gewartet — endlich kam sie, und da hatte der Tod sie gerade überflüssig gemacht. Er hinterließ fast nichts. Aber als durch die Zeitungen die Nachricht lief, Seume's Schwester sei in Noth, ging so viel Geld ein, daß man ein beträchtliches Bauerngut dafür kaufen konnte.

Johann Gottfried's Dichtungen sind nur schwache Abspiegelungen dieses außerordentlichen Lebens. Sein größtes Werk war dieses Leben selbst. Und gelang ihm poetisch etwas wahrhaft Hübsches, so waren es gerade die schnell hingeworfenen Episteln an seine Freunde. Die Feile zu gebrauchen — nach Geibel das Kennzeichen des echten Dichters — war ihm unmöglich. Seine Form ist deshalb auch

wie er selbst. Unbedingte Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, todtverachtender Heldenmuth, finsterer Trotz — das sind seine Hauptzüge. Er hatte tiefes Gefühl, aber er gab es nicht Jedem Preis, ging nicht hausiren damit. Deshalb stieß er Formmenschen oft ab. Deshalb hatte er wenig Glück bei den Weibern. Er war eben durch und durch ein Mann — einer von denen, wie sie ein Volk in jeder Zeit nöthig hat, wie sie gerade in den Zeiten von Preußens Erniedrigung doppelt nothwendig waren. Er war mehr als ein Dichter, und gleichzeitig weniger. Und jetzt, wo wir das ganze reiche Material, das bisher unbekannt und ungedruckt war, vor uns liegen haben, mag die Schätzung des Wanderers nach größer werden. Denn es ist mir, als müßte die sittliche Kraft, die dem widrigsten Schicksal trotzte, ebenso erheben wie das schönste Dichtwerk.

Carl Busse.

Friedrich Hebbel's Kunstlehre.

So lange Hebbel lebte, hat er im Kampf gestanden. Er besaß feurige Verehrer, wie jene polnischen Edelleute, die dem Autor der „Judith“ und der „Genoveva“ auf den Knieen huldigten, und neben dieser einigermaßen compromittirenden Anschwärmerei hatte er so urtheilsfähige Bewunderung für sich wie die eines Brücke, Glaser, Bamberg. Aber gleichzeitig war er für einen Dichter und Kritiker von Otto Ludwig's Bedeutung das Lieblingsparadigma für alle Kunstfehler der Modernen, für Julian Schmidt ein litterarisches Irrlicht, für Berthold Auerbach gar das „kranke Pferd“, jenem Zerrbild vergleichbar, das in den Dorfschenken hängt und sämmtliche Krankheiten, die ein Pferd nur haben kann, an seinem Leibe trägt. Nur um Richard Wagner haben Anhänger und Gegner gleich leidenschaftlich gestritten. — Der Kampf ist vorbei. Hebbel's Größe ist jetzt anerkannt. Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, zu zeigen, was zu so heft'gem Streit Anlaß gab.

Wie bei den Romantikern empfängt auch bei Hebbel die Produktion volle Beleuchtung nur aus seiner Kunstlehre, weil sie mit dieser untrennbar verwachsen ist. Hebbel erscheint bei oberflächlicher Betrachtung als ein Künstler von durchaus berechnender, reflektirender Art; und sicher ist er von eigentlich naiven Dichtergemüthern wie etwa Justinus Kerner und Eduard Mörike, ja wie im Grund auch Heine und Lenau weit entfernt. Wie hätte auch in der dumpfen Treibhausluft seiner Jugend, die alle höheren Regungen in den engsten Raum drängte und dadurch die Bruthitze der Entwickelung noch steigerte, eine wirkliche Unbefangenheit aufkommen können! Sieht man auf der anderen Seite, wie die periodisch wechselnden Zeiten dichterischer Ebbe und Fluth bei ihm (wie bei Goethe, bei Annette v. Droste) mit klimatischen Bedingungen zusammenhängen; erfährt man von ihm selbst, wie die große Reizbarkeit, die er im Umgang nicht beherrschen konnte, mit seiner ganzen Produktionsweise untrennbar verbunden war, so sieht man jedenfalls, daß von der kalten Rechenmanier, mit der ein Müllner oder ein Gutzkow ihre Mixturen zusammenbrauten, hier keine Spur zu finden ist. Nun höre man wie seine Erscheinung beschrieben wird:

„Hebbel war schlank und ziemlich hoch von Gestalt; sein Gliederbau schien auf Unkosten des Kopfes zu zart ausgefallen und nur dazu da, diesen Kopf zu tragen; unter der hohen, wie in durchsichtigem Marmor gemeißelten Stirn leuchteten die blauen Augen, mild bei ruhigem Gespräch, bei erregtem leuchteten sie sich dunkel glänzend an; Nase und Mund deuteten auf Sinnlichkeit; die etwas bleichen, zart gerötheten Wangen gaben dem durch ein starkes Kinn männlich abgeschlossenen Gesichte eine gewisse Breite und wenn man ihn ansah, hatte man stets den Eindruck, ins Helle zu schauen. Er hatte eine adlige Künstlerhand und eine seelenvolle Stimme, die sich, je nach dem Gehalt seiner Rede, vom Gefälligen bis zum Gewaltigen steigern konnte.“

Den zu schweren Kopf kennen wir schon — es ist die typische Stirn der Schriftsteller dieser Epoche, mögen sie so klassisch schreiben wie Sainte Beuve oder so wüst wie Grabbe; die sinnlichen Lippen theilt er mit Heine und vielen Zeitgenossen; sonst aber ist es die Beschreibung eines Sehers, eines jener Unglücklichen mit dem zweiten Gesicht, die Annette v. Droste vorführt! — Und nun hören wir gar, wie Emil Kuh Hebbel's Haltung beim Dichten schildert:

„Den produzirenden Hebbel erblicken, war das Bild eines Traumwandelnden sehen. Sein Antlitz hatte alsdann den leidenden Ausdruck des Beseligten. Er neigte sein Haupt tief herab, wie eine dem warmen Sommerregen hingegebene Pflanze. Die Arme vor der Brust in einander gelegt, hin und wieder das Lächeln oder die Trauer des schauenden Menschen um den Mund, so schritt er durch die Straßen Wiens, durch das Gehölz des Praters, oder durch die Laubgänge des Augartens. Sogar das Teufelswetter des Oktobers konnte ihm nichts anhaben, wenn er im Bildersegen untergetaucht war. Das Gewühl und Getöse der Großstadt störte den visionären Spaziergänger niemals und die berüchtigte Windsbraut Wiens, wie sie auch in den Baumkronen der gewaltigen Praterbäume wühlte und knirschte, weckte ihn nicht aus seiner Weltvergessenheit auf. Sprach ihn aber Jemand an, dann entfuhr ihm der heftigste Laut der Abwehr. Manchmal überhörte er die Anrede, und schwankte, leise singend, vorbei.“

Das vollkommenste Bild eines Sehers aus den primitivsten Zeiten, der sich nur als ein Gefäß höherer Inspirationen fühlte! Er hört beim Dichten Melodien; er hat Gesichtserscheinungen: bei dem ersten Akt seiner „Genoveva“ habe ihm beständig die Farbe eines Herbstmorgens vorgeschwebt, beim „Herodes“ vom Anfang bis zum Ende das brennendste Roth. Als er den Epilog zur „Genoveva“ dichtete, da habe er eine angeschossene Taube fliegen sehen . . . .“

Und daneben wieder so viel von der Ueberklarheit seiner Zeit, bis zur eigenen Beängstigung:

Dies steht so klar vor meinem Geist,
Daß, wenn ich's minder hell erblickte,
Das Werk vielleicht mir besser glückte!

Wiederholt hat Hebbel selbst über die Mischung von Naivität und bewußter Reflexion in der Kunst gehandelt. Hier steckt der Schlüssel seiner ganzen dichterischen Eigenart, hier seine Verbindung mit der Kunst seiner Zeitgenossen und sein Gegensatz zu ihr.

Hebbel's Produktion ist nicht, wie die der meisten echten Künstler, aus einem naiven Bedürfniß des Nachschaffens erwachsen. Was ihn erregte, war die Stimmung, in die fremde Dichtungen ihn versetzten, Bürger's „Lenore“, „des Sängers Fluch“, „das Glück von Edenhall“, auch Berichte, wie die Leidensgeschichte Christi. In solcher poetisch gesteigerten Stimmung wurden ihm plötzlich Dinge klar, deren Verworrenheit ihn bisher geängstigt hatte. Er fand in der prägnanten Erzählung des Dichters eine symbolische Erklärung für zahllose Einzelfälle, die ihn sonst in ihrer dunklen Massenhaftigkeit bedrängt hatten. Er begehrt nun nach dieser Stimmung um dieses Lohnes willen. Es ist nicht, wie bei den Romantikern, das Hochgefühl der weltentrückten Stimmung an sich, was ihn reizt, sondern deren Ergebniß: die (wirkliche oder vermeinte) hellere Einsicht in das Getriebe der Welt.

Mit dieser Auffassung der Poesie als eines Werkzeugs zur Ergründung der Weltgeheimnisse kehrt Hebbel zu der ältesten Anschauung zurück, die in den Urzeiten Poesie und Wissenschaft als Zwillingsgeschwister der Menschheit in die Wiege legte; und zugleich wird er der Vorläufer einer neuen Schule, die, in sehr verschiedener Färbung, zu dem Experimentalroman Zola's und zu dem Experimentaldrama Ibsen's führt.

Hieraus geht nun jene wunderbare Mischung von Naivität und bewußter Reflexion hervor. Das Grübeln, das Suchen, das Fragen liegt all' seiner Produktion zu Grunde. Die Tagebücher, die der Zweiundzwanzigjährige, seiner künftigen Unsterblichkeit bereits völlig gewiß, begann und in rastloser Arbeit durch sein ganzes Leben fortführte,

sind kein Außenwerk, wie etwa Grillparzer's Aphorismen, sondern recht eigentlich die Basis aller seiner Schriften; ja kaum war es übertrieben, wenn ich einmal alle Dichtungen Hebbel's nur einen Commentar zu seinen Tagebüchern nannte. Die Leidenschaft aber, mit der er den großen Räthseln der Weltregierung, des Daseins, der Geschichte, der Kunst, nachspürt, steigert sich nun wirklich zu der Fieberhitze künstlerischer Eingebung. Diese Entzündung tritt ein, sobald geeignete Gestalten oder Vorgänge ihn einer symbolischen Beantwortung jener Fragen näher bringen. Hebbel selbst meint dann, so weit hier überhaupt eine zeitliche Scheidung möglich sei, sehe er die Gestalten früher, als die „Ideen“; thatsächlich bleibt er sich doch nach seinem eigenen Geständniß „immer eines gewissen Ideenhintergrundes bewußt, wegen dessen ich keineswegs produzirte, der aber doch wie eine Gebirgskette zu betrachten war, welche die Landschaft abschloß“. Und wenn er bei der „Agnes Bernauer“ nur durch die Anekdote selbst angezogen zu sein glaubte, so steigt doch plötzlich auch hier eine Idee — die der Sitte „als die alles bedingende und bindende daraus hervor“. Latent war sie offenbar schon vorhanden; nun aber wird sie durch den geeigneten typischen Fall entbunden.

Wir müssen hier gleich eine Erinnerung anknüpfen. Auch die Kunstlehre Goethe's und Schiller's gipfelt ja in dem „symbolischen Fall“, der hundert besondere Fälle auf einmal beleuchtet. Auch bei Goethe kommt das Kunstwerk zustande, indem ein passendes Erlebniß die längst in Gährung begriffene Masse mit einem Schlage „krystallisiren“ läßt. Der riesenhafte Unterschied ist nur der, daß Goethe und Schiller bei dem „Urphänomen“ selbst stehen bleiben, daß sie nichts wollen, als die typische normale Form eines unendlich oft vorkommenden Erlebnisses reinlich darstellen. Was bedeutet „Werther's Leiden“? Eine Liebe, wie jeder Jüngling und jedes Mädchen sie zu erleben wünschen. Die reinste, gesteigerte Form der Liebe, die sie wirklich alle erleben. Nicht so Hebbel. Seine Poesie will außer der typischen Gestalt der Ereignisse auch noch ihre verborgensten Ursachen geben. Außer dem, was wir sehen, will sie uns das Unsichtbare liefern. Sehr charakteristisch unterscheidet Hebbel drei Stufen künstlerischer Wirkung: es kann so sein! — es ist! — es muß so sein! Er erstrebt die dritte; bei der zweiten blieb Goethe stehen, indem er die unmittelbare überzeugende Gegenwart der geschilderten Gestalten als das höchste Ziel ansah. Von Goethe's Figuren gilt, was Tasso den eigenen nachrühmt: „Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie **sind**!“ Dies Ergebniß hat Hebbel, indem er mehr erlangen wollte, nicht erreicht. Fast nur in „Maria Magdalena“ geben wir uns unbedenklich dem Glauben an die vorgeführten Personen und Ereignisse hin; nur zu oft haben wir sonst den Eindruck des Experiments. Hebbel verkannte, daß es die Frage nach der Ueberzeugungskraft der Poesie nur verschieben heißt, wenn man dem: „So ist es!“ ein „So muß es sein!“ überordnet. Richtet er nun in künstlich gebauten Retorten seltsame Tränke zu, so gestehen wir ihm wohl zu: so muß diese seltsame Mixtur entstehen! Aber wir fragen nun: müssen denn die Retorten so wunderlich gedrehte Hälse, die Tränke so unheimliche Bestandtheile haben? Und wenn die Vorbedingungen, auf die er „Judith“ oder „Genovevа“ und selbst „die Nibelungen“ aufbaut, die überzeugende Kraft nicht besitzen, die die einfache, schlichte Grundlage der „Iphigenie“ und des „Tell“ besitzt — was hilft dann alle Schlußkraft, die aus diesen Voraussetzungen weiter folgert? Uns bleiben dann die Prämissen fremd und als ein kunstvolles Luftschloß schwebt das Ganze im Blauen. Es geht Hebbel wie Brentano und Immermann: seine höchsten Leistungen sind die, die sich vom Boden seiner eigenen Doktrin am weitesten entfernen, die er denn auch selbst am wenigsten schätzte. Ihm sind „Judith“ und „Genoveva“, sogar „Der Diamant“ und „Schnock“ immer Lieblinge geblieben; was bedeuten sie uns neben dem bürgerlichen Trauerspiel und dem „Gyges“?

Seine dichterische Praxis nun, wie sie aus seiner Individualität und aus seiner Kunstlehre hervorgeht, ist diese. Ein starkes Bedürfniß nach Poesie erfüllt sein Leben:

O Muse, die mein Herz bewegt,
Die meine tiefste Kraft erregt,
Mir wird zum Sterben bang und weh,
Wann ich Dich einen Tag nicht seh.

Was ihm aber vorschwebt, ist nicht ein einfaches intensives Erschauen von Gestalten, wie es E. Th. Hoffmann verlangte, sondern ein faustischer Einblick in das, was die Welt im Innersten zusammenhält. „Denken und Darstellen, das sind die zwei verschiedenen Arten der Offenbarung“. „Die Kunst ist die realisirte Philosophie, wie die Welt die realisirte Idee“. Wohl erwächst die Dichtung aus der Anschauung, und hat es mit dem Leben zu thun; aber nicht ein bloßes Nachschaffen der äußeren Vorgänge strebt sie an, sondern die Abspiegelung des gesammten Weltgetriebes, mit seinen verborgenen Räderwerken. „Als Repräsentant der Weltseele soll der Dichter Schöpfer und Schöpfungsakt zugleich abspiegeln“; als „fester Mittelpunkt der bewegten Welt“ soll er Alles in sich aufnehmen, damit in ihm der Urgeist die Quintessenz aller Dinge wie eine Perle klar und rund zeugen kann. Auf die ganze Welt also soll sich das Auge des Dichters richten; und hier tritt Hebbel zu seiner Zeit in den schroffsten Gegensatz, indem er ein bloßes Abmalen der Gegenwart abwehrt. „Die Erscheinungen und Gestalten, die der Dichter erschafft, soll er immer auf die Ideen, die sie repräsentiren, überhaupt auf das Ganze und Tiefe des Lebens und der Welt zurückbeziehen“.

Speziell ist es nun die Aufgabe der **lyrischen Poesie**, „das menschliche Gemüth im Tiefsten zu erschließen, seine dunkelsten Zustände durch himmelklare Melodien zu lösen“. Indem sie die „untrennbare Harmonie zwischen den Fundamentalgefühlen des Menschen und den Erscheinungen der Natur“ in klarem Lichte aufgehen läßt, erhebt sie unsre Seele zu hoher Freudigkeit. Die Weltschmerzdichtung so gut wie die Tendenzpoesie fiel vor dieser Auffassung darnieder; Goethe's und Uhland's Lyrik bestand. Hebbel's eigene lyrische Praxis aber konnte diese Muster nicht erreichen. Sein Geist ist zu ausschließlich auf Weltprobleme gerichtet; die „Andacht zum Unbedeutenden“ fehlt ihm, ohne die es keinen echten Lyriker giebt. Er vermag sich nicht still und andächtig in die „Zustände“ zu versenken, deren Verewigung nach Goethe's Lehre und Beispiel die Aufgabe der lyrischen Poesie bildet; er eilt zu sehr dem Ende entgegen, er betont zu stark das Anekdotische, oder aber er verliert umgekehrt in mühsamem Ausmalen die Einheit der Stimmung. Jene symbolische Bedeutung, die das Gedicht erlangen soll, indem es die Dissonanzen der Empfindung zur Harmonie verklärt, soll durch ein mühseliges Künsteln an der Form hervorgebracht werden: die möglichst fleckenlose Form soll ein Bild der harmonischen Schönheit geben. Hebbel dachte über die Bedeutung der Form, über ihr Geheimniß, wie er gerne sagte, so ernst und tief, daß schon dies allein in einer Periode der Zerfahrenheit und Formverhöhnung ihm das Anrecht auf unsre Dankbarkeit sichern würde. „Form ist Ausdruck der Nothwendigkeit“, sagte er einmal; ein ander Mal eingehender: die Form zeichne nur das Verhältniß des Individuellen zum Allgemeinen. Aber wenn diese Definitionen den Theoretiker ehren, ja verurtheilen sie zugleich den ausübenden Künstler. Fast nirgends erreichen es seine Gedichte, was er forderte, „daß die Gebilde der Kunst wirken, wie die der Natur“; fast überall empfindet man es, daß er in Prosa gedacht, und dann in Verse übersetzt hat; wie denn in seinen Tagebüchern nicht selten die prosaische Fassung später versifizirter Epigramme und Formen noch vorliegt. Gedichte, die er selbst wegen der Reinheit der äußeren Form und des Wohlklangs aufs Lebhafteste bewunderte, wie „Liebeszauber“ und „Opfer des Frühlings“, sind als Ganzes formlos, weil der schöpferische Athem sie so wenig durchdringt, wie die gekünstelten letzten Poesieen Bürger's, auf die dieser nicht minder stolz war; nicht zu rechnen, daß auch im Einzelnen die angeblich unerhörte Sprachschön-

heit von Versen unterbrochen wird, deren Härte die prosaische Grundlage nur zu fühlbar hervortreten läßt:

Doch ihm selber fühlend, fehlen
Sie so viel der holden Gluth,
Als die Blumen, die noch fehlen,
Zu erwecken nöthig thut.

Da Hebbel's Dichtung im tiefsten Kern didaktisch ist — freilich als eine Poesie mehr des Lernens als des Lehrens, — haben auch hier die gnomischen Stücke den höchsten Werth, einzelne unter den sehr ungleichen Epigrammen freilich mehr als der gedehnte „Bramine“, dessen vielbewunderte Moral ja aus der Quelle stammt, und dessen allzu glatte Verse zu der Schärfe der geschilderten Qualen einen schwer erträglichen Gegensatz bilden. Aber reine Lyrik blieb ihm, wie Immermann, Grillparzer, G. Keller versagt, und auch seine Balladen (mit Einschluß des gern recitirten „Haideknaben“) vermag ich nicht den großen Meisterstücken gleichzustellen, in denen Bürger, Goethe, Uhland die individuelle Stimmung, die Athmosphäre einer einzelnen Begebenheit so unnachahmlich wiederzugeben wußten. —

Als die höchste Form der Poesie bezeichnet Hebbel mit Entschiedenheit das Drama; es ist ihm der Gipfel der Kunst überhaupt. „Das Drama stellt den Lebensprozeß an sich dar“. Den Lebensprozeß — nicht einfach das Leben: den Konflikt des Lebens also, d. h. der individuellen Lebensbethätigung, mit der dauernden Allgemeinheit. „Es soll den jedesmaligen Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältniß zur Idee, d. h. hier zu dem alles bedingenden sittlichen Centrum veranschaulichen“. Von hier gelangt Hebbel zu seiner eigenthümlichen Auffassung der „Schuld“ und des „Tragischen“. Nicht in dem Inhalt des menschlichen Wollens liegt die dramatische Verschuldung, sondern unmittelbar in dem Willen selbst, „in der starren, eigenmächtigen Ausdehnung des Ichs, so daß es dramatisch völlig gleichgültig ist, ob der Held an einer vortrefflichen oder einer verwerflichen Bestrebung scheitert“. Das Wollen selbst ist, wie bei Schopenhauer, Sünde, weil das Individuum durch das Wollen selbst sich stärker geltend zu machen sucht, als die Welt verträgt. Sie bedarf aber dennoch auch wieder der Individualitäten, und gerade hierin liegt die Tragik, daß ein Individuum Dinge vollbringen muß, gleichsam im welthistorischen Auftrag, mit deren Vollbringung es sich selbst vernichtet. „Das Aergerniß muß kommen, aber wehe dem, durch den es kommt!“ Gerade hierin sieht Hebbel den Unterschied des neuen von dem alten Drama, „daß die dramatische Dialektik nicht bloß in die Charaktere, sondern unmittelbar in die Idee selbst hineingelegt wird“. „Soll ich den Grundbegriff der neuern Tragödie in der Kürze aussprechen, so finde ich ihn in dem herben Gebundensein des höchsten Adels menschlicher Natur, in Leid und Tod, und in dem dadurch bedingten, ja als notdwendig vorausgesetzten Widerstand der Welt gegen das Große in seinem Werdedrang“. Das Große — in der großen Tragödie; oder selbst die kleinere Individualität ist schon zu groß für die furchtbar enge Gebundenheit der bürgerlichen Welt. Und so richten sich denn nach der Beschaffenheit der Persönlichkeiten und der sie jedesmal mit tragischer Macht umschließenden Kreise die Formen des Dramas: das bürgerliche Drama malt den Konflikt der festgefügten Gesellschaft mit dem Einzelnen, der über sie heraus oder aus ihr fort will; das historische Drama aber schildert die Gebundenheit einer großen historischen Individualität, die über die jedesmalige Weltlage, über die Gesammtheit der sie umschließenden Verhältnisse hinausstrebt und daran zu Grunde geht.

In jedem solchen Konflikt malt sich dann also die Zeit und Umgebung selbst ab, der eherne Ring, an dem der Einzelne seine Stirn zerschlägt. Und somit wäre es eigentlich die Konsequenz dieser Lehre, daß es für jeden historischen Moment, für jede Weltlage nur immer Ein Drama gäbe, oder mindestens innerhalb jeder sozialen Sphäre nur Eins. Auch hätte Hebbel diese Folgerung schwerlich ganz abgelehnt. Mindestens gelangt er aus solchen Erwägungen heraus zu dem Plan eines weltumfassenden dramatischen Cyklus — ein Plan, der uns sowohl R. Wagner als die Romanenzyklen Heinse's, Novalis', Zola's in Erinnerung bringt. Er dachte in einer großen Kette von Tragödien „den Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältniß zu der Natur und zum Sittengesetz, dem wahren wie dem falschen“, auszusprechen. Zu diesem Cyklus gehören „Judith“, „Genoveva“, „Maria Magdalena“, die ohne ihn nicht verständlich sind. „Das Trauerspiel in Sizilien“, „Der Diamant“ und der „Rubin“ bilden eine andere kleine Kette, die die Nichtigkeit der Lebensverhältnisse anschaulich machen soll, ein komischer und tragikomischer Cyklus neben dem tragischen.

Schon der Gedanke des Cyklus hält dem Dichter den „Ideenhintergrund“ immer gegenwärtig. Aber auch sonst mischt sich die Reflexion schon in die Konzeption des Dramas. Wohl sucht er in langer Betrachtung seine Figuren genau kennen zu lernen, das Hauptmittel der großartigen Technik Ibsen's — und rühmte sich wohl zu wissen, welche Eigenheiten die schöne Agnes als Kind hatte, wie der alte Herzog Ernst erzogen worden sei; er kenne die dummen Streiche des Knaben Gyges, und Rhodope habe ihm viele von ihren Träumen erzählt. Aber die Kenntniß der Figuren bleibt ihm Mittel zum Zweck. „Das Hauptvergnügen des Dichters besteht für mich darin, einen Charakter bis zu seinem im Anfang von mir selbst durchaus nicht zu bezeichnenden Höhepunkt zu führen, und von da aus die Welt zu überschauen“. Immer wieder hebt er es hervor, wie er von seinen Gestalten lerne, wie „in der Kunst das Kind den eigenen Vater erlöst vom irdischen Dunst“. Aus dieser Sehnsucht, durch seine Figuren erlöst zu werden, ist ja seine ganze Produktion geboren; hierauf beruht für ihn die von ihm oft und stark hervorgehobene befreiende Kraft der Kunst. Er muß den Schatten Blut zu trinken geben, damit sie ihm wahrsagen. So ist in Hebbel die Leidenschaft des Fragens, die faustische Wißbegier des modernen Menschen zum höchsten Ausdruck gelangt.

Aber weil der Dichter mehr verlangte, als die Kunst an sich gewährt, weil sie ihm Mittel war als Zweck, hat er die künstlerische Höhe seines Antipoden Grillparzer nicht erreicht; am Ende hing er doch ab von Kreaturen, die er machte, während der Dichter der „Libussa“ über seinen Gestalten stand.

Es ist denkbar, daß Hebbel's Tagebücher die Mehrzahl seiner Dichtungen überleben, wie für die Brüder Goncourt (die ihm mannigfach verwandt sind, Doktrinäre, Aristokraten, Zeitverächter wie er) das Gleiche wahrscheinlich ist. Denn hier tritt Hebbel's Persönlichkeit am mächtigsten hervor: sein nimmer müdes Suchen, sein stetes Wachen, sein leidenschaftlicher Ernst. Deutlicher noch als die Werke offenbaren sie uns, was der Kern von Hebbel's Kunstlehre war: eine gigantische Sehnsucht, durch das Morgenthor des Schönen in der Erkenntniß Land einzubringen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Von Münchener Kunst.

Während in Berlin die Alten gegen die Jungen, deren Teufeleien ihnen im Herrn von Tschudi verkörpert erscheinen, rücksichtslose Vorstöße wagen, geführt diesmal nicht vom diplomatischen Anton, sondern von Knaus, und die Jungen zwar nicht das Schwert ziehen, aber doch, in rosigen sezessionistischen Wallungen, einen passiven Widerstand leisten, — kurz, während hier alle Zeichen darauf hindeuten,

daß wir vielleicht am Anfang neuer Kämpfe stehen, in denen obzusiegen die um Knaus zunächst noch alle Aussicht haben: thut der Münchener Künstler nicht überstürzt, doch auch nicht lässig sein Tagewerk und redet von den Kunstkriegen höchstens nach Feierabend noch bei gutem Bier und beizendem Toback — wie von einer alten, verklungenen Sage. Er redet überhaupt kaum noch von Kunst — den Goncourt's ähnlich, die da schrieben: „Von Musik unterhalten wir uns nicht, weil wir garnichts davon verstehen; aber auch von Malerei unterhalten wir uns nicht, weil wir zu viel davon verstehen". Die Sezession hat sich, ohne an Seel' und Leib Schaden zu nehmen, ruhig verstaatlichen lassen. Sie wohnt in einem königlichen Hause, und ihre Leiter sind bei Hof und Regierung gut angeschrieben, so gut wie es die genossenschaftlichen Unternehmer im Glaspalaste niemals waren. Ja, die Sezession ist vielleicht noch „amtlicher" als die Genossenschaft. Es ist fraglich, ob ihr das auf die Dauer frommen wird. Heut aber darf man noch sagen: Es spricht für die Gediegenheit ihrer künstlerischen Verfassung, für ihre innere Lebenskraft, daß sie bei diesem Pakt mit staatlichen Gewalten von ihrem Selbstbestimmungsrecht, ihrem überwiegenden Einfluß fast nichts auf- und abzugeben brauchte. Ihre Hauptmeister bekamen Titel und Orden, ohne sich dadurch kirren zu lassen; mit dem Besitzrecht des neuen Heims war keine Bedingung verknüpft, die nicht rein sachlich-geschäftlicher Natur gewesen wäre.

Die Regierungen betrachten die Künstlerschaft sonst wohl als eine Art Unterbehörde, als Beamtenthum. In München ist die Künstlerschaft ein Machtfaktor; Kraftproben zwischen den Künstlern und dem Ministerium sind keine Seltenheit, und fast immer haben sie mit des Künstlers Sieg geendet. Sogar der scheinbar allmächtige Finanzmann Riedel hat das schon am eigenen Leibe fühlen müssen; er wollte an Stelle der Hofgartenkaserne, eines grauen kalten alten Kastens, auf dessen Beseitigung die Münchener Aesthetiker längst gelauert hatten, ein Gebäude des Fiskus setzen, das zwar neu, aber auch kalt und grau sein sollte. Er scheiterte durch eine starke künstlerische Gegenströmung — am letzten Ende noch: denn den Landtag hatte er schon auf seiner Seite. Der Landtag, besonders sein ultramontaner Theil, ist in Bayern die einzige Macht, die an der Künstlerregierung ihr Müthchen kühlen darf; er fällt Jahr für Jahr in einem lebhaften Komödienspiel über die Religions- und Nuditätenmaler her: Der Kultusminister macht jedesmal vor den Künstlern und vor dem Landtag eine gleich höfliche Verbeugung und ist furchtbar froh, wenn diese zur ständigen Einrichtung gewordene Kunstdebatte vorüber ist. Man spricht in München ganz offen davon, daß dieses artistische Nebenregiment zu großen Dingen noch berufen sei: man spricht davon, daß innerhalb des Kultusministeriums eine Centralbehörde für Kunst gebildet werden solle, die die Nebenzweige mitbeherrschen und auf eine einheitliche und harmonische Ausgestaltung aller künstlerischen, kunstgewerblichen, architektonischen Verhältnisse hinwirken solle. Altmünchen bröckelt ab und sinkt zusammen; Neumünchen, mit schimmernden Zinnen, steigt vor der Phantasie herauf. Und an die Spitze dieser Behörde soll ein Mann der „Sezession" treten, der nicht in geschäftlicher Beziehung allein seine Verdienste hat.

Mag sein, daß all dies nur Luftgebilde sind, die die Alten sich zum Entsetzen, die Jungen sich zum Ergötzen hinmalen; aber die Thatsache, daß die ernstesten Künstler sehr ernst solche Möglichkeiten betrachten, sie bezeugt, wie tief rein kunstpolitische Erwägungen in der gegenwärtigen Münchener Situation begründet sind. Wenn man über Münchener Kunst schreiben will, so muß man heutzutage die Kunstpolitik der Bayern beleuchten; man soll es aber nur, wenn man die Dinge dort gleichsam ab ovo mitverfolgt hat. Denn es ist bei uns jetzt Mode geworden, die Münchener Erscheinungen obenhin am Berliner Maßstab zu messen. Junge Leute, die in Berlin seit Jahr und Tag über Kunst schreiben, fangen plötzlich an, München für die Kunst zu „entdecken". Sie fangen an, die alten Witze von dem harmonischen Zusammenhausen von Bier und Kunst aufzuwärmen; sie beschreiben, wie sie nächtens in den verwegensten Winkeln die verwegensten Bierkneipen durchwandern, wo sie allen Stumpfsinns Meisterschaft vereinigt finden zu ödem Philisterthum, und wie sie dann am anderen Morgen die Ausstellungen besuchen und dort alle Himmel offen sehen. Diese Humore hat Münchens Lokalplauderer, der ehrsame Herr Benno Rauchenegger, seit zwanzig Jahren sehr viel gediegener, sehr viel urwüchsiger ausgeschlachtet. Unsere Entdecker von Neuland waren bei Lenbach. Er band ihnen Manches auf, der Lenbach und darauf hin hielten sie das sammetfunkelnde, übertrieben dekorirende Ausstellungssystem des „Glaspalastes" für einzig erstrebenswerth. Dann gehen sie zu Uhde und zu Stuck und sind fortan von der absoluten Herrlichkeit der „Sezession" tief durchdrungen. Und in ihren Berichten sodann ist Berlin ein tiefschwarzes Nachtbild, München aber ein sonnenheiteres Taggemälde. Andere nehmen in anderer Art Berlin als Maßstab. Sie hatten Berlin verlassen, im Herzen ein hochidealisirtes München. Nun aber sind sie abgekühlt und enttäuscht. Sie haben ein Reich von Riesen erwartet und finden ein Land der Menschen. Von Menschen die 'mal bessere, 'mal schlechtere Ausstellungen machen. Wenn der Berliner abgekühlt ist, dann wird er gleich frostig und so bekommt man in unseren Blättern viel süffisantes und schiefes Zeug über Münchener Art und Kunst zu lesen. Meines Erachtens ist gar nicht darüber zu entscheiden, ob der Glaspalast oder die Sezession die größeren Ueberraschungen biete, ob sie überhaupt Ueberraschungen bieten. Ich gebe ohne Weiteres zu, daß die Ausstellung des Glaspalastes trotz Lenbach und trotz Klinger und trotz der reich ausgestattenen Verkaufsräume antikisirenden, archaisirenden und „modernen" Kunstgewerbes nicht besser ist als die Berliner Ausstellung im Jahre unseres Heils. (In Parenthese: dieses Kunstgewerbe, das sehr Vieles geleistet hat, aber schon alles geleistet zu haben geglaubt, während es noch nicht einmal einen Teller oder einen Stuhl oder eine Lampe für das Volk fertig gebracht! Den Ehrentitel einer neuen Renaissance trägt es fürs erste noch ohne Rechtstitel — denn die Großmeister der wahren Renaissance dachten nicht bloß an den Fürsten und den Patrizier, sondern auch an den „gemeinen Mann".)

Die Frage scheint mir vielmehr zu sein: Hat ein fester Verband, wie die „Sezession", von ihrem Berufe, das künstlerische Gewissen Münchens zu sein, irgend etwas eingebüßt oder freiwillig aufgegeben? Im Gegentheil. Die Münchener „Sezession" ist so stark, daß sie auf eigene Hand Kunstpolitik treiben darf; sie darf sich in dem Maße den Luxus allseitiger Unabhängigkeit gestatten, wie nie eine Kunstvereinigung vor ihr. Niemand darf und kann von ihr verlangen, daß jede ihrer Ausstellungen welterschütternd sei: denn es kommt nicht auf einzelne künstlerische Wunder an, sondern auf den Charakter der Gesammtleistung. Und das hohe Niveau der Sezessionsausstellungen hat sich auch in diesem Jahre an keiner Stelle gesenkt. Aber selbst, wenn es der Fall gewesen, so hätte noch immer das Wort des jüngeren Dumas Geltung: „Un génie peut faire une chose mauvaise, mais un imbécile ne peut pas en faire une bonne."

Draußen wird überdies der Gegensatz zwischen Sezession und Genossenschaft weit schärfer hervorgehoben als in München selbst; man lebt dort, wie gesagt, im Frieden, und zwar in gutem Frieden. Beide Körperschaften haben grundverschiedene Systeme und beide müssen die Folgen ihres Systems tragen. Die Führerschaft wird aber jetzt ohne Weiteres der Sezession zugestanden. Es ist ein Fehler der Kritik, die auf froher Sommerfahrt nach München kommt, die Leistungskraft der Künstler allein nach dem Inhalt von 12 oder 62 Vierwänden zu beurtheilen und zu bewerthen. Nach den Zeiten der Kämpfe ist der Münchener Kunst auch eine sonderbare Expansionskraft geworden. Jetzt, da die Entwicklungsfähigkeit eine Weile stillzustehen scheint, sieht man erst, wie breit auch diese Entwicklung war. Das München vor der Sezession ist ein anderes als das München nach der Sezession. Vor zwei Jahren, als

ich melancholisch über den Schluß des alten Sezessionsgebäudes schrieb, habe ich, fröhlicher geworden, diese Erscheinung schon knapp beleuchtet. Bilder werden freilich von Münchens reichen Leuten heut ebenso wenig gekauft, wie vor zehn oder zwanzig Jahren, — die sind nach wie vor vom Schicksal für den Export bestimmt: Aber der Geist der großen Kunst fängt an, über die Stadt zu kommen und das Bild dieser Stadt allgemach umzuformen. Vor allem das steinerne Bild der Stadt, dessen einigermaßen verwilderte Architektonik nach einem einheitlichen, geist- und geschmackvollen Plan, Form und Farbe und die Wärme des Lebens erhält. Man beginnt, in den Behausungen auf die farbige Wirkung des Intérieurs zu achten; und verfällt man auch da und dort einmal dem Barocken und Verschrobenen, so ist doch das Bemühen offenbar, die Anhäufung von Waaren, die früher solch eine Wohnung mit ihrem Geräth darstellte, durch eine stilvolle und planmäßige Einrichtung zu ersetzen. Die junge Kunst geht auf Stärkung des Naturgefühls aus: Luft und Helle zu bringen in eine Massenansiedlung ist das Ziel der neuesten Weltstadterbauer. In München werden die alten Plätze erweitert, werden neue Plätze geschaffen, und auf die Plätze wird junges, dichtes Grün gepflanzt: gewaltige Fontänen erfrischen die Oasen. Die Straßenzüge dehnen sich in die Breite und die Länge; das moderne Plakat, das belebende, hält seinen Einzug, und in der Nacht spendet überall der elektrische Funke reiches Licht. Diese Fortschritte, die man fälschlich „technische" nennt, können sich nur da ergeben, wo die Kunst in das Leben schlägt, wo die Kunst aus dem Zustande des Sonderdaseins hinübertritt in die allgemeine Kulturbewegung. Heute ist München in weit höherem Sinne eine „Kunststadt"; früher nannte man sie so, weil furchtbar viel Bilder dort gemalt und exportirt wurden; heut darf man sie so nennen, weil in ihr die Künste blühen, weil diese große schöne Metropole ein künstlerisches Leben führt. Und dieses künstlerische Leben schlägt zu gleicher Zeit in das geistige Dasein der Bevölkerung ein: Es ist gewiß kein Zufall, daß auf Münchener Boden illustrirte Zeitschriften wie die „Jugend" und der „Simplizissimus" Wurzeln schlugen und wuchsen, daß ein glänzendes Organ für angewandte Kunst, die „Dekorative Kunst" der alten Kaulbachverleger Bruckmann, gerade in München erstand.

Den Boden für all diese erfreulichen Erscheinungen hat die Sezession vorbereitet. Je klarer der innerste Kern des sezessionistischen Gedankens hervortrat: Jungdeutschlands gebundene Kunstkräfte zu befreien, sie brauchbar zu machen für das Leben und den Geist der Zeit, zugleich aber sie zu disziplniren, indem man sie in ständigem Wettbewerbe mit dem annoch leistungsfähigeren Auslande hielt, — um so höher wuchs ihr Anrecht, die Regierenden zu leiten, statt von ihnen geleitet zu werden. Eine starke Kulturmacht treibt aus ihrem inneren Geiste heraus die Politik der Kultur.

Doch es soll einmal von allem Verbandswesen abgesehen und nur die persönliche Leistung dieses Jahres abgewogen werden. Schärfer umrissen treten aus der Fülle der Gestalten die Charaktere Hugo von Habermann, Fritz von Uhde, Ludwig Herterich, Heinrich Zügel, Ludwig Dill, Max Klinger hervor. Es sind nicht Köpfe aus Jungdeutschland; doch das ist zufällig. Auf Hugo von Habermann richten sich seit fünfzehn Jahren die Blicke der Münchener Kunstkenner und Kunstgenießer. Seit Piglhein's Tode spielt er bei den Malern die Rolle des Beichtvaters und Berathers; sein malerischer Geschmack hat Größe. Ich nenne ihn, in respektvollem Abstande natürlich, wenn ich Degas nenne. Er hat oft Jahre hindurch nichts gemacht; er ist überhaupt kein Metiermensch. Er fängt erst menschlich und künstlerisch zu existiren an, wenn einmal das Schicksal über seinen Weg interessante Lebewesen führt. Versteht sich, daß diese Lebewesen Weibchen sein müssen. Man hat ihm oft gerathen, nach Paris zu ziehen; dort sei Boden für ihn. Er will aber nicht nach Paris; er weiß ganz genau, daß er dort zu viel — malen müsse. Wie Degas ist er Junggeselle, — ein Junggeselle, der in die Jahre kommt. Degas hat in seiner Frühzeit wild gelebt und toll gewirthschaftet; er ist heut ein großer Skeptiker. Menschenwitz und Menschengefühl steht er mit großer Ueberlegenheit, ja mit Suffisance gegenüber. Das Weib ist ihm ein graziöses Stück Fleisch, das er mit hoher Naturwahrheit, mit überreifer Farbenfülle malt. Habermann aber steht dem Leben als Romantiker, als Treugläubiger und Vertrauender gegenüber, gar nicht raffinirt. Das Weib ist ihm nicht Gegenstand nur zur Uebung eines kultivirten Formgeschmacks; das Weib ist ihm immer auch ein Seelenproblem. Er sucht hinter ihr Wesen zu dringen; und dieses Wesen muß recht komplizirt sein. Seine Ernsthaftigkeit streift für den kühlen Verstand gewiß nicht selten die Grenze des Lächerlichen. Blasirte Weltmänner würden das Problem dieser Weibsnaturen gewiß viel schneller lösen. Habermann braucht Zeit und Umwege. Ich bin sein Freund, und einmal sagte er zu mir: „Glauben Sie mir, dieses Weib präparirt mir, durch ihre kranke Unrast und die Zügellosigkeit ihrer Stimmungen, jede meiner Nerven extra. Und da soll ich sie malen — soll ich überhaupt schaffen!"

Sein Atelier steht voll von Leistungen dieser Augenblicke, und Habermann — es spricht für die Naivität seines Schaffens — merkt gar nicht, daß er in diesen Augenblicken, da der Maler über den erregten Analytiker kommt und im Kampfe mit ihm liegt, sein Charaktervollstes hervorbringt. Habermann hat in den letzten drei Jahren sehr viel hervorgebracht; er hatte nämlich Glück. Zwei Modelle, wie er sie liebt und wie nur er sie gebrauchen kann, kreuzten kurz hintereinander seine Promenade. Das Weib, das er jetzt malt, ist gewiß das grilligste von allen. Und weil er immer je einen vorüberhuschenden Lebensmoment erfaßt, so ist die schier unendliche Reihe von Bildern und Studien derselben Frau bunt wie das Leben selbst. Sie kann aussehen wie ein Backfisch von siebzehn Jahren und wie eine Greisin. Derselbe Mensch in derselben Stunde in demselben Kostüm. Es ist wahrhaft unheimlich, zwei solcher Studien neben einander zu haben. Nur bei der Duse noch sah ich solch einen plötzlichen Wandel des Körperlichen durch die Seele; im dritten Akt der „Nora". Hier war es die Suggestion des Dichters; dort ist es ein jäh aufschießendes Gefühl, eine Stimmung, eine Laune oder vielleicht eine hysterische Abspannung und Erschlaffung, was diese kaum glaubliche Veränderung des körperlichen Ausdrucks bewirkt. Normale Körperhaltung, Ruhe bleiben diesem Wesen unbekannt, das aus Frivolität und Güte, Cynismus und Unschuld, Verrücktheit und Geist, Caprice und Demuth, Orginalität und Gemeinheit gemischt ist. Der Maler aber, den die Grazie, das farbige Leben, die schimmernde Beweglichkeit der eleganten, durchtriebenen Katze bannen, steht der Erscheinung zumeist mit leidenschaftlicher Verehrung, manchmal aber auch mit lächelnder Ueberlegenheit gegenüber: Dort nimmt er das kleine Wunder der Widersprüche schwer ernst, hier fangen die Geister seiner eigenen guten Laune an, mit dem gefährlich-holden Gegenstande zu spielen: dann treibt ers gar bis zu erfrischender Karikatur. Und doch: In diesem Kaprizzio über eine diabolische, kleine, empfindsame Hetäre steckt am Ende etwas, das über Zeit und Stunde hinausragt. Es ist, als ob das künstlerische Genie vom Antlitz einer ganzen Weibgeneration die Larve abgenommen — und es ist uns, als ob diese Larve im menschlichen Komödienspiel der fernen Zukunft noch einst ihre Rolle haben werde, wenn es gelten sollte, das Gesicht unserer Zeit anderen Geschlechtern wieder zu vergegenwärtigen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Julius Elias.

Zu den „Aufzeichnungen“ des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.*)

So fesselnd diese „Aufzeichnungen“ des höchst intelligenten und energischen Artilleriegenerals und begabten militärischen Schriftstellers, der im Jahre 1870/71 den Artillerieangriff auf Paris leitete, auch sein mögen, und so werthvolles Material zur intimeren Kenntniß der inneren Zustände in der preußischen Armee von 1848 an sie darbieten, so interessant auch manche neue von ihnen gegebene Aufschlüsse über die preußische Politik während des Krimkrieges sind, ebenso vorsichtig und kritisch wird jeder Leser sich ihnen gegenüber stellen müssen, wenn er nicht in schwere Irrthümer verfallen will. Schon neulich hat A. Meyer ganz gelegentlich in der „Nation“ darauf hingewiesen, daß die Auffassung des Prinzen über die Entstehung des Märzaufstandes in Berlin, der nach seiner Ansicht von revolutionären Sendboten aus Paris in Scene gesetzt worden ist, den Thatsachen gegenüber nicht bestehen könne. Man könnte übrigens den Beweis, daß dieser Aufstand so planlos als möglich entstanden ist, und daß, wenn Ausländer an ihm betheiligt waren, dieses nur Polen gewesen sein können, aus den eigenen Erzählungen und Schilderungen des Prinzen selbst führen. Aber nicht nur über Zustände und Vorgänge, für die einem jungen, hocharistokratischen Militär das Verständniß leicht abgeht, ja abgehen muß, irrt der Memoirenschreiber. Er berichtet notorisch Falsches über einzelne Personen, die einen hervorragenden Platz in der preußischen Geschichte seiner Zeit eingenommen haben, und man muß die Leichtfertigkeit bewundern, mit der er hier und da Behauptungen aufstellt und kritiklos nachspricht, die offenkundigen Thatsachen zuwiderlaufen. Um dieses zu erhärten, greife ich nur ein Beispiel heraus, weil die Angriffe des Prinzen einen Mann treffen, der sie wahrlich nicht verdient hat und dessen Andenken in diesen Tagen um so eher von Verleumdungen gereinigt werden möge, als er zuerst den Weg klar und deutlich gezeigt hat, auf dem die Einigung Deutschlands durch Bismarck thatsächlich erfolgt ist.

Während des Krimkrieges bemühte sich bekanntlich die Politik Englands aufs Angelegentlichste, Friedrich Wilhelm IV. auf die Seite der Westmächte zu ziehen. Unter den Mitteln, die sie hierzu verwendete, zählt der Prinz Hohenlohe auch die Bestechungen auf, welche der damalige englische Botschaftssekretär Lord Loftus bei preußischen Abgeordneten verwendete, „um ihre Abstimmungen einem Anschlusse an die englische Politik günstig zu gestalten“. (S. 302). Ist das schon eine Behauptung, die schwere Bedenken an sich erregen wird, so muß es die andere noch viel mehr, daß Lord Loftus „seine Bestechungen mit Hilfe des Grafen A. P. betrieben habe, der nahe daran gewesen sei, den damaligen Ministerpräsidenten Manteuffel zu verdrängen und selbst Ministerpräsident zu werden. Als seine Quelle für die an sich ganz unglaubliche Nachricht, daß ein Mann, der in Preußen Minister werden will, im Interesse einer fremden Macht, Abgeordnete besticht, gibt der Prinz den König Friedrich Wilhelm IV. selbst an. Er schreibt S. 303: „Als dieser (Graf A. P.) sich mit seiner Ministerliste beim Könige melden ließ, erhielt er durch den Kammerdiener die niederschmetternde Antwort, der König sei nie im Leben wieder für ihn zu sprechen. Als der König mir später dies einmal erzählte, setzte er mit einem Seufzer hinzu: „‚Nach solchen Erfahrungen soll man nun nicht mißtrauisch gegen alle Menschen werden.‘“ Hierzu bemerkt der Prinz in einer Anmerkung: „Graf A. P. verließ seitdem Preußen und hat es nie wieder betreten.“

Wir wollen nicht bezweifeln, daß Friedrich Wilhelm IV. das dem Prinzen wirklich erzählt hat. Wir wollen auch nicht bezweifeln, daß dem Könige durch „die geheime Polizei in der elften Stunde die Nachricht und die Beweise“ von den Bestechungen, die Graf A. P. bei den Abgeordneten vermittelt hat, zugegangen sind. Aber sind sie darum als gesicherte Thatsachen zu betrachten? Und ist die Anmerkung, die der Prinz der königlichen Erzählung beigefügt hat, richtig? Nicht im Entferntesten.

Daß der Prinz Hohenlohe unter dem Grafen A. P. den bekannten preußischen Diplomaten Grafen Albert Pourtales versteht, ist zweifellos. Er deutet das auch damit an, daß er von ihm sagt, er wäre als Minister schon deshalb ein Unglück gewesen, „weil er nicht aus Deutschland stammte“. Aber sollte der Prinz als Flügeladjutant König Friedrich Wilhelms IV. und Königs Wilhelms I. nicht erfahren haben, daß der Graf A. Pourtales am 18. Dezember 1861 als preußischer Gesandter am Hofe Napoleons III. gestorben ist und z. B. 1859 während des italienischen Krieges von dem Prinzregenten nach Berlin berufen in dessen Nähe weilte? Und doch hat der der Bestechungsversuche überführte Diplomat „nie wieder den preußischen Boden betreten“!

Zweierlei scheint uns dieser Erzählung auf das Klarste hervorzugehen. Einmal, welcher Mittel die preußische Kamarilla an dem Hofe Friedrich Wilhelms IV., in deren Dienste die geheime Polizei arbeitete, sich bediente, um gefährliche Gegner bei dem leichtgläubigen Könige zu verderben und wie rücksichtslos dieser dann gegen grundlos Angeschwärzte verfuhr. Dann aber auch, wie wenig Glauben einzelne Erzählungen des Prinzen Hohenlohe verdienen. Ich will seinen guten Glauben nicht antasten, aber vergeßlich und leichtfertig in seinen Anklagen ist der Prinz doch. Denn läßt es sich denken, daß Kaiser Wilhelm I. einen Mann zu so hohen Stellen im Staatsdienste berufen und mit seinem persönlichen Vertrauen beehrt haben sollte, auf dem der leiseste Schatten eines solchen Verraths gelastet hätte?

Noch einige Worte über diesen verleumdeten Staatsmann mögen hier Platz finden. Vor mehr als dreißig Jahren (1862) erschien in Berlin eine Broschüre: Graf Albert Pourtales von Friedrich von Thielau. Sie scheint gänzlich vergessen zu sein. Nicht einmal der Nekrologist der „Allgemeinen deutschen Biographie“ citirt sie in seinem Aufsatze über den Grafen. Und doch ist in ihr das Programm desselben, dessen Ausführung Bismarck geglückt ist, mit klaren Worten entwickelt. Da heißt es, daß nur der die Gefahren der nächsten Zukunft (1861) zu beschwören und König und Vaterland, d. i. Preußen und Deutschland, aus ihr zu retten im Stande sein werde, welcher durch eine energische Initiative sich gleichmäßig der demokratischen Kräfte der deutschen Bewegung, wie den alten preußischen Staatsorganismus mit seinem Kreuz-Zeitungsmateriale dienstbar zu machen wissen werde, um an der Spitze jener und mit Hilfe dieser letzteren die nationalen Forderungen ins Werk zu setzen und durchzuführen. Nur d e r werde den innerlich und äußerlich unfertigen preußischen Staat in Deutschland vollenden, d. i. die deutsche Frage lösen, welcher den monarchischen Bau mit Hilfe aristokratischen Werkzeugs kühn hinstelle auf breiteste demokratische und nationale Grundlage, gleich wie ihn seine Gründer von dem Großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen, geborene Fürsten und doch echte Cäsaren, begonnen und entworfen. (Thielau S. 39). Jetzt, nachdem Fürst Bismarck, man möchte fast sagen, nach diesem Rezepte, Deutschland konstituirt hat, können solche Ideen als selbstverständlich erscheinen. In jenen Tagen, da sie zuerst ausgesprochen wurden, wurde der Gedanke, Deutschland mit Kreuz-Zeitungsmaterial auf breitester demokratischer und nationaler Grundlage aufzubauen mit mitleidigem Lächeln, und als ein phantastischer Einfall selbst von einem Max Duncker in den „Preußischen Jahrbüchern“ behandelt. Unzweifelhaft ist es ja und richtig, daß aus dieser historisch nothwendig gewordenen abnormen Entstehungsart des Deutschen Reiches alle die Schwierigkeiten erwachsen sind und noch erwachsen, von denen es von Anfang an begleitet worden ist. Und doch war dieser Weg schließlich der einzig gangbare und zum Ziel führende. Darum aber wollen wir auch nicht einen Mann in ein schlechtes Licht setzen lassen, der ihn zuerst mit vollkommen klarem Bewußtsein ausgesprochen hat, wenn ihn gleich erst ein ungleich Gewaltiger mit sicherem Tritte betreten hat.

X. X.

*) Band I. Berlin. E. S. Mittler und Sohn. 1897.

Augustin Filon: Merimée. Hachette. Paris. 1898.

In der Sammlung: Les grands écrivains entwirft Filon mit seiner Feder eine Charakteristik des bedeutenden Autors, über den er schon zuvor — an der Hand von Merimée's ungedruckter Korrespondenz mit der Mutter der Kaiserin Eugenie — einen lesenswerthen Band veröffentlicht hatte (Merimée et ses amis). Filon unterschätzt meines Erachtens auf Kosten des Briefschreibers Merimée den Novellisten Merimée. Ein verdrießliches Druckversehen in meiner letzten litterarischen Chronik von „Cosmopolis“ hat meiner Abneigung gegen die wildwuchernden f a l s c h e n Merimée's durch Auslassung des hier gesperrt gedruckten Beiwortes den Anschein geben können, als würde ich den einzigen Erzähler verkennen. Ich halte ihn einfach für unerreichbar.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 48 Berlin, den 27. August 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Gegensätze zwischen Rußland und England in Ostasien erzeugen nicht mehr soviel Lärm, wie noch vor wenigen Wochen. Damals sprach man in London nicht selten das Wort „Krieg“ aus. Man hat diese gefährlichen fünf Buchstaben freilich nirgends in der Welt mit besonders erschrockenen Ohren vernommen, weil man sich allmählich daran gewöhnt hat, zwischen englischen drohenden Worten und englischen Thaten zu unterscheiden — sehr zum Nachtheil der englischen Politik.

England wird möglicherweise später die Erfahrung des Knaben machen, der leichtfertig immer schrie: der Wolf kommt, wenn er auch nicht kam; und als der Wolf dann doch einmal wirklich heranschlich, und der alte, diesmal berechtigte Ruf erscholl, da glaubte es Niemand und der Wolf packte den Knaben wirklich, bevor das Unglück verhindert wurde.

Drohungen sind in der Politik Mittel, deren Wirkung außerordentlich schnell verbraucht ist; und je häufiger der reale Ernst, der hinter Worten zu stehen schien, sich als eine Täuschung erwies, um so stärker wird der Anreiz für den Gegner, seine Forderungen hinaufzuschrauben und hinaufzuschrauben, in der Annahme, daß die neuesten Drohungen ebenso wenig greifbare Bedeutung haben werden, wie die früheren. Diese Entwicklung zeigt sich selbst innerhalb der civilisirten Welt, die die gewaltige Kraftfülle Englands doch einigermaßen abzuschätzen vermag. Weit stärker ist aber noch die Wirkung einer solchen folgenlosen Demonstrationspolitik auf barbarische Völker, die keinen andern Maßstab für die Beurtheilung der Stärke eines Reiches haben, als die Macht, die es offensichtig zeigt, und jedes politische Zurückweichen nach einem Vorstoß erscheint den uncivilisirten Staaten als Kraftlosigkeit.

So paradox es klingt, vielleicht beweist nichts so sehr das große Kapital an Ansehen, über das England überall in der Welt verfügt, als die Thatsache, daß dieses Weltreich so oft schon Zeichen politischer Schwäche und zwar ohne allzu ernste Nachtheile in neuester Zeit offenbaren durfte. Man darf bezweifeln, ob es einen anderen Staat gibt, der gleich England dieses Experiment hätte wagen dürfen, ohne durch solche Politik kühner Worte ohne Thaten ganz empfindlich in der internationalen Stellung geschädigt zu werden, während die Schädigung des englischen Ansehens sich doch noch immer in engen Grenzen erhält.

Gerade jene politischen Kreise, die die englische gesunde Kraft nicht unterschätzen und die die aufrichtigste Sympathie für die englische politische und wirthschaftliche Kultur hegen, bedauern in ernsten internationalen Fragen eine Haltung der englischen öffentlichen Meinung, die der gesunden Tradition mehr und mehr zu entbehren scheint.

Es ist heute Tradition jedes Vorrücken Rußlands in Asien und fast jeden Erfolg russischer Politik mit großer Erregung in England aufzunehmen; eine Erregung, an die sich schnell Drohungen der ernsteften Art anschließen. Aber diese Drohungen haben das Czarenreich seit dem letzten russisch-türkischen Krieg niemals aufgehalten. Dagegen hat England nichts gethan, um seine Machtmittel militärisch und diplomatisch in solchem Umfange zu stärken, daß Rußland in seinem Vorgehen zu größerer und größerer Bedächtigkeit veranlaßt worden wäre. Die Vermehrung der englischen Flotte war nicht genügend und konnte nicht genügend sein, um dieses Ziel einer Landmacht gegenüber zu erreichen.

In der englischen Art, Rußlands Vordringen aufzuhalten, liegt keine Methode und keine wirkungsvolle Folge-

richtigkeit; es fehlt dieser ganzen Politik die gesunde Konsequenz und die gesunde Tradition und daher kommt sie darauf hinaus, von Fall zu Fall durch kleine Gegenmittel die Entwicklung aufzuhalten und im besten Falle zu verlangsamen ohne den Kern des Problemes einer für England günstigeren Umgestaltung zu unterwerfen.

Man kann zugeben, daß Rußland bisher noch an keine sehr ernsten Interessen Englands gerührt hat; die ganze bisherige politische Entwicklung ist die der Vorbereitung und dieser Zustand der Vorbereitung kann noch ziemlich lange dauern. Aber gerade englische Organe pflegen es zu sein, die durch ihre Drohungen und ihre Prophezeiungen den Anschein in der Welt erregen, als sei das Vorgehen von Rußland bereits ein für das Vereinigte Königreich lebensgefährliches. Diese Uebertreibung, die den Thatsachen vorauseilt, hat sich jetzt wiederum bei Behandlung der chinesischen Angelegenheiten gezeigt, die nunmehr, nachdem die erste Erregung überwunden ist, in sachliche diplomatische Behandlung genommen zu sein scheinen.

Wir bezweifeln nicht das Ergebniß dieser Behandlung; in allen wesentlichen Punkten wird Rußland seinen Willen durchsetzen und England wird finden, daß auch diese russischen Erfolge sich mit den englischen Interessen schlecht und recht vertragen. Dann wird noch einer Pause dasselbe Spiel von neuem beginnen, bis England bei Zeiten eine solche Combination von Kräften ins Leben gerufen hat, daß Rußland still steht, bevor das Vereinigte Königreich sich gezwungen sieht, den Kampf um die eigenen Lebensinteressen mit dem Schwerte gegen Rußland auszufechten.

Die Aufgabe sich Allianzen zu schaffen, ist für England keine leichte; aber erst eine englische Politik, die bewußt und konsequent diesem Ziele zuschreitet, wird der Möglichkeit sich nähern, den asiatischen Alarmirungen durch Rußland und den russischen Fortschritten in Asien allmählich wirkungsvoller vorzubeugen.

In einzelnen nationalliberalen Zeitungen findet sich die Mittheilung, daß der Deutsche Reichstag sich demnächst wieder mit einer **Militärforderung der Regierung** zu beschäftigen haben werde. Man spricht von etwa 16000 Mann, die verlangt werden sollen, nebst einer Anzahl organisatorischer Veränderungen, die gleichfalls Geld erfordern müßten. Kaum sind diese Andeutungen aufgetaucht, so entzündet sich auch der Streit darüber, ob diese Forderungen, deren Umrisse man noch garnicht kennt, berechtigte oder unberechtigte seien, und ob sie als groß oder als klein bezeichnet werden können. Die einen, bei denen eine Neigung zur Bewilligung vorausgesetzt werden kann, nennen sie klein und bescheiden; die andern auf entgegengesetztem Standpunkt, groß, anspruchsvoll, und äußerst belastend für das Volk; wiewohl man zugeben muß, daß die Vertreter dieser letzteren Tonart, gewitzigt durch zahlreiche Erfahrungen bis in die neueste Zeit, allmählich zurückhaltender geworden sind. Und das ist ein Glück.

Auch über militärische Forderungen kann man erklärlicherweise erst ein Urtheil fällen, wenn man sie in der Substanz kennt und erst aus kritischer Beleuchtung der Begründung kann sich ergeben, ob die Forderung anspruchsvoll und überflüssig oder bescheiden und nothwendig ist. Gewiß ist jede militärische Bewilligung eine Belastung, die man sehr ernst nehmen muß; aber die Ablehnung einer für die ausreichende Sicherheit Deutschlands und vor Allem für die Aufrechterhaltung des Friedens und eine Vorbeugung des Krieges nothwendige Forderung, ist gleichfalls eine Sache von höchstem Ernste.

In Crefeld hat die **Generalversammlung der Katholiken Deutschlands** stattgefunden; ihr Gepräge war das libliche wie seit Jahren: Selbstgefühl über die errungenen politischen Erfolge, und ein Hymnus auf den Katholizismus und die katholischen Bestrebungen aller Richtungen. Das Selbstgefühl ist nicht ungerechtfertigt; das Centrum ist durch politische Klugheit gegen die Regierung und eine Selbstbeschränkung, die die großen gemeinsamen Ziele festhielt und über zahlreiche ernste Differenzpunkte in der eigenen Partei hinwegzukommen suchte, zu einer ausschlaggebenden politischen Partei in Deutschland geworden; — der Liberalismus erzielte durch genau das entgegengesetzte Verfahren leider genau den entgegengesetzten Erfolg. Aber wenn das Centrum im Bunde mit Rechts oder Links eine ausschlaggebende Partei wurde, so ist es doch durchaus nicht für sich allein eine herrschende Partei. Man wird in Deutschland zur Zeit nicht unklugerweise gegen das Centrum vorgehen, aber glücklicherweise sind wir auch nicht dahin gelangt, daß für das Centrum regiert werden müßte. Und diese Lage die das Centrum zwingt, bald von rechts bald von links die nöthige Unterstützung zur Bildung einer Majorität heranzuholen, schützt uns vor den extremsten Ausschreitungen; zugleich auch vor den Ausschreitungen ultramontaner Bestrebungen. Daher liegt denn auch keinerlei Nothwendigkeit vor, sich näher mit jenen Beschlüssen des Katholikentages zu beschäftigen, die das ultramontane Gepräge deutlich an der Stirn tragen; so die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes oder die Dekretirung der Oberaufsicht des dogmatischen Glaubens über die Wissenschaft. Solche Beschlüsse sind zur Zeit Schaustücke für festliche Demonstrationen, aber ohne praktische Verwerthbarkeit im Tagesgebrauch.

Daß in Deutschland eine **Fleischtheuerung** vorhanden ist, bestreiten die Agrarier; oder wenn sie die Thatsache zugeben, so behaupten sie, daß an ihr die Fleischer die Schuld trügen. Solche demagogischen Ableugnungen schaffen jedoch weder die Thatsache noch die realen Ursachen der Thatsache aus der Welt, und nur das eine kann man zugeben, daß auch außerhalb Deutschlands in anderen Ländern die Fleischpreise gestiegen sind, wenngleich bei Weitem nicht in gleichem Grade wie bei uns. Und der Grund für die ganz ungewöhnlich hohen Preise bei uns liegt in den veterinärpolizeilichen Maßregeln, die die Vieheinfuhr nach Deutschland so stark erschweren und einschränken. Zu den älteren Maßregeln gegen Rußland sind Maßregeln auf den verschiedensten anderen Grenzlinien gefolgt; neuestens an der holländischen Grenze, und es scheint, daß auch die Schweizer Grenze einbezogen wird. Damit muß die Kalamität hoher Fleischpreise wachsen; aber mit anderen Worten, durch staatliche Maßregeln wird die Ernährung des deutschen Volkes herabgedrückt und die Volksgesundheit geschädigt.

Die Frage ist nun, sind die Grenzmaßregeln unbedingt nothwendig zum Schutze unseres Viehbestandes vor Seuchen; muß man die Menschen in Deutschland in ihrer Gesundheit schädigen, um das Vieh in Deutschland in seiner Gesundheit hinlänglich schützen zu können? Schon diese Fragestellung zeigt, wie verantwortungsvoll die Entscheidung der Regierung ist, und wie frivol es wäre, wenn die Entscheidung durch das Bedürfniß der Agrarier nach hohen Fleischpreisen beeinflußt und nicht ganz ausschließlich von veterinär-polizeilichen Gründen diktirt wäre.

Im Interesse der deutschen Bevölkerung und im Interesse ehrlicher und gesicherter Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und dem Auslande muß man fordern, daß die Regierung sich allein von den sachlichen Erfordernissen der Veterinärpolizei und nicht von agrarischen Erwägungen in ihren Beschlüssen leiten läßt.

Daß die Entscheidung über den **Ausgleich zwischen Oesterreich-Ungarn** in diesen Tagen bei den Ministerkonferenzen in Pest fallen soll, wird der Welt verkündet; die Wahrscheinlichkeit spricht jedoch nicht dafür, daß ein endgiltiges Ergebniß sich glatt erzielen läßt. Die Verhältnisse sind so verfahren, daß formelle Ministerbeschlüsse schwerlich das Ende der Wirren bringen werden. Die vorhandenen Gegensätze haben zu tiefe Wurzel geschlagen, als daß irgend eine geistreiche Formel sie aus der Welt schaffen könnte. Auf eine schnelle Heilung kann man nicht mehr rechnen; man wird zufrieden sein müssen, wenn die Berathungen nicht zu einer weiteren Verschlechterung der Zustände führen.

* * *

Die Philippinen-Frage.

Der vorläufige Friedensvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien hat das Schicksal der Philippinen noch unentschieden gelassen. Erst in Paris bei den Verhandlungen über den definitiven Frieden wird die Philippinen-Frage gelöst werden. Nichtsdestoweniger darf man als sicher annehmen, daß die Vereinigten Staaten die Philippinen — entweder die ganze Inselgruppe oder einen Theil derselben — erlangen werden, wenn sie es ernstlich wollen. Ueber Manila weht das Sternenbanner, die Amerikaner sind also im Besitz des wichtigsten Punktes; Spanien ist nicht stark genug, diesen Besitzstand auf diplomatischem Wege zu erschüttern; die Eingeborenen der Philippinen verabscheuen das spanische Regiment, und werden sicher das Aeußerste wagen, ehe sie sich unter die spanische Herrschaft des „Kalbfells und der Soutane" zurückzwingen lassen. Auch die europäischen Kulturvölker, wie die Deutschen, Engländer u. s. w., die beträchtliche Interessen auf den Philippinen zu wahren haben, werden schwerlich Neigung verspüren, einem Verlangen der amerikanischen Union nach dem Besitz der interessanten Inseln lebhaften Widerstand entgegenzusetzen. Sie werden sich vermuthlich damit begnügen, die Rechte ihrer Volksgenossen nachdrücklich zu vertreten, einerlei welcher Souveränität die Philippinen schließlich unterstellt werden.

Die Amerikaner können darnach die Philippinen haben, wenn sie sie haben wollen. Die Philippinen-Frage ist somit recht eigentlich die Frage, ob die Vereinigten Staaten wollen: und das wissen sie heute selbst noch nicht recht. Daß Portorico annektirt werde und Cuba einstweilen unter amerikanische Vormundschaft kommt, etwa in der Weise wie Egypten unter englischer Vormundschaft steht, damit hat sich die öffentliche Meinung in der amerikanischen Union bereits abgefunden. Cuba und Portorico sind amerikanische Inseln, sie gelten als naturgemäßes Herrschaftsgebiet, sobald die Union einmal über ihr kontinentales Territorium hinausgreifen will. Man kann bei etwas gezwungener Interpretation der Monroedoktrin sogar den Standpunkt vertreten, daß die Union bei Erstreckung der Herrschaft des Sternenbanners über Cuba und Portorico sich noch immer in den Bahnen der traditionellen amerikanischen Politik bewege.

Sobald man aber über die ganze Südsee hinübergreifen und eine Inselgruppe in dauernden Besitz nehmen würde, die durchaus in das ostasiatische Interessengebiet fällt, so wäre das ein neuer Ausgangspunkt, eine new departure der amerikanischen auswärtigen Politik, deren Konsequenzen außerordentlich weittragende sein müßten. Bisher haben die Vereinigten Staaten sich im Wesentlichen darauf beschränkt, amerikanische Politik zu treiben; mit dem Besitz der Philippinen würde die amerikanische Union anfangen, Weltpolitik zu treiben. Speziell in Ostasien würde dieses Erscheinen einer neuen Weltmacht alsbald sich fühlbar machen und vermuthlich auf die Haltung der bisherigen „Beschützer" Chinas nicht ohne Einfluß bleiben. Man spricht davon, daß die brittische Regierung sehr zufrieden sein würde, wenn die Vereinigten Staaten sich an dem chinesischen Spiel mit einem eigenen Einsatz betheiligen würden. Die Annahme leidet nicht an innerer Unwahrscheinlichkeit. Das brittische Reich hat in Ostasien nur einen gefährlichen Nebenbuhler, und das ist Rußland. Jede neue Macht, die sich in Ostasien festsetzt, muß in gewissem Grade England eine Unterstützung gegen die russischen Machterweiterungspläne leisten, solange England an der Politik der offenen Thür festhält. Die Handelsfreiheit ist Englands stärkste Karte, und zugleich die einzig mögliche Regierungsmaxime für ein so kolossales Kolonialreich wie das brittische. Dies Reich ist nur dadurch zusammenzuhalten, daß man den einzelnen Gliedern das größtmögliche Maß der Selbstbestimmung auch in Fragen der Handelspolitik einräumt. Es gibt überhaupt nur zwei moderne Staaten, die wirkliche kolonialpolitische Erfolge aufzuweisen haben. Das sind England und Holland. Beide Kolonialmächte haben mit der Idee einer Ausbeutung ihrer Kolonien zu Gunsten des Mutterlandes grundsätzlich gebrochen, und gerade dadurch ihre Haupterfolge erzielt. England muß unter solchen Umständen jede neue Macht in Ostasien willkommen heißen, die durch ihre eigenen Interessen auf eine Unterstützung der Politik der offenen Thür angewiesen ist. Es ist deshalb leicht verständlich, wenn englische Staatsmänner die Amerikaner freundlich einladen, sich auf den Philippinen häuslich niederzulassen. Den Amerikanern aber ist keineswegs besonders wohl bei dem Gedanken, die staatlichen Aufgaben ihrer Bundesrepublik durch allerlei kolonialpolitische Schwierigkeiten zu kompliziren.

Es ist sehr interessant, zu lesen, wie z. B. der bekannte Eisen-Millionär Andrew Carnegie im Augustheft der „North American Review" seine Landsleute vor dem Betreten dieser dornigen Laufbahn warnt. Er führt aus, wie viel noch auf dem amerikanischen Kontinent zu thun sei. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist noch nicht den zehnten Theil so dicht, wie die der bevölkertsten Staaten Europas. Sobald die Union sich in eine weitschichtige Kolonialpolitik hineinziehen lasse, würden riesige Ausgaben nöthig werden. Armee und Kriegsflotte seien gewaltig zu erweitern. Da man die Eingeborenen auf den Philippinen nicht nach spanischem Muster regieren könne, so würden der Union auch staatliche Aufgaben allerschwerster Art bei der Erziehung der Eingeborenen zur Selbstverwaltung erwachsen. „Zu Hause mächtiger werden — so fährt Carnegie dann wörtlich fort — ist der sicherste Weg, es auch im Auslande zu sein. Heute ist die Republik ein Freund aller, der Bundesgenosse keiner Nation; sie hat keine ehrgeizigen Absichten auf das Territorium einer anderen Macht in einem anderen Erdtheil; sie durchkreuzt keinen fremden Ehrgeiz, erweckt keine bittere Eifersucht, flößt keine Furcht ein: sie gehört nicht zu denen, die nach fremden Besitzungen ‚sich abstrampeln'; sie steht bei Seite, verfolgt eifrig ihre große Mission und gibt anderen Völkern ein gutes Beispiel. Alles ändert sich sofort, sobald sie auch beginnt, entlegene Länder zu annektiren". Das Bild ist mit einem ziemlich dicken Pinsel gemalt, aber es veranschaulicht doch recht deutlich die patriotischen Beklemmungen, denen besonnene Amerikaner ausgesetzt sind. Ob derartige Warnungen verfangen werden? In den Vereinigten Staaten herrscht die öffentliche Meinung souverän. Bisher ist die Strömung noch stark annexionistisch. Es sieht fast so aus, als ob es für die gegenwärtige Unionsregierung schwerer sein werde, die Philippinen wieder aufzugeben, als sie zu erobern.

Th. Barth.

Die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten von Amerika.

Bei der immer stärker werdenden Bedeutung der Vereinigten Staaten als Exportland, und zwar nicht bloß für Agrikulturprodukte, sondern auch für Industrieartikel, erscheint die phänomenale Entwicklung des amerikanischen auswärtigen Handels im letzten Fiskaljahre — 1. Juli 1897 bis 30. Juni 1898 — einer besonderen Würdigung werth.

Der Export der Vereinigten Staaten hat in diesem letzten Fiskaljahre dem Gewicht wie dem Werthe nach die Ausfuhr jedes anderen Landes übertroffen. Auch der Export von Großbritannien und Irland steht jetzt hinter dem der Vereinigten Staaten zurück. Selbst ohne Berücksichtigung des Exportes von Edelmetallen bezifferte sich im Jahre

1897/1898 die Ausfuhr der Vereinigten Staaten auf 1 231 311 868 Doll. oder mehr als 5 100 Millionen Mk. Rechnet man dazu noch den Export von Silber, der in dem letzten Fiskaljahre sich auf rund 55 Millionen Doll. bezifferte, so kommt die Riesensumme von rund 1 286 400 000 Doll. heraus. Ich will bei den folgenden Vergleichsziffern von dem Edelmetallverkehr ganz absehen und nur die Ausfuhr der übrigen Waaren heranziehen. Es ergibt sich dann folgendes interessante Bild:

Die Waarenausfuhr im Jahre 1897/98 übertraf die des vorhergehenden Fiskaljahres um rund 180 Mill. Doll., obgleich das Jahr 1896/97 die größte, bis dahin in der Geschichte der Vereinigte Staaten konstatirte, Werthziffer einer Jahresausfuhr aufwies. Die dem Werthe nach nächstgrößte Ausfuhr entfiel auf das Jahr 1891/92, blieb jedoch in jenem Jahre noch um mehr als 20 Millionen Doll. hinter der Ausfuhr des Jahres 1896/97 zurück.

Neben dieser ungewöhnlich großen Ausfuhr hielt sich die Einfuhr auf einer nicht bloß relativ, sondern auch absolut ungewöhnlich niedrigen Stufe. Die Einfuhr bezifferte sich im Jahre 1897/98 — wiederum ohne den Edelmetallverkehr — nur auf 616 052 844 Doll. Man muß schon bis auf das Jahr 1884/85 zurückgehen, um auf eine noch niedrigere Importziffer zu stoßen, während beispielsweise in den 3 Jahren von 1890/91 bis 1892/93 — also in der Periode des McKinley-Tarifs — die Einfuhr in jedem Jahre um mehr als 200 Millionen Doll. größer war als im letzten Fiskaljahre. Die Ausfuhr des letzten Fiskaljahres war somit beinahe doppelt so groß wie die Einfuhr. Eine derartige aktive Handelsbilanz mit einem Jahresüberschuß in der Höhe von rund $2^1/_2$ Milliarden Mk. steht in der Wirthschaftsgeschichte ohne Beispiel da. Im Jahre 1896/97 belief sich die Einfuhr auf 764 730 412 Doll., überstieg somit um rund $148^2/_3$ Millionen Doll. die Einfuhr des letzten Fiskaljahres.

Scheidet man den Import in zollpflichtige und zollfreie Waaren, so stellt sich für die beiden letzten Fiskaljahre folgendes Verhältniß heraus:

Es wurden importirt:

	1896/97	1897/98
zollfreie Artikel für .	381 938 243 Doll.	291 381 234 Doll.
zollpflichtige Artikel für	382 792 169 „	324 671 610 „

Vergleicht man die Handelsbilanz des letzten Fiskaljahres mit derjenigen früherer Fiskaljahre, so ergeben sich folgende Ziffern:

Der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr überragt im letzten Fiskaljahre mit 615 259 024 Doll. die Ueberschüsse jedes früheren Jahres um mehr als das Doppelte. Der nächstgroße Ausfuhrüberschuß entfällt mit 286 263 144 Doll. auf das Jahr 1896/97. Dann kommen die Jahre 1878/79 mit 264 661 666 Doll.; 1880/81 mit 259 712 718 Doll.; 1877/78 mit 257 814 234 Doll.; 1893/94 mit 237 145 950 Doll.; 1891/92 mit 202 875 686 Doll., — während in keinem anderen Jahre seit dem Bestehen der amerikanischen Union der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr die Summe von 200 Mill. Doll. überschritt. Ueberhaupt war in früheren Zeiten eine aktive Handelsbilanz bei den Vereinigten Staaten nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Zwischen 1791 und 1876 überstieg nur in 16 Jahren die Ausfuhr die Einfuhr; seit 1876 dagegen weisen nur 3 Jahre, nämlich die Jahre 1887/88, 1888/89 und 1892/93, eine passive Handelsbilanz auf.

Was für die Entwickelung der amerikanischen Exportfähigkeit aber ganz besonders in Betracht kommt, ist der Umstand, daß trotz der enorm großen Exportziffer des letzten Jahres der Antheil der Ackerbauprodukte am Export relativ zurückgegangen ist. Die Vereinigten Staaten spielen heute als Exporteure von Industrieartikeln eine ganz wesentliche Rolle. Von dem umfangreichen Export des Jahres 1897/98 entfallen nur 71 Proz. auf Agrikulturprodukte, während im Jahre 1893/94 bei einem um mehr als ein Viertel geringeren Gesammtexport auf Ackerbauprodukte mehr als 72 Proz., 1892/93 über 74 Proz., 1891/92 über 78 Proz., 1880/81 sogar mehr als 82 Proz. und 1879/80 über 83 Proz. entfielen. Berücksichtigt man ferner, daß im letzten Fiskaljahre wegen des ungewöhnlich geringen Imports die amerikanischen Industrien für die Versorgung des heimischen Marktes verhältnißmäßig stärker als in früheren Jahren in Anspruch genommen waren, so muß der Export von Industrieartikeln des Jahres 1897/98 in der Höhe von rund 1200 Millionen Mark als Zeichen einer ganz rapiden Entwickelung amerikanischer Leistungsfähigkeit auf industriellem Gebiete erscheinen.

Nicht minder interessant als diese Entwickelung der Exportfähigkeit im Ganzen ist die Betrachtung der einzelnen Länder, wohin der Export gegangen ist. Nach Afrika, das vor 10 Jahren aus den Vereinigten Staaten nur für wenig mehr als 3 Millionen Doll. einführte, wurden im letzen Jahre Produkte im Werthe von etwa 17 Millionen Doll. verkauft. Der Export nach Japan bezifferte sich vor 10 Jahren nur auf etwas über 4 Millionen Doll., im letzten Jahre auf rund 21 Millionen. China kaufte 1887/88 für rund $4^1/_2$ Millionen Doll., 1997/98 für rund 10 Millionen Die Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn steigerte sich in derselben Dekade um das Zehnfache; die Ausfuhr nach Belgien beinahe um das Fünffache — von rund 10 Millionen Doll. im Jahre 1887/88 wuchs sie auf rund 47 Millionen im Jahre 1897/98. Die Ausfuhr nach Dänemark stieg im letzten Jahrzent von 3 Millionen Doll. auf 12 Millionen; nach den Niederlanden von 16 auf annähernd 65 Millionen; nach Frankreich von 40 auf fast 100 Millionen; nach Deutschland von $56^1/_2$ auf über 150 Millionen Doll.; nach Britisch-Nordamerika von 38 Millionen auf ungefähr 85 Millionen. Die Ausfuhr endlich noch Großbritannien und Irland wuchs von 362 Millionen auf ca. 540 Millionen Doll.

Endlich ist noch zu bemerken, daß noch in keinem Jahre seit dem Bestehen der großen Republik der Goldimport einen solchen Umfang angenommen hat wie im letzten Fiskaljahre. Der Ueberschuß des Goldimports über den Goldexport bezifferte sich im Jahre 1897/98 auf fast 105 Millionen Doll. — genau 104 985 279 Doll. Dabei ist allerdings der Goldgehalt der eingeführten Golderze den Barren und dem gemünzten Golde zugeschlagen.

So stattlich diese Summe von 105 Millionen Doll. in Gold ist, so beträgt sie doch nur ungefähr den sechsten Theil des Ueberschusses der Ausfuhr über die Einfuhr des letzten Jahres. Der Ausgleich der Handelsbilanz muß somit zum bei weitem größten Theile auf andere Weise als durch Goldsendungen erfolgt sein. Bekanntlich sind in diesem letzten Jahre große Beträge von amerikanischen Werthpapieren aus Europa nach den Vereinigten Staaten zurückgefluthet. Dieselben werden in beträchtlichem Maße dazu gedient haben, das Gleichgewicht bei der Zahlungsbilanz herzustellen.

Wie sich die amerikanische Handelsbilanz in Zukunft gestalten wird, ist schlechterdings nicht vorauszusagen. Nur soviel darf man als sicher annehmen, daß das gewaltige Mißverhältniß zwischen Einfuhr und Ausfuhr, das sich im letzten Fiskaljahr herausgestellt hat, nicht von Dauer sein wird. Die Vereinigten Staaten können den gegenwärtigen Umfang ihres Exports nicht aufrechterhalten, wenn sich nicht auch ihr Import erweitert. Die Perspektiven, die sich daraus für die amerikanische Handelspolitik ergeben, liegen auf der Hand.

Ferdinand Soendsen.

Polens letzter großer Reichstag.

Zwei Jahre ist es her, seitdem ich an dieser Stelle*) der trefflichen Darstellung gedachte, die der polnische Geschichtschreiber Valerian Kalinka dem vierjährigen Reichstage, von 1788 bis 1791, gewidmet hat, der durch wohlgemeinte und patriotische Neuerungen den Anlaß zu der zweiten und mittelbar zu der letzten, endgültigen Theilung Polens gab — eine Darstellung, die eine Dame, Frau Marie Dohrn, uns in deutscher Sprache übermittelt. Jetzt ist der zweite und letzte Band der Uebertragung dieses Werkes erschienen.**) Es ist geradezu bewunderswerth, wie eine Frau den Muth und das Verständniß gefunden hat zur Verdeutschung eines so umfangreichen Buches, das sich lediglich mit politischen Verhandlungen und Darlegungen beschäftigt. Sie hat ihre Aufgabe auf das glücklichste gelöst. Die Uebersetzung ist gut und flüssig; nur selten verräth ein ungewöhnlicher Ausdruck, daß Frau Professor Dohrn, als geborene Polin, das Deutsche nicht als Muttersprache handhabt. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß der S. 709 und folgende öfters erwähnte geistliche „Pijaren-Orden" in den nichtpolnischen Sprachen bekanntlich „Piaristen-Orden" heißt.

Auch dieser Band des großen und wichtigen Werkes zeigt die Vorzüge Kalinka's als Geschichtschreiber in vollem Maße. Er beweist aller Orten den ebenso umfassenden wie scharf eindringenden Blick des wahren Staatsmannes. Seine Charakterisirung des innersten Wesens des österreichischen Staates (S. 10 f.) ist ein wahres Meisterstück und so richtig, daß sie, vor zwanzig Jahren geschrieben, die heutige Entwicklung in der österreichischen Monarchie sozusagen wörtlich vorher verkündigt. Nicht minder zutreffend und lebendig werden die einzelnen Persönlichkeiten in ihrem innersten Sein geschildert und überraschende Aufklärung über Staatsmänner und Schriftsteller gegeben, die man längst zu kennen glaubte. Umfassende und sorgsame Forschung bringt eine reiche Fülle neuen und wichtigen geschichtlichen Materials zu Tage.

Freilich tritt in diesem Bande noch mehr als in dem vorhergehenden die Stellung des Verfassers als Parteimann ans Licht. Seine grundsätzliche und bittere Feindschaft gegen Deutschthum und Deutsche haben wir schon in der Besprechung des ersten Theiles erwähnt. Das Heil Polens sieht er lediglich in der Anlehnung an Rußland. Gern heben wir hervor, daß die Uebersetzerin ihre entschiedene Mißbilligung dieser Richtung Kalinka's äußert und damit der Gerechtigkeit die gebührende Ehre erweist (S. 166, Anmerkung), wie sie auch sonst mit Fleiß und Takt einzelne Fehler ihrer Vorlage berichtigt (z. B. S. 306 Anmerkung 1). Allein Kalinka war als Geistlicher auch durchaus klerikal gesinnt. Seine scharfe Verurtheilung jedes religiös freieren Standpunktes, ja selbst des durch äußerste Noth des Vaterlandes gebotenen Einziehens übermäßiger geistlicher Besitzungen (vergl. u. a. S. 44, 96, 354 f.) berührt bei einem geistig so hervorragenden Manne doppelt schmerzlich. Ebenso ist er grundsätzlicher Aristokrat; er erwartet nicht nur alles politische Heil von der Alleinherrschaft des großen Grundbesitzes (S. 94 f.), sondern verurtheilt auch die Emanzipation der Bauern und sogar die Fixirung der bäuerlichen Verpflichtungen gegenüber den ungemessenen Ansprüchen der adligen Herren (S. 97). Die Menschenrechte kommen nur den Edelleuten, den Schlachzizen, zu (S. 416), und die Ertheilung der Adelsprivilegien an verdienstliche Bürgerliche erscheint ihm als das letzte Wort sozialpolitischer Gerechtigkeit (S. 646). Anschauungen, die schon vor zwanzig Jahren völlig veraltet waren und wie seltsame Ueberreste einer längst vergangenen Zeit anmuthen!

*) „Nation", Jahrg. 1896, Nr. 32.

**) Der vierjährige polnische Reichstag. Zweiter Band. Berlin, Mittler, 1898.

Glücklicher Weise ist Kalinka derart von reinster und edelster Wahrheitsliebe durchdrungen, daß die Einseitigkeit seines politischen Standpunktes keine Einwirkung auf den Gang seiner Darstellung übt, daß er uns durch gewissenhaftes Forschen und Schildern selber die Mittel an die Hand gibt, jene Irrthümer zu erkennen und zu verbessern. Mit patriotischem Zorne und in dem glühenden Wunsche, durch richtige Einsicht den schweren Fehlern des Nationalcharakters abzuhelfen, legt er diese in schonungsloser Weise dar. Dadurch ist er für sein Volk ein Arzt geworden, dessen oft schmerzende Mittel und chirurgische Eingriffe die Heilung schlimmer Gebresten herbeiführen. Der Mangel an politischem Verständniß; die Sucht nach glänzendem Scheine anstatt des Wesens der nothwendigsten staatlichen Organisation; das Fehlen jeder Beharrlichkeit, ja jeder wirklichen Opferwilligkeit nach schnell verrauschendem Aufbrausen des Patriotismus; Unredlichkeit und Würdelosigkeit; die aus allem diesem sich nothwendig ergebende politische Ohnmacht — das erkennt Kalinka als Ursachen der furchtbaren Katastrophen des polnischen Volkes an, viel mehr als alle russischen und preußischen Zettelungen, und setzt es, auf Grund überwältigenden historischen Materials, mit ebenso vieler Beredsamkeit wie Schärfe aus einander. Er scheut sich nicht, auch die kleinliche Selbstsucht des letzten Königs, Stanislaus August, den er sonst mit Erfolg gegen die übermäßigen Anschuldigungen verblendeter polnischer Chauvinisten in Schutz nimmt, zu geißeln. So feindselig er Preußen gesinnt ist, er erkennt doch offen an (S. 299 f.), daß die Polen durch Nichtaufstellung einer einigermaßen genügenden Streitmacht den König Friedrich Wilhelm II. zum Verzichte auf sein mit ihnen geschlossenes Bündniß selber um so mehr veranlaßt haben, als sie ihm auch sonst jeden Vortheil aus diesem hartnäckig verweigerten. Freilich übersieht er, wie zweideutig sogar die angeblichen Anhänger Preußens unter den Polen sich gegen dieses benahmen (Sybel, Gesch. der Revolutionszeit, I. S. 289). Indes bei aller, gerechter, Bewunderung für die Entschlossenheit, mit der der polnische Reichstag am 20 September 1790 und am 3. Mai 1791 die Verfassung des Staates von Grund aus und in segensreicher Art umgestaltete, hebt Kalinka mit Schmerz hervor, daß der Reichstag dabei mit unpolitischer Hast und völliger Verkennung der Verhältnisse gehandelt hat — Irrthümer, die den völligen Zusammenbruch des unglücklichen Reiches sofort herbeigeführt haben.

Kalinka hat in seinem Werke eine abschließende Geschichte des großen und entscheidenden vierjährigen Reichstages gegeben, von der man nur bedauern muß, daß sie vor dessen Ende abbricht und das letzte Jahr des Reichstages nicht mehr schildert. So tief und erschöpfend der Verfasser auch das Detail behandelt, nie wirkt er ermüdend. Die Weite und Schärfe seines staatsmännischen Blickes, die glänzende Charakteristik von Menschen und Dingen, die tiefe Erkenntniß, der edle Ton, die geschmackvolle Darstellungsart, die Tragik der Vorgänge, die Unabwendbarkeit eines furchtbaren Schicksals aus eigenem nationalen Verschulden lassen sein ganzes Werk als einen ergreifenden und jede Fiber des Lesers erregenden Völkerroman erscheinen, der noch den Vorzug allgemeiner und persönlicher Wahrheit besitzt. Dieses Buch mit nie ermattendem Eifer und in schöner Form dem deutschen Leser zugänglich gemacht zu haben, ist ein großes Verdienst der Frau Professor Dohrn. Hoffentlich gestattet es der trefflichen Frau die Wiederbefestigung ihrer Gesundheit, auch das Werk Smolenski's, das die von Kalinka unerledigt gelassene Endzeit des vierjährigen Reichstages behandelt, in unsere Sprache zu übertragen.

M. Philippson.

Gedichte von Emile Zola.

.... Neun Uhr Morgens im Winter. Furchtbare Kälte, Schnee, ein eisiger Nordost, die Scheiben besternt vom Frost. In einem kleinen Zimmerchen der Straße Neuve-Saint-Étienne-du-Mont zu Paris sitzt ein junger Mensch zusammengekauert im Bett, die Beine mit allem, was er an Kleidungsstücken besitzt, vor der Kälte schützend, und schreibt, zähneklappernd und mit frostrothen Fingern. Es sind unregelmäßig lange Zeilen: Verse. Dieser junge Poet ist der Verfasser der Rougon-Macquart, der im Augenblick bestgehaßte Mann in Frankreich: Emile Zola ...

Welcher Kontrast: der große Verist, der unerschrockene Kämpfer in der Dreyfusaffaire, der ein ganzes Land, ja mehr, die ganze gebildete Menschheit in leidenschaftliche Erregung des Für und Wider zu bringen vermochte, der Schriftsteller, dessen Romane in hunderttausenden von Exemplaren über die ganze Welt verbreitet sind, ehemals der frierende und hungernde Poet, dessen Leitsterne und Gottheiten Victor Hugo und Alfred de Musset sind; der Verse, Verse und abermals Verse schreibt! ...

Wie bei so manchem französischen Dichter, so führen auch bei Zola die Spuren zu einer in der Provence verlebten Kindheit und Jugend zurück. An den Brüsten dieser seiner Mutter, wie er sie in seinen Gedichten gerne nennt, saugte er die poetische Kraft in sich, die sich zuerst in romantischen Versen Luft machte; erst, als er mit dem Kopfe Frankreichs, mit Paris und dem Norden in Berührung kam, wurde er durch das Schauen der scharfen Lebenswirklichkeit zu einem so ganz anderen Schaffen befruchtet. Ganz wie es bei Daudet war, der aus der sonnigen Provence die Anregung zu so manchem schönen Rondeau und Madrigal schöpfte und der auch erst in Paris der große Prosaist wurde.

Dabei ist es seltsam: Daudet, der in den realistischen Konsequenzen niemals entfernt so weit ging wie Zola, ist in seinen Jugendgedichten — andere hat er gleich diesem nie geschrieben — weit realistischer, schärfer pointirend als der kühnste der Naturalisten. Zola ist weit mehr im eigentlichen Sinne Romantiker in seinen Gedichten; nur da und dort in seinen Schilderungen läßt sich der Dichter ahnen, der mit demselben Blick die tropische Schönheit des Paradou in seinem „La faute de l'abbé Mouret“ und die Straßenstimmungen im l'Assomoir umfaßte.

Blicken wir auf Zola's Jugend in der Provence, in diesem vom lauten Getriebe des späteren Ringens und Gelingens abgeschiedenen, von so viel holden Erinnerungen umwobten Winkel seines Lebens! Paul Alexis hat in seinem Buche über den Freund*) das Leben des zum Jüngling heranwachsenden Dichters anschaulich und hübsch geschildert. Die alte Stadt Aix, in dem wir das Plassans der Rougon-Macquart zu suchen haben, eine typisch-provençalische Stadt mit so manchem Stück Romantik innerhalb und außerhalb seiner Mauern, insbesondere aber die Umgebung Aix's, la campagne, — waren der Schauplatz, wo seine lyrische Entwicklung sich vor Allem abgespielt hat. Und alles war hier dazu angethan, zum träumerischen, romantischen Schauen und Sinnen aufzufordern; für das Auge des Siebzehnjährigen. Späterhin hat Zola in seinen Romanen die ganze Poesie der Stadt wie ihrer Umgebung in lebendige, mit wunderbarem Stimmungszauber durchhauchte Anschauung verwandelt. Jetzt schweift der den Knabenschuhen Entwachsende mit seinen Freunden durch das Land, mehr im Dahinschlendern die Reize in sich aufnehmend; seinem weichen und noch im Verarbeiten unfertigen Empfindungsleben prägen sich die eigenthümlichen Schönheiten der Provence mehr in weichen verschwommenen Linien ein, überall durchzogen vom Subjektivismus des Lyrikers.

*) Paul Alexis, Emile Zola, Notes d'un ami, Paris, G. Charpentier (Fasquelle), Editeur.

Nach dem, was uns Alexis über jene Zeit erzählt, hatte Zola wenig von dem an sich, was sonst im Menschen eine große Begabung anzuzeigen pflegt: von dem Stürmischen, Unruhig-Suchenden, zu Extremen hinneigenden. Ein bescheidenes Maß der Genüsse war überdies dem Jüngling durch seine sehr prekäre Lebenslage an und für sich geboten. So hatte er jene gefährliche Klippe, welche dem so viel früher reif werdenden jungen Franzosen besonders droht: Café und Grisette, nicht zu überwinden; er blieb frisch zu einer Zeit, in der viele seiner Altersgenossen den Keim zu ihrer späteren Entnervtheit, Taktlosigkeit und Blasirtheit legen. Hierin glich er nicht seinem damaligen Vorbilde Alfred de Musset, der aus der wilden Zeit seines frühen Jünglingsalters den müden Zug für immer in sein Leben mitnahm. Es war im Gegentheil schon jetzt an ihm etwas von jenem Hang zu einer gediegenen Lebensführung, welche ihn später zu dem großartigen, mit der Regelmäßigkeit einer Maschine sein Pensum erledigenden Arbeiter machte. Für die Genüsse der Stadt, die er sich zum größten Theil versagen mußte, bot ihm die Umgebung reichlichen Ersatz; statt der Caféhausluft und des Parfums früher sinnlicher Genüsse athmete er die reine Luft des Landes und nährte seine Phantasie von den Eindrücken, welche die Höhen und Thäler der Provence ihm darbrachten. Gewiß hatte er Liebesempfindungen leidenschaftlicher Natur; darauf lassen, von seinen Romanen abgesehen, schon die von starker Sinnlichkeit erfüllten Verse jenes Fragments „Rodolpho“ schließen, seines ersten größeren Gedichtes. Aber in erster Linie kamen ihm Freundschaftsempfindungen; und das ideale Verhältniß, das ihn seinen Freunden Baille und Cézanne verknüpfte, ist ein weiteres Merkmal eines im Beharren tüchtigen Charakters, als den sich Zola im Lauf seines Lebens vor Allem erwiesen hat. Diese Freunde fanden gleich ihm ihr höchstes Glück im Naturgenuß. „... la grande débauche des trois amis n'était ni le théâtre, ni la musique, ni le jeu, ni la femme: c'était la campagne.“

Im Collège spielte Zola freilich, der niemals Gehör für die Musik, aber große Neigung zu ihr hatte, als Mitglied einer vom Rektor gegründeten Schülerkapelle die — Flöte. Man muß sich ihn vorstellen, wie er in großer Uniform hinter den kirchlichen Würdenträgern in der Prozession daherschritt, die Flöte blasend, ihn den dereinstigen Großmeister des Naturalismus.

Gesunden Passionen huldigten die Freunde in der Umgebung der Stadt in vollem Maße; bald führte sie ihr Weg auf den breiten Landstraßen, bald auf Fußpfaden voll geheimer Reize und durch verlassene Schluchten. Manchmal im Sommer zog man um drei Uhr in der Frühe aus, mit dem Gewehr oder dem Fischgeräth versehen, und Victor Hugo und Musset in der Tasche; das Jagen und Fischen war eine sehr harmlose Abwechselung von kurzer Dauer; man gab sich viel mehr der Natur und den geliebten Dichtern hin, deren Verse man noch bei der Heimkehr im Sternenschimmer rezitirte. Und hier gestattete sich Zola die einzige Extravaganz jener Tage. Einesmals beschloß man, nicht heimzukehren und die ganze Nacht in einer Felsenhöhle zuzubringen. Von Thymian und Lavendel wurde in der Tiefe der Höhle ein duftendes Lager zubereitet und so erwartete man den Schlaf. Allein ein heftiger Wind sauste durch die Spalten der Felsen und große Fledermäuse flatterten im Schein des Mondes schlafverscheuchend zu ihren Häuptern. Da verzichteten sie um zwei Uhr Morgens auf die Weiterführung ihres romantischen Vorhabens. Bevor sie aber heimkehrten, zündeten sie den Thymian und Lavendel an, „pour s'offrir la vue d'un embrasement romantique“. Die aufgeschreckten Fledermäuse entflohen mit dem Gekrächze Shakespear'scher Hexen.

An jene glücklichen Tage dachte Zola später, als er sich in Paris mit dem Leben herumzuschlagen hatte, manchmal zurück und die Sehnsucht nach der schönen Provence ließ ihn in seiner in Paris entstandenen l'Aérienne ihr schwärmerische Verse widmen.

Ein idyllisches Leben in einer romantischen Natur, und Hugo und Musset, das waren also die Genien, welche bei dem erwachenden poetischen Leben Zola's Pathen standen. Neben manchen schönen Landschaftsstimmungsbildern, die er seiner Provence verdankte, sind die Einflüsse dieser Dichter in Zola's Versen unverkennbar. „Daß zwischen sechszehn und zwanzig Jahren keiner so leicht ein „Eigener" ist, das ist eine Erfahrungsthatsache. Auch bei Zola finden wir manche nachempfundene Stellen. Insbesondere in seinen größeren lyrisch-epischen Gedichten: Rodolpho, L'Aérienne und Paolo. Weniger ist diese Beeinflussung in den kleineren Arbeiten zu finden, wenn schon auch sie nicht so durch eine bestimmte Eigenart überraschen wie eine Reihe der Daudet'schen Gedichte.

Das in der Entstehungszeit am Weitesten zurückliegende der größeren Gedichte ist das Fragment: Rodolpho. Rodolphe klang dem jungen Dichter offenbar zu bescheiden, zu nüchtern, zu alltäglich französisch; darum wählte er den mit seinen drei o's so voll und pompös klingenden italienischen Namen. Das weist stark auf Hugo hin, der ja auch eine große Vorliebe für exotische Namen hatte und seine Sujets oft aus weiter Ferne herholte. Die farbenreiche Romantik Hugo's hat den jungen Dichter angeeifert, auch auf seiner Palette die Farben bunt zu mischen, und er hat es entschieden vermocht, dem kleinen Seelengemälde einen fremdartig bezaubernden Charakter zu geben; ab und zu verfehlt er ein Bild und wird gesucht; aber auch darin war ja der Hugo'sche Bombast ein schwer zu erreichendes Vorbild. Gleich zu Anfang des Gedichtes finden wir ein Wirthsstubeninterieur mit einer knappen Charakteristik hingestellt, die etwas vom künftigen großen Schilderer ahnen läßt: die Schenkstube zum „Tannenzapfen" von einer lärmenden Menge erfüllt. Wackelige Bänke, Tische von Tannenholz, vier qualmende Lampen, an der Wand eine von Rissen durchfurchte Venus. . . . Ueber allem der Nebel des Tabakrauchs, der die Zechenden, Lachenden, Fluchenden und Zankenden kaum erkennen läßt. . . .

Par ce long soir d'hiver, grande était l'assemblée
Au bruyant cabaret de Pomme de Pin.
Des bancs mal assurés, des tables de sapin,
Quatre quinquets fumeux, une Venus fêlée:
Tel était le logis, près du clos Saint-Martin.

C'était un bruit croissant de vives et de verres.
De cris et de jurons, même de coups de poing.
Quant aux gens qui buvaient, on ne les voyait point:
Le tabac couvrait tout de ses vapeurs légères.

Unter dieser bunten Zecherschaar befinden sich auch Rodolpho und Marco, zwei Freunde: Rodolpho ein junger Schwärmer, der an Frauenliebe und Freundestreue mit innigster Ueberzeugung glaubt; Marco, der Skeptiker, der solchen Dingen keine Dauer beimißt. Die ekstatische Weise des Einen wie der renommistisch-spöttische Ton des Andern verrathen stark die Jugend, die gerne den Mund voll nimmt. Nicht ohne ein leises Lächeln liest man die Verse, mit denen die beiden Freunde eingeführt sind:

„Marco, mein Theurer,"
Rodolpho sprach, „mein Abend ist versagt!
Auch ohne mich wird schmecken Dir der Wein."

Und Marco drauf: „Ist blond sie oder braun?
. . . hör': hüt' dich vor dem Ehemann! 'S ist Mondschein!" . . .

In dem Gegensatz der beiden Freunde ist die Tragik dieses Gedichtes begründet. Marco will Rodolpho davon überzeugen, daß es weder unwandelbare Frauenliebe noch Freundestreue gibt: er verführt dessen Geliebte, die schöne blonde Rosita. Rodolpho trifft die beiden auf frischer That; aber der Schmerz lähmt ihn, so daß er den Verrath nicht gleich strafen kann; er stürzt besinnungslos zur Erde. Als er wieder erwacht, sieht er von seinem Lauscherposten, dem Balkon des Hauses aus, Rosita im Dämmerlicht des prunkvollen Gemachs eingeschlafen allein, die holde Ermattung nach leidenschaftlicher Umarmung in Antlitz und Gestalt. Er tritt ein und bleibt lange vor der Schlafenden stehen, in seinen Schmerz versunken. Da regt sie sich im Schlafe, sie streckt die Arme aus und faßt Rodolpho um den Hals:

. . . Ich hab' ihn nicht geliebt, spricht sie im Traume,
Er war nicht eifersüchtig . . . Marco . . . du, mein holder . . .

Ein mattes Blitzen von Rodolpho's Stahl,
Und Rosa starb mit einem wilden Schrei.

Die beiden Freunde aber finden einige Tage nachher gleichfalls ihr Ende. . . .

Dies kleine Liebes- und Freundschaftsdrama, das in der Erfindung die Unbeholfenheit der Jugend nicht verleugnen kann, ist die Gegenständlichste unter den großen Dichtungen Zola's. Es ist auch am reichsten an poetischen Situationseffekten, so z. B. wie Rodolpho vom Balkon aus die beiden Liebenden im heftigen Austausch von Zärtlichkeiten sieht, wie er in wirkungsvollen Tiraden seinem Herzen Luft macht und nach jeder dieser Strophen dem Hörer das Bild des Liebespaares innen im Gemache vorgeführt wird:

Da innen, welch ein Schauspiel: Wollustbebend
Rosita in den Armen eines Buhlen. . . .

Oder das Erwachen Rositas in Rodolphos Armen mehr zu Anfang des Gedichts, mit satten Farben geschildert. In Allem eine heiße, schwere Sinnlichkeit. . . . In der Empfindungssphäre ist das Ganze mehr auf den Ton Musset's gestimmt: Pessimismus und Lebensverachtung; dies jedoch weniger als Resultat schlimmer Erfahrungen, denn als die Ausbrüche unreifer Jugendschwermuth aufzufassen.

Vom Gegenständlichen zum ausschließlich Stimmungsvollen bewegen sich die beiden anderen größeren Gedichte: L'Aérienne und Paolo. L'Aérienne besonders, das wir wie alle diese Dichtungen Zola's nur im Fragment kennen lernen, trägt einen ausgesprochen mystisch vergeistigenden Zug. Wer ist diese L'Aérienne, diese Erscheinung aus Luft und Duft gewebt, die den Dichter mit ihrer sphärenhaften und dem Sinnlichen abgeneigten Liebe beglückt? Ist sie der poetische zartgetönte Widerschein einer Mädchengestalt aus des Dichters Jugendtagen? Oder ist sie die Inkarnation, wenn man von ihr so sagen kann — jener einen Seele, die „gewaltsam sich vom Dust" erheben will, während die andere, die sinnliche, „sich in derber Liebeslust hält an die Welt mit klammernden Organen". Dies scheint mir, nach verschiedenen Stellen zu schließen, am wahrscheinlichsten.*)

An Ereignissen ist natürlich ein derartiger Stoff nicht reich. Recht mysteriös hebt das Gedicht an. Eines Abends erblickt der Dichter im Mondendämmerlicht einer Allee diese Aérienne, „die sich sanft bewegt wie ein beflügelter Traum. Ihr Blick, der, scheinbar ins Leere gerichtet, doch so voll süßer Liebkosung ist, ihr einer Melodie vergleichbarer Gang, der sich von der Erde zu erheben scheint, ihre Gestalt, die zart ist wie eine Blume im Spiel des Windes. . . .": das Alles läßt ihn dieser Erscheinung den eigenthümlichen Beinamen geben. In etwas überschwänglichen, zum Theil aber sehr schönen und im Geschmack entschieden reiferen Versen — L'Aérienne ist das späteste dieser Fragmente, 1860 — schildert der Dichter seine Gefühle für dieses Wesen, sa rose blonde, sa soeur, sa bien-aimée. . . . Er ist ganz in Sphärenhöhe, ganz platonischer Schwärmer . . . er hält sie für ein göttliches Wesen, das zum Himmel zurückzukehren scheint, da sieht er an ihren Wimpern Thränen glänzen und:

Der Engel war ein Kind des Staubs wie er . . .

*) Paul Alexis' Bemerkung: . . . l'Aérienne, titre qu'on aurait dit inspiré par ce logement (in Paris), où tous les vents du ciel couraient librement, d'une fenêtre à d'autre . . . vermag keinerlei Aufklärung über die Idee des merkwürdigen Gedichts zu geben.

Und noch mehr des Irdischen, völlig Realen enthüllt sich seinem Blick, als er eines Abends dieser Aërienne folgt und ihr Gemach betritt. Hier mögen thatsächliche Jugenderinnerungen im Spiele sein.

Am Fenster sitzt das holde blonde Kind,
Der Abendwind spielt leicht in seinen Locken,
Ein banger Seufzer schwellt die junge Brust,
Die das Gewand nur halb entzieht den Blicken . . .
Dann, da des Windes Hauch sich stärker hebt,
Thut des Gewandes Kelch noch mehr sich auf,
Und voll entfaltet sich des Busens Blume. . . .

Bei diesem Anblick wird der Platoniker zum Sinnenmensch; in glühenden Versen spricht der Dichter sein Verlangen aus, wobei himmlische und irdische Liebe, le songe et le réel, seltsam durcheinanderfließen. Da warnt ihn die Aërienne in etwas priesterlichem Ton vor dem Taumel des Genusses, der in den Staub hinabziehe. Unvermittelt setzt hier ein Hymnus auf die Provence ein, aus dem deutlich das Heimweh des in Paris vereinsamten Dichters spricht; wir haben diese Verse wohl als das Vorspiel zu einer Reihe von Scenen eines Liebesidylls zu betrachten, die sich zwischen dem Dichter und der Aërienne in der Provence abspielen und von denen uns eine, am Rande eines Flusses, fragmentarisch mitgetheilt wird. Einige dieser Verse mögen hier in freier Uebertragung Platz finden:

O Provence, erklingt Dein melodischer Name,
Quillt heiß mir's im Auge von sehnendem Grame.
Land, wo die Olive, des Himmels Azur
Wetteifern Italiens wonniger Flur;
All ihr Gestade, wogenbeschäumt,
Ihr Hügel, drauf sinnend die Pinie träumt;
Du Land voll Liebe, voll Duft, voll Licht,
Wie Dein Name so muttergleich zu mir spricht!
Wie wär' es jetzt süß, an des Ackers Saume
Zu lagern mich unter dem Mandelbaume,
Wenn nur mit ihrem Zirpen die Grille
Ungleichen Lautes durchtönt die Stille;
Wenn die Stirne mir küßt Dein schmeichelnder Wind,
Mich zu nennen, Provence, Mutter, Dein Kind!
Im Sternengefunkel D e i n e r Nacht
Gern erklömm' ich der Felsen einsame Wacht;
Gern möcht' ich im träumerischen Gleiten
Durch Wachholder- und Thymiandüfte schreiten,
Und, gelockt von würzigem Wiesenhauche,
Den Pfad entlang am Hagedornstrauche!
Von meinen Schritten, Schauer der Lust,
Leis fühlt' ich erzittern Deine Brust,
Wie der Mutter Busen von holdem Gefühl
Bei des Säuglings stürmisch liebkosendem Spiel.*

Man muß sich ins Gedächtniß rufen, daß Zola diese Verse in der Kälte eines elenden Miethszimmers zu Paris schrieb, um von ihrer Sehnsucht voll durchklungen zu werden . . .!

Mit der vorerwähnten Scene am Bach bricht dieses Gedicht ab; einen im Ganzen unbefriedigenden Eindruck hinterlassend, so bemerkenswerthe Schönheiten im Einzelnen zu finden sind. Dies gilt noch mehr von „Paolo“, einem Gedicht, das im Ton der L'Aérienne ähnlich ist und wiederum den Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Platonismus verkörpert, oder deutlicher gesagt, jene bald leiseren, bald heftigeren Anschwellungen dissonirender Gefühle zur Zeit der Geschlechtsreife hier nach ein angstvolles Abgestoßensein von dem Sexuellen, dort die Sinnlichkeit mit dem gewaltigen Rechte ihrer Naturbestimmung stürmisch und nachdrücklich eindringend; dies in verschiedenen Schattirungen auf einen Hintergrund von Rembrandt'schem Ton gemalt, das Ganze ein clair-obscur, das trotz vieler Schönheit uns unbefriedigt entläßt.

Gehen wir zu den kleineren Gedichten über, so erhalten wir in sich abgeschlossenere Wirkungen. Es sind verschiedenartige Stoffe, die Zola hier behandelt, von der Burleske bis zur sublimen Behandlung philosophischer Stoffe; auch die Liebe spielt ihre Rolle in diesen Gedichten. Das letzte Gedicht, das Zola überhaupt geschrieben hat, um dann der Lyrik auf alle Zeit den Rücken zu kehren, betitelt sich: „A mon dernier amour“. Es erscheint mir weniger interessant als das Gedicht „Vision“, das in Ton und Stimmung stark an den Anfang der Aérienne gemahnt, aber in dem kleineren Rahmen voller ausklingt. Seltsam ist die Liebe zum Mysteriösen, zu Stimmungsbildern, wie man sie eigentlich mehr bei Verlaine und den Dekadenten trifft; seltsam bei einem so scharfen Kopfe wie Zola, der in Mathematik und Naturwissenschaften beim Examen glänzend bestand und in den schönen Wissenschaften durchfiel. Aber les extrêmes se touchent. Ueberhaupt fehlt dem Lyriker Zola und nicht allein dem Lyriker — so gut wie ganz jener vorzugsweis gallische Geist, Jenes, was in Daudet's Jugendgedichten so oft an die alten Liederdichter wie Villon und Clément Marot oder den Geist Rabelais' mahnt: Das Kecke, Ueberlegene, Spöttische, immer Bewegliche, der esprit, funkelnd wie ein Dolch in der Sonne; ohne daß ich damit sagen möchte, er besitze keine Grazie. Aber er hat einen schweren Griff in der Hand, mehr geeignet, gewaltige Bauwerke aufzurichten, als zierliche Lusthäuser. Wenn nun die Franzosen darin einen neuen Beweis erblicken wollen, Zola sei Nicht-Franzose, Ausländer in seinem ganzen Fühlen und Denken — Zola's Vater war bekanntlich eingewanderter Italiener —, so wäre dies ungefähr gerade so weise, als wenn man Victor Hugo sein Franzosenthum bestreiten wollte, weil seine Muse nicht im losen Tanzschritt Béranger's einhergeht.

Und nun zum Schlusse mag noch einmal der Dichter selbst zum Worte kommen und zwar mit dem graziösen Gedicht: Ce que je veux —, das ich in freier Uebertragung wiedergebe:

Was ich möchte.

Was ich möchte, ist ein Häuschen
Hingelehnt am Hügelrand,
Spiegelnd sich im blauen Bache,
Wenn der Mai geht durch das Land.

Ist ein Nest, versteckt im Grünen,
Das kein Pfad errathen läßt;
Und kein Nachbar weit im Kreise
Als ein friedsam Taubennest.

Nah dabei an alter Felsen
Fuß ein kleiner Pinienhain,
Drin des Abends Winde spielen
Ihre dunklen Melodein.

Und den Blick in traute Thälchen,
Drin in frohem Uebermuth
Tanzen klare Bergeswasser
Unter dichter Büsche Hut.

Wo die träumenden Oliven
Sanft sich beugen, graumlaubt,
Und der Vignen trunkne Fülle
Klettert zu der Hügel Haupt.

Was ich möchte: bei der Thüre
Mehr nicht als drei Spannen lang
Unter wilden gelben Rosen
Einen frischen Laubengang.

Mir zu Füßen athemwürzend
Blumen bunt und duftend Moos,
Und die Herrlichkeit, die ganze,
Wie ein Kindergärtlein groß.

Was ich möchte: unterm grünen
Laubdach möcht' ich, schaffend, sehn
Meine bunten Dichterträume
Reifend in Erfüllung gehn.

Doch vor Allem, was ich möchte:
All dies geb' ich achtlos hin,
Find' ich nicht zu diesem Reiche
Eine blonde Königin.

*) Der Nachdruck dieser und der folgenden Uebertragung ist nicht gestattet.

Süß die Stimme, ernst die Stirne,
Augen, drin ein Wonnetraum,
Und die Füßchen so behende,
Daß das Moos sie knicken kaum.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Zur Naturgeschichte des Aethers.*)

Eine eigenthümliche Substanz, welche, obgleich millionenmal dünner als Wasser und Luft, dennoch gegen Zug einen Widerstand ausübt, welcher den des gehärtetsten Stahles übertrifft, soll nach den Annahmen der modernen Physik den Weltraum durchdringen. Die Wellen dieses Mediums sollen die Erscheinungen der Elektrizität, des Lichtes, wahrscheinlich auch die der Gravitation bewirken. Obgleich wir weder die Dichtigkeit des Aethers mit Bestimmtheit kennen, die freilich sehr klein sein muß, noch seine Elastizität, welche sehr groß sein muß, so kennen wir doch etwas, das vom Verhältniß beider Größen abhängt, nämlich die Geschwindigkeit der Fortpflanzung dieser Aetherwellen, die wir eben „Licht“ nennen. Durch dieses eigenthümliche Mittel, welches nahezu inkompressibel sein soll und vermöge seiner großen Elastizität auch gegen Formveränderungen einen gewaltigen Widerstand leisten muß, sollen sich die Gestirne ohne wesentliche Reibungsverzögerung so wie in einer vollkommenen Flüssigkeit bewegen. Der Aether ist demnach ein zusammenhängendes, reibungsloses, mit Beharrungsvermögen ausgestattetes feines Medium, welches den ganzen Raum erfüllt, zwischen die Molekeln aller Materie dringt, sich in diese einbettet und sie untereinander verbindet. Seine Funktion besteht darin, Bewegung und Energie zu übertragen. In dem berühmten Vortrage „Ueber die Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität“, welchen Heinrich Hertz vor der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte am 29. September 1889 hielt, bezeichnete er in prägnanter Weise die Bedeutung, welche die „Naturgeschichte des Aethers“ in dem System der Physik gewonnen hat:

„Immer mehr gewinnt es den Anschein, als überrage die Frage, nach dem Wesen, nach den Eigenschaften des raumerfüllenden Mittels, des Aethers, nach seiner Struktur, seiner Ruhe oder Bewegung, seiner Unendlichkeit oder Begrenztheit alle übrigen, als müsse die Kenntniß des Aethers uns nicht allein das Wesen der ehemaligen Imponderabilien offenbaren, sondern auch das Wesen der alten Materie selbst und ihrer innersten Eigenschaften, der Schwere und der Trägheit. Die Quintessenz uralter physikalischer Lehrgebäude ist uns in den Worten aufbewahrt, daß alles, was ist, aus dem Feuer und aus dem Wasser geschaffen sei. Der heutigen Physik liegt die Frage nicht mehr ferne, ob nicht etwa alles, was ist, aus dem Aether bestehe? Diese Dinge sind die äußersten Ziele der Physik.“

Hertz verzichtet noch darauf, sich ein Bild der Aetheratome und der materiellen Atome zu konstruiren, während später mehrere englische Forscher sich Modelle von ihnen hergestellt haben, um durch deren Bewegungen die Eigenschaften des Aethers und der Materie zu erforschen. Wir werden sehen, in welcher Weise ein genialer Forscher es versucht hat, die *Materie* als *„Störung“* des *Aethermediums* zu erklären und wie aus diesem tiefsinnigen Erklärungsversuch alles Seins und Werdens uns doch nur das uralte „Ignorabimus“ entgegenhallt. Immerhin haben diese Spekulationen, die mancher als müßige Grübeleien zu deuten geneigt wäre, zu neuen Versuchen Anstoß gegeben und zu neuen Thatsachen geführt. Sie sind ein bedeutsames Instrument der Forschung geworden und es wäre demnach zwecklos, über ihre Richtigkeit zu streiten, denn, wie Hermann von Helmholtz, in seiner unnachahmlichen Weise sagte, pflegt der menschliche Geist zuweilen „aus falschen Prämissen durch falsche Schlußfolgerungen zu wahren Resultaten zu gelangen“. Spiritus flat ubi vult!

Voltaire erzählt einer schöngeistigen Freundin, der Marquise de Châtelet, Newton habe im Jahre 1666 während eines Landaufenthaltes beobachtet, wie reife Früchte von einem Baume fielen. Er dachte lange über diese Thatsache nach und fand, daß dieselbe Kraft, welche hierbei wirksam war, die Bewegung und Ordnung des Weltalls bestimme. Diese Kraft heißt „Gravitation“ und regelt nicht nur Gewicht, Druck und Bewegung der irdischen Körper, sondern auch diejenigen der himmlischen. Alle Massen ziehen einander entsprechend ihrer Größe und Entfernung an; in den meisten Fällen ist jedoch die Anziehung *einer* Masse, sei es durch ihre Nähe oder ihre Größe so überwiegend, daß die Wirkungen der übrigen kaum daneben in Betracht kommen. So wirkt auf den Mond fast nur die Erde, und die Rechnung ergab, daß die dem Newton'schen Gesetze entsprechende Erdanziehung die thatsächliche Bahn der Bewegung des Mondes um die Erde ergibt.

Wie kann aber die Erde den Mond oder einen Kometen, die Sonne wiederum die Erde an„*ziehen*“, da doch keine sichtbare Verbindung zwischen ihnen besteht? Lodge berichtet in dem eingangs erwähnten Werke, daß ein Chinese mit staunender Neugier einen Wagen der Seilbahn in Chicago beobachtet habe. Bei einem solchen liegt das Seil in einer unterirdischen Röhre, das Verbindungsstück zwischen Wagen und Seil tritt durch einen engen Schlitz in die Röhre und ist kaum sichtbar. Nach einer Weile that der Mann aus dem Reich der Mitte den denkwürdigen Ausspruch: „Nicht geschoben — nicht gezogen — fährt wie toll.“ In der That ist uns ohne Schieben und Ziehen keine Uebertragung einer Wirkung oder Kraft denkbar, d. h. *in unserer unmittelbaren Erfahrung ist uns jedenfalls keine andere Art von Uebertragung gegeben.* Das war auch dem großen Verfasser der „Prinzipien der Naturphilosophie“ klar und ihm selbst, wie seinen Zeitgenossen, widerstrebte der Begriff *unvermittelter* Fernwirkung. Newton betrachtet daher auch nicht das Vorhandensein einer solchen fernwirkenden Gravitationskraft als wirklich, sondern sagt vielmehr: „Die Himmelskörper bewegen sich so, als wenn zwischen ihnen eine solche Anziehung bestände, wie sie durch das Gesetz gefordert wird.“ — *„Die Gravitationskraft war ihm nur ein Mittel zu anschaulicher Darstellung der faktisch eintretenden Wirkungen.“**)

Der Weg vom unglänbigen Anzweifeln bis zum blindgläubigen Nachbeten wird in der Wissenschaft nicht selten in kürzester Zeit zurückgelegt. Wie Große in seiner geistreichen Abhandlung „Der Aether und die Fernkräfte“ mit musterhafter Klarheit ausführt, kamen die Astronomen unter dem Einflusse und bei der großen Tragweite der Newton'schen Entdeckung bald dahin, daß sie die Schwierigkeiten der Annahme einer solchen unvermittelten Fernkraft nur als ideelle oder metaphysische betrachteten, auf die man bei Erklärung der Naturerscheinungen nicht weiter Rücksicht zu nehmen brauche, und das Gravitationsgesetz wurde nun sogar das Muster für viele Versuche, physikalische Theorien aufzustellen.

In den sechzehn „Questions“ am Schlusse seiner Optik giebt Newton dem Gedanken Ausdruck, daß vielleicht ein *Aether* durch die *Stöße seiner Theile* nicht nur Licht und Wärme, sondern auch die Gravitation vermittele. Das Problem der *Erklärung der Anziehungskraft* tritt nun in letzter Zeit neuerdings in den Vordergrund der wissenschaftlichen Diskussion, da man die Gravitation zu den übrigen Aetherbewegungen in eine derartige Beziehung bringen zu können hofft, daß ein wirklich absolutes Maaßsystem, welches auf den universellen Eigenschaften des Aethers beruht, geschaffen werden kann.

Professor P. Drude in Leipzig hat auf der letzten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte (69. Versamm-

---

*) W. Große. Der Aether und die Fernkräfte. 1898. — J. P. Thompson. Ueber sichtbares und unsichtbares Licht. 1898. — O. Lodge. Neueste Anschauungen über Elektrizität. 1898.

*) H. v. Helmholtz. Elektromagnetische Theorie des Lichtes. Hamburg. 1897. S. 10.

lung 1897 Braunschweig) ein anschauliches Bild von dem Stande dieser Frage entworfen. Darnach gibt keine derjenigen Theorieen, welche eine **Stoßvermittlung** des Aethers annehmen, ein völlig befriedigendes und vorstellbares Bild für das Zustandekommen der Gravitation. Die von Le Sage begründete Stoßvermittlungshypothese nimmt an, daß der Aether eine nach allen Richtungen ertheilte Geschwindigkeit besitze, mit der er einen Stoß auf die Körper ausübe. Für eine einzelne Masse heben sich natürlich diese Stoßwirkungen auf, zwei Körper dagegen schirmen sich mit den einander zugewandten Flächen und werden daher gegen einander getrieben. Damit die Kraft dem Gesetze, also der Erfahrung entspreche, müssen bestimmte Voraussetzungen über den Bau der Materie gemacht werden, deren Richtigkeit durch Versuche freilich nicht geprüft werden kann. Nach Lodge's Ansicht, der viel über diesen Gegenstand nachgesonnen hat, „ist es nur mit Hilfe einer unwahrscheinlichen und gänzlich verdrehten Hypothese möglich, alle Wandlungen im Weltall auf ein bloßes Zusammenprallen kleinster Theilchen zurückzuführen." Er ist vielmehr der Meinung, daß alle Verbindung durch ein kontinuirliches, kein molekulares Medium stattfindet. Dieses gibt den dauernden Kontakt zwischen den Theilchen; empfängt eines derselben einen Anstoß, so wird den anderen naturgemäß die Bewegung mitgetheilt. So würde die Schwerkraft und die Kohäsion erklärbar durch Druckunterschiede innerhalb des Mediums, hervorgerufen durch irgend eine bisher noch unbekannte Wirkung zwischen dem Aether und der Materie. Elektrische, magnetische, Licht- und Wärmewirkungen werden heute bereits durch solche Druckunterschiede erklärt. Im Interesse der Einheit unserer Naturauffassung wäre eine solche Erweiterung der Aethertheorie dringend erwünscht. Sobald die allerkleinste Wirkung eines materiellen Atoms auf den Aether oder umgekehrt nachgewiesen ist, sind sowohl Gravitation als Kohäsion erklärt; denn für uns sichtbar werden ihre Wirkungen immer erst, wenn sie sich als die Summe der Anziehungen von Trillionen von Atomen darstellen, sodaß wir die atomistische Wirkung nur als sehr gering vorauszusetzen brauchen.

Es ist bekannt, daß Hertz, nachdem er seine großen Untersuchungen abgeschlossen hatte, eine **Mechanik** ausgearbeitet hat, der Helmholtz „eine höchst vollendete und geistreiche mathematische Fassung" zuspricht. Er meint, sie könne ein Leitfaden zur Entdeckung neuer allgemeiner Charaktere der Naturkräfte werden. In dieser Mechanik geht Hertz auf die ältesten theoretischen Anschauungen zurück und untersucht, ob sie nicht ausreichen, um alle neueren Prinzipien seit Galilei und Newton abzuleiten. Diese ältesten Vorstellungen nehmen an, daß sämmtliche mechanische Prozesse so vor sich gingen, als ob alle Verbindungen zwischen den aufeinander wirkenden Theilen feste wären. Freilich mußte Hertz die Hypothese hinzunehmen, daß es eine große Anzahl unwahrnehmbarer Massen und unsichtbarer Bewegungen derselben gebe, um dadurch die Existenz der Kräfte zwischen den nicht in unmittelbarer Berührung miteinander befindlichen Körpern zu erklären. Um insbesondere die Schwingungen des Lichtes und der Elektricität vermitteln zu können, müssen die Aethermoleküle zu einem festen d. h. starren Körper vereinigt sein. Starrheit ist der Widerstand gegen zerrende oder scheerende Spannung d. h. gegen Veränderung der Form. Flüssige Körper besitzen diesen Widerstand nicht und können daher Querschwingungen d. h. Bewegungen senkrecht zur Richtung der Kraft nicht auf längere Strecken fortpflanzen. Die Wellen, welche ein in das Wasser geworfener Stein über die Wasserfläche weht, sind allerdings Querwellen, da ja die Wassertheilchen auf- und abhüpfen, während die Bewegung sich in konzentrischen Kreisen wagrecht fortpflanzt; sie erlöschen jedoch bei dem geringen Widerstande des Wassers gegen Formveränderung bald von selbst. Die Lichtwellen pflanzen sich, wie man bereits seit mehr als zwei Jahrhunderten weiß, mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilom. in der Sekunde fort. In ungemessene Entfernungen vermittelt der Aether diese Bewegung und muß daher einen hohen Grad von Starrheit besitzen. Man nennt diese Starrheit auch wohl Elastizität und versteht eben darunter die Fähigkeit, sich gegen zerrende Kräfte zu behaupten. In der Technik spielt die Elastizität oder Starrheit des Stahles eine wichtige Rolle, aber kein Stahl könnte Schwingungen von der Schnelligkeit der Lichtschwingungen übertragen. Glas, das auch einen ziemlichen Grad von Starrheit besitzt, kann Schwingungen mit einer Geschwindigkeit von einer halben Million Centimeter in der Sekunde übertragen, aber der Aether in solchem Glase, welcher Lichtschwingungen übermittelt, schwingt doch 40 000 mal schneller. Der große Unterschied wird bedingt durch die so sehr verschiedene Dichte der Glas- und Aethersubstanz. Geschwindigkeit, Starrheit und Dichte stehen nämlich in der Beziehung, daß das Quadrat der ersteren stets dem Quotienten der beiden anderen gleich ist. Man setzt bekanntlich die Dichtigkeit des Wassers gleich 1 und vergleicht damit diejenige der andern Körper; die uns umgebende Luft ist 773 mal so dünn. Der Aether dagegen besitzt nach den Berechnungen Lord Kelvins (Sir William Thomsons) eine derartig geringe Dichte, daß der Dezimalbruch, welcher sie darstellt, erst 21 Nullen hat, bevor die wirklichen Zahlen beginnen. (Thomson hat diesen Werth berechnet nach einer zu rechtfertigenden Annahme über die Schwingungsweite und nach den Ergebnissen der Pouillet'schen Versuche über die Energie des Sonnenlichtes, das für jeden Quadratmeter der Erdoberfläche etwa zwei Pferdekräfte beträgt). Also ein kontinuirlicher starrer fester Körper von außerordentlich geringer Dichte muß der Aether sein, damit er die von ihm geforderten Transversalschwingungen zu vollführen vermag. Die flüssigen und gasförmigen Körper können, da sie einen Widerstand nur gegen Kompression äußern, lediglich solche Schwingungen vermitteln, die sich in derselben Richtung bewegen wie die Kraft selber, d. i. sogenannte Verdichtungs- und Verdünnungswellen; da diese Medien keinen Widerstand gegen Formänderung aufweisen, so werden durch die schwingenden Theilchen nicht auch die seitlichen Massen zu Transversalschwingungen mitgerissen. Durch die Verdichtungs- und Verdünnungswellen, die man auch Longitudinalschwingungen nennt, wird unserem Ohre der Schall mit einer Geschwindigkeit von 330 Metern in der Sekunde durch die Luft vermittelt. In flüssigen und festen Körpern verbreiten sich diese Schwingungen trotz der größeren Dichte jener Stoffe bedeutend schneller, weil eben auch der Widerstand gegen die Kompression bei flüssigen und festen Körpern im Allgemeinen um vieles größer ist als bei der Luft. Ein Körper, welcher inkompressibel ist, d. h. unendlich großen Widerstand gegen Druck in der Längsrichtung besitzt, würde auch mit unendlicher Geschwindigkeit Wellen von unendlicher Länge fortpflanzen, er würde mit anderen Worten nicht geeignet sein zur Leitung von Längsschwingungen. Beim Aether selbst kennt man bislang nur Querschwingungen, da die Röntgenstrahlen, die ihr Erfinder selber Anfangs für Längsschwingungen halten zu müssen glaubte, sich als außerordentlich kurze Querschwingungen haben messen lassen. Der Aether mußte daher als inkompressibel betrachtet werden, so peinlich der Widerspruch für unser intellektuelles Empfinden auch ist, der darin liegt, daß die Gestirne sich durch ein solches Medium ohne wesentliche Reibungsverzögerung bewegen sollen. Helmholtz hat freilich in seiner elektromagnetischen Theorie des Lichtes die Gleichungen so entwickelt, daß er die Längsschwingungen beseitigt, ohne den Aether für inkompressibel erklären zu müssen. Damit ist ein wichtiges Bedenken gegen die Annahme des Aethers gefallen, wenn auch die starre Festigkeit desselben Manchem nach widerspruchsvoll genug erscheinen mag. — In außerordentlich genialer Weise hat Lord Kelvin den Abgrund zwischen Aether und Materie zu überbrücken versucht. Zur Aufstellung seiner Theorie, die hier selbstverständlich nicht lückenlos vorgeführt wird, benutzt er die Thatsache, daß die Elastizität eines festen Körpers in gewissen Fällen auf die Bewegung einer Flüssigkeit sich zurückführen läßt, und daß eine in Bewegung befindliche Flüssigkeit daher Starrheit

besitzen kann. Man denke sich eine vollkommen biegsame Gummiröhre voll Wasser; sie ist dann schlaff und nachgiebig. Sobald aber das Wasser in rasche Strömung versetzt wird, wird der Schlauch sofort steif und es erfordert eine große Kraft, eine Beule hineinzudrücken. Legt man eine biegsame Kette um eine Walze und dreht die letztere schnell, so wird die Kette steif. Denkt man sich mehrere solcher Ketten hintereinander, so erhält man das Bild eines Wirbels. Man kann sich einen solchen Wirbel herstellen durch Umrühren von Wasser in einer Schüssel oder durch das Hochziehen des Ablaufventils einer Badewanne. Wir bemerken dann in der Mitte eine Depression des Wassers, wie sie im Großen sich vorfindet im Centrum des von den Schiffern in den asiatischen Gewässern gefürchteten Teifune oder der in Nordamerika oft ebenso plötzlich wie verderbenbringend auftretenden Cyklone. Diese Wirbel sind oft sehr dauerhaft. Bekannt sind ja die durch Tabakrauch gebildeten Wirbel, deren Verlauf und Wesen man leicht studiren kann. Man nehme einen losen Karton, wie er für Briefbogen gebräuchlich ist, schneide in die vordere Wand eine Oeffnung von 1—2 cm Breite und klopfe, nachdem der Karton mit Rauch vollgeblasen ist, an die der Oeffnung gegenüberliegende Stelle der Hinterwand. Eine Reihe von Wirbelringen werden der Oeffnung entströmen, deren Größe und Geschwindigkeit man bei einiger Uebung leicht verändern kann. Zwei sich berührende aber nahe kommende Wirbel lenken sich gegenseitig ab und versetzen sich in Schwingungen. Durch Veränderung des Oeffnungsschlitzes erhält man die merkwürdigsten Ringformen, deren Schwingungen ganz verschiedenartig sind. Sie verlieren natürlich an Energie durch Abgabe derselben an die Luft. In einer vollkommenen Flüssigkeit würden wir sie, wie Helmholtz in einer klassischen Abhandlung nachgewiesen hat, nicht hervorrufen können, wenn sie aber bereits vorhanden wären, würden sie ewig und unverändert bleiben. Die Ansicht Lord Kelvin's ist nun die, daß die materiellen Atome solche Wirbel im Aether sind. Die Materie ist demnach ein Theil des Aethers, welcher sich in Folge seiner Bewegung vom Aether differenzirt hat, ohne die Substanz zu verändern; die Atome der Materie sind elastisch befähigt zu bestimmten Schwingungen, zu freier Bewegung und zum Zusammenstoß. Gelänge es, noch eine Wechselwirkung zwischen dem Aether und dieser Materie nachzuweisen, durch welche auch die Gravitation und Kohäsion erklärt würde, so würde unser Ziel erreicht sein. Wir haben dann „eine einzige Substanz, ununterbrochen und allen Raum erfüllend, die als Licht Schwingungen ausführt, als elektrische Kraftstrahlen das Weltall durchdringt, als Wirbel die Materie bildet und durch Kontinuität — nicht durch Stoß — jede Wirkung, deren die Materie fähig ist, weiterträgt.“ (Lodge). — Wird dieses hehre Ziel erreicht werden? Ist nicht in den Wirbelatomen, die wir uns als unvergänglich, aber auch als nie entstanden denken müssen, die uralte Antinomie unserer Erkenntniß in einer neuen Form enthalten? Einer späteren Epoche ist es vorbehalten, diese inhaltschweren Fragen zu entscheiden.

Wien. Eduard Sokol.

Von Münchener Kunst.*)

Während Hugo von Habermann's Namen schwer nur einen Weg zum Ohr der Menschen fand, hat Fritz von Uhde die Oeffentlichkeit immer sehr lebhaft beschäftigt, bis vor wenig Jahren noch. Wir kennen ihn als Kämpfernatur. Ein sehr scharfes Profil. Um 1883 hatte er ganz wenig Freunde und ein Heer von Feinden. Eduard von Gebhardt, der in der bibelstofflichen Malerei ähnliche Ziele wie Uhde verfolgte, und bis dahin nie recht verstanden worden, profitirte davon. Die Leute sagten sich: „Dann lieber noch den besänftigten Realismus, der uns die Wirklichkeit in die idealere Ferne von fünf Jahrhunderten rückt!“ Und sie fingen an, dem Gebhardt seinen erdenheiteren Christus und seine mittelalterlich drapirte, mit wehmüthigem Humor gemischte Christenüberzeugung zu glauben. Aber Gebhardt (so war's nun einmal im Rathe der Götter beschlossen) war nur eine Durchgangsstation zu Uhde. Es kam die Zeit, da es hieß: Gebhardt habe ein Thor errichtet, durch das Uhde's Radikalismus mit siegender Fahne gezogen sei. Es kam die Zeit, da fast alles, was in fortgeschrittenem Sinne über Malerei schrieb, in einen nicht unbedenklichen Uhde-Taumel verfiel. Er war nicht bloß der größte Religionsmaler, er war auch der größte Genre-, Kinder-, Porträt- und Landschaftsmaler aller Zeiten. Und wiederum änderte sich die Situation. Indessen, so gewiß es ist, daß Uhde's Lebenswerk nicht so in die Kunstgeschichte kommt, wie etwa Otto Julius Bierbaum es abgeschildert und bewerthet hat, so sicher ist es auch, daß er nicht so schlimm vor dem Zukunftsgerichte bestehen wird, wie die heutige Kritik, d. h. die modern auftretende Gelehrsamkeit und die Kunstgeheimräthe, uns glauben machen wollen. Die heutige Kritik ist liebermannisch und gegen Uhde. „Liebermannisch“ ist nicht: für Liebermann; für Liebermann bin ich auch. Unter „liebermannisch“ ist zu verstehen ein Grundzug des Urtheils, der ausschließliche Maßstab für die Erscheinungen. Unsere Gelehrten haben sich mit moderner Kunst intensiver von dem Augenblicke an beschäftigt, da es ihnen gelang, sie in eine historische Formel zu fassen. Der „Moderne“ Liebermann ist für sie ein Produkt der Geschichte: Er ist gebacken aus dem Material zweier realistischer Richtungen: aus der ewig jungen altholländischen Kunst und aus dem zur Klassizität vorgerückten Barbizon Millet's. Es soll zu ihrer Ehre der Zunft nachgesagt werden, daß sie die Kultursendung dieses Produktes nicht allzu spät eingesehen hat. In dem Maße wie die Weisen sich Liebermann näherten, entfernten sie sich von Uhde. Die Abneigung ist soweit gediehen, daß man in den letzten Jahren kaum noch ein günstiges Wort über den Münchener Meister zu lesen bekam. Die Zukunft wird ganz gewiß hier den geschichtlichen Ausgleich schaffen: Sie wird Liebermann Mehreres nehmen und Uhde Verschiedenes geben.

Man sagt: Liebermann sei die stärkere, vollere Natur, und hat darin bis zu gewissem Grade recht. Und man sagt: Im Vergleich zu dem Sendling Liebermann hatte Uhde fast gar keine Mission mehr, und das ist zu bestreiten. Vielleicht nicht durch den Geist und das Temperament, wohl aber durch die Form seiner Kunst. Gewiß ist Uhde's Religionsmalerei so sehr an die Stilempfindung der Persönlichkeit geknüpft, so subtil auf das Besondere hinausgearbeitet, daß ihm hier kaum einer folgen kann, ohne der blanken Nachahmung zu verfallen. Aber wenn auch unsere Künstler, in einer gewissen Epoche, nicht versucht waren, das zu malen, was Uhde malte, so hätten doch gern die Besten unter ihnen so gemalt, wie Uhde malte. Jener charmante Geist sprühender Farben, jenes leichte, weiche, flockige, der Harmonie zustrebende Aufsetzen der Farbe — jene bedeutenden Ansätze zur Tageslicht-Malerei, Uhde hat sie mit nach Deutschland gebracht und eingeführt. Ueber seiner Palette lag die Sonne. Begeisternd war seine malerische Form; sie hatte Kultur, war aller Härte und Rauhigkeit fremd; sie hatte die Kultur neuester Meistergenerationen. Sie hat bei uns das Verständniß für das vorbereitet, was hinter Barbizon als der größte Kunstgedanke kam: für das Ideal Claude Manets. Dessen wollen wir immer eingedenk bleiben.

Im Schaffen Liebermann's zeigt sich ein langsamschwerer, immer zu Ende tönender Rhythmus: eine bestimmte Unrast geht durch Uhde's Künstlerleben. Er ist immer chercheur. Er hatte Zeiten, da ihm viel mißlang. Aber jetzt, gerade jetzt ist er wieder im Aufstieg. Sein neues Abendmahl hat höhere Qualitäten als das erste aus den 80er Jahren. Vertiefung. Ins Menschliche: Bei Christus ein reges Leben der Seele, die Gewalt innerer Gesichte und

*) Vgl. Nr. 47 der „Nation“.

bei den Jüngeren die Dumpfheit gläubigen Kindersinnes, der überzeugende Eindruck dessen, daß die Letzten und Schlimmsten die Ersten und die Berufensten geworden. Und Vertiefung ins Malerische: Eine feine farbige Stimmung, die ein neues ernstes, mit Geist und Gefühl betriebenes Naturstudium bewirkte. Es sind die großen, weiten, weißen holländischen Fenster die Uhde wieder einführt, jene Fenster, die einst das Entzücken des malenden Deutschland erregten. Ein grauweißes schwingendes, schwebendes Zwielicht dringt ins Gemach; die Köpfe stehen weich im Dämmer, der immer tiefer wird und tiefer. Als Naturanschauung einfacher und großartiger noch denn dieses vielfach mit dem abwägenden Geist erfaßte Lichtproblem ist das Porträt eines fetten Landstreichers gerathen. Das verblüffende Gelingen beruht wahrhaft auf einer naiven Augenblickseingebung. Ein Münchener Packträger, edler Schäbigkeit Muster, tritt von ungefähr in Uhde's Atelier: Und als er's wieder verläßt, da steht auf der Staffelei ein Menschenbild von altmeisterlicher Größe. Ein Menschenbild von Franz Hals'scher Kraft und Größe. Der Typus melancholischer Verlumptheit. Ueber das Bild — eine Harmonie in Braun — ist der Glanz derber Laune, kecker Genialität ausgegossen; und rechnet man der Kunst Liebermann mit Fug so hoch an, daß sie Geist sei vom Geiste Altniederlands, so darf wohl auch Uhde, aufzeigend ein seltenes Meisterstück, nun von sich sagen: Auch ich bin Maler — von Gnaden holländischer Hochkultur.

Nach Uhde **Heinrich Zügel**. Aus dem Halb- und Helldunkel in ein buntes, spielendes, warmes Tageslicht. Und weiter **Ludwig Herterich**: Aus dem Tageslicht in den Schatten windkühler Abende. Herterich, mit seiner breiten Ruhe, wirkt wie ein später Schüler Eduard Manet's. Im Temperament Uhde gewiß verwandt, hat Zügel doch als Maler sozusagen einen volleren, gesunderen Brustton denn Uhde; er ist auf dem Claude Manet-Wege weiter gekommen als Uhde. Sein Idyll von Rindern, die im Bach waten, verfolgt von der brütenden Sommersonne, ist so ganz ein Fest disparater doch zu höherer Harmonie zusammenschmelzender Farben! Ehedem galt Zügel in Neumünchen als erster „Thiermaler", und man rief Fontainebleau herauf, wenn man ihn mit der Vergangenheit vergleichen wollte. Dann, in der Darstellung des Lichtes, ward er unter die bevorzugtesten „Landschaftsmaler" gezählt. Die Zeit ist gekommen, da man schlechthin vom **Maler** Zügel spricht. Und man spricht viel von ihm; er hat als Lehrer großen Zulauf und ist eine gute Schule. Seine Schule malt sehr gut, denn sie — malt wie er. Anders steht's um Herterich. Wie er als Maler die Zeit der Schatten liebt, so hat er mit seiner breiten, urkräftigen Persönlichkeit fast immer im Schatten gestanden. Er malt nicht jedes Jahr ein großes Bild; indessen, so oft er mit einem großen Bilde hervortritt, so ist's allemal auch ein Treffer. Nie ist die Macht des Vorwurfs, immer nur ist die Gediegenheit der Malerei das Wesentliche. Diese Gediegenheit hat etwas Akademisch-Klassisches; das Akademische der vorgeschrittensten Moderne. So muß der prachtvolle Wilh. Diez in seiner goldenen Jugend gewesen sein; Diez, der um 1870 als kleiner deutscher Meissonier mit seinem feucht-komischen, niederländisch-derben Realismus in die Akademie hineinplatzte. Indessen, den Geist realistischer Weltauffassung wußte Diez zu zügeln einerseits, indem er ihn mehr und mehr in die Vergangenheit verlegte, seine junge Seele in altdeutsch-kostümirten Gestalten schlagen ließ; andererseits, indem er eine Feinheit und Vielseitigkeit der malerischen Form mitführte, einen Schimmer der Farbe, wie man in Piloty's Zeiten sie nicht geahnt war. Man wußte nicht, sollte man den „Genre"-Maler mehr bewundern oder den Landschafter. Wann hatte je der Pilotygeist eine solche Naturstimmung zu Wege gebracht! An Diez erinnert Herterich; die starken grundsätzlichen Unterschiede sind Generationsunterschiede. Diez' Ideale, die altdeutschen Holzschneider und die holländischen Maler des Volkes, kann der jüngere Meister, der aus den Booten Manet's und der Schatten Guthrie und Lavery kommt, nicht mehr haben. Aber auch er verkleidet seine moderne Seele: Er malt Ritter und Reiter — Sankt George und die Gattung der Quixote. Er malt sie in der Fülle ihrer persönlichen tumben Kraft und ihrer elegischen Humore. Wie bei Diez so verschwindet auch bei ihm das historisirende Genre hinter der Malerei. Er ist wie Wenige dazu berufen, einen rein malerischen Historienstil wiederzuschaffen, wie für England Lavery ihn zu schaffen suchte, als er die schottische Maria malte am Abend nach der Langsider Schlacht (1894) — ein Landschaftsbild, durch das ein trauriges Heldenlied ertönt. Poesie und Temperament genug hat Herterich im Leibe — sein neuester Ritter, der ein schweres Roß am Zügel führt, diese gedrungene Schilderung ermüdeter Kraft, bezeugt es — und dazu einen Farbenstil, der intim genug ist, um das moderne Formgefühl anzusprechen, und imposant genug, um die gewisse objektive Größe, die eine geschichtliche Malerei haben muß, nicht vermissen zu lassen.

Ludwig Dill hat neuerdings ein Gebiet betreten das diese Größe zu verlangen scheint wie kein anderes: das Gebiet dekorativer und monumentaler Malerei. Aber auch bei ihm zeigte sich wie bei Herterich, in dem Maße der Einfluß der Schotten, daß er eben durch das zärtlichste Naturstudium zur Dekoration kam. Seine landschaftlichen Dekorationen sind infolgedessen nicht Panoramen, Dioramen geworden, sondern es sind angewandte Farbenspiele. Farbenspiele auf den Gobelinton angewandt oder Gobelinton, aus der farbigen Natur geholt. Es kann kein Zweifel sein, daß der talentreiche Schotte David Gauld (dessen entzückende Werkchen übrigens heute noch zu Spottpreisen verkauft werden — also beeilt euch ihr Sammler: Gauld inaugurirte etwas Neues, zur Fortwirkung Bestimmtes) den Dill und die anderen Brüder von Dachau stark angeregt hat. **Gould** lebt in einfachen Nestern; er sieht Häuschen und kleine Kirchen mit weißen Mauern und röthlichen Dächern in der zerfließenden Dämmerung; er sieht sie durch Baumstämme und Gezweige — ziemlich entfernt: Dadurch erhalten die Töne eine sanfte Durchbrochenheit, etwas schimmernd Mattes. Die Bildchen erscheinen wie improvisirt, wie hurtig abgezogen von alten Geweben. Dill übertrug diese neue Art impressionistischer Malerei auf einen weit bunteren, zerklüfteteren Landstrich. Der alte Idylliker fühlte sich der Gauld'schen Natur innig verwandt. Er hatte auf seinem Dachauer Moor-, Wasser-, Heide- und Hügelgebiete, auf dieser bayerischen Enklave vorgeschichtlicher Erdformationen, nach neuen Ausdrucksmitteln gesucht; und seine neuesten, durch die Farbe stilisirten Landschaften bringen in die Münchener Landschaftsmalerei, die da und dort einigermaßen ins Rohe überschlägt, einen so eleganten und vornehmen wie erdfrischen Geist; die Kunst als stilvoller, herzerfreuender Schmuck.

Wie man sagt, sei es immer das Lebensideal unseres Radirergenies **Max Klinger** gewesen, **zu malen**, in festlichen Hallen die großen Wände mit Malerei zu schmücken. Klinger hat, nach langen Zeiten der Verkennung, heut eine Gattung von Anbetern, die jede kritische Distanz ihm gegenüber verloren haben. Die Anbeter, die diesmal in Sachsen und im Münchener Glaspalast sitzen, haben Klinger's neues Gesammtkunstwerk, „Christus im Olymp", als das höchste Muster wahrhafter Monumentalkunst, so übermäßig gepriesen denen, die da kommen und es sehen würden, haben so hoch die Erwartungen empor gespannt, daß eine ziemlich starke Erkaltung des Interesses nicht ausbleiben kann. Ich bitte um die Erlaubniß, mich über die Frage: ist dieses als Typ aufgestellte Gesammtkunstwerk ein Werk der Malerei, dekorativer Malerei, gründlicher in wenig Wochen besprechen zu dürfen, wenn es in dem neu erstehenden „Salon" der Herren Keller und Reiner in Berlin wird ausgestellt sein. Klinger's eminentes Ringen verlangt Eingehen, verlangt Aufrichtigkeit. In seiner glänzenden, durch treue Thätigkeit ausgefüllten Karriere aber hat er kein Werk geschaffen, an dem so der Schweiß der Arbeit klebte, in dem ein solcher Rest des rein Verstandesmäßigen, ein so kalter Rest geblieben wäre

in diesem weitläufigen Monumentalbilde. Nie haben die in die Tiefe dringende Phantasie und der über das Irdische und über das Irdische hinweg grübelnde Geist Klinger's ein Kunstwerk hervorgebracht, das so wenig für sich selbst spräche wie dieses heidnisch-mystisch-christlich-philosophisch-ethisch-welthistorische Capriccio. Man kennt nur von Cornelius noch Arbeiten, die so ausgiebigen Kommentar verlangen. Und doch ist es, was die Persönlichkeit des Schöpfers betrifft, ein Werk, das aus einer Naturnothwendigkeit heraus geworden ist, an einem bestimmten Punkte seiner Entwicklung entstehen mußte. Da, wo die hellenische Weltanschauung und der Nazarenergeist in ihm zusammentrafen. Sollten sie sich scheiden und abstoßen diese beiden Geistes- und Gefühlswelten? Oder sollten sie in höherem Sinne sich versöhnen und geeinigt fortwirken? Wie in seinem gewaltigen Schauspiel von dem Kaiser und dem Galiläer Henrik Ibsen die Aussöhnung welthistorischer Gegensätze in jenem „dritten Reiche“ fand, wo Natur und Geist in einander aufgegangen sind, so findet in dem Bunde Psyches mit Christus der bildende Künstler Klinger diese höhere Einheit: Christus erschüttert durch sein bloßes, sein friedliches Erscheinen in dem alten Götterstaate die sorglose Selbstsicherheit, den naiven Glauben an eine ewige Herrschaft. Die Naturreligion wird durch die Geistesreligion abgelöst; aber diese Geistesreligion kann nicht bestehen, ohne daß sie von Seele durchdrungen werde. So wird für Klinger das Christenthum erst durch die Aufnahme eines antiken Elementes, eines psychologischen Elementes, das wahre Christenthum. Ibsen schafft Menschen; er beweist und überzeugt durch Menschen, die aus sich selbst heraus reden und handeln. Klinger stellt durch Symbole dar, die sich weder durch ihre Erscheinung, noch durch ihr leis angedeutetes Handeln allein erklären. Der Vision fehlt ein wahrhaft menschlicher Ausdruck. Ich muß hier an den großen deutschen Meister alles Symbolismus, an Novalis, erinnern und seine fünfte Nachthymne, wo der nazarenische Tod in die sonnige, glückliche Heimath der hellenischen Götter tritt. Auch diese Götter ahnen bisweilen ein Kommendes: „Ein Gedanke nur war es, ein entsetzliches Traumbild, das furchtbar zu den frohen Tischen trat und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte — — — es war der Tod, der dieses Lustgelag mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.“ Schaurig-schwüle Leidenschaft lodert hier durch die Phantasie des Gesichte schaffenden Dichters. Dieser Symbolismus hat die moderne Seele; diese Seele ist so modern, daß sie ihre Wanderung noch längst nicht beschlossen hat. Jetzt, da wir in Dichtung und Kunst wieder an der Zeiten Wende stehen, bricht die streng-zarte Seele des Novalis neu in neuen Gebilden hervor. Ein Problem, wie Klinger es sich stellte, liegt in der Luft. Jahr und Tag, bevor Klinger seinen „Christus im Olymp“ schuf, hat in dem Cottaischen Musenalmanach auf 1896 der Münchener Dichter Albert Matthäi eine Dichtung veröffentlicht, in der die Welt- und Kunstanschauung von einem ästhetischen Christenthum niedergelegt ist. Christus und die Musen! Die Göttertöchter meiden ihn nicht, fürchten ihn nicht, höhnen ihn nicht wie sonst wohl der stolze Olymp — sie sind ihm zum Oelberg schwesterlich entgegengezogen, und diese Bergpredigt hält ihnen der Nazarener:

„Selig sind, die da leben im Himmelreiche der Musen!
Denn auch der Heiland lebt dort und sie werden ihn schaun.
Selig sind, die da hungern und dürsten nach göttlicher Schönheit!
Denn ihr Auge soll satt werden und trunken ihr Herz.
Selig sind die Besessenen, in denen der Genius hauset!
Denn ein himmlischer Wahn stärkt sie im irdischen Leid.
Selig die Blinden, geblendet von Euch mit himmlischem Glanze!
Denn sie sehen nicht mehr um sich das Elend der Welt.
Selig die Tauben, in denen ihr laßt Symphonien erklingen!
Denn sie hören nicht mehr um sich den Jammer der Welt.
Selig, wer euch ins Haus aufnimmt und errichtet den Altar!
Denn wer die Schwestern verehrt, dem wird der Bruder verzeihn.
Selig, wenn ihr die Flammen schürt, bis die Schlacken ihm schmelzen!
Denn aus geläuterter Brust strömt ihm der goldne Gesang.
Selig die Armen, gesegnet von euch mit himmlischem Reichthum!
Denn jahrhundertelang spenden sie fürstlich ihn aus.
Selig die Fürsten des Geistes mit Heilandherzen im Busen!
Denn sie bezwingen für uns friedlich und stille die Welt.“

Hier ist die Idee künstlerisch bezwungen, vermenschlicht. Was Christus spricht, ist schlicht, ist überzeugend.

Der Kritiker, der über Kunst schreiben sollte, ergeht sich in Litteratur. Und das muß doch wohl nicht in seiner Anschauungsweise, es muß in Klinger's Werk selbst seinen Grund haben. Dieses Werk ist schön als Geist, so zwar, daß der Vergleich mit anderen Geistern herausgefordert wird. Es ist aber unschön, ja moderner Schönheit feindlich als Malerei. Dieses Ergebniß wird, wie ich sagte, noch zu beleuchten sein.

Julius Elias.

Zeitschriften.

Feuerbestattung.

(The North American Review.)

Religiöse Gewohnheiten sind gar oft schwere Hindernisse auf dem Wege vernünftigen Fortschritts. Ein alter Gebrauch, der in das gesellschaftliche Leben übergegangen ist, läßt sich in keinem Volke leicht ausrotten, wenn er auch längst zum schreienden Mißbrauch geworden ist. Stützt er sich aber gar auf religiöse Vorstellungen, so setzt er jeglicher Reform zähen Widerstand entgegen.

Der Widerstand, den die christlichen Kirchen der Feuerbestattung entgegenstellen, stützt sich bekanntlich auf die Vorstellungen von der Auferstehung des Fleisches. Da es aber in jedem Falle eines göttlichen Wunders bedarf, verweste Leichname zur Auferstehung zu bringen, so ist selbst vom Standpunkt der materialistischsten Dogmatik aus nicht abzusehen, weshalb die Allmacht des Schöpfers nicht auch im Stande sein soll, die in alle Winde zerstreute Asche der durch Feuer Bestatteten wieder zu lebendigen Leibern zusammenzufügen.

Könnten die religiösen Vorurtheile überwunden werden, so würden auch jene Regierungen, die heute noch der Feuerbestattung allerlei Schwierigkeiten machen, den Leichenöfen vor den Kirchhöfen den Vorzug geben. Denn daß die Feuerbestattung hygienisch wie ökonomisch vor der Beerdigung die größten Vorzüge hat, kann verständiger Weise nicht bestritten werden. Die Opposition der Justiz, die die Bemühungen der Gerichtschemiker, in Eingeweiden Verstorbener nach Jahr und Tag noch Gifte zu entdecken, durch die Leichenverbrennung gefährdet sieht, würde leicht überwunden werden, wenn erst das religiöse Vorurtheil zur Seite geschoben wäre.

In der August-Nummer der „North American Review“ veröffentlicht Louis Windmüller, ein angesehener Newyorker Kaufmann, der sich auch durch zahlreiche vortreffliche Publikationen volkswirthschaftlichen Charakters bekannt gemacht hat, einen sehr interessanten Artikel über die das Allgemeinwohl bedrohenden Kirchhöfe (Graveyards as a menace to the Commonweal), in welchem Artikel vornehmlich die Verhältnisse von Newyork untersucht werden. Der Verfasser weist nach, daß die angeblichen „Ruheplätze“ der Todten den unruhigen Bedürfnissen der jeweilig Lebenden immer auf's Neue weichen müssen; und daß die Phrase von der „Bestattung zur ewigen Ruhe“ auf die Gebeine der in einer aufblühenden Stadt Beerdigten am allerwenigsten zutrifft. Er schildert auch sehr anschaulich die hygienischen Gefahren der Kirchhöfe innerhalb des Weichbildes engbevölkerter Großstädte, die Kostspieligkeit der Kirchhöfe, die Vereinfachung des ganzen Bestattungswesens und die Möglichkeit würdiger Todtenfeiern unter dem Regime der Feuerbestattung. In Berlin tritt in 14 Tagen ein Kongreß zusammen, der die Fragen, welche mit der Leichenverbrennung zusammenhängen, erneut erörtern und für die Feuerbestattung Propaganda machen wird. Wir können diesen Bestrebungen nur den besten Erfolg wünschen. Es wird allmählich wirklich Zeit, daß der Zopf, den der Staat Friedrichs des Großen auf diesem Gebiete noch immer trägt, abgeschnitten wird. Es ist schon hart genug, daß der lebendige Preuße sein ganzes Leben lang unter Polizeiaufsicht gehalten wird; gebe man wenigstens die Freiheit nach dem Tode.

T. B.

Schiller. Von Otto Harnack. Verlag von Ernst Hoffmann & Co., Berlin.

Unter den mancherlei Publikationen zur Säkularfeier von Schiller's Geburt haben sich, während der seither verstrichenen vierzig Jahre, zwei verdienstvolle Arbeiten erhalten: „Schiller und seine Zeit“ von Johannes Scherr, und „Schiller's Leben und Werke“ von Emil Palleske. Beide mit großer Liebe geschrieben, sind sie nahezu gleichwerthig; die von Scherr durch den Reiz eingehender Lokalschilderungen ausgezeichnet, hat ein vorwiegend kulturhistorisches Gepräge, während bei Palleske das Künstlerische und Litterarhistorische mehr zur Geltung kommt. Beide haben das Persönliche mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, und von dem Temperament der Autoren, bei dem einen das Süddeutsche, bei dem andern das Norddeutsche, erhält jedes der Werke seinen besonderen Charakter. Das mittlerweile hinzugekommene briefliche und archivalische Material, zusammen mit anderen auf Schiller bezüglichen Darstellungen und Untersuchungen, hat die Vornahme einer neuen Biographie über ihn nahe gelegt, und so sind, von älteren weniger gelungenen Versuchen abgesehen, zu Ende des vorigen und gegen Anfang des gegenwärtigen Jahrzehnts drei größere Schillerbiographien begonnen worden, von denen keine bisher zum Abschluß geführt worden und eine überaus breit angelegte muthmaßlich nie über die Anfänge hinauskommen wird. Auch durch ihre Ausführlichkeit entziehen sich diese Werke den größeren Leserkreisen, für die unter Umständen sogar das zweibändige Werk von Palleske und auch Scherr's drei Bändchen umfassende Volksausgabe ein wenig zu umfangreich sein dürften. So wird denn eine eben jetzt zur Veröffentlichung gelangte Schiller-Biographie, kürzer gehalten als die beiden Jubilarschriften und dabei doch den Lebenslauf vollständig bringend, zweifellos überaus willkommen sein.

Dem auch in diesen Blättern mehrfach erwähnten biographischen Sammelwerke „Geisteshelden“ angehörend, hat die vorliegende Biographie den um die Neuauflage der auf Deutschland bezüglichen Theile von Herm. Hettner's bekannten Litteraturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts verdienstvollen Otto Harnack zum Verfasser. Neben jenen beiden älteren Schillerbiographien darf die gegenwärtige in jeder Weise als eine glückliche Bereicherung der hier einschlagenden Litteratur bezeichnet werden. Der Vortheile nicht zu gedenken, die dem neueren Werk durch die späteren Forschungsergebnisse gesichert sind, empfiehlt sich diese Leistung durch die geschickte Konzentration ihres Stoffes und den durchweg ruhigen, besonnenen Ton der Darstellung. In letztgenannter Hinsicht läßt namentlich das sonst noch immer lesenswerthe Buch von Scherr einiges zu wünschen übrig und wird wohl eben deshalb seitens des weit maßvolleren Werkes von Palleske überholt worden sein, das vor etlichen Jahren es zu seiner dreizehnten Auflage gebracht, wogegen das andere nur auf vier bis fünf gekommen. Und dabei gibt Otto Harnack an Liebe zu seinem Gegenstande den beiden Vorgängern in nichts nach.

Ohne diese Liebe ist freilich keine wahrhafte Biographie zu schreiben. Vorliegendenfalls hat sie sich in der richtigen Schätzung der Verhältnisse zu zeigen, aus denen die betreffende Persönlichkeit hervorgegangen. Die landläufige Vorstellung über Schiller's Lebensgang verweilt im Ganzen mehr bei den großen Schwierigkeiten, gegen die er anzukämpfen gehabt, als bei dem vielen Erfreulichen, das ihm auch reichlich zu Theil geworden. Daß Harnack diese Lichtseiten gebührend hervorgehoben, ohne deshalb all die Erbärmlichkeiten außer Sicht zu lassen, wie sie die damaligen Zustände in Deutschland besonders kennzeichnen und Schiller hinlänglich zu spüren gehabt, macht sein Buch psychologisch anziehend. Von Außen gesehen erweist sich der Verlauf seines Lebens als ein gewöhnliches Menschenschicksal, aber Schiller selbst hatte das Bewußtsein, was er für die Mitwelt wie für die späteren Geschlechter bedeute. Er selbst hat das erkannt und in einem Brief an Caroline von Wolzogen deutlich ausgesprochen. „Wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind“, heißt es da aus Anlaß der ihm seitens C. G. Körner's und seiner Freunde gewordenen Annäherung, „die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß“. Mit Recht hat der Autor diesen vom Dichter gefühlten lebendigen Zusammenhang mit der Nachwelt zur Grundlage seiner biographischen Darstellung gemacht.

An den Werken, durch die er in uns fortlebt, wird demnach hier der Lebenslauf entwickelt. Von ihrem Werden erfahren wir gerade so viel wie für ihr volles Verständniß erforderlich; die unmittelbaren Erlebnisse dienen mehr als Bindeglieder zwischen den Leistungen, in denen sein Geist zur Geltung kommt. Für den zunächst zu berücksichtigenden Leserkreis ist dies zweifellos das richtige Verfahren. Wem es um tieferes Eindringen in das rein Persönliche bei Schiller zu thun ist, der wird nach ausführlicheren Werken über ihn greifen, worüber der Autor am Schlusse seiner Darstellung alle nöthigen Aufschlüsse ertheilt.

Bei der Beurtheilung der einzelnen Werke hat der Autor eine unverkennbare Unparteilichkeit angestrebt. Daß er vorwiegend bei den Dramen verweilt, die lyrischen und didaktischen Dichtungen summarisch berührt und ebenso die historische und philosophische Thätigkeit Schiller's nur ihrem Hauptcharakter nach würdigt, muß als zweckentsprechend anerkannt werden. Größere Ausführlichkeit diesenfalls, namentlich was des Verhältniß zu Kant anbetrifft, würde die Darstellung unnöthig verbreitert und voraussichtlich das allgemeine Interesse dafür geschwächt haben, ohne den hierbei zunächst in Betracht kommenden Fachkreisen völlig Genüge zu thun. Dem durchschnittlichen Bildungsbedürfniß steht natürlich die dichterische Thätigkeit Schiller's näher als seine theoretische, und von seinen Dichtungen sind wiederum die Dramen dem allgemeinen Bewußtsein lebendiger gegenwärtig als die übrigen Werke, worunter wieder die erzählenden und schildernden, wie die Balladen und die Glocke den Vorrang behaupten.

Daß der Autor hinsichtlich der Dramenbeurtheilung immer und überall volle Zustimmung findet, liegt außerhalb der Möglichkeit. Seiner liebevollen Bewunderung für den Wallenstein und Tell wird der schillerkundige Leser gern beipflichten und betreffs der Geßler-Charakteristik nur einzuwenden haben, daß diese Figur der Situation gemäß gehalten worden: ein dünkelhafter, in seiner Machtstellung sich unnahbar wissender und fühlender Tropf, wie derlei unter Gesalbten und Ungesalbten oft genug lebendig angetroffen werden, solche Individualitäten gerade beschwören die Stimmung herauf, wie sie im Tell zum Ausdruck gelangt; in der Willkürmaßregel mit dem Hut und dem Apfelschuß ist Geßler's anmaßende brutale Herrschsucht überzeugend genug dargelegt. An der einsichtsvollen Beurtheilung der Braut von Messina wird man wohl nur auszusetzen haben, daß die Liebe, in der das Brüderpaar zur eigenen Schwester entflammt, füglich nicht als eine „unnatürliche“ bezeichnet werden kann, da sie vielmehr, durch die verhängnißvollen Umstände begünstigt, als eine nur gar zu natürliche sich geltend macht. Die Jugenddramen anlangend wird man vielleicht bei den Räubern etwas weniger Emphase, bei den beiden folgenden willigere Anerkennung der Vorzüge wünschen. Aus der bei allem psychologischen Geschick in der Charakterzeichnung immerhin doch imaginären Welt des Erstlingswerks versetzt uns der Fiesko in eine lebendig veranschaulichte Wirklichkeit, und noch packender ist dies bei Kabale und Liebe der Fall. Solches dem Drama im Ganzen willig zuerkennend, meint der Autor gleichwohl an die Heldin desselben die Forderung eines Liebesheroismus stellen zu dürfen, der bei diesem verschüchterten Charakter absolut unmöglich ist. Hierüber hat Palleske das allein Zutreffende geäußert: „Sie ist das zerschlagene Herz des deutschen Volks, nur die Freiheit zu vergeben hat sie, nicht den Muth glücklich zu sein; ihre Aengstlichkeit, ihre Pietät ist ihre ganze Schuld, ihre Tugend, ihre Anhänglichkeit zum Vater ihr Verderben“. Was der Autor seinerseits einwendet, wie sie nämlich, ihrer Liebe zu Ferdinand eingedenk, aus dem über sie verhängten Verderben sich hätte retten können, trifft hiernach ebensowenig zu wie seine tadelnde Behauptung, daß Luise der Lady gegenüber eine andere sei als in ihrem sonstigen Verhalten. Diese wunderbare Scene wirkt allemal so überwältigend, weil Luisens unschuldvolle Liebe, durch die Nebenbuhlerin gereizt, in der vollen Unmittelbarkeit ihrer Kraft, aller Bedenken und Rücksichten entfesselt, gewaltsam hervortritt. Gegen das ihr hier gegenüberstehende Widerspiel ihres eigenen Wesens kann sie ihre Liebe behaupten, nicht in der gewohnten, pflichtverschlungenen Umgebung.

Dem trefflichen Buche, das freilich eine Reihe Druckfehler entstellen, kann der verdiente Erfolg nicht ausbleiben. Selbst wer in den Werken gut bewandert, wird an der vorliegenden Biographie eine nachhaltige Freude haben.

Wilhelm Bolin.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Berlin, den 3. September 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Am 28. August veröffentlichte der „Regierungsbote" zu St. Petersburg eine Kundgebung des Czaren, die am 24. August allen in der russischen Hauptstadt akkreditirten auswärtigen Vertretern durch den Grafen Murawiew zugänglich gemacht worden war. Der Czar regt die Abhaltung einer internationalen Konferenz an, deren Berathungen ein doppeltes Ziel gesetzt werden soll: „die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und eine mögliche Herabsetzung der übermäßigen Rüstungen, welche auf allen Nationen lastet"; das sind die Worte, mit denen das Rundschreiben beginnt, und diese Worte bezeichnen zugleich die Aufgabe, die der Konferenz gestellt wird.

Noch einmal faßt das Schriftstück das gestellte Problem ganz knapp zusammen, indem es sagt:

> Die kaiserliche Regierung glaubt, „daß der gegenwärtige Augenblick äußerst günstig dazu sei, auf dem Wege internationaler Berathung, die wirksamsten Mittel zu suchen, um allen Völkern die Wohlthaten wahren und dauernden Friedens zu sichern und vor Allem der fortschreitenden Entwicklung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen".

Man wird zwischen den beiden Formulirungen, — der weiter oben gegebenen und der unmittelbar voranstehenden — einen leisen Unterschied wahrnehmen können. An beiden Stellen, wie noch an einigen anderen, wird mit ganz unverhüllter Deutlichkeit als die Aufgabe der internationalen Politik die Wahrung des Friedens hingestellt. Zu dieser Aufgabe tritt eine andere hinzu: „eine mögliche Herabsetzung der übermäßigen Rüstungen" oder doch „der fortschreitenden Entwicklung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen." Das ist nicht ganz dasselbe. Das eine bedeutet Verminderung der heute bestehenden militärischen Lasten; das andere bedeutet Verhütung eines weiteren Wachsthums dieser militärischen Lasten; Erleichterung oder Schutz vor größerer Bedrückung, das wird alternativ zur Diskussion gestellt.

Niemand verkennt, daß die Schwierigkeiten außerordentliche sein werden, um, sei es eine Herabsetzung, sei es eine Vermeidung der Steigerung militärischer Lasten bei allen Völkern in der Weise herbeizuführen, daß jeder Nation doch zugleich das Gefühl völliger internationaler Sicherheit gewahrt bleibt. Wie groß aber auch die Schwierigkeiten sein mögen, es ist nur recht, daß für die Erreichung eines so großen Zieles die ganze gebildete Welt ihre Kräfte loyal zur Verfügung stelle.

Aber faßt man selbst jetzt schon die Möglichkeit ins Auge, daß sich in der gewünschten Weise die Frage einer militärischen Entlastung der Völker zur Zeit noch nicht erreichen läßt, so bleibt der Kundgebung des Czaren doch ein anderes großes Verdienst.

Wie sehr man die militärischen Lasten beklagen mag, sie sind der Uebel aller größtes nicht; ein größeres Uebel für die gebildete Welt ist der Krieg oder auch schon der immer drohende Krieg. Und eines sagt der Czar mit aller Deutlichkeit und allem Nachdruck: Ich will den Frieden.

Ob der edle Gedanke des russischen Kaisers einer Verminderung der militärischen Rüstungen sich in einer nahen Zukunft schon erreichen läßt, mag zweifelhaft sein; aber ganz unzweifelhaft ist, daß, solange Rußland sich ernstlich für den Frieden einsetzt, jede Kriegsgefahr, in Europa gewiß, schwindet. Den Frieden will auch der Dreibund unbedingt, und es giebt keinen Staat und keine Koalition von Staaten, die sich dem Drucke dieser Mächte entgegenstellen wollte oder könnte.

Die internationale Berathung sollte daher zweckmäßigerweise ihre Erörterungen nicht auf die eine Frage beschränken, wie kann das Gewicht der Militärlasten erleichtert werden; in der öffentlichen Erörterung ist dieser schwierigste Punkt ganz ausschließlich in den Vordergrund gerückt worden. Es scheint zweckmäßiger zu fragen,

wie kann eine internationale Combination geschaffen werden, die unter allen Umständen den Frieden zu sichern im Stande ist. Ist sie geschaffen, so ergibt sich dann als weitere Folge eine Herabminderung der militärischen Lasten mit größerer Leichtigkeit und aus den veränderten politischen Verhältnissen bis zu einem gewissen Grade von selbst.

Eine solche Kombination aber läßt sich schaffen.

Der Dreibund beruht auf der Voraussetzung, daß weder Deutschland, noch Oesterreich-Ungarn, noch Italien eine aggressive Politik in Europa betreiben wollen; diese drei Staaten traten nur zusammen, um sich gegen einen möglichen Angriff von dritter Seite zu schützen. Wird der Dreibund verstärkt durch den Zutritt anderer Reiche, und wird der erweiterte Dreibund so mächtig, daß er seinerseits den Frieden in Europa diktiren kann, so ist das eine Ziel der czarischen Politik erreicht, und die Erreichung des anderen Zieles, die militärische Entlastung, rückt damit in greifbarere Nähe. Wenn Rußland, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien auf Grund derselben Grundsätze, die den alten Dreibund zusammenhalten, sich einigen und anderen Staaten, die jeder Kriegspolitik entsagen, den Zutritt offen halten, so ist der europäische Friede gesichert, und wenn der gesicherte Friede sich eingebürgert hat, dann kann die militärische Entlastung nur eine Frage der Zeit sein.

Daß auch die Möglichkeit einer solchen Entwicklung durch das czarische Rundschreiben eröffnet worden ist, hat man, wie uns scheint, bisher zu wenig bei der öffentlichen Erörterung in Betracht gezogen, und man hat zu stark und einseitig die Schwierigkeiten betont, die entstehen müssen, wenn die isolirte Frage der Abrüstung und der Verhinderung weiterer Rüstungen für sich allein in Angriff genommen werden soll. Man vergaß, daß der Czar mit gleichem Nachdruck die Wahrung des Friedens anstrebt. Und dies Ziel zu erreichen, vermag der Kaiser von Rußland in der That.

In dem Manifest des Czaren heißt es:

„Die Erhaltung des Friedens ist als Endziel der internationalen Politik aufgestellt worden."

Somit lautet die Frage: Durch Abrüstung zum gesicherten Frieden; oder durch den gesicherten Frieden zur Abrüstung?

Beide Wege hat der Kaiser von Rußland offen gelassen, und uns scheint es, daß der zweite Weg der leichter zu beschreitende sein wird.

Ergiebt sich, daß die unmittelbare Inangriffnahme des Problems von der militärischen Seite auf zu große Schwierigkeiten zur Zeit stößt, so bleibt doch der andere Weg gewiß gangbar, und wenn Rußland einem ehrlichen Friedensbund in Europa beitritt, so sind die Bedingungen gegeben, die einen Krieg zur Unmöglichkeit machen.

Daß der Czar von Rußland für Bestrebungen dieser Art die ersten realen Voraussetzungen geschaffen hat, ist sein großes Verdienst.

Ein Programm, wie dieses russische, liegt so völlig in der Richtung der Dreibundpolitik, daß die offiziellen Kreise wie die öffentliche Meinung in Deutschland, in Oesterreich-Ungarn und in Italien einstimmig durch die berufenen Organe dem Vorschlag ihre warme Sympathie entgegen gebracht haben; daß man sich zugleich der großen Schwierigkeit bewußt bleibt, ist selbstverständlich.

Dem Dreibunde schlossen sich in gleicher Empfindung die kleineren Staaten, die Schweiz und Holland, Dänemark und Schweden, Norwegen und Rumänien an; sie wollen nichts Besseres als den europäischen Frieden und durch den Frieden eine Bürgschaft für den ruhigen Fortbestand der bisherigen staatlichen Verhältnisse.

Zurückhaltender war die Aufnahme in England. Nicht allein, daß man in England die vorhandenen Hindernisse gebührend würdigte, — das that man überall —; man zweifelte in einigen Organen auch an der Aufrichtigkeit der czarischen Absichten. Man erwog, ob die Manifestation nicht ins Werk gesetzt sei, um den Boden für neue Anleihen vorzubereiten, und um in langsamem Fortschritt die asiatischen Verhältnisse für Rußland noch günstiger umzugestalten. Es erscheint aber bei dem Charakter des Czaren ausgeschlossen, daß Erwägungen dieser Art sein Vorgehen bestimmt haben.

Die Veröffentlichung des Schriftstückes fiel zusammen mit der Enthüllung des Denkmals Kaiser Alexanders II. in Moskau durch den jetzigen Czaren. Die Worte, mit denen der regierende Kaiser seinen Großvater, den Czar-Befreier, feierte, zeigen, wie hoch er civilisatorische Thaten wie die des Todten schätzt, und daß er nichts Besseres wünscht, als selbst der Czar-Friedensbringer zu sein. Eine kleinliche Berechnung vorauszusetzen, heißt den idealistischen Zug im jetzigen Czaren verkennen. Daß der Czar selbst es ehrlich meint, erscheint ganz unzweifelhaft und darum gerade verdient auch der Kaiser von Rußland die Unterstützung der öffentlichen Meinung von Europa, England eingeschlossen, damit die friedlichen Absichten des russischen Herrschers auch in Asien zur Verwirklichung gelangen können.

Aus den Vereinigten Staaten sind Nachrichten bisher nur dürftig eingetroffen; man versagt dem Czaren nicht die Sympathie; aber es ist klar, daß eine Frage, die zunächst und vor Allem Europa und die europäischen Mächte betrifft, jenseits des Ozeans mit kühlerer Ruhe betrachtet wird. Die Vereinigten Staaten werden von militärischen Lasten nicht erdrückt; man ist dort vielmehr der Ansicht, daß die eigene militärische Leistungsfähigkeit hinter den Anforderungen zurücksteht.

Und endlich Frankreich!

In dem Manifest des Czaren finden sich auch die Worte:

„Im Namen des Friedens haben große Staaten mächtige Bündnisse mit einander abgeschlossen."

Ist es schon klar, daß die Aufgabe, die der Kaiser von Rußland gestellt hat, unmöglich zu lösen wäre, wenn die sogenannte russisch-französische Allianz kriegerische Absichten verfolgte, so scheinen die obigen Worte noch ausdrücklich, noch offen aller Welt bestätigen zu sollen, daß auch die Beziehungen zwischen St. Petersburg und Paris nur den einen Zweck haben: den Frieden zu sichern.

Man kann nicht sagen, daß die Franzosen ihre „Allianz" offen als eine Waffe des Angriffs gegen Deutschland zu bezeichnen pflegten; das thaten nur die chauvinistischen Blätter. Aber auch die ernsten und vorsichtigen Zeitungen kokettirten doch mit dem Gedanken, daß mit Hilfe Rußlands Vergeltung für 1870 genommen werden solle, und in der französischen Bevölkerung jetzt sich diese Koketterie in den Gedanken um: Rußland wird ein Mal unser Bundesgenosse in einem Angriffskrieg gegen Deutschland sein. Aus dem Schriftstück des Czaren tritt nun nackt und deutlich das Wesen der russisch-französischen „Allianz" hervor; auch sie ist eine Vereinbarung zur Aufrechterhaltung des Friedens, und weil sie das ist, konnte aus dieser Thatsache der Czar die Folgerung ziehen: Wenn Zweibund und Dreibund den Frieden wollen, so lassen sich die heutigen militärischen Rüstungen beschränken.

Die indirekte Enthüllung über das Wesen der russisch-französischen Beziehungen und noch mehr die Konsequenzen, die aus dem Wesen dieser Beziehungen vor aller Welt gezogen werden, haben in Frankreich sehr unangenehm berührt.

Man vergaß in Frankreich, daß es nicht gering zu veranschlagen ist, bei einem Ueberfall durch fremde Mächte auf Rußlands Hilfe rechnen zu können; man vergaß diesen Vortheil um so schneller, je mehr sich die Ueberzeugung festsetzte, daß diese Gefahr überhaupt nicht besteht und nie bestand. Hingegen hegte man die Hoffnung, der Verbindung mit Rußland eine Spitze gegen Deutschland zu geben: man hegte die Hoffnung, mit russischer Hilfe Elsaß-Lothringen

wieder erobern zu können, und statt dessen sagt der Czar: Ich will den Frieden vor Allem und die Entlastung der Völker von ihrer militärischen Bürde.

Es ist wichtig genug zu betrachten, was darauf die französische Presse erwidert:

Die Ueberschrift des Leitartikels im „Intransigeant" könnte als Ueberschrift für alle französischen Besprechungen des czarischen Rundschreibens dienen. Die Ueberschrift lautet:

„Et l'Alsace-Lorraine?"

Der „Radical" schreibt:

„L'établissement définitif de la paix reste subordonné au règlement préalable de certaines questions dont notre patriotisme ne peut pas et ne pourra jamais se désintéresser."

Im „Echo de Paris" ist zu lesen:

„Il y a des peuples qui n'ont pas le droit de crier: „Vive la Paix". Depuis le traité de Francfort, la France est de ceux-là."

Im „Journal" heißt es:

„Enfin, chez nous, en France, n'y a-t-il pas, là-bas, derrière la ligne bleue des Vosges, un pays dont nous ne parlons pas souvent, mais auquel nous pensons toujours. Ne serionsnous pas dans l'impossibilité de cesser nos armements . . ."

Die „Autorité" läßt sich so vernehmen:

„C'est . . . faire notre deuil à jamais de l'Alsace-Lorraine."

Der „Matin" sagt:

„Libre aux nations satisfaites d'accrocher l'épée à la muraille . . . Ce n'est point là le rôle des peuples que le malheur a frappés."

In der „Libre Parole" steht:

„L'Alliance, au contraire, n'a servi que de paravent pour masquer un rapprochement avec l'Allemagne, rapprochement qui, lorsqu'on en parlait ouvertement, effarouchait encore beaucoup de Français."

In der „Aurore" drückt sich Clemenceau so aus:

„Le désarmement, est la consécration européenne du traité de Francfort: la frontière des Vosges imposée à la France, il y a vingt-sept ans, par l'Allemagne, rendue définitive désormais par la volonté de l'Angleterre et de la Russie, et par la résignation des Français."

Und diese Auszüge könnte man ergiebig fortsetzen. Wie die kleine verbreitete Presse aller Richtungen, so schreiben auch die großen Blätter, der „Temps" und so fort.

Es ist so gut wie undenkbar, daß man in Rußland diese Wirkung des Rundschreibens nicht sollte vorausgesehen haben, und wenn es trotzdem verschickt worden ist, so muß man wohl auch in St. Petersburg bereit sein, die Konsequenzen der sich nunmehr ergebenden Lage zu ziehen.

Der Czar kann, wenn er will, auch trotz dieser französischen Stimmungen den europäischen Frieden auf eine feste und gesicherte Grundlage stellen. Wenn Rußland sich, wie oben angedeutet, rückhaltlos einem europäischen Friedensbunde anschließt, der gegen jede Aggression vereint steht, so ist das eine czarische Ziel erreicht, und zugleich ist damit für die Frage der Abrüstung eine reale Voraussetzung geschaffen.

Ist der direkte Weg ungangbar, so kann auch dieser Umweg zum Erfolge führen, und wir in Deutschland und der Dreibund haben alle Veranlassung, dem Czaren den einen oder den anderen Pfad, wie schwer das Unternehmen auch ausschaut, ebenen zu helfen.

Die Königin Wilhelmina der Niederlande hat am 31. August ihr 18. Lebensjahr vollendet; sie trat damit an die Spitze der Regierung und an die Stelle der Königin Emma, ihrer Mutter, die während der Minderjährigkeit der Tochter die Regentschaft geführt hat.

Alte Bande und alte Sympathien verbinden uns in Deutschland und vor Allem in Preußen mit Holland. Aus Holland holte unser Großer Kurfürst sich den weiten Blick für die Weltverhältnisse und die Kenntnisse modernen Staatslebens. In Holland lebt uns ein Brudervolk, dessen Liebe zu freiem und doch geregeltem politischem Leben einen Staat geschaffen hat voll reichen alten Geisteslebens und voll hoher wirthschaftlicher Entwicklung. Neidlos blicken wir auf diese Blüthe moderner germanischer Kultur, und wir wünschen aufrichtig ihr Gedeihen auch unter der jetzigen Königin.

Oberst Henry, der Chef des Nachrichtenbureaus im französischen Kriegsministerium ist verhaftet worden, weil er selbst eingestanden hat, jenen Brief gefälscht zu haben, der das Hauptbelastungsmaterial gegen Dreyfus bisher bildete.

Unmittelbar nach der Verhaftung wurde Henry die Gelegenheit geboten, sich im Gefängniß umzubringen; sein Tod brachte den ihm nahestehenden Offizieren gewiß eine große Erleichterung. Henry schnitt sich mit einem Rasirmesser den Hals ab, und er starb, wie ein Bankrotteur, der er war, und nicht wie ein Soldat.

Der Bankerott, der hereinbricht, hat auch bereits den Generalstabschef Boisdeffre veranlaßt, seine Demission einzureichen; er hat sie erhalten.

Der gefälschte Brief, um den es sich handelt, hat den folgenden Wortlaut:

„Ich habe gelesen, daß ein Deputirter über Dreyfus interpelliren wird. Wenn (hier — so bemerkte Cavaignac bei der Vorlesung des Briefes im Parlament — folgt ein Satz, den ich nicht vorlesen kann), dann werde ich sagen, daß ich niemals Beziehungen zu diesem Juden gehabt habe, das ist abgemacht. Wenn man Sie fragt, sagen Sie auch so, denn Niemand darf wissen, was mit ihm vorgegangen ist."

Am 26. Februar war in der „Nation" in einem Artikel! Liberté, Egalité, Fraternité in Bezug auf diesen Brief zu lesen:

„Man denke, daß die Vertreter fremder Regierungen sich wie dumme Jungen zur Diskretion ermahnen, wo Diskretion selbstverständlich ist und das schriftlich, damit der französische Generalstab diesen Brief erwischen und sich mit ihm retten und — blamiren kann."

Es war kein Kunststück, schon damals den Charakter dieses Briefes zu erkennen; es ist nur unerhört, daß französische Generäle wie Pellieux, Gonse, Boisdeffre, Billot ihn für ihre Behauptungen und Zwecke glaubten benutzen zu können.

Ist dieses Dokument als Fälschung ermittelt, so ist die Frage unabweisbar, wie viele andere Schriftstücke, die zum Dossier Dreyfus gehören, sind gleichfalls gefälscht; und wenn Henry sich veranlaßt sah, diesen Brief zu fabriziren, so ist damit zugleich bewiesen, daß das sonstige vorhandene „Beweismaterial" nicht auszureichen schien, um die Schuld des Verurtheilten Dreyfus wahrscheinlich zu machen. Die Folgerungen, die sich damit ergeben, sind klar; aber klar, wie es scheint, immer noch nicht vollständig für das französische Ministerium, das nicht den Muth hat, entschlossen vorwärts zu schreiten, das Picquart im Gefängniß sitzen läßt, und das sich bisher nur dazu aufraffte, den Spion Esterhazy aus der Armee auszuschließen.

Die Friedenskundgebung des Czaren.

In magnis voluisse sat est. Trifft der Satz auch für die Politik zu, so ist die Frieden athmende Kundgebung des russischen Czaren eine That, auch wenn sie unmittelbar keine praktischen Folgen haben sollte. Dem Satze, daß in großen Dingen schon allein das Wollen viel bedeutet, liegt die richtige Erkenntniß zu Grunde, daß es auch in der Ideenwelt ein Gesetz der Erhaltung der Kraft gibt, und daß keine vernünftige Anregung völlig verloren geht, sondern fortzeugend Gutes hervorbringen muß.

Auch das Friedensmanifest des russischen Selbstherrschers verdient unter diesem Gesichtswinkel beurtheilt zu werden. Man kann noch so skeptisch über die schließlichen greifbaren Resultate der geplanten Weltfriedenskonferenz denken, die bloße Thatsache, daß einer der mächtigsten Herrscher der Erde mit einer feierlichen Kundgebung hervortritt, in der er die Nothwendigkeit der Aufrechterhaltung des Weltfriedens und die Einstellung weiterer Kriegsrüstungen nicht bloß als ein schönes Ideal, sondern als ein Ziel der praktischen Staatskunst unserer Zeit hinstellt, ist an und für sich schon ein politischer Akt, der nicht ohne Wirkung bleiben kann. Niemand hat das rascher begriffen, als unsere Nachbarn jenseits des Rheins. Die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens setzt voraus, daß die gegenwärtigen Grenzen zwischen Frankreich und Deutschland nicht verschoben werden. Die Kundgebung des Czaren ist deshalb zugleich eine Absage an die Hoffnungen der Franzosen auf die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen. Die Franzosen wissen ferner gut genug, daß sie ohne Rußland gegen Deutschland nichts vermögen. Das Bismarck'sche saigner à blanc, das bei Rußlands Neutralität leicht die Folge eines neuen Waffenganges mit Deutschland werden könnte, ist selbst für leichtsinnige Politiker und Generäle nicht besonders verlockend. Die französische Presse hat deshalb auch sofort herausgefühlt: der Czar, unser ami et allié, muthet uns zu, wir sollen definitiv auf die 1871 verlorenen Provinzen verzichten; und nicht bloß verzichten sollen wir — das ließe sich Angesichts der Schwierigkeiten der Wiedergewinnung vielleicht noch ertragen —, sondern auch nicht mehr davon sprechen, nicht mehr in patriotischen Reden auf die theuren Hoffnungen anspielen. Denn man kann nicht in St. Petersburg für den dauernden Frieden schwärmen und in Nancy oder Rheims vor der Revancheidee eine patriotische Verbeugung machen, ohne das Selbstgefühl des russischen Czaren empfindlich zu verletzen und damit den letzten Rückhalt für die bisher schon recht vagen Hoffnungen auf die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen zu verlieren. Deutschland, das keinen Zwist mit seinen Nachbarn wünscht, aber von dem 1871 Errungenen auch nichts aufzugeben gedenkt, muß der Friedenskundgebung des Czaren schon deshalb freundlich gegenüberstehen, weil sie indirekt ganz klar zum Ausdruck bringt, daß Frankreich auf Rußlands Unterstützung bei seinen Plänen zur Revision des Frankfurter Friedens nicht rechnen kann. Das war zwar auch bisher schon zu vermuthen; aber es ist immer zweckmäßig, wenn das, was ist, auch allseitig anerkannt wird.

Die französische Regierung wird übrigens — ebensowenig wie irgend eine andere europäische Regierung — umhin können, der Einladung des russischen Kaisers zur Friedenskonferenz Folge zu leisten. Der Gedanke des Czaren ist zu schön, als daß eine europäische Macht den Vorwurf wird auf sich laden wollen, durch Abstinenz die Verwirklichung der Idee gefährdet zu haben. Alle Regierungen werden sich deshalb mit feierlichen Mienen um den Konferenztisch versammeln, begleitet von den Segenswünschen der Völker. Nach einem bekannten Wort ist die Heuchelei eine Verbeugung vor der Tugend. Diese Heuchelei wird auf der geplanten Konferenz üppige Blüthen treiben; sie ist schon bisher bei der Besprechung der Anregung des Czaren stark in die Halme geschossen. Wer neben der öffentlichen Begeisterung die Kommentare unter vier Augen vernehmen könnte, der würde ein schönes Bild von Offenheit und Ehrlichkeit im politischen Leben bekommen. Aber eine Huldigung vor der Tugend der Friedensidee bleibt die geflissentliche Begeisterung, mit der das Manifest von allen Ecken der Welt überschüttet wird, doch.

Daß auf der geplanten Konferenz nicht alle Blüthenträume reifen werden, wird auch der sanguinischste Friedensfreund einräumen. Die Konferenz wird schon segensreich wirken, wenn sie nur nicht völlig resultatlos verläuft. Vielleicht kommt man schließlich auf einen permanenten Schiedsgerichtshof zur Schlichtung internationaler Streitigkeiten zurück, ein Friedensinstrument, das jedenfalls leichter in Aktion zu setzen wäre, als eine wirksame Kontrole über Abrüstungen. Gerade die Frage einer Verhinderung weiterer Rüstungen ist sehr dorniger Natur. Die Berathungen über diese Frage können leicht zu einem völligen Fehlschlag auf der Konferenz führen. Dann aber würden die Völker unter Umständen vom Regen in die Traufe kommen. Wenn durch das Scheitern der Konferenz erwiesen wäre, daß auch beim besten Willen keine internationale Vereinbarung gegen „die Schraube ohne Ende" herzustellen ist, so könnte das leicht dazu führen, die Rüstungen, die sich auf gütlichem Wege nicht haben beschränken lassen, unter Anspannung aller nationalen Kräfte fortzusetzen.

Alle solche Bedenken dürfen aber die aufrichtigen Friedensfreunde nicht abhalten, der Idee des russischen Kaisers ein fair trial zu bewilligen. Rußland wird sich ohne Zweifel davon überzeugen, daß es an Deutschland nicht liegen wird, — weder an den Regierungen noch an der öffentlichen Meinung — wenn aus der Anregung des Czaren nichts Greifbares hervorgehen sollte.

Th. Barth.

Amerikanische Siege und deutscher Zucker.

Die Folgen des amerikanisch-spanischen Krieges werden sich auf dem Gebiete der Weltwirthschaft vermuthlich noch einschneidender bemerkbar machen als auf dem Gebiete der Politik. Nach den neuesten Nachrichten aus den Vereinigten Staaten über den Zustand der öffentlichen Meinung und die Dispositionen der Unionsregierung unterliegt es kaum noch einem Zweifel, daß die amerikanische Republik von den Philippinen die Insel Luzon mit der Hauptstadt Manila für sich reklamiren wird. Die Amerikaner werden eine derartige Forderung bei dem definitiven Frieden sicher durchsetzen. Es kann sich nur darum handeln, ob sie nicht genöthigt sein werden, auch den Rest der Philippinen um deswillen mit zu übernehmen, weil Niemand recht weiß, was mit diesem Rest geschehen soll, seitdem die Eingeborenen entschlossen zu sein scheinen, es lieber auf eine neue Revolution ankommen zu lassen, als unter die Botmäßigkeit Spaniens zurückzukehren. In jedem Falle würden die Amerikaner mit Luzon den werthvollsten Theil der Philippinen erlangen und mit diesem Theile in die ostasiatische Politik genau so verwickelt werden wie mit dem vollständigen Besitz der Philippinen.

Welche Bedeutung diese Besitzergreifung für die Welthändel im Allgemeinen, für die ostasiatische Politik im Besonderen und für den amerikanischen Antheil an dem Handelsverkehr der gesammten Südsee haben wird, darüber lassen sich bisher nur Vermuthungen aufstellen. Anders liegt die Sache mit den wirthschaftlichen Wirkungen, die aus den Besitzveränderungen in Westindien hervorgehen werden. Auch die deutsche Volkswirthschaft ist dabei ganz hervorragend interessirt und zwar durch den Artikel Rübenzucker.

Die Vereinigten Staaten werden nach dem Abschluß des Friedens mit Spanien die bedeutendsten Produktionsstätten für Rohrzucker kontrolliren. Während sie den riesigen Zuckerkonsum des eigenen Landes bisher nur zu einem kleinen Theile aus der eigenen Produktion — durch den Rohrzucker von Louisiana und durch verhältnißmäßig geringe Quantitäten im Inlande erzeugten Rübenzuckers und Ahornzuckers — gedeckt haben, wird sich das Verhältniß in Zukunft ganz wesentlich ändern.

Der Zucker aus Hawaii geht schon jetzt zollfrei ein. Mit der inzwischen erfolgten Annexion der Sandwichinseln wird voraussichtlich die Zuckerproduktion in Hawaii sich noch wesentlich steigern. Die Annexion von Portorico, das ebenfalls als Zuckerland nicht zu unterschätzen ist, wird

vermuthlich desgleichen zu einer starken Ausdehnung des Zuckeranbaues in dieser neuen amerikanischen Besitzung führen. Es ist endlich nicht unwahrscheinlich, daß auch der Philippinenzucker — wenigstens der Zucker der Insel Luzon — demnächst unter denselben günstigen Bedingungen auf dem amerikanischen Markte zugelassen wird. Die Zuckerproduktion von Hawaii, Portorico und den Philippinen würde mit Rücksicht auf die sicher zu erwartende starke Ausdehnung des Zuckeranbaus in diesen Gegenden voraussichtlich genügen, um etwa 50 Proz. der bisherigen amerikanischen Einfuhr zu decken; die anderen 50 Proz. des amerikanischen Zuckerimports können bequem durch die kubanische Produktion gedeckt werden.

Die kubanische Zuckerernte überstieg vor vier Jahren bereits 1 Million Tons. Der Zuckeranbau ist dann während der kubanischen Revolution in den letzten Jahren auf einen geringen Bruchtheil dieses Quantums zurückgegangen; aber man darf als sicher annehmen, daß in sehr kurzer Zeit das Maximum der früheren Zuckerproduktion in Kuba beträchtlich überschritten werden wird. Zuckerrohr gedeiht in Kuba ausgezeichnet, das Rohr ist ungewöhnlich zuckerhaltig. Unter der spanischen Herrschaft war die Zuckerproduktion mit Ausfuhrabgaben und drückenden inneren Steuern belastet; fremdes Kapital hielt sich wegen der Unsicherheit der politischen Entwicklung im Allgemeinen ziemlich scheu zurück. Mit der Befreiung der Insel vom spanischen Joch wird sich das Alles in wenigen Jahren von Grund auf ändern. Insbesondere amerikanisches Kapital wird jetzt rasch in die Insel einströmen, von den entwertheten Plantagen Besitz ergreifen, an die Stelle der veralteten Produktionsmethoden, unter Benutzung der neuesten und zweckmäßigsten Maschinen, ein ganz neues wirthschaftliches Regime setzen und damit zweifellos die kubanische Zuckerproduktion nicht bloß ihrem Umfange, sondern auch ihrer wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit nach, auf eine bisher kaum geahnte Höhe bringen. Diese Entwicklung wird eintreten, auch wenn Kuba unter amerikanischem Protektorate eine formelle Selbstständigkeit erhält; sie wird ihre Tendenz verstärken in demselben Maße, wie die politische Verbindung zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten enger wird; und sie wird ein rapides Tempo annehmen, wenn etwa Kuba mit der amerikanischen Union in einen engen Zollverband gebracht würde, der es den kubanischen Zuckerpflanzern ermöglichte, den kubanischen Zucker ebenfalls zollfrei oder mit einer differentiellen Vergünstigung auf den amerikanischen Markt zu bringen.

Den kubanischen Zucker nach dem amerikanischen Kontinente zollfrei einzulassen, hat allerdings seine großen Bedenken. Mit Hilfe der wachsenden kubanischen Zuckerernten würden die Bedürfnisse des amerikanischen Zuckerkonsums alsbald gedeckt werden. Die Zollerträge würden bei zollfreier Einfuhr von Zucker aus Hawaii, Portorico, Luzon und Kuba auf den Nullpunkt sinken. Die Vereinigten Staaten müßten deshalb schon zu einer innern Besteuerung des Zuckers übergehen, wenn sie aus dem Zuckerkonsum überhaupt einen Ertrag für die Unionskasse erzielen wollten. Viel wichtiger noch aber würden die wirthschaftlichen Folgen sein.

Die Produktion von Rohrzucker in Louisiana, wie von Rüben- und Ahornzucker in anderen Theilen der Vereinigten Staaten wäre mit einem Schlage ruinirt, wenn der kubanische Zucker zusammen mit dem Zucker der anderen neu erworbenen Inseln, auf den amerikanischen Markt einstürmen würde, ohne durch eine schutzzöllnerische Barriere gehindert zu sein. So lange die Zuckerproduktion des amerikanischen Festlandes, zusammen mit dem zollpolitisch beim Import begünstigten Rohrzucker, beträchtlich hinter dem Konsum des Landes zurückbleibt, muß die Preisbildung auf dem amerikanischen Markte unter dem Schutze der hohen Einfuhrzölle sich in einer Weise vollziehen, die auch der wirthschaftlich weniger leistungsfähigen inländischen Produktion Aussicht auf lohnenden Gewinn verspricht. Die zollfreie Zuckereinfuhr aus Hawaii hat denn auch nicht verhindert, daß, unter dem Einfluß hoher Zollsätze im übrigen, die Zuckerproduktion auf dem amerikanischen Kontinent — und zwar sowohl die Rohrzucker- als auch die Rübenzuckerproduktion — sich vortheilhaft entwickelt hat. Sobald aber durch das Hinzutreten der kubanischen Zuckerproduktion der amerikanische Zuckerverbrauch mehr als gedeckt werden würde, müßte die protektionistische Wirkung der Zuckerzölle sich abschwächen und unter Umständen ganz aufhören, und eine Konkurrenz innerhalb des amerikanischen Zollgebietes eintreten, unter der die weniger Leistungsfähigen naturgemäß zusammenbrechen würden.

Diese Erwägungen werden sicherlich auch von den amerikanischen Politikern in Betracht gezogen werden. Hier einen einigermaßen befriedigenden Interessenausgleich zu finden, wird nicht leicht sein. Der kubanische Zucker wird sicher in den amerikanischen Wahlkämpfen der nächsten Jahre keine geringe Rolle spielen. Je nachdem in diesen amerikanischen politischen Kämpfen die Entscheidung fällt, werden für amerikanische Interessengruppen große Gewinne und große Schädigungen erwachsen.

Anders steht die Sache betreffs der konkurrirenden Interessen der europäischen Rübenzuckerproduzenten. Diese werden in jedem Falle geschädigt werden. Für sie kommt vornehmlich in Betracht die Mehrproduktion von Zucker als sichere Folge der amerikanischen Siege. Für die europäischen Zuckerproduzenten ist die Entwicklung dann am ungünstigsten, wenn es der amerikanischen Gesetzgebung gelingen sollte, eine Einrichtung zu schaffen — sei es durch Prämien oder sonstige Vorzugsrechte —, wonach der Rohrzucker von Louisiana wie der Rübenzucker von Kalifornien, Nebraska u. s. w. neben dem kubanischen Rohrzucker seine wirthschaftliche Existenz weiter fristen kann; denn dann würden die unter die politische Botmäßigkeit der Vereinigten Staaten gelangenden Rohrzuckergebiete, die sich in jedem Falle außerordentlich entwickeln werden, dem amerikanischen Markte nur einen Theil ihrer Produktion zuführen und den Rest auf die übrigen Weltmärkte übertragen. Selbst im günstigsten Falle aber bleibt zu erwarten, daß das Quantum verfügbaren Zuckers auf dem Weltmarkte wesentlich wachsen und damit die Preislage, speziell für den Rübenzucker, aufs ungünstigste beeinflussen wird. Angesichts dieser Perspektive erscheint heute die Steigerung der deutschen Zuckerprämien, welche die Agrarier vor zwei Jahren durchgesetzt haben, als ein Abderitenstreich ersten Ranges. Wie die Liberalen von vornherein voraussagten, hat die Verdoppelung der deutschen Zuckerprämien nur dazu geführt, daß in Oesterreich und in Frankreich ebenfalls eine Erhöhung, und zwar eine noch stärkere Erhöhung, der dortigen Prämien erfolgt ist. Die Prämiensteigerung hat ferner, wie ebenfalls vorauszusehen war, eine Produktionssteigerung zur Folge gehabt, so daß trotz des beinahe völligen Ausfalles mehrerer kubanischer Zuckerernten die Zuckerpreise auf dem Weltmarkte sehr niedrige geblieben sind.

Es ist nicht ernsthaft zu bestreiten, daß die europäische Rübenzuckerindustrie heute in einer viel gesunderen Lage sich befinden würde, wenn — entsprechend dem Gesetze vom 31. Mai 1891 — zum 1. August 1897 die deutschen Ausfuhrprämien völlig in Wegfall gekommen und damit auch den konkurrirenden Ländern der Vorwand genommen wäre, ihrerseits eine Prämiensteigerung eintreten zu lassen.

Statt dessen muß die deutsche Zuckerindustrie sich jetzt mit der geringen Hoffnung trösten, daß es gelingen werde, im Wege internationaler Abmachungen alle konkurrirenden Staaten zur Zuckerprämienabrüstung zu bewegen. Nach dem bisherigen Mißerfolge der Brüsseler Zuckerkonferenz ist diese Hoffnung sehr zusammengeschrumpft; aber selbst wenn es schließlich noch gelingen sollte, die unsinnigen Ausfuhrprämien aus der Welt zu bringen: die durch das Prämiensystem hervorgerufene künstliche Produktionssteigerung mit ihren gefährlichen Folgen läßt sich nicht so rasch aus der Welt schaffen. Um eine sehr ernste Zuckerkrisis kommt die Zuckerindustrie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht hinweg.

Das einzige Mittel, um dieser Krisis bei Zeiten entgegenzuarbeiten, wäre, neben dem Fallenlassen der Exportprämien, eine Ermäßigung der Zuckersteuern, um den Kon-

sum der Rübenzucker produzirenden Länder zu heben. Der Zuckerkonsum ist in diesen Ländern — und insbesondere auch in Deutschland, dem bedeutendsten Rübenzuckerproduzenten der Welt — nach einer großen Steigerung fähig. Deutschland exportirt $^3/_5$ bis $^2/_3$ seiner gesammten Zuckerproduktion, aber es konsumirt per Kopf der Bevölkerung noch nicht die Hälfte so viel Zucker, wie beispielsweise die Vereinigten Staaten und England. Die Hebung des deutschen Zuckerkonsums ist für die Ueberwindung der kommenden Zuckerkrisis von nicht geringer Bedeutung. Allerdings kann eine Entwicklung des Konsums nur langsam sich vollziehen, während die Produktionskrisis, die zu befürchten steht, bereits in wenigen Jahren in ihrer ganzen Schwere vorhanden sein wird.

Leider wird die deutsche Staatsweisheit nicht sagen können, daß sie unverschuldet in diese Krisis hineingerathen sei. Die agrarische Protektionspolitik, der schlimmste Feind jeder modernen volkswirthschaftlichen Entwicklung und insbesondere der deutschen Volkswirthschaft, wird Deutschland noch manchen Schaden zufügen. An den Folgen der agrarischen Zuckerpolitik sollte man sich aber eine Lehre nehmen und sich hüten, noch weiter den agrarischen politischen Quacksalbern zu folgen. Nicht jeden Wochenschluß macht Gott die Zeche. Die Dummheiten, die eine unweise Gesetzgebung auf volkswirthschaftlichem Gebiete macht, rächen sich sehr oft erst nach vielen Jahren und unter Konstellationen, auf deren Gestaltung man keinen Einfluß mehr hat. In der Wirthschaftspolitik kommt es darauf an, rechtzeitig Vernunft und Besonnenheit walten zu lassen und sich immer so einzurichten, daß man auch kritische Zeiten ohne besondere Gefahren überstehen kann.

Ferdinand Laendsen.

Eine neue Theorie über Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht.

Bekanntlich besteht über die Frage nach der Entstehung von Viehzucht und Ackerbau sowie über ihre Aufeinanderfolge in der Entwicklungsgeschichte beider Institute eine große Meinungsverschiedenheit nicht nur unter den Nationalökonomen, sondern auch unter den Ethnographen. Diese Frage auf einer exakten Grundlage zu lösen hat sich der zur Zeit noch an der Universität Dorpat (Jurjew) wirkende ordentliche Professor der Nationalökonomie und Ethnographie Dr. Richard Mucke mittels einer noch verschiedenen Hinsichten völlig neuen Theorie in einem „Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht"*) betitelten umfänglichen Werke unterzogen. Dasselbe steht in engem Zusammenhange mit einer früheren Publikation des Verfassers aus dem Jahre 1895 (vergl. die „Nation" Nr. 44, 3. August 1895), in der durch scharfsinnige Untersuchungen der ältesten Lagereinrichtungen bei verschiedenen Völkern der Nachweis geführt wird, daß nicht die Familie, wie die herkömmliche Ansicht annimmt, sondern die Horde das erste Gebilde im Urleben der Menschheit, und daß die letztere nicht, wie man ebenfalls fälschlich vermeint, ein wüstes Chaos, sondern eine Wohnraumordnung gewesen sei.

In dem neuen Werke wird unter Berücksichtigung eines höchst umfangreichen völkerkundlichen Materials, vor Allem auch an der Hand der von den Völkern geprägten sprachlichen Begriffe, sowie der Sagen und Mythologien gezeigt, wie sich die Horde naturgemäß weiter entwickelt hat. Wie in dem früheren Werke, so wird auch in dieser neuen geistvollen Untersuchung dargestellt, daß nicht das geschlechtliche Verhältniß, sondern das Wohnlager der Grund und das schöpferische Element der menschlichen Ordnung in der Urzeit war und die ganze weitere Entwicklung das Leben der Menschheit bedingte. Wenn Mucke in seiner früheren Schrift zeigte, wie sich die Verwandtschaftsordnungen der Völker auf die natürlichen Wohnlagerordnungen zurückführen lassen, so stellt er in dem gegenwärtigen Werke dar, wie einestheils die ältesten Agrarverfassungen und anderntheils die Viehzucht in gleicher Weise ihren bestimmenden Grund in den Wohnordnungen gehabt haben. Die neuen Ergebnisse seiner eingehenden Untersuchungen sind von solcher Bedeutung und Tragweite, daß sie in weitere Kreise getragen zu werden verdienen.

Seitdem Dikäarch aus Messene in Italien in seinem „Bios Hellados", dem ersten Versuche einer Kulturgeschichte, die Ansicht aufgestellt hat, die Menschheit habe allmählich drei Entwicklungsstufen durchlaufen, die Epoche der Jäger, der Viehzüchter und dann der Ackerbauer, ist es Mode geworden, dieselbe entweder gedankenlos nachzusprechen oder wohl gar aus einzelnen geschichtlichen Erscheinungen nachzuweisen, obgleich der wirkliche Thatsachenzusammenhang das Gegentheil darthut. So sollen beispielsweise die Indogermanen ebenso wie die Germanen beim Eintritt in die Geschichte sammt und sonders Viehzüchter gewesen und dann Ackerbauer geworden sein. Ein Gleiches behauptet neuerdings Meitzen (Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen, Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven 1. Band, Berlin 1895) von den Iren, indem er sich denkt, ganz Irland sei einmal von einer beweglichen Masse von Viehzüchtern bewohnt gewesen, die im Laufe der Zeit seßhaft wurde und nunmehr zum Landbau überging.

Eine wesentlich andere Beleuchtung erfahren diese Erscheinungen in der Theorie des Professors Mucke, der Ackerbau und Viehzucht unabhängig von einander entstehen läßt. Nach ihm kennt die menschliche Urzeit noch keine großen Völkerkomplexe, sondern nur Horden, die als kleine Gebilde ihr Dasein dahinleben; und zwar sind es einestheils seßhafte Horden, die sich über die fruchtbare Niederung ausbreiten und hier die Erfinder des Ackerbaues werden, und wandernde Horden, die das Höhenland besetzt halten, oder wegen Unfruchtbarkeit dieses Bodens zum Wandern genöthigt sind. Die letzteren sind die gewerblichen Horden und die Viehzüchter. Die seßhaften Ackerbauhorden bezeichnet Mucke mit dem Ausdruck Arier (aratores), die Wanderhorden mit Genneten oder Genoten (gentes); jene sind die Urbewohner der fruchtbaren Niederungen, des Ar- oder Moorlandes und haben längsreihige Wohnungen; diese dagegen sind auf dem Höhenlande und haben Rundlager. Erst in verhältnißmäßig später Zeit stoßen beide heterogene Elemente naturgemäß zusammen, die „Oberwelt" dringt nach der „Unterwelt", die Gaea (die Genneten) zu Hera (den Ariern), und letztere sind dadurch genöthigt, umgekehrt nach den Höhen überzusiedeln, wodurch nicht bloß die Mischungen der beiden Völkerbestandtheile erfolgen, sondern zugleich auch der Ackerbau durch die Viehzucht und diese durch den Ackerbau befruchtet werden. Es entspinnt sich überall auf der Erde ein Kampf der Genneten mit den Ariern, wie er beispielsweise in der Mythologie der Giganten mit den Heroen, der Oberwelt mit der Unterwelt zum Ausdruck kommt, indem die arischen Ackerbauer als Viehräuber auftreten, wogegen die Viehzüchter theils Ackerbauer unterjochen, theils ihnen das Ackerland rauben, um es in Wiesen umzuwandeln.

Die seßhaften Ackerbauhorden saßen, wie bemerkt ursprünglich auf den fruchtbaren Niederungen und zwar theils in der Thalebene, theils auch später auf dem moorigen Lande zunächst in schiffsförmigen Langhäusern, d. h. in solchen, welche einem umgestürzten Kahne glichen. Zu diesen Langhäusern, die sich, soweit sie ins Wasser hineingebaut sind, noch in den Pfahlbauten der Inseln Borneo, Celebes, auf Neuseeland, Neuguinea und den Karolinen nachweisen lassen, gehören auch das sogenannte Clanhaus und das Langhaus der Irokesen. Sie werden sämmtlich dadurch charakterisirt, daß in ihnen zwei gegenüberliegende Reihen, eine männliche und eine weibliche, wohnhaft sind:

*) Julius Abel, Greifswald, 1898.

eine sogenannte Männerlinie und eine Weiberlinie, die insbesondere bei der Entstehung der selbständigen Haushalte, der Familie, größere Bedeutung erlangen. Die letztere entsteht nämlich dadurch, daß Männer, Weiber und Frauen Männer fremder Herkunft unter ihre Gewalt bringen, wodurch das sogenannte Vater- und Mutterrecht (gleichzeitig) auftritt, wofür Mucke den Ausdruck andro- und gynäkokratische Familie gebraucht. Durch die Entstehung der Familie treten aber die selbständigen Behausungen um das ursprüngliche Einheitshaus auf, was in Bezug auf die Pfahlbauten der Päonier schon Herodot V, 16 sehr anschaulich geschildert hat:

„Die Pfähle unter dem Gerüst sind ursprünglich von allen Stammesgenossen vereint eingeschlagen worden; später aber entstand der Brauch, daß jeder, der ein Weib nimmt, und deren nimmt ein jeder viele, drei Pfähle vom Berge Orbelos holen und einschlagen muß. Da hat dann ein jeder auf dem Brettergerüst seine besondere Hütte, worin er haust, mit einer Klappthüre im Gerüst, die in den See hinabführt."

Dieses wechselreihige Wohnlager findet sich aber nicht bloß auf dem Veen- oder Moorlande, sondern auf der feuchten Ebene der Niederungen überhaupt, wo es im Gegensatz zu jenem, das vielfach die Bezeichnung „Wanne" führt, häufig unter dem Ausdruck „Vicus" (vic, οἶκος) vorkommt. Auch beim Vicus, der ursprünglich ein die Männer auf der einen und die Frauen auf der anderen Seite einschließendes Einheitshaus war, treffen wir nach der Familiengründung in späterer Zeit zwar noch die Schiffsform an, doch dergestalt, daß um einen schiffsförmigen Platz zwei Reihen Gehöfte sich befinden. Ein interessantes Beispiel einer solchen ländlichen Wohnstätte in Schiffsgestalt mit zwei vis à vis liegenden Reihen bietet Trebnitz (Regierungsbezirk und Kreis Merseburg), auf das schon Meitzen in seinem Werke aufmerksam gemacht hat.

Es ist nun ungemein überraschend, welche Aufschlüsse sich durch die Mucke'sche Theorie für die älteste Agrarverfassung aus dieser Wohnlagerstätte ergeben. Bekanntlich beschreibt Tacitus die Art und Weise, wie die alten Germanen den Ackerbau betrieben, im 26. Kapitel seiner Germania. Man hat bisher, da man das „in vices" in der Regel mit „abwechselnd" übersetzt, dieser Stelle vergeblich einen Sinn unterlegen können. Wir erlangen jedoch einen solchen sofort, wenn wir diesen Passus mit Professor Mucke, wie folgt, übersetzen bezw. interpretiren:

„Aecker werden für die Zahl der Bebauer von Allen gegenseitig (ab universis in vices pro numero cultorum) in Besitz genommen, welche sie alsbald (max) unter sich nach ihrer Stellung (secundum dignationem) vertheilen; die Thunlichkeit der Vertheilung (facilitatem partiendi) bieten die Raumabstände der Okkupationsstücke (camparum spatia) dar."

Ohne Zweifel will Tacitus nicht nur die eigenthümliche Art der germanischen Vicusbewohner, sondern auch die Vorgänge schildern, welche dieselben in der Urzeit bei der Okkupation und Bearbeitung der Grundstücke befolgten. Alle einzelnen Bewohner des zweireihigen Vicus nehmen insgesammt das Ackerland ihrer vis à vis-Lagerung entsprechend gegenseitig in Beschlag und bringen es sogleich ihrer natürlichen Stellung zu einander entsprechend unter sich zur Vertheilung. Eine solche Theilung war leicht zu machen, weil sie sich durch die räumlichen Abstände (Maße) der Huben von einander bereits von selbst ergab. Was aber für die Okkupationsart der sog. Germanen gilt, darf auch als eine feststehende Thatsache für alle Völker, welche diese schiffsförmigen Lagerungen hatten, in Anspruch genommen werden. Es ist der unter der Bezeichnung der „Gemengelage" in der Nationalökonomie bekannte Wirthschaftsbetrieb, wo die Huben der einzelnen Besitzer in größere Gewannen in der Regel analog der Reihe der Gehöfte zerstreut liegen. Nach unserem Dafürhalten ist es ein unbestreitbares, bleibendes Verdienst Mucke's, die vielumstrittene Stelle des Tacitus richtig übersetzt und gedeutet zu haben. Aber auch die unmittelbar nach den eben angeführten folgenden Worte des Tacitus erhalten durch Mucke eine ganz neue Auslegung, indem er zeigt, wie diejenigen Germanen, von denen Tacitus die Okkupationsmethode beschreibt, nur reinen Ackerbau ohne Viehzuchtsbetrieb übten, indem sie ausgedehnten und fruchtbaren Boden zwar hatten, aber ihn noch nicht zur Viehzucht verwendeten, so daß sie noch „keine Wiesen absonderten (ut prata separent))", d. h. also den Acker, der übrig ist, noch nicht zur Hutung des Viehes benutzten. Es wurde vielmehr nur Saatfrucht der Erde abgefordert (sola terrae seges imperatur). Ein solcher Zustand ohne Viehbetrieb, wo die Ackerstücke im Gemenge durch einander lagen und man die Saatfelder bei der Bestellung alljährlich wechselte, kann, wenn man das Entwicklungsgesetz nicht auf den Kopf stellen will, unmöglich aus einem zuvorigen Zustand nomadischen Viehbetriebs mit etwas Ackerbau entstanden gedacht werden. Ein solcher Betrieb weist vielmehr auf einen von Alters her bestandenen Zustand dauernder Seßhaftigkeit und reinen Ackerbaues d. h. eines solchen ohne Viehzucht hin. Uebrigens bezweifelt Mucke überhaupt die Möglichkeit, daß ein auf Ortswechsel angewiesener Viehzüchter jemals zu der einen großen Zeitraum beanspruchenden Beobachtung des Wachsthums der Körnerfrüchte, der zur Nachahmung der Natur erforderlich ist, gelangen konnte. Nie konnte ein Viehzüchter von sich aus Ackerbauer werden, und in der That ist keine Völkerschaft bekannt, die ohne Berührung mit einer seßhaften Ackerbaubevölkerung den Hirtenstab weggeworfen hätte, um fortan Ackerbau zu treiben. Auch an der Hand Cäsar's zeigt Professor Mucke, wie es in Germania an den Ufern des Rheins Ackerbauer schon zur Zeit Cäsar's gab, welche durch wandernde Horden, insbesondere die Sueven, zu leiden hatten, indem diese jene am Ackerbau verhinderten (agricultura prohibebantur). Aller Wahrscheinlichkeit nach waren die die reinen Ackerbauer bedrängenden Sueven viehzüchtende Wanderhorden, in deren Gefolge sich zu Cäsar's Zeit unterjochte bezw. vertriebene Ackerbauer befanden, die jetzt als gentes cognationesque hominum qui una coierunt, sog. Hunda-Herads bildeten, was Cäsar zu dem Ausspruch veranlaßte, „man sage, die Sueven hätten centum pagos" (centum pagos habere dicuntur). Auch diese Einrichtung der Hunda-Herads empfängt in der neuen Theorie auf Grund analoger völkerkundlicher Mittheilungen ihre befriedigende Erklärung, indem gezeigt wird, wie trotz der Verbindung zu einer Gesammtheit doch jedes der beiden Elemente seine „Ersten" (principes) bezw. seine „Meister" (magistratus) autonom für sich hat.

Diese Hunda-Herads sind aber nur eines von den komplexen Gebilden, welche in der Mucke'schen Theorie Erwähnung finden. Mittels einer scharfen Analyse völkerkundlicher Erscheinungen wird auf die Mannigfaltigkeit derselben aufmerksam gemacht und eben dadurch auch ein Bild der reinen Wanderhorden vor ihrer Berührung mit den seßhaften Horden der Ebene rekonstruirt. Bei den Wanderhorden, die in direktem Gegensatze zu den letzteren stehen, treffen wir eine große Menge Einzelerscheinungen an, trotzdem auch sie sich auf einen einheitlichen Ursprung zurückführen lassen. Freilich gibt es über ihre Entstehung nicht so feste und greifbare Gewißheiten wie bei den Bewohnern der Niederungen. Vielleicht sind sie durch gewaltige Erdkatastrophen auf die Höhenzüge verschlagen worden; vielleicht waren es auch in grauer Urzeit natürliche Schranken, wie Meere, Seen, weite Ströme, welche diesen Menschenschlag höher führte. Die Vermuthung, daß derselbe der Ebene entstammte, findet übrigens darin eine Stütze, daß wir auf den Bergen Höhlenwohnungen antreffen, die in ihrer inneren Einrichtung mit dem wechselreihigen Wohnlager der Ebene in den alleraltesten Zeiten eine gewisse Aehnlichkeit haben, nämlich kammermäßige Einrichtungen, d. h. abgetrennte Räume mit festgestampften oder gepflasterten Fußböden. Auch die Massen von Topfscherben, Handmühlen, Mahlsteinplatten und Kornquetschern, die in den Felsenwohnungen gefunden worden sind, scheinen darauf hinzuweisen, daß ihre Bewohner in ähnlichen sozialen Gebilden wie die Niederlandsbewohner

lebten und, wie diese, an den Gebrauch von Cerealien gewöhnt waren. Solche Felsenwohnungen sind über die ganze Erde verbreitet, und beispielsweise schon früher in Phrygien, neuerdings auch in den Indianergebieten Amerikas entdeckt worden.

Wie die Tieflandsbewohner treten auch die Höhenbewohner hordenweise auf; nur sind sie nicht, wie diese, seßhaft, sondern (historisch betrachtet) wandernd. Man darf diese Erscheinung demgemäß nicht so auffassen, als sei ihnen ein besonderer Wandertrieb eigen gewesen; sie wanderten vielmehr nur, weil und inwiefern ihnen das ungastliche Höhenland nicht mehr genügte, die Bedürfnisse zu befriedigen. Die zahlreichen Rundbauten aus Stein von der rohesten cyklopischen bis zur durchmörtelten Form sind Zeugen der beabsichtigten Seßhaftigkeit. Hätte ihnen ein besonderer Wandertrieb innegewohnt, so wäre diese feste Bauart unerklärbar. Aber dieses Wandern erfolgte hordenweise, d. h. in kleinen Gebilden und ihren Wohnungen charakteristisch ist die Rundform, deren Eintheilung in Hälften und Viertel, bzw. in 12 Theile zum Verständniß ihrer Bewegungen unbedingt erforderlich ist, weshalb Prof. Mucke auch der Eintheilung des Kreises besondere Aufmerksamkeit widmet und auf Grund urkundlicher Thatsachen die verschiedenen Lagerungen in Halb- und Viertelkreisen nachweist.

Jedes Rundlager war im kleinsten wie im größten seiner Gebilde umwallt; es ist eben eine Eigenthümlichkeit des Hordenwesens, daß sie umhordet sind. Die Umwallung war nicht ursprünglich Schutzmauer, wie die anzutreffende Niedrigkeit derselben beweist (vergl. die Sage des Remus, der die Mauern seines Bruders Romulus übersprang); zur Schutzmauer wurde sie erst, als es galt, sich gegen feindliche Gewalten abzuschließen, bzw., wie bei den Viehzüchtern, das Entweichen der Thiere zu verhindern. Dieses Abschließen nach Außen hatte im Gefolge das regere Anschließen im Innern und dies wieder als weitere Folge den Thätigkeitsdrang in einer besonderen Richtung, wodurch die Fertigkeit in den Betrieben erzeugt wurde. Es ist demgemäß allen Wanderhorden charakteristisch, sich soviel wie möglich von Anderen abzuschließen, um Einsamkeit zu gewinnen, was Mucke ebenfalls an den Wanderhorden in dem alten „Germanien“ gut illustrirt. So war es auch die Eigenthümlichkeit der Sueven, solitudines habere und die Ackerbauer aus ihrem Gewannen zu vertreiben.

Dieses feste Zusammenschließen der Wanderhorden in den kreisförmigen Behausungen war von großer Bedeutung nicht bloß für ihre Thätigkeitsrichtung im Allgemeinen, sondern beeinflußte auch ihr Vorstellungsbereich über die Besitzverhältnisse. Während im arischen Vicus von Allen gegenseitig für Rechnung der einzelnen Bebauer okkupirt und daher der Grund zum Privateigenthum gelegt wurde, konnte bei den Genoten, zu denen die Viehzüchter zu rechnen sind, nur die kommunistische Anschauung Platz greifen, weil eben ihre Thätigkeit im Interesse der Gesammtheit erfolgte. Daher bemerken wir später, als die heterogenen Horden einander begegnen, die Viehzüchter die Ebenen überschwemmen und hier sich Ackerbauer unterwerfen und andererseits die Ackerbauer genöthigt werden, nach dem Höhenlande zu ziehen und hier Viehzüchter zu unterjochen, wie die ursprünglichen Ackerbauer einerseits im Interesse der Viehhaltung auch Gemeindeland okkupiren und wie andererseits Viehzüchter Theile aus ihrem Gemeinland auslösen, um es unter die Genoten im Interesse des Ackerbaues zu verlosen.

Aber man würde eine durchaus falsche urgeschichtliche Vorstellung vom Entwicklungsprozeß in der Geschichte der Ackerbauer und Viehzüchter gewinnen, wenn man sich auf der ganzen Erde oder auch nur auf eng begrenztem Landgebiete den Vorgang in gleicher Weise vorstellen wollte. Vielmehr macht Prof. Mucke auf die Mannigfaltigkeit der Kombinationen aufmerksam, indem er z. B. in Irland die Entstehung der Clane nachweist. Gerade im Clan haben wir ein interessantes Beispiel, daß nicht der Viehzüchter Ackerbauer wird, sondern umgekehrt der Ackerbauer zur Viehzucht übergeht. Mucke zeigt, wie der Arier der Niederung ursprünglich mit dem denkbar einfachsten Werkzeuge einer Ritzstange (aratrum), den Boden bearbeitet, wie er aber genöthigt wird, das leicht ritzbare Land zu verlassen und Waldland zu okkupiren, das er mit anderen Werkzeugen bearbeiten muß, d. h. wie aus dem arischen oder aratorischen Ackerbau der kultorische Betrieb entsteht und wieso der Pflug (plectrum) dabei nothwendig wird.

Von großem Interesse sind aber auch diejenigen Ansiedelungsformen, wo der Arator, ohne zur Viehzucht überzugehen, durch die Wohnansiedelungen veranlaßt wird, eine andere Okkupationsform als im Vicus zu wählen. So finden wir beispielsweise Ansiedelungen in Schlangenform, deren Urheimath auf dem moorigen Lande zu suchen und deren Entstehung der Familiengründung zu verdanken ist. Wenn das Sumpfland es nicht gestattete, die Einzelhäuser direkt um das einheitliche Schiffshaus zu bauen, so mußte sich die Horde in Windungen ansiedeln, und zwar geschah dies so, daß man die Wohnstätten durch Bohlenwege (pontes, Brüggen) im Interesse des Verkehrs verband. Indem man sich aber in Einzelhöfen zerstreute, war jener Betrieb, wie er im Wechselgereihten, dem Vicus, stattfand nicht mehr möglich; es konnte das Land nicht mehr von allen gegenseitig in Gewannen bearbeitet werden, vielmehr mußte jeder für sich den Acker allein bestellen. Wir finden deshalb in den Schlangendörfern jede Hofstätte von der anderen abgeschlossen und jeder Einzelne hat sein Ackerland in einem einzig regelrecht verlaufenden Streifen hinter dem Hofe. Indem aber zugleich jeder zur Durchlassung des Wassers Gräben ziehen mußte, entstand zwischen den Feldern der dammartige Aufbau, bezw. die Abzäumung der Feldstücke, welche den Vicusbewohnern durchaus fremd ist. Auch für diese Art Ansiedelung bezw. Ackerverfassung enthält das Mucke'sche Werk eine dem Meitzen'schen Buche entnommene treffliche Illustration.

Es ist aber interessant zu sehen, wie zwei verschiedene Autoren eine und dieselbe Erscheinung von zwei entgegengesetzten Standpunkten aus beurtheilen können und daß in der Umdeutung der Erscheinungen die eigentliche Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung liegt. Während Meitzen in den wechselreihigen Ortschaften einen Grundplan der slavischen Dörfer erblickt, erkennt Mucke in denselben die oben erwähnten Vici, auf welche allein die Schilderung des Tacitus vom germanischen Ackerbau paßt. Hinsichtlich derjenigen Siedelung aber, von der Meitzen behauptet, sie sei den Germanen eigen gewesen und von der Mucke ebenfalls aus Meitzen's Werke eine Abbildung in dem im Kreise Merseburg gelegenen Orte Gensa gibt, zeigt Mucke, daß derselbe gar keinen Vicus, sondern ein Mischgebilde vom Vicus der Ackerbauer und den Kreislagerungen der Viehzüchter darstellt. Indem Mucke bezweifelt, daß es schon zu Tacitus' Zeit solche komplexe Gebilde in Germania gegeben habe, empfiehlt er für die wechselreihigen Schiffsdörfer, die ursprünglich nur den Ariern eigen waren, die Bezeichnung Vicus, für die (12 Gehöfte zählenden) Runddörfer den Ausdruck Dorf (turba), für die zusammengeflickten Dörfer das Wort: Flecken und fordert den Wirthschaftshistoriker auf, bei der Durchforschung der alterthümlichen Einrichtungen die unbekannten Nationalitätsverhältnisse vorerst bei Seite zu setzen, da ganz augenscheinlich die Geschichte der Nationalitäten fruchtbare Hinweise aus der reinen Wirthschaftsgeschichte, aber nicht umgekehrt, diese aus der Nationalitätengeschichte erwarten kann.

Professor Mucke hat seinem Werke das Motto: Natura non facit saltus gegeben, da seine ganze Untersuchung zeigt, wie im Menschenleben nichts sprungweise sich vollzieht, wie vielmehr überall im Kosmos Kontinuität nachweisbar sei, indem sich eine Sache nur dadurch entwickle, daß sie, ohne ihr von Anbeginn an immanentes Wesen zu ändern, Bestandtheile fremdartiger Sachen aufnehme, wodurch sie eben modifizirt werde. Die wissenschaftliche Forschung dürfe deshalb nur die Merkmale der Erscheinungen berücksichtigen, müsse aber alle subjektiven Deutungen urgeschichtlicher Erscheinungen ausschließen. Thue man

dies, so werde man auch finden, daß die menschliche Urzeit kein so wüstes Chaos gewesen sein könne, als welches man sie immer darzustellen pflege. Wäre sie ein solches gewesen, so würde die später wahrzunehmende Ordnung unerklärbar sein, weil eben der Mensch nur durch die existente Ordnung zur Vorstellung der Ordnung gelangen konnte. Außer dem oben angeführten Motto aber durchzieht das anregende Werk auch noch dasjenige, welches Mucke seinem Buche „Horde und Familie“ gegeben hat: nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu. Hätte die Menschheit ein vom großen Kosmos abweichendes Entwicklungsgesetz befolgt und wäre eine bodenlose Unordnung das Objekt gewesen, welches die sensiblen Nerven dem Gehirn zugeführt hätten, so hätte auch nur bodenlose Unordnung im menschlichen Intellekt Platz finden können. Alle Erfahrung beruht auf Beobachtung und nur das ist zu beobachten, was wirklich vorhanden ist. Der in Unordnung lebende Urmensch hätte sicherlich nie die Erfahrung machen können, daß es doch eigentlich besser sei, die Unordnung abzuschaffen, wenn er nicht in Wirklichkeit eine Ordnung erschaut hätte. Der Sage von der „Ordnung der Dinge“ liegt nach unserem Dafürhalten entschieden etwas Reales zu Grunde, sie ist kein bloßes Phantasma der Philosophie, sondern etwas aus dem Zusammenhang der Thatsachen wirklich Nachweisbares.

Wir haben uns mit großer Befriedigung in die neue Theorie Mucke's hineingearbeitet und empfehlen deshalb das Werk zu fleißigem Studium. Wer durch die Darlegungen in der früheren Arbeit des Verfassers sich noch nicht von ihrer Richtigkeit hat überzeugen können, dem werden gewiß die neuen Untersuchungen dahin führen. Mögen auch Einzelheiten an der Forschung noch beanstandet werden, die Richtigkeit des Systems wird sich nach meiner Ansicht nicht anzweifeln lassen, ebensowenig die Methode, durch welche der Verfasser dasselbe gewonnen. Wir sind gespannt auf den nächsten Band, welcher die Entwicklung der gewerblichen Thätigkeit darstellen soll.

Aug. Wünsche.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Das Ungeheuer.

Björn Björnson's „Johanna“ hätte in Berlin nicht aufgeführt werden können, wenn der Dichter darauf bestanden hätte, daß eine Prinzessin ein Ungeheuer lauft. Wohlverstanden, es handelt sich nicht etwa um eine bestimmte Prinzessin aus dem Gotha'schen Almanach, nicht um ein bestimmtes Ungeheuer aus dem Zoologischen Garten, auch nicht um ein wirkliches Laufen vor versammelter Kunstgemeinde auf den Brettern, die die Welt bedeuten, sondern nur um eine Redewendung, um die Aeußerung: „Jetzt muß die Prinzessin das Ungeheuer laufen“. Der Satz erschien dem Königlich Preußischen Censor der Berliner Schaubühnen so anstößig, daß er glaubte, gegen diese Worte ebenso streng vorgehen zu müssen, wie die Königlich Preußischen Grenzbehörden vor einigen Wochen gegen die russischen Gänse vorgingen, die uns mit der Geflügelcholera bedrohten. Schließlich scheint das ästhetische Gewissen der Zensurbehörde durch ein Kompromiß — ganz ähnlich dem im Gänsekriege geschlossenen — beruhigt zu sein, wonach die Prinzessin das Ungeheuer zwar nicht laufen, aber doch wenigstens „frauen“ darf. Dies Kompromiß gewährt einen tiefen Einblick in die Seele unseres Cato censor. Offenbar ist er geneigt, das Laufen an sich als eine Thatsache hinzunehmen, die nun einmal vorkommt. Er wird sich vielleicht sogar daran erinnert haben, daß an einem gewissen Murillo in Königlichen Museen Bilder hängen, auf denen das Laufen leibhaftig dargestellt ist. Aber allerdings, es sind Betteljungen, die diesem nützlichen Zeitvertreib sich hingeben; und zwischen einem Betteljungen und einer Prinzessin ist ein gewaltiger Unterschied. Daß eine Prinzessin auf offener Bühne beschuldigt wird, zu laufen, das nähert sich bereits dem Versuche der Untergrabung einer monarchischen Staatsordnung. Gegen so etwas muß die Polizei einschreiten, denn wer weiß, was diese reaktionäre Aeußerung, unter dem Gesichtspunkte des dolus eventualis betrachtet, zumal in sozialdemokratischen Gemüthern für Unheil anrichten könnte.

Wie wir hören, wird die Zensurbehörde auf diesem Wege jetzt weiter schreiten und auch ältere Theaterstücke gründlich purificiren. Insbesondere bleibt einstweilen Goethe's „Faust“ von der öffentlichen Aufführung ausgeschlossen. In diesem — wie sonst in mancher Beziehung recht anstößigen — Bühnenwerke wird bekanntlich der Skandal so weit getrieben, daß ein veritabler König in die allerintimsten Beziehungen zu einem — horribile dictu! — Floh gesetzt wird.

Zwischen Laus und Floh ist, vom Standpunkte der Empfindung aus, kein wesentlicher Unterschied zu machen. Was nun bereits einer Prinzessin gegenüber unehrerbietig ist, wie viel mehr ist das verletzend gegenüber einem König. Und dann vergegenwärtige man sich, wie lieblos dieser König dargestellt ist. Er liebt den Floh „wie seinen eigenen Sohn“, es ist ihm ganz gleich, ob die Herren und Frauen am Hofe geplagt werden oder nicht. Ja, selbst als seine hohe Gemahlin, die Königin, „gestochen und genagt“ wird, bleibt Se Majestät ungerührt. Dabei treibt der Dichter die Rücksichtslosigkeit gegen das Königthum so weit, daß er behauptet, der König habe — wie weiland ein berüchtigter römischer Kaiser seinen Gaul zum Konsul — so seinen Lieblingsfloh zum Minister gemacht — vermuthlich zum Polizeiminister — und ihn mit einem hohen Orden ausgezeichnet. Und dann die Sprache; man höre:

Und durften sie nicht knicken
Und weg sie jucken nicht.
Wir knicken und ersticken,
Doch gleich, wenn einer sticht.

Das Alles wird dann obendrein noch gesungen, lärmend gesungen, in einem verrufenen Kellerlokal, von zum Theil noch ganz jungen Leuten.

Das geht so nicht weiter; hier muß rasch und energisch Wandel geschaffen werden. Das Verbot betreffs der laufenden Prinzessin kann und darf nur der Anfang einer heilsamen Säuberung der Bühne von allem sprachlichen Ungeziefer sein.

Wir nehmen ferner an, daß Dramen mit so bedenklichen Partieen dem Lesehunger des Publikums nach Möglichkeit entzogen werden. Speziell auf den Bahnhöfen der Königlich Preußischen Staatsbahnen darf eine „Johanna“ nicht verkehren, solange der Dichter seine Geschichte von der laufenden Prinzessin im Druck aufrecht erhält. Auch auf den Eisenbahnen ist ja schon ein segensreicher Anfang gemacht mit einer wohlwollenden Zensur. Aber auch dort ist man noch nicht konsequent genug. Es genügt nicht, gewisse anstößige Bücher und Zeitschriften vom Bahnhofsverkauf auszuschließen. Die Kondukteure müssen auch angewiesen werden, den Reisenden alle Drucksachen wegzunehmen, die den Eisenbahnbehörden nicht als passende Lektüre erscheinen. Die Coupés der Königlich Preußischen Staatsbahnen dürfen durch eine derartige Lektüre nicht entweiht werden. Endlich bliebe ernstlich zu erwägen, ob nicht Passagiere, auf denen der Verdacht lastet, daß sie zu Hause unpassende Zeitungen und Bücher lesen, von der Beförderung auf den Staatsbahnen überhaupt auszuschließen sind. Sie bringen doch in ihren Köpfen allerlei bedenkliche Lesefrüchte mit, deren Beförderung — schon mit Rücksicht auf die Ansteckungsgefahr — einer staatlichen Behörde nicht zugemuthet werden kann. Man sieht, es bieten sich der Fürsorge einer hohen bevormundenden Polizei noch weitere Gebiete dar, die bisher kaum beackert sind.

Zum Schlusse möchten wir noch einer Vermuthung Raum geben, die das Vorgehen der Zensurbehörde im Falle der tausenden Prinzessin völlig rechtfertigen würde. Sollte nicht vielleicht mit dem Worte „Ungeheuer" eine Anspielung auf die Polizei versucht sein? Der Alles bevormundende, in jeden Quark seine Nase begrabende Polizeigeist erscheint so manchen Umstürzlern als das schlimmste „Ungeheuer" im Lande Preußen. Hat der Dichter dies Ungeheuer gemeint, so ist Alles weitere klar. Dann ist die Prinzessin die öffentliche Kritik; das Ganze eine Aufreizung der Kritik gegen die Polizei. Eine solche Aufreizung darf natürlich nicht geduldet werden. Man stelle sich vor, was für ein Zustand eintreten müßte, wenn Prinzessin Kritik sich daran gewöhnen würde, das Ungeheuer Polizei gründlich zu tausen; zu tausen: nicht mit juristischen Ausführungen und trockener Empörung, sondern mit fortgesetztem Spott. Die biegsame Gerte des Spottes ist die empfindlichste Waffe, die einzige, mit der man dem bureaukratischen Philisterthum ernsthafte Wunden beibringen kann. Wir glauben Alle, Deutschland sei nicht mehr die große Kinderstube von Ehedem, aber es riecht doch noch gar sehr nach Butterbröten. Machen wir mal ein Paar weitere Fensterscheiben auf, um frische Luft einzulassen.

Junius.

Naturgefühl und moderne Dichtung.

I.

„Mit jedem Genie", sagt Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik, „wird uns eine neue Natur geschaffen, indem es die alte weiter enthüllet." Und er erweitert diese Behauptung noch mehr dadurch, daß er an Stelle des Genies den Menschen schlechtweg setzt und den Satz aufstellt: „Jedem Menschen erscheint eine andere Natur; die Natur ist für den Menschen in ewiger Menschwerdung begriffen; die äußere Natur wird in jeder inneren eine andere."

Wendet man Schiller's berühmte Begriffsbestimmung hierauf an, so wird man in Jean Paul den durchaus sentimentalen Dichter sehen müssen, der im Gegensatz zum naiven nicht Natur ist, sondern die Natur sucht. Auf ähnlichem Standpunkt stehen ja fast alle Romantiker, soweit sie von Fichte ausgehen, bis Schelling die Brücken zwischen dem naturfeindlichen Geist der Fichte'schen Philosophie zum natureinigen Geist Goethe's zu schlagen versucht.

Den Wandlungen des Naturgefühls zu folgen, dem verschiedenen Ausdruck, den es erfährt, nachzugehen, die Gründe, soweit sie erkenntlich sind, aufzudecken und rückzuschließen auf die ganze Epoche — das mag eine Aufgabe sein, die gerade wegen ihrer Schwierigkeit doppelt verlockend ist. Wegen ihrer Schwierigkeit: denn in jeder Zeitspanne wird eine Unsumme von sich durchkreuzenden Tendenzen den Blick verwirren, und nur der wird der Wahrheit nahekommen, der den Muth hat, radikal zu sein und zu konstruiren, d. h. scharfe Linien zu ziehen, ob diese Linien auch mal ein Stück lebendigen Fleisches durchschneiden. Nicht der größte Dichter einer Epoche braucht gleichzeitig auch der zu sein, der diese Epoche am besten illustrirt. Er wird im Gegentheil sehr oft erst eine spätere bestimmen oder in einer früheren wurzeln, und die Farben, um die Zeit auszumalen, müssen dann gerade den schwächeren Talenten, den besseren Durchschnittspoeten entnommen werden, die von der Zeit selbst gemodelt, in ihrem Empfinden von ihr abhängig sind. Novalis illustrirt die Anfangsjahre unseres Jahrhunderts besser als Goethe; die Träger, Rittershaus, Rodenberg u. s. w. die Zeit von 1850—1880 besser als Storm oder Keller.

Die großen und sich selbstverständlich ewig wiederholenden Erscheinungsformen des Naturgefühls wird ein kurzer historischer Rückblick am deutlichsten veranschaulichen können. In zwei verdienstvollen und fleißigen Werken („Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern — Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit") hat Alfred Biese im Einzelnen ausgeführt, was hier in größter Knappheit in seinen Höhenpunkten angedeutet werden soll. Und so sehen wir denn bei den Indern jenes noch heute herzlich berührende lebendige Anschauen der Natur, ein durchaus sympathetisches Naturgefühl als Folge, besser als integrirenden Bestandtheil der pantheistischen Weltauffassung — ein gemüthvolles Sich-Versenken, ein kühnes Beseelen, ein inniges Verschwistern von Geist und Natur durch die reiche und wunderthätige Mittlerin Phantasie. Wir finden weiter den Gegenpol dazu in der monotheistisch-jüdischen Naturanschauung, in der alles Irdische Staub ist gegen Jehova, in der Geist und Natur sich nicht harmonisch berühren, sondern sich fast feindlich gegenüberstehen, in der die ganze Erde nur der Schemel ist für Jehovas Füße, nicht selbst etwas Göttliches, von ihm Durchdrungenes. Nur in Bezug auf Jehova wird die Natur angesehen; nichts ist Selbstzweck. „Die Naturanschauung der Hebräer bleibt beim Allgemeinen stehen oder irrt rastlos vom Einzelnen zum Einzelnen, um es alles synthetisch unter den höchsten Begriff der Gottheit zu stellen" (Biese). Dieser geradezu naturfeindliche Sinn, dieser Riß zwischen Natur und Geist, den das Christenthum ursprünglich eher erweiterte als überwand, ist dem Hellenen fremd. Aber ebenso wenig wird man in der eigentlichen Antike die rechte Freude an der Natur finden. Es wird sich überhaupt fragen, ob ein naives, ungebrochenes Empfinden, das in und mit der Natur als seiner selbstverständlichen Heimath lebt, ein Naturgefühl im Sinne der heutigen Kulturmenschen kennt. Ob man nicht die Natur verloren haben muß, um sich mit bewußter Freude ihr hinzugeben. Ob das Naturgefühl in unserem Sinne nicht an sich etwas durchaus Sentimentalisches ist. Und die Entwicklung des Naturgefühls bei den Hellenen bejaht diese Fragen. Schiller und Gervinus haben ganz Recht, wenn sie behaupten, daß das griechische Alterthum keine Freude an der Natur kenne, keine Sehnsucht nach ihr habe, sie nicht um ihrer selbst willen suche und schildere, von keiner Landschaftsmalerei, keiner Gräber- und Ruinenpoesie wisse. Und doch hat auch wiederum Biese recht, wenn er diese Ansicht bekämpft. Denn im Hellenenthum gab es, wie gesagt, eine Entwicklung des Naturgefühls, die parallel lief der Kulturentwicklung überhaupt. Was wir von antiker Welt wissen, ist ja schließlich nur die letzte Phase der eigentlichen Antike und zwar ihre Auflösung. Mit anderen Worten: Die Vernichtung der Einheitlichkeit der alten Welt. So lange diese Einheitlichkeit bestand, gab es kein Naturgefühl. Denn was Natur ist, hat keine Sehnsucht danach. Insofern haben Schiller und Gervinus Recht. Aber dann begann der Zersetzungsprozeß. Die Philosophie gelangt schon mit Anaxagoras zu einem ausgeprägten Dualismus, der νοῦς und Stoff gegenüberstellt, und der fortschreitende Differenzirungsprozeß ist durch keine Vermittelungsversuche aufzuhalten. Auch in religiöser und politischer Hinsicht geht die allmähliche Selbstzersetzung weiter, und damit wird schließlich auch ein bewußtes Naturgefühl geboren, das im Hellenismus deutlich zu Tage liegt.

Die ursprünglich naturfeindliche Richtung des Urchristenthums ward bereits angedeutet. Es verflüchtigt, sagt Jean Paul sehr hübsch, alle Erdengegenwart zur Himmelszukunft, und das Reich des Unendlichen blühte über der Brandstätte der Endlichkeit auf. Noch klaffender als im Judenthum ward hier im Christenthum der Dualismus, und nirgends prägte er sich stärker aus als im Germanenthum, das dem Christenthum die größte Vertiefung gab. Die Religion der Innerlichkeit berührte sich wundersam mit der an und für sich so innerlich veranlagten Nation. Es ist das Große am Germanenthum, daß es stets nach zwei Seiten setzte, daß wir ein Volk von „Dichtern und Denkern" und gleichzeitig ein Volk von Kriegern sind. Daß das

Weltimperium von den Römern auf die Germanen überging, und daß die größten Geistesthaten, die innerlichsten und tiefsten, nicht weniger von diesen Germanen ausgingen und die Welt befruchteten. Alle welthistorischen Fragen haben die Deutschen gelöst. Sie haben das Römerreich gestürzt und das Lebensfähige dieses römischen Geistes in sich aufgenommen und erhalten; haben den gigantischen Aufbau einer römisch-deutschen Weltherrschaft unter einem führenden deutschen Stamm, dessen staatenbildende Kraft gewaltig war, dem fränkischen, vollzogen; haben der Welt vorangekämpft in der Reformation und in diesem Befreiungskampf der Geister eine zweite römische Weltherrschaft gestürzt; haben in der ganzen geschichtlichen Entwicklung im 18. Jahrhundert, in der Erhebung des Wissens zur Wissenschaft, in der litterarischen Leitung des Säkulums eine zweite geistige Befreiungsthat vollzogen, und sich schließlich in diesem Jahrhundert, zum Staunen der Welt, im Zusammenschluß ihrer Stämme von Neuem zum ausschlaggebenden Faktor einer Weltpolitik gemacht.

So, nach zwei Seiten, wird auch ihr Naturgefühl streben. Einmal scheint es — im Gegensatz zum Judenthum und Christenthum — tief und herzlich. Ein kleiner Zug beweist es: die Vergleiche im Neuen Testament sind fast alle aus dem Menschenleben genommen, die der altgermanischen Poesie dagegen fast nur aus dem Thierreich, hier und da auch aus der Pflanzenwelt. Und die ganze germanische Mythologie ist ja eine „Natur"-Religion; die heiligen Eichen rauschen, in Sturm und Wolken braust Wodan dahin, in rollenden Gewittern verkündet sich Donar, und Baldur der Lichte stirbt wie der Lenz. Klima und Landschaft bedingten geradezu diesen Natursinn, der naiv war, weil er unbewußt war, und andererseits, wenn man so will, doch sentimental, denn die rauhen Winter riefen eine Sehnsucht nach dem Frühling, einen bewußten Wunsch wach. Andererseits aber kam die Innerlichkeit der Germanen, das ebenso bewußte Zurückziehen in und auf sich selbst, das unsere geistige Entwicklung so gesegnet, unsere politische so gehemmt hat, dem Christenthum direkt entgegen und ging Verbindungen mit ihm ein, die eine so gewaltige Zurückdämmung alles Sinnlichen zeigen, wie sie den romanischen Völkern stets fremd war. Und je tiefer sich Christenthum und Germanenthum durchdrangen, umsomehr ward die Endlichkeit auch eine „Brandstätte", über der das Reich der Unendlichkeit emporblühte.

Man hat damit im Großen und Ganzen — denn wo gäbe es keine Ausnahme? — die Formel für das deutsche Mittelalter. Wie die gesammte Philosophie, so erhält auch der Natursinn Prägung und Richtung durch das Christenthum. Das Irdisch-Schöne ist Blendwerk des Teufels, zieht ab von Gott, deshalb flieht man es — das ist die eine Vorstellung. Eng berührt sich damit die zweite, die da sagt: das Leben ist eine Durchgangsstation, die Erde nicht unsere Heimath, es lohnt sich nicht, sich mit ihr zu beschäftigen. Und im Laufe des Mittelalters wächst diese Naturverachtung. Wo aber Natursinn zum Vorschein kommt, ist er rein religiös; die Welt als Offenbarung Gottes und nur eben in Bezug auf Gott betrachtet. Man behauptet oft, in den Klöstern hätte das Naturgefühl Pflege gefunden, schon ihre Lage beweise es. „Bernhard liebte die Thal", Benedikt jedoch wählte sich Berge." Aber das stimmt doch zu dem ganzen Charakter der Weltflüchtler wenig, und die Beschäftigung mit der umgrenzenden Natur hatte mehr Nützlichkeitstendenzen: die heilbringenden Kräuter, nicht die schönen, suchten die frommen Väter. Und Du Bois-Reymond, so oft er sich auch vergaloppirte, hat nicht ganz unrecht, wenn er behauptet: „Vergeblich sucht man in der antiken, mittelalterlichen, neueren Litteratur bis zum vorigen Jahrhundert nach dem Ausdruck dessen, was wir Naturgefühl nennen." Heftig wendet sich Biese gegen diesen Satz. Aber ich meine, die Ansichten beider Forscher ließen sich leicht erklären und dann auch verbinden. Du Bois-Reymond hätt den Blick auf's Allgemeine gerichtet, er ist radikal, er nimmt, wenn er seine These in solcher scharfen Bestimmtheit aufstellt, das Recht für sich in Anspruch, die zehn Fälle, die unter hundert seiner Ansicht widersprechen, zu unterschlagen. Jede Regel thut das Gleiche. Biese dagegen dringt überall in's Einzelne vor, er findet dabei so Vieles, was er für Naturgefühl hält, daß er die Regel bekämpft und eben doch die Ausnahmen überschätzt. Jeder, der sich nur einmal in einen Gegenstand völlig hinein versetzt hat, weiß, wie nahe das liegt, wie gefährlich diese Klippe ist, wie leicht man bei eindringender Beschäftigung vor tausend Punkten die Hauptlinie übersieht. Man steht dann seinem Gegenstand zu nahe, und so mag es kommen, daß der weiter abstehende Laie, dessen Blick an keinem Detail benommen ist, schärfer, einseitiger, im letzten Grunde auch wahrer sieht. Und zweitens: Du Bois-Reymond und Biese verstehen unter Naturgefühl, wie mir scheinen will, jeder etwas Anderes. Du Bois-Reymond denkt stets an die eigentliche Naturfreude, an das mehr oder minder sentimentalische Empfinden. Biese faßt den Begriff viel weiter. Wenn Prudentius singt: „Der Vogel (Hahn), des Tages Verkünder, meldet den nahenden Tag, uns ruft der Erwecker, Christus, zum Leben," so ist das für Biese schon eine Art „Naturgefühl." Sein großer Gegner würde das, und von seinem Standpunkt mit vollem Recht, geleugnet haben. Denn das eigentliche Empfinden fehlt doch; daß der Vogel den Tag kündet, ist eine nüchterne Konstatirung, und es giebt gar keinen Menschen, der in dieser Beziehung kein „Naturgefühl" hätte. Das braucht nicht erst bewiesen zu werden. Andererseits geht doch wieder Du Bois-Reymond zu weit. Zwar in unsern alten Epen, in den Nibelungen und Gudrun, bei Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach ist es ärmlich genug mit dem Natursinn bestellt, und die Minnesänger bewegen sich in stereotypen Wendungen, die nicht mehr einen Empfindungsgehalt bergen, sondern einfach als bequeme Formel zum Handwerkszeug des Sängers gehören. Auch die Frage, schreibt Wilh. Grimm an Humboldt, ob der Kontakt mit dem südlichen Italien oder durch die Kreuzzüge mit Kleinasien, Syrien und Palästina die deutsche Dichtkunst nicht mit neuen Naturbildern bereichert haben, kann im Allgemeinen nur verneint werden. Aber schon bei Walther kommt in den öden Formelkram hier und da ein lebendiger, individueller Zug, so wenn die Nebelkrähe schreit, und in dem herrlichsten Liede Walthers: „Unter der Linde an der Haide" wird sich schwerlich ein herzliches Naturgefühl verleugnen lassen. Eine Art ganz modernen Naturempfindens zeitigt aber die Renaissance: das bewußte Aufsuchen der Einsamkeit, das Sich-Versenken in Landschaftsfrieden, ja sogar eine gewisse „Wonne der Wehmuth" tritt hervor. Denn um die elegische Stimmung zu steigern, setzt man künstliche Ruinen in Gartenanlagen. In der That, wie gebrochen muß ein Empfinden sein, das sich künstliche Ruinen herstellt! Und gerade hier eigentlich zum ersten Male ein modernes Naturgefühl. In der divina commedia malt Dante „unnachahmlich" (ich zitire Humboldt) am Ende des ersten Gesanges des Purgatorio den Morgenduft und das zitternde Geflimmer des Meeres. Dem Naturleben entnommen ist die Mehrzahl seiner Vergleiche. Noch moderner, subjektiver ist Petrarca, obwohl auch bei ihm zuweilen noch der Gedanke an Seelenheil und Unendlichkeit die Freude an der Natur mordet, obwohl es ihm selten gelingt, die Natur von seiner Stimmung getrennt zu schildern. Und seinen Höhepunkt erreicht dieses Naturempfinden in Enea Silvio, den Biese mit Recht vor allen Andern auf den Schild hebt.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Carl Busse.

Theater.

Deutsches Theater: „Johanna". Schauspiel in 3 Akten von Björn Björnson.

Ein Epilog als Einleitung. Denn nur um einen Epilog kann es sich handeln, da kürzlich erst in diesen Blättern über das Drama des Björnson-Sohnes eingehend berichtet wurde. Und noch dazu muß ich es dem Verfasser jenes Berichts verargen, daß er ungerecht mit mir getheilt hat, das Lob für sich in Anspruch genommen, den Tadel mir überlassen hat, so daß ich nun wie der hinkende Bote nachfolgen muß. Ein Epilog als Einleitung ist auch immer ein übel Ding. Dennoch will es mir scheinen, als ob diese Einleitung in die Theaterkampagne des Winters des Charakteristischen nicht ganz entbehrte, auch allen Trostes nicht ermangelte.

Zuerst, um doch nicht ganz mit leeren Händen zu kommen, noch ein paar Blätter aus dem Garten des Lobes. Bewunderungswürdig an diesem Drama „Johanna" ist die Führung des Dialogs. Seelische Aussprache gibt sich in ungesprochenen Worten. Und wenn die Stimmung unsers Innern ins Schweigen sich geflüchtet hat, so mußte die Kunst das Schweigen sich erobern. Und das ist hier geschehen. Die halben Worte werden zu Stimmungsvermittlern, und ein Ausruf offenbart seelische Vorgänge, die jenseits des Bewußtseins schlummern und die über die That keine Macht haben. Viel versprechend, vieles gebend setzte der erste Akt ein. Aber um gleich einen Blick hinüber in jenen andren Garten zu werfen, in dem die Disteln wachsen: die Scenenfolge war ganz unorganisch. Immer mußte sich der glückliche Inhaber der Bühne zur Zwiesprache den andern rufen, und wenn das Wohnzimmer, in dem sich die drei Akte abspielen, fünf Thüren hatte, so mochte man deren doppelt soviel wünschen, den Zutritt zu erleichtern. Und bald im Guten, bald im Bösen, die Charakteristik. Ganz lebenswahr gezeichnet, die alte Mutter, der alte Onkel, ein paar Episodengestalten und vielleicht Johanna selbst. Andre, wie Johanna's Bräutigam, der Theologe, und Sigurd Strom, der Dichter, und Astrid Piht, die Emanzipirte, nur eben Personifikationen je einer Weltanschauung. Die scharfe Kontrastirung ließ sie vollends wesenlos erscheinen.

Mit allem Stimmungsreiz war in dieser Zeitschrift*) der Inhalt des Dramas wiedergegeben. Ich möcht' ihn einmal auf einen Satz stellen dürfen: es gilt Johannas Befreiung von einem ungeliebten Manne; um ihrer Kunst willen, der sie leben will. Nun ist Auflösung einer Verlobung, auch wenn sie der Vater sterbend eingesegnet hat, auf der Bühne immer ein gutes Ding, denn gegen die meisten Bühnenheirathen darf man ein Mißtrauen hegen. Und wenn sich zwei nicht lieb haben, ist es nur recht und billig, daß sie sich auch nicht kriegen. Aber solche Befreiung um der Kunst willen?, da stock' ich schon. Mit dieser Komplizirung scheint mir die innere Logik Valet zu geben. Ist Heirathen und Kunst vielleicht ein Gegensatz? Oder wird eine unglückliche Ehe dadurch unglücklicher, daß sie dem künstlerischen Schaffen des einen Theiles zum Hemmniß wird? Ich glaube, Björn Björnson nimmt so etwas an. An einer Stelle heißt es: „Nein, nein, so etwas läßt sich nicht machen (nämlich der Kunst leben) mit einem Diener Gottes vor Anker, oben in einem öden Pfarrhof, der Sie und Ihre Kunst angähnt." Der Satz wurde bei der Aufführung viel belacht. Offen gestanden, es that mir um die Lacher leid. Denn, wenn die Kunst nicht eben darin besteht, lebende oder sterbende Fechter lebensgroß zu modelliren (was für Pfarrfrauen unpassend sein soll), wenn es wie hier die Musik gilt, so weiß ich nicht, was der öde Pfarrhof mit der Kunst zu thun haben soll. Björnson verwechselt innere und äußerliche Freiheit, und das verführt ihn, der nicht mehr jung ist, zu Jugendlichkeiten. Lieben sich aber Pfarrherr und Pfarrfrau nicht, dann allerdings. Dann aber gilt es doch allein das menschliche Interesse; dann ist die Ehe unsittlich, gleichviel ob für, ob wider die Kunst. Man soll von einem, der aus brennendem Zimmer flüchtet, nicht annehmen, daß ers seiner Taschenuhr zu Liebe thut; das aber thut hier Björnson. Und wenn man mir ein ganz kleines Paradoxon zu Gute halten will: vielleicht ist für den Künstler eine unglückliche Ehe weniger verhängnißvoll als für andere Sterbliche; denn jedes Lebensschicksal kann echter Kunst zur Nahrung dienen. An dieser unlogischen Komplizirung der Motive aber krankt Björnson's Drama seit dem zweiten Akt; es siecht im dritten daran zu Tode. Und diese Johanna „die Künstlerin", zwischen den Theologen und den Dichter gestellt, die beiden personifizirten Weltanschauungen, muthet an, als ritte sie auf Buridan's Esel. Daß der sich endlich doch in Trab setzt und sie vom Theologen entfernt, ist innerlich nicht ihr Verdienst.

Ueberhaupt, ich hatte mit diesem Theologen ein Mitleid. Sein Dichter macht es ihm zum Verbrechen, daß er es ungern sieht, wenn seine Braut auf Kunstreisen geht, daß er von ihr verlangt, ihre Liebe zur Kunst der Liebe zu ihm unterzuordnen. Aber der Mann ist eigentlich in seinem guten Recht. Er ist nur logischer als Björnson. Er liebt in seiner Johanna das Mädchen und nicht die Künstlerin, und schlimm wärs, wär es umgekehrt.

Ganz stimmungsvolle, dichterische Feinheiten in der Führung des Dialogs und eine ganz unorganische Scenenfolge; lebensecht und lebensfroh die Charakteristik einerseits und blasse Personifikationen auf der andern Seite, vor Allem eine ganz unlogische und innerlich unwahre Häufung der Motive – worauf deuten diese Gegensätze? Die Diagnose ist nicht schwer zu stellen. Dieser Sohn des Dichters Björnson ist ein Enkel. Er gehört zu Denen, die das Dichten aus Dichtungen Anderer gelernt haben. Er ist einer der Vielen, die die Kunst für die Kunst verdarben hat. Wir stehen bereits im Zeichen des Epigonenthums der Moderne, und das ist das Charakteristische.

Nicht eben sehr stimmungsvoll war die Aufführung des deutschen Theaters. Jeder that seine Pflicht. Louise von Poellnitz, Reicher und Sauer thaten sie wie immer gut. Aber Niemand gab mehr. Lotti Sarrow, die Trägerin der Hauptrolle, that sogar die Pflicht, die besser einer Andern zugekommen wäre. Für das Deutsche Theater also keine gute Aufführung. Dennoch, man durfte sich freuen, der Kunst, wie sie auf dieser Bühne lebt, wieder einmal theilhaftig zu werden. Daß eine schlechte Aufführung des Deutschen Theaters noch immer so gut ist, das ist ein Trost, mit dem sichs in den Winter gehen läßt.

Ernst Heilborn.

*) „Nation" vom 30. Juli 1898.

Neue Schriften über den Buddhismus:

Buddhism and its Christian Critics. By Dr. Paul Carus. Chicago. The Open Court Publishing Company. 1897.

Nirvána: A Story of Buddhist Philosophy. By Paul Carus. Chicago. The Open Court Publishing Company. 1897.

Gleamings in Buddh Fields, Studies of Hand and Soul in the Far East. By Lafcadio Hearn, Boston, Houghton Mifflin and Company. 1897.

An der Erforschung des Buddhismus hat sich seit mehreren Jahren der deutsch-amerikanische Gelehrte, Dr. Paul Carus, mit unermüdlichem Eifer und ausgezeichnetem Erfolg betheiligt und zur allgemeinen Kenntniß dieser Religion durch eine Reihe von gediegenen und gemeinverständlichen Schriften Beträchtliches beigetragen. Die vergleichende Religionswissenschaft ist eine Schöpfung der neuesten Zeit, zu deren Aufbau und Ausbildung auch die christlichen Missionäre vorzüglichen Stoff in mitgebracht

Maaße geliefert haben. Nach dieser Richtung hin ist ihre Wirksamkeit in der That am segensreichsten gewesen. Durch die Belehrung ihrer eigenen Landsleute und Glaubensgenossen über das wirkliche Wesen der fremden Religionen haben sie sich um die Förderung der Wahrheit und die Verbreitung der Kultur weit mehr verdient gemacht als durch alle in den Jahresberichten der äußeren Missionsgesellschaften aufgezählten Bekehrungen der Heiden. Dies gilt ganz besonders von Ostindien und anderen Ländern des Orients, wo von alters her das theologische Denken sich mit einer alle Lebensverhältnisse durchdringenden strengen Folgerichtigkeit entwickelt hat, die im christlichen Abendlande unmöglich wäre.

In dem ersten der vorliegenden Bücher fängt der Verfasser mit einer gedrängten Darstellung der Entstehung des Buddhismus an. Von den sechs auf die Vedas gegründeten und in Altindien verbreiteten philosophischen Systeme (darçanas) kommt hier hauptsächlich das den Ausgangspunkt der Lehre Buddhas bildende Sânkhya-System des Kapila in Betracht, dessen Zweck die endgültige Befreiung des Menschen vom Uebel war. Die von den Brahmanen vorgeschlagenen und dringend empfohlenen Erlösungsmittel, nämlich Opfer, Gebete und ähnliche Gebräuche, verwarf Kapila als ungenügend, da sie nur lindernd und hinhaltend wirken, das eigentliche Wesen des Leidens nicht erkennen und es also nicht zu überwinden und aufzuheben vermögen. Er fand die letzte Ursache alles menschlichen Leidens in der Verbindung von Geist und Körper und den einzigen Weg zur Erlösung in der Erkenntniß des Unterschieds zwischen Seele und Leib und in der vollständigen Trennung dieser im Gegensatz zu einander stehenden Kräfte. Der Leib wird vernichtet und die Seele aus dem Kreislauf des veränderlichen, vergänglichen, kummer- und qualvollen Erdenlebens (Samsâra) befreit und geht in den als Nirwâna bezeichneten Zustand der vollkommenen Ruhe und Seligkeit ein. Dieses Ziel hat man besonders durch Bußübungen zu erreichen gesucht; daher die große Rolle, welche die Fakirs in der Geschichte der indischen Religionen spielen und der mächtige Einfluß, den sie noch immer als herumziehende Gaukler und gewandte Zauberkünstler auf das Volk ausüben. Jeder, der als Lehrer auftrat und darauf hinwies, wie man dieser höchsten ewigen Glückseligkeit theilhaftig werden könnte, wurde ein Buddha (Erleuchteter) genannt. Von diesen zahlreichen Buddhas sind zwei von epochemachender Bedeutung gewesen, nämlich, Wardhamâna, der Gründer der Jainasekte, und Gautama Siddhârtha, der seine sämmtlichen Vorgänger in den Schatten stellt und jetzt im Allgemeinen als der einzige Buddha gilt.

In den drei nachfolgenden Abschnitten geht der Verfasser auf die Philosophie und Psychologie des Buddhismus und die demselben zur Grundlage dienenden Hauptbegriffe des Karmas und Nirwânas näher ein, wobei er gegen den Kieler Universitätsprofessor, Dr. Oldenberg, und dessen Auffassung und Erklärung der buddhistischen Seelenlehre entschieden auftritt. Diesem gelehrten und scharfsinnigen Philologen, dessen Pâlisprachforschungen rühmend hervorgehoben werden und der im Rufe eines zuverlässigen Auslegers und Erläuterers des Buddhismus steht, wirft Dr. Carus vor, die Grundlehren dieser Religion über den Atman (das Ich) und das vielbesprochene und vielfach mißdeutete Nirwâna falsch verstanden zu haben.

Bekanntlich stimmen die Ergebnisse der neueren empirischen Psychologie mit den Grundbegriffen der buddhistischen Seelenlehre in überraschender Weise überein; auch in der abendländischen Litteratur finden sich merkwürdige Anklänge an die Anschauungen des Schâkyamuni, am Auffallendsten vielleicht bei Goethe, der als „ein Buddhist“ bezeichnet wird, obwohl er die aus seinen Schriften angeführten Beweisstellen abfaßte, ohne an Buddha zu denken oder von ihm überhaupt vieles zu wissen, wie er auch ein Darwinianer vor Darwin war. Der Goethe'sche Buddhismus kommt davon her, daß die Lehre von Karma dem Gesetz der Vererbung im Wesentlichen entspricht. So z. B. in der „Xenie“:

„Gern wär' ich Ueberlieferung los
Und ganz Original;
Doch ist das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchsten Ehre,
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbst Ueberliefrung wäre.“

In diesen Zeilen wird der dem buddhistischen Lehrgebäude zu Grunde liegende Satz, daß jeder Mensch sein Karma sei, nämlich das Endresultat aller Eigenschaften, die seine Vorfahren besaßen und die sich während unermeßlicher Zeiträume (kalpas) entwickelt und auf ihn vererbt haben, mit feinem Humor zur Erklärung der eigenen Charakterbeschaffenheit angewendet. Dabei aber bewegt sich der deutsche Dichter ganz unbewußt im Gedankenkreise des indischen Weisen.

In dem fünften Abschnitt des Buches wird der Buddhismus mit dem Christenthum verglichen und auf die zwischen den beiden Religionen bestehenden Aehnlichkeiten in Betreff der Glaubenssätze, Gebräuche und allgemeinen Bestrebungen aufmerksam gemacht. Der buddhistische Sanga (Brüderschaft) ist von demselben Geist beseelt und hat im Laufe der Zeit dieselben Umgestaltungen erfahren wie die christliche Kirche. Er hat Konzilien gehalten, um über streitige Glaubenspunkte zu entscheiden, Missionäre in alle Länder gesandt, Mönchsorden gestiftet und Klöster gegründet, die Tonsur als ein Ehrenzeichen der Geistlichen und den Rosenkranz zur Abzählung der Gebete, sowie die Taufe, Beichte, Wall- und Betfahrten, Weihwasser und Weihwedel u. dgl. m. eingeführt. Höchst überraschend ist es auch, im Neuen Testament das Redebild τὸν τροχὸν τῆς γενέσεως, das Rad der Geburt, anzutreffen (Jac. III. 6), das in der Vulgata mit „rota nativitatis“ richtig wiedergegeben wird, aber in den deutschen und englischen Uebersetzungen verloren geht, weil es für die Christen eigentlich keinen Sinn hatte. In buddhistischen Schriften dagegen kommt diese Redefigur häufig vor und dürfte vielleicht in dem Rosettenfenster oder „Catharine-wheel window“ der Kirchenbaukunst eine eigenthümliche architektonische Verwendung gefunden haben. Auf dem Gebiet der Hagiologie ist ein recht üppiges, die wahre Geschichte überwucherndes und arg entstellendes Wachsthum in beiden Religionen zu verzeichnen. Auch hier sind Orient und Occident nicht mehr zu trennen, obwohl in Bezug auf die Entstehung und Ausgestaltung heiliger Legenden die nüchterne und schüchterne abendländische mit der kühnen, an keine Abgeschmacktheiten sich kehrenden morgenländischen Phantasie es kaum aufnehmen kann.

Unter dem Titel „Christian Critics of Buddhism“ wird vornehmlich gegen die verkehrte Darstellung und ungerechte Beurtheilung des Buddhismus in den Schriften der Missionäre Spence Hardy und Karl Gützlaff, der protestantischen Geistlichen G. Voigt und Adolf Thomas und des bekannten Oxforder Professors Monier Williams Stellung genommen. Von Seiten der berufsmäßigen und allzueifrigen Vertreter und Verfechter des Christenthums sind derartige geflissentliche Verdrehungen der Wahrheit einigermaßen erklärbar, wenn auch durchaus nicht zu entschuldigen; aber es ist besonders zu bedauern, daß ein Gelehrter, von dem man eine rein sachliche und streng wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes hätte mit gutem Fug erwarten dürfen, das große vielumfassende Forschungsgebiet von dem beschränkten Gesichtspunkt eines Anhängers der anglikanischen Kirche betrachtet und beurtheilt. Es ist Herrn Dr. Carus nicht schwer gefallen, diese Einseitigkeiten und Eingeschränktheiten bloß zu stellen und die sich daraus ergebenden Einwendungen zu widerlegen; und mit dieser gründlichen und wohlverdienten Abfertigung bringt er seinen lehrreichen Band zum Schluß.

Die zweite der oben angeführten Schriften ist eine aus buddhistischen Quellen geschöpfte Erzählung, die den Zweck hat, die Lehre des Nirwâna zu erläutern und die erhabene Bedeutung und wohlthuende Wirkung derselben als Lebensregel klar zu machen. Die Handlung ist natürlich sehr einfach und spielt in der Gegend nördlich von den indischen Vindhyagebirgen, wo ein aufgeweckter und lebensfroher brahmanischer Jüngling Namens Sudatta im Dienst des reichen Gutsbesitzers und angesehenen Schultheißen Subhûti stand und mit dessen Tochter verlobt war. Eines Tages, als er auf dem Ackerfeld pflügte, ließ er die Ochsen plötzlich stehen und lief nach einem Hasen, um ihn mit der Peitsche todtzuschlagen. Ein vorübergehender buddhistischer Mönch, Anuruddha, rief ihm zu und fragte, warum er das arme Thierchen verfolge. „Aus lauter Spaß“, antwortete der Junge, „um zu sehen, ob ich die schnellfüßige Bestie einholen könne.“ Der Mönch rügt diese unbedachtsame Grausamkeit und knüpft mit Sudatta ein Gespräch an, das den Ausgangspunkt zu einer eingehenden Erörterung der Grundlehre des Buddhismus bildet, woran Subhûti und dessen Sohn Kacchâyana sich später betheiligen. Alle im Lauf der Erzählung vorkommenden Ereignisse, die Hochzeitsfeier und das Familienglück, sowie die lange Dürre und die darauf folgende Hungersnoth und schreckliche Seuche, geben Anlaß zu neuen religiös-philosophischen Betrachtungen über die mit dem irdischen Leben und Streben verbundenen Uebel und den Eingang der Seele in die ewige Ruhe des Nirwâna als die einzige Erlösung. Das von T. Hasegawa zu Tokio in Japan auf Bastpapier gedruckte Büchlein ist von japanischen Künstlern illustrirt. Die Bilder, ungefähr zwanzig an

der Zahl, sind sehr fein ausgeführt und durch sehr zarte Farben ausgezeichnet.

Auf den ausgedehnten und ergiebigen Feldern des Buddhismus hat der Professor der englischen Litteratur an der kaiserlichen Universität von Japan, Herr Lafcadio Hearn, bereits eine ziemlich reiche Ernte geschnitten und eingeheimst. Die kleine Garbe, die er uns jetzt bietet, ist der Ertrag einer Nachlese und enthält, diesem Ursprung gemäß, verschiedenartige, darunter auch einige unvollkommen ausgebildete Aehren. Unter dem Titel „A Living God" wird die Geschichte eines reichen Bauers erzählt, der seine sämmtlichen Reisschober verbrannte, um seinen Nachbarn das Leben zu retten und aus Dankbarkeit unter die Götter versetzt und in einem ihm geweihten Tempel angebetet wurde, während er noch als schlichter Mann eine einfache Strohhütte neben seinem Heiligthum bewohnte. Die Möglichkeit einer derartigen Vergötterung hängt von dem bei buddhistischen Völkern herrschenden Begriff von der Seele ab, als Etwas, das zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten anwesend sein kann. Höchst interessant ist das fünfte Kapitel über den in der japanischen Kunst vorwiegenden eintönigen und räthselhaften Gesichtsausdruck, wozu der Einfluß des Buddhismus auf die Bildung des Charakters vieles beiträgt, indem er lehrt, alle starken persönlichen Empfindungen möglichst zu unterdrücken und jede Aeußerung des Schmerzes und der Leidenschaft hinter der Maske einer lächelnden Liebenswürdigkeit und unbedingten Ergebung in die Fügungen des Schicksals zu verbergen. Dabei spielt der Symbolismus eine bedeutende Rolle und läßt die Individualität in den Gesichtszügen der dargestellten Person weniger deutlich und vollständig zur Geltung kommen. In weiblichen Figuren z. B. bezeichnet das Nichtvorhandensein der Augenbrauen eine Gattin oder Wittwe; eine einzelne lose Haarlocke bedeutet Kummer; die verschiedenen Stufen des Trübsinns werden durch besondere Körperstellungen und -Bewegungen angedeutet; geistige und moralische Eigenschaften kommen in harten und zarten Linien oder eigenthümlichen Farbenschattirungen zum Ausdruck, welche dem japanischen Auge sehr gefällig und leicht verständlich sind. Dem das Inselreich des Mikado besuchenden Fremden kommen anfangs alle Bewohner des Landes so ähnlich vor, daß er die Personen von einander kaum zu unterscheiden vermag. Dem Japaner geht es ebenso den Ausländern gegenüber: er behauptet, sie sehen ganz gleich aus und seien erst nach näherer Bekanntschaft einzeln zu erkennen. In beiden Fällen richtet sich die Aufmerksamkeit ausschließlich auf das Allgemeine und National-Typische in der Gesichtsbildung und wird von demselben so vollständig in Anspruch genommen, daß die mehr oder weniger scharf ausgeprägten individuellen physiognomischen Merkmale unbemerkt bleiben. Einem neunjährigen japanischen Knaben legte Hearn mehrere Nummern einer amerikanischen illustrirten Monatsschrift vor. Der Junge schaute sie neugierig an und sagte dann: „Warum finden fremde Künstler Gefallen an abscheulichen Dingen?" ‚Was nennst Du abscheulich? Wir halten diese Zeichnungen für sehr gut!' „Aber die Gesichter! Es ist nicht möglich, daß es solche Gesichter irgendwo in der Welt wirklich gebe." Das betreffende Bild stellte eine Gruppe von Männern bei einem Wahllokal dar. Auch einem elfjährigen Mädchen zeigte er einige Kupferstiche von berühmten europäischen Schönheiten. „Diese sehen nicht übel aus", bemerkte das Kind; „aber sind Männern so ähnlich und haben so große Augen; die Münde sind hübsch." Eine Reihe von Zeichnungen nach dem Leben in einer Newyorker Zeitschrift fand das Mädchen furchtbar häßlich. „Ist es wahr, daß solche Leute existiren?" ‚Recht viele; sie sind meistens Leute vom Lande, Ackerbauer.' „Ackerbauer! sie gleichen Dämonen (oni) aus der Hölle (jigoku)." ‚Es kommen noch schlechtere Gesichter bei uns vor.' „Es würde mich umbringen, wenn ich sie nur anschaue." Diese Beurtheilungen aus dem Munde der Unmündigen beweisen wie sehr die Begriffe des Schönen bei verschiedenen Völkern von einander abweichen und durch die Erziehung, Gewöhnung und Ueberlieferung bestimmt werden. Hearn gesteht, daß er auch zu Folge seines langjährigen Aufenthalts in Japan den Geschmack an abendländischen Kunsterzeugnissen zum größten Theil verloren habe; er finde fast keinen Gefallen mehr an den Abbildungen in amerikanischen und europäischen Zeitschriften, die ihm hart und holperig in der Zeichnung und geringfügig in der realistischen Rohheit der Auffassung vorkommen. Alles sei detaillirt und individualisirt; nichts bleibe der Einbildungskraft übrig; jeder Strich verrathe Anstrengung und Mühe. Ein japanisches Bild dagegen sei „impersonal und suggestiv", rege die Phantasie an, setze sie in Bewegung und gebe ihr freien Spielraum, komme auch, wie ein Naturprodukt, nach allgemeinen Gesetzen zu Stande und zeige keine Spur von Anstrengung in der Mache. In dieser Beziehung stellt er eine von seinem Gesichtspunkte aus treffende Vergleichung der japanischen mit der altgriechischen Kunst an und findet einen gemeinsamen Berührungspunkt darin, daß beide die Darstellung persönlicher Unvollkommenheiten vermeiden und „the non-moral significance of individual expression" als das Grundprinzip alles künstlerischen Schaffens anerkennen.

Der Verfasser schildert seine oftmaligen Reisen, sowie die Wallfahrten, die er mitmachte, um Land und Leute von allen Seiten kennen zu lernen. Er besuchte die schon vor 2300 Jahren blühende und jetzt ungefähr 700000 Einwohner zählende Fabrik- und Handelsstadt Osaka und läßt uns einen Blick in die dortigen Geschäftsverhältnisse und die eigenthümlichen patriarchalischen Beziehungen der Arbeitgeber zu den Arbeitern thun. Nicht nur auf alle japanischen Kunstwerke und Erzeugnisse des Gewerbfleißes, selbst auf die Spielzeuge der Kinder, sondern auch auf sämmtliche Dichtungsgattungen und namentlich auf die mannigfaltigen und äußerst feinsinnigen Volkslieder hat der Buddhismus einen ungemein starken, alles durchdringenden Einfluß ausgeübt. Der Glaube an ein Vordasein gelangt überall zum Ausdruck und verleiht dem gewöhnlichsten Liebesgesang einen eigenartigen metaphysisch-philosophischen Charakter. Dieser Gedanke kehrt in Goethe's Gedichten öfters wieder, aber von allen abendländischen Dichtern hat Gabriel Rossetti ihn am anmuthigsten und zartfühligsten in den folgenden Zeilen ausgesprochen:

„I have been here before, —
    But when or how I cannot tell:
I know the grass beyond the door,
    The sweet, keen smell,
The sighing sound, the lights along the shore.

You have been mine before, —
    How long ago I may not know:
But just when at that swallow's soar
    Your neck turned so,
Some veil did fall, — I knew it all of yore."

In japanischen Volksliedern und Sprüchen wird jede gegenseitige Liebesneigung oder Wahlverwandtschaft als die Nachwirkung einer in einem vormaligen Leben bestehende Affinität (en de arô) aufgefaßt und verherrlicht, wie aus der Menge von Beispielen, die Herr Hearn gesammelt und übersetzt hat, ersichtlich ist. In einem Werk über den Buddhismus dürfte natürlich ein Kapitel über das Nirwâna nicht fehlen. Auch hier wird dieser Gegenstand ausführlich und anschaulich behandelt, wobei manche Irrthümer berichtigt und die oft überraschenden Uebereinstimmungen der Unterweisungen Buddha's mit den Ergebnissen der neuesten wissenschaftlichen Forschungen in Bezug auf die Wandelbarkeit der Weltordnung, die ethische Bedeutung der Vererbung, den sittlichen und geistigen Fortschritt durch Entwicklung u. s. w. hervorgehoben und beleuchtet werden.

E. P. Evans.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8

Nr. 50. Berlin, den 10. September 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andren Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser, der in Westfalen sich in den Manövern befindet, hat bei dieser Gelegenheit eine ganze Reihe von Ansprachen gehalten. Zwei beachtenswerthe politische Bemerkungen sind bei dieser Gelegenheit gefallen; eine erfreuliche: Der Mittellandkanal ist beschlossene Sache. Dieses große Unternehmen wird der wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands zum Nutzen gereichen. Nach den Erfahrungen der Vergangenheit ist es unter diesen Umständen selbstverständlich, daß die Agrarier des Ostens sich dem Unternehmen entgegenstemmen; sie hassen jede Förderung des deutschen Wohlstandes, wenn sich nicht vor ihren kurzsichtigen Augen erweisen läßt, daß der Gewinn unmittelbar in ihre Tasche fließt.

Der Kaiser fügte dann in seine zu Oeynhausen gehaltene Rede folgende politische Ankündigung ein:

„Der Schutz der deutschen Arbeit, der Schutz dessen, der arbeiten will, ist von mir im vorigen Jahre in der Stadt Bielefeld feierlichst versprochen worden. Das Gesetz nähert sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern in diesem Jahre zugehen, worin jeder, er möge sein, wer er will, und heißen, wie er will, der den deutschen Arbeiter, der willig ist, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versucht oder gar zu einem Streik anregt, mit Zuchthaus bestraft werden soll."

Diese Aeußerungen lassen noch nicht mit voller Klarheit erkennen, wie der in Aussicht gestellte Gesetzentwurf beschaffen sein wird. Gleichviel; schon jetzt muß es ausgesprochen werden, daß die Freisinnigen für irgend eine Beschränkung des Koalitionsrechtes der Arbeiter unter gar keinen Umständen zu haben sein werden. Jede ungerechtfertigte Beschränkung müßte die Arbeiterbevölkerung bis auf den letzten denkenden Mann an die Sozialdemokratie bleibend fesseln, und jede ungerechtfertigte Beschränkung bedeutete die Vernichtung oder die Behinderung jedes gesunden sozialen Fortschritts für die Arbeiter.

Die Freisinnigen sind der offiziellen Sozialpolitik häufig mit Zweifeln und Ablehnung entgegengetreten, weil ihnen als wirksamstes Mittel sozialen Fortschritts, das den Arbeitern gewährt werden kann, die Koalitionsfreiheit erschien. Zu der Vertheidigung dieses Rechtes, das die Liberalen für die Arbeiter erkämpft haben, als es eine einflußreiche Sozialdemokratie noch nicht gab, werden die bedrohten Klassen rückhaltlose Unterstützung bei der bürgerlichen Linken finden, und es ist erfreulich, daß auch ein gemäßigtes Blatt, wie die „Nationalzeitung", einer Einschränkung der Koalitionsfreiheit mit klaren Worten entgegentritt.

Kiautschou ist zum Freihafen erklärt worden; das ist ein verständiger Schritt. Die machtvoll sich ausdehnende deutsche Industrie muß wünschen, daß die anderen Staaten ihre Thüren offen halten; wir können daher nicht das Beispiel geben, daß wir unsere eigene Thür verschließen; wir haben das bei der Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie auch gar nicht nöthig.

Unsere Beziehungen zu England haben sich in letzter Zeit augenscheinlich gebessert; dafür giebt es eine Reihe von Anzeichen.

In einer seiner Reden brachte der Kaiser ein Hoch auf die Königin Viktoria aus; er sandte ein Glückwunschtelegramm

zu dem englischen Sieg bei Omdurman und es steht fest, daß wir mit England einen Vertrag abgeschlossen haben, der sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Delagoabai bezieht und der jedenfalls nur afrikanische Verhältnisse zu berühren scheint.

Daß sich unsere Beziehungen zu England freundlich gestalten, ist unter allen Umständen eine gute Sache; uns verbinden mit England die gleichen großen Interessen eines Staates, der auf den Export angewiesen ist und der den Frieden will. Wir können uns zwar nicht für England in Asien gegen Rußland opfern, wenn trotz des czarischen Vorgehens sich die Gegensätze wieder einmal zuspitzen; aber eine gesunde Freundschaft mit England, die gegen Niemand Feindschaft bedeutet, entspricht den gemeinsamen Kulturinteressen beider Staaten.

Der Sieg der Engländer bei Omdurman erschließt den gesammten Sudan, der seit Gordon's Tode verschlossen war, von neuem der Civilisation und dem Weltverkehr. Der Erfolg ist in seinen Wirkungen ein großer. England ist damit der thatsächliche Herrscher über ein gewaltiges Nilreich geworden.

Der Kriegsminister Cavaignac ist Boisdeffre mit seiner Demission gefolgt; Cavaignac erklärte zugleich, daß er nach wie vor an die Schuld von Dreyfus glaube; er glaubte auch an den gefälschten Brief von Henry vor der Oeffentlichkeit, bis er gezwungen wurde nicht mehr daran zu glauben.

Cavaignac ist ersetzt durch General Zurlinden, der für einen tüchtigen und achtbaren Offizier gilt.

Zur Revision des Dreyfus-Prozesses scheint man nunmehr entschlossen; aber die Haltung der Regierung bleibt zögernd, wahrscheinlich in dem Gefühl, daß man sich ängstlich fragt, wo werden die Enthüllungen aufhören, wenn erst mit den Enthüllungen begonnen ist.

In Kandia auf Kreta ist eine Revolte ausgebrochen. Die Mohammedaner schlugen sich in den Straßen mit den Christen und der englischen Besatzung. Es scheint, daß es eine ganze Anzahl Todte gab und viele Häuser sind in Flammen aufgegangen; eine neue Erinnerung daran, welche ungelösten Schwierigkeiten noch immer die Kretische Frage birgt.

Deutschland und England.

Seitdem der russische Kaiser mit seinem Friedensmanifest die Welt überrascht hat, ist man geneigt, alles für möglich zu halten, selbst — das Vernünftige. Aber es scheint, als ob der öffentlichen Meinung auch das Vernünftige nur noch in sensationellem Aufputz plausibel gemacht werden kann.

Seit vielen Jahren treten wir für freundschaftliche politische Beziehungen zwischen Deutschland und England ein: nicht aus Sentimentalität, sondern weil unseres Erachtens die beiden großen Kulturvölker zwar wirthschaftliche Rivalen sind und bleiben, aber durch keine politische Lebensfrage getrennt werden. Bei der Aussichtslosigkeit für beide Nationen, eine ausschließende wirthschaftliche Suprematie auf den Märkten der Welt zu erlangen, weist jede rationelle Erwägung beide Völker auf eine politische Verständigung hin, die nach Lage der Dinge nur darauf gerichtet sein kann, nach Möglichkeit die großen Märkte der Welt jedem Wettbewerb offen zu halten. Man nennt das heute die Politik der offenen Thür. Früher nannte man es Handelsfreiheit oder Freihandel.

Diese Politik der offenen Thür entspricht heute den Lebensinteressen Deutschlands ebenso wie denen des britischen Weltreichs; den ersteren vielleicht sogar in noch höherem Grade, denn wir haben kein Ostindien, kein Kanada, Kapland oder Australien, auf das sich unser Viermilliardenexport bei einem handelspolitischen bellum omnium contra omnes zurückziehen könnte. Deutschland muß heute für die Handelsfreiheit eintreten, wenn es seinen vitalsten Interessen Genüge leisten will. Deshalb erscheint auch die plumpe Agitation des Bundes der Landwirthe in ihren eigentlichen Zielen völlig aussichtslos. Man mag den hungrigen Wölfen in übel angebrachter Schwäche gelegentlich einen Happen fremden Guts, das man den Konsumenten oder Steuerzahlern weggenommen hat, zuwerfen, aber nach den Rezepten dieser Schreier kann man Deutschland nicht regieren, ebensowenig wie eine Welthandelsfirma nach den Geschäftsprinzipien eines Käsekrämers an der Straßenecke geleitet werden kann. Das wird sich auch demnächst bei der Erneuerung der Handelsverträge herausstellen. Es ist eitel Schwindel, wenn die agrarischen Agitatoren sich anstellen, als ob kein neuer Handelsvertrag mit Rußland zu Stande kommen werde, falls es bei den gegenwärtigen Getreidezollsätzen von 35 M. per Tonne sein Bewenden habe. Vielmehr liegt die Sache so, daß keine Regierung einen neuen, im Uebrigen vortheilhaften Handelsvertrag mit Rußland an der Forderung einer Getreidezollerhöhung scheitern lassen darf, ohne Deutschlands wirthschaftliche und politische Position auf das Empfindlichste zu schwächen. Die Opposition der Agrarier gegen einen solchen Handelsvertrag ist von keiner Regierung ernsthaft zu fürchten. Die Herren Agrarier würden rasch zu Kreuze kriechen, sobald sie merken sollten, daß die Ablehnung eines derartigen Handelsvertrages die Auflösung des Reichstags bedeutet. Ließen sie es aber auf eine Auflösung des Reichstags ankommen, dann um so besser! Von der Niederlage würde sich das Agrarierthum nicht wieder erholen.

Bisher deutet übrigens nichts darauf hin, daß die leitenden Staatsmänner der gegenwärtigen Reichsregierung geneigt wären, sich mit der ganzen Welt zu überwerfen, bloß um das Wohlwollen einer Anzahl halb bankerotter Junker nicht zu verscherzen. Vielmehr zeigt gerade die Besserung unserer Beziehungen zu England, daß man sich der Logik unserer wirthschaftlichen Entwicklung nicht zu entziehen gedenkt.

Von dieser Erkenntniß bis zu einem Offensiv- und Defensivbündniß zwischen Deutschland und England ist allerdings ein weiter Schritt. Ein solches Bündniß liegt weder im deutschen noch im englischen Interesse. Nur nicht zuviel Eifer! Eine wohltemperirte Freundschaft ohne Obligo reicht völlig aus. Nöthig ist nur, daß man seine eigenen nationalen Interessen richtig würdigt, ohne Voreingenommenheit und ohne Rancune handelt, sich nicht überflüssiger Weise Steine in den Weg wirft, und — unter Reciprocität — mit fairness sich begegnet. Speziell in Afrika lohnt es sich wahrlich nicht, sich mit England zu verzanken. Die etwas krankhafte Sympathie, die man in Deutschland seiner Zeit den Boeren gewidmet hat, beginnt allmählich einer nüchterneren Auffassung Platz zu machen; und England in Egypten Schwierigkeiten zu bereiten, kann erst recht nicht in Deutschlands Interesse liegen. Ebensowenig braucht man sich wegen der verschiedenen problematischen „Hinterländer“ die Hälse zu brechen. Wenn deshalb die Abmachungen zwischen der britischen und der deutschen Regierung, von denen gegenwärtig die Rede ist, sich auf den dunklen Erdtheil beziehen, und keine neuen „Erwerbungen“ noch die Uebernahme von „Garantien“ für Deutschland im Gefolge haben, so wird die öffentliche Meinung der Abmachung der Regierung getrost ihren Segen geben können.

Etwas anders liegen die Dinge in Ostasien. Auf jenem reichen Gebiete spielt auch Rußland eine bedeutsame Rolle und kein Realpolitiker wird Deutschland zumuthen, sich aus Freundschaft zu England mit Rußland zu überwerfen. Das wäre ebenso unklug, wie für Rußland bei dessen Auseinandersetzungen mit England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Sehe jeder, wo er bleibe; und wer steht, daß er nicht falle. Gerade in Ostasien ist Deutschland durch seine Stellung zwischen Rußland und England ganz besonders

darauf hingewiesen, unparteiisch — seine eigenen nationalen Interessen wahrzunehmen. Unter diesen nationalen Interessen nimmt die Möglichkeit einer ungehinderten Konkurrenz auf den ostasiatischen Märkten keinen geringen Platz ein. Solange England für die Politik der offenen Thür eintritt, ist eine sehr gesunde Unterlage für ein freundschaftliches politisches Zusammenwirken zwischen England und Deutschland in Ostasien geschaffen. Besondere diplomatische Abmachungen sind dabei kaum erforderlich; es genügt, wenn jede Nation für sich das thut, was den Anderen nicht schädigt. So hat ja jetzt auch Deutschland Kiautschou aus freien Stücken zum Freihafen gemacht. Wenn demnächst — was ja höchst wahrscheinlich ist — die Vereinigten Staaten an dem ostasiatischen Spiel ebenfalls sich lebhafter betheiligen werden, so kann es nicht ausbleiben, daß die Politik der offenen Thür damit einen neuen Vertreter erhält. So sehr die amerikanische Union gegenwärtig auf ihrem eigenen Gebiete dem Protektionismus huldigt, ebenso offensichtlich führen die Interessen ihres riesigen Exports dazu, jede Politik zu unterstützen, die das gewaltige chinesische Absatzgebiet dem amerikanischen Wettbewerb offen hält.

Unter solchen Umständen hat die Politik der offenen Thür gute Aussicht, sich in Ostasien zu befestigen und damit auch den Weltfrieden besser zu sichern.

Hier ist der Punkt, wo große Interessen Englands und Deutschlands zusammenfallen, ohne daß allgemeine Kulturinteressen gefährdet sind. Die Politik der offenen Thür, möglichst verallgemeinert, ist die sicherste Basis für eine solide politische Freundschaft zwischen England und Deutschland.

Th. Barth.

Der französische Kulturkampf.

Der Panamaskandal, der Frankreich so tief aufgeregt hat, ist im Auslande vielfach milde beurtheilt worden.

Ein groß gedachtes Unternehmen, das aus einem gesunden Gedanken hervorgegangen ist, geht durch den Leichtsinn und die frivole Skrupellosigkeit der Leiter seinem Untergange entgegen. Um den Zusammenbruch aufzuhalten, greift man unbedenklich zu jedem Mittel; durch die Bestechung der Presse, durch die Bestechung der Abgeordneten wird die öffentliche Meinung irre geführt und das Parlament zur Hülfeleistung für die dem Zusammenbruch nahe Gesellschaft verleitet. Dann tritt die Katastrophe doch ein und nunmehr die Jagd nach den Schuldigen und den Mitschuldigen. An dieser Jagd nach den Schuldigen hat die Entrüstung der ehrlichen Leute ihren Antheil, aber auch persönliche und politische Rachsucht, persönliche und politische Berechnung, der Wunsch, die Gegner in die Katastrophe zu verstricken, um für sich und die eigene Richtung politischen Vortheil einzuheimsen.

Das Bild ist kein schönes; die gesellschaftliche Korruption greift in das parlamentarische Leben hinüber; in einem Lande, wo das Parlament so viel bedeutet, ist das nicht ungefährlich. Aber man muß doch sagen, es ist damit noch nicht der Beweis erbracht, daß auch das feste Knochengerüst, auf dem der Staat **bleibend** ruht, bereits angefressen ist. Leichtsinnige und verbrecherische Geschäftsleute gibt es in jedem Lande: und sind alle Parlamentarier in allen Parlamenten der Welt unantastbare Ehrenleute? Verdorbene Elemente können sich überall finden; ein gesundes Volk scheidet sie aus, und die Gerechtigkeit sühnt die Verfehlungen.

Was in Frankreich geschehen war, zeichnete sich nur durch seine Dimensionen aus; gewiß sie sind nicht von untergeordneter Bedeutung; aber bemerkenswerther war doch noch, daß die französische Gerechtigkeit durch die Irrgänge des Panamaskandals nicht mehr unbeirrt ihren geraden und unverrückbaren Weg zu verfolgen vermochte.

Dieses Symptom, das nicht immer genügende Beachtung gefunden hat, zeigte freilich, daß eines der unentbehrlichsten Fundamente gesunden staatlichen Lebens in Frankreich vor Erschütterungen nicht mehr ganz frei war.

Die Vorgänge, die mit dem Auftreten Boulanger's verknüpft waren, zeigen einen wesentlich anderen Charakter. Die Gegensätze spielen sich auf politischem Gebiete ab.

Daß Unzufriedene, Ehrgeizige und Glücksritter, die sich irgend einer Fahne anzuschließen und mit irgend welchen Waffen zu kämpfen bereit sind, zu einer Rotte zusammentreten, die auf einen Staatsstreich losgeht, ist nicht besonders überraschend; fast möchte man sagen, ist bei der Vergangenheit Frankreichs, bei den dort historisch überkommenen Gegensätzen noch kein Anzeichen einer wahrhaft lebensgefährlichen Erkrankung. Nicht das Auftreten Boulanger's und seine Aspirationen waren das Bedenklichste; weit bedenklicher war die Urtheilsunfähigkeit und die widerstandslose Hingabe großer Theile des französischen Bürgerthums; dieser Mann war eine Macht geworden, obgleich gar nichts, aber auch gar nichts für ihn angeführt werden konnte. Bei der Haltungslosigkeit der französischen Bourgeoisie genügte schon seine naive Unverschämtheit, sein Rappe und die Pöbelpresse, um ihn zu einem gefährlichen Prätendenten zu machen. Dieses Symptom war damals das beachtenswertheste.

Endlich folgte der Dreyfusskandal, dessen Charakter wiederum ein wesentlich anderer war.

Bei Panama handelte es sich um verlumpte Mitglieder der Gesellschaft und des Parlaments. Aber selbst das Parlament in seiner wechselnden Zusammensetzung ist leichter einer gesunden Verjüngung fähig, wenn die Voraussetzungen solcher Verjüngung in einem Volke noch bestehen. Das Beamtenthum, das militärische wie das bürgerliche, das **bleibt**, das dem politischen Tageskampf entrückt ist, das als Träger der Institutionen, des vorhandenen Gesetzes und der vorhandenen Gerechtigkeit, dem Staate seinen Charakter aufprägt, muß dagegen intakt sein, sonst sind nicht mehr einzelne leichter ersetzbare Planken des Staatsschiffes der Erneuerung bedürftig, sondern der Kiel und die Rippen, die dem Ganzen Gestalt, Einheit und Festigkeit geben.

Bei dem Panamaskandal fiel auf die Behörden, die Justizbehörden in diesem Falle, nur ein leichterer Schatten; ernstlich bloßgestellt waren vor Allem Theile der Gesellschaft und des Parlaments. Bei dem Dreyfusskandal ist die Haltung von großen Theilen der Gesellschaft und des Parlaments so schlimm wie nur möglich; wiederum beobachtete man Feigheit und Urtheilslosigkeit wie zur Zeit Boulanger's; aber es kommt noch ein Neues hinzu. Das Charakteristische bei diesen neuesten Vorgängen ist doch, daß die Justiz, und zwar sowohl die Militär- wie die Civil-Justiz, daß Generäle, Civilbeamte und Minister sich in einer Weise korrupt erwiesen, wie das sich bei der Panamaaffaire noch durchaus nicht offenbart hatte. In dieser Erscheinung liegt eine neue Enthüllung über den Zustand Frankreichs.

Man kann durchaus nicht sagen, daß der Dreyfus-Prozeß sogleich zu solchen Betrachtungen Anlaß gegeben hat. Dreyfus konnte schuldig sein; das erste Kriegsgericht, das ihn verurtheilte, konnte einen Rechtsirrthum in gutem Glauben begangen haben; es konnten bei dieser Prozedur Verstöße gegen Recht und Gesetz vorgekommen sein, die, so bedauerlich sie sein mochten, wohl der Besonnenheit der Richter, aber nicht ihrer Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit Eintrag thun mußten. Ja selbst, wenn sich von Anbeginn an in den Prozeß die antisemitische Leidenschaft gemischt haben sollte, so war das freilich schlimm genug bei einem Rechtsverfahren; aber der mildernde Umstand für jede Leidenschaft, wie widerwärtig sie auch sein mag, liegt in ihrer Blindheit, und so konnte man selbst dann den Ereignissen eine menschlich milder stimmende Seite noch abgewinnen, wenn hier blinde Leidenschaften den Sinn für das unverrückbare Recht getrübt haben sollte.

Allein die Zeiten, da allein mit diesen Motiven gerechnet werden mußte, sind lange vorüber. Heute ist nicht mehr

der Beweis zu erbringen, daß Dreyfus unschuldig ist; und daß er unschuldig auf Grund von Aktenstücken verurtheilt worden ist, die weder der Angeklagte noch sein Vertheidiger je gesehen haben. Das sind Ueberzeugungen, die in das Urtheil jedes Unparteiischen eingegangen sind. Das Letztere läßt sich unumstößlich beweisen aus dem, was die Zeugen unmittelbar aussagten und aus dem Schweigen, mit dem sie andere Fragen beredt beantworteten. Die Unschuld von Dreyfus hingegen ergibt sich aus einem zweiten Umstande; heute weiß alle Welt, daß Esterhazy der Verfasser des Bordereau ist und daß er Spion gewesen ist, und für dieses offene Geheimniß würden die Franzosen die klaren Beweise erhalten können, wenn die bisherigen Regierungen Frankreichs nicht vorgezogen hätten, jedem solchen Beweise mit größter Vorsicht aus dem Wege zu gehen.

Nicht um die Aufklärung einer dunklen Angelegenheit handelt es sich, bei der doch schließlich nur das Leben und das Glück eines armen Teufels auf dem Spiele steht, sondern darum, daß alle offiziellen Mächte eines großen Landes durch Geschehenlassen oder durch aktives Handeln, der Präsident, die Minister, das Parlament, die richterlichen Behörden des Civilstandes wie des Militärs, sie alle mit verschwindenden Ausnahmen sich in dem einen Bestreben zusammenfanden, das Licht, das immer deutlicher eine Ungesetzlichkeit beleuchtete, mit Mitteln der Gewalt zu ersticken. Es handelte sich daher auch schon seit längerer Zeit nicht mehr um eine Rechtsfrage, die durch Beweise und Gegenbeweise gelöst werden kann, sondern schließlich um eine nackte Machtfrage. Und da durch diese Machtfrage die Bestimmungen von Gesetz und Recht gesprengt wurden, so kann man auch sagen; Frankreich befand sich bereits im Zustand der Revolution. Ob man durch die Errichtung von Barrikaden das Faustrecht und damit gewaltsam den Umsturz proklamirt, oder ob ohne Barrikaden das primitive Recht des Stärkeren herrscht, das zeigt denselben Zustand nur in verschiedenen Stadien, und eine Weiterentwicklung hätte je nach Umständen schnell genug eintreten können; man war der Weiterentwicklung nahe genug gekommen.

Man vergegenwärtige sich einmal in knappem Ueberblick die Hauptpersonen, die bei dem bisherigen Drama aufgetaucht sind; lauter bekannte Gesichter; aber welchen Eindruck erhält man, wenn sie alle nebeneinander aufmarschiren.

An der Spitze des französischen Nachrichtenwesens, ein überaus verantwortungsvoller und schwieriger Posten, stand zur Zeit, da Dreyfus der Armee angehörte, der Colonel Sandherr; er war nicht nur Antisemit, sondern einer jener ganz bornirten und phantastischen Antisemiten, die in jedem Juden den Verbrecher wittern und die an die große internationale jüdische Verschwörung glauben. Dieser bornirte Phantast starb im Wahnsinn und wie stets in solchen Fällen, wird man sich ergebnißlos fragen: zu welchem Zeitpunkt begann der ausgesprochene Wahnsinn bei diesem Unglücklichen. Neben sich hatte er den Obersten Henry; Henry sprach nicht eine einzige fremde Sprache, und er wurde doch wie Sandherr der Leiter eines Bureaus, das die militärischen Vorgänge im Auslande überwachen soll. Würde eine Professur für die klassischen Sprachen einem Manne übertragen werden, der die griechischen und römischen Schriftsteller nur aus Uebersetzungen kennt, so hätte die Ernennung wenigstens den Vorzug relativer Harmlosigkeit. Henry bekannte sich als Fälscher und war alsdann gegen seine kompromittirten Nebenmenschen so rücksichtsvoll, sich den Hals abzuschneiden. In demselben Büreau arbeitete der Major Lauth und der Archivar Gribelin. Beide beschworen, daß sie in den Büreaus des Kriegsministeriums Picquart und den Advokaten Leblois bei strafwürdigen Manipulationen überrascht hätten. Zwei Jahre machen sie von ihrer Entdeckung, die sie nach Ehre und Gewissen unmittelbar hätten zur Anzeige bringen müssen, keinen Gebrauch; als dann das Kesseltreiben zur Vernichtung von Picquart beginnt, treten diese Leute gegen ihn mit schweren Anklagen hervor, die sie mithin strafwürdiger Weise solange für sich behalten hatten, und bei ihren Angaben im Zola-Prozeß stößt ihnen dann noch das bezeichnende Unglück zu, daß sie unter ihrem Eid das Picquart-Leblois'sche gemeinsame Zusammenarbeiten im Ministerium in eine Zeit verlegten, zu der Leblois nachweisbar von Paris abwesend war; also Falscheid oder Meineid. Sie beschuldigen ferner Picquart, daß er dem bekannten Esterhazy'schen Rohrpostbrief durch eine Fälschung zum Scheine größerer Echtheit habe verhelfen wollen. Dieser Brief, der aus ganz kleinen Stücken durch übergeklebtes durchsichtiges Papier wieder zusammengefügt war, hat angeblich nachträglich mit einem Poststempel auf Veranlassung von Picquart versehen werden sollen. Picquart machte darauf aufmerksam, daß dieser Poststempel nur auf das übergeklebte Papier und nicht auf die unter dem Papier befindlichen Kartenfragmente hätte aufgedrückt werden können; die Fälschung, die mit dem Poststempel beabsichtigt war, hätte sich also auf den ersten Blick erkennen lassen; sie wäre eine Dummheit gewesen. Auch auf diesen unmöglichen Fälschungsversuch machten die Genannten erst nach zwei Jahren vor Gericht aufmerksam. Dies ist charakteristisch genug, und ebenso charakteristisch die unbesonnene Bornirtheit der Erfindung, die sich sogleich völlig klar darstellen ließ.

Alle diese offenkundigen Thatsachen, Falscheid oder Meineid, falsche Bezichtigung und Verschweigen angeblicher Verbrechen, haben vorläufig nicht zu der geringsten Belästigung der Betheiligten geführt.

Zu diesen Gestalten gesellt sich unmittelbar du Paty de Clam. Er führte die Untersuchung gegen Dreyfus. Er will den Gefangenen des Nachts überraschen um ihm, erschreckt durch das grelle Licht einer Blendlaterne, ein Geständniß zu entreißen; er beobachtet, ob die übereinander geschlagenen Beine des Angeklagten zittern; er ist in seinem Benehmen ein Narr und ein überspannter Phantast. Diese Thatsachen waren seit langem über du Paty bekannt; sie schaden seiner Stellung nicht.

Zur Zeit des Zolaprozesses wurde ferner ermittelt, daß du Paty die Rückgabe eines Liebesbriefes, der an ihn gerichtet war und der ihm angeblich gestohlen wurde, gegen Auszahlung von 500 Francs an die Schreiberin vermittelte. Das schadete seiner Offiziersehre, seiner Ehre als Gentleman nicht. Christian Esterhazy, der Vetter des gefeierten Pariser Pöbellieblings, bezichtigt in einem offenen Schreiben an die Blätter du Paty de Clam an den Depeschenfälschungen, die Picquart vernichten sollten, betheiligt zu sein; Christian Esterhazy macht ferner die bündigsten Aussagen darüber, daß du Paty de Clam den anderen Esterhazy beständig über die Vorgänge im Ministerium unterrichtet habe, daß er ihm das nöthige Material zu seiner Rettung gegeben habe, daß du Paty die verschleierte Dame gewesen sei, also geheime Aktenstücke aus dem Kriegsministerium entwendete und dritten Personen auslieferte. Du Paty wird darauf in den öffentlichen Blättern unaufhörlich des Verrathes militärischer Geheimakten und der Beihilfe zur Fälschung bezichtigt; dieser französische Offizier wehrt sich nicht gegen die Anklagen; die Generalstabsblätter, die die Ehre der französischen Armee auf so eigenthümliche Weise vertheidigen, zwingen ihn nicht, gegen diese Behauptungen vorzugehen; und man klagt weder die Blätter, die jene Behauptungen aufstellen, noch Christian Esterhazy, der die Enthüllungen zuerst machte, der Verleumdung an. Du Paty de Clam, der Vetter des bisherigen Kriegsministers Cavaignac und französischer Offizier, läßt sich mit Gemüthsruhe öffentlich einen Schwindler und Schurken nennen; er macht sich unsichtbar; seit einiger Zeit weiß man nicht, wo er ist; vielleicht gleichfalls bereits in der Nähe eines hilfreichen Rasirmessers.

Hatte du Paty de Clam die Voruntersuchung gegen Dreyfus geführt, so fungirte als öffentlicher Ankläger Besson d'Ormescheville. Dieser Offizier verfaßte eine Anklageschrift, die mit erstaunlich frivoler Leichtfertigkeit eine Reihe belastender Behauptungen aufstellte, die unmittelbar als Unwahrheiten aufzudecken sind. Und neben dieser Frivolität wiederum eine merkwürdige Bornirtheit. Daß man bei

Dreyfus nichts Belastendes fand, ist für den Angeklagten kompromittirend; warum:

„C'est que tout ce qui aurait pu être en quelque façon compromettant avait été caché ou détruit de tout temps.“

So mag denn jeder französische Offizier stets dafür Sorge tragen, daß sich bei ihm kompromittirende Schriftstücke im Falle einer etwaigen Haussuchung vorfinden. Finden sie sich nicht, so ist der Betreffende gewiß kompromittirt.

Oder in der nämlichen Anklageschrift wird es als belastend für Dreyfus hingestellt, daß er mehrerer fremder Sprachen mächtig war:

„Le capitaine Dreyfus était donc tout indiqué pour la misérable et honteuse mission qu'il avait provoquée ou acceptée.“

Henry, der Chef des Nachrichtenwesen, war freilich so vorsichtig, auch nicht eine fremde Sprache zu kennen; trotz dieses untrüglichen Zeugnisses für seine ehrenhafte Kenntnißlosigkeit wurde er gleichwohl zum Fälscher.

Hier wird die Tragödie zur Burleske.

Für die Verurtheilung kämen noch in Betracht die Schriftsachverständigen; im Dreyfusprozeß fünf, im Zolaprozeß kommen zu ihnen andere. Zwei erklären, daß der Bordereau nicht von der Hand des Dreyfus herrühre; drei sind entgegengesetzter Ansicht; die Verurtheilung erfolgt, obgleich für die Verurtheilung sich auch Bertillon einsetzte; im Zolaprozeß spielen diese vereideten Sachverständigen gegenüber den ersten Gelehrten und Kennern Frankreichs, die sich auf den entgegengesetzten Standpunkt stellen, bald eine klägliche, bald eine infame Rolle. Auch hier findet sich das burleske Element; es ist vertreten durch Bertillon, den übergeschnappten Narren, der aus seiner berühmten Festungszeichnung Schuld und Unschuld beweist. Neben Bertillon vermißt man noch eine Gestalt — die Wahrsagerin.

Die höchste Stufe repräsentirt dann der General Mercier, der Kriegsminister zur Zeit des Dreyfusprozesses.

Mercier ist zunächst der Verfolgte der Antisemiten. Er fürchtet unmittelbar vor der Dreyfusaffaire seinen Sturz, weil er einen Schwindler, der großartige militärische Entdeckungen gemacht haben will, und der als Schwindler erklärlicherweise von den Nationalisten und Antisemiten protegirt wird, einen gewissen Turpin, nicht ernst nehmen will. Als die Dreyfusaffaire auftauchte, hat das Antisemitenblatt, die „Libre Parole“ sogleich davon Kenntniß, und eine neue Hetze beginnt gegen Mercier, weil er angeblich den Verhafteten der Bestrafung entziehen will. Um den neuen Ansturm, der gegen ihn loszubrechen droht, zu beschwichtigen, erklärte General Mercier am 28. November 1894 einem Redakteur des „Figaro“, daß gegen Dreyfus „rapports accablants“ vorlägen, und er fügte hinzu:

„Tout ce que l'on peut répéter, c'est que la culpabilité de cet officier est absolument certaine“

Welch unerhörte Stellungnahme vor einer rechtskräftigen Verurtheilung; und welch eine lügnerische Frivolität ist diese Behauptung von der absolut sichern Schuld des Angeklagten gegenüber der Thatsache, daß sich die vorliegende Anklage auf nichts stützt als auf den Bordereau, der von „Sachverständigen“ nur mit drei gegen zwei Stimmen als das Werk von Dreyfus erklärt worden war.

Nachdem General Mercier sich so weit eingelassen hatte, wäre ein Freispruch in der Anklage gegen Dreyfus für ihn vernichtend gewesen. Die Verurtheilung mußte er also in seinem Interesse vom Kriegsgericht erzwingen.

Als man ihn fragte, ob er dem Kriegsgericht Akten vorgelegt habe, die weder Dreyfus noch sein Vertheidiger kannten, schwieg er; als man die späteren Minister fragte, ob derartiges sich ereignet habe, verkrochen sie sich hinter die geheime Verhandlung des Kriegsgerichtes, die ihnen verbiete zu sprechen; ein nackter Unsinn und eine klare Bestätigung der stattgehabten Vergewaltigung. Schon einmal hob ich bei Besprechung dieses Ereignisses hervor, daß wenn über die Verhandlungen des Kriegsgerichts Geheimhaltung proklamirt sei, man doch nicht geheimnißvoll eine Ableugnung über Dinge zu verweigern brauche, die nur fälschlich dem Kriegsgericht zugeschrieben worden sind. Also General Mercier hat das Kriegsgericht vergewaltigt; er hat eine schreiende Gesetzesverletzung begangen, und obgleich das jeder urtheilsfähige Mensch, vom Präsidenten abwärts, in Frankreich weiß, bleibt Dreyfus auf der Teufelsinsel.

In der Reihe der Generäle folgen der General Billot, Kriegsminister vor Cavaignac, der Generalstabschef Boisdeffre, die Generäle Gonse und Pellieux.

Gonse ermuthigt Picquart zu seinen Nachforschungen, die ihre Spitze gegen Esterhazy richten; dann erfolgt der Umschlag. Gonse muß auf die Gefahren dieser Forschungen aufmerksam gemacht worden sein, und nun wiederum eine Infamie der höchsten Generalität.

Man gebietet Picquart nicht einfach Halt; man weist ihm nicht seinen Irrthum nach; man deportirt ihn vielmehr eilig nach Afrika, und man sucht ihm eine Aufgabe zuzuweisen, die, wenn sie der unmittelbare Vorgesetzte von Picquart in Afrika nicht verhindert hätte, voraussichtlich eine ja nützliche Wirkung gehabt hätte, wie das ausgezeichnete Rasirmesser von Henry.

Wie Mercier das Kriegsgericht, das über Dreyfus urtheilte, vergewaltigt hatte, so vergewaltigen die Generäle Gonse, Pellieux und Boisdeffre das Geschworenengericht, das über Zola aburtheilte. Bei diesem Prozeß darf über den Fall Dreyfus Niemand sprechen; er müßte denn Beweise für die Schuld von Dreyfus herbeizuschleppen bereit sein. Daß thun alle drei Generäle; sie verbürgen sich für die Schuld von Dreyfus; Pellieux theilt den Geschworenen das von Henry gefälschte Aktenstück mit; man appellirt an die Furcht, man droht mit Krieg, und Boisdeffre erschreckt seine Landsleute überdies mit der fürchterlichen Ankündigung, daß er zurücktreten werde, was er denn später auch nach weiteren Bloßstellungen zu thun sich gezwungen sieht, und dieses Ereigniß vollzieht sich nunmehr recht tonlos.

Dieser Generalstabschef Boisdeffre ist gleichfalls einer von denen, die einen Zug komischer Bornirtheit zu dem Bilde beisteuern. Er ist es, der im letzten Winter auf einer Soiree der Prinzessin Mathilde so unvorsichtig ist, von den geheimsten der geheimen Schriftstücke, die Dreyfus belasten, zu erzählen, von den Briefen unseres Kaisers an diesen jüdischen Offizier und „Spion“ in Frankreich. Als die Prinzessin Mathilde mit lautem Hahn, so daß es die Umstehenden hören, dem General antwortet, entfernt er sich vom Feste. Die „Aurore“ hat die zutreffende Entdeckung gemacht, daß außer diesen Briefen des Kaisers an Dreyfus, es auch Briefe unserer Kaiserin an Frau Dreyfus gebe; und einer lautet etwa: „Meine liebe Frau Dreyfus, kommen Sie nur nach Berlin; ein kleines Kotelette werden wir für Sie bei uns immer noch auftreiben können.“ Mit 27000 Francs ist die Tinte und das Papier solcher Briefe recht auskömmlich bezahlt.

General Pellieux fiel noch eine besondere Aufgabe zu; gemeinsam mit dem General Lurer und dem Kommandanten Ravary hatten sie Walsin Esterhazy weiß zu waschen.

Noch bevor Picquart, den die Regierung mit ängstlichster Hartnäckigkeit von Paris fern zu halten suchte, nach der französischen Hauptstadt zurückgekommen war, nahm General Pellieux bei Picquart eine Haussuchung vor, um womöglich durch eine belastende Beschlagnahme Picquart's Zeugniß gegen Esterhazy entkräften zu können. Eine solche Haussuchung ohne Anwesenheit des Besitzers der Effekten war eine nackte Ungesetzlichkeit. Pellieux, Lurer, Ravary stellten darauf gemeinsam fest, daß Esterhazy, bei dem nie eine Haussuchung stattfand, eine Perle der französischen Armee sei.

Esterhazy's Vergangenheit ist aber miserabel; sein Ulanenbrief beweist seinen französischen Patriotismus und dann hatte im Mai 1896 Picquart ein Kartentelegramm folgenden Inhalts aufgefangen:

„Monsieur le commandant Esterhazy

27 Rue de la Bienfaisance à Paris“.

„J'attends avant tout une explication plus détaillée que celle que vous m'avez donnée, l'autre jour, sur la question en suspens. En conséquence, je vous prie de me la donner par écrit, pour pouvoir juger si je puis continuer mes relations avec la maison R . . ou non.“

Als Picquart dieses Schriftstück du Paty de Clam zeigte, sagt der bekanntlich: „c'est l'écriture de M Matthieu Dreyfus“; du Paty hat nämlich behauptet, daß der Bordereau die nachgemachte Schrift von Matthieu Dreyfus aufweise; Bertillon aber rief noch unbesonnener: „c'est l'écriture du bordereau“. Hervorragende Sachverständige erklären, daß der Bordereau von Esterhazy geschrieben sei, und du Paty und Bertillon sahen auf den ersten Blick, daß Bordereau und Kartenbrief einen Verfasser haben; aber es gelang doch den Generalen Pellieux und Luxer und dem Kommandanten Ravary unter Zuhilfenahme geeigneter Schriftdeuter Esterhazy für einen tadellosen Ehrenmann zu erklären.

Und auf diese Reinigung eines ausgemachten Lumpen erfolgte alsdann während des Zolaprozesses das Widerwärtigste im Verlaufe dieser widerwärtigen Ereignisse; die Proklamirung Esterhazys mit Händeschütteln, Umarmung, Hochrufen und lärmenden Ovationen als eines der Begeisterung werthen nationalen Heros. Daß dieser Mann, der in seinen Briefen eine solche cynische Verachtung Frankreichs bekannt hatte, — Voilà la belle armée de France! c'est honteux! Et si ce n'était la question de position, je partirais demain — daß er unbeschadet solcher Aeußerungen so gefeiert werden konnte, war der vollgiltige Beweis für die moral insanity der Pariser manifestirenden Bevölkerung und jener Presse. die Picquart und den zu einem Jahre Gefängniß verurtheilten Zola in den Koth zogen; das war der traurige Gipfel der Erniedrigung Frankreichs. Dagegen ist die jetzige Verherrlichung des Fälschers Henry

„— ce bon citoyen, ce brave soldat, ce serviteur héroique des grands intérêts de l'Etat“ in der „Gazette de France —“

eine Kleinigkeit, weil an ihr nur noch ein winziger Theil der Presse theilnimmt.

Diese Vorgänge spielten sich ab unter dem Ministerium Méline, während General Billot Kriegsminister war.

General Billot verstand sich dazu, „un officier supérieur“ zu Clemenceau zu senden, der diesem folgende Eröffnungen über den Standpunkt des Kriegsministers machte: Die Eröffnungen sind mitgetheilt in der „Aurore“ am 17. August, und Billot wagte der Veröffentlichung nicht zu widersprechen; sie lauten:

1. Que, sur son honneur, il tenait Dreyfus pour coupable.

2. Que, dans l'affaire du jugement, le général Mercier avait fait des sottises.

3. Que lui, Billot, s'y serait pris autrement, et qu'il se serait débarrassé de Dreyfus en l'envoyant dans un endroit d'où il ne serait pas revenu.

4. Qu'il attendait de moi que je lui donne un coup de main pour en finir avec les juifs.

Wie Billot sich an Clemenceau wandte, so wandte sich Boisdeffre an Rochefort und ließ ihm Eröffnungen über die Kaiserbriefe machen. Und dieser Kriegsminister, der sich eines Verurtheilten einfach „debarrassiren“ will, gesteht vertraulich ein, daß General Mercier „Sottisen“ gemacht habe, während er im Parlament auf sein Ehrenwort und überdies viermal erklärt, daß Dreyfus „légalement“ verurtheilt worden sei.

Dieser selbe General Billot verstand sich dazu, aus dem machtvollen Manifest Zola's, „J'accuse“, ein paar Zeilen zur Anklage herauszugreifen und sich an die Gerichte mit folgendem, jeder Logik spottenden Schreiben zu wenden:

„Si le ministre de la guerre ne croit pas devoir porter plainte pour les personnes ci-dessus rappelées, non plus que pour le conseil de guerre qui a rendu le jugement de 1894 dont l'autorité doit rester entière, nous ne saurions admettre que la justice militaire soit suspectée dans son indépendance et accusée d'avoir rendu „par ordre“ le 11 janvier courant une sentence inique, et commis une erreur juridique en acquittant sciemment un coupable.“

Das Kriegsgericht von 1894, die Mercier, du Paty de Clam u. s. w. brauchen in ihrer Ehre nicht geschützt zu werden, weil der Versuch des Schutzes zu ihrer Bloßstellung führen müßte; dagegen soll das Esterhazy-Kriegsgericht vom 11. Juni 1898 gerächt werden, und es werden die Worte Zola's incriminirt:

„J'accuse le second conseil de guerre d'avoir couvert cette illégalité, par ordre, en commettant à son tour le crime juridique d'acquitter sciemment un coupable.“

Mit diesem jesuitischen Vorgehen Billot's, das der procureur général Bertrand gewiesen hatte, springen die Ereignisse zu den Zivilbehörden hinüber.

Van Cassel vertritt als Staatsanwalt die Anklage, die sich gegen ein Paar Dutzend Worte Zola's richtet, wo ganze Spalten des logischen Zusammenhanges wegen hätten incriminirt werden müssen, wenn man vor die Gerichte gehen wollte. Der Gerichtspräsident Delegorgue leitet die Verhandlungen, in denen man gegen Zola, seine Vertheidiger und Zeugen ungestraft tobt; sie in der Vertheidigung nie die Punkte berühren läßt, die die Generale Boisdeffre, Gonse, Pellieux frei und ausführlich berühren können. Und schließlich, als die Waage sich doch zu Gunsten von Zola zu neigen scheint, da folgt die Scene, in der die Generale die Geschworenen einschüchtern und vergewaltigen.

Der Untersuchungsrichter Bertulus ist endlich dahin gelangt, durch eine Fülle von Beweismitteln den Verdacht zu klarer Sicherheit zu bringen, daß Esterhazy jene Blanche- und Esperanza-Schriftstücke abgesandt und inspirirt hat, die Picquart verderben sollten. Der Vetter von Esterhazy bestätigte dies bekanntlich öffentlich. Dieser Vetter Christian erhob auch öffentlich die Anklage, daß Walsin ihn und seine Mutter um 38500 Francs unter Vorspiegelung falscher Thatsachen betrogen habe. Walsin schrieb an Christian Esterhazy einen Brief, in dem es heißt:

„J'ai été, au lycée Bonaparte, l'ami et le camarade d'Edmond de Rothschild avec lequel j'ai toujours été dans les meilleurs termes. . . . .

Cette relation et cet appui, mon cher ami, je les mets de tout coeur à votre service à condition, n'est-ce pas? que je pourrai compter sur votre discrétion entière“.

Edmond de Rothschild kennt aber gar nicht Walsin Esterhazy und hat niemals jene 38500 Francs erhalten, die Christian Esterhazy seinem Vetter geschickt hatte, damit sie bei Rothschild hinterlegt würden, der aus „Freundschaft“ das Kapital mit 25 Proz. verzinsen sollte.

Gegen Christian Esterhazy ging man nicht wegen Verleumdung vor; man ging nicht gegen die Uebrigen vor, die den französischen Offizier Walsin Esterhazy öffentlich Escroc nannten, aber man konnte es schließlich doch nicht verhindern, daß der Untersuchungsrichter Bertulus Fräulein Pays und Walsin Esterhazy auf Grund dieses belastenden Materials gefänglich einzog; doch nunmehr intervenirte der procureur de la République Feuilloley und von den höheren richterlichen Instanzen gedeckt, setzte er es durch, daß sowohl Walsin Esterhazy wie seine Freundin, die Pays, als unverdächtig enthaftet wurden, und daß man gegen du Paty de Clam gar nicht vorging, obgleich Christian Esterhazy seinen Vetter der Unterschlagung, der Vorspiegelung falscher Thatsachen und ihn und du Paty der gemeinsamen Fabrikation der für

Picquart bestimmten falschen Depeschen öffentlich angeklagt hatte.

Nur dazu versteht man sich, den etwas unbequem gewordenen „brave camarade“ des Zolaprozesses, der öffentlich Escroc genannt wird und dem man öffentlich die Summe nennt, die er monatlich als Spion erhalten hat, in geräuschloser Verhandlung aus dem Offizierstande zu entfernen. Die Ehrenlegion schmückt wohl noch Esterhazy verdientermaßen — der Name des Ordens besagt genug — während in großer Sitzung der Ordensrath Zola für unwürdig des Ordens erklärt hatte.

Das Schicksal Picquart's hebt sich eindrucksvoll von dem Esterhazy's ab.

Sobald Picquart aus Afrika zurückberufen war, wurde er verhaftet, und er wurde aus der Armee entfernt, zu einer Zeit, als Esterhazy von einem anderen Kriegsgericht jeder Schuld für ledig erklärt wurde und noch als Nationalheld sich feiern ließ. Nachdem Bertulus dann auf Grund einer erdrückenden Beweislast die Verhaftung von Esterhazy vorgenommen hatte, nahm der Nachfolger von Billot im Kriegsministerium, Herr Cavaignac, der ausgleichenden Gerechtigkeit wegen auch die Verhaftung von Picquart vor; er soll angeblich dem Advokaten Leblois geheime Aktenstücke mitgetheilt haben; wegen der Veröffentlichung der zahlreichen geheimen Aktenstücke des Dreyfus-Prozesses in den Blättern des Generalstabes hat freilich niemals auch nur eine Untersuchung stattgefunden; und während Esterhazy bereits frei ist und vielleicht demnächst als entflohen gemeldet werden wird, wartet Picquart, gegen den nichts vorliegt, noch auf seine Enthaftung.

Die Verhaftung von Picquart war der Geniestreich von Cavaignac. Cavaignac hatte eben seinen großen Triumph in der Kammer gefeiert und mit seiner Rede sollte die Dreyfusangelegenheit nun endgültig in ein festes Gradgewölbe eingeschlossen sein. Da erlaubte sich Picquart in einem offenen Brief an das Ministerium zu bemerken, daß zwei Beweisstücke, auf die Cavaignac sich stützte, keinen Bezug auf Dreyfus hätten — dieselbe Aussage hat Henry gemacht — und das dritte Beweisstück mit deutlichstem Hinweis auf Dreyfus sei eine Fälschung — das hat der Fälscher Henry dann durch seinen Tod bestätigt. Cavaignac scheint schließlich durch die Verhältnisse gezwungen worden zu sein, Henry preiszugeben, und nachdem seinem vor der Kammer producirten entscheidenden Beweisstück jeder Werth genommen ist, und nachdem dieser Mann seine Vorsicht und seine Zuverlässigkeit selbst so erschüttert hat, ging er zwar aus dem Ministerium, aber maßt sich doch das Recht und vor Allem die Autorität an, als eben Düpirter zu behaupten, daß er durch die anderen Beweismittel keineswegs düpirt worden sei und für die Echtheit sich verbürge.

Auch hier die Mischung von frivolem Leichtsinn, die in verantwortungsvollster Lage behauptet, ohne zu prüfen, mit anmaßender, ehrgeiziger Beschränktheit, die gar nicht erwartet, daß die fortgesetzten pathetischen Betheuerungen eines nach solchen Warnungen und nach solchen öffentlichen Diskussionen zu Gefäuschten an Komik grenzen.

Zu erwähnen sind dann noch die Maßregelungen einer Reihe von Professoren, die so selbständig waren, öffentlich auszusprechen, daß sie an die Unschuld von Dreyfus glauben; so wurde der Professor der Mathematik Andrade zu Rennes, révoqué; Grimaux, Professor der Chemie an der Polytechnischen Schule wird verabschiedet, und Stapfer, doyen de la Faculté des lettres zu Bordeaux wird suspendirt; man braucht nicht gerade in einer „freien“ Republik zu leben, um die Behinderung der offenen Meinungsäußerung mit diesen Mitteln des Polizeistaates armselig zu finden.

Nur ein führender, leitender Mann hat unter diesen Verhältnissen Voraussicht bewiesen. Vor seinem Charakter wird man freilich keine Achtung zu haben brauchen; denn auch er mußte wissen, wie es um Dreyfus steht; aber wenigstens ist seine Klugheit superieur, und auch das ist schon etwas. Der frühere Ministerpräsident Méline wußte, was er that, als er sagte und an diesem Standpunkt unbeirrt fest hielt: eine Dreyfusaffäre gibt es für die Regierung nicht, sie ist abgethan; er wußte, daß die Solidität dieses verbrecherischen Baues beweisen wollen, seinen Zusammenbruch unabwendbar machen heißt. Rühre nicht, ach rühre nicht daran, war seine kluge Devise, die Cavaignac mit so energischer und so glücklicher Beschränktheit außer Acht ließ.

Ueber diesen Zuständen aber thront der Präsident Faure, der Kasimir Perier ersetzt hat, und Periers Sturz hängt möglicherweise auch mit der Dreyfus-Angelegenheit bis zu einem gewissen Grade zusammen. Was that Faure in Verhältnissen von so großem Ernst für Frankreich? Nichts. Er blieb die unpersönliche, repräsentative Null, zu der das Parlament und die Zeitungen den Ruheliebenden, die Anfeindungen fürchtenden französischen Präsidenten erzogen haben.

Und dieses Parlament, das die Minister stürzt, und dem Präsidenten mit goldenem Schloß den Mund und mit goldener Kette die Arme bindet, ist selbst seit längerer Zeit so gänzlich urtheils- und aktionsunfähig, daß heute die besonnenen Zeitungen der verschiedensten Richtungen vor einem die Regierung insbesondere warnen: Man berufe in keinem Falle die Kammern, wenn die Verwirrung nicht auf das Höchste gesteigert werden soll.

Freilich diese Zeitungen selbst versagten zum Theil vollkommen. Es wiederholte sich da eine Erscheinung, die man auch in anderen Ländern schon beobachten konnte. Die kleineren Blätter sind weit eher im Stande, eine Campagne zu eröffnen, die tiefe Gegensätze in der Bevölkerung hervorruft, während die großen Blätter, die ein ansehnliches Stück Geld repräsentiren, oftmals fürchten, daß der Gegensatz auch ihre Leserschaar zerreißt und damit die großen in der Zeitung steckenden Kapitalien schädigt. Die kleinen Blätter erwiesen sich auch in Frankreich als eine politisch brauchbare Waffe, während die großen französischen Zeitungen in ihrer zurückhaltenden ängstlichen Vorsicht sich weniger um das politisch Nothwendige, als um das geschäftlich Nützliche kümmerten. Die Haltung des „Figaro“ ist dafür typisch, der zu Beginn dieses Jahres demüthig Abbitte leistete, weil er die Revision verlangt hatte und der sie nun heute wieder zu verlangen wagt.

So gewährte auch die angesehene urtheilsfähige Presse der Bevölkerung keine Leitung, die sich fortreißen und terrorisiren ließ von jenen korrupten Zeitungen, die am lautesten von der Ehre Frankreichs und der Ehre der Armee brüllten und damit wie stets in Frankreich auf Erfolg rechnen konnten. Und wie diese Vertheidiger der Ehre Frankreichs und der Armee immer an die schlechtesten Instinkte appelliren, so appelliren jetzt diese Helden an die französische Furcht, indem sie lächerlicher Weise sagen: Die Revision ist der Krieg.

Bei solchen Zuständen gehörte ungewöhnlicher Muth dazu, den Kampf mit all diesen feindlichen Gewalten aufzunehmen. Der erste, der das wirkungsvoll that, war Bernard Lazare, der in mühevoller Arbeit an die Stelle vager Vermuthungen in seinen Broschüren über Dreyfus Thatsachen, Ermittlungen, logische Schlüsse setzte und damit den Erörterungen die nothwendige solide Unterlage schaffte. Dann trat der noble Scheurer-Kästner hervor, der als anständige Natur an einen Rechtsirrthum glaubte, wo bewußte Rechtsvergewaltigungen vorlagen, und der diesen Irrthum naiver und echter Vornehmheit mit einer vollständigen Niederlage büßen mußte. Sein Hervortreten hatte doch einen Nutzen; die anständigen Menschen in Frankreich begannen aufzuhorchen; aber in diesem demokratischen Lande war ohne die Massen ein Erfolg unmöglich. An sie wandte sich Zola. Man hat ihm hier und dort eine gewisse Maßlosigkeit zum Vorwurf gemacht; mit Unrecht. Wenn man die Zustände in Betracht zieht, gegen die er zu kämpfen hatte, diese Korruption, dieser Cynismus,

diese Theilnahmlosigkeit, diese Urtheilsunfähigkeit der Massen, so konnten nur Donnerworte sich Gehör verschaffen. Und sie standen ihm zu Gebote: zu ihm gesellte sich der Vertheidiger Labori, dann für den Tageskampf Yves Guyot, Clemenceau, Jaurès mit ihrer unerbittlichen Feder; ferner der Senator Trarieux, der mit klarer Sachlichkeit immer erneut die strenge Gesetzlichkeit reden ließ, und endlich Picquart, diese sympathischste, aufrechte Gestalt, voll Klarheit, Sachlichkeit, Besonnenheit, maßvoll und fest, der ohne ein pathetisches Wort seinen Lebenslauf und seine Freiheit für die Gerechtigkeit zu opfern bereit war. Diese Vorkämpfer waren schließlich umgeben von der geistigen Elite Frankreichs, den Gaston Paris, Paul Meyer, Monod, Bréal, Anatole France, Octave Mirbeau, Professoren aller Fakultäten, stillen Gelehrten, Schriftstellern, Künstlern. Sie kämpften in Wahrheit einen Kulturkampf, für den Boulanger und Panama nur ein schwaches Vorspiel waren.

Höhnend sprach man in Frankreich von diesem Kampf der „Intellektuellen“, und es ist wirklich bezeichnend, daß die Gelehrsamkeit, die Litteratur und die Kunst die Kämpfer stellen mußte, während die Politiker bis auf ganz wenige Personen vollständig versagten. Aus dieser Thatsache erklären sich die Schicksale des modernen Frankreich. Die Macht korrumpirt dort in Kürze jene Personen, Kreise und Schichten, die sie ausüben. Der Durchschnitts-Franzose unterliegt schnell dem corrumpirenden Einfluß der Macht, und die Regeneration erfolgt dann immer wieder gewaltthätig, stoßweise, durch Elemente, die von der Macht ausgeschlossen waren oder die der Macht fern standen. Dies Schauspiel bleibt stets dasselbe, ob es sich um das Kaiserreich, um das Königthum oder um die Republik handelt, und vielleicht bietet die Republik nur den Vortheil, daß die größere Elastizität der Institutionen eher eine innere Erneuerung gestattet, als unter dem Imperialismus oder Royalismus, wo die Erneuerung mit dem Zusammenbruch zusammenfällt.

Daß man aber auch jetzt dicht vor der gewaltthätigen Revolution stand, ist zweifellos; sollte der Ruf nach Gerechtigkeit und Ehrlichkeit erstickt werden, so war man gezwungen, die Presse zu knebeln und der Elite Frankreichs den Mund zu schließen, denn wie unempfindlich auch die Gewissen sind, das Trommelfell der gewissenlosesten Menschen erträgt es nicht, wenn man sie täglich und stündlich mit lauter Stimme tiefer Korruption bezichtigt. Man stand also vor der brutalen politischen Reaktion, die Ultramontane, abenteuernde Umstürzler und antisemitisches Gesindel ans Ruder bringen sollte.

Die Rechtsfragen, um die sich diese Gegensätze herumkristallisirt haben, erscheinen heute verblüffend einfach. Dreyfus ist unschuldig, und Esterhazy ist der Spion und der Verfertiger des Bordereau. Dunkel bleibt nur, aus welchen Motiven Dreyfus geopfert wurde, und aus welchen Motiven Esterhazy unter allen Umständen gerettet werden soll. Vielleicht, daß die rechtzeitige Flucht von Esterhazy und einige weitere Rasirmesser diese Dunkelheit verewigen, wie auch der geheimnißvolle Tod des Spitzels Lemercier-Picart die mit seinen Fälschungen zusammenhängenden Fragen ungelöst ließ.

Wir in Deutschland können nur wünschen, daß den edlen Elementen Frankreichs die schwierige Regeneration ihres Vaterlandes wiederum gelingt. Nicht, weil wir auf deutschfreundliche Gesinnungen in diesen Kreisen zu rechnen haben; aber auf echten französischen Patriotismus, auf Pflichtgefühl und Besonnenheit, und Pflichtgefühl, Besonnenheit und echter französischer Patriotismus werden nicht mit dem leichtfertigen Cynismus gewissenloser Abenteurer europäische Katastrophen heraufbeschwören.

P. Nathan.

Zu Tolstoi's siebzigstem Geburtstag.

9. September 1898.

Mit dem Worte „Geburtstag“ verbindet sich der Gedanke an Glückwunsch. Wo es sich aber um einen siebzigsten Geburtstag handelt, da tritt natürlicher Weise die Frage herzu, ob man den Gefeierten auch mit Recht glücklich preisen dürfe. Diese Frage wird dem außerordentlichen russischen Dichter gegenüber, dessen Lebenswerk seit bald zwei Menschenaltern alle Kulturnationen der Welt immer wieder beschäftigt, mit um so größerer Berechtigung aufgeworfen, als ihre Beantwortung zur Charakteristik dieser fascinirendsten Gestalt der Schriftstellerwelt der Gegenwart viel beiträgt, ja den Hauptpunkt trifft, auf den es bei einer biographischen Erforschung dieser wunderbaren Erscheinung ankommt. Denn nicht zum Wenigsten wird durch das Harmonische, das aus dem Lebensbilde des Grafen Leo Tolstoi uns entgegentritt, unser Blick so sehr gefesselt. Wir stehen einer Ausnahme auch unter Seinesgleichen d. h. unter den großen Männern gegenüber. Nur zu oft ist die Gabe des Gemüths von ruhelosem, vergeblichem Ringen nach dem Glück des Seelenfriedens begleitet; man denke an Byron, an unsern H. v. Kleist, an Leopardi und an so viele andere! Dem russischen Dichter aber war in jedem Zeitpunkte seines Lebens die gerade zu seinem jeweiligen Alter und den betreffenden Neigungen passende Thätigkeit beschieden, worauf wohl das höchste Glück beruht, auf das ein Mensch Anspruch machen kann.

Nach frühzeitig absolvirten Studien kam der adlige Jüngling nach dem Kaukasus und wurde Offizier in einer Artilleriebrigade am Terek. Jagd und die Gefahren kriegerischer Konflikte mit den halbwilden, ritterlichen Bergvölkern — was konnte ein thatenfroher junger Mann als täglichen Lebensreiz sich Besseres wünschen? In seinem Buche „Die Kosaken“ ist die Erinnerung an jene Jugendjahre aufbehalten; ein Duft wie von Waldesschatten und eine Frische wie aus kühlen, tiefen Schluchten geht von dem Buche aus und neben den kriegerischen Silhouetten des Lagerfeuers gleiten die Schatten schlanker Mädchen hin.

Dem Geplänkel folgte der ganze Ernst des wirklichen Krieges, die Ereignisse der Krim. Tolstoi, der Donauarmee des Fürsten Gortschakow zugetheilt, macht das mörderische Gefecht an der Tschernaja mit und vertheidigt als Kommandant einer Batterie, Sebastopol beim Sturm des 8. September 1855. Die Schlachtenbilder in seinem gewaltigen Roman „Krieg und Frieden“, die Schilderungen namentlich der Artilleriekämpfe bei Austerlitz und später in der furchtbaren Schlacht von Smolensk, sind nicht phantastische Erfindungen; man spürt es durch, auch wenn man es nicht wüßte, daß derjenige, der so was zu schreiben vermochte, selbst Pulver gerochen und den wilden Rausch wie die Schrecknisse des Krieges selbst erfahren hatte.

Den thatenreichen Jugendjahren, einem scheinbar ganz nach außen gerichteten Leben, — scheinbar, denn ein Dichter wie Tolstoi konnte niemals bloß nach außen leben, — folgte 1861 die Rückkehr des nun dreiunddreißigjährigen Mannes auf sein väterliches Erbgut Jasnaja Poliana. Hier begann nun im Frieden häuslichen Glückes und neben den gesundheitstärkenden Mühen, Freuden und Pflichten, die mit der Bewirthschaftung eigenen Grundbesitzes verbunden sind jene gewaltige litterarische Thätigkeit, die der Graf bis auf den heutigen Tag fortgesetzt hat und die gleich in den ersten Decennien zwei Meisterwerke ersten Ranges entstehen ließ. Die einzigartige Epopöe über Napoleons russischen Feldzug „Krieg und Frieden“, vier Bände in vier Jahren, war die erste dieser Schöpfungen der Stille und der Vollkraft; zehn Jahre später, von 1875—1878, entstand „Anna Karenina“, der berühmte Ehebruchsroman von so ganz anderer Physiognomie als andere Romane, die dasselbe Problem behandeln, namentlich als alle französischen. Und daneben und darüber hinaus setzt sich diese ursprüngliche

Produktion, die sich keine litterarischen, sondern humane Ziele steckte, in Werken kleineren Umfanges fort, in bedeutsamen Erzählungen, in der Aufzeichnung der eigenen Jugendgeschichte, in dramatischen Sittengemälden, so in dem furchtbaren, aus tiefem Erbarmen mit der Stumpfheit des Volkes hervorgegangenen Drama: „Die Macht der Finsterniß" und in der satirischen Komödie: „Früchte der Bildung", die das russische Dienstbotenwesen auf so köstliche Weise darstellt. So verfloß im Frohgefühl einer aus unergründlichen Tiefen schöpfenden, niemals versagenden, niemals versiegenden Schaffenskraft das Mannesalter.

Mit den Jahren, die den Lebensabend einleiten, blieb zwar diese Kraft dem Dichter treu; aber stärker als bis dahin trat der sozialreformatorische Zug in ihr hervor, der unter anderem auch eine Menge pädagogisch berechneter Volkserzählungen zeitigte. Eine freie Schule wurde auf dem Gute gegründet, ein Lesebuch in vier Theilen fürs russische Volk geschrieben, eine eigene Zeitschrift „Jasnaja Poljana" (nach dem Landgut benannt) herausgegeben, kurz eine Thätigkeit entfaltet, die so sehr an die Thätigkeit des Verfassers von „Lienhard und Gertrud" gemahnt, daß man Tolstoi den russischen Pestalozzi unseres Jahrhunderts nennen dürfte. Und da nun der Graf bereits seit geraumer Zeit sein eigenes tägliches Leben auf die einfachsten Bedingungen zurückgeführt hatte, um es für die Bauern seiner nächsten Umgebung und für die weiteren Kreise, die seinen Lehren lauschten und auf ihn blickten, vorbildlich zu machen, so prägte sich allmählich die Gestalt des dichtenden und lehrenden Landedelmannes in jene eigenthümliche Prophetengestalt um, die in ihren asketischen Allüren einen gewollten Gegensatz zu unserem modernen Leben darstellt und daher in Rußland selbst wie auch im Ausland manchen Mißdeutungen ausgesetzt ist. Doch darf auch in dieser Beziehung hervorgehoben werden, wie gleich den früheren Phasen im Leben Tolstoi's auch die jetzige eine dem Alter höchst konforme ist. Denn wie ein bewegtes, thatenfrohes Getriebe den natürlichen Ansprüchen der jungen Jahre gemäß ist, so findet der Greis sein bestes Glück in einer nach der Billigung der Welt nichts mehr fragenden, rücksichtslosen Verwirklichung seiner individuellen Ideale, in einem Leben, das ganz nach seiner Ueberzeugung, nach seinem Wahrheitsbedürfnisse eingerichtet ist, in einer Isolirung, die ihm die Vertiefung seiner Gedankenwelt gestattet, von ahnungsvollen Schauern vor dem Ewigen ausgefüllt und dem Versuche geweiht ist, die mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens auf einfache heilige Gesetze zurückzuführen. Und wenn sich gleichzeitig bei Tolstoi ein starker mystisch-religiöser Hang geltend macht, der allen seinen Schriften der letzten Jahre die Signatur gibt, so ist auch dieser Zug dem höheren Alter gemäß, das, überhaupt gern der frommen Kindheit gedenkend, auch mit einer Art von Sehnsucht jenes ersten frommen Kinderglaubens sich erinnert, in dem die Seele einst so ruhig, so rein glücklich war.

Ueber Tolstoi's Werke, selbst über die an Umfang unbeträchtlichsten, wie z. B. über die Aufsehen erregende Novelle „Die Kreuzersonate" ist namentlich auch in deutschen Landen so unendlich viel geschrieben und debattirt worden, daß es nicht angebracht wäre, hier auf diese Schöpfungen analysirend einzutreten. Jeder Gebildete kennt sie. Nur auf Eins möchte ich aufmerksam machen, weil es ebenfalls zur Charakteristik der glücklichsten Harmonie im Wesen dieses großen Mannes gehört, darauf nämlich, daß jene mystisch-religiöse Richtung, die Tolstoi im Schaffen seiner späteren Jahre immer entschiedener eingeschlagen hat, in seinen Hauptwerken bereits deutlich vorgezeichnet ist und man ihm also auch die wichtige, glückliche Eigenschaft der Treue gegen sich selbst vindiziren muß. Der bekannte Ausspruch Tertullians, die menschliche Seele sei von Natur eine Christin, — in dieser Allgemeinheit gewiß sehr ansechtbar — darf auf Tolstoi volle Anwendung finden. Wenn wir ihn in den Schriften seiner letzten Jahre als eifrigen Verkünder der einfachsten und großartigsten Worte der Bergpredigt betreffen, so dürfen wir nur ja nicht übersehen, daß auch seine beiden großen Hauptdichtungen aus der Zeit der Vollkraft seines Schaffens, die in epischer Fülle blühenden, bereits erwähnten Romane, ganz auf den wichtigsten christlichen Prinzipien beruhen und aus ihnen allein in ihrem Zusammenhang mit dem Dichter recht verstanden werden können. „Krieg und Frieden" ist die stärkste Bekämpfung des Heroenkultus und jenes unserm Zeitalter neuerdings durch Nietzsche und seine Nachbeter so geläufig gewordenen Gedankens, daß das Ziel der Menschheit in einigen wenigen höchsten Individualitäten liege, die alle andern Menschen als Heerdenthiere zu behandeln, das göttliche Recht hätten. Nicht hauptsächlich aus feinerem russischen Patriotismus heraus, der freilich in dem Roman über die Niederlage Bonapartes in Rußland machtvoll und schön hervortritt, bekämpft Tolstoi die napoleonische Legende; sondern sein christliches Gefühl stellt dem bloßen Heldenthum der Kraft in diesem Buche überall das Heldenthum der Liebe, der Selbstaufopferung, der Pflichterfüllung im Kleinen in wunderbar ergreifenden Typen gegenüber. Schon die Hauptperson des Romans, der junge Fürst Pierre Besuchoi, muß durch eine ganz im christlichen Sinne gedachte Schule der Leiden und der Läuterung gehen, um zu seinem Glück und innern Frieden zu gelangen; besonders aber sehe man sich die Gestalt jenes gemeinen Soldaten, des Bauern Platon Karatajew an, der zuerst bei jener furchtbaren militärischen Hinrichtungsszene auftritt, wenn man verstehen will, wie Tolstoi schon vor vielen Decennien sich gedrungen fühlte, das Evangelium von dem Himmelreich, das bei den Armen am Geist und bei den Schwachen und Niedrigen ist, in lebendige Gestalten umzusetzen.

Und „Anna Karenina?" Ist dieser die russische Gesellschaft in allen Tiefen und in ihrer ganzen Breite fassende Roman nicht ebenfalls ein Werk, das wie Dantes „commedia" die Gewissen der Zeitgenossen vor den Richterstuhl fordert und verkündet, es könne für den nicht ganz oberflächlichen Menschen keine andere Ruhe geben als die Ruhe in Gott? Jene spätere strafende Schrift gegen die Versündigung an der Ehe, die moralische Tendenznovelle „Die Kreutzersonate" (1890) hat ihre Wurzeln schon in „Anna Karenina". Seiner Haupthandlung nach ist „Anna Karenina" der Roman einer gebrochenen und einer glücklichen Ehe. Die Schlußwirkung soll in der Bestärkung der Ueberzeugung liegen, daß nur in der rechten Ehe wahres, den Menschen nicht erniedrigendes Liebesglück zu finden sei. Glücklicher Weise war, als Tolstoi „Anna Karenina" schrieb, der Dichter in ihm noch stärker als der Moralphilosoph, darum hat er bei der Parallele der beiden Ehen die Aufgabe sich nicht etwa dadurch erleichtert, daß er die ehebrecherischen Liebenden als Menschen unedlen Wesens hingestellt, alle Lichtstrahlen auf das andere, in der Ehe treue und glückliche Liebespaar gesammelt hätte. Auch heißt das Buch nach der ehebrecherischen Frau und sie hat er für die Phantasie des Lesers mit allen Reizen der Schönheit ausgestattet, ihr vor allem den großen Zug der Leidenschaft gegeben, sie zu einer jener Frauen gemacht, die der Franzose, ohne Beimischung von niederem Spott, als „grande amoureuse" bezeichnet, als eines jener wie durch Schicksalsschluß zur Liebe vorausbestimmten, ihr geweihten Wesen, die vermöge dieser Liebe auch Opfer der Liebe werden müssen. Neben der Geschichte der Ehe Anna Karenina's nimmt die Schilderung der seelischen Wandlungen, man könnte fast sagen: der Bekehrung des jungen Gutsbesitzers Ljewin, einer russischen Hamletnatur, die Aufmerksamkeit der Leser am meisten in Anspruch; in ihr liegt das religiöse Hauptmoment des Romans, zu dem der Leser jedoch ebenfalls in durchaus tendenzfreier Weise, durch die Begebenheiten und durch die sie begleitenden philosophischen Dialoge hingeleitet wird.

So ergibt sich demnach für Tolstoi's gesammtes schriftstellerisches Lebenswerk vollkommene Einheitlichkeit und Geschlossenheit, wenn auch in den späteren Schriften des wundersamen Mannes das Poetische durch die lehrhafte Absicht zurückgedrängt und ein Prophetenton vernehmbar wird, der in unserer Zeit einen anachronistischen Beiklang hat.

Was nun diese theologisirenden Moralschriften betrifft,

Bücher wie: „Worin besteht mein Glaube?“, „Worin besteht das Glück?“, „Was sollen wir also thun?“, „Das Himmelreich“, Christenthum und Patriotismus“ u. s. w., so scheint mir, daß sie für Nationen, in denen das religiöse Denken nicht jene stärkende Gymnastik durchgemacht hat, die wir in Deutschland namentlich einem Strauß und anderen neutestamentlichen Exegeten verdanken, größeren Werth besitzen, als für uns. Durch die freie Forschung der protestantischen Theologie haben die Ansichten über das Urchristenthum der Evangelien, auf das Tolstoi immer wieder zurückgreift, längst eine Klärung erfahren und man ist bei uns wohl darüber einig, daß die schroffe, „essäische“ Weltfeindlichkeit des Urchristenthums mit einer normalen und kraftvollen Entwicklung der modernen Kultur unvereinbar ist. Die Kirche selbst, die römisch-katholische wie die protestantische, gibt dies ja indirekt zu durch die Art, wie sie sich ihren Antheil am Weltbesitz zu sichern gewußt hat und durch die verlegene Haltung, die sie gegenüber den Forderungen des Urchristenthums einnimmt, wenn ihr dieselben zuweilen durch Sektirer und andere Fanatiker wieder ins Bewußtsein gerufen werden. Und freiere Geister werden in dieser Beziehung ungefähr den Standpunkt einnehmen, den Nietzsche in seinem „Antichrist“ schärfer als irgend jemand vor ihm formulirt hat, indem er die Unvereinbarkeit der alten christlichen Moralforderungen mit unseren modernen Gesellschafts- und Staatsidealen in glänzender Beweisführung darlegte.

Unter diesen Umständen können wir, wenigstens innerhalb der deutschen Bildungssphäre, in den theosophisch-sozialogischen Schriften Leo Tolstoi's eine kaum praktisch nutzbare Arbeit des Mannes mit dem großen, heißen und edlen Herzen erblicken und stehen wohl auch seiner neuesten Schrift, der Frage nach dem Wesen der Kunst, von vornherein etwas skeptisch gegenüber, da für solche ästhetische Untersuchungen die Kulturstätten von Alt-Hellas immer noch einen Vertrauen erweckenderen Ausgangspunkt bilden, als die mit heiligen Anachoreten bevölkerte Wildniß Palästinas.

Aber diese im Grunde auf Goethe basirte ablehnende Haltung deutscher Geisteskultur gegenüber Tolstoi's moral-theosophischer Mystik wird uns nicht abhalten, seinem Genius die Liebe und Ehrfurcht entgegenzubringen, die ein unablässig den höchsten humanen Zielen geweihtes Leben so sehr verdient. Wo immer, auch abgesehen von seinem dichterischen und didaktischen Schaffen, der Name Leo Tolstoi öffentlich genannt wurde, geschah es in Verbindung mit einer edlen Anregung, mit einem Liebeswerke. Wir erinnern uns seiner unermüdlichen Thätigkeit bei jener Hungersnoth, die vor einigen Jahren in Folge anhaltender Dürre einen großen Theil Rußlands aufs Schwerste heimsuchte; ebenso seines freilich erfolglosen Eintretens zu Gunsten der verfolgten Sekte der Duchoborzen und ähnlicher Kundgebungen. Und wenn wir in seinen Hauptwerken die hohe Meisterschaft künstlerischen Schaffens, eine zuweilen homerische Größe echter Epik bewundern müssen, so drängt sich zugleich doch auch das Gefühl in den Vordergrund, daß der reiche Geist, der diese Werke schuf, nicht nach litterarischem Ruhm trachtete, überhaupt niemals aus schriftstellerischem Ehrgeiz auch nur eine Zeile schrieb, sondern bei all der poetischen Inspiration, die so mächtig in ihm war, im Grunde nur von dem Drange geleitet wurde, dem Guten und Wahren unter den Menschen Raum zu schaffen, aber, wie er selbst etwa sagen würde, das Gottesreich auf Erden begründen zu helfen. Daß ihm hierbei vor allem sein eigenes Volk am Herzen lag, ist selbstverständlich und nur zu billigen. Ihm schenkte er sein Bestes und wurde so Rußlands intensivster Volksschriftsteller. Doch gibt es für seine Hauptwerke längst keine nationalen Grenzpfähle mehr und das mit Recht, nicht bloß um ihrer poetischen Vortrefflichkeit und ihrer sittlichen Güte willen, sondern auch, weil der im schönsten Sinne demokratischeste Dichter unserer Gegenwart allen Völkern noch viel zu sagen hat.

Bern. J. V. Widmann.

Naturgefühl und moderne Dichtung.

II.

Es ist im Rahmen eines Aufsatzes, der vor Allem auch in die moderne Dichtung hineinleuchten will, nicht möglich, die Wandlungen des bezüglichen Empfindungslebens, das immer komplizirter wird, weiter zu verfolgen, die Steigerung zu erkennen, die Shakespeare darin vollbringt, die schwülstige Unnatur des Rococo und der Zopfzeit darzustellen, das allmähliche Neuerwachen natürlichen Fühlens, wie es das Volkslied, Christ. Günther, Brockes, ja nicht zum Letzten der Robinson Crusoe anbahnte, zu schildern. Dann beginnt das Zeitalter der Empfindsamkeit. Rousseau findet das Herz wieder und preist den Robinson. Haller entdeckt gleichsam die Alpen; den Anakreontikern ist der idyllische Zug zum Landleben eigen; Ewald Kleist's bewunderter „Frühling“, Geßner's Hirtendichtung stellen das Landschaftliche immer mehr in den Vordergrund, Klopstock beseelt es schon mit all' der Ueberschwänglichkeit und Erhabenheit seiner Empfindung, und die Göttinger lassen mehr und mehr dem reinen Naturlaut sein Recht. Die Stolberg, Voß, Hölty braucht man nur zu lesen, um ihren Natursinn freundlich zu spüren, und geradezu prächtigen Ausdruck findet er bei Matthias Claudius, dem noch lange nicht genug geschätzten, der in der That naturreinige Gefühlstöne echt Goethe'scher Art **vor** Goethe hat erklingen lassen. In Goethe selbst schließlich vollendet sich die harmonische Verbindung von Geist und Natur; in den herrlichen Liedern seiner Jugend ist eine noch unerreichte gemüthliche Durchdringung alles Gegenständlichen, und nirgends packt diese untrennbare Vermischung von Natur und Geist mehr als im unsterblichen Mondlied: Füllest wieder Busch und Thal.

Wenn wir von diesem Höhepunkt aus herniederblicken auf die Litteratur unseres Jahrhunderts und uns die Frage vorlegen, ob und in welcher Form eine Weiterentwicklung des Naturgefühls eingetreten ist, ob im Speziellen die allermodernste Dichtung daran schöpferisch theilgenommen, so mag manch einer recht spöttisch dreinsehen bei dieser Frage. Und doch darf man getrost behaupten, daß eine Entwicklung da ist. In der Romantik wird allerdings die Goethe'sche Einheit zerstört. Ihr größter Vertreter, Novalis, konnte den ganz ungoethe'schen Satz aussprechen: die reiche Landschaft ist wie eine innere Phantasie. Von hier ist es nicht weit zu dem Satze des Décadencephilosophen Amiel: un paysage est un état d'âme. Heine wiederum bringt nur in der starken Betonung des Meeres (Nordseebilder) einen neuen Zug in die Dichtung; sein Naturgefühl ist im Uebrigen schwach. Die Landschaftsbilder sind entweder Clichés oder unnatürlich; der Fichtenbaum und die Palme sprechen einem innigen Naturgefühl geradezu Hohn. Pappdekoration — mehr nicht! Ein willkürliches Korrigiren der Natur.

Hier setzte die Gegenströmung an. Wenn man Goethe vornimmt und das Landschaftliche in seinen Liedern betrachtet, so fällt es auf, daß er fast nur das Allgemeine der Natur sieht, nur an das Allgemeine seine Stimmungen knüpft. Berg und Thal, Gesträuch und Vogelsang, Wind und Welle, Nebel und Mond kehren immer wieder. Selten oder nie geht er ins Einzelne ein, wenn hier und da auch einmal ein lebendigster Zug der Kleinmalerei entzückt. Heine weiß von solcher intimen Beobachtung noch weniger. Aber da tritt Annette von Droste auf. Und alles ändert sich wie mit einem Zauberschlag. Was bisher nur gro[illegible] linig als annehmbarer Hintergrund für die Handlung, als Mittel zum Zweck der Stimmungserregung, als retardirendes Element, als Träger der Empfindung Interesse hatte und geschätzt war, das Landschaftliche, es fängt [illegible] ein eigenes wundersamstes Leben an. Wenn die alten Poeten, wenn selbst Goethe das Wort „Haide“ sagten, [illegible] war es eine große, röthlich blühende Ebene. Bei Annette wird es tausendmal mehr. Es wird eine Ebene, überreich

an Erika und Haidekraut, und die Bienen hängen sich an die Kronen, in den Kelchröhrchen stecken die kleinen Insekten, Spinnen führen den Tanz und ein Libellenflügel hängt schief im zarten Netze, die Unken rufen vom Sumpfe und das feine schrillende Pfeifen der Maus dringt vernehmlich durch die Herrgottsstille. Mit einem eminenten Realismus ruft die große Westfalin innerhalb der alten großen Linien ein reges Leben wach. Das bislang Uebersehene erhält sein Recht. Ein neues Auge ist plötzlich da und mit ihm eine neue Welt. Der Realismus hat sich die deutsche Lyrik erobert.

Goethe's Lyrik — und das eben ist ja ihre Größe — ist weder rein plastisch noch rein musikalisch. Ein lebhafter Sinn für das Gegenständliche paarl sich glücklich mit einem nicht minder lebhaften für Melodie, und die glückliche Vereinigung beider gibt seiner Dichtung eben das Tanzende, gibt der irdischen Schwere Schwingen. Die nachgoethe'sche Dichtung bemüht sich vergeblich, diese ideale Vereinigung zu erreichen. Die beiden Elemente Goethe'scher Lyrik machen sich in ihr selbständig, trennen sich, und in zwei verschiedenen Linien geht nun die Entwicklung vorwärts. Herrschend bis in die letzten Jahrzehnte blieb zunächst die mehr das rein musikalische Element betonende und fortführende Richtung, die in Geibel ihre höchste Spitze und Vollendung fand, mit dieser Vollendung selbst aber auch erledigt war.

Diese Richtung hatte ein allgemeines Naturgefühl, wie sie allgemeine Menschenliebe hatte. Die einmal geprägten und dann gangbar gewordenen Vorstellungen wurden beibehalten: die Vöglein sangen und der Bach rauschte, am Rhein wuchsen unsre Reben und Maienzeit und Liebestraum entsprachen sich, im Herbst fielen die Blätter und das Herz ward traurig, der Sommer entschwand, und mit ihm ging die Liebe, aber unentwegt blühte blau ein Blümelein, bis der Winter mit dem bekannten weißen Leichentuch auch das bedeckte. So recht kennzeichnend dafür ist Bodenstedt's berühmtes Gedicht: „Wenn der Frühling auf die Berge steigt.“ Da sind dieser Frühlingszeit folgende Attribute gegeben: Im Sonnenstrahl schmilzt der Schnee, das erste Grün zeigt sich am Baum, im Gras sprießt das erste Blümlein, Winterqual ist vorbei, ergo: „O wie wunderschön ist die Frühlingszeit.“ Die zweite Strophe des vielgesungenen Liedes macht diese haarsträubende Aermlichkeit noch deutlicher: die Sonne leckt am Gletscher, die Quelle springt von den Bergen, alles bedeckt sich mit jungem Grün, die Lüfte sind lau und der Himmel blau. Ein Vergleich mit der ersten Strophe zeigt die sich in ewigen Wiederholungen ergehende Hilflosigkeit. Denn schon in der ersten Strophe ist der Schnee geschmolzen in der Sonne, schon in der ersten Strophe hat sich alles mit jungem Grün bedeckt. Und in der dritten Strophe springt die Quelle nach einmal von den Bergen und die obligate „wunderschöne Maid“ gibt den ersten langen Kuß. Das genügt denn ja auch, um mit Fug und Recht zu wiederholen: „O wie wunderschön ist die Frühlingszeit.“

Ich habe eins der bekanntesten Gedichte gewählt; an hundert und tausend anderen kann man ähnliche Experimente machen. Natürlich ist ein Dichter wie Geibel nicht derartig arm und hilflos, aber selbst er, der weitaus bedeutendste Lyriker dieser musikalischen Richtung, ein Lyriker, dem noch heute von den „Modernen“ bitteres Unrecht geschieht, kommt über die allgemeinen Vorstellungen selten oder nie hinaus. „Der Mai ist gekommen“ bleibt ganz gewiß ein prächtiges Lied. Aber nun sehe man sich darin die Naturanschauungen des Näheren an. Die Kosten werden wieder bestritten von den alten Clichés: die Wolken wandern, die Bäume schlagen aus, die Quellen erklingen, die Blaue Aussehen. Dazu noch: Sonnenstrahl, Berg und Thal, blaues Himmelszelt und wunderschöne Welt.

Also eine Entwickelung des Naturgefühls gibt es hier nicht. Die Talente etwa von 1850—1880 haben wundervolle musikalische Wirkungen erzielt, die Sprache außerordentlich geschmeidig gemacht, viel klingende, wenn auch oft nur äußerliche Melodie gehabt, aber da keine neuen Anschauungen eintraten in den Kreis ihrer Dichtung, verflachten sie die Dichtung bedenklich, aus dem Klingen ward zuletzt ein Klingeln, die Sprache dichtete allmählich selbst und hunderte von Talentchen trabten wie Zirkuspferde gleichmäßig und zufrieden die bequeme, wohlvertraute Bahn.

Daneben aber, minder gefeiert, nur von wenigen hoffend verfolgt, ging eine zweite Richtung in entgegengesetzter Linie vorwärts. Eine realistische Lyrik, die das Gegenständliche in der Goethe'schen Lyrik, das Anschauliche, Plastische aufnahm und fortführte. Ihre Höhepunkte vor dem Einsetzen der letzten Litteraturbewegung waren die Droste und Storm. Ueber die Droste ist schon gesprochen, aber es lohnt sich, beide Richtungen einmal kurz zu vergleichen. Wie hier alles prägnant plastisch, rauh beinahe ist und das Musikalische unbedenklich dem Charakteristischen geopfert wird, wie dort umgekehrt alles sich glätten muß der Melodie zu Liebe. An den Beiworten lassen sich allein schon deutlich die tiefen Unterschiede erkennen. Die Bodenstedt-Geibel'sche Art verfolgten wir bereits an zwei Beispielen. Warm, süß, wonnig, duftig, schön, lieblich, sanft, heiter, selig, milde, weich — das sind hier die beliebtesten Attribute. Und wie schildert dagegen die Droste? Ich wähle auf gut Glück ein Beispiel: „Das öde Haus“. Ergraute Aeste hängen über der Schlucht, im Spalt summen taumelnd schwarze Fliegen, lange magere Schossen klettern entlang an zerrissener Laube, eine Spinne hat sich's im Fenstertach bequem gemacht, in ihrem Netz hängt der schillernde Libellenflügel und ihres Panzers goldner Spiegel ragt kopflos am Gesims empor, auf der kränkelnden Narzisse ruht sekundenlang ein Schmetterling, am Gestein sieht man den Schatten einer vorüberfliegenden Wildtaube, feuchter zäher Aschenmoder, von Pilzen überwuchert, liegt auf dem verlassenen Herde, der Schwalbe überjährig Nest sieht von droben herab, das Eichhorn hüpft von Zweig zu Zweig. Alle diese wundervollen Detailzüge sind einem einzigen Gedicht entnommen. Und wie malen all' diese Adjektiva! Wie kräftig, mit welch' realistischer Bestimmtheit tritt Zug für Zug vor unser Auge! Dahingegen wird man zugeben müssen, daß unter diesem Allzuviel die Komposition leidet; daß die Melodie erstickt wird. Aber die große Annette hat in ihrer Naturerfassung unserer Dichtung ganz neue Gebiete erschlossen, die vor ihr noch niemand so ausgemünzt hatte. Ueber Hebbel führt diese Linie zu Storm weiter. Storm hat das Gebiet, das Annette lyrisch entdeckte, als König zu beherrschen versucht. Das heißt: er hat mit seiner Künstlerhand den überquellenden Reichthum in die Form gezwungen. Sein berühmtes Gedicht „Abseits“ gibt nichts von der feinen Naturanschauung der Droste auf und ist dabei so voll und rund, wie kein Droste'sches Poem. Denn die Droste konnte auch nie das Weib verleugnen, dem das Geheimniß der Komposition, die gleichmäßige Durchbildung ewig fremd ist.

Ein sich stets wiederholender Prozeß spielt sich hier deutlich ab. Irgend ein Talent wirft in die Dichtung neue Gedanken, neue Anschauungen hinein. Die Dichtung nimmt sie auf, radikal wie jedes Junge und Neue, bricht die starke Strömung alle Formen. Aber diese Ersten, die neue Gebiete zeigen, sind niemals die Erfüller und Vollender. Die Erstgeburt ist auch hier todtgeweiht. Erst später kommt der Künstler, der das Gesunde vom Kranken scheidet, der all' dem drängenden Neuen die Form schafft, die ein folgendes Geschlecht wieder zertrümmert. Die Droste hatte Neuland erschlossen, Storm hat es künstlerisch erst bewältigt. Und im Gegensatz zur musikalischen Richtung Geibels knüpfte auch das Haupt der modernen lyrischen Bewegung, Detlev von Liliencron, an Storm an. Er ging zuerst wenig oder garnicht über Storm hinaus. Er war der Erbe seines Geistes. Sein Auge war fast noch schärfer. Er hat eine Naturanschauung, die immer wieder zu staunender Bewunderung zwingt. Dann, allmählich, schritt er vorwärts. Er zeichnete nicht mehr nur den Teich mit dem flüsternden Schilf, er zeichnete auch den zerrissenen Stiefel dazu, den ein Vagabund da zurückgelassen. Und

schließlich verlor er sich ganz in einen krassen Realismus, er verlor dabei seine Künstlerschaft. Und zu dem kargen Gewinn, den er durch das radikale Vorwärtsgehen hatte, stand der Verlust in keinem Verhältniß. Die Geibel'sche Richtung mußte zu Grunde gehen in einem Formalismus, in Klingklang und Süßlichkeit; die andre, entgegengesetzte, mußte zur Sprengung jeder Form führen und in platter Prosa endigen. Ihre konsequentesten Vertreter müssen Rhythmus und Reim schließlich ganz über Bord werfen, wie es Arno Holz ja auch wirklich verlangt.

Aber der Umschwung vom konsequenten Realismus zu einer Art von romantischem Mystizismus ließ bekanntlich nicht lange auf sich warten. Liliencron hatte sich in eine Sackgasse verlaufen, wo es kein Weiter mehr gab. Die geistlose Nüchternheit schloß als kahle Wand diese Sackgasse ab. Das Heer seiner Anhänger, das ihn umjauchzt, drückte sich und ging zum „Meister des dunklen Tiefsinnes“ über, zu Richard Dehmel. Liliencron, der sich selber nicht mehr ganz wohl fühlen mochte, huldigte ihm selbst. Sofort vollzog sich auch der Umschwung in der Stellung der Modernen zur Natur. War sie bislang realistisch gepackt worden, als Selbstzweck, so muß sie nun wieder Symbole abgeben, und die Trauerweide ist nicht mehr ein Baum mit niederhängenden Zweigen, sondern sie ist die Trauer selbst, die sich ausbreitet über eine Liebe. Der in jeder Faser sentimentalische Dichter Richard Dehmel löste den naiven Dichter Liliencron ab. Daß er mit seinem „dunklen Tiefsinn“, seinem litterarischen Kuriositätenschatz, seiner nervenkranken Poesie die Geister nicht allzu lange wird fesseln können, dafür dürfte gesorgt sein. Und dann erwächst der deutschen Lyrik die alte und ewig neue, vorhin schon angedeutete Aufgabe: nämlich dem neugewonnenen Gehalt wieder eine Fassung und Form zu schaffen. Derjenige wird über Liliencron hinaus König sein, der ist der cavalier attendu, der das Beste und Gesündeste dessen, was die modernen Pioniere der Dichtung auf ihren Streifzügen gefunden, zu scheiden weiß von allem Zufälligen und Kranken, der es bändigen wird, daß es tanzen lernt. Denn die Gegenständlichkeit werden wir in der Lyrik fürs erste nicht verlieren — es heißt aber dazu zu gewinnen, was wir einst geradezu verlieren mußten, die Melodie, die schwebende Leichtigkeit, die Flügel. Wer diese Vereinigung vollzieht, wird die Krone tragen. Das ist kein Liliencron, das ist kein Dehmel. Auf ihn warten wir noch. Wir haben Riesenschritte von Geibel weg gethan, um neuen Boden zu gewinnen; wir werden jetzt ein paar Schritte nicht zu ihm, aber dem Prinzip, das er vertritt, zurückthun müssen, um Großes zu schaffen. Storm bereits machte dem musikalischen Prinzip in seinem unsterblichsten Liede, dem Oktoberlied, Zugeständnisse. Das Lied liegt nicht mehr in seiner speziellen Richtung, auch nicht in der Geibel'schen, sondern in der Mitte zwischen Beiden. Auch in der Litteratur ist der Heiland stets ein Mittler.

Auf die Lyrik habe ich mich beschränkt. Nur hier die Wege verfolgt und die Ziele angedeutet. Hätte ich die Prosa mit einbezogen in diese anspruchslose Untersuchung, deren von mir selbst schmerzlich empfundene Unvollständigkeit schon durch den Raum bedingt war, so wäre vor Allem zu verweisen gewesen auf den ungeheuren Einfluß, den der Däne Jens Peter Jakobsen gewonnen und ausgeübt. Seine Bücher wurden gleichzeitig mit dem Freilicht für unsere Maler das Evangelium; seine kleine Novelle „Mogens“ hat in der Naturauffassung das Vorbild abgegeben für so und so viele deutsche, dänische, französische Schriftsteller; schöne Worte über diese Naturauffassung hat er selbst in der genannten Novelle gesprochen. Das Alles konnt' ich nicht berücksichtigen. Und weshalb ich gerade in der Lyrik dem Naturgefühl nachforschte, das hat doch auch seinen tieferen Grund. Koberstein spricht ihn aus. „Von allen Dichtarten,“ sagt er, „hat sich in Deutschland von alter Zeit her bis zur Gegenwart keine selbständiger entwickelt, keine von fremden Einflüssen freier gehalten, als das eigentliche Lied. Wenn ich nun oben bemerkte, daß die Freude an der Natur, ja das gemüthliche Naturgefühl überhaupt um so kenntlicher, ausdrucksvoller und individueller in unserer Poesie hervorbricht, je unmittelbarer die letztere aus der deutschen Volksthümlichkeit erwachsen ist, so wird daraus schon von selbst folgen, daß gerade unsere Liederpoesie es ist, an welcher jener Bezug zur Natur vorzüglich wahrgenommen werden kann.“ Diesen guten Worten Koberstein's brauche ich nichts mehr hinzuzufügen. Sie sind Erklärung und Rechtfertigung.

Carl Busse.

Bodmer.

Der Streit der Leipziger mit den Zürchern — sollte er heute über 100 Jahren noch ein Echo wecken, so laut und lärmend damals auch das Kampfgeschrei war? Als eines Feldherrn der Zürcher Litteratenarmee im Geschmackskrieg mit Gottsched und seiner Schaar — nicht anders als so erinnert sich der Laie aus den gymnasialen Litteraturstunden der Figur Bodmer's. Worüber man stritt — da wird das Erinnern schon dunkler. Oft weiß man aber auch noch, daß Bodmer, der alte Bodmer — man kann sich ihn nur alt vorstellen — das große Ansehen seiner Zeitgenossen hatte, daß alles, was an Namen nach Zürich kam, dem Alten seine Reverenz machte, Klopstock und Wieland, aber auch Goethe und Karl August. Er gehörte zu dem, was man in Zürich gesehen haben mußte. — Da es gerade zweihundert Jahre her sind, daß Johann Jakob Bodmer in Greifensee zur Welt kam, so beschloß man in Zürich eine Bodmerausstellung. Und man kam nicht nur darauf, weil gerade die Fremdensaison ist und man den Fremden mehr als Landschaft bieten wollte — gewiß nicht.

Das Ausstellungsgebäude ist schon ein Ausstellungsobjekt: es ist Bodmer's wunderliebliches Häuschen „am Berg“ selbst; er lebte darin sein langes Leben. Steht es auch nicht mehr so verlassen-einsam wie zu seinen Zeiten, braucht nicht mehr wie damals das Dienstmädchen mit einem Trommelwirbel alles Verdächtige in der Nähe zu melden, so hat es doch die Aussicht nicht verloren, die Goethe so oft entzückt hat. Gegen Abend die Stadt und der Uto, zur Rechten das Thal der Limmat und nach dem Süden hin See und Gebirge. In Bodmer's zwei kleineren Stuben und den zwei getäfelten Sälen ist nun alles zu sehen, was geschmackvolle und kundige Leute zusammengebracht haben, ein Bild des Zürcher geistigen Lebens zu Bodmer's Zeit zu geben, in Bildern und Stichen, Büchern und Briefen, Medaillen und Büsten. Und diese Ausstellung sagt es: der Mann und sein 200. Geburtstag sind bloß der Anlaß, einer Zeit zu gedenken, in der Zürich eine Residenzstadt des litterarischen Deutschland war — aber wie die Zürcher damals sagten: die Geburtsstadt des guten Geschmacks. Ein guter, lokaler Patriotismus war dabei, als man die Bodmerfeier ins Werk setzte — und jede Stadt ehrt die Größen, die sie hat, und mißt sie nicht an denen anderer Städte, wenn es zu feiern gilt. Aber es ist mehr als eine stadtgeschichtliche Feier; mehr auch als eine litterargeschichtliche Ausstellung; sie bietet dem Besucher einen Genuß ganz eigener Art. Die Vereinigung der Bildnisse aller der würdigen Herren Dichter, in Perrücken und Zöpfen und blanken Häuptern, in Chorröcken, Bürgermeisterschauben und im Galagewand des Zopfstils, — die Briefe, die man durch die Scheiben der Vitrinen lesen kann, die Bücher, von den zierlichen typographischen Kabinetsstücken der Geßner'schen Bändchen bis zu den Folianten der Lavater'schen Physiognomik — alles das erweckt das Gefühl einer unsäglichen Behaglichkeit in einem, weil man immer lächeln muß, vor den Bildern und Briefen und Büchern, darüber lächeln wie in eine so ehrliche, pedantische Gesellschaft von Pastoren, Bürgermeistern und Professoren so stark das Dichten fahren konnte! Man muß an eine Ausstellung

denken, wie etwa: Conrad Alberti und seine Zeit — wie unsolid würde das Alles ausschauen! Und hier Alles so sauber und ehrlich, so voll strahlender Rechtschaffenheit und Bürgertugend. Den einzigen Lavater ausgenommen, der ja auch schon in die neue Zeit gehört, waren alle anderen Zürcher Dichter — nach Heinse waren es 1780 800 — Dilettanten, die es gut meinten, aber schlecht konnten; gute Bürger durch Beruf, Pedanten durch Geburt, Dichter, weil es Einer dem Andern nachmachen wollte. Bodmer Allen darin ein Meister im Guten und Schlechten. Und dennoch! Und dennoch bedeuteten die eifrigen Zürcher Kämpfer um den guten Geschmack viel für die deutsche Kunst. Sie waren Enthusiasten; sie trieben ihre pedantische Schreiberei mit einem jungen Feuer, das damals in Deutschland zum ersten Mal wieder auflohte; immer standen sie auf den Thürmen ihrer stolzen papiernen Geschmacksburg und lugten nach den Talenten, und schossen ihre Pamphlete los, wo sie einen Fälscher der Kunst zu entdecken meinten. Wo sich ein neuer, noch nicht gehörter Ton vernehmen ließ, da läuteten sie gleich mit allen Glocken. Sie brachten Bewegung in das deutsche Schriftwesen. Und Bodmer, diese „Henne für Talente“ — wie Goethe von ihm sagte — Allen voran. Woher kam ihnen das? Warum war diese Rolle gerade den Schweizern zugefallen? Ich möchte eine Antwort darauf wagen, wenn sie sich auch nicht philologisch-historisch beweisen läßt. Goethe schreibt (1817) in dem Aufsatz über die deutsche Sprache: „Wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben worden, so ist die Sprache erschöpft, so daß ein jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.“ Die deutschen Schweizer lieben und pflegen ihren Dialekt, und ihre Schriftsteller holen sich aus dieser lebendigen, immer frischen und ergiebigen Quelle die Kunst ihrer Rede, scharfkantige Einzelworte, die, leicht dem Hochdeutschen angepaßt, neu und stark wirken, Wortfügung und Satzbau, denen man es anmerkt, daß sie erst — im Dialekt — gesprochen, dann geschrieben sind. Jeder Schweizer erwirbt seine Schriftsprache für sich selbst aus dem Dialekt heraus — wir „Hochdeutschen“ haben nur eine litterarische, papierne Stiltradition; wir schreiben durchschnittlich gewandter und durchschnittlich unpersönlicher, d. i. schlechter. Des Schweizers Schreiben ist ein Sprechen, unser Sprechen selbst ist ein Schreiben; Sprechen lernen wir, aber Schreiben ist uns angeboren. Dem Schweizer wird es schwer, hochdeutsch zu sprechen; schreibt er es, so denkt er im Dialekt und übersetzt während er schreibt. Dies zwingt ihn, jedes Wort zu wägen, keines stellt von selbst sich ein, geschweige ganze Sätze, wie sie oft so mühe- und gedankenlos der Feder eines deutschen Journalisten entströmen. Daher das langsame, bedächtige Tempo des Stiles eines Gottfried Keller, daher auch die Stilistische Kunst selbst der Kleinsten unter den gegenwärtigen Schweizern; was unbedeutenden Inhaltes auch immer das sein mag, was sie schreiben, wie sie es schreiben, ist von kunstvoller Art. Der Stil der Schweizer ist nicht von der Glätte „beliebter“ deutscher Erzähler, er ist aber auch frei vom leeren Getön der Phrase. Wort und Anschauung, Sinn und Satz ist ein gutes, festes Gefüge. — Nun ist es meine Meinung, daß aus diesem Nährboden des Dialektes den Bodmer und Breitinger ihre guten Einfälle über die deutsche Dichtkunst entwuchsen; mit einer noch unverbrauchten Sprache kamen ihnen die neuen Ideen. Die — ihnen unbewußte — Erziehung durch ihren Dialekt, führte sie zu den Ahnungen einer neuen Kunst, die mit Goethe begann, die sie selber aber nicht ganz verstanden als sie erblühte. Und dies, weil sich die Züricher für Dichter hielten und als Dichter nicht hielten, was sie als Theoretiker manchmal ganz gut versprochen hatten. Deutlich zeigt sich m. E. die Dialekterziehung der Schweizer in ihrer Erkenntniß der Minnesänger und des Nibelungenliedes, was Beides durch Bodmer der deutschen Kunst wiedergewonnen wurde. Und dies ist auch sein größtes Verdienst um die deutsche geistige Kultur. Dies allein — und nicht sein Kampf um den guten Geschmack, den er in unzähligen Aufsätzen und Büchern führte.

Bezeichnend ist ja, daß kein Dichter sich daran betheiligte; Haller schwieg und was Wieland dazu schrieb, that er Bodmer zu Dank und Gefallen. Klopstock fühlte sich durch des Zürichers Milton-Uebersetzung zum Messias angeregt, und Bodmers erster Homer-Uebersetzung folgten die der Andern alle — auch diese Erfolge der Schweizer gehören einer für uns todten Kunst an. — Von Bodmers Persönlichkeit sagte Goethe das Treffendste: „Er blieb sein Leben lang ein Kind.“ Gerne zu helfen bereit, wenn sich das Opfer seiner Hülfe von ihm auch geistig bevormunden ließ; großmüthig und feurig in der Anerkennung anderen Verdienstes, aber zu dem Glauben geneigt, daß er es eigentlich noch besser träfe; denn er war eitel und selbstbewußt bis zur Lächerlichkeit; oft voll Bosheit und kindischer Freude an der Intrigue; als Dichter ohne Fantasie und Geschmack. Seine Dramen und Epen sind für uns eine Lektüre, die an Komik ihres Gleichen sucht. Er läßt im „Noah“ Mädchen den Staub der Tulpen vermengen, um diese fruchtbar zu machen, nichts wissend von der Pflanzen „verschiednem Geburtsglied, noch ihren hochzeitlichen Gebräuchen.“ Schön ist hier auch die Stelle: „Die Rose, die erst den Morgen ihr Closet verlassen“ (Closet-Hülle). Zu einem Freunde meinte Bodmer einmal: „Darf ich Ihnen im Geheimen sagen, wann meine Gedichte mir am besten gefallen? Wann ich zuvor einen Gesang der Odyssee gelesen habe.“ Solche Naivität kann uns den Alten sympathisch machen. Er gehört zu jenen in der deutschen Litteratur, denen man eine Verbeugung macht, ohne viel nach dem Grund solcher Ehrung zu fragen. Vielleicht liegt er darin, weil er so steinalt wurde und in sich ein ganzes Jahrhundert repräsentirt. Man ehrt ein historisches Denkmal

Zürich. Franz Blei.

Theater.

Lessing-Theater: Heinrich der Fünfte.

Herr O. Blumenthal hat sich von der öffentlichen Wirksamkeit eines Theaterdirektors zurückgezogen. Er war zuerst Kritiker, dann Dich... Dichter, dann Direktor. Seine Anstalt hat er an Otto Neumann-Hofer verpachtet. Auch dieser war Kritiker, eh' er Direktor wurde. Auch Brahm war Kritiker. Auch Schlenther war Kritiker. Max Grube war niemals Kritiker. Niemals.

Von diesen Männern allen ist O. Blumenthal der evolutionsfähigste. Er hat erstens als Kritiker verfochten, was er als Dichter dann nicht hielt. Er hat zweitens als Direktor gehalten, was er als Kritiker bekämpft hatte. Und er hat (das war sein dritter Irrthum) als Direktor aufgeführt, was er als Dichter geschaffen. Verhältnißmäßig arm erscheinen dagegen die übrigen Herren, die (Max Grube immer ausgenommen!) bloße Abweichungen von den kritischen Grundsätzen im Direktorat hochhielten. Sie erinnern, aber nichts für ungut, etwas an Johannes von Miquel. Sei dem, wie ihm sei: es bleibt ein bestimmter Zweck ersichtlich, wenn Schlenther jetzt ein Drama von Felix Philippi erwirbt; das ist vielleicht eine Nothwendigkeit für das Burgtheater. Es bleibt ein Zweck ersichtlich, wenn Brahm den ehemals verhöhnten Sudermann aufführt; das ist vielleicht auch eine Nothwendigkeit. Und wenn die so erzielten Einnahmen für Experimente mit junger, echter Kunst benutzt werden, läßt sich gar nichts Triftiges dawider sagen. Muß man aber Dingelstedt für Shakespeare spielen? Das hat Neumann-Hofer gethan.

Man muß es nicht. Man darf es nicht einmal. Es ist, ich müßte denn sehr irren, sogar gegen den heiligen Geist. Dieser Dingelstedt hat zugedichtet, und recht Böses zugedichtet. Es wirkt wie Klingemanns „Faust“. Oder als ob Spontini den Johann Sebastian Bach überarbeitet hätte. Vor einer kurzen Weile würde Neumann-Hofer, der Kritiker, in antithetischen Sätzen scharfen Einspruch gegen ein

solches Surrogat gethan haben. Dingelstedt? Die bekannte Verbösierung? Der Lübecker Buchdrucker Johann Ballhorn? Entweder der große rauhe Brite! oder der kleine glatte Wiener Intendant! Dort eine Elementargestalt, hier ein nachmärzlicher Kosmopolit! Die absolute, die unüberbrückbare Heterogenität! Sehr antithetisch hätte er das gesagt; sehr antithetisch. Was trieben ihn heut für Gründe, Dingelstedt zu geben. Der Gedanke, daß der Episodenspieler Adolf Klein eine Episode mehr habe aus dem Bereich des Brachvogelschen Narziß? Ich kanns und mags nicht glauben. Sein Grund wird der gewesen sein: er wollte gleich mit der ersten Leistung zeigen, daß er nicht unwürdig der Schaar der Theaterdirektoren sei; daß er so gut wie sie wisse, was sich geziemt; daß auch er Ueberzeugungen nicht blöd überschätze; daß auch er — mit einem großen Worte seis gesagt — zur Realpolitik berufen sei. Man hätte ihn für einen Novizen gehalten, wenn er mit Shakespeare begonnen hätte; er begann mit Dingelstedt. Niemand darf ihn jetzt gering ansehn.

Gesegnet sei sein Eingang.

Eine zweite Frage ist die: weshalb hat Neumann-Hofer Heinrich den Fünften gewählt? Die Antwort spricht eher für ihn. Dieses Schauspiel ist eine Fanfare, von fröhlichem Ernst und ernster Fröhlichkeit. Ganz wundervoll geeignet scheint es für ein Vorspiel künftiger Thaten: für eine Einweihung. Ein zukunftsfreudiger Aufschwung geht durch dieses Werk, das freilich in der monarchistischen und der sonstigen Weltanschauung uns bitter fremd geworden ist; das aber unvergänglich frohen und liebenswerthen Glanz in den menschlichen Thatsachen verbreitet. Wenn dieser Heinrich der Fünfte Frankreich erobert, das ist uns recht gleichgiltig. Wenn er bedenkliche Theorien als Herrscher entwickelt, Sophismen die sich mit Biederkeit paaren, treibt er uns zu stürmischem Widerspruch. Doch, was er als Freier der Mademoiselle Cathérine sagt, reißt uns hin. Und was er, ein zerlumpter Bettler, eingekeilt im Lande der Franken, an Gefaßtheit, an besonnener Tröstung, an Verantwortungsgefühl an den Tag legt, das erfüllt Jeden mit lachender Milde ja, mit wahrhafter Theilnahme gegen einen kämpfenden Menschen.

Herr Ferdinand Bonn hatte diesen kämpfenden Menschen zu spielen! Er soll ein wackrer Bursche sein, voll leuchtender Herrscherweisheit. Ein lieber Kerl bei aller Majestät. Ein froher Schnurrenfreund bei allem Verantwortungsbewußtsein. Herr Bonn ist aber ein Zierling; ein Schaufensterkomödiant; ein tifliger Macher. Er kann die Treuherzigkeit am wenigsten darstellen, weil er nie aufhört gefallsüchtig zu sein. Er hat den Hamlet mit einem eingelegten Selbstmordversuch gespielt; das wird ihm nicht vergessen werden. Bloß die reizende Ophelia verhinderte seinen damaligen Tod. Als Heinrich ist er vorwiegend kokett. In den Scenen, wo er ganz ruppig und lumpig und menschlich sein müßte, ist er immer noch kokett und sorgt, daß sein buntes Gewand recht zur Geltung komme. Dieser Heinrich wagte es, für die Damen zu spielen. Ich sage nichts als: pereat! Und nochmals: pereat! Dabei hat der König bei Shakespeare eigens zu klagen, er sei in einer eisernen Gestalt auf die Welt gekommen, sodaß die Frauen Angst bekämen, wenn er um sie werbe. Herr Bonn wollte lieber, daß die Frauen Zutrauen faßten. Pereat! Pereat!

Alles in Allem: Die erste Leistung Neumann-Hofer's hat nichts Maßgebliches. Er wollte nur den Befähigungsnachweis liefern. Den hat er, den hat er, den hat er geliefert. Die künftigen Leistungen werden zeigen, was er will, aber was er kann. Das Vorspiel ist nichts, das Nachspiel alles. Und somit — — —.

Alfred Kerr.

Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens. Von Oskar Pache. 3 Theile, Wittenberg, Herrosé 1896/98.

Das deutsche Fortbildungsschulwesen ist verhältnißmäßig jung. Zwar reichen die Anfänge desselben bis in das vorige Jahrhundert zurück (Feiertagsschulen), aber an eine intensivere Einschulung der aus der Volksschule entlassenen Jugend ist man in den meisten deutschen Staaten doch erst seit den siebziger Jahren herangetreten. Ein sehr fühlbarer Mangel war es bisher, daß keine zusammenfassende Darstellung der wichtigsten Verhältnisse dieser Schulen vorhanden war. Eine solche bietet das vorliegende Buch in seinen drei Bändchen. Es werden darin neben den Biographien von zwei auf diesem Gebiete sehr verdienten Männern (O. Jessen, Direktor der I. Berliner Handwerkerschule, und Dr. Ferdinand Steinbeis, Schöpfer des gewerblichen Unterrichtswesens in Württemberg), die Gesetze über das Fortbildungsschulwesen, Erlasse, Lehrpläne, Ortsstatuten, Polizeiverordnungen 2c., also das Wichtigste aus dem gesammten amtlichen Material der einzelnen Staaten in übersichtlicher Form mitgetheilt. Außerdem werden die einzelnen Schulen unter Angabe der Schülerzahl aufgeführt, und in statistischen Uebersichten wird der Stand des Fortbildungsschulwesens in den einzelnen Staaten gekennzeichnet. Das Buch enthält also nicht nur für den Fachmann, für diesen allerdings in erster Linie, sondern auch für jeden Gebildeten, der in der Fortbildungsschule ein nothwendiges Glied des Volksbildungsorganismus erblickt, werthvolle und interessante, insbesondere aber für den Stand des öffentlichen Bildungswesens in den einzelnen Theilen des Reiches bezeichnende Angaben.

J. T.

Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel. Mit zahlreichen Illustrationen. Lieferung 1 bis 4. Verlag von Schmid & Francke in Bern und Payot in Lausanne. 1899.

Das Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird in der Schweiz dazu benutzt, um eine nationale Bilanz des ganzen Jahrhunderts zu ziehen. Eine große Anzahl hervorragender schweizerischer Schriftsteller hat sich zusammengethan, um ein Bild des nationalen Lebens zu entrollen, wie dasselbe sich im Laufe des zur Neige gehenden Jahrhunderts entfaltet hat. Das Bild soll nicht nur Politik, sondern auch Kunst und Wissenschaft, Volkswirthschaft und Litteratur umfassen und zugleich durch geschmackvolle Illustrationen Anziehungskraft ausüben.

Die uns bisher vorliegenden 4 Lieferungen lassen das Beste erhoffen. In einer Einleitung schildert Theodor von Liebenau die Schweiz am Ende des letzten Jahrhunderts, und sodann beginnt Numa Droz, der ausgezeichnete schweizerische Staatsmann, der so lange in hervorragender Stellung in der Bundesregierung thätig gewesen ist, eine politische Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Die folgenden Lieferungen des ersten Bandes werden dann die Geschichte der Staatsformen: Verfassungsrecht, Civilrecht, Strafrecht, aus der Feder des Professors Carl Hilty, eine Darstellung der internationalen Bedeutung der Schweiz von Professor Ernst Röthlisberger und endlich eine Schilderung des Militärwesens vom Obersten Eduard Secretan bringen. Wir kommen auf das interessante Werk zurück, sobald weitere Lieferungen vorliegen.

T. B.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 51. Berlin, den 17. September 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen (12—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder bei der Expedition zu erneuern.

Die Expedition der „Nation“,
(H. S. Hermann) Berlin SW., Beuthstr. 8.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Kaiserin von Oesterreich ist in Genf einem ruchlosen Verbrechen zum Opfer gefallen; allgemein ist die Trauer und Erschütterung über dieses neue Drama im Hause Habsburg.

Der traurige Anlaß gibt natürlich wiederum der reaktionären Presse Veranlassung, nach Ausnahmegesetzen zu verlangen, die sich gegen die — Sozialdemokratie richten sollen.

Daß Luccheni ein Sozialdemokrat war, kann zwar Niemand behaupten; aber seit Hödel und Nobiling ist es bei uns Sitte, die öffentliche Erregung für den reaktionären politischen Egoismus auszubeuten. Das geschieht auch diesmal, wie es hergebracht ist. Wen überraschen solche Versuche?

Weit bemerkenswerther ist die Haltung der sozialdemokratischen Presse in der ganzen Welt, und es ist bezeichnend und es ist typisch, was aus Anlaß des Mordes der „Vorwärts“, das Centralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, schreibt; es heißt in dem Leitartikel:

„Nicht nur in den höchsten Kreisen und bei denen, welche an des Lebens reichbesetzter Tafel sitzen, nein, auch bei dem Volke, bei den Arbeitern herrscht schmerzliche Entrüstung über das unselige Ereigniß.“

Und an anderer Stelle:

„Welch kindischer Wahnwitz, sich einzubilden, daß mit der Beiseiteschaffung einer Anzahl von Personen die bürgerliche Gesellschaftsordnung verschwinden könnte! Als ob das unendlich zusammengesetzte und den Gesetzen allmäligen Wachsthums unterworfene Getriebe des wirthschaftlichen Lebens über die von den vorhandenen Natur- und Gesellschaftsbedingungen gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten hinaus durch künstliche oder gar gewaltsame Eingriffe gefördert werden könnte!“

Und endlich zum Schlusse:

„Mögen die herrschenden Mächte sich auf ihre Pflichten besinnen. Mögen sie ihre eigenen Gewissen befragen. Mögen sie statt internationaler Vereinbarungen gegen das freie Wort, welche ihnen gewissenlose und selbstsüchtige Berather empfehlen, internationale Vereinbarungen zum leiblichen und geistigen Schutz des Proletariats schaffen. Mögen sie Sorge tragen, daß die Jugend des ganzen Volkes gesund emporwachse und eine Bildung erhalte, die sie wappnet gegen politischen Wahnwitz sowie gegen niedriges Verbrechen.“

Solche Ausführungen verdienen Beachtung; sie müssen auf jene Tausende und Tausende erzieherisch wirken, die leider verlernt haben, auf die Worte anderer als der sozialdemokratischen Führer und der sozialdemokratischen Presse zu hören.

Wollte man das traurige Ereigniß zum Vorwand nehmen, um in Deutschland erneut gewaltthätig gegen die sozialdemokratische Bewegung vorzugehen, so würde der Erfolg ausschließlich der sein, wie bei dem alten Sozialistengesetz; das heißt, ein vollständiger Mißerfolg; gelingen aber würde es dann, alle Aeußerungen, wie die obigen, zu

unterdrücken, die eine politisch ungebildete, vom Körper der Nation losgelöste Bevölkerungsschicht zu politisch reiferem Urtheil und zur Besonnenheit zu erziehen geeignet sind.

Ein Luccheni geht aus Schichten hervor, die ebensowenig irgend welcher sittlichen wie irgend welcher politischen Erziehung bisher zugänglich waren; aus der Schicht vollständiger moralischer und intellektueller Verwahrlosung, und die deutsche Sozialdemokratie kann in der That mit Recht behaupten, daß sie selbst gegen Elemente stets rücksichtslos gekämpft hat, die nichts als Verbrecher sind und die sich nur aus verbrecherischer Eitelkeit als Politiker ausgeben.

Wenn heute die sozialdemokratische Presse Deutschlands darauf hinweist, daß gerade bei uns die Sozialdemokratie wirkungsvoll den Kampf gegen die Most und Konsorten geführt hat, so entspricht dies der Wahrheit. Daß diesen Kampf irgend eine andere Partei mit gleichen Ergebnissen hätte führen können, ist nicht bewiesen und ist nicht zu beweisen. Daß die Polizei aber diesen Erscheinungen gegenüber machtlos ist, lehrten die Ereignisse in Ländern vollständigster Polizeiwillkür. Jene Politiker, die unter diesen Umständen nach einem neuen Sozialistengesetz rufen, steigern mithin nicht allein die sozialistische, sondern zugleich jene andere Gefahr, die von den Ravachol und Luccheni ausgeht.

Der Papst hat auf Veranlassung des französischen Kardinals Langénieux Frankreich von Neuem als den Protektor aller Katholiken im Orient bestätigt. Diese Bestätigung, die eine päpstliche Antwort auf die Reise unseres Kaisers nach Jerusalem ist, hat den Franzosen geschmeichelt; eine politische Bedeutung hat der Akt nicht. Denn jeder deutsche Unterthan, auch wenn er Katholik ist, wird im Falle der Noth den Schutz Deutschlands anrufen und wird sich gewiß nicht veranlaßt sehen, sich nach Paris zu wenden.

Du Paty de Clam, der Untersuchungsrichter im Dreyfus-Prozeß ist versetzt „en non-activité"; das ist eine lächerliche Strafe gegenüber der Thatsache, daß Picquart nun schon über zwei Monate als Gefangener in Untersuchungshaft sitzt; gleichwohl — die Entwicklung ist doch eine unaufhaltsame. Henry, Fälscher und Selbstmörder; du Paty aus dem Heer entfernt; Esterhazy, wie nunmehr feststeht, flüchtig; das ist bereits der vollständige Zusammenbruch jener niederen Elemente, die bei dem Verbrechen gegen Dreyfus betheiligt waren; die großen Herren werden folgen, obgleich der jetzige Kriegsminister Zurlinden es vorzuziehen scheint, zurückzutreten, um nicht den Exekutor gegen die Mercier und die anderen vornehmen Epaulettenträger spielen zu müssen.

Es mag sein, daß die Katastrophe noch etwas hinausgezögert werden kann; zu verhindern ist sie nicht mehr, seit unter Cavaignac und erzwungenermaßen durch Cavaignac der verbrecherischen Bau der erste Stein versetzt worden ist. Und dieser Anschauung verschließt sich auch, wie es scheint, Brisson nicht, der nunmehr energisch vorzugehen sich entschlossen zeigt.

Die freisinnige Volkspartei ist mit einem Aufruf für die Landtagswahlen hervorgetreten. Das ziemlich umfangreiche Schriftstück schildert die mannigfachen Gefahren, die Preußen im Falle einer reaktionären Majorität im preußischen Landtag drohen; der Schluß des Aufrufes lautet:

„Wo im Lande unsere Freunde für sich allein nicht stark genug sind, die Wahl von Parteigenossen zu sichern, mögen sie sich dazu rechtzeitig mit solchen Parteien verbünden, welche Gewähr leistet, wenigstens in der Abwehr gegen die konservativen Parteien mit uns zusammenzustehen."

Es ist bemerkenswerth, was die „National Zeitung" zu dem Aufruf schreibt:

„In allem Wesentlichen, was es enthält, ist das Schriftstück ein Beleg dafür, wie weitgehend die Uebereinstimmung in der Auffassung aller Liberalen hinsichtlich der preußischen Landesangelegenheiten, wie leicht daher ein Zusammengehen bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause ist."

In Pyritz-Saatzig ist an Stelle des Herrn von Plötz sein Nachfolger im Bunde der Landwirthe, Herr von Wangenheim, gewählt worden. Dieser Sieg zeigt gleichwohl einen neuen, ganz entschiedenen Rückgang der agrarischen Bewegung, während der Bauernverein Nordost auch bei dieser Gelegenheit seine gesunde aufstrebende Kraft erwiesen hat.

Herr von Wangenheim siegte mit 7037 Stimmen, während bei der vorhergehenden Wahl noch 10776 agrarisch-konservative Stimmen abgegeben worden sind; der Mühlenbesitzer Hintze-Adlershagen erhielt 4456 Stimmen; die größte Stimmenzahl, die je für einen Freisinnigen in diesem Wahlkreis aufgebracht worden ist, und dies fällt um so schwerer ins Gewicht, weil bei der letzten allgemeinen Wahl die Freisinnigen die Lage für so hoffnungslos gehalten hatten, daß sie Herrn von Plötz einen Gegner überhaupt nicht entgegen gestellt hatten.

So zeigt sich von Neuem, daß gerade der „Nordost" in ländlichen Kreisen eine große politische Bedeutung hat und daß selbst ein konservativer Wahlkreis, wie dieser, der gänzlich hoffnungslos für die Liberalen erschien, bei ergibiger Wahlarbeit ernstlich von der Linken in Angriff genommen werden kann. Das ist eine neue Lehre, die für den ganzen Osten ins Gewicht fällt.

Bemerkenswerth ist ferner, daß auch der Sozialdemokrat von 2545 Stimmen auf 1293 Stimmen zurückgegangen ist. Es scheint, daß jene weniger bemittelten Bevölkerungsschichten, die als „Mitläufer" sich der Sozialdemokratie anzuschließen geneigt sind, sogleich wieder abschwenken, wenn ihnen nur ein Kandidat präsentirt wird, der ihnen sympathisch ist, weil er ihrer eigenen Lebenssphäre nahesteht.

* *
*

Gesetze!

Es waren schlichte Worte, die Kaiser Franz Josef äußerte, als ihm die Nachricht von dem niederträchtigen Verbrechen überbracht wurde, das in Genf vollführt worden ist. Er sagte:

„Es ist unfaßbar, wie ein Mensch Hand anlegen konnte an eine Frau, die nie in ihrem Leben Jemandem etwas zu Leid und nur Gutes gethan hat."

Dem Denken des Menschen mit menschlichem Empfinden erscheint die That in Wahrheit zunächst unfaßbar und als ein Räthsel.

Das Verbrechen bleibt ein Räthsel, wenn man dasselbe unter dem politischen Gesichtspunkt betrachtet. Der Tod der Kaiserin von Oesterreich ändert nichts an der Weltlage, und auch das Grauen und die Erregung, die von der That ausgehend über die Erde ziehen, sind schließlich gänzlich bedeutungslos, um irgend welche tiefer gehenden Wandlungen hervorzubringen.

Was geschah, ist der Mord einer betagten Frau, die eine Kaiserkrone trug, aus Bestialität. Luccheni ist die gemeine Mördernatur und offensichtlich ganz unfähig, um in Betracht ziehen zu können, wie durchaus nichtig dieses Verbrechen zur Erreichung irgend welcher vorgesteckten Ziele sei. Nicht die Spur irgend welcher politischen Berechnung steckt in der That. Ein Individuum mit dieser Bestialität, bei dem die Habsucht überwiegt, wird Mörder, um zu rauben; ein Individuum, wie dieser Luccheni, bei dem sich die Bestialität mit der besonderen romanischen Großmannssucht und der so vielen Verbrechern eigenen Eitelkeit mischt, wird ein theatralisches Verbrechen verüben.

Ein Subjekt dieser Art einen Anarchisten nennen, wie er selbst es thut, das umkleidet ihn noch mit den Fetzen irgend welcher politischen oder sozialen Anschauungen, deren er doch völlig bar ist; und diese Rolle schmeichelt ihm, während er in Wahrheit nichts ist, als die theatralisch veranlagte, gemeine menschliche Bestie. Vor Herostrat und

noch Herostrat von Ephesus hat es solche menschliche Mißbildungen stets gegeben.

Wie schützt man sich gegen sie?

Wir brauchen neue Gesetze; wir brauchen strengere Gesetze; wir brauchen internationale Gesetze gegen diese Verbrecher, sagen die einen in Aufrichtigkeit; sagen die anderen mit deutlich hervortretenden politischen Hintergedanken. Welche Gesetze aber wären wohl im Stande gewesen, die Thaten eines Ravachol, eines Vaillant, eines Henry, eines Caserio, eines Lucheni zu verhindern?

Es fehlt nicht an Gesetzen, um die Hand auf Individuen zu legen, die auf Mord ausgehen; es fehlt auch nicht an Gesetzen, um jede Anregung zum Morde zu unterdrücken; aber es war nicht möglich, die Absichten solcher Individuen zu erkennen, bevor sie ihre That vollführt hatten. Nicht die Gesetzgebung erwies sich als unzureichend, sondern die Polizei, und auch der Polizei kann man einen Vorwurf meist nicht machen, weil die Aufgabe, die zu erfüllen wäre, sich überhaupt nicht zuverlässig erfüllen läßt.

Niemand w[illegible] sich, daß trotz der zehn Gebote, [illegible]otz der Einwi[illegible]gen aller Religionen seit Jahr[illegible]en, trotz aller Gesetzgebung und aller Polizei, Rad, Fallbeil und Strick es immer noch Mörder und M[illegible]rdbanden gibt; man betrachtet diese Erscheinung philosophisch als eine düstere Nachtseite menschlicher Entwicklung, gegen die die Ethik der Religionen und der Kultur, und die Gesetzgebung bisher machtlos waren. Ueber diese Sphäre niedrigen Verbrecherthums erhebt sich auch Lucheni in keiner Beziehung; er bleibt der gemeine Verbrecher, obgleich er die etwas seltenere Art des theatralischen Verbrechers darstellt.

Nichts aber ist gefährlicher, als wenn den Motiven von Thaten, wie sie Lucheni verübt hat, eine ganz besondere Bedeutung beigemessen wird, gegen die Gesetzgebung und Staaten sich besonders zu wappnen hätten. Ein wahrhaft wirksamer Schutz hat sich noch niemals finden lassen und wird sich nicht finden lassen; jede Aktion großen Stiles aber gewährt das dem theatralischen Verbrecher, was er erstrebt, und jede solche Aktion bietet daher anderen Naturen dieser Art einen Anreiz zur Nachahmung. Einen Lucheni und seine Art sollte man abthun wie jeden anderen Mörder; man sollte sich jedoch hüten, diesen Elementen die Genugthuung zu verschaffen, sie als Verbrecher besonderen Schlages zu behandeln. Man kann ihrer Eitelkeit keinen größeren, ungerechtfertigteren und zugleich gefährlicheren Tribut darbringen. In dieser Beziehung muß auch die Presse Vorsicht üben.

Es wäre zu wünschen, daß diese Auffassung allmählich überall dort zur Geltung kommt, wo Ereignisse wie das traurige Genfer ohne politische Hintergedanken betrachtet werden.

Aber freilich niemals haben sich Thaten wie die von Lucheni verübte, ereignet, ohne daß die politische Kurzsichtigkeit oder die politische Berechnung gefährliche Konsequenzen aus ihr zu ziehen versucht hätten. Diesmal war es genau so wie stets bisher, und das interessanteste Dokument, das in diese Rubrik gehört, ist das folgende Telegramm an unsern Kaiser:

„Die furchtbare That, welcher Ihre Majestät die Kaiserin von Oesterreich zum Opfer gefallen ist, ist ein erschreckender neuer Beweis für die Ziele des Anarchismus und der zu diesem führenden Bestrebungen. Unter dem unsere Herzen auf das Tiefste bewegenden Eindruck wissen wir uns mit Eurer Majestät einig in dem Gefühle der Pflicht, den Versuchen, unsere Religion, unsere Liebe zu unserem erhabenen Herrscherhause und zum Vaterlande zu vernichten, mit allen Mitteln strengster Gesetzgebung entgegenzutreten. Wir unterzeichneten Vertretungen deutscher Industrie wagen daher Eurer Majestät in tiefster Ehrfurcht die Versicherung auszudrücken, daß wir in dem Kampfe gegen die ruchlosen Feinde unserer staatlichen und sittlichen Ordnung treu zu Eurer Majestät stehen. In unverbrüchlichem Vertrauen auf Eurer Majestät Kraft und Weisheit werden wir alle diejenigen Maßnahmen nachdrücklichst fördern und unterstützen, welche Eure Majestät zur Unterdrückung der verbrecherischen Ziele eines gewissenlosen Fanatismus und der Aufrechterhaltung der bedrohten Autorität des Staates für gut erachten werden.

In tiefster Ehrfurcht verharren

Centralverband deutscher Industrieller; Verein deutscher Eisenhüttenleute; Bergbaulicher Verein für den Oberbergamtsbezirk Dortmund; Verein für die wirthschaftlichen Interessen Rheinlands und Westfalens.

Im Auftrage:

von Haßler. Servaes. Lueg. Jencke.“

Es steckt ein gutes Stück Ironie in diesen aufdringlichen Betheuerungen, die man auch in die weniger gut klingenden Worte zusammenfassen kann: Weil der heimathlose Lucheni in Genf ein Verbrechen verübt hat, darum bitten wir Ew. Majestät um ein Sozialistengesetz, das uns die Möglichkeit gibt, mit unseren deutschen Arbeitern in höherem Grade nach unserem Belieben umspringen zu können.

Dieses Telegramm, das für die „bedrohte Autorität des Staates“ so salbungsvoll und so schwungvoll-wortreich eintritt, ist leider so unglücklich, die Autorität dieses nämlichen Staates selbst zu — untergraben; wirklich das thut es, — insofern als die Beobachtung vorhandener Gesetze gewiß zu den ersten Erfordernissen einer „Aufrechterhaltung der bedrohten Autorität des Staates“ gehört.

Man hat darauf hingewiesen, daß die Statuten der unterzeichneten Vereine gewiß denselben eine Beschäftigung mit politischen Fragen nicht gestatten; das mögen die Generalversammlungen mit ihren Vorsitzenden ausmachen. Wir wollen jedoch hoffen, daß kein preußischer Staatsanwalt sich mit besonders scharfen Augen dieses Fanfaren-Telegramm ansieht; sonst könnte ihm in das überraschte Erinnern die bekannte ständige Auffassung der Judicatur kommen, die lautet:

„Ein Verein, der im Allgemeinen nicht den Zweck hat, auf öffentliche Angelegenheiten einzuwirken, tritt mit dem Augenblick, wo er in einem einzelnen Falle eine solche Einwirkung auf politische Gegenstände beschließt and ausübt, in die Kategorie der politischen Vereine.“

Da aber nach § 8 des preußischen Vereinsrechtes politische Vereine nicht miteinander in Verbindung treten dürfen, so könnte den Telegraphisten des Westens die Auflösung drohen; — wovor sie hoffentlich bewahrt bleiben. Nur das wäre zu wünschen, daß die Entgleisung dieser patriotischen — Gesetzesverächter, die nach strengeren Gesetzen für andere rufen, zu einer Aenderung des unhaltbaren preußischen Vereinsgesetzes einen weiteren Anstoß gäbe.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend eine gesetzgeberische Maßregel vorgeschlagen werden kann, die wirkungsvoll sich zur Abwehr gegen Elemente wie Lucheni benutzen läßt, und die nicht Vorwand für ganz andere Zwecke wäre. Auf Deutschland trifft das gewiß zu. Gibt es einen Schutz, so bietet ihn wachsende Bildung und sozialer Fortschritt, die leider in Italien gegen so starke Widerstände zu kämpfen haben.

Ebensowenig aber unser Reich der Begehrlichkeit und Anmaßung der Großgrundbesitzer ausgeliefert werden darf, ebensowenig darf es den Großindustriellen überantwortet werden, damit deren kurzsichtiger Interessenpolitik die langsam gesundende deutsche Arbeiterbewegung geopfert werde.

Als man der vornehm denkenden todten Kaiserin von Oesterreich bei Reisen und Ausflügen im Auslande auf Schritt und Tritt Geheimpolizisten folgen ließ, verbat sie sich das; denn das Leben und Reisen sei unerträglich unter Kontrolle von Polizisten. Auch das Leben der Staaten kann nicht unter die beständige Kontrolle der Polizei gestellt werden, ohne unerträglich zu werden, und ohne daß diese Unerträglichkeit, die doch nicht zum Ziele führt, die größten und tiefgreifendsten Uebel erzeuge.

P. Nathan.

Landwirthschaft und Volksernährung.

I.

Die Fleischtheuerung und die Ursache derselben, der Mangel an Schlachtvieh hat zur Zeit in verschiedenen Gegenden Deutschlands einen solchen Grad erreicht, daß es nöthig erscheint, auf Abhilfe dieser dem Gemeinwohl schädlichen Erscheinungen ernstlich Bedacht zu nehmen.

Ueber die Ursachen, welche diese unliebsamen Zustände hervorgerufen haben, kann man nicht im Zweifel sein: es sind die verschiedenen gegen die Einfuhr fremden Schlachtviehes in das Leben gesetzten Sperrmaßregeln, welche angeblich in hygienischer oder in veterinärpolizeilicher Absicht angeordnet sind.

Wenn die Regierung sorgsam darauf Bedacht nimmt, Viehseuchen von dem einheimischen Viehstande möglichst fern zu halten und, wo sie bereits vorhanden sind, möglichst gründlich zu beseitigen, so ist das nur die einfache Erfüllung einer der Staatsregierung obliegenden Pflicht.

Auffallend erscheint es dann nur, wenn man wahrnimmt, daß einerseits Sperrmaßregeln angeordnet werden gegen solche ausländische Viehstapel, welche in gesundheitlicher Beziehung nachweislich die einheimischen übertreffen, während andererseits im Innern nicht immer genügende Vorkehrungen getroffen sind, um bereits vorhandene Krankheiten an der weiteren Ausbreitung zu verhindern. Und wenn diejenigen Personen oder Körperschaften, welche die Staatsregierung unablässig zu immer weitergehenden Sperrmaßregeln gegen das Ausland zu drängen suchen, der Frage sorgfältig aus dem Wege gehen, ob denn die einheimische Viehzucht zur Zeit und in der Zukunft im Stande sei, den Bedarf an Fleisch und sonstigen thierischen Erzeugnissen für die wachsende Bevölkerung zu decken, so beweist das sicherlich, daß jenen Drängern die hohen Fleisch- und Butterpreise die Hauptsache sind, die ungenügende Ernährung der einheimischen Bevölkerung ihnen dagegen ziemlich gleichgültig ist.

Will man sich ein richtiges Urtheil bilden über die Wechselwirkung, welche zwischen der an Zahl und Wohlstand wachsenden Bevölkerung einerseits, dem Stande und dem Aufschwunge der Viehzucht andererseits in Deutschland besteht, so muß man das Verhältniß beider zu einander in einer rückwärts gelegenen Zeit einmal etwas genauer in das Auge fassen. Und zwar ist es nöthig, bis in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts den Blick zurück zu lenken.

Die Bevölkerung Deutschlands hatte kaum angefangen sich von der Noth und dem Elend, welches die napoleonische Zeit so vielfach über sie gebracht, etwas zu erholen, da trat eine Wirthschaftskrisis ein, welche insbesondere die Landwirthschaft verhinderte, neue Kräfte zu gewinnen. Es war das jene die zwanziger Jahre ausfüllende Periode äußerst niedriger Getreidepreise, welche sich zwar über ganz Europa erstreckte, in dem vorherrschend den reinen Ackerbaustaat nach darstellenden Deutschland aber ganz besonders schwer drückte. Von den wirthschaftlichen Zuständen, welche dadurch zumal in den östlichen Theilen Deutschlands hervorgerufen wurden, vermag man sich jetzt nur noch schwer eine rechte Vorstellung zu machen. Es genügt aber darauf hinzuweisen, daß im Jahre 1825, dem tiefsten Ebbezeitpunkt dieser Periode, in Berlin der Scheffel Roggen 20 Silbergroschen (2 Mk.) kostete, ja der Durchschnittspreis desselben für die ganze preußische Monarchie sich nur auf 20,8 Silbergroschen berechnete.*) Die Herren Ostelbier, welche jetzt so laut über die „nie dagewesenen" Nothzustände der Landwirthschaft jammern, mögen doch einmal aus den älteren Jahrgängen ihrer Gutsarchive sich Belehrung über die damals vorhandene wirkliche Nothlage der Landwirthschaft verschaffen. Dazu genügt aber auch schon ein Blick auf die damals stattgefundenen Zwangsversteigerungen, welche in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts über einen so beträchtlichen Theil des gesammten Großgrundbesitzes ergingen. Unter den Mitlebenden werden aber gewiß noch manche alte Herren vorhanden sein, welche aus eigener Erfahrung oder aus Familientradition eine Erinnerung an die wirthschaftlichen Verhältnisse jener Zeit bewahrt haben.

War die Lage der Großgrundbesitzer, man darf wohl sagen bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts, in den meisten Gegenden Deutschlands keineswegs eine glänzende, so werden die Zustände, in welcher sich die bäuerlichen Wirthschaften befanden, häufig noch viel ungünstigere gewesen sein. Zu dem allgemeinen Druck kamen da noch die Feudallasten hinzu, welche einen besseren Betrieb der Wirthschaft oft fast unmöglich machten und die dürftigen Erträge noch mehr schmälerten. Die Ablösung der Grundlasten, die Agrargesetzgebung der 30er, 40er und 50er Jahre, die einen freien Bauernstand in einem großen Theile von Deutschland erst geschaffen haben, waren es, durch die es ermöglicht wurde, daß die günstigeren Verhältnisse, welche für die Landwirthschaft jetzt eintraten, auch für die kleineren Wirthschaften benutzt werden konnten.

Der landwirthschaftliche Mittelstand, welcher gegenwärtig in einem unvergleichlich besseren Zustande sich befindet, als vor jener großen Reform, der sollte sich doch einmal fragen, wem er die Befreiung von dem früheren Druck und Zwang zu danken hat. Ob ihm vielleicht diese Wohlthaten freiwillig die alten Feudalherrn zugeführt haben, deren Nachkommen oder Besitznachfolger sich jetzt so gern als die natürlichen Beschützer der kleinen Landwirthschaft aufspielen.

Der Zustand, in welchem die Landwirthschaft noch zum Beginn des zweiten Drittels dieses Jahrhunderts sich befand, war in der That ein trauriger.

In dem größten Theile von Mitteldeutschland, aber auch in vielen Strecken des Nordens wie des Südens, war noch ein Wirthschaftssystem vorherrschend — die Dreifelderwirthschaft — dessen Einführung in Deutschland tausend Jahre früher die erste Grundlage eines für damalige Verhältnisse rationellen Ackerbaues gelegt hatte, das aber bei der um ein Vielfaches vermehrten Bevölkerung und den gänzlich veränderten Verkehrsverhältnissen längst einer viel intensiveren Bodennutzung hätte weichen müssen. Für die bäuerlichen Wirthschaften hinderten meist schon der Flurzwang und die Feudallasten die Beseitigung dieser längst überlebten Wirthschaftsweise, für die größeren Wirthschaften vornehmlich die mangelnde Gelegenheit zur besseren Verwerthung der Erzeugnisse der Viehzucht. Auf einen möglichst starken Körnerbau, welcher die nöthige Brotfrucht für die zwar zahlreiche, aber meist in sehr dürftigen Verhältnissen lebende Bevölkerung lieferte, mußte das Hauptgewicht gelegt werden; daneben trat dann namentlich in den kleineren und kleinsten Wirthschaften ein sehr ausgedehnter Kartoffelbau. War doch für einen sehr großen Theil der Bevölkerung die Kartoffel das Hauptnahrungsmittel geworden.

Getreide- und Kartoffelbau hätte nun auch gute Erträgnisse gewähren können, wenn eine zahlreiche Viehhaltung daneben getreten wäre, deren Abfallstoffe dem stark in Anspruch genommenen Boden den erforderlichen Ersatz an Nährstoffen hätte liefern können. Aber um den Viehstand war es meist mangelhaft bestellt. Das zur Bearbeitung des Bodens, zum Transport der Erzeugnisse nothwendige Spannvieh mußte ja gehalten werden, es war aber häufig nur eben nothdürftig ernährt und besonders in den kleinen Wirthschaften von schlechter schwächlicher Beschaffenheit. Daneben das zur Deckung des Bedarfs an Milch und Butter erforderliche Melkvieh. Auch dieses war häufig nur von kümmerlicher Beschaffenheit besonders da, wo, wie der

*) Nach den Mittheilungen des Statistischen Büreaus kostete 1824/25 der Berliner Scheffel Roggen in der Provinz Ostpreußen $16^{7}/_{12}$ Silbergroschen, in Posen $16^{7}/_{12}$ Silbergroschen, in Pommern $18^{11}/_{12}$ Silbergroschen, in Schlesien $18^{1}/_{3}$ Silbergroschen, in Sachsen $20^{7}/_{12}$ Silbergroschen, in Brandenburg $21^{5}/_{12}$ Silbergroschen, in Westfalen $21^{11}/_{12}$ Silbergroschen.

Volkswitz sagte, die Kühe nicht bloß am Euter, sondern auch an den Hörnern gemolken werden, d. h. auch zum Anspannen vor Pflug und Wagen dienen mußten.

Nur in Betreff der Schafzucht war es in vielen Gegenden Deutschlands besser bestellt; ja in diesem Zweige der Viehzucht hatte Deutschland bereits sogar stellenweise eine hervorragende Stellung auf dem Weltmarkte sich erworben. Bei den großen Gütern, namentlich im Osten fanden sich meist ausgedehnte Flächen, welche am besten als Schafweiden benutzt werden konnten. Sehr häufig hatten die großen Güter auch Weideservituten auf den bäuerlichen Grundstücken der umliegenden Gemarkungen sich zu verschaffen gewußt, sodaß sie den Weidegang mit ihren Schafherden nicht bloß auf dem eigenen, sondern auch auf den damit vielleicht im Gemenge liegenden bäuerlichen abgeernteten Feld- und Wiesenflächen ausüben konnten. Die Schäferei eignet sich ja auch an sich von fast allen Zweigen der Nutzviehzucht am besten für den Großbetrieb. Es kam noch ein Umstand hinzu, welcher namentlich für das östliche Deutschland eine Hauptursache wurde, daß dort auf die Schafzucht hervorragend Gewicht gelegt wurde. Deutschland war zu jener Zeit noch ganz überwiegend Ackerbaustaat. In den Erzeugnissen des Bodens bestand vorzugsweise seine Ausfuhr, mit ihnen mußte bezahlt werden, was die Bevölkerung für ihren Bedarf, aus dem Auslande bezog. Der Osten Deutschlands war nun aber für den auswärtigen Absatz landwirthschaftlicher Erzeugnisse besonders ungünstig gestellt. Die Transportgelegenheit war dort so mangelhaft, daß die Kosten des Transports in einem zu starken Mißverhältniß zu dem Werthe, wenigstens des Getreides und der meisten andern landwirthschaftlichen Erzeugnisse, standen. Wolle, insbesondere feine Wolle hat dagegen einen mindestens zehnfachen, unter Umständen auch noch viel höhern Werth, als das gleiche Quantum Getreide u. s. w. Es war also die vollkommen richtige Anwendung eines allgemein volkswirthschaftlichen Gesetzes, wenn die ostdeutsche Landwirthschaft bestrebt war, ihre Hauptausfuhr in solchen werthvollen und deshalb eminent transportfähigen Stoffen bestehen zu lassen; wenn sie weiter bemüht war, die Erzeugnisse ihrer Schafzucht auf den möglichst hohen Grad der Feinheit oder des relativ höchsten Werthes zu bringen. Und diese Bemühungen waren von einem solchen Erfolge gekrönt, daß die deutsche Schafzucht eine hervorragende Stellung einnahm, die deutsche Wollproduktion für den Weltmarkt bis zu einem gewissen Grade maßgebend war. Noch um die Mitte dieses Jahrhunderts konnten deutsche Landwirthe mit gutem Grunde der Ansicht sein, daß sie mit ihrer Wollproduktion die Konkurrenz keines andern Landes zu fürchten hätten, obwohl damals schon das Kapland, Australien und Süd-Amerika bedeutende Massen von Wollen dem Weltmarkte zuführten.

Daher erklärt es sich denn auch, daß in Deutschlands Zoll- und Handelspolitik die Wolle eine ganz singulare Stellung einnahm. Sie war und blieb noch lange Zeit in dem Zolltarif des deutschen Zollvereins das einzige aus einer selbständigen Produktion hervorgegangene einheimische Erzeugniß, welches einem **Ausgangszolle** (2 Thaler pro Zentner) unterlag. Die deutsche Wolle war eben zu jener Zeit für gewisse Fabrikationszweige nahezu unentbehrlich, sodaß das Ausland, welches deutsche Wolle gebrauchte, auch den darauf gelegten Ausfuhrzoll tragen mußte. Die übrigen Zweige der Viehzucht waren, wie schon vorher angedeutet, in Deutschland im Allgemeinen keineswegs in einer gleich günstigen Lage und noch weniger auf einem solchen Stande der qualitativen und quantitativen Leistungsfähigkeit. Nur da, wo besondere Vorzüge des Klimas, des Bodens oder der Lage der Thierzucht zu Hülfe kamen, wie in gewissen Gebirgsgegenden, in den fruchtbaren Niederungen der Fluß- und Seemarschen, mit ihren ausgedehnten Weidestrecken hatten Rindvieh- und Pferdezucht einen größeren Aufschwung genommen, und konnte man auf bedeutende Ergebnisse nach Zahl und Beschaffenheit hinweisen. Der Grund, weshalb im Allgemeinen die deutsche Viehzucht gegen die anderer Länder, z. B. Englands zurückblieb, war aber keineswegs etwa die Schuld der deutschen Landwirthe und Viehzüchter, lag vielmehr hauptsächlich in den deutschen **allgemeinen Volkswirthschaftsverhältnissen.**

Seit der Zeit der Napoleonischen Kriege war in Deutschland zwar die Volkszahl beträchtlich im Zunehmen, aber keineswegs der allgemeine Wohlstand. Hatte die Landwirthschaft unter den ungewöhnlich niedrigen Getreidepreisen der zwanziger Jahre schwer gelitten, so lag auf der städtischen und der auf Handel und Gewerbebetrieb angewiesenen Bevölkerung ein anderer schwerer Druck, den nur eben die niedrigen Preise der Lebensmittel einigermaßen ertragbar machten.

Die großen Umwälzungen, welche durch die Einführung der Maschinen, der Arbeitstheilung, der Verbesserung der Transportmittel auf allen Gebieten des Handels und der Industrie eintraten, gereichten vorläufig Deutschland fast nur zum Schaden. Viele Zweige des Handwerks empfanden schwer die Konkurrenz der billigeren von auswärts eingeführten Fabrikwaaren. Alte Gewerbszweige, auf denen seit den Zeiten des Mittelalters zu nicht unbeträchtlichem Theile der Wohlstand der Städte beruht hatte, die sich dann später selbst bedeutende überseeische Absatzmärkte zu gewinnen gewußt hatten, wie die Woll- und Leinenmanufaktur, die für ihre Erzeugnisse in Ostasien bis nach China hin, in Westindien, Mittel- und Südamerika feste und gewinnbringende Absatzmärkte gefunden hatten, sahen sich von denselben mehr und mehr zurückgedrängt, ja konnten selbst im eigenen Lande mit ihren Erzeugnissen gegen die billigeren Baumwollstoffe nicht aufkommen. Aehnlich ging es in manchen anderen Gewerbszweigen, besonders auch in der Metallwaaren-Industrie. Ein eigenes Fabrikwesen konnte sich nur sehr schwer und langsam in Deutschland gründen und emporarbeiten. Die Rohstoffe für die Verarbeitung waren ja meist vorhanden, auch fehlte es nicht an arbeitsamen Händen, welche gegen verhältnißmäßig niedrige Lohnsätze Beschäftigung suchten. Aber es fehlten mehr oder weniger die anderen Erfordernisse, welche für die erfolgreiche Begründung einer Fabrikindustrie erforderlich sind. An Kapital war zwar kein Ueberfluß, doch auch nicht geradezu Mangel vorhanden. Aber die Kapitalbesitzer legten ihr Eigenthum lieber in sicheren Staatspapieren, oder Hypotheken vielleicht nur zu 3 oder 3½ % an, als daß sie es einem technischen Unternehmen anvertraut hätten. Geeignete Leiter für derartige Anlagen waren zwar noch nicht vorhanden, hätten sich aber sicherlich bald herausgebildet. Das Haupthinderniß für die Entstehung eines lebensfähigen höheren Gewerbewesens war der durch die Zerrissenheit des deutschen Gebiets veranlaßte Mangel eines hinreichend großen und sicheren **inländischen Marktes** und der Mangel an Verständniß für die Forderungen der neuen Kulturperiode, das sich in den oberen und leitenden Schichten der Bevölkerung in den meisten deutschen Gebieten vorfand. Größere industrielle oder merkantile Unternehmungen, welche einzelne Bürger planten, hatten selten auf ein bereitwilliges Entgegenkommen, oder gar auf Unterstützung seitens der Regierung zu rechnen, eher bereitete die herrschende Büreaukratie ihnen Hindernisse.

So war in der That der Zustand der Bevölkerung etwa beim Beginn des zweiten Drittels dieses Jahrhunderts in den meisten deutschen Staaten ein wenig zufriedenstellender. Der fortschreitende **Zuwachs der Bevölkerung**, der auf natürlichen Gründen beruhte, bedeutete eher eine fortschreitende **Verarmung des Landes** als das Gegentheil.

Daher begann denn auch von der Zeit an die, in der Folge noch durch politische Ereignisse gesteigerte, Auswanderung, welche aus Deutschland eine so große Zahl der kräftigsten Arme, aber auch so manche geistigen Kräfte dem Auslande zuführte.

Und wie wirkte dieses alles auf die Landwirthschaft, insbesondere den Theil derselben, mit dem wir hier uns näher beschäftigen, zurück? Das Nichtvorhandensein einer kaufkräftigen Bevölkerung drückte die Preise der hier in Betracht kommenden Erzeugnisse so sehr, daß ein lohnender

Ertrag für eine nach Besserem strebende Viehzucht in den meisten Gegenden Deutschlands gänzlich ausgeschlossen war.

War doch um die Mitte dieses Jahrhunderts in weiten Kreisen Mitteldeutschlands der Preis der auch von der städtischen Bevölkerung verzehrten Fleischarten nur etwa per Pfund zwischen 15 und 30 Pf. sich bewegend und höchstens bis 50 Pf. aufsteigend. Aber wie war denn damals auch die Beschaffenheit im Allgemeinen des zur Verzehrung kommenden Schlachtviehes? Von Rindvieh kamen der Hauptsache nach nur Kühe, die zur Nachzucht wie zur Milchproduktion zu alt, aber sonst untauglich geworden waren, und Ochsen, die bereits als Zugvieh ausgedient hatten, zur Schlachtung, nachdem sie vorher wohl noch einer Art von Mästung unterzogen waren. Von den damals ausschließlich mit Rücksicht auf Wollerzeugung gehaltenen Schafen wurden in jedem Frühjahre eine Anzahl solcher Thiere, welchen man in Betreff ihres Gesundheitszustandes nicht mehr ganz trauen konnte, ausgeschieden, — „ausgemärzt“ — um durch kräftigeres Futter zu einem etwas größeren Fleischgehalt gebracht, d. h. aus „Faulschafen“ in „Fetthämmel“, wie die technische Bezeichnung lautete, umgewandelt zu werden. Von jungen Kälbern kamen im Allgemeinen nur s. z. „nüchterne“ männliche Kälber zum Schlachten, d. h. Thiere, welche sofort nach der Geburt von der Mutter genommen wurden. In einzelnen Staaten, wie in Kurhessen, Hannover u. s. w. hatte man zwar Gesetze erlassen, durch welche bestimmt wurde, daß solchen Schlachtkälbern mindestens 10 oder 14 Tage Muttermilch zugeführt werden sollte. Ob derartige gesetzliche Vorschriften mit Sicherheit durchführbar waren, und ob sie überhaupt als zweckentsprechend anzusehen waren, mag hier unerörtert bleiben. Daß man junge Thiere der Schaf- und Rindviehherden lediglich zum Zwecke der Fleischgewinnung bis zur Vollausbildung heranziehen und dann schlachten sollte, war für weite Strecken des Binnenlandes völlig ausgeschlossen. Es fehlten da die Käufer für solches natürlich nur zu höheren Preisen zu beschaffende Fleisch.

Auch die Butter- und Käsebereitung hatte mit solchen niedrigen Preisen zu thun. War doch nicht bloß in den hier zuletzt erwähnten Landstrichen der Preis der Butter, wie sie für den täglichen Haushaltsbedarf hergestellt und auf den städtischen Wochenmärkten verkauft wurde, nur etwa 30 bis 40 Pf. für das Pfund, trotz der nicht unbeträchtlichen Ausfuhr.*) Entsprechend niedrig war der Preis des Käse, auch dem daher im Allgemeinen nur gewöhnlicher Magerkäse, gleichsam als Nebenprodukt, bereitet wurde.

So waren es thatsächlich allgemein volkswirthschaftliche Ursachen, welche die deutsche Landwirthschaft hinderten, einen höheren Aufschwung zu nehmen.

Die Viehzucht war durch den niedrigen Preisstand und die geringe Nachfrage nach ihren Erzeugnissen am Fortschreiten gehindert und der Ackerbau litt unter dem Düngermangel, welchen die relativ zu schwache Viehhaltung gegenüber dem starken Körnerbau verursachte. Der Gebrauch künstlichen Düngers war nur erst in sehr beschränktem Maße (Knochenmehl) vorhanden. Weder hatte die Theorie die Bedeutung desselben für die Landwirthschaft klar gelegt, noch auch die Praxis selbständig den Werth desselben erkannt. Hier mußten erst Liebig's große Entdeckungen der praktischen Landwirthschaft vorarbeiten.

Als die allgemeinen volkswirthschaftlichen Zustände in Deutschland sich besserten, kam dann auch für die Landwirthschaft die Möglichkeit zur höheren Entwicklung.

*) Schleswig-Holstein führte bereits 1824 etwa 2¼ Mill. Pfd. Butter nach England aus. Gleichwohl kostete z. B. in Kiel noch im Jahre 1837 das Pfund Butter nur etwa 3¾ Sgr. (5 Schilling). Auf dem Hamburger Markt kostete die für den überseeischen Export bestimmte beste Tonnenbutter etwa 60 Mk. per Zentner, für den gewöhnlichen Hausgebrauch bestimmte 36 Mk. Ochsen bester Qualität 50 Mk. per 100 Pfd., Speck 40 Pf., Schinken 45 Pf. das Pfund.

Die Gründung und der Ausbau des Deutschen Zollvereins war das Ereigniß, welches zunächst dem deutschen Gewerbs- und Handelsstande die Möglichkeit zu einer gedeihlichen Ausbildung gewährte, die dann auch alsbald der deutschen Landwirthschaft die Bahn zum Fortschritt eröffnete.

Heutigen Tages werden die Verdienste lange nicht genug anerkannt, die um das Wohl Deutschlands sich diejenigen Staatsmänner erwarben, welche in Preußen den Gedanken des allgemeinen Zollvereins faßten und zur Ausführung brachten, in den Nachbarstaaten ihnen Beihilfen dazu gewährten. Dabei kann man gern zugeben, daß sie keineswegs immer die Zustimmung der Bevölkerung für ihre Maßnahmen hatten. Die Theorie hielt damals auch in Deutschland fast noch durchgehends den Standpunkt des unbedingten Freihandels fest, die Bewohner der dem preußischen Zollverein zunächst angeschlossenen deutschen Staaten klagten über die Lasten, welche neu eingeführte Zölle und Steuern (z. B. die Salzsteuer) ihnen auferlegten. Die meisten kleineren Gewerbetreibenden sahen zunächst nur die Nachtheile, welche ihnen der eröffnete größere Markt brachte. Aber die Zollvereinsleitung verfolgte unbeirrt das fest in das Auge gefaßte Ziel: die Herstellung des freien Verkehrs auf dem Vereinsgebiete und die allmähliche Erziehung des Volkes zur Industrie. Daß Deutschland nicht länger auf der Entwicklungsstufe des bloßen Ackerbaustaates stehen bleiben durfte, war für alle Weitersehenden eine unerläßliche Forderung. Auf dem Gebiete der Industrie und des Handels zeigten sich dann auch alsbald die glänzenden Wirkungen dieser durch mehr als vier Jahrzehnte hindurch konsequent weitergeführten Zoll- und Handelspolitik. Dem inneren Verbrauche von Fabrikwaaren konnte mehr und mehr die eigene Industrie Genüge thun, bald begann dieselbe auch auf den fremden Märkten als immer kräftiger werdender Konkurrent aufzutreten. Und die Landwirthschaft stand sich keineswegs schlecht dabei. Der sichtlich zunehmende Wohlstand erhöhte die Kaufkraft der nicht in der Landwirthschaft beschäftigten und auch an Zahl stark zunehmenden Volksklassen. Bessere Preise für die Haupterzeugnisse der heimischen Landwirthschaft waren die natürlichen Folgen davon.

Gleichzeitig mit der Erstarkung der deutschen Industrie halten auch auf dem Gebiete der Landwirthschaft zwei Betriebe einen großen Aufschwung zu nehmen begonnen. Es waren das die auf ausgedehnten Kartoffelbau begründete Spiritusbrennerei und die Rübenzuckerfabrikation, die als landwirthschaftliche Nebengewerbe betrieben wurden. Der Vortheil, den der Landwirthschaftsbetrieb aus ihnen in erster Linie zog, war die Möglichkeit, in den Abfällen dieser Industrien ein billiges Viehfutter zu erhalten. Hierdurch wurden die Wirthschaften in den Stand gesetzt, einen viel stärkeren Viehstapel zu unterhalten, der ihnen sodann die bis dahin entbehrten größeren Düngermassen liefern konnte. Jetzt erst war die deutsche Landwirthschaft in der Lage, dem weiter vorgeschrittenen Auslande in der Viehzucht wie im Ackerbaubetriebe zu folgen, besonders aber die großen wissenschaftlichen Ergebnisse der angewandten Chemie in die landwirthschaftliche Praxis zu übertragen.

Die günstigen Wirkungen, welche das Hand-in-Hand-Gehen der Industrie mit der Landwirthschaft mit sich brachte, traten gerade bei jenen beiden landwirthschaftlichen Industriezweigen deutlich hervor. Der Techniker vervollkommnete den Fabrikbetrieb und die Apparate immer mehr, während der Landwirth die gehaltreichsten und gewinnbringendsten Kartoffeln und Zuckerrüben zu bauen lernte. In beiden Gewerbszweigen steht ja längst der deutsche Betrieb durch seine Vollkommenheit in erster Linie, hat selbst theilweise zum Vorbild für das Ausland gedient.

Auch anderen Zweigen der Landwirthschaft kamen die veränderten Verhältnisse zu Gute. Die Ausdehnung der Bierbrauerei förderte den Anbau der Gerste, in den norddeutschen Küstenländern war ganz besonders die Aufhebung

der englischen Getreidezölle und die weitere Eröffnung des englischen Marktes für Vieh und thierische Produkte das Signal einer starken Ausfuhr und lohnender Preise.

Die Zeit von der Beendigung des Krimkrieges an bis etwa zum Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs darf man wohl für ganz Deutschland als eine Periode ansehen, in welcher die Landwirthschaft im Allgemeinen sich in einer durchaus zufriedenstellenden Lage befand. Auf allen Gebieten waren große Verbesserungen ersichtlich, ganz besonders auch auf dem der Viehzucht.

Es waren allerdings zunächst die größeren Wirthschaften gewesen, welchen jene Industrien und Veränderungen Vortheile zugeführt hatten. Aber mehr und mehr nahmen auch der mittlere und kleinere Betrieb an der Verbesserung der Verhältnisse Theil, nachdem die Beseitigung der Feudallasten und die moderne Gesetzgebung wirthschaftliche und politische Freiheit der Bewegung gegeben hatten.

Eine Veränderung war allerdings gleichzeitig auch in Deutschland eingetreten. Der Ackerbau war es nicht mehr, welcher die größere Hälfte der arbeitenden Hände beschäftigte. Der Zuwachs der Bevölkerung strömte vorzugsweise der Industrie zu, sodaß die nicht in der Landwirthschaft Beschäftigten schon bald zum Gleichgewicht mit den von der Landwirthschaft lebenden aufstiegen. Damit in Verbindung stand natürlich auch eine Veränderung in den Aus- und Einfuhr-Verhältnissen. Der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr der landwirthschaftlichen Produkte hörte nach und nach auf und verwandelte sich allmählich in das umgekehrte Verhältniß. Gegenwärtig ist das faktische Verhältniß unbestritten das, daß die einheimische landwirthschaftliche Produktion den Bedarf längst nicht mehr deckt.

Ob nun diese Deckung unter Anwendung künstlicher Mittel herbeigeführt werden soll und kann, darum dreht sich jetzt recht eigentlich der Streit.

In jene Periode der Blüthe der deutschen Landwirthschaft fallen dann allerdings einige Thatsachen, welche später als Mißgriffe und Unterlassungssünden sich herausgestellt haben, und welche zu einem nicht unbeträchtlichen Theile als die Ursachen anzusehen sind, aus denen die unzweifelhaft vielerorts vorhandene ungünstige Lage mancher wirthschaftlichen Betriebe hervorgegangen.

Das war einmal die allgemein vorhandene **Ueberschätzung der günstigen Verhältnisse** hinsichtlich der Dauer derselben. Das Zusammentreffen verschiedener für sie glücklicher Umstände hatte in manchen Gegenden der deutschen Landwirthschaft ungewöhnlich hohen Gewinn zugeführt. Deutschland hatte im Allgemeinen eine Periode **guter Erntejahre**. Die zur Anwendung gekommenen Betriebsverbesserungen, wie die Drainage, die sorgfältigere Bestellung, die Anwendung künstlichen Düngers, steigerten die Erträgnisse der durch die Witterungsverhältnisse ohnehin schon begünstigten Jahre in ungewöhnlichem Maße. Und zu diesen großen Ernten kamen dann noch durchweg lohnende, zum Theil sehr hohe Preisstände der landwirthschaftlichen Erzeugnisse. Daher große Ueberschüsse auf allen nur einigermaßen gut geführten Wirthschaften. Für manche Zeiten und Gegenden waren noch besondere günstige Umstände hinzugekommen. Der Krimkrieg hemmte die damals schon beträchtliche Ausfuhr russischer Landwirthschaftsprodukte. Der neu eröffnete, so sehr lohnende englische Markt bot lange Zeit hindurch für die Nord- und Ostseeküstenländer einen Stapelplatz dar, auf welchem ihnen die damaligen Verkehrsverhältnisse eine privilegirte Stellung gewährten.

Nur selten machte man sich klar, daß diese ungewöhnlich günstigen Zustände theilweise nur auf Ausnahmeverhältnissen beruhten. Man gefiel sich in dem Glauben, daß dieselben fest und fortwährende seien. Vergebens wurde von Weiterblickenden darauf hingewiesen, daß auch in dem landwirthschaftlichen Betriebe günstige und ungünstige Perioden erfahrungsgemäß mit einander wechsellen. Wenn von solcher Seite z. B. auf die schon damals am Horizonte erscheinende Konkurrenz der indischen, kalifornischen, australischen Einfuhr von Getreide und Erzeugnissen der Viehzucht auf dem europäischen Markte hingewiesen wurde, so hatten die Praktiker für solche Mahnung zur Vorsicht meist nur das mitleidige Achselzucken des unfehlbaren Besserwissens.

Die Folge davon war dann ein **fortdauerndes Steigen der Kauf- und Pachtpreise der Grundstücke**, welches in den meisten Fällen durchaus nicht auf einer nüchternen Rentabilitätsberechnung beruhte, sondern auf dem festen Glauben daran, daß die augenblickliche Prosperität fortdauern, so sich womöglich noch steigern werde.

Hierdurch ist ganz unverkennbar der Stand der für die allgemeinen wirthschaftlichen Faktoren maßgebenden Grundrente künstlich in einer den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechender Weise in die Höhe getrieben worden.

Der **zweite** allgemeine Fehler war eine Unterlassungssünde, welche der Regierungspolitik zur Last fällt.

Auf den Produkten der Branntweinbrennerei, wie der Rübenzuckerfabrikation lag eine Verzehrungssteuer, welche bei der inländischen Produktion indirekt als **Materialsteuer** zur Hebung gelangt. Bei der Ausfuhr der im Inlande gewonnenen Fabrikate mußte diese für die Rohstoffe ausgelegte Steuer billiger Weise zurückerstattet werden. Zu dem Ende mußte berechnet werden, wieviel für je eine Gewichts-, als Maßeinheit auszuführendes Fabrikat an Materialsteuer durchschnittlich ausgelegt worden war. Diese Größe ändert sich je nachdem das Ausbeuteverhältniß durch die Verbesserung des Fabrikationsverfahrens, oder die Güte des Rohmaterials ein anderes wurde. Dem trug die frühere Zollvereinsgesetzgebung in entsprechender Weise Rechnung. Ursprünglich war der Centner Zuckerrüben mit $1\frac{1}{2}$ Sgr. Materialsteuer belegt; und man nahm an, daß 20 Centner Rüben erforderlich seien, um 1 Centner Rohzucker herzustellen, für welchen deshalb bei der Ausfuhr 1 Thaler Steuer zurückvergütet wurde.

Allmählich in dem Maße, wie der Zuckergehalt der Rüben stieg und das Fabrikationsverfahren verbessert wurde, setzte die Gesetzgebung den Steuersatz auf 3, 6, $7\frac{1}{2}$, endlich 1869 auf 8 Sgr. für den Centner Rüben, an. Der letztgenannte Steuersatz fußte auf der Annahme, daß $12\frac{1}{2}$ Centner Rüben zur Herstellung 1 Centner Rohzuckers nöthig seien, der also 10 Mk. Materialsteuer zu tragen hat. Bei der Ausfuhr wurde 9 Mk. 40 Pf. zurückerstattet, also nicht einmal der volle Betrag der berechneten durchschnittlichen Materialsteuer. Ebenso war Maischraumsteuer und Rückvergütung für den Spiritus in ein gegenseitiges Verhältniß gebracht, so daß für den Hektoliter durch das Gesetz von 1869 eine Ausfuhrvergütung von 16 Mk. zurückerstattet wurde, indem eine Ausbeute von $7\frac{1}{2}$ % angenommen wird. Nach der Gründung des Reiches behielt man aber nun diese Steuersätze und Ausfuhrvergütungen mehr als anderthalb Dezennien bei, obwohl gerade in dieser Zeit die Ausbeuteverhältnisse sich ganz bedeutend verändert hatten. Die nicht einmal zum vollen Betrag ursprünglich beabsichtigte Rückvergütung war also thatsächlich in eine Ausfuhrprämie verwandelt worden, welche z. B. in der Mitte der 80er Jahre bei dem Branntwein schon zu 3 Mk. per Hektoliter angenommen werden konnte, bei dem Rübenzucker aber wohl bis zu $1\frac{1}{2}$ Mk für den Centner.

Die nächste Folge dieser durch nichts motivirten Begünstigung der Großproduktion zweier zur Landwirthschaft in naher Beziehung stehender Industriezweige war eine künstliche Vergrößerung derselben, welche bald die schwersten Bedenken hervorrufen mußte.

Natürlich konnten die Erzeugnisse dieser übermäßig ausgedehnten Produktion bei Weitem nicht bloß im Inlande verzehrt werden, sondern mußten zu einem großen Theile an das Ausland abgesetzt werden.

Aber andere Staaten waren dem Beispiele Deutschlands hinsichtlich der Begünstigung dieser zwei Industriezweige gefolgt, oder waren ihm auch wohl auf diesem Wege bereits vorangeschritten. Das Ergebniß dieser protektionistischen Maßregeln war dann eine Ueberfüllung des Weltmarktes, welche nach und nach geradezu widersinnige Verhältnisse gezeitigt hat. Es ist hier nicht der Ort, auf die finanziellen Schwierigkeiten zurückzukommen, welche diese Maßnahmen in Deutschland hervorgerufen, noch auf die gesetzgeberischen

Abnormitäten, welche in Folge derselben geplant oder auch zur Ausführung gebracht worden sind.

Es kommt hier nur darauf an, zwei Thatsachen festzulegen, welche als die Folgen jener Unterlassungssünde und unrichtiger Maßnahmen anzusehen sind:

Einmal daß zwei an und für sich durchaus gesunde und nützliche Industriezweige nach und nach auf eine künstliche Grundlage gerückt worden sind, auf welcher sie nicht verbleiben können. Aber die wirthschaftlichen Verhältnisse im Allgemeinen haben sich nun einmal dieser künstlich erweiterten Ausdehnung angepaßt. Soll und muß der Betrieb auf die richtige natürliche Basis zurückgebracht werden, so ist mancherlei Schädigung vermeintlich wohlerworbener Ansprüche die nothwendige Folge.

Zweitens ist durch das Beispiel dieser protektionistischen Vorgänge die wirthschaftliche Anschauung überhaupt in weitem Umfange verändert worden.

Ehedem waren die Landwirthe fast durchweg die überzeugtesten **Anhänger der Freihandelspolitik.** Sie betrachteten ihren wirthschaftlichen Beruf als den ursprünglichsten und vornehmsten, weil er auf eigenen Füßen stand, nur auf eigene Kraft sich verlassen wollte. Sie begehrten nicht nach den Krücken der **Staatsunterstützung.** Jetzt sind sie zu der extremsten Schutzzöllnerei übergegangen. Die Agrarier verlangen **vor** allen anderen Volksklassen bevorzugt und mit Unterstützung aus dem durch die **Steuerbeiträge aller** Staatsangehörigen gefüllten Staatssäckel einseitig bedacht zu werden.

Kiel. Wilh. Seelig.

Zum Neubau der Königlichen Bibliothek in Berlin.

Es gibt unter den zahlreichen bibliothekarischen Fragen, die gegenwärtig nicht nur in Deutschland, sondern in allen Kulturstaaten der Erde ventilirt werden, eine einzige, über welche in allen Kreisen, die von ihr berührt werden, eine seltene Einstimmigkeit herrscht. Nicht nur Bibliothekare von Beruf, sondern das wissenschaftlich gebildete Publikum ganz Deutschlands, soweit es auf die Benutzung großer Bibliotheken angewiesen ist, stimmen darin überein, daß die beiden größten öffentlichen Büchersammlungen der Hauptstadt des deutschen Reiches nicht mehr den Anforderungen entsprechen, die man mit Fug und Recht an sie stellen darf und muß. Es genügen nicht nur die Bücherbestände der großen Königlichen Bibliothek und der Universitätsbibliothek den gerechten Ansprüchen des großen Publikums und denen der 300 Dozenten und 5000 Studenten der größten deutschen Hochschule nicht mehr, auch die Räume, in denen die vorhandenen Werke den Benutzern an Ort und Stelle zur Verfügung gestellt oder zum Ausleihen nach Hause dargeboten werden, reichen nicht mehr aus. Bei der Steigerung der Einwohnerschaft Berlin's, des wissenschaftlichen, litterarischen und technischen Betriebs in der Großstadt selbst und bei den stets wachsenden Anforderungen, die aus dem ganzen Reiche an die größte Bibliothek Preußens gestellt werden, ist das leicht begreiflich. Es herrscht, wie schon gesagt, hierüber nur eine Meinung in allen competenten Kreisen. Nicht minder aber über eine Vorbedingung zur Abstellung der so drückend empfundenen Mängel, die tagtäglich immermehr zu einem wahren Nothstande auswachsen.

Jede Büchersammlung bedarf zu ihrer Existenz eines Gehäuses, in dem sie untergebracht ist. Das ist eine so elementare Wahrheit, daß sie kaum auszusprechen nöthig erscheint. Aber es wird doch nur wenige bibliothekarisch ungeschulte Benutzer einer Büchersammlung geben, die sich vollständig darüber Rechenschaft zu geben im Stande sind, in welchem Maße die Benutzbarkeit dieser Sammlung von den Räumen abhängt, in denen sie aufgestellt ist und verwaltet wird. Doch bedarf es hier über diesen Gegenstand keiner weiteren Auseinandersetzung. Die Berliner Verhältnisse sind derartige, daß selbst ein Laie in bibliothekarischen Dingen über sie nicht im Zweifel sein kann. Die Räumlichkeiten in der Königlichen Bibliothek sowohl als in der Universitätsbibliothek sind thatsächlich so beschränkte, daß sie keinen Zuwachs mehr in geordneter Weise aufzunehmen im Stande sind. Man stellt zur Zeit die neu zukommenden Werke nothgedrungen eben nicht mehr auf, sondern bringt sie nur noch unter. Auch hierüber kann keine Meinungsverschiedenheit bestehen.

Wenn nun die Lage der Dinge eine solche ist, wie erklärt es sich dann, daß man sie bis zu diesem Grade hat kommen lassen? Es gibt hierfür verschiedene Gründe. Man hat bei der Gründung der Universitätsbibliothek (1831) allerdings nicht an die heutigen Verhältnisse denken können, später aber es aus Sparsamkeitsgründen verabsäumt, sich die Erweiterungsfähigkeit des Gebäudes offen zu halten. Noch weniger konnte Friedrich II. bei der Anlage des Gebäudes der Königlichen Bibliothek (1777) die Entwicklung unseres Bibliothekswesens in Rechnung ziehen. Die Erweiterung der Bibliothek in Folge des Ankaufs des sog. Niederländischen Palais und dessen Dependenzen durch den der Königlichen Bibliothek für einige Zeit Luft geschaffen wurde, war von vornherein nur als ein vorübergehendes Aushilfsmittel angesehen worden. Denn ein Neubau der Königlichen Bibliothek war schon seit 1839 ins Auge gefaßt worden und 1853 dem zeitigen Oberbibliothekar Dr. Pertz der Auftrag geworden, sich nach einem Bauplatze umzusehen. Daß dieser Platz seit fünfundvierzig Jahren nicht hat gefunden werden können, ist die Ursache der schon seit Jahrzehnten, wie alle Welt zugibt, unhaltbaren Bibliothekszustände in Berlin, die, Dank der Zerfahrenheit der öffentlichen Meinung in diesem Punkte der Unkenntniß der in Betracht kommenden und Ausschlag gebenden Thatsachen und unbegründeten Vorurtheile, nicht aber in Folge mangelnden guten Willens von Seiten der k. Unterrichtsverwaltung noch längere Zeit forterhalten zu werden drohen. Hierüber nach den verschiedenen Seiten der Frage aufklärend und belehrend zu wirken, mag einem alten Bibliothekare gestattet sein, der gegenwärtig Mitglied des Kuratoriums der Königlichen Bibliothek ist und als solcher wohl auch die Interessen dieses Instituts in der Oeffentlichkeit zu vertreten berechtigt ist, hier aber nur rein persönlich das Wort ergreift und seine Ueberzeugung frei und rückhaltlos in einer, wie er hofft, gemeinverständlichen Weise ausspricht. Um die Leser nicht mit einem zu großen Zahlenmaterial zu behelligen, beschränkt er sich daher nur auf die nöthigsten statistischen Angaben.

Die Königliche Bibliothek und die Universitätsbibliothek, die seit neuerer Zeit in Betreff mancher Zweige ihrer Verwaltung zweckmäßig in einen inneren Zusammenhang gebracht worden sind, liegen bekanntlich nicht weit von einander entfernt im Centrum der Stadt, unweit der vornehmsten Gebäude derselben, dem Königlichen Schlosse, dem Dom, den Museen, der Universität, dem Opernhause u. s. w. Mag diese nachbarliche Lage der beiden Büchersammlungen in mancher Beziehung ihre Vortheile haben, so kann man doch auch nicht verkennen, daß die Anhäufung aller Bücherschätze auf einem relativ kleinem Terrain einer Millionenstadt manche Nachtheile im Gefolge haben muß. In anderen Großstädten liegen die öffentlichen Bibliotheken jedenfalls nicht so nahe zusammen wie in Berlin. Die gegenwärtige Sachlage hat sich einfach natürlich aus gegebenen Verhältnissen entwickelt. Man ist dabei von keinen theoretischen Ueberlegungen ausgegangen. Als Friedrich der Große zur Förderung der Wissenschaften das Gebäude der Königlichen Bibliothek errichten ließ, gab es keine Universität in

Berlin, und als die Universität gegründet wurde, war man froh, die Königliche Bibliothek für die Studenten so nahe bei der Universität zu haben. Denn eine eigene Bibliothek bei Begründung der Universität ins Leben zu rufen, wie dieses wohl bei anderen Universitätsgründungen von Anfang an geschehen war, war man damals nicht in der Lage. Mit der Zeit machte sich bei dem Anwachsen der Universität aber doch das Bedürfniß nach einer kleineren, besonders für den Gebrauch der Studierenden bestimmten Büchersammlung neben der großen Bibliothek geltend. Nichts war nun natürlicher, als daß man diese Universitätsbibliothek, die durch Schenkungen werthvoller Bibliotheken einzelner hervorragender Gelehrter rasch anwuchs, in der Nähe des Universitätsgebäudes unterbrachte. Die Sache ergab sich von selbst. Da der Bau der neuen Sammlung zu klein bemessen war und sich eine Möglichkeit zu einer Erweiterung nicht mehr bietet, so ist jetzt in Berlin nicht die Frage, für Eine Bibliothek ein neues Heim zu schaffen, sondern gleichzeitig für zwei in ihren Dimensionen verschiedene Sammlungen ein Unterkommen zu suchen. Die Frage komplizirt sich also. Das Auskunftsmittel hierfür liegt glücklicher Weise auf der Hand. Da das Gebäude der Königlichen Bibliothek sich noch in gutem Zustande befindet, für die Bücherbestände der Universitätsbibliothek noch für lange Zeit die nöthigen Räumlichkeiten besitzt, selbst wenn diese Bestände, wie es nöthig ist, in raschem Tempo vergrößert werden, und in seinem großen, neu angelegten Lesesaale gerade das besitzt, was für eine Universitätsbibliothek vor Allem wünschenswerth ist, so ergibt es sich von selbst, daß, wenn die Büchermassen der Königlichen Bibliothek einmal in ein neues Gebäude übergeführt sein werden, die Universitätsbibliothek in die leer gewordenen Räume sofort einzieht, welche so eine Verwendung finden, wie sie ohne Kosten ganz zweckentsprechend nicht besser gedacht werden kann. Da das Gebäude der Universitätsbibliothek fast noch stärker mit Büchern vollgepropft ist, als das der Königlichen, so könnte man sagen, daß jene diese aus ihrem alten Heim herausdränge, wenn diese nicht selbst Grund genug hätte, sich eine neue Heimstätte zu suchen. Wo diese finden? Das ist die große Frage, die, wie schon gesagt, nun schon seit einem halben Jahrhundert schwebt. Schon allein hierdurch wird für jeden Unbefangenen die Schwierigkeit ihrer Lösung zur Genüge bewiesen. Da sie aber gelöst werden muß, und zwar in der nächsten Zeit gelöst werden muß, wenn sie nicht immer unlösbarer und die Zustände auf den beiden in Betracht kommenden Bibliotheken nicht ganz unhaltbar werden sollen, so ist es die Pflicht aller betheiligten Kreise, sich auch bald zu entscheiden. So groß erscheinen auch heutigen Tages die Schwierigkeiten der Lösung nicht. Nöthig bleibt es hierbei allerdings, auf gewisse Vorurtheile zu verzichten und sich nicht von Schreckgespenstern einschüchtern zu lassen, die vor jeder sachlichen Prüfung verschwinden.

Um ein neues, allen Anforderungen einer modernen, großen öffentlichen Bibliothek entsprechendes Gebäude errichten zu können, bedarf man einer großen Grundfläche, die gutes Licht hat und isolirt liegen muß, damit das auf ihr zu errichtende Gebäude möglichst feuersicher wird und nicht allzusehr von Staub und Rauch zu leiden hat. Die Lage in einer sehr verkehrsreichen, unruhigen Stadtgegend ist sicher der Benutzbarkeit der Lesesäle auch nicht förderlich. Die Ausdehnung der Grundfläche hängt natürlich von der Zahl der Buchbände ab, die auf ihr untergebracht werden sollen, von der Größe der Lesesäle, Verwaltungsräume und sonstigen Lokalitäten, wie sie heutzutage eine Bibliothek nöthig hat. In dieser Beziehung geben sich Laien im Bibliothekswesen leicht Irrthümern hin. Gehen wir von dem Vorhandenen aus.

Die Königliche Bibliothek hat heute einen Bücherbestand von ungefähr einer Million Bände. Sie hat sich in der letzten Zeit jährlich um ca. 30 000 Bände vermehrt. Doch ist diese Zahl in stetem Steigen begriffen, so daß, wenn man die Progression als eine stetige ansehen muß, eine Durchschnittsziffer von ca. 50 000 bald erreicht sein wird. Beträgt doch der Jahreszuwachs der Bibliothek des British Museums schon jetzt 70 000 Nummern in der Druckschriftenabtheilung. Da nun nach den bei Neubauten in der Regel adoptirten Grundsätzen auf mindestens 50 Jahre Raum vorgesehen wird, so müssen für die Königliche Bibliothek Bücherräume für 3 500 000 Bände, wenn nicht noch mehr, beschafft werden. Bei der Bedeutung der Königlichen Bibliothek für den ganzen preußischen Staat und das Deutsche Reich, die eine ungestörte Entwicklung der Bibliothek dringend verlangt, dürfte sogar eine größere Capacität des Neubaus als für den Zuwachs von 50 Jahren geboten sein; was bei einem zu karg zugemessenem Raume herauskommt, haben wir ja seit 50 Jahren erlebt. Verschiedene Sachkenner haben daher mit Recht Raum für rund 4 000 000 Bände verlangt und eine Erweiterungsfähigkeit des Baues für eine weitere Million desiderirt.*) Mit Recht wird von ihnen geltend gemacht, daß, wenn einmal gebaut werden müsse, man nicht die Bibliotheksverwaltung schon nach einem Jahrhundert wieder in die durch das ungeheure Wachsthum der modernen Bibliotheken noch gesteigerte Nothlage der heutigen bringen dürfe.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Marburg. Otto Hartwig.

Lyriker des Proletariats in Frankreich.

Während die deutsche Bühne unsere Theilnahme für die „Enterbten“ wachrief und rege hielt und uns — von Schiller's „Kabale und Liebe“ bis auf die „Weber“ von Gerhart Hauptmann — Meisterwerke bot, wie sie nach meiner Meinung keine Litteratur der anderen Völker ihnen zur Seite stellen kann, haben unsere großen Lyriker, jene Dichter, denen man eine besondere Tiefe der Empfindung, eine stärkere Fülle des Gemüths zuschreibt, den Armen und Verlassenen wenig Aufmerksamkeit zugewendet. Selbst ein so volksfreundlicher Dichter wie Freiligrath holte seine Armeleutepoesie aus dem Englischen. Und man darf nur an Goethe's Ballade: „Vor Gericht“ und an „Die alte Waschfrau“ von Chamisso erinnern, um recht augenfällig festzustellen, wie selten derartige Lieder unter dem sangreichsten Volke zu finden sind.

In Frankreich gab es eine moderne Proletarierdichtung eigentlich schon zu einer Zeit, als noch gar keine „Proletarier“ vorhanden waren, — genauer: zu einer Zeit, als man diese Bezeichnung des vierten Standes noch nicht aus der römischen Geschichte hervorgeholt hatte und der vierte Stand selbst noch keine politische Rolle spielte. Es war um die Tage als des ersten Napoleons Stern zu erbleichen begann, um das Jahr 1812, da der zweiunddreißigjährige Béranger eines seiner berühmtesten Lieder dichtete: „Les gueux“, — „Die Bettler“. Das Zusammentreffen dieser beiden, wenn auch sehr ungleichwerthigen Ereignisse ist doch merkwürdig. Gerade als das eben zu Glanz und Macht gelangte Bourgeoisthum durch den Fall Napoleon Bonaparte's den ersten Stoß erhielt, erweckt ein bürgerlicher Dichter Theilnahme für eine tiefer stehende, noch unbeachtete Klasse von Staatsbürgern, für die Besitzlosen. Zunächst geschieht es noch unbewußt, und fern von

*) In einem Bibliotheksgebäude können aus praktischen Gründen niemals faktisch so viele Bände aufgestellt werden, als nach rein theoretischer Berechnung untergebracht werden könnten. Bücher einer Bibliothek lassen sich eben nicht wie Backsteine aufschichten.

der Absicht, Mitleid zu erregen, wie das seltsame Lied, das hier folgen möge, beweist:

Die Bettler, die Bettler!
Das sind des Glücks Bespöttler,
Doch niemals Haßanzettler.
Ein Hoch für die Bettler!

Preist die Armuth laut in Liedern
Als der Bravheit Element!
Volle Ehren für den Biedern,
Der des Goldes Reiz nicht kennt.

Wollt ihr euch des Leids entheben?
Nur die Armuth macht es stumm.
Dessen zeugt mein frohes Leben,
Zeugt das Evangelium.

War's der Mammon, der vor Zeiten
Den Hellenen Frohsinn gab?
Und Homeros Herrlichkeiten,
Kennt ihr sie? — Ein Fell, ein Stab!

Seht nur heut, wie noble Närrchen
Nach der Mode Polizei
Ihren Fuß in Leder pferchen! —
Barfuß schreiten wir und frei.

Prunk hat um die Gunst der Masse
Manchen Helden schon gebracht,
Doch der Philosoph im Fasse
Schlägt selbst Alexanders Macht.

Mag des Schlosses Glanz euch blenden,
Frohsinn ist hier seltner Gast.
Schmeckt's nicht zwischen kahlen Wänden,
Beut die Streu nicht gute Rast?

Und ums dürft'ge Lager windet
Liebe ihren Blüthenschatz:
Bei der frohen Armuth findet
Amor seinen Lieblingsplatz.

Auch die Treue litt nicht Schaden,
Doch sie floh die Hochkultur.
Sucht sie bei den Kameraden
Auf der Holzbank — sucht sie nur.

Die Bettler, die Bettler!
Das sind des Glücks Bespöttler,
Doch niemals Haßanzettler!
Ein Hoch für die Bettler!

Der Dichter lobt die Bettler, er erwärmt sich für sie, aber — die Liebe ist doch ein bischen platonisch. Alles, was Béranger hier zum Ruhme der Besitzlosen vorführt, ist im Stile des „Evangeliums" gehalten. Die Armen sollen nicht unser Erbarmen hervorrufen, sondern womöglich unseren — Neid. Sie sollen nicht schnöde danach trachten, ihr Loos zu verbessern, sondern wir, die Wohlhabenden, sollen uns an ihrer Bedürfnißlosigkeit ein Beispiel nehmen, und es ihnen gleich thun an Entsagung und Genügsamkeit. Es zeugt von der Ehrenhaftigkeit Béranger's, daß er es mit dieser christlichen Lehre von der Askese ernst nahm, daß er in der That sein ganzes Leben hindurch ein armer Schlucker blieb und sich nicht verführen ließ, seine volksfreundliche Gesinnung für eine fette Staatspfründe zu verkaufen. Er strebte gar nicht nach Besitz. Er war eben noch nicht selbst zu der Erkenntniß gekommen, daß er und seine Armen ein Recht an den Gütern des Lebens hätten, er war ganz in dem klerikalen Wahn befangen, daß alles Menschenglück von Uebel sei. Und so sang er mit einem gewissen Stolze:

Poch, poch! Wer klopft dort außen? —
Poch, poch! Geliebte, du? —
Poch, poch! Das Glück steht draußen! —
Poch, poch! Die Thür bleibt zu! —

Wir wollen heut uns keinesfalls
Mit anderm als mit Wein befassen.
Nur Liebchen wird hereingelassen,
Fortuna bleibe uns vom Hals.

Zwar sie verspricht uns viel Profit,
Füllt gern mit Golde schwer die Taschen. —
Doch sind noch lang nicht leer die Flaschen,
Und unser Wirth gewährt Kredit.

Sie will mit Perl' und Steinen gar
Uns heut nach altem Brauch noch schmücken, —
Soll dieser Tand uns auch noch drücken,
Da uns der Rock schon lästig war?

Sie bringt uns Titel, Orden her. —
Ein jeder Narr, gewiß' braucht Orden.
Das ist so sehr gemißbraucht worden,
Wir tragen nicht danach Begehr.

Wir folgen nicht, wenn sie uns winkt.
Jetzt will sie uns zum Aether tragen,
Sie wird zurück uns später jagen,
Wie's ihrer Laune gut bedünkt.

Bei ihr war Treubruch immer Brauch.
Wem könnten solche Sparren passen?
Und wollen wir uns narren lassen,
Verstehen's uns're Mädchen auch.

Poch, poch! Wer klopft von außen? —
Poch, poch! Geliebte du? —
Poch, poch! Das Glück ist draußen! —
Poch, poch! Die Thür bleibt zu!

Es ist allerdings nur Tand, was Béranger als den Inhalt des geschmähten Glücks hinstellt, und die Liebe und den Wein nimmt er aus, wenn er die Gaben „Fortunas" verachtet. Tief geht also sein Verständniß für das Loos der Armen nicht, obschon er es selbst theilte. Es kommt ihm nicht zum Bewußtsein, daß nicht nur der Wein, sondern auch die Liebe zu den Genüssen gehören, die — wenigstens in ihrer reineren Form — dem Besitzenden oft vorbehalten sind.

Auch in den späteren Jahren, da seine Dichtungen sich philosophisch vertiefen und ernsteren Gesichtspunkten entspringen, preist er die Freiheit der Bedürfnißlosen, rühmt er ihre Ungebundenheit, ihre Zwangslosigkeit, und hebt ihr stolzes Selbstbewußtsein hervor im Gegensatz zu der kleinbürgerlichen Beschränktheit und Abhängigkeit vom Kram der alten Ueberlieferungen. So wird er zu einem seiner schönsten Lieder begeistert: Die Zigeuner.

Ihr Gaukler, Lumpen insgesammt,
Schäb'ge Massen
Verkomm'ner Rassen —
Ihr Gaukler, Lumpen insgesammt,
Zigeuner, sagt, woher ihr stammt?

Woher wir kommen, zeigt kein Paß.
Zieh'n wie Schwalben
Rund allenthalben:
Woher wir kommen, zeigt kein Paß.
Wohin wir geh'n, — wer weiß denn das?

Kein Land, kein Fürst und kein Gesetz!
Daß wir's meiden,
Mögt ihr beneiden.
Kein Land, kein Fürst und kein Gesetz
Zwingt uns in euer Tugendnetz.

In Freiheit kommen wir zur Welt.
Nichts zu schaffen
Giebt's da für Pfaffen.
In Freiheit kommen wir zur Welt.
Indeß ein Lied die Pfeife gellt.

Uns wird der erste Schritt nicht lahm,
Wenn in Haufen
Sie irre laufen.
Uns wird der erste Schritt nicht lahm
Durch der Beschränktheit Windelkram.

Das Volk, das man bestiehlt, beraubt,
— So belehren
Die alten Mären —
Das Volk, das man bestiehlt, beraubt,
Braucht Spuk und Heil'ge, dran es glaubt.

Wir würd'gen nur den reichen Mann,
Den umringen
Wir keck und singen.
Wir würd'gen nur den reichen Mann
Und betteln ihn gemüthlich an.

Wie arme Vögel im Geäst,
In die Gassen
Nicht eingelassen, —
Wie arme Vögel im Geäst
Bau'n wir in Wäldern unser Nest.

Nachts stöbert uns die Liebe auf, —
Wählt nicht lange
Auf flücht'gem Gange
Nachts stöbert uns die Liebe auf
Und schleppt uns mit im Siegeslauf. —

Ihr habt noch keinen Blick gethan,
O ihr Weisen
Aus engen Kreisen!
Ihr habt noch keinen Blick gethan
Vom eures Kirchthurms Wetterhahn.

Wer sieht, besitzt! Wagt euch hinein
Frischen Strebens
Ins Meer des Lebens!
Wer sieht, besitzt! Wagt euch hinein!
Wer alles sieht, nennt alles sein.

Ein Wahrspruch gilt, wohin man geh',
So den Feinen,
Wie den Gemeinen:
Ein Wahrspruch gilt, wohin man geh':
Du lebst? Glückauf! Du stirbst? Ade!

Und wenn im Herzen stockt das Blut, —
Gott befohlen,
Wer uns mag holen.
Und wenn im Herzen stockt das Blut,
Für den Secirtisch bleibt man gut.

Kein Prunk verweichlicht unser Mark.
Uns verschonen
Moralschablonen.
Kein Prunk verweichlicht unser Mark,
Freund ist uns Wiege, Dach und Sarg.

So lernt von unserm Witz ein Stück,
Herr'n und Knechte
Verworr'ner Rechte!
Ja! lernt von unserm Witz ein Stück:
Nur in der Freiheit liegt das Glück.

Béranger deckt in dieser Dichtung einen ganzen Schatz weiser Lebenserfahrung auf und streut die Goldmünzen seines Geistes in epigrammatischer Gedrungenheit vor dem Leser aus. Aber auch hier verläßt er nicht die Grenzen der hergebrachten Weltweisheit, die in der ersten Hälfte

unseres Jahrhunderts seit Alters her gang und gäbe war und in der Verherrlichung der Armuth gipfelte.

Béranger ist im Jahre 1857 heimgegangen, als Karl Marx, damals 39 Jahre, schon auf der Höhe seines Wirkens stand und sich längst mit Proudhon auseinandergesetzt hatte, jenem französischen Philosophen, der den Ausspruch: La propriété c'est le vol — Eigenthum ist Diebstahl zum Gemeinplatz erhob. Eine neue Zeit mit einer neuen und in gleicher Heftigkeit noch nie zur Geltung gebrachten Weltanschauung begann sich bemerkbar zu machen. Eine Ahnung davon war wohl auch dem volksthümlichsten Dichter Frankreichs aufgegangen. Das lehrt uns eine der schönsten und wirkungsvollsten Satiren auf die Ohnmacht aller idealen Gesinnungen gegenüber der Härte eines elenden Daseins. Es ist die grimmigste Anklage an das Schicksal, die von dem heitersten Lyriker erhoben wurde: L'ange gardien — Der Schutzengel.

Ein Bettler, den der Tod schon grüßt,
Sieht seinen Schutzgeist näher schweben,
Und ruft: „Daß du dich jetzt bemühst,
Kann wenig mir Befried'gung geben.

Auf dürrer Streu zur Welt gebracht,
Soll deinen Gott ich kindlich lieben?"
„Wohl", sagt der Engel, „ich gab Acht,
Daß diese Streu stets frisch geblieben."

„Almosen sucht' ich bis zum Grab',
Daß ich vor Hunger nicht verrecke."
„Wohl," sagt der Engel, „und ich gab
Dir selbst dazu die Bettelsäcke."

„Ich zog in's Feld mit frohem Muth,
Ein Schuß hat mir das Bein genommen."
„Wohl," sagt der Engel, „das war gut,
Sonst hättest du die Gicht bekommen."

„Und als ich einst mir Wein erschlich,
Kam über mich gleich das Verhängniß."
„Wohl," sagt der Engel, „doch durch mich,
Erhielst du nur ein Jahr Gefängniß."

„Als mich die Liebe überkam,
Ward auch mir eitel Qual bereitet."
„Wohl," sagt der Engel, „doch aus Scham
Hab' ich dich damals nicht begleitet."

„Manch' Weib mag schlimm sein, aber meins
Konnt' mir das Haus zur Hölle machen."
„Wohl," sagt der Engel, „unsereins
Mischt niemals sich in Ehesachen."

„Kann noch ein Glück erringen ich,
Eh' mich empfängt des Grabes Fremde?"
„Wohl," sagt der Engel. „bau' auf mich'
Ich komm' mit Pfaff und Todtenhemde."

„Winkt mir des Himmels Gnadenlicht?
Wird mich der Teufel weiter schröpfen?"
„Wohl," sagt der Engel, „— wohl auch nicht,
Zähl' es dir ab an deinen Knöpfen."

Der Zwiesprach schnurriger Verlauf
Stimmt' Alle, die ihr lauschten, heiter.
Der Bettler niest, der Engel drauf
Ruft ihm „Gott helf'!" zu und fliegt weiter. . . .

Mit so schneidendem Hohn hat kaum je ein Dichter dem sozialen Elend die Ohnmacht der Kirche gegenübergestellt. Aber der dämpfende Schleier des Humors legt sich auf diese grellbeleuchtete Nachtszene und mildert die ätzende Schärfe des Vorgangs.

Als nun, in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, der Zusammenschluß des Proletariats erfolgte, als sich der vierte Stand auf seine Stellung zu den bevorzugten „besseren" Ständen besann und anfing, eigene Rechte geltend zu machen und zu erobern, da war es mit der lachenden Philosophie vorbei. Und so trat denn der Nachfolger Béranger's, der erste bewußte Verfechter des Proletariats unter den Dichtern, mit einem erschütternden Ernst auf, mit fast bedrohlichem Zorn, der nicht um Barmherzigkeit fleht, sondern durchgreifende Hilfe fordert.

Der Titel des einen Béranger-Liedes: „Les gueux" wurde der Sammelname eines ganzen Buches, mit dem im Jahre 1876 der siebenundzwanzigjährige Jean Richepin als Lyriker hervortrat. Der aus dem heißen Algier stammende Dichter führte indessen für die selbst an eine starke gewürzte Litteratur gewöhnten Pariser eine allzu kräftige Sprache und mußte sich die Beschlagnahme seiner Gedichte und seine Verurtheilung zu dreißig Tagen Haft gefallen lassen. Als dann nach Unterdrückung einiger Zügellosigkeiten eine neue Auflage erschien, fand sie selbstverständlich eine desto verbreitetere Aufnahme. Aber Jean Richepin ist trotz dieser vom Staatsanwalt hervorgerufenen Werthschätzung nicht so volksthümlich geworden, wie Béranger, weil er es nicht wie dieser verstanden hat, lachend und tändelnd die Wahrheit zu sagen.

Selbst das zahmste seiner Gedichte athmet verhaltenen Groll und läßt den Hörer keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß ein gewissermaßen ideales Gefühl der Entsagung, wie es sich in jenen Versen äußert, nur einer Gelegenheitsstimmung Rechnung trägt. Man höre:

Unsel'ge Armuth! Nur das Gold macht glücklich.
Ruhm, Frohsinn, Macht steh'n in des Reichthums Solde.
Hochmüth'ge Nasen rümpfen sich vom Golde,
Und Gold verdeckt den schlimmsten Aussatz schicklich.

Der Reiche wünscht — da hat er's augenblicklich.
Der ält'ste Wein gehört dem Tugendbolde,
Der feinste Bissen und die schönste Holde,
Prunk, Pferde — was nur irgend scheint erquicklich.

Sei's drum! Die Armen, wie sie Noth umschäume,
Sie haben auch ihr Glück: Gesang und Träume,
Die sie mit wonnigem Behagen hüten.

Wie manche jubeln, schau'n sie nur von ferne
Des Frühlings Scheidemünze: kleine Blüthen, —
Des Himmels Silberstücke: Mond und Sterne.

So idyllische Zufriedenheit, die man nach der hämischen Einleitung kaum erwarten konnte, steht in Richepin's Liedersammlung: La chanson des gueux, einzig da. Alle seine anderen Gesänge enthalten entweder rücksichtslose Schilderungen des sozialen Jammers oder cynische Anklagen gegen die Reichen. Am stärksten wirkt natürlich die objektiv gehaltene Darstellung des traurigen Schicksals, das die Enterbten heimsucht. Solche Gedichte durchweht der keusche Hauch der Poesie, solche Gedichte nehmen jeden gefangen, der Gemüth hat.

Eine Probe:

Die Brustkranke.

Wie mit Nadeln sticht der Wind,
Und sein Nadelkissen sind
Unsre Ohren.
Doch was schleppt sich fröstelnd dort
Ueber's glatte Pflaster fort —
Gramverloren?

O die Aermste! Dürr und fahl,
Kann sie kaum vor Hustenqual
Luft erlangen.
Frost, der kecke Kavalier,
Setzt des Todes Rosen ihr
Auf die Wangen.

Nicht die Veilchen sind, fürwahr!
Blaßblau, wie ihr Lippenpaar, —
Wie die matten
Hohlen Augen ohne Glanz,
Die umrahmt ein Trauerkranz
Blauer Schatten.

Und sie hustet, hustet! Bald
Pocht's, wie wenn ein Hammer hallt
In der Schmiede,
Bald auch gellt es an das Ohr
Schrill, wie wenn ein Orgelrohr
Pfeift zum Liede.

Und sie hustet, hustet, haucht,
Und es rasselt, keucht und faucht —
Grau'ges Stöhnen!
Dumpf ertönt's, wie Geisterklang,
Wenn zum letzten Scheidegang
Glocken dröhnen.

Noch ein Husten, solch ein Stoß
Reißt sie von der Erde los
In die Tiefe.
Noch ein Hüsteln! Schwächlich bang
Wie als wenn im Wind ein Klang
Fern verliefe.

Nun ein Röcheln, — und sie schweigt
Und das müde Köpfchen neigt
Schlaff hernieder.
Also lischt ein Flämmchen aus —
Bald umschließt des Friedens Haus
Ihre Glieder.

Doch sie muß zum Hochzeitstanz
Ohne Predigt, ohne Kranz,
Ohne Schleier.
Der verbuhlt in Süd und Ost
Siechen nachstellt: Winterfrost
Ist ihr Freier.

Das Gedicht klingt an Thomas Hood's berühmtes „Lied vom Hemde“ an, es könnte als seine Fortsetzung gelten, keinesfalls als eine Nachahmung, denn Ton und Stimmung in dem Liede Richepin's sind reiner und edler. Die Sprache Hood's ist hier weit aufdringlicher und gerade deshalb wirkt sie mehr auf die Thränendrüsie, als aufs Herz.

Ein Körnchen Humor birgt auch die Seele Richepin's und theilt sich in allerdings recht schwachen Dosen seinen düstern Gestalten mit. Einer der von ihm geschilderten Lumpen schwingt sich sogar zu einem Trinklied auf, zu einem echten Kneiplied, das den Rundgesängen unserer deutschen Saufkumpanen an Weltverachtung und Durstverherrlichung nichts nachgibt, sie an Derbheit aber übertrumpft. Das Lied hat noch eine Sonderheit, auf die sein Verfasser sich etwas einbildet: es ist, wie viele seiner Gedichte, im Argot geschrieben. Richepin ist der erste, der die gemeine Redeweise des Pöbels in die französische Litteratur einführt und ihre Anwendung vertheidigt. Er rühmt sich, sie aus der besten, aus der einzigen Quelle geschöpft zu haben, die maßgebend ist, von dem Munde jener Leute, die sich in ihrem Argot so natürlich mit einander verständigen, wie die gebildeten Pariser in ihrem Französisch. Und nun das Lied:

Arbeet und keen Geld
 Hundewelt!
Das kann man nich verwinden.
Soll ich mich immer schinden?
 Himmel spuck'!
Rasch 'n kräft'gen Schluck!

Hupp! Ich saufe gut!
 Hundebrut!
Nich, weil wie'n Protz ich's treibe.
Doch klappt mir's Herz im Leibe —
 Himmel spuck'! —
Nach sa'n kräft'gen Schluck.

Was mir dran gefällt?
 Hundewelt!
Was hab' ich sanst zu hoffen?
Is's Wochenlohn versoffen —
 Himmel spuck'!
Pump' ich mir 'n Schluck!

Braucht der Kessel Gluth
 — Hundebrut! —
Wird Kohle angezündet.
Wenn man halbnackt sich schindet
 — Himmel spuck'! —
Wärmt'n kräft'ger Schluck.

Trotz seiner drastischen Sprache erscheint das Gedicht recht harmlos, — doch wohl aber nur bei oberflächlicher Betrachtung, denn zwischen den Zeilen verräth der allzeit durstige Trunkenbold die traurige Ursache seiner Kneipfröhlichkeit: die Aussichtslosigkeit, zu Gelde zu kommen und je eine bessere Lage zu erringen.

Mit den Liedersammlungen, die Richepin später veröffentlichte, hat der Dichter die gleiche Theilnahme, wie für die erste, nicht mehr erreichen können, doch gelang ihm noch manches Lied, das seine Bedeutung als einen der besten französischen Lyriker unseres Zeitalters rechtfertigt. Zu den bekanntesten seiner neueren Gedichte gehört das nicht zum wenigsten durch den Vortrag der Yvette Guilbert verbreitete: „La glu“, eine „bretonische Legende“. Es ist von ergreifender Tragik, die durch den Bänkelsängerton des Liedes wesentlich verschärft wird. Der Titel müßte deutsch etwa „Der Geleimte“ heißen, wenn man nicht in Anbetracht der tragischen Größe des Vorgangs doch einen ernsteren Titel vorziehen sollte, vielleicht: Das Muttersöhnchen. Es sind nur drei knappe Strophen:

's war ein armer Tropf vernarrt —
 Schrum wide bum, wide bum bum bum —
's war ein armer Tropf vernarrt,
Doch sein Mädel kalt und hart.
„Bring' mir's Herz van deiner Mutt'r“ —
 Schrum wide bum, wide bum bum bum —
„Bring' mir's Herz van deiner Mutt'r!“
Schrie sie: „Brauch's zum Hundefutt'r.“

Schleicht der Kerl zum Muttermord.
 Schrum wide bum, wide bum bum bum —
Schleicht der Kerl zum Muttermord,
Reißt das Herz 'raus und läuft fort.
Läuft und purzelt in den Sand —
 Schrum wide bum, wide bum bum bum —
Läuft und purzelt in den Sand,
Und das Herz rollt aus der Hand.

Wie das Mutterherz sa rollt —
 Schrum wide bum, wide bum bum bum —
Wie das Mutterherz sa rollt, —
War's, als ab es sprechen wollt'.
Und es wimmert in den Wind —
 Schrum wide bum, wide bum bum bum —
Und es wimmert in den Wind:
„Hast dir weh' gethan, mein Kind?“

In wie leichtfertigem Tone beginnt dieses Lied und wie schwillt es nach wenigen Zeilen zu so tragischer Gewalt an! In all der Wortkargheit welch reiche, vorwärtsstürmende Schilderung und zum Schluß diese versöhnende Rührung, mit der die sieghafte Unüberwindlichkeit der Mutterliebe kund wird! So gehört das Gedicht bei aller äußerlichen Rohheit, die zartbesaitete Seelen abstoßen wird, zu den ergreifendsten Liedern der Neuzeit.

Es ist aus den tiefsten Schichten des Volkes hervorgeholt. Und es zeigt, wie ein Dichter, — freilich nur ein echter Dichter — noch im Schlamm Perlen entdeckt und ans Licht fördert. Es zeigt, wie ein echter Dichter uns Verständniß beibringt für eine Welt, die uns glückliche Menschen so fremd anmuthet und uns durch die Häßlichkeit ihres Elends zehnmal eher abstößt, als zur Theilnahme anregt; uns zehnmal eher zum Mitleid, als zu der Ueberlegung zwingt, ob wir besser Gestellten ein Recht haben ohne werkthätige Antheilnahme an den Elenden inmitten des Jammers und der Noth, die uns umgeben, unser reiches Dasein zu genießen.

Sigmar Mehring.

Vasco da Gama.

Wir leben seit etwas über zehn Jahren in einer Zeit geographischer Centenarfeste. Im Jahre 1486 fand Bartolomeu Dias das Vorgebirge der Guten Hoffnung auf und räumte damit jeden Zweifel aus dem Wege, daß das Wunderland Indien auch auf dem Seewege erreicht werden könne; sechs Jahre später durchfurchten die Schiffe Colons den Atlantischen Ozean, auf dessen Westseite sie eine neue Welt entdeckten. Die beiden Kronen Portugal und Spanien theilten den Erdball zwischen sich, und jede von ihnen war eifrigst bemüht, die zugewiesene Hälfte nunmehr auch gründlichst ausbeuten zu können, wobei merkantile und christliche Interessen einander so ziemlich die Wage hielten. Die Lusitanier waren einstweilen noch die thatkräftigeren; dem abenteuerlich-strebenden Könige João II. war zwar in Dom Manoel ein nüchterner, klug rechnender Fürst gefolgt, aber dieser erkannte gerade, wie nützlich für sein an die Küste geschmiegtes Land der neu zu erschließende Welthandel werden müßte, und darum scheute er große Anstrengungen und Aufwendungen nicht, um die Meereshandelsstraße nach dem fernen Osten sich und seinem Volke zu sichern. Auch war er vom Glücke in hohem Maße begünstigt, und man kann sagen, daß unter ihm das kleine Königreich seine letzte große und zugleich auch seine glücklichste Zeit erlebt hat. Der Grund hierfür ist aber wesentlich darin zu suchen, daß Manoel ein trefflicher Menschenkenner war. Ebenso wie sein Vorgänger João den Nürnberger Handlungscommis Martin Behaim, den ein Zufall nach Lissabon geführt hatte, als den richtigen Mann sich ausersah, um die sehr im argen liegende Nautik mit wissenschaftlichem Geiste zu erfüllen; ebenso wie der Infant Enrique, „der Seefahrer“, eine Reihe der geschicktesten Kapitäne für die Entschleierung der Geheimnisse, welche Afrikas Westküste zu bieten schien, zu gewinnen verstanden hatte; ebenso erkannte Manoel, daß der junge Edelmann Vasco da Gama für die kommerzielle Eroberung des indischen Marktes sein bestes thun werde. Das Jahr 1498

hat gezeigt, daß er in dieser Voraussetzung nicht irrte, und uns Epigonen liegt die Verpflichtung ob, uns dessen zu erinnern, was in jenem Jahre geschah. Erleichtert wird uns dies wesentlich durch das unlängst erschienene Werk eines jüngeren bayerischen Gelehrten,*) welchem recht viele Leser zu wünschen sind, und an welches sich auch die folgende Darstellung in der Hauptsache anschließt.

Es versteht sich von selber, daß jene Glanzepoche der Entdeckungsgeschichte auch früher schon mehrfach zum Gegenstande litterarischer Bearbeitung gewählt worden ist, aber diese älteren Versuche ließen ziemlich viel zu wünschen übrig. Die Schrift des bekannten, vielfach verdienten Lords Stanley of Alderley (London 1869) hatte die Erzählung Correas, welcher man ehedem den meisten Glauben beimessen zu sollen glaubte, zur Norm genommen, wie dies auch von anderer Seite geschehen war, allein dieselbe erwies sich, nachdem neue und bessere Quellen ausfindig gemacht worden waren, als ganz ungenügend. Auch Coelhos Werk über Vasco da Gama (Lissabon 1882) konnte den heute an eine solche geschichtliche Charakteristik zu stellenden Anforderungen in keiner Weise entsprechen. Schon 1838 war in Oporto der Originalbericht eines Theilnehmers an der ersten Fahrt publizirt worden, allein man hatte davon zu wenig Notiz genommen; Dr. Hümmerich aber, der sich während eines längeren Aufenthaltes in Portugal mit der Sprache und Litteratur des Landes gründlich vertraut gemacht hatte, übertrug jene Mittheilungen des Augenzeugen ins Deutsche und machte sie dadurch erst recht zugänglich. Ebenso ist auf die zweite der drei Indienfahrten neues Licht gefallen durch einen in italienischer Sprache abgefaßten Brief des Handelsbeflissenen Mateo di Benigno, der seinem Kaufhause, als er nach der Rückkehr in Moçambique („Monzabich“) angelangt war, von dort aus einen offenbar treuen Bericht über seine Erlebnisse erstattete. Vom offiziellen „Roteiro“ liegen zwei Ausgaben vor, welche natürlich die Grundlage jeder einschlägigen Schilderung bilden mußten. Um mit der Aufzählung des Quellenmaterials zu Ende zu kommen, sei noch erwähnt, daß für die zweite Reise auch Aufzeichnungen eines vlämischen Matrosen vorhanden sind, der zwar alles eher als ein tiefer Beobachter war, sekundär aber doch manchen nützlichen Aufschluß gibt, und daß endlich auch noch eine vom Admiral selbst erlassene Ordre mit wichtigen Daten auf uns gekommen ist. Die Biographie des Entdeckers wies ferner bis vor kurzem insofern eine empfindliche Lücke auf, als man über die in Portugal selbst, in den Zwischenräumen zwischen den drei Expeditionen, verlebten Lebensjahre wenig zuverlässiges wußte; diese Lücke haben neuerdings Cordeiro und Teixeira de Aragão durch Dokumente des großen Konquistadoren-Archives, des „Torre del Tombo“, soviel wie möglich ausgefüllt. Man ersieht so, daß Dr. Hümmerich uns jedenfalls eine so vollkommene Lebensskizze seines Helden zu liefern vermochte, wie dies noch vor verhältnißmäßig kurzer Frist nicht möglich erschienen wäre.

König Manoels Plan, die Entdeckerarbeit des Dias wieder aufnehmen zu lassen, fand bei seinen Räthen und am Hofe selbst nicht ungetheilten Beifall, weil man zunächst die Bekämpfung der Marokkaner und den Ausbau der afrikanischen Kolonien ins Auge gefaßt wissen wollte. Dieser Widerspruch wurde jedoch bald überwunden, und im Januar 1497 wurde Vasco da Gama zum Kommandanten einer aus vier Fahrzeugen bestehenden Flottille ernannt. Drei derselben, deren eines Vasco's Bruder Paulo zum Chef hatte, waren Kriegsschiffe („Gabriel“ mit der Kommandantenflagge (?), „Raphael“ und „Berrio“); das vierte war ein Proviantschiff, dessen Vorräthe für die Fahrt durch den Atlantischen Ocean bestimmt waren. Nach Umseglung des Kaps, so schrieb die königliche Instruktion vor, sollte das Schiff völlig geleert und sodann den Flammen übergeben werden, was auch in der Folge geschah. Die Bemannung bestand aus 148 Seeleuten, von denen nur 55 die Heimat wiedersehen sollten. Der erste Theil der Reise wurde, obwohl man durch widrige Winde vom Kurse weit ab- und fast bis an die Küste Brasiliens hinausgetrieben wurde, glücklich zurückgelegt, und schon zu Anfang November konnte das Kap doublirt werden. Die Versuche, mit den dortigen Eingeborenen*) Verbindungen anzuknüpfen, waren erfolglos, schon deshalb, weil man keinen geeigneten Dolmetscher zur Verfügung hatte. Für das Arabische und sogar für die Sprache der südafrikanischen Negervölker hatte man sich verständigerweise vorgesehen, und gar bald fand sich auch Gelegenheit, mit den schon damals weit nach Süden vorgedrungenen Küsten-Arabern in Verbindung zu treten. Es scheint, daß man ihretwegen die steinernen Wappenpfeiler, durch deren Aufrichtung man ferne Länder für die Krone Portugal in Besitz zu nehmen pflegte, mit drei Aufschriften versah, während gewöhnlich nur Latein und Portugiesisch zur Anwendung kamen. Gute Aufnahme fand man bei dem Beherrscher des Handelsplatzes Melinde, welcher die Ankömmlinge auch durch Ueberlassung von Piloten in den Stand setzte, sich in den freien Indischen Ozean hinauswagen zu können. Mit Erstaunen sahen die Europäer, die sich im Besitze der besten nautischen Hilfsmittel und Methoden wähnten, daß ihnen auch in dieser Beziehung die arabischen Seeleute überlegen waren. Am 24. April verließ Vasco da Gama Melinde, und da gerade jetzt der Südwestmonsun wehte, so kam das Geschwader bereits am 18. Mai in Sicht der Küste von Malabar. Theils mit Unterhandlungen, theils auch mit Gewalt gelang daselbst die Anknüpfung von Handelsbeziehungen und die Erwerbung fester Stützpunkte für das zu begründende asiatisch-portugiesische Kolonialreich, welches in Bälde so gewaltige Dimensionen — freilich nicht für die Dauer — annehmen sollte. Der Kommandant erkannte bald, daß die Inder selbst keine besonders gefährlichen Gegner seien, daß vielmehr alles darauf ankomme, den arabischen Einfluß, die arabische Handelssuprematie zu brechen. Der Plan, wie das zu geschehen habe, stand bei ihm fest, als er am 5. Oktober 1498 die Rückreise antrat. Dieselbe verlief keineswegs so glatt, wie die Hinfahrt, denn von den Eigenthümlichkeiten der „Jahreszeitenwinde“, welche allerdings bereits der Grieche Hippalus erkannt hatte, und mit denen die sarazenischen Kauffahrer sich in langer Erfahrung gleichfalls auseinanderzusetzen gelernt hatten, wußten die Portugiesen noch sehr wenig, und der Kampf mit Gegenwinden und Windstillen brachte sie in bittere Noth. Die Energie des Führers überwand jedoch alle Mühsale, und um die Mitte des September 1499 langte, was von der Expedition noch übrig geblieben war, glücklich wieder in der Mündung des Tejo an.

Bald nachher fand die zweite Reise statt, welche Gama's Pläne in die That umzusetzen bestimmt war. Diesmal unterstanden seinem Befehle 20 Schiffe, getheilt in drei Geschwader, von denen zwei die Aufgabe hatten, den Verkehr Arabiens und Ostafrikas mit Vorderindien auf jede Weise zu unterbinden. Den in Aegypten herrschenden Mameluken-sultanen, welche aus den Durchgangszöllen weit mehr Nutzen

*) Vasco da Gama und die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, auf Grund neuer quellenkritischer Untersuchungen dargestellt von Dr. Franz Hümmerich, München 1898 (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung; XV u. 203 S. gr. 8°). Während dieses auch äußerlich sehr ansprechende Buch, dessen Verfasser zur Zeit Gymnasiallehrer in Hof ist, sich wesentlich an das im Texte angegebene Thema hält, behandelt der wohlbekannte Historiker der Erdkunde, Professor Dr. S. Ruge in Dresden in zwei Abhandlungen (Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, Dresden 1898; Zum Gedächtniß an Vasco da Gama, Verhandl. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin, 1898, Nr. 5—6) die Leistung des Entdeckers zwar etwas kürzer, verbreitet sich aber zugleich eingehend über deren Vorgeschichte. Wer eine dieser beiden Abhandlungen zuvor gelesen hat, wird mit um so größerem Nutzen sich in die Lektüre der Monographie von Hümmerich vertiefen können.

*) Der Autor spricht von „Schwarzen“, aber da er dieselben selbst als Hottentotten und Buschmänner bezeichnet, was sie auch zweifellos gewesen sind, so würde man sie besser als Angehörige der gelben Rasse zu kennzeichnen haben.

zogen, als aus den von ihrem verarmten Volke herauszupressenden Steuern, kam eine solche Störung des Seehandels natürlich sehr ungelegen, und sie suchten sich derselben durch List und Gewalt, ja sogar durch Anrufung der Intervention des Papstes, zu erwehren. Es war jedoch umsonst; die portugiesischen Schiffe beherrschten bald das Indische Meer, und als der vom Admiral persönlich befehligte Theil der Flotte am 11. Oktober 1503 zurückkehrte, brachte er eine so reiche Ladung an orientalischen Waaren, namentlich an Gewürzen, mit, daß die Leidenschaften des geldgierigen Volkes auf das Höchste gesteigert wurden.

Und trotzdem bleibt der Mann, dem man ein so glänzendes Ergebniß zu danken hatte, nunmehr für längere Zeit im Schatten, so daß erwähntermaßen dieser Theil seiner Lebensgeschichte erst in jüngster Zeit von dem darüber lagernden Dunkel befreit werden konnte. Es war zwischen Gama und seinem Könige eine gewisse Entfremdung eingetreten, weil sich die Zutheilung der Grafschaft Sines, die ersterem in Aussicht gestellt war, aus verschiedenen Gründen, an denen übrigens Manoel unschuldig war, nicht durchführen ließ. Erst 1519 wurde dem Entdecker als Ersatz eine andere Herrschaft zugesprochen; er wurde zum Grafen und zum Herrn der beiden Städte Vidigeira und Villa dos Frades erhoben, und da mit dieser Besitzung auch reiche Einkünfte verbunden waren, deren Gama dringend bedurfte, so war der jetzt etwa fünfzigjährige Mann äußerlich so gut und glänzend gestellt, daß er wahrscheinlich nur nach den Wunsch hegte, sich des Errungenen in Ruhe freuen zu können.

Im Buche des Schicksales stand es aber anders geschrieben. Mehrere Jahre lang ließen sich zwar die indischen Angelegenheiten, welche in die Hände Almeidas und Albuquerques gelegt waren, glänzend an; der letztgenannte, Portugals größter Kriegsmann, pflanzte seine Flagge auf den Wällen von Ormus und Malakka auf, und schon 1513 fanden die Handelsschiffe auch den Weg nach den abgelegenen Molukken. Was aber an äußerem Glanze gewonnen war, ging an innerer Kraft verloren, denn die auf Albuquerque folgenden Vizekönige und Statthalter ließen die schlimmsten Laster in die Verwaltung eindringen — wesentlich dieselben, welche jede kolonisirende Nation nur allzu genau kennen lernt. Nur ein Mann schien die Reinigung des Augiasstalles ermöglichen zu können, Vasco da Gama, und so sah sich derselbe durch João III., der vor kurzem auf Manoel gefolgt war, seiner ehrenvollen Zurückgezogenheit entrissen. Zu Anfang des Jahres 1524 langte er, mit den größten Vollmachten ausgerüstet, in Goa an und segte mit eisernem Besen die vom „Tropenkoller“ befallene Beamtenschaft aus. Zweifellos würde sein Regiment die Kolonien wieder fest zu begründen vermocht haben, allein wie er schon vor Antritt der Reise seinen Tod als wahrscheinlich vorausgesagt hatte, so erlag er in der Weihnachtszeit 1524 der — damals wie jetzt die Geißel aller tropischen Kolonisation darstellenden — Klimakrankheit. Einen Zweck hatte er in vollkommenster Weise erreicht, nämlich die Lahmlegung des direkten Handelsverkehrs der islamitischen Länder mit Hindostan; ob jedoch damit eine kulturelle That gethan war, das kann sehr verschiedener Beurtheilung unterliegen. Ruge führt des näheren aus, daß diese Versperrung des Seeweges zweieinhalb Jahrhunderte gedauert hat. —

Der Mann, dessen Lebenswerk wir vorstehend, im Anschlusse an die verdienstliche Schrift von Hümmerich, zu schildern suchten, war gewiß ein bedeutender Mensch, und neben kühnem Wagemuth und unbeugsamer Charakterstärke sind ihm auch sittliche Eigenschaften, vorab Unbestechlichkeit und rücksichtslose Gerechtigkeit, gewiß nicht abzusprechen. Züge von finsterer Härte, von starrem Egoismus und von der dem Zeitalter eigenthümlichen, furchtbaren Grausamkeit*) sind dem Charakterbilde freilich auch reichlich beigemischt. Eine echte und rechte Konquistadoren-Natur, hat er aber in jedem Falle seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste geleistet, und unter den kühnen Männern, welche an der Hinausrückung unseres geographischen Gesichtskreises betheiligt waren, steht seine Person obenan, so daß sein Gedächtniß zweifellos in Ehren gehalten zu werden verdient.

S. Günther.

*) Manchmal mag ja solches Verhalten bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt erscheinen, aber z. B. die von Hümmerich (S. 77) eingehend beschriebene Vernichtung eines Mekka-Pilgerschiffes muß sicher als eine zwecklose Unmenschlichkeit verurtheilt werden.

Theater.

Schiller-Theater: „Der politische Kannengießer". Posse in 5 Akten von Ludwig Holberg. — Deutsches Theater: „Cyrano von Bergerac". Romantische Komödie in 5 Aufzügen von Edmond Rostand. Deutsch von Ludwig Fulda.

Als Johann Friedrich Schönemann, der fahrende Gesell und Theaterdirektor, im Jahre 1741 seinen Thespiskarren in Hamburg installirte, spielte ihm ein gütiger Zufall die ersten, im nahen Altona entstandenen Holbergübersetzungen von G. A. Detharding in die Hände. Kluger Mann, der er war, erkannte er darin das beste Wehr und Waffen gegen die Harlekinaden und so brachte er Holberg zur Aufführung, eines seiner Stücke nach dem andern. Elfmal ging der „Politische Kannengießer“ in Hamburg im Lauf weniger Jahre über das Schönemann'sche Bühnlein, und vielleicht schreibt sich's noch von dazumal her, daß Hamburg zum Schauplatz des Stückes gemacht wurde. Jedenfalls hub für Holberg und seinen Kannengießer insbesondere damit ein Siegeszug über die deutschen Bühnen an, der nahezu hundert Jahre währte. Erst im Jahre 1830 ist Holberg, wenn man Devrient's Geschichte der deutschen Schauspielkunst vertrauen darf, von den deutschen Bühnen verschwunden, wieder mit Ausnahme des Hamburger Stadttheaters, das alte Gunst treu weiter gewährte.

Nun das Schillertheater den alten Meister Kannengießer neu auferstehen hieß, durfte man mit eigenen Erwartungen die Pilgerreise nach dem Osten antreten. An ein enges Stübchen dachte man mit Handwerksgeräth und dem Geraniumtopf vorm Fenster, an eine großmächtige Tabakspfeife mit einem verschmitzten, politisirenden Meisterlein daran, das über die Welt dahinten räsonnirt und auf der Karte den bösen Türken schlägt; die keifende Frau Meisterin sah man vor sich, den schlauen Diener und das verliebte Paar, und in der Enge welche Friedensstille!, mit einem Wort das Paradies beschaulich-philiströser, behaglicher Beschränkung, dessen Eingang uns der Cherub mit dem Telegraphendraht vertrat. Und das Alles trat auch in Erscheinung, nur so ganz anders, daß des Wunsches Gewährung Enttäuschung hieß. Schuld trug daran das Schillertheater, Schuld aber auch der alte Holberg selbst. Denn ihm fehlte, was dem Komödiendichter so nothwendig wie dem Kriegführenden Geld, was ihm dreimal Noth thut, Liebe, Liebe, Liebe. Das ist es, an Liebe gebrach's dem alten Herrn.

Eine Charakterkomödie ist der „Politische Kannengießer“ — das steht in allen Litteraturgeschichten verbrieft und versiegelt zu lesen. Schade, sehr schade, daß es nicht wahr ist. Denn eine Charakterkomödie ist doch wohl eine Komödie, in der Thun und Leiden aus der Eigenart des führenden Charakters entspringen. Und das ist hier nicht der Fall. Nicht das Thun, denn Niemand, auch die Angehörigen des Meisters nicht ausgenommen, begreift, warum der brave Kannengießer sich plötzlich aufs Politisiren verlegt hat. Ganz instinktiv stellt man sich ihn schon nach dem Titel des Stückes als einen pfiffigen, nachdenklichen Burschen vor, aber er ist nur ein ganz dummer Einfaltspinsel. Und wie ein Mantel fällt denn auch zum Schluß die Politisirmanie von ihm ab. Und ebensowenig wie das Thun, hat das Leiden mit seinem Charakter zu schaffen. Es wird ihm vorgespiegelt, er sei Bürgermeister geworden, er

wird dadurch in tausend Verlegenheiten gestürzt und so geheilt. Eine Intrigue und ein Intriguenlustspiel. Eine Charakterkomödie veraltet auch nicht, denn die Menschen bleiben jawohl die sie waren; und wie grausam ist dieser „Politische Kannengießer" veraltet! Eben weil es dem alten Herrn, dem Ludwig Holberg, an Liebe fehlte. Anstatt sein Meisterlein lieb zu haben, hat er's über den satirischen Kamm geschoren. Und da ist eingetreten, was so oft zutrifft: die Logik der Zeiten lacht des Lachenden. Heut sieht man den politischen Kannengießer in ganz anderem Lichte, denn, wo man nicht politisches Verständniß schaffen kann, da freut man sich dennoch jedweden politischen Interesses. Die Schwäche ist zur Stärke geworden. Und anstatt der gut bürgerlichen Enge und Beschränktheit froh zu werden, wird man sich Holberg's Liebtosigkeit gegenüber dieser Weisheit a posteriori ganz patzig bewußt.

Dennoch, dieser „Politische Kannengießer" ist vielleicht nicht ganz so todt, als uns das Schiller-Theater glauben machen wollte. Hübsch war nur die Bühneneinrichtung in ihrer Zweitheilung, so daß man ganz naiv ins Zimmer des Meisters und neben der Scheidewand in den Vorgarten und in die enge Gasse sehen konnte. Aber schon die Einrichtung des Zimmers war nicht getroffen; sie war viel zu sehr im vornehm bürgerlichen Stil des sechzehnten, anstatt im dürftigen Stil des angehenden achtzehnten Jahrhunderts gehalten. Und man spielte das würdige, bejahrte Lustspiel als Posse und in Possentempo! Damit schwand jeder behagliche Reiz. Es war, als sollte man einen Roman von Jean Paul als Morgenfeuilleton in seiner Tageszeitung lesen. Dadurch auch wurde jede schauspielerische Leitung zu nichte, während sonst Alfred Schmasow und Agnes Werner als Kannengießerpaar und Heinzet als Bursche des Meisters an ihrem Platz gewesen wären. Die Führer der Intrigue freilich fielen ganz aus dem Stil und verdarben das letzte bischen Kleinstadtstimmung. Die fand man erst im Theatergarten wieder, wo ein Springbrunnen plätschert und sich ein liebes, dankbares Publikum im ehrbaren Sonntagsstaat ergeht.

Rostand's Cyrano von Bergerac, der nach einem Welterfolg zu uns kam, ich möchte sagen, zu uns zu kommen sich herabließ, und über die Bühne des deutschen Theaters ging, hat, im ersten Theil herzlich bewillkommt, in den beiden letzten Akten enttäuscht. Die Uebersetzung von Ludwig Fulda ist, soweit sich nach der Aufführung darüber urtheilen läßt, sehr fein, sehr pointirt, sehr geistreich, vielleicht dem Original ganz ebenbürtig — nur ist ein Uebelstand da zu vermerken: das Stück ist in seinen ureigenen Vorzügen unübersetzbar

Und das geht so zu.

Cyrano von Bergerac ist ein echtes, rechtes Theaterstück. Wie's vor ein paar Dezennien noch in Deutschland nicht rathsam war, sich in gut sitzendem Rocke vorzustellen, weil man sogleich für einen frivolen, arbeitsträgen Menschen gehalten wurde, so erweckt heut ein Stück mit starken Theaterwirkungen und Effekten auf der Bühne ein Mißtrauen. Das Publikum ist gar zu argwöhnisch geworden, und andererseits ist die Freude an der Form als solcher heut nicht recht wirksam. Und Cyrano von Bergerac ist mit allen Feinheiten und Schlagern, mit aller Routine und lustigen, geistreichen Berechnung auf Bühnenwirkung zugeschnitten. Aber das Stück will zugleich mehr sein und ist auch mehr. Und dieses Mehr der künstlerischen Intentionen, das in den beiden letzten Akten zum Durchbruch kommen soll, entgleiste an der Glätte des in den ersten Akten vorbereiteten Bodens. Dieser Cyrano, der ein Mann im Schatten ist, wirbt für einen Nebenbuhler um die Liebe des Mädchens, das er liebt, er, der Häßliche wirbt für den Schönen, der Geistreiche für den Geistlosen, schreibt für ihn Liebesbriefe, in denen er die Sprache seines Herzens spricht, macht für den anderen Liebeserklärungen, die seines Empfindens Zeugniß geben, und, in dem Augenblick in dem Herz zum Herzen spricht, das Herz des Mädchens unbewußt zu seinem Herzen, in dem Augenblick fällt der Andere zu Tode getroffen in der Schlacht und macht es ihm unmöglich, an dem todtbesiegelten Geheimniß Verrath zu üben. Die Sprache seines Liebens muß die des Anderen bleiben, und sterbend erst darf er der Geliebten sich anvertrauen. Man sieht, da ist Tragik in der Komik, wie es sein muß, aber sie ist auf die Pointe eines witzigen Epigramms gestellt. Eines französischen, uns unübersetzbaren Epigramms.

Und dieser Cyrano von Bergerac selbst ist in seinen Vorzügen ein ganz französischer Charakter. Er ist recht eigentlich die französische Lieblingsgestalt — wie sehr er's ist, hat Richard M. Meyer in diesen Blättern fein nachgewiesen.*) Franzose vom Federhut bis in die Degenspitze: liebenswürdig, leichtsinnig, geistreich; ein Prahler und ein innerlich Bescheidener; ein Gascogner, rasch mit dem Wort und rascher mit dem Degen; ein Edelmann und ein Bohémien, Soldat und Künstler, ein ganzer Kerl, der es zu nichts bringt, ein ganzer Dichter, der nie Anerkennung findet, immer der Mann im Schatten, komisch in seiner Häßlichkeit und tragisch in seiner Komik, ein Molière vor Molière, verkannter und nicht geliebter Liebender. Und in den Gegensätzen dieses Charakters ist das ganze Stück mit all seinen bunten Scenen ganz folgerichtig gegeben, und das ist das litterarisch Werthvolle; nur der Charakter selbst bleibt uns — französisch. Die Psychologie, die vermitteln würde, die eben fehlt. Und auch nur in den Umrissen gab Kainz den Cyrano wieder. Er banalisirte oder verdeutschte (was hier gleichbedeutend ist) die Gestalt. Den Bohémien und Künstler, vor allem die Tragik hoffnungslosen Liebens blieb er schuldig. Und viel ungnädiger noch sprang Frau Reisenhofer mit der preziösen Geliebten um. Das Preziöse entging ihr, und das Geliebtsein war unverdient.

Den Ernst aber jenseits des Rheins gelassen, die Komödie als Spiel und die drei ersten Akte für das Ganze genommen: ein deutscher Bär, wer sich die Grazie dieser holden, lustigen Welt des Scheins entzieht. Ein Tanzmeister hat einmal behauptet, in einem Menuett stecke mehr Weisheit als in allen Büchern der Welt. In seiner Weise hatte der Mann wohl Recht, und ein klein wenig muß man ihm seine gotteslästerliche Maxime nachzuempfinden imstande sein. Und das Menuett, das Rostand inscenirt hat, ist so stilgerecht, die Figuren verschlingen sich so kunstvoll, die Form ist so sehr Selbstzweck, daß sie in sich befreiend wirkt. Im ersten Akt, der natürlich mit seinem Theaterspiel auf der Bühne der beste ist, wird ein ganzes Feuerwerk scenischer Raketen und glänzender Leuchtkugeln abgebrannt, und wenn man nachher in späteren Akten manchmal auf die leeren Hülsen ausgebrannter Feuerwerkskörper stö[illegible] so darf man das dem Feuerwerker nicht zu sehr zu Schad[illegible] halten. Das Versgewand (natürlich auch das Fuldasche) bleibt blitz und blank, und wo die Stimmung flau werden will, da stellt zur rechten Zeit ein flotter Refrain sich ein. Und auf der Bühne des Deutschen Theaters war dies stilgerechte Spiel recht stilvoll inscenirt.

Soll man's bedauern, daß Rostand mehr geben wollte als ein Spiel und daß er an diesem Mehr unserem deutschen Empfinden nach gescheitert ist? Ich glaub' es kaum. So eminent französisch ist die Gestalten- und Empfindungswelt des Stückes, so eminent französisch dies Gascognerthum verdichtet, so ganz französisch dieser empfindsame Esprit und diese Bravourarien aus weher Brust, daß man deutsche Empfindungsart unmöglich hinein zu korrigiren sich erdreisten möchte. Man nimmt sich sein Theil und läßt das Uebrige an sich vorübergehen. Und es sind nicht die schlechtesten Weine, die den Export nicht ohne weiteres vertragen.

Ernst Heilborn.

---

*) Nation 1898. Nr. 28.

Fünfzig Jahre unermüdlichen deutschen Strebens in Indianapolis. Von Theodor Stempfel. Pitts & Smith. Publishers.

Es gewährt einen eigenartigen Reiz, die Entwicklung des Deutschthums inmitten anderer Nationalitäten zu verfolgen. Nirgends kann man das besser, als in den Vereinigten Staaten von Amerika, wohin ein starker Strom deutscher Auswanderung schon vor mehreren Menschenaltern gerichtet war und wo inzwischen das Deutschthum in den verschiedensten Erscheinungsformen — von dem deutschen Nachkömmling, dessen Eltern bereits in Amerika geboren waren, bis zu dem erst kürzlich ans Land gestiegenen Auswanderer — zu verfolgen ist. Man muß unseren deutschen Landsleuten in Amerika es zum hohen Verdienst anrechnen, daß sie es verstanden haben, ihren Pflichten gegen das neue Heimathland voll gerecht zu werden, ohne doch die Fühlung und die Liebe zu dem alten Deutschland zu verlieren. Die Deutschen haben sich in Amerika auch gerade aus diesem Grunde eine sehr achtbare Position zu verschaffen gewußt.

In den Orten, in denen sie eine ganz besonders einflußreiche Stellung einnehmen, gehört die Hauptstadt des Staates Indiana. Vor wenigen Monaten hat das Deutschthum in Indianapolis ein „Deutsches Haus“ eingeweiht, welches geschaffen wurde, um einen Mittelpunkt für speziell deutsches geistiges und geselliges Leben zu bilden. Das „Deutsche Haus“ ist ein stolzes Bauwerk, in dessen weiten und geschmackvoll eingerichteten Räumen Gesangvereine, Fortbildungsschulen, Turnvereine, sich in echt deutscher Weise entwickeln können.

Anläßlich der Vollendung dieses „Deutschen Hauses“ ist die uns vorliegende Festschrift herausgegeben worden. Der Verfasser, ein angesehener Bankbeamter, ist vom lebhaftesten Bestreben für die Entwicklung freien deutschen Lebens erfüllt; er ist gegenwärtig auch Schriftwart des deutsch-amerikanischen Turnerbundes, dessen Vorort zur Zeit Indianapolis ist. Stempfel's Festschrift, außerordentlich splendide ausgestattet und mit zahlreichen trefflichen Abbildungen versehen, bietet weit mehr, als eine gewöhnliche Gelegenheitsschrift. Sie schildert in anschaulicher Weise die Entwicklung des Deutschthums in Indianapolis während eines halben Jahrhunderts, eine Entwicklung von bescheidenen Anfängen zum stattlichen Bau.

Wie das Deutschthum in Indianapolis seine Rolle auffaßt, geht besonders anschaulich hervor aus der in dieser Schrift mit zum Abdruck gebrachten Festrede des langjährigen Führers der Deutschen in Indianapolis, Hermann Lieber.

„Wir können“, heißt es an einer Stelle dieser Rede, „unsere Treue und Pflichten gegen unser Adoptivvaterland erfüllen und doch mit Liebe unserer alten Heimath gedenken. Wenn wir auf dem Hudson dessen schöne Ufer und freundliche Anlagen bewundern, warum sollten wir nicht den Vater Rhein, mit seinen rebenumkränzten Hügeln, seinen Sagen und seiner tausendjährigen Geschichte, in warmer Erinnerung halten? Besuchen wir unsere Großstädte, dann staunen wir über die amerikanische Technik, über die kolossalen Bauten, aber den Kölner Dom und das Heidelberger Schloß können wir nicht vergessen. Wir bereisen auf stolzen Bahnen das schöne, sonnige Kalifornien, aber wir denken zurück ans badische Ländle, das Paradies Deutschlands mit seinem munteren Völkchen. Wir kosten den kalifornischen Rebensaft, aber müssen eingestehen, daß wir dem Mosel- und Rheinwein den Vorzug geben. Sind es sentimentale Anschauungen oder bekunden wir nicht vielmehr den praktischen amerikanischen Sinn, wenn wir das unsrige dazu beitragen, daß die deutsche Sprache diesem Lande so viel wie möglich erhalten bleibe, — die Sprache, in der auf allen Gebieten des Lebens: in Kunst und Wissenschaft, in der Litteratur, der Geschichte und Philosophie, die Schätze einer tausendjährigen Kulturarbeit enthalten sind? Ist es nicht unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß die gründliche deutsche Erziehungsmethode, vom Kindergarten an, zum Gemeinnutzen der amerikanischen Nation gemacht werde? Sollen wir nicht weiter streben, damit die Liebe zu Musik und Gesang, das deutsche Lied und die herrlichen Schöpfungen eines Beethoven, Mozart und Wagner immer mehr und mehr Eingang finden?“

Theodor Stempfel, der Verfasser der Festschrift, führt denselben Gedanken in folgenden Sätzen näher aus:

„Die Worte Deutschthum, deutsches Streben, deutscher Verein, sind in den vorliegenden Blättern oft und viel genannt worden, und wenn bei jeder sich bietenden Gelegenheit für die Erhaltung des deutschen Lebens und der deutschen Sprache auf amerikanischem Boden eine Lanze gebrochen wird, so geschieht dies nicht mit der Absicht, einen Staat im Staate bilden zu wollen, sondern zu dem Zwecke, den eingewanderten und eingeborenen Deutsch-Amerikanern den Sinn für die gemüthvolle, heitere und — sagen wir — freiere deutsche Lebensweise zu bewahren, ihnen die Liebe zur deutschen Sprache zu erhalten mit ihren kostbaren Schätzen, die der nimmermüde deutsche Geist seit Jahrtausenden in Litteratur, Kunst und Wissenschaft angesammelt hat. . . . Der Deutsche und der Amerikaner sind gleicher Wurzel Sprossen. Die guten Charaktereigenschaften, die sich beide Stämme in ihrer Entwicklung im Laufe der Jahre angeeignet haben, können sie in der neuen Welt zur Geltung bringen und verschmelzen“.

In diesen Ausführungen sind die Bedeutung des Deutschthums und seine in Amerika erreichbaren Ziele in besonnener Weise dargestellt. Die Deutschen würden Unmögliches und Thörichtes anstreben, wollten sie versuchen, in der großen Union einen Staat im Staate zu bilden. Ihr Bestreben muß darauf gerichtet sein, bei dem Völkerverschmelzungsprozeß, der in dem amerikanischen Völkerschmelztiegel vor sich geht, dafür zu sorgen, daß das deutsche Metall nicht ausgeschieden, sondern in dem neuen Guß als Kulturfaktor zur angemessenen Geltung gebracht wird. Diese Aufgabe unseren Stammesgenossen in den Vereinigten Staaten zu erleichtern, dazu kann auch das alte Heimathland Manches beitragen, vor Allem auch dadurch, daß es den Bestrebungen der Deutsch-Amerikaner mit Verständniß und mit Sympathie folgt.

T. B.

Acta diurna. Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Von Anton Bettelheim. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1899.

Der bekannte Litterarhistoriker Anton Bettelheim, der den Lesern der „Nation“ seit Jahren kein Fremder ist, reproduzirt in dem vorliegenden Bande eine Reihe von Aufsätzen, die er theils in der „Nation“, theils in der „Cosmopolis“, theils in der Beilage der „Münchener Allgemeinen Zeitung“, zuerst veröffentlicht hat. Bettelheim genießt bei den Lesern der „Nation“ eine so wohlbegründete Werthschätzung, daß wir zum Lobe dieser gesammelten Aufsätze kaum etwas zu sagen brauchen. Wir möchten nur noch besonders hinweisen auf die in diesem Bande zum Wiederabdruck gelangten Chroniken, die Bettelheim seit einer Reihe von Jahren für die „Cosmopolis“ schreibt, und in denen er einen höchst geschmackvollen Ueberblick über die wesentlichsten Erscheinungen der zeitgenössischen deutschen Litteratur gibt.

B.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Nr. 52. Berlin, den 24. September 1898. 15. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Kommissions-Verlag von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1½–2 Bogen (12–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen alle Annoncen-Expeditionen und die Expedition der Nation (H. S. Hermann, Berlin SW., Beuthstraße 8) entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1898 unter Nr. 5031 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Wahlmännerwahlen zum preußischen Abgeordnetenhause sind auf den 27. Oktober anberaumt; am 3. November folgt darauf die Wahl der Abgeordneten durch die Wahlmänner.

Die Freisinnige Vereinigung ist nunmehr auch ihrerseits mit einem Wahlaufruf hervorgetreten; derselbe hat folgenden Wortlaut:

„Nur wenige Wochen trennen uns von den Urwahlen für das preußische Abgeordnetenhaus. Nach soeben erfolgter amtlicher Bekanntmachung fallen sie am 27. Oktober stattfinden.

Zum Nachtheil für unser öffentliches Leben und den Liberalismus sind diese Wahlen unter immer geringerer Betheiligung der Wähler vollzogen. Bei den Urwahlen von 1893 haben von nahezu 6 nur $1\frac{1}{10}$ Millionen Wähler — also noch nicht der fünfte Theil — gestimmt.

Wie berechtigt auch die Abneigung gegen das mit dem Reichstagswahlrecht in krassem Widerspruch stehende preußische Wahlgesetz sein mag — es wäre ein verhängnißvoller Fehler, wenn das liberale Bürgerthum bei den bevorstehenden Wahlen nicht alle Kräfte zusammenfassen wollte, um der Gleichgültigkeit der Wähler entgegen zu wirken und den Liberalen den verlorenen Boden, soweit irgend möglich, wiederzugewinnen.

Ueberaus wichtige und folgenschwere Entscheidungen stehen im preußischen Landtage bevor.

Würde der Plan der Konservativen gelingen, sich im preußischen Abgeordnetenhause eine doppelte Majorität — theils mit den Freikonservativen, theils mit dem Centrum — zu sichern, so ständen wir vor einer weiteren gefährlicheren rückschrittlichen Bewegung in Gesetzgebung und Verwaltung.

Der Versuch, ein freiheitsfeindliches Versammlungs- und Vereinsgesetz für Preußen zu schaffen, ist in der letzten Session nur mit einer Majorität von wenigen Stimmen zurückgewiesen. Gelingt es den Konservativen und Freikonservativen auch nur sechs neue Sitze zu gewinnen, so würde dieser Versuch unverzüglich mit Erfolg erneuert werden. Auch das nur mit geringer Majorität abgelehnte Assessorengesetz würde wieder eingebracht werden.

Aehnliche Versuche auf anderen, zur Kompetenz des Reiches gehörigen Gebieten würden folgen und damit ein unheilvoller, in seinen Wirkungen unabsehbarer Gegensatz zwischen der Volksvertretung des Reichs und derjenigen des größten Einzelstaates geschaffen werden.

Große Gefahren drohen der Schule und der Freiheit der Wissenschaft. Wird der konservative Einfluß durch die bevorstehenden Abgeordnetenwahlen verstärkt, so wird mit noch größerem Nachdruck als bisher die Wiedervorlegung des Zedlitz'schen Schulgesetzentwurfs verlangt werden. Selbst die allseitig als unerläßlich anerkannte gerechtere Vertheilung der Schulunterhaltungslast zwischen den bäuerlichen Landgemeinden und den Gutsbezirken wollte die bisherige Majorität des Abgeordnetenhauses nur in dem Rahmen eines allgemeinen Schulgesetzes zulassen. Vor einem dem Zedlitz'schen ähnlichen Gesetze muß die Schule bewahrt, ihre Verwaltung in einem den liberalen Forderungen mehr entsprechendem Sinne geführt werden.

Nicht minder nothwendig ist eine starke, liberale Grundsätze zur Geltung bringende Kontrole der gesammten inneren Verwaltung. Daß eine solche Kontrole unentbehrlich ist, haben die Verhandlungen über die Handhabung des Versammlungsrechts in Pommern weiten Kreisen besonders zum Bewußtsein gebracht.

Die wichtigsten positiven Aufgaben treten in den nächsten Jahren an den Landtag heran.

Das seit Jahrzenten verurtheilte Dreiklassenwahlrecht mit der öffentlichen Abstimmung ist, seitdem dasselbe in Folge der neuen Steuergesetze noch erheblich verschlechtert wurde, völlig unhaltbar geworden. Auch das Gemeindewahlrecht bedarf nach dem Zugeständniß der Staatsregierung einer durchgreifenden Reform.

Die alten liberalen Forderungen auf dem Gebiet der Bildung, der Selbstverwaltung, des Wege-, Armen-, Jagdrechts, der Vertheilung der Steuerlasten, der Stellung der Beamten müssen mit größerem Nachdruck geltend gemacht werden.

Es kommt in diesem Augenblick weniger darauf an alle diese Forderungen im Einzelnen wieder aufzuzählen, auch nicht auf die Fülle von Aufgaben hinzuweisen, welche im Interesse von Landwirthschaft, Gewerbe und Verkehr durch vermehrte Fachschulen, Landesmeliorationen, Ausbau des Kanalnetzes, Vermehrung und Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen, Verbilligung der Tarife und andere geeignete Mittel zu lösen sind.

Diese Ziele können nur erreicht werden, wenn die liberalen Elemente im Abgeordnetenhause erheblich verstärkt werden. Vor Allem aber gilt es jetzt durch gemeinsames energisches Vorgehen der Liberalen und durch Bekämpfung der Lässigkeit und Gleichgültigkeit zu verhindern, daß das zu wählende preußische Abgeordnetenhaus eine Stütze werde für weitgehende reaktionäre und extreme agrarische Forderungen.

Unsere Gesinnungsgenossen bitten wir, mit ganzer Kraft auf eine Verständigung unter den Liberalen und auf die Aufstellung gemeinsamer Kandidaten hinzuwirken."

Der Wahlaufruf der Centrumspartei, der inzwischen gleichfalls erschienen ist, bietet geringes Interesse; er enthält die üblichen Forderungen auf religiösem Gebiete. Auf die Ansprachen der Rechten aber braucht man überhaupt nicht gespannt zu sein; denn der Standpunkt der Konservativen ist hinlänglich bekannt.

Bedeutungsvoller hätte der Aufruf der nationalliberalen Partei sein können; es war die Frage, würde in ihm offen eine Gemeinsamkeit des Vorgehens mit den Freisinnigen gegen die Reaktion empfohlen werden. Bei der Zusammensetzung der nationalliberalen Partei war auf eine derartige Entschlossenheit kaum zu rechnen, und jene haben Recht behalten, die eine solche klare Stellungnahme nicht erwartet haben.

Doch enthält der Aufruf der nationalliberalen Partei immerhin die Aufforderung an die Wähler, sich mit aller Kraft gegen die Rechte zu wenden, einen Sieg der reaktionären Rechten zu verhindern. Den Agrariern sagt der nationalliberale Aufruf:

„Wir haben den Kampf gegen extreme wirthschaftliche Forderungen, namentlich gegen die Verstaatlichung des Getreidehandels und die Umwälzung unserer auf gesicherter Grundlage beruhenden Währungsverhältnisse aufnehmen müssen."

Und das gesammte politische Facit zieht die nationalliberale Partei mit den Worten:

„Im Abgeordnetenhause selbst haben die Konservativen schon jetzt beinahe die Mehrheit. Rückläufigen Bestrebungen ist Thür und Thor geöffnet!"

Da auch der Wahlaufruf der nationalliberalen Partei zu keiner politischen Frage von unmittelbarer Bedeutung in solcher Weise Stellung nimmt, daß die Freisinnigen hiergegen zu protestiren gezwungen wären, so hat die „National-zeitung" Recht, wenn sie auf Grund der nunmehr vorliegenden Aufrufe der drei Fraktionen der Linken, — der nationalliberalen Partei, der Freisinnigen Vereinigung und der Freisinnigen Volkspartei — zu den nachstehenden Folgerungen gelangt:

„Die drei liberalen Kundgebungen enthalten keine Streitpunkte von praktischem Belang, und sie stimmen betreffs aller wesentlichen Fragen, um die es sich in den nächsten Jahren in Preußen handeln kann, überein; das ist genügend, um in den Wahlkreisen eine praktische liberale Wahlpolitik zu treiben. Man vereinige sich zu einer solchen . . ."

In der That, Sache der Wahlkreise ist es nunmehr, mit Rührigkeit in die Wahlbewegung einzutreten und ohne Voreingenommenheit die freisinnigen und liberalen Kräfte zusammen zu fassen, damit es nicht wieder an wenigen Stimmen hängt, daß eine reaktionäre Majorität in der preußischen Volksvertretung ihren Willen durchzusetzen vermag.

An die Stelle des französischen Kriegsministers Zurlinden ist General Chanoine und an die Stelle des Ministers der öffentlichen Arbeiten Tillaye der Senator Godin getreten.

Zurlinden und Tillaye gingen, weil sie sich einer Revision des Dreifusprozesses feindlich entgegenstellten.

Die Rolle, die Zurlinden gespielt hat, ist die niederträchtigste, die man sich nur denken kann, und gleichwohl hat man ihn von Neuem zum Militärgouverneur von Paris gemacht.

Zurlinden wurde der Nachfolger von Cavaignac, weil er mit Ostentation sich den verbleibenden Ministern als ein Fürsprecher der Revision des Prozesses Dreyfus zu erkennen gegeben hatte. Sobald er im Ministerium war, enthüllte er sich jedoch als ein Gegner der Revision und verlangte überdies ein Vorgehen gegen Picquart wegen Fälschung. Mit diesem letzteren Antrag wurde er einstimmig abgewiesen; und nachdem er durch seine Stellung zum Prozeß Dreyfus sich im Kabinet unmöglich gemacht hatte, verließ er das Ministerium und publizirte sein Demissionsgesuch, in dem dieser selbe Mann, der sich, um ein Portefeuille zu erhalten, für einen Freund der Revision ausgegeben hatte, sich nunmehr als ein entschiedener Gegner derselben bekannte und behauptete, unbedingt von der Schuld des Verbannten auf der Teufelsinsel überzeugt zu sein. Aber nicht genug hiermit. Kaum war Zurlinden wieder Militärgouverneur von Paris, so legte er auf Picquart die Hand auf Grund jenes Antrages wegen Fälschung, mit dem er soeben im Ministerium vollständig unterlegen war.

Die neuesten Vorgänge in Frankreich haben uns mit einer ganzen Reihe hoher Offiziere bekannt gemacht, deren Charakter und Haltung erbärmlich sind. Die gemeinste Erscheinung ist aber dieser Zurlinden, der sich unter falschen Vorspiegelungen ein Portefeuille erschleicht, um das Ministerium zu sprengen, und der dann wieder Militärgouverneur von Paris geworden, vor dem offenen Cynismus nicht zurückschreckt, den edlen Picquart von Neuem in einen Fälschungsprozeß zu verstricken. Die Haltung von Zurlinden ist jener Gipfel jesuitischer Verkommenheit, die die Schamlosigkeit besitzt, mit Offenheit ihr Werk zu betreiben.

Picquart, der unmittelbar vor der Freilassung zu stehen schien, weil nach dem Mord oder Selbstmord von Henry die Anklage wegen Verrathes militärischer Geheimnisse zusammenstürzte, ist nun von Neuem durch einen Prozeß bedroht, der ihm diesmal wiederum vor militärischen Richtern gemacht werden soll. Als der Staatsanwalt ihm diese Thatsache in öffentlicher Sitzung mittheilte, konnte Picquart berechtigterweise ausrufen: Wenn man mich todt in meiner Zelle finden sollte und neben mir den Strick von Lemercier oder das Messer von Henry, so möge man wissen, daß ich mir nicht das Leben genommen habe, sondern daß auch ich ermordet worden bin. In der That von diesem Gesindel unter den französischen Epaulettenträgern ist alles zu erwarten; und Esterhazy, der seine Vorgesetzten augenscheinlich kannte, hatte nicht Unrecht, als er in tiefster, wegwerfender Verachtung von diesen Heerführern sprach.

Es ist offensichtlich, daß zahlreiche Mitglieder des französischen Generalstabes um ihre Freiheit und ihre Existenz kämpfen; denn zu Mitteln, wie sie hier angewandt werden greift man nur, wenn noch ganz andere Enthüllungen unmöglich gemacht werden sollen, wie die Konstatirung der Thatsache einer illegalen Verurtheilung.

Und doch kann man heute hoffen, daß das Verhängniß die Schuldigen erreichen wird. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das französische Volk, das zu erwachen beginnt, sich eine solche cynische Vergewaltigung von Recht und Gesetz wird gefallen lassen. Ohne Staatsstreich werden die bisherigen Helden des französischen Generalstabes sich jedenfalls nicht zu retten vermögen.

* * *

Die deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften.

Vor wenigen Jahrzehnten war das Wort „Genossenschaft“ derart in Vergessenheit gerathen, daß man sich in der Regel für die Wirthschaftsgebilde, die heute damit bezeichnet werden, des Wortes „Association“ bediente, obgleich die „Genossenschaft“ eine urdeutsche Organisation ist, freilich mit Aufgaben, die verschieden waren je nach der Zeit, um die es sich handelt. So wurden denn auch Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften nicht etwa erfunden, sondern es galt neue Formen zu finden für die Verfolgung neuer Aufgaben, wie sie sich aus den veränderten wirthschaftlichen Verhältnissen ergaben. Heute durchziehen Wanderredner mit Musterstatuten, Geschäftsanweisungen, Geschäftsbüchern u. s. w. bewaffnet das Land und „gründen“ Genossenschaft auf Genossenschaft, als gelte es einen Rekord festzustellen. Noch in den 50er Jahren gab es keine für die Genossenschaft passende Gesetzgebung, die Organisation mußte mühsam aus den gemachten Erfahrungen gewonnen werden, nicht selten galt es noch das Mißtrauen der Behörden zu überwinden. In dem früheren Königreich Hannover erklärte man die Kreditgenossenschaft für einen Zweig des Versicherungswesens und daher der Konzession bedürftig, und als die behördliche Genehmigung nachgesucht wurde, versagte man dieselbe, weil kein Bedürfniß für ein solches Institut vorhanden war. Im Jahre 1859 sollte in Dresden der erste Vereinstag der Vorschußvereine stattfinden, die Sächsische Regierung verbot jene Zusammenkunft. Es erscheint gerade in der heutigen Zeit angebracht, an jene Ereignisse zu erinnern. Und der Mann, der alle jene Hindernisse überwand, der das solide Fundament für die Entwicklung des deutschen Genossenschaftswesens legte, der den Genossenschaften die rechtliche Grundlage konstruirte und erkämpfte — Schulze-Delitzsch — ist gewiß des Denkmals würdig, das ihm in der Reichshauptstadt errichtet und im nächsten Jahre enthüllt werden wird. Man kann sich wohl eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, die Schulze-Delitzsch zu überwinden hatte, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Stellung Bismarck ihm gegenüber einnahm. Nach dem Poschinger'schen Buche: „Aktenstücke zur Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck“ richtete Bismarck am 16. August 1865 ein Schreiben an den Handelsminister Itzenplitz, betr. die Bildung und Zusammensetzung einer Kommission zur Berathung der Arbeiterfrage; es sollte u. A. auch erörtert werden, in wieweit durch eine Förderung des Genossenschaftswesens den Arbeitern zu helfen sei. In die zu wählende Kommission von 40 Mitgliedern war Faucher berufen worden. Dieser hatte aber anfangs nicht geantwortet, wie es scheint, weil die Aufforderung nicht an seine Adresse gelangt war. Daher fragt der Handelsminister den Ministerpräsidenten an, ob nicht an seiner Stelle der Abgeordnete Schulze-Delitzsch zu berufen sei. Bismarck weist darauf hin, daß die zu wählende Kommission keinen parlamentarischen Charakter trage, sondern zur Information der Regierung als Enquête-Instanz gebildet werden solle, und fährt fort:

„Diesem Standpunkte scheint es mir auch zu entsprechen, wenn die Regierung nur solche sachkundige Mitglieder des Abgeordnetenhauses einberuft, die nicht zu den hervorragendsten und entschiedensten Gegnern der Regierung gehören und von denen sie daher annehmen kann, daß dieselben nicht das gebotene Diskussionsfeld lediglich für ihre politischen Parteiinteressen ausbeuten werden. Dieses Bedenken halte ich Schulze-Delitzsch gegenüber um so gewichtiger, als seine ganze agitatorische Wirksamkeit überwiegend darauf gerichtet ist, politischen Einfluß auf die Arbeiter und Handwerker zu gewinnen, um die Fortschrittspartei gegen die Regierung zu verstärken. Es scheint mir unserem Interesse mehr zuzusagen, gerade durch die bevorstehenden Berathungen zu konstatiren, daß der Beirath Schulze's für die Lösung der in Rede stehenden Fragen entbehrt werden kann.“

Es ist nicht bloß von wirthschaftspolitischem, sondern auch von historischem Interesse, wie die Genossenschaften, zunächst als solche „der Handwerker und Arbeiter“ von Schulze-Delitzsch gedacht, sich schnell zu Genossenschaften „des kleinen Gewerbestandes“ entwickelten, bereits Anfang der 60er Jahre fiel auch diese Einschränkung in der Bezeichnung, denn insbesondere die Vorschußvereine entsprachen einem Bedürfniß des Handelsstandes, der Industrie, der Landwirthschaft. Das deutsche Bankwesen lag damals noch in seinen Anfängen. Nicht wenige Geschäftszweige der heutigen deutschen Bankwelt haben ihren Ursprung in den Vorschußvereinen und deren geschäftlichen Einrichtungen.

Für die Entwicklung des Genossenschaftswesens war es zweifellos von großer Bedeutung, daß dasselbe sich auf alle Berufsstände erstreckte. Nur wo die Spezialisirung nach einer bestimmten Berufsart unentbehrlich war, wie z. B. bei Rohstoffgenossenschaften der Handwerker, finden wir eine solche in den ersten $1^1/_2$ Jahrzehnten. Erst seit Mitte der 60er Jahre treten sogenannte ländliche Darlehnskassen auf, die ihre Geschäfte auf Landwirthe eines kleinen bestimmten Bezirks beschränken. Ohne die Verdienste des Begründers der ersten dieser Kassen — Raiffeisen — beeinträchtigen zu wollen, erfordert es doch die Gerechtigkeit, festzustellen, daß Raiffeisen bei seiner ersten Organisation auf landwirthschaftlichem Gebiete bereits ein vollständig ausgebildetes Genossenschaftswesen vorfand, denn die von Raiffeisen in den 50er Jahren begründeten Vereine waren Wohlthätigkeitsvereine und wurden auch von ihm als solche bezeichnet, sie erstreckten sich auf die verschiedensten Wohlfahrtseinrichtungen. Erst im Jahre 1864 wurde der Heddersdorfer Wohlthätigkeitsverein von Raiffeisen als erste Darlehnskasse organisirt.

In den letzten 10 Jahren ist das Genossenschaftswesen etwas zur Modesache geworden. Die Genossenschaft ist das „Mädchen für Alles“, das überall aushelfen soll. Als der Verfasser dieses Aufsatzes vor wenigen Jahren auf die Gefahren einer überstürzten Genossenschaftsentwicklung hinwies, glaubte man in den vorgebrachten Bedenken „öden Doktrinarismus“ zu erkennen und von anderer Seite wurde um so lebhafter die genossenschaftliche Begeisterung gerühmt, unter der die Landwirthe zur genossenschaftlichen Fahne strömten, man scheute sich selbst nicht, unlautere Motive wie Konkurrenzrücksichten u. dgl. m. als Beweggrund der Bedenken zu bezeichnen. Wir glauben nicht, daß die genossenschaftliche Hochfluth ihre Höhe bereits erreicht hat, doch das sind nur noch Nachwirkungen des starken Impulses, der staatlicherseits durch Darbietung finanzieller Subventionen ausgeübt ist. Es war die höchste Zeit, daß man in den Kreisen des Preußischen Finanzministeriums und des Preußischen Landwirthschaftsministeriums die Gefahren jener Bewegung erkannte. Zuerst sah sich der Preußische Landwirthschaftsminister veranlaßt, vor übereilten Gründungen zu warnen, die gesunden wirthschaftlichen Grundsätze in Erinnerung zu bringen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Staatshilfe nur die Anregung zur Bethätigung der Selbsthilfe geben sollte — doch die unteren Behörden und die auf dem Zuge befindlichen Wanderredner ließen sich nicht so schnell in ihrem Genossenschaftseifer hemmen und die Genossenschaftsbegeisterung mit dem stark metallischen Beigeschmack hielt an. Wie ein kalter Wasserstrahl wirkte dann die Aeußerung des Preußischen Finanzministers bei Gelegenheit der Berathung des Herrenhauses über die Erhöhung des Grundkapitals der Preußischen Central-Genossenschaftskasse auf 50 Millionen Mark — von den „Pumpgenossenschaften“, die in den letzten Jahren gegründet wären, von der anscheinend zu weit gehenden Gutmüthigkeit der Preußischen Central-Genossenschaftskasse. Es blieb nicht bei jener ministeriellen Erklärung. Die Preußische Central-Genossenschaftskasse kürzte hier und dort den Kredit, drängte auf Abzahlungen, forderte weitere Sicherheiten, Ausstellung von Wechseln, neue Geschäftsbedingungen wurden erlassen, nach denen die Steuerkraft der Mitglieder die Grundlage für die Krediteinschätzung der Genossenschaften sein sollte und die Genossenschaften verpflichtet waren, die Steuerverhältnisse der Mitglieder der Preußischen

Central-Genossenschaftskasse darzulegen — endlich wurde der Zinsfuß heraufgesetzt! Und nun brach in agrarischen Kreisen und bei den landwirthschaftlichen Genossenschaften ein Sturm der Entrüstung los. Noch im Jahre 1897 wurde der Direktor der Preußischen Central-Genossenschaftskasse auf dem Allgemeinen Vereinstage in Dresden wegen seiner Verdienste um das Genossenschaftswesen gefeiert — ein Jahr darauf griff man die Leitung der Kasse und das Preußische Finanzministerium wegen ihrer Fiskalität an. Die Angelegenheit nahm den Verlauf, der in großen Zügen bereits auf dem Augsburger Genossenschaftstag (1895) des Allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften vorausgesagt war.

Mit gespanntem Interesse muß man nun der nächsten Entwicklung entgegensehen. Wenn auf dem Allgemeinen Vereinstage der landwirthschaftlichen Genossenschaften in Karlsruhe der Preußischen Central-Genossenschaftskasse der Fehdehandschuh hingeworfen wurde und man den Beschluß faßte, sich von der Kasse selbständig zu machen, so wird dies nicht so ernst zu nehmen sein, denn bis auf einige wenige haben die preußischen landwirthschaftlichen Centralkassen große Schulden bei der Preußischen Central-Genossenschaftskasse, und schwerlich sind sie in der Lage, so leicht ihr Konto zu begleichen, zumal die empfangenen Gelder zum Theil in industriellen Unternehmungen, Molkereien u. s. w. fest liegen sollen. Einer der wenigen Befürworter der Maßnahmen der Preußischen Central-Genossenschaftskasse, Oekonomierath Dr. Havenstein, erklärte in Karlsruhe gegenüber den Angriffen auf deren Leitung:

„Wir haben gestern in der vertraulichen Ausschußsitzung Mittheilungen erhalten, die, wenn sie der heutigen Versammlung bekannt wären, unbedingt dazu führen würden, daß wir dem Vorgehen der Central-Genossenschaftskasse Beifall zollen."

Das läßt auf eine nicht unbedenkliche Lage schließen.

Aehnlich wie in Preußen ist die Entwicklung der Kreditkassen in den letzten Jahren in Bayern gewesen, auch hier hat der Staat fördernd eingegriffen, indem er eine Centralkasse der Kreditkassen mit 100 000 Mk. unterstützte — heute ist die Unterstützung auf 2 Millionen Mark gestiegen und Verhandlungen der letzten Generalversammlung ließen auf ernste Schwierigkeiten der Kasse schließen, denn aus den Erklärungen der Leiter der Kasse ergab sich, daß es so nicht weiter geht. Und trotz aller dieser schlimmen Erfahrungen der staatlichen Subventionen sind andere Bundesstaaten bestrebt, ähnliche Wege zu beschreiten. Daraus kann sich dann schließlich doch eine ernste Krisis für die Entwicklung des Genossenschaftswesens ergeben.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu dieser Förderung des Genossenschaftswesens steht die steuertechnische Behandlung der Genossenschaften. Mit der einen Hand geben die Finanzminister Millionen zur Unterstützung der Genossenschaften, mit der anderen entziehen sie diesen erhebliche Steuerbeträge. Jedes neue Steuer- und Stempelgesetz bringt den Genossenschaften neue Lasten. Unwillkürlich drängt sich da der Gedanke auf, ob die Finanzminister sich die Förderung des Genossenschaftswesens nicht billiger machen könnten? Freilich sind die auf die Genossenschaften entfallenden Steuerlasten so geregelt, daß fast ausschließlich die Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften und die Konsumvereine davon betroffen werden. Auch der Bundesstaat, der vor kurzer Zeit in die Neugestaltung seiner Steuergesetzgebung eingetreten ist, Bayern, und der Millionen zur Förderung des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens zur Verfügung gestellt hat, hat in den Gesetzentwürfen die Besteuerung der Genossenschaften so geregelt, daß die Steuerlasten der Schulze-Delitzsch'schen Kreditgenossenschaften und der Konsumvereine theils erhöht, theils neu begründet wurden, während die landwirthschaftlichen Genossenschaften von Steuern frei bleiben sollen! Man sollte glauben, daß die Regierungskreise vielfach noch von der Ansicht befangen sind, die Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften wären wirthschaftlich und sozial von geringerer Bedeutung wie die anderen Genossenschaftsarten! Es ist kennzeichnend, wie sich eine amtliche Statistik mit den Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften abfindet. In Heft I der Mittheilungen der Preußischen Central-Genossenschaftskasse heißt es auf Grund der amtlichen von derselben Stelle bearbeiteten Statistik:

„Die Tabellen zeigen eine große Verschiedenheit hinsichtlich der Anzahl von Genossen, welche jeder einzelnen Genossenschaft angeschlossen sind. Es tritt namentlich hervor, daß bei den Schulze-Delitz'schen Genossenschaften die Mitgliederzahl eine weitaus größere ist, als bei den Genossenschaften anderer Richtung . . . jedenfalls wäre es nicht zutreffend, aus der größeren Anzahl der Mitglieder und in entsprechendem Verhältniß unmittelbar auf die größere sozialpolitische Bedeutung der Schulze-Delitz'schen Kassen gegenüber den anderen Kassen schließen zu wollen."

Lassen wir Zahlen sprechen; wir stellen die Geschäftsergebnisse der Kreditgenossenschaften der acht größten Genossenschaftsverbände nachstehend zusammen:

Verbände.	Zahl der Vereine.	Zahl der Mitglieder.	Betrag der gewährten Kredite. M.	Aktiva. M.	Passiva. M.	Geschäftsguthaben der Genossen. M.	Reservefonds. M.	Angaben für das Jahr.
Allg. Verband der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften (Schulze-Delitzsch)	872	490 924	1 782 274 148	660 451 253	661 125 236	115 397 592	37 290 145	1897
Allg. Verband der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften (Offenbach) . .	1785	129 987	57 327 238	116 703 462	115 912 595	4 433 924	2 724 213	1896
Verband schlesischer ländlicher Genossenschaften zu Neiße	106	9 886	?	6 912 550	6 875 088	?	94 436	1896
Rheinischer Revisionsverband zu Kempen . .	171	9 640	?	6 534 021	6 441 339	?	?	1896
Verband ländlicher Genossenschaften der Provinz Westfalen, Münster	274	34 582	?	35 889 918	35 890 516	?	723 031	1895
Bayerischer Landesverband ländlicher Darlehnskassenvereine in München . . .	1153	72 929	16 778 623	53 999 110	53 619 845	667 040	514 063	1896
Verband landwirthschaftlicher Kreditgenossenschaften in Württemberg	699	62 120	?	26 275 181	26 126 529	837 417	688 576	1896
Generalanwaltschaftsverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland in Neuwied	1865	173 043	?	90 970 521	89 929 217	?	3 152 980	1896

Diese Tabelle, die von 10 259 bestehenden Kreditgenossenschaften 6925 umfaßt, lehrt uns einmal den großen volkswirthschaftlichen Werth der Kreditgenossenschaften in Deutschland, dann aber ferner, daß die Schulze-Delitz'schen Genossenschaften an Bedeutung weit die übrigen Genossenschaftsarten überragen, wobei wir keineswegs verkennen wollen, daß auch die kleinen ländlichen Kassen in ihren Bezirken segensreich wirken. Leider fehlt eine Statistik, die die Geschäftsergebnisse aller Kreditgenossenschaften umfaßt. Weist doch selbst die vorstehende Tabelle noch Lücken genug auf. Die von der Preußischen Central-Genossenschaftskasse für die preußischen Genossenschaften herausgegebene Statistik bietet Nichts über die geschäftliche Thätigkeit der Genossenschaften außer Angaben über Mitgliederbestand, Gesammt-Haftsumme, Verbandszugehörigkeit und dergleichen mehr, sie enthält im übrigen aber recht interessante und lehrreiche Darstellungen über die Vertheilung der Genossenschaftsarten nach Landestheilen, über den Umfang der Zugehörigkeit der Bevölkerung zu den verschiedenen Genossenschaftsarten; die Leitung der Kasse mußte sich mit dem von den Amtsgerichten auf Anordnung des Justizministers ihr zur Verfügung gestellten Material begnügen.

Wir sprachen von einer ungleichen Behandlung der Genossenschaften durch Behörden und gesetzgebende Körperschaften. Sie tritt am deutlichsten hervor in der Behandlung der Konsumvereine. Während die übrigen Genossenschaftsarten gefördert werden, sucht man die Konsumvereine in ihrer Entwicklung und Ausbreitung zu hemmen — zum Schutze des Mittelstandes. Alle die Agitationen und gesetzgeberischen Maßnahmen gegen die Konsumvereine haben aber nicht die von den Gegnern erwartete Wirkung gehabt, sondern scheinen nur als Reklame für die Konsumvereine gedient zu haben, deren größter Theil in den letzten Jahren den stärksten Mitgliederzuwachs und die größte Vermehrung des Umsatzes erfahren haben. Die Gesetzgebung befindet sich den Konsumvereinen gegenüber in einem schreienden Widerspruch: man stellt sie gewerbepolizeilich und steuerlich den Gewerbtreibenden gleich, nimmt ihnen aber gleichzeitig alle Rechte der Gewerbtreibenden! Neuerdings werden sie mit einer Sondersteuer, der Umsatzsteuer bedroht, die der Generaldirektor der Preußischen Steuern Burkhart mit Recht Erdrosselungssteuer genannt hat und mit Bezug auf welche der Allgemeine Genossenschaftstag zu Neustadt a. Haardt die Erwartung ausgesprochen hat, daß diese allen sozialen und wirthschaftlichen Grundsätzen sowie der Gewerbefreiheit widersprechende Steuer nicht eingeführt, bezw. wo sie besteht, aufgehoben werde, da sie als Sondersteuer diejenigen Genossenschaften trifft, welche für ihre zum weitaus größten Theile den minderbegüterten Klassen angehörenden Mitglieder die nothwendigsten Lebensbedürfnisse beschaffen, — somit zu einer mittelbaren oder unmittelbaren Vertheuerung der Lebenshaltung der unter schwierigen Verhältnissen stehenden minderbegüterten Klassen führt.

Es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß der Genossenschaftsbewegung sich in den nächsten Jahren eine Antigenossenschaftsbewegung gegenüberstellen wird. Jede Genossenschaft will ihren Mitgliedern Vortheile verschaffen auf Kosten von Personen — Gewerbtreibenden —, die bisher für die Mitglieder die Dienste verrichtet haben, die nun die Genossenschaft auszuüben bestimmt ist. Die Kreditgenossenschaft ersetzt den Bankier, der Konsumverein den Händler mit Lebensmitteln, die Rohstoffgenossenschaft der Handwerker den Detaillisten der betreffenden Waarenbranche, die Einkaufsgenossenschaft der Landwirthe gleichfalls den Zwischenhändler, die Bäckereigenossenschaft der Landwirthe den Bäcker u. s. w. Sobald nun eine Genossenschaftsart in größerer Zahl auftritt, sieht sich der Berufsstand, dem die Genossenschaft Konkurrenz macht, in seiner Existenz bedroht. So entstand die Gegnerschaft gegen die Konsumvereine, die landwirthschaftlichen Einkaufsgenossenschaften, Verkaufsgenossenschaften u. s. w. Seit zwei Jahren fühlen sich nun auch die Hausbesitzer in ihrer Existenz durch die Baugenossenschaften bedroht und haben besonders auf ihrem letzten Kongreß in Wiesbaden sehr energisch gegen diese Genossenschaften Stellung genommen, man bestritt dort sogar jeden Wohnungsmangel und hielt es für eine unzulässige Unterstützung der Baugenossenschaften, wenn die Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten ihnen Hypotheken zu billigem Zinsfuß gewährten. Man übersah vollkommen, daß die Kapitalien der Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalten zum nicht geringsten Theil aus den Mitteln und Beiträgen der Arbeiter aufgesammelt sind und daß jene Anstalten ihr eigenes Interesse wahrnehmen, wenn sie für gesunde Wohnungen der Versicherten sorgen.

Genau wie die Antibaugenossenschaftsbewegung fing die Antikonsumvereinsbewegung an und es paßt recht schlecht in die heutige Zeit der sozialen Gesetzgebung, daß sich die Gegnerschaft gerade gegen die genossenschaftlichen Organisationen richtet, deren Vortheile den arbeitenden Klassen, jedenfalls den Minderbegüterten zu gute kommen.

Nicht unbeachtet darf es dabei bleiben, daß die Hausbesitzer selbst sich gern der genossenschaftlichen Organisation bedienen, ohne Rücksicht auf fremde Erwerbsinteressen, wo es sich um ihren eigenen Vortheil handelt. Es sei der Versicherungs-, der Abfuhr- und ähnlicher Genossenschaften gedacht. Die Hausbesitzer treiben es dabei ebenso wie die Detaillisten, die auch die Konsumvereine bekämpfen und gleichzeitig Einkaufsgenossenschaften bilden, die sich gegen die Grossisten richten.

Nur eine Genossenschaftsart hat auch im vergangenen Jahre kaum nennenswerthe Fortschritte gemacht, es ist die Genossenschaftsart, mit der die deutsche Genossenschaftsbewegung wieder in Fluß kam, die eigentliche Handwerkergenossenschaft. Die Gründe dafür liegen theils in dem Mangel an kaufmännischer Schulung der Handwerker, noch mehr in dem Konkurrenzneid des Handwerkers gegenüber dem Handwerker. Wollte man die Erfolge der Innungen nach dem beurtheilen, was sie zur Hebung und Festigung des Solidaritätsgefühls geleistet haben — das Urtheil müßte ein vernichtendes sein.

Wie mit den Handwerkergenossenschaften steht es mit den Produktivgenossenschaften. Doch wenn für Erstere die Hoffnung bleibt, daß die Handwerker sich endlich darauf besinnen werden, daß es gegenüber der Konkurrenz der Fabriken und Magazine in vielen Fällen nur einen wirksamen Schutz gibt: Hebung der Konkurrenzfähigkeit durch genossenschaftliche Organisation — für die Produktivgenossenschaften besteht diese Hoffnung kaum, wenigstens nicht für die industriellen Produktivgenossenschaften. Anders verhält es sich mit den landwirthschaftlichen Produktivgenossenschaften, die zum Theil noch eine große Zukunft haben. Ueberhaupt befinden wir uns in der landwirthschaftlichen Genossenschaftsbewegung noch mitten in der Entwicklung. Die Landwirthe möchten heute Bäcker, Schlächter, Müller, Getreidehändler gleichzeitig sein und das alles mit Hilfe der genossenschaftlichen Organisation! Man möchte einen agrarischen Zukunftsstaat schaffen. Diese Häufung der Aufgaben und Ueberspannung der Kräfte wird sich zweifellos früher oder später rächen. Auch die Anwendung der Genossenschaft hat ihre Grenze. Andernfalls hätten jene Utopisten Recht, die da glauben, mit Hilfe der genossenschaftlichen Organisation der Konsumenten eine neue Wirthschaftsordnung schaffen zu können, deren Mittelpunkt die Konsumenten bilden.

Eine kleine dem Jahrbuch des Allgemeinen Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften*) entnommene Tabelle mag zum Schluß eine Uebersicht der bestehenden Genossenschaften nach Arten und Haftpflicht bieten:

*) Verlag von J. Guttentag, Berlin SW.

Art der Genossenschaften.	Es bestanden:		Darunter befanden sich: mit unbeschränkter Haftpflicht		mit beschränkter Haftpflicht		mit unbeschränkter Nachschußpflicht		nicht eingetragene	
	am 31. Mai 1897	am 30. April 1898	am 31. Mai 1897	am 30. April 1898	am 31. Mai 1897	am 30. April 1898	am 31. Mai 1897	am 30. April 1898	am 31. Mai 1897	am 30. April 1898
Kreditgenossenschaften	9417	10259	8535	9262	730	845	43	46	109	106
Rohstoffgenossenschaften:										
gewerbliche	66	73	31	29	22	30	1	2	12	12
landwirthschaftliche	1128	1167	835	852	168	189	2	3	123	123
Werkgenossenschaften:										
gewerbliche	23	30	14	15	8	13	1	2	—	—
landwirthschaftliche	377	455	61	74	139	184	—	—	177	197
Magazingenossenschaften:										
gewerbliche	68	70	29	30	31	32	1	1	7	7
landwirthschaftliche	45	83	8	11	30	65	—	—	7	7
Produktivgenossenschaften:										
gewerbliche	172	179	58	56	107	116	3	3	4	4
landwirthschaftliche	1765	1932	1227	1316	403	477	60	64	75	75
Verschiedene Arten von Genossenschaften	207	233	61	63	139	163	4	4	3	3
Konsumvereine	1409	1396	351	317	942	964	7	6	109	109
Baugenossenschaften	165	192	14	13	151	179	—	—	—	—
Zusammen	14842	16069	11224	12038	2870	3257	122	131	626	643

Hans Crüger.

Landwirthschaft und Volksernährung.

II.

Nach Gründung des Deutschen Reiches und dem Friedensschlusse mit Frankreich griff bald auf wirthschaftlichem Gebiete eine fieberhafte Thätigkeit in Deutschland Platz, die nicht immer in den richtigen Schranken sich hielt, wie ja viele unüberlegte Gründungen darthaten. Und nicht bloß Handel und Industrie litten an diesen allzu sanguinischen Anschauungen; in der Landwirthschaft war es nicht anders. Die guten Preise, welche für fast alle landwirthschaftlichen Erzeugnisse, ganz besonders aber für Spiritus, Zucker, Butter und andere thierische Produkte gezahlt wurden, gaben dem Steigen der Kauf- und Pachtpreise des Grundbesitzes neue Anregung. Die schon erwähnte Gewinnsteigerung, welche bei dem Zurückbleiben der bezüglichen Gesetzgebung die Spiritus- und Zuckerindustrie abwarf, trieb namentlich die hierfür geeigneten Ländereien in die Höhe. Die Uebersichten der bei den Neuverpachtungen der Domänen des Preußischen Staates erzielten Pachtgelder, welche in jedem Jahre vom Landtage mitgetheilt werden, geben dafür sprechende Belege. Es fehlt in den Rübengegenden nicht an Beispielen, wo das neue Pachtgeld das doppelte, ja selbst das dreifache des in der vorhergehenden Pachtperiode gezahlten beträgt. In gleicher Weise stiegen die Privatgüter. Auf dem Gebiete des Handels und der Industrie erfolgte dann bald der Rückschlag, welcher bei der übertriebenen Spekulation nicht ausbleiben konnte. So schmerzliche Verluste durch denselben auch herbeigeführt wurden, so war das doch im Ganzen ein wohlthätig wirkender Heilungsprozeß. Schlimm nur, daß unter demselben die Arbeiterbevölkerung meist unverdienter Weise viel zu leiden hatte, als so viele der neuen Betriebe wieder eingeschränkt werden mußten.

Der Abschluß des napoleonischen Handelsvertrages hatte eigentlich für Deutschland den Zeitpunkt signalisirt, wo die deutsche Industrie mündig gesprochen worden und eines erziehenden Schutzzolles im Allgemeinen entbehren konnte. In diesem Sinne hatte sich denn auch die Politik der Regierung weiter bewegt und die öffentliche Meinung sich festgesetzt.

Aber als in der Mitte der siebziger Jahre die unüberlegten Gründungen zusammengebrochen waren und auch für gesundere Industriezweige die unausbleiblichen Folgen des Uebermaßes, eine stärkere Konkurrenz im Innern und nach Außen hin hervortrat, da erwachte, zunächst unter den Angehörigen der Großindustrie, der schutzzöllnerische Geist wieder, den man im Allgemeinen als abgethan angesehen hatte. Jetzt hüllte er sich in den Mantel der Nationalität und spezifischen Vaterlandsliebe, eine Maske, die für weite Kreise bestechend war, weil sie für Wahrheit genommen wurde. Sehr geschickt wurde für diese egoistischen Bestrebungen Propaganda gemacht. Der Freihandel wurde nun als Manchesterthum bezeichnet. Und wer gegen die Schutzzöllnerei sich erklärte, wurde in den Bann gethan, als an das Ausland, besonders an England, verkauft. Auch die Landwirthschaft wurde in Bearbeitung genommen. Hier war der Boden für das Eindringen von Schutzzollideen, die bis dahin völlig fern geblieben, durch verschiedene Ereignisse vorbereitet.

Die Zeiten des Ueberflusses und der hohen Preise waren etwa gleichzeitig mit der sog. Gründerzeit vorüber. Der Rückgang vieler Industriezweige, die theilweise eintretende Arbeitslosigkeit konnten für den landwirthschaftlichen Markt nicht ohne Einfluß bleiben. Es kamen noch hinzu unter dem Mittel bleibende und schlechtere Ernten, welche die Einnahmen der Landwirthe schmälerten. Die Bevölkerung Deutschlands war so gestiegen, daß an die Stelle des früheren Getreideüberschusses allmählich ein Ueberwiegen der Einfuhr getreten war, die in den Jahren schlechter Ernten zur zwingenden Nothwendigkeit wurde. Während noch die Viehzucht im Allgemeinen sich hob und insbesondere die Verbesserung und Veredelung der Viehschläge auch in Deutschland große Fortschritte machte, begann doch bei einem Zweige derselben, der Schafzucht, bereits in gewisser Beziehung eine Verminderung einzutreten. Deutschland hatte, wie vorher erwähnt, mit der früher allgemein gesuchten feinen Streichgarnwollsorte auf dem Weltmarkt eine ganz hervorragende Stellung ein-

genommen. Eine Aenderung des Geschmacks auf Seiten des die Wollstoffe gebrauchenden Publikums und die Verbesserung der Wollindustrie brachten nun nach und nach eine tief wirkende Preisverschiebung. An die Stelle der früher allgemein begehrten feinen Tuche und ähnlicher Stoffe traten andere, welche aus Kammgarn hergestellt wurden, die Industrie hatte gelernt, auch aus weniger feinen Wollsorten Stoffe herzustellen, welche von der zahlungsfähigeren Bevölkerung getragen wurden. In den überseeischen Kolonien hatte die Schafzucht einen erstaunlichen Aufschwung genommen. Der Begehr nach den feinen deutschen Wollsorten ging mehr und mehr zurück, der Preis derselben sank und die auf deren Erzeugung gerichtete Schafzucht wurde weniger lohnend. Es begann also schon damals der später so stark gewordene Rückgang der Schafzucht.

So gingen die Erträgnisse, welche der Getreidebau und einzelne Zweige der Viehzucht lieferten, eher zurück, als vorwärts, während Rübenzucker- und Spiritusindustrie, Dank der in ihren Wirkungen immer verderblicher werdenden Prämienwirthschaft, zunehmende Gewinne abwarfen. Da mußte der Gedanke nahe liegen, daß der Staat ja auch dafür sorgen könne, durch seine Gesetzgebung und Einrichtungen anderen Zweigen der Landwirthschaft eine künstliche Erhöhung der Einnahme zuzuführen. Die Veränderung im Staatswesen, die nothwendige Verstärkung unserer kriegerischen Ausrüstung, zu der ja nun auch die maritime Rüstung hinzugetreten war, hatten mehrfach eine Erhöhung der Auflage erfordert, welche der Staat für seine oder kommunale Zwecke erheben mußte. Da konnte der Gedanke hervorgerufen werden, daß der Staat auch direkt für die Sicherung oder die Erhöhung der Einnahmen des landwirthschaftlichen Betriebes sorgen müsse.

Es war also nicht schwer, für die verführerischen Lehren des Schutzzöllnerthums geneigte Ohren zu finden bei denjenigen Klassen der Bevölkerung, welche bis dahin den Lockungen der unmittelbaren Staatshilfe noch nicht ausgesetzt gewesen waren.

Es gelang bald, den größeren Theil des Großgrundbesitzes in das Lager des Schutzzöllnerthums hinüber zu ziehen; im Reichstage kam die diese Ideen verfechtende „Wirthschaftliche Vereinigung“ zu Stande, welche die Majorität der Mitglieder des Reichstags umfaßte. Der Zolltarif von 1879, welcher gegenüber der ganzen wirthschaftlichen Vergangenheit, unter der Preußen und Deutschland emporgeblüht war, die vollständigste Absage darstellte, konnte durchgesetzt werden. Ja, aus der Mitte des Reichstages heraus wurde ihm noch eine Verschärfung eingefügt — die Steigerung des Roggenzolles auf das Doppelte der Regierungsvorlage.

Die Annahme des Zolltarifs von 1879 bezeichnet einen Wendepunkt in der inneren Geschichte des Deutschen Reiches und vor Allem des deutschen Parlamentarismus. Sie war die Inauguration des von nun an immer rücksichtsloser auftretenden Kampfes um Sonderinteressen, der Verhetzung der einzelnen Volkskreise gegen einander, der Ausbeutung der Staatsmittel für die herrschenden Klassen. Der Ausbreitung der Sozialdemokratie konnte keine wirksamere Förderung zu Theil werden, als diese Gesetzgebung.

Erst als es zu spät war, erkannte ein Theil der Industriellen, daß die Vertreter der Landwirthschaft, welche man nur als Helfershelfer in dem Feldzuge gegen die wirthschaftliche Freiheit zu benutzen gedacht hatte, mit dem Haupttheil der Beute davon gingen, daß sie selber ihnen tributpflichtig geworden waren.

Die Einführung von Schutzzöllen für Getreide in einem Lande, das den eignen Körnerbedarf für die stark heranwachsene Bevölkerung nicht mehr baute, die daraus nothwendig hervorgehende allgemeine Brotvertheuerung war begreiflicher Weise der Punkt des neuen Programms, bei welchem man den stärksten Widerstand erwartete. Man glaubte deshalb hier mit niedrigen Zollsätzen den Anfang machen zu sollen. Das Märchen von den Millionen Proportionen fremden Getreides, welche sich in Deutschland zwecklos herumtrieben und nur die Wirkung hätten, auf den Getreidemärkten die Interessen des deutschen Landmannes zu schädigen, mußte herhalten, um in den Augen der unkundigen aber gläubigen Menge diese Einführung eines niedrigen Zolles als ein nothwendiges Schutzmittel gegen fremde Ausbeutung hinzustellen. Als von Gegnern die Befürchtung ausgesprochen wurde, daß man bei den vorgeschlagenen niedrigen Zollsätzen von 1 Mk. für den Doppelzentner Getreide wohl nicht stehen bleiben, sie vielleicht bis zu 3 Mk. steigern würde, da sprach ein sehr angesehener Parlamentarier, der mit der Majorität stimmte, das geflügelte Wort aus: solche Zollsätze würde auch der verrückteste Agrarier nicht wagen zu beantragen. Es kamen aber bald nicht bloß die Zollsätze von 3 Mk., sondern auch von 5 Mk. für den Doppelzentner. Nur der erste Schritt ist schwer! Die Wahrheit dieses Satzes zeigte sich auch hier.

Das landwirthschaftliche Unterstützungsprogramm erstreckte sich natürlicher Weise auch auf die Viehzucht. Hier richtete sich der Hülfsversuch zunächst auf die Butter. Die durch das Aufblühen der Industrie ermöglichte Steigerung der Löhne hatte eine bessere Lebensweise zunächst der in der Industrie beschäftigten, wie überhaupt wohl der städtischen Bevölkerung bewirkt. Butter und andere thierische Produkte waren theilweise bedeutend im Preise gestiegen. Für die Butter war im Laufe der 60er Jahre die starke Ausfuhr nach England, an welcher vorzugsweise Deutschland betheiligt war, noch besonders wirksam gewesen, sodaß der Preis guter Butter in den großen Städten auf 1 Mk. 50 Pf. und höher gestiegen war. Für Arbeiterfamilien waren solche Preise unerschwinglich, sie mußten sich also nach Stellvertretern der Butter umsehen. Die Industrie war ihr entgegengekommen durch Darstellung eines Genußmittels auf künstlichem Wege, welches der Naturbutter in seiner Zusammensetzung, wie in seinen physiologischen Wirkungen ausnehmend ähnlich, ja beinahe gleich ist, das aber zu weit niedrigeren Preisen hergestellt werden kann: der Margarine. Natürlicher Weise wurde dasselbe insbesondere von den weniger bemittelten Klassen der theueren Butter vorgezogen.

Die Butterpreise waren aber nicht auf jener exorbitanten Höhe geblieben, sondern auf einen den Produktionskosten und dem Nahrungswerth mehr entsprechenden Stand herabgegangen. Die Buttererzeugung hatte unter der Gunst der hohen Preise überall in Deutschland große Verbesserung und theilweise starke Vermehrung erlangt. Die Ausfuhr nach dem Auslande war zurückgegangen, seitdem andere Länder, insbesondere Dänemark und Skandinavien, der deutschen Butter gleichwerthige, theilweise vielleicht sogar bessere Erzeugnisse zu niedrigeren Preisen zu liefern gelernt und auf den ausländischen Märkten eine ungemein starke Konkurrenz hervorgerufen hatte.

Die Sammelmeiereien, welche zuerst in Schleswig-Holstein bei der bäuerlichen Bevölkerung stark in Aufnahme kamen, dann sich aber über ganz Deutschland rasch verbreiteten, brachten eine große Verbesserung der Butterbereitung im Allgemeinen zu Wege und setzten die kleineren Wirthschaften in den Stand, ebenso gute Butter zu liefern, wie solche früher nur von den Großwirthschaften erzeugt wurde. Damit schwand der beträchtliche Preisunterschied zwischen sog. Guts- und Bauernbutter, deren Preise vielerwärts sich wie 1 zu 2 verhalten hatten, und machte einem mittleren Preise Platz.

Der im Reichstage besonders stark vertretene Großgrundbesitz wollte aber die hohen Preise, welche er zeitweilig für seine Produkte erhalten hatte, mit allen möglichen Mitteln wieder herstellen. Da sollte nun vor Allem die Margarine verdrängt werden, welche an dem Preisdrucke vorzugsweise schuld sei. Die chemische und physiologische Wissenschaft, die man zu Hülfe rufen wollte, konnte den von ihr geforderten Dienst, die Margarine für gesundheitsgefährlich zu erklären, nicht leisten. Ja, sie konnte nicht einmal ein unfehlbares, leicht anzuwendendes Mittel angeben, um Margarine von Butter sicher zu unterscheiden. Die lügenhaften Darstellungen über die Herstellung der Margarine und die dazu verwandten

gefährlichen oder ekelhaften Rohstoffe wurden höchstens von einem Theile der den höheren Klasse angehörigen Konsumenten geglaubt, der gesunde Menschenverstand der unteren Volksklassen hat jenen Geschichten den Glauben verweigert und sich in dem Genusse des gesunden und billigen Nahrungsmittels nicht beirren lassen. Da mußte man denn auf andere Mittel sinnen, um die Margarine den Konsumenten zu verekeln. Die Produzenten sollten gezwungen werden, dieselbe blau zu färben. Zum Erlaße eines solchen Gebots konnten sich denn doch die Reichsregierungen nicht verstehen, ebensowenig zum direkten Verbote der Anfertigung und Einführung der Margarine, welches die Ritter der Butter am liebsten sähen. Aber leider ließ der Widerstand der Regierungen gegen die exorbitanten Vorschläge der Margarinefeinde von Session zu Session mehr nach, und sie gaben ihre Zustimmung zu Beschlüssen, von denen eine spätere Zeit es schwer begreifen wird, daß sie gefaßt und gebilligt werden konnten. Die Geschichte der Volkswirthschaft hat wohl kaum einen ähnlichen Fall aufzuweisen, wo man in gleicher Weise bemüht gewesen wäre, für ein gesundes, im Inlande erzeugtes Volksnahrungsmittel so viel Hindernisse bei der Herstellung, dem Verkaufe und Gebrauche desselben im einseitigen Interesse einer kleinen Interessengruppe aufzuthürmen. Und wenn man bis in die Zeit der „Kaffeeschnüffler" zurückgeht, so wird man kein ähnliches Beispiel finden.

Wäre die Angelegenheit nicht in Wirklichkeit so traurig, so könnte man sich über den Humor ergötzen, mit welchem die Macht der Thatsachen die Absichten und Zwecke der Urheber aller jener Quälmaßregeln vereitelt. Wohl belästigen die erlassenen Vorschriften die Produzenten, Händler und Verzehrer der Margarine in hohem Grade. Der Butter sind sie aber wenig oder gar nicht zu Gute gekommen, haben nicht dazu beigetragen, den Preis derselben zu erhöhen. Im Einzelnen haben sie sogar den Verbrauch derselben eher eingeschränkt. Wirken viele der gegen die Margarine angeordneten Vorschriften doch geradezu als Reklame für dieselbe, wie z. B. die überall anzubringende Aufschrift „Margarine". Und das Verbot, Butter und Margarine in demselben Raume zum Verkauf feil zu halten, hat vielerwärts seltsame, den Urhebern desselben sicher sehr unliebsame Wirkungen hervorgebracht. Manche Kleinhändler, die vor die Wahl gestellt wurden, welchen von den beiden Stoffen sie führen wollten, da sie wegen der Beschränktheit ihrer Räumlichkeiten und Mittel nicht beide behalten konnten, entschieden sich für die Margarine und gaben den Verkauf von Butter ganz auf. Anderwärts haben Ladenbesitzer, welche bislang nie an die Margarine dachten, den Verkauf derselben neben ihren sonst ziemlich heterogenen Waaren übernommen und stehen sich gut dabei. In Kiel z. B. wird jetzt die Margarine in großem Umfange in den Schlächterläden geführt. Die Fleischkäufer haben die beste Gelegenheit, sich sofort mit dem für ihre Braten erforderlichen Geschmälz zu versehen und denken nur noch wenig daran, Butter als solches zu verwenden, da ja der Verkäufer im Interesse seines Hauptartikels sehr darauf sehen muß, ihnen Margarine bester Qualität zu liefern. Noch andere Beispiele ließen sich anführen, wo die gegen die Margarine erdachten Maßregeln vielmehr zu deren Gunsten wirken.

Es wäre in der That an der Zeit, daß mit allen diesen unnützen Hemmnissen der freien Gewerbsthätigkeit auf diesem Gebiete aufgeräumt werde, die ihre Zwecke verfehlen und nur Aergerniß bereiten.

Der Staat hat das Recht und die Pflicht, seine Bürger gegen Schädigungen und Uebervortheilungen, gegen die er sich nicht wohl selbst wehren kann, zu schützen, was aber über diesen Zweck hinausgeht, ist vom Uebel.

Wilh. Seelig.

Zum Neubau der Königlichen Bibliothek in Berlin.

(Schluß.)

Welchen Raum erfordern nun 4 Millionen Bände, um aufgestellt werden zu können? Die Entscheidung dieser Frage ist eine nicht leichte und hängt von dem System ab, nach dem gebaut werden soll. Nehmen wir das an, welches die größte Raumausnutzung gewährt und zugleich für die Benutzung das bequemste ist, da man bei ihm keine Leitern innerhalb der Bücherräume nöthig hat, das sog. Magazinsystem. Bedenken wir ferner, daß auf 1 qm Ansichts- oder Wandfläche im Durchschnitt noch nicht ganz 100 Bände stehen können, so bedürfen wir an Ansichts- oder Wandfläche 40 qkm, oder die gesammte Büchermassen in einer Reihe aneinander aufgestellt, ca. 120 km Büchergestelle. Da wir das heutige Gebäude der Königlichen Bibliothek mit seinen Annexen in der Behrenstraße zur Bestimmung der für eine Ansichtsfläche von 40 qkm nöthige Grundfläche nicht heranziehen können, weil die Bücher hier nicht durchgehend nach dem Magazinsystem aufgestellt sind, da die Lesesäle, Verwaltungsräume u. s. w. in der heutigen Bibliothek sämmtlich zu klein sind und theilweise ganz schlechtes Licht haben, da ferner in dem neuen Gebäude für Zwecke einer modernen Bibliothek ganz neue Räume geschaffen werden müssen, z. B. für Bücherausstellungen, für eine kleine Druckerei, ein photographisches Atelier u. s. w., so müssen wir hier zur Vergleichung andere große Bibliotheken heranziehen, wenn wir nicht komplizirte bautechnische Rechnungen, die mehr oder weniger problematisch sind, vorführen wollen. Denn die Höhe des zu errichtenden Gebäudes kommt hier selbstverständlich sehr in Betracht.

Die Grundfläche der Nationalbibliothek in Paris, die ca. 2 600 000 Bände umfaßt, aber schon längst für diese zu eng ist, beträgt 17 000 qm, die des Britischen Museums bei ca. einer Million Bände weniger 13 000 qm.*) Die Kongreßbibliothek zu Washington, die für 2 500 000 Bände berechnet ist und über 9 000 000 Dollars gekostet hat, soll eine Grundfläche von 11 750 qm einnehmen. Auf Grund bautechnischer Berechnungen hat man nun in ungefährer Uebereinstimmung mit diesen Zahlen gefunden, daß für einen den Bedürfnissen der Königlichen Bibliothek für längere Zeit entsprechenden Neubau eine Grundfläche von ca. 20 000 qm erforderlich ist.

Eine solche Grundfläche als Bauterrain für die neue Bibliothek in dem Centrum von Berlin zu finden, hat, wie die Erfahrung zur Genüge gelehrt hat, fast unüberwindliche Schwierigkeiten, selbst wenn man die finanzielle Seite der Frage garnicht in Betracht zieht. Ob es dem Magistrat der Stadt Berlin gelingen wird, „der Staatsregierung ein geeignetes Terrain zum Neubau der Bibliothek à tout prix anzubieten", wie es vor einiger Zeit in Berliner Zeitungen hieß, muß allerdings abgewartet werden. In einer Zusendung an die „National-Zeitung" (Beiblatt zu Nr. 471 vom 18. August d. J.) hat man die „Kenner der städtischen Ortsverhältnisse" deshalb aufgefordert, mit Vorschlägen hervorzutreten. Man darf auf solche gespannt sein, muß aber im Interesse der Sache bitten, bald mit solchen ans Licht zu treten, die wirklich acceptabel sind und nicht den Neubau wieder um Jahre nur hinausschieben.

Zu diesen Vorschlägen muß ich auch den rechnen, der schon fast seit einem Jahrzehnt auf der Tagesordnung steht und sicherlich Alles in Allem genommen der weitaus beste gewesen ist, der bisher gemacht war, den Vorschlag, die neu zu erbauende Königliche Bibliothek ganz in der

*) Die Verwaltung des British Museum soll neuerdings ein Areal von ca. 55 000 qm gekauft haben, von dem bestimmt ein Theil für die Erweiterung der Bibliothek verwendet wird.

Nähe der alten auf das sog. Akademieviertel Unter den Linden bis zur Dorotheenstraße hin zu errichten. Gegen diese Platzwahl lassen sich allerdings einige sachliche Bedenken geltend machen. Soll die Universitätsbibliothek, was geschehen muß, viel besser dotirt und in das Gebäude der jetzigen Königlichen Bibliothek gebracht werden, so würden die beiden einzigen größeren öffentlichen Bibliotheken Berlins erst recht wieder ganz nahe beieinander liegen. Eine solche Konzentrirung der Bücherbestände wird in einer so ausgedehnten Stadt, wie Berlin schon jetzt ist, aus nahe liegenden Gründen nicht gerade vortheilhaft für die Benutzung sein. Ein anderer Einwand ist stärker. Bekanntlich sind für den modernen Bibliotheksbau noch keine Formen gefunden worden, die den nothwendigsten Rücksichten auf die Zwecke großer Büchersammlungen und den hergebrachten Ansichten über architektonische Formenschönheit entsprechen. Selbst in Nordamerika, wo in den letzten Jahrzehnten die meisten größeren Bibliotheksbauten ausgeführt sind, wo man sich um die architektonischen Formen im Ganzen sehr wenig kümmert und mit Geld nicht geizt, hat sich noch keine Ausgleichung zwischen der Forderung der Bibliothekare, den Zwecken und Aufgaben der Bibliothek entsprechend zu bauen, und den Ansprüchen der Architekten, nach den hergebrachten Regeln der Architektur Prachtgebäude aufzuführen, finden lassen. Die Verhandlungen hierüber auf dem großen internationalen Bibliothekarkongresse, der im vorigen Herbst in London abgehalten wurde, haben das gezeigt. Daß bei uns die Ansprüche der Architekten über die Zweckmäßigkeitsrücksichten der Bibliothekare den Sieg davon tragen würden, man also z. B. um einer schönen Haupt- oder Seitenfaçade willen unbedenklich die Helligkeit des Büchermagazins oder des Lesesaales opfern würde, haben neueste Bibliotheksbauten in Deutschland leider wiederholt gezeigt. Ich bin nicht äſthethisch so ungebildet, daß ich solche Vorgänge nicht verstehe, und würde es selbst beklagen, wenn ein durch vorhandene, wesentlich in Einem Stil gehaltene große Architekturbauten hergestelltes Ensemble durch einen Neubau gestört werden sollte, der auch nur vorzugsweise nach bibliothekarischen Rücksichten gebaut wäre. Und nun stelle man sich vor, in das Akademieviertel mit seinen nächsten und ferneren Umgebungen soll ein Bau aufgeführt werden von den großen, nothwendigen Dimensionen in Höhe und Breite, wie es die Rücksichten namentlich auf die Belichtung einer modernen Bibliothek, ohne starke hervorspringende Gliederung der Fronten und namentlich der Seiten erfordern, so wird man gerne einräumen, daß dem Architekten eines solchen Gebäudes eine fast unlösbare Aufgabe gestellt sein würde. Die eine Seite seiner Aufgabe würde nur auf Kosten der anderen gelöst werden können, so weit die bisherigen Erfahrungen in dieser Beziehung reichen, und das Ganze unbefriedigend ausfallen. Zieht man die eigenthümlichen Verhältnisse Berlins in Betracht, so kann man schon als sicher voraussetzen, daß hier erst recht die wichtigsten bibliothekarischen Interessen zu Gunsten der architektonischen ganz in den Hintergrund gedrängt werden würden.

Doch ich will mit diesen Betrachtungen, die thatsächlich nur ein akademisches Interesse beanspruchen können, abbrechen, da der Neubau aus ganz anderen Gründen auf dem Akademieviertel vollkommen ausgeschlossen scheint.

Die Grundfläche des ganzen Akademieviertels (ca. 18 400 qm) würde für den Bau der neuen Königlichen Bibliothek nur unvollkommen genügen.*) Aber sie ist nicht ganz zu haben. Ein Drittel derselben gehört den Akademien der Wissenschaften und Künste, und diese wollen sich nicht verdrängen lassen.**) Der Rest gehört dem Königlichen Fiskus und würde, wie man mir gesagt hat, wohl für einen der Lage entsprechenden hohen Preis zu haben sein. Allein das nach Abzug des Grundbesitzes der Akademie übrig bleibende nicht ganz 14 000 qm Areal genügt nicht für den geplanten großen Neubau. Die zwei Drittel der Fläche würden nach stattgehabten Ermittlungen wohl genügen, einen Bau für eine Million Bände nebst den nöthigen, gegen die heutigen entsprechend vergrößerten Lehr- und Verwaltungsräumen 2c. zu übertragen, nicht aber noch im Büchermagazin für weitere 3 Millionen Bände. Da das Akademieviertel auf allen Seiten von belebten Straßen eingeschlossen ist, ist eine weitere Ausdehnung des Bauplatzes ausgeschlossen.

Aus dem einfachsten aller Gründe, daß man in Berlin selbst, dem Centrum der Stadt naheliegend, seit mehr als einem halben Jahrhundert keinen geeigneten Bauplatz für das nothwendig zu errichtende Bibliotheksgebäude hat finden können, ist neuerdings der Vorschlag erwachsen, es in der Peripherie der Stadt oder außerhalb dem eigentlichen Weichbilde derselben zu errichten. Und man glaubt, ein solches Areal in Charlottenburg, ungefähr 5 km von der heutigen Königlichen Bibliothek entfernt, gefunden zu haben. Die Ungewöhnlichkeit eines Vorschlags, eine bisher im Mittelpunkt der Stadt gelegene große Büchersammlung, sozusagen, aus ihr herauszuweisen und damit dem großen Verkehr zu entrücken, ein Institut, das seit einem Jahrhundert einen Brennpunkt des geistigen Lebens in Berlin gebildet hat, aus seiner vornehmen Umgebung herauszureißen und in die Nähe des Zoologischen Gartens zu verschicken, mußte natürlich die Kritik des kritiklustigen Berlin herausfordern. Nur hätte man den Vorschlag nicht aus dem Gesichtspunkte bekämpfen sollen, daß derselbe die außerordentliche Sparsamkeit der Regierung in Unterstützung der wissenschaftlichen und geistigen Interessen der Bevölkerung der Reichshauptstadt wieder einmal klärlich zeige. Eher ist das Gegentheil hiervon richtig. Natürlich ist das Terrain in Charlottenburg billiger als im Centrum von Berlin. An diese einzige nicht bestreitbare Thatsache klammerte man sich an und vergaß zu überlegen, ob es sich nicht doch am Ende bei dem neuen Vorschlage nur darum handle, die großen nöthig werdenden Aufwendungen staatlicherseits so zu verwerthen, daß sie bei einer Verlegung von Berlin dem allgemeinen Interesse mehr entsprächen, als wenn man sie am alten Platze lasse. Es soll hier, wo es sich nicht um advokatische Kunststücke, sondern um rein sachliche Auseinandersetzungen handelt, nicht verschwiegen werden, daß eine ihrer Pflichten sich bewußte Regierung bei einem großen Baue sich die Frage vorlegen muß, ob sie nicht, ohne die mit denselben verbundenen Zwecke wesentlich zu schädigen, einen billigeren Bauplatz einem viel kostspieligeren vorzuziehen habe. Sie würde ohne eine derartige Ueberlegung ihre einfachsten Pflichten verletzen. So müßte sie sich in unserem Falle fragen, ob ein Kapital von mindestens ca 5 Millionen Mark, welches ein Neubau im Centrum mehr kosten würde als in der Peripherie, nicht besser angelegt wäre, wenn man dessen jährliche Zinsen für die bessere Ausstattung des Anschaffungsfonds verwende, als es in die Erde grabe. Gegen eine derartige Erwägung würde mit Recht nur etwas einzuwenden sein, wenn man den Nachweis erbringen könnte, daß durch eine solche Ersparniß der Bibliothek die Erfüllung ihrer Aufgaben, ihre Benutzbarkeit durch das wissenschaftliche Publikum u. s. w. schwer geschädigt, ja illusorisch gemacht würde. Gelänge dieser Nachweis, so würde man sagen können, das wissenschaftliche Publikum müsse, da es einmal eine große Bibliothek nöthig hat, durch Zeitaufwand und Fahrkosten das zusetzen und zahlen, was der Staat durch Verlegung der Bibliothek in eine entferntere Stadtgegend erspare. Aber so liegt hier die Frage nicht. Ich gestehe ganz offen, daß, wenn sie so läge, für keinen Bibliothekar, wenigstens nicht für mich, die Entscheidung zu Gunsten der Verlegung ausfallen könnte. Eine vorurtheilsfreie Prüfung aller in Betracht kommenden sachlichen Einwendungen gegen die Verlegung wird aber, glaube ich, das selbst in aller hier gebotenen Kürze für jeden nicht in Vorurtheilen Befangenen klar machen.

*) Für 4 Millionen Bände geht es, aber nicht für eine fünfte.

**) Ich habe auch gehört, daß die Universitätsbehörde an das Königliche Unterrichtsministerium das Gesuch eingereicht hätte, einen Theil des Akademieviertels zum Bau einer Universitätsaula, da die gegenwärtige viel zu klein sei, zu reserviren. Doch kann ich hierüber nichts Zuverlässiges sagen.

Der einzige ausschlaggebende Einwand gegen die Verlegung der Königlichen Bibliothek in die Stadtperipherie würde also, ich wiederhole es, der sein, wenn hierdurch die Benutzbarkeit der Bibliothek schwer leiden, die Interessen des wissenschaftlichen Publikums verletzt werden würden. Ich identifizire mich in diesem Punkte mit diesen Interessen vollständig. Mit Alterthümlern und Gewohnheitsmenschen, die sich die Lage der neuen Königlichen Bibliothek nicht anders denken können, als in der Nähe der alten, ist ebensowenig zu diskutiren als mit Lokalinteressenten.

Wohin weisen nun die lebendigen Interessen des wissenschaftlichen Publikums? Es hat eine Zeit gegeben, und sie liegt noch nicht allzu weit hinter uns, in der eine Verlegung der Königlichen Bibliothek z. B. nach Charlottenburg ganz undenkbar gewesen wäre. So sehr war die Umgegend der heutigen Bibliothek noch von den Wohnungen derer umgeben, welche die Bibliothek am fleißigsten benutzten, von Gelehrten und Studenten. Ist das heute noch der Fall? Keineswegs. Die Mehrzahl der Gelehrten, Beamten und überhaupt aller Derer, welche studirt haben, wohnen nicht mehr im Centrum der Stadt, sondern vorzugsweise in den drei westlichen Postbezirken, besonders W., eine relativ geringere Zahl derselben NW., und eine noch geringere Zahl in SW. Das ist durch statistische Erhebungen festgestellt worden. Würde man die Lage der Wohnungen der älteren Benutzer der Bibliothek allein in Betracht ziehen, so wird sich sicher die Thatsache ergeben, daß eine Bibliothek in der Nähe des Zoologischen Gartens der Mehrzahl derselben näher gelegen sein würde, als die heutige Königliche Bibliothek. Doch kann die Lage der Wohnungen nicht allein entscheidend sein. Unzweifelhaft führen private und amtliche Geschäfte eine weit größere Anzahl Interessenten in die Nähe der heutigen Bibliothek, als nach Charlottenburg, es würde diesen also die gelegentliche Benutzung der Bibliothek erschwert werden. Das muß anerkannt werden. Aber wenn die nur gelegentlichen Benutzer der Königlichen Bibliothek ein wenig eingeschränkt werden könnten, so würden daraus den sozusagen berufsmäßigen Besuchern derselben, in deren Dienste die Bibliothek vorzugsweise stehen sollte, nur Vortheile erwachsen.

Unzweifelhaft ist es die erste Aufgabe der Königlichen Bibliothek, den wirklich wissenschaftlich Arbeitenden das nöthige litterarische Material zu liefern. Treitschke hat das einmal so ausgedrückt, sie sei zunächst für die produktive Wissenschaft da. Diesem Zwecke hat die Königliche Bibliothek bisher nicht in der Weise gedient, wie sie das unter anderen Umständen könnte. Der Lesesaal derselben ist von vielen Personen besucht worden, besonders von Studenten, die hier, namentlich im Winter, einen Unterschlupf für sonst verlorene Stunden suchten. Es sind das gewiß nicht die schlechtesten gewesen. Aber sie mußten hier an einer falschen Stelle ein passenderes Unterkommen suchen, weil die Anstalt, die ihnen das hätte bieten sollen, die Universitätsbibliothek, zu überfüllt war und auch nicht die nöthigen Bücher besaß. Wird aber die Universitätsbibliothek erst im Gebäude der heutigen Königlichen Bibliothek aufgestellt sein, so wird diesem Mangel abgeholfen sein. Und daß die Bibliothek der größten deutschen Universität bisher für Bücheranschaffungen schlechter dotirt war als die der kleinsten preußischen Universität, Kiel, 15 000 Mk. gegen 21 000 Mk., das ist doch eine solche Anomalie, daß diese eben nur mit Rücksicht auf den Raummangel in dem Gebäude der Universitätsbibliothek hat bisher bestehen bleiben können. Daß der Bücherbestand der Universitätsbibliothek unter den gegenwärtigen Verhältnissen bedeutend vergrößert werden muß und um so sicherer vergrößert wird, wenn die Königliche Bibliothek in die Peripherie der Stadt verlegt wird, darüber herrscht in allen zur Sache kompetenten Kreisen volles Einverständniß. Doch es bleibt den gelegentlichen Benutzern der heutigen Bibliothek nicht nur deren Lesesaal erhalten, sondern es kann auch die Benutzung der Schätze der Königlichen Bibliothek selbst denselben bei einer Verlegung ohne viel Zeitverlust zugeführt werden. Bekanntlich ist man jetzt damit beschäftigt, einen Generalkatalog für alle auf den Staatsbibliotheken Preußens vorhandenen Bücher herzustellen. Ist dieser vollendet, so wird einfach ein Exemplar von ihm auf der Universitätsbibliothek aufgestellt, aus dem man sich sofort überzeugen kann, ob ein desiderirtes Buch auf der Königlichen Bibliothek vorhanden ist oder nicht. Hat man es gefunden, so wird die Verwaltung der Universitätsbibliothek dasselbe spätestens für den folgenden Tag herbeischaffen lassen und dem Entleiher aushändigen können. Denn es steht nichts im Wege, daß die Universitätsbibliothek zu der städtischen Ausleihestelle (natürlich nicht für den Lesesaal) der Königlichen Bibliothek gemacht wird. Einen direkten Verkehr der beiden Bibliotheken durch Telephone und Fuhrwerke herzustellen, gehört doch nicht in das Bereich der Unmöglichkeiten.

Würde unter den hier namhaft gemachten Voraussetzungen den gelegentlichen Benutzern der heutigen Königlichen Bibliothek durch die Verlegung derselben kaum ein Schaden zugefügt werden, so würden andererseits diejenigen, welche auf ihr wissenschaftlich und dauernd arbeiten wollen, manche Vortheile aus ihr ziehen. Da die Masse der gelegentlichen Besucher des Lesesaales der heutigen Königlichen Bibliothek dem Lesesaale der in dasselbe Gebäude überführten Universitätsbibliothek erhalten bleiben würde, würde der Lesesaal der neuen Königlichen Bibliothek bedeutend entlastet werden und die wirklich in ihm Studirenden von mancherlei Störungen und Belästigungen befreit bleiben, wie sie eben nur von vorübergehenden Besuchern von Lesesälen auszugehen pflegen. Erfährt die Universitätsbibliothek, wie es unzweifelhaft geschehen muß, eine dauernde Erhöhung ihres Fonds und wird dadurch ihr Bücherbestand erhöht, so werden die Bestellungen bei der Königlichen Bibliothek auch abnehmen und die Benutzer derselben eine viel bessere Chance haben, die gesuchten Werke zu finden als heutigen Tages, wo ca. jeder 4. oder 5. Bestellschein mit „verliehen“ bezeichnet werden muß, und vielgebrauchte Bücher im Voraus vier- bis sechsmal belegt sind. Sollte einmal die Lesehallenbewegung, die von Nordamerika und England ausgehend, jetzt auch bei uns immer mehr Boden gewinnt, in Berlin ihren Einzug halten und der Magistrat der Stadt sich veranlaßt sehen, eine größere städtische Bibliothek ins Leben zu rufen, die den Free Public Libraries entspräche, so würde die Königliche Bibliothek die Aufgaben, welche an sie von dem wissenschaftlich arbeitenden Publikum der Stadt Berlin und in beschränkterer Weise von dem des ganzen Landes gestellt werden, noch besser erfüllen können als dies heutigen Tages möglich ist. Wenn, wie doch selbstverständlich ist, die neue Königliche Bibliothek nur an einer Stelle erbaut werden kann, die mit Zuhilfenahme der heutigen Verkehrsmittel rasch und billig zu erreichen ist, z. B. in der Nähe des Stadtbahnhofes Zoologischer Garten, wo ein Terrain von 29 800 qm zur Verfügung steht, so würden unserer festen Ueberzeugung nach alle die ihren Studien und wissenschaftlichen Arbeiten nach zur Benutzung derselben in erster Linie Berechtigten die mit einer solchen Verlegung verbundenen geringen Nachtheile gern mit in den Kauf nehmen. Anfragen, an berufene Vertreter der Wissenschaft und Litteratur gerichtet, sollen das auch schon zur Genüge bestätigt haben. Ein irgendwie geartetes „Referendum“ dürfte sich aber zur Entscheidung dieser Frage sehr wenig empfehlen.

Otto Hartwig.

Aus unserem Citatenschatz.

Ausnahmegesetze.

„Die Ausnahmegesetze sind wucherische Anleihen, die die Staatsgewalt ruiniren, und zwar selbst dann, wenn sie dieselbe zu bereichern scheinen.“

(Royer-Collard par E. Spuller, Paris 1895. S. 119.)

Theodor Fontane.

. . . „all das war sein: Friedfertigkeit, Barmherzigkeit, und die Lauterkeit des Herzens. Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind . . .“

Also rief Theodor Fontane seinem alten Herrn von Stechlin, dem letzten Menschen, den er aus seinem Herzen und nach seinem Herzen geschaffen, in das frische Grab.

Und nun ist er selbst dahingegangen, und ihm wird das eigene Grab bereitet. An der Bahre dieses Guten und Schlichten aber halten wir keine Todtenklagen und kein Trauergepränge. Er hatte keinen Sinn für Feierlichkeit und die Gefühle im Sonntagskleid waren ihm in Jugend und Alter gleich fatal. Wir wollen den Todten so weiter verehren, wie wir den Lebenden ehrten. Wir wissen, was er uns gewesen ist. Keine Pietät brauchts, sein Bild uns frisch zu halten. Dieser Herzensehrliche und Herzenskritische verträgt auch herzensehrliche Betrachtung. Kein greises Dichterthum, kein Zehren von schöner bewunderter Vergangenheit haftet dieser Gestalt an. Er blieb bis zuletzt, was er war. Nur offner und rückhaltsloser noch sprach seine Menschlichkeit.

Und er fand, was er seinen Geschöpfen immer so gerne gönnte, einen ruhigen Ausgang ohne Scene und ohne tragische Schauer. Das stille Hinübergehen des Mannes, der sein Theil gethan. Nicht der effektvolle Mors imperator hat ihn gebieterisch geladen, sondern der alte humoristische Freund Hein sah ihm über die Schulter, als er sein letztes Buch schrieb, er ließ ihn, geduldig wartend, den Schlußstrich machen und ihn alles sagen was er auf dem Herzen hatte; dann nahm er ihm sänftlich die Feder aus der Hand und führte ihn zur Ruhe. Und der alte Fontane hat sich, glaube ich, nicht zu sehr gesträubt.

Das eine, was er sich immer gewünscht hat: „zu sehen, wie das mit Bismarck wird“, ist ihm zu Theil geworden. Er hat den Großen noch überlebt. Und er ist gegangen, nachdem er sein Haus bestellt hat. Er hinterläßt ein Buch, das ein Persönlichkeitsvermächtniß ist, wie kein anderes seiner Bücher es hätte sein können.

Nie hat Fontane einen Roman geschrieben, der weniger ein Roman war, als sein „Stechlin“; nie aber hat er sich auch nicht in seinen biographischen Werken, so persönlich gegeben.

Waren Fontane's Erinnerungsbücher Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben, so sind „Stechlin“ seine Gespräche.

Aus diesem Buch werden die jetzt verstummten Lippen nun lebendig, nimmer alternd zu uns reden.

Oder vielmehr nicht reden, reden ist nicht Fontanesch, — plaudern. Diese seine Fontanekunst, die er selbst an Bismarck so bewunderte, sie leuchtet hier in voller Liebenswürdigkeit: „voll Liebe, voll Güte, voll Schnurrigkeiten, doch diese Schnurren treffen immer den Nagel auf den Kopf“.

So ist sein alter Herr von Stechlin, der märkische Junker mit dem Schuß Liberalismus im Blut. Eine Lieblingsgestalt Fontane's, der er, wie immer, von seinem Eigenen das Beste zugetheilt hat: humoristisch, selbstironisch, paradoxenfroh, voller Behagen über seine Wunderlichkeiten und die der andern; hinter alles ein Fragezeichen machend, nicht aus Zweifelsucht, nicht aus einem herben Ignoramus, sondern aus still lächelnder Resignation, die sich bescheidet. Es kann so sein, es kann aber auch anders sein (Fontane würde hinzusetzen: und es ist meistens anders), wer will es wissen; das ist ein weites Feld! Daraus entspringt ihm keine Verbitterung über irdische Unzulänglichkeit, sondern eine duldsame, verstehende und verzeihende Betrachtung des Lebens:

„Gütig sein, und jene Heiterkeit haben, die menschlich angesehn, so ziemlich unser Bestes ist.“

Diese heitere Betrachtsamkeit hat längst eingesehen, daß die scheinbar wichtigen Dinge die unwichtigsten sind: „in unserer sogenannten großen Welt gibt es so wenig, was sich zu sehen und zu hören verlohnt; das meiste hat sich in die stillen Winkel der Erde zurückgezogen“.

Sie lächelt über die Haupt- und Staatsaktionen auf dem bretternen politischen Puppentheater; sie verweilt lieber bei der still plätschernden Sanssouci-Fontäne im Stechliner Garten und plaudert über den Stechlinkarpfen, über die Bienen und erörtert mit ironischer Nachdenklichkeit, was nach Tisch bekömmlicher sei, Curaçao oder Goldwasser.

Diese Betrachtsamkeit ist aber nicht kleinbürgerlich, idyllisch-vossisch, sie hat auch ihren Heroenkultus, doch keinen pomphaften mit Hymnen, sondern den wortkargen des alten: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem“. Und da lockt ihn das Märkisch-Brandenburgische mit der Vergangenheit voll schlichter Helden: der Fridericus Rex und seine Leute, die Zieten und Blücher; aus der Gegenwart die einfache Gestalt des alten Wilhelm und neben ihm der Kanzler, der „alte Sachsenwalder, unser Civilwallenstein, aus dem schließlich doch Gott weiß was hätte werden können“. In diesem Herzen sind viele Wohnungen, es freut sich an allem, was Freude schafft. So kann es sich zu seinen Lieblingen und Helden auch noch den Sänger holen, Niemann und auf den Spitzen tändelnd erscheint im Kreise Anmuth und Grazie: die dell' Era.

Diese Betrachtsamkeit wandelt nicht die ausgetretenen Wege, sie sucht nicht nach den Baedekersternen, sondern sie entdeckt sich gern selber das, was sie zur Ergötzung braucht. Und am liebsten sucht sie es in scheinbar dürrem Sande, unter kahlen Kiefern, an irgend einer berliner Alltagsecke. Sie hat eine heilige Scheu vor dem garantirt Poetischen, vor dem dichterisch Gefirnißten. Und sie kann das, denn sie trägt Poesie in sich. Und sie sieht mit Augen, hellen, weit und sonnig schauenden, die in jedem Objekt, und scheine es dem Spießbürger noch so gleichgiltig, etwas wahrnehmen, das uns menschlich etwas zu sagen hat, ein Stück unsres Wesens, unsres allgemeinsamen Geschickes. Und was es uns im Leben nicht sagen könnte, und was wir ihm nicht absehen könnten, in der Hast, der Blindheit und Stummheit unseres Seins, das spricht er, das macht er zungenlösend frei, — der Dichter. Und wir sehen, wenn wir aus seiner Gesellschaft kommen, das Menschentreiben reicher und freier.

So hat er in Landschafts- und Seelenleben die Poesie des Alltags uns gezeigt.

Die Stimmung der Mark in ihrer spröden Schönheit hat er enthüllt:

„Nichts Hochromantisches rings zu sehn,
Pappeln, umschwirrt von Spatzen und Kräh'n,
Ein rother Kirchthurm hin und wieder,
Ein Schloßdach dunkelt schwarz hernieder,
Dächer von Ziegel, Dächer von Schiefer, —
Dann und wann eine Krüppelkiefer,
Am trägen Flusse Schilf und Rohr,
Und am Abhang schimmern Kreuze hervor.
Ein Land mit dem verwöhnte Touristen
Wohl nicht viel anzufangen wüßten.
Doch haftet des Dichters Auge dran,
Fängt alles zu leben, zu leuchten an.
Aus alten Familiengrüften zu Hauf
Steigen verschollne Geschlechter auf
Und haben ernste und heitre Geschichten
Dem horchenden Wandrer zu berichten.
Und der dicke Krüger, die stämmige Magd,
Der Flachskopf, der am Daumen nagt,
Das leibt und lebt so frisch und echt,
Spricht seine Sprache schlecht und recht:
Ist nichts so groß und nichts so klein,
Der Dichter schließts in sein Herz hinein,
Und wie er geliebt, was er geschrieben,
So müssen wirs nun wieder lieben.“

Dieser Heysegruß — an Fontane zum siebzigsten Geburtstag gesandt — spiegelt wieder, was Fontane's märkische Bilder in uns allen wecken.

Fontane hat, was in diesen Tagen wie eine Sage klinget und nun wohl auch zur Sage werden wird, lebendig bewiesen, daß der Begriff patriotischer Dichter kein Widerspruch ist. Die gleiche Welt, die Menzels Stift neu an den Tag

zauderte, die Fritzenwell, die preußischen Grenadiere, die Ziethenhusaren hat er im Volkslied aufleben lassen und sie im charakteristischen Bild allen gewonnen.

Aber stärker faßt er uns, wenn er ohne die blanken Knöpfe und den Gardehelm, für die er selbstverständlich eine preußische Vorliebe hat, ganz menschlich kommt und mit milder Stimme von den Irren, Wirren und Fehlen armer Seelen spricht. Der Schatten der holden Effi Briest steigt auf, und Stine und Lene und Botho, über deren Sehnsucht das Leben weggeschritten ist.

Fontane klagt es nicht an, und er klagt auch nicht sentimental über das Schicksal seiner Menschen. Er zeigt uns ihre Geschichte als ein Wissender und Erkennender, der es längst aufgegeben hat, zu entscheiden, wer im Recht, oder wer im Unrecht. Und gerade deshalb weil er nicht Partei nimmt, voll echterer Theilnahme.

Trotz der Erkenntniß kein Melancholiker, sondern ein Lebenskünstler, der das Werben um das große Glück verschmäht und das Kleine sich sucht; der die Fähigkeit der Freude in sich entwickelt an einem Blumenstrauß oder einem Springbrunnen, an einem hübschen Backfischkopf oder einem drollig-kauzigen Menschenkind.

So ist er uns theuer geworden als Künstler und als Mensch mit seinem weiten verstehenden Herzen; mit seiner tiefen gerechten Liebe, mit seiner edelen Nüchternheit, die alles Verstiegene abwehrte, weil sie seiner nicht brauchte, um sich zu erheben; mit seiner Gefühlskeuschheit, die das Feinste, was sie zu sagen hatte, hinter Alltagsworten sorgsam barg und es für den Mitfühlenden dadurch noch steigerte.

Dies Irdisch-Dichterische ist uns so theuer. Und wir bewundern an ihm vielleicht am stärksten, daß ihm der Theil vom Erdenrest zu tragen nicht peinlich war.

Felix Poppenberg.

Sir Edward Burne-Jones.

Edward Burne-Jones, der am 17. Juni in London gestorben ist, war ein Maler von charakteristischer Eigenart.

Will man für sein Kunstschaffen das richtige Verständniß gewinnen, so muß man zugleich die geistige Atmosphäre in Betracht ziehen, in der er als Mensch und Künstler lebte. Zwei entgegengesetzte Strömungen waren es nämlich, die das englische Geistesleben der zweiten Hälfte des Jahrhunderts beherrschten: die materialistische und die romantische. Während der Spürsinn und die ätzende Kritik wissenschaftlicher Forschung die Welt der schönen Träume zu zerstören drohte, errichteten ihnen Künstler, Dichter und Propheten neue Altäre. Sie stellten den Heroenkultus und das geheimnißvolle Wunder der Mythenbildung der ernüchternden Entwicklungslehre und dem kühl verneinenden Agnosticismus gegenüber, und bauten aus den Trümmern alter Religionen einen neuen Glauben auf. Zu den Verkündigern dieses Glaubens gehörte Burne-Jones; in seinem Schaffen fand die romantische Kunst der englischen Prä-Raphaeliten, von der Ruskin einmal gesagt hat, daß sie edle Leidenschaften wecke, und das Leben der Seele nähre, ihre höchste Blüthe.

Burne-Jones wurde im Jahre 1833 in Birmingham geboren und verbrachte seine Kindheit und frühe Jugend in einer Umgebung kleinbürgerlicher Prosa. In der Gesellschaftsklasse, der er entstammte, waren in England, besonders in jener Zeit, künstlerische Bestrebungen völlig unbekannt. Seines frommen Vaters Ehrgeiz gipfelte in dem Wunsche, den Sohn als wohlbestallten Geistlichen zu sehen, und als dieser durch sein klassisches Wissen ein Stipendium des Exeter College in Oxford errang, sah er das erhoffte Ziel in sicherer Aussicht. Mit neunzehn Jahren bezog Burne-Jones, der in seiner Vaterstadt nie ein Kunstwerk gesehen, die Universität, ohne sich seiner künstlerischen Begabung überhaupt bewußt geworden zu sein. Am gleichen Tage mit ihm hatte der Zufall auch William Morris in das Exeter College geführt, der ebenfalls Theologie studiren sollte. Beide Jünglinge gehörten dem keltischen Stamme an, dem England seine Sagen und Legenden voller Poesie zu verdanken hat; im Gedankenaustausch fanden sich ihre gleichgestimmten Schwärmerseelen, und hier wurde die Freundschaft geschlossen, die für ihr Vaterland so reiche Früchte trug. Das Exeter College enthält ein Denkmal dieser Freundschaft in dem schönen Gobelin, der jetzt die dortige Kapelle schmückt. Er stellt die Anbetung der drei Könige dar, und wurde nach einem Karton von Burne-Jones unter Morris Leitung ausgeführt.

Das theologische Studium gewährte den Freunden keinerlei Befriedigung; Burne-Jones sensitive Natur besonders litt unter dem Druck der trockenen Wissenschaft unerträgliche Qualen, und mehr und mehr sehnte er sich nach Befreiung. Da machte sich ein Einfluß geltend, der entscheidend auf seine Entwicklung und sein weiteres Leben wirken sollte, — er wurde mit Rossetti's Kunst bekannt. Als er das erste größere Werk des genialen Prä-Raphaeliten sah, kam es über ihn wie eine Offenbarung; die Zauberwelt der Romantik, von der er ahnend geträumt, hatte sich ihm plötzlich aufgethan, und er konnte keine Ruhe mehr finden, bis er den Maler kennen gelernt hatte, der solche Wunder schuf. Rossetti's bedeutende Persönlichkeit zog ihn denn bald eben so mächtig an wie seine Kunst; mit grenzenloser Verehrung blickte er zu dem willensstarken Meister auf, und überließ ihm die Entscheidung seiner Zukunft. Er war dreiundzwanzig Jahre alt, als ihm Rossetti rieth, die Universität zu verlassen und sich der Kunst zu widmen. Ein paar Zeichnungen, die ihm Burne-Jones zur Beurtheilung vorlegte, hatten diesen von seiner originellen Auffassungsweise überzeugt, und mit charakteristischer Großmuth bot er sich dem in der Technik völlig Unerfahrenen zum Lehrer an.

Zwei Jahre arbeitete Burne-Jones unter seiner ausschließlichen Leitung, und die natürliche Folge dieses einseitigen Studienganges war, daß die Kunst des jüngeren Mannes sich zuerst fast ängstlich auf derjenigen seines Meisters aufbaute. Erst nach seiner Rückkehr aus Italien, wo er im Jahre 1861 in Ruskin's Begleitung drei Monate im eifrigen Studium verbrachte, gelang es ihm, seine eigene Künstlerindividualität siegreich zum Ausdruck zu bringen. The Merciful Knight, zu dem ihm eine florentinische Legende die Anregung gegeben, wurde seine erste durchaus originelle Schöpfung. Ein Ritter, der seinem Todfeinde verziehen, um Christi willen, kniet betend am Fuße eines Kruzifixes; da beugt sich der gekreuzigte Heiland zu ihm herab und küßte ihn segnend auf die Wange. Die Haltung des Ritters ist voll Demuth, zu seinen Füßen liegen Helm und Schwert, und in seinem bleichen Antlitz ist der heilige Schauer weihevollster Andacht ausgedrückt. Eine Rosenhecke und blühende Waldblumen umgeben den Schrein, in dem das Kruzifix sich befindet, und den Hintergrund bildet ein üppiges Waldesdickicht, das die Sonnenstrahlen durchzittern. Die grünlichen Lichter huschen über das hölzerne Bild des Gekreuzigten hin, ihm den flüchtigen Schein des Lebens verleihend. Der Beschauer nimmt Theil an der Vision des glaubensstarken Ritters und dieser tritt ihm menschlich nahe. Das Bild ist lebendig in der Farbe; die Blumen und der grüne Waldgrund verrathen Burne-Jones hingebende Naturliebe, seine geduldige Beobachtung der Außenwelt. Vor allem aber enthüllt sich hier seine ureigenste Kunst, geheimnißvolle Seelenvorgänge bildlich darzustellen. Ob er Episoden aus Chaucer's Canterbury Tales oder aus Spencer's Fairy Queen malt, ob er die König Arthus-Legende oder die griechische Mythengeschichte illustrirt, fast immer schafft er seelenvolle Stimmungsbilder. Er weiß die Fabel- und Sagengestalten mit poetischer Wahrheit wiederzugeben; sie erwachen unter seiner Hand zu einem tief innerlichen Leben. Und so ist es mit allen seinen symbolischen Schöpfungen;

sie wenden sich unmittelbar an das Herz, das sie in seinen tiefsten Tiefen erregen. Symbolisch sind seine meisten Bilder, wenn man das Wort in seinem weitesten Sinne faßt. Nie wird seine Kunst anekdotenhaft, jeder Vorgang, den sie darstellt, erhält typische Bedeutung. Sein Bild Love amongst the Ruins stellt zwei Liebende dar, die, im Vorhof eines zerfallenen Schlosses sitzend, sich umschlungen halten; und was hat er durch die Größe und Naivität seiner Auffassung aus diesem an sich banalen Gegenstand gemacht! Die gestürzten Säulen, der dunkle zerbröckelnde Thorbogen mahnen an die Vergänglichkeit alles Irdischen, und das junge Paar verkörpert die unwandelbare Liebe, die aus den Trümmern zerfallender Welten siegreich hervorblüht, und die Menschheit der Vernichtung Grauen vergessen läßt. Das Gewand des Mädchens ist von köstlich blauer Farbe; ihr Antlitz gleicht in seiner zarten Schönheit den Rosen des blühenden Dornbusches, der die Ruinen umspinnt, und in der Art, wie sie sich an den Jüngling schmiegt und er sich schützend zu ihr niederbeugt, liegt die ganze Poesie jener zarten Liebe, die Burne-Jones zu verherrlichen strebt. Diese Liebe hat nichts gemein mit sinnlicher Leidenschaft, sie ist das Wunder der Schöpfung; wen sie ergreift, dessen Seele thut sich auf — die Gottheit offenbart sich ihm. In diesem Sinne hat er die Pygmaleon- und Galathea-Mythe in vier Bildern illustrirt, von denen das Letzte das Erwachen der Seele durch die Liebe Macht veranschaulicht. Eines seiner Meisterwerke King Cophetua and the Beggar Maiden, hat das gleiche Thema zum Gegenstand. Der schottische Sagenkönig hat das Bettelmädchen auf seinen Thron gehoben, und auf den Stufen dieses Thrones, zu ihren nackten Füßen sitzend, bietet er ihr seine Krone an. Das Bild ist ergreifend schön, und das Gefühl, das darin so mächtig zum Ausdruck kommt, ist von erhabener Reinheit. In den Zügen des Königs liegt schwärmerische Anbetung, und etwas wie ehrfurchtsvolles Staunen; zögernd hält er seine reichgeschmückte Krone in der Hand, als wage er kaum die Geliebte, die in ihrer bettelhaften Kleidung so hoheitsvoll erscheint, durch irdischen Tand zu entweihen. Die zarte Gestalt des Mädchens, ihr rührend schönes Antlitz, lassen sie eines Königs Liebe werth erscheinen. Aus ihren großen Märchenaugen spricht eine reine, unberührte Seele, weltfremd und zagend träumt sie vor sich hin und wagt nicht, an ihr räthselhaftes Glück zu glauben. Die Pracht des reichverzierten Marmorthrones, die kostbare Rüstung des Königs und die beiden lieblichen Pagen in rothen Gewändern, die im Hintergrund sinnend über ein Notenblatt gebeugt stehen — alles trägt dazu bei, den Glanz und Schimmer der Romantik zu erhöhen, der über dem Bilde ausgegossen liegt. Die Technik des Meisters deckt sich hier mit seinem poetischen Empfinden, und ein schöner Dichtertraum ersteht zu farbenprächtigem Leben. Auf seinem Bilde Le Chant d'Amour erreicht die Gefühlsintensität ihren Höhenpunkt. Aus den Zügen des Mädchens, das unter freiem Himmel auf einer kleinen Orgel spielt, spricht die Seele der Musik; in Haltung und Gesicht des jungen Ritters ihr zur Seite liegt das wehmuthsvolle Sehnen, das allein die Töne wecken, und der schöne Amor, der die Bälge in Bewegung setzt, verkörpert den seligen Genuß, den süße Lieder schaffen. Blumen blühen im Vordergrund, und den Hintergrund bildet eine alterthümliche Stadt, über der ein goldner Abendhimmel leuchtet. Das Bild ist mit vollendeter Kunst komponirt; die reinste Harmonie der Linien und der Farben entzückt das Auge, der Geist der Liebe und der Töne, der darüber schwebt, berührt die Seele wie himmlische Musik. Nicht minder stimmungsvoll ist sein schönes Bild The Mill. Mit rhythmischer Grazie tanzen hier junge Mädchen im Abendschein um eine alte Mühle, in deren Thorweg eine helle, engelgleiche Gestalt auf einem Instrumente spielt; das Bild wirkt wie ein lyrisches Gedicht mit seinem holden Abendfrieden, in dem Traum und Wirklichkeit zusammenfließen.

Die reine Künstlerfreude an der Schönheit, die Burne-Jones beseelte, spricht sich am deutlichsten in seinem Golden Stairs und seinem Mirror of Venus aus. Es ist, als hätte die englische Mädchenwelt in ihren zartesten Erscheinungen ihn zu diesen beiden Bildern inspirirt, die zu dem Lieblichsten gehören, was der Pinsel eines Malers je auf die Leinwand gebracht hat.

Seine vielen allegorischen Gestalten sind übrigens fast durchweg Töchter des modernen Englands, mit dem intensiven Gefühlsleben der Frauen unserer Zeit, wenn er sie auch mit antikem Faltenwurf, oder den Gewändern der Renaissance bekleidet. Sie wirken unmittelbar, weil sie nichts von kalten Abstraktionen an sich haben, sondern vertiefte Studien zeitgenössischen Denkens und Empfindens sind. Das allegorische Beiwerk dieser Bilder drängt sich nicht auf; es ist so fein durchdacht, daß die Figuren dadurch bedeutungsvolle Vornehmheit erlangen, und doch ihre leibhaftige Wirklichkeit behalten. Seine Spes, die hochaufgerichtet, mit Fesseln an den Füßen und einem blühenden Zweig im Arme steht, und hinter Kerkermauern vertrauend zum Himmelsblau aufblickt, ist eine ideale junge Enthusiastin, voll hoffenden Jugendmuths, wie wir sie alle ähnlich schon gesehen; seine Fides mit dem schönen durchgeistigten Profil, und dem nach innen gewendeten Blick, sieht aus wie eine reine Schwärmerin, der das reale Leben nichts bedeutet, die alles ihrem Glauben opfern möchte. Vornehm und feierlich, mit gesenktem Haupte steht seine Temperentia und gießt Wasser aus einem Kruge in die emporlodernden Flammen, die selbst unter ihren Füßen brennen und ihr Gewand berühren. In ihren Zügen liegt tiefer Ernst und schmerzliche Entschlossenheit, wie sie die Züge jener modernen Frauen tragen, die des Lasters verzehrendes Feuer bekämpfen. Aus den Augen seiner Caritas strahlt die Mutterliebe, ihr Gesicht verklärt das stille Glück der hilfbereiten Frau, die allen Ländern, allen Zeiten angehört. Sie hält zwei Kinder in den Armen, vier bergen sich in ihres Mantels Falten, und wenn man diese Kinder sieht, bedauert man, daß Burne-Jones nur wenige gemalt, so gut ist es ihm hier gelungen, das Unbewußte der Kinderseele, die flüchtige Grazie kindlicher Glieder wiederzugeben.

Das größte und originellste allegorische Werk des Meisters sind seine Angels of Creation, eine Illustration der Schöpfungsgeschichte in sechs Abtheilungen, wie sie nie vorher gedacht worden ist. Jeder Tag ist durch einen Engel dargestellt, der in seinen Händen die Erdkugel mit dem sich vollziehenden Schöpfungswunder hält. Mit der Zahl der Tage wächst die Anzahl der Engel, und diese Engel sind von so mystisch erhabener Schönheit, daß man an ihre himmlische Abstammung erinnert wird, trotzdem die Menschenseele mit ihrem Hoffen, ihrem Bangen, so deutlich aus ihren wundervollen Augen spricht. Die majestätischen Flügel, die schönen Gewänder, die mit den wachsenden Tagen stets lichtere, reichere Farbenpracht entfalten, verleihen den Gestalten eine eigne Hoheit, und die Füße, die fest auf dem Erdboden stehen, die schlanken Frauenhände, die mit weiblicher Sorgfalt und schützender Liebe die Erdkugel halten, sind mit so vollendeter Kunst gemalt, daß sie in ihrer Art nicht minder ausdrucksvoll und fesselnd wirken wie die lieblich schönen Köpfe. Das letzte Bild ist das herrlichste von allen; vereinigt stehen die sechs Engel mit dem vollendeten Schöpfungswerk, der siebente sitzt im Vordergrund zu ihren Füßen und spielt auf einer Lyra zum Lob des Herrn; des Paradieses Blumen blühen, und die ersten Menschen neigen sich, erwachend, zu einander.

Burne-Jones hatte zwanzig Jahre in stiller Zurückgezogenheit rastlos gearbeitet, ehe das große Publikum auf ihn aufmerksam wurde. Wohl hatte er schon vereinzelt Bilder in verschiedenen Galerien ausgestellt, aber sein Name und seine Kunst waren in weiten Kreisen unbekannt geblieben, hauptsächlich weil er der Academy fern blieb, mit deren Prinzipien sein Schaffen im Widerspruch stand. Da wurde im Frühjahr 1877 die Grosvenor Gallery eröffnet, in der ausgesprochenen Absicht, der Academy Opposition zu machen, und diese Ausstellung enthielt acht große Bilder von Burne-Jones. Sein Merlin and Vivien war

darunter, die beiden phantastischen Gestalten aus der Arthussage in dem üppig blühenden Zauberwald, seine Fides, Spes und Temperentia, sein Mirror of Venus und seine Schöpfungsengel. Die Ausstellung dieser Bilder machte die größte Sensation; alles stürzte nach der Grosvenor Gallery und Burne-Jones wurde zum Tagesgespräch. Aber die Meinungen über seine Kunst waren sehr getheilt; während die Einen bezaubert waren von der mystischen Poesie, der durchgeistigten Schönheit der Bilder, und den modernen Engländer auf eine Stufe mit den größten Malern der Renaissance stellten, fühlten andere, und zwar bei weitem die Mehrzahl, sich abgestoßen von einer Originalität, die sich ihrer Beurtheilung entzog. Das Bedürfniß, lächerlich zu machen, was man nicht verstand, machte sich geltend, und Punch gab einem weit verbreiteten Gefühl Ausdruck, als er die Bilder zur Zielscheibe seines Spottes wählte. Noch lächerlicher als die blinden Schmäher geberdete sich eine Anzahl seiner Bewunderer. Der Schönheitskultus nach Burne-Jones'schem Muster wurde bei ihnen Modesache; die Damen trugen ästhetische Gewänder, und die Herren machten ihnen in ästhetischen Posen den Hof. In der Gilbert Sullivan'schen Operette Patience wurden die komischen Auswüchse dieser Bewegung mit Humor gegeißelt, und die schöngeistige Gesellschaft vergaß ihre ästhetischen Liebhabereien bald über anderen Modethorheiten.

Burne-Jones selbst kümmerte sich weder um seine Schmäher, noch um seine thörichten Bewunderer. Das Urtheil der Welt berührte ihn wenig, im Kreise Gleichgesinnter wurde er verstanden. Er strebte weiter nach Vollendung. Seine Zeichnungen und Entwürfe, die in den letzten Jahren wiederholt zur Ausstellung gelangten, legen beredtes Zeugniß dafür ab, wie unablässig er mit sich rang, bis er für sein Gefühl den rechten Ausdruck fand. Es sind keine flüchtigen Skizzen, sondern oft an sich vollendete Kunstwerke, und doch liegt ihr Hauptwerth darin, daß sie einen Einblick in die Arbeitsmethode und die Gedankenwelt des Künstlers geben. All diese Studien von Händen und Füßen, von Flügeln und Gewandungen; die zarten Frauenglieder und die muskelstarken Männergestalten in immer neuen Posen; die wundervollen Köpfe mit dem stets wechselnden Gesichtsausdruck, die an Lionardo's Kunst erinnern, wie deutlich erzählen sie von der schönheitsfrohen Schaffenslust, von der unermüdlichen Beobachtung und Sorgfalt, der selbst das Schwierigste erreichbar wird. Seine „Meerestiefe", nebenbei bemerkt das einzige Bild von ihm, das seinen Weg in die Academy gefunden, stellt ein Meerweib dar, das mit einer Männerleiche im Arme in die Tiefe gleitet. Wieder und wieder entwarf er den Kopf des Weibes, bis es ihm gelang, ein Angesicht zu schaffen mit verhängnißvollem Lächeln und räthselhaften Nixenaugen, unwiderstehlich anziehend und erbarmungslos wie das Meer. Er vollendete ein Bild oft erst zehn, zwölf Jahre, nachdem er es entworfen, und hatte immer eine größere Anzahl Bilder in der Arbeit. Erst wenn ein Werk dem Ideale nahe kam, das er in der Seele trug, konnte er sich davon trennen. Die blendende Technik, die ihre Effekte durch virtuose Mache erreicht, widerstrebte seiner innersten Natur. Das Mühsame der Arbeit macht sich in manchen seiner Bilder nur allzu deutlich bemerkbar. Die Kühnheit der Pinselführung fehlt, und die Farben haben statt frischer Leuchtkraft oft einen harten Glanz. Aber er erzielt gelegentlich Farbeneffekte, die an alte Glasmalerei erinnern, und wo diese Effekte im Einklang stehen mit dem Gegenstand, den er behandelt, sind sie mitunter von herrlicher Wirkung.

Man hat oft von ihm behauptet, daß er Botticelli's Stil und Empfindungsweise zu kopiren gesucht habe. Er hatte mit dem Florentiner Meister die Gefühlstiefe, das poetische Verständniß für die Mythengeschichte gemein, und dieser zog ihn mächtig an. Sein Einfluß und Mantegna's, ebenso wie auch Signorelli's und Michel Angelo's sind unverkennbar, aber von Nachahmung kann hier nicht die Rede sein. Wie fruchtbar seine Phantasie war, mit welch fabelhafter Geschwindigkeit er produziren konnte, beweisen seine unglaublich zahlreichen Kartons zu Kirchenfenstern, die, von der Morris-Firma ausgeführt, in den verschiedensten Ländern und Städten, darunter auch in Berlin, zu finden sind. Auch hier wußte er stets Originelles zu geben; seine Kunst behielt ihre vornehme, erfindungsreiche Eigenart bei, und ward nie zur Routine. Im Verein mit Morris hat er die Glasmalerei in England, die vorher so Dürftiges und Geschmackloses lieferte, zur Blüthe gebracht, und das englische Kunsthandwerk überhaupt in hervorragender Weise heben helfen. Er war Theilhaber und rühriger Mitarbeiter der berühmten Morris-Firma, entwarf Muster zu Gobelins und Handarbeiten, zu Mosaiken und Bronzereliefs, und führte selbst Arbeiten in Metall aus. Auf allen diesen Gebieten erzielte er bedeutende Erfolge.

Seine Kunst fand mit der Zeit immer allgemeinere Anerkennung, jede neue Ausstellung der Grosvenor Gallery wurde bald zu einem glänzenden Triumph für ihn, und seine Bilder wurden zu höheren Preisen verkauft als die jenigen irgend eines Zeitgenossen. In Paris, wo sie schon die größte Bewunderung erregten, als man sie in seinem Vaterlande noch kaum zu würdigen verstand, wurde sein King Cophetua im Jahre 1889 preisgekrönt. Das Jahr darauf stellte er in London bei Agnew seine Legend of the Briar Rose aus, und diese Schöpfung voll Poesie und Märchenzauber entfesselte einen wahren Sturm von Enthusiasmus, der Künstler, Kritiker und Publikum zugleich ergriff. In den letzten Jahren ist das Interesse an seinem Schaffen auch in Deutschland stetig gewachsen; sein St. George and the Dragon, noch dazu ein Jugendwerk von ihm, erhielt in München die goldene Medaille, und selbst wo man seine Bilder nur aus Reproduktionen kennt, wird etwas von der Anziehungskraft, dem romantischen Zauber empfunden, der von seinen Schöpfungen ausgeht.

London. G. J. Selo.

Bourget's „Complications Sentimentales".

Wenn man zögernd, noch einmal die liebgewordenen Seiten durchblätternd, von diesem Buche Abschied nimmt, steigt eine Frage vor anderen auf: Warum diese Stoffwahl?

Und man möchte sich die Frage zugleich versagen. Etwas Undankbares liegt darin. Jedes in seiner Art Vollendete verbirgt die Werdensspur. Aber die Frage kehrt wieder. Wenn man durch eine Landschaft wandert, von mildem, melancholischem Reiz, eine Abendlandschaft, der sich der Mond verhüllt, ein Thal mit schlafenden Wässern und in dunklem Grün trauernden Fichten, sternlos und bläulich verschleiernd die Luft — und gibt sich in dieser Stimmung nicht ein letzter Eindruck Bourget'scher Dichtung? — und man trifft auf solcher Wanderung auf ein Orchideenbeet, in flammenden doch abgetönten Farben, Orchideen, die um eine weiße Lilie prunken — wie sollte man da nicht nach der stillen Absicht des Gärtners fragen?

Drei Ehebruchsdramen, diese drei Erzählungen der „Complications Sentimentales"*). „Sentimental", darauf kommt es an. Schon in den „Voyageuses" kehrte das Wort so oft, so tiefvoll kennzeichnend wieder. Hier ist es zur Grundfarbe, die viele Farben bestimmt, geworden. Und das Wort ruft Erinnerungen wach. An den zärtlichen Reisenden durch das südliche Frankreich und seine empfindsamen Abenteuer, an die schönen Seelen und ihre gefühlvollen Thränen, vor allem an Rousseau denkt man. Und etwas von alledem, wenn auch sehr wenig, ist dem Wort geblieben. Aber wenn man in Gedanken den Faden geistiger Verwandtschaft von einem Geschlecht zum anderen fortspinnt und neben Rousseau Benjamin Constant's und seines Adolphe gedenkt, sieht man Zusammenhänge. Aeußer-

*) Paris 1898. Alphonse Lemerre.

lich ein wenig altfränkisch anmuthend, könnte Adolphe sich doch in Bourget's Welt bewegen

Als Bourget, der junge Künstler des Quartier latin, die große Salzfluth dekadenten Skeptizismus' über diese brave Welt ergoß (er hat seitdem sich ein gut Theil festen Landes zurückerobert) da rettete er doch fürsorglich in der Arche seiner Kunst eine Menschengattung. Nicht die Besten waren es und nicht die Stärksten, es waren die Rassemenschen. Und noch heut gilt ihm das Rassehaben als eine letzte Entschuldigung für viele Schwächen, als ein Etwas, das ein Cachet gibt und den Psychologen anzieht. Und zwar das Rassethum ganz im äußerlichen Sinn, dem der Abstammung aus altadliger Familie, der berechtigten Zugehörigkeit zur großen Welt. Und wirklich, dies Aeußerliche wird, man mag es leugnen wollen oder nicht, zu einem Innerlichen. Die Familientradition hat ihre jätende und pflanzende Kraft, und das Gesetz der Vererbung wirkt sichtbarlicher hier als im großen Haufen. Dazu der Fluch, der selbstbeschiedene, der auf dieser Welt ruht und den Bourget immer wieder trauernd bei Namen ruft, der der Arbeitlosigkeit, der das geile Gestrüpp wuchern läßt. So werden diese Rassemenschen zu Menschen verfeinerter, krankhaft verfeinerter Instinkte, was bei ihnen so wenig, wie bei der witternden, grellfarbigen Bestie, die Brutalität ausschließt; ja, sie vielleicht begünstigt. Und die flüchtigen Emotionen gewinnen Macht über sie, wieder wie über das Raubthier, denn da ist nicht ein Ziel, dem sie nachgehen, nicht ein Weg, den ihnen ihr Wille vorschreibt. Aber wieder verfeinert und verschärft sich die Empfindung für diese flüchtigen Emotionen. Und die halben Gefühle zittern in ihnen, denn für die ganzen fehlt die Ganzheit der Seele, und sie zerflattern zu Gefühlsnüancen, die bei Anderen, Gesunderen unter der Schwelle des Bewußtseins blieben. So bilden sich in diesen Rassemenschen, die Bourget trotz allem lieb hat, bei der Steigerung des Empfindungslebens und der Verkümmerung des Charakters, die schillernden, orchideenhaften Gegensätze einer „coquette sincère“ und eines „roué innocent“, raubthierhafte Eigenschaften aus. Sogar von einer „élégance animale“ ist einmal die Rede.

Und so heißt es von einem dieser Menschen: „Er hatte immer die heimlichen Schwächen allzu zarter Wesen in sich gefühlt, die ihre Eindrücke mehr als ihre Ueberlegungen leiten und die mit wechselnder Stimmung ihre Pläne wechseln“. Das ist nicht mehr der Held der Konfessionen, nicht mehr Adolphe, doch ein Abkömmling beider.

Und diese Menschen der halben und gesteigerten Empfindungen werden die Künstler ihrer eigenen Gefühle. Mit der Hingabe des Künstlers geben sie sich ihnen anheim, um sie wollüstig schmerzlich zu belauschen erst und dann zu modeln. Und sie bauen aus ihnen das bunte Kartenhaus ihres Lebens. Und das macht sie zu Sentimentalen. Dadurch werden sie zum rechten Objekt dieser künstlichen Kunst. Denn Bourget's Kunst spiegelt das Leben am liebsten, wo es selbst schon künstlich gefärbt ist. Künstliche Kunst gibt er.

Und im Mittelpunkt der Welt dieser sentimentalen Rassemenschen steht der Altar der müßigen Zerstreuung, und auf ihm brennt die Flamme der flüchtigen, halb empfundenen und darum doch heiß brennenden Liebe. Welcher Liebe? Bourget hat es selbst mit einem Wort gesagt, das für seine künstlerischen Intentionen, für die beiden Taktrichtungen dieses Psychologen kennzeichnend ist; er nennt sie: „le plus animal à la fois et le plus spirituel de nos instincts“. Zwiespältig diese Liebe, wie ihre Opfer zwiespältig sind. Und wer wollte sie, die Wuchernde, im unschuldigen Flirt oder in Verlobungsliebschaften suchen? Sie weist naturgemäß auf das Treiben der Balzac'schen Femme de trente ans, auf den Ehebruch. — Ich glaube die Frage nach Bourget's Stoffwahl beantwortet zu haben.

Nun aber dieser äußere Kreis gezogen, was ist damit erreicht? Wer diesen gelben Band der Complications Sentimentales abschiednehmend, nachsinnend durchblättert — und man hat das Gefühl des schweren Abschiednehmens diesem Buch gegenüber —, wird sich sagen müssen, daß damit so gut wie nichts bestimmt ist. Ehebruchsdramen allerdings diese drei Erzählungen, aber der Ehebruch hat gleichmäßig in ihnen doch nur eine ganz unwesenhafte Bedeutung. Man könnte ihn aus jeder von ihnen ausscheiden, ohne an den Kern der Erzählung zu rühren. Man denkt bei Ehebruch auch an Leidenschaften, die ihn herbeiführen. Hier gilt es die halben Gefühle, die Empfindungsnuancen. Die Menschen, auf die es Bourget ankommt, sind auch durchaus nicht die Hauptakteure im Ehebruchsdrama, sondern andere, die nur als Ferndetheiligte zur Seite stehen, und in deren Seelen feine Schwingungen losgelöst werden, ähnlich der der Nadel des Elektrometers bei meilenfernem Gewitter. Auf diese Psychologie der Nebenschwingungen aber, die immer ganz folgerichtig ist, einzugehen, hieße sie wiederholen. Das ist vielleicht der einzige „Fehler“ Bourget'scher Kunst, daß der Essayist und Kritiker in Bourget den schaffenden Künstler allzuoft ablöst, daß er nichts unerörtert, unkritisirt vorüberläßt. Und so wiederhole ich nur: Bourget spricht einmal von der inneren Logik, deren Folgerichtigkeit momentan zwingend ist, trotzdem die Wünsche sie im selben Augenblick durchkreuzen und ihr entgegenstehen: das erinnert beinah an das Dämonium des Sokrates, das ja auch nicht eine ethische, viel eher eine intellektuelle Kraft war. Und ein andermal gilt es einen Mann, der von einer Frau Abschied nimmt, die er immer hochgeachtet hat, nun aber auf einem schweren Fehltritt gefunden zu haben glaubt. Was fühlt er ihr gegenüber? Der Durchschnittspsycholog würde sagen: Verachtung. Bourget sagt: er verachtete sich selbst. Denn das ist eine unserer Inkonsequenzen, daß nach solchem Wetterschlag das Bild, das wir uns früher vom anderen gemacht, noch unmodifizirt bestehen bleibt, daß es weiter zur Basis des Urtheils dient. Erst später, viel später erst, entsteht ein ganz neues Bild. Psychologie, die mit solchen Inkonsequenzen rechnet, ist nicht alltäglich. Dennoch, höher an dieser Bourget'schen Kunst steht doch ein anderes. Daß diese scharfe Psychologie nie wie ein Uhrwerk wirkt, in das man hineinblickt. Daß sie immer eine Stimmung loslöst. Jene weiche, schmerzliche Stimmung des Abendganges durch dunkles Fichtengrün.

Und das soll Bourget nie vergessen werden, daß er mit seiner psychologischen Methode (das nüchterne, wissenschaftliche Wort steht dennoch hier am rechten Platz) ein Erneuerer des französischen Romans geworden ist. In ganz anderem, viel tieferem Sinn, als man gewöhnlich annimmt.

Vor Bourget herrschte der „roman de moeurs“. Er herrschte seit dem zweiten Kaiserreich. Er verjüngte sich mit der jungen Republik. Die Temperamente wechselten durch alle Spielarten, so sehr, daß ein Zola als ein Neuschöpfer gelten konnte, die Kunstform blieb. Und eben diese Kunstform war, rein künstlerisch betrachtet, nicht mehr künstlerische Form. Die Vase war zur Schüssel degenerirt. Der roman de moeurs krankte an höchst unkünstlerischer Verwendung des Details.

Worin besteht in der Erzählung der künstlerische Zweck der Einzelschilderung? Ich verdanke es Hettner, dem nie genug Gelesenen, früh darauf aufmerksam gemacht zu sein. Von Defoe sprechend, sagt er: wenn erzählt wird, wie Robinson seine Kugel gießt, wieviel Pulver er auf die Pfanne schüttet, wie er die Kugel einführt, dann kann ein Zweifel an der Wirklichkeit des Schusses nicht mehr bestehen. Das Detail wirkt überzeugend. Es vermittelt Wirklichkeitsgepräge. Und nun der roman de moeurs? Was ist damit gewonnen, wenn das Königlein im Exil ein Löwenäffchen nach dem andern zu verschenken in die Lage kommt? Was ist mit Zola's ausgiebigen Detailschilderungen, sei es die der Pariser Börse, erreicht? Ein ganz sekundärer Zweck. Sittenschilderung an Stelle der Verwirklichung der Menschen, ihrer Thaten. Ganz anders bei Bourget, dem Psychologen. Wenn eine Gestalt derartig secirt wird, wenn er jedes ihrer Gefühle bei jedem Ereigniß analysirt, so hat das Detail seine alte Kraft wieder-

gewonnen. Ganz unwillkürlich der Gedanke, daß es wirkliche Menschen, ereignete Geschehnisse sein müssen, wo soviel Scharfsinn aufgewandt wird, sie zu deuten. Diese künstliche Kunst hat einen starken Wirklichkeitszug; ein Gegensatz, der doch nur scheinbar ist.

Und immer geht der Gang der Erzählung dem psychologischen Interesse nach. Da ist die feinsinnigste dieser drei Gaben „L'Ecran", eine Neugestaltung des alten Motivs, daß ein Liebender, um einer verbrecherischen Liebe ungestört und unbeargwohnt nachgehen zu können, eine zweite Frau mit viel Gepränge und viel Zurschaustellung seiner Gefühle umwirbt. Sie dient den Liebenden als „Schirm". Sie ist eine tief sittliche, religiöse Natur, und wie sie das falsche Spiel durchschaut, erwacht in ihr, ihr selber halb noch unbewußt, die Eifersucht und mit ihr Liebe. Und damit ist der psychologische Wendepunkt der Erzählung gegeben. Man könnte meinen, daß der Gang der Handlung den Weg einschlüge, auf den diese neue Liebe weist. Dem ist nicht so. Durch eine scharfe Wendung bleibt das psychologische Interesse im Mittelpunkt der Handlung stehen. Der Gatte der leichtfertigen Sünderin hat Verdacht geschöpft. Er hält ihr einen Brief ihres Liebhabers entgegen. Um sich zu retten, sagt sie, er gelte der andern, dem armen „Liebesschirm". Und die erklärt auch wirklich, er sei für sie bestimmt. Denn es gilt vielleicht das Leben dessen, der mit ihr frevelhaftes Spiel getrieben, und sie hat ihn lieb.

Die weiße Lilie unter diesen perversen, emotionslüsternen Frauen. Und sie hat doch liebliche Schwestern in der Bourget'schen Dichtung, diese bleiche Frau mit dem Kinderglauben und der großen Hingebungsfähigkeit; die nichts begehrt, nichts für sich, die dem reinen Lieben ihres Herzens stille nachgeht und die ein großes Leid überschattet. Ist nicht die Antigone der Voyageuses schon wie eine Schwester dieser Alyette de Lautrec? Beide wie Pastellbildnisse von einem Charakteristiker gemalt, denn — ich denke noch einmal an den Gang der Handlung zurück — ist er nicht mit der Psychologie zugleich der Charakteristik dienstbar gemacht? Was will die scharfe Wendung der Fabel, die Lösung anderes, als einen Hintergrund bereiten, von dem sich nun dieses zarte Bildniß abhebt? Und könnte man diese Bourget'schen Menschen anders malen als mit weichen, zärtlichen, verschwimmenden Konturen?

Zwei Pastelle auch die Bildnisse der beiden Ehebrecherinnen in den beiden anderen Erzählungen. An das „Schäbliche" der Marie von Ebner-Eschenbach erinnert die eine, nur daß diese Clémentine de Mioffens unendlich verführerischer ist und auch unendlich verderbter. Sie ist ganz das Raubthier mit dem weichen Fell und den töbtenden Krallen, und doch, wie viel besser hat sie Bourget selbst charakterisirt!, als die coquette sincère. Und wenn ich die andere eine Ehebrecherin nannte, so weiß ich, daß sie niemals die Ehe brechen wird — aber ihr Bild mit dem leichtsinnigen, blasirten Trotzköpfchen ist doch das einer Sünderin; ich nahm nur die Naturanlage dieses Kindes der Sünde für die That, die nie begangen werden kann.

Andere Bildnisse mit demselben feinen Schwung der zarten Linien werden in dieser stillen Viertelstunde des Zurückdenkens deutlich. Der Haupteindruck der beiden letzten Bourget'schen Erzählungen aber verdichtet sich doch zu zwei tief ergreifenden Scenen. Der Ehebruch, das brutale Geschehniß, ich sagte es schon, hat kaum noch Theil daran. Väterleid durchzittert sie beide. In einer vornehmen Privatbibliothek steht ein Minister und vor ihm ein armer Teufel von Privatsekretär, und der bittet ihn um die Hand seiner Tochter, zuversichtlich, daß er seinen Weg machen wird. Und der Minister sagt: ich kann Ihnen die Hand meiner Tochter nicht geben, denn — ich schätze Sie, ich habe Sie lieb. Fragen Sie nicht. Und als der andere dennoch fragt, muß er, der Hochstehende, der Vater, von der Verderbtheit seiner Tochter sprechen. Und in der Straße, mitten im Menschengewühl die andere Scene: ein Vater, der seine natürliche Tochter mit aller Selbstaufopferung vor dem Ehebruch bewahrt hat. Sie begreift nicht, daß ein Fremder, den sie nicht kennt, so für sie eintritt. Er wehrt die Frage ab. Und als sie dennoch fragt: „Ah! ne l'as-tu pas senti, mon enfant? . . ."

Auch Bourget durchschreitet diese Welt als ein Moralist, und wie wäre es solcher Welt gegenüber anders möglich? Er hebt sogar einmal mit einer feinen Gesellschaftsanalyse eine seiner Erzählungen an. Aber er ist ein Moralist eigner Art. Er hat keine Zuchtruthe und er gibt keine Gebote, und nur manchmal spricht er, ein treuer Arzt, erinnernd von der Arbeit. Sonst ein schmerzliches Neigen des Kopfes, ein Blick hilflosen Mitleids, das ist alles. Er liebt, die er verurtheilen muß. Wir aber fragen: wo weilt für deine Menschen das Glück?

Das Glück? würde Bourget sagen. Die Sonne war untergegangen, als ich hinaustrat, und Schatten lagen auf meinem Wege.

Ernst Heilborn.

P. J. Möbius. Ueber das Pathologische bei Goethe. Leipzig. Barth, 1898.

Ein Wort Goethes hätte nach des Autors Ansicht (S. 125) den richtigsten Leitspruch seiner Abhandlung geben können: „Unsere Aesthetik wird immer enger mit Physiologie, Pathologie und Physik sich vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menschen sowohl als ganze Nationen, die allgemeinste Weltepoche so gut als der heutige Tag unterworfen sind." Im Geiste dieser Lehre prüft der namhafte Psychiater Goethes Stammbaum in auf- und absteigender Linie. Die Sehergabe des alten Textor ist so genau in Betracht gezogen, wie der Greisen-Schwachsinn von Vater Goethe, der Alkoholismus in der Familie Vulpius, endlich oder vielmehr erstlich die Eigenheiten in Goethes eigener Lebens- und Krankengeschichte. Im ersten Abschnitt werden krankhafte Geisteszustände, soweit sie Goethe künstlerisch behandelt, (in Lila, Werther, Faust, Tasso, Iphigenie, Meister, in den Charakteristiken von Lenz und Zimmermann in Wahrheit und Dichtung 2c.) fachmännisch untersucht und an der Hand einer sicheren Kenntniß der Goethe-Litteratur mit Einsicht und Scharfsinn beurtheilt. Man wird nicht allen Meinungen und Folgerungen von Möbius beipflichten: unbelehrt wird aber kein Arzt das Buch aus der Hand legen, das auch jedem gebildeten Laien zu denken geben kann.

—m.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Ziethenstraße 27.

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichniß des abgelaufenen fünfzehnten Jahrgangs bei.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin SW., Beuthstraße 8.

